
WIDENER
HN ZbRK %

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben

von

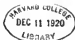
Dr. Th. Barth.

XVII. Jahrgang 1899/1900.

Berlin.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann,

Beuthstraße 8.


HARVARD COLLEGE
DEC 11 1920
LIBRARY

Jahrgang XVII. der „Nation“.

Oktober 1899 — Oktober 1900.

Sachregister.

Die eingeklammerten Ziffern bezeichnen die Nummern, die freigelassenen die Seiten des siebzehnten Jahrgangs.
Die im Register klein gedruckten Titel beziehen sich auf in kleinerem Satz gedruckte Artikel.

Autorenregister.

Die neben den Namen stehenden Ziffern bezeichnen die Seitenzahlen.

Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 1. Berlin, den 7. Oktober 1899. 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Was vorauszusehen war, ist eingetreten. Heute steht es fest, daß Herr von Miquel versucht hat, seinen Frieden mit den Agrariern und Konservativen zu machen; die „Germania" hat mitgetheilt, daß diese Friedenskonferenz in den Redaktionsräumen der „Kreuzzeitung" stattgefunden hat, und die „Kreuzzeitung" vermochte nicht zu widersprechen. Bei dem Charakter des Herrn von Miquel finden wir diese Wendung durchaus nicht erstaunlich; man muß sich nur erinnern, daß Herr von Miquel sich einmal herbeigelassen hat, sogar bis zu den Antisemiten hinabzusteigen, um einen Frieden mit der „Staatsbürger-Zeitung" abzuschließen. Von der „Kreuzzeitung" bis zur „Staatsbürger-Zeitung" ist aber doch noch ein Weg wie von der bewohnbaren und gut gelegenen Oberstube der Politik bis in die feuchten und dunklen Kellergeschosse hinab. Allein Herr von Miquel liebt den Kampf nicht, nicht einmal gegen die antisemitische Winkelpresse, nicht einmal gegen Herrn Schwennhagen oder richtiger Schweinhagen; er nimmt keine Festung mit Sturm; er würde es vorziehen, sich in die Mauern mit kluger Vorsicht einzuschleichen.

Vielleicht kann der Gewährsmann der „Germania" über die Aussprache, die in den Räumen der „Kreuzzeitung" stattgefunden hat, Einzelheiten mittheilen. Wir kennen diese Einzelheiten nicht; allein ohne sie zu kennen, ist es doch nicht möglich, sich über den Inhalt der Politik zu täuschen, die zu solcher Aussprache führt.

Was kann bei Verhandlungen geltend gemacht werden, die bezeichnenderweise in den Räumen stattfanden, in denen die agrarische Fronde ihr Hauptquartier hat?

Meine Herren, Sie müssen sich bedingungslos unterwerfen. — Das ist ganz gewiß nicht barsch gesagt worden; denn die offiziöse Presse sagt das auch nicht. Aber die Herren konnten darauf hinweisen, daß Graf Kanitz nach einer Rede des Herrn von Miquel ausgerufen hatte: Man weiß nicht, ob der preußische Finanzminister für oder gegen den Kanal gesprochen hat. Muß man deutlicher sein, muß man noch offener sein, meine geehrten Herren von der „Kreuzzeitung". Und ist es nicht schreiend deutlich, daß Herr von Zedlitz, der die Dinte in seinen Leitartikeln so verspritzte, wie es Herr von Miquel will, ungezählte Attaquen gegen den Kanal in der „Post" geritten ist? Verstehen Sie denn noch immer nicht, meine Herren von der „Kreuzzeitung"? Die Sache ist doch so einfach. Sie wissen doch, auch Johannes von Miquel kann nicht Alles, was er will. Muß man Sie, die „Königstreuen", daran erinnern, daß wir sozusagen in einem monarchischen Staate leben? Du lieber Gott, der Monarch hat doch auch seine Wünsche und Ideen; es wäre ja viel bequemer, wenn er nur die Ideen der „Kreuzzeitung" hätte; aber so steht es zur Zeit doch leider noch nicht. Also wenn Sie auch, meine Herren von der „Kreuzzeitung", jetzt ganz genau wissen können, wie Johannes von Miquel über den Kanal denkt; er ist doch zugleich Minister Sr. Majestät. Er will es auch bleiben, wenn es irgend geht, und da müssen Sie begreifen, daß auch er für den Kanal eintreten mußte — so wie er es that mit Ach und Krach, aber er mußte doch dafür eintreten. Nun ist ja zweierlei möglich; vielleicht verflüchtigt sich die Kanallust Sr. Majestät überhaupt. Bon; dann sind wir gewiß schön raus, wie der Berliner sagt. Dann können Sie, meine Herren von der „Kreuzzeitung", wieder jeden in den Pfuhl der politischen Hölle verfluchen, der es wagt, Opposition gegen Seine Majestät unsern allergnädigsten Herrn zu machen. Das betrifft Ihre Stellung nach Oben, und nach Unten haben Sie gezeigt, daß die Kreuzzeitungspartei und der

Bund der Landwirthe ihren Willen gegen jeden und gegen alle durchzusetzen vermögen. Natürlich, das wäre ja recht schön; aber wenn der Monarch durchaus seinen Plan nicht fallen läßt? Seien Sie doch vernünftig, meine Herren! Es ist ja leerer Unsinn, daß der Kanal der Landwirthschaft schadet — das können wir unter uns ganz offen eingestehen. Der Kanal an sich kann Ihnen ja Wurscht sein, aber benutzen Sie ihn zur Erzielung anderer Vortheile; dagegen läßt sich nichts einwenden. Bewilligen Sie doch, wenn es nicht anders geht, die verfluchte Wasserrinne; und wenn Sie diesen Akt der Demuth, die der Schmuck der klugen Christen ist, vollführt haben, dann haben Sie natürlich den größten Anspruch auf Anerkennung. Und an Gelegenheit für eine solche fehlt es nicht. Wie viele Gelegenheiten gibt es nicht, und welche besseren als die Handelsverträge. Denken Sie, die Handelsverträge, meine Herren von der Kreuzzeitung und vom Bund der Landwirthe, von denen Johannes von Miquel schon das vorige Mal sagte: Die Konservativen müßten Esel sein, wenn sie dieselben annehmen würden. Freilich, ob die Herren in der Reichsverwaltung ebenso denken, darüber mögen Sie selbst urtheilen. Und Sie haben ja schon so oft Ihr Urtheil über den Fürsten Hohenlohe und Herrn von Bülow und Herrn von Thielmann abgegeben. Würde hingegen Herr Johannes von Miquel Reichskanzler an Stelle des Fürsten Hohenlohe! Ja, sein Programm kennen Sie ja, jene lapidaren Worte, die so agrarisch kraftvoll anmuthen: Die Konservativen müßten Esel sein, wenn sie die Handelsverträge annähmen.

Und eines steht jedenfalls fest. Die Konferenz hatte stattgefunden und die „Kreuzzeitung" und die „Deutsche Tageszeitung", die zwölf Stunden zuvor Herrn von Miquel für vertrauensunwürdig erklärt hatten, erklärten ihn nunmehr für einen ausgezeichneten und vortrefflichen Ehrenmann, von dem allein dem Vaterlande Heil kommen könne, während Fürst Hohenlohe zum Heile der „Kreuzzeitung" und des Bundes der Landwirthe von seinem Posten unbedingt zu entfernen sei. Und das Ganze bezeichnen die Freunde des Herrn von Miquel als eine Intrigue, die gegen den preußischen Finanzminister gesponnen worden ist. Das kann man zugeben; die Intrigue bezweckt, Herrn von Miquel aus dem preußischen Finanzministerium zu entfernen, um ihn — in das Reichskanzlerpalais hinein zu bringen.

Aus dem Dialog aber in eine abstrakte politische Formel übertragen, handelt es sich um Folgendes. Im Nothfall sollen die agrarischen Konservativen dafür gewonnen werden, den Kanal anzunehmen und zum Entgelt mag ihrer Politik der Staat vollständig ausgeliefert sein. Für solche Entschädigung den Kanal zu retten, dazu ist viel Geschicklichkeit nicht von Nöthen, aber wohl viel politische — sagen wir — Weitherzigkeit.

Die Lage ist augenscheinlich recht ernst, und es fragt sich, ob die Krone die Gespinnste, mit denen man sie umstricken will, bei Zeiten zerreißt und das allgemeine Staatsinteresse auf einen rocher de bronce zu stabiliren vermag.

Der nationalliberale Landtagsabgeordnete Jebsen, der den Wahlkreis Flensburg vertrat, ist gestorben. Er war Schiffsrheder zu Apenrade und schon sein Beruf wies ihn auf freiere wirthschaftliche und auch politische Anschauungen hin. Jebsen war ein entschiedener Gegner des Agrarierthums und gehörte zum linken Flügel seiner Partei. Es ist doppelt bedauerlich, daß die Nationalliberalen diesen trefflichen Mann verloren haben, den bei der letzten Reichstagswahl ein Antisemit mit Hilfe des Bundes der Landwirthe verdrängt hat.

Jede Stunde kann man gewärtig sein, daß der offene Kampf zwischen England und Transvaal ausbricht; für die Hoffnung auf Erhaltung des Friedens ist keine reale Basis mehr vorhanden, und die vagen Wünsche, die sich in dieser Beziehung noch hervorwagen, erscheinen fast wie der bekannte Strohhalm, der den Ertrinkenden nicht rettet. Je näher aber der Ausbruch der Feindseligkeiten rückt, um so ungünstiger wird überall in der Welt die Stimmung für England. Dieser Krieg ist von England frivol provozirt; die englische Regierung inscenirt nunmehr ihrerseits einen Jameson'schen Einfall, und das Urtheil von damals besteht auch heute. Aber da Deutschland gewiß nicht die Aufgabe hat, der allgemeine Konstabler für internationale Moralität zu sein, so müssen wir als Zuschauer dem traurigen Schauspiel beiwohnen, wie unmittelbar nach der Haager Konferenz eines der freiesten und gebildetsten Völker der Welt ohne zwingenden Grund einen blutigen Krieg entfesselt.

Der Staatsgerichtshof hat in Frankreich noch nicht sein Urtheil gesprochen, und schon scheint ein zweites Komplott entdeckt zu sein. Cavaignac, der General Roget, der famose Beaurepaire, sowie dessen Freund Grosjean und ein Sohn von Mercier sollen in dasselbe verwickelt sein. Die Personen müßten wohl geeignet für solches Unternehmen erscheinen.

Crispi hat seinen achtzigsten Geburtstag, von italienischem Enthusiasmus umbraust, gefeiert. Auch unser Kaiser hat sich mit einem Gratulationstelegramm eingestellt. Crispi ist gewiß kein makelloser Charakter, aber ein Mann von großen politischen Fähigkeiten, und sein Vaterland hat er von seinen Jugendjahren an geliebt.

* * *

Jingoismus.

Vor etwa zwanzig Jahren, während des letzten russisch-türkischen Krieges, entstand in London ein Gassenhauer, in dem die Bekräftigungsformel „by Jingo" den patriotischen Gefühlen Altenglands wirksam nachhalf. Seitdem gibt es den Jingoismus als englisches Gegenstück zu den „patriotischen" Gefühlen des Monsieur Chauvin. Allerdings ist nur der Name neu, die Sache ist in England so alt wie in Frankreich; man muß leider sagen wie in der ganzen christlichen Welt. „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst" — heißt es im Evangelium. Die christlichen Völker haben daraus für ihre politischen Beziehungen zu einander keinerlei Nutzanwendung gezogen, ohne daß natürlich diese Praxis der heuchlerischen Bekennung des herrlichsten Humanitätsgrundsatzes den mindesten Abbruch gethan hätte. Der Christengott ist ja nach Bedarf auch ein Gott der Schlachten, und wenn der Deutsche, der Franzose, der Engländer davon spricht, daß er „nur Gott und sonst nichts in der Welt fürchtet" — das „urdeutsche" Wort Bismarck's entstammt bekanntlich Racine's Athalie: je crains Dieu, cher Abner, et n'ai rien autre crainte — so denkt man dabei nicht gerade an den Gott der Liebe oder an Jesus Christus, sondern eher an Jingo, den sprachlich und moralisch verstümmelten Jesus.

Wenn wir am Schlusse dieses neunzehnten Jahrhunderts eine moralische Bilanz ziehen, so ist das Fazit niederdrückend. Durch nichts wird das besser illustrirt, als durch die Entwicklung des Jingoismus. Ich will nicht behaupten, daß wir Deutschen in Bezug auf den Afterpatriotismus besser sind als die Engländer, aber wir haben zur Zügelung dieser schlechten Leidenschaft eins vor den Engländern voraus: die allgemeine Dienstpflicht. Der Londoner „gute Bürger", dessen Vaterlandsliebe heute auf dem Trafalgar Square mit dem Argument der faulen Eier jede Friedensdemonstration unterdrückt, ist fest entschlossen, seine eigene werthe Haut nicht zu Markte zu tragen. Er hat bezahlte Leute, welche die Ehre des Union Jack auf seine Rechnung irgendwo in der Welt vertheidigen. Er hat alle

Gewähr dafür, daß er sich des Ruhms unter Benutzung aller Errungenschaften modernen Comforts erfreuen kann. In Ländern mit allgemeiner Wehrpflicht, in denen diese vortheilhafte Theilung der patriotischen Arbeit nicht so finnreich durchgeführt ist, wird auch die Kehrseite der patriotischen Medaille etwas objektiver gewürdigt. Selbst der Pariser Epicier ist deshalb heute weniger Chauvinist, als der Londoner Cockney Jingo ist. Auch in den Vereinigten Staaten, die soeben dem Sieger von Manila einen Triumph bereitet haben, wie er seit Pompejus Zeiten keinem siegreichen Feldherrn in größerem Ueberschwang zu Theil geworden ist, hat nichts so sehr zur Ernüchterung der Kriegsbegeisterung beigetragen, als der Umstand, daß es zumeist keine Söldner, sondern Freiwillige waren, die gegen die Filipinos auszogen, um auf tropischen Fieberfeldern kriegerische Lorbeern zu ernten. Der Paroxismus der Begeisterung, mit dem Admiral Dewey in seiner Heimath empfangen wurde, darf darüber nicht täuschen; er bedeutet wahrscheinlich sogar weniger eine Billigung der offiziellen Philippinen-Politik, als einen Protest dagegen. Der Patriotismus macht sich noch einmal in übertriebener Weise Luft, um der Kritik dann um so wirksamer Platz zu machen. Die nächsten Wahlen in Amerika können leicht das Bild eines heftigen imperialistischen Katzenjammers zeigen, wie er ja glücklicherweise als Folge jedes chauvinistischen Rausches die Regel bildet.

Sehr charakteristisch ist es zum Beispiel auch, daß die Transvaal-Politik Englands in den Vereinigten Staaten keinerlei begeisterten Widerhall findet, ja sogar den Widerstand gegen die von England so geflissentlich gepflegte panangelsächsische entente cordiale in Kreise trägt, die bisher einer Quasi-Allianz zwischen den Vereinigten Staaten und England sehr geneigt waren. Mr. Chamberlain hat es durch seine Transvaal-Politik glücklich fertig gebracht, die splendid isolation Großbritanniens bis zur Vollkommenheit durchzuführen.

Ob England stark genug sein wird, diese moralische Entfremdung gegenüber der öffentlichen Meinung der ganzen außerenglischen Welt zu überwinden, muß die Zeit lehren. Einstweilen hat die gegenwärtige englische Regierung in ihrem Konflikt mit Transvaal es jedenfalls erreicht, daß sie in der Rolle des Wolfes erscheint, der das Lamm für die Trübung des Wassers verantwortlich macht. Der diplomatische Schnickschnack in den gewechselten Noten täuscht niemanden darüber, daß England der Friedensstörer ist. Diese allenthalben außerhalb Englands getheilte Ueberzeugung hat den Transvaalern weit mehr Sympathien zugeführt, als sie je besaßen, und auch mehr, als sie an sich verdienen. Die Buren-Begeisterung, wie sie zur Zeit des bekannten kaiserlichen Telegramms an den Präsidenten Krüger in Deutschland grassirte, entstammte einer recht konfusen politischen Sentimentalität und einer Vorstellung von dem Charakter der Buren, die ungefähr ebenso berechtigt war, wie die Cooper'sche Charakteristik des edlen Indianers. Wir selbst haben jene sentimentale Verirrung nie mitgemacht. Die Buren, ihre staatlichen Einrichtungen, ihre geringe Anpassungsfähigkeit an die Bedürfnisse einer freieren Kultur, machen es uns auch heute schwer, mit ihnen zu sympathisiren. Aber Mr. Chamberlain hat so manövrirt, daß ein Krieg bevorsteht, für den — um einen Ausdruck des Londoner „Speaker" zu gebrauchen — the future historian will be unable to find an adequate justification or even a plausible excuse.

Gerade die Freunde Englands auf dem europäischen Kontinent haben diese moralische Degradation der englischen Politik mit lebhaftem Bedauern verfolgt. Hier liegt ein so flagrantes Delikt politischer Hypokrisie vor, daß selbst die albernsten Vorurtheile gegen das „perfide Albion" allenthalben neue Nahrung bekommen werden.

Was speziell Deutschland anlangt, so haben wir nie ein Verständniß für die angebliche Interessenfeindschaft zwischen England und Deutschland gehabt. Vielmehr erscheint uns ein freundschaftliches Zusammengehen beider großen Kulturnationen in allen Theilen der Welt, auch vom Standpunkt der materiellen Interessen, durchaus erwünscht. Aber in der Politik bildet schließlich die Vertrauenswürdigkeit ebenso sehr die nothwendigste Voraussetzung für jedes werthvolle Zusammenwirken, wie im gewöhnlichen Geschäftsleben. Die nächste Folge des Transvaal-Konflikts ist, daß England an politischer Kreditwürdigkeit verloren hat. Ob der aus der Vergewaltigung Transvaals erhoffte Gewinn diesen Schaden wieder ausgleichen wird, ist zum mindesten zweifelhaft. Das Wahrscheinlichste ist ja, daß die Buren niedergeworfen werden, aber leicht wird es nicht sein und schnell wird es auch nicht gehen. Sollte England in diesem Feldzuge aber auch nur mit wechselndem Erfolge kämpfen, so riskirt es auf dem ganzen Erdenrund Verwicklungen aller Art. Veraltete Forderungen werden in solchen Zeiten wieder hervorgeholt und neue Verlangen entstehen. Insbesondere die russische Diplomatie müßte eine beinahe nazarenische Entsagungsfähigkeit besitzen, wenn sie die Zeiten einer langdauernden englischen Verlegenheit in Südafrika nicht zu allerlei Grenzberichtigungen der Einflußsphären in Asien benutzen sollte. Es könnte deshalb wohl sein, daß dieser Krieg sich schließlich nicht blos als ein Verbrechen, sondern auch als eine große Dummheit entpuppte.

Theodor Barth.

Der Ministerwechsel in Oesterreich.

Der Ministerwechsel in Oesterreich, den wir kürzlich ankündigten, hat sich vollzogen. Das Ministerium Thun ist verschwunden, an seine Stelle ist ein Beamten-Ministerium getreten, in welchem sich eine Anzahl hervorragender Fachleute befinden, deren Person zweifellos die Garantie bietet, daß, solange sie sich im Amte befinden, nicht gegen die Deutschen regiert wird. Es ist auch bekannt, daß das Kabinet Clary mit der Absicht und der Aufgabe ins Amt getreten ist, die Sprachenverordnungen, diese unheilvolle Ursache der Obstruktion und der ganzen Verwirrung, in welche die Monarchie gestürzt wurde, bedingungslos aufzuheben. Beseitigung des Ministeriums Thun und Aufhebung der Sprachenverordnungen waren immer die Forderungen, welche die Deutschen gestellt haben, wenn an sie die Zumuthung gerichtet wurde, sie möchten die Obstruktion aufgeben. Hätte man vor Jahr und Tag diese Forderungen erfüllt, dann hätte die deutsche Opposition an einen ehrlichen Systemwechsel glauben können und die Lage hätte eine wesentliche Besserung erfahren. Seit damals hat die Verbitterung weiter und tiefer gefressen und die radikalen Elemente unter den Deutschen haben durch den fortgesetzten Kampf an Einfluß und Anhang gewonnen. Dazu kommen noch die äußeren Umstände, unter welchen sich der Kabinetswechsel vollzogen hat; es ist daher nur ein Gebot der Vorsicht, wenn sich die deutschen Abgeordneten Zurückhaltung auferlegen, um nicht vor ihren Wählern als die Dupirten zu erscheinen.

Was diese äußeren Umstände anlangt, so ist in erster Linie darauf hinzuweisen, daß die Besorgniß, es könnte durch die Obstruktion die Delegationswahl verhindert werden, den unmittelbaren Anstoß zur Krise gab. Das Ziel, welches der Kabinetswechsel verfolgt, ist also die Herstellung geordneter Zustände im Parlament, vor allem zu dem Zwecke, damit die Wahl in die Delegationen zu Stande komme und das staatsrechtliche Verhältniß zu Ungarn keine Verletzung erleide. Es lag die Gefahr vor, daß im ungarischen Reichstage die Anschauung das Uebergewicht erlange: die Delegationen seien Ausschüsse der Parlamente; kommen die Delegationen nicht zu Stande, dann haben die Parlamente, vor allem das ungarische

Parlament das Recht, die Kompetenz, die sie den Delegationen übertragen haben, wieder an sich zu ziehen. Da ein österreichisches Parlament faktisch nicht existirte, so wäre nach dieser Auffassung dem ungarischen Reichstage allein die Beschlußfassung über die gemeinsamen Angelegenheiten zugefallen. Diese Eventualität sollte aber um jeden Preis vermieden werden, denn es war klar, daß dieser Weg zur Sprengung der staatsrechtlichen Verbindung zwischen Oesterreich und Ungarn und zur Herstellung der Personalunion geführt hätte. Darum lag das Zustandekommen der Delegationen den entscheidenden Kreisen so sehr am Herzen, daß man diesem Wunsche das Ministerium Thun opferte. Der Entschluß war gefaßt, ohne daß Graf Thun und seine Kollegen eine Ahnung davon hatten.

Ein zweiter Umstand, der während der Krise von Bedeutung war, ist die Episode Liechtenstein. Man hatte an maßgebender Stelle den Gedanken eines reinen Beamtenministeriums fallen lassen und den Fürsten Alfred Liechtenstein, der in seiner parlamentarischen Laufbahn einer der hervorragendsten Führer der Klerikalen und der entschiedene Verfechter des Bündnisses zwischen Ultramontanen und Slaven war, mit der Kabinetsbildung betraut. Vermuthlich rechnete man darauf, daß Fürst Liechtenstein im Stande sein werde, den Czechen die Aufhebung der Sprachenverordnungen plausibel zu machen und sie davon abzuhalten, daß sie die Deutschen in der Obstruktion ablösen. Dieser Personenwechsel konnte für die Deutschen keine Lösung bedeuten, in dem Fürsten Liechtenstein vermochten sie keine Bürgschaft zu erblicken, daß mit dem System, die nationale Begehrlichkeit der Slaven auf Kosten der Deutschen zu befriedigen, gründlich gebrochen werde. Selbst der so gemäßigte verfassungstreue Großgrundbesitz lehnte den Fürsten Liechtenstein ab und dieser gewann die Ueberzeugung, daß er die Obstruktion nicht zu bannen vermöge. Er gab daher den Auftrag zur Kabinetsbildung zurück.

Nun wurde auf den Gedanken des reinen Beamtenministeriums wieder zurückgegriffen. Nach langem vergeblichem Suchen fand man in dem Statthalter Grafen Clary ein provisorisches Haupt dieser Regierung und nach großen Schwierigkeiten und mehrfachen Ablehnungen gelang es, einen Sektionschef zu bestimmen, daß er die Leitung der Finanzen übernehme. In den Audienzen, zu welchen eine Reihe von Parlamentariern in der vorigen Woche zum Kaiser berufen worden waren, wurde nämlich diesem Beamtenkabinet ausdrücklich der Stempel der Eintagsschöpfung, der Uebergangsregierung aufgedrückt. Das Beamtenministerium soll die Sprachenverordnungen aufheben, geordnete Zustände im Parlament herstellen, die Delegationswahlen durchsetzen, dann mag es gehen und einer Regierung Platz machen, welche den Majoritätsverhältnissen des Parlaments entspricht. Fürst Liechtenstein steht also hinter der Coulisse und wartet auf ein Stichwort. Diese Aussicht soll die Rechte von einer allzu leidenschaftlichen Bekämpfung des Beamtenministeriums zurückhalten. Aber sie benimmt zugleich dem Beamtenministerium, das bereits die Kündigung in der Tasche trägt, die Kraft und die Autorität und sie zerstört in der deutschen Partei das aufkeimende Vertrauen in die Zukunft. So macht sich denn bereits in einem Theile der deutschen Opposition die Ansicht geltend, daß Erklärungen einer ephemeren Regierung — welches immer ihr Inhalt sein möge — den Deutschen nicht genügen können, daß vielmehr diese Erklärungen in feierlicher Form von jener Stelle, welche die dauernde im Wechsel ist, gegeben werden müßten.

Und trotz alledem hat sich die Situation in einem Punkte für die Deutschen wesentlich gebessert. Werden die Sprachenverordnungen aufgehoben und wird die Rechtslage vor denselben hergestellt, so haben die Deutschen dasjenige erreicht, was der Schwur von Eger forderte und wofür sie mehr als zwei Jahre gekämpft haben. Wird das Parlament wieder arbeitsfähig, dann wird die Erinnerung an die Zeiten der Obstruktion einen heilsamen Schrecken bei jeder Regierung, wie bei der Majorität zurücklassen. Man wird sich in Zukunft jede Maßregel, welche den Charakter einer Gewaltthätigkeit gegen die Deutschen hat, drei- und viermal überlegen, und es wird sich nicht leicht ein Staatsmann finden, welcher zum zweiten Male die Rolle Badeni's spielen und von dessen Schicksal erreicht werden möchte.

Wien, Anfang Oktober.

Gustav Steinbach.

Die Lehre vom Fegfeuer.

Das hier angeführte Werk*) ist — mit Approbation des Fürstbischofs von Brixen — im Jahre 1899, eintausendachthundertneunundneunzig erschienen, am Ende des Jahrhunderts, das unter Goethe's Auspizien begonnen hat, um mit Helmholtz und Röntgen zu schließen. — Dies zur Einleitung. Im Folgenden möge das Buch selbst für sich sprechen. Es beabsichtigt der „Unwissenheit und dem Mangel am Glauben" abzuhelfen, jenen beiden Uebelständen, die es verschulden, daß die meisten Gläubigen zu wenig ihrer verstorbenen, im Fegfeuer leidenden Brüder gedenken.

„Es ist also zuträglich, dieses Leben jenseits des Grabes, diesen Zwischenstand der gerechten Seelen, welche noch nicht würdig sind, in das himmlische Jerusalem einzutreten, näher zu betrachten, damit unsere Vorstellungen darüber deutlicher und unser Glaube lebendiger werde. Dies ist der Zweck unseres Werkes."

Einen Beweis für die Existenz des Fegfeuers zu liefern, liegt durchaus nicht in der Absicht des Verfassers. Denn „daß die Geister der Verstorbenen manchmal den Lebenden erscheinen ist eine Thatsache, die man nicht wegleugnen kann." Es heißt dann weiter:

„Wenn die Seelen des Fegfeuers den Lebenden erscheinen, so geschieht es immer in einer Haltung, welche Mitleid erregt. Wenn sie sprechen, so geschieht es immer, um ihre Leiden zu offenbaren, um ihre Sünden zu beklagen und um unsere Hilfe anzuflehen. Eine andere Art von Kundgebungen geschieht durch Klopfen an der Thüre, Rasseln von Ketten und Lärm von Stimmen. Solche Thatsachen sind schon zu oft vorgekommen, als daß man sie wegleugnen könnte. Aus den verschiedenen Anzeichen, die wir eben angegeben haben, wird man die armen Seelen des Fegfeuers erkennen. Aber es gibt einen Fall, wo die Erscheinung für verdächtig gelten muß: wenn nämlich ein großer Sünder plötzlich vom Tode überrascht worden wäre, und nun käme, um die Lebenden für seine Befreiung aus dem Fegfeuer zu bitten. Dem Satan ist sehr viel daran gelegen, glauben zu machen, daß man bis zum Tode in den größten Ausschweifungen leben und dennoch der Hölle entrinnen kann."

Ueber den Ort des Fegfeuers sagt „der Glaube zwar nichts Bestimmtes; aber die verbreitetste Meinung geht dahin, daß dieser Ort im Innern der Erde, in der Nähe der Hölle sich befindet." Diese eigentliche Hölle, Gehenna, ist „ein schwarzer, dunkler Kerker, worin die Seelen der Verworfenen, vereinigt mit bösen Geistern, beständig gepeinigt werden durch ein Feuer, das nie erlischt." Neben dieser Stätte der ewig Verdammten befindet sich nun „das Feuer des Reinigungsortes", in welchem die Seelen der Gerechten noch einige Zeit zu leiden haben, ehe sie in den Himmel eingehen. „Die rein natürliche Wissenschaft kann in Fragen, welche, wie diese hier, zur übernatürlichen Ordnung gehören, nicht mitsprechen." Trotzdem erklärt der Verfasser ausdrücklich, daß seine Ausführungen mit den Lehren der — Geologie gar wohl in Einklang zu bringen seien, und er beweist dies durch einen circulus, der höchst charakteristisch und typisch für die Art seiner Beweisführung ist. Er sagt:

„Wir wissen, daß die guten Engel, welche uns beschützen, in nicht geringer Anzahl in dieser Welt sind. Wenn die Engel und andere Geister unsere Atmosphäre bewohnen können, ohne daß deshalb

*) Die Lehre vom Fegfeuer, beleuchtet durch Thatsachen und Privatoffenbarungen, von P. Fr. X. Schouppe. Brixen 1899.

die physische Welt die geringste Einschränkung oder Aenderung erfährt, warum sollten dann die Seelen der Todten nicht das Innere der Erde bewohnen können?"

Wir erfahren auch, wie lange und unter welchen Qualen die Seelen dieses Innere der Erde bewohnen. Sowohl die Dauer als die „Peinen" des Fegfeuers sind je nach der Sündenlast der betreffenden Seele sehr verschieden. Die heilige Franziska von Rom „erfuhr, daß für jede gebeichtete Todsünde ein Fegfeuer von sieben Jahren zu erdulden bleibt." Der Verfasser bemerkt hierzu:

„Diese Angabe ist sicherlich nicht als allgemein giltig zu betrachten, da die Todsünden von verschiedener Schwere sind, sondern zeigt ungefähr ein durchschnittliches Maß".

Aus den sehr zahlreichen Beispielen, welche die verschiedene Dauer des Fegfeuers bekräftigen, seien hier einige angeführt. Ein sehr sittenstrenger Abt, Namens Simon mußte „wegen einer Ausschreitung seines Eifers" 40 Jahre Fegfeuer erleiden, während ein anno 1636 zu Antwerpen verstorbener Kaufmann (wegen welcher Sünden wird nicht angegeben) nach zweihundert Jahren „in ein Kostüm aus der alten Zeit gekleidet" erschien und flehentlich bat, „daß man eine allgemeine Kommunion für ihn aufopfere" und zwei Wallfahrten unternähme. Nachdem dem Verlangen des Geistes genügt war, hörten die Erscheinungen auf und — der Wohlstand seines Hauses wuchs von Tag zu Tag.

„Dieser Mann hatte nach 200 Jahren Fegfeuer als Rest seiner Sühne noch die verlangten guten Werke nöthig. Nachdem nun diese Werke verrichtet waren, ward er befreit und um seine Dankbarkeit zu beweisen, erlangte er seinen Wohlthätern reichen Segen von Gott."

Daß die Fegfeuerqual nicht immer nach Jahren bemessen wird, beweist u. A. „eine tugendhafte Negerin, Ursula genannt", die nur drei Stunden daselbst verweilen mußte, Papst Innocenz III († 1216) aber büßte „drei Fehler, die er begangen und die ihn beinahe in die Hölle gestürzt hätten" durch sehr lange Leiden. „Ach, wie schrecklich sind die Qualen und sie werden Jahrhunderte dauern, wenn du mir nicht mächtig durch dein Gebet hilfst". So sprach er kurz nach seinem Tode zu der Nonne Luitgard im Kloster zu Aywières. — „Ein Prinz, dessen Name nicht erwähnt wird, der aber muthmaßlich dem königlichen Hause Frankreichs angehörte, war in einem Duell getödtet worden." Er wurde nicht verdammt, „obwohl sein Verbrechen die Hölle verdient hätte; denn im letzten Augenblicke habe er noch einen Akt vollkommener Reue erweckt, und der habe ihn gerettet. Aber zur Strafe seines schuldbaren Lebens und frevelhaften Todes sei er bis zum jüngsten Gericht zu den strengsten Fegfeuerpeinen verurtheilt." Minder schlimm, immerhin aber noch hart genug erging es — und damit sei die Reihe dieser Beispiele geschlossen — einem Benediktinermönch „wegen Unterlassung sieben schuldiger hl. Messen". Er erschien am 10. September 1859 in der Abtei nahe dem Dorfe Latrobe (Pennsylvanien) und bat, „daß diese sieben Messen für ihn gelesen würden"; er leide schon seit 77 Jahren im Fegfeuer und müßte nach 11 Jahren wieder erscheinen, wenn ihm jetzt nicht geholfen würde. Dem Manne wurde geholfen. „Nachdem seine Bedingungen erfüllt und die letzte hl. Messe gelesen war, hörte die Erscheinung auf." Es heißt dann: „Diese Erzählung, die von der Hand des Abtes unterschrieben ist, bildet ein unantastbares historisches Dokument." — Tasten wir also nicht daran, sondern wenden wir uns der Art der Fegfeuerstrafen zu.

„Es gibt im Fegfeuer wie in der Hölle eine doppelte Pein: die Pein der Beraubung der Anschauung Gottes und die Strafe des Gefühls. Die armen Seelen erleiden eine so außerordentliche Qual, daß keine Zunge es auszusprechen, noch irgend ein Verstand sich davon die geringste Vorstellung zu machen vermag, wenn es Gott nicht durch eine besondere Gnade gewährt".

Auf die zahllosen Exempel für diese „Peinen" genauer einzugehen, gestattet der hier zu Gebote stehende Raum nicht. Nur einige, wenige seien erwähnt. Ein „junges Fräulein von hoher Geburt, das sich einst dem Luxus und der Eitelkeit ergeben hatte", berichtet über seine Leiden:

„Ach dieser Kopf, welcher sein Wohlgefallen am Putze hatte, wird jetzt innen und außen von Flammen verzehrt, und diese Flammen sind so heftig schmerzend, daß es mir scheint, als ob ich beständig sterbe. Diese Schultern und Arme, die ich bewundern ließ, sind in Ketten von glühendem Eisen eingezwängt. Diese ehemals zum Tanze bereiten Füße sind jetzt von Nattern umgeben" . . . rc.

Da der Autor früher gelehrt hat, daß bloß die dem Leibe entflohene Seele den Qualen des Reinigungsortes verfalle, entsteht hier, wo die Leiden der einzelnen Gliedmaßen so genau beschrieben werden, ein Widerspruch; jedoch nur ein scheinbarer, denn er wird sofort folgendermaßen gelöst:

„Wir haben schon gesagt, daß man das, was von den Qualen der Glieder gesagt ist, nicht buchstäblich nehmen darf, weil die Seele vom Leibe getrennt ist; aber Gott ersetzt den Abgang der leiblichen Organe, indem er die Seele empfinden läßt, was soeben beschrieben wurde."

Kurz: Was hier über die Schrecken des Fegfeuers geschrieben ist, muß geglaubt werden, weil — die Schrecken des Fegfeuers so sind, wie sie hier beschrieben wurden. Der Schluß ist zwingend. Doch weiter: „Ein Maler von großem Talent und musterhaftem Leben hatte einmal eines jener unglücklichen Gemälde gemacht, welche man unter dem Vorwande der Kunst bisweilen in den besten Familien findet und deren Anblick vielen Seelen zum Verderben gereicht." Er entsagte jedoch bald dieser Kunst und malte fortan nur „religiöse oder wenigstens ganz tadellose Bilder." Trotzdem mußte er in den Flammen des Fegfeuers unendliche Qualen erdulden so lange, „bis das schlechte Bild verbrannt sei und niemand mehr ärgern könne." „Wenn das die Folgen eines unanständigen Gemäldes sind," bemerkt hierzu der Verfasser, „wie werden die noch weit verderblicheren Aergernisse der schlechten Bücher, Zeitungen, Schulen und Gespräche bestraft werden?" Besonders wohl der Schulen! Denn wenige Seiten später begegnen wir einem sonst tadellosen Ordensgeistlichen, der den Strafen des Fegfeuers entronnen wäre, hätte er nicht „zu viel Werth auf die menschliche Wissenschaft gelegt". Ein zweiter gleichfalls vortrefflicher Pater aus der Gesellschaft Jesu zu Madrid „mußte schwere Peinen leiden", weil er gegen die Nächstenliebe verstoßen hatte. Man höre, in welch grausamer Weise der entmenschte Priester dies gethan: „er redete wegen Mangel an Nächstenliebe häufig von den Fehlern Anderer!" — Einer solchen Schandthat wären — die spanischen Inquisitoren z. B. gewiß nicht fähig gewesen. Und von diesen Herren spricht das ach! so umfangreiche Buch leider kein Wort! Unerschöpflich aber ist es in Daten über die Erscheinung von Dahingeschiedenen. Am 16. November 1859 erscheint im Kloster des hl. Franziskus zu Foligno die jüngst verstorbene Schwester Theresa aus dem Fegfeuer und schlägt mit der rechten Hand gegen die Thür; sofort bleibt daselbst der Eindruck der Hand haften, „als ob er mit einem glühenden Eisen in das Holz gebrannt worden wäre. Die Thür mit diesem Merkmal wird im Kloster voll Pietät aufbewahrt". Solche Mittheilungen werden zu Dutzenden gemacht. Hier seien nur noch jene Fälle erwähnt, in denen nicht die Seelen Verstorbener, sondern Gott selbst oder Jesus Christus erscheinen. Ein Beispiel: Als die selige Maria Margaretha für drei kürzlich verstorbene Klosterfrauen betete, erschien ihr, „gerührt von ihrer Liebe, der göttliche Heiland. Indem er ihr die drei im Fegfeuer leidenden Personen zeigte, sagte er zu ihr: ‚Meine Tochter, als Neujahrsgeschenk gewähre ich Dir die Erlösung einer dieser drei Seelen und ich überlasse Dir die Wahl. Welche willst Du, daß ich erlöse?'"

Zum Schlusse wollen wir nun den eigentlichen Zweck des Werkes näher beleuchten, nicht jenen anfangs angegebenen, sondern den ungenannten, aber wahren. Nachdem die Schrecken des Fegfeuers in nahezu 50 Kapiteln mit

grellen Farben und beredten Worten geschildert sind, erläutern weitere 50 Kapitel die Mittel und Wege, wie man diese Qualen mildern, ja vermeiden und auch von Anderen abwenden kann: durch Ablässe, durch Almosen und Gebet, in erster Linie aber durch das Lesenlassen heiliger Messen. Wir führen diesbezüglich die eigenen Worte des Verfassers an, Worte, die für uns Katholiken deutlich genug sind.

(Seite 173.) „Nichts entspricht mehr dem Geiste des Christenthums, als die Darbringung des hl. Meßopfers für die Verstorbenen, und wäre es ein sehr großes Uebel, wenn der Eifer der Gläubigen darin erkalten würde. Es scheint auch, daß Gott die Wunder vermehrt, um diese traurige Erschlaffung zu verhindern."

(Seite 189.) „Es ist eine katholische Sitte, das Begräbniß so würdig zu gestalten, als die Mittel es erlauben. Die zu diesem Zweck verwendete Ausgabe ist ein Almosen für die Kirche, welches in den Augen Gottes den Lösepreis des hl. Meßopfers noch erhöht und dem Verstorbenen in reicherem Maße seine sühnende Kraft zukommen läßt. Dennoch ist es gut, die Art und Weise des Leichenbegängnisses so zu bestimmen, daß noch hinreichende Mittel bleiben zu einer ansehnlichen Zahl der Messen."

Doch nicht nur den Verstorbenen im Fegfeuer, sondern auch sich selbst auf Erden nützt man durch solche fromme Werke; man erlangt durch sie „zeitlichen Nutzen".

(Seite 244): „Es ist bekannt, daß man in allen Ländern und allen Orten von Häusern spricht, in welchen Geister umgehen und die zum großen Schaden ihrer Eigenthümer unbewohnbar geworden sind. Sobald man nun der Sache auf den Grund geht, so findet man, daß es sich hierbei um eine bei ihren Angehörigen in Vergessenheit gerathene Seele handelt, welche die Fürbitten beansprucht, auf die sie ein Recht hat".

Daß es nicht unbedingt hl. Messen sein müssen, daß auch fromme Schenkungen in anderer Form diesen Dienst thun, erfahren wir ganz unzweideutig gleich darauf.

(Seite 248): „Ein Sterbender hat während seines Lebens sich Ungerechtigkeiten zu Schulden kommen lassen. Dies geschieht häufiger, als man denkt, selbst bei Leuten, die vor der Welt für ganz rechtschaffen gelten. Im Begriffe, vor Gott zu erscheinen, beichtet dieser Sünder: er will, wie er es schuldig ist, allen Schaden vergüten, den er dem Nächsten zugefügt hat; aber ihm selbst fehlt die Zeit, um es zu thun, und seinen Kindern will er dies traurige Geheimniß nicht offenbaren. Was thut er? Um die Last des ungerechten Gutes von seinem Gewissen zu wälzen, macht er eine fromme Schenkung daraus. Nun aber, wenn dieses Vermächtniß nicht ausbezahlt und folglich die Ungerechtigkeit nicht gut gemacht wird, wie wird es der Seele des Verstorbenen ergehen? Wird sie auf unbestimmte Dauer im Fegfeuer zurückgehalten werden? — Fremdes Gut schreit nach seinem rechtmäßigen Herrn".

Wer aber sollte dieser rechtmäßige Besitzer sein, wenn nicht die katholische Kirche?! Es ist fürwahr zweifelhaft, ob ein Laie hier in Oesterreich im Stande wäre, unkonfiszirt diese Tendenzen der alleinseligmachenden Kirche so offen bloßzulegen.

Dergleichen wird bei uns aber nicht nur gepredigt, sondern auch gehört, nicht nur geschrieben, sondern auch geglaubt; nicht von Einigen, Wenigen, sondern von Tausenden und Tausenden im Jahre 1899.

Welche Erleuchtung bringt ein solches Buch — und solche Veröffentlichungen sind nichts Ungewöhnliches — über unsere österreichischen Zustände.

Wien.

Gustav Alexander Pollak.

Geheimberichte aus der Zeit des Konsulats.

Die Bourbonen hatten auch nach dem Sturze des alten Regimes im Geheimen Fühlung mit Frankreich behalten und sich durch Agenten über Zustände und Stimmungen fortdauernd auf dem Laufenden erhalten. Es ist sogar behauptet worden, daß selbst Robespierre zeitweilig in Beziehungen zu Ludwig XVIII. gestanden habe, wenn freilich diese Nachricht auch sonst nicht bestätigt wird. Sicher ist, daß es im Lande eine Anzahl eifriger Korrespondenten gab, die theils nach Warschau an den prätendirenden König, theils nach London an seinen Bruder, den Grafen d'Artois, berichteten. Viel brachte der Briefwechsel freilich nicht ein; sehr häufig gelangten die Mittheilungen gar nicht an ihren Bestimmungsort, sie wurden aufgefangen, die Verfasser ins Gefängniß geworfen oder zur Flucht genöthigt. Der ganze Apparat arbeitete nur in sehr mangelhafter Weise. Ludwig XVIII. sah sich daher veranlaßt, sein Pariser Comité im Jahre 1799 neu zu bilden und bedeutendere Persönlichkeiten heranzuziehen. Außer anderen berief er Royer-Collard, den späteren Kammerredner der Restaurationszeit, und den Abbé de Montesquiou. Indessen auch diese Vertretung schien nicht die richtige zu sein; die sämmtlichen Herren traten zurück, als der König ihnen befahl, sich mit der Koterie des Grafen d'Artois zusammenzuschließen. Sie erklärten:

„Wenn man, trotz verhängnißvoller Erfahrungen, darauf besteht, Agenten zusammenzubringen, die sich gegenseitig unbekannt sind, ... werden die angeblichen Agenten unfehlbar sein, was sie bis auf den heutigen Tag gewesen sind, zwieträchtige Intriganten, die der großen Scene der Begebenheiten fern stehen, ohne persönliche Achtung und ohne Fähigkeit, und ihre lügnerische Korrespondenz wird nur dazu dienen, Illusionen zu unterhalten, die ihnen nützlich, den Interessen des Königs aber sehr schädlich sind".

Der Brief endigte mit den Worten: „Se. Majestät hat keine Bevollmächtigten mehr in Paris. Höchstderen Rath ist aufgelöst". Die Absage war also klar und bündig; gleichwohl hat man Grund zu der Annahme, daß dieser auffällige, etwas sensationelle Schritt nur Spiegelfechterei war. Ludwig hatte ihn vielleicht veranlaßt oder gebilligt; er wollte sich vielleicht den Dringlichkeiten seines Bruders mit der Begründung entziehen, daß in Paris kein königliches Comité mehr existire, mit dem die Gruppe Artois zusammengehen könne. Man suchte scheinbar den Beweis der faktischen Unmöglichkeit zu erbringen. Jedenfalls blieben Royer-Collard und seine Freunde im Stillen, nach wie vor, die Vertrauensmänner der legitimen Sache; und möglicherweise sind sie es gewesen, die dem verbannten Fürsten in den Jahren 1802 und 1803 eine Reihe der aufschlußreichsten und werthvollsten Berichte über die Lage in Frankreich erstatteten. Ludwig nahm diese Briefe 1814 mit nach Paris, ließ sie dann aber bei seiner eiligen Flucht nach Gent in den Tuilerien liegen. Von dort gelangten sie in das Ministerium des Auswärtigen, wo später Thiers sie kennen lernte und für seine Geschichte des Konsulats und des Kaiserreiches verwerthete. „Diese Schreiben", sagte er, „enthalten das sonderbare Zeugniß der Illusionen und Leidenschaften jener Epoche. Einige sind sehr geistreich und alle sehr merkwürdig".

Uebrigens war das Exemplar, welches der König besessen und Thiers benutzt hatte, nur eine Abschrift des Originals gewesen. Wo der eigentliche Text geblieben, wie er aussah, in welcher Form er über die Grenze geschafft worden war, ist unbekannt. Vielleicht daß er, gleich anderen Schriftstücken ähnlicher Art, mit sympathetischer Tinte zwischen die Zeilen harmlos banaler Geschäftsbriefe eingerückt und nur mit besonderer Schwierigkeit zu entziffern war. Da man dem königlichen Leser natürlich jede unnöthige Mühe ersparen mußte, hätte man für ihn eine Kopie angefertigt, die allerdings nicht die einzige blieb. Wenigstens hat sich noch eine andere erhalten, die in Privatbesitz übergegangen ist und heute dem Grafen Remacle gehört. Dieser hat

die glückliche Idee gehabt, sein Manuskript auch weiteren Kreisen nutzbar zu machen und es vor Kurzem als Buch herausgegeben.*)

Wie schon gesagt, haben die Verfasser der Geheimberichte sich nicht genannt, und wir sind auf Vermuthungen angewiesen. So viel steht fest, daß die eine oder andere Feder, welche an dem Werke mitgearbeitet hat, einen Mann von Geist und Bildung verräth. Nicht daß die Schilderungen gerade leidenschaftslos, kühl und objektiv wären; sie sind sogar durchaus parteiisch, doch nie bis zu dem Punkte, wo der Haß das Urtheil verwirrt, wo die Dummheit anfängt, die sich vermißt, das Große klein zu reden. Bonaparte's überragendes Genie wird völlig anerkannt, wenn auch seine Persönlichkeit den Schreibern durchaus unsympathisch bleibt. Und unsympathisch bleibt ihnen die ganze revolutionäre Gesellschaft, jene Parvenus, die den Tag beherrschen und von sich reden machen, die ihre schlechte Erziehung und fragwürdige Moral bei jeder Gelegenheit aufs neue bethätigen. Welch ein Gelächter! Die aristokratischen Herren können ihren boshaften Witz nicht erschöpfen — immer wieder Geschichten und Anekdoten. Als ob man dabei stände, während die bösen Zungen zischeln und sich schadenfroh wieder die letzte schöne Begebenheit zuraunen; als ob man anderthalb Jahre selbst im konsularischen Paris miterlebte. Man erfährt von allem, wird in alles eingeweiht. Auch die schlüpfrigsten Geschichten werden aufgetischt. Se. Majestät läßt sich in einem Tone berichten, der auf „schuldige Ehrfurcht“ keinen Anspruch macht. Sie liebt lockere Waare. Dieser feiste, verächtliche Spötter hat keine moralischen Illusionen mehr, höchstens zerstört er sie gern bei anderen. Un esprit déflorateur, so hat Balzac ihn genannt.

Das Jahr 1802 hatte für die konsularische Regierung unter glücklichen Zeichen begonnen. Am 25. März war in Amiens der Frieden mit England geschlossen, der für Frankreich ehrenvoll und vortheilhaft lautete. Die Periode der Kämpfe war fürs erste beendet, und Bonaparte konnte daran denken, die inneren Verhältnisse seines Landes zu ordnen. Er begann den Wiederaufbau dessen, was die Revolution eingerissen hatte; er führte die Zustände einer neuen monarchischen Form entgegen. Die Zeitgenossen haben sich darüber keinerlei Täuschung hingeben können. Schon in ihrem ersten Briefe vom 31. Mai schreiben die Beauftragten Ludwigs XVIII.:

„Es wäre vor allem wichtig, Bonaparte's Pläne zu kennen. Ich glaube, lange Zeit hat er keine bestimmten gehabt. Wie alle Glückskinder der Revolution, wollte er den Sturm beschwichtigen, bevor er an den einzuschlagenden Weg dachte. Heute, wenn mon die Eingeweihten hört, will er die Monarchie für sich und seine Nachfolger wieder aufrichten. In dieser Absicht nimmt er sich das alte Regime zum Muster, das seit zehn Jahren so verschrieen ist“.

Die Einführung des Konkordates, die Amnestie der Emigranten und die Gründung der Ehrenlegion sind „die drei großen Akte monarchischer Restauration“. Jeder einzelne ist ein Schachzug in dem politischen System Bonaparte's, und mit jedem Zuge kommt er seinem Ziele näher. Eine nach der anderen, sucht er die verschiedenen Klassen der Bevölkerung an sich zu ziehen und ihre Interessen mit den seinigen zu verknüpfen. Er stellt Frankreich wieder her, indem er es ganz für seine absolutistischen Zwecke einrichtet. Es heißt in den Berichten:

„Abwechselnd schont und bedrückt er alle Parteien. Je größer ihr Einfluß ist, desto mehr gibt er sich Mühe, sie durch Gunstbezeigungen oder Hoffnungen an sich zu fesseln. So hat er das Konkordat für den Klerus and die Masse der religiösen Leute erlassen, die Amnestie für die Royalisten und Emigronten, die Ehrenlegion für die Militärs und Republikaner gestiftet. Durch diese ersten Unterpfänder will er den einen, wie den andern zeigen, was er für sie thun würde, wenn er unumschränkter Herr wäre, und eben dadurch hofft er sie für seine Erhebung und seine persönliche Größe zu interessiren“.

*) Bonaparte et les Bourbone. Relations secrètes des agents de Louis XVIII. à Paris sons le Consulat (1802—1803). Publiées avec nne introduction et des notes par le Comte Remacle. Paris. Librairie Plon. 1899.

Das Konkordat war bereits am 15. Juli 1801 unterzeichnet worden, aus parlamentarisch taktischen Gründen aber wurde es erst im folgenden März den beschließenden Körperschaften, dem Tribunal und der gesetzgebenden Versammlung, vorgelegt, und dann am 18. April als Staatsgesetz veröffentlicht. „Ein absurder Kompromiß in einer Sache, wo es eben keine Kompromisse gibt“, höhnen die Agenten des Königs. „Es ist ein Handelsabschluß zwischen den Christen und den Philosophen, im Namen einer Regierung, die weder philosophisch noch christlich ist“. Auch auf der anderen Seite, auf der Linken, war die Verstimmung zunächst groß. Der Minister Portalis und der Berichterstatter Siméon mußten während der Kammerverhandlungen der republikanischen oder philosophischen Partei viel gute Worte geben. Sie ließen durchblicken, daß die Religion nichts sei, als ein Machtmittel, welches man zur Beherrschung der Massen brauche, indessen starke Geister natürlich jedes Dogmas entrathen könnten. Dieses Kompliment wirkte.

„Die Leute aus dem Volke zählen sich, in Paris wenigstens, alle zu den storken Geistern. Sie sagen mit den Rednern der Regierung, daß die Religion vortrefflich ist für die schwachen Geister unb bie subalternen Schichten der Gesellschaft. Niemand aber will zu diesen Geistern gerechnet werden oder zu einer dieser Klassen gehören, und sogar der Schuhmacher meint, daß bie Religion nur für den Seifensieder sei“.

Das Gouvernement selbst lavirt und möchte es mit keinem verderben. Der Erste Konsul will die Empfindungen seiner bisherigen Anhänger schonen und wagt noch nicht, zur Kirche zu gehen; dafür schickt er den Zweiten Konsul in die Messe. — Auch im Heere äußert sich Unzufriedenheit über den Abschluß des Konkordates, zumal als Bonaparte für einen Augenblick daran denkt, die militärischen Feldzeichen kirchlich weihen zu lassen. Man behauptet, daß er dem Klerus eine Milliarde Nationalgüter zugewendet habe, die eigentlich der Armee versprochen gewesen wären. Es kommt zu heftigen Auftritten; ein Brigadegeneral zeigt wüthend auf eine Monstranz, die gerade vorbeigetragen wird, und ruft laut: „Ihr fragt, was aus Eurer Milliarde geworden ist? Da, da geht sie her“. „Man hofft indessen“, fügen die Berichte hinzu, „daß diese Reden und diese Unzufriedenheit keine weiteren Folgen nach sich ziehen. Sie wären verhängnißvoll, wenn sie zu einer Revolution führen würden, nur die Jakobiner hätten Vortheil davon“. Mit Befriedigung gewahrt man, daß der Feldherr „nichts versäumt, um sich der Zuneigung der Truppen von Neuem zu vergewissern“.

Die Stiftung der Ehrenlegion war, wie gesagt, schon ein erster Schritt in dieser Richtung. Bedeutungsvoller aber mochte im ersten Moment eine andere Maßnahme erscheinen, von der damals allen Ernstes die Rede war. Man erzählte sich im Vertrauen, daß der General für seine ausgedienten Krieger nach römischem Vorbild auf erobertem Boden Veteranenkolonien errichten wollte.

„Der Plon des Ersten Konsuls geht dahin, allen im letzten Kriege verstümmelten oder auch nur schwer verwundeten Soldaten territorialen Besitz zu verschaffen . . . . . alle verstümmelten Soldaten erhalten in ihrem Deportement einen Grundbesitz von dem zehnfachen Werthe ihrer Pension, dieser Grund gehört ihnen und kann auf ihre Erben übertragen werden. Nur in den ersten zwanzig Jahren können sie ihn nicht veräußern, es sei denn, daß sie eine ihrer Töchter verheirathen, und auch dann nur mit besonderer Erlaubniß der Regierung. . . . Die schwer verwundeten Krieger . . . erhalten einen Grundbesitz von dem sechsfachen Werthe ihrer Pension“.

Die Ausführung dieses Projektes, nahm man an, werde vierundzwanzig Millionen kosten. Für die Inscenesetzung einer historischen Reminiscenz wäre das ein sehr hoher Preis gewesen. Man kam denn auch bald von der Idee zurück. Die Gründe aber, welche diesen absonderlichen Plan gezeitigt hatten, die Unzufriedenheit und Aufsässigkeit im Heere, dauerten weiter. Noch im Jahre 1803 wissen die ungenannten Briefsteller zu melden, daß auf die meisten höheren Offiziere kein Verlaß mehr sei. „Zwischen Bonaparte und den Generälen ist es dahin gekommen, daß

er wirklich nicht mehr weiß, wo er noch Generäle hernehmen soll". Weder Moreau, noch Masséna, weder Augereau, noch Bernadotte, noch Lecourbe würden eine Kommandostelle erhalten, wenn der Krieg gegen England ausbräche: der Konsul müßte sich mit Davoust, Mortier und Soult begnügen, „die sämmtlich ziemlich unbekannt und wenig talentvoll sind, auf die er aber wenigstens zählen kann". Heute gilt Soult in Frankreich nachgerade für die größte militärische Kapazität unter den Marschällen des ersten Kaiserreichs.

Die Stiftung der Ehrenlegion ist vielleicht die populärste Schöpfung Napoleons. Sie stellt ein Zugeständniß an den nationalen Charakter dar, eine Lockung, die er der allgemeinen Eitelkeit hinwarf, jener Sucht sich auszuzeichnen und ausgezeichnet zu sehen, welche neben dem Wunsch nach Gleichheit das widerspruchsvolle Merkmal der Rasse bleibt. „Mit Kinderspielzeug", so hatte der Konsul im Staatsrath gesagt, „muß man die Menschen gewinnen und leiten". Die Franzosen „haben nur ein Gefühl: sie wollen geehrt sein, sie bedürfen der Auszeichnungen. Diesem spornendem Gefühle muß man Nahrung geben". — Zugleich aber hatte die Einführung eines reich dotirten Ordens auch ihre reale, sozial-politische Seite. Bonaparte ließ das ganz offen verlauten.

„Der alte Adel ist völlig dahin. Nicht die Revolution hat ihn zerstört: er existirte schon nicht mehr, und die Revolution hat nur seinen Fall zu Buche bestätigt. Ich habe die Religion wieder eingesetzt, weil sie noch existirte. Ich kann keinen Adel wieder herstellen, der nicht mehr existirt. In dieser Lage bin ich gezwungen, verschiedenes zu versuchen, um allmählich zu meinem Ziele zu gelangen. In dieser Absicht habe ich mich entschlossen, den letzten Senatsbeschluß zu erlassen. Mein hauptsächlichstes Bestreben ist es gewesen, meine Macht zu sichern und zu vermehren".

Der erwähnte Senatsbeschluß verfügte die Gründung der Ehrenlegion. Auf ihrer Basis wollte der künftige Kaiser einen Militäradel schaffen, der mit dem neuen Regime emporgekommen, mit ihm verwachsen und ihm zugeschworen war; oder er wollte, wie es ein andermal hieß, „Frankreich wieder einen Kopf aufsetzen", refaire une tête à la France". Der hierarchisch gestaffelte Staat entwickelte sich zusehends. Der Mißmuth in der Bevölkerung war denn auch groß. Als es zur Abstimmung kam, votirten im Tribunat Sechsundfünfzig mit Ja und Achtunddreißig mit Nein; im gesetzgebenden Körper, wo Hundertsechsundsechzig sich für den Antrag der Regierung entschieden, stieg die Opposition auf Hundertundzehn. Auch die vorhandenen Majoritäten hätten sich nicht zusammengefunden, wenn eben für viele die in Aussicht stehenden Pfründen der Ehrenlegion nicht gar zu überzeugende Argumente gewesen wären.

Nach der Ratifizirung des Friedens von Amiens, am 6 Mai 1802, hatte das Tribunat dem Wunsche Ausdruck geliehen, der Senat möge dem Ersten Konsul „ein Zeichen der nationalen Dankbarkeit" zuerkennen. Der Senat berieth darauf am 8. Mai über den Antrag, dem General Bonaparte sein Konsulat auf zehn Jahre zu verlängern. Es kam zu stürmischen Scenen, Lanjuinais soll damals bitter geäußert haben: die Franzosen suchten sich ihren Gebieter in einer Nation, aus der die Römer nicht einmal ihre Sklaven gewollt hätten. Lefebvre, der künftige Herzog von Danzig, sei mit gezogenem Degen auf den Redner losgegangen. Schließlich drang das Gesetz durch. Aber Bonaparte war unzufrieden; er hatte auf mehr gerechnet; er erklärte, daß er seine Machtbefugnisse nur vom Volke annehmen könne und ließ die Nation über das Konsulat auf Lebenszeit befragen. Mehr als dreiundeinehalbe Million antworteten mit Ja, nur Achttausend und einige Hundert waren dagegen. Freilich — meinen unsere Berichte — die Zahlen beweisen wenig für die eigentliche Stimmung. Weil man schriftlich und mit vollem Namen abstimmen mußte, „hielt die Furcht", daß die Wahllisten „eines Tages sich in Proskriptionslisten verwandeln könnten, die meisten friedlichen Leute davon zurück, ein negatives Urtheil abzugeben". Im Senat verspürte man auch jetzt noch Oppositionsgelüste, doch verflüchtigten sie sich rasch. Im Tribunat war Carnot einer der wenigen, die sich nicht einschüchtern ließen. „Ich weiß", rief er, „daß ich meine Aechtung ausspreche . . . . . Nein". Das war derselbe Mann, der als Mitglied des Wohlfahrtsausschusses die blutigsten Maßnahmen unterzeichnet hatte und sich damit entschuldigte, daß er keine Zeit zum Lesen gehabt habe. Die Pariser nahmen denn auch sein Geschick nicht sonderlich tragisch.

Vous dites oui: moi je dis non:
Mon avis diffère des vôtres.
Je signe ma proscription:
Parbleu! J'en ai signé tant d'autres!

Das Ziel war erreicht. Napoleon Bonaparte war mit seinen beiden Kollegen in den ersten Tagen des August zum Konsul auf Lebenszeit ernannt. Kaum daß er noch den Schein der republikanischen Einrichtungen zu wahren suchte. „Sie können sich denken", soll er damals einem Besucher erklärt haben, „daß ich für mich arbeite und nicht für ein Phantom von Republik".

„Wenn ich nur der Pächter Frankreichs wäre, würde ich bei Weitem nicht so viel Interesse an den Tag legen. . . . . Die Konstitution, glauben Sie, daß ich ihr Narr bin? Niemand hat mehr Konstitutionen gemacht, als ich; Niemand folglich kennt besser ihre Hohlheit und Albernheit. Wer kann einigen aufs Papier geworfenen Bestimmungen Kraft geben, wenn nicht mein Wille? Ich habe das, was existirt, für die Umstände geschaffen, in denen ich mich befand. Ich werde es ebenso gemäß den Umständen ändern. . . . . Ich will wohl einwilligen, der absoluten Gewalt einige Schranken zu ziehen, aber erst nach mir. So lange ich da bin, gedenke ich Herr zu sein. Man hat mir Tausende von Projekten vorgelegt; ich habe keines gefunden, das Sinn und Verstand hätte. Man macht sich keine Idee von der Schwierigkeit, zu regieren: man muß an der Deichsel der Geschäfte stehen, um es zu begreifen. Die äußere Politik ist viel leichter. Wenn es draußen etwas zu ordnen gibt, schreibe ich an die beiden Kaiser und den König von Preußen, und wir regeln das zusammen".

Nur Schwärmer konnten noch den persönlichen Charakter dieses Regiments verkennen und sich der Erwartung hingeben, daß der Gewalthaber seine Macht dazu verwenden werde, die alte Dynastie ückzuführen.

„Merkwürdig, einige Leute behaupten, daß Bonaparte nur daran arbeite, das königliche Haus wieder einzusetzen, daß er aber, treu dem Charakter seiner Nation, die tiefste Verschlagenheit dabei walten lasse. . . Sollte er vielleicht auch in der Absicht, den Thron eines Tages seinem rechtmäßigen Herrn einzuräumen, sich weigern seine Frau zu verstoßen? Sollte er deshalb die Projekte seiner Familie zurückweisen und sich sträuben, einen Nachfolger zu ernennen? Hat er wirklich begriffen, welches für ihn der wahre Ruhm wäre? . . . Diese Annahme würde manches in seinem Benehmen erklären, was sonst unverständlich bliebe. Aber anderes führt wieder dazu, diese Annahme fast hinfällig zu machen oder scheint sich wenigstens nicht mit ihr vereinbaren zu lassen".

Der Konsul selbst hatte früher einmal die Rückberufung der Bourbonen, als unmöglich, abgethan. Dagegen suchte er schon im Jahre 1802 Ludwig XVIII. zu einem förmlichen Verzicht auf die französische Krone zu bestimmen. Ein Vertrauter Bonaparte's versicherte, man habe dem Prätendenten damals „die Wahl gelassen zwischen dem Thron von Polen, dem Kaiserreich Marokko oder einer Niederlassung in Louisiana". Ludwig XVIII. aber ging auf diese exotischen Pläne nicht ein.

Bonaparte bezieht die Tuilerien; Lebrun und Cambacérès, die beiden anderen Konsuln, mögen sich in der Stadt Paläste suchen. Im Sommer geht der Hof nach St. Cloud; der schöne Park, welcher sonst offen stand, bleibt dem Publikum jetzt verschlossen; überall sieht man die glänzendsten Uniformen und Livreen. Im Schloß werden die Lilien und die Medaillons der alten Königsfamilie wieder hergestellt; die Vergangenheit und ihre Schatten wachen wieder auf. Schon sind die Räumlichkeiten zu eng für das wogende Getriebe, und man denkt bereits daran, in Versailles zu residiren. En un mot, c'est le rétablissement de tous les accessoires de la Monarchie, en attendant qu'on puisse rétablir la chose. Als Bonaparte mit seiner Gemahlin verreist und dabei einen „asiatischen Luxus" entfaltet, merkt alle Welt dahinter die klare Absicht: il n'est

personne qui ne regarde ce voyage comme un essai de royauté.

„Lassen wir den Ereignissen ihren natürlichen Lauf“, das ist der Rath, den die Korrespondenten zum Schluß ihrem königlichen Herrn ertheilen. Die Dinge werden sich aus sich selbst vollenden; auch Bonaparte's Schicksal wird sich nur durch ihn selbst erfüllen. Er allein vermag die ungeheure Gegenwart zu tragen und zu gestalten.

„Man kann nicht umhin, die Zuversicht und den Stolz zu bewundern, welche diesen außerordentlichen Mann beherrschen. Je mehr man ihn beobachtet, desto mehr überzeugt man sich, daß er wirklich nur ein Werkzeug in den Händen der Vorsehung ist, eine Geisel, deren sie sich bedient, um die Welt zu züchtigen, die sie zerbrechen wird zu einer Zeit, welche sie bestimmt hat. Ist die Zeit noch sehr fern? Es liegt sicherlich nicht im Können der Menschen, ihre Epoche festzustellen, doch wenn man alle Wahrscheinlichkeiten zusammennimmt, die sich aus dem Gang der Dinge ergeben, kann man mit einiger Sicherheit annehmen, daß dieser schreckliche Koloß unter seinem eigenen Gewichte zusammenbrechen wird. Angelangt auf dem Gipfel der Macht und des Ruhmes, wird er mit seinen Bestrebungen, sich noch höher zu erheben, nur dazu beitragen, seinen Fall zu bereiten“. . . .

Er betrachtet sich „wie einen Gott auf Erden und glaubt, daß nichts ihm widerstehen könne. Mitten in diesem Schwindel wird er alles versuchen, er wird alles umwälzen und sich selbst den Abgrund höhlen, der ihn verschlingen soll“. So schreibt am 6. Oktober 1802 einer der königlichen Korrespondenten. Es waren prophetische Worte, die dem Scharfblick des Schreibers Ehre machen. Und leidenschaftlicher heißt es ein andermal von dem „wüthigen Despoten, welcher Frankreich beherrscht“, daß er „geplagt sei von der Sucht zu verwüsten und zu zerstören und daß, früher oder später, Europa sich darauf gefaßt machen muß, dieser Sucht zum Opfer zu fallen. Man fragt sich mit Schrecken, an welchem Ziele jemals ein Ehrgeiz Halt machen wird, den der Erfolg reizt und die Ruhe ermüdet, und man zittert zum Voraus bei dem Gedanken an die Vergeltung, welche so viele Frevel eines Tages unfehlbar auf Frankreich herabrufen werden“.

Während sich in solcher Weise die Zukunft der Nation entschied, blieb die große Menge unbeweglich und theilnahmlos.

„Paris bietet beständig dem Auge des Beobachters dasselbe Bild. Immer derselbe Leichtsinn, dieselbe Sorglosigkeit betreffs des allgemeinen Wohls“.

Wer den Charakter des gallischen Menschenschlages kennt, wird sich darüber nicht wundern. Dieses Volk ist politisch unmündig; seit hundert Jahren, in der Zeit des Schreckens, wie heute in den Tagen eines ungeheuren Justizfrevels, hat es sich immer gängeln und leiten lassen, statt denkend und besonnen seine Geschicke selbst in die Hand zu nehmen. Ihm fehlt die männliche Gründlichkeit des Wesens, es ist politisch unbegabt und unzulänglich. Es hat in der breiten Masse kein Interesse an allgemeinen Dingen und auch keine Fähigkeit, sich da zurecht zu finden, wo der Instinkt, die Frage nach dem unmittelbaren Schaden oder Nutzen, nicht mehr ausreicht. Es zeigt im höchsten Grade das, was man den „Heerdenverstand“ nennt, den esprit moutonnier. Darum hat es, seinem Charakter gemäß, auch nur eine Regierungsform klassisch ausbilden können: den Absolutismus unter Ludwig XIV. und Napoleon. Die Freiheit war in Frankreich wohl die große Illusion, der man nachlief. Man machte eine Politik, die mehr auf die eitlen Prätensionen, als auf die wirklichen Qualitäten der Stammesart zugeschnitten war. Und die Republik saß diesen Leuten bislang niemals wie ihr natürliches Kleid.

Im konsularischen Paris traten nun allerdings Zustände ein, die auch den Unempfindlichsten an einer verwundbaren Stelle trafen. Der Handel stockte seit langem, der Kredit schwand, die Theurung nahm zu, und schon kam es zu Bankrotten, die man allgemein nur als ein Vorspiel zu Schlimmerem ansah. Dazu brachte der Winter eine Influenza-Epidemie, welche zahllose Opfer forderte. In jeder Straße, in jedem Hause gibt es Kranke und Sterbende; überall begegnet man Leichenzügen, nur in den Zeitungen sieht und erfährt man von alledem nichts. Hier herrscht „destelltes Schweigen“. — Der Sommer 1803 wird dann glühend heiß.

„Die Trockenheit ist entsetzlich, und die Lebensmittel steigen alle Tage in beängstigender Weise; niemals hat man so wenig Wasser in der Seine gesehen. Es gibt kein Futter, kein Obst, kein Gemüse, und die stets wachsende Theurung der Kolonialwaaren macht die Hungersnoth noch drückender. Ueberall hört man nur Murren. Das Volk ängstigt sich vor dem Nahen des Winters. Ein dunkles Gefühl scheint ihm zu sagen, daß es auf die traurigsten Kalamitäten gefaßt sein muß.“

Dabei häufen sich jetzt die Bankerotte. In neunzig Tagen haben sich allein fünfundzwanzig Buchhändler für insolvent erklärt.

„Man sagt, daß nur noch drei Bankiers an der Börse ungeschmälerten Kredit genießen; Delessert, Baguenault und Perregaux; dieser letztere hat aber schon Unterstützungen von der Regierung annehmen müssen.“

Ueber das Haus Récamier laufen beunruhigende Gerüchte umher. Das Haus Barillon, eines der größten, stürzt zusammen, wie man sagt, mit einem Defizit von achtzehn Millionen. Da einige Zeit zuvor auch der Staatsrath Bourienne seine Zahlungen eingestellt hatte, so witzeln die Berichte: „Unsere Bankiers von heute richten sich ein, wie Fürsten und machen Bankrott, wie ein Minister.“ Schließlich verbreitet sich im Volke das dumpfe Gerede: die Regierung selbst wolle die Finanzleute einen nach dem andern ruiniren, „aus Furcht, daß sich einer unter ihnen finden könnte, der mit seinen Mitteln und seinem Kredit eine Verschwörung unterstützen könne.“ Nur Perregaux, Baguenault und Récamier, deren man sicher sei, sollten bestehen bleiben.

„Welch ein Zustand und welch ein Gouvernement! Denn, wenn man auch annimmt, daß diese Beschuldigung unbegründet sei, ist es schon schlimm genug, daß sie überhaupt aufkommen konnte.“

Jetzt noch rasch einen Blick in die gesellschaftlichen Verhältnisse. Die Familie Bonaparte steht auch da im Mittelpunkte. Von Paolina, die noch Madame Leclerc heißt, wird wenig gesprochen, dafür desto häufiger von Lucien. Ehe er sich mit Madame Joubertot verlobt, hat er sehr intime Beziehungen zu der berühmten Schauspielerin Mlle. Georges unterhalten. Er hat ihr eine Einrichtung geschenkt, die jetzt eben ausgestellt und wegen ihres Reichthums angestaunt wird, die Badewanne von Silber, einige Toilettegegenstände in Feuervergoldung. Lucien kann sich derartige Extravaganzen erlauben. Während seiner Gesandtschaftsreise nach Spanien hat er in wahrhaft unerhörter Weise ein Vermögen zusammengerafft. Selbst Bonaparte ist empört gewesen. „Sie sollen vier Millionen aus Spanien mitgebracht haben“, so hat er ihn angeherrscht. „Vier Millionen“, erwiderte der andre! „Nein, sieben, und wenn ich gekonnt hätte, hätte ich zehn mitgenommen.“ — Murat verfügt bereits über hundertfünfzigtausend Francs Jahreseinkünfte. Seine Fußböden sind mit Mahagoni getäfelt, seine Vorhänge mit den kostbarsten Spitzen besetzt. Onkel Fesch ist lächerlich geizig. Wenn er von Paris nach Lyon und umgekehrt von Lyon nach Paris fährt, stopft er seinen Wagen mit kalten Hammelkeulen voll, nur um unterwegs nichts ausgeben zu müssen. — Talleyrand hat sich verlobt, mit einer Mrs. Grant. Bisher hatte man nicht viel gefragt, ob wirklich je ein Mr. Grant existirt habe. Nun ist er in eigener Person erschienen, hat seine Rechte geltend gemacht und nachgewiesen. Dem Minister blieb nichts übrig, als den Beutel aufzumachen und dem unbequemen Ehemanne achtzigtausend Francs Abstandsgeld zu zahlen. Von London aus hat der letztere dann nochmals zehntausend Pfund Sterling verlangt und Talleyrand angeblich auch in dieses Opfer einwilligen müssen. Uebrigens, sagte man, habe Mr. Grant schon früher einmal die erwiesene Untreue seiner Gattin mit finanziellem Geschick auszubeuten gewußt. — Joseph Bonaparte hat ein hübsches schauspielerisches Talent; darüber große Eifersucht bei Napoleon. In Malmaison wird Komödie gespielt, die Hofdamen haben auf einmal neun Stücke zum Auswendiglernen bekommen, natür-

lich im Tone des Marschordre. Josephine wird mit Antheil und Sympathie geschildert. Sie leidet entsetzlich unter der Tyrannei ihres Mannes und hat ihm schon Mangel an Zuneigung vorgeworfen. „Ich liebe Sie nicht?" hat er da ausgerufen, „und wer stände Ihnen sonst gegen meine ganze Familie bei? Sie haben nur Madame Baeciochi auf Ihrer Seite: an dem Tage, da sie mir ihre Freundschaft für Sie bezeugte, bin ich ihr vor Dankbarkeit um den Hals gefallen und habe ihr ein Perlenkollier geschenkt, das für Sie bestimmt war." — Doch genug des losen Klatsches; und damit am Schluß noch ein Bild von anderer Prägung stehe, sei erwähnt, was von Bonaparte's Arbeitskraft erzählt wird. Alles um ihn „geht mit einer Schnelligkeit, die seinem kochenden Ungestüm entspricht. Unmittelbar nach der Abreise des englischen Gesandten verwandte er drei Tage und drei Nächte, um über die Lage zu arbeiten, immer stehend und mit drei oder vier Sekretären auf einmal. Als er am vierten Tage eine heftige Aufregung spürte, setzte er sich in ein Bad, blieb sechs Stunden darin und diktirte während dessen Depeschen von der höchsten Wichtigkeit. Er legte sich endlich zu Bett, gab Befehl, ihn um drei Uhr zu wecken, um fünf oder sechs Couriere zu empfangen, die er während der Nacht erwartete. So erledigt er die Geschäfte. Alles um ihn muß denselben Eifer zeigen; sich zu seinem Dienste verpflichten, heißt sich verpflichten, keine Ruhe bei Tag und bei Nacht mehr zu haben. . . . Wenn ein Mann von solchem Charakter an der Spitze der lebhaftesten und thätigsten Nation Europas steht und über unendliche Hilfsquellen verfügt und über ein Heer, welches Europa besiegt hat, dann mag das Weltall zittern."

G. Ransohoff.

Für und wider die Duse.

Die Duse geht, aber ehe sie noch ihre Koffer gepackt, um Berlin zu verlassen, zeigte sie an, daß sie sehr bald wiederkommen würde. Berlin gefällt ihr — sie sagt es Jedem, der ihr begegnet, sie beweist es durch die That. Ist sie, die für d'Annunzio's raffinirte Schönheitsträume Begeisterte, so entzückt von der unromantischen Klarheit unserer Straßen, von der schweren und stillosen Architektur unserer Häuser, von dem soliden, aber zierlosen Spießerthum der großen, hastenden Menge? Muß diese Venetianerin, die selber sagt — wenn auch vielleicht mit einer kleinen, koketten Uebertreibung — daß die Sehnsucht nach ihrer Heimath nie von ihr weiche, nicht ein wenig hier herumgehen, wie die verbannten Athener, die vergeblich auf fremden Küsten die Götter Griechenlands suchten? Dort unten die italienische Heimath, wo noch der letzte Bettler seine Lumpen malerisch zurechthängt und wo vor den alten Palästen am Canale Grande die Burschen und Mädchen auf dem Rücken liegen und den weißen Wolkensegeln am blauen Himmel nachschauen. Hier die Stadt, wo man sich praktisch kleidet und wo man keine Zeit hat zum Träumen. Dort unten Venedig, wo mit der schwarzen Gondel das Unerwartete, die Ueberraschung aus dem engen Seitenkanal hervorzuschießen scheint. Hier Berlin, wo Alles mathematisch geordnet ist, wo Alles am Schnürchen geht und wo die Polizei dekretirt zu haben scheint: Ueberraschungen sind verboten.

Und doch — es gefällt ihr. Sie sagt es, und man kann es ihr glauben. Der wahre Grund ihrer Zufriedenheit ist, daß sie fast nirgends — oder nirgends — ein Publikum gefunden hat, wie hier. Sie hatte auch in Paris einen großen Erfolg, aber es war doch nicht dasselbe. Die Franzosen sind, wenn ihnen etwas Neues aus dem Auslande kommt, noch immer wie der störrische Bauer, der nicht essen will, was er nicht kennt — und dann sind da die Sarah-Verehrer, die keine Göttin neben der ihrigen dulden mögen. Noch etwas Anderes erklärt, warum der Enthusiasmus in Berlin größer ist, als in Paris: für die Pariser war die Kunst der Duse nicht ganz so sehr eine Offenbarung, wie für die Berliner. Die Pariser waren vertraut mit dieser Art, so „wie mit Blumenfüßen" leicht und diskret, elegant und harmonisch über die Dinge wegzugleiten. Für sie konnte die Kunst der Duse nur die höchste Verfeinerung, die ideale Vervollkommnung dessen sein, was sie schon kannten. Es war im Grunde der alte Stil, angewendet von einer „Prinzessin aus Genieland". Aber in Deutschland wirkte nicht nur der geniale Reiz der Persönlichkeit, sondern auch die Neuheit der Stilart. Hier schien die Duse noch mehr, als dort, der fremde Wundervogel mit dem Goldgefieder. Sie war nicht nur die „Prinzessin aus Genieland", sie war — um ein Titelwort Rostand's zu gebrauchen — „la Princesse lointaine".

Sie fand in diesem Berlin, das keine Theaterstadt ist, das die Verhimmelung der Bühnengrößen etwas weniger weit treibt, als Paris und Wien, eine große Begeisterung und oft eine schwärmerische Verehrung. Sie fand in diesem Berlin, wo man an die hohen Theaterpreise sonst wenig gewöhnt ist, ein Publikum, das willig zehn Mark für den Parquetsitz bezahlte. Und dieser Enthusiasmus wurde im Laufe der Jahre nicht geringer. Die Duse ist diesmal fast noch mehr gefeiert worden, als früher, und das war nur gerecht. Ihre Kunst hat sich noch mehr verfeinert, ist noch inniger geworden — sie selbst scheint körperlich gesünder und kräftiger und herrscht damit noch sicherer über sich und Andere. Sie, die von keiner Anderen mehr übertroffen werden konnte, hat in der „Cameliendame" und ähnlichen Dumas-Stücken diesmal sich selbst noch übertroffen. Sie schuf Kiesel zu Gold um, sie erweckte das, was todt und versteinert schien, zum Leben, lockte eine süße Musik daraus hervor, wie die Sonne, welche mit ihren Strahlenfingern die Memnonssäule berührt, ein Klingen aus dem kalten Stein lockt.

Es war bedauerlich, daß sie dann, nachdem sie so viele Siege erfochten, mit Cleopatra bei Actium unterlag. Es war doppelt bedauerlich, weil man so zum ersten Male die wahren Grenzen ihres Könnens unterschied. O, ich weiß, daß Viele nicht zugeben wollen, daß die Duse unterlegen. Das sind verliebte Leute, die gläubig sind, weil sie verliebt sind. Die Gefeierte sagt ihnen: „ich bin Cleopatra" und sie entgegnen: „ja Herrin, Ihr seid Cleopatra".

Aber das ist nichts, als eine verliebte Selbsttäuschung.

* * *

Shakespeare's Cleopatra ist das orientalische Sinnengeschöpf, das sich in einzelnen Momenten zu wahrer Leidenschaftlichkeit erhebt. Die Cleopatra der Duse ist ein Leidenschaftsweib, das in einzelnen Momenten in die orientalische Kindlichkeit verfällt. Allerdings, Shakespeare's Cleopatra stirbt „nach hoher Römerart", nachdem sie als „Schlang' vom alten Nil" gelebt hat. Aber dieser Todesmuth kommt ein wenig überraschend — man brauchte ihn dieser Egypterin nicht ohne Weiteres zuzutrauen. Cleopatra schien nicht zum Sterben bereit, aber da kam die historische Ueberlieferung und verlangte ihren Tod. Logischer wäre es vielleicht gewesen, wenn Cleopatra mit dem Sieger nach Rom gegangen wäre und sich — verschmäht von Cäsar — dem muskelkräftigsten Gladiator an den Hals geworfen hätte.

In der ganzen Tragödie findet sich nur eine einzige Stelle, wo ihr eine gewisse Größe zugesprochen wird — oder wenigstens eine gewisse vornehme Größe im Laster. Der gute Enobarbus sagt von ihr, das Niedrigste habe „Anstand in ihr, daß heil'ge Priester sie segnen, wenn sie ausschweife". Aber im ganzen Stück ist sie die halb sklavische, halb herrische egyptische Königsdirne, verweichlicht auf den Purpurkissen, mit immer wachen, immer verlangenden Sinnen, verliebt in die Kraft des „röm'schen Herkules", orientalisch grausam und orientalisch großmüthig, spielerisch putzsüchtig und kindlich eitel, und eigensinnig, und unverständig, und verlogen.

Man muß die Erzählung dieses braven Enobarbus hören — die Erzählung über ihre erste Begegnung mit Antonius. Sie kommt auf dem Flusse Cydnus in goldener Barke. —

„Purpurn die Segel, und voll Duft, daß drum
Die Winde buhlten; silberhell die Ruder" —

und das Laster, die Sünde selber ziehen da auf dem Flusse Cydnus heran. Die goldene Barke der Cleopatra ist wie der Mittelpunkt dieses ganzen Orients mit seiner Ueppigkeit und Schwelgerei, wie im Symbol fremder, heißer Sinnenpracht. Sie schwimmt auf dem Wasserspiegel des Flusses, wie eine jener großen erotischen Blüthen mit den Feuerfarben und dem tödtlichen Athem.

Dies das Milieu. Und dann Cleopatra selber:

„Andere stumpfen ab
Die Lust durch Stillung; aber sie macht hungrig,
Jemehr sie sättigt."

Ja sie ist keine Oktavia, keine Römerin, deren Liebe nie die edlen Formen aufgibt, deren Leidenschaft sich nie erniedrigt. „Das Niedrigste hat Anstand in ihr" — aber sie schreckt vor dem Niedrigsten nicht zurück. Ihre Sinnentollheit kennt keine Grenzen. Sie ist die ewig Andere, ihre Liebe ist voll Phantasie und Ueberraschungen. Sie ist die Orientalin, unwissend auf allen anderen Gebieten, aber sehr unterrichtet auf diesem einen Gebiet, die Orientalin, die all' ihre Instinkte dahin treiben, den Herren zu umschmeicheln und zu fesseln, die Orientalin, die aus der erotischen Liebe eine Kunst und eine Wissenschaft gemacht hat. So hält sie den in Aphroditens Landen vielbewanderten Marc Anton.

Sie hat all' die Triebe und Schwächen der Courtisane und der Orientalin. Sie weiht die Dienerinnen in die intimsten Angelegenheiten ihres Liebeslebens ein. Sie ist unverständig rasend, als sie die Heirath Marc Antons erfährt, und kindlich glücklich, als sie hört, daß die neue Gattin sich ihr an Schönheit nicht vergleichen könne. Sie ist feige und verlegen — sie flieht als Erste bei Actium — dann fürchtet sie den zornigen Marc Anton — sie läßt ihm die Lügenbotschaft zutragen, daß sie tot sei — sie wagt nicht, von dem Monument, auf das sie sich geflüchtet, zu dem Sterbenden hinabzusteigen: „Ich wag's nicht, Theurer (Theurer, vergib!) ich wag's nicht, weil man leicht mich finge".

Diese orientalische Courtisane liebt in Marc Anton den Helden, der die Anderen bezwungen hat. Sie liebt in ihm den „röm'schen Herkules", den Stärksten. Sie liebt ihn, wie Carmen den Torreador liebt. Er ist geschlagen und der Zauber ist hin. Sie sieht ihn überwunden und in diesem Augenblick bietet er ihren Sinnen nichts mehr. Deshalb wendet sie sich von ihm ab, deshalb ist sie bereit, vor dem Sieger Octavius Cäsar zu knieen. Man suche nicht nach anderen Erklärungen — Alles bei ihr ist aus den Sinnen heraus zu erklären. Das wird noch deutlicher, wenn man sieht, wie Marc Anton sie zurückgewinnt. Er maltraitirt sie, er läßt den Boten Cäsars peitschen, er wird brutal, wird wieder der Herr — und das imponirt ihr, stachelt ihre Liebe wieder auf. Jeder Peitschenschlag, der auf den Rücken des römischen Boten niederfällt, peitscht Cleopatra zu Antonius hin. Aber wenn eine Schauspielerin dieser Cleopatra nicht die ganze orientalische unterwürfige Sinnlichkeit gibt — wer versteht dann den raschen Wechsel — den schnellen Verrath und die schnelle Rückkehr?

Und was hat nun die Duse aus alledem gemacht? Es wird sofort klar, wenn man sagt, wie sie eine einzige kurze, aber entscheidende Szene spielte.

Sie kommt in Helm und Panzer, um an der Seeschlacht theilzunehmen. Warum will die Cleopatra, die man eben beim verliebten Schwelgen gesehen hat, mit zur Schlacht — die Cleopatra der goldenen Barke, die Cleopatra vom Flusse Cydnus, die Cleopatra, in der sich alle Sinnenreize und Lockungen des Orients verkörpern? Sie will zur Schlacht, weil sie in ihrer kindlichen Unwissenheit glaubt, es handle sich um ein neues, ungefährliches Spiel. Sie will zur Schlacht, weil sie sich neue nervenkitzelnde Erregungen verspricht. Als sie sieht, daß die Sache so harmlos und amüsant nicht ist, macht sie kurz Kehrt, sie flieht, wie ein erschrockenes Kind, und kümmert sich verteufelt wenig um den armen Antonius und sein Glück.

Aber die Duse nimmt die Sache ernst. Sie kommt stolz und ritterlich. Die andere Cleopatra hätte sich kokett über die schöne Rüstung gefreut — die Cleopatra der Duse trägt ihr Panzerkleid mit feierlicher Würde. Die andere Cleopatra hätte vor Lust und Aufregung gebebt — die Cleopatra der Duse ist voll römischer Entschlossenheit. Eine Römerin, nicht Cleopatra. Wäre Cleopatra gewesen, wie die Duse sie aufgefaßt, sie wäre nie als Erste geflohen — sie wäre geblieben, hätte gesiegt oder wäre gestorben.

Die Duse hat auch in diesem Drama einige Szenen, die keine Andere ihr nachspielt. Sie ist wieder die Wunderbare, als sie von dem Boten sich die Gestalt der Octavia schildern läßt und kindlich beglückt und kokett zufrieden sich sagen darf: „Es ist nicht viel an ihr!" Sie ist wieder die Wunderbare, als sie dem Cäsar zugeben muß, daß sie nicht alle Geschmeide und Juwelen ausgeliefert, und als sie sich schmeichlerisch herauslügt: „Ein edler Stück hätt' ich zurückgelegt für Livia und Octavia . . ." Dort hat sie den Charakter der Cleopatra am Wenigsten umgemodelt.

Aber wo ist die Cleopatra der goldenen Barke, die Inkarnation der orientalischen Ueppigkeit, der tiefheißen, fremden Sünde? Wo ist die Egypterin, deren Sinne nie satt werden und deren Liebe voll Phantasie ist? Der Cleopatra der Duse fehlten diese Sinne und diese Liebe und darum hat Niemand verstehen können, weshalb sie den Marc Anton verrathen will und warum sie dann doch zu ihm zurückkehrt.

Die Duse nimmt Alles zu ernst, nicht nur die Schlacht bei Actium, sondern das ganze Leben. Sie klagt, wie ein stolzes Weib, wo Cleopatra nur weint, wie ein verzogenes Kind. Sie genießt nicht mit den Sinnen, sondern mit dem Geist und den Nerven. Sie adelt vielleicht die Gestalt der Egypterin, aber sie nimmt ihr damit den urwüchsigen Reiz und der Tragödie, die der barbarische Bearbeiter schon unverständlich genug gemacht, auch den letzten Rest der Verständlichkeit.

Man wird vielleicht sagen wollen: sie thut das Alles, um auf das tragische Ende vorzubereiten, um den römischen Todesmuth der egyptischen Courtisane zu erklären. Und diese Entschuldigung klingt im Augenblick nicht übel. Aber wenn das Bild hier wirklich einen Riß hat, so mußte er verdeckt werden, ohne daß das Bild dadurch sein Aussehen ganz veränderte. Und wer weiß, vielleicht ist der Riß garnicht so erheblich, der Widerspruch nicht so unüberbrückbar, der Tod der verweichlichten Orientalin garnicht so römisch groß. Vielleicht paßt er ganz in das Bild — er ist für die erregungsbedürftige Egypterin nur ein neuer Nervenkitzel mehr — ganz, wie die Seeschlacht bei Actium — — eine neue Wollust: der langschlürfende Todeskuß der kleinen Schlange nach soviel anderen Küssen.

* * *

Man hat gesagt: die Duse ist zu modern für die Cleopatra. Das Wort „modern" ist in Kunstdingen ein übles Wort. Es dürfte schwer zu beweisen sein, warum die Cleopatra Shakespeare's weniger „modern" sein sollte, als so und so viele weibliche Gestalten der allerjüngsten Dichtung. Sie ist ein lebendiges Menschenwesen, darum war sie immer „modern", darum ist sie es heute, darum wird sie es morgen sein.

Ich glaube nicht, daß die Duse zu „modern" für die Cleopatra ist, aber ich glaube, daß ihr Temperament sich hier nicht anpaßt. Sie hat die wärmsten und zartesten Töne der Innigkeit, sie hat die prachtvolle Leidenschaftlichkeit, aber ihrem Temperament fehlen die sinnliche Fülle und der gewisse höllische Beigeschmack. Darum muß sie Alles veredeln — es ist das ihr Fatum — der Grund ihrer großen Erfolge und ihrer einen Niederlage. Ihre Seele hat feine silberblaue Libellenflügel, sie hebt Alles um sich

her mit in die Höhe. Die silberblauen Libellenflügel überragen das Körperliche — nichts erinnert an jene Muttmweibchen, die nur ein bunter schillernder Leib scheinen und die mit tausend kleinen Leibesinstinkten und Leibesbegierden leben.

Es ist sehr verständlich, daß diese köstliche Persönlichkeit Verehrer gefunden hat, die ihr Alles glauben, selbst die Cleopatra. Sie sind entzückt, wenn diese Frau wie mit Midasfingern Alles vergoldet, sie sagen: „Alles, was sie berührt, wird zu Gold, ist das nicht schön?" Ja, es ist sehr schön. Aber wenn man die Cleopatra der Duse sieht, begreift man doch den Schmerz des hungrigen Midas, um den herum die Erdäpfel zu goldenen Kugeln werden. Zu viel Gold, zu viel Gold! — und ein Königreich für ein paar Erdäpfel!

Theodor Wolff.

Musikkritische Glossen.

Die musikalische Sturmfluth naht. Ehe noch dieses Blatt in die Welt gelangt, wird sie Berlin erreicht und die Stadt der ganz besondern Intelligenz zur Strafe ihrer Sünden mit einem Riesenschwall von Klängen und Tönen, Dissonanzen und Harmonien, lauter unbewußten Entzückungen und irrationalen Genüssen überschwemmt haben. Erfahrungsgemäß vergeht dabei sehr Vielen Hören und Denken und die Klage ernster Männer über die geistverlassene und unfruchtbare Musikschlemmerei ist durchaus nicht unbegründet. Steckt dahinter auch oft etwas ungeinitische Verstandesüberhebung, so ist doch zuzugeben, daß der musikalische Großbetrieb der Berliner Konzertsäle beim Durchschnittshörer zu einer Verminderung der Aufnahmefähigkeit und zur Vergröberung und Veräußerlichung des Musikempfindens führt. Wie alle ächte Kunst, so verlangt auch die gute Musik vom Empfangenden reinste, unbedingte Hingabe und innerliche Sammlung, Voraussetzungen, die in unseren Musiksälen, wo man sich gewöhnt hat zu viel, zu vielerlei und zu hastig zu hören, nur von einer Minderzahl der Besucher erfüllt werden, selbst wenn man die Logenschönheiten und Platzabsitzer ganz außer Betracht läßt.

Dieser Uebelstand ist nicht etwa bloß von kritischen Körnlern erkannt, sondern seit geraumer Zeit auch von den Musikern selbst empfunden worden. Um ihm abzuhelfen und ihren Darbietungen eine tiefere Wirkung und feineres Verständniß zu sichern, haben einzelne Konzertgeber zu dem Mittel der erläuternden Programmbücher gegriffen, wie sie in England seit längerer Zeit in Mode waren. In Berlin wurden diese Konzert-Baedeker vor etwa zwölf Jahren eingeführt, sie haben sich aber nach dem Urtheil der Einsichtigen wenig bewährt. Den meisten Lesern geht es damit wie jenen Reisenden, die im Baedecker noch das Wissenswerthe über eine Oertlichkeit nachlesen, während der Schnellzug längst meilenweit sich davon entfernt hat und andere schöne Dinge die Aufmerksamkeit des Besuchers verdient hätten. Wer gute Augen hat und sich einer boshaften Natur erfreut, kann sich während trostloser Symphonien kein ergötzlicheres Schauspiel denken als die Verlegenheit dieser Programmbuchnachleser, die an der Hand der abgedruckten Notenbeispiele das Gehörte besser zu überblicken hoffen, sich in der Unrast des Tonspiels verirren, auf falsche Fährte gelangen und schließlich froh sind, wenn sie mit dem Dirigenten bei einer Generalpause oder dem Schlußakkord wieder zusammentreffen. Ich habe mehrfach Konzertbesucher beobachten können, bei denen auf diese Weise das Anhören eines größeren Orchesterwerkes zu einem drolligen Suche- und Fangespiel wurde. Gesetzt aber auch, daß Manche den Gang eines Musikstückes vermittelst des Kommentars besser verfolgen können, was ist dabei für die Wirkung der Musik im eigentlichen und tiefsten Sinne gewonnen? Doch wohl nicht viel mehr, als wenn sich einer an anatomischen und histologischen Präparaten auf den Genuß antiker Bildhauerkunst vorbereiten will oder mit metrischen Zergliederungen der Schönheit eines Goethe'schen Gedichtes habhaft zu werden trachtet.

Wichtiger und fruchtbarer als derlei Anleitungen zum äußerlichen Formverständniß können für die Musikpflege historische und biographische Studien werden, wenn sie im Stande sind, dem Musikfreunde die geistigen und künstlerischen Strömungen zu schildern, aus denen ein Tondichter erwachsen ist, wenn sie ihn die psychologischen Voraussetzungen bedeutender Musikwerke kennen lehren. Aus guten Gründen haben denn auch die Musikerbiographien der Reclam'schen Universalbibliothek, die zuerst vor etwa 15 Jahren solche Arbeiten in handlicher Form und um ein Billiges auf den Büchermarkt brachte, große Verbreitung gefunden und einen merklichen Einfluß auf die musikalische Bildung weiter Kreise geübt. Inzwischen ist mit der Bedeutung der Musik für unser Kulturleben auch das Bedürfniß nach musikalischer Litteratur gewachsen und dem Konzertbesucher unserer Tage steht, abgesehen von den großen musikwissenschaftlichen Werken, eine ganze Reihe methodisch bearbeiteter aber leicht zugänglicher Musikerbiographien zu Gebote. Unter diesen erfreut sich großer Beliebtheit, die mit Bildern und Bildnissen reichlich ausgestattete Sammlung „Berühmte Musiker*)", deren von Fachmännern verfaßte Lebensgeschichten mit besonderm Bedacht als Einführung in die Werke der Meister entworfen sind. Die neuesten Bändchen sind Carl Maria von Weber, Albert Lortzing und Camille Saint-Saëns gewidmet. Bietet H. Gehrmann, der sich den Meister der romantischen Oper zum Helden erwählt, vor allem eine bündige und geschmackvolle Zusammenfassung dessen, was in den großen Arbeiten Jähns' und Max Maria von Weber's bereits über Weber veröffentlicht worden war, so giebt uns dagegen Georg Richard Kruse in seinem „Albert Lortzing" ein von langer Hand vorbereitetes, zum großen Theil auf bisher nicht bekannte Quellen gegründetes Buch, das für die Zukunft als die maßgebende und beste Arbeit über den erfolgreichsten Buffo-Komponisten des deutschen Theaters gelten wird. Dabei muß rühmend hervorgehoben werden, daß der Verfasser bei aller dem Biographen wohl anstehenden Wärme und Begeisterung sich nicht zu der heute modischen Ueberschätzung Lortzing's hat verleiten lassen. Mag auch, rein menschlich betrachtet, Ueberschätzung erfreulicher sein als ihr Gegentheil, so erstehen aus solch falschen Werthschätzungen, wie die neuerdings beliebte Gegenüberstellung Mozart's und Lortzing's oder die Bezeichnung der „Fledermaus" als komische Oper, dem Kunstleben Gefahren der Begriffsverwirrung, die zu vermeiden gerade zu den erzieherischen Aufgaben der Kunstschriftstellerei und Kritik gehören. Schon aus diesem Grunde scheint uns die Aufnahme des durch und durch epigonenhaften Saint-Saëns unter die „berühmten Musiker" ein Fehlgriff, so belehrend einzelne Ausführungen seines überbegeisterten Biographen Neitzel auch für die deutschen Musikliebhaber sind. Die bildende Kunst unterscheidet Künstler und Kunsthandwerker, die Litteratur kennt neben dem Dichter auch den Schriftsteller, die Musikwelt gebraucht für Aechte und Unächte, Ursprüngliches und Abgeleitetes, mit Vorliebe dieselben wenig besagenden Ausdrücke Komponist und Komposition. Man wird lernen müssen deutlich zu unterscheiden nicht sowohl der Person als der Sache wegen.

Wie diese Biographien mit Bildern prächtig ausgeziert ist auch die Lebensbeschreibung Joseph Joachims, die Andreas Moser**) den zahllosen Verehrern des Geigerkönigs darbietet. Es ist eine Festgabe, die der Schüler dem Meister zum sechzigjährigen Künstlerjubiläum darbrachte. Dankbarkeit und Verehrung hat daran mit Recht mehr Antheil als die Kritik. Aber die Gewissenhaftigkeit Mosers

*) Berlin 1899, Verlagsgesellschaft „Harmonie".

**) Berlin 1898. B. Behr's Verlag.

hat hier so viele treffliche Bausteine zu einer der wichtigsten und interessantesten Künstlergeschichten unseres Jahrhunderts zusammengetragen, seine Freude an der Erscheinung des geliebten Meisters verleiht seiner Darstellung so viel Wärme und Lebensreiz, daß das Buch auch die Jubeltage zu überdauern verdient.

Von feinerem geistigen Gehalt als diese für die weitesten Kreise des Lesepublikums berechneten Lebensbilder ist die Studie „Franz Liszt", mit der Rudolf Louis*) die Reihe der Musikerbiographien eröffnet, die in der neuen Sammlung „Vorkämpfer des Jahrhunderts" Platz finden sollen. Ein bedeutungsvoller und guter Anfang. Unter der stattlichen Schaar jüngerer Musikforscher ist Dr. R. Louis eine der eigenartigsten Erscheinungen. Er vereinigt mit den Talenten eines gelernten Musikers eine gründliche, systematisch philosophische Durchbildung. Seine Schrift über „Richard Wagners Weltanschauung", zur Stunde wohl das Beste, was wir über dieses schwierige Problem besitzen, hat die Aufmerksamkeit der Kenner auf ihn gezogen. Dieß knapp gefaßte aber eindringliche Charakterbild Liszt's wird ihm außer dem Lob auch heftige Gegner schaffen. Spricht doch aus dem Büchlein nicht bloß ein scharfsinniger Kritiker und verständnißvoller Psycholog, sondern gar oft auch ein heftiger, jedoch tapferer Streiter. Aber das brachte zum größten Theil der Stoff mit sich. Liszt, der Tondichter, ist eben über seinen Tod hinaus ein Gegenstand des Kampfes geblieben und selbst heute, wo seine Ideale durch die erstaunliche Kunst eines Richard Strauß in den Konzertsälen zum Siege gelangt sind, wird seinen Werken von vielen Seiten die gerechte Würdigung versagt. Die gediegene Arbeit von Louis ist bestimmt, darin Wandel zu schaffen. Nicht alle Urtheile des Verfassers möchte ich bekräftigen und gewiß nicht immer wird sein Wort auch dasjenige sein, das die Geschichte spricht, aber zweifelsohne kann seine Schrift zur endgültigen Aufklärung beitragen. Zwei Vorzüge machen sie dazu besonders geeignet: die Bestimmtheit des Ausdrucks und die Klarheit der ästhetischen Darlegungen, Vorzüge, die gerade bei Lisztapologeten sonst nicht zu finden waren. Louis hat um für diese schwierigen aber überaus wichtigen Erörterungen grundsätzlicher Fragen Raum zu gewinnen, die Schilderung des äußeren Lebenslaufes so bündig als möglich gehalten und dadurch seine Biographie natürlich eines besonderen Reizes von vornherein beraubt. Das ist zu bedauern, denn der Virtuose Liszt, der dadurch zu kurz kommt, hat nicht für das Klavierspiel, sondern auch für die Klavierkomposition vielfache Anregungen gegeben und selbst Liszts große Orchesterdichtungen weisen in manchen Zügen auf den berühmten Improvisator. Der Mangel wird jedoch, so scheint mir, durch die breitere Ausführung der inneren Lebensgeschichte, die sehr überzeugende Darstellung der künstlerischen und religiösen Entwicklung Liszt aufgewogen. Es ist zu wünschen, daß die Fülle von Einsichten, die hier dem aufmerksamen Leser eröffnet werden, für die Würdigung der edeln Kunsterscheinung Liszt's goldene Früchte tragen; denen jedenfalls, die über die neueste Entwicklung unsrer Instrumentalmusik mitsprechen wollen, wird das Studium der kleinen aber inhaltreichen Schrift nicht erspart werden können.

Heinrich Welti.

*) Berlin 1900. Verlag von Georg Bondi.

Theater.

Deutsches Theater: „Ein glückliches Paar". Lustspiel in 3 Aufzügen von Hermann Faber.

Was einem die kritische Thätigkeit immer von neuem lieb machen darf, ist die eine Illusion, daß sie Gelegenheit gebe, dem Guten, auch wo es unter Phrasen verborgen und versteckt ist, nachzuspüren. Das Vergnügen derer, die just in der Reinigung des Augiasstalles ihre herkulischen Kräfte beweisen wollen, ist nicht das meine. Aber wenn die dauernde Beschäftigung mit Litteratur den Blick für die Mängel schärft, sollte sie doch auch die Augen für das Gute und Liebenswerthe öffnen; daß man mehr sieht als andre; daß einem eine Gestalt, der Ausdruck eines Gefühls, ein Vergleich eine suchende Künstlerindividualität offenbarte. An eine Hebbel'sche Kritik mag man dabei denken. Der hat einmal aus einem Drama eben nur die Geschichte eines Hundes, der noch dazu nur aus einem Vergleiche bellte, herausgehoben, um zwischen dem unbekannten Autor und seinem noch nicht vorhandenen Publikum zu vermitteln.

Und das ist just das Aergerliche: in Hermann Faber's Lustspiel „Ein glückliches Paar" kann ich, wie ich auch suche, den Hund nicht finden. Kein freundliches Bellen läßt sich vernehmen. Und etwas donquichotesk komm' ich mir vor, da ich somit gegen diese Faber'schen Windmühlenflügel ganz ernsthaft zum Kampf ausreiten soll.

Hermann Faber hat nämlich eine Idee gehabt, und das ist mein erster Windmühlenflügel. Diese Idee ist eigentlich eine Beobachtung. Und diese Beobachtung besteht in der Trivialität, daß den jungen Männern heutzutage so wenig Gelegenheit geboten werde, die jungen Mädchen, mit denen sie sich verloben wollen oder sollen, wirklich kennen zu lernen. Es gibt so viel gute Ideen und offenbar noch mehr schlechte, daß ich nicht weiß, warum mich gerade diese Idee so ganz absonderlich platt anmuthet; aber sie thut's.

Und aus dieser Idee fließt — meine Nummer zwei — folgende Handlung. Ein Schriftsteller, der Dr. Wendelin, will heirathen, und seine Tante wünscht's für ihn erst recht. Fünf junge Mädchen hat er auf der Liste, und die bewußte Tante ladet ihm die zum Brautschauthee ein. Ein Freund von ihm, ein Arzt (die Charaktere sind bis in die Stiefelspitzen kontrastirt) nimmt daran Theil, und Beide suchen sich natürlich das gleiche junge Mädchen aus. Das junge Mädchen aber ist ein Charakter, denn sie will sich nicht unter dem Selbstachtungskostenpreise verheirathen. Der Arzt macht ihr gänzlich unvermittelt in liebenswürdig beleidigender Weise einen Antrag und wird abgewiesen. Der Schriftsteller gibt ihr einen Blumenthal'schen „Probekuß", die Familie kommt dazu, und sie sind verlobt. Ausgleichende Gerechtigkeit des dritten Akts: der Schriftsteller gibt, da beide Verlobte die übliche Lustspielmigräne haben, seine Braut frei. Sie wird nach Zürich gehen, um da die Liebe zu dem Arzt zu studiren. — Schon Gustav Freytag hat einmal gesagt, daß es ungeheuer vieles gibt, was nie geschieht. Trotz dieser Wahrheit ist diese Handlung doch von ganz ausgesuchter Unmöglichkeit; sie ist verblüffend unmöglich. Und dabei nicht etwa ein keckes Spielen einer der Wirklichkeit lachenden Phantasie, sondern ein ängstliches Haschen nach Wirklichkeitszügen. Lacht man in diesem Lustspiel über Momente äußerer Komik, an denen es nicht einmal fehlt, so hat man dabei ein beschämendes Gefühl.

Und nun du dritter, und sei es letzter, der Windmühlenflügel: die Charakteristik! Daß diese Charaktere karikirt sind, was will das sagen? Aber man weiß doch gemeinhin, selbst bei verzeichneten Charakteren, was ihr Autor mit ihnen wollte, wie er sie ansah, auch wenn es ihm nicht gelungen war, sie zu gestalten. Bei Faber weiß man auch das nicht. Soll dieser Schriftsteller ein nervöser aber innerlich tüchtiger, brauchbarer Mensch, soll er ein Trottel sein, man weiß es nicht. Man steht auch diesem jungen Mädchen gegenüber vor einem unholden Räthsel. Der Räthsel Unholdestes aber bleibt, warum Faber, der doch wohl kein geschmackloser Mann ist, das ganze Stück geschrieben.

An solchen Stücken die Darsteller zu messen, ist immer ungerecht. Georg Engels wußte offenbar nicht wie er die Rolle des unseligen Schriftstellers zu gestalten hatte; dies Nichtwissen darf ihm zur Ehre gereichen. In Nebenrollen freilich waren Hanns Fischer und Luise von Poellnitz vortrefflich. Gisela Zurberg, die sich durch die Spiral der doppelten Brautrolle zu winden hatte, ist vielleicht ein Talent.

Es thut mir leid um Hermann Faber! Wenn Jemand den schweren und doch gewiß undankbaren Beruf auf sich genommen hat, schlechte Stücke zu schreiben, ist da nicht am Ende unrecht, ihm den Beruf noch zu erschweren?

Ich werde fürderhin gewiß nicht aufhören, den Hund zu suchen.

Ernst Heilborn.

J. Grunow: Busch's Tagebuchblätter und die deutsche Presse. Ein Kapitel aus dem Kampfe um Bismarck's Andenken. Leipzig, 1899. 48 S.

Es ist nicht ein Kampf „um Bismarck's Andenken", der hier vorgeführt wird, sondern ein häuslicher Zank unter den unbedingten Bismarckverehrern — Bismarckaffen würde man in der kräftigeren Sprache des 16. Jahrhunderts gesagt haben, — der hier rekapitulirt wird. Da nun jeder häusliche Streit, namentlich der mit finanziellen Hintergründen, ein häßlicher Streit zu sein pflegt, so werden wir wohl auch ihm dieses Prädikat beilegen dürfen. Ein kurzer Bericht über ihn könnte, da er also nicht zur ästhetischen Befriedigung der Leser gereichen kann, überflüssig erscheinen. Das ist aber doch nicht der Fall. Man lernt aus dem Kampfe der feindlichen Brüder immer Etwas, Einzelheiten nicht nur, sondern auch Allgemeines.

Herr Grunow ist bekanntlich der Verleger der „Grenzboten", „an denen Nichts mehr grün ist als der Umschlag", und verschiedener Werke des „Büschleins". Da dieser nun schwer erkrankt ist, nimmt sich der Verleger seines Autors ritterlich an und sucht ihn aus der Zahl seiner Neider und Feinde herauszuhauen. Das ist gewiß sehr schön von Herrn Grunow, wenn man sich dabei auch nicht verhehlen kann, daß es ihm doch weniger um das „Büschlein", als um die in seinem Verlage erschienenen und von ihm mit herausgegebenen Tagebuchblätter zu thun ist. Vor Allem kommt es ihm daher darauf an, die Angriffe abzuwehren, die von Einer Seite gegen seinen Autor und dessen Buch gerichtet sind, nämlich von Seiten der ehemaligen Besitzer des Manuskriptes von Bismarck's „Gedanken und Erinnerungen" und Aller derer, die an der Herausgabe derselben interessirt waren. Denn diese waren nach Grunow die Vorkämpfer in dem Preßfeldzuge, der gegen die englische und deutsche Ausgabe der „Tagebuchblätter" nach bewährten Mustern, namentlich den von Busch selbst gelieferten, in Scene gesetzt wurde. Daß dem so ist, wollen wir Herrn Grunow gern glauben. Denn einmal waren die Erben Bismarck's über manche indiskrete Aeußerungen, die ein so unbedingter und urtheilsfähiger Anhänger des Fürsten, wie Lothar Bucher doch einer war, unzweifelhaft über die Unfähigkeit des ältesten Sohnes und des Schwiegersohnes des Reichskanzlers gethan hatte, sehr erbost, und der Verleger der „Gedanken und Erinnerungen", Herr Kröner, der schon längere Jahre die damals von ihm beherrschte „Allgemeine Zeitung" ganz in den Dienst Bismarck's gestellt hatte, um den Verlag von dessen „Memoiren" zu erhalten, mochte wohl in der That eine „gefährliche Konkurrenz gefürchtet haben". Sie suchten nun ihrerseits „das liebe Büschlein" allerdings sehr arg in den Augen der Welt zu diskreditiren und wußten zu erzählen, daß der Fürst Busch gelegentlich einen „kriechenden Hund" genannt habe. An homerischen Schimpfwörtern fehlt es also in diesem Kampf nicht. Nur stellt ihn Herr Grunow doch etwas zu einseitig dar. Was alle anständigen Leute an der Publikation der „Tagebuchblätter" indignirt hat, waren nicht die authentischen Aufschlüsse, die sein Buch über den Fürsten Bismarck, über seine fides historica, daß „er anfange absichtlich zu entstellen", u. s. w. gebracht hat; noch viel weniger das, was er gelegentlich über dessen Nachkommenschaft mitzutheilen weiß. Denn mit deren Mittheilung hat Busch jeder zukünftigen Geschichtsschreibung unserer Tage gedient. Konnte man schon aber darüber kaum zweifelhaft sein, daß Busch mit der Veröffentlichung derartiger Dinge unmittelbar nach dem Tode seines Idols eine Pietätlosigkeit begangen habe, namentlich da er sie zuerst in englischer Sprache veröffentlicht hatte, so berührte das Ausschlachten seiner Beziehungen zum Fürsten um pekuniärer Vortheile willen geradezu widerwärtig. Zuerst hatte der litterarische Schnapphahn in der „Gartenlaube", die ihn gut bezahlte, über Bismarck's Leben zu Hause und im Felde berichtet. Davon war das Buch: „Graf Bismarck und seine Leute" eine Neubearbeitung. Dann erschien die Biographie „Unseres Reichskanzlers" in 2 Bänden nach den „Neuen Tagebuchblättern", dann das englische Werk „Bismarck, some secret pages of his history" und nun die deutsche Ausgabe desselben, von unzähligen gut bezahlten Veröffentlichungen in Zeitungen, welche die wichtigsten Aktenstücke enthielten, ganz abgesehen. Und wie war manche dieser Veröffentlichungen auf die Todesstunde des angeblich angebeteten Reichskanzlers buchhändlerisch vorbereitet! Dieses litterarische Ausschlachten seines Verhältnisses zu Bismarck war es, das selbst viele Leute, die nicht zu den politischen Freunden des Reichskanzlers und noch viel weniger zu denen seiner Nachkommenschaft gehörten, und die wahrlich auch nicht auf den „kriechenden Hund" eifersüchtig waren, angeekelt hat. Von diesem Makel kann Herr Grunow auch seinen Autor und Schützling nicht rein brennen. Immer wieder muß man sich aber fragen, wie konnte Fürst Bismarck einen Mann in seiner Nähe dulden und seines Vertrauens würdigen, der so pietätlos an ihm zu handeln im Stande war? Man weiß ja, daß in den Tagen, in denen Bismarck noch mit dem Abgeordneten Lasker vertraulich, und zwar sehr vertraulich redete, dieser ihm einmal sagte: „Durchlaucht, schütteln Sie doch diese Preßtrabanten von sich ab." Worauf Bismarck erwiderte: „Geben Sie mir doch bessere." Das war bei der Art, wie Bismarck die Presse benutzte und mißbrauchte, eben nicht möglich. Er hat es einmal versucht. Aber es scheiterte bald. Denn kein Mensch, der etwas auf seine persönliche Ehre hielt, konnte den Anforderungen genügen, die an ihn vom „Chef" gestellt wurden. Selbst einem Mann von der mephistophelischen Natur Bucher's wurden zuweilen die Zumuthungen zu arg. Dann lächelte er seinen Freund Busch, nach der Weise der Auguren an, bis zuletzt sein Zorn in Aeußerungen explodirte, die wir von Busch III 324 und 330 mitgetheilt finden. Indem Busch seine Feder ganz rückhaltlos in den Dienst des „Chefs" stellte und unbekümmert um Wahrheit und Unwahrheit dessen, was ihm zu schreiben aufgetragen war, Alles in die Presse warf, ist ihm allmählich auch der Maßstab für das gegen das Andenken seines ehemaligen Auftraggebers Erlaubte abhanden gekommen. Sein Metier hatte ihn stumpf gemacht. Das spricht allerdings auch nicht für den, in dessen Namen er es ausübte.

Und noch Eins! Es ist doch merkwürdig, daß diese Herolde des Andenkens von Bismarck fast alle aus dem Königreiche Sachsen stammen. Da ist Busch und die Herausgeber der „Tagebuchblätter", J. Grunow und der Professor Kaemmel in Leipzig, auf der einen Seite, und der Herausgeber des Bismarck-Jahrbuches und Kommentator der „Gedanken und Erinnerungen", Professor Horst Kohl in Chemnitz, auf der anderen. Man hat schon längst beobachtet, daß der Bismarckkultus bei vielen Sachsen erst sehr stark gewachsen ist, seitdem ihr Heros sich mit dem Kaiser überworfen hatte. Bei diesen Männern ist er wohl nur die Folge der Reaktion gegen den partikularistischen Haß, mit dem man früher zwischen Leipzig und Pirna den Gründer des Deutschen Reiches verfolgte. Darüber, daß dieser Haß zu Zeiten kein ganz schwächlicher war, hat sich Bismarck nach seinem gewaltigsten Lobredner, dem Sachsen Heinrich von Treitschke, selbst einmal sehr deutlich ausgesprochen.

N. N.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 2. Berlin, den 14. Oktober 1899. 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Krieg zwischen Transvaal und England ist ausgebrochen. Die Buren haben erklärt, daß sie es als Kriegsfall betrachten würden, wenn die englischen Truppen nicht unmittelbar von ihrer Grenze und die neuerdings erst dort stationirten alsdann auch aus Südafrika zurückgezogen würden. Daß man in London auf diese Forderung nicht eingeht, war klar, und so beginnt denn das Blutvergießen.

Thatsächlich ist das Ultimatum von Transvaal ausgegangen; und es erscheinen somit die Buren als die Angreifer. Allein dieser Anschein kann Niemanden täuschen. England hat die Republik systematisch in den Krieg hineingedrängt, und es wäre absurd, zu verlangen, daß die Buren mit dem letzten Schritt hätten zögern sollen, bis die feindliche Truppenmacht vor den Thoren des eigenen Vaterlandes so stark geworden war, um jeden Widerstand mit Leichtigkeit erdrücken zu können. Wenn es mir unzweifelhaft ist, daß ich vergewaltigt werden soll, dann warte ich nicht höflich, bis die Zahl meiner Angreifer sich so vermehrt hat, daß jede Abwehr unmöglich ist; dann setze ich mich in Nothwehr, wenn ich selbst es für nützlich erachte. Das haben die Buren gethan, und der formale Akt, daß sie ihrerseits ein Ultimatum gestellt haben, kann die Entscheidung der Frage nicht verdunkeln, wer der Friedensbrecher ist. Die offizielle englische Politik hat diesen Krieg erzwungen, und die Verantwortung für das Blutvergießen fällt durchaus auf das englische Ministerium zurück.

Dies auszusprechen, fällt denen ganz besonders schwer, die stets die größte Sympathie für England gehegt und bekannt haben. Allein vor den Thatsachen kann man die Augen nicht verschließen.

Auf der einen Seite steht ein kleines Volk, dessen rückständige Regierungsmethode zu mancher Kritik Veranlassung gibt; gleichviel, dieses Volk kämpft heute für seine nationale und politische Selbständigkeit, und solch ein Kampf hat noch stets die Sympathie der Welt gefunden. Diesem kleinen Volke steifnackiger Bauern steht ein Riesenreich gegenüber, das sein Schwert zieht aus chauvinistischem Imperialismus und im Interesse reicher Kapitalistengruppen; und diesen Motiven ist glücklicherweise noch niemals die Billigung der Unbetheiligten gewährt worden. Auf die Zustimmung der Welt kann die englische Politik nicht rechnen; ihre Sache ist keine gerechte, denn dieser Krieg ist für England keine politische Nothwendigkeit gewesen.

Sympathien und Antipathien sind keine Waare, deren Bedeutung mit dem Gewicht festgestellt werden kann. Unter Umständen kann sich ein Staat über das Urtheil der Welt ungestraft eine Zeitlang hinwegsetzen; unter Umständen wird das gefährlich. Eine Gefahr liegt schon darin, daß auch die größten Chauvinisten sich nicht gänzlich die Ohren vor den Worten des Auslandes verstopfen können; und diese Worte fallen um so mehr ins Gewicht, je begründeter sie sind. Selbst das lauteste patriotische Schreien übertönt nicht völlig jene leise sich vernehmbar machende Stimme, die schließlich immer erneut wiederholt: Es ist doch eine faule Sache, für die wir kämpfen. Die Buren aber können sich sagen, es ist, wie uns von aller Welt bestätigt wird, eine gute Sache, für die wir zur Flinte gegriffen haben, und dieser moralische Rückhalt setzt sich auch in reale Kraft um, trotz dem Ausspruche von Napoleon I., der behauptete, der Gott der Schlachten sei mit den starken Bataillonen. Stark aber sind vor allem auch jene Bataillone, die mit Enthusiasmus sich schlagen für ihren heimischen Heerd und ihre Unabhängigkeit. Möglicherweise erfährt das England zunächst, und das wäre eine Lehre, die wir nicht nur England, sondern auch der Welt wünschten.

Vielleicht ist an diesem frivolen Kriege nichts so traurig, als daß es gerade ein freies Volk ist, dessen Regierung sich über die Erwägungen der Billigkeit und des Rechts ohne Besinnen hinweggesetzt hat. Kommt England leicht zu seinem Ziele, so wird damit eine Politik der Vergewaltigung überall in der Welt einen neuen starken Anstoß erhalten; dann wird von neuem zum Nachtheil einer friedlichen Entwicklung der Grundsatz sanktionirt: Seien wir stark, und wir können das Recht und die Selbständigkeit Anderer unbekümmert unter die Füße treten. Das englische Beispiel ist nicht nur an sich ein Uebel; es zeigt überdies, daß auch freie politische Institutionen voll modernen Geistes ein Volk noch nicht vor den Gefahren einer chauvinistischen Politik bewahren. Die englische Opposition, die sich in ihren besten Vertretern, den Morley, Bryce, Harcourt und den Arbeiterführern so tapfer gegen die Ausschreitungen des Imperialismus wehrt, muß leider erfahren, daß die Masse des Volks mit diesem ungerechten Krieg einverstanden ist.

Aber nimmt man selbst an, daß England schnell zu Siegen gelangt, und daß bittere Erfahrungen nicht unmittelbar die Erziehung der englischen Bevölkerung übernehmen, so wird dieser Kampf doch bleibend ernste Spuren zurücklassen. Schon heute hat das holländische Element sogar in der Kapkolonie die politische Macht in Händen. Kommt die Masse der Buren hinzu, dann wird sich in Südafrika eine England abgeneigte Opposition herausbilden, die auf lange Zeit dem Mutterlande sehr unbequem sein und die in jeder schwierigen Lage für England eine Gefahr werden kann. Und rechnet man hinzu, daß England jetzt unmittelbar mit Vorstößen, vor allen Rußlands, vielleicht auch Frankreichs, zunächst in Asien und möglicherweise in Aegypten zu rechnen haben dürfte, so erscheint es um so unbegreiflicher, daß sich Lord Salisbury für die Politik leichtsinniger Spieler von dem Schlage der Chamberlain und Rhodes hat gewinnen lassen.

Es mag leicht geschehen, daß diese Kämpfe in Südafrika weittragende Folgen haben; Folgen materieller und moralischer Art. Ein schnelles Gelingen für England wird die politische Frivolität überall üppig in die Halme schießen lassen; und englische Fehlschläge können Rußland und Frankreich zu einer internationalen Ausbeutung der Sachlage veranlassen.

Wir in Deutschland werden bedauernd, aber ohne Beklemmung für das unmittelbare eigene Wohl die weitere Entwicklung sich vollziehen lassen. Eines ist nur zu hoffen, daß unsere Diplomatie sich nicht durch ein werthloses afrikanisches Trinkgeld die Freiheit ihrer Entschließungen im gegebenen Augenblick hat abkaufen lassen. Es wäre ein schwerer Fehler, gegen den energisch Einspruch erhoben werden müßte, wenn wir für einige bedeutungslose Landfetzen in Ost- und Westafrika unsere Unabhängigkeit England gegenüber verschachert hätten. Wir nehmen an, daß der englisch-portugiesisch-deutsche Vertrag nicht in Rücksicht auf Transvaal, sondern für den Fall einer Liquidation der portugiesischen Kolonien geschlossen worden ist.

Unsere völlige Unabhängigkeit in dem Transvaal-Konflikt hat nicht nur einen hohen ideellen Werth, sondern auch einen realen, der in unseren Beziehungen zu Holland zum Ausdruck kommen kann.

Herr von Zedlitz ist aus seiner Stellung als Präsident der Seehandlung entfernt worden. Wenn wir die Maßregelung von Beamten, die zugleich Abgeordnete waren, ihrer Abstimmung wegen für politisch bedenklich und zugleich für unzweckmäßig, um das vorgesteckte Ziel zu erreichen, erachtet haben, so finden wir diese Pensionirung sehr berechtigt. Die versteckte Taktik, die Herr von Zedlitz in der Presse verfolgt hat, ist die der Intrigue, und kein Ministerium ist verpflichtet, Männer in ihrem Amte zu belassen, die die Politik der eigenen Regierung durch Intriguen zu durchkreuzen suchen. Will Herr von Zedlitz die Regierung bekämpfen, so mag er das jetzt als freier Mann im Parlament und in der Presse thun.

Allein Herr von Zedlitz war ja niemals etwas anderes als nur das Mundstück des Herrn von Miquel, und daraus ergeben sich auch Folgerungen für diesen. Um Gotteswillen sprechen Sie das nicht aus! sagen die Vorsichtigen. Ein Minister, der öffentlich angegriffen wird, sitzt auf seinem Sessel fester als je zuvor.

Wir wollen nicht hoffen, daß der Monarch nach solchen Prinzipien seine Entschließungen trifft; es würde das einfach heißen, daß, wenn die Presse ihre Pflicht thut, der Monarch eine Absicht aufgibt, die er an sich für nothwendig und sachgemäß erachtet. Gewiß kann man dem König von Preußen nicht schlimmer zu nahe treten, als wenn man ihm solche Motive zuschiebt.

Das königliche Recht, Minister zu ernennen und zu entlassen, ist völlig unbestritten, und Niemand macht auch nur den Versuch, diese verfassungsmäßige Befugniß anzutasten. Aber die Pflicht der Presse ist es, ihre Meinung über die Minister und über die Ersprießlichkeit ihres Fortarbeitens mit Offenheit zu sagen. Stimmen die Ansichten des Monarchen mit der öffentlichen Meinung überein, gut; dann ergibt sich die Konsequenz von selbst. Stimmen sie nicht überein, so kann der Monarch auch einen angefochtenen Minister natürlich im Amte erhalten.

Allein es wäre kein Zeichen von Selbstgefühl und von Stärke des Monarchen, wenn er nur aus Besorgniß, seine Handlungen könnten als beeinflußt durch die Presse erscheinen, und um seine Unabhängigkeit zu erhärten, gerade das nicht thäte, was er an und für sich als ersprießlich erachtet. Ein Monarch, der eine Persönlichkeit ist, ein Monarch mit Selbstgefühl wird die Ueberzeugung haben, daß sein Charakterbild genügend feststeht und daß er auch dann nicht in den Verdacht kommen wird, als ein Spielball öffentlicher Stimmungen zu erscheinen, wenn er in einem bestimmten Fall genau das thut, was auch in weiten Kreisen der Bevölkerung für zweckentsprechend erachtet wird.

Und wenn man nunmehr das Problem rein sachlich prüft, so zeigt sich, daß Herr von Miquel, der öffentlich für den Kanal zu wirken suchte, doch die Lösung der Kanalfrage in jedem Falle zurücktreten lassen will hinter dem Freundschaftsverhältniß, das er mit den Konservativen, es koste, was es wolle, aufrecht zu erhalten beabsichtigt. Damit war das Schicksal der Kanalvorlage besiegelt, und damit mußten jene zahlreichen Zwischenfälle eintreten, die wir seitdem zu verzeichnen haben: jene Verhandlungen des Herrn von Miquel mit der „Kreuzzeitung“, und diese haben ihr Gegenstück in den Artikeln des Herrn von Zedlitz, der gegen den Kanal schrieb und als der politische Wortführer des Herrn von Miquel in der Presse gilt. Ist aber die Stellung des Herrn von Zedlitz unhaltbar geworden, so begreift man nicht, wie Herr von Miquel bleiben kann, dem das Treiben des Herrn von Zedlitz, das alle Welt kannte, unmöglich verborgen war.

Ist der Monarch der Ansicht, daß Herr von Miquel gleichwohl geeignet ist, die durch ihn völlig verwirrten politischen Verhältnisse zu entwirren — schön — so hat mit dieser Entscheidung das Land zu rechnen. Aber in jedem Falle hat die Presse die Pflicht, es auszusprechen, wie sie über die Aera Miquel-Zedlitz denkt, die dazu führte, daß nicht die Konservativen und nicht die Linke an den unerbittlichen Ernst der Regierung glauben konnten, einen Plan durchzusetzen, für den der Monarch seinerseits mit allem Ernst eingetreten ist.

In Hannover findet zur Zeit der Parteitag der Sozialdemokraten statt. Das große Ereigniß ist der Kampf um die Bernsteinschen wissenschaftlichen Theorien, und das Schauspiel ist wirklich eigenartig genug, wie von einigen hundert Anwesenden eine Entscheidung mit Majorität herbeigeführt werden soll, ob subtile volkswirthschaftliche Fragen in dieser oder in der entgegengesetzten Weise zu lösen seien. Die großen kirchlichen Konzilien, die über die Rechtgläubigkeit zu Gericht saßen, boten genau den Anblick, wie diese Versammlung der radikalsten Partei des radikalen neunzehnten Jahrhunderts; denn für einen radikalen Denker ist der Unterschied wirklich nicht groß, ob der eine sich

auf das in jeder einzelnen Einzelheit unangreifbare Buch der Bücher und auf die unangreifbaren Kirchenväter, und der andere sich auf den unangreifbaren Marx und seinen Kirchenvater Engels beruft. Erneut tritt wieder in die Erscheinung, wie der Wirklichkeit abgewandt und abstrakt in ihrem innersten Wesen die Sozialdemokratie und wie unpolitisch, dem deutschen Nationalcharakter entsprechend, diese Partei des Radikalismus ist.

Der Mittelpunkt dieses Parteitages ist das, was man eine Doktorfrage im fürchterlichsten Sinne des Wortes nennt; die Frage, ob die Massen weiter verelenden und ob diese wachsende Verelendung, die jeder offene Blick in das Leben verneint, immer weiter wachsen und wachsen werde bis zum allgemeinen Zusammenbruch irgend einmal zu irgend einer Zeit. Die Prophezeiungen über das kirchliche Millennium sind im Wesen von diesen Prophezeiungen nicht verschieden. Und die Männer, die sich solchem abstrakten Geistessport hingeben, werden von ihren Gegnern beargwöhnt, die Grundvesten unseres Staates erschüttern zu können.

Eigentlich hätte Herr Bebel seinen Vortrag nennen sollen: Was können wir von der Zukunft wissen? Und wenn diese Realisten, Materialisten und Positivisten das wären, wofür sie sich halten, so hätten sie sagen müssen: sehr wenig, so gut wie gar nichts. Statt dessen behauptete dieser „Geschichtsmaterialist", die Massen verelenden heute beständig mehr, was glücklicherweise gänzlich unrichtig ist, um aus dieser falschen Voraussetzung abzuleiten, folglich muß diese Entwicklung auch in Zukunft andauern, was selbst dann kein Schluß, sondern eine Prophezeiung wäre, wenn der falsche Vordersatz zutreffend sein sollte; denn jede eingreifende neue Entdeckung kann auch die Entwicklung gänzlich umbiegen, und eine Entwicklung, die heute besteht, kann morgen ihr Ende finden. Also eine Politik, die sich hütet, Religion zu sein, muß der Religion es überlassen, über die nächste Gegenwart hinaus bis in eine ferne Zukunft und bis ins Paradies zu blicken, wäre es auch nur das unbekannte sozialdemokratische Paradies.

Aber freilich, eines steht gleichfalls fest; den niederen Ständen geht es noch nicht so gut, wie das im Interesse menschlicher Kultur unbedingt geboten wäre. Das sagen auch die Sozialdemokraten. Folglich, so sagen die Einen, arbeiten wir an der Gegenwart; bauen wir heute und morgen mit am Staatsgebäude, auf daß auch in die Kellerräume mehr Licht und Luft falle; thuen wir das vor Allem, sagt Bernstein und sein Anhang; nein, sagen die Andern und Liebknecht an der Spitze, wenn wir uns auf die praktische Thätigkeit einlassen, dann wird der sozialdemokratische Zukunftsglaube schnell und schneller verblassen. Ohne unsern Glauben an das, was nicht ist und was nur kommen soll, sind wir aber verloren als Partei. Also der Glaube ist die Hauptsache, und ohne diesen Glauben kein Heil, und wer nicht glaubt, den verbrennen wir auf unsere Weise, indem wir ihn zur Partei hinauswerfen, mag er immerhin sagen, daß er der Unsere sei im Streben, der breiten Bevölkerung zu dienen. Diese werkthätige Liebe hilft ihm nichts; auch unsere Dogmen soll er uns nicht antasten, denn ihnen verdanken wir den uns unentbehrlichen Fanatismus. So sprechen die Rechtgläubigen auf dem sozialdemokratischen Konzil zu Hannover, die die freie Kritik schützen, aber sie darf sich nicht gegen ihre heiligen Bücher richten. Wie alt ist doch auch die modernste Welt.

Dieser Kampf wird natürlich in Hannover nicht zu Ende geführt werden; aber sein Ausgang bleibt unzweifelhaft.

Die Phantasie begnügt sich wohl mit dem Jenseits, aber das thut der Magen nicht; er ist ein großer Realist. In seinem Realismus befriedigt ihn auch nicht bleibend eine ferne Zukunft, die auch nur den vagen Charakter des Jenseits hat. Der reale Mensch will seine Bedürfnisse heute und morgen und übermorgen befriedigen, und heute besser leben als gestern. Vor dieses Wollen gestellt, muß die Sozialdemokratie mehr und mehr wieder eine Partei positiver politischer Arbeit werden; sie ist auf diesem Wege schon ein großes Stück vorwärts gekommen, und wenn nicht der Staat so idiotisch ist, sie auf diesem Marsche aufzuhalten, werden in gegebener Zeit auch die ferneren Etappen erreicht sein.

Der Prozeß der Harmlosen ist noch nicht abgeschlossen, aber schon jetzt kann man sagen, sehr lehrreich ist dieser Prozeß, lehrreich im allerhöchsten Grade. Dabei erscheint es für die Oeffentlichkeit ganz unwichtig, ob in diesem Klub sich auch Falschspieler oder gewerbsmäßige Spieler befunden haben. Nehmen wir an, daß weder das Eine noch das Andere der Fall war.

Jedenfalls findet man dort Leute, die sämmtlich davon durchdrungen sind, daß sie vornehme „Kavaliere" seien, die beständig ihr ganz besonderes Ehrgefühl betonen, und die doch vor jeder gesunden Moral ganz überwiegend leichtfertige depravirte Schmarotzer sind, Schmarotzer, die Gelder verjobbern, die sie nie zu erwerben im Stande wären, und die Summen verschwenderisch für ihr Leben ausgeben, die sie im Spiel ihren Nebenmenschen abgenommen haben.

Das Jobberthum der Börse ist ein verdammenswerther Auswuchs, der gebührend überall in der Welt beurtheilt wird; dieses Jobberthum, das Roulette und Baccarat spielt, hält sich aber selbst und wird in gewissen Kreisen für die Blüthe ritterlicher Vornehmheit gehalten.

Solche „Kavaliere" sind als Umstürzler nicht ungefährlich; die Fäulniß, die sie verbreiten, kann einen Staat und seine Institutionen unterminiren; was für ehrenwerthe und harmlose Ideologen sind neben ihnen die hannoverschen „Umstürzler", die sich so hingebend mit der Zukunft des Menschengeschlechtes beschäftigen.

* * *

Der Mantel und der Herzog.

„Wenn der Purpur fällt, muß auch der Herzog nach!" Wenn der Mantel von Zedlitz fällt, muß nicht auch der Herzog von Miquel nach? Die Geschichte des Herrn von Zedlitz bietet allerlei Moral. Seine Verdienste um die Unterstützung der Miquel'schen Politik in der Presse machten ihn zum Präsidenten der Seehandlung. Er glaubte nun den Herrn Finanzminister genau genug zu kennen, um auch als Gedankenleser auftreten zu können, und das brachte ihn zu Falle. Er hielt — wie Graf Kanitz und so mancher Andere — Herrn von Miquel für einen Kanalfreund, von dem der Kriminalist sagen würde: coactus voluit; und deshalb glaubte er auch nicht, die Politik seines Chefs zu durchkreuzen, wenn er seiner eigenen Ueberzeugung von der Verwerflichkeit des Mittellandkanalprojekts in der Presse beredten Ausdruck gab. Diese Scharfsichtigkeit war aber zu groß; so groß, daß Herr von Zedlitz alsbald ein schweres Augenleiden davon trug, das ihn nöthigte, seine sofortige Pensionirung nachzusuchen, nachdem er kaum Zeit gehabt hatte, sich als Präsident der Seehandlung über die Pflichten seines neuen Amtes zu informiren.

Da der Märtyrer neben einer auskömmlichen Pension seine volle politische Bewegungsfreiheit wiedergewinnt, so ist sein Schicksal nicht gerade beklagenswerth. Aber was wird aus Herrn von Miquel? Es ist merkwürdig, wie schwer es diesem brillanten Dialektiker geworden ist, die schnöde Welt von der Aufrichtigkeit seiner Kanalfreundschaft zu überzeugen. Er ist gewiß ein überzeugter Kanalfreund; er sagt es ja selbst. Aber ein Staatsmann in leitender Stellung muß auch verstehen, seine Politik vor schweren Mißverständnissen zu bewahren; und das hat er jedenfalls nicht vermocht. Während der ganzen Kanalcampagne ist immer

auf's Neue der Verdacht aufgetaucht, die preußischen Junker besäßen die geheime Sympathie des Vizepräsidenten des Staatsministeriums, auch wenn sie dem Kanalprojekt Opposition machten. Auf diesen — falschen Verdacht scheinen sich auch manche Regierungsbeamte gestützt zu haben, die als Abgeordnete schließlich gegen den Kanal stimmten und diese Haltung mit der Stellung zur Disposition büßen mußten.

Nun ist der Mensch im Allgemeinen zwar nicht für die irrigen Schlüsse verantwortlich zu machen, die Andere aus seinem Verhalten ziehen, aber bei einem leitenden Minister liegt die Sache doch etwas anders. Wer die Außenwelt nicht einmal in ganz unzweideutiger Weise davon zu überzeugen vermag, daß er eine Sache, die er formell vertritt, auch mit allem Nachdruck durch Andere vertreten zu sehen wünscht, der entbehrt des wichtigsten Hilfsmittels für den politischen Erfolg. Mit richtigem Gefühl hat deshalb auch alle Welt den schlauen Finanzminister für die blamable Kanalniederlage der Regierung in erster Linie verantwortlich gemacht; und es ist dem einfachen Menschenverstande bisher nicht recht begreiflich zu machen gewesen, weshalb Landräthe wegen ihrer Abstimmung gemaßregelt werden und der Präsident der Seehandlung wegen seiner geheimen kanalgegnerischen Preßthätigkeit zur Pensionirung gedrängt wird, während der für die Niederlage politisch recht eigentlich verantwortliche Minister weiter fungirt, als ob ihm gar nichts passirt wäre.

Kein Wunder, daß unter solchen Umständen Herr von Miquel seitens aller Kanalgegner nach wie vor mit einem geradezu kompromittirenden Wohlwollen behandelt wird. Auf ihn bauen insbesondere „Kreuzzeitung“ und „Deutsche Tageszeitung“, und wenn sie sich gelegentlich dem Finanzminister gegenüber etwas kühl stellen, so geschieht das nur aus taktischen Gründen: man will von seinen Freunden nicht immer gern unter den Linden gegrüßt sein. Wie weit das kompromittirende Wohlwollen der „Kreuzzeitung“ geht, hat das führende Junkerorgan anläßlich der verkniffenen Auseinandersetzungen mit der „Germania“ über die in den Redaktionsräumen der „Kreuzzeitung“ stattgehabte „Friedenskonferenz“ in geradezu klassischer Weise bekundet. Von der „Germania“ in die Enge getrieben gesteht die „Kreuzzeitung“:

„Es sind wirklich am Mittwoch, den 27. September, zwei Herren auf unserer Redaktion gewesen und haben dem stellvertretenden Redakteur versichert, unsere erste Meldung, der Finanzminister Dr. v. Miquel sei für die Maßregelung der Beamten gewesen, sei unzutreffend. Das ist wirklich wahr!“

Das ist die Liedkosung des Bären, der mit einem Felsblock Fliegen von der Stirn des Schlafenden scheucht. Man stelle sich vor: der Vizepräsident des Staatsministeriums läßt sich durch zwei Vertrauensmänner bei der Redaktion des Centralorgans der Kanalgegner exkulpiren wegen einer Maßnahme des Staatsministeriums, die allgemein auf die Initiative des Monarchen zurückgeführt wird. Und unmittelbar nach dieser „Aufklärung“ stellt nicht nur die „Kreuzzeitung“, sondern auch die „Deutsche Tageszeitung“, das Sprachrohr des Bundes der Landwirthe, das Feuern gegen Herrn von Miquel ein und beide erklären, daß kein Grund für sie, die schlimmsten Kanalgegner, vorhanden sei, Herrn von Miquel ihr politisches Vertrauen zu entziehen. Konnte man den Vielgewandten schlimmer bloßstellen?

Die Enthüllungen über die Preßthätigkeit des Herrn von Zedlitz haben erneut gezeigt, wie unumgänglich es ist, jeder Zweideutigkeit ein Ende zu machen. In wirklich wirksamer Weise kann das aber nur dadurch geschehen, daß Herr von Miquel ebenfalls von „Gesundheitsrücksichten“ befallen wird und seinen Abschied nimmt.

Theodor Barth.

Holland und die Transvaalkrisis.*)

Es scheint, daß die äußeren Anläße der Kriegsgefahr in Südafrika allmählich völlig geschwunden sind. Präsident Krüger war bereit, die englischen Wahlrechtsvorschläge anzunehmen, wenn künftig englischerseits keine weiteren Suzeränitätsansprüche gegenüber Transvaal erhoben würden und die stattgefundene Einmischung Englands in eine innere Angelegenheit Transvaals nicht als ein Präcedenzfall angesehen werde. Die letztere Bedingung war unnöthig, da hierzu ein einseitiger Protest der südafrikanischen Republik genügte. Inzwischen hat Sir William Harcourt die von Chamberlain mit wachsender Unverfrorenheit behauptete Suzeränität kritisch so gründlich behandelt, daß davon kaum mehr die Rede sein kann. So wären denn die sachlichen Voraussetzungen für eine Kriegsgefahr hinfällig geworden, wenn nicht . . . .

Ja, wenn nicht die Ursache eines Krieges nur zu oft etwas ganz anderes wäre als der Anlaß des Kriegsausbruchs. Der Herzog von Devonshire, angeblich die Friedenstaube des englischen Kabinets, hat ganz offen erklärt, daß die Wahlrechtsvorschläge nie einen wesentlichen Streitpunkt zwischen England und der südafrikanischen Republik gebildet hätten. John Morley, dem das Verdienst gebührt, als erster unter den liberalen Parteiführern Englands, nach Asquith's kläglichem Auftreten, ohne Rücksichtnahme auf scheinbare Parteivortheile der Verirrung seiner Landsleute entgegengetreten zu sein, antwortete darauf kürzlich in Carnarvon mit Recht:

„Ich war in meinem Leben nie mehr erstaunt, ich rieb mir geradezu die Augen, als ich erfuhr, der Herzog von Devanshire habe am letzten Sonnabend offen erklärt, die Wahlrechtsvorschläge hätten niemals einen wesentlichen Differenzpunkt zwischen uns und der südafrikanischen Republik gebildet. Mir ging der Athem aus: Sie fragen sich: ‚Wie, war das Alles nur Vorbereitung, um Zeit zu gewinnen, bis der eigentliche Streit beginnen konnte?‘“

Vielleicht werden, wenn diese Zeilen im Druck erscheinen, die neuen selbständigen Forderungen, die das englische Kabinet in Aussicht gestellt hat, eine offene offizielle Antwort darüber gegeben haben, was eigentlich gemeint war.

Uns Holländer interessirt gerade dies viel mehr als die transvaaler Wahlrechtsfrage. Wir — auch unsere Landsleute, die in Transvaal als Uitlanders angesessen sind — stehen alle an der Seite der „Afrikaander“. Wir wünschten sehnlichst, daß kein Kampf zwischen England und den holländischen „Afrikaandern“ entbrenne; aber wenn die Schattenseiten des englischen Volkscharakters ihn provoziren, dann sei es!

Wir haben so viel Zutrauen in die Waffentüchtigkeit der holländisch-afrikanischen Bevölkerung, daß wir die englischen Erwartungen eines, wenn nicht leichten, doch baldigen Sieges für sehr optimistisch halten.

Was uns Holländer hier in Europa anbelangt, so werden wir mit diesem Rückfall der englischen Politik rechnen und uns danach richten müssen. Wir haben in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts immer in freundschaftlicher Nachbarschaft mit England gestanden. Der Freihandel, die „open door policy“ sind uns sympathisch und vortheilhaft gewesen, während andere Großstaaten sich gegen uns abschlossen und uns abstießen. Doch wenn nun schließlich dieser englische Kosmopolitismus sich nur als ein verschleierter National-Egoismus entpuppte und England trotz des schönen Aushängeschildes keine friedliche Entwicklung unserer ökonomischen Interessen in einer seiner Interessensphären zuließe? Und wenn wir somit wieder darauf rechnen müßten, daß von allem, was wir aufbauen, schließlich doch wieder, wie in früheren

*) Anmerkung der Redaktian: Der Verfasser dieses Artikels vertritt in Halland seit Jahrzehnten parlamentarisch und litterarisch die Grundsätze des Liberalismus; er war van 1894—1897 auch Minister des Innern.

Jahrhunderten, die Früchte uns von England abgenommen würden?

Gerade jetzt bringt der „Standard" — ein Hauptorgan der englischen Kriegspartei und, wiewohl das englische Kabinet nach der Versicherung Ridley's nur Friedensfreunde in seiner Mitte hat, auch der englischen Regierung — einige wichtige Erklärungen. Morley und Campbell-Bannerman haben dieser Tage in Carnarvon und Maidstone überzeugend nachgewiesen, daß gar keine Veranlassung zum Krieg vorlag. Anknüpfend an eine Bismarck'sche Aeußerung, sagte selbst der offizielle Führer des englischen Liberalismus, daß die in der Wahlrechtsfrage zu Tage getretenen Streitpunkte die Gebeine keines einzigen englischen Grenadiers werth seien.

Nun schlägt der „Standard" in seinem Leitartikel vom 7. Oktober folgendermaßen los:

„Sir Henry Campbell-Bannerman kann nicht einsehen, wofür wir im Begriff sind zu kämpfen. Die Differenz zwischen einem nach 5 oder nach 7 Jahren zu bewilligenden Wahlrecht, erklärt er, sei auch noch nicht die Knochen eines einzigen britischen Grenadiers werth. Diese umschreibende Beredtsamkeit würde überzeugender sein, wenn irgend jemand sich wirklich einbilden könnte, daß wir einen casus belli aus der Qualifikation zum Wahlrecht machen wollten. Was ferner die Frage der Suzeränität anlangt, so ist Sir Henry sehr empört über deren Anspruch, von dem er meint, er sei von Sir William Harcourt und Sir Edward Clarke in Stücke zerrissen. Er möge seine Entrüstung sparen, denn die Suzeränität war in der letzten an die Transvaal-Regierung gerichteten Depesche gar nicht erwähnt. Nicht um Suzeränität handelt es sich, sondern um etwas mehr, um Suprematie. Wir können der Buren-Republik nicht gestatten, sich selbst Gleichheit mit uns in Südafrika zuzuerkennen".

Diese Erörterung scheint sich mehr noch gegen den Herzog von Devonshire, als gegen die angefallenen Liberalen zu richten. Wenn mehr als Suzeränität von Transvaal zugestanden werden mußte, um den Krieg abzuwenden, dann wird der edle Herzog doch schlecht behaupten können, daß die englische Politik nicht gegen die Unabhängigkeit und das self-government der Republik gerichtet sei. Der Schluß des Artikels ist nicht weniger deutlich und für uns Holländer noch interessanter:

„Wenn Feindseligkeiten ausbrechen, so wird das nicht geschehen wegen der Stellung der Uitlanders zum Wahlrecht aber wegen einer anderen Frage dieser Art, sondern um die Frage zu regeln, ob England oder Transvaal der dominirende Staat sein soll, ob britischer oder holländischer Einfluß in Afrika vorherrschen soll".

Was ist hier mit holländischem Einfluß (Dutch influence) gemeint? Wird dabei nur gedacht an den Einfluß der „Afrikaander" holländischer Herkunft? Das ist schwerlich anzunehmen. So gottverlassen kann die englische Politik doch nicht sein, daß sie das Hinschlachten einiger Tausend Bauern — gegen mehrere Tausende ihrer Miethssoldaten — als geeignetes Mittel ansähe, den Einfluß des holländischen Elements in Südafrika einzuschränken. Sie weiß doch ganz gut, daß der beanspruchte übermiegende Einfluß nur durch englische Einwanderung, durch Mischehen, durch zuvorkommende Behandlung zu erlangen oder zu erhalten ist. Sonst wäre doch auch in erster Linie der Einfluß der Schreiner und Hofmeyr in der Capkolonie zu bekämpfen.

Die Zweideutigkeit des Ausdrucks, der Uebergang von dem Gegensatze England und Transvaal zu British und Dutch influence scheint mir von einem Uebergange der Gedanken von Afrika nach Europa herzurühren. Er verbirgt den Gedanken, daß der Krieg gegen Pretoria und Bloemfontein als Horte holländischen Einflusses gerichtet sei. Die Feindseligkeit des englischen Kolonialamts hat dabei eine wirkliche Annäherung an andere europäische Staaten bewirkt, zunächst an Holland, was allerdings wenig mitzählt, aber auch insbesondere an Deutschland. Die fremden Interessen, die sich in Transvaal entwickelt haben, sind nur „Dutch", wenn man, wie in Amerika üblich, darunter vornehmlich deutsche versteht. Es sind deutsch-holländische Unternehmungen, die den Engländern ein Dorn im Auge sind. In erster Linie die Eisenbahn, die natürlich ihre Nationalen als Angestellte bevorzugt und bei einer Holländisch sprechenden Landbevölkerung die einsprachigen Engländer auch schwerlich verwenden könnte. Die allerdings noch wenig entwickelten diplomatischen Beziehungen der südafrikanischen Republiken laufen in holländischen Händen zusammen. Holländisch-deutsches Kapital findet allmählich immer mehr seinen Weg nach Johannesburg u. s. w.

Mißstimmung über diesen Lauf der Entwicklung Transvaals war die Ursache des offiziösen Jameson-Angriffs. Und Oel ins Feuer warf die Depesche des Deutschen Kaisers, insbesondere durch seine Anspielung auf Hülfe befreundeter Mächte. Seit dieser Zeit wird ein systematischer Feldzug gegen die Süd-Afrikanische Republik geführt. Diese Republik ist kein Brennpunkt des Fortschritts, nur ein Hort freiheitlicher Selbstbestimmung. Der Goldstrom mag auch in Pretoria Korruption gezeitigt haben, wiewohl ich nie davon ein gut beglaubigtes Beispiel vernommen habe, aber gegen dieses Uebel wird man doch das Wahlrecht der von der auri sacra fames angelockten „Uitlanders" nicht als Heilmittel anwenden wollen. Beiläufig gesagt, sind mir wohl beglaubigte Fälle von Korruption eines in Johannesburg geschaffenen, von den „Uitlanders" miternannten Boards bekannt. Eine, wahrscheinlich für ihre Dienste gut bezahlte Presse hat fortwährend die europäische öffentliche Meinung zu Ungunsten der Buren beeinflußt. Ob auch den Deutschen Kaiser? Der Besuch Rhodes' ist ein ungünstiges Zeichen. Auch scheinen Gelüste nach Kompensationen angefacht zu sein.

Doch möge man sich in Deutschland nicht verhehlen, ebenso wenig wie wir es können, daß die gegen Transvaal gerichteten Schläge auch nach Haag und Berlin zielen, und daß die Buren gewissermaßen die Prügeljungen der Vertreter deutsch-holländischen Einflusses und des Absenders der oben erwähnten Depesche sind.

Aber auch unter diesem Gesichtspunkte bleibt der Krieg unverständig und unverständlich. Die Engländer wissen eben so gut, wie ich, daß unserer holländischen Regierung der Gedanke von jeher fern gelegen hat, die wachsenden ökonomischen Beziehungen zu Transvaal kolonialpolitisch auszubeuten und England in Süd-Afrika politische Konkurrenz zu machen. Wir haben in Indien genug zu thun, und wenn ethnische und klimatische Rücksichten der holländischen Einwanderung nach Transvaal Vorschub leisten, ist dies nur nachtheilig für unsere eigenen Kolonien, woselbst wir alle unsere Kräfte vollständig verwerthen könnten.

Für Deutschland bin ich nicht berufen zu sprechen. In thesi nehme ich an, daß die Deutsche Regierung auch die Entwicklung herzlicher politischer Beziehungen zu Transvaal gern sähe, aber nur um dei meiner Erörterung den für die englische Politik ungünstigsten Standpunkt einzunehmen. Ich weiß ja von dieser Regierungspolitik nichts.

Die Kriegspartei in England will kämpfen gegen das Gespenst eines Deutsch-Holländischen Einflusses in oder mittelst Transvaals. Darauf möchte ich antworten: nehmen sich die Engländer doch in Acht, den Teufel an die Wand zu malen. Sie könnten bewirken, daß das, was jetzt ein bloßes Angstgebilde ist, eine für sie, für uns, für die ganze Welt verhängnißvolle Realität wird. Die Engländer können nicht mehr daran zweifeln, daß bei einem blutigen Zusammenstoß nicht Afrikaander-Blut allein vergossen wird. Alle außerenglischen Uitlanders, in erster Linie Deutsche und Holländer, stehen den Engländern gegenüber. Das könnte undankbar erscheinen, weil doch Mr. Chamberlain angeblich auch für ihre Rechte kämpft, allerdings ohne Mandat, aber es ist eine wohlverbürgte Thatsache, die beiläufig gesagt, auch genügen sollte, um weiteren Klatsch über die Leiden der Uitlanders auszuschließen, und die Großmächte zu veranlassen, gegen das Auftreten Chamberlains für die Uitlanders im Allgemeinen, somit auch für ihre Nationalen, zu protestiren.

Welche Früchte wird das gemeinschaftlich vergossene Afrikaander-Deutsch-Holländische Blut zeitigen?

Für Holland ist dies genau vorher zu sagen. Unser Staat wird aufhören, ein neutral gesinnter Pufferstaat zwischen den drei westlichen Großmächten zu sein. Eine von diesen, das trotz mancher unangenehmen Erinnerung aus der Geschichte von denen, welche die Dienste der englischen Radikalen und Liberalen für die Entwicklung liberaler und humaner Ideen zu würdigen wissen, bevorzugte England wird künftig alle Sympathie einbüßen. Der Rückfall der englischen Politik in die Politik der Mitte des 17. Jahrhunderts wird hier Nachfolge finden und zwar unter einer für uns günstigeren Konstellation, da seitdem neue Großmächte entstanden sind, die mit uns ein faktisches mare clausum verabscheuen. Denn es ist doch ein faktisch geschlossenes Meer, welches Tausende und abermals Tausende und selbst Großmächte, die England zu Lande zehnfach überlegen sind, thatsächlich verhindert, dem beabsichtigten Massenmord in Südafrika entgegen zu treten.

Man muß sich für jetzt beschränken auf eine Koalition der Entrüstung, aber das vergossene Blut wird, wenn auch nicht gleich, eine internationale Koalition hervorrufen, welche die Gefallenen rächen und die Unterjochten befreien wird. England ist stark, aber die übrige Welt ist einige Male stärker, wenn sie zusammen geht. Im abfälligen Urtheil über die vorgenommene Aggression ist sie schon einig. Und die Friedensliebe kann nicht so weit gehen, daß sie die Förderung einer Freibeuterherrschaft ermöglichen sollte. Wer diesen Ausdruck zu stark finden möchte, höre zum Schluß noch einmal Morley:

„Die Sprache unserer Kriegspartei, das gang und gäbe Gerede von der Unterdrückung der südafrikanischen Republiken, die Briefe der toryistischen Parlamentsmitglieder und anderer Personen in den Zeitungen degradiren unser großes Land bis zu dem Niveau der bloß cynischen Freibeuter der Geschichte (degrade this great country to the level of the mere cynical freebooters of history)".

Die wachsende Mißbilligung, welche die Chamberlain'sche Politik in England selbst findet, möge die Welt noch bewahren vor den unabsehbaren Greueln, die aus solcher Freibeuterpolitik mit innerer Nothwendigkeit nach und nach folgen müssen!

Haag, 10. Oktober 1899. S. van Houten.

Die Breslauer Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik.

„Seine Stifter sind erklärte Anhänger der Staatsintervention, der zunftmäßigen Arbeitsordnung, des Lehrlings- und Gesellenzwanges.*)" Bamberger selbst hat in seinem letzten Lebensjahre Veranlassung genommen, diese Charakteristik des Vereins für Sozialpolitik ganz wesentlich zu modifiziren. Daß sie heute in keinem Punkte mehr zutrifft, — das ist der stärkste der Eindrücke, welchen die Verhandlungen der diesjährigen Generalversammlung hinterlassen haben. Was die Herren Weber, Philippovich und v. Berlepsch über die Hausindustrie, Stieda über das Hausirgewerbe, Werner Sombart und Rathgen über die modernen Formen des Detailhandels ausführten, mußte fast uneingeschränkte Zustimmung auch aller derjenigen liberalen Kreise finden, welche eine prinzipielle Gemeinschaft mit den Anschauungen des sogenannten Kathedersozialismus auch heute noch von sich abweisen würden. Nirgends Ueberschätzung des Werthes gesetzgeberischer Maßnahmen in der Sphäre der Sozialpolitik, überall die klarste Einsicht, daß es nicht angeht, die wirthschaftliche Lage von Erwerbsklassen zu heben, ohne diese Klassen selbst zu thätiger Mitwirkung heranzuziehen, und überall entschiedenste Verurtheilung des sozialpolitischen Pfuscherthums, welches alle soziale Noth durch ein Allheilmittel beseitigen zu können wähnt.

Wer der Thätigkeit des Vereins für Sozialpolitik im letzten Jahrzehnt Aufmerksamkeit geschenkt hat, den konnte diese Grundstimmung der Verhandlungen freilich nicht überraschen. „Man fühlt sich stärker, je weniger man weiß": wenn irgendwo, so gilt dieses Wort auf sozialpolitischem Gebiete, und umgekehrt bewahrt treues und gewissenhaftes Studium dessen, was ist und was gewesen ist, am sichersten vor phantastischer Ueberwerthung willkürlicher Eingriffe auf wirthschaftlichem Gebiete. Nun aber hat gerade der Verein für Sozialpolitik bei seinen Arbeiten das Hauptgewicht auf Erforschung und Beschreibung vergangener und gegenwärtiger wirthschaftlicher Phänomene gelegt. Er hat die Galatracht spekulativer Dogmatik abgelegt und ist in unscheinbarem Arbeitskleid an das mühsame Werk der Sammlung eines weitschichtigen Thatsachenmaterials gegangen. Viele seiner Mitglieder haben mit entsagendem Fleiße ihre Arbeitskraft in den Dienst der umfassenden Enquêten gestellt, durch welche über die mannigfachsten Gebiete der Volkswirthschaft helles Licht verbreitet worden ist. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß die Schriften des Vereins allein aus dem letzten Jahrzehnt etwa 50 stattliche Bände füllen, von denen 10 der Lage des Handwerks, 8 der Hausindustrie, 5 dem Hausirgewerbe gewidmet sind. Man hat wohl eingewendet, „daß die Ausbeute an nutzbaren Schlußfolgerungen in verschwindend kleinem Verhältnisse zur aufgewendeten Arbeit stehe". Dies mag dahingestellt bleiben, denn darüber kann kein Streit bestehen, daß diese deskriptive Methode wissenschaftlicher Arbeit den Forschern selbst und ihrer geistigen Entwickelung zu großem Segen geworden ist. Sie haben gelernt, sich vor voreiligen Schlußfolgerungen aus einem beschränkten Erfahrungskreise zu hüten; die Einsicht hat sich bei ihnen befestigt, daß das zu Tage Liegende der Erscheinungen sich oft auf mehreren Wegen erklären läßt und daß die Entscheidung darüber, welche dieser Erklärungen dem wirklichen inneren Nexus entspricht, nur durch Beobachtung der kleinsten Details gefunden werden kann So sind sie zu Anhängern eines heilsamen Skeptizismus geworden, der gleich weit entfernt ist von Verehrung leerer Begriffsspielerei wie von der Methode jenes Naturalisten, von dem Kant spottet, „er behauptet, daß man die Größe und Weite des Mondes sicherer nach dem Augenmaße als durch mathematische Umschweife bestimmen könne".

Von solchem echt wissenschaftlichem Geiste waren die Referate und Korreferate erfüllt, die wir auf der Breslauer Generalversammlung gehört haben. Auf die einzelnen Gegenstände der Tagesordnung in größerer Breite einzugehen, muß ich mir versagen. Aus bloßer Erinnerung über zwanzigstündige Verhandlungen zu referiren, ist mißlich. Die Berichte der Tagespresse sind lückenhaft und ungenau. Es wird sich deshalb empfehlen mit dem Urtheile über Einzelheiten bis zum Erscheinen des vom Vereine selbst veröffentlichten stenographischen Berichtes zurückzuhalten. Nur einige kurze Bemerkungen allgemeinerer Natur als Niederschlag des Gehörten mögen hier Platz finden.

Wenn irgendwo, so ist für die der Hausindustrie gegenüber zu befolgende Politik die Warnung vor schematischem Vorgehen am Platze. Denn unter dem Begriffe Hausindustrie, über dessen Begrenzung keineswegs Einigkeit herrscht, werden Zweige gewerblicher Thätigkeit zusammengefaßt, welche hinsichtlich ihrer Existenzbedingungen die grellsten Verschiedenheiten aufweisen. Gemeinsam ist den Erwerbsthätigen fast überall die trostlose Beschaffenheit der Arbeitsbedingungen und damit das wirthschaftliche Elend. Aber während bei einzelnen hausindustriellen Gewerbezweigen diese Beschaffenheit der Arbeitsbedingungen einen nothwendigen Existenzfaktor der Produktionsform selbst dar-

*) Bamberger, Arbeiterfrage. S. 267.

stellt, beruht sie bei anderen auf Momenten mehr accidenteller Natur. Typisch für die erstere Art ist etwa die Baumwollen- und Halbleinenweberei im schlesischen Eulengebirge. Hier handelt es sich um eine der fabrikmäßigen quantitativ und qualitativ inferiore Produktionsform, die ihr Dasein nur durch größtmögliche Herabdrückung der Produktionskosten, also durch Hungerlöhne, fristen kann. Damit ist eine Besserung der Lebenslage der Erwerbsthätigen ausgeschlossen, und es würde Ausrottung des Industriezweiges ein Ziel „aufs innigste zu wünschen" sein, wenn es nur gelingen könnte, den armen vermöge Leibesschwäche zu schwerer Arbeit untauglichen Webern in ihren weltabgelegenen unfruchtbaren Gebirgsdörfern anderweitigen Erwerb zu schaffen. Zum Glück sorgt der natürliche Verlauf der Entwicklung dafür, daß das Weberelend in Bälde der Vergangenheit angehören wird. Die Statistik weist eine rapide Abnahme der in der textilen Hausindustrie beschäftigten Personen, namentlich aber der Eulengebirgs-Hausweber nach. Das staatliche Eingreifen wird sich daher hier im wesentlichen darauf beschränken müssen, die heranwachsende Generation vor dem Berufe ihrer Väter zu bewahren und ihr den Uebergang zu anderen Erwerbszweigen zu erleichtern. — Völlig anders liegen die Dinge bei denjenigen modernen hausindustriellen Gewerben, die eine Konkurrenz des zentralisirten Fabrikbetriebes nicht zu fürchten haben oder doch ertragen können. Hier kommt vor allem die Heimarbeit in den großstädtischen Konfektionsbranchen in Betracht. Zwar sind auch in ihr vielfach die Löhne auf ein Niveau gesunken, welches ein menschenwürdiges Dasein der Arbeiter nicht mehr ermöglicht, aber es ist andererseits festgestellt, daß dies Zurückgehen der Löhne nicht in den Absatzverhältnissen der Branche seinen Grund hat, vielmehr in Umständen, die mit der Existenz der ganzen Produktionsform nicht nothwendig zusammenhängen, in der unsoliden Fundirung mancher Konfektionsgeschäfte, in Mängeln des Zwischenmeisterwesens, vor allem aber in der Isolirung der Erwerbsthätigen. Hier also scheint sozialpolitische Hilfsarbeit nicht von vornherein aussichtslos zu sein. Freilich ist die Aufgabe für den Gesetzgeber eine schwierige. Einem Arbeiterschutzgesetze, welches die gesammte Hausindustrie gleichmäßigen Normen unterwerfen wollte, stände — von der inneren Verschiedenartigkeit der betroffenen einzelnen Gewerbezweige abgesehen — schon die Schwierigkeit im Wege, den Begriff der Hausindustriellen einigermaßen sicher zu umgrenzen. Verzicht auf solche Definition und Fortbildung einer Handwerk und Hausindustrie unterschiedslos umfassenden **Werkstättengesetzgebung**, für welche in der deutschen Gewerbeordnung Ansätze vorhanden sind, individualisirendes Vorgehen unter Berücksichtigung der Eigenart der einzelnen Branchen und der einzelnen Landestheile, wie es namentlich Freiherr **v. Berlepsch** empfahl, ist deshalb wohl der allein gangbare Weg. Aber sehr zutreffend und sehr wirkungsvoll wurde sowohl von diesem Sozialpolitiker als auch namentlich von dem beredten Wiener Professor **v. Philippovich** darauf hingewiesen, daß jede Gesetzgebung zum Schutze der Heimarbeiter ein Schlag ins Wasser bleiben muß, sofern es nicht gelingt, diese selbst zu thätiger Mitarbeit heranzuziehen. Dies aber kann nur dadurch geschehen, daß eine „Bewegung in sie hereingetragen", daß ihren Organisationsbestrebungen Vorschub geleistet wird und daß diejenigen gesetzlichen Bestimmungen, welche ihrer Koalition im Wege stehen, insbesondere die Vorschrift des preußischen Vereinsgesetzes, welches Frauen die Theilnahme an politischen Vereinen verbietet, beseitigt werden. Die Erfolge der in Fachvereinen organisirten Heimarbeiter der Solinger Stahlindustrie weisen den Weg, der auch die übrige Hausindustrie, soweit sie überhaupt lebensfähig ist, aufwärts zu führen vermag.

Von geringerer Bedeutung in wirthschaftlicher und sozialer Beziehung ist der Gegenstand, dem die Berathungen des zweiten Tages galten, die Lage des **Hausirgewerbes**. Es herrschte fast völlige Uebereinstimmung darüber, daß der Hausirer dem seßhaften Händler eine nennenswerthe Konkurrenz nicht bereitet und daß er manchen Gruppen von Produzenten und Konsumenten ein unentbehrlicher, vielen ein willkommener Vermittler ist. Auch den persönlichen Qualitäten dieser Aermsten der Armen ließ Professor **Stieda** in seinem lehrreichen Referate Gerechtigkeit widerfahren. Sie sind nicht die Edelsten der Nation, aber es ist gar nicht erwiesen, daß sie — von gewissen nichttypischen Großstadterscheinungen abgesehen, — in geistiger und sittlicher Hinsicht hinter anderen Berufsständen, die sich aus denselben sozialen Schichten rekrutiren, zurückständen. Irgend ein Anlaß für die Gesetzgebung, in den Beschränkungen des Wandergewerbes noch weiter zu gehen, als schon geschehen, liegt — dies war wohl die allgemeine Meinung — sicherlich nicht vor. Lediglich ein Verbot des Hausirhandels mit Milchvieh wurde und zwar mit guten Gründen befürwortet.

Von der ruhigen Sachlichkeit, welche die Berathungen der ersten beiden Tage gekennzeichnet hatte, stach unvortheilhaft die erregte Stimmung des dritten Tages ab. Um Konsumvereine und Waarenhäuser entbrannte der Hader. Die Interessenten waren auf dem Plane erschienen und an Stelle wissenschaftlicher Erörterung trat namentlich bei einem der Debattirenden jene unfruchtbare Klopffechterei, welche nach Bedarf die Thatsachen einfacher zuschneidet wie sie sind und mit ihren der Logik Hohn sprechenden Schlußfolgerungen sich an den sogenannten gesunden Menschenverstand wendet, d. h. die geistige Disposition desjenigen, der zu träge ist, nachzuprüfen und nachzudenken. Man kennt die Kampfesweise und die Argumente der sogenannten Mittelstandspolitiker zu gut, als daß es nöthig wäre zu referiren oder gar zu widerlegen, was von dem Delegirten des Breslauer Vereins für Handel und Gewerbe vorgebracht wurde. Aber auch dem Syndikus der hannöverschen Handelskammer, der natürlich ungleich gewandter und vorsichtiger sprach, kann der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß bei ihm die prinzipielle Erörterung hinter der Mittheilung ungesichteten unkontrollirbaren anekdotischen Materials zurücktrat, welches im einzelnen interessiren mochte, keineswegs aber eine genügende Grundlage für diejenigen Schlußfolgerungen bildete, die ihm zu ziehen beliebte. Was in aller Welt wird dadurch bewiesen, daß das eine oder andere Waarenhaus Lieferanten oder Kunden gegenüber unreell verfahren ist oder seine Angestellten schlecht besoldet? Von Erheblichkeit wäre doch nur, wenn dargethan werden könnte, daß in der Eigenart, in der besonderen Struktur des Waarenhauses Anreiz oder Möglichkeit zu unreellem Verhalten, zu ungünstiger Stellung des Personals in höherem Maße begründet wäre als beim alten Branchengeschäft. Ein solcher Beweis kann aber nicht geführt werden, weil gerade das Gegentheil richtig ist.*) Nach einem Zeitungsbericht soll allerdings der obengenannte Syndikus den Beweisantritt versucht haben. Der Großbazar, so soll er gesagt haben, führe zur Verschlechterung der Qualität, Herabdrückung der Löhne, „denn irgendwo müsse die sinkende Preistendenz ausgeglichen werden". Sollte der Redner wirklich keine anderen Gründe dafür haben auffinden können, daß das Großwaarenhaus billiger verkaufen kann, als der sein Geschäft handwerksmäßig betreibende Kleinhändler? Vorstehendes mag zur Kennzeichnung der Waffen, mit denen gefochten wurde, genügen. Andererseits war auch die an sich ganz sachgemäße Vertheidigungsrede, welche ein Berliner Rechtsanwalt dem angeklagten Großbazar Wertheim hielt, nicht durchaus geeignet, die Debatte auf die Höhe zurückzuführen, welche der Bedeutung und Zusammensetzung des Vereins für Sozialpolitik entsprochen hätte. Einige Stunden kostbarer Verhandlungszeit waren ohne entsprechendes Resultat verbraucht worden, und mit Recht wurde die Frage aufgeworfen, ob es nicht für den Werth der Berathungen förderlicher wäre, wenn der Verein zu der Gepflogenheit seiner

*) Wer sich über diese Fragen orientiren will, dem sei die in mancher Hinsicht veraltete, aber im Ganzen doch noch sehr lehrreiche Abhandlung von Mataja: „Großmagazine und Kleinhandel" Leipzig 1891 und namentlich das Buch des Vicomte G. d'Avenel: „Le Mécanisme de la Vie moderne" Paris 1896 empfohlen.

Jugend zurückkehrte und seine Generalversammlungen im idyllischen Frieden einer Kleinstadt, fernab vom Getümmel und Interessenstreit des großstädtischen Verkehrs abhielte.

Zu ihrem vollen Rechte kam die Volkswirthschaftslehre eigentlich erst wieder in den Schlußworten des Professors Sombart, der zuerst mit erfrischender Unbefangenheit den in den Mittelstandsphrasen enthaltenen Kern von Heuchelei enthüllte, dann aber die glänzenden prinzipiellen Entwicklungen seines Einleitungsreferates fortführte und ergänzte.

Diese Entwicklungen, an sich von hohem Interesse, gewinnen noch an Bedeutung dadurch, daß sie den Anlaß zu der dramatischen Schlußscene der Versammlung gaben, durch welche im Schoße des Vereins bestehende Gegensätze unerwartet enthüllt wurden.

Sombart hatte die Entwicklungstendenzen, die sich im modernen Detailhandel geltend machen, als durch die kapitalistische Wirthschaftsordnung nothwendig bedingt nachgewiesen. Mit feiner und scharfer Dialektik, aber auch in steter Fühlung mit dem sichtbaren historischen Verlaufe hatte er dargelegt, wie das Kapital zunächst die Vorbedingungen für die quantitative Ausgestaltung des Detailhandels schafft, bis es schließlich selbst in die Sphäre derselben eindringt, und wie es zweitens zur Neuorganisation des Detailhandels hinsichtlich der Gruppirung der Waaren, hinsichtlich der Betriebsform, hinsichtlich der Geschäftsprinzipien die Impulse gibt. Auch die dritte wahrnehmbare Tendenz, die Tendenz zur Ausschaltung bald des Detailhandels selbst, bald der zwischen Produzenten und Detaillisten vermittelnden Zwischenstellen hatte er aus der Eigenart der modernen Verkehrswirthschaft abzuleiten versucht. Dort, wo alle diese Tendenzen zusammen wirken, wo die vom Kapital ausgehenden Kausalitätsreihen in der Sphäre des Detailhandels sich an einem Punkte kreuzen, entstehe das moderne Waarenhaus, kein zufälliges, willkürliches Gebilde, sondern ein Glied der natürlichen Entwicklung, welche zur Herrschaft des Kapitals auf allen Gebieten des gewerblichen Lebens hinführe. Keine solche Entwicklung vollziehe sich ohne Schädigung von Interessen, ohne Vernichtung von Existenzen. Dennoch könne man wohl die einzelnen Geschädigten, nicht aber die Entwicklung selbst bedauern, sofern es nur das sozialpolitisch höher stehende Interesse sei, welches sich durchsetze. Nun aber gebe es kein anderes Ziel für die Sozialpolitik, als höchste Produktivität der Volkswirthschaft, d. h. diejenige Gestaltung derselben, bei welcher mit einem bestimmten Aufwande von Produktivkräften ein möglichst hohes Maß wirthschaftlicher Güter erzeugt wird. In der Richtlinie auf dieses höchste Ziel aber bewege sich die Entwicklung, die wir im modernen Detailhandel beobachten. Deshalb gebe es ihr gegenüber keine andere Maxime als „gehen lassen". Nicht um deswillen, weil es etwa einen allgemeinen Grundsatz der Sozialpolitik gebe, der geböte, der natürlichen Entwicklung thatenlos zuzusehen. Auch das ökonomisch und sozial Irrationelle könne sich mitunter durchsetzen, und deshalb gäbe es wirthschaftliche Gebiete, wo sozialpolitisches Eingreifen zur Pflicht werde, so namentlich, wo das Verhältniß von Unternehmer und Arbeiter in Frage stehe. Aber allerdings spräche die Vermuthung dafür, daß das stärkere auch das dem Gemeinwohl nützlichere Interesse sei, und ohne Zweifel träfe dies zu in derjenigen Sphäre des gewerblichen Lebens, die den Gegenstand der Berathung bilde. Deshalb heiße es, an dem Fortschritt der Kultur freveln, wolle man hier zu Gunsten einer ökonomisch leistungsunfähigen Klasse die aufwärts führende freie Entwicklung künstlich zu hemmen suchen. Für den Detailhandel gäbe es — und zwar sowohl im Interesse der Konsumenten, als auch im Interesse des lebensfähigen Theiles der Händler selbst — kein anderes Lebensprinzip als Freiheit. „Durch Freiheit zu Reichthum und Macht".

Man wird auch aus dieser dürftigen Skizze des über zweistündigen Vortrags entnehmen, daß Sombart zwischen dem sogenannten Manchesterthum, einer Geistesrichtung, welche nach meinen Erfahrungen lediglich in neueren Kompendien der politischen Oekonomie als abschreckendes Exempel für die Studirenden ein papierenes Dasein fristet, und seiner eigenen Meinung einen deutlichen Strich gezogen hat.

Aber allerdings trat in seinen Ausführungen neben der Position:

„Bewegungsfreiheit ist auf gewerblichem Gebiete die dem Fortschritte dienlichste Maxime"

die Negative

„Freiheit ist kein axiomatisches Prinzip aller Sozialpolitik" erheblich stärker in den Hintergrund, als es nach obiger gekürzter Wiedergabe scheinen mag. Deshalb ist es erklärlich, daß man in der Tagespresse vielfach der irrthümlichen Meinung begegnet, Sombart und alle diejenigen, die ihm beistimmten, — also die Mehrheit des Vereins für Sozialpolitik — seien reumüthig zu der allein selig machenden Lehre vom freien Spiel der Kräfte zurückgekehrt. Aber verwunderlich ist es, daß auch der Tagesvorsitzende, Geheimrath Gierke, sich dieses Mißverständnisses schuldig machen konnte. Er glaubte der Annahme, daß auch der Verein auf Sombart'schen Pfaden wandele, vorbeugen zu müssen und benutzte deshalb das ihm nach den Vereinsgepflagenheiten obliegende Resumé dazu, mit dem vollen Aufgebot jenes „ethischen Pathos", welches bekanntlich dem Verein für Sozialpolitik schon in der Wiege einbescheert worden ist, den Ketzer in die Schranken zu weisen. Bei Sombart sei, so führte er aus, über den Entwicklungsgang der Mensch verschwunden, der doch Endpunkt und Ziel des Ganzen sei. Sombart habe vergessen, daß der Staat ein Rechtsstaat sei und aus sittlichen Wesen bestehe, daß ihm somit die Aufgabe zufalle, auch auf wirthschaftlichem Gebiete organisirend zum Schutze der Schwachen vorzugehen. Dies könne durch Gestaltung der Rechtsordnung geschehen, denn auch der Naturlauf sei der modifizirenden Einwirkung durch persönliches und psychisches Eingreifen zugänglich. Deshalb dürfe auch Sombart's Behauptung, daß auf dem gewerblichen Gebiete volle Freiheit, mit Ausnahme des Arbeiterschutzes, herrschen müsse, nicht unwidersprochen bleiben. Warum dann diese Ausnahme? Unrettbar verlorene Klassen könne man freilich nicht halten, aber ein Stand, der erst unterzugehen drohe, müsse mit aller Energie gestützt werden. So habe man auch den Bauernstand am Anfange dieses Jahrhunderts durch Schutzgesetze gerettet. Derselbe Schutz müsse dem Mittelstande gewährt werden

Man bemerkt ohne Weiteres, daß diese Ausführungen in ihrem wesentlichen Theile Sombart nicht treffen. Dieser hatte weder geleugnet, daß ein Eingreifen des Staates zum Schutze bedrängter Klassen möglich, noch daß es unter Umständen geboten sei. Wenn er für die Sphäre des Handels Freiheit postulirte, so that er dies, weil ihm hier die natürliche ungehemmte Entwicklung dem allgemeinen Wohle dienliche Ergebnisse zu zeitigen schien. Und den Beweis, daß er hierin geirrt, hat Gierke gar nicht angetreten. Wenn dieser dagegen die allgemeine Behauptung aufstellte, der Staat müsse als ethisches Wesen jede sinkende Klasse unterschiedslos zu erhalten suchen, so erscheint die Anrufung der Ethik hier doch wohl nicht gerechtfertigt. Es ist Menschenpflicht, dem Nächsten als Menschen beizuspringen, aber nimmer kann das Sittengesetz vorschreiben, eine bestimmte Form der Daseinsbethätigung à tout prix schützend zu erhalten, sobald diese Form aufgehört hat, dem Allgemeinwohl zu dienen.

Von Bastiat existirt eine kleine populäre Schrift: „ce qu'on voit et ce qu'on ne voit pas". Und in der That scheinen auf dem Gebiete der Oekonomie diejenigen nicht alle zu werden, die sich nur an das halten, was augenfällig zu Tage tritt. Gierke sieht mitleidigen Herzens die um die Existenz ringenden Krämer und glaubt ethisch zu handeln, wenn er ihnen beispringt, um sie nicht als Personen, sondern als Krämer zu erhalten, er sieht nicht die viel zahlreicheren, wirthschaftlich noch schwächeren Elemente, denen gerade die Existenz des Krämerthums die

Güter des Lebens vertheuert und den Aufstieg zu besserem Dasein erschwert. Streift aber schon die Maxime des heiligen Crispin die Grenze der Moral, so steht doch sicherlich nicht mehr auf ethischem Boden, wer den Armen gibt was er dem Allerärmsten nimmt. —

Sombart, dem durch den Schluß der Diskussion die Möglichkeit entzogen war, Gierke sachlich zu erwidern, mußte sich auf die persönliche Bemerkung beschränken, dieser habe ihn völlig mißverstanden.

Um den Mißklang aus der Welt zu schaffen, der den Gesammteindruck der Verhandlungen zu stören drohte, ergriff nun der Vereinsvorsitzende Schmoller noch einmal das Wort. Hatte er auch vermuthlich selbst dazu angeregt, daß Sombart offiziell entgegengetreten wurde, so mochte er doch wohl die Art, mit der Gierke sich dieser Mission entledigt hatte, nicht völlig gebilligt haben. Er glaubte deshalb den bestehenden Gegensatz tiefer auffassen und anders präzisiren zu müssen. Sombart's Referat sei eine Meisterleistung an Geist und Beredtsamkeit gewesen, er erkenne die Bedeutung seiner Ausführungen voll an, allein Sombart stehe auf dem Boden der materialistischen Geschichtsauffassung und er, Schmoller, auf dem diametral entgegengesetzten Standpunkte.

Ob wirklich eine Nöthigung vorlag, anläßlich der Erörterungen über den Detailhandel das Banner der Weltanschauung feierlich zu entrollen?

Sombart hatte sich weise gehütet, in der Entwirrung der ökonomischen Erscheinungen weiter zurückzugehen, als bis er eine Grundlage fand, die ihr Gebäude trägt. In der kapitalistischen Verkehrswirthschaft glaubte er diese Grundlage gefunden zu haben. Vielleicht mit Unrecht! Vielleicht wies sein Ableitungsversuch Lücken auf! Aber was würde das mit seiner Geschichtsauffassung zu thun haben? Keine irgendwie geartete Auffassung von dem historischen Zusammenhange der Dinge wird leugnen wollen, daß wirthschaftliche Phänomene wirthschaftlich verursacht sein **können**; und so wenig eine materialistische Geschichtsauffassung über die Nothwendigkeit hinweghebt, diesen Zusammenhang im einzelnen Falle aufzudecken, so wenig kann doch die idealistische Auffassung es sich einfallen lassen, ihn unbesehen, **a priori** zu leugnen. Deshalb ist bei der Beurtheilung der Schlüssigkeit historischer Ableitungen **in concreto** die Recherche nach der philosophischen Grundanschauung des Autors in der Regel ein müßiges Unternehmen. Wollte aber Schmoller andeuten, daß Sombart, durch seine materialistische Geschichtsauffassung präokkupirt, wirthschaftliche Verursachung dort gesehen habe, wo ein unbefangener Blick sie nicht entdecken würde, so hätte er darthun müssen, an welchen Punkten Sombart's Schilderungen oder Schlußfolgerungen der Objektivität entbehrten. Mit der nackten Kennzeichnung des Gegensatzes der Grundanschauungen aber war „**nihil actum**“.

Doch nicht mit grämlicher Kritik will ich schließen. Ich will lieber wiederholen, was ich Eingangs gesagt habe, daß die Verhandlungen des Vereins einen starken und erfreulichen Eindruck hinterlassen haben. Sie haben auch, wie Schmoller mit Recht hervorhob, an vielen Punkten Ergebnisse gezeitigt, an denen die Gesetzgebung nicht wird achtlos vorüber gehen dürfen. Sicher ist dem Verein die freudige Zustimmung aller Einsichtigen, wenn er ankämpft gegen jenen finsteren, Vernunft und Wissenschaft verachtenden Geist, der gegenüber den Lehren und Lehrern der Volkswirthschaft keine andere Widerlegung findet, als den Ausruf: — (ich bitte den Verein um Verzeihung, wenn ich wieder Bastiat citire) — „**Vite un bâillon, deux bâillons, trois bâillons.**“ Schnell einen Knebel, zwei Knebel, drei Knebel!

Breslau. G. Neißer.

Aus Milan's Vaterlande.

„Viel Grandezza hat der Don,
Sagt, schreib an, und geht davon.“

Als wir vor vier Jahren aus Anlaß des **serbischen Staatsbankerotts** Veranlassung hatten, uns etwas näher mit den finanziellen Exkursionen dieses politisch wie finanziell gleich „interessanten“ Ländchens zu beschäftigen, hatten wir die Empfindung, daß in Betreff der damaligen Vorgänge nicht das letzte Wort gesprochen und daß Serbien ein viel zu sehr auf „Traditionen“ haltender Staat sei, um seinen Gläubigern die Fortsetzung des im echt griechischen Geiste durchgeführten Staatsbankerotts dauernd vorzuenthalten. In diesen Vermuthungen haben wir uns nicht getäuscht. Im Jahre 1895 waren in Deutschland rund 190 Millionen Francs 5prozentiger serbischer Staatspapiere, denen als Sicherheit die werthvollsten Unterpfänder verliehen waren, im Umlauf; für diese Anleihen stellte die serbische Regierung die Verzinsung und Tilgung ein, hob die Sicherheiten auf und bot den Inhabern der 5prozentigen Titres 4prozentige Schuldtitel, die mit Sicherheiten ausgestattet waren, welche man den Besitzern der 5prozentigen Anleihen, wie man zu sagen pflegt, weggenommen hatte. Wer auf diese „Konversion“ — wie man es nannte — nicht einging, für den behielten die 5prozentigen serbischen Titel, um ein Bismarck'sches Wort anzuwenden, die Bedeutung einer „angenehmen Erinnerung“. Wir hatten damals angesichts der besonderen Umstände, unter denen sich diese „Konversion“ vollzog, der Börsenkommission den Rath gegeben, die **Notirung** der neuen serbischen Anleihen an den Börsen auf keinen Fall zu beschleunigen, da die Notirungsverweigerung das einzige Mittel sei, um die serbischen Machthaber ein wenig zur Besinnung zu bringen. Unserer Anregung entsprechend, bedurfte es auch anderthalb Jahre langer Verhandlungen, um den neuen serbischen Anleihen Eingang zur Börse zu verschaffen, endlich, am 31. Dezember 1896, also einen Tag vor Inkrafttreten des Börsengesetzes, lief die serbische Emission, wie das Wolff'sche Bureau meldete, unter den „angenehmsten“ Empfindungen der serbischen „Bevölkerung“ und mit den Segenswünschen der — Nordd. Allgem. Ztg. in den Hafen der Berliner Börse ein, nicht ohne lebhafte Proteste hinsichtlich der **Rechtsgültigkeit** des Zulassungsbeschlusses hervorgerufen zu haben.

Nur wer aller Menschenkenntniß bar ist, und wer die Praxis sogenannter exotischer Staaten nicht kennt, kann durch den neuesten serbischen Finanzskandal überrascht werden. Derselbe ist eine Wiederholung der Vorgänge des Jahres 1895: wie man damals den Besitzern der 5prozentigen Schuldtitel die Pfänder „entzog“, so nimmt Serbien heute den 4prozentigen Schuldtiteln die ihnen 1895 in positivster Form zugesicherten Eisenbahnpfänder, um — andere Schulden bezahlen zu können. Um die Besitzer der serbischen 4proz. Obligationen ganz sicher zu machen, hatte man damals eine sogenannte Monopolverwaltung geschaffen, deren Rechte und Pflichten in 31 Artikeln festgesetzt waren und die mit Argusaugen darüber wachen sollte, daß ihren Schutzbefohlenen kein Leid geschähe. Nach diesem Statut war der Verwaltungsrath **verpflichtet** u. A. „aus den Reineinnahmen der vorerwähnten Eisenbahnlinien“ „**in erster Linie und ausschließlich**“ (!) bei Fälligkeit die Coupons und gezogenen Obligationen des 4prozentigen Anleihens zu bezahlen; ferner war im Statut festgesetzt, daß die **Regierung** der „Eisenbahndirektion und den Zollämtern **unwiderrufliche** (!) Ordre geben wird, ihre Reineinnahmen regelmäßig an die Monopolverwaltung **abzuliefern** und zwar die Eisenbahndirektion jeden Monat, die Zollämter jede zehn Tage“, endlich war in dem vom serbischen **Finanzminister** im Dezember 1895 unterzeichneten Prospekte mitgetheilt, daß die Direktion der serbischen Staatsbahnen **unwiderruflich angewiesen sind**, ihre Reineinnahmen in der bezeichneten Weise an die Monopolverwaltung abzuführen. Wir meinen,

gerade von ihm wissen*): Er war 1858 in Arco in Südtirol, als Sohn eines Bauern geboren, mit fünf Jahren verlor er seine Mutter, die an den Folgen seiner Geburt starb. Lang denkt er an sie zurück: „Sie war schön, aber mehr von der Schönheit eines nördlichen Frühlings, als eines südlichen Thals.“ Dann gingen sein Vater und er ins Mailändische hinab. Der Vater war immer im Taglohn, indeß der Bub vor der Hütte saß und hinausblickte. Später, an diese Zeit zurückdenkend, schreibt er: „Ob es geregnet hat oder ob die Sonne geschienen hat, meine Seele war voll von Träumen und Wehmuth. . . . Meine Gedanken waren unbestimmt, meine Gefühle waren tief. So litt ich, ohne in Wahrheit zu wissen, was Noth war.“ Eines schönen Tages sieht er im freien Feld einen Maler arbeiten und mit bunten Farben eine Tafel bedecken, so daß das Leben selbst daraus zu erwachen scheint. So gehen die Tage weiter, ohne Wechsel, still, gleichförmig, rastlos und ohne Wunder. Da faßt er sich ein Herz und geht auf und davon, mit sieben Jahren. Womöglich solls nach Frankreich gehen. Bei hellem Sonnenschein war er ausgezogen und Abends kam ein Sturm. Erst war er fröhlich und frisch, Abends fanden ihn Landleute erschöpft auf dem Wege. Man wollte ihn heimbringen, als man aber von ihm erfuhr, wie sehr ihn vor seiner Heimath schaudere, ließ man ihn dableiben und das Leben und die Arbeit aller theilen. So ward er mit sieben Jahren Hirt. Eines Tages zeichnet er mit einem Stück Kohle das schönste Thier seiner Herde mit solchem Gelingen des Ausdrucks und der Haltung, daß die Arbeiter, die ihn überraschen, ihn jubelnd auf den Schultern im Triumph heimtragen. Und am nächsten Tage hütet er wieder seine Herde. Die italienische Dichterin Neera hat einen Brief Segantinis, worin er sagt, er sei Maler geworden, weil er einmal eine Mutter sagen hörte, die vor dem Grabe ihrer Tochter stand: „Oh, wenn ich nur ihr Bild hätte, sie war so schön“. . . .

Klingt hieraus nicht die alte, stete Fabel wieder, die man von den alten großen Meistern immer wieder erzählen hört?! Draußen wachsen sie auf, Giotto und Correggio, im freien Feld mit den Thieren der Herden und unter den Garben, in der starken Luft der Weiden, bis sie wie im Spiel sich Meister finden. Sie sind Genies geworden, weil die Natur einen Kraftüberschuß zu verschwenden hat, der in ihnen ausblüht. Dann war er mit sechszehn Jahren in Mailand, wo er malen lernte. Und dann — dann . . . . was er gelernt haben mag, war so wenig gegen das, was er erst aus sich heraus zwingen mußte; wieder ging er in die Berge zurück, in die alten wundervollen Berge, immer höher, immer tiefer in die Einsamkeit und in das Wunder. In Sogno di Val Bregaglio hat er ein Bauernhaus und da blieb er jahraus, jahrein, und da wuchs Werk um Werk . . . Da wuchsen auch seine rastlosen Gedanken, die er in wunderbare Worte bringen konnte, fast wie ein Dichter und von so naiver Beredtsamkeit. Nun ist er in den Bergen gestorben.

Diese Worte aber sind wohl die ergreifendsten: „Ja ich bin leidenschaftlich durchdrungen von der Natur. An einem schönen, sonnigen Frühlingstag in den Bergen, wo ich lebe, wenn die Alpenrosen aus dem moosüberwachsenen Stein hervorblühen, wenn das zarte, grüne Gras hervorsprießt und das sanfte Blau der Himmel sich in den hellen See-Augen der Erde spiegelt, dann strömt ein Gefühl unermeßlicher Freude über mich, wie eines Jünglings Blut fließt das meine in meinen Adern, wie eines Jünglings beim Anblick der Geliebten. Von einer Liebe bin ich erfüllt, die mich erniedrigt, und ich knice nieder und küsse Gräser und Blumen, indes im unwandelbaren Blau des Himmels die Lerche singt“. . . .

Unter den Lebenden giebt es nur einen, der dieses mächtigste Naturgefühl hat: Böcklin. Auch er ist dem italischen Land ergeben, aber mit der Sehnsucht des nordischen Menschen. Das ist der Maler des deutschen Geistes. Er wird wohl der größte Ausdruck dieser heutigen, deutschen Kunst sein. Segantini setzt die alten, italienischen Meister fort, mit ihrer naiven Jugendkraft, ihrem Eifer, ihrer Inbrunst und Frömmigkeit. Eine Quelle, die auf einmal verschüttet und verendet schien durch eine lange Strecke, springt auf einmal wieder rauschend auf. Und dabei ist er so ureigen, ohne Lehrer, ohne Vorbild, aus sich selbst heraus schaffend, in der eignen Seele die ganze Lehre tragend, der die Hand mühsam folgt.

Immer muß das Genie beginnen, nichts ist ihm vorgearbeitet. Das ganze Werk der Menschheit muß es aus sich herausschaffen, um es zu besitzen, das Altererbte muß es neu erzeugen, wie das Kind den ganzen Gang der Menschheit wieder durch das Leben wandelt. So finden wir die größten Meister die Malerei immer wieder von Neuem entdeckend. Immer ist sie verloren gegangen, jeder muß sie wiederfinden, seine Malerei. So kam Böcklin nachdem er so lange sich in Oelmalerei verständlich zu machen gesucht, auf die wunderliche Technik der Alten und malte in Tempera. So fand er die langgesuchte strahlende, üppige und göttliche Kraft der Farbe, die endlich der Fülle der Natur zu entsprechen scheint. So wollte Segantini an der Technik seiner Kunst verzweifeln. Jahre muß sein Ringen erfüllt haben, ehe er diesen seinen so eigenartigen Ausdruck fand, der ihm die Natur wiederzugeben geeignet schien und das Licht, die Seele der Farben wird ihr Leben. Es ist eine harte, mühevolle und rauhe Technik. Seltsam, Böcklin, das deutsche, nördliche Blut kommt im Süden zu einem südlichen Ausdruck; Segantini der Italiener erfindet eine nordisch qualvolle und kämpfende Technik, seine Bilder sind hart gearbeitet, als trügen sie in sich selbst jene Mühe und Steinigkeit des Daseins der Alpenbauern, die er so oft geschildert hat.

Wir haben oben gesagt, daß er uns jenen Weg sozusagen rückzuwandern scheine vom vollen Naturgefühl zum Gedanken und Ausdruck, so gibt sein Bild nicht das Vollendete und Fertige, seine Malweise löst die Erscheinungen in ihre Elemente und zerlegt die Farben, so daß sie nebeneinander stehen und erst sich im Auge des Betrachters wieder zu jener Einheit verbinden, die wir im Bild bewundern. Ein Mosaik von dicken Streifen ist über die Leinwand gefurcht, die ganze Tafel scheint, nahe besehen, wie ein krustiges Gewirr. In der richtigen Distanz löst und findet sich alles aufs Wunderbarste wieder. Zum Extrem ausgebildet, aber wieder in minutiöserer und künstlicherer Weise haben das die nordischen „Pointillisten“, Rysselberghe und seine Freunde. Hier ist alles eine naturnothwendige Ausdrucksweise; Sammler von Bildern Segantini's mögen mit Recht befürchten, daß diese furchigen Flächen stark und leicht durchfressen und zerstört werden. Bei ihm ist alles mit einer ungefügen Gewalt, mehr mit dem Spachtel gebildet, als mit dem Pinsel gestrichen.

Der Gegenstand aller seiner Bilder: Sein Gebirge. . Er hat wieder das Hochgebirge zu malen gewagt, das die zarten Landschafter unserer Jahre als allzugewaltsam geflohen hatten. Alle sind in die Ebene hinausgegangen, die zarte, silbrige Luft oder die feuchte, brauende der Ebene und der Küste, die feinen, diskreten Töne genügten ihnen. Die Hochgebirgslandschaften, die wir auf den Ausstellungen zu sehen bekamen, waren meist talentlose Mißverständnisse, keine Naturabbilder. Er aber sagte, was er sah und wagte sich an sein Land, an die Alpennatur, die so viele Touristen und Maler schon abstürzen ließ. Wenn man von Nordtirol die Uralpen verlassend, in die Dolomiten kommt, bleibt man erstaunt und geblendet von diesem Wechsel des Tons, der Farbe, des Gesammtcharakters der Landschaft. Berg und Berg und Welt und Welt! Der Nord behält etwas Stumpfes, Herbes in seiner Art. Selbst im Sonnenschein bleibt alles wildaufgerichtet. Das liegt wohl in den starken Waldungen und in den ausgebreiteteren

*) Die Bibliographie weist nur wenige, darunter allerdings zwei treffliche Arbeiten über ihn auf, denen wir im Folgenden manches verdanken: Wilhelm Ritter's Vortrag über Segantini und ein Aufsatz von Sizeranne (März 1898 „Revue des deux mondes) und im „Studio“

Gletschern. Dabei sind die Bergformen ganz einfach. Der Süden aber ist voll Farbe, Weichheit ohne Kraftverlust, das Blau der weiten Felsen ist ins Blau des Himmels gesetzt, oder der rothe, glühende Schein der Steinriesen in den hellen Tag. In ein Bild ist üppiges Wiesengrün, das dunkle, italienische Blau des Himmels, graues und rothes Felsgeitein in den abenteuerlichsten Umrissen, oft wie gegossenes Blei, dunkleres Grün der Nadelwälder, Silberpunkte von Firnschnee, Bäche die über gelbe Kiesel laufen und wie Zirbelholz schimmern, alles dies ist in ein Bild gesetzt, in einen Glanz des Lichts und der Kraft. Das ist Segantini's Heimath. Dazu die südtirolischen Bauern, ein Mischvolk. Da sind mehr gedrungene, als große Gestalten, dunkles Auge und alle Lebhaftigkeit des Wesens. Leidenschaftliche Bewegung erfüllt seine Bilder, Bewegung, Schmerz, Sehnsucht, harte Anspannung der Körperkraft ist auf allen, diese ermüdend starke Höhenluft — und Arbeit. Dabei in einzelnen, selteneren Bildern ein romantischer, märchenhafter Zug auch von südlicher Wildheit, nicht an die klassische Vergangenheit gelehnt, wie Böcklin's antike Bilder, sondern aus dieser Natur hervorgewachsen, grauenhaft, wie das lange, dunkle Brausen, das man in den stillen Nächten am Fuß der Gletscher, von den unterirdischen Wässern vernimmt. Man denke an die schlechten Mütter, die über den Schneefeldern an einzelnen kahlen Bäumen hangen, sie sind mit ihren Haaren verstrickt in das Geäste. Oder die Quelle des Uebels: ein nacktes Weib, sündig, schön, spiegelt sich in dem blauen Aug einer Quelle, aus der wunderliches Gewürm gleichsam unter ihrem Blick hervorwächst. .

Dies waren seltnere Stoffe. Die übrigen zeigen meist die Schafheerden im Hochgebirge, in der Weite schimmern die Firne, oder die Heimkehr am Abend, oder dieses erste Bild, das wir in Wien von ihm sahen, das allgemeine Entsetzen hervorrief.

Zwei Mütter. Die Bäuerin, ihr Kind bei sich, melkt eine Kuh. Stalldunkel, die schummerige, dicke Luft, diese behagliche, träge, schwere Atmosphäre, nur das ganze Licht von einer Stalllaterne ausgehend, fällt auf die schweren Euter der Kuh und auf den Leib der Mutter. Und „Maialp", nichts als ein blühender Strauch, der von dem Bild herauszuquellen scheint. Aber alles scheint zu klingen in diesen Bildern und von der Musik ist Segantini, als von dem dunkelsten und wahrsten Ausdruck, der gleichsam aus der Seele der Dinge wie aus dem Schlaf zu reden scheint, sehr tief bewegt. Sein Triptychon „die Musik", das, gobelinartig, an Schwind erinnert, in so wundervoller Innigkeit und Einfachheit der Empfindung, drückt diesen Dank an die Musik aus.

Den Höhepunkt bildete aber ein Bild, das in seiner Süße selbst an Raphael's Madonnen gemahnt, man kann es nicht vergessen: „Frucht der Liebe". Auf dem niederen Ast eines Baums sitzt die Mutter, ihr Kind auf dem Schoße. Sie selbst und das Kind wie eine Frucht des Baumes. Das Kind schlummert, ein Aermchen ruht auf ihrer bloßen Brust. Sie hält es still, und den Blick gesenkt, scheint sie zu träumen. Ihre Hand nur denkt, ihre Mutterhand, die so behutsam das Kind hält. Und ihr langes Haar sinkt über ihre Schultern, und das Gewand flattert und bauscht sich, als müßte es jetzt und jetzt sie hinauf zu den Himmeln tragen. Hier ist die vollste Harmonie.

Selbst im schwersten Lebenskampf, den sie ausdrücken, sind alle seine Bilder voll Bejahung und Lebensenergie. Jeden Tag schien er bis aufs letzte einzusaugen, nicht einen köstlichen Athemzug zu verlieren. Niemals verirrte er sich zum Unsinnlichen, nie bog er die Tragik ins Sentimentale um, er blieb seines starken Landes echtes Kind: voll Leidenschaft und Lebensmuth. Die Worte, die ich unlängst von ihm gelesen habe, sind so bezeichnend für ihn: . . „Der Schauplatz erhellt sich, die Flächen weichen, die Figuren bewegen sich, gewinnen Leben; die fieberhafte Leidenschaft, die der Künstler empfand, strahlt aus seinem Werke und theilt [...]achter die gleiche Bewegung mit: Alles lebt in dem Bi[...]mpfundenem, zuckendem Leben."

[...] zwingend ist die Wirkung dieser Gemälde, daß wahrem, Und [...]of vergessen, den sie ausdrücken und sie, wie wir den Kan[...]turnothwendig empfinden, mit ihrer ganzen sie sind, als [...]n und versteckten Süße, mit ihrer Härte. äußeren Herbheit[...]ortkargen Anmuth. So meinen wir bei Schroffheit und [...]ende Wirkung zu spüren, die jeder ihnen diese tiefergr[...] so glücklich war, die Macht, den empfindet, der einmal [...]und dabei die göttliche Heiterkeit wilden Formenreichthum · Am Fuß der Gletscher ruhen dieser Gegenden zu sehen[...]naugen, wilde Bäche stürzen jene dunkeln, blauen Quelle den Sternennächten ist eine aus silbernen Firnenschalen, in [...]en braust das Gletscherrauschende Ruhe, unter den Fü[...]e nichts von Bewegung wasser, wie ein Meer, indes das Au[...] Heerden der Schaf[...] sieht, nur dunkelathmendes Land. Die [...] die Hirten, al[...] der Wuchs der Bäume, das saftige Gras, [...]er großen, [...] hat diese Ruhe; gleich Wesen, die über ei[...] weiten Gefahr wachsen.

Das grenzenlose Glück dieses unbewußt[...] fühlens mit der ganzen Natur, dieses Zusamme[...] Mensch und Welt bezeichnet die Größe der it[...] Meister der Vergangenheit. Das leuchtet auch [...] Bildern Segantini's.

Wien. Otto Stoeßl.

Aus dem Pariser Tagebuch.

II.

Es folgen die weiteren Theaterabende.

Das Geschlecht, dem ich zugehöre, empfing seine dramatischen Eindrücke erstens vom Naturalismus; zweitens von Ibsen, dem naturalistischen Ideologen.

Corneille, Verfasser des Dramas „Polyeucte, martyr"[...] ist das Gegenspiel von beiden: nicht-naturalistisch und ideenlos. Ich erwartete daher keine Wirkungen oder komische Wirkungen. Ich erfuhr einige hinreißende Wirkungen.

Hinreißende? Sie waren nicht tief genug, für Corneille zu begeistern. Dennoch tief genug, seine ganze lange Herrschaft verstehen zu lassen.

Der Fall ist der. Ein armenischer Edelmann wird Christ. Die Götzenbilder, die er jüngst noch ehrte, zertrümmert Polyeukt und wirft sie in den Staub. Ein edler Raptus trägt ihn empor. Die Gattin und der Schwiegervater bleiben heidnisch. Als nun Severus wiederkommt, der Todtgeglaubte, der römische Feldherr, der einstige Freund Paulinens: da opfert dieser Schwiegervater den Christen. Rom nimmt ihn hin; Polyeukt geht aus der Welt als Märtyrer. Sein Vorbild aber lockt die Paulina: auch sie wird Christin. Am Schluß wird noch der Schwiegervater Christ. Severus steht edel und duldsam vor dieser Gruppe.

Das ist alles.

Man sitzt in einem Theaterchen und sieht es mit Theilnahme geschehen. In einem Haus, das schmal, nicht sehr hoch und von stillem innerem Glanz ist; von einem Glanz versunkener Tage. Jeglicher Vorgang scheint hier abgestimmt. Auch der Beifall ist verwaltet: durch einen Führer und eine schmächtige Schaar, auf der ersten Parterrebank. Bessere Wendungen werden sofort bescheinigt. In Frankreich muß immer Jemand da sein, der feststellt: c'est très-bien dit. Sie stellen es fest, auch wo sie e[...] nicht feststellen sollten. Sie sind zugleich Obmänne[r]

zugleich Lockspitzel. Was sie aber thun, geschieht taktvoll. Ich glaube, sie proben vorher.

Im Juni, bei vollem Hause, wird Corneille gespielt. Diese gedrängten Verse, voll edler und feiner Antithesen. Wie milde Sturzbäche strömen sie. Es ist nicht wenig Kultur darin. Bombastisch, wie wir glauben, wirken sie nicht. Eine Sphäre voll feiner Großmuth steigt auf. Alle Dinge scheinen gefühlt durch das Temperament gütiger, taktvoller Edelleute. Im Haus einer Edelfrau wurden die Stücke zuerst gelesen und zuerst gerichtet! Die Richter mochten höfisch sein, banausisch waren sie kaum. Auch rochen sie nicht nach dem Stall, sondern waren Kulturmenschen. Auch waren sie nicht kalt, sondern sie waren warm. Merkwürdige Gattung von Edelleuten.

Im Uebrigen: was gegen Corneille zu sagen ist, …icht hier nicht gesagt zu werden. Lessing hat es schon … Corneille ist das Opferhühnchen, das er für den …nd des deutschen Feiertags geschlachtet hat. Der… welcher den meisten Schaden gestiftet". Heut, … Feiertag gekommen ist; wo unser Drama das …he weit überragt, bedarf es des Kampfes nicht; …nen botanisiren gehen in Corneille's Garten. Und …ekennen wir: es liegt eine packende Gewalt in der …hen Innerlichkeit des Polyeukt. Man muß das in Frankreich spielen sehen; in Deutschland würde …it Recht verlacht werden. Es ist nur das Kon…tionsstück der Tragik und des Edelmuths. Und doch: es nicht zu denken, wie wenig Gewaltthätigkeit vor und einem halben Jahrhundert, und wie viel Ver…igung, Sänftigung, Rücksicht aus diesen Dramen spricht. enthalten schon die Zivilisirung der eingeborenen Bestialität. künden heimlich die Ueberlegenheit der bürgerlichen Ge… über die militärische; mögen die Worte das Gegen… sagen. Sie sind Vorläufer des großen Zeitalters der Bil…enschlichkeit, das vom vereinigten Irrsinn Nietzsche's und …ner Anhänger verleugnet wird, das aber trotzdem groß war. Was liegt daran, daß keiner der Handelnden jemals abläßt vortrefflich zu sein. Es wirkt nicht komischer als es, von einem gewissen Punkt betrachtet, rührend wirkt. Zwei Momente haben mich hingerissen. Polyeukt's Gang zum Tode, — die Gattin rennt hinterdrein, er ruft:

> Qu'on me mène à la mort, je n'ai plus rien à dire.
> Allons, gardes, c'est fait.

Zweitens Paulina's Bekenntniß: Je suis chrétienne. Beidemal schauert der Hörer zusammen, etwas Heißes dringt in die Augen. Das ist das Erstaunlichste. Der Klassiker erschüttert. Unnaturalistisch, ideenlos, dazu noch religiös: und der moderne Mensch fühlt — zwar nicht, daß …er „der große Corneille" zu nennen ist. Aber doch, warum er so genannt worden ist.

III.

Die Comédie française bringt diese Wirkungen heraus; mehr ist nicht zu verlangen. Ich sah in ihrem Hause vieles. Den sophokleischen Oedipus, den Hernani, den Figaro, den eingebildeten Kranken, anderes von Molière, andere neue Dramen. Die Regie dieses Theaters richtet das Meiste auf gefällige Wirkung des Augenblicks. Alles ist abgestimmt und abgerundet; alles ist Arrangement; alles ist höchste Feinheit des Mittelmäßigen. Man denke sich ein Berliner königliches Schauspielhaus, dreifach gewählter, ohne Hurrah-Exzesse, mit mehr Sinn für Abstufungen, mit etwas kultivirteren Menschen, und mit der gleichen Liebe für Wirkung, Finale, Gruppen, — und in Frankreich.

Am stärksten ist diese Regie im Oedipus. Hier erscheinen Bilder nicht ohne tiefe Einprägsamkeit. Wie Kreon auf erhöhtem Ort abseits steht, im griechischen blauen Mantel, das Diadem auf dem Haupt, kalt und herrisch, während der arme König mit den ausgestochenen Augen sich auf das junge Mädchen stützt, vor dem erstarrten …banischen Volke: das ist kaum zu vergessen. Ein dekorativer Künstler ersten Ranges scheint zu wirken. Auch sonst ist diese Aufführung (sie soll die beste des ganzen Unternehmens sein) von einem tragischen Ernst; durchweht von einer hohen Würde des Schmerzes. Das Repräsentative im Schmerz ist so gewiß ein Element des französischen Charakters, wie es ein Element der griechischen Tragödie ist, — mit Unterschieden.

IV.

Das Repräsentative im Schmerz bildet den Grundzug des größten französischen Schauspielers, des Herrn Mounet-Sully. Er spielt den Polyeukt, vor Allem den Oedipus. Mit einem Heilandskopf tritt er als armenischer Blutzeuge auf. Ekstatisches und Großmüthiges durchleuchtet sein Gesicht. Und er hebt die Arme zum Himmel und wird zur Statue. Und schreitet zum Tode, und sein Gang frohlockt, und beide Arme ragen in die Wolken. Er ist ein erschütternder Gymnastiker. Nicht lange bleibt er fremd; er nimmt uns mit sich. Schrecklich durchhallt sein Wehegeschrei — und doch repräsentativ — in Theben die Luft. Blutbesudelt, mit zwei grauenhaft rothblutigen, frischen, rohen Wunden, wo sonst die Augen des Menschen sind, wankt er am Schluß über Höhen und Tiefen; der ausgestreckte Arm wird jetzt zum Taster. Es ist eine Menschheitsleistung. In gehaltenem Stil und repräsentativ: doch eine Menschheitsleistung.

Aber damit sind wir fast zu Ende. Was um ihn wirkt, ist nicht bestürzend. Gäbe er den Hernani, vielleicht wäre das Stück erduldbar. Lambert fils gibt ihn, eine geschätzte Mittelmäßigkeit; recht kulissenüblich. Wir sehen erstaunt, daß Corneille noch heute Thränen, und Viktor Hugo schon heute Gelächter hervorruft. Don Gomez ist Silvain: der französische Bernhard Baumeister; nur minder knorrig, mehr Rodomontade. Wenn er als alter Schloßherr sich weigert, den Räuber Hernani auszuliefern; wenn er die Bilder seiner Ahnen vornimmt und zwanzig Minuten lang redet: wenn er die hohe Renommisterei der Großmuth kündet und seinem König lieber den Kopf als den Gefangenen geben will; wenn er gestikulirt, umherschreitet, sich aufs Herz schlägt und immer redet: dann spielt er die kriegerische Tugend dieser Art vorzüglich, und legt eine Rolle hin.

Das thun sie alle: sie legen Rollen hin.

Ein Komiker des Theaters, Truffier, darf Mätzchen machen, von umständlicher Beschaffenheit, welche deutsche Hörer ablehnen würden. Andrés ist aus andren Gründen traurig. Die Heldenspielerin, Fräulein Dudlay lispelt mit der Zunge. Zugleich schielt diese von Gott geschlagene Person mit jedem Aug' einzeln. Sie wäre bei uns nicht geduldet. Der jüngere Coquelin macht einen Figaro, der nie einer gewesen ist; dem die sprühende Leichtigkeit und die witzige Grazie und der Rest fehlt. Clerh als eingebildeter Kranker ist vortrefflich; nicht vortrefflicher als Vollmer. Dieses Molière'sche Stück wird flott gespielt. Andrés, wie le dépit amoureux, bleibt ganz farblos. Wer den Geist des Beaumarchais in der Figaroaufführung sucht, der wird lange suchen. Eine gezierte, gemachte Susanne: Frau Bareita, die mit Technik und Herzlosigkeit wirthschaftet und den Hörer erfrieren läßt; man denke: eine Susanne! Ueberall fehlt die Gährung. Frau Brandès, als Rosina, ist eine kluge und zarte Schauspielerin; aber diese Schwalbe macht keinen Sommer.

So steht es mit den Kostümstücken. Corneille überrascht, Hugo versagt, Mounet-Sully rührt. Sonst: reiche Schulung, viele Proben, glattes Spiel, gute Bilder, alter Stil, wenig Individualität. Im Ganzen: die feine Mittelmäßigkeit. Wir haben von dieser Bühne nichts zu lernen.

Mounet-Sully war die eine Individualität. Die andere wirkt im modernen Schauspiel: Fräulein Bartet.

Sie ist die deutscheste Künstlerin von Paris. Ueber sie will ich noch Einiges sagen.

Alfred Kerr.

„From Plotzk to Boston“ by Mary Antin, with a Foreword by Israel Zangwill. Boston. 1899.

Es war im Jahre 1891. Nach mehrjährigem Stillstand sind die Judenexcesse in Rußland wieder in heftiger Weise ausgebrochen. Die Juden griffen allgemein zu demselben Mittel wie in den achtziger Jahren: zur Massenemigration. Nordamerika hieß das ersehnte Ziel. Dorthin, wo die Statue der Freiheit die leuchtende Fackel schwingt, wendeten die Massen ihre Blicke und wer nur die Mittel zur Reise nach Berlin aufbringen konnte, verließ mit Kind und Kegel das Heim und die Gräber der Ahnen, um vom Berliner Auswanderungscomité weiterbefördert, im Lande der Freiheit ein neues Leben zu beginnen. Es gab auch solche, die aus Mangel an Mitteln allein reisen mußten. Sie überließen ihre Familien der göttlichen Gnade und der menschlichen Barmherzigkeit, bis sie sich jenseits des Oceans eine Existenz begründeten. Dann kauften sie Schiffskarten und sandten sie ihrer Familie.

Unter diesen Familienvätern, die im Jahre 1891 die russische Stadt Plotzk verließen, befand sich auch das Haupt der Familie Antin. Papa Antin wandte sich nach Boston und ließ durch drei Jahre nichts von sich hören. Seine Frau und vier Kinder, von denen das älteste Mary, kaum acht Jahre zählte, als er von ihnen Abschied nahm, litten Noth und Entbehrungen, aber sie warteten geduldig. Endlich kamen die Schiffskarten an. Die Familie machte sich auf den Weg nach Wilna und von hier über Berlin, Hamburg nach dem neuen Welttheil.

Eine solche Reise dauert nur Wochen: drei, vier, manchmal auch fünf Wochen. Aber sie bedeutet für die russisch-jüdischen Auswanderer eine Kette nicht bloß von Strapazen, sondern auch von allerlei Chikanen, ja selbst Gefahren. Was ist denn für sie die vierzehntägige Reise auf der See bei Brot, Häring und Wasser gegen die Schrecken der einzigen Nacht, in der sie sich, weil ohne Paß, über die Grenze stehlen müssen, jeden Augenblick bedroht von einer Kugel der lauernden Kosaken? Und dann die Fülle neuer Eindrücke und Erlebnisse, die das naive Gemüth der kleinstädtischen Juden betäuben. Man denke sich einen Ghettojuden aus dem darkest Russia, der plötzlich zwischen die Zinspaläste, herrlichen Anlagen und zahllosen Verkehrsadern mit ihrem Menschengewühl und Wagengerassel in Berlin oder Hamburg versetzt wird? Erreicht er dann nach mehrwöchentlichen Strapazen und Entbehrungen das Ziel seiner Sehnsucht, so herrscht in seinem Innern ein Chaos, das in der Jagd nach Erwerb immer mehr verblaßt, bis nur eine nebelhafte Erinnerung zurückbleibt. So eine Reise macht man nur einmal im Leben, aber man sucht sie und die ganze Lebensperiode, die sich hinter ihr versteckt, gern zu vergessen.

Aehnlich ist es auch dem Elternpaar Antin ergangen. Sie waren froh, als sie das Schiff verließen und die große Seereise mit allen ihren Fährlichkeiten hinter sich hatten. Nicht so ihre kleine Tochter Mary. Das elfjährige Mädchen faßte den Entschluß, ihre ganze Reise von Plotzk bis Boston niederzuschreiben. Was sie unterwegs sah, wie sie gelebt hat, was ihr zugestoßen ist, das wollte sie getreu schildern. Aber das Kind hat nie eine andere Sprache gelernt oder gesprochen als den Jargon. Das schreckte sie nicht ab. Sie schrieb im Jargon. In dieser Sprache der armen Juden konnte sie auch am besten das tragische Kapitel aus der Geschichte des menschlichen Elends niederschreiben: Wie die armen russischen Juden auswandern. . . .

Die kleine Mary hatte nicht bloß eine reiche Phantasie und ein feines Beobachtungstalent, sie war auch wißbegierig und fleißig. Innerhalb zweier Jahre erlernte sie das Englische und konnte ihr Jargon-Manuskript korrekt übersetzen.

Als Israel Zangwill, der zum ersten Mal das Leben der jüdischen Emigranten schilderte, vorigen Jahres Amerika besuchte, machte er die Bekanntschaft der Mary Antin. Er las ihre Schrift und — schrieb selbst dazu ein Vorwort. Damit wurde die junge Verfasserin in die Litteratur eingeführt. Innerhalb einiger Monate ist bereits die zweite Auflage vergriffen.

Zangwill versichert uns, daß er im Manuskript kein einziges Wort geändert hat. Er, der mit seinen Romanen das Judenghetto in die englische Litteratur eingeführt hat und jetzt auf der größten Bühne Newyorks die „Kinder des Ghetto“ in dramatisirter Form aufführen läßt, nennt das Buch der Antin „ein menschliches Dokument von großem Werthe“, denn es zeigt uns zum ersten Mal „den inneren Seelenvorgang bei diesem Volke, das sich von einer magischen Vision des freien Amerikas zur großen Reise nach dem neuen Welttheil verleiten läßt“. „Mary Antin's lebhafte Schreibweise — sagt Zangwill weiter — befähigt uns, fast mit eigenen Augen den Einmarsch dieser armen Leute nach Amerika zu beobachten“.

Diese Reisebeschreibung ist kein bloßes Tagebuch, oder eine lose Aneinanderreihung von Tagesereignissen und Abenteuern, die junge Verfasserin hat es verstanden, plastisch zu schildern und stets unser Interesse wach zu halten, so daß wir ihr auf der ganzen Reise mit Aufmerksamkeit und Spannung folgen. Wir empfinden ihren Schmerz, als ihre Familie bei der deutschen Einbruchsstation Verzbolowo nahe daran war, zurückgeschickt zu werden, weil sie keine Billets zweiter Klasse hatten, wir begreifen das Entsetzen des kleinstädtischen Mädchens, als es plötzlich in Hamburg Wagen ohne Pferde „dahergeflogen, wirklich dahergeflogen kommen“ sah; wir begleiten sie durch siebzehn Tage auf der „Polynesia“, wo die jüdischen Auswanderer nicht einmal von Brot und Häring, sondern wegen der Osterfeiertage bloß von ungesäuertem Kuchen leben — bis sie landen oder eigentlich erst nach mehrfachen Untersuchungen, Ceremonien, Protokollaufnahmen aufs Land gehen dürfen. „Stellen Sie sich vor eine Reise fürs Leben: Sie verlassen Ihr Heim und verkaufen, was Ihnen Jahre hindurch theuer war; Sie treten eine Reise an ohne die mindeste Kenntniß der Welt, und ohne die nothwendigen Reisemittel: Sie treffen überall auf Geringschätzung, Mißtrauen und rohe Behandlung, dann pfercht man Sie mit einer Menge fremder Menschen zusammen und setzt Sie der Seekrankheit und allen Unannehmlichkeiten des stürmischen Oceans durch sechszehn Tage aus — und nun stehen Sie einige Spannen Erde von dem entfernt, um dessentwillen Sie die Reise unternommen haben, ohne ihn erreichen zu können. Wie mag Ihnen da zu Muthe sein?“

Die junge Verfasserin aber kann nicht bloß rühren, sondern sie weiß auch ihrer Reise recht heitere Seiten abzugewinnen. Mit viel Humor erzählt sie uns ihre Abenteuer im „gefängniß“artigen Waggon vierter Klasse, und in der Zelle Nr. 5 der Hamburger Cholera-Quarantäne, als wären es Erlebnisse eines Anderen.

Mary Antin, die elfjährige Reiseschriftstellerin, ist wohl eine seltene litterarische Erscheinung und wir werden hoffentlich von ihr noch recht oft hören. Auch nach Zangwill gibt es im Ghetto noch sehr viel zu „entdecken“.

S. R. Landau.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, W. Ziethenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 3. Berlin, den 21. Oktober 1899. 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die technische Hochschule in Charlottenburg hat ein Fest gefeiert zum Gedenken an die Begründung der Anstalt vor hundert Jahren. So eigentlich war es kein Geburtstagsfest, denn die Stiftungsurkunde trägt das Datum des 18. März 1799; allein das Ende des März erschien ungeeignet, da Studirende und Professoren alsdann schon vielfach Berlin verlassen haben, und daher beging man den Erinnerungsakt im Oktober. Mit 8000 Thalern Jahreskosten legte man 1799 die Grundlagen, und mit 9 Millionen Mark baute man das Gebäude, in dem sich jetzt die technische Hochschule befindet.

Die zwei Zahlen charakterisiren den Unterschied der Zeiten; trotz der Siege Friedrichs des Großen das arme kleine Preußen am Ende des letzten Jahrhunderts, und das mächtige Deutsche Reich und in ihm das mächtige Preußen, die jetzt zu Schirmherren der Wissenschaft geworden sind. Und gerade diese Wissenschaft, die so innig mit dem wirthschaftlichen Leben verknüpft ist, wurde recht eigentlich zur Beherrscherin des zu Ende gehenden Jahrhunderts; eine Wissenschaft, die den Nationen den Reichthum bringt, aber auch unmittelbar den sozialen Fortschritt für Reich wie Arm.

Man hatte ein Recht, bei dieser Feier unserer Hochschule voll Selbstgefühl auf die durchmessene Bahn zurückzublicken; denn gerade auch dieses Institut hat ruhmreich für die Fortentwicklung und Ausbreitung der technischen Wissenschaften gewirkt. Wir können stolz auf die technische Hochschule sein, und wir wollen hoffen, daß wir stets stolz auf diese wichtigste Werkstatt moderner Lebensvervollkommnung bleiben können. Mehr Glück der Völker geht von diesen stillen Arbeitsräumen aus, auf die sich die Augen der Oeffentlichkeit nur an festlichen Tagen richten, als von jenen prunkvollen Minister-Palais, deren Insassen geräuschvoll am Wohlbefinden der Nationen zu schaffen scheinen, und die nicht selten, fast könnte man sagen meist, so erfolglos und selbst unglücklich sich bethätigen.

Der volle Gegensatz dieser Art ist da, sobald man den Gedanken von solcher Feier zu den blutigen und lärmvollen Ereignissen in Südafrika lenkt.

Kriegerische Vorgänge von Bedeutung sind noch nicht zu verzeichnen; vorläufig sind die Buren zu kleinen Erfolgen gelangt, aber eine entscheidende Waffenthat ist von keiner Seite vollführt.

Bedeutungsvoller als die bisherigen Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz ist ihre Rückwirkung auf die europäischen Verhältnisse.

Außerhalb Englands sind die Stimmen zu zählen, die für die Politik des Ministeriums Salisbury auch nur Worte der Entschuldigung haben. Man kann sagen, das kontinentale Europa ist so gut wie einig in der Verurtheilung dieses Blutvergießens und diese Einigkeit ist glücklicherweise auch bei der deutschen Bevölkerung vorhanden. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß von der „Kreuzzeitung" bis zu den Liberalen die Auffassung die gleiche ist. Eine solche Erscheinung fällt aber um so mehr ins Gewicht, als in den Reihen der Liberalen von Altersher für England aufrichtige Sympathien vorhanden waren. Die englische Politik hat diese Sympathien verscherzt; sie bleiben jenen Engländern, die die guten liberalen Traditionen ihres Landes auch jetzt verfechten.

Diese einheitliche Auffassung in Deutschland liegt in ihrem Grunde offen zu Tage. Als Jameson seinen unglücklichen Flibustierzug gegen Johannesburg unternahm, stimmte alle Welt in ihrer Empfindung dem Telegramm unseres Kaisers an den Präsidenten Krüger bei; über die politische Zweckmäßigkeit dieses Telegramms waren die Ansichten freilich sehr getheilt. Es wäre politisch nützlicher gewesen, wenn diese Demonstration sich nicht vollzogen hätte; nichts zwang uns damals zu einer solchen Parteinahme, die in England viel Erbitterung erregt hat, und die Transvaal nur schadete; allein das Gefühl, aus dem heraus der Kaiser seine Depesche abgefaßt hatte, war das der Millionen in Deutschland. Die heutige krieger-

rische Politik Englands ist aber nichts als die Wiederaufnahme und Fortsetzung des Jameson'schen Gewaltstreiches, freilich jetzt nicht von einer Schaar Abenteurer in Angriff genommen, sondern von einer Großmacht ersten Ranges, die stolz darauf zu sein pflegt, auch eine Bahnbrecherin dem menschlichen Fortschritte zu sein. Das Urtheil über diese Politik kann demnach heute nur um so schärfer lauten.

Herr Alfred Austin, Englands Poeta laureatus, erklärt zwar in einem veröffentlichten Brief, daß die Stimmung in Deutschland nur aus **einem** Grunde sich erklären lasse; aus „unerfüllten Ambitionen", die Deutschland mißgünstig machen. Herr Austin, der auch Jameson in Versen verherrlicht hat, verfügt jedenfalls nicht über die Dichtergabe, in den Seelen der Völker zu lesen; denn die Liberalen bei uns mißgönnen England gewiß nicht seine Stellung in Südafrika; sie würden es auch willig hingenommen haben, daß diese Stellung im natürlichen Laufe der Dinge sich noch weiter befestigt und ausgedehnt hätte. Was sie brandmarken, sind die gewaltthätigen, rechtswidrigen Mittel, mit denen diese Entwicklung überstürzt werden soll.

Nun ist eines zweifellos; man darf Politik nicht nur mit der Empfindung machen. Und alle Parteien in Deutschland sind über den Punkt auch einig, daß unsere Regierung strikte unsere Neutralität aufrecht zu erhalten hat. Wir dürfen nicht unsere politische Lage durch eine Parteinahme für die Buren kompromittiren; wir haben in Südafrika keine Lebensinteressen zu vertheidigen, und wir wären gar nicht leicht in der Lage, dort uns wirkungsvoll einzumischen. Also warten wir die Ereignisse ab.

Allein es scheint, daß unsere offiziellen Kreise die deutsche Politik in andere Bahnen zu lenken wünschen. Man begegnet in einzelnen Blättern offiziösen Liebenswürdigkeiten gegen England, und dazu kommt die Nachricht, daß gerade in allernächster Zeit der Kaiser eine Reise nach England zu unternehmen gedenke.

Wir bleiben überzeugt, daß diese Reise, mag sie auch auf älteren Verabredungen beruhen, in jetzigem Augenblick nicht zur Ausführung gelangt. Denn in welch eine Lage müßte unser Monarch kommen, wenn er jenseits des Kanals etwa englischen Siegesfeiern beizuwohnen veranlaßt wäre; Siegesfeiern über die Buren, die der Kaiser beglückwünschte, weil sie englische Eindringlinge zurückschlugen. Eine solche Situation wäre ja geradezu grotesk, und wie geeignet wäre sie, die Achtung vor der Folgerichtigkeit und der Charakterstärke unserer Politik überall in der Welt auf das Tiefste zu erschüttern. Wir sind der Ansicht, daß diese Reise heute gerade im Interesse des Ansehens unseres Monarchen unterbleiben muß.

Sehr schlecht kennen auch jene die Engländer, welche meinen sollten, daß auf diese Weise politische Vortheile, die etwas bedeuten, in London zu erlangen sind. Man wird sich diesen Besuch natürlich in England mit Vergnügen gefallen lassen; man wird ihn politisch ausbeuten, als eine Stellungnahme Deutschlands gegen Transvaal; man wird auch unseren Kaiser mit Schmeicheleien, die nichts werth sind, öffentlich regaliren, wie das schon jetzt in der Presse unter Vorantritt des Barden des Jameson-Zuges geschieht. Und hinter dem Rücken der Gäste würde man, wie wir die Engländer kennen, Spott und Hohn für eine Politik haben, die die beglückwünschende Jameson-Depesche an die Buren absichtlich und die dann den Anschein nicht vermeidet, als sei sie gesonnen, heute jene zu umarmen, die den Buren den Garaus zu machen sich anschicken. Die Engländer sind viel zu kluge und nüchterne Rechner, um nicht aus einem solchen Wandel unserer Politik für nichts und wieder nichts zu der Folgerung zu gelangen, daß Deutschland international wohlfeil zu haben sei, und gerade gut genug wäre, um mißbraucht zu werden. Und dieses Mißbrauchen würde man alsdann gründlich ins Werk setzen.

Die Stimmung der offiziellen englischen Politik kann für uns gar kein Geheimniß sein. Bei den Wirren auf Samoa haben wir deutlich gesehen, daß man sich in London ein ganz besonderes Vergnügen daraus machte, unsere schwierige Lage noch schwieriger zu gestalten, und daß man versuchte, uns womöglich in einen Konflikt mit den Vereinigten Staaten hineinzuhetzen. Nicht das geringste Wohlwollen fanden wir damals in England, und erst als es uns gelang, die Mißverständnisse gegenüber den Vereinigten Staaten zu beseitigen, fing man auch in London an, einzulenken. Nichts liegt uns ferner, als deswegen eine Politik der Rancune und der Revanche gegen England zu verlangen; durchaus nicht. Aber lehrreich waren diese Vorgänge, und sie zeigten die politische Richtung, die die führenden Männer damals in London verfolgten. Diese führenden Männer sind aber noch heut am Ruder; und wenn sie jetzt die Freundschaft mit Deutschland demonstrativ auszurufen für zweckmäßig halten, so ist ihnen das nicht zu verdenken; wir freilich sollten wissen, was diese Freundschaft für einen Werth hat.

Nun läßt man offiziös durchblicken, daß auch der reale Lohn möglicherweise nicht ausbleiben werde. Vielleicht gelangen wir zu einem Arrangement auf Samoa, das uns genehmer ist; vielleicht schenkt man uns die Walfischbay; vielleicht gestattet man uns, Liberia in die Tasche zu stecken; vielleicht bekommen wir einen anderen Fetzen Land. Aber was bedeutet denn eine von diesen Konzessionen; ja was bedeuten selbst alle zusammengenommen? Solange wir auf Samoa uns nicht in Gegensatz zu den Vereinigten Staaten stellen — und das ist mit einem Minimum diplomatischer Geschicklichkeit zu erreichen — solange können wir die unerquickliche Lage auf den Südseeinseln so gut ertragen, wie England. Und England hat Australiens wegen sogar ein größeres Interesse, zu besseren Zuständen zu gelangen, als wir. Samoa ist gar kein Objekt der Kompensation; und was wiegt Liberia und die Walfischbay politisch und wirthschaftspolitisch gegenüber den warmen Sympathien Hollands, die wir auf dem besten Wege sind zu erwerben? Das ist die Sachlage für den kalten Realpolitiker, und was bedeuten schließlich diese afrikanischen Geschenke, wenn wir auf diese Weise Einbuße an unserer moralischen Reputation erleiden, und wenn der Glaube in der Welt sich verbreitet, daß für einige Trinkgelder das mächtige Deutsche Reich sich als Freundschaftsstatist verwerthen läßt, um die Stärke der internationalen Stellung Englands vor den zuschauenden Staaten zu erhärten.

Für eine solche Politik sollte Deutschland unter gar keinen Umständen zu haben sein. In unserer gefestigten Kraft können wir ruhig zunächst die Entwicklung der Verhältnisse in Südafrika abwarten. Unsere Neutralität gilt den Buren wie England; aber es stände uns schlecht an und würde dazu führen, daß man unsere politische Bedeutung in England sehr niedrig einzuschätzen begänne, wenn wir uns aus dieser abwartenden Stellung herauslocken ließen, um für einige Douceurs zu Gunsten Englands gegen die Buren zu demonstriren. Und eine Reise unseres Kaisers nach London würde, — so völlig anders sie auch gedacht ist, — heute als solche Demonstration in jedem Falle ausgenützt werden.

Wir nehmen daher an, daß die Reise nicht zur Ausführung gelangt, und darüber jedenfalls soll man in England nicht im Zweifel sein, daß der deutsche Kaiser die Sympathien des deutschen Volkes für England in diesem Augenblick nicht über den Kanal mit hinüberbringen würde.

Ist denn aber, wenn alle anderen Gründe für nichts sind, bei solcher Stimmung in Deutschland und bei solcher Haltung unserer Presse überhaupt jene Reise denkbar? Man erwäge die Sachlage. Unser Kaiser der Gast der Königin von England und unsere Presse und unsere öffentliche Meinung die englische Politik laut und rückhaltlos verwerfend! Welch eine Verlegenheit unter solchen Umständen in England Gast zu sein!

Ueber unserer **inneren Politik** schwebt der Friede, und zwischen dem **Reichskanzler** und **Herrn von Miquel** wandelt die Eintracht auf Rosen ohne Dornen herüber und hinüber. Dieser Friede und diese Eintracht, den die offiziöse Presse verkündet, heißt, in die nichtoffiziöse Sprache übersetzt: Versumpfung. Die Gegensätze, die vorhanden sind, wurden

überkleistert, und die Folge dieser Versumpfung und dieses Stillstandes in der Entwicklung wird sich immer erneut zeigen. Gegensätze, die nicht offen zur Entscheidung und zum Austrag gelangen, reizen zu weiteren Intriguen an; die verschiedenen politischen Richtungen werden durch Intriguen zu erreichen suchen, was sie auf geradem Wege zu erreichen nicht vermögen; nämlich die Beseitigung jener Elemente der Regierung, die den eigenen Wünschen entgegenstehen. Und da die Liberalen höfische Intriguen anzuzetteln gar nicht in der Lage sind, so ist die Bahn erneut der Kreuzzeitungspartei freigemacht.

Der sozialdemokratische Parteitag in Hannover ist zu Ende gegangen mit einem Resultat, das kein Resultat ist. Alle Welt nahm eine Resolution an, der Bebel und Bernstein gleichmäßig zustimmten; das war die formale Erledigung. Thatsächlich bestehen natürlich die Gegensätze fort, verschärft durch die massiven Liebenswürdigkeiten, die sich die verschiedenen Richtungen auf dem Parteitag gegenseitig an den Kopf warfen. Auch diese Zwischenfälle werden vergessen werden, und dann wird lautlos innerhalb der Sozialdemokratie eine Auffassung der Verhältnisse sich mehr und mehr Raum erobern, die der Realität der Thatsache entspricht.

Man konnte auch Galilei auf einem klerikalen Parteitag mit den allereindringlichsten Mitteln erweisen, daß die Erde still steht. Aber sie bewegt sich doch, und die moderne Entwicklung wird trotz aller sozialistischen Reden und Majoritätsbeschlüsse immer deutlicher erhärten, daß die Grundlage der Sozialdemokratie ein Phantom ist. Auch diese heilsame Wahrheit wird erobernd ihren Weg machen, wie im andern Falle kein Zwangsgesetz im Stande gewesen wäre, die Sozialdemokratie aufzuhalten und von ihrem Ziel abzulenken, dann nämlich wenn die Voraussetzungen der Lehre zutreffende wären.

Der nationale Abgeordnete **Bassermann** hat eine Rede von äußerster Schärfe gegen die **Zuchthausvorlage** gehalten. Der Vorgang ist beachtenswerth; denn nichts ist für unsere innere Politik bedeutsamer, als daß die Ansicht an Boden gewinnt: es gibt keine bessere innere Politik zum Heile Deutschlands als vollste Gleichberechtigung, Unparteilichkeit und Gerechtigkeit gegenüber den Arbeitern. In dieser Politik liegt unser Heil zur Ueberbrückung der inneren Gegensätze auf der Linken, und erst eine Linke, die gemeinsam politisch zu operiren gelernt hat, kann die Junkerfrage, die Frage der Ueberwindung des unmodernen Feudalismus, zur Entscheidung bringen.

Das neue Ministerium in Oesterreich hat sein Amt angetreten und den Sprachenerlaß aufgehoben. Die Antwort seitens der Czechen ist erfolgt: Tumulte in Prag und in anderen böhmischen sowie mährischen Städten. Auch im österreichischen Reichsrath ist der Skandal wiederum losgegangen. Die Czechen bedachten das Ministerium mit so freundlichen Worten wie Verräther an Oesterreich, Räubergesindel und Aehnlichem aus dem Sprachschatz der Straße. In Oesterreich ist also nur ein Rollenwechsel eingetreten; der ist uns Deutschen erfreulich; die Szene bleibt freilich dieselbe.

Die **Gemeinderathswahlen in Belgien** haben dort endlich dem Liberalismus wieder einen Aufschwung gebracht, den langersehnten. Die Erfolge der Liberalen wurden nur in Städten erzielt, wo sie mit den Sozialisten geeint vorgingen. Die Entwicklung in Frankreich, in Oesterreich, jetzt in Belgien, überall liefert sie dieselbe Lehre — die reaktionären Mächte sind erst dann ernstlich bedroht, wenn Bürgerthum und Arbeiterstand, statt vereinzelt das Joch des Rückschrittes sich aufzwingen zu lassen, einig unter einander zum Angriff übergehen.

Hochbetagt ist **Lord Farrer in England** gestorben; er war Vorsitzender des Cobden-Clubs und einer jener Liberalen aus echtestem Metall, denen England die Sympathie der gesammten aufgeklärten Welt zu verdanken hatte. Wir hoffen, daß auch für England die Zeit nicht mehr so fern ist, wo man von den chauvinistischen Modegötzen zu diesen vornehmen Gestalten zurückkehrt, und dann wird auch der Liberalismus in Deutschland zu seinem alten Urtheil über England zurückgelangen können.

* * *

Das Urtheil des Auslandes.

Der Londoner „Economist" besprach kürzlich die bemerkenswerthe Erscheinung, daß in dem gegenwärtigen Transvaalkonflikt auch nicht ein einziges angesehenes Preßorgan des Auslandes für England Partei ergreift. Die englische Wochenschrift ist einsichtig genug, anzuerkennen, daß diese übereinstimmende Haltung des Auslandes in erster Linie darauf zurückzuführen ist, daß sich das offizielle England Transvaal gegenüber in das klarste Unrecht gesetzt hat. Der „Economist" will aber noch einen zweiten weniger achtungswerthen Grund für diesen auffallenden Konsens des gesammten Auslandes entdeckt haben, nämlich die universelle Eifersucht und den allgemeinen Neid, mit denen Englands koloniale Erfolge verfolgt würden. Daß auch derartige Gefühle bei der gegenwärtigen Stimmung gegen Großbritannien mit unterlaufen, ist zuzugeben, aber es ist für England nur ein schwacher Trost. Was den Engländern zu denken geben sollte, ist der Umstand, daß gerade die Männer, die bisher außerhalb Großbritanniens am Nachdrücklichsten für eine gerechte Würdigung Englands und für ein gutes Verhältniß zu England eingetreten sind, am Rückhaltlosesten das Auftreten Chamberlain's gegen Transvaal mißbilligen. Die alten Widersacher reiben sich recht zufrieden die Hände, daß sich England in dies südafrikanische Wespennest gesetzt hat, aber die aufrichtigen Freunde beklagen den Rückfall in eine moralische Barbarei, der sie das aufgeklärte England entwachsen glaubten. Der „Economist" lese einmal die Worte tiefinnerlicher Empörung, mit denen Männer, wie Paul Leroy-Beaulieu und Frédéric Passy, diesen Friedensbruch Englands behandeln, Männer, die seit Jahrzehnten in Frankreich gegen die Anglophobie zu Felde gezogen sind und dem „Economist" wirthschaftspolitisch nahe stehen. Nicht mit Unrecht stellt Passy in einem Schreiben an einen englischen Freund die Dreyfus-Affaire mit diesem Transvaal-Verbrechen in Parallele. „Wird — so schreibt er — die Transvaal-Affaire für Sie auch das werden, was für uns die Dreyfus-Affaire gewesen ist; die Veranlassung zu einer allgemeinen Verwirrung der Gewissen und einer freiwilligen Verblendung?"

In der That ist die abfällige Meinung der außerenglischen Welt über die Frivolität der Chamberlain'schen Transvaalpolitik nicht minder einstimmig, wie es die öffentliche Meinung außerhalb Frankreichs über das Urtheil in Rennes war. Und auch über die kleine Schaar tapferer Männer, welche sich inmitten der moralischen Feigheit, die das Löwenfell des Patriotismus umgehängt hat, nicht scheut, für Gerechtigkeit und Humanität offen einzutreten und den chauvinistischen Uebermuth zu bekämpfen, denkt man im Auslande genau so, wie über die Zola, Jaurès, Piquart, Labori und Genossen, die so mannhaft und schließlich sogar erfolgreich die vom „patriotischen" Gesindel besudelte Ehre Frankreichs gerettet haben. Die Morley, Courtney, Harcourt, Bryce, Stanhope und wie die „Verräther" alle heißen mögen, die der Wahrheit die Ehre zu geben wagen, sie vertreten heute in den Augen der alten Freunde Englands im Auslande die wahre Ehre ihres Landes und auch — die wahren Interessen. Der Mayor von London mag noch so viele reiche City-Kaufleute um sich versammeln, auf daß sie der Welt bescheinigen, wie recht Mr. Chamberlain gehandelt habe, man wird diese repräsentativen Versammlungen nicht höher schätzen, als jene Zusammenkünfte französischer „Patrioten", die der Welt darzulegen wünschten, daß Monsieur Mercier die moralische

Blüthe Frankreichs darstelle. Vermuthlich waren in der Guildhall-Versammlung, die sich so tapfer über alle Bedenken der Gerechtigkeit hinweggesetzt hat, nicht wenige Ehrenmänner, die über die französische Verworfenheit, wie sie im Urtheilsspruch von Rennes zu Tage trat, die Hände über dem Haupte zusammengeschlagen und ihre moralische Entrüstung seiner Zeit in öffentlichen Demonstrationen zum schönen Ausdruck gebracht haben. Das ist ja das Bequeme bei der Bethätigung des landläufigen Patriotismus, daß er es zum Verdienst erhebt, den Balken im eigenen Auge nicht zu sehen. Ins Englische übertragen heißt das: right or wrong — my country! Passy drückt es vortrefflich aus mit dem Wort: freiwillige Verblendung. In diesem Stadium freiwilliger Verblendung erscheint Dreyfus als überführter Spion, Chamberlain als eine Säule des internationalen Rechtsgefühls, das Niederknallen der Filipinos als Akt christlicher Civilisation, die Zerreißung der verbrieften Rechte Finnlands als Ausfluß landesväterlicher Fürsorge und die Vertreibung einiger Hundert dänischer Milchmädchen und Ackerknechte als Akt staatlicher Nothwehr. Wer sich gegen solche moralische Herrlichkeit auflehnt, ist natürlich ein „Verräther". Jeder épicier, jeder shopkeeper und jeder Kommissionsrath hat das Recht — sogar die patriotische Pflicht — solche Verräther zu verachten; und davon wird ja auch reichlich Gebrauch gemacht. Diese „Verräther", die glücklicherweise noch in keinem Lande völlig ausgestorben sind, bilden recht eigentlich den moralischen Sauerteig der Menschheit. Das erkennt jeder an — im Auslande. Derselbe Engländer, der heute eine Huldigungsadresse an Zola, Trarieux, Jaurès und Piquart unterschreibt, weil sie vor dem patriotischen Gebrüll in Frankreich nicht zurückgeschreckt sind, ist im Stande, John Morley eine Katzenmusik zu bringen, weil er die Politik Chamberlain's gegen Transvaal eine Freibeuterpolitik genannt hat. Daß das Ausland über Morley so denkt, wie er über Trarieux, was kümmert ihn das. Er ist nur gerecht und billig, so lange er selbst Ausland ist. Sobald sein eigenes Land in Frage kommt, muß er ungerecht sein, wenn er den Vorwurf, unpatriotisch zu sein, vermeiden will. Was man so für gewöhnlich Patriotismus nennt, ist ja nur zu oft nichts anderes als bloße Feigheit. Soweit die Presse in Frage kommt, ist es obendrein in der Regel ein gutes Geschäft. Wer die Schminke des Patriotismus am dicksten aufträgt, hat Aussicht, die litterarischen Niederschläge seiner patriotischen Regungen am ehesten zu verkaufen. Gerecht, human, billig, fair zu sein, ist ein Luxus, den man ohne Gefahr nur treiben kann, wenn das eigene Land nicht engagirt ist. Das Bischen Christenthum, Moral und Humanität, von dem unsere Civilisation lebt, reicht nicht aus, um sich den Ausschreitungen des sogenannten Patriotismus gegenüber im eigenen Lande zu behaupten.

Theodor Barth.

Eine badische Landtagsgeschichte.

An Werken großen Stils wie vor allem an populären Darstellungen der deutschen Geschichte in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts ist kein Mangel. Aber immer noch warten wir des Historikers, der „gesalbt mit einem Tropfen demokratischen Oels", die große Saatzeit der nationalen Einigung, den Frühling des deutschen Liberalismus, die verheißungsvolle Zeit vor 1848 als ein Geistesverwandter mit liebevollem Verständniß in einem klassischen Buch unserem Volk schildern würde. Dieser Mangel ist ein charakteristisches Zeichen der Zeit; aber auch zugleich eine Erklärung für die Vergessenheit, in welche jene doch so grundlegende Epoche bei breiten Schichten unseres Bürgerthums versunken ist. Unser Volk, vor allem unsere Jugend die unter den Eindrücken der kriegerischen Erfolge, der Realpolitik aufgewachsene Generation kennt jene Zeit entweder gar nicht oder nur in entstelltem Bild. Um so dankbarer muß man sein für jeden Versuch, der es unternimmt auch nur ein Stück dieser halb vergessenen halb verkannten Jahrzehnte aus dem Dunkel herauszuheben und damit unser Volk vor das Bild einer Vergangenheit zu führen, deren Betrachtung ihm wenn je, so jetzt heilsam sein kann. So schwer die Ungunst der Zeit auf dem deutschen Liberalismus lastet, so sicher ist es, daß bessere Zeitläufte nur dann für ihn kommen werden, wenn er unablässig seiner Aufgabe eingedenk ist, unser Bürgerthum von neuem zu erziehen und es zur Selbstbesinnung auf die Ideale der liberalen Weltanschauung zu führen. Daß für die Erfüllung dieser Aufgabe die volksthümliche geschichtliche Darstellung einen großen Dienst leisten würde, kann nicht genug betont werden. Steht uns doch zu diesem Zweck ein Material zu Gebot, das, wenn ausgegraben und aus der Vergessenheit und in die Anschauung des Volkes übergeführt, seines Eindrucks nicht verfehlen kann.

Deswegen vor allem freue ich mich, die Leser der „Nation" auf eine Publikation hinweisen zu dürfen, die, wie mir dünkt, in recht glücklicher Weise an ihrem Theil jener Aufgabe dienen will: Eine badische Landtagsgeschichte, deren erster Theil: Der Anfang des landständischen Lebens im Jahre 1819*) kürzlich erschienen ist. Die Schrift verdient es, über den Rahmen einer bloßen Rezension hinaus besprochen zu werden. Nicht bloß des interessanten, den meisten Lesern gewiß neuen Inhalts wegen, sondern vor allem auch um des Eindrucks willen, den der Abstecher aus dem gegenwärtigen trübseligen Winter der Resignation in diesen lebensfrischen Frühling des liberalen Gedankens bei der Lektüre des Buches bereitet. Ich war vertraut mit dem Gegenstand von früher selbst betriebenen Studien her, aber hier, jenseits des Aktenstaubes, wirkte er darum doch auf mich wieder wie eine Offenbarung, ungefähr so, wie wenn man aus diesen trüben kühlen Spätjahrtagen mit einem Mal hineinfährt in den warmen sonnigen Süden.

Der langgestreckte schmale Gau zwischen Bodensee und Main hat, seitdem er „von Napoleon's Gnaden" das Großherzogthum Baden geworden ist, in der politischen Geschichte Deutschlands mehr als einmal seine über die Grenzen hinausreichende Bedeutung für das öffentliche Leben der Nation gehabt. Aber nie in dem Maße, wie damals, als im Jahr 1819 — fast ein Jahr nach Erlaß der Verfassung — sein erster Landtag zusammentrat, dem der Verfasser der erwähnten Schrift mit vollem Recht eine ausführliche Darstellung gewidmet hat. Der Eindruck dieser damals noch ungewohnten parlamentarischen Versammlung war in ganz Deutschland, ja weit darüber hinaus ein außerordentlicher.

„Von Baden-Baden kamen die fremden Badegäste herüber, um das neue Schauspiel einer öffentlichen Ständeversammlung zu sehen. Selbst der Kronprinz von Preußen wohnte einer Budgetdebatte an .... Die Mitglieder des diplomatischen Korps stellten sich regelmäßig zu den Sitzungen ein, um mit vornehmer Wichtigthuerei ihre Mappen auszubeuten und Stoff für ihre Depeschen zu sammeln. Zschokke schrieb damals: „Mit Ernst schritt die Versammlung der Stände vom Großherzogthum Baden unmittelbar in das ein was Noth that. Deutschland bewunderte zugleich Herzlichkeit, Scharfsinn und Sachkunde der Männer, die hier zum ersten Mal erschienen, als hätten sie nie einen andern Beruf gehabt, denn vor dem fürstlichen Thron beider theuerste Angelegenheiten zu entwickeln. Das Wort, im Ständesaal zu Karlsruhe gesprochen, klang erhebend, beruhigend, belehrend vom Fuß der Alpen bis zum Ufer des deutschen Meeres wieder."

Es mag zu diesem starken Echo, das der erste badische Landtag fand, gewiß auch sein Theil die vorzügliche

*) Badische Landtagsgeschichte. Erster Theil: Der Anfang des landständischen Lebens im Jahre 1819. Von Leonhard Müller. Berlin 1900, Verlag von Rosenbaum & Hart.

publizistische Aufklärung und Berichterstattung beigetragen haben, der sich Männer wie v. Rotteck, der selbst hervorragendes Mitglied der I. Kammer war, und insbesondere auch der preußische Gesandte am badischen Hof Varnhagen von Ense widmeten, welch' letzterem allerdings seine Sympathie mit den Liberalen des badischen Landtags schlecht bekommen ist; denn er wurde deswegen noch im selben Sommer abberufen. Aber in erster Linie gaben dem Landtag von 1819 doch sein großes Relief die bedeutenden Menschen, die er selbst in seiner Mitte hatte, die frische Begeisterung für die liberalen Ideen und der ernste, alle Probleme der Zeit einbeziehende Gehalt seiner Verhandlungen. Wie müd und greisenhaft sind unsere Parlamente im Vergleich zu dieser herzerquickenden Jugendfrische! Wie reg und vollbewußt des großen Moments aber auch die Wähler dieser Männer gegenüber der Gleichgültigkeit, Theilnahmlosigkeit so großer Schichten unserer heutigen Bevölkerung! Ich kann es mir nicht versagen, einen Bericht des Wochenblatts der Stadt Lahr vom 19. April 1819 über die Abreise der freisinnigen Abgeordneten jener Gegend auch hier wiederzugeben:

„Gestern Vormittags reisten die aus unserer Mitte erwählten Landstandsdeputirten, Oberamtmann Freiherr von Liebenstein, Freiherr Karl von Lotzbeck, Herr Karl Daimling und Herr Daniel Völker in Gesellschaft der Herren Abgeordneten von Lörrach und Müllheim von hier ab, ihrer ehrenvollen Bestimmung entgegen. Unter dem Donner des Geschützes verließen sie die Stadt, begleitet von der hiesigen Bürgerinfanterie bis Dinglingen, von der hiesigen und Kürzler Bürgerkavallerie und mehreren Freunden zu Wagen bis Offenburg. In den an die Landstraße stoßenden Ortschaften des Amtsbezirks empfingen die uniformirten Bürgerkorps der Landgemeinde zu Fuß und zu Pferd den feierlichen Zug mit klingendem Spiel und salutirten; sämmtliche Vorgesetzte der Amtsorte nebst vielen Wahlmännern umgaben die Wagen der Abgeordneten zu Pferd und geleiteten sie bis an die Grenze des Amtsbezirks."

In der ersten Kammer saßen Männer wie der Historiker Rotteck, Wessenberg, der unvergeßliche Kapitelvikar des Bisthums Konstanz, der alemannische Dichter Hebel. Außerordentlich bezeichnend für den Geist jener Zeit und für das, was damals möglich war, ist es aber, daß die Führung der fast ganz freisinnigen zweiten Kammer, obwohl das Verhältniß zur Regierung sich bald ungünstig gestaltete, in den Händen eines politischen Beamten, des Oberamtmannes v. Liebenstein, lag. Man denke sich einen heutigen badischen Oberamtmann oder gar einen preußischen Landrath, was dasselbe bedeutet, als Führer der freisinnigen Opposition im Konflikt mit der Regierung! Welch' ein vergängliches Ding übrigens der parlamentarische Ruhm und der Glanz der politischen Tagesgröße ist, dafür liefert dieser Politiker ein charakteristisches Beispiel. Damals der gefeiertste Name des badischen Liberalismus, weit über dessen Grenzen hinaus einer der populärsten Führer des nationalen Gedankens, in aller Mund um seiner vielbewunderten parlamentarischen Thätigkeit willen — ist heute, drei Generationen nachher, dieser Name in völlige Vergessenheit gesunken! Das mag das verdiente Schicksal mancher politischen Eintagsfliege sein; hier nicht. Es ist eine Ausgrabung, die der Verfasser vorgenommen hat, indem er Liebenstein's Bild besonders eingehend zeichnete, und wir sind ihm Dank dafür schuldig. Eine prächtige Figur, die nicht nur politisch, sondern kulturhistorisch interessant ist, dieser badische Edelmann, dem schon als Knaben, da er aufs gymnasium illustre nach Karlsruhe zieht, der Vater in der gefühlvollen Sprache der Zeit das bezeichnende Geleitwort mitgibt:

Wer sein Herz verschönern kann
Dieser ist ein Mann von Adel;
Engel sehn als Freund ihn an
Und ihn trifft kein wahrer Tadel.
Rang und Würde, Ruhm und Ehre
Sind nur Schatten diesem Mann,
Jugend fühle, Jugend höre,
Daß nur Tugend adeln kann.

Und dann der Oberamtmann, der bei Antritt seines Amtes in Lahr die Ortsvorsteher seines Bezirks um sich versammelt und mit herzlichen Worten um ihr Vertrauen bittet, der ebenso wie auf der Amtsstube im Sattel am rechten Platze ist als Kommandant des Landsturmbataillons Lahr, der neben dem Säbel ebenso gut die Feder des vaterländischen Publizisten in der „Allgemeinen Zeitung", in Rotteck's „Teutschen Blättern" führt und alljährlich mit den Bürgern seines Amtssitzes die Feier der Leipziger Schlacht auf dem Schutterlindenberg begeht; am freudigsten am 18. Oktober 1818, das dem Lande Baden endlich die Verfassung gebracht, deren hohe Bedeutung der freigesinnte Oberamtmann seinen Bürgern in begeisterten Worten auslegt.

Gründliche Kenntniß des Lebens und der schweren Schäden, an denen das damals aus vielen Kriegswunden blutende, ausgesogene Land laborirte, große Verstandesschärfe, kaltblütige, überlegene Taktik, eine wahrhaft vornehme Persönlichkeit und vor allem eine hervorragende Rednergabe machten v. Liebenstein schon in den ersten Tagen zum Führer der Zweiten Kammer. Wenn man ein glänzendes Beispiel der parlamentarischen Beredsamkeit aus jenen Anfängen unseres öffentlichen Lebens kennen lernen will, dann lese man in den Protokollen des ersten badischen Landtags die großen Reden v. Liebenstein's, die auf die Kammertribüne die Sprache Schiller's, Körner's führen, und auch inhaltlich das gründliche philosophische und historische Wissen beweisen, das die Besten unter den Politikern jener Zeit auszeichnet. Der Eindruck dieses Redners muß ein tiefer gewesen sein und mehr als einmal ist es ihm gelungen, die ganze Kammer fortzureißen. In all den großen Fragen der Zeit, durch deren öffentliche unerschrockene Verhandlung der erste badische Landtag so starke Anregung für ganz Deutschland gegeben und sich selbst ein Denkmal gesetzt hat, war Liebenstein der anerkannte, der Zeit voraneilende Führer. Lange bevor der Gedanke des Zollvereins Boden gefunden, hat der badische Landtag von 1819 in einer seiner ersten Sitzungen sich mit einer Motion „die Freiheit des Handels im Innern der deutschen Bundesstaaten betr." beschäftigt und die Handelsfreiheit als „lautesten, einstimmigsten, dringendsten und gerechtesten Volkswunsch" proklamirt, eine That, die in ganz Deutschland Aufsehen machte und von der der deutsche Handels-Gewerbeverein in einer Eingabe an die Kammer sagte: Mit Ehrfurcht und Begeisterung schaue das tief gebeugte Deutschland auf die Stände Badens hin. In der Regierung selbst vertrat Nebenius, der eigentliche Schöpfer der badischen Verfassung, mit überlegener Sachkenntniß die Handelsfreiheit; in der II. Kammer aber war es hauptsächlich einer glänzenden Rede Liebenstein's zu verdanken, daß einmüthig der Beschluß gefaßt wurde, die Regierung wolle mit den übrigen deutschen Bundesstaaten zum Zweck der Herstellung freien Verkehrs im Innern Deutschlands in Verhandlung treten. Uns dünkt das etwas Selbstverständliches; damals galten derartige Bestrebungen als Hochverrath und ausdrücklich verwahrte sich v. Liebenstein in seiner Rede gegen diese Beschuldigung.

Aehnlich ging die badische Kammer voran in der Frage der Preßfreiheit, die der Bundesrath immer noch nicht gegeben, obwohl die Bundesakte sie versprach. Wieder war es Liebenstein, der auch hier die Kammer führte. Sein Kommissionsbericht, der mit aller Gründlichkeit die Materie anfaßt, ist heute noch lesenswerth; er ist kein trockenes Aktenstück, sondern eine Apologie dieser damals besonders verhaßten und gefürchteten Forderung. Wie weit wir's in 80 Jahren inzwischen gebracht, mögen ein paar Zitate aus Liebenstein's Bericht zeigen. Zu der Frage der Bestrafung der Preßbeleidigungen hochgestellter Personen heißt es da in charakteristischer Weise:

„Sie nehmen an, daß Männer, die durch Talent und Verdienst hoch im öffentlichen Leben stehen, Seelenstärke genug besitzen sollen, um sich über die Angriffe der Verleumdung hinwegzusetzen, daß es auch den ausgezeichnetsten Menschen heilsam sein kann, aus halbwahren Be-

schuldigungen oder übertriebener Darstellung von Thatsachen aus ihrem Privatleben zu entnehmen, was daran zu ändern ihnen die Klugheit gebietet, daß endlich Männern, die in der Gesellschaft hoch stehen, nur dann gezeunt die Hülfe der Gerichte nachzusuchen, wenn sie wirklich ehrenrühriger Handlungen bezichtet werden" . . . .

Und dann in Bezug auf die eigentliche Preßgesetzgebung:

„Es ist weder nöthig noch nützlich, daß die Regierung Tag für Tag nichts als das tausendstimmige Echo ihrer eigenen Meinung vernehme. Weder das gemeine Wesen hat Vortheil davon noch die Regierung selbst, wenn diese in den Zeitungen nichts anderes zu hören bekommen. Die strenge Kritik soll sich darin vernehmen lassen; selbst schärfer, so keder Tadel soll laut reden dürfen. Eine vernünftige Regierung wird dadurch nichts an ihrem Ansehen verlieren. Das gemeine Wesen aber muß nothwendig dabei gewinnen, wenn durch freimüthige Kritik ihrer Maßregeln der Regierung neue Gesichtspunkte eröffnet werden, die ihr früher entgangen sein könnten."

Betreffs des Gerichtsverfahrens für Preßvergehen:

„Der Gerichtshof, welcher berufen ist, über Preßvergehen zu entscheiden, daher oft in den Fall kommen kann, zwischen der Regierung und ihren Gegnern im Volk zu richten, muß aus vollkommen unabhängigen Männern zusammengesetzt sein; er muß aus dem Volke selbst hervorgehen, es muß ein Tribunal von Geschworenen sein".

Während Rotteck in einer vielgelesenen Schrift „über stehende Heere und Nationalmiliz" das Material für die unter den Liberalen der nachfolgenden Zeit vorherrschende Ansicht von der Verwerflichkeit der stehenden Heere niedergelegt hatte, stand Liebenstein auf dem entgegengesetzten Standpunkt, den er in einer eigenen Broschüre vom Jahre 1817 „über stehende Heere und Landwehr mit besonderer Rücksicht auf die deutschen Staaten" vertrat — zugleich, wie Müller mit Recht bemerkt, ein Beispiel damaliger Polemik in militaribus, die sich von der bei gewissen Politikern und Parteien von heute hierbei üblichen vortheilhaft unterscheidet. Statt, wie das etwa heute gegenüber dem Gegner nur irgend einer militärischen Forderung bei manchen Leuten gang und gäbe ist, dem Widersprechenden den Vorwurf der unnationalen Gesinnung, der „Reichsfeindschaft" an den Kopf zu werfen, nennt Liebenstein Rotteck's Schrift gleich von vorn herein „eine geistvolle, von der reinsten glühendsten Liebe zum Vaterlande zeugende Schrift." Mit scharfem Blick erkennt er aber schon damals trotz der Entartung der Napoleonischen Zeit, welche das Aushebungssystem den Liberalen so verhaßt gemacht hatte, das große berechtigte Prinzip der **allgemeinen Wehrpflicht**, für die dieser badische Politiker mit aller Energie eintritt. Für das Volk sei die allgemeine Wehrpflicht, von der auch der Adel nicht ausgenommen sein soll, eine große Schule.

„Man glaube mir, dem in solchen Dingen Erfahrenen, die allgemeine Wehrpflicht ist bei der großen Masse des Volkes nicht so verhaßt, als man gerne glaubt und sich und andere überredet. Was das Volk haßt, mit Recht haßt, ist der Mißbrauch, die Hinschlachtung der Jugend in dem Volksinteresse fremden Eroberungskriegen."

Man wird aus diesen wenigen Strichen schon entnehmen können, daß das Bild eines Politikers und Patrioten wie Liebenstein es werth ist, der Vergessenheit entrissen zu werden. Aber hinter ihm stand auf der Bühne jenes ersten Landtags eine überraschende Zahl origineller, kraftvoller Gestalten aus dem Bürgerstand, Professoren, Beamte, unter denen wir den nachmaligen liberalen Minister **Winter** nennen. Es war eine der bezeichnendsten Szenen dieses Landtags, als dieser hohe Staatsbeamte — Winter war Geh. Referendär im Ministerium — als Berichterstatter über das Adelsedikt referirte, mit welchem das reaktionäre Ministerium Berstett am Tag vor der Landtagseröffnung die Verfassung durchbrochen hatte, und zum Schluß kam, daß dasselbe „im verfassungsmäßigen Wege nicht erlassen und außerdem den Rechten des Thrones zu nahe tretend sei." „Dicht gedrängt stand die Zuhörermenge auf der Tribüne, gespannt, wie der hohe Staatsbeamte und Volksvertreter seine Aufgabe lösen werde; als lautlose Stille eingetreten war, bestieg er ernst und ruhig die Rednertribüne und begann mit seiner klaren, etwas herb klingenden Stimme den Vortrag." Seine Schlußworte sind ein charakteristisches Zeugniß, wie damals ein Beamter seine Pflicht als Volksvertreter auffaßte — und, sagen wir, auffassen durfte:

„Sein Handwerk bringe es mit sich, Königlichgesinnter zu sein; ein bald 20jähriges, er dürfe sagen, mit Ehre durchgeführtes Dienstleben bürge für seine Treue; er könne seine Hand rein vor Gott erheben. Es trete aber hier der eigene, vielleicht in der Geschichte nicht vorgekommene Fall ein, daß die Kammer der Abgeordneten die Vorrechte des Thrones und des Regenten gegen dessen eigenes Ministerium vertheidigen zu müssen glaube. Er sei nicht einen Augenblick im Zweifel gewesen, welche Partie er zu ergreifen gehabt; er habe sie ergriffen, und welche Folge es auch für ihn haben möge, er werde sie nimmermehr verlassen, bis auf den letzten Augenblick seines Lebens."

Und dieser Mann, weit entfernt, daß er entlassen worden wäre, wurde drei Jahre später Staatsrath, dann Ministerialdirektor, endlich jener liberale Minister des Innern, welchem Baden eine Reihe grundlegender Reformen verdankt! Aber auch in Baden würde heute kein Geheimer Referendar mehr gegen seinen Herrn und Meister von der Tribüne des Landtags sich erheben, wie Winter es gethan, und ebenso ist das Geschlecht der freisinnigen Oberamtmänner, wie Liebenstein einer war, längst ausgestorben.

So wird das Bild, welches uns die Müller'sche Schrift entrollt, unwillkürlich zu einem Spiegel, in dem sich das heutige Geschlecht beschauen kann. Das mag freilich Manchem nicht angenehm sein. Denn wer in diesen Spiegel schaut, der erkennt es gründlich, wie dürftig und fadenscheinig ein gewisser Liberalismus von heute ist neben dem wirklichen und echten von ehedem. Und zugleich wird er inne werden, wie Etliches von dem, was heute von auch liberalen Leuten als radikale und extreme Demagogie bezeichnet zu werden pflegt, nichts anderes ist, als gutliberale Erbschaft aus einer Zeit, da man eben wirklich noch liberal war.

Was die Scene dieses ersten badischen Landtags so außerordentlich belebt, belehrend und anziehend noch für den Zuschauer von heute macht, das ist der Aufmarsch fast sämmtlicher Probleme, die uns auch heute beschäftigen. Die großen Fragen der liberalen Anschauung haben alle sofort im Landtagssaal zu Karlsruhe ihren starken Widerhall gefunden, und wer da meinen sollte, der Konfliktstoff, welchen der Militarismus enthält, sei eine moderne Erscheinung, der sehe, wie anno 1819 im ersten badischen Landtag hier die schwersten und entscheidenden Kämpfe sich entzündeten, die dann zum Konflikt mit der Krone und zur vorzeitigen Entlassung des Landtags führten.

Wir rechnen es der uns vorliegenden Monographie als einen Vorzug an, daß sie, basirt auf alles, was an Quellen erreichbar war, so viel wie möglich diese selber reden läßt. Das erhält den Menschen, die auf dem Hintergrund des alten Bundesstaates und der Metternich'schen Kabinetspolitik an uns vorüberziehen, die ihnen eigenthümliche Farbe und erfüllt gleichzeitig auf diese Weise am besten den pädagogischen Zweck einer derartigen Darstellung: Durch Anschauung einer großen herzerquickenden Vergangenheit das Geschlecht von heute zu einer bessern Werthschätzung derselben zu führen und damit für die Gegenwart an seinem Theil zu erziehen.

Die Schrift ist es werth, auch außerhalb Badens gelesen zu werden und vor allem auch zur weiteren Aufdeckung einer Zeit zu mahnen, die für unser Volk leider nur zu sehr verschollen ist.

Rimburg (Baden).

Friedrich Holdermann.

Englische Kolonialverwaltung.

Poultney Bigelow, der bekannte amerikanische Publizist, hat auf dem jüngsten Geographenkongreß in Berlin einen Vortrag über Kolonialverwaltung gehalten, der in dem embarras de richesse jenes Kongresses nicht die Berücksichtigung seitens der Presse gefunden hat, die er wegen der ungemein gesunden Anschauungen, die darin zum Ausdruck kamen, hätte finden sollen. Speziell das, was Mr. Bigelow über die englische Kolonialverwaltung auf Grund der Erfahrungen, die er persönlich in fast sämmtlichen englischen Kolonieen gesammelt hat, ausführte, hat gegenwärtig, wo die englische Kolonialpolitik anläßlich des Transvaalkonflikts einen Rückfall in alte Fehler zeigt, ein besonders aktuelles Interesse. Indem wir diesen Theil des Bigelow'schen Vortrags reproduziren, verweisen wir betreffs der näheren Begründung seiner Anschauungen über Südafrika auf das 1898 bei Harper & Brothers in London und Newyork erschienene sehr frisch und anziehend geschriebene Werk Bigelow's: „White Man's Africa", in dem auch eine eingehende Charakteristik des Präsidenten der südafrikanischen Republik Krüger und des Präsidenten des Oranje-Freistaats Steyn gegeben ist.*)

Es ist eine weit verbreitete Meinung heutigen Tages, die von keiner geringeren Autorität als Karl Peters, dem bekannten Forschungsreisenden, getheilt wird, daß England der Modell-Kolonisator sei. Ich kann diese Anschauungen nicht ohne weiteres theilen. Der Engländer hat in entlegenen Ländern Großes ausgerichtet, aber seine Erfolge sind oft genug trotz der englischen Regierung eingetreten. Man muß deshalb wohl unterscheiden das, was aus der privaten Initiative hervorgegangen ist, von den Leistungen der großen Staatsmaschinerie, die leicht Kredit beansprucht für Leistungen, die sie weder hervorgerufen, noch auch nur kontrollirt hat.

Im Jahre 1620 trieb die politische und religiöse Intoleranz der englischen Regierung eine Schiffsladung englischer Protestanten in die Wildniß. Das Mutterland betrachtete sie als nichts Besseres, denn als Fremde, wenn nicht gar als Vaterlandsverräther. Sie steuerten nach dem großen Kontinent im Westen, ohne eine bestimmte Heimath ins Auge gefaßt zu haben. Sie landeten — sie wußten nicht genau, wo — an einem felsigen Ufer mitten in Eis und Schnee, dichte Wälder um sie herum, ihre einzigen Nachbarn auf 1000 Meilen waren Rothhäute. Diese Einwanderer waren der Stoff, aus dem Märtyrer gemacht sind, und sie gründeten Neu-England. Sie waren erfolgreich, weil England sie vergaß; sie brachten Amerika die Bibel, das gemeine Recht, freie Schulen und bürgerliche Freiheit. Aus dieser kleinen Handvoll Männer ist ein englisch sprechendes Gemeinwesen erwachsen, das vom Golf von Mexiko bis zum Nordpol und vom Atlantischen bis zum Pacifischen Ozean reicht. Hätten nicht vor der Regierung flüchtende Auswanderer, sondern die englische Regierung diese Kolonie im Jahre 1620 gepflanzt, ich wage zu behaupten, daß dann heute die maßgebende Sprache von Newyork bis San Franzisco die spanische oder möglicherweise die französische wäre. Mehr als 100 Jahre gingen vorüber, bis England entdeckte, daß in Amerika ein seiner Aufmerksamkeit würdiges Kolonialreich emporgewachsen war. Diese Entdeckung wurde England durch den 7jährigen Krieg aufgezwungen, als die Franzosen nicht nur Canada kolonisirt hatten und das Mississippithal beanspruchten, sondern auch Forts am Ohio errichteten, an den Thoren von Virginia. Der englische Kolonist kämpfte gegen den französischen Kolonisten, ohne sich für die Interessen Georgs III. mehr zu erhitzen, als wenn es die Interessen Friedrichs des Großen gewesen wären. Er war ein Amerikaner in demselben Sinne geworden, wie die Hugenotten in Südafrika Afrikander, wenn nicht gar Buren geworden sind.

Als England offiziell ein praktisches Interesse an amerikanischen Dingen nahm, geschah es, um Steuern zu erheben. Es war keine schwere Besteuerung, kein Amerikaner nahm an der Höhe einen besonderen Anstand, aber alle Amerikaner waren einig in der Vertretung des Grundsatzes, daß keine Besteuerung ohne Repräsentation eintreten dürfe.

England unter Georg III. bekämpfte seine amerikanischen Kolonieen durch 7 Jahre, von 1776—1783. Es warb Indianer an, nicht zu sprechen von den 30 000 weißen Söldnern, die in Deutschland rekrutirt waren. England führte den Krieg wie einen Krieg gegen Rebellen und trieb einen Keil zwischen zwei Theile der anglo-sächsischen Familie, der sich, selbst heute, noch fühlbar macht. Die amerikanischen Kolonisten waren wenig besser als bewaffnete Bauern, und zu keiner Zeit war England zur See ernstlich bedroht; dennoch wurden zwei völlige Armeen regulärer Soldaten gezwungen, sich zu ergeben, und England schloß Frieden aus reiner Unfähigkeit, jenseits des Atlantischen Ozeans seinen Willen durchzusetzen. Bald danach — im Jahre 1812 — wurde der Krieg von England erneuert und drei Jahre lang unter enormen Kosten fortgeführt.

Aber in dieser Zeit wurden nicht nur Englands beste reguläre Truppen vor New-Orleans zurückgetrieben, sondern auch auf hohem Meere durch eine Reihe von Seegefechten die Thatsache demonstrirt, daß die Yankees im Bau guter Schiffe, wie in deren Armirung, nicht hinter dem Mutterlande zurückstanden, und daß sie in manchen Fällen sogar besser zu kämpfen wußten, als die Seeleute Englands.

So hat England in weniger als einem halben Jahrhundert zehn Jahre dazu verwandt, um erfolglos seine wichtigste Kolonie zu bekämpfen. Amerika hatte während dieser Kämpfe manche gute Freunde im britischen Parlament und in der englischen Bevölkerung. Es war ein Bürgerkrieg, wie zwischen Cromwell und den Stuart's, oder wie später zwischen den amerikanischen Sklavenstaaten und dem Norden. Die ersten 200 Jahre der englischen Kolonisation in Amerika sind ruhmreich gerade dadurch, daß sie die Fähigkeit intelligenter und muthiger englischer Kolonisten in der Organisation und im Widerstande gegen eine unwissende und hartnäckige Regierung deutlich erweisen. Zum Glück für England wurde es geschlagen. Sobald es seine Niederlage acceptirt hatte, wuchs sein Handel mit Amerika sprungweise, und heute ist es ein englischer Schriftsteller,*) der den englischen Lesern die sympathischste Geschichte der amerikanischen Revolution bietet.

Canada hat durch Englands Erfahrungen profitirt, es erhielt daher eine sehr generöse Behandlung fast von Anfang an. Selbst heutigen Tags noch findet der Reisende die französische Sprache am untern St. Lorenz und seine Nebenflüsse entlang; die aber, welche sie sprechen, sind durchaus loyale Engländer, soweit die Flagge in Betracht kommt. Manches Mal bin ich in einen canadischen Gasthof eingetreten und habe englische Politik vom englischen und canadischen Standpunkte aus mit Leuten besprochen, die nur französisch redeten. Es ist interessant zu konstatiren, daß die größte Ansammlung französischer Kolonisten heute für die Aufrechterhaltung ihrer Sprache, ihrer Religion und ihrer lokalen Gewohnheiten die staatlichen Garantieen durch England empfängt.

Die Franzosen kamen unter Ludwig XIV. nach Canada. Canada wurde dem europäischen Verwaltungsprozeß unterworfen und mit Priestern überschwemmt. Selbst heute steht der französische Canadier nur wenig über dem Bauern der Bretagne, dem er vielfach gleicht. Die große Woge der westlichen Einwanderung ist über ihn hinweggegangen in das Land jenseits der großen Seen. Es ist ein neuer

*) Anmerk. d. Redaktion: Denjenigen unserer Leser, die sich über die historische Entwicklung des gegenwärtigen Transvaalkonflikts aus einer vorurtheilsfreien englischen Quelle unterrichten wollen, empfehlen wir ferner das Buch: „Südafrika, wie es ist" von F. Reginald Statham. Aus dem Englischen übersetzt von P. Walter (Berlin 1897. Verlag von Julius Springer.). Eine vortreffliche politisch-militärische Karte von Südafrika ist soeben bei Justus Perthes in Gotha erschienen.

*) Sir George Trevelyan.

Beweis, bis zu welchem Grade das politische und kirchliche Regiment die menschliche Entwicklung behindern konn.

Was die Vereinigten Staaten anlangt, so verdient hervorgehoben zu werden, daß die engtiche Sprache ohne irgend welche Unterstützung seitens der Regierungen jede andere Sprache verdrängt hat. Im 17. Jahrhundert beherrschte das Holländische Neu-Amsterdom und den Hudsonfluß. Die holländische Sprache ist inzwischen vom amerikanischen Kontinent so gut wie verschwunden, und die kolonialen Anstrengungen der Holländer finden sich nur noch in geographischen Namen wie Hoboken, Newdorp, Haarlem, Kaaterskill, Spuyten Duyvil u. s. w.

St. Louis und New-Orleans erinnern mit ihren Namen an die französische Okkupation des Mississippi, und obwohl ich französisch mit Negern auf Pflanzungen in Louisiana gesprochen habe, so hat die französische Sprache selbst in jener Gegend aufgehört, die herrschende zu sein.

Vor einem halben Jahrhundert war die spanische Sprache an der pacifischen Küste und in den großen Territorien nördlich vom Missouri die vorherrschende; heute ist — dank der Eisenbahn — die kastilische Mundart nördlich vom Rio Grande ungeföhr so selten, wie das Wendische in Preußen. Spaniens Ansprüche auf Florida wurden im Beginne dieses Jahrhunderts abgelöst, und heute — am Ende des Jahrhunderts — experimentirt der englisch redende Yankee mit Cuba, Portorico und den Philippinen. Amerika hat jene Absorption vornehmlich durch die Vermeidung jedes offiziellen Druckes erreicht. In Amerika gibt es keine Sprochenfrage in dem Sinne, wie eine solche besteht in Posen, in Böhmen, in Nordschleswig oder in der Nachbarschaft von Metz. Hätte die Regierung der Vereinigten Staaten den Versuch gemacht, den Gebrauch der englischen Sprache zu erzwingen, wir würden ohne Zweifel heute eine Sprachenfrage haben, noch ernster, als die des Zusammenlebens mit der schwarzen, rothen und gelben Rasse.

Seit der europäischen Revolution von 1848 haben die Vereinigten Staaten Deutsche in solchen Massen aufgenommen, daß heute die Deutschen nach Millionen zählen. In jeder größeren amerikanischen Stadt finden wir deutsche Klubs, deutsche Wohlthätigkeitsgesellschaften, Musik- und Turnvereine, und die deutsche Presse broucht in mancher Beziehung den Vergleich mit der im alten Vaterlande nicht zu scheuen. Der deutsche Kolonist erwirbt in Amerika in wenigen Monaten dieselben Rechte, wie der Bürger, dessen Vorfahren im Jahre 16_0 über den Ozean kamen. Deutsch-Amerikaner üben politischen Einfluß aus, sie erwählen Mitglieder zum Kongreß und sind mit Recht stolz auf einen Karl Schurz und seine Loufbahn als Senator der Vereinigten Staaten, Kabinetsminister und Gesandter bei einem fremden Hofe. Nichtsdestoweniger kenne ich keine Stadt und kein Gemeinwesen, wo das Englische vom Deutschen verdrängt wäre, oder wo die Deutschen auch nur den Wunsch hätten, daß es verdrängt werde. Die Deutschen in Amerika haben die englische Sprache angenommen, ohne ihre eigene zu verleugnen; der Deutsch-Amerikaner betreibt sein Geschäft in englischer Sprache, aber im Kreise der Familie wärmt er sein Herz an dem Feuer von Schiller und Uhland.

In offiziellen Kreisen werden wir fortgesetzt belehrt, daß der Deutsche, der auswandert und unter einer fremden Flagge sich niederläßt, für sein Vaterland verloren sei. Aus dieser falschen Hypothese zieht man den falschen Schluß, daß der Deutsche unter seiner eigenen Flagge sich niederlassen werde, wenn ihm dazu nur Gelegenheit geboten sei. Mon sollte das für korrekt halten, aber die Erfahrung spricht nicht dafür. Die Millionen von Deutschen, welche nicht nur in Nordamerika, sondern auch in Südamerika sich niedergelassen haben, haben das Mutterland bereichert und fahren fort, es zu bereichern, in einer Weise, die durch die Zahlen des deutschen Handels beredt wiedergegeben wird, vornehmlich seit der Gründung des Deutschen Reiches im Jahre 1871. Die deutsche Unternehmungslust unterhält heute nicht nur zwei Dampferkompagnieen, die mit den größten Dampfergesellschaften anderer Länder an Tonnenzahl wetteifern, sondern auch, was die Vortrefflichkeit der Verwaltung und der seemännischen Leistungsfähigkeit betrifft, jeden Vergleich auszuhalten vermögen. Diese prächtige Flotte wird namentlich unterhalten durch einen Handel, der durch den Unternehmungsgeist deutscher Auswanderer geschaffen ist, und die besten Schiffe dieser Flotte verkehren mit Newyork und nicht mit irgend einer Kolonie, welche durch die Regierung begünstigt ist. Der Handel folgt nicht nothwendigerweise der Flagge, aber die Flagge folgt immer dem Handel, wenn sie ihre eigenen Interessen versteht. Allenthalben im fernen Osten: in Hongkong, Singapore, Shanghai, Chefoo hat der deutsche Kaufmann wenig Lust verspürt, sich an der Kolonisirung von Kiautschau zu betheiligen, aber, ob er nun unter britischer oder holländischer, portugiesischer oder chinesischer Flagge sich niedergelassen hat, seine kommerzielle Loyalität hot sich instinktiv Deutschland zugewandt, und wenn er für seine Waaren eine Transportgelegenheit wählt, so bevorzugt er den Norddeutschen Lloyd.

England als Regierung hat keinen Handel durch Entrollen der Flagge über sogenannten Schutzgebieten hervorgerufen, es ist am erfolgreichsten gewesen, wenn es sich um Unternehmungen seiner Unterthanen am wenigsten bekümmert hat und Schutz nur dann gewährte, wenn dieser Schu ausdrücklich in Anspruch genommen ward.

In Central- und Südamerika sind die lateinischen Sprachen vorherrschend, und Spanien hat die Entdeckung machen können, daß, obgleich seine Kolonieen in den ersten Johrzehnten dieses Jahrhunderts die Verbindung mit dem Mutterlande unter Kämpfen aufgaben, es nichtsdestoweniger durch deren Unabhängigkeit mehr gewonnen hat, als es je besaß, da die spanische Flagge von Patagonien bis San Francisko wehte. Der Bürger von Venezuela oder Brasilien ist eifersüchtig auf seine lokale Freiheit, aber noch mehr auf seine Ahnen, und während er bereit ist, sein Mutterland in einer Frage von politischer Bedeutung zu bekämpfen, so sammelt er doch fortgesetzt Ersparnisse, um dieselben in Lissabon oder Madrid zu verausgaben. Gemeinsame Sprache, Rasse und Religion sind stärker als Flagge und Konstitution, und wir in den Vereinigten Staaten werden manches Jahr vorüberrollen sehen, bevor wir hoffen dürfen, in Kuba und Manila ernsthafte Vortheile zu erlangen. Der spanische Amerikaner liest die Zeitungen von Madrid, diskutirt die Politik seines Mutterlandes mit Verständniß, und während er sich über deren offizielle Fehler ärgert, ärgert er sich noch mehr, wenn diese Fehler einer nicht blutsverwandten Nation zu gute kommen.

Gehen wir jetzt über zu einer anderen Schwäche in Englands kolonialer Verwaltung.

Heute weht Englands Flagge über den größten Theil von Afrika, soweit dasselbe von Weißen bewohnbar ist. Aber die Männer, welche der englischen Flagge den Weg gezeigt haben und die noch als Pioniere dem Zambesi zu und nach Deutsch-Westafrika wandern, sie sind davongezogen, um das Regiment des offiziellen England zu vermeiden. Es waren Buren, die Südafrika — vom Kap aufwärts — besiedelt haben. Mit ihnen kamen französische Hugenotten und hernach eine große Masse anglo-sächsischer Kolonisten, Bergleute und Abenteurer. Südafrika ist heute ein großartiger Triumph für den Weißen, — den Buren wie den Engländer.

Der gegenwärtige unglückliche Zustand der Dinge in Transvaal bedarf zu seiner Lösung Geduld, Takt und Festigkeit. Die Lage ist durch zwei Generationen hindurch immer schwieriger geworden, aber nicht durch tiefgreifende Differenzen zwischen den Kolonisten selbst, sondern unmittelbar durch offizielle Akte der Gesetzgeber in London, theilweise inspirirt durch Philanthropie, die in der Politik nicht selten ebenso gefährlich ist wie Vorurtheil.

Der Bruch zwischen Buren und Briten in Südafrika vollzog sich nach der Schlacht von Waterloo, als England vom Kap der guten Hoffnung dauernd Besitz ergriff und englische Philantropisten für die Abschaffung der Sklaverei zu agitiren begannen. Die Holländer, die dort länger als anderthalb Jahrhunderte bereits wohnten, hielten sich für vollständig kompetent, ihre lokalen Angelegenheiten selbst zu reguliren, und wiesen die Anmaßung derer zurück, welche

sich als bessere Christen und bessere Gesetzgeber ansahen. In Südafrika waren die Buren nicht in demselden Maße Sklavenhalter, wie es die weißen Pflanzer in Nordamerika waren; sie waren ganz bereit, die bestehende Sklaverei nach und nach abzuschaffen; aber da der Erfolg ihrer Farmarbeit auf der ständigen Versorgung mit schwarzen Arbeitern beruhte, so konnten sie keine fernere Prosperität erhoffen, wenn Vieh und Ernten von der Laune der Kaffern abhängig wurden. Der britische Kolonialbeamte hatte von seinen Erfahrungen in Amerika manches gelernt, aber er hatte die Macht holländischer Hartnäckigkeit noch kennen zu lernen, wenn schon die Zahl der Rebellen verhältnißmäßig viel kleiner war.

Der Protest der Buren blieb unberücksichtigt. Die Presse und die Kanzel in England verlangten stürmisch die sofortige Aufhebung der Sklaverei. Den Kolonisten wurde eine Entschädigung angeboten, die wie ein schlechter Scherz aussah, und so entwickelte sich nach und nach ein ernsthafter Konflikt zwischen der Verwaltung und den Steuerzahlern. Die Hartnäckigkeit der Buren stieß auf die Bajonette regulärer englischer Truppen, Blut wurde vergossen, und die Männer, die auf der Seite der Buren fielen, nennt man heute in Bloemfontein und Pretoria Märtyrer der Freiheit. So entstand jener denkwürdige Zug eines ganzen Volkes aufwärts in die Hochlande Afrikas. Die Buren wollten lieber wilden Thieren und wilden Eingeborenen entgegentreten, als Gesetzen gehorchen, die in London von Männern ausgearbeitet waren, welche sich als schlechte Gesetzgeber erwiesen, weil sie unwissende Menschenfreunde waren.

Von den Tagen des „Großen Trek" bis in unsere Zeit — eine Periode, welche die ganze aktive Laufbahn von Paul Krüger umfaßt — haben die Weißen beständige Fortschritte in der Eroberung eines Territoriums gemacht, das noch zu meiner Kindheit auf den Karten als eine hoffnungslose Wüste verzeichnet war. Der Engländer hat den Buren bei dieser Eroberung unterstützt, trotz der englischen Regierung. Holländer und Engländer sind durch den ganzen Oranje-Freistaat, die Kapkolonie und Natal verwandt und verschwägert. Der Präsident des Oranje-Freistaats ist mit einer schottischen Dame verheirathet, und Englisch ist die vorwiegende Sprache bei den Buren jener aufstrebenden Bevölkerung.

Die Geschichte Paul Krüger's ist angefüllt mit Erzählungen darüber, wie die Buren versucht haben, sich niederzulassen, und wie das offizielle England versucht hat, sie aus ihren Sitzen zu vertreiben. Im Jahre 1881 brachten die Transvaal-Buren einer militärischen Expedition Englands eine Niederlage bei und trieben dieselbe zurück. Es ist noch in aller Erinnerung, wie im Jahre 1896 der ruchlose Jameson'sche Einfall durch eine rasche Erhebung der Burgher vereitelt wurde. Die offiziellen Mißgriffe Englands haben den Afrikander-Kolonisten weiter und weiter getrieben, bis er sich nun so stark fühlt, daß er weder von den Schwarzen, noch von einem Angriff Fremder viel zu fürchten hat. Was den Afrikandern noch fehlt, ist eine Verständigung unter einander. Das eine Extrem wird repräsentirt durch den ungebildeten und hartnäckigen burischen Reaktionär, der in Paul Krüger typisch verkörpert ist; das andere Extrem stellt der fortschrittliche, ungeduldige und vielleicht intolerante Engländer dar, personifizirt in Cecil Rhodes, der hinter sich die Masse der anderen Nationalitäten hat, die eine rasche materielle Entwicklung des Landes wünschen. Zwischen diesen beiden Extremen sehen wir den ruhigen und intelligenten, friedliebenden Afrikander, einerlei, ob er französischer, deutscher, holländischer oder englischer Abstammung ist. Er mißachtet den Transvaal-Buren wegen seiner Ignoranz und reaktionären Gesinnung, und er hat keine Sympathie für die Arroganz der neu Angekommenen, die ein Bürgerrecht beanspruchen, bevor sie noch bewiesen haben, daß sie geeignet sind, davon Gebrauch zu machen. Dieser Afrikander hat eine gute Schulerziehung genossen und ist in dem Gebrauche bürgerlicher Freiheit und Selbstregierung erfahren. Er wird personifizirt durch den Präsidenten des Oranje-Freistaates, Steyn. Er ist ein Bure von Geburt, ein Engländer seiner juristischen Ausbildung nach. Aber vor allem ist er ein Afrikander. Er beklagt die Einmischung Europas in die lokalen Angelegenheiten Südafrikas und er sieht mit Recht jede andere lokale Frage als unbedeutend an gegenüber der Kardinalfrage einer Stärkung des weißen Mannes im schwarzen Kontinent.

Werfen wir nun von Afrika unseren Blick auf den fernen Osten, wo in den verflossenen Monaten der Weiße politisch und organisatorisch ganz besonders thätig gewesen ist. Zwischen meinem ersten und zweiten Besuche in jenem Theile der Welt sind gewaltige Veränderungen dort vorgegangen und für die Entwicklung des Handelsverkehrs sind neue Möglichkeiten geschaffen, die jenen, welche Südafrika bietet, nicht bloß gleichzukommen, sondern die sie noch weit zu übertreffen scheinen.

Die Häfen Chinas, in denen weiße Kaufleute ihr Geschäft betreiben, sind zunächst thatsächlich kleine Republiken. Die Konsuln der verschiedensten Mächte haben ausgedehnte Regierungs- und Verwaltungsfunktionen, aber die Organisation der Bürger erhebt Abgaben und verwendet sie für lokale Bedürfnisse: zum Straßenbau, für die Polizei, für die Straßenbeleuchtung, für die Straßenkanalisation, für Zwecke der Mildthätigkeit u. s. w. Shanghai genießt lokale Selbstverwaltung seit mehr als einem halben Jahrhundert und ist heute das Muster einer Munizipalität. Deutsche und Engländer stehen im freundschaftlichsten Verkehr bei Bootfahrten, im Klub, als freiwillige Mitglieder der Feuerwehr und in dem noch weit wichtigeren Milizdienst, der zum Schutz von Leben und Eigenthum gegen chinesische Ausschreitungen mehr als einmal sich wirksam erwiesen hat. Die internationalen Streitigkeiten Europas sind durch 10 000 Meilen Ozean wesentlich gemildert, und das ist ein Hauptgrund, weshalb im fernen Osten wir kaufmännische Gemeinwesen finden, in denen Deutsche und Franzosen, Engländer und Amerikaner, Schweizer und Belgier das stille Werk erfolgreicher Kolonisation fortführen und allmählich lernen, daß wahrer Patriotismus nicht aggressiv, kein Chauvinismus ist. Shanghai hat keine eigene Flagge und es bedarf keiner solchen, es sei denn das Genfer Rothe Kreuz.

Hongkong bietet ein anderes Bild. Es ist dem Namen nach eine britische Kronkolonie, seine Felsen starren von großen Kanonen, es ist eine wichtige englische Flottenstation, und seine Docks und Werften lassen es eher als ein Gibraltar, denn als den Sitz friedlichen Handelsverkehrs erscheinen. Seit 60 Jahren beherrscht England diesen Felsen, es hat die ungesunden Theile des Platzes so erfolgreich drainirt, daß es heute — soweit man das von den Tropen überhaupt sagen kann — ein Paradies des weißen Mannes geworden ist. Chinesische Ansiedler haben sich in dieser kleinen Kolonie in Höhe von einer Viertelmillion Einwohnern angefunden, und das wichtigste Regierungsproblem ist nicht, wie man Ansiedler heranzieht, sondern wie man sie von dem allzu dichten Zusammendrängen abhält. Der Schiffsverkehr der ganzen Welt trifft hier gern zusammen wegen der ausgezeichneten Verwaltung und der streng durchgeführten Freihandelspolitik. Die Regierung ist dem Namen nach eine militärische, aber anläßlich meines Besuches versicherte mir der kommandirende General, daß der Erfolg der Kolonie in der gleichmäßigen Repräsentation aller Interessen im Kolonialrathe läge. Die Deutschen sind in Hongkong stark vertreten und haben in der Regierung dieser Kronkolonie eine Stimme. Ich fand sogar zwei chinesische Kaufleute, die ihre weißen Kollegen in der Gesetzgebung unterstützten, und sie waren keineswegs die wenigst einflußreichen Mitglieder der Versammlung. In der „Hongkong and Shanghai Bank" funktionirt ein deutscher Direktor. Bei meinen deutschen Freunden in Hongkong entdeckte ich nicht den geringsten Wunsch, vom Standpunkte der Handelsinteressen aus gesehen, daß irgend eine andere Flagge an die Stelle der englischen träte. Das Geheimniß des britischen Erfolges in Hongkong liegt in der sorgfältigen

Berücksichtigung lokaler Bedürfnisse und selbst lokaler Vorurtheile.

Wie Hongkong, war auch Singapore vor einem halben Jahrhundert nur eine ziemlich wüste Insel, die man strategischer Zwecke wegen in Besitz genommen hat. Sowohl Singapore als auch Hongkong haben eine enorme Eingeborenenbevölkerung an sich gezogen, die heute mit Erfolg durch eine Handvoll weißer Polizisten unter Assistenz einiger Eingeborener, im Zaum gehalten wird.

In jeder dieser, wesentlich asiatischen Kolonien ist Leben und Eigenthum eben so sicher, wie in London oder Berlin, und entsprechend ist die persönliche Freiheit geschützt.

Kolonien sind in demselben Maaße erfolgreich, wie sie gerecht verwaltet werden. Es steht kein Mensch so niedrig auf der Stufenleiter der Menschheit, daß man ihn ungestraft mit Ungerechtigkeit behandeln könnte. Soldaten, Steuereinnehmer, Priester und Beamte bedeuten gegenüber einem unwilligen Volke nicht viel. Andererseits haben wir große, von Eingeborenen bewohnte Territorien in Asien und Afrika durch eine Handvoll von Weißen erfolgreich verwalten sehen, sobald diese Weißen Gerechtigkeit repräsentiren.

Der Kolonialbeamte muß hoch bezahlt werden; darf niemals von Untergebenen Geschenke annehmen und muß vor allem selbst weit über dem Verdachte stehen, als könne er jemals bestochen werden. Die besten Talente, die aus der Zivilisation der Weißen hervorgehen, sind nicht zu gut, wenn es sich darum handelt, orientalische Gemeinwesen mit ihren verschiedenartigen Konfessionen und ihren sehr komplizirten Traditionen zu regieren. Nur zu oft glaubt man irrigerweise, daß jemand, der in Europa Schiffbruch gelitten hat, in den tropischen Kolonien gern und gut ein neues Leben beginnen könne. Dieser Irrthum ist auf beiden Seiten des Atlantischen Ozeans weit verbreitet und hat bereits manches Unheil herbeigeführt. Früher hat man auch wohl geglaubt, daß für den Elementarunterricht jeder Lehrer gut genug sei. Heute weiß man, daß das Beste gerade für den Anfänger nicht zu gut ist. Kolonien sind wie Kinder: — im Anfange muß die beste Arbeit gethan werden.

Alle Weißen haben ein gemeinschaftliches Interesse an einer erfolgreichen Kolonisation, und nichts ist wichtiger, als daß die in einer Kolonie gewonnenen Erfahrungen von allen Nationen nutzbar gemacht werden.

Poultney Bigelow.

Die modernen Sprengstoffe.

Unter allen Körpern, welche die Erde birgt, nimmt der Sauerstoff, „die Lebensluft", die eigenartigste Stelle ein. Allüberall, wo Verbrennungen stattfinden, ist Sauerstoff nöthig, und nur in ihm kann die Flamme sich entwickeln. Es ist deshalb nicht wunderbar, daß die Körper, welche den großen Flammenerzeuger am meisten enthalten, auch wiederum am leichtesten in Flammen aufgehen und am stärksten jede Verbrennung begünstigen.

Seit Urzeiten entsteht in den Höhlen Ceylons der Stoff Salpeter; der sich aus den thierischen Abfallstoffen jener südlichen Vogelwelt ausscheidet, welche Ceylon bewohnt. Die Menge des Salpeters hängt also eng, um mit Scheffel zu sprechen, von der Verdauung dieser Thierwelt ab.

Der indische Salpeter besteht fast zur Hälfte aus Sauerstoff. Er setzt sich, um gleich für später das gelehrte Material bei einander zu haben, aus 47,5 Prozent Sauerstoff, 38,6 Prozent Kalium und 13,9 Prozent Stickstoff zusammen. Vermischt man irgend einen brennbaren Stoff mit dem indischen Produkte, dann brennt nach der Entzündung die Mischung sehr heftig, auch in von Luft abgeschlossenen Räumen, nieder. Die Verbrennungsluft der Mischung ist so groß, daß es nur schwer gelingt, der Verbrennung Einhalt zu thun. Solche Mischungen wurden bereits während des Mittelalters als gewaltige Kriegsmittel verwendet; und sie spielen unter dem Namen „griechisches Feuer" in der Geschichte jener Zeit eine bedenkliche Rolle!

Die sogenannten klassischen Völker haben den Salpeter und seine gefährlichen Eigenschaften nicht gekannt. Das zeugt von einer geringen Beobachtungsgabe für die Erscheinungen und die Vorgänge in der Außenwelt; denn überall, wo Thiere in Ställen zusammengehalten werden, entwickelt sich bei nur mäßiger Sauberkeit das eigenartige Salz. Gemische mit Salpeter dürften zuerst von den Chinesen verwendet worden sein, um schöne Lichteffekte zu erzielen. Auch war ihnen bereits bekannt, daß ein Gemenge, das sich aus Salpeter, Schwefel und Kohle zusammensetzt, bei der Vergasung befähigt ist, Gegenstände, die sich innerhalb eines Rohres unter seinem Einfluß befinden, mit verhältnißmäßiger Kraft herauszuschleudern. Mit einem gewissen Grauen berichtet hierüber Marcopolo, der berühmte Weltreisende des dreizehnten Jahrhunderts. Es ist das Rezept zum sogenannten schwarzen Pulver, welches wir hier bereits bei den Chinesen vorfinden. Seine Kenntniß gelangte, auf nicht bekannten Wegen, im Anfange des Mittelalters, wie wir bereits sahen, auch zu den christlichen Nationen. Sie stellten das schwarze Pulver aus sechs Theilen Salpeter, einem Theil Schwefel und zwei Theilen verkohltem Lindenholz zusammen. Der Berthold Schwarz der Sage ist also nur ein Kind der Phantasie und kein braver Deutscher.

Die Schleuderkraft des Schwarzpulvers ist leicht zu verstehen. Wird eine gewisse Menge von ihm in einen engen Raum eingeschlossen und dann entzündet, dann verwandelt sich die Mischung in äußerst kurzer Zeit in ein Gas, das einen viel tausendmal größeren Raum beansprucht, als das Pulver. Vermögen die Wandungen des Raumes dem gewaltigen Drucke nicht nachzugeben, dann werden sie zerrissen! Ersetzt man dagegen, wie z. B. in einem Geschütze, die eine Wand durch ein bewegliches Geschoß, dann wird es durch das Gas mit großer Gewalt herausgeschleudert.

Die Schleuderkraft der Pulvermischung ist um so größer, je schneller sie sich in Gas verwandelt. Um das zu erreichen, haben die Pulverfabrikanten bis auf unsere Tage ihren „Witz" bis aufs äußerste angestrengt. Man erreicht die größte Wirkung, wie die Erfahrung zeigte, je reiner die Stoffe sind, aus denen sich das Pulver aufbaut; je feiner sie gemahlen und je inniger sie mit einander gemischt werden.

Nicht minder leicht ist einzusehen, daß die Wirkung um so größer sein muß, je mehr Pulver in den gleichen Raumtheilen zusammengedrückt ist. Das hat zum gekörnten und zum prismatischen Pulver geführt, bei welchem durch hohen Druck der Pulverstaub zu Kügelchen und entsprechenden geometrischen Formen zusammengepreßt wird. Im prismatischen Pulver, das zum Antrieb der großen Geschosse dient, ist durch Kanäle, die das Pulverstück durchziehen, für eine sehr schnelle Vergasung des Pulvers gesorgt. Was es leistet, zeigen zum Beispiel die Geschütze, die zur Vertheidigung des Nord-Ostseekanals dienen. Sie schleudern ihre Geschosse, die die Kleinigkeit von 465 Kilogramm wiegen, 20 Kilometer weit. Das prismatische Pulver ist aber nur in den Riesengeschützen zu verwenden, bei welchen es nur auf Länge und Gewicht nicht ankommt.

Anders verhält es sich mit den Handfeuerwaffen; die man natürlich möglichst leicht und handlich zu bauen wünscht, und deren kleine Geschosse dennoch auf sehr große Entfernungen hin eine bedeutende Durchschlagsfähigkeit behalten sollen. Das läßt sich, wie leichte physikalische Ueberlegungen ergeben, nur durch eine vergrößerte Anfangsgeschwindigkeit des Geschosses erreichen. Dazu sind aber Explosivstoffe nothwendig, die viel schneller vergasen, als das beste Pulver.

Weit früher, ehe die Waffentechnik nach solchen Stoffen Umschau hielt, war in dem stillen Laboratorium des Professor Schoenbein in Basel, ein Körper ermittelt worden, der fast allen Explosivstoffen der Gegenwart zu Grunde liegt. Der berühmte Entdecker des Ozons hatte beim Eintauchen reiner Baumwolle in Salpetersäure eine Verbindung ermittelt,

die in ihren Wirkungen alle Pulvermischungen bei weitem übertrifft. Allerdings zeigte sich die Erfindung dadurch unvollkommen, weil das jetzt Schießbaumwolle genannte Erzeugniß sehr schnell wieder zerfiel. Fast gleichzeitig hatte auch Böttcher in Frankfurt a. M. den neuen Sprengstoff gefunden. Und bald, es war um das Jahr 1846, tauchten überall Nachrichten auf von gleichen oder doch wenigstens verwandten Erfindungen. So hatte auch Werner Siemens, der damals als junger Offizier zur Artillerieschule in Berlin kommandirt war, entdeckt, daß durch Mitbenutzung konzentrirter Schwefelsäure, die Schießbaumwolle widerstandsfähiger und für Kriegszwecke brauchbarer wird. Diese Erfindung des genialen Offiziers ist erst durch seine „Lebenserinnerungen" bekannt geworden; denn die Akten darüber ruhen in den Geheimfächern des preußischen Kriegsministeriums. Professor Otto in Braunschweig machte die gleiche Beobachtung und veröffentlichte sie; er gilt deshalb als erster, welcher die Schwefelsäure mit zur Fabrikation der Schießbaumwolle verwendete. In allen Kulturstaaten widmeten damals die Militärbehörden der Schießbaumwolle ihre Aufmerksamkeit, und aller Orten entstanden Fabriken, um den Stoff im Großen darzustellen. Die Hoffnung, die man auf das neue Sprengmittel setzte, war aber verfrüht. Die gewaltigen Explosionen, die überall ohne eigentlichen Grund eintraten, zwangen die Sprengtechniker, sich mit dem neuen unheilvollen Körper zunächst nicht weiter zu beschäftigen. Erst 1865 gelang es dem englischen Chemiker Abel eine verhältnißmäßig ungefährliche Methode für die Fabrikation und die Handhabung der Schießbaumwolle zu ermitteln. Er fand, gegen alle bisherige Erfahrung, daß auch die nasse Schießbaumwolle vortrefflich wirkt; und im Augenblick explodirt, wenn man sie sehr heftigen und schnellen Stößen aussetzt. Man veranlaßt das jetzt zumeist durch eine Patrone von trockener Schießbaumwolle. Von wesentlichem Einfluß ist es ferner, um sich vor ungewollten Explosionen zu schützen, die Schießbaumwolle ganz säurefrei herzustellen; weil auch der geringste Säurezusatz den Stoff zur Selbstzersetzung und Explosion führt.

Nachdem die Technik der Schießbaumwolle Herr geworden ist, wird sie vielfach zur Füllung von Seeminen und Sprenggeschossen verwendet. Ihre Wirkung ist ganz gewaltig. Durch eine mit 26 Kilogramm Schießbaumwolle geladene 26-Centimeter-Granate wird z. B. ein Gewölbe von einem Meter Dicke, das sich unter einem 3 Meter hohen Wall befindet, vollkommen zerstört. Schlägt das Geschoß in den Boden ein, so wirft es unter günstigen Bedingungen 15—20 Kubikmeter Erde auf.

Die Schießbaumwolle hat ein neues Gebiet erschlossen; es gelang bald, eine große Zahl ähnlich wirkender Stoffe zu ermitteln. So erhielt zunächst, am Schlusse der vierziger Jahre, Sobrerow zu Paris ein noch heftiger wirkendes Sprengmittel, das Nitroglycerin. Es wird erzeugt, wenn man sorgfältig eingedicktes Glycerin in Tropfenform einer Mischung von Salpetersäure und Schwefelsäure zuführt. Das Nitroglycerin wird jetzt fast ausschließlich zur Sprengung in Bergwerken verwendet.

Besonders hat sich der schwedische Chemiker Nobel mit der Darstellung des Nitroglycerin im Großen beschäftigt; und es in einer höchst bequemen Form, in einer Mischung mit Infusorienerde, auf den Markt gebracht. Diese Mischung, welche unter dem Namen Dynamit sehr bekannt wurde, verdankt er einem zufälligen Ereignisse. Die Gefäße mit Nitroglycerin verschickt man in mit Sand (Infusorienerde) ausgefüllten Kisten, damit sich die gefährliche Flüssigkeit in den Sand einsaugt, wenn ein Gefäß zufällig undicht wird. Nobel untersuchte ein so entstandenes Gemisch und erkannte sofort die außerordentliche Wichtigkeit des nunmehr pulverförmigen Sprengstoffes.

Das Dynamit gilt im großen Publikum mit Unrecht als der gefährlichste Sprengstoff, und es wird in anarchistischen Schauergeschichten mit Vorliebe erwähnt. Thatsächlich ist es viel harmloser, als das Nitroglycerin. Man muß nur die Regeln kennen, die lehren, wie man sich in der Gesellschaft dieses bösen Gesellen zu benehmen hat. Das zeigt sich schon äußerlich darin, daß das Dynamit mit der Eisenbahn versendet werden darf, während man das Nitroglycerin nicht zuläßt.

Die Herstellung des Dynamits geschieht zumeist durch Kneten der Infusorienerde mit dem Nitroglycerin vermittelst der Hand, wobei jedoch Sorge getragen werden muß, daß die Erde möglichst frei von organischen Beimischungen ist.

Besonders gefährlich sind Patronen mit gefrorenem Dynamit; sie explodiren bereits beim Hinfallen. Sonst werden die Dynamitpatronen durch den elektrischen Funken oder auch wohl durch Sprengquecksilber zum Krepiren gebracht.

Seitdem Nobel die zweckmäßige Mischung von Nitroglycerin und Infusorienerde kennen gelehrt hat, sind viele ähnlich gebildete Sprengmischungen, die sogenannten „Dynamite" erfunden worden.

Man pflegt die sehr große Familie der „Dynamite" in zwei Gruppen einzutheilen; je nachdem der Stoff, der dem Nitroglycerin beigemischt wird, selbstexplosiv oder nichtexplosiv ist. Den beigemischten Stoff, — in Nobel's Dynamit war es die Infusorienerde, — nennt man die Basis. Man bezeichnet dem entsprechend die „Dynamite", als solche, mit wirksamer und nicht wirksamer Basis. Zur zweiten Klasse gehört also Nobel's Dynamit Nr. 1, welches wir schilderten.

Als Beimischung für die viel gefährlicheren Dynamite mit aktiver Basis verwendet man chlorsaures Kali, Pikrinsäure und dergleichen. Diese sind bisher allerdings theilweise noch nicht genügend durchgearbeitet, um sie auch im Großen herstellen zu können. Man hat es hier mit einem Forschungsgebiete zu thun, das von dem Bearbeiter Geduld und persönlichen Muth im höchsten Maße fordert, aber auch glänzende Resultate in Aussicht stellt. Jedenfalls dürften die sogenannten „Abelite", wie man die Dynamite mit aktiver Basis nennt, zu Sprengmitteln führen, gegen die Schießbaumwolle und Nitroglycerin unschuldige Mittelchen sind!

Die bisher geschilderten Körper bilden die Grundstoffe, aus denen sich die Mischungen entwickelt haben, die man rauchloses oder auch wohl rauchschwaches Pulver genannt hat. Die rauchlosen Pulver, die übrigens keineswegs immer Pulverform haben, sind in einigen Zusammensetzungen nicht gerade neu; wir erwähnen z. B. als ein solches das Schultze'sche rauchlose Jagdpulver, aus den sechziger Jahren. Die rauchlosen Pulver gewannen erst Bedeutung, als es gelang, Gewehre zu konstruiren, die ihren gewaltigen Gasdruck ertragen.

Die Anzahl der rauchlosen Pulver ist jetzt sehr groß. Wir wollen uns nur mit denen beschäftigen, die in den Heeren der Großstaaten thatsächlich Einführung gefunden haben. Hergestellt werden sie, entweder aus Schießbaumwolle oder aus einer Lösung von Schießbaumwolle und Nitroglycerin und auch wohl aus Lösungen von Schießbaumwolle in bestimmten, oft geheimgehaltenen Flüssigkeiten.

Das rauchlose Pulver der deutschen und französischen Armee wird aus gelöster Schießbaumwolle erzeugt. Nach der Verdunstung der Flüssigkeit verarbeitet man die Masse zu Körnern oder Blättchen. Die deutschen Techniker verwenden als Lösungsmittel Aceton, die französischen wahrscheinlich Aether und Alkohol. In Oesterreich und in Italien bedient man sich des von Nobel erfundenen Ballistits. Es setzt sich aus gleichen Theilen Schießbaumwolle und Nitroglycerin zusammen mit Hinzufügung von zwei Prozent Anilin. In der englischen Armee ist das Cordit eingeführt. Man gewinnt es durch Lösung von Schießbaumwolle und Nitroglycerin in Aceton.

Die Wirkung der neuen Waffen mit Verwendung des rauchschwachen Pulvers ist eine sehr viel bedeutendere, als sie vordem zu erreichen war. Die neuen Gewehre senden ihre leichten Projektile auf sehr gestreckter Bahn bis auf eine Entfernung von 4000 Meter. Dabei ist ihre Durchschlagskraft so groß, daß von ihnen Mauern von einem Meter Dicke ohne weiteres durchlocht werden. Da sich das Projektil in seiner Bahn nur wenig hebt, so beherrscht es auch

mit seiner tödtenden Kraft fast den ganzen Weg, den es durcheilt. Selbstverständlich muß die Taktik, die in früheren Kriegen von den Heeren befolgt wurde, jetzt verlassen werden. Im Artilleriekampfe ist wiederum die Zielferne bei weitem größer, als sie die modernen Handfeuerwaffen zu lassen. Die neuen Geschütze lassen ihre Todesboten noch in Entfernungen von zehntausend Metern wirksam einschlagen.

Zum bessern Verständniß des Vorstehenden mögen noch einige Zahlen angegeben werden, die die Gewalt der neuen Sprengmittel schildern. Entzündet man eine gewisse Menge Schwarzpulver, welches frei auf einer Eisenplatte liegt, so verpufft es, ohne irgend eine Einwirkung auf die Unterlage zu äußern. Nimmt man dagegen eine geringe Menge Dynamit, — etwa ein halbes Kilo, — dann durchschlägt es bei der Entzündung eine mehrere Centimeter dicke Eisenplatte. Der Druck, der nöthig ist, um das zu bewirken, beträgt zehntausend Kilogramm auf das Quadrat-Centimeter.

Ein Kilogramm Schießpulver, das in einem engen Raume vergast wird, vollendet diesen Akt in einer Hundertstel-Sekunde und entwickelt dabei eine Arbeit von 200 000 Kilogrammeter, wie die Physiker sagen. Das heißt, die Pulvergase sind im Stande, eine Last von 200 000 Kilogramm einen Meter hoch zu heben.

Eine gleiche Gewichtsmenge Dynamit vergast bereits im fünfhundertsten Theile der soeben genannten Zeit und leistet eine fünf Mal so große Arbeit. Seine thatsächliche Wirkung ist also, wie eine kleine Rechnung ergiebt, zweitausendfünfhundert Mal so groß, wie die des Schießpulvers.

Solche Zahlen erklären denn auch den gewaltigen Druck, der im Innern der Gewehre unter Einfluß des rauchlosen Pulvers entsteht. Er ist beispielsweise in den englischen Gewehren einhundertsechzig Mal so groß wie in den besten neuern Lokomotiven. Er beträgt 2520 Atmosphären, also mehr als 5000 Pfund auf das Quadrat-Centimeter.

Wie erklärt sich wissenschaftlich die soviel größere Wirkung der modernen Sprengstoffe im Vergleich zum alten Schwarzpulver? Das Schwarzpulver ist nur ein mechanisches Gemisch, wie wir oben sahen, und seine Vergasung vollzieht sich durch einfache Verbrennung. Die neuen Sprengmittel dagegen sind chemische Verbindungen und ihr Uebergang in den neuen Aggregatzustand geschieht durch Zerreißen der Moleküle.

Die Zukunft der Sprengtechnik liegt in der weiteren Entwicklung der Abelite, der Dynamite mit aktiver Basis; zu denen ja auch, zum Theil wenigstens, die rauchschwachen Pulver gehören. Ihre gewaltigen Kraftäußerungen werden zweifellos auch fernerhin auf die Gewehr- und Geschütz-Konstruktionen bestimmend einwirken und ihre Zielferne und ihre Durchschlagsfähigkeit vergrößern.

Franz Bendt.

Musikkritische Glossen.

Komisch ist Trumpf! Das ist heute die Losung auf dem Gebiete der Oper. Nach den gewaltigen Erschütterungen unsrer großen deutschen Kunst und nach den gewaltthätigen Reizungen des schnell verlebten italienischen „Verismo“ macht sich allerorten, bei Schaffenden und Genießenden ein Zug zum Leichteren, eine starke Sehnsucht nach Heiterkeit und Fröhlichkeit bemerkbar. Sie ist begreiflich diese Sehnsucht, nachdem die Tonkunst und das Tondrama höheren Stils nunmehr ein volles Jahrhundert im Zeichen fanatischer Ideale und Art gestanden hat, sie ist natürlich und gesund und für die weitere Entwicklung unserer Musik wahrscheinlich von Vortheil, aber sie zeigt auch Begleiterscheinungen, die weder erfreulich noch förderlich sind. Ist es nicht beinahe lächerlich, manche Exaltados Wagner'scher Kunst nun plötzlich nach den Spießbürgerlichkeiten eines neuen Lortzing sich sehnen zu sehen und muß es nicht nachdenklich stimmen, heute von den sogenannten Kunstfeinschmeckern wieder das Evangelium des l'art pour l'art predigen zu hören, da man doch eben noch auf die Kunst als Erlebniß geschworen.

Komisch ist Trumpf, aber da zur Zeit uns die neueren Kunstwerke noch fehlen, deren dionysische Heiterkeit Kraft und Hoheit genug besäße die schwere Tragik des deutschen Musikdramas zu überwinden, so geben sich die Vielzuvielen gerne auch mit gewöhnlicher und allergewöhnlichster Lustigkeit zufrieden. Erstaunlich groß erweist sich mit einem Male der Kreis der Genügsamen, die selbst über die abgedroschensten Späße unserer Großväter noch lachen mögen und Opernwerke, die dem Stand der heutigen Entwicklung nach längst das Zeitliche gesegnet haben müssen, feiern fröhliche Urständ. Mit dem liebenswerthen Lortzing wird gegenwärtig ein Kultus getrieben, der in keinem Verhältniß steht zu dem Werth und der fortwirkenden Bedeutung seiner Opern und wenn Berlin, wie dieser Tage geschehen, innert weniger als 24 Stunden zur Aufführung sämmtlicher Hauptopern dieses Kleinmeisters eingeladen wird, so spricht dies doch wohl mehr für den bürgerlich tüchtigen Charakter als für die Feingeistigkeit seines Opernpublikums.

Höher darf man den außerordentlichen Erfolg bewerthen, den das Opernhaus nach den leichteren Siegen mit der französischen Spieloper (Aubers „Maurer“) und ihrem deutschen Gegenstück (Lortzing's „Wildschütz“) nunmehr mit einem fast ebenso berüchtigten als berühmten Beispiel der italienischen opera buffa, mit Mozarts schicksalsreichster Oper „Così fan tutte“ zu erringen vermochte. Wohl lockt auch hierin manch possenhafter Zug den Beifall derber Hände, aber im Ganzen ist der stoffliche Reiz des Werkes doch sehr gering und die Wirkung fast ganz auf allerfeinste Künstler- und Kennerschaft gestellt. Beides findet sich selten zusammen und so darf man den 12. Oktober, an dem die verrufene Oper uns so glanzvoll wieder erstanden ist, wohl als einen Glücks- und Ehrentag der Berliner Oper bezeichnen und etwas näher würdigen.

Der Stoff, den kaiserlicher Kunstgeschmack dem armen Mozart aufnöthigte, ist nichtig und albern, die dramatische Ausführung, die ihm durch da Ponte zu Theil ward, plump und ungeschickt, so bleibt als der Erhaltung und Bewunderung werth nur die Musik Mozart's übrig. Sie selbst aber erscheint wegen dieser Mesalliance mit einem schlechten Texte verdächtig und wohl zu verstehen ist es, daß man aus der strengen und hohen Anschauung Wagner'scher Kunst zu einer völligen Verurtheilung dieses Werkes kommt. Allein der Verdacht ist nur zum Theil begründet. Mozart hat zu dem Libretto nicht nur eine Menge Stücke von höchstem formalem Reiz sondern auch einige Nummern von innigster, ächter Empfindung geschrieben, man beachte nur die in den zartesten Tönen gehaltene Abschiedsszene im ersten Akt. Wo aber seine innere Theilnahme an den Figuren und Situationen erlahmte, wie bei der Darstellung der blöden Verkleidungskomödie, da hat sein Geist und seine Meisterschaft ein Spiel phantastischer Laune entfesselt, an dem sich zu ergötzen, selbst dem Fanatiker edler Wahrhaftigkeitskunst nicht versagt sein sollte. „Così fan tutte“ ist ein Maskenspiel alter Art, dem wir naturgemäß die herrlichen Lebensbilder einer „Hochzeit des Figaro“ und eines „Don Giovanni“ bei Weitem vorziehen. Muß denn aber die Begeisterung für diese die Empfänglichkeit für jenes ganz und gar ersticken?

Daß das so lange und so oft geschehen konnte, scheint auch den neuesten Erfolgen der Oper nicht zum Wenigsten darauf zurückzuführen, daß man die Eigenart der altitalienischen opera buffa mißachtend, aus dem leichtfertigen Maskenspiel durchaus eine musikalische Charakterkomödie vom Schlage des „Figaro“ machen wollte. Das war freilich der Grundanlage des Stückes wegen unmöglich und die vielen thörichten Versuche, die Handlung „vernünftiger“ zu gestalten und gar den Figuren mehr „moralischen“ Halt zu geben, mußten fruchtlos bleiben. Man zwingt ein fröhliches Capriccio nicht ungestraft unter die Gesetze der reinen Vernunft. Alle die Bearbeitungen, welche aus der leicht-

sinnigen „verfänglichen Wette“ ein psychologisches Drama machen, und die so arg bloßgestellte „Weibertreue“ in ein besseres Licht rücken wollten, führten nur zu neuen Unzukömmlichkeiten und brachten die Musik Mozart's, die aus den ursprünglichen Situationen Farbe und Haltung geschöpft hatte, schließlich mit Grund in den Verruf, unwahr und „unächt“ zu sein.

Es wurde daher von allen Kennern wie eine befreiende That gepriesen, als das Münchener Hoftheater, dessen mustergültige Aufführungen des „Figaro“ und „Don Giovanni“ die Kunstwelt eben belehrt hatten, wie die veraltete Opernschablone durch den Geist des Dramas zu besiegen sei, im Jahre 1897 das Experiment wagte, „Cosi fan tutte“ in seiner ursprünglichen Fassung auf die Bühne zu bringen. Der Erfolg war verblüffend. „Cosi fan tutte“, von Alters her als die unwirksamste, am wenigsten lebensfähige Oper des Mozart'schen Siebengestirns verrufen, ward in der Münchener Aufführung ein Zug- und Kassenstück. Daß es so gekommen, war neben der genialen Regie Possarts vor Allem der treuen und feinsinnigen Arbeit zu danken, die Hermann Levi auf die Herstellung einer richtigen, dem Stil des Werkes und den Anforderungen der Sänger gleichermaßen entsprechende Uebersetzung verwendet hatte. Unserer Berliner Aufführung des Werkes ist das Ergebniß der Münchener Inszenirung trefflich zu Statten gekommen. Levi's Textbearbeitung, die durch einen bei Breitkopf und Härtel erschienenen Klavierauszug allen Bühnen zugänglich gemacht ist, wurde dem Ganzen zu Grunde gelegt und von den geistreichen Zügen Possart'scher Regiekunst übermittelte Richard Strauß, der bereits in München sich als unübertrefflicher feinfühliger musikalischer Leiter dieser reich- und zartverästelten Rokkokokunst bewährt hatte, uns das Beste. So gestaltete sich, Dank auch den hervorragenden Leistungen unserer Künstler, die Aufführung, in der der Gattungscharakter des Werkes aufs Bezeichnendste und Feinste durchgebildet war, zu einem ganz erlesenen Kunstgenuß und wer Lust und Verständniß für eine unter dem Gesichtspunkte des sublimen Formalismus, des l'art pour l'art folgerichtig durchgeführte Opernaufführung hat, der sollte es nicht versäumen, sich im Opernhause „Cosi fan tutte“ anzuhören.

Ich bin bei den Lesern der „Nation“ wohl vor dem Verdachte sicher, als Marktschreier für irgendwen oder irgendwas Dienste zu thun. Trotzdem möchte ich nicht unterlassen, mein begeistertes Fürwort durch eine Bemerkung auch äußerlich zu rechtfertigen. Zu den ziemlich zahlreichen Vorurtheilen, denen man im Berliner Kunstleben begegnet, gehört auch der von den Urgroßvätern ererbte Glaube an die künstlerische Ueberlegenheit des italienischen und französischen Opernwesens über das deutsche. Dieser Glaube, der mit wunderbaren Erinnerungen an die große Tremolini und den herrlichen Brüllinski bekräftigt zu werden pflegt, ist ein Aberglaube. Dies zu erkennen, hätten die Berliner jüngst wieder Gelegenheit gehabt, als eine mit großem Gebimmel angekündigte italienische Operngesellschaft im Neuen Kgl. Operntheater „Traviata“ und „Sonnambula“ aufführte. Es war schaudervoll, höchst schaudervoll und selbst der gastfreundlichste Beurtheiler mußte zu einem vernichtenden Verdikt kommen. Gewiß erheben sich die Aufführungen in den großen Opernhäusern Frankreichs und Italiens über die Leistungen dieser Wandertruppe, aber, wie ich in Paris und Italien es selbst erlebt habe, im Durchschnitt überragt trotzdem unser Opernwesen das der Italiener und Franzosen sowohl in geistiger als in technischer Hinsicht und eine Mozartaufführung wie die besprochene von „Cosi fan tutte“ wäre weder an der Seine noch am Tiber zu ermöglichen. Da das Vorurtheil, das internationale Theaterreporterthum und die Geschäftigkeit der Agenten so laut und häufig für das Fremdländische sprechen, schien es mir billig, auch einmal mit Nachdruck auf die Vorzüge und Leistungen unserer heimischen Opernkunst zu weisen.

Heinrich Welti.

Theater.

Deutsches Theater: „Das Friedensfest“. Schauspiel in 3 Akten von Gerhart Hauptmann.

Als nun der Vorhang zum ersten Mal über diesem „Friedensfest“ gefallen war, da war einem zu Muthe, als hätte man irgend welche Jugendillusionen leibhaftig auf der Bühne vor sich gesehen. Wie es einem im Traume manchmal geht: man tritt in das Zimmer, in dem man als Kind gespielt hat, und jedes Möbel steht noch an seinem Platze, und das Spielzeug liegt noch, als hätte man noch eben damit gespielt, auf Tisch und Diele. Man weiß im Traum ganz genau, daß Jahre vergangen sind, daß man das Kind nicht mehr ist, aber irgend etwas zwingt einen, sich auf den kleinen Stuhl zu setzen und das alte Spielzeug in die Hand zu nehmen. Das alte Spielzeug —, das war der erste Akt dieses „Friedensfestes“. Dann aber, als er zu Ende gegangen war, überkam einen doch, alle andern Stimmungen verdrängend, der Stolz und die Freude an Gerhart Hauptmann. Daß auch für ihn das alles überwunden ist, daß er dies Spielzeug, das doch viel Beifall fand, zerbrochen hat, ehrlich, wie es nur ein Mann zu thun vermag, daß er inzwischen — er selbst geworden ist. Die Maske des Friedensfestsdichters — denn es war wohl nur die Maske des Kinderspiels, hat er abgelegt.

Von diesem „Friedensfest“ zu „Fuhrmann Henschel“, es ist das der denkbar weiteste Weg überhaupt. Nicht ein Weg künstlerischer Vervollkommnung; die wäre zu erreichen; der Weg wäre zurückzulegen. Aber der moralisirende Rationalismus dort, das mystische Empfinden hier — es sind das Anschauungssphären, die überhaupt nichts mit einander gemeinsam haben, die sich ausschließen. Keine Persönlichkeitsentwicklung, scheint mir, kann von der einen zur andern führen. Und darum sprach ich von der Maske des Friedensfestsdichters. Es war ein Rausch mißverstandener Wissenschaftlichkeit, der diese jungen Leute damals umnebelte. Dieser falschen Wissenschaftlichkeit opferten sie, bewußt theils, theils unbewußt, das eigne, bessere Empfinden auf. Anstatt ehrlich auf ihren Füßen zu gehen, ritten sie auf dem Steckenpferd eines damals modernen Prinzips.

Mit einem Lächeln sieht man heute die Vorgänge des ersten Akts des Friedensfestes auf der Bühne an sich vorüberziehen. Trotzdem, ich möchte es einmal versuchen, gerade diesen ersten Akt ernst zu nehmen! Er scheint mir lehrreich. Eins ist einem sofort klar: man hat es mit einer Konstruktion zu thun. Sollte man ja daran zweifeln, so wird man ganz rationalistisch darüber aufgeklärt. Freund Robert sagt: „Ein Mann von vierzig heirathet ein Mädchen von sechszehn und schleppt sie in diesen weltvergessenen Winkel . . . Ein Mann, der noch eben die weitgehendsten Projekte schmiedete, thut sich mit einer Frau zusammen, die noch vor wenigen Jahren fest überzeugt war, man könne Amerika als Stern am Himmel sehen . . . Na, und darnach ist es denn auch geworden: ein stehender, fauler, gährender Sumpf, dem wir zu entstammen das zweifelhafte Vergnügen haben . . . Liebe — keine Spur. Gegenseitiges Verständniß — Achtung — nicht Rühren — und dies ist das Beet, auf dem wir Kinder gewachsen sind.“ Zunächst die wissenschaftliche Seite der Frage! Zugegeben, daß von Erziehung in diesem Falle nicht die Rede war, daß die direkten Einflüsse der Eltern verderbliche waren (das alles zugegeben, trotzdem es noch keineswegs direkte Folge ist), was ergibt sich daraus für die Kinder? Gerhart Hauptmann schloß: daß sie nervös und moralisch degenerirte Wesen sind, und zwar insgesammt. Fragen wir einen modernen Psychiater, er wird uns antworten: garnichts folgt daraus. Abgesehen davon, daß es ein zwingendes moralisches Vererbungsgesetz von Eltern auf Kinder garnicht gibt (viel eher könnte man von einem der Großeltern auf Enkel sprechen), so hatte Hauptmann im Jugendtaumel mißverstandener Wissenschaftlichkeit zweierlei verwechselt: man kann von einer Wirkung auf eine Ursache schließen, nie aber kann man schließen, daß eine bestimmte Thatsache

solcher Art eine bestimmte Folge hervorbringen müsse. Es ist das einer der unwissenschaftlichsten Irrthümer überhaupt.

Und nun die künstlerische Wirkung dieser wissenschaftlichen Konstruktion! Es ist die, absoluter Unwahrscheinlichkeit. Und das führt auf eine interessante Thatsache. Man weiß, daß Ibsen den Wahnsinn seines Oswald in den „Gespenstern" auf Grund eingehender wissenschaftlicher Studien geschildert hat; und wir haben Aeußerungen hervorragender Psychiater, die einstimmig bekundeten, daß der Fall Oswald, so wie er geschildert ist, in Wirklichkeit unmöglich ist. Und andererseits. Es gibt im Grunde nur zwei Dichter, die den Wahnsinn so gestaltet haben, daß die betreffenden Gestalten ohne Weiteres als Objekte wissenschaftlicher Forschung dienen können: Shakespeare und Dickens; bei Beiden sind wissenschaftliche Vorstudien durchaus nicht anzunehmen. Was folgt daraus? Die wissenschaftliche Theorie ist für die Kunst nicht ohne Weiteres verwerthbar. Die Wirklichkeit ist nicht gelebte Theorie. Es kommt ein irrationales Element dazu. Und das braucht auch die Kunst. Sie darf nicht aufgehn wie ein Rechenexempel. Man sagt, die Ausnahmen bestätigen die Regel; nun wohl, in ihren Widersprüchen erst wird die Kunst zur Kunst. Nur eine Cordelia macht die Hartherzigkeit (die ja zum Theil auch erblich ist) ihrer Schwestern wahrscheinlich. Dies irrationale Element aber fehlt Hauptmanns rationalistischer Jugenddichtung. Sein Exempel geht auf. Die drei Kinder der Scholz'schen Ehelente tragen alle drei die gleichen Züge, die gleichen noch dazu wie ihre Eltern. Das macht, sie sind nicht geistgeboren, sie stammen aus einer Retorte. So wirken diese realistisch gezeichneten, „handelnden Menschen" nicht nur nicht wahrscheinlich, sie wirken wie Medizinflaschen auf Beinen. Auf ihrem Rücken hängt ein Zettel, drauf steht als fabula docet ein moralisirend naturwissenschaftliches Rezept.

Ein Aehnliches gilt von dem Dialog, gilt von der Stimmung. Wie es eine Platzfurcht gibt, so haben diese Menschen die Satzfurcht. Sie sprechen nicht einen in sich geschlossenen Satz. Als Mittel der Charakteristik, zur Bezeichnung versteckter Leidenschaftlichkeit, innerer Unklarheit und ererbter Nervenschwäche ist das vortrefflich. Aber diese Menschen sprechen insgesammt und sprechen in jedem Augenblicke so: das macht die Charakteristik zur Karikatur. Es ist als wollte man einen Geizigen dadurch charakterisiren, daß man ihn in jedem Moment, in jeder Lebenslage seinen Geiz dokumentiren ließe. Die Folge zeigt sich in dieser Hauptmann'schen Jugendbichtung: die Charakteristik frißt das Menschenthum ganz auf. Bei solcher Konstruktion kann auch die Stimmung nicht gedeihen. Alles ist gethan, sie gleichsam zu konzentriren. Ein Zimmer nur, in dem die ganze Handlung vor sich geht, und dieses Zimmer in jedem Möbel auf eine bestimmte Stimmung hin (auf die auch ausdrücklich hingewiesen wird) konstruirt. Dazu der Stimmungskontrast mit dem Weihnachtsfeste. Auch hier das zuviel, das zu absichtlich, welches tötet. Eine gewisse ängstliche Unfreiheit, die alles, nur nicht Stimmung gibt.

Ich denke an unsere eigene Stimmung dem allen gegenüber, vor zehn Jahren. Wir sind doch weiter gekommen, und das verdanken wir Gerhart Hauptmann mit an erster Stelle! Damals aber nannten wir das Realismus. Und äußerlich wars auch Realismus, und schon dieser äußre Realismus hat goldene Früchte getragen. Innerlich aber war diese Kunst nichts weniger als Realismus. Fehlte die Liebe, die das Seiende dankbar als solches hinnimmt. Hier wurde ja naturwissenschaftliche Moral gepredigt! Und bleibt sichs nicht ganz gleich, sofern ich überhaupt konstruire, ob ich es thue, die Idee irgendwelches „Schönen" oder die einer naturwissenschaftlichen Doktrin herauszudestilliren? Wir aber nannten das damals Realismus, und regten uns über seine Berechtigung auf. Wir wissen heute, wie wenig solche Namen zur Sache thun. Und leider regen wir uns auch nicht mehr auf.

Die naturwissenschaftliche Konstruktion aber führte in dramaturgischer Hinsicht zu einer eigenartigen Erscheinung. Von Schwester Auguste heißt es im „Friedensfest": „Diese Gestalt muß gleichsam eine Atmosphäre von Unzufriedenheit, Mißbehagen und Trostlosigkeit um sich verbreiten." „Atmosphärentragödien" habe ich dies und andere Dramen der Zeit einmal vor Jahren genannt, und an dieser Bezeichnung möchte ich noch heute festhalten. Aus einer Uebertreibung der Lehre vom Milieu nämlich war folgende Fiktion entstanden: aus den Leidenschaften der Menschen, ihren Eigenschaften, den Worten, die sie sprechen und vor Jahren gesprochen haben, den Thaten von gestern und den scheinbar lang verjährten braut sich etwas wie eine Atmosphäre über ihrem Haupt zusammen. Die ist in den Raum, in dem sie leben, gleichsam gebannt. Wie eine Wetterwolke lastet sie auf ihnen. Und es besteht etwas wie eine Wechselwirkung zwischen den Menschen und dieser moralischen Atmosphäre, in der sie athmen; jedes ihrer Worte mag diese Atmosphäre verdichten, und andererseits, der Druck auf ihnen bestimmt ihr Sein, ihr Thun. Diese Atmosphäre ist beides: Produkt ihres Wesens und ihr Schicksal zugleich. So in Gerhart Hauptmann's „Friedensfest". Und damit ist für das Drama eine direkte Wechselwirkung zwischen dem Menschen und seinem Schicksal gegeben, wie sie das antike Drama in der Idee des Fatums besaß, wie sie künstlich konstruirt in der „Schicksalstragödie" aus dem Anfange unseres Jahrhunderts wieder erstand. Ich wiederhol' es, das Prinzip der Atmosphäre ist eine Fiktion; aber sie gab diesen Dramen das, dessen jedes Drama, und vor Allem, benöthigt: den Ausdruck zwingender Nothwendigkeit. Und es ist etwas von zwingender Nothwendigkeit in Hauptmann's Jugendarbeit „Das Friedensfest".

Und soweit es immer möglich ist, hat sich Hauptmann's großes Talent im „Friedensfest" über die thörichten Prinzipien, mit denen er es belastete, siegreich erhoben. Ich sprach von dem Eindruck der Aufführung während des ersten Akts. Mit Beginn des zweiten Aufzugs erfährt man an sich selber etwas wie eine Stimmungswandlung. Vielleicht, daß man sich an die Unmöglichkeit der Prämissen gewöhnt hat, sie als weniger auffallend empfindet. Dann aber, in der doppelten Wandlung, da das Friedensfest zu einem wirklichen Friedensfest zu werden scheint, und in der andern, da dieser faule Friede wie ein hohles Ei birst und die alten, häßlichen Triebe emporzüngeln, heftiger, als wollten sie sich für den Druck nun schadlos halten, — in alledem wird man fortgerissen von Hauptmann's großer, dramatischer Kraft. Es gehört das zum Packendsten, was er geschrieben. Und in dieser Stimmung mag man dann auch noch verharren während des dritten Akts, der anmuthet, als wehre sich sein Verfasser bereits zaghaft gegen die naturwissenschaftlichen Gespenster, die er selbst beschworen hat. Man kann sagen, er komplimentirt sie mit vielen Verbeugungen aus der Thür.

Und wie ein Erinnerungsfest war diese Aufführung selbst. Da war die alte, einzigartige Leistung von Emanuel Reicher als Robert. Ihm zur Seite, und seiner würdig, Luise von Poellnitz als Frau Scholz. Vortrefflich auch Max Reinhardt als Vater Scholz und Hanns Fischer als sein Faktotum. Und von Neuem erwies sich Gisela Furberg als ein versprechendes Talent. In der That, wären diese Erstgeburten der „Freien Bühne" ganz werthlos an sich — schon was sie für die Schulung unserer schauspielerischen Talente bedeutet haben, gäbe ihnen Daseinsberechtigung.

Es ist immer gut, solche Erinnerungstage zu feiern, doppelt gut in diesem Falle, da einem die Entwicklung, die Gerhart Hauptmann genommen, dabei so klar ins Bewußtsein tritt. Man wird dabei dem Menschen Hauptmann dankbar. Was er sich erreicht hat, hat er ja auch für uns erreicht.

Ernst Heilborn.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 4. Berlin, den 28. Oktober 1899. 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Vorläufig haben die Buren eine Reihe von Erfolgen in Natal zu verzeichnen und auch auf der Westgrenze des Oranjefreistaates und von Transvaal sind die Engländer in die Defensive gedrängt. Es scheint, daß die Buren nach einem wohl überlegten Plan handeln, und jedenfalls setzen sie sich mit großer Tapferkeit für ihre Freiheit ein. Die Engländer, die Glencoe aufgeben mußten, haben nicht weniger Muth bewiesen; die große Zahl der gefallenen englischen Offiziere erhärtet, mit welcher persönlicher Aufopferung auch sie dem Feinde entgegen gingen.

Die Erfolge der Buren zeigen erneut, daß die Engländer verächtliche Gegner nicht vor sich haben; aber ernst würde die Lage der Engländer erst dann werden, wenn es den Buren gelingt, bei weiterem Vordringen den Besitz der Engländer in Südafrika zu insurgiren. Glückt es, die holländische Bevölkerung in Natal und in der Kapkolonie zum Aufstand zu veranlassen, dann freilich würde die Lage der Engländer eine sehr ernste werden, und sie hätten einen Krieg vor sich, der sich in jedem Falle lange Zeit hinziehen müßte. Wer kann aber wissen, welche internationalen Zwischenfälle mittlerweile in anderen Theilen der Welt eintreten. Und würden sie durch Rußland in Asien oder durch Frankreich in Nordafrika heraufbeschworen, so stände das vereinigte Königreich vor einer sehr schweren Krisis.

Es scheint, daß man diese Möglichkeiten in England in Rechnung zieht; das Kanalgeschwader geht nach Gibraltar und das Reservegeschwader wird mobilisirt. Das sind Vorsichtsmaßregeln für alle Fälle, aber vorläufig scheint es noch, daß sie nicht von Nöthen sein werden. Die russische Politik bescheidet sich zunächst in abwartender Ruhe und über Wünsche und Begehrlichkeiten geht man in St. Petersburg wohl nicht hinaus. In Frankreich aber wird die Politik den friedlichen Bedürfnissen der Weltausstellung untergeordnet. Ein Wandel dieser Situation mag freilich eintreten, wenn sich der Krieg in Südafrika genügend lange hinzieht.

So bleibt denn die entscheidende Frage: Wie lange hält die Energie der Buren vor, und sie kann nur lange vorhalten, wenn sie vermögen, aus jedem Afrikander einen Feind Englands zu machen. Eine Empörung in der Kapkolonie und in Natal, das könnte für England eine Bedeutung haben, wie die Kämpfe, die zur Konstituirung der Vereinigten Staaten von Amerika führten.

Welch ein ernster Ausblick, und welch ein Gräuel, daß sich ohne politisch zwingende Nothwendigkeit die tapferen englischen Regimenter auf die tapferen, um ihre Freiheit kämpfenden Buren stürzen.

Der hannoversche Parteitag der Sozialdemokratie hat noch ein interessantes Nachspiel gehabt. Bernstein, seine Vertheidiger und seine Gegner erklärten, daß sie zum Besten der Partei für jetzt jede weitere Polemik gegeneinander einstellen würden. Und nun muß man sich vergegenwärtigen, von welcher Bedeutung die Gegensätze, die die einen von den anderen trennen, sind, und wie groß die Erbitterung der verschiedenen Richtungen auf dem Parteitag war, und wie sehr diese Erbitterung durch die Liebenswürdigkeiten, die man sich sagte, noch gesteigert wurde. Und gleichwohl proklamirt man jetzt Waffenruhe, wie man auch schon auf den Parteitag gesucht hatte, einen Bruch in jedem Falle zu vermeiden.

Eine solche Haltung mag den Hohn der abstrakten Politiker herausfordern; sie ist aber thatsächlich durchaus das Zeichen politischer Klugheit und Reife. Wie groß auch die Verschiedenheit grundlegender Anschauungen in der Partei sei, darüber konnte bei beiden Theilen kein Zweifel herrschen, daß eine Trennung die einen, wie die anderen zur Machtlosigkeit hinabgestoßen hätte, und daß ein Kampf der bisherigen Angehörigen der nämlichen Partei gegeneinander die Sache der Arbeiter überhaupt auf das Höchste hätte schädigen müssen. Der politische Verstand gebot den Ausgleich; er erfolgte denn auch, und die sozialdemokratische Partei war so glücklich, Niemanden unter sich zu haben, der es sich zum Ruhme anrechnete, eine Sprengbombe in die Fraktion hineingeworfen zu haben.

In der bayerischen Abgeordnetenkammer ist die sogenannte Zuchthausvorlage zum Gegenstande einer eingehenden parlamentarischen Besprechung gemacht worden. Die Regierung vertheidigte ihre Zustimmung im Bundesrath zu dem Gesetzentwurfe kühl und formell, während alle Parteien des Hauses auf das Nachdrücklichste die Vorlage mißbilligten. Ein solcher Ausgang der Debatten sollte der Reichsregierung zeigen, was sie zu thun hat.

In Böhmen und Mähren herrscht etwas, das der Anarchie ziemlich nahe kommt. Kein Tag vergeht, ohne daß aus einzelnen oder auch aus einer Reihe von Ortschaften von Pöbelerzessen und Plünderungen berichtet wird. Die besondere Spezialität des czechischen Patriotismus besteht darin, die Juden vor Allem zu malträtiren, ihre Läden und Häuser aus Nationalgefühl zu plündern und sich zur Ehre des czechischen Staatsrechtes mit fremdem Gut zu bereichern und in fremdem Schnaps zu besaufen. Es kommt hierauf zu Zusammenstößen mit der bewaffneten Macht und einige Todte und Verwundete pflegen alsdann das Pflaster zu decken.

Und Alles dies vollzieht sich unmittelbar an unserer Grenze oder einige Wegstunden von der Grenze entfernt.

Diese Lage ist für Deutschland eine ernste. Wir sind der Bundesgenosse Oesterreich-Ungarns, und wir drücken die Augen zu, um uns einbilden zu können, daß diese Beziehungen ihren alten Werth behalten haben. Wir wollen nicht sehen, wie groß die Zerrüttung in Oesterreich ist, und wir hoffen noch immer, daß die Regierung die Verhältnisse wieder zu meistern wissen wird.

Es ist augenscheinlich, daß die jetzige österreichische Regierung die besten Absichten hat; sie will für den Staat wieder ein festes Fundament schaffen durch Heranziehung der Deutschen, die so lange die Träger des österreichischen Reichsgedankens gewesen sind. Es ist möglich, daß der Versuch gelingt; wir wünschen es aufrichtig; aber ein Gelingen ist nur denkbar, wenn die jetzige neue politische Haltung nicht nur ein Experiment von kurzer Dauer, sondern wenn sie voll Konsequenz zum bleibenden Programm erhoben wird.

Der Prozeß gegen die französischen Hochverräther gelangt nunmehr zur Durchführung. Nur einige wenige wurden aus der Haft entlassen, während die große Mehrzahl, unter ihnen André Buffet, Déroulède und Guérin, vor den Senat als Staatsgerichtshof gestellt werden. Es ist zu hoffen, daß die Republik durch dieses energische Vorgehen zunächst Ruhe gewinnen wird.

* * *

Die Verstärkung unserer Kriegsflotte.

Wer offiziöse Dementis zu lesen versteht, der mußte aus der Art, wie die „Nordd. Allgem. Zeitung“ am vorigen Montag bestritt, daß im nächsten Marineetat Forderungen enthalten seien, die über den Flottenplan von 1898 hinausgehen, sofort erkennen, daß man sich für 1901 auf eine Erweiterung jenes Flottenplans gefaßt zu machen hat. Man betont in einer derartigen sorgfältig formulirten Notiz nicht so geflissentlich, daß das vorjährige Flottengesetz „nur den Zweck hatte, ein Minimum von Wehrkraft gesetzlich sicher zu stellen, nicht aber ein Maximum“, wenn man nicht die Absicht hat, daraus in absehbarer Zeit auch praktische Konsequenzen zu ziehen. Für uns steht es darnach schon heute fest, daß man — zwar nicht in der nächsten Session des Reichstags, wohl aber alsbald darnach — mit einer Vorlage zu rechnen haben wird, die auf eine beträchtliche Erweiterung des Flottenplans von 1898 abzielen wird. Daß diese Erweiterung eine beträchtliche sein wird, folgere ich daraus, daß man sonst nicht einen so starken Anlauf — schon ein ganzes Jahr vorher — nehmen würde, sowie ferner aus der Begründung des vorjährigen Flottengesetzes, die uns daran gewöhnt hat, in Zukunft bei Mehrforderungen nur noch mit Geschwadern, und nicht mehr, wie früher, mit einzelnen Kriegsschiffen zu rechnen.

Es ist unter solchen Umständen verlorene Liebesmüh', eine Beschwichtigungspolitik treiben zu wollen oder sich in allgemeinen Lamentationen zu ergehen. Eine neue Situation kann nicht früh und nicht nüchtern genug in's Auge gefaßt werden.

Der Flottenplan, den die Regierung im Herbst 1897 vorlegte, enthielt bekanntlich ein sogenanntes Septennat, das durch spätere Beschlüsse des Reichstags in ein Sexennat verwandelt wurde; das heißt, es sah einen Zeitraum von sieben Jahren vor, innerhalb dessen die Ziele des Flottengesetzes erreicht werden sollten. Im Laufe der parlamentarischen Berathung sprach man daraufhin mit Vorliebe von einer Bindung nicht nur des Reichstags sondern auch der Regierung, wonach in den nächsten sieben Jahren weitere Anforderungen, über den festgestellten Flottenplan hinaus, nicht zu gewärtigen seien. Es wird sich kaum bestreiten lassen, daß diese „Bindung“ vielfach als eine Art Kompromiß zwischen Regierung und Volksvertretung angesehen wurde, innerhalb eines gewissen Zeitraums die Aufwendungen für die Kriegsmarine nicht über den im Flottenplan vorgesehenen Umfang hinauswachsen zu lassen. Wir Gegner des Septennats haben damals die Idee der Bindung auch aus dem Grunde nachdrücklich bekämpft, weil in unserer veränderungsreichen Zeit Niemand auf sechs oder sieben Jahre im Voraus zu übersehen vermöge, wie die Dinge sich technisch und politisch entwickeln würden. Ich selbst habe in der Reichstagssitzung vom 6. Dezember 1897 — anläßlich der Generaldebatte über das Flottengesetz — diesem Gedanken in folgenden Sätzen Ausdruck gegeben:

„Diese gesetzliche Bindung eines Flottenplans hat für alle Thei- ihr Unbequemes. Das müssen auch die verbündeten Regierungen geben. Sie werden durch dieses Flottengesetz allerdings nicht in de- Sinne gebunden, wie Herr Graf Limburg-Stirum es vorhin mein- daß sie gehindert wären, mit weiteren Forderungen zu kommen; weit- Forderungen kann die Regierung auf dieses Flottengesetz durch neues Gesetz immer aufpfropfen; es ist nur ein neues Gesetz erfor- lich. Die Regierung ist dagegen in anderem Sinne gebunden. mand, der sich einmal in dieser Weise selbst durch ein Gesetz ha- legen lassen, gesteht gern zu, daß er seiner Zeit einen Fehler be- hat, — selbst wenn er sich inzwischen überzeugt haben sollte, viel zweckmäßiger, der Flottenplan nähme ein anderes Gesicht an- mögen die Herren von der Marineverwaltung gegenwärtig auch fest davon überzeugt sein, daß der Flottenplan, wie er ihnen steht, an und für sich ein vernünftiger, durchführbarer ist; es bleiben doch, ob sich auch noch nach einigen Jahren dieser ebenfalls bewähren wird“.

Es scheint, daß diese meine damalige rascher bestätigen wird, als ich es selbst ve-

Wir leben eben in einer Zeit raschester technischer, wirthschaftlicher, sozialer, politischer Umwälzungen und was heute ausreichend erscheint, genügt oft schon morgen nicht mehr; die neueste Waffe von gestern ist nicht selten heute schon altes Eisen; die angeblich vollkommene Organisation der jüngsten Vergangenheit droht in der nächsten Zukunft bereits zu veralten. In der That ist heute mehr als jemals früher der Wechsel das Bleibende.

Retrospektive Betrachtungen unter dem Motto: „Seht Ihr wohl, wir haben es Euch ja gleich gesagt," anzustellen, wäre deshalb recht wohlfeil. Obendrein pflegt die Welt sich herzlich wenig darum zu kümmern. Wichtig aber ist es, sich rechtzeitig auf die Beantwortung der Frage vorzubereiten, ob eine neue Flottenvermehrung, bei der es ohne einen jährlichen Mehraufwand von verschiedenen Dutzend Millionen schwerlich abgehen wird, überhaupt ernsthaft diskutirt werden muß, das heißt, ob seit dem Erlaß des letzten Flottengesetzes Ereignisse sich vollzogen haben, die eine Revision des Flottenplans von 1898 unumgänglich nöthig erscheinen lassen. Ich vermag mich der Ueberzeugung nicht zu verschließen, daß unser Auswärtiges Amt einigen Grund hat, das zu behaupten.

Die Besitzergreifung von Kiautschou hatte sich allerdings bereits vollzogen, als das jüngste Flottengesetz noch nicht verabschiedet war, aber was der Schutz eines solchen Stückes von China der Kriegsflotte unter Umständen für schwere Aufgaben stellen wird, das haben die Erfahrungen des spanisch-amerikanischen Krieges beträchtlich deutlicher gemacht.

Dieser spanisch-amerikanische Krieg und jetzt der Krieg zwischen England und Transvaal haben aber überhaupt das Gefühl von der Unsicherheit des Weltfriedens in empfindlicher Weise gesteigert. Während die Besorgniß vor einem Zusammenprallen der großen Militärmächte des europäischen Kontinents fast in demselben Maaße geringer geworden ist, in dem die riesigen Volksheere gewachsen sind und deshalb eine etwaige Kriegskatastrophe abschreckender erscheint, haben sich auf dem großen Theater der Weltpolitik bei Amerikanern und Engländern, die kein stehendes Volksheer, sondern Soldtruppen besitzen, expansionistische Neigungen entwickelt, die das Gefühl der Undehaglichkeit, zur See nicht ausreichend gerüstet zu sein, in Deutschland offenbar gesteigert haben. Sieht man von einigen chauvinistischen Radaubrüdern ab, so ist in Deutschland allerdings niemand, der es nicht für eine der wichtigsten Aufgaben unserer Diplomatie hielte, mit den Vereinigten Staaten und mit England einen besonnenen Frieden weiter aufrecht zu erhalten. Aber es fragt sich, ob diese aufrichtige Neigung Deutschlands, mit jenen beiden großen Ländern in Frieden und Freundschaft zu leben, nicht noch besser gewürdigt werden würde, wenn Deutschland auch zur See ein nicht zu verachtender Gegner wäre. Die Thatsache ist nun einmal nicht aus der Welt zu schaffen, daß man um so eher in Frieden gelassen wird, je nachdrücklicher man sich zu wehren im Stande ist. Man kann sich nicht darüber täuschen, daß diese Ueberzeugung, insbesondere aus der Geschichte des gegenwärtigen Transvaalkonfliktes, sehr viel neue Nahrung gezogen hat.

Derartige Erwägungen lassen es m. E. ganz ausgeschlossen erscheinen, den zu erwartenden neuen Flottenforderungen mit dem formalen Einwande zu begegnen: Ihr habt uns doch beim letzten Flottengesetz versprochen, uns sechs Jahre mit Mehrforderungen zu verschonen! Mit solchen Einreden lockt man keinen Hund vom Ofen. Sind das Auswärtige Amt und die Reichsmarineverwaltung entschlossen, eine Ergänzung des Flottenplanes zu beantragen, so kommt weder der Reichstag noch die öffentliche Meinung im Allgemeinen um eine eingehende materielle Prüfung einer derartigen Vorlage herum. Je weniger Vorurtheile man bei dieser Prüfung mitbringt, um so besser.

Die patentirten agrarischen Patrioten sind natürlich bereits im Gange, eine etwaige Vermehrung unserer Kriegsflotte gegen den Mittellandkanal auszuspielen. Nächstens werden sie vermuthlich auch höhere Getreidezölle und sonstige Trinkgelder als Kompensationen anmelden. Diese politischen Biedermänner können sich schon gar keine andere Politik mehr denken, als eine solche, bei der für ihre angeblichen Opfer zu ihren Gunsten auf allgemeine Unkosten recht substantielle Gegenleistungen gewährt werden. Einstweilen erklärt die „Deutsche Tageszeitung" bereits:

„Es unterliegt den allerstärksten Zweifeln, ob in Preußen die Kosten für den **Mittellandkanal** und für das, was drum und dran hängt, gleichzeitig mit den Kosten der beschleunigten Durchführung des Flottenbauplans getragen werden könnten. Ueber die Leistungsfähigkeit des Volkes hinaus kann kein gewissenhafter Volksvertreter etwas bewilligen, ohne sich der größten Pflichtverletzung schuldig zu machen".

Wie rührend sich diese zarte Sorge für die „Leistungsfähigkeit des Volkes" im Munde eines Organes des Bundes der Landwirthe ausnimmt, dessen ganzes Bestreben darauf gerichtet ist, der industriellen Arbeiterbevölkerung Deutschlands einen höheren Getreidezoll aufzuhalsen, dessen Last sich — bei der geplanten Steigerung von 35 Mk. auf 50 Mk. per Tonne — allein für jene Arbeiterbevölkerung auf jährlich etwa 100 Millionen Mark beziffern würde. Demgegenüber steht eine Last aus dem Bau des Mittellandkanals, welche die gesammten Steuerzahler Preußens selbst in dem Falle, daß der Mittellandkanal auch nicht einen Pfennig an Abgaben eindrächte, nur in der Höhe von jährlich rund 6 Millionen Mark treffen könnte, während in Wirklichkeit nach einer kurzen Uebergangsperiode voraussichtlich eine nahezu völlige Verzinsung des Anlagekapitals aus den Kanalgebühren erfolgen wird.

Es zeigt so recht die verbissene Kleinlichkeit der Agrarier, diese im Verhältniß zu den möglichen Mehrforderungen für die Kriegsflotte minimalen jährlichen Aufwendungen, die aus dem Kanalbau etwa erwachsen können, vorzuschieben, um dem Kanalprojekt ein neues Hinderniß zu bereiten.

Geht die Reichsregierung wirklich auf eine beträchtliche Flottenvermehrung aus, so hat Preußen nur um so mehr Anlaß, den Mittellandkanal schleunigst in Angriff zu nehmen. Denn die aus einer stärkeren Rüstung erwachsenden Mehrlasten kann Deutschland auf die Dauer nur tragen, wenn seine Produktionsfähigkeit unablässig gesteigert wird; und ein nicht unwesentliches Mittel dazu ist der Ausbau eines rationellen Kanalnetzes.

Theodor Barth.

Die Vollendung der deutschen Münzreform.

An der Spitze des Grundgesetzes unserer deutschen Geldverfassung steht die Bestimmung: „An die Stelle der in Deutschland geltenden Landeswährungen tritt die **Reichsgoldwährung**." Unter „Reichsgoldwährung" verstand das Gesetz den Zustand, in welchem ausschließlich die Reichsgoldmünzen gesetzliches Zahlungsmittel bis zu jedem Betrag sein sollten, während die Silbermünzen nur als Scheidemünzen und mit gesetzlicher Zahlungskraft bis zu 20 M. zu fungiren hätten. Um zu diesem Ziel zu gelangen, sollte das deutsche Münzwesen einen Uebergangszustand durchmachen, der im Gesetz als „**Reichswährung**" bezeichnet ist und der sich von der Reichsgoldwährung dadurch unterscheidet, daß neben den Reichsgoldmünzen die noch nicht zur Einziehung gelangten groben Silbermünzen der Thalerwährung mit voller Zahlungskraft ausgestattet sind. Zu diesem Uebergangszustande, den man auch als **hinkende Goldwährung** bezeichnet hat, sind wir stecken geblieben, und es hatte fast den Anschein, als ob wir überhaupt nicht mehr aus ihm herauskommen sollten.

Die Ursache der vorzeitigen Unterbrechung der Münzreform ist bekannt. Der seit dem Beginn der 70er Jahre

eingetretene Rückgang des Silberpreises hatte zur Folge, daß der Reichsfiskus beim Verkauf des aus den eingeschmolzenen Thalern gewonnenen Silbers immer größere Verluste erlitt, die sich insgesammt im Jahre 1879 auf 96¹/₄ Millionen Mark bezifferten. Außerdem wurde vielfach gerade den deutschen Silberverkäufen schuld gegeben an dem Rückgang des Silberpreises, der mancherlei Verwirrung und Schaden anstiftete. Die Gegner der Goldwährung gründeten auf diese Verhältnisse ihre Angriffe gegen die Durchführung des Münzgesetzes. Anfangs hatten sie keinen Erfolg. Ihre Vorstöße im Reichstag scheiterten glänzend, und die Reichsregierung war so sehr zur Vollendung der Münzreform entschlossen, daß sie im Jahre 1878 die Beschickung der in Paris tagenden Münzkonferenz, welche über Maßregeln zur Hebung des Silberwerthes berieth, ablehnte, und daß sie sich vom Reichstag noch durch ein Gesetz vom 30. März 1879 einen neuen Kredit von 25 Millionen Mark zur Durchführung der Münzreform bewilligen ließ. Um so mehr war alle Welt überrascht, als man im Mai 1879 erfuhr, Fürst Bismarck habe die Einstellung der Silberverkäufe angeordnet, eine Nachricht, die sich sofort bestätigte. Bismarck motivirte diesen Schritt im Reichstag damit, daß er die Verantwortlichkeit für die aus den Silberverkäufen entstehenden Verluste nicht mehr tragen wolle, und der damalige Reichsbankpräsident, Herr von Dechend, begründete die folgenschwere Maßregel mit der Rücksicht auf den durch die deutschen Verkäufe gedrückten Silbermarkt. Alle Bemühungen und Warnungen der Sachkundigen waren vergeblich; umsonst trat der frühere Staatsminister von Delbrück, welcher als Präsident des Reichskanzleramts die Reform des deutschen Geldwesens geleitet hatte, gegen die Einstellung der Silberverkäufe in die Schranken, umsonst bot Ludwig Bamberger seine ganze Beredsamkeit auf: der einzige Erfolg war, daß es zu einem heftigen Zusammenstoß mit dem Kanzler kam, der hartnäckig auf seinem Willen beharrte.

Damals waren nach den verläßlichsten Schätzungen noch etwa 450 Millionen Mark in Thalern im Umlauf, neben 420 Millionen Mark in Reichssilbermünzen; das war ein Uebermaß von Silbergeld, welches die Bedürfnisse des Verkehrs weit überstieg und sich deshalb, trotz aller Versuche es los zu werden, stets wieder in den Kassen der Reichsbank ansammelte, deren Metallvorrath sich infolgedessen zu Beginn der 80er Jahre zu nicht ganz zwei Fünfteln aus Gold und zu mehr als drei Fünfteln aus Silber zusammensetzte, ein reiner Hohn auf die bestehende „Goldwährung". Aber trotzdem dieser Mißstand schwer fühlbar war und namentlich die Diskontpolitik der Reichsbank stark beeinträchtigte, kam es nicht zu einer Aufhebung der Maßregel, welche die deutsche Münzreform zu einem unbefriedigenden Stückwerk machte; nur daß bei Gelegenheit ein Rest von Silberbarren, der durch eine kleine Einschmelzung von Thalerstücken ergänzt wurde, an die ägyptische Regierung verkauft, und daß 26 Millionen Mark in Thalern österreichischen Gepräges an die österreichische Regierung zum Werth von 1¹/₂ fl. pro Stück abgeschoben wurden. Dagegen hat die freie Entwicklung der Dinge allmählich den anfangs fast unhaltbaren Zustand erträglicher gemacht. Der Goldbestand Deutschlands, sowohl im freien Verkehr als auch in den Kassen der Reichsbank, erfuhr mit der Zeit eine so beträchtliche Vermehrung, daß die Ueberfülle von Silbergeld weniger bedenklich erschien. Ferner bewirkte die Zunahme der Bevölkerung Deutschlands in Verbindung mit dem steigenden Wohlstand, daß der Bedarf des Verkehrs an Silbergeld sich beträchtlich steigerte, wodurch der überflüssige Theil des Silbergeldes immer geringer wurde. Das Wachsthum der Bevölkerung gab der Regierung die Möglichkeit, eine beträchtliche Summe von Thalern in Reichssilbermünzen umzuprägen, deren Betrag im Münzgesetz auf ein Maximum von 10 M. pro Kopf der Bevölkerung festgesetzt ist. Durch diese Umprägungen in Verbindung mit den Verkäufen an die ägyptische und die österreichische Regierung hat sich der Thalerbestand seit 1879 von 450 auf etwa 360 Millionen Mark verringert. Freilich haben sich die Reichssilbermünzen, trotz der 27¹/₂ Millionen Mark betragenden Thalerverkäufe, noch etwas stärker vermehrt, und zwar aus folgenden Gründen: einmal war bei der plötzlichen Einstellung der Silberverkäufe noch ein Rest von Silberbarren, die aus eingeschmolzenen Landessilbermünzen herrührten, vorhanden, und dieser Rest wurde, soweit ihn nicht die ägyptische Regierung ankaufte, zur Ausprägung in Reichssilbermünzen verwendet; ferner kommt in Betracht, daß die Reichssilbermünzen, welche von vornherein als unterwerthige Scheidemünzen gedacht waren, einen um 10 Proz. geringeren Silbergehalt haben, als die mit voller Zahlungskraft ausgestatteten Thaler, daß deshalb zur Ausprägung von je 10 Millionen Mark in Reichssilbermünzen nur je 9 Millionen Mark in Thalern eingezogen werden mußten. Wohl enthält der Artikel 4 des Münzgesetzes die Bestimmung, daß bei jeder Neuprägung von Reichssilbermünzen eine dem Nennwerth entsprechende Summe von Thalern eingezogen werden soll, eine Vorschrift, durch deren Befolgung jede Vermehrung des deutschen Silberumlaufs, solange die Thaler nicht außer Kurs gesetzt sind, gänzlich ausgeschlossen wäre; aber diese Vorschrift wurde bisher nicht beachtet.

Trotzdem hatte sich durch die Steigerung des Verkehrsbedarfes an Silbergeld, verbunden mit der großen Vermehrung des Goldbestandes der Reichsbank, die Lage des deutschen Geldwesens so sehr gebessert, daß man den durch die vorzeitige Einstellung der Silberverkäufe herbeigeführten Mißstand als einen bloßen Schönheitsfehler bezeichnen konnte. Gleichzeitig hatte das fortgesetzte Sinken des Silberpreises die Wiederaufnahme der Silberverkäufe wesentlich erschwert. Als Fürst Bismarck die Verkäufe suspendirte, stellte sich der Silberpreis in London auf 50¹/₄ d; heute notirt er nur 27 d. Die aus den Silberverkäufen zu erwartenden Verluste haben sich dadurch mehr als verdreifacht. Schließlich war die Machtstellung der Doppelwährungsfreunde allmählich eine so große geworden, daß an eine Wiederaufnahme der Silberverkäufe nicht zu denken war. Die Anhänger der Goldwährung befanden sich allenthalben, nicht nur in Deutschland, in der Defensive; für sie galt es vor allem den bestehenden Zustand, trotz seiner Mängel, gegenüber dem bimetallistischen Ansturm zu vertheidigen. Alle diese Verhältnisse schlossen jeden Fortschritt aus; denn die Beseitigung eines Schönheitsfehlers, die nur unter großen finanziellen Opfern zu erreichen wäre, ist keine Aufgabe für eine Partei, die genug mit der Vertheidigung des Bestehenden zu thun hat.

In den letzten Jahren hat sich jedoch mancherlei geändert.

Vor allem haben sich die Nachtheile der hinkenden Goldwährung mit ihrem Uebermaß von Silbergeld wieder recht fühlbar gemacht. Der große Aufschwung der deutschen Volkswirthschaft hat seit 1895 beträchtliche Summen von Metallgeld, besonders von Gold absorbirt, und infolgedessen hat der Metallvorrath der Reichsbank eine starke Verringerung erfahren, die namentlich den Goldbestand betroffen hat. Solange die Reichsbank einen durchschnittlichen Metallbestand von mehr als einer Milliarde aufweisen konnte, war es unbedenklich, daß davon 300 Millionen Mark auf das Silber entfielen. Aber schon im verflossenen Jahr, dessen durchschnittlicher Metallvorrath nur noch 850 Millionen Mark betrug, war es nicht mehr gleichgiltig, daß davon nahezu 270 Millionen Mark in Silber und nicht viel mehr als 580 Millionen Mark in Gold bestanden. Vollends an einzelnen besonders ungünstigen Ausweistagen, wo der Goldbestand bis auf 450 Millionen Mark heruntergegangen sein dürfte, würde es für die ganze Situation der Reichsbank, die eben doch das Rückgrat des deutschen Geldwesens darstellt, einen ganz wesentlichen Unterschied machen, wenn sie statt des zur Erfüllung ihrer Aufgaben nicht nothwendigen Theiles ihres Silbervorrathes entsprechend mehr Gold in ihren Kassen hätte. Die neuere Gestaltung der Dinge ließ den Thalerrest doch in einem etwas bedenklicheren Lichte erscheinen, als in dem eines unschädlichen Schönheitsfehlers. Auch Ludwig Bamberger, dessen Verdienste um die Begründung und Vertheidigung der deutschen Gold-

währung für alle Zeiten unvergeßlich sein werden, hat sich zu dieser Ansicht geneigt, und er hat in den letzten Monaten seines Lebens eine nur dem engsten Kreise zugänglich gewordene Denkschrift über die Verminderung des Thalerbestandes ausgearbeitet, welche vielleicht bei Gelegenheit veröffentlicht werden wird.

Während so die Nachtheile unserer hinkenden Goldwährung im Verlauf der letzten Jahre wieder deutlicher in die Erscheinung getreten sind, haben sich die Verhältnisse in anderer Beziehung günstiger für die Beseitigung dieses Mißstandes gestaltet. Der bimetallistische Gedanke hat einen so vollständigen Schiffbruch gelitten, daß er wohl kaum mehr im Stande sein wird, eine vernünftige Maßregel zu hintertreiben, blos deshalb, weil sie nicht bimetallistisch ist oder weil sie bimetallistische Empfindungen verletzt. Seit England erklärt hat, niemals seine Goldwährung preisgeben zu wollen, seit Indien sich geweigert hat, selbst bei Einführung der Doppelwährung in Frankreich und den Vereinigten Staaten die Silberprägung wieder freizugeben, seit Rußland und Japan die Folgerung aus der Lage gezogen und ihren Uebergang zur Goldwährung bewerkstelligt haben, — seitdem können nur noch gänzlich unpraktische Träumer und gänzlich unbelehrbare Fanatiker den Sieg des internationalen Bimetallismus erwarten und in Rücksicht darauf die Erhaltung unseres Thalerbestandes befürworten. Die Aussichtslosigkeit des Bimetallismus macht es vielmehr einem jeden, dem es ernstlich um solide Geldverhältnisse zu thun ist, zur unabweisbaren Pflicht, einer endgiltigen Ordnung unserer Münzverhältnisse auf dem Boden der Goldwährung zuzustimmen, falls nicht die Kosten einer solchen Reform in einem offenkundigen Mißverhältniß zu den durch sie zu erreichenden Vortheilen stehen sollten.

Es ist deshalb mit Freuden zu begrüßen, daß die Reichsregierung sich zur Einbringung einer Münznovelle entschlossen hat, deren wichtigster Zweck es ist, das deutsche Geldwesen aus dem anscheinend verewigten Uebergangsstadium heraus durch eine auf etwa ein Jahrzehnt sich erstreckende Operation in einen befriedigenden Endzustand zu führen.

Bei dem Versuch, die hinkende Goldwährung zu beseitigen, müssen die Erfahrungen, welche seither hinsichtlich des Bedarfes an Silbergeld gemacht worden sind, wohl berücksichtigt werden. Schon jetzt, wo die Thaler gesetzliches Zahlungsmittel bis zu jedem Betrag sind und wo weder für das Reich noch für die Reichsbank die Verpflichtung besteht, sie gegen Goldgeld umzuwechseln, macht sich das vorhandene Uebermaß unangenehm fühlbar. Wenn auch die Reichsbank nicht verpflichtet ist, Reichsgoldmünzen gegen Thaler auszutauschen, so hat doch ihre Praxis, auf Verlangen ihre Zahlungen in Gold zu leisten, während sie nicht nur die Annahme von Thalern, sondern auch — wenigstens in ihren Geschäftsräumen — die Annahme von Reichssilbermünzen in beliebig hohen Beträgen nicht verweigert, dazu geführt, daß der vom Verkehr nicht benöthigte Theil des Silberumlaufes sich stets in der Reichsbank ansammelt. Gegenüber den Reichssilbermünzen aber besteht für das Reich die formelle Verpflichtung der Einwechselung gegen Gold, und es ist wohl denkbar, daß bei einer Umwandlung des ganzen noch vorhandenen Thalervorrathes in Reichssilbermünzen die Reichskasse in Ungelegenheiten kommen könnte, namentlich in Zeiten von Krisen und von allgemeiner Vertrauenserschütterung. Deshalb ist Werth darauf zu legen, daß bei der endgiltigen Ordnung des deutschen Geldwesens für die Gesammtausgabe von Reichssilbermünzen ein Betrag in Aussicht genommen wird, der das Bedürfniß des Verkehrs nicht überschreitet und deshalb auch in Zeiten einer Erschütterung des Staatskredits vom Verkehr festgehalten wird.

Andererseits darf der Betrag von Reichssilbermünzen nicht so knapp bemessen werden, daß daraus eine Belästigung des kleinen Verkehrs entstehen könnte. Da der Reichsbank die Aufgabe zugewiesen worden ist, für die örtliche Regulirung des Scheidemünzumlaufs Sorge zu tragen — eine Aufgabe, die sie durch die Annahme von Scheidemünzen in beliebigen Beträgen und durch die Herausgabe von Scheidemünzen gegen ihre Noten und gegen Goldgeld erfüllt, — muß vor allem bei der Abmessung des zukünftigen Silberumlaufs darauf Bedacht genommen werden, daß der Reichsbank ein für diese Zwecke genügender Bestand an Silbermünzen verbleibt.

In Artikel IV Abs. 1 des Münzgesetzes ist die Ausgabe von Reichssilbermünzen auf einen Höchstbetrag von 10 Mark pro Kopf der Reichsbevölkerung „bis auf Weiteres“ beschränkt. Man war sich bei der Aufnahme dieser Bestimmung in das Münzgesetz darüber klar, daß sich mangels aller Erfahrungen hier eine endgiltige Bestimmung nicht treffen lasse. In der That hätte sich, wenn die Thaler vollständig eingezogen und verkauft worden wären, bald herausgestellt, daß der Maximalbetrag des Münzgesetzes zu niedrig gegriffen war. Inzwischen ist durch den wachsenden Wohlstand auch der unteren Klassen der Bedarf des Verkehrs an Silbergeld stark gewachsen. Die allzuknappe Beschränkung der Prägung von Reichssilbermünzen hat sich nur deshalb nicht störend fühlbar gemacht, weil ein großer Theil der Thaler gleichfalls die Funktion von Scheidemünzen erfüllt. Wenn man nun aber die Thaler endgiltig beseitigen will, so ist es ein unbedingtes Erforderniß, daß man gleichzeitig den Höchstbetrag der Reichssilbermünzen in einem den Bedürfnissen des Geldverkehrs entsprechenden Umfang erhöht.

Für die Abschätzung der Höhe des Bedarfs an Silbergeld sind wir heute in einer glücklicheren Lage, als es die Verfasser des Münzgesetzes waren. Da seit mehr als zwei Jahrzehnten dem Verkehr keinerlei Silbergeld künstlich aufgenöthigt worden ist und ihm andererseits so viel Silbergeld, als er irgend nöthig hatte, aus den überreichen Vorräthen der Reichsbank zur Verfügung stand, darf man wohl annehmen, daß der Betrag des im freien Umlauf befindlichen Silbers sich mit dem Bedarf des Verkehrs annähernd deckt. Nun betrug am 31. August dieses Jahres der noch vorhandene Thalerbestand nach offizieller Schätzung etwa 360 Millionen Mark, die Nettoprägungen von Reichssilbermünzen erreichten gleichzeitig einen Betrag von 515 Millionen Mark; der gesammte Bestand an Silbergeld bezifferte sich mithin auf 875 Millionen Mark. Davon lag in der Reichsbank ein Betrag, der ungefähr auf 250 Millionen Mark geschätzt werden kann, der aber freilich in früheren Jahren, welche einen geringeren Geldbedarf aufwiesen, nicht unerheblich größer war. Der Bedarf des freien Umlaufs an Silbergeld ist also auf 600 bis 625 Millionen Mark zu veranschlagen. Hinzugerechnet werden muß derjenige Betrag, welchen die Reichsbank zur örtlichen Regulirung des Scheidemünzumlaufs als Betriebsfonds nöthig hat, und dieser Betrag wird von kompetenter Stelle auf etwa 180 Millionen Mark veranschlagt. Demnach stellt sich gegenwärtig Deutschlands Bedarf an Silbergeld auf etwa 780 bis 800 Millionen Mark; das sind 14,2 bis 14,5 Mark pro Kopf der Bevölkerung. Da man wohl auch für die Zukunft ein weiteres Steigen des Bedarfs pro Kopf erwarten darf, wäre eine Kopfquote von 14 Mark, wie sie die Münznovelle vorschlägt, eher zu knapp als zu hoch gegriffen. Jedenfalls kann man sich auch vom Standpunkt der peinlichsten Vorsicht, welche hier lieber zu wenig als zu viel thun möchte, mit der Erweiterung des Maximalbetrags auf 14 Mark pro Kopf durchaus einverstanden erklären.

Nun würde es aber unsere Münzverhältnisse nicht verbessern, wenn wir einfach ein entsprechendes Quantum von Thalern dazu benützen wollten, um das neue Maximum der Prägung von Reichssilbermünzen auszufüllen. Solange neben den Reichssilbermünzen noch Thaler vorhanden sind, hat jede Begrenzung, welche sich nur auf die Ausgabe von Reichssilbermünzen erstreckt, einen ganz platonischen Charakter. Ja wir hätten sogar eine direkte Verschlimmerung der bestehenden Münzverhältnisse zu erwarten, wenn die Reichsregierung bei der durch die Erhöhung der Kopfquote

ermöglichten Neuprägung von Reichssilbermünzen nach der bisherigen gegen das Münzgesetz verstoßenden Praxis verfahren und nur soviele Thaler einziehen wollte, als zur Herstellung der neuen Reichssilbermünzen erforderlich sind. Bei 55 Millionen Einwohnern bedeutet eine Erhöhung der Kopfquote von 10 auf 14 Mark eine zulässige Neuprägung im Betrage von 220 Millionen Mark. Um 220 Millionen Mark in Reichssilbermünzen auszuprägen braucht man aber infolge der Differenz des Feingehaltes nur 198 Millionen Mark in Thalern zu verwenden. Das Reich könnte also einen Münzgewinn von 22 Millionen Mark machen, aber nur auf Kosten einer Verschlechterung unseres Geldumlaufs; denn um denselben Betrag von 22 Millionen Mark würde dann der ohnedies schon zu große Silberumlauf vermehrt werden. Deshalb kann man sich mit der beabsichtigten Neuprägung von Reichssilbermünzen nur einverstanden erklären, wenn mit dieser Maßregel eine starke Verminderung und womöglich eine volle Beseitigung der noch vorhandenen Thaler verbunden wird.

Eine solche Kombination liegt nun in der That in der Absicht der Münznovelle. Der Gesetzentwurf will nicht nur der bisher mißachteten Vorschrift des Münzgesetzes, daß bei jeder Neuausgabe von Reichssilbermünzen ein dem Nennwerth nach gleicher Betrag von Thalern eingezogen werden soll, Rechnung tragen, sondern er schlägt sogar vor, den gesammten aus der Neuprägung von Reichssilbermünzen entstehenden Münzgewinn zur Verbesserung unserer Münzverhältnisse zu verwenden, und zwar dadurch, daß dieser Münzgewinn zur Deckung der aus der Einschmelzung und Veräußerung von Thalersilber entstehenden Verluste aufgebraucht wird. Der Vorschlag bedeutet nichts anderes, als eine Wiederaufnahme der Silberverkäufe, deren Mindererertrag in dem aus der gleichzeitigen Neuprägung von Reichssilbermünzen sich ergebenden Gewinn seine Deckung findet. Auch die Freunde des Silbers brauchen vor dem Wort „Wiederaufnahme der Silberverkäufe" nicht zu erschrecken; es handelt sich keineswegs darum, daß plötzlich wieder Millionen Pfund Silber seitens der deutschen Regierung auf den Markt geworfen werden, sondern um ein im Verhältniß zu der großen Silberproduktion ganz untergeordnetes Silberquantum, dessen Verkauf zudem noch über etwa ein Jahrzehnt vertheilt werden soll.

Wenn man nämlich die Bedeutung der geplanten Maßregel, welche sich auf eine Reihe von Jahren erstrecken soll, prüft, dann ergibt sich folgendes Bild. Bei dem gegenwärtigen Silberpreis von 27 d pro Unze Standard würden von dem auf 360 Millionen Mark geschätzten Thalervorrath 60 Millionen Mark mit einem Verlust von ca. 33 Millionen Mark verkauft, und 300 Millionen Mark mit einem Gewinn von ca. 33 Millionen Mark in Reichssilbermünzen umgeprägt werden können; das ist der Punkt, in welchem sich für den Reichsfiskus der Gewinn aus der Umprägung und der Verlust aus den Verkäufen genau ausgleichen würde. Nach Beendigung dieser Operation wären mithin die Thaler verschwunden, und da aus 300 Millionen Mark in Thalern 333 Millionen Mark Reichssilbermünzen geprägt werden können, der Gesammtbestand an Reichssilbermünzen um 333 Millionen Mark vermehrt. Da letzterer gegenwärtig 515 Millionen Mark beträgt, würde er sich also auf etwa 848 Millionen Mark erhöhen. Bei einem Maximalbetrag von 14 Mk. pro Kopf der Bevölkerung dürfte dieser Betrag ausgegeben werden, wenn die Reichsbevölkerung sich auf etwa 60½ Millionen Seelen erhöht hat. Da die Reichsbevölkerung gegenwärtig etwa 55 Millionen Seelen beträgt und ihre durchschnittliche Zunahme in den letzten Jahren etwa 800 000 Seelen betragen hat, könnte diese Volkszahl bereits in sieben Jahren erreicht sein; wenn man vorsichtiger Weise nur ein Wachsthum von 600 000 Seelen pro Jahr in Rechnung stellt, würde ein Jahrzehnt genügen um uns zu der Volkszahl zu bringen, bei welcher nach den Vorschlägen der Münznovelle die Thaler beseitigt und der Umlauf von Reichssilbermünzen auf den Bedarf des Verkehrs reduzirt werden könnte. Wir hätten dann die reine Goldwährung mit einem auf das unbedingt Nothwendige beschränkten Umlauf von Silberscheidemünzen, das feierlich proklamirte Endziel der deutschen Münzreform wäre erreicht, und die Nachtheile der sogenannten hinkenden Währung wären beseitigt. Um welchen Preis? — Umsonst! — Denn Münzgewinn und Verkaufsverlust sind ja von vornherein dazu bestimmt, sich gegenseitig auszugleichen. Von einem Druck auf den Silbermarkt könnte gleichfalls keine Rede sein; denn die zu verkaufende Silbermenge im Nennwerth von 60 Millionen Mark stellt im Ganzen nur ein Quantum von 333 000 kg Silber dar, deren Verkauf auf zehn Jahre vertheilt werden soll. Es kämen also jährlich nur 33 000 kg Silber auf den Markt, ein Quantum, das gegenüber einer jährlichen Silberproduktion von mehr als 5½ Millionen Kilogramm überhaupt nicht ins Gewicht fällt.

Die Münznovelle zeigt uns also den Weg, wie wir ohne starke finanzielle Opfer und ohne auf den Silbermarkt zu drücken, aus dem mitunter recht prekären Zustand der hinkenden Währung zur reinen Goldwährung und damit zur Vollendung der seit 1879 unterbrochenen Münzreform kommen können.

Wenn Fürst Bismarck seiner Zeit die großen Verluste an den Silberverkäufen, und wenn Herr von Dechend die Rücksicht auf den Silbermarkt als Motive für die unerwartete Unterbrechung des Reformwerks angegeben haben, so sind das Gründe, welche gegen die Münznovelle, die finanzielle Verluste und einen Druck auf den Silbermarkt in gleicher Weise vermeidet, nicht ins Feld geführt werden können. Nur von drei Gesichtspunkten aus sind überhaupt Einwände gegen den Entwurf möglich.

Der erste Einwand könnte davon ausgehen, daß die bestehenden Verhältnisse bereits so gute sind, daß es sich gar nicht lohne, sie verbessern zu wollen. Ich stehe nicht an zu bekennen, daß ich selbst vor mehreren Jahren, als die Reichsbank einen beträchtlich höheren Goldbestand hatte, den Thalerrest für einen bloßen Schönheitsfehler hielt. Aber trotzdem würde ich gegen eine kosten- und schmerzlose Beseitigung dieses Schönheitsfehlers niemals etwas eingewendet haben. Nachdem inzwischen die letzten Jahre die Bedenken, welche sich aus unserer hinkenden Währung ergaben, wieder stärker haben hervortreten lassen, wird wohl kaum jemand die bestehenden Verhältnisse für so ausgezeichnet ansehen, daß sie einer Verbesserung unfähig wären, — es sei denn, daß sich die Bimetallisten, bei welchen es ja auf einen logischen Salto Mortale schon längst nicht mehr ankommt, zu der Ansicht bekehrten, daß die von ihnen stets über Gebühr übertriebenen Bedenken der hinkenden Währung ebensoviele Vorzüge gegenüber der reinen Goldwährung seien.

Der zweite Einwand, der mehr Berechtigung hat, könnte sich auf die große Unterwerthigkeit der Reichssilbermünzen stützen. 850 Millionen Mark vom Silbergeld, das um ca. 60 Proz. unterwerthig ist, das ist wirklich ein Gedanke, gegen welchen sich das Gefühl auflehnt, und gewiß würde man niemals mit Absicht und Vorbedacht einen solchen Zustand *schaffen*. Aber hier handelt es sich nicht darum, einen so stark unterwerthigen Silberumlauf erst ins Leben zu rufen; 515 Millionen Mark Reichssilbermünzen sind bereits vorhanden, und die 360 Millionen Mark umlaufender Thaler sind zwar nicht 60 Proz., aber doch 55 Proz. unterwerthig — ein Unterschied, der an sich überhaupt nicht in Betracht kommt, der ferner reichlich aufgewogen wird, durch die Verminderung des umlaufenden Silbergeldes im ganzen und durch die Einlösbarkeit der Reichssilbermünzen gegen Gold, auf welche die jetzt kursirenden Thaler keinen Anspruch haben. Die Gefahr der echten Nachprägung, welche stets gegen stark unwerthige Silbermünzen angeführt worden ist, für die sich aber bisher keine Belege gefunden haben, trifft für den von der Münznovelle angestrebten Endzustand nicht mehr zu, als für die gegenwärtigen Verhältnisse. Die Gefahr einer Massenpräsentation

zur Einlösung in kritischen Zeiten, welcher das Reich nicht genügen könnte und aus welcher deshalb ein Goldagio entstehen müßte, besteht überhaupt nur bei einem Uebermaß von Silbermünzen, die der Verkehr nicht benöthigt; denn was der Verkehr an Silbergeld bedarf, das kann er nicht zur Einlösung vorlegen. Diese Gefahr wird also, wenn sie überhaupt besteht, durch die geplante Verringerung unseres Silberumlaufs wesentlich vermindert.

Der dritte Einwand schließlich ist die jetzt von agrarischen Blättern empfohlene „Politik des Abwartens“. Und was sollen wir abwarten, ehe wir an die endgiltige Regelung unserer Geldverhältnisse gehen? — Unglaublich aber wahr: den Sieg des Bimetallismus. Die ganze Welt hat aus dem völligen Schiffbruch des bimetallistischen Gedankens die Konsequenzen gezogen. Ehemalige Silberländer, wie Indien, bereiten die Einführung der Goldwährung vor; und dem deutschen Reich wagt man es anzusinnen, es solle seine Thaler und mit ihnen alle gerade von bimetallistischer Seite so scharf betonten Nachtheile der hinkenden Währung säuberlich konserviren, bis sich die Doppelwährung die Welt erobert hat. Man könnte fast auf den Gedanken kommen, diese Leute wollten künstlich eine Wunde der deutschen Geldverfassung offen halten, nur um daraus Stoff für ihre Agitation ziehen zu können.

Hoffentlich wird die Entscheidung über die Münznovelle von solchen Hintergedanken nicht beeinflußt. Wenn sich die gesetzgebenden Körper des Reiches ihrer Aufgaben bewußt sind, dann wird es den erbitterten Gegnern der Goldwährung nicht gelingen, den Streit um die Währung bei dieser Gelegenheit wieder zu entfachen. In reiflicher Erwägung der Sachlage werden auch die Anhänger des bimetallistischen Systems nicht umhin können, in den Vorschlägen der Münznovelle eine Verbesserung des bestehenden Zustandes zu erkennen. Ich möchte den Doppelwährungsfreunden einen Doppelwährungsfreund als Beispiel empfehlen, der freilich gleichzeitig Manchestermann war, nämlich den längst verstorbenen Nationalökonomen und Reichstagsabgeordneten Prince-Smith. Obwohl er sich stets zu dem bimetallistischen System Wolowsky's bekannte und, solange es Zeit war, für die Reform des deutschen Münzwesens auf Grundlage der Doppelwährung eintrat, hat er sich durch die Entscheidung des Reichstags zu Gunsten der Goldwährung nicht abhalten lassen, an der möglichst guten Gestaltung des deutschen Geldwesens auf diesem nun einmal gegebenen Boden nach Kräften mitzuarbeiten. Mancher nutzlose und erbitterte Kampf wird vermieden werden, wenn unsere Bimetallisten darauf verzichten, einer Verbesserung unserer Geldverfassung nur deshalb entgegenzutreten, weil sie ihre Doppelwährung nicht bekommen.

Karl Helfferich.

Aus unserem Citatenschatz.

„Die englische Nation (gens) als Volk (populus) betrachtet, ist das schätzbarste Ganze von Menschen, im Verhältniß gegen andere (= einander) betrachtet. Aber als Staat gegen andere Staaten das verderblichste, gewaltsamste, herrschsüchtigste und kriegserregendste unter allen.“

Kant.

vgl. Reicke, Lose Blätter
aus Kant's Nachlaß I S. 129.

Aus Ludwig Bamberger's Erinnerungen.*)

Die Brüder meiner Mutter, Bischoffsheim mit Namen, waren zwei wirklich geniale Finanzleute, jeder in seiner Geistesanlage vom anderen verschieden, aber beide ganz eminente Köpfe.

Sie hatten schon ganz jung die geschäftliche Laufbahn betreten, in den zwanziger Jahren des Jahrhunderts.

Die Mutter, eine mit seltener Verstandesschärfe und Energie begabte kleine magere Frau, hatte ihren Mann an der Kriegspest verloren, welche im Jahre 1813 durch die große Armee auf dem Rückzug aus Rußland nach dem blockirten Mainz gebracht worden war. In beschränkten Verhältnissen mit fünf Kindern zurückgeblieben, erzog sie dieselben mit der patriarchalischen Strenge, welche in den älteren Generationen noch aus alter Ueberlieferung sich fortgepflanzt hatte.

Mit mancher anderen Stammeseigenthümlichkeit des Judenthums hat sich in dem modernen Leben auch diese, wenn gleich manchmal excessive, doch im ganzen heilsame Autorität der Eltern verloren.

Manche Stichworte der großmütterlichen Weisheit waren noch auf mein elterliches Haus übergegangen, wie z. B.: „Ein Kind ist kein Ich“, wenn wir irgend eine Meinung oder einen Wunsch mit Ich anfingen; oder auch wenn wir sagten, ich will: „Ein Kind hat keinen Willen“; oder auch den Grundsatz nach der kaufmännischen Buchhaltung ausgedrückt: „Ein Kind hat kein Folio“ (im Hauptbuch nämlich). Vergnügen galt immer als etwas Verdächtiges und Illegitimes.

Eine Figur, wie diese Großmutter, die ich noch gut kannte, und die erst dreiundachtzigjährig starb, als ich schon in Holland lebte, wäre als Typus, wenn auch als ein exzeptionell hervorragender, ein dankbarer Vorwurf für eine besondere Darstellung.

Charakteristisch war unter anderem an ihr, daß, während die Mainzer Bevölkerung im großen sich zu dem französischen Wesen lebhaft hingezogen fühlte, und namentlich die Juden, welche Frankreich ihre bürgerliche Befreiung verdanken, der strenge Sinn der kleinen Frau vor dem frivolen Geist, den namentlich auch die jüngeren Offiziere der ununterbrochen durchziehenden Heeresmassen zeigten, Abscheu empfand und den Deutschen zuneigte. Daran konnte sie sogar eine persönliche Unannehmlichkeit, die sie von dieser Seite erfuhr, nicht irre machen. Als infolge des ersten Pariser Friedens die deutschen Truppen in Mainz einzogen, erlaubten sie sich, gegen die als jakobinisch verschrieenen Einwohner viele Ungebührlichkeiten, während vorher die französische Einquartirung, namentlich beim weiblichen Theil der Bevölkerung, für ihre Liebenswürdigkeit berühmt war.

Bei der Wittwe, die eben erst, während der Blockade, das Familienhaupt verloren hatte, wurden deutsche Soldaten einquartirt, die frechen Unfug trieben. Da der Oberst des betreffenden Regimentes zufällig in derselben Straße Wohnung genommen hatte, so entschloß sich die geplagte Frau kurz und begab sich zu ihm und flehte ihn um Hilfe an. Aber der Grobian nahm sie auch noch beim Arme und schob sie zur Thür hinaus. Nun glaubten die Ihrigen sie von ihrer Vorliebe kurirt, aber sie erklärte, daß diese einzelne Erfahrung ihrer Ueberzeugung nichts anhaben könne.

*) Im Laufe des November werden bei Georg Reimer in Berlin die nachgelassenen Erinnerungen unseres verstorbenen unvergeßlichen Freundes Ludwig Bamberger erscheinen. Der oben abgedruckte Theil bildet den Anfang des sechsten Kapitels: Kaufmännische Lehrjahre überschrieben. Wenn das Charakteristische an Ludwig Bamberger's geistiger Struktur vor Allem die Mischung streng wissenschaftlicher Bildung und praktischer Fähigkeiten gewesen ist, so zeigt der abgedruckte Abschnitt, aus welchen verwandtschaftlichen Quellen die zuletztgenannte Eigenschaft zunächst gespeist wurde. P. N.

Von ihrer elterlichen Gewalt war sie so durchdrungen, daß sie deren unbegrenzte Macht über die intimsten Angelegenheiten ihrer längst verheiratheten und selbständigen Söhne zu erstrecken verlangte.

Ihr ältester Sohn war bereits seit einer Reihe von Jahren an der Spitze eines ausgebreiteten Bankgeschäftes und hatte einen Sohn von etwa sechszehn Jahren. Er wurde in Amsterdam von einem Hauslehrer erzogen, und Lehrer und Zögling wußten dem Vater als wünschenswerth vorzuschlagen, daß zur höhern Ausbildung der junge Mann nach Paris zum Besuch der Ecole centrale geschickt werde. Der Vater schrieb seiner Mutter von dem Vorhaben, die bei dieser Nachricht ihre entschiedene Mißbilligung aussprach und ganz richtig errieth, daß der Plan von dem Lehrer ausging, der sich von dem Aufenthalt in Paris für seine philologischen Studien und seine spätere Laufbahn großen Vortheil verspreche, aber eben darum seinen jungen Zögling vernachlässigen und allen Verführungen des französischen Babylon preisgeben werde.

Als der Vater sich nicht abwendig lassen machen wollte, legte seine Mutter förmlich Protest ein, mit dem Hinzufügen: falls er ihr nicht gehorche, dürfe er ihr nie mehr unter die Augen kommen. Und so geschah's. Sie lebte etwa noch fünfzehn Jahre, und alle Versuche des Sohnes zur Versöhnung waren vergebens. Als sie auf dem Sterbebette lag, befand er sich im Nebenzimmer, aber sie erlaubte nicht, daß er eintrete. Und mit einer ihrer Töchter, die ebenfalls in einer, nur sie, die verheirathete Tochter, angehenden Sache nicht ihrer Vorschrift sich unbequemte, hielt sie es ebenso, ja sie verordnete noch testamentarisch, diese Tochter solle keine Trauerkleider um sie tragen. Dabei war sie in allen, mit ihren Ansichten übereinstimmenden Aufgaben des Lebens eine hingebende Mutter, und von ihren Kindern aufs innigste verehrt.

Für die Art ihres Denkens ist folgende kleine Geschichte höchst bezeichnend. Ihre beiden Knaben hatten Unterricht im Rechnen bei einem Lehrer namens Weismann. Eines Tags erzählte ihr eine Bekannte, um ihr eine Freude zu machen, der Lehrer habe die mathematischen Anlagen der Söhne über die Maßen gelobt. — „Ach", erwiderte sie mit verächtlichem Achselzucken, „was geb' ich auf Weismann's Rechenkunst, wenn der sich um zehntausend Gulden in seiner Rechnung irrt, wer merkt's?"

Dabei war die in der Praxis des Lebens harte und nüchterne Frau in der Abstraktion nicht frei von Sentimentalität. Sie las viel Romane und vergaß oft heiße Thränen darüber. Aber als sie die Memoiren von Las Cases las, ließ sie sich durch die Schilderung des Exils von St. Helena nicht erweichen, meinte vielmehr, Napoleon habe sein Schicksal wohl verdient.

Ich sehe sie noch vor mir, wie sie ihre Briefe, meistens an ihre beiden in Holland und Belgien wohnenden Söhne schrieb; stehend an einem sogenannten Kannitz, dessen horizontal aufgeschlagene Platte, für normale Größe zum Sitzen berechnet, ihr so hoch hinaufging, daß sie eben stehend daran schreiben konnte. Sie ging dabei mit der Feder in der Hand zwischen einem Satz und dem anderen im Zimmer auf und ab, das Gesicht mit den scharfblickenden Augen in ernste Falten gelegt.

In ihrem Lebenskreise war die „alte Bischoffsheimerin", wie sie genannt wurde, für ihre Klugheit und ihre Unbeugsamkeit bekannt.

In dieser Schule vorbereitet, brachten es die beiden jungen Leute, von der Natur ganz außerordentlich begabt, sehr früh zu selbständigen Unternehmungen berufen, rasch zu guten Anfängen. Sie heiratheten jung zwei Schwestern eines Geschäftsfreundes ihres Vaters, der ihnen auf ihren ersten Wegen behilflich gewesen war. Der ältere gründete sein erstes Bankgeschäft in Amsterdam, nahm bald den jüngeren in die Lehre und etablirte ihn dann in dem damals noch zu Holland gehörenden Antwerpen. Nachdem Belgien ein selbständiges Königreich geworden, siedelte dieser nach Brüssel über, doch blieb das Antwerpner Haus unter Stellvertretung bestehen.

Der neu aufstrebende Staat, in dem ja vieles neu zu schaffen war, wirkte auf den noch sehr jungen Mann anziehend und anregend zugleich. Er widmete sich den öffentlichen Angelegenheiten und besonders dem Theil derselben, in dem er sachverständig war, mit Eifer und Hingebung, und erwarb sich bald Ansehen und Freunde unter den hervorragenden Persönlichkeiten, zumeist der Liberalen, aber auch der Katholiken, wie z. B. die Freundschaft Nathomb's, der später so lange Gesandter in Berlin und ein äußerst feiner Kopf war, sowie nicht minder die Malou's, des langjährigen Hauptes der katholischen Partei, Finanzministers und Ministerpräsidenten, eines Mannes von hoher, unbefangener Einsicht in alle ökonomische Angelegenheiten.

Als es galt, eine Landesbank zu gründen, war es Bischoffsheim, der die Grundlagen ausarbeitete und zeitlebens als Hauptberather der Bankleitung zur Seite stand. Eine Denkschrift, die er damals fertig stellte, bot mir noch viele Jahre später reiche Belehrung über die richtigen Gesichtspunkte, die bei einer Notenbank im Auge zu behalten sind. Männer wie Frère-Orban, der langjährige Minister-Präsident und Führer der Liberalen, Pirmez, Gouverneur der Bank und Vertreter Belgiens auf allen Münzkongressen, waren ihm ergebene Freunde, die nichts ohne seinen Rath unternahmen.

In den letzten dreißig Jahren seines Lebens nahm er eine solche Stellung in Belgien ein, daß sein Haus von früh bis spät belagert war von allen, die des Raths oder der Hilfe bedurften. Mit einem überaus hellen und erfindungsreichen Geiste verband er ein unendlich liebevolles Gemüth; das große Vermögen, das er allmählich erwarb, kam seiner schrankenlosen Wohlthätigkeit zu Hilfe.

Sowohl Leopold I. wie sein Sohn ehrten ihn mit ihrem besonderen Vertrauen; die Stadt Brüssel entsendete ihn sowohl in ihren Gemeinderath wie in den Senat, dem er bis an sein Lebensende angehörte. Sein im Jahre 1883 erfolgter Tod wurde in ganz Belgien aufs Lebhafteste beklagt. Die Stadt Brüssel gab dem Boulevard de l'Observatoire, wo sein Wohnhaus stand, den Namen „Boulevard Bischoffsheim" und wählte, um sein Andenken zu ehren, seinen, bis dahin dem öffentlichen Leben ganz fernstehenden Sohn zu seinem Nachfolger im Senate.

Seine freigebigen Werke waren mit Vorzug immer dem Unterrichtswesen zugewandt worden, und die Lehrerwelt schätzte ihn als ihren größten Gönner.

Die Laufbahn dieses Mannes, dem ich zu großer Dankbarkeit verpflichtet bin, und von dem ich hier nur in aller Kürze spreche, hat mir stets zu eigener Belehrung sehr viel Stoff geliefert, am meisten aber nach der Richtung hin, mich von der Ueberschätzung des akademischen Unterrichts zu kuriren, die jeder Graduirte mehr oder weniger von der Universität nach Hause zu bringen pflegt.

Mein Onkel war zu dreizehn Jahren aus der Schule genommen und ins praktische Leben hineingeworfen worden, in dem es an Arbeit und Sorgen niemals fehlte. Und dennoch war es ihm gelungen, sich einen Schatz von Kenntnissen und eine Höhe des Urtheils zu erwerben, die ihn befähigten, auf gleicher Stufe mit den obersten Würdenträgern des Landes seine Stellung im Staat und in der Gesellschaft einzunehmen. Sein geradezu andächtiger Sinn für alles, was Lehren und Lernen betrifft, war vielleicht gerade mit eine Folge des Bedürfnisses, das er im Laufe seiner Entwicklung hart empfunden hatte, mühsam den Mangel eines so früh unterbrochenen Lehrganges nachzuholen. Man konnte an ihm beobachten, wie bei richtiger Begabung und ernstem Streben das Leben zu wahrer Bildung wenigstens ebenso gut zu führen vermag, wie das theoretische Studium, in vielen Fällen sogar besser. Der Gelehrten- und Beamtendünkel, welcher namentlich in Deutschland diese Wahrheit nicht ahnt, hat der politischen Entwicklung Deutschlands schweren Schaden zugefügt, besonders da der kaufmännische und gewerbliche Beruf sich von diesem Dünkel imponiren läßt und nicht wagt, den ihm gebührenden Platz zu behaupten.

Ich habe hier von dem jüngeren der beiden Brüder Bischoffsheim eine kurze Skizze entworfen, weil er mir der ganzen Geistesrichtung nach immer besonders nahe stand, und weil er auch zuerst mich veranlaßte, die geschäftliche Laufbahn zu betreten; auch eignete sich eben wegen der Stellung, die er im öffentlichen Leben einnahm, seine Figur am meisten zu solcher Skizzirung. Doch wäre auch von dem älteren Bruder viel Bedeutsames und Vortheilhaftes zu sagen. Meine geschäftliche Ausbildung verdankte ich sogar vorzugsweise ihm, da ich während meiner Pariser Thätigkeit dreizehn Jahre lang, von 1853 bis 1866, unter ihm und mit ihm zusammen arbeitete.

Beide Brüder waren eminente Köpfe und für die finanziellen Aufgaben großartigen Maßstabes gleich begabt. Dennoch waren sie in der Art, diese Aufgaben zu erfassen, grundverschieden.

Der ältere Bruder griff die Sachen in rascher Konzeption an, und begann sie zu gestalten, ohne sich ein deutliches Bild der künftigen Weiterentwicklung im Einzelnen zu machen. Er verließ sich auf seine erfinderische Kraft, um, einmal unterwegs, immer das Richtige zu treffen, bei entstehenden Verlegenheiten sich durch eine geschickte Wendung zu helfen. Eine fabelhafte Kombinationsgabe unterstützte ihn dabei. Der jüngere verfuhr gerade umgekehrt. Sobald er einer Sache näher trat, begann er damit, sie methodisch vor sich auszubreiten, sich alle Fragen aufzuwerfen, die aus ihrer Behandlung entspringen konnten, alle möglicherweise künftig auftauchenden Eventualitäten im Voraus zu erkennen und für ihre richtige Erledigung zu sorgen.

Man kann sich denken, daß aus der Zusammensetzung dieser entgegengesetzten Methoden ein leistungsfähiges Ganzes erstand, aber auch freilich nicht ohne Reibungen, weil man sich gegenseitig bald des leichtsinnigen Draufgehens, bald der zaudernden Bedächtigkeit anklagte.

Diese kurzen Andeutungen mögen genügen, um zu erklären, daß es nicht gewöhnliche Umstände waren, die mich zu dem Entschluß bestimmten, als Sechsundzwanzigjähriger sozusagen wieder ein Anfänger zu werden, und auf einem Gebiete, gegen das ich, wie die meisten Studirten, ein Vorurtheil hatte, um so mehr, als mein Sinn ehedem stark nach der akademischen Laufbahn gestrebt hatte.

Ludwig Bamberger.

Englands schwarze Alliirte.

Oben im Hochlande Südafrikas, eingeschlossen von der Kapkolonie, Natal und dem Oranje-Freistaat, lebt der letzte zusammenhängende Negerstamm in dem ganzen großen Theil des dunkeln Kontinents, den man heute als Südafrika zu bezeichnen pflegt. Er kommt aus einer Reihe von besonderen Gründen einer wirklichen eingeborenen Nation ziemlich nahe und brennt seit Jahren darauf, gegen seinen traditionellen Feind, die Buren, losgelassen zu werden. Man spricht wohl gelegentlich vom Basuto-Lande als von der afrikanischen Schweiz, sowohl wegen seiner schönen Gebirgsszenerie, als auch wegen seines verhältnißmäßig kleinen Areals. Dieses Volk der Basutos hat einen ziemlich homogenen Charakter bewahrt und sich von jeher eine fast vollständige Unabhängigkeit, auch den Weißen gegenüber zu erhalten gewußt. Es handelt sich bei den Basutos um nicht mehr als etwa eine Viertelmillion Menschen und ihr Land ist nur etwa halb so groß wie das kleine Natal; sie sind aber die bei weitem bestgebauten Schwarzen, die ich je gesehen habe, und unter geschickten weißen Offizieren stellen sie ein Soldatenmaterial dar, das wohl geeignet wäre, in irgend einem Theil von Südafrika den Frieden aufrecht zu erhalten.

Das Leben einer schwarzen Nation ist für gewöhnlich mit dem Leben eines einzelnen Häuptlings eng zusammenhängend, der stark genug ist, um die kriegerischen Elemente verschiedener Stämme, die in normalen Zeiten sich gegenseitig auszurotten streben, zusammenzufassen. Das Wort: „L'Etat c'est moi!“ gilt nirgends mehr, als von afrikanischen Häuptlingen. Die Nation der Matabeles stand und fiel mit dem Leben des Häuptlings Moselikatse, ebenso wie die Zulus mit Cetewayo wuchsen und vergingen. Nur in seltenen Fällen haben afrikanische Nationen den Tod des Mannes überlebt, der sie zusammengeschweißt hatte.

Die Basutos verdanken ihre überragende Stellung in Südafrika dem alten Moshesh — ohne Zweifel eine Korruption von Moses, — der Götzendienst und Christenthum in so eigenartiger Weise zu vereinigen verstand. Er starb im Jahre 1870 im Alter von 77 Jahren und wurde nach christlichem Ritus auf der Spitze der berühmten Berg-Festung Tababasio beerdigt. Seit 1818 hatte dieser schlaue schwarze Bandit die Basutos beherrscht und sich bei den Schwarzen so in Respekt zu setzen gewußt, daß bis zum heutigen Tage sein Name etwas wie Ahnenkult erweckt. Ich machte vor einigen Jahren eine Pilgerfahrt nach seinem Grabe auf dem heiligen Berge Tababasio und wurde von Häuptlingen über manches Schlachtfeld geleitet, auf denen sie selbst an der Seite ihres großen Führers gefochten hatten. Mehr als einmal haben Buren und Engländer im Kampfe gegen die Basutos gestanden, haben auch die Festung Tababasio gemeinsam berannt, ohne sie jedoch zu erobern. Schon im Jahre 1835 machte Moshesh mit Weißen Bekanntschaft, deren Vieh er aus der Kap-Kolonie entführte. Später beraubte er den Oranje-Freistaat in derselben Weise. Im Jahre 1852 entsandte England den Lord Cathcart mit einer Kolonne von mehr als 2000 regulären Soldaten, um Moshesh für seine Räubereien zu bestrafen; aber das Resultat war nur ein Sieg auf dem Papier. Der schwarze Häuptling gestand, wie bei allen anderen Gelegenheiten, bereitwillig zu, daß er geschlagen sei und versprach mit demselben Athemzuge, alle seine Verpflichtungen zu erfüllen; die Tinte war indessen noch nicht trocken, mittelst deren er diese Versprechungen abgegeben hatte, und der letzte seiner Feinde kaum außer Sicht, als seine Räubereien von Neuem begannen. So hielt er die weißen Ansiedler beständig in Schrecken. Moshesh kam sich dabei ebensowenig als ein Lügner vor, wie andere große Staatsmänner und Diplomaten, die sich in allen möglichen friedlichen Wendungen ergehen, bevor sie an die Waffen appelliren.

Wie ich bereits hervorgehoben, war Moshesh ein sehr geriebener Wilder. Er zeigte seine Schlauheit auch dadurch, daß er sich von vornherein mit den weißen Missionaren gut stellte. Diese blieben fortgesetzt in dem Glauben, daß er eines schönen Tages zum Christenthum übertreten werde; während dessen nutzte Moshesh, ohne sich in Unkosten zu stürzen, den Rath gebildeter weißer Männer aus, die ihm bei seinen Verhandlungen mit England von unschätzbarem Werthe waren, besonders deshalb, weil sie ihn vor den Schranken der englischen öffentlichen Meinung in einem günstigeren Lichte erscheinen ließen, als er es verdiente. Die Missionare fanden eine sympathische Aufnahme in der englischen Presse, wenn sie die Tugenden der Schwarzen priesen und die Raubsucht der weißen Ansiedler, namentlich der Buren, verdammten. Die armen weißen Kolonisten andererseits hatten keine Anwälte in der englischen Presse und wurden um so mehr isolirt, als sie nicht einmal wußten, bis zu welchem Grade sie verleumdet waren. Unter diesen Umständen wuchs die Nation der Basutos nach dem Muster anderer afrikanischer Mächte vornehmlich durch die Plünderung ihrer Nachbarn und durch direktes Ausspielen der englischen Regierung gegen die Buren. Endlich, im Jahre 1872 hatte England genug von den beständigen Grenzstreitigkeiten und nahm die Basutos endgültig unter seine Schutzherrschaft. Neue Häuptlinge waren herangewachsen, die ihre Zeit mehr in gegenseitigen Streitereien, als in der Nachahmung der Politik des großen Moshesh verbrachten.

In Tababasio hatte ich eine Unterredung mit Majupa und seinem Neffen Mama. Beide athmeten in dieser Unterredung Rache gegen den Oranje-Freistaat; aber beide schienen sich dem Genusse berauschender Getränke stark hingegeben zu haben, und meine Bewunderung für den Sohn des Mosheſh wurde stark ernüchtert, als Majupa mich um einige Kleidungsstücke bat. Er zeigte mir bereits eine große Sammlung derartiger Geschenke; sie waren in einem Schiffskoffer zusammengepackt und bestanden in einer großen Auswahl europäischer Kleidungsstücke, die anscheinend vordem Deserteuren der regulären Armee, Schiffsstewards, sowie anderen Personen, welche Kleider mit Messingknöpfen tragen, gehört hatten.

Die Tage der Basutos als einer unabhängigen kriegführenden Nation sind gezählt, aber als Hilfskräfte unter weißen Offizieren sind sie auch heute noch nicht zu unterschätzen. Der Kommissär von Basuto-Land, Sir Godfrey Lagden, sprach mir einstmals hierüber, und gab mir auch Gelegenheit, mich davon persönlich zu überzeugen. Anläßlich meines Besuches wurde eine Abtheilung Rekruten einexerziert und unter weißen Offizieren in den Matabele-Krieg gesandt. Die Leute, welche ich in Reih und Glied erblickte, waren nach Körperbau und Intelligenz nicht unähnlich den Soldaten des Westindia-Regiments, die ich in Barbadoes gesehen hatte, oder den Soldaten des 10. Vereinigte Staaten-Dragoner-Regiments, das ich im vorigen Jahre auf dem Wege nach Cuba zu Gesicht bekam. Die Offiziere waren mit ihren Leuten sehr zufrieden und die Soldaten ihren Vorgesetzten durchaus ergeben. In den Vereinigten Staaten haben sich bei der Rekrutirung schwarzer Regimenter Schwierigkeiten nicht herausgestellt, und man nimmt dort aus den schwarzen Soldaten auch Unteroffiziere. Die Basutos sind alle gute Reiter, und ich sah in Majeru ein Polospiel, woran auch Schwarze mit einer Intelligenz und Gewandtheit sich betheiligten, die eines Elite-Kavallerie-Regiments nicht unwürdig gewesen wären.

Poultney Bigelow.

Der Reichsrath.

Der österreichische Reichsrath ist versammelt und das Wunderwerk geglückt; kaum waren die Sprachenverordnungen aufgehoben, so war auch schon die Obstruktion beseitigt und der Reichsrath wieder arbeitsfähig. Um diesen Erfolg zu erreichen, hätte man nicht zwei Jahre ins Land ziehen und die Regierungsweisheit des Grafen Thun die Monarchie verwüsten lassen müssen. Das hätte Freiherr v. Gautsch am 30. November 1897, als er den Grafen Badeni ablöste, zu Stande zu bringen vermocht, wenn man es ihm gestattet und ihm jene Vollmachten eingeräumt hätte, welche dem Grafen Clary gewährt wurden. Die Jungczechen hätten damals keine Obstruktion bleibend durchsetzen können, wie sie das auch jetzt nicht vermögen; ja damals hatte die über das Parlament hereingebrochene Katastrophe auf die Parteien der Rechten einen so tiefen Eindruck gemacht, daß, wenn der politische Umschwung zu jener Zeit eingetreten wäre, die Möglichkeit geboten gewesen wäre, von den Jungczechen solche Zugeständnisse zu erlangen, die einen modus vivendi ermöglicht hätten. Aber man hätte ernst machen müssen, und die Jungczechen hätten das Gefühl haben müssen, daß die Regierung die Vollmacht hat, mit ihnen ein ernstes Wort zu sprechen.

Nun hat Graf Clary das Wagniß vollbracht; die Jungczechen werden sich vor der bleibenden Obstruktion hüten, die sie isoliren müßte, und das Parlament ist arbeitsfähig. Durch die Demonstrationen und Excesse in Prag und einigen böhmischen sowie mährischen Landstädten darf sich nicht bange machen lassen. Sie werden aufhören, sobald man ihnen mit Festigkeit entgegentritt. Die Judenplünderungen in Holleschau als Wirkung der Aufhebung der Sprachenverordnungen zu betrachten, wäre ganz irrig. Diese Vorkommnisse sind die vorausgesehenen Folgen des Kuttenberger Justizskandals, das Werk des vormaligen Justizministers Ruber und seines Kuttenberger Staatsanwaltes, welche die Polnaer Affaire so zärtlich gepflegt haben. Das ist auch eine höchst merkwürdige österreichische Eigenthümlichkeit, daß man Männer wie Gleispach und Ruber auf oberste Richterposten beruft. Vermuthlich glaubt man damit eine erziehliche Einwirkung auf das Rechtsgefühl des Volkes zu üben, wenn man Männer, welche den Verfassungsbruch auf dem Gewissen haben und in bedenklicher Weise in den Gang der Justiz eingegriffen haben, zu obersten Hütern des Rechtes macht. Und über dem Thore der Hofburg prangt die Inschrift: Justitia regnorum fundamentum!

Das Parlament ist arbeitsfähig, aber es beeilt sich nicht zur Arbeit zu kommen. Die Majorität will nicht obstruiren, sie will aber auch nicht arbeiten. Die deutsche Opposition hat keinen Anlaß, sich der Regierung des Grafen Clary feindselig zu erweisen, sie hat aber noch weniger Grund, sich als Regierungspartei zu fühlen und den Dienst des neuen Ministeriums zu besorgen. Die parlamentarische Arbeit hat zwei Jahre brach gelegen und dem Reichsrathe ist die Arbeitsfreudigkeit noch nicht wiedergekommen. Allerdings die Majorität hat noch einen gewichtigen taktischen Grund, um die Arbeit auf die lange Bank zu schieben. In dem Augenblick, wo konkrete Fragen der Gesetzgebung an das Parlament herantreten, hat diese Majorität zu existiren aufgehört. Wenn das Budgetprovisorium und das Rekrutenkontingent zur Berathung kommen, dann werden nur die Jungczechen und allenfalls ein Theil der Südslaven dagegen stimmen; die Polen und die katholische Volkspartei werden sich durch die gewechselten Solidaritätsschwüre nicht abhalten lassen, sowohl das provisorische Budget als die Rekruten zu bewilligen.

So wird sich die Thätigkeit des Abgeordnetenhauses zunächst auf die Debatte über die Programmerklärung der Regierung, das Gesetz über die Nothstandsunterstützungen und die Vorlage wegen Aufhebung des Zeitungsstempels beschränken. Es hat einen guten Eindruck gemacht, daß die Regierung das Gesetz über die Beseitigung der geistigen Konsumsteuern, die so schwer auf die österreichische Presse drückt, sofort in der ersten Sitzung auf den Tisch des Hauses niederlegte und diesem Gelegenheit gab, diese Abgabe noch vor Beginn des nächsten Budgetjahres abzuschaffen. Viel Raum wird aber die Debatte über die Regierungserklärung beanspruchen. Die Herren Volksvertreter hatten acht Tage Zeit sich auf diese Verhandlung vorzubereiten und nun werden sie mit stundenlangen Monologen ins Treffen rücken. Anstatt die Regierungserklärungen zu diskutiren, demonstrirt man auf der einen Seite gegen die Aufhebung der Sprachenverordnungen und provozirt über das böhmische Staatsrecht, von der anderen Seite erhebt man Rekriminationen gegen Badeni und Thun. Diesem Parlament fehlt eben die Führung und so vortreffliche Qualitäten die Regierung des Grafen Clary in sich vereinigen mag, sie entbehrt wenigstens vorläufig der Fähigkeit, auf das Parlament einen führenden Einfluß auszuüben. Sie steht dem Abgeordnetenhause fremd gegenüber, ja sie muß erst die Mechanik des parlamentarischen Apparates studiren, um in diesem und seiner Anwendung heimisch zu werden. Und doch hat diese Regierung die schwierige Aufgabe, die Majorität zu sprengen, in ihre Atome aufzulösen, und die Bildung einer neuen Majorität vorzubereiten.

Die Lage des Staates und des Parlaments ist also zur Stunde eine durchaus ungeklärte. Sie ist nicht mehr so hoffnungslos und düster, wie unter Thun; es fehlt aber der Glaube, daß es besser werden könne und die Richtung, welche auf den Weg der Besserung leitet. Nach alledem, was wir in den letzten Jahren erlebt haben, ist die Zweifelsucht, die sich tief eingefressen hat, mehr als berechtigt. Nicht dem Willen, sondern der Kraft der Regierung gilt der

Zweifel. Man behauptet, daß Gründe der höchsten Staatsraison den Rückfall in die deutsch-feindliche Richtung kategorisch ausschließen. Erst wenn sich diese Annahme als die richtige erwiesen hat, werden die Deutschen aus der Zurückhaltung hervortreten, die sie sich kluger Weise auferlegt haben. Zur Stunde wollen sie dem Landfrieden noch immer nicht trauen.

Wien. Gustav Steinbach.

Der Berliner Geographenkongreß.

Ein orientirender Rückblick auf die Tage vom 27. September bis 4. Oktober d. J., welche die Geographen aus allen Theilen unserer Erde in Berlin versammelten, wird in einem Organe, welches sich an die weitesten Leserkreise wendet, gewiß am Platze sein. Ist doch die Erdkunde eine von denjenigen Wissenschaften, welche am wenigsten ausschließlich im engen Banne des Studierzimmers gedeihen; sie muß mit dem lebendigen Pulsschlage des Völkerlebens stets in engster Fühlung stehen, und dafür kann sie sich auch versichert halten, daß ihr das lebhafteste Interesse der Völker, nicht bloß der engen Gelehrtenzirkel, gewahrt bleibt. Und die Verhandlungen des siebenten internationalen Geographentages haben auch zweifellos, so entschieden und berechtigt in ihnen auch das im strengen Wortsinne wissenschaftliche Element sein Recht behauptete, des allgemein Fesselnden und Anregenden gerade genug geboten.

Jede Versammlung, welches auch immer der Zweck sein möge, der sie zusammenführt, gibt willkommene Gelegenheit zur Anknüpfung und Förderung persönlicher Beziehungen. Den deutschen Fachgenossen war diesmal reichlich Gelegenheit gegeben, die Männer des Auslandes, deren Namen in die Annalen geographischer Forschung eingetragen sind, von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Aus weiter Ferne, hier hatte dies oft hyperbolisch angewandte Wort seine volle Geltung, waren die Theilnehmer herbeigeeilt; ein russischer Offizier war 41 (!) Tage ununterbrochen unterwegs gewesen, um von Chaborowsk am unteren Amur nach Berlin zu gelangen. Solche Wege sind natürlich nicht häufig zu verzeichnen, aber daß zumal die amerikanischen Delegirten vor einer weiten Reise nicht zurückscheuen durften, liegt gleichfalls auf der Hand.

Es sei gestattet, eine Anzahl der bedeutendsten Namen zu nennen, durch welche dem Kongresse gleichsam seine Signatur aufgedrückt wurde. Die Neue Welt hatte u. a. jenen General Greely entsandt, der durch seine berühmte, ebenso erfolg- wie schreckensreiche Nordpolfahrt seinerzeit (1883–84) so viel von sich reden machte; ihm schloß sich Professor Davis aus Cambridge (Mass.) an, dessen Arbeiten auf dem Gesammtgebiete der physischen Geographie gerade bei den Deutschen den lebhaftesten Anklang fanden. Aus Großbritannien waren Sir Clemens Markham und Sir John Murray erschienen, von denen der erstere sowohl als Forschungsreisender, wie auch als Bearbeiter älterer Reiseschilderungen (in den Editionen der „Hakluyt Society") einen höchst geachteten Namen besitzt, während in dem genialen Schotten Murray jeder Fachmann den Ozeanographen der „Challenger"-Expedition und zugleich den Gelehrten schätzt, dem wir das Meiste von dem verdanken, was uns über die Beschaffenheit des Meeresgrundes bekannt ist. Auch Scott Keltie, der unermüdliche Reformator des geographischen Unterrichtes auf englischem Boden, fehlte nicht. Schweden war durch den trefflichen Geologen De Geer und den ebenso bekannten Ozeanographen Pettersson, Dänemark durch Kapitän Irminger, Norwegen durch Mohn, den Altmeister der Meteorologie, und durch die in jeder Hinsicht imponirende Gestalt Fritjof Nansen's vertreten. Von den Holländern nennen wir van Rijkevorssel, der sich um die Erforschung der erdmagnetischen Verhältnisse der hinterindischen Inselwelt die größten Verdienste erworben hat. Sehr zahlreich war Rußland vertreten; die Herren v. Semenow, v. Anutschin, General v. Tillo sind jedem Geographen wohlbekannt, und ein gleiches gilt für den St. Petersburger Professor Woeikow, der in Verbindung mit Hann (Wien), Koeppen (Hamburg) und Mohn (s. o.) die theoretische Seite der Lehre von der Atmosphäre besonders gefördert hat. Erfreulicherweise war auch Frankreichs Gelehrtenwelt zahlreich erschienen. Vidal de la Blache, Ludovic Drapeyron, Gauthiot repräsentirten würdig die eigentliche Länder- und Völkerkunde, aber neben ihnen gewahrte man auch den ausgezeichneten Geologen De Lapparent, den auf geodätischem und kartographischem Gebiete hervorragend thätigen Lallemand und den noch jugendlichen Gallois, dessen Werk „Les géographes allemands de la renaissance" selbstredend gerade bei uns eine besonders warme Aufnahme gefunden hat. Der Schweiz gehörten Forel, der unermüdliche Seenforscher, und der Baseler Physiker Hagenbach-Bischoff an, der seit Jahrzehnten mit gleichem Eifer dem Individualstudium der heimischen Gletscher obliegt und dem Kongresse wichtige Mittheilungen über diese zu machen hatte. Schwächer als man gehofft, hatten sich die Italiener eingefunden, aber neben dem bekannten Fürsten von Monaco und dem durch seine zahlreichen Arbeiten über vaterländische Binnenseen gut eingeführten Turiner De Agostini war insbesondere auch der Altmeister der italienischen Geographie, Professor Dalla Vedova aus Rom, gekommen, welcher der Versammlung eine Anzahl neuer, besonders werthvoller Litteraturerzeugnisse seiner Landsleute vorlegte. Aus Ungarn sahen wir v. Lóczy (Budapest), dessen ostasiatische Reisen unsere Kenntniß jener entfernten Regionen erheblich vervollkommnet haben, den Agramer Universitätslehrer Hranilovic und Regierungsrath Lusch (Fiume), der eben erst von seinen umfassenden Kreuzfahrten im Mittelländischen und Rothen Meere zurückgekehrt ist.*) Ihnen reihten sich die czechischen Geographen Palacky und Metelka aus Prag an. Was aber die Hochschulen deutscher Zunge, sei es im Reiche oder in Oesterreich und in der Schweiz, anlangt, so konnte man deren geographische Lehrer fast vollständig zusammenfinden, und nur wenige Kollegen wurden mit Bedauern vermißt. Dagegen hat die Zeit der Tagung es mit sich gebracht, daß die deutschen Mittelschullehrer, die ein so bedeutendes Kontingent zur wissenschaftlichen Erdkunde stellen, durch gebieterische Pflichten der großen Mehrzahl nach an der Betheiligung verhindert waren. Von den Fachgeographen abgesehen, fehlte es jedoch auch nicht an einer stattlichen Elite von Repräsentanten verwandter Wissenszweige — Geodäten, Meteorologen, Botaniker, Zoologen, Statistiker —, welche die Gelegenheit wahrnahmen, vom Grenzgebiete aus auch einmal einen freundnachbarlichen Besuch abzustatten. Man darf es also wohl ungescheut aussprechen, daß der Besuch des Geographenkongresses nicht allein numerisch in hohem Maße befriedigte, sondern daß auch die Art dieses Besuchs den höchsten Anforderungen, die man stellen konnte, vollauf entsprach. Auf keinem der früheren Kongresse war die Frequenz eine derartig hohe und zugleich eine derartig ausgewählte gewesen.

Zugleich machte sich eine Thatsache geltend, welche nicht verfehlen konnte, die deutschen Theilnehmer mit aufrichtiger Freude und Genugthuung zu erfüllen. Während nämlich bisher Französisch und Englisch die wesentlichen Umgangssprachen der internationalen Geographentage gewesen waren, rückte jetzt geradezu das Deutsche an deren Stelle. Daß dazu die Wahl des Kongreßortes mitgewirkt hat, ist zu sicher anzunehmen, aber zur Erklärung des Umschwunges reicht dieser Umstand doch noch keineswegs hin; es ist vielmehr eben die erfreuliche Thatsache festzustellen, daß allenthalben in der Gelehrtenwelt, und zwar gerade

*) Eine Notiz über die Resultate dieser sehr bemerkenswerthen Studienreisen wird hoffentlich bald in der „Nation" veröffentlicht werden können.

auch in der unsereo westlichen Nachbarlandes das Bedürfniß, unsere Sprache und Litteratur zu verstehen, ganz namhafte Fortschritte gemacht haben muß. Auch dokumentirte sich dieses veränderte Verhältniß nicht blos im täglichen Umgange und bei Trinksprüchen, sondern es hielt auch Monsieur De L'Apparent einen in jeder Hinsicht so formvollendeten, ziemlich ausgedehnten Vortrag über ein schwieriges geophysikalisches Thema, daß man über eine so vollständige Aneignung eines fremden — und anerkanntermaßen nicht gerade leichten — Idioms erstaunt sein mußte. Wäre dergleichen vor einer nicht sehr langen Spanne Zeit überhaupt denkbar gewesen? Allseitig hatte man auch den Eindruck empfunden, daß es den fremden Herren, ebenso wie ihren, von einem besonderen weiblichen Unterausschusse der Vorstandschaft zuvorkommend geführten Damen, recht gut in Berlin gefiel, und zumal die älteren unter ihnen, welche schon in früheren Jahren einmal die preußische Hauptstadt gesehen hatten, hielten nicht zurück mit dem Ausdrucke der Bewunderung über den gewaltigen Aufschwung der letzten Jahrzehnte.

Eine höchst verwickelte Aufgabe war der Berliner Gesellschaft für Erdkunde zugefallen; sie sollte den Kongreß vorbereiten und auch während desselben die Leitung der Geschäfte übernehmen. Es war die allgemeine Ueberzeugung, daß diese Aufgabe eine vortreffliche Lösung gefunden hat. Das geschäftsleitende Komite hatte seine Maßnahmen so geschickt getroffen, daß nirgendwo unliebsame Friktionen entstehen konnten. Erleichtert wurden ihm seine Pflichten allerdings durch zwei günstige Ereignisse; zum ersten war die Gesellschaft kurz vorher in den Besitz eines eigenen Hauses gelangt, innerhalb dessen die mannigfaltigen Arbeiten leichter zentralisirt werden konnten, und zum zweiten traf es sich günstig, daß das Abgeordnetenhaus gerade frei war und von maßgebender Seite zur Verfügung gestellt wurde. Diese schönen Räume eigneten sich vorzüglich für eine Versammlung, deren Thätigkeit eine so ausgiebige war, daß manch einer der Theilnehmer den ganzen Tag über das Gebäude nicht verließ, sondern es in jeder Hinsicht als seine Heimstätte betrachtete. Nur die mangelhafte Akustik des Sitzungssaales, über welche ja in Zeitungen bereits zum öfteren geklagt worden ist, wurde von Rednern und Hörern nicht minder wie von den Landtagsabgeordneten und Berichterstattern beklagt. Die wahrhaft vornehme Leitung der Verhandlungen durch Geheimrath F. v. Richthofen und die auswärtigen Herren, welche ihm als Vizepräsidenten zur Seite traten, trug beträchtlich dazu bei, daß die ungeheure Geschäftslast, welche der Kongreß auf sich genommen hatte, ohne allzu großes Drängen und Treiben abgewickelt werden durfte. Und neben der wirklich respektablen Arbeit, welche es zu leisten galt, mußte doch immer auch noch einer anderen Seite des menschlichen Daseins einige Rechnung getragen werden. Die gesellschaftlichen Veranstaltungen, welche seitens des Reichskanzlers, seitens des Vorsitzenden der Geographischen Gesellschaft und — last, not least — von der Stadt Berlin selber dargeboten wurden, trugen sämmtlich den Stempel großartiger Gastlichkeit an sich, setzten aber von jedem der Eingeladenen voraus, daß er neben einer nicht unbedeutenden geistigen Aufnahmefähigkeit, wie sie bei einem Kongreß als selbstverständlich angenommen wird, auch eine ebensolche gegenüber materiellen Genüssen sein Eigen nenne.

Eigenartig erhöht wurden beide Arten dieser Genüsse durch die Reise nach Hamburg, welche für eine große Anzahl der Mitglieder den eigentlichen Abschluß der Tagung bildete. Auch hier erwartete uns eine Hospitalität großen Stiles, gleichmäßig bethätigt durch den Senat und durch die Geographische Gesellschaft der Hansestadt. Der Besuch der größten Schiffswerft, eine rationelle Durchfahrung des Freihafengebietes, endlich die Besichtigung des Riesenschiffes „Praetoria" — wie hochinteressant mußten alle diese Dinge zumal für den Geographen aus dem Binnenlande sein, dem sich nur selten die Möglichkeit eröffnet, einen Blick in das innerste Getriebe des Weltverkehrs werfen zu können. In schöner Erinnerung werden die Hamburger Tage einem jeden bleiben, namentlich da auch die Witterung sich unverhofft freundlich gestaltet hatte.

Ein detaillirter Bericht über die Verhandlungen des Kongresses wird an dieser Stelle wohl nicht erwartet werden; es muß vielmehr bei einem summarischen Ueberblick sein Bewenden haben. Wir unterscheiden im vorliegenden Falle dreierlei Formen, in denen die Thätigkeit der Versammlung ihren Ausdruck findet. Man diskutirt im kleineren Kreise über gewisse, die Fachwelt zur Zeit beschäftigende Fragen, die so beschaffen sind, daß das Ergebniß der Berathung in Gestalt einer Resolution festgelegt werden kann; man behandelt weiter in den Sektionssitzungen Einzelprobleme, die oft zu lebhafter Erörterung Anlaß geben, aber doch nur einen engeren Kreis von Spezialforschern in Anspruch nehmen; man nimmt endlich im Plenum Vorträge über Gegenstände von allgemeinerem Interesse entgegen. In Berlin war die Einrichtung getroffen, daß die Hauptsitzungen auf die Vormittage, die Sitzungen der Abtheilungen auf die Nachmittage entfielen. Mehrfach mußten auch die früheren Abendstunden noch zu Hilfe genommen werden, wenn es sich insonderheit um die Belebung eines Vortrages durch die beliebten Projektionsbilder handelte.

Was den erstgenannten Punkt anlangt, so befaßten sich kleinere Gruppen mit der Hunderttheilung des Kreises, mit der Schaffung von Normativbestimmungen für die Ermittlung der Dichte des Seewassers, mit der Durchführung des metrischen Systemes und der Celsius-Skala. Leider stieß man wieder auf den geradezu unbegreiflichen, mit Vernunftgründen unter gar keinen Umständen zu rechtfertigenden Widerstand der Briten. Auf Anregung von Prof. Gerland (Straßburg), dessen Wirksamkeit auf diesem Arbeitsfelde ja bekannt genug ist, wurde die Begründung eines seismographischen Vereines in Deutschland beschlossen, der ein geordnetes System von Erdbebenbeobachtungen ermöglichen soll. Ferner wurde Prof. Penck's schon zum öfteren ventilirter Plan, eine Erdkarte im Maßstabe 1 : 1 Million herzustellen, aufs Neue zur Debatte gestellt und seinem Prinzipe nach gebilligt. Einen breiten Raum nahm begreiflicherweise die antarktische Frage ein, über welche die Engländer Markham und Murray, sowie Prof. v. Drygalski (Berlin) referirten, welch letzterer ja, nachdem er sich auf grönländischem Eise die Sporen des Polarforschers erworben, zum Leiter der sich vorbereitenden deutschen Expedition in die Südpolarzone ausersehen ist. Um über die Rolle, welche das Treibeis in den an beide Eismeere angrenzenden Ozeanen spielt, noch mehr Klarheit zu erhalten, wurden von Dr. Fricker (Döbeln) und dem dänischen Kapitän Garde zweckmäßige Vorschläge zur Zusammenstellung des einschlägigen Materiales gemacht, welche den Beifall der Abtheilung für Meereskunde fanden. Die geographische Bibliographie, die ebenfalls einen Berathungsgegenstand ausmachte, ist durch die mustergiltigen Veröffentlichungen, welche Dr. Baschin im Auftrage der Berliner Gesellschaft fortlaufend besorgt, bereits auf einen so hohen Standpunkt gebracht, daß der Kongreß keine neuen Grundsätze nach dieser Richtung hin aufzustellen brauchte; auch das in diesen Bänden verwendete Verfahren der Abkürzung von Zeitschriftentiteln bei Zitaten war als normativ anzuerkennen. Der Botaniker Warburg beantragte die Einführung einer gleichmäßigen pflanzengeographischen Nomenklatur.

Ueber neuere Fortschritte mathematisch-geographischer Natur wurden sehr wichtige Berichte erstattet von den Mitgliedern des preußischen geodätischen Institutes, den Herrn Börsch, Westphal, Albrecht, Helmert; man erfuhr, welches der augenblickliche Stand unseres Wissens von den Verschiebungen der Umdrehungsachse innerhalb des Erdkörpers und von den Unregelmäßigkeiten des Geoides, d. h. der wahren Erdgestalt, ist. Ueber die Erweiterung des französischen Präzisionsnivellements im Verlaufe der letzten vier Jahre gab Charles Lallemand authentische Aufschlüsse. Die Kartographie wurde gleichfalls ziemlich umfassend berücksichtigt; da man es jedoch hier hauptsächlich mit spezifisch wissenschaft-

lichen Aufgaben zu thun hat, so sei hier nur die für die touristische Menschheit der Gegenwart sehr werthvolle Demonstration der beachtenswerthen Alpenkarten hervorgehoben, welche Prof. Oberhummer (München), gestützt auf ein reiches Sortiment von Mustervorlagen, veranstaltete. Ueber Ebbe und Flut, als eines der in neuester Zeit durch Rechnung und Beobachtung am meisten geförderten Phänomene der tellurischen Physik, verbreitete sich dessen bester Kenner, Prof. Boergen (Wilhelmshaven); das — freilich auf anderen Ursachen beruhende — lakustre Seitenstück der Gezeiten, die im waadtländischen Patois sogenannten „Seiches“, behandelte Prof. Forel (Morges), dessen Erfahrungen hierüber von denen keines zeitgenössischen Gelehrten erreicht werden. Dr. Halbfaß (Neuhaldensleben) und Prof. Lampert (Stuttgart) erörterten Ziel und Methodik einer konsequenten Erforschung der Binnenseen, und Dr. De Agostini (Turin) machte eingehende Mittheilungen über die Tiefenverhältnisse der Seeen seines Vaterlandes. Gletscher und Glazialgebilde nahmen die Aufmerksamkeit der Versammelten nicht minder in Beschlag. Zwar kam ein Vortrag Prof. Richters (Graz) in Wegfall, weil den Redner die inzwischen überkommene Würde des Rektors seiner Hochschule zu Hause festhielt; dafür erläuterte, wie schon angedeutet, Prof. Hagenbach-Bischoff die ein Vierteljahrhundert hindurch mit zäher Konsequenz fortgesetzten Vermessungen am Rhone-Gletscher, und De Geer aus Stockholm brachte neue Thatsachen für die Gletscher Spitzbergens bei. Aeußerst klar war die Schilderung, welche Prof. Wahnschaffe (Berlin) über die eiszeitlichen Residuen des norddeutschen Flachlandes entwarf, und es wurde dadurch der Exkursion in die südwestbaltische Moränenlandschaft sehr gut vorgearbeitet. Die Geomorphologie nahm, wie gewöhnlich, einen ausgezeichneten Platz unter den Vortragsgegenständen ein. Herr De L'Apparent sprach, wie erwähnt, in trefflichem Deutsch über gewisse Ebenenformen („pénéplein“), Prof. Penck über die — nach seiner Ansicht durch Gletschererosion bewirkte Austiefung der Alpenthäler, Prof. Davis über seinen „Geographical Cycle“, Prof. Lenz (Prag) über das Wesen des Lateritbodens, der Verfasser dieses Aufsatzes über das Eindringen des Meeres in zerklüftetes Felsgestein und die Art und Weise, wie es aus diesem wieder den Rückweg findet. Prof. Chuns lichtvoller Vortrag über die Tiefseeforschungen der „Valdivia“ wurde durch kräftig ausgeführte Wandtafeln der neu gefundenen Thierformen illustrirt. Weitere ozeanographische Vorträge hielten die Skandinavier Pettersson und Nansen, und Murray zeichnete in prächtig gesprochenem, Wort für Wort verständlichem Englisch die Vertheilung der submarinen Bodenschichten. Die Biologie fand in Engler (Berlin), Drude (Dresden) und Nehring (Berlin) ihre Vertreter, und auch die Meteorologie blieb nicht zurück. Während Prof. Brückner (Bern) die Bedeutung der Landverdunstung für die Regenbildung klarlegte, wies Dr. Meinardus (Berlin) auf den Zusammenhang zwischen den klimatischen Perioden und der Erntestatistik hin, und drei bewährte Aëronauten, Teißerenc de Bort (Paris), Aßmann (Berlin) und Hergesell (Straßburg i. E.), führten die neuesten Resultate der Luftballonfahrten vor, durch welche eine völlige Umwälzung unserer Einsicht in die Vorgänge in größeren Höhen angebahnt wird.

Die Geschichte der Geographie wurde in Mittheilungen von Geheimrath Wagner (Göttingen), Drapeyron (Paris), Professor Ruge (Dresden), Dr. Kretschmer (Berlin) und vom Unterzeichneten behandelt; auch gab Professor Sieglin, der Nachfolger Heinrich Kiepert's, eine abgerundete Skizze der langsamen Entwicklung, welche die Kenntniß der britischen Inseln seit dem vierten vorchristlichen Jahrhundert genommen hat. Die neuerdings mehr in den Vordergrund tretende Siedelungskunde bildete das Objekt der Darbietungen von Prof. Riezzoli (Parma), Prof. Hettner (Heidelberg), Dr. De Claparède (Genf), Geheimrath Meitzen (Berlin) und Prof. R. Lehmann (Münster.) Den Ethnographen, welchen der glücklich von einer neuen Reise ins fernste Ostasien zurückgekehrte Altmeister Bastian die Schätze des Museums für Völkerkunde erschlossen hatte, wurde, wenn wir nur das Hervorstechendste anführen wollen, durch Professor Luschans Charakteristik der — auffallend bodenständigen — Kunstindustrie des Guinea-Landes Beina und durch Geheimrath Ratzels (Leipzig) feinsinnigen Vortrag über „Ursprung und Ausbreitung der Indogermanen“ Genüge gethan; große Theilnahme erweckte auch Virchows vorläufiger Bericht über Belcks armenische Funde. Länderkunde und Reisen mußten bei einem solchen Kongresse, wie gar nicht erst versichert zu werden braucht, ebenfalls einen Löwenantheil beanspruchen. H. Meyer (Leipzig) kennzeichnete, auf eigene Wahrnehmung gestützt, die jetzige und dereinstige Gletscherwelt Ostafrikas; Dr. Paßarge (Berlin) erzählte von der Bodenbildung der Wüste Kalahari, Graf Goetzen (Berlin) von dem durch ihn selbst aufgeschlossenen Gigantenlande Ruanda, Professor Th. Fischer (Marburg) von seiner Erforschung des Atlasvorlandes in Marokko, Prof. Futterer (Karlsruhe) von seiner ergebnißreichen westöstlichen Durchkreuzung Zentralasiens, Prof. Zimmerer (Ludwigshafen) von seinen Erlebnissen und Studien in Kappadokien.

Mit dieser aphoristischen Skizze muß denn auch unser — vielleicht schon zu lang gewordener — Ueberblick über den Kongreß, seine Thaten und Freuden sein Ende finden. Noch weiß man nicht, wo derselbe in vier Jahren seine Wiederauferstehung feiern wird; am wahrscheinlichsten ist alsdann seine Verpflanzung in die Neue Welt, nach New-York oder Washington. Wo es aber auch sein möge, man wird lediglich dem einen Wunsche Ausdruck geben können, daß er auch dort einen ebenso glücklichen und gedeihlichen Verlauf nehmen möge, wie ihm das, dank dem musterhaften Zusammenwirken aller betheiligten Faktoren, in Berlin beschieden war.

S. Günther.

Theater.

Ernst von Wolzogen: Ein unbeschriebenes Blatt. (Neues Theater, 20. Oktober.)

Ein gesetzter Mann nimmt eine blutjunge Frau. Das kommt oft vor. Die Ehen werden im Himmel geschlossen, und die Thorheiten auf Erden begangen. Bei Fontane ist es der Landrath in Kessin, und seine Frau heißt Effi. Bei Wolzogen ein Mathematiker, und seine Frau heißt Paula. Dieser Gelehrte hatte schon die Mutter bekurt; wie jener Landrath schon die Frau von Briest. Beide nahmen die Tochter, als welche jünger war. Beidemal glich die Tochter einem unbeschriebenen Blatt.

Fontane gibt die Tragik der armen Ahnungslosen, die man ins Eheleben stößt und schuldig werden läßt. Effi wird umblüht von der stummen Glorie und dem schlichten Elend eines unverdienten Schicksals. Sie stirbt einsam, wie ein geschlagener Falter. Wolzogen's Heldin erweckt dagegen vieles Gelächter, mit der Unerfahrenheit. Sie geht, vor Unerfahrenheit, mit einem Fähnrich durch. Sie thut nicht, was Effi mit dem Major Crampas thut. Vielmehr wird sie gleich zurückgebracht, weil der Fähnrich kein Geld hat. Vielmehr versöhnt sie sich gleich mit dem Mann. Vielmehr war alles harmlos. Vielmehr ist das Ganze ein Späßchen.

Effi hin, Paula her. Junge Töchter aus guter Familie haben das Recht, bedichtet zu werden, wie andere Menschen. Wir sahen sie früher meist in unwahrer Verarbeitung: als Backfische mit der dalbernden Kindlichkeit. Während diese Puppen doch oft vernünftiger sind, als die Autoren, die sie auf die Bühne bringen. Heute weiß man: auch die Psychologie junger Fräuleins ist eine volle Psychologie. Und wenn nur beleuchtet wird, wie sie vom Puppigen ins Menschliche wachsen, kann es eine Tragikomödie geben. Oder eine echte Komödie. Bleibt aber der Dichter selbst im Puppigen stecken, dann gibt es keine. Fontane gab den Lebensernst des unbeschriebenen Blattes. Wolzogen vermied es, das war sein Recht. Er hätte Lustiges geben können, im

Lustigen ernst beobachtete Wirklichkeit. Er vermied auch das. Er beschränkte sich, einen komischen Auftritt zu machen.

Man soll bei Dramen, wie bei Fischen, das Mittelstück erwischen. Der komische Auftritt füllt von drei Akten den zweiten. Die junge Frau liegt auf der Erde. Der Fähnrich in gemessenem Abstand. Beide suchen eine Maus; was für eine Maus? Eine weiße Maus, Paulas Zeitvertreib. Das Entschlüpfen der weißen Maus ist die Katastrophe. Eben hat der Professor eine mahnende Rede gehalten; statt sie zu befolgen, spielt Paula mit der Maus. Man sieht: diese Frau ist eine besonders kindliche Frau. Und der Mann . . . Als er befragt wird, ob eine Mark fünfzig für den Dienstmann zu viel sind, berechnet er, daß der Koffer hundertzwanzig Pfund wog, also das Pfund auf 1,2 Pfennige kommt. Man sieht: dieser Mann ist ein besonders pedantischer Mann. Also: eine besonders leichtfertige Frau, und ein besonders pedantischer Mann. Der Dichter knauserte nicht mit Gegensätzen, um Komik zu ermöglichen. Er steigert das. Als die Frau mit dem Fähnrich auf der Erde liegt und die Maus sucht erscheint wer? Nicht bloß der pedantische Mann, sondern ein noch pedantischerer Greis, der seinen Besuch abstattet. Er sieht von der Hausherrin den Rücken und die Schuhsohlen; von dem Fähnrich die Schuhsohlen und den Rücken; sie lassen sich nicht stören, sondern machen Treibjagd unter dem Sopha. Hierbei packt man die Beine des greisen Gastes. Nunmehr ist es ausgemacht: wenn Fontane die Tragik des unbeschriebenen Blattes gab, entrang Wolzogen ihm die munteren Züge. In seinem Mittelstück ist vieles Reizvolle; doch ganz auf possenmäßige Art, ohne möglichen Zusammenhang. Späßchen über Späßchen, — und gleich darauf die Flucht der jungen Frau, und gleich die Rückkehr, und nicht bloß die Rückkehr, sondern die Versöhnung, und nicht bloß die Versöhnung, sondern die Bekehrung. Alle Zuschauer sehen weiter, als Wolzogen zu sehen vorgibt. Sie sagen: das kann doch eine Tragödie werden. Oder: selbst wenn es jetzt gut ablauft, kann es später eine Tragödie werden; der Fähnrich ragt ja schon hinein. Wolzogen aber spricht: versöhn' Dich, oder ich freß' Dich. Er nimmt aus ernsten Verhältnissen einen Augenblick, treibt Ulk, kümmert sich nicht um das Uebrige. Ist es nur Oberflächlichkeit? Ist es nicht Mangel an menschlichem Antheil?

Das alles festzustellen schmerzt bei einem Dichter wie er. Wolzogen hat manchen Zauber. Wir lieben seine windumwehte Gestalt um eines gewissen verwogenen Zuges willen. Er verkörpert die edle Wunderlichkeit eines fabulirenden Freiherrn von humorhaften Gaben; und die Magie eines geborenen Philisterfeinds. Was ihm fehlt, ist der Takt in der Mischung. Er bleibt ein Troppo-Dichter. Er übertreibt. Wolzogen ist so, wie Bourget die Italiener schildert, die niemals wissen, wo sie aufhören sollen. Reizendes steht neben dem Unglaublichsten. Herr von Wolzogen packt nach rechts, Herr von Wolzogen packt nach links, er nimmt das Feinere, er nimmt das Triviale, er wirft alles in einen Topf, und schiebt ihn von sich. So ist er heut einer der begabtesten und einer der schludrigsten Deutschen. Man braucht nicht acht Tage an einer Seite zu schreiben, wie es der große Flaubert von sich bekennt. Doch wir alle wissen, daß bei ernster Arbeit, dichterisch oder kritisch, oft kein Wort neben dem anderen bleibt. Siegreiche Arbeiten sind gesiebt, in sämmtlichen Theilen. Wolzogen hat einmal gesiebt, da entstand das Lumpengesindel; sein Schönstes. Man kennt die zwei Fassungen; man sieht, wie er gerungen hat. Hier steht sein Wegweiser.

„Si l'artiste n'a pas de rentes, il doit crever de faim" — wenn der Künstler nichts hat, soll er Hungers verrecken, sagt der obengenannte Flaubert; dieser einzige Arbeiter, das Vorbild aller Tapferen und Ernsten. Seine Worte klingen hart. Wirthschaftliche Fragen müssen oft in Betracht kommen bei rascher oder langsamer Vollendung, bei sorglichem Wägen oder fieberhaftem Hinwerfen, — wir verlangen nicht den Hungertod. Wir verlangen, wenn es Noth thut, die Sonderung: in Geldarbeit und in künstlerische Arbeit. Man kann Tagesfrohn schaffen und dazwischen von Zeit zu Zeit ein Künstler sein. Vier Sachen hinhauen und in der fünften Ewiges geben. Wolzogen gibt seit langer Zeit nur Marktwaare. Alle Freunde schütteln die Köpfe. Alle Aerzte zucken die Achseln.

Vielleicht ist sein Verhältniß nicht Eins zu Vier; sondern Eins zu Zehn. Wir hoffen aber, daß das Verhältniß noch einmal sichtbar wird.

Alfred Kerr.

Franz Kranewitter „Michel Gaißmayr". Tragödie. S. Fischer. Berlin 1898.

Den jungen Genies, die in Oesterreich alljährlich zu entdecken Mode ist, wurde heuer auch dieser Dichter zugezählt, und er hat es von der üblichen, schwulstigen Energie der Königsmacher wohl stärker zu hören bekommen, als es der ruhigen Entwicklung eines vorläufig noch gährenden, aber starken Talentes gut sein dürfte. Das Drama spielt — Hauptmann's „Geyer" verwandt — zur Zeit der Bauernkriege; die Tiroler Erhebung gegen den Kanzler Salamanca gibt das Thema. Auch hier wird eine Synthese von mittelalterlichem Styl und Volkston versucht. Aber gerade in der Stylfrage, worin sich die Reife eines Künstlers sofort verräth, ist das Werk völlig mißglückt. Die Bauern reden ein mittelalterliches Hochdeutsch, dazwischen spärliche Brocken eines volksthümlich derben Tones, der aber kaum eine oder die andere wahrhaft gewaltige Wendung zum Grotesken, Tragikomischen oder Rohen nimmt, wie bei den größten Kennern der niedern Menschen bei Shakespeare, Anzengruber z. B. Aus dem Eindruck der absichtlichen Holzschnittmanier, der gewollten Alterthümlichkeit kommt man nicht einen Augenblick heraus. So ist auch im Scenischen das Ganze unfrei und unreif, voll von Gräueln, die einander drücken, ohne nöthig zum Bau des Ganzen zu sein, blutrünstig, wie die ältesten englischen Trauerspiele, ohne deren Naivetät, mit realistischen Beilletäten ohne innere Nöthigung; Gräßliches wird mit Tragischem verwechselt, fortwährend verschiebt sich das Centrum des Bildes, es ist nicht komponirt, ungeordnet, wild, improvisirt, was aber hier nicht Zeichen eines Genies zu sein scheint. Daß eine dramatische Figur auf ihren Schultern ein Stück zu tragen habe, scheint dem Dichter eine allzu grausame Last, in jedem Akt wälzt er sie auf einen anderen Träger; so wird, — freilich hat Hauptmann in den „Webern" Aehnliches gewagt, aber mit welch verblüffender Oekonomie in der Fülle, — eine Masse zum Subjekt gemacht, aber hier mit einem Ungeschick, dem man ja zum Lob nachgesagt hat, daß es endlich einmal nicht die Art eines „Machers" sei; aber schließlich ist ja doch ein sehr arger Mangel noch kein Vorzug! Eine wirklich ergreifende, poetische Kraft hält der Wildheit nicht die Wage, einzelne Züge deuten auf einen kräftig begabten, poetischen Menschen, das Ganze aber ist ohne Stimmung. Es genügt nicht mit lauter, emphatischer Geberde: roth, purpurn, blutig u. dgl. energische Epitheta auszurufen, um auch das Innere der Erlebnisse zu bilden. So wird noch alles beredet, wenig gestaltet. Die Figuren sind im Skizzenhaften geblieben, dem unreinen Umriß entspricht eine unreine Ausführung im Detail, über die typische Grausamkeits-, Edelmuths-, Feiglingsphysiognomie ist kein Antlitz gediehen, und zumindest eine solche Differenzirung wäre der Autor doch seinem Realismus schuldig gewesen. Wir sind begierig auf sein Bauernstück „Um Haus und Hof", das man dem „Fuhrmann Henschel" an die Seite gestellt hat. Es wird mehr halten müssen, als dieses vorliegende Drama, um die Kühnheit solcher Vergleiche verzeihlich zu machen, die einen Schüler neben einen Meister stellen.

Wien. Otto Stoeßl.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 5. Berlin, den 4. November 1899. 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Auf einige kleinere Erfolge der Buren ist nunmehr ein großer Erfolg von ihnen erkämpft worden. Ladysmith wird von ihnen umschlossen, nachdem zuvor jenes englische Detachement, das Glencoe besetzt hielt, sich nur mit Mühe der Gefangennahme und Vernichtung entzogen hatte. Aber auch in Ladysmith ist die Lage für die Engländer ungünstig; eine Abtheilung von etwa 2000 Mann nebst Offizieren wurde ihnen dort abgefangen, und wenn nicht alle Anzeichen trügen, ist dort der Rest der englischen Armee jetzt vollständig festgenagelt; vielleicht ereilt ihn gleichfalls in Kurzem eine Katastrophe.

Auch auf dem westlichen Kriegsschauplatz steht es für die Engländer nicht besser. Mafeking und Kimberley sind von den Buren eingeschlossen und von jenen Siegesnachrichten, die zu Beginn des Feldzuges tagtäglich in englischen Blättern zu lesen waren, hört man nichts mehr.

Ohne jede Uebertreibung kann man sagen, die Verhältnisse sind für England ernst; nicht verzweifelt, aber ernst. Für die weitere Entwicklung wird eines von entscheidender Bedeutung sein. Gelingt es in den nächsten vierzehn Tagen bis vier Wochen den Buren, durch weitere Erfolge die Afrikander mit fortzureißen, wie das jetzt schon anhebt, und glückt es ihnen, den englischen Kolonialbesitz zu insurgiren, wie das durchaus im Bereich der Möglichkeit liegt, dann freilich würde England vor ganz verhängnißvollen Verhältnissen stehen.

Mit einigen siebenzigtausend Mann, die im besten Falle im Januar zur Stelle sein würden, kann man ein aufständisches Südafrika überhaupt nicht niederzwingen, und dieses Südafrika hat den starken Rückhalt an den Soldaten des Oranje-Freistaats und der Transvaal-Republik. Ueberdies ist jeder Mann, der England niedergeschossen wird, fast unersetzbar — schon heute haben englische Werber die Kühnheit, sich in Deutschland blicken zu lassen —; jeder Erfolg aber der Buren, wenn er auch theuer erkauft wird, führt diesen aus den Gebieten, die ihr siegreiches Volksheer betritt, neue Kämpfer aus der Schaar der Afrikander zu.

Das Facit des bisherigen Kampfes ist also: Siege der Buren und Niederlagen der Engländer; und was viel wichtiger ist, eine Schwächung der englischen Streitmacht, die bei den englischen Rekrutirungsverhältnissen sehr bedenklich ist, und eine Stärkung der Burenmacht trotz den Verlusten in den Schlachten durch Zuzug aus den Reihen der Afrikander, und diese Burenmacht wird dann so gut wie unbesieglich sein, wenn sich in Natal, in der Kapkolonie und in Rhodesia die Afrikander zum Freiheitskampf für ihre Nationalität erheben.

Diese Entwicklung, die jeder englische Staatsmann hätte berücksichtigen müssen, zeigt aber nur die eine Seite der Schwierigkeiten, in die das Vereinigte Königreich sich hineinbegeben hat.

In dem Augenblick, da Rußland sich ernstlich in Asien regt, sei es in China, sei es an der indischen Grenze, sei es in Persien oder cooperirend mit Frankreich im Mittelmeer, kommt England bereits in die Lage, seine allervitalsten Interessen unter allerungünstigsten Verhältnissen bedroht zu sehen.

Einer solchen Bedrohung im Mittelmeer mag sich England, auf seine Flotte gestützt, vielleicht noch gewachsen glauben; aber wenn die Bedrängung in Innerasien zu Lande erfolgt, dann steht die englische Politik vor dem Abgrund. Sie kann nicht einen Mann in Indien entbehren, und das Mutterland wird weder im Stande sein für reichlichen Nachschub nach Indien noch nach Südafrika zu sorgen. Es ist dabei nicht einmal nothwendig, daß die offizielle Poli in St. Petersburg sich offen zu einem

Vorstoß gegen England in Asien entschließt; es genügt, wenn nach hergebrachter Manier ein russischer General sich auf „eigene" Hand zur Verfolgung einer Räuberbande, deren es in Asien und Afrika immer gibt, wenn man sie braucht, aufmacht. Alles Weitere folgt dann von selbst.

Und nun denke man, daß Deutschland eine solche Politik Rußlands und Frankreichs aktiv zu unterstützen bereit wäre oder auch nur encouragirte oder sich ihr gegenüber doch in jedem Falle die Hände binden zu lassen bereit wäre — in welcher Lage befände sich dann England.

Lord Salisbury sprach mit hohler Prahlerei einmal von der splendid isolation Englands. Diese Isolirung ist jetzt vorhanden; daß sie glänzend sei, behauptet man aber nicht mehr in England.

Es mag sein, daß England ohne ernsten Schaden sich aus den jetzigen großen Schwierigkeiten herauswickelt; das bewiese aber nur für das Glück Englands, nicht für die Güte der Politik, die das Vereinigte Königreich verfolgt hat. Auch der verwegene Spieler in Monaco kann die Bank sprengen; aber solide und kreditwürdig ist er darum doch nicht, und ein Nachtheil wird England jedenfalls aus den jetzigen Verhältnissen verbleiben. Jene Richtung der englischen Politik, die im Augenblick herrscht, ist international auf das Aergste kompromitirt, und ihre reale Schwäche, die in so grellem Gegensatz zu den Extravaganzen dieses politischen Hazardirens steht, ist offenkundig.

Gerade aber weil wir dem gesunden Sinne Englands vertrauten und der Besonnenheit wenigstens eines Theiles der Männer im jetzigen Kabinet, hielten wir diesen südafrikanischen Krieg bis zuletzt für ganz unmöglich. Es erschien uns undenkbar, daß die Frivolität und der Leichtsinn eines Rhodes und Chamberlain England in eine ernste internationale Krisis hineinreißen könnten.

In England kann man jetzt die ernstesten Befürchtungen hegen und hegt sie, nicht weil eine Frage der nationalen Existenz in Angriff genommen worden ist, — in einem solchen Falle muß jedes Volk mit ruhiger Entschlossenheit einer Krisis entgegen gehen — sondern weil eine Clique südafrikanischer Spekulanten ihre Interessen mit dem Mantel des chauvinistischen Imperialismus zu drapiren verstand, und weil trotz des Widerspruchs der Besten der Nation, das englische Volk leider dieser imperialistischen Draperie ein Blutopfer leichtherzig zu bringen bereit war.

Nach den Amerikanern erfahren nun die Engländer, was es heißt, so einen kleinen Krieg zu entfesseln. Hoffentlich geht die Lehre weder den Amerikanern, noch den Engländern, noch der übrigen Welt verloren.

Deutschland befindet sich in einer charakteristischen Lage. Französische Zeitungen erklären vorwurfsvoll, daß man in Berlin kein rechtes Verständniß für die Größe des Augenblicks habe, und wenn den Buren nicht geholfen werde, so liege das, sagt man dort, an Deutschland. Neben diesen Vorwürfen geht das direkte Werben um Deutschlands Gunst einher; in einem Blatte, von der Bedeutung des „Figaro", wird eine Allianz zwischen Frankreich, Deutschland, Rußland unmittelbar empfohlen. Und ebenso hat man in England entdeckt, welchen Werth das deutsche Wohlwollen hat. Die Unfreundlichkeiten zur Zeit der Samoahändel liegen vergessen im Hintergrunde; und die Reise unseres Kaisers nach England, die noch immer als möglich betrachtet wird, dient dazu, um aus ihr die intimen Beziehungen zwischen London und Berlin zu doziren.

Sogar Oberst Burn-Murdoch, der Kommandeur der englischen „Königlichen Dragoner" sandte an den hohen Obersten des Regiments, unsern Kaiser, ein Telegramm, in dem der bevorstehende Abgang der Truppen nach Südafrika gemeldet wurde. Das ist dasselbe Regiment, dessen Offiziere nach der Jameson-Depesche unseres Kaisers das Bild des Monarchen in nicht zu qualifizirender Weise behandelten. Man kann den Takt wiederum zweifelhaft finden, der darin steckt, den Monarchen eines neutralen Staates in diesem Augenblick anzutelegraphiren; jedenfalls war die Antwort unseres Kaisers so korrekt und unverbindlich wie nur möglich. Sie lautet:

„Ich danke für das Telegramm. Entbieten Sie mein Lebewohl dem Regiment. Mögen Sie alle unverletzt und wohl zurückkehren. William I et R."

Die einzelnen Symptome des Liebeswerbens in Paris und St. Petersburg und andererseits in London sind darum vor allem bemerkenswerth, weil sie zeigen, daß der südafrikanische Krieg unmittelbar und in gefahrdrohendster Weise auf die europäischen Verhältnisse übergreifen kann. Man darf daher auch ohne Uebertreibung behaupten, daß die Frage, ob das Feuer beschränkt bleibt auf Südafrika und vielleicht auf kleinere Brände in Inner-Asien, vor allem von Deutschland abhängt. Solange Deutschland seine Unparteilichkeit wahrt, — mehr ist nicht nöthig, — werden auch Frankreich und Rußland auf große Unternehmungen sich schwerlich einlassen.

Und ist dieses Problem so zu stellen, dann scheint uns damit die Bahn für die Politik Deutschlands auch bereits vorgezeichnet zu sein. Kein ernsteres nationales Interesse zwingt uns, die internationale Ruhe zu erschüttern. Wir wollen uns unter gar keinen Umständen in einen Gegensatz zu Rußland hinreißen lassen für englische Interessen; und so sehr wir auch die heute in England herrschende auswärtige Politik mißbilligen, so wenig kann es doch in unserer Absicht liegen, die englische Nation zu demüthigen und vor allem im Interesse Rußlands und Frankreichs herabzudrücken. Wir unterscheiden in Deutschland zwischen England und zwischen der Regierung, die heute die auswärtige Politik Englands macht. Dem England mit seiner alten Weltkultur gehört unsere Sympathie, so durchaus unsympathisch und für die internationalen Verhältnisse verderblich uns auch ein Ministerium, wie das jetzige englische erscheint.

Die vorbehaltlose Neutralität Deutschlands entspricht der Thatsache, daß deutsche Interessen bisher in keiner ernsten Weise in Mitleidenschaft gezogen sind; diese Neutralität ist eine Wohlthat für den internationalen Frieden in Europa, und vielleicht gestattet gerade sie es, daß wir in einem gegebenen Augenblick zu einer schnellen Beendigung der Wirren in Südafrika beitragen können.

Man hat gesagt, die Buren sind rückständig; das ist richtig; aber wenn sie rückständig sind, so stellt Herr Rhodes und Herr Chamberlain, diese Repräsentanten der heutigen englischen Politik, jenen Fortschritt dar, der schon unmittelbar in die Decadence umgeschlagen ist. Dieser Gegensatz drängt sich jedem auf.

Mit einem schlichten Händedruck nehmen die Buren von den Ihren Abschied; ihre Frauen ermahnen sie zur Tapferkeit, und sie antworten: Wenn es Gott will, werden wir siegen. In Kimberley aber sitzt Herr Rhodes, und während sich die englischen Söldner und die Buren, jene für Geld und diese für ihre nationale Freiheit, das tödtliche Blei vor den Thoren der Stadt in den Leib jagen, gibt Herr Cecil Rhodes drinnen Champagnerfeten und Herr Chamberlain fährt mit der Orchidee im Knopfloch, umjubelt vom Mob, in das Ministerium, um die Berichte über „sa petite guerre" entgegenzunehmen. Für solche Spekulantenscherze sind die Zeiten schnell zu ernst geworden. Und dieser Ernst wird hoffentlich seine heilsame Wirkung in jedem Falle ausüben, ganz abgesehen von den realen politischen Verschiebungen.

In England beeinflußt heute die Geschicke der Nation eine frivole politische Spielergesellschaft. Wenn die „rückständigen" Buren den Beweis erbringen, daß sie gegenüber dieser Decadence die Gesundheit repräsentiren, dann haben sie nicht nur eine That zu eigenem nationalen Nutzen, sondern auch zum Nutzen von Alt-England und der Welt verrichtet. Nichts Besseres könnte sich ereignen, als daß die Rhodes-Chamberlain'sche Politik gründlich diskreditirt wird, ohne daß Englands internationale Stellung ernstlich angetastet würde.

Darin aber gerade unterscheidet sich die Stimmung der liberalen Kreise Deutschlands von dem Empfinden in Frankreich und Rußland. In Frankreich und Rußland

will man England als Nation herabdrücken; in Deutschland richtet sich die starke Abneigung gegen ein Ministerium, das uns für England wie für den Weltfrieden gleich gefährlich erachten.

Und um die Politik dieses Ministeriums in das rechte Licht zu rücken, dazu kann die Presse aller Länder mitwirken.

Die Erörterungen über die deutschen Marinepläne sind in vollem Gange. Sturzseeen von Dinte wälzen sich bereits heran, um die Pläne flott zu bekommen, und andere um sie zu vernichten. Und trotz dieses Anblicks kann man nicht verkennen, daß der Lärm größer ist als die Kraft, die dahinter steckt. Nur zu natürlich ist dies; denn bisher weiß man wohl, daß die Regierung die Flotte vermehren will; aber die konkreten Gründe für diese Vermehrung sind noch nicht bekannt gegeben. So bleibt das Für und Wider in der Hypothese und in der politischen Dialektik stecken.

Aber Fragen von dieser Bedeutung wollen von festem Grunde aus behandelt sein, und fest steht nur eins: Daß die Welt friedlicher geworden, zeigen die jüngsten Ereignisse nicht; daß die Sicherheit des Schwachen heute weniger gefährdet ist als bisher, lehren die neuesten Vorgänge auch nicht. Welche konkreten Folgerungen aus diesen allgemeinen Thatsachen die Regierung speziell für Deutschland glaubt ziehen zu müssen, das muß sie im Einzelnen darlegen; und diese Darlegungen wird der Reichstag und die deutsche Bevölkerung alsdann mit jenem objektiven Ernst zu prüfen haben, der bei Fragen der Sicherheit und der internationalen Weltstellung Deutschlands geboten ist. Daß eine solche ruhig abwägende Stimmung schließlich in der Bevölkerung die herrschende sein wird, das kann man schon heute mit einiger Zuversicht behaupten.

In Neumünster hat ein Parteitag der Freisinnigen Schleswig-Holsteins stattgefunden. Er war gut besucht und vom besten Geist beseelt. Der Reichstagsabgeordnete Hänel und der Landtagsabgeordnete Barth haben Vorträge über die politische Lage gehalten; beide betonten in nachdrücklicher Begründung, daß das Junkerthum der Feind bleibt, und beide konnten darauf hinweisen, welche Macht einer Regierung zur Verfügung stehen würde, die die modernen Bedürfnisse der Masse der Bevölkerung zu befriedigen bereit wäre, statt immer wieder vor den Drohungen des Großgrundbesitzerthums zu kapituliren.

* * *

Diese trefflichen agrarischen Patrioten.

Unsere Agrarier lassen keine Gelegenheit vorübergehen, sich in ihrer ganzen moralischen Herrlichkeit zu zeigen. Kaum war der Gedanke einer neuen Flottenvermehrung zur öffentlichen Diskussion gestellt, flugs erschienen sie auf dem Forum mit der Frage: Was fällt für uns dabei ab?

Ist es nicht in der That der Gipfel politischer Schamlosigkeit, in einem Momente, wo die ernste Frage zur Erwägung steht, ob der Bevölkerung im Interesse einer stärkeren Schutzwehr zur See neue große Lasten auferlegt werden sollen, den Versuch zu unternehmen, dabei im Wege politischer Erpressung etwas Erkleckliches für die ewig nothleidenden Agrarier herauszuschlagen?

Das Hauptorgan des Bundes der Landwirthe kommt bei diesem Anlaß in schöner patriotischer Aufwallung dem Sinne nach zu folgender Maxime: Für den besseren Schutz des Vaterlandes ist uns kein Opfer groß genug, das — Andere bringen; vorausgesetzt, daß wir Agrarier dabei etwas geschenkt bekommen! Aber man ist bescheiden. Mehr als eine Getreidezollerhöhung von 35 auf 60 M. per Tonne ist einstweilen nicht in Aussicht genommen; aber daß dieser bescheidene Wunsch erfüllt werde, dafür verlangt man natürlich — Garantieen.

Eine Erhöhung des Zolls auf Brotgetreide um 25 M. per Tonne bedeutet eine neue Steuerlast von jährlich mehr als 200 Millionen Mark. Davon geht günstigen Falls der fünfte Theil, also 40 Millionen Mark, in die Reichskasse als direkt bezahlter Grenzzoll, während der Rest in Form einer weiteren künstlichen Preissteigerung des inländischen Brotgetreides getragen werden würde. Seit der Aufhebung des Identitätsnachweises funktionirt diese künstliche Preissteigerung ganz exakt und jede Durchschnitts-Arbeiterfamilie, die jährlich eine Tonne Brotgetreide verbraucht, kann ohne große Rechenkünste aus dem Zolltarif ersehen, wie hoch für sie die jährliche Brotsteuer ist, nämlich genau so hoch, wie der Zoll für 1000 Kilogramm Weizen oder Roggen. Würden die menschenfreundlichen Absichten unserer agrarischen Patrioten in Erfüllung gehen, so könnten unsere Arbeiter demnächst jeden Bissen Brot, den sie zu sich nehmen, mit folgendem erbaulichen Selbstgespräch würzen: Dies Brot, mit dem ich Frau und Kinder sättigen muß, bezahle ich seit der neuesten Verstärkung unserer Kriegsflotte um jährlich 25 M. theurer. Davon opfere ich 5 M., damit wir die Zahl unserer Schlachtschiffe verdoppeln konnten, und weitere 20 M. muß ich alljährlich unseren Agrariern als Provision dafür bezahlen, daß sie dem Reichsfiskus gnädigst gestattet haben, mir jene 5 M. abzunehmen. Oder unser Industriearbeiter, den ich mir intelligent denke, und der einen Tagelohn von 5 M. beziehen soll, kann die Rechnung auch so aufstellen: Ich habe jährlich 1 Tag zu arbeiten, um meine 5 M. für die erweiterte Kriegsflotte aufzubringen, und weitere 4 Tage für die Herren Agrarier zu frohnden, um deren Rente künstlich aufzubessern, was nothwendig geworden ist, weil diese Patrioten um einen billigeren Preis für die Flottenverstärkung nicht zu haben waren.

Kann eine Regierung, die auch nur eine Spur von Selbstachtung besitzt, einen solchen politischen Schacher anders als mit Verachtung zurückweisen? Daneben bedeutet die Steigerung unserer gegenwärtigen Getreidezölle zugleich die Unmöglichkeit einer Verlängerung des Tarifvertrags mit Rußland, also den bewußten Bruch mit unserer gegenwärtigen Handelsvertragspolitik, und damit nicht bloß ein Aufgeben all der beträchtlichen wirthschaftlichen Vortheile, die aus dem deutsch-russischen Handelsvertrage von 1894 für beide Nachbarländer hervorgegangen sind, sondern auch eine Verschlechterung unserer allgemeinen politischen Beziehungen zu Rußland.

Endlich verlangen die Agrarier auch eine Vertagung der preußischen Kanalpläne bis zu den griechischen Kalenden, — car tel est notre plaisir.

Unserer warten darnach, wenn die Reichsregierung sich in das Schlepptau der Agrarier nehmen lassen sollte, die herrlichsten Freuden: Eine Vertheuerung des Brotkonsums um jährlich mehr als 200 Millionen Mark, die Verwandlung des Handelsvertrags mit Rußland in einen Zollkrieg gegen Rußland, die gerechte Unzufriedenheit unserer Arbeitswilligen über den zu erwartenden Rückgang der Arbeitsgelegenheit und die weitere künstliche Preissteigerung des täglichen Brotes; daneben die Sistirung einer gesunden Verkehrspolitik, die den Eisenbahnen ein entwickeltes Kanalnetz zur Seite stellen wollte.

Und das Alles — zu welchem Zwecke? Um das Wohlwollen der Agrarier für die Flottenpolitik der Reichsregierung zu erwerben. — Aber ist denn die Regierung überhaupt genöthigt, dieser Partei ein politisches Lösegeld zu zahlen? Keineswegs! Das ist nämlich „der Humor davon"; die Reichsregierung braucht sich bei ihren Flottenplänen um keine Partei weniger zu bekümmern, als um die Konservativen und den ganzen verehrlichen Bund der Landwirthe.

Diese Elemente müssen und werden bei der kommenden Flottenvorlage so wie so mit der Regierung gehen, genau so, wie sie es — mit Ausnahme von einigen nicht in Betracht kommenden frondirenden Ultras — bei der vorigen Flottenvorlage und bei jeder früheren ernsthaften Militär- und Marineforderung der Regierung gethan haben. Nicht deshalb, weil die Konservativen irgend welche Schwärmerei für die Kriegsflotte — ähnlich ihrer Vorliebe für die Landarmee — besitzen. Davon sind sie weit entfernt; sie sehen in der Flotte vielmehr von jeher etwas Liberales, was ihnen unsympathisch ist. Wohl aber sind sie klug genug, sich zu sagen, daß sie bei der Verweigerung derartiger Forderungen einen Konflikt mit der Krone herbeiführen würden, der in ganz anderer Weise wie der Kanalkonflikt nachwirken und die ganze politische Stellung der Konservativen im Reiche wie in Preußen von Grund aus erschüttern würde. Sie wissen auch sehr gut, daß der Fehler, der in Preußen Seitens der Regierung bei der Ablehnung der Kanalvorlage gemacht worden ist, nämlich das Abgeordnetenhaus nicht aufzulösen, einer im Reichstag abgelehnten Flottenvorlage gegenüber nicht gemacht werden würde. Der Reichstag würde sicher aufgelöst werden, und wo blieben die Konservativen bei einer Neuwahl, in der sie die Wünsche der Regierung und der Krone nach einer Verstärkung der Wehrkraft zu bekämpfen hätten?!

Das spröde Gethue der „Deutschen Tageszeitung" und anderer agrarischer Organe gegenüber den neu aufgetauchten Flottenplänen ist deshalb politische Koketterie mit untauglichen Mitteln. Nur eine unerlaubt naive Regierung könnte auf den Gedanken kommen, dem agrarischen Syndikat seine Zustimmung zur Flottenverstärkung durch politische Zugeständnisse irgend welcher Art abzukaufen. Die Reichsregierung könnte ihre Flottenpläne gar nicht schlimmer diskreditiren, als wenn sie derartigen unkeuschen Zumuthungen auch nur das allergeringste Entgegenkommen zeigen würde.

Die Verdoppelung der Schlachtflotte ist eine so gewaltige Anforderung an die Leistungskraft und die Leistungswilligkeit der Bevölkerung, daß sie nur durchzusetzen ist, wenn die öffentliche Meinung von der sachlichen Nothwendigkeit überzeugt werden kann. Mit parlamentarischer Diplomatie wird man dabei nicht gar weit kommen. Dagegen kann es für das Schicksal des beabsichtigten Flottenplans von entscheidender Bedeutung sein, ob die Reichsregierung sich weitsichtig und umsichtig genug zeigt, um den inneren Zusammenhang zwischen einer großen Kriegsflotte, die Deutschlands kommerzielle Weltmachtsstellung sichern und befestigen soll, und einer aufgeklärten Handels- und Verkehrspolitik unzweideutig hervortreten zu lassen. Man kann nicht mit Erfolg zugleich Weltpolitik und hinterwälderische Politik treiben, nicht für eine freiere Bewegung Deutschlands auf den großen Märkten der Welt kämpfen und der volkswirthschaftlichen Weisheit des Herrn von Wangenheim und des Herrn Dr. Hahn Zugeständnisse machen. Was uns im Reiche am Bittersten nothtut, das ist eine Beseitigung der beständigen Widersprüche in der Regierung, des ewigen Schwankens zwischen großen weltpolitischen Zielen und den Idealen reaktionärer Krähwinkelei. Deutschland ist den Kinderschuhen des Agrarstaats längst entwachsen. Die Reichsregierung möge zeigen, daß sie das begriffen hat, und auf allen Gebieten des staatlichen Lebens daraus die Konsequenzen ziehen: dann wird sie auch für ihre Flottenpläne in der Bevölkerung ein ganz anderes Verständniß finden, als das gegenwärtig der Fall ist.

Theodor Barth.

Die Transvaalpolitik der englischen Regierung.

Die Berathungen des zur Bewilligung der Kriegskredite einberufenen englischen Parlaments haben über die Ursachen des Transvaalkrieges und die Stellung der Parteien zu demselben einiges Licht verbreitet.

Mit Ausnahme von Courtney, Sir Edward Clarke und einigen Anderen, blieben die gesammten Unionisten und Tories der Regierung treu. Im Oberhause war keine eigentliche Opposition. Allerdings wurde das Oberhaus von Salisbury nur zur Mithilfe bei der Abwehr des Krüger'schen Angriffs aufgefordert. Nach dessen entscheidender That sollte seiner Meinung nach das „Schwamm drüber" in Bezug auf die Vorgeschichte des Krieges Anwendung finden. Das war jedoch nicht die Ansicht der Liberalen und Iren im Unterhause. Chamberlain mußte sich dort gegen scharfe Angriffe vertheidigen; thatsächlich wünschte er wohl auch selbst, sich parlamentarisch zu verantworten.

Wie aber that er dies?

Ich habe mich an die Lektüre seiner Rede gesetzt, in der Stimmung eines Richters, der das Verbrechen verabscheut, aber die Motive des Thäters unparteiisch untersuchen und seine That im Lichte dieser Motive beurtheilen will. Als allgemeine Prinzipien leiteten mich hierbei: erstens, daß es für einen Staatsmann an sich noch kein Verbrechen zu sein braucht, einen Krieg zu wollen, wenn nämlich — wie im vorliegenden Falle auf Seiten Transvaals — das Ziel des Krieges moralisch gerecht und ohne Gewalt absolut unerreichbar erscheint; und zweitens, daß es für einen Staatsmann Lagen geben kann, wo er nur seine Pflicht thut, wenn er nach den bekannten Mustern Cavour's und Bismarck's den Krieg nicht zu erklären, sondern zu provociren sucht. Hierzu zwingt unter Umständen eine politisch-strategische Nothwendigkeit, weil es stets viele Leute gibt, die demjenigen die Schuld des Krieges aufbürden, der den ersten Schuß abgibt, und weil leider die Völkerlenker oft auch in einem reinen Nothwehrakt einen Vorwand finden, sich von Bemühungen im Interesse der internationalen Gerechtigkeit fern zu halten.

Vorausgesetzt, daß Chamberlain wirklich ideell gerechten, aber offenbar nur durch Gewalt erreichbaren Zielen nachstrebte, so würde ich ihn nicht nur absolviren, sondern ihm in gewissem Sinne sogar meine Bewunderung nicht vorenthalten. Denn, während seine Handlungen ganz sicher den Krieg herbeiführen mußten, verkündeten unzweifelhaft ehrenwerthe und glaubwürdige Collegen im Kabinet dessen ausnahmslose Friedensliebe und beschwichtigten sie die öffentliche Meinung, bis schließlich den Buren die Geduld ausging, und die Engländer nicht umhin konnten, scheinbar gezwungen, auch ihrerseits das Schwert zu ziehen. Chamberlain wäre dann allerdings ein sehr gefährlicher, aber auch ein sehr geschickter Staatsmann, den man nach seinen ideellen Zwecken und mit dem Maßstabe für Staatsmänner, die Geschichte machen, zu beurtheilen hätte.

Die Möglichkeit solcher Beurtheilung des englischen Kolonialministers ist jedoch ausgeschlossen, von diesem selbst eigenhändig zerstört. In seiner fast dreistündigen Rede hat er, und nach meinem Eindruck wirklich glaubwürdig, dargethan, daß er den Krieg nicht wollte, und daß er diesen bis in die jüngste Zeit hinein nicht für nothwendig hielt. Nur ex post gesehen, ist seiner Meinung nach der Krieg stets unvermeidlich gewesen. Mit dessen geschichtlicher Fatalität tröstete er sich und seine Hörer über die unvermeidlich damit verbundenen Leiden. Aber er gedenke, die von Krüger geschaffene Situation jetzt gehörig im Interesse Englands auszubeuten.

Ich gebe in diesen wenigen Sätzen völlig unparteiisch die Quintessenz der Rede wieder, so weit sie die Auseinandersetzung und Vertheidigung seiner Politik enthält.

Dieser Vertheidigung gegenüber erscheint jede Kritik überflüssig. So etwas ist nie dagewesen: ein Staatsmann, der zwei Länder in einen Krieg stürzt, den er nicht will, und der, zu einer Zeit, als seine Handlungen diesen mit einer für Jeden sichtbaren Gewißheit herbeiführten, den Krieg nicht für nothwendig hält! Und der Redner fühlt nicht einmal, daß gerade diese Vertheidigung seine schärfste Verurtheilung ist.

Wie es zum Kriege kam, ist übrigens durch die Rede völlig klargestellt. Chamberlain ist der vollendetste Typus des kolonisirenden **Greater-Britainers** und hat dessen souveräne Rücksichtslosigkeit. Dem britischen vermeintlichen Interesse gegenüber kann von Rechten Anderer, natürlichen oder konventionellen, keine Rede sein. Er scheint nicht die blasseste Ahnung davon zu haben, daß seine Ansprüche kollidiren mit der unbedingten internationalen Souveränität des Oranje-Freistaats und der nur durch Artikel 4 der Londoner Konvention von 1884 beschränkten Souveränität der südafrikanischen Republik. Er führt Krieg und er will Krieg gegen Jeden, der sich in Südafrika England im Recht gleich erachtet. Nachdem er gegen Harcourt seine Meinung bezüglich der von ihm auch unter der Convention von 1884 behaupteten Suzeränität vertheidigt hatte, fügte er hinzu:

„Der Kardinalpunkt, die wesentliche Thatsache ist Suprematie, Vorherrschaft, Uebergewicht (supremacy, predominance, preponderance, paramountcy), nennen sie es, wie Sie wollen. Ich gebe keinen Messingknopf dafür, welche Bezeichnung Sie wählen wollen. Sie mögen es Abrakadabra nennen, wenn Sie das lieber wollen; wenn nur die Substanz festgehalten wird."

Bei seiner theils naiven, theils frivolen Annahme einer Minderwerthigkeit der südafrikanischen Republiken ist ihm offenbar erst so ungefähr zur Zeit des Krüger'schen Ultimatums klar geworden, daß diese Republiken der ihnen zugedachten Unterordnung sich nicht fügen würden. Weil sie einem Kriege mit einer Großmacht wie England so lange wie möglich auswichen, ist ihm der Gedanke erst spät und widerwillig aufgedämmert, daß einige militärische Machtentwicklung nicht genügen würde, jeden Widerstand im Keime zu ersticken. Mit einer fast rührenden Naivität offenbart er, wie wenig er sich bewußt gewesen ist, daß schon seit Jahren manche seiner Aeußerungen und Handlungen für die südafrikanischen Republiken einen völlig zureichenden **casus belli** darstellten, ja daß das ganze Prinzip seiner afrikanischen Geschäftsführung, in den obigen Worten mit frivoler Offenherzigkeit dargelegt, einen fortlaufenden **casus belli** bildete. Neulich wurde in den Zeitungen die Aeußerung Cecil Rhodes' mitgetheilt, daß keine Gefahr eines Krieges vorliege, weil es eben so lächerlich wäre, daß Krüger dazu überginge, wie daß irgend ein samoanischer Häuptling gegen England Krieg führe. In solcher Unterschätzung des Gegners wurzelte augenscheinlich auch Chamberlain's „Friedenspolitik". Daraus mag es sich auch erklären, weshalb es ihm so völlig „Wurscht" war, ob man über die Wahlrechtsfrage zur Einigung kam oder nicht. Daß Krüger überhaupt nachgeben müsse, erschien ihm selbstverständlich. Offenbar kann Chamberlain nicht gedacht haben, daß es sich um Krieg, und um einen so furchtbaren wie er jetzt entbrannt ist, handeln werde, als er völlige Gleichgültigkeit zeigte, ob seine Depesche, in Beantwortung der Krüger'schen bedingten Annahme der englischen Wahlvorschläge, als Gutheißung oder als Weigerung der Krüger'schen Bedingungen aufgefaßt wurde.

Chamberlain sagte in seiner Parlamentsrede über Krüger's Vorschläge:

„Jetzt komme ich zu einem anderen Stadium der Verhandlungen, bei dem ich hoffe, die bisherigen anscheinenden Gegensätze zwischen unserer und der Auffassung von manchen unserer Kritiker zu beseitigen. Man hat gesagt, wir hätten diesen Vorschlag (scil. Krügers), als er an uns gelangte, abgelehnt. Es ist behauptet, wir hätten die Thür zugeworfen. Das ist falsch; wir nahmen den Vorschlag an.

Sir W. Harcourt: Sie lehnten ihn ab.

Mr. Chamberlain: Prüfen wir! Wir acceptirten jenen ganzen Theil, der auf unsere Forderungen Bezug hatte. Wir erklärten uns mit der fünfjährigen Aufenthaltsdauer als Basis für weitere Verhandlungen einverstanden. Sie (scil. die Buren) knüpften daran drei Bedingungen. Welche Bedingungen waren das? Die erste war das Verlangen, wir sollten einer schiedsrichterlichen Regelung zustimmen. Wir acceptirten das. Wir hatten unsererseits auf dieser Grundlage verhandelt.

Sodann wurde verlangt, wir sollten nicht auf unserer Behauptung der Suzeränität beharren und uns stillschweigend damit einverstanden erklären, daß diese Streitfrage fallen gelassen werde. Wir acceptirten. — Ich gestehe, daß ich nicht ganz sicher bin, ob ich diesen Punkt acceptirt haben würde, wenn ich nicht durch meine früheren Aeußerungen gebunden gewesen wäre. Aber in der Depesche, die jene alte Kontroverse abschloß, hatten wir aus eigenem Antriebe, ohne irgend eine Bezugnahme auf die gegnerischen Vorschläge, unter Klarlegung unserer eigenen Ansichten, unter Aufrechterhaltung derselben, unter ausdrücklicher Erklärung, wir halten an diesen fest, erklärt, daß wir nicht beabsichtigten, die Kontroverse weiter zu führen. Auf diese Depesche nahm ich später Bezug, und indem ich das that, acceptirte ich, so daß zwei der gestellten Bedingungen angenommen waren."

Da auch über die dritte Bedingung, nämlich daß die jetzt von Krüger zugelassene Einmischung in eine innere Angelegenheit Transvaals nicht als Präzedenzfall gelten dürfe, nur noch etwas Mißverständniß, aber schließlich keine Uneinigkeit bestehen konnte, hätte man nach diesen Aeußerungen Chamberlain's einig, oder wenigstens einander so nahe sein müssen, daß eine schließliche Einigung so gut wie sicher erscheinen durfte.

In Pretoria verstand man aber die Depesche anders und alle Welt verstand sie anders. Doch Chamberlain, und nicht allein Chamberlain, auch andere Kabinetsmitglieder, die doch den Irrthum Krüger's bemerkt haben müssen, schwiegen und nahmen es ruhig hin, daß die Transvaalische Regierung — und alle Welt mit ihr — als Weigerung ansahen, was als Zustimmung gemeint war.

Sir Edward Clarke und John Morley brachten im Unterhause die Sache weiter zur Klarheit. Morley resümirte wie folgt:

„In jener Sitzung (scil. in der Chamberlain im Unterhause die obigen Erklärungen abgab) hätten sie eine ganz außerordentliche und unerwartete Revelation in Bezug auf die Vorschläge (scil. der Buren) erlebt. Als dieselben veröffentlicht seien, hätte man sie in England fast als Beleidigung aufgefaßt. Der Kolonialsekretär aber erkläre jetzt: weit entfernt, dieselben zurückzuweisen, habe er eine Antwort gesandt, die nach seiner Absicht als ein Accept aufzunehmen war . . . . . Die Antwort wurde aber von den Buren nicht als Zustimmung aufgefaßt. Und doch that der höchstehrenwerthe Herr nichts, um das Mißverständniß zu korrigiren. Welch Unheil, daß zwei Nationen in den Krieg ziehen müssen, daß wir im Begriff stehen, eine Kriegsmacht auszusenden, wie sie nie zuvor unsere Küsten verließ, daß wir unsere Söhne, Brüder und Vettern in den Kampf senden müssen, nicht um einen neuen Staat aufzubauen und Rassenunterschiede zu verwischen, sondern um einen Staat zu vernichten und Rassenunterschiede zu verewigen. Das Alles in Folge einer Diplomatie, die das nicht auszudrücken wußte, was sie meinte, und die, als sie mißverstanden war, nicht darlegen konnte, daß sie mißverstanden sei. Es war eine Tragödie, daß wir auf diese Weise in einen Krieg verwickelt wurden."

Es ist leicht zu erkennen, daß Morley der Chamberlain'schen Erklärung wenig Glauben beimißt, obgleich kaum einzusehen ist, warum dieser sich so gründlich hätte kompromittiren sollen, wie er es durch seine unerwartete Mittheilung that. Morley erinnert daran, daß die besagten Vorschläge Krüger's am 19. August empfangen und am 28. August angeblich acceptirt wurden, während Chamberlain am 26. August öffentlich von diesen Vorschlägen sagte:

„Wir haben vielleicht einen kleinen Fortschritt gemacht, aber ich kann in Wahrheit nicht sagen, daß die Krisis vorbei wäre. Präsident Krüger treibt in seinen Antworten Verschleppungspolitik. Er tröpfelt Reformen aus, wie ein zusammengepreßter Schwamm Wasser, und er begleitet seine Anerbietungen mit Bedingungen, von denen er weiß, daß ihre Annahme unmöglich ist."

Dieser Punkt wurde von Chamberlain im Unterhause nicht weiter aufgeklärt. Die Majorität schloß die Debatten und schaarte sich schützend um Chamberlain. Mit 362 gegen 135 Stimmen verwarf das Unterhaus Stanhope's Tadels-

votum über die Weise, in welcher die Unterhandlungen geführt waren.

Dieses Votum beweist natürlich nicht, daß die Mehrheit das Chamberlain'sche Verfahren billigt, aber wohl, daß sie sich politisch nicht von ihm loslösen will oder kann.

Das scheint mir ein politischer Fehler seitens dieser Majorität. Joe Chamberlain mit der Orchidäe im Knopfloch mag eine zeitweise populäre Figur in England und ein gefürchteter Wahlmacher sein, nach der obigen Verhandlung muß sich aber doch allmählich die Einsicht verbreiten, daß er sich jeder Aufgabe nicht gewachsen gezeigt hat, und daß er ohne Schwierigkeit eine Einigung mit Bezug auf die Wahlrechtsfrage hätte erzielen können. Wenigstens wäre dann der Krieg auf lange Zeit verschoben gewesen und hätte eine kluge Regierung Zeit gehabt, weiter zu arbeiten an einer Einigung und Verschmelzung der in Süd-Afrika rivalisirenden Völkerschaften. Er trägt die volle Schuld an einem der häßlichsten und zwecklosesten Kriege, die je geführt sind.

Ueber den Endzweck, auf welchen die englische Regierung abzielt, bleibt alles unklar. Die Mittheilung der neuen Vorschläge, welche sie seiner Zeit versprach, wird von der Regierung jetzt direkt verweigert. Ueber die beabsichtigte Reorganisation Südafrikas, im Falle, daß die Republiken sich unter die Suprematie Englands beugen müssen, verlautet nichts greifbares. Gerechtigkeit für die „Uitlanders“ soll erzielt werden. Ich denke, alle nicht-englischen „Uitlanders“ waren schon leidlich zufrieden und alle, auch die englischen, werden es als eine wunderbare Hilfe ansehen, die es mit sich bringt, daß sie erst einmal aus Land und Stellungen vertrieben werden. Die meisten würden um diesen Preis gewiß lieber für Lebenszeit auf politischen Einfluß in Transvaal verzichtet haben. Auch in ihrem Interesse hätte Chamberlain Krüger nicht zum Aeußersten treiben dürfen. Gleichheit der weißen Bewohner Südafrikas wird geschaffen werden. Es handelt sich aber um politische Ungleichheit zwischen Nationalen und Fremden, wie sie überall besteht und wie sie auch künftig wohl im englischen Südafrika bestehen wird. Die anderen Mächte mögen zusehen, daß der englische Angriff ihre Nationalen nicht hinter die Engländer zurücksetze. Bei den eventuellen Friedensbedingungen sind alle Mächte direkt betheiligt, und es ist reine Hypokrisie, wenn die englische Politik sich für die gemeinsamen Interessen aller „Uitlanders“ zu bemühen scheint. Endlich, und dies ist wohl der merkwürdigste Zweck der zum Kriege führenden Politik Chamberlain's, müssen die in Afrika zusammenlebenden weißen Rassen lernen, einander zu respektiren. In seiner Rede sagt er:

„Die Animosität, die den Fluch Südafrikas gebildet hat, beruht auf Verachtung . . . Meines Erachtens wird niemals in Südafrika Frieden herrschen, bis beide weiße Rassen gelernt haben, — ich will nicht sagen, einander zu lieben, wohl aber einander zu respektiren.“

Kann ein so ungerechter Krieg, solche kavaliere Mißachtung ihrer Rechte den Buren lehren, den Briten hochzuachten? Ich glaube kaum, selbst nicht wenn die Buren von der Superiorität der englischen Artillerie überzeugt und von der größeren militärischen Kraft des mächtigen britischen Weltreiches thatsächlich unterjocht werden sollten.

Dieses Ziel hätte man jedenfalls eher erreicht, wenn man die staatlichen Rechte der unabhängigen Republiken und Wortlaut wie Geist der Gladstone'schen Konvention respektirt hätte.

Ein englischer Staatsmann, der sich auf diesen Standpunkt stellen würde, und die Unterhandlungen bona fide leitete, kann noch jetzt den Frieden alsbald wieder herstellen. Geschieht dies nicht bald, so ist Südafrika, meines Erachtens, eben so sicher für England verloren, wie es die italienischen Besitzungen nach 1848 für Oesterreich waren. Buller mag Krüger niederwerfen wie Radetzky Sardinien bei Novara; aber man rottet keine Rasse aus von solcher Vitalität wie die Holländisch-Afrikanische. Für England werden Tage kommen wie für Oesterreich in den Jahren 1859 und 1866; der Umstand, daß ein großer Theil seiner Armee auf viele Jahre gezwungen sein wird, die „Ordnung“ in Südafrika zu bewahren, wird solche Tage herausfordern. Es scheint mir selbst eine wohl aufzuwerfende Frage, ob vom Standpunkte einer weitsichtigen englischen Politik nicht die schnelle Amputation des wunden Theiles einer chronischen Krankheit daran vorzuziehen wäre. Fest steht jedenfalls für mich, daß, um Südafrika dauernd zu behalten, ein schleuniges Wiedereinlenken in Gladstone's weise und gerechte Politik unumgänglich wäre. Sie findet in Morley, Harcourt, Stanhope, Sir Edward Clarke, Courtney u. A. ehrliche Vertreter im Parlament und außerdem in weiten Kreisen Englands beredte Vertheidiger. Die Arbeiter-Mitglieder des Unterhauses und die Iren stimmten wie ein Mann gegen die Regierung. Das englische Volk hat zu entscheiden, ob es mit anderen Nationen, groß und klein, in friedlichem Zusammenarbeiten für Recht und allgemeine Wohlfahrt wirken oder rücksichtslos Sonderinteressen verfolgen will. Die Regierungsprinzipien Chamberlain's und der Parteien, die sich um ihn schaaren, die von diesen Parteien wiederbelebte „Freibeuterpolitik“, bilden eine internationale Gefahr. In erster Linie sei aber Berufung eingelegt bei dem englischen Volke selbst. Es ist schwer zu glauben, daß dessen politische Moral nicht höher stehen sollte, als die seiner jetzigen Regierung.

Haag, 27. Oktober 1899.

S. van Houten.

Nachschrift. Dieser Artikel war fertig, als mir der Sitzungsbericht des englischen Unterhauses vom 26. Oktober zur Hand kam. Die Diskussion dieses Tages ist im Allgemeinen ein rechauffé der vorigen. Daß ich Herrn Chamberlain richtig verstanden habe, beweist folgender Passus. Er führte aus, daß zwischen ihm und dem Präsidenten Krüger eine unüberbrückbare Kluft bestand, und von Courtney befragt, welches denn diese Kluft war, antwortete Chamberlain zweierlei. Erstens:

„Ich glaube, von Anfang an hatte Präsident Krüger niemals die Absicht, etwas zu bewilligen, was gleichen Rechten aller weißen Rassen in Transvaal ähnlich sah.“

Gewiß nicht! Krüger wird den Unterschied zwischen Nationalen und Fremden unter der weißen Bevölkerung Transvaals nie aufheben. Aber auch England wird dies nie, weder im Mutterlande, noch in irgend einer seiner Kolonieen thun. Auch nicht in Transvaal, wenn es dieses Land annektiren sollte. Aber es wird erreichen, daß die Engländer daselbst Nationale werden, zum Nachtheil anderer, die zwar jetzt daselbst auch Fremde, aber doch den Engländern gleich sind.

Zweitens sagt er:

„Ich glaube, daß von Anfang an Präsident Krüger nie die Absicht gehabt hat, irgend eine Art Suprematie unserem Lande gegenüber in irgend einer Weise anzuerkennen.“

Präsident Krüger würde die Konvention halten und Artikel 4, der zwischen England und Transvaal eine gewisse Ungleichheit, aber keine Unterordung festgestellt hat, anerkennen. Mehr nicht. Es ist aber Chamberlain's unzweifelhaftes Unrecht, daß er mehr von Krüger verlangte und, wie in der Diskussion ausdrücklich von ihm hervorgehoben ist, auch dem Oranje-Freistaat gegenüber seine paramountcy behauptete.

Ueber die Frage, wie sich die Depesche vom 28. August — die angeblich die Annahme der Krüger'schen Bedingungen bezweckte — mit der Highbury-Rede vom 26. August zusammenreimen lasse, ist in der Sitzung vom 26. Oktober mancherlei gesprochen, aber der Leser wird über den Widerspruch nicht aufgeklärt. Courtney zerstört das ganze Phrasengewebe Chamberlain's mit einer einfachen Bemerkung. Er sagte:

„Der Kolonialsekretär hat behauptet, seine Highbury-Rede sei nicht provozirend, sondern nur offen gewesen. Er (Courtney) sei durchaus nicht gegen eine offene Aussprache; er bevorzuge sie vielmehr. Aber sein hochehrenwerther Freund habe einen Punkt übergangen, nämlich, daß jene „offene“ Rede am Sonnabend gehalten und ein Brief, der nicht „offen“ war, am folgenden Montag geschrieben sei. Die Rede verhinderte, daß der Brief richtig verstanden wurde oder trug wenigstens dazu bei, daß er mißverstanden wurde. Niemand ersah daraus, daß er ein Accept enthalte. Unglücklicherweise bediente sich der hochehrenwerthe Herr keiner offenen Schreibweise, und eine offene Schreibweise war sogar noch wichtiger als eine offene Redeweise.“

Völlig unbeantwortet bleibt die Frage, warum Chamberlain das verhängnißvolle Mißverständniß nicht gleich aufklärte.

Zu bemerken ist noch, daß in wachsendem Maße auch in der Parlamentsdebatte Chamberlain mit den Rhodes- und Goldjägergruppen identifizirt wird. Ich bin vorsätzlich auf diese Anschuldigungen nicht eingegangen und habe mein Urtheil über Chamberlain's Politik gefällt, wie es meines Erachtens gefällt werden muß, auch wenn er an Jamesons Angriff ganz und gar unschuldig ist, und seine Hände rein sind von allen in seiner Stellung unerlaubten finanziellen Machenschaften und Verbindungen.

v. H.

Aus unserem Citatenschatz.

Chamberlain's Transvaalpolitik.

Geßler: Dies kleine Volk ist uns ein Stein im Weg;
So oder so — es muß sich unterwerfen!

Schiller's „Wilhelm Tell“
4. Aufzug 3. Scene.

Die Obstzölle auf dem deutschen Pomologen-Kongreß.

Frisches Obst geht gegenwärtig im Deutschen Reiche ebenso wie Blumen, Pflanzen und andere Erzeugnisse des Gartenbaues zollfrei ein. Und der großen Mehrzahl nach waren bisher die Gärtner einsichtig genug, um anzuerkennen, daß die freie Einfuhr namentlich der Blumen aus dem vom Klima begünstigten Süden am Meisten dazu beigetragen hat, den Verbrauch dieses Gegenstandes des verfeinerten Geschmacks in kurzer Zeit ganz außerordentlich zu steigern. Die einheimische Gärtnerei selbst hat von dieser Konsumtionsvermehrung den größten Vortheil gehabt, wenn ihr auch im einzelnen Falle die ausländische Konkurrenz oft lästig wird.

Aber in neuerer Zeit haben die Schutzzollbestrebungen auch auf diesem Gebiete mehr und mehr Eingang gefunden. Insbesondere gilt dies auf dem Gebiete des Obstbaues. Wenn der Landwirth, so sagte man, für sein Getreide, sein Vieh und die davon herrührenden Erzeugnisse einen so hohen Zollschutz genießt, warum soll dem Gärtner und Obstbauer ein solcher nicht auch zu Theil werden? Die jetzt so beliebte Pflege der Sonderinteressen hat neben manchen anderen Ideenverwirrungen auch die hervorgerufen, daß beschränkte Köpfe es gewissermaßen als eine Ehrensache ansehen, für die Erzeugnisse ihres Berufszweiges auch einen Schutzzoll zu erlangen, den sie wie einen Maßstab der ihrem Berufe beigelegten Werthschätzung betrachten.

Bei dem Obste wurde dann auf die fast ununterbrochen stattgefundene Steigerung der Einfuhr in den letzten Jahren, namentlich aus den Vereinigten Staaten Amerikas und von Oesterreich her, hingewiesen.

Einer geschickt operirenden Agitation ist es nun auch gelungen, bereits eine Reihe von gärtnerischen Vereinen und ähnlichen Verbindungen, die früher vielleicht freihändlerisch gesinnt waren, zu Erklärungen für Einführung eines auf ihre Artikel zu legenden Schutzzolles zu bewegen.

Angesichts der in Aussicht stehenden Erneuerung der Handelsverträge ist jetzt eine neue Taktik von Seiten der Schutzzöllnerpartei auf diesem Gebiete eingeschlagen worden, die erfolgreich zu werden verspricht.

Schon seit einem Jahrzehnt und länger sind von Seiten der Obstproduzenten große Bemühungen gemacht worden, für frisches Obst, welches ja auch zeitweilig massenhaft transportirt wird, ähnliche Frachtvergünstigungen auf den Eisenbahnen zu erlangen, wie sie für Erzeugnisse und Bedarfsartikel der Landwirthschaft in großem Umfange bewilligt worden sind. Für das frische Obst ist dazu eigentlich noch mehr Veranlassung, weil die Naturverhältnisse unter Umständen große Bewegungen hinsichtlich der Erntemassen geradezu nothwendig machen. Der Ausfall der Obsternte ist in weit höherem Grade von den Witterungsverhältnissen abhängig, als dieses bei dem Getreide und anderen landwirthschaftlichen Erzeugnissen der Fall ist. Die Erträge wechseln nicht allein von Jahr zu Jahr in denselben Gegenden ganz außerordentlich, sondern sind auch lokal in demselben größeren Land oft gewaltig verschieden. Ein Staat oder Gebiet Deutschlands kann eine überreiche Obsternte haben, während in einem anderen vielleicht nahezu ein Fehljahr vorhanden ist. Erfolgt da nicht durch massenhafte Zufuhr ein Ausgleich zwischen Ueberfluß und Mangel, so kann es kommen, daß in der einen Gegend die Preise des Obstes äußerst niedrige sind, während sie in der anderen eine unerschwingliche Höhe erreichen. Die Gegensätze werden noch dadurch verschärft, daß man bei dem frischen Obste nicht, wie es bei dem Getreide möglich ist, den Ueberschuß des einen Jahres auf das andere übertragen kann, sondern Alles bald nach der Ernte aufgezehrt oder verarbeitet werden muß.

In Süddeutschland, wo der Obstwein in jedem Jahre in großen Mengen hergestellt werden muß, weil dort derselbe zu den täglichen Nahrungsmitteln gehört, machen sich deshalb schlechte Ernten ganz besonders drückend fühlbar.

Seitdem nun durch das Eisenbahnnetz, dem sich hoffentlich bald auch noch ein entsprechendes Kanalnetz anschließen wird, auch für den sonst immerhin schwierigen Obsttransport in Deutschland eine umfassende Möglichkeit gegeben ist, dürfte es doch sicher zu einer der ersten Aufgaben einer wirklich „nationalen“ Wirthschaftspolitik gehören, die Möglichkeit des Obsttransports, soviel es nur immer angeht, zu erweitern. Aber jetzt kommt es noch in kurzen Zwischenräumen immer wieder einmal vor, daß während in Süddeutschland in Folge knapper Ernten der Bedarf an Mostobst nicht befriedigt werden kann, in Norddeutschland die durch eine reiche Ernte geschaffenen großen Vorräthe gar nicht genügend verwerthet werden können. Die Höhe des für Obstsendungen geltenden Frachtsatzes macht eben den Transport nach dem Süden unmöglich.

Man sollte nun doch meinen, daß es im allseitigen Interesse liegen müßte, durch Herabsetzung der Tarifsätze der Eisenbahnen für den Massentransport von Obst diese volkswirthschaftlichen Schwierigkeiten möglichst zu beseitigen.

Aber alle die auf solche Transporterleichterungen gerichteten Anträge haben bis jetzt nur einen minimalen Erfolg gehabt.

In allerneuster Zeit sind nun die Schutzzöllner auf den Gedanken gekommen, das offen hier zu Tage liegende dringende Bedürfniß ihren Zwecken dienstbar zu machen.

In dem preußischen Eisenbahnrathe ist jetzt geltend gemacht worden, daß Eisenbahntarif-Ermäßigungen für Obst nur dem Auslande zu Gute kommen würden, das dann das deutsche Binnenland ebenso mit seiner massenhaften Obsteinfuhr überschütten würde, wie es jetzt schon von Oesterreich und der Schweiz aus in Süddeutschland geschähe. Dem könne nur dadurch vorgebeugt werden, daß

auf die Einfuhr von Obst ein Schutzzoll von genügender Höhe gelegt werde.

Sowie vormals das Stichwort ausgegeben wurde: „ohne Kanitz keine Kähne", so sollte es nun heißen: „ohne Schutzzoll keine Tarifermäßigung für den Obsttransport!"

In Dresden tagte vom 14. bis 19. Oktober d. J. die alle 3 Jahre zusammentretende Versammlung deutscher Pomologen und Obstzüchter. Das Programm für die Verhandlungen enthielt denn auch „die Frage der Zölle für Obst und Obstfabrikate", sowie die Tariffrage für Obstsendungen.

Man durfte darauf gespannt sein, wie sich die so ziemlich aus allen Theilen Deutschlands, vorwiegend jedoch von Mittel- und Norddeutschen besuchte Versammlung aussprechen werde. Die Vereinigung beider Nummern der für den letzten Verhandlungstag bestimmten Tagesordnung ließ die Befürchtung auftauchen, daß die Entscheidung in dem oben angeführten Sinne ausfallen würde. Allein die Verhandlungen führten denn doch zu einem ganz entgegengesetzten Ergebnisse.

Der Referent über die Schutzzollfrage, Herr Geheime Oekonomierath von Langsdorff-Dresden, erstattete einen mit ebenso großer Sachkenntniß wie Objektivität ausgearbeiteten gründlichen Bericht über die Lage des Obsthandels mit dem Auslande, sowie über die deutsche und ausländische Zollgesetzgebung in Betreff des Obstes und der Obstprodukte.

Seine praktische Ausführungen gipfelten dann in dem Satze, daß Deutschland gegenwärtig noch nicht Obst genug erzeuge, um namentlich den Bedarf der sehr im Aufschwung begriffenen Obstweinerzeugung sicher jedes Jahr decken zu können, daß deshalb das für diesen Zweck bestimmte, in Massentransporten vom Auslande eingehende Obst zollfrei bleiben müsse. Das sonst eingeführte und insbesondere das für die Luxusverzehrung bestimmte Obst und die Obsterzeugnisse dagegen könnten mit einem Zolle belegt werden. Also doch nur ein bedingter Schutzzoll, von welchem gerade das massenhaft eingeführte Obst frei bleiben sollte.

Für einen allgemeinen Schutzzoll auf Obst schien ein Redner aus der Versammlung sprechen zu wollen, der aber in so weitschweifiger Weise über Schutzzölle im Allgemeinen sich zu äußern begann, daß die Versammlung ihm weiteres Gehör versagte. Ein Anderer klagte über die massenhafte Zufuhr von Obst und anderen Gartenprodukten nicht blos aus dem Auslande, sondern auch aus ganz Deutschland nach dem Berliner Markt, durch welche dort die Preise so gedrückt würden, daß die Gärtner und Obstzüchter der Mark Brandenburg dagegen gar nicht konkurriren könnten. Dieser Redner schien also am liebsten gar keinen weitergehenden Handel, sondern nur Lokalvertrieb der Gartenprodukte haben zu wollen. Ein eigentlicher Vertheidiger der Obstschutzzölle im Besonderen ließ sich nicht hören.

Dagegen wurden von anderer Seite die Gründe dargelegt, welche gegen die Einführung eines Schutzzolles auf Obst im Deutschen Reiche sprächen.

Zunächst wurde hervorgehoben, daß es im allgemeinen Interesse, schon vom Standpunkte der Volkshygiene sehr wünschenswerth sei, wenn das Obst ein allgemeines Volksnahrungsmittel in Deutschland sein werde und nicht blos den günstiger gestellten Klassen erreichbar. Dazu könne es aber nur kommen, wenn in jedem Jahre überall möglichst viel Obst und zu mäßigen Preisen auf den Markt käme.

Dem stehe aber an sich bis auf einen gewissen Grad ein natürliches Hinderniß entgegen: der so sehr ungleiche Ausfall der Obsternten in den verschiedenen Jahren und Gegenden. Dem kann nur dadurch abgeholfen werden, daß aus den Ländern und Gegenden mit reichen Ernten nach den mit schwachen Ernten abgegeben wird. Dank der außerordentlichen Verbesserung der Transportmittel ist dieser Austausch gegenwärtig auf weite Entfernungen hin, nicht bloß von Land zu Land, sondern selbst von Welttheil zu Welttheil hin ermöglicht, sobald die Frachtkosten niedrig sind und keine anderen Hindernisse entgegenstehen. Damit ist die Möglichkeit für eine Versorgung des Obstmarktes mit entsprechenden Vorräthen gegeben, welche die erste Bedingung für die Erhebung des Obstes zum allgemeinen Volksnahrungsmittel bildet. Hierdurch wird nicht nur den Konsumenten, sondern eben so sehr den Produzenten genützt, weil dann allein sich mehr gleichmäßige und lohnende Preise bilden können. Das sieht man an dem Beispiele von Süddeutschland, wo die Obstpreise, trotzdem daß der Obstbau hier viel intensiver betrieben wird und die massenhafte Einfuhr von Obst aus Oesterreich und der Schweiz stattfindet, weit weniger schwankend aber im Durchschnitt höher sind als in Norddeutschland. Hier müssen in Fehljahren die Konsumenten auf den Obstgenuß zu einem großen Theile verzichten, soweit nicht Zufuhr von Außen dem Mangel etwas abhilft, während bei reichen Ernten in Ermangelung genügender Verwerthungseinrichtungen die geernteten Mengen nur zu den niedrigsten Preisen, oder auch gar nicht verwerthet werden können. Hier helfen dem Produzenten die hohen Preise der knappen Jahre nichts, weil er wenig, oder nichts zu verkaufen hat, und in reichen Jahren erzielt er für seine geernteten Massen nur geringen Erlös. Möglichst ungehinderter Verkehr sei also für Produzenten wie Konsumenten der wünschenswertheste Zustand. Sobald aber Zölle auferlegt würden, entstände durch die nothwendige Untersuchung und Abfertigung ein Zeitverlust, welcher bei den leicht verderblichen Gartenerzeugnissen oft viel nachtheiliger wirke, als der zu zahlende Zoll.

Ein etwaiger Schutzzoll auf Obst würde aber in seinen Wirkungen ganz verschieden sein von einem solchen auf andere Erzeugnisse der Landwirthschaft, z. B. Getreide, oder auf Industrieprodukte. Sobald hier ein Zoll auferlegt und dadurch eine Preissteigerung der betreffenden Waare hervorgerufen sei, könne sofort die Erzeugung der betreffenden Gegenstände gesteigert werden.

Wer aber etwa durch die Auferlegung eines Zolles auf Obst sich veranlaßt sähe, Bäume zu pflanzen, der müsse vielleicht 10 bis 15 Jahre warten, ehe er einen in das Gewicht fallenden Ertrag an seinen Bäumen erziele. Und ob alsdann noch Zölle beständen?

Hierzu wurde von anderer Seite noch ausgeführt, daß die steigende Einfuhr von Obst- und Obsterzeugnissen, welche die Handelsstatistik des Deutschen Reiches aufweise, keinenfalls für die Nothwendigkeit der Auferlegung eines Schutzzolles auf Obst angeführt werden könne. Dieselbe sei lediglich die Folge davon, daß die Obstverzehrung in Deutschland in so erfreulicher Weise zunehme, daß die einheimische Produktion immer weniger im Stande sei den Bedarf zu decken. Diese lebhafte Nachfrage nach Obst habe in der letzten Zeit so viele Neuanpflanzungen veranlaßt, daß die Bestände der deutschen Baumschulen an verpflanzbaren Bäumen fast regelmäßig in jedem Jahre erschöpft würden. Es bedürfe also eines Zolles nicht, um zum Anpflanzen zu reizen.

Auch der Umstand, daß Frühobst und Frühgemüse aus dem klimatisch begünstigteren südlichen Nachbarländern nach Deutschland gebracht würden und hier auf die Preise der künstlich erzogenen gleichen Erzeugnisse drückten, können nicht für die Nothwendigkeit eines Zolles angeführt werden. Die norddeutschen Gärtner müßten ebenso die Konkurrenz der unter günstigeren klimatischen Verhältnissen arbeitenden süddeutschen Gärtner ertragen, es würde ihnen aber nie einfallen, etwa dagegen Abwehr zu verlangen.

Erhalte Deutschland Produkte des Obst- und Gartenbaues aus dem Süden, so sei es seinerseits wieder in der Lage, dergleichen nach dem Norden, nach den skandinavischen Ländern, nach Rußland, selbst nach England auszuführen. Schon seit alter Zeit her besteht eine nicht unbeträchtliche Ausfuhr dahin, die nur in neuerer Zeit durch Zollmaßregeln, z. B. nach Rußland durch die dort neuerdings auferlegten sehr hohen Obstzölle, gestört worden sei. Diese Beispiele möge Deutschland nicht nachahmen, vielmehr seinen Einfluß aufbieten, daß in anderen Ländern die Zölle auf Obst beseitigt oder doch erniedrigt würden.

Weiter wurde dann aber hervorgehoben, daß die jetzt versuchte Verkoppelung der Frage der Eisenbahnfrachttarife mit der Frage eines Schutzzolles für Obst durchaus ungerechtfertigt sei. Jede dieser beiden Fragen müsse für sich behandelt werden, da sie von so ganz verschiedener Natur und Tragweite wären.

Schon sogleich bei Beginn der Diskussion war geltend gemacht worden, daß die Reichsregierung eine Sachverständigenkommission niedergesetzt hätte, welcher die Vorbereitung für die demnächstigen Handelsverträge übertragen werde, das gelte auch für die Interessen des Obst- und Gartenbaues, die einer gründlichen Untersuchung unterzogen würden. Diese Kommission könne man ja durch Zusendung von geeignetem Material unterstützen, im Uebrigen aber es dem Vorstande des deutschen Pomologen-Vereines überlassen, die Interessen des deutschen Obstbaues nach besten Kräften zu wahren.

Ueber die Nothwendigkeit der Herabsetzung der Eisenbahntarifsätze für Obstsendungen hatte der Pomologen-Verein sich bereits in früheren Versammlungen genügend ausgesprochen, so daß hier nur auf die früheren Beschlüsse hingewiesen zu werden brauchte.

Ueber die Einführung von Obstzöllen hatten aber die stattgehabte Diskussion sich so überwiegend in abweisendem Sinne ausgesprochen, daß der zuletzt gefaßte Beschluß dieser Angelegenheit dem Vorstande zur besten Wahrung der Interessen des Obstbaues zu überlassen, nur in dem gleichen Sinne aufgefaßt werden konnte.

So war denn die Erwartung derer, welche durch die Vermischung der Schutzzollfrage mit der Tariffrage ein den Schutzzoll befürwortendes Votum von dieser die Interessen der Gesammtheit mehr berücksichtigenden Versammlung erwartet hatten, vollständig gescheitert.

Noch in einer anderen Richtung gab die Versammlung der deutschen Pomologen ein die Verkehrsfreiheit befürwortendes Votum ab.

Es war der Antrag gestellt und durch ein ausführliches Referat unterstützt: Die Reichsregierung aufzufordern durch sorgfältige Ueberwachung der Einfuhr und Untersuchung der eingeführten Gartengewächse die Einschleppung von Obstbauschädlingen aus dem Auslande möglichst zu verhindern.

Es liegt auf der Hand, daß wenn derartige Maßregeln wirklich zur Ausführung kommen, das nur eine weitere empfindliche Störung des Verkehrs mit dem Auslande neben einem erheblichen Kostenaufwande hervorrufen würde, ohne daß daraus ein irgend erwähnenswerther Vortheil hervorginge.

So fand denn dieser Vorschlag aus der Mitte der Versammlung selbst gar keine Unterstützung, vielmehr wurde auf die großen Nachtheile hingewiesen, welche durch die auf dasselbe Ziel gerichteten Reblaus-Konvention bereits für den Gartenbau- und Baumschulbetrieb erwüchsen. Und in der Verurtheilung dieser Verkehrsbeschränkung war die Versammlung so sehr gleicher Ansicht, daß eine Resolution zur einstimmigen Annahme gelangte, welche die Aufhebung der Reblaus-Konvention als wünschenswerth erklärte.

In diesem Augenblick, wo von allen Seiten Anstrengungen gemacht werden, für jeden denkbaren Gegenstand der Verzehrung Schutzzölle gegenüber dem Auslande und Verkehrserschwerungen zu erwirken, ist es gewiß eine erfreuliche Erscheinung, wenn eine Versammlung, die Fachgenossen und Interessenten aus ganz Deutschland vereinigt und welche auf eine vierzigjährige Vergangenheit zurückblicken kann, wie der durch den deutschen Pomologen-Verein zusammengerufene Kongreß, sich auf den Standpunkt stellt, daß sie die Aufrechterhaltung des freien Verkehrs nicht nur für die Allgemeinheit, sondern auch für ihre besonderen Interessen als das Wünschenswerthe bezeichnet.

W. Seelig.

Zur Kulturgeschichte Rußlands.*)

Der russische Ministerialbeamte, Hofrath Löwenstimm hat vor Kurzem mit seinem gediegenen Werk „Aberglaube und Strafrecht. Ein Beitrag zur Erforschung des Einflusses der Volksanschauungen auf die Verübung von Verbrechen"**) bei der deutschen Gelehrtenwelt Erfolg geerntet. Jetzt tritt er mit einer Studie über den „Fanatismus", der eine merkwürdige Erscheinung in Rußland ist, auf. Der Verfasser beschränkt sich nur auf die Darstellung der verbrecherischen Handlungsweise einiger russischer Sekten und zieht Vergleiche mit ähnlichen Vorgängen in anderen Staaten Europas. Eine düstere Reihe schauderhafter Verbrechen läßt er in seiner Arbeit Revue passiren.

Hier erfahren wir von Greisen, die sich kreuzigen lassen, von Eltern, die ihre Kinder umbringen, von Bauern, die morden, um ihre Seele zu retten, denn, ihrer Meinung nach, gebe es keine Seelenrettung ohne Reue. Besonders interessant sind die russischen Sekten der „Wanderer und Verneiner".

Auch unter dem ungebildetsten russischen Bauernvolk gibt es extremradikale, ja anarchistische Strömungen, die vor keiner „Kritik" Halt machen. Die „Wanderer" vergreifen sich so weit und so hoch, daß sie lehren, im russischen Reiche und in der russischen Kirche herrsche nicht der Zar, sondern der Antichrist. Sie verlassen Heim und Haus und fliehen in die Wälder und die Wüste. Welchem Fanatismus sich diese Sektirer hingeben können, ersieht man aus einer tragischen Episode, die sich während der Volkszählung im Jahre 1897 abspielte.

„Im Norden und Osten des Reiches benutzten die Sektirer alle Mittel, um den Beamten zu entgehen.***) Im Gouvernement Cherson hat sich ein furchtbares Drama abgespielt. Im Kreise Teraspol, am malerischen Ufer des Dnjestr, lebte auf einem einsamen Hofe eine Bauernfamilie mit Namen Kovalev, welche zu den Wanderern gehörte. Als in diese Gegend das Gerücht gelangte, daß die Beamten jeden registriren würden, geriethen alle Einwohner des Hofes in große Aufregung. Auf den Rath einer wandernden Nonne, Vitalia, beschloß die ganze Familie und alle Personen, welche auf dem Bauernhofe verpflegt wurden, sich das Leben zu nehmen, um dem Siegel des Antichrists zu entgehen. Nun begann eine Reihe von Selbstmorden. Den 23. Dezember mußte Fedor Kovalev unter einem Gebäude eine Grube graben. In diese Grube stiegen sechs Mann hinein und wurden von außen eingemauert. Den 27. Dezember wurden weitere sechs Personen bei lebendigem Leibe begraben. Den 13. Februar wurden vier Personen in einer Sandgrube verschüttet. Sie legten sich ruhig ins Grab nebeneinander, und während die Schollen auf sie herabfielen, sprachen ihre zitternden Lippen das Gebet. Endlich, am 27. Februar, ging die letzte Gruppe zum Tode. Kovalev sah, wie seine Mutter, seine junge Frau mit den kleinen Kindern auf den Armen, endlich mehrere Nonnen in den Keller unter seinem Hause herunterstiegen. Er selbst wollte mit ihnen sterben, aber man zwang ihn, draußen zu bleiben, um die Oeffnung zu vermauern".

Die Sekte der „Verneiner" (Gluchaja Netovscina) sieht in der Welt die Herrschaft des Bösen, das alles Gute auf Erden verdorben habe, und erblickt in dem Tod die einzige Rettung. Es ist eine Selbstmördersekte: Hungertod,

*) Der Fanatismus als Quelle des Verbrechens. Von Aug. Löwenstimm, Kaiserl. Hofrath im Justizministerium in St. Petersburg. Berlin 1899. Verlag von Johannes Rüde (Stuhr'sche Buchhandlung). D. D. Protopopov. Geschichte des St. Petersburger Volksunterrichts-Komitees (Istorija Komiteta gramotnosti) etc. Petersburg. 1898.

**) Mit einem Vorwort von Dr. J. Köhler, Prof. a. d. Universität Berlin. Verlag von Joh. Rüde (Stuhr'sche Buchhandlung).

***) Plusevskij, Urtheile des Volks über die Volkszählung vom 20. Januar 1897. Petersburg. S. 81 (russisch).

Feuer, gegenseitiges Morden, dies sind ihre grausigen Mittel zum heiligen Zweck. Auf eine andere Art und Weise befriedigen ihre religiösen Bedürfnisse „Die Geißler“, die in erotischer Verzückung wilde Orgien feiern, wobei ein ganz entkleidetes Mädchen „die Gottesmutter“ abgibt. . . . . . . „Darauf wird ihr die linke Brust abgeschnitten und die klaffende Wunde mit glühendem Eisen gebrannt. Die abgeschnittene Brust wird in kleine Scheiben geschnitten, welche die Geißler verzehren. Später, wenn die Gottesmutter einem Knaben das Leben gibt, dann wird derselbe erstochen und sein Blut beim Abendmahl getrunken, der Leib aber getrocknet und zu Staub zerstoßen. Dieses schauderhafte Pulver wird in den Brotteig geschüttet und verbacken; die Brote aber, welche auf diese Weise gewonnen werden, ersetzen beim Abendmahle den Leib Christi“.

Es ist ein schaudererregendes Werkchen, das uns über die Kulturzustände Rußlands unterrichtet und das beim Leser einen tiefen Eindruck zurückläßt. Der Verfasser sucht zwar diesen Eindruck dadurch abzuschwächen, daß er ähnliche Fälle aus anderen Ländern anführt; allein der Vergleich ist nicht zutreffend, denn, während wir es in Rußland mit einer geistigen Seuche zu thun haben, die Millionen angesteckt hat, stehen im übrigen Europa derartige Erscheinungen ganz vereinzelt da.

Was wir im Werke vermissen, ist, wenigstens eine knappe Darstellung der kulturhistorischen Einflüsse, die zu derartiger Entartung der Religion im heiligen Rußland geführt haben. Polizeiverfolgungen, Bergwerke in Sibirien und andere sonst wirksame Staatsmittel haben eben sowenig vermocht, dem Umsichgreifen des russischen Sektenwesens, das sich in Opposition zur herrschenden Kirche gestellt hat, eine Schranke zu setzen wie die mit nachdrücklicher Unterstützung der Staatsgewalt gemachten Aufklärungsversuche von Seiten der Popen. Erfolge sind ausgeblieben.

Das interessante Werkchen verdient gelesen zu werden, denn obwohl der Verfasser vom formaljuristischen Standpunkte aus strenge Strafen für die Träger dieser religiösen Irrlehren fordert, so hält er auch der Regierung ihre Pflichten vor. „Die Regierung . . . . darf nicht vergessen, daß die Bildung des Volkes das einzige Mittel bleibt, welches im Stande ist, dem Fanatismus einen Damm entgegenzusetzen.“

Dessen ist sich auch die russische Regierung seit lange, besonders aber in der letzten Zeit bewußt. Es werden fortwährend Anläufe gemacht, um Bildungslicht in die breiten Volksschichten hineinzubringen, man schrickt aber sofort vor den „Konsequenzen“ zurück, bleibt auf halbem Wege stecken, oder man macht sogar Kehrt.

Die „weltliche Volksschule“, um deren Verbreitung sich die Selbstverwaltungsinstitute Rußlands sehr verdient gemacht haben, bleibt bis auf den heutigen Tag der Regierung ein Dorn im Auge, freilich wagt sie auch nicht, mit einem kühnen Federstrich die Klerikalisirung der Schule gebieterisch vorzuschreiben; ihr Lieblingswunsch ist es aber gewiß. Die traurige Wirklichkeit hat jedoch die ganze geistige Machtlosigkeit der russischen Geistlichkeit an den Tag gebracht!

In diesen Widersprüchen findet die geistige Verwirrung der Volksmassen einen saftigen Nährboden, denn das von Natur aus von mystischer Poesie erfüllte russische Volk strebt nach Lebenswahrheit, will den Schleier der dunkelsten Lebensäußerungen lüften und die verwickelten Lebensprobleme lösen, die sich ihm in dem an Widersprüchen so reichen Lande stets ausdrängen. Dieser Fülle erhabener Herzensregungen vermag die bereits in ihrer byzantinischen Heimathsstätte verknöcherte Konziliendogmatik keine geistige Labung darzureichen. Und so verläuft sich das nach Lebenswahrheit lechzende russische Volk in dem Labyrinth unlösbarer Probleme, in dem es oftmals sein geistiges und physisches Verderben findet.

Das in Regierungs- und Popenkreisen stets verschrieene? aufgeklärte Rußland hat es längst begriffen, daß nur durch guten Volksunterricht die geistigen Bedürfnisse der Bevölkerung befriedigen kann. Die über ein Jahrhundert in Petersburg bestehende „Kaiserliche Freie (!) Oekonomische Gesellschaft“ hat es seit lange eingesehen, daß Volkswohlstand von der Volksbildung abhängt. Im Jahre 1861, im vorletzten Jahre der bahnbrechenden „Epoche der Reformen“, die von einer sich crescendo verlaufenden „Epoche der Gegenreformen“ abgelöst wurde, hat sich innerhalb der „Petersburger Freien Oekonomischen Gesellschaft“ ein „Komitee“ gebildet, das sich das Ziel steckte, alle Hebel in Bewegung zu setzen, um dem Volke Bildung zu verschaffen. Auf Grund des reichhaltigen Archivs dieses Komitees sowie sonstiger gedruckter Quellen hat der sympathische russische Schriftsteller D. D. Protopopov, der Bruder des bekannten russischen Kritikers, eine Geschichte dieses Komitees zu liefern versucht. Die Geschichte dieses Geschichtsbuches ist eine traurige. Obzwar im Auftrage der „Freien Oekonomischen Gesellschaft“ geschrieben und von ihr herausgegeben, so wurde „die Geschichte des Unterrichtskomitees“ an hoher Zensurstelle . . . . zur Unterdrückung verurtheilt. Im heiligen Rußland geschehen aber noch Wunder. Und so kommt es nicht selten vor, daß solche „vernichtete Werke“ auf dem „geheimen“ Büchermarkte „frei und fröhlich“ wiederauferstehen. Man sagt, daß die Henkersknechte dabei ihre Rechnung finden, wenn manches Exemplar „gerettet“ wird. Denn an der Schwelle des XX. Jahrhunderts werden solche „Wunder“ gut bezahlt . . . . .

Wir haben das schlicht und bieder geschriebene Werk mit größter Aufmerksamkeit gelesen und sind trotz unserer Kenntniß Rußlands erstaunt, daß ein solches in politischer und religiöser Hinsicht vollkommen harmloses Werk — ist doch der Verfasser ein russischer in Rußland lebender Schriftsteller, der seine „Pappenheimer“ gut kennt! — auf den „Index“ gesetzt worden ist.

Aber freilich, schließlich ist es ein sehr gefährliches Buch; es enthält Thatsachen, wahre Thatsachen und statistische Daten in Hülle und Fülle, aus denen hervorleuchtet, wie man in Rußland sogar die uneigennützigsten Unternehmungen der gebildeten Gesellschaft durch böswilligen Formalismus, kurzsichtigen Beamtendünkel und Despotenfurcht zum Scheitern bringt. Und darum gerade ist dieses Buch ein so interessantes Gegenstück zu dem oben besprochenen.

Das Petersburger Volksunterrichtskomitee ist zu einer Zeit entstanden, da die Begeisterung für Volksbildung unter den Gebildeten so weit um sich gegriffen hatte, daß sogar Joan Turgenev und Leo Tolstoi unter die Pädagogen gegangen waren. Der erstere verfaßte das Projekt einer Gesellschaft für Volksunterricht und der letztere wirkte durch seine Volksschule und seine pädagogische Zeitschrift. Ueberall wurden damals die größten Anstrengungen gemacht, Alltags- und Sonntagsschulen zu gründen, und in der Provinz ging ein starker Zug zu Gunsten der Gründung von Gesellschaften für Volksunterricht. Allein bald darauf begann in den Regierungskreisen ein Gegenwind zu wehen, und im Jahre 1863 wurden sämmtliche Sonntagsschulen weggefegt und die Hauptleiter auf administrativem Wege in die Verbannung geschickt, obzwar oder weil sie große Erfolge verzeichneten. Am standhaftesten hat sich indes das „Komitee“ erwiesen, fußte es doch auf einer altbewährten Basis, der Oekonomischen Gesellschaft.

Das sonst streng konservative Mitglied der Gesellschaft, Koskarev, der sogar mit dem Institut der Leibeigenschaft sympathisirte, hatte bereits im Jahre 1847 den kühnen Gedanken gefaßt, ein solches Komitee ins Leben zu rufen. In seinen Studien, die er in den Jahren 1857 und 1859 in der „Zeitschrift für Landwirthschaft“ veröffentlichte, hob er hervor, daß die Abneigung des russischen Bauern gegen jegliche Neuerung von seiner Unwissenheit herkäme. Diese Unwissenheit sei auch die Quelle des russischen Sektenwesens, das er mit „moralischen Seuchen“ vergleicht. Er hebt die Bildung der Andersgläubigen hervor. „Wie angenehm ist es“, so schreibt er, „zu sehen, wie ein Finne, ja sogar ein Sektirer, „Molokan“, ein Tatare, ein Jude während

der Feiertage aus einem Erbauungsbuche liest, und wie traurig, wie deprimirend und schändlich für uns ist es, wenn wir nachher in die Hütte eines orthodoxen Bauern man und ihn auf seinem Ofen liegend und dabei sinnlos brütend treffen, oder ihn aus der Kirche geradeaus nach der Schenke wandern sehen." Die ersten Versuche, die jedenfalls nicht durch **sein Verschulden** gescheitert waren, schreckten ihn nicht ab, und so gelang es ihm endlich, Ende 1860 die Gründung des „Komitees" durchzuführen. Bald darauf wurde indeß die Thätigkeit des von der Freien Oekonomischen Gesellschaft sanktionirten Komitees durch den Minister des Innern und des Unterrichts beanstandet und man schritt zu einer „Korrektur" des Programms. Es wurde dabei bezeichnenderweise der Satz gestrichen, daß das Komitee sich mit der Verbreitung von Bildung unter den früheren Leibeigenen der Grundbesitzer zu beschäftigen habe. In einem konfidentionellen Schreiben vom 29. März 1862 ersuchte überdies der Minister der Staatsdomänen den Präsidenten der ökonomischen Gesellschaft, er möge aufmerksam das Komitee überwachen, da es unmöglich sei, von vornhinein die „Gegenstände der Debatten" streng zu begrenzen.

Unter den Mitgliedern des Komitees finden sich seit dem Jahre 1861 Graf Leo Tolstoi und Iwan Turgenjew. Als man noch darüber stritt, ob das russische Volk gegen Bildung abgeneigt sei, äußerte sich Tolstoi, es sei dem so, allein dies geschehe, weil man dem Volke eine Bildung aufdränge, die es für unnütz halte.

Mit Chikanen und Drangsalirungen hatte man ununterbrochen zu kämpfen, bis dann seit den Jahren 1864 bis 1865 sich das Komitee „unbemerkt" machen mußte, da es Gefahr lief, gänzlich verboten zu werden. Es schränkte seine Thätigkeit bis zum „Existenzminimum" ein, — wurde doch im Jahre 1880 die „Petersburger Pädagogische Gesellschaft" wegen **eines Referats** des Professors Mecnikow über die nöthigen Reformen in den klassischen Gymnasien . . . verboten, — von anderen Maßregelungen ganz zu schweigen! In den Jahren 1885—86 und besonders in den **Hungerjahren** 1892—93, in welchen in der Gesellschaft das Interesse für Volksbildung mit neuer Kraft erwachte, ist etwas neues Leben in das Komitee gekommen. Auch kam in dasselbe ein Zuzug neuer Kräfte. Das Komitee begann nun mit den Selbstverwaltungsinstituten (Zemstvos) und der Provinzialintelligenz Fühlung zu suchen. Von dieser Zeit an begann das Komitee eine stets regere Thätigkeit zu entfalten: es sammelte Materialien zur Erforschung der Ergebnisse der in Rußland gemachten Versuche für Ausbreitung der Volksbildung, es gründete erneut Schulen und Volksbibliotheken, versah diese mit Büchern, gab billige Volksbücher heraus u. s. w., u. s. w. Und gerade zur Zeit, da das Komitee die größten Erfolge zu verzeichnen hatte, wurde (im Jahre 1895) seine Thätigkeit gelähmt, indem auf Grund des Allerhöchst bestätigten Beschlusses des „Ministerkomitees" (in Rußland giebt es keinen „Ministerrath"!) das Volksunterrichtskomitee dem Unterrichtsministerium unterstellt wurde, welches beauftragt wurde, für das Komitee ein „neues" Statut auszuarbeiten.

Wie es scheint, gab zu dieser Maßregel die herausgeberische Thätigkeit des Komitees den Anlaß, obwohl es fast ausschließlich Novellen, Erzählungen &c. bekannter russischer Schriftsteller verbreitete, die eine doppelte Zensur bereits passirt hatten. Die Zensur, die „zu sehr durch die Gesetzesvorschriften" gebunden sei, schien der Regierung kein genügender „Schutz", daher wurde das Unterrichtsministerium beauftragt, die „Kontrole" zu übernehmen. Es erhoben sich zwar schüchterne Stimmen zu Gunsten des Komitees, sogar in so konservativen Blättern, wie „Novoe Vremja" und „St. Petersburger Zeitung", aber bereits im April 1895 mußten sie verstummen. Die vom Ministerium vorgenommenen „Reformen" des Statuts beraubten das Komitee jeder freien Bewegung und gestalteten es zu einem vom Ministerium **abhängigen** Organ, der sogenannten „Petersburger Gesellschaft für Volksunterricht". Dies ließen sich von den 1025 Mitgliedern nur etwa 180 gefallen. Viele gaben schriftliche Erklärungen ihrer Verzichtleistung auf die Mitgliedschaft in der „reformirten" Gesellschaft. Das Mißtrauen der Regierung, mit dem Unterrichtsministerium an der Spitze, hat mithin eines der hoffnungsreichsten Volksbildungsunternehmen zu Falle gebracht.

In den sechziger Jahren schrieb Leo Tolstoi bitterernst: „Seit lange existirt ein großes russisches Komitee; sein Ausschuß besteht aus allen denjenigen, die (das Volk) lieben und die mit der Frage der Volksbildung gut vertraut sind. Die Sitzungen dieses Komitees finden an allen Enden Rußlands statt und seine Sitzungsberichte erscheinen . . . in der Litteratur". Diese Worte des großen russischen Dichters mögen zwar dem aufgeklärten Rußland als Trost dienen; der vom Unterrichtsministerium verursachte Schaden läßt sich indeß nicht hinwegphilosophiren.

Wie ernst man es jetzt in russischen Regierungskreisen mit der Volksbildung meint, das sieht man an dem „tragischen" Schicksal der zitirten Arbeit, aus der klar hervorgeht, wie die Regierung durch ihre gehorsamen Vollziehungsorgane allein die Volksverrohung nicht bekämpfen kann und zur Hilfe und uneigennützigen Mitarbeiterschaft der Gebildeten keine Zuflucht nehmen will.

Protopopovs Werk, dessen reicher Inhalt hier nicht annähernd erschöpft werden konnte, wirft ein starkes Licht auf die Ursachen des russischen „Fanatismus" und seines Zwillingsbruders, des verbrecherischen Sektenwesens, das, im Grunde genommen, die **edelsten** Regungen der Menschenseele zum Urquell hat, — das Streben nach Kenntniß und Licht.

Sofia. **Boris Minzès.**

Die Vierlande und die Vierländerinnen.

Die Vierlande, bestehend aus den Kirchspielen Neuengamme, Kirchwärder, Altengamme und Kurslak, liegen am rechten Ufer der Elbe, die dort einen Bogen nach Süden bildet. Ehedem mag der Strom geradeaus von Lauenburg bis Hamburg abwärts geflossen sein, in den Rinnsalen der Dove- und Gosedbe. Durch Deiche gewannen die Anwohner allmählich dem Fluß mehr und mehr Land ab, bis sie ihn zwangen, sein altes Bett zu verlassen, um in der knieförmigen Biegung ihr fruchtbares Gebiet zu umgehen, das er selbst im Lauf der Jahrhunderte zu Thal geschwemmt und mit seinem Schlamm für sie gedüngt hat. Die Bewohner sollen aus den Niederlanden oder aus Flandern stammen. Wann sie hier angesiedelt wurden, ist nicht überliefert. Aber es steht urkundlich fest*), daß diese Elbinseln schon im dreizehnten Jahrhundert eingedeicht sind. Zu ihrer bis in unsere Zeit treu bewahrten Besonderheit legte eine Fehde den Grund, in Folge deren der Herzog von Sachsen-Lauenburg den siegreichen Hansestädten Hamburg und Lübeck im August 1420 seinen Besitz hier abtreten mußte. Von 1420 an waren die Vierlande nicht, wie ihre Nachbarn drüben am linken Elbufer oder in Holstein, Unterthanen eines Fürsten, sie durften noch minder sich hamburgisch oder lübisch nennen, sondern sie blieben „beiderstädtisch". Zu Bergedorf, auf dem jetzt umgebauten Schlosse, residirte der Amtsverwalter, der von Hamburg für sechs Jahre eingesetzt wurde und darauf sechs Jahr lang ein anderer, den Lübeck ernannte. Ein jeder überkam von dem Vormann Gesetze und Pflichten, ein jeder übergab dem Nachfolger das Amt mit der Bedingung, keinerlei neue Lasten den Bewohnern der vier Lande aufzuerlegen. Und dieser Ausnahmezustand, der sie unverändert, unangetastet in ihrer mittelalterlichen Eigenthümlichkeit bewahrte, dauerte über vierhundert Jahre — vom August 1420 bis Ende Dezember 1867. In letzterem Jahre hatten die beiden gleichberechtigten Städte einen Vertrag geschlossen, kraft dessen vom 1. Januar 1868 an die Vierlande in den Besitz von

*) Siehe Dr. F. Voigt, Einleitung und erläuternder Text zu: Die Vierlande bei Hamburg, 50 Lichtdruckbilder von C. Griese.

Hamburg allein übergingen. Trotzdem sie durch neuen Straßenbau und Deichbau, durch verbesserte Verkehrsverhältnisse, durch das Recht, zu dem hamburgischen Parlament, der „Bürgerschaft“, wie zum Reichstag zu wählen, jetzt schon lange in die Gemeinschaft ihrer Nachbarn und aller Deutschen eingetreten sind, ihre eigene Art ist ihnen geblieben.

Gelten die Marschbauern überhaupt für reich und stolz, so halten die Vierländer womöglich noch mehr auf sich und ihren angeerbten Besitz. Beneke, der liebenswürdige Chronist der „Hamburgischen Geschichten und Sagen“, berichtet von Herrn Stoltenbarg — „der auf seinem Gehöft saß wie ein Pascha und niemals nach Hamburg kam, weil er hier nicht genugsam standesgemäß behandelt wurde. Mußte er aufs Amt, nach Bergedorf, so kam er mit Vieren gefahren. Er sah eigentlich alle Menschen über die Achsel an, nur mit dem Herrn Pastor machte er eine Ausnahme, weil dieser der Stellvertreter Gottes auf Erden war und den mußte er doch für etwas besseres passiren lassen, als für einen reichen Vierländer Bauer“. So erzählt er also dem Pastor, was er für einen denkwürdigen Traum gehabt hat, wie er gestorben, mit sechs Pferden zu Grabe geführt sei — „und de Amtsverwalter und de wollweisen Herren Visitatoren von Lübeck und Hamborg kämen in Staatswagen achter min Liek to folgen“; und wie er in den Himmel gelangt ist: „da stött uns' Herrgott den Herrn Christus in de Siet, und röp em ganz hastig to: ‚Kumm, stah gau upp, groot' Jung', und laat unsen Herrn Stoltenbarg sitten!‘“*)

Während aber in anderen ländlichen Distrikten nur die richtigen Bauern, die Landbau und Viehzucht treiben, sich großen Wohlstandes rühmen können, haben hier, auf diesem wundersam fruchtbaren Grunde, Leute, die nur ein kleines Stück Landes ihr eigen nennen, es ebensogut zu etwas gebracht. Die Vierlande sind schon von altersher der Obst- und Gemüsegarten von Hamburg. Während der Hufner oder Großgrundbesitzer Getreide auf seiner Hufe baut, zieht der Käthner im Garten Rosen und Maiglöckchen, Erbsen, Gurken unter Glas getrieben, Stachelbeeren, Himbeeren, Kirschen und Erdbeeren vor allem. Die speziell so genannte „Vierländererdbeere“, die klein und fast noch aromatischer ist als Walderdbeeren, stirbt zwar mehr und mehr aus, dagegen werden neuere Sorten jetzt gezüchtet mit großen, immer riesengrößeren Früchten. Von den lichtgrünen Maiblumenblättern sieht man ganze Felder bedeckt, ihre Blüthen werden im Frühling nach England, ja bis nach Amerika hinüber verschifft. Sie machen viel Arbeit und bringen viel ein. Ueberhaupt hat in Vierlanden ein Jeder zu thun von früh bis spät. An Wochentagen kann man stundenlange Strecken fahren, ohne auf dem Deich — oder der Straße, das ist hier dasselbe, — einem Menschen zu begegnen. Hier und da arbeitet zwischen den Erbsenstangen tief gebückt ein altes Weiblein, das unter dem großen Vierländer Strohhut kaum aufblickt, wenn oben auf dem Deich der Wagen vorüberfährt. Oder eine junge Dirne, nicht mehr in der Landestracht, steigt mit ihrer hölzernen Trage, fünf volle Erdbeerkörbe zu jeder Seite, langsam vom Garten die kleine Treppe zum Deich hinauf, um jenseits wieder zu dem wartenden Ewer ihre Last hinunterzubringen. Sonst meilenweit keine lebende Seele. Denn die wunderlichen Gestalten, zwischen den Büschen auf den Feldern und hoch im Geäst der übervollen Kirschbäume oben, in Filzhüten und schwarzen langen Röcken oder in groben Leinenhemden, die sich im Winde schlotternd bewegen, die scheinen nur Menschen, sind aber harmlose Vogelscheuchen. Es gibt auch andere, in den Gärten, hohe Stangen mit einem Rade droben, das sich klappernd, endlos klappernd weithin hörbar herumdreht. Man findet sie aber meist in der Nähe neuerer Häuser. Jene alten, menschenähnlichen stimmen weit besser zu dem alten Strohdach und dem Storchennest auf dem Giebel. Denn, so wie die Vogelscheuchen gehören die Störche in diese Gegend. Nachdenklich stehen sie auf dem Dachfirst, rings Umschau haltend, während die Jungen ihre Hälse vorwitzig aus dem Neste emporrecken. Mit den großen Flügeln schlagend, so segeln sie quer über uns fort und hinunter zum Elbstrande und spazieren dort gravitätisch hinaus auf das Stack, den schwarzen Streifen aus Reisig und Steinen, der zum Schutz gegen den Anprall des Wassers vom Deich aus sich weit in die Fluth hinausstreckt. Draußen zieht ein kleiner Schlepper eine ganze Flottille hoch mit Erdbeerkörben bepackter Ewer, die langen Oberländer Kähne gleiten vorüber, ihr großes weißes oder rothes Segel bläht sich im leichten Winde und bildet, wo das Schiff sich wendet, eine graziös geschwungene Linie. Auf dem Stack, fast inmitten des Stromes, steht der Storch-Einbein. Und weiter nichts als Fluß und Himmel in der stillen, klaren, blauen Mittagsluft.

Oft liegt auch zur Linken des Elbdeichs noch Wasser, ein „Brack“ — ein schilfbewachsener, stiller Tümpel, Ueberrest von irgend einer uralten Ueberschwemmung, die den Deich durchbrochen hat, wie jene von 1620, welche den Zollenspieker zerstörte, oder die in der Neujahrsnacht 1855. Ein Denkstein an der Straße berichtet davon und eine steinerne Tafel an der Kirche von Neuengamme vermeldet, wie hoch dort drinnen im Lande das Wasser noch gestiegen ist. Wenn man aber den Elbdeich verläßt und auf einem anderen Deich landeinwärts fährt, an der Doveelbe hin, die nur gefährlich wird, so oft vom Meer her irgend eine plötzliche Springfluth in sie hineindrängt, sonst ein harmlos seichtes Flüßchen, in dem die Dampfer oft stecken bleiben, da sieht man kaum Wasser. Nichts als Land und Obst und Blumen und wucherndes Grün.

Nach alter Sachsenart hat jeder Bauer sein Haus inmitten seiner Felder. Daher gibt es nicht eigentliche Dörfer. Kaum daß um die Kirche eine kleine Gruppe von Häusern dichter beisammen steht, das Pastorat, ein Wirthshaus, ein paar Kathen von Krämern. Auf dem Kirchhof, wo jedes Grab mit einer Fülle lichter Rosen wie übersponnen ist, erhebt sich aus dem Grün der Glockenthurm, ein Bretterbau mit einer Spitze, hoch genug, über das flache Land fortzusehen und stark genug, um die Glocken zu tragen. In jedem der vier Kirchspiele steht der Thurm so allein, wie ein italienischer Campanile, entgegen der Gewohnheit sonst in Deutschland. Das Kircheninnere ist schlicht, doch nicht nüchtern. Denn die Gestühle sind verschieden nach Neigung und Vermögen des Besitzers, Schnitzereien wechseln ab mit der landesüblichen Verzierungsweise der farbig eingelegten Hölzer, an jedem Jahreszahl und Name. Und über der Kirchenbank ragt in Schmiedeeisen bunt bemalt, eine hohe Stange auf, droben ein Herz oder Doppeladler, oder eine Engelsgestalt, und um diesen Kern herum mehrere zierlich gedrehte Arme. Es sind das die Huthalter für die hohen Cylinderhüte, welche die Vierländer tragen, — vielmehr trugen.

Uebt die Mode auch hier auf die Kleidung gebieterisch wie überall ihre Macht aus, an ehrwürdig alten Häusern und altem Geräth, ist vieles erhalten, trotzdem unter den Strohdächern das Feuer Vernichtung droht und mehr noch der Antiquitätenhändler, der die Familienprunkstücke außer Landes führt. Auf der langen Fahrt über die Deiche — und eine Fahrt durch Vierlanden ist sehr lang — liegen die weit verstreuten Gehöfte längs der Straße. Die alten Häuser stehen tief unter dem Deich, gegen den Wind geschützt, eine weiß gestrichene Planke schließt dann oben den Besitz ab, zu beiden Seiten der Eingangspforte ist oft eine Holzbank, bequem, um am Abend gemächlich sitzend hinauszuschauen. Die neuen Häuser, auf dem Deich selbst erbaut, haben rothe, feuerfichere Ziegeldächer, nette Vorgärtchen, Veranden, größere Fenster und mögen wohnlicher sein als jene. Aber um wieviel malerischer und heimlicher scheinen uns unter ihrem grauen Strohdach, mit den geschnitzten

*) In der „Jugend“ Nr. 26 vom 24. Juni 1899 ist diese Anekdote von einem plattdeutschen Bauern, Klas Hinnerk, doch ohne Bezug auf die Vierlande, mit der wörtlich gleichen Pointe wiedererzählt worden.

Giebelbrettern, aus deren Zierrath man die beiden einander zugekehrten uralt sächsischen Pferdeköpfe kaum noch heraus erkennt, die großen alten Bauernhäuser, die Wohnraum, Stallung und Speicher zugleich sind. Die Querbalken des Fachwerks, die konsolenartigen Stützen, die Ecken, sind geschnitzt, mit Jahreszahl, Namen und mit Bibelsprüchen geschmückt. Und in jedem Felde zwischen den sich kreuzenden Hölzern bilden die Ziegel ein anderes Muster: Rauten, Rosetten und Donnerbesen. Ob dieser ein heidnisches Schutzzeichen ist, wie jene Pferdeköpfe des Giebels, ob er an Thor gemahnen soll oder einst ein Innungs- und Gerechtigkeitsemblem gewesen ist, hier erscheint er nur als Verzierung angebracht, meist paarweise zu beiden Seiten des Giebelfeldes. An Häusern aus dem siebzehnten Jahrhundert sahen wir ihn und an einem von 1559. Neben jedem Bauernhause steht im Hof, nicht weit von der Pumpe, ein eigenthümliches Gestell aus weißgestrichenen Latten sehr nett und zierlich gefügt, um auf jede Lattenspitze Kochtöpfe aufzustülpen, und Satten, Teller und Tiegel zum Trocknen in die Sonne zu stellen.

Drinnen ist der Grundriß fast immer der gleiche, altbekannte. Nur daß im Bauernhaus die Diele großräumiger ist und sich auf die weite hohe Dreschtenne öffnet, zu deren beiden Seiten das Vieh in den Ställen steht, während beim Käthner, der weder viel drischt noch viel Viehbesitz hat, mit der Dielenwand schon das Haus zu Ende ist. Der Heerd, altmodisch ohne Rauchfang noch Röhren, ist mit einer oben im Halbrund durchbrochenen geschnitzten Holzthür verschlossen. Steht sie, während gekocht wird, offen, so ragt die Thür, so breit sie ist, in den Raum hinein. Nahe der Riepenburg, von der einst, wie von Bergedorf aus die Lande umher verwaltet wurden, sahen wir zu West-Krauel in einer Kathe, die ursprünglich für zwei Familien wohl gebaut worden war, zwei solcher großen Heerde, beide mit ihren großen Thüren. Für die Speckseiten, die Würste, die Schinken in ihren Leinensäcken, die unter dem Boden zum Räuchern hingen, war das doppelt gut. Neben dem Heerd hängt das breite, rund zusammengenähte Handtuch an einer hölzernen Rolle, sodaß ein Jeder, der seine Hände dran trocknen will, es um ein Stückchen weiter für sich herabziehen kann und eine reine Stelle findet. An den Wänden sind Verschläge zu Betten für das Gesinde; auf eigens gemauerten Unterstufen stehen mächtige Leinenschränke, zweithürig, breit, mit verkröpftem Giebel, schöngeschnitzte Blumenvasen auf der Mitte und den Ecken; daneben Truhen auf schräge vorstehenden Füßen und mit hochgewölbtem Deckel. An der Vorderseite derselben sieht man, in das Holz farbig eingelegt, den Namen der Braut, die, mit ihrer Aussteuer vollbepackt, die alte Truhe vor Jahren oder vor Jahrhunderten — die Form blieb die gleiche — ins Haus gebracht hat. Und endlich gehören zum Inventar einer jeden Diele, ob im großen Bauernhause, ob im kleineren des Obstzüchters, Körbe, Körbe mit Erdbeeren und mit Erbsen, Körbe mit Salat und mit anderem Grünzeug, volle und leere, Stapel von Körben, Berge von Körben, die sich in unabsehbaren Mengen in das malerisch mystische Dunkel des weiten Raumes hineinverlieren, kleine und große, alle von der gleichen Form, alle von derselben Rundung, mit dem Henkel aus gleichem Flechtwerk.

Von der Diele betritt man das Staatsgemach, das im großen Bauernhause, wie in der Kathe, holzgetäfelt, klein und warm und niedrig ist, ungefähr wie eine Kajüte. Zur Seite öffnet sich eine Schiebethür und dahinter, daß es die Ofenwärme erhält, liegt das große Wandbett mit den hohen Federkissen. An den Simsen und Theilungshölzern des Getäfels stehen die Namen der Eheleute, zu deren Zeit das Zimmer gemacht ward: Henke Bucks und Beke Bucks 1687 — oder Becke Lappen 1760. Und in den Füllungen dazwischen, an den Rücklehnen der behaglichen Stühle, an der Standuhr und dem Hängeschränkchen überall Intarsien. Das einfachste und verbreitetste Ornament hier in der Wohnstube, draußen auf der Diele an Schrank und Truhe, an den Kirchengestühlen, sind die großen vielstrahligen Sterne, aus allerlei verschiedenfarbigen Hölzern kunstvoll zusammengefügt. Andere bestimmte Zierformen, die in den Intarsien auftreten, ein Blumenkorb, eine Vase, ein Herz mit zwei Tauben und — vielleicht als Reminiscenz an die einstige lübische Herrschaft: der Doppeladler, wiederholen sich an anderem Geräth von ganz anderer Technik. So an den schmiedeeisernen Huthaltern in den Kirchen, an den schwarzen Kreuzstichstickereien der Staatshandtücher und Bettbezüge, an dem Schmuck und den Kleidern der Frauen.

Den dicht neben einandergestellten niedrigen Fenstern gegenüber befindet sich der mächtige blauweiße Kachelofen, mit der hübschen Mittelnische von allegorischen und mythologischen Bildern ganz und gar übersponnen. Nach Direktor J. Brinckmann (siehe: Führer durch das Hamburgische Museum für Kunst und Gewerbe) mögen diese großen Oefen zum Theil, nachdem sie in der Stadt außer Mode gekommen waren, auf das Land gebracht sein, von wo sie nun wieder in unser Museum gerettet werden. In einem Zimmer war auch neben dem Ofen die Hälfte der Wand anstatt getäfelt mit kleinen viereckigen blauweißen Kacheln überkleidet, die Scenen aus der biblischen Geschichte darstellten: die Anbetung des goldenen Kalbes, Auferweckung des Lazarus, die Traube aus Kanaan, die von zwei blauen, arg verzeichneten Männern an einer blauen Stange über eine blaue Brücke getragen wird.

Aber diese lustigen Bildchen waren von eingerahmten Photographieen, Abreißkalendern, buntgestickten Bibelsprüchen in einem Rand aus getrockneten Blumen, halb zugedeckt, von der alten getäfelten Decke hing die Petroleumlampe herab, und an dem blauweißen Kachelofen lehnten — zwei Fahrräder. Das Radfahren auf den Deichen hierzulande, wo man entweder im tiefen Sande stecken bleibt, oder auf dem bösartigen holperigen Steinpflaster gegen Bergedorf zu, selbst im Wagen in allen Knochen zerschüttelt und zerschunden wird, das muß gerade kein besonderes Vergnügen sein. Die Räder standen hier trotzdem zum Verkauf. In dieser alterthümlichen Kathe, hart am Neuengammer Kirchhof, hatten wir neugierig die obere Hälfte der zweitheiligen Thür aufgeklinkt und fanden die Diele zum Kramladen eingerichtet, eine Toonbank hineingestellt, Bindfadenrollen, Spielzeug, Lampen, Hausstandsgeräthe anstatt der Speckseiten und Schinken von den Dachsparren niederhängend. Die hübsche blonde Haustochter in ihrem rosa Sommerkleide, die herbeigekommen war, ländliche Käufer zu bedienen, zeigte sich ebenso bereit, fremde Städter in ihre Wohnstube zu führen. Mit lächelndem Stolz sah sie uns zu, wie wir das Getäfel und die Kacheln bewunderten.

„Ja und hier, da haben wir uns noch was Schönes gemacht". Und sie hob von einem der in gerader Reihe längs der Wand aufgestellten alten Stühle, mit den gedrechselten Lehnenstützen und dem strohgeflochtenen Sitz, die auf der Intarsiarückenplatte Namen- und Hochzeitsdaten ihrer Groß- oder Urgroßeltern zeigten, das weiche Daunenkissen ab und drehte es um. Gewöhnlich liegen diese Kissen nämlich gegen Abbleichen und Staub geschützt, mit der Rückseite nach oben. Früher wohl aus Gobelingewebe, zeigen die meisten jetzt alltäglich moderne Stoffe als Ueberzüge. Dieses aber, mit demselben braunen Ripsfutter wie alle anderen im Zimmer, hatte eine goldgestickte Mitte von schön stilisirter Zeichnung:

„Mutters Schürze und Bruststück", sagte das hübsche Mädchen und lachte vor Vergnügen darüber, daß sie die Familienerbstücke so geschickt verwendet hatte.

Es ist überall so, hier auf dem Lande, wie in der Stadt: mit dem Verschwinden der alten Trachten hält die fortschreitende Bildung, hält die Werthschätzung alter Kunstübung gleichen Schritt. Das Gewand der Mutter, das diese von ihrer Mutter ererbte, wird zum Stuhlkissen zerschnitten! —

Wir sahen in Vierlanden nicht einen Mann in der Landestracht mehr: der langen Jacke — nach den vier Kirchspielen verschieden an Farbe — mit den unzähligen Silberknöpfen, Kniehosen und Schnallenschuhen und dem

hohen schwarzen Cylinderhute. Die Frauentracht findet man bei älteren Frauen. Die Mutter jener jungen Verkäuferin begegnete uns, obwohl sie ihr Festkleid der Tochter zum Verarbeiten hergegeben, im kurzen, abstehenden Rock mit der gestreiften Leinenschürze. Die Frau, die das große Bauernhaus von 1559 bewohnt, und die alte Wittwe Hitscher, in deren Kathe das holzgeschnitzte Zimmer von 1685—1687 als das reichste und als eine Sehenswürdigkeit von Neuengamme gilt, gingen ebenso. Ihre Töchter und alle jüngeren, die wir in den Häusern, am Waschtrog oder sonst bei der Arbeit sahen, waren in gewöhnliche Baumwollstoffe alltäglich gekleidet. Wo aber die Mutter die Landestracht schon abgelegt hat, da wird das Kind, — wie z. B. jenes blondlockige, weißbeschürzte kleine Ding auf der Diele mit den zwei Heerden zu West-Krauel, das so artig von seinem Schulschreibheft aufstand und mit fehlerlosem Knix die plötzlich eintretenden Fremden begrüßte, — wenn es herangewachsen ist, kaum mehr wissen, wie die verschiedenen Kleidungsstücke angelegt wurden.

Da ist zuerst der sehr kurze Rock aus einem Wollstoff, der „Bahr" genannt wird, rothbraun meist, mit schwarzem Rande, gefüttert mit buntgemustertem Kattun und um die Hüften so fest gekräust, daß er glockenförmig absteht; die Schürze darüber, ebenso fest eingefaltet, von schwarz und blau oder schwarzroth gestreiftem Leinen. Die Vorliebe für die Namensbezeichnung an allem und jedem erstreckt sich auch auf die Kleidungsstücke: hinten zu beiden Seiten der Schürze stehen die Anfangs- und Endbuchstaben der Trägerin. Lena Wank wird durch L A, W K bezeichnet. Und zwischen dem Vor- und Zunamen ist auf jeder Seite eine Rose mit rother Seide in mühsamem Plattstich, so wie die Lettern eingestickt. Das dunkelrothe Sammetmieder, ebenfalls mit schwarz umrandet, öffnet sich über dem in Sammet gewebten oder gold- und silbergestickten, mit bunten Flittern benähten Bruststück, das wieder die Tauben, Herz, Blumenvase oder schön stilisirte Lilien oder den Doppeladler zeigt. Die breite Kette, bestehend aus zwei festen Zierstücken mit Haken an den Seiten und silbernen Kettchen dazwischen — es sind deren mehrere im Museum — hält über dem Brustlatz das Mieder zusammen. Das Hemd hat schwarzgestickte Borde, am Hals ist es von der runden silbernen Hemdspange geschlossen, im Sommer lassen die weiten Aermel, halb zurückgeschlagen, den bloßen Arm sehen, während im Winter eine dunkelfarbige Jacke mit Silberknöpfen vor der Hand die ganze helle, schönfarbige Miedertracht verdeckt. Dazu kommt noch das Halstuch schwarz-roth-grün in grellen Farben gestreift und karirt, wie in eine lange Schlange zusammengerollt und vorn an beiden Seiten herunterhängend. Das Hauptstück aber des ganzen Anzugs, hier wie bei den meisten Bauerntrachten, das eigentlich Charakteristische, was sie von weitem kenntlich macht, das ist die Kopfbedeckung: die feste, vorn über der Stirn spitze Haube aus blankem gesteiftem schwarzen Leinen, hinten die gefältete Riesenschleife und darüber der tellerförmig große gelbe Strohhut mit dem schwarzen Band quer über den Kopf und den kurzen lila grün gemusterten Seidenbändern, die im Innern von diesem Kopfstück konzentrisch sich verbreitend, in regelmäßigen Abständen an den Rand des Hutschirms geheftet sind. Doch sollen die Hüte, wie man uns erzählte, heute kaum mehr hergestellt werden, sondern nur die einmal vorhandene Anzahl erbt sich weiter, eben wie Schnallen und Ketten, die bunten Halstücher und das Bruststück.

Wunderlicherweise wird nun diese Tracht, während sie im eigenen Lande allmählich abkommt, in der Stadt beibehalten, gleichsam als ein Aushängeschild zur Empfehlung der Waaren, die ihre Trägerinnen verkaufen.

Bis vor ein paar Jahren saßen vor einem Hause am Jungfernstieg zu Hamburg zu den beiden Seiten der Eingangsstufen auf ein paar breiten Pfosten, ähnlich den längst polizeilich verpönten „Beischlägen" in den alten Straßen, Tag für Tag zwei stattliche Vierländerinnen im vollen Staat, mit ihrem Sitzkissen, ihrem länglich viereckigen Handkorb voll von kleinen Sträußen, der Blumenspritze und einem Töpfchen Wassers, um ihre Waare frisch zu erhalten. Die Beiden waren, so erzählte man sich, im Jahre 1868 mit Hamburger Schützen bei dem großen Schützenfeste zu Wien im Zug mitmarschirt und hatten dort durch ihre Tracht und ihre Schönheit Aufsehen erregt. Seitdem war lange Zeit vergangen. Sie trugen dieselben prächtigen Kleider, sie verkauften ähnliche Sträußchen und waren dabei alt geworden. Aber nicht häßlich. Mit dem reinen Oval der Wangen, ihren schlichten, geraden Zügen, mit ihren kleinen Füßen, einem Erbtheil flandrischer Vorfahren, so scheint es, in den rothen oder violetten Strümpfen, in tiefausgeschnittenen Schuhen sahen sie so typisch echt aus, als hätte der Senat gerade diese beiden Schwestern auserwählt und hingestellt, um gleich dem Fremden, der aus seinem Hotel hier heraustrat, es zu zeigen, wie kernhafte und gute Gestalten unsere Marschlande erzeugen. „Ok Veilchen fin?" so riefen sie einen jeden an, ob er ihr Platt verstand oder nicht. Und wen sie kannten, dem nickten sie zu, so oft er auch vorüberging. Besonders Lena, einst die schönere von den Beiden, die hatte ihre speziellen Günstlinge, denen sie die dunkelrothesten Rosenknospen, die am stärksten duftenden Stephanotis in die Hand drückte oder den Herren selbst ins Knopfloch steckte. Abends im Thaliatheater kam sie quer durch die Vorhalle gelaufen, daß man ihr etwas abkaufen solle. Und wenn man einmal in Eile es versuchen wollte, ohne Blumen ins Haus zu gelangen, so kam sie noch bis auf die Treppe, reichte jedem ihre feucht gewordenen Sträußchen, — sie waren so spät nicht sonderlich frisch mehr und daher etwas viel bespritzt, — und meinte, mit der Bezahlung hätte es ja Zeit, so Zeit genug, bis ein andermal. — Und dann eines Abends gingen wir unaufgehalten ins Theater und es hieß, die Schwestern Lena und Anna Wulff seien binnen einer kurzen Woche beide im Krankenhause verstorben. Seitdem sieht man wohl hier und da noch Vierländerinnen in den Straßen, die Rosen, Kornblumen und zu den Renntagen die Glückshände aus getrockneten Orchiswurzeln — Alraunen — feilhalten. Im Allgemeinen aber gilt der Stand der Blumenverkäuferinnen und ihr Ruf nicht für gut genug mehr, daß ihn so eine ehrenfeste Tochter der Marschen gern auf sich nähme. Bei den Mädchen, die auf Ausstellungen und in den Konzertgärten von St. Pauli oft mit ihrem Blumenkörbchen in Vierländertracht einhergehen, erkennt man bald, wenn man nur etwas näher hinsieht: diese himmelblauen Halstücher und die groben Stickereien, sie sind so unecht wie das zu grelle Roth der Backen und das stereotype Lächeln.

Früh Morgens dagegen trifft man die echten Vierländerinnen von Haus zu Haus gehend, auf den Schultern die hölzerne Trage, an jeder Seite zwei runde Körbe voll Erdbeeren und Kirschen, womöglich ein dritter noch drübergestellt und alle mit großen grünen Kohlblättern gegen die Sonne zugedeckt. Und ein Junge oder Gehülfe, freilich nicht in der Landestracht, kommt hinterdrein noch mit ebenso schwerer Last. Oder sie thronen zu zweien hoch oben auf dem Bock ihres Gemüsewagens, die eine kutschirt selbst, die andere jüngere lehnt sich bequem zurück an die Lehne, die kleinen Füße in den schwarzen Sammetschuhen leicht gekreuzt vor sich hingestreckt. Und die vier leuchtend weißen Aermel und die beiden Paare schwarzer, abstehender Schleifen, die zwei großen gelben Hüte und die ovalen, ruhigen Gesichter darunter, das gibt, wenn der Wagen rasch vorüberfährt, unter dem grünen Laubdach unserer Kastanienalleen, durch das nur leichte Sonnenflecken sie streifend berühren, ein eigenthümlich anheimelndes Bild.

Vielleicht empfindet nur, wer es oft sieht, den Wunsch, von der Heimath der Vierländerinnen etwas mehr zu erfahren. Vielleicht aber haben auch Fremdere Interesse genug an dem fleißigen Marschenvolk, um diesem Versuch einer Schilderung ihres Landes, ihrer Häuser und Kunstwerke einige Theilnahme zu schenken.

Hamburg. Adalbert Meinhardt.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW. Beuthstraße 8.

Nr. 6. Berlin, den 11. November 1899. 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Auf dem südafrikanischen Kriegsschauplatz haben sich neue Ereignisse von großer Bedeutung nicht abgespielt. Es scheint, daß der Kampf vorübergehend zum Stillstand gekommen ist, ohne daß doch die Lage der Engländer sich unmittelbar gebessert hätte. Die Besserung liegt nur darin, daß jetzt allmählich die englischen Verstärkungen eintreffen, und daß damit die englischen Aussichten sich wieder aufhellen können.

Immer deutlicher tritt hervor, daß voraussichtlich die Entscheidung bei dem holländischen Element in Natal und in der Kapkolonie liegt. Dehnt sich über diese weiten Gebiete ein Aufstand aus, der an der Armee von Transvaal und des Oranjefreistaats einen Rückhalt hat, dann beginnt für England ein Kampf unter den allerungünstigsten Umständen. Wichtiger als einzelne kleine Gefechte sind daher die Symptome für die Stimmung der Afrikander in Südafrika, und es scheint, daß immer weitere Gebiete sich den Buren anschließen. Natürlich werden diese aufständischen Bewegungen wesentlich gefördert werden, wenn die Buren noch bald einige bedeutsame Erfolge erringen.

Im Zusammenhang mit diesen fern abliegenden Vorgängen muß nun zwei europäische Ereignisse betrachten; das Kolonialabkommen zwischen England und Deutschland und den Besuch des Czaren in Berlin.

England hat auf die samoanischen Inseln verzichtet; die Vereinigten Staaten erhalten die Insel Tutuila mit dem Hafen Pago-Pago, während das Vereinigte Königreich entschädigt wird mit den Salomon-Inseln Choiseul und Isabel; Deutschland gibt seine Ansprüche auf die Tonga- und Savage-Inseln zu Gunsten Englands auf; das Hinterland von Togo wird zwischen den beiden Mächten fest abgegrenzt, und endlich verzichtet Deutschland auf sein Exterritorialrecht in Zanzibar, insofern die übrigen Nationen das auch thun.

In wirthschaftlicher Beziehung und für unsere politische Stellung ist die Abmachung ohne erhebliche Bedeutung. Aber sie ist erfreulich, weil klare Verhältnisse geschaffen und weil damit Reibungsflächen zwischen England und Deutschland beseitigt worden sind. Vor allem auch freut es uns, daß nunmehr der letzte Anlaß zu einem realen Gegensatz mit den Vereinigten Staaten schwindet. In der Beseitigung unhaltbarer oder schwankender und ihrer Vieldeutigkeit wegen zu Streitigkeiten leicht Anlaß gebender Zustände liegt die praktische Bedeutung des Abkommens. Dazu kommt ein ideeller Gewinn, der dem nationalen Selbstgefühl eine gewisse Befriedigung gewährt. Auch wenn man sich über die Bedeutung von Samoa durchaus keinen Täuschungen hingibt, so bleibt es doch eine Genugthuung, daß wir diese Inseln behalten, auf denen wiederholt deutsches Blut geflossen ist. Es verdient daher volle Anerkennung, daß es dem Grafen Bülow gelungen ist, einen solchen befriedigenden Ausgleich herbeizuführen. Graf von Bülow hat einen neuen Akt verständiger internationaler Politik vollzogen, und da solche Vorsicht, solche kluge Sachlichkeit die Agrarier nicht hoffen läßt, daß Deutschland in einen Konflikt mit dem Ausland gelangt, bei dem vor Allem die Handelsverträge in die Brüche gehen sollen, so ist es nur folgerichtig, daß diese Kreise auch bei dieser Gelegenheit unsere Leiter der Auswärtigen Politik angreifen.

Die Anwesenheit des Czaren an unserem Hofe galt als bedeutsames politisches Ereigniß. Wir glauben nicht,

daß unmittelbare internationale Folgen sich daraus ergeben werden. Allein da Deutschland auf gute Beziehungen zu Rußland mit Recht Werth legt, so ist uns auch diese Kaiserzusammenkunft ein Unterpfand dafür, daß unsere politische Lage eine normale ist. Es gibt heute keine Interessen, die uns in einen Gegensatz zum Czarenreiche bringen müßten, und solange das Schwergewicht unserer internationalen Politik sich noch in Europa befindet, sind freundnachbarliche Gesinnungen am russischen Hofe uns durchaus erwünscht, und sie verdienen erwidert zu werden; dies heißt freilich nicht, daß wir uns für fremde Zwecke in einen offenen Gegensatz zu England hineinziehen lassen sollen; aber wenn wir uns bei etwaigen Auseinandersetzungen zwischen Rußland und Frankreich auf der einen und England auf der anderen Seite auch in unserem eigensten Interesse zunächst neutral verhalten, so schließt dies doch nicht aus, daß diese Neutralität für Rußland eine wohlwollende ist. Ein gutes Verhältniß zwischen Rußland und Deutschland garantirt vor Allem die Ruhe Europas, und ist im Stande, jegliche Abenteuerpolitik irgendwo in der Welt in enge Grenzen einzuschließen.

Herr Schweinburg findet nicht seiner selbst wegen Beachtung, sondern weil er der publizistische Vertrauensmann des Herrn von Miquel stets gewesen ist — ein zweiter Zedlitz Seehandlungs-Angedenkens — und weil er überdies das Bindeglied zwischen den Agrariern und einer Gruppe von Großindustriellen herstellt, die bereit sind, in Bezug auf die Erhöhung der Getreidezölle mit den Großgrundbesitzern Hand in Hand zu gehen. Dieser Herr Schweinburg hat in der Presse laut das ausgesprochen, was aller Welt als die Politik des Agrarierthums bekannt ist.

Bei der letzten Flottenvorlage lautete eine Zeit lang die Parole: „Ohne Kanitz keine Kähne"; noch vor wenigen Wochen stellte sich die „Deutsche Tageszeitung" genau auf diesen Standpunkt, und so plädirte auch Herr Schweinburg für die Annahme der neuen Marineforderungen und versprach als Entschädigung die erwünschte Erhöhung der Getreidezölle. Als Herr Schweinburg genau nach dem bewährten Rezept agrarische Politik weiter trieb, wird er aber plötzlich auf das allerheftigste angegriffen von den Agrariern selbst

Wir sind zwar weit davon entfernt, zu glauben, daß sich im Verlaufe von acht Tagen die agrarische Politik in ihrem Wesen geändert hat; und es entspricht ganz dem Wesen dieser agrarischen Politik, daß sie ihren Patriotismus in einem Mühlendammergeschäft zu bethätigen sucht, bei dem Bewilligungen für die Sicherheit und die internationale Machtstellung Deutschlands zu Erpressungen ausgebeutet werden sollen. Man hat immer im Kreise dieser Stützen von Thron und Altar nach gleichem Grundsatz gehandelt, und dabei bleibt es wohl zunächst auch noch ferner. Aber ein Fortschritt in der politischen Schamhaftigkeit ist es doch, daß dieser Grundsatz, wenn er auch gehegt wird, nicht mehr offen ausgesprochen werden soll.

Diese Entwicklung zu äußerlicher Bethätigung des politischen Anstandes hat Herr Schweinburg nicht rechtzeitig mitgemacht, und so muß er es sich denn von seinen eigenen politischen Freunden grob sagen lassen, daß man sich zu solcher Taktik nicht offen bekennen kann, wobei das stillschweigende Einverständniß natürlich bestehen bleibt, daß auch ferner die Parole so weit möglich zur Anwendung gelange: Ohne Kanitz keine Kähne; das heißt ohne Trinkgelder für die Agrarier nicht einmal Bewilligungen im Interesse der Landesvertheidigung.

Auch für den Mittellandkanal trat ja die Militärverwaltung warm ein, — aber auch hier sagten die Agrarier: Und für uns soll nichts unmittelbar abfallen — dann Nein!

Die Badischen Landtagswahlen haben keine Verschiebungen von Bedeutung gebracht; den Antisemiten ist ihr Ansturm gänzlich mißlungen; sie hatten einen Vertreter, und sie haben von ihren sieben neuen Kandidaten nicht einen durchgebracht. Die National-Liberalen werden 24 Abgeordnete zählen, das Zentrum 22, die Demokraten 7, die Sozialdemokraten 7, dazu 1 Antisemit, 1 Konservativer und 1 Wilder. Das Bild der Kammer bleibt also fast vollkommen das alte, und vor allen fehlt leider der Opposition die Zweidrittelmehrheit, um eine Aenderung des Wahlrechts anbahnen zu können.

In Oesterreich zeigen sich immer neue Symptome der Zersetzung. Die Krawalle gegen Juden und Deutsche in Böhmen und Mähren hören nicht auf, und dazu eine neue, sehr ernste Erscheinung. Bei den Kontrollversammlungen für die Reservisten kommt es zu offener Aufsässigkeit gegen die Offiziere, da die Einberufenen nicht, wie es die Vorschrift verlangt, mit dem deutschen „Hier", sondern in Böhmen czechisch und in Ungarn ungarisch erwidern. Das ist also der Nationalitätenkampf in der Armee, und welche Bedeutung kann die österreichisch-ungarische Armee noch haben, wenn es nicht gelingt, diesen Geist der Aufsässigkeit mit eiserner Hand niederzudrücken. Ist dazu die Kraft und der Wille vorhanden?

Das Ministerium Clary ist anscheinend von guten Absichten geleitet; es will in ruhige und gesicherte Bahnen die staatliche Entwicklung zurückleiten. Der § 14 der Verfassung, der zu absolutistischen Versuchen von dem Ministerium Thun mißbraucht worden ist, soll stricte nach Recht und Sinn ausgelegt werden, — das ist sehr löblich. Und in Anbetracht dieses guten Willens, der sich hiermit zeigt, soll die bange Frage unterdrückt werden: Ist es nicht schon zu spät? Hoffentlich nicht zu spät, sondern nur spät, leider sehr spät.

* * *

Vom Binden und Gebundenwerden.

Du glaubst zu binden und du wirst gebunden. In diese Variante des bekannten mephistofelischen Worts kann die Reichsmarineverwaltung ihre mit dem Flottengesetz von 1898 gemachten Erfahrungen zusammenfassen. Das Septennat sollte den Reichstag für 6 Jahre auf einen Flottenplan festlegen, von dessen zweckmäßiger Begrenzung die Reichsregierung zur Zeit der Bewilligung überzeugt war. Man hielt diesen Plan Seitens der Regierung sogar für so zweckmäßig, daß man glaubte, das Nichtüberschreiten der selbst gesteckten Grenze innerhalb der nächsten 6 Jahre dem Reichstage in sichere Aussicht stellen zu können. Das nannte man damals die gegenseitige Bindung. Durch die in der Vergangenheit abgegebenen Erklärungen fühlt sich die Reichsmarineverwaltung heute, wo eine Erweiterung des Flottenplans vor Ablauf des Septennats ernsthaft in Aussicht genommen ist, genirt. Begreiflicher Weise! Niemand, am wenigsten ein Politiker, gesteht gern zu, daß seine Voraussicht von den Thatsachen überholt ist. Die moralische Bindung, die auch für die Regierung in dem Septennat lag, erschwert ferner die parlamentarische Manövrirfähigkeit beträchtlich.

Unter solchen Umständen ist es zweckmäßig und klug, daß die Reichsregierung — wie von den verschiedensten Seiten gemeldet und bestätigt wird — bei der Flottennovelle den Gedanken einer zeitlichen Bindung fallen gelassen hat. Sie gewinnt damit der Volksvertretung gegenüber von vorn herein eine bessere Position. Nachdem die Bindung für einen Zeitraum von 6 Jahren sich nach Ansicht der Regierung selbst als undurchführbar erwiesen hat, ... es eine recht schwierige Aufgabe gewesen, nun eine Bin[dung] für 16 Jahre zu motiviren; während das Zugestän[dniß] die Bedürfnisse der nächsten Zukunft unterschätzt zu h[aben] mit dem Vorschlage, nunmehr jährlich in Berathun[g mit] dem Reichstage die Bedürfniß- und die Deckungsfrag[e] ... en

zustellen, durchaus vereinbar ist. In dieser Rückkehr zu normalen Budgetgrundsätzen liegt zugleich ein Aufgeben jener etwas kleinlichen Anschauung, als ob die Volksvertretung das für den Schutz des Reiches Erforderliche nicht alljährlich in genügendem Umfange zu ermessen vermöge und in ausreichendem Maße zu bewilligen bereit sei. Gerade eine in voller Entwicklung befindliche Organisation, wie unsere Kriegsflotte, sollte den größten Werth darauf legen, in engster Fühlung mit dem Volkswillen, wie er im Parlament zu Tage tritt, zu stehen. Wenn sie alljährlich einer gründlichen parlamentarischen Kritik unterzogen wird und dieselbe siegreich besteht, so gewinnt sie im Verständniß der Bevölkerung eine weit festere Stellung, als wenn sie nur etwa alle 6 Jahre genöthigt ist, ihre Lebensbedingungen klarzulegen und die Zweckmäßigkeit ihrer Entwickelungspläne zu begründen.

Darf man darnach annehmen, daß die Reichsmarineverwaltung in ihrem eigenen Interesse die Flottennovelle nicht mit einem Sedezennat oder einer anderen dem Septennat ähnlichen „Bindung" verknüpfen wird, so erwächst andererseits die Frage, wie will man die Meinung der Volksvertretung über die in Aussicht genommene Verdoppelung der Schlachtflotte feststellen? Denn wenn auch dem Reichstage in jedem Jahre das Recht gewahrt bleiben soll, einen vorgesehenen Flottenplan zu ändern, seine Ausführung zu verzögern oder zu beschleunigen, die Kosten auf Anleihen und laufende Einnahmen zu vertheilen u. s. w., so wird doch die Reichsregierung sich vergewissern wollen und müssen, ob sie mit ihren Flottenerweiterungsplänen im Allgemeinen bei der Volksvertretung auf Gegenliebe oder auf Widerstand zu rechnen hat. Hat sie einmal, gleichsam grundsätzlich, die Zustimmung der Volksvertretung zu ihren Zukunftsplänen konstatiren können, so kennt sie den Weg, den sie, wenn nichts Besonderes dazwischen kommt, mit einiger Sicherheit für die nächsten Jahre einschlagen kann, und vermag die nöthigen Vorbereitungen für die erhöhten Anforderungen der nächsten Zukunft ebenso zu treffen, wie es die deutschen Privatwerften dann auf eigenes Risiko thun werden.

Die gesetzliche Formel zu finden, um die Meinung der Volksvertretung über die Flottenerweiterungspläne der Regierung in einer Weise zu extrahiren, daß die Regierung sicheren Boden unter den Füßen hat und doch der Reichstag die Möglichkeit behält, alljährlich den Flottenplan nachzuprüfen, sowohl in Bezug auf seine Zweckmäßigkeit im Allgemeinen als auch betreffs des Tempos der Ausführung im Besonderen, das wird allerdings nicht ganz leicht sein.

Man könnte daran denken, den Sollbestand der Flotte gesetzlich neu festzustellen, ohne die Ausführungszeit, wie das im letzten Flottengesetz geschah, zu fixiren. Damit könnte die grundsätzliche Frage, ob innerhalb des Septennats der Flottenplan des letzten Flottengesetzes maßgebend bleiben solle oder schon vor Ablauf des Septennats einem wesentlich erweiterten Flottenplane Platz zu machen habe, im Reichstage wohl zur Entscheidung gebracht werden. Man darf darauf gespannt sein, wie die Flottennovelle die vorstehend skizzirten Schwierigkeiten zu lösen versuchen wird.

Theodor Barth.

Die Welt geht auf.

I.

In den letzten Monaten wurde, wie so oft vorher in der Geschichte der Menschheit, die Frage des bevorstehenden Unterganges der „Welt" oder richtiger gesagt der „Erde" eifrig erörtert. Diesmal war es kein Astrolog, kein auf den Weissagungen der Bibel fußender Prophet, der das nahende Verhängniß verkündigte, sondern der Volksmund behauptete, sich auf das Zeugniß der Wissenschaft berufen zu können. Man sagte, daß der kleine Ball Materie, auf dem das, was wir organisches Leben nennen, erstanden ist, daß dieses Conglomerat von einundsiebzig Elementen, welches so kopflos durch das All dahinrast, am 13. November d. J. mit einem gleichfalls kopflosen siderischen Gesellen kollidiren werde, und zwar mit einem Gesellen, der seine unsinnige Eile bereits früher schwer zu büßen hatte und aus diesem Grunde nun bruchstückweise seine rasende Fahrt fortsetzen muß. Allerdings hat er gewissermaßen zur Entschädigung einen Schweif erhalten, der mit seiner stattlichen Länge von vielen Millionen Kilometern sogar dem Teufel Ehre machen würde. Wer dieser wunderbare Geselle eigentlich ist, weiß Niemand, aber gerade darum hat man ihm einen Namen gegeben. Auf Grund wissenschaftlicher Berechnungen erwartete man im Jahre 1826 das Wiedererscheinen dieses Kometen — denn das ist der Gattungsname, den der lange Kerl besitzt. Man hatte ihn bereits in den Jahren 1772 und 1806 beobachtet und über seine Pracht gestaunt, namentlich aber über den ungeheuren Fall der Sternschnuppen, der sein Erscheinen begleitete. Der österreichische Hauptmann Biela interessirte sich für astronomische Forschungen, und als praktischer Mann stellte er auch seine Untergebenen in den Dienst der Wissenschaft, indem er namentlich den Wachtposten auftrug, den nächtlichen Himmel zu beobachten und bei Eintritt eines ungewöhnlichen Ereignisses sofort Meldung zu erstatten. So kam es, daß in der Nacht des 27. Februar 1826 das Wiedererscheinen des himmlischen Vagabonden militärisch gemeldet wurde, der seitdem unter dem Namen des Biela'schen Kometen bekannt geworden ist.

Die Astronomen widmeten dem Gestirne eingehende Aufmerksamkeit und waren im Stande, ihm auf seinen Irrfahrten während der letzten 1000 Jahre nachzuspüren. Seit dieser Zeit soll er der Erde immer wieder, in der Regel alle 33 Jahre, erschienen sein und hat ohne Zweifel viel Unheil auf seinem durchlöcherten Gewissen. Denn bei einem Kometen ist alles durchlöchert — es ist eine Millionen von Meilen lange, aus Gasen, flüssigen und festen Körpern bestehende Masse, die sich mit ungeheuerer Schnelligkeit in elliptischer Bahn um die Sonne bewegt. Gelegentlich kreuzt er einmal die Bahn der Erde, jedoch nur ein verschwindend kleiner Bruchtheil dieser Milliarden nebeneinander einherrasenden Partikelchen kommt der Erde so nahe, daß die Anziehungskraft derselben zu wirken vermag. Dann ist es aber auch um die betreffenden Theile des Kometen geschehen; sie fallen und fallen durch das All, bis sie in den Kreis der Erdatmosphäre gelangen und den Widerstand derselben erfahren. Nun reiben sie sich an den Bestandtheilen der Luft, erhitzen sich zur Roth- und Weißgluth und verdampfen gewöhnlich längst, bevor sie die Erdkruste erreicht haben. Die civilisirten Menschen weiden sich an dem Schauspiel der „Sternschnuppen", während der Wilde schaudernd in seine Hütte kriecht oder nach Opfern sucht, um den Zorn der Götter zu besänftigen.

Ja! Hätten wir nicht unsere schützende atmosphärische Hülle, so wären wir allerdings berechtigt, dem bevorstehenden Sternschnuppenschauer mit Unbehagen entgegenzusehen. An Stelle des himmlischen Feuerwerkes, an Stelle der phosphorescirenden Gase und kleinen Meteore würden dunkle, große, eisenharte Stücke metallischer Masse auf uns herniedersausen und sich tief in den Körper der Erde eingraben. Die furchtbare Wirkung des modernen Geschosses beruht hauptsächlich auf seiner Geschwindigkeit, vermittelst welcher es einen Theil des Blutes des getroffenen Körpers in Dampf umwandelt und so innerhalb des Organismus eine Art Explosion verursacht. Nun, die Geschwindigkeit des kreisenden Meteorsteines ist etwa ein tausendmal größer als diejenige unserer schnellsten Geschützkugel. Um uns einen Begriff von der dem Meteorsteine innewohnenden Zerstörungskraft zu machen, müssen wir erwägen, daß die Wirkung eines Geschosses nicht etwa im gleichen Verhältnisse mit seiner Geschwindigkeit steht, sondern im Quadrate dieses Verhältnisses. Könnten also die himmlischen Sendboten ebenso ungehindert die Erdkruste erreichen, wie sie die atmo-

sphärenlose Fläche des Mondes bombardiren, so würden sie infolge der größeren Schnelligkeit eine zehntausendfach größere Wirkung üben als unsere schnellsten Geschosse von gleichem Gewichte. Unter diesen Umständen hätte sich auf der Erde überhaupt kein organisches Leben entwickeln können, denn die himmlische Beschießung währt bereits seit vielen Millionen von Jahren Tag und Nacht. Man nimmt an, daß die Atmosphäre der Erde täglich von einer Million „Sternschnuppen“ durchkreuzt wird, bei besonderen Anlässen jedoch — wie z. B. in der Mitte dieses Monats — steigt diese Zahl um das Hundertfache. So dürfen wir uns auch nicht wundern, daß die Erdmasse im Laufe der Zeit durch die fallenden Meteore einen beträchtlichen Zuwachs erhalten hat.

Noch bis vor Kurzem konnte man sich die feurige Erscheinung der Sternschnuppen und Kometen nicht enträthseln, und auch heute noch bleiben uns wichtige Einzelheiten nicht verständlich. Die Unwissenheit ist bekanntlich um eine Erklärung selten verlegen, und so wußte denn auch früher jedes Kind, was heute noch dem größten Forscher verborgen bleibt. „Sternschnuppen sind Engel, die herabsteigen“, oder „Geschosse, welche die guten Geister nach den Bösen werfen“ und Kometen — ja, Kometen sind die unfehlbaren Wahrzeichen der Götter, um den Menschen Unheil und Verderben anzukünden.]

So Mancher mag heute geneigt sein, solchen Glauben als kindisch zu verlachen und dennoch ist er so eng mit der Mythologie, der Religion und dem Volksleben verbunden, daß er auch heute noch in einem so hochstehenden Volke, wie dem deutschen, nach Millionen zählende Anhänger für sich in Anspruch nehmen kann. Da dürfen wir uns denn nicht wundern, wenn aus den Steppen Rußlands die Nachricht kommt, daß die Bewohner ganzer Dorfschaften dem diesjährigen dreizehnten November mit Schrecken entgegensehen, und daß sie sich auf den Untergang der Welt durch den Verkauf ihrer Habe und Gebete vorbereiten.

Die armen, unwissenden russischen Bauern haben damit das Beispiel vieler Generationen nachgeahmt, die allerdings längst in Staub zerfielen und jetzt in Gasform behülflich sind, die zerstörende Kraft der stürzenden Meteore abzulenken. Es ist interessant und lehrreich, auf das Treiben dieser irregeleiteten Millionen zurückzublicken — wohl schon aus dem Grunde, weil die Wissenschaft jetzt mit solchen Riesenschritten Licht über die Erde trägt, daß in Europa die Fabel von dem unmittelbar bevorstehenden Weltuntergange wohl niemals wieder ganze Volksmassen erschrecken wird.

Das erste Beispiel einer großen Volksbewegung, die durch den Glauben an den Weltuntergang heraufbeschworen, berichtet die Geschichte aus der Mitte des zehnten Jahrhunderts. Damals handelte es sich um wichtigere Dinge als Kometen und Meteore: in der Apokalypse war deutlich die Weissagung zu lesen, daß die Welt nach tausend Jahren der Vernichtung anheimgegeben werden würde, um dem „jüngsten Gerichte“ zu verfallen.

Wo solche Autorität zu Grunde lag, war Zweifel ein Verbrechen; auf den Ausweg, daß sich das alttestamentliche Jahr mit dem Jahre der Sonne nicht decke, war man noch nicht gekommen. So entstand denn in allen Ländern Europas eine mächtige Bewegung. Ganze Dörfer wurden niedergerissen; Herren und Knechte, Bürger und Bauern verließen im Jahre 999 die Heimath, um bei Gelegenheit des zweiten Erscheinens des Sohnes Gottes in Jerusalem gegenwärtig zu sein. Was für Entbehrungen und Kämpfe diese bethörten Wanderer ausgestanden haben, wie sie zu Tausenden dem Hunger, der Seuche und dem Räuber erlegen sind, und wie schließlich ein kleiner Bruchtheil in das gelobte Land gelangte, um noch am Ziele elend enttäuscht zu werden und jämmerlich zu Grunde zu gehen, ohne dem Erlöser in das Antlitz geschaut zu haben — das Alles ist der Feder eines Dichters würdig. Gibbon und Voltaire haben dem Thema Beachtung geschenkt, und der Letztere singt:

Lorsque, pendant la nuit, un globe de lumière
S'échappa quelquefois de la voûte de cieux,
Et traça dans sa chûte un long sillon de feux,
La troupe suspendit sa marche solitaire.

Dreihundert Jahre später — um 1345 — trat in ganz Europa eine verheerende Pest auf. Das Sprichwort „Noth lehrt beten“ hat sich auch in der Geschichte der Völker immer wieder bewahrheitet. Auch damals erstanden Propheten, die von Dorf zu Dorf und Stadt zu Stadt zogen, um Buße zu predigen und das Nahen des jüngsten Gerichtes zu verkünden.

Im Juni 1523 überraschten Englische Astrologen ihre Zeitgenossen durch die Kunde, daß die guten und bösen Geister es diesmal auf einen partiellen Weltuntergang abgesehen hätten, der nur die große Stadt London treffen sollte. Am ersten Februar 1524 würde die Themse nicht wieder mit der Ebbe zum Meere zurücktreten, sondern würde ihr Bett verlassen, die ganze Stadt überschwemmen und genau zweitausend Häuser mit sich fortreißen. Das Volk — nicht nur die niederen, sondern auch die höheren Kreise — schenkte dieser Aussage weiser Männer unbedingten Glauben, und ein beträchtlicher Theil der Einwohner Londons floh nach Kent und Essex. Die vermögenden Leute errichteten auf den Hügeln feste Bollwerke und versahen sich mit Proviant und Böten. Ein würdiges Beispiel gab der Abt des Klosters St. Bartholomew; auf einem Hügel des benachbarten Harrow baute er eine Art Arche Noah's, die er jedoch weit besser ausstattete als der alte Herr im alten Testamente. Und nachdem der Bau reichlich mit den Dingen versorgt war, die da gut anzuschauen sind und Zunge und Magen wohl thun, folgte der würdige Abt selbst mit seiner betenden Heerde. Nur ein kleiner Theil der Einwohner blieb in dem Weichbilde der Stadt zurück — aber auch diese Aermsten der Armen oder Kühnsten der Kühnen mieden vorsichtig die Häuser. Sie kampirten auf freien Plätzen und betrachteten mit bebendem Herzen die Fluth, die jetzt im Bette der Themse entlang rollte und das Verderben mit sich bringen sollte. Doch der Fluß kümmerte sich nicht um die Tüfteleien sternkundiger Weisen; er kannte, unvernünftig wie er war, offenbar die Geheimnisse der Natur besser, als die Herren mit den schwarzen Talaren und der faltigen Denkerstirne. Stunde auf Stunde verstrich, ohne daß die Fluth sich geneigt zeigte, ihre Exkursion auf das trockene Land zu unternehmen. Und als am Morgen des zweiten Februar die Sonne den jungen Tag aus dem Schooße der Ewigkeit herbeiführte, trat — ganz wie gewöhnlich — die Ebbe ein, und die zischenden Fluthen zogen sich in das Meer zurück. Die Herren in den Talaren waren jedoch in ihrer Weisheit nicht um eine Erklärung verlegen. Natürlich hatte der Teufel seine Hand im Spiele. Durch seine Tücke war es gekommen, daß sie sich um die Kleinigkeit von einhundert Jahren geirrt hatten — aber darüber konnte kein Zweifel sein, daß die Katastrophe am ersten Februar 1624 eintreten werde. Vorläufig konnte man also wieder an die Arbeit gehen und in Gemüthsruhe seinen Porter weiter trinken.

Hundert Jahre später — 1630 — ergriff der Wahnsinn die Bewohner Mailands — auch hier wieder war es das Schreckgespenst des Höllenfürsten, das unsägliches Elend anrichtete. Es scheint, daß ein altes prophetisches Wort das Volk längst auf ein besonderes Ereigniß vorbereitet hatte, und als sich im Frühjahr die ersten Zeichen der Pest einstellten, glaubte man, der Anfang vom Ende sei gekommen. Die Weisen erklärten, dem Teufel liege daran, zunächst die Brunnen der Stadt zu vergiften. Dieser Teufel des Mittelalters war ein noch viel sonderbarerer Geselle, als der Teufel unserer Tage. Im Laufe der Zeiten hat Herr Satan ein wenig Schliff bekommen, aber damals war er eine ganz merkwürdige Kombination von Stärke und Schwäche, Klugheit und Dummheit. Trotz all' seiner Macht, trotz der Milliarden höllischer Unterthanen konnte er nun einmal ohne armselige alte Weiber und

Männer, ohne Idioten und Bucklige nicht auskommen. Als eines Morgens im April viele Hausthüren Mailands mit blutiger Masse gezeichnet vorgefunden wurden, fand unter Leitung der Priester eine Jagd auf die alten Frauen und Männer statt. Viele Hunderte der bedauernswerthen Geschöpfe endeten unter schrecklichen Qualen auf der Folter, nachdem sie ihre Gemeinschaft mit dem Satan eingestanden. Einige wurden von dem wüthenden Volkshaufen lebendigen Leibes zerrissen.

Im Jahre 1736 hatten es die himmlischen oder höllischen Mächte abermals auf London abgesehen. Nach der Prophezeiung eines gewissen Whiston sollte sich am 13. Oktober plötzlich die Erde aufthun — Feuer und Blitz sollte vom Himmel fahren, um die Stadt zu verschlingen und zu vernichten. Auch diese Ankündigung, die jedenfalls mit dem Meteor-Schauer zur Herbstzeit zusammenhing, fand im Volke einen so festen Glauben, daß gerade wie 200 Jahre vorher eine allgemeine Auswanderung stattfand. Die umliegenden Hügel bedeckten sich mit Zelten und Wagen, in denen viele Tausende betend und Hymnen singend kampirten. Oliver Swift hat unter dem Titel „A true and faithful narrative of what passed in London on a rumour of the day of judgement“ einen satirischen Bericht über diesen Exodus veröffentlicht.

Fünfundzwanzig Jahre später (1761) schreckten zwei Erdstöße am 8. Februar und 8. März die Bewohner Londons. Die Naturerscheinung erregte die Einwohner auf das Heftigste, und ein Leibgardist, Namens Bell, wurde wahnsinnig. Wie das in solchen Fällen nicht selten passirt, ging er zunächst unter die Propheten und predigte, daß die Welt am 5. April untergehen werde. Da die Frist, die der Menschheit noch vergönnt war, eine recht kurze war — kaum vier Wochen — wurde das Volk weit über die Grenzen Londons hinaus von einer ungeheuren Angst ergriffen. Abermals verließen viele Tausende die Stadt, um auf den Hügeln zu kampiren. Warum man sich auf freiem Felde sicherer glaubte, da ja doch das Verhängniß diesmal über die ganze Welt hereinbrechen sollte, ist nicht recht verständlich — genug, man entfloh den engen Gassen und wagte sich erst volle acht Tage nach dem Verlaufe des verhängnißvollen Termins in die Stadt zurück. Der Prophet Bell starb bald darauf als Tobsüchtiger.

Aber auch eine englische Henne ist einmal unter die Propheten gegangen und zwar erst vor verhältnißmäßig kurzer Zeit. Am Anfange unseres Jahrhunderts, nämlich im Jahre 1806, begann plötzlich eine gackernde Henne in Leeds Eier zu legen, die die Aufschrift trugen: „Christ is coming“. Solch ein Naturwunder konnte nicht ohne Einfluß auf die fromme Bevölkerung bleiben. Die Kirchen füllten sich mit Betenden, die ihre bürgerliche Beschäftigung vernachlässigten, das Singen und Predigen und Bußethun hörte gar nicht mehr auf, bis die Henne, die natürlich in den Geruch eines heiligen Geschöpfes gekommen war, in höchst prosaischer Weise entlarvt wurde. Es stellte sich heraus, daß einige rohe Gesellen dem armen Thiere die wunderbaren Eier, die nachher schleunigst gelegt wurden, in den Körper gezwängt hatten.

Gewiß ist es in hohem Grade charakteristisch, daß hauptsächlich die englische Geschichte derartige Fälle des durch Aberglauben, Unwissenheit und krankhafte Religiosität erregten Volkswahnsinns aufweist. Bis in unsere Zeit hinein, ja, auch heute noch durchziehen methodistische Geistliche das Land, um auf Grund irgend einer biblischen Weissagung das Ende der Welt und das zweite Nahen des Sohnes Gottes zu verkünden. Schreiber dieser Zeilen ist vor etwa sechs Jahren selbst Zeuge einer Aufregung gewesen, die sich in Folge derartiger, sogar mit magischen Laternen illustrirter Predigten der guten Stadt Winchester bemächtigte.

Aber auch die deutsche Geschichte weist — wenn auch in weit geringerem Grade — ähnliche Beispiele dafür auf, daß sich beträchtliche Theile des Volks für den Untergang „der Welt“ vorbereiteten. Noch in neuerer Zeit, und zwar im Jahre 1832, nahm Deutschland an der Bewegung regen Antheil, die damals in Folge des Erscheinens des Kometen Biela ganz Europa ergriff.

Wenn auch das Sprichwort „Wo Rauch ist, da ist Feuer“ auf die Erscheinungen des Volkslebens nicht immer Anwendung finden kann, so liegt dem Glauben an den Untergang unseres Planetensystems doch thatsächliche Berechtigung zu Grunde, nur daß dieser Uebergang kein plötzlicher sein wird, sondern sich durch Milliarden von Jahren vollzieht und schließlich eintreten wird, nachdem die Existenz allen organischen Lebens längst aufgehört hat.

Die Verhältnisse lassen sich in ein paar Worten wiedergeben.

Unser Planetensystem hängt ganz und gar von den Einflüssen der Sonne ab. Durch ihre Anziehungskraft werden wir in bestimmten Bahnen gehalten; durch ihre Wärme wird das Leben auf unserer Erde erzeugt. Aber ebenso wie auch die größte Stearinkerze schließlich zu Ende brennt, muß sich die Leuchtkraft der Sonne erschöpfen, obgleich es mit dieser Leuchtkraft eine ganz besondere Bewandtniß hat. Bis vor kurzer Zeit ist es eins der wunderbarsten Räthsel der Natur gewesen, daß die Sonne nicht längst als ein Aschenhaufen in sich zusammen gesunken. Bestände die Sonne aus Kohle, so würden ein paar Tausend Jahre genügen, um sie bei der ihr eigenen Lichtausgabe vollständig zu erschöpfen. Nun aber können wir aus den Versteinerungen lesen, daß die Sonne seit Millionen von Jahren der Erde Licht und Wärme gespendet hat, daß sie also tausendmal mehr geleistet hat, als ein gleich großer Kohlenhaufen leisten könnte. Und dennoch zeigt sie bisher keine Erschöpfung und wird auch, wie wir mit Bestimmtheit voraussagen können, noch Millionen von Jahren ihre Arbeit weiter verrichten. Die Lösung dieses Räthsels ist das Verdienst des großen Helmholtz, der bewies, daß die Ausstrahlung der Sonne eine Verkleinerung des Volumens zur Folge hat, und daß diese Verkleinerung an und für sich Wärme erzeugt, also den Ersatz für die ausgestrahlte Wärme bietet. Sobald jedoch einmal der Sonnenkörper sich genügend verdichtet hat, d. h. bis zu einem gewissen Grade erkaltet ist, dann stirbt auf unserer Erde zunächst das organische Leben ab und eine schließliche Wiedervereinigung mit dem Sonnenkörper ist durchaus wahrscheinlich.

Doch selbst wenn dieser Fall nicht eintreten würde, so drohen unserer Erde von anderer Seite Gefahren: sie kann ertrinken oder verdursten. In Folge der nie rastenden Thätigkeit der Flüsse und Meere tritt immer mehr ein Ausgleich der Höhen und Tiefen ein, so daß eine Zeit kommen muß — vorausgesetzt, daß die Erde nicht vorher „erfriert“ oder in der Sonne verbrennt —, wo die Erde ein einziges Hochplateau bilden würde, das dann in seiner ganzen Ausdehnung vom Wasser bedeckt wäre. Oder aber das Gegentheil kann eintreten: das Wasser löst sich in seine Bestandtheile Wasserstoff und Sauerstoff auf und bildet mit anderen Elementen feste Verbindungen. Thatsächlich gehen alle diese Zerstörungswerke Hand in Hand — sie rasten keinen Augenblick und müssen nothwendiger Weise zum Untergang unseres Planeten führen, der dann erfroren, ertrunken oder verdurstet in der Sonne den Flammentod sterben wird, um — dessen können wir gewiß sein — gleich dem Phönix schöner aus der Asche zu erstehen

Jedoch sind wir von diesem Zeitpunkte, den die nordische Mythologie als „Götterdämmerung“ verherrlicht, noch weit entfernt. Am Ende unseres Jahrhunderts, in welchem das eigentliche Leben des Menschengeschlechtes überhaupt erst beginnt, haben wir allen Grund, der Sonne, der Spenderin des Lichtes und des Lebens, frohlockend entgegen zu jubeln. Die in Noth und Elend schmachtende Menschheit vergangener Zeiten konnte sich eine Besserung der Lage nur mit dem völligen Ruine der alten Mutter Erde verknüpft denken. Aber wir wissen es besser. Bevor die Naturkräfte das Menschengeschlecht zu vernichten vermögen, wird sie der

menschliche Geist in das Joch spannen, um bessere Arbeit zu verrichten und Werke ungeahnter Kraft zu schaffen.

Für uns geht die Welt auf, nicht unter. Und was wir von der aufgehenden Welt zu erwarten haben, soll uns in einer weiteren Betrachtung beschäftigen.

Curt Abel-Musgrave.

Die Pflicht der Deutsch-Oesterreicher.

Mit dem Sturze des Ministeriums Thun ist eine Epoche abgeschlossen, die zu den traurigsten in der Geschichte des deutsch-österreichischen Volkes und des österreichischen Staates gehört. Des deutsch-österreichischen Volkes, weil das einflußreichste Mitglied des Kabinets die Verordnungsgewalt mißbrauchte, um eine ganze Reihe tschechischer Postulate und slovenischer Wünsche zu erfüllen. Des österreichischen Staates, weil die Korrumpirung der politischen Verwaltung und Rechtsprechung nicht mehr gut zu machen sein dürfte. Der Sturz des Ministeriums kam nicht unerwartet, schon seit geraumer Zeit war es ziemlich wahrscheinlich, daß es zu den Todten geworfen werden würde, nachdem es den für Oesterreich so ungünstigen Ausgleich mit Ungarn wenigstens zu einem vorläufigen Abschlusse gebracht hätte. Ueberdies mehrten sich im Laufe des Sommers die Anzeichen, daß die Krone wieder die Deutschen heranziehen wolle. Nun ist dieser Wille dadurch zum sichtbaren Ausdrucke gelangt, daß Fürst Clary, ein als entschieden deutschgesinnt bekannter Kavalier zum Leiter eines allerdings nur provisorischen Beamtenministeriums berufen wurde, dem die Aufgabe oblag, die Sprachenverordnungen zu beseitigen, die den Ausgangspunkt der deutschen Obstruktion gebildet hatten.

Aeußerlich betrachtet, schließt also die Periode mit einem entschiedenen Erfolge der Deutschen ab. Die Frage besteht nur, ob dieser Erfolg der Beginn eines vollständigen Systemwechsels ist, oder ob er sich nur als Verlegenheitsprodukt darstellt, etwa die Delegationswahlen unter Dach zu bringen und auf die hochgehenden Wellen politischer Erregung unter den Deutschen einmal ein paar Tropfen glättenden Oeles zu gießen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die letztere Auffassung die richtigere ist, und es ist daher vollkommen in der Sachlage begründet, daß die deutschen Parteien mißtrauisch sind und eine zuwartende Stellung einnehmen. Was zu dieser Auffassung führt, ist nicht allein der äußerliche Umstand, daß zuerst Fürst Alfred Liechtenstein mit der Bildung des Ministeriums betraut wurde, der kaum als Vertreter des österreichischen Deutschthums aufzufassen ist, sondern vor allem ein Grund psychologischer Natur. Es ist nicht anzunehmen, daß Kreise, die durch zwanzig Jahre bewußt antideutsche Politik gemacht haben, sei es, weil sie fürchteten, daß das aufblühende Deutsche Reich eine Anziehungskraft auf die Deutsch-Oesterreicher ausüben könnte, sei es, weil ihnen das deutsche Bürgerthum mit Recht als Verfechter des Parlamentarismus und der Beschränkung absoluter Fürstenmacht erschien, nun plötzlich ihre Politik ändern wollten. Und zwar umsoweniger, als die Obstruktion der Deutschen diese Kreise gewiß nicht sympathisch berührte.

Aber selbst wenn wirklich an maßgebender Stelle ein Umschwung der Meinungen eingetreten sein sollte, so dürfte dies die Deutschen aus ihrer Vertheidigungsstellung nicht herauslocken. Denn mag man es bedauern oder nicht, darüber kann kein Zweifel herrschen, daß die Zeiten, in welchen Oesterreich von den Deutschen centralistisch regiert werden konnte, vorüber sind. Noch vor wenigen Dezennien konnten deutsch-liberale Abgeordnete Mährens, Schlesiens oder der Alpenländer auch die Stimmen slavischer Bürger oder Bauern auf sich vereinigen, während diese jetzt Abgeordnete in Klubs entsenden, in denen der nationale Gedanke den Unterschied in den politischen Anschauungen der einzelnen Mitglieder zurücktreten läßt. Und mit dem wachsenden Nationalgefühle und den verschiedenen Erfolgen während der letzten zwanzig Jahre sind die Ansprüche der slavischen Nationen in einer Weise gewachsen, daß für die Deutschen nur die Möglichkeit einer vorübergehenden Koalition, nicht aber die eines dauernden Zusammenwirkens mit ihnen möglich ist. Auf solche Koalitionen wären aber die Deutsch-Oesterreicher angewiesen, selbst wenn es ihnen gelänge, alle politischen Differenzen unter einander auszugleichen.

Das unmittelbar Schwerwiegendste aber ist, daß auch die österreichische Bureaukratie zersetzt ist und kein einheitliches Gepräge mehr zeigt. Nicht als ob die Bureaukratie sich früher ausschließlich aus den Kreisen der Deutschen rekrutirt hätte. Im Gegentheil, es fehlte gerade zu der Zeit, von der man am ehesten als von einer Zeit der Germanisation sprechen könnte, zur Zeit des Absolutismus, nicht an zahlreichen nichtdeutschen Elementen in derselben. Diese aber fühlten sich in allererster Reihe als österreichische Beamte, die zu ihrem Amte als Fachleute berufen wurden und nicht, weil sie entschiedene Parteigänger waren, von denen man eine Beeinflussung oder doch Kontrolle der Verwaltung im Sinne nationaler oder staatsrechtlicher Ansprüche erwartete. Heute ist aber nicht nur das österreichische Beamtenthum zersetzt, auch die Einheit der Verwaltung ist in voller Auflösung begriffen. Die Berücksichtigung der einzelnen Sprachen mußte dahin führen, in den Ministerien und bei den höchsten Gerichten an Stelle der Fachreferate Länderreferate beziehungsweise Sprachsenate treten zu lassen, die untereinander nur lose Beziehungen haben. Auf diese Weise wurde schon vor Jahren Galizien von der einheitlichen Verwaltung Oesterreichs ausgeschlossen, nicht gerade zum Vortheil des Landes, wie die verschiedenen skandalösen Vorgänge daselbst beweisen. Nunmehr wird sich die Verwaltung der übrigen Länder und Ländergruppen in ähnlicher Weise differenziren.

Die Entwicklung Oesterreichs scheint also zum Föderalismus zu führen. Dies ganz besonders, seitdem auch die Deutschen Oesterreichs es in dem Maße, als sie in dem Reichsrathe majorisirt werden, aufgegeben haben, unbedingte Vorkämpfer der Reichseinheit zu sein. Wer die Geschichte der deutsch-nationalen Bewegung in Oesterreich kennt, weiß, daß die Lostrennung von Ungarn und Galizien ein alter Punkt des Programms ist. Auch das sogenannte Pfingstprogramm trägt föderalistische Gesichtszüge. Man wird daher sagen können, daß die ganze Frage der nächsten Entwicklung eigentlich nur die ist, zu wessen Gunsten föderalisirt werden soll. Soll das Königreich Böhmen wiederauferstehen, in dem sechs Millionen Tschechen über drei Millionen Deutsche herrschen, oder soll der deutsche Theil Böhmens ein eigener Selbstverwaltungskörper werden, in dem ein wanderndes tschechisches Proletariat der Unterstützung seiner Stammesgenossen entbehrte? Soll in Steiermark die vorwiegend slovenische Bevölkerung des Unterlandes majorisirt werden oder sollen die deutschen Großgrundbesitzer, Fabrikanten und Kaufleute dieses letzteren der Gnade der slovenischen Geistlichkeit, Kleinbauern und Proletarier ausgeliefert werden? Es sind dies Fragen, die sich schwer in einer beide Theile befriedigenden Weise beantworten lassen, um so weniger, als es sich hier, wie jedermann, der politisch denken kann, weiß, nicht um Rechts-, sondern um Machtfragen handelt.

Eine Beseitigung der österreichischen Nationalitätenkämpfe ist also, so nützlich es an sich ist, die Streitenden möglichst auseinander zu halten, auch durch Föderalisirung kaum mehr möglich, weil immer der eine oder der andere Theil bei dem Prozesse der Föderalisirung geschädigt werden muß. Dazu kommt, daß die großen wirthschaftlichen und politischen Interessen einer weitgehenden Föderalisirung hinderlich sind. Führt doch z. B. selbst in der Schweiz die Entwicklung, wenn auch langsam, so doch sicher, zu größerer Centralisation. Es wird also bei der durch unfähige und gewissenlose Staatslenker hervorgerufenen allgemeinen Er-

bitterung Zündstoff genug bleiben, um das Reich nicht zur Ruhe kommen zu lassen.

Demokraten und Sozialdemokraten deutscher Zunge pflegen angesichts des österreichischen Nationalitätenhaders auf freie Länder hinzuweisen, in denen die Angehörigen verschiedener Volksstämme friedlich neben einander wohnen. Entsprechend dieser Auffassung hat denn auch der letzte sozialdemokratische Parteitag in Brünn die Föderation freier nationaler Gruppen für die Form erklärt, in der Oesterreich zu neuem Leben erweckt werden könne. Dabei wird freilich übersehen, daß die Schweiz das einzige Land ist, in dem die Gleichberechtigung wenigstens der Franzosen und Deutschen seit geraumer Zeit durchgeführt ist. Der nationale Friede in der Schweiz, der gewiß wesentlich dadurch erleichtert wird, daß die deutsche und französische Sprache Weltsprachen sind, ist das Produkt einer langen historischen Entwicklung und gewährleistet dadurch, daß keine Nation auf Kosten der anderen auf Eroberung ausgeht. Gewiß, es ist auch ganz abstrakt denkbar, daß in einem Staate verschiedene Stämme nebeneinander wohnen, ohne sich zu befehden. Das setzt aber neben Toleranz voraus, daß alle diese Stämme von dem Gefühle einer gewissen Zusammengehörigkeit erfüllt sind, und daß gemeinsame große Ideen die einzelnen Theile beherrschen. Es waren gewiß nicht die Schlechtesten unter der jüngeren Generation, die noch vor wenigen Jahren auch von Oesterreich meinten, daß der Ausbau unserer Institutionen in demokratischer Richtung, daß die Arbeiterbewegung und die durch diese angeregte Sozialreform der Boden für gemeinsames freundliches Zusammenarbeiten der Intelligenz der einzelnen Volksstämme sein könne. Nicht bloß für die Sache freiheitlicher Entwicklung, sondern auch vor Allem für Oesterreich selbst ist es ein Unglück, daß sich diese Hoffnung als Chimäre erwiesen hat. Ein Zusammenarbeiten der deutsch-österreichischen Intelligenz ist unmöglich mit Leuten, die vor keinem Mittel, sei es nun Beugung des Rechts, Nichteinhaltung eingegangener Verpflichtungen, oder Denunciation und Lüge zurückscheuen, wo sie einen Vortheil für ihre Sache erkennen können, und deren Handeln von einem Hauptmotive geleitet wird, dem glühendsten Hasse gegen alles Deutsche innerhalb oder außerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle.

Es hieße die Politik des Selbstmordes betreiben, wenn die Deutschen Oesterreichs unter solchen Umständen irgend etwas anderes als einseitige nationale Politik auf ihre Fahne schreiben würden. Sollen sie nicht ruhmlos untergehen, so müssen sie es aufgeben, sich mit dem Staate Oesterreich zu identifiziren. Sie müssen es aufgeben, immer allein die Kosten der Unterhaltung tragen zu wollen. Sie müssen es endlich einmal von den Slaven lernen, sich die Zustimmung zu gewissen nothwendigen oder wenigstens unvermeidlichen Dingen, wie z. B. jetzt zum ungarischen Ausgleiche durch Zugeständnisse in Gesetzgebung und Verwaltung baar bezahlen zu lassen. Sie werden dabei nicht einmal den Staat wesentlich schädigen, da sie bei dem Schachergeschäfte in der Regel die Mindestfordernden sein werden.

Ja werden denn aber nicht, wenn nun auch die Deutschen bloß nationale Politik machen, die wirthschaftlichen Verhältnisse darunter leiden? Gewiß; aber wo hat ein lebenskräftiges Volk, dem der Kampf um seine Existenz aufgenöthigt wird, je darnach gefragt, wie der Existenzkampf Dividende, Handelsbilanz, Wechselkurs und Währung beeinflussen würde? Erst in den letzten Tagen beweist ein kleines heldenmüthiges Kolonistenvolk, daß es alles einzusetzen weiß, wo seine Existenz auf dem Spiele steht. Sollen wirklich Rücksichten auf materielles Wohl die Energie der Deutsch-Oesterreicher lähmen, dann allerdings verdienten sie nicht mehr, als zur Schlachtbank geführt zu werden.

Leidet denn aber nicht auch der österreichische Staat unter den nationalen Wirren? Ohne Zweifel. Aber wie sich die Dinge auch in Zukunft gestalten mögen, die Deutschen in Oesterreich haben die Beruhigung, daß sie es nicht waren, die den nationalen Hader begonnen haben, daß sie es nicht waren, die sich leichtfertig über Gesetz und Recht hinausgesetzt haben, die das Fundament eines geordneten Staatswesens bilden. War es ihre Aufgabe, der nationalen Idee andere Ideen gegenüberzustellen und angesichts großer ideeller und materieller Interessen auf einen Ausgleich der nationalen Gegensätze hinzuarbeiten? Die Deutschen waren es nicht und sind es auch heute noch nicht, die den Zerfall der Monarchie herbeiwünschen, und es hat langer schmerzlicher Erfahrungen bedurft, um in ihnen nationale Empfindungen wachzurufen. Aber besinnen wir Deutsche uns jetzt unserer selbst, seien wir nicht päpstlicher als der Papst und überlassen wir die Sorge um die Erhaltung Oesterreichs als Großstaat oder Oesterreichs überhaupt jenen Kreisen, die mit dessen Untergange Alles zu verlieren haben.

Eichberg. Michael Hainisch.

Delagoa-Bay.

Die Delagoa-Bay verdankt ihre große kommerzielle und gegenwärtig auch strategische Bedeutung zwei wichtigen Thatsachen: erstens ist sie der nächste Hafen für die Goldfelder von Transvaal und zweitens ist sie der bei Weitem beste natürliche Hafen in ganz Südafrika. Diese beiden Vortheile werden allerdings dadurch neutralisirt, daß die Delagoa-Bay unter portugiesischer Herrschaft steht. Dieselbe wirkt so abschreckend, daß, wie ich dies bei meinem letzten Besuche daselbst, im Jahre 1896, feststellen konnte, sehr viele Kaufleute es vorziehen, über eine längere Route, nämlich via Durban durch Natal ihre Waaren zu senden. Der Weg über die Delagoa-Bay war wegen der räuberischen oder wenigstens sehr nachlässigen Behandlung der Güter für sie mit so viel mehr Risiko verknüpft, daß die Vortheile der größeren Nähe des Hafens dadurch völlig aufgewogen wurden. Ich hatte bei dem Anblick dieser Wirthschaft in der Delagoa-Bay das Gefühl, daß selbst ein gewaltsamer Ueberfall im Stile des Jameson'schen Zuges von dem orthodoxesten Humanitätsfreunde willkommen geheißen werden würde, wenn er nur zu dem Erfolge führte, die gegenwärtige Mißwirthschaft daselbst zu beseitigen, und an ihrer Statt die Regierung irgend einer respektablen Klasse von Weißen zu setzen.

Hier nur ein Paar kleine Beispiele von dem, was ich mit eigenen Augen gesehen habe. Bei der Ankunft in diesem prachtvollen Hafen warfen wir in der Bay Anker und wurden in Ruderbooten ans Land befördert. Privatgesellschaften haben immer wieder um die Erlaubniß nachgesucht, auf ihre eigenen Kosten Landungsplätze errichten zu dürfen, wo Schiffe mit Bequemlichkeit laden und löschen könnten. Aber dieses ebenso praktische wie philantropische Verlangen war immer wieder abgelehnt worden, weil es die Beamten um ein Mittel gebracht hätte, sich von den Kaufleuten bestechen zu lassen. Mein Weg von der Landungsstelle bis in die eigentliche Stadt führte durch eine Ansammlung von Waaren, die den Eindruck machten, als ob sie in aller Eile vor einem großen Feuer oder einem anderen Unglück gerettet worden seien. Kisten waren zerschmettert und Waaren, die schlechterdings nicht zusammen gehörten, lagen kunterbunt durcheinander. Verzweifelte Kaufleute und Agenten wanderten zwischen diesen Ruinen einer werthvollen Schiffsladung umher und suchten nach jenen Kaufmannsgütern, für welche sie die Ladescheine in der Hand hielten. Hier lag ein Sack mit Leim, darunter ein Sack mit Reis, — ihr Inhalt war dermaßen mit einander verbunden, daß selbst ein Straußenmagen davor zurückgeschreckt sein würde. Sehr künstliche elektrische Maschinen, die für eine Johannesburger Mine bestimmt waren, lagen in der offenen Luft umhergestreut, während im Sande zahlreiche Bolzen und sonstige Maschinentheile sich herumtrieben

die ganz werthlos geworden waren für die Männer mit Kapital und Intelligenz, welche vergeblich an der Endstation der Eisenbahn auf ihre Ankunft harrten. Syrupfässer waren leck geworden, ihr Inhalt träufelte auf Colli, welche die Bezeichnung trugen: „Trocken zu halten!“ Sämaschinen, Schreibmaschinen, Kirchenharmoniums, wollene Decken, Möbel und Zinnwaaren, — alles war der freien Luft, dem Regen und den Dieben innerhalb und außerhalb der Verwaltung ausgesetzt.

Keine Zeitung erscheint in diesem herrlichen Platze. Aus begreiflichen Gründen! Sagte sie die Wahrheit, so würde der Gouverneur den Herausgeber sofort ins Gefängniß spediren; würde sie aber den skandalösen Zustand der Dinge nicht diskutiren, so könnte sie nicht auf Abonnements und Annoncen bei den einzigen Leuten rechnen, die geneigt wären, eine Zeitung zu halten.

Die Delagoa-Bay ist zur Zeit ein verpesteter Platz, und das ist im Wesentlichen die Folge der schlechten Verwaltung. Durban in Natal war kaum weniger ungesund, bevor England die Sümpfe entwässerte und die Sanirung des ganzen Platzes vornahm. Das portugiesische Regiment aber hat nichts für die Kolonie gethan, es sei denn das, was auch eine Bande Piraten und obendrein sehr kurzsichtiger Piraten gethan haben würde. Die Eingeborenen werden durch den Verkauf von Feuerwasser demoralisirt, und die Regierung begünstigt das noch, weil es ihr eine gewisse Summe sicherer Einnahmen zuführt. In Natal habe ich nicht einen betrunkenen Schwarzen gesehen, in Delagoa-Bay klagten alle Arbeitgeber darüber, es sei der Fluch für die Schwarzen, daß sie auf allen Wegen, die zur Arbeit führen, schlechten Rum bekommen könnten. Der Schwarze ist ein Kind in Mannsgestalt, und während er bereitwillig einem Gesetz zustimmen würde, das den Verkauf starker Getränke verbietet, so ist er doch gänzlich unfähig, der Versuchung zu widerstehen, und er wird keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um sich zu betrinken, wenn der Alkohol ihm in bequemer Weise zugänglich gemacht wird.

In der Delagoa Bay befindet sich natürlich ein portugiesischer Gouverneur, ein Fort und ein Heer von kleinen Beamten, meist Negermischlingen. Man zeigte mir Karten der Kolonie, auf denen sich glänzende Parks, breite Wege, Quais, große Plätze und anderes Beiwerk einer Metropole befanden. Nichts von alledem existirte in Wirklichkeit, mit Ausnahme jenes offiziellen Papiers, das für das Publikum in Lissabon bestimmt war. Im Jahre 1896 habe ich nur schmutzige Straßen und schäbige Häuser wahrgenommen, zwei oder drei erbärmliche Hotels und eine Trinkbude, neben der die kleine militärische Musikbande gelegentlich musizirte. Das nannte man eine Promenade! Oeffentliche Verkehrsmittel irgend einer Art bestanden nicht, nicht einmal eine Jinirikisha. Das britische Konsulat stand in einsamer Höhe oben auf der Klippe, mit einem Ueberblick über Hafen und Fluß; es bildete in der ganzen Umgebung das einzige hoffnungsvolle Element.

Einmal gab es in der Delagoa-Bay einen fortschrittsfreundlichen Gouverneur, der entsetzt war über die Zahl von Schiffsunfällen bei der Einfahrt in den Hafen. Es gelang ihm, sich ein Leuchtschiff zu verschaffen, das den Fahrweg anzeigen sollte. Das war eine so radikale Reform für einen portugiesischen Gouverneur, daß man an seinem Verstande zu zweifeln begann. Es zeigte sich aber, daß er ein sehr nüchterner und kluger Geschäftsmann war; er benutzte das Leuchtschiff am Tage, um Ziegel zu fahren, und verschaffte sich auf diese Weise einen beträchtlichen Zuwachs zu seinem Gehalt. Malitiöse Kritiker wollten wissen, daß er auch während der Nacht das Leuchtschiff für allerlei private Zwecke gebrauchte, aber das wird wohl nur Verleumdung gewesen sein. Die Leute, welche das Leuchtschiff bedienten, erwiesen sich übrigens ihrer Aufgabe so wenig gewachsen, daß sie das Schiff in jeder Nacht an einem anderen Theil der Bay verankerten; die ankommenden Schiffe hatten dieses erratische Licht daher bald mehr zu fürchten, als die Gefahren der Untiefen, und die Folge war, daß mehr Unfälle als je zuvor sich ereigneten.

Die hauptsächlichste Diät in Delagoa-Bay war zu jener Zeit, als ich den Platz kennen lernte, Whisky und Chinin. Jeder Mann, den ich traf, hatte das Küstenfieber oder befand sich gerade in der Zwischenzeit zwischen zwei Anfällen. Natürlich wurde ich von dieser fashionablen Krankheit ebenfalls ergriffen und ich werde noch heute gelegentlich durch Rückfälle an diesen Platz erinnert.

London. Poultney Bigelow.

Die San-José-Schildlaus.

Im Januar 1898 wurde eines Morgens die Welt überrascht durch ein für das Deutsche Reich urplötzlich erlassenes Verbot der Einfuhr frischen amerikanischen Obstes. Es war nämlich auf frischen Birnen, die aus Californien in Deutschland eingeführt worden, ein Insekt, die s. g. San-José-Schildlaus aufgefunden, welches im Stande sein sollte, den Obstbau ganzer Distrikte in kurzer Zeit zu vernichten. Hüben und drüben glaubten Manche in dieser unerwarteten Maßregel das Signal zu einem zwischen dem Deutschen Reiche und den Unionsstaaten entbrennenden Zollkriege befürchten zu müssen. Aber die Reichsregierung hob schon in den nächsten Tagen das ursprünglich erlassene absolute Einfuhrverbot wiederum auf und ließ an dessen Stelle Kontroll-Maßregeln treten, wie sie allerdings wohl berechtigt sein würden, wenn die durch die Einfuhr amerikanischen Obstes drohenden Gefahren wirklich so groß wären, wie man annahm. Von den maßgebenden Kreisen in Amerika wurde auch anerkannt, daß die diesseits getroffenen Anordnungen sich ganz innerhalb der durch die Wahrung der Interessen Deutschlands gezogenen Grenzen bewegten.

Der Staats-Anzeiger brachte einen die ergriffenen Maßregeln rechtfertigenden Artikel, in welchem nach amerikanischen offiziösen Quellen die großen Gefahren dargestellt wurden, welche von diesem gefürchteten Insekte drohten. Nach den in den dortigen Staatslaboratorien gemachten Beobachtungen und angestellten Berechnungen sollte ein einziges Weibchen in einem Sommer eine Nachkommenschaft von mehr als 3 Milliarden Jungen hervorbringen können!

Sachverständige ließen sofort die stärksten Zweifel gegen diese handgreiflichen Uebertreibungen laut werden. Indessen die von Reichswegen getroffene Anordnung, daß eingeführtes frisches Obst erst nach stattgehabter Untersuchung in den freien Verkehr eingeführt werden dürfe, konnte nur Billigung finden. Ebenso erschien es durchaus zweckmäßig, daß in allen Gebieten des Reichs Sachverständige als Kommissare ernannt wurden, denen es obliegt, die erforderlich werdende Untersuchung eingeführten Obstes auf das Vorhandensein jener Schädlinge hin vorzunehmen, sowie überhaupt darüber zu wachen, ob in ihren Bezirken vielleicht die San-José-Schildlaus auf die vorhandenen Kulturen bereits übergegangen sei. Weniger gerechtfertigt erschien das auch jetzt noch bestehende Einfuhrverbot, welches nicht nur auf lebende Pflanzen, sondern auch auf gedörrte Abfälle von Obst und zum Versand benutzte Packmaterialien gelegt ist, da von diesen Gegenständen eine ernstliche Gefahr des Eindringens jenes Insekts in die Gärten und Obstanlagen schwerlich zu befürchten ist.

In Hamburg, wo die Einfuhr amerikanischen Obstes im größten Maßstabe erfolgt, und demgemäß sich die Nothwendigkeit herausstellte, für die Untersuchung der [illegible] Tausende von Tonnen und Kisten eingeführten Obstes [illegible] eignete neue Räumlichkeiten zu beschaffen, gab dieser [illegible] stand dazu Veranlassung, bei der Erweiterung der [illegible] anlagen in dem dortigen Freihafen einen eigenen [illegible] in den größten Dimensionen zu erbauen, welcher

führtes Obst und Südfrüchte aller Art bestimmt ist. Da derselbe mit Heizanlagen versehen wurde, so ist die Benutzung desselben auch zur Winterszeit möglich und hat bereits in großem Umfange stattgefunden. So hat jener Zwischenfall zur schleunigen Herstellung einer dem Handel und Verkehr sehr förderlichen Anlage geführt, die ohne diesen Zwang vielleicht noch lange hätte auf sich warten lassen.

Inzwischen sind nun 1¾ Jahre verflossen seit dem Inkrafttreten der neuen Einfuhrbeschränkung, — und es ist wohl jetzt an der Zeit zuzusehen, wie inzwischen die Verhältnisse sich gestaltet haben.

Da Deutschland im verflossenen Jahre im Ganzen nur eine unter dem Durchschnitt bleibende Obsternte hatte, so war eine sehr starke, nahe an 2 Mill. Doppelzentner reichende Einfuhr von fremdem Obst erforderlich, die sich denn auch dank den getroffenen Einrichtungen ohne allzu große Hindernisse vollzog. Die Konsumenten konnten einigermaßen die in gesundheitlicher Beziehung so wünschenswerthe Verzehrung von Obst und Obsterzeugnissen ohne größere Beschränkung sich gestatten.

Begreiflicher Weise mußte sich die allgemeine Aufmerksamkeit darauf richten, ob denn nun die gefürchtete Schildlaus trotz der angeordneten Vorbeugungsmaßregel, vielleicht vor Erlaß derselben, in den deutschen Obstkulturen bereits Eingang und Verbreitung gefunden hätte. Die von Staatswegen angestellten Kommissare waren deshalb aufgefordert worden, hierüber Bericht zu erstatten.

Es ist nun darnach die erfreuliche Thatsache zu vermelden, daß die San-José-Schildlaus bis jetzt in Deutschland nirgend in den Gärten, oder Obstanlagen aufgefunden worden ist!

Da die San-José-Schildlaus schon seit einer Reihe von Jahren nicht bloß in Californien, sondern auch in den Oststaaten der Union stark verbreitet ist, die sehr bedeutende Einfuhr von Obst aus den Vereinigten Staaten bis zum Februar 1898 in Deutschland aber keinerlei Beschränkung unterworfen war, so hätte ja längst unvermerkt in Deutschland die Einschleppung dieses Insektes erfolgt sein können, wenn die Gefahr der Verbreitung desselben wirklich eine so große und dringende wäre, wie dies offiziös dargestellt wurde.

Aber trotz der eifrigsten Nachforschungen konnte in deutschen Kulturen kein solches Thier aufgefunden werden. Von Wichtigkeit durfte es sicherlich sein, mit diesem Schädlinge nun an **deutschen** Beobachtungsanstalten eine eingehende Prüfung vorzunehmen. Man sah sich also genöthigt, zu diesem Zwecke Beobachtungsmaterial direkt aus Amerika kommen zu lassen. Dreimal wurden im Sommer des Jahres 1898 unter speziellem Dispens des Reichskanzlers solche Sendungen lebender Schildläuse bezogen und unter sorgfältiger Innehaltung der gebotenen Vorsichtsmaßregeln dem physiologischen Institute der landwirthschaftlichen Hochschule in Berlin zur Beobachtung übergeben. Das Ergebniß der hier sorgfältig angestellten Untersuchungen weicht nun so sehr von den seiner Zeit aus Amerika herübergelangten Mittheilungen ab, daß man diese fast als Ausgeburten einer äußerst lebhaften Phantasie anzusehen berechtigt ist. Für etwas Anderes wurden sie freilich von vornherein seitens vieler hiesiger Sachkundiger nicht gehalten.

Professor **Dr. Frank** hat in dem 3. Hefte der Zeitschrift „Gartenflora" als das Ergebniß seiner Beobachtungen hingestellt, daß der wahrscheinliche Sachverhalt folgender sei:

Auch bei der San-José-Schildlaus findet ebenso, wie bei den längst bekannten europäischen Arten, jährlich nur eine Generation statt. Die amerikanischen Beobachter wollten deren 4 bis 5 wahrgenommen haben! **Von einem Weibchen werden wahrscheinlich nur etwa 30 Junge während eines Jahres produzirt.** Die Amerikaner berechneten die mögliche Nachkommenschaft eines einzigen Weibchens in einem Jahre auf mehr als 3000 Millionen!!

Als wahrscheinliche Ursache dieser ungeheuerlichen Berechnung stellt Frank, neben der absolut unanwendbaren Berechnungsweise, den Umstand hin, daß nach den eigenen Mittheilungen der amerikanischen Beobachter die Untersuchung dort mit kaum begreiflicher Oberflächlichkeit und Leichtfertigkeit vorgenommen worden ist.

Auf dem Mitte Oktober d. J. in Dresden abgehaltenen Kongresse deutscher Pomologen und Obstzüchter wurde von dem verdienstvollen Leiter der königlichen Lehranstalt für Obst- und Weinbau zu Geisenheim H. Goethe ein sehr lehrreicher Vortrag über die dem Gartenbau schädlichen verschiedenen Schildlausarten gehalten, der natürlich auch der San-José-Schildlaus ausführlicher Erwähnung that. Es wurde dabei bestätigt, daß dieser Schädling auf deutschen Pflanzungen noch nicht aufgefunden sei, zugleich hervorgehoben, daß wenn derselbe trotz aller Vorsichtsmaßregeln dennoch bei uns Eingang finden sollte, die von ihm drohende Gefahr bei uns nicht so erschreckend groß sein würde, wie dieses von Amerika aus dargestellt werde. Zu dem Ende wurde auf die bereits erprobten Schutzmittel hingewiesen, vermittelst welcher die Geschlechtsgenossen der San-José-Schildlaus bei uns mit Erfolg bekämpft werden.

Da den amerikanischen Berichten augenscheinlich kolossale Uebertreibungen zu Grunde lagen, so hätte man von vornherein doch billiger Weise einige Prüfung derselben vornehmen sollen, wenn sie auch einen offiziösen Charakter trugen, ehe man dieselben in dem amtlichen Reichsanzeiger zum Abdrucke brachte und tiefgreifende Sperrmaßregeln darauf gründete.

Dem Kaiserlichen Gesundheitsamte ist in neuerer Zeit eine „**biologische Abtheilung für Land- und Forstwirthschaft**" angegliedert worden, welcher nun derartige Gegenstände, wie die hier besprochenen, zur Bearbeitung obliegen.

Dem Reichs-Gesundheitsamte ist im Allgemeinen eine ebenso schwierige, wie verantwortliche Aufgabe gestellt, da es weit gehenden Forderungen entsprechen soll und folgenschwere Maßregeln sehr häufig an seine Aussprüche sich knüpfen.

Die Errichtung eines derartigen Instituts im Deutschen Reiche mußte sicherlich von allen Einsichtigen als die erfreuliche Erfüllung einer wichtigen dem Staate obliegenden Kultur-Aufgabe angesehen werden. Und die Autorität dieses Reichsamtes muß eine maßgebende sein. Aber ebenso selbstverständlich ist es, daß auch diese Behörde die Unfehlbarkeit für ihre Aussprüche nicht in Anspruch nehmen kann. Sie wird vielleicht nicht selten in die Lage kommen, Gutachten abgeben zu müssen über Fragen und Verhältnisse, deren wissenschaftliche Bearbeitung noch keineswegs völlig abgeschlossen ist. Die Bedürfnisse des praktischen Lebens erfordern nicht selten eine sofortige Stellungnahme des Staats gegenüber neu auftauchenden, oder zu großer Wichtigkeit plötzlich heranwachsenden Fragen. Es müssen demgemäß von Seiten des Staats alsdann Maßnahmen getroffen werden, für welche die Untersuchungen und Arbeiten des Reichs-Gesundheitsamtes die Grundlage bilden. Stellt sich nun später durch die fortgesetzten eigenen, oder auch durch fremde wissenschaftliche Arbeiten auf dem betreffenden Gebiete heraus, daß die vorläufig festgestellten Ergebnisse der eigenen Untersuchungen, auf welche die von der Regierung angeordneten Maßnahmen sich stützten, einer Korrektur bedürfen, so ist es Recht und Pflicht des Reichs-Gesundheitsamtes, davon in geeigneter Weise der Regierung Mittheilung zu machen. Deren Sache wird es dann sein, in Erwägung zu ziehen, ob die von ihr getroffenen Anordnungen etwa einer Abänderung zu unterziehen seien. Vielleicht ist das praktische Leben bereits mit Anforderungen hervorgetreten, die solche Korrekturen verlangen.

An Beispielen dieser Art fehlt es ja nicht. Es mag nur an die sogenannte **Tuberkulinprobe** erinnert werden, welche für die den Verkehr mit Schlacht- und Zuchtvieh des Auslandes regelnden Bestimmungen die Grundlage abgibt.

Alle diese Anordnungen sind auf der Annahme aufgebaut, daß die Anstellung der Tuberkulinprobe ein sicheres und zuverlässiges Prüfungsmittel für die Gesundheit der in Betracht kommenden Thiere bilde. Es mehren sich aber nun die Stimmen, welche, auf Thatsachen gestützt, die Zuverlässigkeit der Tuberkulinprobe in Zweifel ziehen. Da dürfte denn doch auch wohl die Frage aufzuwerfen sein, ob die auf der Annahme der Unfehlbarkeit jenes Prüfungsmittels angeordneten Maßregeln, welche dem Verkehr so große Erschwerungen auferlegen, in vollem Umfange ferner aufrecht zu erhalten seien.

In Betreff der gegen Einschleppung der San-José-Schildlaus angeordneten Einfuhrverbote möchte es sich wohl ähnlich verhalten. Dieselben wurden doch seiner Zeit angeordnet im Vertrauen auf die Zuverlässigkeit der aus den Vereinigten Staaten hierher gelangten Berichte über die ungeheure Gefährlichkeit jenes Schädlings. Nun sich diese als an ganz gewaltiger Uebertreibung leidend herausgestellt haben, dürfte wohl zu prüfen sein, ob man alle diese Sperrmaßregeln länger aufrecht erhalten soll, welche den Verkehr so sehr belästigen.

Die Kontrolirung und Untersuchung des eingeführten Obstes mag, solange sie in der gegenwärtigen, die Bedürfnisse des Verkehrs berücksichtigenden Form ausgeübt wird, wohl noch bis auf Weiteres aufrecht zu erhalten sein. Aber die Einfuhr-Verbote, welche auf lebende Pflanzen aller Art, Packmaterial, das zu den Obstsendungen gebraucht ist, getrocknete Obst-Abfälle und dergleichen gelegt sind, dürften sich doch wohl inzwischen einerseits als völlig überflüssig, anderseits als unwirksam, aber berechtigte Interessen mannigfach schädigend erwiesen haben. Wenn die Beseitigung oder wesentliche Abänderung dieser Einfuhrbeschränkungen nicht schon früher erfolgen sollte, so müßte diese Frage wenigstens bei den für die Vorbereitung der Handelsverträge angeordneten Berathungen in ernste Erwägung gezogen werden.

Die Erfahrungen aber, die bei Gelegenheit der sogenannten San-José-Schildlaus-Gefahr gemacht worden sind, dürfte sich doch wohl das Reichs-Gesundheitsamt für die Zukunft als warnendes Beispiel vorhalten.

Kiel. W. Seelig.

Zola's Fécondité.

„Was die Geschichtschreiber aus der Vergangenheit machen, das machen die großen Romanschriftsteller aus der Gegenwart" mit anderen Worten: jenen liefert die Vergangenheit, diesen die Gegenwart in ihren Thatsachen den Stoff zur wissenschaftlichen Untersuchung, die, wenn sicher gehandhabt, mit der Unfehlbarkeit eines physiologischen Experiments die Gesetze des geschichtlichen Werdens ergibt. So Taine in der Vorrede seines Buchs „De l'Intelligence".

Der große Romanschriftsteller kann also die Wissenschaft bereichern, er muß nur wissenschaftlich experimentiren lernen? „Nun gut, wir sind der große Romanschriftsteller, lernen wir es." — So, wenn auch nicht dem Wortlaut, wohl aber dem Sinne seines Buches nach, Zola in seinem „Roman Experimental". In dieser lehrreichen Schrift wird nachgewiesen, daß der moderne Roman nicht mehr ein zweckloses Phantasiespiel sei, sondern ein Experiment, zu dem die Erfahrung die Thatsachen schafft, an denen ein Naturgesetz demonstrirt wird. Der neue „Roman à thèse" war also theoretisch begründet, der Roman mit naturwissenschaftlicher These, der an etwas anknüpfte, das Flaubert und besonders Balzac schon angebahnt hatten, ohne es darin freilich zum System zu bringen, an die Jagd nach dem „document humain", den „petits faits". „Ganz kleine, gut gewählte, wichtige, peinlich genau notirte Thatsachen machen heute das Wesen jeder Wissenschaft aus", hatte wiederum Taine gesagt*), und sie braucht auch der „Roman Expérimental", sie sind das Experimentirmaterial, das der Autor in seinem Hirn aufstapelt, in diesem Laboratorium, in dem sich nun die schönsten, unfehlbar immer gelingenden Experimente abspielen, Experimente, die immer die gewünschten Resultate liefern, Resultate, die man merkwürdiger Weise immer schon vorhersagen kann! Da ist z. B. das lange Experiment in 20 Bänden, die Geschichte der Rougon-Macquart, an dem die Gesetze der Vererbung demonstrirt werden, planvoll eingeführt und durchgeführt, aber wenig übersichtlich, weil zu lang; es war eben das Erstlingsexperiment. Man bekommt jedoch mit der Zeit Routine im prompten und übersichtlichen Experimentiren; den Beweis davon liefert Zola's neuestes Werk, „Fécondité".

In diesem dickleibigen Bande, auf dem als Titelvignette am würdigsten die Diana von Ephesus prangen würde, wird nachgewiesen, daß die möglichst große Fruchtbarkeit der Familie allein den französischen Staat vor dem nationalen, sozialen und moralischen Ruin retten kann, dem er infolge der freiwilligen Unterdrückung dieser Fruchtbarkeit unrettbar verfallen muß. Die Art und Weise, wie dieser scheinbare Nachweis mit experimentalem Aplomb an Beispielen geliefert wird, ist bewunderungswürdig, was routinirte Mache anbetrifft.

Zola gehört gewiß nicht zu jenen Schriftstellern, die sich planlos, auf die momentane Eingebung hoffend, wie einst George Sand, an den Schreibtisch setzen und ihren Faden à l'aventure anspinnen. Er ist der erfahrene Webermeister, der mit bewußter Ueberlegung seinen Webstuhl einzurichten versteht, eh er das Schiffchen schwirren läßt. Breit und zweckmäßig ist seine Anlage. Alles gruppirt sich um das Mittelstück, die Familie Froment, die erst nur wie eine kleine Oase inmitten der sie umgebenden Dürre steriler Bourgeoisfamilien blüht, allmählich aber, ein sich ad infinitum ausdehnendes Weizenfeld, das ganze umliegende Terrain ausfüllt und befruchtet. Die Art und Weise wie dieser Prozeß des Gedeihens einerseits mit dem Auflösungsprozeß andererseits beständig Schritt hält, ist ein Muster Zola'scher Kompositionstechnik.

Betrachten wir im Einzelnen, wie hier nachgewiesen wird, daß vorzeitiger physischer, moralischer und sogar pekuniärer Ruin die unvermeidliche Folge der freiwilligen Unfruchtbarkeit ist.

Da ist in erster Linie das Ehepaar Beauchêne. Er, Besitzer einer großen Maschinenfabrik, ein brutaler Genußmensch, dem eine reizlose Frau, deren ganze Zärtlichkeit sich auf den einzigen Sohn Maurice konzentrirt, dem beide Eltern das ungeschmälerte Erbe sichern wollen, den „ehelichen Alkoven" durch übergroße Zurückhaltung schließlich ganz verleidet. Die Folge davon ist, daß er durch ein liederliches Leben mit den gemeinsten Straßendirnen allmählich verkommt und nach dem Tode des Sohnes seine Fabrik in andere Hände übergehen sieht, während seine Frau aus Verzweiflung über den unersetzbaren Verlust ihres Sohnes sich in Rachedurst verzehrt und schließlich so tief sinkt, daß sie zuletzt noch zur Meuchelmörderin wird, — was ihr der Autor durch eine geschickte Verkettung der Umstände allerdings recht bequem macht.

Ein würdiges Pendant zu diesem Ehepaar bilden der Großgrundbesitzer Seguin du Hordel und seine Frau; er eine ebenso brutale männliche Bestie wie Beauchêne, noch eine Nüance widerlicher durch den Firniß einer philosophisch-pessimistischen Weltanschauung, die er ebenso wie seine Frau, eine hypernervöse gemein sinnliche „mondaine", beständig zur Schau trägt, während sie sich gegenseitig den gemeinsten Ausschweifungen hingeben, natürlich mit aller Vorsicht, um ihre Kinderzahl, die Zwei, nicht überschritten zu sehen. Als dennoch ein drittes Kind — man wird in interessantem

*) Vorrede zur „Intelligence".

Zweifel gelassen, woher — erscheint, das die Eifersucht des Gatten entfesselt, ist die Ehe gänzlich zerstört. Die Frau geht mit dem Hausfreund, der Mann mit der Gouvernante ein Verhältniß ein, das in schamlosester Weise im Hause selbst kultivirt wird; er treibt nebenbei tollen Pferdesport, wobei das Vermögen in die Brüche geht, und sie endigt, nachdem sie dem Hausfreund zu alt geworden ist, als frömmelnde Betschwester und Proselytenmacherin im Schoß der Kirche.

Ein drittes Zentrum der freiwilligen Unfruchtbarkeit ist das Ehepaar Morange. Er, Buchhalter bei Beauchêne, ist ein gutmüthiger Troddel, gänzlich unterjocht von seiner Frau, die mit dem Ehrgeiz der „petite bourgeoise" nach einer höheren sozialen Stufe gelangen will. Erreicht soll dies werden durch eine möglichst glänzende und vornehme Partie der einzigen Tochter, der man zu diesem Zweck eine recht imposante Mitgift sichern will, aus welchem Grund man sich nach berühmten Mustern peinlich vor Familienzuwachs in Acht nimmt. Als alle Vorsicht nichts nützt, läßt es der schwachsinnige Gatte zu, daß seine Frau mit Hülfe eines Weibes, das aus dieser Profession Geld schlägt, heimlich das keimende Leben mordet, wobei sie elend zu Grunde geht.

Die nunmehr mutterlose, unbeaufsichtigte Tochter fällt, kaum erwachsen, nach einem heimlichen Fehltritte demselben selbstgewählten Schicksal zum Opfer, verführt durch das Beispiel der grauenhaftesten Hetäre, die Zola je geschaffen, der Baronin von Lowicz die, „eine diabolische Incarnation der unfruchtbaren Lust", nach einer Operation bei einem Arzt, der die Spezialität hat, durch geschickte Handhabung seines Messers alljährlich eine Unzahl von Pariser Weltdamen von der Gefahr der Fruchtbarkeit zu befreien, in Tobsucht endet. — Also unvermeidlicher Ruin innerhalb der Familien, in denen das Leben gewaltsam unterdrückt wird. Quod erat demonstrandum. —

Von diesem eben geschilderten düstern Hintergrund hebt sich nun in den leuchtendsten Farben das fortwährende Gedeihen der Familie Froment ab.

Als technischer Zeichner an der Fabrik seines Vetters Beauchêne, ohne einen Pfennig Privatvermögen, aber bereits mit vier Kindern, so lernen wir Mathieu Froment im Anfang des Buches kennen. Ein Zufall bringt ihn auf die Idee, allmählich ein sumpfiges und steiniges Jagdgebiet in der Nähe von Paris urbar zu machen; er führt den abenteuerlichen Plan aus und reüssirt so glänzend, daß er als steinreicher Großgrundbesitzer endet, nachdem er — Zola möchte uns am liebsten glauben machen weil er — eine Nachkommenschaft von 12 Kindern in die Welt gesetzt hat, die sich noch zu seinen Lebzeiten bis nach Afrika hinein verzweigt. — Absicht und Zweck der Fabel liegen auf der Hand: diese Froment's, das sind Zola's Zuchtkaninchen, die seine Phantasie auf die möglichst fette Weide führt. Da sitzen sie nun, das saftigste Futter wächst ihnen beständig in den Mund, die Sonne wärmt ihnen das Fell, hie und da geht auch eines einmal kaput, doch ist ja alle Augenblick ein neuer Wurf zu erwarten, und der vergnügte Züchter steht strahlend, händereibend davor und lädt uns Zuschauer an allen Details der interessanten Fortpflanzungsthätigkeit der lieben, fidelen Thierchen, — denn das sind sie wirklich! — Theil nehmen, wobei er dann ab und zu in Extase ausruft: „Sie schaffen, zeugen, gebären! Immer wieder ein neues Karnickel, eine neue Kraft, eine neue Hoffnung, eine neue Zukunft, sie sind das Heil der Welt!" —

Nun stellt man sich aber am Ende des Buches natürlich die Frage: Beweist dies Alles eigentlich etwas? Bewiesen werden soll ja wohl im Roman experimental. Zudem hat man, nachdem man sich durch diesen dicken Band durchgequält hat, bei dem die Poesie ihre Rechnung ganz gewiß nicht findet, auch das verzeihliche Bedürfniß, nun dafür wenigstens sonst etwas Reelles davon zu tragen, die Ueberzeugung von der angeblich neuen Wahrheit, die hier bis zum Ueberdruß beständig im Prophetenton ausposaunt wird, aber vor allem die Ueberzeugung von der Ehrlichkeit des Experiments, das uns hier vorgemacht wurde. Es soll auch Scheinexperimente geben. Prüfen wir einmal darauf hin Zola's eigene, von ihm selbst beständig so angepriesene Experimentirmethode an dem Roman selbst.

Es soll also nachgewiesen werden, daß die freiwillige Unfruchtbarkeit unvermeidlich den Ruin der Familie und des Einzelnen herbeiführt. Nun häuft aber der Autor auf die Familien, an denen uns das vordemonstrirt werden soll, außerdem noch so viele andere verderbenzeugende Faktoren, daß man mit dem besten Willen nicht einsehen kann, warum sie nun gerade an ihrer Unfruchtbarkeit zu Grunde gehen sollen. Séguin und Beauchêne, die bestialischen Genußmenschen, würden sich und die Ihrigen ebenso ins Verderben reißen, wenn sie jedes zwölf statt eins und zwei Kinder hätten, und an Morange's Unglück ist seine Schwäche, seine angeborene Degenerirtheit, die ihn auch als Vater von mehreren Kindern zum Idioten gemacht hätte und nicht seine „ehliche Unterschlagung" schuld. Hier liegt sogar der boshafte Einwurf sehr nah: hätte es der gute Mann überhaupt zur Meisterschaft gebracht in dieser „fraude", so hätte seine Frau nicht sterben müssen und seine Tochter wäre unter mütterlicher Aufsicht erhalten geblieben. Wenn nun aber gar bloße Zufälligkeiten, wie plötzliche Sports, oder Vermögensverluste, oder vollends Todesfälle ins Treffen geführt werden, um den Ruin der freiwillig Unfruchtbaren zu beschleunigen, so liegt das experimentale Scheinverfahren auf der Hand. Das schlagendste Beispiel dafür ist das Ehepaar Angelin: diese Unglücklichen, die in den ersten Ehejahren aus Verliebtheit das Kind vermeiden und dieses Versäumniß in späteren Jahren trotz besten Willens nicht mehr gut machen können, erliegen nun, nur weil Zola auch an ihnen ein Exempel statuiren will, folgendem Schicksal: sie verlieren ihr Vermögen — damit werden übrigens summarisch durch die Bank mit wahrhaft schulmeisterlicher Pedanterie alle „Unfruchtbaren" gezüchtigt — dazu muß er noch erblinden und sie einem Raubmord zum Opfer fallen, lauter Dinge, die man nur schwer oder gar nicht in kausalen Zusammenhang mit ihrer Kinderlosigkeit bringen kann.

Daß auch die Belege zum Axiom vom unausbleiblichen Segen der Fruchtbarkeit künstlich herbeigeführt und unhaltbar sind, braucht nicht erst nachgewiesen zu werden. Das phänomenale Glück der Familie Froment, das man dem guten Jungen von Ehemann, der das Zeug zum deutschen Landpastor hat, und seiner Frau, der liebenswürdigen, strammen Milchkuh, von Herzen gönnt, beweist nichts, als daß es wohl möglich und denkbar ist, daß Gesundheit, Fruchtbarkeit und Glück — die schöne irdische Dreieinigkeit in Zola's Evangelium — einmal eine Familie mit ihrem Glorienschein umstrahlen. Das Schopenhauer'sche Wort fällt einem dabei unwillkürlich ein: „Es muß wohl manchmal unter tausend Menschenleben eines als vollkommen gelungen bezeichnet werden können, damit es den vielen Unglücklichen, die an dieser Existenz verzweifeln, zuweilen als Köder hingeworfen werden kann, der sie von neuem an das Leben fesselt." Daß Zola es an der Zeit fand, vor Beginn des neuen Jahrhunderts seinen verlockenden Köder auszuwerfen, ist eine interessante Thatsache, wird späteren Zeiten einmal eben so interessante Aufschlüsse über unser fin de siècle geben wie uns heute das Naturevangelium Rousseau's über das vorige.

Vielleicht wird man in 100 Jahren Zola nur noch vom soziologischen Standpunkt aus einer eingehenden Betrachtung würdigen, Zola, den breiten Sittenschilderer der Masse und besonders des Massenelends. Darin liegt seine Stärke. Seine Einzelschilderungen sind, wie oben bewiesen, schwach und als Beweisführung verfehlt, aber sowie er mit der peinlichen Thatsachentreue, die nach Taine ja die Größe des Historikers und des Romanciers ausmachen soll, seine mit Bienenfleiß gesammelten „petits faits" zur übersichtlichen Schilderung sozialer Zustände verwerthet, wird er überwältigend an Ueberzeugungsfähigkeit. Für mich gehört der soziale Hintergrund seines Werks, die Schilderung der

verrotteten Zustände eines Staatswesens, das die freiwillige Unfruchtbarkeit einer von kapitalistischen Interessen geleiteten Bourgeoisie nicht nur duldet, sondern sogar gesetzlich sanktionirt, zum Besten und Stärksten in diesem Buche. Diese kolossalen Momentphotographien, die Folgen des Ammen- und Hebammenunwesens und des greulichen Gewerbs mit unehelichen Kindern darstellend, sind bei allem Ekel, den man empfindet, wenn man durch diese Kloake gezogen wird, von derselben überwältigenden Wirkung wie die Schilderung des Massenelends der Bergwerker in Germinal oder des Pariser Arbeiters im Assommoir.

In dieser Riesenfähigkeit, das Leben Tausender mit einem gewaltigen Blick zu umspannen, liegen auch die Wurzeln von Zola's poetischer Inspiration. Er hat den visionären Blick des alttestamentlichen Propheten, den Blick über riesige Todtenfelder, in die der Lebenssturm plötzlich brausend und belebend fährt, oder über gigantische Abgründe, aus denen das Stöhnen von Millionen gemarterter Seelen heraufströmt. Alles vergrößert sich, erweitert sich zum Kolossalen in dieser visionären Phantasie, die im Ungeheuren schwelgt. Man erinnere sich der Vision gegen Ende des ersten Buches, wie Mathieu Froment in der lauen Mainacht auf dem Trottoir des Boulevards den brennenden Hauch des nächtlichen Paris athmet, das in wahnsinniger Verschwendung unermeßlichen Lebenssamen vergeudet, um der unfruchtbaren Lust zu fröhnen. Oder ein anderes Mal ist es die ewig fruchtbare Erde, deren Hingebung er athmet im Duft unzähliger brauner Schollen, die die Sonne befruchtet, oder ein drittes Mal das siegreiche, fruchtbare Frankreich, das wie ein unendlicher Strom lebenverbreitend durch die Wüsten Afrikas rauscht, Algier und den Sudan verbindend. — Wer die Poesie Zola's sucht — jene Poesie, die wir einstmals athmeten in den Düften des **Paradou's***), jenes Zaubergartens, in dem Zola, der Dichter, einmal vergaß, daß Zola, der Romancier, philosophische Gesetze zu illustriren hat — der findet einen Hauch von ihr nur noch in diesen Visionen, ganz gewiß aber nicht bei den Marionetten, die doktrinäre Absicht in Scene gesetzt — man kann nicht sagen geschaffen — hat. Früher prodirte Zola einmal, Menschen zu formen, es gelang ihm damals recht mittelmäßig, jetzt ist er davon längst abgekommen. Er holt ein paar brauchbare Typen aus seiner poetischen Rumpelkammer, die werden modern angezogen, bekommen zum Ueberfluß im Vorbeigehen noch rasch einen Klecks aus dem modischen Farbentopf recht dick aufgetragen und kommen dann ans Fädchen. Es sind alte Bekannte, mit denen der Leser ein gerührtes Wiedersehen feiern kann. Meist datiren sie aus den Rougon-Macquart, dem ergiebigen Lagermagazin. Der interessirte, brutale genußsüchtige Bourgeois, er heiße nun Mouret, Rougon oder Beauchêne, die ehrgeizige, kleinliche, intrigante Bourgeoise, die korrumpirte Weltdame, ein frischer, fröhlicher Doktor, der physiologische und soziale Weisheit reden muß, Pascal auf dem Land, Boutan in der Stadt, dort mit langem Bart und alt, hier rasirt und jung. Dann die typische Kanaille aus dem Assommoir und Nana, die „crapule" in deren Schilderung wir ja einzig sind, hier meist als Amme, Hebamme, Zwischenhändlerin u. s. w. funktionirend — das Alles, was da vor uns gestikulirt, redet und schreit kommt uns bekannt vor, nur der professionelle Kleinkram, der drum und dran hängt, ist neu. Bezeichnend und auch höchst amüsant ist es, zu beobachten, wie Zola sich ab und an krampfhaft bemüht, etwas wie eine individuellere Charakteristik herauszubringen. Er erfindet nämlich für jede Figur eine Art Leitmotiv, mit dem sie jedesmal aufgeführt wird; irgend eine kleine Geste, oder einen Tic, oder eine sonstige kleine Aeußerlichkeit, die man nun in einer stereotypen Phrase zum Ueberdruß eingebläut bekommt — eine plumpe Veräußerlichung der Taine'schen Lehre von den „traits essentiels et caracteristiques", die der Künstler sammeln soll. Beauchênes' Leitmotiv ist die „ewige Cigarre", an der er zieht „en jouissant almant la vie", das seiner Frau könnte man etwa das Knochenmotiv nennen, denn fast nie erscheint sie, ohne daß uns der Autor wiederholt, daß ihr Gatte sie im intimen Kreis „diesen Knochen" zu nennen pflegt, Séraphine wird beständig mit ihren „verrückten Haaren" und den „wie mit Goldflitter bestreuten braunen Augen", die Hebamme Mme. Rouche nie ohne ihr „beständiges Lächeln von verdorbenem Honig" erwähnt u. s. w. — ein Verfahren, das deutlich zeigt, wie der Autor durch einen solchen rein äußerlichen Kniff nur die typische Verwaschenheit seiner Figuren zu vertuschen bestrebt ist. Ob es gelingt, das ist ihm im Grund auch gleichgültig. Die Physiologe fragt auch nichts nach der Individualität der Kaninchen, die er zum Experimentiren braucht, wenn sie nur die Theorie beweisen helfen, zu diesem Zweck sind sie ja nur da.

Wer erlöst uns von dem Zweck? Eine kann es, die neue Kunst, von der Nietzsche träumte — „eine spöttische, leichte, flüchtige, göttlich unbehelligte, die wie eine helle Flamme in einen unbewölkten Himmel hinein lodert, aberflächlich aus Tiefe, wie die Kunst der Griechen".

Bern. J. V. Widmann.

*) La Faute de l'Abbé Mouret.

Die österreichischen Forschungen im Rothen Meere.

Für ozeanographische Expeditionen legt unsere Zeit ein besonders lebhaftes Interesse an den Tag. Die Weltreisen eines „Challenger", einer „Tuscarora", einer „Gazelle", um nur einige der allerbedeutendsten zu nennen, haben unser Wissen von der Erde in so außerordentlicher Weise bereichert, daß lange Jahre nothwendig waren, um die Ernte, welche der Gelehrtenstab dieser einzig und allein Forschungszwecken gewidmeten Schiffe nach Hause gebracht hatte, unter Dach zu bringen. Auch in unseren Tagen haben Hensen's Plankton- und Chun's Tiefseeexpeditionen, vom Deutschen Reiche mit staatlichen Mitteln unterstützt, die Aufmerksamkeit weiter Kreise, und zwar nur nach Verdienst, auf sich gezogen. Dagegen wird es bei uns in Deutschland, abgesehen natürlich von Denjenigen, welche sich berufsmäßig um solche Dinge zu kümmern verpflichtet sind, nicht allzu Viele geben, welche den Leistungen unseres Nachbarstaates Oesterreich-Ungarn Beachtung schenkten, und doch handelt es sich hier um Meerestheile, welche uns noch näher als die weiten ozeanischen Räume liegen, die den Forschern am meisten zu thun geben. Vielleicht empfiehlt es sich deshalb angesichts dieser Sachlage, des großen Fortschritts zu gedenken, welchen unsere Kunde von einem der meist befahrenen und wenigst bekannten Meere unlängst gemacht hat.

Der Plan zu diesen Arbeiten ging von der Akademie in Wien aus, welche durch das wahrhaft fürstliche Treitl-Legat, die Stiftung eines reichen und einfach lebenden, aber für die Wissenschaft begeisterten Wiener Bürgersmannes, in die angenehme Lage versetzt ist, mit den Mitteln, welche weitergehende Bestrebungen naturgemäß in Anspruch nehmen, nicht knausern zu müssen. Es konnte eine recht namhafte Summe zur Verfügung gestellt werden. Aber auch die Staatsregierung that das ihrige, indem sie den Kreuzdampfer „Pola", kommandirt vom Linienschiffskapitän v. Pott, für die ebenso weitaussehende, wie mühevolle Durchforschung des östlichen Mittelmeeres und des Rothen Meeres hergab und eine Anzahl jüngerer Marineoffiziere von ihren anderweiten Dienstpflichten entband, um sich ganz ihrer neuen Pflicht weihen und einen wesentlichen Theil der zu lösenden wissenschaftlichen Aufgaben auf sich nehmen zu können. Gleich jetzt sei hervorgehoben, daß die Art und Weise, wie diese Herren ihren Verpflichtungen gerecht wurden,

ein höchst günstiges Vorurtheil für den im Seewesen unseres Nachbars herrschenden Geist erwecken muß. Oesterreich-Ungarn hat dereinst mit der Erdumsegelung der „Novara“ die moderne Epoche exakter Meeresforschung einleiten helfen, und man erkennt mit Befriedigung, daß die gute Tradition auch in unseren Tagen noch vollinhaltlich aufrechterhalten wird.

Das Adriatische, das Jonische und das Mittelländische Meer — von letzterem erwähntermaßen nur die östliche, von der österreichisch-ungarischen Interessensphäre zunächst berührte Hälfte — wurden im Herbst 1895, sowie im Frühling 1896 befahren, und in verschiedenen Abhandlungen, welche die kaiserliche Akademie herausgab, sind die Früchte dieser ersten Expedition niedergelegt worden. Die folgende, welche sich im Rothen Meere ungefähr bis zur Breite Djiddas erstreckte, nahm einen entsprechenden Zeitraum der Jahre 1897 und 1898 in Anspruch, und auf sie bezieht sich der stattliche Quartband,*) dessen Inhalt hauptsächlich den Stoff zu vorliegender Mittheilung lieferte. Beiläufig sei bemerkt, daß diese Fahrten in dem anerkannt heißesten Meere der Erde, welches auch in der sogenannten kalten Jahreszeit noch warm genug bleibt, dem Personale große Strapazen und Entbehrungen auferlegten; sogar ein kleines kriegerisches Intermezzo blieb nicht aus, das allerdings mehr wie eine angenehme Abwechselung in einem Leben „nach des Dienstes ewig gleich gestellter Uhr“ betrachtet worden zu sein scheint. Fanatisirte Araber wagten einen nächtlichen Ueberfall auf die an der Küste stationirten Beobachter, und es kam zu einem lebhaften Feuergefechte, in welches auch das in der Nähe ankernde Schiff eingriff. Glücklicher Weise traf keine der arabischen Kugeln, und auf der anderen Seite mag die Dunkelheit wohl ebenso ihren Schutz gewährt haben.

Wir übergehen hier die zoologischen Bestandtheile des Werkes, weil sie, an und für sich sowohl für Systematik wie auch für Entwicklungsgeschichte sehr belangreich, eine mehr fachmännische Berichterstattung erheischen würden, und zu einer solchen erachtet sich der Unterzeichnete nicht kompetent. Die sehr zahlreichen geographischen Ortsbestimmungen nahm Fähnrich Koß vor, und es ist dieser Abschnitt, weil er das gesammte einschlägige Material sammt den erforderlichen Reduktionsrechnungen vorführt, für alle Diejenigen, welche in ähnlicher Weise thätig zu sein beabsichtigen, höchst belehrend. Seit Niebuhr, Seetzen und Rüppell die Grundlagen zu einer genaueren Kartirung des Erythraeischen Meeres gelegt haben, ist, namentlich durch die Mühwaltung britischer Seeleute, vieles für diesen Zweck gethan worden; daß aber noch viel zu thun übrig blieb, lehrt die stattliche Anzahl neuer Positionen, deren Kenntniß man der Fahrt der „Pola“ verdankt. Die Meteorologie war in die Hände des Fähnrichs Adesser von Rastburg gelegt, der einen sehr schätzenswerthen Beitrag zur subtropischen Klimatologie geliefert hat. Mit Staunen erfährt man, daß selbst in diesem besonders regenarmen Gebiete unter Umständen starke Niederschläge erfolgen, welche für die Konsistenz der darauf ganz und gar nicht eingerichteten Wohnhäuser bedrohlich genug werden können. Als im November 1895 die Hafenstadt Djidda, gewissermaßen der kommerzielle Vorort des heiligen Mekka, von einigen Regengüssen heimgesucht ward, stürzten mehrere Gebäude ein. Der nämliche Offizier besorgte auch die geodätischen Vermessungen und im besonderen die Küstenaufnahme. Eine solche ist unbedingtes Erforderniß, wenn für irgend ein Meer ein „Segelhandbuch“ hergestellt werden soll, welches den Praktiker in den Stand setzt, bequem und gefahrlos seinen Weg zu finden. Große Schwierigkeiten bereitet bei solcher Arbeit der Umstand, daß die Riffe zur Fluthzeit ganz, bei Niedrigwasser dagegen fast gar nicht vom Meere bedeckt sind; mit den gewöhnlichen Hülfsmitteln war da nicht viel auszurichten, aber die sogenannte Photogrammetrie, welche sich für die Hochgebirgs- und Gletscherkartographie so trefflich bewährte, erwies sich auch in diesem Falle als Helferin in der Noth. Dieser Wink wird von der nautischen Vermessungskunde gewiß allseitig beachtet werden.

Sehr verdienstlich sind ferner die Schwerebestimmungen, welche Fähnrich v. Trinlzi ausführte. Seit man das feine Pendelinstrument verwenden kann, welches der Oberst v. Sterneck, ebenfalls ein Oesterreicher, der Erdphysik zum Geschenke gemacht hat, sind sehr bedeutsame Thatsachen bezüglich der Vertheilung der Schwerkraft auf der Erdoberfläche ermittelt worden; man weiß, daß die Erdanziehung sich auf dem Meere stärker als auf dem Festlande bethätigt, und daß gerade im Bereiche des Hochgebirges wiederum eine gewisse Schwächung der Gravitation eintritt. Die Beobachtungen der „Pola“ trugen ihrerseits zur Bestätigung dieser Erkenntniß bei, und zwar scheint die Schwerezunahme vom Festlande gegen die See auf der aegyptischen Seite noch rascher als auf der arabischen vor sich zu gehen, was eben vielleicht damit zusammenhängt, daß die erstere die gebirgigere ist. Erfahrungsgemäß begegnet man an Stellen, in denen die Erdschwere ungleichmäßig vertheilt ist, auch einer gewissen Anomalie in den Elementen des Erdmagnetismus, und so verhält es sich auch hier, wie durch Leutnant Rößler's Messungen dargethan wurde. Abgesehen von der vulkanischen Insel St. Johns, welche, wie alle ihres gleichen, eine beträchtliche Unterbrechung im normalen Gange der normalen magnetischen Erdkraft bedingt, ist überhaupt in der Stärke der Richtkraft des tellurischen Magnetismus im Gegensatz zwischen Land und Meer bemerkbar; nur ist das Verhalten insofern ein umgekehrtes, als diesmal die Intensität über dem Wasser die geringere ist. An Steilufern drängen sich die magnetischen Linien ganz ähnlich zusammen, wie man dies auch bei den Höhenkurven eines gewöhnlichen Kartenbildes wahrnehmen kann.

Die Bearbeitung der chemischen Ergebnisse war dem Wiener Universitätsdozenten Dr. Natterer übertragen, der auf diesem Gebiete sich früher schon erfolgreich bethätigt hatte; auch wurden von demselben die Meeresufer geologisch untersucht. Der Gehalt des Seewassers an Sauerstoff, Kohlensäure, Salpeter- und salpetriger Säure, sowie an organischen Substanzen ward nach theilweise neuen Methoden bestimmt, und der Autor war in der Lage, wie auch ein sehr interessanter Aufsatz aus seiner Feder in Hettner's „Geograph. Zeitschrift“ ersehen läßt, sich über manche Fragen der Meereschemie eigenartige Ansichten zu bilden. Hierauf näher einzugehen, verbietet sich allerdings an diesem Orte.

Den Geographen als solchen fesseln endlich am meisten die Mittheilungen des Regierungsrathes J. Luksch, früheren Professors an der Marineakademie zu Fiume und eines erprobten Veteranen der Meereskunde. Derselbe nahm eine stattliche Anzahl von Lothungen vor, so daß jetzt vom nördlichen Theile des Rothen Meeres, in Verbindung mit seinen beiden, die Sinaitische Halbinsel umschließenden Ausläufern, das Tiefenrelief als in den Grundzügen festgestellt gelten kann. Desgleichen sind die Temperaturverhältnisse weit gründlicher aufgeklärt worden, als dies vordem der Fall war. Es ergab sich, daß die Wasserwärme der oberflächlichen Schichten nicht bloß von Nord nach Süd, wie sich dies bei der Annäherung an die Tropenzone von selbst versteht, sondern auch von West nach Ost zunimmt, indem eben die Nähe des gewaltigen Gluthherdes, als welchen sich die felsige Halbinsel Arabien darstellt, ihr Recht geltend macht. In größerer Tiefe verlieren sich nach und nach für alle Meere die Temperaturunterschiede; so verhält es sich auch hier, aber diese „Homothermie“ tritt im Rothen Meere erst bei 500 Meter, ja theilweise sogar erst bei 700 Meter Abstand vom Seespiegel ein. Unerwartet kühl wurde der Golf von Suez gefunden; ob sich da bereits die — wenn auch nur sehr schwache — Kommunikation zu erkennen gibt, welche immerhin durch den Kanal hindurch mit einem minder stark erhitzten Meeresbecken bewirkt wird? Die Veränderlichkeit des Salzgehaltes hängt enge mit derjenigen der

*) Berichte der Kommission für ozeanographische Forschungen. Kollektivausgabe. Wien 1898. K. u. K. Hof- und Staatsdruckerei. 4°.

Temperatur zusammen, doch wirken auch noch andere Umstände mit. Nach Prof. Luksch ist der Salinitätsgrad im Nordwesten ein größter, im Südosten ein geringster. Erwähnt muß auch werden, daß scharfe Untersuchung der Küstenbeschaffenheit auch die Ränder des Golfes von Akabah, den man nach dieser Seite hin sonst wenig beachtet hatte, als mit Riffkorallen besetzt nachwies.

Wenn die österreichisch-ungarische Expedition dereinst auch noch den Süden des Rothen Meeres in ähnlicher Weise durchforscht haben wird, hat dieselbe für die Ozeanographie ungefähr das gleiche geleistet, was die wissenschaftliche Bereisung zwar nahe gelegener, aber thatsächlich doch fast unbekannter Länder — Balkanhalbinsel, Kleinasien, Marokko — an ihrem Theile vollbracht und noch zu vollbringen hat. Die betreffenden Meeresräume liegen sozusagen vor der Thüre des Europäers, aber vielleicht eben darum strebte man gleich über sie hinweg nach weiteren Fernen und lud so die Schuld auf sich, das Nächstliegende einigermaßen verabsäumt zu haben. Wenn diese Schuld nun im Wesentlichen als getilgt anzusehen ist, so sind wir dafür den wackeren Mitgliedern der „Pola“-Fahrten besonderen Dank schuldig.

München S. Günther.

Theater.

Deutsches Theater: „Ein Gastspiel.“ Komödie in 4 Aufzügen von Ernst von Wolzogen und Hans Olden.

Ernst von Wolzogen wollte ein schlechtes Stück schreiben, und er hat sich zu diesem Zweck mit Hans Olden associirt. Ich wage nicht, die Wahl, die er getroffen hat, zu tadeln. Aber es war doch ein Schritt falscher Bescheidenheit. Denn Wolzogen ist durchaus im Stande, sehr schlechte Stücke sehr gut allein zu schreiben.

Die Geschichte von dem einst gefeierten, herabgekommenen Mimen und Helden der Provinztheater haben die vereinigten Autoren uns erzählt. Dagegen läßt sich zweierlei einwenden. Erstens, daß das Theater nicht dazu da ist, Geschichten zu erzählen — eine Entdeckung, die die hellen Köpfe des 18. Jahrhunderts gar viel beschäftigt hat und aus der sie mancherlei nützliche und vortreffliche Regeln zu ziehen im Stande waren. Zweitens, daß diese wundersame Geschichte just von den Herren Wolzogen und Olden erzählt werden mußte.

Denn eine wundersame Geschichte ist es dennoch. „Die Lindenbäume blühten und dufteten . . .“, so hub sie an. Und neben dem herabgekommenen Heldendarsteller, der nun mit heiserem Hals und groteskem Pathos auf improvisirten Bühnchen in den Provinzstädtchen, mit Schwert und Augen rasselnd, furchtbar einherstolzirt, tauchten all die anderen Gestalten fröhlich kümmerlichen Vagantenthums auf, der Menageriebesitzer, der wilde Mann und der Zwerg, der Frau Menageriebesitzerin nicht zu vergessen. Und zarte Herzensgeschichten spannen sich neben kecken, lüsternen Abenteuern fort, und es war etwas Gutherziges in diesem verkommenden und verkommenen Völkchen, und wenn die Lindenbäume wieder blühten und dufteten, hatten sich die Herzen gefunden. Ich meine Karl von Holtei's „Vagabunden“.

Es steckte viel vom Romantiker in diesem Holtei. Alles Vagabundenthum war ja ein Lieblingsthema der Romantik. Und der gefallene Stern des Provinztheaters, der sein Mimenthum mit an den Biertisch bringt, er war eine Lieblingsfigur aus diesem ihrem großen Marionettenspiel. In Schilderung des Vagabundenthums, da waren sie vielleicht sogar dem Goethe und seinem Wilhelm Meister über. Von dem mittelalterlichen Vagantenthum an, das zu Achim von Arnim's Festen auftaucht, zu dem spukhaften Gesindel Arnim's und Brentano's, zu dem liederfrohen, harmlosen Taugenichts von Eichendorff. Und der gute Mond, der Andersen sein Bilderbuch ohne Bilder zeichnet, er vergißt nicht den ausgezischten, geschminkten Mimen, der sein bleiches Antlitz im Spiegel betrachtet mit halb zugemachten Augen, um zu sehen, ob er sich wohl als Leiche gut ausnähme. „Der Mensch kam sehr unglücklich und dennoch sehr affektirt sein.“ — Ich wähne, daß von unsern beiden Dichtern Hans Olden, der Romantiker, auf das Thema verfallen ist.

Vielleicht ließ sie beide auch nur der Tantièmen-Raub der Sabinerinnen und der Cadotins nicht schlafen. Jedenfalls erinnerten sie sich zur rechten Zeit, daß es mit der Romantik heutzutage nicht mehr geht. Sie faßten ihren Provinzmimen, der ausgezischt wird und in Bühnenreminiseenzen spricht, „realistisch“ an. Theateranekdoten kamen ihnen zu Hilfe. So schufen sie sich die Gestalt eines schmutzigen, langweiligen, widerwärtig dummen Gesellen.

Und Ernst von Wolzogen hat dann wohl die weitere Geschichte hinzugedichtet von der Frau, die vor 20 Jahren die Frau dieses Stars war, von ihm böswillig verlassen wurde, und froh ist, ihn nun nach 20 Jahren in die Häuslichkeit, die sie sich geschaffen, mit Hundedemuth aufnehmen zu können. Es wirkt das widerwärtig. Und ich entsinne mich sehr wohl, daß Wolzogen gelegentlich des Erscheinens von Gabriele Reuter's Buch „Aus guter Familie“ einen begeisterten Aufsatz über die Nothwendigkeit innerer Selbstständigkeit der Frauen geschrieben hat. Ich habe demnach zur Charakteristik seiner „künstlerischen“ Persönlichkeit nichts hinzuzufügen.

Gespielt wurde die Komödie — es ist wohl Selbstironie in dieser Bezeichnung — viel besser, als es die Autoren verdienten. Georg Engels that das Seine, der Gestalt dieses Mimen aus seinem Humor das zu geben, was die vereinigten Autoren ihm schuldig geblieben waren; es war vergebenes Liebesmühen. Neben Elsie Lehmann, Hanns Fischer, Max Reinhardt, Richard Vallentin bewährte sich Gisela Farberg. Sie hat viel Charme.

Ernst Heilborn.

Gesammelte Aufsätze zur neueren Litteratur in Deutschland, Oesterreich, Amerika. Von Anton E. Schönbach. Graz, Leuschner und Lubensky. 1900.

Der Grazer Germanist, dessen Studien „über Lesen und Bildung“ just in sechster stark erweiterter Auflage (10.—12. Tausend) erscheinen, gibt gleichzeitig eine Auswahl seiner Essays zur neueren Litteratur: Schiller in seinem Verhältniß zur modernen Bildung; Uhland, Müllenhoff, Freytag, Fitger, Strud; Grillparzer, Schreyvogel, Bauernfeld, Grün, Gilm, Leitner, Anzengruber; Cooper, Longfellow, Hawthorne, der amerikanische Roman der Gegenwart — so weite geographisch und zeitig abstehende Gebiete umfaßt das geschente, an Gedanken und Anregungen reiche Buch eines Forschers, dem die Beschäftigung mit deutschem Alterthum den Blick für die Gegenwart geschärft hat. Heute rathen wir nur, diese Studien zu lesen. Vielleicht ergibt sich Gelegenheit, sie noch ein andermal zu glossiren.

--m.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 7. Berlin, den 18. November 1899. 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1\frac{1}{2}$–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3\frac{3}{4}$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). – Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Kaiser reist nach England.

Wenn man die englischen Blätter liest, so muß man der Ansicht bleiben, daß es besser gewesen wäre, diese Reise nicht zu machen. Denn man versucht jenseits des Kanals noch immer, die bevorstehende Anwesenheit unseres Monarchen als eine Parteinahme Deutschlands für die englische Politik hinzustellen. Sie ist das ganz gewiß nicht.

Die offizielle deutsche Politik ist dem südafrikanischen Konflikt gegenüber durchaus neutral geblieben, und es ist nicht daran zu zweifeln, daß diese Haltung zunächst auch weiter beobachtet werden wird. Die Empfindung aber der deutschen Bevölkerung und zwar in allen Parteien, von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken, wendet sich entschieden gegen einen Krieg, den Chauvinismus und Spekulanteninteresse entfesselt haben.

Wäre es unter solchen Umständen vorzuziehen gewesen, daß unser Kaiser überhaupt nicht über den Kanal gegangen wäre, so ist doch, wenn an dem ursprünglichen Plane einmal festgehalten werden sollte, seitens unserer maßgebenden Kreise nunmehr wenigstens alles geschehen, um der Reise ihren Charakter als Familienbesuch zu wahren. Offizielle Empfänge, die zu Demonstrationen hätten Anlaß geben können, sind vom Kaiser abgelehnt worden, und Alles ist geschehen, um klar und deutlich in die Erscheinung treten zu lassen, daß unser Monarch nur seine englischen Verwandten aufzusuchen wünscht. Wenn gleichwohl Graf von Bülow mit hinübergeht, so ist das zweckmäßig. Es ist keineswegs ausgeschlossen, daß der Kaiser in England in Situationen gebracht wird, die unter dem politischen Gesichtspunkt betrachtet werden müssen. In einem solchen Falle ist es nützlich, daß ein verantwortlicher Berather, der in jedem Augenblick einen Ueberblick über die internationale Lage hat, zur Stelle ist.

Die Frage, ob Reisen, ob nicht Reisen, kann kleinlich erscheinen. Sie ist es aber nicht.

Die englische Politik hat während langer Zeit durchaus kein Bedürfniß gehabt, intime Beziehungen zu Deutschland zu pflegen. Im Gegentheil, man hat in England jene Schwierigkeiten, in die wir hineingerathen waren, mit Behagen möglichst lange fortbestehen lassen. Wenn in diesem Augenblick der südafrikanische Krieg dieselbe englische Regierung, die die Pflege einer ehrlichen Freundschaft auf ihrem Programm nicht hatte, nun zu einem Wandel der Richtung veranlaßt, so ist der Grund hierfür deutlich genug. Südafrika, und die zweifelhafte Haltung Frankreichs und Rußlands müssen eine Annäherung an Deutschland als überaus wünschenswerth erscheinen lassen. Gegen diese Annäherung, die durchaus nicht Feindschaft gegen Rußland bedeuten muß, hätten wir an sich garnichts. Aber was wir nicht wünschen, das ist eine solche Annäherung auf Zeit und zwar zunächst für die Zeit der südafrikanischen Beklemmungen.

Deutschland hat keine Veranlassung, sich ausnützen zu lassen als Pressionsmittel gegen Frankreich und Rußland, um, nachdem die südafrikanische Frage geregelt ist, und nachdem mit Hilfe Deutschlands größere Verlegenheiten England erspart blieben, alsdann das alte Londoner Kabinett, Chamberlain einbegriffen, zu seiner alten Politik der wenig versteckten Abneigung gegen Deutschland zurückkehren zu sehen. Die Zulassung solcher Ausbeutung, durch die unsere Beziehungen zu Frankreich und Rußland sich gewiß nicht verbessern würden, und für die der englische Dank ebenfalls ausbliebe, sollte ganz gewiß vermieden werden.

Um aber den Werth der deutschen Freundschaft den Engländern zu erweisen, ist es wünschenswerth, daß die Entwicklung der Ereignisse eine sehr deutliche Sprache

gegenüber der Chamberlain'schen Politik führe. Wie die Erfahrung gelehrt hat, hält die heutige englische Politik in ruhigen Zeiten es nicht für nothwendig, sich Sympathien in Deutschland zu erwerben. Wenn die jetzigen Ereignisse die Verfehltheit dieser politischen Richtung Englands erhärten, so wird das erfreulich sein, aber gerade weil es geboten erscheint, daß die deutsche Politik auf dieses Ziel losgeht, darum wäre es gänzlich verfehlt, die Ereignisse so zu beeinflussen, daß sie eine deutliche Lehre den Londoner Staatsmännern nicht gewähren.

Es erscheint daher durchaus zweckmäßig, daß Deutschland in seiner gebotenen kühlen politischen Reserve verbleibt, und daß alles vermieden wird, was zu einer Mißdeutung des Kaiserbesuchs führen könnte.

In Südafrika langen nunmehr die englischen Verstärkungen an; aber es scheint fast, als würde das Schicksal der in Ladysmith eingeschlossenen Armee früher entschieden sein, ehe noch die Ersatztruppen herankommen konnten. Die englischen Berichte vom Kriegsschauplatz, die ganz unzuverlässig sind, lassen wenigstens durchblicken, daß die Armee des Generals White sich bereits in allerhöchster Bedrängniß befindet.

Auch vor Mafeking und Kimberley steht es für die Engländer nicht gut, so daß heute schon mit einiger Sicherheit behauptet werden kann, England steht vor einem recht ernsten langwierigen Krieg in Südafrika.

Und was wird sich während dieses erbitterten Kampfes in Südafrika, der die englischen Kräfte in hohem Maße in Anspruch nimmt, in anderen Theilen der Welt ereignen? Der Mahdi soll sich im Sudan von Neuem regen; General Kitchener ist daher, wie berichtet wird, Hals über Kopf von Kairo nach dem Sudan abgereist. In Rußland erörtert die Presse, ob sich das Czarenreich in China, in Herat, in Persien oder im Mittelmeer schadlos halten solle, und ein Konflikt zwischen französischen Marinetruppen und chinesischen Mandarinen sieht danach aus, als ob man in Paris eine Handhabe für Anforderungen an Peking gern benutzen wollte.

Es ist keineswegs ausgeschlossen, daß die Chamberlainsche Politik eine gefahrvolle internationale Lawine ins Rollen bringt. /

In Deutschland, Frankreich und Italien sind fast gleichzeitig die Parlamente wieder zusammengetreten. Das italienische Parlament wird sich voraussichtlich mit einer wesentlichen Erhöhung des Flottenbudgets zu beschäftigen haben, wie das deutsche. In Frankreich kämpft das Ministerium Rousseau gegen die Umstürzler der Rechten und die lauen Republikaner mit Erfolg, und der Senat verhandelt als Staatsgerichtshof gegen die in Haft befindlichen Hochverräther. Wie der Ausgang dieses Prozesses sein wird, läßt sich noch nicht überblicken. Jedenfalls ist dem französischen Ministerium ein neuer Schlag geglückt. Eine Haussuchung bei den Assumptionisten, die für eine Filiale der Jesuiten gelten, soll kompromittirende Papiere geliefert haben und zugleich wurden gegen zwei Millionen Franken bei den Assumptionisten beschlagnahmt. Zu religiösen oder Wohlthätigkeitszwecken hat dieser Orden jenes Geld gewiß nicht verwerthen wollen; er ist in Wahrheit eine Preßassociation, die ganz Frankreich mit ultramontanen Blättern versorgt, und die die Republik mit den wildesten und verwerflichsten litteraischen Mitteln bekämpft.

In Berlin hat der Parteitag der Freisinnigen Vereinigung stattgefunden. Er war sehr gut besucht; aus 39 Wahlkreisen waren Vertreter anwesend, und ein frischer, angeregter, produktiver Geist beseelte die Verhandlungen.

Es sind nach belebter Diskussion die folgenden Resolutionen angenommen worden:

In Bezug auf die Flottenfrage, über die Reichstagsabgeordneter Schrader referirt hatte:

„Die Versammlung spricht ihre Zustimmung zu den Ausführungen des Vorsitzenden aus und erwartet von den liberalen Abgeordneten eine unbefangene, die steigende Bedeutung unserer überseeischen Interessen berücksichtigende Prüfung der angekündigten Flottenvorlage."

Sodann fand nach einem Vortrag des Abgeordneten Rickert über die jüngsten Beamtenmaßregelungen eine weitere Resolution folgenden Inhalts Zustimmung:

„Im Interesse der Aufrechterhaltung des Artikels 83 der preußischen Verfassung ist es nothwendig, den Artikel 74 der preußischen Verfassung dahin abzuändern, daß außer dem Präsidenten und den Mitgliedern der Oberrechnungskammer auch diejenigen Beamten nicht Mitglieder des Abgeordnetenhauses sein können, welche nach dem Disziplinargesetze vom 21. Juli 1852 durch königliche Verfügung jederzeit einstweilig in den Ruhestand versetzt werden können."

Auf Antrag des Abgeordneten Barth wurde beschlossen:

„Eine Reform des gänzlich veralteten, durch und durch ungerechten und widerspruchsvollen preußischen Landtagswahlrechts gehört zu den dringendsten Aufgaben. Vor allem ist endlich die Abnormität der gegenwärtigen Wahlkreiseintheilung zu beseitigen, die allmählig zu einer sich fortgesetzt steigernden Benachtheiligung der durch Bevölkerungszahl, Unternehmungsgeist und Steuerleistung hervorragendsten Landestheile geführt hat."

Ueber das Koalitionsrecht und den Schutz der Arbeitswilligen hatte Dr. Freund gesprochen und im Anschluß an seinen Vortrag resolvirte die Versammlung:

„Die sichersten Mittel, um die unvermeidlichen gewerblichen Kämpfe zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern in ruhige und gesetzliche Bahnen zu lenken, erblickt die Versammlung in der uneingeschränkten Gewährung der Koalitionsfreiheit, in der weiteren Ausgestaltung der Gewerbegerichte als Einigungsämter und in der Konzentrirung der auf die Verbesserung des gewerblichen Arbeitsverhältnisses gerichteten Bestrebungen der Arbeiter in rechtsfähigen Berufsvereinen. Die Versammlung ist der Ansicht, daß zum Schutz der Arbeitswilligen und zur Hintanhaltung und Ahndung von Ausschreitungen bei Lohnkämpfen die vorhandenen gesetzlichen Bestimmungen ausreichend sind. Die Versammlung spricht deshalb den Wunsch und die Hoffnung aus, daß der dem Reichstag vorliegende Entwurf eines Gesetzes zum Schutze des Arbeitsverhältnisses vom Reichstage abgelehnt wird."

Die Abgeordneten Broemel und Gothein endlich hatten über den autonomen Zolltarif und die Erneuerung der Handelsverträge gesprochen, worauf folgende Resolution zur Annahme gelangte:

„Die Sicherung des deutschen Außenhandels ist die weitaus wichtigste Aufgabe der deutschen Zoll- und Handelspolitik. Dieses Ziel läßt sich wirksam nur durch den Abschluß langfristiger Handelsverträge erreichen, wobei an der bewährten Form von Tarif- und Meistbegünstigungsverträgen festzuhalten ist."

Als charakteristisch für die Verhandlungen erscheint uns zweierlei: Die Vorurtheilslosigkeit in der Behandlung der militärischen Fragen; immer war es die intransigente Schroffheit bei der Erörterung militärischer Forderungen, die den Liberalismus in die schwersten Niederlagen hineingeführt hat; und andererseits tritt die Freisinnige Vereinigung mit größter Entschiedenheit für die Wahrung und Erweiterung der Volksrechte ein, so in ihrer Stellungnahme gegen das „Zuchthausgesetz" und mit ihrem Verlangen nach Umgestaltung des Wahlrechts in Preußen. Dabei wurde in der Diskussion immer wieder hervorgehoben, daß die Vorbedingung einer gesunden Fortentwicklung Deutschlands in einem gutem Verhältniß des Bürgerthums zur Arbeiterbevölkerung und in einer Befriedigung aller berechtigten Forderungen der Arbeiter bestehe. Daß die Freisinnige Vereinigung immer erneut und mit aller Kraft für die Handelsverträge eintritt, ist selbstverständlich.

Vor einiger Zeit hat in der Berliner Stadtverordnetenversammlung ein Mitglied in einer Rede die Wendung gebraucht: „Excellenz hat es gegeben, Excellenz hat es genommen, der Name Sr. Excellenz sei gelobt." Der Vorgang, dem, wie uns scheint, keine weltgeschichtliche Bedeutung innewohnt, hat im Staate Friedrichs des Großen, der bekanntlich selbst am écrasez l'infâme

keinen Anstoß nahm, zu allerlei Entrüstung Anlaß gegeben. Eine kirchliche Synode hat sich sogar veranlaßt gesehen, das Sacrilegium, den Vers 21 Kap. I des Buches Hiob so weltlich variirt zu haben, zum Gegenstand eines besondern Tadelsvotums zu machen.

Wir haben diesen Versuch, aus der Maus einen Elefanten zu machen, bisher nicht der näheren Beachtung für werth gehalten. Da es aber den Anschein gewinnt, als ob der Vorfall von den reaktionären Parteien zu einem richtigen Ketzergericht ausgebeutet werden soll, so dürfte es angezeigt sein, daran zu erinnern, daß selbst der das höchste Vertrauen strenggläubiger Kreise genießende frühere Hofprediger Stöcker seiner Zeit auf dem evangelisch-sozialen Kongreß in Erfurt sich nicht genirt hat, zu citiren: „Wenn ich dies Wunder fassen will, so steht mein Herz vor Erfurt still." Die Geschichte erzählt ferner von Friedrich dem Großen, daß er einst eine Beschwerde der Geistlichkeit über das Verbauen eines Kirchenfensters mit der Marginalverfügung versehen habe: „Selig, die da nicht sehen und doch glauben." Wie lange ist es ferner her, daß das Wort auf allen Gassen kolportirt wurde: „Wer auf Gott vertraut und feste um sich haut, hat nicht auf Sand gebaut?"

Angesichts solcher oratorischer Freiheiten macht die plötzlich erwachte pietistische Nervosität unserer Orthodoxie, die sich über eine gewagte Variante eines biblischen Textes in den Debatten der Berliner Stadtverordnetenversammlung garnicht zu beruhigen vermag, den Eindruck einer Zimperlichkeit, wie sie nur zu oft als Begleiterscheinung reaktionärer Zeiten zu Tage tritt.

* * *

Der Parteitag der Freisinnigen Vereinigung.

Die am vorigen Sonnabend und Sonntag in Berlin abgehaltene „Generalversammlung des Wahlvereins der Liberalen" erhielt ein bemerkenswerthes Gepräge durch die Unbefangenheit, mit der einerseits zur Flottenverstärkung und andererseits zur Sozialdemokratie Stellung genommen wurde. Indem man sich bemühte, alte Vorurtheile resolut abzustreifen, lief man natürlich Gefahr, mißverstanden zu werden. Ein kleiner Kommentar zu der eingenommenen Haltung dürfte deshalb am Platze sein.

Der Liberalismus hat seinen reaktionären Gegnern nie größere Freude bereitet, als wenn er sich auf eine hartnäckige Opposition in Wehrfragen einließ. Der Liberalismus hat dabei niemals sein oppositionelles Ziel erreicht. Selbst wenn es ihm mal gelang, ein paar Tausend Soldaten und einige Panzerschiffe von dem Militär- und Marinebudget abzustreichen, so erscheint das Alles kaum der Rede werth gegenüber den fortgesetzten erheblichen Steigerungen des Militär- und Marineetats. Wenn die Regierungsforderungen in dem einen Jahre um Hunderttausende ermäßigt wurden, so wurden im folgenden Jahre ebenso viele Millionen mehr bewilligt. Kam es aber gelegentlich zu einem Konflikt und zu einem Appell an die Wählerschaften, so zahlte der Liberalismus regelmäßig die Zeche. Das hat den Konservativen von jeher ausnehmend gefallen, und sie sind deshalb stets eifrig bemüht gewesen, jeden Militärkonflikt zu schüren und speziell den Freisinn als grundsätzlichen Gegner aller neuen Militär- und Marineforderungen hinzustellen. In demselben Maße, wie die Freisinnigen als renitent gegenüber der Weiterentwicklung der Wehrkraft erschienen, markirten die Konservativen eine Begeisterung für das Landheer, die ihnen aus dem Herzen kam, und einen Enthusiasmus für die Marine, der bloß aus politischer Berechnung erwuchs, die aber in beiden Fällen den agrarisch-reaktionären Zwecken zu Gute kamen und fast regelmäßig durch protektionistische Liebesgaben aller Art ihren klingenden und durch die Verstärkung des reaktionären Einflusses ihren politischen Lohn fanden.

Wenn der Freisinn dabei nun aber wenigstens noch um ein liberales Prinzip gekämpft hätte, unter dem Trostwort: dulce et decorum est, pro principiis mori. Aber die Frage von mehr oder weniger Soldaten, mehr oder weniger Panzerschiffen hat mit den Grundsätzen des Liberalismus nicht viel mehr zu thun, als die Frage, wie viel Reichspostgebäude errichtet werden sollen. Es ist eine Frage der Zweckmäßigkeit im wahrsten Sinne des Worts, die sich allerdings wie alle Zweckmäßigkeitsfragen auch zu einer politischen Frage auswachsen kann, wenn eine parlamentarische Kraftprobe damit verbunden wird oder die Deckung der Kosten zu neuen Steuern nöthigt. An und für sich aber hat die Verstärkung von Heer und Flotte mit Parteigrundsätzen herzlich wenig zu thun, und in anderen Ländern haben die Liberalen sich auch durchweg wohl gehütet, ihre Partei mit der Opposition gegen Verstärkungen der Wehrkraft zu Wasser oder zu Lande zu identifiziren. Am wenigsten liegt aber für den deutschen Liberalismus dazu ein Anlaß vor gegenüber einer Verstärkung der Kriegsflotte. Selbstverständlich kann ein Liberaler, ohne seinen Parteigrundsätzen etwas zu vergeben, eine große Kriegsflotte für Deutschland verwerfen, er mag sie für überflüssig halten, ihren Werth für außer Verhältniß zu den Kosten stehend. Es wäre lächerlich, ihn deshalb für minder patriotisch zu halten. Aber ein Liberaler, der in diesen Punkten zu einer anderen Anschauung in Rücksicht auf die internationale Lage gelangt, kann diesen Gründen nicht ohne eine gewisse Berechtigung auch noch die politische Erwägung hinzufügen, daß die Richtung auf eine größere Berücksichtigung der überseeischen Interessen, die jeder Entwicklung der Kriegsmarine parallel läuft, der liberalen Staatsauffassung eher förderlich als hinderlich ist.

Der Parteitag der Freisinnigen Vereinigung hat sich zu diesen vorurtheilsfreien Anschauungen rund und nett bekannt. Ohne sich zu Gunsten der zu erwartenden Flottenverstärkung, deren Maß und deren Begründung, irgendwie zu binden, hat er doch mit aller Deutlichkeit zu erkennen gegeben, daß sein Liberalismus es ihm durchaus gestattet, jede Forderung einer Flottenverstärkung unbefangen zu prüfen und — wenn die Prüfung günstig ausfällt — auch anzunehmen.

Dieselbe Unbefangenheit der Auffassung trat in den Berathungen des Parteitags über die sogenannte Zuchthausvorlage zu Tage. Indem man diese gesetzgeberische Mißgeburt kurzer Hand zu den Todten warf, erweiterte man gleichzeitig die Diskussion durch Ausdehnung der Erörterung auf das Verhältniß zwischen Liberalismus und Sozialdemokratie.

Wenn etwas in der politischen Entwicklung Deutschlands während des letzten Menschenalters klar ist, so ist es die Schwächung des Liberalismus durch das Aufkommen der Sozialdemokratie: übrigens eine Erscheinung, die sich in vielen andern Ländern in gleicher Weise vollzogen hat; nirgends deutlicher als in Belgien. Die Arbeitermassen, die heute in der Sozialdemokratie organisirt sind, waren früher, soweit sie überhaupt am politischen Leben theilnahmen, in den Reihen der Liberalen.

Wer den Liberalismus schwächen wollte, konnte nichts wirksameres thun, als die Entwicklung der Sozialdemokratie fördern. Niemand hatte das früher und deutlicher begriffen, als Bismarck. Seine vorübergehende Neigung für Lassalle entsprang bereits dem Wunsche, im Rücken der Liberalen eine radikale Partei entstehen zu sehen, die ihm im Kampfe mit dem Liberalismus Luft machen sollte. Ende der siebziger Jahre, als die Junker des Größten der Ihrigen ritornare al segno feiern konnten, verfolgte Bismarck mit dem Sozialistengesetz ganz dieselbe Absicht. Es ist nicht völlig zuverlässig beglaubigt, ob Bismarck 1878 vor Einbringung des Sozialistengesetzes das Wort gesprochen hat: jetzt werde er die Liberalen an die Wand drücken, daß sie quietschen; aber die Anekdote ist dennoch von historischer Echtheit, denn sie gibt die offenbaren Absichten des großen Kanzlers in echt bismarckischem Ausdruck wieder. Der Erfolg war größer,

als dem Hexenmeister selbst lieb sein machte. Denn die Sozialdemokratie sog zwar den liberalen Parteien viel Lebenskraft aus, erstarkte aber selbst so gewaltig, daß auch Fürst Bismarck die Geister, die er gerufen hatte, nicht wieder bannen konnte. Vor revolutionären Ausschreitungen der Sozialdemokratie hat Bismarck allerdings nie Besorgniß gehabt; diese Angst überließ er den Philistern. Diese Philisterangst diente indirekt seinen Zwecken, denn sie hinderte lange jede Wiederannäherung zwischen den Liberalen und den Arbeitern, die zur Sozialdemokratie abgeschwenkt waren. Mit dem Sozialistengesetz war zwischen Bürgerthum und Arbeiter ein Keil getrieben, der die entstandene Kluft beständig zu erweitern strebte. Die unter ein Ausnahmegesetz Gestellten schlossen sich immer enger zusammen, als politisch abgesonderter Theil der Bevölkerung, der alle übrigen Volkstheile nur noch als eine einzige reaktionäre Masse gelten lassen wollte. Auf der anderen Seite der Kluft wurde dieser selbstgeschaffenen Gefahr gegenüber fortgesetzt zum Sammeln geblasen, das heißt zum Sammeln im reaktionären Lager. Das thörichte Schlagwort von den „staatserhaltenden Parteien" wurde ausgegeben und mit dem gesellschaftlichen Boycott gehörig nachgeholfen. Die gemeinsame Abwehr der Sozialdemokratie erwies sich, bei Licht besehen, als eine politische Nasführung des Liberalismus durch die Reaktion.

Nur ganz allmählich hat der Liberalismus sich aus dieser reaktionären Umarmung zu befreien versucht. Recht langsam dämmerte die Erkenntniß, daß die Aufhebung des politischen connubium und commercium zwischen Bürgerthum und Arbeiterschaft nur den gemeinschaftlichen Gegnern Beider zu Gute gekommen ist. Die Sozialdemokratie hat ihr theoretisches Wolkenkuckucksheim mehr und mehr verlassen und sich auf die feste Erde begeben, um dort Schritt für Schritt für den Arbeiter bessere wirthschaftliche Existenzbedingungen und größeren politischen Einfluß zu erkämpfen. Wer in den Reihen der Sozialdemokratie ein wenig über den Programmzaun hinwegzusehen gelernt hat, der begreift nach und nach, daß die Sozialdemokraten auch von jenen Forderungen, die man wohl als den berechtigten Kern ihres Programms bezeichnet hat, nicht viel erreichen werden, wenn sie allein auf ihre eigene Kraft angewiesen bleiben; daß schließlich die Schwächung des Liberalismus, wie sie durch die Bildung der Sozialdemokratie erfolgt ist, auch die Arbeiterinteressen durch Stärkung der Reaktion geschädigt hat.

Die Frage liegt deshalb nahe, ob nicht ein neuer politischer modus vivendi zwischen dem liberalen Bürgerthum und der in der Sozialdemokratie organisirten Arbeiterschaft anzustreben sei, ebenso wie das in jüngster Zeit in Frankreich und in Belgien geschehen ist. Der Parteitag der Freisinnigen Vereinigung hat diese Frage grundsätzlich bejaht. Darin liegt kein Opfer, sondern nur eine bessere Erkenntniß liberaler Grundsätze. Die vollständige politische Gleichberechtigung der Arbeiter mit allen anderen Klassen der Bevölkerung ist ein Kardinalsatz des liberalen Glaubens. Die wirthschaftliche Besserstellung des Arbeiters ist ein Ziel, das jeder Liberale unterstützen sollte, insbesondere auch jeder liberale Arbeitgeber. Mit überzeugender Beredtsamkeit setzte auf dem freisinnigen Parteitage ein liberaler Fabrikant aus der Provinz auseinander, ein wie hohes eigenes Interesse der Unternehmer daran habe, daß seine Arbeiter gut gelohnt, konsumkräftig und — organisirt seien. Der einzelne Arbeitgeber kann aus Konkurrenzgründen bei der Entlohnung seiner Arbeiter keine Ausnahmestellung einnehmen, aber höheren Lohn zu zahlen, wenn seine Konkurrenten ebenfalls dazu genöthigt sind, ist nicht selten sein eigener Vortheil. Eben deshalb ist eine Arbeiterorganisation, die allen konkurrirenden Arbeitgebern derselben Branche gegenüber die Arbeiterinteressen wahrzunehmen vermag, auch vom aufgeklärten Arbeitgeberstandpunkte aus zu wünschen, und darum jeder Angriff auf das Koalitionsrecht der Arbeiter auch im eigenen Interesse der Arbeitgeber zurückzuweisen. Es wird noch manches Jahr vergehen, bis das Vorurtheil, als ob der Liberalismus dem wirthschaftlichen und politischen Emanzipationskampf der Arbeiter ablehnend gegenüberstehe, völlig geschwunden sein wird. Aber wichtig ist schon, daß die kindische Scheu vor jeder politischen Berührung mit der Sozialdemokratie, die von unseren Reaktionären so lange fruktifizirt ist, einer unbefangenen Prüfung der Frage Platz macht, ob nicht Liberalismus und Sozialdemokratie, ohne von ihren wesentlichen Grundsätzen etwas aufzugeben, soweit zusammenwirken können, daß unsern Reaktionären das Leben etwas saurer gemacht wird.

Theodor Barth.

Die Welt geht auf.

II.

Dort glänzt ein Thautropfen im Lichte der aufgehenden Sonne. Was aus ihm strahlt, ist Kraft. Dort zittert die Luft über dem Schornsteine. Was sie bewegt, ist Kraft. Dort zischt die Brandung des Meeres und hier rauscht der Fluß mit schäumenden Wellen –, was in ihnen zischt und rauscht und schäumt, ist Kraft. Ja! Kraft und immer wieder Kraft! Kraft im Blitze, im Donner, in dem Meere und in der Quelle. Wo wir den Fuß hinsetzen, lacht und brüllt uns das göttlichste aller Geschenke entgegen: die Kraft!

Und wo Kraft ist, da ist die Fähigkeit zur Arbeit vorhanden. Und wo Arbeit ist, da ist Segen — oder Verderben.

Wohin der Mensch geht, wohin er sieht, wo immer er auch athmet, ist er mitten der Wirkung von Arbeit. Sein Kampf mit der Natur besteht darin, diese Arbeit bestimmten Zielen zuzuwenden und die unvernünftige Kraft in den Dienst der Vernunft zu stellen. Welchen Erfolg darf dieses Bestreben des Menschen erwarten?

Ist diese Frage überhaupt gestattet? Beschreiten wir nicht, indem wir sie stellen, die schlüpfrige Bahn der Götzenpriester, Zauberer, Propheten und Astrologen, die unabsichtlich oder absichtlich betrogen?

Versuchen wir, die Frage zu entscheiden.

Während der letzten Jahrhunderte sind die großen Fortschritte in der Entwicklung des Menschengeschlechtes vorzugsweise durch vier Erfindungen bedingt worden: das Schießpulver, die Buchdruckerkunst, die Dampfmaschine und die Nutzbarmachung der Elektrizität. Das Schießpulver gab dem menschlichen Geiste das wirksamste Mittel der brutalen Gewalt; die Buchdruckerkunst gab ihm das Mittel der Belehrung; Dampfmaschine und Elektrizität setzten ihn in den Stand, brutale Gewalt wie Belehrung in alle Ecken der Welt zu tragen. Diese vier Faktoren, die während der letzten sechs Jahrhunderte die wichtigsten Erzieher des Menschengeschlechts gewesen, werden nicht urplötzlich ihre erlösende Thätigkeit aufgeben und in Bedeutungslosigkeit versinken. Der Geist, ausgerüstet mit den Mitteln, sich nicht nur hier und dort, sondern überall auf der Erde geltend zu machen — was könnte ihm widerstehen?

Wollen wir also einen Blick in die Zukunft des Menschengeschlechtes werfen, so stellen wir uns auf eine unbestreitbar sichere Grundlage, wenn wir erwägen, wie diese vier das Geschick unserer Zeiten beherrschenden Kräfte sich entwickeln werden.

Das Schießpulver diente Jahrhunderte lang Nationen dadurch zur Selbsterhaltung, daß es den Feind vernichtete.

Daß der zukünftige Krieg zwischen Völkern, die mit der modernen Waffe ausgerüstet sich ebenbürtig gegenüberstehen, aber Vernichtung für beide Theile bedeuten wird, hat der russische Staatsrath von Bloch in seinem Buche: „Der Krieg der Zukunft" unseres Erachtens schlagend nachgewiesen.

Im ersten Kapitel dieses Buches heißt es:

„Die Vervollkommnungen der Zerstörungsmittel seit dem Jahre 1870 sind größer, als alle Fortschritte auf diesem Gebiete seit Erfindung des Schießpulvers. Darüber sind alle Fachleute einig. Um die

ganze Bedeutung dieses Umschwunges zu würdigen, sei erwähnt, daß in Folge der verstärkten Explosionskraft der neuen Pulverarten das Geschoß eines neuen Infanteriegewehres weiter reicht und eine gestrecktere Flugbahn erhält, so daß es z. B. in einer Entfernung von 600 m alles in Manneshöhe wegfegt, während früher die Geschosse, um solches Ziel zu erreichen, im Bogen über die dazwischen liegenden Objekte hinüberfliegen mußten. Damit ist aber durchaus nicht das letzte Wort gesprochen. In sämmtlichen Armeen werden beständig Versuche mit Gewehren noch kleineren Kalibers angestellt, und das bereits erprobte Gewehr von 5 mm Weite gibt einen Schuß ab, der in Manneshöhe eine Distanz von 1100 m bestreicht."

Setzt man die Wirkung des Mausergewehrs, welches im Jahre 1871 zur Anwendung kam (Kaliber 11 mm Modell 1871) = 100, so ist die Wirkung

des jetzigen französischen Gewehres	. . . . . . =	433,
" " deutschen Gewehres	. . . . =	474,
" " spanischen und italienischen Gewehres	=	580,
" " Sechs-Millimetergewehres der Vereinigten Staaten	. . . . =	1000,
" neuen Fünf-Millimetergewehres	. . . . . . =	1337.

Wohl gemerkt, es handelt sich hier nicht um schwere Geschütze, sondern um die Waffe, die sich in der Hand jedes einzelnen Infanteristen befindet. Erwägen wir ferner die Wirkung des rauchlosen Pulvers, die Art der Verwundung, den vernichtenden Charakter der Seeschlacht, den Ruin des wirthschaftlichen Lebens und vor allen Dingen die Thatsache, daß die Naturwissenschaften sich im Anfangsstadium der Entwicklung befinden und unzweifelhaft Zerstörungsmittel von heute noch ungeahnter Kraft schaffen werden, so können wir kaum zweifeln, daß gerade das Gesetz der Selbsterhaltung, welches bisher den Krieg nothwendig machte, ihn in absehbarer Zeit ein für alle mal verbieten wird.

Allerdings soll man nicht glauben, daß diese Entwicklung sich zwischen heute und morgen vollziehen wird. Der größte Lehrmeister des Individuums wie der Nation ist die Erfahrung. Trotzdem man sich heute hundertmal besinnt, wo man früher sofort zugeschlagen hätte, wird man sich nicht eher zufrieden geben, als bis man die Probe auf das Exempel gemacht hat. Aber stehen sich wieder einmal ebenbürtige Gegner größten Stils gegenüber, so wird nach diesem einen großen Kriege der Zukunft ein neuer Zeitabschnitt in der Entwicklung des Menschengeschlechts eintreten, in welchem die Sprengstoffe sich in den Dienst der Erhaltung, d. h. der nützlichen Arbeit, stellen werden.

Mag der brutale Krieg zwischen civilisirten Völkern aber auch von der Erde verschwinden, das ewige Gesetz des Kampfes wird bestehen bleiben: nur wird die brutale Gewalt mehr und mehr der Macht des Geistes weichen. Wo man früher Bomben warf, wird man Gedanken aussenden, und es ergibt sich dabei ganz von selbst, daß Buchdruckerkunst, Dampf und Elektrizität die Rolle der wirkungsvollsten Geschosse spielen werden.

Es darf uns nicht verwundern, daß das erste Buch, welches in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts Zeugniß von dem Genie des Mainzer Bürgers Henne Gensfleisch zum Gudenberg, genannt Johann Gutenberg, ablegte, für ein Werk des Teufels gehalten wurde. Man denke sich, was diese Erfindung in dem kurzen Zeitraum von knapp 450 Jahren alles geleistet hat! Und dennoch können wir mit Bestimmtheit sagen, daß die Kunst des Buchdruckes, vermittelst welcher heute schon in der Stunde 10 000 und mehr Exemplare einer großen Zeitung gedruckt, aufgeschnitten und gefaltet werden können, vor einer ganz neuen Periode der Entwicklung steht. Das Wort „Buchdruck" wird das Wesen der neuen Kunst, Schriftzeichen auf dem Papiere herzustellen, überhaupt nicht mehr kennzeichnen, denn es wird sich in Zukunft nicht mehr um einen Druck, wohl aber um das Durchschlagen des elektrischen Funkens durch einen großen Ballen auf einander gelegter Bogen Papier handeln. In dem kleinen Bruchtheile einer Sekunde wird auf Tausenden von Exemplaren die Schrift erscheinen.

Diese Behauptung beruht durchaus nicht auf Phantasie. Das Problem, den elektrischen Strom zur Herstellung von Schriftzeichen zu verwenden, ihn also zum „Drucke" von Zeitungen und Büchern dienstbar zu machen, ist wissenschaftlich durchaus begründet — aber mehr als das: Die Begründung ist bereits praktisch erwiesen worden. Einer der Ersten, der sich mit der Einwirkung des elektrischen Stromes auf Farbstoffe beschäftigte, war Prof. Friedrich Goppelsweder in Mülhausen i. E., der grundlegende Arbeiten über dieses Thema veröffentlicht hat, ohne das eigentliche Problem des elektrischen „Buchdruckens" zu berühren. Seit dieser Zeit sind wiederholt Versuche in Frankreich und in England angestellt worden, die sich vorläufig den Anforderungen noch nicht gewachsen gezeigt, wohl aber schon in solchem Grade bewährt haben, daß man von ihnen eine Revolution auf dem Gebiete des Buchdrucks für die Zukunft erwarten kann.

Als dritter Faktor in der neueren Entwicklung des Menschengeschlechtes nannten wir die Dampfkraft. Ihre Nutzbarmachung fällt nicht in vergangene Jahrhunderte zurück, sondern in den Beginn des eigenen Saeculums. Dem entsprechend wurde sie auch offiziell nicht mehr als das Werk des Teufels ausgegeben, aber den Vorwurf, daß sie die Ausgeburt des Wahnsinns sei, konnten ihr die „Autoritäten" nicht ersparen! Ach, diese „Autoritäten!" Von den Teufelsgerichten des Heidenthums bis auf die Weisen unserer Zeit . . . . . was sie nicht Alles gesündigt haben!

Da konnte man im Jahre 1819 in der wissenschaftschaftlichen „Quaterly Review" das Folgende lesen:

„Die Idee einer Eisenbahn ist praktisch unausführbar. Gibt es etwas Lächerlicheres, und Absurderes, als das Projekt eines Dampfwagens, welcher zweimal so geschwind gehen soll, als unsere Postwagen? Eher ließe sich erwarten, daß man sich im Artillerielaboratorium zu Woolwich mittelst einer Congreve'schen Rakete befördern läßt, als durch die Gnade einer Lokomotive."

Noch im Jahre 1836 verhielt sich Thiers gegen den Bau von Eisenbahnen ablehnend, „denn man möchte nicht gern durch die Anlage von Eisenbahnen das Leben der Reisenden auf's Spiel setzen". Papst Gregor XVI erklärte die Eisenbahnen für „ein durchaus verabscheuungswürdiges Transportmittel". Als die Eisenbahn von Nürnberg nach Fürth gebaut werden sollte, gab das bayerische Obermedizinal-Kollegium ein Gutachten dahin ab, daß der Fahrbetrieb mit Dampfwagen im Interesse der öffentlichen Gesundheit zu untersagen sei. Die schnellere Bewegung erzeuge unfehlbar eine Gehirnkrankheit, welche eine besondere Art des delirium furiosum darstelle. Wollten die Reisenden sich der Gefahr aussetzen, so müsse der Staat wenigstens die unschuldigen Zuschauer auf dem Felde schützen. Der bloße Anblick eines rasch dahinfahrenden Dampfwagens erzeuge genau dieselbe Krankheit; es sei deshalb zum Mindesten die Bedingung zu stellen, daß der Bahnkörper zu beiden Seiten mit einem undurchsichtigen, mindestens fünf Fuß hohen Bretterzaun umgeben werde.

Napoleon I., Lord Brougham, Franz Arago, Kaiser Ferdinand von Oesterreich, König Ernst von Hannover — sie alle schlossen sich dem vernichtenden Urtheil über den Dampfwagen an und heute, kaum hundert Jahre später, umspinnen seine Schienennetze den Erdball.

Aber auch in Bezug auf die Dampfkraft können wir mit Bestimmtheit sagen, daß der Mensch in Zukunft ihre Dienste weit weniger als heute in Anspruch nehmen wird, da er bessere Mittel für seine Zwecke gewonnen hat. Zunächst einmal war der Dampfkraft von vornherein nur eine verhältnißmäßig kurze Dienstzeit beschieden, denn Dampfkraft ist die umständlich umgesetzte Kraft der Kohle, aber der Erdvorrath an Kohle muß zu einem Ende kommen, da sich die Kohle nicht wieder von Neuem auf der Erde bildet. Die uns bekannten Kohlenvorräthe nähern sich mit großer Schnelligkeit der Erschöpfung. Im April dieses Jahres wurde in einer Sitzung der Society of arts die Ansicht vertreten, daß die Kohlenlager bester Qualität in England, soweit sie in einer Tiefe bis zu 2000 Fuß liegen, in etwa 50 Jahren verbraucht sein werden und daß man dann zur minderwerthigen Kohle seine Zuflucht nehmen müsse. Wenn

dem jedoch auch nicht so wäre, — selbst wenn die Kohle sich durch Neubildung ergänzen würde, so müßte der menschliche Geist darauf bedacht sein, die in ihr aufgespeicherte Kraft direkt nutzbar zu machen, ohne den Umweg der Dampfmaschinen. So vollkommen die Dampfmaschinen unserer Zeit auch dem Laien erscheinen mögen, so unvollkommen sind sie thatsächlich, weil ein ungeheurer Theil der erzeugten Wärme nutzlos verloren geht, so daß unverhältnißmäßig weniger Arbeit geleistet wird, als die Kohle leisten könnte. Wird heute die Energie der Kohle in die elektrische umgesetzt, so werden nur 5 Proz. ausgenutzt, während 95 Proz. unbenutzt bleiben. Das große, nächstliegende Problem der Naturwissenschaft ist die unmittelbare Erzeugung des elektrischen Stromes aus der Oxydation d. h. Verbrennung der Kohle, mit Umgehung der Dampfmaschinen. In der Geburtsstunde dieser Erfindung schlägt die Todesstunde des Geisteskindes des großen Schotten James Watt. Dann wird der Kohlenvorrath der Erde so viel länger reichen, daß die Erschöpfung auf Jahrhunderte hinaus verschoben ist.

Mittlerweile jedoch ist der menschliche Geist auf der Suche nach neuen Kraftquellen, und er hat eine in der That unerschöpfliche Quelle in den Gasen gefunden. Verbrennt man ein Volumen Wasserstoff welches ein einziges Graam wiegt, mit den Sauerstoff der Luft zu Wasser, so wird eine Hitze erzeugt, die genügt um 14 577 Kilogramm einen Meter hoch zu heben. Die Arbeitskraft dieses Gases ist somit eine ganz enorme und da das Wasser, welches zu vier Fünftel die Erdoberfläche bedeckt, aus Wasserstoff und Sauerstoff besteht, ist hier ein Kraftvorrath aufgespeichert, der allen möglichen Bedarf um das Unendliche übersteigt. Aber jedes Gas, nicht nur der Wasserstoff, leistet Arbeit, indem es sich mit einem anderen Gase chemisch vereinigt, d. h. verbrennt. Diese Thatsache liegt der Konstruktion der Gasmotoren zu Grunde — Maschinen, welche durch künstlich erzeugte, periodische Explosionen getrieben werden. Nach dem heutigen Stand der Verhältnisse ist der Dampfmaschine nur noch ein verhältnißmäßig kurzes Leben beschieden. Die stabile, d. h. sich nicht von Ort bewegende Maschine wird durch den Gasmotor ersetzt werden, während die sich fortbewegende Maschine die Triebkraft der Elektrizität verwenden wird.

Damit haben wir bereits das Gebiet des vierten Faktors berührt, der in der Erziehung der jüngsten Generation des Menschengeschlechtes eine so ungeheure Rolle spielte. Der Mensch, der das Wort „Gott" ausspricht, faßt in diesen vier Buchstaben die ganze Welt mit allen ihren Geheimnissen zusammen. Der Mensch, der das Wort „Elektrizität" ausspricht, hat damit einem großen Theil des Räthsels den ursächlichen Namen gegeben.

Unabsehbar ist das Gebiet dieser Kraft. Sie ermöglicht uns heute, unsere Gedanken im Fluge der Sekunde bis in die entferntesten Gegenden der Erde zu übertragen: sie wird uns in kurzer Zeit gestatten, mit unseren Freunden in Australien zu sprechen, sie zu sehen und sie zu hören. Es würde hier zu weit führen, diese Behauptungen näher zu begründen; aber die Erfindungen, welche sie verwirklichen werden, haben bereits Gestalt angenommen, sind patentirt worden und harren nur noch der Verbesserungen, die allein die praktische Anwendung geben kann. Erst im Jahre 1837 wurde durch Gauß und Weber der erste elektrische Telegraph hergestellt, und wenn wir die Frucht betrachten, die aus diesem kleinen Samenkorn erwuchs und die sich heute der ganzen Welt darbietet, um sie zu laben und ihr zu dienen, dann kann uns mit Recht frohe Begeisterung ergreifen und wir dürfen ahnungsvoll ausrufen: „Die Welt geht auf!"

Und dennoch ist dieses Bild von der Entwicklung des Menschengeschlechtes, das der Naturforscher mit seinem geistigen Auge klar vor sich sieht, ein noch durchaus unvollständiges. Wir können noch viele Spalten mit unseren Betrachtungen füllen und dabei durchaus auf dem realen Boden bleiben, aber wir wollen nur noch eines großen Kulturfaktors Erwähnung thun, der Chemie. Sie ist es, die den kriegführenden so furchtbare Zerstörungsmittel in die Hand gibt, daß das Gesetz von der Selbsterhaltung in andere Bahnen gelenkt wurde. Sie wird es sein, welche das höchste aller Probleme lösen wird, dem Hungernden Brot, dem Frierenden Kleidung zu schaffen.

Die Pflanze hat dieses Problem ja längst gelöst. Jedes Getreidekorn zersetzt die es umgebende Erde und entnimmt dem unorganischen Material diejenigen Bestandtheile, die zur Erhaltung des organischen Lebens nothwendig sind. Nach den neueren Untersuchungen steht es fest, daß bei dieser Absorption chemisch-elektrische Vorgänge ausschlaggebend sind, doch das: Wie? bleibt noch immer ungelöst. Wollte ich behaupten, daß auch diese Lösung im schwangeren Schoße der Zeit liegt, so würde ich vielleicht in den Verdacht eines Schwärmers kommen — ich vermag aber, mich auf das Urtheil des großen Chemikers Victor Meyer zu berufen, der in seinem Vortrage „Chemische Probleme der Gegenwart"*) sagt:

„Wohl aber ist die Lösung von der Wissenschaft zu erhoffen: Die Holzfaser muß eine Quelle menschlicher Nahrung werden. In der That, bedenkt man, wie gering das Quantum brotgebenden Stärkemehls ist, welches uns die Aehre liefert, und erwägt man weiter, daß die Holzfaser genau dieselbe chemische Zusammensetzung besitzt, wie die Stärke, so bietet sich die Möglichkeit einer ins Unmenschliche gesteigerten Nahrungsproduktion in der Lösung der Aufgabe: Cellulose in Stärkemehl zu verwandeln. Das Holz der Wälder, das Gras, selbst Stroh und Spreu — sie würden eine unerschöpfliche Quelle menschlichen Nahrungsstoffes bilden, wäre dies Problem gelöst. Hat man doch neuerdings gelernt, die früher bestrittene Umwandlung des atmosphärischen Stickstoffs zu Eiweiß in gewissen Pflanzen wissenschaftlich zu verfolgen und durch passende Behandlung zu begünstigen. Planmäßige Vermehrung des Pflanzeneiweiß aber, in Gemeinschaft mit der Erzeugung von Stärkemehl aus Cellulose, würde in Wahrheit die Lösung der Brotfrage bedeuten. . . ."

. . . Und da sitzen die Diplomaten an ihren grünen Tischen und vertheilen die Erde! Der Naturforscher hinter seiner Retorte nimmt ihnen die Macht aus der Hand — er zwingt die Kraft des explodirenden Körpers zur nützlichen Arbeit; er nimmt die Kraft aus der Sonne und aus dem Blitze, aus dem Feuer und aus dem Wasser — er bringt die Menschen nahe aneinander, gibt ihnen die Möglichkeit, sich zu verstehen und zu lieben — er ist der wahre Erlöser. Heil ihm! Denn unter seiner Führung beginnt die Erde als selbständiges Gestirn zu leuchten. Heil der Menschheit, denn die Erde geht auf!

Curt Abel-Musgrave.

Die agrarische Agitation für höhere Getreidezölle.

Die „Deutsche Tageszeitung", das Organ des Bundes der Landwirthe, variirt fast täglich mehr oder weniger dringend den Satz: „Eine Erhöhung der Getreidezölle ist unerläßlich." Gründe für die Erhöhung bringt das Blatt nicht. Die Absicht der öfteren Wiederholung ist aber klar: die kaiserliche Regierung soll stetig an die Forderung erinnert werden.

Die Zollermäßigung von 1894 ist für die Konsumenten ein Danaergeschenk gewesen, während die Getreideproduzenten durch die mit der Zollermäßigung verbundene Aufhebung des Identitätsnachweises und das Einführen der Ausfuhrscheine den größten Vortheil gehabt haben. Vor Aufhebung des Nachweises konnte inländisches Getreide nur im Inlande abgesetzt werden, wenn der Verkäufer irgend einen Vortheil von dem Zoll haben wollte. Ostelbien mußte seinen Ueberschuß nach dem Westen Deutschlands senden, um für denselben

*) Seite 43. — Heidelberg, Carl Winter's Universitäts-Buchhandlung.

mit Zollgewinn Unterkunft zu finden. Der Weg vom Pregel, von der Weichsel nach dem Rhein ist ein weiter; das Getreide mußte auf dem Seewege mehrere Male umgeladen werden. Die Kosten waren große. Der Westen kaufte auch das kleberarme ostelbische Brotgetreide, die wenig mehlreiche Gerste des Ostens nur ungern. Gleiche Qualitäten baute er selbst und er brauchte bessere Waare, um die seinige aufzumischen. Kauften z. B. die westlichen Händler und Müller den ostdeutschen Weizen, so mußten sie, um das von den Bäckereien verlangte backfähige Mehl herzustellen, denselben mit strengstem kleberreichen ausländischen Weizen vermischen. Diesen Weizen mußten sie bei hohem Zoll und großem Begehr theuer bezahlen. Um auf einen konkurrenzfähigen Durchschnittspreis zu kommen, konnten sie deshalb den ostelbischen Weizen nur verhältnißmäßig niedrig bezahlen.

Wie mit Weizen, so ging es mit allen anderen Getreidearten. Der Zoll kam daher in der Regel im Osten des Reiches, die letzten Monate jedes Erntejahres vielleicht ausgenommen, nur mit der Hälfte, mit ungefähr 25 M. per Tonne bei Weizen und Roggen zur Geltung und oft erreichte der Unterschied zwischen gleichwerthigem deutschen und ausländischem Weizen und Roggen selbst nicht diese Höhe, trotz des offiziellen Zolles von 50 M.

Die Aufhebung des Identitätsnachweises hat hier zum Nachtheil der Konsumenten und zum Vortheil der großen Getreideproduzenten eine Aenderung geschaffen. Seit inländisches und ausländisches Getreide in den Lägern getauscht werden darf, seit inländisches Getreide durch die Einfuhrscheine bei der Ausfuhr nach dem Auslande den Zoll bonifizirt erhält, kommt der Zoll in ganz anderer Weise zur Geltung. Der Getreideproduzent erhält für sein inländisches Gewächs an allen Orten des Reichs den vollen Zoll über den Preis, zu welchem unverzolltes ausländisches Getreide derselben Art und Güte an denselben Orten geliefert werden kann.

Die Herren Agrarier weisen gern auf Frankreich als auf das Eldorado der hohen agrarischen Zölle hin. Der Weizenzoll in Frankreich beträgt 70 Francs (56 M.) per Tonne Weizen, die anderen Artikel sind nur mit 30 Francs (24 M.) belastet. In früheren Jahren, vor Wiedereinführung der Getreidezölle, war der Weizenpreis in Paris stetig 10 bis 15 M. theurer als in Berlin. Der französische Zoll ist jetzt 21 M. höher als der deutsche, mithin müßte bei voller Wirkung des Zolles der Preisunterschied zwischen Berlin und Paris jetzt 31 M. bis 36 M. betragen. Er hat diese Höhe bloß in dem Nothjahr 1897/98 erreicht, in welchem Jahr Frankreich nur $6^{1}/_{10}$ Millionen Tonnen Weizen gegen $9^{1}/_{10}$ in 1896/97 und über 10 Millionen in 1898/99 erntete. Der Konsum Frankreichs wird annähernd auf 10 Millionen Tonnen geschätzt. Nach der Aufstellung der deutschen statistischen Vierteljahreshefte waren Anfangs jedes Monats die Weizenpreise in den Erntejahren:

	1896/97 in		1897/98 in		1898/99 in	
	Berlin	Paris	Berlin	Paris	Berlin	Paris
August	137	147	173	210	196	170
September . .	146	150	189	229	173	170
Oktober . . .	161	155	186	230	173	172
November . .	169	172	189	235	172	177
Dezember . .	176	186	189	245	171	172
Januar. . . .	180	176	192	234	163	176
Februar . . .	174	185	193	232	161	174
März	167	173	193	233	159	168
April	161	175	198	234	155	169
Mai	160	183	235	259	159	170
Juni	160	187	228	232	161	168
Juli.	160	192	202	196	158	165.

Die Zusammenstellung zeigt, daß in den guten Erntejahren 1896/97 und 1898/99 der Weizenpreis in Paris nur durchschnittlich 11 M. und 5 M. höher als in Berlin war. Der hohe französische Zoll von 56 M. kam nur zur ungefähren Hälfte mit 25 M. bis 30 M. den französischen Landwirthen zugute, ebenso wie früher vor Aufhebung des Identitätsnachweises und Einführung der Exportbonifikation bei uns der deutsche Zoll von 50 M. — Die deutschen Getreideproduzenten, welche Getreide verkaufen können, haben unter jetzigen Verhältnissen von 35 M. Zoll mehr Vortheil als die französischen von 56 M. Zoll. Selbstverständlich haben die Franzosen die deutsche Gesetzgebung verfolgt und haben die Agrarier gestrebt, ebenfalls die Exportbonifikation in Frankreich einzuführen. Die agrarischen Ministerien, Herr Méline selbst, haben jedoch abgelehnt, hierfür einzutreten; sie haben erklärt, daß sie es den Konsumenten gegenüber nicht verantworten könnten, Maßregeln zu befürworten, welche eine solche Preiserhöhung permanent machen und in so hohem Grade gerade die Aermsten belasten würden. Unsere Exportbonifikation ist in Frankreich nicht einmal den Mühlen zugestanden. Diese erhalten solche auf ihre Fabrikate nur, nachdem sie nachgewiesen, daß in einem bestimmten Umkreis der Ausfuhrstelle eine im Verhältniß zu dem Mehl, das sie ausführen wollen, gleiche Menge Weizen vom Auslande eingeführt ist.

Im dem Nothjahr 1897/98 hatten nicht nur Frankreich, sondern auch Spanien und Italien Mißernten zu verzeichnen. Die hohen Zölle dieser Länder hinderten den rechtzeitigen Bezug. Jeder Getreidehändler und Müller nahm an, daß die Zölle aufgehoben werden würden und zögerte deshalb mit Bezug von ausländischem Getreide. Als endlich, um Brotkrawalle, wie sie schon in Spanien und Italien vorgekommen waren, zu verhüten, das französische Ministerium unter Herrn Méline die Zölle am 4. Mai 1898 für Frankreich suspendirte, hatten andere bedürftige Länder sich bereits den in jenem Jahre kleinen Ueberschuß der exportirenden Länder gesichert und die Aufhebung des Zolles war ohne sofortige Wirkung, die Brotpreise blieben in Frankreich im Mai und Anfang Juni die höchsten, um erst im Juli nach größeren Importen und in Aussicht einer der besten Ernten zu fallen.

Es scheint nach dem französischen Beispiel kaum denkbar, daß jemals eine deutsche Regierung einwilligen kann, die Getreidezölle zu erhöhen, ohne den Identitätsnachweis gleichzeitig wieder einzuführen und die Einrichtung der Einfuhrscheine, der Exportbonifikation aufzuheben. Geschieht bloß ersteres und letzteres nicht, so würde ein Zoll von etwa 50 Mark voll zur Geltung kommen und gleich einem Werthzoll von 50 Prozent nach heutigen Preisen, auf Roggen, den Hauptkonsumartikel Deutschlands, wirken.

Da es hiernach kaum denkbar ist, daß irgendwelche deutsche Regierung die Zölle für Brotgetreide, für Weizen und Roggen unter Belassung der Einfuhrscheine erhöhen wird, so werden die Landwirthe durch eine Zollerhöhung mit Wiedereinführung des Identitätsnachweises keinen Vortheil, nur Schaden haben. Kein Landwirth kann deshalb die Erhöhung in seinem Interesse ernstlich wünschen, keine Regierung ihr zustimmen.

Die Erhöhung der Zölle für Futtergetreide und Oelsaaten, aus welchen Futterstoffe hergestellt werden, würde weiter den Mittelstand der Landwirthe am meisten schädigen. Die Bauern und die kleinen Landwirthe sind die größten Viehzüchter. Auf 100 Hektar Areal werden bei Besitzungen

unter 2 Hektar	192	Stück Schweine,
von 2 bis 20 Hektar . . .	50	„ „
über 20 Hektar Größe . .	20	„ „

gehalten. Die Rindviehzucht ist ebenso am bedeutendsten bei den kleineren Besitzern. In Ostelbien hielten Rindvieh:

Besitzungen	bis 50 ha Stück	50 bis 100 ha Stück	über 100 ha Stück
in Ostpreußen	481 421	110 060	205 954
„ Westpreußen	266 252	53 601	113 041
„ Pommern	300 087	35 086	138 998
„ Posen	381 890	27 797	131 666.

Die meisten, wenn nicht alle der kleinen Besitzer müssen zur Ernährung ihres Viehstandes Futter kaufen, die Er-

höhung der Zölle auf Futtergerste, Erbsen, Bohnen, Mais und Rübsen würde sie daher sehr schädigen und würde der oft geäußerten Devise „Alles für den Mittelstand“ durchaus widersprechen. Durch erhöhte Fleisch- und Viehpreise die Kosten einer etwaigen Erhöhung der Zölle auf die Konsumenten abzuwälzen, scheint unmöglich. Die Fleischpreise sind in Deutschland bereits so hoch, daß eine weitere Erhöhung derselben Fleisch für Viele zu einem unerschwinglichen Nahrungsmittel machen, den Konsum verkleinern, Preise drücken würde.

Die Getreidezölle sollten es angeblich der Landwirthschaft ermöglichen, den Getreidebau auszudehnen, damit Deutschland selbst erzeugt, was es verbraucht; so lautete wenigstens seiner Zeit ein Grund für die Einführung der Zölle und wird derselbe Grund weiter für die Erhöhung angeführt. Die Zölle bestehen jetzt seit 1879. Es interessirt deshalb, die mit Getreide bebauten Flächen **vor** der Zolleinführung und jetzt nach zwanzigjährigem Bestehen des Zolles zu vergleichen. Es waren in Deutschland nach offiziellen Angaben angebaut:

	1878	1897
mit Weizen	1 813 627 ha	1 920 666 ha
„ Spelz	403 104 „	326 621 „
„ Roggen	5 939 210 „	5 966 776 „
zusammen mit Brotfrucht	8 155 941 ha	8 214 063 ha.

Weiter waren angebaut:

	1878	1897
mit Gerste	1 620 314 ha	1 666 014 ha
„ Hafer	3 742 049 „	3 999 052 „
„ Oelsaaten	179 184 „	88 779 „

Das mit Brotgetreide angebaute Areal hat demnach in 19 Jahren trotz des Zolles nur 0,712 Prozent zugenommen, während die Bevölkerung in nur 15 Jahren — von 1880 bis 1895 — von 45 234 061 auf 52 279 901 Einwohner, also um 15,5 Prozent, gewachsen ist.

Die Produktion von Brotgetreide hat sich in keinem Verhältniß zu der Bevölkerungszunahme ausgedehnt, selbst wenn die aus größerer Intensität des Betriebes erwachsenen höheren Erträge gebührend berücksichtigt werden. Nach 20 Jahren des Getreidezolles ist die Einfuhrmenge an Brotgetreide, welche Deutschland bedarf, von 1 019 500 t Weizen und Roggen im Jahre 1878 auf 2 183 926 t in 1897/98, also um 117 Prozent, gestiegen. Die Zufuhr von Futterstoffen hat sich in noch bedeutenderem Prozentverhältniß gesteigert.

Als ein Hauptmotiv der Einführung der Getreidezölle wurde seiner Zeit ferner angegeben, daß in Folge ihrer Silber- resp. Papierwährung besonders Rußland und Indien so billig Getreide produzirten, daß selbst bei ungefähr 26 M. per 1000 Kilo Fracht aus dem Inneren Rußlands nach deutschen Häfen die deutschen Getreidebauer durch die russischen und indischen zu Grunde gerichtet würden. Inzwischen haben sich Rußland und Indien beeilt, die Goldwährung, wenn auch noch nicht obligatorisch, doch de facto einzuführen. Schlagender konnte das Märchen der billigen Produktion in Folge der Silberwährung nicht widerlegt werden. Der Kuriosität wegen sei schließlich noch an die Begründung erinnert, welche die kaiserliche Regierung 1884/85 dem Reichstag zu dem Zolltarifgesetzentwurf in Betreff des Arbeitsmarktes gab. Die Begründung sagt hierüber wörtlich (Aktenstück Nr. 156, 1884/1885):

„Durch den Uebergang zur intensiveren Wirthschaft würde eine große Zahl von Arbeitern aus der landwirthschaftlichen Beschäftigung herausgedrängt werden. Diese Arbeiter würden in der Industrie Beschäftigung suchen müssen und durch erheblich vermehrtes Angebot von Arbeitskraft einen schweren Druck auf die Lohnsätze zum Schaden der in der Industrie bereits beschäftigten Arbeiter ausüben.“

Mit solchen Gründen vergleiche man die gegenwärtigen Klagen über Arbeiternoth. Per argumentum e contrario müßte man schließen, daß die Einführung der Getreidezölle an dieser Arbeiternoth wesentlich mitschuldig sei. Der Arbeitermangel ist aber wohl die einzige Noth, über welche augenblicklich die Landwirthschaft gerechten Grund zu klagen hat.

Danzig. Joh. D.

Der Sozialismus in Belgien.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der politischen Geschichte der letzten Jahrzehnte ist das erstaunlich schnelle Emporkommen der sozialistischen Bewegung in Belgien. Nachdem sie kaum ein halbes Menschenalter bestanden hat und erst fünf Jahre im Parlament vertreten ist, hat sich „die belgische Arbeiterpartei“ zu einer gewaltigen Macht im Lande entwickelt. Sie ist ebenso stark in dem flämischen Westen und Norden, wie in dem wallonischen Osten und Süden, in den alten großen Industriestädten Brüssel, Gent, Lüttich, Antwerpen u. s. w., wie in den Kohlen- und Bergwerksdistrikten, die sich in einem ununterbrochenen Netze von volkreichen Dörfern und Flecken zwischen Charleroi und Mons ausbreiten, ja sie beginnt auch schon in die Ackerbaudistrikte einzudringen und gewinnt besonders dort Anhänger, wo der Großgrundbesitz vorherrscht und das Land von Pächtern und Tagelöhnern bebaut wird. Sie hat das Land mit einem Netze von Korporativgenossenschaften übersät, an die sich Versicherungsgesellschaften, Gewerkvereine und politische Vereine anschließen, und die ihr eine sichere materielle Grundlage und einen festen Mittelpunkt in jeder Stadt geben. Sie entfaltet endlich eine lebhafte Thätigkeit der Aufklärung in sozialistischem Sinne durch die Presse, Broschüren und Vorträge, bestrebt, die Arbeiter, wie die Gilde im Mittelalter, von allen Seiten, der materiellen, wie der geistigen und sittlichen, an sich zu fesseln. Im Parlament ist sie durch 29 der 152 Abgeordneten vertreten und hat die Führung der antiklerikalen Opposition dem Liberalismus entrissen. An dem organisirten Widerstande der Arbeiter, allerdings unterstützt von der liberalen Partei, ist am 29. Juni d. J. die reaktionäre und klerikale Wahlreformvorlage Vandenpeereboom und bald darauf sein Ministerium gescheitert. Und wenn es, sei es bei den nächsten Wahlen oder in etwas späterer Zukunft, gelingt, den Klerikalismus zu besiegen, unter dessen nunmehr 15 jähriger Herrschaft Belgien trotz seiner reichen Hülfsquellen und seines großen Gewerbefleißes in Bezug auf Volksbildung und soziale Gesetzgebung das rückschrittlichste Land West- und Mitteleuropas — vielleicht mit Ausnahme von Spanien — geblieben ist, dann wird auch der sozialistischen Partei ihr Antheil an der Regierung nicht mehr lange vorenthalten werden können.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die innere Geschichte Belgiens und besonders die Entstehung des Sozialismus. Nach der Revolution von 1830 und der Trennung von Holland war in dem neuen Königreiche ein auf einen hohen Zensus basirtes Wahlrecht eingeführt worden. Im Jahre 1848 wurde dieser Zensus auf das in der Verfassung vorgesehene Minimum, einen Steuersatz von 42 Frcs 32 Cent. für die Wähler der Deputirtenkammer herabgesetzt, während das aktive und passive Wahlrecht für den Senat noch an einen weit höheren Steuersatz geknüpft blieb. So besaß nur ein kleiner Theil der Bevölkerung, etwa 120 000 unter 1 700 000 großjährigen Männern, politische Rechte, und die Regierung trug daher in dem „konstitutionellem Musterlande“ länger als in irgend einem anderen europäischen Staate den Charakter der Klassenherrschaft. Liberale und klerikale Ministerien folgten aufeinander in ziemlich regelmäßigen Zwischenräumen, in einen nie endenden Kulturkampf verwickelt, der sich hauptsächlich um die Herrschaft über die Schulen drehte, aber für das

Wohl der großen Masse des Volkes geschah wenig oder nichts. Die Volksbildung blieb auf einem so niedrigen Niveau, daß noch im Jahre 1890 26,9 Proz. der Einwohner über 15 Jahre nicht lesen und schreiben konnten, das System des Loskaufs und der Stellvertretung bei dem Militärdienst machte diesen bei dem Volke verhaßt und erweiterte die Kluft zwischen den Besitzenden und Armen, und die wirthschaftliche Lage der Fabrikarbeiter und Bergleute war, wie eine amtliche Untersuchung im Jahre 1886 feststellte, schlimmer, als in irgend einem der großen Industrieländer Europas. Die Löhne waren niedrig und unsicher, die Mißbräuche des Trucksystems herrschten ungehindert, und die Arbeiter waren in Alkoholismus versunken, roh und unwissend und ohne geregeltes Familienleben. Die Fabrikgesetzgebung hinkte in Belgien der der Nachbarländer nur sehr langsam und widerwillig nach, und noch 1890 auf der internationalen Arbeiterschutzkonferenz zu Berlin machten sich die belgischen Delegirten durch ihren hartnäckigen Widerstand gegen alle weitergehenden Maßregeln zu Gunsten der Arbeiter bemerkbar.

Inzwischen fehlte es aber nicht an Anzeichen einer baldigen Umwälzung in demokratischem Sinne. Der Ruf nach Einführung des allgemeinen Wahlrechts oder doch einer Annäherung an dasselbe erschallte immer lauter, und von 1870 an wurden wiederholt Wahlreformanträge im Parlamente eingebracht. Besonders in den Jahren 1870—84, wo die Liberalen an der Herrschaft waren, trat die Wahlrechtsfrage in den Vordergrund. Sie wurde der Grund der Spaltung der liberalen Partei in die Doktrinäre unter dem ehrwürdigen und hochverdienten Staatsmann Frère-Orban und die Radikalen oder Fortschrittler unter Paul Janson und Emile Féron. Doch scheiterten die Anträge der letzteren auf eine Revision der Verfassung, zu deren Durchführung eine Zweidrittelmajorität erforderlich gewesen wäre, immer an dem kurzsichtigen Widerstande der großen Mehrheit des Parlaments. Die herrschenden Klassen, die z. B. in England schließlich mit bewundernswerthem politischem Verständniß allmählich die Grundlagen der Verfassung in demokratischem Sinne erweiterten, erwiesen sich in Belgien unfähig, die Zeichen der Zeit zu deuten. Die nothwendige Fortbildung der Verfassung mußte daher von außen aus der Mitte des politisch rechtlosen Volkes kommen.

Schon seit einigen Jahrzehnten hatten die sozialistischen Ideen in Belgien Anerkennung und Verbreitung gefunden. Besonders die Lehren von Proudhon und Karl Marx zählten viele Anhänger. In Brüssel und Gent bestanden sozialistische Arbeitervereine und Genossenschaften, die aber nur geringe Bedeutung hatten und trotz mehrfacher Versuche lange zu keiner Einigung gelangen konnten. Im Allgemeinen gingen die Arbeiter mit den Radikalen, zu denen sich auch die meisten ihrer Führer, besonders Dr. César de Paepe, Jean Volders und die Universitätsprofessoren Hector Denis und Guillaume Degreef noch rechneten. Versuche, bei den Wahlen Arbeiterkandidaten durchzubringen, scheiterten an dem bestehenden Wahlrecht. Man hörte wenig von den Sozialisten und unterschätzte ihre Bedeutung. So ging auch die Vereinigung der verschiedenen sozialistischen, gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Verbände des Landes zu der „belgischen Arbeiterpartei", die am 5. April 1885 zu Brüssel beschlossen wurde, ziemlich unbemerkt weiter. Bezeichnend ist, daß man für die neue Partei nicht den Namen sozialistische Partei, sondern „Arbeiterpartei" wählte, dadurch gleich den breiten, universalen, allem Sektenwesen abholden Charakter der belgischen Bewegung kennzeichnend. Auch verstand man gleich die geistigen Arbeiter ausdrücklich mit darunter. Die politische Partei stellte sich, zum Unterschiede von der deutschen Sozialdemokratie, von vornherein nicht in Gegensatz zu der freien volkswirthschaftlichen Wissenschaft, sondern schloß eine enge Verbindung mit ihr.

Es dauerte nicht lange, bis die unter der Oberfläche schlummernde Unzufriedenheit zu einem furchtbaren Ausbruche kam. Das Jahr 1886 sah zuerst einen vermuthlich von Anarchisten erregten Aufstand in Lüttich, bei dem viel Eigenthum zerstört wurde, und dann wenige Tage später einen ungeheuren Streik der Kohlenarbeiter im sogenannten Centre, dem Industriebezirk des Landes, der sich schnell auf die Bergleute und Glasmacher ausdehnte. Wirthschaftliche Unzufriedenheit — die geringen Löhne von 15—17½ Frcs. wöchentlich, die Mißbräuche des Trucksystems und die Ausbeutung der Arbeiter durch Mittelleute — verstärkten den dumpfen Haß gegen die Besitzenden und Herrschenden, um dem Streik einen durchaus revolutionären Charakter zu geben. Eine große Glashütte wurde in Brand gesteckt, und plündernd durchzogen Scharen von Arbeitern, denen sich allerhand lichtscheues Gesindel anschloß, das Land. Das Militär mußte einschreiten, und zahlreiche Verhaftungen und strenge Gefängniß- und Zuchthausstrafen folgten. In den folgenden Jahren wiederholten sich die Arbeitseinstellungen mit denselben Begleiterscheinungen. Ein Theil der sozialistischen Führer, besonders die Wallonen, an deren Spitze Alfred De Fuisseaux stand, faßte den Plan, auf diesem revolutionären Wege, durch Proklamirung der allgemeinen Arbeitseinstellung, der „grève noire" die politische Macht zu erobern. Auf einem Kongreß zu Châtelet am 22. Dezember 1888 wurde in der That trotz des Widerspruchs der besonneren flämischen Führer, der allgemeine Ausstand beschlossen. Es kam zu einem großen Streik, der aber von der Regierung mit Gewalt niedergeschlagen wurde. Die Führer, De Fuisseaux und Genossen, wurden festgenommen, und Anklage wider sie erhoben. Doch schlug der Prozeß gegen sie nicht zu Ehren der Regierung aus. Es hatten nämlich während des Streiks häufig Dynamitexplosionen stattgefunden, die merkwürdiger Weise niemals Schaden anrichteten, und es stellte sich unwiderleglich heraus, daß diese und andere Gewaltthätigkeiten von gewerbsmäßigen Angebern und Aufreizern ins Werk gesetzt waren, die im Einverständniß mit der klerikalen Regierung, speziell dem Finanzminister Beernaert, handelten. Paul Janson, der Vertheidiger De Fuisseaux', enthüllte dieses sogenannte „große Komplott", die Angeklagten wurden freigesprochen, und die Regierung mußte sich im Parlament die derbsten Wahrheiten sagen lassen.

Die Aera der Arbeitseinstellungen und Unruhen, die noch eine Zeit lang fortdauerte, hatte eine doppelte Folge. Auf der einen Seite stärkte sie gewaltig die Macht der organisirten Arbeiterpartei. Vor allen Dingen gewann jetzt die gemäßigte Richtung, die auf dem Wege der Organisation und friedlichen Agitation fortschreiten wollte, das Uebergewicht über die Anhänger des allgemeinen Streiks und der gewaltsamen Revolution, die durch die bösen Erfahrungen der letzten Jahre belehrt waren. Seit dieser Zeit herrscht in der belgischen Arbeiterpartei, ein gesunder, sozialreformatorischer Geist, der mit Wirklichkeiten und nicht mit Theorien und Endzielen rechnet, und der in den Augen der marxistischen Orthodoxie wenig Gnade finden würde. Auf der anderen Seite aber erkannte das Bürgerthum, das sich so lange in egoistischer Sorglosigkeit gewiegt hatte, die Unhaltbarkeit des gegenwärtigen Zustandes, sah mit Schaudern den Abgrund, an dem die Gesellschaft schwebte. Man ernannte eine Untersuchungskommission, die die schrecklichsten Zustände enthüllte. Man erließ einige Arbeiterschutzgesetze mit Bezug auf die Frauen- und Kinderarbeit und setzte Gewerbe- und Arbeitskammern und Bergwerksinspektoren ein. Auch eine Wahlreform erschien jetzt unumgänglich, und am 29. November 1890 verstand sich die Kammer vor der Drohung eines allgemeinen Ausstandes endlich dazu, den Beschluß zu fassen, die Revision der Verfassung in Erwägung zu ziehen. Das war der Anfang vom Ende des alten Klassenstaates — der Sieg der Demokratie war mit diesem Beschlusse entschieden. Noch mehrere Jahre zog sich allerdings der Kampf hin. In den Kohlen- und Eisendistrikten gährte es beständig, und es kam wiederholt zu Ausständen und Zusammenstößen mit der bewaffneten Macht. In den Städten, besonders in Brüssel, veranstalteten die Sozialisten zusammen mit den fortschrittlichen Liberalen Volkskundgebungen und Aufzüge, und der König wurde oft mit dem Rufe: „Es lebe das all-

gemeine Wahlrecht!" begrüßt. Die Kammer berieth hin und her über eine Formel, die alle Theile befriedigen würde, bis man sich schließlich auf den Vorschlag des Abgeordneten und späteren Ministers Nyssens einigte, das obligatorische allgemeine Stimmrecht mit Mehrstimmen (Vote plural) einzuführen. Das Gesetz vom 18. April 1893 gab das einfache Stimmrecht jedem belgischen Bürger von über 25 Jahren, der ein Jahr in derselben Gemeinde wohnte, eine Ergänzungsstimme verheiratheten Männern oder Wittwern von mehr als 35 Jahren, die Kinder hätten und wenigstens 5 Fres. Steuern zahlten, ferner Besitzern von Grundstücken, Häusern oder belgischen Renten im Betrage von 2000 Fres., zwei Ergänzungsstimmen solchen, die eine höhere Bildung besäßen oder eine Stelle bekleideten, die eine solche voraussetzte. Doch konnte Niemand mehr als drei Stimmen auf sich vereinigen. In ähnlicher Weise wurde das Provinzialwahlrecht geregelt. Für den Senat behielt man den Census bei, doch konnten die Provinzialräthe zusammen 29 Senatoren wählen, die also nicht aus den Censuswahlen hervorgegangen waren. Am 14. Oktober 1894 sollten die ersten Wahlen nach dem neuen Gesetze stattfinden. Die Sozialisten entfalteten eine ungemein lebhafte Agitation: ihre Redner durchzogen das Land nach allen Richtungen, sprachen zu Arbeitern und Bauern, in Versammlungslokalen und unter freiem Himmel, an Sonntagen vor den Kirchen und in der Woche während der Erntearbeit. Der Erfolg war ein unerwarteter. Dreihunderttausend sozialistische Stimmen wurden abgegeben, und mit 29 Abgeordneten zog die Arbeiterpartei in das Parlament ein. Die Liberalen, die überall große Minderheiten, im Ganzen 600 000 Stimmen, auf ihre Kandidaten vereinigt hatten, wurden bei den Stichwahlen in Folge ihrer schwankenden Haltung gänzlich geschlagen. Ihre Zahl schmolz auf 18 Abgeordnete zusammen. Die übrigen 105 Stimmen gehörten dem Klerikalismus an, von dem sich allerdings eine christlich-demokratische Richtung unter dem Abbé Daens abtrennte, und der auch im übrigen in wichtigen Punkten, besonders in Bezug auf den Militärdienst und soziale Fragen gespalten war.

Im folgenden Jahre wurde das Gemeindewahlrecht geregelt, und hier gelang es der Majorität, durch vier beschränkende Bestimmungen — Mindestalter von 30 Jahren, dreijährigem Wohnsitz in der Gemeinde, Census und eine vierte Stimme für die Reichen — den Einfluß der Arbeiter zurückzudämmen. Dies Gesetz, „la loi des quatre infamies", wie die Sozialisten es nannten, erregte große Entrüstung unter den Arbeitern. Sie nahmen aber dennoch den Kampf in 507 der 2604 Gemeinden auf und erlangten in 80 Gemeinden die Majorität und in 180 wenigstens eine Minorität der Gemeindevertreter. Die Wahlen der Jahre 1896 und 98 verminderten die Macht der Liberalen noch mehr, sodaß ihre Zahl auf 11 zurückging, zeigten aber jedesmal ein bedeutendes Anwachsen der sozialistischen Stimmen, wenn auch die Zahl der Abgeordneten der Partei unverändert blieb.

Es ist daher natürlich, daß die Führung der Opposition im Parlamente den Sozialisten zugefallen ist, an deren Spitze Männer von Geist und Wissen, wie Emile Vandervelde, die Professoren Hector Denis und Guillaume Degreef, die Advokaten Destrée, Picard und De Fuisseaux, der Gründer der Korporativgenossenschaften Anseele u. a. stehen. Ihre praktischen Erfolge sind allerdings gering. Doch haben sie die Errichtung eines Ministeriums für Arbeit und Industrie durchgesetzt (26. 5. 1895) und der Arbeiterschutzgesetzgebung einen neuen kräftigen Anstoß gegeben. Durch ihren Eintritt hat das Parlament einen ganz anderen Charakter angenommen. Die Volksleidenschaften, die sonst in dem Palaste in der Rue de la Loi nur einen sehr gedämpften und gemäßigten Widerhall fanden, sind jetzt dort nicht selten mächtig emporgelodert. Stürmische Scenen, wie sie z. B. bei der Besprechung der Dotation des Grafen von Flandern stattfanden, mögen die älteren Parlamentarier oft mit Wehmuth an die stillen Zeiten zurückdenken lassen, wo die Kammer noch einem vornehmen politischem Klub glich. Auch haben die Sozialisten, ebensowenig wie die Liberalen vor ihnen, die klerikale Regierung hindern können, die Gesetzgebung in agrarisch-klerikalem Sinne auszubauen. Im Jahre 1895 wurde der Schutzzoll auf landwirthschaftliche Produkte erhöht, und in demselben Jahre ein Schulgesetz erlassen, das den Religionsunterricht in den Elementarschulen obligatorisch machte. In dem Kampfe gegen diese Gesetze bahnte sich ein Zusammenschluß zwischen dem liberalen Bürgerthum und der Arbeiterpartei an, der in diesem Jahre die ersten Früchte getragen hat.

Die Ereignisse dieses Sommers, der Versuch des allmächtigen Ministerpräsidenten, Eisenbahn- und Kriegsministers Vandenpeereboom, ein Wahlverschlechterungsgesetz durch das Parlament zu treiben, das durch eine sinnreiche Anwendung des Proportionalsystems den Klerikalen die Mehrheit für immer sichern sollte, die einmüthige Erhebung des liberalen und sozialistischen Volkes hiergegen, die drohende Haltung der Bürgerwehr und selbst des Militärs und der Straßenkampf am 29. Juni, das alles ist noch in Jedermanns Gedächtniß. Die klerikale Regierung hat ihren Gesetzvorschlag zurückziehen müssen und ist, nachdem man in einer Spezialkommission zu keiner Einigung gelangt war, abgetreten, um einem gemäßigteren Kabinet unter Smet de Naeyer Platz zu machen. Eben hat die neue Regierung dem Parlamente einen Reformplan vorgelegt, der auf dem Grundsatze der Vertretung der Minoritäten durch das Proportionalsystem aufgebaut ist, allerdings mit Beibehaltung der Mehrstimmen, und der sichere Aussicht auf Annahme hat.

Die Haltung der Sozialisten gegenüber diesem neuen Gesetzvorschlage ist getheilt. Die einen möchten lieber Neuwahlen auf Grund des bestehenden Systems, in der Hoffnung, zusammen mit den Liberalen das klerikale Kabinet zu stürzen und selbst in den Besitz der politischen Macht zu gelangen, die anderen — an ihrer Spitze Vandervelde — erklären sich mit dieser Abschlagszahlung, die allerdings hauptsächlich den Liberalen zu Gute kommen wird, vorläufig zufrieden und vertrauen darauf, daß das Schwergewicht der Dinge ihnen von selbst in naher Zukunft das allgemeine gleiche Wahlrecht verschaffen wird. Was auch die nächsten Jahre bringen mögen, ob der extreme Klerikalismus der Woeste, Vandenpeereboom, Schollaert u. a. zunächst von einer konservativen, aus gemäßigten Klerikalen und doktrinären Liberalen gebildeten Regierung, einem Kabinet der „Sammlung", wie es dem bedeutendsten klerikalen Staatsmann Beernaert vorschwebt, abgelöst werden wird, jedenfalls ist die Zeit nicht mehr fern, wo die Arbeiterpartei berufen ist, vermuthlich zusammen mit den Radikalen aus der kritischen Haltung in die thätige einzutreten und ihre Theorien an der harten Wirklichkeit zu messen. Belgien, wo die historischen Mächte der Beharrung schwach sind, wird vielleicht zuerst der Welt das Schauspiel eines Staates bieten, in dem die Sozialisten in größerer Anzahl an der Regierung theilnehmen. Die kürzlich beendeten Kommunalwahlen, in denen die Klerikalen bedeutend zurückgedrängt worden sind, haben die Aussichten auf eine baldige fortschrittlich-soziale Herrschaft bedeutend gestärkt.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Ph. Arnstein.

Multatuli.

„Es führt nur ein Weg gen Himmel: Golgatha. Wer auf anderem Wege hingelangen will, ist ein infamer Schmuggler."

Wir sind allesammt blind geboren oder durch Gewöhnung blind geworden. Daß wir mit ansehen können, daß in leichtfertig heraufbeschworenen Kriegen Menschenblut vergossen wird, daß Menschen in unserer Mitte Hungers sterben, daß kleine Kinder in Winterkälte die abendlichen Straßen durchirren, um ein paar Pfennige zu erbetteln,

daß junge Mädchen, in sorgsamer Unwissenheit erzogen, an ungeliebte Männer hingegeben werden, daß die Blume an unserm Fenster welkt — daß wir das alles mit ansehn können und fröhlich mit ansehen, es ist das Zeugniß für unsere Blindheit. Und vielleicht müssen wir blind sein, um pflichtgemäß die Maulwurfsgänge graben zu können, die wir unsere Lebensarbeit nennen. Wie aber, wenn eines Tages Einer erstünde, der all' das Elend, das tausendfache, sähe, empfände, wie am eigenen Leibe fühlte?

Er würde elend zu Grunde gehen. Man würde ihn um der Schmerzen halber, die er für andere getragen hat, verhöhnen, kreuzigen. Er müßte bluten, weil sein Herz um Fremder willen zuvor geblutet hat.

Und weil er das alles an sich erfahren, er, der Sehende unter den Blinden, darum nannte er sich Multatuli. „Der ich vieles getragen habe", nannte er sich.

Und er hat zu unserer Zeit gelebt, und er war groß, und ist begraben worden, und viel zu wenig haben wir von ihm gewußt. Sein Name ist wohl zu uns gedrungen, sein Roman Max Havelaar war in mangelhafter deutscher Uebertragung erschienen, aber er bedeutete uns das nicht, was er uns hätte sein müssen. Und jetzt — ein schmales Bändchen*), das eine Auswahl seiner Werke in guter Uebersetzung bietet, und das mich zwingt, meinen ersten Eindruck — denn ich kannte ihn nicht — diesen ersten Eindruck eines Fremden, zu Papier zu bringen. Aber gerade dies erste Kennenlernen, das mir erst heute zu theil wird, es ist wie ein Ereigniß. Denn es ist, als hätte man innerlich auf diesen Multatuli gewartet, unbewußt. Er kommt, wie ein ersehnter Freund.

Er war ein Radikaler, ein Pessimist, ein Atheist. Vielleicht sind wir der Ansicht, daß der Moderantismus besserer Weisheit und größerer Erfahrung Zeugniß ablegt, daß es schwer ist, das Gute dieser Welt zu sehen und zu glauben, daß Menschen, die einen Gott haben können, die reicheren oder doch die glücklicheren sind. Er aber war ein Radikaler, der den Demokraten, die ihn einluden, zur Antwort gab: „ich kann keine andere Position einnehmen, als die eines Diktators"; ein Pessimist, der gesagt hat: „wenn ich Gott wäre, würde ich einen Propheten senden mit der Botschaft, daß ich viel hielte von Licht, Luft, Leben, Farbe ... und daß ich meine Lust hätte an Fröhlichkeit"; ein Atheist, der den Gott, an den er nicht glaubte, ach, so schmerzlich liebte. Er war das alles und war es auch wieder nicht. Aber wie gemißbraucht das Wort auch immer sein mag, ich finde und will kein anderes: er war wie eine Verkörperung des Menschenthums. Das Ecce homo gilt auch ihm. Mit einer Zeile, die er schreibt, hat er den Menschen in uns erobert. Darum hat man das Gefühl, auf ihn gewartet zu haben. Das ist das ganze und dennoch tiefe Geheimniß seiner Persönlichkeit.

Und dieser Mensch hatte ein Evangelium zu bringen. Es hieß: thut Gutes; helft einander. Freilich, das klingt banal. Wir aber wissen, daß dieser Multatuli sein so banales Evangelium gelebt hat.

Er hat es gelebt, in Verfolgung, in Bedrängniß. Erst als er nicht mehr dafür thaten durfte, griff er zur Feder. Er schrieb aus Nothbehelf und weil er mußte. Und wie schrieb er! Multatuli ist einer der größten Stilisten dieses Jahrhunderts, und vielleicht deshalb ein so großer Stilist, weil ihm der Stil nichts gilt als solcher. Er mußte schreiben und er wollte zünden. Bekehren wollte er für das, was er als wahr erkannt hatte, die trägen Massen in Bewegung setzen, niederreißen, was seinem Wollen entgegenstand, „stir your hearts and minds to mutiny and rage." Das wilde Thier, das in jedem Menschen schläft, trotz aller Kultur und Bildung, er weiß es aufzupeitschen. Wenn er sich immer wieder des Refrains bedient, so ist das wie ein Schlag ans Herz seiner Leser, leise zunächst, peinigend durch Wiederholung, aufreizend. Alle Waffen der Satire stehen ihm zu Gebote. Seiten hindurch schreibt er Epigramme, aber nicht Epigramme des Verstandes, sondern Epigramme aus gequältem Herzen. Alles aus einem überschäumenden Temperament heraus. Und dann wieder malt er Bilder, farbenreich, voll Schmelz und Leuchtkraft wie der Himmel und das Meer des Heimathlandes seiner Liebe, Ostindien. Zum Märchen, zur sinnlich anschaulichen Parabel wird ihm seine Wahrheit. In Form des Kinderspielzeugs trägt er sie demüthig zu Markte, um sie dann plötzlich mit der Geste des Ekels dem blinden Volk vor die Füße zu werfen, daß sie stolpern. Aber er hat auch die Töne eines Kindes, leise, schlicht. Das ist das Geheimniß seiner schriftstellerischen Persönlichkeit.

* * *

Die Leidensgeschichte des Sehenden unter Blinden, das ist die Geschichte seines Lebens. Was er im Ungestüm seines Temperaments mit kecker, selbstquälerischer Hand an Leiden sich hinzuthat, das fällt daneben kaum noch ins Gewicht.

Eduard Douwes Dekker wurde im Jahre 1820 zu Amsterdam geboren. Jung trat er in den ostindischen Kolonialdienst seines Vaterlandes. Früh zeichnete er sich aus, er avancirte schnell. Zeitweilig bereitete sein keckes Temperament ihm Schwierigkeiten. Mit einem Vorgesetzten überwarf er sich, und wochenlang hat er täglich ein bis zwei Duelle ausgefochten. Im Jahre 1856 wurde er Assistent-Resident von Lebak. Und hier gingen ihm die Augen auf. Er sah das tausendfache Unrecht, das seine Javaner zu erdulden hatten, sah wie sie zu Grunde gingen und litt mit ihnen ihre Leiden. Und trat für sie ein. Er machte sich damit „unmöglich", lief tausend Gefahren und mußte sein Amt niederlegen. Er war mit Weib und Kind zum Bettler geworden.

Aber er dachte nicht an sich, sondern an seine Javaner. Nach Holland zurückgekehrt, schrieb er seinen Roman „Max Havelaar", das Buch ihrer Leiden. Es ist wohl das aufreizendste Buch, das je gegen Gewaltherrschaft geschrieben worden. Und diese Gewaltherrschaft war die seines Vaterlandes.

Er wollte Recht für sich und seine Javaner, und es ward ihm schöngeistige Bewunderung zu theil. Man suchte mit ihm zu paktiren, und darauf ließ er sich nicht ein. Er hat in Dachkammern gehaust und gehungert. Von Weib und Kind mußte er sich trennen. Zeitweilig hat er als Vagabund Deutschland durchstreift und von Gemüsen gelebt, die er den Bauern stahl. Von Freunden und Verlegern fühlte er sich betrogen. Multatuli durfte er sich nennen.

Und er blieb der Sehende unter den Blinden. Selbst tief im Elend, sah er das Elend ringsum und mußte helfen. Er konnte sein eigenes Essen nicht bezahlen, aber er lud dennoch Hilfsbedürftige dazu ein. Für andere Darbende griff er zur Feder; so schrieb er seine „Minnebriefe". Seine Güte wurde mißbraucht, er blieb der Gütige. Er war der Helfer, der sich selbst nicht helfen konnte. Und wo es eines Kämpfers bedurfte für Bedrängte gegen „Sitte und Recht" da war er auf dem Plan. Und für andere wußte er zu siegen.

Herzenswirrnisse schufen ihm neue Leiden zu denen, die ständig bei ihm zu Gaste waren. Er liebte seine Frau und lebte mit ihr in inniger Herzens- und Geistesgemeinschaft. Trotzdem riß ihn die Liebe zu einer Anderen hin. Er machte seiner Frau gegenüber daraus kein Hehl. Es versuchten diese drei Menschen ehrlich mit sich und untereinander ins Reine zu kommen, und vielleicht wäre es ihnen gelungen. Aber die Verleumdung schlief nicht, denn er war ein Vielgehaßter. Seine Frau verließ ihn heimlich. Sie starb in der Fremde, und entfremdet wurden ihm seine Kinder.

Erst die letzten Jahre seines Lebens gestalteten sich ihm sorgenloser. Mit jener Geliebten war er nach Lösung jener ersten Gemeinschaft eine zweite Ehe eingegangen. Sie adoptirten ein fremdes Kind und lebten in Verständniß und

*) Wilhelm Spohr: Multatuli. Auswahl aus seinen Werken; Charakteristik seines Lebens, seiner Persönlichkeit und seines Schaffens. Minden i. Westf. 1899. J. C. C. Bruns' Verlag.

in Liebe mit einander. Durch einen Freund war er zum Besitzer eines kleinen Häuschens in Ingelheim am Rhein geworden. Dort fand er Ruhe. Er hörte auf zu schreiben. „Ich zimmere lieber. Sägen, bohren und dergl. ist meine Liebhaberei. Ich arbeite im Garten, studire dies und das. Am liebsten in Büchern, die aus dem Geschmack gekommen sind."

Im Jahre 1887 ist Eduard Douwes Dekker gestorben.

* * *

Das Werk seines Lebens läßt sich in einen Satz zusammenfassen: es ist der Kampf gegen die Autorität.

Auf allen Gebieten hat Multatuli diesen Kampf geführt. Er hat mit aller Schärfe und ganz radikal die Autorität des Staates angegriffen, die des Mannes gegenüber der Frau, der Eltern über ihre Kinder, die Autorität der Ehe, der Sitte und des dumpfen Glaubens, der „Tugend", und die Autorität Gottes. Es ist das der Inhalt seiner zehn Geschichten von der Autorität, das Wesentliche seines ganzen Werkes. Märchen hat er ausgeschickt, das Märchen von der Autorität zu vernichten. Als Inbegriff alles Betruges galt sie ihm. Und in dem Gott, den er befehdete, traf er das alles zusammen, traf er — sich selbst.

Das ist das Ergreifende dieses Kampfes: Multatuli, der Atheist, war eine tief religiöse Natur, ein Mensch, der nach Gott schrie. Nicht nur, daß er in Bibelworten denkt: seine Wesenheit ist eine religiöse. Das wars, was ihn dazu zwang mit dem Bedrückten zu fühlen, für ihn einzutreten, wie verachtet und verfehmt er sein mochte, ihm zu helfen. Weil seine Seele fromm war, konnte er nicht leiden sehen. Und wie wenige hat er Gott gesucht. „Ich kenne dich nicht, o Gott! Ich rief dich an, ich suchte, ich schmachtete nach Antwort, und du schwiegst! Wie gern doch wollt ich deinen Willen thun . . . doch nicht aus Furcht vor Strafe und keinen Lohn erhoffend, nein, so wie ein Kind den Willen seines Vaters thut . . . aus Liebe! Du schwiegst . . . und ewig schwiegst du". Und dann der Schmerzensruf: „o Gott, es gibt keinen Gott!" Wohl kennt Multatuli, der Atheist, das Schamgefühl, den kindlich Gläubigen ihren Gott zu rauben, aber der Gott, in dessen Namen Gewalt geübt wird und besteht, in dessen Namen der Sünder vollends gebrochen wird, — er falle.

Multatuli hatte den Sünder lieber als die Tugend, in deren Namen er gerichtet wird, darum zog er gegen alle Autorität zu Felde. Was hat das Mädchen verbrochen, das ein Kind zur Welt gebracht hat, ohne Ring am Finger? „Keine Unvorsichtigkeit — also sagt ein amerikanischer Häuptling — kann eine Frau aus ihrer Eltern Haus verbannen. Es macht nichts aus, wieviel Kinder sie ins Haus bringt: sie ist jederzeit willkommen: der Kessel ist allzeit über dem Feuer, um sie zu nähren. Sehet Ihr wohl, o Kami, die ganze Keuschheit sitzt in dem Kessel. Nehmet diesen Kessel weg, und zur Stunde sollt Ihr sehen, daß die Eltern ein Wort machen, das einen Fluch gegen das Mädchen bedeutet, das ein Kindchen mit ins Haus bringt, ohne eingetragenen Vater." Und Multatuli, in dessen Ohren der Verzweiflungsschrei verstoßener Mädchen gellt, er will das Wort nicht und will die Tugend nicht, die dazu dient, Gericht zu üben und den verletzten Zweig vollends zu brechen. Ihn erbarmt der unterdrückten Frauen, denen Männereigennutz und Männertrug das Beste ihres Menschenthums vorenthalten will, ihn erbarmt der Kinder, die eine freudlose Kindheit haben. Die Autorität, in wessen Namen sie auch geübt werde, ist ein Betrug. An ihre Stelle trete Liebe. Aus tiefem, menschlichem Erbarmen führt Multatuli den Vernichtungskampf gegen alle Autorität und den Kampf gegen die Tugend, die ein Rechenexempel geworden ist.

„Am Anfang war Tugend . . . garnichts. Man war tugendsam, so lange niemand über Tugend sprach. — Die Tugend verschwand, als „Man" über die Tugend sprach, wie die Stille verschwindet durch viel Reden über die Stille. „Man" machte Tugenden, die an die Stelle der Tugend traten. Und die fabrizirten Tugenden wechselten mit der Saison, ja mit der Woche." Die Sittengeschichte der Menschheit, Multatuli macht sie zu einer Geschichte ihrer Unsittlichkeit, — das Pharisäerthum, zu dem jeder Tugendbegriff gemißbraucht wird, wiegt ihm schwerer als die „Tugend" selbst, ist ihm der Urquell alles Bösen, des Schädlichen. „Helft einander", das ist das Evangelium, das er bringen wollte.

Und das ist der Kern seiner kleinen Erzählung „Seekrankheit": Es fahren da auf einem Schiffe Gläubige und Ungläubige mit einander, und was dem Einen heilig ist, ist dem Andern Lüge. Aber sie gewinnen einander lieb. Wodurch? Einer steht dem Andern bei und hilft ihm. Das ist die ganze Weisheit und die Tugend, die über alle Tugend ist.

Es ist das Evangelium des Mitleids, das Multatuli verkündet hat.

* * *

Was er geschrieben? Nächst seinem Roman „Max Havelaar", sieben Bände „Ideen" und „Minnebriefe" und „Millionen-Studien", ein Drama „Fürstenschule" und „die Geschichte des kleinen Walther". Aber die Kunstform, deren er sich bediente, spielt bei ihm keine Rolle; in jedem Augenblick durchbricht er sie, den Eingebungen seines Temperaments willfahrend, sich ganz persönlich, ganz intim zu geben. Was er geschrieben?, man kann die Frage viel bündiger und ganz erschöpfend beantworten: sich selbst.

Und dieses Selbst des Multatuli gewinnt man lieb, nach einer Seite schon, die man von ihm gelesen.

Ernst Heilborn.

Theater.

E. v. Keyserling: Ein Frühlingsopfer. Freie Bühne (Lessingtheater) 13. November.

Die Freie Bühne feiert mit der Aufführung dieses Stücks ihr zehnjähriges Bestehen. Sie hatte 1889 eine große Bedeutsamkeit. Wir gedenken niemals ohne Begeisterung dessen, was wir damals miterlebt. Es war ein Aufschwung. Was im Winde winkte und leuchtend empor stieg, hieß: Freiheit! Freiheit! Freiheit! Das Zimperliche und Leere sollte vorbei sein. Vorbei das Vorbeitasten an Allem, was belangvoll und für das Innerste ganzer Menschen bewegend war. Vorbei die elende Flachheit, gestützt von den Stützen der Gesellschaft. Frische Werthe wollten auferstehen. Und ein Zauber von moralischer Kraft strahlte, neben allem Anderen, aus dieser Stiftung, die im Kampf geschmiedet war.

Ibsen hatte den Anstoß gegeben. Aber die seligste deutsche Hoffnung erwuchs aus dem Liebesgespräch einer gewissen Helene und eines gewissen Alfred Loth, etliche Seiten eines Büchleins umfassend, das man verschlang vor der Aufführung, und worauf man in sein Tagebuch schrieb: „Das ist er." Freiheit und Frühling. Alle guten Geister, die lange geschlummert, führten ihn herauf. Seine tiefe Landskraft war vom Ewigkeitszug umleuchtet. Er, Gerhart Hauptmann, bildet das höchste Ergebniß, wenn nicht der Freien Bühne, so doch der Bewegung, die sie ausdrückt. Er hat seine Einflüsse nicht von ihr empfangen, aber sie hat ihm die Bahn geebnet. Es bleibt ihr größtes Verdienst.

Nicht ihr einziges. Ihre Stellung zur Gegenwart ist beziehungsreich. Die Dichter der „Jugend" und der „Liebelei" danken ihr den Muth, sich zu äußern; nicht minder Hartleben, Ruederer und die Rosmer; Wolzogen schrieb das Lumpengesindel, Hirschfeld die Mütter, Max Dreyer gab sein erstes und zugleich letztes Seelenschauspiel

„Drei". Andere Symptome sind bemerkenswerth. Sudermann lieh für den wildgewordenen Frauenroman, der seine Wesensart bildete, den naturalistischen Anstrich von der Freien Bühne, verschmolz die alte Gattung mit den äußeren Merkmalen der neuen und strich den Erfolg ein. Ludwig Fulda, am echtesten, wo er von diesem Verein sich am weitesten entfernte, in der talentvollen glatten Formspielerei, ist der ausgeprägte Gegenfüßler der Freien Bühne und bloß zufällig nicht ihr Gegner (sondern ihr Präsident; Sudermann ist einfaches Vorstandsmitglied). Was die Freie Bühne außerdem gewirkt, ist nicht zu unterschätzen. Im Ganzen zwar hat die Bewegung dieser zehn Jahre nur den Einen hervorgebracht. Der Fortschritt unseres Dramas ruht auf seinen zwei Augen viel mehr als auf einer gesammten Entwicklung. Wenn aber der Rest doch eine kleine Renaissance erfuhr, ist, nächst dem Befruchter Ibsen, dieser wundervollen Geburtshelferin das Beste zu danken. **Fiat justitia, pereat mundus**: sie hat vor einem Jahrzehnt den Geist der Worte gepredigt, die Robert Schumann ins Tagebuch schrieb: „Neue, kühne Melodieen sollst Du erfinden!"

Wenn Einiges seitdem geändert ist, läßt sich die Schuld kaum von Otto Brahm abwälzen. Ich möchte ihn nicht angreifen; denn wie die Dinge einmal liegen, ist er in wichtigen Punkten immerhin mein Gesinnungsgenosse. Ich habe mancherlei Heimsuchungen, zum Theil durch unanständige Mittel, auszustehen wegen meiner an Sudermann und Fulda geübten Kritik, die doch einer innersten und im Grunde sachlichen Ueberzeugung entsprang. Der Einzige, von dem ich weiß, daß er dasselbe Urtheil über diese zwei Schriftsteller hat, ist Brahm. In dieser Epoche allgemeinster Zerklüftung wird man seine Parteigänger nicht vor den Kopf stoßen. Wenn er die Freie Bühne an Fulda und Sudermann auslieferte, so weiß er schon, warum er es that; das Vertrauen haben wir. Und wenn man dort Werke spielt, an denen kaum etwas Polizeiwidriges mehr ist, außer der Langweile, die sie einflößen, so hat doch Brahm die Hergabe seines Theaters dafür abgelehnt; ein versöhnender Zug. E. v. Keyserling's „Frühlingsopfer" wurde nicht im Deutschen, sondern im Lessingtheater gespielt, obwohl dessen Direktor Neumann-Hofer nicht (noch nicht) Vorstandsmitglied der Freien Bühne ist.

Es widerspräche meinen Neigungen, wenn, indem ich der Freien Bühne ihre Verdienste entgegenhalte, der unschuldige Keyserling ein paar Verletzungen abbekäme. Es ist an seinem Stück nichts hervorragend Schlechtes. Und nichts auffallend Gutes. Es ist ganz hübsch, oft sehr langweilig, die Arbeit eines unerschrockenen Lesers, das Werk eines stimmungsvollen Dilettanten mit vieler Gemachtheit, mit Niedlichkeit, Rührsamkeit und mit frauenzimmerlicher Süße. Ein armes siebzehnjähriges Mädchen Orti, welche spöttisch der Grashupfer im Dorf genannt wird, blickt so naiv zu einem großen und reichen Bauernburschen empor, so voll Sehnsucht und rührender Geziertheit, und dies bedauernswerthe Kind, das außerdem ein Bastard ist, redet eine Sprache, auf welche Adelheid Weber nicht ohne Einfluß geblieben scheint. Das Motiv einer Wallfahrtslegende spielt hinein. Der Grashupfer nimmt am Schlusse Gift, halb aus Opfermuth, halb aus Liebesgram. Armer Grashupfer. Die ziemliche Unausstehlichkeit des Ganzen hätte es vor der Annahme durch einen Theaterdirektor geschützt. Die neue Freie Bühne will im Gegensatz zur ehemaligen ein Theater der mit Recht Zurückgewiesenen sein. Also eine Programmänderung.

Und doch wären bessere Aufgaben zu lösen. Reden wir deutsch: Die Freie Bühne ist dahin, das große Feuer ist tot. Man hat das Maislen mit ihr gespielt. Es wird sich rächen. Warum wußtet Ihr nicht mit Anstand zu sterben, als es Zeit war? Warum habt Ihr noch so manches, was wir mit dem Begriff der Freien Bühne stolz verknüpften, nicht bloß künstlerische Ideale, ins Wasser geworfen? Steigt hinab in Eure Särge, Gespenster. Oder (denn wir hoffen noch immer) paukt Euch durch eine That heraus, aber lebt nicht so weiter, Parasiten Eurer guten Vergangenheit. Brahm bleibt der Verantwortliche. Man kann Direktor sein und braucht nicht zu vergessen, daß eine Geschichte existirt. „Passen Sie nur auf, Doktor. Eines Tages, da kommt die Jugend hierher und klopft an die Thür." Wär' es nicht besser, ihr eine gute Antwort zu geben, als die Antwort schuldig zu bleiben?

Wir sind die Jugend. Ich feire die vor zehn Jahren erfolgte Stiftung der Freien Bühne, doch keineswegs ihr zehnjähriges Bestehen. Und zugleich empfehl' ich der Huld meiner Leser den Doktor Martin Zickel. Er ist von der Jugend. Ist von heut und scheint ein Sucher zu sein. Kürzlich hat er Maeterlinck's „Pelleas und Melisande" aufgeführt — problematisch, da er nicht Direktor ist und über Künstler befehlen darf, aber doch aufgeführt — und er will nächstens, wie ich von ihm weiß, den himmlischen „Kammersänger" von Frank Wedekind geben. Dieses Stück wird im zweiten Theil durchfallen, doch im ersten wird es einen neuen Stil auf die Bühne bringen. Ich wünsche ihm Glück.

Und wo junge, lebenheischende Werte in tapferem Versuch ans Licht gebracht werden, überall da wird künftig die Freie Bühne sein.

Alfred Kerr.

La Mission secrète de Mirabeau à Berlin (1786—1787). D'après les documents originaux des Archives des Affaires étrangères. Avec introduction et notes par Henri Welschinger. Paris. Librairie Plon. 1900.

Mirabeau's „correspondance secrète" wird hier nicht zum ersten Male bekannt gemacht. Sie war in ihren wesentlichsten und sensationellsten Partieen schon 1787 unter dem Titel histoire secrète de la Cour de Berlin erschienen und hatte damals ein unliebsames Aufsehen erregt, sogar eine diplomatische Intervention des preußischen Kabinets veranlaßt. Die Regierung Ludwigs XVI. ließ das Buch darauf gerichtlich mit Beschlag belegen und am 10. Februar in Paris vor dem Justizpalast durch den Henker verbrennen. Mirabeau hielt es für gerathen, sich aus der Affaire zu ziehen. Mit cynischer Dreistigkeit leugnete er jeden Antheil an einem Pamphlet, das anonym, als ouvrage posthume, herausgekommen war. „Meine Herren," so erklärte er im Journal de Paris, „ich erfahre, daß man mir ein ‚nachgelassenes Werk' über den Berliner Hof zuschiebt . . . und mich beschuldigt, dieses Werk veröffentlicht zu haben. Ich kann es in Aix, wohin es nicht gekommen ist, nicht beurtheilen. Ich bin nicht todt und habe keinen Grund, meinen Namen nicht mehr vor die Werke zu setzen, die ich veröffentlichen will. Meine grundsätzliche Desavouirung des Buches und seiner Veröffentlichung liegt also in seinem Titel selbst." Ein andermal schrieb er: „Ich gebe Ihnen mein Wort, daß es in Aix kein Exemplar davon gibt und ich kein menschenmögliches Mittel habe, Ihnen eine eingehende Analyse zu schicken, die beweise, daß das Werk nicht von mir ist." In der That, es gab kein menschenmögliches Mittel, das zu beweisen.

Mirabeau war zum ersten Male im Januar 1786 nach Berlin gekommen. Er hatte einige Monate lang als Privatmann die preußischen Verhältnisse studirt und war zwei Mal von Friedrich dem Großen empfangen worden; er konnte sich überzeugen, daß der König einem raschen Ende entgegenging. Nach Paris zurückgekehrt, unterließ er denn auch nicht, auf diesen kritischen Moment vorzudeuten. Friedrich, sagte er im Juni, hat höchstens noch zwei Monate zu leben. Seine Persönlichkeit war gleichsam der Schlußstein, der die europäischen Mächte zusammenhielt; sein Tod wird der Anlaß werden, daß sie sich neu gruppiren. Frankreich hat das größte Interesse daran, sich zur gegebenen Zeit in Berlin durch einen energischen und sachkundigen Agenten vertreten zu sehen. Eine Allianz mit England und Preußen muß das Hauptziel seiner Politik sein. Heute steht man da „ni prêts à maintenir la paix ni prêts à soutenir la guerre". — Mirabeau hoffte, sich zunächst auf diesem nicht offiziellen Posten in die Diplomatie einzuführen. Er hatte der Regierung durch Vermittlung des Abbé von Périgord, des nachmaligen Fürsten Talleyrand, seine Dienste ange-

tragen: sie wurden genehm befunden; in den ersten Tagen des Juli war er bereits wieder auf dem Weg nach der preußischen Hauptstadt. Er sollte das Ministerium von dort aus „auf dem Laufenden halten über die inneren Vorgänge bei Hof und im Lande“. Daneben hatte er für private und staatliche Rechnung allerlei finanzielle Geschäfte in Aussicht genommen. Kurz, seine Aufgabe war zwiespältig, seine Stellung bald zweideutig. Er genoß nicht die Vortheile, welche einer offiziell beglaubigten Persönlichkeit zukommen und war doch eine zu markante Figur, um unbemerkt in die Menge eingehen zu können. Er mußte mit ziemlichem Apparat arbeiten, sich mehrere Sekretäre halten und chiffrirte Depeschen schicken; dann wiederum sollte er für einen harmlosen Zuschauer gelten. Natürlich empfand er das Unhaltbare, Widerspruchsvolle seiner Lage auf das Peinlichste. Er nennt sie „amphibisch“, ein andermal spricht er von der „existence équivoque, douteuse, embarrassante sous tous les rapports“. Ueberdies waren die Geldmittel, die man ihm bewilligte, äußerst knapp, ja völlig unzulänglich. Mehrfach bat er um Versetzung, um regelrechte diplomatische Verwendung: „Ich glaube, Menschen und Dinge einigermaßen geschildert zu haben. Ah! was könnte ich nicht in dem Genre leisten, was würde ich nicht alles herausbringen, wenn ich accreditirt wäre!“ Schließlich kündigte er seinen Auftraggebern den Dienst. Mitte Januar 1787 verließ er Berlin; der Aufenthalt hatte nur sieben Monat gedauert; die Erwartungen, mit denen er sein Amt angetreten, hatten sich nicht erfüllt. Als er ein Jahr später seine Geheimberichte unter dem Namen der histoire secrète de la Cour de Berlin veröffentlichte, lief dabei sicherlich der Wunsch mit unter, dem Ministerium, das ihn nicht gefördert hatte, eine Ungelegenheit zu bereiten, sich zu rächen und schadlos zu halten.

Für die Beurtheilung Mirabeau's sind die Berliner Briefe nicht unwesentlich; sein politischer Scharfblick und die vielumfassende Thätigkeit seines Geistes, sein staatsmännisches Talent, das in allen Ressorts zu Hause war, zeigen sich hier im hellsten Lichte. Bald berichtet er über preußische Finanzen, über Bank- und Regiefragen, über preußische Artillerie oder innere Verwaltung, bald über auswärtige Politik, europäische Konstellationen oder leitende Persönlichkeiten. Mitunter täuscht er sich. Doch im Allgemeinen hat man den Eindruck, daß ein überlegener Beobachter Menschen und Dingen auf den Grund sieht; und, was die Hauptsache ist, die Ereignisse haben ihm meistens Recht gegeben. – „Pourriture avant maturité“, Fäulniß vor der Reife, das war sein Urtheil über den Staat Friedrich Wilhelms II. . . . „Alles ist zum Kleinen herabgesunken, wie vordem alles aufs Große gerichtet war.“ . . . „Niemals verhieß ein Königreich einen schnelleren Verfall.“ . . . . Seine Bewunderung für Friedrich dagegen ist enthusiastisch: „Die Natur schien für ihn jenen ungewöhnlichen Ruhm aufzusparen, daß er, auf dem Throne geboren, der erste seiner Nation und seines Jahrhunderts war. Gleich ausgezeichnet durch die Kühnheit seiner Gedanken, die Schärfe seines Geistes, die Energie seiner Klugheit und die Festigkeit seines Charakters, weiß man nicht, welches seiner vielfältigen Talente man am meisten bewundern soll. . . . . Erstrahlend in allen physischen und moralischen Eigenschaften, stark, wie sein Wille, schön, wie der Genius, geschäftig bis zum Wunderbaren, vervollkommnete er, ergänzte er alle diese Vorzüge und war nicht weniger im eminenten Sinne sein eigenes Werk, als das der Natur. Leichtlebig von Geburt, wurde er streng aus sich, eigenwillig bis zur gefährlichsten Ungeduld, wurde er tolerant bis zur Langmüthigkeit; lebhaft, feurig, ungestüm, brachte er sich dahin, ruhig gemäßigt, besonnen zu werden. . . .“

Mirabeau hatte seiner Regierung eine Summe der werthvollsten Betrachtungen zugehen lassen, aber sie blieben ungenützt. Sein Schicksal wollte, jetzt und auch später in der Revolutionszeit, daß er das Richtige sah und empfahl und nie die Mittel fand, es auszuführen. Andere standen ihm im Wege, noch mehr aber seine eigene lastervolle Vergangenheit, der horror, den sein Name nur allzu leicht aufrief. „Wir werden, denke ich, niemals unglücklich genug sein, um zu dem peinlichsten Aeußersten gebracht zu werden, zu Mirabeau unsere Zuflucht zu nehmen“, so sagte einmal die Königin Marie Antoinette. Er selbst erkannte seine tragische Verschuldung an: „Ah! que l'immoralité de ma jeunesse fait tort à la chose publique!“

Ransohoff.

Emil Strauß: „Don Pedro.“ Tragödie. Berlin. S. Fischer. 1899.

Eine romantische Tragödie, im Stoff und in der Manier theils von spanischen alten Dramatikern beeinflußt, theils von höchst modernen Ideen erfüllt, die es mit Recht in eine heroische Zeit des spanischen Ritter- und Grandenthums zurückverlegt. Ließe sich doch auch der moderne Uebermensch, nicht Nietzsche's Gedankenwerk, aber die klägliche Uebersetzung ins Alltagsleben, die es von erbärmlichen Stutzern, armen Litteraturnachbetern und lebensfremden männlichen und weiblichen Blaustrümpfen erfährt, ebenso gut zu einem Don-Quixote-Roman der abenteuerlichsten Modernität verwerthen, wenn endlich der große satirische Geist käme, dem unser ganzes heutiges Treiben — „spanisch“ vorkäme! Unter diesen immerwährenden und wiederholten Nachempfindungen, die alle aus der Sehnsucht nach der entschwundenen Leidenschaft und Größe hervorkommen, wie Gras nach dem Regen, ist diese Tragödie nicht die schlimmste. Auf dem Boden starker und unmittelbar geschauter Realität könnte der Verfasser jene wahrhafte Größe finden, die er im Kostüm fremder Zeit und Sitte vergeblich zu erborgen sucht. Gerade das rein Menschliche und Gegenwärtige seiner Empfindung und Lebensanschauung geht keine reine und klare Synthese mit all der Romantik ein, deren Naivetät uns bei Lope de Vega so entzückt, die hier aber ein erdachtes Kunstprodukt ist, zu willkürlich, um als Gestaltung einer Vergangenheit zu wirken, zu maskirt, um die Gegenwart auszudrücken. Der Künstler muß, vor die Wahl eines heutigen und eines Vergangenheitsstoffes gestellt, jene genaue Berechnung seiner Kräfte und jene innere Prüfung seines Talentes anwenden, die ihn davor sichert, im Gegenwartsstoff an Vergangenheitsvelleitäten, im historischen Stoffe an Gegenwartseinmischungen zu scheitern.

Und doch ist die erste Gefahr geringer und die künstlerische Bezwingung der eigenen Zeit verhältnißmäßig leichter, als die einer Vergangenheit, welche, um auf Nachgeborene zu wirken, ihnen innerlich nahegebracht werden muß. So liegt die Gefahr des Naturalismus in der Romantisirung, die der Romantik und Historie in der Naturalisirung, wenn uns der Ausdruck gewährt ist, — des Gegebenen. Läßt aber der Dichter alle diese Motivwahrheit und Treue außer Acht, wie hier, wo ein echtes Talent einfach irgend eine Maske für eine dichterische Sehnsucht gesucht hat, so wirkt das Werk leicht wie eine phantastische Ausschweifung und ein wesenloses, schattenhaftes Spiel. Den Glauben an eine mögliche Realität des dichterischen Motivs muß aber der Dichter nicht opfern wollen, es wäre so, als wollte der Maler den Körper der Dinge aufgeben. So ist hier viel wahrhafte Begabung, viel Sinn für kräftige, schneidende und deutsame, dramatische Sprache, Temperament und Leidenschaft, Erfindung und Stimmung an ein Spiel verschwendet. Und dies erst macht den Dichter, daß keines seiner Werke vergeblich gethan ist. Freilich mag es ein Spiel sein, aber es geht immer um eine Welt und eine Welt liegt darin; um seiner selbst willen ist es nicht gespielt, immer um einer Welt willen, die es bezwingt. Diese innere Ordnung und höhere Oekonomie muß man dem wilden und verschwenderischen Talente des Autors wünschen, der den Stoff zu einem Sonnett in 5 Akten ausdrückt und vielleicht bei anderer Laune einen Roman in ein Epigramm preßte. Nicht um äußere und allgemein giltige Kunstgesetze handelt es sich, aber sein inneres Gesetz muß der Künstler entdecken und ihm gehorchen. Nun ist es wohl schwer, einem Dichter zu beweisen, daß er das nicht gethan habe. Wäre der Autor imstande, es zu glauben, so wäre er wohl schon so reif, ein gutes und schönes Werk zu Stande zu bringen, das wir gewiß von ihm erwarten.

Wien. Otto Stoeßl.

Anwerbung Deutscher für die englische Armee.

Kürzlich ging eine Notiz durch die Zeitungen, wonach in Hamburg englische Werber eingetroffen seien, um alte gediente deutsche Unteroffiziere für den Transvaalkrieg anzuwerben. Wir hatten diese Nachricht auch beiläufig in der „Nation“ erwähnt. Einer unserer englischen Leser theilt uns daraufhin mit, daß die Nachricht auf irrigen Voraussetzungen beruhe. Nach dem Stande der gegenwärtigen englischen Gesetzgebung sei es durchaus illegal, Fremde in die englische Armee einzureihen. Außerdem aber sei das Angebot von Mannschaften aus allen Theilen des britischen Reichs so groß, daß Niemand auf den Gedanken kommen werde, Fremde anzuwerben.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 8. Berlin, den 25. November 1899. 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Besuch des deutschen Kaisers in England verläuft programmmäßig. Er ist in der That bisher ausschließlich ein Familienbesuch geblieben, und das ist erfreulich aus den Gründen, die an dieser Stelle wiederholentlich dargelegt worden sind.

Die Nachrichten aus Südafrika lauten ernst für die Engländer. Die Buren sind in Natal wie in der Kapkolonie in langsamem Vorrücken begriffen; und Ladysmith, Kimberley und Mafeking sind eng eingeschlossen, während die Aussichten des Entsatzes noch immer recht üble bleiben.

Aber es scheint uns, daß einzelne kleinere Waffenerfolge an dieser oder jener Stelle Südafrikas überhaupt nicht mehr von größerer Bedeutung sind. Immer wieder muß hervorgehoben werden, daß die entscheidende Wendung für den Feldzug die Haltung der Afrikander in Natal und der Kapkolonie bringen wird. Erheben sich die Afrikander gegen die englische Herrschaft oder drohen sie auch nur mit Erhebung, so ist den englischen Truppen eine Aufgabe gestellt, die kaum zu lösen sein wird. Es ist noch immer nicht unmöglich, daß die Truppen des vereinigten Königreichs mit den im Felde stehenden Buren des Oranjefreistaates und aus Transvaal fertig werden. Leicht wird das in keinem Falle sein, wie die bisherige Entwicklung des Krieges gezeigt hat. Haben aber die englischen Generäle auch eine Erhebung in den eigenen Kolonien zu bekämpfen oder haben sie Vorsorge zu treffen, daß eine solche Erhebung in ihrem Rücken und in ihren Flanken nicht ausbricht, dann muß man die Möglichkeit ins Auge fassen, daß die englische Herrschaft in Südafrika vollständig zusammenbricht.

Mit 70000 Mann und über mehr werden die Engländer bei äußerster Anspannung ihrer Kräfte, und solange sie nicht Indien entblößen und ein russisches Vorgehen in Asien damit geradezu herausfordern, nicht verfügen, kann man nicht die Buren zu Paaren treiben und gleichzeitig eine Empörung in Natal und der Kapkolonie niederschlagen oder die Verbindungslinien der eigenen in dem Kampfe operirenden Truppen in einem feindlichen, wilden und unkultivirten Land vor Handstreichen schützen. Die Vernichtung der Eisenbahnbauten im Rücken der Truppen, das Aufreißen der Schienen und das Zerstören der Dämme auf weite Strecken würde den Nachschub für die kämpfenden Truppen, die Heranführung von Munition und Lebensmitteln unmöglich machen und damit ganz gleichgiltig, ob ein einzelnes Gefecht siegreich abschließt, die englischen Soldaten auf das Aeußerste gefährden.

Heute scheint es aber von Tag zu Tag mehr, daß der Abfall in den englischen Kolonien weiter und weiter um sich greift, und damit operiren die Buren auf englischem Gebiet im befreundeten Land und die Engländer in ihren eigenen Kolonien innerhalb einer feindlichen Bevölkerung. Was das in gebirgigen, wenig bevölkerten Gebieten heißt, kann man in Deutschland sich leicht vorstellen. Das Franktireurunwesen ist im deutsch-französischen Krieg

äußerst unbequem gewesen. Die deutschen Armeen mußten die Etappenstraßen stark besetzen und waren gleichwohl niemals vor kleinen Ueberfällen sicher. Unsere Truppen wurden in hohem Grade durch diese Aufgabe abgehetzt und doch ermöglichte es die dichte Bevölkerung Frankreichs diesen Guerillakrieg dadurch zu bekämpfen, daß ganze Dörfer und Ortschaften für Ueberfälle in ihren Grenzmarken verantwortlich gemacht werden kannten. All das fällt in Afrika fort. Und wie überlegen ist der holländische Kolonist dem friedlichen französischen Bauern im Kleinkriege.

Mit der Varspiegelung einer Pramenade nach Pretoria und zu den Goldfeldern hat die frivole Chamberlain'sche Politik eine Lage geschaffen, aus der sich unmittelbar ein Verlust Südafrikas für England entwickeln kann. Ein solcher Ausgang erschien auch zu Beginn des Krieges schon als eine Möglichkeit, die aber unwahrscheinlich blieb. Heute ergeben sich für diese Möglichkeit bereits langsam die realen Voraussetzungen.

Seit der französischen Frivolität in Mexiko ist mit gleichem Leichtsinn kein Krieg entfesselt worden. Der deutsch-französische Krieg kann garnicht in Vergleich gestellt werden, denn wie ungenügend sich Frankreich auch vorbereitet hatte, das Ziel des Kampfes war doch wenigstens einen großen Einsatz werth. Es handelte sich damals für Frankreich darum, seine Suprematie in Europa vor jeder Antastung sicher zu stellen. Aber wie Frankreich nach Mexiko aus Uebermuth, aus Leichtsinn und getrieben von Spekulanteninteressen ging, so verfuhr England in Südafrika. Und auch hier besteht noch ein Unterschied zu Ungunsten der englischen Regierung. Frankreich wickelte sich noch leidlich aus der mexikanischen Verwicklung heraus; es gab einen Plan auf, der sich nicht durchführen ließ. Und ohne große Einbuße an Ansehen und realer Macht ließ sich das erreichen. England aber stürzte sich ohne Noth in die gefährlichen afrikanischen Kämpfe und stellte damit einen großen und werthvollen Besitz, über den es ungestört verfügte, aufs Spiel und außer diesem Besitz sein Prestige überall in der Welt, das ein Land mit so schwacher Landarmee als ein Besitzthum von höchstem Werth sorgfältig zu hüten allen Anlaß hatte.

Wie die Verhältnisse in Südafrika sich auch weiter entwickeln werden, es ist zu hoffen, daß die gesunden politischen Instinkte des englischen Volkes der Leitung eines Rhodes und Chamberlain nicht ferner falgen werden, und dann wird auch der Zeitpunkt gekammen sein, da in Deutschland die alten Freunde Englands zu den alten Empfindungen gegenüber dem vereinigten Königreich zurückkehren können.

Graf Mirbach, der Oberhofmeister der Kaiserin, hat an die Berliner Stadtverordnetenversammlung ein Schreiben gelangen lassen, das als einzig in seiner Art betrachtet werden kann. Er hält, wie er behauptet, als Beauftragter der Kaiserin, den städtischen Vertretern eine politische Vorlesung über die Handhabung der Geschäftsordnung in der Stadtverordnetenversammlung und die Pflichten der Berliner Kommunalvertretung für Kirchenbauten Millionen an Geld herzugeben, die bisher verweigert worden sind.

Auf den materiellen Inhalt des Schreibens einzugehen, erübrigt vollständig; denn ein Hofbediensteter hat überhaupt kein Recht, mit der Stadtverordnetenversammlung in Berlin in die Erörterung ihrer Beschlüsse einzutreten. Sollte die Königin von Preußen bestimmte Anschauungen in kommunalen Angelegenheiten zur Geltung zu bringen wünschen, so steht ihr frei, sich an den Monarchen zu wenden, und dieser kann alsdann, wenn er es für Recht hält, die verantwortlichen Minister in Bewegung setzen. Mit der Königin in Person sind aber über Fragen solcher Art keine Auseinandersetzungen denkbar, und Graf Mirbach ist zur Bekleidung seines Amtes augenscheinlich ganz ungeeignet, da er diese in die Augen springende Thatsache nicht zur Geltung zu bringen unternommen hat.

Für die Behandlung des Mirbach'schen Schreibebriefes ergaben sich zwei Möglichkeiten. Der Stadtverordnetenvorsteher kannte die Annahme verweigern, da der Inhalt des Briefes zur Mittheilung an die Versammlung ungeeignet sei. Alsdann hätte der öffentlichen Diskussion die reale Unterlage gefehlt. Es war daher zweckmäßiger, den Brief zur Verlesung zu bringen und ihn mit der entsprechenden Kritik zu begleiten. Das hat Herr Langerhans gethan und seine Kritik war derartig, daß man ihr durchaus zustimmen kann; vielleicht hätte auch die Zurückweisung einer Rüge wegen der Handhabung der Disziplin in der Stadtverordnetenversammlung noch nachdrücklicher sein können. Allein die Begleitworte des Herrn Langerhans sind in jedem Falle so deutlich und treffend gewesen, daß sie nicht mißzuverstehen waren, und gleich deutlich war die Presse.

Wenn es für den Schritt, zu dem Graf Mirbach bereit war, eine psychologische Erklärung gibt, so liegt sie in der Stellung, die die Berliner Stadtverordnetenversammlung in offiziellen Schriftstücken gegenüber dem Hofe einzunehmen sich bequemte. Der Brief des Grafen Mirbach wurde äußerlich veranlaßt durch eine Geburtstagsgratulation der gewählten Kommunalvertreter an die Kaiserin. Diese Geburtstagsgratulation der Stadtverordnetenversammlung an die Kaiserin ist jetzt gleichfalls veröffentlicht worden, und man muß gestehen, daß dieses Schreiben an Byzantinismus, der sowohl den guten Geschmack wie jeden monarchischen, aber aufrechten Bürgersinn verletzt, das unglaubliche leistet.

Mit diesem Schriftstück vor Augen mag Graf Mirbach gefalgert haben, daß die Antwort nicht für die bürgerliche Vertretung der Reichshauptstadt berechnet zu sein brauche, sondern für Lakeien die in Ehrfurcht auch vor einer Hofcharge zu ersterben haben.

Wir wollen unter diesen Umständen hoffen, daß das Schreiben des Grafen Mirbach eine heilsame, erzieherische Wirkung jedenfalls haben wird, jene nämlich, die Berliner Stadtverordnetenversammlung zu veranlassen in ihren offiziellen Beziehungen zum Hofe künftig mehr Geschmack und Würde zu entwickeln, als das bisher geschehen ist. Vielleicht führen die jetzigen Auseinandersetzungen aber auch noch zu einem zweiten Ergebniß und zwar zu dem, daß unverantwortliche Höflinge sich künftig scheuen, in öffentliche Angelegenheiten einzugreifen. Das geschieht bei uns versteckt und offen in viel zu hohem Grade, und wie die Vergangenheit lehrt bei uns und in anderen Staaten stets zum Unglück für das betreffende Land wie für die Monarchien.

Mit einem der Vorkommnisse, die der Brief des Grafen Mirbach berührt, hat sich auch die **Berliner Fakultät** zu befassen gehabt. Unsere Leser erinnern sich der angefochtenen Worte, die der Stadtverordnete Preuß bei einer Sitzung im Rathhaus gebraucht hat. Da Dr. Preuß Privatdozent ist, wurde wegen seiner Rede die Fakultät bemüht, und diese soll in der mildesten zulässigen Form ihre Mißbilligung ausgesprochen haben.

Wir bedauern aufrichtig, daß die Fakultät nicht einfach, das an sie gestellte Ansinnen zurückgewiesen hat, denn uns scheint, daß das Professorenkollegium andere Aufgaben hat, als für jede Lappalie als Erziehungs- und Zensurbehörde zu fungiren. Die Fakultät soll darüber wachen, daß die Universitätslehrer ehrenwerthe Charaktere und gewachsen ihrer Aufgabe sind. Aber an Deutschen Universitäten hat ein anderer Geist als an höheren Mädchenpensionaten zu herrschen, und die Fakultät hat andere Pflichten als über eine Wohlanständigkeit der Lehrer nach den Grundsätzen zu wachen, die an adligen Fräuleinsstiften üblich sein mögen.

Es wäre wohl erwünscht gewesen, wenn die Berliner Fakulät auch in diesem Falle den Kampf sogleich prinzipiell aufgenommen hätte; in hohem Grade aber zu billigen, ist die Haltung der betheiligten Professaren im Falle Arons.

Man erinnert sich, daß die Fakultät es ablehnte, den Physiker Dr. **Arons** von der Universität zu entfernen, ausschließlich darum, weil er seine politischen bürgerlichen Rechte als Sozialdemokrat ausübt. Nunmehr stand die Entscheidung über diese Frage bei der höheren Instanz.

Und da erklärte Professor Schmoller, gewiß politisch ein gemäßigter Mann, daß er die disziplinarische Entfernung des Dr. Arons auf das Entschiedenste mißbillige und daß einen gleichen Standpunkt auch Männer wie Helmholtz und Zeller eingenommen hätten. Gleichwohl entschied die Majorität der Ministerialbeamten sich für die Entziehung der venia legendi; das letzte Urtheil steht jetzt bei dem Minister.

Vielleicht blickt der Herr Kultusminister ein Mal über die Grenzen hinüber. In Frankreich unterziehen sich die Sozialdemokraten, ein sozialdemokratischer Minister an ihrer Spitze, der konservativen Aufgabe, die bestehende Staatsform gegen den reaktionären Umsturz zu vertheidigen, und der Ministerpräsident Waldeck-Rousseau, der sachlich der entschiedenste Gegner der sozialdemokratischen Lehren ist, spottete mit Recht in der Kammer jener, die die Entfaltung einer rothen Fahne dazu ausbeuten, um die Philister in Furcht zu setzen. Als in diesen Tagen das Standbild der Republik in Paris enthüllt wurde, bewegten sich in der gewaltigen republikanischen Demonstration auch Sozialisten mit rothen Fahnen, aber zutreffend behandelte der Ministerpräsident die Behauptung ironisch, die besagt, daß dieser rothe Stoff als eine Gefährdung des Staates aufzufassen sei. Solche rothen Fahnen gefährden nicht den Staat, und ein Sozialdemokrat, der mit Takt und Sachlichkeit seine naturwissenschaftlichen Vorlesungen an der Universität hält, auch nicht; aber wohl die, welche jeglichen Anlaß benutzen, um, unter dem Vorgeben den Umsturz zu bekämpfen, die unentbehrliche moderne Freiheit einzuengen. Sie lockern die festen Fundamente des Staates, weil sie auch jene in die Opposition drängen, die bei jedem realen, aber freilich nicht bei jedem fictiven Anlaß den heutigen Staat zu vertheidigen bereit sind. Es wäre gut, daß der preußische Herr Kultusminister sich diese Thatsache vergegenwärtigt und sie auch an allen entscheidenden Stellen zur Geltung bringt.

Am 17. November starb Dr. Joseph Heinrich Horwitz, Rechtsanwalt und Justizrath, früher Abgeordneter zum Reichstage und zum preußischen Landtage, langjähriger Stadtverordneter von Berlin, einer unserer Parteigenossen, gelegentlich auch Mitarbeiter dieser Zeitschrift, im Alter von 75 Jahren. In der Oeffentlichkeit nicht stark hervortretend war er im Kreise seiner Freunde sehr beliebt. Eine außerordentlich ausgedehnte Bildung, ein schlagfertiger Witz und große Herzensgüte machten ihn zu einem liebenswürdigen Gesellschafter. Er hatte eine eigenthümliche Art, im Zickzack zu denken und dabei doch pünktlich bei dem vorgesetzten Ziele anzukommen. Dadurch brachte er namentlich bei Tischreden oft eine zündende Wirkung hervor. Er hatte sich aus den armseligsten Verhältnissen heraufgearbeitet, sein Brod als Advokatenschreiber und Parlamentsberichterstatter verdient und aus dem Schatze seiner Erinnerungen vermochte er seltsame Erlebnisse zum Besten zu geben. Ungetrübte Heiterkeit des Geistes begleitete ihn bis in seine letzten Tage; nun liegt er im Grabe. Poor Yorick!

Der Vizepräsident der Vereinigten Staaten von Amerika, Hobart, ist gestorben. In der amerikanischen Verfassung ist den Vizepräsidenten eine im wesentlichen zuwartende Stellung eingeräumt, ähnlich wie den Kronprinzen in Monarchien. Es sind selten hervorragende Persönlichkeiten, die zu Vizepräsidenten ernannt werden. Hobart nahm unter den Vizepräsidenten der Vereinigten Staaten einen verhältnißmäßig hohen Rang ein; er war ein viel entschiedenerer Repräsentant von sound money, um das sich der letzte Präsidentschaftswahlkampf drehte, als McKinley. In den abgelaufenen drei Jahren haben sich die Währungsverhältnisse in der ganzen Welt übrigens so gewandelt, daß die Forderung der Silberpolitiker von 16:1 wie ein Bonmot von vorgestern klingt.

Auch Bryan, der sich der begründeten Erwartung hingibt, wieder zum Präsidentschaftskandidaten der demokratischen Partei nominirt zu werden, würde sicher gern auf die Silberplanke in der nächstjährigen Platform verzichten, wenn er nur nicht, wie das so oft in der Politik der Fall ist, der Sklave früherer Parteidummheiten wäre. Die Demokraten werden nun versuchen, ihre Forderung auf Geldverschlechterung ein wenig in den Hintergrund zu drängen, um mit allem Nachdruck gegen die Philippinenpolitik McKinley's zu Felde zu ziehen; sie werden die sogenannten Golddemokraten aber schwerlich zurückerobern, obschon dieselben auch Gegner der jetzigen Expansionspolitik sind. Die jüngsten Wahlen haben erwiesen, daß die Expansionspolitik die großen Massen der republikanischen Partei noch fest zusammenhält. Der Sieg der Republikaner bei der Gouverneurswahl in Ohio, dem Heimathsstaat McKinley's, läßt es nahezu gewiß erscheinen, daß McKinley von seiner Partei wieder zum Präsidentschaftskandidaten ernannt werden wird, und wenn sich aufs neue Bryan und McKinley gegenüberstehen werden, so wird der erstere mit seiner Opposition gegen die Philippinenpolitik umsoweniger Erfolg erzielen, jemehr er durch das Festhalten an einem gänzlich aussichtslosen Bimetallismus bei den höchst einflußreichen Anhängern einer gesunden Währung in Mißkredit steht.

* * *

Die Haager Konferenz und der Transvaalkrieg.

Die Kriegshetzer aller Länder sind ganz glücklich darüber, daß ihre Prophezeiungen von der Werthlosigkeit der Beschlüsse der Haager Konferenz durch den Ausbruch des Transvaalkrieges anscheinend gerechtfertigt sind. Die Unvernunft hat einen neuen glänzenden Sieg erfochten; folglich sind alle diejenigen reine Thoren, die dem Phantom weiter nachjagen, bei internationalen Streitfragen Vernunft und Gerechtigkeit an die Stelle brutaler Gewalt zu setzen.

Man hat dem gegenüber nicht ohne Grund hervorgehoben, daß der Transvaalkrieg mehr die Nothwendigkeit als die Fruchtlosigkeit der Haager Beschlüsse erweise, denn es sei selten ein nutzloserer und vermeidbarerer Krieg geführt worden, als der Krieg Englands gegen die Buren. Daß man in diesem Falle das Mittel der schiedsrichterlichen Regelung, wie es die Beschlüsse der Haager Konferenz vorschlagen, nicht gewählt hat, sei nur ein Beweis mehr für die Unerläßigkeit einer eifrigen internationalen Propaganda zu Gunsten einer ehrlichen Anerkennung der Haager Konferenzbeschlüsse.

Einstweilen läßt die Ehrlichkeit dieser Anerkennung offenbar noch gar viel zu wünschen übrig. Die Ausflucht, daß England in diesem Falle nicht an die Schiedsgerichtsbeschlüsse der Haager Konferenz gebunden sei, weil Transvaal nicht zu den Signatarmächten gehöre, ist überhaupt nicht ernsthaft zu nehmen. Es erinnert an die Bemerkung des frommen Mannes, der bei dem Gottesdienst in einer fremden Kirche gänzlich ungerührt blieb und sich damit entschuldigte: Je ne suis pas de la paroisse.

Auch daß keine einzige Großmacht, nicht einmal Rußland, das als intellektueller Urheber der Haager Konferenz „der Nächste dazu" war, sich der übernommenen Verpflichtung eines Versuchs freundschaftlicher Intervention vor Ausbruch des Krieges erinnert hat, ist gerade kein Zeichen für die Aufrichtigkeit, mit der man die Haager Beschlüsse zu verwirklichen bemüht ist. Hätte Rußland sich bei diesem Anlaß ähnlich gerührt, wie die Vereinigten Staaten seiner

Zeit bei dem Zwist zwischen Großbritannien und Venezuela, so wäre höchst wahrscheinlich die Differenz mit Transvaal ebenso friedlich-schiedlich beigelegt, wie das inzwischen betreffs des Streits mit Venezuela erfolgreich geschehen ist. Und England hätte alle Ursache gehabt, Rußland für eine solche freundschaftliche Intervention dankbar zu sein, wie es den Vereinigten Staaten dafür dankbar sein muß, den Venezuelastreit auf die schiedsrichterliche Bahn gebracht zu haben.

Der Schiedsspruch ist in diesem letzteren Falle bekanntlich in allen wesentlichen Punkten zu Gunsten Englands ausgefallen, und England hat an internationalem Prestige gewiß nicht dadurch verloren, daß es trotz der recht brüsken Intervention des amerikanischen Staatssekretärs Olney der Stimme der Vernunft Gehör geschenkt und sich mit dem schwachen Venezuela auf ein Schiedsgericht eingelassen hat.

Im Transvaalstreit tritt jetzt an die Stelle der schiedsrichterlichen Regelung die Regelung durch Lyddithomben, und die Zeit wird lehren, ob die von Mr. Chamberlain verführte englische Regierung damit nicht plus qu'un crime begangen hat, nämlich une faute. Fest steht schon heute, daß fast sämmtliche ehrenwerthe Organe der außerenglischen öffentlichen Meinung durch Englands Vorgehen gegen die Buren mit ihrer Sympathie auf die Seite der Letzteren gedrängt sind, mit anderen Worten, daß England an moralischem Prestige verloren hat. Gewiß ist ferner, daß der Krieg sehr viele Menschenleben und sehr viel Geld kosten wird; daß er voraussichtlich sehr lange dauert und während dieser Zeit nahezu alle verfügbaren militärischen Kräfte des englischen Weltreichs in Südafrika festhalten wird. Der schließliche Waffenerfolg bleibt wahrscheinlich, aber der Siegespreis ist vermuthlich ein zweites, ein südafrikanisches, Irland. Für einen in mancher Beziehung unbequemen Nachbarn tauschte man dann einen Hausgenossen ein, der auf Jahrzehnte hinaus über nichts eifriger sinnen würde, als darüber, wie er das Dach über dem Hause am wirksamsten vernichten kann.

All das gegenwärtige Ungemach und die kommenden Sorgen hätten sich vermeiden lassen, wenn man den Beschlüssen der Haager Konferenz stattgegeben hätte.

Es müßte sonderbar zugehen, wenn diese einfache Erwägung nicht im Laufe der Zeit dem englischen Volke nahe treten sollte. Ein Schiedsspruch hätte die wirklichen Mißstände in Transvaal wahrscheinlich beseitigt und den berechtigten Einfluß Englands in Südafrika verstärkt. Statt dessen opfert man Hekatomben von Menschenleben, Dutzende von Millionen Pfund, stellt auf Monate hinaus die verwundbarsten Stellen des gewaltigen Reichs bloß, beeinträchtigt den Fond von Sympathieen, den man in der civilisirten Welt besaß; und das Alles um ein kleines, tapferes, zwar hinter der Zeit zurückgebliebenes, aber kerngesundes Bauernvolk niederzuwerfen, dessen Unglück es wurde, Goldminen zu besitzen. Wäre Transvaal noch heute so arm, wie zur Zeit der Londoner Konvention im Jahre 1884, so gäbe es keinen Streit um Suzeränität und Suprematie und paramountcy.

Es wäre eine „List der Idee", wenn der erste grobe Verstoß gegen die Beschlüsse der Haager Konferenz die Welt nun erst recht davon überzeugen würde, wie vortheilhaft — auch für die größten Reiche, auch im Streit mit kleinen Gegnern — die Befolgung jener Grundsätze ist, die im Sommer dieses Jahres im Haag formulirt sind. Es wäre nicht das erste Mal in der Geschichte der Welt, daß die Vernunft aus der Unvernunft geboren würde.

Theodor Barth.

Parlamentsbriefe.

I.

Der Reichstag hat nach Ablauf der Vertagungsfrist seine Geschäfte wieder aufgenommen. Der wichtigste Beschluß, den er bisher gefaßt hat, ist, daß er die Vorlage, welche unter dem Namen der Zuchthausvorlage in der Geschichte fortleben wird, in zweiter Lesung abgelehnt hat. Er hat sie so gründlich abgelehnt, daß weder Ueberschrift noch Einleitung übrig geblieben sind; in dritter Lesung wird nicht darüber verhandelt werden.

Der Todeskampf ist ein kurzer gewesen. Unter schweigender Zustimmung aller Parteien wurde sehr bald die Frage in den Vordergrund gestellt, ob die Vorlage an eine Kommission verwiesen werden solle, und nachdem diese Frage mit sehr großer Mehrheit verneint worden war, gaben die Freunde der Vorlage den Kampf als hoffnungslos auf.

Von den Fraktionen ist nur die nationalliberale gespalten in den Kampf eingetreten, und hier war rechts und links einigermaßen vertauscht. Mitglieder, die sonst stark zu den Freikonservativen hinüberneigen, traten der Vorlage entschieden entgegen; sie mußten auf die Stimmung von Arbeiterkreisen Rücksicht nehmen, die bisher noch nicht in das sozialdemokratische Lager hinübergedrängt sind. Und andere, zu denen wir mit Ueberraschung und Bedauern Herrn Büsing zählen müssen, haben sich bemüht, aus der kranken Vorlage einen „gesunden" Kern herauszuschälen. Eine Kommissionsberathung, wenn es dazu gekommen wäre, würde Schritt für Schritt nachgewiesen haben, daß dieser „gesunde" Kern auch faul war. Einem Vorschlage, der die öffentliche Meinung in so große Entrüstung setzt, wie diese Vorlage, darf man nur mit einer entschiedenen Absage begegnen.

Es gibt ein noch immer uneingelöstes Versprechen der Regierung, das durch den Mund des Reichskanzlers abgegeben wurde, es solle das Verbot aufgehoben werden, welches politische Vereine hindert, mit einander in Verbindung zu treten. Nur um den Preis dieses Versprechens konnte die Annahme des Bürgerlichen Gesetzbuchs erreicht werden. Jetzt hat die Regierung zwar nicht durch den Mund des Fürsten Hohenlohe, aber durch den des Grafen Posadowsky dieses Versprechen ausdrücklich zurückgenommen. Sie hat erklärt, bevor nicht gegen dasjenige eingeschritten sei, was sie den Mißbrauch der Koalitionsfreiheit nennt, werde sie keine Maßregel annehmen, die auf Erweiterung und Beseitigung der Koalitionsfreiheit gerichtet ist. Es ist das ein sehr ernstes Wort, das manche unerwünschte Folgen haben wird. Die wichtigste und nächste Folge wird die sein, daß man sich bei jedem zukünftigen Versprechen der Regierung, durch das sie Zugeständnisse erkaufen will, an diesen Fall erinnern wird.

Die Novelle zum Postgesetz ist nach ziemlich umfangreichen Verhandlungen angenommen worden. In der Presse hat sich der lebhafteste Krieg um den Punkt entsponnen, der ihre materiellen Interessen berührt, um das Zeitungsporto. Wir halten den Ausgang, den die Berathung genommen hat, um deswillen für keinen befriedigenden, weil er gerade den meistgelesenen billigen Zeitungen das Leben erschwert. Was absolut gerecht sei, wird sich allerdings bei solchen Fragen niemals ermitteln lassen; daß andererseits der bisherige Zustand das Ideal der Gerechtigkeit nicht erreichte, ist unbestreitbar. Die Höhe der Postgebühr, die eine Zeitung zu bezahlen hat, wird in Zukunft hauptsächlich davon abhängen, wie oft sie wöchentlich erscheint, und in zweiter Linie davon, wie viel Papier sie liefert.

Einige Verbesserungen enthielt der Gesetzentwurf, aber er dehnte das Postmonopol auch auf die geschlossenen Briefe im Lokalverkehr aus. Wir haben diese Vorschrift alsbald bekämpft, aber der Reichstag ist an Regalismus noch über die Regierung hinausgegangen. Die Privat-

postanstalten werden erwürgt. Auch offene Briefe, Karten, Drucksachen, Waarenproben, sofern sie mit einer bestimmten Adresse versehen sind, dürfen in Zukunft durch Privatposten nicht mehr gewerbsmäßig vertrieben werden.

Als Grund für diese Neuerung wird nur das Eine angegeben, daß die Post das Geld, welches diese Anstalten verdienen, gern selbst verdienen möchte, und entschuldigend wird hinzugefügt, daß sie ja von dem Gelde einen guten Gebrauch machen werde. Nebenher schien es, als ob einzelne Mitglieder des Reichstages sich mit einem wahren Haß gegen diese Privatpostanstalten erfüllt hätten.

Wir sehen in dieser Unterdrückung einen Kulturrückschritt. In Berlin hat sich die Privatpost neben Anderem um alle wohlthätigen und gemeinnützigen Vereine ein sehr großes Verdienst erworben, indem sie dieselben billig bediente, und diese Vereine werden es schmerzlich empfinden, dieser Hilfe beraubt zu sein. Daß man, indem man die Privatposten aufhebt, ihren Unternehmern eine Entschädigung zahlt, hat für uns geringen Werth. Das betrifft das Interesse Einzelner; daran aber, daß die Privatposten bestehen blieben, waren alle interessirt.

Ferner ist zu Stande gekommen das „Obligationengesetz", oder wie es mit seinem offiziellen langathmigen Titel heißt, das Gesetz, „betreffend die gemeinsamen Rechte der Besitzer von Schuldverschreibungen". Als in unsere Rechtsordnung der Zwangsakkord in Konkurssachen eingeführt wurde, gab es steifleinene Kämpfer für das Individualrecht, die sich dagegen zur Wehre setzten. Sie haben auch diesmal ihre Stimme erhoben, ohne Eindruck zu machen. Aber man kann sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß Gesetze von hervorragend juristischem Inhalt in ihrer Fassung durch Kommissionsberathungen nichts gewinnen.

Schließlich verdient noch hervorgehoben zu werden, daß anläßlich der Berathung über eine Petition, die ein Reichswohnungsgesetz verlangte, ein Antrag des freisinnigen Abgeordneten Schrader angenommen ist, der darauf abzielt, „durch Untersuchung der bestehenden Wohnungsverhältnisse und der auf dieselben bezüglichen Gesetze und Verwaltungsbestimmungen festzustellen, ob und in welcher Weise ein Eingreifen des Reichs zur Beseitigung der Wohnungsnoth angezeigt ist". Das Ziel ist jedenfalls des Schweißes der Edlen werth.

Proteus.

Zu Ludwig Bamberger's Erinnerungen.*)

Am 14. März d. J. ist Ludwig Bamberger nach ganz kurzer Krankheit gestorben.

Auf der Scheide dieses Jahres zum vorhergehenden hatte er noch eine umfangreiche Studie, voll von geistiger Lebenskraft, gedankenreich und vorurtheilsfrei — „Bismarck Posthumus" — angeregt vor allem durch des Kanzlers „Gedanken und Erinnerungen" und durch Busch's „secret pages", veröffentlicht. Keine Gestalt hatte Bamberger so gefesselt, wie die des ersten Kanzlers des deutschen Reiches.

In diesem „Bismarck Posthumus" setzte sich Bamberger mit den großen Problemen des politischen Werdens und der politischen Fortentwicklung des neuen Deutschen Reiches, die untrennbar mit der Gestalt Bismarcks verknüpft sind, auseinander. Deutschland und später Bismarck, der Formgeber des deutschen Einheitsstrebens, blieben sein Leben hindurch Mittelpunkte seines Denkens.

Seit dem Jahre 1893 gehörte Ludwig Bamberger dem Deutschen Reichstag nicht mehr an. Er war nicht aus der Volksvertretung geschieden, weil er seine Kraft erlahmen gefühlt hätte. Bis zuletzt trugen seine Reden das alte wohlbekannte Gepräge: gesunde, klare Gedanken, die in streng wissenschaftlicher Erkenntniß wurzelten. Diese gradlinige exakte Erkenntniß aber stellte er vor den Hörer in der Rundheit und in dem Farbenreichthum des realen Lebens hin, wie das nur jener vermag, der zugleich über einen großen Schatz praktischer Erfahrungen verfügt. Die innere korrekte Folgerichtigkeit und die plastische Fülle — Knochenbau und anschauliche Körperlichkeit — erhielten schließlich ihr ganz individuelles Gepräge in den Linien von weltmännischer Feinheit und Grazie, die beide Elemente einheitlich umschlossen. Ein kleines Blatt Papier in der Hand, fast ohne Gesten, die gebrechliche, schmal aufragende Gestalt ein wenig vornüber geneigt, so sprach Bamberger von seinem Platz aus in fließender, durch klare Betonung belebter Diktion, die schwache, manchmal belegte Stimme durch kluge Behandlung eindrucksvoll und tragfähig machend. Oder er saß da nachdenklich zuhörend, so wie es die Aufnahme an der Spitze dieses Buches zeigt.

Seine Reden waren wie seine Unterhaltung. Die feinen Reize der Unterhaltung wurden nur aus der Intimität in die größeren Linien des rednerischen al fresco-Stiles übertragen.

Er war zu der Zeit, da ich ihn kennen lernte, bei seinem Alter erklärlicherweise, kein Redner mehr, der in hinstürmender Furie die Hörer mit sich fort riß; aber er erschien mir neben Bismarck, als Redner, die reichste und vielseitigste Individualität des Reichstages, und dieser geistige Reichthum, der nicht des warmen Glanzes echter und tiefer Ueberzeugungen entbehrte, machte Bamberger zu einem unserer großen Parlamentarier. So war er bis zuletzt.

Wenn er im Jahre 1893 ein neues Mandat nicht annahm, so war der Grund nur der, daß seine Hoffnung gesunken war, er könne während des Restes seines Lebens noch wesentlich zu einer Kräftigung und Neubelebung des durch kleine und kleinliche Gegensätze zerrissenen und untereinander verfeindeten Liberalismus beitragen. Das erwartete er von einer Entwicklung, die nach ihm kommen sollte.

Zwischen jenem Scheiden aus der parlamentarischen Thätigkeit und dem „Bismarck Posthumus" liegt trotz vorübergehender ernster Erkrankung gleichwohl eine rege öffentliche Thätigkeit; schriftstellerisch, vor allem in der „Nation", und auch rednerisch, wie bei Zusammenkünften des Freihandelsvereins, zuletzt noch in Hamburg.

So steht die Individualität Bamberger's allen jenen, die an dem geistigen Leben Deutschlands Antheil nehmen, auch heute lebensvoll vor Augen; wer — moderner Schulung — sich mit den wirthschaftlichen Problemen beschäftigt, kann den Ideenkreis nicht unberücksichtigt lassen, der von Bambergerschem Geist erhellt ist, und wer den Fragen der Politik fern steht, der kennt doch Bamberger als jenen erlesenen Essayisten, dessen reife Lebensphilosophie das Ergebniß von so viel Kultur und so viel echter Menschenfreundlichkeit ist.

Wie er war, das wissen wir noch Alle, und wie er wurde, das sagt er selbst auf den nachfolgenden Blättern.

Es kann daher die Versuchung nicht an mich herantreten, in flüchtigen Strichen diesen Lebenslauf hier meinerseits zeichnen zu wollen; und für ein ausgeführtes Bild fehlt mir an dieser Stelle der Raum.

Ich beschränke mich darauf, zu sagen, wie ich meine Pflicht als Herausgeber geübt habe.

Ich wünschte nicht, die Thatsache möglichst zu verschleiern, daß hier eine nachgelassene Arbeit vorliegt, an die Ludwig Bamberger selbst die letzte Hand nicht hat legen können. Da es nicht erwiesen zu werden braucht, daß der Todte ein hervorragender Schriftsteller war, so verzichtete ich unbedenklich darauf, für die „Erinnerungen" eine gleichmäßige Rundung zu schaffen; sie hätte sich nur herstellen lassen, wenn ich bei ganzen Abschnitten zu einer Ueber-

*) In diesen Tagen erscheinen Ludwig Bamberger's Erinnerungen bei Georg Reimer in Berlin; die nachstehenden Ausführungen bilden das Vorwort, das den Band einführt.

arbeitung geschritten wäre; und so vorsichtig solche Ueberarbeitung vorgenommen wird, sie läßt sich nur ausführen auf Kosten der individuellen Eigenart. Wir aber lieben heute nicht vor allem die Glätte, sondern die charakteristische Selbstständigkeit; wir kratzen daher mit Recht von alten Bildern die Uebermalung herunter, und wir entfernen von den antiken Statuen die Ergänzungen, weil uns ein Torso und weil uns ein Gemälde mit schadhaften unausgeführten Stellen weit lieber ist, als die wohlmeinendste Nachbesserung.

Dieser Grundsatz war auch für mich maßgebend. Der Fehler, zu wenig geändert zu haben, erscheint mir viel erträglicher als der Vorwurf, in dieser Richtung zu weit gegangen zu sein. So bemühte ich mich denn nicht, den Stil dieser Aufzeichnungen, die in Jahren entstanden waren, gleichmäßig durchzufeilen, und auch Gedanken, die wiederkehren, merzte ich nicht aus, vorausgesetzt, daß an der neuen Stelle doch eine neue Nuance hinzukam.

Ich glaube nicht, daß Ludwig Bamberger ein einziges Mal seine „Erinnerungen" im Zusammenhange durchgesehen hat; mir hat er stets nur kleine Bruchstücke bei passender Gelegenheit an stillen Vormittagen in Interlaken vorgelesen; es ist daher ein Zeichen für sein ausgezeichnetes Gedächtniß und für seine Fähigkeit, zu komponiren, daß er gleichwohl diese Mittheilungen aus seinem Leben, wenn nicht völlig druckfertig, doch fast druckfertig zurückgelassen hat, so daß es möglich war, die mit fester Hand flüchtig geschriebenen Seiten vielfach ohne Aenderungen und immer ohne eingreifende Aenderungen zum Satz zu bringen.

Der Plan für diese Aufzeichnungen hat sich freilich vollständig verschoben.

In dem Vorwort zu seinen „Charakteristiken"*) sagte Bamberger das Folgende:

> „Oft und seit längerer Zeit an mich herangetretenen Anregungen und Wünschen, mehr als meinem eigenen Urtheil folgend, lasse ich zunächst in diesem Bande eine Sammlung älterer und neuerer Studien über einzelne Persönlichkeiten veröffentlichen. Ein jüngerer sachverständiger Freund hat sich aus eigenem Antrieb der Mühe unterziehen wollen, die Herausgabe zu leiten und zu übernehmen."

Es war den anderen Freunden und mir nicht ganz leicht geworden, Bamberger dazu zu veranlassen, daß seine Schriften — freilich mit einer gewissen Auswahl — in einer gesammelten Ausgabe neu herausgegeben wurden. Er glaubte nicht, daß ein Bedürfniß hierfür vorliege; schließlich aber wurde für das deutsche Lesepublikum mit den Charakteristiken — als einer besonders leichten und anmuthenden litterarischen Speise — ein Versuch gemacht; und als er geglückt war, stand der Ausführung des ganzen Planes kein Hinderniß mehr im Wege. In den Jahren 1894, 1895, 1896 und 1897 erschien je ein Band, und es war beabsichtigt, als ersten Band an die Spitze der Sammlung eine etwas ausführlichere Einführung in die nachfolgenden Schriften, vor allem Mittheilungen über ihre Veranlassung und ihre Schicksale, zu stellen.

Dementsprechend lautete der Anfang zu den „Erinnerungen" ursprünglich folgendermaßen:

> „Die Aufgabe, die ich mir hier gestellt habe, gilt nicht der Erzählung meiner persönlichen Erlebnisse nach dem Maßstab, welcher bei Denkwürdigkeiten oder Autobiographien zur Anwendung kommt. Zwar wäre es vielleicht keine undankbare Aufgabe, den Verlauf meines Daseins auf dem Grunde wechselnder Zeiten und Umgebungen eingehend zu schildern, und da jede treue Schilderung dieser Art interessant ist, könnte ich hoffen, daß die meinige nicht schlechter ausfallen würde, als viele andere. Aber vorerst liegt mir diese Absicht aus verschiedenen Gründen nicht nahe. Vielleicht, wenn Zeit und Umstände es noch erlauben, lasse ich mich bestimmen, dies für einzelne Epochen, in denen ich Gelegenheit hatte, gewisse bedeutende Vorgänge zu beobachten, nachzuholen.
>
> Einstweilen beschränke ich mich darauf, im Folgenden nur eine Skizze hinzuwerfen, deren Zweck ist, das Verständniß der in diesem und den folgenden Bänden gesammelten Schriften vermittelst der Darstellung meines persönlichen Entwicklungsganges dem Verständniß näher zu rücken."

Allein ganz unmittelbar wuchsen die Aufzeichnungen so an Umfang, der Stoff nahm Ludwig Bamberger so schnell gefangen, daß aus den Erläuterungen zu den gesammelten Schriften „Erinnerungen" geworden sind — glücklicherweise! Schon als der zweite Band der Gesammelten Schriften herauskam, wurden kurze Einleitungen, soweit es nöthig war, vor jeden einzelnen Abschnitt gestellt: und als der erste Band der gesammten Reihenfolge erschienen nunmehr die „Studien und Meditationen"*) statt der geplanten Einführung in die nachfolgenden Bände.

Im Frühjahr wurde gewöhnlich der Inhalt des neu zu veröffentlichenden Bandes der Gesammelten Schriften zwischen Ludwig Bamberger und mir vereinbart, und alsdann ging während des Sommers der Meinungsaustausch über die Druckbogen zwischen Interlaken und Berlin hin und her, bis ich schließlich das Imprimatur erhielt.

Neben dieser Sommerarbeit wuchsen allmählich die „Erinnerungen"; nunmehr eine völlig selbstständige Arbeit. Nur mit vielen Unterbrechungen arbeitete Bamberger daran, bald in Berlin an den seltenen ruhigen und freien Vormittagen im Winter, bald in Interlaken, wohin in jedem Frühjahr zur Auffrischung des Gedächtnisses eine Kiste voll von Briefen und Skripturen, die für die zunächst zu behandelnden Personen und Jahre in Betracht kommen konnten, mitgenommen wurde.

Den Charakter dieser Art der Entstehung tragen die „Erinnerungen". Ohne ängstlichen Zwang folgt Bamberger seiner Straße; er schreitet zwar vorwärts, aber er trägt keine Scheu, abzuschweifen; er weilt hier, und er eilt dort, und er verknüpft das zeitlich weit Auseinanderliegende. Es entrollt sich eine reiche und abwechslungsvolle Szenerie.

Eine ganze Schaar hervorragender oder merkwürdiger Männer und Frauen zieht vorüber, politische und wirthschaftliche Zustände und soziale Eigenthümlichkeiten werden erörtert.

Vom Jahre 1894 bis in das Jahr 1898 hinein hat Ludwig Bamberger an seinen „Erinnerungen" in Stunden, für die dringendere Beschäftigung nicht vorlag, zwanglos und wie zur Erholung geschrieben; denn ihm war das Schreiben keine Anstrengung. Leicht und schnell führte er die Feder über das Papier, kaum daß hier oder dort ein einzelnes Wort gestrichen wurde.

So hatte er die Arbeit fortgeführt fast bis zum Wiederbeginn seiner politischen Thätigkeit in Deutschland. Sie bricht ab mitten in jenem Theil, der aus den Pariser Schilderungen den Uebergang zur endgiltigen Rückkehr in das öffentliche Leben des Vaterlandes bilden sollte. Der Abschluß ist jäh und zufällig wie bei jemandem, dem das Geschick plötzlich, ohne Vorbereitung, die Feder aus der Hand reißt; auch diesen Eindruck wollte ich nicht abschwächen.

Und gleichwohl erscheint mir das, was von den „Erinnerungen" fertig vorliegt, in sich abgeschlossen und in seiner Abgeschlossenheit von ganz besonderem Werth.

Das Bild der zweiten Hälfte des Bambergerschen Lebens, wie es sich wiederum in der deutschen Oeffentlichkeit — vor allem im Parlament — abgespielt hat, läßt sich eher nachschaffen; dem Leben in der Fremde, der Werdezeit, wäre kaum noch erfolgreich nachzuspüren gewesen. Dieser Abschnitt liegt nun von Bamberger's eigener Hand vor.

Wie wissenschaftliche Erkenntniß und reiche Erfahrungen, die wechselvolle und dann groß angelegte Verhältnisse

*) Rosenbaum u. Hart 1894.

*) Die gesammelten Schriften, fünf Bände, sind erschie[illegible] Rosenbaum u. Hart.

lieferten, zusammenschossen und sich harmonisch verbanden, wie diese Individualität von den feinsten künstlerischen Reizen des Lebens noch mehr wie von der Kunst angezogen und erzogen wurde, um dann selbst im persönlichen Verkehr, als Schriftsteller und als Redner, mit solchen künstlerischen und weltmännischen Reizen ausgestattet zu wirken; und wie dieses Leben trotz seiner heitren Genußfreudigkeit und seiner Vorurtheilsfreiheit im tiefsten Innern auf sachlichen Ernst, auf echte menschliche Antheilnahme und auf Liebe zum Vaterlande, zu moderner Humanität und Freiheit gestimmt blieb — das zeigen die „Erinnerungen".

Was Ludwig Bamberger für Deutschland als Kulturmensch und als Politiker war, was er Deutschland schuf und mitschaffen half, das ist bekannt genug. Die reichen Quellen aber, die die Entfaltung dieser Persönlichkeit gefördert haben, lernt man aus diesen „Erinnerungen" kennen.

In seinem Testament befindet sich die charakteristische Bestimmung, voll schlichter Bescheidenheit, voll Objektivität gegen sich selbst und ein wenig auch von ruhiger Gelassenheit diktirt gegen alles, was nach dem Tode kommt, daß die Erinnerungen veröffentlicht werden dürften, doch nicht müßten. Es konnte nie zweifelhaft sein, daß diese Aufzeichnungen gedruckt werden mußten.

Bamberger hat im Dienste Deutschlands gelebt, und dies ist seine letzte Gabe.

14. November 1899. P. Nathan.

Bei Buren zu Gaste.

Es gibt Buren und Buren, — hier nur meine persönlichen Erfahrungen.

* * *

Bald nach dem Jameson-Zuge kam ich beim Sinken des Tages an den Kaledonfluß, der das Land der Basuto von dem Oranje-Freistaat trennt. Der Strom war stark angeschwollen und die Führer meines Kapwagens tasteten vorsichtig nach seichten Stellen inmitten des Flusses. Das Wasser stieg über den Boden unseres Wagens und einen Augenblick gewann es den Anschein, als ob wir sammt Pferd, Wagen und Gepäck weggeschwemmt werden würden. — Während die Dinge am schlechtesten standen, tauchte auf der anderen Seite des Stromes die Gestalt eines langbärtigen Reiters auf, dessen hochgestreckter Arm im Scheine der untergehenden Sonne sich ausnahm, wie ein Leuchtthurm, der einem in Gefahr befindlichen Schiffe entgegenstrahlt. Wir folgten seinen stummen Weisungen, und alsbald brachten uns unsere flinken Ponies über einen ziemlich steilen Ufersrand in Sicherheit. Den Fluthen des Stromes waren wir entronnen, aber das Terrain, welches wir nun zu passiren hatten, war so voller Risse und Spalten, daß unser Wagen in steter Gefahr schwebte, zerschmettert zu werden. Als wir endlich unseren ehrwürdigen Buren erreicht hatten und ihm Angesicht zu Angesicht gegenüberstanden, unterwarf er uns einer kritischen Inspektion und richtete die gewöhnlichen Fragen an uns: woher wir kämen, wohin wir gingen und zu welcher Nation wir gehörten. Mein Begleiter war Engländer, ich Amerikaner, und wir kamen aus dem gastfreundlichen Hause des Gouverneurs eines britischen Schutzgebietes.

Der Jameson-Zug war noch frisch in aller Gedächtniß und wir suchten die Gastfreundschaft eines Buren nach! Er war wortkarg, räusperte sich und wies schließlich auf sein Gehöft, dann galoppirte er davon, um seiner Frau zu melden, daß zwei „Zartfüße" unterwegs seien und sie ein wenig mehr Kaffee zu mahlen habe. Wir folgten langsam dem gewiesenen Wege, mitten durch die offene Prärie. Der Pfad für die Pferde war nicht bequemer, als er es in den „Foot-Hills" von Colorado gewesen wäre. Aus der Höhe gesehen, scheint das afrikanische „Veldt" eine große flache Ebene zu sein, aber zu Wagen merkt man die zahllosen Sprünge des Terrains, die den Federn des Wagens oder den Beinen der Pferde um so gefährlicher werden, je weniger sie in einiger Entfernung zu erkennen sind. Die einsame Prärie war hie und da durch sonderbar aussehende, flach gedachte, isolirte Hügel unterbrochen, die aus der endlosen Einförmigkeit im Scheine der untergehenden Sonne wie monströse Särge hervorragten. Die Wirkung war sehr eindrucksvoll; denn in Afrika erscheint der Himmel näher, die Sterne blinken intensiver und die untergehende Sonne verbreitet ein so scharfes Licht, daß die Schatten der Felsen und jener abgedachten plumpen Hügel wie Ströme mit tiefschwarzem Wasser aussahen. Gegenstände, die weit weg waren, schienen ganz nahe zu sein, und wir hatten auf dem holprigen Wege noch manchen Stoß zu erdulden, bevor wir das Burenhaus erreichten, dessen Schornsteinrauch uns meilenweit, als Wegweiser gedient hatte.

Es war nur ein kühler Empfang, der unserer harrte, wenn man die Höflichkeitsformen der Tanzstunde zugrunde legte; aber für alle praktischen Zwecke ließ die Gastfreundschaft nichts zu wünschen übrig. Der langbärtige Bur holte seine Laterne und zeigte uns einen Verschlag, wo unser Gespann für die Nacht Unterkommen finden konnte. Natürlich besorgten wir die Pflege der Thiere selbst, genossen dabei aber die wirksame, wenn auch stumme Unterstützung unseres Gastfreundes. Nachdem wir ausgespannt und die Pferde abgerieben hatten, gaben wir ihnen eine ausreichende Portion Hafer aus den Vorräthen unseres Gastfreundes und wurden darauf zur Pumpe geführt, wo wir unsere Hände waschen konnten, bevor wir das Haus betraten, um die Bekanntschaft der Familie zu machen.

Wer je die Heimath jener Pioniere, die im wilden Westen Amerikas als Viehhalter thätig sind, kennen gelernt hat, der kann sich leicht eine Vorstellung machen von der Art der Behausung eines Burenfarmers in einem Lande, wo Straßen und selbst Brücken zu den Seltenheiten gehören; wo Land billig, alles Andere aber theuer ist; wo menschliche Wohnstätten meilenweit auseinanderliegen und woselbst die schwarze Arbeit ebenso knapp wie schlecht ist; wo deshalb der weiße Mann auf seine eigenen Hilfsmittel in einem Grade angewiesen ist, von dem man sich weder in Europa, noch in den besiedelten Gegenden Amerikas eine rechte Vorstellung machen kann. In diesen Heimstätten ist für Pianos, Billards, Oelgemälde kein und selbst für Bücher nur wenig Platz; kein Postbote klopft an die Thür des Hauses, und ein Laden kann nur erreicht werden, wenn man sich nicht scheut, einen ganzen Tag zu fahren. Unter solchen Umständen sind selbst Bücher eine Seltenheit, und die Bücher, die gelesen werden, liest man öfter. Der Klatsch findet keine Nahrung und die Gemüther der Menschen sind im Feuer des Schweigens und konzentrirter Gedanken gehärtet.

Der Bur, der uns in sein Haus führte, war als Kind mit dem großen „Trek" von 1836 ins Land gekommen; seine Vorfahren waren 150 Jahre zuvor in das Kapland eingewandert. Als wir ins Haus eingetreten waren, begrüßten uns eine rüstige, große Frau und eine flachshaarige hübsche Tochter von ungefähr 18 Jahren. Die Frauen lächelten nicht und sprachen nicht die konventionelle Lüge aus, daß sie entzückt wären, uns zu sehen; aber sie schüttelten uns kräftig die Hand und gaben uns dadurch zu erkennen, daß sie gern bereit seien, uns wenigstens für die nächste Nacht über die Unbequemlichkeit, draußen in der Prärie die Nacht zubringen zu müssen, hinwegzuhelfen. Auf beiden Seiten sprach man kein Wort und wir saßen still auf unseren Sitzen, die gegen die Wand gerückt waren, während Mutter und Tochter ein reines Tischtuch ausdeckten und das Abendbrot zubereiteten. Verschiedene Gewehre hingen über der Thür und einige Bilder aus Weihnachtsnummern von illustrirten Zeitschriften schmückten die Wände; dann war noch eine altmodische große holländische Uhr da und in einer Ecke des Zimmers eine kleine amerikanische

Zimmerorgel. Unter den wenigen Büchern befanden sich eine holländische Bibel, Longfellow's Gedichte und ein Shakespeare, ferner einige Bücher über Viehkrankheiten, Pferdezucht und ein oder zwei religiöse Bücher, deren Titel ich vergessen habe. Holländisch war die Sprache der Familie, aber alle waren mit der englischen Sprache gut vertraut. Zwei oder drei junge Buren kamen noch hinzu, aber auch sie setzten sich stumm ins Zimmer, als ob sie eine Leiche statt eines willkommenen Abendbrotes erwarteten. Ich war gut genug mit den Gewohnheiten der Buren bekannt, um zu wissen, daß man diesen Prozeß geistiger Verdauung nicht stören darf; ich betheiligte mich an diesem Quökermeeting deshalb in einer Weise, die den Eindruck hervorrufen konnte, als ob es sich hier um eine Form gesellschaftlicher Fröhlichkeit handelte, an die ich von Hause aus gewöhnt sei. Das Abendbrot war vortrefflich, viel Milch und Brot, auch Fleisch und Backobst. Ich trank eine große Schale mit Milch, und das schien meinen Gastfreund, der mit einem Uitlaender augenscheinlich die Idee verknüpfte, daß derselbe Feuerwasser zum Mahl verlange, vertraulicher zu stimmen. Es war natürlich auch Kaffee da, den ich jedoch nicht probirte. Je weiter das Mahl vorschritt, um so mittheilsamer wurde die Familie und ich hatte das Herz der Hausfrau gewonnen, als mein Freund ihr mittheilte, daß ich nicht nur als Schüler in einem Chor mitgesungen, sondern auch gelegentlich mich mit dem Unterricht in Sonntagsschulen abgegeben habe. Von dem Augenblick an wurde ich behandelt wie der heimgekehrte verlorene Sohn; ich durfte mich ganz heimisch fühlen. Auch die Tochter ging allmählich aus sich heraus und betheiligte sich an dem Gespräch und dem Lachen. Mit dem Hausherrn sprach ich über Politik, selbst über den Jameson-Zug, und mit der Tochter sang ich einfache Weisen deutscher Volkslieder und Negermelodien. Gegen 9 Uhr holte der langbärtige Bur die große Bibel herbei und las mit tiefernster Stimme einige Verse aus dem Alten Testament. Die Stelle handelte von Josua, wie er die Uitlaender von Palästina schlug und für die Erhaltung des wahren Glaubens kämpfte. Ich weiß nicht, ob mein Gastfreund gerade dieses Kapitel zum Nutzen und Frommen seiner Gäste ausgewählt hatte, oder ob ihm der Text, der eine so merkwürdige Bezüglichkeit auf die Zeitverhältnisse hatte — wir hatten wenige Tage vorher die Führer der Uitlaender-Bewegung im Gefängnisse zu Pretoria gesehen — nur zufällig in die Hand gekommen war. Nach dem Lesen der Bibel wurde eine Hymne gesungen, und dann kniete die ganze Familie im Gebete nieder, während der Alte wie ein Apostel sich an den Thron Gottes wandte um Schutz in den Fährnissen des Landes.

Das — so sagte ich mir — ist der Bur, von dem das Volk in England nicht viel zu sehen bekommt: er spielt in der Politik keine Rolle; er kümmert sich nicht um Zeitungsschreiber; man hört ihn selten reden außerhalb des Kreises seiner Familie; er besitzt keine Goldminen und ist zufrieden, in dem friedlichen Genuß des Wenigen, was die Vorsehung ihm beschieden hat, zu leben und zu sterben. Solche Menschen lieben den Frieden, aber wenn sie fechten, dann legen sie die Waffen so leicht nicht nieder.

Ich schlief in jener Nacht auf einem harten Bett, aber das Bett war reinlich und mit weißen baumwollenen Betttüchern versehen. Der Boden meines Schlafzimmers war die Mutter Erde und Decke und Wände waren rauh genug. Am Morgen gab man mir ein Handtuch und zeigte mir die Pumpe; das Waschen in der frischen Luft war nicht minder bekömmlich.

Es war viel Rauhheit in diesen Buren, aber keine Rohheit. Die Sprache der Leute war einfach, aber man fühlte sich in ihrer Unterhaltung der Natur und den realen Dingen des Lebens näher. Die guten Leute bewirtheten uns mit Kaffee, bevor wir am nächsten Morgen aufbrachen, und baten uns, wieder bei ihnen einzukehren, wenn wir desselben Weges zurückkommen sollten. Wir machten einen schwachen Versuch, für unsere Bewirthung zu zahlen, indes der bloße Gedanke daran schien ihnen eine Beleidigung zu sein. Selbstverständlich zahlten wir für die Fütterung unserer vier Pferde — das war etwas Anderes —, aber in das Innere des Burenhauses waren wir als Gäste eingetreten und wir verließen es wie Familienmitglieder.

Ich habe in dieser Weise die Gastfreundschaft manches Buren, sowohl im Transvaal, als auch im Oranje-Freistaat, genossen. Es mochten bessere und schlechtere darunter sein; es ist nicht meine Absicht zu generalisiren, ich wollte nur erzählen, was ich selbst erlebte.

London. Poultney Bigelow.

Die latente Krise in Oesterreich.

Das Ministerium Clary besteht seit etwa sechs Wochen und die Zeit seiner Existenz war bisher ausgefüllt von einer fortdauernden latenten Krise. Es ist mit dem Stempel der Uebergangsregierung ins Amt getreten und damit war von vorneherein seine Dauer begrenzt, seine Wirksamkeit gehemmt, seine Autorität geschwächt. Es sollte den Schutt hinwegräumen, welchen Graf Thun zurückgelassen hatte, den tief verfahrenen Staatskarren flott, das außer Rand und Band gerathene Parlament arbeitsfähig machen; nach gethaner Arbeit sollte es verschwinden oder einer Umbildung unterzogen werden. Aber die famose „Staatspartei", als welche sich die Rechte ausgibt, wollte sich nicht so lange gedulden. Graf Clary hatte in den Besprechungen, welche er bei seinem Amtsantritte mit den Führern der Rechten gehabt hatte, kein Hehl daraus gemacht, daß er sich als guter Deutscher fühle, daß er die Ansicht habe, es dürfe in Oesterreich weder gegen, noch auch ohne die Deutschen regiert werden; vielmehr gab der Vorsitzende des Ministerrathes der Ueberzeugung Ausdruck, daß den Deutschen ihre durch die Geschichte angewiesene bevorzugte Stellung innerhalb gewisser Grenzen gewahrt werden müsse, daß schon deshalb der österreichische Staat die deutsche Sprache als Vermittelungs- und Verkehrssprache nicht entbehren könne. Solche ketzerische Ansichten hatte die Rechte seit zwanzig Jahren nicht aus dem Munde eines Regierungsmannes vernommen und die Jungczechen schäumten vor Wuth. Sie sprengten aus, Graf Clary sei nicht bloß ein Deutscher, sondern ein Deutsch-Nationaler vom reinsten Wasser und es fehlte nicht viel, daß sie ihn der Schönererpartei zugerechnet hätten. Sie forderten den Sturz des Grafen Clary. Hatte die Aufrechterhaltung der Sprachenverordnungen drei Ministerien gestürzt, so sollte deren Aufhebung wenigstens einen Ministerpräsidenten kosten. Mit den übrigen Ministern ohne den Grafen Clary hätten sich die Czechen zur Noth befreundet. Das gleiche Interesse an dem Sturze des Grafen Clary hatten jene ehrgeizigen Streber, die ihn [illegible] erben wollten. Baron Dipauli, der Führer der katholischen Volkspartei, der Handelsminister des Grafen Thun, ha[t den] kühnen Wunsch, eine Koalition zu schaffen, in der alle deutschen Parteien vereinigt sind, und Dr. v. Bilinski, der Finanzminister im Kabinet Badeni, dessen Unfähigkeit und Leichtfertigkeit den Ausgleich mit Ungarn von Anfang an in den Grund verfahren hat, ist leidenschaftlich darauf versessen, eine Majorität zu bilden, in welcher wenigstens ein Theil der Deutschen ihren Platz finden soll. So verbanden die gemeinsamen Interessen die verschiedenen Gruppen der Rechten; die Jungczechen beforaten den offenen Ka[mpf] gegen den Grafen Clary; Bilinski und Dipauli schürten [die] Intriguen.

Die Aufgaben des Grafen Clary sind solche, deren Bewältigung an einen bestimmten Endtermin gebunden ist. Das Budgetprovisorium, das sogenannte Ueberweisungsgesetz, durch welches das Einkommen aus gewissen [Ver]zehrungssteuern von dem Staat, in welchem sich die

duktionsstätte befindet, an jenen Staat überwiesen wird, wo der thatsächliche Konsum stattfindet, endlich die Regelung der Quotenfrage müssen bis 31. Dezember 1899 erledigt sein. Graf Clary hatte in offener Parlamentssitzung die Erklärung abgegeben, daß er von dem § 14 keinen Gebrauch machen wolle, und man darf annehmen, daß eine so wichtige Erklärung nicht ohne Genehmigung der Krone abgegeben wurde. Diese Erklärung bedeutete aber soviel, Graf Clary wolle diese sogenannten Staatsnothwendigkeiten nur im parlamentarischen Wege sicherstellen, oder wenn ihm dies nicht gelingen sollte, seines Weges ziehen, ohne vom Baum des § 14 die Frucht gebrochen zu haben. Darauf baute die Rechte ihren Plan. Das Präsidium des Abgeordnetenhauses besteht aus treuen Dienern der Rechten, und mit Hilfe des Präsidiums kann man leicht Obstruktion treiben, ohne es offen einzubekennen. Wenn es gelang, die Geschäfte zu verschleppen und Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten zu thürmen, dann konnte man leicht bis Mitte Dezember gelangen, ohne daß für jene Aufgaben, die man kurzweg als die staatlichen Neujahrsfälligkeiten bezeichnen könnte, Vorsorge getroffen wäre. Dann, wenn nicht schon früher, hätte das Ministerium, welches sich weigerte, den § 14 anzuwenden, gehen müssen und die Aufhebung der Sprachenverordnungen wäre gesühnt gewesen. Einem anderen Uebergangsministerium, vermuthlich auch dem Kabinet Clary ohne den Grafen Clary, hätte die Rechte die Neujahrsfälligkeiten bewilligt, und sollten die Deutschen Schwierigkeiten machen, dann um so besser, dann käme sofort wieder der § 14 in Aktion.

Die Rechnung der intriganten Rechten hat aber nicht gestimmt. Graf Clary hat eben nicht gewartet, bis der 15. Dezember da und er selbst in eine Ecke gedrängt war. Das Ministerium hat vielmehr rechtzeitig der Krone die Lage mit allen ihren Schwierigkeiten dargelegt und der Kaiser hat sich entschlossen, in die Situation einzugreifen, indem er abermals die Führer der Parteien zu sich beschied. Nur die Sozialdemokraten ließ man bei Seite, und doch wäre es klüger gewesen, wenn Graf Clary die Vorurtheilslosigkeit besessen hätte, in seinen Berufungsvorschlag auch einen Vertreter der sozialdemokratischen Partei, die im Parlament viel Talent und Geschicklichkeit bekundet, aufzunehmen. Der Kaiser soll den Vertretern der Rechten in sehr nachdrücklicher Weise begreiflich gemacht haben, daß ein anderes Ministerium als ein neutrales Beamtenministerium gegenwärtig nicht möglich sei, und daß er nicht daran denke, das Ministerium Clary jetzt durch ein Parteiministerium zu ersetzen. Es erging aber damit an die Führer der Rechten, wie an die Vertreter der Deutschen die entschiedene Aufforderung, jene Gesetze zu bewilligen, welche für die Fortführung der Geschäfte unbedingt nothwendig sind. Eine solche Intervention der Krone ist verfassungsrechtlich nicht ohne Bedenken; allein man darf nicht vergessen, daß Graf Badeni die Anarchie geschaffen und zurückgelassen hat, und daß die Aera Thun die Zeit des andauernden Staatsstreiches war. In so anormaler Lage ist es immerhin begreiflich, wenn die Krone unmittelbar eingreift und der Kaiser eine persönliche Autorität einsetzt, um die Gesundung der Zustände anzubahnen.

Es hat den Anschein, als ob die Intervention der Krone bereits den gewünschten Erfolg hätte. Von guter Vorbedeutung ist es zweifellos, daß es dem Grafen Clary gelingen dürfte, in den Quoten-Deputationen schließlich doch eine Vereinbarung über die Quote herbeizuführen. Graf Clary und Herr v. Széll haben sich redlich darum bemüht und vielleicht hat der Umstand, daß Graf Clary von vornherein die Anwendung des § 14 ablehnte, das Meiste dazu beigetragen, daß er in Ungarn größeres Entgegenkommen fand, als irgend einer seiner Vorgänger. So dürfte es dem Grafen Clary gelingen, über die Schwierigkeiten des Neujahrstermins hinwegzukommen. Was darüber hinaus [illegible], entzieht sich vorläufig der Beurtheilung. Nur so viel kann man sagen: viele Umstände weisen darauf hin, daß das österreichische Abgeordnetenhaus des Stahlbades der Neuwahlen bedürfte, um eine gesündere Konstitution zu erlangen. Ein neues Parlament würde den Boden für neue Parteibildungen und vielleicht für die Auseinandersetzung zwischen nationalen Parteien bilden können, die zwar heute noch im erbitterten Kampfe einander gegenüberstehen, aber doch zahlreiche Berührungspunkte mit einander haben.

Wien, 21. November. Gustav Steinbach.

Der Sozialismus in Belgien.

(Schluß).

Wir haben im Vorhergehenden die Entstehung des Sozialismus in Belgien und seine politische Rolle auseinanderzusetzen versucht. Doch der politische Kampf erschöpft keineswegs die Wirksamkeit des belgischen Sozialismus. Die belgische Arbeiterpartei sieht, wie Vandervelde sagt, „in der Eroberung der politischen Macht nur eine Episode der sozialen Revolution". Sie vertritt mit Erfolg den Standpunkt, für den Eduard Bernstein und seine Anhänger innerhalb der deutschen Sozialdemokratie eingetreten sind. Sie mißt der politischen Agitation, den Wahlen, den parlamentarischen Kämpfen und Kompromissen, kurz, dem ganzen politischen Getriebe, nur eine relative, symptomatische und anregende Bedeutung bei und legt den Hauptwerth darauf, die soziale Entwicklung durch wirthschaftliche Organisationen und die allmähliche Veränderung der Meinungen vorzubereiten. Vandervelde charakterisirt in seinem Buche über den Sozialismus in Belgien diesen folgendermaßen:

„Das sozialistische Belgien am Kreuzungspunkte der drei großen europäischen Civilisationen hat etwas vom Charakter einer jeden von ihnen. Den Engländern hat es die Selbsthilfe entlehnt, die freie Vereinigung, besonders in der Form der Genossenschaft; den Deutschen die politische Taktik und die Grundlehren, die zum ersten Male in dem kommunistischen Manifest dargelegt wurden; den Franzosen endlich ihre idealistischen Tendenzen, ihre breite Auffassung des Sozialismus, der betrachtet wird als die Fortführung der revolutionären Philosophie, als eine neue Religion, die das Christenthum fortsetzt und vollendet, es auf die Erde herabführt, ganz erleuchtet von dem Glanze des Himmels."

So hat denn der belgische Sozialismus, der allerdings auch nicht gehindert wird, sich frei zu entwickeln und auszureifen, sich auf dem geistig-sittlichen, wie dem wirthschaftlichem Gebiet mit großer Lebhaftigkeit bethätigt.

Die sozialistische Partei besitzt eine für das kleine Land sehr große Anzahl von Zeitungen in französischer und flämischer Sprache. Das französische Parteiorgan ist „Le Peuple", das flämische der „Vooruit". Außer den 5 Tageszeitungen erscheinen noch 16 Wochenschriften und eine wissenschaftliche Monatsschrift: „L'Avenir Social", sowie eine Studentenzeitschrift: „L'Etudiant Socialiste". Außerdem veröffentlicht die Partei von Jahr zu Jahr zahlreiche Broschüren im Preise von 5—50 Cent., die politische und soziale Tagesfragen behandeln. Auch an der Universitätsausdehnungsbewegung hat sie bedeutenden Antheil genommen. Im Jahre 1894 wurde sogar in Brüssel der Versuch gemacht, neben der bestehenden eine sozialistische Universität zu gründen. Die Veranlassung dazu war die Ausschließung des kurz vorher berufenen hervorragenden Geographen Elisée Reclus von der Brüsseler Universität wegen seiner anarchistischen Meinungen. Die neue Hochschule schien zunächst die besten Aussichten zu haben. Zu ihren Lehrern zählten viele bedeutende Männer des Landes, und dann war sie eine Zuflucht für alle ausländischen Männer der Wissenschaft, die aus irgendwelchen Gründen mit ihrer Regierung in Konflikt lagen. Aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange. Der Widerstand der Behörden, die die Prüfungen der Université Nouvelle nicht anerkennen wollten, und wohl auch die Thatsache, daß in Brüssel für eine zweite Hoch-

schule kein wirkliches Bedürfniß vorlag, bewirkten, daß das Unternehmen nach drei bis vier Jahren einging.

Wenn so die Versuche des Sozialismus auf geistigem Gebiete nur einen theilweisen Erfolg gehabt haben, so hat er um so Größeres auf wirthschaftlichem Gebiete erreicht. Während in Deutschland sich die Sozialdemokratie gegenüber den genossenschaftlichen und gewerkschaftlichen Bestrebungen bis vor Kurzem im Allgemeinen ganz ablehnend verhalten hat, allein im politischen Kampfe und einer vielfach unfruchtbaren, weil grundsätzlich verneinenden Kritik aufgehend, bilden die wirthschaftlichen Organisationen, die sich hauptsächlich um die Genossenschaften schaaren, das Rückgrat und die Stärke der belgischen Arbeiterpartei. Bekanntlich ist die genossenschaftliche Bewegung weit älter als der belgische Sozialismus, und auch in Belgien bestanden schon 1878 13 gesetzlich anerkannte Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften, unter ihnen 6 Volksbanken, deren Anzahl in den folgenden Jahren noch bedeutend zunahm. Aber ihren eigenthümlichen Charakter erhielt die belgische Bewegung erst, als im Jahre 1880 einige arme Weber in Gent mit einem Kapitale von 1000 Francs die sozialistische Bäckerei „Vooruit“ gründeten. Eigenthümlich ist hier die Verbindung wirthschaftlicher Vortheile, billigen Einkaufs und geschäftlichen Gewinnes mit politischen Zielen, sozialistischer Propaganda und engem geistigen und gesellschaftlichem Zusammenschluß. Eduard Anseele, der Leiter des „Vooruit“ und der tüchtigste Organisator der Partei, sagt:

„Die genossenschaftliche Bewegung trägt in unserem kleinen Lande gegenwärtig eine besondere Form. Lange Zeit hindurch wurden die Genossenschaften in allen Ländern von den Sozialisten bekämpft. Was bei uns besonders die Genossenschaftsbewegung kennzeichnet, das ist, daß sie das Werk der Sozialisten ist, die sich ihrer bedienen, um ihre Ideen zu verbreiten und um zu zeigen, daß, wenn sie ein Ideal haben, das sie mit großer Hartnäckigkeit und großem Vertrauen auf den schließlichen Erfolg verfolgen, sie doch auch verstehen, praktisch zu sein und aus der bestehenden Gesellschaft einen möglichst großen Nutzen zu ziehen.“

Nach diesen Grundsätzen hat sich der „Vooruit“ aus kleinen Anfängen sehr schnell zu großer Bedeutung entwickelt. Er hat heute 6000 Mitglieder und einen Jahresumsatz von 2 Millionen Francs. Seine große Maschinenbäckerei stellt wöchentlich 90—100 000 Kilogramm Brot her. Er besitzt vier Apotheken, sechs Läden, verschiedene große Werkstätten und Fabriken und ein prächtiges Klubhaus im schönsten Theile der alten flämischen Stadt. Er gewährt seinen Mitgliedern freien Arzt und Apotheke, versichert sie gegen Krankheit, Unfall und Invalidität und hat sogar seit Kurzem eine Pensionskasse gegründet, die den Mitgliedern von über 60 Jahren, die für 200 Francs jährlich aus den Läden der Genossenschaft gekauft und dieser 20 Jahre angehört haben, eine Pension von 150 Francs jährlich gewährt, die nach der Rate des Einkaufs und der Länge der Mitgliedschaft steigt. Und dabei erzielt die Genossenschaft einen bedeutenden Ueberschuß, welcher z. B. im ersten Semester 1897 216 363,10 Francs betrug, wovon 166 259,28 Francs an die Mitglieder nach Maßgabe ihres Einkaufs an Brot, d. h. 9 Centimes auf das vierpfündige Brot von 30 Centimes vertheilt wurden.

Nach dem Muster des „Vooruit“ haben sich in allen Centren der sozialistischen Bewegung, besonders in Antwerpen, Brüssel, Jolimont, Löwen, Lüttich und Verviers ähnliche Genossenschaften gebildet, die alle einen festen Mittelpunkt für die Parteibestrebungen bilden und zugleich wirthschaftlich in hoher Blüthe stehen. Die bedeutendste unter ihnen ist „das Volkshaus“ in Brüssel, das über 17 000 Mitglieder zählt, und dessen Bäckerei, die bedeutendste des Landes, jährlich mehr als 10 Millionen Kilogramm Brot herstellt. Es besitzt seit dem letzten Jahre ein prächtiges Gesellschafts- und Versammlungshaus, dessen Bau mehr als eine Million Francs gekostet hat. Nichts kennzeichnet mehr die gesicherte Stellung dieser Gesellschaft, als die uns merkwürdig berührende Thatsache, daß die öffentlichen Sparkassen unter Bürgschaft des Staates auf hypothekarische Sicherheit hin das Geld zu dem Baue geliehen haben, wie überhaupt der Staat allen genügend fundirten Wirthschaftsgenossenschaften Kredit gewährt. Auch konnte man noch vor Kurzem den früheren klerikalen Justizminister Le Jeune dort einen Vortrag über den Alkoholismus halten hören.

Und doch ist das Volkshaus, wie alle anderen sozialistischen Genossenschaften, der Mittelpunkt der politischen Propaganda. Jedes Mitglied, das seine 25 Centimes Eintrittsgeld bezahlt und eine Aktie von 10 Francs erworben hat, erklärt dadurch gleichzeitig seinen Beitritt zur Arbeiterpartei. Mit jedem Brot erhält der Genosse sozialistische Cirkulare und Broschüren, die ihn daran gewöhnen, seine materiellen Interessen mit seinen politischen Anschauungen zu verquicken. Ein Theil der Ueberschüsse, 5—10 Prozent und darüber, wird zur politischen Propaganda und zur Unterstützung bei Ausständen verwandt. Während des großen Streiks vom Jahre 1889 schickten die Genossenschaften den feiernden Bergleuten außer Geld mehr als 60 000 Kilogramm Brot. „Dank den Wirthschaftsgenossenschaften“, sagte Anseele gelegentlich, „können wir die kapitalistische Gesellschaft mit Kartoffeln und Vierpfundbroten bombardiren“. Die Arbeiterpartei betrachtet eben die Genossenschaften nicht bloß als geschäftliche Unternehmungen, sondern als Vorposten im politischen Kampfe. Auch bilden die geschäftlichen Unternehmungen der Genossenschaften eine Zuflucht für die Parteimitglieder, die wegen ihrer Meinungen ihre wirthschaftliche Existenz eingebüßt haben, und liefern der Partei einen immer bereiten Stab für die Agitation und Propaganda. Allerdings ist hiermit auch der Nachtheil verbunden, daß sie eine Bureaukratie, eine Beamtenhierarchie heranziehen, die die Bewegung vom Standpunkte der Lebensversorgung und persönlichen Macht betrachtet. Doch ist bei der Oeffentlichkeit der Verwaltung und den geringen Gehältern, zu denen ein kleiner Antheil am Geschäftsgewinn hinzukommt ($2\frac{1}{2}$ Prozent im „Volkshause“), diese Gefahr nicht so groß. Anseele, der Leiter des „Vooruit“, hat, um ein Beispiel anzuführen, ein Einkommen von 3 280 Francs.

Von Wichtigkeit ist ferner die sittlich-geistige und gesellschaftliche Thätigkeit der Genossenschaften. Sie bekämpfen den Alkoholismus, jenen schlimmsten Feind des Arbeiters, indem sie diesem statt der dumpfen Kneipen geräumige, prächtige Wirthschafts- und Klubräume bieten, in denen nur Bier und kein Branntwein verschänkt wird; sie veranstalten anständige gesellige Vergnügungen und musikalische und theatralische Abendunterhaltungen, bei denen eine bewundernswerthe Ordnung und ein durchaus gesitteter und heiterer Ton herrscht; sie suchen die Massen durch Konzerte, künstlerische und wissenschaftliche Vorträge und Fortbildungskurse zu bilden. Wer etwa an einem Sonntage eines jener Volkshäuser besucht und die Arbeiter mit Frauen und Kindern sich durch die Säle und auf den Terrassen bewegen sieht, auf den Gesichtern das freudig-stolze Bewußtsein, daß sie im eigenen Hause sind, der wird die große volkswirthschaftliche und soziale Bedeutung dieser Volkshäuser begreifen.

An die Genossenschaften schließt sich ein großer Theil der meist sozialistischen Gewerkvereine an. So gruppiren sich um den „Vooruit“ in Gent 19 Gewerkvereine mit 9895 Mitgliedern, denen 26 antisozialistische, theils liberale, theils unpolitische Gewerkvereine mit 5164 Mitgliedern gegenüber stehen. Aehnlich ist das Verhältniß in Brüssel und in den übrigen Städten des Landes. Besonders lebensfähig sind neben den sozialistischen die seit 1886 gegründeten christlichen Gewerkvereine, die besonders auf dem platten Lande in Flandern verbreitet sind. Diese, deren Gründer der Abbé Daens ist, gehen in sozialen Fragen meist mit der Arbeiterpartei zusammen.

Endlich haben die Genossenschaften auch freie Hilfskassen zur gegenseitigen Versicherung gegen Krankheit, Unfall, Invalidität, Todesfall und Arbeitslosigkeit besonders in Folge von Lohnkämpfen gegründet, um dadurch die Arbeiter noch fester an sich zu fesseln. Die meisten dieser Unterstützungsvereine sind allerdings älter als die sozialistische Bewegung und halten sich deshalb fern von ihr, weil die älteren Mitglieder zum Theil dem Anschluß abge-

neigt sind. Aber immer erweisen sich auch hier die Genossenschaften, besonders der „Vooruit“ in Gent und das „Volkshaus“ in Brüssel als Brennpunkte für das gesammte Leben der arbeitenden Klassen.

Die sozialistischen Genossenschaften sind vielfach angefeindet worden. Noch vor wenigen Jahren hielt ein großer Prozeß gegen Eduard Anseele das Land in Aufregung, der aber trotz der Verurtheilung des Leiters des „Vooruit“ wegen einer formellen Verletzung der Arbeitergesetze doch zu Gunsten der ganzen Bewegung ausging. Sie bilden heute eine anerkannte Institution des Landes und sind die materielle Grundlage der politischen Partei, die in 26 Kreisverbänden (**fédérations régionales**) mit einem Allgemeinen Rath an der Spitze und einem geschäftsführenden Ausschuß von 9 Mitgliedern in Brüssel organisirt ist. Diese ganze wirthschaftliche Organisation erhält der Partei die Fühlung mit dem praktischen Leben und schützt sie schon heute davor, zu einer revolutionären Sekte herabzusinken, die in den Wolken thronend, Prinzipien und Ziele ausspricht, statt die besitzenden Klassen auf gesetzlichem Wege zur Annahme positiver Reformen zu bestimmen. Die belgische Arbeiterpartei hat sich unter der Gunst der Verhältnisse und durch den praktischen Sinn ihrer Führer zu einer sozialen Reformpartei entwickelt, die auf dem Boden der bestehenden Verhältnisse ihre Ideale durch allmählichen Fortschritt zu verwirklichen sucht. Sie hat den revolutionären Utopismus und doktrinären Idealismus, der innerhalb des deutschen Sozialismus sich noch hartnäckig gegen die Lehren der Geschichte sträubt, überwunden, und ihr Beispiel schwebte daher auch jenen hauptsächlich vor, die auf der letzten großen sozialdemokratischen Heerschau in Hannover das Prinzip der praktischen Reformen vertraten.

Ph. Arnstein.

Theater.

(Deutsches Theater. „Der Probekandidat“. Schauspiel in 4 Aufzügen von Max Dreyer.)

Ich weiß, was man mir entgegenhalten wird: Die Bühne ist kein reines Kunstinstitut, sie kann es nicht sein. Die Kunst ist nicht imstande den Bedarf an Stücken zu decken. Und wenn unsre jungen Dichter sich und die Bühne in den Dienst einer wackren Tendenz stellen, hindert sie nicht daran. Es ist etwas Schönes darum, wenn freiheitliche Weltanschauung auch von der Bühne herab laut und eindringlich verkündet wird. Sollte die Kunst dabei verlieren, wir als Menschen gewinnen dabei. Wie sagte doch Lessing? „Ich will meine alte Kanzel wieder besteigen“, sagte er.

Bescheidentlich entgegne ich darauf: die so sprechen, kennen sich selbst nicht. An ihr besseres Selbst möchte ich sie erinnern dürfen.

In einer kleinen Residenzstadt soll sich der folgende Fall zugetragen haben. Einem Probekandidaten ist der naturwissenschaftliche Unterricht in der Prima vertretungsweise überlassen worden. In einer Stunde hat er seine Naturanschauung, die in darwinistischen Ansichten gipfelt, seinen Schülern entwickelt. Zu seinen Primanern gehört auch der Sohn des Präpositus von Korff, der seinem Vater brühwarm davon Bericht erstattet. Der Präpositus ist mit dem neuen Landesministerium irgendwie verwandt, verschwägert, er ist Mitglied des Schulkuratoriums, er lenkt den strebsamen Direktor ganz nach seinem Wohlgefallen. Der Präpositus wünscht, daß das Aergerniß wieder gut gemacht werde, der Direktor ist ganz seiner Ansicht, und so wird der junge Mann bestimmt, zu „widerrufen“: In einer Probelektion vor versammeltem Lehrerkollegium soll er anstelle der zuvor verkündeten darwinistischen Weltanschauung die Schöpfung der Welt nach dem Sechstagewerk der Bibel vortragen und als seiner Ansicht gemäß vertreten. Unter dem Druck häuslicher Verhältnisse erklärt sich der Probekandidat schweren Herzens dazu bereit. Die Probelektion hat statt. Wie er aber in die „hellen Augen“ seiner Schüler blickt, da überkommt ihn die Wahrheit mit siegreicher Gewalt, er verleugnet sie nicht, er bestätigt das vordem Gesagte und ruft ihnen den Vers zu: „wer die Wahrheit kennet und saget sie nicht, der ist fürwahr ein erbärmlicher Wicht“. Er wird seines Amtes entsetzt, er geht seiner Braut verlustig, seine Primaner aber bringen ihm ein Ständchen, und vor seinen Fenstern erklingt es: „wer die Wahrheit kennet und saget sie nicht, der ist fürwahr ein erbärmlicher Wicht“. — Diese Vorgänge, in ihrer dramatischen Gestaltung an einen vergröberten „Uriel Acosta“ stark gemahnend, auf der Bühne des Deutschen Theaters aber vortrefflich dargestellt, riefen unter den Zuschauern stürmischen Beifall hervor.

Man begreift diesen Beifall zunächst. Wer um seiner Wahrheit willen leidet, ist der Sympathie immer gewiß. Und mit schwungvollen Worten hat Dreyer das Recht einer freien, wahrhaftigen Weltanschauung verkündet. Aber wird ein naturwissenschaftlicher Lehrer heutzutage wirklich gezwungen, das Sechstagewerk der mosaischen Schöpfungsgeschichte seinem Unterricht zu Grunde zu legen? Aber wird in der Religionsstunde wirklich gelehrt, die Lüge sei verboten, die Nothlüge erlaubt? Doch wohl nicht. Und wie es im Wesen der Tendenzdichtung liegt, sind die Obskuranten, der Präpositus und seine Scharen, mit dem breiten Pinsel der Witzblattsatire gemalt. Man sagt sich, so sind diese Leute in Wirklichkeit doch nicht. Oder ist es wirklich typisch, daß der Vertreter der kirchlichen Behörde ein süßlicher Schleicher und ein niedriger Intrigant ist? Es erwacht dem allen gegenüber im anständigen Menschen eine Opposition, man möchte sich der Verketzerten, auch wenn sie selbst Ketzerrichter sind, annehmen, ein gesteigertes Gerechtigkeitsgefühl macht sich geltend, die Sympathie schlägt um. Das rein menschliche Interesse vereinbart sich auf der Bühne nicht mit irgendwelcher Tendenz; sie widerstreiten einander. Das ist das Wesen aller Tendenzdichtung auf der Bühne: sie wendet sich gegen sich selbst, sie schlägt sich ins Gesicht.

Wir stehen sachlich auf Max Dreyers Seite. Wir begehren dennoch diese seine Bundesgenossenschaft nicht. Er war uns lieber, da er noch als Redakteur der „Täglichen Rundschau“ in seinen Dramen seelischen Entwicklungen nachging. Es scheint uns unfair, derartige Fälle aus dem Kampfesleben des Tages auf die Bühne zu ziehn. Man greift seine Gegner nicht auf einem Gebiet an, auf das sie nicht zu folgen vermögen. Wie wir die Patriotismusmacherei auf den staatlich subventionirten Bühnen verurtheilen, ganz so verurtheilen wir liberale Tendenzmacherei. Oder sollen uns vielleicht Fraktionstheater erstehen? Darum, trotz Lessing, die Bühne ist keine Kanzel.

Und wie mißkennt Max Dreyer die Gegner, die er befehdet! Er glaubt noch immer an den schwarzen Mann. Und glaubt ein Heldenstück zu thun, wenn er ihn todtschlägt. Ach nein, einem Probekandidaten wird nicht zu so theatralischer Widerrufsscene Gelegenheit gegeben. Ganz in der Stille gehen die Dinge ganz anders vor sich. Die Gegner, die Max Dreyer schülerhaft befehdet, sind viel, viel klüger als er denkt. Sie sind sogar sehr klug.

Ich glaube, in der Wirklichkeit spielt sich der Fall ganz anders ab. So unbequeme Jünglinge werden kalt gestellt, ohne daß sie es selbst gewahr werden. Oder aber, der Herr Präpositus interessirt sich aus irgend welchen Gründen wirklich für das Schicksal des Probekandidaten, vielleicht, weil er ihn für ein nicht alltägliches Talent hält. Vielleicht zieht er ihn dann in sein Haus. Er wird ihm sehr freundlich entgegenkommen und ihn versichern, daß er vollkommen den Mann von seinen Anschauungen zu trennen wisse. Bei gegebener Gelegenheit wird er den jungen Mann sogar besonders auszeichnen. Und es wird sich aus Anerkennung und wahrhafter Freundlichkeit und liebenswürdiger Schmeichelei ein Netz spinnen. Und der Herr „Oberlehrer“ verkehrt noch immer freundschaftlich im Hause des Herrn

Präpositus und hat längst aufgehört seinen Primanern von Darwin zu sprechen. Und der ungewöhnlich junge Herr „Schulrath", der aus dem Probekandidaten von ehemals geworden ist, zieht talentvolle junge Probekandidaten zu freundschaftlichem Verkehr in sein Haus . . . Und er ist ein durch und durch ehrlicher Mann geblieben. Denn seiner Unehrlichkeit wurde er sich niemals bewußt.

Ein lautes, theatralisches Schauspiel hat Max Dreyer aus der Geschichte seines Probekandidaten gemacht. In Wirklichkeit ists eine stille Geschichte. Aber eine Tragödie.

Ernst Heilborn.

(L. Fulda: Schlaraffenland. Schauspielhaus. 18 November.)

Der Wunsch erbaut Schlaraffenländer. Das Paradies ist das nobelste von allen. Aber noch hier schweigen die Wünsche nicht. Lest Gottfried Keller. Die Trinität erbost sich im Tanzlegendchen, als die heidnischen neun Musen im Himmel weilen und anfangen zu singen. Alles was je auf grüner Wiese gegangen, bekommt einen herrlichen Raptus, Sehnsüchte regen sich, und die armen griechischen Schwestern werden hinausgeworfen. Im christlichen Schlaraffenland geht es sehr heilig zu, während im moslemitischen die Houris mitwirken. Zum Ersatz schuf die christliche Volksseele den Venusberg, ein Sonder-Schlaraffien, eine Dépendence der strengen Paradiesesfreuden. Wenn hier der Magen keine Rolle spielt, baute die Knödelphantasie der Nürnberger das Schlaraffenland der Fresserei und Schleckerei. Es knackt und kracht; das Wasser läuft im Munde zusammen; dies war im christlichen Olymp nicht vorgesehn. Dann kam die moderne Zeit. Ihr Schlaraffien trägt vergeistigtere Züge und durchseeltere. Aus alten Märchen winkt es hervor mit weißer Hand, da singt es und da klingt es von einem Zauberland, wo bunte Blumen blühen im goldnen Abendlicht und lieblich duftend glühen mit bräutlichem Gesicht. Robert Schumann hat diesem Heine'schen Sehnsuchtsgebild eine Melodie gegeben. Eine Melodie, die recht zaubervoll ist, wenn sie leicht und heiß in den Traumbezirk der Liebesweisen Lichter, Marmorsteine, Quellen zieht; und die unsterblich wird, wenn sie am Schlusse leis' und ganz verlangsamt aus der Tiefe singt: ach, könnt' ich dorthin kommen und dort mein Herz erfreun und aller Qual entnommen und frei und selig sein. Dieses Schlaraffenland ist schöner als das christliche Paradies. Es ist das Wunschreich der Alltagsknechte und Weltkinder.

Fulda hat das Nürnberger Schlaraffenland bevorzugt. Er gibt eine Widerlegung dieses Schlaraffenlandes; eine Theodicee. Die Nürnberger hatten Unrecht, eine Stätte als wünschenswerth hinzustellen, wo nur Wein und Honig fleußt, ein Berg von süßem Mus zu durchessen ist, gebratene Tauben durch die Luft eilen und Faulheit regiert. Fulda weist auf das Schädliche dieser Vorstellung hin und betont seinerseits, daß Arbeit unser Leben verschönt. Wie erschlaffend der Müßiggang wirkt und wie leicht übertriebener Genuß zum Ekel wird, hat der Präsident der Freien Bühne diesmal zwingend nachgewiesen. Die Lösung solcher Probleme ist sein Feld. Seit dem Talisman wissen wir, daß es ein Königthum von Gottes Gnaden thatsächlich nicht gibt, — wie vorher so oft irrthümlich angenommen. Der heiß bekämpfte Satz „Was du nicht willst, daß man dir thu', das füg' auch keinem andern zu" wurde nachher Gegenstand eines in Arabien spielenden Werks, und Fulda trat für diesen Satz in dem Kulissenstück, wie manchem erinnerlich, unerschrocken mit vollem Nachdruck ein. Jetzt hat er, in der Bekämpfung des Müßiggangs, wieder einen Schritt vorwärts gethan; der Präsident berührt sich hier, in der großzügigen Einfachheit des Gedankens, mit seinen Knabenjahren, wo er Sätze wie:

Der Tugend erste Ford'rung ist das Maß
Und übertriebene Tugend wird zum Uebel

bereits mit Entschiedenheit verfocht. So läßt sich vom Kindesalter bis in das vierte Jahrzehnt seines Lebens eine gewisse Stetigkeit der Entwicklung beobachten. Die neuere Litteraturgeschichte sieht in Schiller unseren größten Didaktiker. Kommt wirklich bloß Schiller in Betracht?

Die Zeit vergeht. Wir werden älter, Freunde, und sanfter. Die wir bekämpfen, altern mit uns. Es naht die Stunde, wo man in Frieden über sie spricht. Von L. Fulda sind epochale Umschwünge heut nicht zu erhoffen, gefährliche Einflüsse nicht zu befürchten. Ein Grund zum Kampf liegt nicht mehr vor. Denn Temperament und Athem unserer Kritik hängt, wo wir angreifen, von der öffentlichen Geltung der Kritisirten ab. (Wo wir lieben, von ihrer Geltung in uns.)

Man war gewohnt, im Präsidenten der Freien Bühne den anmuthigsten der Geburtstagsdichter zu sehn. Nur eine Leistung wie die letzte, haben sogar die (man kann nicht sagen: Gegner, denn es gibt keine) haben die sachlichen Beobachter dieser Erscheinung nicht vermuthet. Die Zeit vergeht. So schwache Verse? Ist dieser Polterabendstern im Verbleichen? Ein Bäckerlehrling träumt sich ins Schlaraffenland. Er ißt; zweitens: er trinkt; drittens: er bekommt prächtige Kleidung; viertens: eine Geliebte; fünftens: er liegt in Faulheit da; sechstens: Mädchen bieten sich an; siebentens: Kinder wachsen auf dem Baum; achtens: es gibt nirgends Widerspruch. Abschnitt eins: es gefällt ihm; Abschnitt zwei: es mißfällt ihm.

Ein Humor ist entwickelt bei dem man kalte Füße bekommt. Fulda tollt herum, den Angstschweiß auf der Stirn, die Disposition murmelnd, die Coulissen weinen vor Erbarmen, die gebratenen Tauben magern ab und bekommen Frostbeulen (am Ende sind es keine Tauben, sondern gerupfte Kanarienvögel) und je länger die Munterkeit währt, desto gebeugter werden die Zuschauer. Stellt mich auf die Lüneburger Haide, in Novemberkälte, gebt mir Grünberger zu trinken, sauern, eisigen, — ich bin ein Schlaraffe.

Die Zeit vergeht. Fulda ist in gewisser Hinsicht nachdenklich geworden. Am Schlusse tönt, etwas ernster und empfundener, ein entsagungsvoller Klang. Mancherlei theatralische Fehlschläge haben diese Lyrik entwickelt. „Die Sehnsucht rottet man nimmer aus" singt er jetzt, — beinah' schon wie Sudermann in den Reiherfedern. Ist es der Beginn zur Einkehr?

Eigener Irrthum und fremde Verhätschelung rückten ihn auf einen Posten, dem er nicht adäquat ist. Daraus entspringt seine Tragikomik. Er ist ein seltener, tüchtiger Uebersetzer, ein talentreicher Autor hübscher poetischer Kleinigkeiten. Er sollte den Muth finden, die adäquate Rolle zu spielen. Es bliebe noch allerhand Reizvolles.

Und diesen Rest könnte ihm kein Gott und kein herostratischer Kritiker rauben.

Das scheint mir die Wahrheit zu sein.

Alfred Kerr.

Aus unserem Citatenschatz.

Helmholtz über die akademische Freiheit.

So zieht sich durch die ganze Organisation unserer Universitäten diese Achtung vor der freien selbstständigen Ueberzeugung, die den Deutschen fester eingeprägt ist als ihren Arischen Verwandten Romanischen und Celtischen Stammes. Bei diesen wiegen politisch praktische Motive schwerer. Sie bringen es fertig, wie es scheint in aller Aufrichtigkeit, den forschenden Gedanken zurückzuhalten von

der Untersuchung solcher Sätze, die ihnen als das nothwendige Fundament ihrer politischen, sozialen und religiösen Organisation undiskutirbar erscheinen; sie finden es vollständig gerechtfertigt, ihre jungen Männer nicht über die Grenze hinausschauen zu lassen, die sie selbst nicht zu überschreiten Willens sind.

Will man aber irgend ein Gebiet von Fragen als undiskutirbar festhalten, sei es noch so fernliegend und eng begrenzt, sei die Absicht noch so wohlmeinend, so muß man die Lernenden auf vorgeschriebenem Wege festhalten und muß Lehrer anwenden, die sich gegen die Autorität nicht auflehnen. Dann kann von freier Ueberzeugung nur noch in bedingter Weise die Rede sein.

Sie sehen, wie unsere Altvorderen anders verfuhren. So gewaltsam sie gelegentlich auch gegen einzelne Ergebnisse des wissenschaftlichen Forschens eingeschritten sind, die Wurzel haben sie nicht abschneiden wollen; ein Meinen, welches nicht auf selbständiger Ueberzeugung beruhte, ist ihnen doch im Grunde werthlos erschienen. Zu ihrem innersten Herzen haben sie das Vertrauen nicht fallen lassen, daß die Freiheit allein die Mißgriffe der Freiheit und das reifere Wissen die Irrthümer des unreiferen heben könne. Derselbe Sinn, welcher das Joch der römischen Kirche abwarf, hat auch die deutschen Universitäten organisirt.

H. Helmholtz.

Ueber die akademische Freiheit der deutschen Universitäten. Rektorrede am 15. Oktober 1877. Berlin 1878, S. 27.

Zeitschriften.

Nahrung, die ihren Beruf verfehlt.

(„The North American Review.")

Die Magenfrage ist unter allen sozialen Fragen die wichtigste. In dem Ausgabeetat der bei weitem größten Mehrzahl von Haushaltungen absorbiren die Unkosten für Nahrungsmittel den überwiegenden Theil aller Einnahmen. Den Fragen einer billigen Ernährung, einer auskömmlichen Ernährung, einer gesunden Ernährung kann deshalb vom Sozialpolitiker gar nicht genug Aufmerksamkeit geschenkt werden. In zahllosen Fällen steht das Wohlbefinden und der Friede der Familien in engstem Zusammenhange mit einer rationellen Behandlung des Kochtopfes; jene sozialen Bestrebungen, die darauf gerichtet sind, die Bevölkerung, und speziell den weiblichen Theil der Bevölkerung, mit den Geheimnissen einer rationellen Kochkunst vertraut zu machen, sind daher jeder Förderung werth. Welche Bedeutung man übrigens einer rationellen Küche mehr und mehr beizulegen geneigt ist, dafür spricht u. a. auch die Thatsache, daß jüngst in Berlin von einer Dame, die sich bereits durch die Herausgabe eines vortrefflichen Kochbuches verdient gemacht hat, ein Kursus für Aerzte im Kochen errichtet ist, dessen Erfolge gerechte Anerkennung finden.

Von ähnlichen Erwägungen heraus hat Herr Louis Windmüller-Newyork, der unseren Lesern auch als Mitarbeiter der „Nation" bekannt ist, im Novemberheft der „North American Review" einen höchst anziehenden Artikel geschrieben, unter der Ueberschrift: „Food which fails to feed". Man kann den Titel übersetzen mit den Worten: „Nahrung, die ihren Beruf verfehlt".

Das Thema ist nirgends aktueller, als in den Vereinigten Staaten von Amerika, woselbst die Hast des geschäftlichen Lebens den wichtigen Prozeß der Aufnahme von Nahrung zu einer völligen Karrikatur verunstaltet hat. Nirgends in der ganzen Welt wird so sehr wie in den Vereinigten Staaten mit der für die Nahrungsaufnahme bestimmten Zeit gegeizt. Speziell in den Speisehäusern, die der Geschäftsmann über Tag besucht, kann man kaum noch von Essen reden; die Nahrung wird verschlungen, dann wird noch in Eile ein Glas Eiswasser hinuntergeschüttet, und das Geschäft beginnt von Neuem. Windmüller schildert diese ungesunde Hast beim Essen, die sich kaum die Zeit nimmt, um auch nur die Speisen ordentlich zu kauen, in sehr anschaulicher Weise in allen ihren üblen Folgen von Digestionsstörungen, Nervenzerrüttung und Gesundheitsverfall im Allgemeinen.

In den Vereinigten Staaten tritt diesen hygienischen Mängeln auch noch ein ökonomischer hinzu: das ist die rasende Verschwendung, die mit den Lebensmitteln getrieben wird. Wer je in einem amerikanischen Hotel gewesen ist, der kennt die Sitte, daß jeder einzelne Gast am Tische besonders bewirthet wird, und daß ihm von einem aufmerksamen Kellner unzählige kleine Schüsseln vorgesetzt werden mit den verschiedenartigsten Gerichten, von denen er regelmäßig nur eine Kleinigkeit zu sich nehmen kann. Alles, was in diesen Schüsseln ungenossen liegen bleibt, wird in der Regel als Viehfutter benutzt oder gar einfach fortgeworfen. In dieser Nahrungsmittelverschwendung versinken alljährlich in den Vereinigten Staaten ungezählte Millionen Dollars. Die Billigkeit der Nahrungsmittel hat aus demselben ökonomischen Grunde zur Verschwendung von Stoffen geführt, wie die hohen Arbeitslöhne umgekehrt zur Sparsamkeit in der Verwendung von Menschenkraft geführt haben.

Windmüller beleuchtet in seinem Artikel dann schließlich auch noch die zahllosen Verfälschungen, denen die Nahrungsmittel und speziell die Getränke unterworfen sind. Nicht einmal die paar Tropfen Saft, die in den Sodawasserbuden den kohlensauren Getränken beigemischt werden, sind der Verfälschung entgangen: statt des Fruchtsaftes wird in zahlreichen Fällen mit Anilin gefärbter Stärkesyrup verwandt. Daß man dieser Verfälschung, namentlich auf dem Gebiete der Nahrungsmittel, mit schonungslosem Nachdruck entgegenwirkt, bildet die eigentliche Moral des Windmüller'schen Artikels, eine Moral, die nicht bloß jenseits des Oceans beherzigt zu werden verdient. T. B.

Heinrich Seidel's gesammelte Schriften. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart.

„Leberecht Hühnchen" ist in manchen Gegenden Deutschlands ebenso populär geworden wie „Onkel Bräsig", so sehr die beiden Charakterfiguren auch von einander verschieden sind. Hühnchen repräsentirt den Optimismus des Kleinbürgerthums in einer so liebenswürdigen Form, daß der Leser mit seiner etwas philisterhaften Selbstgenügsamkeit behaglich ausgesöhnt wird. Heinrich Seidel darf von sich sagen: „Mon verre n'est pas grand, mais je bois dans mon verre". Der starke Erfolg, den „Leberecht Hühnchen" davon getragen hat, ist deshalb wohl verdient.

Heinrich Seidel hat dann, wie Stinde die Abenteuer der „Familie Buchholz", auch die Schicksale des „Leberecht Hühnchen" in späteren Geschichten weiter gesponnen und dabei natürlicher Weise die Ursprünglichkeit etwas eingebüßt. Auf „Leberecht Hühnchen", der es zu einer Auflage von 32 000 gebracht hat, folgte „Neues von Leberecht Hühnchen" und dann „Leberecht Hühnchen als Großvater".

Die letzte Erzählung Seidel's, die erst kürzlich erschienen ist und den fünfzehnten Band der gesammten Schriften darstellt, betitelt sich: „Reinhard Flemming's Abenteuer zu Wasser und zu Lande". Auch hierbei handelt es sich wieder um eine sehr anspruchslose Erzählung, nämlich um das Leben und Treiben einiger Knaben in einem mecklenburgischen Dorfe, welches am Ufer eines großen Sees gelegen ist. In diesem See befinden sich ein paar Inseln, auf denen Reinhard Flemming mit einem Schulkameraden Robinson spielt. Das Sujet ist von der größten Harmlosigkeit, aber die humoristische, schalkhafte Art, in der die Jungenstreiche dargestellt und die erwachsenen Figuren in dem Milieu dieser Robinsonade charakterisirt werden, ist so anziehend, daß das kleine Werk einen geradezu künstlerischen Anstrich bekommt. Daß die Cotta'sche Buchhandlung Seidel's gesammelte Schriften herausgibt, ist anerkennend zu begrüßen. B.

Neue Gedichte von Friedrich Spielhagen. L. Staackmann. Leipzig 1899.

Ich habe im Laufe der Zeit eine eigenthümliche Erfahrung gemacht; ich habe mehrfach gefunden, daß Dichter der älteren Generation, deren Romane und Novellen sich durch Stimmungstiefe auszeichneten, reich an fein empfundenen landschaftlichen Schilderungen und durchwebt von intimster Lyrik waren, im Gedichte dieselbe starke lyrische Wirkung nicht erreichten. Wilhelm Jensen's poetische Lyrik ist in demselben Grade abstrakt wie seine prosaische konkret ist. Dieselbe Erfahrung kann man bei Friedrich Spielhagen machen. Mir wenigstens war an seinen Romanen das Anziehendste immer das feine nüancenreiche Stimmungsstudium, das sie durchzog. Seine „Problematischen Naturen" z. B. sind voll der feinsten lyrischen Partien, ebenso viele seiner Novellen. Die „Neuen Gedichte" dieses Veteranen sind kürzlich erschienen. Sie enthalten wenig reine Lyrik, vielmehr behandeln sie zur Hauptsache Zeit- und Kunstfragen, außerdem wird ihnen ein eigenartiges melancholisches Gepräge durch einige Erinnerungs- und Abschiedsgedichte gegeben.

Aus letzterm Grunde hinterläßt das Buch, das im Einzelnen so unfrisch wirkt, als Ganzes in uns eine tiefe wehmüthige Stimmung. Das verleiht dem Buche den Werth. Es ist als nähme der Dichter, der uns allen so viel des Schönen und Echten gab, dem ein jüngeres Dichtergeschlecht, wenngleich es dies oft nicht eingestehen will, so viel zu verdanken hat, Abschied von uns. . . .

Nun, da es Abend worden,
Unsern die dunkle Nacht,
Sag an, du liebe Seele,
Hast du es je bedacht?
. . . .

Schon flimmern auf die Sterne
Im hohen Himmelsdom;
Das sind die rechten Lichter
Für meinen letzten Traum.

Das sind die schönsten Zeilen in dem Buche. Aus demselben Empfinden heraus ist der Cyklus: „Aus der Jugendzeit" geschrieben. Seines lieben Pommerlandes gedenkt der Dichter auch hier des öfteren. Ist doch auch er ein Heimathsdichter, dessen Gestalten am lebenskräftigsten auf dem heimathlichen Boden gediehen. Die Erinnerungsgedichte: „Die Kraftprobe" und „In der Laube" sind mit tiefer Ergriffenheit geschrieben.

Unter den Zeitgedichten findet sich manch kräftig empfundenes. Immer ist der Dichter, der keiner Partei anhing, für Wahrheit und Recht eingetreten, immer rügte er das Gemeine, wo und wie es sich auch zeigte. Mit jugendlicher Begeisterung, mit Zorn und Muth tritt er für das ein, was er für recht erkannt hat. Ich kann ihm freilich in vielem, was er in kurzen Vierzeilern über Kunst sagt, nicht folgen. Die Verse schreien oft geradezu nach ernsthafter Begründung dessen, was in ihnen behauptet wird.

Man könnte dutzendweise Verse, Strophen und mehrfach ganze Gedichte citiren, die vom künstlerischen Standpunkte aufs schärfste angegriffen werden können. Ich halte dennoch das Buch für eine werthvolle Gabe und wenn auch hauptsächlich deshalb nur, weil es an dem Charakterbilde dieses Dichters vieles hinzufügt.

Hans Benzmann.

Erinnerungen aus der Jugendzeit. Von Julius Rodenberg. Zwei Bände. Berlin. Gebrüder Paetel. 1899.

Es sind vier Aufsätze. Der umfassendste betrifft Ferdinand Freiligrath; ein zweiter den Komponisten Heinrich Marschner, den man als das verbindende Glied zwischen Weber und Wagner bezeichnet hat; ein dritter einen jung verstorbenen Gelehrten, Emanuel Deutsch, der als Deutscher eine Anstellung am britischen Museum gefunden hatte. Der vierte Aufsatz ist überschrieben „Berliner Anfänge" und beschäftigt sich nicht mit einer Person, sondern läßt eine stattliche Reihe von alten Bekannten an uns vorüberziehen. Rodenberg ist eine überaus warmherzige Natur. Sein Herz drängt ihn, alles Erfreuliche, was er erlebt, alles Gute, was er genossen, in dankbarer Erinnerung zu behalten, und andere, wenn möglich, daran theilnehmen zu lassen. Es geht durch diese Aufzeichnungen des fast Siebzigjährigen ein enthusiastischer Ton, der freilich gar nicht modern ist, aber doch mitreißt. Für die Zeitgeschichte ist manch werthvoller Beitrag darin enthalten, der nutzbarer gemacht werden könnte, wenn ein Namensregister beigefügt wäre. Aber wer in dem Buche nicht mehr sucht, als die Unterhaltung, welche die Beschäftigung mit einem frischen strebsamen Menschenleben geben kann, wird auch so seine Rechnung finden.

A. M.

Knut Hamsun. „Die Königin von Saba und andere Novellen". Einzig autorisirte Uebersetzung von Ernst Brausewetter. Paris, Leipzig, München, Albert Langen 1899.

Wenn man von der Tugend und Kunst der Einsamkeit, denn sie wahrhaft auszuüben ist beides, sie zu ertragen Tugend, sie zu lieben und aus ihr Blüthen und Früchte zu ziehen Kunst, wenn man von dieser dunkeläugigen Einsamkeit spricht, muß man immer wieder an nordische Menschen denken. Individualität und Eigenart des einzelnen Mannes, Zucht eines Genies mag ja unter glücklichen Naturbedingungen überall gerathen und das herrliche Produkt mag dann, dem Mutterboden der Heimath entwachsend, die ganze Welt beschatten, aber die „einsamen" Menschen wachsen in diesen stillen, wenig bevölkerten, rauhen Gegenden, wo die Natur ungehemmt athmet und die Massen erdrückt. Dort mag es wie auf den letzten Höhen der Berge sein, wo sich nur mehr wenige Stauden halten, und dann nur mehr wenig Grün überhaupt, aber nirgends haben die Blumen eine strahlendere, tiefere Farbe. So sind die Kunstwerke dieser nordischen Menschen. Sie wachsen aus der Einsamkeit. Am reinsten scheint sich dies in den so ganz unbekümmerten, seltsam leuchtenden Schriften Hamsun's auszudrücken. Er mag was immer sagen, welchen „Stoff" immer wählen, immer strahlt alles von Einsamkeit. Alles ist fremd, seltsam, wunderlich und doch so voll unantastbarer Wahrhaftigkeit, alles Traum, Fabel, Erfindung und alles innerstes Erlebniß. Man fühlt eine Naturkraft thätig, die schaffen muß, hier eben Werke des Künstlers, wie sie auf der Alpe eine Raute wachsen läßt. So wächst bei Hamsun jedes Wort, jede Dichtung still und stolz hervor, man hat gar nicht das Gefühl, da werde etwas gemacht. Es wächst, wächst, seltsam, fremd und starken Duftes und blüht. Und so erotisch manches erscheint, wenn man darüber nachdenkt, so nah und wesenverwandt fühlt man es nach. Denn dieses Sichtreibenlassen von der geheimnißvollen Urkraft des eigenen Wesens, erzeugt im letzten Sinn das ganz vollendete Kunstwerk, das so wieder naturgewachsen ist. Nun kann ein empfindungsfähiger Mensch, impulsiv und von wahrhaften Energien im Innersten ergriffen, von solchen Kunstwerken plötzlich das Gefühl geschenkt bekommen, der Verschwisterung mit dem scheinbar Fernen und Fremden. So wird man von Hamsun's Sachen im Innersten ergriffen und fühlt eine Verwandtschaft und Nähe zu allen seelischen Seltsamkeiten und zu den fremdesten Naturen, die man sonst nicht einmal zu Menschen der Heimath spürt. Das ist die elementare Kraft eines Kunstwerks. Dabei sind die vorliegenden Novellen nicht einmal besonders achtsam behandelt, mehr als Kleinigkeiten, Schnitzelchen, Lappalien vom Dichter so nebenher hingeworfen und doch so eindringlich. Auch aus ihnen blickt dieses dunkle Auge der Einsamkeit und Stille. Am ergreifendsten berührt der seltsam schmerzliche Humor, der eines Einsamen; dieses Lächeln rührt uns, wie eine tragische Ironie. Skizzen wie „Johannes Tren", „Schiffer Rejersen vom Südstern" und endlich diese gewaltige „auf den Bänken von New-Foundland", wo endlich die medusenhafte Einsamkeit den Mund aufthut und von sich erzählt, so für sich hin, diese Dinge kann man nicht vergessen. Wie gebannt bleibt man!

Wien. Otto Stoeßl.

Who's Who in America. A Biographical Dictionary of Living Men and Women of the United States 1899—1900. Edited by John W. Leonard. Chicago. A. N. Marquis & Co. 1899. S. XXXII. 822 Preis Doll. 2,75 (Mark 11).

Dieses Werk enthält kurzgefaßte biographische Skizzen von 8602 noch lebenden Männern und Frauen, die sich in der Litteratur, Politik, Wissenschaft, Staatswirthschaft, Theologie, Kunst oder auf irgend einem Gebiete des Gewerbes und Handels in den Vereinigten Staaten bekannt gemacht haben. In den meisten Fällen werden die Wohnsitze mit Straßen und Hausnummern angegeben, so daß das biographische Wörterbuch auch als Adreßbuch gute Dienste leistet. Wie große Einsicht, Energie und Ausdauer erforderlich waren, um ein Unternehmen von dieser Art in allgemein befriedigender Weise auszuführen, ist aus jeder Seite des schön gedruckten Bandes ersichtlich. Diese Eigenschaften besitzt Hr. Leonard offenbar in hohem Grade und hat seine schwierige Aufgabe in jeder Beziehung vortrefflich gelöst. Interessant sind die statistischen Angaben über die Geburtsstätten und gelehrte Bildung der betreffenden Persönlichkeiten. Rühmend hervorzuheben ist, nebst der Gründlichkeit, die strenge Gewissenhaftigkeit des Herausgebers in der Wahl der aufgenommenen Personen und in der Zurückweisung derjenigen, die einen Platz im Werke erkaufen wollten. Darüber wird in der Vorrede mit vielem Humor berichtet.

E. P. E.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 9. Berlin, den 2. Dezember 1899. 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Aufenthalt des Kaisers in England ist beendet, und sollte einmal die Reise nicht aufgegeben werden, so läßt sich gegen den Verlauf derselben nichts einwenden. Eines war dieser Besuch jedenfalls nicht, eine politische Demonstration, und das sollte sie auch nicht sein.

Der Kaiser ist in Holland von der Königin auf der Durchreise mit Herzlichkeit empfangen worden. Wir in Deutschland freuen uns gewiß stets jedes Vorkommnisses, das die guten Beziehungen zwischen uns und Holland zu befestigen geeignet ist.

Aus Südafrika lauten die Nachrichten für die Engländer kaum günstiger. Würde man die Depeschen in den englischen Zeitungen lesen, so müßte man freilich glauben, daß es den Truppen des vereinigten Königreichs gelungen sei, zum Wenigsten auf dem westlichen Kriegsschauplatz ganz entscheidende Schläge gegen die Buren zu führen, und auch in Natal immerhin erhebliche Erfolge zu erringen. Allein man hat sich bereits überall in der Welt daran gewöhnt, die englischen Siegesdepeschen sehr kritisch zu betrachten, und alsdann ergibt sich für die Engländer eine kleine Wendung zum Besseren, aber auch nicht mehr, und von schweren Niederlagen der Gegner kann nicht gesprochen werden.

Unter sehr verlustreichen Kämpfen ist es Lord Methuen geglückt, bis an den Modder River vorzudringen und eine kleine Truppe über den Fluß hinüberzubringen. Die Engländer befinden sich also beim Vordringen gegen Kimberley; die Buren stellen sich ihnen jedoch immer erneut entgegen, und sie gehen dann schließlich vor der Uebermacht bis auf ihre nächste Vertheidigungslinie zurück. Diese Taktik entspricht der soldatischen Individualität der Burentruppen.

Die Buren sind Schützen, die in aufgelöster Linie fechten, die aus gedeckter Stellung heraus dem Feinde so viel Schaden wie nur irgend möglich beibringen, die vor dem kompakten Angriff zurückweichen, um sich unter gleichen Bedingungen dem Gegner wieder zu stellen, und um ihm einige Meilen entfernt erneut mit ihren aus gedeckter Stellung abgegebenen Schüssen schwere Verluste zuzufügen.

Lord Methuen hat daher in der That Terrain gewonnen; aber unter außerordentlich schweren Opfern und ohne die Widerstandskraft des Gegners zu brechen; die Engländer scheinen buchstäblich decimirt zu sein und Lord Methuen selbst ist verwundet; das sind „Erfolge", die jedenfalls mit zu großen Verlusten erkauft sein dürften. So steht es auf dem Wege nach Kimberley.

Aus Natal sind bedeutungsvolle Nachrichten überhaupt nicht eingelaufen, und da die Engländer uns daran gewöhnt haben, die kleinsten erzielten Vortheile in Riesenvergrößerung nach Europa zu berichten, so ergibt sich daraus der Schluß: Es ist den Engländern noch nicht geglückt, eine erfreuliche Wendung auf dem östlichen Kriegsschauplatz herbeizuführen. Aber auch in Natal müssen wichtigere Entscheidungen unmittelbar bevorstehen.

Im Sudan haben die Engländer hingegen über den Mahdi einen großen und bedeutungsvollen Sieg erfochten. Der Mahdi fiel; zahlreiche seiner Anführer mit ihm; und sein Heer ist zersprengt worden. Fast ohne Verluste wurde dieser Erfolg durch die Ueberlegenheit der europäischen Waffen errungen. Im Sudan wenigstens ist England einstweilen der Sorgen ledig.

Der Sultan hat den anatolischen Bahnen die Fortsetzung des Schienenweges von Angora durch das Euphratthal nach Bassora übertragen. Das ist ein bedeutender und sehr erfreulicher Erfolg für den deutschen Unternehmungsgeist, und auch der politische Einfluß Deutschlands kann aus diesen Bahnbauten, die der allgemeinen Kultur zu Gute kommen, Vortheil ziehen.

Die Berliner Stadtverordnetenwahlen, die als Symptom und in gewissem Umfange auch eine politische Bedeutung haben, sind abgeschlossen. Das Ergebniß ist erfreulich. Die neue Stadtverordnetenversammlung wird bestehen aus 2 Antisemiten, 21 Sozialisten und 121 Mitgliedern, die sich Liberale nennen, wenngleich man sich darüber nicht täuschen kann, daß unter diesen 121 sich eine Anzahl befindet, deren Liberalismus recht zweifelhafter Natur ist. Immerhin wird künftig die kommunale Vertretung Berlins in ihrer großen und erdrückenden Mehrheit liberal sein, und bei jeder Antastung der kommunalen Selbständigkeit ist natürlich auch durchaus auf die Sozialisten zu rechnen. Also die Bollwerke sind noch immer stark und fest.

Bei den Wahlen hat sich ein einzelner Zwischenfall ereignet, der von größerer allgemeiner Bedeutung ist. In Moabit fand eine Stichwahl zwischen einem Sozialdemokraten und einem reaktionären Antisemiten statt. Wie wir zur Sozialdemokratie stehen, bedarf keiner weitläufigen Auseinandersetzung. Wir halten die Lehren der Partei für falsch; aber wir sind der Ansicht, daß die sozialdemokratische Gefahr eine fernliegende ist, während die reaktionären Gefahren durchaus nicht fernliegende bei uns sind. Dazu kommt, daß wir es als eine Aufgabe des vorausschauenden Liberalismus betrachten, das Bürgerthum der blöden Angst vor der Sozialdemokratie zu entwöhnen. Der entschiedene Liberalismus muß wenigstens seinerseits Alles thun, was er vermag, um die Kluft zwischen den Parteien auf der Linken zu überbrücken. Es sollte daher gar nicht zweifelhaft sein, daß für Freisinnige, die zwischen die Wahl gestellt sind, einen antisemitischen Reaktionär oder einen Sozialdemokraten in eine öffentliche Stellung hineinzubringen, die Entscheidung für die Sozialdemokratie ausfallen muß; sie ist das kleinere Uebel.

Nun ist es gewiß ohne große materielle Bedeutung, ob ein zweiter antisemitischer Reaktionär in die Stadtverordneten-Versammlung hineinkommt. Auch zwei Antisemiten befinden sich dort in einer trostlosen Minorität. Allein nicht gleichgiltig sind die Nebenwirkungen bei einer solchen Entscheidung. Wenn Freisinnige nicht wagen, in einem solchen Falle offen für einen Sozialdemokraten einzutreten, wo es sich um einen Gegner handelt, der als Schleppenträger des Oberhofmeisters von Mirbach bekannt ist, so ermuthigt ein solcher Erfolg antisemitischer Reaktionäre zweifellos alle Gegner freier städtischer Selbstverwaltung.

Ob der Sieg der Antisemiten in Moabit sich überhaupt hätte verhindern lassen, mag strittig sein. Entscheidungen, die bei den Wählern liegen, sind niemals sicher vorauszuberechnen. Aber über die prinzipielle Frage sollte es unter Freisinnigen keine Meinungsverschiedenheit geben, es sollte feststehen, daß in solchem Falle der Sozialdemokrat gegenüber dem antisemitischen Reaktionär jedenfalls das geringere Uebel ist. Um so bedauerlicher erscheint es, daß auf entsprechende Aufforderung hervorragende Mitglieder der freisinnigen Volkspartei nicht nur nicht bereit waren, diesen Standpunkt offen zum Ausdruck zu bringen, sondern daß sie sogar versuchten, andere Freisinnige von einer solchen öffentlichen und heilsamen Parteinahme abzuhalten.

In Frankreich schreitet die Untersuchung wegen Hochverraths gegen die reaktionären Umstürzler langsam vorwärts. Und immer zahlreicher werden die Beweise für das Vorhandensein eines wohlorganisirten Komplotts. Was man voraussetzte, läßt sich jetzt auch erhärten, daß mit erheblichen Geldmitteln Pöbelhaufen gedungen wurden, um gegen die Republik zunächst zu demonstriren und um, wenn möglich, aus diesen Demonstrationen Revolten hervorwachsen zu lassen. War dann das Militär gezwungen einzuschreiten, so rechnete man auf einen ehrgeizigen General, der statt gegen den bezahlten Pöbel, mit diesem gegen die Republik zu marschieren bereit gewesen wäre.

Heute kann man sagen, es gab Zeiten, wo die Republik nicht durch die Stärke der Republikaner, sondern nur durch die Feigheit und Unentschlossenheit ihrer Gegner gerettet worden ist. Im Augenblick freilich ist glücklicher Weise dieser Zustand überwunden.

Wie es scheint, haben die Vereinigten Staaten auf den Philippinen jetzt entscheidende Erfolge errungen. Die Kraft des Aufstandes soll gebrochen sein.

* * *

Auflösungsgedanken.

Dieser Tage hat die Parteileitung der Nationalliberalen ihren Gesinnungsgenossen eingeschärft, das Pulver trocken zu halten, da es leicht im nächsten Frühjahr des neuen Jahrhunderts zu einer Auflösung des preußischen Abgeordnetenhauses wie auch des deutschen Reichstags kommen könne. Die agrarische und die Centrumspresse haben den Gedanken aufgenommen, ohne ihm zu widersprechen.

Nachdem die Zuchthausvorlage in den parlamentarischen Papierkorb gewandert ist, ohne daß es zu einem politischen Erdbeben gekommen wäre, können die Auflösungsbefürchtungen nur noch an zwei Fragen anknüpfen, an die Flottenfrage und an die Kanalfrage.

Der Reichstag wird noch in dieser Session vor die Entscheidung gestellt werden, ob er einer namhaften weiteren Verstärkung der Kriegsflotte zustimmen will. Niemand zweifelt daran, daß der Reichstag der Auflösung verfällt, wenn er ablehnt. Nachdem die Zuchthausvorlage aus der Luft ist, wird die Reichsregierung eine neue schwere Niederlage um so weniger hinnehmen, ohne die konstitutionell zulässige Konsequenz der Auflösung zu ziehen, je mehr sie überzeugt ist, für ihre weitgehenden Flottenpläne auf die schließliche Billigung der Bevölkerung rechnen zu können. Wie weit sie zu dieser Ueberzeugung berechtigt ist, darüber gehen die Meinungen auseinander. Daß aber die Flottenverstärkung unvergleichlich populärer ist, als es die Zuchthausvorlage war, darüber kann man sich nicht täuschen. Nichts ist in dieser Hinsicht bezeichnender, als der Umstand, daß die dem eigentlichen Parteiwesen ziemlich fern stehenden Kreise des Professorenthums, dessen Stellungnahme seiner Zeit für das Fallenlassen der Zedlitz'schen Schulvorlage trotz einer sichern Mehrheit im preußischen Landtage entscheidend war, mit demselben Nachdruck für die Vermehrung der Schlachtflotte eintreten, mit dem sie gegen die Zuchthausvorlage zu Felde gezogen sind. Auch im Reichstage hat die Reichsregierung eine ungleich stärkere Position bei der Verfolgung ihrer Flottenpläne. Mit der Zuchthausvorlage war sie in die Hände der Reaktionäre gerathen, hatte unbedingt nur die, für sich allein ganz ohnmächtigen, Konservativen und bedingt einen Theil der Nationalliberalen, zusammen etwa den vierten Theil des Reichstags, hinter sich. Für den gesunden Kern ihrer Flottenpläne dagegen kann sie von vorn herein auf die gesammte Partei der Nationalliberalen, auf einen Theil der Freisinnigen und auf die Konservativen, die bon gré mal gré mitmachen müssen, sowie auf eine beträchtliche Anzahl von Wilden und von Mitläufern aus kleineren Parteien rechnen. Das Centrum braucht noch nicht die Hälfte seiner Mitglieder abzugeben, um die Mehrheit zu sichern.

Es sind somit alle parlamentarischen Voraussetzungen gegeben, um bei einigem Geschick in der Behandlung der Pläne des Reichsmarineamts die geplante Flottenvorlage glücklich durch den Reichstag zu bugsiren. Daß Herr Lieber und dessen Freunde im Centrum das Ihrige thun werden, um es nicht zu einem ernsthaften Flottenkonflikt kommen zu lassen, darf man mit Sicherheit annehmen. Daß deshalb die Flottenfrage zu einer Reichstagsauflösung führen sollte, kommt mir wenig wahrscheinlich vor. Die Reichsregierung steht hier vor keiner besonders schwierigen Aufgabe; insbesondere ist sie durch die Umstände auch durchaus nicht darauf angewiesen, die Unterstützung der Agrarier durch ein näheres Eingehen auf deren unkeusche Forderungen erkaufen zu müssen. In demselben Maße, wie sie agrarischen Velleitäten hier nachgäbe, würde sie sogar die werbende Kraft ihrer Flottenpläne vermindern. Das träfe schon zu, wenn die preußische Regierung, um den Agrariern zu gefallen, ihre Kanalpläne lau und zögernd weiter verfolgen sollte.

Solange Herr von Miquel im preußischen Ministerium entscheidenden Einfluß ausübt, wird man stets auf eine Politik der Umwege gefaßt bleiben müssen. Er will den Agrariern nicht wehe thun. Ihm haben sie es recht eigentlich zu verdanken, daß sie vor einer Auflösung des Abgeordnetenhauses im August bewahrt geblieben sind. Er wird alles thun, um den Agrariern die neue Kanalvorlage schmackhaft zu machen, und er wird sich die größte Mühe geben, die Zustimmung der Agrarier oder wenigstens eines für die Mehrheitsbildung ausreichenden Theils derselben zu der neuen Kanalvorlage zu erwirken. Er wird ihnen sicher auch unter der Hand zu verstehen geben, daß er sie nicht zum zweiten Male aus dem Wasser ziehen kann, daß bei einer nochmaligen Ablehnung die Auflösung unvermeidlich ist, und daß die Regierung dann gezwungen ist, den lieben Junkern, mit denen man bisher bei den Wahlen so einträchtiglich zusammengearbeitet hat, auf die Finger zu klopfen.

Daß derartige Erwägungen menschlicher Klugheit an den agrarischen Berserkern spurlos vorüber gehen sollten, glaube ich bis auf weiteres nicht.

Nichtsdestoweniger kann es gewiß auch in Preußen nichts schaden, für alle Fälle das Pulver trocken zu halten.

Th. Barth.

Parlamentsbriefe.

II.

Der Reichstag war die ganze Woche hindurch, mit Ausnahme des Schwerinstags, mit der Novelle zur Gewerbeordnung beschäftigt. Zum Repertoire des Reichstags gehört ein Gesetz, betreffend Beschränkungen der Gewerbefreiheit, fast eben so nothwendig wie zum Repertoire des Landtags ein Kleinbahngesetz. Die Gewerbeordnung hat mit der Zeit ein völlig verändertes Aussehen bekommen. Ursprünglich hatte sie 156 Paragraphen, die nach der natürlichen Zahlenreihe durchgezählt wurden. Dann wurden hinter den einzelnen Paragraphen neue Paragraphen eingefügt, die eine Zahl und einen Buchstaben bekamen. Jetzt fängt eine dritte Phase an, bei der man schon § 133aa, ab und ac zählt. Die Gesetze werden in einer Kommission vorberathen, die oft viele Wochen an ihrer Arbeit sitzt; wenn aber die zweite Lesung im Plenum herankommt, so ist die Arbeit der Kommission eine ziemlich überflüssige gewesen; man beräth über minutiöse Bestimmungen vor einem Hause, das oft nicht zahlreicher ist, als eine gut besetzte Kommission.

Bei der diesmaligen Berathung ist folgendes aufgefallen. Eine Reihe von neuen Bestimmungen wurde nach langer Berathung weder angenommen, noch endgültig abgelehnt, sondern ad separatum verwiesen. So erging es mit Bestimmungen über die Hausindustrie, für welche die Regierung eine besondere Vorlage in Vorbereitung hat; so erging es mit Bestimmungen, die die Erweiterung des Krankenkassenzwanges betreffen und die bei Revision des Krankenkassengesetzes von Neuem vorgenommen werden sollen.

Unter den angenommenen Bestimmungen sind einige, die ja zu recht tiefsinnigen Betrachtungen herausfordern könnten. Zum Beispiel ist es nicht ohne Interesse, zu wissen, ob man sich am Sonntage unter gewissen Voraussetzungen rasiren lassen darf. Recht beachtenswerth ist auch die Vorschrift, daß ein Ladeninhaber seinem Personal Gelegenheit schaffen muß, sich zu setzen, aber unentschieden ist die Frage geblieben, ob für jede Hulda ein Stuhl da sein muß, oder ob es genügt, wenn sie abwechselnd Gelegenheit zum Sitzen finden.

Aber auch die liebevollste Behandlung solcher Detailfragen würde es nicht erklärlich machen, daß die Berathung so lange Zeit in Anspruch genommen hätte, wenn nicht ein besonderer Umstand hinzugekommen wäre. Man hat sich in ausführliche Betrachtungen darüber vertieft, ob die Sozialdemokraten tugendhafte Menschen sind. Ob die Ansichten über die Ehe, welche Bebel in seinem Buche über die Frau ausgesprochen hat, dogmatisch bindende Kraft für die ganze Partei haben, oder ob es Privatansichten sind, für die Bebel allein der Verdammniß verfallen ist, darüber ist sehr ausgiebig gesprochen worden. Ferner wurden Untersuchungen darüber angestellt, ob sich die ganze Partei von der Irrlehre des ehernen Lohngesetzes und der Verelendung auch gründlich losgemacht hat, und ob sie alle mit dem Irrwahn gründlich gebrochen haben, daß der große Kladderadatsch noch vor Schluß des Jahrhunderts eintritt.

Man kann sich nicht darüber wundern, daß nun auch die Gegenfrage aufgeworfen wurde, ob denn die Angehörigen aller anderen Parteien etwa tugendhafte Menschen sind, und ob nicht die Erscheinungen, welche in dem Prozeß der Harmlosen zu Tage getreten sind, auf sittliche Defekte deuten, welche ganzen Klassen der Gesellschaft zur Last zu legen sind.

Gewiß halten wir es für mindestens thöricht, vielleicht für etwas schlimmeres, wenn die Sozialdemokraten aus einzelnen Erscheinungsformen der Unsittlichkeit den Schluß ziehen, daß die ganze bürgerliche Gesellschaft rettungslos einem Fäulnißprozeß verfallen ist, aus dem sie nur durch den Zukunftsstaat gerettet werden kann. Aber man soll nun auch mit gleichem Maße messen, und nicht der Partei zur Last legen, was Einzelne gesündigt haben. Und noch weniger soll man aus dem, was Einzelne sprechen oder auch nur denken, einen Schluß auf ihre Immoralität ziehen.

Wenn die Sozialdemokraten im Reichstage verkehrte Anträge stellen, so ist es nothwendig, diese Anträge zu bekämpfen, und wenn sie irrige Ansichten aussprechen, so ist die Tribüne dazu da, diese Ansichten zu widerlegen. Aber daß der Reichstag dazu benutzt wird, die sozialistische Litteratur und die Verhandlungen der Parteitage vor den Richterstuhl zu ziehen, ist ein Fehlgriff. Der Präsident Graf Ballestrem hat gegen diese schlechte Gewohnheit mit Eifer aber vergeblich angekämpft.

Der Schwerinstag der Woche war einem sozialdemokratischen Antrage gewidmet, und zwar einem solchen, der auf allen Seiten Anklang fand, so daß er möglicher Weise einstimmig angenommen werden wird. Er betrifft die Einführung eines deutschen Berggesetzes. Das Einführungsgesetz zum bürgerlichen Gesetzbuch führt etwa hundert Gegenstände auf, in Betreff deren die Gesetze der Einzelstaaten „unberührt“, also in voller Kraft bleiben. Und unter diesen hundert Gegenständen wird das Bergrecht der bedeutendste sein.

Sollte das Schiff des bürgerlichen Gesetzbuchs überhaupt flott werden, so durfte es nicht mit zu großer Fracht belastet sein. Wir tadeln es nicht, wenn man neben dem Bergrecht auch das Wasserrecht ausgeschlossen hat. Aber wir hoffen, nur vorläufig; wir geben uns der Erwartung hin, daß von den hundert Punkten, an denen zur Zeit noch der Partikularismus sein Ergötzen hat, einer nach dem anderen verschwinden wird, denn den Gesichtspunkt, daß es berechtigte Eigenthümlichkeiten gibt, die um der Selbständigkeit der Staaten und Stämme willen aufrecht erhalten werden müssen, können wir nicht gelten lassen. Die Vorzüge, welche ein einheitliches Recht hat, werden in ihrem ganzen Umfange erst dann empfunden werden, wenn dieses Recht sich über alle Lebensverhältnisse erstreckt.

Es ist ein behagliches Gefühl, daß die Sozialdemokraten einen Antrag stellen, durch den sie darthun, daß sie vom Reiche eine Beseitigung von Uebelständen erwarten, die sich in den Einzelstaaten festgesetzt haben. Und nicht minder angenehm ist es zu empfinden, daß der Sprecher des Centrums sich diesem Antrage im Grundsatze anschloß. Es hat eine Zeit gegeben, in welcher sich das Centrum jeder Erweiterung der Zuständigkeit des Reiches widersetzte, um die Macht des Partikularismus zu stärken. Dieser Standpunkt scheint glücklich überwunden.

Als der Begründer des Antrags, der sozialdemokratische Abgeordnete Sachse, seinen Vortrag beendigt hatte, glaubte Herr von Frege, der eben als Vizepräsident fungirte, konstatiren zu müssen, daß der Redner drei Stunden gesprochen habe. Daß er von der Sache abgeschweift sei, wurde nicht konstatirt; der Vortrag war auch nicht unangemessen breit, sondern er dehnte sich aus, weil er stoffreich war. Es ist bisher nicht üblich gewesen, daß ein Präsident einem im Uebrigen tadellosen Vortrag eine solche Note wegen der Zeitdauer anhängte. Aber Herr von Frege hat doch ein berühmtes Muster, auf das er sich berufen kann. Polonius machte es ebenso. Wenn ihm Etwas unbequem wurde, sagte er: „Das ist zu lang.“ Hamlet übte dann Gegenkritik in seiner Weise aus.

Proteus.

Das Leben des General-Feldmarschalls von Boyen.

Die Leser der „Nation“ kennen bereits den Werth des ersten Theiles der Biographie Boyen's aus der Feder Friedrich Meinecke's. Jener erste Theil führte die Darstellung bis zum Wiener Kongreß. Der jetzt erschienene zweite Theil umfaßt die Periode 1814 bis 1848.*) Hier nimmt, wie billig, die Erzählung der Arbeiten und Kämpfe des ersten Ministeriums des Mannes, der das preußische Wehrgesetz von 1814 geschaffen hatte, den breitesten Raum ein. In engerem Rahmen ließ sich die Zeit der Zurückgezogenheit Boyen's von den Geschäften (1820—1840) fassen. Den Schluß des Ganzen bildet der ausführliche Rechenschaftsbericht über sein zweites Ministerium, das im Herbst 1847 kurz vor seinem Tode, kurz vor dem Anbruch eines neuen Zeitalters endete.

Was von dem ersten Theile dieser Biographie Boyen's zu rühmen war, gilt auch von dem zweiten. Ein fast überreicher Stoff urkundlicher Zeugnisse aller Art wird von geschickter Hand gewissenhaft verarbeitet. Die Fäden der Wirksamkeit des Einzeldaseins werden ungezwungen mit denen der allgemeinen Zeitgeschichte verwoben. Die billigen Mittel rhetorischer Kraftphrasen werden von dem vorsichtig urtheilenden Historiker verschmäht. Die warme Theilnahme für seinen Helden verführt ihn nicht zu einem blinden Heroenkultus. Er nimmt keinen Anstand, die Grenzen des Genius Boyen's nachzuweisen oder einzelne seiner Schwächen aufzudecken. Er zeigt, wie oft sich „tiefe historisch-politische Einsicht mit merkwürdig schematischen und phantastischen Gedanken“ bei Boyen paarten. Er spricht gelegentlich von den „Utopieen“ des Mannes und von der „doktrinären Erstarrung“ des Greises. Aber die großen Züge Boyen's treten in diesem zweiten Theil der Biographie nicht weniger klar hervor als im ersten. Man erkennt auch hier in dem „rationalistisch-kantischen Prinzip der einheitlichen Leitung des inneren Lebens durch die Vernunft“ und in dem „intensiven preußischen Staatsgefühl die eng mit einander verbundenen Wurzeln seines Denkens“. Man bemerkt, wie unlösbar „politische Einsicht und persönliches Lebensideal, Staatsmann und Mensch“ in ihm verknüpft waren. Man neigt sich vor dem unbeugsamen Hüter des Vermächtnisses der großen Reformzeit, dem die „verklärenden Erfahrungen des Jahres 1813“ es angethan hatten, dem es nahe lag, „den Durchschnittsmenschen zu überschätzen“ und den Einfluß „der trüben und kalten Werltagsluft“ für gering zu achten.

Dieser hochgespannte Idealismus Boyen's ist in Rechnung zu ziehen, wenn man seine Anschauung der Einrichtung der Landwehr gründlich verstehen will. Sie war ihm, da er den Volkskrieg schon im Frieden vorbereiten wollte, ein bewaffnetes Volksaufgebot: nicht nach rein militärischen Gesichtspunkten gegliedert und abgetheilt, aber mit dem Leben in Gemeinde, Kreis und Provinz in innigem Zusammenhang. Die augenblicklichen Mängel des Instituts, theilweise aus der Finanzklemme des Staates hervorgegangen, hoffte Boyen im Lauf der Jahre verschwinden zu sehen. Aber jede Ausnutzung einer engeren Verbindung des Volksaufgebotes mit dem stehenden Heer erfüllte ihn mit Argwohn. Dazu kam ein anderes: Sein Landwehrideal war „ein integrirender Bestandtheil seiner preußischen Gesammtpolitik“. Durch die kriegerische Anspannung seiner Volkskraft war Preußen groß geworden. Sie mußte gemäß Boyen's Ansicht nach der von ihm verfochtenen Methode erhalten und gesteigert werden, um dem zerrissenen Staat wenigstens in Norddeutschland die Hegemonie zu verschaffen. Endlich fühlte er als liberaler Gegner der altständisch-konservativen Bestrebungen seine Lieblingsschöpfung von Gefahren bedroht, die er nur durch Behauptung der Sonderstellung der Landwehr glaubte abwenden zu können. Er selbst hätte gern dem Adel entsagt, um ihn sich im Befreiungskampf neu zu verdienen. „Die Aristokratie“ erklärte er einmal, „hat noch nie das Glück der Könige und Völker befördert.“ Aus Mißtrauen gegen den „exklusiven Standesgeist“ des ostelbischen Junkerthums, das beim Beginn der Reaktion so manchen Sieg über die Ideen der Reformer ersocht, wünschte Boyen, „den Linienoffizier soweit wie nur möglich von der Landwehr fernzuhalten“.

Diesen großen historischen Zusammenhang der politischen und militärischen Ideen Boyen's, verknüpft mit der Gegenwehr wider die Schmach der Karlsbader Beschlüsse, weiß sein Biograph höchst lichtvoll aufzuweisen. Dadurch gelingt es ihm, ohne jede Schönfärberei, aber sicherer in der Linienführung als Treitschke, Verlauf und Ausgang der schweren Kämpfe zu schildern, die 1819 mit Boyen's Entlassung endigten. Auch Boyen's Bundesgenosse, Wilhelm von Humboldt, der unmittelbar nach ihm vom Platze weichen mußte, kommt bei ihm weit mehr zu seinem Recht.

Sein Schlußurtheil über Hardenberg's Sieg, der Hardenberg's Hauptfeinden zu statten kam, lautet:

„Es ist nicht immer der äußere Erfolg, der über den Werth eines politischen Systems entscheidet. Die große Konzeption der beiden geistesmächtigen Staatsmänner, die wir scheitern sahen, muß, dem Staube des augenblicklichen Parteikampfes und den persönlichen Mo-

*) Das Leben des General-Feldmarschalls Hermann von Boyen. Von Friedrich Meinecke. Zweiter Band 1814 bis 1848. Stuttgart 1899. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. VIII und 600 S. (Vgl. über Band I Nation XIII S. 322 ff.)

wenten, die sie mit zu Fall brachten, entrückt, darauf hin geprüft werden, ob sie den dauernden Lebensinteressen des Staates, seinem inneren gesellschaftlichen Zustande und seinem äußeren Machtbedürfniß entsprach. Wir antworten mit einem entschiedenen Ja ... Versöhnung und Ausgleichung der sozialen Gegensätze und politische Existenz aller Stände war das brennende Bedürfniß dieses Staates. Daß die so verheißungsvoll begonnene Durchdringung des Adels mit den reformerischen Ideen ins Stocken gerieth, daß der Liberalismus des Bürgerthums in eine radikale Opposition gedrängt wurde, daß der Bauernstand politisch vernachlässigt und große Theile desselben von den Gutsherren wirthschaftlich proletarisirt wurden, das waren Schäden, die sich im Lauf des Jahrhunderts schwer gerächt haben. ... Eine Geschichtsauffassung, die in der nationalen Einigung von 1870 ihr Centrum hatte, konnte wohl meinen, daß alles so kommen mußte, wie es gekommen ist und konnte die Schatten verschmerzen über dem Lichte. Das jüngere Geschlecht aber, das unter der Last schwerer, fast unlösbar scheinender sozialer Probleme seufzt, darf wohl sehnsüchtig zurückschauen zu den leuchtenden Gedanken der Reformzeit, in denen sich Staat und Humanitätsideal miteinander vermählten und in denen jedem Stande die Stätte wurde, wo er, gebend und nehmend, belehrend und lernend sich ausleben konnte."

An dramatischem Interesse können es die Zeiten, welche die „Jahre der Zurückgezogenheit 1820–1840" zum Gegenstand haben, mit den vorausgegangenen nicht aufnehmen. Dafür bietet die Schilderung des häuslichen Lebens Boyen's einen eigenen Reiz, und ein Auszug seiner schriftlichen Gedankenäußerungen, für die er nun erst die rechte Muße fand, fördert manches bisher verborgene Goldkorn zu Tage. Handelt es sich um die kriegswissenschaftlichen Arbeiten Boyen's, so drängt sich dem Biographen von selbst der Vergleich mit Clausewitz auf. Er findet, daß aus dessen Schriften „schon der Marschtritt von Königgrätz und Sedan hallt", während in Boyen's Erörterungen „überall mehr der Organisator und Erzieher als der wägende und wagende Feldherr hervortritt". Handelt es sich um seine Gedanken über Philosophie, Politik und Geschichte, so ist nichts merkwürdiger, als sein redliches Bemühen, zwischen naturrechtlicher und romantischer Anschauung sich einen Weg zu bahnen. Auch überrascht sein ehrliches Streben, Fragen der Zukunft aufzuwerfen und zu beantworten, die manchem Zeitgenossen noch verborgen waren. Selbst die Bedeutung der sozialen Mißstände des modernen Fabrikwesens hat er, als einer der ersten in Deutschland, erkannt. Er fordert bereits in den dreißiger Jahren, daß der Staat der drohenden Helotisirung der Fabrikarbeiter durch das Kapital entgegenwirke, und erklärt, geschehe das nicht, „so wirken die hier erzeugten Uebel wie ein ins Wasser geworfener Stein, mit jeder Generation werden die durch den Wurf gebildeten Ringe größer".

Die meisten seiner litterarischen Arbeiten hielt der bei Seite geschobene Minister verschlossen in seinem Pult. In das Licht der Oeffentlichkeit trat er wieder, als ihn 1840 der Ruf Friedrich Wilhelms IV. in sein ehemaliges Amt zurückführte. Mit plastischer Deutlichkeit wird das Verhältniß des Romantikers auf dem Thron der Cäsaren zu seinem liberalen Kriegsminister gekennzeichnet. „Boyen, der theure teutsche Mann, der Held der Befreiungskriege, der Schöpfer der nationalen Wehrverfassung, mit dem tiefen leuchtenden Blicke unter den buschigen Brauen war ihm wie das vergessene Prachtstück einer köstlichen Gemäldegalerie, das er vom Boden herab an die schönste Stelle des Saales bringen mußte. Nun mochte das Bild nur aus dem Rahmen treten und sprechen, rathen und mahnen. Der König lauschte vielleicht ergriffen den tiefen Klängen, schüttelte dem treuen Eckard die Hand und — wandelte weiter in den Hallen seines Palastes." Wird der König nicht geschont, so muß sich auch Boyen das Urtheil gefallen lassen, „daß er um viele Jahre zu spät kam". Hinsichtlich der Verfassungsangelegenheit, für deren Geschichte hier manches Neue beigebracht wird, wurden seine Vorschläge durch die Forderungen der Generation von 1840 überholt. Auf seinem eigenen Felde, dem militärischen, stößt er mit dem Prinzen von Preußen zusammen. Dieser erblickte, wie der Biograph Boyen's sich an einer früheren Stelle seines Werkes ausdrückt, in der dreijährigen Dienstzeit den Kardinalpunkt des Heerdienstes. Der Minister glaubte, wenn die Staatsmittel es erforderten, eine Verringerung der Dienstzeit, namentlich der Infanterie, bis auf ein Jahr befürworten zu dürfen. Es würde einer genaueren Nachprüfung vorbehalten bleiben müssen, im Einzelnen klar zu stellen, inwieferne Boyen's zweites Ministerium leistete, was man sich von ihm versprach oder inwieferne es hinter allgemein gehegten Hoffnungen zurückblieb. Im Allgemeinen wird man mit Meinecke sagen dürfen: „Es war ein Geschäftsministerium, pflichteifrig und rührig, aber ohne entscheidende historische Thaten."

Es ist eine Eigenthümlichkeit mancher ausgezeichneten Werke der jüngsten deutschen Geschichtschreibung, statt mit Ranke „nur die Dinge reden zu lassen", Betrachtungen über die Dinge einzuflechten oder selbst durch die Erörterung des Für und Wider gleichsam ein prozessualisches Verfahren in die Historie zu verweben. Unzweifelhaft hat diese Methode einen großen Reiz, aber sie birgt auch große Gefahren. Sie verführt leicht zu gewagter Konstruktion und zur Ausmalung schwankender Bilder. Der Biograph Boyen's hätte meines Bedünkens hie und da etwas sparsamer mit solchen Zuthaten allerdings stets anregender, aber mitunter entbehrlicher Reflexionen sein dürfen. So z. B. wird es doch nie über das Gebiet bloßer Vermuthung hinausgehoben werden können, welche Folge eine „starke Machtpolitik" Preußens, wie Boyen sie 1819 verfocht, gehabt haben, ob Oesterreich wirklich gezwungen worden wäre, sich mit derjenigen Allianz zufrieden zu geben, „die ihm auch ein im Innern liberal regiertes, dem deutschen Bunde gegenüber seine stolze Unabhängigkeit wahrendes Preußen gern gewährt hätte" u. s. w. Indessen diese Ausstellung soll die Freude an dem Besitz des schönen Werkes nicht beeinträchtigen. Boyen hat durch dasselbe ein litterarisches Denkmal erhalten, das seines edlen Namens vollkommen würdig ist.

Zürich. Alfred Stern.

Zum zwanzigjährigen Jubiläum des Fürstenthums Bulgarien.

Am 2. November 1879 fand in einer ursprünglich für Theatervorstellungen errichteten Holzbaracke in Sofia die feierliche Eröffnung der ersten Session der Sobranje statt. Zwei Jahrzehnte sind mithin verstrichen, seitdem Bulgarien zu seinem eigenen Schicksalsschmiede geworden ist. Es ist wohl daher am Platze, einen, wenn auch knappen, Rückblick auf die Lehrjahre dieses jüngsten europäischen Staatsgebildes zu werfen.

In Bulgarien selbst herrscht jetzt durchaus keine Jubiläumsstimmung, obwohl schon die am 20. November stattgehabte Eröffnung der Transversalbahn, die Sofia mit Rustschuk an der Donau und mit Varna am Schwarzen Meer verbindet, einen genügenden Anlaß dazu geboten hätte. Das Jubiläumsjahr ist zu einer Art jüngsten Gerichts über die von Bulgarien, besonders in den letzten Jahren, begangenen staatswirthschaftlichen Sünden geworden.

Die in den letzten drei Jahren anhaltend anwachsende Finanzkrise hat zu Anfang dieses Jahres die bedrohlichsten Dimensionen angenommen: Die Staatsmaschinerie drohte aus den Fugen zu gehen, und der Staat ist fast bis vor den Abgrund entehrender Insolvenz gerathen. Drei aufeinanderfolgende Mißerntejahre, verfehlte Eisenbahnprojekte und Zerwürfnisse mit den auswärtigen Gläubigern haben schließlich dahin geführt, daß der Staat außer Stand gesetzt worden, seinen Schuldigkeiten nachzukommen. Die Thätigkeit des „Jubiläumsministeriums", das am Vorabende

dieses Jahres das alte „Insolvenzministerium" abgelöst hat, bestand vor allem darin, das ganze Jahr hindurch „Neuwahlen" vorzunehmen: für die Land- und Stadtvertretungen, für die Kreisräthe, für die Kammer. Neuwahlen und Stichwahlen hielten das Land, mit der Regierung an der Spitze, während der ganzen Zeit in Athem, und erst mit der Eröffnung der Kammersitzungen am 27. Oktober konnten sich Regierung und Parlament an die Arbeit heranmachen.

Die Jubiläumsjahr-Gesetzesvorlagen zeigen am besten, warum sich des Landes und Volkes keine heitere Stimmung bemächtigen konnte. Der Fürst hat sich aus freien Stücken veranlaßt gefühlt, für das nächste Budgetjahr auf die Hälfte der Zivilliste zu verzichten; das Pensionsgesetz erhält ein für die Beamten höchst ungünstiges Gepräge; und zuguterletzt dürfte demnächst das Gesetz betreffend die Reduzirung der Staatsbeamtengehälter und die Zwangsanleihe bei den Staatsbeamten zur traurigen Wirklichkeit werden. Dieser Gesetzesvorlage nach sollen erstens die Beamtengehälter um 7 Proz. verringert und dann von denselden Gehältern, im Verhältniß zu ihrer Höhe, 20—30 Proz. zurückgehalten werden. Dafür würden die Beamten achtprozentige Staatsbons erhalten, die auf anderthalb Jahre lauten sollen. Auf andere einschneidende Gesetzvorlagen, die den Zweck verfolgen, den Staatshaushalt ins Gleichgewicht zu bringen, gehen wir des Näheren nicht ein.

Nur eine verzweifelte finanzielle Lage konnte die Regierung bewegen, zu solch „heroischen Mitteln" ihre Zuflucht zu nehmen. Objektiv genommen, ist die finanzielle Lage Bulgariens keineswegs aussichtslos. Es ist vielleicht ein Glück für den unerfahrenen Staat, daß er bei einer gesammten Staatsschuld von nur etwa 300 Millionen in eine solche verzweifelte Lage gerathen ist. Denn würden nicht die erwähnten letzten drei Mißerntejahre das Ihrige mitverschuldet haben, so liefe Bulgarien Gefahr, erst bei einer zwei-, ja dreifachen Staatsschuld zum Bewußtsein begangener Fehler zu gelangen. Falls nichts Außergewöhnliches eintritt, so dürfte, aller Voraussicht nach, das nächste Jahr eine erträgliche Ernte bringen, und von der Einsicht der maßgebenden Faktoren Bulgariens hängt es jetzt noch ab, sich von der kurzen, aber an Ereignissen und Erfahrungen überreichen Geschichte des Fürstenthums eines Besseren und Vernünftigeren belehren zu lassen, umsomehr als Fürst, Regierung, Beamte und — Volk schweres Lehrgeld zu zahlen haben.

Im Lande herrscht eine traurige Ruhe: Fürst und Volk haben sich mit dumpfer Resignation ins Unvermeidliche fügen müssen. Die Geschäftswelt erlebt das schlimmste Jahr seit dem Bestande des Fürstenthums: sogar die Nationalbank hat ihre Kreditoperationen bis auf ein Minimum reduzirt; im Auslande verhält man sich den bulgarischen Abnehmern gegenüber mit der größten Reserve, und die sonst schon sprichwörtlich sparsamen inländischen Konsumenten haben ihre Lebensweise bis auf das Existenzminimum herabgedrückt.

Wie anders sah es vor zwanzig Jahren aus. Lebensfroh und stürmisch ging es im Fürstenthum zu. Voll Empörung über die Beschlüsse des Berliner Kongresses, durch die das bulgarische Volk in drei Theile zerrissen worden war, aufgewiegelt von Feuer und Flamme speienden Agitatoren in Wort und Schrift, die den Vertrag von San-Stefano verwirklichen wollten, unterminirt von der Maulwurfsarbeit einer heimtückischen Diplomatie, — hatte das Fürstenthum sein selbständiges politisches Leben begonnen, das sofort in einen verzweifelten Kampf zwischen „Konservativen" und „Liberalen", und einige Jahre darauf zwischen „Russophilen" und „Russophoben" ausartete. Der weitere Verlauf der Ereignisse, der zum jähen Sturze Stambulow's und zu der salbungsvollen Versöhnung mit Rußland führte, ist wohl aller Welt, wenigstens in den Hauptzügen, bekannt. Seitdem ist bereits mehr als ein halbes Jahrzehnt verstrichen, das neue Ergebnisse gezeitigt hat.

Die Ermordung Stambulow's, der, mit Ausnahme des zarenfreundlichen Frankreich, in ganz Westeuropa und selbst in Rußlands liberalen Kreisen für die Verkörperung der bulgarischen Selbständigkeit galt, sowie die Rückkehr der russischen Diplomaten in die seit über acht Jahren verlassenen Konsulatspalais, machte sogar in den maßgebenden Kreisen Westeuropas Unbehagen verursacht haben. Die „heikle" Frage der Wiederbestallung der aufrührerischen bulgarischen Offiziere, die bis dahin ein fröhliches, einkommenreiches Emigrantenleben im zarischen Heere geführt hatten, diese erste „Frage", die dem bereits völkerrechtlich „anerkannten" Fürsten Ferdinand von Rußland aus gestellt worden war, wurde von ihm in einsichtsvoll kunktatorischer Weise „stückweise" beantwortet: die meisten Emigranten wurden zwar dem bulgarischen Offizierskorps eingereiht, dem Fürsten ist es jedoch gelungen, trotz diplomatischer Windstöße von der Newa, sein eigener Kriegsminister und sein eigener Generalstabchef zu bleiben. Abgesehen von dieser Hauptfrage und dem verblüffenden Fall Miljukoff, der ohne irgend eine Verschuldung in ungerechtester Weise seines Amtes als Hochschulprofessor entsetzt werden mußte, da sonst die bulgarische Regierung Gefahr lief, in einen offiziellen Konflikt mit Rußland zu gerathen, ist die russische Diplomatie dem von ihr proklamirten „Nichteinmischungsprinzip" in höchst korrekter Weise treu geblieben, was nicht wenig Aerger in den bulgarischen „Kreisen" verursachte, die sich „berufen" fühlten, das längst ersehnte innerpolitische Intriguenspiel mit neu vertheilten Rollen und bei neuer Inszenirung in Gang zu setzen. Sogar im verflossenen Jahre, als sich das ausgesprochene russophile „Versöhnungsministerium" am Ende seines Finanzkünstlerlateins befand und daher auch alle Hebel in Bewegung setzte, um in Rußland oder durch Rußland eine Staatsanleihe zu realisiren, durch die die Regierung sich aus der finanziellen Sackgasse hätte hinausreißen und dabei die „feindselige" Verwaltung der Orientbahnen, sowie die deutsch-österreichische Bankgruppe von Gläubigern in diese Sackgasse hineinreißen können, sogar in diesem kritischen Momente schenkte die russische Regierung den bulgarischen Einflüsterungen kein Ohr. Und so vermochte die in der gesammten russischen Presse verschrieene deutsch-österreichische Bankgruppe, welche verdächtigt wird, als Vorposten der „Verdeutschung" der Balkanstaaten zu dienen, die ziemlich gefährliche Position zu retten und über die nun kapitulirungsbedürftig gewordenen Bulgaren einen vollkommenen Sieg davonzutragen, wenn auch unter der Bedingung, fällige Coupons vorläufig aus der eigenen Tasche zu bestreiten. Auch während des letzten griechisch-türkischen Krieges, als die Bulgaren sich zu rühren begannen, in der Absicht, aus der Türkennoth für ihre von der europäischen Diplomatie, trotz feierlicher verbürgter Stipulirung des Berliner Vertrages (§ 23)*), in nachlässiger Weise vergessenen macedonischen Brüder Kapital zu schlagen, und als man bereits auf dem Sprunge war, die ganze „Orientalische Frage" aufzurollen, war es die russische Regierung, die im Bunde mit der österreich-ungarischen die brennende Lunte vom Balkan-Pulverfaß entfernte. Der — hinsichtlich der Balkanhalbinsel — vor zwei Jahren zu Stande gekommenen „entente cordiale" zwischen Wien und Petersburg ist man russischerseits zweifelsohne bis jetzt auch in Bulgarien treu geblieben. Von irgendwelchen „geheimen Abmachungen", die während der „Versöhnungsstipulirungen" zwischen Petersburg und Sofia stattgefunden haben sollen, kann mithin wohl keine Rede sein. Auch die in den letzten Jahren wiederholten Versuche, in freundnachbarlicher Weise eine Demarkationslinie in dem erst zu theilenden Macedonien zu verabreden, haben zu keinem Ergebniß geführt, und zwischen Belgrad und Sofia herrscht die altbewährte Spannung, welche chronische gefahrdrohende Reibungen auf dem macedonischen Boden hervorgerufen hat und die zu einem neuen serbisch-bulgarischen Zusammenstoß leicht führen

*) „La Sublime Porte s'engage à appliquer scrupuleusement dans l'île de Crète le Règlement Organique de 1868 en y apportant les modifications qui seraient jugées équitables. Des règlements analogues adoptés aux besoins locaux . . . . seront également introduits dans les autres parties de la Turquie d'Europe" . . . .

würde, sobald zwischen Wien und Petersburg das über die Balkanhalbinsel gespannte Freundschaftstuch zerschnitten werden sollte. Jetzt, so lange sich Serbien und Bulgarien noch unter dem „moralischen" Drucke des österreichisch-russischen Einverständnisses befinden, wäre es wirklich an der Zeit, den Bestimmungen des Berliner Vertrages, betreffend die in Macedonien einzuführende Autonomie, Geltung zu verschaffen, um die Möglichkeit des Entstehens einer macedonischen „Kretafrage" im Keime zu ersticken. Sonst bleibt noch weiter die „macedonische Frage" eine klaffende Wunde der bulgarisch-serbischen auswärtigen Politik, eine bösartige Wunde, durch die auch die inneren Verhältnisse beeinflußt werden. Das unter Finanzkontrole gerathene, staatswirthschaftlich halb ruinirte Serbien hört nicht auf, sich zu bewaffnen — erst vor Kurzem wurden von der Skupschtina 3½ Millionen Franks außerordentlicher Militärausgaben, behufs Kreirung neuer Kriegskompagnien, votirt — und das finanziell hart bedrängte Bulgarien zieht es eher vor, die materielle Lage des Offizierkorps im höchsten Grade zu verschlechtern, als das Truppenkontingent zu vermindern. Und dabei vergeudet das Kriegsbudget dieser zwei staatswirthschaftlich schwachen Staaten offiziell ein Viertel, in Wirklichkeit aber über ein Drittel des Staatsbudgets.

Wie gesagt, dies russisch-österreichische Einverständniß ist ein neuer Faktor in der Entwicklung der Balkanhalbinsel, ein Faktor, dessen Einwirkung die Politik der Balkanstaaten ausgesetzt ist. Von der Unterminirungsarbeit des „Asiatischen Departements" in Petersburg, die darauf abgezielt hatte, die Lage des Fürsten von Bulgarien (weiland Alexander von Battenberg) endgültig zu erschüttern, ist jetzt keine Spur vorhanden. Dynastiefeindliche Strömungen gibt es jetzt in Bulgarien nicht. Fürst Ferdinand sitzt, wie noch nie, fest im Sattel. Bei der vor Kurzem stattgehabten Adreßdebatte konnte der bulgarische Ministerpräsident in der Sobranje frei von der Leber weg erklären: „Wir müssen mit Oesterreich-Ungarn, von dem unsere wirthschaftliche Entwicklung abhängt, auf freundlichem Fuße leben", — und Tags darauf soupirte er bei dem russischen diplomatischen Vertreter.

In Einem hat freilich im Großen und Ganzen kein Fortschritt stattgefunden: in der Konsolidirung der parlamentarischen Verhältnisse. Wie früher wird das konstitutionelle Parteileben nicht von Parteiprinzipien, sondern von den Cliquen der Parteichefs beherrscht, und der jeweilige Minister des Innern, der durch einen Federstrich sämmtliche autonomen Körperschaften auflösen und sämmtliche Wahlen machen lassen kann, bleibt noch stets in persona propria das bulgarische Parlament der Wirklichkeit. Daher kommt es hierzulande nicht vor, daß der Sturz eines Ministeriums aus der Wahlurne erfolgt. Der Minister des Innern ist, der vermag, ohne sich den Kopf zu zerbrechen, eine Kammermajorität zu schaffen, welche, durch die ihr von rechts-, oder besser gesagt, unrechtswegen zustehenden Wahlannullirungen die Zahl der Oppositionsvertreter nach Belieben reduziren kann. Dies ist ein höchstwichtiger Umstand, dank welchem die Macht des bulgarischen Fürsten, der auf dem Papiere von einer der radikalsten Verfassungen beschränkt ist, beinahe unbeschränkt geworden ist, wenn auch auf indirekte Weise, indem es seinem „bon plaisir" anheimgestellt ist, Ministerien zu stürzen und ins Leben zu rufen. Seit der Thronbesteigung des Fürsten Ferdinand ist noch kein Ministerium durch Wahlergebniß oder Kammerbeschluß gefallen, und die gefallenen sind einfach vom Fürsten „gegangen worden", ohne im Stande gewesen zu sein, durch eine noch so geschickte Wahlcampagne ihre Autorität wieder zu gewinnen. Daher mußte es auch dazu kommen, daß sogar die extrem-russophile zankowistische Partei, die dem politischen Dasein des Fürsten Alexander von Battenberg den Garaus gemacht hatte, sich bescheiden der fürstlichen Autorität unterzuschmiegen sucht und es nicht versäumt zu bekunden, wie fürstentreu sie geworden.

Das Geschichtsblatt hat sich gewiß zu Gunsten des Fürsten gewendet, und Rußland hat dazu, nolens-volens, nicht wenig beigetragen. Auch in dieser Hinsicht hat das Fürstenthum während der letzten zwei Jahrzehnte einen bedeutenden Schritt, wenigstens zu einer gewissen Konsolidirung seiner politischen Lage gemacht. Und bliebe nicht die „Macedonische Frage" noch offen, eine Frage, die die europäische Diplomatie im Interesse der Ruhe auf der Balkanhalbinsel, mithin auch des „Weltfriedens", moralisch verpflichtet ist, in theoretisch bereits festgelegter Form praktisch zu lösen, so könnte sich das Fürstenthum ausschließlich inneren Kulturaufgaben widmen, ohne dem an und für sich Gefahr bringenden Militarismus unerschwingliche Opfer bringen zu müssen.

Trotz der hoffentlich vorübergehenden staats- und volkswirthschaftlichen Krise kann mithin das Fürstenthum, hinsichtlich der Konsolidirung seiner gesammtpolitischen Lage, auf die Ergebnisse zwanzigjähriger Entwicklung mit Genugthuung blicken, wenn es auch bei Weitem nicht vermocht hat, ein Musterbild parlamentarischer Sitteneinheit zu werden.

Sofia. B. Minzés.

Die Tantièmen im neuen Aktienrecht.

Zu den wesentlichsten Neuerungen des mit dem 1. Januar 1900 in Kraft tretenden Handelsrechtes gehören auch die Bestimmungen, welche sich auf die Bewilligung von Tantièmen für Vorstand und Aufsichtsrath von Aktiengesellschaften beziehen. Während die Vorschriften in den Artikeln 192 und 224 des jetzigen Handelsgesetzbuches betreffend die Tantième des ersten Aufsichtsraths, mit unwesentlichen Aenderungen in das neue Recht übergegangen sind, bestimmt das letztere in § 237 in Betreff des Vorstandes, daß die Tantième „von dem nach Vornahme sämmtlicher Abschreibungen und Rücklagen verbleibenden Reingewinne zu berechnen" seien, während die Tantième des Aufsichtsraths laut § 245 des neuen Handelsgesetzbuches von dem Reingewinne zu berechnen ist, „welcher nach Vornahme sämmtlicher Abschreibungen und Rücklagen sowie nach Abzug eines für die Aktionäre bestimmten Betrages von mindestens vier vom Hundert des eingezahlten Grundkapitals verbleibt." Zur Begründung dieser Vorschläge hatte der Bericht der Reichstagskommission, aus deren Berathungen diese Neuerungen hervorgegangen waren, bemerkt, daß eine Tantième „nur aus dem thatsächlichen Gewinn zu berechnen sei". „Abschreibungen vorzunehmen gehöre zu der ordnungsmäßigen vorsichtigen Verwaltung; ehe die Abschreibungen gemacht sind, könne von einem Reingewinn nicht die Rede sein. Dabei kommen nicht nur Abschreibungen in Betracht, sondern auch Rücklagen, die gemacht werden bei sehr hohem Jahresgewinn, um darauf in magern Jahren zu greifen". Insoweit hierdurch Vorstandsmitglieder in einem Jahre geschädigt werden, sollen sie nach dem Kommissionsbericht, durch spätere Einstellung solcher Reserven in die Aktiva, sofern die betreffenden Mitglieder noch im Amte sind, entschädigt werden. In demselben Sinne ist die Tantièmevertheilung für den Aufsichtsrath begründet worden: nur dann sei eine Tantièmevertheilung an den Aufsichtsrath berechtigt, „wenn auch thatsächlich ein gewisser Gewinn erzielt sei".

Wie soll nun angesichts des hier wiedergegebenen Standpunktes des Gesetzgebers, daß, bevor nicht sämmtliche Abschreibungen und Rücklagen vorgenommen sind, „von einem Reingewinne nicht die Rede sein" könne, die Vorschrift des § 262 des neuen Handelsgesetzbuches erfüllt werden, wonach von dem jährlichen Reingewinne

mindestens der zwanzigste Theil in Reserve — bis diese 10 Proz. des Grundkapitals beträgt — gelegt werden soll? Wenn der Gesetzgeber auf dem Standpunkt steht, daß, so lange nicht sämmtliche Abschreibungen und Rücklagen berücksichtigt sind, ein Reingewinn überhaupt nicht existirt, wie soll dann vom Reingewinn die gesetzliche Rücklage gestellt werden, wenn letztere nach der Auffassung des Gesetzgebers mit der Gesammtheit der Rücklagen doch schon berücksichtigt sein muß, um den Begriff des Reingewinnes überhaupt entstehen zu lassen? Wenn der Gesetzgeber in dieser Hinsicht gewisse Unterschiede in den Rücklagen gemacht hätte, so würde der Widerspruch vielleicht zu lösen sein; das summarische Verfahren aber, welches er einschlägt und in dessen Gemäßheit neben den Abschreibungen „sämmtliche" Rücklagen in dieser Hinsicht berücksichtigt werden sollen, läßt keine Distinktionen zu, und muß jeden Versuch einer Ausscheidung zu Boden schlagen. Die Geschäftswelt hat daher auch von solchen Versuchen Abstand genommen und sich im Wesentlichen eine dem Wortlaute der gesetzlichen Bestimmung und ihrer Begründung entsprechende Auffassung zu eigen gemacht.

Die hier geschilderte Konsequenz, wonach der Gesetzgeber eine bestimmte Vorschrift aufstellt, an deren Ausführung die betheiligten Kreise seltsamer Weise durch den — Gesetzgeber selbst gehindert werden, geht weit über die Unzuträglichkeiten hinaus, die im Juli v. J. in einer in der Monatsschrift für Handelsrecht und Bankwesen von dem Geh. Hofrath Dr. Hermann Pemsel in München verfaßten Abhandlung über diesen Gegenstand zusammengestellt wurden, und die für den genannten Verfasser Veranlassung waren, gegen die Auffassung Front zu machen, daß der Gesetzgeber unter sämmtlichen Abschreibungen und Rücklagen thatsächlich alle Arten von Abschreibungen und Rücklagen verstanden habe. Eine solche Auffassung lasse einfach diejenige Summe als Reingewinn bezw. als tantièmepflichtig erscheinen, welche thatsächlich unter die Aktionäre vertheilt werde; im Uebrigen sei es unvereinbar, auf der einen Seite Tantièmeansprüche für die Verwaltungsorgane statutarisch zu fixiren und dieselben auf der anderen Seite durch eine in das Ermessen der Generalversammlung gestellte Abschreibungspolitik wieder illusorisch zu machen; endlich sei eine solche Bestimmung betreffs der Rücklagen wirthschaftlich sehr bedenklich, weil bei einer Abhängigkeit der Tantièmen von dem zu vertheilenden Gewinn die Eventualität unzureichender Rücklagen nahegerückt sei. Allein die Absurdität der Konsequenzen würde, wie die Darlegung weiter ausführte, einem „unzweideutigen Ausdruck des gesetzgeberischen Willens" gegenüber nichts beweisen können; ein solcher sei aber nicht schlechthin gegeben, da, wenn auch im Gesetz von sämmtlichen Abschreibungen und Rücklagen die Rede sei, es immer darauf ankomme, was unter dem Ausdruck „Abschreibungen und Rücklagen" überhaupt zu verstehen sei. Auf Grund dieser Erwägungen gelangt der Münchener Gelehrte zu dem Schlusse, daß zwischen Rücklagen, die zur Feststellung, zur Ermittelung des Reingewinnes dienen und solchen, die aus dem Reingewinn bei dessen Verwendung vorgenommen werden, prinzipiell zu unterscheiden sei: erstere habe der Gesetzgeber tantièmefrei, letztere dagegen der Tantièmepflicht unterwerfen wollen. Allein so unzweifelhaft — um den Kern der Sache zu treffen — es auch erscheint, daß der Gesetzgeber bei den Ausdrücken: „Abschreibungen und Rücklagen" lediglich die Feststellung des Reingewinns im Auge hatte, so wenig läßt sich doch etwas gegen die Thatsache ausrichten, daß er die Gesammtheit der Abschreibungen und Rücklagen ohne jede Einschränkung in Anschlag gebracht und daß er damit, ohne sich vielleicht der Tragweite seiner Fixirung bewußt zu sein, die Gesammtheit der Rücklagen und Abschreibungen auch zur Ermittlung des Reingewinnes herangezogen hat, so daß also aus dem Reingewinn keine Rücklagen mehr gestellt werden können, weil diese bei der Ermittlung desselben bereits sämmtlich berücksichtigt worden sind. Daß dem Gesetzgeber in dieser Beziehung nicht zuzutrauen sein sollte, die Tragweite seiner Bestimmungen nicht völlig übersehen zu haben, wird man nach den jüngsten Erfahrungen auf dem Gebiete der Börsen- und Aktiengesetzgebung in Deutschland nicht behaupten können. Im Uebrigen schließen die Motive, daß die solchergestalt vorzunehmenden Rücklagen in späteren Jahren „wieder greifbar" sein sollen, jeden Zweifel aus; denn wenn hiernach z. B. sogar eine Dividendenreserve vor Feststellung des Reingewinnes berücksichtigt bezw. der Tantièmepflicht entzogen bleiben soll, welche Reserve oder Rücklage soll alsdann noch der Tantièmepflicht unterworfen werden? Die erwähnte Abhandlung gibt hierauf keine deutliche Auskunft; während sie die zur Ermittlung des Reingewinnes nothwendigen Rücklagen in ziemlich ausführlicher Weise präzisirt, beschränkt sie sich darauf, jene anderen Rücklagen als „echte" Reserven zu bezeichnen, die „auch äußerlich" als Kapitalsansammlungen zu betrachten seien. Allein die verschiedene Zweckbestimmung der Reserven kann nicht dazu berechtigen, angesichts einer gesetzlichen Bestimmung, welche die gesammten Rücklagen vor Feststellung des Reingewinns berücksichtigt wissen will, diese Gesammtheit nur auf eine gewisse Klasse von Rücklagen zu beziehen, weil eben die Gesammtheit der Rücklagen in dieser Einschränkung aufhören würde, die Gesammtheit der Rücklagen zu repräsentiren.

Es ist also angesichts des summarischen Verfahrens des Gesetzgebers nicht angängig, von der Gesammtheit der Rücklagen irgend welche Rücklagen oder Reserven auszuschließen, und es wird auf diese Weise den Betheiligten geradezu unmöglich gemacht, die Vorschrift des § 262 des neuen Handelsgesetzbuches zu erfüllen, welche eine fünfprozentige Reservedotirung aus dem Reingewinn fordert; denn auch die gesetzliche Reserve gehört der „Gesammtheit" der Reserven an und muß daher mit dieser schon berücksichtigt sein, bevor von Reingewinn überhaupt die Rede sein kann. Es ergibt sich hieraus die Nothwendigkeit einer Aenderung der einschlägigen Bestimmungen, die entweder zu einer genaueren Präzisirung derjenigen Rücklagen, die vor Entstehung des Reingewinnes von den Nettoerträgnissen in Abzug zu bringen sind, führen oder eine Beseitigung der Bestimmung des § 262 zur Folge haben muß.

Die Reservedotirungen in deutschen Aktiengesellschaften stellen sich meistens als reine Bilanzposten dar; wiederholte Anregungen, der Gesetzgeber möge mit Rücksicht auf die Illiquidität zahlreicher Aktiengesellschaften Sorge tragen, daß der Reservefonds wenigstens theilweise in baar oder in Effekten angelegt werden möge, haben kein praktisches Ergebniß gehabt. Die Reserven sind somit in den Gesammtaktiven enthalten und ihre „Greifbarkeit" ist daher im Wesentlichen eine Frage der Greifbarkeit beliebiger Aktivposten eines Unternehmens. Auch unter diesem Gesichtspunkte kann angesichts der §§ 237 und 245 des Handelsgesetzbuchs ein Unterschied in den Reserven, insoweit ihre Einwirkung auf Tantièmenansprüche in Frage kommt, nicht gemacht werden.

Es ist kaum anzunehmen, daß die neuen Bestimmungen, wie mehrfach befürchtet, einen nachtheiligen Einfluß in der Richtung unzureichender Reservedotirungen ausüben werden; vielmehr dürfte den veränderten Verhältnissen durch Festsetzung fester Minimaltantièmen, die auf den Antheil am Jahresgewinn gegebenenfalls in Anrechnung zu bringen sind, Rechnung getragen werden. Im Uebrigen dürften die neuen Bestimmungen kaum zu schrofferen Gegensätzen zwischen Verwaltung und Aktionären führen; die sprichwörtlich gewordene Indifferenz der letzteren läßt eine solche Entwicklung so gut wie ausgeschlossen erscheinen.

Ernst Heinemann.

Unglückliche Kinder.

In Wien hat jüngst ein Schwurgerichtsprozeß von seltener Grauenhaftigkeit begreifliches Aufsehen erregt. Auf der Anklagebank saßen Mann und Frau, die ihr eigenes fünfjähriges Töchterchen durch jahrelang fortgesetzte Martern zu Tode gequält haben. Mit dankenswerther Energie war der Staatsanwalt von dem allgemeinen Brauche abgegangen, der ähnliche Fälle als „Ueberschreitung des Züchtigungsrechtes“ oder als „Vergehen gegen die Sicherheit des Lebens“ mit unverhältnißmäßig geringen Strafe ahndet. Er erhob die Anklage einfach auf gemeinen Mord, und die Geschworenen stimmten ihm einmüthig bei. Das Urtheil lautete somit auf Tod, ein Urtheil, das allgemein als gerecht betrachtet wird. Nicht ein Lichtblick, nicht ein versöhnendes Moment, nicht ein Punkt, der das unerhörte Verbrechen des Ehepaares Hummel wenigstens erklärt hätte, kam bei der Verhandlung zu Tage; keines der Motive, denen die schlechte Behandlung von Kindern meist zu entspringen pflegt, war hier auffindbar. Noth litten die Hummels nicht, sonst hätten sie auch ihr zweites Kind, einen Knaben, als Last empfunden und zu beseitigen gewünscht; in Wirklichkeit aber wurde der Kleine von den Eltern verwöhnt und beschenkt in der unverhohlenen Absicht, die seelischen Qualen des unglücklichen Mädchens dadurch zu steigern. Durch die übereinstimmenden Aussagen aller Zeugen wurde auch festgestellt, daß das so gequälte Kind keineswegs bösartig, sondern folgsam und liebenswerth gewesen sei; (was ein armes, fünfjähriges Würmchen wohl todeswürdiges begehen könnte!) es war auch kein Stiefkind, sondern der Beiden rechtes und echtes Kind. Woher also der unfaßbare, wahnsinnige Haß gegen das harmlose, unselige Geschöpf? Man könnte — zumal wegen der wahrhaft raffinirten Art der Folterungen — an eine sexuelle Verirrung der Mörder denken, an Sadismus. Bei Zweien? Zugegeben; es könnte ja sein, daß die Beiden sich zufällig aber gerade ihrer perversen Neigung wegen gefunden hätten. Was veranlaßte sie aber dann, ihre grausame Wollust nur an den Qualen des einen Kindes zu befriedigen und das andere zu liebkosen? Kurz: man sucht vergeblich eine Erklärung dafür, daß zwei wie Menschen aussehende Kreaturen ihr eigenes Kind mit glühendem Eisen sengen, durch Hunger und Kälte verkommen lassen, um schließlich, nachdem das jahrelange Martyrium beendet ist, noch die kleine Leiche mit den unfläthigsten Ausdrücken zu beschimpfen.

Wie schon eingangs erwähnt, hat der „Prozeß Hummel“ hier in Wien bedeutendes Aufsehen erregt, und zwar heilsames Aufsehen. Was die fast allwöchentlich bei den Bezirksgerichten durchgeführten Verhandlungen wegen „Ueberschreitung des Züchtigungsrechtes“ nicht vermochten, das hat der Martertod des unglücklichen Aennchens zu Wege gebracht. Er hat das öffentliche Gewissen wachgerufen zum Schutze jener Aermsten der Armen, die dort Haß und Qual finden, wo sie auf Liebe und Güte ein natürliches Anrecht besäßen. Diese wehrlosen Kleinen zu schützen, ihre Mißhandlung zu verhüten oder zu strafen, soll die Aufgabe eines Vereines werden, der hier nach dem Muster Frankreichs, Englands und der Schweiz, wo solche Institutionen seit vielen Jahren bestehen, ins Leben treten wird. Es wäre gewiß verfehlt, der Gründung dieses humanen Unternehmens zu widerrathen, nicht minder aber muß man sich davor hüten, seinen Werth zu hoch anzuschlagen. Gegen Erscheinungen, die in sozialen Uebelständen wurzeln, — und hierher gehört das Ueberhandnehmen der Kindermißhandlungen entschieden, — sind Vereine ziemlich machtlos. Sie können von Fall zu Fall eingreifen, sie können lindern, doch nie heilen. Dies vermöchte bloß der Staat. Principiis obsta! Das „principium“ aber aller entarteten Erzieher — mag das nähere Motiv welches immer sein — bilden Gemüthsunbildung und Rohheit. Hier müßte der Hebel angesetzt werden zu mühsamer und jahrzehntelanger Kulturarbeit: zur Volkserziehung, Volksbildung. Die Hebung des sittlichen Niveaus der Bevölkerung heißt das Mittel, um die Auswüchse der Rohheit zu vermindern. — Wie eifrig speziell das Oesterreich von heute diese Mission erfüllt, bedarf kaum der Erwähnung. Oder etwa doch? Wir sind ja mit jener accelerirenden Geschwindigkeit, die jeder, nicht nur der mechanische Fall zeigt, auf dem Wege, das Lernen „überflüssiger“ Wissenschaften zu Gunsten des — Glaubens einzuschränken, und zwar des katholischen Glaubens, der als Religion der Liebe wohl in erster Linie berufen ist, die Gemüther zu veredeln, zur Duldung und Nächstenliebe zu erziehen. Nun, — daß dieselbe Frau Hummel, die ihr leibliches Kind buchstäblich zu Tode quälte, in ihren freien Stunden „alleweil mit dem Betbüchl umg'rennt“ ist, wie eine Zeugin sich ausdrückte, in anderen Worten: eine sehr eifrige Kirchenbesucherin war, sei hier erwähnt.

Nein, auf eine gründliche Abhilfe dürfen wir nicht hoffen, wir in Wien am allerwenigsten. Kindermißhandlungen müssen dort üppig wuchern, wo für Volkserziehung so wenig und so viel für Volksverrohung geschieht. Ein fast garnicht beachtetes und doch recht wesentliches Moment sei hier angeführt, eine Beziehung, die Manchem im ersten Augenblick wohl befremdlich, vielleicht auch gesucht erscheinen mag und es doch keineswegs ist: Wien kann der klassische Boden der — Thierquälerei genannt werden. Und damit soll das Mißhandeln von Kindern im Zusammenhang stehen? Allerdings. Niemand wird leugnen, daß grausame Behandlung von Thieren Rohheit bezeugt. Gleichfalls bekannt ist aber, daß Thierfreunde zumeist auch Kinderfreunde sind. Und das sollte umgekehrt nicht gelten? Daß derjenige, der Thiere zu quälen gewohnt ist, sich ebenso skrupellos auch an Kindern vergreift? Wie ergeht es aber den Hausthieren in Wien trotz Thierschutzverein und Polizei? Nur einige Beispiele: daß Hunde als Zugthiere Verwendung finden und dabei weit über ihre Kräfte angestrengt werden, erscheint schier selbstverständlich; nicht minder die bei unseren bergigen und schlecht gepflasterten Straßen alltägliche Mißhandlung von Zugpferden, die Jeden empört — mit Ausnahme des Wachmannes, der achtlos vorübergeht, weil er eben eine verspätet konfiszirte Zeitung aus den öffentlichen Lokalen abholen muß. Eine glorreiche Erscheinung aber, eine Institution von hohem sittlich-erziehlichen Werthe ist der „Schinder“*). Die so benannte und überaus populäre Behörde hat die Aufgabe, die Straßen zu durchziehen, um maulkorb- oder markenlose Hunde einzufangen. Das geschieht mittels einer Drahtschlinge, ein mitfahrender Wagenkäfig sorgt dann für die Weiterbeförderung der „Beute“. Wer dieses Schauspiel nie mitangesehen hat, kann sich davon wohl kaum eine Vorstellung machen. Die Erbarmungslosigkeit der Leute, die solchem Beruf obliegen, ist ja mehr-minder begreiflich, wahrhaft widerlich aber wirkt die freudige Erregung der Straßenjugend, die sich stets schwarmweise an die Fersen des „Schinders“ heftet und jede Phase des ungleichen Kampfes mit förmlichem Jubelgeheul begleitet: bis der Mann das lang gehetzte Thier endlich erreicht, bis er die Schlinge wirft, die oft nur eine Pfote des Hundes umschlingt, bis er das vor Todesangst und Schmerz wimmernde Thier zum Wagen schleppt u. s. w. Wie schon gesagt, der „Schinder“ bereitet bei uns in der Art wie er sein Gewerbe betreibt, eine bei Jung und Alt beliebte „amtliche“ Volksbelustigung. Dies Beispiel allein müßte genügen. Denn, solange die Rohheit auf der Straße gelehrt wird, darf man sich nicht wundern, sie im Hause geübt zu sehen.

An den morschen Fundamenten des Hauses wird also nichts geändert werden, nur die Risse des Mauerwerks sollen eifriger verstopft werden, als zuvor. So ungefähr klingt die jetzt aufgetauchte Absicht, gegen unnatürliche Eltern und Erzieher künftig mit größerer Strenge vorzugehen. Doch, auch die Bescheidenheit zählt zu den von der

*) Wasenmeister, Abdecker.

Noth geschaffenen Tugenden, und darum begrüßt man auch das Wenige gerne, sobald es nur einen Fortschritt bedeutet. Daß unsere Gesetzesvorschriften betreffs „Ueberschreitung des Züchtigungsrechtes" irrationell und unhaltbar seien, wird jetzt endlich zugestanden. Die diesbezüglichen §§ 414 bis 16 des österreichischen Strafgesetzbuches nennen als erste Strafe einen Verweis, für den Wiederholungsfall eine geringe Freiheitsstrafe und erst bei wiederholten Mißhandlungen die Wegnahme des Kindes und die Unterbringung desselben auf Kosten der angeklagten Person. Nun ist es doch einleuchtend, daß ein „Verweis" meist nur die eine Wirkung haben wird, den davon Betroffenen bei der Ausübung seines „Züchtigungsrechtes" vorsichtiger, aber nicht humaner zu machen. Bedenkt man überdies, wie spät es gewöhnlich erst zu diesem Verweis kommt, da die Nachbarn wegen „der Scherereien bei der Polizei" nur sehr ungern eine Anzeige erstatten, ferner, daß widerholte Mißhandlungen, somit auch widerholte Anzeigen erforderlich sind, um die Wegnahme des Kindes zu erwirken, dann mag man sich mühelos vorstellen, welch ein Martyrium das gequälte Wesen zu erdulden hat, ehe die Behörde sich seiner wirksam annimmt. Mit Recht verlangt deshalb die öffentliche Meinung ein energischeres Einschreiten bei solchen „Vergehen", die in Wirklichkeit schwere, unerhört schwere Verbrechen sind. Es mögen ja Fälle vorkommen, die als bloße Vergehen gelten können. Wenn z. B. eine jähzornige, leicht erregbare Frau in wohlgemeinter aber schlecht geübter Besserungsabsicht ihr Kind einmal mißhandelt, statt es zu züchtigen, dieser Mutter mag der Richter ruhig und mit Aussicht auf Erfolg einen Verweis ertheilen. Ueberall dort aber, — und dies letztere ist die Regel, — wo Rohheit und Haß den Antrieb zu Mißhandlungen bilden, muß das Kind sofort geschützt und der Schuldige nicht verwarnt, sondern bestraft werden.

Jetzt nach dem „Fall Hummel" werden die Wiener Gerichte mit Anzeigen über Kindermißhandlungen geradezu überschwemmt. Kein Tag ohne eine oder mehrere Verhandlungen. Schaudernd ersieht man daraus, daß es schier Usus zu sein scheint, Pflegekinder oder auch die eigenen unbarmherzig zu prügeln und zu peinigen, wenn nicht gar langsam um Gesundheit und Leben zu bringen. Welche Unsumme von Laster und Elend tritt da zu Tage; Bilder, die an „L'assommoir", an „Oliver Twist" gemahnen. Der Vater, ein Trunkenbold, seinen schnapsduseligen Menschenhaß an den wehrlosen Kleinen bethätigend, die böse Stiefmutter, wie in den alten Märchen, voll Wuth gegen die „fremden" Kinder, die Kostfrau, die „Engelmacherin", die das Leben ihrer Pfleglinge systematisch verkürzt und noch manch andere. Alle diese Fälle aber dünken uns begreiflich, ja harmlos im Vergleich zu jenen, wo es sich um die eigene Mutter handelt. Eine Mutter, die ihr leibliches Kind haßt! Wie ein contradictio in adjecto erscheint das dem normal Empfindenden. Und doch zeigt die Tageschronik, daß die widernatürliche Paarung dieser beiden Begriffe nicht einmal zu den Seltenheiten zählt. Gewöhnlich ist es das uneheliche Kind, das, die Mütter im Fortkommen, sei es Gelderwerb oder Heirath, hindernd, zum Gegenstand des Hasses wird. Bei ehelichen Kindern wird oft die bloße Noth zum Motiv; das hungrige Kind ist nichts als eine drückende Last. . . .

Ob die gerechte Erbitterung, mit welcher sich die Wiener Bevölkerung jetzt gegen die Kinderpeiniger kehrt, lange vorhalten werde, ist stark zu bezweifeln. Dergleichen Bewegungen verfliegen fast so rasch als sie gekommen. Deshalb muß es die Hauptaufgabe des künftigen Kinderschutzvereines werden, diesen Eifer nicht erlahmen zu lassen, damit jenen ärmsten, bei Lebzeiten ihrer Eltern verwaisten Geschöpfen auch geholfen werde, ohne daß erst eine Märtyrerin wie die kleine Anna Hummel daran mahnen muß. — Mit Todesmuth vertheidigt das sonst so furchtsame kleine Vöglein seine Brut gegen den drohenden Feind, tagelang sucht und wimmert die Katze nach den neugeborenen Jungen, die man ihr genommen hat; wir Menschen aber gründen Vereine, um Kinder vor ihrer Mutter zu schützen. Fürwahr eine traurige Satyre auf die Krone der Schöpfung!

Und zugleich sind diese neuesten Wiener Vorgänge auch ein Beitrag zur Geschichte der Kultur in Oesterreich.

Wien. Gustav Alexander Pollak.

John Ruskin.

„Ich selber habe in einem Savoyer Wirthshaus eine hohe Steintreppe, die, seit dem man sie benutzte, nicht gereinigt worden war, mit Kübel und Besen gescheuert, und niemals eine so schöne Skizze wie an diesem Nachmittag gezeichnet."

Wer am Morgen Treppen scheuert und am Nachmittag Skizzen zeichnet, hat vielleicht einiges Talent zum Aesthetiker. Denn ich nehme als selbstverständlich an, daß er von oben herunter gescheuert hat und nicht wie gewisse Kunstwächter und Kunstwärter von unten nach oben, wobei wenig herauskommt. Mancher mag bei den angeführten Worten an Tolstoi denken. Und in der That, der große russische Dichter und der hervorragende englische Aesthetiker zeigen eine auffallende Verwandtschaft. Doch davon später. Vorläufig nur eine Berührung der Frage: woran es liegen mag, daß Ruskin in Deutschland so wenig bekannt geworden ist.

Die Frage lösen zu wollen bilde ich mir nicht ein. Nur einige Andeutungen wage ich. Nach England blickten die Vielen in neuerer Zeit fast nur, wenn es sich um politische, soziale und volkswirthschaftliche Probleme handelte, oder auch, wie bei Darwin, um Fragen der exakten Wissenschaften. Die rein geistige Seite der jüngsten englischen Kultur beobachteten wir verhältnißmäßig weniger. In den Fragen der schönen Kunst und der schönen Litteratur insbesondere kümmerten wir uns, mit Ausnahme einzelner Künstler, kaum um England. Daß die englischen Möbel und die englischen Tapeten bei uns immer mehr Eingang fanden, änderte daran nichts, unsere künstlerischen und litterarischen Sympathieen gingen nach anderer Richtung hinaus. In allen Dingen, in denen man sich vom Leben, nämlich vom Alltagsleben, erholen will, wozu Kunst und Litteratur in erster Linie gehören, blickten wir in erster Linie nach Frankreich, kaum nach England. Es konnte scheinen, als ob uns hier etwas gegen den Geschmack ging. Und vielleicht war es das: vielleicht hatten wir an unserem eigenen „germanischen Christenthum" gerade genug und brauchten, um es auszuhalten zu können, wenigstens zum Nachtisch hie und da ein wenig französische Frivolität, oder wie man sonst die Sache nennen mag, im guten und schlimmen Sinn.

Wie dem nun sei, auffallend bleibt es: daß ein Mann wie John Ruskin, der mächtige Begründer des Präraphaelismus, der glänzendste englische Schriftsteller nach Carlyle, in Deutschland kaum Leser gefunden hat, ja vielfach kaum dem Namen nach bekannt geworden ist; — der Mann, den Carlyle selber ein wahrhaftiges Genie nennt, dessen Gedanken wie Blitze in das Herz dringen, und von dem Tolstoi meint, daß er der größte Moralist des Jahrhunderts genannt werden müsse. Ob das eine bedauerliche oder vielleicht gar eine erfreuliche Thatsache sei, lasse ich einstweilen dahingestellt.

Ruskin hat aber nun einen deutschen Uebersetzer gefunden. Bereits sind vier Bändchen erschienen: „Was wir lieben und pflegen müssen"; „Wie wir arbeiten und wirthschaften müssen"; „Wege zur Kunst"; „Gothik und Renaissance"; — übersetzt und zusammengestellt von Jacob Feis.*)

*) Straßburg, J. H. E. Heitz. (Preis 2 M. und 2.50.)

Diese Bändchen sind, wie man aus dem Nachsatz ersieht, keine geschlossenen Werke des englischen Autors, sondern es sind Zusammenstellungen des Wichtigsten und Brauchbarsten aus allen seinen Werken. Nur Gothik und Renaissance ist, vom Schlußkapitel abgesehen, ausschließlich den Stones of Venice entnommen. Feis hätte kein glücklicheres Verfahren einschlagen können. Er hat gut ausgewählt, und ich glaube, es ist ihm im höchsten Grade gelungen, auf verhältnißmäßig beschränktem Raum eine klare Anschauung des englischen Aesthetikers zu geben. Zugleich hat er vortrefflich übersetzt. Seine Sprache ist von einer Reinheit und Schönheit, die auch bei Originalschriftstellern in Deutschland nicht eben gerade gemein ist. Er hat sich von seinem Autor gut inspiriren lassen.

* * *

Ich nannte Ruskin den Begründer des Präraphaelismus. Zwar gab es vor den englischen bereits deutsche Präraphaeliten: Overbeck und seine Genossen. Sie waren Präraphaeliten nicht sowohl als Künstler denn als fromme Christen, (womit jedoch nicht gesagt sein soll, daß sie überhaupt keine Künstler waren). Und nicht künstlerische, sondern fromme Menschen erbauten sich an ihnen in erster Linie. Goethe z. B. ganz und gar nicht. Er empörte sich, daß man Frömmigkeit für Kunst ausgeben wollte, weil vielleicht die Kunst gelegentlich fromm war.

Anders die englischen Präraphaeliten. Hier darf man aber nicht zunächst an Rossetti und Burne-Jones denken. Das gäbe einen verkehrten Begriff. Die ersten Vertreter der Richtung, Millais, Brown und Hunt, suchten ihr Kunstideal hinter Raphael zurück, nicht weil dieser ihnen nicht fromm genug oder etwa gar nicht mystisch genug erschien. Im Gegentheil, er war ihnen nicht — naturalistisch genug, um Ruskin's eigenen Ausdruck zu gebrauchen. Man lief Raphael aus der Schule, und ging zu Carpaccio und Bellini, zu Signorelli und Ghirlandajo, zu Filippino und Botticelli, nicht weil sie frommer malten, sondern weil sie in ihren Bildern mehr Wirklichkeit, gemeine Wirklichkeit boten. Die Tendenz war rein künstlerisch, rein ästhetisch, nicht die Spur eines religiösen oder moralischen Motivs. Präraphaelismus war zunächst Anti-Idealismus.

Und keiner hat in diese Bewegung so leidenschaftlich und wirksam eingegriffen wie John Ruskin — der strenge Puritaner. Er nennt sich auch selber, in seiner Sprache, einen Naturalisten. Das Wort hat bei ihm einen tiefen Sinn. Es beleuchtet seine Kunstauffassung von ihrer liebenswürdigsten Seite.

Ruskin definirt die Kunst am liebsten als Ausdruck einer Freude über etwas, als eine Lobeserhebung. Sobald der Künstler seine Aufgabe vergißt, durch Nachahmung Lob zu spenden, geht seine Kunst verloren. . . .

Damit sich unsere Arbeit bewähre, und unsere Lebenskräfte gesund bleiben, muß unser Geist vom Grundsatz geleitet werden, daß unsere Kunst etwas lobt, was wir lieben: vielleicht bloß eine Muschel oder einen Stein, vielleicht einen Helden, vielleicht Gott. Die Innigkeit und der weitreichende Flügelschlag unserer Liebe bestimmen die Stellung, die wir in der Welt einnehmen. Mögen wir jedoch klein oder groß sein, das Lebenskräftige, was wir im Bereich der Kunst zu schaffen vermögen, muß der Ausdruck wahrhaftiger Wonne für etwas Wirkliches sein, welches besser ist als die Kunst.

Nur das Bild ist edel, das man aus Liebe zur Wirklichkeit malt.

Das ist Ruskin's Naturalismus. Seine Begeisterung für die Kunst ist Begeisterung für die Natur. Seine Liebe zur Kunst ist Liebe zum Leben. „Es gibt keinen anderen Reichthum als Leben; Leben, das alle Kräfte einschließt. Liebe, Freude, Bewunderung". Ein wunderbares Wort. Darum besteht für Ruskin die Bedeutung der Kunst darin, den Werth des Lebens zu erhöhen. Ob sie diese Aufgabe erfüllt, darauf kommt alles an. Sie soll uns das Leben lebenswerther machen. Das thut sie, indem sie es schöner macht, indem sie die Summe der Schönheit vermehrt. Also das Schöne soll die Kunst schaffen. Aber die Kunst ist an sich nicht ein Zweck, sondern sie ist ein Mittel. Ihr Zweck ist das Leben selber. Denn leben und das Leben genießen muß ein und dasselbe sein. Und allein in der Kunst genießen wir das Leben. Wir können nur leben, wenn wir arbeiten. Aber „Arbeit ohne Kunst ist Vertierung". Wir wären ja Sträflinge, wenn wir arbeiteten ohne Lust. Wenn uns die Arbeit aber ein Genuß sein soll, muß sie aus innerem Drang hervorgehen, muß sie nothwendig die Betheiligung von Geist und Gemüth erfordern, müssen wir Freude damit ausdrücken und Freude damit schaffen. Das ist aber künstlerische Arbeit. Und das ist auch allein eine sittliche Arbeit. Kunst und Sittlichkeit fallen überhaupt nicht auseinander. Kunst ist die höchste Sittlichkeit. . . .

Hier sind wir an dem Punkt angelangt, wo der Aesthetiker zum Moralisten wird. Ob ers freilich erst wird? Er war ja Puritaner von Haus aus, und so war er wohl, von Haus aus, vor allem Moralist.

Nun waren aber alle Moralisten im innersten Herzen Feinde der Kunst, und die bedeutendsten waren es offen und ehrlich, der große Plato in seiner (sozialistischen) Republik ebenso sehr wie der große Augustinus in seinem Staat Gottes, der Dichter der Neuen Heloise nicht weniger als der Dichter der Karenina. Doch bei Ruskin stehen wir einem höchst eigenartigen und originellen Schauspiel gegenüber. Sonst bemühten sich die Moralisten, wenn sie nicht ganz von Gott verlassen waren, von Gott Apollo nämlich und seinen neun Musen, die Aesthetik aus der Ethik zu entwickeln und der Kunst, so gut es gehen wollte, in dem Heilsgebäude ihres Moralsystems irgendwo ein Winkelchen anzuweisen. Ruskin macht Miene, das Umgekehrte zu leisten. Die Forderung, die Nackten zu kleiden, ist für ihn eine ästhetische Forderung. Und blos kleiden — das wäre wenig. Schön sollen wir sie kleiden. Und eine schöne Wohnung sollen wir ihnen obendrein schaffen. So stempelt er alle Tugenden zu ästhetischen Postulaten: Die Keuschheit, die eheliche Treue, die Gerechtigkeit, die sittliche Entrüstung, den edlen Zorn . . .

Verweilen wir einen Augenblick bei diesem Zorn, um den Moralisten in seiner ganzen Größe zu zeigen. In der Bibel, die Ruskin nicht aufhört zu zitiren, steht geschrieben: Mein ist die Rache, spricht der Herr. Aber Ruskin will, daß wir jedes Böse auf der Stelle selber rächen, und zwar aus dem Zorn heraus rächen, nicht, wie die modernen Strafrichter pflegen, aus utilitären oder pädagogischen Motiven. Für ihn ist es also in allen Fällen ausgemacht, wer der Sünder ist, und wer der Gerechte, wer strafen darf, und wer gestraft werden muß. Darüber kann für ihn, wie es scheint, nie ein Zweifel bestehen. Wahrhaftig, Ruskin ist kein Skeptiker. Er ist, glaube ich, überhaupt kein wissenschaftlicher Kopf. Er ist kaum ein logischer.

Seine Stärke liegt wo anders. Seine Stärke ist die Begeisterung, die aus dem Glauben und aus der Liebe quillt, aus dem Glauben an das Gute, an die göttliche Seele der Menschheit, aus der Liebe zum Leben, aus der Liebe zur Schönheit, die den Werth des Lebens erhöht.

Ruskin ist ein Künstler. Warum ist er nun aber nicht bei seiner Kunst geblieben, bei seinem Malerhandwerk, er, der so hoch vom Handwerk denkt, der das Handwerk über alles stellt, der jedem Menschen räth, ein Handwerk zu treiben? Warum? Ueber Kunst darf man nicht reden, sagt er wiederholt und sagt es mit Betonung. Und dennoch hat er sein Leben lang über Kunst geredet. Ich weiß keine andere Antwort als die: weil er ein Moralist war von Anfang an. Mit Farben konnte er nicht moralisiren, darum griff er zum Wort. Er konnte aber auch den Künstler nicht los werden, und so kleidete er seine Moral in das Gewand der Aesthetik.

Er hat in dieser Rolle Großes geleistet. Wir müssen ihn oft bewundern. Er ist begeistert und weckt Begeisterung.

Er hat aber auch große Wirkungen im Speziellen aufzuweisen. Innerhalb der Kunstgeschichte des Quatro cento und des Ciquecento hat er, gegen die vorigen Jahrhunderte, und zwar für die besten Köpfe, eine Umwerthung der Werthe bewirkt, die man epochemachend heißen darf, wenn sie auch nicht ewig anhalten sollte. Ueberdies ist seiner sozialen Ethik die ästhetische Bedeutung keineswegs abzusprechen. Seine heiße Liebe zur Natur, ob er sie nun Natur nenne oder Gottes Werk; seine Liebe zum Leben, das er trotz allem für das Höchste erklärt und das er in Schönheit gestaltet sehen möchte; seine Liebe zu den Menschen, die er alle theil nehmen lassen möchte an der Schönheit; seine Liebe zur Freude, seine Definition des Lebens als Genuß; sein heftiges Gefühl für die Noth und Häßlichkeit der modernen Großstädte, für die vielfache Entwürdigung der europäischen Menschheit durch den modernen Industriebetrieb; seine Ideen über Armuth und Reichthum: das sind wahrhaft ethische Werthe, die einem Puritaner alle Ehre machen und die, wenn je zu irgend einer Zeit an die soziale Frage herangegangen werden wird, noch gewichtiger in die Wagschale fallen werden.

In dem Gedanken, daß alle Kultur und also insbesondere alle Kunst nur die Aufgabe haben könne, einen höheren Typus der Gattung zu züchten, stimmt der Puritaner Ruskin sogar mit dem großen Immoralisten Nietzsche überein. Ja, er operirt sogar ganz wie Nietzsche mit Ethnologien, indem er darauf aufmerksam macht, daß die Worte **generous** und **gentle** ursprünglich nichts heißen als rassig, von reiner Rasse, wie das deutsche edel ursprünglich den Gutsbesitzer bezeichnete, also den Reichen, den Mächtigen, den Herrn, — was alles freilich viel besser in die Philosophie Nietzsches als in die Ruskins paßt.

Nein, die Logik ist nicht Ruskin's Stärke. Und darum wollen wir neben dem Guten das Bedenkliche nicht vergessen, das Schiefe, das Halbwahre, das ganz Absurde, und besonders das nothwendig Einengende, was eine absolut moralisirende Kunstbetrachtung und Aesthetik unumgänglich mit sich führen muß.

Der große Naturalist, schreibt Ruskin, nimmt den Menschen ganz wie er ist, sowohl seine körperliche als seine geistige Kraft. Fähig, sich in die ganze Stufenleiter menschlicher Leidenschaften zu vertiefen und liebend sich in sie zu versenken, entlockt er ihnen majestätische Harmonie; er stellt das Thun und Trachten, Jagen und Grollen, die Gier des Menschen, den Stolz und die Kraft seiner Seele und die Macht seines Glaubens furchtlos dar, und verleiht ihm in allem Würde; er reißt das Gewand von seinem Leibe und erschaut sein Geheimstes, wie ein Engel auf niedrigere Wesen herabsieht. Nichts, von dem er sich abwendete, nichts, was er zu gestehen sich schämte; mit Allem was lebt, was siegt, was fällt oder was duldet, fühlt er sich verbrüdert.

Welche wahrhaft schöne Stelle!

Den großen Künstler nennt Ruskin Naturalisten. Sich selber nennt er so. Die Liebe zur Natur nennt er das Herz und die Seele der Kunst. Alles was nicht nach der Natur riecht als dem Nährboden seiner Wurzel, ist ihm verdächtig. Aus der Luft gegriffene Phantasiegebilde fürchtet er wie Gespenster, und wenn es sich auch nur um dekorative Linien handelt. Es gibt heute in München Leute, die dann die höchste Schönheit erreicht zu haben vorgeben, wenn ihr Gebilde nicht mehr eine Spur an die Natur erinnert — was sie wirklich manchmal fertig bringen. Solche Menschen würde Ruskin als gemeingefährliche Narren behandelt haben. Nicht einmal von einer gewissen Symbolik will er etwas wissen in der bildenden Kunst. Noch weniger von Mystik. Natur und wieder Natur. Fassen Sie die Hand Gottes, ruft er in seiner poetischen Sprache; schauen Sie in das Antlitz Seiner Schöpfung und es gibt nichts, was zu erreichen Er sie nicht in den Stand setzt.

So der Künstler. Aber nun kommt der Moralist. Das Element des Moralisten ist die Unterscheidung von Gut und Böse. Sie trägt er überall hin, auch in die Natur, die er Gottes Werk nennt. Da ist dann der Fuchs ein böses Thier und das Schaf ein gutes, und Ruskin findet es unmoralisch, wenn einer lieber einen Fuchs malt als ein Schaf. Sogar in naturgeschichtlichen Werken findet er es unmoralisch. Es klingt unglaublich.

Greift nur hinein ins volle Menschenleben, hörten wir Ruskin — mit ein bischen andern Worten — oben ausrufen. Nun wäre nichts dagegen zu sagen, wenn Ruskin trotzdem auch die vollendetsten Meisterwerke des Teniers und des Jan Steen nicht als Werke hoher Kunst anerkennen wollte. Das thun wir auch nicht. Aber da er einmal Kunst und Sittlichkeit identifizirt, müssen das nothwendig unsittliche Werke sein, und nur ein unsittlicher Mensch kann dauernd Geschmack an ihnen finden. Denn der Geschmack an solchen Werken ist ein richtiger Teufelsgeschmack. In Wahrheit sind alle hierhergehörigen Werke der Holländer in gewissem Sinne viel reinere Werke einer künstlerischen Kunst als selbst die Disputa oder die Schule von Athen. Aber eben: um künstlerische Kunst ist es Ruskin nicht zu thun, sondern um sittliche Kunst. Das ist natürlich Ruskin's Recht. Ich konstatire nur.

* * *

Jede Nation nahm schließlich vom Christentum und bewahrte es am treuesten, was ihrer Natur am wenigsten widersprach: Die Italiener sehr wenig, die Nordgermanen sehr viel; die Spanier den Heroismus und die Todesmuthigkeit des Glaubens, die Russen die Friedensbotschaft, die Franzosen die Caritas und die Engländer die — Castitas, oder etwas, das ihr ähnlich sieht und das man, wenn man es nicht loben will, Prüderie nennt.

Ruskin verläugnet seine Rasse nicht. Er ist, seinem Naturalismus zum Trotz, ein abgesagter Feind des Nackten. Er haßt es. Er empfindet in diesem Punkt ganz wie ein mittelalterlicher Mönch, aus allem Nackten sieht ihn der Teufel an. Er behauptet, daß Griechenland hauptsächlich zu Grunde gegangen ist durch seine Liebe zur nackten Gestalt. Er mißhandelt Dürer, einmal weil derselbe nicht, wie Holbein, für England gearbeitet hat, und dann aber ganz besonders, weil er Adam und Eva nackt dargestellt und weil er anatomische Studien getrieben hat. Mit einer geradezu verächtlichen Gehässigkeit spricht Ruskin von Dürer. Und nicht viel besser kommt Lionardo weg. Ruskin meint, was unter der Haut steckt, ginge den Maler und Bildhauer nichts an und die Impressionisten meinen es auch. Goethe freilich war anderer Meinung: „Nichts ist in der Haut, was nicht im Knochen ist." Im Ganzen kann man Ruskin nur bestimmen, wenn er von dem Einfluß der Wissenschaft auf die Kunst keine allzu günstige Meinung hegt.

Ruskin hat selber Kunstwerke ersten Ranges geschaffen. Das sind seine „Ansichten der Natur", um mit Humboldt zu reden, seine landschaftlichen Schilderungen in **Modern Painters.** Zwar moralisiren sie auch in jeder Zeile. Da gibt es kein noch so lebloses Ding, dem nicht moralische Eigenschaften zugesprochen werden, Stolz oder Demuth, Anmaßung oder Bescheidenheit, Wahrhaftigkeit oder Verlogenheit. Aber wie Ruskin die Natur sieht und empfindet, ist deswegen nicht weniger genial. Die Fülle seiner eigenartigen Beobachtungen ist erstaunlich, sie ist groß wie seine Liebe — seine echteste Liebe, seine Liebe zur Landschaft. Nicht umsonst ist Turner für ihn der größte Maler aller Zeiten! Er ist jedenfalls der erste große Landschaftsmaler des Jahrhunderts. Die Landschaft ist überhaupt die Stärke des Engländers. Den Italienern war sie wenig. Botticelli sprach verächtlich von Bildern, die man schon zu Wege bringen könne, indem man einen feuchtfarbigen Schwamm an die Wand wirft. Diesen Italienern war die menschliche Gestalt, die nackte, das A und O aller Kunst. Die Gegenden des menschlichen Körpers, das waren die Landschaften, die sie nicht müde wurden zu studiren. Daraus erwuchs ihr großer Stil. Aber die Engländer, mit ihrer puritanischen Prüderie, mit ihrer geradezu mönchisch mittelalterlichen Scheu vor ihrer eigenen Körperlichkeit, brauchten

einen Ersatz; sie fanden ihn in der Landschaft. Ihre Liebe zur Landschaft ist die Kehrseite einer lächerlichen Schwäche. Wie inkonsequent sie hierin sind, ahnen diese Sportsmenschen gar nicht. Konsequent war jener Dominikaner-Prior, der dem Pater Hyazinth Seife und Zahnbürste verbot.

* * *

Selbstverständlich mag Ruskin die Renaissance nicht leiden und zwar, er läßt darüber keinen Zweifel, weil sie unchristlich war. Der Gelehrte des XVI. Jahrhunderts, wenn er den Blitz von Osten und Westen zucken sah, dachte sofort an Jupiter, nicht an das Kommen des Menschensohnes. Das hält Ruskin für ein großes Unglück. Schmerzlich bedauert er diese Renaissance-Menschen, die zwei Götter hatten, wovon sie den einen mit dem Mund bekannten und den andern sich im Herzen dachten, um zuletzt keinen von beiden zu fürchten. Nein, wahrlich, sie haben sich vor keinem Gott gefürchtet und vor keiner Sünde. Solche Menschen kann Ruskin nun garnicht begreifen. Und dennoch ist er ehrlich genug, einzugestehen, daß es bei ihm zu Hause genau dasselbe ist, daß man da auch Jahr aus Jahr ein den Christengott im Munde führt aber dienend einer ganz anderen Gottheit Knecht ist. **Britania Agorala** nennt Ruskin sie, oder auch „Göttin des Vorwärtskommens".

Also welchen Sinn hat sein Schlechtmachen der Renaissance, wenn er doch zugleich zugibt, daß selbst die christlichsten aller Christen, daß selbst seine Angelsachsen eben auch nur Christen sind mit dem Munde? Aber vielleicht verzeiht er diesen ihre „Göttin des Reichwerdens", weil sie sich wenigstens, wenn nicht vor Gott, so doch vor dem Teufel fürchten, nämlich vor der Nacktheit. Diese Tugend mag Vieles aufwiegen.

Sogar das Prädikat „todt" gibt Ruskin der Renaissance.

„Die todte Renaissance beschränkte sich auf das Irdische, wies alles ab, was warm und himmlisch war, beschränkte sich auf ihren Stolz; wies alles ab, was schlicht und innig war, beschränkte sich auf ihre vornehme Standesherrlichkeit; wies alles ab, was aus dem Herzen quoll, was ehrfurchtsvoll und lebensfroh war. Hingegen gab sie sich dem Luxus des Körpers hin; schuf die terrassenförmigen, duftigen Gärten mit ihren Grotten, Springbrunnen und schläfrigen Schattengängen; schuf die geräumigen Hallen und langgezogenen Säulenreihen gegen die Sommerhitze, die festgeschlossenen Fenster und vollendeten Einrichtungen und Hausgeräthschaften, um die Kälte abzuwehren, sowie die weichen Bilder auf Wand und Decke, übervoll der tollen Ueppigkeiten des Heidenthums."

Solche Stellen sind höchst nützlich zu lesen. In Deutschland sind die Prediger des konsequenten Christenthums heute meist Geister untergeordneten Ranges. Hier aber sehen wir, wie dieses konsequente Christenthum werthet, selbst wenn es aus dem Munde eines schönheitstrunkenen und lebenstrunkenen Künstlers spricht.

Mir fällt da unser Jakob Burkhard ein. Der war eigentlich auch ein Puritanersohn. Und ein klein wenig falsches Licht hat auch er in seine Darstellung des Cinquecento hineingebracht, nur gerade in entgegengesetztem Sinne wie Ruskin. Vielleicht in Opposition zu der herkömmlich deutsch-antikatholischen Auffassung vindizirt er seinen geliebten Renaissancemenschen eine christliche Religiosität, die sie kaum hatten, und huldigt damit unvermerkt auch dem Grundsatz: daß nichts groß sein kann, was nicht christlich ist.

Ich habe gesagt, die präraphaelitische Bewegung in England sei eine rein ästhetische gewesen. Sie war es gewiß für Hunt, Brown und Millais. Aber für Ruskin? darüber werden dem Leser unterdessen einige geliade Zweifel gekommen sein.

Zum Schluß noch ein Wort über Ruskin's Auffassung der Poesie. Sie ist der weitaus engherzigste Theil seiner Aesthetik. Hier hört sein „Naturalismus" ganz auf. Hier fordert er, wie es scheint, überhaupt keine Natur mehr, die er doch für die bildende Kunst als unerläßlich erklärt. Dichtung ist ihm „etwas Erfundenes, Erdachtes, Künstlerisches, Uebernatürliches, aus dem eigenen Kopf Zusammengeschweißtes". Also etwas Uebernatürliches sogar. Dichtung, die Unschönes zur Darstellung bringt, nennt er ein Majestätsverbrechen an der Madonna und der Weiblichkeit. Denn eine jede schöne Dichtung, verlangt er, muß Madonnendichtung sein.

Auf Goethes Iphigenie mag das vielleicht passen, aber auf Shakespeare, auf Shakespeare . . . Ich fürchte, was Ruskin befürwortet, wird meistens Backfisch-Dichtung sein.

Wenn ich mich nun in der Ausführung des Negativen etwas weit eingelassen habe, so geschah das nicht, um dem edlen Ruskin, den ich lieben gelernt habe, gehörig am Zeug zu flicken. Es geschah, um zu zeigen, wie gewisse Vererbungen (die ich nicht mehr näher zu benennen brauche) auf einen sonst herrlichen Geist einwirken und ihn eng machen, der von Natur bestimmt gewesen wäre, weit zu sein.

Die Welt kennt ja in Leo Tolstoi, um auf den Anfang zurückzukommen, ein noch viel abschreckenderes Beispiel. Wie dieser große Dichter mit der Kunst und der Dichtung sich selber verleugnet, wenn das die christliche Selbstverleugnung ist, ist sie eine zweifelhafte Tugend.

Mit Tolstoi sprach jüngst ein Maler über Kunst. Aber wenn Sie recht hätten, rief Tolstoi zuletzt, dann wären Tapeten auch Kunstwerke. Er glaubte den Maler ad absurdum geführt zu haben. Der Künstler lachte.

Zu solchen fatalen Konsequenzen kam Ruskin zum Glück nicht. Sein treuester Freund und Schüler, William Morris, bekannte sich nicht nur zur Sozialdemokratie, (was jeder völlig konsequente Christ müßte), er wurde auch Tapetenzeichner und Tapetenfabrikant, und ihm verdanken wir es, wenn heut in einfachen Bürgershäusern an den Wänden eine Schönheit erblüht, wie sonst kaum in Königspalästen.

Benno Rüttenauer.

Theater.

Ph. Langmann: Gertrud Antleß. Lessingtheater, 25 November

Die Wirkung dieses naturalistisch-patriarchalischen Dramas war gering. Es ist patriarchalisch in der Lehre, naturalistisch in der Darstellungsform. In beiden Punkten mangelt ihm die Vertiefung.

Wollte Langmann eine Lehre geben, so hieß sie: „Achtet die Eltern!" Aber gewiß! unser Empfinden heischt es; das vierte Gebot heischt es auch. „Die Eltern müssen nur danach sein", fügt Anzengruber zu. Er legt auf diesen Zusatz das Gewicht und verbessert den Moses. Anzengruber's Zeit ist darwinianisch: also können die Eltern dafür, wie die Kinder ausfallen; also darf die Achtung vor ihnen bedingt sein. Thatsächlich wird hier die elterliche Burg geschleift. Denn Achtung für Jemand begehren, der Achtung verdient: das ist ein allgemeiner Satz; er betrifft nicht mehr die Eltern besonders.

War Anzengruber der Erste? Hatte nicht Ibsen den Torpedo unter die Arche gelegt? Oswald rast gegen den Kammerherrn, der ihn so in die Welt gesetzt und nicht besser. War Ibsen der Erste? Franz, die Kanaille, beklopfte schon prüfend das Gebot der Kindesliebe. Dankbar sein! warum hat ihn der Vater gemacht? weil er eine Bouteille über den Durst getrunken. War Schiller der Erste? Ich weiß es nicht. Kurz und gut: seit hundert Jahren mindestens

wird das mosaische Gesetz erläutert. Erläutert — wenn nicht ergänzt. Ergänzt — wenn nicht umgestoßen. Langmann erst predigt wieder das patriarchalische Wort: man soll die Eltern achten.

Das heißt, ein naturalistisches Drama predigt nicht. Es stellt bloß Thatsachen hin. Also Langmann stellt folgende Thatsachen hin. Eine Bäuerin hat geheirathet gegen den Willen der Eltern. Es geht ihr später nicht wohl auf Erden: sie wird von den eigenen Kindern elend behandelt. Auch diesen Kindern geht es später nicht wohl auf Erden: sie kommen in Armuth und Schmach. In Armuth, denn ihr Besitz flammt auf; in Schmach, denn ihre Tochter bleibt in kitzligen Umständen ledig. Der Naturalist sagt keineswegs: Kindern geht es schlecht, wenn sie gegen die Eltern sündigen. Gott soll ihn strafen, — niemals! Er gruppirt nur zufällig Thatsachen, aus welchen dieser Satz ins Gesicht springen muß. Also ohne Umschweife: er predigt doch.

Die Allgemeingültigkeit des Satzes ist aber zu bezweifeln. Ja, sie ist bestimmt nicht vorhanden. Kindern geht es nicht immer schlecht, wenn sie gegen die Eltern sündigen. Die Erfahrung widerspricht der Bibel. Es wäre schöner, wenn sie ihr entspräche: doch sie widerspricht ihr. Es ändert nichts, daß Langmann ein Volksstück geben wollte. Wir verstehen unter Volksstück nicht ein Ding, welches durch frommen Trug erziehlich wirkt auf das Volk. Sondern eine Bühnendichtung, welche Gestalten des Volks wahrhaft zeichnet.

Somit entsteht die Frage nach dem rein naturalistischen Werth dieses Dramas. Enthält es Züge, welche das Seelenleben der Bauern tiefer enthüllen? Nicht einen. Ach, das Seelenleben der handelnden Bauern ist zu wenig klar, um ihr Handeln auch nur verstehen zu lassen. Merkmale des Erlebens, nicht der Prozeß des Erlebens. Mutter Antleß ist ehrlich, doch die Ehrlichkeit bleibt unzerlegt. Mutter Antleß empfindet Schmerz, doch ihr Schmerz bleibt unzerlegt. Eine alte Frau, die Feuer stiftet und hineinspringt, müßte ergreifen. Warum ergreift sie nicht? Darum: weil wir sie noch nicht kennen, wenn sie bereits verbrannt ist.

Wir überblicken das Drama. Langmann wollte einfach sein: er wurde gleichgültig. Er trachtete, schmucklos zu sein: er war mittelmäßig. Man kann dieses Werk schütteln, beklopfen, stülpen: es gibt nichts her. Das ist die böseste Gattung: sie hat nicht Fehler, sondern Fehlendes. Bekanntlich zeigt eine tiefe Kunst oft Mangel an äußeren Reizen. Diesen Mangel hat der Autor streng gewahrt, die Tiefe vergessen.

Ein Gleichniß zum Schluß. Man denke sich einen Stoff von Millet ohne die Kunst eines solchen. Langmann gibt ein Bild, auf dem nichts gemalt ist als ein Rübenauszieher von hinten gesehen. Und die Bedeutung des Bildes ruht eben darin, daß er diesen Rübenauszieher nicht malen kann.

Gott hauche Wind in seine Seele.

Alfred Kerr.

Frommann's Klassiker der Philosophie. IX. Platon. Von Professor Dr. Wilhelm Windelband in Straßburg. — **Politiker und Nationalökonomen.** Eine Sammlung biographischer System- und Charakterschilderungen. Herausgegeben von G. Schmoller und O. Hintze. I. Machiavelli. Von Richard Fester.

Wir haben in der „Nation“ bereits verschiedentlich auf die von Professor Dr. Richard Falkenberg in Erlangen herausgegebene Serie der Klassiker der Philosophie hingewiesen und über einzelne Publikationen dieser Serie auch eingehendere Besprechungen gebracht. Es liegt jetzt die IX. Biographie „Platon“ aus der kompetenten Feder Wilhelm Windelband's vor.

Gleichzeitig hat der rührige Frommann'sche Verlag in Stuttgart eine neue Reihe von Publikationen eröffnet, welche biographische System- und Charakterschilderungen hervorragender Politiker und Nationalökonomen umfassen soll. Die vorläufige Anzeige kündigt in ziemlich bunter Reihenfolge Biographien über: Bodinus, Gladstone, Vico, Turgot, Adam Smith, Friedrich den Großen, Dahlmann, Karl Marx, Cromwell, Niebuhr, Treitschke, Friedrich Wilhelm I und Saint Simon an. Eröffnet wird die Reihe mit der Biographie über Machiavelli. Ueber Machiavelli und Machiavellismus besteht schon eine völlige Bibliothek. Das ausgezeichnete Werk von Villari hat die in der Litteratur über Machiavelli noch vorhandenen Lücken ziemlich vollständig ausgefüllt, Richard Fester hat es nichtsdestoweniger verstanden, dem interessanten Stoff noch einige neue Seiten abzugewinnen. Sein kleines Werk ist anziehend geschrieben und kann den Lesern der „Nation“ durchaus empfohlen werden.

B.

Mit dem linken Ellenbogen. Roman von Detlev von Liliencron. Schuster und Loeffler, Berlin und Leipzig, 1899.

Endlich einmal wieder etwas von Liliencron! Und ein Buch, das vor neun Jahren geschrieben, weiß der Teufel warum — erst jetzt herauskommt, und sonst bedenkt der rasche, jugendlich in die Kunst hineinsprengende Mann doch nicht dieses traurig-weise — nonum prematur in annum. Sei's wie immer, wieder einmal darf man sich an dieser Natur freuen. Wo springt ein frischerer Quell aus der deutschen Erde! Wieder darf man sich dieser Kunst hingeben, die ein so reines, helles, fröhliches Spiel ist, in allem Uebermuth voll Freiheit, in der Laune voll Anmuth, von gezügelter Kraft der Sprache bei allem flotten Drauflosgehen des Erzählers. Dazu ist immer noch diese naive, ganz ungetrübte Freude des Dichtens lebendig, des Dichtens um seiner selbstwillen, des ganzen Spiels mit Sinn und Figur, Wort und Menschen. Es kommt nur darauf an, wer es spielt. Der echten, naiven Natur steht das Kindliche des Spieles wohl an. In Liliencron steckt eine solche Macht des Temperaments, solche Wahrhaftigkeit und Größe des Empfindens, daß dies Spiel seiner Kunst den größten Lebenswerth bekommt, da darf man dann mit der Fabel und mit unglaubhaften Details und mit allerlei Sünden gegen die Wahrscheinlichkeit — sündigt doch auch das Leben selbst dagegen — nicht rechten. Man will und muß mit diesem großen, herrlichen Kinde ein Kind sein. Wer das nicht kann, soll uns leid thun. Für den dürfte gerade die naivste, kindlichste Kunst des deutschen Volksliedes und der deutschen Epen, der Schwänke und Volksmärchen ebenso nichtssagend sein, wie Liliencron's Werk, das aus diesen tiefsten Wurzeln wuchs, dessen Modernität aus diesem tiefsten Boden kam. Die Gestalt des „Schwabenmädels“, deren Reinheit und Süße, deren gute, tüchtige Ellbogenkraft sich durch das widrige, gemeine Leben stößt und das gerade daran aufblüht, ist nah blutsverwandt mit allen herrlichen Schwestern, mit dem Aennchen von Tharau und mit den guten Mädchen der alten Grimm'schen Märchen, und mit der prachtvollen Regel Amrei Gottfried Keller's, mit allem, was gut und theuer ist in der deutschen Dichtung. Seit Gottfried Keller haben wir keinen großen, deutschen Roman, auch Liliencron hat nicht im Roman die leere Stelle eingenommen, aber ein echter deutscher Dichter ist er, einer der echtesten und besten unter den lebenden, und er mag damit wohl zufrieden sein.

Wien. Otto Stoeßl.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, W. Ziethenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 10. Berlin, den 9. Dezember 1899. 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Aus Südafrika sind Vorgänge von entscheidender Bedeutung nicht zu melden. Die Operationen sowohl zum Entsatz von Ladysmith wie von Kimberley rücken nicht voran. Diese Thatsache beweist eines; weder General Buller noch Lord Methuen fühlen sich bisher stark genug, erneut den Kampf mit den Buren aufzunehmen. Damit ist auch deutlich genug dargethan, welche Bedeutung dem sogenannten glänzenden Siege des Lord Methuen beizumessen ist. Nachdem Lord Methuen gesiegt hatte, fühlte er sich auch ferner so gefährdet, daß er zunächst auf eine Verfolgung der Buren und auf eine Ausnutzung der angeblich so erfolgreichen Kämpfe verzichtete. Dabei mag es immerhin richtig sein, daß die Buren sich aus den Positionen, die sie am Schlachttage eingenommen hatten, zurückgezogen haben. Aber dieser Rückzug ist augenscheinlich in voller Ordnung vor sich gegangen, und während die Buren neue feste Stellungen bezogen, fühlte sich der englische General so geschwächt, daß er bisher es nicht wagte, dem Gegner wiederum auf den Leib zu rücken.

Ferner verlautet, daß im Norden der Kapkolonie die Afrikander in großen Schaaren zu den Buren übergehen; man sagt, daß bereits 10000 Bewohner des Kap sich dem Feinde angeschlossen haben und daß daher die Verluste der Buren auf diese Weise reichlich wieder wettgemacht worden sind. Es mag sein, daß diese Zahl erheblich übertrieben ist; allein voraussichtlich ist Lord Methuen auch darum zur Unthätigkeit verurtheilt, weil seine Rückzugslinie von Buren und aufständischen Afrikandern ihm bedroht erscheint. Griffe der Aufstand im Norden der Kapkolonie um sich, dann würde die Lage von Lord Methuen durch diese feindlichen Bewegungen in seinem Rücken sehr gefährdet werden.

Auch in England scheint man die Verhältnisse mit einer gewissen Bangigkeit zu betrachten, dafür spricht, daß noch eine Division in Kriegsbereitschaft gesetzt werden soll. Sie würde aus jungen ungeschulten Leuten bestehen, und es müßte wenigstens eine ganze Reihe von Wochen vergehen, bis diese Truppen, einigermaßen für einen Feldzug vorbereitet, in Südafrika einzugreifen im Stande sein könnten. Jedenfalls erhärtet auch diese Nachricht, daß man im Vereinigten Königreich mit der Möglichkeit eines langwierigen Krieges sich vertraut gemacht hat. Und trifft diese Voraussetzung zu, so liegt gerade in dieser Langwierigkeit — ganz abgesehen von der Kriegstüchtigkeit der Buren — eine große Gefährdung englischer Interessen.

Je länger England in Südafrika festgelegt bleibt, um so wahrscheinlicher wird es, daß vor Allem Rußland sich diesen Umstand zu Nutze machen wird. In Persien geschieht das bereits ausgiebig, und es mag sein, daß das Vereinigte Königreich selbst nach einem siegreichen Krieg gegen die Buren in Asien Rückschläge erleidet, die in keinem Falle, afrikanische Erfolge — die überdies problematisch bleiben — aufwiegen würden.

Die Welt ist mit einer ganzen Reihe von beachtenswerthen oder werthloseren diplomatischen Eröffnungen beglückt worden. Graf Goluchowski hat die österreichisch-ungarischen Delegationen mit den üblichen Mittheilungen über die internationalen Verhältnisse bedacht. McKinley hat an den Kongreß eine Präsidialbotschaft gerichtet, und

Chamberlain, der englische Kolonialminister, hat in Leicester eine Rede gehalten.

Die Rede von Chamberlain hat den meisten Lärm verursacht und ist am schnellsten wie ein rasch verpufftes Feuerwerk wieder in stille Dunkelheit versunken. Chamberlain spielte mit dem Gedanken einer Allianz zwischen England, den Vereinigten Staaten und Deutschland, und er würzte seine Rede mit überaus heftigen Ausfällen gegen Frankreich.

Daß eine solche Allianz nicht besteht, hat McKinley sogleich in seiner Botschaft hervorgehoben; was Deutschland anbetrifft, so bedarf es gar nicht einer besonderen Richtigstellung. Und wir können nur sagen, daß von allen englischen Staatsmännern gerade Chamberlain am ungeeignetsten wäre, einen solchen Gedanken in Deutschland populär zu machen. Bei uns hegt man ein berechtigtes und tiefgehendes Mißtrauen gegen die Chamberlain'schen politischen Aspirationen. Man ist nach seiner Vergangenheit berechtigt, ihn für einen frivolen und unzuverlässigen politischen Führer zu halten. Und dieses Charakterbild ist auch gerade durch diese Rede bestätigt worden. Er spricht von Allianzen, die nicht vorhanden sind, und er richtet Angriffe auf Frankreich, deren Maßlosigkeit überall in der Welt mißbilligend hervorgehoben worden ist.

Es scheint denn auch, daß diese Rede garnicht in erster Reihe bestimmt war, im Auslande einen weiterreichenden politischen Eindruck zu hinterlassen. Sie ist dazu viel zu naiv und zu übertrieben, sowohl in ihren Freundschaftsversicherungen, wie in ihren Angriffen. Man kann Chamberlain nicht die Unklugheit zutrauen, daß er eine solche Wirkung gänzlich außer Betracht gelassen haben sollte. Weit wahrscheinlicher ist es, daß Chamberlain vor Allem für seine englischen Landsleute gesprochen hat. Da die Mißstimmung gegen ihn, den man als den Hauptträger der jetzigen auswärtigen Politik betrachtet, sicherlich auch in England im Wachsen ist, so wünscht er die Augen seiner Zuhörer von den düsteren Bildern in Südafrika abzuziehen, und er gaukelte ihnen das erfreuliche Bild einer machtvollen Allianz mit den Vereinigten Staaten und mit Deutschland vor. Und dem gehobenen Selbstgefühl gab er dann sogleich eine chauvinistische Richtung gegen einen neuen Gegner, gegen Frankreich.

Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, läßt sich diese Rede wenigstens einigermaßen verstehen; freilich hat sich gezeigt, daß selbst eine Berechnung auf dieses Ziel verfehlt war. Auch in England hat man die Chamberlain'schen Uebertreibungen sehr kritisch und sehr kühl aufgenommen. Und das halten wir für gut.

Gewiß wünscht man in Deutschland gute und herzliche Beziehungen zu England, aber eine englische Regierung, deren leitender Geist Herr Chamberlain ist, wird in jedem Falle mit Mißtrauen und dementsprechend mit sehr vorsichtiger Zurückhaltung von der deutschen Bevölkerung betrachtet werden.

Weit lieber sind uns die herzlichen Worte gewesen, die McKinley in seiner Botschaft an Deutschland gerichtet hat. Mit besonderer Wärme betonte der Präsident der Vereinigten Staaten die guten Beziehungen, die zwischen Berlin und Washington herrschen, und er fand auch freundliche Bemerkungen für England. Eine solche sachgemäße Behandlung internationaler Beziehungen, die sich von Uebertreibungen fern hält, ist gerade wegen ihres Maßhaltens eindrucksvoll und gerade darum geeignet, die guten Beziehungen der Staaten zu einander zu festigen. Jede Entwicklung aber in dieser Richtung wird von der Deutschen Bevölkerung bereitwillig gefördert werden. Auch in den Zeiten kleiner Verstimmungen ist dieser Standpunkt an dieser Stelle stets vertreten worden.

McKinley hat alsdann auch die bedeutsamen Fragen der inneren Politik der Vereinigten Staaten behandelt.

Der wichtigste Gegenstand, der den Kongreß zunächst beschäftigen wird und der in der Botschaft McKinley's an den Kongreß bereits eingehend angekündigt ist, betrifft die Festlegung der Goldwährung. Bekanntlich ist in den Vereinigten Staaten die Regierung nicht autorisirt, irgend ein Gesetz im Parlament vorzulegen. Die Trennung der Exekutive von der Legislative ist in der Verfassung der Vereinigten Staaten so strenge durchgeführt, daß die Regierung nicht einmal das Jahresbudget vorlegt, sondern auch hier die Initiative des Kongresses abzuwarten hat.

Was die geplante Währungsgesetzgebung anlangt, so steht es aber fest, daß die Regierungspartei, die gegenwärtig sowohl im Repräsentantenhaus, als auch im Senat die Mehrheit hat, demnächst einen Gesetzentwurf vorlegen wird, dessen wichtigste Bestimmungen darin bestehen, daß einmal alle Schuldforderungen — öffentliche, wie private —, die auf amerikanische currency lauten, gesetzlich als in Gold zahlbar anerkannt werden. Das, was bisher thatsächlich in Uebung war, wird damit durch ein ausdrückliches Gesetz auch als Verpflichtung über allen Zweifel erhoben. Sodann soll dem Staatspapiergeld, den sogenannten greenbacks, langsam der Garaus gemacht werden durch die Bestimmung, daß im Schatzamt eingegangene greenbacks, die bisher wieder in Cirkulation gesetzt werden mußten, in Zukunft nur dann wieder ausgegeben werden dürfen, wenn eine entsprechende Summe in Gold dafür eingezahlt wird. Das Bundespapiergeld wird sich danach allmählig in durch Gold vollständig gedeckte Schatzscheine verwandeln.

Mit diesen beiden Maßnahmen darf die Goldwährung in den Vereinigten Staaten als gegen die silver craze völlig geschützt angesehen werden. Damit ist der bimetallistischen Agitation in der ganzen Welt auch das letzte Fünkchen Lebenslicht ausgeblasen; der Bimetallismus ist, um mit Dickens zu reden, jetzt wirklich „dead as a doornail."

Graf Goluchowsky endlich sprach diesmal im Gegensatz zu seiner letzten Delegationsrede mit Wärme von der Bedeutung des Dreibundes für den Frieden und von der Festigkeit der Beziehungen zwischen Oesterreich-Ungarn, Deutschland, Italien. Bei der letzten Eröffnung der Delegationen stand an der Spitze Oesterreichs ein dem Czechenthum dienstbares Ministerium; daher wurde des Bündnisses mit Deutschland nicht gedacht; diesmal regiert in Oesterreich ein deutsches Ministerium, und da wird auch wieder der Dreibund erwähnt, den Deutschland ins Leben gerufen hat. Diese Berücksichtigung von Vorgängen der inneren österreichischen Politik Seitens des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten in Wien ist lehrreich für uns.

Graf Goluchowsky konnte außerdem von den trefflichen Beziehungen seines Landes zu Rußland sprechen. Der Ausgleich mit Rußland ist gefunden, seitdem beide Reiche sich über ihre Balkanpolitik verständigt haben; seitdem beide Staaten, statt gegeneinander in jenen Gegenden zu intriguiren, eine Einmischung vermeiden und zugleich die unruhigen Elemente jener Gegenden gemeinsam von tollen Streichen abzuhalten suchen.

Wären nicht die Vorgänge in Südafrika, so könnte die civilisirte Welt mit Ruhe in die Zukunft blicken.

Der französische Sozialistenkongreß, der in Paris tagte, hat einen Beschluß gefaßt, der ganz dem Schema der Versöhnungsaktion in Hannover entspricht. Es wurde mit Majorität beschlossen, daß ein Sozialist nicht ein Ministerportefeuille annehmen soll. Und nachdem Millerand und Jaurès diese Censur ertheilt war, wurde mit noch größerer Majorität beschlossen, daß es von dieser strengen Regel Ausnahmen geben soll, womit die Haltung der getadelten Jaurès und Millerand wiederum gebilligt wird. Man überkleisterte also den Riß und das ist für die politische Machtstellung der Sozialisten jedenfalls klüger, als die Partei durch eine Sprengbombe zu zerreißen und damit beide Theile zu schwächen.

Frau Anna von Helmholtz, die Wittwe des großen Physikers ist gestorben. Frau von Helmholtz war eine hervorragende Frau; willensstark und oft auch herb, aber auch hingebend gegen jene, die sie schätzte. Sie war mit Ludwig Bamberger, der vor ihr verstorben war, bis an seinen Tod in aufrichtiger und treuer Freundschaft verbunden; eine Freundschaft, die bei zwei Menschen, wie diesen,

erklärlicherweise auch an geistiger gegenseitiger Anregung reich gewesen ist. Das Band war um so stärker, da Frau v. Helmholtz auch politische feste Ueberzeugungen hatte. Wenn diese Anschauungen sich auch gewiß nicht in die Enge eines Fraktionsprogramms einzwängen ließen, so waren sie doch durch und durch liberal und human.

Frau von Helmholtz war eine der wenigen Frauen, die in Berlin thatsächlich das erschaffen haben, was man einen Salon nennen kann; einen Sammelpunkt für hervorragende Menschen der verschiedensten Richtungen zu freier Aussprache in den Formen vornehmer Kultur.

* * *

Südafrika.

Welch breiten Raum im geistigen Interesse der civilisirten Menschheit sich seit einigen Monaten Südafrika erobert hat! Beschreibungen des Landes und seiner Bewohner, Erörterungen über die wirthschaftliche und die politische Entwicklung, das Rassenproblem und zahlreiche andere Betrachtungen drängen sich auf, und Bücher über Südafrika, die Jahre lang verstaubt im Winkel standen, werden hervorgeholt, um sich besser zu orientiren. Ich habe bisher noch kein Buch über Südafrika entdeckt, das mich anschaulicher und, wie ich glaube, zuverlässiger über südafrikanische Verhältnisse unterrichtet hätte, als James Bryce's „Impressions of South Africa"*). Das soeben in dritter Auflage erschienene Werk gibt die Eindrücke wieder, welche der Verfasser bei einer Reise im Herbst 1895 gesammelt und im Jahre 1897 zuerst publizirt hatte.

Bryce unternahm jene Reise in Begleitung seiner Frau; trotzdem begnügte er sich nicht damit die leicht erreichbaren Plätze aufzusuchen. Auf dem Dampfer „Hawarden Castle" nach Kapstadt gelangt, fuhr er mit der Bahn über Kimberley nach Mafeking. Mafeking bildete damals noch das Ende der Eisenbahn, die heute bereits bis Bulawayo fort geführt ist. Die Reisenden waren deshalb gezwungen, sich hier zwar nicht dem historischen Ochsenwagen, aber doch einem Gefährt anzuvertrauen, in welchem die wichtigsten Lebensbedürfnisse, speziell auch vorher abgekochtes Wasser, in einem eisernen Behälter mitgenommen werden mußten. Geleitet wurde der Wagen von einem Kapholländer und seinem farbigen Gehilfen. Nur in dieser Begleitung — ohne irgend welche Waffen — reiste das Ehepaar Bryce durch Betschuanaland und das Land der erst zwei Jahre zuvor in blutigen Kämpfen unterworfenen Matabele, zunächst nach Bulawayo und dann nach Fort Salisbury, viele hunderte von englischen Meilen. Die „Chartered Company" hat kürzlich die Eisenbahn von Beira am Indischen Ozean bis nach Fort Salisbury vollendet. Im Herbst 1895 war die Bahn nur fertig von Chimoyo bis Fontesvilla — über eine Strecke von 118 Meilen. Von Fort Salisbury nach Chimoyo mußte abermals ein Wagen benutzt werden, während von Fontesvilla nach Beira in der schlammigen, fiebrigen Niederung man sich einem Ruderboot und später einem kleinen Dampfer anvertrauen mußte, der auf dem seichten Pungwefluß nach allerlei Fährnissen die Reisenden wohlbehalten nach dem portugiesischen Hafenplatze Beira brachte, wo zum Glück gerade ein Dampfer der Hamburger Ostafrika-Linie lag, den man benutzen konnte, um über Lourenço-Marques an der Delagoa Bay nach Durban in Natal zu fahren. Von Durban aus ist Bryce dann durch Natal nach Transvaal gegangen, hat Pretoria und Johannesburg besucht, um sich sodann durch den Oranje-Freistaat über Bloemfontein in das Land der Basuto zu begeben.

Der Verfasser der „Impressions of South Africa" hat somit alle wesentlichen Theile Südafrikas aus eigener Anschauung kennen gelernt, und da er als ehemaliges englisches Cabinetsmitglied und als einer der angesehensten Schriftsteller des Landes zu Allem Zugang hatte, was zu erforschen der Mühe werth war, so befand er sich in der Lage, unter ungewöhnlich günstigen Umständen das Land zu rekognosziren. Außerdem aber dürfte es in England keinen zweiten Staatsmann geben, der so sehr die persönlichen Eigenschaften zur Gewinnung eines richtigen Urtheils über die politischen Zustände eines fremden Landes besäße, wie der berühmte Autor des „American Commonwealth". In dem vorliegenden Werke finden sich denn auch alle jene Vorzüge wieder, welche das James Bryce'sche Werk über die große amerikanische Republik zu dem besten Buche machen, welches in irgend einer Sprache bisher über die Vereinigten Staaten geschrieben worden ist.

Bryce führt uns zunächst in anschaulicher Weise die Topographie Südafrikas, das heißt: des afrikanischen Festlandes südlich vom Zambesi, vor Augen. Es handelt sich dabei um ein recht beträchtliches Stück unseres Planeten, fast halb so groß wie ganz Europa. Sieben Achtel dieses Theils von Südafrika entfallen auf ein von der Küste ziemlich rasch ansteigendes und dann, in etwa 3000 bis 5000 Fuß Höhe, viele Hunderte von englischen Meilen nach Norden und Süden, nach Westen und Osten sich, nur gelegentlich von kleineren Hügeln unterbrochen, als welliges Terrain, breit erstreckendes Tafelland, das, beinahe baumlos, zumeist nur spärliches Buschwerk und magere Weideplätze aufweist; besonders nach Westen hin eine Halbwüste, in der für die Aufzucht von Vieh bei der schwachen Vegetation riesige Strecken Landes in Anspruch genommen werden müssen. Die dünne Besiedelung mit Menschen, die noch heute vielfach wie Halbnomaden das Land bewohnen, ergab sich danach ganz von selbst als eine Folge der kargen Natur. Dieses zumeist öde und durchweg äußerst trockene hohe Tafelland entbehrt den größten Theil des Jahres der belebenden Kraft von Wasserläufen, und selbst große Ströme trocknen in der heißen Jahreszeit beinahe völlig aus. Das Einzige, was die Natur dem Inneren von Südafrika an wirklichen Schätzen mitgegeben hat, liegt als Diamanten, Gold und anderen werthvollen Mineralien im Boden, und ist ferner die klare, durchsichtige erfrischende Luft, die selbst europäischen Ansiedlern durch Generationen hindurch geistige Spannkraft und körperliche Gesundheit verliehen hat. Nur nach Süden und Osten, besonders nach der Küste des Indischen Ozeans hin, ist das hohe Tafelland Südafrikas von einem Saume fruchtbaren Geländes umgeben, auf welchem unter dem Einfluß reichlicher Niederschläge eine theilweise tropische Fruchtbarkeit sich entwickelt hat. In der Nähe von Kapstadt bildet diese fruchtbare Niederung nur einen schmalen Streifen; nach Nordosten zu erweitert er sich, bis er von Natal an einen beträchtlicheren Umfang annimmt. Die Grenzen Natals nach dem Inneren zu weisen auch ein prächtiges gebirgiges Hochland auf, Berge, die im Lande der Basuto bis 11 000 Fuß ansteigen. Die fruchtbaren Niederungen im Osten tragen aber zugleich den Fluch der afrikanischen Küste, das Malariafieber, mit sich. Zwar haben die Engländer dasselbe in Natal nach Möglichkeit zu bekämpfen gesucht, aber die nördlichere Küste des portugiesischen Ostafrikas gehört zu den ungesundesten Ländern der Welt. Und zu dem Malariafieber kommen als weitere Plagen in vielen Gegenden Südafrikas Riesenschwärme gefräßiger Heuschrecken, weiße Ameisen, die alles Erreichbare zerstören, wenn es nicht aus Metall ist, und die Tsetsefliege, der Pferde in großer Menge zum Opfer fallen, und schließlich auch noch die Rinderpest. Kann man danach sagen, daß Südafrika für Ansiedler, die der Sinn für ein auskömmliches Landleben beherrscht, viel Verführerisches böte?! Bryce erzählt in seinem Werke, daß das Einzige, was ihn im Innern Südafrika's an der Natur, abgesehen von der erfrischenden Luft, immer wieder entzückt habe, die wundervolle Kolorirung der Landschaft sei, die

*) Third edition, revised throughout with a new prefatory chapter, and with the Transvaal conventions of 1881 and 1884. — London. Macmillan and Co. 1899.

mit der klaren Luft zusammenhängt und insbesondere die Auf- und Untergänge der Sonne so oft zu einem wahrhaft erhabenen Schauspiel gestaltet.

Daß die eingeborenen Stämme, die von Alters her auf diesem ungastlichen Boden heimisch waren, es in der Kultur nicht gar weit gebracht haben, ist hiernach begreiflich genug. Die Buschmänner, und neben ihnen die Hottentotten, waren eine recht kümmerliche Gesellschaft. Sobald die Zivilisation ihren Einzug hielt, verschwanden sie mehr und mehr, heute bilden sie in ganz Südafrika nur noch einen minimalen Theil der Bevölkerung. Sie haben der neu eindringenden Kultur ebensowenig Widerstand leisten können, wie die Löwen und Leoparden, der Elephant, die Giraffe, das Rhinozeros und das Gnu, die in Südafrika beinahe mit derselben Geschwindigkeit ausgerottet sind, wie der Büffel, der noch vor wenigen Jahrzehnten in Schaaren von Millionen über die Prärie der Vereinigten Staaten streifte und heute nur noch in einigen Reservationen zu finden ist. An die Stelle der Buschmänner und Hottentotten sind die kräftigeren Bantu-Neger getreten, unter denen die Zulu, die Basuto, die Matabele u. s. w. den europäischen Ansiedlern Dezennien hindurch gar viel zu schaffen gemacht haben.

Unter diesen europäischen Ansiedlern waren die Holländer die ersten am Platze, denen sich im Jahre 1689 ein paar Hundert französische Hugenotten zugesellten. Die „Holländisch-Ostindische Kompagnie" gründete zuerst in Kapstadt etwas wie eine europäische Kolonie, einen „Gemüsegarten", aber das Innere von Südafrika blieb noch länger als ein Jahrhundert für jene Ansiedler eine terra incognita. Die ernsthafte Besiedelung des Innern stammt erst aus diesem Jahrhundert und steht in engem Zusammenhange mit dem Unabhängigkeitssinn der holländischen Kolonisten. Nachdem 1814 die Kap-Kolonie definitiv an Großbritannien abgetreten war, begannen die Reibungen zwischen einer stärkeren Regierung und den holländischen Ansiedlern immer fühlbarer zu werden. Vor dieser Regierung zogen sich die an ein halbes Nomadenleben gewöhnten und ein einsames Dasein, wenn es eine völlige Unabhängigkeit verbürgte, nicht scheuenden Viehzüchter mehr und mehr in das Innere des Landes zurück, bis schließlich die bis dahin mehr vereinzelte Flucht in dem großen „Trek" von 1836 zur schaarenweisen Auswanderung in die Wildniß des Innern führte. Der Unabhängigkeitssinn der Buren ging lieber unablässigen Kämpfen mit den Eingeborenen entgegen, als daß er sich den staatlichen Bedingungen einer Kolonialverwaltung zu unterwerfen geneigt gewesen wäre, die nicht durch bösen Willen, sondern durch mangelndes Verständniß für die burische Eigenart vieles verfehlt hatte.

Auf diese Weise wurden von wenigen tausend rauhen Farmern jene Landstrecken in Besitz genommen, die heute als Transvaal und Oranje-Freistaat mit dem britischen Weltreich sich im Kriegszustande befinden. Beide südafrikanischen Republiken würden vermuthlich heute ungestört dahinvegetiren, wenn nicht Anfang der 70er Jahre in Kimberley — an der Grenze des Oranje-Freistaats — Diamanten und seit Mitte der 80er Jahre in Johannesburg ungeheure Goldschätze Schaaren neuer Einwanderer angelockt hätten, welche die primitiven Burenstaaten mit der großen Welt in immer engere Verbindung brachten. Den Diamanten und dem Golde verdankt es Südafrika, daß es alsbald mit einem Netz von Eisenbahnen bedeckt wurde; daß moderne staatliche Ansprüche von Jahr zu Jahr dringender an die Thore der Regierungsgebäude in Pretoria und Bloemfontein klopften; daß die ungeduldigen Geister der Neuangekommenen, anstatt der Schwerkraft der Dinge zu vertrauen, die Entwicklung zu überstürzen suchten; daß der Jameson-Zug in Szene gesetzt wurde und daß seit der Zeit in Transvaal bei den herrschenden Buren die Ueberzeugung Platz griff, es werde über kurz oder lang zu einer blutigen Abrechnung kommen, und es sei darum erforderlich, alle Vorbereitungen für einen bewaffneten Widerstand gegen das englische Weltreich zu treffen.

Erst Diamanten und Gold haben Südafrika zu einem Tummelplatz europäischer Unternehmungslust und zu einem Kampfesfelde kolonialpolitischer Begehrlichkeit gemacht. Denkt man sich Gold und Diamanten fort, was bleibt Erstrebenswerthes für die kapitalistische Spekulation Europas! In ganz Südafrika wohnen etwa ³/₄ Millionen Weiße, eine Summe der Bevölkerung, um die das Deutsche Reich jährlich wächst. Die Zahl der farbigen Bewohner Südafrikas ist ungefähr 10 Mal größer. Der ganze riesige Bezirk südlich vom Zambesi ist — ohne künstliche Bewässerung — noch nicht zum zehnten Theile für den Ackerbau geeignet und noch nicht zum tausendsten Theile für den Ackerbau gewonnen. Viehzucht ist das eigentliche Gewerbe Südafrikas. Rindvieh, Schafe, Ziegen und etwa 250 000 Strauße bilden vornehmlich den geringen Wohlstand des Landes — mit Ausnahme des Goldes und der Diamanten, deren sich zur Hauptsache die eingedrungenen Fremden bemächtigten. Die Diamantgruben von Kimberley liefern jährlich eine Ausbeute von 4 Millionen Lstr. Sie haben seit Anfang der siebziger Jahre zusammen vielleicht 100 Millionen Lstr. erbracht. Die Goldminen um Johannesburg nährten sich einer Jahresausbeute von 20 Millionen Lstr. Bryce nimmt an, daß sie insgesammt vielleicht 700 Mill. Lstr. herzugeben haben. Darnach wäre zu erwarten, daß spätestens um die Mitte des kommenden Jahrhunderts das quirlende Leben der Börse von Johannesburg wieder jener völligen Stille hoffnungsloser Sterilität gewichen sein wird, aus der es vor noch nicht anderthalb Jahrzehnten durch die Entdeckungen der Goldsucher gewaltsam herausgerissen wurde.

* * *

James Bryce hat dieser 3. Auflage seines Buches über Südafrika eine Einleitung vorausgeschickt, in der er eine Analyse des gegenwärtigen Transvaalstreites gibt, die geradezu als ein Meisterstück bezeichnet werden kann.

Es ist das höchste Kompliment, welches man der sittlichen Kraft und dem politischen Verstande eines Staatsmannes machen kann, wenn man ihm mit Recht zu bezeugen vermag, daß er selbst in schweren nationalen Krisen das Gefühl für Recht und Billigkeit nicht verloren hat. Jenes abscheuliche Wort „right or wrong — my country!" hat für die vornehmsten Politiker Englands nie Giltigkeit gehabt. Aus dem vorigen Jahrhundert strahlt uns der Ruhm von Edmund Burke, Charles James Fox und dem Earl of Chatham entgegen, die sich nicht scheuten, in dem Kriege Englands mit den aufständischen amerikanischen Kolonien der chauvinistischen Verleumdungssucht mannhaft die Stirn zu bieten und ihrer Ueberzeugung von der Gerechtigkeit der Sache der „Rebellen" im Parlamente offen Ausdruck zu geben. Unser ausgezeichneter Landsmann Karl Schurz hat kürzlich in einer seiner glänzenden Reden gegen den Imperialismus an die Stelle der feigen Unsittlichkeit des Wortes „my country — right or wrong" die Aufforderung gesetzt: „my country — if right, keep it right, if wrong, put it right!" — zu deutsch: „wenn mein Land im Recht ist, so halte es am Recht, wenn es im Unrecht ist, so setze es zu Recht!"

Von diesem Grundsatz geht auch James Bryce aus; er hat für Stanhope's Tadelsvotum mit John Morley, Sir William Harcourt, Leonard Courtney, Sir Edward Clarke und anderen Vertretern des echtesten Liberalismus gestimmt. In der bereits erwähnten Einleitung zu seinem Werke über Südafrika gibt er eine Begründung seiner Stellung gegenüber der Chamberlain'schen Transvaalpolitik, die an durchsichtiger Klarheit, Objektivität und Fairneß nichts zu wünschen übrig läßt. Er ist selbstverständlich weit davon entfernt, die Uitländerpolitik Krüger's und seiner reaktionären Partei irgendwie zu billigen, aber er weist nach, daß auch in Transvaal eine reformatorische Strömung unter den Buren bestand, und daß diese Reformbestrebungen von den weit aufgeklärteren Buren des Oranje-Freistaats mit den lebhaftesten Sympathien begleitet wurden. Mit Geduld wären voraussichtlich im Laufe der Zeit alle berechtigten Klagen auf friedlichem Wege aus der Welt zu schaffen gewesen, aber statt der Geduld der Besonnenen brachte man

die Ueberstürzung der Abenteurer zur Anwendung. In überzeugender Weise führt uns Bryce vor Augen, welches Unheil insbesondere durch den Einfall Jameson's vor vier Jahren verursacht worden ist. Die Antipathien zwischen dem holländischen und dem englischen Element waren vordem keineswegs bedrohlicher Natur; die öffentliche Meinung, sowohl in der Kapkolonie, als auch im Oranje-Freistaat, nahm durchweg Partei gegen die Regierung Transvaals wegen ihrer rückständigen Behandlung der Uitländer. „Das holländische Element" — so führt Bryce wörtlich aus — „hatte weder in der Kapkolonie, noch im Oranje-Freistaat irgend etwas zu gewinnen und manches zu verlieren, wenn die Mißverwaltung in Transvaal ihren Fortgang nahm; es war daher in keiner Weise geneigt, Transvaal in seiner Verweigerung von Reformen zu unterstützen. Das Einzige, was jene Elemente veranlaßen konnte, sich mit Transvaal zusammenzuschließen, war eine Bedrohung von dessen Unabhängigkeit. In Bezug auf diesen Punkt waren sie, insbesondere die Freistaat-Buren, außerordentlich empfindlich; es lag daher auf der Hand, daß jede derartige Bedrohung aufs sorgfältigste zu vermeiden war, wenn man nicht die Holländer der Kapkolonie aufreizen und die Freistaat-Buren sich direkt zu Feinden machen wollte." Der unglückselige Jamesonzug trug sehr viel dazu bei, um jene für England außerordentlich unerwünschte Wendung herbeizuführen, und die provokatorische Politik Chamberlain's hat dem Frieden zwischen den beiden Nationalitäten den Rest gegeben.

Bryce ist viel zu gerecht, um nicht anzuerkennen, daß die Provokation zu dem Kriege von der englischen Regierung ausgegangen ist, wenngleich im formalen Sinne des Wortes der Krieg seitens Transvaals begonnen wurde. „Ein schwacher Staat" — sagt er —, „der seinen Feind mit einer Macht, die alsbald unwiderstehlich sein wird, anrücken sieht, hat nur zwei Möglichkeiten: sich zu unterwerfen oder sofort anzugreifen. In einer solchen Lage trifft die Verantwortung für den Krieg nicht nothwendigerweise diejenigen, welche den ersten Schlag führen; sie bleibt bei denjenigen, deren Handlungen das Blutvergießen unvermeidlich gemacht haben." Auch für den Bruch der Neutralität durch den Oranje-Freistaat, so sehr er denselben im Interesse Englands beklagt, findet Bryce Worte der Erklärung und — im gewissen Sinne — der Bewunderung. „Es ist zu hoffen" — so meint er —, „daß die heftige Sprache, in der die leidenschaftlichen Gefühle des Oranje-Freistaates ihren Ausdruck gefunden haben, die Engländer nicht hindern wird, in der Haltung dieses kleinen Staatswesens einen Heroismus zu erkennen, dem sie ihre Bewunderung nicht versagen würden, wenn sie ihm in den Annalen des alten Hellas begegneten."

Für jene Redensarten verzweifelnder Unfähigkeit, die sich hinter die fatalistische Entschuldigung verkriechen möchte, der Krieg sei so wie so unvermeidlich gewesen, hat Bryce nur Worte verachtender Ironie. Der blutige Konflikt wäre zu vermeiden gewesen und die Politik der gegenwärtigen englischen Regierung ist schuld, daß er nicht vermieden ist. Die Drachensaat, die jetzt aufgegangen ist, wird eine Ernte von Rassenfeindschaft zwischen dem holländischen und englischen Element in ganz Südafrika zeitigen, die von jedem Standpunkte aus, sowohl von dem der Humanität und der Civilisation, als auch von dem Standpunkt der wahren politischen Interessen des britischen Weltreiches aufs äußerste zu beklagen ist.

James Bryce hat mit dieser gerechten Behandlung des Streitfalles seinem Lande einen großen Dienst geleistet; er hat den Freunden Englands auf dem Kontinent ein überzeugendes Dokument dafür in die Hand gegeben, daß die Haltung der jetzigen englischen Regierung und die chauvinistische Haltung des bei weitem größten Theiles der englischen Presse nicht im Stande gewesen ist, die besten Eigenschaften des englischen Volkscharakters, sein Gefühl für Gerechtigkeit und Billigkeit, zu unterdrücken. Mit einem England, das von Grundsätzen, wie sie von Bryce in diesem Vorwort niedergelegt sind, regiert wird, würde Deutschland gut und gern eine engere politische Verbindung eingehen können. Der Gedanke eines freundschaftlichen Zusammenwirkens Deutschlands mit Großbritannien und den Vereinigten Staaten auf den Schauplätzen der großen Weltpolitik ist an sich durchaus gesund; der Glaube an die Möglichkeit einer Durchführung solcher Politik ist nur durch die Chamberlain'sche Transvaalpolitik arg in Erschütterung gerathen, und aus der gerechten Mißbilligung dieser Chamberlain'schen Politik haben auf dem ganzen europäischen Kontinent die Antipathien gegen England neue Nahrung gesogen. Es ist für die Entwicklung der Freiheit und der Kultur von Bedeutung, daß die Sünden der Chamberlain und Genossen uns nicht zu einer ungerechten Verkennung und Verdammung des ganzen englischen Volkes führen. James Bryce hat sich um sein Land wahrhaft verdient gemacht, indem er durch seine Fairneß uns zur Anerkennung nöthigt, daß die staatsmännische Gerechtigkeitsliebe eines Edmund Burke auch heute noch in England zu finden ist.

Theodor Barth.

Parlamentsbriefe.

III.

Wenn die Regierung sich bereit erklärt, ein Gesetz aufzuheben, dessen Aufhebung sie schon seit Jahren versprochen hat, und von dem sie eingesteht, daß es unmöglich länger aufrecht zu erhalten sei, so scheint das auf den ersten Blick ein Vorgang von sehr geringer Bedeutung zu sein. Und doch hat die abgelaufene Woche kein wichtigeres Ereigniß aufzuweisen, als diesen Vorgang.

In Preußen — und vielleicht einigen kleineren Staaten — besteht eine gesetzliche Bestimmung, nach welcher politische Vereine nicht miteinander in Verbindung treten dürfen. Es gibt keine politische Partei, die nicht gegen diese Bestimmung verstoßen hätte, es gibt keine Polizeibehörde, welche nicht den Verstoß geduldet hätte, weil die Bestimmung einfach undurchführbar ist. Es blieb einem Staatsmann wie Herrn von Köller vorbehalten, einen Versuch zu machen, dieses Gesetz zu polizeilichen Strafmandaten gegen die Sozialdemokratie auszupressen, allein er hat den Hals darüber gebrochen. Wenigstens den Ministerhals; zum Glück hatte er einen Oberpräsidentenhals in Reserve.

Um den Abschluß des Bürgerlichen Gesetzbuchs zu ermöglichen, hatte Fürst Hohenlohe im Juni 1896 das bestimmte Versprechen abgegeben, für die Aufhebung dieser Bestimmung zu sorgen, und am 6. Dezember 1899 ist es ihm gelungen, dieses Versprechen einzulösen. Der Reichstag beschloß aus seiner Initiative einen Gesetzentwurf, welcher dem vom Reichskanzler abgegebenen Versprechen entsprach, und Fürst Hohenlohe konnte diesmal erklären, der Bundesrath werde dem Gesetze zustimmen.

Noch vor wenigen Tagen hatte es geschienen, als ob diese Zustimmung ausbleiben würde, wie sie schon früher für einen gleichlautenden Beschluß ausgeblieben war; an dieser Stelle wurde auf eine Erklärung des Grafen Posadowsky hingewiesen, die auszusprechen schien, der Bundesrath werde in eine Aenderung des Vereinsrechts nicht willigen, bevor die Ziele der Arbeitswilligenvorlage erreicht seien. Graf Posadowsky hat inzwischen erklärt, man habe ihn mißverstanden; dann hatte er sich jedenfalls so ausgedrückt, daß es nicht leicht war, ihn zu verstehen.

Die Annahme dieses an sich so geringfügigen Gesetzentwurfs hat eine große politische Bedeutung. Offenbar war der Reichskanzler vor die Nothwendigkeit gestellt, seinen Abschied zu fordern, wenn er sein Versprechen nicht einlösen konnte, und offenbar hat er, um es einlösen zu können, sehr große Anstrengungen machen müssen. Es schien einen Augenblick, als sollten die Bäume des Herrn v. Stumm in

den Himmel wachsen. Die Heftigkeit, mit welcher dieser sich zu der materiell so unbedeutenden Sache äußerte, deutet darauf hin, daß die Erwartung großgezogen war, es werde zu einem schweren Konflikt aus diesem geringfügigen Anlaß kommen. Die Scharfmacher haben eine Schlappe erlitten.

Das Verbindungsverbot für politische Vereine und die Umprägung von Dreimarkstücken in Zweimarkstücke, — es sind zwei so verschiedene Gegenstände, daß es eine Aufgabe für ein Gesellschaftsspiel zu sein scheint, sie in irgend eine Verbindung mit einander zu bringen. Und doch liegt die Aehnlichkeit klar vor Augen. In beiden Fällen wird ein an sich unbedeutender Gegenstand zu einer politischen Wichtigkeit hinaufgeschraubt lediglich dadurch, daß eine ebenso thörichte wie leidenschaftliche Opposition dagegen gemacht wird.

So wenig es möglich ist, politischen Vereinen mit Erfolg zu verwehren, daß sie mit einander in Verbindung treten, so wenig ist es möglich, dem Verkehr noch länger eine Münzsorte aufzuzwängen, welche in dem Gesetz nicht vorgesehen ist. Das Münzgesetz von 1875 schrieb die Einziehung aller Münzen vor, welche nicht als Reichsmünzen in diesem Gesetze vorgesehen waren. Fürst Bismarck hat in die Ausführung dieses Gesetzes eingegriffen; er hat die Einschmelzung der Thaler und den Verkauf des Silbers sistirt und dadurch dem Deutschen Reich einen Verlust von mehr als 150 Millionen Mark verursacht. Er selbst hat jenen Schritt nur als ein Provisorium betrachtet, dem irgend eine definitive Maßnahme folgen müsse. Allein dieses Provisorium hat unter seiner Verwaltung zehn Jahre und nach seinem Rücktritt weitere zehn Jahre angedauert, ohne daß man zu einem Definitivum gelangt wäre. Inzwischen sank der Preis des Silbers ungefähr auf die Hälfte des Verkaufswerths, den es zur Zeit der Sistirung der Silberverkäufe hatte. Wenn in einer so wichtigen Angelegenheit wie das Münzwesen im Deutschen Reiche das Gesetz Geltung haben soll, so sind nur zwei Fälle möglich. Entweder man führt das Münzgesetz vom Jahre 1875 endlich aus, nachdem man sich ein Vierteljahrhundert Zeit gelassen hatte, oder man ändert dieses Gesetz ab, und schafft ein neues Gesetz, das auszuführen man den ernsten Willen und die Fähigkeit hat.

Gegenwärtig Anträge auf Durchführung des internationalen Bimetallismus zu stellen, haben selbst unsere Anhänger der Doppelwährung nicht den Muth. Auch in den Vereinigten Staaten, in denen sie ihre beste Stütze suchten, fängt der Boden unter ihren Füßen zu schwanken an. Nach der Botschaft des Präsidenten McKinley gewinnt es den Anschein, als werde auch Amerika endlich die Goldwährung gegen jeden neuen bimetallistischen Angriff sicher stellen und als sei der Münzkampf bei der letzten Präsidentenwahl der letzte Verzweiflungskampf gewesen.

Die Ausführungen, als werde der kleine Mann dadurch geschädigt, wenn man die Thaler aus dem Verkehr zieht, die in den letzten zwanzig Jahren eine verkappte Scheidemünze gewesen sind, und dafür so viel offene Scheidemünzen in den Verkehr einführt, wie dieser erfordert, tragen einen geradezu kindlichen Charakter. Die Bimetallisten wollen verhindern, daß wir zu klaren Münzzuständen kommen, weil in dem Augenblicke, wo diese Klarheit geschaffen ist, alle Unglücksprophezeiungen, mit denen sie uns seit zwanzig Jahren heimsuchen, der Lächerlichkeit verfallen sind.

Die Novelle zur Gewerbeordnung ist in zweiter und demnächst auch in dritter Lesung beendigt worden. Die sozialdemokratische Partei hat sie durch die Einbringung von aussichtslosen Anträgen verlängert, die zum Theil den Stempel der Unzulässigkeit trugen. Ihr Streben ging dahin, den Arbeitgebern diejenige Koalitionsfreiheit zu rauben, die sie für die Arbeiter mit Recht in Anspruch nehmen. Ihr Antrag hätte mit einer imposanten Kundgebung des Reichstags zurückgewiesen werden können, wenn nicht die Scharfmacher es für nöthig gehalten hätten, einer Uebertreibung mit anderen Uebertreibungen zu antworten. So erfolgte die Ablehnung erst nach einer recht wenig anmuthigen Diskussion.

Die abgelaufene Woche macht es recht anschaulich, wie große Kräfte bei uns in Bewegung gesetzt werden müssen, um den Staatskarren eine kleine Strecke vorwärts zu bringen.

Proteus.

Insektenwanderungen zwischen Deutschland und Nordamerika und ihre wirthschaftliche Bedeutung.

Als vor zwei Jahren in unserm lieben Vaterlande eine Panik durch die Befürchtung erzeugt wurde, die San-José-Schildlaus werde, von amerikanischen Aepfeln oder Birnenschalen, statt in die städtischen Müllgruben, in die Baumschulen und die Obstanpflanzungen gerathen, und dieselben bei ihrer milliardenfachen Vermehrung in kürzester Frist dem Untergange unfehlbar zuführen, gab ich meinem Unglauben leichtsinniger Weise einen schnöden Ausdruck und wurde nun der Verachtung aller Wohlgesinnten preisgegeben.

Ich gestehe, ich hatte in dem Augenblicke nicht daran gedacht, daß zwar nach Bismarck's Wort wir Deutsche nichts in der Welt fürchten, als Gott, daß wir aber thatsächlich sehr nervös werden, wenn uns eine Invasion des grimmen Kartoffelkäfers an die Wand gemalt wird, oder wenn die tückische Reblaus in ihrer Jahrhunderte lang unbeachteten Existenz an den Weinstöcken durch sensationelle Entdeckungen gestört wird. Mit dem Muthe, den die Verzweiflung bei Vertheidigung von Haus und Hof einflößt, gehen wir sofort an die Abwehr der drohenden Gefahr, ohne viel zu fragen, ob sie wirklich vorhanden ist und ob wir die geeigneten Mittel anwenden, ihr zu begegnen.

Selbst wenn ein Spaßvogel in der Hundstagszeit durch einen Aprilscherz die Elbe bei Hamburg mit Krokodilen bevölkert, verfehlt das nicht seine Schreckenswirkung auf Männlein und Weiblein, und jedes alte Stück Holz wird mit Mißtrauen angesehen, wen es etwa verschlingen wolle, bis die Polizei seine Harmlosigkeit festgestellt hat. Und statt hernach über den Aprilscherz verdientermaßen zu lachen, wird dann irgend eine neuere Erfindung der Strafrechtspflege, der grobe Unfug-Paragraph, der Dolus eventualis oder irgend ein ähnliches Marterinstrument, was viel unheimlicher und unbegreiflicher ist, als irgend ein in der Natur liegendes angebliches Unheil, zur Abwehr hervorgesucht.

Freilich, bei den Krokodilen sagt man sich nach Ueberwindung der nervösen Stimmung, genau genommen pflegten sie in tropisch durchwärmten Wässern zu leben und könnten die Temperatur der Elbe, da es kaltblütige Thiere sind, nicht durch innere oder Herzenswärme ersetzen, aber bei dem Kartoffelkäfer, der Reblaus oder der Schildlaus hält man sich mit solchen Betrachtungen nicht erst auf. Sie werden entweder mit Allem, woran sie etwa haften können, ausgesperrt, oder wenn sie doch ins Land gekommen sind, mit Feuer und Schwert vernichtet. Aber auch sie nicht allein, sondern mit ihnen zugleich Aecker und Weinberge.

Nun ist bei Kartoffelkäfer und Reblaus Zeit genug verlaufen, um sich darüber klar zu werden, daß man ihre Lebensbedingungen und den Grad ihrer Schädlichkeit hätte untersuchen sollen, und ich würde es für ein wirkliches Verdienst gehalten haben, wenn man von den enormen Summen, welche für Vernichtung von Weinbergen ausgegeben sind, ein ganz bescheidenes Theilchen als Preis für genaues Studium der Reblänse ausgegeben hätte, um zu einer begründeten Beurtheilung ihrer für Deutschland angeblichen oder wirklichen Gefährlichkeit zu gelangen, welche zu einer

weniger irrationellen Bekämpfung derselben führen würde. Die meisten Naturforscher, welche sich mit solcher viel Zeit und Arbeitskraft erfordernden Aufgabe beschäftigen könnten, sind gewöhnlich nicht in der Lage, das aus eigenen Mitteln zu thun.

Diese Erwägung ist für mich Veranlassung gewesen, auf die mir damals zu Theil gewordenen Angriffe nicht sofort zu antworten, sondern durch eine Preisaufgabe die Frage zu klären, ob und wieweit wir einen wirthschaftlichen Schaden nicht allein von der San José Schildlaus, sondern von Schädlingen der Vereinigten Staaten überhaupt zu erwarten hätten. Denn nach den bisherigen Erfahrungen darf man darauf rechnen, daß entsprechend den Episoden mit Kartoffelkäfer und Schildlaus nach angemessener Zeit wieder eine ähnliche Epidemie des Schreckens inscenirt wird, für welche ebensowenig Grund vorhanden ist. Auf mein Ersuchen übernahm der Stettiner Gartenbauverein, in welchem meine langjährige Thätigkeit zur Förderung des heimischen Obstbaues stets freundlich anerkannt ist, das Ausschreiben der Preisaufgabe, in welcher festgestellt werden sollte, wie weit bisher Insektenwanderungen mit dem Erfolge dauernder Akklimatisation zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika stattgefunden hätten, welche Wirkung davon auf wirthschaftlichem Gebiete eingetreten sei und welchen Einfluß dabei Klima und Bodenbeschaffenheit sowie die kulturelle Bewirthschaftung ausüben.

Als Resultat dieses Preisausschreibens liegt nun ein stattlicher Band von 174 Druckseiten vor.*) Der Verfasser formulirt das Resultat seiner Arbeit in der Vorrede dahin:

1. daß bisher kein Fall einer Insekteneinschleppung aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Deutschland von wirthschaftlicher Bedeutung nachgewiesen werden kann;
2. daß die klimatischen Verschiedenheiten beider Länder auch fernerhin eine derartige schadendrohende Einwanderung höchst unwahrscheinlich erscheinen lassen, so daß im Grunde nichts übrig bleibt, um in einen panischen Schrecken zu gerathen, wie das jetzt bei dem Auftreten der San-José-Schildlaus und früher beim Auftreten des Kolorado-Käfers geschehen ist.

Der Verfasser stützt sich in seinen ausführlichen Auseinandersetzungen über die klimatischen Verschiedenheiten auf die neuesten meteorologischen Untersuchungen, wie sie vorzüglich in dem Werke von Hann: Klimatologie (II. Aufl. 1897) und in verschiedenen ganz neuen Spezialuntersuchungen nordamerikanischer Meteorologen niedergelegt sind und auf das Thier- und Pflanzenleben Anwendung gefunden haben. Daß die beiden Länder der nördlich gemäßigten Zone angehören ist schon deshalb ganz irrelevant, weil die vorherrschend westliche Luftströmung in ihrer Wirkung auf beide Länder total verschieden ist.

„Das Klima Europas gliedert sich in 3 Provinzen, von denen der das Mittelmeergebiet umfaßt, nahezu subtropisch ist und von den nördlichen Theilen durch quer von Osten nach Westen gelagerte hohe Gebirge wirksam abgeschlossen ist. Die zweite Provinz umfaßt den Osten mit durchaus kontinentalem Klima in allen seinen Erscheinungen. Die dritte Provinz nimmt den ganzen Westen und Nordwesten bis in die nördlichsten Theile hinauf ein und erhält durch den Einfluß des atlantischen Ozeans, durch die herrschenden Westwinde und dadurch, daß sie sich schräg von S. W. nach N. O. verjüngt und somit keine Landmassen in der Nähe des Eismeeres hat, ein ausgesprochen oceanisches Klima. Die Wirkung dieses Küstenklimas geht weit nach Norden und weit landeinwärts und verleiht daher diesen Gegenden eine im jährlichen Durchschnitt ungemein milde Witterung, die dem solaren Klima durchaus nicht entspricht, dem Lande aber das solare Klima nur ersetzen kann.

Völlig anders liegen die Verhältnisse in Nordamerika. Dieses hat kein quergelagertes Gebirge, sondern an der ganzen Westseite eine breite Gebirgszone von Norden nach Süden. Daher müssen die klimatischen Verhältnisse der ganzen breiten Osthälfte sich von Norden nach Süden nur gradweise ändern. Es reichen die Wirkungen des südlichen, subtropischen Klimas des Golfes von Mexico ebenso weit nach Norden hinauf, wie diejenigen des kalten Klimas der arktischen Gebiete nach Süden hinunter.

Dies aber geschieht nicht in allen Jahreszeiten. Die extremen Luftströmungen von Süden nach Norden und umgekehrt, denen der ganze offene Osten ausgesetzt ist, vertheilen sich auf die warme und die kalte Jahreszeit, indem im Sommer südwestliche Winde über das Land hinwehen und den Sommer ungemein heiß, bis zum 44. Breitenkreis sogar fast tropisch heiß machen, während im Winter die kalten Nordwestwinde, von der Eiskammer der gewaltigen nördlichen Landmassen herkommend, überaus strenge Kälte bringen, die selbst im Sommer zuweilen plötzlich auftritt.

Im Norden Amerikas findet keine Verjüngung statt, sondern breite Landmassen dehnen sich von Osten nach Westen aus, ihnen sind die Inseln des arktischen Archipels vorgelagert, sodaß die sogenannte kalte Zone eine bedeutende Landmasse beherrscht. Die Wirkung der gewaltigen nördlichen Eismasse, das tiefe Eindringen der kalten Hudson-Bai und polare Meeresströmungen bewirken nun eine beträchtliche Ausdehnung der kalten Zone über den Polarkreis hinaus nach Süden, sodaß besonders hier in den nördlichen Theilen kühlere Sommer sind, was an der Ostküste bis in die Vereinigten Staaten hinein, etwa bis zum 44. Grad bemerkbar ist."

Aus diesen Verschiedenheiten erklärt sich nun leicht die außerordentliche Ungleichartigkeit der beiden Länder in Bezug auf Winterkälte und Sommerwärme, ferner auch in Bezug auf die Niederschläge sowohl in ihrer Intensität, wie in der Zeit ihrer Erscheinung.

Wollte man nur die Jahresisothermen zur Grundlage für die Beurtheilung der Klimate beider Länder nehmen, so würde man zu einem völlig falschen Urtheil gelangen. Denn, da die Winterkälte im nördlichen Amerika wegen der bedeutenden um den Pol gelagerten Landmassen eine sehr viel größere ist, als diejenige der unter gleichen Isothermen gelegenen mitteleuropäischen Länder, so ergibt sich ganz von selbst, was ja auch thatsächlich der Fall ist, daß die Sommertemperaturen um ein entsprechendes Maß höher sein müssen. Wir haben in Deutschland nirgends eine Sommertemperatur, welche derjenigen des Nordens der Vereinigten Staaten gleichkäme.

Die Wintertemperaturen spielen für das Insektenleben fast gar keine Rolle. Für solche Organismen bedeutet die Winterzeit nur eine Ruhezeit in der Entwicklung, speziell werden Insekten dadurch so gut wie gar nicht beeinflußt, da man weiß, daß Eier, Larven, Puppen, ja selbst voll entwickelte Insekten in dieser Ruhezeit exzessive Kältegrade ohne jeden Nachtheil ertragen können. Ganz anders ist es in der Vegetationszeit der Pflanzen und der Entwicklungsperiode der Insekten. In dieser Zeit sind andauernde kühle und feuchte Witterungsperioden von schädlichster Wirkung für Insekten, so daß dieselben, wie wir es in Deutschland bei fast allen Insekten sehen, dadurch in kräftigster Weise gehemmt und in Schranken gehalten werden.

„Im nördlichen Theil der Vereinigten Staaten gestaltet sich der Frühling durchaus anders als in Deutschland. Ist der Winter so sehr viel kälter als in Deutschland, so ist dafür der Sommer um so wärmer. Und diese wärmere Temperatur ist nicht etwa ein allmähliches Ansteigen zu einem mühsam erreichten Maximum, auf dem dieselbe sich kaum einige Zeit hält, sondern in Folge der südlichen Lage, des südlichen solaren Klimas vor allen Dingen, der südwestlichen Golfmeerwinde und anderer Umstände, die in dem Abschnitt über Niederschlagsverhältnisse besprochen werden sollen, vollzieht sich der Uebergang von der kalten zur warmen Jahreszeit in sprungförmiger Weise. Der Frühling tritt sofort sehr warm auf, und die Vegetation entwickelt sich sozusagen mit einem Schlage. So steigt die Temperatur gleich von Anfang an zu größerer Höhe auf, die noch weiter steigt und unser Julimittel schon als Junimittel erreicht und übertrifft. Der nordamerikanische Frühling ist eigentlich schon Sommer, die Entwicklung geschieht unter den überaus günstigen Bedingungen so rasch, daß die Blüthe- und Reifezeiten der Frühlings- und Sommerflora sehr nahe zusammenrücken, d. h. daß der Sommer schon im Frühling beginnt, eigentlich der Frühling schon Sommer ist. Es wird das Wärmemaximum des Juli nicht in langsam zu einer Spitze aufsteigender Kurve erreicht, sondern in plötzlich zu einer breiten Wölbung sich erhebender Krümmung."

*) Insektenwanderungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Nordamerika und ihre wirthschaftliche Bedeutung. Von Leopold Krüger.

Ebenso große Verschiedenheiten wie in der Temperaturentwicklung sind auch bei den Niederschlägen, nämlich den Regenhöhen, der Feuchtigkeit der Luft und der Bewölkung vorhanden. Die amerikanischen Forscher haben auf Grund solcher meteorologischen Untersuchungen, welche hier nur in knappem Auszuge skizzirt werden konnten, für ihr Vaterland Zonen des Thier- und Pflanzenlebens konstruiren können, welche sich mit der Verbreitung der verschiedenen Formen beider organischen Reiche vollständig decken. Aus den einschlägigen Feststellungen ergibt sich nun das Resultat, welches für den Zweck der vorliegenden Arbeit vom höchsten Interesse war, daß z. B. die San-José-Schildlaus in den Vereinigten Staaten nur ein Gebiet verpestet hat, welches (natürlich mit Ausschluß des Winters) ein fast subtropisches Klima hat, wie es in Europa nur südlich der Alpen, und zwar noch nicht einmal innerhalb deren südlichem Abhangsgebiet vorkommt. Es ist sehr merkwürdig, daß die Sachverständigen des Reichsgesundheitsamts in der im Jahre 1898 herausgegebenen Druckschrift über die San-José-Schildlaus, welche die Sperrmaßregeln zu erläutern und zu rechtfertigen bestimmt war, von diesen klimatischen Lebensbedingungen gar keine Notiz genommen haben, trotzdem gerade dieser Beobachtungsreihe in dem von ihnen hauptsächlich benutzten und übersetzten Buche der Amerikaner Howard und Marlatt ein ausgedehnter Raum nicht bloß, sondern sogar eine Spezialkarte der Verbreitung dieses Schädlings in Amerika gewidmet war. Daß Herr Professor Frank sich auch später über diese klimatischen Unterschiede nicht ganz klar geworden ist, beweist seine in der Deutschen Landwirthschaftlichen Presse gemachte Aeußerung, daß er Gegenden des südlichen Tyrols wegen ihrer klimatischen Aehnlichkeit mit den in Nordamerika infizirten Gegenden auf etwa dort vorkommende San José-Schildlaus durchsucht habe. Ich wundere mich nicht darüber, daß er sie auch in Süd-Tyrol nicht gefunden hat; immerhin mag man davon Notiz nehmen, daß sie, aus dieser Aeußerung zu schließen, auch von ihm in Deutschland nicht mehr angenommen wird.

In der vorliegenden Schrift wird ein breiter Raum den Untersuchungen über die geschehene oder vermeintliche Einschleppung der verschiedenen in Frage kommenden Insekten gewidmet, die sich kaum auszugsweise wiedergeben lassen. Am meisten kommen dabei in Betracht außer der San-José Schildlaus der Kartoffelkäfer und die Reblaus. Bei dem Kartoffelkäfer, welcher in Amerika in dem zwischen der nördlichen und subtropischen Zone befindlichen Uebergangsgebiet, also einer Gegend, welche vielleicht mit einem Theile von Westdeutschland in Parallele gestellt werden kann, sich eingebürgert hat, ist drüben durch langjährige Beobachtung festgestellt, daß er in diesen Gegenden nirgends einen erheblichen Schaden herbeigeführt hat und daß *hier* seine Vermehrung bereits durch die herrschenden klimatischen Verhältnisse erheblich genug eingeschränkt ist, um ihn nicht besonders zu beachten. Es war mir interessant, beim Durchstöbern der älteren Schriften über den Kartoffelkäfer in der amtlichen Darstellung meines alten Freundes Prof. Gerstäcker dieselben monströsen Berechnungen und Spekulationen über dessen Vermehrung und die Gefahren der Einschleppung nach Deutschland zu finden, mit denen wir vor 2 Jahren durch die Denkschrift aus dem Reichsgesundheitsamt erfreut wurden. Es war mir aber ebenso interessant, in dieser Denkschrift ausdrücklich erwähnt zu finden, daß eine Anzahl von Entomologen, unter diesen C. A. Dohrn in Stettin (mein Vater), sofort ketzerische Ansichten gegen den panischen Schrecken ausgesprochen hatten. Damit ist wenigstens litterarisch festgestellt, daß der Skeptizismus gegen Köhlerglauben und das Verlangen nach wirklich wissenschaftlicher Untersuchung der Dinge in unserer Familie erblich ist. Heute gibt es wohl keinen Fachmann mehr, welcher die Existenz des Kartoffelkäfers in Deutschland für eine wirthschaftliche Schädigung halten möchte. Er ist nur noch gut genug dazu, um etwa im Reichstage oder sonst vor einem nur aus Laien bestehenden Publikum als Popanz zu dienen.

Ueber die Reblaus besitzen wir eine kaum zu bewältigende Litteratur. Der Verfasser der Preisschrift hat sich große Mühe gegeben, die Forschungen über dieselbe und die sich aus diesen ergebenden Schlußfolgerungen zu anschaulicher Darstellung zu bringen. Daraus ergibt sich, daß wir heute noch vollständig im Unklaren darüber sind, ob die Reblaus, welche an den Wurzeln der Weinstöcke lebt und diejenige, welche oberirdische Gallen erzeugt, verschiedene Entwicklungsformen einer Art oder 2 getrennte Arten bilden, ferner ist es zweifelhaft geworden, ob überhaupt die Reblaus Weinstöcke vernichtet hat, oder ob sie nur dort, wo durch Nachlässigkeiten in der Kultur die Weinstöcke bereits in einen abnorm krankhaften Zustand gebracht worden waren, einen günstigeren Boden für stärkere Vermehrung und dadurch erst erwachsende ernste Schädlichkeit gefunden hat; endlich ist es auch gänzlich zweifelhaft geblieben, ob sie ursprünglich sei es in einer, sei es in beiden Formen an amerikanischen oder altweltlichen Reben gelebt habe, oder ob nicht ganz nahe verwandte, schwer zu unterscheidende Formen sowohl an der einen, wie an der anderen Stelle auf den wilden Reben eine gänzlich unbeachtete Existenz geführt habe.

Nachdem im südöstlichen Europa, selbst in der Krim und auf dem ägäischen Archipel die Reblaus gefunden ist, neige ich zu der Ansicht, daß sie sich auch wohl auf den Reben des Kaukasus finden wird, wenn sie auch von dort, soweit mir bekannt, nicht nachgewiesen ist. Ich würde in diesem Fall kaum annehmen, daß irgend ein reisender Irokese aus Haß gegen die Bleichgesichter sie dorthin verschleppt habe.

Nachdem in der Preisschrift die angeblich schädliche Importation amerikanischer Insekten auf Null reduzirt worden ist, folgt eine umfangreiche Uebersicht der aus Mitteleuropa nach den Vereinigten Staaten überführten Schädlinge, bei welchen vielfach sogar Zeit und Ort ihrer Einschleppung konstatirt werden konnte.

Die Gründe für die Akklimatisation ergeben sich aus den neuen günstigeren Lebensbedingungen, welche sie finden, ferner daraus, daß ihre Feinde, parasitische und räuberische Insekten verschiedener Art aus Europa nicht zugleich mit herübergebracht sind, endlich aus der ganz anderen Art der kulturellen Bewirthschaftung, da in Amerika selbst die Gartenkultur, der Bau von Küchengewächsen, Gemüse und Obstbäumen im Großen feldmäßig betrieben wird und verhältnißmäßig nur wenig Menschenkräfte für die Pflege der Kulturen vorhanden sind.

Durch diesen letzteren Umstand ist man nun begreiflicher Weise zu den in Amerika üblichen heroischen Kampfesmitteln gekommen, von denen es jetzt den Leuten selbst zweifelhaft wird, ob damit mehr Nutzen als Schaden gestiftet worden ist. Schon seit Jahren haben in Amerika vom Staat angestellte Entomologen sich mit den einschlägigen Fragen beschäftigt und der Ueberzeugung Ausdruck gegeben, daß wir Menschen nur dann im Stande sind, die wirthschaftliche Schädigung durch Insekten wirksam zu besiegen, wenn wir uns gewaltsamer Eingriffe in die Naturwirthschaft enthalten. Wir können Elephanten, Giraffen, Bison und andere große Thiere, welche sich verhältnißmäßig wenig vermehren, durch Einschränkung von Wildnissen, Umwandlung derselben in Kulturländereien, auf denen ihre Bewegung und Ernährung eingeschränkt wird, endlich durch unsere mechanischen Mittel, wie Feuerwaffen, ohne erhebliche Schwierigkeiten an Zahl verringern und selbst ausrotten. Wir stehen aber machtlos den kleinen und kleinsten Lebensformen gegenüber, wenn wir ohne die in der Natur selbst vorhandenen Hilfstruppen sie zu vertilgen suchen. Diese Hilfstruppen sind die in der Natur vorhandenen Feinde und Vertilger anderer lebenden Wesen. Die pflanzlichen Vertilger, namentlich kleine Pilzformen, Bacillen u. s. w. kennen wir vorläufig viel zu wenig in ihrer wirklichen Wirksamkeit, um sie mit Erfolg als Bundesgenossen mit ins Feld führen zu können. Bei parasitischen und Raubinsekten liegt die Sache aber schon anders, und auf diesem Gebiet haben verdienstvolle amerikanische Entomologen dem wirthschaf-

lichen Wohlstande ihres Vaterlandes erheblichen Nutzen gewinnt. Kaum hat an irgend einer Stelle so sehr wie bei Bekämpfung der Schildläuse sich dies herausgestellt.

Vielleicht hat der Leser dieser Zeilen gelegentlich einmal an den Rasen im Garten die Beobachtung gemacht, daß die Zweigspitzen und die Knospen mit Blattläusen dicht besetzt waren. Meistentheils wird er bei einiger Aufmerksamkeit wahrnehmen können, daß an derselben Stelle sich auch einige bunte Marienkäfer oder Johanniskäfer aufhalten. Es ist nicht die Schwärmerei für Rosen, welche dieselben verlockt, sondern die Liebhaberei für Blattläuse. Sie fressen dieselben. Und was die harmlos aussehenden Käfer in geringerem Maßstabe thun, das besorgen ihre weniger auffälligen, aber gefräßigeren Larven in großem Maßstabe. Diese Beobachtung, welche nicht neu ist, wurde von den Amerikanern meines Wissens zuerst im wirthschaftlichen Leben praktisch ausgenutzt. Als die Schildläuse in den Obstgegenden von Südcalifornien eine Pestilenz wurden, deren man nicht Herr werden konnte, ohne durch brutale Mittel die Obstbäume selbst zu ruiniren, sahen sich die amerikanischen Entomologen in anderen Ländern um, in welchen ähnliche klimatische Verhältnisse waren. Sie gingen nach den Sandwichinseln, nach Australien und Tasmanien, und brachten die dort einheimischen Marienkäferchen nach Amerika, für welche in Californien der Tisch in ungeahnter Fülle gedeckt war. Die Käfer dankten ihnen die gute Verpflegung durch zahlreiche Vermehrung, und heute liegen die Verhältnisse so, daß schon einige der größten Obstzüchter, um sich diese Bundesgenossen zu erhalten, bereit sind, auf einigen ihrer Obstbäume eine mäßige Anzahl der gefürchteten Schildläuse zu pflegen, und daß dieselben lebhaft Front machen gegen die brutalen Räucherungen und Spritzungen mit giftigen Stoffen, welche zwar die Läuse tödten, aber zugleich weder deren stärkste Feinde, noch das werthvolle Eigenthum des Pflanzers verschont lassen.

Soweit die Darstellungen des vorliegenden Buches.

Ist es nicht befremdend, daß in der oben citirten Denkschrift des Reichsgesundheitsamts auch über diese Maßregeln gegen die Schildläuse kein Wort erwähnt wird, zumal die Amerikaner wiederholt speziell auch in den der Denkschrift zu Grunde liegenden Schriften diese natürlichen Feinde der Schildläuse nicht bloß ausführlich beschreiben, sondern auch stattlich abbilden?! Handelte es sich um die Flugschrift irgend einer wirthschaftlichen Partei, so wäre solches Verfahren erklärlich; in einer amtlichen Kundgebung ist es mir geradezu unbegreiflich.

Das amtliche Gutachten mußte meines Erachtens in erster Linie die klimatischen Lebensbedingungen der San-José-Schildlaus, wie sie in Nordamerika konstatirt war, genau feststellen. Es mußte ferner die gegen dieselbe angewandten Bekämpfungsmittel uneingeschränkt zum besten geben. Und wenn statt dessen auf Seite 29 der Denkschrift ein paar Firmen namhaft gemacht werden, welche eine Emulsion verfertigen, die zwar bisher noch nicht unzweifelhafte Resultate geliefert hat, aber doch zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, so muß man darin eine Reklame unter amtlicher Autorität erblicken, welche dem Unbefangenen einen sonderbaren Eindruck machen muß.

Seit jener Zeit nun sind auch die Sachverständigen des Reichsgesundheitsamts, wie schon erwähnt, selber zu der Ueberzeugung gelangt, daß die San-José-Schildlaus in Deutschland noch weniger einen Wirkungskreis finden würde, als seiner Zeit die Kartoffelkäfer. Sollte es nun, nachdem die Ursache dieser Befürchtungen in Fortfall gekommen ist, nicht an der Zeit sein, auch die Maßnahmen zu beseitigen, welche lediglich gegen diese Gefahr eingeführt worden sind?

Das aus Amerika eingeführte Obst — frisches wie gedörrtes — ist heute noch denselben Erschwernissen unterworfen wie im Januar 1898. Und es handelt sich nicht bloß um Erschwernisse, sondern um eine erhebliche pekuniäre Belastung, welche heute im Wesentlichen einigen Leuten zu gute kommt, die mit der ganz nutzlosen Durchsuchung des Obstes nach lebendigen oder todten Schildläusen beschäftigt werden. Mir liegt ein Fall vor, in welchem ein Stettiner Kaufmann sich einige Faß amerikanischer Aepfel im Werthe von 80 M. hat kommen lassen. Für das erfolglose Suchen nach Schildläusen hat er 8 M. und für durch diese Untersuchung verlängerte Lagerung im Hafenschuppen 2 M., zusammen 12½ Proz. des Gesammtwerthes bezahlen müssen. Ich will annehmen, daß dieser enorme Satz bei größeren Quantitäten eingeführten Obstes sich herabmindert. Immerhin wird es sich um erhebliche Summen handeln, welche zwecklos ausgegeben werden. Und wenn die Reichsregierung nicht aus eigenem Antriebe dem Dinge ein Ende macht, dann hoffe ich wenigstens, daß der Reichstag in Würdigung der inzwischen festgestellten Thatsachen den Druck ausübt, zu welchem er seiner Stellung nach mehr als berechtigt ist.

Stettin. H. Dahrn.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Holzapfel.

> Holzapfel: I, Du Spitzbube — Du steckst ja voll Moralität, und das wird man Dir durch gute Zeugen beweisen!
>
> Shakespeare's „Viel Lärmen um Nichts."
> IV. Aufzug, III. Szene.

Der „gute alte" Schlehwein und der cholerische Holzapfel, die beiden Diener der Gerechtigkeit, deren sich die blinde Dame Justitia in Shakespeare's „Viel Lärmen um Nichts" bedient, um verborgene Niedertracht ans Licht zu ziehen, haben einen Weltruf erlangt. Holzapfel's Aufschrei gekränkter Beamtenehre: „O, wär's doch niedergeschrieben, daß ich ein Esel bin!" vernimmt niemand ungerührt.

Es ist mir zweifelhaft, ob der Theaterzensor in Breslau jene verfänglichen, beziehungsreichen Worte Holzapfel's in Zukunft wird ruhig durchschlüpfen lassen. Hat doch besagter Zensor jüngst sogar den Art. 27 der Verfassungsurkunde für den Preußischen Staat gegen dichterische Ironie in polizeilichen Schutz genommen.

In Dreyer's „Probekandidaten", der im Lande Mecklenburg spielt und mit der Ausmerzung eines sonderbaren pädagogischen Heiligen endigt, welcher eine eigene Meinung nicht bloß haben will, sondern auch glaubt, äußern zu dürfen, lautet nämlich der letzte Rath, der dem gesinnungstüchtigen Probekandidaten gegeben wird: „Geh' doch nach Preußen. Dort hat nach der Verfassung Jeder das Recht, durch Wort, Schrift und Druck seine Meinung frei zu äußern." Die Theaterzensur in Berlin hat diese Bemerkung nicht weiter anstößig gefunden, und muß nun allerdings erleben, daß das Zitat aus der Verfassung im Deutschen Theater allabendlich unbändige Heiterkeit im Zuschauerraum hervorruft. Die Berliner amüsiren sich köstlich darüber, wenn man ihnen von der Bühne herab versichert, daß jeder Preuße seine Meinung frei äußern darf.

In Breslau aber war der Zensor „helle". Er strich die Ursache der Berliner Heiterkeit. Und nun — lachen die Berliner erst recht. Ein sonderbares Volk, diese Berliner. Worüber lachen sie wohl? Ich vermuthe darüber, daß die verfassungsmäßige Garantie der freien Meinungsäußerung in Preußen von der Bühne herab nicht einmal erwähnt werden darf, wenigstens nicht in Breslau, während das in Berlin noch bis auf Weiteres gestattet ist. Ich vermuthe ferner, darüber, daß der Breslauer Zensor, indem er die Aeußerung unterdrückte, die Ironie jener Aeußerung zehnfach verstärkt hat.

Die Theaterzensur ist doch eine prächtige Einrichtung. Sie bereitet Stücken, die sie verfolgt, unverdiente Triumphe, sie verstärkt die Resonanz von Bemerkungen, die sie mit dem Rothstift beehrt, sie sorgt für eine herzerfrischende Heiterkeit. Man kann ihr nicht böse sein.

Junius.

Das Kartell der Baumwollgarnspinner.

Die Vereine rheinisch-westfälischer, sächsisch-schlesischer und norddbayerischer Spinner haben seit einigen Wochen eine Uebereinkunft geschlossen, die Preise der Garne um etwa 20 Proz. zu erhöhen. Dieses Vorgehen des in solcher Weise geschlossenen Kartells hat wegen seiner Begründung und wegen der weiteren Absichten der Spinner in den Kreisen der Baumwollkonsumenten lebhafte Erregung hervorgerufen. Die Spinner begründen ihre Maßnahmen in folgender Weise. Sie behaupten, daß sich ihre Industrie in einer Nothlage befinde; daß seit zwei Jahren fast alle Etablissements mit einem erheblichen Verlust arbeiten und selbst die wenigen, die durch kleineres Aktienkapital oder sonst begünstigt sind, ohne Nutzen spinnen. Diese Behauptung trifft indessen in ihrer Allgemeinheit gewiß nicht zu; verschiedene Aktienspinnereien haben sogar in den letzten Jahren bedeutende Dividenden gezahlt. So zahlten 7 sächsische Aktienspinnereien durchschnittlich 1895 10,8 Proz. 1896 — 2,8 Proz. 1897 — 12,9 Proz. und 1898 — 11,7 Proz. Unter diesen Spinnereien befindet sich Mittweida mit 16,22, 24 und 26 Proz. Dividende. Solche Ergebnisse sehen doch wirklich nicht nach einer Nothlage aus, und wenn auch das letzte Jahr einen kleinen Rückgang zu verzeichnen hat, so war doch 1897 gegen die Vorjahre noch recht günstig. Freilich wird es unter den Spinnern auch solche geben, die weniger vortheilhaft gearbeitet haben; es ist aber die Frage, ob die Spinner sich in einer schlimmeren Lage befinden als die Konsumenten: die Weber und Wirker; und da darf man wohl ruhig behaupten, daß diese auf geringere Verdienste zurückblicken als die Spinner. Und doch sollen sie durch Zahlung von bedeutend erhöhtem Preise an diese noch von ihrem spärlichen Gewinn abgeben.

Ferner treten die Spinner mit der von ihrer Seite unklugen Behauptung hervor, ihre Preise für die gröberen Garnnummern seien noch niedriger als diejenigen im zollfreien England. Sie stellen folgende Zahlen auf: Nr. 20er Water kostete vor dem Kartell in Deutschland 45 Pf., in England 48,9 Pf.; nach dem Kartell in Deutschland 53 Pf. und in England 55,35 Pf. per Pfund engl. Wenn sich das wirklich so verhält, warum beanspruchen die Spinner überhaupt noch einen Schutzzoll? Warum bestreben sie sich denn, einen noch höheren Zoll einzuführen? Aber die angeführten Zahlen sind ganz unzutreffend. Vor dem Kartell waren die offiziellen Notirungen von 20er Water 48 Pf. per engl. Pfund. Es ist ja richtig, daß während einiger Tage Verkäufe unter diesem Preise stattgefunden haben, aber das kann nicht als Norm gelten. Zu derselben Zeit stand dieselbe Nr. 20 in Manchester auf 5¾ p = 45 Pf. Heute nach dem Kartell lauten alle deutschen Notirungen auf 58—59 Pf. per engl. Pfund, während Manchester 6 p = 50,8 Pf. notirt. Mit dieser, wie man aus Obigem ersieht, unrichtigen Behauptung, ihre Preise seien niedriger als die englischen, werden die Spinner wohl wenig Glück haben.

Weiter wollen die Spinner ihre „Nothlage“ dadurch begründen, daß die Garnpreise seit zwei Jahren stärker gefallen seien als die Preise der Rohbaumwolle. Sie geben an, daß middling Baumwolle in Bremen am 1. September 1897 36 Pf. kostete und damals 20er Copsgarne 62 Pf. per ½ Kilo brachten, daß dagegen am 1. September 1899 aber der Rohstoff in Bremen 33 Pf. kostete, 20er Copsgarne nur 51—52 Pf. Danach sei der Verlust in diesen gangbaren Garnsorten offenkundig. Aber wiederum treffen diese von den Spinnern angegebenen Zahlen nicht zu. Nach den Bremer Börsenberichten kostete am 4. September 1897 Baumwolle middling 40½ Pf. und am 26. August 1899, 32¾ Pf. good. ord. 36½ und 27¼ Pf. Dieser Preisrückgang von 8 bis 10 Pf. per ½ Kilo Rohbaumwolle würde ziemlich genau den von den Spinnern angegebenen Unterschied der Garnpreise von 62 Pf. am 1. September 1897 auf 51—52 Pf. am 1. September 1899 rechtfertigen. Daß seit September d. Js. die Lage sich geändert hat, und daß die Spinner heute einen Preisaufschlag für ihre Garne beanspruchen können, soll nicht bestritten werden; daß sie diesen aber in solcher Höhe verlangen, während die Weber und Wirker sich in einer sehr schwierigen Lage der ausländischen Konkurrenz gegenüber befinden, und namentlich die Begründung, welche die Spinner ihrem Vorgehen geben, hat den Widerspruch der Konsumenten hervorgerufen. Könnten diese durch Bezug von englischen Garnen den hohen Forderungen der Spinner entgegentreten, dann würde sich der Kampf der Parteien in natürlicher Weise vollziehen, und der Trust der Spinner wäre wenig gefährlich. Aber der Schutzzoll überliefert die Konsumenten ganz dem Gutfinden des Trusts, der den Zoll voll ausnützen will.

Indessen hat noch eine weitergehende Absicht der Spinner förmlich die Entrüstung der Konsumenten wachgerufen. Es wird nämlich geplant, einen großen Theil der Ueberproduktion der deutschen Spinnereien ins Ausland zu werfen. Daß dieses nur zu sehr niedrigen Preisen geschehen kann, ist selbstverständlich, und da soll nun von Seiten der Verbände den exportirenden Firmen eine Ausfuhrprämie gezahlt werden. Es sind sogar Stimmen laut geworden, die vom Staate Unterstützung dafür fordern. Allerdings wird vom Kartell diese Absicht offiziell dementirt; daß sie aber bei dem leitenden Verbande besteht, kann nicht geleugnet werden. Es ist auch schon vor einem Jahre eine solche Manipulation in kleinerem Maßstabe vorgenommen worden, indem durch Vermittlung von Rothfärbereien größere Posten von Garnen zu verlustbringenden Preisen ins Ausland geführt wurden. Hält man nun die stattgefundene Preiserhöhung mit der beabsichtigten Ausfuhr zusammen, dann wird es klar, daß dadurch die Garnkonsumenten in doppelter Weise geschädigt werden. Erstens müssen sie ihr Rohmaterial theurer bezahlen und zweitens erhalten ihre Konkurrenten im Ausland ein ausnahmsweise billiges Material. Ihr eigenes Fabrikat wird vertheuert und das ausländische verbilligt. Den Schaden, den die Spinner an diesem Exportgeschäft haben, wälzen sie auf die Konsumenten ab, während das Ausland den Vortheil davon hat.

Die Spinner führen als Grund für ihr Gebahren an, daß in der Spinnerei ein so großes nationales Kapital investirt sei, für dessen hinreichende Rentabilität gesorgt werden müsse. Sie haben augenscheinlich von den Agrariern gelernt. Mit der Losung: „Schutz der nationalen Arbeit“, haben sie die Schutzzölle erobert; diesen Ruf können sie heute, wo sie im Begriff stehen, die nationale Arbeit schwer zu schädigen, nicht wohl mehr anstimmen, darum heißt es jetzt: „Schutz des nationalen Kapitals!“ Es ist nicht zu leugnen, daß, namentlich im letzten Jahre, eine Ueberproduktion in Garnen stattgefunden hat; die Schuld daran trägt die maßlose Vermehrung der Spindelzahl, die noch nicht eingeschränkt wird. Die Vermeidung der Ueberproduktion kann doch nur allein durch Verminderung der Produktion herbeigeführt werden, und nicht durch Maßnahmen, wodurch der inländische Konsum beeinträchtigt wird. Tritt nicht anstatt der Vermehrung eine Verminderung der Spindelzahl ein, dann bleibt die Ueberproduktion nicht allein bestehen, sondern tritt noch schärfer zu Tage.

Die oben geschilderten Vorgänge interessiren hauptsächlich die Baumwollindustriellen, aber insofern auch weitere Kreise, als sie zeigen, zu welch ungesunden Zuständen das Schutzzollwesen führt. Ist es doch in der Eisen- und Kohlenindustrie schon lange als System eingeführt, dem

Ausländer zu recht billigen, verlustbringenden Preisen zu liefern auf Kosten des mehrzahlenden Inländers. Auch dort erhalten die exportirenden Firmen Vergütung von den Syndikaten. Die chemische Industrie exportirt ebenfalls zu billigeren Preisen als wozu sie im Inlande verkauft.

Krefeld. A. F. W. ter Meer.

Aus unserem Citatenschatz.

Toleranz — im vorigen Jahrhundert.

Bei der Einführung eines neuen Gesangbuches kamen vier Gemeinden beim Könige ein, daß es ihnen erlaubt sein möchte, ihr einmal gewohntes Gesangbuch beizubehalten, worauf folgender Bescheid erfolgte:

Se. Majestät unser allergnädigster Herr kennen den großen Werth einer vernünftigen Toleranz in Religionsgebräuchen zu genau, um auf die von den hiesigen vier Gemeinen (sic.) unter dem 14. eingegebenen Neuerungen Rücksicht zu nehmen, nach weniger dagegen zu verordnen.

Höchstdieselben haben es sich vielmehr aus völliger Ueberzeugung, daß es die Pflicht eines jeden guten Landesherrn und Vaters ist, zum unveränderlichen Gesetz gemacht, jedem der Unterthanen völlige Freiheit zu lassen, zu glauben und seinen Gottesdienst zu verrichten wie er will, nur daß seine Lehrsätze und Religionsübungen weder der Ruhe des Staates, noch den guten Sitten nachtheilig sein müssen.

Höchstdieselben wollen daher auch, daß in den Kirchen kein Zwang in Ansehung des Katechismi noch Gesangbuches herrschen, sondern jeder Glaube hierunter ganz freie Hände haben und behalten soll.

Vermuthlich ist der neue Katechismus sowie das neue Gesangbuch, verständlicher, vernünftiger, und dem wahren Gottesdienst angemessener, weil so viele andere Gemeinen, bei welchen so im allgemeinem Ruf stehende Männer sich befinden, ihm den Vorzug eingeräumt haben.

Gedachte vier Gemeinen haben daher sich gänzlich zu beruhigen, da, wie bereits gedacht, ihnen sowohl als jedem ihrer Mitunterthanen ganz frei steht zu glauben und zu singen was er will.

Berlin, den 18. Januar 1781.

(Eigenhändig):

„Ein jeder kann bei mir glauben was er will, wenn er nur ehrlich ist. Was die Gesangbücher angeht, so stehet einem jeden frei zu singen: Nun ruhen alle Wälder, oder dergleichen dummes und thörichtes Zeug mehr. Aber die Priester müssen die Toleranz nicht vergessen, denn ihnen wird keine Verfolgung gestattet werden."

An die 4 Gemeinen.

Friedrich.

Aus: Friedrich der Große. Lichtstrahlen und Gedanken aus seinen Briefen und Werken.

Von der Verlagsbuchhandlung von Carl Wilfferodt in Leipzig 1873 herausgegeben. 4. vermehrte Auflage Seite 214/15.

* * *

Für die oberhofmeisterliche Ketzermappe.

„Ueb' immer den Parademarsch
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Deiner Richtung ab."

Diese „geschmacklose", „jede Sitte und jedes christliche Gefühl verletzende Travestie", wie Herr v. Mirbach sagen würde, findet sich in den „Aufzeichnungen des Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, weiland General der Artillerie und General-Adjutant Se. Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm I." Bd. I S. 70. — Schaudervoll, höchst schaudervoll!

Die Bedeutung der Evangelienmoral.

So verschieden auch die Zustände bei Ablauf unseres Jahrhunderts im Vergleich zu denen bei Beginn desselben geartet sein mögen, in einem Punkte scheinen sie einen Kreislauf zurückgelegt zu haben. Wie zu Anfang die romantische Zeitstimmung im Gegensatz zum voraufgegangenen Freisinn der Aufklärungsperiode sich der christlichen Weltanschauung zuwandte, so zeigt die Jahrhundertsneige ein Vordrängen und Begünstigen des Kirchlichen, das wenigstens an Rückläufigkeit des Charakters der damaligen Kulturströmung keineswegs nachsteht. Bei aller Aehnlichkeit sind es doch grundverschiedene Erscheinungen: die damalige Romantik trägt den Stempel einer aufrichtigen, überzeugungstiefen Hingebung aus innerstem Herzensbedürfniß, jetzt aber handelt es sich um das geflissentliche Behaupten und Festhalten einer Denkweise, die als geeignetes Zuchtmittel für die Wahrung der den Vortheilen gewisser Klassen im staatlichen Gemeinwesen förderlichen Lebensordnung angesehen wird. Spontan und naiv, wie die damalige Sinnesrichtung war, hat sie positive Kulturwerthe gezeitigt, denen sie ihre Daseinsberechtigung verdankt; die Absichtlichkeit der gegenwärtigen Bemühungen in der nämlichen Richtung spricht ihnen ihr Urtheil angesichts der von ihr bekämpften fortschrittlichen Entwicklung zu wahrhaftem Menschenthum. Die naive Romantik, die den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts ihre christliche Färbung gegeben, wurde von dem fruchtbarsten Wirken im Sinne des ihr voraufgegangenen Aufklärungszeitalters abgelöst, und gegen die immer weitere Kreise erfassende Bewegung in eben dieser Richtung wird das romantische Epigonenthum, bei allen zeitweiligen Erfolgen, ihrer erneuerten Christlichkeit keine nachhaltige Geltung verschaffen können.

Höchst bezeichnend für die gegenwärtigen christlichen Tendenzen ist die unter Hinweis auf „die zunehmende Verrohung der Massen" abgegebene Erklärung, es sei dabei hauptsächlich auf die hohen sittlichen Vorzüge der christlichen Lehre abgesehen. Ohne die Ehrlichkeit solcher Behauptung irgendwie in Abrede zu stellen und ohne des wichtigen Umstandes zu gedenken, daß ein Glaube, der seine Empfehlung in der Moral sucht, diese als ein Selbständiges anerkennt, das unabhängig von dogmatischen Zuthaten seine Bedeutung in sich selber habe, sei nur im Vorbeigehen daran erinnert, daß die moderne Christlichkeit ihren eifrigsten Verfechtern sowohl den Anschluß an den Antisemitismus wie den an den Ultranationalismus gestattet hat, bei denen schwerlich die gerühmten Vorzüge der christlichen Moral als besonders wirksam nachweisbar sein dürften. Weitaus bedeutsamer ist die Thatsache, daß seitens solcher Kreise, die von klerikalen und reaktionären Bestrebungen durchaus unberührt sind, der Evangelienmoral unbedingte Vorzüge nachgerühmt und alle Bemühungen darauf gerichtet werden, die evangelische Moral selbst, von allen der Entfaltung wahrhaften Menschenthums hinderlichen Glaubensschranken befreit, in ihrer diesem edlen Zweck durchaus entsprechenden Reinheit herzustellen.

Mit dem kirchlichen Christenthum zerfallen, will man in diesen Kreisen von der dogmatischen Heilslehre und dem zur Gottheit erhobenen Menschensohne nichts wissen, um desto entschiedener sich an das zu halten, was er während seiner Erdenlaufbahn gelehrt haben soll. Daß die eigenthümliche Beschaffenheit der Evangelien in ihrem vorwiegend dichterischen Charakter und die Wandlungen, welche die in ihnen enthaltenen Berichte bis zur schließlichen und sehr spät erfolgten Niederschrift durchgemacht, die sichere Er-

mittelung der thatsächlichen Jesulehre in hohem Grade erschweren, darüber wollen wir hinweggehen. Als echt muß derselben wird immerhin das anzuerkennen sein, was allen Evangelien gemeinsam, in den übrigen Schriften des neuen Testaments durchgehend wiederkehrt, eine den damaligen Zeitverhältnissen angehörende Weltanschauung ausdrückt und zugleich bestimmend auf die Gestaltung des Christenthums gewirkt hat. Ob Solches aber der heutigen Denk- und Gefühlsweise so wahlverwandt ist, daß es ihr als ethische Norm dienen kann, dürfte einer unbefangenen und von allen Deuteleien wie von willkürlichem Gemüthsbedürfniß freien Prüfung mehr als fraglich erscheinen.

Ihrem Hauptinhalte nach bezieht sich die Evangelienmoral auf den als unmittelbar bevorstehend gedachten Weltuntergang, vor dessen Unheilsfolgen jedoch der rechte Glaube — sei es nun an den genugthuenden Erlösungstod Christi oder an die Wirksamkeit der von ihm vorgeschriebenen Sinnesänderung zur „Buße" — bewahren kann. Bei der christlichen Heilslehre handelt es sich lediglich um die „Ueberwindung" des Todes als einer unabwendbaren Thatsache: dem Gläubigen wird ewiges Leben im Himmelreich zugesichert, sofern er „dieser" Welt und ihren trüglichen Verlockungen entsagt. Hierin allein bietet sich ihm der vom Erlöser gezeigte Heilsweg, und im Hinblick hierauf wird ganz folgerichtig erklärt: ein jeglicher der nicht absagt Allem, was er hat, könne nicht Jünger des Herrn sein (Luc. 14, 33); eben so wenig könne er es sein, „so er nicht hasset seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern, auch dazu sein eigen Leben" (ebendas. 14, 26); im nämlichen Sinn, wenn auch in gemilderter Form heißt es auch: „Wer Vater und Mutter mehr liebt, denn mich, der ist meiner nicht werth, und wer Sohn oder Tochter mehr liebt, denn mich, der ist meiner nicht werth" (Matth. 10, 37). Wie dies zur gleichzeitig gebotenen Nächstenliebe und Feindesliebe stimmen soll, wäre freilich unfaßbar, wenn nicht jene in der Enthaltung von allem Hader und allen persönlichen Ansprüchen zu bestehen habe und die Feinde deshalb zu lieben seien, weil ihr Verhalten der eigenen Abkehr von der Welt, der Sehnsucht aus ihr hinaus ins bessere Jenseits nur förderlich sein könne. Durch völligen Verzicht auf alle irdischen Freuden wollen die himmlischen verdient sein, und hiemit durchaus übereinstimmend lautet auch die wichtige Stelle 1. Joh. 2, 15 und 16: „Wollet die Welt nicht lieben, noch was in der Welt ist. Wenn jemand die Welt liebt, so ist die Liebe des Vaters nicht in ihm. Alles, was in der Welt ist, ist Fleischeslust, Augenlust und Hoffart des Lebens." Daher vor allen Dingen wird in der Evangelienmoral wie in den Apostelbriefen das ehelose Leben, selbstverständlich unter Vorbehalt absoluter Keuschheit, dem Ehestande unbedingt vorgezogen, weil durch ihn die Liebe zu Gott und zum Heiland unwillkürlich und unabweislich verkürzt werde.

Mit allen diesen Vorschriften hat das Urchristenthum es besonders ernst genommen. Einsiedlerleben und Mönchswesen waren, wie es Ludwig Feuerbach vor mehr als einem halben Jahrhundert eindringlich dargelegt, durchaus spontane Ergebnisse der christlichen Weltabkehr, und als Nachwirkung der nämlichen Anschauungen hat das frühere Mittelalter in der Hinwendung zum Klosterleben eine Unzahl von Beispielen aufzuweisen, wo die Bande der Ehe und Familie rücksichtslos den himmlischen Hoffnungen geopfert wurden. Die Heilslehre hat ausschließlich das Verhältniß des Einzelnen zur Gottheit, wie es sich in den mystischen Begriffen von Sünde und Gnade ausdrückt, vor Augen, und eben deshalb gestattet das egoistische Heilsbedürfniß von allen Pflichten gegen Mitmenschen abzusehen, wenn es sich um die Einigung mit dem Höchsten handelt; daß der Betreffende dabei seine noch übrigen Erdentage, mehr oder weniger unmittelbar, auf Kosten seiner Mitmenschen fristet, kommt nicht in Betracht. Daß eine solche Daseinsweise innerhalb der christlichen Bekennerschaft sich geltend gemacht, könnte fast weniger befremdend erscheinen, als daß dies nicht allgemeiner stattgehabt und damit der erwartete Weltuntergang im völligen Hinschwinden einer weltbewußten Menschheit sich schließlich eingestellt habe. Das von der Evangelienmoral vorausgesetzte Weltende ist aber ausgeblieben, und in dem Maße, wie die Furcht davor sich als Wahn herauszustellen begann, mußte die Evangelienmoral ihre ursprüngliche Bedeutung einbüßen.

Mächtiger als die Sehnsucht nach dem Jenseits erwies sich die lebenswarme Liebe zum Diesseits. Sie allein hat die sittlichen Anschauungen des Christenthums ihres unverkennbar kommunistischen, arbeitsscheuen, weltflüchtigen, wundersüchtigen, vom nahen Zusammenbruch aller Dinge träumenden und für die Bedürfnisse des damaligen Proletariats berechneten Charakters entkleidet, und wie die Kirche, obschon deren Reich „nicht von dieser Welt" sein sollte, in ihrem Trachten nach der Weltherrschaft und im Anhäufen von sehr diesseitigen Reichthümern sich nicht genug thun konnte, hat die Menschheit ihre Kräfte einer Thätigkeit zugewandt, die lediglich dem Diesseits angehört. So war der christlicherseits empfohlene Welthaß allgemach in eine Versöhnung mit der Welt umgeschlagen, bis die Reformation, von den inzwischen aufgekommenen Künsten und Wissenschaften, dem in Gewerbethätigkeit erstarkten Bürgersinn und dem Bedürfniß nach gefestigtem Staatswesen gefördert, diese Versöhnung mit solcher Entschiedenheit zum Ausdruck brachte, daß die Ansprüche des Glaubens, allerdings unter harten Kämpfen und schweren Bedrängnissen, wie sie die Entwicklung des 16. und 17. Jahrhunderts kennzeichnet, immer mehr auf das erst beim Ableben des Einzelnen in Betracht kommende Jenseits zurückgedrängt wurden, wogegen für die Dauer seines Erdenseins die Beziehungen zu den Mitmenschen, welche allein Gegenstand moralischer Unterweisung und dem entsprechender Forderungen sein können, in den Vordergrund des allgemeinen Interesses getreten sind.

Auch hierfür finden sich ja in den Evangelien gewiß Vorschriften, denen man eine heilsame Bedeutung solchenfalls nicht absprechen kann. Davon jedoch abgesehen, daß sie dort nur beiläufig erwähnt werden und neben der auf die himmlischen Wonnen zielenden Bevorzugung der Ehelosigkeit und des jeder Spur von Würde entkleideten Erduldens von Schmach und Unrecht nur untergeordnete Gültigkeit haben, ist das, was heute als christliche Moral angesehen und gelehrt wird, ein Gesammtergebniß sittlicher Erfahrung, an der die ganze Menschheit durch ihre hervorragendsten Vertreter betheiligt ist. Weder die Nächstenliebe noch die Achtung des Menschen im Feinde, weder die Forderung der Verleugnung des eigenen Selbst vor der sittlichen Pflicht, noch das Ideal der Herzensreinheit sind Entdeckungen des Christenthums. Jahrhunderte vor seiner „Offenbarung" haben natürliches Nachdenken und praktische Weisheit im Menschengeschlechte ähnliche Normen entwickelt, namentlich aber sind uns aus dem „heidnischen" Alterthum sittliche Anschauungen von einer Höhe der Gesinnung bewahrt, die man in der altchristlichen Ethik vergebens suchen würde. Das alles ist nunmehr Gemeingut der abendländischen Kultur geworden und wird der Evangelienmoral gutgeschrieben, obwohl es, ihrer Grundtendenz entgegen, das Ideal sittlichen Verhaltens vom Himmel auf die Erde gebracht und Gebote, die an göttliche Lohnverheißungen und Strafandrohungen geknüpft waren, zum Gegenstande freier Einsicht und Selbstverantwortung gemacht hat. An der hierdurch bewirkten Entwicklung darf das Christenthum nur insofern ein Verdienst beanspruchen, als es von jenen Elementen des ihm ursprünglich fremden, durchaus auf das Diesseits und auf irdische Wohlfahrt gerichteten reinen Menschenthums durchdrungen worden und in eben dem Maße aufgehört hat im historischen Sinne christlich zu sein. Hat es in dieser Entwicklung zeitweise Hindernisse und Hemmungen gegeben, so sind diese großentheils auf das zurückzuführen, was sich als spezifisch Christliches behaupten wollen. In eben dieser Richtung liegen auch die neuesten Bestrebungen zum Festhalten des Christlichen, und wie alles hierher gehörende Frühere, das bereits der Vergangenheit angehört, wird der Gang der nämlichen Entwicklung, von dem redlichen Bemühen der hauptsächlich

daran Betheiligten getragen, auch diese Gegenwehr allgemach überwinden.

Angeregt wurden die obigen Betrachtungen durch eine neue Schrift von Albrecht Rau: „Die Ethik Jesu, ihr Ursprung und ihre Bedeutung vom Standpunkte des Menschenthums“ (Gießen, Emil Roth). Unsern Lesern ist der Verfasser durch seine verdienstvollen Untersuchungen über Empfinden und Denken von früher her bekannt. Diesem Werk schließt sich das gegenwärtige als seiner gegebenen Grundlage an. Von der Philosophie Ludwig Feuerbach's ausgehend, vertritt es die in jenem Werk entwickelte Priorität und durchgängige Bedeutung leiblichreeller Vorgänge im Gegensatz zu den bloß gedanklichen und daher sekundären Deutungen derselben. „Ohne die Empfindung gibt es kein Gutes und Böses; Lust und Schmerz machen den Nerv des sittlichen Handelns aus, indem sie das einzige Kriterium dessen bilden, was gut und was böse ist“. Ein von der Lust absehendes, dieselbe geradezu verdammendes ethisches Verhalten, wie dies bei der Evangelienmoral der Fall, erweist sich dem Verfasser als widermenschliches. Die Vorbedingungen einer solchen Auffassungsweise werden aus der pessimistischen Weltanschauung der Juden um die Neige ihrer nationalen Selbständigkeit und aus dem Dualismus der die Philosophie Platons weiterführenden jüdisch-alexandrinischen Spekulation abgeleitet. Das hellenische Vorbild und das alexandrinische Nachbild finden hier eine Schätzung, welche den Geleisen der hierauf bezüglichen Ansichten Fr. Nietzsche's nachgeht. Hieran schließt sich eine Darstellung der Lehr- und Lebensweise der Essäer und sog. Therapeuten als solcher an, welche die Hauptvorschriften der Evangelienmoral bereits vor deren Verkündigung durch den Stifter des Christenthums ausgeübt haben. Die der Evangelienmoral eigenthümliche Ansicht von der Ehe sowie deren Befolgung im Mittelalter führt zu einer Erörterung von Luther's Auffassung dieser nämlichen Einrichtung. Den Abschluß bildet eine vielfach an Nietzsche anklingende Kritik der in der Bergpredigt niedergelegten Anschauungen, wie sie der die Weltabkehr empfehlenden Evangelienmoral zu Grunde liegen, womit dann eine Würdigung der ethischen Ansichten Luther's verknüpft wird. Im Tone einer lebhaften Unterredung gehalten und durch vielfache Kenntnisse überaus anziehend, bietet das Buch eine Menge lehrreicher Ausblicke. Wird man auch, bei gleichem Standpunkt mit dem Verfasser, in Einzelheiten der Ausführung hier und da nicht beipflichten, so ist solches belanglos neben der Zustimmung, die er in sachlicher Hinsicht zweifellos beanspruchen darf. Jedenfalls hat man seine Schrift als einen zeitgemäßen Beitrag zur Beleuchtung des modernen Christenthums und der heute mehr oder weniger uneigennützige Bewunderer findenden Evangelienmoral zu begrüßen.

Wilhelm Bolin.

Ein neuer Till Eulenspiegel.

Des Menschen Thätigkeit kann allzu leicht erschlaffen,
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh;
Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt und muß als Teufel, schaffen.

Diese Worte des Herrn im Faust klangen mir unaufhörlich in den Ohren, als ich Georg Fuchs' fünfaktige Komödie Till Eulenspiegel*) las. Das ganze Buch erscheint als eine Art Paraphrase auf diese Verse; inspirirt von der tiefsinnigen Intention, den Eulenspiegel des Volksbuchs im Sinne der Goethe'schen Worte als Negation, welche eigentlich das Positive schafft, als das revolutionäre Element, das die Massen aus dem Quietismus aufrüttelt, als den Sauerteig im Lebensganzen aufzufassen und darzustellen; aus „den Geistern, die verneinen“, den liebenswürdigsten, den Schalk, vorzuführen als Verkörperung jenes Elements der Volksseele, das sich in der Weltgeschichte als Protagoras oder Beaumarchais, im Weltgedicht als Loge oder Mephisto oder, dem naiven Bewußtsein am nächsten, als Till Eulenspiegel ausspricht: jenes spöttischen, skeptischen, freifröhlichen, Autorität verachtenden, quecksilberhaft in keinen festen Zustand zu bannenden, zuweilen auch zerstörungssüchtigen Elementes: Des dämonischen „lustigen Rathes“ der Menschheit.

Die Wirksamkeit eines solchen Geistes in starker Idealisirung veranschaulicht uns Fuchs in seinem dramatischen Gedicht. Der Rahmen, in den er sie stellt, der historische Hintergrund ist etwa so märchenhaft umrissen, wie der in Goethe's Faust II. Von einem in Gährung befindlichen Reiche, von Kaiser und Gegenkaiser vernehmen wir auch hier in unbestimmten Contouren; Niemand wird Vermuthungen anstellen mögen, auf welchen deutschen Kaiser die Züge des Kaisers in Fuchs' Till Eulenspiegel passen möchten. Ja, selbst poetische Lizenzen von großer Kühnheit gestattet sich Fuchs; er bringt den Eulenspiegel des 14. Jahrhunderts und den Faust des 16. Jahrhunderts in eine Handlung. Doch erscheint dies bei der Tendenz der ganzen Dichtung verständlich: wie die Erscheinung des Helden vielfach der Naivetät der Volkssage entkleidet, rein symbolisch zu fassen ist, so auch der Hintergrund: bald historisch anmuthendes Milieu, bald rein romantisch-phantastische Coulisse. Diese Wechselwirkung, in der spekulativen und philosophischen Absicht des Dichters begründet, bringt natürlich Schwierigkeiten mit sich, die Gestalt des Helden und seine Umgebung aus historischen und rein reflektirten Bestandtheilen in einen Guß zusammenzuschmelzen; Goethe hatte sie — par distance gesprochen — ähnlich, aber in viel höherem Maße in der Gestaltung seines Faust durchzukosten.

Das Vergeistigte und Symbolische der Behandlungsweise zeigt sich vor allem am Kern der ganzen Komödie: an dem Pakt, den der Kaiser mit Eulenspiegel schließt. Längst hat man auf den berüchtigten Schelmen gefahndet, dessen Steckbrief der auf ihn eifersüchtige Faust in den Worten abgibt:

Man sagt, es sei
Ein wilder Geist am Werk, Vagant und Fabulist,
Der Bürger, Obrigkeit und Klerisei
Mit Schalkheit, Witz und frecher List
Bald da, bald dort im Reiche höhnt und prellt.
Klug ist er, ruhlos schweifend, nie gefaßt, . . .
Eulenspiegel ist's, der reizt sie ohne Rast.

Nun fällt er auf der Burg, auf welcher der Kaiser vor der Entscheidungsschlacht mit dem Gegenkaiser Rast macht, der höchsten Gewalt in die Hände. Sein Urtheil ist dem Agitator längst gesprochen; er soll hängen. Da überkommt den Kaiser eine geniale Serenissimuslaune:

Zwar soll auch deinesgleichen seine Wirkung haben,
Doch brauch' er in der Ordnung seine Gaben,
Und füge sich mit Nutzen in den Staat . . .

Die schweifende Flamme soll zum Heerdfeuer gebannt werden: „Eulenspiegel sei fortan des Kaisers lustiger Rath“. Allein Eulenspiegel will lieber hängen als seine Freiheit opfern. Da läßt sich huldvoll der Kaiser noch weiter herbei; er schließt einen förmlichen Vertrag mit Eulenspiegel ab, dessen Sinn stark an die Goethe'schen Worte: Du darfst auch da nur frei erscheinen — gemahnt:

Ich nehme Dich beim Wort: bethätige Dich frei,
Frei von Pflichten, doch auch frei vom Schutze,
Ganz wie Du innerlich gedrängt, so sei,
Sei's leicht und schön, sei's jeder Macht zum Trutze.
Vermagst Du so Dich schaffend zu erweisen,
Soll keine Schranke Dich umkreisen,
Vermagst Du's nicht, so verwirkest Du Leben und Leib.

Die Mächte, deren jeder sich Till Eulenspiegel überlegen zeigen soll, sind: der Kaiser, die Kirche, das Volk, das Geld, Weisheit, Wein und Weib. . . Jeder dieser Gewalten soll er sein Schnippchen schlagen und im übermüthigen Spiel seiner Kräfte scheinbar Alles verwirren

*) Bei Eugen Diederichs. Florenz und Leipzig. 1899.

am Ende ein wohldurchdachtes Ziel unter der Gaukelei enthüllen. . . . Das ungefähr der Sinn des Paktes. . . .

Um diesen geistigen Kern gruppirt sich nun das leichte, oft wirklich blüthenduftige Arabeskenwerk der Komödie. Eulenspiegel's Genie, einmal losgelassen, hat in Stadt und Burg bald das Oberste zu Unterst gekehrt. In einer Reihe munterer Scenen, in denen manchmal mit romantischem Zauber ein altdeutsches Stimmungsbild steht, wird seine Thätigkeit geschildert, die er selbst am Schluß in die Worte zusammenfaßt:

Auf euer Gehaben bin ich eingestürmt,
Wie die Windsbraut von der Tenne
Die Spreu in Wirbeln zu den Wolken thürmt
Euch alle hab' ich zum Gespött gemacht,
Gefuchtelt, gehudelt, geprellt und verlacht,
Eure Würde wie Mummenschanz behandelt,
Eure Ruhe in eine Hetze verwandelt.
Erleichtert die Beutel, beschwert die Gewissen,
Nach Willkür hin- und hergerissen,
Gebeizt, geätzt, gebrannt und gebissen. . . .

Selbst der letzten und höchsten Macht: dem Weibe, hat er sich gewachsen gezeigt; die märchenschöne Titanietta, eine echt romantische Gestalt, vor welcher sich selbst des Kaisers Majestät zu flehendem Geständniß umsonst herabgelassen hat, zwingt der Zauber seines Wesens in seine Arme. Nach der einen Seite hin wäre der Pakt erfüllt. Aber hier zeigt sich die Schwäche des Stückes: in all dem tollen Wirrwar aufgereizter Geister können wir nur wenig von dem damit Geschaffenen erblicken. Der Dichter muß uns hier mit einem recht unsicheren Wechsel auf eine ferne Zukunft entlassen:

Sprossen wird die Saat, kam wärmend ihre Stund'.

Er hat hier Eines vergessen. Die Bühne, das Schauspiel will auch offensichtige Wirkungen einer Handlung. Im vorliegenden Falle zeigt sich nur die Handlung, nicht ihr Resultat. So sind wir nach dieser Richtung hin unbefriedigt. . . .

Aber es heißt dem schöpferischen Talent des Dichters vielleicht Unrecht thun, wenn man sein Stück an der Wurzel seiner Idee faßt. Mancher dramatische Vorgang kann höchst packend auf uns wirken, der einer nachträglichen Analyse nicht völlig Stand hält. So glaube ich, daß auch hier der mit frischem Wellenschlag fluthende Wechsel lyrischer und dramatischer Scenen, der lebhafte Pulsschlag einer schönen Sinnlichkeit, der Stimmungszauber feincharakterisirten Volkslebens, besonders aber die mit viel glücklichem Humor durchgezeichnete Gestalt des Helden uns das Manco, das wir in Hinsicht der Idee empfinden, leicht vergessen lassen werden. Ganz wie es der Komödie gebührt, so gleiten wir zwischen „der scherzenden und der ernsten Maske Spiel" hindurch in anmuthigem Gleichtakt. Ich stehe nicht an, das Werk den Bühnen angelegentlichst zu empfehlen.

Noch ein Wort zum Schluß über die Gestalt des Nekromanten Faust, wie Fuchs sie schildert! Sie ist deshalb sehr interessant, weil sie die Faustgestalt mit jenen Eigenschaften vorführt, wie die Forschung nach seinem historischen Kern sie blosgelegt hat: als den alchymistischen Charlatan, grob-sinnlich, feig, prahlerisch (Landstreicher, Schwäher und Betrüger nennt den historischen Faust ein Zeitgenosse). Dies ist meines Wissens der zweite Versuch, Faust in seiner historischen Gestalt darzustellen. Zum ersten Mal hat diesen „realistischen" Faust, nur charakteristischer und farbensatter Achim von Arnim in seinen „Kronenwächtern" gestaltet. Merkwürdig, wie die Linien alter und neuer Romantik hier parallel laufen: mitten in der Welt der Romantik in beiden Fällen der frappante naturalistische Zug, eine Idealgestalt auf ihren realen Kern zurückzuführen!

Karlsruhe i. B.

Albert Geiger.

Zeitschriften.

Die Politik der National-Sozialen.

(„Die Zeit.")

In den beiden letzten Nummern der Wiener Wochenschrift „Die Zeit" haben zwei Führer der deutschen national-sozialen Partei sich in einer beachtenswerthen Weise über die Ziele dieser Parteirichtung geäußert. H. v. Gerlach behandelt den Zusammenhang — oder besser gesagt: den Gegensatz — zwischen der Zuchthausvorlage und den politischen Aspirationen, welche auf eine Weltpolitik gerichtet sind, während Pfarrer a. D. Friedrich Naumann unter dem Titel „Nationaler Sozialismus" den Kernpunkt des Programms der National-Sozialen darlegt. Der Umstand, daß sie sich zwar an ein deutsches, aber nicht an ein reichsdeutsches Lesepublikum wenden, hat beide Männer veranlaßt, den Stoff grundsätzlicher zu behandeln, als sie das in reichsdeutschen Blättern zu thun nöthig haben. Eben dadurch bekommen diese Kundgebungen ein charakteristischeres Gepräge.

Die national-soziale Bewegung und die Männer, die an ihrer Spitze stehen, haben bei ihrer jetzt bereits mehrjährigen Bethätigung in der praktischen Politik einen gesunden Mauserungsprozeß durchgemacht. Naumann betont das selbst scharf, indem er konstatirt, daß die National-Sozialen „den ethisch-idealistischen Charakter mehr abgestreift und rein politischen Erwägungen Raum gegeben haben". „Mit ethischen Motiven allein" — so fügt er hinzu — „so vorzüglich sie sind, kann man keine Politik machen. Politik ist, wie Bismarck richtig sagt, die Kunst des Möglichen. Der ethische Sozialist fordert das Wünschenswerthe, der politische Sozialist sucht das mit dem vorhandenen Kraftmaße Mögliche zu erreichen."

Naumann sowohl als auch v. Gerlach haben völlig erkannt, daß die Entwicklung Deutschlands zum Industriestaat unaufhaltsam ist, und daß die wichtigsten politischen Kämpfe der Gegenwart aus dem Gegensatz zwischen dem unaufhaltsamen Streben nach industrieller Entwicklung und dem Kleben an alten feudalistischen Vorstellungen naturgemäß hervorwachsen. Sie stellen sich rund und nett auf den ganz modernen Standpunkt grundsätzlicher Anerkennung völliger politischer Gleichberechtigung des Arbeiterstandes und haben ein volles Verständniß für die Nothwendigkeit der Entwicklung unseres Exports. Es sind nicht zum wenigsten gerade diese Erwägungen, die sie zu enragirten Flottenfreunden gemacht haben.

Ursprünglich ziemlich stark doktrinär, sind sie allmählig immer vorurtheilsfreier geworden; dabei haben sich die agitatorischen Kräfte der national-sozialen Partei — und insbesondere die Herren Naumann und v. Gerlach — auch mehr und mehr als wirksame Volksredner und Schriftsteller entwickelt. Was Herr v. Gerlach vor nicht langer Zeit, im Anschluß an den Prozeß gegen den „Klub der Harmlosen" in derselben Wochenschrift „Die Zeit" über das preußische Junkerthum, seine Beziehungen zu Heer und Bureaukratie, seine politischen Vorurtheile und seine gesellschaftlichen Verirrungen geschrieben hat, gehört meines Erachtens zum Besten, was in einem knappen Artikel bisher überhaupt über diese interessante politische Gruppe gesagt worden ist.

Die National-Sozialen sind noch immer nicht vollständig aus dem Zustande des gährenden Mostes heraus, aber ihre bisherige Entwicklung läßt es wünschenswerth erscheinen, daß sie bald Gelegenheit bekommen, auch in den Parlamenten sich zu bethätigen. Unser ganzes gegenwärtiges Parteiwesen trägt ja einen durchaus provisorischen Charakter, und insbesondere der Liberalismus kann zu neuer Konsolidirung und zur Wiedergewinnung des ihm zukommenden Einflusses nur gelangen, wenn er alte Parteiformen nicht als ein noli me tangere ansieht. In diesem Uebergangsstadium kann eine Neubildung, wie die national-soziale Partei sie darstellt, als Sauerteig gute Dienste leisten.

T. B.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8

Nr. 11. Berlin, den 16. Dezember 1899. 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 31. Dezember abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Aus Südafrika ist seit acht Tagen das Folgende zu verzeichnen: General Gatacre hat versucht, die Burenmacht im Süden des Oranje-Freistaates zu überraschen. Er kam bei dem Versuch in einen Hinterhalt und wurde unter sehr großen Verlusten an Todten, Verwundeten und Gefangenen geschlagen. Er mußte zurück und es scheint, daß er mit den Trümmern seiner Armeeabtheilung noch nicht eine feste Position wieder zu gewinnen vermocht hat. Lord Methuen griff die Buren in der Nähe von Magersfontein an; der Angriff wurde unter sehr großen Verlusten zurückgeworfen und Lord Methuen meldet, daß er sich nun seinerseits verschanzt. Hinter dem Modderriver wird er sich vielleicht bis zu einem gewissen Grade sicher befinden; Kimberley aber wird auf diese Weise gewiß nicht entsetzt werden. General Buller endlich wagt noch keinen Angriff in Natal, so daß hier der Kampf vollkommen zum Stillstand gekommen ist, während Ladysmith, trotz einiger Ausfallgefechte, die sich die Belagerten leisten, eng eingeschlossen bleibt. Das sind acht Tage mit einem recht bösen Ergebniß für die Engländer. Kein Erfolg; überall zeigen sich die Buren überlegen oder dem Gegner gewachsen, und die Niederlage der Generale Gatacre und Methuen hat sicherlich der aufständischen Bewegung in der Kapkolonie weiter erheblichen Vorschub geleistet.

Faßt man den bisherigen Verlauf des Krieges zusammen, so wird man auch jetzt noch nicht prophezeien können, daß die Aufgabe, die sich die Engländer gestellt haben, unlösbar geworden sei; aber der Augenblick, da dieses Urtheil abgegeben werden kann, ist doch schon recht nahe gerückt. Wäre das, was Chamberlain und Rhodes immer behauptet haben, nicht so gänzlich unwahr, so müßte England bereits vor dem Unmöglichen stehen. Gäbe es eine Verschwörung der Kapholländer, so wäre sie längst aufgeflammt und das holländische Element ganz Südafrikas hätte sich gegen die englische Herrschaft erhoben; und wie wären diesem Kampfe wohl die englischen Truppen gewachsen, die trotz aller Tapferkeit mit der Miliz der Republiken nicht fertig werden. Nur die bisherige Loyalität und der nüchterne und gelassene Sinn der holländischen Abkömmlinge bewahrt England noch davor, daß aus dem Kampfe gegen die Republiken nicht schon ein Kampf um den englischen Kolonialbesitz in Südafrika geworden ist.

Das war nicht ganz das Ziel der Rhodes und Chamberlain. Uebrigens scheint es, daß sich in England allmählich ein Umschwung anbahnt. Zunächst ist die offizielle Berichterstattung vom Kriegsschauplatz wahrheitsliebender geworden; das verlorene Vertrauen läßt sich nicht sogleich wieder erringen, allein die letzten Berichte tragen doch im Wesentlichen den Stempel der Wahrheit an der Stirn.

Und da sich mit Kriegsdepeschen der Feind doch nicht überwinden läßt, so hat jedenfalls die neue Methode einen Vorzug, sie ermöglicht es der englischen Bevölkerung, wieder urtheilsfähig zu werden. Wahrscheinlich wird so auch die Einsicht langsam zum Durchbruch gelangen, daß die Gegner der englischen Kriegsführung aus sachlicheren Gründen als aus Neid ihren Standpunkt gewählt haben.

Während diese objektivere Auffassung Boden zu gewinnen scheint, haben doch gerade in jener letzten Zeit auch die Exzesse eines blinden Chauvinismus nicht gefehlt, der mit seiner sinnlosen Leidenschaft das Wesen der Dinge glaubt geändert zu haben, wenn er die Stimmen unterdrückt, die irgend eine unbequeme Wahrheit auszusprechen bereit sind. Wir haben auf dem Kontinent niemals bemerkt, daß die Reuter'schen Berichte vom Kriegsschauplatz burenfreundlich gewesen sind. Aber es scheint, daß sie den englischen Jingoes noch nicht englandfreundlich genug sind, und deshalb gab es eine Hetze gegen das Reuter'sche Bureau, sodaß dessen Geschäftsführung für Südafrika „umgestaltet" und „reorganisirt" worden ist. Freilich gesiegt haben darum Lord Methuen und General Gatacre doch nicht. Noch bezeichnender ist jener zweite Fall, daß der leitende Redakteur des Daily Chronicle, Mr. Massingham, nebst einigen der Redakteure um ihn, aus ihren Stellungen entfernt wurden, weil sie die Anschauungen der Opposition auch in Bezug auf den südafrikanischen Krieg vertraten.

Die behördliche Censur gehört zu den großen Lächerlichkeiten der Weltgeschichte; aber vielleicht ist diese unpersönliche Censur der sogenannten „patriotischen" Massen noch widerwärtiger und jedenfalls gefährlicher. Gegen die Censur gab es für erfindungsreiche Köpfe noch immer Hilfsmittel; dieser Druck des fanatisirten Pöbels in reiner und in weniger reiner Wäsche ist dagegen zunächst ein gänzlich unwiderstehlicher, und so besitzt denn auch die Opposition in London keine Morgenzeitung mehr. Was das in einem demokratischen Lande heißen will, braucht nicht auseinandergesetzt zu werden. Beruht das ganze öffentliche Leben der modernen Zeit auf einem kontradiktorischen Verfahren, wobei durch Rede und Gegenrede Klärung zu schaffen versucht wird, so kehrt hier die modernste Entwicklung zu jenem despotischem Schweigegebot zurück, unter dem die Vergangenheit so schwer gelitten hat. Und in der Wirkung gibt es einen Unterschied gewiß nicht; denn ob ein absoluter Herrscher jede andere Ansicht verbietet oder der patriotische Pöbel die Aeußerung jeder abweichenden Ansicht unmöglich macht, das bedeutet keinen Unterschied.

Es wird immer klarer: der Krieg in Südafrika war nur möglich, weil sich ernste Uebel in das englische öffentliche Leben eingeschlichen hatten, und es naht jedenfalls der Augenblick, da wahre englische Patrioten sich der schweren Aufgabe unterziehen müssen, gegen diese Uebel rücksichtslos vorzugehen.

Die politische Rede, die Graf Bülow im Reichstage gehalten hat, ist überall in der Welt sehr freundlich aufgenommen, und nur in England hat sie ein schwächeres Echo gefunden. Diese Wirkung ist sehr begreiflich und gerade diese Wirkung muß Graf Bülow auch erstrebt haben. Er betonte zwar die Friedensabsichten Deutschlands, aber wenn man militärische Forderungen begründen will, so bedarf es doch gleichfalls des Hinweises auf jene Faktoren, denen vor allem durch Machtmittel und zwar in diesem Falle durch Schiffe zu imponiren ist. Gegenüber Rußland und Frankreich werden auch überseeische Gegensätze schließlich auf dem europäischen Kontinent beglichen werden; da an einen Konflikt mit den Vereinigten Staaten Niemand denkt und da Oesterreich und Italien als präsumptive Gegner nicht in Betracht kommen können, so blieb als einzige Macht, gegen die auch die Stärke der Seerüstung in Betracht kommen kann, England übrig. Während nun die Rede, die überhaupt sehr friedlich gehalten war, die trefflichen Beziehungen zu allen anderen Reichen, insbesondere auch zu Rußland betonte, wurden für England Worte von wesentlich schwächerer Färbung gewählt. So ist man denn auch in allen Weltgegenden von dieser Rede mehr befriedigt als in London. Das ist um so begreiflicher, da in England noch soeben das Chamberlain'sche prasselnde Feuerwerk der nicht vorhandenen amerikanisch-englisch-deutschen Allianz losgebrannt worden war. Man hätte sich keinen Augenblick denken können, der geeigneter gewesen wäre, den Chamberlain'schen Gedanken schneller in seiner Nichtigkeit zu enthüllen.

Daß Graf Bülow eine wesentlich neue Beleuchtung der internationalen Verhältnisse gegeben hat, kann man nicht behaupten. Er sprach das aus, was offensichtlich zu Tage liegt, und dieser Sachlichkeit, die auf gesuchte Finessen verzichtete, entsprach der Erfolg in der Welt, der in der That erheblich gewesen ist.

* * *

Herrn von Miquel's Dementi.

Oh Corydon, Corydon, quae te dementia cepit!

Herrn von Miquel gelingt nichts mehr, nicht einmal ein Preßdementi. Die öffentliche Erklärung, welche der Vicepräsident des Staatsministeriums in einer Sonderausgabe der ministeriellen „Berliner Correspondenz" hat erscheinen lassen, ist ein Kabinetsstück politischer Ungeschicklichkeit. Es ist schlechterdings unverständlich, wie ein Mann der Jahrzehnte hindurch im Rufe eines klugen, erfahrenen Politikers gestanden hat, einen solchen Schritt thun konnte, der selbst einem journalistischen Anfänger nicht leicht passiren würde. Herr von Miquel hat sich mit dieser Erklärung formell auf die Bank der Angeklagten gesetzt, um sich gegen Anschuldigungen zu vertheidigen, deren Stärke nicht aus thatsächlichen Behauptungen, sondern aus der ganzen politischen Situation, wie sie unter dem Einflusse des einflußreichsten preußischen Ministers geschaffen wurde, hervorgewachsen ist.

Einer solchen Lage mit vagen Unschuldsbetheuerungen allgemeiner Natur wirksam entgegentreten zu wollen, war von vorn herein ein gänzlich aussichtsloses Unternehmen. Dabei hat Herr von Miquel auch durch die Form seiner Berichtigung die Ungeschicklichkeit des ganzen Schrittes noch wesentlich verstärkt. Wenn er z. B. die Behauptung für „falsch und unwahr" erklärt, daß ihm bekannt gewesen sei, „aus wessen Feder die anonymen Artikel in der ‚Post' gegen die Kanalvorlage herrührten", so fragt sich Jeder: wie ist es möglich, daß gerade Herrn von Miquel das nicht bekannt geworden ist, was seiner Zeit die Spatzen von den Dächern pfiffen?! Daß der Freiherr von Zedlitz dem Vicepräsidenten des Staatsministeriums nicht ausdrücklich angezeigt hat, er schreibe fortgesetzt kanalgegnerische Artikel in der „Post", wird man annehmen dürfen; aber die Fragen bleiben offen: ob Herr von Miquel nicht wie alle übrigen Politiker die Vermuthung gehabt hat, daß jene Artikel von dem fleißigsten Mitarbeiter der „Post" herrührten; und ob er in der Stildiagnose nicht soweit bewandert war, um aus jenen Artikeln, wie alle anderen Politiker, den seinem Ressort unterstellten Präsidenten der Seehandlung herauszuerkennen. — Aehnlich liegt es mit den journalistischen Seitensprüngen des Herrn Schweinburg, der die Flottenvorlage in so ungewöhnlich täppischer Weise in Verbindung mit der Erhöhung der Kornzölle brachte. Man braucht nicht anzunehmen, daß dies im Auftrage des Herrn von Miquel geschehen ist, aber annehmen wird man dürfen, daß Herr Schweinburg geglaubt hat, im Sinne des Herrn von Miquel zu schreiben. Und da der Herr Vicepräsident des Staatsministeriums Herrn Schweinburg seit Jahr und

Tag mit seinem besonderen Vertrauen beehrt, so durfte er sich nicht wundern, wenn ihm in einem solchen Falle aus dieser Freundschaft der Vorwurf der Konnivenz gegenüber der inkriminirten journalistischen Leistung des Herrn Schweinburg erwuchs. Man hat eben auch als Minister nicht ungestraft journalistische Vertraute. Sie können die Politik eines Staatsmanns in der Presse unter Umständen wirksam unterstützen, aber sie kompromittiren ihren Hintermann immer mit, wenn sie sich selbst kompromittiren.

Daß Herr von Miquel in dieses A-B-C der politischen Journalistik nicht eingeweiht sein sollte, wird ihm so leicht Niemand glauben — dazu steht er zu lange im politischen Geschäft —; und selbst durch die staunenswerthe Unbehülflichkeit, die er bei seinem jüngsten Preßdementi zu erkennen gegeben hat, wird er den Nachweis nicht erbringen können, daß er in journalistischen Dingen ein unschuldsvoller Engel ist. Herr von Miquel hat sich inzwischen durch den gänzlichen Mißerfolg seines Dementis rasch davon überzeugen können, welchen Fehler er begangen hat. Er versuchte daher im Reichstage die Scharte wieder auszuwetzen, die er in der Presse sich selbst beigebracht hat. Dank einer nicht gewöhnlichen Dialektik und einem schweren taktischen Fehler des Herrn Lieber, dessen salbungsvolle Beredtsamkeit über seine staatsmännische Unzulänglichkeit nicht hinwegzutäuschen vermag, ist ihm dieser Versuch auch leidlich gelungen. Insbesondere hat er die ihm durch Herrn Lieber gebotene Gelegenheit, als treuer Diener seines Herrn und begeisterter Flottenfreund zu erscheinen, nachdrücklich ausgenutzt.

Trotzdem ist es kaum wahrscheinlich, daß dieser Minister, der von Anbeginn der Kanalkampagne einen Fehler nach dem andern gemacht hat, noch lange auf seinem Posten sich behaupten kann. Daß Herr von Miquel sich der Kanalpolitik nur zaudernd anschloß — da er ja doch einmal seine Politik auf ein Zusammenwirken mit den Konservativen und speziell den Agrariern gestellt hatte —, konnte noch verständlich erscheinen. Er stand hier zwischen der Kanalfeindschaft seiner parlamentarischen Stützen und dem Drängen des Monarchen, während er bemüht blieb, es mit keiner dieser beiden für ihn wesentlichen Kräfte zu verderben. Aber es kam die Zeit, wo er sich entscheiden mußte, ob er im Einvernehmen mit dem Monarchen den Mittellandkanal auch gegen die Konservativen durchsetzen wollte oder nicht. Da er sich entschloß, Minister zu bleiben, hätte er auch alles daran setzen müssen, den Widerstand der Konservativen in Güte zu überwinden oder schlimmstenfalls mit Gewalt zu brechen. Statt dessen blieb seine Haltung zweideutig, und diese Zweideutigkeit hat, wie männiglich bekannt, nicht wenig zum Scheitern der Kanalvorlage beigetragen. Als es dann nicht zur Auflösung des Abgeordnetenhauses kam, und die Regierung, mit dem Monarchen an der Spitze, trotzdem beschloß, ihre Kanalpläne nachdrücklich weiter zu verfolgen, blieb für Herrn von Miquel nur noch eine Stichkarte im Spiel: er mußte versuchen, die Konservativen schließlich doch noch zur Zustimmung zu bewegen und dadurch seine Politik der Langmuth gegenüber den Agrariern durch einen, wenn auch späten, Erfolg gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Statt dessen ließ er es geschehen, daß durch die Maßregelungen der Landrathsabgeordneten die Stimmung der Konservativen verschlechtert wurde. Seitdem wurden auch die Agrarier irre an dem guten Willen des Herrn von Miquel ihnen gegenüber; es kam zu den bekannten Angriffen der „Kreuz-Zeitung“ und der „Deutschen Tageszeitung“ und dann zu jenem mysteriösen Besuch zweier Männer, „die es wissen wollten“, auf der Redaktion der „Kreuz-Zeitung“ und in Folge dieses Besuches zu den Erklärungen in der konservativen Presse, daß man Herrn von Miquel betreffs der Beamtenmaßregelungen verkannt habe.

Auch bei diesem Schritt zu Gunsten des Herrn von Miquel hat den Vicepräsidenten des Staatsministeriums das Mißgeschick betroffen — gerade wie bei den journalistischen Bemühungen des Freiherrn von Zedlitz und des Herrn Schweinburg —, daß nach der ganzen Lage der Dinge Jeder vermuthen mußte, jene geheimnißvollen Besucher der „Kreuzzeitung“ handelten im Einverständniß mit Demjenigen, den sie bei der Redaktion des Hauptorgans der Konservativen zu exkulpiren versuchten. Nach dem Dementi des Herrn von Miquel ist er auch in diesem Falle das unschuldige Opfer seiner Freunde geworden. Wie bei den journalistischen Ausschreitungen der Herren von Zedlitz und Schweinburg waren es auch in diesem Falle Unbeauftragte, die aber bedauerlicher Weise bei aller Welt den Schein erweckten, als handelten sie im Einverständniß mit Herrn von Miquel. So wird der preußische Finanzminister durch seine besten Freunde fortgesetzt in Ungelegenheiten gebracht, er ist allmählich geradezu ein Märtyrer der Freundschaft geworden; an ihm hat sich das Wort: „Sage mir, mit wem Du umgehst, und ich will Dir sagen, wer Du bist“, in einer wahrhaft grausamen Weise gerächt.

Es gibt jetzt für den Vielgewandten eigentlich nur noch eine Chance, um noch geraume Zeit über Wasser zu bleiben, nämlich die Chance des Scheiterns der angekündigten Flottenvorlage und einer daraufhin erfolgenden Auflösung des Reichstags. Die Hauptträger dieser Flottenvorlage in der Regierung sind der Reichskanzler und die Staatssekretäre des Auswärtigen, der Marine und des Schatzes. Alle vier Staatsmänner haben bereits in der Etatsdebatte im Reichstag Anlaß genommen, für die Verdoppelung der Schlachtflotte nachdrücklich einzutreten. Diese vier Männer sind gleichzeitig in der Regierung diejenigen, welche den Agrariern am wenigsten genehm sind, sie sind — zugleich in der Regierung Preußens wie des Reiches — Vertreter einer nicht unbedingt agrarischen Handelspolitik; wenn alle vier Staatsmänner morgen ihren Abschied bekämen, so würden die Agrarier ein Freudenfest feiern, vielleicht nicht öffentlich, aber sicher im vertrauten Kreise.

Sollten eben diesen Männern, anläßlich der Vertretung der Flottenvorlage, ernste politische Schwierigkeiten erwachsen, so würde man auch darüber in agrarischen Kreisen keine blutigen Thränen weinen, und sollte es zur Auflösung des Reichstages wegen der Flottenvorlage kommen, so würden die Agrarier — wie mir scheint, sehr mit Recht — das für einen politischen Glücksfall ersten Ranges halten. Sie, wie Herr von Miquel, würden dadurch in die Lage versetzt, einen großen Theil ihrer politischen Gegner in einen schweren Konflikt mit der Regierung zu bringen, wodurch naturgemäß der agrarische Einfluß in Preußen wie im Reiche wachsen müßte. Es sieht allerdings nicht so aus, als ob die agrarischen Spekulationen in dieser Beziehung von Erfolg begleitet sein werden; die Erklärungen, welche Herr Lieber in der General-Diskussion des Reichsetats zur Frage der Flottenvermehrung abgegeben hat, lassen es nahezu gewiß erscheinen, daß in allem Wesentlichen die Flottenpläne der Regierung mit Unterstützung des Centrums — es ist kaum die Hälfte des Centrums erforderlich, um eine Mehrheit herzustellen — durchgehen werden, ohne daß es zu einer Auflösung des Reichstags kommt. Die Chancen einer Annahme der Flottenvorlage werden dabei in demselben Maße steigen, wie der politische Einfluß des Herrn von Miquel sinkt und der des Reichskanzlers sich befestigt. Wie sich die Dinge im Reich und in Preußen einmal entwickelt haben, erscheint der politische Gegensatz zwischen dem Fürsten Hohenlohe und Herrn von Miquel heute unüberbrückbar. Die Agrarier greifen im Reichstage den Ersteren als „liberalen süddeutschen Politiker“ heftig an und begleiten die Reden des Letzteren mit lebhaftem Beifall. Das beredteste Plaidoyer des Herrn von Miquel zu Gunsten der Flottenerweiterungspläne wird diesen Plänen im Reichstage auch nicht eine Stimme gewinnen, während die deutliche Wahrnehmung, daß der Einfluß des Herrn von Miquel auf die politischen Geschicke des Reichs und Preußens zur Neige geht, den Flottenplänen zweifellos förderlich sein würde.

Th. Barth.

Parlamentsbriefe.

IV.

Eine Budgetdebatte, in der vom Budget kaum die Rede ist; eine von der Regierung angeregte Diskussion über eine von der Regierung noch nicht eingebrachte Vorlage; eine Diskussion, in der vier Minister hinter einander sprechen, und aus der Mitte des Hauses zunächst Niemand zu antworten bereit ist, das sind lauter Eigenthümlichkeiten, die man außerhalb des Deutschen Reiches nie und selbst innerhalb des Deutschen Reiches selten antrifft.

Der Reichskanzler eröffnete die Budgetdebatte mit der Ankündigung, daß es bei dem vorgelegten Budget nicht sein Bewenden haben werde, sondern daß es ergänzt werden würde durch eine Flottenvorlage, die in der Ausarbeitung begriffen sei. Offenbar fühlte die Regierung die Nothwendigkeit, daß sie sich vor der Volksvertretung über eine Sache ausspreche, welche die öffentliche Meinung schon lange stark beschäftigt. Die Lage der Regierung wäre eine unbequeme gewesen, wenn aus der Mitte des Reichstages an sie die Frage gestellt worden wäre, welche Bewandtniß es mit der Flottenvorlage habe.

Und nun, nachdem der Reichskanzler die Sache eingeleitet, gingen die Staatssekretäre daran, die Vorlage vom diplomatischen, marinetechnischen und finanziellen Standpunkt aus zu beleuchten. Man muß der Wahrheit gemäß sagen, daß die Aufnahme eine kühle war, selbst bei den Parteien, welche zweifellos für die Vorlage stimmen werden. Dem Fürsten Hohenlohe, den Herren von Thielmann und Tirpitz fehlt es an zündenden rhetorischen Qualitäten. Graf Bülow hat sich auf seinem Posten bisher große Verdienste erworben; Kiautschou und Samoa zeugen von seiner Geschicklichkeit, und seine rhetorische Begabung ist nicht gering. Aber für besondere Feierlichkeiten scheint sie doch nicht auszureichen; ihm fehlt die Fähigkeit, das mot de fin zu finden, und wenn man erwartet, ein gehobenes Wort zu hören, wird man durch eine triviale Wendung verletzt.

Erst am zweiten Tage traten die Reichstagsmitglieder in die Verhandlung ein, und die beiden ersten Redner, Vertreter der beiden größten Fraktionen, brachten jeder einen heftigen Angriff gegen einen leitenden Staatsmann, der eine gegen den Reichskanzler und den Ministerpräsidenten, der andere gegen den Vicepräsidenten des preußischen Staatsministeriums. Und seltsamer Weise wirkten diese beiden Angriffe nicht konzentrisch, sondern waren dazu angethan, vielleicht sogar darauf berechnet, einander zu kompensiren.

Graf Limburg-Stirum äußerte sich in hohem Grade absprechend über den Fürsten Hohenlohe; vor zwanzig Jahren hat derselbe Herr in einer denkwürdigen Sitzung des Abgeordnetenhauses dem Minister Falk „jede Spur von staatsmännischem Verständniß“ abgesprochen. Es fehlte nicht sehr viel, daß er sich über den Fürsten Hohenlohe eben so geäußert hätte. Graf Limburg steht allerdings auf einer sehr hohen Warte: er ist Jahre lang preußischer Gesandter in Weimar gewesen, und seiner Umsicht ist es zu verdanken, daß die guten Beziehungen zwischen beiden Staaten nie getrübt worden sind. Da kann man sich schon ein Urtheil über Menschen und Verhältnisse gestatten.

Fürst Hohenlohe verdient unter allen Umständen, daß man bei Angriffen gegen ihn die Absicht, persönlich zu verletzen, unterläßt. Selbst die Sozialdemokraten haben stets diese Rücksicht genommen. Es war dem Sprecher der konservativen Partei vorbehalten, einen greisen Staatsmann, der auf ein rühmliches Leben zurückblickt, und dessen Thätigkeit eine besonders opfervolle ist, in einem Tone anzugreifen, den er als unpassend bezeichnen würde, wenn ihn ein Freisinniger gegen einen Landrath anschlüge. Fürst Hohenlohe antwortete darauf mit Schlagfertigkeit und in einer Weise, welche zu erkennen gab, daß er festen Boden unter den Füßen zu haben glaubt.

Herr Dr. Lieber griff Herrn von Miquel an und zwar in so scharfer Weise, daß dieser sich bewogen sah, am folgenden Tage im Reichstage zu erscheinen und zu antworten. Wir halten jeden Angriff, der gegen Herrn von Miquel gerichtet wird, geradezu für ein Verbrechen, wenn dieser Angriff nicht allein fehl geht, sondern sogar Herrn von Miquel Gelegenheit gibt, seine Stellung zu befestigen. Und von diesem Verbrechen wird man Herrn Lieber nicht freisprechen können.

Herr von Miquel, der soeben erst durch sein Preß-Dementi so gründlich kompromittirt war, hatte entschieden einen guten Tag. Er sprach für die Flottenvorlage, besser als die vier hohen Reichsbeamten, die vor ihm gesprochen hatten. Er stellte sich vor den Thron, um eine Kritik abzuwehren, die gegen eine Rede des Kaisers gerichtet war. Und nachdem er dadurch eine gute Stimmung erzeugt hatte, wurde es ihm leicht, von den gegen ihn gerichteteten Angriffen nur diejenigen herauszusuchen, mit denen er am leichtesten fertig werden konnte.

Herr Lieber hatte dem Herrn von Miquel seine kommunistische Vergangenheit vorgehalten. Das ist eine sehr große Thorheit. Es giebt keinen Mann, der der Aufgabe gewachsen ist, die Worte zu vertreten, die er als Student gesprochen. Und vollends im Jahre 1848 waren die Studenten aus begreiflichen Gründen noch weniger als sonst im Stande, sich darauf einzurichten, ihr Verhalten nach einem halben Jahrhundert zu verantworten. Und schließlich, wenn sich in der Thätigkeit, die ein Mann gestern und vorgestern entwickelt hat, Stoff genug zur Kritik findet, was geht es mich an, was er vor 50 Jahren gesagt hat.

Wenn Jemand gegen einen im Amte befindlichen Minister Angriffe von der Heftigkeit und Bitterkeit richtet, wie dies Herr Lieber gethan, muß er bereit sein, diese Angriffe in vollem Umfange aufrecht zu erhalten und sie mit Thatsachen zu belegen. In der Replik aber wurde Herr Lieber lahm und eigentlich inhaltsarm.

Einen politischen Erfolg könnte heute Jemand erzielen, der die Frage ihrer Lösung näher brächte, von wem zuerst intime Verhandlungen des Kronraths an die Oeffentlichkeit gezogen sind und wer dabei die Wahrheit im Interesse einer Partei gefälscht hat. Ferner könnte derjenige einen Erfolg erzielen, der genau die Entstehung, die geistige Urheberschaft der dem Kanal feindlichen Zeitungsartikel enthüllte, die aber doch den Anschein erweckten, als seien sie im Sinne der Regierung oder eines Theils der Regierung geschrieben. Das sind brennende Fragen. Dagegen ist es gleichgiltig, ob Jemand dem Anderen auf die Füße getreten hat und ob der Tritt etwas mehr oder weniger geschmerzt hat.

Es liegt ein gewisser Nebel auf unserer politischen Lage. Aber mit Bestimmtheit kann man sagen, daß die Stellung des Herrn von Miquel in dem Augenblicke, als er seine Rede beendete, fester war, als in dem Augenblicke, wo Herr Lieber die seinige begann.

Proteus.

Hinkende Währung und unterwerthiges Silbergeld.*)

Am 4. Dezember ist die Münznovelle, welche die allmähliche Beseitigung der Thaler — theilweise durch Umprägung in Reichssilbermünzen, theilweise durch Einschmelzung und Verkauf — und damit die Umwandlung unserer „hinkenden Goldwährung“ in eine reine Goldwährung anstrebt, im Reichstag in erster Lesung berathen und an eine Kommission von 14 Mitgliedern verwiesen

*) Vergl. den Aufsatz „Die Vollendung der deutschen Münzreform“ in Nr. 4 der „Nation“ vom 28. Oktober 1899.

worden. Bisher sind gerade von bimetallistischer Seite die Nachtheile der hinkenden Goldwährung stets scharf hervorgehoben und meist stark übertrieben worden. Trotzdem konnte es für niemanden, der die bimetallistische Bewegung der letzten Jahrzehnte verfolgt hat, einem Zweifel unterliegen, daß die bimetallistischen Wortführer alle Minen springen lassen würden, um die volle Durchführung der Goldwährung zu hintertreiben: und wenn ich in Nr. 4 dieser Wochenschrift ausführte, daß niemand die bestehenden Verhältnisse für so ausgezeichnet halten könne, daß sie einer Verbesserung unfähig wären, so gebot es doch die Vorsicht beizufügen: „es sei denn, daß sich die Bimetallisten, bei welchen es ja auf einen logischen Salto-Mortale schon längst nicht mehr so genau ankommt, zu der Ansicht bekehrten, daß die von ihnen stets über Gebühr übertriebenen Bedenken der hinkenden Währung eben so viele Vorzüge gegenüber der reinen Goldwährung seien."

Natürlich haben sich die Bimetallisten die Gelegenheit nicht entgehen lassen, diesen Salto-Mortale auszuführen. Dieselben Leute, welche bisher in den Thalern und insbesondere in dem Silberbestand der Reichsbank eine starke Bedrohung unserer Währungsverhältnisse erblickten, begannen nun auf einmal sentimental zu werden; die bisher höchst bedenklichen und gefährlichen Thaler erhielten nun den Kosenamen „unsere guten, alten Silberthaler", und mit schmerzlicher Rührung wurde beklagt, daß diesen harmlosen Silberthalern, die niemandem etwas zu Leide gethan, ein „gewaltsames Ende" bereitet werden solle.

Nicht nur in der Presse, sondern auch bei der ersten Lesung der Münznovelle haben die bimetallistischen Wortführer ihr Verhältniß zur hinkenden Währung einer solchen gründlichen Revision unterzogen; während es früher hieß: der bestehende Zwitter-Zustand ist der denkbar schlechteste, entweder bekehre man sich zum Bimetallismus oder man habe den Muth, die reine Goldwährung durchzuführen! — ist jetzt die Parole: wenn nur die reine und die hinkende Goldwährung zur Wahl steht, dann wählen wir die hinkende Goldwährung als das „kleinere Uebel".

Es ist der Mühe werth, den Gründen nachzugehen, mit welchen dieser plötzliche Gesinnungswechsel motivirt wird.

Die großen Vorzüge, welche die Bimetallisten jetzt an den Thalern und an der hinkenden Währung entdeckt haben, sollen darin bestehen, daß jedermann gesetzlich verpflichtet ist, die Thaler zu jedem Betrag in Zahlung zu nehmen, während die Reichssilbermünzen nur für Beträge bis zu 20 Mark in Zahlung genommen werden müssen; ferner darin, daß das Reich nicht verpflichtet ist, die Thaler gegen vollwerthiges Goldgeld einzulösen, während hinsichtlich der Reichssilbermünzen eine solche Verpflichtung besteht.

Das sind nun freilich etwas sonderbare Vorzüge! Bisher hat es stets als einer der ersten und wichtigsten Grundsätze einer gesunden Münzverfassung gegolten, daß niemand gezwungen sein soll, größere Werthbeträge in unterwerthigen Münzsorten in Zahlung zu nehmen, noch dazu in unterwerthigen Münzen, für deren Erhaltung auf dem ihnen beigelegten Nennwerth der Staat keinerlei Garantie übernommen hat. Der Silbergehalt des Thalers ist heute nur 1,33 1/3 Mark werth. Und es soll ein Vorzug dieser Münzsorte sein, daß sie jedermann in Zahlung nehmen muß! Wir werden sehen, wie sehr sich dieselben Leute, die diesen Vorzug preisen, darüber ereifern, daß unsere Reichssilbermünzen, die pro Mark genau gerechnet um 4 4/9 Pfennig unterwerthiger sind als die Thaler*), ein überaus schlechtes und nichtsnutziges Geld seien. Dabei bestehen hinsichtlich dieser letzteren Münzen, wie bereits erwähnt, Beschränkungen ihrer Zahlungskraft, die jedermann davor behüten, größere Summen in dieser unterwerthigen Münzsorte annehmen zu müssen; außerdem steht bei den Reichssilbermünzen das Reich, indem es die Verpflichtung übernommen hat, sie auf Verlangen in Gold umzuwechseln, mit seinem ganzen Kredit für die Erhaltung des ihnen beigelegten Werthes ein, während bei den Thalern die Bedenken der Unterwerthigkeit durch keinerlei ähnliche Vorkehrungen abgeschwächt sind.

Angesichts dieser Verhältnisse, unter denen die Reichssilbermünzen entschieden ein besseres und anständigeres Geld darstellen als die Thaler, muß man sich wirklich fragen, wie die bimetallistischen Wortführer dazu kommen können, gerade die Mängel des Thalergeldes, die nur in Folge der überaus kulanten und anerkennenswerthen Praxis der Reichsbank im freien Verkehr nicht empfunden werden, als besondere Vorzüge auszugeben. Damit hat es nun freilich eine ganz besondere Bewandtniß; die Herren haben dafür einen Grund ins Treffen geführt, den gerade von dieser Seite gewiß Niemand erwarten konnte: Die ängstliche Sorge um den Bestand der Reichsbank und der deutschen Goldwährung. Das ist nicht etwa ein schlechter Scherz, sondern die nackte Wahrheit. Die Wortführer des Bimetallismus haben im Reichstag erklärt: Als Bimetallisten könnten wir der Vorlage, welche die Beseitigung der Thaler enthält, nur zustimmen; denn als Bimetallisten erwarten wir von ihr, daß sie die deutsche Goldwährung zu Grunde richtet.

Wenn es nun schon an sich reichlich sonderbar ist, die Herren v. Kardorff und Dr. Arendt die Goldwährung gegen den Unverstand der Goldwährungsleute vertheidigen zu sehen, so wird diese Sonderbarkeit doch noch übertroffen durch die Art und Weise, wie nach den Gedankensprüngen dieser Herren die Thaler zur Erhaltung der Reichsbank und der Goldwährung verwendet werden sollen.

Früher haben diese Herren mit dunklen Farben den Zusammenbruch ausgemalt, welcher eintreten müsse, wenn dermaleinst die Reichsbank sich genöthigt sehen werde, ihren Verbindlichkeiten statt in Gold, in Silberthalern nachzukommen. Das Silber sei von „der Aktivseite auf die Passivseite gerückt"; „früher ein Deckungsmittel, ist es jetzt selbst der Deckung bedürftig". Wenn also die Reichsbank in die Zwangslage komme, in Silber zu zahlen, dann sei es aus mit Reichsbank und Goldwährung.

Und was sagen jetzt dieselben Herren?

In Thalern darf die Reichsbank jeden Betrag zahlen, in Reichssilbermünzen jedoch nur Beträge bis zu zwanzig Mark. Wenn einst der Augenblick kommt, wo die Reichsbank ihr letztes Goldstück verausgabt hat, dann wird sie jetzt wenigstens noch in Thalern zahlen können, in Zukunft aber überhaupt nicht mehr. Also sind die Thaler die berufenen Wächter der Reichsbank und der Goldwährung!

Wenn man die früheren und jetzigen Aeußerungen dieser Herren vergleicht, so wird man daraus nicht gerade auf eine wachsende Einsicht schließen können. Darin hatten früher die Herren Recht: Wenn es einmal soweit kommen sollte, daß die Reichsbank nicht mehr in Gold zahlen könnte, dann stände unsere Währung vor einer schlimmen Krisis. Ob sie dann ihre Noten nur noch in Thalern, die nicht ganz 1,35 Mark werth sind, einlösen würde, oder ob die Noteneinlösung überhaupt suspendirt werden würde, das wäre kaum ein Unterschied. Aber soweit, daß die Reichsbank zur Zahlung in Silber greifen muß, um ihre Noteneinlösung aufrecht zu erhalten, kann es überhaupt nicht kommen, aus einem sehr einfachen Grund: In der Reichsbank kann an Silbergeld nur der vom Verkehr nicht benöthigte Betrag liegen; das dürften bei unseren heutigen Verhältnissen im Maximum 300 Millionen Mark sein, in Zukunft nach Durchführung der Münznovelle nur 180 Millionen Mark. Der Rest des Metallvorraths der Reichsbank besteht aus Gold. Ihr Notenumlauf beträgt zur Zeit durchschnittlich etwa 1200 Millionen Mark, er wird in kritischen Zeiten noch erheblich zunehmen. Nach den Vorschriften des Bankgesetzes muß er zu einem Drittel in Metallgeld und Reichskassen-

*) Der Silberpreis ist gegenwärtig etwa 27 d Londoner Notirung, was einem Preis von 80 Mark pro Kilogramm Feinsilber entspricht. Der Ausmünzungsfuß der Thaler ist ein solcher, daß 90 Thalerstücke auf das Kilogramm gehen. Der Silbergehalt des Thalerstücks ist demnach augenblicklich nur 1 Mark 33 1/3 Pfennig werth, das ist pro Mark 44 4/9 Pfennig. Der Ausmünzungsfuß der Reichssilbermünzen ist dagegen 200 Mark auf das Kilogramm Feinsilber. Der Silbergehalt der Mark in Reichssilbermünzen ist demnach 40 Pfennig werth.

scheinen gedeckt sein. Der nach dieser Vorschrift nothwendige Baarvorrath könnte also selbst bei dem durchschnittlichen Notenumlauf von nur 1200 Millionen Mark nur auf 400 Millionen Mark heruntergehen, während der Silberbestand nach Durchführung der Novelle nicht wesentlich über 180 Millionen Mark würde steigen können. Längst ehe die Reichsbank in die Lage käme, in Silber zahlen zu müssen, wäre also durch die Vorschrift der Drittelsdeckung die Nothwendigkeit der Suspension der Baarzahlungen gegeben. Daß sich eine solche Nothwendigkeit in harten politischen Krisen herausstellen kann, das zu bestreiten, fällt Niemand ein, und dagegen gibt es auch kein Mittel als jene vorsichtige Diskontpolitik, welche von bimetallistischer Seite stets angefeindet wird. Daß durch eine solche Maßregel unsere Währung eine gewisse Erschütterung erfahren würde, ist gleichfalls sicher. Aber den schwarzen Bildern, welche die Bimetallisten von den Wirkungen eines solchen Falles entwerfen, muß doch die Erfahrung entgegengehalten werden, welche Frankreich im Kriege 1870/71 mit der Suspension der Baarzahlungen gemacht hat. Die Entwerthung der französischen Valuta war trotz der Niederlagen der französischen Waffen und trotz der Milliardenzahlung nur eine ganz minimale. Solange das Vertrauen auf den Staatskredit und die wirthschaftliche Kraft eines großen Landes nicht ganz erschüttert ist, wird selbst in solchen Zeiten eine zeitweilige Aufhebung der Baarzahlungen ohne allzu starke Erschütterungen ertragen werden, und nach Wiederherstellung geordneter Verhältnisse wird auch die Währung wieder auf den alten Stand gebracht werden können.

Jedenfalls steht aber soviel fest, daß für uns in Deutschland Baarzahlung und Goldzahlung seitens der Reichsbank gleichbedeutend ist; daß ferner der Silberbestand der Reichsbank im Verhältniß zu ihrem Notenumlauf heute schon so gering ist, daß die Reichsbank überhaupt nicht in die Lage kommen kann, nach Erschöpfung ihres Goldvorraths ihre Zahlungen in Thalern fortzusetzen. Dagegen wird die Münznovelle, indem sie einen Theil des Silberbestandes der Reichsbank durch Gold ersetzt, zur Verbesserung sowohl der Lage der Reichsbank als auch unseres gesammten Geldwesens beitragen.

Aber gerade dieser letztere Vortheil, der von währungspolitischem Gesichtspunkt entscheidend ins Gewicht fallen muß, wird von den Bimetallisten nicht anerkannt. Während sie bisher stets das Uebermaß unterwerthigen Silbergeldes, welches sich in den zu großen Silberbeständen der Reichsbank äußerte, in den Vordergrund gestellt haben, widersetzen sie sich nun der Verringerung des Silberumlaufs, welche durch die Novelle herbeigeführt werden soll. Die Herren haben zwar im Reichstag Ausführungen Soetbeer's und Bamberger's zitirt, welche vor zwanzig Jahren vor einer den nachgewiesenen Bedarf überschreitenden Vermehrung des Silberumlaufs warnten; sie suchten diese Ausführungen in einer höchst merkwürdigen Gedankenverwirrung gegen die vorgeschlagene Vermehrung des Maximalbetrags der Ausgabe von Reichssilbermünzen auf 14 Mark pro Kopf der deutschen Bevölkerung zu verwenden, während sie andererseits betonten, der Kleinverkehr könne nicht genug mit Kleingeld gesättigt werden, und mit 10 Mark werde ebensowenig wie mit 14 Mark pro Kopf dem Bedürfniß an Silbergeld Rechnung getragen. „Wir brauchen noch mehr; aber wir sind nur dagegen, daß wir dieses Bedürfniß mit unterwerthiger Scheidemünze ausfüllen; ein so breites Verkehrsbedürfniß erfordert ein gutes ehrenhaftes Geld, was vollgiltig ist."

Das Bedürfniß nach Silbergeld, welchem die Novelle Rechnung tragen will, wird also vollkommen anerkannt; aber diesem Bedürfniß soll nicht mit unterwerthigen Scheidemünzen genügt werden.

Hier scheint endlich einmal ein gesunder Gedanke vorzuliegen. Es ist in der That kein idealer Zustand, daß der Silberwerth unserer Reichssilbermünzen so weit hinter dem ihnen beigelegten Nennwerth zurückbleibt. Mit Vorbedacht würde gewiß Niemand einen solchen Zustand schaffen, und die starke Unterwerthigkeit der Reichssilbermünzen hat sich auch bei uns erst durch die Entwerthung des Silbers, welche Niemand aufhalten kann, herausgebildet. Schön ist ein solcher Zustand nicht, aber freilich ist er auch nicht so bedenklich, wie von bimetallistischer Seite behauptet wird. Die Gefahr, daß Silbermünzen in ihrem echten Feingehalt nachgeprägt werden könnten, ist bisher durch keinen einzigen derartigen Fall bestätigt. Die Gefahr, daß in kritischen Zeiten das Silbergeld einer seinem Stoffwerth entsprechenden Entwerthung verfallen könnte, ist um so geringer, je mehr nach den Vorschlägen der Novelle der Silberumlauf auf den Bedarf an Silbergeld zurückgeführt wird. Vor allem aber, und das ist von entscheidender Bedeutung, sind ja auch die Thaler von der Silberentwerthung betroffen worden. Die Bimetallisten suchen jetzt den Eindruck zu erwecken, als ob es sich um eine Umprägung eines guten und „ehrenhaften" vollwerthigen Geldes in eine schlechte unterwerthige Scheidemünze handle. Davon ist aber gar keine Rede. Der Silbergehalt der Thaler ist $44\frac{4}{9}$ % des Nennwerthes; der Silbergehalt der Reichssilbermünzen ist 40 % des Nennwerthes. Das ist der ganze Unterschied. Die Gefahr der Nachprägung ist also für beide Geldsorten die gleiche. Die Gefahr der Entwerthung scheint bei den Thalern kleiner zu sein, weil ihr Silbergehalt ein paar Pfennige höher ist als derjenige der Reichssilbermünzen. Wenn aber überhaupt die Gefahr der Entwerthung praktisch wird, dann wird es keine Rolle spielen, ob der Silbergehalt der Mark 40 Pfennige oder $44\frac{4}{9}$ Pfennige werth ist. In Wirklichkeit jedoch ist bei den Reichssilbermünzen der Gefahr einer Entwerthung dadurch vorgebeugt, daß das Reich sie zu ihrem vollen Werth in Gold einlösen muß, während bei den Thalern eine solche Garantie nicht besteht.

Nun sagen freilich die Bimetallisten: das Reich wird im Ernstfall die Reichssilbermünzen gar nicht einlösen können. Wenn wir auf Grund der Münznovelle zu einer Ausgabe von etwa 850 Millionen Mark Reichssilbermünzen kommen, wo soll das Reich das Gold hernehmen, das zur Einlösung dieses gewaltigen Betrages erforderlich ist? — Man bemerke, daß die angebliche Unmöglichkeit der gesetzlich sicher gestellten Einlösung von bimetallistischer Seite als ein ganz besonderer Nachtheil der Reichssilbermünzen, der sie zur sofortigen Entwerthung verurtheilt, hingestellt wird, während es bei den Thalern als ein Vorzug gepriesen wird, daß sie überhaupt nicht einmal einen Anspruch auf Einlösung haben. Es ist ferner eine gänzlich absurde Vorstellung, daß im Falle eines Krieges oder bei einer Panik plötzlich sämmtliche Reichssilbermünzen, oder auch nur ein großer Theil, dem Reiche zur Einlösung in Gold präsentirt werden könnten. Wie soll denn das zugehen? Man mache sich nur eine klare Vorstellung! Heute schon ist nicht mehr Silbergeld im Umlauf, als zur Vermittlung der kleineren Zahlungen nothwendig ist. Der Ueberschuß liegt in der Reichsbank. Wie soll der Verkehr im Falle eines Krieges dieses Silbergeld plötzlich entbehren können? Im Gegentheil, das Bedürfniß des Verkehrs an Zahlungsmitteln, auch an kleinem Geld, pflegt in kritischen Zeiten zu wachsen, weil viele in vorsorglicher Weise dann eine größere Kasse halten, als unter normalen Verhältnissen. Man stelle sich ferner vor, wie groß im Kriegsfall allein das Bedürfniß des Reichs an Silbergeld zur Entlohnung der auf Kriegsfuß gestellten Truppenmacht ist. Zur Einlösung gegen Gold kann aber nur das Silbergeld gebracht werden, das entbehrlich ist; und wenn der Umlauf von Silbergeld in ruhigen Zeiten dem Bedarf des Verkehrs angepaßt ist, dann wird in kritischen Zeiten kein Silbergeld entbehrlich sein und zur Einlösung zurückfließen, sondern die Wahrscheinlichkeit ist viel größer, daß dann kleines Geld recht knapp sein wird. Jedenfalls aber ist die Gefahr einer Entwerthung der Reichssilbermünzen, selbst wenn das Reich die Einlösung nicht aufrecht erhalten könnte, nicht größer als bei den Thalern; aus dieser Gefahr kann kein Grund gegen die geplante Umprägung abgeleitet werden. Die Forderung, daß dem Bedarf an Silbergeld durch ein „gutes ehrenhaftes Geld, das vollgiltig ist", entsprochen

werden solle, ist zwar theoretisch recht schön. Aber man braucht nur ein sehr praktisches Moment in Betracht zu ziehen, den *Kostenpunkt*, um sich zu überzeugen, daß diese Forderung, wie so mancher ideale Wunsch, schlechthin unerfüllbar ist. Wir haben gegenwärtig einen Bestand an Silbergeld in der Höhe von 875 Millionen Mark. Davon ist ein Theil überflüssig und liegt in den Kellern der Reichsbank. Infolge des zu erwartenden Bevölkerungszuwachses werden wir, wie die Bimetallisten selbst zugeben, bis zum Ablauf des nächsten Jahrzehnts etwa 850 Millionen Mark Silbergeld brauchen. Der Silberwerth dieser 850 Millionen ist 40 Proz. seines Nennwerthes, also 340 Millionen Mark; um sie vollwerthig zu machen, müßten wir für 510 Millionen Mark Silber hinzukaufen. Die Erfüllung des Wunsches unserer Bimetallisten nach vollwerthigem Silbergeld würde uns also beim gegenwärtigen Stande des Silberpreises *eine halbe Milliarde Mark* kosten. Und der Effekt? Der nächste Rückgang des Silberpreises, der nach dem Urtheil kompetenter Leute gar nicht zu vermeiden ist, würde dieses schöne vollwerthige Geld wieder unterwerthig machen. Dazu kämen noch einige andere Annehmlichkeiten. Das zukünftige Zweimarkstück würde genau so groß werden, wie unser jetziges Fünfmarkstück, und wer zehn Mark in Silber bei sich führen wollte, müßte das Gewicht von fünf heutigen Fünfmarkstücken mit sich herumschleppen.

Wenn man schon von einem Kriegsfall Gefahren für den Werth unseres Silbergeldes befürchtet, dann kann doch wohl kein Zweifel bestehen, daß sich mit 500 Millionen Mark eine wirksamere Sicherung unserer Währung herbeiführen läßt, als indem man sie zur Aufnudelung unserer Silbermünzen verwendet. *Jedes Panzerschiff*, das ein paar Millionen kostet, ja man kann sagen *jede Kanone*, ist im Kriegsfall ein wirksamerer Schutz für unser Geldwesen, als die bei der sinkenden Tendenz des Silberpreises gar nicht aufrecht zu erhaltende Vollwichtigkeit unseres Silberumlaufs.

Zu dem Allen kommt noch hinzu, daß die nur mit so schweren Opfern und nur für vorübergehende Zeit zu erreichende Vollwerthigkeit des Silbergeldes, welche theoretisch so wünschenswerth erscheint, doch auch gerade in kritischen Zeiten gewisse Nachtheile hat, für welche ganz bestimmte geschichtliche Erfahrungen vorliegen. Es trifft durchaus neben das Ziel, wenn die Bimetallisten sich als die Freunde des „kleinen Mannes" aufspielen und sich darüber entrüsten, daß man dem Arbeiter ein so schlechtes Geld, wie unsre Silbermünzen, in die Hand gebe, das in kritischen Zeiten der Entwerthung verfallen müsse. Gerade der kleine Mann werde dadurch, sagen unsere Bimetallisten, in solchen Zeiten ganz besonders geschädigt.

Bekanntlich wird die Einlösung der Reichssilbermünzen im Auftrag des Reichs von der Reichsbank durchgeführt. Wenn die Reichsbank nicht mehr im Stande ist, die Reichssilbermünzen einzulösen, dann hat sie auch kein Gold mehr zur Einlösung der Banknoten. Wenn dann eine Entwerthung der Reichssilbermünzen eintritt, so muß natürlich auch eine Entwerthung der Banknoten eintreten, mit anderen Worten, von einer besonderen Benachtheiligung des „kleinen Mannes" kann gar keine Rede sein, denn ebenso wie das Silbergeld verfällt dann auch die Banknote, das Geld des Reichen, der Entwerthung. Wenn aber in Folge einer Suspension der Baarzahlungen der Reichsbank überhaupt eine Valutaentwerthung eintreten sollte, dann muß es für den Kleinverkehr geradezu als ein Glück bezeichnet werden, wenn die Silbermünzen unterwerthig sind und sich in Folge dessen im Gleichwerth mit dem Papier entwerthen können. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß uneinlösbares Papiergeld das vollwerthige Geld, das ein Agio genießt, aus dem Umlauf verdrängt; es wird zurückgehalten in der Spekulation auf eine weitere Steigerung seines Aufgeldes, und es wird eingeschmolzen und exportirt. Wenn das kleine und mittlere Geld vollwerthig ist, dann unterliegt es diesen Gesetzen, wie zahlreiche Erfahrungen beweisen, und die daraus entstehende Kalamität ist gerade für die kleinen Leute und den kleinen Verkehr am fühlbarsten. Oesterreich, das vor 1848 Silberwährung und damit auch vollwerthig ausgeprägte kleine Münzen hatte, verlor, als die Revolution den Zwangskurs und die Uneinlösbarkeit seines Papiergeldes herbeiführte, sein kleines Geld in dem Maße, daß mit der Unmöglichkeit der Zahlungsleistung der gesammte Kleinverkehr in die schwierigsten Verhältnisse kam. Noch in diesem Jahrzehnt hat Italien eine ähnliche Erfahrung gemacht. Sein Silbergeld ist zwar nicht vollwerthig, aber es wurde auf Grund des lateinischen Münzvertrages an den Kassen Frankreichs, der Schweiz und Belgiens zu seinem Goldnennwerth in Zahlung genommen; seine Vollwerthigkeit war dadurch garantirt und es erhielt sich in Folge dessen auf seinem Goldwerth, auch als zu Beginn der 90er Jahre ein Rückgang der italienischen Valuta eintrat. Die Folge war, daß es in großen Massen nach den übrigen Frankenländern abfloß, wo es mehr galt, als seinem Nennwerth in italienischem Papiergeld entsprach. Wer damals, etwa im Jahre 1893, in Italien reiste, dem wird die daraus entstandene grenzenlose Verwirrung stets im Gedächtniß bleiben. Außer den Banknoten, deren kleinste auf 50 Lire lautete, war fast nur noch Kupfergeld im Verkehr, sodaß sich der Staat genöthigt sah, kleine Papierscheine zu 1, 2, 5, 10 und 25 Lire auszugeben. Um sein Silbergeld wieder zu bekommen, mußte Italien die übrigen Münzbundstaaten ersuchen, das italienische Silber von der Annahme an ihren Kassen auszuschließen und ihm dadurch die Garantie der Vollwerthigkeit zu entziehen. Erst neuerdings, nachdem das italienische Silbergeld im Ausland genügend diskreditirt ist, nachdem seine Unterwerthigkeit für jedermann klar gemacht ist, kann es die italienische Regierung wagen, wieder Silber in den Verkehr zu bringen und dagegen die häßlichen und unappetitlichen kleinen Scheine einzuziehen.

Man sieht daraus, daß gerade für den Fall einer Erschütterung der Währungsverhältnisse die Unterwerthigkeit des Silbergeldes einen großen Vorzug hat, daß sie keineswegs eine Benachtheiligung des kleinen Mannes ist, sondern daß — wenn überhaupt eine Valutaentwerthung eintritt — gerade der kleine Verkehr am besten dabei fährt, wenn das Silbergeld sich mit dem Papier entwerthet und so dem Umlauf erhalten bleibt.

Um so weniger liegt ein Anlaß dafür vor, hunderte von Millionen Mark aufzuwenden, um unser Silbergeld auf einen Feingehalt zu bringen, der seinem Nennwerth entspricht. Vor allem aber können sämmtliche Bedenken, welche gegen die Unterwerthigkeit der Silbermünzen geltend gemacht werden, nichts gegen die Münznovelle beweisen; denn die Münznovelle will ja nicht erst ein unterwerthiges Silbergeld schaffen, sie will nur die Anomalie beseitigen, daß zwei verschiedene Sorten unterwerthigen Silbergeldes, die nicht nach demselben Münzfuß ausgeprägt sind, nebeneinander umlaufen und sie will das geringe Mehr des Feingehaltes der umzuprägenden Thaler dazu benutzen, um den Umfang unseres gesammten Silberumlaufs auf den durch das Bedürfniß des Verkehrs erforderten Betrag zu beschränken, in der Weise, daß der aus der Differenz des Feingehaltes entstehende Prägegewinn zur Deckung der Verluste, die aus dem Verkauf eines Theiles der einzuschmelzenden Thaler entstehen, verwendet wird. Dadurch wird einmal dem gewachsenen Bedarf des Verkehrs an Reichssilbermünzen entsprochen; es wird ferner die Reichsbank, in welcher das überflüssige Silbergeld liegt, eine Entlastung erfahren und sich ihre Diskontpolitik erleichtert sehen. Die Münznovelle wird schließlich den bestehenden Zustand dahin verbessern, daß in Zukunft Niemand mehr gesetzlich verpflichtet sein wird, ein unterwerthiges Geld für Beträge von mehr als zwanzig Mark in Zahlung zu nehmen, das gesammte Silbergeld wird also auch gesetzlich auf denjenigen Kreis von Zahlungen beschränkt werden, auf welchen es heute schon — Dank der Praxis der Reichsbank, Niemandem Silbergeld aufzudrängen — thatsächlich beschränkt ist. Diese wesentlichen Verbesserungen, welche unter Anderem auch die Durchführung der reinen Goldwährung in sich schließen, sind gewiß dadurch nicht zu theuer erkauft, daß unser gesammtes Silbergeld auf den-

jenigen Münzfuß gebracht wird, in welchem der weitaus größte Theil heute schon ausgeprägt ist. Wenn trotzdem unsere Bimetallisten mit Hartnäckigkeit an den Thalern festhalten, wenn sie sich vor allem dagegen auflehnen, daß den Thalern, die doch ein stark unterwerthiges Geld sind, die unbeschränkte gesetzliche Zahlungskraft entzogen wird, so mögen sie auch den Muth haben, den wahren Grund für diese merkwürdige Stellungnahme zu bekennen; und dieser Grund kann kein anderer sein als der: weil sie die Goldwährung prinzipiell bekämpfen, deswegen sträuben sie sich mit allen Kräften gegen jeden Schritt, welcher unsere Geldverhältnisse auf dem Boden der Goldwährung befestigt und verbessert.

Karl Helfferich.

Der Dichter des „Romanzero".

Man hat lange Zeit, bis über die Mitte unseres Jahrhunderts, eine „mythologische Zeit" der hellen historischen Gegenwart entgegengesetzt. In jener prähistorischen Periode, da hätten die Mythen und Sagen und Legenden geblüht; seitdem seien sie vor dem klaren Tageslicht entflohen wie die Wichtelmännchen bei der Morgenröthe. — Davon sind wir aber zurückgekommen. Wohl ist die Intensität der Sagenbildung heut nicht mehr die gleiche wie in grauer Vorzeit; und vor allem ist die mythenbildende Kraft des Volkes, die einst überall gewaltig war, heut ungleich vertheilt: in Rußland etwa ist sie stärker als in den romanischen Ländern und dort noch immer mächtiger als bei den Germanen. Aber sie fehlt nirgends ganz. Und so wenig wie im „Volk" ist bei den „Gebildeten" der Mythus ausgestorben. Wie rasch und stark politische und historische Legenden entstehen, das erleben wir noch täglich; ich erinnere nur an die üppige Vegetation von Sagen, die den kurzen tragischen Herrschertraum unseres unvergeßlichen Kaisers Friedrich umspinnt. „Legendenbildung" ist der journalistischen Polemik ein geläufiges Wort geworden; den Mythus, der aus dem auf alle lebenden Geistesbewegungen aufmerksamen Litterarhistoriker unserer Zeit einen abgestorbenen Leichenembalsamirer macht, hab ich erst kürzlich wieder bekämpfen müssen.

Aber mehr als das. Wir haben auch heut noch nicht nur Mythus und Sagen, sondern mythische Persönlichkeiten, Sagenhelden. Ich denke dabei nicht nur an jene Großen, die die Verehrung des Volks über menschliches Maß heraus zu heroischer Riesenstärke steigert, an Figuren wie Bismarck oder Garibaldi, sondern auch an solche, die gerade durch den heftigen Kampf um ihre Bedeutung eine fast mythische Beleuchtung erhalten.

Unter ihnen steht für die Gegenwart Heinrich Heine fast an erster Stelle. Vierzig Jahre nach seinem Tod tobt immer noch der Kampf um die Leiche des Patroklos — oder, wie die Gegner behaupten, des Thersites. Liest man ein Heine-Buch wie das geistreiche kleine Schriftchen von Wilhelm Bölsche, so erhält man das Bild eines tiefen Denkers, eines großartigen Vorkämpfers aller neueren Richtungen, eines edlen und aufopfernden Charakters. Sieht man sich etwa die Darstellung in Max Koch's geschickter, wenn auch flüchtiger Litteraturgeschichte an, so bleibt nicht viel mehr übrig als ein ganz talentvoller Versmacher ohne Gewissen und ohne Gefühl, ein Vaterlandsverräther und politischer Windhund. Zwischen diesen Extremen schillern zahllose Nuancen; die Urtheile über seine dauernde Bedeutung gehen so weit auseinander wie die über seinen sittlichen Werth. Seine poetische Eigenart leiten die Einen ganz aus einem Realismus her, den der Gegensatz zur Romantik habe entstehen lassen, während Andere gerade neuerdings wieder Heine als den Gipfel der Romantik auffassen. „Was ist Wahrheit?" würde ich fragen, wenn man Bibelstellen noch ohne obrigkeitliche Erlaubniß zitiren dürfte.

Ja, das Legendarische erstreckt sich bei Heine noch weiter. An zwei Daten heftet sich die Sagenbildung am liebsten, wo sie einzelne Gestalten mit dem Gewebe ihrer verklärend-verundeutlichenden Erfindung umspinnt: an Geburt und Tod der Helden. Der Ursprung verliert sich in einem Gewirr dunkler Zeugnisse: viele Städte streiten um den Ruhm, Homer geboren zu haben; um Jahrhunderte weichen die Angaben über Kalidasas Geburtsjahr von einander ab. Und wieder wie der merkwürdige Mann erlischt, in das All aufgeht, oder tückischen Feinden zum Opfer fällt, das erzählt die Sage gar zu gern: Empedokles soll sich in den Aetna gestürzt haben, Kaiser Heinrich VII. habe man im Abendmahl vergiftet, der große Physiolog Johannes Müller soll von einem wissenschaftlichen Räthsel in den Selbstmord gepeitscht worden sein. Auch in dieser Hinsicht ist Heine eine Sagenfigur geworden. Zwar sein Sterben hat zu lange gewährt und hat zu sehr in hellem Tageslicht, unter der Beobachtung von ganz Europa, unter der Beleuchtung zahlreicher Berichte stattgefunden, als daß hier der Legende viel Raum bliebe. Aber der Sänger, der in seiner Matratzengruft noch immer sang, war eigentlich schon todt; dem Zauderer Merlin vergleicht er sich selbst, dessen Stimme aus der Todtengruft noch immer erklang. Aber vorher, der Abschied von der Welt, die er trotz alledem so geliebt hatte — das war Heine's eigentliches Sterben. Und ich weiß nicht, ob wir hierüber nicht auf eine Legende angewiesen sind. Der Dichter erzählt es selbst, wie er seinen letzten Ausgang gemacht habe, wie er sich mühsam bis zu der herrlichen Statue der Venus von Milo im Louvre geschleppt habe und dort weinend halb ohnmächtig zusammengebrochen sei. Es ist ein erschütternder Bericht, dessen tiefe symbolische Bedeutung selbst einen Feind Heine's wie Treitschke ergriffen hat — Treitschke, der übrigens trotz aller heftigen Anfeindung im Grund seiner Seele für den Dichter immer heimlich etwas übrig hatte und ihn immer noch besser verstand als den ihm doch eigentlich viel näher verwandten ehrlichen aufgeregten Fanatiker Börne. Aber ist der Bericht zuverlässig? Ich weiß es nicht; aber ich möchte es bezweifeln. Er klingt zu sehr an die hübschen Legenden an, die Heine über sich selbst mehr spielend als in ernsthafter Absicht in Bewegung gesetzt hat: von seiner Geburt an der Schwelle des neuen Jahrhunderts, von seinem Gespräch mit Hegel und dergleichen mehr. Möglich ist es ja gewiß, daß bei dem letzten Versuch die Sehnsucht den kranken „Hellenen" noch einmal zu dem Bild „Unserer Lieben Frauen von Milo" trieb; möglich aber ist es erst recht, daß der tiefe Eindruck des letzten Anblicks dieser herrlichen Figur spätere Ausgehversuche in den Schatten gestellt hat und daß der Dichter selbst diesen wirkungsvollen Abschluß seines Weltlebens nicht entbehren mochte.

Bleibt hier immerhin der legendarische Charakter zweifelhaft, so steht es für Heine's Geburt jetzt völlig fest, daß er hier selbst der Sagenbildung Vorschub geleistet hat. Daß der Dichter thatsächlich am 13. Dezember 1797 geboren ist, haben vor allem der um Heine's Biographie hochverdiente H. Hüffer, ferner besonders auch der ausgezeichnete Heineherausgeber Elster und neuerdings K. E. Franzos über allen Zweifel erhaben. Zuerst haben praktische Gründe den jungen Heine bewogen, sich um zwei Jahre zu „irren"; später hat ihm auch die symbolische Bedeutung des letzten Monats im alten Jahrhundert Freude gemacht. So kam es, daß noch immer um sein Geburtsjahr gestritten wird, obwohl, wie gesagt, heutzutage der wissenschaftliche Streit beendet ist. Wie bei der Feier um den Antritt des neuen Jahrhunderts sich vermuthlich eine Minorität, die die Sylvesternacht 1901 feiert (und zwar eigentlich mit vollem Recht), von der überwiegenden Mehrheit absondern wird, die schon Ende dieses Monats dem neunzehnten Jahrhundert den Garaus macht, so zersplittert sich die Feier von Heine's 100. Geburtstag auf Dezember 1797 und Dezember 1799.

Das bleiben immer äußere Dinge. Viel wichtiger ist, wie man sich zu den wesentlichsten Daten eines Künstlerlebens stellt: zu den Werken. Und auch hier ist das Bild des Dichters trotz aller verdienst- und erfolgreichen Bemühungen noch nicht zu allgemeiner Klarheit durchgedrungen. Hat lange Jahrzehnte hindurch der alte Goethe völlig den jungen verdeckt, so steht umgekehrt der früheste Heine noch heute dem gereiften im Wege. Für weitere Kreise ist der Verfasser des „Buches der Lieder" und der „Reisebilder" auch heute noch schlechtweg der echte Heine. Nun ist es ganz richtig, daß Heine sich lange nicht so stark entwickelt hat wie mancher andere bedeutende Dichter; in dem „Buch der Lieder" steckt wirklich schon recht viel von dem ganzen Heine und wer ihn danach beurtheilt, thut ihm lange nicht so Unrecht, wie wer etwa F. Freiligrath nur den Dichter des „Löwenritts" oder gar Grillparzer bloß den Verfasser der „Ahnfrau" nennt. Aber Unrecht thut man ihm dennoch. Man darf die Zeitgedichte nicht verschweigen, in denen Heine's satirische Größe sich am mächtigsten zeigt — große Dichtungen wie „Atta Troll", kleine Kabinetstücke wie „die Audienz" —; man darf den höchst merkwürdigen Anlauf zu einer breiten historisch-symbolischen Epik, den „Rabbi von Bacharach" nicht vergessen; und vor allem: man darf die lyrische Entwicklung des Dichters nicht verleugnen, indem man seine reifste und kunstvollste Sammlung übergeht: den „Romanzero". Soll Heine nach Einem Werk heißen, so mag es immer noch eher dies wundersame Schatzkästlein sein als das „Buch der Lieder", das an falschen Tönen und erzwungenen Virtuosenstückchen fast so reich ist wie an Perlen echter, reiner Lyrik.

Der „Romanzero" erschien im Oktober 1851. Die wichtigsten Daten über dies unvergleichliche Zeugniß von Heine's tiefster Eigenart hat Elster in der Einleitung im ersten Band seiner Ausgabe zusammengestellt. Der Titel „rührt mehr von Campe als von Heine her, und dankbar versicherte der Dichter, daß sein Verleger seinen Takt und schöpferischen Sinn für Titelgebung hierbei an den Tag gelegt habe". Solche romantische Titel lagen damals in der Luft. 1857 gab der große Philologe Moriz Haupt seine Sammlung mittelhochdeutscher Gedichte heraus, unter dem Namen „Des Minnesangs Frühling", der den Zeitgenossen nicht ganz mit Unrecht „spanisch" vorkam; er war zwar direkt dem der Liedersammlung eines schlesischen Poeten im 17. Jahrhundert nachgebildet, aber dieser selbst hatte unter dem Einfluß südländischer Moden gestanden. Aber bei Heine hat der Titel doch mehr zu bedeuten. Er wählt die Bezeichnung, die spanische Liederbücher voll volksthümlicher Balladen und Liebeslieder tragen, in ähnlicher Absicht, wie Goethe für seine letzte Liedersammlung den Namen „West-östlicher Divan" gewählt hatte. Gerade indem der Dichter sich in ferne Zonen flüchtet, will er das allgemein Menschliche, das allen Völkern und Zeiten Gemeinsame zum Ausdruck bringen. Das Lokale und Historische hat nur dekorativen Werth; nicht um der malerischen Wirkung willen sind hier Orient oder Spanien gewählt, wie bei Victor Hugo oder bei Emanuel Geibel. Vielmehr haben Goethe wie Heine sich in Perioden und zu Nationen gegeben, in denen besonders stark, besonders unverhüllt die dauernde Grundlage menschlicher Art und menschlichen Schicksals sich offenbart. Deshalb sind der „Divan" und der „Romanzero" nicht bloß Gedichtbücher, sondern zugleich Glaubensbekenntnisse, sorgfältig nach Artikeln geordnet und in ein bestimmtes Credo ausmündend. Sie enthalten in künstlerischer Form die Geschichtsphilosophie und überhaupt die Weltanschauung ihrer Autoren. In künstlerischer Form, die sich keineswegs auf die äußere Formgebung beschränkt — diese ist in beiden Sammlungen ungleich und nicht jedes Stück ist hier wie in früheren Gedichtbänden beider Meister zu reinster Vollendung durchgearbeitet —, sie zeigt sich vielmehr schon in der Gliederung des Ganzen, ja in der Stoffwahl geltend macht. Nicht umsonst war Heine auf die Anordnung des „Romanzero" stolz.

Die Sammlung gliedert sich zunächst in drei Bücher: Historien, Lamentationen, Hebräische Melodien. Rein äußerlich betrachtet scheinen die drei Titel nur eine zunehmende Verengung darzustellen: Historien enthält auch das zweite Buch — so die „Spanischen Atriden" —, Lamentationen auch das dritte. Dennoch ist die Eintheilung eine wohlbegründete. Der erste Theil gibt die breite Grundlage, gewissermaßen — wenn man so ernsthafte Termini bei einem unphilosophischen Dichter anwenden darf — die historisch-empirische Basis der Pyramide: Bilder aus dem bunten Bilderbuch der Weltgeschichte, die alle in den Refrain auslaufen:

> Das Heldenblut zerrinnt
> Und der schlechtre Mann gewinnt („Walküren")

oder, wie es gleich in dem nächsten Gedicht („Schlachtfeld bei Hastings") lautet:

> Gefallen ist der bessere Mann,
> Es siegte der Bankert, der schlechte.

Auf dieser weiten, allgemein gehaltenen Grundlage liegen nun zwei Würfel, der erste größer als der zweite, so daß wir wie bei einer Pyramide einen sich verjüngenden Aufbau erhalten. Das erste Buch enthält 23 selbständige Gedichte, das zweite 16 und dann noch den Komplex „Lazarus", der mit seinen 20 Stücken eigentlich eine Gruppe für sich darstellt; mit drei Gedichten schließt das letzte Buch ziemlich jäh und schroff ab. Diese späteren Gruppen haben im Gegensatz zu dem ersten Buch alle eine stark persönliche, ja biographische Färbung, die aber in dem mittleren Buch am stärksten ausgeprägt ist. Der Dichter wendet sich in ihnen von der Betrachtung des allgemeinen Weltlaufs zu der seines eigenen Schicksals, seiner Erfahrungen an Zeitgenossen, seiner Enttäuschungen, seiner Umwandlungen. Die „Lamentationen" setzen aber zunächst mit einer nochmaligen Weltbetrachtung ein. Das Gedicht „Waldeinsamkeit" gibt das typische Bild der Entwicklung von jugendlichen Dichterträumen zu der tristen Enttäuschung des reifen Mannes und schlägt damit, in den Mittelpunkt der ganzen Sammlung gestellt, den Grundakkord des ganzen „Romanzero" an; die „Atriden" begründen diese Erfahrung noch einmal an einem historischen Gemälde, indem sie den Zauber der romanischen Worte „Mittelalter", „Spanien", „Königskinder" vor der grausamen Wirklichkeit einer geschichtlichen Thatsache zu Schaum zerstieben lassen. Der „Lazarus" wiederholt dann im Kleinen den Aufbau der „Lamentationen": wiederum „Weltlauf" als Prolog, wiederum ein trauriges Bekenntniß der Enttäuschung als Schlußwort.

Die „Hebräischen Melodien" endlich vereinigen Beides: den historischen Gehalt des ersten und den biographisch-persönlichen des zweiten Theils. Denn das Gedicht auf die „Prinzessin Sabbat" stellt an der Geschichte des jüdischen Alltagslebens symbolisch sein eigenes Leben dar: wie nur im Augenblick göttlicher Verzauberung der geplagte, gedrückte, verzweifelte Mensch zum Fürsten wird, in himmlischer Ruhe die irdischen Plagen vergißt — ach nur auf einen Augenblick! Dann seufzt der Prinz:

> Ist ihm doch als griffen eiskalt
> Herenfinger in sein Herze.
> Schon durchrieseln ihn die Schauer
> Hündischer Metamorphose.

Abermals, immer wieder die grausame Enttäuschung:

> Es kredenzet die Prinzessin
> Heut den Abschiedstrunk dem Prinzen —
> Hastig trinkt er, und im Becher
> Bleiben wen'ge Tropfen nur.
>
> Er besprengt damit den Tisch,
> Nimmt alsdann ein kleines Wachslicht,
> Und er tunkt es in die Nässe,
> Daß es knistert und erlischt.

Das Bedürfniß der menschlichen Seele nach Sabbathruhe, nach Erhebung über die Mühe des Alltags hat auch

der große christliche Prediger Herder in begeisterten Worten gefeiert, und ein Abglanz seiner Sabbathpredigt strahlt noch in Goethe's Entwurf zur Fortsetzung der „Pandora". Auch für Heine ward der Ruhetag der geplagtesten und gehetztesten Sterblichen zum Gleichniß für die poetische Erholung überhaupt. Deshalb wird der hebräische Sänger des Sabbath ihm zum Typus des Dichters überhaupt, zum Abbild insbesondere auch seiner eigenen Dichterpersönlichkeit; und die Schicksale der Dichtungen — **habent sua fata libelli!** — illustrirt er in der eingeschobenen Historie von Alexander's Homerkästchen. Auch läßt er es nicht an einem direkten Hinweis auf sich selbst fehlen:

Damals war so sonnengoldig
Und so purpurn mir zu Muthe,
Meine Stirn umkränzte Weinlaub
Und es tönten die Fanfaren —

Still davon, gebrochen liegt
Jetzt mein stolzer Siegeswagen,
Und die Panther, die ihn zogen,
Sind verreckt, so wie die Weiber,

Die mit Pauk' und Cimbelklängen
Mich umbrausten, und ich selbst
Wälze mich am Boden elend,
Krüppelelend — still davon —

Furchtbare Verse, die wohl in Henrik Ibsen nachgewirkt haben können, als er Eilert Lövborg und Hedda Gabler, als er früher schon Julianus Apostata den Bacchuszug mit Weinlaub im Haar begehren und das elendeste prosaische Ende erleben ließ . . .

Den Schluß der „Hebräischen Melodien" und des „Romanzero" bildet das berühmteste Gedicht der Sammlung: die „Disputation". Situationen wie diese, in der zwei Unterredner sich gegenseitig lächerlich machen, hat Heine gern gezeichnet, schon in den „Bädern von Lucca", in glänzender Form in der „Audienz"; diesmal aber handelt es sich um die Moral des Ganzen. Der Dichter ist nicht der Rabbi, obwohl er mit den „Hebräischen Melodien" zu den Klängen seiner Ahnen zurückkehrt; und er ist nicht der Mönch, obwohl er in dem berühmten Nachwort zum Romanzero seine Rückkehr zum Gottesglauben und zwar zum Gottesglauben in christlicher Fassung bekennt. Denn beide Bekehrungen sind nur ideale — Bekehrungen der sehnsüchtigen Seele, nicht des ganzen Menschen. Er möchte so gern, so leidenschaftlich gern heimkehren in die Illusionen seiner Jugend, zu der Bewunderung für das historische Judenthum, in der das Kind groß geworden und die er später wieder mit Moser gepflegt, zu dem Glauben an das historische Christenthum, dem er in den kurzen Tagen seiner Vollromantik huldigte. Aber immer wieder, immer wieder die grausame Ernüchterung! Andere mögen hier oder dort sich mit voller Leidenschaft für das Ideal schlagen — ihm ist das verdorben. Er fühlt nicht mit dem Mönch, der aus den „Historien", und nicht mit dem Rabbi, der aus den „Hebräischen Melodien" so ganz andere bezaubernde beseligende Töne hört; er ist der Mann der „Lamentationen". Ihm steht die klägliche irdische Verwirklichung zwischen dem Wunsch, an das Ideal zu glauben, und dessen Erfüllung. Der Vertreter des Judenthums — es ist ja doch kein göttlicher Sänger wie Jehuda ben Halevy, es ist ein kläglicher Mensch, eine Karikatur, wie der „Apollogott" der frommen Beguine eigentlich ein elender Vorsänger ist, der Rabbi Feibisch heißt und dessen Mutter

handelt
Auf der Gracht mit sauern Gurken
Und mit abgelebten Hosen.

Und der Vertreter des Christenthums ist ja doch kein hoher Priester und Heiliger — es ist wieder ein kläglicher Mensch, eine Karikatur, nicht besser als der mordlustige Hohepriester des „Vitzliputzli" — dessen Namen schon Goethe als Sinnbild der niedersten Religiosität verwandt hat:

Denn ein Vitzliputzli würde
Talisman an Deinem Herzen!

Und so kann Heine denn in der großen Disputation der Jahrhunderte, in dem tragischen Wettkampf der Geister und der Völker nur eine grandiose Farce sehen. Sie kämpfen miteinander, Harold und Wilhelm, Herwegh und die Reaktionäre, Juden und Christen — und für den beschauenden Dichter mit keinem andern Ergebniß, als dem, daß Alles erfüllt sei von „Menschlichem Allzumenschlichem". Und so faßt, der von Rhamsinit bis zu dem Hofrath Dingelstedt und von Siam bis nach Paris umhergewandelt war, die Moral seines Buches in jene keineswegs komischen, in jene tragisch-schneidenden, zerschneidenden Worte zusammen:

Welcher recht hat, weiß ich nicht —
Doch es will mich schier bedünken,
Daß der Rabbi und der Mönch,
Daß sie alle beide stinken.

Aber dennoch — das ist nur die eine Seite. Daß die Weltgeschichte nur ein Possenspiel sei, hat auch Voltaire gelehrt, und Goethe und Buckle und Carl Vogt haben es ihm mehr oder minder entschieden geglaubt. Daß die Welt eine Bahn der Enttäuschungen sei, vorn von blendendem Glanz und hinten voll giftigen Gewürms, das haben die Asketen aller Zeiten gepredigt, und grausamer haben nicht Swift oder Heine die menschliche Kehrseite aller schönen und erfreulichen Erscheinungen hervorgehoben, als etwa der große Papst, der in seiner Erbauungsschrift **de contemptu mundi** Alles, was am Eheglück, oder an blühenden Kindern, oder an irgend welcher Schönheit von peinlichem Erdenrest bleibt, mit unerbittlicher Strenge hervorholte. Wie das schaurige Gedicht „Nächtliche Fahrt" rufen alle Frommen:

Die arme Schönheit ist schwer bedrängt,
Ich aber mache sie frei
Von Schmach und Sünde, von Qual und Noth,
Von der Welt Unfläterei.

Du arme Schönheit, schaudre nicht,
Wohl ob der bittren Arznei —

Und wie dies furchtbare Gedicht, das mit seinem eintönig durchgeführten Reime so unheimlich eine furchtbare That des religiösen Wahnsinns abbildet, so rufen auch die Frommen beim Tode der armen Magdalene oder Pomare:

Gott sei Dank, du hast geendet,
Gott sei Dank, und du bist todt . . . .

Bist gerettet jetzt durch Gottes
Ew'ge Güte, du bist todt.

Es hieße Heine völlig mißverstehen, wenn man diese Seite allein ins Auge fassen würde. Gewiß, immer wieder hat er es gepredigt, die Schönheit sei Illusion, das Glück selbständig und „jede Kunst ist am Ende blauer Dunst". Aber weshalb wendet er sich dann doch immer wieder zu dieser betrügerischen, enttäuschenden Welt? Weshalb leitet er den „Romanzero" und selbst die „Lamentationen" wieder mit einer bunten Bilderreihe aus ihr ein? Er weiß es doch nun, daß der Glanz hohl ist, und der fromme König David ein Heuchler, und die Unsterblichkeit selbst von zweifelhaftem Werth:

Heldenschicksals letzte Tücke:
Unser Name wird verkoppelt
Mit dem Namen eines Schächers
In der Menschen Angedenken.

Wär's nicht besser, ganz verfallen
Unbekannt, als mit sich schleppen
Durch die langen Ewigkeiten
Solche Namenskameradschaft?

(Heine dachte hier vermuthlich an die Verkoppelung jenes Namens mit dem des von ihm zuletzt so gehässig bekämpften Börne.) Und dennoch — dennoch! Warum mußte er dennoch immer wieder singen von der treuen Liebe der armen, wenn auch verrathenen Edith Schwanenhals oder des hoffnungslosen Asra, von dem Heldenthum des Columbus, dem Liebesglück des Mohrenkönigs und dem süßen Tod Rudel's? „Menschenopfer heißt das Stück, uralt ist der Stoff, die Fabel" — und doch ermüdet es ihn nicht, davon zu erzählen, zu berichten von den Dichterschicksalen des Firdusi und des Jehuda ben Halevi und des Heinrich Heine. Und dennoch verweilt er immer wieder auf diesem täuschenden Glanz, und Episode drängt sich an Episode, Lied an Lied; gerade im „Jehuda ben Halevi" schädigt diese Freude am Vortrag bunter Schicksale sogar die Kunst der Komposition.

Das ist die andere Seite. Diese Welt hat er dennoch leidenschaftlich geliebt — geliebt nicht nur als genußsüchtiger Mensch, das war nun vorbei; aber geliebt und vor Allem mit der nicht verlöschenden Liebe des Künstlers. Die Fülle der Gesichte war für ihn, wie für Nietzsche eine genügende Entschuldigung für den Betrug des Daseins, wie er es auffaßte. Scharf blickte er hin, und sah Betrug und Täuschung; aber keine Erfahrung konnte in ihm die Sehnsucht nach Schönheit tödten. Hier liegt seine Größe. Wie kein zweiter Dichter hat er „Nirwana" und „Sansara" zugleich umfaßt, die Auflösung der bunten Bilder, und das wechselnde Spiel der Figuren selbst. Größeren fehlt diese Doppelheit. Goethe hat nie gezweifelt, daß die Schönheit die Norm der Welt sei und das Weltgeheimniß, wie Platen ausrief, eben die Schönheit sei; und tiefe Prophetengemüther haben sich stolz von dem Leben als einem Schattenspiel an der Mauer abgewandt. Er besitzt Beides: das Bedürfniß, jede aufglänzende Schönheit zu erfassen — und ihr Wesen zu Ende zu sehen; die Sehnsucht, aus den zerstreuten Einzelheiten des Daseins klingende Melodien aufzubauen — und die Ehrlichkeit, zuzugeben, daß es nur zerstreute Einzelheiten sind.

So ward Heine der große Impressionist, der immer nur Einzelheiten sah, sie aber mit sicherster Schärfe in der wechselnden Beleuchtung erst der vergoldenden Sonne und dann des grauen Tages; der immer wieder den Erfahrungen seines analysirenden Verstandesblickes obsiegte durch die Kraft seines rhythmisirenden Dichtergefühls. So ist der kunstvolle Aufbau des „Romanzero", der eine Reihe loser Stücke zu einer mächtigen Melodie mit erschütterndem Ausklang zusammenfügt, symbolisch für sein ganzes Dichten; und so ist auch sein Inhalt für ihn symbolisch mit seinen Widersprüchen und Uebereinstimmungen, seinen Schönheiten und seinen Brutalitäten, mit seinen klingenden Versen und seinen grotesken Reimen, seiner gottlosen Moral und seinem gottgläubigen Nachwort. Der ganze Zauber dieser durch ihre Gaben selbst zerspaltenen Seele, der ganze Reiz einer widerspruchsvollen Genialität, die ganze Macht einer siegesgewissen Kunst kommt mehr als in dem von Affektation nicht freien „Buch der Lieder", mehr als in den einseitig satirischen Zeitgedichten, mehr als in dem fragmentarischen Roman im „Romanzero" zu voller Geltung.

Nein, Heine war kein von einer großen Weltanschauung erfüllter Denker, wie Bölsche will; und er war kein an kleinlichen Effekten haftender Virtuos, wie seine Verkleinerer meinen. Er blieb nicht befangen in dem Bedürfniß der Romantik, die Welt zu poetisiren, und er hat doch die romantische Sehnsucht nach „Schönheit" niemals abgestreift. Ihm fehlte die hohe Geschlossenheit der Größten, denen auch die Welt zu Einem einheitlichen Bilde ward, Dante's, Shakespeare's, Goethe's; aber ihm war wie kaum einem Anderen die Gabe geschenkt, die inneren Widersprüche zu Melodien von wunderbarem Reiz abzuklären. Unsere Zeit besitzt noch die Kraft, historische Figuren mythisch umzubilden; die Fähigkeit, mythische Gestalten aus der Vorstellung hervorzubringen, besitzt sie nicht mehr. Einen Prometheus aber einen Thersites schafft sie nicht mehr. Vermöchte sie es noch, und brächte unsere Zeit das symbolische Bild des Dichters hervor, der mit all den Gegensätzen unserer Zeit zu kämpfen hat, der die poetische Gläubigkeit früherer Perioden mit dem nervösen Wirklichkeitssinn der Gegenwart und die Satire des Fechters mit dem Schönheitsbedürfniß des Künstlers eint — das Bild würde nicht viel anders aussehen als das des Dichters des „Romanzero".

Berlin, 9. Dezember 1899.

Richard M. Meyer.

Die czechische Obstruktion.

Das österreichische Parlament steht wieder einmal im Zeichen der Krise. Die Jungczechen haben die Obstruktion begonnen und sie sind entschlossen, weder das Budgetprovisorium, noch das Quoten- und Ueberweisungsgesetz zu Stande kommen zu lassen. Die Parlamentskrise ist nur der Vorläufer einer Ministerkrise. Der § 14 wird möglicherweise wieder in Anwendung kommen müssen, schon deshalb, weil Ungarn darauf besteht, daß das Ueberweisungsgesetz, durch welches der Ertrag der indirekten Steuern zu Gunsten Ungarns nach dem Konsum statt nach den Produktionsstätten aufgetheilt wird, auf jeden Fall, sei es parlamentarisch, sei es mit Hilfe des § 14, erledigt werde. Die Nichterledigung dieses Gesetzes würde den Bruch der Reciprocität bedeuten und Ungarn selbst zur Herstellung des selbstständigen ungarischen Zoll- und Wirthschaftsgebietes berechtigen. Graf Clary aber weigert sich, von dem § 14 in verfassungswidriger Weise Gebrauch zu machen und daraus folgt, daß er gehen und ein anderer seine Unterschrift unter die nach § 14 erlassenen Verordnungen setzen wird.

Graf Clary wird aus dem Amte scheiden als ehrlicher, charaktervoller Mann, der durch sein offenes Wesen und seine gute deutsche Gesinnung sich im Fluge die Sympathien der deutschen Parteien und aller guten Oesterreicher erobert hat. Allein die Dinge mußten nicht so kommen und daran, daß sie sich so entwickeln konnten, trägt allerdings Graf Clary die Schuld. Seine Schuld ist eigentlich seine parlamentarische Unerfahrenheit. Er kannte nicht die Personen und nicht das parlamentarische Verfahren. Er glaubte den Versicherungen des schlauen Jaworski und den Betheuerungen des Jesuiten Fuchs, welchen das Abgeordnetenhaus zu seinem Präsidenten gewählt hatte, und er wußte, als er fast um die Mitte Oktober ins Amt trat, daß in der so weit vorgeschrittenen Jahreszeit jeder Tag und jede Stunde kostbar waren. Und noch an einem hat es Graf Clary fehlen lassen, an der Energie und der Autorität gegenüber den Führern der Rechten. Auch ein Uebergangsministerium hat die Pflicht, die Regierungsautorität zur rechten Zeit zur Geltung zu bringen, zumal solchen Lakaienseelen gegenüber, wie sie einzelne Führer der Rechten sind.

Die zweite Ursache der Entwicklung, zu welcher die Dinge gelangt sind, liegt in dem perfiden Spiele, welches die Polen, die katholische Volkspartei und der böhmische Feudaladel getrieben haben. Die Jungczechen kamen in hohem Maße niedergeschlagen nach Wien; sie wären mit der kleinsten Konzession zufrieden gewesen, und am liebsten hätten sie eine Auseinandersetzung mit den Deutschen gesucht. Hier aber erfuhren sie von den Polen und der katholischen Volkspartei, daß diese den Verband der Majorität aufrecht erhalten wollen, um ein deutsch-zentralistisches System zu verhindern und wohl auch, um eine einseitige Verständigung der Czechen mit den Deutschen zu vereiteln. Da schwoll den Jungczechen wieder der Kamm und nun forderten sie den Sturz des Kabinets. Es war ein unerhörter Frevel,

wie die Führer der Polen und Klerikalen der Krone die feierlichsten Versprechungen machten, während die Bilinskis und Dipaulis mit den Jungczechen konspirirten, und die ganze Haltung der Rechten die Jungczechen auf den Weg der Obstruktion wies. Jeder einzelne Akt, der in den letzten fünf Wochen von den Parteien der Rechten oder vom Präsidium des Abgeordnetenhauses ausging, war ein Akt der Obstruktion, dazu bestimmt, dem Ministerium die Erfüllung seiner Aufgabe unmöglich zu machen. Nun da Herr v. Jaworski vor der offen eingestandenen Obstruktion einschwenkt, ist es zu spät: der schlaue Sarmate weiß ganz wohl, daß man zehn Tage vor dem Endtermin die Obstruktion der Jungczechen nicht mehr zu brechen vermag. Die Schwenkung erfolgt nur, um die Wortbrüchigkeit zu verbergen.

Man sagt, daß die Haltung der Jungczechen beeinflußt wurde durch die Furcht vor den hinter ihnen stehenden Radikalen. Möglich, daß ein Theil der Jungczechen von der Sorge um die Erhaltung der Mandate gepeinigt wird. Sicher ist aber, daß hinter den Jungczechen der feudale Großgrundbesitz steht, und daß die Jungczechen nur das Werkzeug sind, mit welchem die Feudalmagnaten den Kampf um ihren Einfluß und ihre Macht gegen das deutsche und freisinnige Bürgerthum führen. Weit gefährlicher für den Frieden und die ruhige Entwicklung des Staates als alle Radikalen ist die Herrschsucht und der Egoismus jenes Adels, der sich — lucus a non lucendo — „historisch und konservativ" nennt.

Wien, 12. Dezember. Gustav Steinbach.

Die Mafia in Palermo.

In meinem Aufsatz „Nord und Süd in Italien"*) erwähnte ich schon den Fall Notarbartolo, der seit vier Wochen das Mailänder Schwurgericht beschäftigt und am letzten Marienfeiertag zur Verhaftung des Abgeordneten Palizzolo geführt hat. Herr Notarbartolo, Exsindako von Palermo und Exdirektor der banca di Sicilia, war am 1. Februar 1893 in einem Abtheil erster Klasse ermordet worden, während er von seinem Landhause nach Palermo fuhr. Der Verdacht lenkte sich auf zwei Eisenbahnschaffner und einen gewissen Giuseppe Fontana, die man freilich nur für die Werkzeuge des eigentlichen Mörders hielt. Aber so eifrig man auch untersuchte, am 29. Februar 1896, also nach mehr als drei Jahren, wurde die Untersuchung mit einem „non luogo" geschlossen. Vier Generalprokuratoren hatten sich in diesen drei Jahren schnell abgelöst. Im Juni 1897 begann der fünfte Generalprokurator, Herr Cosenza, die Untersuchung von Neuem. Er erhob auch Anklage gegen die beiden Schaffner Carollo und Garufi, während er Fontana, der ein Alibi aus Tunis beibringen konnte, freilassen mußte. Aber es währte noch fast zwei Jahre, ehe der Anklage der Prozeß folgte, denn Generalprokurator Cosenza hatte beim Kassationshof in Rom die Auswanderung des Prozesses nach einem nördlicheren Schwurgericht beantragt, weil bei dem palermitischen „ambiente" (Milieu) der begründete Verdacht bestehe, daß die Geschworenen nicht frei seien. Am 1. April d. J. gab der Kassationshof dem Gesuche Folge und verwies den Prozeß an das Schwurgericht von Mailand.

Was dieser Prozeß uns bis jetzt an Enthüllungen brachte, ist durch die Tagesblätter schon bekannt geworden. Der Sohn des Ermordeten sagte feierlich aus, daß der eigentliche Anstifter des Verbrechens kein Anderer sei, als der Abgeordnete für Palermo I, Palizzolo, und zwei der höchsten Polizei- und Verwaltungsbeamten Siziliens erklärten bestätigend, daß auch sie Palizzolo des Mordes für verdächtig hielten, daß ferner polizeiliche Denunziationen an die richterlichen Behörden abgingen, ohne daß diese gegen Palizzolo vorzugehen wagten; denn eine „geheimnißvolle, mächtige, magische Hand" beschütze Palizzolo.

Wer ist diese magische Beschützerin? „Die Mafia", antworten der Präfekt von Girgenti und der Quästor von Catania, antwortet die Presse, antwortet die öffentliche Meinung. Die Frage aber „Was ist Mafia?" (oder Maffia) findet zwar auch viele Antworten, jedoch keine von allen gibt eine klare und erschöpfende Definition. Am autoritativsten sprechen sich noch diejenigen Ausländer aus, die Italien und Sizilien nur aus Büchern kennen; Sizilianer aber, die ihre Heimath genau studirt haben, antworten meist mit einem Achselzucken. In Wahrheit versteht man Maffia nur, wenn man das „ambiente" kennt. Positive Deutsche, die mit allem Wissenschaftsstolze ausgerüstet sind, den das logische, kritische und methodische Studium auf deutschen Hochschulen erzeugt, zeigen sich oft in Rom ärgerlich, wenn ihnen Kenner des Landes bei der Erklärung eines Einzelfalles mit der stereotypen Antwort kommen „c'è l'ambiente". Und doch ist ihr Aerger ungerechtfertigt. Wie will zum Beispiel Jemand die Geschichte des Petroleummonopols verstehen, wenn er die amerikanischen Verhältnisse, die Macht der Cliquen, des Boykotts von oben, der „Mafia" der Milliardäre nicht kennt? Oder wer möchte eine Definition des Wortes „Klüngel" geben, wenn er nicht die Verhältnisse der Städte kennt, die mit diesem Worte verbunden zu werden pflegen?

Man kommt dem Wesen der Mafia schon etwas näher, wenn man sich historisch klar macht, warum im Gebiete des alten Kirchenstaats und im alten Bourbonenreich Neapel die Messerrache unausrottbar scheint. In jenen durchaus korrupten und zerrütteten Staaten hatte das Volk längst die Ueberzeugung verloren, daß es Richter gebe, und richtete darum selbst — mit dem Messer. Diesem Drange der Selbsthilfe entsprach auch der **brigantaggio**, dessen Prinzip ja meist nur der ritterliche Kampf ums Recht ist. Nirgends aber ist die Ritterlichkeit dem Volke mehr angeboren, als in Sizilien, und der ritterliche Sinn schärfte sich dort um so mehr, als im Laufe der Jahrhunderte die Zahl der fremden Unterdrücker wuchs. So steigerte sich immer weiter das Selbstgefühl des Mannes, und der größte Ruhmestitel in Sizilien wurde der Besitz jener Tugend, die sizilianisch **omertà** heißt. Omertà, wie das lateinische **virtus** gebildet, bezeichnet die Eigenschaftensumme, die Jeder besitzen muß, der „**uomo**", Mann heißen will. Zur **omertà** gehört aber vor allem: Schweigen, Vertrauen auf die eigene Kraft und kräftiges Handeln. Leute, die solche **omertà** besitzen, nennt man **mafiosi**, und von diesem Eigenschaftsworte leitete man die Bezeichnung **mafia** ab. Ursprünglich war diese **mafia** kein Geheimbund, wie die deutsche Vehme. Man wurde ja nicht **mafioso**, man war es von Geburt. **Poeta nascitur. Si nasce mafioso.** Mit der Zeit änderte sich aber die **mafia**. Aus einem Solidaritätsbund der Unterdrückten gegen die Unterdrücker wurde sie ein Ring der Unterdrücker, die sich der **mafiosi** bedienten, um die Schwachen auszubeuten. Mählich entwickelte sie sich also zu einer Geheimgesellschaft, die ohne geschriebene Gesetze ihren Mitgliedern zur straflosen Ausübung ihrer auf mühelose Bereicherung gerichteten Geschäfte verhalf. Ein ebenfalls ungeschriebener Glaubensartikel der **mafia** heißt aber: Wer nicht für mich ist, der ist gegen mich. Folglich wurden alle Nicht-**mafiosi** aufs Schärfste bekämpft, ausgehungert, eingeschüchtert, bedroht, bis sie, um ihr Leben zu fristen, sich bedingungslos ergaben. Zur Gewalt nehmen die Häupter der **mafia** nur dann ihre Zuflucht, wenn ein Gegner zu mächtig wird und das Geschäft zu ruiniren droht, jedenfalls aber immer, wenn Jemand zum Verräther geworden ist. Vor einigen Jahren wurde in Catania ein Brief gefunden, in dem folgende Stelle vorkam: „Dem Tizio haben wir die Zunge abgeschnitten, weil er zu viel sprach, dem Caio die Ohren gekürzt, weil er gut hörte, den Sempronius aber haben wir zum ewi-

*) Siehe „Nation" Nr. 26 vom 25. März 1899.

Schlafe unter die Erde gebettet, weil er sich zu viel um anderer Leute Geschäfte kümmerte." Und daß Letzteres keine leere Prahlerei ist, hat das Jahr 1897 bewiesen, als in einer Tropfsteinhöhle bei Palermo vier Leichen von stadtbekannten **mafiosi** gefunden wurden, die als Spione und Verräther verurtheilt worden waren.

Doch wir brauchen uns gar nicht an allgemeine Daten zu halten, um das Wesen der **mafia** zu erklären, skizziren wir lieber kurz die Geschichte des Abgeordneten Palizzolo. Der „Tyrann von Palermo", das Wort im altgriechischen Sinne aufgefaßt, wurde 1846 in Termini Imerese bei Palermo geboren und zwar ohne große Reichthümer. Seine Eltern nannten nur kleine und dazu noch unfruchtbare Ländereien ihr eigen, er nannte sich dann später Advokat, ohne es zu sein, und lebte von seiner Intelligenz. Früh betheiligte er sich an den kommunalen Kämpfen und bringt es auch, Dank der großen Zahl seiner Klienten und Freunde, zum Beigeordneten von Palermo. Als solcher arbeitet er als rechter Mafioso, für den die Gemeindegelder erstens nur dazu da sind, daß sie von der beherrschten Klasse bezahlt und zweitens, daß sie von der herrschenden verzehrt werden. Ein System, das übrigens in vielen, wenn nicht allen Städten Unteritaliens im Schwange ist. Bei einer dieser vortheilhaften Finanzoperationen kommt er mit dem Bürgermeister Notarbartolo in Konflikt; denn dieser ist ein ehrlicher Mann. Notarbartolo rettet die Stadtkasse. Folglich muß er von der Stadtverwaltung entfernt werden. Zu seiner völligen Beseitigung ist es noch zu früh, aber es schadet nichts, wenn man ihn warnt. Nicht umsonst steht Palizzolo mit den Briganten in Fühlung. Eines Tages wird Notarbartolo von diesen aufgegriffen und erst nach Zahlung eines Lösegeldes von 50 000 Lire wieder freigelassen. Wenige Jahre später ist Palizzolo Abgeordneter des Provinziallandtags und der italienischen Kammer. Bald darauf auch Aufsichtsrath der **Banca di Sicilia**, deren Direktor Notarbartolo ist. Notarbartolo ist noch immer ehrlich, und die Mafia findet, daß ihr Haupt Palizzolo noch nicht genug Chemiker ist, um das Gold der Bank zu verflüssigen. Notarbartolo hingegen ist anderer Ansicht und schickt einen amtlichen Rapport nach Rom, in welchem er Palizzolo's Unterschlagungen aufdeckt. Dieser wendet 80 000 Lire auf, und der Bericht verschwindet aus dem Handelsministerium in seine eigene Tasche. Auf Grund dieses so theuer erworbenen Dokumentes versteht Palizzolo im Einvernehmen mit anderen sizilischen Abgeordneten Notarbartolo zu stürzen. Sein Nachfolger ist der Senator Herzog della Verdura. Aber Notarbartolo ist immer noch zu mächtig, er weiß zu viel, dann ist auch zu befürchten, daß er bei einem Regierungswechsel wieder an die Spitze der Bank kommt. Doch die Mafia ist gutmüthig. Sie will ihn nochmals warnen. Im Jahre 1892 wird ein gewisser Miceli ermordet, der hartnäckig alle Terrain- und Finanzspekulationen Palizzolo's vereitelt hatte. Sterbend bezeichnet Miceli als den geistigen Urheber seines Todes Palizzolo. Auch ein Polizeiinspektor Cervis denunzirt diesen als **„mandante"** der Mörder. Dieser Bericht aber verschwindet; denn der mächtige Palizzolo beherrscht auch die Polizei und die Richter. 1893 endlich, als Notarbartolo immer noch keine Vernunft annehmen will, wird er für diesen Eigensinn mit dem Tode bestraft. Giuseppe Fontana, der Mörder, kann nachweisen, daß er am Tage des Mordes in Tunis war; denn die Mafia besitzt dort eine Alibifabrik. Die öffentliche Meinung bezeichnet Palizzolo wiederum als Anstifter des Verbrechens, wiederum laufen bei dem Staatsanwalt auch amtliche Polizeidenunziationen gegen ihn ein, verschwinden aber wiederum, ehe der Staatsanwalt sie lesen kann. Die Untersuchung dauert drei Jahre; denn die Mafiosi schweigen aus Pflicht und die anderen aus Furcht, während allzueifrige Untersuchungsrichter und Staatsanwälte durch den Einfluß der Mafia im Parlament strafversetzt werden. Von jetzt an ist Palizzolo unumschränkter Herrscher von Palermo. Mit dem Senator und Herzog della Verdura zusammen erlaubt er sich mit den Geldern der Bank von Sizilien Spekulationen, die in die Millionen gehen. Kein Wunder, daß Palizzolo reich wird und einen Luxus entfaltet, der sprichwörtlich wird. Er lebt wie ein römischer Großer zur Kaiserzeit, sein Haus ist Jedem offen, Niemand bettelt vergeblich um eine Gunst, er erreicht ja Alles, auch hält er Lever ab, und seine Klienten küssen ihm die Hände, wenn er sie im Bette liegend empfängt. Im Jahre 1896 nimmt Rudini einen Anlauf, um die Mißwirthschaft in Sizilien zu enden, er schickt den Minister Codronchi als Vizekönig. Auch der nimmt einen guten Anlauf, als neuer Besen fegt er in den Gemeindeverwaltungen, und nach einem Jahr schon ist er abgesetzt, ohne daß er einen Nachfolger erhält. Rudini hat vor der Mafia kapituliren müssen.

Jetzt ist der „Herr" von Palermo im Gefängniß. Bei der Verhaftung geberdet er sich fassungslos, als er aber hört, daß man ihn nicht nach Mailand bringen werde, tröstet er sich. Das aber läßt tief blicken. Der Mann kennt seine Palermitaner und seine eigene Macht. Darum gehöre ich auch nicht zu denen, die da glauben, der beispiellose Muth und die unglaubliche Energie, die General Pelloux gezeigt hat, würden zur Säuberung des sizilianischen Augiasstalles führen. **Vestigia terrent.** Giolitti hat sich noch nicht von den Folgen des „Verbrechens" erholt, daß er es wagte, den Banca Romana-Skandal zu enthüllen. Auch Pelloux wird ja schon bei den Gutgesinnten verdächtig, weil er durch sein Vorgehen gegen Palizzolo bei den Sozialdemokraten beliebt geworden ist. Bezeichnend für die Skepsis im italienischen Parlament ist ja auch der Umstand, daß viele Parlamentarier glauben, Pelloux habe den Prozeß Notarbartolo nur als **„diversivo"**, als Ablenkungsmittel benutzt, um sich die Sozialisten mit der Obstruktion vom Leibe zu halten.

Nein, die Mafia wird Pelloux nicht ausrotten, oder er müßte halb Sizilien ausrotten. Menschenfreundliche Norditaliener haben schon oft den Vorschlag gemacht, ganz Unteritalien unterhalb Roms auf eine halbe Stunde in's Meer zu tauchen, dann wieder zu erheben und mit neuem Volke zu besiedeln. Es liegt ein tiefer Sinn in diesem grausam kindischen Scherze. Eine Reform ab imo muß mit einer Revolution von oben Hand in Hand gehen.

Als Crispi den Plan faßte, mehrere Jahre lang diktatorisch zu regieren, um eine gründliche soziale und Agrarreform, sowie eine Säuberung der Verwaltung vorzunehmen, fand er die Billigung aller ernsten Patrioten. Doch sein König wollte nicht. Auch Sonnino, der sich doch schon als tüchtiger Staatsmann erwiesen hat, dringt in seinen Aufsätzen in der **„Nuova Antologia"** stets darauf, daß der König von dem außer Gebrauch gekommenen Verfassungsrechte Gebrauch mache und die Minister selbst ernenne. So lange die Minister von den Abgeordneten abhängig bleiben, die in ihrem Wahlkreise als Paschas schalten, so lange alle Beamten vor diesen Paschas zittern, so lange wird keine Reform in Italien möglich sein. Und was will ein thatkräftiger Minister gegen Sizilien thun? Selbst, wenn er die ganze Insel mit einem Netz von piemontesischen Beamten überzieht, richtet er nichts aus; denn, abgesehen davon, daß diese die Landessprache nicht verstehen, und als Fremdlinge verhaßt sind, zählt Sizilien über sechszig Abgeordnete, und sechszig Stimmen im geeigneten Moment zur Opposition geworfen, können jedes Ministerium stürzen. Und was sind die meisten sizilianischen Abgeordneten? Agenten der Großgrundbesitzer, Großhändler oder Agenten von mafiösen Cliquen. Aber selbst zugegeben, daß eine Verwaltungsreform in Sizilien möglich wäre, so gelänge es noch nicht, die Mafia zu brechen, wenn nicht gleichzeitig die ökonomische Lage der Insel verbessert würde. In der Theorie sind schon Tausende von Projekten hierfür fertig — aber in der Praxis? Wer hat den Muth und die Kraft, den Kampf mit den Latifundien aufzunehmen?

Rom. Albert Zacher.

Spanische Volkslieder.

Es muthet an wie ein kräftig frischer Windhauch inmitten großstädtischen Qualmes, wenn unter der Legion von Litteraturprodukten, die an den Büchermenschen heranschwimmen, einmal eines sich findet, in dem nicht ein Einzelner, auch wieder ein Litteraturmensch, — sondern ein ganzes Volk naive Offenbarung spendet; wie ein Windstoß, der Wald- und Wiesendüfte mitbringt, einen Gruß von den Menschen und Dingen draußen im Freien, die einen großen, einfachen Sinn haben, wie die Natur selbst, der sie nahe stehen.

Daß gerade dieser Eindruck ein so unmittelbarer sein könne in einer Sprache, die dem Ohr und dem Herzen des Deutschen ebenso ferne liegt, wie Spanien räumlich den Bergen und Thälern seiner Heimath, das hat sich mir dargethan durch einen von Mr. Rouanet in Paris gesammelten Strauß spanischer Volkslieder, die der Sammler im Original sowie in französischer Uebertragung darbietet.

Es hält schwer, sich vorzustellen, wie nahe dem spanischen Volk, auch dem Stadtvolk, diese seine Lieder stehen, die es in den cafés-chantants der größeren Städte pflegt und mit Musik, oft mit Tanzbegleitung zu hören bekommt; ein volksthümliches Vergnügen, das, wie der Franzose selbst sagt, von den Vergnügungen ähnlicher Art, wie sie in Paris geboten werden, und von dort kommend, auch Eingang in unsere großen Städte gefunden haben, grundverschieden ist. Das Volk selbst sorgt in Spanien für die Reinerhaltung dieser seiner Poesie; alles Banale, jede von außen aufliegende Geschmacklosigkeit, wird energisch abgelehnt, und so findet man das echte Volkslied nicht nur in Spaniens Bergen und Fluren, sondern auch auf Plätzen und Gassen seiner Städte, wo es sich überall derselben innigen Liebe erfreut.

Das Lied, das die Lippen erschließet,
Ist ein Tropfen süßesten Honigs,
Der unserem Herzen entsprießet;

so faßt der Spanier sein Lied auf, so schätzt er es.

Mr. Rouanet erzählt, wie ein kleines Reiseerlebniß ihm diese Werthschätzung so recht offenbar gemacht. In dem Eisenbahnzuge, der ihn von Malaga nach Valencia brachte, fingen einige vergnügte Burschen unter Guitarrenbegleitung zu singen an; und bald übertönten ihre frischen Stimmen und der Taktschlag der Füße das Brausen des rollenden Zuges. Unser Reisender steckt den Kopf zum Fenster hinaus, um besser zu hören, und sieht, wie den ganzen Zug entlang bei jedem Fenster Kopf an Kopf sich drängt. Bald schwebt das Lied auf allen Lippen und ein singender Zug fährt dahin; auf jeder Station wird eingestimmt, das Lied schlängelt sich per Eisenbahn von Thal zu Thal, von Ort zu Ort.

Was an den Liedern auffällt, wenn sie entkleidet des lebendigen Zaubers gesungener Sprache und der Begleitung von Musik, im Buche gedruckt vorliegen, das ist die Tiefe der Empfindung, die Knappheit mit der diese gefaßt ist, um die mancher Poet dieses Volk beneiden könnte, und die Vielfältigkeit der Bilder, die natürlich durch kurze Proben nicht augenfällig gemacht werden kann.

Die wenigen Beispiele, die ich der Sammlung entnommen, habe ich nicht nach der Zeilenanzahl der Strophen, der diese hauptsächlich ihre Benennung verdanken, (die dreizeiligen heißen Soleares, die vierzeiligen Coplas, die siebenzeiligen Seguidillas) geordnet, sondern dem Sinne nach.

Unerschöpflich fließt der Born der Liebesstrophen, und es ist auffallend, daß die unglückliche Liebe darin eine größere Rolle spielt als das heitere Element. Für tiefe Melancholie — und zarte Sinnigkeit sind rührende Töne vorhanden.

Meine Lieb' und Deine Lieb'
Ist wohl begossen von Thränen,
Doch wächst sie nimmer.

Fang' ich zu weinen jetzt an, —
Selbst meine liebe Mutter
Nimmer mich trösten kann.

Im Garten meiner Königin
War ich Gärtner ganz allein;
Zur Rosenzeit aber,
Brach ein Anderer ein.

Auf der Bahre lag sie hingestreckt;
Da ich ihre Schönheit erblickte,
Hab ich's Antlitz ihr zugedeckt.

Sie hat 'glaubt, die dumme Dirn,
Ich fing zu weinen an,
Denn sie weiß nicht, daß im Wirthshaus
Man Fröhlichkeit kaufen kann.

Wenn Einer Eine lieb hat
Und sie mag ihn nicht,
Ist's g'rad', wie wenn ein Kahler
Find't am Weg einen Kamm.

Liebesworte sind Perlen,
Gefaßt auf einer Schnur;
Löst einmal sich die Erste,
Gleich sind die Andern gelöst.

Verstohl'ne Blicke —
Sind erste Briefchen,
Die Liebesleutchen
Verständnißvoll wechseln.

Durch Deine Gasse bin ich 'gangen,
Sah Dich auf dem Balkon:
Wenn man aufblickt zum Himmel,
Sieht man Gottes reiche Huld.

Auch gesunder urwüchsiger Humor fehlt nicht, beißender Spott, zierliche Schalkhaftigkeit. Als Sänger scheint sich in Spanien, wie in der Natur, zumeist das männliche Geschlecht zu bethätigen; nur wenige unter all den Liebesliedchen sind auch weiblichen Lippen zugedacht.

Komm' Mädchen, komm' mit mir:
Um nacht herumzugehen,
Soll's an nichts fehlen Dir.

Die Kleine lieb' ich sehr:
Sie folgt wohl ihrer Laune,
Dem Gelde nimmermehr.

Glaub' nicht, daß ich Dich gern hab'
Weil in's Gesicht ich Dir schau';
Zu Markte gehen gar Viele,
Die schauen — und kaufen doch nicht.

Die Männer sind Teufel,
So sagt jedes Weib;
Und doch wünscht sich jede,
Daß der Teufel sie hol'.

Wenn Du Pfeile schleuderst
Gegen meine Brust,
Gib Acht, wie Du zielest,
Denn Du wohnest darin.
Und wenn Du mich triffst,
Triffst Du nicht nur mein Herz,
Du triffst auch Dein Bild.

Wenn ich als kleines Kind
Weinen that,
Kamen die Mädchen und
Küßten mich.
Jetzt aber seufze ich:
Kämen die Mädchen doch
Jetzt küßt' ich sie.

Auch wo nicht von Liebe die Rede ist, findet man in den Liedern echte Poesie und manch tiefen Gedanken; man glaubt Aphorismen zu lesen, nicht Liedchen, die im Volke von Mund zu Mund gehen.

Wasser, das fortfließt,
Läßt sich nicht fangen,
Noch der duftige Rauch in den Lüften,
Noch Frauenruf, der verloren gegangen.

Hier beweint man einen Todten,
Freut sich dort ob neuen Lebens:
So geht alles über quer
In der ungereimten Welt.

Gibt es Kummer, wie den meinen?
Seh ich weinen, muß ich lachen,
Seh ich lachen, muß ich weinen.

Weiß nicht, was die Blumen haben,
Die am Friedhof steh'n —
Wenn der Wind sie leis beweget
Ist's, — als weinten sie.

Ueber der Thüre des Kerkers
Stehet in Kohle geschrieben:
Böse wird hier der Gute
Und der Schlechte — ganz schlecht.

Die Thränen der Weiber
Sind köstliche Schätze;
Die halten verwahrt sie
In einem Kästchen:
Sie öffnen und weinen;
Sie schließen und lachen; —
G'rad' wie's ihnen paßt.

Das Kindchen lacht unter Thränen;
Des Geldes freut sich der Reiche;
Des Armen Trost ist das Sterben;
Das Volk singt seinen Schmerz.

„Ich könnte“, sagt ein Sammler spanischer Volkslieder, „eine ganze Woche singen und singen, nie ein Liedchen zweimal und noch wäre mein Schatz nicht zu Ende.“ Aus Spaniens Boden wachsen die Lieder hervor, wie die Früchte. So zahlreich, so schmackhaft und erfrischend. Und nur was auf heimischem Boden gewachsen, wird genossen. Stolz auf ihre glorreiche Vergangenheit, steht die spanische Nation der Gegenwart mit tiefer Melancholie und leiser Abwehr gegenüber; Fremdes wird mit Mißtrauen aufgenommen. Der Spanier singt sein eigenes Lied; es ist „ein Honigtropfen, der aus der Seele ihm quillt.“ Süßigkeit und Bitterkeit, — alles fließt in das Lied; die ganze Seele dieses Volkes, dem Poesie an der Wiege gestanden.

Wien. M. Luggin.

Theater.

Frank Wedekind „Der Kammersänger“. — Wilhelm von Scholz: „Der Besiegte“.
(Secessionsbühne, Neues Theater, 10 Dezember.)

Wedekind siegte. Er bringt einen neuen Humor, lebenskennerisch, seltsam und tief. Er malt die Welt in leiser absonderlicher Verzerrung; doch ihr echtes Wesen strahlt heraus. Er verrückt unmerkbar die Linien; aber die Gestalten sind real. Und wenn sie durcheinanderschießen; wenn sie eine ulkige Beleuchtung in tragischen Verhältnissen zeigen: dann wird das Spiel dieses dunkeln, komischen und erbarmungslosen Lebens als ein Spiel bewußt. Ein dunkles, komisches, erbarmungsloses Spiel, — doch in der Komik befreiend.

Der Verfasser ist kalt; von Jean Paul stammt er nicht. Ueber den menschlichen Marionetten steht er und sieht das Komische an ihrem Untergang, ihrem Herumfuhrwerken, ihrem Elend, ihren Seligkeiten. Was er sich denkt, steht dahin. Er schweigt.

Die Grundstimmung seines Humors ist: grotesker Ernst. Aus dem Ernst heraus beginnt ein Lachen, das immer stärker wird: bis man bloß noch zuckt. Mit Ernst behandelt er dramatisch die verwunderlichsten Situationen. Man stirbt; in Lachkrämpfen. Er läßt das Fürchterlichste ruhig geschehen und bleibt ruhig, während wir sterben. Die Tragik des Lebens erscheint wie in einem Bänkelsang. Aber es ist doch Tragik. Man hat vor diesem sonderbaren Mann das Gefühl: er steht außerhalb der menschlichen Gesellschaft. Das ist das Revolutionäre an Wedekind.

Der Held, ein Kammer- und Wagnersänger, hat Flaubert nicht gelesen, als ehemaliger Tapezier. Der schon klagt: „Un homme qui s'est institué artiste n'a plus le droit de vivre comme les autres.“ Wedekind zeigt die Härte und Enge des hastenden Lebens. Man ist geknechtet. Am stärksten, die etwas „sind“. Die Anderen auch. An dunkeln Strippen zieht eine dunkle Gewalt sämmtliche Herrschaften.

In das Hotelzimmer eines Tenors, die letzte halbe Stunde vor der Abfahrt, münden ein paar Menschenschicksale. Zwei Episoden sind rein komisch. Die Komik geht nicht auf Lebenswahrheit; aber das ganze Stück ist eine Lebenswahrheit. Daß der Sänger eine blutjunge Britin hinter der Gardine vorzieht, später eine Andere hinter dem Wandschirm, ist gewiß nicht lebenswahr. In der Unwahrscheinlichkeit gerade liegt die Komik; in der selbstverständlichen Annahme, daß hinter jedem Möbel Verehrerinnen stecken. Wenn der Autor diese unwahrscheinliche Situation mit Ernst behandelt, erschüttert er. Der Sänger redet auf die Miß ein. „Sie können schwimmen, reiten, tanzen ... Warum, mein Fräulein, kommen Sie denn dann zu mir?“ Im Laufe des Zusammenseins mahnt der Tenorist: „Sei Ihnen das eine Warnung ...“ Man schreit.

Seltsam, wenn ein Sechzigjähriger hernach auf die Knie vor ihm fällt. Ein Verkannter; ein Opernkomponist, der sich auf dem unaussprechlichen Ort versteckt hat. Er redet zäh' und weitschweifig, wie ein Erfinder. Seine Sprechweise ist sehr fein beobachtet. Er vertritt dem Kammersänger mehrfach den Weg zur Thür. Grotesker Ernst liegt über den Dingen. Hier spricht einer von Denen, die aus der Tiefe mit gerungenen Händen flehn, — der Tenor geht auf und ab. Der Alte, in seinem bittren Schicksal, ist nicht bloß ergreifend, sondern furchtbar komisch dargestellt. Er spielt aus seiner Oper; schnarrt, krächzt am Klavier; produzirt sich, — der Tenor geht auf und ab.

Unterbrochen wird das Gespräch einmal. Dieser Augenblick ist der prachtvollste. Der Kammersänger sieht in den Winkel, „reckt plötzlich die Hand aus und zieht eine Klavierlehrerin in grauer Toilette hervor, die er, mit vorgestreckter Faust, sie am Kragen haltend, vor dem Flügel durch die Mittelthür führt.“ Nachdem er die Thür wortlos hinter ihr geschlossen, sagt er: „Bitte, sprechen Sie ruhig weiter.“

Mir ist, als würde E. T. A. Hoffmann mit dem jungen modernen Realismus vermählt. Und am Schlusse tauchen die unvermittelten Schrecklichkeiten Achim von Arnim's empor, wieder im Bunde mit dem neuen Realismus: die Geliebte des Sängers erschießt sich. Er kann sie nicht mitnehmen, als Knecht seines Vertrags. Die Humorhaftigkeit dieser Szene ruht auf dem Gegensatz: zwischen der unbetheiligten Sachlichkeit des geplagten Mannes und dem verzweifelten Weh der sterbegierigen Frau. Hart vor dem Tod, in dieser Stimmung, noch eine tief komische Auseinandersetzung: ob Helenes Kinder Knaben oder Mädchen sind. Alles Pathos wird ausgeschlossen. Dann kommt der Schuß. Der Sänger zieht weiter. Auch das Leben zieht weiter.

Unter den humorhaften Dichtern in Deutschland ist Wedekind heut der Erste. Die Aufführung des „Kammersängers“ war eine beste That in diesem armen Kunstwinter. Der starke Erfolg lohnte sie. Wann gebt Ihr mehr von Wedekind?

Ach so! „Der Besiegte“ ging voran. Ein Spuk voll feierlicher Trauer. Bilder von dekorativer Mystik. Liebessehnsucht, durch der Zeiten Dunkel irrend. Vampyrküsse der Vergänglichkeit. Und alles zusammen machte keinen tieferen Eindruck.

Alfred Kerr.

Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Herausgegeben von Professor Dr. J. Conrad u. s. w. Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage. Band I und II. Verlag von Gustav Fischer in Jena. 1898 und 1899.

Von diesem großen sechsbändigen Werke, dessen erste Auflage im Anfang dieses Jahrzehnts zu erscheinen begann, liegen jetzt bereits zwei Bände der zweiten, auf sieben Bände berechneten Auflage vor, die einen entschiedenen Fortschritt gegen die erste Auflage bezeichnen. Naturgemäß veraltet ein derartiges Handwörterbuch, das volkswirthschaftliche Stoffe behandelt und speziell auch sehr viele statistische Details bringen muß, sehr rasch, besonders in einer Zeit wie der unserigen, in der die wirthschaftliche Entwicklung sich so stürmisch vollzieht.

Die zweite Auflage dieses Werkes, das auch im Auslande viel Anerkennung gefunden hat — mit Rücksicht auf das Ausland hat die Verlagsbuchhandlung verständigerweise diese zweite Auflage in lateinischer Schrift drucken lassen — beschränkt sich aber nicht blos darauf, das Material auf den Zustand der Gegenwart zu bringen, sondern es sind auch mancherlei systematische Aenderungen getroffen worden; insbesondere ist der Plan der ersten Auflage dahin ergänzt, daß denjenigen Partieen des Privatrechtes, welche das wirthschaftliche Leben beherrschen, unter diesem Gesichtspunkt und mit besonderer Berücksichtigung des Bürgerlichen Gesetzbuches, eigene Artikel gewidmet sind. Auch in anderer Beziehung sind manche Erweiterungen erfolgt; beispielsweise ist in dieser zweiten Auflage dem verstorbenen Fürsten Bismarck unter dem Gesichtspunkt der Beeinflussung der wirthschaftlichen Gesetzgebung durch seine staatsmännische Wirksamkeit ein sehr eingehendes Kapitel gewidmet, während er in der ersten Auflage überhaupt gar nicht vertreten war.

Der schwächste Theil sind die Biographien über verstorbene und lebende Vertreter der Staatswissenschaften. Man hat dieselben zum größten Theil einem Bibliothekar des Königlich preußischen Statistischen Bureaus anvertraut, und der hat sich seiner Aufgabe in einer so mechanischen Weise entledigt, daß man kaum versteht, wie die Herausgeber diese völlig ungenügenden Arbeiten haben durchgehen lassen. Hier nur ein Beispiel statt vieler. Ueber Ludwig Bamberger werden ein paar dürftige biographische Mittheilungen gemacht, die nicht einmal alle korrekt sind. Der Verfasser dieser biographischen Notiz läßt Bamberger 1849 am badischen Aufstande, statt am pfälzischen, theilnehmen; nach ihm ist Bamberger von Mainz nicht nur ins Zollparlament, sondern auch in den deutschen Reichstag entsandt, während Bamberger im Reichstag bekanntlich den Wahlkreis Alzey-Bingen vertrat; nach ihm ist Bamberger der Gründer der Liberalen Vereinigung, während er bekanntermaßen neben Forckenbeck, Lasker, Rickert, Stauffenberg u. s. w. nur einer der Gründer war. Doch das sind schließlich Kleinigkeiten. Aber eine unverzeihliche Lodderigkeit ist es, wenn in dieser Notiz mit keinem Worte der maßgebenden Thätigkeit Bamberger's für unsere Münz- und Bankgesetzgebung gedacht wird. Daß Bamberger einer der Begründer der deutschen Goldwährung und bis zu seinem Tode der Hauptvertheidiger derselben war, erfährt man ebensowenig, wie daß er zu den Führern der deutschen Freihandelspartei gehört hat. Und gerade solche Mittheilungen erwartet man in einem Handwörterbuch der Staatswissenschaften in erster Linie! Das Stärkste aber ist die Schlußbemerkung, in der es heißt: „Vergleiche über Bamberger O. Arendt: ‚Das goldene Zeitalter Ludwig Bamberger's.‘ V. Auflage. Berlin 1893.“ Das ist, nebenbei bemerkt, die einzige Quelle, auf welche in dieser biographischen Notiz verwiesen wird, um sich über Bamberger's Thätigkeit zu orientiren. Mit demselben Rechte könnte man in einem Handwörterbuche der Litteraturgeschichte als einzige Quelle, um sich über Lessing zu unterrichten, die Schriften des Hauptpastors Goeze nennen.

Derartige Geschmacklosigkeiten können natürlich das günstige Gesammturtheil über das vorliegende große Werk, auf das wir bei seinem weiteren Erscheinen noch näher eingehen werden, nicht beeinflussen. Im Großen und Ganzen darf Deutschland mit gerechter Befriedigung auf dieses Handwörterbuch der Staatswissenschaften blicken.

T. B.

Frank Wedekind: Der Liebestrank. Schwank in drei Aufzügen. Paris, Leipzig, München. Albert Langen. 1899.

Der Autor gehört zu den außer der Reihe stehenden, lebhaften und kraftgenialischen Geistern, deren unsere Litteratur manche hat, bei keinem kunstverständigen Beurtheiler wird er darum als Poseur, bei niemanden seine Art als gemacht, manierirt und eingelernt erscheinen. Vielmehr ist er voll einer absonderlichen, wunderlichen Eigenart, eine Natur, wenn man dies Wort auch einmal auf einen Sprung, eine Laune, eine Bizarrerie anwenden darf. Für die Kunst ist er voll Bedeutung, Anregung und Reiz. Den originalen Künstler treibt das Grauen vor der Niedrigkeit des Alltags entweder in eine Weltflucht zu Schönheitsträumen wesentlich abstrakter Natur, in Regionen entlegener Zeiten, die darum als Gefilde der Seligkeiten erscheinen können, weil man zufällig nicht in ihnen geboren wurde, oder in die Rettung einer cynischen Burleske, einer bewußten Negation. Bei etwas Resignation und Milde gährt sich das in Humor ab, bei den starken und großen Temperamenten von überlegener geistiger und sinnlicher Kraft — so ist Wedekind — wird daraus entweder Satire oder die leidenschaftliche Tragikomödie, Burleske, das Satyrspiel um seiner selbst willen. Formal wird damit ebenso eine Stilisirung erreicht, wie mit der weltflüchtigen Schönheitskunst. Indes aber diese kaum ihrer Zeit und ihrem Zeitbewußtsein zum Ausdruck hilft, entwickelt sich die Burleske zu einer überlegenen Stilisirung des Naturgegebenen und über die Karrikatur geht der Weg zur Charakterisirung. Neue Kunstmittel, neue Technik und neue Ziele werden der Kunst gewonnen. Frank Wedekind geht auf neuem Boden. Schon seine „Kindertragödie“ „Frühlingserwachen“, die seinen Namen begründete, und der „Erdgeist“ gingen bewußt auf diesem Weg. Er verfolgt ihn und seine Entwicklung braucht ihn nicht in seinen Fähigkeiten nur in seiner Bewußtheit zu steigern, um seine Art und Kunst für die Entwicklung des modernen Dramas fruchtbar zu machen. Man hat die deutsche Komödie immer in der alten Lustspielweise frömmster Art gesucht, vielleicht wird sie aus solchen frechen, tollen, schäumenden Launen geboren, ein freier Geist muß sie aus neuem Plan und mit neuen Mitteln schaffen. Müssen wir denn immer erwarten, daß die Zukunft so aussehe, wie die Vergangenheit aussah, wir wollen sie mit ihrem neuen Gesicht begrüßen. Der „Liebestrank“ verlegt seinen Exotismus nach Rußland, und — nein wir wollen den Inhalt nicht erzählen, hier wirkt nicht der Inhalt. Nicht die Figuren, aber die Kühnheit ihrer burlesken Erscheinung, der Handlung, jedes Wortes (manche Franzosen mögen schamhaft erröthen und sich kränken, so äquivok können sie doch nicht sein) verblüfft, und die Freiheit, mit der alles so aus dem Handgelenk herausgeschüttelt ist, überrascht. Um Wahrscheinlichkeit, Möglichkeit u. dergl. ist der Autor natürlich nicht bemüht, haben wir aber gelernt, von Balletten keine Gesänge zu erwarten, und von Pantomimen kein Wort, so werden wir uns wohl an Burlesken ohne Wahrscheinlichkeit gewöhnen. Wie viel Einwendungen man auch gegen diese freche Kunst erhebt, Sinn liegt übergenug in ihnen, sogar Tiefsinn. Das sind die schlechtesten Weisen nicht, die mit ihrer Weisheit solche Mummerei treiben können.

Wien. Otto Stoeßl.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 12. Berlin, den 23. Dezember 1899. 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1\frac{1}{2}$–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3\frac{3}{4}$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 31. Dezember abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Krieg in Südafrika ist jetzt in sein zweites Stadium getreten. Die englische Kriegsmacht war auf jene Höhe gebracht worden, die man in London für völlig ausreichend hielt, um die Scharten während des ersten Theils des Feldzuges wieder auszuwetzen und die englischen Waffen zu endgültigen und entscheidenden Siegen zu führen. Zugleich hatte England damit das Maximum seiner militärischen Leistungsfähigkeit, das erzielt werden konnte ohne andere Theile des Reiches in der gefährlichsten Weise von Truppen zu entblößen, erreicht. Und was ist das Ergebniß dieser ganz außergewöhnlichen Kraftanstrengung einem Gegner gegenüber, dem man ursprünglich mit leichter Mühe in Pretoria glaubte den Frieden diktiren zu können?

In Natal hat General Buller an der Tugela eine schwere und verlustreiche Niederlage erlitten, die ihm zugleich den größten Theil seiner Artillerie gekostet hat. Er mußte zurückgehen, und der Entsatz von Ladysmith ist damit hinausgeschoben. Da in Ladysmith jetzt auch Krankheiten stark herrschen, so werden die dortigen englischen Truppen möglicher Weise in kürzerer Zeit und bevor ein neuer englischer Offensivstoß gewagt werden kann, zu kapituliren gezwungen sein. Jedenfalls ist jede englische Offensive zur Zeit in Natal lahm gelegt. Nicht besser ergeht es den Engländern in der Kapkolonie. Wie in Natal gegen Ladysmith, so ist auch hier der Vorstoß des Lord Methuen zum Entsatz von Kimberley gänzlich mißglückt. Nach sehr verlustreichen Schlachten mußte Lord Methuen am Modder River ein befestigtes Lager zu seiner eigenen Sicherheit beziehen. Er war nicht in der Lage Kimberley zu entsetzen; er ist vielmehr selbst, wie es scheint, jetzt ein Belagerter und von seiner Verbindung nach Süden abgeschnitten.

Buller und Methuen aber sind die Führer der stärksten englischen Truppenkörper gewesen. Die Angaben schwanken, doch wird die ursprüngliche Stärke der Truppen von Methuen bis auf 13 000 und die von Buller bis auf 22 000 Mann angegeben.

Im Süden des Orangefreistaates operirten alsdann noch zwei kleine selbständige Korps, eins unter General Gatacre und ein anderes unter General French, das überwiegend aus Kavallerie bestehen soll; die Stärke dieser Abtheilungen sind auf je 3000 bis 4000 Mann angegeben. Gatacre ist bei einem Vorstoß in einen Hinterhalt gekommen und mußte mit etwa 1000 Mann Verlust zurück; French nahm angeblich eine Rekognoszirung vor, und zog sich alsdann vor den Buren zurück. Gleichviel ob diese Rekognoszirung gar nicht darauf angelegt war, die Buren zurückzudrängen, es genügt die Thatsache, daß auch dieser General sich vor den Buren zurückziehen mußte. Die Folge dieser verschiedenen Thatsachen, die sich im Norden der Kapkolonie

abgespielt haben, ist jedenfalls, daß dieser ganze Theil des englischen Kolonialbesitzes sich in Empörung befindet, und daß sich in erheblicher Anzahl die dortigen Holländer den Buren aus dem Freistaat und der Transvaal-Republik anschließen; die Zahlen, die angegeben werden, sind natürlich unzuverlässig — man spricht von einem bisherigen Zuzug aus Natal und der Kapkolonie von 14 000 Mann — aber dieser unmittelbare Zuzug ist nicht einmal das Bedeutsamste; weit wichtiger ist es, daß die Buren in befreundetem Lande operiren und die Engländer in ihrer eigenen Kolonie in feindlichem Lande. Damit wird jede ihrer Operationen auf das Aeußerste behindert, und die englischen Truppen sind zur Deckung ihrer Rückzugslinien und ihrer Depots zu Detachirungen gezwungen, die die Kräfte der Truppen in der Front außerordentlich herabdrücken müssen.

Diese Sachlage ergibt sich selbst aus den tendenziösen Berichten, die England vom Kap und aus Natal durchläßt. Man wird daher, um der Wahrheit nahe zu kommen, folgern müssen, daß die Gesammtlage der Engländer noch eine wesentlich üblere ist.

Es handelt sich jetzt beim Beginn des zweiten Abschnittes des Krieges für die Engländer nicht mehr darum, mit Schnelligkeit den Frieden den Buren zu diktiren; die Verhältnisse haben sich jetzt bereits völlig umgekehrt. Die Engländer kämpfen zur Zeit um den Besitz ihrer Kolonien in Südafrika.

Diese Sachlage ist in London klar geworden und man hat sich entschlossen, die populärsten Generäle auf den Kriegsschauplatz zu entsenden: Lord Roberts, den Sieger im Afghanenfeldzug und Lord Kitchener, der den Sudan wieder eroberte, als seinen Generalstabschef; dazu wird an Truppen mobil gemacht, was sich auftreiben läßt bis herab auf die Miliz und die Yeomanry. Allein was wird in Südafrika geschehen sein, bevor diese Nachschübe in vier oder sechs Wochen dort anlangen, und welchen Werth haben Truppen, die von dem Kriegshandwerk so gut wie nichts verstehen, den Buren gegenüber, die für die vorliegende Aufgabe zu den ausgezeichnetsten Soldaten der Welt gehören und denen die besten und tüchtigsten englischen Regimenter sich nicht gewachsen gezeigt haben?

Die Anstrengungen, die jetzt in England gemacht werden, sind das Ergebniß patriotischer Aufwallung, die begreiflich ist; aber über den Erfolg solcher Anstrengungen kann man einigermaßen skeptisch denken.

Wie aber auch das Ende des Kampfes in Südafrika sein möge — und es erscheint heute recht unwahrscheinlich, daß Rhodes und Chamberlain ihr Ziel erreichen — gleichviel, das Generalergebniß des Feldzuges bleibt für England jedenfalls in allerhöchstem Grade unerwünscht. Die militärische Schwäche des Vereinigten Königreiches ist keine Hypothese mehr, sondern eine Thatsache, und solche Thatsachen gelangen in der einen oder in der andern Form auch international immer zum Ausdruck. Man hat heute in St. Petersburg einen neuen Maßstab, die Widerstandskraft Englands für alle asiatischen Fragen zu beurtheilen, und man hat in Paris einen gleichen Maßstab für die ägyptische Frage gewonnen. Es ist nicht nöthig, daß die Wirkungen in der einen oder in der anderen Richtung sich schon ganz unmittelbar zeigen; es ist sogar denkbar, daß insbesondere Rußland seine Entscheidungen ganz bewußt hinaus zögert, denn das Schwächegefühl wird heute in England noch zurückgehalten durch die patriotische Exaltation; während das Schwächegefühl bekanntlich nach einem unglücklichen Kriege das Maximum seiner Stärke erlangt, wenn schließlich der Friede abgeschlossen ist und die ganze Größe der Einbuße sich dem ernüchterten Sinn darstellt. Möglich, daß erst dann Rußland seine Rechnung begleicht, und jedenfalls deutet eine Rede des englischen Marineministers Goschen an, daß mit solcher Entwicklung in London gerechnet werde. Goschen sagte, er wolle nicht schwarz malen, aber die Flotte dürfe nicht durch Abgabe von Mannschaften geschwächt werden, denn sie müsse für alle Fälle intakt erhalten bleiben. Das ist eine vielsagende Aeußerung, die darthut, daß in London die Besorgniß vor ernsten Verwicklungen in anderen Theilen der Welt rege ist. Und es bleibt nur in der That zu wahrscheinlich, daß wenigstens Rußland den jetzigen Augenblick nicht vorübergehen lassen wird, um eine Reihe von Fragen zu regeln, deren Regelung ein starkes und ungeschwächtes England nicht zulassen würde.

So hat denn die südafrikanische Politik Englands total zu einem völligen Mißerfolg geführt; die internationalen Rückschläge können kaum vermieden werden; und die Rückwirkung auf die inneren englischen Verhältnisse wird auch nicht ausbleiben; riesige Rüstungen, eine ganz andere Anspannung der englischen Bürger in finanzieller und persönlicher Beziehung — das sind die nächsten Folgen der Chamberlainschen Politik. Selten ist eine Politik so schnell und so klar in ihrer Verderblichkeit zu Tage getreten wie diese Politik leichtsinnigen chauvinistischen Imperialismus und frivolen südafrikanischen Jobberthums.

Der Hauptvertreter dieser Politik in London, Herr Josef Chamberlain in höchst eigener Person, hatte unter so thanen Umständen den Muth, eine Reise nach Dublin zu machen, sich in der dortigen Universität feiern und den juristischen Doctor honoris causa zuerkennen zu lassen. Zu der jetzigen Situation in England gehört es, daß Chamberlain, der durch eine Reihe unlauterer Manipulationen ärgster Art den jetzigen verderblichen, vor Allem auch für sein Vaterland verderblichen Krieg heraufbeschworen hat, zum Doktor der Rechte ernannt wird. Diesen Vorgang voller Satire wird sich ein künftiger Sittenschilderer nicht entgehen lassen; und in der That ist der Vorgang nicht nur bezeichnend für das Ansehen, das Chamberlain genossen hat — denn die Feier ist jedenfalls schon vor längerer Zeit beschlossen worden — sondern auch für den Rückhalt, den dieser Mann auch noch heute hat. Nur unter solcher Voraussetzung konnte dieser unglückliche Politiker wagen, sich noch jetzt feiern zu lassen und nur unter solcher Voraussetzung konnte er der satirischen Nutzanwendung trotzen, die darin liegt, daß er zum Doktor der Rechte gemacht wurde, der sich so frivol mit dem Rechte abzufinden bereit war. Diese Dubliner Fahrt von Chamberlain ist ein Maßstab dafür, wie stark der Chamberlain'sche unheilvolle Geist im englischen Volk noch ist; und welche außerordentlich schwere Aufgabe die englische Opposition noch vor sich hat, jene aufrichtig liberale Opposition, die das Unheil dieser Entwicklung vorausgesehen hat, genau so, wie die weiterblickenden Freunde Englands auf dem Kontinent es gethan haben.

Die konservative Partei bei uns lebt nur noch in Fiktionen und die Hauptaufgabe ihrer Presse ist es, jene diese Fiktionen aufrecht zu erhalten.

Da ist zunächst die Fiktion, daß konservative Reaktion nebst Agrarierthum die Landwirthschaft in Deutschland darstellt. Immer wieder ist überzeugend nachgewiesen worden, daß das reaktionäre Agrarierthum freilich die Interessen der Großgrundbesitzer vertreten will; aber der kleine Grundbesitzer- und Bauernstand wird direkt durch diese Elemente geschädigt; — gleichviel, es bleibt bei der Fiktion, konservativ, reaktionär, agrarisch bedeute Vertretung der Interessen der Gesammtheit der Landwirthschaft.

Die zweite Fiktion lautet: in dieser homogenen Masse der landwirthschaftlichen Interessenten, deren Homogenität nicht vorhanden ist, liege die Schwerkraft der deutschen Bevölkerung. Die Statistik beweist das Gegentheil; die Zahlen zeigen mit aller Deutlichkeit, daß die an der Landwirthschaft unmittelbar interessirte deutsche Bevölkerung bereits eine Drittel-Minorität geworden ist. Es ist an dieser Thatsache gar nicht zu rütteln und positiv ausgedrückt lautet sie: Deutschland ist überwiegend kein Agrarstaat mehr, sondern ein Industriestaat, und von Jahr zu Jahr wird Deutschland in höherem Grade zu einem Industriestaat. Wenn dieses nackte statistische Ergebniß aber der Reichskanzler auszusprechen wagt, wird er auf das Schärfste von den Agrariern angegriffen, und er muß sich ernstlich gegen den Vorwurf vertheidigen, diese Binsenwahrheit ausgesprochen zu haben, denn die Agrarier leben von der der Wahrheit entgegengesetzten Fiktion.

Die dritte Fiktion betrifft die Stellung, die die Konservativen in unserem Parteiwesen einnehmen. Sie, die stets nothleidend sind, die immer vor dem Zusammenbruch stehen und die beständig gestützt werden müssen, sind die angeblich festesten Stützen des Staates und die treuesten Diener des Monarchen, dem gegenüber sie, wie sie behaupten, ganz anders politisch stehen, wie irgend eine andere Partei. Der mystischen Redensarten entkleidet stehen die Konservativen gegenüber dem Monarchen und seinen Ministern folgendermaßen: Sie lehnen die Gesetzesvorlagen, die die Minister im Namen des Monarchen einbringen, ab; sie descreditiren in Wort und Schrift die Regierung des Monarchen, wie es ihnen zweckmäßig erscheint, in rücksichtslosester Weise; kurzum sie bekämpfen Personen und Maßnahmen, die ihnen mißfallen, mit allen Mitteln; andere Parteien thun das unter Umständen auch; aber zu diesen Mitteln, die bis zu einem gewissen Umfange bei allen Parteien zur Anwendung gelangen, kommt dann noch ein spezifisch konservatives: die höfische Intrigue, durch die ungezählte Minister in Preußen gestürzt worden sind, und gegen die auch Bismarck zeitweise zu kämpfen hatte. So steht es um die parlamentarische „Vasallentreue“ der Konservativen.

Die vierte Fiktion kommt in der scheinbaren Stärke dieser Partei zum Ausdruck. Sie stellt nicht die Gesammtheit der landwirthschaftlichen Interessenten dar, und selbst diese Gesammtheit der landwirthschaftlichen Interessenten wäre nur eine Minderheit der Bevölkerung; die parlamentarische Macht der agrarischen Reaktion ist nur vorhanden, solange wir in Preußen ein Wahlrecht haben, das in einer geradezu unerhörten Weise die städtische und industrielle Bevölkerung gegenüber dem Agrarierthum benachtheiligt. In dem Augenblicke, wo die Regierung auch nur zur Anerkennung der bescheidensten Forderungen in Bezug auf eine rationelle Reform des preußischen Wahlrechts veranlaßt werden kann, wäre die Fiktion beseitigt, als hätte die äußerste Rechte einen für die Mehrheitsbildung Ausschlag gebenden Anhang in der Bevölkerung.

Und diese Partei ohne festen wirthschaftlichen Halt, mit künstlich erhöhter Stärke im Parlament, die den Monarchen nach Möglichkeit für ihre Zwecke auszubeuten sucht, bedurfte schließlich noch einer letzten Fiktion als Schlußstein des ganzen luftigen Gebäudes. Sie, die ihre Kraft von dem Monarchen erborgt und nur durch den Monarchen die staatlichen Institutionen sich dienstbar machen kann, will diesen Monarchen, der ihr Kraft spendet, gegen fiktive Gefahren vertheidigen, die nicht vorhanden sind; heute gegen die Sozialdemokratie, deren Charakter von Tag zu Tag weniger gefahrdrohend wird und morgen gegen Machtgelüste von Parlamenten, in denen es sichere Majoritäten überhaupt nicht gibt. Mit dieser Fiktion schließlich soll der Monarch immer wieder veranlaßt werden, die Macht der durch die realen Verhältnisse bankerott gewordenen Reaktion aufrecht zu erhalten.

Wann endlich wird dieses Kartenhaus zusammenstürzen, vor dem noch immer die Minister ihre Reverenz machen und von dem die Konservativen noch immer voraussetzen, daß es die Krone mit achtungsvollem Schauer betrachtet.

All diese Verworrenheit der heutigen inneren Lage wird mit einem Schlage überwunden sein, sobald ein vom Vertrauen des Monarchen getragener Staatsmann mit dieser ganzen veralteten politischen Verlogenheit resolut und offen bricht.

Statt dieser nüchternen Klarheit, die auf sachliche Ziele losgeht, ist jetzt aber schon wieder seit Wochen die politische Atmosphäre durch die konservativen Fiktionen verdunkelt, und jeder kleine Anlauf zur Entschlossenheit endet immer aufs Neue mit hilfloser Katzbuckelei vor den sogenannten Stützen von Thron und Altar.

Deroulède, dieser französische politische Narr, hat seine Wiedergenesung und sein Wiedererscheinen vor dem Staatsgerichtshof mit pöbelhaften Angriffen auf seine Richter und den Präsidenten der Republik gefeiert. Man hat ihn unmittelbar zu zwei Jahren Gefängniß für sein Benehmen verurtheilt; — das ist eine zweckmäßige Art, diesem Maulhelden das Maul zu stopfen.

In Oesterreich ist das Ministerium gefallen — wieder eines — diesmal wurde es beseitigt durch die Obstruktion der Czechen und die Intriguen der Polen und Klerikalen. Was nun? Was im kommenden Jahrhundert, das voraussichtlich für Oesterreich so düster sein wird, wie der Schluß des jetzigen?

Numa Droz, zuletzt Direktor des internationalen Amtes für Eisenbahnfrachtverkehr in Bern, ist gestorben. Aus den kleinsten Verhältnissen emporgekommen, hat er sich durch seine Begabung und Energie zu einer ganz ungewöhnlich bedeutenden Persönlichkeit ausgewachsen. Jung wurde Droz Mitglied des Bundesraths und er hat in diesem vor Allem die auswärtigen Angelegenheiten geführt, so damals, als er taktvoll die Schweiz in dem unglücklichen Wohlgemuthhandel gegen Herbert Bismarck vertrat. Droz war ein ungemein thätiger, klarer Kopf mit weitem Blick, der international dem Ansehen seines Landes große Dienste geleistet hat.

* * *

Goliath und David.

Einen Krieg, bei dem das Mißverhältniß der Kräfte zwischen den beiden Kriegführenden so ungeheuerlich war, wie bei dem gegenwärtigen südafrikanischen Kriege, hat die Welt noch nicht gesehen. Man hat wohl zum Vergleich den Widerstand der Griechen gegen die Schaaren des Perserkönigs Xerxes, den Kampf der schweizerischen Eidgenossen gegen die Macht des Hauses Habsburg, den Aufstand der Niederlande gegen ein Spanien, in dessen Grenzen „die Sonne nicht unterging“, und endlich den Unabhängigkeitskrieg der Vereinigten Staaten von Amerika gegen England herangezogen; — aber was bedeuteten die Hilfsquellen jener Staaten, wider die vor Zeiten kleine Völkerschaften ihre Unabhängigkeit vertheidigten, gegenüber den unerschöpflichen Machtmitteln des heutigen britischen Weltreiches! Am nächsten liegt es, den jetzigen Krieg der Buren gegen England zu dem Abfall der nordamerikanischen Kolonien in Parallele zu stellen, aber die amerikanischen Kolonien hatten eine Bevölkerung, die wenigstens zehnmal so groß war, wie die der Buren im Transvaal und im Oranje-Freistaat zusammengenommen. Man vergegenwärtige sich, daß die gesammte Burenbevölkerung in den beiden südafrikanischen Republiken nicht viel größer ist als die Zahl der Einwohner von Charlottenburg und jedenfalls kleiner als die Zahl der Einwohner von Magdeburg, — und dieses winzige Häuflein von Menschen tritt dem heutigen englischen Weltkoloß mit seinen 400 Millionen Einwohnern entgegen und hat in den zwei ersten Monaten des Krieges einem englischen General nach dem anderen die verlustreichsten Niederlagen beigebracht!

So übereinstimmend die öffentliche Meinung außerhalb Englands Chamberlain's „petite guerre“ verdammt hat, so nahezu übereinstimmend war andererseits der Glaube, daß bei dem Mißverhältniß der Kräfte die beiden Burenstaaten schließlich vergewaltigt werden würden; seitdem General Buller am Tugela-Flusse eine unerwartete Niederlage erlitten hat, ist dagegen der Zweifel, ob es England überhaupt gelingen wird, mit Waffengewalt seinen Willen in Südafrika durchzusetzen, außerordentlich gewachsen. Aber wie immer auch der schließliche Ausgang des kriegerischen Ringens sich gestalten mag, das Prestige Englands

in der Welt hat einen furchtbaren Schlag erlitten. Frivole Erfolganbeter mochten sich über die verbrecherische Provokation dieses Krieges durch die Herren Rhodes und Chamberlain mit der Erwägung hinwegsetzen, daß nun einmal die Weltgeschichte für moralische Handlungen wenig Raum biete, und sicher würde man auch das Verbrechen des Krieges alsbald verziehen haben, wenn ein rascher Erfolg wenigstens die staatsmännische Voraussicht des Herrn Chamberlain gerechtfertigt hätte; heute aber erscheint dieses große englische Weltreich in jeder Richtung bloßgestellt. Alle Welt reibt sich die Augen und die natürliche Konsequenz ist die, daß nach einer Periode der Ueberschätzung der englischen Kraft eine Periode der Unterschätzung folgen wird. Ein englisches Weltreich, das nicht einmal mit ein paar Tausend Buren fertig werden kann, welche Rolle wird es spielen, wenn einmal die militärischen Großmächte des europäischen Kontinents mit ihm in Konflikt gerathen sollten; wie wird es bei einem etwaigen kriegerischen Zusammenstoße mit Rußland in Asien seine Stellung behaupten können? Diese Fragen drängen sich jedem auf und werden gewiß nicht dazu beitragen, Rußland während der Transvaal-Krisis, die sich noch über viele Monate erstrecken wird, in Asien dauernd ruhig zu halten.

Die Politik der jetzigen englischen Regierung ist in den Augen aller Unbefangenen bereits gegenwärtig nicht blos vom moralischen, sondern noch weit mehr vom politischen Standpunkt aus gerichtet; dieser Krieg mit den Buren, der Frivolität und dem Uebermuthe entsprungen, erweist sich von Tag zu Tag mehr als eine unverzeihliche Dummheit. Mr. Chamberlain bleibt der Ollivier Englands, der Krieg mag schließlich ausfallen wie er will; er verdiente schon heute, mit Schimpf und Schande beladen, ins Privatleben gestoßen zu werden.

Daß es den Gegnern des Krieges in England, bei denen nicht nur die höhere moralische, sondern — wie sich rasch herausgestellt hat — auch die höhere politische Weisheit war, alsbald gelingen sollte, die öffentliche Meinung Englands einem Friedensschluß geneigt zu machen, ist nicht wahrscheinlich; aber daß die chauvinistische Strömung in England zurückebbt, ist deutlich genug zu erkennen. Es gehört ja auch nur eine Spur von Nachdenken dazu, um sich zu sagen: Welch' leichtfertiges Spiel mit den Lebensinteressen der Nation haben diejenigen getrieben, welche den Transvaalkrieg auf dem Gewissen haben?! Weshalb hat man sich nicht des Mittels der schiedsrichterlichen Regelung bedient, das uns die Haager Konferenz soeben an die Hand gegeben hat! Wir hätten damit vermuthlich alles erreicht, was zu erreichen der Mühe werth war. Statt dessen sind wir vor der ganzen Welt moralisch, politisch, militärisch bloßgestellt; die Gegner Englands in der ganzen Welt lachen sich ins Fäustchen; Tausende und Abertausende von Menschen werden hingeschlachtet und Dutzende von Millionen Pfund werden geopfert, um auf dem sterilen Hochplateau Südafrikas kriegerische Lorbeeren zu pflücken. Nie waren Niederlagen eine gerechtere Strafe!

England gleicht heute einer unermeßlich reichen Firma, die durch einen leichtsinnigen Kompagnon in ein scheinbar kleines Unternehmen verwickelt ist, das, wie sich alsbald herausstellt, gerade die liquiden Mittel in unerwartet großem Umfange verschlingt. In Südafrika ist England mit seinen liquiden militärischen Kräften nahezu an der Grenze seiner Leistungsfähigkeit angelangt; ändert sich die militärische Lage in Südafrika nicht bald zu Englands Gunsten, so kann es zu einer politischen Insolvenz des britischen Weltreiches kommen. Daß Englands Armeeorganisation sich so völlig unzulänglich erweist, wird möglicherweise noch die weitere Folge haben, daß auch England zur allgemeinen Wehrpflicht übergehen muß; eine wesentliche Verstärkung der Armee ist jedenfalls zu erwarten.

So ist England durch die Chamberlain'sche Politik auf eine ganz neue Bahn gerissen. Seine Kriegsrüstung wird wachsen und vielleicht die allgemeine Wehrpflicht eingeführt werden, aber der Frieden der Welt wird — wenn die Transvaalkrisis ohne einen Zusammenstoß mit Rußland vorübergeht — möglicherweise durch die Erfahrungen, die England gegenwärtig auf dem südafrikanischen „Veldt" macht, gesicherter. Nie ist so deutlich, wie bei diesem frivolen Kriege, zu Tage getreten, daß auch die mächtigsten Reiche eine Grenze ihrer Macht haben, und daß auch die mächtigsten Reiche weise handeln, wenn sie den Streit mit anderen Nationen auf friedlichem Wege zu begleichen suchen. Bisher war die Meinung die herrschende, daß die schiedsrichterliche Begleichung internationaler Streitigkeiten wohl im Interesse der kleinen und schwachen Staaten liege, aber für große Weltmächte wenig Bedeutung habe; in Südafrika wird jetzt der Beweis erbracht, daß gar kein anderes Staatengebilde in der Welt ein solch reales Interesse an der praktischen Durchführung der Schiedsgerichtsidee besitzt wie gerade England. Die Friedensfreunde vom Schlage der Stead und Genossen, die jetzt wieder einen so mannhaften Krieg gegen den Krieg in Südafrika eröffnet haben*) und sich dafür von den Jingoes die sattsam bekannten „patriotischen" Schmähungen sagen lassen müssen, waren, wie sich mehr und mehr herausstellt, nicht nur die moralischeren, sondern auch die klügeren Politiker. In keinem Lande sind die Anhänger internationaler Schiedsgerichte so sehr zugleich die Vertreter der allerpraktischsten Politik wie in England. Die Phantasten waren die Chamberlain und Genossen, die ihr Land in diesen leichtfertigen Krieg hineingetrieben haben; als Phantasten erweisen sich jene Jingoes in der Presse, die von einer „militärischen Promenade nach Pretoria" träumten und die da meinten, es gehöre zum guten patriotischen Ton, alle moralischen Bedenken Angesichts der chauvinistischen Stimmung der Bevölkerung zu unterdrücken. Das ist vielleicht die wichtigste Lehre, welche das südafrikanische Unheil für das englische Volk bringt.

Th. Barth.

Die Absetzung des Pastor Weingart in Osnabrück.

Durch letztinstanzliches Erkenntniß vom 9. November dieses Jahres hat das Hannoversche Landeskonsistorium den Pastor Weingart in Osnabrück seines Amtes enthoben. Die erste Instanz hatte nur auf einen ernsten Verweis erkannt.

Das Vergehen des Pastor Weingart bestand darin, daß er in zwei Ostern und Pfingsten 1898 gehaltenen Predigten nicht die leibliche Auferstehung und Himmelfahrt Christi verkündet, sondern Beides als Vision zu erklären gesucht hat.

Ueber diese Predigten hat sich Niemand aus der Gemeinde, überhaupt Niemand, beschwert. Das Vergehen ist

*) Mr. Stead gibt seit Beginn des Krieges allwöchentlich Flugblätter unter dem Titel „war against war in South Africa" heraus, die mit einem Nachdruck dem Chauvinismus zu Leibe gehen, der in der That bewunderungswürdig ist. —

Jeder Nummer ist folgendes Programm in 6 Punkten vorgedruckt: 1. Was wollt Ihr thun? — Diesen Krieg aufhalten. 2. Wann? — Sofort. 3. Warum? — Weil wir im Unrecht sind. 4. Wie? — Dadurch, daß wir unsere Sünden bekennen und Recht thun. 5. Welche Sünden? — Lüge, um eine Verschwörung zu verdecken; Betrug in der Erhebung falscher Ansprüche; böser Glaube, beim Zurückgehen auf unser Wort; Massenmord. 6. Wie sollen wir Recht thun? — Entlarvt und straft die Verbrecher, entschädigt ihre Opfer und macht Frieden!

In der letzten — neunten — Nummer dieses Blattes befindet sich auch ein Bild, auf dem Cecil Rhodes, die Hand auf dem Geldsack, über die nach Afrika ziehenden Truppen Revue abnimmt, mit der Unterschrift: „Ave Croesus, morituri te salutant!"

nur dadurch zu Tage gekommen, daß das Konsistorium einen halben Jahrgang der von Weingart gehaltenen Predigten eingefordert und bei deren Durchsicht die angegebenen Darstellungen entdeckt hat. Sonst ist nichts Böses in ihnen gefunden. Auch nicht an der Person und Amtsführung Weingart's. Vielmehr gibt ihm das Konsistorium das glänzende Zeugniß, daß seine Persönlichkeit sein Suchen nach der göttlichen Wahrheit klar erkennen läßt, daß seine Predigten als solche seine religiöse Wärme, seine geistliche Gabe, die Gabe erbaulicher Predigt mannichfach erkennen lassen. Die als Zeugen vernommenen Personen, insbesondere der Bürgermeister von Osnabrück haben bekundet, daß Weingart sich durch seine dortige Wirksamkeit die Liebe und Anhänglichkeit seiner Gemeinde in hohem Maße erworben habe und daß seine Gottesdienste auch von solchen Gemeindemitgliedern gern besucht seien, welche sich bisher von dem kirchlichen Leben ganz fern gehalten hatten. Auch nach seiner Amtsenthebung hält seine Gemeinde treu zu ihm und erleichtert ihm sein Unglück auf jede Weise.

Also an dem Manne ist überhaupt nichts auszusetzen, er steht in jeder Beziehung als Mensch, als Geistlicher, als Prediger sogar erheblich über dem Durchschnitt.

Sein ganzes Vergehen bestand darin, daß er in einem **einzigen** Punkte der Rechtgläubigkeit, wie das Konsistorium sie versteht, ermangelte.

Wie ist man aber darauf gekommen, gegen einen solchen Geistlichen überhaupt eine Untersuchung einzuleiten?

Weingart war in der Stadtsynode Referent über eine neue Agende, welche in Hannover eingeführt werden sollte und hatte Manches zu tadeln gefunden, z. B. die Art wie vom leibhaftigen Teufel und von der Erbsünde darin gehandelt wurde. Das Referat hatte dem Konsistorium Anlaß zu der Befürchtung gegeben, daß Weingart bezüglich der darin behandelten Punkte vielleicht nicht im rechten Glauben stehe. Um sich über die Rechtgläubigkeit desselben zu unterrichten, wurden die Predigten eingefordert und in diesen fand man nun das, was man zu finden befürchtet hatte, während sich der Verdacht der Ketzerei in den anderen Punkten nicht bestätigte.

Beide Erkenntnisse sind übereinstimmend der Meinung, daß die von Weingart über Auferstehung und Himmelfahrt Christi vorgetragene Ansicht der Augsburgischen Konfession widerspreche, und daß sie eine Leugnung einer erstwichtigen Heilsthatsache enthalte. Für einen evangelischen Christen sei es unumgänglich zum Seelenheile nothwendig, daß er glaube, Jesus sei in seiner Leiblichkeit aus dem Grabe wieder hervorgegangen, sei so auf Erden gewandelt und so gen Himmel gefahren; ein Geistlicher der Hannoverschen evangelisch-lutherischen Kirche sei verpflichtet, genau das zu lehren, was die symbolischen Briefe enthalten, verkünde er eine andere Auffassung, so könne er nicht im Amte bleiben.

Vergebens beruft sich Weingart auf die Bibel, auf angesehene Vertreter der theologischen Wissenschaft und evangelische Geistliche, die seiner Ansicht sind; es hilft nichts; in der Confessio Augustana steht, das Christus „vere resurrexit" und das heißt nach der Auslegung des Konsistoriums, das Christus leibhaftig auferstanden ist.

Die zwei Erkenntnisse sind nur darum zu einem verschiedenen Ergebnisse gekommen, weil das erste aus der Vernehmung Weingart's entnommen hatte, daß er künftig von seiner ketzerischen Ansicht keinen Gebrauch mehr im geistlichen Amte machen werde, während das zweite das Gegentheil annahm.

Das ist der Thatbestand des Falles Weingart. Dieser ist seines Amtes lediglich darum enthoben, weil ein in Folge anderer Vorkommnisse entstandener Verdacht zu einer Inquisition nach seiner Rechtgläubigkeit Anlaß gegeben und in dem **einen** bezeichneten Punkte einen Mangel ergeben hat.

Ein Fall, in welchem gar kein Nebenumstand in Betracht kommt, sondern ausschließlich auf Grund der mangelnden Rechtgläubigkeit auf Amtsverlust erkannt ist, war in Deutschland lange nicht vorgekommen. Man hatte wohl in einzelnen Fällen die Bestätigung bei Neuwahlen auf Einspruch von Gemeindemitgliedern versagt, aber dem nicht Bestätigten das Amt, das er schon inne hatte, nicht entzogen. Und die Ansicht, welche Weingart verkündet hatte, ist nicht allein in der theologischen Wissenschaft vertreten, sondern ganz gewiß pflichten ihr zahlreiche Laien bei und nicht viele werden den Glauben an die leibhaftige Auferstehung für so wesentlich erachten, daß sie einen Geistlichen, welcher anders lehrt, für unfähig halten, sein Amt zu führen.

Es ist begreiflich, daß dieser krasse Fall ungemeines Aufsehen verursacht hat, in Osnabrück, im Lande Hannover und weit darüber hinaus. Denn wenn auch Hannover in kirchlicher Beziehung eine Sonderexistenz hat, und das, was das Hannoversche Konsistorium erkannt hat, nicht über sein Gebiet hinaus gilt, so ist doch kein Zweifel, daß die orthodoxe Richtung in der evangelischen Kirche auf dem gleichen Standpunkt steht und, sobald sie vermag, ebenso handeln wird. Dem vorzubeugen ist nöthig.

Darum haben sich schon an vielen Orten Versammlungen und Erklärungen über die Entscheidung des Konsistoriums in mißbilligender Weise geäußert; in Berlin ist dies am Freitag voriger Woche in einer zahlreich besuchten Versammlung geschehen, in welcher einer der ersten Vertreter der theologischen Wissenschaft, Professor Pfleiderer von der Berliner Universität eine scharfe, einstimmig angenommene Resolution begründete.*)

Aber der Fall regt auch Betrachtungen an, welche über das Gebiet, auf welches er sich zunächst bezieht, hinausgehen.

Ueber den Mangel an Religion hört man vielfach klagen.

Allerdings, wer es für ein wesentliches Gebot der Religion hält, den richtigen Glauben zu haben, d. h. ohne Kritik das einfach hinzunehmen, was von Schule und Geistlichkeit als offizielle religiöse Wahrheit gelehrt wird, der mag finden, daß es nicht sonderlich mit der Religion des deutschen Volkes steht. Höheres Wissen, allgemeiner verbreitete Bildung, größere geistige Regsamkeit und die Möglichkeit freierer Bewegung haben dazu geführt, daß nicht nur Gebildete, sondern auch die weitesten Volkskreise und nicht am wenigsten die unteren, sich berechtigt halten, über religiöse Dinge sich eine eigene Meinung zu bilden und sie geltend zu machen. Gerade bei den Ungebildeteren fällt oft die Beurtheilung am schärfsten aus, weil sie das durch Leben und Lesen gewonnene Wissen von weltlichen Dingen ohne weitere Prüfung auch auf geistliche anwenden. Der Gebildete urtheilt vorsichtiger, schon weil ihm die geschichtliche Entwickelung der Religion bekannt ist und weil er begreift, daß Manches, was er heute bestreiten muß, doch nur die heute unvollkommen erscheinende, für frühere Zeiten aber angemessene Form eines richtigen Inhaltes ist.

Die religiöse Gesinnung braucht aber nicht zu leiden und wird nicht leiden, wenn ihr nur die richtige Nahrung gegeben, wenn ihr die Religion in der Form zum Verständniß gebracht wird, welche dem Wesen der heutigen Menschheit entspricht. Religion und Religionsübung ist ein so tief empfundenes menschliches Bedürfniß, daß die Anregung dazu garnicht schwer sein kann, vorausgesetzt, daß das Wesen der Religion und der Menschen richtig verstanden wird.

Dies bestätigt auch die tägliche Erfahrung. Von orthodox und von freier gesinnten Geistlichen und Nichtgeistlichen, in gebildeten und in ungebildeten Kreisen werden starke religiöse Einflüsse geübt; in der evangelischen Kirche sind die außerhalb ihrer Organisation stehende innere Mission und die Evangelisation thätig, einzelne begeisterte

*) Die Verhandlungen dieser Versammlung werden in kürzester Frist in Broschürenform in Georg Reimers Verlag in Berlin erscheinen.

Redner gewinnen sich eine frei an ihnen hängende Zuhörerschaft, wie seiner Zeit Egidy, jetzt Dr. Johannes Müller; die Heilsarmee gewinnt in Deutschland trotz anfänglicher Mißerfolge doch Boden und das Sektenwesen entwickelt sich stärker.

Alle diese Bestrebungen sind wesentlich auf die Erweckung und Pflege des religiösen Gefühls gerichtet und haben einen stark demokratischen Charakter.

Die offizielle evangelische Kirche ist in ihrer Verfassung — wenigstens so, wie diese gehandhabt wird — aristokratisch, steht auf Seiten der besitzenden Klassen, ist politisch konservativ und sieht einen sehr wichtigen Theil ihrer Aufgabe in der Aufrechterhaltung eines bestimmten Glaubens und des kirchlichen Einflusses auf das staatliche Leben und die Jugendbildung. Natürlich schließt das nicht aus, daß einzelne Geistliche, auch orthodoxe, anders handeln und es gilt auch nicht von allen Landeskirchen und in allen Landestheilen in gleichem Maße; aber mit diesen Beschränkungen trifft die Charakteristik im Allgemeinen zu. Die Sozialdemokratie und die von ihnen beeinflußten Arbeiterkreise betrachten die Kirche geradezu als Feind, sie werden auch von dieser nicht anders behandelt. Der Versuch, der Kirche eine soziale Richtung zu geben, ist bald wieder aufgegeben worden.

Was das Verhältniß der gebildeten Kreise der evangelischen Kirche gegenüber ungünstig beeinflußt, ist, daß in dieser eine Richtung zur Herrschaft kommt, die entscheidenden Werth legt auf das Festhalten an der ausschließlichen Geltung derjenigen religiösen Anschauungen, welche vor drei und einem halben Jahrhundert in den evangelischen Bekenntnissen niedergelegt sind. Wer sich diesen nicht unbedingt unterwirft, gehört eigentlich garnicht in die evangelische Kirche; freilich kann man ihn nicht ohne Weiteres hinausweisen; ist er aber ihr Diener, so muß er genau nach jenen Bekenntnißschriften amtiren und jede kirchliche Handlung wird in der diesen gemäßen Form vollzogen.

Nun steht aber für die große Mehrzahl aller einigermaßen Unterrichteten, auch der Theologen, zweierlei fest; erstens, daß die Bibel und insonderheit das Neue Testament nicht wörtliche Inspirationen Gottes, sondern von Menschen verfaßt sind, nicht von einem, sondern von vielen, daß sie in vielen Punkten mit einander nicht im Einklang sind und daß sie, wie andere Schriften, wissenschaftlicher Auslegung bedürfen. Zweitens, daß die Bekenntnißschriften zu ihrer Zeit garnicht den Anspruch erhoben haben und nach der ganzen Beschaffenheit der Reformation auch garnicht erheben konnten, eine bindende Auslegung der heiligen Schrift zu sein, daß sie in sich und in ihrem Verhältniß zu derselben ebenfalls der Kritik unterliegen. Wenn aber die Form ihrer Einführung in dieser oder jener Kirche so gedeutet werden könnte, daß sie, wie weltliche Gesetze eine wörtliche Anwendung finden müßten, so widerspricht dies doch ihrer Wesenheit und der der evangelischen Kirche durchaus.

Hieraus folgt schon die Berechtigung wissenschaftlicher religiöser Forschung und dann auch die Nothwendigkeit der Berücksichtigung ihrer Ergebnisse; aber es muß auch anerkannt werden, daß auf keinem Gebiete der freien Forschung ein größerer Spielraum gegeben werden muß, als auf dem religiösen, eben weil auf ihm das Erkennen der Wahrheit am allerwichtigsten ist. Alte Bekenntnißschriften dürfen dafür kein Hinderniß bilden. Im Gegentheil kann die heutige Generation mit vollem Rechte behaupten, daß sie mit allem zum Finden der Wahrheit Nöthigen heute besser ausgerüstet ist als die Theologen der Reformationszeit und sicherlich fällt der Vergleich mit denen des siebenzehnten Jahrhunderts, aus welchem viele Kirchenordnungen stammen, noch mehr zu Gunsten unserer Zeit aus.

Die bisherigen Ergebnisse der theologischen Wissenschaft sind nicht zu Ungunsten der christlichen Religion gewesen; die Wahrheit und Erhabenheit derselben ist im Gegentheil durch sie in klareres Licht gestellt. Aber je höher unser Wissen und Verstehen steigt und je verschiedener die Menschen sich entwickeln, desto mehr muß auch die Berechtigung verschiedener Formen der Auffassung religiöser Wahrheiten anerkannt werden; allen dieselbe Form aufdrängen kann nur dazu führen, die einen oder die andern nicht zu befriedigen, ihnen die Religion nicht so nahe zu bringen, daß sie einen bestimmenden Einfluß auf ihr Denken und Handeln gibt. Tritt aber so die Form und die äußere Beglaubigung zurück gegen den Inhalt der Religion, so können in einem Glauben, in dem Glauben an die von Jesus verkündeten Lehren sich Orthodoxe und Liberale friedlich in derselben evangelischen Kirche zusammen finden und zusammen arbeiten. Das Wesen derselben würde dann freilich die Freiheit, nicht der Zwang sein; freie Forschung, freie Bethätigung selbst gewonnenen und darum wirksamen Glaubens würden in ihr walten; die christliche Religion — denn diese will ja die evangelische Kirche in ihrer Reinheit darstellen — wurde eine große Macht über die Gemüther eine starke Einwirkung auf die sittliche Bildung der Nation üben und ein Band der Gemeinsamkeit sein.

Aber leider sieht die Richtung, welche in den meisten evangelischen Kirchen Deutschlands herrscht oder doch eine sehr einflußreiche Stellung einnimmt, ihr Ideal nicht darin, sondern in einer straff organisirten Kirche, welche über die ihr Angehörigen eine durch äußerliche Mittel gefestigte, hauptsächlich in den Händen der Geistlichkeit liegende Macht übt. Das Hauptmittel ist die Bindung an ein genau formulirtes Bekenntniß, dem sich Geistliche und Laien zu fügen haben und auf das man nun weitere bindende Vorschriften für Bildung der Geistlichen, Lehre und Kultus aufbauen kann. Daher dies Festhalten an den alten Bekenntnissen.

Dadurch wird aber die evangelische Kirche in die Reaktion gedrängt, nicht bloß auf religiösem, sondern auch auf politischem Gebiete. Die Orthodoxie ist die treue Helferin politischer Reaktion geworden. Beide stützen sich gegenseitig, zum größten Schaden der Kirche und der Religion, welche sie vertritt. Solange diese Verbindung besteht, werden, trotz aller Bemühungen einzelner Geistlichen, die unteren Klassen, die vorwärts streben, kein Vertrauen zu der Kirche gewinnen können. Die Verbindung von „Thron und Altar" wie sie jetzt verstanden wird, übt keine Frieden fördernde, keine zur Hebung der Sittlichkeit dienende Wirkung gerade auf die breiten Massen der Bevölkerung aus. Die politischen Kämpfe werden durch sie verschärft und verbittert, wenn politische Gegner, wie oft geschieht, zugleich als Feinde der Religion bekämpft werden.

Will die evangelische Kirche dazu beitragen, „dem Volke die Religion zu erhalten", so muß sie das sein, wozu Luther sie machen wollte, eine Kirche der Freiheit und des Fortschrittes.

Sie auf diese Bahn zu bringen, ist allenthalben da, wo die Kirche eine Synodalverfassung hat, gar nicht schwer. Es handelt sich da für eine Richtung, welche dies will, nur darum, die entscheidende Stellung in den Synoden zu erlangen und diese gehen aus der Wahl der Gemeindekörperschaften hervor, deren Wahl durch alle Angehörigen der Diözese erfolgt. Den Gemeindekörperschaften frei gesinnte, thätige Elemente zuzuführen, das ist die nächste Aufgabe derjenigen, welche von der evangelischen Kirche einen starken Einfluß auf die Bildung des deutschen Volkes verlangen. Männer, die bereit sind, in diesem Sinne zu wirken, gibt es allenthalben in allen Klassen, auch bei den Arbeitern, sie müssen nur herangezogen werden.

Auf kirchlichem, wie auf politischem Gebiete liegt die Macht in den Händen der Bürger; sie müssen sie nur zu gebrauchen verstehen.

Diesen Willen für die kirchlichen Dinge wachzurufen, wird der Fall Weingart dienen. Mögen sich an diesem Falle namentlich diejenigen Klassen, die durch ihre Bildung zur Führung berufen sind, klarmachen, daß sie vor anderen die Pflicht haben, dafür zu sorgen, daß a[illegible]

lichem Gebiet freie, wissenschaftliche Forschung und Bethätigung zu ihrem vollen Rechte kommen.

Die beste Antwort auf den Fall Weingart ist eine energische Thätigkeit zur Herbeiführung von kirchlichen Wahlen solcher Männer, welchen die freie, alle evangelischen Richtungen in sich duldende Gestaltung der Kirche am Herzen liegt.

K. Schrader.

Die Septemberkonvention.

Der Vertrag, der am 15. September 1864 zwischen dem Kaiser Napoleon III. und dem König Victor Emanuel abgeschlossen wurde, war einer der merkwürdigsten Staatsverträge dieses Jahrhunderts. Er sollte nach der Absicht der italienischen Minister, die ihn zu Stande brachten, die Vernichtung der weltlichen Herrschaft des Papstes vorbereiten, und nach der öffentlich bekundeten Absicht der französischen Staatsmänner, die ihn unterzeichneten, den weltlichen Besitz der katholischen Kirche befestigen. Während aber in der Regel vertragschließende Mächte, die in ihren Verhandlungen einander entgegengesetzte Ziele verfolgen, die Hintergedanken, von denen sie beseelt sind, ängstlich zu verheimlichen pflegen, haben die Staatsmänner Frankreichs und Italiens in den parlamentarischen Erörterungen, die dem Abschlusse dieses Vertrages vorangingen und folgten, und in den Verhandlungen, aus denen er hervorging, gar kein Hehl aus ihren entgegengesetzten Absichten gemacht, sondern vielmehr durch ihre rückhaltlose Verkündigung die öffentliche Meinung ihrer Länder zur Bewunderung ihrer politischen Weisheit anregen wollen. Weil die große Menge aber nicht durch diplomatische Spitzfindigkeiten, sondern nur durch klare, große, leicht faßliche Gedanken zu begeistern ist, und auf den Wortlaut einer politischen Urkunde, nicht aber auf das ihr Urtheil gründet, was deren Verfasser sich bei der Feststellung des Textes gedacht haben, glaubten starke Parteien in Italien der Auslegung der französischen Staatsmänner, während die französische Partei, die durch den Vertrag beruhigt werden sollte, entrüstet auf die Versicherungen der italienischen Minister hinwies. So wurde dieser Vertrag in Italien, wo er wie ein Schritt nach der Erfüllung der nationalen Wünsche betrachtet werden sollte, fast wie ein Vaterlandsverrath verurtheilt, und in Frankreich, wo er die klerikale Partei mit der kaiserlichen Politik aussöhnen sollte, wie eine gewissenlose Preisgabe des heiligen Vaters, wie ein Bruch mit der traditionellen Kirchenfreundschaft Napoleon's verflucht. In beiden Ländern wurden die Regierungen beschuldigt, daß sie sich von der Gegenpartei in der ungeschicktesten Weise hätten übervortheilen lassen oder daß sie gar der eigenen Bevölkerung Sand in die Augen streuen wollten. Die damals noch starke Regierung Napoleon's widerstand dem Ansturm der klerikalen Partei, das Ministerium Minghetti fiel dem nationalen Unwillen zum Opfer, den die Veröffentlichung des Vertrages bis in die Reihen seiner nächsten politischen Freunde erregte; und die zeitgenössische Geschichtsschreibung in Italien brach über Minghetti's staatsmännische Fähigkeiten den Stab. Noch in der besten und jüngsten zusammenfassenden Darstellung der italienischen Einheitsbewegung, in Tivaroni's Storia del Risorgimento wird der Septembervertrag als schwerer politischer Mißgriff bezeichnet.

Ein richtiges Urtheil über eine Politik, deren urkundliche Erscheinung in einem so schreienden Widerspruch zu den Beweggründen steht, von denen der Staatsmann, der sie leitete, beseelt war, wird man schwer gewinnen können, wenn dieser Staatsmann nicht selbst zur Erklärung seiner Handlungsweise das Wort ergreift. Darum haben alle diejenigen, die ihr Verständniß der neueren italienischen Geschichte vertiefen wollen, Grund, sich darüber zu freuen, daß Marco Minghetti's Stiefsohn, der Fürst von Camporeale, nun auch das Kapitel aus den Erinnerungen des italienischen Staatsmannes veröffentlicht hat, in dem die Geschichte der Septemberkonvention erzählt und durch zahlreiche bisher unbekannte Briefe erhärtet wird*). Minghetti hat es im Jahre 1885, ein Jahr vor seinem Tode niedergeschrieben**), als er nach der Erfüllung der nationalen Wünsche mit abgeklärtem Urtheil auf seine eigenen Thaten zurückblicken konnte. Es liest sich wie die objektive Darstellung eines Unbetheiligten und verräth keine Spur von Bitterkeit über die heftigen Angriffe, denen der Verfasser um seiner Politik von 1864 willen ausgesetzt war. Nur an einigen Stellen fällt es in den Ton einer maßvollen Vertheidigungsschrift. Das Buch ist das Vermächtniß eines mit ruhigem Gewissen über dem Streite der Parteien stehenden Mannes, und seine Leidenschaftslosigkeit steigert den Werth, den ihm die gründliche Sachkenntniß seines Verfassers verleiht.

Durch den Septembervertrag verpflichtete sich Frankreich bekanntlich, seine Truppen nach Maßgabe der fortschreitenden Organisation der päpstlichen Armee aus dem Kirchenstaate allmählich zurückzuziehen und die Räumung spätestens in zwei Jahren zu vollenden. Italien versprach dagegen, das Gebiet des Kirchenstaates nicht nur nicht anzugreifen, sondern jeden Angriff auf dasselbe selbst mit Gewalt zu verhindern, und in Verhandlungen über die Uebernahme eines der Größe der von ihm annektirten Provinzen entsprechenden Theils der Schuld des alten Kirchenstaates einzutreten. Durch den dritten Artikel verzichtete Italien auf jeden Einwand gegen die Organisation eines päpstlichen Heeres, auch eines aus fremden Katholiken gebildeten, unter der Voraussetzung, daß es nicht zu einem Mittel des Angriffs gegen die italienische Regierung ausarten würde, und in einem geheimen Protokoll, das dem Vertrag angehängt wurde, erklären die vertragschließenden Mächte Italien, daß er nur Gültigkeit haben solle, wenn der König von Italien die Verlegung der Hauptstadt an einen später von ihm zu bestimmenden Ort innerhalb der nächsten sechs Monate angeordnet habe.

Die italienische Regierung legte das Hauptgewicht auf den Artikel des Vertrages, in dem die Räumung des Kirchenstaates von Frankreich versprochen wurde. Die Verpflichtungen, die sie auf sich nahm, erschienen ihr nicht zu drückend im Vergleich mit dem ungeheuren Vortheil, den der Abzug der französischen Truppen für die Erfüllung der nationalen Wünsche bedeutete. Ja die Zurückberufung der französischen Schutztruppe aus Rom war ihr die unumgängliche Vorbedingung für die Vollendung des italienischen Einheitsstaates. Nur im Einverständniß mit Frankreich durfte Italien — das war ein unantastbares politisches Vermächtniß seines größten Staatsmannes — die Tricolore auf dem Capitol aufpflanzen, und so lange französische Truppen in Rom standen, bedeutete jeder Schritt, den Italien auf dem Wege zur ewigen Stadt that, den Krieg mit dem Bundesgenossen, mit dessen Hilfe es seine Freiheit und Einheit erkämpft hatte. „Es war", so sagt Visconti Venosta, der den Vertrag als Minister des Aeußeren unterzeichnet hatte, in der Rede, in der er nach dem Sturze des Ministeriums seine Politik vor der Kammer rechtfertigte,***) „ein klares, in die Augen springendes Lebensinteresse der italienischen Politik, die Zurückberufung der französischen Truppen durchzusetzen, weil wir überzeugt waren, daß die Thatsache der Anwesenheit der Franzosen in Rom ein Hinderniß für jeden Fortschritt der römischen Frage zu ihrer Lösung war. Sie verhinderte den Papst, sich dem Gedanken einer Versöhnung mit Italien geneigt zu zeigen.

*) Marco Minghetti. La convenzione di Settembre. Un capitolo dei miei ricordi. Bologna 1899.

**) Das geht aus einer Stelle auf Seite 181 hervor, wo von einer Polemik, „die im vergangenen Jahre (1884) zwischen De Cesare und Chiala stattfand", die Rede ist.

***) Der Herausgeber hat diese vortreffliche Rede als Anhang zu den Erinnerungen abdrucken lassen.

Sie verhinderte die Römer, die Stimme der öffentlichen Meinung vernehmen zu lassen; sie verhinderte das Papstthum, angesichts der Realität der Thatsachen, angesichts der Pflichten und der Verantwortlichkeit jeder Regierung, zu begreifen, wie viel größere Bürgschaften wahrer Unabhängigkeit ihm eine direkte Verständigung mit Italien bieten könne." Kein Preis war darum der italienischen Regierung zu theuer, um dieses Hinderniß, das sich jeder Lösung der römischen Frage in den Weg stellte, zu beseitigen. — Napoleon dagegen legte, wenigstens angeblich, das Hauptgewicht auf den Artikel des Vertrages, durch den sich die Italiener verpflichteten, das Gebiet des Kirchenstaates nicht nur nicht anzugreifen, sondern gegen jeden Angriff von außen zu schützen, und auf die Verlegung der Hauptstadt, die der klerikalen Partei eine Bürgschaft für den Ernst dieses Versprechens sein sollte.

Die beiden vertragschließenden Mächte wußten dabei ganz genau, daß die Ziele, deren Erreichung jede von ihnen für den Zweck des Vertrages erklärte, einander entgegengesetzt waren. Das italienische Parlament hatte vor drei Jahren auf Veranlassung Cavour's mit großer Mehrheit erklärt, daß Rom Italiens Hauptstadt werden müsse, und Napoleon konnte nicht im Zweifel darüber sein, daß die Minister, mit denen er verhandelte, diesen Parlamentsbeschluß als die bestimmende Richtschnur der Politik betrachteten, die sie in der römischen Frage verfolgen müßten. Ja er wußte, daß jedes Ministerium, das auf die Verwirklichung dieses Beschlusses offenkundig verzichtete, vom Sturm des nationalen Unwillens fortgefegt werden würde. Die italienische Regierung dagegen kannte genau die Abhängigkeit des französischen Kaiserthums von der klerikalen Partei und war sich bewußt, daß der Thron Napoleons ins Wanken gerathen könne, wenn er den Papst schutzlos den Italienern preisgäbe.

Dennoch war ein wesentlicher Unterschied in der Art, mit der jede von den beiden Regierungen das Hauptgewicht auf den Artikel des Vertrages legte, der den Zwecken gerade ihrer Politik dienen sollte. In den Darstellungen der Geschichte der Septemberkonvention ist dieser Unterschied niemals scharf genug betont worden. Auch in der Darstellung Minghetti's wird nicht ausdrücklich auf ihn verwiesen. Wohl aber tritt er bei der Lectüre der Urkunden, die ihr eingeflochten sind, klar hervor. Nur wer ihn begriffen hat, kann aber ein gerechtes Urtheil über die Politik des italienischen Staatsmannes fällen, der den Septembervertrag zum Abschluß brachte. Daß dieser Unterschied selbst von den Vertheidigern des Ministeriums Minghetti nie recht gewürdigt worden ist, ist wohl der wesentliche Grund dafür, daß man in Italien noch immer die Septemberkonvention so hart verurtheilt.

Es scheint mir darum nicht überflüssig, ihn mit dem Lichte der Erinnerungen des Staatsmannes, der damals die italienische Politik leitete, hell zu beleuchten.

Wenn die italienische Regierung den Abzug der Franzosen als den wesentlichen Zweck des Vertrages betrachtete, so war das ihr heiliger Ernst; sie verhehlte Napoleon nicht, aus welchen Gründen sie ein so großes Gewicht auf diesen Paragraphen des Vertrages legte; sie gab sowohl in Paris als im Turiner Parlament vor ganz Europa der Ueberzeugung Ausdruck, daß die weltliche Herrschaft des Papstes in sich selbst zusammenbrechen würde, sobald sie ihrer stärksten Stütze, der französischen Truppenmacht, beraubt sein werde. Nach einer Redewendung Cavours pflegten die italienischen Staatsmänner diesem Gedanken folgende Form zu geben: „Die römische Frage soll durch moralische Mittel, nicht durch Waffengewalt gelöst werden." Ja die italienische Regierung ging noch weiter; sie ließ durchblicken, daß Napoleon selbst von dem Wunsche beseelt sei, das unter seiner lebhaften Mitwirkung begonnene, ja von ihm erst ermöglichte Werk der Einigung Italiens durch die Einverleibung Roms gekrönt zu sehen.

Daß der Kaiser seine Truppen nur aus Rom zurückziehe, um die Erfüllung dieses Wunsches vorzubereiten, mußte in der That Jeder, der nicht mit Blindheit geschlagen war, zwischen den Zeilen der folgenden Sätze des Berichtes lesen, den das Ministerium dem Könige über den Abschluß der Septemberkonvention am 20. September abstattete:

„Der Kaiser der Franzosen hat immer den Wunsch gehabt, seine Truppen aus Rom zurückziehen zu können, nicht nur deshalb, weil das den Grundsätzen des öffentlichen Rechts entspricht, Kraft deren er regiert, und die er mit den Waffen und mit seiner Politik in Europa unterstützt hat, sondern noch vielmehr deshalb, weil Italiens Einigung, an der das französische Volk so wirksam mitgearbeitet hat, einer der größten Ruhmestitel seiner Regierung sein wird."

In demselben Bericht wird dann auch das dem Kaiser gemachte Zugeständniß, das Gebiet des Kirchenstaates nicht anzugreifen, und jeden Angriff auf dasselbe zu verhindern, wiederum durch die Behauptung gleichsam entschuldigt, daß durch ein solches Versprechen das Recht Italiens auf den Besitz Roms nicht verletzt werde:

„Ein solches Versprechen", so heißt es in diesem Aktenstück, „zerstört und vermindert nicht die Rechte und die Sehnsucht unseres Volkes, sondern steht vielmehr im Einklang mit dem Gedanken, daß man nur mit moralischen Einflüssen und mit allen Mitteln arbeiten soll, welche die heutige Zivilisation dem Triumph der liberalen und nationalen Ideen bietet."

Und wenn alle diese Aeußerungen nicht genügen sollten, um den Beweis zu erbringen, daß das Ministerium Minghetti offen eingestand diesen Vertrag nur zu schließen, um die Vernichtung der weltlichen Herrschaft vorzubereiten, so sei noch der folgende Passus aus der Instruktion angeführt, die Minghetti dem italienischen Botschafter in Paris, dem Grafen Nigra, und dem zur Schlußverhandlung außerordentlich bevollmächtigten Marchese Pepoli am 12. September übersandte:

„Jede Verhandlung, mag sie öffentlich oder geheim sein, die es bezweckt, dem Papstthum seinen jetzigen Besitzstand zu gewährleisten, würde Italien in einen Krieg verwickeln und Frankreich selbst Verlegenheiten bereiten. Es ist nicht wahrscheinlich, daß irgend eine europäische Macht es auf sich nimmt, dem Papst seinen Besitz zu verbürgen, wenn Frankreich nicht an einer solchen Bürgschaft theilnimmt. Sich von einem solchen Vorgehen fernzuhalten, ist für die französische Regierung eine Pflicht, die ihr der politische Anstand auferlegt. Die Aufrichtigkeit und die Moral des Vertrages, den wir abschließen wollen, gebieten, daß der Kaiser das Versprechen gibt, daß von seiner Regierung kein Vertrag abgeschlossen ist oder werden wird, der den Zweck dieses Vertrages paralysirt."

Hier wird also und zur Mittheilung an den Kaiser die Behauptung aufgestellt, daß der Zweck des Vertrages paralysirt würde, wenn Frankreich dem Papste seine Besitzungen garantirte, eine Behauptung, die den Gedanken einschließt, daß der Zweck des Vertrages die Vorbereitung der Annexion des Kirchenstaates sei.

So war die Haltung der italienischen Regierung klar und unzweideutig sowohl Frankreich als dem eigenen Lande gegenüber. Wenn sie die Verpflichtung auf sich nahm, die Grenzen des Kirchenstaates nicht anzugreifen, so machte sie damit nur eine Verpflichtung vertragsmäßig, die sie unter dem Drucke des mächtigen Nachbars und ohne Vertrag hätte erfüllen müssen, so lange Frankreichs Machtstellung in Europa nicht erschüttert oder der Einfluß der Klerikalen im Nachbarstaate nicht vernichtet war. Und für diese urkundliche Festlegung einer vorläufig unabänderlichen Thatsache tauschte sie den sehr realen Vortheil ein, daß dem Papst sein werthvollster Schutz entzogen und der mächtigste Damm durchbrochen wurde, der sich der Fluth der nationalen Wünsche entgegenstemmte.

Die Haltung Frankreichs war dagegen während der ganzen Verhandlungen zweideutig und unklar. Und diese Unsicherheit der kaiserlichen Politik hatte ihren Grund in der Verschiedenartigkeit der beiden politischen Mächte, die das Kaiserthum zu seiner Aufrechterhaltung brauchte. Die Nothwendigkeit, die Bestrebungen dieser beiden Mächte mit einander auszusöhnen, lastete wie ein Fluch auf allen Unternehmungen Napoleons. In so großer Klarheit aber, wie

beim Abschluß der Septemberkonvention ist der Druck dieses Verhängnisses wenigstens mitunter während seiner ganzen Herrschaft nicht zu Tage getreten. Das Kaiserthum hatte seinen Ursprung im Volkswillen, und in der Erinnerung an seine Geburtsstunde hatte es sich in den Dienst der Einheitsidee auch in Italien gestellt. Durch Plebiscite war das Königreich Viktor Emanuels begründet worden, und der Volkswillen verlangte stürmisch die Vernichtung der weltlichen Herrschaft; Napoleon hatte an der Entthronung der mittelitalienischen Herzöge lebhaft mitgewirkt, gegen die Annexion der päpstlichen Romagna der Marken und Umbriens, die durch seine Waffenhilfe erst ermöglicht worden war, hatte er keinen Einspruch erhoben; er setzte sich mit den Idealen, auf deren Verwirklichung seine Volksthümlichkeit beruhte, in Widerspruch, wenn er die Krönung des italienischen Staatenbaues verhinderte. Dennoch zwang ihn die Rücksicht auf die Kirche und die in ihrem Banne stehenden Bevölkerungsschichten, den kaiserlichen Adler zum Schutze des Papstes an den Grenzen des Kirchenstaates aufzupflanzen. So gebot er den Fluthen Halt, deren Ungestüm er selbst entfesselt hatte. In der italienischen Frage strebten die beiden Kräfte, deren Diagonale die Macht des Kaiserthums war, am heftigsten auseinander. Die Septemberkonvention war dazu bestimmt, diese Gegensätze auszusöhnen. Dem Volk, dessen Gunst den Neffen des großen Kaisers zum Thron emporgetragen hatte, war der Artikel dieses Vertrages gewidmet, in dem die Abberufung der französischen Truppen versprochen wurde; der Kirche, die ihn auf seinem Throne befestigt hatte, galten die Artikel, in denen sich die italienische Regierung verpflichtete, die Grenzen des Kirchenstaates nicht nur nicht anzugreifen, sondern zu schützen und die Hauptstadt zu verlegen. Nachdem die italienische Volksvertretung unter dem Eindruck der letzten bedeutenden Rede Cavour's feierlich erklärt hatte, daß Rom Italiens Hauptstadt werden müsse, und nachdem die italienische Regierung in den Vorverhandlungen keinen Zweifel darüber gelassen hatte, daß die Verwirklichung dieses Beschlusses das Ziel ihrer Politik sei, mußte das Versprechen der Abberufung wie eine Sanction der nationalen Wünsche der Italiener erscheinen. Gerade darum aber legte die kaiserliche Regierung in der Furcht, es mit der Kirche zu verderben, dem Artikel, der die Italiener verpflichtete, den Kirchenstaat nicht anzugreifen, öffentlich das größte Gewicht bei, und verlangte, daß er an die Spitze des Vertrages gestellt werde. Sie hoffte auf diese Weise, ihre klerikalen Freunde davon zu überzeugen, daß der Schutz des Papstes der Zweck des Vertrages sei, während er die entgegengesetzte Bedeutung hatte. Nun geht aus den von Minghetti veröffentlichten Schriftstücken klar und deutlich hervor, daß Napoleon selbst weit davon entfernt war, dasselbe zu glauben, was er die Klerikalen glauben machen wollte. Schon Massari hat in seiner Biographie Victor Emanuels mitgetheilt, daß der selbst den Klerikalen sehr nahe stehende Minister des Aeußern, Drouyn de Lhuys, zum italienischen Botschafter Nigra gesagt habe: „Natürlich wird das Resultat von alle dem sein, daß Sie schließlich doch nach Rom gehen werden, aber es ist wichtig, daß zwischen diesem Ereigniß und dem der Abberufung unserer Truppen eine gewisse Zeit verstreicht, um zu verhindern, daß sie in Zusammenhang gebracht werden und daß Frankreich dafür verantwortlich gemacht wird." Minghetti theilt nun den ganzen an ihn gerichteten Brief Nigra's mit, in dem diese Worte stehen. Sie werden darin als ein wörtliches Citat bezeichnet und sind mit Rücksicht darauf gesprochen, daß Napoleon die Verlegung der Hauptstadt als eine Art Garantie für den Schutz des Papstes verlangte.

Minghetti theilt ferner aus einem Berichte Pepoli's über seine zu Fontainebleau stattgehabte Verhandlung mit Napoleon folgende Stelle wörtlich mit: „Nach der Ansicht des Kaisers muß der Vertrag über die römische Frage einen ernsten Charakter haben und keinen Verdacht über die Ehrlichkeit der Vertragschließenden aufkommen lassen. Man muß um jeden Preis verhindern, daß die Katholiken und besonders die Katholiken Frankreichs die französische Regierung anklagen können, eine List angewandt zu haben, um das Papstthum seinen Feinden auszuliefern, weil sie nicht wagten, es ihnen offen auszuliefern." „Es ist", so rief der Kaiser nach einem ebenfalls mitgetheilten Bericht Nigra's über die Verhandlungen zu Fontainebleau aus, „ein Beschluß des italienischen Parlaments vorhanden, der Rom für die Hauptstadt Italiens erklärt; wenn ich diesen Vertrag unterzeichne, so wird man ihn für eine Komödie halten."

Und in Uebereinstimmung damit erklärte Visconti-Venosta in einem Schreiben an den italienischen Botschafter in Paris, daß er die Logik Napoleons sehr wohl verstehe, er wolle, daß der Zusammenbruch der weltlichen Herrschaft nicht die unmittelbare Folge des Abzugs seiner Truppen sei.*)

Die citirten Stellen beweisen, daß Napoleon wohl wußte, einen wie großen Schritt zur Vollendung der Einheit Italien mit diesem Vertrage machte, und daß er lediglich, um diese in die Augen springende Thatsache den Klerikalen zu verhüllen, die Verlegung der Hauptstadt verlangte. Damit die Klerikalen ihn nicht für einen Komödianten erklärten, spielte er ihnen eine neue Komödie vor, die den Schein erwecken sollte, daß die Septemberkonvention im Interesse des Vatikans geschlossen sei, während sie gerade ihre Spitze gegen ihn richtete. Nicht nur die italienische Regierung, sondern auch Napoleon waren sich bewußt, daß die neue Hauptstadt nur eine Etappe auf dem Wege nach Rom sein würde. Darum thun diejenigen, die behaupten, daß Italien von Napoleon durch diesen Vertrag übertölpelt worden sei, dem Ministerium Minghetti sehr Unrecht. Die, welche dabei düpirt werden sollten, waren die Klerikalen und der Vatikan.**) Und das hat man nicht nur in Rom und Paris sehr bald empfunden, sondern das bewies auch die enthusiastische Aufnahme, die der Vertrag bei allen liberalen Männern Europas fand.

„Im Vatikan", so schreibt Rothan in seinen „Souvenirs diplomatiques" „erregte die Konvention einen schmerzlichen Widerhall. Der Papst antwortete darauf durch die Encyklika vom 8. Dezember, die das ancien régime verherrlichte." Alle Beschwichtigungsversuche, die Napoleon durch seinen Gesandten in Rom machte, waren vergebens. Die schlauen Priester durchschauten die „Komödie". Ein Jahr nach dem Abschluß des Vertrages, als die französischen Truppen aus Rom abzuziehen begannen, sandte der Kardinal Antonelli ein Rundschreiben an alle päpstlichen Nuntien, in dem er die Septemberkonvention geradezu als ein Vorspiel zur Zerstörung der weltlichen Herrschaft bezeichnete. Die klerikale Presse war unter der Führung der Civiltà catolica nicht weit davon entfernt, Napoleon als eidbrüchigen Verräther zu kennzeichnen, und Fréderic de Falloux, der frühere Unterrichtsminister, einer der Führer der französischen Klerikalen, veröffentlichte eine Broschüre, in der er es für einen unerhörten Betrug erklärte, daß der Vertrag ohne Wissen des Papstes abgeschlossen sei, in der er fragte, mit welchem Rechte in einem Vertrag zwischen zwei Mächten einem dritten Souverän die Erlaubniß ertheilt werde, eine Armee zu halten, und in der er Napoleon beschuldigte, den Papst seinen Feinden ausgeliefert zu haben.

Ebenso laut wie die Klagen des Vatikans erscholl das Frohlocken der Liberalen in Europa. Lord Palmerston sprach in einem Schreiben vom 24. September***) Massimo d'Azeglio seine Freude über den Vertrag aus. „Es ist für Italien", so schreibt er, „von der größten Wichtigkeit, daß die französischen Truppen das Land verlassen. Ich habe eine so schnelle Räumung des Kirchenstaates nicht erwartet."

*) 2. Juli 1864, S. 69.

**) Das geht auch daraus hervor, daß die Verhandlungen dem Papste bis zum dritten Tage vor der Unterzeichnung des Vertrages verheimlicht wurden.

***) S. 204.

Der Septembervertrag war ein Sieg, keine Niederlage der italienischen Politik, und die Volksbewegung, der das Ministerium nach ihrem Bekanntwerden zum Opfer fiel, hatte ihren Grund nicht sowohl in der nationalen Entrüstung über die Verpflichtung des ersten Artikels, als in dem Zorn der Piemontesen über die Verlegung der Hauptstadt, die eine Verminderung ihres politischen Einflusses und bedeutende materielle Schädigungen für Turin zur Folge hatte. Minghetti hatte solche Wirkungen vorausgesehen; er trug sich deshalb, wie er ausführlich schildert und urkundlich erhärtet, sehr ernsthaft mit dem Gedanken, noch vor dem Abschluß des Vertrages seine Demission zu geben, und dem Könige die Ernennung La Marmora's zu empfehlen, der, als Piemontese, wenigstens nicht in den Verdacht kommen konnte, die politische Vorherrschaft Turins aus regionaler Eifersucht brechen zu wollen, und er gab diesen Gedanken nur deshalb auf, weil La Marmora die Verpflichtung, den Kirchenstaat gegen Angriffe auswärtiger Freischaaren zu schützen, aus strategischen Gründen für unerfüllbar hielt*). Der bolognesische Staatsmann war auch bei dieser Gelegenheit bereit, seine Person der Erfüllung des Reichsgedankens zu opfern, und die Anspruchslosigkeit, mit der er von der Absicht dieser entsagungsvollen That wie von etwas Selbstverständlichem erzählt, bestätigt das ehrende Urtheil, das die Geschichte über seinen Charakter gefällt hat. —

Merkwürdig ist es, daß das hinterlassene Buch Minghetti's weder in Italien noch im Auslande große Beachtung gefunden hat. Ich schreibe diesen Mangel an Interesse dem weltgeschichtlichen Verhängniß zu, das über der Septemberkonvention waltete. Bevor ihre Ziele erreicht werden konnten, ebneten die deutschen Waffen den Italienern den Weg nach Rom und brachten diesen Vertrag in den Verdacht der Ueberflüssigkeit. Auf dem Schlachtfelde von Sedan wurde der Lorbeerkranz zerpflückt, den die italienische Diplomatie sich fünf Jahre vorher erworben hatte. Minghetti freilich will auch das nicht gelten lassen. Er schließt sein Buch mit folgenden Worten: „Wer diesen historischen Zeitabschnitt betrachtet, wird sehen, wie die Septemberkonvention vom Jahre 1864 und die Verlegung der Hauptstadt von Turin nach Florenz die Eroberung Roms vorbereitet und ermöglicht hatten. Denn ohne sie würde das preußische Bündniß von 1866 nicht geschlossen worden, noch von uns im französisch-deutschen Krieg von 1870 die Neutralität erklärt worden sein, noch hätte die Hauptstadt plötzlich von Turin nach Rom verlegt werden können."

Ich kann dem italienischen Staatsmann nicht auf dieses Gebiet rückblickender Conjecturalpolitik folgen.

Daß die italienische Einheitsbewegung ohne den Septembervertrag trotz der Vernichtung des französischen Kaiserthums nicht denselben Verlauf genommen hatte, läßt sich jedenfalls nicht beweisen.

Wer aber die Bedeutung dieses Vertrags und die diplomatische Geschicklichkeit der Staatsmänner, die ihn zu Stande brachten, gerecht beurtheilen will, darf dabei nicht Ereignisse berücksichtigen, die bei seinem Abschluß nicht geahnt werden konnten. Es wäre im Jahre 1864 ein frevelhafter Leichtsinn gewesen, auf den Zusammenbruch des französischen Kaiserreichs eine politische Aktion aufzubauen. Ein Realpolitiker konnte damals im Gegentheil nur mit einem mächtigen Frankreich rechnen. Und wenn man sich diesen Zwang der Verhältnisse vergegenwärtigt, wird man den Septembervertrag für einen diplomatischen Erfolg der italienischen Politik halten müssen.

Berlin. C. Mühling.

*) La Marmora erscheint bei den Präliminarien des Vertrages, auch nach der Schilderung Minghetti's als ein unverbesserlicher Querkopf.

Freytag und Treitschke im Briefwechsel.

„In alexandrinischen Tagen, als man die Meister der griechischen Litteratur historisch zu erfassen begann, stellte man ihre Bildnisse gern in Gestalt von Doppelhermen auf: Vorgänger und Nachfolger auf demselben Gebiet wurden paarweise aufs engste mit einander verbunden. Wer kennt nicht als schönes Beispiel dafür Herodot und Thucydides, heut' im Museum zu Neapel? Gleich einer Zwillingsfrucht wachsen die Büsten aus einem einzigen starken Pfeiler hervor; er vergegenwärtigt den Stamm gemeinsamen Volksthums, der diese blutsverwandten Geister trug. Das eine Hinterhaupt ist mit dem anderen verschmolzen, als hätten die Worte beider Männer einer und derselben Idee gehorcht. Das Antlitz aber schaut hüben und drüben in voller Eigenart nach seiner Seite aus und wird je für sich vom nämlichen Licht in verschiedener Weise getroffen; es sind aber doch, persönlich gesondert, zwei Abschnitte eines Zeitalters, die uns dies Gebild in geschichtlichem Zusammenhang vor Augen führt. Ein Denkmal von solchem Sinn, in bescheidenster Form, hat, wie mich dünkt, dem Herrn Verleger vorgeschwebt, als er den Entschluß zur Veröffentlichung dieses Briefwechsels faßte."

Hirzel war überdies so geschmackvoll, den Rohstoff für die geplante Doppelherme in die Hand eines Lebensfreundes von Freytag und Treitschke zu legen: Alfred Dove. Die Einleitung, die Dove dem Briefwechsel der beiden Publicisten, Dichter und Geschichtschreiber voranschickt, ist nicht allein mit das Beste, was jemals aus dieser Feder geflossen ist: sie bleibt meines Erachtens schlankweg das Beste, was bis zur Stunde zur Charakteristik Freytag's und Treitschke's gesagt und geschrieben wurde. Dabei nehme ich nicht einmal Dove's eigene — im Vorjahr in der „Nation" bei Gelegenheit unserer Anzeige von Dove's „Ausgewählten Schriften" gewürdigte — frühere Studien über Gustav Freytag und Treitschke (als Prophet des neuen Reiches und Historiograph Deutschlands) aus. Selten ist es einem Autor geglückt, in solcher **imperatoria brevitas** die Summe zweier Existenzen zu ziehen; seltener noch einem Gesinnungsgenossen besser gelungen, in aller Pietät ehrlicher die Wahrheit zu sagen; am seltensten aber einem Moralisten (und als **biographe-moraliste** schließt, wie Sainte-Beuve, im Grunde jeder Jünger plutarchischer Kunst) an dem Einzelfall dessen vorbildliche, gemeingiltige Bedeutung aufgegangen. Es mögen und es werden nach wie vor Bände über die Beiden in die Welt gehen. Man wird ihnen Standbilder stiften. Treuer und ähnlicher wird sie die Nachwelt nicht mehr zu Gesicht bekommen, als in diesen Denkmünzen Dove's. Es mag ihm mitunter Ueberwindung gekostet haben, Züge streng herauszuarbeiten, die wohlwollende Schönfärberei verwischt oder ganz unterdrückt hätte. In Wahrheit entspringt die Aufrichtigkeit Dove's doch nur dem stolzen Gefühl, daß zwei Männer dieses Schlages nirgends besser wegkommen, als in untrüglichem Naturselbstdruck. Sie haben ihrer Zeit, sie haben ihrem Volk so redlich gedient, wie sie das nur immer nach dem Maß ihrer Kraft und Einsicht vermochten. Daß ihre Größe Grenzen hatten, oder vielmehr daß in gewissem Sinne ihre Grenzen ihre besondere Größe bedingten und bestimmten, räumt Dove unumwunden ein. Das selbstbewußte Deutschthum in ihrem Wesen und Schaffen erkennt und anerkennt Dove vor allem: sofort setzt er indessen hinzu:

„Es heißt freilich den Begriff unseres nationalen Geistes sehr kümmerlich fassen, wollte man schlechthin behaupten, daß er in den Schriften beider für diese Periode (nach 1840) am vollkommensten zu finden sei; denn gerade der deutsche Geist hat es seit alters verschmäht, sich vornehmlich oder gar ausschließlich mit sich selber zu beschäftigen. Mommsen's römische Geschichte gereicht unserem nationalen Schaffen nicht minder bezeichnend zur Ehre, als Freytag's Bilder aus der deutschen Vergangenheit; die Vorträge und Reden eines Helmholtz sind ja klar aus deutscher Quelle geschöpft, wie die historischen und politischen Aufsätze eines Treitschke."

Und in der gleichen, freien und festen Art deutet Dove an, daß neben und zumal nach Freytag's und Treitschke's publizistischem Wirken neue Ereignisse neue Formen und Gedanken forderten und sich eroberten. Freytag's Verdienst als „Grenzbote" war, daß er, „in dauerhafter sittlicher Wärme der rechte Mann", viel dazu beigetragen hat, daß der glimmende Docht der nationalen Hoffnung auf Preußen nicht ausgelöscht, das zerstoßene Rohr der konstitutionellen Reichsidee nicht zerbrochen ward". „Nicht ohne Befremden empfand er dann mehr und mehr das Emporkommen anderer Werthe und Kräfte im öffentlichen Leben. Wie er auch sonst in seinem Schaffen immer zur rechten Zeit aufzuhören verstand, hat er sich Anfang 1873 nicht ungern aus der Journalistik zurückgezogen; patriotisches Gefühl, politisches Interesse blieb in ihm bis zum letzten Athemzug lebendig."

Wie sehr Treitschke im Gegensatz zu Freytag's Selbstbescheidung bis an sein Lebensende Parteimann, Publizist auch als Historiker blieb, sagt uns Dove nicht mit derselben Entschiedenheit; doch verschweigt er nicht, daß ihm „das schwerste Gebot, das der geistigen Feindesliebe, die jede geschichtliche Anschauung gleich tief von innen heraus zu begreifen strebt, ewig wider die streitbare Heldennatur ging". An die höchste Leistung seiner Publizistik, den auf diesem Gebiet klassischen Aufsatz „Bundesstaat und Einheitsstaat", der das Jahrhundert einsam wie Freytag's Journalisten überragt, reicht die Deutsche Geschichte im XIX. Jahrhundert an stilvoller Größe nicht heran." Was sonst nur immer zum Ruhm der Beiden mit Recht gesagt werden kann, das weiß Dove mit Liebe und Anmuth herauszufinden: deutlicher, als in der (leider recht lückenhaften) Korrespondenz sich aufspüren läßt. Als Freytag in Leipzig mit Treitschke zum ersten Mal zusammentraf, war der Dichter 45, der Privatdozent 27 Jahre alt, der Eine längst anerkannt als Dramatiker, Erzähler und Meister-Redakteur, der Andere, vielangefochten als kampflustiger Essayist, als preußisch gesinnter Sohn eines sächsischen Soldaten. Es zeugt für Freytag's Kennerblick, daß er die Bedeutung Treitschke's für die politische Entwicklung der Dinge sofort herausfühlte; es bleibt ein rührender Beweis seiner Neidlosigkeit und Herzenswärme, daß er beim Abschied des nach Freiburg berufenen Historikers, dessen Gaben als Redner und Publizist, Treitschke's Ueberlegenheit als Vormann der Gruppe markig und vorausblickend pries: „von den ehrlichen und guten Männern unseres Kreises" — der Tafelrunde des „Kitzing" — „ist Ihr Wesen (1863!) so beurtheilt worden, wie es, so vertrauen wir, dereinst unser Volk in sein Herz schließen soll, eine stattliche, frische Kraft, eine großangelegte Natur, einer, der zum Gelehrten, zum Manne geworden ist trotz den Hindernissen, welche ein neidisches Schicksal ihm in den Weg legte, eine bewunderungswürdige Mischung von Ethos und Pathos!"

Treitschke hat diese ihn damals tief bewegende Ansprache nie vergessen. Er hat Freytag die Sammlung seiner „Historischen und politischen Aufsätze" gewidmet in Zueignungsbriefen, die, während der Sechziger-, Siebziger- und Achtzigerjahre neu aufgelegt, viel neue politische Situationen, doch immer nur die alte Herzensgemeinschaft zur Voraussetzung hatten; es war ihm beschieden, als Dekan der Berliner philosophischen Fakultät Freytag's 50jähriges Doktor-Jubiläum mit einem offiziellen Glückwunsch würdig zu ehren; er hat endlich in der „Deutschen Geschichte" Freytag's litterarische Leistungen mit den Augen des Freundes, vielleicht sogar nur mit den Augen des Freundes angesehen. Unberührt durch Irrungen und Anfechtungen hat dieser Herzensbund der Beiden über ein Menschenalter fortgewährt. In den großen entscheidenden Grundfragen der deutschen Politik waren sie dermaßen Einer Gesinnung, daß sie darüber nicht viel zu schreiben hatten. Ueber andere Kontroversen, in denen sie, z. B. in dem „Judenkrieg", verschiedener Ansicht waren, schweigt sich unser Briefwechsel vollkommen aus. Haben die Beiden nie über diese und andere Zeit- und Doktorsfragen sich mündlich oder schriftlich auseinandergesetzt? Vielleicht bringt die Biographie des Einen oder des Anderen den Aufschluß, den der Briefwechsel vermissen läßt. Auch sonst überrascht die Korrespondenz mehr durch das, was sie nicht enthält. Die Zeit theoretischer akademischer Erörterungen unter Gesinnungsgenossen war um. Thatkräftiges Eingreifen in die Parteikämpfe war im Parlament, in der Presse, von der Lehrkanzel möglich und wünschenswerth geworden. Wie die Beiden zu den Wirren und Wünschen ihrer Tage seit der Einigung des Reiches sich stellten, das erfuhren sie — wenn nicht bei gelegentlichen persönlichen Begegnungen — durch ihre Bücher und Artikel. Treitschke schreibt seine „Aufsätze", Freytag die Biographie Mathys'. Bezeichnender Weise verkehren sie denn auch angelegentlicher, als über Probleme der Politik, über Besetzungen von Redaktions-Posten und da ist es biographisch ganz niedlich in Treitschke's Vorschlägen das Für und Wider Wilbrandt's Nachfolge auf den Redaktionssitz von Moritz Busch abgewogen zu hören (Wildrandt, der Anfangs der Sechzigerjahre journalistischen Freiwilligen-Dienst bei Braters Süddeutscher Presse geleistet, dachte selbst gar nicht an diese ohne sein Vorwissen gestellte Kandidatur). Alles Liebe, Persönliche, anekdotisch Intime des Briefwechsels — Sprachreiniger, Otto Ludwig und die Hillern betreffend — wird den unbefangenen Leser ein Stündchen anregen. Nirgends aber empfängt er so tiefgehende Eindrücke, wie in Dove's Einleitung. Ein Hauch der schönsten Stunden dieses Freundes-Dreibundes umzieht und verklärt dieses Vorspiel. Und nicht ohne Wehmuth denkt man, wie viel Frohsinn und Lebensernst, wie viel Gedankenarbeit und spielender Humor schön verbrachter Geselligkeit für immer mit Freytag und Treitschke aus dem lebendigen Leben schwinden mußte, bevor all das in Dove's Gedenkblättern zu neuem dauernden Dasein wiedererwachte:

Dir mit Wohlgeruch zu kosen,
Deine Freuden zu erhöhen —
Knospend müssen tausend Rosen
Erst in Gluthen untergehen

Um ein Fläschchen zu besitzen,
Das den Ruch auf ewig hält
Schlank wie Deine Fingerspitzen,
Da bedarf es einer Welt.

Wien, 15. Dezember. A. Bettelheim.

Ibsen: Wenn wir Todten erwachen.

Vermessen ist es vielleicht den ersten Eindruck dieses neuen Dramas von Ibsen „Wenn wir Todten erwachen" in Worte zu fassen. Vielleicht kommen nach zwanzig Jahren die Kommentatoren und setzen fest, daß sie nun erst das spezifische Gewicht dieser Mystik auf der Goldwage rationeller Kritik zu bestimmen vermocht hätten. Ich aber liebe diese ersten Eindrücke. Sie sind wie die Kinder, rosig, klaräugig, lebensfreudig. Die späteren ausgeklügelten Meditationen sind so oft trotz scheinbarer Schärfe nichtssagend. Der kluge Verwalter menschlichen Lebensgehaltes, das Gedächtniß, weiß auch was es thut, wenn es sich an die ersten Eindrücke gläubig hält.

Es kommen einem viele Bücher ins Haus, unruhstiftende Gäste, hastig die Seele hierhin und dorthin zu ziehn. Sammlungsvolle Einkehr bringt Ibsen's neues Drama. Die große Stille überkommt einen, und deren Stimmen erwachen, und sie erwecken auch. Und doch naht es nicht wie ein Gast aus der Fremde, im Feiergewande. Ganz alltäglich gibt es sich, alltägliche Menschen reden über Alltagsfragen, und die Stimmung des Werktags findet

sich mühlos hinein; dann aber entsteht hinter dieser Welt eine zweite und eine dritte, es ist als spiegelten sich die Vorgänge auf der Bühne in der Luft, verschwommener und deutender zugleich, als spiegelten sie sich ein drittes Mal in irgend welcher Ferne. Und diesen Spiegelbildern nachsinnend folgen, heißt in sich selbst einkehren. Das ist das Wundersame an Ibsen's Alterswerken, daß diese Mystik sich ganz realistisch gibt, daß alltägliche Worte ihre Bedeutung wandeln und in geheimnißvolle Sphären hinüberführen. Und darum kommt dieses neue Drama wie ein Festesgruß. Denn Feste feiern heißt so wohl Sammlung suchen.

Ein ganz alltägliches Drama spielt sich auf der Bühne ab. Der Bildhauer, Professor Arnold Rubek hat ein Bildwerk geschaffen „Auferstehung". Das hat ihm zu Ruhm und Wohlstand verholfen. Jahre sind darüber vergangen, er hat eine junge Frau geheirathet, hat hin und wieder vulgäre Porträtbüsten angefertigt und das Leben zu genießen versucht. Aber die Unruhe ist stärker geworden. Und da hat er eine Nordlandsreise angetreten. In einem Badeort an der Küste hat er mit seiner Frau sich niedergelassen. Und da, unter der Badegesellschaft, trifft er die Frau, die ihm einst zu seiner „Auferstehung" Modell gewesen. Sie hat inzwischen in Variétés in lebenden Bildern gestanden, war zweimal verheirathet und ist es wohl noch. Sie ist leidend und reist mit einer Diakonissin. Er aber ahnt, daß, wie sie einst ihm seine Kunst verkörpert, sie auch allein im Stande sei, der quälenden Unruhe in ihm ein Ende zu machen, den verschlossenen Schrein in seinem Innern wieder zu öffnen, ihn sich selbst zurückzugeben. In die Berge will er ihr folgen. Und in die Berge zieht es auch seine junge Frau. Die hat die Bekanntschaft eines Gutsbesitzers und tollen Bärenjägers gemacht; der lockt sie mit sich in sein Reich, auf tolle Jagdgründe und geheimnißvolle Höhen.

Auf den Bergen, den Bergen der Illusion, finden sie sich wieder. Ihm, Arnold Rubek, ist es klar geworden: die Frau, die er geheirathet hat, an die er noch gekettet ist, ist sein Verderben gewesen. Sie hat ihn gelähmt. Sie hat ihm, dem Arnold (d. i. Adler-Walt) eins „in die Schwingen versetzt". Und es lockt ihn die Andere, früher geliebte, seine Irene, sein „Frieden". Zu einer reinlichen Auseinandersetzung zwischen den Gatten kommt's. Er gibt sie frei, sie ihn. Mag sie ihrem Bärenjäger folgen; zu seiner Irene treibts ihn zurück.

Und die Scheidung vollzieht sich, und höher auf die Berge, die Berge der Illusion, führt es die neuen Paare. Auf der Höhe wird Rubek's Frau gewahr, daß nur gemeinstes sinnliches Begehren in dem unholden Gefährten, dem sie gefolgt ist, gierig glüht. Aber allein kann sie den Abstieg nicht finden. Sie ist an ihn gefesselt, und auf seinen Armen trägt er sie in die Niederungen hinab. — Und auf der Höhe langt Rubek mit seiner Irene an. Seine Vergangenheit sei begraben, vergessen die ihre, sie wollen leben, im höchsten Wonnerausch sich angehören, sie steigen höher, und — es zerschmettert sie die Lawine. Die Diakonissin spricht ihnen das pax vobiscum.

So fällt der Vorhang, und ein Spiegelbild wird sichtbar. Wenn wir Toten erwachen . . . „Es liegt ein verborgener Sinn in allem, was Du sprichst." — „Was kann ich dafür? Jedes Wort, das ich Dir sage, wird mir ins Ohr geflüstert."

Vor Jahren war es. Damals, als Rubek noch lebte, noch an seinem Werke „Die Auferstehung" schuf. In hüllenloser Reinheit, ein nacktes, jungfräuliches Weib, hatte er die „Auferstehung" vor sich gesehen. Und so hatte er sie in Irene gefunden, so hatte Irene sie ihm dargestellt. Und fieberhaft, ein Kranker, schuf er an dem Werke. Irene hatte er nicht berührt. Nur mit des Künstlers Augen wollte er sie sehen; nur der Künstler sollte in ihm leben. Und so schuf er sein Werk — nur als Künstler. Und weil er Künstler war, nur Künstler, nicht Mann, weil er nicht volle Manneskraft einzusetzen hatte, zerrann ihm sein Schaffen. „Warum nennst Du mich so beharrlich einen Dichter?", fragt Rubek Irene. „Weil Du ohne Kraft und Willen bist und voll Absolution für all Deine Handlungen und Gedanken. Weil in diesem Wort eine Entschuldigung liegt, mein Freund." Und nur als Episode galt ihm, dem hastenden Künstler, sein Werk, das sein Lebenswerk werden sollte; nur als Episode galt ihm Irene. Und so erstarb er innerlich. Schon erstorben war er, als er sein Werk vollendete.

Und die Todten tödten. Damals hat er Irene ertödtet. Sie hatte ihm sich ganz gegeben, ihre Mädchenunschuld, ihre Seele. Er hatte sie nicht begehrt, und das heißt ja wohl, fortgeworfen. Und daran war auch sie erstorben. Seelenlos war sie weiter geirrt, in die Schande, in die Verzweiflung. Und eine Todte hatte auch sie getödtet, die Männer die sie begehrt hatten. Aber wie ein Schatten folgt ihr die Erinnerung an die Tage des Lebens, wie ein Schatten zieht ihr armes ertödtetes Seelchen hinter ihr drein; wie das Kindheitsbewußtsein, längst gemordet, den Menschen nie verläßt. Vielleicht ist diese stumme Diakonissin, die ihr überall zu jeder Stunde nachgeht, etwas wie eine Verdichtung dieser ihrer armen verlorenen, ertödteten Seele.

Und erstorben war das Werk. Als ein Mägdlein, in hüllenloser Reinheit war Rubek das Bild der Auferstehung vor die Seele getreten. Er hatte es umgeformt. Er wurde weltklug. Der schmale Sockel, auf dem die Auferstehung einsam stand, wurde zu einem Stück Erdrinde erweitert. Niederes Menschengewühl drängte sich in die Erdfurchen, das Bild des Lebens. Vorn aber, an einer Quelle, stellte Rubek sich selber dar, schuldbeladen, ohnmächtig von der Erdrinde loszukommen. Die Gestalt der Auferstehung aber war in den Hintergrund gerückt. Die arme, gestorbene Auferstehung!

In diesen Todten aber, — in eigener Weise klingt ein altes Sagenmotiv mit an — erwacht die Lebensgier. Sie treibt die arme Irene von Mann zu Mann. Etwas Vampyrhaftes ist in ihr rege geworden. Und die Lebensgier faßt auch Rubek an, die Lebensgier des innerlich Erstorbenen, und er freit ein junges Weib, und er lebt in Glanz und Herrlichkeit. Das hatte unter anderen Umständen auch der todte John Gabriel Borkman an sich erfahren müssen, und wieder anders auch Baumeister Solneß. Die Erde, ihre Schätze, ihre Lüste, ihre Freuden sind des Todes. Der Versucher, der an den Menschen herantritt — es ist das ein uralter Gedanke christlicher Mystik — ist der Tod. Der Tod ist der Versucher des Menschen. Und zu einem Versucher wird nun auch der todte Rubek. Es wiederholt sich mit den Worten des Evangelisten in Ibsen's Drama die Versuchungsszene Christi in der Wüste. „Wiederum führte ihn der Teufel mit sich auf einen sehr hohen Berg und zeigte ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit, und sprach zu ihm: dies alles will ich Dir geben, so Du niederfällst, und mich anbetest." Mit diesen selben Worten hatte der todte Rubek Irene verführt, mit diesen selben Worten das Mädchen, das seine Frau geworden war; und doch war er in alledem ein betrogener Betrüger; denn das Leben, das er an sich riß, konnte in ihm selbst nicht wieder Leben wecken. — Dennoch, es gibt ein Erwachen für diese Todten, das Erwachen vor dem Eingang in den ewigen Schlaf. Da regen sich noch einmal Fieberkräfte, sie wollen anfangen, das Leben neu zu leben, sie erklimmen die Berge der Illusion, ganz greifbar ernent sich ihnen die Lebenslüge — und dann der Sturz in die Tiefe, ins Nichts.

Und diesen beiden innerlich Gestorbenen gegenüber das andere Paar, Rubek's Frau und der Bärenjäger. Im groben Begehren sinnlicher Fleischeslust finden sie einander. Aber auch dieses Sinnenleben hat seine Höhen, es führt hinauf auf die Berge der Illusion, und dort ist ihm das Schloß erbaut, und mit aller Pracht ist es verführerisch ausgestattet. — nur daß es sich bei näherem Zusehen in einen Schweinekofen wandelt. Ein Schweinekofen ist das Schloß auf Bergeshöhe, das dieser Bärenjäger Rubek's Frau vorgespiegelt hatte, und in einen gierigen Faun verwandelt er sich selber. Und dann führt es von diesen

„Höhen" in die Tiefen, in die Niederungen, in den Schmutz hinab. Aber das ist nicht ein Sturz, ein Gleiten ist es, ein sanftes Gleiten, aber unaufhaltsam. Auf seinen Armen trägt dieser Bärenjäger Rubek's Frau hinab.

Die Todten sind erwacht, um zu sterben. Den Traum ihres Lebens haben sie noch einmal als Fiebertraum geträumt.

Und es ist als brächen sich die Strahlen, die von diesen Geschehnissen ausgehen, ein zweites Mal: Ein anderes Spiegelbild wird sichtbar.

In zarten Farben malt es sich, geheimnißvoll. Diese Rubek, Solneß, Borkman treten ins Leben, und ihre Seele ist erfüllt von einer Lebensmission. Die sehen sie vor sich, klar und rein, in idealischer Schöne. Und das Leben verführt sie, oder ihrem Menschenthum gebricht's an Kraft, und unmerklich wandelt sich ihnen ihr Lebenswerk, und sie modeln dran rum und schielen nach dem Leben, und aus den Kirchen, die sie bauen wollten, werden Heimstätten für Menschen. Und sie sterben an ihrem Werk, und das Werk stirbt an ihnen. Von Illusion zu Illusionen, bis zu der letzten grellsten Lebenslüge, an der sie untergehn. Sie sind insgesammt Willenskranke. Und vielleicht sind diese Ibsen'schen Menschen — Ibsen's Mensch. Faustisch ist das Problem; eine Menschheitstragödie gilt es; aber das Faustische in diesen Naturen liegt eben nur in ihrer Phantasie beschlossen — in ihnen Allen steckt Peer Gynt —, und die Phantasie führt auf die Höhen der Illusion und von da zum Sturz in die Tiefe. Erlöjen kann sie nicht.

Einen dramatischen Epilog hat Ibsen sein neues Drama genannt. Seinen Dichtungen von Nora an gilt dieses Nachwort. Die Fäden aber, die sich von einer zur andern ziehen und sie verbinden, aufzuzeigen, führt über diese Stunde des ersten Eindrucks weit hinaus.

Unendlich herb und wortkarg, diese neue Dichtung Ibsen's. Kraftvoller muthet sie mich an als seine letzten Werke. Etwas Grimmes in dieser Menschengestaltung. Aber in dieser Herbheit wie viel Reinheit, wie viel Töne in dieser Wortkargheit! Man kann aus ihr heraus, wie Ibsen selbst es ausspricht, „die Stille hören".

Und diese Stille kommt über die Seele, feiertäglich. Und der Gerichtstag wird zum Fest.

Ernst Heilborn.

Carl Helmerding.

In der Zeit der Landrathskammer und in der des Militärkonflikts, also in einem Zeitraum, in dem Berlin sehr wenig Veranlassung hatte, zu lachen, suchte es die Gelegenheit zum Lachen am liebsten in der „grünen Neune" auf, in dem Theater, das unter der Leitung von Franz Wallner stand und die Räumlichkeiten benutzte, die heute dem Residenz-Theater gehören. Dort wirkten Karl Helmerding, Theodor Reusche, Anna Schramm und Neumann zusammen in Stücken, die von David Kalisch, Gustav von Moser und Georg Belly geschrieben waren. Nicht die größeren Possen wie der „Aktienbudiker" oder die „Mottenburger" waren die Blüthen der dortigen Leistungen, sondern es gab etwa zwanzig Einakter, die diesen Darstellern geschickt auf den Leib geschrieben waren, und durch eine oberflächliche, aber lustige Erfindung die Zuschauer erfreuten. Weder in der Geschichte der deutschen Litteratur, noch in der der deutschen Schauspielkunst wird die grüne Neune eine dauernde Stelle finden; eher in der Lokalgeschichte von Berlin. Carl Helmerding, der soeben im Alter von 77 Jahren gestorben ist, nachdem er schon im Alter von 56 Jahren das Gewerbe des Schauspielers mit dem des Rentiers vertauschen konnte, da seine Kunst nicht vergeblich nach Brot gegangen war, wird jetzt in den Nekrologen etwas über Gebühr gepriesen. Seine Komik erhob sich selten zur feinen Charakterzeichnung, und war am wirksamsten, wenn sie sich mit den Künsten berührte, die im Circus geübt werden. Alle die genannten Darsteller haben eine reiche Ernte an Vorbeer nur in Berlin gehabt.

Aber den Spaß, den die Mitwelt haben will, haben die genannten Vier und ihre Autoren in reichlichem Maße gemacht. Es war im Publikum stets eine so behagliche Stimmung verbreitet, wie sie heute nirgend aufkommen kann. Wenn auch Kalisch seine Schöpfungen selbst in die Klasse des höheren Blödsinns stellte, so erhoben sie sich doch thurmhoch über das, was heute unter derselben Maske verabreicht wird. Der Geschmack ist ja verschieden und Andere mögen anders denken, aber mir ist als der Triumph dieses Genres stets erschienen: „Ein Singspiel oder: Aus Liebe zur Kunst". Anna Schramm ist die Frau eines kleinen Beamten und hat ihr Herz dem Komödienspiel gewidmet. Sie rühmt sich: „So 'ne Iphigenie wie die Madam Pünke leiste ich doch noch alle Tage". Reusche stellt einen Registrator mit langen Haaren, langen dünnen Beinen und kurzem spanischen Mantel dar, der ihr Gehilfe in Apoll ist und mit unermüdlichem Eifer alle Hindernisse beseitigt, die sich einer beabsichtigten Aufführung entgegenstellen. Er hat einen Choristen, den Neumann gab, durch das Versprechen von einem Glase Punsch und zwei Pfannkuchen bewogen, in der Aufführung mitzuwirken. Und als Neumann im Banditenkostüm, den gezückten Dolch in der Hand, auf das Stichwort: „Ha, was ist das!" aus der Kulisse hervorbricht, hat ein Unstern den Mann Anna Schramm's, den Helmerding darstellt, und zu dessen Geburtstag die Aufführung vorbereitet wird, zur Probe nach Hause geführt. Einen Augenblick droht die Verwicklung tragisch zu werden, aber es zeigt sich bald, daß nur Liebe zur Kunst und kein strafbares Gefühl die Krise herbeigeführt hat. Gewiß sehr harmlos, aber ich würde mich doch freuen, wenn es mir noch einmal beschieden wäre, über ähnliche Harmlosigkeiten gleich herzlich zu lachen.

A. M.

Verzeichniß der Berliner Universitätsschriften 1810—1885. Berlin. 1899. W. Weber. 35 Mark.

Nach dem Muster jüngerer Hochschulen, Straßburg und Bonn, hat nun auch die Bibliotheksverwaltung der Universität Berlin ein Verzeichniß aller ihrer gedruckten Dissertationen, Vorträge, Festreden, Vorlesungsverzeichnisse, Denkschriften, kurz aller von der Universität ausgehenden Schriften veröffentlicht. Werth und Bedeutung eines solchen Verzeichnisses liegen nicht allein darin, daß hier eine ganze Litteraturgruppe, die dem Forscher immerhin manche Ausbeute gewährt, musterhaft gebucht erscheint, sondern daß sich auch in dieser scheinbar so trockenen Aufzählung von Büchern und Broschüren ein gut Stück Wissenschafts- und Gelehrtengeschichte spiegelt. Ja selbst die politischen Ereignisse dröhnen manchmal von fernher vernehmlich herein. Unter Nr. 15 des Katalogs ist z. B. ein Exemplar der „Gesetze für die Studirenden auf der Königlich Preußischen Universität zu Berlin" angeführt. Diese 1848 gedruckte Ausgabe mit Veränderungsvorschlägen ist wie ein Zusatz besagt, vom Ministerium nicht genehmigt worden. Anno 1848' Aus dem Jahre 1836 stammt das Formular eines „Revers, welcher von den Studirenden vor der Immatrikulation zu unterschreiben ist" (betr. die Theilnahme an verbotenen Verbindungen) und 1848 erscheint ein Blatt „Bekanntmachung des Rektors und des Richters der Berliner Universität von 1844 betreffend Widerstand gegen Abgeordnete der Obrigkeit" beginnend mit den Worten: „Es sind in neuerer Zeit mehrere Fälle zu unserer Kenntniß gelangt . . ." Ein denkwürdiges Stück ist auch das Doppelblatt in Quart „Verzeichniß der an der hiesigen Universität im nächsten Winterhalbjahre vom 15. Oktober 1811 an zu haltenden Vorlesungen, bekannt gemacht von der Sektion des öffentlichen Unterrichts im Ministerium des Innern. Berlin den 18. September

1810", das erste Barlesungsverzeichniß der neuen Alma matar. Fartad erscheinen diese regelmäßig mit einer Abhandlung des Philalogen August Boeckh, dem Karl Lachmann, Moritz Haupt, und nunmehr, seit 20 Jahren, Johannes Vahlen falgten. Der erste, der sich an der neuen Hochschule den Daktor holte, war der Kandidat der Medizin Jahann Gottfried Theiner, der am 16. April 1811 eine Dissertatian uber Epilepsie (Dissertatio sistens casnm epilapsiae per terebrationem oranii feliciter sanatae) vertheidigte. Er eröffnet die Liste der Berliner Doktoren, die in dem Zeitraum von 1810—1885 die Ehren promotianen abgerechnet, 8792 Namen zählt. Davon entfallen auf die Theologie 83, Jus 304, Medezin 7232, Philosophie 1170. Aus der Schaar dieser Promaventen seien ahne Absicht auf Vallständigkeit ein paar herausgegriffen. Van den Theologen etwa August Thaluck, der 1820 seine „Theses theologicae" einreichte; aan den Juristen: Rudolf Gneist, der 1838, Rudalf Jhering, der 1842 mit einer Abhandlung „de hareditate possidente" pramavirt wurde. Die Adhaudlung Franz v. Holtzendorff's führte den Titel „de rebus, quarum commercium non est". Unter den Philasaphen degegnet uns gleich anfangs J. G. Fichte's Sahn, Immanuel Fichte, der 1818 eine Arbeit über die Entstehang der platanischen Philosaphie aarlegt. Vier Jahre später hat der große Philaloge Gattfried Bernhardy seine Abhandlung über Eratasthenes der Fakultät eingereicht, 1822 der Philosaph Friedrich Adalph Trendelenburg sich an einer Untersuchung über Plata und Aristateles die Sporen verdient und die 1831 erschienene Ardeit des Kandidaten Jahann Gustav Draysen über den Lagiden Ptalemaeus Philametor aerräth schon früh den künftigen Histariagraphen des Hellenismus, gleichwie die sprachvergleichende Untersuchung „de tabulis Eugubinis" die Begadung des großen Aegyptealogen Carl Richard Lepsius erkennen läßt. Auch Heinrich Düntzer und Gustav Freytag sind Berliner Daltoren. Die Dissertation des Interpreten unserer Klassiker gilt den Fragmenten des Livins Andranicus. Die G. Freytag's heißt „De initiis scenicae poesis apud Germanos". Sie ist vam Jahre 1838. Im selben Jahre pramavirte Heinrich v. Sybel und Moritz Carriere. Auch die Daktorarbeit Ulrich van Wilamawitz-Maellendorff ist dem Gebiete entnammen, dem später die Hauptthätigkeit des Gelehrten gelten sollte, es sind „Observationes critiae in comoediam Graecam selectae". 1870. Ein sonst unbekannter Fritz Kurtz muß gleichfalls in der Reihe bedeutender aber merkwürdiger Differenten der Berliner Universitäten erwähnt werden. Seine „Aufzählung der van K. Graf zu Waldburg Zeil in Westsibirien gesamm lten Pflanzen vam Jahre 1879" (unter Nr. 9125) trägt am Schlusse der vita den Zusatz: „Während seiner Studienzeit trank der Verfasser ca. 6 (genau 5,930) ohm Bier."

Unter den Habilitationsschriften und Antrittsprogrammen findet sich nicht minder mancher Name van dauerndeu Klange, wie der der Trendelenburg's und Gneist's, var allem aber der Ranke's, der 1836 mit der Schrift „De historiae et politices cognatione at que discrimine" sein Amt antritt. Dem nachgebarenen Geschlechte ist der Anlaß dieser und anderer berühmter Schriften kaum mehr geläufig. Der Institution eines Vortrages am Geburtstage des Königs, an dem des Stifters der Universität, wie bei Antritt und Uebergabe des Rektorats verdanken wir du Bais-Reymand's „Goethe und kein Ende", Dernburg's „Bedeutung der Rechtswissenschaft", Helmhaltz' „Thatsachen der Wahrnehmung", die Festreden von Ernst Curtius, Theodor Mommsen, Eduard Zeller und die anderen Zierden unserer Hochschule. Welche Erinnerungen weckt endlich die Liste der Ehrenpramotionen an der Berliner Universität. An einem Tage, dem 3. August 1814, sind gleichzeitig die Fürsten Hardenberg und Blücher, die Grafen Tauentzien, Yark, Kleist, Bülaw und Gneisenau honoris causa zu Daktaren pramovirt worden. Ihnen falgten u. a. Humbaldt, Christian Rauch, Schadow, Kaulbach, Werner Siemens und Adalf Menzel.

So gibt dieses fast an 10000 Nummern zählendes Verzeichniß, wie fast jede Bibliographie, dem, der zu lesen versteht, mehr als blaße Titel und Namen. Ein Stück Kulturgeschichte wird darin lebendig, und drei Menschenalter wissenschaftlichen Strebens, Lehrender und Lernender, sprechen aus diesen Blättern.

Wien. Arthur L. Jellinek.

Justice to the Jew. The Story of What he has done for the World. By Madison C. Peters, Pastor Bloomingdale Church. New York City. New York, Neely. 1899.

Der Verfasser ergeht sich nicht in Lobpreisungen des israelitischen Valkes, sondern ist überall bestrebt, eine rein sachliche Darstellung der Leistungen und eine ruhig besonnene Würdigung der Verdienste desselben zu geben. Dabei richtet er sein Augenmerk ganz besanders auf die Beziehungen der Juden zur neuen Welt und ihren Antheil an der dortigen Kulturentwicklung. Die Traditian, welche die Königin Isabella aan Castilien ihre Juwelen verpfänden läßt, um Calumbus bei der Ausrüstung seiner Schiffe zu unterstützen, verweist Hr. Peters in den Bereich der Fabel, wie es auch Dr. Kayserling und andere Geschichtsforscher bereits gethan haben. Er behauptet, daß zwei Juden, Lauis de Santangel und Gabriel Sanchez, das Geld für die Caraaellen aargeschossen haben. Juden waren der Supercarga, ebenfalls mit Namen Sanchez, der Schiffsarzt, die Zeichner seiner See- und Himmelskarten, sowie die Matrasen Radriga de Triana, der das Land zuerst erblickte, und Lauis de Tarses, der es zuerst betrat. Wenn diese Angaben alle richtig sind, sa beweisen sie, daß die Juden sich für die große Entdeckungsfahrt lebhaft interessirten, und an den Erfolg desselben fest glaubten.

Nach den van der „American Jewish Historical Society" angestellten Forschungen, auf welchen Hr. Peters sich beruft, begannen die Juden fruhzeitig sich in Südamerika und den Antillen anzusiedeln, aber durch spanische und partugiesische Verfalgungen wurden sie veranlaßt, um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts nach den nordamerikanischen Kalanien auszuwandern. Sie ließen sich zumeist in Neu-Amsterdam (wie Neuyork damals hieß) nieder. Den Varsteher und Verwalter der Kalanie, Stuyvesant, nahm sie zwar nicht sehr freundlich auf, aber bald wurden die gegen sie bestehenden Varurtheile überwunden sie gewannen die Achtung ihrer Mitbürger und trugen wesentlich zum Gedeihen der Niederlassung und zur Förderung der Handelsinteressen bei. In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eröffnete dort ein Jude, Hayman Leon, ein Pelzgeschäft und hatte in seinem Dienste einen jungen Deutschen aus Baden, Namens Johann Jacab Astor, der das Pelzwerk lüftete und ausklapfte und für diese Arbeit einen Tageslahn von einem Dollar erhielt. Später trat dieser Arbeiter selbstständig auf, grundete eine Pelzhandelsgesellschaft in dem nach ihm Astoria genannten Ort an der Mundung des Columbiaflusses in Oregon, und hinterließ bei seinem 1848 erfolgten Tade ein Vermögen von 20 Millianen Dallars. Mehr als ein Vierteljahrhundert var der Ankunft van William Penn, nämlich im Jahre 1655, langten jüdische Ansiedler, größtentheils aus Südamerika, auch in Pennsylvanien an, wa sie eine ziemlich bedeutende Ralle spielten. Es war auch ein Jude in Philadelphia, Haym Salomon, der zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges dem sich in argen Geldverlegenheiten befindlichen Staatenbunde durch ein Darlehn van 700000 Dollars aus der Nath half; leider ist diese beträchtliche Summe bis auf den heutigen Tag nicht zurückbezahlt warden. Im Staat Rhade-Island, wa Rager Williams die unbedingte Religiansfreiheit zur Grundlage der Staatsverfassung gemacht hatte, siedelten sich die gegen jede Art Verfalgung und Zurücksetzung sicher gestellten Juden verhältnißmäßig zahlreich an, und ihrem Unternehmungsgeist aerdankte der Seehafen Newpart die ziemlich große kammerzielle Bedeutung, die er damals erlangte.

In seiner Schrift hat Hr. Peters ein bisher wenig erforschtes Gebiet der Kulturgeschichte zum Gegenstand seiner Untersuchungen gemacht und viele interessante Thatsachen ans Licht gebracht, welche zur Widerlegung der geflissentlichen Verleumdungen der antisemitischen Eiferer und Volksaufwiegeler und damit zur Steuer der Wahrheit und Gerechtigkeit dienen werden. Es ist auch erfreulich, daß ein Christ und Geistlicher diese Aufgabe übernammen und in einer so vorzüglichen und ganz vorurtheilsfreien Weise gelöst hat.

E. P. Evans.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 13. Berlin, den 30. Dezember 1899. 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1\frac{1}{2}$–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3\frac{3}{4}$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 31. Dezember abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Nachdem die höchste Instanz entschieden hatte, daß der Friedhof der Märzgefallenen ein „Portal“ nicht erhalten wird, ist Herr Kirschner als Oberbürgermeister von Berlin bestätigt worden und der Kaiser soll zugleich Herrn Kirschner persönlich erklärt haben, daß die ganze Angelegenheit keinen Bodensatz in seiner Empfindung zurückgelassen habe und daß er auch mit einer würdigen Erhaltung des Kirchhofes einverstanden sei. Und um dieses Phantom hat sich die politische Erörterung Jahr und Tag bewegt. Wäre in der Politik nicht auch eine Komödie der Irrungen unter Umständen ernst, so könnte man auch über diese heiter gestimmt sein; über diesen Streit, der Erbitterung gesät hat, und der, nach dem Ausgang zu urtheilen, durch eine vorurtheilsfreie Aussprache von fünf Minuten sich hätte regeln lassen müssen.

In Südafrika herrscht ein Stillstand, wenigstens ein Stillstand in Bezug auf die Neuigkeiten, die der Telegraph mit Erlaubniß der englischen Censur übermitteln darf. Solche Schweigsamkeit ist gleichwohl beredt. Wenn ein Kriegszustand besteht, wie in Südafrika, so ereignet sich natürlich stets mancherlei, und da dieses mancherlei von den rührigen englischen Journalisten nicht gemeldet werden darf, so ist es ganz gewiß nicht günstig für die Engländer. Es werden kaum schwere Schicksalsschläge sich ereignet haben, aber voraussichtlich greift der Abfall in der Kapkolonie um sich, und das ist schließlich ein Faktor von entscheidendem Gewicht. Mit dem Abfall der Afrikander wird ein Friedensschluß immer schwieriger, weil diese Elemente nur zu den Waffen greifen, um nicht unter die englische Herrschaft zurückzukehren, und mit dem Abfall der Afrikander wird auch ein englischer Sieg immer unwahrscheinlicher, weil das Vereinigte Königreich nicht über geeignete Truppen verfügt, um gleichzeitig den Feind in der Front überwältigen und die revoltirende Bevölkerung niederhalten zu können. Es scheint, daß diese pessimistischen Betrachtungen jetzt auch bereits in England angestellt werden, aber zu spät, um dem Unglück vorzubeugen. Kriegsbegeisterung wird freilich noch in den englischen Zeitungen affichirt, und ein Theil der Bevölkerung ist auch sicher bereit, persönlich alle Konsequenzen des lauten Patriotismus zu ziehen. Allein auch der beste Wille und großer persönlicher Muth macht einen braven Bürger noch nicht zu einem guten und brauchbaren Soldaten, besonders nicht für diesen Krieg, in dem der Gegner, wenn er auch keinen schreckhaften Säbel an der Seite trägt, der beste Schütze und der ausgezeichnetste Tirailleur der Welt zugleich ist. An dieser harten Thatsache wird sich voraussichtlich die kriegerische Begeisterung des friedlichen, sportliebenden, aber für den Krieg unausgebildeten englischen

Bürgers brechen müssen. Der Krieg ist etwas ganz anderes als Sport.

Lujo Brentano hat dieser Tage in der Münchener „Volkswirthschaftlichen Gesellschaft“ einen Vortrag gehalten, in dem die Frage der Verstärkung unserer Kriegsflatte unter dem Gesichtspunkte unseres politischen Verhältnisses zu England einer sehr einsichtigen Behandlung unterworfen wurde. Unter den hervorragendsten deutschen Volkswirthen steht keiner dem wirthschaftspolitischen Ideenkreise des Liberalismus so nahe, wie Brentano. Seine Ausführungen verdienen deshalb auch gerade in liberalen Kreisen besondere Beachtung. Wir wollen hier nur auf zwei Punkte seines Vortrags die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken.

„Ich hoffe dringend — so führt Brentano aus — daß jene Pessimisten Unrecht behalten, die einen Krieg zwischen Deutschland und England voraussehen. Denn ein solcher Krieg würde die ganze Kulturentwicklung um Jahrhunderte zurückwerfen und auf die Dauer nur Rußland oder Amerika nützen. Aber das beste Mittel, um einem solchen Kriege vorzubeugen ist, dem Gegner zu zeigen, daß wir ihn bestehen können. Denn der Krieg Englands gegen Transvaal hat gezeigt, in welchem Maße der Geist der Gewaltthätigkeit, dessen heftigster Gegner Cobden gewesen, über den Geist der Gerechtigkeit, der Englands innere Politik im 19. Jahrhundert zur Größe gebracht hat, triumphirt.“

Betreffs des Kostenpunkts meint Brentano:

„Der einzig gangbare Weg ist der der Anleihe. Die Mittel hierfür müßten von der Industrie aufgebracht werden. Soll aber unsere Industrie im Stande sein, zu der Last, die sie heute schon trägt, noch die Lasten eines Anwachsens unseres Marinebudgets um 100 Millionen jährlich auf sich zu nehmen, so muß sie vor allem auf dem Weltmarkt konkurrenzfähig bleiben. Dazu ist aber für sie unentbehrlich, daß der erste Posten unter den Produktionskosten unserer Industrie, der Preis der Nahrungsmittel der industriellen Arbeiterbevölkerung, in Deutschland derselbe sei, wie bei seinen Konkurrenten. Mögen insbesondere diejenigen unter den Liberalen, die der Flottenverstärkung heute noch ablehnend gegenüberstehen, dies wohl überlegen. Wer die Flottenverstärkung bewilligt, erhält naturgemäß auch Einfluß auf die Art und Weise, wie ihre Kosten gedeckt werden. Die Liberalen können nur, indem sie sich nicht gegen die Nothwendigkeit der Flottenverstärkung verschließen, verhindern, daß die Kostendeckung die vitalsten Interessen der heutigen deutschen Volkswirthschaft verletzt.“

In Konstantinopel ist der Vertrag zwischen Herrn van Siemens und der türkischen Regierung über die Tigrisbahn unterzeichnet. Es ist damit ein Fundament gelegt für eine neue großartige Entfaltung deutscher wirthschaftlicher Tüchtigkeit. Es beginnt die Erschließung Vorderasiens bis zum persischen Meerbusen d. h. eines alten Kulturlandes, das sicherlich mit den modernen technischen Hilfsmitteln zu einer neuen Blüthe zu bringen ist, wie das auch Rußland mit den tief gesunkenen Gebieten in Innerasien langsam gelingt. Auf solche friedliche Erfolge darf Deutschland mit Recht stolz sein.

* * *

Politischer Rückblick.

Ein Jahresschluß und ein Jahrhundertschluß! Das ist zunächst nichts als ein augenfälliger Einschnitt in eine gleichmäßig sich fortsetzende Zahlenreihe, die auch nur historisch betrachtet dem Auge des einzelnen Individuums fast endlos erscheint — endlos in die Vergangenheit sich verlierend — und die einer unabsehbaren zukünftigen Entwicklung entgegenführt. 1900 — diese vier Ziffern sind ein arithmetischer Ruhepunkt — ob ein tieferer Einschnitt in die Geschichte der Menschheit oder auch nur eines Volkes? Wer weiß es.

Voraussichtlich ist das sogar nicht der Fall; es spricht Vieles dafür, daß man die Grenzlinie dermaleinst durch eine andere Jahreszahl legen wird, wie auch der Zufall den großen Wendepunkt zwischen dem achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert nicht symmetrisch gerade an zwei Nullen geknüpft hat. Es ist innere Nothwendigkeit, daß — um ein Paar bekannte Historiker zu nennen — Schlosser seine Geschichte des achzehnten Jahrhunderts bis 1815 fortführt, und Gervinus, Bulle und Stern die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, die Geschichte der neuesten Zeit und die neueste Geschichte Europas mit dem Jahre 1815 beginnen. Treitschke freilich setzt seiner deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert eine Einleitung vor, die mit dem westfälischen Frieden beginnt.

Ich glaube, wir selbst sind schon in Mitten einer neuen Epoche, die mit ihrem Einsetzen sich nicht um die Sylvesterglocken des Jahrhundertschlusses gekümmert hat. Aber gleichviel; es ist oft nicht die in Metern ausgedrückte höchste Spitze eines Berges, die die beste Umschau gewährt, und doch erstrebt der mathematische Sinn, die logische Veranlagung des Menschen gerade diesen Punkt, um dort zu ruhen, und um von dort aus Umschau zu halten.

Wollte man in lapidaren Ueberschriften sprechen, so könnte man wohl sagen, das achtzehnte Jahrhundert brachte die intellektuelle Befreiung dem modernen Menschen, das neunzehnte ihm seine wirthschaftliche Befreiung; oder man sollte von beiden Jahrhunderten besser sagen: nach nicht die Befreiung selbst in vollem Umfang, wohl aber die entscheidenden Voraussetzungen dieser Befreiung. Und so gehören denn beide Epochen auf das Innigste zusammen; dieselbe Aufgabe wurde nur von verschiedenen Seiten in Angriff genommen, und damit erst trat die nathwendige Ergänzung ein, die den schließlichen Sieg verbürgt, der auch heute noch nicht errungen ist.

Erst mit der fortschreitenden intellektuellen und erst mit der fortschreitenden wirthschaftlichen Befreiung konnten die Massen, die Tausende und schließlich die Millionen zum Bewußtsein ihrer selbst kommen; und dieses Bewußtsein ihrer selbst gab ihnen das moderne Nationalitätsgefühl und schuf im neunzehnten Jahrhundert die nationalen Fragen, die die letzte Vergangenheit so tief erschüttert haben, und die am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts die Karte von Europa gestalteten; und endlich die ein großes, geheimnißvolles, beängstigendes Fragezeichen zurückließen: — in Oesterreich-Ungarn. Während alle Großmächte und auch eine größere Anzahl der kleineren Staaten bleibend oder doch vorübergehend aus der Entwicklung des Natianalitätsgefühls eine gewaltige oder eine geringere Kräftigung erfuhren, droht gerade dieses Problem das österreichische Staatsgefüge zu sprengen, dieses Gebilde, das die Verkörperung vergangener Zeiten trotz modernen parlamentarischen Aufputzes darstellt: eine Staatseinheit nicht verbürgt durch Interessengemeinschaft und durch die gemeinschaftliche Empfindung der Bevölkerung, sondern nur durch die Person des Herrschers. In Oesterreich wäre es heut erst recht nüchterne Wahrheit, wenn Kaiser Franz Josef sagte: L'état c'est moi.

Konnte das moderne Nationalgefühl nur entstehen mit dem Wachsthum intellektueller und materieller Selbstständigkeit der Massen, so erzeugte diese sich steigernde ökonomische und geistige Selbständigkeit der Millionen zugleich eine neue Bewegung — die soziale. Die eine wuchs unmittelbar aus der anderen hervor.

In den nationalen Fragen war das Bürgerthum, das sozial emporgestiegen war, und das die geistigen Strömungen der Zeit beherrschte, der Führer gewesen; aber dieses Bürgerthum bedurfte der realen Kraft, welche die schwieligen Fäuste des vierten Standes darstellten, um langsam gegen Feudalismus und Absolutismus aufzukommen. Als das Bürgerthum seine ersten großen Siege errungen hatte, bei denen der vierte Stand ganz wesentlich mitgewirkt hatte, war dieser gerade weit genug entwickelt, um in Selbstbetrachtung die eigene damals noch recht elende Lage sich langsam zum Bewußtsein zu bringen. Und diese Selbstbetrachtung führte unmittelbar dazu, sich nicht nur im Gegensatz zum Absolutismus und Feudalismus, sondern auch sich im Gegensatz zum bereits behäbig genießenden, auf ganz anderer sozialer Stufe stehenden Bürgerthum zu organisiren und zu stellen,

und so wurden die Kräfte des vierten Standes auf Bahnen geführt, die, eine Utopie als Ziel, in Abgründe zu führen drohten.

Als diese Entwicklung um die Mitte dieses Jahrhunderts eingetreten war, schloß sich die Aera der Revolutionen alten Stils. Die tief eingreifenden populären Umwälzungen mit rein politischen Zielen kamen im Wesentlichen zum Stillstand, und die plötzlichen Erschütterungen, die von der Straße ausgegangen waren, und die von der Barrikade herab verkündet wurden, setzten sich nunmehr in eine langsam fortschreitende, und unaufhaltbar werdende ökonomische Revolution um, die mit jedem Dampfschiff, das vom Stapel gelassen, die mit jeder Eisenbahn, die eröffnet wurde, mit jeder Telegraphenlinie, die den Verkehr vermittelte, mit jeder Fabrik, mit den Dampfmaschinen, mit dem Telephon, mit der Elektrizität die alte Welt tiefer erschütterte und eine neue Welt zur Entstehung brachte.

Es gibt, so weit das menschliche Denken zurückreicht, keine gewaltigere Revolution, wenn Revolution, die fundamentale Neugestaltung des Bestehenden bedeutet, und keine Revolution, die in so kurzer Zeit die gesammte Erdoberfläche neuen Gesetzen dienstbar gemacht hat. Alle rein politischen Ereignisse unserer Zeit, so groß sie waren, sinken dieser Entwicklung gegenüber nur zu Begleiterscheinungen herab, und diese Entwicklung gibt unserer Zeit ihren ganz einzigen Charakter und ihre ganz unerreichte Größe.

Unter solchen Eindrücken war es nicht wunderbar, daß sich dem Heroenkultus früherer Geschichtsschreibung die sogenannte materialistische Geschichtsauffassung gerade in unserer Zeit entgegenstellte, die das Individuum, und sei es noch so gewaltig, zur Bedeutungslosigkeit herabdrücken wollte, und der Umwandlung der anonymen Massen allein das entscheidende Gericht zuschob. Und doch beruht diese Betrachtung, so einleuchtend sie gerade zunächst den jetzigen Generationen erscheinen mochte, auf einer optischen Täuschung. Es ist wahr, der Feldherr, der von einem weithin sichtbaren Hügel aus und unter dramatischem Donner der Geschütze, im Pulverdampf eine entscheidende Schlacht leitet, und der Staatsmann, der in einer monumentalen Szene den Frieden seinen Feinden diktirt, sind nicht mehr die einzigen, die der Zeit ihre großen Impulse geben; aber die Massen haben keine Maschinen erfunden und keine umgestaltenden wirthschaftlichen Projekte durchgedacht; wieder sind das Einzelne; aber freilich stille bürgerliche Arbeiter, ohne die große, über die Welt hin ins Auge fallende heroische Pose, Arbeiter, die schnell hinter ihrem Werk verschwinden, und dann erscheint dieses scheinbar anonyme Werk, an dem die Massen nach dem Ingenium Eines oder Weniger mitarbeiteten, und das die Massen wiederum umgestaltet, gleichsam auch als die Schöpfung dieser anonymen Vielen.

Aber auch in unserer Zeit ist das Individuum nicht entthront, und das demokratische Zeitalter besteht nicht darin, daß sich an die Stelle des Einzelnen die große Anzahl gesetzt hat; auch heute ist die geniale künstlerische, wie wissenschaftliche, wie wirthschaftliche, wie militärische, wie politische That, — jede That voll Ursprünglichkeit, voll Originalität, und sie bringen allein die Welt vorwärts — schließlich nur das Produkt des Wollens und Könnens des Einzelnen. Was die Massen wollen und können, kann nur mittelmäßig sein, weil es dem Mittelmaß Aller zu entsprechen hat. Demokratisch ist unsere Zeit daher aus einem anderen Grunde.

Nicht die Masse hat das Individuum verdrängt, sondern das überragende Individuum muß, will es wirken, eine Wirkung so bemessen, daß sie die Massen beeinflußt, daß sie Massen in Bewegung setzt, daß sie Massen neuen Zielen entgegenführt. Dem Individuum sind damit neue gewaltige Aufgaben gestellt; alte Fesseln persönlicher Einengung und Unfreiheit sind zerbrochen, und die neuen Fesseln der Demokratie sind ihm auferlegt; und neue Verführungen locken es und seine Gefolgschaft auf Wege, die Verderben bringen können. Vielleicht ist keine Aufgabe des kommenden Jahrhunderts größer als die, gegen diese neuen Gefahren, die gerade auch im abgelaufenen Jahr sich mit aller Deutlichkeit gezeigt haben, die Mittel der Abwehr zu finden.

Jene demokratische Fähigkeit auf die Massen zu wirken, die Bedürfnisse der Massen zu erkennen und die Massen zu leiten, hat das Bürgerthum erst ganz allmählich gelernt.

Die scheinbare, wirthschaftliche Hoffnungslosigkeit war die eine Ursache, die die Arbeiterbevölkerung in das Extrem drängte; die andere Ursache aber war gerade das mangelnde Verständniß der Bürgerlichen Parteien, einen berechtigten Einfluß der Arbeiterbevölkerung einzuräumen, der der Intelligenz und der sozialen Stellung der einen und den Interessen beider, die auf einander angewiesen sind, entsprach.

In England, wo die wirthschaftliche Entwicklung am schnellsten sich vollzogen hatte und auch den Arbeitern zu Gute kam, und wo der Begriff der Gleichberechtigung und der persönlichen Freiheit seit zwei Jahrhunderten schon so tiefe Wurzeln gefaßt hatte, vollzog sich die Wiederannäherung der beiden Träger moderner Entwicklung am frühesten und schnellsten; in allen anderen europäischen Ländern nur langsamer; aber auch sonst sind die Fortschritte bei den verschiedensten Nationen ganz unverkennbar, und wenn die größere geistige Selbständigkeit und der ungeheure wirthschaftliche Aufschwung die Vorbedingungen der neuen Zeit sind, so werden diese Vorbedingungen politische Früchte nur dann und in dem Umfange zeitigen, wenn und soweit es gelingt, dem Kampf des Bürgerthums und der Arbeiterbevölkerung gegen einander Einhalt zu thun, und sie gemeinsam für den Fortschritt und gegen den Rückschritt wirken zu lassen.

In Frankreich ist auf diese Weise die Republik aus dem Dreyfushandel errettet worden; in Belgien wurde auf die gleiche Weise der fortschreitende Klerikalismus in die Vertheidigung zurückgeworfen. In Oesterreich sucht das Deutschthum, das allein noch in gewissen Umfange an dem alten Staatsgedanken hängt, sich zugleich auf die Arbeitermasse zu stützen, und von sozialdemokratischem Parteitag zu sozialdemokratischem Parteitag bahnt sich auch in Deutschland dieser Umschwung langsam, aber doch mit steigender Deutlichkeit an. Gegen die revolutionären Mächte des reaktionären Umsturzes, die das Alte wieder aufrichten wollen, sind Bürgerthum und Arbeiter zu konservativen Mächten geworden, die das gewordene Moderne zu erhalten sich bemühen, und wenn die wirthschaftliche Entwicklung, die auch den weniger Bemittelten ganz wesentlich zu Gute kam, die schroffen Gegensätze milderte, so näherte das gemeinsame Interesse, an dem Errungenen festzuhalten, die feindlich auseinandergesprengten Kämpfer, die beide in der modernen Zeit wurzeln und in ihr nur wurzeln konnten.

Die ältere Aeußerung des Grafen Caprivi, der in diesem Jahr die Augen geschlossen hat, daß er jeden Gesetzentwurf darauf hin ansehe, wie er auf die Sozialdemokratie wirke, war in gewissem Sinne berechtigt. In der That, nichts ist für die moderne Entwicklung bedeutungsvoller, als die Prüfung der Frage, ob eine politische Maßnahme den Riß zwischen Liberalismus und Sozialdemokratie bleibend erweitert oder nicht zu erweitern geeignet ist.

Und wie groß auch der Unterschied in der theoretischen Betrachtung der politischen Zukunft bei Liberalismus und Sozialdemokratie sei, immer häufiger finden sich beide bei der Vertheidigung des errungenen Bodens zusammen. In dieser gemeinsamen Vertheidigung liegt aber auch Seitens der Sozialdemokratie ein Anerkenntniß von hohem Werthe.

Was die Welt heute an wirthschaftlicher, politischer, geistiger Freiheit besitzt, ist ein Werk des Liberalismus seit einem Jahrhundert. Nicht jede einzelne Schöpfung des Liberalismus ist erklärlicher Weise tadellos; er hat natürlich Fehler und Unterlassungssünden im Einzelnen in Hülle und Fülle begangen. Aber dieses neunzehnte Jahrhundert mit seinem ungeheuren Aufschwung ist doch nur denkbar, weil es in den Liberalen, die mit Bewußtsein oder instinktiv auf den richtigen

Pfaden vorwärts schritten, die geeigneten Pioniere gefunden hatte, um das Feld für solche Entfaltung menschlicher Kultur auf allen Gebieten frei zu machen. Trotz aller Rückschläge und trotz aller Abbiegungen ist das neunzehnte Jahrhundert, — diese Zeit einer Umwälzung auf der gesammten Erde, wie sie nie vorher in so wenige Jahre zusammengedrängt worden ist, — ein Jahrhundert des Bürgerthums und der liberalen Weltanschauung.

Vielleicht in keinem Ländergebiete hat sich der Umschwung in diesen hundert Jahren, man möchte sagen, so paradigmatisch vollzogen wie in Deutschland. Mit der geistigen Befreiung hob es an, und wie weit zurückgedrängt sind in der That im Volksbewußtsein die Namen von Stein und Hardenberg neben denen von Schiller und Goethe Neben Schiller und Goethe lebt nur noch wahrhaft im Volke der Marschall Vorwärts, diese feurig dramatische Gestalt, die die politische Wiedergeburt des Staates verkörpert. Und am Schlusse des Jahrhunderts kein Dichter und kein Denker, sondern die Riesengestalt des großen politischen Realisten Bismarck und vielleicht neben ihm zu nennen, — nicht an innerer und bleibender Bedeutung vergleichbar, aber als ephemerer großer Machtfaktor Karl Marx, dieser doktrinäre Phantast, der seine Phantastik mit einer scheinbar unerbittlichen — sogar mathematischen Realistik — modernisirt hatte.

Im Anfang des Jahrhunderts konnte man wohl glauben, jeder unbequemen Bewegung Herr zu werden, indem man die Hand auf den Mund einer kleinen Anzahl unruhiger intelligenter Männer legte. Nichts daher so charakteristisch als der Lieblingsausdruck des „väterlichen“ Friedrich Wilhelm III.: man müsse „calmiren“. Und keine Szene so lehrreich, wie jene bekannte, die der „gute“ Kaiser Franz von Oesterreich vor den Laibacher Professoren aufführte:

„Es sind jetzt neue Ideen im Schwunge, Ideen, die ich nie billigen kann, nie billigen werde. Halten Sie sich an das Alte, denn dieses ist gut und unsere Vorfahren haben sich dabei gut befunden: warum sollten wir es nicht? Ich brauche keine Gelehrten, sondern brave Bürger. Die Jugend zu solchen zu bilden, liegt Ihnen ob. Wer mir dient, muß lehren, was ich befehle. Wer das nicht kann oder mir mit neuen Ideen kommt, der kann gehen, oder ich werde ihn entfernen.“

Das ist unverfälschter Geist der vormärzlichen Zeit, und dieser markante Ausspruch, der uns wie aus einer anderen Welt anmuthet, wurde vor kurzen achtzig Jahren gethan.

Bei uns in Preußen war neben dem schwerfälligen, altfränkischen Monarchen der thatkräftige zielbewußte Träger solcher Anschauungen das Junkerthum, und es ist erstaunlich, wie wenig sich im innersten Kern gerade diese Opposition gegen den Fortschritt geändert hat. Die Junker sind dieselben geblieben, diese „Bewohner der sandigen Steppe“, „pfiffige, herzlose, hölzerne, halbgebildete Menschen, die eigentlich nur zu Korporals und Kalkulatoren gemacht seien, dünkelvolle Halbwisser, die nach Vortheilen strebten und Opfer nicht tragen wollten“ — und der diese Worte schrieb, fügte hinzu: „Ein Unglück, daß Berlin in der Kurmark liegt“; so der Freiherr von Stein vor 90 Jahren. Auch damals behaupteten die junkerlichen Vertreter, es sei „der feudale Ackerbau das Palladium der Nationalexistenz“, und als Gegenstück hierzu jener unsterbliche Ausspruch über die Hardenberg'schen Reformen, daß der Minister beabsichtige, das ehrliche brandenburgische Preußen zu einem neumodischen Judenstaat umzuwandeln“. Das Eine paßt heute noch auf die Junker, und das Andere könnte heute noch in der Kreuzzeitung stehen in einer Polemik gegen den todten Grafen Caprivi oder gegen den lebenden Fürsten Hohenlohe.

Diese Macht des Junkerthums, die auch heute politisch aufrecht steht, läßt sich nur verstehen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß beim Tode des großen Kurfürsten sein Staat ganz überwiegend ein ostelbischer gewesen ist, und hundert Jahre später beim Tode des großen Friedrich war das noch genau so. In diesen ostelbischen Ländern gab es aber damals im Wesentlichen nur ein Menschenmaterial für die Ausgaben des Staatsdienstes und der Heeresführung: die Junker; erst seit dem Beginn dieses Jahrhunderts kam ein neues Element hinzu, die auf Universitäten gebildete, vom Gesichtspunkt des Staatsinteresses aus sachlich urtheilende städtische Bureaukratie, aber sie doch überwiegend nur als Handlanger dienend, manchmal auch aus diesen Stellungen heraus den Staat sehr stark und wohlthätig beeinflussend, so vor Allem beim Ausbau des Zollvereins, jedoch immer überwacht und immer wieder zurückgedrängt vom Junkerthum mit seiner Kastenpolitik, das sich nach kurzen Unterbrechungen stets wieder der Person der Herrscher zu bemächtigen verstanden hat. Auf solcher zweihundertjährigen Tradition in seinen Stellungen fußend, hat das Junkerthum stets noch den Angriff des modernen Bürgerthums abzuschwächen und zu brechen vermocht, jenes modernen Bürgerthums, das nicht älter als hundert Jahre ist, das einen erheblichen und steigenden Zuwachs erst durch die Angliederung westelbischer Gebiete in diesem Jahrhundert erhielt, und das sozial stark noch nicht seit vierzig Jahren geworden ist. Das sind die Ursachen für die politische Stärke des Junkerthums selbst heutigen Tages.

Und dieser Zustand ist einschneidend in diesem Jahrhundert nur unterbrochen worden durch die Bewegung von 1848, die, so trübe sie verlief, doch den Parlamentarismus brachte und alsdann durch die gewaltige Thatsache der Einigung Deutschlands. Weder war das Junkerthum Träger der unentbehrlichen modernen Idee des Parlamentarismus, noch war es Träger der Idee der deutschen Einheit. Und wenn die Einigung Deutschlands national betrachtet auch sicher keine Episode ist, so blieb die damals einsetzende Entwicklung eine Episode doch nach der Richtung der modernen Ausgestaltung des Staates, wohl zu vergleichen den Schicksalen nach 1848. Man kann sagen, Fürst Bismarck machte auch die innere Politik seit 1866 den Erfordernissen der auswärtigen Politik dienstbar, und als der Liberalismus ihm für die internationale Konsolidirung Deutschlands nicht mehr nothwendig erschien, etablirte er politisch nach Möglichkeit wieder den Junkerstaat, freilich nicht nach dem Diktat der „Kreuzzeitung“, sondern nach seinem eigenen mächtigen Junkerwillen.

Politisch blieben die Junker, was sie waren, bis heute, und so auch im Parlamente, diesem Kristallisationspunkt moderner Politik. Aber die politische Macht in Verwaltung und Heer, und auch parlamentarische Macht bedeuten allein nicht mehr das, was sie einst bedeutet haben.

Um wieder an die zwei großen, zurückliegenden Einschnitte preußischer Entwicklung anzuknüpfen, so hinterließ der Große Kurfürst einen Staat mit 1 350 000 Einwohnern — eine moderne Großstadtbevölkerung —, und Friedrich der Große ein Land mit nicht ganz 6 Millionen Einwohnern — etwa der Bevölkerung der heutigen stark besiedelten Provinz des Rheinlandes entsprechend. Eine machtvolle Persönlichkeit und eine starke Verwaltung können durch ihre Maßregeln $1\frac{1}{2}$ und selbst 6 Millionen Menschen wohl in ihrer Entwicklung tief beeinflussen. Aber ein moderner Staat von 54 Millionen Menschen ist ein solcher Riese, daß Verwaltung und Gesetzgebung im Allgemeinen immer nur einen Bruchtheil bürgerlicher Interessen mit ihren Eingriffen treffen können; und daher kommt es, daß selbst die schlechteste Gesetzgebung schließlich doch lange scheinbar spurlos an diesem gigantischen Leib vorübergeht; und es gibt nur ganz wenige Maßnahmen, die so starkes Gift sind, daß sie selbst die Konstitution eines modernen Großstaates unmittelbar tief oder selbst tödtlich beeinflussen; das ist der Krieg, der die Existenz eines ganzen Volkes und seine internationale Stellung in Frage stellt; das ist die internationale Handelspolitik, die die gesammten wirthschaftlichen Existenzbedingungen eines im Weltverkehr stehenden Staates bedingt, und schließlich die Währungsfrage, die so oder so gelöst, jede wirthschaftliche Beziehung von Mensch zu Mensch, die größte und die kleinste, gleichmäßig beeinflußt. Das scheinen mir die wenigen Punkte, wo auch moderne Großstaaten noch unmittelbar sterblich sind; im Uebrigen kann Verwaltung und

Gesetzgebung nur noch durch lange Häufung kleiner Fehler zu schlimmen Ergebnissen im Großen kommen, und so kann man beobachten, wie selbst jahrzehntelanges Mißregiment und verhältnißmäßig starke politische Fehler sich heute leichter als jemals früher ertragen lassen.

Gerade auf diesem Umstand beruht auch der Rückgang des Einflusses der Parlamente in allen Staaten. Es liegt nicht allein daran, daß die großen Persönlichkeiten seltener und seltener geworden sind; sie sind vor Allem auch darum seltener geworden, weil die Bevölkerungen — bewußt oder unbewußt — die gesetzgeberische, produktive Bedeutung der Parlamente immer niedriger einzuschätzen beginnen. Die Entwicklung der modernen Welt schreitet fort trotz Verwaltung und Gesetzgebung — das wird den Massen immer deutlicher — und selten nur dank der Verwaltung und der Gesetzgebung.

Freilich in dem erstaunlichen Umfange wie es bei uns in Deutschland geschehen ist, brauchte das allgemeine Gesetz wirklich nicht in die Erscheinung zu treten. Man erschrickt, wenn man auf den politischen und gesetzgeberischen Kleinkram zurückblickt, der bei uns, wie seit längerer Zeit, so auch das letzte Jahr ausfüllte. Der politische Kampf um ein Paar jüdische Lehrerinnen, um ein Kirchhofsportal, um einen Privatdozenten, um die sachlich fast bedeutungslose Aufhebung des Verbotes der Verbindung politischer Vereine, dazu einige technische Gesetze und als charakteristische Gipfelpunkte der politischen Bewegung die glücklich überwundene „Zuchthausvorlage", die in die reaktionäre Richtung geführt hatte, und die Kanalvorlage, die weiter in den modernen Staat hineinführen würde. Und endlich die Festlegung der Reichsbank auf verständig geänderten Grundlagen, diese letzte politische Genugthuung für unsern verstorbenen Freund Ludwig Bamberger, und der späte Abschluß aller Hilfsgesetze für die Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuchs zum Beginn des neuen Jahrhunderts.

Wie wenig, wie klein, wie der zusammenfassenden Gesichtspunkte ermangelnd und wie direktionslos ist in seiner Gesammtheit das, was das letzte Jahr an gesetzgeberischem Versuchen und Vollbringen brachte, und so geht es seit Jahren und die reifen Früchte sind überdies aus altem Samen wie das Bürgerliche Gesetzbuch und die Gesetzgebung über die Reichsbank.

Und wenn diesen Zustand Deutschland murrend, aber doch ohne thatkräftigen Zorn erträgt, so liegt dies daran, daß gleichzeitig ein Blühen und ein Wachsthum herrscht, das kein Parlament und keine Verwaltung zu erzeugen vermöchte: für das sie das Beste thun, wenn sie nicht hindernd in den Weg treten; das das Ergebniß der individuellen Tüchtigkeit einer Bevölkerung ist, die ihre Kraft zu brauchen gelernt hat, seit ihr mit der Gründung des Deutschen Reichs und der liberalen Gesetzgebung von 1866 bis 1876 die Ellenbogen frei geworden sind: die vollsaftigen Früchte der trostlosen und doch nicht ganz ergebnißlosen Anstrengungen von 1848 und des Vollbringens von 1866 und 1870.

Einige wenige Zahlen zeigen schon die ganze gewaltige Größe der durchmessenen Entwicklung.

Nach fast fünfzehnjährigen Anstrengungen die ersten kleinen Eisenbahnversuche in Preußen nach dem englischen fortgeschrittenen Vorbild im Jahre 1838. Im Jahre 1840 gibt es 469 Kilometer Eisenbahnen in Deutschland und 1889 steht Deutschland mit 41 793 Kilometern bereits an der Spitze aller europäischen Staaten, dazu ein Güterverkehr von 146 583 761 Tonnen; die Förderung der Steinkohle, dieser Nährmutter alles Fabrikbetriebes, ist von 1888 bis 1897 im Werthe von 341 063 000 auf 648 939 000 Mark und die Summe des Werthes aller Bergwerkserzeugnisse ist gleichzeitig von 494 707 000 auf 859 290 000 Mark gestiegen und so fort durch alle Produktionszweige hindurch, die Landwirthschaft schwächer theilnehmend, aber keineswegs ausgeschlossen. Und dem entsprechend hat sich die Einkommensteuer seit 1896 nur in Preußen um nahezu 20 Millionen Mark gesteigert, und die Vermögensteuer soll bei der nächsten Veranlagung auf ein um fünf Milliarden Mark höheres Vermögen basirt werden. An diesem materiellen Wachsthum nimmt die gesammte Nation Theil, auch die kleinen Vermögen, die vor allem in der Sparkasse ruhen, deren Einlagen in Preußen allein von 1884 mit 2115 Millionen Mark auf 4968 Millionen Mark im Jahre 1897 gewachsen sind.

Das Ergebniß ist, daß Deutschland, welches im Jahr 1816 24 833 000 Einwohner hatte, im Jahre 1895 52 280 000 Einwohner zu nähren, zu kleiden, zu behausen, und auf eine höhere Stufe sozialen Wohlbefindens zu heben vermocht hat. Deutschland ist heute neben England und den Vereinigten Staaten die gewaltigste Welthandelsmacht, alle anderen Staaten und Völker weit hinter sich lassend.

Aus dem Agrikulturstaat Deutschland wurde ein Industriestaat trotz dem agrarischen Junkerthum, und diese Thatsache ist nicht mehr aus der Welt zu schaffen; freilich nicht der Stärke der liberalen politischen Parteien wegen, sondern weil auf dieser Thatsache die Größe Deutschlands beruht. Nur der Industriestaat kann die Lasten tragen, die die moderne Weltstellung Deutschlands verlangt. Und der Kampf gegen die moderne wirthschaftliche Entwicklung ist somit recht eigentlich auch ein Kampf gegen die politische Größe Deutschlands.

Bedeutungsvoller daher, wie es an sich scheinen mag, ist die Zeit der Caprivi'schen Reichskanzlerschaft. Vielleicht wird man von ihm an für Deutschland das Einbiegen in eine neue Zeit datiren, weil er die neuen Handelsverträge schloß und durch die Aufhebung des Sozialistengesetzes die erste Voraussetzung für einen Zusammenschluß jener Kräfte schuf, die das moderne Deutschland gemeinsam vertheidigen müssen; dieses geeinte Deutschland, das durch Bismarck in den Mittelpunkt der europäischen Politik gerückt wurde, und das durch die wirthschaftliche Tüchtigkeit seiner Bevölkerung unlösbar in die internationale Weltpolitik verflochten ist.

Von dieser unserer Stellung in der internationalen Weltpolitik in einem zweiten Artikel.

P. Nathan.

Die Vollendung der deutschen Rechtseinheit.

Der Tag, an dem das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich in Kraft treten wird, steht jetzt unmittelbar bevor. Nur eine kurze Spanne Zeit trennt uns noch von dem Tage, da ein einheitliches Recht von den Alpen bis zur Ostsee, von Metz bis Königsberg gelten wird. Dieser Moment hat eine weltgeschichtliche Bedeutung. Niemals zuvor umfaßte alle diejenigen Stämme, welche jetzt im Deutschen Reich geeinigt sind, ein gemeinsames bürgerliches Recht. In den ältesten wie in den jüngsten Tagen hatte so ziemlich jeder Stamm sein eigenes Privatrecht. Die Gesetzgebung des alten Reichs befaßte sich nicht mit der Regelung des bürgerlichen Rechts. Sie ließ auf diesem Gebiet den einzelnen Territorien völlig freie Hand. Dann kam die Zeit der Rezeption des römischen Rechts, die vielgerühmte und nicht weniger gescholtene. Die Rezeption war damals nothwendig, denn das deutsche Recht konnte der Entwicklung der wirthschaftlichen Verhältnisse nicht folgen. So trefflich das deutsche Recht auch das Immobilienrecht ausgebildet hatte, auf dem Gebiet der Forderungsrechte war es völlig unentwickelt. Und so errang das römische Recht, welches gerade diese Seite des Rechts hervorragend ausgearbeitet hatte, dank dem wirthschaftlichen Aufschwung und den sich immer fühlbarer machenden Bedürfnissen des Verkehrs mit Leichtigkeit den Sieg. Aber wenn auch das römische Recht im ganzen Reich zur Geltung gelangt ist, die Rechtseinheit hat es ihm nicht gebracht. Denn es galt stets nur als subsidiäres Recht und wurde durch zahlreiche Bestimmungen der Landrechte und Stadtrechte durchbrochen.

Auf die Zeit der Rezeption des römischen Rechts folgte die Periode der Kodifikationen, der Herstellung des Allgemeinen Landrechts für die preußischen Staaten, des Code civil, des Oesterreichischen Bürgerlichen Gesetzbuchs. So sehr diese Kodifikationen dem vorhandenen Bedürfnisse entsprachen, so hinderlich erwiesen sie sich dem Zustandekommen eines gemeinsamen bürgerlichen Rechts für ganz Deutschland. Aber an Bestrebungen hierfür fehlte es nicht. Bekannt ist die Polemik zwischen Thibaut, der die Nothwendigkeit eines allgemeinen deutschen bürgerlichen Rechts verfocht und Savigny, der unserer Zeit den Beruf für Gesetzgebung überhaupt absprach. Die Ohnmacht des deutschen Bundes ließ allerdings die Herstellung eines solchen Werks ebenso wenig aussichtsvoll erscheinen, wie sie geeignet war, die Sehnsucht nach der deutschen Einheit zu befriedigen. Aber untrennbar mit dem Streben nach der Reichseinheit war das Streben nach der Rechtseinheit verbunden. Das trat im Jahre 1848 deutlich hervor. Die deutsche Reichsverfassung vom 28. März 1849 bestimmte im § 64, daß es der Reichsgewalt obliege, durch die Erlassung allgemeiner Gesetzbücher über bürgerliches Recht, Handels- und Wechselrecht, Strafrecht und gerichtliches Verfahren die Rechtseinheit im deutschen Volke zu begründen. Es ist bekannt, daß in Folge dessen die Wechselordnung von 1849 und das deutsche Handelsgesetzbuch von 1861 zu Stande gekommen sind. Auch verhielt sich der Bundestag gegenüber der Herstellung der Einheit auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechts nicht ganz ablehnend, vielmehr beschloß er 1862 die Ausarbeitung eines deutschen Obligationenrechts. Das hinderte Sachsen nicht, noch im Jahre 1863 ein eigenes bürgerliches Gesetzbuch fertigzustellen und Bayern und Hessen-Darmstadt, Entwürfe für eigene Gesetzbücher anzufertigen. Alle diese Bemühungen wurden durch die Neugestaltung der deutschen Verhältnisse unterbrochen. Die Gründung des neuen Reichs leitete eine neue Periode für das deutsche bürgerliche Recht ein.

Schon im konstituirenden Reichstag des Norddeutschen Bundes war diese Frage zur Sprache gebracht worden. Der Regierungsentwurf der Verfassung überwies der Gesetzgebung des Bundes lediglich das Wechsel- und Handelsrecht, welches damals ja bereits einheitlich kodifizirt vorlag. Der von dem gegenwärtigen Finanzminister, damaligen Abgeordneten Miquel gestellte Antrag, die Zuständigkeit des Bundes auf das gesammte bürgerliche Recht auszudehnen, wurde abgelehnt, dagegen ein Antrag der Abg. Lasker und Schwarze, lediglich das Obligationenrecht der Kompetenz des Bundes zu unterstellen, angenommen und von den Regierungen genehmigt. Aber die Anhänger der Herstellung der Rechtseinheit ließen in ihren Bestrebungen nicht nach. Schon im Jahre 1869 wurde der Antrag von Miquel und und Lasker, die Zuständigkeit des Bundes auf das gesammte bürgerliche Recht auszudehnen, mit großer Mehrheit im Reichstage angenommen. Doch die Regierungen verhielten sich gegenüber diesen Wünschen völlig ablehnend, auch als das Reich gegründet war. Erst als der Reichstag alljährlich seinen diesbezüglichen Beschluß wiederholt hatte, gab der Bundesrath am 12. Dezember 1873 mit 54 gegen 4 Stimmen seine Zustimmung dazu, daß das gesammte bürgerliche Recht der Kompetenz der Reichsgesetzgebung unterstellt würde.

Dann ging man rasch an die Ausführung. Es wurde zunächst eine Vorkommission gebildet, welche ein Gutachten über Plan und Methode ausarbeitete, nach welchem bei Aufstellung eines Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuchs zu verfahren sei. Man einigte sich dahin, daß eine Kommission das geltende Recht kodifikatorisch, aber ohne direkte Anlehnung an eins der bestehenden Gesetzbücher zusammenfassen sollte. Vielfach war man der Ansicht, daß dies Verfahren sich nicht werde durchführen lassen, daß man lieber ein geltendes Gesetzbuch nach den gegenwärtigen Bedürfnissen umarbeiten solle. Daß die eingeschlagene Methode richtig und durchführbar war, hat die weitere Entwicklung gezeigt. Der 1. Entwurf wurde in den Jahren 1874—1887 ausgearbeitet. Im Dezember 1890 trat eine neue Kommission zusammen, welche theils aus Juristen, theils aus Vertretern der verschiedenen wirthschaftlichen Kreise bestand und bis 1895 einen neuen Entwurf feststellte. Von da ab verliefen die Vorarbeiten über Erwarten schnell. Man erinnert sich noch, daß der Entwurf am 17. Januar 1896 zur Vorfeier der 25. Wiederkehr des Tages der Gründung des Reichs dem Reichstag vorgelegt wurde, und daß der Reichstag, dem das hauptsächlichste Verdienst bei der Anregung der Sache zukommt, auch jetzt mit einem anerkennenswerthen Eifer und mit großer Beschränkung in der Vornahme von Aenderungen die Berathung des Entwurfs erledigte. Am 1. Juli fand die Schlußabstimmung statt, an der sich 288 Abgeordnete betheiligten, von denen 222 für die Annahme, 48 (Sozialdemokraten) gegen die Annahme stimmten, trotzdem sie sich eifrig an den Verhandlungen betheiligt und zahlreiche Abänderungsanträge gestellt hatten, und 18 (hauptsächlich Antisemiten) sich der Abstimmung enthielten.

In den darauffolgenden Jahren galt es noch die Nebengesetze, Grundbuchordnung, Gesetz über Zwangsversteigerung und Zwangsverwaltung, Gesetz betr. die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit fertigzustellen, sowie das Handelsgesetzbuch, die Civilprozeßordnung und die Konkursordnung in Einklang mit dem Bürgerlichen Gesetzbuch zu setzen und bei dieser Gelegenheit einer zeitgemäßen Revision zu unterziehen. Schließlich kam die Landesgesetzgebung an die Reihe. Diese ist mit der Hauptsache fertig geworden, freilich zum Theil erst in allerletzter Stunde. Man hat es beklagt, daß die Einführungsfrist so kurz bemessen worden ist und wurde ja auch im letzten Winter von konservativer Seite ein Antrag gestellt, welcher die Verschiebung des Inkrafttretens des neuen Rechts bezweckte. Aber voraussichtlich würde man mit den Vorarbeiten auch bei einer längeren Bemessung der Einführungsfrist erst im letzten Moment fertig geworden sein. Man hätte sich dann eben mehr Zeit gelassen.

Es ist ein bedeutungsvoller Schritt, welchen wir vor uns haben. Das Bürgerliche Gesetzbuch macht einen Strich durch eine große Masse verschiedener geltender Rechte. Wir haben bisher nicht nur die großen Rechtsgebiete des Gemeinen Rechts, des Preußischen Landrechts, des französischen Rechts und des Sächsischen Gesetzbuchs, sondern auch die zahlreichen Rechtsgebiete der verschiedensten Land- und Stadtrechte. Dabei ist unser bisheriges Recht, wenn es auch dem Volk in Fleisch und Blut übergegangen ist, zum großen Theil in fremder Sprache geschrieben. Bislang muß man in großen Theilen Deutschlands sein Recht suchen im lateinischen Corpus juris, im französischen Code civil. Das ist ein Zustand, der auf die Dauer im Jahrhundert der nationalen Staatenbildungen unhaltbar war. Jetzt erhalten wir ein in deutscher Sprache geschriebenes deutsches Recht. Künftig sind die Voraussetzungen des Vertragsabschlusses dieselben im Norden wie im Süden, das gesetzliche Güterrecht ist in Bayern und Preußen gleich, das Erbrecht bemißt sich nach denselben Grundsätzen in Berlin und in Straßburg. Das gewährt einen hohen idealen wie auch vielfach einen materiellen Gewinn. Eine gedeihliche Fortentwicklung der Reichsgesetzgebung wäre auf die Dauer ohne eine Kodifikation des Privatrechts nicht möglich gewesen. An den verschiedensten Punkten stieß die Reichsgesetzgebung auf die Vorschriften der Partikularrechte in privatrechtlichen Dingen, denen sie Rechnung tragen mußte. Als der Traum der deutschen Einheit eben in Erfüllung gegangen und der Reichsgedanke noch neu war, da lag die Gefahr, daß das Partikularrecht das Reichsrecht überwuchere, noch fern. Nachdem aber die Erinnerung an die tiefe Sehnsucht, welche das deutsche Volk nach der Herstellung der Reichseinheit durchdrungen hat, etwas verblaßt ist, wäre es gar zu leicht gewesen, daß die Partikulargesetzgebung, der auf dem Gebiet des so wichtigen bürgerlichen Rechts freie Hand gelassen worden wäre, die Oberhand über die Reichsgesetzgebung erhalten hätte. Das hätte auch die politische Entwicklung des Reichs ungünstig beeinflussen und trennend wirken müssen. Umgekehrt muß durch die Herstellung der Rechtseinheit der

Einheitsgedanke bedeutend gewinnen. Es wird ein weiteres enges Band um die deutschen Stämme geschlungen. Die Einheitlichkeit des geltenden Rechts muß die Herstellung einer Gemeinsamkeit auch der anderen Anschauungen befördern. Deshalb haben in früheren Zeiten die Eroberer mit großem Eifer den eroberten Staaten ihr eigenes Recht aufoktroyirt, wie ja noch Napoleon einem großen Theil von Deutschland seinen Code civil aufgezwungen hat.

Daß die Rechtseinheit ebenso wie Reichseinheit nicht ohne erhebliche Opfer von Seiten aller Bundesstaaten hergestellt werden konnte, liegt auf der Hand. Jeder Bundesstaat, jedes Rechtsgebiet hat wesentliche Opfer auf dem Altar der Rechtseinheit bringen müssen. Das ergab sich von selbst aus der großen Verschiedenheit der geltenden Rechte. Die größten Opfer bringt vielleicht das Gebiet des rheinischen Rechts, welches gleichzeitig am wenigsten Gewinn erlangt. Gewiß wird durch die Rechtseinheit manche Rechtsbildung vernichtet, welche in sich lebenskräftig ist und an sich ebenso viel Berechtigung der Existenz besitzt, wie die von dem Bürgerlichen Gesetzbuch gebrachte Rechtsbildung. In manche von der Bevölkerung liebgewonnene Einrichtung und Rechtsanschauung, namentlich auf dem Gebiet des Familienrechts und Erbrechts, wird mit rauher Hand eingegriffen. Aber gegenüber der Forderung der nationalen Rechtseinheit konnte die Anhänglichkeit an das Hergebrachte nicht durchschlagend in Betracht kommen. Es ist zu hoffen, daß das Gewicht, welches einem nationalen Recht innewohnt, das Aufgeben des Hergebrachten und die Gewöhnung an das neue besonders erleichtern wird. So hat man bei Herstellung aller Kodifikationen in einzelne Rechte eingegriffen. Aber man ist bei der Abfassung des Bürgerlichen Gesetzbuchs auch schonend vorgegangen. Man hat nicht nur, um die Schärfen des einheitlichen Güterrechts zu mildern, den Abschluß von Eheverträgen erleichtert und neben dem gesetzlichen Güterstand eine Reihe anderer Güterstände eingehend geregelt, man hat ferner nicht nur die Testirungsbefugniß durch Zulassung des eigenhändigen Testaments erheblich erweitert, sondern man hat auch im Einführungsgesetz eine sehr weitgehende Rücksichtnahme auf die Landesgesetzgebung geübt.

Diese zahlreichen Vorbehalte zu Gunsten des Landesrechts hat der Abg. Beckh im Reichstage treffend als die Verlustliste der deutschen Rechtseinheit bezeichnet. Einige der vorbehaltenen Gegenstände, z. B. das Verlags- und das Versicherungsrecht, werden voraussichtlich schon bald von der Liste verschwinden und einheitlich für das ganze Reich geregelt werden. Aber es bleibt der Landesgesetzgebung noch ein großer Spielraum, um die Einheitlichkeit des Bürgerlichen Rechts zu durchlöchern. Es wäre zu wünschen gewesen, daß z. B. die Vorschriften über die Haftung des Staats für Amtsvergehen seiner Beamten, über den Wildschaden, über den Erwerb von Grundstücken durch Ausländer, über das Gesinderecht u. s. w. erschöpfend durch die Reichsgesetzgebung geregelt worden wären. Dabei ist nicht zu verkennen, daß die Verlustliste nach dem ersten Entwurf noch viel größer war und daß erfreulicherweise das private Vereinsrecht von der Liste gestrichen worden ist. Es steht zu wünschen, daß die Reichsgesetzgebung einen dieser Gegenstände nach dem anderen an sich zieht und daß die Entwicklung nicht nach der entgegengesetzten Richtung läuft.

Im Anschluß an Savigny ist wiederholt die Behauptung aufgestellt worden, daß unserer Zeit wirklich der Beruf zur Gesetzgebung fehle. Wenn man die große Anzahl von Gesetzen aller Art sieht, welche jedes Jahr die Gesetzgebungsmaschine verlassen, so muß man jedenfalls stutzig werden ob der Wahrheit dieses Satzes. Da wir aber eine ganze Reihe wirklich guter privatrechtlicher Gesetze haben, es sei nur hingewiesen auf die Wechselordnung und das Handelsgesetzbuch, so darf man die begründete Hoffnung haben, daß auch bezüglich des Bürgerlichen Gesetzbuchs der Pessimismus Savigny's sich als unberechtigt herausstellen möge. Natürlich hat die Kritik, welche sich in allen Stadien der Vorberathung des Gesetzbuchs eingehend mit dem Gesetzbuch befaßt hat, vielfach die Wege Savigny's eingeschlagen. Und es ist auch nicht zu verkennen, daß die Kritik segensreich auf die Gestaltung des Werks eingewirkt hat. Das Gesetzbuch ist im Lauf der Vorberathung sehr erheblich verbessert worden. Aber auch heute wird noch lebhaft an ihm gemäkelt. Man wirft ihm vor allem vor, daß es römisches, nicht deutsches Recht enthalte, daß es nicht sozial, daß es nicht volksthümlich sei.

Aber diese Vorwürfe sind unbegründet. Mit Recht ist man davon ausgegangen, daß man eine Kodifikation des geltenden Rechts vornehmen, daß man kein ganz neues Recht schaffen wollte. Hätte man das Letztere thun wollen, so wäre man vermuthlich garnicht fertig geworden. Daher birgt die Behauptung, das das Bürgerliche Gesetzbuch römisches Recht enthalte, einen wahren Kern in sich. Gewiß entstammen viele Rechtssätze dem römischen Recht. Dieselben finden sich vornehmlich im allgemeinen Theil und im Obligationenrecht. Das Sachenrecht ist fast ganz deutschrechtlich, das Familienrecht zum größten Theil, das gesetzliche Erbrecht ruht auf deutschrechtlicher Grundlage. Daß das Testamentsrecht wesentlich römischrechtlich ist, hat seinen Grund darin, daß das Testament selbst aus dem römischen Recht in unser Recht übernommen worden ist. Wollen die fanatischen Deutschrechtler vielleicht auch das Testament aus unserem Recht ganz austilgen? Das Obligationenrecht trägt den Bedürfnissen des modernen Verkehrs im weitesten Maße Rechnung. Das es ebenso wie der allgemeine Theil im Wesentlichen römischen Ursprungs ist, beruht darauf, daß das römische Recht auf diesem Gebiet unerreicht dasteht. Auch ist nicht außer Acht zu lassen, daß es an einem deutschen Recht, welches an seine Stelle gesetzt werden könnte, hier fehlt. Nichts wäre verkehrter gewesen, als wenn man plötzlich mit einem Rechte radikal gebrochen hätte, welches mehrere Jahrhunderte hindurch auf die deutsche Rechtsentwicklung den maßgebendsten Einfluß ausgeübt und auf dessen Boden sich unsere Rechtswissenschaft ausgebildet hat. Alle Kodifikationen des geltenden Rechts enthalten ein großes Stück römischen Rechts, vor Allem das preußische Landrecht, welches viel stärker dem römischen Recht gleicht, als das Bürgerliche Gesetzbuch. Denn auch in denjenigen Theilen, welche auf römischrechtlicher Grundlage ruhen, ist das Bürgerliche Gesetzbuch von deutschrechtlichen Anschauungen durchsetzt. Es sei nur hingewiesen auf die Regelung des Gesellschaftsvertrags und auf die Gestaltung der Schadensersatzpflicht in einzelnen Fällen, in welchen von dem römischen Verschuldungsprinzip wichtige Ausnahmen gemacht worden.

Ebenso wenig verdient das neue Recht den Vorwurf, daß es nicht sozial sei. Das Bürgerliche Gesetzbuch trägt den modernen sozialpolitischen Anschauungen stark Rechnung. Gerade auf diesem Gebiet haben die Reichstagsverhandlungen ihren Schwerpunkt gehabt. Durch verschiedene Beschlüsse des Reichstags ist die sozialpolitische Tendenz des Gesetzbuchs intensiver gestaltet worden. Man war allseitig bestrebt, die Rechte der Schwächeren gegenüber den Stärkeren auszudehnen. In dieser Beziehung weist das neue Recht unzweifelhaft einen erheblichen Fortschritt gegenüber dem geltenden Recht auf. Man denke nur an die Neugestaltung des Miethrechts und des Dienstverhältnisses im Bürgerlichen Gesetzbuch und im neuen Handlesgesetzbuch. Die Rechte der Miether und der Dienstnehmer, welche regelmäßig als der schwächere Theil erscheinen, sind stark erweitert worden. Ferner kann der Richter eine ihm übermäßig hoch erscheinende Konventionalstrafe in angemessener Weise herabsetzen. Die Zinsbestimmungen des neuen Rechts sind so stark beeinflußt von den sozialen Tendenzen, daß man schon heute lebhaft daran zweifeln kann, ob man hierin nicht zu weit gegangen ist. Der im Verkehr übliche Zinsfuß befand sich zur Zeit der Berathung des Bürgerlichen Gesetzbuchs auf einem niedrigen Stande, sodaß namentlich der Reichstag darauf gedrängt hat, den Zinsfuß für das bürgerliche Recht auf 4 Proz., für Handelsgeschäfte zwischen Kaufleuten auf 5 Proz. herabzusetzen. Man hatte dabei lediglich das Interesse des Schuldners im Auge, dachte aber nicht daran, daß der Zinsfuß wieder dauernd steigen könnte.

Dieses Steigen ist sehr rasch gekommen und gerade in dem Moment, da eine allgemeine Herabsetzung des gesetzlichen Zinsfußes erfolgt, befindet sich der im Verkehr übliche Zinsfuß auf einem höheren Punkte, als seit Jahren.

Die gleiche Berücksichtigung des Interesses des Schuldners findet sich in der neuen Civilprozeßordnung, welche in Folge der Herstellung des Bürgerlichen Gesetzbuchs revidirt worden ist. Der Kreis der unpfändbaren Gegenstände ist wesentlich erweitert und es ist im Interesse des Schuldners eine weit über das bürgerliche Recht hinausgehende Verpflichtung zum Schadensersatz eingeführt worden für den Fall, daß der Gläubiger ein vorläufig vollstreckbares Urtheil, welches nachher wieder aufgehoben worden ist, vollstreckt hat. Freilich ist man in sozialpolitischer Hinsicht nicht soweit gegangen, wie die Extremen forderten. Die Sozialdemokraten haben bei den Verhandlungen zahlreiche Anträge gestellt, welche abgelehnt worden sind. Es sei nur hingewiesen auf den Antrag, der den Ausdruck des Dienstvertrages aus unserem Recht ganz entfernen wollte. Als ob es menschenunwürdig sei, zu dienen und als ob nicht auch die Angehörigen der höheren Berufsstände sich keineswegs in ihrer menschlichen Würde dadurch verletzt fühlen, daß sie als im Staatsdienst, Militärdienst u. s. w. stehend bezeichnet werden.

Hierher gehört auch der Vorwurf, daß bei der Abfassung des Bürgerlichen Gesetzbuchs die Rechte der Frau nicht genügend gewahrt worden seien. Man kann ruhig sagen, daß viele von dieser Seite kommende Angriffe ihre Grundlage in einer mangelhaften Kenntniß der Bestimmungen des geltenden und des zukünftigen Rechts haben. Thatsächlich wird die Stellung der Frau in materieller, wie persönlicher Beziehung durch das neue Recht gehoben. Man bedenke nur, daß den Ehegatten die volle Freiheit eingeräumt ist, nicht nur vor der Ehe, sondern auch während der Ehe ihre güterrechtlichen Verhältnisse in jeder ihnen zusagenden Weise zu regeln, daß auch bei dem gesetzlichen Güterstande dasjenige, was die Frau durch ihre Arbeit oder durch ein selbständiges Erwerbsgeschäft erwirbt, ihr Vorbehaltsgut ist, daß ferner weitgehende Maßregeln getroffen sind zur Sicherung des eingebrachten Guts der Frau gegen schlechte Verwaltung seitens des Mannes. Weiter thut das Bürgerliche Gesetzbuch den ungemein wichtigen Schritt, daß es die elterliche Gewalt als solche anerkennt und an Stelle der bisher allgemein bestehenden **patria potestas** setzt. Diese rechtliche Gleichstellung von Vater und Mutter ist eine Errungenschaft des weiblichen Geschlechts, welche nicht gering anzuschlagen ist und bisher ohne Vorbild dasteht.

Daß das neue Gesetzbuch nicht volksthümlich ist, ist ein Vorwurf, dessen Berechtigung sich erst in der Zukunft zu erweisen haben wird. Man muß abwarten, ob es sich wirklich in wichtigen Fragen mit der allgemeinen Rechtsüberzeugung des Volkes in Widerspruch setzt. Denn nur dann erfüllt ein Gesetz seine Aufgabe, wenn es aus der Rechtsüberzeugung des Volkes geschöpft ist. Wenn man bedenkt, daß bei der Ausarbeitung des Gesetzbuchs der Gesichtspunkt der Kodifikation maßgebend gewesen ist, daß man das bestehende Recht zusammengefaßt und nicht einen scharfen Schnitt gethan und ein völlig neues Recht an die Stelle des bisherigen gesetzt hat, so muß man von vornherein lebhaft bezweifeln, daß von einem scharfen Gegensatz zwischen dem Geist des Bürgerlichen Gesetzbuchs und den Rechtsanschauungen des Volkes die Rede sein kann. Merkwürdigerweise sind gerade diejenigen, welche dem Bürgerlichen Gesetzbuch eine allzugroße Berücksichtigung der römischen Rechts vorwerfen, häufig auch dieselben, die ihm einen Mangel an Volksthümlichkeit zur Last legen. Hätte man mit dem geltenden Recht vollständig gebrochen und das gesammte römische Recht einfach über Bord geworfen, so würde vermuthlich ein Recht entstanden sein, welches unserem Volke nichts weniger als zugesagt hätte.

Ein Bürgerliches Gesetzbuch soll nicht nur volksthümlich, es soll auch gemeinverständlich sein, sodaß Jedermann aus dem Volke sich darin Raths holen kann. Daß in dieser Beziehung das neue Gesetzbuch nicht allen Anforderungen entspricht, ist nicht zu leugnen. Man hat sich in dieser Beziehung viele Mühe gegeben und das definitive Gesetzbuch zeigt entschieden ein sehr viel verständlicheres Gesicht als der I. Entwurf, in dem sich viele Paragraphen befanden, die auch dem Juristen beim ersten Anblick wie ein Buch mit sieben Siegeln erschienen. Trotzdem enthält auch das Gesetzbuch selbst noch viele langathmige Sätze, Einschaltungen, Verweisungen auf andere Stellen, welche den Gebrauch des Gesetzbuchs in der Hand des Laien erschweren. Aber dies Loos theilt das Gesetzbuch mit zahlreichen anderen modernen Gesetzen. Und es ist auch bei der Komplizirtheit unserer heutigen Verhältnisse nicht zu vermeiden, daß einzelne Materien in einer Weise geregelt werden, daß der Laie schwerlich im Stande ist, ohne eingehendes Studium des ganzen Gesetzbuchs selbst die erforderliche volle Klarheit zu gewinnen. Doch das Volk wird sich hoffentlich schon bald derartig in das neue Recht einleben, daß es auch die einzelnen Rechtsvorschriften des Bürgerlichen Gesetzbuchs in sein Verständniß aufnimmt.

Daß bei der Berathung des Bürgerlichen Gesetzbuchs neben der allgemeinen politischen Bedeutung der Herstellung der Rechtseinheit und neben zahlreichen juristisch-technischen Fragen auch politische Einzelfragen berührt wurden, ist erklärlich. Dieselben traten in jedem Stadium der Berathung hervor. Allzu eng sind eben die Beziehungen zwischen privatem und öffentlichem Recht an vielen Punkten. Wenn es trotz dieser politischen Momente und trotz der vielen politischen Schattirungen, welche unser deutsches Parteibild aufweist, gelungen ist, das Bürgerliche Gesetzbuch mit einer solch stattlichen Mehrheit zur Annahme zu bringen, so ist das ein erfreuliches Zeichen der weit verbreiteten Einsicht in die hohe nationale Bedeutung dieses Werks, welche politische Differenzen in Einzelheiten zurücktreten ließ. Aber trotz der großen Befriedigung über das Zustandekommen des Werks kann man natürlich an der Regelung einzelner Fragen doch Mancherlei aussetzen. Hier möchten wir diejenige Materie hervorheben, über deren wenig befriedigende Regelung man sich in weiten Kreisen klar ist, diejenige des Vereinsrechts. Mit Recht hat man es gelobt, daß der II. Entwurf die Frage des Erwerbs der Rechtsfähigkeit seitens der Vereine regelt, während der I. Entwurf diese Frage wegen der in der Materie liegenden Schwierigkeiten ausgeschieden und der Landesgesetzgebung überlassen hatte. Es ist auch nicht zu verkennen, daß die Regelung des Vereinsrechts für die meisten Rechtsgebiete einen erheblichen Fortschritt bedeutet. Durch die Annahme des Prinzips der Normativbestimmungen, welches für zahlreiche wirthschaftliche Gesellschaften des Reichsrechts schon längst maßgebend ist, wird es den Vereinen wesentlich erleichtert, die Rechtsfähigkeit zu erlangen und wird das Vereinswesen ohne Zweifel stark befördert werden. Zu bedauern bleibt nur, daß es nicht gelungen ist, für die politischen Vereine eine günstigere Stellung zu erwirken. Die politischen, sozialpolitischen und religiösen Vereine sind unter Kuratel gestellt, es liegt im freien Ermessen der Regierung, ob sie diesen Vereinen die Rechtsfähigkeit gewähren will oder nicht. Schwierigkeiten werden diese Bestimmungen genügend hervorrufen. Was ein politischer und ein religiöser Verein, kann man allenfalls bestimmen. Aber bestritten ist schon jetzt, welche Vereine der Gesetzgeber als sozialpolitische hat bezeichnen wollen. So sehr dies Wort heute in Aller Mund ist, so wenig klar ist man sich im Einzelnen über seine Bedeutung. Ferner ist es bedenklich, daß das Bürgerliche Gesetzbuch auf diesem Gebiet der Landesgesetzgebung die Möglichkeit gewährt, das Vereinsrecht des Reichsrechts jederzeit zu durchkreuzen. Die Landesgesetzgebung kann Bestimmungen treffen, daß jeder Verein beliebig auflösbar ist, oder sie kann dadurch, daß sie gewisse Vereine für öffentlich-rechtliche erklärt, dieselben dem Recht des Bürgerlichen Gesetzbuchs entziehen und dem Landesrecht unterstellen. Demgemäß ist das neue Vereinsrecht stets der Gefahr ausgesetzt, daß es nicht nur durch die Handhabung seitens der Verwaltungsbehörde, sondern auch durch die Landesgeset-

gebung der von ihm erwarteten segensreichen Wirkungen entkleidet wird. Hier kann allein der Erlaß eines Reichsvereinsgesetzes helfen, welches die öffentlichrechtliche Seite des Vereinsrechts regelt. Ein solches ist eine nothwendige Ergänzung des Vereinsrechts des Bürgerlichen Gesetzbuchs. Drei Jahrzehnte wartet man schon auf den Erlaß eines solchen Gesetzes, hoffentlich beschleunigt das Zustandekommen der privatrechtlichen Regelung des Vereinsrechts im Bürgerlichen Gesetzbuch auch die Erfüllung dieses Wunsches.

Nunmehr bricht eine neue Aera für das deutsche Recht und seine Wissenschaft an. Man hat früher vielfach behauptet, daß die Kodifikation des Rechts der Entwicklung der Rechtswissenschaft, welche sich gerade auf dem Boden des römischen Rechts in so glänzender Weise vollzogen hat, hinderlich sein werde. Das sind vermuthlich eitle Befürchtungen. Unsere Handelsrechtswissenschaft kann sich der Rechtswissenschaft aller anderen Länder vollkommen ebenbürtig an die Seite stellen, sie ist aber gerade entstanden auf dem Boden der Kodifikation des Handelsrechts. So sind auch jetzt schon reichliche Ansätze vorhanden für die neue Entwicklung der deutschen Rechtswissenschaft. Es ist unrichtig, wenn man hier mit Vorliebe auf andere Völker hinweist, insbesondere darauf, daß die Entstehung des Code civil auf die Entwicklung der französischen Rechtswissenschaft nicht von besonders segensreichen Folgen gewesen sei. Wir Deutsche sind nun einmal in höherem Maße Theoretiker, wie unsere westlichen Nachbarn, welche vielfach einen praktischeren Blick besitzen, als er uns eigen ist. Deshalb wird auch bei uns die Theorie des neuen Rechts sicherlich nicht zu kurz kommen. Ebenso ist aber zu hoffen, daß auch die Praxis des neuen Rechts sich baldigst auf der Höhe befindet, welche eine gedeihliche Rechtsentwicklung gewährleistet. An der Schwelle des Inkrafttretens des Bürgerlichen Gesetzbuchs kann man demselben nichts Besseres wünschen, als daß es eine eben solche Lebenskraft entfalten möge, wie dasjenige Gesetzbuch, an dessen Stelle es jetzt in vielen Gegenden tritt, wie das Carpus Juris Civilis.

Hamburg. A. Nöldeke.

Der Luxus der Gesinnung.

Vor einigen Wochen wurde der Hauptredakteur des Londoner „Daily Chronicle", Mr. Massingham, einer der ausgezeichnetsten Journalisten Englands, genöthigt, von der Leitung dieser radikalen Londoner Morgenzeitung zurückzutreten. Was hatte er verbrochen? Er hatte, getreu den antichauvinistischen Grundsätzen, die er, und mit ihm seine Zeitung, seit Jahren vertraten, die Transvaalpolitik Chamberlain's entschieden gemißbilligt und sich nicht gescheut, auch gegenüber den Buren der Wahrheit die Ehre zu geben. Das gefiel den sehr reichen Eigenthümern des Blattes nicht; sie verlangten, daß „Daily Chronicle" in Zukunft eine ministerielle Haltung in allem, was den Transvaalkrieg betrifft, einnähme, eine Zumuthung, die Mr. Massingham und zwei seiner Mitredakteure, Mr. Spender und Mr. Nash, mit ihrer Resignation beantworteten. — Ungefähr gleichzeitig trat auch der Redakteur des Londoner „Echo", Mr. W. M. Crook, und zwar aus denselben Gründen, von der Leitung eines anderen einflußreichen radikalen Blattes zurück. — Die Opposition gegen den Burenkrieg kommt heute in keiner Londoner Morgenzeitung mehr zu Wort.

Diese Vorgänge haben in England, wo man bisher glaubte, die Freiheit der Meinungsäußerung gehöre daselbst zu den unerschütterlichen Grundsätzen des öffentlichen Lebens, großes Aufsehen gemacht. Aber sie geben auch uns zu denken, denn es handelt sich hier um eine Erscheinung, die das ganze Wesen der heutigen Presse in eine höchst charakteristische Beleuchtung rückt.

Unzweifelhaft ist der Einfluß des gedruckten Wortes am Ende des 19. Jahrhunderts größer, als er es je vorher war. Die Presse ist in allen civilisirten Staaten zu einer gewaltigen Bedeutung gelangt: in ungezählten Millionen von Zeitungsblättern drängt sich alltäglich das gedruckte Wort den Völkern auf; in den Städten fliegt es in jedes Haus, aber es dringt auch bis in die entlegensten Dörfer. Die Zeitung verdrängt den Einfluß des Buches, der Kanzel, des Parlaments; sie sucht sich Jedem unentbehrlich zu machen. Das einzelne Blatt wird immer billiger, die Auflagen steigen ins Unermeßliche. Aber ist neben dieser äußeren riesenhaften Entwicklung auch die geistige Bedeutung der Presse gewachsen?

Gewiß bringt die Presse unendlich viel. In den Vereinigten Staaten haben einzelne große Zeitungen es dahin gebracht, daß sie für wenige Cents Nummern verkaufen, die den Inhalt eines starken Buches an Ausdehnung überragen. Man bietet zugleich den mannigfaltigsten Stoff mit und ohne Illustrationen; man gewinnt gelegentlich die ausgezeichnetsten Schriftsteller des Landes, wenn auch nur vorübergehend und meistens zu Reklamezwecken; man bezahlt unter Umständen enorme Honorare: — aber ist durch alles dies die geistige Kraft dieser Zeitungen über das Niveau der Presse früherer Generationen gehoben? Mit anderen Worten: — ist die Presse heute in höherem oder auch nur im gleichen Maße, wie früher, die geistige Führerin der Völker, die Leiterin der öffentlichen Meinung?

Diese Frage wird sich kaum bejahen lassen, in keinem Lande. In demselben Grade, wie die Zeitungen an äußerer Bedeutung gewachsen sind und an Inseraten zugenommen haben, sind sie auch mehr und mehr Institute des wirthschaftlichen Erwerbslebens geworden. Die größten Zeitungen repräsentiren Werthe, die sich auf Millionen Mark beziffern; sie haben Reineinnahmen von Hunderttausenden; sie sind zum Theil in den Händen von Aktiengesellschaften, die ihre Zeitung lediglich nach Geschäftsgrundsätzen geleitet zu sehen wünschen. Ist es da verwunderlich, daß diese Zeitungen auch in erster Linie von dem Grundsatz des geschäftlichen Lebens beherrscht werden, den Abnehmern jene Waare zu liefern, die sie zu haben wünschen, jene Waare, mit der sich der größte Absatz erzielen läßt?! Daher das Bestreben, im Sinne der öffentlichen Meinung zu schreiben, nicht durch eine unpopuläre Meinung Anstoß zu erregen; und weiter das Bestreben, die geistige Speise, die dargeboten wird, jedem Geschmacke mundgerecht zu machen, auch dem schlechten.

Auf solchen wirthschaftlichen Erwägungen fußend, werden heute in allen Ländern unzählige Zeitungen geleitet. Das ganze große Heer der sogenannten unparteiischen Blätter, wie sie bei uns so ungewöhnlich zahlreich ins Leben getreten sind, — sie alle sind auf solchen Geschäftsprinzipien errichtet und verdanken ihre wirthschaftliche Prosperität dem konsequenten Festhalten an derartigen geschäftlichen Grundsätzen. Unter der Konkurrenz dieser Preßorgane leiden bei uns fast alle eigentlich politischen Zeitungen, die neben dem Nachrichtenvertriebe auch noch die Geltendmachung einer eigenen Meinung als nobile afficium der Journalistik betrachten. Wie stark diese Zeitungen alten Stils wirthschaftlich ins Gedränge gekommen sind, dafür ließen sich mannigfache Belege bedauerlicher Natur beibringen. Mir ist zufällig bekannt geworden, daß eine der ältesten und ehedem angesehensten Zeitungen Deutschlands seit geraumer Zeit unter einem Defizit von jährlich circa 100 000 Mark weitergeführt wird; einem Chefredakteur dieser Zeitung wurde eine zehnprozentige Tantième, aber nicht vom Gewinn, sondern vom verminderten Defizit zugesichert. Unter solch ungünstigen wirthschaftlichen Verhältnissen können selbstverständlich nur einzelne Zeitungen, die durch sehr reiche Hintermänner gedeckt sind, weiter existiren; an viele andere dagegen tritt die Frage heran: sollen wir unsere Existenz oder unsere eigene Meinung aufgeben, d. h. sollen wir, nach der Methode der Presse neuen Stils im Wesentlichen nur das Hausiergewerbe in Nachrichten und das Inseratengeschäft betreiben? Unter solchen Erwägungen hat sich die Presse aller Länder in den letzten Jahrzehnten ganz wesentlich gewandelt.

Hinzu kommt noch ein Weiteres: die wachsende Bedeutung der Inserate für die wirthschaftliche Existenz einer Zeitung. Schon unsere großen deutschen Blätter — noch viel mehr aber trifft das zu für die englischen und amerikanischen Zeitungen — können bei den billigen Preisen, zu denen sie verkauft werden, nur über Wasser gehalten werden durch den starken Korkgürtel von Inseraten, der sie umgibt. Ich will nicht sagen, daß durch dieses Inseratenwesen es den Zeitungen an und für sich erschwert wird, ihre geistige Unabhängigkeit zu behaupten. Bekanntlich hat die französische Presse durchweg außerordentlich wenig Inserate, sie ist aber deswegen zum Theil nur noch abhängiger von kapitalistischen Beeinflussungen geworden: der Panamakrach hat das in schreckenerregender Weise dargethan. Es ist ein vollständiges Bestechungssystem in Uebung gekommen, besonders, wenn es sich darum handelt, große wirthschaftliche Unternehmungen flott zu machen. Es kommen dabei nicht selten ganz kolossale Summen in Betracht, gegen welche die indirekte Bestechung durch überflüssige Inserate, wie sie mehr oder weniger in allen Ländern vorkommt, als vergleichsweise harmlos erscheint.

Mir erzählte 1893 in Chikago ein Mitglied des amerikanischen Ausstellungskomitees, daß, als dieses Komitee die französische und speziell die Pariser Presse zu einer Propaganda für dir Beschickung der Chikagoer Weltausstellung zu gewinnen suchte, ein Syndikat Pariser Zeitungen die Kleinigkeit von einer Million Dollars als Entgelt für seine Bemühungen verlangt habe, eine Forderung, die selbst den Amerikanern etwas zu kräftig war.

Ueber den Einfluß, den das Kapital auf die Presse ausgeübt hat, die für die Chamberlain'sche Politik gegenüber Transvaal vorzugsweise Stimmung machte, sind ebenfalls zahlreiche Geschichten im Schwange. Greifbares und zugleich in sich Glaubwürdiges habe ich jedoch nur in einigen Artikeln der Londoner Wochenschrift „The Speaker“ gelesen, in denen der erst kürzlich aus Südafrika heimgekehrte Mr. J. A. Hodson ein Reihe von interessanten Mittheilungen über die sogenannte „Chartered press“ gemacht hat. Er weist unter zahllosen Einzelheiten nach, wie die Diamanten- und Goldminenklique seit Jahren die südafrikanische Presse unter ihre Botmäßigkeit gebracht hat, theils dadurch, daß man bestehende Zeitungen direkt ankaufte, theils auch dadurch, daß man solche neu ins Leben rief. Am interessantesten sind die Mittheilungen über die Gründung und die Leitung des „Transvaal Leader“. Um dieses Organ durchaus nach den Intentionen der Rhodes und Chamberlain geleitet zu sehen, bezog man einen unternehmungslustigen jungen Journalisten, Mr. Monypenny, aus England, der die Aufgabe erhielt, im Sinne seiner Auftraggeber fortgesetzt Stimmung zu machen. Hobson will wissen, daß zu diesem Zwecke für den Kabeldienst des Blattes nicht weniger als 3000 £., das sind 60 000 Mark, per Monat aufgewandt worden seien. Diese enorme Summe für Kabeldepeschen wurde unter Anderem dazu verwandt, um die schlechte Behandlung der Uitländer fortgesetzt nach England zu melden. Die auf diese Weise in England präparirte antiburische Stimmung wurde alsdann wieder dem „Transvaal Leader" nach Johannesburg gekabelt, natürlich auch der gesammten übrigen Presse Südafrikas übermittelt und dergestalt durch geschicktes Hin- und Herkabeln und sonstige journalistische Künste eine Preßhetze inszenirt, welche schließlich zum Ausbruche des Krieges wesentlich beitrug.

Diese direkte Betheiligung des Kapitals an der Beeinflussung der Presse ist übrigens in der Regel der Fälle gar nicht erforderlich, um eine chauvinistische Stimmung hervorzurufen; vielfach besorgt das die Presse schon aus reinem Bedürfniß nach Sensation und im Hinblick darauf, daß in aufgeregten Zeiten der Verkauf der Tagesblätter am schwungvollsten betrieben werden kann. Die „Daily Mail“, das am meisten chauvinistische Blatt Londons, hat heute eine Auflage von 1 Million. Man kennt ferner die Geschichte des „Newyork Journal“. Diese Gründung eines kalifornischen Millionärs kostete in der ersten Zeit ein rasendes Geld. Der Gründer versuchte es dann, durch Unterstützung Bryan's und des Silberschwindels sein Blatt auf die Beine zu bringen, aber die Spekulation mißlang. Da kam der Streit zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien dem „Newyork Journal“ wie gerufen. Es stellte sich an die Spitze der Jingoes und übertraf alle anderen Organe der „gelben“ Presse an journalistischer Ausdeutung des Kriegsfiebers. Damit war sein Glück gemacht. Solche Erfolge wirken natürlich nicht gerade ethisch erziehend auf den jüngeren Nachwuchs der Presse.

Unser verewigter Freund Ludwig Bamberger schrieb vor sechzehn Jahren in der „Nation“ einen Artikel über „Die wahre Militärpartei". Er meinte die Presse. Um wie viel wahrer ist heute das, was er damals sagte!

Vergegenwärtigt man sich alle diese im Vorstehenden nur kurz skizzirten, in den verschiedensten Ländern gemachten Erfahrungen, so kann man sich kaum wundern über das, was sich jüngst bei dem „Daily Chronicle“ in London ereignet hat. Kriege sind immer populär, wenigstens äußerlich; die sogenannten Patrioten haben von jeher die vernünftigen Leute beim Drohen eines Krieges niedergebrüllt. In solchen Zeiten gehört eine ungewöhnliche Klugheit und ein eiserner Charakter dazu, um in dem chauvinistischen Tumulte die Stimme der Gerechtigkeit und Billigkeit zu erheben und zu Gehör zu bringen. Thut es eine große vielgelesene Zeitung, so riskirt sie geboykottet zu werden, und stellt diese Zeitung ein großes Werthobjekt dar, so kann sie es unter Umständen mit ihrem Bankerott bezahlen, wenn sie nicht mit den Wölfen heult.

In solchen Zeiten eine feste Gesinnung zu äußern, ist, vom wirthschaftlichen Standpunkte aus gesehen, ein großer Luxus, und da dieser Luxus der Gesinnung in der Regel auch noch von allerlei Schmähungen, eingeschlagenen Fenstern und ähnlichen Annehmlichkeiten begleitet zu sein pflegt, so ist es begreiflich, weshalb dieser Luxus der Gesinnung in der Presse immer seltener wird. Als man in Frankreich daran ging, das an Dreyfus begangene Justizverbrechen zur Revision zu bringen, wollte keine der großen und ertragreichen französischen Zeitungen sich auf die Seite der unterdrückten Unschuld stellen. Ein Blatt, wie die „Aurore“, mußte erst neu ins Leben gerufen werden. Der „Figaro“, der einen Anlauf nahm, sich auf die Seite der Dreyfusards zu stellen, zog es vor, reuig ins Lager der Nationalisten zurückzukehren, als sich ergab, daß die wirthschaftlichen Verluste, die mit der Bekennung einer anständigen Gesinnung verknüpft waren, gar zu beträchtlich seien. Das gelesenste Blatt Frankreichs, das „Petit Journal“, kämpfte von Anfang an gegen Dreyfus und hat dies vom geschäftlichen Standpunkte aus nie zu bereuen gehabt. Erst als der Wind umschlug, traten auch angesehenere Preßorgane auf die Seite der Revisionisten.

In allen Ländern stehen wir danach vor der gewiß nicht erfreulichen Erscheinung, daß die Presse immer weniger zur Leiterin und immer mehr zur Dienerin der jeweilig herrschenden Strömung der öffentlichen Meinung wird. Das ist vielleicht eine der bedeutsamsten Erscheinungen unseres immer demokratischer werdenden papiernen Zeitalters, die wohl verdient, am Beginn eines neuen Jahrhunderts ganz besonders beachtet zu werden.

Th. Barth.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Das polizeilich befohlene Jahrhundert.

Nichts ist sinnreicher, als der Ukas, wonach wir Preußen am 1. Januar 1900 den Beginn eines neuen Jahrhunderts zu feiern haben. Der alte Satz, daß kein Cäsar über der Grammatik stehe, ist damit hinfällig geworden. Bei uns steht Cäsar — d. i. der Staat, die Bureaukratie, die Polizei — sogar über der Arithmetik. Bisher nahmen unsere Rechen-

künstler an, daß ein Jahrhundert hundert Jahre zähle. Die hohe Polizei belehrt uns, daß es nur 99 Jahre zählt. Nächstens wird sie uns auch den Wahn nehmen, daß 2 × 2 = 4 ist.

Ich bin nicht Pedant genug, um mich darüber aufzuregen, ob der Beginn des neuen Jahrhunderts übermorgen oder übermorgen nach einem Jahre gefeiert wird. Dem Weisen ist es gleich; der Optimist feiert beide male; der Pessimist gar nicht. Aber daß wir par ordre de Mufti angehalten werden, einen arithmetischen Irrthum zu solennisiren, das erweckt meinen Widerspruch. Was geht es den Staat an, von wann seine Bürger ein neues Jahrhundert datiren. Es knüpfen sich doch keinerlei rechtliche Folgen an den Beginn eines neuen Jahrhunderts.

Man geht aber noch weiter. Der Racker von Staat verlangt nicht nur, daß ich meine arithmetischen Bedenken ersticke; er will auch, daß ich in gehobener Stimmung dem willkürlich kreirten neuen Jahrhundert entgegen schreite. Die Verwaltungsorgane des Staats haben daher den ehrenvollen Auftrag erhalten, „in geeigneter Weise bei gemeinnützigen Vereinen und auch anderweit auf die Abhaltung von Versammlungen und Vorträgen hinzuwirken, bei denen des zur Neige gehenden Jahrhunderts und der Segnungen, die es unserer Nation gebracht hat, gedacht, und namentlich auf die glorreiche Leitung unserer Geschicke durch die preußische Krone hingewiesen wird".

Das ist geistige Lutschbeutelei. Es fehlt noch, daß auch eine offizielle Liste aller Personen, die sich im neunzehnten Jahrhundert neben den Hohenzollern um das Vaterland verdient gemacht haben — falls es nach offizieller Auffassung deren geben sollte — im „Staatsanzeiger" veröffentlicht wird. Vielleicht könnte man sich auch ex officio darüber schlüssig machen, wem der Beiname „der Große" zu verleihen sei.

Es scheint, als ob man uns am Ende des Jahrhunderts noch einmal die große polizeiliche Kinderstube vor Augen führen wollte, aus der Preußen seit dem Anfange des Jahrhunderts nur allzu langsam herausgewachsen ist.

Junius.

Deutschland im neunzehnten Jahrhundert*).

Die deutsche Geschichte des zu Ende gehenden Jahrhunderts in einen Band zusammenzufassen ist keine leichte Aufgabe. Treitschke hat fünf Bände hinterlassen; an der Stelle, wo ihm die Feder aus der Hand fiel, setzt Sybel mit seinen sieben Bänden ein, und diese zwölf Bände führen doch nur bis zur Peripetie des Jahres 1870. Um seine Aufgabe zu lösen, mußte sich der Verfasser beschränken. Er streicht die ersten fünfzehn Jahre, denn die ganze Zeit der französischen Revolution und des ersten Kaiserreichs bildet gewissermaßen ein Jahrhundert für sich; man kann sie weder dem achtzehnten Jahrhundert noch dem neunzehnten zuweisen. Er streicht ferner das fin de siècle und bricht mit dem Tode Wilhelms I. und der Entlassung Bismarck's ab.

Aber damit war noch wenig geholfen; der Verfasser mußte sich noch andere Beschränkungen auferlegen. Er konnte nicht den Reichthum äußerer Geschehnisse vor dem Leser aufrollen. Die drei Kriege werden kurz behandelt; freilich ist es hart, daß von dem General von Goeben nicht einmal der Name genannt wird. Er weicht an Genialität hinter keinem Feldherrn dieser Zeit zurück. Verschlungene diplomatische Intriguen und zähe Kämpfe über einzelne Gesetzentwürfe werden nicht ausführlich erzählt, sondern nur als Ergebniß mitgetheilt. Es bleibt übrig eine Geschichte der politischen Ideen, eine Darstellung der Vorbereitung, Herstellung und Befestigung der deutschen Einheit.

Es ist eine der großartigsten Epopöen der Weltgeschichte. Es hat eine Zeit gegeben, in der es hoffnungslos erschien, daß die deutsche Einheit jemals erstritten werden könne. Alle Großmächte Europas waren einig in der Ueberzeugung, daß es in ihrem Interesse liege, die Macht Deutschlands niederzuhalten, und darum seine Zerrissenheit zu bewahren. Das deutsche Volk war zwar einig darin, daß es der Einheit bedürfe, aber tief zerklüftet über die Mittel, durch die es zur Einheit gelangen könne.

Schaue ich auf die letzten fünfzig Jahre zurück, so bemächtigt sich meiner die Ueberzeugung, daß, wenn es nicht in der Weise geglückt wäre, in der es geglückt ist, es niemals geglückt wäre, und mich überläuft ein Staunen, wie leicht wir, die wir stets nur die Einigung unter Preußens Führung vor Augen gehabt haben, uns die Sache gedacht haben. Und zuweilen will es mich dünken, daß alles, was wir seiner Zeit als Hemmung und Hinderniß betrachtet haben, von der Vorsehung weise erdacht war, um den endlichen Erfolg zu ermöglichen.

Der Verfasser hat mit glücklicher Hand das Wesentliche ausgewählt und stellt treu und gerecht dar. Er verhehlt nicht, welche Schuld der größere Theil der deutschen Fürsten an den traurigen Zuständen Deutschlands gehabt hat. König Friedrich Wilhelm III. wird des Schmucks wieder entkleidet, mit dem Treitschke ihn aufzuputzen versucht hat, und so dargestellt, wie ihn unbefangene Menschen von jeher gesehen haben. Flüchtig erscheinen der Diamantenherzog von Braunschweig (dessen schlimmste Sünden der Verfasser nicht zu kennen scheint) und die Kurfürsten von Hessen, der Großvater, der Vater und der Sohn (wenigstens die beiden letzteren) auf der Bildfläche, Gestalten, die an die Zeit der römischen Cäsaren erinnern. Ebensowenig wird verhehlt, was der deutsche Adel durch einseitige Verfolgung seiner Interessen und Vernachlässigung der Gesammtinteressen gesündigt hat. Die gedrückte Lage des Bauernstandes bei Beginn dieser Geschichtsperiode wird nachdrücklich hervorgehoben. Im weiteren Verlaufe der Erzählung findet sich dann die Gelegenheit, auch den liberalen Parteien ihre Fehler vorzuhalten.

An einer Stelle habe ich einen Anstoß genommen, den ich nicht unterdrücken mag. Graf Harry von Arnim wird mit der Marke eines zum Zuchthaus verurtheilten Verbrechers entlassen. Fürst Bismarck selbst hat in seinen Erinnerungen angedeutet, daß dem Grafen Arnim doch zu viel geschehen sei. Gewiß verdient der Mann keine Sympathieen. Er hat aus Eitelkeit und Verblendung schwer gefehlt. Er hat verdient, daß er vom Amte entsetzt, und verdient, daß er zu einer mäßigen Gefängnißstrafe verurtheilt werde, aber ein Landesverräther ist er nicht gewesen. Seine Verurtheilung zu Zuchthausstrafe erfolgte in einem Verfahren, das nach dem heutigen Gesetz unzulässig sein würde. Weil er sich der gerichtlichen Vorladung nicht stellte, wurde er **ohne jede Beweisaufnahme** in contumaciam verurtheilt, indem alle Behauptungen der Anklageschrift als zugestanden angenommen wurden. Hätte sich Graf Arnim auf deutschem Boden gestellt, so wäre dies Erkenntniß, ohne durch ein Rechtsmittel angegriffen zu werden, hinfällig geworden; es hätte ein neues Verfahren stattfinden müssen.

Im Vorübergehen berichtige ich einen Irrthum, der sich auf pag. 438 findet. Das Herrenhaus ist nicht genöthigt, außer dem Budget auch andere Finanzgesetze en bloc anzunehmen oder abzulehnen, sondern hat sehr häufig amendirt.

Und nun wende ich mich zu dem einzigen erheblichen Punkt, in dem ich der Auffassung des Verfassers nicht beitreten kann. In dem letzten, dem zehnten Kapitel wird unter der Ueberschrift „Kaiser und Reich" die innere Gesetzgebung seit dem Jahre 1870 dargestellt, nach den Verwaltungszweigen getrennt, im Uebrigen aber in gleichmäßigem Flusse der Erzählung. Nirgend findet sich eine Cäsur. Dieser Abschnitt hätte in zwei Kapitel zerlegt werden müssen, deren eines als die Periode Bismarck-

*) Georg Kaufmann. Politische Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert. A. u. d. T.: Das neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung. Band IV. Berlin. Georg Bondi. 1899.

Delbrück, das andere als die Periode Bismarck-Puttkamer zu überschreiben war.

Seit der Entlassung Delbrück's hat Fürst Bismarck eine andere Politik getrieben, als vorher; er hat bewußt einen Theil dessen zerstört, was er zuvor bewußt geschaffen hatte. Und das muß von einem Historiker rund heraus gesagt werden. Man kann den Bismarck der ersten Periode verehren und den der zweiten bekämpfen, wie die deutsche Freihandelspartei es gethan hat; man kann den Bismarck der ersten Periode verwünschen und für den der zweiten schwärmen, wie es die Agrarier thun. Ich gebe auch die Möglichkeit zu, daß Jemand zu dem Schlusse kommt, Bismarck habe immer Recht. Wenigstens ein größeres Blatt in Süddeutschland ist mir bekannt, das jeder Maßregel Bismarck's zugestimmt hat. Aber ausgesprochen muß werden, daß es zwei verschiedene politische Richtungen sind, die Bismarck zu verschiedenen Zeiten verfolgt hat.

Es giebt zwei große Wandlungen in Bismarcks Leben. Die eine hat ihn aus dem Junker, der die großen Städte zerstören wollte und den Tag von Olmütz verherrlichte, zu dem großen Staatsmann gemacht, der Unsterbliches geschaffen hat; die andere hat ihn zu den Idealen seiner Jugend eine große Strecke zurückgeführt.

Ein Mann, wie Bismarck, mit allen seinen Eigenthümlichkeiten, war nothwendig, um das deutsche Reich zu einigen. Mir ist es, seitdem das Werk gelungen ist, mehr und mehr zur Gewißheit geworden, daß es auf andere Weise unmöglich gewesen wäre, daß der Weg der moralischen Eroberungen nicht gangbar war, daß Bismarck ein providentieller Mann war. In dem großen Drama hängt eine Scene mit der anderen so genau zusammen, daß das ganze Stück unmöglich würde, wenn man an einer Stelle eine Aenderung vornehmen wollte. Aber die Weltgeschichte läßt sich das Verdienst, uns den providentiellen Mann geliefert zu haben, theuer bezahlen. Nachdem er durchgesetzt hatte, was er hinsichtlich der deutschen Einheit für Recht hielt, hat er Alles durchsetzen wollen, was er für Recht hielt auch wo er Unrecht hatte, und zum großen Theile ist es ihm gelungen.

In der Zeit vor dem Jahre 1876, etwa in der Zeit, in der der Arnimprozeß und die Krieg-in-Sicht-Artikel Kunde gaben von einer gesteigerten Nervenreizbarkeit, sagte er sich los von den liberalen Tendenzen, die ihm geholfen hatten, das Werk seines Lebens zu vollbringen, und begann den Versuch, ein großes Reich mit anderen Mitteln zu regieren, als denen, durch die es geschaffen war.

Die Aufgabe der Zukunft ist, das deutsche Reich in die Bahnen zurückzulenken, in denen es sich in den ersten Jahren seines Bestehens bewegt hat. Die Aufgabe ist groß, ihre Lösung wird eine lange Zeit erfordern. Aber ein Rückblick in die Vergangenheit, die so große Schwierigkeiten überwunden hat, stärkt unseren Muth, daß auch diese Aufgabe uns nicht mißlingen werde.

Alexander Meyer.

Annie Vivanti.*)

In dem zehnten und letzten Kapitel des soeben erschienenen Werkes von Richard M. Meyer über die deutsche Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts meint der Verfasser, die Lyrik, die lang mißhandelte, beginne jetzt wieder mehr und mehr in den Vordergrund zu treten. „Für den Augenblick", sagt er, „denn all dies wechselt ja, muß und soll wechseln; an eine stehende ‚höchste Gattung' glauben wir nicht mehr — liegen die stärksten Keime einer großen Zukunftskunst auf dem Boden der Lyrik." Und er weist in den modernsten Romanen, Novellen, Dramen ihre „lyrischen Reize" auf, und er zeigt, wie das Didaktische, wie alles Andere zurücktritt vor den reinen „Stimmungsausdrücken". Mag man nun die neuen jungen Sänger ganz verstehen oder gar nicht, mag man als moderner Mensch im Wohllaut ihrer Verse sich wiegen oder aber hausbacken altväterisch mit Beschämung es eingestehen, daß man noch der Meinung sei, Gedichte sollten auch etwas enthalten, etwas bedeuten, Worte, noch so harmonisch aneinander gereiht, genügten nicht, um uns zu rühren, — so, wie diese jungen Poeten nun einmal dichten, finden sie Leser, Beifall, leidenschaftliche Anhänger und zwingen allmählich auch den Widerstrebenden, sich mit ihnen zu beschäftigen. Aus dem erdnahen Wirklichkeitsuchen darf sich der Künstler, Schriftsteller, Dichter heute wieder in das Reich des Blau erheben, ohne jenem halbmitleidigen Achselzucken begegnen zu müssen, das alles Aufschwungs Todfeind ist. Ein Büchelchen wie L. Jacobowski's: Neue Lieder der besten neueren Dichter fürs Volk (Preis 10 Pf.!) wäre noch vor ein paar Jahrzehnten bei uns wohl kaum möglich gewesen. Möchte es nur jetzt seinen Zweck auch ganz erreichen, dem Volk, der Jugend zu Herzen zu bringen. Auf den dünnen Seiten des kleinen Heftes ist eine solche Fülle von Schönheit, ein Reichthum an lieben und an rührenden Bildern wie nur je in einem Band der besten alten Volkslieder enthalten. Und dieses Bedürfniß zu singen und zu dichten, das mit der Freude an der Dichtung zugleich überall neu auflebt, es rührt sich auch jenseits von Deutschlands Grenzen.

In Italien haben neben den großen heute lebenden Poeten, den Carducci, Fogazzaro, d'Annunzio u. s. w. die Lieder eines Mädchens aus dem Volke, der jungen Lehrerin Ada Negri einen so tiefen Eindruck gemacht, einen so raschen Erfolg errungen, wie kaum ein Buch sonst in dieser Zeit. Sie sind, dank den guten Uebersetzungen, sehr bald auch bei uns bekannt geworden. Eine andere italienische Dichterin jedoch wird in Deutschland noch verhältnißmäßig zu wenig genannt. Es mag das nur ein Zufall sein. Annie Vivanti's „Lirica", die 1890 zuerst erschienen, jetzt schon in fünfter Auflage vorliegen, verdienten wohl gelesen zu werden. Es tritt aus dem Buche das Bild einer eigenen Persönlichkeit überraschend deutlich hervor. Freimüthig offen ist sie, leidenschaftlich, etwas keck und sehr natürlich, Kosmopolitin, wie ihr zweisprachiger englisch-italienischer Name schon anzeigt, und dabei ein wenig auch unsere deutsche Blutsverwandte. Die Mutter war nach Giosuè Carducci (siehe die dem Band angehängte Note) eine Schwester oder Verwandte von Rudolf und Paul Lindau. Die junge Dichterin stellt sich in dem ersten Gedichte: Ego selbst also vor: Mama ist eine Deutsche, mein Vater Italiener, ich aber bin in England geboren. . . . Und sie antwortet dem Leser im voraus gleich auf alles, was er möglicherweise von ihr zu wissen begehren könnte:

Fragst Du nach meiner Heimath? Laß Dir sagen,
Ich hab' kein Heim, mein ist die ganze Erde! . . .

Und was mein Glaube sei? ich geh' zur Messe,
Denn die Musik erhebt mich, reißt mich mit;
Doch wurde ich getauft als Protestantin,
Mein Nam' ist jüdisch, wie der Züge Schnitt.

Du fragst nach meinem Alter? Ich bin zwanzig,
Und wo mein Ziel? Weiß ich denn, was es giebt!
Was such' ich? Nichts. Ich warte auf mein Schicksal
Und lache, singe, weine, bin verliebt.

Giosuè Carducci sagt in seinem Vorwort, einem Briefchen, an das Fräulein Vivanti gerichtet, er habe bisher an dem Gesetze festgehalten: den Geistlichen und den Damen solle das Versemachen verboten bleiben. Nun aber müsse er für sie diesen letzten Paragraphen aufheben. „Denn Ihre Poesie, mein Fräulein, ... sie ist Poesie!" Und wenn er auch als der größte jetzt lebende Vertreter der Kunstdichtung in Italien, der berühmte Autor von Gesängen klassischer Form (Odi barbare) sofort bemerkt, wie die eigentliche schulgerechte Kunst des Versbaus, — „das, was

*) Lirica di Annie Vivanti. Quinta edizione, con prefazione e nota di G. Carducci. Milano, Fratelli Treves, 1899.

man mit einem pedantischen Neologismus die Form nennt, etwas dem Gedanken Nachgedorenes, sozusagen Angehängtes", — ihr mangele, so gesteht er ihr umsomehr andere Eigenschaften zu: „die Unmittelbarkeit der Darstellung, die jungfräuliche Frische des Ausdrucks". — „Die eigene Physiognomie jedes Bildes, die Art der Farbgebung, der Werth des Satzes und der Gang des Verses, sie kommen und sie verschwinden bei Ihnen", so schreibt er ihr, „mit den Bewegungen der Eindrücke und der Leidenschaften, die Ihnen Ihre Poesie verleihen". — Wir aber, wir brauchen uns, so scheint mir, nicht daran zu kehren, ob ihre Verse so vollendet und so korrekt sind, daß ein Meister der Verskunst, wie er, nicht einen Fehler hier und da aufzuweisen vermöchte Untersuchen wir auch nicht viel erst, von welchen litterarischen Strömungen das junge Mädchen beeinflußt ward. Wie es aus Carducci's längerer Studie am Ende des Bandes hervorgeht, scheint sich Annie Vivanti ein wenig darauf einzubilden, daß sie ohne besondere Schulung, ohne viel Wissen, nur von ihrem eigensten Gefühl erfüllt, instinktmäßig zu dichten degann. Sie kenne die großen Italiener nicht, hat sie selbst erzählt, nur einmal habe sie einen einzelnen Band Dante, aus dem Nachlaß ihrer Mutter, in den Händen gehadt. Aber wenn sie auch nichts, gar nichts gelesen hätte, weder Klassisches noch Neues, das junge Geschöpf hätte singen müssen, „wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet!" — Sie ist, wie Carducci sagt, „ein durch und durch weibliches, durch und durch lyrisches Temperament". Und zu den beiden Eigenschaften kommt noch etwas mehr hinzu: eine amerikanische Erziehung, deutsch-romantische, italienisch-freiheitliche Reminiscenzen (der Vater gehörte zu den Vaterlandsvertheidigern und war von Oesterreich zum Tode verurtheilt), vor allem modernes Selbstdewußtsein, das sich nicht scheut, mit Heine'scher Keckheit sein Fühlen frei herauszusagen. Daß aus einer solchen Mischung so ein italienisches Büchlein entsteht, und daß solche Verse in dem nicht sehr viel lesenden Lande fünf Auflagen nach einander erleben, das scheint mir demerkenswerth genug, um auch dei uns die Aufmerksamkeit auf das junge Talent hinlenken zu dürfen. Freilich bei dem Versuch der Verdeutschung schwindet das Eine, das so bestechend dei ihr ist, die Melodie dieser schönen, wie von selber dichtenden Sprache, und es mag manches wohl dem Leser allzu schroff, zu herbe klingen. Will man aber den rechten Begriff von ihr geben, muß man, so scheint es mir, neben dem Leidenschaftlichen, Süßen, Poesievollen in ihren Dichtungen vor allem diese ebenso leidenschaftliche Herbheit detonen. Das Gedicht Sindaco di Villaggio ist so ein charakteristisches Beispiel. Es deginnt in wehmüthiger Stimmung, sie redet zu dem Einstgeliebten:

Wie bald vergessen wir. —
Ich weiß dann nicht mehr Deiner Augen Farbe,
Verklungen ist mein Lied, mein Name Dir.

Seh' ich einst Mandelblüthen an den Wegen
Und Pfirsichknospen, wird ein Deingedenken
Sich leis' nur klingend mir im Herzen regen.

Und Dir im Geiste wird, ein zaghaft Schimmern,
Unklar, halbdunkel, die Erinnrung wach,
Gleichwie Phantasmen, die van ferne flimmern. . . .

Und also, da 's doch so bald vorbei sein wird, fährt sie spöttisch fort:

Kehrt jeder heim in seines Schicksals Mauern:
Ich kämpfe weiter mit den Traumgebilden,
Du lebst dahin bei Rindvieh und bei Bauern.

Ich führe wieder mein Vagantenleben,
Ich suche Glück und wolkenlases Blau
Wo die Zigeuner ziehn, die Vögel schweben.

Du sorgst, daß man die Ställe reinlich hält,
Dafür, daß alle Felder gut gedungt sind,
Für leere Köpfe, Bärsen voll von Geld. . . .

Geradezu verdlüffend wirkt ihr Haß gegen England. Es ist heute zwar bei uns an der Tagesordnung, daß man von Politik und Handelsinteressen beeinflußt, auf alles Englische schilt und es herabzieht. Auch in Italien sind, wie die forestieri überhaupt, die energischen, gegen Hitze und gegen Kälte widerstandsfähigeren nordischen Menschen von jeher nicht eben beliebt gewesen. Gl'inglesi ed i cani vanno al soie. Nur Engländer und Hunde gehen in der Mittagssonne spazieren, sagt eine dekannte Redensart. Aber das junge Mädchen, das jenseits des Kanals zur Welt kam, es muß doch wohl, außer durch die allgemeine Volksstimmung, noch durch ganz persönliche bittere Erlebnisse zu so heftiger Abneigung gebracht worden sein. Dem düstern, kalten, nebelschweren Lande, in dem sie geboren wurde, dem tief verhaßten — Tetra, nebbiosa, gelida Inghilterra, Aborrito paese ov 'io son nata — schleudert sie in Ave Aibion! (S. 37) eine geharnischte Absage entgegen:

Ihr dürft'gen Engeländer, blond und schaal,
Ihr magern Engeländer, blaß und schmächtig,
Macht Kälte Euch so dumm und sa bedächtig?
Ihr Bündel, Ihr, aus Regenschirm und Shawl! . . .

Gebt tolle Lieb' mir, ungestümes Hassen,
Des Südens glühend wilde Rachewuth!
Des Dolches Blitzen und der Blicke Gluth,
Jähzornige, die rasch sich sänft'gen lassen.

Gebt mir das leichte Lachen, laute Weinen
Und Deiner Sprache Klang, Italia!
Ihr in den dicken Plaids mögt immer ja
Verdreht sein und korrekt dabei erscheinen.

Verschnupftes Volk hinweg! Froh würd' ich sehn,
Nun ich entfernt vam Deinen schmutz'gen Wegen,
Du trocknes Valk, im ewigfeuchten Regen
Mit großen Füßen Dich zum Teufel gehn!

Das junge Fräulein weiß wahrscheinlich selbst nicht, wie sie einen Theil ihrer Energie dem stählenden Hauch jenes Nebellandes, wie manches sie auch von der Knappheit und Geradheit, die ihren italienischen Versen das eigenthümlich Neue verleiht, dem Einfluß dieses kühlen, knappen, ihr so unsympathischen englischen Idioms verdankt. Und wo sie selbst, wie in den drei dem Buche angehängten Gedichten, englisch spricht, wie schön, wie wohllautend klingt es, mit welcher schalkhaften Grazie weiß sie z. B. ihre Gefühle zu umkleiden, wenn sie (A may poet) ihrem Liebhaber seine Kühle vorwirft:

He writes about the forest nymphs
With tresses all unbaund,
And knows not, that my hair, when loose,
Trails almost to the ground.

He writes about the extasy
Of speechless, dreamless rest,
And he has never, sleeping, held
My head upon his breast.

He writes a poem, none will read,
Conventional and sweet —
While May in riotons roses raves
And I am at his feet!*)

*) Er schreibt von Waldesnymphen wahl
Mit Locken wehend, leicht,
Und weiß nicht, daß mein Haar, gelöst,
Beinah zur Erde reicht.

Er schreibt, daß wortlos tiefe Ruh,
Traumlos, ihm Wonn' und Lust,
Und hielt doch niemals noch im Schlaf
Mein Haupt an seiner Brust.

Er schreibt, die Verse liest kein Mensch,
So sanft, gut bürgerlich,
Und ringsum Mai und Rasenpracht
Und ihm zu Füßen ich!

Selbst in ihrer Leidenschaft behält sie etwas kampfmuthig Offenes, nordisch Stolzes. Auch wo sie sich ganz hingibt, da thut sie es, weil sie's so will, aus eigenster Machtvollkommenheit, nicht in demüthigem Sichhingebenmüssen. Sogar in einem Liede wie Destino, wo sie dem Geliebten, der ihr untreu war und sie treulos glaubt, der ihr sich entreißen will, der ihr flucht, auf jede Beleidigung, die sie von ihm zurückstoßen sollte, immer wieder nur ihr leises T'amo: Ich liebe Dich! zur Antwort gibt:

Er blickt auf mich: ein Schaudern fiel ihn an.
Langsam hob er die Hand, und auf die Wange,
Die bleiche Wang' hat er den Schlag gethan! —
— Ich liebe Dich! — Da küßte ich ihn lange.

Es ist das trotzige Wort der Philine. „Und wenn ich Dich liebe, was geht's Dich an?", das in verschiedenen Varianten aus den meisten ihrer Verse hervorklingt. Ein freies Menschenkind, geht sie, stolz auf ihr Ich, ungebunden und ungeschult ihren selbstgewählten Weg:

Was willst Du von mir Gott? wo ist das Ziel?
Und wo mein Weg? wer, der mir's wehren will?
Wohin treibt ruhelos mich mein Gefühl
Und dies mein trotzig Herze?

Was thatst Du mir, mein Gott? Wohin, wohin,
Will Sehnsucht mich ins Unbekannte ziehn?
Was läßt den scheuen Geist hier zögern, fliehn?
Wer sperrt mir meine Straße?

Oh! Flügel fühlen, die sich bebend breiten
Und doch nicht fliegen können in die Weiten,
Nicht frei sich heben können, aufwärts schreiten,
In unermessenen Raum. . . . .

Und dann über dem Gedichte, das mit diesen Versen anfängt, als Lösung aller Zweifel und Fragen, nichts als das Citat aus Heine: Und ein Narr wartet auf Antwort! —

Aber in aller trotzigen Herbheit, in allem wilden Lieben und Hassen, tönen auf der Leier der jungen Poetin Klänge von Sehnsucht, Klänge von hinreißend lieblicher Weichheit, die uns das dunkle Kind des Südens mit der englischen Grazie vollends lieb machen und vertraut. Durch und durch weiblich, durch und durch lyrisch nennt sie Carducci. Und mit so einem Liede, dessen echt lyrische Verse unwillkürlich nach Tönen zu verlangen scheinen und das den Kampf dieser beiden Strömungen im Dichterherzen, der skeptisch kühlen, mit der kindlich gläubigen zeigt, wollen wir hier diese kleine Probeauswahl aus dem Bande Lirica schließen:

Ich war ein Kind, so fromm und so phantastisch,
Erfüllt von blauem Glauben, goldnem Traum!
Ich meint', die Engel wohnten weißgekleidet
Und lichtgegürtet hoch im Himmelsraum. . . .

Die klug vernünft'ge Welt, die fühllos rauhe,
Die Welt, die nur die kalte Wahrheit liebt,
Sie wollt' mich wecken aus den rosa Träumen,
Mir zeigen, daß es Schmerz und Dunkel gibt!

So nahmen sie mir Paradies und Engel,
Sie ließen mir nicht einmal meinen Gott!
Vergraben unter prahlerischem Denkstein
Liegt, was ich liebte, eingesargt und todt. . .

Doch Phantasie, die leichte, freibeschwingte,
Sie müht sich, der Vernunft zu widerstehn,
Und trotzt, und will, so blind sie ist, im Dunkeln,
Die Spuren blondgelockter Englein sehn.

Es kämpft mein Herz und es zerschellt am Leben,
So wie am harten Fels der Welle Schaum;
Und immer noch bin ich das Kind, das fromme,
Erfüllt von blauem Glauben, gold'nem Traum!

Hamburg. Adalbert Meinhardt.

Zeitschriften.

Paul Leroy-Beaulieu über den Transvaalkrieg.

(„L'Economiste Français.")

Der bekannte französische Volkswirth Paul Leroy-Beaulieu, der schon wegen seiner freihändlerischen Anschauungen von jeher über die englische Politik ein sehr unbefangenes Urtheil gefällt hat, und der im Gegensatz zu vielen seiner Landsleute von Anglophobie gänzlich frei ist, ergeht sich in der letzten Nummer des von ihm herausgegebenen „Economiste Français" über die Aussichten des Transvaalkrieges. Leroy-Beaulieu hat, ebenso wie die freihändlerischen Freunde Englands in Deutschland, von vornherein diesen Krieg aufs nachdrücklichste verurtheilt und rechtzeitig auf die Gefahren hingewiesen, die daraus für die ganze Weltmachtstellung Englands erwachsen können. Er sieht seine pessimistischen Erwartungen durch den Verlauf des Krieges noch übertroffen; als der für das Unheil in erster Linie verantwortliche Staatsmann erscheint ihm Joseph Chamberlain, den er nur als „ce fou pervers de Chamberlain" bezeichnet.

Paul Leroy-Beaulieu erweitert seinen Artikel über den unmittelbar aktuellen Anlaß hinaus dann aber noch zu einigen allgemeineren Betrachtungen, die uns bemerkenswerth genug erscheinen, um sie wörtlich zu reproduziren.

Die Frivolität, mit der England diesen Krieg provozirt hat — so führt er aus —, verdiente eine Strafe. „Die Unglücksfälle Englands in Südafrika stellen sich dar als eine Warnung oder als eine leichte Züchtigung. Wir würden uns beglückwünschen, wenn Großbritannien es bei dieser erhaltenen Lektion bewenden ließe. Da England aber den Krieg fortsetzt und darauf ausgeht, zwei tapfere kleine Völker unter dem Gewicht der Zahl zu ersticken, so darf man ihm nicht verbergen, daß die gesammte civilisirte Welt im höchsten Grade an dem schließlichen Erfolg der Buren interessirt ist. Die Buren vertheidigen die Freiheiten des ganzen Menschengeschlechtes; wenn sie, wie wir es hoffen, weiter Erfolg haben, so wird damit der Beweis geliefert sein, daß selbst die ganz kleinen Nationalitäten nicht gezwungen sind, sich auf Gnade oder Ungnade den großen Nationalitäten zu unterwerfen. Das wird für alle großen Nationen eine absolut nothwendige Lehre sein, auch andere Völker mit Mäßigung, Weisheit und Respekt zu behandeln. Die großen Völkerschaften haben von Zeit zu Zeit derartige Lehren nöthig; wir Franzosen haben dieselben empfangen in der Zeit Ludwigs XIV. und Napoleons, jetzt ist die Reihe an England. England liefert unseres Erachtens den Beweis der Unklugheit, indem es diese Lehre noch vollständiger und entscheidender empfangen will, als es sie bereits jüngst erhalten hat."

Leroy-Beaulieu schließt seinen beherzigenswerthen Artikel mit folgenden Worten:

„Indem ich vollständig zugebe, daß der schließliche Ausgang des Kampfes nicht mit Sicherheit vorhergesehen werden kann, so besteht doch eine große Wahrscheinlichkeit dafür, daß Südafrika das Grab der englischen Armee sein wird, und das könnte für Großbritannien den Verlust von ganz Südafrika, mit Einschluß von Rhodesia, zur Folge haben, so daß ihm nur zwei oder drei Häfen mit ihrer nächsten Umgebung übrig blieben. Das wäre eine schreckliche, aber für die ganze Welt nützliche Lehre. Großbritannien würde diese Niederlage verdient haben, indem es sich auf einen der verbrecherischsten Kriege, welche die Menschheit kennt, versteift hat."

T. B.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, W. Ziethenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 14. Berlin, den 6. Januar 1900. 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die Regierung hat eine Reihe von Landräthen, die im preußischen Abgeordnetenhaus gegen die Kanalvorlage gestimmt hatten, zur Disposition gestellt. Das Vorgehen war sehr anfechtbar; das Vorgehen wurde von den Freisinnigen offen als der Versuch einer Beschränkung der freien Meinungsäußerung von Abgeordneten getadelt; es ließ sich für diese Methode überhaupt nur eins anführen: Die Regierung fühlte, daß sie allzu lange sich kraftlos gezeigt hatte, und sie wollte nunmehr durch einen Akt der Kraft ihre Autorität vor Allem den eigenen Beamten gegenüber, die langsam sich als Beamte des Bundes der Landwirthe und der konservativen Fraktion zu fühlen begannen, wieder herstellen. So inopportun uns diese Methode erschien; es steckte doch in ihr wenigstens eine gewisse Konsequenz; und nur unter dieser Voraussetzung hatte die Maßregel überhaupt ein politisches Fundament.

Nun hat die Regierung selbst auch dieses Fundament in die Luft gesprengt. Nachdem das Ministerium die Landräthe gemaßregelt hat, stellt es jetzt zwei dieser gemaßregelten Landräthe in einer höheren Regierungsstellung wieder ein. Wenn das Ministerium sich selbst hätte desavouiren wollen, so hätte es das auf keine Weise wirkungsvoller thun können, als durch die Beförderung gemaßregelter Beamten in eine höhere Stellung. Das Ministerium hat somit eine Prämie für Beamte ausgesetzt, die der Regierung schroffe Opposition machen; sie ruhen sich einige Monate aus, um darauf die Annehmlichkeit zu haben, in einem höheren Amte wieder aufzutauchen.

Soll die Disziplin im preußischen Beamtenkörper ruinirt und soll die Disziplin der „Kreuzzeitung“ und dem Bunde der Landwirthe unterstellt werden, dann muß es augenscheinlich so gemacht werden.

Erklärlicherweise nimmt die „Kreuzzeitung“ diesen Akt der Regierungsabbitte mit kühlem Wohlwollen auf, und sie verlangt nur, daß die Demüthigung fortgesetzt werde durch eine gleiche auszeichnende Behandlung für die anderen gemaßregelten Beamten.

Eine Regierung, die zu solcher Selbstironisirung sich fähig erweist, ist nicht im Stande, die großen Interessen des modernen Staates von prinzipieller Bedeutung gegen die Angriffe des agrarischen Junkerthums wirksam zu vertheidigen.

In Südafrika haben die Engländer angeblich einige Erfolge errungen; sie sind in jedem Falle militärisch bedeutungslos: untergeordnete Kämpfe in der Nähe des Modder-River und in der Kapkolonie durch General French. Wahrscheinlich sind die Erfolge aber nicht einmal Erfolge, sondern auch diesmal scheinen die Buren vor Allem gegen French die Oberhand behalten zu haben. Im Uebrigen Stillstand; Lord Methuen lahm gelegt; Buller einen neuen Angriff vorbereitend und Ladysmith in äußerster Bedrängniß. Gewiß kein erfreuliches Bild für England.

An den vorhandenen Schwierigkeiten scheint England aber nicht genug zu haben.

Das Loch zu der freien Welt hin, das die Buren in Lorenzo Marquez noch haben, soll viel Unglück des Feldzuges für die Engländer verschulden. Dieses Loch muß daher verstopft werden. Zu dem Leichtsinn eines Gewaltstreiches gegen die portugiesische Besitzung ist England noch nicht entschlossen. Inzwischen kapert es vor der Delagoa-Bai neutrale Schiffe fort.

Der deutsche Reichspostdampfer „Bundesrath“ und ein zweites Hamburger Schiff ist diesem Schicksal verfallen. Da diese Schiffe nur zwischen dem neutralen Deutschland und der neutralen portugiesischen Kolonie verkehren, so ist in jedem Falle eine Beschlagnahme völkerrechtlich schwer zu rechtfertigen. Portugal hat — schon um sich vor englischen Vergewaltigungen zu schützen — ein offenbares Interesse daran, Kriegsmaterial nach Transvaal nicht hinein zu lassen; aber daß mit portugiesischem Gebiet neutrale Schiffe ungehindert verkehren können, die kein für Transvaal bestimmtes Kriegsgut an Bord haben, liegt im gemeinsamen Interesse aller Neutralen. Es scheint, daß die kriegerischen Mißerfolge die Engländer in eine solche nervöse Ueberreizung gebracht haben, daß ihre Besonnenheit immer mehr schwindet. Dies Urtheil würde in noch höherem Grade zutreffen, wenn es sich bewahrheiten sollte, daß der Reichspostdampfer „General“ sogar in Aden angehalten und von englischen Truppen durchsucht worden ist.

Wir nehmen an, daß diese Zwischenfälle alsbald beigelegt werden. Verbessern werden diese Vorfälle die Stimmung bei uns für England aber sicher nicht. Sollte die Methode Chamberlain's dagegen in diesem Falle das letzte Wort sprechen, dann würde man sich in Deutschland gewiß erinnern, daß es russische Pläne in Asien und französische Pläne in Aegypten gibt, deren Förderung nur auf einen Wechsel in der wohlwollenden Neutralität Deutschlands gegenüber England wartet.

Die ägyptische Frage kann sehr schnell wieder aufleben. Augenscheinlich macht England große Anstrengungen Truppen in Aegypten frei zu bekommen und diese englischen Truppen sollen durch italienische ersetzt werden.

Dieses Zurückgreifen auf italienische Hilfe wäre für England an sich eine große Demüthigung. Und für die Italiener? Was wollen die Italiener in Aegypten? Die Platzhalter für England sein und sich später von einem erstarkten England wieder unsanft hinausdrängen lassen? Jedenfalls würden sie auf diese Weise in die allerschärfste Feindschaft mit Frankreich gerathen. Wir hoffen, daß unsere italienischen Freunde den Pfad dieser phantastischen Politik nicht betreten, der unter allen Umständen auch eine starke Rückwirkung auf den Dreibund haben müßte. Denn Italien würde sich in Europa schwächen, und dieses geschwächte Italien stände einem tief erbitterten Frankreich gegenüber. Soll Deutschland vor diesen Riß treten, ohne daß man bei uns auch nur die Hoffnung haben könnte, Italien würde anders als mit einer Enttäuschung und Schwächung abschneiden?

In Paris ist der Prozeß gegen die Staatsverräther vor dem Senat zu Ende; der Prozeß ist fast im Sande verlaufen; drei Verurtheilungen, mildernde Umstände für die Verurtheilten; Theilnahmlosigkeit der Bevölkerung. Auch hier wurde wie es scheint, der treuga Dei zu Gunsten der Weltausstellung ein Opfer gebracht.

* * *

Politischer Rückblick.

II.

Nur etwas über ein Jahr ist verflossen, seit Bismarck's „Gedanken und Erinnerungen“ erschienen sind. Sie waren entstanden in der Zeit nach 1890, und sie sind von Bismarck alsdann wiederholt umgearbeitet und ergänzt worden im Laufe der neunziger Jahre. Eine ganz kurze Spanne Zeit trennt uns also nur von dem Augenblick, da dieses Werk seine letzte Form erhielt, dessen Verfasser von der Höhe seines Standpunktes aus und mit seinem Geist und seinen Erfahrungen in ganz einziger Weise die internationale Politik zu überschauen in der Lage gewesen ist; die zeitliche Entfernung beträgt wenige Jahre, und doch sind in diesen wenigen Jahren neben den Faktoren der Bismarck'schen internationalen Politik bereits internationale ganz neue Kräfte und Probleme aufgetaucht.

Vor allem, diese Thatsache ist geeignet, uns zu vergegenwärtigen, daß wir bereits die Grenzlinie zu einer neuen Epoche überschritten haben, die mit Fragen an uns herantritt, die Fürst Bismarck ins Auge zu fassen, sich nicht veranlaßt gesehen hat.

Die „Gedanken und Erinnerungen“, die in breiter Ausführlichkeit von den dem Fürsten nach seiner Empfindung so überreich zugefügten persönlichen Widerwärtigkeiten berichten, und die nur in wenigen Kapiteln an die großen Aufgaben deutschen Staatslebens mit bewunderungswerthen Erörterungen herantreten, sie geben auch heute noch den Kern und Kristallisationspunkt unserer Politik; aber um diesen festen Kern haben sich ganz neue Lagerungen bereits gebildet, und diese Lagerungen haben in gewissem Umfange auch den Kern schon zu ändern begonnen.

So sind die „Gedanken und Erinnerungen“ nicht ein politisches Testament in dem Sinne, daß sie die Linien für den Weiterbau angäben; das hätte auch der Individualität des Fürsten Bismarck nicht entsprochen, der am größten in der Behandlung der nächsten Gegenwart ist und sie durch die sprudelnde, erfindungsreiche Produktivität seines nie ruhenden Geistes vor Allem zu beeinflussen versteht. Ein politisches Testament sind diese „Gedanken und Erinnerungen“ nicht als Wegweiser in die Zukunft, aber insofern sind sie es, weil sie die festen Fundamente scharf zeichnen, auf denen auch die Weiterentwicklung nur stattfinden kann.

So gibt es denn bezeichnender Weise für eine ganze Reihe von Problemen, die uns entgegentreten, keine Bismarck'sche Tradition, denn für Bismarck waren diese Möglichkeiten noch nicht vorhanden; aber auch das Neue kann gewiß nur erfolgreich in Angriff genommen werden von dem festen Boden aus, den die Bismarck'sche Staatskunst geschaffen hat, und um diesen Boden vor Erschütterungen zu bewahren, gibt der Fürst in seinen nachgelassenen Aufzeichnungen die letzten Rathschläge.

Die „Gedanken und Erinnerungen“ sind voller Lücken, nur die entscheidenden Phasen der auswärtigen Politik werden mit einer gewissen Folgerichtigkeit aneinander gefügt, wie denn das Werk ganz wesentlich sich auf Persönliches und auf auswärtige Politik beschränkt. Nichts charakteristischer unter diesen Umständen als die Thatsache, daß sich nirgends ein Wort über die deutsche Kolonialpolitik findet, die Fürst Bismarck ins Leben gerufen hat.

Als ein weittragender Akt auswärtiger Politik scheinen dem Fürsten diese Unternehmungen nicht erschienen zu sein; sie waren ein politisches hors d'oeuvre; weit mehr ein Auskunftsmittel zur Beeinflussung der inneren Politik, um ein neues zugkräftiges Schlagwort gegen die Opposition zu erlangen, als eine an sich mit besonderem sachlichen Werth eingeschätzte Maßnahme. Diese Empfindung war es denn auch, die zum Theil die Haltung der Opposition damals beeinflußt hat.

Fürst Bismarck machte uns in der Weltpolitik verwundbarer; ohne daß die Objekte, die gerade er für uns erworben hat, an nachweisbarem realem Werth die Nachtheile solcher Verwundbarkeit aufgewogen hätten. Aber ihm selbst ist augenscheinlich diese kolonialpolitische Aktion von so wenig Gewicht erschienen, daß er diese ganz neue Diversion für seine auswärtige Politik in seinen Memoiren mit völligem Stillschweigen glaubte übergehen zu können.

Er betrat zuerst für Deutschland einen Pfad, und als dann der ungeheure Aufschwung unseres auswärtigen Handels parallel laufende Pfade in die Welt hinausschuf, und als die sich kreuzenden Wege anderer Mächte außerhalb Europas weiter und weiter vorwärts getrieben wurden, veränderte sich unmittelbar das gesammte Bild der Politik. Ganz neue Aussichten und ganz neue Horizonte eröffneten sich. Europa blieb zwar für Deutschland der Mittelpunkt der uns berührenden politischen Probleme, aber dieser Mittelpunkt in

auch für uns durchaus nicht mehr unberührt von der Weltpolitik.

Das ist auch ein tief einschneidender Umschwung den für Deutschland das Ende des neunzehnten Jahrhunderts gebracht hat.

Für den Fürsten Bismarck konnte das Hauptaugenmerk auf drei Reiche beschränkt bleiben: auf Rußland, auf Oesterreich-Ungarn, auf Frankreich — auf die das Schicksal entscheidende Welt Friedrichs des Großen —, dazu kamen als Hilfskräfte England und Italien, denen die „Erinnerungen“ kaum einige Worte widmen, und schließlich die Türkei.

Die schwerwiegendsten Ausführungen und von größtem bleibenden Werth sind in den „Erinnerungen“ wohl jene Betrachtungen über das Verhältniß Deutschlands zu Rußland und Oesterreich-Ungarn, die Darstellung der Schwierigkeiten jener politischen ménage à trois, wobei Deutschland sicherlich zutreffender Weise darauf aufmerksam gemacht wird, daß, wenn ein Bruch zwischen den dreien ganz unabwendbar sein sollte, Rußland, mit dem wir gar keinen sachlichen Grund zu Gegensätzen haben, zugleich als die solidere Kraft den Vorzug der intimen Beziehungen verdiene.

Im letzten Jahr haben sich unsere Beziehungen zu Rußland offensichtlich gewiß nicht verschlechtert. Die Tigrisbahn, die mit deutschem Kapital in Kleinasien gebaut werden wird, ist ein Handelsunternehmen, und für berechenbare Zeit ohne unmittelbare politische Bedeutung für Deutschland. Gleichwohl gab es russische Kreise, die diesen Erfolg deutschen Unternehmungsgeistes mißgünstig betrachtet haben. Man gab uns von Rußland aus den Rath, unsere Thatkraft nach Südamerika zu verlegen. Das sind Ausschreitungen nationalen Selbstgefühls, die kein seine Verantwortung fühlender Minister mitzumachen in der Lage ist, ein russischer um so weniger, da Rußland nicht einmal für die riesigen vor ihm liegenden Aufgaben auf dem Gebiete des Bahnbaues — wie in Persien — über das nöthige Geld in den eigenen Kassen verfügt. Eine Politik des Neides, die dahin zielt, den Stillstand zu dekretiren, weil man selbst den Fortschritt herbeizuführen nicht in der Lage ist, bleibt mit ihrer Unfruchtbarkeit bei der heutigen Vertheilung der Kräfte in der Welt glücklicher Weise undurchführbar. Und das mächtige Rußland mit seinen ungemessenen Möglichkeiten der Entfaltung von der türkischen Grenze bis zum Stillen Ozean, die Deutschland sicher nicht hindern will, kann sichtgewiß zu dem zweckmäßigen politischen Prinzip Deutschland gegenüber verstehen: Leben und Lebenlassen.

Die zweite zu Tage liegende Berührung mit Rußland führte die Berufung der Haager Friedenskonferenz herbei. Man braucht nur den Namen Professor von Stengel auszusprechen, um sich die ganze Fülle berechtigter Kritik wieder in das Gedächtniß zurückzurufen, die damals Deutschlands offizielle Haltung herausfordern konnte. Geschickt war diese Haltung nicht; verstimmend wird sie vor Allem auf den Czaren selbst gewirkt haben; aber auch diesmal bewährte sich, daß unsere Politik trotz allen Entgleisungen es nach stets zu vermeiden gewußt hat, schließlich in den Graben zu stürzen. Wir fallen am Ende doch glücklich auf die Beine. Und so sind denn auch die Haager Beschlüsse, die unser Delegirter Herr von Stengel im Voraus so unglücklich zu diskreditiren unternommen hatte, für uns verständiger Weise durch den Fürsten Münster vor Schluß des Jahres vollzogen worden. Mit der Entsendung des Herrn von Stengel sind wir jetzt nicht Rußland, sondern uns selbst, den eigenen schließlichen Entschluß ironisirend, zu nahe getreten.

Mit Oesterreich-Ungarn verbindet Deutschland ein altes Bündniß; es fragt sich nur, ob Oesterreich-Ungarn das Alte geblieben ist. Für Ungarn dürfte das zutreffen. Nachdem das katholisirende reaktionäre Ministerium Banffy, das auch den Umsturz in Oesterreich patronisirt hatte, verschwunden, und Szell an die Spitze der Geschäfte getreten ist, hat Ungarn seine frühere zuverlässige politische Physiognomie dem Anschein nach wiedererhalten. Oesterreich hingegen steht seit Jahren in einer Krisis, die die Fundamente des dortigen Staatslebens auf das Ernsteste bedroht. Die Ministerien, von denen eins das andere ablöst, aufzuzählen ist bedeutungslos; denn die Ministerien in ihrer verschiedenen Zusammensetzung und die Regierungsmaschine sind machtlos geworden gegenüber den nationalen Strömungen im Volke, die jedes geordnete Regiment unmöglich zu machen drohen.

Aus Mißtrauen gegen Deutschland sollte in Böhmen ein slavischer Wall errichtet werden; dieser Versuch trieb die Deutschen Oesterreichs schließlich in die schärfste Opposition; es machte sie, die vor Allen die Träger des österreichischen Reichsgedankens gewesen waren, zu unzufriedenen Oesterreichern, wie die Czechen, Slovenen, Italiener unzufriedene Oesterreicher blieben, weil ihnen nicht alle ihre Forderungen bewilligt werden können, und durch diese wachsende nun allgemeine Unzufriedenheit und Verbitterung droht das gemeinsame Haus, dessen Zukunft gesichert werden sollte, von Grund aus demolirt zu werden. Nie ist eine Politik einem Reiche verhängnißvoller gewesen, wie die des Grafen Taaffe, der scheinbar in Bonhomie forttonrstelnd, das Reich erschütterte, wie die des Grafen Badeni, der mit polnischer Frivolität den Umsturz zum staatserhaltenden Programm machte.

Das österreichische Gebäude steht zwischen zwei festen, überaus starken Brandmauern, der russischen und der deutschen; so verdächtig es auch in dem österreichischen Hause knattert und wie viele Risse sich auch zeigen, die Gefahr bleibt eine geringe, solange die Nachbarn keine größeren baulichen Veränderungen ihrerseits vorzunehmen gezwungen sind. Aber wenn sie schließlich fänden, daß die nachbarliche Baufälligkeit doch für sie selbst anfinge gefahrdrohend zu werden? Was dann? Man darf nicht vergessen, daß unmittelbar an der deutschen Grenze bei dem Versuche, die nationale Erregung niederzuschlagen, bereits das Blut von deutschen Oesterreichern geflossen ist.

Hier liegt ein entscheidendes Problem für die Zukunft Deutschlands, das wir ins Auge fassen müssen trotz dem Wunsche, es möchte eine Entwickelung in einer bedenklichen Richtung vermieden werden. Wenn nur dem Wunsche die Realität der Thatsachen entspräche! Freilich diese Realität zu beeinflussen ist nicht von diesseits der Grenze möglich, wo man passiv bis zur Selbstverleugnung geblieben ist, sondern wenn überhaupt noch, dann nur von Wien aus.

Die österreichischen Zustände, so unerwünscht und Besorgniß erregend sie für Deutschland sein müssen, haben immerhin zwei Nebenwirkungen gehabt, die uns zu gute kommen.

Es ist zweifellos, daß auch nach dem Kriege von 1870 es noch in Deutschland aktive Sympathien für Oesterreich gegeben hat, die die Art, wie unsere nationalen Leiden im Jahre 1866 geheilt worden sind, bitter empfanden. Mit solchen Sympathien, die vielleicht niemals ein sehr großes Gewicht gehabt haben, rechnete Frankreich. Heute ist diese Quelle antideutscher Hoffnungen ganz versiegt. Auch eine deutsche Bevölkerung, die durch ihre ultramontanen Neigungen eine katholische Führung für Deutschland erwünschte, kann doch nicht mehr auf Oesterreich als auf den Heilbringer sehen, wo die Unzufriedenheit selbst die zuverlässigsten Katholiken in deutschen Gemeinden erregt, bis in das glaubensstarke Tyrol hinein. Die innere Konsolidirung Deutschlands hat durch den Prozeß, der sich in Oesterreich abspielt, Förderung erhalten. Das ist für uns ein Fortschritt, durch den alte Beklemmungen entschwunden sind.

Und noch eine Wirkung werden die österreichischen politischen Vorgänge herbeiführen.

Vor dem Berliner Kongreß hatte Graf Schuwalow eine Unterredung mit dem Fürsten Bismarck über die Bündnißmöglichkeiten. Und der russische Vertreter sagte dem deutschen Reichskanzler: „Vous-avez le cauchemar des coalitions.“ Worauf dieser erwiderte: „Nécessairement“; das ist die Furcht der Wiederkehr von Zuständen, wie sie Friedrich der Große nur mit letzter Kraftanstrengung beseitigen konnte; und diese Furcht hat berechtigterweise Bismarck verfolgt.

Aber es bahnt sich auch in dieser Beziehung wohl eine Wandlung an. Bismarck selbst erzählt:

„In Böhmen ist die Spaltung zwischen Deutschen und Czechen stellenweise schon so weit in die Armee gedrungen, daß die Offiziere beider Nationalitäten in einigen Regimentern nicht mit einander verkehren und getrennt essen.“

Solche Gegensätze sind Thatsachen. Man sucht die Reibungen in der Armee gewaltthätig niederzuhalten und sie zu verheimlichen; aber sie brechen offen hervor, wie bei der Meldefrage in den Kontrollversammlungen.

Unter solchen Umständen mag Oesterreich defensiv, das heißt für den Fall, daß es angegriffen wird, wohl eine erhebliche militärische Kraft entfalten können; aber wären die slavischen Elemente, mit Ausnahme der Polen, unter allen Umständen gegen Rußland zu gebrauchen, und könnte man den Deutschen Oesterreichs zumuthen, im Bunde mit Franzosen und Russen ihr Blut in einem angreifenden Koalitionskriege gegen Deutschland zu vergießen; die Ungarn garnicht in Ansatz gebracht? Die Möglichkeit einer Umklammerung Deutschlands, wie sie Preußen im vergangenen Jahrhundert fast erdrückt hat, rückt wohl ferner.

Und auch in Frankreich kann man den Blick nicht mehr ausschließlich auf das Loch in den Vogesen gerichtet halten. Jenen Kreisen, die den Wunsch hegten, sich mit Frankreich gegen Deutschland zu koaliren, ist an sich ihre Position durch die Entwicklung des letzten Jahres gewiß nicht erleichtert worden. Die Zerrissenheit des Landes, die tiefen Schäden im Heereswesen, die der Dreyfusprozeß offenbarte, können den Wunsch bei den verantwortlichen Personen anderer Staaten, sich mit der Republik auf Gedeih und Verderb in ein Boot zu setzen, nicht gesteigert haben. Die Republik wäre möglicher Weise ohne den Tod Faure's verloren gewesen; sie wurde durch die Ehrlichkeit Loubet's und durch die Energie Waldeck-Rousseau's noch ein Mal gerettet. Ein Land, dessen fundamentale Einrichtungen auf so schwankendem Boden stehen, wird aber als Bundesgenosse einige Bedenken erregen.

Dazu kommt ein anderes. Frankreich hat die zweitgrößte Kriegsflotte der Welt; die französische Flotte kommt unmittelbar hinter der englischen. Für die elsaß-lothringische Frage hat dieser Machtfaktor nur eine ganz untergeordnete Bedeutung; und Frankreich hatte in der That immer die Ambition auch eine große koloniale Rolle als Rivale Englands zu spielen. Dieser Trieb ist nach dem deutsch-französischen Krieg zurückgetreten; Ferry, der zuerst in die alten Bahnen wieder einlenkte, wurde gestürzt und in Rücksicht auf Elsaß-Lothringen übte Frankreich die Selbstverleugnung nicht mit nach Aegypten zu ziehen. Aber diese Bescheidung, die an sich gegen die französische politische Tradition war, wurde mehr und mehr durchbrochen, je weiter das Jahr 1870 in die Vergangenheit rückte. Ein großes Land kann seine internationale Politik auf das Abwarten allein nicht bleibend beschränken —; und das war um so weniger möglich, je mehr von anderen Mächten außerhalb Europas liegende Probleme der Weltpolitik in den Vordergrund gerückt wurden. So intervenirte Frankreich mit Rußland und schließlich mit uns zusammen bei Abschluß des chinesisch-japanischen Krieges. England wurde in China unter russisch-französische Pression genommen. Kleinere koloniale Gegensätze mit England folgten, und wenn die maritime Rüstung Frankreichs nicht so bedenkliche Lücken aufgewiesen hätte, und wenn nicht die Pariser Weltausstellung den Frieden verlangt hätte, so würde möglicherweise der Faschodazwischenfall nicht durch einige verständige nachgebende Noten Frankreichs geschlossen worden sein.

Gewiß ist Elsaß-Lothringen in Frankreich noch nicht vergessen, aber man hat in Frankreich doch auch ein Fenster, das auf die Weltpolitik hinblickt, aufgethan, und zu diesen neuen Interessen, die von Deutschland abziehen, sind neue Leidenschaften gegen England gekommen, die auch von Deutschland abziehen.

Und wie die französische Aufmerksamkeit nicht mehr ausschließlich nach Osten gerichtet ist, so nicht mehr die russische ausschließlich auf den europäischen Orient und den Westen. Rußland hat am offenen Stillen Ocean Fuß gefaßt und sein asiatischer Besitz längs der Grenzen von Persien, Afghanistan, Indien, China erforderte die größte politische Aufmerksamkeit.

Solange Europa — für die Kontinentalmächte gewiß — alle entscheidenden politischen Interessen umschloß, war der Druck auf Deutschland in der Mitte des Welttheils, — der Puffer und das kriegerische Blachfeld für alle rivalisirenden Interessen zugleich — ein ewig gefahrdrohender und oft ein verderblicher von den Zeiten des Großen Kurfürsten an bis zum Schluß der Bismarck'schen Laufbahn. Heute ist le cauchemar des coalitions nicht gebannt, aber je weiter Europa in die Bahnen der Weltpolitik hineingezogen wird, um so weniger beunruhigt kann die deutsche Brust athmen. Deutschland ist diese Wandlung wesentlich zu gute gekommen und der Türkei, die gleichfalls durch die neu aufgetauchten Interessen des russisch-englisch-österreichischen Druckes lediger ist, und die diese Schonzeit nicht ganz ungenutzt verstreichen läßt.

Daß die europäischen Kräfte nicht mehr überwiegend konzentrisch auf den Welttheil wirken, sondern zugleich exzentrisch über die Erde hin, in Weltpolitik ausströmen, ist eine so starke Wendung am Ende des neunzehnten Jahrhunderts, daß wir damit augenscheinlich einen Schritt aus dem Kreise hinaus thun, den das für die internationale Politik so umfassende Auge von Bismarck noch umspannt hatte.

Die Wandlung dieser Verhältnisse ist besonders bedeutungsvoll für England gewesen. Seitdem das europäische Staatensystem sich in seinen modernen Formen zu konsolidiren begann, war die englische Politik im Wesentlichen von zwei Grundsätzen geleitet. Eine Flotte, stark genug, um die eigenen Küsten zu schützen, stark genug, um die Meere und damit die Kolonialfragen zu beherrschen; alsdann die Niederhaltung des kolonialen Ehrgeizes der kontinentalen Mächten durch entsprechende Benutzung der europäischen Gegensätze, die die Großmächte trennten, wobei England fast stets die Möglichkeit hatte, von den gegen einander wirkenden Kräften jenen zum Uebergewicht zu verhelfen, denen es sich selbst in einer Koalition hinzugesellte. Den Abfall der Vereinigten Staaten abgerechnet, der unter einem ganz anderen Gesichtspunkt betrachtet werden muß, hat diese Politik die außerordentlichsten Erfolge erzielt. Zahlreiche europäische Zwischenfälle stärkten England, während zahlreiche blutige europäische Kämpfe nicht ein Mal den Sieger stärkten.

Solange — um den alten Ausdruck zu gebrauchen — die europäischen Kräfte vor Allem konzentrisch gegen den Mittelpunkt des Erdtheils wirkten, sich gegenseitig bald paralysirten und bald aufrieben, war diese Politik Englands erfolgreich; aber von dem Augenblick an, wo diese einseitige Richtung des Stoßes der Kräfte aufhörte, veränderte sich für England durchaus die Sachlage.

Der entscheidende Wendepunkt war der, als Rußland nach dem letzten Balkankriege aufhörte, als das Hauptziel seiner internationalen Politik Constantinopel zu betrachten.

Gegen die Ausdehnung Rußlands in Asien war England mit den eigenen militärischen, vor Allem maritimen Kräften gänzlich machtlos und auf fremde militärische Kräfte konnte es nicht rechnen. Frankreich war seit 1870 ausgeschaltet, und Oesterreich-Ungarn und Deutschland war dieser Frontwechsel Rußlands geradezu eine Erleichterung, die sie rückgängig zu machen auf absehbare Zeit gewiß keine Veranlassung hatten. Von diesem Zeitpunkt an kam die englische Politik ins Schwanken.

Dem russischen konstanten Fortschritte in Asien gegenüber fand sich die englische Politik mit Drohungen, die nichts bedeuteten, oder mit optimistischen Phrasen, die auch nichts bedeuteten, ab. Es kam die Redensart auf, die Welt möge sich für Innerasien größere Atlanten anschaffen, um zu sehen, welch ungeheure Strecken die russischen Besitzungen noch von Indien trennten. Heute zeigen auch

größten Atlanten, daß Rußland über seine asiatische Grenze den Engländern in Indien einen „Guten Morgen, Herr Nachbar“, zurufen kann. Es kam die Redensart auf, England und Rußland könnten sich ohne jede Schwierigkeit friedlich verständigen; zweifellos, solange England dem zarischen Reiche nichts verweigert.

Auch im fernsten Osten erlitt England eine vollständige Niederlage. Noch unmittelbar vor dem Ausbruch des chinesisch-japanischen Krieges setzte der jetzige englische Vicekönig in Indien Curzon auseinander, daß Japan und China durch England in friedlichem Gleichgewicht erhalten werden müßten, um beide gegen Rußland zu gebrauchen und um Rußland vom offenen Weltmeer fernzuhalten.

Diese Theorie brach vollständig zusammen. Rußland ist am Golf von Petschili, worauf man nun in England sich mit der Phrase half, um so verwundbarer durch englische Schiffsgeschütze sei das Zarenreich; allein durch Kombination von Eisenbahn- und Flußschifffahrt können russische Truppen in 21 bis 26 Tagen jetzt von Moskau bis an den Stillen Ozean gelangen. In China machte England daher nicht mehr Regen und Sonnenschein, sondern es mußte Frankreich und Rußland sehr große Konzessionen machen, und auch Deutschland schob sich ganz bescheiden ein.

Eins hatte sich herausgestellt, die russischen Fortschritte in Asien zu hindern, war England außer Stande, und als Frankreich und Deutschland sich Rußland anschlossen, gelang es auch diesen beiden Mächten, ihre kolonialen Interessen zu fördern.

Die Lage Englands dem russischen Reiche gegenüber ist daher eine neue und sehr ernste. Für Rußland ist England eine Territorialmacht geworden; das ist bei dem Zustande der englischen militärischen Verfassung keine Kleinigkeit, und noch dazu eine Territorialmacht in einer äußerst ungünstigen strategischen Lage. Bei einem Zusammenstoß bedeutet eine oder eine Reihe verlorener Schlachten in Innerasien für Rußland gar nichts; in Innerasien kann ein Lebensnerv von Rußland gar nicht getroffen werden, und nirgends sonst kann das vereinsamte England dem Zarenreiche einen tödtlichen oder auch nur schweren Schlag beibringen. Rußland ist also für England fast unverwundbar. England ist für Rußland hingegen ganz außerordentlich verwundbar. Schon die erste verlorene Schlacht an der indischen Grenze kann bei der nöthigen Nachhilfe durch russische Agenten ganze indische Provinzen im Rücken der englischen Armeen in Aufruhr versetzen.

Unter solchen bedenklichen Verhältnissen hätte es, wie man meinen sollte, für England zwei Mittel geben können, um die Zukunft nach Möglichkeit zu sichern; jedes allein, oder am besten beide kombinirt. Die englische Landmacht hätte auf einen ganz anderen Fuß gebracht werden müssen. Es ist richtig, die indische Grenze wurde befestigt, England hat seine Landarmee vermehrt. Aber das veraltete System blieb, und die Bedeutung der Vermehrung der Landarmee zeigt sich jetzt in Südafrika.

Es kommt dann die Frage der Allianzen hinzu, oder wenn Allianzen nicht zu haben waren, der Festigung eines Wohlwollens von Volk zu Volk, das für England eine sehr große Bedeutung haben konnte. Rußland kann um so stärker in Innerasien auftreten, je sicherer es seiner westlichen Grenze ist; und je größer die politischen Sympathien jenseits dieser Grenzen für England, um so größer muß die Zurückhaltung Rußlands in Asien werden.

Nun entfremdete sich England die Türkei, die so lange ein Stein im Spiele gegen Rußland war. Dies geschah zur Zeit der armenischen Unruhen, wo England vergeblich zu seiner Entlastung Europa in die türkischen Wirren zu verstricken hoffte. Und die neueste politische Weisheit Englands besteht unter dem Bruch alter Traditionen darin, ein englisches Interesse an der Erhaltung der Türkei überhaupt zu leugnen. Hierzu kommen die neuesten Ereignisse. Frankreich, der Alliirte des Krimkrieges, war seiner Beziehungen zu Rußland wegen nicht zu haben, aber die Gegensätze wurden zu äußerster Schroffheit durch Faschoda geschärft; so blieb als sehr wichtiger Faktor Deutschland übrig, das die englische Presse mit den Vereinigten Staaten in der Philippinen-Frage zu verhetzen suchte, und vor Samoa sind wir an den Rand einer Demüthigung von England herangeführt worden. Eine solche dokumentarische Interpretation der englischen Politik machte in Deutschland einen tiefen Eindruck, und dieser Eindruck wurde nicht weggewischt durch die späte, zögernde Begleichung der Samoanischen Schwierigkeiten und durch das afrikanische Kolonialabkommen.

Nach diesen Vorgängen folgte auf die Salisbury'sche Phrase von der **splendid isolation** das Programm einer Allianz mit den Vereinigten Staaten, das gänzlich in der Luft schwebt, und das Chamberlain'sche **in extremis** ausgesprochene Programm einer Allianz mit den Vereinigten Staaten und mit Deutschland zugleich — das ebenfalls garnichts als eine Phantasmagorie ist.

Diese englische Politik macht den Eindruck vollkommener Inkohärenz und Unsolidität. Während die Lage Englands thatsächlich eine schwierigere geworden ist, brüskirt die englische Politik nach allen Seiten der Reihe nach die meisten Staaten, deren gute Gesinnung für das Vereinigte Königreich von Bedeutung sein kann und ebnet nirgends den Boden für eine wirklich zuverlässige Freundschaft.

Und nachdem so die internationale Lage vorbereitet worden war durch Erregung politischer Mißstimmung in allen Himmelsgegenden, verscherzte England sich auch noch die menschlichen Sympathien überall in der Welt durch den Versuch, die selbständigen holländischen Enklaven in Südafrika niederzutreten. Machiavelli, dem es an politischer Weitherzigkeit nicht fehlt, sagte, jeder Krieg ist gerecht, der nothwendig ist. Gerade darum ist dieser Krieg so durch und durch verbrecherisch, weil für ihn eine englisch staatliche Nothwendigkeit gar nicht vorlag; er erschien nothwendig Finanzgruppen und dem phantastischen imperialistischen Chauvinismus, den eine schlechte Presse bewußt bis zur Blindheit gesteigert hatte.

Zu dieser Blindheit gehört es, daß man in England verwundert sich fragt, woher eigentlich nach dem, was die Welt erlebt hatte, diese antienglische Stimmung überall komme, und der englische **poeta laureatus** Austin warnt patronisirend Deutschland, seiner „unerfüllten Ambitionen“ wegen England nicht übel zu wollen. Die Ursache sitzt weit tiefer. Auch die Freunde Englands in Deutschland verwerfen jene Politik von Rhodes und Chamberlain, jene Politik der Anmaßung, der Sprunghaftigkeit, des frivolen Leichtsinns, die die Welt und England in Beunruhigung und Katastrophen hineinwerfen muß.

Die Entwicklung in Südafrika selbst wird immer nur eine lokale Bedeutung haben, sei es, daß die Buren die Oberhand behalten oder was unwahrscheinlicher geworden ist, daß die Engländer schließlich einen für sie einigermaßen erträglichen Frieden erzwingen. Aber von zentraler Bedeutung ist die Rückwirkung jener Ereignisse.

Auch ein schließlicher Sieg täuscht über die völlige militärische Ohnmacht Englands zu Lande nicht hinweg, denn dieser Kampf um Südafrika übersteigt bereits die militärische Kraft Englands. Das Mutterland wäre heute außer Stande, irgend wo in Indien oder in Aegypten die vorhandenen Garnisonen durch Reservetruppen zu verstärken. Und diese Schwäche ist nicht nur eine augenblickliche, sondern sie wird eine lang andauernde gerade auch dann sein, wenn England in Südafrika siegen sollte, weil in Folge dessen erhebliche Truppenmassen dort einer feindlichen Bevölkerung gegenüber festgehalten würden; der jetzige Zustand läßt sich in gar keinem Falle schnell überwinden, weil große brauchbare Truppenmassen sich nicht improvisiren lassen. Rußland gegenüber ist also die englische Ohnmacht heute und auf lange Zeit hinaus eine vollkommene, und Kriegskosten wird England ob unmittelbar ob demnächst in Asien zu begleichen haben.

Der Krieg in Südafrika ändert in jedem Falle die englische internationale Stellung in hohem Grade.

Und die Lage Englands im Innern desgleichen. Die Chamberlain'sche Politik wird England die Nothwendigkeit aufnöthigen, zum allgemeinen Wehrsystem überzugehen;

wie das zu umgehen sein sollte, läßt sich schwer denken, und diese Aenderung müßte auf die gesammten inneren Zustände Englands, insbesondere auch auf die wirthschaftlichen, geradezu revolutionirend wirken, und Folgen haben, die nicht zu übersehen sind.

Bei dieser Gelegenheit bewährt sich eins; die Gesundheit des englischen parlamentarischen Regimentes für die Ruhe des Landes. Ganz unberührt steht die Institution des Königthums da; der Sturm bereitet sich nur gegen das Ministerium vor, während in jedem anderen Staate ohne das Ventil des durchgeführten Parlamentarismus bei solcher Entgleisung der Politik ungedeckte monarchische Institutionen den allergrößten Gefahren ausgesetzt sein würden. Das ist nicht liberale Theorie, sondern es erweist sich als reale Wirklichkeit.

Aber auch eine andere bemerkenswerthe Erscheinung ist zu Tage getreten, und sie ist, wie offen eingestanden werden muß, eine Enttäuschung für den Liberalismus! Der Liberalismus lebte der Ueberzeugung, daß freie Institutionen ein Mittel gegen den Chauvinismus sein würden, daß ein Schulunterricht in dem nicht systematisch Heroenverehrung getrieben wird, die kriegerischen Instinkte der Völker mildern würde, und nun zeigt sich, daß in den Vereinigten Staaten wie in England, seit Generationen die freiesten Länder der Welt, die entflammten Leidenschaften hier über Kuba in das Philippinen-Abenteuer und dort in das afrikanische Unglück hineindrängten. Die Bildung der Massen hat sich nicht als ausreichend und hat sich nicht als Zügel erwiesen, und die Presse war kein Damm, sondern verstärkte, abgerechnet wenige ruhmvolle Ausnahmen, die populäre, verderbliche Fluth. In Amerika, in England, und wenn man in Frankreich den Dreyfushandel hinzuzieht, waren es verschwindende Minoritäten, die die sittliche Kraft, die Ehrlichkeit und die Besonnenheit repräsentirten — nicht die Massen.

Als ein Zügel gegen kriegerische Gelüste hat sich bei den Massen hat sich nicht die wachsende Bildung, wohl aber die allgemeine Wehrpflicht erwiesen, die jedem einzelnen Schreier in's Ohr raunt: Du trägst auch Deine eigene Haut zu Markte, und die es ausschließt den kriegerischen Imperialismus, was das Blutvergießen, nicht was das Renommiren anbetrifft, in Entreprise zu geben.

Die Demokratie kann die Augen nicht davor verschließen, daß aus dieser Himmelsgegend ihr die ernsteste Gefahr droht, und sie wird sich bemühen müssen, im zwanzigsten Jahrhundert nach dieser Richtung Dämme aufzuwerfen.

Das größte Glück, was der Welt begegnen konnte, ist, daß der Imperialismus weder der Vereinigten Staaten, noch weniger aber der englische zur Nacheiferung anregen kann. Die Gesundheit jener Gedanken, die im Haag und auf den interparlamentarischen Konferenzen, zuletzt in Christiania, vertreten wurden, vor Allem der Gedanke schiedsrichterlicher Lösung internationaler Schwierigkeiten hat sich in seiner Zweckmäßigkeit aus den Ereignissen heraus erwiesen. Welch ein Glück wäre es gerade für England mit seinen großen Verpflichtungen und seiner anerkannten militärischen Schwäche gewesen, nicht die Bahnen des Imperialismus, sondern die des humanen Fortschrittes zu wandeln. Die jetzt zunächst verscherzten Sympathien der ganzen aufgeklärten Welt hätte dann England für lange an sich gefesselt. Die besonnene Humanität ist auch politisch ein gutes Geschäft.

Wenn dieser Gedanke sich der weiter entwickelnden Weltpolitik mit ihren neuen Reibungsmöglichkeiten infiltrirte, so wäre es ein großer Segen; einer Weltpolitik, die nicht im Niedertreten eines Gegners ihr Ziel sucht, sondern in der Möglichkeit, neben Anderen auch die eigenen Kräfte entfalten zu können, wozu der Platz durchaus hinreicht.

Solange Ausbrüche, wie der jetzt in England erlebte, möglich sind, wird ein Staat, um in Frieden leben zu können, zugleich, entsprechend seinen Interessen, stark sein müssen. Auch Deutschland muß sich darauf einrichten. Hier oder dort einen Fetzen überseeischen Landes zu erwerben, wie jetzt aus der spanischen Masse die Karolinen, die Palau und Marianen und Samoa kann nicht das Ziel dieser Stärke sein. Zu schützen haben wir unseren gewaltigen überseeischen Verkehr, und vorzubeugen haben wir, daß nicht überseeische Veränderungen eintreten, die uns aus unserer internationalen Handelsstellung herauszudrängen geeignet sind.

Das sind die Aufgaben an der politischen Peripherie, die so außerordentlich in kürzester Zeit hinausgerückt worden ist; aber das politische Zentrum für uns bleibt Europa. Und für die Politik hier hat Bismarck abschließende Worte gesprochen:

„Unser Interesse ist, den Frieden zu erhalten, während unsere kontinentalen Nachbarn ohne Ausnahme Wünsche haben, geheime oder amtlich bekannte, die nur durch Krieg zu erfüllen sind. Dem entsprechend müssen wir unsere Politik einrichten, d. h. den Krieg nach Möglichkeit hindern oder einschränken, uns in dem europäischen Kartenspiel die Hinterhand wahren und uns durch keine Ungeduld, keine Gefälligkeit auf Kosten des Landes, keine Eitelkeit oder befreundete Provokation vor der Zeit aus dem abwartenden Stadium in das handelnde drängen lassen; wenn nicht, plectuntur Achivi".

Es scheint, das unsere auswärtige Politik demgemäß handelt.

Paul Nathan.

Englische Vertheidigungsreden.

Ich beabsichtige, im Anschluß an meine Ausführungen in den Nummern vom 14. Oktober und 4. November 1899, in diesem Artikel einigen neuen Irrthümern entgegen zu treten, die von den englischen Ministern verbreitet werden, um die englischen Wähler zu veranlassen, ihnen treu zu bleiben und immer mehr Soldaten und Geld zur Verfügung zu stellen. Allerdings haben Mr. Chamberlain und der Herzog von Devonshire uns Ausländern die Befugniß, über die südafrikanische Frage zu urtheilen, abgesprochen, letzterer selbst die unfreundliche Haltung der ausländischen Presse auf den Einfluß transvaalischen Goldes zurückgeführt. Solche Insinuationen sollten dem Zaun der Zähne eines Mannes, wie der Herzog von Devonshire, der sich als Lord Hartington einen angesehenen Namen, auch im Auslande, erworben hat, nicht entschlüpfen. Ueberhaupt scheint er durch seine Verbindung mit Chamberlain politisch-moralisch ebenso sehr zu sinken, wie er sich in der Verbindung mit dem in dieser Hinsicht starken Gladstone gehoben hatte. Wo ein ungebührlicher Einfluß des Goldes sich geltend macht, das kann er erfahren, wenn er an der englischen Börse, in den Kreisen der Chartered Company und bei der Rhodes-Presse Umschau hält. Und was die nothwendige Sachkenntniß in Fragen, wie die südafrikanische anbelangt, so ist mir nur ein zuverlässiger Prüfstein bekannt, der leider immer nur ex post in Anwendung kommen kann: der Eintritt der aus den Thatsachen abgeleiteten Erwartungen und Befürchtungen. Da meine Annahmen bis jetzt im Großen und Ganzen von dem Laufe der Ereignisse bestätigt sind, während Alles anders kommt, als die englischen Minister gedacht und ihren Freunden und Wählern vorgeflunkert haben, so kann ich für meinen Theil ihren Zorn ruhig über mich ergehen lassen. Die Engländer werden hoffentlich doch schließlich noch einsehen, daß sie besser gethan hätten, den Rathschlägen ihrer ausländischen Freunde zu folgen, und daß es sich empfiehlt diese künftighin etwas mehr zu beachten. Ein Ausländer hat schon, weil er Ausländer ist und in keiner Weise persönlich betheiligt oder bevorurtheilt, ein kühleres, unbefangeneres Urtheil. Damit macht er gut, was ihm an Detailkenntniß vielleicht abgeht. Allerdings wird wohl Niemand sämmtliche Details eines so komplexen Zustandes, wie er in Südafrika besteht, völlig beherrschen.

Man muß den englischen Ministern zugestehen, daß sie keine Mühe scheuen und außerordentlich erfahren sind in der Taktik, größere und kleinere Versammlungen zu führen und gelegentlich irre zu führen. Sie schweigen sich geflissentlich aus über die wirklichen Grundlagen des Streites, z. B. darüber, warum und wie sie dazu kamen, unter der Wirkung des Vertrages von 1884 die Suzeränität über die südafrikanische Republik zu beanspruchen; — worin die angeblich unerträglichen Leiden der Ausländer in Johannesburg bestanden, durch welche die englische Regierung veranlaßt wurde, zur Abhilfe Gut und Blut ihrer Landesgenossen zu wagen, während die Angehörigen anderer Nationen sich nicht beklagten und meistens jetzt in den Reihen der Buren kämpfen; — wie es kam, daß die über die Wahlrechtsfrage erzielte nahezu vollständige Uebereinstimmung nicht deutlich zum Ausdruck kam, und warum das Mißverständniß Krüger's, der wie Jedermann die angeblich als Annahme gemeinte Depesche für eine Weigerung hielt, nicht gleich von der englischen Regierung aufgeklärt wurde.

Solche und andere heikle Fragen wissen die Redner zu vermeiden. Mit wirklich bewunderungswürdiger Gewandtheit suchen sie dagegen selbst ihre eigenen Fehler und die Niederlagen der englischen Truppen politisch gegen die Buren auszubeuten. Es ist ja geradezu unerhört, daß eine Regierung einen Krieg provozirt, den sie nicht will, für welchen sie sich nicht gerüstet hat, während sie selbst über die Rüstungen und Vorbereitungen des Gegners im Unklaren ist. Mit diesen Mißgriffen und Unterlassungen brüsten die Minister sich noch vor den Wählern. Seht ihr wohl, so halten sie diesen triumphirend vor, wie gut unsere Gegner, wie kläglich wir gerüstet waren, wer demzufolge der wahre Friedensstörer ist? Wir waren schlecht gerüstet und schlecht unterrichtet, eben weil wir friedliebend waren. Wir sehen jetzt ein, daß wir einem Feinde gegenüberstehen, der den Krieg seit Jahren vorbereitete und wir sind glücklich seinem schlauen Plane entkommen, uns meuchlings gerade dann zu überfallen, wenn wir uns früher oder später einmal anderswo in Schwierigkeiten befunden hätten. Wir Minister haben uns geirrt, aber welch eine gesegnete Verirrung für das englische Volk! Dank der vortrefflichen Geschäftsführung Salisbury's haben wir anderwärts überall Frieden und legt keine auswärtige Macht uns auch nur einen Strohhalm in den Weg. Glückliches England, daß, Dank seiner vortrefflichen Regierung, jetzt in aller Ruhe und Bequemlichkeit diesen kleinen Gegner unter den Fuß treten kann.

Und wirklich das englische Volk applaudirt noch, während es moralisch und politisch von dieser Regierung erniedrigt wird, welche ohne die geringste Nothwendigkeit die Gräuel des Krieges entfesselt und das ruhige Schaffen in Transvaal und mittelbar in der ganzen Welt gestört hat.

Der wahre Sachverhalt ist ganz anders als die Minister aussagen. Die Minister haben nur nicht rechtzeitig an die Möglichkeit gedacht, daß der Gegner auch offensiv auftreten könnte. Man spielte förmlich in der südafrikanischen Politik mit Kriegsdrohungen. Diese gehörten zu den gewohnten Umgangsformen mit der Transvaalregierung. Chamberlain selbst erzählt es ganz unbefangen in seiner großen Rede in der Floral-Hall zu Leicester. Fünf Mal hatte Krüger seit 1884 in wichtigen Fragen auf Kriegsdrohung und Truppensendungen nachgegeben. Wir waren deshalb berechtigt zu denken, sagt Chamberlain dann wörtlich, daß er-wohl wieder Nachgiebigkeit unseren Belästigungen gegenüber zeigen würde, wenn er sah, daß es Ernst wurde.

Dieser Chamberlain ist doch wirklich von einer kläglichen Unfähigkeit in Geschäften mit anderen Nationen. Es müßte doch jedem einleuchten, daß die Wahrscheinlichkeit des einschüchternden Effekts einer Kriegsdrohung, seiner Natur nach, sich bei jeder Wiederholung vermindern muß. Es ist weniger zu verwundern, daß dieses Mittel das sechste Mal versagte, als daß es sich fünf Mal bewährte. Umsomehr, weil die Gepflogenheiten des Colonial-office zur Vermuthung berechtigen, daß Krüger, wenn nicht in allen, so doch in den meisten dieser Fälle das gute Recht seines Staats opfern mußte. Wer kann sich wundern, daß er entschlossen war, endlich einmal den casus belli anzunehmen? daß er militärische Vorbereitungen traf und sich eventuell die Hülfe des Freistaats und der unzufriedenen Afrikander sicherte? Schon vor dem Jamesoneinfall war es ihm ja klar, daß, wenn er auch nur einen Schatten von Selbständigkeit behaupten wollte, die Engländer einmal die Erfahrung machen müßten, daß ein Krieg mit der südafrikanischen Republik keinen kleinen Krieg bedeute. Aus den Vorbereitungen Krüger's auf die Nothwendigkeit des Krieges zu schließen, auch wenn England sich von Provokationen fernhielt, ist offenbar trügerisch. Es liegt auch keine einzige Vermuthung vor, daß Krüger je an einen offensiven Krieg gedacht hat, oder je beabsichtigt hat, den Engländern die Vormachtstellung in Südafrika streitig zu machen.

In einer Versammlung des Imperial Institute am 7. Dezember d. J. hat Lord Loch, früherer High Commissioner in Kapstadt, allerlei ausgeplaudert, was er in geschäftlichem und auch in häufigem privaten Verkehr mit Krüger von diesem vernommen hat. Krüger wünschte durch Abschaffung des Vetos der Konvention von 1884 wieder mit dem Oranje-Freistaat gleichwerthig zu werden; — er dachte an Landerwerb nach der Seeküste hin und an die Möglichkeit einer Marine. Offenbar, wiewohl Lord Loch dies nicht ausdrücklich sagt, war bei Krüger die Idee vorhanden, für die Republik die Delagoa-Bay von Portugal zu erwerben. Diese Wünsche Krüger's waren begreiflich genug; auch das Veto der Konvention von 1884 war nur eine ganz nutzlose Erniedrigung, da selbst die aggressivsten Verbindungen mit anderen Mächten ohne formelle Traktate angeknüpft werden können, und nach den Konzessionen, die Gladstone in 1889 einer gesunden Auffassung der Sachlage gemacht hatte, konnte die ersehnte internationale Gleichwerthigkeit mit dem Freistaat wohl auf dem Wege der gütlichen Verständigung erreichbar scheinen. Von Gelüsten zur Bekämpfung der englischen Souveränität in Natal oder der Kapkolonie oder von Englands Vormachtstellung in Südafrika findet man in den Loch'schen Mittheilungen keine Spur. Doch erhellte daraus sowohl, daß Krüger ihm gegenüber aus seinem Herzen keine Mördergrube machte, vielmehr selbst etwas geschwätzig war, als auch, daß dieser Lord nicht aus Diskretion etwaige kompromittirende Aeußerungen Krüger's verschweigt.

Was von Krüger allgemein bekannt ist, berechtigt auch nicht zu dem Schluß, daß er größere Pläne hatte, als die Unabhängigkeit und die Lebensinteressen der südafrikanischen Republik zu sichern. Jeder fremde Einfluß war ihm zuwider; es war die Noth, die ihn zwang, aus Holland juristisch geschulte Gehülfen zu nehmen. Die Thatsache, daß England immer und immer wieder seine Kreise störte, hat ihn überzeugt, daß früher oder später einmal eine Entscheidung der Waffen angerufen werden müßte und hat ihn schließlich mit Führern verbunden, die weitere Pläne im Herzen tragen, wie Präsident Steyn und die noch nicht öffentlich hervorgetretenen Führer der Erhebung in der Kapkolonie und Natal.

Es ist wiederum die sträfliche Unfähigkeit der englischen Regierung, welche sie verhindert hat, schon seit Mai einzusehen, daß es diesmal sehr gefährlich war, die, wenn auch fünf Mal bewährte, Methode des Säbelrasselns in Anwendung zu bringen. Man brauchte keine überfeine diplomatische Spürnase zu besitzen, um es befremdend zu finden, daß Krüger die Wahlrechtsfrage in seiner Republik nicht behandelte als eine innere Frage, die nur seinen Volksraad anging; daß er Steyn und Schreiner zu Rathe zog, und daß er, der bekannte alte Starrkopf, sich von diesen Rathgebern in der Wahlrechtsfrage zu Inkonsequenzen führen ließ, die denen von Chamberlain würdig zur Seite gestellt werden können. Es war offenbar für Jeden, der in solchen Dingen Augen hat, daß er nachgeben würde bis zu dem Punkt, wo er der nach Umständen aktiven oder passiven Hülfe seiner afrikanischen Konsulenten sicher war und daß

England auf diesem Punkt den casus belli nicht für die südafrikanische Republik allein, sondern für die gesammte antienglische Bevölkerung in allen südafrikanischen Landestheilen fertig vorfinden würde.

Man muß in der internationalen Politik poltern wie Chamberlain, um es fertig zu bringen, zwei mögliche Gegner, die doch politisch so weit von einander standen, wie Krüger und die holländische Bevölkerung in den englischen Kolonien, zusammen zu bringen, und sich in deren Koalition einen Feind zu schaffen, dem die englische Macht nicht gewachsen ist. Aber völlig unwahr und höchst ungerecht ist die Behauptung Chamberlain's und Anderer, daß diese Koalition oder Verschwörung — conspiracy, wie die englischen Minister sie zu nennen belieben — vor und unabhängig von dem Chamberlain'schen Angriff schon bestand. Hätte England Transvaal sich ruhig entwickeln lassen, nie wären die Buren aus Transvaal als Befreier in Natal und die Kapkolonie eingezogen, und nie wären die Aufständischen in diesen Kolonien aus den Arsenalen von Pretoria bewaffnet. Es ist natürlich leicht, wie es jetzt geschieht, Beweise zusammen zu tragen, wie weit verbreitet die Idee einer südafrikanischen Union nach amerikanischem Muster schon war. Die Sympathie für diese Idee war ganz offen vorhanden, selbst gar nicht auf die sogenannten Holländer beschränkt. *Afrika für die Afrikander* bedeutet aber an sich noch keinen Hochverrath. Es heißt nur: *politisches Uebergewicht der angesessenen Bevölkerung über die zeitweilig Eingewanderten, und administrative Unabhängigkeit von der Londoner Bureaukratie*, demzufolge auch Beschränkung der Machtstellung der High-Commissioners. Gänzliche Loslösung von England wurde natürlich als Möglichkeit erörtert, ich glaube aber nicht weit von der Wahrheit zu sein, wenn ich behaupte, daß die politische Loslösung von England, welche jetzt durch den Krieg nothgedrungen das unmittelbare Ziel aller englischen Unterthanen werden muß, die in den Reihen der Buren kämpfen, weil sie trotz eventueller Amnestie sich nie wieder unter englischer Fahne heimisch fühlen können, ein durch den Krieg selbst großgezogener Gedanke ist, wofür nur ein ganz unentwickelter Keim vorhanden war. Die Entrüstung über den ungerechten Angriff auf die südafrikanische Republik und über die niedrigen Motive dieses Angriffs hat auf Einmal und unvorbereitet eine ganz vage Idee, die sonst vielleicht Jahrhunderte geschlummert hätte, zu einer Thatsache von ungeheuerer Tragweite verdichtet. Der ungerechte Krieg ist *Ursache*, die Untreue der holländischen Bevölkerung Folge; nicht umgekehrt. Hätte Chamberlain den Krieg nicht provozirt, die Afrikanderbewegung wäre auf innerpolitischen Bahnen im Schutz der englischen Fahne ohne Schwertstreich ausgestritten. Natürlich wäre bei freier Entwicklung der Ereignisse der Einfluß der Engländer, d. h. — im Gegensatz zu den in Südafrika angesessenen englischen Unterthanen *jedweder*, auch *englischer Herkunft* — der englischen Beamten, der englischen Konzessions- und Geschäftsinhaber und deren zeitweiligen Repräsentanten allmählich geschmälert; das wollten diese nicht und deshalb haben sie die Johannesburger Konflikte, den Jamesonraid und jetzt den offiziellen Krieg provozirt. Schon jetzt widersetzen sie sich gegen die angekündigte Reorganisation nach kanadischem Muster, welche faktisch dem Siege der Afrikander mit Beibehaltung der englischen Fahne gleich kommen würde.

Welche Rolle Chamberlain in der ganzen Sache spielt, ob Führer oder nur Instrument, wird vielleicht erst später aus der Memoirenlitteratur erhellen. Ich neige zu letzterer Auffassung. Sein Herz liegt, wo seine Kraft ist, in dem englischen Wahlgeschäft. Er hat ganz gewiß das große ihm jetzt anvertraute Geschäft nicht mit dem Scharfblick und der kalten und korrekten Berechnung geleitet, womit er zur Zeit sein Schraubengeschäft und später sein politisches Wahl- und Parteigeschäft beherrscht hat. Er hat Anderen vertraut, die kein Vertrauen verdienten, vielleicht von einem kleinen glänzenden Kriege eine Stärkung seiner Stellung bei den kommenden Neuwahlen erwartet. Auf Nichts, absolut Nichts, was doch zu erkundigen oder mit Sicherheit aus jedem zugänglichen Thatsachen zu schließen war, hat er sich vorbereitet. Das englische Volk steht jetzt in jeder Hinsicht betrogen da, und Chamberlain scheint der von der Rhodesklique betrogene Betrüger zu sein. Krieg bedeutete für sie und für die englische Regierung nur eine verbesserte *Ausgabe des Jamesonraid's*, von selbstgewähltem Angriffspunkte zu selbstgewählter Zeit unternommen. Ein „Offizier, der in Afrika gedient hat", schrieb in dem Weltblatte „Illustrated Landon News" — welches doch gewiß nicht dem Ersten Besten, der die Uniform getragen hat, seine Spalten zur Verfügung stellt — in der Nummer vom 7. Oktober, zwei Tage vor Krüger's Ultimatum, Folgendes: „Johannesburg muß unser Ziel sein .... Johannesburg ist das Herz von Transvaal ... Wird auf dem Wege nach Johannesburg eine größere Schlacht geschlagen, dann wird damit der Feldzug geendet sein. Ungefähr 100 Todte und, sagen wir, zweimal diese Zahl an Verwundeten, vergegenwärtigen das Widerstandsvermögen burischer Hartnäckigkeit (represents the breaking strain of Boer tenacity)."

Man findet in dieser Aeußerung des Illustrirten Wochenblattes die englische Ignoranz vortrefflich, diesmal nicht bildlich, aber nicht weniger deutlich *zahlenmäßig* illustrirt. Dieselbe gibt auch eine Antwort auf die Behauptung, womit einer der Minister die Londoner Goldklique hat weißwaschen wollen, daß deren Interessen durch den Krieg nur gefährdet werden konnten, und ihnen daraus bei jedem Ausgang nur Schaden erwachsen konnte. Ja, wenn sie den Krieg heute zu beginnen hätte! Sie wollte Johannesburg von Transvaal loslösen und dafür eine kleine militärische Promenade veranstalten. Einen Krieg, wie man ihn jetzt hat, wünschte sie gewiß nicht. Aber sie war nicht weiser, als die englische Regierung und als die Offiziere, die sich so eine kleine Revanche für Majuba holen wollten.

Und was noch ärgerlicher ist: das englische Volk wird noch fortdauernd betrogen. Der Umfang des Aufstandes in Capland und Natal wird verheimlicht. Man rafft alles zusammen, was noch an uniformirten Leuten zu haben ist, um es nach Südafrika nachzusenden. Glaubt man, — bei zunehmender Erhebung der Capländer im Rücken — mit diesem Nachtrab die geschlagenen Abtheilungen Buller's, Gatacre's und Methuen's genügend zu verstärken und zu reorganisiren, um in Pretoria den Frieden diktiren zu können? Wenn das gesammte holländische Capland sich beiden Republiken anschloß, war a priori schon ersichtlich, daß die gesammten englischen Streitkräfte ungenügend sein würden und England somit nur die Wahl haben würde Südafrika in dem Sinne der Afrikander zu regieren oder mit allen Mitteln den Krieg zu verschieben, bis es erst seine eigenen militärischen Einrichtungen in großem Stil umgebildet hätte. Es handelt sich jetzt gar nicht mehr um einen vollständigen Sieg der Engländer, sondern nur noch um die Möglichkeit eines nicht zu unehrenvollen Rückzugs. Das sollte man doch wenigstens den Engländern sagen, anstatt noch immer zu behaupten, daß über den schließlichen Ausgang des Krieges zu Gunsten der Engländer kein Zweifel bestehen kann. Ich bin auf Grund der Meinungen kompetenter Offiziere auch fest überzeugt, daß die englische Regierung bei diesen Ermunterungen nicht einmal in gutem Glauben sich befindet und daß ihre eigenen militärischen Berichte sie Lügen strafen. Von Anfang an war die Haltung der Capländer der Schwerpunkt für den Ausgang des Konflikts sowohl in militärischer als in politischer Beziehung; und wenn die Engländer heute die volle Wahrheit sähen, würden sie den Kurs ändern, Chamberlain und Milner vom Ruder entfernen und den Frieden nachsuchen. England wird schwere Bedingungen annehmen müssen, es hat ja auch schwer gesündigt. Was die Könige — in England die konstitutionellen Minister — sündigen, haben die Völker zu büßen. *England sollte für den Friedensschluß schleunigst die Zeit benutzen, wo die anti-englischen Zukunftsbilder in Südafrika noch keine feste Gestalt angenommen haben, eben weil*

keine vorherige Verschwörung mit abgekartetem Programm bestand.

Ich rathe das nicht von einem spezifisch holländischen Standpunkte aus. Es ist ein englisches und humanitäres, nicht ein spezifisch holländisches Interesse, den Krieg jetzt rasch zu beenden.

Einen höchst nachtheiligen Einfluß auf den ganzen Lauf der Ereignisse hat unzweifelhaft auch ein Defekt Chamberlain's gehabt, welchen ich als juristische Farbenblindheit qualifiziren möchte. Die verschiedenen, sonst doch recht wichtigen Nuancen der Abhängigkeitsverhältnisse zwischen verschiedenen Staaten bestehen für ihn nicht. Wie ich aus seiner Parlamentsrede in dem Aufsatze vom 19. November zitirte, gibt er keinen Messingknopf dafür, wie man das Verhältniß von England zu Transvaal nennt. In solchen Fällen kommt es aber doch gerade auf den Namen an, weil diese Namen juristische und diplomatische Qualifikationen sind. Noch deutlicher hat er seitdem den Fehler seiner geistigen Organisation gezeigt, als er in seiner Leicesterschen Tischrede alle Grade der Annäherung zwischen Staaten zusammenwarf und eine möglicherweise existirende, jedoch meines Wissens nie ausgesprochene, noch weniger dokumentirte Uebereinstimmung in Gefühlen und Ansichten zwischen amerikanischen, deutschen und englischen Staatsmännern als Allianz qualifizirte und schließlich sagte: „Ich habe einige Male in meiner Rede das Wort Allianz gebraucht, aber ich möchte noch deutlich wiederholen, daß es mich wenig kümmert, ob man eine dem Papiere anvertraute Allianz besitzt oder eine Uebereinstimmung, welche in dem Geiste der Staatsmänner der respektiven Länder besteht." Eine würdige Thesis für einen Doctor honoris causa in der Rechtsgelehrtheit! Hätte man Trinity-College in Dublin nicht diesen Fehlgriff ersparen können?! Weshalb bot man Chamberlain nicht den Doktorhut der Botanik an anstatt den der Rechtsgelehrtheit? Orchydäenvarietäten kennt er ja. Mac-Kinley und Bülow haben Chamberlain durch ihre Kundgebungen die Lehre ertheilt, daß, wenn man sich um die Varietäten in den juristischen Begriffen nicht kümmert, man auch in internationalen Angelegenheiten nicht mitreden sollte. In der südafrikanischen Politik gaukelt er mit der Paramountcy, der englischen Vormachtstellung, umher und leitet daraus Befugnisse ab, welche nicht einmal die Suzeränität gibt. Die englische Paramountcy, welche allseitig, international wie lokal, anerkannt war, wird in seiner Hand zur unbeschränkten Souveränität. Offenbar hat er den Begriff der Paramountcy nie genau analysirt. Sonst hätte er gefunden: 1. daß auch die vollständig anerkannte Vormachtstellung (Paramountcy) der internationalen Souveränität der anerkennenden Staaten nicht den geringsten Abbruch thut; 2. daß dieselbe hauptsächlich beruht auf dem Verhältniß der paramount power zu Dritten, gewissermaßen ein Schutzverhältniß gegen Unrecht seitens dieser Dritten ist; 3. daß der Vormacht eine Intervention in innere Angelegenheiten nur gestattet ist in solchen schweren Fällen, wo sonst die Einmischung der Großmächte kollektiv in Betracht kommen würde.

Die Vormachtstellung entsteht in den meisten Fällen aus einem faktischen Uebergewicht an Macht und Interessen, welches ganz von selbst bei der Geschäftsführung zum Ausdruck kommt; in einigen Fällen auch durch Vertheilung der Einflußsphären zwischen den Mächten. Die englische Vormachtstellung in Südafrika ist jetzt streitig geworden, eben weil die englische Regierung dieselbe arg mißbraucht hat, um die Entwicklung der kleinen Republiken zu hemmen; um sie zu berauben, als Werthvolles auf ihrem Gebiet gefunden wurde; indem man deren Bevölkerung als eine Art Aufständische ansah, die über kurz oder lang sich unter die Herrschaft Englands fügen müßten und die bis dahin gar keine Rücksicht verdienten.

Amerika hat in der Monroelehre und deren Anwendung die Paramountcy am ausgeprägtesten entwickelt. Kraft dieser Vormachtstellung hat es die Kubaner von Spanien befreit, Napoleon III. veranlaßt, die mexicanische Expedition aufzugeben, England moralisch gezwungen, seine Ansprüche gegen Venezuela einem Schiedsgericht zu unterwerfen. Der Nachtheil, sich als kleinere Nation an eine Vormacht anzuschließen, liegt in der Frage: wer schützt gegen den Beschützer? Eben weil England die südafrikanische Vormacht war, hat die englische Politik gegenüber Transvaal das allgemeine Rechtsgefühl so tief verletzt, ähnlich wie wenn ein älterer Bruder einen jüngeren mißhandelt. Durch den Krieg sind die Konventionen in Wegfall gekommen; durch den ungerechten Krieg ist jetzt auch die Vormachtstellung dahin. England hat durch seine Rücksichtslosigkeit das Recht verwirkt, von den übrigen Staaten Nichteinmischung zu beanspruchen, wenn sonst die Umstände für Intervention günstig werden möchten. Die Vormachtstellung darf kein Freibrief für Mißhandlung der Schwächeren sein.

In seiner Tischrede zu Leicester zieht Chamberlain eine Parallele zwischen der englischen Aktion in Südafrika und der amerikanischen in Kuba. Womit haben die Amerikaner das verdient? Hat doch Chamberlain, während Amerika — in dieser Beziehung zu allgemeiner Befriedigung — endlich friedliche, wenn noch nicht gleich völlig geordnete Zustände in Kuba bewirkt hat, in Südafrika zur eben so allgemeinen Entrüstung ein neues Kuba geschaffen. Genau das Umgekehrte ist also geschehen. Handelte es sich um eine Kolonie in der amerikanischen Einflußsphäre, wie z. B. um Kanada, die Amerikaner hätten die Engländer längst am Kragen, mit dem nämlichen Rechte, womit sie die Spanier aus Kuba getrieben haben.

Nur in einer ihrer Behauptungen haben die englischen Minister Recht: eine englische Kolonie zu sein, nach dem Muster Kanadas oder der australischen Staaten, ist eine ganz behagliche Stellung, wenn man mit einer von England abhängigen Stellung zufrieden ist. Man ist daselbst freier von Beeinflussungen seitens des englischen Kolonialministers, als es die südafrikanische Republik je war. Westaustralien ist dafür ein treffliches Beispiel, zugleich ein Beweis, daß für Einmischung in die politischen Verhältnisse Transvaals gar kein zwingendes Bedürfniß vorlag. Die Bewohner der Minendistrikte in Westaustralien erheben ganz dieselben Klagen über Sir John Forrest, den Premier in Westaustralien, wie die Johannesburger über Krüger. Coolgardie und Witwatersrand sind in ähnlicher Stellung. Beide haben einen kleinen Ackerbaustaat bereichert. In sechs Jahren ist das Budget in West-Australien verfünffacht. Politischen Einfluß giebt West-Australien den Minendistrikten ebensowenig wie Transvaal. Aber England rührt sich nicht*). Die südafrikanische Republik wurde offenbar nur belästigt, weil sie eben von der Wohlthat der englischen Herrschaft nicht beglückt sein wollte. Das ist doch aber ihr unzweifelhaftes Recht. Hätte Chamberlain nur eine juristische Erziehung genossen, so hätte das Leben auch ihn die tiefe Weisheit der alten Rechtsregel gelehrt: „Beneficia non obtruduntur". Man halte seine Wohlthaten doch zurück bis sie verlangt werden! Es hat eine Zeit gegeben, wo es nach meiner Meinung nur weniger Jahrzehnte verständiger und wohlwollender Behandlung bedurft hätte, um den Freistaat ganz willig und Transvaal etwas widerwillig, aber doch freiwillig für eine südafrikanische Föderation unter englischer Flagge und Suzeränität zu gewinnen. Südafrika hätte sich wahrscheinlich in eine kanadische Organisation gefunden, doch man sollte sie ihr nicht als Zwangsjacke aufdrängen. Die vorher ganz wahrscheinliche moralische Eroberung der Republiken hat Chamberlain unmöglich gemacht. Jetzt wird man wohl bald allgemein einsehen, daß der Krieg den Verlust Südafrikas, entweder jetzt schon oder bei der ersten größeren internationalen Verwickelung Englands, bedeutet. England kann, wenn es schnell Frieden schließt, noch lange das Küstenland behalten, so weit die englische Bevölkerung vorherrschend ist; nach einem Krieg bis aufs Messer wird es sich auf Kohlen-

*) Sidney Low, South African problems and lessons: The „Nineteenth Century", December 1899, p. 869.

stationen beschränken müssen, welche es mit seinen Kriegsschiffen vertheidigen kann. Denn es entfremdet sich auch die noch loyale Bevölkerung allgemeiner und tiefer mit jedem neuen Schwertstreich, der gegen die Buren geführt wird. Jedes Opfer in diesem unseligen Kriege, ob auf Seiten der Engländer oder der Buren, ist ein Beweis dafür, daß in Südafrika die englische Herrschaft durch Unkenntniß und Arroganz zum Fluch geworden ist, und daß das „never again" (nie wieder), welches das beiderseitige Ziel geworden ist, nur verbürgt ist, wenn England die Unabhängigkeit ganz Südafrikas anerkennt.

30. Dezember 1899. S. van Houten.

Zwanzig Jahre Feuerbestattung in Deutschland.

Als Ende 1878 in Gotha der erste deutsche Leichenverbrennungsapparat sich in Thätigkeit gesetzt hatte, erwarteten die Freunde der Leichenverbrennung zuversichtlich, daß in nicht zu ferner Zeit die neue Art der Todtenbestattung mit der alten in erfolgreichen Wettbewerb treten werde, ihre Gegner belächelten die Zuversicht der Feuerbestatter und verkündeten dem neuen Unternehmen einen baldigen Untergang. Zwanzig Jahre sind seitdem verflossen, beide Ansichten haben sich als irrig erwiesen. Es sind in diesen zwanzig Jahren, von 1879 bis 1898, 25 000 000 Personen in Deutschland gestorben, 2 969 davon ließen sich verbrennen, d. h. unter 8 400 Personen je eine. Aber die Gegner behielten auch nicht Recht. Ende 1891 folgte der Gothaer neuen Bestattungsweise Heidelberg, Ende 1892 Hamburg, 1898 Jena; die Zahl der Feuerbestattungen nahm fast ununterbrochen in jedem Jahre zu. In Deutschland fanden statt — die erste Verbrennung aus dem Dezember 1878 dem Jahre 1879 zugerechnet —

1879 . .	18 Verbrennungen,	1889 . .	128 Verbrennungen,
1880 . .	16 "	1890 . .	111 "
1881 . .	33 "	1891 . .	165 "
1882 . .	33 "	1892 . .	221 "
1883 . .	46 "	1893 . .	253 "
1884 . .	69 "	1894 . .	267 "
1885 . .	76 "	1895 . .	264 "
1886 . .	95 "	1896 . .	313 "
1887 . .	110 "	1897 . .	374 "
1888 . .	95 "	1898 . .	423 "

zusammen 3 110 Verbrennungen, von denen 141 aus dem Auslande gekommenen Leichen galten, also, wie oben bemerkt 2 969 auf Reichsangehörige trafen.

Von den 423 Verbrennungen des letzten Jahres unserer Reihe entfielen 19 auf Leichen aus dem Auslande, so daß unter den rund 1 250 000 im Jahre 1898 in Deutschland Gestorbenen 404 im Feuer bestattet wurden, unter 3 100 Personen je eine.

Die Zahlen für die einzelnen Jahrfünfte bilden nahezu eine geometrische Progression mit dem Quotienten 2.

1879/83	fanden statt	146	Verbrennungen,
1884/88	" "	445	"
1889/93	" "	878	"
1894/98	" "	1 641	"

Wenn die Zunahme in der Zukunft gleichen Schritt hält, dann sind wir nach noch einmal zwanzig Jahren bereits bei 25 000 Verbrennungen für das Jahrfünft angelangt; denn es würden stattfinden:

im Jahrfünft	1899/1903 . . .	3 200,
" "	1904/1908 . . .	6 400,
" "	1909/1913 . . .	12 800,
" "	1914/1918 . . .	25 000,

so daß bei Beginn des Jahres 1919 rund 50 000 Verbrennungen stattgefunden haben würden. Das darauffolgende Jahrfünft würde wieder 50 000, das ihm folgende 100 000 Verbrennungen bringen. Dann hätten in den ersten 50 Jahren rund 200 000 Verbrennungen stattgefunden. Wohl ist das eine Zukunftsrechnung, warum aber sollte sie die Unwahrscheinlichkeit gegen sich haben? Nur insofern würde dem weiteren, gleichmäßigen Fortschreiten eine engere natürliche Grenze gezogen sein, als nicht die Gesammtbevölkerung des Reiches, sondern nur etwa diejenige der Städte mit mindestens 15 000 Einwohnern — 1895 waren es zusammen 13 450 000 — in Betracht käme, weil nur diese Städte zur Erbauung eigener Verbrennungsöfen in der Lage sein würden, und die Landbevölkerung und diejenige der kleinen Städte, beide zusammen mit ihren beinahe 75 Proz. der Gesammtbevölkerung in Abzug zu bringen wäre.

Von den vier bis jetzt in Thätigkeit befindlichen deutschen Verbrennungsapparaten zeigt der in Gotha, wohl aus natürlichen Gründen, die höchste Frequenz, weil er der älteste ist, weil die Leichenverbrennung sich am Orte bereits eingebürgert hat, und weil Gotha im Mittelpunkte Deutschlands liegt, der Verkehr dahin deshalb allgemeine Erleichterung bietet. Sprächen diese Umstände nicht mit, dann hätte uns ja das zwanzig Mal größere Hamburg eine viel stärkere als die thatsächliche Betheiligung bringen müssen. Im Jahre 1898 wurden Leichen verbrannt:

in Gotha 179,
in Heidelberg 125,
in Hamburg 98,
in Jena . . . . 21.*)

Die Betheiligung Heidelbergs, das annähernd von gleicher Größe ist wie Gotha, erscheint erfreulich hoch gegenüber den Ergebnissen des ersten (Gothaer) Krematoriums, ebensowohl wenn man die Zahlen des je 7. Betriebsjahres, 125 (Heidelberg) gegen 76 (Gotha), wie wenn man das Gesammtergebniß der je ersten 7 Jahre beider Bestattungsanstalten mit einander vergleicht, 609 Bestattungen in Heidelberg, 291 in Gotha. Freilich darf nicht übersehen werden, daß die Hemmnisse der Feuerbestattung in den 7 Jahren von 1879 bis 1885 erheblich größere waren als in den 7 Jahren 1892 bis 1898, die schon einen bereiteten Boden vorfanden.

Von den überhaupt bis Ende des Jahres 1898 in Deutschland im Feuer Bestatteten 3 110 Personen kommen auf

Gotha 2 092,
Heidelberg 609,
Hamburg 388,
Jena . . . . 21.

Unter ihnen betrug die Zahl der Kinder und Jugendlichen bis zum Alter von 15 Jahren 59. Von den 3 051 Verbrennungen der Erwachsenen kamen ein Tausend und eine Verbrennung auf das weibliche Geschlecht; 222 davon entfielen auf Unverheirathete, 366 auf Ehefrauen, 316 auf Wittwen. In 97 Fällen war die Familienstellung in die Listen nicht eingetragen.

Die 2 050 männlichen Verbrannten vertheilen sich in folgender Weise auf die einzelnen Berufe:

Selbständige Kaufleute, Industrielle, Unternehmer . .	576,
Selbständige Landwirthe und Gärtner	48,
Bureau- und Aufsichtspersonal in Handel, Industrie, Landwirthschaft	44,
Fabrik-, Lohn-, Tagearbeiter	17,
Offiziere in Landheer und Marine	91,
Beamte in Civildienst, in Eisenbahn-, Post- und Versicherungswesen	325,
Rechtsanwälte	23,
Geistliche	7,

*) In letzter Stunde wurden für Gotha, Hamburg und Jena auch die Zahlen des Jahres 1899 bekannt: Gotha erscheint mit 200, Hamburg mit 111, Jena mit 46 Verbrennungen.

Volksschullehrer	31,
Forstbeamte	12,
Universitätsprofessoren und sonstige Gelehrte	70,
Aerzte	140,
Zahn- und Veterinärärzte	14,
Architekten und Ingenieure	34,
Künstler und Schriftsteller	61,
Studenten und ältere Schüler	22,
Rentiers	503.

In 32 Fällen war der Beruf aus den amtlichen Listen nicht zu ersehen. In der Zahl der Offiziere und Beamten sind 158 Pensionäre mitgezählt. Wir heben dies deshalb hervor, weil in der Berufsstatistik des Deutschen Reiches von 1895, mit der wir jetzt unsere Ziffern vergleichen wollen, die Pensionäre zusammen mit den Rentiers zählen. Dabei ergibt sich: von den 2018 erwachsenen männlichen Verbrannten, deren Beruf ersichtlich ist, waren 2,4 Proz. selbständige Landwirthe und Gärtner, 28,5 Proz. selbständige Kaufleute und Industrielle, 2,2 Proz. Bureau- und Aufsichtsbeamte in Handel, Industrie, Landwirthschaft, 0,8 Proz. Fabrik-, Lohn-, Tagearbeiter, 33,3 Proz. in Civil-, Militärdienst, in Forst-, Eisenbahn-, Post-, Versicherungswesen und freien Berufen beschäftigt, 32,8 Proz. waren Rentiers und Pensionäre. Von den 16474000 männlichen Bewohnern Deutschlands, die 1895 als Erwerbsthätige gezählt wurden, waren 13,6 Proz. selbständige Landwirthe und Gärtner, 13,2 Proz. selbständige Kaufleute und Industrielle, 2,8 Proz. Bureau- und Aufsichtsbeamte in Handel, Industrie, Landwirthschaft, 54,4 Proz. Fabrik-, Lohn-, Tagearbeiter, 12,4 Proz. in Civil- und Militärdienst, in Forst-, Eisenbahn-, Post-, Versicherungswesen und freien Berufen beschäftigt, 3,7 Proz. waren Pensionäre und Rentiers. Wenn unter den Verbrannten den vielen Kaufleuten und Industriellen so wenig Landwirthe gegenüberstehen, obwohl diese einen ebenso großen Theil der Bevölkerung bilden wie jene, so liegt das offenbar daran, daß weitaus die Mehrheit der deutschen Landwirthe Kleinbauern sind, während von den Kaufleuten und Industriellen nur ein ganz geringer Bruchtheil im Bauernstande zu suchen ist. Unter den Subalternbeamten, die sich verbrennen ließen, finden wir einen Kanzleiboten, einen Briefträger, einen Postschaffner, unter den höheren Beamten 1 Minister, 1 Ministerresidenten, 1 Staatsrath, 6 Ober- und Geheime Regierungsräthe, 3 Generalkonsuln, 3 Oberbürgermeister, 2 Bürgermeister, 2 Senatspräsidenten, 2 Landesgerichtspräsidenten, 2 Landesgerichtsdirektoren, 1 Oberlandesgerichtspräsidenten, 1 Reichsgerichtsrath; unter den Geistlichen 1 Generalsuperintendenten, unter den Offizieren 2 kommandirende Generale, 4 Generalleutnants, 2 Generalmajore, 3 Wirkliche Geheime Kriegsräthe, 1 Admiralitätsrath, 9 Kapitäne; unter den Aerzten 2 Generalärzte, 1 königlichen Leibarzt. Von den Künstlern und Schriftstellern seien erwähnt Friedrich Mitterwurzer, Hans von Bülow, Hans Wachenhusen.

Wie schon erwähnt, wurden im Ganzen 59 Kinder, die im Alter bis zu 15 Jahren starben, verbrannt, während die Sterblichkeit dieser ersten Altersklassen 37,6 Proz. der gesammten beträgt. Von den Todesfällen der Erwachsenen kommen 30,7 Proz. auf ein Alter von 15 bis 49 Jahren, 49,7 Proz. auf das von 50 bis 74 Jahren, 19,6 Proz. auf ein Alter von 75 und mehr Jahren. Von den Verbrannten dieser Altersklassen — von 192 Erwachsenen war das Alter nicht angegeben — waren gestorben im Alter von 15 bis 49 Jahren 700 = 24,5 Proz., im Alter von 50 bis 74 Jahren 1639 = 57,3 Proz., im Alter von 75 und mehr Jahren 520 = 18,2 Proz. Es waren nicht nur absolut, sondern auch relativ mehr Leute in reifem Alter. Daß der Antheil der allerhöchsten Altersklassen an der Feuerbestattung wieder etwas geringer ist als an der allgemeinen Sterblichkeit, ist erklärlich. In vielen Fällen nimmt eben bei Personen sehr hohen Alters die persönliche Selbständigkeit wieder ab, die für die Wahl der Bestattungsart ein sehr wichtiger Faktor ist. Immerhin zählen wir unter den Verbrannten 620 Personen im Alter von 70 bis 79 Jahren, 224 im Alter von 80 bis 89 Jahren und 20 Personen, die 90 Jahre und älter wurden, unter ihnen einen 99jährigen Greis.

Die Konfession der Verbrannten war in 183 Fällen nicht angegeben. Für die verschiedenen Glaubensbekenntnisse bekommen wir im übrigen folgende Zahlen:

Protestanten	2443
Katholiken	236
Juden	164
Altkatholiken	6
Mennoniten	2
Angehörige der englischen Staatskirche	3
Freireligiöse	73

Erwähnenswerth ist ferner, daß sich unter den im Feuer Bestatteten 140 Adlige befinden.

In allen außer einem Falle war der letzte Wohnort der Verbrannten angegeben. An erster Stelle ist die Stadt Gotha zu nennen, auf deren Einwohner mehr als ein Fünftel, nämlich 634 = 20,4 Prozent aller in Deutschland vorgenommenen Leichenverbrennungen entfallen. Leichen von Einwohnern Berlins wurden 317, Hamburgs und Altonas 266, Heidelbergs 102 verbrannt; 1649 vertheilen sich auf das übrige Deutschland, und 141, wie oben erwähnt, aufs Ausland; am stärksten vertreten sind Wien, Graz und die Niederlande. In 13 Jahren waren aus Heidelberg 2 Leichen nach Gotha zur Verbrennung gekommen, in 14 Jahren aus Hamburg und Altona 49. Als in Hamburg und Heidelberg Feuerbestattungsanstalten eröffnet worden waren, wurden an letzterem Orte in 7 Jahren 100 Leichen aus Heidelberg, in Hamburg in 6 Jahren 217 aus Hamburg und Altona eingeäschert.

Die Höhe der Transportkosten, Unkenntniß und falsche Vorstellungen von der Leichenverbrennung sind gewiß noch in sehr vielen Fällen Grund dafür, daß die Beerdigung der Verbrennung vorgezogen wird. Der Bahnwagen, der die Leiche aufnimmt, verlangt für den Kilometer 40 Pf., wenn er im Personenzug, 60 Pf., wenn er im Schnellzug befördert wird. Außerdem sind für jede Leiche, ohne Rücksicht auf die Länge der Transportstrecke, 6 M. Abfertigungsgebühr zu entrichten. Der Begleiter hat, auch wenn er mit der Leiche in demselben Wagen fährt, für seine Beförderung eine Fahrkarte zu lösen. Die Kosten für die Ueberführung der Leiche von dem Bahnhof nach dem Krematorium, für die Einäscherung und für alle regelmäßig dabei wiederkehrenden Auslagen belaufen sich in Gotha auf 90 M., in Hamburg auf 140 M., in Heidelberg auf 90 M. oder 110 M., in Jena auf 95,50 M. oder 104 M., je nachdem die Leiche vom Bahnhof direkt zur Bestattung oder erst in die städtische Leichenhalle gebracht wird. Die Mindestkosten für die Bestattung einer Leiche aus Berlin betragen danach einschließlich des Transportes in Gotha 215,60 M., in Hamburg 261,40 M., in Jena 200,30 M. oder 208,80 M.

In der Gothaer Einwohnerschaft hat, wie schon bemerkt, die Feuerbestattung längst festen Fuß gefaßt und gewinnt in jedem Jahre mehr Boden. Im ersten Jahre 1879 des Bestehens der Verbrennungsanstalt wurden 7 Leichen von Gothaern verbrannt, im fünften 14, im zehnten 24, im fünfzehnten 49, im zwanzigsten 60 Leichen aus Gotha,*) ein Beweis, daß diejenigen, die tagtäglich das Krematorium in Thätigkeit sehen, weit davon entfernt sind, Aergerniß an seinem Zerstörungswerke zu nehmen.

Unter der Voraussetzung gleicher Bedingungen, wie sie in Gotha bestehen, wären im Jahre 1898 in Berlin 3700 in Berlin Gestorbene verbrannt worden, d. h. täglich 10, in Hamburg 1350 in Hamburg Gestorbene, täglich vier. Thatsächlich wurden nun im Ohlsdorfer (Hamburger) Krematorium 1898 nur 43 Hamburger Einwohner verbrannt.**) Das Krematorium daselbst existirt erst seit 6 Jahren; wenn die Benutzung desselben für Bestattungen von Hamburgern

*) Im Jahre 1899 69 aus Gotha.
**) Im Jahre 1899 49 aus Hamburg.

weiter so zunimmt, wie bisher, so werden bald auch in Hamburg die jetzigen Gothaer Verhältnisse zu verzeichnen sein. Dasselbe gilt von Heidelberg, wo 1898 21 daselbst gestorbene Personen im Feuer bestattet wurden, während das Gothaer Verhältniß die Verbrennung von beinahe 80 bedingen würde. Aus Stadt und Land Gotha kamen von den 1898 daselbst Gestorbenen genau 2 Proz. zur Verbrennung. Stände die Feuerbestattungsfrage in ganz Deutschland auf derselben Stufe wie im Herzogthum Gotha, dann würden in demselben Jahre in Preußen 15000, in Deutschland 25000 Verbrennungen stattgefunden haben.

Für die Gothaer Ergebnisse kommt noch in Betracht, daß in Gotha kein Feuerbestattungsverein besteht, wie sie in vielen deutschen Städten für die Verbreitung der Leichenverbrennung wirken. Solche Vereine gab es in Deutschland Ende 1893 19 mit 6100 Mitgliedern, Ende 1898 schon 36 mit 9970 Mitgliedern. Die Stärke der Vereine kann indessen kaum als Maßstab für die Zahl der Anhänger der Feuerbestattung gelten. Von 1000 in Gotha verbrannten Personen hatten nur 114 einem Feuerbestattungsvereine angehört. Besondere Erwähnung verdient der Verein für Leichenverbrennung in München, der im Falle der Mittellosigkeit seiner Mitglieder die Kosten der Ueberführung der Leichen nach Gotha, Heidelberg oder Jena und die der Verbrennung an einem dieser Orte übernimmt.

Direkt mit der Feuerbestattungsfrage zusammenhängend ist die Friedhofsfrage, die ich hier nur in einem Punkte berühren will. Niemand wird es für richtig halten, daß die Friedhöfe die zur Erholung der Lebenden dienenden öffentlichen Anlagen an Größe erreichen oder gar übertreffen. In Neefe's statistischem Jahrbuche deutscher Städte mit über 50000 Einwohnern, Jahrgang 1897, lesen wir aber:

„Die Friedhöfe nehmen durchschnittlich 1,04 Proz. der Gesammtfläche ein, während den gemeinsamen, für die Erholung der Lebenden dienenden öffentlichen Anlagen etwas mehr als das Doppelte, nämlich 2,88 Proz. gewidmet sind. Dabei wird dieses Durchschnittsverhältniß nur durch die außerordentliche Ausdehnung der öffentlichen Anlagen in Cassel und Potsdam erbracht, während in einer Anzahl anderer Städte das Verhältniß für die Lebendigen noch sehr viel ungünstiger liegt. In Crefeld beispielsweise sind für die Begräbnißstätten 12 Proz., für Erholungsanlagen 6 Proz., in Dortmund für diese gar nur 2 Proz., und für die ersteren 13 Proz. der Gesammtfläche verwendet." Unter den 39 Städten, für welche die 1895er Zahlen gegeben sind, finden sich nur 15, in denen die Anlagen mehr als das doppelte Areal der Friedhöfe einnehmen, dagegen 11, in denen die Begräbnißplätze mehr Raum beanspruchen als die Anlagen. Diesen Mißständen entgegenzuwirken ist auch die fakultative Feuerbestattung berufen. Wenn dieselbe in unsern Großstädten nur auf der Stufe stände, wie jetzt in Gotha, dann würde jährlich $^1/_9$ der Friedhofsfläche gespart, wie es jetzt in Gotha geschieht, da 11 Proz. oder jeder neunte der daselbst Sterbenden sich verbrennen läßt.

In allerneuster Zeit hat die Feuerbestattung wieder einige wesentliche Fortschritte gemacht. Zu den vier deutschen Staaten Sachsen-Gotha, Baden, Hamburg und Sachsen-Weimar ist ein neuer getreten, der die Leichenverbrennung in seinen Grenzen erlaubt, das Großherzogthum Hessen. Vor wenigen Monaten wurde von beiden Kammern eine Regierungsvorlage angenommen, die die Feuerbestattung in Hessen gesetzlich regelt, sodaß endlich das seit mehreren Jahren fertigstehende Offenbacher Krematorium in Thätigkeit treten kann. In Baden und Weimar entstehen bereits die zweiten Verbrennungsanstalten, neben Heidelberg in der Nachbarstadt Mannheim, neben Jena in Eisenach. In Apolda und Koburg wird in nächster Zeit mit der Errichtung von Krematorien begonnen. Im Uebrigen verschließen gerade die 4 deutschen Königreiche ihre Grenzen hartnäckig der Verwirklichung der auf die Feuerbestattung gerichteten Bestrebungen, und zwingen diejenigen ihrer Landeskinder, die ihren Leichnam den Flammen bestimmen, sich im fremden Lande verbrennen zu lassen. Das preußische Abgeordnetenhaus hat im vergangenen Februar wieder einen Antrag um Zulassung der fakultativen Feuerbestattung in Preußen abgelehnt, allerdings mit so geringer Majorität und derartiger Begründung, daß die Annahme des gleichen Antrages demnächst gesichert erscheinen dürfte.

Gotha. Ernst Wandersleb.

Pro Finlandia.

Unter diesem Titel sind dieser Tage die zwölf Adressen, welche von den hervorragendsten Vertretern der Wissenschaft und Kunst aus Deutschland, Frankreich, England, Oesterreich, Italien, Schweden, Norwegen, der Schweiz, Dänemark, Ungarn, Holland und Belgien an den Zaren von Rußland im Interesse der Selbständigkeit Finlands gerichtet waren, in einem Prachtband gesammelt erschienen. Bekanntlich gelang es der europäischen Delegation, die im Juni vorigen Jahres zur Ueberreichung dieser Adressen nach St. Petersburg gereist war, nicht, dem Zaren dieselben zu präsentiren. Die Berather des Kaisers von Rußland stellten sich auf den formalistischen Standpunkt, daß es sich um eine inner-russische Angelegenheit handele, bei der selbst eine moralische Intervention des Auslandes als zulässig nicht anerkannt werden könne. Diese Ausrede der alten diplomatischen Bureaukratie nahm sich recht sonderbar aus in einer Zeit, wo im Haag die Friedenskonferenz tagte, die der Initiative des Kaisers von Rußland ihr Entstehen verdankte, und deren Grundgedanke auf der Geltendmachung einer Solidarität des Rechtsgefühls und der Humanität aller Kulturvölker beruhte. Mit Absicht hatten sich bei diesen Adressen die eigentlichen Politiker ferngehalten, dagegen stehen die stolzesten Namen der europäischen Kunst und Wissenschaft unter denselben. In dem Prachtband, in welchem diese Adressen, künstlerisch ausgestattet, jetzt vorliegen, sind die Namen der Unterzeichner sämmtlich facsimilirt, was dem ganzen Werke einen besonders intimen Charakter verleiht.

Es ist ein Appell führender Männer im Reiche des Geistes an einen der mächtigsten Fürsten dieser materiellen Welt, nicht die Seele eines kleinen Volkes zu tödten, das sich unter dem Zarenszepter bisher einer vergleichsweise freien Entwicklung erfreut und seine Freiheit dazu benutzt hat, um — wie es in der deutschen Adresse beredt heißt —, „im harten Kampfe mit einer rauhen Natur gerade in unserem Jahrhundert zu wachsendem Wohlstand, zu bedeutenden wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen, zu einem vortrefflichen Erziehungswesen, zu einer reichen und eigenartigen Kultur sich emporzuheben". Ob diese zwölf europäischen Adressen nicht schließlich doch noch Eindruck auf den Zaren machen werden, wenn seine Umgebung es nicht verhindert, daß er dieselben überhaupt zu Gesicht bekommt, bleibt einstweilen eine offene Frage, ein interessantes und wichtiges Dokument für die geistige Interessengemeinschaft unserer Zeit bleiben diese Adressen aber auch dann, wenn sie unmittelbar einen Erfolg nicht haben werden.

Es ist sehr merkwürdig, welche Fortschritte, namentlich im vorigen Jahre, die Idee eines einheitlichen Gewissens der Kulturmenschheit gemacht hat: neben diesem internationalen Protest gegen die Vergewaltigung Finlands erlebten wir das Aufschäumen der öffentlichen Meinung der ganzen Welt gegen die Vergewaltigung des Rechtsgefühls im Dreyfusprozeß und die Stellungnahme der gesammten außerenglischen Welt wider den frivolen Krieg Englands gegen die südafrikanische Burenrepublik. In diesen drei klassischen Fällen ergab sich eine überraschende Uebereinstimmung des nicht direkt interessirten Auslands, und die öffentliche Meinung des Auslands legte sich auch nicht die geringsten Schranken in der Beurtheilung dessen auf, was Kulturwidriges in Rußland, in Frankreich, in England sich

vollzog. Mehr und mehr bildet sich allmählich der Zustand heraus, daß die Handlungen einer einzelnen Regierung unter die Kontrole und das Urtheil der öffentlichen Meinung der ganzen Kulturwelt gebracht werden.

Die Zeit liegt noch nicht lange hinter uns, wo Derartiges eigentlich für ganz unerhört galt. Das Prinzip der Nichtintervention, welches für die Regierungen selbst so sehr bequem ist, wurde auch auf die öffentliche Meinung nach Möglichkeit übertragen, und niemand war in dieser Beziehung rücksichtsloser als der verstorbene Fürst Bismarck. Wie ließ er durch die offiziöse Presse wüthen, als seinerzeit der schändliche Ueberfall auf den Prinzen Alexander von Battenberg erfolgte und die unabhängige Presse Deutschlands für den Prinzen mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit Partei ergriff. In diesen Anschauungen hat sich ein außerordentlicher Wandel vollzogen, und es liegt darin, wie mir scheint, ein großer Kulturfortschritt. Mögen die Regierungen in jedem einzelnen Falle ihre Neutralität auf das peinlichste bewahren, aber ein Glück ist es, wenn sich nach und nach ein internationales Tribunal der öffentlichen Meinung herausbildet, das jeden wichtigen Vorgang der Politik irgend eines Landes ohne Bedenken vom Standpunkte des Rechtsgefühls und der Humanität aus kritisirt. Jeder ist in der eigenen Sache ein schlechter Richter, und alle Völker haben die üble Gewohnheit, sich in Angelegenheiten, die ihre eigene Nationalität betreffen, selbst zu belügen und ihr Gewissen durch patriotische Rodomontaden zu betäuben. Nichts ist deswegen wichtiger, als daß ihnen bei jeder Verirrung von der übrigen Kulturwelt ein Spiegel vorgehalten wird, in dem sie ihre chauvinistisch verzerrten Züge erblicken können. Jene dankenswerthen Bestrebungen, die in der Haager Konferenz einen erheblichen Erfolg davongetragen haben und als deren bei weitem wichtigstes Ergebniß wir die Herstellung eines permanenten Schiedsgerichts ansehen, können zu wirklich fruchtbaren Resultaten nur dann führen, wenn dieses Tribunal der öffentlichen Meinung daneben errichtet wird, wenn über der öffentlichen Meinung des einzelnen Landes die höhere Instanz der öffentlichen Meinung der ganzen Kulturwelt in lebendiger Wirksamkeit ist.

Th. Barth.

Michelangelo in C. Ferdinand Meyer's Gedichten.*)

Conrad Ferdinand Meyer vermochte seinen poetischen Visionen im Momente der Inspiration nur in den verschleierten Umrissen des Basreliefs Gestalt zu geben. Immer nach greifbarer Plastik strebend, hebt er sie ein zweites Mal, da er an sie herantritt, als Hochrelief schon mehr aus der Fläche heraus. Und wenn sie ihn abermals locken und seine Phantasie affiziren, daß er sie endlich in ihren feinsten Seelenregungen erlauscht, alle Reflexlichter ihrer Wechselbeziehungen zur Umgebung, in der sie stehen, klar sieht; dann, wenn er sie ganz erlebt hat, stellt er sie mit der Ueberlegenheit genialer Künstlerschaft heraus ins Licht freier Schönheit — gleich, wie er seinen Michelangelo Gott bitten läßt, daß er mit ihm thue:

„Nach deinem Bilde schaff' mich, rein und frei!"
Michelangelo!

Conrad Ferdinand Meyer steht in innigster Geistesverwandtschaft zum Mosesschöpfer und Gottbildner. Es ist durchaus nicht Zufall, daß er den tiefsinnigen Renaissancisten, dessen Kunst Himmel und Erde umspannt, in einer Reihe seiner Gedichte zum Vorwurf nimmt.

Der geistesgewaltige Florentiner steht am Anfang und am Ende der Dichterlaufbahn C. Ferd. Meyer's. Schon aus dem Jahre 1865 datirt der erste Abdruck jenes Gedichtes, in welchem er uns in der Sistine dämmervollen Raum führt, wo der greise Meister, das Bibelbuch in seiner nervigen Hand, in wachen Träumen sitzt, umhellt von einer kleinen Ampel Brand, und Zwiesprach hält mit Gott, den er umsonst mit aller Inbrunst seiner heißen Künstlerseele zu begreifen gesucht habe:

Statt zu erfassen in dem Wesen Dich,
Ergriff ich Dich, o Gott, an Deinem Kleide. . . .

So hat auch Meyer mit seinem Gott gerungen, und wenn er sich auch über den Pietismus hinweg, in dem er erzogen worden war, zu einer freien Weltanschauung emporläuterte, so ließ er doch den Glauben an eine göttliche Macht sich nicht entreißen. In Stunden banger Einsamkeit fühlte er sich von ihr erfaßt:

Die Rechte streckt' ich schmerzlich oft
In Harmesnächten
Und fühlt' gedrückt sie unverhofft
Von einer Rechten —

Der Dichter C. Ferd. Meyer mußte früh herausfühlen, wie sehr sich seine schöpferische Natur in ihren Grundlinien mit der Michelangelo's berühre, wenn er es auch in der ersten Fassung jenes Gedichtes noch nicht voll zum Bewußtsein zu bringen vermag. Er war eben noch nicht in dem Maße der Plastiker des Wortes geworden, wie Buonarotti der Plastiker des Marmors und der Linie ist.

Doch kehrte er immer wieder zu diesem Heros an künstlerischer Zeugungskraft zurück. Er hielt ihm Treue wie einem Herzensfreunde. Einer Jungfrau Zucht und Holdseligkeit erinnert ihn an des Meisters Eva in der Sixtinischen Kapelle.

Aus scheuen Augen drohst du lieblich wild?
Wo, Mädchen, sah' ich deine kräft'gen Züge?
Auf Buonarotti's altem Bild.

Und sinntief symbolisirt er im erschreckten Blick der Mutter des Menschengeschlechts und in dem erstaunten der Jungfrau des Menschen eingeborne Sehnsucht nach Lösung der Räthsel des Lebens.

Michelangelo's Statuen, in denen der Schmerz zuckt und die Leidenschaft wie unter Fesseln sich windet, sind ihm „des Lieds Geberde". Seltsame Deutung . . . Seltsam? Aus dem Munde C. Ferd. Meyer's doch wohl nicht, dessen süßeste weichste Lieder selbst Geberde sind einer zurückgedrängten, gedämpften Leidenschaft, und dessen epische Gedichte Gemmen gleichen, die Künstlerhand aus verkühlter Lava geschnitten hat. — „So sieht der frei gewordne Geist des Lebens überwundne Qual." Diese tiefsinnige Deutung des „Sklaven", des „Moses" und der „Maria", die den Augenblick weher Noth oder geweihten Zornes verewigen, ist der edle Ausdruck der Kongenialität, mit welcher der große Dichter, ebenso wie der große Plastiker, vom Berge der Ueberwindung in die Tiefen des Lebens schaut.

Bis ihn die Fittige des Dämons schlugen, hat der Poet nicht aufgehört, dem erhabensten Genius Italiens zu huldigen. So finden wir noch in der vierten Auflage seiner Gedichte (1891) als neuen Beitrag jenes zartsinnige Lied, in dem er, wie Lina Frey damals in der „Deutschen Rundschau" sagte, die Gestalt des Pensieroso „in ihre Entstehung zurückdichtete". Julianus, der Träumer unter den thatkräftigen aber heiteren Geschlechte der Mediceer, schleicht sich einmal im Dämmer, erzählt der Dichter, heimlich in die

*) Anm. der Redaktion: In Verfolg der Gedankenverbindung, die durch diesen Artikel angeregt wird, machen wir die Leser der „Nation" auf zwei empfehlenswerthe Publikationen der jüngsten Zeit aufmerksam; auf: Conrad Ferdinand Meyer. Sein Leben und seine Werke. Von Adolf Frey; Stuttgart 1900, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger; — und ferner auf die bei W. Spemann in Stuttgart und Berlin erscheinende Prachtausgabe von Hermann Grimm's Michelangelo. Dies Werk erscheint in 40 Lieferungen à 2 Mark und ist mit zahlreichen Abbildungen versehen, die uns Michelangelo's Kunst mit den vollkommensten Mitteln heutiger Illustrationstechnik vor Augen führen. Das vortrefflich ausgestattete Werk ist bis zur 14. Lieferung gediehen.

verlassen geglaubte Werkstatt Buonarotti's. Sinnend des verehrten Meisters Geschöpfe betrachtend, anvertraut er ihnen seine lauten Gedanken: „Feigheit ist's nicht und stammt von Feigheit nicht, — Wenn einer seinem Erdenlos mißtraut, — Sich sehnend nach dem letzten Athemzug. — Denn auch ein Glücklicher weiß nicht, was kommt — Und völlig unerträglich werden kann, — Leidlose Sterne, wie beneid' ich euch."

Der die herrlichen Gestalten alle geschaffen hat, sitzt unbeachtet in einer Ecke und belauscht des Schwermüthigen todessehnsüchtige Klage. Später, wie man ihm nach des feinfühligen Julianus Tod herbringt, was an Konterfeien des Gestorbenen vorhanden, damit er darnach dem Gedankenernsten ein würdig Grabbild meißle, da weist der Meister all diese Schildereien zurück:

„. . . . Ich sehe, wie er sitzt und sinnt
Und kenne seine Seele."

Das kleine Gedicht wird mit seinem Grundgedanken für uns zum Symbol der unlösbaren psychischen Verkettung zwischen dem Genie und dem von ihm geschaffenen Werke. Dem Dichter war es wohl mehr. So hatte auch er gelesen in der Seele Michel Angelo's, sie in ihrer Tiefe durchschaut und im Hochflug ihrer Schöpferkraft ganz verstanden: Das Gedicht ist darum im Grunde nichts anderes, als die von künstlerischem Zartsinn eingegebene Objektivirung der scharf erkannten Uebereinstimmung zwischen der Künstlerindividualität Buonarotti's und der eigenen.

Der Beiden geistige Verwandtschaft manifestirt sich nach mehr als einer Seite hin. Einmal in ihrer Schaffenswahl. Sie gehen allem Kleinlichen geflissentlich aus dem Wege; ihr Blick ist auf das Große gerichtet und in jedem einmal gewählten Gegenstand auf sein Wesentliches, Bedeutsames; und keiner findet Ruhe, bis er ganz erfaßt und bewältigt hat. Ein schwerer, aber nicht schwerfälliger Ernst spricht aus ihrem gesammten Künstlerthum und eine tiefgründende Gedankenwelle, eine frei- und weitblickende Weltanschauung ringt in ihrem Schaffen nach lebensstarkem Ausdruck.

Wie Buonarotti sich nicht scheute: von seinem Marmorblock da und dort sogar ein Stück zu viel abzuschlagen, um durch einen harten Kontur den Eindruck des Imposanten — man denke nur an David und Moses — desto gewisser zu erreichen, apsert auch Conrad Ferd. Meyer in den Umarbeitungen unerbittlich, was die große Linienführung zu stets lichtvollerem Aufbau stören könnte. — Beide beherrschen die Massen kompositionell mit einer staunenswerthen Souveränität. Beide sind konstruktive Geister ersten Ranges. Kraft, Pracht und großer Sinn, das ist die Signatur ihrer Kunst, die mit ihrem immanenten Tiefgehalt der Popularisirung widerstrebt.

Die große Geberde, das Pathos, sorgsame architektonische Gliederung der Fülle von Leben, Reichthum in der Bewegung ist's, worin Buonarotti wie Meyer in ihren Schöpfungen sich mit sich selbst auseinandersetzen. Gibt es für Leben und Tod, nicht in gemein physischem, sondern psychischem Verstande genommen, ein Lied von hinreißenderem Pathos, als „das jüngste Gericht"? Und Pathos, freilich nicht hohles, gestelztes, liegt in der Großzügigkeit der Behandlung, die Meyer jedem seiner Novellenstoffe und manchen seiner kleineren epischen Dichtungen hat angedeihen lassen.

Beide zielen nach dem lapidar Wuchtigen; Beide steigern mit zunehmender Reife die Bewegung bis zu starken dramatischen Accenten: Das ist weder beim Einen, noch beim Anderen in erster Linie Folge der Entwicklung des Artisten in ihm, sondern natürlicher nothwendiger Ausfluß einer mit vollerem Lebensinhalt auch intensiver aufspringenden Daseinsfreude, des Pulsschlages aller starken Kunst. Diese Lust am kraftgeschwellten Leben, sie ist das Subjektive, das Michelangelo sowohl als Conrad Ferdinand Meyer in ihre Kunst hinüberfließen ließen.

Zürich. Heinrich Maser.

Carrara.

Avenza, Eisenbahnstation für Carrara auf der Route Genua—Rom, ist ein erbärmliches Nest. Bei einem nächtlichen Rundgang durch Avenza fällt einem besonders die Ansammlung von Männern und Frauen auf, die im Kreise vor ihren Hütten oder innerhalb derselben auf den Dielen sitzen und singend und plaudernd nächtlicherweile ihre Arbeit verrichten, die darin besteht, die Kerne von den Maiskolben abzulösen. Auf dem Wege nach Carrara wird die nächtliche Ruhe häufig durch blinde Schüsse der Bauern unterbrochen, welche bei den Weinbergen Wache halten.

Carrara macht gleich beim Eintritt einen überaus freundlichen und erfrischenden Eindruck. Peinlich saubere Straßen, ein Pflaster wie ein Parquet von Fließen, lauter zweistöckige hellgehaltene, villenartige vornehme Häuser, einige schöne Plätze mit Palmenschmuck und in den wohlgepflegten Anlagen Marmordenkmäler zum Andenken an die wohlthätige Fürstin Maria Beatrice, an Pellegrino Rossi, den ermordeten Minister Pius IX., der aus Carrara gebürtig war, und selbstverständlich eines zur Erinnerung an Mazzini und Garibaldi.

Der Dom, aus schwarz und weißen Marmorquadern, ist mit Recht zu der Ehre eines Nationaldenkmals — wie in Italien der offizielle Ausdruck lautet — erhaben worden. Er ist so malerisch gelegen, wie nur die schönsten unter den italienischen Kirchen zu liegen pflegen. Ursprünglich war er ein heidnischer Tempel. Gerade jetzt befreit man ihn von allen Zierraten späterer Epochen, man ersetzt sogar das häßliche moderne Dach durch ein basilikenartiges Gebälk, um ihm seine ursprüngliche Gestalt wieder zu geben und die alten Säulen zu voller Geltung zu bringen. Zur Seite des Doms erhebt sich ein schöner alter Brunnen, ein schlangenerdrosselnder Cyklop, von Michelangelo mit freier Hand aus dem Stein herausgemeißelt, wie die Stadtlegende wohl ohne jede Berechtigung behauptet. Der Brunnen ist gerade vor dem Hause aufgestellt, in welchem der Reise unter allen Bildhauern der neueren Zeit — wie wenigstens ein dort angebrachter Gedenkstein sagt — als Gast bei einem Freunde abzusteigen pflegte, wenn er, um Marmorblöcke für seine Meisterwerke auszusuchen, die damals höchst beschwerliche Reise nach Carrara angetreten hatte. Marmorgesimse, Marmorbalkone, Treppen, Wappen und allerlei hübsche Verzierungen aus Marmor sind in Carrara gang und gebe. Die Volksschule, nach dem der Kurie feindlichen Pietro Sarpi genannt, — die Kurie ließ ihn in Venedig erdolchen — weist eine Marmorfaçade von solcher architektonischen Schönheit auf, daß sie jeder Weltstadt zur Zierde gereichen würde. Das Politeama Verdi und das Teatro degli animosi — die Besitzer nennen sich selbst die Waghalsigen — mit ihren schönen Plätzen lassen auf eine viel größere Anzahl Einwohner schließen als auf 42000, die Carrara in Wirklichkeit aufzuweisen hat. Wegen des edlen Materials, mit dem sie hantiren, geberden sich in Carrara selbst die bescheidensten Arbeiter, ohne irgendwelche Großthuerei, wie die geborenen Jünger der Kunst. Sie sind zwar auch als Raufbolde und Messerhelden verrufen, treten aber doch jedem höchst gewinnend entgegen und sind nicht nur von republikanischer Gesinnung, sondern von echter demokratischer Freigebigkeit und Herzlichkeit. Nachdem sie die ganze Woche hindurch bei anstrengendster Arbeit in ihrer Marmorwildniß zugebracht haben, sprechen sie des Sonntags dem weit und breit berühmten weißen Wein ihrer Gegend zu und stiften dann leider viel Unheil. Eine beträchtliche Anzahl von Rechtsanwälten, die in keinem Verhältniß zur Größe der Bevölkerung steht, lebt von der Menge der Prozesse, die alle in Beziehung zum Marmor stehen. Fällt z. B. bei Sprengung einer Mine ein Marmorblock auf den Grund und Boden eines Nachbars, sofort wird der Block mit Beschlag belegt, und erst nach Fällung eines dementsprechenden Rechtsspruchs herausgegeben. Prozesse werden von den Eigenthümern der Marmorwerke geführt, wenn die Pächter bei ihren Sprengungen eine Spanne

tiefer in das Gestein dringen als vereinbart war, oder wenn Wasser von einer Grube in die benachbarte fließt.

Die Akademie der Künste — Accademia di Belle Arti — ein ungeheures Gebäude, muß auf jeden, der es betritt, einen starken, wenn auch nicht immer ganz wehmuthsfreien Zauber ausüben. Die Besitzer der größten Marmorbrüche — die eigentlichen Fürstengeschlechter Carraras — pflegten von jeher Stipendien an angehende Bildhauer zu verleihen. Die Arbeiten dieser Kunstjünger sind vom Anfang dieses Jahrhunderts an bis auf den heutigen Tag aufbewahrt worden. Nirgends kann der Umschwung von dem manierirtesten Klassizismus vom Anfang des Jahrhunderts bis zu dem kecken Außerachtlassen aller hergebrachten Regeln der Kunst des zu Ende gegangenen Jahrhunderts, schärfer zu Tage treten, als hier beim Betrachten dieser Werke. Von der überwiegenden Mehrheit dieser hoffnungsvollen Kunstjünger, dieser „gran premi di Roma“, weiß übrigens kein Mensch mehr etwas, nur wenige Namen von Ruf befinden sich unter ihnen, wie z. B. Tenerani und Rivolta. Hingegen pflegt man seit altersher alle Sterne erster Größe der Bildhauerkunst zu Ehrenmitgliedern dieser Akademie zu ernennen. Sie zeigen sich dafür erkenntlich durch Zusendung von Abgüssen ihrer Hauptwerke. Canova, Thorwaldsen, Bartolini und andere haben ihren Zoll entrichtet. Der große Rauch ist durch einen Abguß seines Berliner Reiterstandbildes Friedrich des Großen vertreten. Und wie viele Bildhauer suchen auf der Durchreise oder zu längerem Aufenthalt die Stätte auf, die ihnen zum Ruhm und zur Wohlhabenheit verholfen hat. Künstler aus aller Herren Länder schlagen zeitweilig ihre Ateliers dort auf. Die bescheidensten Gasthöfe, die entlegensten Winkel, alles, alles glänzt in Carrara marmorweiß; und man athmet hier thatsächlich Marmorstaub überall.

Unter den reizenden, kleinen Städten nimmt Carrara eine Sonderstellung ein. Ihre einzig dastehende Spezialität, der Marmor, verleiht ihr einen höchst modernen, internationalen Anstrich. Die Stadt an sich würde schon einen Besuch lohnen, selbst wenn sie nicht das Vorspiel zur Besichtigung ihrer weltberühmten Marmorbrüche wäre.

Die Sonderbahn, die bis zu den höchsten Brüchen führt, ist mit einem Aufwand von ungefähr fünfzehn Millionen Lire hergestellt worden. Zwischen der Lokomotive, die von mächtigster Konstruktion ist, und einem Lastwagen wird ein kleiner Wagen eingehängt und die Touristen darin umsonst mitgenommen; und doch könnte diese Bahn ebensogut wie eine jede andere eine hohe Vergütung beanspruchen. Sie legt ein beredtes Zeugniß für die Erfolge der Technik ab; man könnte sagen, sie ist eine Gotthardbahn en miniature, nur vielleicht in ihrer Art noch interessanter.

Ist der Reisende in Carrara eingestiegen, so findet er sich plötzlich ohne jeden Uebergang aus den Gefilden erstaunlich üppiger Vegetation in die ödeste Steinwüste versetzt. Durch häufige Wendungen und recht ansehnliche Tunnels überwindet der Zug Steigungen, welche einer Drahtseilbahn nicht unwürdig wären. Fast eingeklemmt zwischen senkrechten Abgründen schiebt sich langsam vorsichtig die Lokomotive vorwärts, oberhalb des Bergstromes Carrione, dessen spärliche Gewässer das Räderwerk zahlreicher Marmorsägereien treiben. Marmorblöcke in allen Größen säumen den Bahndamm in seiner ganzen Länge ein, der trotz seiner ungewöhnlichen Höhe ausschließlich aus Marmorsplittern und Marmorabfällen hergestellt ist. Auf Schritt und Tritt öffnen sich dem Reisenden berückende Ausblicke über die parkartige Ebene, über Carrara und über das Meer. Ebenso kühne, wie mächtige Brücken überwölben die engen Schluchten.

Um die Konkurrenz, die ihnen die Bahn macht, zu beseitigen, haben unlängst Karrenführer versucht, den Mittelpfeiler der Hauptbrücke mit Dynamit in die Luft zu sprengen, ohne ihr aber einen nennenswerthen Schaden zugefügt zu haben.

Des Oefteren wird die Lokomotive unterwegs abgekoppelt, um andere Waggons auf den Abzweigungen der Bahn heranzuschleppen, der Zug rollt dann allein abwärts. Senkrecht über sich hat der Reisende ein Gewimmel blendend weißer Gipfel. Auf künstlich hergestellten Furchen werden die Blöcke, die wie die Touristen beim Besteigen eines Gletschers, durch ungeheure Taue gehalten werden, bis zum Geleise hinabgelassen. Canali ist die gebräuchliche technische Benennung für solche Furchen. Je höher man hinaufsteigt, desto größer ist die Zahl der Arbeiter und desto eifriger wird gearbeitet. Große, kunstgerecht eingerichtete Sanitätswachen erregen auf solcher Höhe, in solcher Einsamkeit Befremden; sie haben jedoch ihre traurige Berechtigung. Unglücksfälle kommen auf diesem Schlachtfeld der Arbeit alltäglich vor. Den Krüppeln der Marmorbrüche begegnet man in weitem Umkreis. Der schwache Anlauf, den die italienische Regierung mit dem jüngst eingeführten Unfallversicherungsgesetz genommen hat, kommt Carrara wie keiner anderen Stadt Italiens zu gute.

Den Eindruck, den Ravaccione, Endstation der Bahn und der wichtigste Punkt der Marmorbrüche, auf mich gemacht hat, ist schwer wiederzugeben. Ein Ortler aus Marmor, das war das Bild, das sich mir aufdrängte. Erst wenige Tage zuvor hatte ich den Ortler bestiegen, und diese beiden Schaustücke der Natur wirkten auf mich fast gleich mächtig.

Statt des Krachens der Gletscher vernimmt man hier den ganzen Tag hindurch den dumpfen Knall der Minensprengungen. Zum Ortler arbeitet man sich an Eisenstangen empor, hier findet man sich unerwartet an einer Stelle, wo jeder Pfad längst aufgehört hat, vor Marmortreppen, die uns in eine Märchenwelt führen. Grubenarbeiter hängen hier an Seilen von Bergzacken herab, ebenso kühn, wie die waghalsigsten Touristen in der Eiswelt. In den Alpen bestehen die Moränen aus werthlosem Geröll, in den carrarischen Bergen aus Marmorabfällen und Marmorsplittern: sie sind in solcher Menge vorhanden, daß sie der weiteren Ausnutzung der unerschöpflichen Brüche ernstlich im Wege stehen, und man mit dem Plan umgeht, die große Eisenbahn Genua—Spezia und die anstoßende Landstraße thalabwärts auf eine längere Strecke hin zu überwölben, um diese ungeheure Masse Marmorsplitter darüber hinweg in die See hinunter zu wälzen. Nicht einmal eine Hütte fehlt in Ravaccione und sie ist besser und billiger als in den Gletschern: die Osteria Santini, die mit republikanischer Gleichheit den dort arbeitenden Cyklopen und den Touristen die so nothwendige Stärkung bietet. Für ein vorzügliches Stockfischgericht, Aufschnitt, Käse und Obst, Wein und kühlendes Brausewasser betrug meine Zeche 1 Lira 25 Centesimi — rund eine Mark.

Der ungeheure Unterschied zwischen den ca. 4000 Metern des Ortler und den nur 800—900 Metern in den Brüchen macht sich kaum fühlbar. Groß ist das Schimmern, groß ist die Eigenthümlichkeit des Anblicks an beiden Orten. In Carrara war der Anblick jedoch für mich anregender. Am Ortler weckt die Ursprünglichkeit und das Gewaltige der Natur im Menschen das Bewußtsein seiner Nichtigkeit und drückt ihn nieder. In Ravaccione hebt ihn das Gefühl seiner Ueberlegenheit angesichts der großartigen Anlagen über sich selbst hinaus. Die Geschicklichkeit und Gewandtheit dieser gebräunten, malerisch aussehenden Arbeiter bei der Bearbeitung und Handhabung des edlen Gesteins macht die cyklopischen Konstruktionen der frühesten Zeit faßbar. An Seilen hoch oben in der Luft schwebend, trennen sie mit den primitivsten Werkzeugen Marmorblöcke vom Felsen los, so groß wie eine mittelgroße Bauernstube, und behauen sie dann mit ihren riesigen Hämmern zu Riesenquadern. Mit Hebeln und leichten Handwinden laden diese prächtigen Kerle fast spielend mächtige Blöcke ein und aus. Sie muntern sich bei der schweren Arbeit mit so kraftvollen, rhythmischen oder wehmuthsvollen Gesängen auf, daß die Musik zur Kraft und die Mythe des alles bezwingenden Apoll zur Wirklichkeit zu werden scheint.

Ueber 3000 Arbeiter sind allein aus Carrara in den Brüchen thätig, dazu kommen 450 Ochsenlenker zur Beförderung eines Theils des Marmors und ca. 550 Bild-

hauer, Meißler, Putzer u. s. w., die in den Marmorwerkstätten zu Carrara beschäftigt sind. In Carrara allein leben also ca. 4000 Menschen, deren Lebensberuf in der Zerbröckelung der heimathlichen Berge besteht, dazu sind aber noch einmal so viel aus den benachbarten Ortschaften hinzuzurechnen. Durchschnittlich werden jährlich circa eine Million Tonnen Marmor gewonnen. Nicht mitgerechnet sind die bedeutend werthvolleren bunten Marmorsorten, an denen man mit Entzücken alle die zartesten Töne wahrnimmt, wie sie nur ein Blumengarten während der Zeit der Blüthe aufzuweisen hat.

Der Durchschnittspreis für ein Quadratmeter guten weißen Marmors beträgt auf den Brüchen 7—800 Lire. Der Marmorarbeiter verdient pro Tag ca. 3—4 Lire, kein schlechter Lohn bei der außergewöhnlichen Billigkeit der dortigen Lebensmittel. Zu den am höchsten gelegenen Arbeitsplätzen — wahre Adlerhorste — kletterte ich mühsam auf Gemspfaden hinauf und stieg dann, den Zug verschmähend, zu Fuß hinab auf den Weg, den die Römer schon benutzten, wenn sie die Christen als Sträflinge in die Brüche schickten. Weg so wird es genannt, aber in Wirklichkeit ist es nur eine holperige schauderhaft unebene Furche, in ihr sinkt man in Marmorgeröll und blendenden Marmorstaub zolltief ein.

Um die Ochsentreiber ihres Lebensunterhaltes nicht gänzlich zu berauben, fahren die Herren der Brüche fort, einen guten Theil der Marmorblöcke auf Karren ans Meer befördern zu lassen. Karren babylonischer Konstruktion holpern, schwanken, rutschen die halsbrecherische Furche bergab mit 4, 8, 16, ja mit 30 Paar breitgehörnten Ochsen bespannt, je nach dem Gewicht des Blockes. Als Bremse bindet man mit großen eisernen Ketten einen kleineren Block hinten an das Gespann, ähnlich so wie waghalsige Radfahrer beim Passiren gefährlicher Alpenpässe einen Fichtenstamm hinter ihrem Rade herzuschleifen pflegen. An den abschüssigeren Stellen springt eine Horde dieser wilden Ochsentreiber heulend dem Gespann voran, um quer über den Weg klumpige Holzkeile zu legen, damit das Ganze nicht ins Rollen gerathe. An steilen Stellen, die häufiger vorkommen, stechen die Rasenden die armen Thiere mit ihren langen, lanzenartigen Stacheln so unbarmherzig, daß die bedauernswerthen Geschöpfe verzweifelt alle ihre Kräfte anspannen; ein Künstler hätte hier besser als in einem Anatomiesaal Gelegenheit, alle Muskeln der menschlichen Gestalt zu studiren. Das kaum noch menschliche Geschrei der Ochsenlenker, das herzzerreißende Gebrüll der Thiere, ein verworrener Knäuel von Folterern und Gefolterten, die ungeheuren Marmormassen, die beängstigend hin- und herschwanken, rufen einen unauslöschlichen Eindruck hervor. Und Juvenal berichtet, daß diese Beförderungsmethode schon zu seiner Zeit in Rom üblich war.

Die eingehende Besichtigung Carraras und seines Gebietes hat man nicht zu bereuen. Die Stadt, die Umgebung, die Arbeitsstätten, alles vereinigt sich zu einem ganz einzigen unvergeßlichen Bilde.

E. Gagliardi.

Die Beschlagnahme des Dampfers „Bundesrath".

Da aus dem Leserkreise der „Nation" verschiedene Anfragen an die Redaktion gerichtet sind über die völkerrechtlichen Grundsätze, die anläßlich der Beschlagnahme des Hamburger Dampfers „Bundesrath" vor der Delagoa-Bay in Betracht kommen konnten, so geben wir hier an der Hand des bekannten Lehrbuchs des Völkerrechts von Rivier (2. Auflage, Stuttgart 1899, Verlag von Ferdinand Enke) Auskunft.

Die Voraussetzung der Beschlagnahme ist im vorliegenden Falle die Annahme, daß unter neutraler Flagge feindliches Gut sich befinde. In früheren Jahrhunderten wurden dem Feinde gehörende Waaren stets genommen, selbst wenn sie auf einem neutralen Kauffahrteischiffe geladen waren. Man ging sogar weiter und konfiszirte das neutrale Schiff, wenn es feindliches Gut geladen hatte, als Strafe einer Verletzung der Neutralität. Im 19. Jahrhundert ist jedoch der schließlich auch in der Pariser Deklaration von 1856 ausdrücklich anerkannte Grundsatz durchgedrungen, daß — mit der alleinigen Ausnahme von Kriegskontrebande — feindliche Waaren auf neutralen Schiffen frei sind. Frei Schiff — frei Gut. Selbst wenn der Dampfer „Bundesrath" also Waaren an Bord hatte, die als Eigenthum von Staatsbürgern der südafrikanischen Republik oder des Oranje-Freistaats anzusehen waren, so war völkerrechtlich eine Konfiskation unzulässig, vorausgesetzt, daß diese Waare nicht unter den Begriff der Kriegskontrebande fallen.

Was aber ist Kriegskontrebande? Sicher gehören dazu Sachen, die unmittelbar, direkt zum Kriege dienen, wie Waffen jeglicher Art, Sprengmaterial, Trainmaterial, Uniform-, Kleidungs-, Equipirungsstücke. Dahingegen hebt Rivier ausdrücklich hervor, daß heut zu Tage weder Lebensmittel, noch Geld unter den Begriff der Kontrebande fallen. Zweifelhaft ist es dagegen, wie es zu halten ist mit Waaren, welche mittelbar zum Kriege dienen, wie rohes Eisen, Bauholz, Tauwerk, Segel, auch Pech, Theer, Pferde u. s. w. Für die Entscheidung, ob derartige Gegenstände als Kriegskontrebande anzusehen sind, ist maßgebend, ob die Absicht der Stärkung der Kriegsmacht der Gegner erkenntlich ist.

Wie man die Beschlagnahme des Schiffes mit der Anwesenheit von Passagieren, die möglicherweise im Burenheere Dienste nehmen könnten, rechtfertigen will, ist schlechterdings unerfindlich. Stehen diese Personen bereits im Kriegsdienste der feindlichen Macht, so liegt die Sache natürlich anders.

Was nun das Recht der Durchsuchung eines neutralen Schiffes anlangt, so ist das Visitationsrecht völkerrechtlich ein sehr weitgehendes. Nur wenn die Durchsuchung des neutralen Schiffes thatsächlich ergeben hat, daß Kriegskontrebande an Bord war, kann aber das durchsuchte Schiff fortgenommen und vor ein Prisengericht gebracht werden. Das Prisengericht hat über Konfiskation von Schiff und Ladung oder von der Ladung allein oder eines Theiles der Ladung, nämlich der darin enthaltenen Kontrebandewaaren, zu entscheiden. Rivier meint, es sei zulässig, auch das Schiff zu konfisziren, wenn die ganze Ladung oder der größere Theil derselben aus Kontrebande bestehe; ebenso wenn auch nur ein geringer Theil der Ladung Kontrebande ist, der Schiffseigenthümer aber davon gewußt hat. Die Ladung jedoch, die nicht Kontrebande ist, darf nicht konfisziert werden. Um aufgebracht werden zu dürfen, muß das Schiff in flagrante delicto der Zufuhr an den Feind abgefaßt sein.

Studien über Geld- und Bankwesen. Von Karl Helfferich. Berlin. J. Guttentag's Verlagsbuchhandlung. 1900.

Der Verfasser dieser gesammelten Aufsätze ist den Lesern der „Nation" ausreichend bekannt; sie haben in den letzten Jahrgängen eine Reihe vortrefflicher Artikel aus seiner Feder gelesen und über ihn in den Spalten der „Nation" auch manches anerkennende Urtheil vernommen. Herr Dr. Helfferich, der übrigens seit diesem Herbst an der Berliner Universität als Privatdozent thätig ist, gehört trotz seiner Jugend heute bereits zu den anerkannten Gelehrten auf dem Gebiete der Münz- und Währungspolitik und seit Jahren zu den wirksamsten Vertheidigern der deutschen Goldwährung. Der vorliegende Band enthält eine Anzahl von Aufsätzen historischen, juristischen und volkswirthschaftlichen Inhalts, die sich alle mit Geld, Währung und Notenbanken beschäftigen. Es sind zehn Abhandlungen, von denen die ersten neun bereits früher in verschiedenen Zeitschriften — u. a. auch in der „Nation" — veröffentlicht waren. Bisher noch unveröffentlicht ist die zehnte Abhandlung, die sich mit den Wirkungen der gesteigerten Goldproduktion beschäftigt und den Inhalt von Helfferich's Antrittsrede in der Aula der Berliner Universität am 21. Oktober 1899 wiedergibt. In dieser letzten Abhandlung kommen die Lichtseiten der Helfferich'schen Darstellung in ganz besonders glücklicher Weise zum Ausdruck. Die kleine Arbeit ist geradezu musterhaft zu nennen; sie behandelt ein ungewöhnlich schwieriges Problem in einer so vorsichtigen Weise und dabei so knapp und elegant, daß die deutsche Wissenschaft von diesem jungen Gelehrten sicher noch manches Werthvolle zu erwarten hat.

T. [illegible]

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 15. Berlin, den 13. Januar 1900. 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Telegraph aus Südafrika meldet nichts, oder doch so gut wie nichts.

Es gelang den Engländern bisher nicht, entscheidende Erfolge über die Buren davon zu tragen; nur einen Angriff auf Ladysmith haben sie abgeschlagen. Aber da seitdem keine Nachrichten über das Schicksal der belagerten Stadt eingelaufen sind und der General Buller zum Entsatz von Ladysmith nur eine Demonstration gewagt hat, so hält man auch auf diesem Kriegsschauplatz die Lage für bedenklich.

Es sind jetzt General Roberts und Lord Kitchener in Kapstadt eingetroffen; auf sie setzt man in England alle Hoffnung. Vielleicht sind sie tüchtiger, als jene Generäle, die bisher die englischen Truppen geführt haben, und eine solche Aenderung wäre immerhin von Bedeutung; ob von Ausschlag gebender, bliebe immerhin sehr zweifelhaft. Denn wie es scheint, sitzt die Ursache der Mißerfolge nicht nur in den Spitzen der Armee. Auch die anderen Offiziersschargen und die Mannschaften scheinen ihrer Aufgabe nicht gewachsen. Die Engländer erwiesen sich bisher als Draufgänger, die aber nach einiger Zeit einem vorsichtigen und hartnäckigen Feind gegenüber erlahmen und viel von ihren kriegerischen Qualitäten einbüßen. Da nun die Nachschübe der englischen Armee aus völlig minderwerthigen Mannschaften bestehen, so haben die neuen Führer eine überaus schwierige Aufgabe vor sich — eine Aufgabe, die vielleicht nicht zu lösen ist.

Eine Reihe deutscher Schiffe, die von der englischen Marine aufgebracht worden sind, wurden freigegeben, nachdem sich herausgestellt hatte, daß Kriegskontrebande sich nicht an Bord befand. Der Verdacht Englands war also gänzlich unbegründet, und die Ausstreuungen englischer Blätter erweisen sich in dieser Beziehung als reinste Erfindungen. In Bezug auf die freigegebenen Schiffe tritt jetzt die Frage des Schadenersatzes für den Verlust an Zeit und eventuell für die Beschädigung der Ladung in den Vordergrund.

Nur ein deutsches Schiff wird noch festgehalten, der „Bundesrath", und außerdem ist nunmehr auch ein österreichisches Schiff aufgebracht worden. Oesterreich, die Vereinigten Staaten und Deutschland sind also bisher in Mitleidenschaft gezogen.

Weit wichtiger als der Einzelfall ist aber die prinzipielle Frage. In einem besonderen Artikel dieser Nummer wird sie von einem hervorragenden Fachmann des internationalen Rechtes behandelt, und er zeigt, wie England entsprechend seinen jedesmaligen Interessen die Stellung der Neutralen zur See im Falle eines Krieges ganz verschieden aufgefaßt hat; das heißt, England hat, auf seine Marine gestützt, den seefahrenden Nationen jene Gesetze vorgeschrieben, die es je nach Lage der Sache dem eigenen Vortheil ersprießlich erachtete; und England ist denn auch stets die Macht gewesen, die einer Humanisirung und wesentlichen Fortbildung des Rechtes der Neutralen zur See mit aller Macht und zugleich erfolgreich sich bisher widersetzt hat. Der so geschaffene Zustand, der für England außergewöhnliche Vortheile bietet, war für alle anderen Staaten stets im hohen Grade bedrückend; und er ist um so bedrückender geworden, je größer die Interessen der Völker am Seehandel geworden sind.

Die Maßnahmen, die auch jetzt England getroffen hat, entsprechen alter Tradition. Ohne die Mächte zu schonen, die, in korrekter Neutralität, sich von jeder Einmischung in den südafrikanischen Krieg fernhielten, übte England das Recht des Stärkeren und belästigte die internationale Schifffahrt, die nur die Verbindung eines neutralen Landes zu einem anderen neutralen Lande, in diesem Falle Deutschlands zu einer portugiesischen Kolonie aufrecht erhielt. Daß sich selbst vom englischen Standpunkt aus die Beschlagnahmen meist nicht aufrecht erhalten ließen, ist insofern besonders wichtig, als sich damit zeigt, in welche ganz unhaltbare Situation die Neutralen gerathen. Sie sind mit ihren Schiffen, wenn es England beliebt, jeder Belästigung und jeder Chikane in jeglichem Theile der Welt ausgesetzt, sobald das Vereinigte Königreich sich mit irgend einem anderen Staate im Kriegszustand befindet. Es ist dementsprechend ja auch bereits einer unserer Reichspostdampfer in Aden festgehalten worden und englische Zeitungen berichten, daß sogar ein Schiff im Hafen von London mit Beschlag belegt wurde, weil es Kriegsmaterial nach Norwegen verschiffen wollte, da ja von Norwegen dieses Material seinen Weg nach Südafrika hätte finden können. Diese Vorgänge erweisen hinlänglich deutlich, daß nach englischer Auffassung in Rücksicht auf vermeintliche oder auf reale eigene militärische Interessen jede Hemmung des internationalen Seeverkehrs aller anderen Nationen zulässig ist; wie weit sich zu diesen militärischen Rücksichten dann im gegebenen Falle verstärkend auch Erwägungen nach der Richtung hin gesellen können, Handelsrivalen in ihrer Entwicklung zu stören und herabzudrücken, das zu erwägen, bleibt der politischen Hypothese überlassen. Je schwächer ein Land zur See und überhaupt ist, um so rechtloser wird es jedenfalls gegenüber der Handhabung des Seerechtes durch englische Kriegsschiffe sein.

Ob es klug war, daß England im jetzigen Augenblick diese Fragen, die theoretisch im Hintergrund schlummerten, in ihrer brennenden Realität der Welt vor Augen stellte, erscheint mehr als zweifelhaft; aber auch diese Maßnahme entspricht durchaus der Art und Weise, wie überhaupt in letzter Zeit politische Maßnahmen in London getroffen werden; es charakterisirt sich dieser Schritt gleichfalls durch den Mangel jeder Abwägung der Folgen; Chamberlain'sches rücksichtsloses Draufgängerthum ohne Voraussicht; eine Mißachtung der Rechte Dritter unter Außerachtlassen der Mißstimmung, die damit gegen England immer drohender werden muß.

Diese Mißstimmung ergebnißlos in der Welt verflattern zu lassen, wäre ein Fehler, und nachdem nun ein Mal die internationale Frage des Kriegsrechtes zur See von England auf die Tagesordnung gesetzt worden ist, sollte man eine prinzipielle Lösung herbeizuführen trachten.

Von Rußland ist bereits offiziell und zwar mit Recht darauf hingewiesen, daß auch die Art, wie England international die Telegraphenzensur übt, unerträglich für die Neutralen sei. Gleich unleidlich ist die Handhabung des Durchsuchungsrechtes neutraler Schiffe. In dieser Richtung zu einer humaneren Gestaltung zu gelangen, die den Interessen aller Staaten entspricht, wäre ein bedeutungsvoller Fortschritt, und es wäre kein geringes Verdienst, wenn die unbetheiligten Großmächte durch die Zusammenberufung eines **Kongresses** unmittelbar diese Fragen in die Hand nehmen wollten. Dann könnten die unglücklichen Vorgänge in Südafrika wenigstens ein gutes Ergebniß herbeiführen.

Was vorauszusehen war, ist eingetreten; **Rußland** beginnt sich in Asien zu rühren. Ueberaus charakteristisch bleibt dabei die Form, in der die Welt von dieser Thatsache unterrichtet worden ist.

Im Dezember hat Rußland kaukasische Truppen mobilisirt und binnen acht Tagen in unmittelbare Nähe der Grenze von Afghanistan gebracht. Jetzt nun im Januar wird von dieser glücklich durchgeführten militärischen Maßnahme die Welt offiziell verständigt und zugleich hinzugefügt, daß Rußland den Frieden wolle — das will man immer, wenn man Truppen an die Grenze schiebt — und mit Mißfallen auf die vorhandenen kriegerischen Verwicklungen blicke. Es ist nicht sehr schwierig diese Worte zu interpretiren. Rußland rüstet sich auf ein kriegerisches Eingreifen in Asien; aber England kann natürlich den Frieden haben, der auch Rußland lieb ist, wenn man in London den Wünschen des Zarenreichs Schwierigkeiten nicht in den Weg legt. Nun muß man darauf gespannt sein, welches der Wünsche Rußlands sind, denen England entgegenzutreten heute weniger als je die Macht hat. In Afrika bisher keine Erfolge und die Fortschritte Rußlands in Asien erdulden müssen, — das ist das Ergebniß Chamberlain'scher Staatskunst, und wie auch die afrikanischen Wirren enden, in Asien geht die jetzige englische Politik so gut wie unabwendbar einer Niederlage entgegen.

Dabei mag man in England eins wohl beobachten. Rußland gab die Verstärkung seiner Truppen in Innerasien bekannt, als durch die Beschlagnahme deutscher Schiffe die Mißstimmung bei uns gegen England noch weiter gewachsen war. Ist das Zufall? Voraussichtlich hängt dieser „Zufall“ mit der Erwägung in Petersburg zusammen, daß das Zarenreich in Innerasien sich um so freier bewegen kann, je tiefer die Sympathien Deutschlands für England herabgedrückt werden; auch das ist ein Beitrag zur Ersprießlichkeit jener politischen Richtung in London, die die Interessen Deutschlands mit Rücksichtslosigkeiten bedenkt.

Die **Thronrede**, mit der der **preußische Landtag** eröffnet worden ist, hat in der konservativen, wie in der liberalen Presse eine einigermaßen gleiche Beurtheilung in Bezug auf den wichtigsten Verhandlungsgegenstand der jetzigen Session erfahren. Die große Kühle, mit der der Kanalvorlage gedacht wird, veranlaßt die konservativen Zeitungen, zu bezweifeln, ob es der Regierung mit der Durchdringung dieses Gesetzentwurfes überhaupt Ernst ist; es kann also Seitens der Regierung das alte Spiel von Neuem beginnen; umsomehr, da diesen Ernst bei der echt Miquel'schen Fassung der Thronrede auch die Linke bezweifelt. Man kann die Betrachtungen der Presse etwa in die Worte zusammenfassen: Wir haben zwar eine Regierung, die formell als eine solche des Königs bezeichnet wird, die aber nach dem Diktate des Bundes der Landwirthe und der agrarischen Konservativen zu handeln sich gewöhnt. Die Rechte findet diesen Zustand vortrefflich; die Linke erinnert sich bei diesem Zustand, daß es so auch war zur Zeit der trostlosesten Erniedrigung unter Friedrich Wilhelm IV.

Der Rektor der technischen Hochschule, Professor Riedler, theilte bei den Festlichkeiten des Institutes die Rede mit, die der Kaiser bei dem Empfange der Professoren der Hochschule gehalten hatte. Der Monarch hätte demzufolge bei jener Gelegenheit geäußert:

„Die Sozialdemokratie betrachte Ich als eine vorübergehende Erscheinung: sie wird sich austoben. Sie müssen aber Ihren Schülern die sozialen Pflichten gegen die Arbeiter klar machen und die großen allgemeinen Aufgaben nicht außer Acht lassen.“

Sind diese Worte nicht ein Aperçu, im Augenblick geboren und für den Augenblick bestimmt, sondern wären sie als ein bleibendes Regierungsprogramm zu betrachten, so würden wir solche politischen Anschauungen als in höchstem Grade erfreulich betrachten.

Die Zeitungen beschäftigen sich berechtigter Weise eingehend mit der Verurtheilung des verantwortlichen Redakteurs des „Ulk“, Sigmar Mehring, zu sechs Monaten Gefängniß wegen angeblicher Beschimpfung von Gebräuchen und Einrichtungen der katholischen Kirche. Das Delikt soll verübt sein durch ein Gedicht, das im „Ulk“ unmittelbar nach dem Prozeß in Rennes veröffentlicht worden ist, und das nach unserer Ansicht der katholischen Kirche in keiner Weise zu nahe tritt, das aber freilich die ultramontane Heuchelei und den ultramontanen Ansturm gegen die Gerechtigkeit rück-

sichtslos schildert; und das ist im Interesse der Kultur und wahrer Religiosität verdienstlich.

Mit solcher drakonischen Verurtheilung vergleiche man nun, wie antisemitische Blätter behandelt werden, die den sogenannten „Ritualmord“ als eine Vorschrift der jüdischen Religion hinstellen, oder man erinnere sich der Hetzreden, die Graf Pückler hielt, ohne von ernsten üblen Folgen belästigt zu werden.

Ist schon das Erkenntniß erstaunlich, so waren die Ausführungen des Staatsanwalts noch erstaunlicher. Der Staatsanwalt verlangte nämlich, daß der Jesuitenorden unter den Schutz des § 166 des Strafgesetzbuches gestellt werde, das heißt, der Jesuitenorden soll den kirchlichen Sakramenten gleich gestellt sein. Nun ist dieser Jesuitenorden aber durch Gesetz in Preußen verboten, was wohl für eine besondere sakramentale Werthschätzung dieses Instituts der katholischen Kirche seitens der höchsten Staatsbehörden bei uns nicht spricht, und wir wollen nur hoffen, daß dieser nämliche Herr Staatsanwalt, der an dieser Thatsache vorübergeht, auch von den Lettres provinciales eines gewissen Pascal keine Kenntniß zu nehmen geruht, sonst könnte er auf den Gedanken kommen, diesen Klassiker der Polemik im Interesse der Jesuiten in jeder Buchhandlung bei uns mit Beschlag zu belegen.

Die Haltung des Staatsanwaltes und der Spruch des Gerichtes wird auf das Schärfste beurtheilt nicht nur von liberalen Blättern, sondern auch von so konservativen Zeitungen wie der „Reichsbote“, deren protestantische Empfindung gegen die Ausführungen des Staatsanwaltes protestirt.

* * *

Die Beschlagnahme deutscher Schiffe wegen Führung von Kriegskontrebande.

Die mehrfachen Beschlagnahmen neutraler und besonders deutscher Handelsschiffe, welche in letzter Zeit seitens englischer Kriegsschiffe erfolgt sind, haben bereits Anfragen des Publikums und Beantwortungen dieser Anfragen durch die Presse über die völkerrechtliche Berechtigung jener Beschlagnahmen, über die Behandlung also der sogenannten Kriegskontrebande zur Folge gehabt.

Indeß beschränken die Antworten, soweit sie mir zu Gesicht gekommen sind, sich zumeist auf Auszüge aus Lehr- und Handbüchern, und wie es so oft in der Jurisprudenz vorkommt: die wörtlichen Aussprüche des Buches decken die wirklichen Fälle nicht genau, oder aber man hat dabei das Gefühl, daß die angegebenen Regeln nicht so durchaus wörtlich angewendet werden dürfen. Denn in der That, wenn England das zweifellose Recht haben sollte, jedes beliebige Handelsschiff, ja sogar jedes Postschiff eines neutralen Staates, das den Suezkanal zu durchfahren sich anschickt und nach einem neutralen Hafen von Ostafrika bestimmt ist, oder denselben anlaufen könnte, auf die allgemeine Möglichkeit hin*), daß für Transvaal bestimmte Kriegskontrebande an Bord sein möchte, anzuhalten, in einem England gehörigen Hafen zu verbringen und einem weitläufigen Prisengerichtsverfahren zu unterwerfen, so ist klar, daß der Handel der neutralen Staaten und deren Postverbindung mit Ostafrika, Persien und vielleicht selbst Indien auf Gnade und Ungnade dem Belieben Englands anheimgegeben wäre. Allerdings können bei ungerechtfertigter Beschlagnahme Schadenersatz-Ansprüche erhoben werden; indeß wird hierdurch der wirkliche, häufig in bestimmten Geldsummen nicht nachweisbare Schaden nicht immer ausgeglichen und außerdem setzt ein solcher Schadenersatz-Anspruch nach der Ansicht einzelner angesehener Schriftsteller voraus, nicht nur, daß schließlich Schiff oder Ladung durch das Prisengericht des kriegführenden Staates freigegeben wird, sondern auch, daß die Beschlagnahme als von Anfang an zu Unrecht erfolgt ist, d. h. daß kein gegründeter Anlaß zur Beschlagnahme, also kein genügender Verdacht vorhanden war. Da nun bekanntermaßen die Praxis der englischen Prisengerichte sich in früheren Zeiten gegenüber dem Handel der Neutralen strenge genug erwiesen, und die Prisengerichte nach einem ziemlich weitgehenden Ermessen entscheiden, in England aber die Tradition sehr mächtig ist, so kann die Aussicht auf eventuelle Entschädigung als eine besonders beruhigende nicht betrachtet werden.

Und wenn England in dem Kriege, den es mit dem kleinen und entfernten Transvaal führt, Maßregeln in solchem Umfange für anwendbar erachtet, welche Vorstellungen soll man sich machen über das, was in einem Kriege mit einem mächtigeren und mehr in den Weltverkehr eingreifenden Staate geschehen würde?

Unter diesen Umständen ist es doch angezeigt, die Frage ein wenig genauer zu untersuchen, ob selbst unter prinzipieller Anerkennung des Prisen- und Durchsuchungsrechtes im Falle wirklich vorhandener Kriegskontrebande die von England in Anspruch genommene Anwendung jenes Rechts angesichts der modernen, so äußerst komplizirten und zugleich so wichtigen Verkehrsverhältnisse anzuerkennen sei; denn schließlich kann ein Recht auch bis zum Mißbrauche gebraucht werden. Wenn diesem Satze schon im Privatrechte eine gewisse Geltung zukommt, so muß er um so mehr im Völkerrechte anerkannt werden, dessen Rechtssätze in der Regel weniger scharf umrissen sind, als die Sätze des Privatrechts.

Die erste Frage, die sich hier erhebt, ist die: ist das Recht, neutrale Schiffe auf offener See anzuhalten und sie daraufhin zu untersuchen, ob sie dem Feinde des kriegführenden Staates Kriegsmaterial zuführen, ein den allgemeinen Rechtsprinzipien entsprechendes, oder ist es ein exzeptionelles, irreguläres und nur positiv durch die Tradition anerkanntes?

Meines Erachtens muß die Frage zweifellos in dem Sinne der zweiten Alternative entschieden werden. Auf offenem Meer hat kein Staat eine Herrschaft auszuüben, außer über Schiffe, die ihm selbst angehören. Das Visitationsrecht ist also jedenfalls ein exzeptionelles, das regelmäßige Recht durchbrechendes Recht, demnach bekannten auch im Völkerrechte geltenden Regeln zufolge strikt zu interpretiren; es kann nicht über das durchaus nothwendige Maß gebraucht werden und muß mit größter Schonung und Vorsicht geübt werden.

Das Visitationsrecht ist aber nur in Folge des Rechts Kriegskontrebande wegzunehmen, nicht einmal ein selbstständiges Recht. Nur deshalb, weil der kriegführende Staat die Zuführung von Kriegskontrebande an seinen Gegner nicht zu dulden braucht, ist er berechtigt, das neutrale Schiff auf offenem Meere anzuhalten. Je zweifelhafter also es ist, ob in bestimmten Fällen von Kriegskontrebande gesprochen werden kann, um so weniger kann von dem Rechte des Anhaltens und Visitirens Gebrauch gemacht werden.

Nun ist es einer der zweifelhaftesten Fälle des Rechts die Wegnahme von Kriegsmaterial, wenn dieses nach einem neutralen Hafen verfrachtet ist, und richtiger muß man jenes Recht verneinen; denn der Verkehr der neutralen Staaten untereinander ist durchaus frei, und ebenso der

*) Nach dem vom Institut de droit international angenommenen Règlement international des prises maritimes §§ 14 ff. soll, wenn das Handelsschiff auf Aufforderung des Kriegsschiffs sofort anhält, und die Schiffspapiere in Ordnung befunden werden, nur beim Vorhandensein ganz besonderer Verdachtsgründe eine Beschlagnahme stattfinden. Aber bei den ungeheueren Waarenmassen, die im Innern der heutigen Schiffs-Kolosse aufgehäuft zu werden pflegen, ist eventuell leicht zu behaupten und schwer zu widerlegen, daß verborgene Kisten vorhanden seien, die Kriegsmaterial enthalten.

Landtransport von dem neutralen Staate nach dem Territorium eines der kriegführenden Staaten. Der neutrale Staat ist völkerrechtlich nicht verpflichtet, selbst die Zuführung von Waffen und anderem Kriegsmaterial zu hindern oder zu beschränken. Selbst eine hohe Wahrscheinlichkeit, daß das nach einem neutralen Hafen verschiffte Kriegsmaterial von dem einen der kriegführenden Theile werde zugeführt werden, kann nicht genügen, die nach dem neutralen Hafen bestimmte Ladung zur Kriegskontrebande zu stempeln.

Lehrreich ist in dieser Hinsicht der berühmt gewordene Fall des englischen Schiffs „Springbock", das während des nordamerikanischen Sezessionskrieges 1863 von London nach einem neutralen Hafen mit Kriegsmaterial absegelte, und von einem Kriegsschiffe der Nordstaaten nach New-York geschleppt und von dem Prisengerichte verurtheilt wurde, weil angenommen wurde, daß endgültige Bestimmung des Schiffes ein feindlicher Hafen der Südstaaten gewesen sei, und zwar ein blokirter Hafen. Auf der Basis zweier Rechtsgutachten hervorragender englischer Juristen, welche das Urtheil des Prisengerichts für einen Mißbrauch internationaler Justiz erklärten, reklamirte das englische auswärtige Amt, und mit vielleicht vollständiger Uebereinstimmung haben die europäischen Völkerrechtsschriftsteller jene Konfiskation für einen Uebergriff erklärt. Der Fall lag nicht ganz so wie die jetzt fraglichen Fälle; aber er lag für den kriegführenden und konfiszirenden Staat erheblich günstiger. Denn es handelte sich um die endgültige Verschiffung nach einem noch dazu seitens der kriegführenden Macht blokirten Hafen. Im Augenblicke aber betrifft die Sequestration Schiffe, die ihre Reise nach einem blokirten Hafen nicht fortsetzen*) können, weil es einen blokirten Hafen gar nicht gibt, und zweifellos ist, daß das Recht der Blokade kriegsrechtlich weit rationeller ist und mehr auf ausgedehnte Anwendung Anspruch hat, als das so leicht dem äußersten Mißbrauch dienende und den neutralen Handel beeinträchtigende Recht der Visitation wegen Kriegskontrebande auf offener See.

Uebrigens ist selbstverständlich, daß in je weiterer Entfernung von dem feindlichen Territorium ein neutrales Schiff angehalten und verschleppt wird, um so mehr ein Mißbrauch des Rechts des kriegführenden Staates anzunehmen ist; denn um so weniger kann aus dem Kurs, den das Schiff befolgt, eine unzulässige Bestimmung seiner Ladung gefolgert werden, oder wenn diese auch zu einem Theile bei einem Postdampfer oder aus anderen Umständen gewiß sein könnte, um so schwerer wiegt im Allgemeinen der Nachtheil des Anhaltens und Verschleppens des Schiffes. Bei provisorischen Maßregeln aber, zu denen das Anhalten und Visitiren gehört, kommt für die Berechtigung der Maßregel auch der Nachtheil in Betracht, den der Betroffene erleidet, da die Maßregel ja auf einen bloßen vielleicht sehr ungegründeten Verdacht hin unternommen wird.

Ebenso kommt aber auch die Eigenschaft eines Schiffes als Postdampfer einer neutralen Regierung in Betracht. Postdampfer haben zwar nicht die Stellung von Staats- oder Kriegsschiffen; aber in manchen internationalen Verträgen sind ihnen doch gewisse Privilegien gewährt, weil einerseits sie als besonders vertrauenswürdig gelten, und weil andererseits, da sie der Korrespondenz und insbesondere der Regierungs-Korrespondenz dienen, ihnen eine besonders wichtige Mission anvertraut ist, die nicht ohne die dringendste Noth zu stören, auch der kriegführende Theil verbunden sein muß.

Daß als Kriegskontrebande nur eigentliche Kriegsmaterialien betrachtet werden dürfen, nicht aber Lebensmittel, Kohlen oder andere Gegenstände, die möglichen Falles zur Verfertigung von Kriegsmaterial erst verarbeitet werden können, ist ziemlich allgemein anerkannt: eine einzige Ausnahme wird nur für den jetzt in Betracht kommenden Fall gemacht, daß jene Artikel direkt für eine feindliche Flotte bestimmt sind.*)

Eine Beschlagnahme neutraler Schiffe aus dem Grunde, daß sie Personen als Passagiere mit sich führen, die in den Dienst einer feindlichen Armee einzutreten beabsichtigen, ist zweifellosem Rechte nach nur zulässig, wenn jene Personen in organisirten Massen befördert werden. Ohne daß die letztere Voraussetzung zutrifft, ist eine Beschlagnahme selbst dann unstatthaft, wenn das Schiff von einer größeren Anzahl derartiger Passagiere benutzt werden sollte. In dem deutsch-französischen Kriege sind viele deutsche Reservisten und Landwehrmänner, ohne daß die Sache irgend verheimlicht wurde, auf neutralen Schiffen direkt nach Deutschland gefahren, um ihrem Vaterlande Dienst zu leisten. Frankreich hat nicht daran gedacht, diese neutralen Schiffe in Beschlag zu nehmen. Wie steht es hiernach gegenwärtig, wenn die Mitnahme einer Anzahl verabschiedeter deutscher Offiziere, die noch garnicht zum Dienst in Transvaal wirklich engagirt sind, etwa eine Beschlagnahme deutscher Postdampfer rechtfertigen soll, die nach Lorenzo Marquez bestimmt sind, also doch nach einem neutralen Hafen?

Soll auch das Recht der kriegführenden Partei so weit gehen, einen neutralen Hafen, der ihr unbequem ist, ohne Weiteres in Ansehung der Kriegskontrebande einfach als feindliches Territorium zu betrachten?

Es gibt eine Anschauung, welche den Krieg nicht nur als eine letzte und immer beklagenswerthe Nothwendigkeit, sondern als ein an sich Herrliches betrachtet. Aber es wird kaum Jemand geben, der es als vernünftig ansieht, daß unnöthigerweise auch andere Staaten als eben die kriegführenden mitleiden, von ihnen sich die weitgehendsten Beschränkungen auferlegen lassen müssen. Auf dieser Erwägung ruht die rationelle Begründung des auch in neuerer Zeit mehr durchdrungenen Rechtes der Neutralen. In den Zeiten des Alterthums und des Mittelalters behandelten die kriegführenden Theile Diejenigen, die ihnen im Kriege thatsächlich, wenn auch ohne alle feindliche Absicht, nicht zu Willen waren, einfach als Feinde. Nichts weiter als ein Rest dieser alten mehr barbarischen Anschauung ist das ganze Konfiskationsrecht der kriegführenden Staaten ausgeübt gegen sogenannte Kriegskontrebande auf neutralen Schiffen.**)

Warum soll Jemand, der gewerbmäßig aller Welt Waffen liefert, nicht auch einer kriegführenden Partei Waffen liefern dürfen.***) Man erwidert, daß er sie unterstütze. Aber unterstützt er sie nicht auch — und zuweilen noch wirksamer, wenn er ihr Lebensmittel, Kohlen liefert, falls sie deren bedarf? Kriegführende mächtige Staaten haben auch das früher verhindern wollen; aber vor dem natürlichen Rechte der Neutralen, mit jeder der kriegführenden Parteien in dem früheren Verhältnisse zu bleiben, haben dergleichen Ansprüche zurückweichen müssen, wie das Recht, auf neutralen Schiffen überhaupt feindliches Gut zu konfis-

*) Juristisch wird der Fall des „Springbock", als der Fall der „Continued voyage" bezeichnet.

*) Das Institut für internationales Recht hat in seinen, m. E. hier nicht gerade glücklichen Beschlüssen von 1896 zu Venedig ein Recht des Abkaufs (préemtion) für die kriegführenden Staaten anerkannt. Richtiger waren die Vorbeschlüsse zu Cambridge 1895. Vgl. gegen die Beschlüsse von Venedig auch die geistreiche Kritik von Brocher de la Fléchère in Heft 4 des Jahrgangs 1899 der Brüsseler Revue de droit international et de législation comparée. S. 337ff. Diese Preemtion ist ein ganz unglückliches Institut. Wenn der prozentuale Zuschlag, den der kriegführende, die Ladung wegnehmende Staat zahlen soll, reichlich bemessen ist, so liegt in diesem Rechte eine Ermunterung, dem Gegner die fraglichen Waaren zuzuführen; ist der Zuschlag niedrig bemessen, so liegt darin eine theilweise indirekte Konfiskation.

**) Auch der englische Völkerrechts-Lehrer Westlake geht von der Anschauung aus, daß das Recht der Wegnahme von Kriegskontrebande auf offener See nur ein historisch gewordenes, nicht ein unmittelbar der Natur der Sache entsprechendes sei. Vgl. die Brüsseler Revue de droit intern. 1870 S. 627; Annuaire de l'Institut de droit international 15 (1896) S. 220.

***) Natürlich bezieht sich das Gesagte nicht auf Regierungen, die Waffenfabriken besitzen.

ziren, ein Recht, dessen Ausübung mächtige Seestaaten früher in den Stand setzte, im Kriege nebenbei noch dem Handel neutraler Staaten auf das Empfindlichste zu schaden und so aus dem Kriege noch ein lukratives Nebengeschäft zu machen.

Es gibt eben wenige Rechte, die so sehr gemißbraucht, so sehr zum Schaden Unbetheiligter benutzt werden können, wie jener Rest eines veralteten Kriegsrechts, das man das Recht der Konfiskation der Kriegs-Kontrebande nennt, und es giebt denn auch wenig Rechte, die so wie dieses Recht zu ernsten diplomatischen Verwicklungen, also auch wiederum zum Kriege führen können, und zwar um so mehr, je größer die Handels- und Kommunikations-Interessen werden.

Dem gegenüber sagt man, es sei unsittlich, daß die Unterthanen neutraler Staaten, indem sie den kriegführenden Parteien Waffen liefern aus dem Kriege Vortheil ziehen, daß sie den Krieg verlängern und blutiger machen.

Dergleichen Lamentationen wurden auch laut, als während des letzten deutsch-französischen Krieges englische Firmen der französischen Regierung Waffen lieferten. Aber es waren ebenso während des Krimkrieges Waffen von preußischen Fabriken Rußland geliefert, und so mußten die Vorstellungen des Grafen Bernstorff in London erfolglos bleiben.*) Genau betrachtet aber, wenn der Krieg wirklich zeigen soll, welchem Volke die genügende Resistenzkraft innewohnt, dann darf man es auch nicht hindern, sich während des Krieges Waffen zu kaufen, wie es vor dem Kriege geschehen konnte, hindern wenigstens nicht dadurch, daß man dem Gegner ein künstliches Recht über neutrale Schiffe giebt. Und wenn schon einmal ein ernstlicher Krieg entsteht, dann ist es besser, daß er wirklich zu Ende geführt wird, als daß er, nur weil etwa dem einen Volke eine neue Kriegserfindung fehlt, mit einem Friedensschlusse endigt, der nur eine Täuschung ist, weil der besiegte Theil doch nur durch einen gänzlich zufälligen Mangel zu einem nachtheiligen Frieden gezwungen wurde. Ein Friedensschluß der letzteren Art birgt, wenn nicht der eine Staat völlig vernichtet ist, den Keim eines neuen Krieges in sich. Würden wir wirklich so lange Frieden gehabt haben, wenn etwa nach den Tagen von Metz und Sedan 1870 Frankreich **nur** durch den Mangel an Gewehren und Kanonen verhindert gewesen wäre, den Krieg fortzusetzen? Eine je größere Rolle aber in unserer Zeit technische Erfindungen im Kriege spielen, um so weniger müßte es dem Staate, der zufällig vor dem Kriege sich eine wichtige dem Kriege dienende zu verschaffen versäumte oder daran gehindert war, versagt sein, sich diese Erfindung noch während des Krieges zu verschaffen. Der jetzige Zustand des Kriegsrechtes, welcher daran hindert — mittels des exorbitanten Rechtes auf offener See gegen neutrale Schiffe souveräne Zwangsgewalt auszuüben — verschärft also die Nothwendigkeit fortwährender vorheriger Rüstungen, und vielleicht wäre es ein praktischer Weg, die fortwährend sich steigernden Rüstungen ein wenig zu beschränken, wenn man das sogenannte Recht der Kriegskontrebande, d. h. der Wegnahme derselben einfach beseitigte, ein Weg, vielleicht praktischer als derjenige, den die bekannte Friedensnote des Zaren anzeigte, den man aber sofort bei Eröffnung der Haager Konferenz als zum Ziele der Abrüstung nicht führend erkennen mußte.**)

Nun ist es ja nicht irgend wahrscheinlich, daß das Recht der Wegnahme von sogenannter Kriegskontrebande in einer nahen Zukunft fallen wird,***) wenngleich in fernerer Zukunft mir die Beseitigung dieses irrationellen Rechts nicht zweifelhaft ist. Aber jedenfalls besteht das allgemeinste Interesse daran, daß das Recht der kriegführenden Theile gegenüber dem neutralen Handel auf ein erträgliches Maß bemessen werde, und dies erträgliche Maß bestimmt sich heut zu Tage auch nach den gewaltigen Verkehrsinteressen, die für die Neutralen auf dem Spiele stehen. Es steht zu erwarten, daß England diesen letzteren Erwägungen schließlich nicht unzugänglich sein wird.

L. v. Bar.

*) Man sieht, wie das Interesse an einer internationalen Rechtsregel sich umdrehen kann.

) Ich habe die Ansicht, daß das Recht auf Wegnahme sogenannter Kriegskontrebande auf offener See richtiger aus dem Völkerrechte auszumerzen sei, ausgeführt in einem Aufsatze, der in der Brüsseler Revue de droit international, Jahrgang 1894 S. 401 ff. erschienen ist. Zu derselben Ansicht ist nun auch **Brocher de la Fléchère in dem bereits citirten Aufsatze gelangt.

***) Vermuthlich würde namentlich England besonders sich der Beseitigung dieses Kriegsrechts widersetzen. Aber gerade die insulare Lage kann die Ausdehnung dieses Kriegsrechts für England besonders gefährlich machen, während ein kontinentaler Staat doch meist vielfache Wege hat, Alles, was er braucht, von auswärts zu beziehen. Den kleinen Burenrepubliken steht allerdings zufällig nur der Weg durch die Delagoa-Bai offen. England hinwiederum könnte nach einer verlorenen großen Seeschlacht, sobald man die Kriegskontrebande auf Lebensmittel ausdehnt — und diese **Tendenz** besteht leider auch hin und wieder — geradezu ausgehungert werden. Die Abschwächung der Konfiskation in einem Zwangskauf (Preemtion) würde an solchem Aushungern nichts ändern.

Cobden's Argumente gegen Flottenvermehrungen.*)

Ueber die Flottenfrage möchte ich heute zu Ihnen sprechen. Um über die Nothwendigkeit einer Flottenvermehrung sich ein Urtheil zu bilden, erscheint es aber unerläßlich, vorerst über England zu sprechen. Denn, kein Zweifel, eine Flottenvermehrung hat für uns Bedeutung in erster Linie mit Rücksicht auf die größte Seemacht der Gegenwart.

Ich bin oft in England gewesen und habe das englische Volk kennen und lieben gelernt. Vermöge meiner Kenntniß desselben glaube ich behaupten zu können, daß die meisten Urtheile, die zur Zeit über das englische Volk als Ganzes im Umlauf sind, irrige sind. Und da ich das englische Volk auch lieben gelernt habe, ist es begreiflich, daß solche Urtheile mir weh thun. Sie beruhen darauf, daß man zwei große Kategorien, in welche das englische Volk zerfällt, nicht scheidet. Zwischen beiden besteht ein durchgreifender Gegensatz in Gesinnung und Lebensführung. Da man sich nicht bewußt ist, daß diese verschiedenartigen Lebensauffassungen bei durchaus verschiedenen Arten von Menschen sich finden, beschuldigt man auf Grund dieses Widerspruchs das im Ganzen aufrichtigste und offenste Volk der Erde regelmäßig scheinheiliger Heuchelei.

Es gibt aber, wie einer der heute führenden Geister Englands vor Jahren mir schrieb, zwei Arten von Engländern, welche in der Bestimmung der Geschicke des großen englischen Weltreichs in verschiedener Weise zur Geltung kommen.

Da sind die ungeheuren außereuropäischen Besitzungen Englands, in deren Bereich wie in der Herrschaft Karl's V. die Sonne nicht untergeht. Sie werden regiert und verwaltet durch eine Gesellschaft von tapfern, harten, arroganten, findigen und geschickten Männern, deren exakter Typus der Durchquerer des dunkelsten Erdtheils, H. M. Stanley ist. Sie haben mit schwarzem Volk, braunem Volk und Mischvolk aller Racen zu thun und regieren diese Völker mit altrömischer Strenge. Sie sind geborene Führer von Männern mit der Moral eines Kapitäns von Seeräubern. Sie sind sehr zu gebrauchen und werden mitunter auch zu Haus gebraucht, so als Polizeichefs.

Anders Großbritannien.

Einst gab es eine Zeit, da auch das Mutterland unter der Herrschaft einer Klasse skrupelloser Gewaltsverehrer

*) Vortrag gehalten in der Volkswirthschaftlichen Gesellschaft zu München am 21. Dezember 1899.

stand. Diese Herrschaft hat zuerst Cromwell gebrachen. Mit ihm erfocht der puritanische Geist den ersten Sieg über den Cynismus in der inneren Politik, der unter dem Deckmantel bald der Loyalität, bald des Christenthums, bald des Schutzes der nationalen Arbeit, mit heidnisch-klugem Opportunismus lediglich den Vortheil der privilegirten Klassen verfolgte. Aber der Sieg war nur von kurzer Dauer. Die große Masse wird bei allen Völkern stets von Instinkten und Leidenschaften beherrscht, denn die Mehrzahl der Menschen wird weit mehr vom Gefühle als vom Verstande geleitet. Unter jenen Instinkten und Leidenschaften sind sowohl gute als auch schlechte. Aber die Schwäche, mit der die Menschen den letzteren erliegen, ist stärker und nachhaltiger als die Tugend, zu der sie in heroischen Augenblicken sich aufschwingen. Daher es denn weit leichter ist, eine Bevölkerung, statt sie zur Erkenntniß des Rechten zu erziehen und sie zum Guten zu lenken, durch Appell an ihre Schwäche zu regieren. So folgte auf die Herrschaft des puritanischen Geistes die Sittenlosigkeit der Restaurationsperiode und die Aera der Bestechlichkeit im 18. Jahrhundert. Aber das Verlangen, daß Wahrhaftigkeit, Ehrlichkeit, Gerechtigkeit und das Wohl der Gesammtheit statt der Sonderinteressen Einzelner im Staatsleben das Maßgebende sein sollten, ging trotz der überwältigenden Mehrheit, gegen die es zu kämpfen hatte, nicht unter. In unzähligen Niederlagen, die es im Einzelnen erlitt, nöthigte es seinen Gegner Schritt für Schritt zur Durchführung eben der von ihm gewollten Reformen und erkämpfte so, trotz aller jener Niederlagen, schließlich doch im Ganzen den Sieg seiner Prinzipien. Und diesen zähen Kämpfen verdankt England jenen Ausbau des Rechtsschutzes des Einzelnen gegenüber der politischen Gewalt und jenen Triumph des Wohls der Gesammtheit über die Sonderinteressen einzelner Klassen, jene beispiellose politische und wirthschaftliche Blüthe, wodurch es seit Montesquieu der Gegenstand der Liebe und des Neides der Welt geworden ist, der Hort der Freiheit, auf den die Unterdrückten aller Länder, wenn sie verzweifeln wollten, hinblickten als auf ihren Trost, das Vorbild, das sich der Landwirth wie der Kaufmann, der Fabrikant wie der Arbeiter aller Länder zum Muster nahm, das Ideal innerer Politik für so viele der edelsten Geister aller Völker.

Es war der Triumph eines mit dem wohlverstandenen Interesse aller Einzelnen übereinstimmenden Prinzips der Sittlichkeit, dem alle diese Fortschritte zu danken waren, wie es denn einen Widerspruch zwischen dem dauernden Interesse der Völker und der Sittlichkeit nicht gibt und nicht geben kann. Langsam ist dieser Triumph errungen worden. Die hauptsächlichsten Etappen seines Fortschritts waren seit dem Ende des 18. Jahrhunderts der Zusammenbruch des merkantilistischen Kolonialsystems, die Abschaffung der Sklaverei in den Kolonien, die Gewährung der Koalitionsfreiheit der Arbeiter, die Parlamentsreform, die Beseitigung der Kornzölle, die Arbeiterschutzgesetzgebung, das System freihändlerischer Handelsverträge mit der Meistbegünstigungsklausel, die Abschaffung des Protektions- und Sinekurensystems im Staatsdienst und die Abschaffung der protestantischen Staatskirche in Irland. Nichts ist bezeichnender, als daß die Männer, welche diese befreienden Maßnahmen praktisch zur Durchführung brachten, regelmäßig dem Lager angehörten, welches dem, in welchem zuerst jene Forderungen entstanden, direkt entgegengesetzt war, oder daß sie, wie der ursprünglich für das protestantische Staatskirchenthum begeisterte Gladstone, sich erst später zur Freiheit bekehrten. Die Staatsnothwendigkeit hatte die Widerstrebenden zur Anerkennung dessen geführt, was die Uebereinstimmung des politischen und wirthschaftlichen Wohls mit der Sittlichkeit im Interesse des Staatsganzen forderte.

Diese Veränderung in der sittlichen Auffassung und politischen Geistesrichtung der Herrschenden ist auf dem Gebiet der inneren Politik erwachsen. Sie hat sich dann aber auch in den Beziehungen Englands zu den übrigen Staaten fühlbar gemacht. An die Stelle der Vorstellung des Merkantilsystems, wonach eine Nation nur in Aufnahme gelangen könne auf Kosten des Niederganges der übrigen, ist das entgegengesetzte Prinzip getreten. Das sei ein kurzsichtiger, ephemerer Vortheil, den eine Nation lediglich auf Kosten einer anderen erlange. Wie nur der Austausch gesund sei, bei dem die beiden Tauschenden gewinnen, so auch seien die einzig gesunden Handelsbeziehungen diejenigen, bei welchen beide Nationen ihren Vortheil finden, und solche allen gleich vortheilhafte Handelsbeziehungen würden allenthalben eintreten, sobald man nur den Handel frei mache von aller Einmischung ihn angeblich fördernder Gesetzgebung.

Der vornehmste Vertreter dieser Uebereinstimmung von Handelsfreiheit und Sittlichkeit war Richard Cobden. In richtiger Konsequenz seiner Grundanschauungen verlangte er im Interesse der englischen Volkswirthschaft wie der Moral aber nicht bloß Beseitigung aller Schutzzölle, sondern nicht weniger eine Herabminderung der englischen Flotte auf das Maß dessen, was nöthig sei, um die englische Küste vor einer feindlichen Invasion zu bewahren. Er war ein ebenso energischer Gegner eines Schutzes der nationalen Arbeit durch Armee und Flotte wie durch Einfuhrzölle und Ausfuhrprämien.

Angesichts unserer gegenwärtigen Flottenfrage habe ich die Schriften Cobden's zur Hand genommen,*, um mich zu unterrichten, was von diesem hervorragendsten Vertreter des Freihandels gegen den Handelsschutz durch eine leistungsfähige Kriegsmarine vorgebracht worden ist, und zu prüfen, inwiefern seinen Argumenten auch für unsere deutsche Flottenfrage eine Bedeutung beigelegt werden kann oder nicht. Ich möchte Cobden's Gedankengang im Folgenden kurz zusammenfassen:

Schutz des Handels durch die Flotte, führt er aus, heißt so viel wie Schutz der Industrie. Denn was der Handel vertreibt und von dessen Vertrieb er lebt, sind die Produkte des heimischen Gewerbefleißes.

Zur Sicherung des Absatzes der Industrieprodukte bedarf man aber keiner Seemacht.

Es besteht weder Gefahr, daß England seine gelernten Arbeiter geraubt, noch daß seine Fabriken durch einen Feind zerstört werden, solange seine Küste sicher ist gegen den Einfall einer feindlichen Seemacht. Auch besteht heute keine Gefahr von Seiten von Seeräubern. Endlich sind die Länder, nach denen der englische Absatz geht, heute ruhig und wohl geordnet. Es bedarf also keiner Militärgewalt, um den Absatz der englischen Produkte nach diesen Ländern und die Erfüllung der aus ihrem Verkaufe entspringenden Verpflichtungen zu sichern.

Worauf beruht vielmehr der englische Handel?

Lediglich auf der Wohlfeilheit der Produkte, die er vertreibt.

Was allein vermag ihn demnach zu schützen?

Lediglich die Wohlfeilheit dieser Produkte. Das Einzige, was ihn gefährden könnte, wäre, daß andere Länder billiger als England produzirten.

Eine größere Flotte vermag daher England keinen größeren Absatz seiner Produkte zu sichern.

Die Zeiten des Kolonialsystems, da man Kolonien gründete, die man mit Gewalt zur Abnahme der Produkte des Mutterlandes zwang, sind seit der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten für immer vorbei. Trotz der Abschüttelung des englischen Jochs hat aber der Handel Englands mit den Vereinigten Staaten einen unerhörten Aufschwung genommen, lediglich weil die englischen Produkte billiger als andere waren.

Selbst zur Zeit des Merkantilsystems ferner, da England Kriege führte, um sich Handelsvortheile zu sichern, ist keine Armee und keine Flotte jemals im Stande gewesen, selbst dem erbärmlichsten Staate einen für England günstigen Handelsvertrag aufzunöthigen. Dagegen hat die größere Billigkeit den englischen Produkten ohne

*) The political writings of Richard Cobden, London 1867, I 284—339, II 5—22.

jedwede Unterstützung durch Gewalt von selbst alle Märkte eröffnet.

Umgekehrt aber hat die Anwendung von Gewalt durch die Flotte dem englischen Handel gefährliche Feinde großgezogen und ihre Verstärkung vermag sein Uebergewicht geradezu zu gefährden.

Eine große Flotte erweckt nämlich die Furcht anderer Nationen, die Mißgunst, den Neid, den Haß der Fremden. Die napoleonischen Kriege haben England die Seeherrschaft gebracht; seine Flagge schwebte triumphirend über jedwedem schiffbaren Breitegrad, und seine Kaufleute und Fabrikanten erfreuten sich eines Monopols auf den Märkten des Erdballs. Keines Feindes Schiff wurde anders als auf der Flucht gesehen, und kein neutrales, das sich nicht der Demüthigung einer Visitation durch englische Kreuzer hätte unterwerfen müssen. In England habe diese Entfaltung erfolgreicher Gewalt den niederen Leidenschaften unglaublich geschmeichelt. Sie habe aber das Rechtsgefühl aller übrigen Nationen empört und ihren Haß erregt. Die Folge sei gewesen, daß alle Nationen eigene Industrien durch Schutzzölle großzuziehen suchten, um sich unabhängig von England zu machen. England war mächtig geworden und hatte darüber das Recht vergessen. Durch die Ungerechtigkeit, mit der es seine Seeherrschaft mißbrauchte, zwang es die fremden Nationen, in Konkurrenz mit den englischen eigene Industrien ins Leben zu rufen.

Und diesen Konkurrenten, welche die Brutalität, mit der die Seeherrschaft mißbraucht wurde, großgezogen, liefert jede weitere Verstärkung der Flotte den heimischen Handel geradezu aus. Denn, wie gesagt, der englische Handel beruht auf dem Absatz der Produkte des englischen Gewerbefleißes. Dieser beruht auf der größeren Wohlfeilheit. Eine größere Flotte vermag aber diese größere Wohlfeilheit nicht nur nicht zu schaffen, sie erheischt neue Steuern. Diese Steuern hat die industrielle Bevölkerung zu tragen. Die Seeherrschaft hat England bisher jene exorbitante Staatsschuld gebracht, deren Verzinsung die englische Industrie bedrückt; eine Vermehrung der Flotte wird diese Staatsschuld weiter vergrößern. Sie steigert also die Produktionskosten der Industrie. Sie bringt also die Gefahr, daß andere Nationen billiger produziren. Statt den Engländern neue Absatzmärkte zu sichern, ist sie geeignet, ihnen die Absatzmärkte, die sie beherrschen, zu rauben. Sie zieht ihnen neue Konkurrenten groß und liefert sie diesen aus durch Vertheurung der heimischen Produkte.

Und was ist es, was sich aus einem Vergleiche der Kosten dieses angeblichen Schutzes des Handels mit dem Gewinn, den dieser abwirft, ergiebt? In zahlreichen Fällen betrugen auch nur die Zinsen des Aufwandes, welchen die Unterhaltung der zu jenem Schutz des Handels mit einzelnen Ländern ausgesendeten Schiffe erheischen, mehr als der ganze Gewinn des Handels mit diesen Ländern. Einen Aufwand machen für einen Zweck, der diesen Aufwand nicht werth ist, ist aber Wahnsinn; und was für einen Privaten eine Thorheit ist, ist es auch für eine Nation.

Es ist daher Täuschung, wenn man im Interesse des Handels eine Vermehrung der Flotte fordert. Das Einzige, was den Handel zu schützen vermag, ist die Reduktion der Kosten, welche Armee und Flotte der Industrie auferlegen. Also nicht Steigerung, sondern Minderung der Militärkosten, um die Zölle reduziren zu können, welche die weitere Ausdehnung der englischen Industrie hemmen, und ferner eine Reform des Seekriegsrechts. Eine Beseitigung des Blokaderechts der in einen Seekrieg verwickelten Staaten, des Besichtigungs- und Durchsuchungsrechts und des Prisenrechts würden einen wichtigeren Schutz des Handels bedeuten, als ihn irgend welche Verstärkung der Flotte zu gewähren vermag. Der beste Schutz des Handels ist der Schutz des Privateigenthums zur See.

Niemand wird auch in dieser Argumentation Cobden's jene Logik, jenen gesunden Menschenverstand und jenes starke sittliche Gefühl verkennen, die alle seine Ausführungen auszeichnen. Etwas anderes ist es, ob die Voraussetzungen gegeben sind, die uns ermöglichen würden, entsprechend seinen Schlußfolgerungen zu handeln.

Die Engländer haben sich zu der von Cobden gepredigten Freihandelspolitik bekehrt, und es war der größte unter ihren konservativen Staatsmännern des 19. Jahrhunderts, Sir Robert Peel, der Cobden's handelspolitische Prinzipien zum Siege geführt hat. Es geschah dies, weil er erkannte, daß diese Prinzipien in der That der wirthschaftlichen Entwicklungsstufe, auf der England angelangt war, entsprachen; und der Erfolg hat diese Handelspolitik glänzend gelohnt. Allein die englischen Staatsmänner und das englische Volk haben von den zwei Punkten des Cobden'schen Programms, dem Freihandel und der allgemeinen Abrüstung, nur den ersteren verwirklicht. Dagegen haben sie unter der Regierung der Königin Viktoria von 1837 bis 1896 die Marineausgaben von 3 s 3 d auf 10 s per Kopf der Bevölkerung gesteigert, also angesichts der gestiegenen Bevölkerung in 60 Jahren mehr als verdreifacht. Und statt in die von Cobden befürwortete Reform des Seekriegsrechts zu willigen, sind sie es gewesen, welchen so oft diese Reform auf internationalen Kongressen der Staaten in Anregung kam, den heftigsten Widerstand entgegensetzten. Zwar haben sie auf das Recht in einem Seekrieg, Schiffe von Privaten mit Kaperbriefen auszustatten, verzichtet. Nur die Staaten mit einer minderwerthigen Kriegsmarine halten heute noch an dieser privilegirten Seeräuberei fest. England mit einer Kriegsmarine, die der aller übrigen Länder überlegen ist, glaubte selbst der Kaperschiffe entbehren, dagegen von der Abschaffung derselben durch andere nur Vortheil ziehen zu können. Dagegen ist es England gewesen, an dessen Widerstand die Beseitigung des Blokaderechts, des Besichtigungs- und Durchsuchungsrechts und des Prisenrechts, kurz der Schutz des Privateigenthums zur See im Jahre 1856 gescheitert ist. Mit seiner überlegenen Kriegsmarine erwartet es den Handel der mit ihm in Krieg befindlichen Nationen in kürzester Zeit nach Ausbruch des Krieges ruiniren und so nicht nur seine Uebermacht zur See, sondern auch seine Handelsherrschaft für alle Zeiten sich sichern zu können. Das hat Lord John Russell 1861 ausdrücklich erklärt.

Diese Thatsache verdient angesichts der Wandlung im öffentlichen Geiste Englands, die neuerdings so stark hervortritt, besondere Beachtung.

Ich habe oben gesagt, das Prinzip des Rechtsschutzes des Einzelnen gegen Willkür der Uebermächtigen und der Vorherrschaft des Gesammtinteresses über die Sonderinteressen Einzelner sei auf dem Gebiete der inneren Politik erwachsen und habe in epochemachenden Kämpfen den Geist der Gewaltthätigkeit in England zurückgedrängt. Allein nur zurückgedrängt — ausgestorben ist dieser Geist keineswegs. Er war es, welcher der von Cobden geforderten Reform des Seekriegsrechts sich widersetzte und sie vereitelte. Und seitdem ist er aufs Neue erstarkt. Es zeigt sich dies, wohin wir im öffentlichen Leben blicken. So tritt uns der wiedererwachte Geist der Gewaltthätigkeit in der Erneuerung des fast ausgestorbenen Strebens mancher Arbeitgeberverbände, die Gewerkvereine der Arbeiter zu zerschmettern, entgegen, wie dies in dem Kampfe in der englischen Maschinenindustrie 1897/98 hervortrat. Ganz besonders aber zeigt er sich, wo es sich um das Verhältniß Englands zu anderen Völkern handelt. Früher war das Losungswort, die Bewohner Indiens zu englischer Gesittung, zu englischem Bürgerthum und zur Theilnahme an der eigenen Verwaltung zu erziehen; wo heute ein Indier selbst in Oxford graduirt hat und in Allem und Jedem ein Engländer geworden ist, begegnet seine Betheiligung an der Verwaltung dem wiedererwachten Vorurtheil gegen den „schwarzen Mann“; statt Selbstverwaltung heißt es heute Fortdauer der Beherrschung Indiens durch eine englische Bureaukratie. In der irischen Politik haben diejenigen triumphirt, welche Irland zu regieren wünschen, ähnlich wie die Engländer Indien regieren. Eine ganze Litteratur ist erwachsen, welche statt in der Ueberzeugung der zu Regierenden und ihrer Heran-

ziehung zu zuverlässigen Staatsbürgern und Theilhabern an Regierung und Verwaltung in zielbewußter Gewaltsamkeit die ideale Aufgabe sieht. In dem glänzendsten englischen Erzähler der Gegenwart, in Rudyard Kipling, hat diese Renaissance des englischen Militarismus und Bureaukratismus sogar den Dichter gefunden, der die indischen Verwaltungsmaximen verklärt und so den Massen mundgerecht macht. Und erklärlich ist daher das Entsetzen, mit dem Robert Buchanan in der Dezembernummer des „Contemporary Review“ gegen die Verrohung und versteckte Gemeinheit sich wendet, die Kipling in der Seele des englischen Volkes verbreite. Die britische Nation vergesse die Ideale, für die sie sich begeistert und für die sie gekämpft habe, und sinke zurück in den Abgrund der Barbarei.

Und — mag auch einige Uebertreibung bei diesem Urtheil mit unterlaufen — in der That erscheint Kipling dem aufmerksamen Leser als ein Vorkämpfer des bureaukratischen Kolonialgeistes gegenüber dem Geiste, der die innere Politik Englands beherrscht hat. Das stärkste Symptom der im öffentlichen Geiste Englands eingetretenen Wandlung zeigt sich indeß in der prädominirenden Stellung, welche ein Mann wie Chamberlain zu erringen vermocht hat. Ursprünglich ein Radikaler mit sozialistischen Velleitäten hat er durch geschickte Herauskehrung des Jingo die thatsächliche Führung des konservativen Theils der englischen Nation erlangt. Einst hat er erzählt, daß er jeden Tag, an dem ihn John Morley besucht habe, als Festtag im Kalender roth anstreiche, heute trägt er den Hohn gegen seine früheren Ideale und deren Vertreter zur Schau, mit dem der Renegat die Reste des besseren Gewissens einer früheren Zeit zu betäuben bestrebt ist. Er war es, der den Gedanken von Homerule für Irland zuerst zu einem Theil des liberalen Programms gemacht hat; als aber das lange Leben Gladstones ihm die erste Stelle in der liberalen Partei versperrte, brachte sein Uebergang in das entgegengesetzte Lager den Homerule-Gedanken zu Fall. Mit Freihandelsphrasen im Munde ergriff er die Initiative zur Verwirklichung jenes Gedankens einer Reichsförderation zwischen Mutterland und Kolonien auf Grundlage differentieller Behandlung aller nicht englischen Länder, der das gerade Gegentheil der Cobden'schen Handelspolitik bedeutet. Das Schlimmste aber ist seine Erneuerung der englischen Kolonialpolitik zur Zeit des Merkantilsystems. Aufs Neue wurde auf die Fahne geschrieben, die Kolonien vom Mutterland aus zu beherrschen, jenes Prinzip, das den Abfall der nordamerikanischen Staaten gezeitigt hat, und Länder, deren innere Unabhängigkeit der englische Staat in feierlichen Verträgen anerkannt hatte, wurden in die Stellung englischer Kronkolonien herabzudrücken versucht. Noch frivoler aber als der Zweck sind die Mittel, derer er sich bediente, um seinen Zweck zu erreichen. Er wollte den Krieg mit den Buren, um ihnen ihre Existenzbedingungen als Sieger vorschreiben zu können. Die Buren machten Vorschläge zur Beseitigung der mit England bestehenden Differenzen. Nun gab Chamberlain eine Antwort, die nach seiner Erklärung im Parlament als eine Annahme derselben aufzunehmen war. Die Antwort wurde aber von den Buren nicht als Zustimmung aufgefaßt. Und doch that Chamberlain nichts, um das Mißverständniß aufzuklären. Und so mußten zwei Nationen in den Krieg ziehen und Tausende von Menschenleben geopfert werden, nicht um einen neuen Staat aufzubauen und Rassenunterschiede zu verwischen, sondern um einen neuen Staat zu vernichten und Rassenunterschiede zu verewigen. Und all' das wagt er offen im Parlament einzuräumen. Denn der persönliche Ehrgeiz des skrupellosen Opportunisten hat durch geschickten Appell an die nationalen Leidenschaften über die Weisheit der sittlich und geistig hervorragendsten Männer seiner eigenen Partei den Sieg davon getragen, und selbstverständlich verhallten wirkungslos die Proteste eines Morley, Harcourt, Stanhope, Sir Edward Clarke, Courtney, Bryce u. A. Ja, gegen die Stimmen der Arbeiterführer ist es ihm gelungen, selbst die arbeitenden Klassen Englands für den ungerechtesten Krieg zu begeistern, den die Engländer jemals geführt haben. Und so sind die Engländer ausgezogen, um den Buren die Freiheit zu nehmen; das Ende aber wird sein, daß sie selbst ihre Freiheit verlieren.

Denn — kein Zweifel! — wir stehen an einem Wendepunkte in der englischen Geschichte. Gleichviel wer in dem entfachten Kriege den schließlichen Sieg davontragen wird, seine Folge wird sein, daß die allgemeine Wehrpflicht in England eingeführt werden wird. Bereits hat die Regierung die Milizen zur Ablösung des stehenden Heeres im Garnisondienste und die Freiwilligen zur Theilnahme am Krieg in Transvaal einberufen, diese strömen begeistert herbei, und selbst radikale Organe bezeichnen das als den Anfang einer neuen militärischen Organisation Englands. Nun hat ein Militärsystem, bei dem ein Jeder ohne Standesunterschied zur Vertheidigung des Vaterlands und seiner Interessen verpflichtet ist, gewiß seine Vorzüge. Auch dürfte der Jingo-Geist dadurch kaum gefördert werden; im Gegentheil, die Neigung für eine abenteuerliche Politik wird vielleicht, ebenso wie in Frankreich, abnehmen, sobald jedweder Stand seine Haut selbst zu Markt tragen muß. Allein in ihren weiteren Folgen bedeutet die allgemeine Wehrpflicht eine vollständige Aenderung in der englischen Verfassung. Beruht diese doch wesentlich auf der Unerheblichkeit des stehenden Heers. Tritt hier eine Aenderung ein, so werden das kriegerische Element und die Klassen, auf die es sich stützt und welche sich auf es stützen, wie in der äußeren so auch in der inneren Politik, die Oberhand wieder erlangen. All das, um dessentwillen England seit den Tagen Montesquieu's von den übrigen Völkern bewundert und geliebt und als Muster und Vorbild erachtet wurde, wird mehr und mehr schwinden. Der Geist der Gewaltthätigkeit wird, wie er die vergangenen Jahrhunderte England bis weit herein in das neunzehnte beherrscht hat, in dem kommenden wieder zur Herrschaft aufsteigen. Jene tapferen, arroganten und findigen Männer mit der Moral des Seeräubers, von denen ich Eingangs gesprochen, werden über den Geist der Wilberforce, der Cobden, der Shaftesbury, der Gladstone triumphiren. Und es wird alsdann fraglich sein, ob der erste Satz Kant's richtig bleiben wird, als er schrieb: „Die englische Nation als Volk betrachtet, ist das schätzbarste Ganze von Menschen im Verhältniß gegen einander;“ jedenfalls aber wird wieder richtig werden, was er fortfahrend hinzusetzte: „aber als Staat gegen andere Staaten das verderblichste, gewaltsamste, herrschsüchtigste und kriegserregendste unter allen.“

Wenn ich so mit trauerndem Herzen die Augen erhebe ob der Wandlung eines Volkes, in dem ich so viele Freunde habe, die ich bewundere und liebe, so wäre es ungerecht, nicht wenigstens auch zu erwähnen, daß wir in Deutschland nicht ganz frei von Schuld sind, daß die gewaltthätigen Elemente in England die Oberhand wieder erhielten. Die völlige Verkennung des Charakters des englischen Volkes, die in einem großen Theile der deutschen Presse seit Jahren zu Tage tritt, hat dieses empfindlich gekränkt. Nichts ungerechter, als in dem englischen Volke eine Bande von schleichenden Händlern zu sehen, die, sich selbst feig zurückhaltend, lediglich von den Kämpfen Anderer zu profitiren sucht; das englische Volk als Ganzes ist vielmehr ausgezeichnet wie durch moralischen, so auch durch physischen Muth. Von Haus aus ist John Bull nur zu sehr ein kampflustiges Thier, und die erziehende Thätigkeit der besten Männer während eines Jahrhunderts ist nothwendig gewesen, gerade diese ihm angeborene Eigenschaft in ihm zurückzudrängen. Der Spott des Auslands hat ihn nun wund und nervös gemacht, so daß es gewissenlosen Ehrgeizigen ein Leichtes wurde, den Geist der Gewaltsamkeit in ihm wieder zu wecken.

(Schluß folgt.)

Lujo Brentano.

Parlamentsbriefe.

V.

„Wenn ich ihn recht verstanden habe, hat der Herr Finanzminister für den Kanal gesprochen," sagte unter der Heiterkeit des Hauses Graf Kanitz, als im vorigen Jahre Herr von Miquel seine erste Kanalrede gehalten hatte. Und da man einen guten Scherz öfter als einmal machen darf, könnte Graf Kanitz heute sagen: „Wenn ich die Thronrede recht verstehe, so kündigt sie an, daß die Regierung an der Kanalvorlage festhält." Wir sind es gewohnt, daß die Thronreden nüchtern gehalten werden, aber in einer so ungewöhnlichen Lage hätten wir doch eine etwas lebhaftere Kundgebung der Staatsregierung erwartet. In der vorigen Session ist die Regierung mit einer Vorlage von ungewöhnlicher Wichtigkeit an dem Widerspruch derjenigen Partei gescheitert, die man gewöhnlich als Regierungspartei zu bezeichnen pflegt. Man hätte also erwarten sollen, daß die Regierung ein Wort darüber verlauten ließe, wie sie sich ihr zukünftiges Verhältniß zu dieser Partei denkt. Fürst Bismarck hätte sich eine solche Gelegenheit nicht entgehen lassen. Anstatt dessen heißt es in der Thronrede wörtlich: „Die Staatsregierung hält nach **wie vor** an der Ueberzeugung fest, daß die Herstellung eines Schiffahrtskanals vom Rhein bis zur Elbe zur theilweisen Entlastung der Staatseisenbahnen wie zur Hebung des binnenländischen Verkehrs nothwendig ist."

Dieses „Nach wie vor" ist bezeichnend; es deutet darauf hin, daß die Regierung nach wie vor mit Gelassenheit abwarten wird, wie sich die konservative Partei zu der Vorlage stellen wird. Sie hat Schritte gethan, um sich einige Stimmen mehr als im vorigen Jahre zu sichern, aber wenn damals die Erwartung getäuscht hat, daß Miquel es schon machen wird", so steht die heutige Erwartung nicht auf sehr viel festeren Füßen.

Daß die Agrarier sich als Herren der Situation fühlen, haben sie auch dadurch bekundet, daß sie sofort sehr von oben herab eine Interpellation an die Staatsregierung gerichtet haben, wie diese die Maßregelung der kanalgegnerischen Landräthe rechtfertigen könne. Die Verhandlung war denkwürdig, keine Partei nahm jene Maßregelung in Schutz. Und die Minister? Sie verwahrten sich ziemlich verlegen dagegen, daß sie die Verfassung verletzt hätten; und von einer **politischen** Rechtfertigung jenes angeblichen Aktes von Energie war mit keinem Wort die Rede. Jene Maßregel erscheint heute deshalb nur noch als ein Akt der Nervosität, der Schwäche, der Uebereilung.

„Einen Nachen seh' ich schwanken,
Aber ach, der Fährmann fehlt."

Nachdem die Thronrede so farblos ausgefallen war, lag ein besonderer Anlaß dafür vor, daß der Budgetrede des Finanzministers, die diesmal schon einen Tag nach der Eröffnung gehalten wurde, einige Farbe verliehen würde. Man sollte glauben, die ganze Situation dränge darauf hin, daß das Ministerium sich einmal im Zusammenhange über seine An-, Ab- und Aussichten ausspricht. Es war sogar der Anschein erweckt worden, als wolle Herr von Miquel mit seinen Angreifern einmal gründliche Abrechnung halten. Allein es folgte eine Etatrede, wie wir sie ja nüchtern noch niemals, selbst zu der Zeit Bitter's, gehört haben. Nur einen Gedanken entwickelte Herr von Miquel, der sich über den Gesichtskreis eines Kalkulators erhob. Herr von Miquel will einen Ausgleichungsfonds schaffen, der in guten Jahren aus zurückgelegten Ueberschüssen geschaffen und in schlechten Jahren ausgezehrt wird. Das ist ein Vorschlag, der vom konstitutionellen Standpunkt aus verwerflich und dabei auch den Finanzen nicht zuträglich ist. Eine sparsame Hausfrau mag so verfahren, allein was sich für die Privatwirthschaft eignet, taugt nicht ohne Weiteres auch für die Staatswirthschaft. Die Kunst des Finanzministers besteht darin, alljährlich unter den gegebenen Verhältnissen eine Bilanz herzustellen. Und wer diese Kunst nicht versteht, sollte nicht Finanzminister sein. Es mag zuweilen schwierig sein, diese Aufgabe zu lösen, aber daß sie gelöst werden kann, beweisen Englands Schatzkanzler Jahr für Jahr.

Der Reichstag, der nach seiner Vertagung wieder zusammentrat, hatte sich, wie das üblich ist, zunächst mit einem anscheinend recht harmlosen Thema zu beschäftigen, damit Niemand in die Versuchung geführt werde, die Frage der Beschlußfähigkeit aufzuwerfen. Als ein so harmloses Thema hatte man diesmal einige Petitionen auf Vertheuerung der Heringe durch Erhöhung des Eingangszolls hingestellt. Ueber die Petition, deren wohlwollende Berücksichtigung der Regierungsvertreter in der Petitionskommission in Aussicht gestellt hatte, wurde aber auf Antrag der Abgeordneten Pachnicke und Genossen einfach zur Tagesordnung übergegangen, und zwar mit großer Mehrheit, und es stellte sich heraus, daß der Vertheuerungswunsch, wie man das bei den Aalen eher als bei den Heringen erwarten sollte, durch generatio aequivoca entstanden war. Niemand wollte sich dazu bekennen, in der Kommission den Antrag auf Ueberweisung der Petition an die Staatsregierung gestellt oder dafür gestimmt zu haben. Die Agrarier erklärten mit lauter Stimme, daß sie kein Heil für die Landwirthschaft darin sehen, wenn die Einfuhr von Heringen erschwert wird. Ohne ihr Votum zu vertheidigen, stimmten die Antisemiten für die Zollerhöhung; sie glaubten, dem Mittelstande immer etwas zu Gute zu thun, wenn sie ihm eine Waare durch einen Zoll vertheuerten.

Proteus.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Der vielumworbene Mittelstand.

Die Thronrede zur Eröffnung der neuen Session des preußischen Landtages macht neben den längst üblichen Verbeugungen vor den Agrariern diesmal auch eine Verbeugung vor dem Mittelstande. Die Regierung will „zur Erhaltung und Stärkung des Mittelstandes" dadurch etwas beitragen, daß sie einen Anderen — besteuert. Die großen Waarenhäuser, diese langjährige Zielscheibe wirthschaftspolitischen Unverstandes, sollen nun endlich der steuerpolitischen Chikane unterworfen werden. Das wird dann unter dem Namen „ausgleichende Gerechtigkeit" oder **Schutz des Mittelstandes** gepriesen und soll Zeugniß dafür ablegen, daß dies sogenannte neue Jahrhundert wahr und wahrhaftig Beruf zur sozialen Gesetzgebung hat.

Das Interessanteste bei diesem Schutz des Mittelstandes ist aber, daß Niemand weiß, was das eigentlich für ein soziales Gebilde ist, dieser Mittelstand, über dessen Rettung so inbrünstig nachgesonnen wird.

Ein Mittelstand ist sicher ein Stand zwischen einem oberen und einem unteren Stande. Aber wo fängt der obere an und wo hört der untere auf? Die Waarenhäuser mit ihren Tausenden von Angestellten und ihren nach unzähligen Millionen sich beziffernden und hundertfach vertheilten Interessen gehören augenscheinlich nicht dazu, denn die Waarenhäuser sollen ja stranguliert werden, um den Mittelstand „zu erhalten und zu stärken".

Wer gehört also dazu? Sehen wir uns einmal nach denen um, die den rhetorischen groben Unfug mit dem Begriff Mittelstand am Schwunghaftesten betreiben. Antisemiten, Agrarier, zünftlerische Centrumsleute sind am zärtlichsten um den Mittelstand bemüht. Die Antisemiten treiben unter diesem Aushängeschilde Judenhetze, die Agrarier hoffen, den nothleidenden Mittelstand von der Segen spendenden Kraft künstlich vertheuerter Lebensmittel zu überzeugen. Das Centrum denkt an seine zünftlerischen Marotten und an einen

Gewinn für seine Kerntruppen gegen Geistesfreiheit und bessere Schulbildung. Aber auch andere Parteien schwingen gelegentlich das Rauchfaß vor diesem undefinirbaren und unfaßbaren Mittelstand, und schwören bei Allem, was ihnen politisch heilig ist, daß sie diesen Mittelstand heben wollen. Selbst unsere nationalökonomischen Professoren zerbrechen sich auf sozialpolitischen Kongressen die Köpfe, wie diesem Mittelstande zu helfen sei, von dem Niemand deutlich sagen kann, wer dazu gehört.

Ich habe seit Jahren über dies interessante Problem nachgedacht, und glaube endlich eine befriedigende Definition des vielumworbenen Mittelstandes geben zu können. Mittelstand ist jene Schicht der Bevölkerung, von der eine jede Partei wünscht, bei den nächsten Wahlen unterstützt zu werden.

Junius.

Ein harmloser Plauderer.

Der Staatsrath Otto Freiherr von Völderndorff, der am 12. Dezember in München das Zeitliche segnete, war ein alter Münchener im besten und schönsten Sinne des Wortes. Er war im Jahre 1825 in Zweibrücken geboren. Als er in der Pagerie war, standen die Prinzessinnen Adelgunde und Hildegard, die Töchter des kunstsinnigen Königs Ludwig I., in der vollsten Blüthe ihrer jugendlichen Schönheit, und das wäre kein rechtes Pagenherz gewesen, das für eine königliche Hoheit nicht in ehrfurchtsvollster Minne entbrannt wäre. Er war außer Rand und Band vor Freude, als er bei der Vermählung dieser Prinzessinnen die allerhöchsten Herrschaften bedienen durfte. In seiner poetisch humoristischen Art erzählte er der bekannten Münchener Schriftstellerin Luise von Kobell folgende Einzelheiten aus dieser herrlichen Zeit:

„Die männliche Ruhe des Herzogs Franz V. von Modena entrüstete uns, da er nach unseren Begriffen an der Seite seiner holdseligen Braut (der Prinzessin Adelgunde) nur aufgelöst in Bewunderung hätte dasitzen sollen. Als sie ihm einmal mit Erlaubniß der Königin Therese nach der Tafel einen Kuß gab, priesen wir ihn so glücklich, daß wir in der Klasse sagten, für ein solches Glück sein Leben geben, wäre eine Wonne!"

„Bei der Hochzeit des Erzherzogs Albrecht mit Prinzessin Hildegard war natürlich dessen Vater, der berühmte Sieger von Aspern, Erzherzog Karl, in München anwesend. König Ludwig I. hatte ihm am Morgen die Residenz gezeigt und auf die beiden Bronzelöwen vor dem Eingangsportale deutend gesagt: „Das Symbol der bayerischen Treue". Nun wollte es das Schicksal, daß Abends der erste Bierkrawall ausbrach, und die in der Residenz versammelte hohe Gesellschaft hörte mit Staunen ein ihr unbekanntes, eigenthümliches Trommeln. Selbst die Offiziere wußten nicht, was das bedeuten sollte, und Erzherzog Karl bemerkte trocken: „Ich kenne das Trommeln noch von Anno dazumal, das ist der bayerische Generalmarsch. Da muß etwas los sein." Begierig eilten die Anwesenden, darunter auch ich als aufwartender Page, in die an der Residenzstraße gelegenen Gemächer, öffneten die Fenster und erblickten eine erregte Volksmenge, welche schrie und johlte. König Ludwig I. frug: „Was ist denn das?" Erzherzog Karl klopfte ihm lächelnd auf die Schulter und sagte: „Nun, nun, die bayerische Treue brüllt eben."

„Und wie entsinne ich mich des Vorzimmers, in dem wir Pagen oft warten mußten, den reichen Plafond und den Fries bewunderten, den olympisch dekolletirte Göttinnen schmückten. Aber so oft ich zu ihnen heraufsah, rief unser Direktor: „Auf den Boden schauen, Mänule."

Mit Vorliebe erzählte Völderndorff auch von den Hochzeitsfeierlichkeiten des Kronprinzen Maximilian, nachmaligen Königs Maximilian II., da er so glücklich war, „der wunderschönen Braut" Prinzessin Marie als „Spezialedelknabe" zugetheilt gewesen zu sein. Er stahl mit der Geschicklichkeit eines pick pocket ein Zweiglein aus ihrem Myrthenkranz, das er wie eine Reliquie aufbewahrte. Bei dem Hochzeitsmahle hatte er einen riesigen Rheinsalm herumzureichen, welcher sich aber nicht mehr durch Jugendfrische auszeichnete. Königin Therese winkte eilig ab — mit stoischer Ruhe servirte Völderndorff weiter, von Prinzessin zu Prinzessin, die verneinend nickten, da kam er zu König Ludwig, der ihn energisch zurückwies und mit Stentorstimme über die Tafel rief: „Saporta, Saporta" (damals Hofmarschall), „der Fisch, der Fisch!" Der Fisch wurde ein geflügeltes Pagenwort und hat manchem muthwilligen Edelknaben eine Strafe auf den Hals geladen. — Und da er nach dem Souper als Schleppträger der Braut das neuvermählte Paar zu deren Gemächern geleitete, war die Eingangsthür versperrt. Lächelnd sagte der Kronprinz zu der erröthenden Gemahlin: „La porte du paradis est fermée", was natürlich die schlimmen Pagen zum Schmunzeln brachte und die weitere Aeußerung veranlaßte „Voyez Vous ces polissons, je crois qu'ils veulent comprendre."

Der Verblichene wendete sich Anfangs der kriminalistischen Laufbahn zu, wurde Staatsanwalt, trat aber später in das Ministerium des Auswärtigen über, war zuletzt Ministerialrath in demselben, seit 1880 bayerischer Bevollmächtigter für die Rheinschifffahrt-Kommission und begab sich 1895 in den wohlverdienten Ruhestand. Er war ein hochgeschätzter Beamter, ein angesehener Jurist und Fachschriftsteller, aber auch ein geistvoller und vielseitiger Belletrist. Am besten verstand er sich auf das „Plaudern". Dieses erlernte er in der Neuen Amalienstraße 66, in den gastlichen Räumen, in denen der Geheime Legationsrath Wilhelm von Dönniges und seine in seltenem Maße reich angelegte Gattin Franzisko als Mittelpunkt jenes durch Geist und Wissen glänzenden Kreises walteten, welchen in den fünfziger Jahren der wohlmeinende Wille eines edlen Herrschers in seiner Hauptstadt um sich versammelt hatte.

„Eines schickt sich nicht für Alle, sehe Jeder, wie er's treibe." Und so zog Völderndorff nicht mit dem schweren Geschütze der sittlichen Entrüstung gegen die Außerachtlassung der ästhetischen und ethischen Gesetze, gegen die Frechheit des modernsten Streberthums, welches göttliche und weltliche Ordnung lediglich als Schreckmittel für die Masse gelten lassen will, zu Felde, sondern er bekämpfte sie, da das Leben ihn die Eitelkeit und absolute „Wurschtigkeit" alles Irdischen gelehrt hatte, mit den leichten Waffen des perlenden, prickelnden Humors, hinter dem sich ehrliches, treues Wohlwollen birgt. Er war kein grämlicher Splitterrichter, denn er hatte sich zu der schweren Kunst emporgerungen, all die kleinen Leiden des menschlichen Daseins mit heiterem Gemüthe lächelnd hinzunehmen und die dem Augenblicke so wichtig dünkenden Dinge, welche auf dem Tagesmarkte der Welt mitunter gewaltige Aufregung erzeugen, nach ihrem richtigen Werthe abzuschätzen, indem er das Alltägliche sub specie aeterni betrachtete, den Blick über dasselbe hinweg auf das Bleibende und Unvergängliche richtete. Von dieser hohen Warte erging er sich seit Jahrzehnten in der „Allgemeinen Zeitung" in reizenden neckischen Causerien über das weit verzweigte Gebiet der Mode, welche allein auf Erden allmächtig ist, an Macht sogar die unfehlbare Kirche übertrifft, und er hat sie im Jahre 1893 auf das Drängen zahlreicher Freunde und Freundinnen aus den verschiedensten Städten in einem Sammelbande unter dem Titel „Harmlose Plaudereien eines alten Münchners" zu einem Ganzen vereinigt.

Der Hochmuth der sich auserwählt Dünkenden, welche ein besonderes Recht und eine besondere Moral für sich in Anspruch nehmen, bekundet sich nach seiner Meinung unter Anderem in dem Wagnerthum in der Musik, dem Plein-air in der Malerei, dem Naturalismus in der Kunst, der Reinigungssucht in der Sprache, dem Kunstgewerbe in dem Handwerk und zuhöchst in dem Sozialismus.

Die Ausstellung der Künstlerinnen-Vereinsschule entlockte ihm die treffende Aeußerung:

„Was die fünfzig Damen der Schule da schaffen, ist auf den ersten Blick für den Sprößling früherer Zeiten, für Unsereinen, welcher noch Cornelius bei den „Zwanglosen" feiern half, etwas verwunderlich.

Ehedem hatte man so etwas nicht für möglich gehalten; aber man belehrt uns, daß die Ausstellung nur „Skizzen“ bringt, und daß es sich für das Studium in der Neuzeit vor Allem darum handelt, die unmittelbare Auffassung, die ursprüngliche Wiedergabe einer Person, das sofortige Herausfinden des Charakteristischen kund zu thun. Und diese Aufgaben haben die jungen Künstlerinnen wacker gelöst. Wie ausdrucksvoll ist das markirte, runzlige Gesicht jener Alten, in welchem das knöcherne und muskulöse Gerüst des Antlitzes wahrhaft anatomisch nachgebildet erscheint! . . . Es soll dies beileibe kein Vorwurf sein; gewiß gefiele den liebenswürdigen jungen Damen die Beschäftigung mit Idealem, der Kultus des Schönen besser als das Ablanterfeien horridler, magerer Männer, entsetzlicher alter Weiber, bleichsüchtiger Mädchen und blutleerer Kinder. Aber gegen den Strom der Zeit schwimmt man nicht, am wenigsten mit weißen Frauenarmen. Und die Zeit ist jetzt der Jagd nach dem Häßlichen unnachsichtig anheimgegeben; das Natürliche, das, was ist und ja wie es ist, wird allein als Objekt aller schaffenden Thätigkeit erklärt. Schiller hat zwar gesagt: „Und siegt Natur, ja muß die Kunst entweichen“, und wir hatten bei Vater Thiersch gelernt: „Kunst kommt von Können, weil sie das herbeizaubern kann, was die natürliche Welt uns nicht bietet.“ Aber die Zeit ist über Goethe, Schiller und uns zur Tagesordnung hinweggeschritten.“

Die geehrten Herren Regisseure, welche die Schauspieler ohne Gewissensskrupel gewähren lassen, wenn sie, statt die schönen Schiller'schen Jamben in ihrem rhythmischen Tonfalle dem Ohre des Zuhörers recht bemerklich zu machen, die Verse nach den Grundsätzen der Realistik so auseinanderzerren und zerreißen, daß sie als Prosa zu Gehör kommen, macht er darauf aufmerksam, daß es einen von Schiller selbst redigirten „Don Carlos“ in Prosa gibt, und er ertheilt ihnen den guten Rath, ohneweiters lieber diesen selbst aufzuführen.

Den glänzendsten Triumph des Naturalismus bereitet der Direktor eines großen deutschen Theaters vor, dessen Bekanntschaft unser Schriftsteller am Vierwaldstätter See macht. Seine dramaturgische Auffassung von Schiller's „Tell“ gipfelt in den Worten:

„Was sind alle die Personen im Schiller'schen Drama? Tell war ein gewöhnlicher Bauer, Arnold Melchthal war ein Bauer, Stauffacher war ein Bauer und seine Frau eine Bäuerin; ich lasse den Melchthal als Naturburschen geben, den berühmten Dialog zwischen Stauffacher und Gertrud nicht deklamiren, wie man ehedem that, nein, ich lasse ihn einfach als Disput zwischen einem Bauern und seinem Weib vortragen, bei dem sie sich schließlich bei den Worten: „wer solch ein Herz an seinen Busen drückt“ allenfalls mit einem herzhaften Schmatz versöhnen. Sehen Sie, ich reise deshalb, um eine Mustervorstellung vorzubereiten, ich kopire alle alten Requisiten, deren ich habhaft werde, um möglichst naturgetreu zu sein. Aber ich werde noch einen Schritt weitergehen, ich werde die Leute sprechen lassen, wie sie wirklich in der Natur gesprochen haben, im Schweizer Dialekt.“

Völderndorff erwidert ihm sehr schlagend darauf, er möge ja nicht vergessen, bei der Rütli-Szene nicht wie früher einen Halbkreis zu stellen, so daß das Publikum die Vorgänge auf der Bühne sieht und hört, sondern den Kreis zu schließen, „da die braunen, blauen, rothen, gelben und grünen Buckel, die dem Zuschauer zugedreht werden, einen unglaublichen realistischen Effekt hervorbringen würden“.

Die Sprachreinigung nennt er sehr richtig eine gegenwärtig grassirende Krankheit. Man kann ja vollkommen damit einverstanden sein, daß es unschön ist, wenn der Jurist dem Rubrikaten publizirt, es sei ihm ad hoc ein Kurator konstituirt, oder wenn der promenirende Eleve seiner chère mère auf die Frage, ob er nächsten dimanche sortie habe, antwortet: „Oui maman, i kimm scho.“ Aber deshalb muß man noch lange nicht alle Worte verbannen, welche auf fremdem Boden hervorgesprossen sind. Müssen wir, um gute Deutsche zu bleiben, wirklich aus dem „Guckloch“ sehen, weil das Wort „Fenster“ von fenestra seinen Ursprung ableitet? Sollen wir gar, um unser Deutschthum zu wahren, in dem reizenden Kokettiren eines lieblichen Köpfchens ein „buhlerisches Augenspiel“ erblicken? Es muß allerdings verlangt werden, daß, ehe man ein fremdes Wort gebraucht, die Germanisirung der äußeren Form nach vollständig stattgefunden habe; wirklich fremde Worte sollte man stets vermeiden, wenn es möglich ist. Aber es hieße süglich, die Sprache in ihre Uranfänge zurückschrauben, wenn man sich ängstlich nur auf die aus urteutonischen Wurzeln stammenden Worte beschränken dürfte. Ist denn beispielsweise die aus Griechenland aufgenommene „Kritik“ nicht ebenso deutsch wie die „Tafel“, welche sich aus der tabula der Römer entwickelt hat?

Gegen das Kunstgewerbe erhebt Völderndorff den Vorwurf, daß es statt der Aera: „billig und schlecht“, die Aera: „theuer und unnütz“ eingeweiht hat. Daraus folgt jedoch durchaus nicht, daß er nur der gemeinen Nothdurft des Lebens nachging; huldigte er doch allezeit dem Ausspruche des Altmeisters Kobell: „Nothig ist nicht lustig.“ Unnütz ist vielmehr in seinen Augen dasjenige, was seinem Zwecke nicht entspricht, also was unbrauchbar ist, und so etwas ist auch niemals wirklich schön, die Form mag sein, welche sie wolle. In der Unbrauchbarkeit aber leistet das moderne Kunstgewerbe Großes. Was hilft ihm z. B. ein Trinkgefäß, welches auch der geübteste Potator nicht zu leeren vermag, ohne sich anzuschütten? Was ein Tisch, unter dem man die Füße nicht strecken kann, ohne Gefahr zu laufen, sich die Kniescheiben zu zerschmettern? Was ein Leuchter, in welchen Niemand eine Kerze zu stecken im Stande ist? Oder was helfen Stühle mit prachtvollen Renaissancelehnen, die den Rücken des darauf Sitzenden bearbeiten, wie seinerzeit der „gespickte Hase“ den Buckel des armen Sünders? Der Verfasser schießt indes weit über das Ziel hinaus, wenn er wegen des gedankenlosen Betriebes des Kunstgewerbes diesem überhaupt die Daseinsberechtigung abspricht; er schüttet das Kind mit dem Bade aus, wenn er sich nicht damit begnügt, das Kunstgewerbe nachdrücklich zu planvollem, zweckbewußtem Schaffen aufzufordern, sondern ihm das Todesurtheil spricht, in seiner Existenz eine Kundgebung der Anmaßung und des Größenwahns der Gewerbetreibenden erblickt. Wir müssen die Behauptung, daß die Widersinnigkeit des Kunstgewerbes schon aus seiner Benennung erhellt, sofern diese eine contradictio in adiecto, einen inneren Widerspruch in sich birgt, auf das Entschiedenste zurückweisen. Ist die Kunst aus dem Handwerke hervorgegangen, warum soll das Handwerk sich nicht in der Kunst sonnen, bei ihr borgen, mit ihr zu einer Einheit verschmelzen können? Gerade so, wie das Rohe und Einfache einer feineren Durchbildung fähig ist, können die Erzeugnisse des Handwerks durch die Kunst so veredelt werden, daß sie zugleich als Kunstwerke betrachtet werden müssen.

Vollends aber werden wir durch die Engherzigkeit verblüfft, mit welcher der Verfasser über manche Forderungen des Sozialismus den Stab bricht. Es überkommt ihn immer ein ungeheurer Lachreiz, wenn er von dem acht-, zehn- oder gar zwölfstündigen Arbeitstag hört, denn „dieser Schwindel übertrifft beinahe Alles, was die champagnerkneipenden Führer der ‚geknechteten Masse‘ sonst noch ausgeheckt haben“. Er spricht das große Wort gelassen aus: „Im Allgemeinen kann man nur die Leichtgläubigkeit der sogenannten Besitzenden bewundern, die sich in ernsthafte Debatten über diese Frage einlassen. Als ob es einen einzigen Handarbeiter gäbe, der wirklich des Tages über acht oder gar zehn Stunden lang die Hände thatsächlich an der Arbeit hätte!“ und er beruft sich hierfür auf seinen Griff ins volle Menschenleben.

„Ich habe seinerzeit drei Häuser in Regie gebaut; ich kann also aus Erfahrung sprechen und bin vollständig im Stande, über die Art der Thätigkeit wenigstens dieser Kategorie von „weißen Sklaven“ Bericht zu erstatten. Allerdings tritt man Morgens 6 Uhr zum Beginn der Thätigkeit an, und Abends um 6 Uhr wird „Schaba“ geschrieen, das wären ja volle zwölf Stunden. Allein was geschieht während dieser Zeit? Ich will von den offiziellen Pausen des „Stuckens“ (zweites Frühstück), Mittagsbrotes und Vesperns absehen, auch zugestehen, daß durch die Muskelanstrengung die peristaltische Bewegung der Eingeweide befördert wird und dadurch die vom Reichsknechte im Götz von Berlichingen (Akt III, Szene 8) geübte Thätigkeit des Tages über wenigstens fünf- bis sechsmal sich wiederholen muß. Aber immerhin fallen damit drei Stunden Arbeitszeit hinweg. Auf Schnupfen, Schneuzen, Pfeifenstopfen, Sich-Umschauen, Gähnen, Niesen, Zündhölzerstreichen und Aehnliches darf man von fünfzehn Minuten sicherlich je fünf Minuten rechnen, bleiben von den neun Stunden also noch sechs

übrig. Nun kommt das ‚Vorrichten‘, das Repariren und Putzen des Arbeitszeuges und endlich das Schwatzen, so oft der Polier oder Vorarbeiter oder Aufseher den Rücken wendet. Jeder Sachverständige wird mir zugeben, daß es noch günstig gerechnet ist, wenn man unter diesen Umständen die wirkliche Arbeitsthätigkeit des ‚Arbeiters‘ im Tage auf drei Stunden anschlägt.“

Damit soll freilich nicht gesagt sein, daß er die Berechtigung der sozialistischen Bewegung leugnet. Er ruft den Besitzenden eindringlich zu: discite justitiam moniti et non temnere divos! Es ist überhaupt nicht zu verkennen, daß ihm ein frischer demokratischer Zug eigen ist, und daß er, wenn er auf die Lage des kleinen Mannes zu sprechen kommt, nicht selten bei dem Punkte anlangt, wo die Harmlosigkeit aufhört.

Trotz der erwähnten Meinungsverschiedenheiten kann ich nicht umhin, die Plaudereien wärmstens zu empfehlen, zumal sie durch launige Behandlung spröder juristischer, nationalökonomischer und politischer Fragen, wie durch heitere und anmuthige Schilderungen von Land und Leuten, gemeinnützigen Anstalten, Verkehrseinrichtungen und Denkmälern, Reisenden und Gastwirthen in Süddeutschland und der Schweiz köstlich unterhalten und zugleich spielend belehren und eine Fülle von hochinteressanten und herzerquickenden Erinnerungen an berufene und auserwählte Geister darbieten.

Mit innigem Behagen gedenkt Völderndorff Franz von Dingelstedt's, wie er an einem jener genußreichen Abende bei Dönniges sein Trauerspiel „Das Haus des Barneveldt“ vorlas, und er bricht voll Verzückung in die Worte aus:

„Welch' ein meisterhafter Vortrag war das! Jeder Modulation war sein klangvolles Organ fähig; man hörte aus seinem Munde bald die zarteste Frauenstimme, bald das kräftigste Heldenorgan, das weinende Lallen des Kindes brachte er gleich gut zur Geltung wie den verbissenen Ingrimm des Bösewichts. Mit welcher Wucht führte er die Schicksalsschläge vor, die den alten eisenfesten Barneveldt allmählig zu Boden warfen, wie packend gab er den Empfindungen Ausdruck von Gram, Stolz, Entrüstung, Jammer und Seelengröße, welche die Angehörigen des Hauses bewegen, wie drastisch verwerthete er den Neid, Zorn und Haß seiner Feinde. Alle Saiten der Herzen seiner Zuhörer brachte er in Bewegung und ließ sie harmonisch ausklingen bei der Schlußkatastrophe. Wenn die Schauspieler das Drama so hätten wiedergeben können, der Dichter wäre nicht bloß dreimal, sondern dreißigmal gerufen werden.“

Ein andermal las Hebbel seine erschütternden Gedichte, als ihm Dingelstedt plötzlich das Buch aus der Hand nahm. „Ich kann nicht mehr anhören, daß Sie meines Freundes Hebbel Gedichte so verhunzen,“ erklärte er dem verblüfften Dichter und trug dann dessen Verse so wunderbar vor, daß Hebbel ihm mit den Worten: „Ich habe nicht gewußt, daß meine Sachen so schön sind,“ tiefbewegt die Hand drückte.

Höher schlägt dem Verfasser das Herz, wenn er sich an Dingelstedt's Frau erinnert. Er schüttet ein Füllhorn von Lob über sie aus:

„All' die schönen Frauen im Salon Dönniges aber stellte die unvergleichliche Jenny Lutzer in Schatten, wenn sie sich zu singen entschloß, was freilich immer einige diplomatische Verhandlungen erforderte. Anfänglich nämlich war stets alles Bitten vergeblich; „ich bin nicht disponirt, ich bin müde, meine Stimme ist belegt“ und so weiter. Dann verzichtete man anscheinend und bat eine andere Dame, zu singen. Kaum aber erklangen die ersten Töne, so erwachte in Frau Jenny die Kunstrivalität, sie verschwand aus dem Salon, und bald vernahm man außen im Gange glockenhell intonirte Skalisationen, die immer mehr anschwollen, die Singende am Klavier hörte nach und nach lächelnd auf, und Frau v. Dingelstedt trat ein mit der Erklärung: „Ich sehe, es geht doch“. Und nun begann sie mit ihrer vollsten Meisterschaft. So trillert keine Nachtigall, so jubelt keine Lerche, so ruft kein Kuckuck im schönen Monat Mai, wie Frau Jenny die Taubert'schen „Klänge aus der Kinderwelt“ hinausjauchzte. Dann wieder wie ganz anders, wenn die Tarantella in glühenden und sprühenden Tönen erschallte, oder wenn unwiderstehlich kokett das „ouvrez-moi, ouvrez-moi“ eines französischen Chanson das Ohr umschmeichelte. Und wenn sie nur das einfache „Muß i denn, muß i denn zum Städtele 'naus“ sang, unwillkürlich traten dem Hörer die Thränen ins Auge. Zeigte sich aber endlich die große Künstlerin in voller Glorie als Primadonna, indem sie die Arie der Donna Anna oder der Agathe oder Norma sang, dann kannte der Enthusiasmus keine Grenzen mehr, und ich erinnere mich, daß einmal Geibel und Dietz ihr zu Füßen fielen und rechts und links die Hand küßten. Honny soit qui mal y pense!“

Frohsinn und Wehmuth drücken den Erinnerungsblättern den Stempel auf, welche den einst so lebensfreudigen Gesellschaften: Altengland, Zwanglose und Daburger gewidmet sind, in denen das frisch aufstrebende junge Völkchen der Künstler, Dichter, Schriftsteller und ihrer Freunde und Gönner sich zusammenthat, um gemüthliche Unterhaltung und attischen Geist zu pflegen. Wir durchleben mit Völderndorff die schönste Zeit seines Lebens, welche ihrem Ende entgegenging, als Isar-Athen Großstadt wurde.

Zu unserer größten Ueberraschung erfahren wir von ihm, daß erst der Reichskanzler Fürst Hohenlohe, der — nebenbei bemerkt — mit ihm eng befreundet war und noch im verflossenen Sommer während seines zweitägigen Aufenthaltes in München einen Abstecher nach Bad Kreuth machte, um ihn zu besuchen, als bayerischer Minister, also zu Ende der sechziger Jahre, es dahin gebracht hat, daß die bayerischen Gesandten im inneren amtlichen Verkehr sich der deutschen Sprache bedienen mußten. Bis dahin berichteten die deutschen Diplomaten an ihren deutschen König nur französisch!

Es sei mir zum Schlusse noch gestattet, eine Erinnerung für politische Feinschmecker hervorzuheben. Herr von Völderndorff war 1868 Zeuge eines Gespräches, in welchem der damalige Kanzler des norddeutschen Bundes, Graf Bismarck, auf das damals von Oesterreich und Bayern befürwortete System der Delegationen Schiller's Verse: „Zum Teufel ist der Spiritus, das Phlegma ist geblieben“ anwendete und sodann erörterte, daß, wenn man überhaupt eine im Volke Boden fassende Einrichtung schaffen wollte, ein von dem Volke unmittelbar gewähltes Parlament allein möglich und ein solches auch allein Deutschlands würdig gewesen sei. Dann fuhr er fort:

„Aengstlichen Gemüthern hätte es nun wohl zugesagt, die Wahl durch allerlei Kautelen, als da sind Zensus, Klassenwahl, Abstufung durch Wahlmänner und Anderes, einzuengen; aber ich bin nie ein ängstliches Gemüth gewesen. Einem anderen Volke als dem deutschen hätte allerdings auch ich vielleicht ein so gefährliches Recht einzuräumen nicht gewagt. Die Deutschen aber sind nach meiner Ueberzeugung, wenigstens im Norden, zu neun Zehntheilen königstreu gesinnt; die große Masse der Bevölkerung hält im Grunde ihres Herzens zu ihrer Regierung, wenn sie auch mit dem Munde raisonnirt. Die Leute wissen, daß sie ehrlich und gewissenhaft regiert werden, und im entscheidenden Augenblick kann man sich auf sie verlassen.“ Diese Anschauung der wirklichen Mehrheit habe bei der bisherigen komplizirten Wahlmaschinerie nicht zur Geltung kommen können, vielmehr sei durch dieselbe die Entscheidung in die Hände von Führern gelegt, welche berufsmäßig, und zwar meist um persönliche Zwecke zu verfolgen, der Regierung Opposition machten. Gerade in den Kreisen, aus welchen die Wahlmänner hervorgehen und welche bisher allein zu wählen hatten, herrsche jenes Besserwissenwollen und Gescheidtersein als die Regierung. Wenn dagegen das Volk selbst, unbeeinflußt und auf sich selbst verwiesen, frei und ungehindert und ohne sich überwacht zu fühlen, seine Stimme abgebe, werde die Regierung — vielleicht mit Ausnahme der großen Städte — in der Regel auf eine Mehrheit rechnen dürfen. „Kinderkrankheiten werden allerdings mitunter vorkommen.“

Auf den Einwand, ob nicht gerade auf dem Lande bei dieser Wahlart die Pfarrer einen ungebührlichen Einfluß erhalten würden, erwiderte der eiserne Kanzler:

„Man hat einmal sagen können: in Radetzky's Lager sei Oesterreich; ebenso darf man mit vollem Rechte sagen: in den Zeiten nach Jena war Deutschland in den protestantischen Pfarrhäusern; also dieser Einfluß wird nur gut thun. Und was die katholischen Geistlichen betrifft, so habe ich auch zu ihnen das Vertrauen, daß sie — wenigstens bei uns — vor Allem Preußen sind und dann erst katholische Geistliche, die Polen und die im Collegium Germanicum erzogenen freilich ausgeschlossen. Aber alle Fünfer kann man nicht gerade machen.“

Wien. Bernhard Münz.

Eine neue Bourget-Ausgabe.*)

Paul Bourget läßt gegenwärtig seine Werke in einem neuen Verlage erscheinen, und zwar „sous une forme définitive". Der Akademiker nimmt seinen Beruf als Unsterblicher ernst. Ob mit Recht oder Unrecht? Der Vicomte Melchior de Vogüé würde vielleicht wieder sagen: „cruelle énigme. Und sicher ist nur, daß diese neue Ausgabe in ihrer soliden Eleganz auch denen gefallen wird, die nicht von ihrer Nothwendigkeit gerade nicht überzeugt sind. — Früher haben wir Bourget in kleinen schwefelgelben Bändchen gelesen. Jetzt ist daraus ein gewichtiges Groß-Oktav geworden, ein Cavalier-Oktav, wie es im Französischen heißt; das Papier leicht getönt und gerippt; die Lettern wie gestochen, köstlich in ihrer Schärfe; der Text mit Noten und Nachträgen. Kurz, ein Klassikerformat — oder eines Klassikers würdig. Bleibt nur zu wünschen übrig, daß der Liebhaber für den Band auch 7 Francs 50 zahle.

Von der neuen Ausgabe ist bis jetzt nur ein Band erschienen, der die Essais de psychologie contemporaine enthält. Sie sind, gesammelt, zum ersten Male 1883 herausgegeben. Paul Bourget war damals 32 Jahre alt. Er begann seine Laufbahn als Analytiker und Psychologe. Die Aufsätze tragen denn auch unverkennbar die Merkmale einer gewissen jugendlichen Einseitigkeit, eines theoretisirenden Uebereifers. Der junge Autor hat die Methode gefunden, welche ihm zusagt, und wendet sie nun mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit an, mit einer Ausschließlichkeit, die geistreich, talentvoll und doch gelegentlich etwas dürr ist. Es begegnet ihm, was gerade kraftvollen Intelligenzen oft begegnet. „Der größte Fehler durchdringenden Verstandes," hat Larochefoucauld angemerkt, „ist es, nicht bis zu Ende, sondern darüber hinauszugehen."

Bourget hat später jene vortrefflichen „Pastelle" und „Neuen Pastelle" geschrieben, die nichts anderes sein wollen, als Portraitstudien und Skizzen. Aber das Genügen an rein künstlerischer Nachbildung scheint ihm eben erst mit den reiferen Jahren gekommen zu sein. Hier in den Anfängen tritt er noch großartiger auf; er will nur das Prinzipielle in den Figuren herausstellen, das Bedeutende, nur die Quintessenz; seine Schilderung soll in großen Zügen einherschreiten und philosophisch sein. „Der Leser wird . . . auf diesen Seiten, die doch den Werken fünf berühmter Schriftsteller gewidmet sind, nichts von dem finden, was man eigentlich Kritik nennen kann. Die künstlerischen Bestrebungen sind hier nur insoweit analysirt, als sie Zeichen sind, die Persönlichkeit der Autoren ist kaum angedeutet und, ich glaube bestimmt, ohne eine einzige Anekdote. Ich habe weder Talente diskutiren, noch Charaktere schildern wollen. Mein Ehrgeiz ging dahin, einige Noten zu redigiren, die demjenigen dienen könnten, der es unternähme, die Geschichte des moralischen Lebens in Frankreich in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zu schreiben." — Nur einige Noten, doch, wie gesagt, von historischer Bedeutung! Wer erkennt nicht die typische Bescheidenheit des jungen Mannes, der sein Scherflein für die Ewigkeit beisteuert?

Taine, Dumas fils, Renan und einige andere, von denen in den Essais die Rede ist, sollen also nicht auf ihre engere Persönlichkeit, auf ihre individuelle Eigenheit studirt und portraitirt werden. Bourget betrachtet sie nicht um ihrer selbst willen; sondern als echter Schüler Taine's, sieht er in ihnen und ihren Werken nur „Dokumente" für den Gang der moralischen und intellektuellen Kultur des Jahrhunderts. Er sucht in ihnen die charakteristischen Formen des Zeitgeistes auf. Sie sind Vertreter dieser oder jener Bestrebungen der Epoche, deren „facultés maîtresses" sie im Grund ihres Wesens verkörpern. Nun gilt es, die letzteren hervorzuheben, die Persönlichkeit auf ihre Hauptlinien zurückzuführen und gleichsam ihre geistige Gliederung bloßzulegen. Die Fülle der Einzelzüge wird abgestreift und bei Seite gelassen, das Objekt sozusagen bis auf die Knochen sezirt. Schließlich liegt der Präparand in wünschenswerther Einfachheit vor.

Ein gutes Präparat zu liefern, ist nicht leicht, ob mit dem Scalpel, ob mit der Feder. Es gehört eine sichere Hand dazu, eine gespannte Aufmerksamkeit; und Niemand soll diese Kunst gering achten. Sie ist „mit dem Wort" noch schwerer, als „mit des Messers Schneide" zu handhaben. Wie viel Selbstkritik ist erforderlich, wenn der Dialektiker die Menge der Thatsachen unter größeren Gesichtspunkten ordnen will? wie viel Mißtrauen und Widerstreben gegen Resultate, die sich zu rasch ergeben? So viel, daß der Anfänger selten genug davon hat! Ihm fehlt die ernüchternde, kühlende Skepsis der langen Erfahrung. Er ist mit sich zu schnell im Reinen, zu spitzfindig oder zu flach, zu persönlich oder zu unbestimmt, sein Verstand sich noch allzu sehr überlassen. — Das alles kann man auch Bourget's „Essais de psychologie contemporaine" vorwerfen. Wenn er beispielsweise schreibt, der Grundzug in Taine's Charakter sei die „sensibilité philosophique" gewesen, so klingt das recht anspruchsvoll und ist doch ziemlich banal. Warum nicht ganz einfach sagen, daß der Verfasser des „Thomas Graindorge" und der „Origines" eine künstlerisch veranlagte und zugleich doktrinär gerichtete Natur war? — Stendhal-Beyle, heißt es, ist ein analytisches Talent und dabei ein Mann von ungewöhnlicher Energie gewesen. Addirt also das eine zum anderen oder multiplizirt es mit einander, und als Resultat ergibt sich der „esprit d'analyse dans l'action". Ist das nicht wirklich ein philosophisches „Webermeisterstück"? — Alexandre Dumas der Jüngere, wird uns bedeutet, war ein Moralist mit mystischen Neigungen und im Grunde ein Pessimist. Sollten da Ton und Schattirung nicht falsch gegriffen sein? Er war wohl ein Skeptiker, ein Desillusionirter, wie der Pariser nun einmal nur zu leicht es wird. Doch alles übrige, jeder Strich mehr, dürfte eine Zuthat Bourget's sein, dessen pessimistischer Subjektivismus hier auf andere abfärbt. — Auch sonst hält er sich in seinen Darstellungen nicht immer frei von Willkürlichkeit.

Bourget's Methode ist scheinbar naturwissenschaftlich, aber der Geist, in dem er schreibt, ist kirchlich, katholisch. Er wirft dem Determinismus vor, daß er jede Moral unmöglich mache. Er sieht in der menschlichen Natur „ein Prinzip der Sünde, des Schmerzes und des Todes". Kein Wunder, wenn er sein letztes Bekenntniß dahin lautet: daß für Frankreich „in jetziger Stunde das Christenthum die einzige und nothwendige Bedingung der Heilung und Gesundung sei". Der Verfasser des „Disciple" und der „Cosmopolis" hatte uns längst auf derlei Wendungen vorbereitet.

G. Ransohoff.

*) Oeuvres complètes de Paul Bourget. Critique I Essais de psychologie contemporaine. Paris. Librairie Plon. 1899.

Haym Salomon.

In meiner kurzen Besprechung des von Herrn Peters verfaßten Buches „Justice to the Jew" (in Nr. 12 vom 23. Dez.) habe ich die von Haym Salomon dem amerikanischen Kongreß zur Zeit der Revolution verliehene und ihm nie zurückbezahlte Summe von 700 000 Dollars erwähnt. Vielleicht wird es die Leser der „Nation" interessiren, etwas Näheres über diesen eifrigen und uneigennützigen Patrioten, sowie über die betreffende Geldangelegenheit zu erfahren. Der jüngst in seinem 83. Lebensjahre gestorbene Newyorker Rechtsgelehrte und Oberrichter, Charles Patrick Daly, hat in dem Werk „First Settlement of the Jews in North America" über die merkwürdige Begebenheit genaue Untersuchungen angestellt und werthvolle Mittheilungen gemacht. Salomon, der sehr vermögend war, hat nie die nöthigen Schritte gethan, um die Zurückzahlung des Darlehns zu erlangen und scheint überhaupt gar keine Schuldforderung an die Regierung gerichtet zu haben. Als er hinschied, hinterließ er eine Frau mit vier unmündigen Kindern. Später

haben die Erben sich an den Kongreß gewendet, um die dargeliehene Summe oder wenigstens einen Theil derselben wiederzuerhalten. Eine amtliche Nachforschung in den Staatsarchiven bestätigte die Rechtmäßigkeit ihrer Ansprüche und bewies ferner, daß kein Tittelchen der Schuld je abgetragen worden sei. Im Jahre 1817 machte Präsident Madison den Kongreß auf diese Ehrenschuld aufmerksam und drang auf die Tilgung derselben. Der Finanzausschuß des Kongresses hat auch zu verschiedenen Zeiten zu Gunsten der Erben berichtet und die Befriedigung ihrer gerechten Ansprüche empfohlen; aber trotzalledem wurde kein Geld zu diesem Zweck bewilligt und kein Cent bezahlt. Am 24. Februar 1893 wurde eine Bill dem Hause der Repräsentanten vorgelegt mit der Bestimmung, daß eine goldene Medaille in Anerkennung der Verdienste des Haym Salomon während des Unabhängigkeitskrieges geprägt und seiner Familie übergeben werden sollte. In Anbetracht dieser Auszeichnung erklärten sich die Erben bereit, auf ihre guten Rechte zu verzichten und ihre Forderungen zurückzuziehen.

Haym Salomon unterstützte auch viele hervorragende Volksführer und Mitglieder des ersten Kongresses und Offiziere der Armee, von denen Jefferson, Madison, Monroe, Lee, Steuben, Mifflin, St. Clair, Mercer und Wilson hier besonders zu erwähnen sind. Er wurde als Rebellionsanstifter und -Beförderer von dem britischen Generalprofoß in Newyork verhaftet und längere Zeit eingekerkert. Durch seine Unterhandlungen mit Frankreich und Holland erhielten die Amerikaner von beiden Ländern beträchtliche finanzielle Hilfe. Die französische Regierung ernannte ihn zum Kriegszahlmeister ihrer Truppen in Amerika und er wartete dieses Amtes mit Pflichttreue und großer Selbstaufopferung ohne die geringste Besoldung zu verlangen.

Der rühmlichst bekannte amerikanische Geschichtschreiber Jared Sparks in seinem dreibändigen „Life of Gouverneur Morris“ spricht von den zwischen Morris und Salomon bestehenden intimen Freundschaftsverhältnissen und schreibt den ungewöhnlichen Erfolg der von Morris unternommenen staatsfinanziellen Verhandlungen der Tüchtigkeit und Geschicklichkeit des geschäftskundigen Freundes und Rathgebers zu.

Aus dieser gedrängten Darstellung seiner öffentlichen Thätigkeit geht es klar hervor, daß Haym Salomon nicht nur mit außerordentlichen Fähigkeiten begabt, sondern auch von hohem edlem Geiste beseelt war. Er vereinigte in sich die verschiedenartigsten Talente; alles, was er auf den Gebieten der Handelspolitik, Diplomatie und Finanzverwaltung vornahm, scheint er mit glücklichem Erfolge ausgeführt zu haben; ihm aber weit mehr zum Ruhm gereichend, sind die Uneigennützigkeit und Bescheidenheit, mit welcher er die ihn in so hohem Maße auszeichnenden Verstandeskräfte und Sachkenntnisse dem Gemeinwohl widmete.

E. P. Evans.

Deutsche Dichter in Auswahl für's Volk. Herausgegeben von Dr. Ludwig Jacobowski. Nr. 1: Goethe. Mit Porträt und Einleitung. Verlag von G. E. Kitzler. Berlin S., Dresdenerstraße 80. — Preis 10 Pfennig.

Ermuntert durch den großen Erfolg eines Versuches, die modernste deutsche Lyrik in einer Zehnpfennigausgabe den breitesten Schichten der Bevölkerung zugängig zu machen, hat der Herausgeber, Dr. Ludwig Jacobowski, es jetzt unternommen, auch unsere älteren deutschen Dichter durch Zehnpfennigausgaben bis in die untersten Schichten zu tragen. Es ist eine vollständige Serie in Aussicht genommen und Heft 1 der Reihe — Goethe — liegt bereits vor. Uhland, Mathias Claudius, Schiller, Heine, Lessing sollen demnächst folgen. Das Goethe-Heft ist ein kleines Bändchen von 160 Seiten, in einem recht guten Umschlag, mit dem Porträt Goethe's versehen. Das Heft beginnt mit einer kurzen Biographie Goethe's, bringt sodann in einer sehr glücklichen Auswahl 29 der schönsten Goethe'schen Gedichte, darauf eine Reihe von Scenen aus Götz von Berlichingen — die Scenen sind verbunden durch eine kurze Inhaltsangabe des ausgefallenen Textes —, dann folgt einiges aus der „Italienischen Reise“ (Rom und Neapel). Den Mittelpunkt des ganzen Heftes bildet der erste Theil von „Faust“, der beinahe vollständig wiedergegeben ist. Es folgen alsdann noch ein kleiner Abschnitt aus „Wahrheit und Dichtung“, etwas aus „Eckermann's Gesprächen mit Goethe“ und endlich einige Weisheitssprüche aus dem „Westöstlichen Divan“.

Bei dem Unternehmen, eine derartige winzige Ausgabe von Goethe's Schriften herzustellen, werden naturgemäß die Meinungen darüber, was man hätte aufnehmen sollen, auseinandergehen; aber wenn man sich die Schwierigkeiten der Aufgabe recht vergegenwärtigt, so wird man zugestehen müssen, daß die getroffene Auswahl eine sehr glückliche ist. Ich hätte höchstens gewünscht, daß etwas aus „Hermann und Dorothea“ noch mit in das kleine Heft aufgenommen wäre, die „Italienische Reise“ hätte man vielleicht aufgeben können. Doch das sind nebensächliche Erwägungen.

Mit großer Freude begrüßen wir das ganze Unternehmen. Es gibt nur ein Mittel, die Schundlitteratur zu bekämpfen und dieses Mittel besteht darin, daß man dem Volke ebenso billig und ebenso bequem eine bessere Litteratur gibt. Wie man den Alkoholgenuß nicht durch Temperenzgesetze, sondern lediglich durch die Darreichung besserer und gesunderer Genußmittel erfolgreich zu bekämpfen vermag, so lassen sich auch die Hintertreppenromane nicht durch Polizeiweisheit und Censurkünste verdrängen. Wenn es möglich geworden ist, in Hunderttausenden von Exemplaren unsere modernste Lyrik in einer Zehnpfennigausgabe abzusetzen, so sollte es meines Erachtens auch möglich sein, unsere älteren großen Dichter durch Zehnpfennigausgaben populär zu machen. Wem es gelingt, die geistige Volksnahrung auf diesem Wege zu verbessern, der erwirbt sich ein außerordentliches Verdienst. Diese Unternehmung von Dr. Ludwig Jacobowski ist daher jeder Hülfe und Förderung werth.

B.

Ludwig Gabillon. Tagebuchblätter, Briefe, Erinnerungen. Gesammelt und herausgegeben von Helene Bettelheim-Gabillon. Wien, Pest und Leipzig. A. Hartleben. 1900.

Fast unmittelbar nach dem Tode des Wiener Burgschauspielers Gabillon veröffentlichte Paul Schlenther in der „Nation“ eine Charakteristik desselben. Der vorliegende reichhaltige Band bezeugt, wie sehr Schlenther damals in das Schwarze getroffen hat. Ein Freskomensch, so wird Gabillon gelegentlich genannt; ein Mann von starkem Temperament und einer diesem Temperamente entsprechenden körperlichen Konstitution. Er war ein tüchtiger Schauspieler, und vermöge seiner persönlichen Eigenthümlichkeiten in stetem Rapport mit dem Publikum das in Folge dessen seine Verdienste noch höher schätzte, als ihr innerer Werth bedingte. In den Tagebuchblättern und Briefen sind sehr viele Urtheile enthalten, die Beachtung verdienen. Im Ganzen bildet das Buch trotz seiner etwas zerrissenen Form eine fesselnde und anmuthige Lektüre.

A. M.

Spemann's Deutsches Reichsbuch. Politisch-wirthschaftlicher Almanach. Von Dr. Arthur Berthold. 2. Jahrgang. W. Spemann in Berlin und Stuttgart. 1900.

Dieser politisch-wirthschaftliche Almanach ist in seinem zweiten Jahrgang soeben erschienen und weist gegenüber dem ersten Jahrgang beträchtliche Erweiterungen und Verbesserungen auf. Eine Reihe von vorgenommenen Stichproben haben uns davon überzeugt, daß die wesentlichste Eigenschaft eines solchen Almanachs, nämlich Korrektheit, durchweg vorhanden ist. Dabei trägt dieses „Deutsche Reichsbuch“ einen durchaus aktuellen Charakter, und selbst politische Vorgänge aus den letzten Monaten des abgelaufenen Jahres sind in umsichtiger Weise berücksichtigt. So werden beispielsweise bei dem Abschnitt, der dem Abgeordneten Freiherrn von Zedlitz und Neukirch, dem ehemaligen Seehandlungspräsidenten, gewidmet ist, die Angaben des „Vorwärts“ vom 26. September 1899 erwähnt, welche die Resignation des Herrn von Zedlitz zur Folge hatten; sogar die vom „Vorwärts“ mitgetheilten Honorarbeträge finden eine Stelle. Das Werk ist außerordentlich brauchbar und obendrein ganz vorzüglich ausgestattet. Selbst die zahlreichen Reproduktionen von Photographien bekannter Persönlichkeiten sind recht gelungen. Das Buch kann mit gutem Gewissen empfohlen werden.

R.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 16. Berlin, den 20. Januar 1900. 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Nachdem ein deutsches Schiff mehrere Wochen auf Befehl englischer Behörden in seiner freien Bewegung aufgehalten worden ist, und nachdem man es entladen hatte, ist jetzt auch dieses am längsten chikanirte Fahrzeug, der „Bundesrath", in Durban freigegeben worden. Alle Nachrichten englischer Blätter, die behaupteten, es befände sich an Bord des „Bundesrath" Kriegsmaterial, haben sich also als Erfindungen erwiesen; den Deklarationen entsprach vollkommen die Ladung. Damit ist erwiesen, daß die englischen Behörden, wie die anderen beschlagnahmten Schiffe, so den „Bundesrath" ohne jeden Grund und völlig zu Unrecht aufgebracht haben. Für den verursachten Schaden wird die englische Regierung verantwortlich zu machen sein; das betrifft die Auseinandersetzung mit der benachtheiligten Gesellschaft.

Allein die Frage, die durch solche Maßregeln angeregt worden ist, kann nicht allein unter dem privatrechtlichen Gesichtspunkt erledigt werden, und sie ist nicht zu begleichen durch die Zahlung von so und so viel Mark und Pfennigen. Ein Reich, wie Deutschland, muß verlangen, daß ein fremder Staat, mit dem wir in Frieden leben, nur bei zwingendstem Anlaß und nur mit äußerster Vorsicht sich zur Aufbringung deutscher Schiffe entschließt. Wenn diese Vorsicht nicht geübt wird, und wenn sich herausstellt, daß ein Anlaß überhaupt nicht vorhanden war, dann wird man in Deutschland ein solches Vorgehen als einen Akt frivolen Leichtsinns, der sich über fremde Rechte und fremde Interessen rücksichtslos hinweggesetzt, auffassen, vorausgesetzt, daß man nicht die Absicht einer direkten Provokation als maßgebend betrachtet. Daß diese vorliegt, wird man nicht anzunehmen brauchen; aber wir wollen uns auch nicht ein Spiel mit unseren Interessen gefallen lassen, und man wird sich in England sagen müssen, daß diese Zwischenfälle die Stimmung bei uns gegen das jetzige Ministerium in London noch weiter verschlechtert haben. Von unserer Regierung aber verlangen wir, daß sie Vorsorge trifft, um den Sinn für die Respektirung deutscher Interessen in England wesentlich zu schärfen. Das ist eine Aufgabe, die eine geschickte Diplomatie bei der heutigen Weltlage ohne große Schwierigkeiten sollte lösen können.

Und während die Verhältnisse international zwischen Deutschland und England so liegen, theilt der deutschen Bevölkerung eine offiziöse Notiz mit, daß der Chef des kaiserlichen Marinekabinets Freiherr von Senden-Bibran nach London gesandt worden ist, um mit englischen Sportkreisen Vereinbarungen über die diesjährige Helgoland-Regatta zu treffen. Wir wollen hoffen, daß Herr von Senden-Bibran wichtigeres in London zu besorgen hat, und daß jene offiziöse Notiz nur mit ausgesuchter Ungeschicklichkeit den ernsten Zweck der Reise durch Sportinteressen zu verhüllen suchte. Wären die Sportinteressen aber wirklich gerade jetzt die Hauptsache, dann wäre es vielleicht an der Zeit, an die Spitze unserer auswärtigen Politik statt eines Diplomaten einen Oberturnwart zu stellen.

In England selbst vollzieht sich eine äußerst charakteristische Bewegung. Die Unzufriedenheit mit dem Ministerium wächst; aber bemerkenswerther Weise wendet sich diese Unzufriedenheit nicht gegen den Urheber der jetzigen Schwierigkeiten, Chamberlain, sondern gegen andere Mit-

glieder des Kabinets. Chamberlain bleibt fast vollkommen vor Angriffen geschützt und das, obgleich die Indépendance belge den englischen Kolonialminister nach zwei Richtungen hin dokumentarisch auf das Schwerste zu kompromittiren vermocht hat. Sie veröffentlichte die sogenannten Hawkesley lettres, aus denen unzweideutig hervorgeht, daß Chamberlain tief in die südafrikanische Intrigue zur Zeit des Jameson-Einfalles verstrickt war, und sie veröffentlicht eine Reihe von Geschäftsprospekten, die darthun, daß Chamberlain selbst und seine nächsten Familienangehörigen sich im Besitze einer großen Masse von Aktien südafrikanischer Unternehmungen oder Unternehmungen zur Herstellung von Kriegsmaterial befinden. Diese Thatsachen verschweigen die großen englischen Zeitungen vollständig den englischen Lesern; das zeigt, wie stark die Stellung von Chamberlain ist, und wie stark seine Interessen mit denen der maßgebenden publizistischen Kreise verknüpft sein müssen.

Man hatte ohne jeden Beweis behauptet, daß die Transvaalregierung sich durch Gold eine wohlwollende Beurtheilung in der kontinentalen Presse zu sichern versucht habe. Eines ist zweifellos; für solche Beurtheilung sorgte weit zuverlässiger die englische offizielle Politik. die mit jeder ihrer Maßregeln die Sympathien für die Afrikander und Buren ergiebig steigern mußte. Die eine Partei hätte es also jedenfalls nicht nöthig gehabt, zu unlauteren Mitteln zu greifen; welchen Eindruck dagegen muß es auf dem Kontinent machen, daß den Angriffen auf Chamberlain eine Vertheidigung nicht engegengesetzt wird; sie werden vielmehr von der englischen Presse, die alles Wissenswerthe bringt — todtgeschwiegen. Something is rotten in the state of Denmark.

Ein Freund unseres Blattes, der gerade jetzt aus England zurückgekehrt ist, schildert uns seine Eindrücke. Nach seinen Beobachtungen beschränkt sich die Kriegspartei im Wesentlichen auf die reichen und sehr reichen Kreise, deren Einfluß auch die meisten Zeitungen beherrscht, während im Arbeiterstand und auch in der Bourgeoisie bis über den behäbigen Mittelstand hinaus nach keiner Richtung hin die Neigung besteht, Opfer für den Krieg zu bringen. Weder steuern diese Kreise Erhebliches für die zahlreichen Fonds bei, noch nehmen sie selbst in größerer Anzahl Kriegsdienste. Das Letztere tritt ganz augenfällig in die Erscheinung. Die Yeomanry, die nach Südafrika im ersten Rausch der Begeisterung entsandt werden sollte, geht nicht auf den Kriegsschauplatz — weil geeignete Mannschaften in ausreichender Zahl gar nicht vorhanden sind, und um die 500 City-Volontäre zusammenzubringen, mußte man vier Wochen in der Riesenstadt werben, und unser Gewährsmann, der diese Truppe bei ihrem Auszug sah, sagt, daß ein deutscher Turnverein mehr Haltung hat, als dieses Cityregiment aus zum Theil blutjungen Burschen zusammengesetzt. Solche Thatsachen zeigen den ganzen Ernst der Lage, in die Chamberlain — der Unantastbare — das Vereinigte Königreich gebracht hat.

Vom Kriegsschauplatz verlautet noch nichts entscheidendes. Buller hat einen Angriff bisher nicht gemacht; ein Theil seiner Truppen hat freilich die Tugela überschritten und wird nun kämpfen müssen mit dem Fluß im Rücken. Ist das ein Vortheil? In der Kapkolonie steht Alles beim Alten und aus Kimberley wird berichtet, daß die Lebensmittel auf die Neige gehen.

Wenn Rußland sich jetzt in Asien rührt, muß auch dem Kurzsichtigsten in England klar sein, wohin die Chamberlainsche Politik das Vereinigte Königreich geführt hat; in eine internationale Lage, die nur in langer und schwerer Arbeit wieder günstig wird umgestaltet werden können. Wir hoffen freilich, daß England hierfür die gesunden, antiimperialistischen, politischen Kräfte nicht fehlen werden.

In den Delegationen hat Graf Goluchowsky eine Rede gehalten, in der er mit Energie und Geschicklichkeit den Dreibund gegen die Vorwürfe extremer Czechen und einiger weniger extremer Ungarn vertheidigte. Der Friedensbund besteht, und auch vom österreichisch-ungarischen Standpunkt aus leistet er das, was er leisten soll: eine Friedensgewähr, die durch ihre solidarische Stärke wesentlich die militärischen Lasten Oesterreich-Ungarns erleichtert hat.

Es ist gut, daß dem Dreibund, dessen Bedeutung allzu bescheiden im Hintergrund zu verschwinden droht, von berufenem Munde wieder einmal ein solches Zeugniß vor Europa ausgestellt worden ist.

* * *

Der „erbärmliche" Kanal.

Die Interpellation der Konservativen wegen der Maßregelung der kanalgegnerischen Landräthe, mit der die Verhandlungen des Abgeordnetenhauses in der diesjährigen Session ihren Anfang nahmen, wurde vielfach nur als ein Schauturnier angesehen, dazu bestimmt, der konservativen Wählerschaft den Glauben an den gerechten Zorn der konservativen Partei zu stärken, ohne doch dabei es mit der Regierung selbst ernstlich zu verderben. Sicher bleibt auch dieses letztere Ziel der Kernpunkt der ganzen konservativen Politik, aber die konservativen Agrarier sind durch die Weichmüthigkeit und Schwäche der Regierung bereits so selbstbewußt geworden, daß sie es gar nicht einmal mehr für nöthig halten, in ihrer Kritik des Verhaltens der Regierung sich besondere Reserve aufzuerlegen. Der Verlauf, den die Maßregelungskampagne nahm, hat die Konservativen in ihrer Ueberzeugung von der Energielosigkeit der Regierung im Ernstfalle nur noch mehr bestärkt, und so konnte es geschehen, daß der Führer der Konservativen, der innerhalb der konservativen Partei eine ganz besondere Vertrauensstelle einnimmt, der langjährige Präsident des Hauses, Herr von Koeller, der Regierung bei seiner Begründung der Interpellation den schlimmsten politischen Schimpf anthun konnte, ohne daß von der Ministerbank auch nur mit einem Worte dagegen reagirt wurde. Herr von Koeller sprach mit unverhohlener Verachtung von dem „erbärmlichen" Kanal, d. h. von jenem Kulturwerk, für dessen Zustandekommen nicht nur das Ministerium, sondern auch der Träger der Krone in Preußen seinen ganzen Einfluß aufgeboten hat. Wie kann man — so etwa führte Herr von Koeller aus — auch nur ein Haar auf dem Haupte eines konservativen Landraths krümmen, um so eine elende Wasserrinne zur Vollendung zu bringen?! Und da sich seit Jahr und Tag thatsächlich unsere ganze innere Politik in Preußen um den Mittellandkanal gedreht hat, so bedeutet diese Kritik des konservativen Wortführers nichts anderes, als die blutigste politische Beleidigung, die man Staatsmännern überhaupt zufügen kann, indem man behauptet, sie wüßten nicht das Wichtige von dem Nichtigen zu unterscheiden, sie setzten an Pläne ihre ganze Kraft, die des Schweißes der Edlen nicht werth seien. Dem ganzen Ministerium war damit der Handschuh hingeworfen, und Niemand hob ihn auf. Selbst der redegewaltige Herr von Miquel drückte sich um diesen Hauptvorwurf herum, mittelst der Fiktion, die Interpellation beziehe sich nur auf die Rechtsfrage, ob durch die Maßregelung die Verfassung verletzt worden sei oder nicht.

Angesichts dieser schwächlichen Haltung der königlichen Staatsregierung ist das Zutrauen, die Regierung werde ihren Kanalfeldzug schließlich doch noch zum glücklichen Ende führen, außerordentlich tief gesunken. Als im vorigen August die Maßregelung der im Abgeordnetenhaus sitzenden konservativen Landräthe und Regierungspräsidenten erfolgte, haben wir diese Maßregel nicht bloß als verfassungswidrig und unzweckmäßig bezeichnet, sondern auch um deswillen abfällig kritisirt, weil wir der Regierung nicht die Entschlußfähigkeit zutrauten, die von dem Ministerpräsidenten in Aussicht genommene Revision des Verhältnisses der Re-

gierung zu der konservativen Partei vorzunehmen. Die Maßregel erschien uns mehr als ein Ausfluß des Unmuths über die Unbotmäßigkeit einzelner Personen, von denen man annahm, daß sie in dem Zustande eines bureaukratischen Vasallenverhältnisses ständen, denn als das Produkt eines konsequenten politischen Planes. Eine Reihe größerer Zeitungen, speziell der nationalliberalen Partei, war in dieser Beziehung anderer Ansicht und deshalb bereit, in der Rechtsfrage der Regierung die Wohlthaten des weitgehendsten Zweifels zukommen zu lassen. Jene Organe der öffentlichen Meinung haben sich ebenfalls in allen ihren Erwartungen von der Konsequenz der Regierungspolitik getäuscht gesehen, und so befindet sich die Regierung heute, bei der Wiederaufnahme ihrer Kanalpläne, nicht bloß dem agrarischen Widerstande, der aus dem bisherigen Triumphe nur neue Nahrung gesogen hat, sondern auch einem weitgehenden Mißtrauen der Kanalfreunde gegenüber, die heute weniger als je daran glauben, daß die Regierung jenes Maß von Energie anwenden wird, welches schlechterdings erforderlich ist, um ihre Kanalprojekte durchzusetzen.

Es war schon ein Fehler, daß man sich seitens der Regierung über den Kreis der in der letzten Session gemachten Zugeständnisse hat hinausdrängen lassen. Mit je mehr Zusatzprojekten man den Mittellandkanal bepackt, um so schwieriger muß es werden, dieses ganze Bündel auf einmal durch die Klippen der parlamentarischen Berathung hindurchzuführen. Das Naturgemäße und sachlich Zweckmäßigere war, die verschiedenen Projekte eins nach dem anderen einzubringen. Die Regierung hat aber augenscheinlich gemeint, durch Erweiterung des Kreises der unmittelbar an den neu zu bauenden Kanälen Interessirten die Kanalopposition zu schwächen, ohne dabei zu bedenken, daß das Gefühl, bei dieser großen Gabenvertheilung übergangen zu sein, in den Kreisen der nicht unmittelbar Interessirten nur um so stärker wird, je größer der Kuchen ist, der zur Vertheilung gelangt. Noch viel schlimmer aber ist es, daß die Erweiterung der Kanalpläne naturgemäß eine Verzögerung der Einbringung der ganzen Kanalvorlage zur Folge haben mußte. Die schlimmsten Skeptiker bezweifeln unter diesen Umständen, ob die erweiterte Kanalvorlage den Landtag in dieser Session überhaupt noch beschäftigen wird; sicher aber werden noch viele Wochen vergehen, bevor die neue Kanalvorlage an das Abgeordnetenhaus kommt. Es ist höchst unwahrscheinlich, daß die Kommission, an welche diese Vorlage verwiesen wird, noch vor Ostern ernsthaft in die Verhandlungen eintritt; damit aber erscheint es nahezu ausgeschlossen, die Berathung in der laufenden Session zum Abschluß zu bringen, und jedenfalls ist es ein Kinderspiel für die Kanalgegner, ohne auch nur den Schein der Obstruktion zu erwecken, die Kommissionsverhandlungen so lange hinzuziehen, daß eine gesetzgeberische Verabschiedung in diesem Sommer nicht mehr möglich wird. Die agrarische Presse spricht ja auch schon ganz unverhohlen von der Wahrscheinlichkeit, daß in der diesjährigen Session wieder nichts zu Stande kommt.

Um solche, zum Theil selbstverschuldete, Schwierigkeiten zu überwinden, dazu gehörte eine Regierung von Bismarck'scher Rücksichtslosigkeit; statt deren erblicken wir eine Regierung am Ruder, die sich von einem Führer der sogenannten Regierungspartei das Wort vom „erbärmlichen Kanal" an den Kopf werfen läßt, ohne dafür auch nur ein Wort der Erwiderung zu haben. Derselbe konservative Redner hat der Regierung auch den sarkastischen Rath gegeben, sie möchte den schönsten Sieg zu erringen suchen, den Sieg über sich selbst; auch darauf hat keiner der Herren Minister etwas zu antworten gewußt. Es scheint beinahe, als wenn man sich diesen Rath überlegen will. Bisher hat die Regierung in der Kanalfrage eine Niederlage und eine Demüthigung nach der anderen ruhig eingesteckt: — kein Wunder, daß der politische Pessimismus bei uns Orgien feiert.

Th. Barth.

Cobden's Argumente gegen Flottenvermehrungen.

(Schluß.)

Es ist heute unfruchtbar, länger dabei zu verweilen, was alles die Wandlung im englischen Volke hervorgebracht hat. Es ist eine Thatsache, daß sie da ist, und daß diese Wandlung von tief einschneidender Bedeutung ist für das Verhältniß zwischen Deutschland und England. In dem Maße, in dem Deutschland aus einem Agrarstaat in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr ein Industriestaat geworden ist, ist eine Handelsrivalität zwischen Deutschland und England entstanden. Unser Antheil am Welthandel hat den von England zwar noch nicht erreicht, aber er ist der nächstgrößte nach dem englischen, und mehr und mehr nähern sich unsere Welthandelsumsätze der englischen Ziffer. Sie sind von 1887 bis 1898 von $6^1/_2$ auf $9^1/_2$ Milliarden Mark, d. h. um rund 45 Proz. gestiegen, während der Antheil Englands am Welthandel relativ abnahm. In unzähligen Aeußerungen haben die Engländer ihrem steigenden Mißvergnügen über diesen unseren Aufschwung unverhohlen Ausdruck gegeben. Angesichts der Thatsache, daß in England an Stelle des Geistes eines Cobden der eines Chamberlain maßgebend geworden ist, sind augenscheinlich die Voraussetzungen nicht gegeben, unter denen Cobden Flotten und Flottenvermehrungen für überflüssige, ja schädliche Schutzmittel des Handels erklärt hat. Wir haben vielmehr zu gewärtigen, daß jener Geist der Brutalität, mit dem nach der wahrheitsgemäßen Angabe Cobden's England, nachdem es die Seeherrschaft erlangt hatte, diese mißbrauchte, nachdem er von Chamberlain wieder angefacht worden ist, nunmehr zu gewaltsamer Vernichtung dessen, was deutscher Fleiß und deutscher Unternehmungsgeist geschaffen, mißbraucht werde.

Suchen wir uns klar zu vergegenwärtigen, worin die Gefahr besteht, die uns bedroht.

Es ist kein Zweifel, daß es in erster Linie unser Außenhandel ist, der bedroht ist. Unser Außenhandel aber ist zur größeren Hälfte heute Seehandel, und zwar ist gerade unser Seehandel im letzten Jahrzehnt mehr als der Landhandel gestiegen.

Nach den Ausweisen der amtlichen Statistik des Deutschen Reichs über die Seereisen der deutschen Kauffahrteischiffe fanden — mit Ausnahme der in der großen Seefischerei thätigen Schiffe — im Jahre 1897 folgende Seereisen deutscher Kauffahrteischiffe mit Ladung statt: Zwischen deutschen und außerdeutschen Häfen 17 383 Reisen mit 9 416 331 Registertonnen, zwischen außerdeutschen Häfen 17 772 Reisen mit 24 361 597 Registertonnen. Verweilen wir zunächst einen Augenblick bei diesen letzteren. Die angegebenen Ziffern zeigen frappant die Bedeutung und Ausdehnung der deutschen Seeschifffahrt in überseeischen Gebieten. Sie übertrifft an Zahl der Reisen und noch mehr nach Zahl des Tonnengehalts der mit Ladung gefahrenen Schiffe die Seeschifffahrt zwischen deutschen und außerdeutschen Häfen. Die Schiffe der deutschen Rhederei verbleiben oft mehrere Jahre im Ausland und dienen hier besonders dem Küstenhandel. So wird der Frachtenverkehr an der chinesischen Küste zu einem großen Theile von deutschen Seglern und Dampfern vermittelt, welche meist erst in 8–10 Jahren den heimathlichen Hafen berühren, um daselbst größere Reparaturen vorzunehmen u. dgl. Zur Hebung dieses Verkehrs haben sich große Hamburger Firmen in Shanghai etablirt. Die Gewinne, welche die deutsche Handelsflotte als Frachtführer im Dienste des Auslands verdient, sind nach stattgefundenen Berechnungen sehr bedeutend. Man hat eine Frachtrate von 50 Mk. pro Tonne Ladung berechnet. Nach diesem Maßstab berechnet, käme auf die 17 772 Seereisen deutscher Kauffahrteischiffe mit 24 361 597 Registertonnen im Jahre 1897 eine Fracht-

einnahme von 121 807 985 Mk. Wenn man die im Ausland Seitens der Schiffe gemachten Auslagen mit der Hälfte dieses Betrages veranschlagt, so verbliebe demnach ein Reinertrag von rund 60 Millionen Mark, welchen Deutschland nur von seiner Seeschiffahrt zwischen außerdeutschen Häfen gewinnt.

Dazu kommt dann der Frachtgewinn aus den Seereisen zwischen deutschen und außerdeutschen Häfen. Nach obigem Maßstab berechnet, würde die Frachteinnahme im Jahre 1897 47 081 655 M. betragen haben. Rechnet man, daß davon ein Viertel im Ausland wieder verausgabt worden sei, so bliebe ein Reinertrag von rund 35 Millionen M.

Allein wichtiger als dieser Gewinn der Rhederei vom Verkehr zwischen deutschen und außerdeutschen Häfen ist des Letzteren Bedeutung für die heimische Volkswirthschaft.

Worauf beruht dieser Theil unseres Seeverkehres? Auf unserem Seehandel. Und worauf beruht dieser? Der Ausweis des Antheils der wichtigsten Waaren am deutschen Spezialhandel zeigt, daß er ganz überwiegend auf der Ausfuhr unserer Industrieprodukte und der Einfuhr der Rohprodukte anderer Länder beruht, welche zur Bezahlung anderer ausgeführten Industrieprodukte aus dem Ausland eingeführt werden. Wie Cobden, als er die Eingangs wiedergegebene Argumentation im Jahre 1836 schrieb, können wir also sagen das, wovon dieser Zweig unseres Seehandels lebt, sind die Produkte des heimischen Gewerbefleißes. Wie Cobden 1836 von England, können wir heute von uns sagen: Schutz des Handels durch die Flotte heißt so viel wie Schutz der Industrie. Das deutsche Reich aber ist heute ein Land mit überwiegenden industriellen Interessen.

Damit ist nun nicht etwa gesagt, daß dieser Schutz und demnach unsere Flotte für unsere Landwirthschaft gleichgültig wäre. Ganz im Gegentheil.

Wie ich bereits vor 2 Jahren in Nr. 386 der „Münchener Neuesten Nachrichten“ ausgeführt habe, ist die Stellung der Industrie zur Landwirthschaft heute gegen früher völlig verändert. Zur Zeit, da Deutschland noch überwiegend ein Agrarstaat war, bestand ein großer Theil seiner Ausfuhr aus Produkten der Landwirthschaft. Bis in die Mitte der siebziger Jahre war Deutschland ein Land, das mehr Weizen ausführte als einführte. Damals machte der überwiegend agrarische Charakter des Landes sich auch für Industrie und Handel in der Weise fühlbar, daß der Absatz der industriellen Produkte zu einem großen Theile von der Kauffähigkeit der heimischen ländlichen Bevölkerung abhing. Für jene Zeit galt das Sprichwort: „Hat der Bauer Geld, hat's die ganze Welt“, und für jene Zeit war dieser Spruch vollständig wahr. Aber mit der Verdrängung des deutschen Getreides vom Weltmarkt und dem Ueberwiegen der Bedeutung der Industrie über die Landwirthschaft hat sich das Verhältniß Beider verschoben. Für die Industrie ist der Absatz an die städtische Bevölkerung und der Absatz nach Außen heute weit wichtiger, als die Kauffähigkeit der nächstwohnenden Getreidebauern. Das Verhältniß von Industrie und Landwirthschaft hat sich heute umgekehrt. War die Zahlungsfähigkeit der ländlichen Bevölkerung früher maßgebend für den Absatz der gewerblichen Produkte, so liegt die Zukunft unserer Landwirthschaft nunmehr in der Zahlungsfähigkeit unserer industriellen Arbeiterbevölkerung, in der Entwicklung ihrer Bedürfnisse, in der damit Hand in Hand gehenden Steigerung ihrer Leistungsfähigkeit, die sie in Stand setzt, diesen steigenden Bedürfnissen zu genügen, und in der Anpassung der landwirthschaftlichen Produktion an diese gesteigerten Bedürfnisse der gewerblichen Arbeiterklasse. Unsere Landwirthschaft hat heute, was ja nun allmählich selbst in Ost- und Westpreußen anerkannt zu werden beginnt, das dringendste Interesse, daß in unmittelbarer Nähe der landwirthschaftlichen Produktion möglichst viele industrielle Zentren entstehen, an die sie Fleisch und andere landwirthschaftliche Produkte, bezüglich deren sie der Konkurrenz von Außen garnicht oder weniger ausgesetzt ist, absetzen kann. Wenn solche Industriezentren in ihrer unmittelbaren Nähe entstehen, wird die so veränderte landwirthschaftliche Produktion auch nicht mehr die Arbeitskräfte entbehren, die ihr naturgemäß fehlen, so lange sie, wie eine in den Motiven zur Alters- und Invalidenversicherung mitgetheilte Statistik besagt, für 50 Proz. aller Landarbeiter nur 25 Wochen im Jahre Beschäftigung hat. Nicht nur die Industrie, in nicht minderem Maße auch die Landwirthschaft hat heute also das größte Interesse an der Steigerung der Ausfuhr deutscher Produkte, und wenn eine Flottenvermehrung deren Absatz zu sichern nöthig erscheint, somit an einer Flottenvermehrung.

Bedarf es aber zur Sicherung des Absatzes der Industrieprodukte überhaupt einer Seemacht? Oder reicht nicht vielmehr, wie Cobden gesagt hat, die größere Wohlfeilheit unserer Produkte aus, um uns diesen Absatz zu sichern? Prüfen wir die Frage an der Hand der von ihm selbst vorgebrachten Argumente.

Ich beginne bei dem Argument, welches den unerheblichsten Theil unseres Handels betrifft, den Handel nach Ländern, welche zur Zeit erst anfangen, der europäischen Kultur erschlossen zu werden. Cobden meinte 1836, diese Länder seien heute ruhig und wohlgeordnet, und es bedürfe daher keiner Militärgewalt zur Sicherung der Interessen der Kaufleute in jenen Ländern. Ob die Behauptung für 1836 richtig war, sei dahingestellt. Heute ist sie es jedenfalls nicht. Ich verweise nur darauf, daß China, welches Cobden ausdrücklich als wohlgeordnet hervorhebt, in das Stadium der Auflösung eingetreten ist. Gerade für die Wahrung unserer Interessen in diesem Auflösungsprozeß ist eine starke Flotte von so selbsteinleuchtender Bedeutung, daß es keines weiteren Wortes zu ihrer Begründung bedarf. Nicht geringer ist die Bedeutung einer deutschen Machtentfaltung zur See für unseren Handel mit anderen der europäischen Kultur noch fernstehenden Völkern.

Sodann sagt Cobden, solange die Küste gegen den Einfall einer feindlichen Seemacht sicher sei, sei keine Gefahr, daß wir unserer gelernten Arbeiter beraubt oder daß unsere Fabriken durch einen Feind zerstört würden. Nun ist gewiß keine Gefahr, daß ein Feind von der Seeseite in Deutschland einbreche. Aber braucht es eines solchen Einbruchs, um unsere Arbeiterschaft und unsere Fabriken zu vernichten? Genügt dazu nicht schon, daß wir unseres Absatzes beraubt werden? Und ist es nicht gerade England gewesen, welches der von Cobden verlangten Beseitigung des Blockaderechts, des Besichtigungs- und Durchsuchungsrechts und des Prisenrechts sich jederzeit widersetzt hat, um seine Seeherrschaft zur Vernichtung der Handelsinteressen etwaiger Gegner nutzbrauchen zu können?

Ich will dabei auf den Fortbestand des Blockaderechts gar nicht das Hauptgewicht legen. Wir sind weder für unsere Getreideeinfuhr vom Seehandel abhängig, da ja Rußland und Oesterreich-Ungarn unsere Ostgrenze bilden, noch selbst für den Bezug der Rohstoffe, welche unsere Industrie aus dem Ausland erhält. Zudem pflegen Kriege in Europa heute nicht so lange zu dauern, daß eine vorübergehende Stockung der Zufuhr ernstliche Schwierigkeiten bereiten könnte. Dabei habe ich zu viel Vertrauen in unsere Diplomatie, als daß ich annehmen könnte, sie würde uns unvorbereitet in einen Krieg verwickeln, oder gar in einen Krieg, bei dem wir alle uns umgebenden Länder und England zu Feinden hätten. Nichtsdestoweniger könnte auch eine Blockade durch Störung und Erschwerung des Absatzes unserer Industrieprodukte uns schwere Verluste beibringen.

Aber weit größer ist die Gefahr, welche unserer Volkswirthschaft aus dem von England verursachten Fortbestand des Besichtigungs- und Durchsuchungsrechts und des Prisenrechts droht. Man erinnere sich doch an das, was Cobden selbst über die Brutalität gesagt hat, mit der die Engländer, nachdem sie die Seeherrschaft erlangt hatten, jedes Schiff, welches unter anderer Flagge die Meere irgendwelchen Breitegrades durchfurchte, verfolgten, es der De-

müthigung einer Besichtigung und Durchsuchung unterwarfen, und es als gute Prise davonführten, sobald es nicht bloß Kriegskontrebande, nein, nur Privateigenthum einer feindlichen Nation enthielt. Man lese sodann die in den englischen Blättern veröffentlichte Mittheilung der Frachtgesellschaften, wonach alle Verschiffungen nach Transvaal oder dem Oranje-Freistaat mit Konfiskation und das Schiff, das sie befördert, für die Dauer des Krieges mit Beschlagnahme bedroht sind.*) Cobden hat gesagt, es bestehe heute keine Gefahr von Seeräubern mehr. Gewiß! von privaten Seeräubern hört man — von den malayischen Gewässern vielleicht abgesehen — heute nichts mehr. Allein der Seeraub hat damit nicht aufgehört. In dem fehlenden Schutz des Privateigenthums zur See ist er vielmehr, so zu sagen, verstaatlicht, und, während Deutschland die zweitgrößte Handelsflotte der Welt hat, wird es, selbst nach Durchführung des z. Z. noch geltenden Flottengesetzes nur über eine ganz ungenügende Zahl von Kriegsschiffen verfügen, um diese Handelsflotte zu schützen.

Nun hoffe ich dringend, daß jene Pessimisten Unrecht behalten werden, welche einen Krieg zwischen England und Deutschland voraussehen; denn ein solcher Krieg würde die gesammte Kulturentwicklung um Jahrhunderte zurückwerfen und auf die Dauer nur Rußland und Amerika nützen. Aber das beste Mittel, um einem solchen Kriege vorzubeugen, ist, dem Gegner zu zeigen, daß wir ihn bestehen können. Denn der Krieg Englands gegen Transvaal hat gezeigt, in welchem Maße der Geist der Gewaltthätigkeit, dessen heftigster Gegner Cobden gewesen, über den Geist der Gerechtigkeit, der Englands innere Politik im 19. Jahrhundert zur Größe gebracht hat, triumphirt hat. Welche Gefahr aber der fehlende Schutz des Privateigenthums zur See bei solcher Gesinnung bereitet, zeigt die leitende Presse Englands. Ich will dabei gar nicht bei dem berüchtigten Germania delenda-Artikel der Saturday Review verweilen. Dieses Blatt war zu allen Zeiten ein Verehrer der brutalen Gewalt. Weit bedeutsamer ist es, wenn ein Blatt, das als Vertreter hoher sittlicher Ziele, von den ersten Schriftstellern Englands geschrieben, sich seine Stellung errungen hat, ganz ähnlich spricht. Das Wochenblatt The Spectator hat in einem am 16. Januar 1897 veröffentlichten Aufsatze die Folgen eines deutsch-englischen Krieges folgendermaßen ausgemalt:

„Mit der Kriegserklärung würde die ganze deutsche Handelsflotte England auf Gnade und Ungnade ausgeliefert sein, und schon in der ersten Woche nach Beginn des Krieges hätte dadurch Deutschland einen Verlust von vielen Millionen Pfund Sterl. erlitten. Weiter würde England die deutschen Handelshäuser im Ausland vernichten und damit das Reich einer Stütze im Welthandel berauben. Der völlige Zusammenbruch der großen deutschen Dampfergesellschaften wäre unvermeidlich. Die Blockade aller deutschen Häfen in der Ostsee und in der Nordsee würde nicht schwierig sein, „Deutschland hat nur kurze Küstenlinien und seine Hafeneinfahrten sind ganz besonders leicht zu sperren." Der dadurch bewirkte Verlust des deutschen Seehandels käme einer baaren Geldbuße von mindestens 2 Milliarden Mark gleich, während England so gut wie nichts verlieren würde. Das wären die Folgen eines Krieges, erklärt das Blatt. Denn in einem Kampfe mit England habe Deutschland keine Bundesgenossen: „Die Aussicht, daß Deutschland ein paar hundert Millionen Pfund Geldstrafe zahlen müßte, seine Kolonien und sein politisches und merkantiles Ansehen verlöre, würde von den Mächten keineswegs als eine Gefahr angesehen werden, die im Interesse des europäischen Gleichgewichts um jeden Preis vermieden werden müßte."

Das ist der Geist jener tapferen, arroganten, findigen Männer mit der Moral eines Seeräubers, wie ihn einer meiner englischen Freunde bereits vor zehn Jahren gekennzeichnet hat. Die Ausführung zeigt, welche Gefahr von Seeräubern, welche Cobden beseitigt glaubte, aus einem Kriege mit England heute dem deutschen Handel erwachsen würde. Und angesichts des steigenden Unbehagens, welches die wachsende Ausbreitung des deutschen Handels in England hervorgerufen hat, wer weiß, ob nicht England einmal ebenso einen Krieg mit Deutschland vom Zaun bricht, um sich mit einem Schlage des unbequemen Konkurrenten zu entledigen, wie es den Buren einen Krieg aufgenöthigt hat, um in Südafrika seine wirthschaftlichen Interessen zu wahren. So lange ein Chamberlain oder Chamberlain's Geist der in England bestimmende Faktor ist, ist auf gegentheilige Versicherungen kein Verlaß. Wenn noch ein Beleg hierfür nothwendig wäre, so hätte das die letzte Rede Chamberlain's über eine deutsch-englisch-amerikanische Allianz gezeigt.

Eine Vernichtung unseres Handels würde aber nicht blos die Vernichtung jenes deutschen Seehandels zwischen außerdeutschen Häfen bedeuten, der, wie bereits gezeigt, uns rund 60 Millionen Mark jährlichen Reinertrag abwirft. Es würde so viel sein, wie die Vernichtung unserer Industrie und damit die schwere Schädigung der von unserer Industrieblüte heute abhängigen Landwirthschaft. Tausende von Fabriken müßten geschlossen werden, Millionen von Arbeitern würden der Beschäftigung beraubt, die kauffähige Nachfrage für die Produkte unserer Landwirthschaft würde auf ein Minimum reduzirt.

Die Nothwendigkeit einer Verstärkung unserer Flotte auf das Maß des zur Abwehr dieser Gefahren Nothwendigen erscheint damit als im Interesse aller Klassen gelegen. Die einzige Frage ist nur noch, wie die Kosten gedeckt werden sollen. Der unselige Gedanke, sie auf dem Wege einer Erhöhung der Getreidezölle zu beschaffen, kann als definitiv beseitigt erachtet werden. Hat sich doch selbst der preußische Finanzminister von Miquel veranlaßt gesehen, ihn in der Versenkung verschwinden zu lassen, aus welcher er nie hätte auftauchen sollen. Als der einzig gangbare Weg erscheint nur die Deckung auf dem Wege der Anleihe. Allein auch zur Verzinsung dieser erhöhten Schuld können wir keine höheren Getreidezölle brauchen. Man erwäge doch: Die Aufbringung der mehr als 600 Millionen Mark, welche Armee und Marine schon jetzt jährlich erheischen, beruht heute auf unserer Industrie. Erklärt doch schon heute unsere Landwirthschaft, ohne Zuschüsse aus den Erträgnissen der Wirthschaften Anderer in der Form von Getreidezöllen und anderer Subventionen nicht bestehen zu können. Ein Erwerbszweig, der heute schon Unterstützung erhält, kann offenbar die Mittel für eine Flottenvermehrung nicht aufbringen. Unsere Industrie wird sie zahlen müssen. Soll aber unsere Industrie im Stande sein, zu der Last, die sie heute schon trägt, noch die Lasten eines Anwachsens unseres Marinebudgets um 100 Millionen jährlich auf sich zu nehmen, so muß sie vor Allem auf dem Weltmarkt konkurrenzfähig bleiben. Dazu aber ist für sie unentbehrlich, daß der erste Posten unter den Produktionskosten unserer Industrie, der Preis der Nahrungsmittel der industriellen Arbeiterbevölkerung, in Deutschland derselbe sei wie bei seinen Konkurrenten. Mögen insbesondere diejenigen unter den Liberalen, welche der Flottenverstärkung heute noch ablehnend gegenüberstehen, dies wohl überlegen. Wer die Flottenverstärkung bewilligt, erhält naturgemäß auch Einfluß auf die Art und Weise, wie ihre Kosten gedeckt werden. Die Liberalen können nur, indem sie sich nicht gegen die Nothwendigkeit der Flottenverstärkung verschließen, verhindern, daß die Deckung ihrer Kosten die vitalsten Interessen der heutigen deutschen Volkswirthschaft verletze.

Nun meine man aber nicht etwa, die Niederlagen, welche sich England in Transvaal geholt, werden dem Geist des Friedens und der Gerechtigkeit wieder die Oberhand über den Geist der Gewaltthätigkeit geben. Tapfere Nationen — und zu ihnen gehören die Engländer unstreitig — pflegen um so hartnäckiger zu werden, je mehr sie Widerstand finden. Wer die englischen Blätter liest, weiß, daß seit Beginn des Kriegs auch solche Kreise mehr und

*) Wie um dem deutschen Volke praktisch vor Augen zu führen, von welchen Gefahren sein Wohlstand durch den Fortbestand des Besichtigungs- und Durchsuchungsrechtes und des Prisenrechtes bedroht ist, hat die Beschlagnahme des Dampfers „Bundesrath" wenige Tage, nachdem mein Vortrag gehalten worden, dessen Ausführungen bestätigt.

mehr von dem Kampfgeist erfaßt werden, welche den Krieg gegen die Buren mißbilligten, während Andere betonen, da der Burenkrieg aufs Neue gezeigt habe, daß England eine Landmacht nicht sei, müsse es um so mehr mittelst seiner Flotte seine Seeherrschaft sichern. Da gilt es vorzubeugen, daß sich diese Seeherrschaft nicht gegen uns kehre. Angesichts der Darlegung, daß eine Vernichtung unseres Handels die Interessen selbst des geringsten unter unseren Arbeitern schwer schädigen würde, bedarf es aber zur Erkenntniß der Nothwendigkeit einer Flottenverstärkung, so daß sie unseren Handel auf allen Meeren zu schützen vermögen, gar keines besonderen Patriotismus. Es ist dazu nur das Maß der Menschlichkeit nöthig, das uns veranlaßt, unseren Mitmenschen, wenn sie gefährdet sind, beizuspringen. Gewiß, man hat Recht, wenn man betont, unser Handel sei ebenso wie der englische ohne Schutz einer Flotte aufgeblüht. Gewiß, ebendeshalb ist er so gesund und kräftig geworden. Aber wie die Engländer bedürfen wir einer Flotte, um unseren selbständig aufgeblühten Handel zu schützen. So lange das Privateigenthum auf den Meeren noch nicht ebenso geschützt ist wie das auf dem Land, ist dieser Handel von Seeraub bedroht. Und wenn es auch ein Irrthum ist, daß der Handel der Flagge folge, so muß doch die Flagge dem Handel folgen, um ihn vor solchem Seeraub zu schützen. Darauf hat der deutsche Handel und das mit ihm gleichinteressirte gesammte deutsche Volk gerechten Anspruch gegenüber dem Deutschen Reiche.

Lujo Brentano.

Parlamentsbriefe.

VI.

Im Abgeordnetenhause hat die erste Lesung des Etats begonnen. Die Akustik des Hauses ist schlecht, so daß man selbst den Finanzminister kaum versteht. Gewöhnlich hört man einen Minister besser als einen Abgeordneten, aus dem Grunde, weil man ihn hören will. Stille und Aufmerksamkeit überwinden eine schlechte Akustik. Es ist für einen Minister immer ein böses Zeichen, wenn er nicht mehr deutlich gehört wird. Und vollends der Finanzminister wird mit größerer Aufmerksamkeit angehört, als einer von den kleinen Ministern. Nun denn, die Thatsache ist nicht mehr in Zweifel zu ziehen, daß Herr von Miquel das Ohr des Hauses nicht mehr so hat, wie früher.

Vor allen Dingen hat er die Gunst der nationalliberalen Partei eingebüßt. Daß Herr von Eynern ihn angriff, der stets seine eignen Wege gegangen ist, mag wenig auffallen. Aber auch Herr Dr. Sattler, den man fast als einen Zögling des Herrn von Miquel betrachtete, hat in einer Rede, die jedenfalls sehr fleißig ausgearbeitet war, mit ihm gründlich abgerechnet. Herr von Miquel hat große Ueberschüsse, aber Ueberschüsse erzielen ist doch nicht der höchste Staatszweck. Die Ueberschüsse sollen verwandt werden, um Reformen herbeizuführen und für Reformen ist Herr von Miquel nicht zu haben.

Der Gedanke, den Herr von Miquel jetzt mit Vorliebe verfolgt, ist der, einen „Ausgleichungsfonds“ zu schaffen. Es soll in guten Jahren thesaurirt werden, damit der Minister auch in schlechten Jahren auf einen Ueberschuß hinweisen kann. Unter allen Vorschlägen, die ein Finanzminister machen kann, ist das wohl der allerschlechteste. Das Geld leistet an jeder anderen Stelle dem Verkehr und dem Gemeinwohl größere Dienste, als in der Kasse eines Finanzministers. Die konstitutionelle Stellung des Abgeordnetenhauses geht vollends in die Brüche, wenn nicht der Finanzminister von Zeit zu Zeit vor ihm als ein Bittender erscheinen muß. Anscheinend blüht Herrn von Miquel mit diesem Plan ebenso wenig ein Erfolg wie mit seinen früheren Plänen über die Gestaltung des Verhältnisses der Reichsfinanzen zu den Staatsfinanzen.

Die Nationalliberalen haben sich von Herrn von Miquel, dem Schöpfer des Heidelberger Programms, abgewandt. Die im Jahre 1887 eingeleitete Bewegung, welche diese Partei in die nächste Nähe der Konservativen rückte, scheint zum Stillstand gekommen zu sein. Die Konservativen haben sich des Herrn von Miquel nicht mit besonderer Wärme angenommen, und die Agrarier werfen ihm sogar vor, daß er die Börse noch nicht hinreichend plage.

Die beiden neuernannten Minister Studt und von Rheinbaben führten sich mit einigen Bemerkungen, welche die polnische Agitation betrafen, ziemlich geräuschlos ein.

Besonders unterstrichen zu werden verdient es, daß Herr von Miquel in einer beiläufigen Bemerkung wie auf etwas Selbverständliches darauf hinwies, daß möglicher Weise die Handelsverträge nicht erneuert werden. Daß er damit im Sinne des Fürsten von Hohenlohe gesprochen haben sollte, ist recht unwahrscheinlich.

Im Reichstage wurde über die Frage verhandelt, ob auf die Alters- und Invaliditätsversicherung nun die Wittwen- und Waisenversicherung folgen soll. Die logische Konsequenz zwingt Jeden, der mit dem bisherigen Gange der Sozialpolitik einverstanden gewesen ist, ein einfaches Ja zu sagen. wir, die wir diese ganze Richtung der Gesetzgebung bekämpft haben, sind diesem Zwange nicht unterworfen. Ein einfaches Ja hat der Staatssekretair des Innern nicht gesprochen. Er macht Bedenken geltend, aber solche Bedenken, die wir nicht gelten lassen können. Er ist der Ansicht, daß man der Industrie eine neue Last auferlegen könnte, daß man aber aus Rücksicht für die Landwirthschaft auch von der Industrie diese Last fern halten muß. Diese Zärtlichkeit, mit welcher man die Agrarier behandelt, verdirbt jeden Zweig der Politik.

Proteus.

Wilhelm von Humboldt als Staatsmann.

Beinahe gleichzeitig und in gleichem Verlag sind die Schlußbände der beiden dem Andenken Boyen's und Humboldt's gewidmeten Werke erschienen: jener freiheitlich und national gesinnten edlen Vorkämpfer Preußens, die zusammen 1819 vor der siegreichen Reaktion von ihren Ministerposten weichen mußten. Wenn kürzlich in diesen Blättern von Meinecke, dem Biographen Boyen's, gerühmt werden konnte, daß er seine Aufgabe in demselben Geist und mit derselben Gewissenhaftigkeit vollendet habe, wie er sie begonnen, so gilt das Gleiche auch von Bruno Gebhardt, dem verdienten Darsteller des staatsmännischen Wirkens Wilhelm von Humboldt's.*) Indessen hatte er, wie schon der Titel seines Buches andeutet, ein engeres Feld zu beackern. Für ihn handelte es sich nicht darum, ein alles umfassendes Lebensbild Humboldt's zu zeichnen. Nur eine Seite dieses überquellend reichen Geistes war von ihm ins Auge zu fassen. Während aber Boyen nach Jahren unfreiwilliger Muße im hohen Alter noch einmal auf die öffentliche Bühne geführt wird und die Zügel seines früheren Amtes wieder ergreift, ist Humboldt's politische Thätigkeit mit dem Jahre 1819 abgeschlossen. Auch Gebhardt hat demnach hier Halt zu machen. Es bleibt ihm nur übrig, an das Wort seines Helden, daß er froh sei, „nicht vom Aktentisch ins Grab taumeln

*) Wilhelm von Humboldt als Staatsmann. Von Bruno Gebhardt. Zweiter Band. Bis zum Ausscheiden aus dem Amt. Stuttgart 1899. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, 461 S.

zu müssen", und an einige seiner Aeußerungen über politische Fragen aus späterer Zeit zu erinnern, ehe er dazu schreitet, in einem Schlußwart einen Rückblick auf die gesammte staatsmännische Laufbahn Humboldt's zu werfen.

Bedingt die Auswahl des Stoffes wesentliche Unterschiede im Aufbau des Meinecke'schen und des Gebhardt'schen Werkes, so weichen die beiden Autoren auch in der Formgebung nicht unbedeutend von einander ab. Gebhardt vermeidet die Einflechtung hypothetischer Betrachtungen. Er verschwindet für gewöhnlich hinter seinem Gegenstand. Er läßt mit Vorliebe, statt über die Thatsachen zu reflektiren, die Thatsachen selbst sprechen. Nur in jenem Schlußwort tritt er selbst mit seinem Urtheil in den Vordergrund. Dies Urtheil, sorgsam abgewogen, wie es ist, wird dem Staatsmann Humboldt vollkommen gerecht, ohne zu verschweigen, daß die staatsmännischen Aufgaben doch immer nur „ein untergeordnetes Moment im Gange seines Lebens" blieben. In Humboldt „mit seiner Hochschätzung, vielleicht Ueberschätzung der Ideen" und „mit seiner Geringschätzung, vielleicht Unterschätzung der realen Verhältnisse" erblicken wir den Staatsmann, „wie ihn eben nur die klassische Epoche unserer Litteratur hervorbringen konnte". „Die Grundlage seines Wesens, der hahe Idealismus, verklärt auch seine Wirksamkeit als Politiker und läßt ihn besonders berufen erscheinen für die Arbeit im inneren Staatsleben."

Der ganze zweite Band des Gebhardt'schen Werkes bildet gleichsam den Kammentar zu diesen Leitsätzen. Er gliedert sich in zwei Hauptgruppen. In der einen wird die diplomatische Thätigkeit Humboldt's während der Befreiungskriege und während des Wiener Kongresses beleuchtet. In der anderen handelt es sich vornehmlich um die Würdigung seiner Leistungen am deutschen Bundestag, im Staatsrath und im Ministerium. Die kurze Episode der Landoner Gesandtschaft kammt hier kaum in Betracht. Ueberblickt man zunächst Humboldt's diplomatisches Wirken in den Jahren 1813 bis 1816, so findet man bewahrheitet, daß er im Grunde „zu groß zum Diplomaten war". Varnhagen von Ense drückte das mit den Worten aus: „Auch die Klugheit und Gewandtheit hatten bei ihm einen höheren Charakter und gemeine List und Täuschung fanden darin keine Stelle." Indessen auch Humboldt verdient vollen Glauben, wenn er zu seiner Selbstvertheidigung sagt: „Keiner kann mir mit Recht schuld geben, daß, solange ich habe handeln müssen, ich nicht ganz dabei gewesen wäre." Das Mißlingen oder die Unvallständigkeit des Erfolges so mancher diplomatischer Feldzüge, an denen er damals betheiligt war, entspringt viel weniger aus seinem Mangel an Talent und Energie als aus der Unmöglichkeit, frei, nach eigenem Gutdünken und unter eigener Verantwortlichkeit zu handeln.

Nirgends vielleicht tritt dies klarer hervor als in der Geschichte der deutschen Verfassungsfrage, die mit „dem Werk der Verlegenheit und Scham", wie der Historiker Luden es nannte, mit der Anfertigung der deutschen Bundesakte endigte. Gebhardt sagt nicht zu viel, wenn er behauptet: „Von allem, was Humboldt erstrebt hatte: feste Bindung der Staaten besonders in militärischer Hinsicht, Uebergewicht und Gleichstellung Preußens und Oesterreichs, Landstände mit ausgedehnten Rechten, Schutz der Unterthanen gegen landesherrliche Willkür durch ein Bundesgericht, Rechtssicherheit durch genaue Ordnung der Instanzen, ausgedehnte individuelle Rechte, Schutz der Mediatisirten — von alledem war nichts erreicht. Blatt um Blatt war von seinen Entwürfen gefallen, nutzlos und erfolglos war seine Thätigkeit geblieben." Es geht zu weit, wenn er „die Schuld an diesem traurigen Ergebniß" einzig und allein „der unglücklichen Wendung Preußens in der polnischen Frage" beimißt. Andere Momente, wie die partikularistische Gesinnung der königlichen Regierungen des ehemaligen Rheinbundes und die von Anfang an abweichenden Interessen Oesterreichs, wirkten doch bestimmend mit. Aber die Bedeutung jener „unglücklichen Wendung Preußens" für die Lösung der deutschen Verfassungsfrage ist schwerlich jemals in so helles Licht gerückt worden wie hier. Es war Gebhardt noch nicht möglich, die wichtige Arbeit Fournier's: „Zur Geschichte der polnischen Frage 1814 und 1815" zu verwerthen, die kürzlich in den „Mittheilungen des Institutes für österreichische Geschichte" erschienen ist. Um so größeren Gewinn hat er aus dem nachgelassenen Werke W. A. Schmidt's: „Geschichte der Deutschen Verfassungsfrage 1812 bis 1815" zu ziehen gewußt. Freilich kann er aus der Fülle der ihm zu Gebote stehenden Aktenstücke Schmidt's Darstellung hie und da ergänzen. Auch gewinnt er, besonders durch schärfere Hervorhebung der Daten, ein besseres Verständniß für das Verhalten Metternich's. Aber in sehr wichtigen Punkten kommt er der Auffassung Schmidt's zu Hilfe. Er trägt vor allem das Seinige zur Zerstörung der Legende bei, die Treitschke, um Friedrich Wilhelm III. über Gebühr auf Kosten seiner Rathgeber zu erhöhen, gewoben hat. „Indem der König, bemerkt Gebhardt, auf Rußlands Seite trat, stieß er das preußenfreundliche England vor den Kopf und gab dem österreichischen Kabinett zu dessen größter Freude und Erleichterung seine valle Handlungsfreiheit wieder; nun stellte es sich auf allen Wegen — auch in der deutschen Verfassungsfrage — Preußen feindlich entgegen."

Wenden wir uns zur Betrachtung der zweiten Hauptgruppe von Gegenständen, die der vorliegende Schlußband des Gebhardt'schen Werkes behandelt, sa ist weitaus der wichtigste Humboldt's Theilnahme an der Geschichte der preußischen Verfassungsfrage. Auch hier erwirbt sich Gebhardt das Verdienst, nach anderen, Treitschke's Darstellung einer gründlichen Karrektur zu unterwerfen. Die Rolle, die Humboldt gegenüber Hardenberg spielte, erscheint in viel reinerem Licht. Sein Vorgehen war in der That nur van sachlichen, nicht von persönlichen Beweggründen eingegeben. Hält man dies fest, so wird man auch stark in Zweifel ziehen dürfen, ob unter günstigeren äußeren Umständen, ohne die Demagogenverfolgung, ohne Friedrich Wilhelm's III. Hingabe an Metternich's Rathschläge in Teplitz, ohne die unseligen Karlsbader Beschlüsse, zwischen Hardenberg und Humboldt eine Uebereinstimmung über die Gestaltung der preußischen Verfassung zu erzielen gewesen wäre. Gebhardt glaubt es mit Bestimmtheit annehmen zu dürfen. Aber schan die Unterschiede der graßen Humboldt'schen Verfassungsdenkschrift vam Februar 1819 und des Hardenberg'schen Maientwurfes vam gleichen Jahre sind nicht gering zu achten. Die stärkste Abweichung, über die durch kein Kompromiß hinwegzukommen gewesen wäre, besteht, wie Gebhardt selbst hervorhebt, in den Vorschlägen der Wahl von Repräsentanten. Mit Humboldt's eigenen Worten zu reden: Kommunalversammlungen, Provinzialstände, Reichsstände sollten nach seiner Ansicht „alle unmittelbar aus der Nation hervorgehen", aber nicht, wie Hardenberg bestimmte, „gleich den Nürnberger Schachteln eine aus der anderen hervarkriechen". Durch die Teplitzer Abrede gebunden, durfte Hardenberg sich nicht beikommen lassen, zu wiederholen, was nach in seinem Maientwurf als Skizze eines „allgemeinen Landtags" geprangt hatte. Allerdings beweisen seine am 11. August dem König eingereichten „Ideen zu einer landständischen Verfassung", daß er es für möglich hielt, Metternich zu überlisten. Aber er ließ gerade einige der wichtigsten Fragen offen. Unter diesen war, was Gebhardt S. 393 verkennt, die Frage der Periodicität des allgemeinen Landtags.

Leider ist der Verfassungsentwurf, den Humboldt der Verfassungskommissian einreichte, bisher nicht aufzufinden gewesen. Gebhardt's Vermuthung, daß er sich im Ganzen und Großen mit der Denkschrift vom Februar 1819 gedeckt haben wird, hat viel für sich. Läge er uns im Wortlaut vor, so würde wohl unwiderleglich erwiesen, daß Humbaldt für Hardenberg's Methode des Lavirens und der Halbheiten nimmermehr zu haben war. Ihm kam es nicht auf „eine liberale Gleisnerei" an, wie Stein, vielleicht in Erinnerung an die „interimistische Nationalrepräsentation" van 1812 bis

1815, sie hinter Hardenberg's Plänen lauern sah. Er erstrebte in besonnenem Abwägen von Rechten und Pflichten eine wahre politische Erziehung des Volkes zur Freiheit durch Selbstverwaltung und Verfassung. Eine der glänzendsten Partieen des vorliegenden Bandes ist dem Nachweis gewidmet, wie ernst es ihm damit war. Nichts kann lehrreicher sein als der Vergleich seiner Ideen mit den damals herrschenden Theorieen und mit den damals bereits in Wirksamkeit stehenden Konstitutionen. Gebhardt gewinnt als Ergebniß: „Unzweifelhaft steht Humboldt in seinen Anschauungen denen der durch Dahlmann repräsentirten Richtung am nächsten . . In der Berührung mit den Grundsätzen des später sich stärker entwickelnden historischen Liberalismus gewinnt er gerade die Mittelstraße zwischen rechts und links, auf der allein ein gedeihliches und fruchtbringendes Vorwärtsschreiten möglich war."

Zum Schlusse sei noch auf einen Satz hingewiesen, der in seiner allgemeinen Fassung sicher weiter geht als der, welcher ihn geschrieben, ihn gemeint hat. Indem Gebhardt das gesammte politische Wirken Humboldt's an der höchsten Aufgabe des Staatsmannes mißt, sagt er von diesem ohne irgendwelche Einschränkung: „Ihm müssen der Erfolg, das Ziel, das Resultat alles, die Mittel nichts sein; diese sind nebensächlich, ergriffene und beiseite gelegte Werkzeuge, wechselnd nach dem Augenblick, **gleichgültig nach Form und Art**, wenn nur das Endergebniß erreicht wird". Es braucht nicht bemerkt zu werden, welcher Auslegung die hier durch den Druck hervorgehobenen Worte ehemals sich oft genug dargeboten haben. Auch heute noch gibt es jenseits und diesseits des Kanals Staatsmänner, die keinen anderen Kodex politischer Moral zu kennen scheinen. Sollte er aber je der herrschende zu werden drohen, so wird ein Genius von der „Perikleischen Hoheit des Sinnes" eines Humboldt Schwachen zur Stärkung und Verzagten zur Ermuthigung dienen können.

Zürich. Alfred Stern.

Soldatenspiegel.

Gustav Freytag's Bilder aus der deutschen Vergangenheit haben den Gedanken zu einem großen Kulturwerk gezeugt, das nach seinen ersten Aeußerungen an starker Anschauungsfreude und lebenschaffender Beschwörungskraft des Vorbildes werth ist.

Georg Steinhausen, den die Leser der „Nation" aus Beiträgen für dieses Blatt kennen, der Kulturhistoriker, der vergangener Zeit Gestalt und Geist aus Büchern und Papier zu wirksamer Gegenwart erweckte, hat sich mit dem Leipziger Verleger Eugen Diederichs zur Herausgabe von „Monographien zur deutschen Kulturgeschichte" verbunden, deren erste von dem Archivar Georg Liebe verfaßt ist und zum Helden den Soldaten der deutschen Vergangenheit hat.

Eine große Revue der Stände, ein Museum der öffentlichen und Privatalterthümer, von den Kundigsten erläutert, sollen diese Monographien werden, und nicht nur ein Bilderbuch ohne Bilder, sondern reich gerüstet mit bildlichen Zeugnissen der Zeit. Die Jahrhunderte sollen durch ihre eigenen Zeichen zu uns reden.

Auf diesem Theatrum mundi wird sich im wechselnden Reigen das Leben des Arztes, des Geistlichen, des Handwerkers, des Bauern, des Kaufmanns abspielen. Und die charakteristischen Typen werden auf einer Bühne und einem Hintergrund stehen, die in Requisiten und Realien ein buntes und treues Abbild alter Art ist. Die Einzelszenen der Repräsentanten unterbrechen auf erweiterter Bühne reiche Gruppenbilder, Kulturintermezzi aus der Geselligkeit, dem Hofleben, der Familie.

Der Charakter dieses Werkes hat noch eine Besonderheit, die ihn von manchen anderen kulturgeschichtlichen Miscellenbüchern markant unterscheidet. Es stammt nicht wie diese aus rein wissenschaftlichen oder litterarischen Interessen. Mindestens ebenso starken Antheil hat an ihm der jetzt so rege dekorative kunstgewerbliche Sinn.

Nicht nur mit den Augen des Forschers werden hier die Vergangenheiten angesehen, sondern vor allem mit den Augen des sammelnden Liebhabers.

Die Freude an den Antiquitäten, die Liebe feinerer Menschen für Stücke, die von der Geschmacks- und Gefühlswelt verflossener Tage zeugen und von ihrer Atmosphäre umwittert sind, gibt diesen Büchern ihre Note.

Wir sind jetzt empfänglicher denn je für Stilreize: aus Kostümen, Möbeln, Geräthen, Bijoux einer Epoche ihre Seele zu analysiren ist ein künstlerischer Genuß.

Solchen Neigungen dienen diese dekorativen Kulturstudien. Schon in ihrem Aeußeren wollen sie einen Stimmungseindruck geben. Papier und Druck, die Reproduktion der zum Theil seltenen mit großer Sorge zusammengebrachten alten Blätter, ist für das Wesen der dargestellten Vorgänge mit sicherem Gefühl gefunden.

Die Art dieses Werkes verhält sich zur zünftigen Kulturgeschichte, wie eine Antiquitätensammlung, die in Intérieurrekonstruktionen ein Gesammtbild alter Art und Kunst geben will, ein getreues Abbild der Vergangenheit, jedes Ding an seinem Platz in der Anwendung täglichen Lebens, die Stühle um den Tisch, darauf die Krüge, die Wappenscheiben und Verglasungen wirklich im Fensterrahmen, daß die Sonne in ihnen spielt — zu einem Museum, das schematisch seine Schätze rubrizirt in Stoffsammlungen, Fayencen, Möbeln, Gläsern.

Das hat sicher seinen großen instruktiven Werth, es ist wissenschaftlicher. Das andere aber ist lebendiger.

* * *

Der Soldatenspiegel, der die Reihe eröffnet, zeigt in einem Rahmen voll reicher heraldisch-emblematischer Zierrathe, Bilder aus vier Jahrhunderten.

Georg Liebe läßt seine Truppen anschaulich manöveriren. Er legt Werth darauf, daß seine Akteure ihre eigene Sprache reden, daß die Zeit durch ihre eigene Zeugnisse sich erklärt: zu den Bildern der alten Zeit die Texte aus den kraft- und lebensvollsten Büchern der Epoche. Er selbst macht sich zum Chorführer und Regisseur.

„Wer in den Krieg will ziehen,
Der soll gerüstet sein.
Was soll er mit ihm führen?
Ein schönes Fräuelein,
Ein langer Spieß, ein kurzer Degen,
Den Herren wöllen wir suchen,
Der uns Geld und Bescheid soll geben."

So singen die „Frumben Landsknechte", die unter Jörg von Frundsberg bei Pavia und Bicocca siegten und die Hauptstadt der Welt einnahmen. Es ist die hohe Zeit des Kriegers. Er fühlt sich als Herr des Lebens. Er trägt nicht mehr die knappere Tracht des fünfzehnten Jahrhunderts, wie wir sie auf den frühen Stichen Dürer's und des Lukas von Leyden sehen. In prahlerischer Ueppigkeit zieht er daher. War eine Stadt erobert, so ward die Beute kostbarer Stoffe mit den Spießen ausgemessen. Bauschige Kleiderpracht, seidenbunt, geschlitzt und gepufft umwallt nun die Glieder. Das Zeichen kärglicher Tage, die Zerschlissenheit und Zerfetztheit des Gewandes, aus dessen Rissen das Unterfutter quillt, wird jetzt in übermüthiger Laune zur prunkvollen Modenüance geprägt.

So stolziren sie auf den fliegenden Blättern des sechzehnten Jahrhunderts, die sich dem Hosenteufel ergeben, bunt bebändert, federüberwallt, rauschend, raschelnd, schillernd — Landsknecht-fron-frou.

Aber in der weibisch-weichlichen Tracht stecken ganze Kerle, ganze im Guten und Bösen.

Das Hochgefühl des Kriegers ist zum Ueberschwang gesteigert. Die Waffenehre ist unabhängig vom Geburtsstande jetzt wieder allen zugänglich gemacht. Jetzt „ist die Ehre des Kampfes und seine wilde Poesie allen offen" und „durch Mannesthat für jeden zu gewinnen, was eines Mannes Herz erfreuen mochte". Die Lust der Lieder und der Waffen, der Rausch der Gefahr, der Preis des Schlachtentodes, lachenden Lebensverschwendens blüht und trotzige Weisen ertönen, mehr an Walhall's Heldenherrlichkeit gemahnend, als an den Christenhimmel:

Ei werd ich dann erschossen,
Erschossen auf breiter Heid,
Man trägt mich auf langen Spießen,
Ein Grab ist mir bereit;
So schlägt man mir den Pumerlein Pum,
Der ist mir neunmal lieber
Denn aller Pfaffen Gebrumm.

Das Gefühl der Fahnen- und Standesehre ist leidenschaftlich erhöht.

Welchen Schwung und Herrenhochgemuth hat Dürer seinem Fähnrich gegeben, der an der Küste einsam mit der flatternden Fahne steht, die Hand mit wuchtigem Griff am Schwert und den bewehrten Fuß besitzergreifend auf der neuen Erde. Ein Gegenbild zu Böcklin's Abenteuerer. Dieser Fahnenträger hat mit den Worten seines Obersten die Todesweihe erhalten:

„Ihr Fähnriche, da befehle ich euch die Fähnlein mit der Bedingung, wann ihr werdet in die Hand geschossen, darin ihr das Fähnlein tragt, daß ihrs in die andere nehmt, werdet ihr in dieselbe auch geschädigt, so werdet ihr das Fähnlein ins Maul nehmen. Werdet ihr aber von den Feinden überdrungen, sollt ihr euch darein wickeln und euer Leib und Leben darinnen lassen, ehe ihr euer Fähnlein mit Gewalt nehmen lasset."

Andere Blätter zeigen aber auch die Kehrseite. Ein altes Märchen zählt zu den Unmöglichsten von allem: „ein Fähnlein teutscher Knechte, die nüchtern sein". Und die Trommel ruft nicht nur zum Streit, sondern sie steht auch vor dem Schenkzelt mit dem Humpen am langen Spieß, und auf dem Kalbsfell tönt statt des „Pumerlein Pum" der Schlägel, das Klappern der Würfel um Geld und Gut. Und über der Trommel blitzen schließlich die Schwerter der raufenden Spieler auf.

Und statt der poetischen Kriegsbilder gibt es Karikaturen wie jene aus dem Berliner Kupferstichkabinet, die den dickwanstigen Landsknecht mit dem Buben als Gegenstück zu Falstaff und dem Pagen darstellt, und derb handfeste unpathetische Holzschnitte, wie der Stoffel Allwegwol von Peter Flötner.

Zu solchen Bildern paßt „Schimpf und Ernst" der buntscheckigen Landsknechtsschwänke und -satiren, die auf dem Boden des sechzehnten Jahrhunderts üppig wucherten, die Sankt Peterschalkerein bei Hans Sachs, die bitterbösen Verse Murner's und die zahllosen Miscellen der Anekdotenbücher.

Von den privilegirten Standeslastern wird im siebzehnten Jahrhundert am meisten die Prahlsucht karikirt, die eine ganze europäische Litteratur erweckt hat, die Gattung des allerorten variirten komischen Heldengedichtes auf den Bramarbas, den Capitano spavendo, den Eisenbeißer.

Und wenn wir den „Simplizissimus" aufschlagen, so finden wir die Bilder schlimmster Entartung: „Soff, Spiel und Mädels die Menge", Galgenvögel, keifende Weiber in den Lagergassen, Marodeure, Bauernmarterungen, Vagabundenthum, Schmarotzer.

Statt des Würfelns auf der Trommel kommt jetzt ein reguläres Spielbanksystem mit Kroupiers in Aufnahme. Als Ehrenort wird ihr ein freier Platz im Lager vor dem Zelt des Oberbefehlshabers eingeräumt, ein Platz nach Grimmelshausen's Beschreibung „ungefähr so groß wie der alte Markt zu Köln, überall mit Mänteln überstreut und mit Tischen bestellt". „Jede Gesellschaft hatte drei viereckige Schelmenbeiner, denen sie ihr Glück vertrauten, so hatte auch jeder Mantel oder Tisch einen Scholderer, deren Amt war, daß sie Richter sein und zusehn sollten, daß keinem Unrecht geschehe." Ein Kammont wie in Monte Carlo. Nur daß für dies Plein air-jeu altdeutschen Lagerlebens ein pikanter Reiz hinzukam durch die nicht zu übersehende Allgegenwart des hochragenden Quartiergalgens, der sich auf demselben Ehrenplatz erhob, zur schleunigen, nicht immer gerechten, aber immer energischen todsicheren Schlichtung aller Spielstreitigkeiten.

Neben den krassen, die Niederungen der Zeit rauh malenden Bildern und Szenen sieht man auch Gestalten nicht unedler Art, die ritterliche Abenteuerlust in die wirren Zickzackwege kriegerischen Erlebens treibt. So das chevalereske Porträt des jungen holsteinischen Edelmannes Detlev Ahlefeld, der von sich selbst sagt:

„Ich war ein junger Mensch, gesund, vigourös und der nicht gern in Ruhe sein konnte noch mochte, sondern wie ich erst einmal das Soldatenleben geschmecket, gefiel mir selbiges so wohl wegen der vorfallenden großen Geschäfte, Debanchen, des Klingens der Pauken und Trompeten, der aufwartenden Offiziere und täglich im Kriege vorfallenden Renkontren, daß ich danach je mehr und mehr Lust dazu bekam und um so viel weniger wiederum abstehen konnte, als ich vorher von meinen lieben Eltern und nochmols von meinem Hofmeister zu aller Modestie, Sittsamkeit und Meidung all solcher Gesellschaft erzogen und angehalten worden."

Neben diesen Percy Heißsporn voll liebenswürdiger Ritterlichkeit tritt eine andere gleichfalls sympathische Figur, die in dieser verstörten Zeit die seltenen Eigenschaften aufrechter Ehrlichkeit und ehrenhafter Gradheit zeigt.

Es ist die eckige Holzschnittgestalt des wackeren Wendelin Schildknecht, der Stadt Stettin Ingenieur und Zeugmeister. Sein robustes kernhaftes Wesen spricht saftig aus seinem Buch über die Kunst Festungen zu bauen (1652). Dies Werk, nicht allein „gründlich und ausführlich" sondern auch „lustig und anmuthig" zu lesen, ist in einem in rothem Sammet mit Goldschnitt gebundenen Widmungsexemplar für den Großen Kurfürsten erhalten.

„Nicht vor Klosternonnen" hat der alte Haudegen geschrieben, sondern „vor kunstliebende Soldaten", vor allem für seine beiden Söhne, die Obersten der Leibgarde des Herzogs von Meklenburg-Güstrow.

Zur Belehrung, daß er ihnen „diese hochlöbliche Kriegskunst gleich einem Claret eintröchtern möchte, welches mein Fürnehmen Gott Lod mich nicht betrogen, sondern ziemlich gelungen hat".

Mit prachtvoller sinnfälliger Anschaulichkeit und derbem Humor erfüllt er seinen Stoff. So spricht er von den befestigten Rathhäusern mit Thürmen an den Ecken und Schießscharten:

„Welches Gebäu den meuternden Soldaten und dem aufrührerischen Pöfel ein Dorn in den Augen und dann auch dem einbrechenden Feinde eine Krazbürste von harten Säuborsten in der Nase sein wird, zuvoraus wenn man aus allen Häusern beiderseits, da er ankommt, gute Laugen mit Musketen, Steinen, Pechkränzen und dergleichen Naschwerk aufgießen hilft. Auf solche Weise, wenn nur nicht alsofort den Inwohnern das Herz in die Hosen sinket, kann man sich wohl noch eines Feindes entledigen, daß er das Kuhfenster, wodurch er hereingekommen, wieder zu suchen gezwungen wird, doch oftmals auch nicht weiß, wie er es wieder finden soll."

Der alte Kriegsknecht spricht aus einer sturm- und drangvollen Erfahrung heraus. Ueberall war er dabei, wo in den letzten vierzig Jahren Kugeln pfiffen und er trägt die Orden der Zeit an seinem rauhen Leibe:

„Wer mir dies nicht glauben will, der komm ins Bad, wenn ich drinnen sitze, so wird er mit Augen sehn, daß mir eine sechsunddreißigpfündige Karthaunenkugel ein Pfund Fleisch vom Leibe weg gerafselt,

ohne die anderen Narben, da Blei gelessen und herausgeschnitten; jedoch das rechte Auge, welches mir anno 29 aus dem Visir geschossen, sehen die Leute außerhalb dem Bade in den Kirchen wohl."

Aus solcher Sprache klingt der ferne Nachhall altgermanischer Reckenspäße, der wetterharte Humor des Walthariliedes, dem Narben und Wunden und Kriegsgebrest nur dröhnenden Gelächters werth sind.

Solche Menschen aus dem vollen sind aber in der Zeit selten, die gerade im Soldaten den schlimmsten Zeugen ihres Tiefstands hat.

Doch bald hebt sich wieder die Linie. Die Periode des Großen Kurfürsten und seiner Nachfolger, der großen Soldatenmeister, kommt, die auf allen Gebieten völlige Reorganisation bringt. Allgemeine Wehrpflicht wird eingeführt, Gleichmäßigkeit der Tracht. Mehr und mehr wird auch die Nothwendigkeit theoretischer Kenntnisse erkannt.

Kriegsschulen und Kriegsakademien werden eingerichtet, die in der Aufstellung von Schlacht- und Lagerordnungen, Festungsbau, Geschützkunde und Heeresverwaltung unterrichten.

Die „Kriegsstudenten hatten sich gottesfürchtig, ehrbar, mäßig und gehorsam zu erweisen, keinem durfte ein Bürger über fünf Gulden borgen."

1653 begründete der Große Kurfürst zu Kolberg eine Ritterakademie. Der pommersche Adel schien ihm wohl besonders einer solchen moralischen Bildungsanstalt bedürftig, von ihm sagte er sehr ungenirt und kräftig:

„Daß die jungen Edelleute gar zu zeitig Junkern und der Schule und Studirens überdrüssig werden; item daß diejenen die in den Krieg ziehen, von Noth und Beschwerdigkeit, die es darinn gibt, gar zu leicht ermüden, zu Hause kommen, sich wie ihr Nachbar thut zu nähren resolviren und daselbst bei fünf Pauern die Regierung zu führen, im Krug und sonsten Zeche zu halten und nach dem Dudei eins herum zu tanzen gelusten lassen, darüber mancher ein elender Sudler und Mistkratzer wird, welcher, wenn er mit einem rechtschaffenen Fürhaben sein Glück zu suchen ausginge und sich nach Balzer Sachtelebens zu ordentlicher Stunde bereiteter Mahlzeit, weichem Bette und guten Kopfkissen nicht gar zu zeitig sehnte, sein Glück in der Welt noch wohl fände."

Dann kommt die Zeit der Riesen, der „langen Kerle", die Zeit des militärischen Schönheitskanons, den Flemming in seinem Buch „Der vollkommene Teutsche Soldat" sehr ernsthaft formulirt:

„Ein Grenadier muß nicht weibisch aussehen, sondern furchtbar, von schwarzbraunem Angesicht, schwarzen Haaren, mit einem schwarzen Knebelbart, nicht leicht lachen aber freundlich thun."

Und weiter die Fritzenzeit. Wir erleben sie mit in den Kupfern Chodowiecki's. Im zierlichsten Rahmen der stramme Drill des preußischen Exerziermeisters, der den Stock tanzen läßt, daß die Zöpfe unter dem Dreispitz fliegen. Wir hören die Grenadier- und Husarenlieder: „Ihr verfluchten Kerls, sprach Seine Majestät, daß jeder in der Bataille seinen Mann mir steht" und „Wir preußischen Husaren, wann kriegen wir Geld? Wir müssen marschiren ins weite Feld." Die Helden der Zeit werden lebendig, der schlichte Zieten und Seidlitz, die Fontanelieblinge. Seidlitz, dessen Lebensrythmus plein carrière vor allem Fontane in sporenklirrenden, voll Elan dahinsingenden Versen gesungen hat, charakterisirt Georg Liebe: „eine dämonische Heldengestalt im bestechenden Glanz aller jener Eigenschaften, mit denen zuweilen das Schicksal seine Lieblinge schmückt; schön tollkühn, von eisiger Rücksichtslosigkeit des Wollens und einer wilden Genußsucht, so ist er durchs Leben gestürmt, alle Kränze an sich reißend, einem frühen Ende zu".

Wir mögen ihn uns denken, gleich dem Offizier im flatternden Dolman auf dem Bilde Chodowiecki's, der sieghaft mit herrischer Geberde die nur schwach sich sträubende Rokokoschöne in die Arme nimmt. Er wirbt nicht lange, er zeigt nicht Gold, im Sturm erringt er den Minnesold.

Der reifste Zeitzeuge Lessing tritt auf, und was er dichterisch vom großen König und seinen Offizieren aussagt, bekräftigen die Memoiren der Zeit, des Leutnants v… Hülsen und des Musketiers Dominicus, die Briefe u… Lieder der Soldaten voll kräftigem Selbstgefühl und fr… licher Zuversicht:

Friedericus ruft, unser König
Alles frisch ins Gewehr.
Es wollen soviele Feinde
Auf unsere Preußen daher.

Oestreicher, Russen und Sachsen,
Franzosen, die schwören zum Streit,
Die wollen uns ganz auffressen,
Zeigt, daß ihr Kerls seid.

Friedericus, sei nicht bange,
Wir werden schon fertig mit sie;
Thu du uns nur kommandiren,
So pfeffern wir ihnen die Brüh'.

Von den Siegen des großen Königs führt uns d… Buch durch die Zeit der schweren Noth zu neuer Morg… röthe über den Gräbern von Metz, und der letzte Solda… name, in dem das Buch ausklingt, ist der Name Mol…

So wird Zeughaus und Rüstkammer zur Ruhm… halle. Aber nicht als Knacksußapotheose in Gesinnu… tüchtigkeit schwelgend, gibt sich dieser nationale Schluß… sondern in der wortkarg gehaltenen herben Art He… Kleist'schen Deutschthums.

Felix Poppenberg.

Ernst Heilborn: Kleefeld.*)

Kleefeld war Feldwebel, und als er die Uniform … gezogen hatte, wurde er Küster an der böhmischen K… in der Mauerstraße zu Berlin. Seine Frau hatte … Lebenslauf in einem Berliner Gemüsekeller begonnen … war dann mit ihrer gesammten Verwandtschaft zu behäb… Wohlstand durch den Verkauf von Schöneberger Länder… gelangt. Als die Erzählung beginnt, ist Vater Kleefeld … und Mutter Kleefeld sitzt warm, doch bescheiden in … sauberen Wittwenwohnung, wo die Kunst durch Oeldr… bilder, das Kunstgewerbe durch eine goldglänzende Zink… krone vertreten war, wo um den altmodischen Tisch … modische grüne Ripsmeubels mit gehäkelten weißen Dec… standen, und wo bei harmlosen abendlichen Festlichkeiten der … liche Duft des Kalbsbratens, den Apfelmus und Preiselbee… harmonisch umgaben, die Stimmung der vorahnenden G… erhöhte; auch eine Torte — natürlich vom Konditor Schilling … erschien bei solchen Gelegenheiten zum Schluß der T… während die Alltagsbedürfnisse des Leibes mit Jauer… Würsten nebst Bratkartoffeln wohl bestritten zu werde… pflegten.

Von dem, was dem Magen geboten wurde, … schon mit einiger Ausführlichkeit berichtet werden, denn … dem Grünkramkeller entstammte, verehelichte Feldwebel… gattin und jetzt verwittwete Frau Küsterin, war mit ihre… praktischen Berliner Kleinbürgerverstande der Ansicht, daß … gar sicherer Weg zum Herzen der Menschen selbst … eine täglich wiederkehrende, gut gekochte Tasse Kaf… führen könne.

Von dem „Geistigen", wie der Berliner sagt, wurde … man in der unmittelbaren Nähe der Mama Kleefeld … aufdringlich belästigt. Ins Litterarische übersetzt, bedeuten … Jauersche Würstchen mit Bratkartoffeln, beleuchtet von … Zinkgußkrone, etwa die „Gartenlaube", und als den …

*) Stuttgart. 1900. J. G. Cotta Nachfolger.

essantesten Mittelpunkt einer Zeitung — es muß die „Vossische" sein — wird Frau Kleefeld neben den Familiennachrichten jenen Abschnitt betrachtet haben, wo das „Lokale" säuftiglich in das mehr erregende Kriminalistische übergeht. Sie würde gewiß von der „Vossischen" abgegangen und Abonnentin des „Lokalanzeigers" geworden sein, wenn der in der Zeit ihrer litterarischen Bildungsfähigkeit bereits zu Berlin in seiner jetzigen grandiosen Blüthe gestanden hätte.

Sie war eine Frau von gesundem Menschenverstand, grundbrav, mit ein ganz klein wenig Berliner Malice, ohne jedes Protzenthum, die sich wohl fühlte in ihrem warmen Nest, und die daher kein Verlangen trug über ihre enge Sphäre hinaus auf das Glatteis der sogenannten höheren Gesellschaft vorzudringen. Zu ihrer Berliner klugen Hausbackenheit gesellte sich als Dessert des Lebens, von dem man nur vorsichtig und mit Verstand genießt, etwas schwärmerische Sentimentalität, wie sie dem älteren Geschlechte, das die Luft von 1848 geathmet hat, eigen zu sein pflegt. Solche altmodische Hausbackenheit und solche Sentimentalität gehören zusammen wie zu dem gesunden Berliner altdeutschen Napfkuchen, der einem mit seiner Trockenheit einigermaßen schwer durch die Kehle geht, die einzelnen eingebackenen fremdländischen Rosinen, die eine märkisch-lyrische Bäckerphantasie zur Kontrastwirkung in diesen Kuchen erfunden hat.

Wäre Frau Kleefeld Hausbesitzerin in Berlin gewesen, es wäre unbedenklich zu ihr gezogen; das ganze Haus wäre propre gewesen, und ohne Tyrannei hätte sie auf eine anständige Hausordnung gehalten, bei der jeder Miether zu seinem Recht gekommen wäre. Und Niemanden hätte sie über Gebühr gesteigert. Ich bin auch sehr froh, Frau Kleefeld aus der Mauerstraße in so feiner Zeichnung kennen gelernt zu haben; aber ich bin eben so froh, nicht drei Mal in der Woche meine Abende am Tische der Frau Kleefeld mit dem Blick auf den gemalten Düppeler Sturm, verbringen zu müssen.

Frau Kleefeld in der Kunst, — so gut gesehen, so gut und mit so leichter und mit so sicherer Hand gezeichnet, ist sehr amüsant; denn sie ist nicht nur sie selbst, sondern sie ist, so individuell sie zwischen den Seiten dieses Buches lebt, doch zugleich ein echter Typus des tüchtigen weiblichen Berliner Kleinbürgerthums, das Lesen gelernt hat, um bis zu den erschütternden dramatisch-shakespearischen Genüssen der Gerichtsverhandlungen in der Zeitungsbeilage vordringen zu können. Im Leben würde man der guten Frau Kleefeld im Vorbeigehen freundlich zunicken, und sie würde wieder nicken, und die allermenschlichsten Schwächen der Grüßenden hätten ihre klaren Berliner Augen gewiß recht schnell erspäht. Aber mit ihr beschäftigen würde man sich nicht. Nur die Kunst vermag die Langeweile auch eines engen Lebens amüsant und reizvoll zu machen, und die Kunst von Heilborn thut es.

Frau Kleefeld hat einen Sohn, der im Buche als Assessor und Reserveleutnant auftaucht und als verabschiedeter Geheimer Ober-Regierungsrath und ehemaliger Vortragender Rath im Kultusministerium untertaucht. Zu Mutter und Sohn kommt noch im Hause eine verwaiste Nichte, gleichfalls wohlhabend aus Schöneberger Grundstückprovenienz.

Um Mutter Kleefeld gruppirt sich, mit wenigen Strichen charakterisirt, eine kleine Anzahl aus der Gruppe jener vortrefflichen Menschen, die im Grunewald Eierschaalen und Papier als Zeichen ihrer Naturschwärmerei zurücklassen. Neben Kleefeld Sohn erscheinen Typen des preußischen Beamtenthums und des preußischen Offizierkorps, und die schlanke Cousine endlich mit dem ruhigen klugen Gesicht ist Lehrerin und mit anderen Lehrerinnen liest man nicht mehr Nathan den Weisen, Hamlet und Uriel Acosta, sondern Broschüren über die Rechte und über die Pflichten der Frauen, und auf diese bescheidenen, für neue ernste Ideen erglühenden jungen und späteren Mädchen, die sich zu innerer Selbstständigkeit dem Leben gegenüber durchzuringen suchten, schaut von der Wand herab die George Sand, und John Stuart Mill — in Lichtdruck und auf gemeinsame Kosten angeschafft — ich nehme an die George Sand mit einiger französisch-weltkundiger Malice.

Es sind lebende Gestalten, jene drei, die Mutter, der Sohn, die Cousine, die in der kleinen Wohnung neben einander leben; jede zugleich charakteristisch für eine ganze Gruppe unserer Generation; die Berliner Spießbürgerin mit ihrer Vergangenheit im Grünkramkeller; die ernste aufgeklärte und vorurtheilslose Lehrerin; und der Herr Sohn, moderner Assessor und Reserveleutnant.

Diese Lehrerin ist durchaus keine Emanzipirte; sie ist ein warm empfindendes kluges Mädchen und ihr gesundes starkes Gefühl macht sie auch unabhängig den Vorurtheilen des Lebens gegenüber. Weder Abenteurerlust noch säuerliches Raisonnement der Sitzengebliebenen führt sie der modernen Frauenbewegung zu. Als ihr Leben von der Liebe und der Ehe nicht ausgefüllt wird, fühlt sie das Bedürfniß an einem neuen Ideal sich aufzurichten; das findet sie in der Richtung von John Stuart Mill, und als in ihrer nächsten Nähe sich eine entsagungsvolle Aufgabe für eine weiche, gütige Frauenhand wieder bietet, hat auch sie den Weg zurückgefunden zu den abgeschlossenen, stillen, häuslichen Tugenden. Sie ist eine von Denen, die stark und klug genug sind, um ein inhaltloses Dasein nicht ertragen zu wollen; die aus dem häuslichen Leben hinaustreten, wenn die Häuslichkeit leer ist; und die so weiblich sind, daß sie sofort wieder fest Wurzel in der Häuslichkeit fassen können, wenn diese einem echten Weibe eine Aufgabe zu bieten vermag. Das sind die Allerbesten.

Und er endlich. Wenn man von ihm sagen wollte, er sei ein Streber, so thäte man ihm bitteres Unrecht. Er ist kein Streber im gewöhnlichen und gemeinen Sinne des Wortes; er ist nicht eine jener Gestalten, die — vor Allem karikirt — schon zu Dutzenden in der Litteratur herumlaufen. Er ist etwas viel feineres, etwas sehr gut beobachtetes und echt preußisches. Er trägt zwar natürlich eine Bartbinde und der Spiegel spielt in seinem Assessordasein keine ganz kleine Rolle; aber er ist doch zugleich ein ungewöhnlich korrekter, unantastbarer, pflichtgetreuer und tüchtiger Mensch, der es aus eigener Kraft trotz seiner Grünkramahnen zum Ober-Regierungsrath und Vortragenden Rath im Kultusministerium gebracht hat; es fehlt ihm nur eine Kleinigkeit, jenes warme Herz, das innere Selbstständigkeit und innere Freiheit verleiht, und das seine Cousine besitzt. Der Anstoß für ihn kommt nicht aus dem Inneren, sondern muß immer von Außen kommen. Er, der Sohn des preußischen Feldwebels, kann ohne das preußische Kommando nicht leben. Seine stramme Korrektheit ließe sich freilich zu nichts kommandiren, was er für unehrenhaft hielte, aber diese Korrektheit, die ihren Maßstab allein an der herrschenden Regel findet, und die weder in Herzenswärme, noch in Unabhängigkeit des Denkens wurzelt, gibt doch nur das weiter, was heute als giltige Meinung Umlaufskurs hat. Und da Kleefeld zur Zeit von Bismarck gelebt hat und Beamter war, so spiegelt dieser Geist wieder, was er von dem Titanen aufgefaßt hat.

Kleefeld ist kein gemeiner Streber; aber er hat in der Sonne und im Schatten von Bismarck gelebt, wie eine Pflanze zog sich sein Wuchs nach diesem Schatten und dieser Sonne, die ihm gespendet worden sind. Das war das Schicksal von Tausenden bei uns, und daß eine solche Gestalt gerecht aufgefaßt worden ist, gibt dem kleinen Buche seinen selbständigen Werth.

Solche Kleefelds sind ein echt preußisches Gewächs; es gibt sie in der Armee, in der Bureaukratie, im bürgerlichen Leben, und es ist ganz gleich, ob sie der bureaukratischen, der militärischen und der Disziplin eines radikalen politischen Parteiführers unterstehen; die bewegende Kraft ist jedesmal eine andere; aber die bewegte Maschine weist denselben Typus auf. Sie müssen kommandirt werden, und wenn man sie gut kommandirt, sind sie das ausgezeichnetste Menschenmaterial von

der Welt, aber schlecht kommandirt und ohne Kommando sinken sie in sich zusammen und sind nichts. Mit solchen Werkzeugen ist der preußische Staat gebaut worden, aber es mußte stets Jemand vorhanden sein, der sich dieser Werkzeuge bediente. Die selbständigen Werkmeister waren immer bei uns selten; der besten Werkzeuge gibt es aber eine scheinbar unerschöpfliche Fülle.

Als Kleefeld nicht mehr ein Rad in der großen bureaukratischen Maschine ist, steht die Welt für diesen Mann, der durch sein Studium und seine Thätigkeit mit dem größten Interesse zusammen zu hängen schien, still. Die Gegensätze im Kleefeld'schen Haus haben sich inzwischen bürgerlich sanft gelöst. Mutter Kleefeld ist todt; die Cousine, die den Cousin trotz seiner Schwächen, die sie klar erkennt, liebte, hat entsagt, und rundlich werdend, findet sie sich liebevoll darin, mit dem langsam, alternden Geheimen Ober-Regierungsrath a. D. fürsorgend und still in Steglitz in einem Gartenhaus unter ausgestopften Vögeln, Schlangen und Mineralien bei Hund und Katze ein abgeschlossenes Sonderlingsleben zu führen.

Die kleine, sehr gut geschriebene Erzählung, die sich auf 156 Seiten abspielt, muthet an, wie eines der holländischen Familienportraitbilder der späteren Zeit, da man nicht mehr mit breiter genialer Kraft, aber mit sauberer Feinheit in engem Rahmen malte. Diese Gestalten, die in der philiströsen Bürgerstube sitzen, lassen manchmal eine ganze Zeit wieder erstehen, und auch dieses Buch voll typischer Züge gibt gut getroffene Menschen, denen wir heute und gestern begegneten, auf dem Hintergrund einer großen Zeit, der unseren: Die gewaltige Bismarck'sche Zeit, gespiegelt in den Bewohnern der engen Küsterwohnung in der Mauerstraße. Die Erzählung ist ein kleines Kulturbild, ein fein realistisches Familienporträt von historischem Werth. Hier liegt der größte Reiz und die Bedeutung des Buches.

Es ist der erste veröffentlichte „Roman" von Ernst Heilborn, und es ist sehr merkwürdig, daß in dem schmalen Buche nichts den Anfänger verräth; die Sicherheit in der Gestaltung der künstlerischen Form und die humane Gerechtigkeit in der Auffassung der Menschen sind sonst Attribute des Alters und langer Kunstübung.

P. Nathan.

Griechische Denker.*)

In einem Zeitalter, in welchem die Historiker der Philosophie sich zumeist in minutiösen Einzeluntersuchungen erschöpfen, wirkt eine von großen Gesichtspunkten ausgehende Darstellung wie eine befreiende That; aus dem Qualm all des polemischen Beiwerkes tritt in scharfen Umrissen wieder die Epoche selbst hervor und stellt sich dem Forscherauge in ihrer Totalität dar. Im höchsten Maße aber empfinden wir diese Genugthuung, wo es sich um eine neue Darstellung der Geschichte der griechischen Philosophie handelt, die für alle späteren Generationen von Denkern die Grundlage der Spekulation geschaffen hat und deren Keime in ununterbrochener Kontinuität die Denkarbeit zweier Jahrtausende aufsprießen ließen. In Eduard Zeller hat die griechische Philosophie ihren klassischen Historiker gefunden und sein monumentales Werk bleibt für alle Zeiten ein Denkmal tief eindringender deutscher Gelehrsamkeit. Aber doch läßt, wie Gomperz uns zeigt, die Materie noch eine wesentlich andere Behandlung zu. Durch die Subtilität seiner kritisch-philologischen Methode hat Zeller der mischen Theil allzu großen Spielraum gewährt un selben so anschwellen lassen, daß der Leser vom Ge Entwicklung immer wieder auf Details abgelenkt das Wichtigste aber ist, daß Zeller seiner ganzen ge Struktur nach den modernen naturwissenschaftlichen trinen, die heute zum Nerv aller Philosophie geworden zu fern steht. So ergab sich für ihn zwischen der und der neuen Philosophie kaum ein dünner Stran Beziehungen und der Leser konnte sich vom geistige sammenhang der beiden Epochen keine richtige Vor machen.

In diese Lücke tritt nun Gomperz ergänzen und groß ist der Gewinnst, der sich aus Gomperz' Ve heit mit den modernen exakten Wissenschaften ergibt elastischer Forschergeist hat nie vor den Grenzpfähle eine engbrüstige Spezialwissenschaft aufrichtete, Halt ge mit hellseherischer Kombinationsgabe hat er auf de schiedensten Gebieten der Alterthumswissenschaft üb Abgründe der Ueberlieferung Brücken geistvoller muthungen geschlagen. Gleichzeitig hat er aber die seines Gesichtskreises auch über alles Andere erstreckt bei der Darstellung eines Kulturbildes in Betracht Sprachforschung, Anthropologie, Völkerpsychologie das wird ohne die anspruchsvolle Pose des Poly herangezogen und organisch verarbeitet. So bek Darstellung einen geradezu encyklopädischen Charak Grenzscheiden der Einzeldoktrinen fallen und es e die Perspektive auf ein grandioses Kulturgemälde: Pulse des antiken Lebens, des öffentlichen und p wird die prüfende Hand gelegt und das Räderwerk sammten Epoche scheint vor unseren Augen in B zu sein. Am Schlusse jedes Abschnittes wird das auf eine kurze Formel gebracht, welche die Erg lapidaren und plastischen Worten zusammenfaß fesselnde Ton der Darstellung aber, der durch da Werk geht, scheint uns in einem **methodischen** seine Erklärung zu finden: Gomperz läßt alle die geistigen Entwicklungen sich in einzelnen Gestalten, Trägern der Probleme, vollziehen. Er schreibt Geschichte der Systeme, sondern führt uns den Str der Entwicklung **in** den einzelnen Geistesheroen vor mehr individualisirende als schematisirende Behandlung reizvolle Form gefunden: der Styl ist von einer bl Fülle des Ausdrucks, von bildkräftiger Plastik und reicher Gluth. Die einzelnen Gestalten werden m ihrem Milieu, ihrem spezifischen Lokalkolorit vorgefü schweben unserer Phantasie als lebensvolle Gebilde Nie vorher sind einer historischen Darstellung der sophie die Schätze eines gehobenen Styls in gleichem zu Gute gekommen. Auf diesem Gebiete schien lange dürre Reizlosigkeit zu den unerläßlichen Darstel mitteln zu gehören.

Es ist kaum möglich, in einer engen Skizze reichströmenden Inhalt ein auch nur einigermaßen reichendes Bild zu geben.

Der **erste Band** des Werkes, der vollendet führt die Geschichte der griechischen Denker von den Anfängen bis auf Sokrates fort. Das **erste** Buch uns, wie aus den Bemühungen der jonischen Natur sophen um die Lösung der Weltprobleme zwei moderne Chemie fruchtbare Gedanken, die Lehre Grundstoffen und von der Unzerstörbarkeit des hervorgegangen sind. Das **zweite** Buch: „Von der physik zur positiven Wissenschaft" betitelt, läßt die Anaxagoras und Empedocles vor uns erstehen **dritten**, welches „das Zeitalter der Aufklärung" treten besonders die Atomistiker mit ihren auch heutige Physik so ertragreichen Gedanken vor uns einem besonders werthvollen Abschnitt werden die in ihrer epochemachenden Bedeutung gekennzeichnet derbar versteht es Gomperz, überall in den ersten versuchen ahnungsvolle Ansätze moderner Errungenschaften aufzuweisen: wir sehen zwischen der anaximandrischen

*) Theodor Gomperz: „Griechische Denker, eine Geschichte der griechischen Philosophie. Leipzig. Veit und Comp. I. Bd. 384 p. II. Bd. im Erscheinen begriffen.

von der Schöpfung und der modernen Descendenztheorie, zwischen der Stofflehre des Empedocles und der modernen Chemie die Fäden der Verwandtschaft schweben, finden bei Galilei, Descartes und Gassendi demokritische Gedanken, und Parallelen zwischen dem perikleischen Zeitalter und der Renaissance tauchen auf; wir sehen da und dort in der Antike Gedanken aufblitzen, deren Priorität man bisher Laplace und Montesquieu zuerkannte und überall schon keimkräftige Ideen moderner Artung aufsprossen, die damals nur durch den Mangel an Methode nicht zu voller Frucht reifen konnten.

Der **zweite Band** setzt mit Sokrates ein, der nach Gomperz ein Mann mit heißem Herzen und kaltem Kopf, ein Dampfkessel, der ein Eiswerk in Bewegung setzt, ein Enthusiast der Nüchternheit ist, dessen bis zum Martyrium gesteigerte Leidenschaft der Klärung des Intellekts galt, und dessen Durst nach Reinheit der Begriffe so stark war, wie der eines ekstatischen Schwärmers nach Vereinigung mit der Gottheit. Der hingerichtete Sokrates aber lebt fort in den sokratischen Schulen: und sie alle, die Cyrenäiker, die Megariker und die Cyniker bewahren die Grundgedanken des Meisters, wenn auch in vielfacher Verzerrung. Sie alle führt uns Gomperz nun vor: die Cyniker mit ihrem an Rousseau gemahnenden Ruf nach Rückkehr zur Natur, mit ihrer Tolstoiisch anmuthenden Geringschätzung des Konventionellen; dann die Megariker, die durch ihre Diskussion über das Verhältniß des Allgemeinbegriffes zu den Einzeldingen Herbart vorarbeiten; schließlich die Cyrenäer mit ihrem Versuche, individuelle Selbstliebe mit allgemeinem Wohlergehen in Einklang zu bringen, ein Ziel, das Helvetius, d'Alembert und Holbach beschäftigte. Alle diese kleinen Zweige am Baum des Sokratismus überschattet aber Plato, der ebenfalls sokratische Elemente fortbildet, jedoch alle Anderen durch den Reichthum seiner **Individualität** überflügelt. Gomperz zeigt in planvollem Aufbau all die Elemente auf, die zur Gestaltung von Plato's geistiger Physiognomie beitrugen und tritt dann an die Schilderung der schriftstellerischen Laufbahn Plato's heran. Aus jeder Epoche führt er uns einen Dialog vor, der für die betreffende Schaffensperiode des Philosophen typisch sein soll: der kleine Hippias, Laches und Charmides figuriren als Vertreter der ersten Periode, dann folgt Protagoras; und mitten im Gorgias bricht die dritte Lieferung des zweiten Bandes — so viel ist bisher erschienen — ab.

Wenn wir auf das ganze Werk zurückblicken, scheint uns die Gegenwart ganz von antiken Samenkörnern befruchtet und vor uns baut sich das stolze Bild der Vermählung zweier Epochen auf. Das ist von ungeheurer Wichtigkeit in einer Zeit, wo man die Antike für einen abgestorbenen Baum erklären will. Ein Buch wie Gomperz' „Griechische Denker" ist mehr als ein litteraturgeschichtliches Ereigniß: es steht auf einer kulturhistorischen Warte, kann den Strom der modernen Bildung wieder in das antike Bett zurückleiten und für die richtige Bewerthung des unschätzbaren hellenischen Geistesgehalts neue Grundlagen schaffen.

Prag. Eugen Holzner.

Zu Heine's Gedächtniß. Dramatische Gesellschaft. Bonn. 1899.

Die Dramatische Gesellschaft in Bonn hat ein kleines, ganz vortreffliches Schriftchen herausgegeben, um, wie es im Vorwort heißt, „eine gerechtere Würdigung Heine's zu fördeen." Eine erhebliche Anzahl hervorragender deutscher Schriftsteller ist um ein Urtheil über Heine in Versen oder in Prosa ersucht worden, und diese Sammlung wird jetzt gedruckt der Natian vorgelegt. Ganz ausgezeichnete Aeußerungen sind da vereinigt worden. Unter denjenigen, die beigesteuert haden, finden sich freilich auch viele Namen von allerdestem Klange: Aldenhoven, Ludwig v. Bar, Max umb Else Bernstein-München, J. J. David-Wien, Kuno Fischer-Heidelberg, Karl Frenzel, Ludwig Fulda, Otto Gildemeister, Eduarb Hanslick-Wien, Liliencron, Wilh. Raabe, Rodenberg, Spielhagen, Stuck-München, Paul Heyse, Erich Schmidt, Widmann-Bern und wie viele andere.

Ein paar dieser Aeußerungen seien hierher gesetzt:

Karl Aldenhoven in Köln schreibt:

Deutsch war Dein Lied und deutsche Art zu weiden
In Seldstverspottung tief gehegtes Leiben,
Deutsch, wie Du gegen die Philister fochtest,
Doch undeutsch war, daß Du nicht heucheln mochtest.

Paul Heyse sagt:

Als Goethe stard, da fingen
Die Musen zu trauern an.
Doch hoben sie neu die Schwingen,
Und das hat mit seinem Singen
Der Heinrich Heine gethan.

Und endlich sei noch Otto Gildemeisters reizvolles kleines Gedicht hierher gesetzt:

Ich frage: wie sang der Sänger?
Sonst misch' ich mich nicht in den Streit,
Mich dünkt, ihn hat ein gestrenger
Kunstrichter gerichtet, — die Zeit.

Mich dünkt, daß er ihr Examen
Summa cum laude destand:
Noch — nennt man die besten Namen —
Wird auch der seine genannt.

An eins nur gemahnt mich der Name,
Nicht an der Zeloten Geschrei,
Nein, nur an wundersame
Gewaltige Melodei.

Was nie dezweifelt werden konnte, stellt dieses kleine Heft erneut fest; es gibt bei uns eine Heine-Gemeinde, der eine Elite Deutschlands beizurechnen ist. Sollte man hieraus nicht die Konsequenz ziehen?

Die herrschenden Vorurtheile verhindeen, daß Heine in Deutschland ein Denkmal erhält. An und für sich liegt an einem solchen Denkmal wirklich nur dann etwas, wenn es ein Meisterwerk der Bildhauerkunst ist. Eine ganze Reihe ber Befragten sagt es: Heine dleibt Heine auch ohne Denkmal. Ader freilich daran liegt etwas, daß jene Stellungnahme der maßgedenden Kreise sich nicht für ein Verdikt der Natian ausgeden kann. Und die dramatische Gesellschaft in Bonn hat trefflich gehandelt, ihren gedruckten Protest in die Welt gehen zu lassen.

Man könnte und sollte jedoch noch einen Schritt thun und dem papiernen Protest einen Protest in edlem Marmor hinzufügen. Wozu braucht es denn unter allen Umständen der Genehmigung von Regierungen umb Kommunalbehörden zur Aufstellung eines Denkmals? Warum dringt man nicht einen Fonds zusammen, hinreichend für die Errichtung eines schönen Standdildes und für den Ankauf eines schönen und geeigneten Platzes an irgenb einer beziehungsreichen Stätte Deutschlands? Auf diesen Platz kommt das Denkmal, umgeben von Gartenanlagen und diese umgeben von einem Gitter, das für jene, die wollen, sich öffnet. Platz, Denkmal und Anlage sind Privateigenthum derer, die zur Errichtung beisteuerten. Dann haden wir ein Heine-Denkmal, dem sich jeder nahen kann, und es descheinigt dieses Denkmal den öffentlichen Gewalten in Deutschland zu ewigem Ruhme, daß einer der größten unserer lyrischen Dichter vor ihren Staatsanwaltsaugen keine Gnade fand. Es wäre nur gerecht und billig, diese historische Thatsache noch in einer desonderen Inschrift der Nachwelt zu überliefeen.

Wie leicht ist dieser Plan zu verwirklichen! Ein Kamitee, ein Aufruf und die Gaben werden von **allen Seiten**, aus Deutschland und aus dem Auslande, von jedem Empfinder unsterblicher Poesie zufließen; alsdann bie Wahl eines waürdigen Platzes, die Verständigung mit einem unserer großen Bildhauer und das Denkmal für Heinrich Heine erhedt sich.

Sollte nicht die dramatische Gesellschaft in Bonn auch biese Aufgabe in die Hand nehmen!

P. N.

Freygeister, Naturalisten, Atheisten, ein Aufsatz Lessing's im Wahrsagen. Von Ernst Consentius.
Wesen und Bedeutung des modernen Realismus. Von Dr. Bernhard Maydorn.
Das deutsche Lied. Acht Vorträge von Wilhelm Uhl.
Das Komische. Eine Studie zur Philosophie des Schönen. Von Dr. Johannes Ziegler. — Sämmtlich bei Eduard Avenarius. Leipzig 1900.

Alle diese vorgenannten Schriften machen den Eindruck von Seminararbeiten verschieden veranlagter Germanisten, welche sich dann in einem Verlage vereinigen, wie sie sich bei den mündlichen Vorträgen vereinigten. Werthloses, Nebensächliches und Gleichgültiges steht neben Scharfsinnigem und Tüchtigem. Ziemlich nebensächlich erscheint uns die erste Schrift, welche einen Aufsatz des von Mylius, dem Freund und Vetter Lessing's, herausgegebenen „Wahrsagers", der bisher Mylius angemuthet wurde, Lessing zuspricht. Gleichgültig, weil der herangezogene Aufsatz selbst unbedeutend ist und höchstens als Vorarbeit zum Lustspiel „Der Freigeist" in Betracht kommt. Der Beweis ist höchstens bis zu einer gewissen Wahrscheinlichkeit geführt, denn die Verwandtschaft des Essays mit der Absicht des Lustspiels braucht noch nicht aus der Gemeinsamkeit des Autors erklärt zu werden. Junge Autoren schöpfen gern aus anregenden Quellen und übernehmen enthusiastisch fremde Meinungen. Lessing hat nichts gewonnen, wenn er auch diesen Aufsatz geschrieben hätte, und nichts verloren, wenn er, ohne ihn geschrieben zu haben, ihn zu seinem Lustspiel als Anregung benutzte. Ganz werthlos erscheint die zweite Schrift mit dem vielverheißenden Titel. Sie zeigt deutlich, wie wenige Menschen (sogar Germanisten) ihre eigene Zeit verstehen. Einem Schüler Scherer's wäre eine solche Verkennung der Gegenwart unmöglich. Was hätte Herr Dr. Maydorn zum Realismus des Herrn Fischart oder des Autors der „epistolae obscurorum virorum" oder Albrecht Dürer's etwa gesagt, wenn er zufällig nicht Gerhard Hauptmann's, sondern deren Zeitgenosse gewesen wäre? Aber alles Historische ist gut und schön und bekommt die Sanktion des Alters, alles Gegenwärtige wird kräftig mißverstanden und mit sehr realistischen Worten herabgezogen, nicht widerlegt. Keine Ahnung von der Bedeutung des Realismus für alle Kunst, die geradezu aus dem Realismus geboren wird und in ihren „idealistischen" Ausläufern immer von der realistischen Wurzel abhängt! Keine Ahnung von der Bedeutung der täglichen Dinge für den Dichter, von der Härtung und Sicherheit, die er durch treue Darstellung des Gegebenen gewinnt und allzuleicht verliert, wenn er sich davon entfernt! Nur Kurzsichtigkeit, Mißverstehen und Beurtheilen aller Weltweite aus dem engsten und staubigsten Winkel des Doctrinarismus. Gleichgültig, wiewohl fleißig sind die Vorträge über das Lied; geistreich und scharfsinnig erscheint nur die letzte Schrift über das Komische, obzwar sie als Monographie eine ästhetische Kategorie aus dem Ganzen loslöst und dadurch gerade die Grenzen verwirrt, statt sie zu bestimmen. Alles Komische wird zurückgeführt auf ein Zweckloses, das durch seine Ereignung einen bestehenden Zweck verkehrt und einen Zweck zu setzen scheint, der dem verkehrten Zweck invers ist. Eine unbewußte Zweckverkehrung wird vom Betrachter als bewußte Zwecksetzung gesehen. Damit ist das formale Element alles Komischen begründet. Die Schrift ist ungemein anregend, sie führt weiter zu Gedanken, die der Autor dem Leser überläßt. Man mag die Nutzanwendung auf die Kunst selbst ziehen. Man begreift die niedere, formale Wirkung der Komik unserer gewöhnlichen Lustspiele, die hohe des Humors. Die Komik entspringt aus einer oberflächlichen und kurzsichtigen Verkennung rein äußerlicher, zufälliger Ereignungen für gewollte und beabsichtigte, der Humor dagegen ist eine intensive Kunst, welche aus einer pessimistischen Wurzel zu wachsen scheint, gerade das Gewollte, Bewußte, Beabsichtigte in seinem instinktmäßigen, unwillkürlichen, naturnothwendigen Geschehen beobachtet, alle angemaßte Wichtigkeit auf ihren unbewußten Untergrund zurückführt, die Worte in ihre allgemeine Gleichheit auflöst und somit im Betrachter jenes Gefühl überlegener Traurigkeit und wehmüthig lächelnder Erkenntniß erzeugt, das man von jedem echt humoristischen Werk gewinnt, ein Gefühl, daß Alles, was geschieht, nach dem sokratischen Worte: [illegible] geschehe.

Wien. Otto Stoeßl.

Hugo Salus: Ehefrühling. Leipzig. Eugen Diederichs. 1899.

Ein höchst liebenswürdiges Buch hat mir vor Kurzem die Post ins Haus gebracht. Es ist dies des feinen Prager Lyrikers Hugo Salus: „Ehefrühling", den der junge Verlag von Eugen Diederichs in Leipzig mit vornehmer Pracht ausgestattet hat, mit Büttenpapier, einseitig gedruckt, und mit Buchschmuck vom Worpsweder Heinrich Vogeler. Erlebnisse einer jungen, sehr jungen Ehe; vorgetragen in einer Form von seltener Anmuth, und unbekümmert um Anderer Gerede. In ein Nest voll Glück läßt uns der Dichter sehen. Er ein Mann, dem der Beruf des Arztes nicht Laune noch lyrische Begabung verdorben hat; sie „ein Enkelkind von Windsors lustigen Frauen". Zwei Menschen also, die mit einander ihren Spaß haben, die einander zum Besten zu halten wissen, die niemals um einen Einfall verlegen sind, und die das große Talent zum Glücke haben. Aus jedem Tag wissen sie sich ein Fest zu gestalten: der Anlaß ist bald gefunden, und sie agiren sich in der Prager Heinrichsgasse mitten im Winter eine Sorrentiner Sommernacht vor. Fürstlich beschenkt er seine Frau zum Namensfeste. Nur leider — die unerhörten Kostbarkeiten, seit Monden mit größtem Aufwand bestellt, kommen nicht, und die Geliebte muß, dem Genius der Zeit entsprechend, mit Surrogaten fürlieb nehmen. Verstimmungen, die rasch weichen, wie sie nur aus zu großer Liebe quellen. So plaudert denn Salus in der allerliebsten Weise von seinem Glücke; und zwischendurch, zwischen Scherzen, wie der reizenden Geschichte vom Rosenkranz des heiligen Antonius, kommen sehr innige und zarte Lieder. Es ist kein Philister, der dies hohe Lied aus junger Ehe anstimmt: ein bewußt Genießender, dem alle guten Geister der Kunst vertraut und behilflich sind, in den Alltag einen Strahl der ewigen Sonne zu leiten, dem bewußt das gewiß erstrebenswerthe Ziel vorschwebt, das Leben selber zum Kunstwerk zu gestalten und es zu genießen. Darin liegt das Vorbildliche dieses Buches und, neben der großen Formenmeisterschaft, von der es zeugt, die Gewähr seiner Dauer. Aus deutschem Familiensinn heraus ist es empfangen — in die deutsche Familie gehört es und muß es dringen, der noch wenig Gaben von gleichem Werth dargebracht worden sind, wie dies Büchlein so voll Harmonie und bester Laune, daß man kaum begreift, wie es in unserer zerrissenen Zeit entstehen konnte.

Wien. J. J. David.

Druckfehler-Berichtigung.

In der letzten Nummer muß es auf Seite 208 Sp. II. Z. 22 von unten heißen: die Klage erheben, statt die Augen erheben. Auf derselben Spalte Z. 5 von unten muß es heißen: angeborene statt angebotene.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37. Dr. P. Nathan, W. Ziethenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 17. Berlin, den 27. Januar 1900. 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Unser Kaiserhaus hat einen Trauerfall erlitten.

Die Mutter der Kaiserin, die Wittwe des Herzogs Friedrich VIII. von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, ist gestorben.

Die Reichstagsrede des Grafen von Bülow über unsere Beziehungen zu England hat nicht nur in Deutschland, sondern auch im Auslande — das Vereinigte Königreich ausgeschlossen — den günstigsten Eindruck gemacht; und wie für die Rede des Grafen von Bülow, so hatte man auch volles Verständniß für die Haltung der deutschen Volksvertretung, die sich durch den Mund des Abgeordneten Möller hatte vernehmen lassen.

In der That entspricht es der Empfindung weiter Kreise in Deutschland, wenn der Abgeordnete Möller unterschied zwischen der Politik der jetzigen Regierung in England, die er scharf mißbilligte, und dem Charakter der englischen Nation, für den — trotz der jetzt zu Tage tretenden chauvinistischen Auswüchse — Achtung alle jene empfinden, die englisches Wesen aus eigener Anschauung kennen gelernt haben.

In England sind die Verhandlungen mit sehr gemischten Gefühlen aufgenommen worden; mit Hochmuth, mit Malice, mit dem Ausdruck des Gekränktseins darüber, daß das angebliche weite Entgegenkommen der Londoner Regierung so wenig Dankbarkeit bei uns geweckt hat. Ein wirklich gerechtes Urtheil gehört dagegen zu den Seltenheiten.

Wir können diese neue Erfahrung um so mehr mit Gleichmuth tragen, da ein sehr großer Theil der englischen Presse nicht mehr seine Aufgabe darin sieht, die eigene Bevölkerung sachgemäß und objektiv zu unterrichten; vielmehr soll unter allen Umständen die Nation, so lange es noch geht, in jenen chauvinistischen Illusionen erhalten werden, die auch zu dem unglücklichen Krieg in Südafrika geführt haben. Der Umbildungsprozeß, der nothwendig ist, um wieder die vorurtheilslos und sachlich urtheilenden englischen Politiker zur Macht zu bringen, — auch zur Macht über die Presse, — kann nur ein langsamer sein; ihn müssen wir abwarten, und inzwischen können wir uns an der Thatsache genügen lassen, daß die englische Regierung ihre Pflichten gegenüber der deutschen Seeschiffahrt korrekter aufzufassen beginnt. Das scheint wenigstens aus der Thatsache hervorzugehen, daß ein neuerdings aufgebrachtes deutsches Schiff mit Mehl sogleich wieder freigegeben worden ist.

Graf von Bülow hat im Reichstage noch keine bessere Rede gehalten, als die diesmalige; sie entbehrt zwar jener gefälligen Arabesken, die den Mann von litterarischem Geschmack verrathen; aber sie gibt dagegen einen festen, sachlichen Kern, den die früheren sehr geschickten Reden des Herrn Staatssekretärs der auswärtigen Angelegenheiten nicht selten vermissen ließen; und dieser sachliche Kern ist entsprechend in der Oeffentlichkeit gewürdigt worden.

Nach drei Richtungen hat diese Rede ganz besonders die Aufmerksamkeit in Anspruch genommen; zunächst natürlich in Bezug auf die konkreten Fälle, die Anlaß zu der Interpellation gegeben hatten. Die Befriedigung in Deutschland, aber auch in den nicht englischen Staaten, ist allseitig, daß in der Weise, wie es geschehen ist, eine Lösung der Schwierigkeiten wegen der Beschlagnahme der deutschen Schiffe erfolgt ist. Für das Ausland ist dieser Ausgang gleichfalls ein Gewinn, weil der Erfolg Deutschlands zugleich

eine Gewähr für die Sicherheit der Schiffahrt anderer seefahrenden Nationen bildet. Dieses Zugeständniß Englands ist ein thatsächliches, eines, das von Fall zu Fall reicht, und das daher eine prinzipielle Bedeutung zunächst nicht hat.

Graf von Bülow erweiterte diesen engen Rahmen, indem er vorläufig in unverbindlicher Form von der Möglichkeit der Berufung einer internationalen Konferenz zur Regelung des Seerechtes gegenüber den Neutralen in Kriegszeiten sprach. Diese Anregung hat in der Welt einen lebhaften Wiederhall geweckt, vor Allem in Rußland, in Frankreich, in den Vereinigten Staaten. Und in der That, es wäre von hoher Bedeutung und von hohem Werth für die friedliche Kultur, wenn eine solche Konferenz zu Stande käme, um das Kriegsrecht zur See auf Grund internationaler Beschlüsse den Anforderungen modernen Verkehrs in höherem Grade anzupassen.

Das Kriegsrecht zur See ist heute überwiegend noch eine Kriegswillkür, und hier Wandel zu schaffen, erweist sich in immer höherem Grade als eine Nothwendigkeit. Die Interessen aller kontinentalen Mächte und der Vereinigten Staaten sind in dieser Beziehung identisch oder sollten es doch sein. Unter dem Druck dieser allseitigen, gleichartigen Bedürfnisse würde auch England sich dazu bequemen müssen, Konzessionen, die es je nach der Weltlage von Fall zu Fall zu machen pflegt, generell zuzugestehen. Solch einem Fortschritt, den die Zivilisation verlangt, kann sich auf die Dauer kein Staat entziehen.

Wir hoffen und wünschen, daß diese gesunde Anregung des Grafen von Bülow nicht bedeutungslos zu Boden fällt, sondern sich keimkräftig erweist zum Nutzen des gesammten modernen Weltverkehrs.

Endlich berührte Graf von Bülow mit folgenden Worten unsere prinzipielle Stellung gegenüber England; er sagte:

„Gerade weil wir aufrichtig bestrebt sind, gute und freundliche Beziehungen zwischen England und Deutschland aufrecht zu erhalten, wünschen wir, daß nicht Vorkommnisse eintreten, welche in hohem Maße geeignet sind, die Aufrechterhaltung solcher Beziehungen zu erschweren, die nur möglich ist, auf der Basis voller Parität und gegenseitiger Rücksichtnahme." (Lebhaftes Bravo.)

Die Worte sind einer Großmacht, wie Deutschland eine ist, würdig, und sie sind zugleich frei von jedem nationalen Hochmuth. Diesen Standpunkt nimmt in der That die erdrückende Mehrheit des deutschen Volkes ein. Man hegt bei uns keinen Haß gegen die englische Nation, einige chauvinistische Narren ausgenommen, die politisch nichts bedeuten; und so scharf man Kritik an der Politik des jetzigen Ministeriums übt, mit jenem England, das ein Förderer humanen Fortschrittes daheim und überall in der Welt war, wünschen wir, wenn es geht, in guten und friedlichen Beziehungen zu leben.

Es ist bemerkenswerth, und es ist erfreulich, daß in solcher Interpretation der Bülow'schen Rede sich die gesammte ernste Presse Deutschlands von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken zusammengefunden hat.

Die Nachrichten von Bedeutung aus Südafrika beziehen sich sämmtlich auf Kämpfe zum Entsatz von Ladysmith. Es ist den Engländern gelungen, eine anscheinend nicht unwichtige Position, den Spionkop, zu nehmen. Die Engländer legen diesem Erfolge eine entscheidende Bedeutung bei; ob das zutreffend ist, das wird die weitere Entwicklung ergeben.

Ueber Oesterreich ist eine neue Kalamität hereingebrochen. In den böhmischen und mährischen Kohlengruben ist ein Riesenstreik ausgebrochen; die Förderung wurde in einer sehr großen Anzahl von Betrieben eingestellt, und die weitere Folge ist, daß nun auch der Industrie, den Gaswerken der Städte, Eisenbahnen und Privaten das Heizmaterial auszugehen beginnt, so daß Hochöfen ausgeblasen, die Beleuchtung eingestellt oder beschränkt, auf die Erwärmung von Schulen und öffentlichen Gebäuden verzichtet werden mußte. Bisher ist die Ruhe zwar nirgends ernstlich gefährdet worden; aber für den Wohlstand des Landes sind die Wirkungen dieses Streikes schon verheerende.

Das neue Ministerium, das eben dabei war, die undankbare Aufgabe einer Aussöhnung der Nationalitäten wieder in Angriff zu nehmen, hat jetzt zunächst die Pflicht, dieser unmittelbaren Gefahr — wenn es geht durch Ueberbrückung der sozialen Gegensätze — entgegenzutreten. Ob das Unternehmen gelingt, ist nicht vorauszusagen.

Es stehen den Streikenden nur geringe Geldmittel zur Verfügung, und die Arbeitgeber hoffen somit, daß sie siegen werden, und sie sind daher bis jetzt nicht bereit gewesen, die Einigungsämter zu beschicken. Damit laden sie in jedem Falle eine große Verantwortung auf sich; denn ein unter solchen Umständen erkämpfter Sieg der Arbeitgeber würde eine gefährliche Erbitterung bei den Arbeitnehmern zurücklassen.

John Ruskin ist hochbetagt gestorben. Wir haben über ihn in unserer Nummer vom 2. Dezember vorigen Jahres einen ausführlichen Aufsatz gebracht.

Ruskin, der in erster Reihe Aesthetiker war, hat doch zugleich einen starken Einfluß in sittlicher und humanitärer Beziehung auf sein Vaterland ausgeübt und auszuüben versucht. Man könnte ihn den umgekehrten Tolstoi nennen; während dieser die Menschen zu ihrem Heile aus der Kultur wieder herausführen möchte, ist Ruskin die Kunst, freilich nur jene auf religiösem Fundamente stehende Kunst, wie er sie verstand, eine der großen sittlichen Mächte des Lebens. Auch da, wo ein vorurtheilsloser moderner Mensch Ruskin nicht zustimmt — und das geschieht nicht selten — nimmt er gefangen durch die Kraft seiner Ueberzeugungen.

* * *

Verfassungsjubiläum.

Die Verfassungsurkunde für den preußischen Staat datirt vom 31. Januar 1850: in den nächsten Tagen würde sich also Gelegenheit bieten, die fünfzigjährige Wiederkehr dieses für die Entwicklung des preußischen Staates gewiß nicht unwichtigen Tages zu feiern. Eine derartige Jubiläumsfeier ist auch liberalerseits angeregt worden, aber die Resonanz für diese Anregung ist ausgeblieben, und so wird der 31. Januar 1900 in Preußen wohl sang- und klanglos vorübergehen. In der Presse wird es einige Leitartikel geben und das wird die einzige Gedenkfeier sein.

Wenn die fünfzigjährige Wiederkehr des Gründungstages eines Kegelklubs oder eines Kriegervereins in Sicht ist, so ist Alles in geschäftiger Bewegung, um das denkwürdige Ereigniß solenn zu begehen, und es würde als ein Akt mangelnden Gemeinsinns angesehen werden, wenn die Nächstbetheiligten am Jubiläumsabend nicht allen Gefahren eines schweren Katzenjammers mannhaft entgegenschritten; aber ein Verfassungsjubiläum, — dafür hat, wie es sch[illegible] die Bevölkerung kein Verständniß.

Im „Berliner Tageblatt", das die Idee einer [illegible] fassungsfeier in den Kurs zu setzen versuchte, war [illegible] servativer Seite der Gedanke zum Ausdruck gebr[illegible] eine derartige Feier keine Parteifeier zu sein bra[illegible] insbesondere nicht die Liberalen allein Anlaß [illegible] Begründung eines konstitutionellen Preußens z[illegible] diese Thatsache vielmehr auch vom konserva[illegible] punkte aus als ein Fortschritt zu begrüßen se[illegible] servative Mann hat zweifellos durchaus [illegible] reaktionären Junker in Preußen würden sic[illegible] lich überlegen, ob sie den absolutistischen Z[illegible]

Hälfte des 19. Jahrhunderts mit den heutigen konstitutionellen Verhältnissen wieder vertauschen möchten. Ihre traditionellen Sympathien liegen ja allerdings beim absoluten Königthum, aber sie haben von jeher den Wunsch, daß

der König absolut,

mit dem Nachsatz versehen:

wenn er uns den Willen thut.

Daß diese letztere Voraussetzung zu allen Zeiten eingetreten wäre, kann man nicht behaupten; in allen Fällen aber, wo das Junkerthum gegen die Krone frondirt, besitzt es in dem parlamentarischen Einfluß, den es in beiden Häusern des Landtags hat, einen Machtfaktor gegenüber der Krone, auf den es heute gewiß nicht leichthin Verzicht zu leisten gesonnen ist. Die Bauernbefreiung setzte der absolute Staat am Anfang des 19. Jahrhunderts gegen die wüthendste Opposition des preußischen Junkerthums durch, und ein Lieblingsplan des konstitutionellen Königs von Preußen, das große Kulturwerk des Mittellandkanals, scheitert am Ende desselben Jahrhunderts in einem unter dem Einfluß des Junkerthums stehenden Parlament. Dieser Gegensatz ist charakteristisch genug, um zu erweisen, daß unsere heutigen Konservativen, mitsammt dem Agrarierthum und dem Bunde der Landwirthe, keineswegs einen Anlaß haben, vom Standpunkte ihres Parteiinteresses aus die Einführung einer Repräsentativverfassung in Preußen zu beklagen.

Für den Liberalismus kommt Ausschlag gebend ein anderer Gesichtspunkt in Betracht, der prinzipieller Natur ist. Selbst der aufgeklärteste Absolutismus muß in den Augen eines aufrichtigen Liberalen nur als eine mangelhafte Staatsform erscheinen, weil dem Liberalen die Antheilnahme des Volkes an der Regierung des Landes schon als staatsbürgerliches Erziehungsmittel unschätzbar erscheint. Diese innere Antheilnahme jedes einzelnen Staatsbürgers an den politischen Geschicken des Landes ist das A und O des liberalen Credo. Der Liberalismus kann auf dieses wichtigste staatsbürgerliche Erziehungsmittel nicht verzichten, wenngleich er sich der Erkenntniß keineswegs verschließt, daß die unmittelbaren Resultate dieser Antheilnahme des ganzen Volkes an der Regierung des Landes nicht immer gerade Ausflüsse politischer Weisheit sind.

Aber auch die Krone, die ja äußerlich durch die Verwandlung eines absoluten Herrschers in einen konstitutionellen in ihrer Machtvollkommenheit beschränkt ist, hat bei genauerer Prüfung volle Ursache, diese Umwandlung als einen Gewinn auch für die Monarchie anzusehen. Je komplizirter und unübersehbarer das Getriebe unserer modernen Großstaaten geworden ist, um so weniger kann ja heute thatsächlich davon die Rede sein, daß ein absoluter Herrscher seinen absoluten Herrscherwillen auch wirklich durchzusetzen vermag. Er hat nur in immer steigendem Grade die Verantwortung für das zu tragen, was Andere in seinem Namen thun; er glaubt zu herrschen und wird von denen beherrscht, die äußerlich als seine Diener gelten. Alles, was diese sündigen, belastet das Konto des absoluten Herrschers. — In einer Monarchie mit einer repräsentativen Verfassung steht die Krone ungleich günstiger da; sie hat in den verantwortlichen Ministern bequeme politische Prügelknaben und in den Parlamenten Instrumente des Volkswillens, hinter deren Verantwortung sich das Königthum gerade bei den wichtigsten politischen Reformfragen zurückziehen kann. Dabei sind die Parlamente erfahrungsgemäß von einer Liberalität im Bewilligen von Mitteln für alle Staatszwecke, die dem Königthum am Herzen liegen, die bei weitem das Maß von finanziellen Opfern überschreitet, auf das die frühere absolute Monarchie rechnen durfte. Der wirkliche Einfluß des konstitutionellen Königs ist, wenigstens in Preußen, in der That heute größer, als es der Wille des absoluten Herrschers sein würde. Niemand kann auch ernstlich daran zweifeln, daß der reale Einfluß des preußischen Königs auf die politische Entwicklung Preußens bedeutender ist, als der thatsächliche Einfluß des absoluten Zaren auf die politische Entwicklung Rußlands.

Man sieht, an einem Anlaß für eine Jubiläumsfeier fehlt es bei der fünfzigjährigen Wiederkehr jenes Tages, an welchem Preußen die Verfassung gegeben wurde, für alle Hauptbetheiligten nicht, und dennoch wird der Tag fast spurlos vorübergehen. Wie ist diese Gleichgültigkeit zu erklären? Vielleicht daraus, daß das konstitutionelle Leben bei uns schon völlig in Fleisch und Blut übergegangen ist? Wohl kaum! Aber es ist ja nicht immer das für das Leben der Menschheit Bedeutsame, was Anlaß zu Festlichkeiten gibt, vielleicht öfter sogar das Nebensächliche und blos dekorativ in's Auge fallende. Schon jetzt ist die Rede davon, mit welchem Pomp im nächsten Jahre die 200 jährige Wiederkehr des Tages gefeiert werden soll, an dem in Preußen der Schwarze Adlerorden begründet wurde. Man findet das gar nicht auffallend. Wie aber würde man sich verwundern, wenn Jemand etwa die Feier eines Jubiläums der Erfindung der Streichhölzer anregen wollte?! Und doch besteht unter den Denkenden kein Zweifel, daß die Erfindung der Streichhölzer für die Menschheit von unendlich höherer Bedeutung gewesen ist, als die Begründung des Schwarzen Adlerordens. Aber selbst Momente, die vollständige Revolutionen im Leben der Völker hervorgerufen haben, wie das Ereigniß der Indienststellung der ersten Lokomotive oder die Herstellung der ersten Dynamo-Maschine, werden keinerlei Jubelfeier gewürdigt. Damit müssen wir uns trösten, wenn wir der Verständnißlosigkeit für eine Verfassungsfeier begegnen; wir sollen nicht nur die Feste feiern, wie sie fallen, sondern auch auf die Feste verzichten, die nicht gefallen. Der Fortschritt der Welt ist glücklicherweise nicht vom Gläserklingen abhängig.

Th. Barth.

Parlamentsbriefe.

VII.

Im Reichstage wurde eine Interpellation über die Beschlagnahme deutscher Handels- und Postschiffe durch englische Kriegsschiffe von dem Abgeordneten Möller (Duisburg) sachgemäß begründet und von dem Staatssekretär Grafen Bülow sachgemäß und zu solcher Befriedigung des Hauses beantwortet, daß der Reichstag von einer Besprechung Abstand nahm. Es handelt sich hier um einen Gegenstand, über welchen alle Parteien des Hauses und Landes völlig einig sind, ja weiter, es handelt sich um einen Gegenstand, über den alle Völker der Erde mit Ausnahme Englands einig sind. Es verdient daher die schärfste Zurückweisung, wenn eine kleine Partei zu politischen Reklamezwecken für sich den Vorzug in Anspruch nimmt, die Ehre und die Interessen des Deutschen Reichs nachdrücklicher zu vertreten, als andere, und wenn sie glaubt, durch den Gebrauch unnützer Kraft- und Schmähworte das Deutsche Reich kompromittiren zu dürfen. Nicht allein das Inland, sondern auch die auswärtige Presse bezeugt es unserem Auswärtigen Amte, daß sein Auftreten nicht allein geschickt, sondern daß es auch erfolgreich gewesen ist. Es handelt sich hier um Verhältnisse, die nicht von heute auf morgen und am Wenigsten durch renommistische Redewendungen geändert werden können. England hat durch mehrere Jahrhunderte dem neutralen Handel gegenüber eine gewaltthätige Praxis ausgeübt und ausüben können, und die Juristen sind so gefällig gewesen, diese einseitige englische Praxis als Grundsätze des Völkerrechts in die Lehrbücher aufzunehmen, obwohl die sittlichen Empfindungen der Völker sich stets gegen diese Grundsätze gesträubt haben. Wir haben die Ueberzeugung, daß eine Abänderung dieser Verhältnisse in die

rechten Wege geleitet ist. Einstweilen wird England die Rücksichtslosigkeit, die es verübt hat, durch hohe Entschädigungen büßen. Wir können mit dem Verhalten unserer Regierung durchaus einverstanden sein, insbesondere auch damit, daß Graf Bülow bei Beantwortung der Interpellation England gegenüber einen sehr ernsten Ton angeschlagen hat. Die Versuche, unserer auswärtigen Politik Etwas am Zeuge zu flicken, haben bisher durchaus keinen Erfolg gehabt; wir sind vielmehr der Ansicht, daß die geschickte Haltung der Regierung in auswärtigen Fragen die Schwäche ihrer inneren Politik verdeckt.

Erbaulich ist das Schauspiel nicht, daß im Reichstage wie im Landtage die agrarische Partei, welche der Regierung so viel verdankt, diese Regierung mit den heftigsten Angriffen und mit den unglaublichsten Forderungen überschüttet, und daß die Regierung sich zwar zuweilen zu einer sehr zahmen Erwiderung erhebt, aber sich niemals der Wahrheit erinnert, daß der Hieb die beste Deckung sei. Wie kürzlich im Abgeordnetenhause Herr von Miquel ging diesmal Graf Posadowsky im Reichstage so weit, den Agrariern in Aussicht zu stellen, daß diejenigen Bestimmungen der Handelsverträge, die ihnen besonders unangenehm seien, ja bei Verlängerung der Handelsverträge nicht mit erneuert zu werden brauchten; nur bis dahin müßten sie getreulich erfüllt werden. Auf solche Weise zieht sich die Regierung gegen die Handelsverträge, die sie früher oder später doch vorlegen wird, künstlich eine agrarische Opposition groß, wie man ihr ja auch vorwerfen muß, daß sie durch Mangel an Geschicklichkeit die Opposition gegen die Kanalvorlage groß gezogen hat. Eine Niederlage, welche die Regierung in der Volksvertretung mit einem internationalen Vertrage erleiden würde, müßte aber auch für das Ansehen, das die deutsche auswärtige Politik genießt, verderblich werden.

Den agrarischen Forderungen gegenüber ist diesmal auch eine kleinbäuerliche Stimme laut geworden. Der Abgeordnete Steinhauer, der die Ansichten des Bauernvereins „Nordost" vertritt, und der in dem Landestheil in welchem die Familie Puttkamer zahlreiche Aemter als Oberpräsident, Regierungspräsident, Landrath und Amtsvorsteher inne hatte, gewählt worden ist, hat in einer sachverständigen Rede gezeigt, wie durch die Bestrebungen des Bundes der Landwirthe die Interessen des bäuerlichen Grundbesitzes geschädigt werden. Herr Steinhauer ist kein Renommirbauer, wie die konservative Partei solche zuweilen herausgestellt hat; er gehört zu den Landwirthen, die in der Bewirthschaftung eines mäßig großen Anwesens ihren Erwerb durch Fleiß und Umsicht suchen und finden. Die Rede, die er gehalten hat, war nicht der Ausdruck einer subjektiven Meinung, sondern ein Zeugniß über die Lage der Dinge. Und da die Gegner nicht im Stande waren, dieses Zeugniß zu widerlegen, so haben sie sich die Genugthuung verschafft, darüber zu schmähen, daß ein Mann von der Stellung des Herrn Steinhauer den Muth gefunden hat, die Wahrheit zu sagen.

Die konservative Partei fährt fort, im Abgeordnetenhause ihre konstitutionellen Gesinnungen hervorzukehren, und Herr von Köller hat in heiterer Weise den Schatten Friedrichs des Großen heraufbeschworen, um ihn bekunden zu lassen, daß auch er sich heute vor der Verfassung beugen werde. Man hat meines Erachtens von der konstitutionellen Bekehrung der konservativen Partei zu viel Aufhebens gemacht. Herr von Köller hat niemals gesagt, daß die Regierung sich vor der Mehrheit der Volksvertretung beugen müsse, gleichwohl welchen Charakter sie trage, sondern er hat nur gesagt, daß die Regierung vor der Mehrheit der konservativ-agrarischen Partei sich beugen müsse. Im Reichstage verlangt die Partei einen starken Mann an der Spitze der Regierung, der Ausnahmegesetze durchsetzt, und sie würde nichts Wesentliches dagegen einwenden, wenn er hier die Wege eines Strafford und Polignac ginge.

Wenn es der konservativen Partei mit ihrer konstitutionellen Bekehrung wirklich ernst wäre, so würde sie für den freisinnigen Antrag auf neue gerechtere Abgrenzung der Wahlkreise gestimmt haben. Daß sie dagegen stimmen würde, war vorauszusehen; der Grund, den sie für ihre ablehnende Haltung geltend machte, hat jedoch durch seine Aufrichtigkeit überrascht. Sie hat ausgeführt, sie könne unmöglich gegen die liberale Partei Gerechtigkeit üben, denn sie komme sonst später in die Verlegenheit, auch gegen die Sozialdemokratie Gerechtigkeit üben zu müssen. Das Centrum, das gleichfalls gegen den Antrag gestimmt hat, war weniger offenherzig. Es will den Trumpf, den es mit seiner Stellung zu diesem Antrage in der Hand hat, zur Zeit nicht ausspielen, sondern sich für spätere Gelegenheiten aufsparen. Daß der Antrag nicht beim ersten Anlauf Erfolg haben würde, war vorauszusehen. Vergeblich ist seine Erörterung nicht gewesen. Er hat eine wichtige Stelle gezeigt, wo unsere Zustände krank sind und eines Eingriffs dringend bedürfen.

Bei der Budgetberathung im Landtage hat sich ein sehr bemerkenswerther Zwischenfall ereignet. Die Regierung hat ein Gut, mit dem ein bedeutendes Gestüt verbunden war, erworben, und es nicht baar bezahlt, sondern eine Domaine dafür in Tausch gegeben. Gegen den Erwerb selbst wurden Bedenken geltend gemacht, die anscheinend widerlegt sind und jedenfalls nicht weiter verfolgt werden sollen. Ob aber die Regierung befugt ist, und in welchem Umfange sie befugt ist, Domainen auf dem Wege des Tausches zu veräußern, ohne die Zustimmung des Abgeordnetenhauses zu haben, ist eine konstitutionelle Frage, die zu gründlicher Berathung an die Budgetkommission zurückgegeben ist. Ich möchte dabei hervorheben, daß auch die Eisenbahnverwaltung zuweilen solche Tauschgeschäfte macht, und daß sie im Besitze ausgedehnter Terrains ist, deren sie zu ihrem Betriebe nicht bedarf, und die als Lagerplätze oder Baustellen Verwendung finden. Der Finanzminister von Miquel ist erkrankt und er wird bei den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses gegenwärtig durch den Unterstaatssekretär Lehnert geschickt vertreten. Dabei bedient sich Herr Lehnert einer einfachen phrasenfreien Ausdrucksweise, benutzt nicht die „vollen und ganzen" Redensarten, spricht nicht vom „hohen" Hause, begeht auch sonst keine rednerischen Geschmacklosigkeiten, kurzum ist von wohlthuender Sachlichkeit.

Eine wichtige Vorlage, die dem Reichstage gemacht ist, ist die Novelle zum Unfallversicherungsgesetze. Diese Angelegenheit hat aufgehört Parteifrage zu sein und ist zur technischen Frage geworden. Und damit kann man einverstanden sein.

Soeben ist dem Reichstage auch die Flottenvorlage zugegangen. Ihr Inhalt entspricht in jedem Punkt den Voraussagen, sowohl was den Umfang der Flottenvermehrung als auch was die Bindung oder vielmehr die Nichtbindung an eine Beschaffungsfrist und das Offenhalten der Deckungsfrage anlangt. Die Verhandlungen über diese Vorlage werden der diesjährigen Session ihr charakteristisches Gepräge geben.

Proteus.

Zwei Jahrzehnte deutsch-bulgarischer Handelsbeziehungen.

In Rußland hat sich die Legende eingebürgert, der „ehrliche Makler" auf dem Berliner Kongreß, Fürst Bismarck, hätte dort in heimtückischer Weise dem russischen Vertreter einen Strich durch die Rechnung gemacht. Der weitere Verlauf der „Orientalischen Frage" hätte indes genug Gelegenheit geboten, dieser Legende eine Ende zu machen, würde man in Rußland etwas ruhiger die bulgarischen Angelegenheiten beurtheilt haben. Schon in den

Sitzungen der 1878 in Philippopel versammelten Diplomatenkommission, die für Ostrumelien ein organisches Statut auszuarbeiten hatte, bekundete der deutsche Vertreter den Russen gegenüber die größte Zuvorkommenheit†), wohingegen der österreich-ungarische, der englische und der französische alle Hebel gegen das Zarenreich in Bewegung setzten, und mit den Russen fortwährend stritten. Es war kein zufälliger Einfall gewesen, als Bismarck dem bulgarischen Thronkandidaten, dem Prinzen Battenberg, rücksichtslos von vornherein verkündet hatte, wie schwankend sein bulgarischer Thron sein würde; es war die Vorhersage eines einsichtsvollen Kenners der russischen Balkanaspirationen. Und dennoch verhielt sich die deutsche Diplomatie während der wechselreichen Regierungsjahre des Fürsten Alexander der inneren Kämpfen in Bulgarien mit der größten Reserve gegenüber, so daß, nach dem zwischen dem Fürstenthum und dem Zarenreiche stattgehabten diplomatischen Bruche, den deutschen Konsuln in Bulgarien die Vertretung der russischen Interessen als etwas Selbstverständliches übertragen wurde. Und diese Vertrauensaufgabe wurde während der folgenden acht Jahre in loyalster Weise erfüllt. Die neutrale Haltung der deutschen Diplomatie auf dem sturmbewegten bulgarischen Boden findet auch in dem bekannt gewordenen „Rückversicherungsvertrage“ eine natürliche Erklärung.

Während der zwei Dezennien bulgarischer Selbständigkeit hat sich das offizielle Deutschland den politischen Angelegenheiten Bulgariens gegenüber mit gleichgiltiger Passivität verhalten. Und dennoch haben sich während dieses kurzen Zeitraumes fortgesetzt immer regere Beziehungen zwischen Deutschland und Bulgarien entwickelt. Auch hierin haben sich der deutsche Unternehmungsgeist und die Anpassungsfähigkeit der deutschen Industrie, Erscheinungen, auf welche die ganze Welt mit Erstaunen blickt, bekundet. Wie in den anderen Balkanstaaten, so ist es der deutschen Industrie gelungen, einen stets wachsenden Antheil auch am bulgarischem Import zu erkämpfen. Die folgenden Daten, die wir den offiziellen bulgarischen Publikationen für die entsprechenden Jahre entnehmen, zeigen am besten die Fortschritte des deutschen Unternehmungsgeistes auf dem bulgarischen Absatzmarkt. Zum besseren Verständniß bringen wir Daten, die uns vergleichende Anknüpfungspunkte gewähren.

Die Einfuhr nach Bulgarien

(in Millionen Francs)

im Jahre	aus Deutschland	aus Oesterreich-Ungarn	aus England	aus Frankreich	aus Rußland	Die gesammte Einfuhr Bulgariens	Die gesammte Ausfuhr Bulgariens
*) 1882	0,6	14,1	9,0	2,1	1,2	41,5	34,2
**) 1886	2,1	17,0	18,2	3,7	3,5	64,2	50,4
**) 1890	3,6	33,0	20,0	3,4	5,2	84,5	71,0
**) 1894	12,0	35,1	20,1	3,7	4,9	99,2	72,8
**) 1896	8,5	22,3	18,2	3,3	4,2	76,5	103,7
**) 1897	10,6	21,6	23,0	4,1	4,2	83,9	59,7
**) 1898	9,3	20,4	17,3	4,3	3,1	72,7	66,5

Im Verhältniß zu den übrigen Staaten ist Deutschlands prozentuelle Betheiligung an der Gesammteinfuhr Bulgariens am stärksten gestiegen. Während z. B. Oesterreich-Ungarns Einfuhr im Jahre 1886 26,53 Proz. und im Jahre 1898 28,12 Proz.; Englands im Jahre 1886 28,45 Proz., 1898 23,90 Proz.; Frankreichs im Jahre 1886 5,89 Proz., 1898 5,93 Proz., Rußlands im Jahre 1886 5,60 Proz., 1898 4,35 Proz. der gesammten bulgarischen Einfuhr ausmachte, befand sich Deutschlands Import nach Bulgarien im raschen Wachsthum mit geringen Rückgängen: 1882 1,50 Proz., 1886 3,29 Proz., 1890 4,57 Proz., 1894 12,19 Proz., 1898 12,91 Proz. Auch Bulgariens Ausfuhr nach Deutschland hat seit 1886 bedeutend zugenommen: während sie im Jahre 1886 nur 0,18 Proz. des Gesammtexports Bulgariens ausgemacht hatte, ist sie 1896 bis auf 18,81 Proz., 1898 bis auf 19,79 Proz. gestiegen. Gewiß haben all diese Daten nur eine relative Bedeutung, da sie von den Ausweisen der deutschen Handelsstatistik abweichen — es muß dabei die Vermittelungsrolle Oesterreich-Ungarns (Triest) und Konstantinopels mit in Betracht gezogen werden —, immerhin hat sich in wirthschaftlicher Beziehung eine wachsende Annäherung zwischen Deutschland und Bulgarien vollzogen.

Und nun kommt noch ein sehr wichtiger Umstand in Betracht, der von nicht zu unterschätzender Bedeutung für die nächste Zukunft ist. In der Wirthschaftspolitik der Balkanstaaten findet jetzt ein symptomatischer Mauserungsprozeß statt, der in Rumänien bereits Früchte zu zeitigen beginnt. Rumänien war den übrigen Balkanstaaten mit autonomen Kampfzöllen vorangegangen; Rumänien hatte sogar gewagt, Oesterreich-Ungarn den zollpolitischen Fehdehandschuh hin zu werfen, um eine einheimische Industrie groß zu ziehen. Bei diesem Kampf, durch den Oesterreich-Ungarns Export sehr stark, Rumäniens aber noch stärker zu leiden hatte, fiel Deutschland die Rolle des tertius gaudens zu. Trotz größter Staatsopfer ist es Rumänien dennoch nicht gelungen, mit der künstlich aufgepäppelten einheimischen Industrie hindurch zu kommen. Von chauvinistischer Selbstüberhebung haben sich die politischen Parteien zu sehr verblenden lassen, um einzusehen, daß man durch Staatsprivilegien eine gesunde Großindustrie nicht ins Leben rufen kann. Nach den letzten vorjährigen Gesetzvorlagen Rumäniens zu schließen, hat man dort bereits Kehrt gemacht, um fremden Unternehmern die Gründungsarbeit zu erleichtern. Derselbe Umschwung hat sich zum Theil auch in Serbien vollzogen. Und nun kommt jetzt Bulgarien an die Reihe, wo man sich allmählich des Mißlingens der angestellten Versuche, eine einheimische Großindustrie aus dem Boden zu stampfen, bewußt wird. Die von Natur aus auf den Ackerbau und seine Nebengewerbe angewiesenen Balkanstaaten sind zu klein und zu wenig dicht bevölkert, um, ohne einen Balkanzollbund, Industriestaaten werden zu können. Immerhin sind sie im Stande, manchen Industriebranchen die Existenz zu sichern, wenn man sich unbedingt den Spaß erlauben will, coûte que coûte nationale Fabriken zu haben. Da man aber hier zum Bewußtsein gekommen, daß die nationalen Kapitalien nicht ausreichen, so will man jetzt mit Hilfe fremder Kapitalien der einheimischen Industrie unter die Arme greifen.

In der letzten rumänischen Thronrede wird der Nothwendigkeit Erwähnung gethan, zu Gunsten privater Eisenbahnunternehmungen von dem straffen System nationaler Staatseisenbahnbauten, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, Abstand zu nehmen. Zu dieser Ansicht war man unlängst auch in Serbien gelangt. Die jetzige finanzielle Verlegenheit Bulgariens, die in Folge überhasteter unrentabler Staatseisenbahnbauten entstanden ist, dürfte auch im Fürstenthum einen Umschwung in gleicher Richtung hervorrufen.

Aus dem bulgarischen Gesetze, betreffend den Schutz der nationalen Industrie, welcher den einheimischen Produzenten die größten Privilegien gewährt, haben vorläufig Belgier und Engländer verstanden, Kapital zu schlagen. Da Bulgarien durch die Kapitulationen und die Handelsverträge gebunden ist und zu prohibitivem Zollschutz Zuflucht nicht nehmen kann, so suchten die bulgarischen Gesetzgeber den Zollschutz durch Privilegien zu ersetzen. Jeder in Bulgarien etablirte Industrielle, dessen Unternehmen 25 000 Franks Anlagekapital aufweist, genießt folgende Begünstigungen: zollfreie Einfuhr von Maschinen und Ma-

†) cf. das Blaubuch: Turkey A 9 (1879) Correspondence respecting the proceedings of the European Commission etc. (daselbst Sitzungsprotokolle).

*) Die Daten beziehen sich nur auf das eigentliche damalige Fürstenthum (Nordbulgarien).

**) Die Daten beziehen sich auf das vereinigte Fürstenthum (Nordbulgarien und Ostrumelien).

schinentheilen, 35 Proz. Refaktie auf den Staatseisenbahnen, Zollermäßigungen für die zu verarbeitenden Waaren, ja sogar zollfreie Einfuhr derselben; und die in solchen Etablissements hergestellten Produkte müssen bei Staats- und Gemeindelizitationen den Vorrang haben, selbst wenn sie um 15 Proz. theurer sind, als die der anderen Konkurrenten.

Trotz diesen Begünstigungen ist die einheimische Industrie sehr schwach geblieben. Die von Seiten bulgarischer Kapitalisten beabsichtigte Gründung einer Zuckerfabrik, zu welchem Behufe sich eine Gesellschaft gebildet hatte, ist zu Wasser geworden. Dafür aber ist es einer belgischen Aktiengesellschaft im vorvorigen Jahre gelungen, eine große, mit den vollkommensten Vorrichtungen ausgestattete Rübenzuckerfabrik und Raffinerie zu gründen, und, von den Erfolgen dieses Unternehmens ermuntert, dürfte dieselbe Gesellschaft demnächst den Bau einer zweiten Fabrik in Angriff nehmen. Auch die im vorigen Jahre von Engländern errichtete große Baumwollweberei in Varna hat sich bereits als rentabel erwiesen. Hier eröffnet sich also auch für den deutschen Unternehmungsgeist ein weites Thätigkeitsgebiet, da die Balkanstaaten, von dem Wunsche, eigene Fabriken zu haben, nicht ablassen wollen, und zur selben Zeit zur Einsicht gekommen sind, daß ihre eigenen Kräfte nicht ausreichen.

Vielleicht wäre die Gründung einer deutschen Bank oder Bankfiliale in Bulgarien am Platze. Die Filialen der Konstantinopler Ottomanischen Bank, die viele Jahre hindurch in Sofia und Philippopel funktionirt und vor zwei Jahren ihre Thätigkeit — die in Bulgarien sehr ersprießlich war — eingestellt hatten, um durch ihr Kapital die Konstantinopler Bank zu stärken, haben bereits den Beweis geliefert, daß fremde Bankunternehmungen in Bulgarien gedeihen können. Es ist daher von Seiten der Russen, die auf ihre Handelsbeziehungen zu Bulgarien bisher keinen besonderen Werth legten, ein sehr geschickter Griff gewesen, in Sofia eine Bank — die Filiale der Südrussischen Industriebank in Kiev — zu gründen. Es genügt, einen Blick auf die von uns oben gegebene Tabelle zu werfen, um zu sehen, daß deutscher Handel und deutsche Industrie aber weit größere Interessen in dieser Richtung haben. Und dies umsomehr, als Deutschland in den letzten Jahren begonnen hat, sich an bulgarischen Staatsanleihen zu betheiligen. Ein Kenner Rumäniens, Berger (Rumänien. Stuttgart 1896) berechnet, daß mehr als die Hälfte rumänischer Staatspapiere auf dem deutschen Geldmarkt untergebracht seien. Für Bulgarien besitzen wir leider darüber keine zuverlässigen Daten. Immerhin dürften sich nicht wenige bulgarische Staatspapiere in deutschen Händen befinden. Vor allem kommt dabei die „Deutsche Bank" in Betracht, die, abgesehen von ihrer Betheiligung an den „Orientalischen Bahnen", von denen über dreihundert Kilometer sich auf bulgarischem Territorium befinden, einen großen Antheil an der Bulgarischen Nationalbank hat. Während das Anlagekapital dieser Bank aus den vom Staate gelieferten $9\frac{1}{2}$ Millionen Francs besteht, beläuft sich ihre bereits realisirte fünfprozentige Hypothekaranleihe bei der „Deutschen Bank" auf etwa 20 Millionen Francs.

Die gegenwärtige staats- und volkswirthschaftliche Krise, in der sich Bulgarien befindet, der Sturz der bulgarischen Obligationen, sowie der ganze unerquickliche Wirrwarr, der in den bulgarischen Finanzen entstanden, dürfte auf die deutsche Finanzwelt entmuthigend gewirkt haben. Man darf aber keineswegs in der Kritik der bulgarischen Verhältnisse zu weit gehen und wir wollen hoffen, daß deutsche Kräfte helfen, über die jetzigen Zeiten hinwegzukommen; denn Bulgarien hat eine Zukunft.

Die zwei Jahrzehnte bulgarischer Selbständigkeit haben jedenfalls für den deutschen auswärtigen Handel ihre Bedeutung gehabt. Während dieses Zeitraumes ist es Deutschland gelungen, auch auf dem bulgarischen Markte festen Fuß zu fassen, einem Theile des zukunftsreichen Arbeitsfeldes für den deutschen Kaufmann, wie vor Jahren von Engelbrechten auf Grund langjähriger eigner Beobachtungen die Balkanländer bezeichnet hat.

Sofia. Boris Minzes.

Kreuzer, Krone, Post und Heller.

Bald nach der Inaugurirung der Kronenwährung in Oesterreich — vor etwa sieben Jahren — wurden die dem neuen Kurse entsprechenden Münzsorten ausgegeben und zwar*) Ein-Kronenstücke aus Silber, und Scheidemünze in Form von 20-, 10-, 2- und 1-Hellerstücken. Das Schicksal dieser Neulinge ist bemerkenswerth. Das Ein-Kronenstück, dem keine gleichwerthige Münze der alten Währung gegenüberstand, hat sich sehr rasch eingebürgert, sozusagen als selbständiger Begriff, als „die Krone" schlechtweg, worunter man aber stets 50 Kreuzer und niemals 100 Heller verstand. Anders die Scheidemünze. Die 20-Hellerstücke wurden den silbernen, bis vor Kurzem noch bestehenden 10-Kreuzermünzen gleichgestellt, denen sie im Werthe ja entsprechen, die 10-Heller wurden zu „Fünferln", das Zwei-Hellerstück hieß „der Kreuzer", und die Ein-Hellerstücke endlich hatten mit dem „halben Kreuzer" bald nicht nur den Namen, sondern auch das Verpönt- und Verschollensein gemeinsam. Die neue Währung war somit sehr bald populär geworden, aber nicht als Hellerwährung; man hatte vielmehr die neuen Münzen unbekümmert um die Ziffer, die sie trugen, dem alten System einverleibt. Daraus ergab sich nun speziell in Bezug auf das 20-Hellerstück eine überaus drollige Verwicklung, die zugleich doch auch ihre ernste Seite hat. Denn sie zeigt, wie konservativ das Volk und dessen Sprachgebrauch, und wie gefährlich oder zumindest unthunlich derartige Neuerungen sind. Das oben erwähnte Zehn-Kreuzerstück hieß nämlich keineswegs, wie man mit gutem Grunde annehmen sollte, „Zehnerl"; dieser Name existirte wohl auch, die allgemein gebräuchliche Bezeichnung aber war und blieb: das „Sechserl", ein Name, der sich von der anno 1858 abgeschafften Währung noch erhalten hatte, bei welcher 60 Kreuzer einen Gulden bildeten und der Zehntelgulden daher als „Sechser" erschien. Als nun die 20-Hellerstücke vermischt und gleichwerthig mit den Zehn-Kreuzerstücken in Umlauf geriethen, nahmen sie naturgemäß auch deren Namen an, und so entstand jenes österreichische Münzunikum, das treffend mit den Worten bezeichnet wurde: „20 steht drauf, 10 gilt's und Sechserl heißt es". Insbesondere für die nach Oesterreich kommenden Ausländer war diese Art der Rechnung sehr einleuchtend und bequem.

An all dem hat sich auch heute noch nichts geändert. Neue Münzsorten wurden nicht geschaffen, unsere Noten lauten nach wie vor auf Gulden, und daneben tänzt die Scheidemünze mit aufgeprägtem Heller- und thatsächlichem Kreuzerwerth. Seit 1. Januar jedoch ist die Kronenwährung „obligatorisch". Die öffentlichen Anstalten, die Banken, sowie die größeren Geschäftshäuser mußten sich dieser Maßregel selbstredend fügen; sie rechnen „in Kronen", die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung aber leistet passiven Widerstand, sie bleibt bei der alten Währung und wird — man denke an das „Sechserl" aus dem Jahre 1858 — noch lange dabei bleiben. In den ersten Tagen der neuen Währung schien sie allerdings ziemlich allgemein werden zu wollen, sie wurde nämlich ulkmäßig forcirt; Verkäufer oder Marqueure pflegten den Kunden das Doppelte des gewohnten Betrages anzugeben, um dem Erstaunten dann lächelnd zu

*) Auch Goldkronen 20 und 10 wurden geprägt, aber nicht in Verkehr gesetzt.

versichern, daß wir ja die neue Währung hätten. Dieser „Scherz“ hat sich aber bald überlebt, und heute wickelt sich das tägliche Leben höchst „unobligatorisch“ in Gulden und Kreuzern ab. Ernstlich betroffen von der Neuerung erscheinen demnach nur die Börsenleute, denen gleichzeitig noch überdies die „perzentuelle Notirung“ beschert wurde, ferner die Kassierer jeden Ranges und jene Beamten, die im Parteienverkehr die obligate Währung gegen die thatsächlich bestehende vertheidigen müssen. Das geschieht im Wege des Kompromisses: Vier Kronen schreibt man, und „zwei Gulden“ wird es ausgesprochen. Dann ist beiden Theilen geholfen.

Eine einzige praktische Folgerung wurde von staatswegen aus der Kronenwährung gezogen in Form eines neuen Posttarifs. Und — o Ironie! — diese erste und bislang einzige Folge der „billigen“ Währung bedeutet eine nicht unwesentliche Vertheuerung! Oesterreich hatte nämlich vor den anderen Ländern Eines voraus, — böse Zungen behaupten, es sei das Einzige gewesen — die wohlfeile Postkarte um zwei Kreuzer. Dieser Preis wurde nun auf 5 Heller erhöht. Der Geschäftswelt, den Zeitungen und Anderen, die dadurch geschädigt werden, ist insoweit eine, wenn auch kleine Entschädigung auf anderer Seite geboten, als das Porto für Drucksachen von zwei Kreuzer auf drei Heller herabgesetzt wurde; die unbemittelte Bevölkerung aber, die sich mit Vorliebe der billigen Postkarte bedient, erleidet eine ungemilderte Einbuße, so daß gerade jene Schichten, denen durch die Kronenwährung „geholfen“ werden sollte, ihr erstes „Opfer“ sind. — Auch der Tarif für Auslandsbriefe, sowie die Einschreibegebühren wurden bedeutend erhöht. Aber über alle diese Maßnahmen werden weniger Klagen laut, als über die Art ihrer Einführung. Und mit vollem Rechte. Denn die Postwerthzeichen-Misère reiht sich würdig den Mißhelligkeiten der Währung an. Wie wir heute nach siebenjähriger „Kronenwährung“ noch keine Fünf-Hellerstücke besitzen, eine Münzsorte, die doch sicherlich von allergrößter Wichtigkeit wäre, ebenso existiren auch die neuen Postmarken nur — in den Vorschriften. Und daß es möglich gewesen wäre, die seit Jahr und Tag in Aussicht genommenen Werthzeichen bis zum Anfangstermin ihrer Giltigkeit in genügender Anzahl herzustellen, steht wohl außer Frage. „Fortwursteln“ ist aber bekanntlich ein für unsere Verhältnisse nur allzu passender Ausdruck. Weshalb sollte nicht auch einmal die Post fortwursteln müssen? Der neue Tarif gilt seit 1. Januar. Die alten auf Kreuzer lautenden Werthzeichen werden aber noch drei Monate geduldet. Hat man nun keine „Hellermarken“ zur Verfügung, — und das kommt nicht etwa vereinzelt in der Provinz, sondern täglich bei den Wiener Postämtern vor, — dann klebt man eben die dem vorgeschriebenen Werthe entsprechenden „Kreuzermarken“ auf. Das wäre ja auch nicht so schlimm. Doch zum Problem wird der Fall, wenn es sich um eine fehlende Ein-Hellermarke handelt. Und gerade das ist die Regel, da die noch im Umlauf befindlichen 2-Kreuzer-Postkarten durch Aufzahlen eines Hellers dem neuen Tarif angepaßt werden müssen. Ein-Hellermarken sind aber fast nirgend zu haben. Dem Absender bleibt demnach nur die Wahl, entweder eine Ein-Kreuzermarke zu verwenden, d. h. das Porto um einen Heller zu überzahlen oder den Empfänger die Strafgebühr von 2 Hellern erlegen zu lassen. Erfinderische Köpfe haben allerdings auch aus diesem postalischen Irrgarten noch Auswege gefunden. Der Eine greift einfach zur Schere und benutzt die Hälfte einer Kreuzermarke, ein Anderer klebt eine Ein-Hellermünze mit Siegellack auf die Karte, und diese sonderlichen Frankirungen läßt die Postverwaltung im Gefühl ihrer Schuld passiren. Jenen Leuten aber, denen zu derlei Auskunftsmitteln und Scherzen die Muße mangelt, erwachsen natürlich mancherlei Kosten und Unannehmlichkeiten aus diesem chaotischen Zustand.

Die angeführten Beispiele sind keineswegs erschöpfend. Noch manches Allgemeine und zahllose Details wären mühelos zu nennen. Nur Eines aber möge hier Platz finden, ein Schulbeispiel, das den Geist unserer Verwaltung blitzartig — grell und schauerlich — beleuchtet, einen Geist, der die erwähnten Mißstände nicht nur begreiflich, sondern schier selbstverständlich erscheinen läßt: Sämmtliche Postblanquette (Postanweisungen, Postbegleitadressen u. s. w.), die am 1. Januar 1900 neu ausgegeben wurden, tragen dort, wo Absender und Empfänger das Datum einzufügen haben, die vorgedruckten Ziffern 189. oder 18..! — Nur die Verschiedenheit dieser Angaben ist eigentlich zu bedauern. Denn jetzt kann der Streit entbrennen, ob Oesterreich bloß um 10 oder um 100 Jahre gegen die übrige Welt zurückbleibt. Und Optimisten könnten sich am Ende für das Erste entscheiden.

Wien. Gustav Alexander Pollak.

Henry Beyle.

„Il ne pouvait plaire, il était trop différent —“ dieses Wort, das Beyle einmal von dem Helden eines seiner Romane braucht, ist zugleich die stolze, bewußte Selbstkritik seines eigenen Schicksals. Er war zeitlebens ein „anderer“, als die ihn umgebende litterarische Epoche; er wollte ein „anderer“ sein, und deshalb „konnte er nicht gefallen“. Inmitten der romantischen Strömung der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts vertrat er eine Kunst, die schneidend, klar und verstandesmäßig, nur die seelischen Vorgänge schildern oder vielmehr zerlegen wollte. „Ecrire autre chose que l'analyse du coeur humain m'ennuie.“ Er war der Meister des analytisch-psychologischen Romans, ein Realist, der mit jedem Satze etwas von der Wirklichkeit festhalten wollte. „Seit J. J. Rousseau“, erklärte er, „sind alle Stile durch Ueberschwang oder Frostigkeit vergiftet.“ Einsam und selten nach seinem Verdienste gewürdigt, so blieb er bei Seite. Und als es ihm wider Erwarten begegnete, daß Balzac seine Werke bewunderte, schrieb er, nicht ohne Größe und Resignation: „Ich dachte, ich würde nicht vor 1880 verstanden werden.“ Er hatte den Muth, an sich zu glauben und die stoische Entsagung, ruhig zu warten. Seine Zeit würde kommen; wie er oft wiederholt, um 1900 oder um 1880. Ob sie lange dauern werde, schien ihm zweifelhaft. — Alles in allem hat er sich nicht zu sehr geirrt. Es war im Jahre 1866, als Taine ihn der Vergessenheit entriß und beinahe neu entdeckte. Henry Beyle erlebte eine Renaissance. Die verschiedensten Schulen sahen in ihm ihren Vorläufer, ihren geistigen Ahnen. Zola, Bourget, selbst die Symbolisten haben ihm gehuldigt. Doch schon beginnt jetzt wieder die Fluth der Begeisterung rückwärts zu ebben. Seine jüngsten Beurtheiler wagen nicht gerade, seine Bedeutung zu leugnen, aber ihre Würdigung klingt gezwungen und widerwillig. Man fühlt, die Persönlichkeit als solche ist ihnen antipathisch. Heute noch, fünfzig Jahre nach ihrem Tode, wirkt sie scharfkantig, unmittelbar, wie ein Mitstreitender. — Beweis genug, daß ihr Einfluß durchgreifend, einschneidend war.

* * *

Henry Beyle, der sich aus Laune als Schriftsteller de Stendhal nannte, ist im Jahre 1783 zu Grenoble im Dauphiné geboren. Gleich Flaubert, war er einer jener Provinzialen die ihre heimische Besonderheit nie abstreifen und zu der pariser Kultur in bewußtem, in gewolltem Gegensatze verharren. Sein geistiges Wesen trägt durchaus die Züge, die er selbst einmal seinen Landsleuten zuspricht. „Ich bemerke dem Leser, daß der Bewohner des Dauphiné eine besondere Sinnesart hat, lebhaft, hartnäckig, raisonnirend, wie ich sie in keinem Lande wiedergetroffen habe .... Die Dauphinenser Natur hat eine Zähigkeit, eine Tiefe, einen

Geist, eine Feinheit, die man vergeblich in der provenzalischen oder burgundischen Gesittung suchen würde.“ Sie ist „energischer und hochherziger Empfindungen“ fähig. Kurz, sie zeigt sich alles weniger, als oberflächlich, leicht und gefügig, vielmehr reizbar, bohrend und nachhaltig. Man möchte sagen, ein Charakter voll passiver Energie. — Und so war Beyle: stark empfänglich für äußere Eindrücke, oft nicht im Stande, sie zu verwinden, verbissen, unversöhnlich. Auch von ihm hätte Lenau's Wort gegolten:

Was einmal tief und wahrhaft Dich gekränkt,
Das bleibt auf ewig Dir ins Mark gesenkt.

Doch zu hart, um nachgiebig und sentimental zu werden, zog er vor jeder äußeren Widerwärtigkeit sich nur schroffer, stolzer auf sich selbst zurück. Er lebte nach innen zu, seinem Haß und seinen Neigungen, in einer Gesellschaft, die für jede werdende Individualität die gefährlichste von allen ist, nämlich in seiner eigenen. Er kondensirte sich in sich selbst; und es entstand, was seinem Werke und seiner Persönlichkeit ihr Gepräge gibt, ein oft ungeheuerlicher Subjektivismus.

Freilich, auch hier waren die Verhältnisse wieder nicht weniger schuldig, als der Mann. Von frühester Kindheit auf hatte mancherlei dazu beigetragen, ihn zu isoliren und zu erbittern. Seine Jugend war freudlos; der einer schwärmerischen Anhänglichkeit wohl fähig gewesen wäre, der doppelter Liebe bedurft hätte, um sein störrisches Naturell zu mildern, sah sich von launenhaften, gleichgiltigen oder mürrischen Menschen umgeben. Seine Mutter war todt, und das sehnsüchtige Gefühl, wie viel er an ihr entbehrt haben möchte, blieb ewig rege. Sein Vater bekümmerte sich wenig um ihn; eine Tante, deren Stellung im Hause sonst nicht ganz klar war, hat klärlicherweise ihm das Leben vergällt. Er hatte keine Geschwister, durfte nie mit Altersgenossen spielen und nur mit einem Jesuiten spazieren gehen. Ein dumpfer Groll entwickelte sich in ihm gegen alles, was ihn einschränkte und bedrückte. Er lernte hassen, wie andere lieben lernen. Mit Shylock's Jessika hätte er die Hand aufheben und rufen können: „Dies Haus ist Hölle.“ Noch vierzig Jahre später empört er sich gegen „das traurige Drama meiner Jugend“, gegen „diese grämliche Familie, in die mein böses Geschick mich verschlagen hatte“. Instinktiv lehnt es sich in ihm auf. „Ich war bösartig, finster, unvernünftig, Sklave mit einem Worte, und im schlimmsten Sinne des Wortes; und allmählich nahm ich die Gesinnungen dieses Standes an.“ Weil seine Familie zu den Aristokraten hält, fühlt er sich sofort als rothen Republikaner. Im Grunde aber stößt ihn alles ab, was Volk und volksthümlich heißt. „Ich verabscheue die Kanaille (nämlich mit ihr in Berührung zu kommen) . . . Mir schaudert vor dem, was schmutzig ist, nun, das Volk in meinen Augen ist immer schmutzig.“ Als sein Vater wegen royalistischer Gesinnungen verdächtigt und beobachtet wird, kann der gemüthvolle Sohn die Bemerkung nicht unterdrücken: eigentlich habe man ja auch Recht. — Ganz gewiß, es war keine schöne Seele, die hier heranwuchs. Ein leidenschaftlicher Trotz, eine maßlose Verachtung gegen seine Umgebung erfüllten ihn. „Grenoble ist für mich wie die Erinnerung an eine abscheuliche Beschwerde; keine Gefahr dabei, aber ein greuliches Uebelbefinden. Alles, was niedrig und platt im Bürgerthum ist, ruft mir Grenoble in die Erinnerung.“ Die Stadt und die Kaste seiner Peiniger vermengen sich zu einem einzigen Schreckgespenst. Für den Rest seines Lebens „ekeln“ ihn die Bourgeois an.

Dabei ist Beyle nichts weniger, als ein kaltes, fühlloses Gemüth; im Gegentheil, er ist eine âme ardente mit raschen, energischen Sinnen, wie die Helden seiner Romane, die Julien Sorel und Fabrice del Dongo. Nur empfindet und fühlt er auf seine Weise, nach seinem Kopfe. Hassen und Lieben bei ihm sind eigenwillig, durch keinen moralischen Zwang bestimmt. Er lebt nur aus sich heraus, ohne Bedenken, ohne Rücksichten. — „Mein größtes Vergnügen ist zu träumen“, gesteht er einmal. Und wie es Menschen begegnet, die zu einseitig sich nach innen wenden, schwelgt er oft in Vorstellungen von Dingen, die er nicht kennt. „Statt mein Verhalten den eintretenden Ereignissen des Lebens anzupassen, hatte ich mir eine Norm geschaffen, die aller Erfahrung voranging“. Natürlich, daß er enttäuscht und ernüchtert wird, sobald die Wirklichkeit ihn erreicht. „Ach! wie ich mir selbst mißfalle“, ruft eine seiner Romanfiguren, die mit dem Autor beträchtliche Familienähnlichkeit zeigt. „Eine leidenschaftliche Phantasie brachte ihn dazu, sich das Glück zu übertreiben, welches er nicht genießen konnte. Wenn er vom Himmel ein trocken, kaltes, verstandesmäßiges Herz erhalten hätte zu all den anderen Vorzügen, die er sonst vereinigte, hätte er sehr glücklich sein können. Ihm fehlte nur die gewöhnliche Seele.“ Wie gesagt, das ist nicht Stendhal selbst, aber der nämliche Typus, ins Heroische erhoben, mit der Gloriole der Bewunderung und der Billigung. Auch Beyle gehört zu jenen, die sich leicht in vorgefaßte Meinungen einspinnen, die ihre Welt sich vorweg erschaffen.

In seiner einsamen Kinderzeit, vom Fenster aus, hat er sich die Spiele der fremden Knaben nicht herrlich genug ausdenken können. Später, in der Ecole centrale, wird alles so anders: „Diese Kameraden waren nicht lustig, nicht ausgelassen genug und hatten sehr gemeine Manieren.“ Als er, 17 oder 18 Jahre alt, mit der französischen Armee über den St. Bernhard zieht, imponirt ihm die erste Kanonade gar nicht. „Quoi! n'est-ce que ça?“ Was, das ist alles? „Dieses etwas alberne Erstaunen und dieser Ausruf haben mich mein ganzes Leben lang begleitet. Ich glaube, das kommt von der Einbildungkraft.“ Die Krieger und Marschälle Napoleons sind der Gegenstand seiner Begeisterung, so lange er sie nicht kennt. Danach, als er im Heere gedient hat, spricht er von „diesen rohen Helden“. Aus Smolensk schreibt er im Jahre 1812 inmitten der Großen Armee: „In diesem Ozean von Barbarei kein Ton, der meiner Seele antwortete! Alles ist roh, schmutzig, stinkend im Physischen und Moralischen.“ Die Flucht über die Beresina hat für ihn gerade den Werth eines psychologischen Phänomens. „Die Seelenzustände, die ich auf dem Rückzug von Moskau gesehen habe, haben mir für immer den Geschmack benommen, Beobachtungen an den rohen Wesen zu machen, an diesen Säbelheften — ces manches à sabre —, aus denen sich eine Armee zusammensetzt“. Man mag die Energie bewundern, die geistige Widerstandskraft, welche erforderlich sind, um in den Aufregungen einer mörderischen Katastrophe sich den Blick und Geist frei zu halten. Doch andererseits, welch eine Selbstsucht, welche eine cynische Ausschließlichkeit! „Psychologischen Egoismus“ hat es einer seiner Anhänger genannt. Der Untergang von Tausenden hält her, um eine persönliche Bemerkung abzunehmen! Den Brand von Moskau betrachtet er wie ein ästhetisches Motiv. „Wir zogen aus der Stadt, die durch den schönsten Brand der Welt erhellt war, der eine riesige Pyramide bildete, welche, gleich den Gebeten der Gläubigen, ihre Basis auf Erden und ihre Spitze im Himmel hatte. Der Mond schien über dieser Atmosphäre von Flamme und Rauch. Es war ein imposantes Schauspiel, doch hätte man, um es zu genießen, allein sein müssen oder in Gemeinschaft geistreicher Leute. Was mir den russischen Feldzug verdorben hat, ist der Umstand, ihn mit Leuten gemacht zu haben, die das Kolosseum und das Meer von Neapel herabgemindert hätten.“ Er schämt sich nicht, es zu sagen: er will „genießen!“ Für ihn ist das alles ein künstlerischer Vorwurf, der diese oder jene Empfindung auslöste. Dezenz und Moral, Rücksicht auf andere stören ihn nicht. Die Schule, welche später das „l'art pour l'art“ zum Grundsatze nimmt, findet hier schon einen Geistesverwandten. Das „Ich“ erkennt nur sich selbst an. Der humane, sittliche Inhalt interessirt nicht mehr. Oder, wie es mit einer modernen, unschönen Formel heißen würde: „der Egoismus“ negirt den „Altruismus“. —

Auch seinem Lande gegenüber weiß Beyle sich nicht gebunden. Er, der unter den Fahnen des Kaisers halb Europa durchquert, überall geschaut und verglichen hat, bethätigt in Wort und Haltung den unverblümtesten

Kosmopolitismus. Wo es ihm gefällt, da weilt er zu Hause. „Mein Herz fühlt nur für Mailand und die schwelgerische Landschaft ringsum. . . Ich empfinde durchaus nicht den Zauber meines Vaterlandes. . . . Ich hasse Grenoble, ich kam in Mailand im Mai 1800 an, ich liebe diese Stadt. Da habe ich die größten Entzückungen und die größten Qualen gefunden, da vor allem, was das Vaterland ausmacht, habe ich die ersten Entzückungen gefunden — là surtout ce qui fait la patrie, j'ai trouvé les premiers plaisirs." Soll man sich darüber entrüsten oder lieber die Achseln zucken? Im Charakter des Beyle'schen Geistes, des „Beylismus", liegt eher das Letztere. Sein Ideal bleibt immer die unbeschränkte Entfaltung seines „Ich". Er ist seiner innersten Anlage nach noch einer von den alten gallischen Sensualisten, die unbedenklich als des Lebens höchstes Ziel das Glücklichsein und Genießen verkünden. „Ich suchte zu genießen und zu handeln." Die ganze Philosophie krönt sich „in der Kunst zum Glück zu marschiren — dans l'art de marcher au bonheur" Und auch die Litteratur kann keinen wesentlich anderen Erfolg haben. Das „Prinzip des Romantizismus" faßt er einmal dahin zusammen: „Das Verdienst besteht darin, dem Publikum gerade die Droque zu verabreichen, die ihm gefällt." Also Sinnenlust und Befriedigung sind romantische Weisheit. Unter diesem Gesichtspunkt war er selbst Romantiker, und er sagt es sogar: „Le romanesque chez moi s'étendait à l'amour, à la bravoure, à tout." Das bedeutet nichts Anderes, als daß er sich überall von seinen Neigungen treiben ließ.

„Der gewöhnliche Zustand meines Lebens ist der des unglücklichen Liebhabers gewesen, der die Musik und Malerei liebt, d. h. die Erzeugnisse dieser Künste zu genießen und nicht, sie linkisch auszuüben. Ich habe mit einer exquisiten Empfindlichkeit den Anblick schöner Landschaften aufgesucht; einzig deshalb bin ich gereist. Die Landschaften waren wie ein Bogen, der auf meiner Seele spielte." Hier kennzeichnet er sich kurz als das, was er war, als genießenden Dilettanten. Er ging auf Sensationen aus, die seiner Eigenart behagten, er suchte sie da und dort, und wo er sie fand, fühlte er sich in seinem Element. Er liebte die pikante Gesellschaft, welche nicht immer die gute ist. „Ein Salon von acht bis zehn Personen, darunter sämmtliche Frauen Liebhaber gehabt haben, wo die Unterhaltung lustig, anekdotisch ist und wo man eine halbe Stunde nach Mitternacht leichten Punsch trinkt, ist der Ort der Welt, wo ich mich am wohlsten befinde." Da plaudert er „à perte de vue" über die „Theorie des menschlichen Herzens", anregend und angeregt, spöttisch, kaustisch. Die Menschen interessirten ihn, aber sie passionirten ihn selten.

„Ich fiel mit Napoleon, im April 1814." Damals verließ er den Dienst und ging nach Mailand, das er von früher her kannte, dessen „angebetetes Bild" für ihn der Inbegriff der Seligkeit war. Dort blieb er bis zum Jahre 1821, in schwelgerischem Nichtsthun seine Zeit ausschlürfend. „Ich lese bis um zwei Uhr; ich gehe bis Vier spazieren und dinire um Fünf; um Sieben mache ich einen oder zwei Besuche, um Acht erscheine ich in der Loge meiner Schwester; ein oder zwei Freunde von mir holen mich dort ab, und ich beginne meine kleinen Streifereien in der Scala bis um Mitternacht . . . ich komme heim, wo ich im Bett bis um ein Uhr lese." — Italien, Mailand wurde das Vaterland seiner Wahl. Was ihn fesselte, war die ungebrochene Ganzheit der Menschen, die von Konvenienz und Höflichkeit nicht angekränkelt sind. Die Pariser nannte er „verkümmerte Seelen". „Die erste Eigenschaft eines italienischen Herzens, ich spreche von dem, was nicht durch Bigotterie oder Tyrannei zum Stumpfsinn gebracht worden, ist die Energie; die zweite das Mißtrauen; die dritte die Wollust; die vierte der Haß." Hier gibt es noch „Unvermuthetes" in den Typen der Gesellschaft. „Bei den Männern, wie bei den Frauen, entfalten sich die Charaktere in aller Freiheit." Einmal nahm er sich vor, „die Geschichte der Energie in Italien" zu schreiben. Seine Lieblinge waren die ungezügelten Menschen der Renaissance. Ihr wildes Naturell war zugleich der Born ihrer geistigen Ueberlegenheit. In einer Novelle preist er „den tiefen Haß, das ewige Mißtrauen, die den Italienern des 16. Jahrhunderts so viel Geist und Muth gaben und ihren Künstlern so viel Genie."

In der Thatsache, daß der Egoist einer hellen Begeisterung zugänglich gewesen, liegt kein Widerspruch, keine logische oder psychologische Inkonsequenz. Er lobte, was nach seinem Geschmack war und ihm das erhöhte Gefühl des Daseins mittheilte. Er war nicht unempfänglich, nur willkürlich, ungesittet in seinen Zuneigungen und Abneigungen Sie regelten sich ohne das Bewußtsein moralischer Verantwortlichkeit. Sie waren durchaus selbstisch und selbstherrlich, aber darum oft nicht minder tief und stark. Wie hat ihn etwa die Kunstwelt der Antike ergriffen! Er steht im Kolosseum: „Ich habe eine Stunde in jener äußersten Rührung verbracht, von der man zu reden sich schämt, selbst mit seinen intimsten Freunden." Jene Entzückung kommt über ihn, welche hingebend verstummt. „L'extrême des passions est niais à noter: je me tais." Er trifft die höchste Vollendung, welche nur Wonne und Staunen erregt. „Ich verspüre jenes so seltene Gefühl, welches für die Einbildung in der Unmöglichkeit besteht, der geschauten Schönheit etwas hinzuzufügen." Dieser oft Enttäuschte ersättigt sich einmal. Und rührend fast schreibt er bei einer anderen Gelegenheit: „Heute, vom Kolosseum kommend und aufs Gerathewohl nach dem Quirinalpalast zugehend, habe ich ein achtzehnjähriges Mädchen getroffen, das, Gebete murmelnd, die sieben Stationen machte; die größte Schönheit in Raphaël's Weise, die ich in meinem Leben gesehen habe. Ich bin ihr nachgegangen; aber mit der gebührenden Achtung, mehr als drei Viertel Wegmeilen. . . . Ich habe heute verspürt, daß, um die Schönheit richtig zu empfinden, man gar keine verführerischen Absichten auf die Frau haben darf, die man bewundert." Beyle, der betrachtende Aesthet, zeigt sich dieses Mal von einer anmuthigen Seite. Seine Seele hat jungfräuliche Anwandlungen. „Ich bin wie eine anständige Frau, die Dirne wird; ich muß in jedem Augenblick dieses Schamgefühl eines anständigen Mannes besiegen, dem davor schaudert, von sich zu sprechen." Manchmal möchte er sein Innenleben verbergen, verschleiern; stolz und scheu zugleich, es fremden Augen zu entziehen. „Meine Empfindlichkeit ist zu rege geworden. Was die anderen nur streift, verwundet mich bis aufs Blut. So war ich im Jahre 1789, so bin ich noch im Jahre 1840. Aber ich habe gelernt, das alles, undurchsichtbar für das gewöhnliche Volk, unter Ironie zu verstecken. Mais j'ai appris à cacher tout cela sous de l'ironie imperceptible au vulgaire."

Seelen ohne Gleichgewicht! Wer sollte sie nicht kennen? Sie versagen sich, wo man ihren Antheil, ihre Liebe fordern zu dürfen glaubt; und dann, ein andermal, wenn es sie packt, unterliegen sie im Taumel der Gefühle. Als er Byron sieht, vermag er sich kaum zu bemeistern: „Monsieur de Brême suchte mich zum Sprechen zu bringen; das war mir ganz unmöglich, ich war angefüllt mit Zaghaftigkeit und Zärtlichkeit. Wenn ich es gewagt hätte, würde ich, in Thränen zerfließend, Lord Byron's Hand geküßt haben." Seine Schwärmerei für verschiedene Frauen war nicht weniger scheu und stürmisch. „Ich habe niemals Talent zum Verführen gehabt, als bei den Frauen, die ich gar nicht liebte. Sobald ich liebe, werde ich furchtsam, und Sie können es nach der Fassungslosigkeit beurtheilen, die ich in Ihrer Nähe zeige" . . . „Ich habe nur drei Leidenschaften in meinem Leben gehabt: den Ehrgeiz von 1800 bis 1811, die Liebe für ein Weib, das mich betrog, von 1811 bis 1818 und, seit einem Jahre, diese Leidenschaft, die mich beherrscht und ohne Unterlaß zunimmt." Diese letztere heißt Methilde. Ihren Namen hat er in „Rouge et Noir" verewigt, wo er seine Heldin Mathilde taufte. „Wenn Du Fehler hättest", so schreibt er ihr, „könnte ich nicht sagen, daß ich Deine Fehler nicht sehe; ich würde, um wahr zu sein, sagen, daß ich sie anbete; und, thatsächlich, ich kann

sagen, daß ich diese unendliche Empfindsamkeit anbete, die mich so entsetzliche Nächte verbringen läßt .... Liebe mich, wenn Du willst, göttliche Methilde; aber, in Gottes Namen, verachte mich nicht. Diese Qual geht über meine Kräfte. Bei Deiner Art zu denken, die sehr treffend ist, würde verachtet zu sein mich auf ewig hindern, geliebt zu werden." — Freilich, er war nicht immer der platonische Seladon.

1821 wurde Beyle durch die österreichische Polizei aus Mailand ausgewiesen, weil er, angeblich, mit den Carbonari sympathisirt habe. Er ging nach Paris, wo er mit Unterbrechungen bis zum Jahre 1830 blieb. Bekanntlich haßte er die Seinestadt; „in moralischer Hinsicht" habe er sie immer „verachtet". Die Luft dort benimmt „die Fähigkeit zu wollen ... Was das Antipathischeste ist für alles, was länger, als zehn Jahre, Paris bewohnt hat, ist die Energie in allen Arten." Mit Vorliebe verkehrte er in den italienischen Kreisen, die bei der Sängerin Pasta zusammenkamen. Da saß er die Nächte durch, bis an den frühen Morgen und starrte schwärmerisch verloren zu seiner Göttin hinüber. Ein neuer Kult, ein neuer Zeitvertreib!

Aus der Epoche des französischen Exils stammt eine kleine Skizze, die bezeichnend ist für Beyle's politisches Urtheil und für die beißende Art seiner Darstellung. „Ein König" — so schildert er Karl X. — „unfähig zwei Ideen zusammenzufassen, alter Lüstling, verdraucht durch eine sehr stürmische Jugend, nicht frei von Niedrigkeit und selbst von Spitzbübereien, das Ultra-Prinzip anbetend, die aufrichtigste Verachtung hegend für alles, was nicht Hofadel ist, den aber die Furcht zwingt, das Volk in niedriger Weise zu kontisiren; denkt, weil die Organe verbraucht sind, drei Viertel des Tages nicht und dann ein ganz braver Mann, vor allem nichts von der Heuchelei seines Bruders ..... Ein Dauphin ohne Erziehung, von einer unglaublichen Unwissenheit, aber sehr ehrenwerth, ehrenwerth selbst bis zum Heroismus, wenn man bedenkt, daß er bis zum sechsunddreißigsten Jahre an seinem kleinen Hof gelebt hat, der aus den dummsten Menschen Europas besteht und nur die einzige Beschäftigung hat; das französische Volk und die Revolution zu verleumden." Seine politische Farbe: „rechtes Centrum". ... „Der Herzog von Orléans, schlauer, listiger, ziemlich geiziger Mann, besitzt einen großen Fonds von Verstand; seine Verwaltung als Regent während der Minderjährigkeit des Herzogs von Bordeaux würde linkes Centrum sein ... Sein Geist hat ganz die Richtung eines sehr gemäßigten englischen Pairs von den Whigs. Er liebt den Adel und fühlt sich dem dritten Stande fremd. Er hat Geschmack am Schaukelsystem zwischen den beiden Parteien, zwischen den Weißen und den Blauen."

Diese „Blauen" kamen im Jahre 1830 ans Ruder. Beyle selbst war Konstitutionalist, die Republik nannte er „diesen scheußlichen Zustand, der überall anders, als in Amerika, schrecklich ist; das ist die wahre Cholera". Die Julimonarchie kam ihm also ganz nach Wunsch. „Heute achte ich Paris. Ich gestehe, daß ihm die erste Stelle gebührt wegen des Muthes, wie wegen der Küche, wie wegen des Geistes." Er spricht mit Lafayette von „der großen Woche", die, gleich dem Mont Blanc, erhabener werde, wenn man von ihr abrückt. „Alles, was die Zeitungen Euch zum Ruhm des Volkes gesagt haben, ist wahr." Einen Augenblick lang war er zufrieden; und da seine Finanzen durch die Schuld des Vaters zerrüttet waren, entschloß er sich, der neuen Regierung seine Dienste anzubieten. Im September wurde er zum Konsul in Triest ernannt, 1831 wurde er nach Civitá-Vecchia versetzt.

„Ich bin wie Augustus, ich habe das Reich gewünscht, aber während ich es wünschte, habe ich es nicht gekannt. Ich krepire vor Langweile." So schrieb er aus Triest, und in Civitá-Vecchia erging es ihm nicht besser. „Was für kalte Charaktere, was für Geometer würden glücklich oder wenigstens ruhig und zufrieden an meiner Stelle sein! Aber meine Seele, meine, ist ein Feuer, das leidet, wenn es nicht hochschlägt. Ich brauche drei oder vier Kubikfuß neuer Ideen pro Tag, wie ein Dampfschiff Kohlen braucht." Jetzt sehnt er sich nach Paris zurück, wo er wenigstens „ein Fenster auf das Leben offen haben würde". „Was! in Civitá-Vecchia altern! oder selbst in Rom! Ich habe so viel Sonne gesehen!" Umsonst, erst der Tod im März 1842 wird ihn erlösen. „Mein Unglück hier ist, daß nichts das Denken anregt; welche Zerstreuung kann ich inmitten von fünftausend Kaufleuten ... finden? Es gibt da nichts Poetisches, als zwölfhundert Galeerensträflinge. ..." Diese verwöhnte Natur hat nie gelernt, sich zu bescheiden, sich einzufinden. Er, der behauptet: „Tugend besteht darin, sein Glück zu erhöhen", ist wahrhaft unglücklich. Die Welt, die er nur auf Sensationen durchkostet hatte, bietet ihm keine Reizungen mehr. Es bleibt nur die Rückschau auf das Genossene. Und so entstehen denn, nach Rouge et Noir und neben der Chartreuse de Parme, in einsamen Nachmittagsstunden die Werke der Selbstbetrachtung: die Autobiographie unter dem Titel „Vie de Henri Brulard" und die „Souvenirs d'Égotisme". „Ich kenne mich nicht, und das betrübt mich manchmal des Nachts, wenn ich daran denke. Habe ich Nutzen zu ziehen verstanden aus den Umständen, in die hinein mich geschleudert haben die Allmacht Napoleons ... im Jahre 1810, der Sturz in den Koth, den wir 1814 thaten, unsere Bemühung, herauszukommen, im Jahre 1830? Ich fürchte, nein, ich habe nach Laune und aufs Gerathewohl gehandelt." — Sicherlich, sein Leben wäre verthan, verspielt gewesen, wenn nicht das Accidens einer ungewöhnlichen Begabung ihm eine höhere Dauer und Bedeutung verliehen hätte.

(Schluß folgt.)

G. Ransohoff.

Die Traumdeutung.

Es möge mir gestattet sein, hier von dem Buche eines Wiener Nervenarztes, des Dozenten Sigmund Freud zu sprechen, das vor Kurzem im Verlag von Franz Deuticke in Wien und Leipzig unter dem Titel: „Die Traumdeutung" herausgekommen ist. Denn ich habe manche Anregung daraus empfangen; es ist für den Psychologen von hoher Wichtigkeit und es scheint mir ersprießlich, die Thesen Freud's, insoweit sie allgemein von Belang sind, mitzutheilen. Anderen zum Nachdenken und vielleicht zur Erörterung.

Man denkt nicht gerne seiner Träume. Man vergißt sie auch sehr leicht, und es ist bekanntlich fast unmöglich, sich den ganzen Trauminhalt auch nur einer Nacht genau zurückzurufen. In einer unsäglichen Raschheit, in verwirrender Fülle folgen die Bilder einander. Wie bei Nebelbildern, so schiebt sich ein stärkeres, neues vor das verblassende, das eben entschweben will. Und es ist sicherlich ein unheimliches Gefühl für Jeden, einen großen Theil seines Lebens einer dunklen Gewalt überliefert zu sein, die willkürlich mit uns ihr Spiel treibt, die den Reinsten zum Sünder machen, die Reinste mit Vorstellungen heimsuchen kann, deren bloßes Gedenken ihre Wangen mit Scham färbt.

Mit welcher Geschwindigkeit die Traumbilder abrollen, einen wie großen Umfang von Vorstellungen ein sinnlicher Eindruck auslösen kann, das beweist A. Maury's in der Litteratur zur Berühmtheit gelangter Traum. Der Forscher liegt krank zu Bette, seine Mutter wacht neben ihm. Er durchlebt die Schreckensherrschaft, macht gräuliche Mordszenen mit und wird endlich selbst vor das furchtbare Gericht gezogen. Robespierre, Marat, Fouquier-Tinville inquiriren ihn und verurtheilen ihn endlich zum Tode. Eine unüber-

sehbare Menschenmenge folgt ihm zu seinem letzten Gang. Er steigt aufs Schaffot: Monsieur Samson bindet ihn aus Brett; es kippt um; das Fallbeil saust; er fühlt, wie sein Haupt vom Rumpf getrennt wird, erwacht in der höchsten Pein — der Bettaufsatz war herabgefallen und hatte seinen Hals getroffen und in die kurze Zeit zwischen dem Weckreiz und dem Erwachen hatte der Traum diese Fülle von Erscheinungen zusammendrängen gekonnt.

Aus tausend Dingen kann der Traum seine Form bekommen. Sein Wesen aber ist nach Freud im Grunde immer dasselbe. Sollte man nicht sagen meist dasselbe? Es ist ähnlich wie in den Träumen der Kinder, die diesen Charakter noch ganz unverhüllt zeigen, in denen immer nur ein Begehren und seine Befriedigung spuken, auch beim Erwachsenen die Erfüllung eines Wunsches im Grunde sein Inhalt. Nur muß man mancherlei Hüllen heben, sich vielfältige Verzweigungen klar machen, streng und ehrlich gegen sich selbst sein, ehe man zu diesem sehr verschleierten Kerne vordringen kann. Im Grunde aber ist der Traumgott sehr gütig. Er gewährt. Oder er befreit die Seele mindestens in seiner geheimnißvollen und symbolischen Art von einem Vorwurf, der unausgesprochen und dennoch drückend in ihr gelegen hat.

Ein Arzt hat einen Kunstfehler begangen. Und eine Patientin ist ihm aus der Schule gelaufen, noch ehe seine Behandlung irgend einen Erfolg haben konnte. Der Traum läßt ihm Beide zu einer Person werden. Aber, den Kunstfehler hat nicht er begangen, sondern ein Freund, und zwar einen ganz unsinnigen Fehler, bei dem sich auch der Träumende beruhigt sagen kann: so etwas könnte mir niemals passiren. Man sieht: Menschenart ist auch im Traume, eigene Vergehungen fremden Schultern aufzubürden. Oder: es besteht irgend ein Hinderniß für die Erlangung einer Professur, für die Freud vorgeschlagen ist. So trifft er einen Freund im Traume, der in der gleichen Situation sich befindet und bei dem, wenn man will, ein wirkliches Hinderniß besteht. Er hat einmal, allerdings in Folge eines ganz gemeinen Erpressungsversuches, in Untersuchung gestanden, und seine Feinde könnten das immerhin gegen ihn nützen. Trauminhalt: ja, gegen den hat man Waffen; gegen mich aber ist nun einmal gar nichts einzuwenden. Das Begehren nach der Stellung, verhüllt, und zugleich die Möglichkeit ihrer Erlangung bilden den Inhalt.

Die ganze Persönlichkeit des Träumenden wird herangezogen. Kindheitserinnerung, sonst längst übertönt vom lauteren Leben des Thätigen, werden laut und flüstern mit heimlichen Stimmchen in der Brust des Träumenden. Wie unauslöschlich Demüthigungen junger Jahre wiederkehren, was sie niederdrücken und verstören können, lange nachdem sie hinter Einem liegen, dies weiß ich aus eigener Erfahrung. Bei jedem Gebildeten spielt das Abiturientenexamen, oder, wie wir in Oesterreich sagen, die Matura die Rolle eines Schreckenstraumes. Man sieht sich selber im Traume und man ist dennoch physisch und geistig ein anderer. Man hat eben jene Gestalt angenommen, die man tragen möchte, oder eine, von der man sich bestimmt und gerne durch den leisen Traumeindruck hindurch unterschieden weiß. Eine große Rolle spielt natürlich die Sexualität. Sie spielt manchmal mit den allerklarsten Symbolen. Wieder ein andermal vermummt sie sich in der merkwürdigsten Weise. Es ist sonderbar, aber einleuchtend, was zum Beispiel nach Freud ein zugemachter Fleischerstand bedeuten kann, oder, was ein enger, schlüpfriger Gang in einem dunkeln Hofe, den ein Mädchen mit einem Brief für einen Herrn überschreiten muß, besagen soll.

Ihre ersten Regungen fallen sehr früh. Sinnlichkeit, unfaßbar noch freilich meist, geistert zwischen Vater und Tochter, Mutter und Sohn. Sie bekundet sich sehr früh in einer Art Eifersucht auf Liebkosungen, wie sie Jeder kennt, der Kinder hat oder auch nur Lust und Gelegenheit, sie und ihr Wesen zu beobachten. Das kleine Mädel setzt sich gerne an die Stelle der Mutter, maßt sich gerne die Rechte der Abwesenden an. Das mag harmlos scheinen, ist es wohl auch und deutet dennoch mit großer Bestimmtheit nach der Richtung seiner Wünsche. Wen ein Kind nicht mag, den wünscht es sich fort, für immer fort. Für immer fort ist aber nur der Todte, dieses weiß es, während sich ihm nichts von jenen Schrecknissen vor die Einbildung stellt, mit denen uns der Begriff des Todes an sich und gar in den Folgen des Absterbens einer für die Familie wichtigeren Persönlichkeit verknüpft ist. Wer ihm lästig ist, den wünscht es sich todt und der Traum, gefällig wie immer, zeigt ihn so. So erklären sich jene Träume, in denen man ohne jeden Schmerz, mit einer unerhörten Gleichgiltigkeit am Sarge eines sonst Theueren steht. Sie kommen aus dem Unbewußtesten, Vergessensten. Sehr merkwürdig ist folgender Traum eines Mädchens. Sie hatte im Hause einer Schwester gelebt und dort einen Mann kennen gelernt, dem sich ihr Herz zuwendete. Ihn vergessen konnte sie nicht, auch nachdem er sich von ihr gewendet hatte. Ueberallhin ging sie ihm zu Danke. Nun stirbt ihrer Schwester ein Kind und am Sarge des Neffen sieht sie den Unvergessenen. Sie verläßt das Haus und träumt nach einer Zeit den Tod des anderen Kindes. So hatte sich ihr der Wunsch nach einem Wiedersehen umgestaltet und projizirt.

Aus jenem dunkeln Grunde der frühen Sexualität zwischen Eltern und Kindern fließt nach Freud auch eines der größten Dichterwerke aller Zeiten. Oedypus ist doch die Tragödie des Inzestes zwischen Mutter und Sohn: „wie Oedypus leben wir in Unwissenheit der die Moral beleidigenden Wünsche, welche die Natur uns aufgenöthigt hat, und nach deren Enthüllung möchten wir wohl Alle den Blick abwenden von den Szenen unserer Kindheit" und er findet einen direkten Hinweis darauf in Jokasten's Worten:

„Denn viele Menschen sahen auch in Träumen schon
Sich zugesellt der Mutter: doch wer Alles dies
Für nichtig hält, erträgt die Last des Lebens leicht."

„Die Oedypusfabel ist die Reaktion der Phantasie auf diese beiden typischen Träume."

Man sieht, was Alles in diesem Traumdeutungsbuch berührt wird. Unmöglich, einen Begriff zu geben, was Alles Freud zu seinen Deutungen und Auslegungen heranzieht, so daß ihm beispielsweise der in seinen Träumen häufig erscheinende Name Josef bei Personen, mit denen er sich identisch fühlt, den ägyptischen Traumdeuter gleichen Namens, mit dem er sich gern in Parallele stellt, ins Gedächtniß ruft. Und so spricht ein ungemein ehrliches Suchen nach Wahrheit und eine große Finderfreudigkeit aus der Arbeit. Es ist ein ungeheures Material, wie es eben nur ein beschäftigter Praktiker sammeln kann, gespeichert, gesichtet, nach einer Methode gedeutet, die freilich manchmal dem Formelhaften zuzustreben scheint. Aber kann der Arzt, dessen Aufgabe doch endlich auch das Heilen ist, seiner überhaupt entrathen? In ein trotz umfänglicher Vorarbeiten dunkles, im eigentlichsten Sinn des Wortes dunkles Gebiet hat Freud Licht zu tragen versucht; Gesetz und Einheit in die tollen, kindischen Bilder zu bringen, mit denen uns der Traum zu äffen versucht. Mit ihm polemisiren kann ich nicht. Aber es schien mir gut, auch diejenigen, die Psychologen und Vertreter ähnlicher Künste, auf das Werk aufmerksam zu machen, dem ich in Zustimmung und Ablehnung manche Anregung danke.

Wien. J. J. David.

Die Gioconda.

Gabriel D'Annunzio: „Die Gioconda". (Sezessionsbühne, Neues Theater, 21. Januar.)

I.

Ein Paar abgehauener Hände bildet den Nagel dieses Stücks. Daß ein Künstler zwischen zwei Weibern steht, macht nicht das unterscheidliche Merkmal. Daß die zwei Weiber die sündhafte Schönheit und die gekreuzigte Liebe sind, auch nicht. Daß die zwei Weiber eine Szene im Atelier haben, auch nicht. Aber daß im Kampf eine Statue umfällt und der Gattin die Hände abhaut: dieses macht das unterscheidliche Merkmal.

Es ist also das Drama mit den abgehauenen Händen. Man erblickt, wie eine Regiebemerkung hervorhebt, „die beiden in nasse Tücher gehüllten Hände; die Tücher sind von der Statue genommen und sind schon voll Blut." Jemand hält der Verunglückten diese „zwei armen zerquetschten Hände", und es wird nochmals betont, daß sie die Tücher „fortwährend mit Blut durchtränken". Der Schauspielerin fehlt nunmehr, womit sie reden könnte. Oder wie es Shakespeare ausdrückt:

Der Nicht' und mir, uns Aermsten, fehlen Hände,
Wir können nicht geberden unsre Qual.

Das sagt wer? Ach, Titus Andronicus. Die abgehauenen Hände dieser shakespearischen Lavinia müssen schön gewesen sein wie Gioconda's, denn er nennt sie:

Der beiden Zweige süße Zier, die Laube,
In deren Schatten Kön'ge gern geruht.

Zu jener kräftigen Zeit waren blutige Stummel auf der Bühne das tägliche Brot — wenn man dies sagen darf. Und Sophokles! Er ließ den Oedipus sich die Augen ausstechen. (Mounet-Sully in der comédie française erscheint besudelt und triefend von Blut, mit naturalistisch blutigen, großen, furchtbaren Wunden.) Bei heutigen Dramatikern sind diese Stümpfe nur ein Feiertagsgericht. D'Annunzio's Phantasie scheint von den Märtyrergemälden seines Vaterlands befruchtet. Er schlug drei Fliegen mit einer Klappe. Er hatte eine Nervenwirkung zunächst. Dann die Erinnerung an alte Gemälde. Drittens aber ein Symbol: die abgehauenen Hände als Bild der verstümmelten Existenz. Und fast der ganze D'Annunzio steckt in diesen drei Punkten: Symbolismus, Sensation, Gemälde. Das ist die universale Bedeutung des Nagels.

II.

Fast der ganze. Das letzte Viertel seines Wesens steigt darüber hinaus. Es gibt Punkte, um derentwillen man ihn lieben kann. Durch das Werk fluthet der große Stimmungszug. Ihn hat auch D'Annunzio's Epik. Der Frühling strömt dionysisch-mild herein, mit keimender Gluth, mit geiler Fülle. Alles flimmert leuchtend, wie umlacht vom linden Seewind, umküßt von Farben. Wir kennen diese volle Magie schwerlich.

Ja, unter dem Vielen, was der Eklektiker D'Annunzio bringt, ist Manches, was die Seele berührt. Oft ein seltsam süßer Reiz der Rede. Der Zauber wächst in der Ursprache zur dreifachen Gewalt (wenn man den Versicherungen von stillen jungen Damen mit blauschwarzem Haar und Mignonaugen glauben darf). Das Unentrinnbare in der Liebe prägt er mit schicksalsvoller Musik. Dem Bildhauer wird gerathen, ein neues Atelier zu nehmen. Er schüttelt den Kopf. Und spricht: „Eines Morgens wird die Gioconda an die neue Thür klopfen, ich werde sie ihr öffnen und sie willkommen heißen, und nicht erstaunt sein." Schönheit leuchtet über allem Eckigen und Perversen. Dieser D'Annunzio hat manches Frauenangesicht betrachtet, zitternd, mit der lachend-schmerzlichen Liebe des Kenners, des Auskosters, des Anbeters. Er sah es in der Bewegung und weiß die meerhaft entgleitende Melodie des Blicks . . . nicht festzuhalten, doch wie im Traum sie tönen zu machen. Ein Kenner, ein Auskoster, ein Anbeter. In der Beobachtung von Liebeszuständen ruht Gabriel D'Annunzio's eigentlicher Werth. Hier gibt er sein Blut, der dionysische Jünger Paul Bourgets. Ist Bourget ein cochon triste, so ist D'Annunzio mindestens un cochon délirant. Er wird verhöhnt, weil er offen ist. Er wird gescholten, weil er ein Verfallsmensch ist. In gewissen Verhältnissen sind wir das Alle. Er ist nicht mehr Verfallsmensch: nur mehr Bekenner.

Am innigsten malt er das seelisch-erotische Verhältniß zwischen Mann und Weib, das Psychophysische der Liebeskrankheit, in dem Roman „Der Unschuldige".

III.

D'Annunzio läßt vergangene Epochen hindurchleuchten. Er möchte zeigen, wie Schönheitsbegriff und Sünde und Freude und Elend durch das Dunkel der Zeiten dringt und sich das Heut in dahingestorbenen Geschlechtern spiegelt. Er möchte zeigen, wie die Heutigen, wenn sie lieben, leiden, hassen und jauchzen, durchtränkt sind in ihrem Organismus mit Dem, was vorher war. Sie sind die Enkel Griechenlands, die Enkel der Renaissance, die Enkel der Napoleonen, die Enkel todter Abschnitte. Ihr Fühlen wächst auf jenen Gräbern.

So zeigt er sie als mittelbare Empfinder. Er sieht sie als Rassenausläufer. Sie scheinen garnicht naiv, und ganz sentimentalisch. In Wahrheit sind die lateinischen Menschen heut das Ende einer Rasse. Wir fühlen es an ihrem Reiz. Wir fühlen es in Venedig an der welken Feinheit dieser wundersamen Geschöpfe, die wir anstaunen. Wir fühlen es an dieser leisen, einsamen Grazie, deren Gipfel die sieche Schönheit der Duse bildet. Der Untergrund für das alles ist ein kulturgebeugtes, tausendjähriges Volk.

IV.

Aber D'Annunzio prahlt mit dieser vergangenen Kultur. Sie lugt nicht in die Gegenwart als gelegentliche Beihat. Das Spicken mit Bibelots wird ihm Selbstzweck. Er brüstet sich. Er liebäugelt. Er macht daraus eine Sensation mehr. Und sogar zuweilen beruft er sich auf entlegene Kunstwerke bei Personenschilderungen. Wie litterarisch! und wie barbarisch! Er hat nicht zu schreiben: sie sah aus wie die Madonna Soundso. Er hat den Eindruck dieser Madonna zu gestalten. Weshalb die Todten anborgen? Echte Prinzen aus Genieland zahlen baar, was sie verzehrt.

Das aber hängt zusammen mit seinem Grundzug. D'Annunzio's ist ein Mischer. Ein großer Nehmer. Ein Raffer, mehr als ein Schaffer. Er rührt Bourget und Maeterlink und was modern und antik ist durcheinander, glänzende Wirkungen abschöpfend, wo und wie sie zu haben sind. Ueber alles Gemischte gießt er — nicht seine Eigenart, denn die besteht in der Mischung, aber sein Temperament. Den großen sympathischen Hauch seiner südlichen Seele. Er läßt sich nicht lumpen; er mischt fette Düfte und Couleuren und Stoffe und Gefühle und Vorfälle und Wohnungseinrichtungen und Meerlandschaften und Aristokratie und poetisch-wahnsinnige Bauern und die brüllendste Wallust und bethanisches Siechthum. Ist es Temperament oder Nervenfolter? Ich weiß nicht. Eine Dame in „Piacere" ergibt sich dem Helden, als sie Reißen hat und ihr Kopf mit Tüchern umschnürt ist! Und gelegentlich zu alledem, kommt er dann mit abgehackten blutenden Händen. Wer Vieles bringt, wird Manchem etwas bringen. Das Wappen dieses Dichters ist ein Kochlöffel. Ein Kochlöffel aus dem Cinquecento, mit einem Cypressenzweig umwunden; am Stiel eine Gemme: der tabsüchtige Eros.

Gabriel D'Annunzio ist ein Arrangeur großen Stils. Gabriel D'Annunzio ist ein produktiver Snob. Gabriel D'Annunzio ist ein verzückter Ramscher. Gabriel D'Annunzio ist ein Wähler, doch nicht gewählt. Auch Flaches und Abgegriffenes stopft er nervös und ermattend in seine vollblütigen Werke. Ihm fehlt der edle Haß gegen die Konvention. Man hört und fühlt den Tonfall des Kommenden. Wie in den italienischen Melodien, von denen Robert Schumann sagt: wir wissen, wie sie weitergehn, noch eh' sie begonnen haben. Die Gioconda bietet konventionelle Epigramme, in allem Rausch von Frühling und Licht. Nach der blutigen Szene fällt der Vorhang, indem die zerquetschte Frau die Pointe sagt: Das Werk ist gerettet. Auf eine Pointe zielt der ganze Schluß: die Umarmung des Kindes durch die Mutter ohne Hände. Die abgehauenen Hände bilden das Epigramm. Es wird darauf losgearbeitet; für die Duse. Und der große Auftritt der Frauen bringt Sardou'sche Momente, Kniffe: die Gattin lügt, sie sei von ihrem Manne beauftragt die Gegnerin zu verabschieden. Leerheit und Epigramm in jedem Wort. Gioconda Dianti soll die buhlerische Schamgeborene sein, gegenüber der schmerzhaften Mutter. Aber die Gioconda ist im geringsten nicht eine Naturgewalt, sondern eine Rednerin. Lärm, Lüge, Verlegenheit.

Es gibt einen Lärm bei D'Annunzio, der nicht auf sein italienisches Temperament kommt. Er ist nicht mehr Sache des lateinischen Bluts, sondern der Falstaffismus. Ohne Abstufung braucht er entsetzlich große Worte. Seine Rede hat die Elephantiasis. Er wird ein gekreuzigter Schwadroneur. Ein Laokoon-Sir-John.

Auch das ist nicht „italienisch", daß er so unkünstlerisch arbeitet. Das Indirekte fällt bei ihm weg. Flaubert hat nie gelebt für diesen Barbaren mit der letzten Kultur. Er läßt Seelendinge nicht mittelbar erkennen: er setzt sie unmittelbar auseinander. Jeder Zoll ein falscher Hellene.

Das Vergröbernde zeigt er noch in Feinheiten. Man könnte sagen: D'Annunzio banalisirt die seelischen Zwischenstufen. In der Gioconda ist psychische Makarterei. Man könnte sagen: er ist unter den Neopsychisten ein Sudermann. Sanfter formulirt: ein modernster Psycholog mit dem dionysischen Zug.

V.

Das wären seine letzten drei Viertel. Kurz und gut: Der Mann ist gespickt mit Fehlern, wie seine Werke mit Bibelots. Und ist mit diesen Fehlern, mit ihrer Wildheit und ihrem Wurf, eine liebenswerthe Gestalt. Eine Hausse in D'Annunzio würde ich nicht mitmachen. Er ist ein Virtuos eher als ein Dichter. Doch feindselig kann man ihm nicht gegenüberstehen. Diesem schönen, farbigen, klagenden und tobenden Ungeheuer. Er wird früh lächerlich werden: doch zuvor wird er Viele der heut Lebenden, wenn nicht im Innersten berührt, so doch im Aeußersten ergötzt haben. Er legt unsere Zwiespalte bloß; was wollt Ihr mehr. Auch dieser Wunderliche ist ein Arzt der Seelen. Und die Gioconda öffnet dem modernen Stück weitere Ausblicke auf phantastisch-leuchtende Stimmung und malerische Mächte.

Vielleicht rettet ihn sein viertes Viertel. Die andern drei wird Gott, der allmächtige Herr der Heerschaaren, ihm vergeben, weil auch er so viel geliebt.

Alfred Kerr.

Neue Kunstlitteratur.

Velasquez. Ein Bilderatlas zur Geschichte seiner Kunst von Karl Voll. Verlagsanstalt van F. Bruckmann. A. G. München.

Richard Muther hat nicht ahne Grund Velasquez und sein Leben mit Goethe's Dasein verglichen. Aus glücklichen Verhältnissen im Elternhaus kam Velasquez zu einem freundlichen Meister, gewann bald Stellung und Ansehen bei Hofe, und lebte nun, halb Hofmann, halb Künstler, von dem königlichen Hofdienst zur Malerei, van dieser zu jenem eilend, eins wundervoll mit dem anderen verbindend, ein grafzes, sorgenfreies Dasein, leuchtend, van jener stillen und großen Harmanie, die seine Bilder haben Die innere Entwicklung der beiden Persönlichkeiten — Gaethe's und Velasquez' — kannte damit freilich nicht gemeint sein. Goethe hat eigentlich einen weit größeren Weg mit weit stärkerem Umschwung gemacht; innerlich und äußerlich ist er das gewaltigere Temperament mit größerer Carrière. Welche Entwicklung vam Doctor juris Goethe, dem hoffnungslasen Dichter des Werther, zum Staatsminister und Dichter des Faust! Velasquez, adlig van Geburt, beginnt seine malerische Laufbahn mit den gleichen Intentianen, wie er sie beendet, er steigt in seinen künstlerischen Mitteln, in seinen sazialen Pasitianen unmerklich und um weniges. Er beginnt als Edelmann und endet als Hofmarschall, wobei seine Kunst gerade den entgegengesetzten Weg rückschreitet, ahne auch hier jemals ins Extrem zu kommen. Nie stehen Gegensätze zwischen einst und jetzt in seinem Lebenswerk unvermittelt oder erstaunlich var uns. Als moderner Künstler der damaligen Zeit ging Velasquez aus, begann mit Oppositian gegen die herrschende mythalogische und allegarische Malerei und wurde Klassiker, — weil er siegte, nicht weil er selbst sich geändert Vielmehr steigt sein Realismus mit seiner Technik, die bald die höchste Wahrheit, aber mit höchster Eleganz und Delikatesse zu sagen weiß. Ihm ist die Nablesse eigen, Spanier und noch Hafmann, bleibt er selbst in seiner Aufrichtigkeit diskret, in seiner Wahrheit liebenswürdig, er hat jenen tiefwurzelnden Takt des alten Lehensmannes, der ja aus dem Herzen kammt, daß er Natur selbst, nicht höfische Manier ist. So bleibt er Naturalist und van unnahbarer Varnehmheit. In glücklicher, knapper Weise liefert Karl Voll die nöthigen einleitenden Betrachtungen zu den für den geringen Preis der ganzen Mappe (6 Mark) recht gelungenen Bildern.

Robert de la Sizeraune: „Die zeitgenössische englische Malerei." Aus dem Französischen übersetzt von Else Fürst. München. Verlagsanstalt. F. Bruckmann

Des ausgezeichneten, vielleicht ein wenig überschätzten französischen Kunstkritikers Werk über die zeitgenössische, englische Malerei dürfte jenen in der Uebersetzung gewiß willkommen sein, welche in einer eleganten, raschen und geistreichen Paraphrase und an der Hand van Illustratianen sich möglichst gut über die nun schon wieder abnehmende Praeraphaeliten-Bewegung orientiren wollen, ahne auf Ruskin, Pater u. a. eingehen zu müssen und ohne die Werke selbst studiren zu können. Indes auch als Vorbereitung zu tiefdringendem Studium kann das Buch benutzt werden, wenn es auch freilich die Resultate einer schweren, aus tiefen und dunklen Trieben in dem madernen England aufgesproßten Ramantik, in einer etwas allzu feuilletonistischen schnell urtheilenden und fertigen Art varwegnimmt.

Die Frau in der Venezianischen Malerei. Ein Versuch van Emil Schäffer. Mündzen. Verlagsanstalt. F. Bruckmann. A. G. 1899.

Der treffliche Schüler Muther's, Emil Schäffer, aus einzelnen Arbeiten rühmlich bekannt, faßt auch in dieser Darstellung eigentlich einzelne Essais zusammen. Das Thema kammt dieser Behandlung allzusehr entgegen; wenn auch freilich die Frau in der Kunst einer Zeit fast die ganze Kunst umfaßt — hier ist sie mehr, als die bessere Hälfte, — scheint diese allzu paintirte Betrachtung einer Kunstperiode ein Nachtheil der Erziehung. Muther wirkt nämlich durch den rauschenden Glanz von Darstellung, Weltanschauung und Wissen verführerisch auf die jüngeren Kunsthistoriker, seine engern Schüler verleitet er nun schan gar zu einer Stil- und Auffassungsfolge, die ihren Individualitäten, safern „salche varhanden sind, schadet, ahne es zu wollen. Sie schreiben alle zu glänzend, übertrieben, „brillant" und zu leicht. Sein Feuer und Talent mögen dazu verführen. Schäffer aber, der jetzt allzu getreu der Manier, nicht blaß der Methade Muther's gefolgt ist, dürfte, vor größere Aufgaben und var umfassendere Arbeit ge-

stellt, sich bald in rechter Eigenart zeigen. Gerade von Muther's Schülern dürfte man wissenschaftliche Monographien über werthvolle Künstler erwarten, voll Sachkenntniß und Studium, aber zugleich voll Glanz und Schönheit der Darstellung. Wie viel wäre da zu thun! Talent und Wissen, — welches Material ist hier ganz unscheinbar als Litteraturangabe und Anmerkung an den Schluß versetzt und im Haupttheil nur so aus dem Vollen heraus verwerthet, — Stil und Kunstverstand lassen von Herrn Schäffer das beste erwarten, das Muther's Schule alle Methode entnimmt, ohne sich selbst aufzugeben, oder vielmehr sich an ihr findet. Denn diesen einzigen Sinn kann die Erziehung eines ausgezeichneten Lehrers nur haben, den Schüler zu seinem Selbst zu führen, nicht eine Kopie aus ihm zu machen.

Giotto und die Kunst Italiens im Mittelalter. Von Max G. Zimmermann. Erster Band. Leipzig. Verlag von E. A. Seemann. 1899.

Von diesem Buch ist genau das Entgegengesetzte an Lob und Tadel zu sagen, wie von Schäffer's. Dort Ueberfülle und barocker Formenreichthum, bei wenig Tiefgang der Darstellung und Weite des gesteckten Zieles. Hier außerordentlich fleißige Zusammentragung eines unermeßlichen Materials, aber nur ein Haufen von Bausteinen, kein Gebäude, eine den Kunsthistoriker entzückende Materialsammlung, ein großartiger Zettelkasten, kein Kunstwerk, keine gegliederte Biographie. Vielleicht ist es auch nicht in den Intentionen des Autors gelegen, eine künstlerische Darstellung zu geben, vielleicht mochte er eher nur eine Quellengeschichte zusammentragen, der Forschung allein, nicht dem Kunstgenuß des Publikums dienend. Jedenfalls wäre wohl Beides zu verbinden gewesen. Der Plan des Werkes ist gewaltig angelegt und der Gedanke voll gelehrter Feinheit, die altitalienische Kunst vor der Renaissance in ihrem bedeutendsten Künstler auf Byzanz zurückzuführen, wo der Hellenismus sich ganz überlebt und ausgelebt hatte. So sieht man gleichsam ein Zeitalter an der Fackel des vergangenen, die verlöschen will, die seine entzünden.

Wandlungen im Kunstleben Japans. Von Adolf Fischer. Berlin. B. Behr's Verlag (E. Bock). 1900.

Verdanken wir Woldemar von Seidlitz die Kenntniß des klassischen Holzschnitts der Japaner, so will der kenntnißreiche Autor dieser kleinen, aber vielenthaltenden Schrift uns in das Kunstleben des heutigen Japan einführen. Wir treten in einen kaum minder heftigen Kampf, als er bei uns noch vor wenig Jahren gewüthet. Aber dort ist mehr auf dem Spiel, als hier. In Europa war selbst die extremste Moderne immer als organische Weiterentwicklung zu nehmen, welche ihre wildesten Ranken schon mählich eingehen und den Hauptstamm weiter treiben lassen werde. Für Japan aber geht es um Sein — oder Nichtsein der ganzen bisherigen Tradition und Kunstanschauung. Die Secession von Tokio will europäische Auffassung und Technik, ganz neues Blut in die japanische Kunst einführen. Welcher Kampf muß nun entstehen? Läßt sich denn eine Kunst, die so aus dem Volk und fürs Volk erwachsen ist, so leicht von sich selber wegführen? Der Autor will darin die einzige Möglichkeit einer Entwicklung der absterbenden japanischen Kunst erblicken, wenngleich er von den bisherigen Leistungen der japanischen Secessionisten gar nicht zufriedengestellt ist. Er sieht aber wohl mit allzu europäischen Augen sehr vieles als Mängel und Manieren, was eben die ureigenste Anschauung des japanischen Stammes ist. Eben diese Ruhe, die farbenreiche und dabei so stille, flächige und leicht-dekorative Art, die von dem Wesen der Dinge nur ein huschendes Licht zu fangen scheint, uns eine Andeutung, die Pointe, gibt, immer den kleinen Finger für die ganze Hand reicht, ist uns fremd. Europa hat davon vielleicht so viel gelernt, wie einst die Künstler der Renaissance von den Griechen. Die Geschichte des Japanismus in der Malerei wird später vielleicht ein großartiges und merkwürdiges Kapitel der künftigen Kunstgeschichte ausmachen. Nun soll alles das für Japan werthlos geworden sein! Die Zeiten großer politischer Begebenheiten sind künstlerisch meist nicht produktiv, Japan muß jetzt percipiren, bis es wieder mit Eigenem, Neuem hervortritt, mag mehr Zeit vergehen, als von einer Kunstausstellung zur anderen. Jedenfalls wäre aus einem „Europäismus in der japanischen Malerei" sehr Interessantes zu erwarten, und wir sind dem umsichtigen und klaren Autor sehr zu Dank verpflichtet, daß er uns in das Kunsttreiben dieses kleinen, doch an Talenten so bedeutenden Landes mitten hineingeführt hat. Da stehen wir nun wie in einer fremden wunderlichen Straße, hören allerhand Lärm, sehen allerhand Merkwürdiges und müssen uns erst langsam fassen. Mag auch sein, daß wir wieder ebenso sehr das Fremde und Neue, den absoluten Werth der japanischen Kunst für Japan selbst überschätzen, wie es der Autor gering taxirt.

Wien. Otto Stoeßl.

Cose, Jules. Die Sklavin. Autorisirte Uebersetzung von F. Gräfin zu Reventlow. Paris. Leipzig. München. A. Langen. 1899.

Die „einsame Frau", die in liebeleerer Ehe den Jugendtraum von Glück und Liebe mählig zerbröckeln sieht, ist ein oft benutztes Motiv des modernen Romans. Nordische Dichter, Ewald, Amalie Skram, Hansen, Jakobsen, auch Ibsen in der Hedda Gabler haben versucht, es aus dem Leben in die Bücher zu übertragen und zu zeigen, wie nach dem ersten Liebesrausch die Gefühle zu herbsten beginnen, bis auf die Enttäuschung unerfüllte Sehnsucht, Grübeln Zweifeln, innerer Kampf, dann neuer Versuch, das Glück außer der Ehe zu finden, und wieder Enttäuschung folgt, und so immer weiter und weiter bergab. Auch ein Franzose, Jules Case, müht sich in seinem Buche „La vassalle", die Psychologie dieser Frau zu ergründen, und zu zeigen, nicht wie es geschieht, sondern wie es entsteht. Darin liegt auch Kraft und Werth dieser Seelenanalyse, daß sie uns ahnen läßt, wie die zwei, die einander in Liebe gefunden, und, um einander anzugehören, so mannigfache Hindernisse überwinden mußten, nun einander allmählich wieder fremd werden. Ein begehrlicher Blick hier, ein liebes, sänftigendes Wort verschwiegen dort, und so lockert sich mählich das Band, löst Stück für Stück sich ab, bis der Riß immer größer, tiefer und unüberbrückbarer wird. Von hier ab aber verläßt den Autor Kunst und Gefühl und still lenkt er wieder ins ausgefahrene Geleise ein. Zuerst findet er eine Geliebte, endlich, als Halt und Hoffen dahin, sie ihren Galan. Schon tritt auch ein anderer an die Stelle des ersten, und so wird die einsame Frau, die von ihrem Gatten geschieden, nun auch vor der Welt eine einsame Frau ist, von Arm zu Arm wandern, von Stufe zu Stufe sinken, anfangs gepeinigt von der Erinnerung und gehetzt von dem Wunsche, die Erinnerung zu fliehen, später auch der Vergangenheit völlig entrückt, frei von Gefühl, Scham oder Reue. So können wir ihr wieder begegnen, nun nicht mehr eine „Sklavin", sondern eine „Herrin", eine Mondaine, die kühl berechnend ihre Opfer sucht. Es findet, wer den Pfaden ausspinnt, hier vielleicht ein Stück aus der Psychologie jener Hetären, deren äußeres Bild Dutzende von Romanen uns farblos wiedergeben.

Wien. Arthur L. Jellinek.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.
Dr. P. Nathan, W. Ziethenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 18. Berlin, den 3. Februar 1900. 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die Engländer haben in Südafrika eine neue Niederlage erlitten. Sie mußten den Spionkop aufgeben, und wenn nicht alle, so ist doch ein großer Theil der Truppen von Buller wieder über den Tugelafluß zurückgegangen. Ueber die Einzelheiten aller dieser Vorgänge sind wir nicht unterrichtet, aber gerade diese Schweigsamkeit und die eine nackte Thatsache des Zurückgehens genügt, um zu erhärten, daß dem General Buller auch sein zweiter Versuch einer Offensive zum Entsatz von Ladysmith endgültig mißglückt ist. Wenn die englischen Truppen über die Tugela zurückgingen, so ist die Voraussetzung hierfür, daß ihre Stellung nördlich vom Flusse unhaltbar geworden war, und wahrscheinlich sind überdies die englischen Verluste so große gewesen, daß die geschwächten Truppenkörper zu ihrer Sicherheit Schutz hinter dem Flusse suchen mußten.

Auch im Norden der Kapkolonie, wo sich voraussichtlich nun die nächsten größeren militärischen Ereignisse abspielen werden, hat General French eine neue Schlappe erlitten; überall also Mißerfolge, und zudem steht es fest, daß England nicht ferner in der Lage ist, ausgediente Truppen nach Südafrika nachsenden zu können.

So traurig mithin die Verhältnisse in Südafrika sind, weit wichtiger noch für England ist die Entwicklung in Asien. Auch dort beginnt nunmehr sich der Rückschlag der englischen Politik bemerkbar zu machen. Rußland hat Persien eine Anleihe von 25 Millionen Rubeln zur Verfügung gestellt; mit anderen Worten, Persien gelangt finanziell in Abhängigkeit vom Czarenreich; nimmt man das Abkommen Rußlands mit Persien über die Eisenbahnen hinzu, so ergibt sich, daß die Petersburger Politik auf dem besten Wege ist, Persien vollständig in die Hand zu bekommen, und das ohne einen Schuß abzufeuern und ohne einen Mann zu opfern. England aber muß dem ruhig zusehen; es kann es nicht verhindern, daß Rußland auf diese Weise sich einen Zugang zum indischen Ozean schafft.

In China scheinen sich gleichfalls große Umwälzungen vorzubereiten. Die Kaiserin-Mutter hat den bisherigen Schattenkaiser vielleicht tödten lassen, jedenfalls durch ein unmündiges Kind ersetzt, und es wird behauptet, daß diese Veränderungen vor Allem der russischen Politik zu Gute kommen sollen. Und auch dort wird England zu einer kraftvollen Gegenpolitik außer Stande sein.

Zieht man ferner in Betracht, daß in Indien eine furchtbare Hungersnoth wüthet, wie sie selbst in diesem an Heimsuchungen gewöhnten Lande so arg seit Menschengedenken nicht aufgetreten ist, dann hat man eine Lage für das Vereinigte Königreich von äußerstem Ernst. Und in solche Lage ist das Land gebracht worden durch die Frivolität einer Politik, die von Großmannssucht, von chauvinistischem Imperialismus und von Jobberinteressen sich hat vorwärts treiben lassen. Ein Reich, das vor vier Monaten in der Fülle seiner Kraft dastand, ist heute in seinen militärischen Hilfsquellen für einen Landkrieg erschöpft und ist nicht allein in Südafrika durch den Krieg gefährdet, sondern, was weit schwerer ins Gewicht fällt, muß zusehen wie sich Verschiebungen in Asien von größter Tragweite anbahnen. Selten ist dem Leichtsinn und der Ueberhebung so schnell eine so eindringlich belehrende Strafe gefolgt.

Es waren unter diesen Umständen nach dem Wiederzusammentritt des englischen Parlaments sehr heftige Debatten vorauszusehen, und es fragte sich, ob das Mini-

sterium und die Volksvertretung sich auf der Höhe der Aufgabe befinden würden.

Die Erörterungen sind noch nicht abgeschlossen; aber sie machen bisher keinen günstigen Eindruck. Die Opposition, die das Ministerium angreift, ist nicht einig über die Politik, die sie ihrerseits an die Stelle der jetzigen Regierungspolitik setzen würde. Will die Opposition die jetzige Kriegspolitik bis zum Aeußersten fortsetzen oder will sie so schnell wie irgend möglich zum Frieden zu gelangen suchen? Augenscheinlich gibt es Vertreter der einen wie der anderen Richtung in der Opposition, und diese Zwiespältigkeit muß ihrem Angriff die Kraft rauben. Ganz untergeordnet erwies sich aber das Ministerium in der Vertheidigung; namentlich was Lord Salisbury im Oberhaus vorbrachte, war geradezu kläglich, und diese Rede beweist, daß der englische Premierminister ganz gewiß nicht der ihm obliegenden schweren Aufgabe gewachsen ist. Ein Mann, der mit solcher Lage sich durch solche Apercus wohlfeiler philosophischer Resignation abfindet, ist nicht geeignet, das Steuer bei so schwerem Sturme zu führen.

Vorläufig macht es den Eindruck, daß man in England noch völlig von den südafrikanischen Ereignissen hypnotisirt ist. Das ist begreiflich. Hier spielen sich dramatisch die Ereignisse ab; aber sie erscheinen durchaus nicht so wichtig, wie die Vorgänge in Asien.

In Südafrika steht für jetzt noch nicht viel mehr als das englische militärische Prestige auf dem Spiel; auch das ist für ein Reich nicht wenig; in Asien hingegen kommen riesige englisch materielle Interessen mehr und mehr in Gefahr, und je länger der südafrikanische Krieg andauert, um so bedrohter wird die Lage Englands in Asien. Die unglücklichen Kämpfe gegen die Buren, die England zugleich in Asien gefährden, müssen es schließlich aber auch in Aegypten gefährden. Je mehr sich diese Einsicht in England Bahn bricht, um so schneller sollte man zum Frieden zu gelangen suchen; allein diese Einsicht ist bisher in den Parlamentsverhandlungen leider nicht zu Worte gekommen, und das einzige eindrucksvolle Zeichen anwachsender Erkenntniß war es, daß Chamberlain, der Urheber dieses Unglücks, beim Eintritt in den Sitzungssaal des Parlamentes mit eisigem Schweigen empfangen worden ist.

Die Wahlen zum Senat in Frankreich erwiesen die Stärke der reaktionären Richtung. Mercier ist Senator geworden, und eine Anzahl Vorkämpfer der Gerechtigkeit im Dreyfushandel sind unterlegen. Die Wahlen bringen dem jetzigen Ministerium nicht unmittelbar Gefahr; aber auch sie zeigen wiederum, daß das ultramontane, antirepublikanische Frankreich eine drohende Macht ist.

Der Finnische Landtag ist vom Statthalter eröffnet worden, und bei diesem Anlaß wurde der Volksvertretung ein kaiserliches Schreiben mitgetheilt, das außerordentlich ungnädig lautet. Es wurde durch das Schreiben den Ständen verboten, sich mit allgemeinen, das ganze Reich befassenden Angelegenheiten zu beschäftigen, und sollten sie es doch thun, so wird ihnen angedroht, daß ihre fernere Einberufung alsdann für entbehrlich erachtet werden würde. Das ist also die Ankündigung der Kassirung der Verfassung; der Beseitigung der letzten finnischen Freiheiten.

Daß dieses Ziel von der russischen Regierung seit langem angestrebt wird, ist kein Geheimniß; man wünscht nichts sehnlicher in Petersburg, als einen Vorwand zu haben, um Finland seine verbrieften Rechte zu nehmen. Man hoffte bisher, daß die Finnen unklug genug sein würden, sich zu Emeuten hinreißen zu lassen, um alsdann die finnische Frage mit Waffengewalt lösen zu können; man sucht jetzt parlamentarische Zwischenfälle zu schaffen, um das Gleiche zu erreichen. Hoffentlich bleibt den Finnen ihre kaltblütige Klugheit treu, durch die wenigstens eines erreicht wird, daß die Bedränger des kleinen, Rußland so lange loyal ergebenen Volkes vor der Welt ins Unrecht gesetzt bleiben.

Der Fall Arons ist noch immer nicht begraben. Am 22. April vorigen Jahres wurde der sozialdemokratische Privatdozent der Berliner Universität Dr. Arons zuerst vernommen. Am 30. Juli wurde er von der Fakultät freigesprochen; seit dem schwebt das Verfahren in der höheren Instanz im Staatsministerium, das augenscheinlich zu einem Entschluß nicht zu kommen vermag. Man scheut sich, einen Privatdozenten von der Universität zu entfernen, den die Fakultät als schuldlos erklärt hat und gegen den nichts vorliegt, als daß er politisch zur sozialdemokratischen Partei sich bekennt, und man fürchtet sich zugleich, Herrn Arons unbelästigt zu lassen aus Angst vor dem Geschrei der Scharfmacher. Inzwischen aber bleibt Herr Arons von seiner Lehrthätigkeit suspendirt; das ist die Anwendung der trockenen Guillotine.

Es scheint nun, daß das Ministerium durch einen neuen Zug zu einem Ausweg zu gelangen sucht. Herr Dr. Arons soll zunächst nicht entfernt werden; aber es soll statuirt werden, daß die Bethätigung sozialdemokratischer Gesinnung in Zukunft unfähig macht zur Bekleidung des Amtes eines Lehrers an der Universität. Scheinbar wäre damit die Frage wenigstens für Dr. Arons erledigt; aber das würde nur scheinbar sein; denn wählt alsdann Dr. Arons wieder nach seiner politischen Ueberzeugung, so vergeht er sich gegen die vom Ministerium aufgestellten Grundsätze, und wenn hieraus eine neue Anklage vor der Fakultät erfolgt, so behauptet sie nicht, daß sozialdemokratische Gesinnung als strafwürdig zu erachten sei, sondern sie hätte nur die Auflehnung des Dr. Arons gegen die Festsetzungen des Ministeriums zu erörtern, und der Angeklagte könnte alsdann nicht leicht einer Verurtheilung wegen Verletzung der Disziplin entgehen; so wäre erreicht, was man wollte und zwar alsdann nicht durch das Ministerium, sondern die Fakultät hätte das Odium zu tragen.

Ob dieser Plan besteht, wir wissen es nicht; aber jedenfalls sollte die öffentliche Meinung auf das Allernachdrücklichste dagegen protestiren, daß diese widerwärtige Verfolgung eines achtbaren Gelehrten seiner politischen Ueberzeugungen wegen offen oder durch List immer weiter ihren Fortgang nimmt.

* * *

Flottenverstärkung und Kostendeckung.

Die neue Flottenvorlage, wenn sie Gesetz werden sollte, könnte man als das Muster einer lex imperfecta bezeichnen. Das ist ein Vorwurf in formaler Beziehung, aber nicht in politischer.

Die Motive des vorgelegten Gesetzentwurfs enthalten auf Seite 14 den Satz: „Es ist nothwendig, daß die gesetzgebenden Faktoren, bevor in die Ausführung des Plans eingetreten wird, sich darüber einigen, ob der Gesammtplan für richtig gehalten wird und ausgeführt werden soll.“

Eine solche grundsätzliche Verständigung entspricht dem Wesen eines ehrlichen Konstitutionalismus. Die Marineverwaltung glaubt einen weit ausschauenden und kostspieligen Plan nicht ernstlich zur Ausführung vorbereiten zu sollen, bevor sie nicht weiß, ob das Ziel, das sie anstrebt, von der Volksvertretung gebilligt wird. Die Frage, die Seitens der verbündeten Regierungen mit dieser neuen Flottenvorlage an den Reichstag gerichtet wird, läßt sich darnach folgendermaßen formuliren:

Ist die Vertretung des deutschen Volkes mit uns der Meinung, daß der in dem Flottengesetz vom 10. April 1898 bezeichnete Rahmen für die deutsche Kriegsflotte zu eng gefaßt ist, und daß schon jetzt Fürsorge getroffen werden muß, um die Kriegsflotte in absehbarer Zeit — wir meinen bis 1916 — auf 4 Geschwader von je

8 Linienschiffen mit 2 Flottenflaggschiffen, 8 große und 24 kleine Kreuzer als Aufklärungsschiffe der heimischen Schlachtflotte, ferner auf 8 große und 15 kleine Kreuzer für den Auslandsdienst, nebst einer Materialreserve von 4 Linienschiffen, 4 großen und 6 kleinen Kreuzern, zu bringen?

Die verbündeten Regierungen wünschen diese Frage in gesetzlicher Form beantwortet zu sehen.

Sollte die Antwort bejahend ausfallen, so ist damit einstweilen nur eine moralische Verpflichtung des Reichstags, die Regierungen auch bei der späteren Ausführung des gebilligten Plans durch entsprechende Geldbewilligungen unterstützen zu wollen, erfolgt. Der Reichstag behält dagegen das volle Recht, in jedem Jahre von dem grundsätzlich gebilligten Plane im Ganzen oder in einzelnen Theilen zurückzutreten. Es bleibt ferner die Möglichkeit bestehen, das Tempo der Ausführung des Plans zu beschleunigen oder zu verlangsamen; und endlich bleibt die Art, wie die Kosten aufgebracht und etwa später gedeckt werden sollen, der verfassungsmäßigen Mitbestimmung des Reichstags durchaus vorbehalten.

Die Marineverwaltung gibt sich augenscheinlich der Zuversicht hin, daß, wenn die grundsätzliche Zustimmung der Volksvertretung zu ihrem Flottenerweiterungsplane erst einmal erlangt ist, die weitere Zustimmung des Reichstags von Jahr zu Jahr betreffs der Durchführung des Plans im Einzelnen nicht ausbleiben wird.

Dieser Verzicht auf eine materielle Bindung, der von dem festen Glauben an die Zweckmäßigkeit des Gesammtplans getragen wird und der von vornherein auch die Möglichkeit etwaiger zeitgemäßen Aenderungen des Plans innerhalb der Periode der Ausführung offen hält, ist, wie ich glaube, keine Schwäche, sondern eine Stärke der Vorlage, denn damit sind sofort jene Einwendungen beseitigt, die sich darauf stützten, daß man unmöglich einer Volksvertretung zumuthen könne, auf ein halbes Menschenalter hinaus einem Flottenbauplan zuzustimmen. Bindende Verpflichtungen sollen eben nur von Jahr zu Jahr übernommen werden.

Angesichts dieser Haltung der Regierungen erscheint das Drängen der Opposition, die Frage der Kostendeckung gleich mit zur Entscheidung zu bringen, sachlich wenig gerechtfertigt.

Für das Etatsjahr 1900/01 sieht der Gesetzentwurf überhaupt noch keinerlei aus dem Flottenerweiterungsplan hervorgehende Unkosten vor. Erst später, vermuthlich zunächst mit dem Voranschlage des Etats 1901/02, wird diese Kostenfrage aktuell.

Die Regierungsvorlage bringt nun die Hoffnung zum Ausdruck, daß es zur Deckung der Kosten für die neue Flottenvermehrung ebenso wenig neuer Steuern bedürfen werde, wie das betreffs der im Flottengesetz vom 10. April 1898 vorgesehenen Flottenverstärkung bisher nöthig geworden ist.

„Die jährlichen Gesammtaufwendungen für die Marine — so heißt es in den Motiven — würden (einschließlich Pensionen und Schuldzinsen) von 169 Mill. Mark im Jahre 1900 auf 323 Mill. Mark im Jahre 1916 steigen oder durchschnittlich um 9,6 Mill. Mark jährlich." Es ist dabei angenommen, daß von den Gesammtkosten des Plans der kleinere Theil in Höhe von 769 Mill. Mark durch Anleihen gedeckt wird.

Man glaubt nun, daß der aus der Zunahme der Bevölkerung und der Zunahme des Wohlstandes resultirende jährliche Zuwachs der Reichseinnahmen völlig ausreichen werde, um mit jenem Mehraufwande für Marinezwecke bequem Schritt zu halten.

Wenn man berücksichtigt, daß die jährliche Zunahme der Bevölkerung Deutschlands gegenwärtig zwischen 800 000 und 900 000 Köpfe beträgt, daß an diesem Zuwachs — was wirthschaftlich wesentlich ins Gewicht fällt — gerade die Abnahme der Sterblichkeitsziffer und der Rückgang der Auswanderung bedeutenden Antheil haben; wenn man sich ferner vergegenwärtigt, daß bloß jener siebente Theil der Bevölkerung Preußens, der für die Ergänzungssteuer in Betracht kommt, nach den Ermittelungen der preußischen Steuerstatistik in einem Jahre sein Vermögen um mehr als 4000 Mill. M. vermehren konnte; so erscheint das Vertrauen der Verfasser der Flottenvorlage in das fortgesetzte Wachsen der Reichseinnahmen, auch ohne neue Steuern, keineswegs chimärisch. Es ist durchaus möglich, daß auch die sehr erheblichen Mehrkosten, welche der neue Flottenplan verursachen muß, keine neuen oder höheren Steuern zur Folge haben werden. Aber eine Garantie für die Verwirklichung dieser Hoffnung gibt es nicht. Wirthschaftliche Krisen, ein Krieg, das Verlassen der Bahnen einer rationellen Handelspolitik können jene Hoffnung arg zu Schanden machen; zudem ist die Tendenz zu Mehrausgaben auf allen Gebieten des Staatslebens vorhanden. Wenn deshalb auch das natürliche Anwachsen der Reichseinnahmen mit dem Anwachsen des Marineetats Schritt halten sollte, wird von den wachsenden Einnahmen weiter auch so viel übrig bleiben, um die wachsenden sonstigen Ausgaben des Reichs zu decken? Oder wird man ihretwegen zu neuen Steuern greifen müssen? Das alles sind wohl aufzuwerfende Fragen, und der Opposition gegen die Flottenvermehrung ist es nicht zu verargen, wenn sie derartige warnende Fragen aufwirft.

Aber ebenso wenig, wie Jemand die Möglichkeit späterer Steuererhöhungen in Folge der Flottenverstärkung bestreiten kann, vermag ein ernsthafter Politiker zu bestreiten, daß Deutschland, wenn nicht unerwartete Katastrophen über unser Land hereinbrechen, im Stande sein wird, die Mehrkosten der Flottenerweiterung zu tragen, ohne seine übrigen Kulturaufgaben zu vernachlässigen.

Sollten neue oder höhere Steuern erforderlich werden, so kann es sich deshalb nur darum handeln, daß diese Mehrsteuern nicht in ungerechter Weise vertheilt werden. Und damit kommen wir an die Hauptverschanzung der Flottenopposition. Speziell die Sozialdemokratie erklärt es für ganz sicher: einmal, daß es ohne höhere Steuern nicht abgehen werde; und dann, daß diese höheren Steuern den breiten Massen des konsumirenden Volks in der Form indirekter Abgaben zugewälzt werden würden. Man könnte nun einwenden, daß in dem Flottengesetz vom 10. April 1898 ausdrücklich — in § 8 — vorgesehen sei, daß die Kosten „nicht durch Erhöhung oder Vermehrung der indirekten, den Massenverbrauch belastenden Reichssteuern" gedeckt werden dürfen; daß es sich zur Zeit nur um eine Novelle zu diesem Flottengesetz handele, die diesen § 8 nicht außer Kraft setze; und daß es eventuell auch wohl nicht schwer fallen würde, noch ausdrücklich die Bestimmungen dieses § 8 auf die jetzt vorgeschlagene Flottenerweiterung zu erstrecken. Aber ich gebe zu, eine volle Sicherheit ist durch derartige gesetzliche Bestimmungen nicht zu schaffen, denn ein gesetzliches Hinderniß zu beseitigen, ist genau so leicht, wie ein solches aufzurichten.

Wer steht dafür, daß nicht von heute zu morgen ein solcher § 8 von einer anderen Mehrheit des Reichstags wieder beseitigt wird? Auch kann ein abtrünniger Volksvertreter sein Gewissen leicht dadurch einschläfern, daß er die neuen indirekten Steuern nicht für die Marine, sondern für andere nothwendige Staatszwecke bewilligt. Schließlich aber — und das ist der wesentlichste Gesichtspunkt — ist eine fiskalische Erhöhung indirekter Steuern auch nicht annähernd so drohend, wie eine protektionistische.

Bei einer solchen fällt der Löwenantheil bekanntlich nicht in die Kasse des Fiskus, sondern in die Tasche theurer Mitbürger, speziell der Agrarier. Gelingt es diesen, den Brodgetreidezoll auch nur von 35 auf 50 Mark für die Tonne zu steigern — ihre Wünsche gehen bekanntlich noch beträchtlich weiter — so erhöht sich die indirekte Steuerlast der deutschen Arbeiterbevölkerung sofort um mehr als 100 Millionen Mark jährlich, und dagegen bietet kein § 8 eines Flottengesetzes ausreichenden Schutz.

Die Gefahren einer stärkeren Belastung der breiten Masse der Bevölkerung mit neuen oder höheren indirekten Abgaben hängen darnach viel weniger mit dem Wachsen des Marineetats, als mit der allgemeinen Machtstellung des Agrarierthums zusammen. Daß diese Machtstellung aber nicht verringert wird, wenn die Flottenvorlage fällt, bedarf keiner weiteren Ausführung. Die Agrarier würden glückselig sein, wenn die Vorlage im Reichstage abgelehnt würde, nachdem sie dafür gestimmt haben. Denn erstens sagt ihnen ihr agrarischer Instikt, daß eine starke Flotte mit dem Begriff eines Agrarstaats schlecht verträglich ist, daß sie deshalb vom agrarischen Interessenstandpunkte aus das Scheitern der Vorlage nicht zu beklagen haben; und sodann dürfen sie hoffen, bei Neuwahlen unter dem Schutze der Kriegsflagge die besten Geschäfte zu machen. Diese Flagge würde ihre agrarische Waare ausgezeichnet decken.

Jede Befestigung der politischen Machtstellung unseres Agrarierthums bedeutet aber eine wachsende Gefahr der protektionistischen Ausbeutung des Arbeiterstandes, aus dem die Sozialdemokratie sich rekrutirt.

Es könnte deshalb leicht dahin kommen, daß die Arbeiterbevölkerung, die man Seitens der Sozialdemokratie nicht der eventuellen Gefahr einer Deckung der Marinemehrkosten durch indirekte Steuern aussetzen will, das Mehrfache dieser Mehrkosten in der Form agrarischer Schutzzölle und Liebesgaben aufzubringen hätte, nachdem ein sogenannter Sieg über die Flottenvorlage erfochten wäre. **Vestigia terrent:** man denke an das Jahr 1887.

Keinem Zweifel kann es andererseits unterliegen, daß in demselben Maße wie die Linke von der Opposition gegen die Flottenverstärkung zurücktritt, auch ihr Einfluß bei der Regelung der Kostenfrage wachsen muß. Die auf § 8 des Flottengesetzes gestützten Bestrebungen, das, was etwa in der Zukunft durch neue Steuern aufzubringen ist, nicht mittelst indirekter Steuern zu erheben, sondern durch direkte Steuern, z. B. durch eine Reichseinkommensteuer oder eine Reichserbschaftssteuer, erscheinen keineswegs aussichtslos. Man muß nur nicht vorher durch eine falsche Politik die Gegner der Erhöhung indirekter Steuern geschwächt haben.

Theodor Barth.

Parlamentsbriefe.

VIII.

Im Reichstage sind die beaux restes dessen, was man einst die lex Heinze nannte, zur zweiten Lesung gebracht worden; ob in der dritten Lesung etwas übrig bleiben wird, was der Publikation als Gesetz würdig erscheint, ist sehr zweifelhaft. Ein lehrreicheres Beispiel dafür, wohin die Gelegenheitsgesetzmacherei führt, ist selten dagewesen.

Ein Prozeß, in welchem es sich um die Ermordung eines Nachtwächters handelte, der in Erfüllung seiner Pflicht einer Verbrecherbande zum Opfer gefallen war, brachte eine Fülle von Schmutz, der in den Tiefen einer Großstadt sich immer verbirgt, an die Oberfläche, so daß alle Hintertreppenromane eine Zeit lang ihren Reiz verloren. Sofort machte sich das Bestreben geltend, die Welt durch Zuchthausparagraphen zur Moralität zu führen. Von dem Gesetzentwurf, der im ersten Eifer ausgearbeitet wurde, ist im Laufe der Zeit Zweig um Zweig gefallen. Der morsche Stamm, der noch aufrecht steht, ist der Zuhälterparagraph.

Es ist richtig, daß das Zuhälterwesen zugleich d schmutzigste und der verderblichste Auswuchs unseres sozial Lebens ist; ein Mann kann nicht tiefer sinken, als dahe daß er sich durch den Sündenlohn eines Mädchens erhal läßt. Der letzte Rest von Ehrgefühl und von Gewis wird erstickt. Von den zahlreichen schweren Verbrechen, im Laufe der letzten Jahre in Berlin begangen und u entdeckt geblieben sind, kommt gewiß der größere Theil a Rechnung der Zuhälter. Eine Unterdrückung des Zuhälte wesens ist daher ein Ziel, auf das Innigste zu wünsche.

Aber wir glauben nicht, daß man diesem Ziele i viel näher kommen wird, wenn man einen Paragraph macht, in dem man das Zuhälterwesen definirt und e Strafe darauf setzt. Höchstwahrscheinlich wird selten Fall zur Anzeige gebracht werden, in welchem dieses V gehen vorliegt; und in den seltenen Fällen wird hin u wieder der Richter finden, daß das eine oder das and Kriterium des Thatbestandes fehlt und wird freisprechen. U jede Freisprechung wird den Zuhältern neuen Muth einflöß

Wir glauben, daß schon mit den bisherigen Mi der Gesetzgebung mehr ausgerichtet werden könnte, we die Polizei den Kampf gegen das Zuhälterwesen mit i gleicher Energie führte. Aber man macht die Beobachtu daß zuweilen Strafanzeigen und harte Bestrafungen Personen, die als Zuhälter Erpressungen oder Körper letzungen begangen haben, auf einander folgen und la lange Pausen eintreten. Für die Unterdrückung der Ue um welche es sich hier handelt, kann jedenfalls die Po mehr thun, als der Strafrichter.

Ein anderer Punkt ist der folgende: Vor e Jahrzehnten kam ein unternehmender Staatsanwalt au Gedanken, die Vermietherin eines Zimmers wegen Ku anzuklagen, weil sie ihrer Miethern nicht sofort gek habe, nachdem sie in Erfahrung gebracht, daß diese unzüchtigen Lebenswandel führe. Das bloße Gew einer Wohnung, so führte er aus, schließe schon eine günstigung der Unzucht in sich. Die Gerichte wehrten eine Zeit lang gegen solche Auslegung des Gesetzes, d gaben sie nach, und das Reichsgericht konnte dieser J katur nicht abhelfen.

Durch den Erfolg kühn gemacht, ging der Sta anwalt weiter und führte aus: Auch der Hausbe macht sich der Kuppelei schuldig, der einem Miether n kündigt, wenn dieser Miether einer Untermietherin kündigt, die einen unzüchtigen Lebenswandel führt. dieser Anschauung schloß sich die Rechtsprechung an. Staatsanwalt hatte — o weh! — glänzend gesiegt, und Regierung leidet jetzt an den Folgen dieses Sieges. kann unmöglich im Interesse des Staates liegen Tausende von Menschen sich obdachlos umhertreiben. Mensch, der kein Obdach hat, ist unter allen Umständen viel gefährlicher, als einer, der ein Obdach hat.

Die Folge dieses glänzenden Sieges der Staat waltschaft ist nun, daß die Regierung einen besond Paragraphen einbringt, in welchem ausdrücklich gesagt w es sei kein Verbrechen, wenn Jemand unter gewissen ständen einem lüderlichen Frauenzimmer eine Wohnung miethet. Gewiß ist das ein sehr seltsamer Parag aber wie sich die Dinge gestaltet haben, sehe ich nicht, wie er entbehrt werden kann; das sind die Folgen un seliger Siege.

Die lex Heinze enthält noch manchen Paragra indessen ist vielleicht mancher Leser sehr unzufrieden mir, daß ich über Dinge spreche, bei denen die Oeffent keit ausgeschlossen zu sein pflegt. Nun, nun, ich schon auf.

In der Berathung des Postetats wurde der neu zuführende Postcheckverkehr besprochen, den Herr von bielski mit Stolz als sein Kind bezeichnete. Zu be Erziehung wurde dieses Kind in die Pension der Bu kommission gegeben. Bisher haften ihm noch die bü kratischen Eierschalen an.

Im Uebrigen ließ sich Herr von Podbielski preisen und pries sich selbst als den Mann, welcher der sozialdemokratischen Agitation entschieden entgegentritt. Daß die eigentliche Aufgabe der Post, Schnelligkeit und Regelmäßigkeit der Bestellung, Fortschritte macht, davon war nicht die Rede und manche Anzeichen sprechen dagegen.

Im Abgeordnetenhause wurden die Etats des landwirthschaftlichen Ministers durchgenommen und alle aus früheren Jahren bekannten Beschwerden wiederholt und um neue vermehrt. Hervorzuheben ist, daß Herr von Hammerstein es entschieden ablehnte, über den Geschäftsbetrieb der staatlich subventionirten Kornhausgenossenschaften eingehende Mittheilungen zu machen. Es sind über diese Unternehmungen, und namentlich über Eine derselben, so bedenkliche Mittheilungen in die Oeffentlichkeit gelangt, daß es in deren eigenem Interesse läge, sie widerlegt zu sehen, wenn sie unwahr wären. Man muß annehmen, daß Gesellschaften, die sich gegen die Oeffentlichkeit wehren, Etwas zu verbergen haben.

Proteus.

Das Ministerium Koerber.

Während die großen Mächte Europas ihre Aufmerksamkeit und ihr Interesse den Fragen der Weltpolitik zuwenden, ist Oesterreich nach wie vor in seine kleine häusliche Misère eingesponnen. Dem provisorischen Ministerium Wittek ist das Kabinet Koerber gefolgt, aber sonst hat sich in der Trost- und Hoffnungslosigkeit der Lage nichts geändert. Man könnte das Kabinet Koerber als eine Fortsetzung des Ministeriums Clary betrachten, mit dem Unterschiede, daß der neuen Regierung nicht sofort auch äußerlich der Charakter des Provisoriums aufgedrückt ist, und daß nicht sofort ihre Wirkungsdauer zeitlich begrenzt wurde. Der Chef der neuen Regierung, Herr v. Koerber, ist, gleich dem Grafen Clary, ein hervorragender Verwaltungsbeamter, der in verschiedenen Ressorts gedient und sich überall hervorragende Verdienste erworben hat. Graf Clary war ein um eine Nuance konservativerer Politiker, dagegen war er in politischen und namentlich nationalen Fragen starrer und intransigenter. Herr v. Koerber steht politisch um einige Schritte mehr nach links, dafür ist er geschmeidiger und diplomatischer. Die Bildung seines Kabinets hat freilich die deutschen Parteien einigermaßen verstimmt. Zwar den Justizminister Baron Spens-Boden, welcher durch acht Jahre an der Spitze der politischen Verwaltung in Mähren stand, haben die Deutschen nur ungern das Statthalterei-Palais in Brünn verlassen sehen. Dr. v. Hartel ist an der Spitze der Unterrichtsverwaltung eine Garantie dagegen, daß klerikale Einflüsse auf die Unterrichtsangelegenheiten sich in nicht allzu starkem Maße geltend machen, und der Finanzminister Dr. v. Böhm ist das Muster eines parteilosen objektiven Beamten. Den Handelsminister Baron Call und den Ackerbauminister Baron Giovanelli betrachtet aber die öffentliche Meinung als entschiedene Parteigänger der Klerikalen, und diese beiden Minister repräsentiren mit dem polnischen Landsmann-Minister Pientak und dem czechischen Landsmann-Minister Rezek, welchen die Czechen als „Minister für Böhmen" bezeichnen, im Kabinet die Rechte des Abgeordnetenhauses. Das hat naturgemäß Verstimmung unter den Deutschen hervorgerufen, um so mehr, als Herr v. Koerber in der letzten Stunde davon abgekommen ist, einen Vertreter der nationalen Interessen der Deutschen, welcher dem czechischen Landsmann-Minister das Gleichgewicht halten sollte, ins Kabinet zu berufen. Die Vertreter der Deutschen hatten erklärt, daß sie auf die Ernennung eines solchen Ministers ihrerseits keinen Werth legen, und daraufhin war sie unterblieben. Aber die Haltung der czechischen Abgeordneten gegenüber der Berufung eines Landsmann-Ministers war keine andere gewesen und trotzdem war die Berufung erfolgt.

Die Aufmerksamkeit des Kabinets Koerber ist derzeit durch den großen Streik in den Kohlenrevieren gebunden, dessen Beilegung auch den mit Spezialvollmachten entsendeten Mitgliedern der Regierung nicht gelungen ist. Das Ministerium aber wird sich alsbald den politischen und nationalen Fragen zuwenden müssen, denn für den 5. Februar hat der Ministerpräsident die Verständigungskonferenzen einberufen. Herr v. Koerber will noch einen Versuch machen, um einen Waffenstillstand im Reichsrathe herzuführen, damit das Parlament wieder arbeitsfähig werde. Die Regierung wird den beiden Verständigungskonferenzen — die eine wird für Böhmen, die andere für Mähren eingesetzt — die Entwürfe von Sprachengesetzen vorlegen; das Sprachengesetz für Böhmen hat der Ministerpräsident, und zwar schon als Minister des Innern im Kabinet Clary ausgearbeitet; den Entwurf für Mähren hat der Justizminister Baron Spens einer Redaktion unterzogen. Den Czechen wird in diesen Entwürfen und für die reinczechischen Bezirke Böhmens wieder die czechische innere Amtssprache geboten werden. Das ist für sie ein außerordentlich werthvolles Zugeständniß und wenn sie klug wären, würden sie sich beeilen, zuzugreifen. Die Rechte des Abgeordnetenhauses bildet doch nach wie vor die Majorität und wenn der Reichsrath wieder arbeitsfähig wird, können sie mit Hilfe der ihnen verbündeten Parteien einen bestimmenden Einfluß auf die Staatsverwaltung üben. Wer weiß, ob den Czechen noch ein zweites Mal ein solches Angebot gemacht wird. Es ist unverkennbar, daß in der Sprachenfrage wieder die höheren staatlichen Gesichtspunkte sich zur Geltung bringen und diese sind der Einführung der inneren czechischen Amtssprache nichts weniger als günstig.

Neben dieser Frage wird, soweit die Sprachenfragen in Betracht kommen, noch eine zweite in den Ausgleichskonferenzen im Vordergrunde stehen. Mit der Aufhebung der Gautsch-Badeni'schen Sprachenverordnungen ist wieder die Stremayr'sche Sprachenverordnung aktivirt worden, die erste Sprachenordonnanz aus der Taaffe'schen Zeit. Durch diese Verordnung wurde es den Czechen ermöglicht, im rein deutschen Sprachengebiete czechische Eingaben zu machen und zu fordern, daß dieselben auch czechisch erledigt würden. Czechische Advokaten und Advokaturskonzipienten, wohl auch czechische Winkelschreiber haben mit dieser Bestimmung allen möglichen Unfug und mancherlei Gassenbübereien getrieben. Die deutschen Beamten im rein deutschen Sprachgebiete sind des Czechischen nicht mächtig und die Berufung czechischer Beamten in dieses Sprachgebiet bedeutet die Berufung czechischer Agitatoren, die Unfrieden verbreiten. Es läßt sich auch gegen die Thatsache nicht aufkommen, daß die deutsche Bevölkerung des deutschen Sprachgebietes czechischen Beamten kein Vertrauen, ja entschiedenes Mißtrauen entgegenbringt und in den ihnen aufgenöthigten czechischen Beamten nationale Gegner erblickt. Dieser Punkt fordert Regelung und Remedur. Man sucht zwischen den beiden einander ausschließenden Standpunkten einen Mittelweg und man glaubt ihn gefunden zu haben in der Bestellung von Uebersetzungsorganen. Ob freilich eine Einigung über diesen Punkt erzielt wird, ist noch sehr die Frage.

Auch die Errichtung nationaler Kurien mit Vetorecht im böhmischen und mährischen Landtage wird in der Ausgleichskonferenz zur Sprache kommen und im Zusammenhange damit die Revision der Landtagswahlordnungen für Böhmen und Mähren. Ohne Zweifel sind diese beiden Landtagswahlordnungen rückständig. Sie tragen den seit dreißig Jahren veränderten Bevölkerungsverhältnissen keine Rechnung und zudem ist der Wahlcensus für Böhmen unstreitig ein sehr hoher. Endlich macht die Angliederung der Wahlkurie des allgemeinen Stimmrechtes für den Reichsrath die Errichtung solcher Kurien für die Landtage nothwendig, um den Arbeitern ein Landtagswahlrecht zu gewähren. Aber die Abänderung der Landtagswahlordnungen

kann nur im Wege eines Kompromisses möglich sein, denn eine solche Reform fordert zwei Dritttheile der anwesenden Stimmführer und die Anwesenheit von Dreiviertheilen aller Landtagsmitglieder. Eine Minderheit, die mehr als ein Viertel der Landtagsmitglieder umfaßt, kann die Reform vereiteln, indem sie vor der Abstimmung den Landtagssaal verläßt. Das ist auch bei wiederholten Anlässen geschehen und die Deutschen in Böhmen und Mähren sind entschlossen, auch in Zukunft die Aenderung der Wahlordnung zu verhindern, wenn ihnen nicht Garantien für ihre nationale Existenz geboten werden. Solche Garantien finden sie in der Errichtung der nationalen Kurien, denen ein Vetorecht in allen nationalen Fragen gegen die Majoritätsbeschlüsse zustehen würde. Gewiß sind diese nationalen Kurien eine Rückbildung und sie würden ein atavistisches Gepräge an sich tragen, und dabei ist es zweifelhaft, ob diese nationalen Kurien auch wirklich den erhofften Schutz gewähren würden, denn schließlich würde darüber, ob eine Angelegenheit dem Kurialvotum unterliegt, doch nur der Vorsitzende des Landtages und in letzter Linie die Majorität des Landtages entscheiden. Es hat sich aber, seit Dr. Schmeykal vor etwa zwölf Jahren den ursprünglich von dem Czechen Czelakowsky lancirten Gedanken aufnahm, die Ansicht unter den Deutschen festgesetzt, daß die Kurien mit ihrem Vetorecht der nationalen Minorität wirksamen Schutz bieten würden, und so ist das Kurienprojekt ein nationales Schiboleth geworden.

Das sind die Fragen, welche die Ausgleichs-Konferenz beschäftigen werden. Sie sind außerordentlich schwierig und komplizirt und schon dieser Umstand, noch mehr aber die unter den Czechen herrschende Stimmung erweckt starke Zweifel, ob die Verständigungskonferenz einen Erfolg zeitigen und den Mitte Februar zusammentretenden Reichsrath über den todten Punkt hinwegbringen werde. In der vorletzten Sitzung der österreichischen Delegation bezeichnete der Abg. Kramarz es als einen wesentlichen Gewinn, daß man nunmehr wisse, wovon auf der Verständigungskonferenz nicht gesprochen werden dürfe und als einen solchen Gegenstand erklärte er das böhmische Staatsrecht. Man muß zu der Ansicht gelangen, daß die gemäßigten Elemente unter den Czechen, welche durch Kramarz und Kaizl repräsentirt werden, allen Einfluß verloren haben müssen, denn heute ertönt aus der gesammten czechischen Presse eine staatsrechtliche Kriegsfanfare. Es gibt eben eine Fraktion unter den Czechen, welche die Obstruktion fortführen will, in der Absicht das Chaos herbeizuführen, von der Hoffnung ausgehend, aus dem Chaos könne das böhmische Staatsrecht und der Föderalismus hervorgehen. Mit der Existenz einer solchen nihilistischen Partei unter den Czechen muß unter allen Umständen gerechnet werden. Siegt diese, dann sind alle Bemühungen vergeblich, den ersehnten Waffenstillstand herbeizuführen und in Oesterreich geordnete parlamentarische und Verfassungs-Zustände wiederherzustellen.

Wien, Ende Januar. Gustav Steinbach.

Henry Beyle.

(Schluß.)

Eigenwilligkeit war der durchgehende Zug in Beyle's Charakter; und auch die führenden Gestalten seiner Romane sind Träger des ausgesprochensten, skrupellosen Subjektivismus. — Julien Sorel in „Rouge et Nair“ stammt aus engen, dumpfen Verhältnissen, sein Vater betreibt eine Sägemühle am Fluß. Zwei seiner Brüder, derbe, robuste Menschen, finden dort ihren Lebensberuf; nur ihn, den Dritten, hat die Natur mit verhängnißvoller Zärtlichkeit zu fein und weich gebildet. All sein Glück und Unglück rühren daher. Statt im Sägewerk aufzupassen, stiehlt er sich fort und liest; er hat beim Pfarrer Latein gelernt, der Ehrgeiz in ihm ist wach geworden. Monsieur de Rênal, der Maire des Ortes, will ihn als Hauslehrer zu sich nehmen gegen „Kost, Kleidung und dreihundert Francs Gehalt“. „Ich will nicht Bedienter sein.“ ‚Rindvieh‘, schreit der gierige Alte, ‚wer spricht von Bedienter-Sein? . . .“ „Aber mit wem werde ich speisen?“ . . . „Lieber auf alles das verzichten“, sagte er sich, „als so weit zu gehen, mit den Bedienten zu speisen . . . lieber sterben.“ Ein düster unheimlicher Stolz lodert in ihm, ein Plebejergeist, der die eigene Abhängigkeit wie eine persönliche Beleidigung erträgt, der die Ueberlegenheit anderer als eine Herausforderung empfindet. Madame de Rênal streift zufällig einmal seine Hand und zieht die ihrige zurück. Das kränkt ihn. O, natürlich; er gehört ja nicht zu ihrer Welt! „Momente solcher Demüthigung . . . müssen es gewesen sein, die einen Robespierre hervorgebracht haben.“ Wenn er Jemand die Antwort schuldig bleibt, fühlt er sich in seinem Selbstbewußtsein getroffen. Die Leute der wohlhabenden, dominirenden Klasse sind für ihn „das feindliche Lager“; ist er ihnen gegenüber im Vortheil, so jauchzt er: „ich habe eine Schlacht gewonnen . . . also ich habe eine Schlacht gewonnen!“ Immer und überall tritt man seinem Ehrgeiz zu nahe; und hoch über den Behausungen, auf dem Kamm des Gebirges, ruft er erleichtert aus: „Hier können mir die Menschen nicht weh thun.“ Er sieht einen Falken seine weiten Kreise ziehen und „er beneidete diese Kraft, er beneidete diese Einsamkeit. Das war Napoleons Schicksal; würde es eines Tages auch das seine sein?“ Nun, er wird nicht gerade Napoleon, aber doch ein recht gefährliches Individuum; er verführt Madame de Rênal, wird Sekretär eines Pairs von Frankreich, dessen Tochter, die stolze Mathilde de La Môle, er bestrickt und endigt schließlich auf dem Schaffot. — In der „Chartreuse de Parme“ sind die Hauptfiguren zwar vornehmer gehalten, doch im Grunde von dem nämlichen Schlage. Felice del Dongo, Mosca und die Herzogin von San Severino lassen sich ganz von ihren Instinkten bewegen. Wenn das Wort Tugend je aus ihrem Munde verlautete, könnten auch sie sagen: „Tugend besteht darin, daß man sein Glück vermehrt.“ Sie sind Sinnenmenschen des Genusses, Prachtexemplare der Unbedenklichkeit, die sich nie ihrer Leidenschaften schämen, nie vor Sitte oder Gesetz sich beugen. Mag ihre geistige Ueberlegenheit groß sein, noch größer ist die Kraft ihres Wollens.

Was ihr Schöpfer an diesen Personen bewundert, ist der Impetus des Verlangens, die ungebrochene Energie. Seine Günstlinge sind außergewöhnliche Naturen, „êtres supérieurs“, die sich, freischaltend, über ihre Umgebung erheben, weil sie in der Sphäre des Alltäglichen nicht fortkommen können. Sie hegen ihre besonderen Begriffe von Würde und Ruhm. Der Marchesino Fabrice del Dongo berauscht sich an Napoleons Thaten; heimlich eilt er über die Alpen nach Waterloo. Julien Sorel schwört auf zwei Bücher, auf Rousseau's „Bekenntnisse“ und auf das „Mémorial de Ste.-Hélène“. „Unter Napoleon wäre er ein anständiger Mann geworden.“ „Ach“, rief er aus, „wie doch Napoleon der Gottgesandte für die jungen Franzosen war! Wer wird ihn ersetzen? was werden ohne ihn die Unglücklichen, selbst die Reicheren, als ich, thun, welche gerade einige Thaler haben, um sich eine gute Erziehung zu verschaffen, und nicht genug Geld, um sich mit zwanzig Jahren als Mann einzukaufen und in der Karriere vorwärts zu bringen! Was man auch thun mag“, fügte er mit einem tiefen Seufzer hinzu, „diese verhängnißvolle Erinnerung wird uns auf immer verhindern, glücklich zu sein!“ — Der Schatten des Kaisers schwebt über dieser Welt. Seine Sonne ist untergegangen, seine Heldenepopöe erstrahlt nur in magischerem Glanze. Und die vom Widerschein noch geblendet dastehen, finden, daß alles ringsum kalt und flach geworden ist. Sie harren und rasten, wie Alfred de Vigny; sie verkümmern, wie Alfred de Musset; oder sie revoltiren und bäumen sich, wie Beyle's Gestalten. Allesammt können sie sich nicht eingewöhnen in die schwung-

wie, die entmannte Zeit. Ihr Geist oder ihr Thatendurst verlangt nach höherem. Sie sind Rebellen wider den Philisterfinn jener Tage, Opponenten gegen das herrschende System.

Und meisterhaft hat Beyle es verstanden, diesen Zusammenhang zwischen dem Zeitganzen und den Einzelnen zu veranschaulichen. Mit zwingender Plastik wachsen die Menschen aus ihrem Milieu heraus. „Rouge et Noir" schildert das Frankreich der Restaurationsepoche mit seiner Bourgeoisie, seinem Klerikalismus und seinen adligen Ultras. Die „Chartreuse de Parme" entwirft ein Bild von der erbärmlichen Intriguenwirthschaft an einem der wiederhergestellten Fürstenhöfe Italiens. Es ist nicht zuviel gesagt, man athmet die Atmosphäre mit: dort die öde, dumpfige Stimmungslosigkeit, hier die schlaffe, träge Sonnenwärme. Wir sehen die Persönlichkeiten in ihrer natürlichen Zone, in ihrem moralischen Klima. Niemand hat es Beyle in dieser Kunst psychologisch-allgemeiner Begründung zuvorgethan. Flaubert darf sich hier nicht mit ihm messen. Balzac — oft Stümper, oft Halbgott — malt mit gewaltigerem Relief; aber man muß ganze Bände lesen, ehe die Komödie seiner Schöpfungen beisammen ist. Dann lösen sie sich ab von der Freskenmauer, unvergleichlich in ihrer typischen und zugleich individuellen Pracht; doch in der Gesammtheit, als Dokument einer Kulturepoche, übertreten sie an Vollständigkeit kaum den Eindruck des Stendhal'schen Werkes. — Man begreift wohl, daß der Vertreter der modernen Milieuslehre, Taine, an diesem Autor Gefallen fand.

„— Ein Roman ist ein Spiegel, der sich auf einer Landstraße bewegt. Bald wirft er das Blau des Himmels zurück, bald den Schlamm der Kothlachen auf der Straße. Und der Mann, der den Spiegel in seiner Kiepe trägt, wird von Euch beschuldigt, unmoralisch zu sein! Sein Spiegel zeigt den Schlamm, und Ihr beschuldigt den Spiegel! Beschuldigt lieber die Hauptstraße, auf der die Kothlache ist, oder besser noch, den Wegeinspektor, der das Wasser sich hat ansammeln und die Lache sich bilden lassen." Mit einem Worte, rechtet nicht mit dem, was ist. Moralisirt nicht, sondern nehmt die Dinge in ihrer crüden Wirklichkeit, gerade wie sie sind; und scheut Euch nicht, sie gelegentlich recht häßlich zu sehen. Das ist Beyle's ästhetische Grundregel. Seine materialistisch-sensuelle Veranlagung führt ihn von selbst zu realistischer Betrachtung des Lebens. Wer den Genuß predigt, ist gewiß nicht zum Idealisten geschaffen. — Er zeichnet mit schonungsloser Unerbittlichkeit, oft mit einer gewissen grausamen Wollust; seinen Personen wird nichts erlassen. Die Besten sind mehr oder weniger anrüchig. Clelia Conti, die ganz Hingebung ist, wird zur Ehebrecherin mit dem Erzbischof und verschuldet den Tod ihres Kindes. Gina San Severino hat wie vielen Männern gehört! hat mit Gift und Dolch gewirthschaftet! Mathilde de La Môle hintergeht ihre Eltern. — Nur bisweilen unterbricht sich der sarkastische Menschenkenner. Ein höhnisches Grinsen zuckt über sein Gesicht, als ob er sein Publikum herausfordern wollte. „Diese Seite wird dem unglücklichen Autor in mehr, als einer Weise schaden. Die eisigen Seelen werden ihn der Indezenz beschuldigen." Umso schlimmer für sie! Er läßt sich nicht beirren, denn er weiß sich im Recht. Aber freilich: „Die Erfahrung .... lehrt mich, daß ich keine Gefahr laufe, verstanden zu werden... Wie die Böotier, spanne ich meine Netze zu hoch." Doch gemach! Ihr werdet fortschreiten; und vielleicht bekehrt Ihr Euch dann zu der Maxime der Herzogin, die das Leben, Zug um Zug, wie eine Spielpartie, mit Berechnung, Uebung und Geschicklichkeit durchführt. Nur keine moralische Empörung! „Glaube oder glaube nicht, was man Dich lehrt" — was nämlich welterfahrene Leute Dich lehren werden — „aber mache nie eine Einwendung. Stelle Dir vor, daß man Dich die Regeln des Whistspiels lehrt; würdest Du Einwendungen gegen die Regeln des Whistspiels erheben?"

Man sieht, dieser Realismus kommt aus gründlicher Ueberzeugung. Er ist das Credo der Persönlichkeit, der Ausdruck ihres geistigen Seins. Und wenn der letztere auch manchmal unangenehm, ja abstoßend wirkt, soll man doch nicht vergessen, daß Beyle vor sich selbst ehrlich, mit sich selbst im Einklang geblieben ist; daß er seinem künstlerischen Gewissen geopfert hat, was der Künstler am schwersten vermißt — den Beifall der Mitwelt, die Popularität.

Er schrieb, wie er mußte, wie er empfunden hatte. Wir haben ein lehrreiches Beispiel dafür. Im Jahre 1813 berichtete er aus Bautzen: „Wir sehen recht wohl, von zwölf bis drei Uhr, alles, was man von einer Schlacht sehen kann: nämlich nichts." Ganz in diesem Stile entwirft er später, in der „Chartreuse", die berühmte, viel erwähnte Schilderung des Kampfes bei Waterloo. Das weltgeschichtliche Ereigniß, wie es einem Mitstreiter in zusammenhangslosen, meistens unwesentlichen Episoden erscheint, oder, wenn man will, sich entzieht! Am eindrucksvollsten ist noch der Ritt des Marschalls Ney, den eine Eskorte begleitet. Es geht über ein Feld, das halb unter Wasser steht; nur die Spitzen der Erdschollen ragen hervor; von Zeit zu Zeit schlagen Kugeln ein, und der Schlamm spritzt hoch. Plötzlich taucht der Kaiser auf. Verspätetes „Vive l'Empereur" ertönt. Fabrice del Dongo wendet sich rasch um und gewahrt einen Trupp Generäle, dem eine Schwadron Kürassiere folgt. Napoleon ist vorüber. Wer hat ihn gesehen? — Steckt nicht in dieser diminuirenden Methode eine gewisse zersetzende Ironie?

Er liebte es, wie erinnerlich, von der „Theorie des menschlichen Herzens" zu plaudern; das war ja das Thema seiner langen Salongespräche. Die Kunst bestand für ihn in der „Malerei dieses Herzens durch die Litteratur und die Musik." ... „Um guter Philosoph zu sein", meinte er weiter, „muß man trocken, klar, illusionslos sein ... d. h. klar sehen in dem, was ist. ... Ich reduzire die ganze Philosophie darauf, sich nicht über die Motive der Menschen und ihrer Handlungen zu täuschen und uns nicht in unseren Raisonnements zu irren. ..." Also das künstlerische und das wissenschaftliche Interesse konzentriren, resümiren sich im Gebiete des Psychologischen. Das höchste Ziel unserer intellektuellen Bethätigung soll es sein, das Getriebe unseres inneren Mechanismus zu erfassen; es nachschaffend darzustellen, ist die besondere Aufgabe der Kunst. Der Poet soll die intimste Menschennatur aufschließen, sie in ihren geheimsten, flüchtigsten Schwingungen beleuchten, entwirren, enträthseln. Oder ganz kurz gesagt, der Poet muß psychologischer Analytiker sein.

Und Stendhal-Beyle war nichts anderes, als das. Mit einer einseitigen Leidenschaftlichkeit hat er die moralische Welt studirt und den Roman ausschließlich als Seelenproblem behandelt. Einzig die psychologischen Zustände interessirten ihn. — Er war ein Neuerer, obwohl diese Gattung schon früher in Frankreich gepflegt worden war. Man braucht nur an Frau von Lafayette und ihre „Prinzessin von Cleve" zu erinnern, an die „divine princesse de Clèves", wie Beyle einmal schwärmt. Marivaux hatte in der „Marianne" und im „Paysan parvenu" mit seinem leichten, maliziösen Lächeln ganz entzückende Seeleninterieurs gezeichnet. Auch im neunzehnten Jahrhundert war das Genre schon angeschlagen. Trotzdem hat Stendhal Epoche gemacht. Er hat erst das Instrument geschliffen für die feinste, geistige Anatomie. Er hat erst die flüchtigsten, subtilsten Regungen festgehalten. Er ist so kühn und nervös, so eindringlich und genau. Bei ihm spielt der ganze Apparat moderner Empfindsamkeit. Die krause Wandelbarkeit der Gefühle wird klar. Halbtöne wechseln mit den brutalsten Naturlauten ab, Zuckungen der Laune und Schwäche mit Aeußerungen des stärksten Zielbewußtseins. Wie fein ist etwa Mosca durchgeführt, der Intrigant und Höfling, der Staatsmann und schmachtende Liebhaber; oder das Seminar, wo geistige Trägheit und Gefräßigkeit an der Tagesordnung sind! Dann hier der Typus des Priesters, der mit naiver Habgier nur an seinen Kirchenschatz denkt: „Der Abbé erzählte ihm von den Prunkgewändern, welche die Kathedrale besaß. Sie hatte siebzehn Chorröcke mit Besatz außer den Trauergewändern. Man hoffte viel von der alten Präsidentin

de Rubempré; die neunzigjährige Dame hob, seit mindestens siebzig Jahren, ihre Hochzeitskleider auf, aus herrlichen lyoneser Stoffen, mit Gold durchwirkt. Stellen Sie sich vor, mein Freund, sagte der Abbé Chas, indem er plötzlich Halt machte und die Augen weit aufriß, daß diese Stoffe aufrecht stehen bleiben, so viel Gold ist daran. Man glaubt allgemein in Besançon, daß durch das Testament der Präsidentin der Schatz der Kathedrale um mehr als zehn Chorröcke vermehrt werden wird, ungerechnet vier oder fünf Mäntel für die großen Feste. Ich gehe noch weiter, fügte der Abbé Chas hinzu, indem er die Stimme dämpfte, ich habe Gründe zu glauben, daß die Präsidentin uns acht prächtige Armleuchter aus vergoldetem Silber hinterlassen wird. . . ." Ist das nicht Charakteristik, Kritik und Satire in einemhin?

Julien Sorel sitzt im Kerker und erwartet den Tod. Sein Vater kommt, er will ihn loswerden und vor allem nicht sein Gezeter hören. Doch was thun? „Sein Geist durchlief rasch alles Mögliche. — Ich habe Ersparnisse gemacht! schrie er plötzlich. — Dieser geniale Einfall veränderte die Physiognomie des Greises und die Stellung Juliens ihm gegenüber."

Vanina Vanini, die Patrizierstochter, liebt einen Briganten: „Eines Abends, nachdem sie den ganzen Tag damit zugebracht hatte, ihn zu verabscheuen und sich fest zu versprechen, nach kälter und strenger, als gewöhnlich, mit ihm zu verfahren, sagte sie ihm, daß sie ihn liebe. Bald hatte sie ihm nichts mehr zu versagen." Die Leidenschaft kennt keine Consequenz, sie ist unberechenbar; und dieses Element des Irrationalen hat Beyle überall mit poetischem Scharfblick hervorgehoben. Was unerwartet und ungereimt, unverständlich oft und noch häufiger unverständig ist; was logisch unerklärlich und nur deshalb wahr ist, weil es in der schenen, unstäten Natur des Gefühles begründet ist: diese Unbegreiflichkeiten und Widersprüche sind ein Raffinement oder besser, eine Feinheit in seiner Technik. Sie verrathen, wie nah er am menschlichen Herz gelauscht und wie gespannt er beobachtet hat. Seine Liebenden wissen davon am meisten zu erzählen. Julien hat alles Glück in Mathildens Armen genossen; er schwelgt in Seligkeit; aber kaum hat er sich vorübergehend aus ihrer Nähe entfernt, so befällt ihn die unsinnigste Muthlosigkeit, er verzagt an allem. Warum? er wüßte es selbst nicht. — Mathilde hat gestern ihrem Freunde gehört, heut' strahlt sie vor Wonne und Lust; dann plötzlich, eines Tages, glaubt sie sich gedemüthigt: „Je ne vous aime plus, monsieur, mon imagination folle m'a trompée." Natürlich liebt sie ihn bald nur noch wahnsinniger. — Monsieur de Rênal zweifelt an der Treue seiner Gattin, schließlich aber überzeugt er sich selbst zum Guten. „Nun gefiel er sich in dem Gedanken, daß seine Frau unschuldig sei; dieser Standpunkt versetzte ihn nicht in die Nothwendigkeit, Charakter zu zeigen und paßte ihm am besten; wie viel verläumdete Frauen hat man nicht gesehen!"

Immer fast ist die psychologische Analyse furchtlos und intensiv. Dafür vernachlässigt Beyle die Schilderung des Gegenständlichen fast gänzlich. Wir hörten ja schon: „Etwas anderes, als die Analyse des menschlichen Herzens zu schreiben, langweilt mich. . . ." „Man sagt mir seit einem Jahre, daß ich dem Leser bisweilen eine Ausspannung gewähren müsse durch Beschreibung der Landschaft, der Kleider . . . Diese Sachen haben mich so bei den anderen gelangweilt! Ich verfiele in Uebertreibung." — Auch hier also wieder der eigenwillige Selbstling, der Subjektivist, welcher nur nach seinem Ermessen schaltet.

* * *

Es ließe sich noch vieles über ihn sagen; doch es sei genug. Was er für sich und in der litterarischen Entwickelung seines Landes vorstellt, ist vielleicht klar geworden. Seiner Zeit voraneilend und die Folgezeit vorbereitend, hat er Impulse persönlichster Art gegeben und in seinen beiden besten Romanen programmatische Vorbilder aufgerichtet. Ob sie dem wechselnden Geschmacke künftiger Generationen Stand halten werden, mag ungewiß sein. Sicher ist, daß er, Stendhal-Beyle, für den Forscher stets eine merkwürdige, inhaltsreiche Erscheinung bleibt. An der Wende der alten und neuen Aera hat trotzig den Individualismus gegen die nivellirende Gleichheit, das Herrenrecht des kraftvollen Charakters gegen die einschränkende Bürgermoral vertheidigt. Mit unverhohlener Geringschätzung sah er auf die Alltagsphysiognomien hernieder; sie widerten ihn an; er wußte bei ihnen nur das Kleinliche und Erbärmliche aufzuzeigen. Er erwartete sich nichts Gutes von diesen Durchschnittsmenschen, darum wurde er, gleich Flaubert, zum Pessimisten. Unter den Meistern der Epoche hat einzig Balzac Verständniß für die Größe des Bürgerthumes bewiesen. Beyle's Ideal lag rückwärts. Es hieß Napoleon. „Er war unsere einzige Religion . . . . Wir haben später Treulosigkeiten an dieser Religion begangen; aber bei allen großen Gelegenheiten, so wie die katholische Religion es mit ihren Gläubigen thut, hat sie wieder ihre Herrschaft über uns gewonnen." — Wer die Geschichte des französischen Romans im neunzehnten Jahrhundert schreibt, wird Beyle eine eigenartige und bedeutende Rolle zuerkennen.

G. Ransohoff.

Richard M. Meyer's Litteraturkritik.

Es ist ein eigen Ding um solche Jahrhundertwende. Manch einer wird da nachdenklich, und es ist auch wirklich etwas dran. Es ist als hätte man lange in traulichen, warmen Zimmer gesessen und als müßte man nun Abschied nehmen zum Gang durch frostiges Morgendämmern. Was Wunder, daß man da noch einmal Umschau hält, sich alles Liebgewordene einprägt, sich noch einmal von Mutter Historie berichten läßt, sie wohl auch um die Zukunft befragt. Denn die Zukunft ist ja wohl in der Vergangenheit. Den allzu Zukunftslüsternen ist die Historie freilich eine unwirsche Antworterin. Und war die Jahrhundertwende da, rief sie Sylvesterstimmungen des Abschiednehmens — es ist eine historisch karg beanlagte, eine gegenwartbefangene Generation — die Jüngern zumal — die das Fest beging. Der Mangel an Bedürfniß historischer Ergründung, an historischer Gestaltungskraft scheint mir ein charakteristischer Mangel unserer Zeit. Wollt ich die Steine reden lassen, ich wiese auf das Denkmal Kaiser Wilhelms, dem Schloß gegenüber, in dem er niemals wohnte.

Doch irr' ich mich vielleicht. Vielleicht legt in diesen Tagen ein großer Historiker, der noch unbekannt unter uns wandelt, die Grundlagen zu einem großen Werk. Vielleicht sind wir zu einer Neubelebung der Geschichtswissenschaft berufen. Vielleicht zeugen die schönen weißen Steine in der Siegesallee von einem steingewordenen Sehnen des deutschen Volkes nach den fürstlichen Heroen seiner Vergangenheit. Die Frage, ob wir historischen Sinn besitzen, ist selbst keine Gegenwarts-, sondern eine historische Frage. Ich meine, erst eine Zeit, für die die unsere historisch abgeschlossen sein liegt, kann sie lösen. Uns ist sie unbeantwortbar. Eins kann man wissen: es gibt keine historische Betrachtung der Gegenwart. Der Historiker der Gegenwart ist der liebe Gott.

Richard M. Meyer, der es unternommen hat, die Geschichte deutscher Litteratur des 19. Jahrhunderts bis auf die Stücke zu schreiben, die wir voriges Jahr beklatscht haben, bis auf die Lieder, die unsere Allerjüngsten pfeifen, wird es mir deshalb nicht verargen, wenn ich ihm die göttliche Ehre, Historiker der Gegenwart zu sein, nicht zuerkenne. Diese Quadratur des Zirkels zu finden, war auch ihm

nicht gegeben. Daß man ein solches Werk*) heut überhaupt unternimmt — und es scharen sich um Richard M. Meyer bei diesem Unternehmen die Träger bester Namen — scheint mir viel charakteristischer, als daß es mißlingen muß. Das Publikum auch will das heute. Neben all den anderen Spiegeln möchte man auch im historischen Spiegel sich erblicken. Ich weiß nicht, wie ich sagen soll: unsagbar viele Menschen kommen mir heute so vor, als gierten sie nach ihrem eignen Nekrologe.

Wohl aber läßt sich die Litteraturgeschichte des Anfangs des 19. Jahrhunderts heut schon schreiben. Sie ist sogar geschrieben worden. Richard M. Meyer sah also die ihm gestellte Aufgabe nothwendiger Weise in zwei sehr ungleiche Theile zerfallen. Wollte er seinem Buche trotzdem die Einheit wahren, so mußte er sich für einen der beiden Theile entscheiden, den anderen zu einer Einleitung oder zu einem Ausklang herabzustimmen suchen. Und das hat er gethan. Aus seiner Eigenart und seinem Lieben heraus entschied er sich für die neueste Litteratur, für das Jahrhundertsende. Die Litteratur des angehenden 19. Jahrhunderts ist gleichsam nur die Vorbereitung. Schon ganz äußerlich macht das sich geltend: auf Schopenhauer ist etwa eine Seite verwandt, auf Friedrich Nietzsche 18 Seiten; auf E. T. A. Hoffmann eine Seite, auf Franzos deren vier. Ganz ehrlich und offen hat Meyer Stellung eingenommen.

Mit dieser Stellungnahme trat der Historiker gegen den Kritiker zurück. Die Kunst des Litterarhistorikers ist es, die „Strömungen", wie man so sagt, in der Litteratur zu sehen, Zusammenhänge aufzuweisen, und ihnen folgend seinen Stoff zu ordnen, das Auf und Ab, die Wiederkehr gewisser, litterarischer Intentionen zu erfassen, die Entwicklung leitender Ideen, ihre Gestaltung und Stilisirung zu geben. Die Kunst des Litterarhistorikers ist recht eigentlich die Kunst der Disposition. An seiner Disposition muß man es sehen können, ob er etwas Neues und Eigenartiges zu geben hat. An der Litteratur der Gegenwart aber versagt dieses Können. Auch da kann man Tendenzen ahnen, aber nicht mit Gewißheit sehen, nicht mit Beweisen fest sie legen. Und deshalb hat Meyer ganz ehrlich von einer Disposition nach inneren Gesichtspunkten abgesehen. Er hat die Litteratur in Abschnitten von zehn zu zehn Jahren ins Auge gefaßt. Auf diese Weise disponirt sich die Litteratur eines Jahrhunderts zwanglos in zehn Kapitel.

Ich sage, diese Disposition ist das Werk eines ehrlichen Mannes, der alle falschen Vorspieglungen stolz verschmäht. Aber diese Disposition hat sich an Richard M. Meyer gerächt. Es stehen bei dieser Betrachtung nun nebeneinander: Theodor Körner, Ludwig Börne und Schopenhauer. Wer sich, wie Schreiber dieser Zeilen, selbst einmal in Essaiistik versucht hat, der weiß, wie schwer es ist, die Uebergänge da zu finden. Schaudernd ermißt man eine Welt von Möglichkeiten, um sie schaudernd von sich zu weisen. Ein letztes Rettungsmittel lächelt da dem Essaiisten: er setzt drei Sterne. Diese drei Sterne bedeuten für den Eingeweihten: schöner Uebergang; hier könnte man eine Brücke bauen. Unmöglich kann man aber in einer Litteraturgeschichte von 936 Seiten zwischen je zwei Autoren drei Sterne setzen. So kommt denn Meyer zu sehr gequälten Uebergängen. Von Körner war die Rede. Nun heißt es: „Kein so glückliches Loos ist einem Freiheitskämpfer andrer Art gefallen, aber litterarisch hat er ungleich stärkere Spuren hinterlassen, Ludwig Börne." Und weiter: „Eine Streiternatur wie Börne, aber freilich für ganz andere Ideale, leidenschaftlich, unbelehrbar, einsam wie er, steht Arthur Schopenhauer da." Schlimmer, wo man den Eindruck hat, daß innerliche Aehnlichkeiten des Uebergangs wegen konstruirt wurden. Wenn Meyer Heiberg und Jensen zu Geistesverwandten Wilhelm Raabe's, unseres lieben Dichters, macht, wenn er später gar Stettenheim Raabe „auf die Fersen treten" läßt — so glaube ich ihm das nicht. Das allen Ernstes zu behaupten, ist er viel zu geschmackvoll. Man muß ihn da gegen ihn selbst vertheidigen. Und an solchen Stellen tröstet man sich Roseggersch: 's ist alles nur a Uebergangl.

Oder hat Richard M. Meyer schalkhaft seine eigene Disposition ironisirt? Daß er den Theodor Fontane in das Kapitel 1840—1850 eingereiht hat, gibt mir zu denken. Und nicht etwa steht Theodor Fontane allein und einsam an falscher Stelle — ein ganzer Klub der Deplacirten thut sich auf. Und einen lustigen Guerillakrieg führt diese Litteraturgeschichte mit den Annalen, die ihr beigegeben worden sind.

Faßte Richard M. Meyer die zweite Hälfte der Litteratur des 19. Jahrhunderts vor allem ins Auge, wie er es gethan hat, legte er auf sie den Nachdruck, so war er als sichtende, rangbestimmende Kraft allein auf die Kritik gewiesen, auf sein persönliches Urtheil. Wiederum drohte daraus dem Litterarhistoriker die Gefahr. Der Litterarhistoriker darf nicht in erster Linie Kritiker sein! Seine erste Fähigkeit ist die des Verstehenlernens und des Deutens. Sein Richten ist ein Dienen. Es hat sehr große Kritiker, wie Friedrich Schlegel gegeben, die von Schiller, sehr große Kritiker wie Viktor Hehn, die von Heine nichts hielten; und als Kritiker ist das ihr gutes Recht; wie es das gute Persönlichkeits-Recht jedes modernen Kritikers wäre, sich etwa gegen Ibsen oder Hauptmann aufzulehnen — ein Recht, das Meyer übersieht. Ein Litterarhistoriker aber, der in der Litteratur des 18. Jahrhunderts Schiller, in der des 19. Heinrich Heine verläugnen wollte, spräche damit sich selber das Gericht. Wollte man eine Litteraturgeschichte rein auf persönliches Urtheil stellen, so wäre das etwa analog der Prüfungsmethode eines bekannten, nun verstorbenen Schulmannes, der im Oberlehrerexamen seine Kandidaten zu fragen pflegte: welches ist das bedeutendste deutsche Drama der Neuzeit? Antwortete man darauf nicht: Brunhilde, von Geibel, so war die Antwort falsch.

Der Litterarhistoriker einer zurückliegenden Periode bedarf solches Urtheils, das sich auf Ja oder Nein stellt, kaum. Die große sichtende und richtende Arbeit vollbringt für ihn die Zeit. Was durch Generationen sich lebensstark oder doch interessewedend erwies, ist der Beachtung immer werth, dient immer der Charakteristik der Zeit, in der es entstand. Ob aber in 50 Jahren noch jemand nach Max Halbe fragen wird, das können wir nicht wissen. Der Litterarhistoriker steht zum Kritiker zeitgenössischer Litteratur, wie der Feldherr zum Soldaten. Er hat die Bewegungen der Massen gleichsam überwachend zu gestalten, der Kritiker muß auch manchmal das Bajonett ergreifen, um zuzustoßen; er steht im Kampf des Tages und hat mit seiner Persönlichkeit für das seiner Persönlichkeit Gemäße einzustehen. Das ist denn auch die Stellung, die Richard M. Meyer der neuesten Litteratur gegenüber einnehmen mußte und die er eingenommen hat. Ich wiederhol' es, eine Litteraturgeschichte konnte auf die Weise nicht entstehen.

Wohl aber ein Buch vom Tage für den Tag, das man mit großem Interesse liest. Ein echter, kampfesmuthiger Soldat ist Meyer in die Fragen der Gegenwartslitteratur eingetreten, mit Ehrlichkeit und Sachlichkeit war er zu urtheilen bemüht, stark persönliches Interesse hat er seinen Ausführungen zu geben gewußt. Es kommt nicht darauf an, ob man ihm in dem Einzelfalle immer beistimmt. Immer hat man das Gefühl, es mit einer gefestigten Persönlichkeit zu thun zu haben. Und darum sind seine Ausführungen immer interessant. Starke Partieen des Buchs wird man sogar mit Spannung lesen. Und sein Buch ist mehr als nur interessant. Es hat in den Wirren des Tages seinen Werth, die Erscheinungen, die uns verwirrend bedrängen, in größerem, in großem Zusammenhang ins Auge zu fassen.

Richard M. Meyer ist der Eigenart seiner Persönlichkeit getreu gewesen, wenn er sich für die Litteratur des ausgehenden Jahrhunderts, für eine rein kritische Methode entschied; solches Sichselbertreusein belohnt sich immer. Es

*) Das neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung. Herausgegeben von Paul Schlenther. Berlin. 1900. Georg Bondi.

tritt uns aus dem Buch derselbe entgegen, für den wir aus seiner kritischen Thätigkeit auch in diesen Blättern warme Sympathie gewonnen haben. Das Beste seiner Eigenart gibt sich aber eigentlich erst in dem letzten Kapitel, in dem er seiner Entdeckerfreude recht nachgehen kann. Man gewinnt da den Eindruck, wie sehr er auch in gewagtesten Geschmacksfragen den Muth seiner Persönlichkeit besitzt.

Und dieses Meyer'sche Buch ist ein Buch großen, umfassenden Wissens. Der es geschrieben hat, kennt nicht nur die Litteratur unseres Jahrhunderts sehr gründlich — zwanglos stellen sich ihm Vergleiche aus fremden Litteraturen, aus anderen Wissensgebieten ein. Und treu ist dieses Wissen in den Dienst der großen Aufgabe gestellt, die Meyer zu bewältigen hatte: er hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, auch die Werke der Schriftsteller vierten und fünften Ranges zu studiren, um auch ihnen gerecht zu werden. Auch sie haben ihm nicht umsonst gestrebt. In dieser Achtung auch des Kleinen gibt sich etwas von großer Treue.

So bin ich überzeugt, daß Richard M. Meyer der Leser nicht und nicht des Dankes ermangeln wird.

Ernst Heilborn.

Ueber die Kunst der Ricarda Huch.

Ricarda Huch hat vor Kurzem eine voyage **sentimental** in die schöne Wildnißkunst verwunschner romantischer Gärten unternommen. Nicht als Forschende, als Fühlende schrieb sie in ihrem Buch „Blüthezeit der Romantik" ihre Eindrücke. Einen Abglanz jener glühenden Farben und einen Nachhall ihrer tiefen Klänge genießen wir nun auch in ihren letzten Novellen.*)

Auf die streng gemessenen Linien, durch das Leuchten edelgeschliffenen Gesteins erhellt, die sie der Meister Conrad Ferdinand gelehrt; auf die schalkhafte Würde und die barocken Arabesken aus dem Studio Gottfried Keller's gießt sich überströmend die Farbenfluth mirakelgezierter Wunderfenster.

Wie der Kreis der „Blätter für die Kunst", gleich ihr der Romantik verwandt, ersehnt sie jetzt stärker noch als früher eine „Kunst aus Anschauungsfreude, aus Rausch und Klang und Sonne".

In ihrem Roman „Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren" hatte sie der „Bande vom heiligen Leben" einen weinlaubumkränzten Altar errichtet.

In ihren Gedichten ist „von Klang überladen die Luft", ein nimmersatter Sinn will „vertausendfacht genießend seine Menschlichkeit sich steigern". Jetzt lockt sie in der Romantik neu, „wie aus den Gräbern des Mittelalters die Helden der furchtbar schönen Unersättlichkeit heraufbeschworen werden, die eine dunkle stürmende Sehnsucht durchs Leben jagt".

Und sie selbst will Theil an solcher Beschwörung haben.

So zwingt sie sich die Gestalt des „Armen Heinrich" mit künstlerischem Willen. Anders sieht sie ihn als die Dichtung des Mittelalters. Wie Keller den frommen Legenden selbstherrlich lachend das Haupt in den Nacken drehte, so schaltet auch Ricarda Huch.

Sie scherzt geistreich, daß die fromme Geschichte vom aussatzgeschlagenen Herrn mit der hingebenden todesfreudigen Magd und den lieblich trostreichen Schluß der Vereinigung beider ohne die wirkliche Vollziehung des blutigen Opfers, von einem treuherzigen Mönch aufgezeichnet sei; er habe sie so geschrieben „wie er sie an Stelle Gottes angeordnet haben würde".

Ricarda Huch sieht im „Armen Heinrich" den hohen Lebensritter, dem Leben und Liebe ein festliches Werk sind und dem im Hochgefühl vollen Genießens die Schmach schändlicher Krankheit schlägt. Aber nur eine Episode ist das in seinem Leben. Aus dem Blut des reinen Kindes, das für ihn gläubig zu Salerno unter dem Messer des weisen Meisters stirbt, ersteht er gereinigt, neugeboren. Und nun erst beginnt eigentlich sein Schicksal zu spielen.

Auf seiner Burg im deutschen Wald packt ihn verzehrend dämonische Sehnsucht nach dem todten Mädchen. Es treibt ihn zurück zu der Stätte, wo das grausam-wollüstige Sakrament für ihn gefeiert wurde und er beschwört den Arzt, ihm das Liebheidli aus dem Todtenreich zurückzurufen.

Kein Wunder geschieht, aber in seltsamer Gefühlsverwirrung vermischt sich in dem Ritter das Bild des Kindes, von der gespenstischen Atmosphäre des Grabes umwoben, mit der fremdartigen vampyrischen Schönheit Olajas, der Tochter des Arztes. Und Ricarda Huch's Dichtung ist, wie er an ihrer düsteren Leidenschaft und seiner jähen immer neue Schönheit fordernden Unersättlichkeit zu Grunde geht.

Die Flammen lodern auch um die finsterprächtige Gestalt des Priesters Celeste. Himmlisches und irdisches Feuer schlägt über seiner chaotischen Seele zusammen. Leidenschaftliches unfaßbares Durcheinander drängenden Gefühls läßt seinen Mund zu Flammreden übergehen, daß die Menschen vor seiner Predigt in den Staub sinken, und der gleiche Sturm weht ihn wie einen Feuerbrand, leuchtend und zerstörend, über das Weib, das er liebt.

Im Ritter wie im Priester tobt ein nie zu sättigender Lebensdrang, und ein trotziger Schicksalshochmuth, der noch im Untergang das Haupt stolz erhebt, den Triumph des Todes zu seinem eigenen zu machen. Jene Vermessenheit, seine Macht über die Seelen schicksalbestimmend, göttergleich zu brauchen.

Solch herrische Gedanken hat Ricarda Huch auch früher ausgesprochen. In ihren Gedichten brüstet sich Siegerstimmung: „Du bist in meiner Hand, Schicksale könnt ich fügen", und in Ludolf Ursleu wird Garspards starker Wille für die liebessieche Galeide Herr über Leben und Tod.

So will auch Celeste Schicksal sein. Er erträgt die Vorstellung nicht, daß Aglaja von der tödtlichen Krankheit ihm entrissen werden könnte und er tödtet sie selbst im wüthenden Paroxysmus seines Liebesschmerzes: „gleichsam als ein Eifersüchtiger brachte er seine Geliebte um, der ein furchtbar übermächtiger Liebhaber nachschlich, der Tod."

Die Erotik der Ricarda Huch ist wie die der Romantik cypressenumkränzt. Wie bei Novalis sind Wehmuth und Wollust, Tod und Leben vereint in innigster Sympathie. Die Lebenssehnsucht lodert am stärksten, wenn schon die Schauer der Vernichtung heranwehen.

Die Liebesgöttin dieser Dichtung ist, wie Ricarda Huch selbst sagt, „eine furchtbar würgende Gottheit mit unerbittlichem Antlitz, das bloße Schwert in der Hand", Liebe, die tödtet.

Liebheidli geht in den Tod, wie zu einer Hochzeit. Der Ritter Heinrich wirbt in der Gruft um die Liebe einer Abgeschiedenen, und als er statt ihrer die Lebende, Olaja, bekommt, da bleibt um diese doch immer der Hauch gespenstischen Wesens. Er nennt sie „lieber Tod", und im schwarzen Gewande, mit schwarzumsäumten durchdringenden Augen, die aus der unveränderlichen Blässe des Gesichts hervorglühen, reitet sie als Mann verkleidet neben ihm. Und die Leute nennen sie den todten Knappen. „Wenn der Trupp in Mondscheinnächten durch die steinige Wüste Judäas ritt, konnte man häufig den todten Knappen vor dem Ritter sitzend, den geharnischten Herrn mit gelenkigem Leibe umschlingen sehn, während ihr kleines Pferd ledig hinter ihnen her trabte."

*) Leipzig, Haessel.

Um diese Erotik schwebt der Hauch der volupté funèbre, die Frau von Staël in der Braut von Korinth fand. Schwelender noch zieht er durch die Liebesdichtung der Romantiker, am brünstigsten durch die Lyrik des Novalis, der den Tod eine Brautnacht nannte, der vom „süßen Reiz der Mitternächte in den Grüften" und „der Wollust räthselvollen Spielen" flüsternd stammelte.

Auf diese erotische Mystik, die ihr verzerrtestes Bild in Zacharias Werner findet, ist Ricarda Huch in ihrem Buch über die Romantik nicht sehr tief eingegangen, aber sie hat die Dämonie und die vernichtungssüchtige Leidenschaft der christlich-germanischen Welt, die romantische Liebe, der „bewußtlosen Herrlichkeit", der naiven Freudigkeit und unerschöpflichen Genußkraft antiker Liebe gegenübergestellt.

Und sie trifft es, wenn sie sagt, wie als Fluch und verzehrendes Feuer jene Leidenschaft empfunden, wie ihr Glück und Leben gleich einem Moloch geopfert wird, und wie aus diesen dumpfen Schauern heraus die Sehnsucht wach wird nach der reflexionslosen Anmuth, in der Götter und Helden der alten Welt ein Liebesfest an das andere reihten, „ohne sich ihre Wonne trüben zu lassen durch die Erinnerung an das Vergangene und die Ahnung des Folgenden."

Aus diesen Gedankenkreisen ist auch eine Novelle erwachsen, die „Maiwiese". Der Machiavell eines von Gedankenblässe angekränkelten jungen Fürsten, kontrastirt im intimen Kreis am Hof, wie Ricarda Huch, antike und romantisch-moderne Liebe. Die Liebe spiele eine viel zu große Rolle im modernen Leben. Die Alten hätten einen viel freieren Geist gehabt, weil sie ihn nicht damit belastet hätten. Man solle versuchen, sich diese Freiheit zurückzuerobern. Man sollte bisweilen auch den alten Naturgöttern opfern. Und er macht den verwegenen Vorschlag des Festes der Maiwiese, die einmal im Jahr während einiger Tage allen Menschen zugänglich sein müsse, „sich unbekümmert ihrem Herzen hinzugeben und dieselbe Freiheit zu genießen, wie Schmetterlinge, Mücken und Käfer, die sich im Kelch einer Blume paaren."

Das gefährliche Spiel geht natürlich schlecht aus. Der Prinz, dem der weise Mentor die Idee eingegeben, um ihn aus seinem Gedankenkäfig zu befreien, findet nicht die Unbefangenheit, das Mädchen, das er liebt, in lachender Hingabe zu umarmen. Dies programmatische Heidenthum lähmt und verwirrt ihn nur. Mit verschmachteten, irrenden Augen starrt er ins Leere.

An einer anderen Stelle des Parkes reißt der Tod an den Rosenkränzen. Der Baron Leo erschießt sich, von Eifersuchtsfurien verfolgt. Und wieder an anderer Stelle ist das Schönheitsfest in eine wüste Orgie ausgeartet.

Und ein melancholisch klägliches Nachspiel wird jenes Erntefest im Februar, da die Maiwiese bedeckt ist von kleinen neugeborenen ausgesetzten Kindern, „als wäre über Nacht ein Schnee von kleinen Menschenseelen gefallen". Ueber den unabsehbaren Wiesen schwebte eine dunstige Feuchtigkeit und umschleierte die braunen Gerippe der Bäume. Es blühte noch nichts ringsumher als diese winzigen Wesen, die wie verfrühte, zitternde Anemonen oder Schneeglöckchen unter den Bäumen lagen, einige ganz still, andere wimmernd wie junge Kätzchen. Und das tragikomische Monument jenes Festes der Naturgottheit ist das christliche Findelhaus, das der Prinz zur Sühne auf der Maiwiese errichtet, „den Opfern unschuldigen Blutes, die die Menschheit der furchtbar geheimnißvollen Gottheit darbringt, die sie Liebe nennt".

* * *

An den Novellen der Ricarda Huch ist das Stärkste nicht das Psychologische. Das Gedankliche überwiegt häufig über das rein Fabulirmäßige der Geschmack an der Art altitalienischer Novellisten. Das eigen Reizvolle ist der Stil dieser Dichtung.

Das Ueberraschungsreiche, Pittoreske in ihm zwingt. Im Grundton ist er von gehaltener gemessener Strenge. Das gebändigte Maß einer Chronik herrscht, Leidenschaften und Schicksale werden ruhevoll verzeichnet. Dann aber zucken in die ebenmäßig gleitende Rede Blitze, die für eines Herzschlags Länge die stille Fläche im phantastisch trunkenem Licht erzittern machen.

Der sachliche Ton der Erzählung wird unterbrochen durch farbenstarke, lebenzeugende Bilder, durch Gleichnisse von schwerer purpurtiefer Fülle.

Und das wirkt nie wie ein Herausfallen aus dem Takt. Mit weisem Kunstverständniß sind die lichtschimmernden Steine in dem einfach geschmiedeten Goldschmuck vertheilt. Ihre verwirrende Pracht leise abgetönt durch die ruhige Gliederung des Ganzen; die strenge Schlichtheit des Gefüges warm bestrahlt durch die spielenden Lichter der edelen Facetten.

Ricarda Huch schafft Vorstellungen überschäumenden Lebensgefühls. Der Ritter Heinrich kehrt genesen von Krankheit und Schmach in die Heimath zurück auf der schlanken vornehmen Galione mit der seidenen Fahne. Und da steht er an der Spitze des Schiffes und trinkt die stolze wilde Luft, die im Frühling in ungeheueren Athemzügen über das Meer rauscht; weit beugt er sich vor, sodaß er in seinem weißen Mantel aussah „wie ein großer Sturmvogel, der sich reckt, um aufzufliegen". Oder jenes andere Bild als der Heimgekehrte lebenstriumphirend, glückstark vor dem Mönche steht, mitten in den blutrothen Abendglanz hineingestellt, hoch aufgerichtet und das Haupt mit einer trunkenen Gebärde zurückgeworfen, als habe er soeben der Sonne befohlen zu versinken und dem Mond hervorzutreten.

Neben diesen Herrenbildern steht jenes Velasquezportrait des Prinzen der Maiwiese: ein feiner stolzer Sonnenstrahl — der schlanke Prinz, wie Pfeile schnellt er die scharfen schneidenden Worte von den hochmüthigen Lippen.

Die Totalität einer Persönlichkeit konzentrirt zu geben, gelingt Ricarda Huch nicht immer. Die Gestalt zerflattert ihr oft in Einzelnuancen. Aber den momentanen Eindruck einer Situation, oder auch nur einer Geste, einer Bewegung, weiß sie oft mit so fruchtbarem Bild zu stellen, daß aus ihm die Vorstellung des Ganzen herauswächst. Ein edler Phantasiereiz, wie die Rekonstruktion eines Torso, oder bei Betrachtung Menzel'scher Skizzen von Händen die Bestimmung der Menschen, denen sie angehören. Aus den Händen den Menschen nachschaffen.

So wird aus Fra Celestes Händen der ganze Mann erkannt: die Hände, die gewöhnlich schwermüthig ruhen oder einen Nachdruck der Rede mit gleichgiltig stolzer Geberde begleiten, bekommen im Affekt etwas ehernes und unerbittliches.

Hugo von Hofmannsthal hat die Beobachtung notirt, daß in den Werken von Swinburne und derer, die ihm nachahmen, Poesie und Malerei einander neigen, um „aus dem Mitschwingen der Stileindrücke einen gewissen raffinirten Reiz zu ziehen".

Diesen artistischen Zug hat auch Ricarda Huch. Sie liebt Wendungen und Gleichnisse, die auf dem Boden der Geschmackskultur gewachsen sind, die zärtlichen Sinn für das objet d'art, für das dekorative Element verrathen. Auf der Maiwiese gemahnt sie ein junges liebeverlangendes Weib an einen hohen venetianischen Glaskelch, in dem eine Flamme brennt, die ihn im nächsten Augenblick zerspringen machen kann. Und an anderer Stelle liegt ein Mädchen wie „eine Körper gewordene Wasserwelle" in einem „großen violetten Sammtsessel".

Noch mehr im Sinne jener Hofmannsthal'schen Bemerkung ist die Neigung, Situationen ganz für sich rein malerisch als ein Bild zu behandeln und zu rahmen.

So zeichnet sie den Ritter Heinrich mit seiner deutschen Frau vor dem hohen Spiegel aus Byzanz, wie sie nachdenklich unter den halbgeschlossenen Lidern hervor das Paar

im Glas betrachtet, als sei es ein fremdes gemaltes, dessen Schicksal ihm der Maler irgendwo versteckt ins Antlitz geschrieben habe.

Das Raffinement des Spiegelmotivs wird noch variirt in der Miniature, die die Rittersfrau zeigt, wie sie eine „athmende Bildsäule" im Rundbogenfenster zwischen zwei Säulen sitzt, einen in Silber gefaßten venetianischen Spiegel in der Hand. Das geschliffene Krystallglas wirft, von der Sonne getroffen, farbige Blitze in das Thal.

In diesen malerischen Assoziationen finden sich alle Stile.

Ein Dürer ist das Todtentanzbild von Ritter Heinrich in seiner strahlenden Kraft mit dem „todten Knappen" zur linken und dem stattlichen Mönch mit dem ungefügen Kreuz zur rechten.

Ein Moreau voll Schauer und Schicksal, die Vision der Olaija im schwarzen Gewande, den Dolch in den dünnen Händen und im todtenfarbigen Gesicht rothe Lippen wie ein feiner Blutstreifen.

Ein Böcklin, die Landschaft mit dem fünfeckigen Brunnen, um den die Cypressen im Kreise stehen „wie riesige schwarz umflorte Schwerter mit dem Griffe in der Erde, die Spitze gegen den Himmel gewendet". Eine Cypressenallee führt nach einer Seite abwärts; nach der anderen sieht man über graue und grüne Hügel hinüber nach fernen blauen Bergen. Auf dem steinernen Brunnenrand Fra Celeste, verloren in die Spiegelung der hohen dunklen Bäume in dem grünlich braunen Brunnenwasser schauend.

Ein Vogeler, das Bild der Reine auf der Maiwiese in ihrer Schlankheit und träumerischen Glückseligkeit unter dem Frühlingsbaum, der gelbwollige Blüthen über sie streut und darunter die Märchenverse: „Bäumchen rüttel dich, Bäumchen schüttel dich, wirf Gold und Silber über mich."

Wie bewußt Ricarda Huch's Stilgefühl für diese artistischen Assoziationen ist, geht aus den Worten über die kleine Ulla hervor. Sie liegt unter einer Trauerbirke, die ganz vereinzelt auf einer Rasenfläche stand, „wie ein sentimentales Bildchen aus alter Zeit, recht gemacht, daß zärtliche Kinder ein todtes Vögelchen darunter begrüben."

* * *

Naiv ist diese Kunst nicht, sie ist auch nicht in Freiluft gewachsen. Die Atmosphäre des Ateliers, des Ateliers eines fein auslesenden Sammlers weht um sie. Eine aparte Gedankenkunst, nicht abstrakt, sondern in edel stilisirter Hülle. Getriebenen Platten oder eiselirten Krügen gleich, auf denen scenische Darstellungen, erlauchte Schicksale und Wappen, die Geschichte erzählen, gebildet sind.

Auch Conrad Ferdinand arbeitete in einer Werkstatt voll seltener Zierrathe, kostbaren Geräths, das seinen Abglanz auf die Werke seiner Hand warf. Aber er schuf mit Prometheischer Schöpferkraft. Ricarda Huch hat nichts Prometheisches, sie gleicht eher dem seiner schmückenden Kunst frohen Goldschmied von Ephesus.

Und dies Artistische ihrer Art, das im Gefühl der Sicherheit mit Stilen spielt, nähert sie dem Kreis der Blätter für die Kunst und den verwandten Elementen in der Romantik vom Anfang des Jahrhunderts.

Was Friedrich Schlegel verlangt, besitzt sie, „jene Freiheit und Bildung sich ganz willkürlich zu stimmen, wie man ein Instrument stimmt"; und was er von Karoline sagt, gilt auch von Ricarda: „Alles kam veredelt aus ihrer bildenden Hand."

Felix Poppenberg.

Shakespeare in England.

Es mag mir gestattet sein, selbst in dieser Zeit, wo der südafrikanische Krieg das gesammte Interesse der Londoner Presse zu absorbiren scheint, ein paar Worte über den großen Erfolg zu sagen, den, allen üblen Prophezeiungen zum Trotz, Shakespeare's „Sommernachtstraum" gegenwärtig in London durch Mr. Beerbohm-Tree davongetragen hat. Wenn ich ein Stück von Shakespeare gut aufgeführt sehen wollte, so besuchte ich bisher in Deutschland das Theater. In England, ebenso wie in Amerika, gingen vorsichtige Theaterleiter Shakespeare gern aus dem Wege, der starken finanziellen Verluste halber, die sie bei Aufführungen Shakespeare'scher Werke zu erleiden pflegten. Edwin Booth ruinirte sich wirthschaftlich geradezu bei seinen Bemühungen, Newyork den größten englischen Dramatiker schätzen zu lehren. Ich erinnere mich, daß er mir noch kurz vor seinem Tode erzählte, wie er seine größten Triumphe als Darsteller Shakespeare'scher Rollen nicht in Amerika und noch weniger in London, sondern in Deutschland und Oesterreich geerntet habe, und das, trotzdem Booth in diesen Ländern seine Rollen in englischer Sprache spielte, während seine Umgebung auf der Bühne deutsch sprach und oft nur sehr wenig Zeit für die Proben gehabt hatte. Ludwig Barnay theilte mir ebenfalls einst mit — was stets, wenn ich es meinen Landsleuten erzählte, bei diesen auf ein ungläubiges Lächeln stieß —, daß er als Direktor des „Berliner Theaters" nicht nur selbst häufiger in Shakespeare'schen Stücken, als in den Werken irgend eines anderen Dramatikers aufgetreten sei, sondern daß er mit Shakespeare'schen Stücken auch als Bühnenleiter stets sehr gute Erfolge erzielt habe. In England und Amerika dagegen wird jeder Theaterdirektor, der ein Shakespeare'sches Stück über die Bühne gehen läßt, von der Presse als ein edler Märtyrer für die gute Sache der hohen Kunst dargestellt, wie Jemand, der sich entschlossen hat, große pekuniäre Opfer für ein Ideal zu bringen. Es scheint aber nach Bemerkungen, die Mr. Tree mir gestern Nacht gemacht hat, so, als ob in dieser Beziehung eine Wendung zum Bessern in Aussicht steht, und daß in nicht ferner Zeit Shakespeare in seinem Heimathland sich ebenso zu Hause fühlen darf, wie im Lande Goethe's. Mr. Tree meinte, daß seines Erachtens die bessere allgemeine Erziehung der niederen Klassen in England jetzt auch in der Weise Früchte zu tragen beginne, daß die englische Bühne gehoben werde. Leute lesen in England heute Shakespeare, deren Eltern noch ganz unfähig gewesen sind, überhaupt irgend etwas zu lesen. Sei dem aber auch, wie ihm wolle, wir, die wir Shakespeare lieben, und dem neuesten Versuche Mr. Tree's nicht ohne Besorgniß entgegensahen, fühlen uns sehr befriedigt durch die Wahrnehmung, daß seine Bemühungen sogar in einer Zeit von Erfolg gekrönt worden sind, wo die meisten Londoner Theater wegen des Transvaalkrieges starke Ausfälle haben.

Ich möchte wohl wissen, was Shakespeare gesagt haben würde, wenn er am letzten Abend im Parterre gesessen und Scenerie und Darstellung seines „Sommernachtstraum" gesehen hätte. Würde er die moderne Theatermaschinerie, die zu seiner Zeit noch so völlig unbekannt war, verdammt haben oder hätte er geseufzt bei dem Gedanken, um wie viel effektvoller seine Stücke gegeben worden wären, wenn er alle Hilfsmittel der modernen Theatertechnik zu seiner Verfügung gehabt hätte?! So trägt Mr. Tree heute als verwandelter Zettel ein so vollkommen ausgeführtes Eselshaupt auf seinen Schultern, daß selbst die Augen mit unnachahmlicher Lebhaftigkeit zwinkern, während die Kinnbacken wie die eines Gourmands in Bewegung sind und die langen Ohren sich aufrichten. In der Waldscene glaubt man sich auf den Weg zwischen der Wartburg und der Hohen Sonne versetzt; der Tag bricht an; die Bäume erscheinen so realistisch, daß man schwören möchte, sie ließen sich besteigen; das ganze Gehölz erklingt von melodischem Vogelgesang, als ob wirkliche Vögel eigens zu dem Zwecke abgerichtet wären; ein Strom ergießt sich in Kaskaden, sodaß man die Frische des Wassers zu empfinden glaubt. Akademische Kritiker haben sich in langen Ausführungen darüber ergangen, weshalb Mr. Tree nicht lieber die einfache Theatermaschinerie aus der Zeit der Königin Elisabeth zur Verwendung gebracht habe. Mir scheint, Mr. Tree ist in gerechter Weise durch den Erfolg dafür belohnt, daß er den Geist des großen Dramatikers nicht engherzig interpretirt hat. Shakespeare wollte sein Auditorium belehren und unterhalten; alle technischen Hilfsmittel, die seine Zeit ihm bot, brachte er zur Anwendung. Wir wünschen aber, daß Shakespeare in unserer Zeit lebendig werde, und deshalb kann ein moderner Theaterleiter Shakespeare's Andenken nicht besser ehren, als dadurch, daß

er die moderne Technik und Erfindungsgabe in Bewegung setzt, um die höchste scenische Vollkommenheit zu erreichen. Jedenfalls trägt die allgemeine Erziehung, eine Reform, die sehr spät kam, heute selbst dort Früchte, wo man sie vor Kurzem noch nicht erwartet hätte, und man darf sich glücklich schätzen, daß diese Früchte von einem so würdigen Gärtner, wie Mr. Beerbohm-Tree, gepflückt werden.

London, 26. Januar 1900. Poultney Bigelow.

Ludwig Büchner's Nachgelassene Schriften.

Der durch seine naturwissenschaftlichen Forschungen und die Unerschrockenheit, mit welcher er für die darauf gegründeten Weltanschauungen in die Schranken trat, bekannte, im vorigen Jahre gestorbene Ludwig Büchner war eine höchst interessante und anziehende Persönlichkeit, die wir aus der von dem jüngeren Bruder Alexander verfaßten und als Vorwort zu einem Bande der nachgelassenen Schriften dienenden kurzen Lebensbeschreibung näher kennen lernen. Er wurde am 29. März 1824 zu Darmstadt geboren, aber sein Vater war aus dem drei Stunden entfernten Städtchen Reinheim und wurde also von den alten eingesessenen Staatsdiener- oder Bürgerfamilien als ein Emporkömmling etwas schief angesehen, ließ sich jedoch das Leben durch bureaukratischen Stolz und philisterhafte Beschränktheit nicht verdrießen. Er gehörte dem biederen, gemüthigen, frohsinnigen, dichterisch angelegten fränkisch-allemannischen Geschlecht der Odenwälder an, einem rührigen Menschenschlag, dem ein entschiedener Wandertrieb im Blute liegt, der sich auch bei dem Büchner'schen Stamme wiederholt bemerklich macht. Schon um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts verzog sich ein Zweig nach Holland, wo einige Nachkommen nicht unbedeutende Rollen gespielt haben sollen. Dort ließ sich Ludwigs Onkel Wilhelm in der ansehnlichen Handelsstadt Gouda nieder, wo er sich als Arzt einen großen Namen und ein beträchtliches Vermögen erwarb. Auch sein Vater Ernst widmete sich demselben Beruf und kam als junger Mann am Anfang des nun verfließenden Jahrhunderts zu seinem in Gouda ansässigen Bruder und trat bald als Regimentschirurg in die soeben unter dem damaligen König von Holland Louis Bonaparte neu organisirte Armee ein. Nach der Vereinigung Hollands mit Frankreich wurden die holländischen Truppen in die Nähe von Paris verlegt. Eines Tages ließ sie der Kaiser in Versailles Revue passiren, und bemerkte bei dieser Gelegenheit den Stabsarzt, dem er zurief: Tu montes bien à cheval; quel âge as-tu? und ohne auf eine Antwort zu warten, ritt er fort. Dieses ganz unbedeutende Ereigniß machte einen gewaltigen Eindruck auf den jungen Mann, der auch in späteren Jahren davon zu erzählen pflegte. Da er klein, stark und von strammer Haltung war, bildete er sich ein, eine gewisse Aehnlichkeit mit dem französischen Herrscher zu besitzen. Lange nachher erschien er eines Abends auf einer vom Großherzog von Hessen gegebenen Redoute in der grünen Jägeruniform, welche Napoleon I. gewöhnlich trug, und ging mit den Händen auf dem Rücken majestätisch in dem Saale auf und ab und blieb auf alle Anreden stumm wie das Grab. Die Maske erregte großes Aufsehen und um Mitternacht als alle Masken mit dem Glockenschlag fallen mußten, war er wie ein Gespenst verschwunden. Aus der Armee entlassen, hielt er sich noch längere Zeit in Paris auf, um die dortigen Spitäler kennen zu lernen. Dann kehrte er in sein Vaterland zurück, erwarb in Gießen den medizinischen Doktorgrad und ließ sich in Darmstadt nieder, wo er sich mit Caroline, der Tochter des Regierungsraths Reuß, vermählte und 1862 in hohem Alter, nicht mehr als homo novus, sondern als ehrwürdiger und allgemein geschätzter Bürger starb. Das glückliche Ehepaar wurde mit sieben Kindern gesegnet. Die Heilkunde scheint eine Art Familienerbschaft zu sein, denn der Großvater war Kreischirurg in Reinheim; seine Söhne Wilhelm und Ernst, wie bereits erwähnt, waren Jünger des Aeskulap, und nun folgten der älteste Sohn Georg und das fünfte Kind Ludwig diesem Beispiel, obwohl weniger aus Neigung dazu, als auf Wunsch des Vaters, und dennoch mit vielversprechendem Erfolg als praktizirende Aerzte und Dozenten. Georg war mit einer lebhaften Phantasie begabt und machte sich noch ganz jung durch das Trauerspiel „Danton's Tod, dramatische Bilder aus der Schreckenszeit" bekannt, eine höchst geniale, wenn auch durch die Ermangelung der künstlerischen Mäßigung an die Erzeugnisse der Kraftgenies der Sturm- und Drangperiode stark erinnernde dichterische Schöpfung. Wahrscheinlich hätte er sich als Dichter berühmt gemacht, wenn er nicht schon im fünfundzwanzigsten Lebensjahre als politischer Flüchtling in Zürich gestorben wäre, wo er soeben angefangen hatte, Vorlesungen an der Universität über vergleichende Anatomie zu halten. Auch die 1877 hingeschiedene Schwester Luise zeichnete sich in der Dichtkunst aus, und durch ihre Schrift „Die Frauen und ihr Beruf" hat sie als einsichtige und energische Bahnbrecherin zur Förderung der weiblichen Gewerbsthätigkeit in Deutschland gewirkt. Ein jüngerer Bruder, Alexander, der noch lebt, war Professor in Valenciennes und nachher in Caen, und hat die Ergebnisse seiner Fachstudien in zwei Werken, „Geschichte der englischen Poesie" und „Französische Litteraturbilder", veröffentlicht.

Unterdessen hatte Ludwig, der anerkannte Schöngeist der Familie, frühzeitig ein reges Interesse an rein litterarischen Gegenständen verrathen, aber bis jetzt als Schriftsteller nichts geleistet. Eines Morgens nun trat er mit einem dicken Pack Papiere unter dem Arme in das Zimmer seines Bruders und erklärte, er habe sich gleichfalls im Papierschwärzen versucht. „Aha", sagte Alexander, „kommt die Familienkrankheit auch bei Dir zum Ausbruch? Il n'en était que temps! Was hast Du denn da für Makulatur unter dem Arm? Ist's ein Zeitroman nach Alexander Dumas und Eugène Sue, oder ein Koth und Blut duftendes Drama nach Victor Hugo's Mache?" Denn Anderes als eine freie und fesselnde Schöpfung der Einbildungskraft wurde von ihm nicht erwartet. „Nein", antwortete Ludwig, „es sind naturphilosophische Studien; derartige Dinge ziehen heute. Das Publikum, entmuthigt durch die kürzlichen Niederlagen der nationalen und liberalen Bestrebungen, wendet sich mit Vorliebe den mächtig aufblühenden naturwissenschaftlichen Forschungen zu, in welchen es eine Art von neuem Widerstand gegen die triumphirende Reaktion erblickt." „Was ist denn der Titel?" fragte Alexander. „Kraft und Stoff" war die Antwort. „Kraft und Stoff" rief der Bruder aufspringend; „der Titel allein ist Gold werth und jeder Verleger nimmt und bezahlt Dir das Buch unbesehen. Schick's nur gleich an den jungen Meidinger nach Frankfurt, der ist der Mann für so was." „Du bist wie immer allzu sanguinisch", versetzte Ludwig bedächtig; „lies nur erst einmal und dann sage mir Deine Meinung." Dies geschah; der Inhalt wurde ebenso anziehend wie der Titel gefunden und am nächsten Morgen ging das Manuskript an Meidinger ab. In derselben Woche kam eine bejahende Antwort, welche ein wirklich geringes, aber den beiden Brüdern enorm erscheinendes Honorar verhieß. Einen Monat darauf war das Buch zum Verkauf ausgeboten und hatte den bekannten durchschlagenden Erfolg. Es rief einen heftigen Streit hervor und veranlaßte die Universität von Tübingen, dem Verfasser die venia legendi als Privatdozent zu entziehen: ein glänzender Beleg für die von einigen hochgelehrten und namentlich hochwürdigen Herren gehegte Auffassung der Lehrfreiheit.

Auf eine Besprechung der übrigen wissenschaftlichen Werke, worunter „Natur und Geist", „Die Macht der Vererbung" und „Der Fortschritt in Natur und Geschichte im Lichte der Darwinischen Theorie" besonders zu erwähnen sind, sowie seine thierpsychologischen Untersuchungen, „Liebe und Liebesleben in der Thierwelt" und „Aus dem Geistesleben der Thiere oder Staaten und Thaten der Kleinen", ist es kaum nöthig, hier näher einzugehen. Sie sind nur Erläuterungen und spezielle Anwendungen der in „Kraft und Stoff" niedergelegten Grundanschauungen. In diesem Zusammenhange machen wir auf eine nur mit seinem Vornamen „Karl Ludwig" gezeichnete und 1885 bei Schäbelitz in Zürich erschienene Sammlung von lyrischen Gedichten, Dramen und kritischen Aufsätzen aufmerksam, die angeblich aus den Papieren eines verstorbenen Pessimisten stammt, und deren Titel „Der neue Hamlet" für Büchner's Gemüthsverfassung und Geistesbeschaffenheit in gewissen Beziehungen recht bezeichnend ist. Denn er hatte viele Charakterzüge mit dem sagenhaften Prinzen von Dänemark gemein; der Streit des angeborenen Idealismus mit dem philosophischen Materialismus kam bei ihm immer wieder zum Ausdruch, die zu schnellen Entscheidungen aufgelegte und sich heftig aufraffende Natur wurde bald „von des Gedankens Blässe angekränkelt" und das aus einer beharrlichen weltschmerzlichen Stimmung hervorgehende Zaudern und Zögern zwischen Entschluß und That hielt ihn von der Ausführung der selbst nach reiflicher Ueberlegung gefaßten Vorsätze zurück. Einen treffenden Beweis für die seinem Wesen anhaftende Zweifelsucht und Zwietracht liefert der Umstand, daß der Inhalt des Bandes zum größten Theil aus Fragmenten besteht, was auch leider bei der darin enthaltenen Selbstbiographie der Fall ist. Psychologisch interessant ist das von dem kühnen wissenschaftlichen Kämpen in den Tagebuchblättern abgelegte

darauf bezügliche Selbstbekenntniß: „Wir sind wie Hunde in einem Tretrad, die glühenden Eisen des Lebens stacheln uns zu unaufhörlichem Fortrennen in dem ewig sich drehenden und doch unbeweglichen Rade zu rastlosem Fortrennen ohne Ziel, bis wir aus Ermattung todt niedersinken in das selbstgearbeitete Grab." Wegen dieser pessimistischen Weltanschauung erhielt er von seinem geistreichen Jugendfreund und Studiengenossen, dem gegen Ende der fünfziger Jahre in einem Londoner Irrenhaus als politischer Flüchtling gestorbenen Karl Ohly, den Scherznamen „Marasmus", weil er sich in sich selbst ziel- und zwecklos verzehre. Glücklicherweise wurde durch seine Ehe mit der schönen, begabten, heiteren und geselligen Sophie Thomas aus Frankfurt diese verhängnißvoll werdende Stimmung wesentlich gebessert und seine schriftstellerische Fruchtbarkeit beträchtlich erhöht.

Zum Schluß lenken wir die Aufmerksamkeit auf seine zwei letzteren im Verlag von Emil Roth in Gießen soeben erschienenen Werke: „Am Sterbelager des Jahrhunderts. Blicke eines freien Denkers aus der Zeit in die Zeit" und „Im Dienste der Wahrheit. Ausgewählte Aufsätze aus Natur und Wissenschaft". Das erste nun in einer neuen vom Verfasser kurz vor seinem Hinscheiden durchgesehenen und ergänzten Auflage herausgegebene und mit seinem Porträt versehene Buch besteht aus vierzehn kurzgefaßten Abhandlungen über die Wissenschaft, die Philosophie, den Materialismus, die Religion, den Spiritismus, die Naturheilkunde, die Politik, den Anarchismus, die Gesellschaftsfrage, die Frauenfrage, die Judenfrage und die Litteratur, welche einen übersichtlichen Rückblick auf dasjenige werfen, was im Laufe des vor seinem Ende stehenden Jahrhunderts in den verschiedenen Zweigen des Wissens und Forschens und auf dem Wege der sozialen und politischen Reform geleistet worden ist. In der durchaus sachlichen Behandlung der brennenden Zeitfragen erweist er sich als ein Mann von gründlicher Kenntniß der betreffenden Verhältnisse, klarer Einsicht, gesundem Urtheilsvermögen und starkem Gerechtigkeitsgefühl. Das zweite der obgedachten Bücher ist ein im Nachlaß Büchner's gefundenes Werk, das einundfünfzig in verschiedenen Zeitschriften während der letzten neun Jahre veröffentlichte Aufsätze enthält, welche er chronologisch geordnet und mit dem jetzigen Titel versehen hatte. Diese Sammlung ist sehr zu empfehlen, weil sie die Ergebnisse langjähriger Forschungen über eine Reihe von interessanten Gegenständen in gedrängter, gemeinverständlicher Form darbietet; darunter sind besonders hervorzuheben: Welt und Menschheit, Monismus und Dualismus, das Wesen der Seele, der Verfall der Philosophie, die Metaphysik als Wissenschaft, die Einheit des Stoffes, Christenthum in Beziehung zum Buddhismus, zur Familie und zur Wissenschaft, die Quellen des Buddhismus, Wahrheit und Dichtung im Hypnotismus, der Uebermensch in der modernen Litteratur, Idealismus und Positivismus, Neu-Lamarckismus, das Neueste vom Protoplasma, Erkenntniß und Entwicklung und einige zeitgemäße Betrachtungen über die Freiheit der Wissenschaft und die Universitäten. Die beiden Bände liefern werthvolle Beiträge zur Beurtheilung der rastlosen und vielseitigen Thätigkeit des Verfassers sowie zur Geschichte der Fortschritte der Wissenschaften und Kultur im neunzehnten Jahrhundert.

E. P. Evans.

Dr. Richard Ehrenberg: Handelspolitik. Jena. Gustav Fischer. 1900. 95 S.

Ehrenberg hat die theoretischen und praktischen Fragen der Handelspolitik zum Gegenstand seiner wissenschaftlichen Arbeit gemacht. Ich erinnere an „Das Zeitalter der Fugger", „Hamburg und England im Zeitalter der Königin Elisabeth" und an sein Buch „Der Handel", das 1897 erschienen ist. Auch die vorliegende Schrift verdient Beachtung. Sie umfaßt fünf Vorträge, die Ehrenberg im Verein für Volkswirthschaft und Gewerbe zu Frankfurt a. M. gehalten hat. In diesen Vorträgen wurden behandelt: 1. Wesen und Ziele der Handelspolitik, 2. Ueberblick über die Geschichte der Handelspolitik, 3. Mittel der Handelspolitik, 4. Deutschlands gegenwärtige handelspolitische Lage und 5. Voraussetzungen für eine zweckmäßige Handelspolitik Deutschlands. Während die drei ersten Vorträge überwiegend theoretisches Interesse haben, berühren die beiden letzten Fragen der aktuellen Politik. Es werden hier manche beherzigenswerthe Vorschläge gemacht. So fordert der Verfasser die Anwendung aller Mittel, die eine Erleichterung des Transitverkehrs, einschließlich des Veredlungsverkehrs herbeiführen würden. Er sagt: „Unsere geographische Lage in der Mitte Europas weist uns geradezu hin auf die Pflege dieser Geschäftszweige, in denen wir England viel schärfer Konkurrenz machen könnten, als es bisher geschieht. Im weiten Bogen umgeht jetzt dieser lohnende Verkehr unsere Grenzen. Warum müssen wir ihn durchaus ins Ausland treiben? Freilich müssen wir zu dem Zwecke auch unsere Z o l l v e r w a l t u n g reformiren, derart, daß sie den Verkehr nicht abschreckt, sondern mit Verständniß behandelt." Im letzten Vortrag beschäftigt er sich hauptsächlich mit der Ausbildung unserer Verwaltungsbeamten und ihrer Bedeutung für die Handelspolitik. Nach seiner Ansicht gehen aus der ungenügenden wirthschaftlichen Vorbildung dieser Beamten folgende schwere Uebel hervor: „mangelhafte Vorbereitung und mangelhaften Ausführung wichtiger Gesetze und Verwaltungsmaßregeln, Langsamkeit des Geschäftsganges, bedenkliche Macht der häufig sachkundigen aber nicht immer unparteiischen Subalternbeamten, Pessimismus der Regierten, Antrieb zur extrem-demagogischen Interessenvertretung u. s. w." In diesem Zusammenhang wären auch einige Worte über unser Konsulatswesen am Platze gewesen. Nirgends wirkt der bureaukratische Zopf schädlicher als hier. Vor allem wäre es zu wünschen, daß die Konsulatsberichte möglichst allen Interessenten zur rechten Zeit zugänglich gemacht würden.

Der „extrem-demagogischen Interessenvertretung" der Agrarier tritt Ehrenberg nicht entschieden genug entgegen. Allerdings würde eine Handelspolitik, welche darauf hinausginge, Deutschland wieder dem Agrarstaate zu nähern oder unseren Export einzuschränken, seiner Ansicht nach mit der Politik zu vergleichen sein, die zum 30 jährigen Kriege geführt hat. Auch warnt er ferner vor jeder Zollerhöhung, soweit die für unsere Industrie nöthigen Rohstoffe in Betracht kommen, wie z. B. Holz, Gerberlohe und namentlich Wolle. „Es handelt sich dabei einerseits keineswegs um Lebensinteressen der Landwirthschaft, andererseits dagegen handelt es sich um Interessen, von denen Leben und Tod großer Industriezweige mit gewaltigen Arbeiterschaaren unmittelbar abhängen." Es bleiben also nur die Zölle auf Nahrungsmittel. Er sagt allerdings: „D a s A l l e r b e d e n k l i c h s t e f ü r u n s e r e L a n d w i r t h s c h a f t w ä r e j e d e n f a l l s e i n ü b e r m ä ß i g h o h e r f e s t e r Z o l l a u f L e b e n s m i t t e l" — aber einem Zoll, der mit dem Getreidepreis im umgekehrten Verhältniß steigt und fällt, ist er nicht abgeneigt. Es soll dadurch der nothleidenden Landwirthschaft geholfen werden. Eine derartige gleitende Skala würde einer ungesunden Spekulation wieder Spielraum gewähren und jede Handelsvertragspolitik, die mit festen Zöllen rechnen muß, unmöglich machen.

Unserer Ansicht nach ü b e r s c h ä t z t der Verfasser die Heilkraft der Schutzzölle, die in keinem Falle die Noth der Landwirthschaft beseitigen würde, und u n t e r s c h ä t z t er die Schädigung, die unsere Industrie und ihre Arbeiter durch jede Erhöhung der Zölle, die die Nahrungsmittel belasten, erfahren würden. Von demselben Gesichtspunkt aus, von dem aus er eine Zollbelastung der Rohstoffe verwirft, müßte er auch zu einer entschiedenen Ablehnung jeder Erhöhung der Nahrungsmittelzölle gelangen. Es ist eine Herabsetzung zu fordern und keine Erhöhung dieser Zölle zu gestatten.

Louis Katzenstein.

Briefkasten der Redaktion.

O. G. Göttingen. Besonders eingehende Besprechungen sind uns bisher nicht zu Gesicht gekommen; meist wurden Auszüge veröffentlicht. Eine nähere Auskunft sollen sie erhalten, sobald der Verleger, der die Besprechungen sammelt, von einer Reise zurückgekehrt ist.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 19. Berlin, den 10. Februar 1900. 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 16 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Tadelsantrag von Fitzmaurice im englischen Unterhaus gegen das Ministerium ist mit 352 gegen 139 Stimmen abgelehnt worden. Wie hätte ein anderes Ergebniß erzielt werden sollen, da auch ein sehr erheblicher Theil der Liberalen für Fortsetzung des Krieges bis zum Aeußersten ist; und das ist auch das Regierungsprogramm; also darüber, was in Zukunft geschehen soll, sind diese Liberalen mit der konservativen Regierung einig und nur in der Beurtheilung der Politik der Vergangenheit sind alle Liberalen zur Kritik geneigt. Unter diesen Umständen war es für die Regierung so leicht zu sagen: Ueber die Vergangenheit werden wir sprechen, wenn das uns gemeinsame Ziel in der Zukunft, der militärische Sieg, erreicht ist. Eine Opposition aber, innerhalb welcher zahlreiche Mitglieder zu solchem Kompromiß geneigt sind, hat gar keinen festen Boden unter den Füßen, von dem aus ein politischer Erfolg sich erringen ließe, und es ist daher durchaus nicht überraschend, daß der Antrag, die Regierung wegen ihrer Politik zu tadeln, mit so starker Majorität zurückgewiesen worden ist. Das ließ sich erwarten.

Weit beachtenswerther ist es, wie die Debatten geführt worden sind. Uns scheint es, daß sie auch im späteren Verlaufe jeden großen Gesichtspunkt so gut wie völlig vermissen ließen. Immer nur sprach man von Südafrika, von der Nothwendigkeit des dort entbrannten Krieges oder von der Möglichkeit, daß er hätte verhindert werden können, von der angeblichen, schon alten Bedrohung der südafrikanischen englischen Besitzungen durch das holländische Element und von dem Erforderniß, die englische Herrschaft nicht in Gegensatz zum holländischen Element zu dringen. Allein mit solchen Betrachtungen werden die Folgen der südafrikanischen Politik viel zu eng begrenzt.

Zunächst gibt es keinen vorurtheilslosen Beurtheiler, der zu glauben geneigt wäre, daß wirklich die englische Herrschaft in Südafrika bedroht war. Die Engländer selbst haben das am wenigsten angenommen und jene Kreise gewiß nicht, die aus Börsen- oder aus imperialistischen Interessen den Krieg angezettelt haben. Die Börsenkreise glaubten, mit Schnelligkeit bessere Bedingungen für die Ausbeutung der Minen erlangen zu können, und die Imperialisten träumten die Phantasie von einem Afrika, das englisch vom Kap bis Kairo werden solle. Nicht aus defensiven Rücksichten entschloß man sich in London und am Kap zum Krieg, sondern in chauvinistisch aggressiver Absicht. Diese Thatsachen läßt sich die Welt nicht verdunkeln.

Und dieser von der englischen Regierung ohne zwingende Nothwendigkeit entfesselte Krieg ist in seinen Wirkungen keineswegs auf Südafrika beschränkt; ja die Wirkungen außerhalb Südafrikas werden viel folgenschwerer sein, als dort, wo augenblicklich gekämpft wird; und zwar gleich viel, wie der Ausgang sein wird.

Zunächst steht eines fest; der Krieg wird an England und seinen Institutionen unter allen Umständen rütteln. Dieser südafrikanische „Spaziergang" nach Pretoria hat die militärische Kraftlosigkeit Englands zu Lande erwiesen, und eine wesentliche Stärkung des englischen Heeres wird nur dann möglich sein, wenn sehr tief in die bestehenden englischen Verhältnisse eingegriffen wird. Aber auch bei größter Energie sind solche Umwandlungen nur sehr langsam vorzunehmen und inzwischen ist England, was immer wieder hervorgehoben werden muß, in Asien den größten Gefahren ausgesetzt, und in Aegypten in einer wenigstens recht unbehaglichen Enge. In Asien hat England heute einen ausreichenden Schutz überhaupt nicht; und Aegypten wird nicht mehr geschützt durch die englischen Bayonette, sondern durch die Pariser Weltausstellung, die in erster Reihe das französische Ministerium abhält, sich auf gewagtere politische Unternehmungen einzulassen. Diese Thatsachen wiegen weit schwerer als an sich alle Niederlagen in Südafrika, und

diese Verhältnisse können auch durch künftige Siege in Südafrika zunächst gar nicht aus der Welt geschafft werden; damit ergeben sich Folgen von größter Bedeutung.

Alle diese einschneidenden Verschiebungen wurden aber in der Debatte über die Thronrede kaum erwähnt, jedenfalls nirgends in gebührender Weise klargelegt, und doch ließ sich die Verfehltheit der bisherigen englischen Politik nur erweisen, wenn man die Frage stellte: Gibt es Gründe so schwerwiegender Art, um es zu rechtfertigen, daß ein Reich von der Stellung Englands sich jenen Gefahren aussetzte? Auf solche Frage wäre es nicht leicht gewesen, eine Antwort zu ertheilen.

Ueber seine heutige militärische Schwäche zu Lande wird England die Welt nicht mehr täuschen, auch wenn schließlich auf die zahlreichen Niederlagen in Südafrika Siege folgen sollten, und vorläufig sind sie noch nicht erkämpft. Es bleibt bestehen, daß das Vereinigte Königreich schon durch den Krieg in Südafrika militärisch erschöpft worden ist. Und diese Erschöpfung wird sich erst recht fühlbar machen, wenn nach weiteren blutigen Kämpfen ein schließlicher Erfolg errungen wird, der dann England zwingt in Südafrika Garnisonen zu unterhalten, die gleichfalls seinen Kräften nicht entsprechen. Also dieser Krieg, wenn er fortgesetzt wird, kann England nur Schwächung bringen.

England kämpft auch nicht einmal um sein Prestige in der Welt; auch diese Frage ist schon entschieden; denn was bedeutet es, wenn ein Riesenreich unter Aufbietung seiner letzten Hilfsmittel an geschulten Truppen schließlich zwei winzige afrikanische Kleinstaaten, die nur auf sich selbst angewiesen und von jeder Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten sind, nach zahlreichen Niederlagen möglicher Weise erdrücken sollte. Somit wird der südafrikanische Krieg nicht fortgeführt zur Förderung realer Interessen, sondern nur zur Aufrechterhaltung des englischen Selbstgefühls in England selbst. In England selbst will man sich darüber täuschen, worüber die Welt zu täuschen nicht mehr möglich ist.

Auch die Aufrechterhaltung solches chimärischen Selbstgefühls hat immerhin ihren politischen Werth und zwar nicht nur zur Rettung des jetzigen Ministeriums. Wer sich schwach fühlt, ist gewiß schwach; und der Schwache, der sich stark fühlt, ist jedenfalls noch der Stärkere. Allein wenn man bedenkt, daß jede Fortführung des Kampfes in Südafrika die internationale Lage Englands in der Welt verschlechtern muß; daß jeden Augenblick Ereignisse in Asien und Aegypten eintreten können, denen England durch die Festlegung in Natal und am Kap völlig hilflos gegenüberstehen würde, so erscheint diese künstliche Selbstverblendung, die in England betrieben wird, doch zu theuer erkauft; und wir meinen, jene sind die besten Patrioten in England, die einen Frieden unmittelbar haben wollen, und er wäre gewiß unter dauernden Bedingungen in jedem Augenblick zu erreichen.

Jene Politik, die England an diesen Abgrund herangeführt hat, wird, wie überall, so in Deutschland auf das Schärfste mißbilligt; der Brief Theodor Mommsen's voll genialer Kraft und Schärfe, der in diesem Augenblick über die englische Politik veröffentlicht worden ist, drückt in monumentaler Plastik das aus, was man bei uns empfindet. Aber in Deutschland kann man nicht wünschen, daß das Vereinigte Königreich seine bisherige Stellung in der Welt verliere.

Wir in Deutschland sind nicht freiwillig in die Opposition gegen die englische Politik hineingegangen, sondern wir sind durch England in diese Opposition hineingezerrt worden. Alte Sympathien, die namentlich die Liberalen für England hegten, mußten zurückgedrängt werden; und reale Erwägungen kühler politischer Nützlichkeit desgleichen.

Daß England für die russischen Ambitionen nicht aufhöre ein Gegengewicht von Bedeutung zu bleiben, liegt im Interesse des Friedens der Welt und im Interesse Deutschlands, das den russisch-französischen Druck um so stärker empfinden würde, je bedeutungsloser der englische Widerstand ist, auf den das Zarenreich in Asien zu stoßen hätte. Für eine Politik in solcher Richtung bleibt jedoch die Voraussetzung, daß sie auch in England Verständniß findet, und sie fand kein Verständniß bei dem Kabinet Salisbury und auch nicht bei der englischen Presse, die Deutschland chikanirte und solche Chikanen für geeignet hielt, den Boden für phantastische Chamberlain'sche Allianzpläne zu ebnen.

Wir wünschen, ohne uns für die Londoner Politik opfern zu wollen, gute und herzliche Beziehungen zu England, wenn es geht; aber Deutschland kann auch ohne sie sein Haus bestellen, und es braucht sich andererseits ebensowenig von Frankreich oder Rußland für französische und russische Pläne aufs Glatteis führen zu lassen. In dem einen Falle ist unsere Politik die einer wohlwollenden, im andern die einer kühlen und kalten Neutralität. Wenn Deutschland, wie die Verhältnisse heute liegen, ganz gewiß sich nicht in die englisch-russisch-französischen Gegensätze hineinziehen lassen sollte, denn diese Gegensätze berühren uns nicht vital, so hat doch schon die Nuance zwischen einer wohlwollenden und einer verstimmten Neutralität ihre nicht unerhebliche Bedeutung für den einen wie für den anderen Theil; und solche Neutralität wird am ehesten geeignet sein, große Erschütterungen zu bannen.

Gerade weil wir unbefangene Zuschauer sind, und weil Deutschland kein reales Interesse daran zu haben braucht, die englische Machtstellung zu erschüttern — so sehr wir die heutige englische Politik verdammen — darum wünschen wir mit den vorurtheilslosesten Engländern einen schnellen Frieden in Südafrika. Der Krieg dort bringt England in jedem Fall nur Schwächung, und er vermehrt die Wahrscheinlichkeit, daß diese Schwächung Englands unruhigen Händen den Anreiz bietet, um auch den Zündstoff in anderen Theilen der Welt in Brand zu stecken.

Die Frage bleibt, wie schnell wird solche Auffassung in England zur Herrschaft gelangen; wird sie noch rechtzeitig sich Geltung verschaffen, bevor in andern Theilen der Welt sich Frühlingsgewitter zusammenziehen?

Vom Kriegsschauplatz selbst ist nur von Vorbereitungen zu melden. Buller hat einen neuen Versuch gemacht, um die Tugela zu überschreiten und er ist, wie berichtet wird, wiederum zurückgeschlagen worden. Größere Entscheidungen stehen aber jedenfalls im Norden der Kapkolonie bevor. Dorthin sind in letzter Zeit sämmtliche englische Verstärkungen gegangen; dorthin haben sich nunmehr auch General Roberts und General Kitchener begeben und dort soll zur Zeit gleichfalls der Stratege der Buren, der französische Offizier Villebois de Mareuil sein. An der Südgrenze des Oranje-Freistaates werden also demnächst neue Entscheidungen fallen und damit beginnt der dritte Abschnitt dieses Krieges; auf das unglückliche Vorspiel folgte die unglückliche Episode Buller, und nunmehr setzt der Höhepunkt unter Roberts und Kitchener ein.

Der Abgeordnete Lieber ist so schwer erkrankt, daß auf seine Rettung kaum noch gehofft wird. Wenn man auch Lieber keineswegs neben Windthorst stellen kann, so wäre sein Verschwinden aus dem parlamentarischen Leben doch ein Verlust. Auch Lieber ist kein verbohrter Reaktionär; er war immer geneigt, modernen Anschauungen, soweit es seine religiösen Ueberzeugungen gestatteten, Gehör zu geben, und er hat sich vielfach bemüht, die liberalen Anschauungen im Centrum gegenüber der reaktionären Richtung in der Partei zur Geltung zu bringen. Und was ihm vom Standpunkt des Centrums aus hoch angerechnet werden muß, auch ihm ist es oft gelungen, die auseinanderstrebenden Elemente des Centrums nach Windthorst'schem Vorbilde zusammen zu halten.

In Oesterreich werden die Versuche, eine Aussöhnung unter den Nationalitäten herbeizuführen, fort-

gesetzt; ein Erfolg ist aber bisher auch diesmal nicht erzielt worden. — Der Streit in den Kohlengruben in Mähren und Böhmen dauert noch an; glücklicher Weise wurde die Ruhe nicht gefährdet — und dies erleichtert zum wenigsten die schwere Stellung des österreichischen Ministeriums.

* * *

Die Deckung.

Die Deckungsfrage tritt bei der Flottendiskussion stark in den Vordergrund. Sie wird besonders nachdrücklich von denen gestellt, die entschlossen sind, die Flottenvorlage in jedem Falle abzulehnen, was auch immer betreffs der Kostendeckung beschlossen werden mag. Aber auch manche Freunde der Flottenverstärkung nehmen daran Anstoß, daß es bei Annahme der Regierungsvorlage ungewiß bleibt, wie die in Folge der starken Erhöhung des Marineetats etwa später erforderlich werdenden neuen Steuern aussehen werden.

Nun wäre es gewiß höchst wünschenswerth, wenn eine sichere Garantie dafür beschafft werden könnte, daß derartige Steuern nicht auf die Schultern der breiten konsumirenden Masse der Bevölkerung abgeladen werden. Einen gewissen Schutz bietet in dieser Beziehung ja allerdings bereits der § 8 des Flottengesetzes vom 10. April 1898, dessen auch für die jetzige Flottengesetznovelle in Gültigkeit bleibende Bestimmung dahin geht, daß: „soweit die Summe der fortdauernden und einmaligen Ausgaben der Marineverwaltung in einem Etatsjahre den Betrag von 117525494 M. übersteigt (was in Zukunft in jedem Jahre der Fall sein wird), und die dem Reiche zufließenden eigenen Einnahmen zur Deckung des Mehrbedarfs nicht ausreichen, der Mehrbedarf nicht durch Erhöhung oder Vermehrung der indirekten, den Massenverbrauch belastenden Reichssteuern gedeckt werden darf."

Ich habe bereits vor acht Tagen in diesen Blättern ausgeführt, daß ich diese Bestimmung keineswegs für einen völlig wirksamen Schutz ansehe. Sobald eine neue Mehrheit des Reichstags von dieser Bestimmung zurücktritt, ist wieder die Bahn für die Vermehrung der Konsumsteuern frei. Man kann deshalb den Wunsch verstehen, eine stärkere Garantie zu haben. Manche glauben nun, diese stärkere Garantie darin zu finden, daß neben diese negative Bestimmung des § 8 noch eine positive Bestimmung gesetzt wird, in der die direkten Steuern bezeichnet werden, auf die man im Bedarfsfalle zurückzugreifen habe. Als solche direkte Steuern stehen gegenwärtig in der Gunst der öffentlichen Meinung eine Reichserbschaftssteuer und eine Reichsvermögenssteuer obenan.

Ich habe für den Fall eines wirklichen Bedürfnisses weder gegen die eine noch gegen die andere dieser beiden Steuern etwas einzuwenden. Aber es wäre völlig verfehlt, diese Steuern bereits zur Hebung zu bringen, so lange ein Bedürfniß dazu um deswillen nicht vorliegt, weil die natürliche Steigerung der Reichseinnahmen die Steigerung des Marineetats deckt. Steuern in Vorrath zu bewilligen, ist die denkbar schlechteste Finanzpolitik. Darüber sind alle Freisinnigen auch wohl einig.

Es könnte sich darnach nur darum handeln, die gesetzgebenden Gewalten so zu binden, daß sie gezwungen sind, auf jene direkten Steuern zurückzugreifen, sobald in der Zukunft der Bedürfnißfall eintritt. Wenn im Reichstage der neuen Flottenvorlage eine Bestimmung einverleibt werden kann, die dies Ziel erreicht, dann soll sie uns willkommen sein. Ich glaube einstweilen nicht daran, daß bei diesen Bemühungen mehr herauskommen wird, als ein neuer § 8 mit recht prekären Zukunftsgarantien.

Derartige Bindungen, die im Voraus regeln wollen, was in einer ungewissen Zukunft von einer dann vorhandenen Volksvertretung zu beschließen ist, reichen immer nur soweit, wie der Wille jener späteren Volksvertretungen reicht, die von einer Vorgängerin ins Auge gefaßte Regelung anzuerkennen. Sobald die Meinung über die Zweckmäßigkeit dieser Regelung sich ändert, hat die frühere Bestimmung nur den Werth eines nicht eingelösten Wechsels.

Immerhin möge der Versuch gemacht werden, eine Mehrheit des Reichstags um eine Vorschrift zu sammeln, die im Bedarfsfalle eine direkte Reichssteuer vorsieht. Sie kann wenigstens als Pentagramma dienen, um späteren Reichstagen, die Neigung verspüren sollten, auf den Weg der indirekten Steuern zurückzulenken, einige Pein zu verursachen.

Was soll aber geschehen, wenn dieser Versuch mißglückt, weil eine Mehrheit, die die Vorlage mit einer derartigen Deckungsklausel annimmt, nicht zu erlangen ist?

Für die grundsätzlichen Gegner der Flottenvorlage ist die Antwort leicht: dann fällt eben die ganze Vorlage mitsammt der Flottenverstärkung. Nur schade, daß sie die Flottenverstärkung auch ablehnen, wenn sie in der Deckungsfrage ihren Willen bekommen. Würden sie bei einer sie befriedigenden Lösung der Deckungsfrage die Flottenvorlage annehmen, so wäre es ein Kinderspiel, jene Bestimmungen in die Flottenvorlage hineinzubringen, die das eventuelle Zurückgreifen auf eine Reichserbschaftssteuer oder eine Reichsvermögenssteuer anordnen. Aber da sie in jedem Falle gegen die Flottenverstärkung stimmen, so entbehrt ihre Deckungspolitik jeder ernsthaften Unterlage. Für sie ist die Form, in der sie die Deckungsfrage aufwerfen, nur ein Kampfmittel, um die Vorlage selbst zu Falle zu bringen. Und es wäre doch gar zu naiv, wenn die Befürworter der Flottenverstärkung dabei Hilfsdienste leisten wollten. Sie können nur soweit mitgehen, als dadurch nicht die Annahme der Flottenverstärkung selbst gefährdet wird.

Will die Flottenopposition die Deckungsfrage in ihrem Sinne geregelt wissen, so möge sie eben für die Flottenvorlage mit eintreten, sobald die verlangte Deckungsklausel eingefügt ist. Die Deckungsfrage kann naturgemäß nur nach den Wünschen Derjenigen geregelt werden, die für die Flottenvorlage zu gewinnen sind.

Beim Mißglücken des Versuchs, schon jetzt die zukünftige Form der Deckung festzulegen, ist übrigens in keiner Weise die Möglichkeit genommen, später, wenn die Deckung durch neue Steuern wirklich praktisch werden sollte, die Deckungsfrage dennoch nur unter Heranziehung direkter Reichssteuern zu lösen. Und dabei wird man auf die Freisinnigen, die jetzt für die Flottenverstärkung eintreten, jeder Zeit rechnen können.

Theodor Barth.

Parlamentsbriefe.

IX.

Wer noch einen Zweifel daran gehabt hat, daß wir gegen die reaktionären Tendenzen des aus dem allgemeinen Wahlrecht hervorgegangenen Reichstages nur noch bei der Regierung Schutz finden, den hätten die Verhandlungen über die lex Heinze belehren können. Eine Reihe von kautschukartigen Bestimmungen, ein sogenannter Arbeitgeberparagraph, ein anderer betreffend die Presse, ein dritter betreffend die Theater sind aus der Initiative der Kommission hervorgegangen und vom Plenum angenommen worden, obwohl die Vertreter der Regierungen es an Gegenvorstellungen nicht haben fehlen lassen.

Die augenblickliche Konstellation macht es wahrscheinlich, daß aus den Berathungen der dritten Lesung ein Entwurf hervorgeht, der vom Bundesrathe abgelehnt wird, weil er in seinen Definitionen der Straithaten zu weit geht. Wer sich noch der Berathung des Strafgesetzbuches erinnert, weiß, wie sorgfältig damals der Reichstag gewesen ist, um alle Kautschukparagraphen auszumerzen. Seine Sorgfalt hat nicht immer den erwünschten Erfolg gehabt; die Praxis hat es verstanden, selbst solche Begriffe, die der Gesetzgeber sehr straff gefaßt hatte, in dehnbare zu verwandeln. Wir erinnern an den groben Unfug, an die Gotteslästerung, an die Quasi-Delikte, die durch die Schaffung einer falschen Theorie vom dolus eventualis geschaffen worden sind. Und wenn nun heute der Reichstag sich bemüht, Strafbestimmungen zu schaffen, die an Dehnbarkeit Alles übersteigen, was die historisch berühmten Paragraphen „vom frechen unehrerbietigen Tadel“ und von „Erregung von Haß und Verachtung“ enthalten haben, der sieht, welcher Wandel der Zeiten sich vollzogen hat.

Der Reichstag ist sodann am Donnerstag in die erste Berathung der Flottenvorlage eingetreten. Ueber die Aussichten der Vorlage wird diese erste Lesung kein neues Licht verbreiten.

Im Abgeordnetenhause ging bei der Berathung der kleineren Etats manche bunte Schüssel vorüber. Herr Dr. Arendt, der berühmte Vorkämpfer der Doppelwährung, fand, daß zur Krönung des Einheitsgedankens im deutschen Reiche noch Eines fehlt, eine deutsche Reichslotterie. Die Anregung wurde mit demjenigen Ernste aufgenommen, den die Gedanken dieses verdienten Abgeordneten fast immer finden und verdienen.

Ein westfälischer Abgeordneter machte auf manche Mängel der Unfallverhütung in den Bergwerken aufmerksam. Ein anderer westfälischer Abgeordneter, soi-disant nationalliberal, aber von der Farbe der Rheinisch-Westfälischen Zeitung, fand keinen parlamentarischen Ausdruck dafür, daß man solche Dinge im Abgeordnetenhause erwähnt und dadurch Aufregung stiftet. Aber der Handelsminister mußte die beklagte Mangelhaftigkeit der Zustände anerkennen und Abhilfe versprechen. Der verständige Vorschlag, Arbeiter-Delegirte bei den Vorkehrungen zur Verhütung von Unfällen zuzuziehen, stieß auf Widerspruch.

Bei dem Etat für Handel und Gewerbe kamen die Bestrebungen zur Sprache, eine Handelskammer für Berlin zu gründen. Der Herr Minister will sich bemühen, die kaufmännische Korporation zu veranlassen, sich freiwillig in eine Handelskammer umzuwandeln. Wir würden das sehr bedauern. Die kaufmännischen Korporationen in Königsberg, Danzig, Stettin, Berlin sind so kräftige Bäume, daß wir es für beklagenswerth hielten, wenn sie gefällt würden. Es ist wohl der Geist der Selbständigkeit, den sie gezeigt haben, aus dem die Feindseligkeit gegen sie hervorgegangen ist.

Die praktische Bedeutung des Vorschlages auf Einsetzung einer Handelskammer kommt darauf hinaus, daß man zwanzigtausend Kaufleute zwangsweise zu einem Beitrag, zu einer Besteuerung heranzieht.

Vom Volkswirthschaftsrath abwärts bis zu den kleinsten Gebilden der Interessenvertretung herab haben wir stets die Ansicht verfochten: jede Interessenvertretung, die mit Sachkunde die thatsächlichen Verhältnisse darlegt und daraus richtige Schlüsse zieht, ist willkommen. Aber alle solche Interessenvertretungen stiften um so mehr Gutes, je fester sie auf dem Boden der Freiwilligkeit stehen. Gesellschaftliche Interessen von Staatswegen zu organisiren, ist kein liberaler Gedanke. Wir verstehen es nicht, wie ein Freisinniger ein Gegner des Zunftzwangs und ein Anhänger des Handelskammerzwangs sein kann.

Auch der Börse wurde gedacht. Es konnte geschehen, daß ein konservativer Abgeordneter jubelnd sagte: „Der Augiasstall der Berliner Produktenbörse sei ausgekehrt worden“, ohne daß der Handelsminister sich des so arg geschmähten Geschäftszweiges annahm. Man hat in der hart verfolgten Produktenbörse Nichts gefunden, was als Schmutz zu bezeichnen ist. Der Landwirthschaftsminister ging anders zu Werke, als die Kornhausgenossenschaften angegriffen wurden, in denen doch wohl nicht Alles rein und zweifelsohne ist.

Proteus.

Gebildete oder vorgebildete Mediziner?

In der Reichstagssitzung vom 13. Januar 1900 ist die Forderung der Zulassung der Realschul-Abiturienten zum medizinischen Studium wieder einmal aufgestellt worden. Von keiner Seite erfolgte eine Opposition; der Vertreter der Regierung, Graf Posadowsky, sprach sich, wenigstens für seine Person, sympathisch aus; der Konservative Dr. Oertel verstieg sich sogar zu dem Vorschlage, die Gymnasial-Abiturienten vom medizinischen Studium auszuschließen.

Wir sind es freilich gewöhnt, über medizinische Angelegenheiten in unseren Parlamenten fast immer nur von Solchen sprechen zu hören, die auch nicht einmal sich selbst einbilden können, gründlich darin Bescheid zu wissen. Die ärztlichen Mitglieder des Reichstages haben sich auch bei dieser Gelegenheit wieder schweigend verhalten. Eine ärztliche Standesvertretung gibt es zwar in Preußen und anderen Bundesstaaten. Ueber deren Gutachten gehen aber die gesetzgebenden Faktoren, wie sich erst wieder bei der Medizinalreform und bei der Einführung ärztlicher Ehrengerichte gezeigt hat, mit dem Achselzucken mangelnden Verständnisses fort, um ihr improvisirtes Machwerk an Stelle der von den erfahrensten, ihrer Verantwortlichkeit voll bewußten Standesvertretern geschaffenen Entwürfe zu setzen. In dem vorliegenden Falle scheint man diese Standesvertretung aber nicht einmal pro forma um ihr Gutachten befragen zu wollen. So dürfte es denn wohl auch dazu kommen, daß die Drechsler, Gutsbesitzer und Rechtsanwälte im Reichstage ausfindig machen werden, welche Vorbildung die geeignetste für das medizinische Studium ist, selbstverständlich eine ganz andere, als die, mit der die moderne Medizin ihre ungeheuren Fortschritte gemacht hat und mit der der Aerztestand selbst zufrieden ist.

Immerhin wird es vielleicht nicht allzu dreist erscheinen, wenn dieser Aerztestand seine, wie es leider scheint, ganz unmaßgebliche Meinung darüber ebenfalls zu äußern wagt. Es kann ihm dann wenigstens nicht, nach dem Satz: „wer schweigt, dessen Zustimmung wird vorausgesetzt“, einst der Vorwurf gemacht werden, er hätte die Maßregeln, die ihn ruiniren mußten, selbst gebilligt.

Indem ich sonach daran gehe, die Verderblichkeit jener Neuerung darzuthun, will ich doch zunächst einer möglichen Unterstellung begegnen. Ich bin weit entfernt, unsere moderne Gymnasialbildung prinzipiell über die durch die Realschule und das Realgymnasium vermittelte zu stellen oder für die allein geeignete Vorbereitung zum Studium der Medizin zu halten. Es ist meine Ueberzeugung, daß eine **weitgehende Mannigfaltigkeit der Mittelschulen** die geistigen Leistungen der Nation überall und somit auch auf medizinischem Gebiete außerordentlich steigern würde. Dem ungeheuren Schatze menschlichen Wissens und dem großartigen Bedürfniß menschlichen Forschens kann keine einzelne noch so ideale Schule als Vorstufe völlig gerecht werden. Könnte man statt zwei oder drei Arten von Mittelschulen deren ein Dutzend schaffen, alle unter sich verschieden nach Auswahl, gegenseitiger Abwägung und Gruppirung der Unterrichtsstoffe, alle unter sich gleichberechtigt als Vorstufen für jegliches Studium jeglicher Hochschule, so würde das unzweifelhaft der Vielseitigkeit und

Originalität der wissenschaftlichen Leistungen unseres Vaterlandes überaus förderlich sein.

Eine solche Reform jedoch liegt dem in unserem Staatsleben herrschenden öden Schematismus ganz fern. Die einzige Frage, die den maßgebenden Faktoren, mögen sie liberal oder konservativ, Tischler oder Landräthe sein, verständlich und beantwortenswerth erscheint, ist die, wozu ein Arzt die griechische Sprache, die auf den Gymnasien gelehrt wird, braucht und ob die Integral- und Differentialrechnung, die er auf den Realschulen lernt, ihm für die Ausübung seines „Gewerbes“ dienlich sein könnte.

Nun! auf diese Frage ist allerdings die Antwort leicht. Die griechische Sprache „braucht“ der Arzt nicht zu kennen, denn seine Kunstausdrücke kann er auch papageienmäßig erlernen; sind ja doch jeder „höheren Tochter“ die Worte „Hypochondrie“, „Hysterie“, „Melancholie“, obwohl sie kein Griechisch gelernt hat, genau so geläufig, wie dem Arzt. Das Integriren braucht er aber noch weniger zu seinem Beruf; außer ein paar physiologischen Forschern integrirt kein Arzt im ganzen deutschen Reich. Sowie man sich aber auf diesen Standpunkt stellt, wird die Vorbildungsfrage überhaupt ungeheuer einfach. Das Lateinische ist natürlich noch viel überflüssiger, als das Griechische, denn jener Sprache entstammen noch weniger medizinische Ausdrücke, als dieser. Die französische und englische Sprache ist ganz entbehrlich; die paar Mediziner, die uns die werthvolleren Arbeiten französischer Forscher ins Deutsche übersetzen können, mögen ihr Französisch außerhalb der Schule lernen, wie es ja für das Englische schon jetzt sich bewährt hat. Geschichte kann ganz vernachlässigt werden: was hat es mit der Heilkunde zu thun, ob Friedrich der Große vor oder nach Christus gelebt hat? Von der Geographie genügt eine gründliche Kenntniß der Lage der Bäder und klimatischen Kurorte. Die Religion ist zwar für alle übrigen Berufsarten eine unentbehrliche Grundlage; aber die Nothwendigkeit ihrer Aufnahme in den Unterrichtsplan von Schulen zur Vorbildung unserer Mediziner könnte doch zweifelhaft sein, wenigstens insofern es sich um die christliche Religion handelt. Die wenigen christlichen Mediziner in spe ließen sich wohl auch auf den Privatunterricht verweisen, wie in anderen Anstalten die jüdischen Schüler. Was bleibt also noch Erforderniß der Vorbildung für das medizinische Studium? Deutsch (Orthographie, Grammatik und Stil); Rechnen (die 4 Spezies); Geographie (der Kurorte). Das ist Alles. Und nicht etwa nur in der Theorie. Auch die Praxis lehrt, daß man damit auskommt. Der Schäfer Ast, der Gärtner Göffel, der Tischler Kuhne zeigen, daß man mit dieser und selbst mit einer noch geringeren Vorbildung die höchsten Herrschaften kuriren und ein reicher Mann werden kann. Was kann sich ein Arzt mehr wünschen?

Doch genug der Ironie! Und schlimm genug, daß es ihrer bedurfte, um zu beweisen, was sich eigentlich von selbst verstehen sollte: daß die Mittelschule überhaupt nicht die Aufgabe hat, Mediziner vorzubilden, sondern nur die, den Knaben auf eine Stufe geistigen Vermögens zu heben, von der aus er mit Aussicht auf Erfolg an jedes gelehrte Studium treten kann. Ein Gymnasium, das dieser Aufgabe nicht gerecht würde; das dem mit dem Zeugniß der Reife entlassenen Jüngling einen Bildungsschatz mitgäbe, der für den künftigen Mediziner minder werthvoll wäre, als für den künftigen Philologen oder Juristen, wäre eben ein schlechtes Gymnasium. Umgekehrt aber: eine medizinische Fakultät, die mit einem für alle gelehrten Berufe gleich gut ausgerüsteten Jüngling nicht zufrieden wäre, sondern eine speziell für diesen Beruf bestimmte Vorbildung verlangte und nöthig hätte, um etwas Tüchtiges aus ihm zu machen, wäre eine schlechte Fakultät. Genügten die mathematischen Kenntnisse unserer Gymnasial-Abiturienten wirklich nicht für das Verständniß der physikalischen, chemischen, physiologischen Vorlesungen, die der Student der Medizin hören muß, so wäre die einzige berechtigte Folgerung daraus die, daß dieser auch noch ein mathematisches Kolleg hören müßte. Doch trifft das zur Zeit gar nicht zu. Die medizinischen Fakultäten sind mit der mathematischen Vorbildung der Gymnasial-Abiturienten ganz zufrieden; und was diesen an Kenntnissen in der Physik und Chemie fehlt, das in zweckentsprechender Weise zu ergänzen, bietet ihnen ihr Universitätsstudium die beste Gelegenheit.

Wohl aber haben die medizinischen Fakultäten alle Ursache, mit der allgemeinen, sowohl der intellektuellen, als der sittlichen Reife der Gymnasial-Abiturienten unzufrieden zu sein.

Sprechen wir zunächst von der intellektuellen Reife! Das Studium der Medizin gehört zu denen, die an den Intellekt besonders hohe Anforderungen stellen. In der Theologie, in der Jurisprudenz, in den historischen und philologischen Fächern, selbst in den beschreibenden Naturwissenschaften ist der größte Theil des Stoffes als etwas Feststehendes zu betrachten; mit Ausnahme einer geringen Anzahl von Forschern liegt den Jüngern dieser Wissenschaften nur die Ueberlieferung und die sinngemäße Anwendung des Erlernten ob, nicht aber die Kritik daran. In der Medizin steht es damit anders. Mit Ausnahme der gröberen Anatomie gilt in der medizinischen Wissenschaft fast nichts als wirklich feststehend; vor allem sind die Semiotik und die Therapie, Lehren von den Merkmalen und den Heilmitteln der Krankheiten, also die für die Praxis, für das eigentliche „Gewerbe“ des Arztes wichtigsten Theile der Medizin, in so rapider Entwicklung begriffen, daß der Arzt sein lebelang genöthigt ist, dem Fortschritt und Wandel seiner Wissenschaft als selbständiger Kritiker zu folgen, zwischen gegensätzlichen Lehrmeinungen zu wählen. Dazu kommt aber, daß auch fast jeder einzelne Krankheitsfall ihm als ein eigenartiges neues Naturphänomen entgegentritt, dessen Deutung ihm nur gelingen kann, wenn er es als selbständig kritisirender, kombinirender, induzirender Forscher behandelt; etwa wie ein Philologe, der die Bedeutung eines ihm noch nie vorgekommenen Wortes durch Sprachvergleichung zu finden sucht. Erwägt man nun ferner die außerordentlich komplizirte Beschaffenheit sowohl der Krankheitsphänomene selbst, als auch des Organismus, an dem sie ablaufen; die Schnelligkeit, mit der ihre kritische Beurtheilung zum Entschlusse reifen muß; die schwere Verantwortung vor dem Gesetz und dem Gewissen, die der Arzt mit diesem Entschlusse auf sich nimmt: so wird man zugeben müssen, daß der Jüngling, der ohne einen ungewöhnlich kräftigen, durchaus selbständiger Thätigkeit gewohnten, insbesondere nach der kritischen Seite ausgebildeten Intellekt den Beruf des Arztes wählt, eines verfehlten, nach außen erfolglosen, nach innen unbefriedigenden, niederdrückenden Daseins sicher ist. Eine Auswahl in dieser Hinsicht trifft nun leider unser Gymnasium keineswegs. Die Thätigkeit des Gedächtnisses, die Reproduktion, die Beherrschung des Formalen steht daselbst hoch über der Selbständigkeit des Urtheils. Gerade die besten Gymnasial-Abiturienten sind deshalb meist als Mediziner kaum zu gebrauchen; die Gallopins, die ihre Lehrer durch ihr vorlautes Maul ärgern, denen Cicero ein öder Schwätzer ist, die ihre Uebersetzungen extemporiren, die unregelmäßigen Verba und die Geschichtszahlen platterdings nicht auswendig lernen können, bilden gerade das Holz, aus dem die besten Mediziner geschnitzt werden. Doch spricht denn das etwa zu Gunsten der Realschulen? Beileibe nicht, denn dort herrschen Gedächtniß, Reproduktion, Pedanterie genau wie in den Gymnasien.

Kommen wir zur Frage nach der sittlichen Reife, die der ärztliche Beruf erfordert. Wir sehen eben, daß das eigentliche Lebenselement des Mediziners die Kritik ist; wir können noch einen schärferen Ausdruck gebrauchen: die Skepsis. Keiner Autorität vertrauen; an allem zweifeln, auch an der eigenen sinnlichen Wahrnehmung; überall dem Kausalitätsverhältniß nachspüren; alle außernatürlichen und übernatürlichen Einwirkungen aus seinen Berechnungen ausschließen: das ist die Gewohnheit, das ist die Pflicht des Arztes. Dazu nun die fortwährende Betrachtung des Menschen als eines materiellen Organismus und die stete Wahrnehmung des sklavischen Abhängigkeitsverhältnisses, in

welchem das Immaterielle zum Materiellen zu stehen scheint. In dem Allen liegt, wenn nicht ein Zwang, so doch sicherlich eine gewaltige Verführung zu entschieden materialistischer Weltanschauung, zum Verzicht auf die schmeichlerischesten Hoffnungen und Tröstungen der Religionen und der metaphysischen Philosophieen. Und eben dieser Mann, dem seine Berufsthätigkeit schonungslos den Glauben seiner Kindheit, die Grundlagen der traditionellen Ethik, die Hoffnung auf künftigen Lohn zu entziehen sucht, kann doch diese Thätigkeit nur dann pflichtgemäß und zu eigener Befriedigung ausüben, wenn er sich selbst Ersatz für das zu schaffen vermag, was seine Skepsis zerstört, und wenn ihm auf diesen neuen Fundamenten eine den schwersten Anfechtungen trotzende Sittlichkeit zu gründen gelingt. Denn dem Schurken, wie dem Edlen, dem Undankbaren wie dem Erkenntlichen soll er dieselbe Menschenliebe widmen, Schmutz und Gestank dürfen ihn nicht ekeln, weibliche Reize seine Sinne nicht bestechen, Ehrgeiz und Habsucht ihn nicht zu frevlem Spiel mit Menschenleben verführen, die größte Gefahr für ihn selbst und seine Lieben ihn selbst von des Pestkranken Schwelle nicht zurückschrecken. Die hohe sittliche Reife, die dazu gehört, solchen Anforderungen gerecht zu werden, vermissen wir an unseren zur Universität kommenden Jünglingen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr. Das liegt an dem Zurücktreten des Humanismus auch auf unseren Gymnasien. Die humanistische Bildung allein vermag dem dereinstigen Mediziner das stille Feuer im Busen zu entzünden, das ihm Kraft gibt, seinem göttlichen Beruf in die Einöden der Skepsis nachzugehen, ohne Furcht und ohne Hoffnung, die Menschen liebend ohne Verlangen nach Gegenliebe, Andere tröstend, den eigenen Trost nur im Wohle der Anderen findend. Die humanistische Bildung ist diejenige, die uns Epigonen an den Vorbildern großer Zeiten und großer Charaktere zu erziehen sucht. Das mag nun auf tausendfältige Weise möglich sein; doch wie kann es besser geschehen, als durch liebevolles Eingehen in das Wesen der hellenischen Blüthe. Die herrlichsten Gebilde dichterischer Vorstellungskraft in der vollendetsten, reichsten Sprache dargestellt; die kühnsten Gedankenflüge der Philosophie; nie wieder erreichte Leistungen der bildenden Kunst; die höchste Anmuth des Verkehrs; reifste Staatsweisheit; erstaunlichste Beispiele von Heldenmuth und Bürgertugend: das Alles drängt sich in der Geschichte des hellenischen Alterthums in Fülle und Herrlichkeit zusammen. Darum ist eingehende Beschäftigung mit ihm noch heute die Grundlage aller höheren Bildung, also auch der ärztlichen, und die Geschichte selbst lehrt uns, daß jene Wiedergeburt der Kultur, die mit dem Erwachen der hellenistischen Studien im 14. Jahrhundert begann, zugleich eine Wiedergeburt der Medizin bedeutete. Petrarca, der Vater des Humanismus, war es, der zuerst der scholastischen Medizin in den bittersten Worten ihre Gebrechen vorhielt. Aber, so bedeutend sein Einfluß war, so hat er doch nur das ausgesprochen, was schon in den führenden Geistern der ärztlichen Wissenschaft selbst nach Ausdruck rang, und nicht sowohl sein Tadel, als die dem Humanismus, wo immer er die Gemüther erobert hat, innewohnende schöpferische Kraft hat den unerhörten Aufschwung der Medizin in jenem Zeitalter bewirkt.

Manche Menschen, sogar solche, die selbst unsere Gymnasien absolvirt haben, — können das nicht begreifen. Das liegt aber nur daran, daß unsere Gymnasien eben nicht mehr humanistische Schulen sind. Es ist nicht mehr der Inhalt des Hellenismus, es ist nur noch die Form, es ist nur noch die hellenische Grammatik, die dort gelehrt wird, und es ist weniger ein Verdienst dieses Unterrichts, als ein Beweis der unzerstörbaren Schönheit des Hellenenthums, wenn selbst diese trockenste, pedantischeste, der Jugend widerwärtigste aller Beschäftigungen nicht im Stande war, uns dem Humanismus völlig zu entfremden. Wenigstens in den letzten Semestern unserer Schulzeit hatten wir doch meist die Wüste der grammatikalischen Studien soweit durchschritten, daß uns ein Blick in das Paradies des Hellenenthums vergönnt war. Und schon dieser Blick hat, wenigstens Vielen von uns, die Sehnsucht nach dem Ideale schöner Menschlichkeit ins Herz gepflanzt, so daß wir immer wieder von unserem Beruf hinaus schauen, gleich Iphigenien „das Land der Griechen mit der Seele suchend". Solche Sehnsucht schon wirkt veredelnd, aber sie genügt nicht. Die Allerwenigsten von uns kennen den Hellenismus genügend, um die banausische Erbärmlichkeit unserer Verfallsperiode richtig zu würdigen und uns aus dem kleinlichen Denken und Fühlen der Gegenwart in jene große Vergangenheit flüchten zu können. Wenn wir das heutige Gymnasium als eine für den Mediziner ungeeignete Vorbildungsanstalt ansehen, so geschieht es nicht, weil es Griechisch lehrt, sondern weil es zu wenig Griechisch lehrt.

Doch bin ich nicht so verblendet, das Griechische für das alleinseligmachende Unterrichtsmittel zu halten. Die „Renaissance", die Wiederbelebung der Menschheit aus dem Scheintode der Scholastik, konnte nichts anderes erstreben als die Erneuerung der hellenischen Kultur, der einzigen, von der Ueberlieferungen vorhanden waren. Heute ist die Sache wesentlich anders. Heute steht neben der hellenischen Kultur die der Renaissance selbst als ein bewunderungswürdiges Bildungsmittel da; heute ist uns die indische Kultur mit den Vedas und der Religion des Buddha erschlossen; heute beugen wir uns vor den Encyklopädisten und der großen Revolution. Und dazwischen die einsameren Geistesheroen: ein Dante, ein Shakespeare, ein Goethe. Auch an dem Allen läßt sich wahrlich der schmeidige Sinn eines edelen Knaben zu echtem Humanismus erziehen. Niemals würde ich eine Schule verachten, die diesen Versuch ernstlich unternähme, sei es auch, daß sie dabei auf den Unterricht der griechischen zu Gunsten der uns näher liegenden Sprachen verzichtete. Und vielleicht gibt es Realgymnasien oder Realschulen, die diesen Versuch machen und mit Glück machen; die in Wahrheit humanistische Bildungsanstalten sind, indeß unsere Gymnasien sich nur so anstellen.

Aber wenn dem so wäre, warum in aller Welt wird dann den Medizinern allein die Möglichkeit vergönnt werden, sich auf diesen die höchste Bildung vermittelnden Schulen auszubilden? Wenn die Reichsregierung wirklich die Gymnasialbildung für die höhere hielte, so würde sie ja wünschen müssen, diese Bildung ihren Hauptstützen, den Theologen und den Juristen, zukommen zu lassen. Die Voraussetzung aber trifft nicht zu. Noch gilt, auch da oben, die klassische Bildung, wenigstens theoretisch, für die höhere, und deshalb soll sie den Theologen und Juristen erhalten bleiben. Uns Mediziner aber verweist die freundliche Geberde der Staatslenker ins Banausenthum. In der „Gewerbeordnung" stehen wir bereits. Nun sollen wir, schon von klein auf, unter Vermeidung aller überflüssigen Bildung, vorgebildet, d. h. abgerichtet werden. Ihr dächtet, statt Homer, Plato und Sophocles wird man uns Dante, d'Alembert und Shakespeare zu lesen geben? Weit gefehlt! die einen hat der Mediziner für sein Gewerbe so wenig „nöthig", als die anderen. Man will uns einfach aus der Mathematik, Physik und Chemie einige Kapitel, die wir heute auf der Universität lernen, schon auf der Schule eintrichtern. Das ist das Ganze!

Und was wird nun der praktische Erfolg sein?

Ich nehme an, daß Herrn Oertel's Vorschlag, die vom Gymnasium Absolvirten von den medizinischen Studien auszuschließen, nicht Verwirklichung finden wird. Dann werden wir also zwei Arten von Medizinstudirenden mit ungleicher Vorbildung in der Mathematik, Physik und Chemie haben. Was soll man nun machen? Da muß am Ende wohl noch gar die Lernfreiheit wieder eingeschränkt werden! Sonst müßte entweder der Gymnasialabiturient Kollegia besuchen, die er nicht verstehen kann, oder der Realabiturient solche, in denen er nichts Neues mehr hört. Man vergegenwärtige sich die Verlegenheit! Moderne Universitäten mit Lernfreiheit!!

Aber damit nicht genug. Vermuthlich wird sich dadurch die Zahl der Medizinstudirenden vermehren, wenn auch

den Gymnasialabiturienten auch Realabiturienten zugelassen werden. Wo soll man mit denen hin? Ich will nicht von der schon jetzt so drückenden Ueberfüllung des ärztlichen Berufs reden; will nicht fragen, wo sie schließlich alle ihr Brod hernehmen sollen. Der Staat kann sagen: „Laß sie betteln gehen, wenn sie hungrig sind.“ Aber eins darf er nicht sagen: „Laß sie schwänzen gehen, wenn die Auditorien überfüllt sind.“ Die Auditorien aber sind heute schon überfüllt. Es müssen mindestens 20 neue Kliniken jedes Faches eröffnet werden, wenn man die heutige Zahl der Medizinstudirenden zweckmäßig unterrichten will. Seit 10 Jahren arbeitet man in Preußen an einer Reform der medizinischen Prüfungs- und Studienordnung. Es ist Alles vergebens, wenn man nicht damit anfängt, den Jünglingen, die wirklich etwas lernen wollen, auch die Gelegenheit dazu zu geben. Vor 25 Jahren hatten wir an den 20 deutschen Universitäten rund 3500 Medizinstudirende, heute haben wir deren schon 8000, d. h. mindestens 4000 Klinikbesucher, durchschnittlich 200 auf jede Universität. So mancher davon besucht wenigstens die wichtigeren Kliniken während 3, 4 oder mehr Semestern. Aber rechnen wir auch nur durchschnittlich 100 Besucher auf jede Klinik: was kann dabei herauskommen? Wieviel von den Hundert sehen den vorgestellten Kranken überhaupt, wieviel können die Symptome der Krankheit wahrnehmen oder den Gang der Operation verfolgen? Wieviele können zweimal im Semester zu eigener Examination des Kranken oder zur Assistenz bei der Operation herangezogen werden? Ist es ein Wunder, daß sich die Klinizisten langweilen? daß die Hälfte schwänzt, ein drittes Viertel Romane liest oder Skat spielt? Und nun soll diese Zahl noch erhöht, vielleicht verdoppelt werden, ohne daß die Unterrichtsgelegenheiten vermehrt werden?

Nun ja! ihre auswendig gelernten Kompendien werden die Kandidaten ja auch dann herbeten können, wie bisher. Aber das wirkliche Können wird noch mehr sinken. Und mit ihm die moralische Qualität. Die Ueberzahl an leistungsfähigen Aerzten mag auch einmal hier Einen oder den Anderen in Noth und Versuchung treiben; doch selten erliegt ihr der wahrhaft Tüchtige. Aber die Unseligen, die nichts, gar nichts mitbringen für ihren Beruf, weder die intellektuelle, noch die sittliche Reife, und auch nicht einmal das technische Können; nichts, gar nichts, als den auswendig gelernten Kram, der natürlich immer in einer anderen Schublade ihres Gehirns steckt, als in der, die sie gerade aufziehen: was bleibt ihnen denn anderes übrig, als der Schwindel? Hypochondern gefährliche Leiden einbilden; Hysterische von Krankheiten heilen, die sie gar nicht haben; deren Danksagungen veröffentlichen lassen; Hebammen bestechen; annonciren und Sandwichmänner mit Riesenplakaten durch die Straßen schicken: Das ist die Zuflucht dieser Traurigen, denen man von Kindauf eingebildet hat, der ärztliche Beruf sei ein „Gewerbe“.

Das Alles wird schon unausbleiblich folgen, wenn man überhaupt die Realabiturienten zuläßt, ohne gleichzeitig neue Mittel zur Sichtung des Zulaufs anzuwenden oder die Unterrichtsgelegenheiten beträchtlich zu vermehren. Nun kommt aber noch dazu, daß man den Realabiturienten nur das medizinische Studium neu eröffnen will. Was muß daraus folgen? Nothwendig wird das Realgymnasium dem Gymnasium gegenüber eine minder ansehnliche Stellung behalten. Denn nicht davon, was es leistet, hängt sein Ansehen ab, sondern von den Berechtigungen, die es dem Absolvirten mitgibt. Da nun das Gymnasium zu allen gelehrten Studien berechtigt, das Realgymnasium dagegen zu dem theologischen und juristischen nicht, so bleibt schon deshalb das Ansehen des ersteren größer. Dazu kommt nun, daß ein verständiger Vater, der seinen Sohn für einen gelehrten Beruf bestimmt, ihm und sich doch so lange als möglich die speziellere Wahl offen halten will. Daher schickt fast Jeder seinen Sohn lieber ins Gymnasium, und das Realgymnasium muß sich der Hauptsache nach mit den Schülern begnügen, die für das Gymnasium nicht geeignet sind, oder die überhaupt keinen gelehrten Beruf erwählen. Daraus ergibt sich ganz von selbst, daß das Realgymnasium im Großen und Ganzen wirklich die minder befähigten Köpfe enthält. Indem man nun diese für reif zum medizinischen, aber nicht reif zum theologischen und juristischen Studium erklärt, setzt man die Medizin selbst und den ärztlichen Beruf gegen den theologischen und den juristischen in der öffentlichen Schätzung herab. Daraus ergibt sich dann aber wieder mit absoluter Nothwendigkeit die Folge, daß die tüchtigeren und strebsameren Elemente von der Wahl des ärztlichen Berufs abgeschreckt werden und sich den geachteteren zuwenden. Auch auf diesem Wege also führt die beabsichtigte Maßregel unzweifelhaft zu einer Verschlechterung der Durchschnittsqualität unserer Aerzte.

Daß dies ein überaus großer Nachtheil für das Reich wäre, kann Niemand bestreiten. Es gibt keine andere Berufsthätigkeit, deren Mißerfolge das Wohl der Individuen, der Familien, der ganzen Bevölkerung so unmittelbar schädigen; es gibt keine andere, die sich im Einzelnen der Kontrolle der Laien und selbst des Richters so vollständig entzieht; es gibt daher keine andere, die in annähernd ähnlicher Weise das festeste Vertrauen auf die Leistungsfähigkeit und die moralische Unantastbarkeit erfordert. Selbst heute ist dieses Vertrauen nicht so festgewurzelt in der gesammten Bevölkerung, als es sein sollte. Bis in die höchsten Kreise hinauf findet der ungebildete Pfuscher ein Publikum, das ihn dem approbirten Arzte vorzieht. Die Zahl der Opfer, die dadurch ihre Gesundheit, ihr Leben einbüßen, ist groß; die Menge des Goldes, das in die Taschen dieser Schwindler fließt, ist ungeheuer. Jeder weitere Stoß gegen die Vertrauensstellung und die Vertrauenswürdigkeit der Aerzte ist eine immense Begünstigung des Kurpfuscherthums und damit eine immense Schädigung des Nationalwohlstandes und der Nationalgesundheit.

R. Koßmann.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Die Komödie der Unaufrichtigkeit.

Welch ein Stoff für einen modernen Aristophanes! Was sind alle Komödien der Irrungen gegen diese Komödie der Unaufrichtigkeit. Das Centrum schwankt noch, ob es für oder gegen die Flottenvorlage die Entscheidung geben soll. Kein Wunder, daß Flottenfreunde und Flottengegner die Centrumspartei zu beeinflussen suchen. Aber das diabolisch Lustige ist, daß das Centrum von Volksvertretern, die gegen die Vorlage zu stimmen gedenken, beschworen wird, doch um Gottes Willen dafür zu stimmen, und von Volksvertretern, die für die Vorlage stimmen wollen, ermuntert wird, den Widerstand gegen die Vorlage mannhaft fortzusetzen. Die Unentwegten von links plädiren für den Umfall des Centrums, die Heiligen vom Bunde der Landwirthe schwenken die Marineflagge über ihren patriotischen Häuptern und flüstern ihren agrarischen Freunden vom Centrum Muth zu, damit dieselben ausharren im Kampfe gegen die Flottenverstärkung. Sie sehen in dieser Vorlage ein crimen laesae agriculturae, eine Konzession an den Industriestaat, einen Verrath an den Grundsätzen des Bundes der Landwirthe. Sie selbst, die Aermsten, müssen ja allerdings für die Flottenvorlage stimmen. Sie sind Märtyrer, die mit blutendem Herzen Hurrah schreien. Aber die Centrumsagrarier können sich den Luxus der Gesinnung leisten. Auf ihrer Widerstandskraft beruht noch die einzige Hoffnung des Bundes der Landwirthe.

Und wer weiß, ob diese beweglichen Klagen nicht das Herz des Centrums rühren. Ein Glück deshalb, daß wenigstens von links her die Gegenstimme ertönt: Kinder, seid doch nicht so dumm, auf jene Agrarier zu hören, die selbst für die Vorlage stimmen; hört auf uns, die wir

gegen die Vorlage in alter bewährter Charakterfestigkeit eintreten, und — stimmt dafür.

Wie wir hören, hat das Centrum eine Kommission von Jesuiten zusammenberufen, um sich in einer so schwierigen Gewissensfrage zurechtzufinden.

Junius.

Martin Steijn und Paul Krüger.

Als ich zuerst die Bekanntschaft der Hauptstadt des Oranje-Freistaats, Bloemfontein, machte, war mein erster Gedanke: hier ist der natürliche Sitz für die zukünftige Hauptstadt von Südafrika. Der Jameson-Einfall von 1896 war gerade eben geschehen, und nicht nur sämmtliche Buren, sondern auch die Majorität der englischen Afrikander waren gegen die Urheber dieser mehr als bloß einfältigen Expedition aufs äußerste entrüstet. In der sozialen Atmosphäre von Bloemfontein lag etwas, was diesen Platz als dazu bestimmt erscheinen ließ, um Leute aller Parteien auf verhältnißmäßig neutralem Grunde zur Diskussion von Fragen zusammenzubringen, die das Wohlergehen von ganz Südafrika bis zum Zambesi betrafen. Die Straßen von Bloemfontein zeigen etwas von jener geordneten Stille, die Washington in mancher Beziehung zu einer idealen Hauptstadt macht: eine gänzliche Abwesenheit von jener Jagd nach dem Gold, die Johannesburg ihr charakteristisches Gepräge verleiht. Bloemfontein zeichnet sich durch breite, schattige Straßen und lauschige Häuser aus, deren Bewohner sich nicht zu dem Zweck angesiedelt zu haben scheinen, um rasch reich zu werden und dann wieder fortzuziehen, sondern deswegen, weil sie das Klima entzückend, die Nachbarn angenehm und die allgemeinen Existenzbedingungen für den weißen Mann günstig finden. Im Orte befindet sich eine ausgezeichnete Schule, zu der Kinder von weit her, insbesondere auch aus Transvaal, kommen. Auch an einem Gefängniß fehlt es nicht, aber es waren kaum irgend welche Gefangene darin. Ein Gefangener, der mir ein besonderes Interesse einflößte, war ein Japaner, der sich recht wohl fühlte; er versah die Stelle einer Hausmagd in dem Institut und wünschte sich gar kein besseres Los, als fortgesetzt auf seinem Posten zu bleiben. Man behauptete von ihm, daß er sich des Nachts selbst einschlösse, aus Furcht, er könnte gewaltsam befreit werden. Sir Gottfried Lagden zeigte mir im Basutoland, in Masern, ein ähnliches Gefängniß, in welchem der Kerkermeister, ein pensionirter Straßenräuber deutschen Ursprungs, ab und zu alte Bekannte zu sich kommen ließ, um einige Tage bei ihm im Gefängniß zu verleben und ihm auf diese Weise die Monotonie seines Daseins etwas zu erheitern. Uebrigens ist — Scherz beiseit — Südafrika, wenigstens in jenem Theil, der thatsächlich burisch ist, ein höchst moralisches Land; erst mit der Einführung der Goldindustrie und anderer Formen der angloächsischen Kultur ist die Nothwendigkeit, für ausgiebigere Gefängnisse zu sorgen, ernsthaft hervorgetreten.

An einer Ecke von Bloemfontein befand sich ein altmodisches, kleines Fort, das von den Engländern in den frühesten Tagen der Kolonie gebaut und augenscheinlich dazu bestimmt war, die Einwohner gegen plötzliche Ueberfälle von Kaffernstämmen zu schützen. Bei meinem Besuch lag eine Garnison von ungefähr 100 jungen Buren im Fort, die in preußischer Uniform die Wälle auf- und abmarschirten und mit einer Muskete aus der Zeit des dänischen Krieges bewaffnet waren. Ein ehemaliger Unteroffizier der preußischen Armee leitete die militärische Ausbildung dieser Macht. Der Fall eines Krieges erschien damals so unwahrscheinlich, daß die Regierung der Republik offenbar auf die Ausbildung der kleinen Armee nur eine sehr untergeordnete Aufmerksamkeit verwandte.

In dem an dem großen Marktplatz belegenen Klub verkehrten Leute jeder Nationalität und jedes Glaubens auf freundlichem Fuße mit einander. Der Jameson-Raid wurde ebenso frei diskutirt, wie irgend ein anderer Gegenstand, aber begreiflicher Weise mit einiger Bitterkeit, etwa so, wie im Jahre 1899 die Dreyfus-Affaire diskutirt wurde, aber doch nicht in der Erwartung, daß daraus im Laufe der Zeit eine ernsthafte Kriegsgefahr sich entwickeln könne. Ich traf in diesem Klub bei Tisch Burgher burischer, schottischer, englischer, irischer, deutscher und amerikanischer Abstammung, Leute von dem verschiedenartigsten Gepräge, und doch konnten öffentliche Angelegenheiten völlig frei erörtert werden, ohne daß es zu beleidigenden Ausfällen kam. Je nach Abstammung und Erziehung gingen natürlich die Anschauungen auseinander, aber über einen Punkt bestand so gut wie vollständige Uebereinstimmung, nämlich darüber, daß alle Afrikander die Wohlfahrt von ganz Südafrika zu wünschen hätten und zu Gunsten eines solchen Zieles auch auf Andere Rücksicht nehmen müßten.

Der soziale Mittelpunkt des Oranje-Freistaates war in der Zeit meines Besuchs der Wohnsitz des Präsidenten Martin Steijn. Im besten Sinne des Worts war er der erste Gentleman des Freistaats, und sein Haus war der Vereinigungspunkt für alles, was im Lande gesellschaftlich interessant war. Ein Besuch in seinem Haus stach nicht wesentlich ab von dem Besuch eines Landedelmanns in England. Das saubergekleidete Hausmädchen, welches öffnete, sprach gutes Englisch und führte mich durch das Wohnzimmer in den Garten, wo Frau Steijn ihre Gäste empfing, während an drei Punkten ein Tennisspiel im vollen Gange war.

Obgleich ich das Vergnügen hatte, in dem Hause des Präsidenten eine große Anzahl von Leuten zu treffen, wußte ich in der Hälfte der Fälle nicht, ob ich zu einem Engländer oder zu einem Buren sprach. Thatsächlich repräsentirt ein kultivirter Bur eine viel höhere Klasse von Menschen, als ein halb erzogener Engländer, und gerade die Engländer dieser Gattung sind es, welche alle Buren ohne Ausnahme als Barbaren hinstellen. Frau Steijn ist eine Schottländerin, in Bloemfontein sehr beliebt und das Haupt eines sehr glücklichen Hausstandes. Nach dem, was ich in Kapstadt gehört hatte, erwartete ich, in Bloemfontein auf bäurische Manieren zu stoßen, aber im Gegentheil: was Höflichkeit im Allgemeinen und die Toilette betraf — von Erziehung und Charakter ganz abgesehen —, stach die Gesellschaft in Bloemfontein, soweit ich sie kennen lernte, günstig ab von derjenigen, welche ich in der Kapstadt kennen gelernt hatte und von der, die ich später in Johannesburg kennen lernen sollte.

Präsident Steijn ist das legitime Produkt dieser glücklichen sozialen Verhältnisse; er ist weder Diktator noch Demagoge, sondern der erste Bürger unter manchen anderen vortrefflichen Staatsbürgern und dazu berufen, den Willen der Majorität der Bevölkerung in einem Lande zur Ausführung zu bringen, wo diese Majorität sehr viel weniger Beimischung von Pöbelherrschaft hat, als bei uns. Präsident Steijn gehört zur Philosophenschule Benjamin Franklin's und wie Franklin paßt er die Mittel dem Endzweck, den er im Auge hat, vortrefflich an. Er kauft keinen Schmiedehammer, um eine Fliege zu töten, und erklärt keinen Krieg, bevor er nicht seine Gewehre alle in Ordnung sieht. Wie Franklin, hat Steijn weite soziale Sympathieen, und seine Humanität gestattet ihm, auch mit Männern von ganz entgegengesetzten politischen Anschauungen auf freundschaftlichem Fuße zu leben. Er ist ein Politiker und zugleich ein Mann von Muth. Ich halte es für ganz ausgeschlossen, daß Martin Steijn seine Meinung ändert, bloß dem öffentlichen Geschrei zu Liebe. Er ist politisch sehr stark, da er der Führer kräftiger Männer ist, und auch seine physische Persönlichkeit ist anziehend. Sein politischer Charakter hat etwas von dem Abraham Lincoln's, wie dieser, besitzt er einen einfachen Glauben an sein Volk und an den schließlichen Erfolg einer von ihm für gerecht gehaltenen, wenn auch scheinbar hoffnungslosen Sache.

Meine Meinung von Steijn ist nicht durch die jüngsten Erfolge dieses Staatsmannes beeinflußt, ich habe schon in meinem Werke „White Man's Africa“, zu einer Zeit, als sein Name jenseits der Grenzen seines Landes kaum bekannt war, dasselbe günstige Urtheil über ihn geäußert. Von dem Augenblicke an, wo ein solcher Mann es für seine Pflicht hielt, an der Seite Krügers zu kämpfen, wurde der Krieg für England eine höchst ernste Sache.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, zu untersuchen, wie weit Steijn berechtigt war, gegen die Regierung der Königin Viktoria die Waffen zu ergreifen. Vor ähnliche Fragen wurde auch Cromwell, wurde George Washington gestellt; es ist das eine Frage, die manchmal auf den Galeeren und manchmal durch ein Monument in Westminster ihre Beantwortung findet. Aber was immer der Ausgang des bestehenden kriegerischen Konfliktes sein mag, das eine steht bei mir fest: Martin Steijn würde niemals aus bloßer Eitelkeit oder Ehrsucht oder in der Hoffnung auf niedrigen Gewinn zu den Waffen gegriffen haben. Ich glaube eher, daß er auf seinen Knieen die Richtschnur für sein Handeln gesucht hat, und bin überzeugt, daß nur das reinste Pflichtgefühl ihn in einer so verantwortungsreichen Lage leitete.

Was den Präsidenten von Transvaal, den alten Paul Krüger, anlangt, so ist er bereits seit langer Zeit ein Gegenstand populärer Verehrung und populären Abscheus, so daß wenig Neues über ihn zu sagen ist. Die Art, wie ich mit ihm bekannt wurde, war sehr charakteristisch. Im Jahre 1896 soll Transvaal ungefähr 200 000 Pfund Sterling in Geheimgeldern aufgewandt haben. Ich nehme an, daß ein Theil dieser Summe auch in die Taschen von Leuten geflossen ist, die mir auf geheimnißvollem Wege einen Behälter mit Briefschaften entwandten. Ich kam von der Kapstadt, ausgerüstet mit den denkbar besten Empfehlungsschreiben an politische Führer in Pretoria, und verfolgte keinen anderen Zweck, als Eindrücke zu sammeln. In Bloemfontein wurde mir dieser Behälter mit Briefschaften gestohlen, und zwar unter Umständen, die den Polizeibehörden im Freistaat und in Natal keinen Zweifel daran ließen, daß der Diebstahl aus politischen Beweggründen ausgeführt sei. Die Sache war für mich unbequem, weil in demselben Behälter alle meine Manuskripte, sowie meine Empfehlungs- und Kreditbriefe lagen. Nachdem mein Besuch in Pretoria beendet war und ich mich bereits in Pietermaritzburg als Gast von Oberst Dartnell, des Chefs der berittenen Polizei, befand, wurde eines Nachts in dem Hauptquartier der Polizei durch einen Boten, der über sich selbst keine weitere Aufklärung gab und auch auf keine Belohnung wartete, mein Kasten deponirt; ich sah den ganzen Inhalt durch, es fehlte auch nicht ein einziges Stück. Und dabei redet man noch davon, daß das Burenregiment korrupt sei!

Dieser Unfall brachte es mit sich, daß ich in Pretoria ganz ohne Briefe anlangte und ich wäre auch von Geld völlig entblößt gewesen, hätte mir nicht ein guter Freund etwas geliehen. Ich hatte jedoch schon vorher an Dr. Leyds geschrieben, ihm den Zweck meines Besuches in Transvaal auseinandergesetzt und um seine freundliche Unterstützung gebeten. Jenem Briefe hatte ich eine Einführung beigelegt. Der Staatssekretär war aber augenscheinlich argwöhnisch. Am Morgen nach meiner Ankunft in Pretoria erschien in meinem Hôtel ein junger Holländer, dessen Visitenkarte mit einer Krone geschmückt war, und der mir erzählte, er sei ein Sekretär von Dr. Leyds und wünsche, mir das Bedauern seines Chefs darüber auszudrücken, daß dieser nicht im Stande sein werde, mich zu empfangen, weil er sich nicht wohl befinde, zu beschäftigt sei, und wie die Gründe sonst lauten mochten. Augenscheinlich wollte der Staatssekretär nicht, daß ich mit Präsident Krüger in Beziehung träte, noch in der Burenhauptstadt irgend etwas, was der Erwähnung werth sei, kennen lernte. Ich hatte dasselbe Gefühl, wie eines Tages in St. Petersburg, als die Polizei mich unterrichtete, es würde meiner Gesundheit zuträglicher sein, wenn ich eine beabsichtigte Canaereise durch das Zarenreich unterließe.

Mein Glück wollte jedoch, daß ich zufällig einen vortrefflichen burischen Freund, Herrn Jooste, Mitglied des Volksraad, traf. Wir waren gemeinschaftlich Passagiere auf demselben Dampfer, der mich nach der Kapstadt brachte, gewesen; denn Herr Jooste ist einer jener Transvaaler, die gereist sind und auch im Auslande die Politik studirt haben. Er nahm mich ohne weiteres Zeremoniell mit zu dem Hause des Präsidenten Krüger. Als wir die Residenz des Präsidenten erreichten, fiel mir die militärische Ueberwachung auf; ein Posten patrouillirte vor dem Thor des Hauses, und in der Nähe war eine Militärwache. In Bloemfontein hatte ich etwas Derartiges nicht gesehen. Herr Jooste hatte unter Cronje gegen Jameson bei Krügersdorf mitgekämpft. Er war ein vorurtheilsloser Burgher, der bis zu einem gewissen Grade mit den Wünschen der Johannesburger für ein liberales Regiment sympathisirte und auch in der Volksvertretung von Transvaal im Sinne der Herbeiführung von Reformen sich bemüht hat. Er war also keineswegs ein blinder Anhänger Krüger's, obgleich er natürlich die Meinung entschieden bekämpfte, daß Afrikander nur von London aus regiert werden müßten. Nachdem wir die Schildwache passirt hatten, klopften wir an die Vorderthür der Krüger'schen Wohnung, einer Wohnung übrigens, die nach Umfang und äußerem Ansehen einem Bauernhause sehr ähnlich ist. Auf unser Klopfen erschien niemand, mein Freund öffnete daher die Thür, und wir standen in einer Halle, die durch das ganze Haus geht. Am Ende der Halle klopften wir wieder an eine Thür; auch von diesem Klopfen nahm niemand Notiz. Nachdem wir noch weiter hin- und hergeirrt waren, hörten wir plötzlich hinter einer Thür ein Geräusch wie in dem Löwenkäfig einer Menagerie, zu der Zeit, wenn die Fütterung in Aussicht steht. Wir klopften jetzt an diese Thür, und als auch diesem Klopfen niemand Beachtung schenkte, schritten wir unangemeldet hinein und kamen in eine Wolke von Rauch, die so dick war, daß man sich in einen Rauchklub versetzt fühlte. Herr Jooste nahm mich bei der Hand und führte mich rund um das Zimmer herum zu einem Armsessel, in welchem, die Pfeife zwischen den Zähnen, ein großer, alter, bärtiger Farmer saß, etwa wie ein apostolischer Rinderhirt.

Das war Paul Krüger. Er befand sich in Gesellschaft zahlreicher, langbärtiger Burghers, und die Konversation wurde auf das lebhafteste in Plattholländisch geführt. Der trotz der Rauheit der Szene ehrfurchterweckende Anblick dieser eigenartigen Gesellschaft ist mir unvergeßlich. Der große, alte Bur erschien mir wie Moses, der mit dem Gesetz in der Hand vom Sinai herabgestiegen ist und sich gerade in der Stimmung befindet, die zehn Gebote denen an den Kopf zu werfen, die mit ihm nicht einer Meinung sind.

Nachdem der Präsident meiner ansichtig geworden war und Herr Jooste ihm etwas ins Ohr geflüstert hatte, sah er mit dem Blicke eines Stieres auf mich, während fünfzig Apostel um ihn herum dasselbe thaten. Ich erfuhr nachher, daß diese Versammlung nicht aus einem offiziellen Staatsrath bestand, sondern daß diese Besucher nur bei „Ohm Paul“ vorgesprochen hatten, um bei einer Pfeife Tabak und einer Schale Kaffee über Politik zu reden. Ich kann nicht sagen, daß der Empfang mir besonders behagt hätte; denn aller Augen richteten sich auf den Eindringling und fixirten mich in derselben Weise, wie der Präsident, in stummer Prüfung. Ich habe in meinem Leben allerlei Könige kennen gelernt: schwarze Könige, weiße Könige und gelbe Könige, Millionäre, politische Führer, Feldherren und andere mächtige Sterbliche; aber ich muß gestehen: kein König, Kaiser oder Volksvertreter hat in mir so sehr das Gefühl meiner Nichtigkeit hervorgerufen, wie der alte Krüger mit der Pfeife im Munde. Man bekam ordentlich Respekt vor der Sache, die er vertrat. Der ehrwürdige Viehkönig observirte mich so lange, daß das Schweigen peinlich wurde. Ich hörte nur das Ziehen

von Pfeifen und das gelegentliche Ausspucken auf den Fußboden. Als der Präsident bemerkte, daß mein Entschluß, nicht das erste Wort zu sagen, feststand, eröffnete er die Unterhaltung mit einem Räuspern, wie ein unwilliger Stier, und sprach ein paar Worte des Empfanges, die ebenso gut als ein Fluch hätten gelten können.

Die Begriffe von Höflichkeit sind bekanntlich sehr verschieden. In Colorado hörte ich einen Cowboy einen Kameraden als „verfluchter Lügner“ anreden, und beide lachten herzlich über diese witzige Ansprache; dieselben Männer würden sich keinen Augenblick besonnen haben, ihre Pistolen auf einander abzuschießen, wenn der eine sich geweigert hätte, mit dem andern einen gemeinschaftlichen „Drink“ zu nehmen.

Die rauhen Formen des Präsidenten hatte ich das Glück, mit einem kräftigen Scherz zu pariren, der das Lachen der Versammlung hervorrief, und seit der Zeit war meine Position in Pretoria ganz leidlich. Nachdem Dr. Leyds erfahren hatte, daß ich bereits beim Präsidenten gewesen sei, erholte er sich überraschend schnell von seiner „schweren Krankheit“ und war von da ab sehr höflich. Er erzählte mir allerlei interessante Anekdoten über Krüger, und auch mit Krüger selbst habe ich manches Garn über seine Jugendzeit gesponnen.

Viele Engländer im Kap haben sich daran gewöhnt, mit einer gewissen Verachtung von „Ohm Paul“ als von einem „theologischen Humbug“ zu reden Auf mich hat er diesen Eindruck keineswegs gemacht; im Gegentheil, ich glaube, daß sein großer Einfluß auf seine Landsleute zum Theil darauf beruht, daß er durchaus aufrichtig bei seinen religiösen Uebungen ist. Gerüchte erzählen mancherlei von Krüger's Korruption, wollen wissen, daß er große Summen bei Seite geschafft habe und daß seine äußere Frömmigkeit nur den Deckmantel für innere Schlechtigkeit darstelle. Ich habe meinerseits für diese Anklage keine Bestätigung gefunden. Derartige Geschichten pflegen von einer Klasse der Bevölkerung auszugehen, die hinter jedem Einfluß finanzielle Ursachen suchen. An einem Sonntag Morgen sah ich den Präsidenten ganz allein zu einer recht schäbigen Kirche, in der Nähe seines Wohnhauses, wandern. Er trug einen schwarzen Cylinder auf seinem Haupte, so eine Art von Hut, wie er bei uns von Negersängern auf der Bühne getragen zu werden pflegt. Die Knöpfe auf der Kehrseite seines Fracks saßen mitten auf dem Rücken, und seine Beinkleider begannen erst beträchtlich oberhalb der Knöchel seiner Füße. Die ganze Ausstattung erschien wie die Karrikatur des Farmers, der seinen ersten Besuch in der Hauptstadt macht. Aber auch Lincoln hatte nichts Gewinnendes, er war ein häßlicher Mann, und doch lieben wir ihn gerade mit all seinen Exzentrizitäten im Aeußern und in der Kleidung. Der Präsident von Transvaal trug ein Gesangbuch von beträchtlicher Größe in der einen Hand und in der anderen ein rothes Taschentuch. Die Neugierde veranlaßte mich, in dieselbe Kirche zu gehen, und ich nahm an, ich würde dieselbe, weil der Präsident dorthin ging, dicht besetzt finden. Die kleine Kirche in Pretoria hatte für etwa 100 Personen Platz, aber es waren nur etwa zwei Dutzend versammelt, und die Mehrheit bestand aus Müttern mit Kindern auf dem Arm. Der Präsident nahm seinen Sitz in einem Armsessel, der für ihn unter der Kanzel hingestellt war. Das war die einzige Auszeichnung, die er vor den übrigen Anwesenden genoß. Der Gottesdienst war sehr einfach, so etwa, wie in den meisten Methodistenkirchen eines amerikanischen Dorfes: ein langes Gebet, eine lange Predigt, ein oder zwei Gesänge, ein Kapitel aus der Bibel und ein Segen. Die Säuglinge thaten das, was sie zu thun pflegen, wenn ihre Mahlzeit nicht prompt zur Stelle ist, aber das Kindergeschrei störte weder Paul Krüger, noch den Prediger, noch sonst jemanden. Der Präsident sang die guten alten Kirchenlieder mit einer Stimme, die wie ein entfernter Donner klang, und widmete der Predigt seine gespannte Aufmerksamkeit. Man kann sich nichts Einfacheres und Schmuckloseres denken, als diese Szene in der Kirche von Pretoria, und doch habe ich weder in der Westminsterabtei, noch in der St. Paul's-Kirche einen eindrucksvolleren Gottesdienst erlebt.

Krüger und Steijn repräsentiren die beiden Kräfte, welche um die Herrschaft in dem zukünftigen Südafrika streiten; der eine ist der Typus des alttestamentlichen, starren, reaktionären und intoleranten Viehzüchters, der andere repräsentirt die moderne Zivilisation und die Bereitwilligkeit, neuen Problemen nicht durch eine Politik der Ausschließung, sondern durch Erziehung und bessere industrielle und wirthschaftliche Organisation zu begegnen. Krüger ist heute sehr einflußreich, aber nur aus dem einen Grunde, weil er den Widerstand gegen England in seiner Person verkörpert. Steijn ist der Mann von heute und von morgen. Wenn der Krieg zu Ende ist, so wird der Sieger — einerlei wer es ist — sich nicht bloß mit einem Staat in Südafrika allein auseinanderzusetzen haben, sondern mit einer Gruppe von Staaten, die vom Kap bis zum Zambesi reicht. Südafrika kann niemals durch Gewalt allein regiert werden; jedes dauernde Regiment muß seine Stärke in der Zustimmung einer verständigen Majorität suchen, und die Majorität der Südafrikaner würde in normalen Zeiten Krüger nicht folgen, während sie freudig für Steijn stimmen würde.

London. Poultney Bigelow.

Jonas Lie's neuester Roman.

Unter den poesievollen und geistestiefen symbolischen „Trollsagen“ Jonas Lie's (Deutsche Ausgabe, Auswahl, 18[illegible], Leipzig, Dieckmann's Diamant-Bibliothek) befindet sich eine „Der Spiegeltroll“, die von einem Segelmacher erzählt, der ein großer Schwärmer ist und dem es durch seine Verheißungen gelingt, die Bewohner seines kleinen heimischen Landungsplatzes zu verleiten, einen Leuchtthurm zu erbauen, weil er sie zu überzeugen weiß, daß dann aus dem kleinen Ort ein großer und verkehrsreicher Seehafenplatz werden würde. Natürlich steht das endliche wirkliche Resultat kaum im Verhältniß zu den für den Thurm aufgewendeten Opfern und kommt noch weniger den Träumen und Hoffnungen gleich, die die Leute sich davon gemacht hatten, wenn ihnen auch verständige Seeleute erklären, daß sie gerade soviel Vortheile davon hätten, als zu erwarten gewesen wäre. Da verfällt der Urheber des Thurmbaus dem Spott und Hohn der Menge. Er selbst aber empfindet doch eine stille, träumerische Freude, wenn abends der Leuchtthurm hell hinausstrahlt.

Der Gedanke, der in dieser kleinen Dichtung in poesievollem Gewande behandelt war, ist in Jonas Lie's neuem Roman „**Faste Forland**“ (Kopenhagen, Gyldendal's Verlag — Deutsch unter dem Titel „Auf Irrwegen“, München, Albert Langen's Verlag) zu einem hervorragenden Charaktergemälde und einem interessanten Kleinstadtgesellschaftsbilde, sowie zugleich zu einem Abbilde der heutigen Spekulationswuth erweitert. Wie dort der Segelmacher mit seiner Leuchtthurmsidee die Fischer und Handwerksmeister des kleinen Ortes verlockt, so gelingt es hier dem jungen Architekten **Faste Forland** durch den Flug seiner Phantasie die vorsichtigen Kleinstädter zu einem seiner zahlreichen Riesenpläne, die Umwandlung des Ortes in einen großen Seebadort mit Riesenaktienhotel, und zu wilden Aktienspekulationen mit sich zu reißen. Das Resultat ist auch dasselbe oder vielmehr schlimmer, als dort. Eine finanzielle Krise bringt Alles zum Zusammenbruch noch vor der Vollendung, und da fast nur die Bewohner des kleinen Ortes daran betheiligt sind, ist derselbe so gut

wie ruinirt, und **Faste Farland**, der sogar Gelder zu anderen, als den bewilligten Zwecken verwandt hat, verfällt nicht nur dem Hohn und Spott, sondern ist auch in seiner Ehre bedroht.

Lie hat in diesem Roman wohl persönliche Eindrücke und Erinnerungen aus der trübsten Zeit seines Lebens verarbeitet, von damals, als der junge Rechtsanwalt Jonas Lie mit der ganzen Bewohnerschaft seines Wohnortes sich in große Holzspekulationen eingelassen hatte und sie durch eine Krisis und den Sturz der norwegischen Weltfirma Bredensen und der darüber entstehenden allgemeinen pekuniären Panik Alles verloren; ja Lie kam nicht nur um seine schönen Besitzungen, sein ganzes Vermögen und seine große Rechtsanwaltspraxis, sondern stand plötzlich mit einer Riesenlast von Geldverpflichtungen da (1866). Und gerade wie er damals (1868) die Heimathgegend verließ und nach Christiania zog, um sich der Schriftstellerei zu widmen und dadurch seine Schulden abzuzahlen, gerade so fährt am Schluß des Romans, nachdem die Badeanstalt und das Hotel zu nichte geworden und der ganze Ort geschäftlich ruinirt ist, **Faste Forland** mit seinem jungen Weibe in die Welt hinaus, um . . . . . Dichter zu werden.

Dieser junge Phantast mit seinen ständig wechselnden Ideen, seinen Träumen selbst inmitten der praktischen Arbeit, der sich in Folge der Theorie, daß die moderne Zeit die der Technik und des Geschäftserwerbes sei und man über die bloße Ideenverfechtung hinaus wäre, nur praktischer, geschäftlicher Arbeit widmen will, ist eine überaus lebensvolle, mit unendlich vielen echten Zügen ausgestattete Gestalt, wenn auch über ihr bisweilen eine karrikirende Uebertreibung lagert. Lie hat hier offenbar in dem Wesen dieses in einem falschen Beruf irregehenden Phantasiemenschen ein wenig sich selbst in „seiner Gründerperiode“ geschildert, so, wie ihm jetzt sein damaliges Wesen und Sein erscheint, wo sein für alles Humoristische geschärfter Blick für die einstige theilweise Lächerlichkeit nicht blind ist. So ist es ein besonders feiner Zug in **Faste Forland**, daß Lie diesen phantasiereichen jungen Mann in seiner übereifrigen und wenig prüfenden Art seine Unbesonnenheit so weit treiben läßt, daß er eine gesetzlich strafbare Handlung, wenn auch in bester und idealster Absicht, begeht. Das ist psychologisch durchaus richtig, daß Menschen, die mehr in ihrer Phantasiewelt, als in der wirklichen leben, sich über Gesetzesvorschriften hinwegsetzen können, wenn dieselben mit dem in Konflikt treten, was sie selbst für Recht halten.

Auch die Schilderung des Spekulations-Taumels, der das stille, kleine Städtchen plötzlich ergreift, und später das Hereinbrechen der Katastrophe ist wohl auf Grund persönlicher Eindrücke und Erinnerungen geschrieben und daher von großartig anschaulicher Lebendigkeit, wenn auch hier, wie in allen Schilderungen Lie's, ein gewisser phantastischer Zug, eine Neigung zur farbenreichen Ausmalung, der „Märchendichter“ in ihm, zu Tage tritt in gewissen Uebertreibungen des Ausdrucks und der Verhältnisse, einer Ueberfülle von Details.

Dagegen steht die Charakterdarstellung der weiteren Hauptfiguren nicht auf der Höhe der Lie'schen Charakterisirungskunst, wenn wir von der Mutter Faste's absehen, eine feine, kleine Silhouette mit verhältnißmäßig zahlreichen lebensechten, gutbeobachteten Zügen. Auch Laura Groth, eine äußerlich verflachte und koquettirende Kleinstädterin, in der aber Kräfte schlummern, die nur dauernd geweckt werden müßten, um sich sympathisch zu entwickeln, ist noch ziemlich klar und sicher mit einigen feinen Zügen gezeichnet, dagegen ist es Lie nicht recht gelungen das stille, hochsinnige, zurückhaltende Mädchen in der den Faste geheimliebenden Vera recht begreiflich zu machen. Es wird nur ein ziemlich blasses, schemenhaftes Bild. Bedauernswerth aber ist es, daß ein Autor vom Range Jonas Lie's, eine solch verbrauchte Romanfigur schaffen konnte, wie es Joel, der alte Onkel Faste's, ist, der denkbar typischste Vertreter der alten Goldonkels aus den Familienromanen, der auch hier zum Schluß als der Retter kommt, der den gordischen Knoten der heillosen Verwicklung in einer mit seinem bisher bewiesenen Charakter völlig widerstreitenden Art löst, dem jungen Träumer, der als Badeanstalts-Gründer kläglich Schiffbruch gelitten hat, die Dichterlaufbahn eröffnet und ihm zur Ehe mit der Geliebten verhilft. Ein so vorsichtiger, kluger, praktischer und sparsamer Mann, als welcher dieser Onkel Joel sich sonst gezeigt hat, würde dergleichen niemals thun. Die ersten Szenen zwischen Onkel und Neffen hatten viel Wahrscheinliches und zeigten dramatische Lebendigkeit und feinhumorvolle Darstellung; aber die Schlußwandlung, die mit diesem Charakter vor sich geht, ist der Rumpelkammer der alten Familienromane entnommen, weil Lie nicht den Muth hatte, den einzig möglichen Schluß zu schreiben und das Dichtertalent aufs Ungewisse in die Welt hinausziehen zu lassen, sondern eine gute, gemüthvolle Leser befriedigende Lösung geben wollte. Dadurch wird dieses in seinem Problem und seiner Hauptgestalt so bedeutsame Werk in seiner Gesammtwirkung beeinträchtigt.

E. Brausewetter.

Theater.

(Deutsches Theater: „Schluck und Jau.“ Possenspiel in 5 Akten von Gerhart Hauptmann.)

Besteht das Komische, nach Kant, in getäuschter Erwartung, so müßte Gerhart Hauptmann's neues Possenspiel von „Schluck und Jau“ freilich ganz übermäßig komisch sein. Denn alles in den drei ersten Akten dieses Possenspiels ist Vorbereitung auf eine große Scene. Und diese eine große Scene, — sie fehlt. Statt ihrer auf der Bühne ein, in der Buchausgabe zwei Verlegenheitsexkurse.

Einen alten Märchenstoff, schon wohlbekannt aus 1001 Nacht, hat Hauptmann in seinem Possenspiel gestaltet. Es ist das lustige Abenteuer vom armen Kerl oder vom Vagabunden, der in der Trunkenheit auf ein Schloß gebracht wird und den man bei seinem Erwachen glauben macht, er sei ein Fürst; der einen Tag lang in fürstlichen Freuden schwelgt, um dann am andern Morgen jammervoll in seinen alten Lumpen wieder zu erwachen. Zwei große Dramatiker haben denselben Stoff bereits behandelt: Shakespeare und Holberg. Doch ist's bei Shakespeare nur ein Vorspiel eben zu der Widerspenstigen Zähmung, bei Holberg füllt es knapp zwei Akte. Für Hauptmann's fünf Akte — in der Buchausgabe sind's sechs „Scenen“ — ist dieser Stoff ein wenig arm.

Zu dem einen Vagabunden, dem Jau, gesellt sich bei Hauptmann ein zweiter noch, der Schluck. Der wird überredet, die Rolle der Fürstgemahlin zu agiren. Der arme Jau wird betrogen, Schluck soll betrügen. Das ist die große Scene, auf die alle Erwartung sich spannt: das Zusammentreffen der beiden. Hier mußte die tollste Laune triumphiren. Kecke, ironisirte Sinnlichkeit war hier an ihrem Platze. Die Situation war gewagt, — um so besser. Und diese große Scene, — sie fehlt. An ihrer Stelle steht im 4. Akte nur eben eine dürftige Skizze. Für tolle Laune stellt erzwungene Psychologie sich ein. Der fünfte Akt, der bei der Aufführung mit gutem Recht unterdrückt war, ist wieder ein Spaziergang nur, kein Stürmen auf das Ziel. Ja, dieses Ziel verrückt sich mehr und mehr. Der Sinnlichkeitsausbruch, den man im vierten Akt, ironisirt, erwarten mußte, stellt nun sehr zahm, sehr einwandsfrei sich ein. Aus der Versenkung taucht Frau Adeluz und nimmt die Zärtlichkeiten des Herrn Jau, die Schluck nach Possenrecht

gehörten, gar dankbar in Empfang. Dabei ist nun freilich nichts Gewagtes. Wozu aber vorbereiten auf eine Scene, die doch nicht kommen sollte? Gerhart Hauptmann hat eine Pyramide gebaut mit einer Plattform zum Spazierengehen und zum Versteckspiel, aben — als Spitze. Vielleicht auch war er zu sehr Psychalog, um Possenfreiheit freudig auszukosten. Im Drama aber thut es die Charakteristik nicht allein.

Harun Arraschid hat den guten Abul Hasan zum Besten gehabt und ihm vorspiegeln lassen, er, Hasan, sei Beherrscher aller Gläubigen; so setzt das Märchen ein in 1001 Nacht. Es schließt damit, daß Abul Hasan den Kalifen um viele Dinare prellt, da er seine Frau und auch sich selber in fröhlicher Erpresserfrechheit als sanft verblichen melden läßt: Betrug steht gegen Betrug, und das ist eine Lösung. Findet sich der Stoff — was ich nicht weiß, im deutschen Märchen wieder, so mag die Deutung eine andere gewarden sein. Vielleicht war dieser Vagabund, der einen Tag in fürstlichen Ehren schwelgt, um dann in seinem Elend wiederzuerwachen, ein anderer Hans im Glück. Wie jene Fischersfrau, der alle Wünsche sich erfüllen, und die mit ihrem letzten Wunsch wieder in der elenden Hütte sitzt, aus der sie glücklich fortgewünscht sich hatte. Das deutsche Märchen ist ironisch. Und das auch wäre eine Lösung. Bei Shakespeare fehlt die Lösung — es ist ja nur ein Vorspiel — ganz. Und Holberg, der ein böser Lacher war, einer von denen, die sich mit ihrem Lachen immer auf Seite der Mächtigen und auf den Boden des Altüberlieferten und Wahlerprobten stellten, schloß an den Stoff die hausbackne Moral: da seht ihr, wie unfähig solch ein Bauer wäre, Fürst zu sein. Für Gerhart Hauptmann war aus unserm Zeitempfinden und aus seinem eigenen Empfinden heraus, wieder eine andere Lösung zunächst in sich gefordert: die psychalogische. Was im vierten Akte Ausflucht war, im fünften ist's bei ihm gebotene Nothwendigkeit. Und überzeugend, für mich ganz überzeugend hat Hauptmann diese psychologische Lösung gefunden und gestaltet.

Sich überreden lassen, daß er das alles nur geträumt, das will dem guten Jau bei seinem Wiedererwachen im Vagabundenkleid am Grabenrande denn doch nicht ein. Er nimmt die Sache mystisch: Er meint, er führt ein Doppelleben. Bald ist er Fürst und bald ein Bettler. Und damit würde aus dem Scherze bittrer Ernst. Aber bieser Jau sind zwei Lebenströster mit auf den Weg durchs irdische Thränenthal gegeben: einmal der Schnaps und dann die allgemeine Wurstigkeit. Der Mann und — es ist das ein fein beobachteter Wirklichkeitszug — solch Gesindel überhaupt hat seine Lebensphilosophie. Darin sind sie der Bourgeoisie weit über. Sie heißen alles gut, wie's kommt. Sie sind mit allem im Grunde ganz zufrieden. Die Arbeit, das Erbübel, haben sie sich abgeschafft, und damit hat sich ihnen die Welt verklärt. Sie legen sich in die Sonne und machen einen krummen Buckel. Sie gähnen sich durchs schmerzerfüllte Dasein. Sie haben mit der nöthigen Apathie die große Hochachtung vor sich selber. Für sie ist genug Sonnenschein in dieser Welt.

Zwei wundervolle Gestalten diese beiden Vagabunden, die noch dazu von Rittner und Hanns Fischer vortrefflich, ganz vortrefflich verkörpert wurden. Sie haben beide den göttlichen Kehrmichnichtdran und diese exquisite Philosophie des Lebens. Schluck ist ein Glücksempfinder allerersten Ranges; er ist für alles ganz entschieden dankbar. Er macht sich zum Hunde seines Kumpans und ist dabei von seiner eigenen Vortrefflichkeit durchaus durchdrungen. Jau ist Tyrann. Von beiden ist er der Realpolitiker, Schluck hat mehr ideale Ambitionen. Die beiden gehören zusammen, wie Topf und Deckel; in holder Brüderschaft werden sie auch nach diesem Abenteuer höchst fidel durchs Leben weitergondeln. Doch bleibt mir's fraglich, ob die psychalogische Lösung für dieses Possenspiel, als Spiel, allein genügend ist.

In scharfer Gegensätzlichkeit zu diesen Kumpanen hat Hauptmann die Jagdgesellschaft sich gestaltet. Etwas bläßlich der Jagdherr, doch vornehm und allem Gemeinen abgewandt. Blaß auch, aber von jener interessanten Blässe, seine Gemahlin Sidselill.

Ein holdes Wesen, diese Sidselill. Eine Gestalt, wie es sie in Wirklichkeit nicht so, nicht ganz so gibt, doch wie sie Männersehnsucht aller Zeiten sich erträumt. Sie ist ganz Anmuth, doch weiß sie, daß sie's ist. Sie ist naiv, doch von bewußter Naivetät. Sie spielt die Rolle ihrer keuschen Schönheit. Sie spielt auch mit den Wünschen ihres Herzens, auch ihrer Sinne. Sie ist ein verzagenes Kind, das alles sich wünscht, um alles fortzuwerfen und schmollend Unerreichbares zu begehren. Sie würfe auch ein goldenes Spielzeug fort, einmal nach einem schmutzigen Stein zu langen. Es ist versteckte Sinnlichkeit in ihr — doch spielt sie wenigstens mit ihrer Sinnlichkeit. Sie ist der Nymphen eine, die sich von dem Faun nicht ungern haschen lassen, freilich, um schnell ihm wieder zu entschlüpfen. Sie ist die Frau, die Männer als liebstes Spielzeug sich erträumen, weil es so harmlos scheint und so gefährlich ist. Sie ist ein Wesen der Romantik. In Else Heims fand sie die rechte Darstellerin.

Und in scharfer Gegensätzlichkeit zur derben und patzigen Ausdrucksweise der beiden Vagabunden hat Hauptmann für diesen Fürsten und die Seinen eine gehobene, stilisirte Sprache gesucht. Etwas blechern und reminiscenzenbehaftet klang Hauptmann's Sprache in der „Versunkenen Glocke". wo sie aus den sicheren Schienen der Alltagssprache sich erhob. Hier ist das anders geworden. Hier sieht man deutlich den Fortschritt, den Hauptmann unablässig macht. Diese Sprache ist edel und reich und eigenartig. Charakteristische und farbenkräftige Vergleiche stellen sich ihm ein. Der sprachliche Ausdruck lebt in den Vergleichen, er ist sinnlicher Frische voll. In der derb volksthümlichen wie in der getragenen Ausdrucksweise gibt sich die Sprache eines Dichters.

Wieder kann man sagen: was Gerhart Hauptmann verfehlt hat, konnten viele besser machen; in dem, was er Gutes gibt, übertrifft ihn wohl keiner heut.

Eine Episode, kein Possenspiel. Episodisch sind die Schönheiten alle, das Ganze bröckelt haltlos auseinander. Es fehlt an Komposition. Das hat sich schon so oft an Gerhart Hauptmann gerächt: er wollte die Kunst meistern, eh er sie gelernt. In echtem deutschen Trotz lehnte er sich gegen die überlieferte Kunstform auf, ehe es ihm gelungen war, eine eigene zu schaffen. Die innere Kunstform aber, die Komposition, ist ein Lebenselement der Kunst. Ich habe auch immer gefunden, daß es ein formales Element ist, das ein Kunstwerk im Gedächtniß der Menschen haften und wurzeln läßt. Den Reim nannte Grimm das Gedächtniß der Sprache. Und ich fürchte für den Reichsten unter uns, sofern er sich nicht dazu bequemt, ein wenig von dieser Altväterweisheit zu erborgen.

Ernst Heilborn.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, W. Ziethenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 20. Berlin, den 17. Februar 1900. 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Nachrichten vom Kriegsschauplatz in Südafrika werden immer weniger; das ist nach den Erfahrungen der Vergangenheit ein Anzeichen für die Unmöglichkeit, Seitens der Engländer irgend etwas melden zu können, was auch nur entfernt wie ein Sieg oder wie ein erheblicher Erfolg aussieht. Statt dessen spricht die Vermuthung dafür, daß die Engländer sowohl in Natal wie im Norden der Kapkolonie in eine immer schwierigere Lage gedrängt werden.

Buller ist thatsächlich über den Tugelafluß zurückgegongen, und es hat den Anschein, daß diesmal die Buren ihren Sieg auszunutzen trachten. Man spricht von Umgebungsbewegungen, die sie ihrerseits gegen die Armee Buller's zur Ausführung zu bringen suchen, und da man von dem englischen General selbst nichts hört und über ihn nichts erfährt, so werden sich die Verhältnisse in Natal wohl weiter für die Engländer verschlechtert haben. Nimmt man hinzu, daß Ladysmith nach allgemeiner Ansicht von der Kapitulation nicht mehr weit entfernt sein kann, so sollte man meinen, daß dieser Kriegsschauplatz in London mit recht traurigen Augen betrachtet werden müßte.

Im Norden der Kapkolonie steht es nicht besser. Es haben dort hitzige Kämpfe bei Rensburg stattgefunden, von denen das englische Kriegsamt offiziell gar keine Notiz genommen hat — ein ominöses Zeichen. Dagegen berichten die Depeschenagenturen, daß es den Buren gelungen ist, die englischen Truppen vollständig zu schlagen und zurückzuwerfen. Da es in London üblich geworden ist, die Bevölkerung zunächst auf einem Umwege durch Privatnachrichten auf neue Schicksalsschläge, die bereits eingetreten sind, vorzubereiten, so wird man mit der Thatsache dieses neuen Erfolges der Buren rechnen müssen. Die Bedeutung eines solchen Sieges läßt sich noch nicht abmessen; es wird aber behauptet, daß er von entscheidender Bedeutung gewesen sei, und daß er sogar geeignet wäre, eine erhebliche Rückwirkung auf die Entwicklung der Ereignisse auszuüben, die sich auf dem dritten Kriegstheater am Modderriver abzuspielen beginnen, wo jetzt General Roberts befehligt.

Wenn General Roberts an den Modderriver geeilt ist, so wird man zweierlei voraussetzen dürfen. Die Lage der Truppen dort unter General Methuen muß besonders gefährdet gewesen sein oder der Entsatz von Kimberley erweist sich als vor Allem geboten; vielleicht wirkten beide Ursachen zusammen. Weniger wahrscheinlich ist es, daß General Roberts, ohne sich um Kimberley zu kümmern, direkt einen Einfall in den Oranje-Freistaat zu machen gedenkt. Diese Annahme erscheint aus dem Grunde schon hinfällig, weil die von Roberts angeordneten ersten Operationen wohl vor Allem im Hinblick auf einen Entsatz von Kimberley eingeleitet worden sind.

Jener Vorstoß schien zunächst einen Erfolg zu versprechen, und man begann hierauf erklärlicherweise in London in sehr gehobene Stimmung zu gerathen. Alsdann verlautete aber gar nichts mehr von den abgesandten Truppen; und schließlich erfuhr man, daß General Roberts weitere Truppenmassen nachschickte, um die erste Abtheilung heil in das Lager zurückzubringen. Von einem Siege war nunmehr nicht mehr die Rede; aus dem Siege war eine erfolgreiche Recognoscirung geworden, durch die Alles das erreicht war, was angeblich erreicht werden sollte. Vor einer nüchteren Kritik stellen sich die Thatsachen jedoch anders. Es ergibt sich alsdann, daß die zuerst abgesandten Truppen bereits in ernster Gefahr schwebten und der Nachschub die Aufgabe hatte, ihnen den Rückzug zu ermöglichen; also wiederum ein mißlungener Versuch. Seitdem ist es Roberts freilich gelungen, den Uebergang über den Rietfluß zu erzwingen; welche Bedeutung der Uebergang hat, läßt sich noch nicht übersehen.

Sollte es nun zutreffend sein, daß der Sieg der Buren bei Rensburg die Rückzugslinie von Roberts bereits bedroht, so wären auch auf diesem Kriegsschauplatze die Aussichten wiederum verdunkelt, und es stände auch mit dem Entsatz von Kimberley noch übel. Das wäre um so verhängnißvoller, da auch diese belagerte Stadt sich bereits in äußerster Bedrängniß befinden soll.

Zieht man noch in Betracht, daß die Kriegstüchtigkeit der Engländer in Südafrika schwerlich noch gesteigert werden kann, wahrscheinlich sogar ihren Höhepunkt schon überschritten hat, so ergäben sich Zustände von hohem Ernst. Aber in London sieht man nicht oder will man nicht sehen wie die Wirklichkeit beschaffen ist.

Die Kriegsverwaltung hat im Unter- und im Oberhaus Zahlen von erstaunlicher Größe genannt, und diese Zahlen sollen verfügbare englische Soldaten repräsentiren. Wer soll mit solchen Angaben getäuscht werden? Diesem Optimismus der englischen Regierung setzt die Angabe nüchterner Kenner der englischen militärischen Zustände gegenüber, die behaupten, daß das Vereinigte Königreich auch nicht mehr 5000 Mann brauchbare Truppen nach Südafrika zu entsenden vermöge. Freilich die Zahl der Leute, die in eine Uniform gesteckt werden können, ist weit größer, aber ihnen fehlt alles, was nöthig ist, um sie im Kriege zu einem nützlichen und nicht zu einem gefährlichen Instrument für jenen zu machen, der sich ihrer bedient. Kriegsuntüchtige Truppen werden nur zu oft verhängnißvoll für die kriegstüchtigen Soldaten; die einen schwächen die Energie und Kaltblütigkeit der andern, sie reißen jene mit in die Flucht und ein derartiger bezeichnender Vorfall wird bereits von der Tugela gemeldet; dort sollen angeblich einzelne Abtheilungen nach den ersten Schüssen trotz aller Versuche der Offiziere, die Mannschaften zu halten, kehrt gemacht haben. Mit solchen ungeschulten Truppen sind ganz sicher nur Niederlagen zu erkämpfen.

Wie übel die Dinge in Aegypten stehen, weiß man auch nicht, und in Asien geht Rußland augenscheinlich seinen Weg weiter.

War der Beginn dieses Krieges eine unerhörte Frivolität, so wird sich seine Fortsetzung wahrscheinlich als eine noch größere Thorheit erweisen. Der Krieg selbst setzte ohne Noth das englische Prestige überall in der Welt aufs Spiel und zudem die gesicherte Stellung des Vereinigten Königreiches in Südafrika. Die Fortsetzung dieses ungerechten und so unglücklichen Beutefeldzuges der Börsianer und Imperialisten kann Englands Weltstellung in Asien wie in Aegypten und auch in Amerika in einer Weise erschüttern, daß in absehbarer Zeit sich der alte Einfluß überhaupt nicht zurückerlangen läßt — und das Alles angeblich um einer kleinen Anzahl Ausländer in Transvaal schneller zum vollen Bürgerrecht zu verhelfen. Man braucht diesen Ausgangspunkt des Krieges und diese Möglichkeiten, die er eröffnet, nur nebeneinander zu stellen, um einen Maßstab für den Leichtsinn der englischen Regierung und für die Verblendung der breiten Volksmassen in England zu gewinnen.

Daß bei den einen dieser Leichtsinn und bei den andern diese Verblendung herrscht, schafft nicht nur eine sehr ernste Lage für England, sondern für die Welt. Wenngleich wir in Deutschland die Politik des jetzigen englischen Ministeriums in jeder Beziehung verwerfen und ihr Scheitern gewiß nicht beklagen, so kann es uns doch nicht gleichgültig sein, wenn die englische Machtstellung wesentlich erschüttert wird. Den größten Vortheil hiervon hätten Frankreich und Rußland, und der französisch-russische Druck auf Deutschland könnte damit unter Umständen verstärkt werden. Die Natur der Verhältnisse müßte gute Beziehungen zwischen England und Deutschland fördern; um so bedauerlicher ist es, daß in London eine Politik gemacht wird, die die Stellung Englands und zugleich das bestehende, den Frieden fördernde Gleichgewicht der Mächte bedroht.

Prinz Heinrich ist nach mehrjähriger Abwesenheit aus China nach Deutschland zurückgekehrt; er ist festlich empfangen worden, und sein kaiserlicher Bruder hat mit ihm Reden ausgetauscht, in denen erneut auf die Nothwendigkeit einer Flottenvermehrung hingewiesen worden ist.

Der Bund der Landwirthe hat in üblicher Weise seine Generalversammlung abgehalten; er tagte im Zirkus Busch und veranstaltete die hergebrachte Vorstellung. Der genius loci wird sich nicht beleidigt gefühlt haben, denn nicht eine einzige sachliche Erörterung fand dort statt, wo sonst die Clowns ihre Späße machen.

Das politische Kunstreiterthum der Agrarier zeigte seine Gewandtheit vor Allem in der Ausführung zweier Evolutionen; in der allerhämischsten und zugleich durch und durch demagogischen Weise wurde die Regierung angegriffen, und diese Angriffe richteten sich in vollster Deutlichkeit auch gegen den Thron und wurden stets mit wieherndem Beifall und Gelächter begleitet, und nachdem man sich daran delektirt hatte, die Minister zu verhöhnen, und nachdem die Krone, die die Minister ernennt, gleichfalls ihr Theil abbekommen hatte, versicherte man den nämlichen Träger der Krone ehrfurchtsvoller Loyalität.

Die Verlogenheit solcher Haltung ist widerwärtig, aber sie gehört durchaus zu jener Politik, die im Geheimen die Flottenvorlage zu Falle zu bringen sucht und öffentlich für sie eintritt. Solche politische Tartüferie untergräbt zwar den Anstand in der Behandlung öffentlicher Angelegenheiten und degradirt die öffentliche Moral, — das sind keine ungefährlichen Wirkungen —; allein an das Verstopfen dieser giftigen Quellen ist solange nicht zu denken, wie die Regierung sich durch eine Agitation imponiren läßt, die zu gleichen Theilen durch Einschüchterung der höchsten Personen im Staate und durch Kriechen vor dem Monarchen zu wirken sucht.

Der Streik der Kohlengrubenarbeiter in Böhmen und Mähren, der noch nicht beendet ist, hat nunmehr auch auf das Königreich Sachsen übergegriffen. Und auch dort sind die Wirkungen sehr ernste. Die Kohlennoth macht sich stark fühlbar, und doch scheint es, daß der Ausstand noch weitere Ausdehnung annehmen wird. Nur durch ein verständiges Nachgeben auf beiden Seiten können hier Kalamitäten abgewendet werden, die schließlich gleichmäßig die Arbeitgeber wie die Arbeitnehmer treffen, und die den gesammten Nationalwohlstand schädigen.

Herr Herrfurth, der frühere Minister des Innern, ist, 70 Jahre alt, gestorben. Er war ein Bureaukrat guten Schlages, dessen höchstes Ziel die Liebedienerei vor der agrarischen Rechten nicht war; und er erwies sich schließlich sogar als mehr denn als Bureaukrat. Die entscheidende Eigenschaft unserer Bureaukraten pflegt zu sein, daß, nachdem man ihnen das Amt genommen hat, sie meistens verstummen und ausgelöscht sind, als hätte man ihnen mit dem Amt auch den Verstand oder doch die Energie zum öffentlichen Auftreten geraubt. So vielen unserer Beamten mit ausgezeichneten Qualitäten fehlt die Fähigkeit, sich in Staatsbürger umzuwandeln und sich als Staatsbürger zu bethätigen. Sie werden für das öffentliche Leben Nullen, weil ihnen ihr Titel mit dem a. D. definitiv den Mund verschließt. Zu dieser Kategorie gehörte Herrfurth nicht; er hat auch, nachdem er den Ministerrock ausgezogen, sich namentlich auf sozialpolitischem Gebiet bethätigt; er war ein bürgerlich moderner Mensch, der die Ansicht vertrat, daß durch Reformen die Arbeiterbevölkerung und ihre berechtigten Forderungen befriedigt werden sollten, und es war daher natürlich daß neben dem Minister von Miquel für ihn kein Raum im Ministerium war; denn Herr von Miquel hat nur zwei Leitsterne für seine Politik, die fiskalischen Interessen des Staates und die Interessen der Agrarier, die ihn als Minister stützen.

In Oesterreich scheint der jetzige Versuch, die Nationalitäten zu versöhnen, genau dahin führen zu sollen, wohin alle bisherigen Versuche einmündeten. Das Ergebniß ist erneute

Verbitterung, und als Folge dieser Erbitterung kündigen die Czechen an, daß sie wiederum im Parlament sich der Obstruktion bedienen werden. Einmal fällt der österreichische Staatswagen in den Graben der deutschen Obstruktion und ein anderes Mal auf der gegenüberliegenden Seite der Straße in den Graben der czechischen Obstruktion. Die Frage bleibt, wie lange hält das Gefährt solche eigenartige Erschütterung herüber und hinüber aus!

* * *

Das Meisterstück der Mittelstandspolitik.

Wenn es Sitte wäre, auch Gesetzentwürfe mit einem Motto zu versehen, so könnte man dem neuesten Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Waarenhaussteuer, kein passenderes Motto voranschicken, als das bekannte „video meliora proboque, deteriora sequor", — ich sehe das Bessere und billige es, folge aber dem Verwerflicheren. — In den zwanzig Jahren, in denen ich mich als Abgeordneter an gesetzgeberischen Arbeiten betheiligt habe, ist mir ein Gesetzentwurf, dessen Unverstand in den Motiven so rückhaltlos anerkannt ist, noch nicht vorgekommen.

Der Gesetzentwurf ist eine Konzession an die Mittelstandspolitiker, d. h. an die Demagogie des volkswirthschaftlichen Philisterthums, die einen bedauernswerthen Eindruck macht. In den preußische Staatsregierung erkennt ihre Schwäche in den Motiven zu dem Gesetzentwurf übrigens auch selbst an; sie gibt zu, daß die Umsatzsteuer für Waarenhäuser, die sie vorschlägt, eigentlich ein Unsinn ist, daß die Handelskammern, die sie befragte, in ihrer großen Mehrzahl den Grundgedanken dieses Gesetzentwurfs rundweg abgewiesen haben, daß die großen Gemeinden, denen diese neue Waarenhaussteuer zu gute kommen soll, diese Steuer gar nicht haben wollen; sie muß anerkennen, daß sie — die Regierung — selbst das Prinzip der Umsatzsteuer bisher bekämpft hat und auch heute noch nicht davon überzeugt ist, daß eine solche Umsatzsteuer vernünftig sei, aber — da heißt es in der Begründung des Entwurfs dann wörtlich weiter — „die Staatsregierung hat aus den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses die Ueberzeugung gewonnen, daß eine auf einer anderen Grundlage als der des Umsatzes aufgebaute Waarenhaussteuer keine Aussicht hat, eine Mehrheit im Abgeordnetenhause auf sich zu vereinigen"; mit anderen Worten: Die Staatsregierung beugt sich in Demuth vor der volkswirthschaftlichen Unzulänglichkeit der Mehrheit des sogenannten Hohen Hauses. Sie erklärt jedoch zugleich mit aller Entschiedenheit, an deren Ernst zu glauben man nach dem Vorgefallenen allerdings Anstand nehmen muß, daß sie den Unsinn nur bis zu einem gewissen Grade mitmachen will; keinesfalls will sie in der Höhe des Steuersatzes über 2 Prozent vom Umsatz hinausgehen, was, nebenbei bemerkt, schon ein ganz kolossaler Steuersatz ist, der, wie die Motive selbst hervorheben, einzelne der bestehenden großen Waarenhäuser mit einer Steuer von mehr als 400 000 Mark jährlich treffen würde; und sodann erklärt sie positiv, daß sie die großen, sich nur auf eine Waarengruppe beschränkenden Spezialgeschäfte nicht unter die Waarenhaussteuer bringen lassen will.

Hier aber ist gerade der Punkt, der die ganze gesetzgeberische Veranstaltung als eine Spottgeburt erscheinen läßt. Ist eine Regierung schon einmal schwach genug, wider bessere Ueberzeugung dem volkswirthschaftlichen Unverstand Zugeständnisse zu machen, somuß dieser Unsinn doch wenigstens Methode haben; diese Methode aber fehlt. Was hat denn der ganzen Bewegung zur Einführung einer besonderen Waarenhaussteuer den Antrieb gegeben? Doch nichts anderes als die Klagen der kleineren Detaillisten gegen die Konkurrenz der größeren Geschäfte. Die Vortheile, die im wirthschaftlichen Kampfe ums Dasein das größere Kapital, der billigere Einkauf beim Bezuge größerer Quantitäten und bei sofortiger Baarbezahlung, die Ermäßigung der Geschäftsunkosten durch Konzentrirung des Betriebs, die bessere Ausnutzung der Räumlichkeiten und der Geschäftszeit, der Ausschluß jeglicher Kreditgewährung beim Verkauf der Waaren u. s. w. u. s. w. gewähren, haben in natürlicher Entwicklung jene kleineren Geschäfte, die sich jener Vortheile nicht in gleichem Maße bedienen können, beim Wettbewerb vielfach geschlagen, und es ist begreiflich genug, daß diese schwer ins Gedränge gerathenen Existenzen sich nach einer Hilfe in ihrer Noth umsehen. In solchen Fällen fehlt es nie an Quacksalbern, welche die Verlegenheit derartiger Elemente mißbrauchen, sich als politische Menschenfreunde herandrängen und sich bereit erklären, eine gesetzgeberische Mixtur zu verschreiben. Diese politischen Wucherer, welche die Verlegenheit ihrer Mitmenschen dazu benutzen, um durch scheinbare Hilfe für sich ein bischen Popularität herauszuschlagen, hat es zu allen Zeiten und in allen Ländern gegeben. Bei uns treten sie gegenwärtig vorzugsweise in der Form der Mittelstandspolitiker auf. Seit Jahrzehnten haben sie die Krisis, in der sich das Handwerk befindet, dazu benutzt, um den Handwerkern das Blaue vom Himmel zu versprechen; die ganze reaktionäre Handwerkerpolitik seit zwei Dezennien läuft auf einen fruchtlosen gesetzgeberischen Kampf gegen die gesammte Entwicklung unserer modernen Volkswirthschaft hinaus. Anstatt alles zu thun, um die Anpassung an die aus der technischen Revolution des 19. Jahrhunderts hervorgegangenen neuen Verhältnisse zu erleichtern, hat man in den Handwerkskreisen den Glauben genährt, als ob durch die Wiederbelebung abgestorbener Zunftformen dem Handwerk ein neuer goldener Boden zu schaffen sei.

Das Resultat ist, wie zu erwarten stand, ein kläglicher Mißerfolg gewesen. In dem Kampf gegen die großen Organisationen des Kleinhandels wiederholt sich jetzt dasselbe Schauspiel; dieselben Mittelstandspolitiker, welche bereits das Handwerk an der Nase herumgeführt haben, stellen sich jetzt auch den bedrängten Kleinhändlern zur Verfügung, aber gleichfalls nur mit dem einzigen Rezept, das sie besitzen: schlagt die großen Konkurrenten todt! Wie kann die preußische Staatsregierung glauben, daß sie dieser naturalistischen Bewegung durch halbe Konzessionen Genüge leisten kann?!

Sie hat in dem vorliegenden Gesetzentwurf sich dadurch aus der Verlegenheit zu ziehen gesucht, daß sie die geplante Umsatzsteuer nur jenen Waarenhäusern auferlegen will, welche mehr als eine von den vier Waarengruppen, in die der ganze menschliche Bedarf eingetheilt ist, führen. Als solche Waarengruppen unterscheidet der Entwurf die folgenden:

A. Material- und Kolonialwaaren, Eß- und Trinkwaaren und Genußmittel, Tabak und Tabakfabrikate, (auch Rauchutensilien), Apothekerwaaren, Farbwaaren, Droguen und Parfümerien;

B. Garne und Zwirne, Posamentierwaaren, Schnitt-, Manufaktur- und Modewaaren, gewebte, gestrickte, gewalkte und gestickte Waaren, Bekleidungsgegenstände (Konfektion, Pelzwaaren), Wäsche jeder Art, Betten und Bettstellen, Vorhänge, Teppiche, Möbelstoffe und die zu deren Verarbeitung dienende Anfertigung von Zimmerdekorationen und Polstermöbeln;

C. Haus-, Küchen- und Gartengeräthschaften, Oefen, Glas-, Porzellan-, Steingut- und Thonwaaren, Möbel jeder Art und die dazu dienenden Möbelstoffe, Vorhänge und Teppiche;

D. Gold-, Silber und sonstige Juwelierwaaren, Kunst-, Luxus-, Kurz- und Galanteriewaaren, Papp- und Papierwaaren, Bücher und Musikalien, Waffen, Fahrräder, Fahr-, Reit- und Jagdutensilien, sonstige Sportartikel, Nähmaschinen, Spielwaaren, optische, physikalische, medizinische und musikalische Instrumente und Apparate.

Nur Geschäfte mit einem Umsatz von jährlich mehr als 500 000 Mark, welche Waaren führen, die in mehr als in eine dieser vier genannten Waarengruppen gehören, sollen der Umsatzsteuer unterworfen werden. Sogenannte Spezialgeschäfte, d. h. Geschäfte, deren Waarenumsatz sich innerhalb des Rahmens einer dieser vier Kategorien

hält, sind dagegen selbst dann von der Steuerpflicht befreit, wenn sie einen nach vielen Millionen zählenden Umsatz aufzuweisen haben. Um den Gegensatz an einem jedem Berliner geläufigen Beispiel zu charakterisiren: falls der Entwurf Gesetz werden sollte, hätte Wertheim eine Umsatzsteuer von etwa einer halben Million Mark das Jahr zu bezahlen, während Hertzog auch nicht einen Pfennig dieser Steuer zu entrichten hätte.

Die Begründung des Gesetzentwurfs weist nun in schlagender Weise nach, weshalb man diese großen Spezialgeschäfte nicht treffen dürfe. Der bezügliche Passus der Motive ist so überzeugend, daß ich ihn hier wörtlich einschalte.

„Es haben sich — so heißt es in den Motiven — bis vor kurzer Zeit die Wortführer der nach Sonderbesteuerung der großen Detailgeschäfte verlangenden Kleingewerbetreibenden übereinstimmend dagegen verwahrt, eine solche Sondersteuer für andere Geschäfte als die sogenannten Großbazare zu fordern, d. i. diejenigen großen Kleinhandelsbetriebe, welche mehrere mit einander nicht verwandte Waarengruppen, deren Feilhaltung in einem und demselben Geschäft bisher nicht üblich war, führen. Neuerdings freilich haben sich die Stimmen gemehrt, welche eine auf die großen, sich nur auf eine Waarengruppe beschränkenden Spezialgeschäfte ausgedehnte Umsatzsteuer fordern. Eine derartige Ausdehnung der Umsatzsteuer würde lediglich in der Größe des Betriebes ihre Begründung suchen können. Wäre aber einmal die Größe des Betriebes als hinreichender Grund für eine Sonderbesteuerung anerkannt, so würde es auf die Dauer nicht möglich sein, hiermit bei den Kleinhandelsbetrieben Halt zu machen. Es würde an stichhaltigen Gründen fehlen, was man den kleineren Handeltreibenden gewährt hätte, den kleineren Industriellen, Handwerkern, Bankiers, schließlich auch den kleinen Landwirthen zu versagen. Die Folge wäre das Verlangen nach gleichen Maßnahmen gegen die Großindustrie, die großen Banken und den großen Grundbesitz. Schon jetzt sind ja die kleineren Müller und Brauer mit der Forderung einer „gestaffelten Umsatzsteuer“ für ihre großen Konkurrenten hervorgetreten. Es bedarf keiner weiteren Ausführung, daß unser Wirthschaftsleben eine solche Belastung des Großbetriebes nicht zu ertragen vermöchte. Schon die durch Einführung einer Umsatzsteuer auf Spezialgeschäfte im Kleinhandel wachgerufene Besorgniß vor einer gleichen Maßnahme auf anderen Gebieten würde lähmend auf Handel und Verkehr wirken und die Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt gefährden. Auch abgesehen von diesen Konsequenzen müßte die Umsatzsteuer in ihrer Anwendung auf Spezialgeschäfte auf diese geradezu unerträglich wirken.“

Man kann die Gründe gegen die steuerpolitische Bestrafung der großen Betriebe kaum knapper und überzeugender zusammenstellen. Aber wie ist es möglich, daß dieselbe Regierung, welche diese Gründe vorführt, nun ihrerseits die Hand dazu bietet, um gegenüber einer einzelnen Gruppe von Großbetrieben, nämlich denjenigen Waarenhäusern gegenüber, deren Betrieb sich nicht auf die Waaren einer der willkürlich aufgestellten Kategorien beschränkt, diese gesunden Grundsätze vollständig zu verleugnen?! Man vergegenwärtige sich nur, welche hunderte, ja tausende verschiedener Waaren jede einzelne der vier aufgestellten Waarengruppen umfaßt, und welch' logischer Widersinn es ist, eine Umsatzsteuer eintreten zu lassen gewissermaßen als Strafe dafür, daß in einem Geschäft auch noch dieser oder jener Artikel aus einer anderen Waarengruppe geführt wird. Wenn also beispielsweise Hertzog, der beinahe sämmtliche Waaren der Gruppe B führt und insbesondere auch Alles, was an Stoffen jeder Art in ein Schlafzimmer gehört, dazu überginge, nun auch noch die porzellanenen Waschschüsseln zu liefern, also einen Artikel aus der Gruppe C, so würde er dieses frevelhafte Beginnen mit einigen hunderttausend Mark Steuern zu büßen haben. Bleibt ein Geschäft aber innerhalb einer der vier Gruppen, so kann es durch seine Konkurrenz so viel Kleinbetriebe umbringen, wie es will — auch im Wege des Versandts in entfernte Orte —, von dem Richtschwerte der Umsatzsteuer wird es nicht getroffen.

Glaubt die Staatsregierung in Wirklichkeit, daß sie damit die von den Mittelstandspolitikern aufgewiegelten Kleinhändler beruhigt?! Ist die Staatsregierung der Meinung, daß der Kleinhändler in Stoffen und Modewaaren das Unterdrücktwerden von der Konkurrenz eines großen Spezialgeschäftes als eine Schickung des Himmels mit christlicher Geduld entgegennehmen wird und daß sein patriotischer Zorn nur entflammt, wenn dieses Spezialgeschäft auch noch ein paar Nachttöpfe und Waschschüsseln feil hält, die er selbst nicht vertreibt?! Welche Naivetät in der Beurtheilung der treibenden agitatorischen Kräfte! Oder hat hier ein gesetzgeberischer Schalk die Feder geleitet, um das Widerspruchsvolle des Gesetzentwurfs so drastisch wie möglich vor Augen zu führen?! Darüber kann man sich doch unmöglich täuschen: wenn der Wertheim fällt, muß der Hertzog nach! wenn die großen Bazare daran glauben müssen, dann sind die großen Spezialgeschäfte nicht umsatzsteuerfrei zu halten. Das ist die Konsequenz des Unverstandes, der in der ganzen Idee liegt; und wenn die großen Spezialgeschäfte mit hineingezogen werden, so ist jene schon in den Motiven hervorgehobene Konsequenz gar nicht abzulehnen, daß jedes große, jedes leistungsfähigere Geschäft im Handel, in der Industrie und in der Landwirthschaft für seine größere Leistungs- und daher größere Konkurrenzfähigkeit durch eine Umsatzsteuer bestraft wird. Es ist auch gar nicht einzusehen, weshalb die Steuer erst bei einem Jahresumsatz von 500 000 Mark beginnt. Folgerichtig muß der Schutz der Kleinen gegen die Großen, der weniger Leistungsfähigen gegen die Leistungsfähigeren dann in wohlabgestufter Skala das ganze wirthschaftliche Leben beherrschen.

Der Grundgedanke dieser Waarenhausumsatzsteuer ist klar; er läßt sich in die einfachen Worte zusammenfassen: schützet den schwachen A, indem ihr den starken B kampfunfähig macht! Die ganze Mittelstandspolitik läuft auf diesen Gedanken hinaus, und deshalb kann mit Fug und Recht behauptet werden, daß diese Mittelstandspolitik die ausgeprägteste Reaktion gegen jeglichen Kulturfortschritt darstellt. Jeder Fortschritt im ökonomischen Leben beruht auf der ständigen Weiterentwicklung zu höherer Wirthschaftlichkeit; das Ziel jedes ökonomischen Fortschritts ist die Herbeiführung eines wirthschaftlichen Zwecks unter Anwendung immer geringerer wirthschaftlicher Mittel. Diesen Bestrebungen, ohne deren erfolgreiche Bethätigung es einen wirthschaftlichen Fortschritt überhaupt nicht gibt, stellt sich jene Mittelstandspolitik entgegen, welche jede höhere Konkurrenzfähigkeit, d. h. jede höhere Leistungsfähigkeit, mit einer Strafe, im vorliegenden Falle mit der Strafe einer Umsatzsteuer, bedacht wissen will.

Glücklicherweise ist das moderne wirthschaftliche Leben zu stark, um nicht solchen Bestrebungen schließlich doch ein Schnippchen zu schlagen. Wenn der vorliegende Entwurf, mit seinen vier Waarenkategorien, Gesetz werden sollte, so werden sich schon Mittel und Wege finden, um innerhalb der Großbazare eine Trennung nach jenen vier Kategorien eintreten zu lassen. Ist die Staatsregierung aber schwach genug, sich von dem in diesem Gesetzentwurf eingenommenen Standpunkt abdrängen zu lassen und der Besteuerung aller Großgeschäfte, zunächst einmal im Kleinhandel, zuzustimmen, so wird sie mit ihren eigenen Erklärungen von der Verderblichkeit einer solchen generalisirten Umsatzsteuer dermaßen in Widerspruch gesetzt, daß sie auf diesem Gebiete später keine Spur von Autorität mehr für sich in Anspruch nehmen könnte. Darauf stütze ich einstweilen die Hoffnung, daß auch dieser gesetzgeberische Versuch mißglücken wird. Unverantwortlich aber bleibt es, daß die Staatsregierung sich überhaupt so weit hat drängen lassen; denn der Erfolg wird in jedem Falle der sein, daß die Unzufriedenheit in den Kreisen der kleineren Detaillisten wächst. Sie werden in dem Vorgehen der Regierung die Anerkennung der Gerechtigkeit ihrer Beschwerden und die Unzulänglichkeit der vorgeschlagenen Heilmittel erblicken; sie werden in dem Glauben bestärkt werden, als ob ihnen mit solchen gesetzgeberischen Medikamenten überhaupt zu helfen sei, und wenn sie dann später erfahren müssen, daß es wieder nichts war, so werden sie vor allen die Regierung dafür verantwortlich machen, daß sie mit falschen Hoffnungen über eine wirthschaftliche Lage hinweggetäuscht worden sind, die sich vielleicht hätte bessern lassen, wenn man nicht fortgesetzt auf das Heil von oben

gewartet hätte. Die unglückliche Sucht nach Popularität, welche in unserem demokratischen Zeitalter eine besonders häufige Form politischer Feigheit ist, hat schon viel Unheil angerichtet, das schlimmste Unheil aber dadurch, daß sie die wirthschaftlich Bedrängten über die wahren Ursachen ihrer Bedrängniß täuscht. Nicht dadurch, daß man den wirthschaftlich Stärkeren mit Bleigewichten behängt, kann man dem wirthschaftlich Schwächeren helfen, sondern nur dadurch, daß man dem Schwächeren nach Möglichkeit die positiven Vortheile, welche der Größere im Konkurrenzkampfe hat, ebenfalls zu verschaffen sucht: die Vortheile, welche eine günstigere Kreditgewährung, genossenschaftlicher Waarenbezug und damit die Verbilligung beim Einkauf, ferner die Einführung des Baarverkaufs, um die Verluste bei der Kreditgewährung auszuschließen, u. s. w. gewähren — kurz und gut, jene Vortheile, in denen die Stärke der Großgeschäfte beruht.

Das ist der einzige Weg, um die Konkurrenz gegen die Großgeschäfte zu bestehen. Und dieser Weg ist nicht aussichtslos, denn in der Größe der Betriebe steckt auch mancher Nachtheil, namentlich ist die Anpassung an die besonderen Bedürfnisse der einzelnen Kunden sehr viel weniger durchführbar. Man soll im wirthschaftlichen Leben die Natur dadurch zu besiegen trachten, daß man ihren Entwicklungsgesetzen gehorcht: natura parendo vincitur. Der Kampf gegen die Natur der Dinge ist dagegen völlig vergeblich; denn nirgends mehr als in der Volkswirthschaft gilt das Horazische „naturam expellas furca, tamen usque recurret".

Theodor Barth.

Parlamentsbriefe.

X.

Die erste Lesung der Flottenvorlage ist als ein ergebnißloses Redeturnier vorübergegangen. Daß man eine Vorlage, deren finanzielle Bedeutung sich nach Hunderten von Millionen bemißt, der Budgetkommission überweist, damit kann man sich einverstanden erklären, obwohl in den ersten und fruchtbarsten Zeiten des Reichstags der Grundsatz gegolten hat, daß, je wichtiger eine Vorlage sei, sie um so mehr verdiene, sofort im Plenum verhandelt zu werden.

Aber soll die Kommission mit Erfolg arbeiten, so muß ihr von dem Plenum ein Fingerzeig auf den Weg gegeben sein. Wir haben in den letzten Jahren wiederholt das Schauspiel erlebt, daß die zweite Lesung eines Gesetzes in einer Weise geführt wurde, als sei ein Kommissionsbericht überhaupt nicht vorhanden. In solchen Fällen hat eine Kommissionsberathung nur eine Verzögerung und keine Klärung zur Folge. Und dieser Fall wird dem Anschein nach auch jetzt eintreten.

Die Entscheidung über die Flottenfrage liegt beim Centrum, gleichviel ob diese Partei einmüthig oder gespalten auftritt. Daß das Centrum die Verantwortlichkeit, welche diese Lage ihm auferlegt, in vollem Maße empfindet, ist natürlich und sogar zu loben. Aber zwischen Gründlichkeit und Unentschlossenheit ist eine weite Kluft.

Die Führung des Centrums ist seit Windthorst's Tode durch verschiedene Hände gegangen; seit Jahr und Tag liegt sie in denen des Herrn Lieber und Herr Lieber ist bedauerlicher Weise tödtlich erkrankt. Wenn Windthorst erkrankte, war die Partei nie führerlos; es waren die Mallinkrodt, Franckenstein, Reichensperger, Schorlemer zur Stelle und die Partei wurde so sicher geführt, als wäre der Feldherr selbst auf seinem Posten.

Indem wir diese vier Namen aufzählen, erinnern wir uns, wie viel das Centrum verloren hat (freilich, welche andere Partei hätte nicht das gleiche Schicksal gehabt!). Für den erkrankten Lieber hat sich kein Ersatzmann gefunden. Schließlich wurde Herr Schädler, ein bayerischer Gymnasialprofessor und Priester beauftragt, eine Rede zu halten und hat sich dieses Auftrags entledigt. Er erinnerte uns an den Knaben, der das Waldhorn blies und von dem der Dichter so schön sagt: „Er konnt' es eigentlich nicht ordentlich blasen; er blies es nur so einigermaßen."

Gewiß auch Windthorst hatte den Grundsatz, seine Karten so lange als möglich verdeckt zu halten, aber er versäumte doch nicht, wenn die Reihe an ihn kam, eine Invite auszuspielen. Hielt er seinen letzten Entschluß verborgen, so bezeichnete er wenigstens den Punkt, von dem er seine Entschließung abhängig machte und bat um Auskunft darüber. Das versäumte Herr Schädler. Er sagte kein Ja; aber er ließ auch die Annahme nicht zu, daß er ewig Nein sagen werde. Aber wann er sich zwischen Ja und Nein entscheiden, auf welchen Grundlagen er seine Entschließung treffen werde, das behandelte er als Amtsgeheimniß.

Der Samoa-Vertrag wurde angenommen und nur Einer der beiden im Reichstage anwesenden Alldeutschen sah sich veranlaßt, dabei eine Rede zu halten, die das Thema „noch lange nicht genug", das Erkennungswort des Stammes Bismarck variirte. Unglücklich genug; denn selbst begeisterte Verehrer des ersten deutschen Reichskanzlers können zugeben, daß Samoa einer von den Gegenständen war, bei denen er eine unglückliche Hand hatte. Für die fatale Samoa-Akte des Jahres 1889 trägt doch er die Verantwortung und diese Samoa-Akte aus der Welt geschafft zu haben, ist ein Verdienst des jetzigen Reichskanzlers und des Grafen Bülow.

Im Abgeordnetenhause wurde die Berathung des Budgets fortgesetzt. Bei der Berathung der direkten Steuern erhob Herr von Eynern gerechte Klage über die Art, wie bei der Veranlagung der Einkommensteuer und der Ergänzungssteuer verfahren wird. Wir hatten geglaubt, es handele sich hier um ein Uebel, das nur in den großen Städten grassire. Aber gleichzeitig hat in der Versammlung der Steuer- und Wirthschaftsreformer Graf Kleist-Schmenzin ebenso schwere Klagen im Namen der ländlichen Kreise erhoben.

Wir halten die Umgestaltung der Einkommensteuer, wie sie Herr von Miquel vollzogen hat, für einen Fortschritt; die Einführung der Selbstdeklaration ist mit voller Zustimmung der liberalen Parteien erfolgt. Aber durch die Art wie das an sich gute Gesetz ausgeführt wird, wird es in Wahrheit zu einer Plage. Der Minister und seine Kommissarien sollten sich den erhobenen Klagen gegenüber nicht so kühl und ablehnend verhalten.

Daß dem Fiskus das Recht zustehen muß, Steuererklärungen zu beanstanden, ist selbstverständlich, und Niemand wendet etwas dagegen ein. Es würde sonst dem Betruge Thür und Thor geöffnet sein. Aber von diesem Rechte muß ein taktvoller Gebrauch gemacht werden. Wenn der vierte oder gar der dritte Theil aller Erklärungen beanstandet wird, so ist das ein unerträglicher Zustand. Es herrscht hier ein ausgearteter Diensteifer. Es ist sehr schön, wenn ein Beamter seine Pflicht thut, aber wenn er überflüssige Dinge in der Hoffnung thut, sie würden ihm als Pflichterfüllung ausgelegt werden, so ist das nicht schön.

Ehe eine Steuererklärung, die auf Pflicht und Gewissen abgegeben ist, beanstandet wird, muß der Beamte Thatsachen kennen, welche ihn zu dem Verdacht berechtigen, daß die Erklärung falsch, aus Irrthum oder aus böser Absicht falsch, sei. Die bloße Vermuthung, daß bei näherer Nachfrage solche Thatsachen zum Vorschein kommen könnten, sollte zu einer Beanstandung nicht genügen. Für einen Mann, der gebildet genug ist, um das Gesetz zu verstehen, und gewissenhaft genug, um es zu befolgen, ist jede Beanstandung eine Beleidigung.

Und dann sollte man nicht um Kleinigkeiten willen zu einer Beanstandung schreiten. Es wird gesagt, durch die Beanstandungen fließe dem Fiskus viel Geld zu, das ihm

sonst entgehe; aber es mag darunter auch mancher ungerechte Groschen sein.

Die Quelle des großen Uebels ist noch unserer Ueberzeugung der blinde Diensteifer untergeordneter Personen; dagegen sollte der Minister einschreiten.

Der neue Minister des Innern hat bei Berathung seines Etats Gelegenheit gefunden, sich dem Hause bekannt zu machen. An formeller Geschicklichkeit fehlt es ihm nicht; gegenüber dem saloppen Ton, der dem Herrn von Köller eigen war, gegenüber der rednerischen Unzulänglichkeit des Freiherrn von der Recke kann die Gewandtheit eines Bureaukraten als ein Fortschritt empfunden werden. Am nächsten unter allen seinen Vorgängern stellt sich Herr von Rheinbaben wohl dem Herrn von Puttkammer. Er „eröffnet seinen Beamten das Nöthige", wenn sie bei den Maßnahmen gegen eine regierungsfeindliche Partei die Form verletzt haben, aber in materieller Beziehung spricht er ihnen seine Zustimmung aus. Er schützt den Diensteifer, will aber Vorsicht und Schlangenklugheit nicht entbehren. Nach dem Ruhme, ein Minister zu sein, der über den Parteien steht, ist er offenbar nicht lüstern.

In Beziehung auf die Ordnung der Verhältnisse Berlins und seiner Umgebung machte er einige Andeutungen, die zu Besorgnissen Veranlassung geben, wenn er auch versicherte, in die Berliner Selbstverwaltung solle nicht eingegriffen werden.

Proteus.

Giordano Bruno.

(gest. 17. Februar 1600.)

Drei Jahrhunderte sind verflossen, seitdem auf dem Campo Fiore zu Rom Giordano Bruno dem Flammentode überliefert wurde. Von der großen geistigen Bedeutung und Wirksamkeit des seltenen Mannes wissen heute nur wenige Gelehrte, seine philosophischen Lehren und noch mehr seine Dichtungen sind für das Bewußtsein unserer Zeit, selbst in seinem engeren Heimathlande Italien, so gut wie verschollen, — aber unauslöschlich hat sich bis zum heutigen Tage die Erinnerung an sein Martyrium fortgepflanzt, und als ein Blutzeuge der siegreichen Wahrheit steht er vielen Tausenden vor Augen, welche von seiner Gedankenwelt keine Vorstellung haben. Dabei hat sich die populäre Vorstellungsweise, welche an den Namen Giordano Bruno anknüpft, wie fast immer in ähnlichen Fällen, in der Richtung verschärften Kontrastes weiter entwickelt. Bruno ist einer der ersten und geistesmächtigsten Vorkämpfer der Geistesfreiheit, er wurde verurtheilt und hingerichtet von der katholischen Kirche, der organisirten Vertretung des Prinzips der absoluten Autorität, der geistigen Unmündigkeit der Menschen; Bruno steht am Eingange der neuen Zeit als Vertreter moderner Wissenschaft, insbesondere moderner Naturerkenntniß, und er wurde überwältigt von Papstthum und Inquisition, welche den Geist des Mittelalters repräsentiren: so konnte sich sehr leicht die ausschließliche Vorstellung des Kampfes von Licht und Finsterniß, Ormuzd und Ahriman, von Seelenreinheit und Seelengröße gegen teuflische Hinterlist und Tücke, entwickeln.

Wenn man auf Grund der historischen Thatsachen eine unbefangene Prüfung vornimmt, und, um mit Spinoza zu reden, die Dinge nicht beklagen oder beklatschen, nicht bewundern oder verabscheuen, sondern erkennen will, so wird das Urtheil doch von jener populären Vorstellungsweise erheblich abweichen. Den Opfertod Bruno's selbst und die Thatsachen, welche dazu führten, wird man freilich kaum abweichend beurtheilen, aber die Fragen nach der sittlichen Verschuldung müssen wesentlich anders beantwortet werden als es gemeinhin geschieht.

In dieser Beziehung ist vor Allem ein Punkt von besonderer Wichtigkeit. Auf den ersten Augenblick scheint nichts natürlicher, als für das traurige Schauspiel, das vor 300 Jahren auf dem Campo Fiore sich abspielte, ausschließlich die katholische Kirche verantwortlich zu machen, ihren Institutionen, dem Geiste, von dem sie erfüllt ist und den ihre führenden Männer repräsentiren, das ganze Maß sittlicher Verschuldung zuzumessen. So geschieht es von fast Allen, welche nicht selbst der katholischen Kirche ergeben sind. Aber dieses Urtheil schließt eine schwere Ungerechtigkeit in sich. Es ist nicht in erster Linie der Geist der katholischen Kirche, sondern der ganze Geist des Zeitalters, der Bruno auf den Scheiterhaufen brachte, dieser Geist finsteren Glaubenseifers, der übermächtig in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts hereingebrochen war und die katholische Kirche damals durchaus in keinem höheren Grade überwältigt hatte als die übrigen kirchlichen Organisationen, vor Allem die des Protestantismus.

Will man den öffentlichen Geist, der in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts triumphirte, kennen lernen, so braucht man ihn nur an seinem direkten Gegensatze, dem Geiste zu messen, welcher am Anfange des Jahrhunderts das Uebergewicht hatte. Wenn man für diesen das Wort Humanismus als am meisten charakteristisch wählt, so darf man jenen unbedenklich als den des Anti-Humanismus bezeichnen. Zu der Zeit, in welche die Lebenstragödie Bruno's fällt, steht die katholischen der protestantischen Kirche, stehen aber auch diese protestantischen Kirchen jener ebensowohl wie untereinander mit dem tiefsten Mißtrauen, mit leidenschaftlicher Verachtung und Haß gegenüber, hat der Geist des religiösen Fanatismus, des Eifers im Glauben die Keime der humanistischen, toleranten Denkungsart wieder fast ganz verschüttet. Auf allen Seiten und in allen kirchlichen Organisationen bemerkt man in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ein immer schärferes Wettrüsten, um in dem bevorstehenden Weltkampfe der Glaubenssysteme und Kirchen sich zu behaupten oder die Oberhand zu gewinnen; und dazu gehörte nicht nur die äußere politische Kräftigung, sondern vor Allem auch die innere, die strengste geistige Disziplin, vor Allem also die „Reinhaltung" der Lehre und des Bekenntnisses. Am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts waren die protestantischen Glaubenslehren noch, wozu sich die katholischen im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts immer mehr entwickelt hatten: lose Gefüge von Bekenntnissen ohne allzu strenge dogmatische Bindung; auf dem großen Tridentiner Konzil aber hatte die katholische, auf zahlreichen Synoden hatten die protestantischen Kirchenorganisationen sich hart und fest gemacht, sie standen nun, gleichsam von scharfen Dogmen starrend, mit erbitterter Feindschaft sich gegenüber. Und es gehörte zu dieser Kampfesstimmung, daß die dogmatische Rüstung nicht nur den äußeren Gegner bedrohen, sondern auch dem inneren Feinde, den Ketzern, Furcht einflößen sollte, und daß jeder Versuch, daran zu rütteln, als ein todeswürdiges Verbrechen galt.

Verfolgung von Irrlehren und Hinrichtungen von Ketzern, Bekämpfung freier Forschung, Unterdrückung der Wissenschaft und Vergewaltigung ihrer Vertreter — das alles ist darum in jener Zeit nicht auf die katholische Kirche beschränkt. Ja man kann sehr zweifelhaft sein, ob nicht manche protestantischen Kirchen weit unduldsamer, fanatischer und gewaltthätiger vorgegangen sind. Es gab zahlreiche Ketzerverfolgungen in Deutschland wie in Holland, wie in England. Vielleicht hat keiner mit wilderem Fanatismus die Freiheit der Forschung unterdrückt, als der eine der Begründer der reformirten Kirche, Calvin, es in Genf that, der viele Hunderte wegen „Irrlehren" hinrichten ließ. Dort, unter den Auspicien des protestantischen Papstes, hat sich auch eine Ketzerhinrichtung vollzogen, welche mit dem Schicksal Bruno's die merkwürdigste Aehnlichkeit hat. Dort starb im Jahre 1553 auf dem Scheiterhaufen der gelehrte Spanier Michael Servet, ein Bahnbrecher moderner Wissenschaft gleich Bruno, wie er ein universalistisch veranlagter Geist, der als Arzt und Physiologe besonders hervorragte — namentlich

seine Untersuchungen über den Blutumlauf wurden bahnbrechend — aber auch ein bedeutender Theologe, Astrologe, Mathematiker war. Gleich Bruno war auch Servet etwas unstät in verschiedenen Ländern umhergewandert, lehrend und schriftstellerisch thätig, er war schließlich ahnungslos nach Genf gekommen. Dort wurde er auf Calvin's Betreiben festgenommen, vergebens ermahnt, seine Irrlehren zu widerrufen, dann, nachdem sich die evangelischen Ministerien von Zürich, Bern, Basel und Schaffhausen gutachtlich gegen ihn ausgesprochen hatten, zum Feuertode verurtheilt, den er, gleich Bruno, standhaft erlitt, ohne bis zuletzt sich zu einer Verleugnung seiner Lehre verstanden zu haben. Ist man angesichts solcher und ähnlicher Fälle also berechtigt, der katholischen Kirche als solcher und ganz allgemein zur Last zu legen, was sie unter der Einwirkung desselben Geistes, dem auch die protestantischen Kirchen damals unterlagen, verschuldete? Ja, man kann noch einen Schritt weiter gehen: vielleicht ergibt sich bei näherer Prüfung, daß gerade der Fall von Bruno verglichen etwa mit dem von Servet, eine erheblich mildere Beurtheilung zulößt.

Diese Prüfung ist allerdings leider durch den Mangel an ausreichenden dokumentarischen Unterlagen sehr erschwert. Der Prozeß gegen Bruno beginnt mit seiner Festnahme in Venedig im Jahre 1592, er hat also nicht weniger als acht Jahre gedauert. Aber wir sind über die einzelnen Entwickelungsstadien sehr ungleich unterrichtet. Am genauesten kennen wir das erste und letzte Jahr. In den Jahren 1848 und 1849 hatte ein Gelehrter die Gelegenheit der Revolution benutzt, um die unter der österreichischen Herrschaft unzugänglichen venetianischen Archive nach Dokumenten über Bruno zu durchforschen und er hatte dabei die Akten des Inquisitionstribunals fast vollständig vorgefunden, d. h. die Akten über die Zeit vom Mai 1592, der Verhaftung in Venedig, bis zum Februar 1593, der Auslieferung an Rom. In denselben Revolutionsjahren 1848 und 1849 war es einem anderen Gelehrten gelungen, in die vatikanischen Archive einzudringen und die dort befindlichen Protokolle, die sich auf Bruno bezogen, rückwärts anfangend, abzuschreiben. Aber er wurde unterbrochen, und seine Forschungen umfassen nur das letzte Jahr, von Anfang 1599 bis 1600. Seitdem ist der Vatikan allen weiteren Nachforschungen über Bruno streng verschlossen gewesen, und es besteht auch in absehbarer Zeit gar keine Aussicht, daß er dafür geöffnet werde. So stehen wir noch heute voller Zweifel vor den ungelösten Fragen: Was hat sich in den entscheidenden sechs Jahren von 1593 bis 1599 zugetragen, während deren Bruno in den Kerkern der römischen Inquisition sich befand? Welche Einwirkungen sind auf ihn versucht worden, und welche Wandlungen haben sich bei ihm selbst vollzogen? Sicher ist, daß die Haltung Bruno's gegenüber seinen Richtern im Anfang mehrfachen Schwankungen unterlag und daß er erst später zur festen Beharrlichkeit und Zuversicht des Martyriums sich durchrang. Aber wann und unter welchen äußeren Einflüssen oder im Zusammenhang mit welchen seelischen Prozessen ist dieser Umschwung erfolgt? Auf alle diese Fragen, wie gesagt, fehlen uns die zuverlässigen Antworten; wir können sie nur mit annähernder Wahrscheinlichkeit, vermuthungsweise geben, namentlich auf Grund von Rückschlüssen, die wir aus Bruno's Leben und Schicksalen, seinem Charakter und seiner ganzen Geistesart gewinnen.

In der neapolitanischen Stadt Nola war Bruno im Jahre 1548 geboren worden. Nach Absolvirung seiner ersten Humanitätsstudien, zu denen namentlich Logik, Dialektik, Grammatik gehörten, trat er bereits im Alter von fünfzehn Jahren in den Dominikanerorden ein. Nach einjährigem Noviziat im Kloster des hl. Dominikus in Neapel legte er das feierliche Ordensgelübde ab und erhielt dann in regelmäßiger Reihenfolge die verschiedenen Weihen, 1572 die Priesterweihe. In der kleinen neapolitanischen Stadt Campagna sang er seine erste Messe und widmete sich nun gleich den anderen Dominikanern von verschiedenen Klöstern aus den Funktionen des geistlichen Amtes.

Es war freilich ein eigenartiger Geistlicher, der da in kleinen neapolitanischen Pfarreien amtirte. Denn sein ganzer Eifer und alle Mußezeit gehörte in erster Linie der Dichtung, dann den freien humanistischen Studien, der Lektüre zahlreicher ketzerischer Schriften. Er verfaßte eine allegorische Satire, die Arche Noä, in welcher ein Rangstreit unter den Thieren geschildert wird, bei dem der Esel Gefahr lief, seine Suprematie zu verlieren — es ist, da die Schrift verloren ging, nicht sicher, aber nach manchen Anzeichen wahrscheinlich, daß hier Hierarchie und Papstthum karikirt werden sollten. Daneben verfaßte er kleinere Dichtungen und Lustspiele; er schöpfte aus den Schriften neuerer und älterer Philosophen und Theologen, unter den ersteren namentlich Nicolaus Cusanus, unter den letzteren besonders Augustinus, die ersten kritischen Zweifel gegen die grundlegendsten kirchlichen Dogmen, so gegen die Trinität und die Menschwerdung Gottes. Und da der heißblütige und leidenschaftliche Neapolitaner sich in seinen Aeußerungen nicht immer zu verläugnen vermochte, so kam es schließlich zu einer Anklage wegen Häresie, welche der Provincial des Ordens, Fra Domenico Vita, im Jahre 1576 gegen ihn erhob: in nicht weniger als 130 Artikeln werden in der Anklageschrift seine ketzerischen Lehrmeinungen aufgezählt. Um dem Gefängniß zu entgehen, floh Bruno nach Rom, in der Hoffnung, hier vor dem Prokurator des Ordens, vielleicht auch vor dem Papste selbst, eher sich rechtfertigen zu können. Aber er bemerkte sehr schnell, daß diese Hoffnung trügerisch war, und als er nun gar erfuhr, daß man bei einer Durchsuchung seiner Klosterzelle in Neapel auf den Namen des Erzketzers Erasmus gestoßen war, entschloß er sich, so schnell als möglich zu fliehen, legte die Kutte ab und gelangte glücklich über die Grenze des Kirchenstaates.

Von nun ab beginnt bei Bruno ein unstätes Wanderleben, das sich über sechzehn Jahre erstreckte. Zuerst suchte er im Genuesischen und in Venedig durch Unterricht sich sein Brod zu verdienen, dann ging er nach Genf, von da nach Frankreich hinüber, wurde in Toulouse und Paris ansässig und hielt an beiden Orten Vorlesungen, hierauf kam er nach England, lebte eine Zeit lang in London, dann wiederum in Oxford, wo er Vorlesungen hielt. In London hat Shakespeare vielleicht Bruno persönlich, sicher aber mehrere seiner Schriften kennen gelernt und von ihnen starke Einwirkungen erfahren, die namentlich in den philosophischen Exkursen Hamlet's zum Vorschein kommen.

Auch in England aber, wo Bruno, mit guten Empfehlungen von französischer Seite versehen, im Ganzen wohlgelitten war, duldete es ihn nicht lange, er reiste bald nach Paris zurück, um von da nach Deutschland überzusiedeln. Zuerst lebte er in Wittenberg, dann in Prag, in Helmstädt, wo er ebenso wie in Wittenberg wiederum Vorlesungen hielt. Endlich kam er auch nach Frankfurt a. M., wo sich die Bekanntschaft mit dem venetianischen Edelmann Mocenigo anknüpfte, die für ihn verhängnißvoll werden sollte.

Betrachtet man den Lebensgang Bruno's von seiner Flucht aus Rom bis zur Zeit vor der Uebersiedlung nach Venedig, also die Periode von 1576–92, so versteht man es, wenn sie Bruno selbst sich im Lichte trübseliger Hoffnungslosigkeit darstellte. So günstig sich auch hin und wieder die Verhältnisse für ihn gestalten mochten, so hatte er doch nirgends festen Fuß fassen, keinerlei ernste und große Wirksamkeit erlangen können. Ueberall hatten ihn vielmehr Eifersucht, Mißtrauen, direkte Verfolgungen weggetrieben, er sah sich jeden Augenblick von Neuem hülflos und einsam in der Wüste des Lebens, er, der im Kopfe eine Welt von Schönheit und idealer Vollendung trug. Sicherlich hat Bruno selbst vielerlei zum Scheitern seiner Lebenshoffnungen beigetragen. Was Schopenhauer vom Genie behauptet, es sei nur in der Welt der Ideen wahrhaft heimisch und bewege sich deshalb in der realen Welt der Dinge und unter den von selbstsüchtigen Willenstrieben beherrschten Heerdenmenschen wie ein hülfloses Kind, das ist für wenige so zutreffend wie für Bruno. Er wußte sich selten zu rathen und zu helfen, vor allem verstand er garnicht die Kunst,

das Wohlwollen anderer Menschen sich zu erwerben und, wenn er es dennoch erworben, auch festzuhalten. Die meisten Menschen stieß er schon zurück durch die offen zur Schau getragenen Ansprüche, als Genie, als Geist höherer Art von jedem anerkannt zu werden. Zuweilen bekundeten sich diese Ansprüche in der Richtung eines vornehmen Stolzes, der dem Genie wirklich zukommt, noch öfter aber in der Richtung kleinlicher Eitelkeit oder hochfahrenden, gespreizten Tones. So meldete er sich beispielsweise bei dem Kanzler und den Doktoren der Universität zu Oxford zur Erlangung der venia legendi in folgendem Schreiben an:

„Philotheus Jordanus Brunus von Nola, einer vollendeten Theologie Doctor, einer reineren und schuldlosen Weisheit Professor, ein an den vornehmsten Akademien Europas bekannter, anerkannter und ehrenvoll aufgenommener Philosoph, der nirgends fremd ist als bei den Barbaren und Gemeinen, ein Wecker der schlafenden Seelen, ein Bändiger der anspruchsvollen und widerspenstigen Unwissenheit, der in allen seinen Handlungen allgemeine Menschenliebe bekennt, dessen Liebe nicht dem Itaier mehr als dem Briten, dem Manne mehr als dem Weibe, dem Träger der Mitra mehr als dem Träger der Krone, dem Manne in der Toga mehr als dem Krieger, dem in der Kutte mehr als dem Kuttenlosen, sondern d e m vor allem zugewandt ist, dessen Wandel friedlicher, gebildeter, treuer und ersprießlicher ist: der nicht auf das gesalbte Haupt, die gezeichnete Stirn, die gewaschenen Hände, die beschnittene Vorhaut, sondern vor allem dahin blickt, wo das wahre Angesicht des Menschen zu schauen gestattet ist, auf das Gemüth und die Bildung des Geistes; den die Verbreiter der Dummheit und die Heuchler hassen, den die Redlichen und Ernsten lieben, dem die edleren Geister zujauchzen — entbietet dem hochansehnlichen und hochedlen Prokanzler der Universität Oxford zusammen mit ihren Vorstehern seinen Gruß."

Allerdings haben die menschlichen Fehler und Schwächen Bruno's nur dazu mitgewirkt, daß ihm sein Leben zerrann, zu keiner festen Gestaltung kommen konnte. Der Hauptgrund war doch, daß er der weit vorangeschrittene Prophet einer neuen Zeit war, den die damalige noch nicht verstand. Ueberall wo er hinkam, traf er in der Gelehrtenwelt auf alten befestigten Grundbesitz, auf dogmatisch verhärtete Schulen, in denen man auf die Worte des Meisters schwor: wie konnte es anders sein, als daß man dem Eindringling, der mit unerhört neuen Ideen kam, das Leben so sauer als möglich machte? Und zwischen Theologen und Philosophen besteht da kaum ein Unterschied, weil beide im Grunde zusammenfallen. So darf es nicht Wunder nehmen, daß die Eifersucht und der Neid der in ihrer Ruhe durch den Neuerer gestörten Gelehrten, die Drangsalirung durch die Schulen sich auch bis zu direkter Verfolgung bei den einflußreichen Theologen steigerten. Zweimal namentlich hatte Bruno in dieser Beziehung ernste Gefahren zu bestehen: einmal in Genf, wo er wegen „Irrlehren" vor das Tribunal gefordert wurde, dann in Helmstädt, wo er von protestantischer Seite feierlichst exkommunicirt wurde.

Als er daher in Frankfurt den venetianischen Edelmann Morenigo kennen lernte und dieser unter den ehrenvollsten Bedingungen ihn einlud, ihm als Lehrer in die Heimath zu folgen — welchen Grund hätte da Bruno haben können, dem Rufe keine Folge zu leisten? Grade auf protestantischem Boden hatte er ja die schlimmsten Anfechtungen zu bestehen gehabt, und wenn während jenes Genfer Prozesses Calvin noch am Leben gewesen wäre und sein finsterer Glaubenseifer die Milde der Inquisitionsrichter wie in so vielen anderen Fällen unterdrückt hätte — so hätte vielleicht, ja wahrscheinlich der Feuertod den unglücklichen Philosophen nicht auf dem Campo Fiore, sondern schon auf dem Markte in Genf ereilt. Auf der anderen Seite war er grade in dem katholischen Frankreich, in Paris, selbst in Toulouse, wo einige Jahrzehnte später auch ein italienischer Philosoph, Vanini, verbrannt wurde, gänzlich unangefochten geblieben. Ja, als er den Pariser päpstlichen Nuntius darüber sondirte, ob eine Aussöhnung mit dem Papste möglich sei, hatte dieser zwar erklärt, daß nur geringe Aussicht bestehe, aber ihm dennoch nicht alle Hoffnung benommen und vor allen Dingen ihn selbst ganz unbehelligt gelassen. Warum sollte er also in Venedig weniger Sicherheit haben, in der stolzen, auf ihre Unabhängigkeit eifersüchtigen Republik, die mit dem Papstthum weit weniger durch politische und kirchliche Interessen verknüpft war als Frankreich, „die älteste Tochter der Kirche". Im Stillen hegte Bruno aber wohl zweifellos auch die Hoffnung, daß es ihm von Venedig aus möglich sein werde, zur Versöhnung mit seiner Kirche zu kommen. Er war zwar in Genf formell der protestantischen Gemeinde beigetreten und galt auch anderwärts allgemein als Protestant, aber aus allen Zeugnissen geht unzweideutig hervor, daß keines der verschiedenen protestantischen Bekenntnisse so viel Eindruck auf ihn gemacht hatte, daß er sich ihm näher fühlte als der alten Kirche.

Voller Hoffnungen also und im Frohgefühl, die lang entbehrte Heimath wieder zu sehen, betrat Bruno den Boden Venedigs. Kurze Zeit lebte er zunächst im besten Einvernehmen mit seinem Schüler und Gönner. Aber sehr bald traten Zerwürfnisse zu Tage. Es scheint, daß Mocenigo sich enttäuscht fühlte durch den Unterricht Bruno's, daß vor Allem seine Eitelkeit verletzt wurde, als er bemerkt zu haben glaubte, daß Bruno ihn nicht alles lehre, was er wisse, sondern ihn mit Elementarkenntnissen abspeise. Bruno seinerseits mag dann durch zur Schau getragenen Stolz die Mißstimmung seines Schülers vermehrt haben; es ist auch möglich, daß der Beichtvater Mocenigo's, der im ganzen Drama eine wichtige aber noch wenig aufgeklärte Rolle spielt, das Feuer schürte: genug, Mocenigo drohte schließlich seinem Lehrer mit einer Anzeige beim Inquisitionsgericht, wenn er ihm nicht zu Willen sei, und als schließlich Bruno, der die Drohungen zuerst nicht beachtete, doch ängstlich wurde und Anstalten zur Abreise traf, hielt Mocenigo ihn fest und bewirkte seine Verhaftung.

Das Inquisitionsgericht in Venedig nahm sich des Falles mit dem Eifer an, welcher der Wichtigkeit der Sache entsprach; denn man hatte es ja hier, wie es in den Akten heißt, nicht mit einem einfachen Ketzer, sondern mit einem Ketzerfürsten zu thun. Aber eben deshalb konnte man zu keiner Entscheidung kommen. Nach monatelangen eingehenden Untersuchungen und Verhören beschloß man, die Akten nach Rom zu senden und bei der Wichtigkeit des Falles dem obersten Inquisitionsgericht das Urtheil zu überlassen. Von Rom aus verlangte man nun die Auslieferung Bruno's. Die venezianische Regierung sträubte sich eine Zeit lang heftig gegen dieses Ansinnen, aber als es in immer dringenderer Form mehrmals wiederholt wurde und der Oberprokurator der Republik es aus juristischen Gründen befürwortete, glaubte man die guten Beziehungen zum päpstlichen Stuhle, auf die man in Venedig aus politischen Gründen großen Werth legte, wegen einer solchen „Bagatelle" nicht beeinträchtigen zu dürfen.

Im Mai 1592 war Bruno in das Inquisitionsgefängniß in Venedig eingeliefert worden, am 27. Februar 15[illegible] betrat er den Kerker in Rom, den er sieben Jahre später erst verließ, als er zum Tode geführt wurde. Vor dem Tribunal in Venedig hatte er seine Absicht betont, dem Papste ein neues Werk vorzulegen und ihn um Absolution zu bitten: er hatte von seinen Schriften solche genannt, die er billige und andere, die er nicht billige, weil er darin „zu philosophisch, unehrerbietig und nicht allzu gut christlich" gesprochen, indem er seine Lehre nicht auf den Glauben, sondern auf Sinn und Vernunft gegründet habe; ja er war schließlich am Schluß seines letzten Verhörs niedergekniet und hatte gesagt: „Ich bitte demüthig Gott und Eure Herrlichkeiten um Verzeihung wegen aller meiner Irrthümer und bin hier bereit zu thun, was Eure Weisheit berathen und beschließen wird zum Heil meiner Seele". Sieben Jahre später aber sehen wir, wie er unerschütterlich auf seiner Lehre beharrt, wie er allen Einwirkungen, ihn zum Widerruf zu veranlassen, die männliche Entschlossenheit entgegensetzt, die mit sich selbst und über sich selbst im Klaren ist. Was war in diesen dazwischen liegenden Jahren geschehen, um eine so totale Sinnesänderung zu bewirken? Zuverlässiges wissen wir nicht, aber wohl läßt sich das Wesentlichste muthmaßen: Erst in der Einsamkeit der

Kerkerhaft hat Bruno sich selbst gefunden, ist in ihm eine fortschreitende geistige und sittliche Läuterung vor sich gegangen, welche ihm das Martyrium als eine Pflicht vor Augen treten ließ, als etwas, das er nicht zu fliehen, sondern zu suchen habe. Eine Zeit lang mochte er sich selbst überreden, daß die Kirche, daß namentlich der Papst mit einem Widerruf genau bezeichneter Irrlehren zufrieden gestellt werden könne, wie es früher in vielen ähnlichen Fällen, namentlich Philosophen gegenüber, geschehen war, wie es bald nachher im Falle Galilei's geschah. Aber Galilei war ein Gelehrter, ein Forscher, und die mathematischen Wahrheiten, die er verkündete, büßten nichts an Wahrheit ein, wenn sie widerrufen wurden; Bruno dagegen war daneben und vor allem Prophet, der eine neue Lebensanschauung mit Leidenschaft im Herzen trug und verkündete, die Auffassung von der Gotteskindschaft jeglicher Kreatur, von der Freiheit des Geistes, von der allgemeinen Menschenliebe. Solche Lebensanschauung konnte keine höhere Bewerthung empfangen als durch den Opfertod ihres Urhebers. Bruno selbst hat oft genug sich dem Gedanken hingegeben, daß er dereinst mit seinem Blute für die Wahrheit seiner Lehre werde zeugen müssen. So hat er es namentlich in einem seiner schönsten Sonette ausgesprochen:

Der schönen Sehnsucht breit ich aus die Schwingen;
Je höher mich der Lüfte Hauch erheben,
So freier soll der stolze Flügel schweben
Die Welt verachtend himmelwärts zu dringen.

Und mögt ihr mich dem Ikarus vergleichen,
Nur höher noch entfalt ich mein Gefieder.
Wohl ahn ich selbst, einst stürz ich todt darnieder;
Welch Leben doch kann meinen Tod erreichen?

Und fragt mich auch das Herz einmal mit Zagen:
Wohin, Verwegner, fliehst Du? Wehe, wehe!
Die Buße folgt auf allzu kühnes Wagen!

Den Sturz nicht fürchte, ruf' ich, aus der Höhe!
Auf, durch's Gewölk empor! Und stirb zufrieden,
Ward Dir ein ruhmreich edler Tod beschieden!

Dieser ruhmreich edle Tod ist ihm geworden. In den Kerkermauern der Inquisition waren allmählich alle Schlacken seines Wesens von ihm abgefallen, und als reiner und uneigennütziger Priester einer neuen Wahrheit und des Geistes einer besseren Zukunft durfte er seinen Richter ins Auge sehen, und an jenem 8. Februar 1600, als die Kongregation im Palaste des Großinquisitors, Kardinal Madrucci, zusammentrat und Bruno auf den Knieen sein Todesurtheil empfing, konnte er nun ruhig erwidern: „Ihr fürchtet Euch mehr, indem Ihr das Urtheil fällt, als ich, indem ich es empfange“. Noch einmal wurde ihm eine Frist von neun Tagen gegeben, dann, am 17. Februar, führte man ihn auf den Scheiterhaufen auf dem Campo Fiore. Von einem Kruzifix, das man ihm zeigte, wandte er sich unwillig ab, er blieb standhaft bis zuletzt, und als die Flammen ihn bereits erfaßt hatten, rief er noch aus, er sterbe freiwillig, als ein Märtyrer der Wahrheit, und seine Seele steige mit dem Rauche empor ins Paradies.......

Giordano Bruno bezeichnet recht eigentlich wie kein zweiter neben ihm das Ende der Renaissance, den Beginn eines ganz neuen, des eigentlich modernen Zeitalters. Um das Jahr 1300 hatten sich bei Dante zuerst die Versuche einer Anerkennung, einer Wiederherstellung der Natur schüchtern hervorgewagt: es hatte einer Entwicklung von drei Jahrhunderten bedurft, bis ein Mann der schwärmerischen, fast könnte man sagen trunkenen Naturbegeisterung auftrat wie Bruno, der die Natur mit Leidenschaft liebte, und sie verherrlichte wie ein Bachant. „Liebt immerhin ein Weib“, so ruft er einmal aus, „aber hört nicht auf, das Universum zu lieben.“ Seine Philosophie, die Verkündigung des Gottes, der eins und alles ist, der nicht die Welt „von außen“ bewegt, sondern als ewige Macht in ihr wirkt, diese Philosophie ist darum mehr eine Epopöe in Begriffen als ein metaphysisches System, mehr eine genialische Verbindung von Ideen als eine innerlich fest gefügte Einheit, und Bruno selbst ebensoviel Dichter als Philosoph. Vielleicht hat er aber gerade darum auf die nachfolgenden Zeiten den stärksten Einfluß ausgeübt. Spinoza, Leibniz, Jacobi, Schelling und viele andere entwickeln, was Bruno bereits ausgesprochen hatte. Auch Goethe hat direkt starke Einwirkungen von Bruno erfahren. Ganz Brunonisch ist beispielsweise die Schilderung der All-Einheit der Natur im Faust:

Wie alles sich zum Ganzen webt!
Eins in dem Andren wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen
Und sich die goldnen Eimer reichen!
Mit segenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all das All durchklingen!

Ist aber vielleicht auch die fortwirkende Zeugungskraft seiner Ideen nunmehr erschöpft und seine Geistesarbeit der historischen Betrachtung anheimgefallen, so sollte darum doch nicht das Gedächtniß an den edlen Märtyrer schwinden, dessen Opfertod mehr bedeutet, von dessen Scheiterhaufen aus vielleicht mehr Licht auf eine bleibende Wahrheit der modernen Geschlechter gefallen ist als von vielen vortrefflichen Schriften, auf die Wahrheit, daß Gedanken und Anschauungen, Ueberzeugungen und Gesinnungen religiöser und profaner Art niemals von anderen gerichtet werden dürfen, weil die wahre dauernde Bewerthung der Menschen, die nach ihrer sittlichen Qualität, davon nicht abhängig ist, und weil alle Menschen ein Recht auf das Leben haben, wahrhaft leben aber vor allem heißt: frei sein in Denken und Gesinnung.

M. Kronenberg.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Die „gräßliche“ Flotte.

Herr Szmula, Reichstags- und Landtagsabgeordneter, Mitglied des Centrums, Agrarier und Gegner der Flottenvorlage, versichert „auf Ehrenwort“, daß Herr Dr. Hahn, Reichstags- und Landtagsabgeordneter, Direktor des Bundes der Landwirthe, Bismarckschwärmer und Patriot erster Klasse, sich bemüht hat, das Centrum durch die Mittelsperson des Herrn Szmula gegen die Flottenvorlage scharf zu machen, wobei die Beredtsamkeit des angeblichen Marinefreundes Dr. Hahn der Flotte das Epitheton häßlich oder gräßlich beigelegt hat. Herr Szmula glaubt gräßlich gehört zu haben, er läßt aber die Conjectur häßlich zu. Wir entscheiden uns für gräßlich, denn an der unteren Weser und Elbe, woselbst des Herrn Dr. Hahn Wiege stand, ist der Ausdruck gräßlich gang und gäbe, um eine tief empfundene Abneigung zum Ausdruck zu bringen. Besonders Backfische finden in der Heimath des Herrn Dr. Hahn alles gräßlich, was ihr jungfräuliches Mißfallen erregt.

Also gräßlich ist dem ehrenwerthen Reichstagsmitgliede für Geestemünde die Flotte. Angeboren kann ihm diese Antipathie unmöglich sein, denn in seinem Geburtsorte Osten weht den größten Theil des Jahres Salzwasserluft. Aber der Direktor des Bundes der Landwirthe ist so sehr in seine Aufgabe hineingewachsen, daß ihm das Antiagrarische einer Flotte zum vollen Bewußtsein gekommen ist.

Unter allen leitenden Männern des Bundes der Landwirthe ist Herr Dr. Hahn ohne Zweifel der rührigste und

beredteste. Er ist zur Zeit recht eigentlich die Seele des Bundes. Es war gewiß unvorsichtig, daß er Herrn Szmula gegenüber „sein volles Herz nicht wahrte“. Aber nur die vollendetste politische Naivetät kann wähnen, daß das Geständniß, welches dem Zaun seiner Zähne entschlüpft ist, sich nicht mit der Stimmung in jenen Kreisen decke, die den Bund der Landwirthe beherrschen. Man hat eben deshalb auch nicht im Entferntesten daran gedacht, wegen dieser kleinen Entgleisung den eifrigsten Agitator des Bundes der Landwirthe kalt zu stellen. Vielmehr hat die Generalversammlung des Bundes den „kampflustigen Hahn“ bei seinem jüngsten Auftreten im Cirkus Busch mit all jenen Freudentönen begrüßt, wie sie nur den Favoriten zu Theil werden. Darin liegt nicht bloß eine Exkulpirung des Autors der „gräßlichen“ Flotte, sondern zugleich eine Indossirung des geflügelten Worts durch seine „patriotischen“ Auftraggeber. Denn patriotisch sind die Bündler bis in die Knochen — **all patriotic men.** Ihre Führer werden das ja auch dadurch erweisen, daß sie schließlich für die „gräßliche“ Flotte stimmen. Allerdings in der festen Erwartung, daß ihre Hintermänner keinerlei Opfer bringen. Es ist schon Patriotismus genug, wenn sie gestatten, daß Andere zahlen. Auch das ist bereits ein agrarisches Entgegenkommen, denn wohlverstanden: wenn jene Anderen finanziell zu Ausgaben für die Flotte herangezogen werden, so sind sie damit in ihrer Steuerleistungsfähigkeit zu Gunsten der Agrarier geschwächt. Der Bund der Landwirthe aber betrachtet die nichtagrarischen Steuerzahler etwa so, wie die Ameisen die Blattläuse, die sie regelmäßig melken. Den agrarischen Ameisen kann es deshalb nicht gleichgültig sein, wenn die Blattläuse auch vom Fiskus zu nicht agrarischen Zwecken gemolken werden. In diesem Sinne wird von agrarischen Konservativen und Centrumsagrariern denn auch verlangt, daß die Lasten für die Flottenverstärkung nur von den leistungsfähigsten Blattläusen und nicht von den „schwächeren Schultern“ getragen werden. Diese schwächeren Schultern soll nicht der Fiskus belasten, damit die Agrarier das um so besser zu ihren eigenen Gunsten besorgen können.

Diese agrarische „Sorge für den armen Mann“ ist der schnödeste Hohn, den politische Heuchelei je ausgebrütet hat; denn dieselben edlen Herzen, die bei dem Gedanken bluten, daß die Groschen des kleinen Mannes zu Gunsten des Fiskus erhoben werden, sind Feuer und Flamme dafür, daß das Brotkorn um mindestens 15 Mark pro Tonne durch höhere Schutzzölle künstlich im Preise gehoben wird; mit anderen Worten, daß auch die allerärmsten Familien einige Tage im Jahre umsonst frohnden, damit die lieben Großgrundbesitzer für jede Tonne Brotkorn, die sie zu Markt bringen, 15 Mark mehr erlösen können.

Auf dies Ziel richtet sich alles Sinnen und Trachten der Drathzieher des Bundes der Landwirthe. In diesem Ziel konzentrirt sich ihr sogenannter „Patriotismus“. Ihre „patriotische“ Zustimmung zur Flottenverstärkung läßt sich in die Worte zusammenfassen: So verdoppelt denn die Schlachtflotte in's Dreiteufels Namen, aber laßt die Armen in Ruhe, denn wir rechnen bestimmt darauf, daß der Staat spätestens bei Ablauf der Handelsverträge die Arbeiterbevölkerung zu einer weiteren Brotsteuer von jährlich mindestens 100 Mill. Mark heranzieht. Wir verlangen nicht, daß der Staat das umsonst thut, er soll von diesen 100 Mill. Mark sogar den fünften Theil für den Fiskus behalten dürfen.

Es sind die reinen Gemüthsmenschen, diese Freunde der „gräßlichen“ Flotte.

Junius.

Zur Würdigung Lessing's.

An der bekannten Lessing-Monographie von **Erich Schmidt** besitzt die deutsche Litteraturgeschichte ein Werk von so hervorragender Bedeutung, daß jede spätere Behandlung des nämlichen Gegenstandes unvermeidlich in irgend welche Abhängigkeit davon geräth. Sein Umfang wie auch die vielen ein Laienpublikum weniger interessirenden Einzeluntersuchungen mögen dasselbe wohl nur ausnahmsweise über Fachkreise hinaus haben gelangen lassen. Größere Leserkreise mögen sich bisher zumeist mit dem für seine Zeit brauchbaren aber recht oberflächlichem Werke von **Adolf Stahr** begnügt haben. An dessen Stelle etwas Besseres zu bringen, muß als durchaus angemessen anerkannt werden. Unter Beibehaltung der hier befolgten populären Behandlungsweise das Ganze durch den gediegenen Inhalt aus Erich Schmidt's Kardinalwerk zu beleben und zu vertiefen, dürfte gegebenenfalls das Zweckmäßigste sein. Mag auch ein solches Verfahren, das dem Darsteller eine gewisse Selbstverleugnung auferlegt, weniger lockend erscheinen, bietet es doch geringere Schwierigkeiten, als eine durchaus selbständige Darstellung. Einem Vergleich mit dem gedachten Meisterwerk ist keinesfalls zu entgehen, sei es, daß man sich an dasselbe anlehnt oder außerhalb der hier gesteckten Geleise seiner Aufgabe nachkommen will. Eine für das Laienpublikum berechnete Wiedergabe des von Erich Schmidt Gebotenen hat, nöthige Geschicklichkeit vorausgesetzt, zu diesem eine vortheilhaftere Stellung, als ein selbständiges Verfahren, dessen Berechtigung nur in einer entschiedenen Ebenbürtigkeit mit dem mehrgedachten Werke liegen kann.

Der Versuch einer unabhängig von Erich Schmidt verfaßten Lessing-Biographie liegt in dem kürzlich herausgegebenen zweibändigen Werke von **Karl Borinski** vor. Es reiht sich der unter dem Gesammttitel „Geisteshelden“ erscheinenden Biographensammlung*) an, deren auch in dieser Wochenschrift mehrfach zu gedenken war. Unstreitig eine überaus fleißige und gewissenhafte Arbeit, kann sie gleichwohl kaum als geeignete Einführung in das Lessing-Studium bezeichnet werden, weil ihre häufigen polemischen Ausfälle auf heutige Geschmacksrichtungen und ihre stark betonte Abwehr einer von gewisser Seite her beliebten Verringerung der Verdienste Lessing's dem Buche eine gar zu ausgeprägte apologetische Tendenz geben. Von warmer Hingebung für Lessing erfüllt, steht der Verfasser gar zu sehr unter dem Banne desselben, um seiner Darstellung die plastische Lebendigkeit und Unmittelbarkeit geben zu können, die unseres Erachtens für den hier zu berücksichtigenden Leserkreis ein Haupterforderniß ist. Indem der Verfasser für die in seinen Augen kanonische Geltung von Lessing's Werken und Verdiensten eintritt, wird das Biographische und Zeitgeschichtliche, das für den heutigen Leser die größte Anziehung hat, gar zu sehr zurückgedrängt. Man muß Lessing's Leben und Schriften und ihren Zusammenhang mit den damaligen Kulturverhältnissen ziemlich genau kennen, um der Darstellung des Verfassers mit vollem Verständniß folgen zu können. Damit hat er der Mehrzahl seiner Leser gegenüber eine weitaus unvortheilhaftere Stellung als es der Fall gewesen wäre, wenn er wie Adolf Stahr und selbst auch Erich Schmidt, ein Verfahren befolgt hätte, das keine größeren Vorkenntnisse voraussetzt, als solche bei Laien mit heutiger Durchschnittsbildung selbstverständlich sind. Im Banne von Lessing's Anschauungen verbleibend und dessen Sache zur seinigen machend, hat sich der Verfasser um diejenige Freiheit gebracht, welche zu einem streng objektivem Verhalten, wie dies namentlich das Werk von Erich Schmidt auszeichnet, durchaus nothwendig ist.

An vielen Partien bemerklich, macht sich dieser Mißstand bei der Behandlung des Verhältnisses zwischen Voltaire und Lessing augenfällig geltend. Weil es hier besonders typisch hervortritt, beschränken wir uns auf diesen Nach-

*) Verlag von Ernst Hofmann & Co. in Berlin.

weis allein, da ein Gleiches für andere in Betracht kommende Stellen uns zu weit führen würde. Die entschiedene Parteinahme des Verfassers für Lessing kann schwerlich dem Vorwurf einer gewissen Rückständigkeit entgehen. Lessing's Beurtheilung seines großen Zeitgenossen hat die Geschichte nicht zu der ihrigen gemacht. Daß Voltaire der fruchtbarste und verdienstvollste Lehrer des gesammten Zeitalters gewesen und Lessing's eigenes Wirken in wesentlichen Punkten ohne ihn gar nicht zu erklären ist, kann der heutige Darsteller nicht fest genug im Auge behalten, da dies seitens Lessing's, auf Grund seiner eigenen Erlebnisse mit Voltaire, nicht hinlänglich statt hat. Auch seine Aggression gegen das französische Theater, wobei er Voltaire besonders aufs Korn nimmt, verlangt eine sachgemäßere Prüfung des Thatsächlichen und ebenso Lessing's Stellung zu Voltaire hinsichtlich der religiös-dogmatischen Probleme eine unbefangenere Würdigung, als dies seitens der uns beschäftigenden Biographie geschieht.

Was zunächst die persönlichen Beziehungen Lessing's zu Voltaire anbelangt, so unterliegt es keinem Zweifel, daß er anläßlich des Prozesses wegen der Assignatenspekulation, in die sich Voltaire unbesonnen und rücksichtslos gegen die Verfügungen seines königlichen Freundes eingelassen, den französischen Dichter von einer durchaus tadelhaften Seite kennen gelernt. Voltaire dafür irgendwie in Schutz nehmen zu wollen, kann keinem besonnenen Beurtheiler einfallen, so sehr auch derlei Geschäftsgepflogenheiten damals unter gewissen Verhältnissen bräuchlich und eigentlich eine potenzirte Form des dazumal sehr verbreiteten Lotteriespiels waren, dem bekanntlich Lessing selbst, neben dem gesellschaftlichen Hazardspiel mit hohem Einsatz, auch seinen Tribut entrichtet hat. Doch angenommen, daß Lessing, wiewohl in keiner Weise selbst dabei geschädigt, diesenfalls zu einer Geringschätzung Voltaire's berechtigt gewesen, so darf doch nicht vergessen werden, daß auch er seinerseits sich an Voltaire in einer unverantwortlichen Weise vergangen hat. Es betrifft dies den bei Borinski durchaus als Bagatelle behandelten Vorfall mit dem eben damals im Druck befindlichen Siècle de Louis XIV. Um die Zeit gerade war Lessing von Voltaire's Sekretär, der ihm französischen Unterricht ertheilte, mit der Verdeutschung der von Voltaire eigenhändig aufgesetzten Vertheidigungsschrift im vorhin erwähnten Prozeß betraut worden. Bei seinem Lehrer sah Lessing die Aushängebogen zu dem in aller Stille fertig gedruckten Werk, womit der Autor dem Könige und dessen nächster Umgebung eine Ueberraschung bereiten wollte. Unter großem Widerstreben gab der Sekretär, dem hierin gänzliche Verschwiegenheit auferlegt war, dem dringenden Bitten Lessing's nach und vertraute ihm das Werk zu vorläufiger Kenntnißnahme an, gegen die ausdrückliche Zusage strengster Diskretion und umgehender Rückerstattung. Dieser unerläßlichen Verpflichtung ist Lessing nicht nachgekommen: er hat nicht nur geplaudert und das Werk anderen gezeigt, wodurch die geplante Ueberraschung vereitelt wurde, er hat das ihm geborgte Buch auch noch, wie Borinski ganz harmlos berichtet, bei seiner eben dann bewerkstelligten Uebersiedlung nach Wittenberg in seine dorthin beförderte Bücherkiste mit verpackt. Daß sein Wortbruch dem Sekretär seine Stelle kostete, nachdem Voltaire sein Vorhaben mit dem Werke in so ärgerlicher Weise durchkreuzt sah, fällt unzweifelhaft Lessing zur Last und gestattet keinerlei Entschuldigung zu dessen Gunsten. Zudem hat Lessing durch sein absolut inkorrektes Verhalten hier jedes Anrecht auf eine mißbilligende Beurtheilung von Voltaire's Thun verwirkt; diese stände ihm nur dann zu, wenn er selber ihm gegenüber völlig tadellos geblieben wäre. Seinerseits hat er dies auch indirekt anerkannt in dem Unwillen, den er fortan in seinem Verhalten zu Voltaire bekundet, damit die psychologische Grundthatsache bestätigend, daß ein Urtheil über einen Getadelten dann am wenigsten gerecht ausfällt, wenn der Beurtheiler selbst in einem Schuldverhältniß zum Angeklagten steht.

Das eben erklärt die nörgelhafte Gehässigkeit, mit der Lessing bei seinem Ansturm gegen das französische Theater die dramatische Thätigkeit Voltaire's erörtert. Ganz davon abgesehen, daß er, wo sich irgend ein Anlaß dazu bietet, dem „Abgott des Zeitalters" immer etwas am Zeuge zu flicken sucht, zeigt beispielsweise schon eine unbefangene Nachprüfung seiner Ausstellungen an Voltaire's „Semiramis", wie sehr Lessing sich hier „verhauen" hat. Es geschieht dies in der berühmten Analyse der Geistererscheinung in Shakespeare's Hamlet, deren Wirkung aus ihrer Uebereinstimmung mit den hierher gehörenden Vorstellungen des Volksglaubens abgeleitet wird; gegen diese die nöthige Illusion fördernde Bedingungen soll Voltaire bei seinem „am hellen Tage mitten in der Versammlung der Reichsstände" sich offenbarenden Ninusgespenste verstoßen haben. Daß Gespenster unter Umständen vollkommene Helle und große Gesellschaft nicht scheuen, darüber hätte auch Shakespeare den voreingenommenen Voltaire-Beurtheiler beruhigen können: das Banquo-Gespenst in Macbeth, allerdings diesem allein sichtbar, erscheint ohne irgend welche diesem Vorstellungskreise gehörende Nebenumstände und zwar vor der offiziellen Spukstunde im hellerleuchteten von Gästen erfüllten Festsaal. Daß ferner Geistererscheinungen nicht, wie hier gegen Voltaire geltend gemacht wird, ausschließlich der Hauptperson allein sichtbar sein dürfen, dafür legen die Spukscenen der Exposition im Hamlet ebenfalls Zeugniß ab: die allerhöchstselige Majestät von Dänemark wird da von vier Personen außer Hamlet selbst gleichzeitig gesehen. Und daß auch volles Sonnenlicht dem Volksglauben nach kein Hinderniß für das Umgehen abgeschiedener Seelen bietet, dafür spricht das Vorkommen von Mittagsgespenstern, von welchen namentlich die urchristliche Legende zu berichten weiß, daß sie sowohl im Freien wie im geschlossenen Raum von einer versammelten Mehrheit gleichzeitig wahrgenommen werden. Soweit wäre Voltaire's Verfahren mit dem Ninusgespenst unanfechtbar. Entscheidend ist im vorliegenden Falle lediglich die Frage, ob der damit bezweckte Bühneneffekt auch erzielt wird. In Rossini's der Voltaire-Tragödie nachgebildeten Oper ist dies zweifellos der Fall, dagegen nicht bei Voltaire selbst, der die Situation keineswegs glücklich auszunützen vermocht hat: die hier nöthige Wirkung kommt über den bloßen Ansatz nicht hinaus. Dagegen allein hätte sich Lessing's Rüge wenden sollen, und zwar ohne die beiläufige Stichelei auf die berechnende Verstandesthätigkeit des „kalten Dichters", wozu er, der bei seinen eigenen Dichtungen gar sehr auf die Mithilfe seines Verstandes angewiesen war, schwerlich ein Recht hatte.

Alles dies könnte als unerheblich neben der großen Aufgabe Lessing's, das französische Theater als ein Hinderniß für die Entwicklung einer eigenen deutschen Bühnenkunst zu beseitigen, angesehen werden. Was einem Lessing in der Hitze des Gefechts hingehen mag, darf aber ein heutiger Darsteller jener Vorgänge in der Litteratur nicht übersehen. Schon Gottfried Keller hat mit Recht in seinen Lebenserinnerungen im Hinblick hierauf bemerkt, daß es endlich, nachdem jene Aufgabe längst gelöst, das Hinderniß, dem Lessing's Thätigkeit sich zuwandte, nicht mehr besteht, nun auch an der Zeit sei, dem französischen Theater die ihm gebührende Anerkennung nicht länger vorzuenthalten. Es ist dies übrigens nicht nur ein Erforderniß geschichtlicher Gerechtigkeit, sondern auch durch den gewichtigen Umstand geboten, daß aus der von Lessing befehdeten französischen Klassik mit ihren vielverschrieenen drei Einheiten das neuere französische Drama mit seiner musterhaften Technik sich genetisch entwickelt hat. Mit der von Lessing bewirkten Hinneigung zu Shakespeare hat die deutsche Bühnenkunst allerdings an poetischer Bedeutung gewonnen, so weit hier nämlich die Begabung der betreffenden Autoren mitgewirkt, sie ist aber zugleich einer langandauernden Unbeholfenheit verfallen, die nur durch ein Wiederanknüpfen an die französische Bühnentechnik zu überwinden war.

Lessing's theologische Schriftstellerei hat keine direkte Bezugnahme auf Voltaire's hierher gehörende Untersuchungen und läßt mithin eine davon völlig unabhängige Darstellung zu. Gleichwohl hat sein neuester Biograph sich nicht enthalten können, auch hier Voltaire's Wirken des Kontrastes wegen heranzuziehen und zu dessen Verschärfung

allerhand geringschätzige Epitheta verfügbar zu halten. Wie Lessing über Voltaire und seine Gesinnungsgenossen dachte, wird durch eine bekannte Briefstelle, die sich gegen den wohlfeilen Spott in derlei Dinge überhaupt richtet, in einem die Auffassung Borinski's bestätigenden Sinne angedeutet. Auch stimmt dazu Lessing's Verhalten hinsichtlich der auf dem Boden Voltaire's stehenden Bibelkritik seines „Fragmentisten": jedem der von ihm veröffentlichten Fragmente fügt er bekanntlich einen gehaltvollen Einwand bei und will mit der Veröffentlichung als solcher „ein Gift, das im Finstern schleicht", zur Anzeige gebracht haben. Zunächst war es ihm freilich darum zu thun den Glaubensvorstellungen, wie sie mehr als anderthalb Jahrtausende unser Kulturleben erfüllt und die Gemüther bis zu einem gewissen Grade befriedigt hatten, einen größeren Werth abzugewinnen, als ihnen solcher in der auf Voltaire zurückführbaren Denkweise seines Zeitalters zuerkannt wurde. War ihm diese Richtung ebenso antipathisch wie dem gleichfalls gegen Voltaire eingenommenen Rousseau, so steht doch andererseits fest, daß er derselben eine Bedeutung zumaß, die keineswegs mit hämischen Ausfällen allein abgethan werden kann. In dem „Ungenannten" hat er einen würdigen Mann mit durchweg ernster Ueberzeugung vor sich, und bei der Herausgabe der Bruchstücke aus dessen Handschrift leitete ihn der Wunsch, eine unbefangene Prüfung der Entwürfe seines Ungenannten zu veranlassen, da er dieselben, wie er ausdrücklich betont, mit seiner eigenen theologischen Wissenschaft nicht überall zu widerlegen vermöge und die auch, wie ihm nicht entgangen, vom Standpunkte der Orthodoxie und ihres Götzenthums mit der Bibel nicht zu widerlegen sind.

So weit Voltaire's Religionsansichten in Betracht kommen können, hat die historische Darstellung zweierlei zu berücksichtigen: Voltaire würde im Fragmentenstreit unbedingt für Lessing gegen seine orthodoxen Gegner sich erklärt, aber ebenso der von ihm verfochtenen Behauptung eines über der Bibel stehenden vernunftgläubigen Christenthums, wie solches schon Locke erstrebte, zugestimmt haben. Die „vernünftige" Religion von dem einen Gott und dem einheitlichen Menschenthum, welche Lessing als unantastbaren und unverlierbaren Wahrheitskern des Christenthums festgehalten wissen wollte, hätte Voltaire als die seinige anerkennen müssen, denn sie bildet den gemeinsamen Ueberzeugungsinhalt des gesammten Aufklärungszeitalters. Der Unterschied zwischen ihnen ist hier lediglich davon bedingt, daß bei Voltaire der Verstand, bei Lessing das Gefühl, worin für ihn die Religion wurzelt, vorwiegend zu Wort kommt. Beide aber haben sich von der gedankenlosen Nachbeterei des herkömmlichen Glaubenszwanges losgesagt, und die Ansprüche des auf selbständiges Denken sich gründenden Gefühls, wie es Lessing gegen die engherzige Orthodoxie verfochten, konnten erst zu Gehör gelangen, nachdem ihnen Voltaire mit seinem vielgeschmähten Spott gegen die allgemach auf Verdummung und Ausbeutung der Menge herabgekommene kirchliche Dogmatik und allen damit zusammenhängenden Firlefanz die Bahn geebnet hatte. Indem Borinski diesen gewichtigen Umstand in seiner eigenen Animosität gegen Voltaire außer Acht läßt, geräth seine Darstellung von Lessing's hierher gehörendem Wirken bei aller Treue gegen den Autor, in ein schiefes Licht, wodurch sie einen historisch unzureichenden Charakter erhält.

Wir können diesen Vorwurf nicht zurückhalten, geben aber gern zu, daß eine solche Behandlung gegenwärtig keineswegs unzeitgemäß sei. Der vorwiegend rückläufigen Denkrichtung, wie sie das Ende des Jahrhunderts unzweifelhaft kennzeichnet, wird eine solche Darstellung Lessing's sehr zusagen, und da der Verfasser, wie mehrfach bemerkt, sich genau an Lessing selbst hält, kann man nur wünschen, daß die von ihm ausgehende Belehrung die größtmöglichste Verbreitung finde, nicht zum wenigsten bei den Theologen, die heute schon vielfach ins Fahrwasser der starren Orthodoxie aus der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts hinübergleiten möchten und die Errungenschaften Lessing'scher Kritik auf diesem Gebiete zu vergessen scheinen. Hierauf hat es der Verfasser selbst abgesehen, nur dürfte im Hinblick auf diese Leser klüger gewesen sein, die von ihm an mehreren Stellen gezogenen Parallelen zwischen Lessing und dem Stifter des Christenthums zu unterlassen. Indem er diesen stets als „unseren Herrn" anführt, werden seine theologisch gesinnten Leser schwerlich damit einverstanden sein, daß er bei Lessing von dessen Golgatha, dessen Kreuztragung sowie dessen Bezeugung des Glaubens durch seinen Tod redet. Auch anders gesinnte Leser werden an dieser Zusammenstellung schwerlich Geschmack finden. Um so dankbarer werden sie ihm für die vielfältige Anregung sein, die sie seinem sorgfältig gearbeiteten Buche entnehmen können, und wenn es sie, wegen des vorhin gedachten Erfordernisses einer genaueren Kenntniß von Lessing's Leben und Schriften, zu einer größeren Vertrautheit mit denselben veranlaßt, wird sein Buch, durch eine vortreffliche Uebersicht der Lessinglitteratur und ein brauchbares Register am Schlusse besonders werthvoll, auch nach dieser Seite hin von Nutzen sein.

Helsingfors. Wilhelm Bolin.

Jef Lambeaux und seine „menschlichen Leidenschaften".

Je mehr ein Mensch die Gelegenheit findet, sich in die Kunst verschiedener Völker hineinzuleben, um so mehr wird er davon zurückkommen, das, was er unter Kunst begreift, in eine enge Formel einzuspannen. Mit den kosmopolitischen Idealen ist es gewiß eine schöne Sache und es gibt große Gebiete, auf denen ihnen die Zukunft gehören wird. Von der Kunst aber, diesem tiefsten Ausdruck des Lebensgefühls der Völker, wird immer das gelten, was die Erfahrung der Geschichte lehrt, daß sie um so stärker, um so lebendiger ist, je mehr sie aus den Eigenheiten und besonderen Idealen des Heimathlandes ihre Kräfte zieht.

„Wir Vlämen sind von einem Stillleben, welches einen Kaffeetisch oder ein paar Blumen darstellt, wenn es in Licht und Farbe vollendet behandelt ist, durchaus befriedigt und uns bleibt bei seiner Betrachtung nicht der geringste Wunsch zurück. Ihr Deutschen aber, wenn Euch ein Stillleben wirklich etwas geben soll, so verlangt Ihr, daß sich irgend ein Gedanke darin ausdrückt und Ihr malt deshalb einen Todtenkopf oder etwas ähnliches hinein. Wenn das in neuester Zeit auch etwas anders geworden sein mag, Ihr bleibt nun einmal doch das Volk der Ideologen." So sprach kürzlich der treffliche Maler Victor Gilsoul zu mir und es ist zweifellos an seinen Worten etwas Richtiges. Die Ströme des künstlerischen Schaffens bei den verschiedenen Völkern mögen sehr nahe bei einander entspringen; die Richtungen aber, nach denen sie fließen, sind gänzlich verschiedene. Deshalb muß ein deutscher oder ein italienischer Geschmack, wenn er Werke niederländischer Kunst beurtheilen will, sich durchaus bemühen, seine eigenen Werthmaßstäbe, als da sind Bedeutsamkeit des Ausdrucks oder Schönheit der Komposition, so viel als möglich zu vergessen. Das Ideal der niederländischen Kunst heißt im Wesentlichen kräftige und unmittelbare Wiedergabe des Lebens. Wer darüber hinaus noch etwas von dieser Kunst verlangt, muß sich bewußt werden, daß er damit von ihr etwas fordert, was zu leisten meist gar nicht in ihrer Absicht lag. Wo niederländische Künstler, die im Auslande, besonders in Italien, ihre Studien machten, es versuchten, ihr nationales Ideal durch das Ideal fremder Kultursphären zu ersetzen, sind sie fast immer jämmerlich gescheitert. Ich habe manches Museum gesehen, aber noch nirgends erhielt ich einen so unangenehmen Kunsteindruck wie in der städtischen Sammlung zu Utrecht, wo die Werke der italianisirenden Holländer die

Wände bedecken. Der Sinn für große Komposition, die Freude an der schönen Linie, das Bedürfniß, einen Stoff auch noch nach einem anderen Rhythmus, als nur nach dem der Farbe zu gliedern, ist dem niederländischen Nationalcharakter im Allgemeinen fremd. Freilich die beiden größten Genies, welche die Kunst der Niederlande bisher hervorgebracht hat, **Rubens** und **Rembrandt**, haben diese Einseitigkeit ihrer heimischen Kunst überwunden. Vor dem Genius fallen eben alle Schranken. Sie haben neben der farblichen Wirkung auch dem ideellen, oder besser gesagt psychologischen Werth eines Motivs gerecht zu werden gesucht und zugleich die Nothwendigkeit einer für das Auge wohlthätigen linearen Anordnung vollauf begriffen. Sie repräsentiren jene vereinzelten niederländischen Künstler, welche im Sinne des Italieners oder des Deutschen Kompositionen zu schaffen vermochten. Weder der größte holländische Maler nach Rembrandt, noch der größte vlämische Maler nach Rubens, weder **Hals** noch **Jordaeus** besaßen diese Fähigkeit. Beide großen Künstler waren vielmehr von einer geradezu rührenden Unfähigkeit in dem Anordnen einer Komposition: man erinnere sich nur des Bohnenfestes von **Jordaens** im Brüßler Museum und der Familie van Beresteyn des **Franz Hals** in der Galerie des Louvre.

Die unmittelbare Wiedergabe der sichtbaren Natur im weitesten Sinne ist wie im großen siebzehnten Jahrhundert auch heute das Ideal der holländischen und vlämischen bildenden Kunst. Die Beherrschung von Licht und Farbe ist ihre große Macht, und die Landschaft und das alltägliche Leben des Volkes sind wie damals die beliebtesten Stoffe. Der Zug zum Einzelporträt hat sich wohl leider etwas abgeschwächt. Wenn bedeutende niederländische Künstler aus dem bezeichneten Rahmen heraustreten, wie **Jozef Israels** und **Constantin Meunier**, so kann man wohl immer voraussagen, daß anderes, als rein niederdeutsches Blut durch ihre Adern fließt. Kein niederländischer Künstler der Gegenwart besitzt die eigenthümlichen Fähigkeiten seines Volkes in einem so ausgesprochenen Maße, keiner ist in dem, was seine Stärke ausmacht, wie auch in der Begrenzung seines Talents so durchaus Vläme, so völlig die Verkörperung der ausgeprägtesten Eigenschaften seines Stammes wie **Jef Lambeaux**, der große Bildhauer.

Hätten wir nicht in der Schweiz an **Gottfried Keller** und **Conrad Ferdinand Meyer** ähnliches erlebt, so möchte man es nicht für möglich halten, daß in einem kleinen Lande auf dem Gipfel ein und derselben Kunst gleichzeitig zwei so verschiedene, ja entgegengesetzte Persönlichkeiten zu entstehen vermochten wie **Constantin Meunier** und **Jef Lambeaux**. **Constantin Meunier**, der Wallone, hat die mächtigsten Eindrücke seines Lebens in den Kohlenbergwerken des Borinage, vor den Hochöfen und Schlöten des Landes von Charleroi erhalten. Er entdeckte den Fabrikarbeiter für die Plastik. „Was können wir Reisen ins Ausland noch geben", sagte er vor einiger Zeit zu mir, „mir verleiht nur der heimathliche Boden Anregung und Kraft, ich habe keine Zeit mehr zu verlieren, ich bin ein alter Mann und vieles ist noch zu thun." Die „Arbeit" ist in **Constantin Meunier's** Augen die große Macht, welche unserer Zeit ihren Stempel aufdrückt. Die Arbeit ist die Kraft, welcher die Menschheit ihre Fortschritte verdankt, arbeiten heißt leben, die Arbeit ist das der Menschheit eigenthümlichste Symbol, der Arbeit gilt deshalb das große Denkmal, mit welchem Meunier sein Lebenswerk zu krönen gedenkt, und welches im Modell bereits weit vorgerückt ist. Nicht weniger als Meunier wurzelt **Jef Lambeaux** im Boden seiner Heimath. Aber nicht im rauchigen wallonischen Land, wo das dumpfe unterirdische Grollen der Bergarbeitermassen den Geist des Künstlers in ernstes Sinnen versetzen muß, nein, in Antwerpen, den grünen Scheldeufern gegenüber, in der festefrohen Stadt der Rubens und Teniers, in dem bunten reichen lebenwogenden flandrischen Handelsemporium hat seine Wiege gestanden, hat er seine Kindheit verlebt. Was kümmert sich Jef Lambeaux um die großen sozialen Kämpfe unserer Zeit? Was geht ihn das heiße Ringen des vierten Standes nach Licht und Freiheit an? Darüber mögen sich die Politiker ihre Köpfe zerbrechen. Die Reichen mögen selbst sehen, wie sie sich des Ansturms der Armen erwehren. Die Armen mögen selbst die Mittel finden, wie sie zu ihren Rechten kommen. Nicht im Mitfühlen und im Mitleid findet er Anregung zum Schaffen, nicht das ewig graue freudlose Einerlei der körperlichen Arbeit, wie er es im Hafen von Antwerpen wohl hätte beobachten können, wenn sein Talent ihn nach dieser Richtung gelockt hätte, drückt ihm den Meißel in die Hand. Haben etwa **Peter Paul Rubens**, **Jakob Jordaeus** und die **Teniers** durch den Anblick von Arbeit und Armuth sich zu großem Schaffen begeistert? Hat ihnen nicht vielmehr eine an Trunkenheit grenzende Lebensfreudigkeit den Pinsel geführt, daß sie immer wieder mit liebesbrünstigen weinseligen Festen oder mit großen leuchtenden Leidenschaften in schwelgerischer Farbenpracht ihre Leinewand füllten? Eine ruhige Seligkeit, eine stillbeglückte durchgeistigte Freude am Dasein ist dem vlämischen Nationalcharakter wenig gemäß. Liebe und Leidenschaft sind für ihn Deckworte ganz ebenso wie Lebensgenuß und lärmende Feste. **Jef Lambeaux** stammt in seinem künstlerischen Temperament in gerader Linie von jenen großen Vorjahren ab. Jauchzender Lebensgenuß heißt das Element, in welchem er lebt und schafft, und der Göttin der Liebe singt er Marmorhymnen, nicht der keuschen Herrin, der Wolfram von Eschenbach's Leier erklingt, nein, mit Tannhäuser kniet er vor der Fürstin des Venusberges nieder und ruft ihr zu:

„Dein süßer Reiz ist Quelle alles Schönen!"

In wenigen Wochen wird im Parc du Cinquantenaire in Brüssel der kleine, von dem Architekten **Horta** erbaute Tempel dem Besuch des Publikums eröffnet werden, welcher dazu bestimmt ist, das große Relief für alle Zukunft zu beherbergen, an welchem **Jef Lambeaux** fünfzehn Jahre hindurch gearbeitet hat, und das die belgische Regierung von ihm erwarb. „Wie nennen Sie Ihr Werk?" fragte ich neulich den Künstler, als ich mich mit ihm zu einer verabredeten Stunde vor seiner Schöpfung traf. Die Antwort, die mir wurde, ist für ihn charakteristisch. „**Je ne sais pas**", erwiderte er, „**ça m'est bien égal. Je ne m'explique pas litteralement mais sculpturellement.**" „Das überlasse ich Euch Schriftstellern", fuhr er fort, „mein Werk zu benennen, ich habe gewußt, was ich geben wollte, und das genügt mir." Die Zeitungen haben dieser eigenartigsten Schöpfung moderner vlämischer Plastik den Titel „**Die menschlichen Leidenschaften**" verliehen; diese Bezeichnung trifft aber nicht ganz die Sache, denn der Tod, dem Lambeaux den hervorragendsten Platz in seinem Werke einzuräumen beabsichtigte, ist doch keine menschliche Leidenschaft. Genauer entspräche wohl der Idee des Künstlers eine Benennung wie: „Die das Leben beherrschenden Mächte".

Treten wir aber nun endlich in den griechischen Tempel vor dieses ungriechischste Werk moderner Plastik und betrachten wir es etwas näher. Unser Blick gleitet über eine 7 Meter hohe und 14 Meter breite Marmorfläche, die theils als Hochrelief, theils als Flachrelief behandelt ist. Der erste Eindruck auf ein Auge, das in einer großen Komposition vor allem Schönheit und Klarheit der Linienführung, Nothwendigkeit und innere organische Gebundenheit der Zusammenordnung der Theile sucht, muß unvermeidlicher Weise beirrender und verwirrender Art sein. Ich konnte nicht umhin, in vorsichtigen Andeutungen dem Künstler meine Empfindung zu verrathen. „Ich begreife das", erwiderte er mir ruhig. „Aber die Komposition in jener Art, wie Sie sie meinen, ist niemals die Stärke und auch nur der Wunsch der vlämischen Künstler gewesen. Aber achten Sie bitte auf die Vertheilung des Lichts auf dem Relief, ob diese nicht zu einer Einheitlichkeit des Eindrucks verhilft. Ich pfeife auf die Idee. Die malerische Wirkung ist mir alles. Wir Vlämen wollen das Leben, heiß und pulsirend wie es ist, unmittelbar geben und das genügt uns."

Wir aber wollen nicht in den Fehler verfallen, daß wir einen bedeutenden Künstler kritisiren, weil er nicht mit

unseren Augen sieht und nicht mit unseren Nerven empfindet. Wir wollen vielmehr ohne Einschränkung anerkennen, daß die Licht- und Schattenwirkung, welche die bedeutsamsten Theile des Werkes am meisten hervortreten läßt, nicht vollkommener zu denken gewesen wäre. In den Kreisen der Kenner und Fachleute wird auf diese weitgehende Uebertragung malerischer Prinzipien auf die Plastik ein ganz besonderer Nachdruck gelegt und vorzugsweise hierin sehen sie das Neue und Bedeutende von Lambeaux' Werk. Wenn in vergangenen Zeiten in der Malerei vornehmlich plastische Wirkungen gesucht wurden, — die Italiener vor Correggio und den Venetianern waren ja alle keine eigentlichen Maler, die mittelst der Farbe komponirten — so deutet das Auftreten Lambeaux' und der jungen belgischen Schule darauf hin, daß im Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts nunmehr umgekehrt der malerische Stil die Herrschaft in der Bildhauerkunst an sich reißen wird. Nach dieser Richtung hin scheinen die „Menschlichen Leidenschaften" als erstes großes durchgeführtes Werk des neuen Stils einen bleibenden kunstgeschichtlichen Werth für sich beanspruchen zu dürfen.

In der Mitte des Reliefs am oberen Rand hat der Künstler den Tod angebracht. Sein bleiches Skelett beherrscht das gesammte Kunstwerk aber leider nicht in dem nachdrücklichen Sinne, wie die Idee es verlangen würde; mehrere Gruppen, besonders rechts der Märtyrer, der ein Opfer seines Glaubens am Kreuze stirbt, sind in gleicher Höhe angebracht. Der Tod, der blinden, verloschenen Blicks auf alle unsere Leidenschaften herabblickt, der Ender Tod, der Spurentilger, er müßte gespenstisch und entrückt auf das Meer von Leidenschaften herniederschauen, dessen Allhäuftiger er allein ist und Niemand, Niemand sonst. Die ganze linke Seite des Reliefs nimmt die Liebe in ihren verschiedenen Erscheinungsformen ein. Unten links, die Mutter mit dem Kinde, ist darunter die einzige, nicht völlig ansprechende Gruppe. Die Mutterliebe liegt der Natur Lambeaux' offenbar nicht. Man erinnert sich, daß der vieltönigste Künstler, der je geschaffen hat, daß auch Shakespeare dem ewigen Phänomen der Mutterliebe nicht ausgiebig gerecht geworden ist. Eine wahrhafte Ueberraschung für uns war die herrliche Gruppe, welche die erste keusche Liebe versinnbildlicht. Ein nackter Jüngling, der einem nackten Mädchen von unberührter Schönheit thörichte, süße, frühlingkündende Liebesworte ins Ohr flüstert. Daß Jef Lambeaux auch diese Nuance der Liebe zu fassen und zu gestalten im Stande war, das rechnen wir ihm hoch an. Diese Schöpfung ist von wirklich adligem Gehalt und sie nimmt einen ganz eigenen Platz in dem Werke des Meisters ein. Die bachantische Liebe oder sagen wir der Sinnengenuß schlechthin wird durch eine wildbewegt tanzende, jauchzende, tamburinschwingende Frauenschaar unter welche sich einige Faune gemischt haben, zur Anschauung gebracht. Diese, wie wir wissen, ganz nach dem Leben gearbeitete Gruppe athmet dieselbe urgesunde derbe Sinnlichkeit, wie sie uns in den kräftigsten und farbenreichsten Bachantenzügen des Rubens begegnet. Sie gemahnt an den „trunkenen Silen" im Berliner Museum und an das entsprechende große Bild in der Darmstädter Galerie.

Die „Vergewaltigung" bildet den Uebergang von den Mächten der Liebe zu denen des Hasses und der Gewaltthat. Daß man vor dieser Darstellung wüthender thierischer Sinnlichkeit ohne Ekel verweilen kann, ist ein starker Beweis für die Größe der Bildhauerkunst Jef Lambeaux'. Diese Gruppe ist ein Meisterwerk allerersten Ranges, alle Körpertheile, jede Muskel von den Fußsohlen bis zu den Köpfen drücken die gespannteste Leidenschaft aus und die Drehungen der Körper sind mit glänzendster Intuition gefaßt und mit vollstem Gelingen aus dem Material herausgeholt. Ich wüßte keinen Bildhauer in Vergangenheit und Gegenwart, der diesen Stoff wie Lambeaux zu geben und zu beherrschen im Stande gewesen wäre.

Die rechte Seite des Reliefs, welche besonders die zerstörenden Mächte: Krieg, Empörung, Religionsstreit, Brudermord, Haß, Neid u. s. w. darstellen soll, ist in der Komposition nach ungleich krauser und gedrängter als die linke Seite. Aber auch hier finden wir im Einzelnen Bewegungsdarstellungen, Kraftausdrücke, Fleischbehandlungen, welche die allerhöchste Bewunderung verdienen. Außer Rodin, dem unerreichten Bildner des individuellen Lebens, dem großen Aktporträtisten lebt wohl heute kein Bildhauer, welcher sich in der Belebung des nackten Körpers mit Lambeaux messen kann. Die Wirkungen, die er sucht, sind nun freilich sehr verschieden von denen, die Rodin erstrebt. der Franzose bleibt immer in erster Reihe „Psychologe" oder sagen wir Porträtist, selbst wenn er eine Schulter oder einen Fuß wiedergibt, der Vläme dagegen achtet ausschließlich auf die Wirkung des Ganzen, auf die Wiedergabe der Kraft, auf die dramatische Stärke der Bewegung; das Einzelwesen als solches interessirt ihn nicht.

Die „menschlichen Leidenschaften" oder wie wir das Relief nannten: „die das Leben beherrschenden Kräfte" sind das Werk eines kühnen, originellen und starken Künstlers. Die seelische Wirkung aber, die der Beschauer mit fortnimmt, ist nicht das Gefühl eines Hinaufschwebens zu höheren Sphären, wie man es beim Verlassen der Sixtina oder der Medicäerkapelle empfindet. Im Gegentheil: wir fühlen stärker als sonst, wie erdenschwer, wie thierverwandt und götterfern wir dahinleben. Buonarroti, dieser einsame und innerlichste Geist, den wir kennen, hatte eine große, reine, über die menschlichen Leidenschaften hinausstrebende göttliche Seele in seiner Brust. Der Schöpfer der „menschlichen Leidenschaften" aber ist wie wir anderen alle ein Sklave der menschlichen Leidenschaften. Sein Werk verräth es, und uns sei es fern, ihn deshalb zu schmähen! Homines sumus.

Brüssel. Gustav Mayer.

Gottfried Keller. Sieben Vorlesungen von Albert Köster. Leipzig. 1900. Druck und Verlag von B. G. Teubner.

Diese Biographie, welche den Lebensgang Meister Gottfrieds, jenes zweiten großen bürgerlichen Dichters Gottfried — diesmal von Zürich — an der Hand seiner Werke schlicht und im Sprechton darstellt, gibt sich gar nicht den Anschein tiefdringender Forschung, sondern nur den einer liebevollen Darlegung, die aus ihrer ganzen warmen Verehrung zu Gleichgesinnten von ihrer Bewunderung sprechen will, und zu wem spräche man überzeugender, als zu Gleichgesinnten! Keller's Natur selbst ist so einfach, schlicht, klar und bis auf den innersten Seelengrund durchsichtig, daß sie der bohrenden Spekulation weder bedarf, noch ihr jemals Anlaß gibt. Mit seinem Werk liegt sein Herz offen. Wer ihn liebt, kennt ihn, wer ihn kennt, versteht ihn. So ersetzt freilich diese Biographie nicht Baechtold's Werk, welches Keller's Briefe und Nachlaß benützt und so der Bewunderung neue Objekte bietet, denn Keller war einer der wenigen Menschen des 19. Jahrhunderts, welcher noch die Kunst und Lust des Briefschreibens besaß und in Briefen, wie sonst in Dichtungen selbst das Höchste an künstlerischer Form, Laune, Einfällen und Schnurren gab, aber gerade als Flugschrift gewissermaßen, welche zum ganzen Volke von einem Geliebten des Volkes spricht, wird sie willkommen sein und ihrem Zweck genügen.

Stauffer-Bern's wundervolle Radirung Gottfried Keller's, den kleinen, cholerischen Herrn zeigend, wie er mit seinem Schnupftüchlein dasitzt, den Kopf etwas gesenkt, eine korpulente, gut bürgerliche Altherrengestalt — ist dem Buch vorangesetzt. Es ist das beste Lob der Schrift, daß ihr Text uns Keller's Bild in Worten mit gleicher Feinheit und Schönheit darstellt.

Wien. Otto Stoeßl.

Briefkasten der Redaktion.

R. B. Berlin. Eine deutsche Ausgabe der Werke Stendhal's ist uns nicht bekannt. Herr von Oppeln-Bronikowski, der als Uebersetzer Maeterlinck's und des Nachlasses von Maupassant hervorgetreten ist, arbeitet aber — wie wir hören — an einer deutschen Ausgabe der Werke von Stendhal (Henri Beyle). Der erste Band, „Le Rouge et le Noir", soll noch in diesem Frühjahr unter dem Titel „Roth und Schwarz" im Verlage von E. Diederichs in Leipzig erscheinen.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 21. Berlin, den 24. Februar 1900. 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Am 11. Oktober vergangenen Jahres ist der Krieg zwischen dem britischen Weltreich und den Buren-Republiken ausgebrochen und erst jetzt, in der zweiten Hälfte des Februar, also nach vollen vier Monaten, ist es den Engländern gelungen, den ersten bedeutungsvollen Erfolg zu erringen. Sie haben bisher nicht in einer offenen Feldschlacht gesiegt, aber sie haben durch ihre Taktik einen erheblichen Vortheil erlangt. General Cronje ist von englischen Truppentheilen umgangen worden, die ungehindert in Kimberley einziehen konnten, das jetzt also entsetzt ist, und diese Umgehung zwang General Cronje zugleich, schleunigst seine Stellung am Modder River aufzugeben und sich auf das Gebiet des Oranjefreistaats zurückzuziehen. Dieser Rückzug ist ihm zunächst ohne Verluste von irgend welcher Bedeutung gelungen; das zeigt die große Gewandtheit dieses Heerführers. Er ward darauf von den englischen Truppen verfolgt, eingeholt, und der Ausgang der Kämpfe zwischen ihm und jenen wird in sehr erheblicher Weise über das Schicksal wenigstens des Oranjefreistaates entscheiden. Ist Cronje vernichtet oder zersprengt, dann bleibt auf diesem Theil des Kriegsschauplatzes voraussichtlich nur noch der freilich für die Engländer auch sehr gefährliche Guerillakrieg übrig.

Die eben geschilderten Ereignisse haben zugleich auf die Verhältnisse in Natal stark zurückgewirkt. Wie angenommen wird, sind von dort die Oranjeburen abgezogen, um die Zahl der Streiter im eigenen Lande zu vermehren. General Joubert scheint auf diese Weise dermaßen geschwächt worden zu sein, daß er möglicherweise die Belagerung von Ladysmith wird aufgeben müssen. Also auch auf diesem Kriegsschauplatz sind die Engländer im Vorrücken.

Wenn man bedenkt, daß beim Ausbruch des Krieges alle Welt auf schnelle und entscheidende Siege der Engländer in kürzester Zeit gerechnet hat — die Engländer selbst vor Allen —, und wenn man nun in Erwägung zieht, daß nach zahlreichen Niederlagen die englischen Truppen vier Monate brauchten, um die ersten Erfolge zu erringen, so muß man für die Tapferkeit und die Energie der Buren nach wie vor voller Bewunderung sein. Und auch heute ist das allerletzte Wort noch nicht gesprochen. Wie der Ausgang aber auch schließlich sein wird, die Buren haben sogar dann nicht ihr Blut umsonst vergossen, wenn sie selbst von einem Riesenreiche erdrückt werden sollten.

Eines kann man als sicher annehmen; wenn die Engländer so leicht gesiegt hätten, wie es die Rhodes und Chamberlain träumten, so hätte sich ganz sicher der englische Chauvinismus zu einer für alle Nationen unerträglichen und überaus gefahrvollen Höhe entwickelt. Die bedenklichen Symptome dieser modernsten englischen Eigenschaft hat die Welt vor dem südafrikanischen Kriege bereits mit Ueberraschung, mit Beunruhigung, und die Freunde Englands mit Trauer beobachten können. Ob nicht die südafrikanischen Erfahrungen in England schließlich ernüchternd wirken werden, das muß abgewartet werden. Tritt diese gesunde, für England wie für die Welt gleich heilsame Ernüchterung ein, dann kann sich die heroische Tapferkeit der Buren das Verdienst zuschreiben, den Anstoß zu dieser so nothwendigen Heilung unter Aufopferung von Gut und Leben gegeben zu haben.

Endlich scheint man jetzt so weit bei uns zu sein, daß die Berliner Produktenbörse wieder hergestellt werden kann. Wie so oft bei Kämpfen, die sich ohne Ende hinzuziehen scheinen, werden sie schließlich durch ein Kompromiß ge-

schlossen. Die Agrarier haben nicht gesiegt; aber die Kaufleute machen doch die Konzession, daß sie sich Vertreter der Landwirthschaft für den Börsenvorstand präsentiren lassen, unter denen sie alsdann die ihnen genehmen wählen. Das ist ein Ausgleich, der den Kampf um den abstrakten Ehrenpunkt aus der Welt schafft. Praktisch werden sich natürlich die Verhältnisse so gestalten, daß die Vertreter der Landwirthschaft im Börsenvorstand so wenig zum Eingreifen Veranlassung finden werden, wie der königliche Börsenkommissar; sie müßten denn ungerechtfertigte Prätensionen auch jetzt noch hervorkehren, und alsdann werden ihre Rekriminationen hoffentlich wirkungslos bleiben.

Es ist zu hoffen, daß nunmehr wiederum eine ungestörte Entwickelung des unentbehrlichen Börsenhandels in Getreide Platz greifen kann. Das wird ein Segen für das Land, für den Kaufmannsstand und für die Landwirthschaft sein.

Unter gänzlicher Gleichgiltigkeit des Landes wird jetzt vor dem französischen Senat dem Nationalisten Habert der Prozeß gemacht. Daß es nochmals zu einer Verurtheilung kommt, ist nicht wahrscheinlich. Sobald die unmittelbare Gefahr vorüber ist, pflegt man in Frankreich die Vergangenheit zu vergessen; und die Republik fühlt sich nicht mehr so gefährdet wie noch vor vier, fünf Monaten; dazu kommt, daß der nahende Beginn der Weltausstellung die Politik des „Schwamm drüber" besonders eindringlich einer Bevölkerung predigt, die dieser Politik im Herzen seit Langem geneigt ist.

Die Czechen haben nunmehr offiziell dem Ministerium die Freundschaft und den Waffenstillstand gekündigt. Im Parlament sind daher czechische Tumulte zu erwarten, und zugleich muß man die Befürchtungen hegen, daß jene demnächst wieder durch eine deutsche tumultuarische Obstruktion abgelöst werden.

* * *

Der blinde Souverän.

Es war im hohen Grade beachtenswerth, daß in den Erörterungen des englischen Parlaments fast ausschließlich über die Ursachen des Blutvergießens in Südafrika, über die Verwerflichkeit oder Nothwendigkeit dieses Krieges, über die Mittel, ihn unter allen Umständen siegreich zu Ende zu führen, über die Makellosigkeit des Herrn Chamberlain oder über seine sehr zweifelhaften Praktiken gesprochen worden ist; über Englands Stellung den unbetheiligten europäischen Großmächten gegenüber und gegenüber den Vereinigten Staaten wurde dagegen kaum ein Wort verloren, und doch ist es augenscheinlich, daß die Buren nur ein einzelner Faktor und nicht einmal der wichtigste für den Ausgang jener Krisis sind, die die Londoner Politik für ihr Land heraufbeschworen hat. Von viel weittragenderer Bedeutung für die Gegenwart und für die Zukunft ist die Stellung, in die Europa durch die Entwicklung des Salisbury-Chamberlain'schen Imperialismus kommt. Daß diese Seite des Problems gänzlich oder doch fast gänzlich in den englischen Parlamentsdebatten unberücksichtigt geblieben ist, war besonders auffällig. Man verschloß die Augen.

Erst die Erörterungen im englischen Oberhaus am 15. Februar brachen den Bann. Lord Rosebery und der Earl of Kimberley veranlaßten ihre Landsleute, den Blick über die Erde schweifen zu lassen und nicht hypnotisirt ausschließlich nach Südafrika zu starren; und Lord Rosebery war es zugleich, der die Erklärung dafür brachte, warum ein großes Land in einer schweren Krisis die tiefer liegenden Gründe des ernsten Zustandes zu übersehen scheint oder thatsächlich übersieht. Lord Rosebery sagte:

„There is nothing so unpopular, nothing so distasteful to the British public, and yet nothing so salutary, as to remind them of the opinion of foreign countries."

Und aus der Rede des Lord Rosebery ging hervor, daß es ihm nicht allein auf die öffentliche Meinung fremder Länder, sondern auch auf die Rückwirkung ankommt, die diese öffentliche Meinung auf die Politik der einzelnen Staaten haben muß.

Eine ganz entscheidende Ursache für die Ueberraschungen, die England der Welt bereitet hat, ist hier beiläufig angedeutet.

Es ist in England unpopulär, und es ist dem Engländer verhaßt, sich in seinen Handlungen beeinflussen zu lassen von dem, was außerhalb des eigenen Landes und der Kolonien vor sich geht. Die politische Entwicklung außerhalb dieser Grenzen ist ihm gleichgiltig; er ignorirt sie, oder er blickt auf sie mit Verachtung hinab. Ein solcher Zustand ist die Erbschaft, die dem Durchschnittsengländer die Ereignisse eines Jahrhunderts gebracht haben.

In dieser langen Zeit bedrohte das Ausland niemals England ernstlich; eine solche Bedrohung erschien daher unmöglich, und nur England bedrohte das Ausland, wenn es ihm zweckmäßig erschien und zwar fast ausnahmslos mit Glück. Aus dieser Thatsache zogen die Hunderttausende in England den Schluß, daß das vereinigte Königreich unter allen Umständen sich selbst genug sei, und eine außerordentliche Steigerung des Selbstgefühls war die Folge. Was überall als eine inhaltlose Phrase betrachtet wurde, geeignet, nur der Eitelkeit zu schmeicheln, jene hohlen Worte des Lord Salisbury von der splendid isolation seines Landes, sie nahm man auf heimischem Boden als eine glückliche Prägung in Vollgewicht, die genau das wieder gab, was den Thatsachen angeblich entsprach.

Eine solche Stimmung Englands war solange ungefährlich für die Welt und für das vereinigte Königreich selbst, als sie sich nicht mit aggressivem Chauvinismus verband. Aber auch diese Verbindung wurde hergestellt. Rhodes und Chamberlain brachten die englische Politik auf die Bahn der Aggression, und es ist charakteristisch, daß der eine wie der andere zwar sehr geschickte Faiseure sind, aber augenscheinlich aus Mangel an umfassender Bildung, an Ueberblick über die Weltverhältnisse und an ernster Schulung ganz unfähig, die verwickelten Probleme der internationalen Politik zu beherrschen. Wenn solche Männer zur Herrschaft über die englische Presse und alsdann zur Herrschaft über die englische Bevölkerung, die über das Ausland noch weniger als ihre Führer wußten und sich selbst mit maßlosem Selbstgefühl betrachtete, gelangten, so mußte es ein Unglück geben. Das ist denn auch im Zuge.

Denkt man auch nur ein Jahr zurück, so enthüllt sich dem Betrachter die englische auswärtige Politik als ein erstaunliches Gewebe von Dilettantismus, Leichtsinn und Selbstüberhebung. Mit Rußland besteht der tiefgehende und stets gefahrvolle Gegensatz in Asien; und Herr Chamberlain, ein Minister Ihrer Majestät, beleidigt das Czarenreich wohlgemuth in einer Rede zum Gaudium seiner Zuhörer, indem er den asiatischen Rivalen als den Teufel bezeichnet, mit dem es nicht gut sei, aus einem Topfe zu essen. Alsdann steigt vor den Augen der bewundernden Engländer die Seifenblase der Allianz mit den Vereinigten Staaten auf; Allianz, auf welcher Basis, zu welchem Zweck, gegen wen? Unmittelbar darauf stößt England nach Möglichkeit die Vereinigten Staaten bei Gelegenheit der Philippinenwirren und vor Samoa in einen Konflikt mit uns hinein und versucht Deutschland damit eine Demüthigung zuzufügen. Inzwischen kommt es wegen des Faschodazwischenfalls mit Frankreich fast zum Kriege, und wenig später bricht der schlecht vorbereitete Krieg in Südafrika

aus. Nachdem die Lage in Südafrika am Schlusse des vergangenen Jahres dann immer bedenklicher geworden war, und nachdem England wegen der Haltung Frankreichs und Rußlands immer besorgter werden mußte, gelangte zum Schlusse des Jahres ein neuer Allianzantrag Englands diesmal nicht allein an die Vereinigten Staaten, sondern zugleich an diese und an Deutschland, das wenige Monate vorher in einen Konflikt mit England und mit den Vereinigten Staaten hineingezerrt werden sollte.

Lord Rosebery machte ausdrücklich von diesem Allianzanerbieten Mittheilung in seiner Rede, und seine Angaben sind zutreffend; er sagte:

„I know that last December her Majesty's Government made public overture to two Great Powers for an alliance — Germany and the United States — and those ouvertures .... were not received with any such cordiality as to encourage her Majesty's Government to pursue them".

Kann man sich über dieses mangelnde Entgegenkommen, eine Allianz abzuschließen, wundern? Aus welchem Anlaß sollte sich Amerika dazu hergeben, sein Gewicht in die Wagschale für England zu werfen? Und aus welchem Grunde hätte Deutschland die gefahrbringende Garantie für die Ruhe Frankreichs und Rußlands auf sich nehmen sollen, nachdem wir noch unmittelbar zuvor die englische Liebenswürdigkeit vor Samoa kennen gelernt hatten, und unmittelbar nachher machten wir die Erfahrungen mit der Beschlagnahme unserer Postdampfer.

Eine Regierung, die im Verlaufe eines kurzen Jahres, Rußland vor Europa anrempelt, Deutschland reizt, Frankreich demüthigt, einen Krieg leichter Hand entfesselt, der das eigene Land fast bis an den Rand des militärischen und internationalen Bankerotts führt, mit Allianzen spielt, die jeder sicheren Grundlage entbehren und das eine für die Allianz zu gewinnende Land doch wieder vorübergehend brüsquirt — eine solche Politik in ihrer Zusammenhanglosigkeit, in ihren Sprüngen und in ihrer leichtsinnigen Verwegenheit ist eine öffentliche Gefahr für den Frieden der Welt; denn Niemand kann voraussehen, wer das nächste Opfer ist, das die gefahrvolle Explosivkraft solcher Ueberhebung und kriegerischen Frivolität am eigenen Körper zu spüren bekommen wird; Frankreich, Deutschland oder Rußland, wer wird nach den Buren an die Reihe kommen?

Wenn ein mächtiges Reich seine Machtmittel solchen Händen anvertraut, dann kann das nicht nur zu einem Unglück für das eigene Land führen, sondern dann ergreift alle Welt ein Gefühl der Beunruhigung. Dieses Gefühl ist heute vorhanden, und wenn es sich verbindet, mit den Plänen von Rivalen, die Schwierigkeiten Englands auszubeuten, wenn Frankreich, das in Aegypten möchte, und Rußland es in Asien vollbringt, so ergibt sich eine Lage, von der Lord Rosebery mit Recht sagen konnte:

„If that be not a crisis, if that be not a matter of life and death, I know not what is."

Und auf diese ernsten Worte folgten „Cheers".

Ueberblickt man das Ergebniß der englischen Politik, so zeigt sich: die Aera Salisbury-Chamberlain hat das Vertrauen zur politischen Solidität des Vereinigten Königreiches erschüttert; Großmächte sind verletzt und gereizt worden; der Krieg gegen die Buren hat die Sympathien für England überall in den Bevölkerungen verringert; die militärische Schwäche Englands, wenn es auch siegt, ist offenbar; sein Prestige ist vermindert; Südafrika wird für Jahre eine schwere offene Wunde bleiben, und zu diesen Imponderabilien kommt ein realer Verlust, über den England bereits quittiren kann. Lord Rosebery gestand ihn in seiner Rede offen ein:

„The ancient empire of Persia has been the witness in these last days, to events to which England once would have had something to say, but which appear to pass without any protest from England, and perhaps without any possibility of protest from England."

Diese Ausführungen bedeuten das Eingeständniß, daß England gegen russische Vorstöße in Asien zur Zeit und wohl für lange machtlos ist.

Wir in Deutschland haben mit unserer Empfindung in dem südafrikanischen Kriege **gegen** England Partei ergriffen, weil wir den Kampf als ein unnöthiges Blutvergießen beklagen; allein die südafrikanische Frage kann für Deutschland **politisch**, — wie man auch empfinden mag, — immer nur eine untergeordnete Bedeutung haben.

Unvergleichlich wichtiger für uns ist es, wie sich die Stimmung in England weiter entwickeln wird; wird der Typus Rhodes-Chamberlain der herrschende bleiben? Werden die Lehren der letzten Monate in England Eindruck machen, oder wird man sich sagen — wenn man schließlich siegt — solche Niederlagen bedeuten nichts; wir sind doch am Ende immer die Triumphirenden. Werden Männer wie Rhodes und Chamberlain von solchen Empfindungen der Bevölkerung weiter getragen und berauscht, dann können leicht bedrohliche Wolken für die Welt heraufziehen, und die Staatsmänner Europas werden gut thun, die Möglichkeit von schweren Stürmen in Betracht zu ziehen.

Nichts ist für Demokratien gefährlicher, als wenn der Souverän, das Volk, schlecht informirt ist; schlecht informirt über die eigene Kraft, schlecht informirt über die Kräfte konkurrirender Mächte. Kommt alsdann Chauvinismus zur Selbstüberschätzung hinzu, so werden die besseren Informationen nur durch blutige Lektionen erlangt, ein Unglück für den, der sie erhält, ein Unglück für den, der sie ertheilen muß.

Der Liberalismus in Deutschland und jede deutsche verständige Regierungspolitik wird gute und auch intime Beziehungen zu England wünschen; ob sie aber möglich sind, das hängt von der Fähigkeit des englischen Volkes ab, sich selbst zu erziehen und seine Blindheit einer völlig veränderten Weltlage gegenüber aufzugeben. Englands Stärke ist nicht nur zurückgegangen durch die Rüstungen der anderen Staaten, sondern auch, weil das Vereinigte Königreich in Aegypten und Asien für die Angriffe durch Landarmeen verwundbar geworden ist. Solche Veränderungen erfordern im Interesse Englands eine vorsichtigere Politik. Eine Politik, die den entgegengesetzten Weg wandelt, wird der Welt Kalamitäten und Beunruhigungen bringen, wie sie das Londoner Kabinet jetzt seit einem Jahre nicht zum eigenen Vortheil heraufbeschworen hat.

P. Nathan.

Parlamentsbriefe.

XI.

Auf der Terrasse des Schlosses stehen seit fünfzig Jahren zwei Pferdebändiger, welche von dem Volkswitz alsbald der „gehemmte Fortschritt" und der „beförderte Rückschritt" getauft wurden. Man könnte sie kürzer Reichstag und Abgeordnetenhaus nennen; im Reichstage geht nichts vorwärts und im Abgeordnetenhause geht alles zurück.

Als vor einigen Jahren im Reichstage über die Aufhebung des Diktaturparagraphen für Elsaß-Lothringen verhandelt wurde, hatte man den Eindruck, als bedürfe es nur noch eines kräftigen Ruckes und er fällt. Die Regierung hatte gegen die Abschaffung so sehr Vieles nicht mehr einzuwenden. Jetzt hat sich politisch die Lage verändert; Hildebrand und sein Sohn Hadubrand, der Fürst Reichskanzler und sein Sohn Alexander sprachen beide von Wuth entbrannt für die Beibehaltung dieses Ausnahmegesetzes. Der Diktaturparagraph, so sagte Fürst Hohenlohe, sei schlechthin unentbehrlich, denn es werde niemals von ihm Gebrauch gemacht. Er fügte hinzu, wie harmlos der Diktatur-

paragraph sei, könne man am besten daraus ermessen, daß Herr von Köller, obwohl er vier Jahre lang der Chef der Elsässischen Polizeiverwaltung gewesen sei, öffentlich bekannt habe, den Diktaturparagraphen nicht einmal gelesen zu haben. Diesen Beweis kann ich nicht gelten lassen; wenn Alles vortrefflich wäre, wovon Herr von Köller Nichts weiß, dann wäre der Beweis für Leibnitz' Satz, daß diese Welt die beste aller möglichen Welten sei, geführt. Es kam zu einer Abstimmung, bei welcher die Regierung alle Parteien gegen sich hatte, mit Ausnahme der Deutsch-Konservativen, und diese erklärten, daß sie nur ungern für die Regierung stimmten.

Die elsässischen Eisenbahnen bilden nur einen kleinen Theil des gesammten deutschen Eisenbahnnetzes und die Erörterung ihres Budgets pflegt sich ohne jeden Zwischenfall zu vollziehen. Diesmal erklärte Herr von Thielen, der als Reichskommissarius fungirte, und der nebenbei Chef des preußischen Eisenbahnwesens ist, man möge auf eine Reform der Eisenbahntarife nicht warten, sie stehe nicht in Aussicht. „Thuts ihm so eilig, Herr Konstabel, die Wege sind noch nicht praktikabel." Weit eher sei zu erwarten, daß die Vergünstigungen, welche Retourbillets und Saisonkarten genießen, wieder abgeschafft würden, als daß sie erweitert werden. Diese Erklärung war vom rauschenden Beifall der Konservativen begleitet, die nun erst die Segnungen der Eisenbahnverstaatlichung gekrönt sehen. Im Jahre 1848 sagte ein Bürgerwehr-Kommandant seinen Leuten: „Meine Herren, wir haben die Gewehre nicht bekommen, um damit zu schießen." Ganz recht, und die Eisenbahnen sind nicht dazu da, um darauf hin- und herzufahren.

Im Reichstage kommt man nicht vorwärts und mit wie schnellen Schritten man im Abgeordnetenhause zurückgeht, zeigt das Waarenhaussteuergesetz, das schon in der vorigen Nummer ausführlich besprochen wurde. Noch ist es nicht zur ersten Lesung gekommen, weil Herr von Miquel sich für die Vertheidigung rüstet und sich im Zustande der Rekonvalescenz befindet. Die Geschäfte des Abgeordnetenhauses leiden darunter, daß die beiden Minister, auf deren Mitarbeit in diesen Tagen am ernstesten gerechnet werden mußte, Herr Studt und Herr von Miquel, Erkrankungen ausgesetzt waren.

Die leitende Rolle fiel deshalb Herrn von Rheinbaben zu. Er brachte zwei Gesetzentwürfe ein, die beide durch die Verwaltungszustände in den Berliner Vororten veranlaßt worden sind. Das Bedürfniß irgend einer gesetzlichen Regelung ist unleugbar. Aber die vorgelegten Entwürfe gehören zu denen, durch welche, nach Eduard von Simson's Ausdruck, ein Minister „sich nothdürftig in der Sphäre des Regierens erhält". Daß ein Kreistag, der aus Schöneberger Hausbesitzern besteht, nicht geeignet ist, die ländlichen und landwirthschaftlichen Interessen eines Kreises zu vertreten, ist sicher; aber daß ein Kreistag, der aus Junkern besteht, nicht im Stande ist, die Interessen eines Terrains zu vertreten, das sich mächtig zu großstädtischen Verhältnissen aufschwingt, ist ebenso sicher. Die Regelung der administrativen Verhältnisse großstädtischer Vororte wäre eine Aufgabe für einen Minister, der schöpferische Kraft in sich fühlt. Herrn von Rheinbaben glaube ich schon im vorigen Parlamentsbriefe richtig charakterisirt zu haben.

Ein jeglicher muß seinen Helden wählen,
Dem er die Wege zum Olymp hinauf
Sich nacharbeitet.

Der Held des Herrn von Rheinbaben heißt von Puttkamer.

Proteus.

Die Zukunft der Produktenbörse.

So soll denn nun endlich nach mehr als dreijährigem hartem Kampfe zwischen Agrariern und Händlern die Produktenbörse wiederhergestellt werden. Am 15. Januar d. J. fand unter Assistenz der Regierungsorgane und des Staatskommissars ein großes Friedensmeeting statt, in welchem die „Grundzüge" des neuen Abkommens festgestellt wurden. Entsprechend diesem Abkommen haben sich die Händler bereit erklärt, bezüglich der agrarischen Vorstandsmitglieder auf die Zugehörigkeit derselben zur Korporation, nicht aber auf das eigene Wahlrecht zu verzichten, die jetzige Börsenordnung soll demgemäß und in verschiedenen anderen Punkten abgeändert werden,*) während die Schlußscheinfrage, die schließlich zum Mittelpunkte des Streites wurde, in einer den Wünschen der Händler entsprechenden Weise geordnet werden soll. Zwar macht sich auf beiden Seiten noch eine gewisse Opposition, die auf dem Standpunkt: „Nichts von Verträgen, nichts von Uebergabe!" steht, gegen die beschlossene Neuorganisation geltend, aber die Friedensstimmung überwiegt und die Produktenbörse ist der Wiederherstellung nahe.

Wie liegen nun die thatsächlichen Verhältnisse, unter denen das neue Gebilde entstehen soll? Wer sind die Leute, die die neue Börse bilden werden, und mit welchen Faktoren haben sie fortan zu rechnen?

Ueber die erste Frage kann kein Zweifel bestehen: dieselben Leute, die die alte Produktenbörse füllten, werden auch das Mitgliederpersonal der neuen Börse bilden. Die Agrarier haben in dem dreijährigen Börsenkriege so unverkennbare Beweise ihrer Unfähigkeit, eine Börse zu bilden, geliefert, daß über diesen Punkt kein Wort weiter zu verlieren ist.

Sodann die zweite Frage: mit welchen Faktoren haben fortan die Händler zu rechnen? Es gibt deren vier:

1. Das neue Börsengesetz.
2. Das Reichsgericht.
3. Das Oberverwaltungsgericht.
4. Die — Agrarier.

Wir glauben, diese Faktoren in dem richtigen Crescendo wiedergegeben zu haben: die Regierung, die in Börsenfragen nur ein Amt und keine Meinung hat — das Amt nämlich, welches ihr die Agrarier zu übertragen für gut befinden — haben wir als einen selbständigen Faktor nicht mitgerechnet.

Sehen wir uns nun einmal diese vier Faktoren im Hinblick auf ihre Bedeutung für die im Werden begriffene Produktenbörse etwas näher an.

Erster Faktor: Das Börsengesetz. Dasselbe besagt in § 50 Abs. 3:

„Der börsenmäßige Terminhandel in Getreide und Mühlenfabrikaten ist untersagt."

Also: Börsenmäßige Termingeschäfte in Getreide zc. dürfen an der neuen Produktenbörse nicht gemacht werden.

Zweiter Faktor: Das Reichsgericht. Das Reichsgericht hat bisher „ohne Unterschied des Standes und der Person" in gewissen Papieren des Großhandels alle handelsrechtlichen Lieferungsgeschäfte, die ihm seit Inkrafttreten des Börsengesetzes zur Beurtheilung vorlagen, als Börsentermingeschäfte und, Mangels Eintragung ins Börsenregister, für unklagbar erklärt. Am 12. Oktober 1898 erklärte es ein nach Artikel 357 des Handelsgesetzbuches abgeschlossenes Geschäft als unklagbares Börsentermingeschäft im Sinne des § 66 des Börsengesetzes, am 28. Oktober 1899 widerfuhr das gleiche Schicksal einem nach

*) Die Aenderungen zur Börsenordnung sind inzwischen publizirt worden: Betreffs der sehr wichtigen Vorschrift der Spezifizirung des Getreides bei der Notirung — ein Hauptstreitpunkt — fordert die neue Börsenordnung die Feststellung von Unterscheidungsmerkmalen „soweit diese Unterscheidungsmerkmale festzustellen sind." Es soll uns wundern, ob diese Klausel nicht zu neuen Streitigkeiten Anlaß gibt.

Artikel 354—356 des A. D. H. (also mit Nachfrist!) abgeschlossenen Geschäft, am 27. Juni 1899 wurde ein sog. Kontogeschäft als Zeitgeschäft charakterisirt, und am 7. Februar 1899 wurde sogar ein New-Yorker Kaffeegeschäft als Börsentermingeschäft im Sinne des — deutschen Börsengesetzes aufgefaßt. Um jeden Zweifel zu beseitigen, stellte das Reichsgericht in seinem Erkenntniß vom 28. Oktober 1899 die Theorie auf, daß der Gesetzgeber die in Rede stehenden Geschäfte — es handelte sich in jenem Urtheil um Geschäfte, die auf handelsrechtlicher Grundlage mit Nachfrist abgeschlossen waren — treffen wollte und sie ausdrücklich getroffen haben würde, wenn es die Einkleidung in diese Form vorausgesehen hätte! Der Standpunkt des Reichsgerichts ist darnach in folgenden Satz zusammenzufassen:

Handelsrechtliche Lieferungsgeschäfte, mögen sie nach Artikel 354, 355, 356 oder 357 des Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuches abgeschlossen werden, dürfen an der neuen Produktenbörse ebenfalls nicht gemacht werden.

Dritter Faktor: das Oberverwaltungsgericht. Als am ersten Januar 1897 nach fünfjährigem heißen Bemühen das neue Börsengesetz in Kraft trat, entstand plötzlich die Frage, was eigentlich eine — Börse sei? Endlich am 8. November 1898 entschied das Oberverwaltungsgericht wirklich folgendermaßen:

„Zunächst müssen Versammlungen einer größeren Zahl von Personen vorliegen, die an einem ein für alle Mal bestimmten Orte und zu einer allgemein bestimmten Zeit, wenn nicht täglich, so doch in verhältnißmäßig kurzen Zwischenräumen regelmäßig abgehalten werden und deren Wiederholung von vornherein beabsichtigt ist. Die sich Versammelten müssen sodann wenigstens vorwiegend selbständige Kaufleute oder kaufmännische Hilfspersonen sein und ihren Geschäftssitz am Orte der Versammlungen oder in dessen Nähe haben. Die Versammlungen müssen weiter dem Handel mit nicht zur Stelle gebrachten vertretbaren Waaren dienen und zwar so, daß der in ihnen betriebene Handel wiederum zwar nicht ausschließlich, aber doch in erheblichem Maße ein Handel von Großhändlern unter einander ist.“

Um diese Definition zu Stande zu bringen, hat die, wie man sieht, bei uns sehr gründliche Judikatur 1 Jahr, 10 Monate und 26 Tage gebraucht. Dafür aber ward hier auch eine Aufgabe gelöst, vor deren Lösung der Gesetzgeber zurückgeschreckt war; denn in den Motiven zum Börsengesetz hieß es ausdrücklich: daß eine Definition des Börsenbegriffs „erschöpfend kaum zu geben sei“, und diese Ansicht wurde durch die konkludente Handlung der Nichtaufstellung einer Definition bestätigt. Entspräche die obige Begriffsbestimmung den Absichten des Gesetzgebers, ist es wahrscheinlich, daß derselbe, der fünf Jahre hindurch über das „Wesen“ der Börse die tiefsinnigsten Betrachtungen angestellt hatte, eine solche Definition, die doch wahrhaftig nicht den Stein der Weisen darstellt, nicht selbst gefunden und im Gesetz — selbst aufgestellt hätte? Indessen, Roma locuta est, das Oberverwaltungsgericht hat gesprochen, es hat zu den unerläßlichen Voraussetzungen einer Börse die Existenz eines Großhandels „mit nicht zur Stelle gebrachten vertretbaren Waaren“ gezählt, es hat diese Definition auf die Versammlung im Feenpalast angewandt und ausdrücklich erklärt, daß „kein Zweifel bestehen“ könne, daß bei der Feenpalastversammlung die von ihr aufgestellten Merkmale einer genehmigungspflichtigen Börse vorlägen. Nun waren aber die Geschäfte der Produktenhändler im Feenpalast nach ihrem Schlußschein handelsrechtliche Lieferungsgeschäfte unter Ausschluß aller Börsengebräuche, Geschäfte mithin, die das Reichsgericht bisher für unklagbare Börsentermingeschäfte erklärt hat. Derselbe Geschäftsverkehr also, den das Reichsgericht zu unterdrücken sucht, hat das Oberverwaltungsgericht zur conditio sine qua non einer — Börse gemacht.

Vierter Faktor und Hauptfaktor: die Agrarier.

Dieselben haben einen auf dem Papiere gebliebenen Reformplan bereits Ende Oktober 1896 und zwar in Gestalt eines Schlußscheines veröffentlicht, der gewissermaßen die „Antwort“ auf den von den Produktenhändlern entworfenen, gegenwärtig im Gebrauch befindlichen Schlußschein für Getreidegeschäfte bildete und der auch die Grundlage für die — auf dem Papiere stehende — Börsenordnung des Herrn Handelsministers abgegeben hat. Als am 30. September 1896 die Händler ihr Schlußscheinmodell veröffentlichten, rückte sofort der Bund der Landwirthe mit einer umfangreichen Denkschrift an den Handelsminister, den Landwirthschaftsminister und den Bundesrath heraus, eine Denkschrift, in der zunächst die Identität der von den Händlern vollzogenen Geschäfte „mit den gesetzlich verbotenen Blankotermingeschäften“ behauptet und in der sodann die Unterdrückung aller „Ansammlungen von Interessenten zwecks Abschluß von Getreidehandelsgeschäften“ gefordert wurde. Dann wurden die folgenden wörtlichen „Normative“ einer Produktenbörse aufgestellt:

„An jeder Börse und an jedem öffentlichen Markt sind nur solche Geschäftsabschlüsse zuzulassen, die als Effektivgeschäfte verwendbar sind

Speziell im Verkehr der offiziellen Produktenbörsen ist jeder Verkäufer von Getreide und Mühlenfabrikaten auf Erfordern des Börsenvorstandes oder einzelner Funktionäre dieses Vorstandes verpflichtet, diejenigen Beweise anzutreten, die erforderlich erscheinen, um den Charakter eines Geschäftes als Effektivgeschäft darzulegen.

Dieser Nachweis hat sich insbesondere auf die folgenden Punkte zu erstrecken:

1. daß der Verkäufer im Augenblick des Abschlusses bereits das Verfügungsrecht über das dem Abschluß zu Grunde liegende Getreide oder Mühlenfabrikat besitzt;
2. an welchem Orte und in welchem Speicher das betreffende Getreide- oder Mühlenfabrikat zur Zeit des Abschlusses lagert bezw. welcher, im Augenblick des Abschlusses bereits rollenden oder schwimmenden Ladung die Lieferung entnommen werden soll;
3. falls ein Produzent aus seiner Ernte auf Lieferung abschließt: daß die verkauften Mengen rücksichtlich des Umfangs des landwirthschaftlichen Betriebes des Verkäufers aus dem Erträgniß der laufenden Ernte voraussichtlich gewonnen werden können;
4. falls ein Müller noch nicht hergestellte Fabrikate auf Lieferung abschließt:

„daß die verkauften Mengen rücksichtlich des Umfanges des Mühlenbetriebes der Verkäufer aus diesem Betriebe in der bedungenen Lieferfrist voraussichtlich bereitgestellt werden können“.

In dem Falle 1 und 2 hat der Verkäufer „der Regel nach“ eine Probe der verkauften Waare bei einer „Börsenstelle“ zu deponiren, in den Fällen 3 und 4 muß das „voraussichtliche“ Getreide „in einer jeden Zweifel ausschließenden Weise beschrieben werden“. Aus diesem „Normativ“, welches thatsächlich die Grundlage der bisherigen Börsenordnung wurde, ging dann, wie ein Phönix aus der Asche, folgendes von den Agrariern selbst formulirte Schlußscheinmodell hervor. Dasselbe beginnt:

Herr . . . . verkauft dem Herrn . . . . auf Grund der für den Börsenverkehr zu . . . . (Marktverkehr) zu . . . . geltenden allgemeinen gesetzlichen und der speziellen (Börsen-)Markt-Ordnung . . . Tonnen Weizen, Roggen, Gerste, Hafer ꝛc. . . . . Sack, à 100 kg Weizen u. s. w. Mehl.

Dann kommen einige Bestimmungen über gewisse Details (Typ, Erntejahr, Provenienz ꝛc.) und dann heißt es:

Die Lieferung der Waare seitens des Verkäufers soll spätestens bis zum . . . ten . . . . 18 . . . derart erfolgen (folgen Einzelheiten der Lieferung).

Also: das Geschäft, welches in Gemäßheit dieses agrarischen Schlußscheines abgeschlossen ist, ist ausdrücklich nach Börsenbedingungen also börsenmäßig, es ist in Getreide und Mühlenfabrikaten, es ist endlich ausdrücklich auf Termin geschlossen. Wir haben es also hier nach der ausdrücklichen Erklärung des agrarischen Schlußscheines mit einem börsenmäßigen Termingeschäft in Getreide und Mühlenfabrikaten zu thun, mit Geschäften also, die laut § 50 Abs. 3 des Börsengesetzes auf Antrieb der Agrarier verboten worden sind!

Hinzufügen wollen wir noch, daß die in den agrarischen Normativen enthaltene Erklärung „voraussichtlich“ Getreide zu liefern, nach der Rechtsprechung des Reichsgerichts die schönste Grundlage für ein — Differenzgeschäft abgibt, da der Wille, voraussichtlich etwas zu liefern, den Willen, unter Umständen nicht zu liefern, die Voraussetzung für ein Differenzgeschäft, selbstverständlich einschließt.

Das vorstehend geschilderte Schlußscheinmodell ist übrigens über das Stadium der agrarischen Vorschläge bisher nicht hinausgekommen, und es bleibt abzuwarten, in welchem Grade dasselbe bei den neuesten „Friedensverhandlungen“ einen Einfluß ausgeübt hat.

Das sind die vier Faktoren, mit denen die Händler bei der Neubildung der Produktenbörse zu rechnen haben. Ziehen wir nunmehr die Bilanz, so ergibt sich folgendes Gesammtbild: Nach dem Börsengesetz dürfen an der Produktenbörse börsenmäßige Termingeschäfte in Getreide und Mühlenfabrikaten nicht abgeschlossen werden; nach der Judikatur des Reichsgerichts werden handelsrechtliche Lieferungsgeschäfte, mögen sie nach Art. 354, 355, 356 oder 357, mögen sie mit oder ohne Nachfrist geschlossen werden, mögen sie Lieferungsgeschäfte oder Kontogeschäfte heißen, als unklagbare Börsentermingeschäfte erklärt; das Oberverwaltungsgericht macht den Geschäftsverkehr im Feenpalast zur Grundlage einer Börse, und der Agrarier will eine Börsenreform mit den auf seinen Antrieb gesetzlich verbotenen Geschäften. Wer bei dieser Generalkonfusion dazu ausersehen ist, die Produktenbörse auf eine „gesunde“ Basis zu stellen, kann bereits heute unserer aufrichtigsten Theilnahme versichert sein.

Ernst Heinemann.

Félicien Rops.

Entre Puvis de Chavannes, l'harmonieux, et Gustave Moreau, le subtil, Félicien Rops, l'intense, ferme le triangle kabbalistique du grand art.
Josephin Péladan.

I.

Vor allem ist zu sagen: es gibt verschiedene Rops. Es gibt zunächst einen Naturalisten Rops, der oft an Millet erinnert. Man machte Rops sogar zum Schüler von Millet. Aber man sollte einen großen Meister nicht so leichthin zum Schüler erklären. Wenn zwei Meister ähnliches schaffen und sich sozusagen begegnen in ihrem Werk, so können sie doch ganz unabhängig von einander sein. Und das behauptet ein so strenger Kenner wie Arsène Alexandre von Rops. Für ihn ist mehr als eine Radirung von Rops nach ländlichen Typen oder Scenen ebenso ergreifend als die „Ährenleserinnen“ und ergreifender als der „Angelus“. Das ist vielleicht das Schmeichelhafteste, was von Rops ausgesagt worden ist.

Alexandre findet übrigens die Bäuerinnen von Rops, dem Naturalisten und Veristen Rops, weniger dumpf und stumpf als die von Millet; er sieht in ihren unruhigen Zügen bereits die Anzeigen von des Künstlers späterer Entwicklung zum Satyriker.

Um nur wenige dieser Blätter zu nennen. Da ist die „Kennerin in Spitzen“, und das „Milchmädchen aus Antwerpen“; dann „Das Dorf-Orakel“, dann „Mein Onkel Claes und meine Tante Johanna“, sämmtlich Radirungen; da ist dann das Oelgemälde „Die Alte aus Antwerpen“ und das weltberühmte Aquarell „Der Skandal“, das durch Bertrand's farbige Radirung eine weite Verbreitung gefunden hat.

Man braucht diese Blätter nur anzusehen, und man glaubt sich mitten hinein versetzt in eine jener weltverlorenen und weltvergessenen Städte im Bereich der Schelde, „wo die Frauen Goldplatten vor der Stirne tragen“. Ein einziges Blatt erweckt sofort in unserer Phantasie das ganze schlummerige Leben jenes abseitigen Volkes mit seiner großen Geschichte. Brügge steigt vor uns auf, la Bruge Morte des George Rodenbach, dieses alte Venedig des Nordens, wie Rops selber schreibt, das nur noch ein Grab ist, wo unter den alten gothischen Palästen, mit dem melancholischen Aussehen, die Wasserlilien in den Kanälen blühen, wo alte Weiber, Gestalten aus Memling, auf den längst verödeten Steindämmen sich hinschleppen, als seien sie die Klageweiber der großen Vergangenheit dieser Stadt“ . . .

Von dem „Milchmädchen“ sagt Eugen Demolder mit Recht, daß die keusche und delikate Linie seines Profils fast an die strenge Gothik erinnert Und vor der Experte en dentelles weiß sich der niederländische Kritiker in Bewunderung gar nicht genug zu thun.

Diese Radirung, meint er, ist eben so reich und warm von Leben durchzittert, trotz der ruhigen Physiognomie des Gegenstandes, als andere Blätter, wo Rops bemüht war den verführerischen Blick einer Pariser Courtisane zum Ausdruck zu bringen. Und welche Harmonie der verschiedenen Halbdunkel, in wunderbarer Abstimmung bis ins tiefste Schwarz hinein, über das Ganze hinfluthend, und belebt durch die hellen Lichter der Hände und der Haube, die wie Diamanten aufleuchten auf dem dunklen Sammet dieses reichen und einschmeichlerischen Kolorits. In einem solchen Blatt, ruft de Molder aus, offenbart sich Rops als ächter Nachkomme der alten flandrischen Meister mit ihrer ruhigen Kraft, mit ihrem überraschend wahren Fleischton — leur charnu extraordinaire. . . .

* * *

Aber der Künstler, der als Naturalist anfing, womit er sich als Kind seiner Zeit auswies, entpuppte sich im Handumdrehen als Meister einer Kunst, für welche die naturalistische Strömung todtbringend schien, nämlich der schmückenden Kunst.

Nicht Wände schmückte Rops, sondern Bücher. In der Geschichte des Bücherschmucks, der freilich in Frankreich nie so tief gesunken war, wie in Deutschland, nimmt Rops im 19. Jahrhundert unstreitig die erste Stelle ein. Der hohe Aufschwung, den diese Kunst neuerdings wieder nimmt, beruht zum guten Theil auf seinen Anregungen.

Die berühmten Titelblätter von Rops, frontispices, wollen nicht in erster Linie einen Inhalt darstellen, sondern wollen eben Schmuck sein. Freilich sollen sie Bezug haben auf den Inhalt des Buches. Aber sie suchen das nicht dadurch zu erreichen, daß sie eine Scene oder mehrere Scenen herausgreifen und realistisch darstellen, sondern dadurch, daß sie, synthetisch, durch freie Erfindungen, durch mehr oder weniger symbolische Gestalten den Gesammtcharakter, die Gesammtstimmung des Buches zum Ausdruck bringen.

Und so verfährt Rops auch, wo er, wie bei den Diaboliques des Barbey d'Aurevilly ein Buch ganz durch illustrirt. Das sind keine Illustrationen, wie sie vor 30 Jahren gang und gäbe geworden waren. Sie stellen nicht einzelne Vorgänge des Buches getreu dar, indem sie einfach noch einmal sagen (und meist schlechter) was der Dichter schon in seiner Sprache gesagt hat. Sondern sie wollen zu dem, was der Dichter sagt, etwas anderes eigenes sagen. Der Zeichner will nicht für Menschen, die aller Phantasie baar sind, das noch einmal mit seinen Mitteln darstellen, was der Dichter schon dargestellt hat, sondern das, was der Dichter in ihm anregt, seine eigenen Spiele der Phantasie, die des Dichters Gestalten umgaukeln, seine eigenen tausend Nebengedanken, die um die Gedanken des Dichters herum aufblühen gleich einem üppigen Rankenwerk um einen Stamm; er will die Stimmung, die besondere Stimmung, die der Dichter auf jeder Seite erweckt, mit seinen besonderen Kunstmitteln gleichsam zur Sichtbarkeit verdichten in Arabesken und vieldeutig symbolischen Figuren; er will um das Gedicht des Dichters herum ein neues Ge-

nicht flechten, das dem des Dichters nicht unebenbürtig zu sein braucht.

Und so wird der Bücherschmuck, so weit er sich nicht mit der ornamentalen Linie begnügt, heute wieder überall verstanden. In diesem Sinn hat Rops aus dem allegorischen Titelblatt des 18. Jahrhunderts die lebendigere und bewegtere, die vieldeutigere, mit einem Wort die poetischere moderne Symbolik, die synthetische Symbolik entwickelt; in diesem Sinne sind seine Illustrationen, noch mehr aber seine Frontispice epochemachend; sie verleugnen nicht die nationale Tradition des vorausgegangenen Jahrhunderts, sind aber doch, als von neuem Leben beseelt, etwas ganz Neues.

* * *

Bei den Titelblättern von Rops zeigt es sich deutlich, wie die schmückende Kunst ihrer Natur nach zu Symbolen neigt. Da sie, ihrer Aufgabe gemäß, sich mit einem realen Inhalt nicht zu schleppen hat, so werden naturgemäß ihre Gestaltungen, sobald sie mehr als gefällig sein wollen, einen allgemeinen Sinn wenn nicht auszudrücken, so doch anzudeuten suchen, und so ist es gerade diese Kunstgattung, die den Formen und selbst den Linien eine symbolische Bedeutung einprägt.

Es gibt Blätter dieser Art von Rops, die, äußerlich genommen, kaum aus den Traditionen des 18. Jahrhunderts heraustreten: eine mehr oder weniger allegorische Figur ist zu einer Titelschrift oder sonstigen Inschrift in Beziehung gebracht. Aber auch diese Blätter sind dennoch ganz modern durch die Behandlung der Form, durch ein erhöhtes Gefühl für lebendiges Fleisch und durch einen stark individuellen Ausdruck von Leben. Hierher gehört z. B. die elegante Trockennadel-Radirung, wo ein geradezu klassisch gezeichnetes Weib mit lorbeergekröntem Haupt den Spruch des Augustinus Diaboli virtus in lambis auf eine Marmortafel schreibt, hinter der ein kleiner Teufel hervorgrinst. Diese Komposition diente einer ganzen Reihe von Neuausgaben älterer Werke als Titelblatt. Ferner ist hier zu nennen das Frantispice zu den Rimes de Jaie des Brüsseler Lyrikers T. Hannon, eine moderne weibliche Nacktheit, die den Griffel spitzt, während um sie herum ein Gewimmel von faunischen Puten ihr ausgelassenes Wesen treiben. Und diesen verwandt ist das Titelblatt zu den Oeuvres badines des Abbé Grecourt. Die Muse trägt den Kopfputz der Kammerzofe des galanten Jahrhunderts, und die nackten Fäunchen sind mit Galanteriedegen und abbémäßigen Dreispitzhütchen geschmückt. Einer dieser wenig himmlischen Puten liegt auf dem Rücken und spielt Fangball mit dem geistlichen Dreispitz, wobei er statt der Arme die Beine benutzt. Die ganze frivole aber elegante Liederlichkeit der feinen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts ist uns hier in einer ebenso lustigen wie grandiosen Synthese vor die Augen gestellt.

Seine eigene Muse aber, eine Trockennadel-Radirung gab Rops für den Nachtrag zu dem Catalogue descriptif et analytique de l'oeuvre gravée de Félicien Raps, par Erastène Ramiro. Neben der Muse stehen die Worte des großen Landsmannes und Mystikers Ruysbroek: Il faut que je me réjoulsse au-dessus du temps, quoique le monde ait horeur de ma jaie, et que sa grossiérité ne sache point ce que je veux dire. Huysmans in A Rebours hatte diese Stelle bereits citirt und sie unterzeichnet: Ruysbroek l'admirable.

Die Muse wie sie Rops sich denkt (und sich zeichnet) ist ein nacktes Weib von lebenstrotzenden aber untadelhaften Formen, voll Siegesgefühl und Siegesglück. Sie hält eine Mappe und einen Zeichenstift. Der Körper dieses Weibes mit den wenig Strichelchen der Trockennadel heraus modellirt athmet in seinem Fleisch eine solche Wärme, eine solche quellende, schwellende, zitternde Fülle des Lebens, daß man — diesen siegesgewissen Blick ihres Auges wohl begreift.

Es ist das keine heilige Muse, aber es ist auch keine unwürdige.

Diese und andere Titelblätter von Rops machen, wenn man von gewissen äußerlichen Betonungen der Modernität und des Zeitkostüms absieht, fast einen klassischen Eindruck. Aber daneben gibt es nun solche von ausgesprochenem Symbolismus, von geradezu mystischer Vieldeutigkeit und Tiefsinnigkeit, Blätter allermodernsten Stils: so die seltsam blickende Sphynx mit den grausigen Augen, die einen Band Poesien von Verlaine schmücken sollte; so das Titelblatt zu der „Imitatian sentimental“ des Josephin Péladan, das zu beschreiben ich mich wohlweislich hüte; so das Blatt, genannt La Grande Lyre, der Titelschmuck zu den Werken des Stephan Malarmé.

Dieses Blatt läßt sich wenigstens beschreiben. Auf einem hieratischen Thron, dessen Lehne ein Fragezeichen bildet, sitzt die Muse in schlanker, strenger Nacktheit. Zwischen ihren Knieen richtet sich eine übernatürliche Lyra empor, deren Saiten sich in den Himmel verlieren. Zwei wirkliche Hände greifen machtvoll in die Saiten, während, wie aus einem Ozean hervor, sich andere schemenhafte Hände ohnmächtig nach der Leier emporrecken, ohne sie zu erreichen. Ein Haufen von Schädeln ehemaliger Akademiker und offiziell gekrönter Dichter ist auf dem Sockel unter dem Thron der Muse gelagert, die Muse setzt ihren Fuß darauf . . .

Solcher mystischer Blätter wären noch eine Anzahl zu nennen.

Aber ob Rops in seinen Buchtiteln (frantispices) durch die bloße schöne Form einer weiblichen Gestalt wirkt, oder ob er eine mystische Tiefsinnigkeit aussprechen will, immer offenbart er darin ein sicheres architektonisches Gefühl, ohne welches die Sache nicht mehr das wäre, was sie sein soll; immer behält er im Auge, daß der nächste Zweck solcher Blätter der ist, ein Schmuck und eine Zierde zu sein.

Mit diesem sicheren Gefühl überragt Rops die meisten Künstler seiner Zeit, besonders seiner ersten Zeit. Damit hat er, und er zuerst, den Naturalismus überwunden; damit ist er vorbildlich geworden für die schmückende Kunst, die heute wieder so stark und selbstbewußt wird.

* * *

Und wie technisch und stilistisch, so knüpft Rops in diesen Schöpfungen auch ethisch an das 18. Jahrhundert an, an das Jahrhundert Voltaire's, des frivolsten aller großen Geister, an das Jahrhundert der Du Barry und der galanten Abbés, der Grecourt, Crebellion und Casanova, an das Jahrhundert der Boucher, Watteau und Fragonard, an das Jahrhundert mit seinem après naus le déluge; an das Jahrhundert, wo Monsieur Prud'homme noch nicht das große Wort führen durfte, der Philister, unter dessen Händen die Komödie zum seichten oder sentimentalen Rührstück geworden ist.

Den Philister haßt Rops; denn der Philister nimmt nur eins nicht ernst: die Kunst. Und was der Philister ernst nimmt, daraus macht Rops, wie alle freien Geister seiner Verwandtschaft, seine große Komödie. In diesem Sinn nennt ihn Octave Uzanne den Enkel von Rabelais, von Bérvalde de Verville, von Cyrano de Bergerac. In diesem Sinn ist Rops der Wiedererneuerer und Fortsetzer des außerromantischen und außerklassischen esprit gaulois der französischen Komödie.

II.

Rops hat sich eine Devise gezeichnet: unter einem Feigenblatt (feuille de vigne) kommt eine Katze hervor und darunter steht als Legende: J'appelle un chat un chat. Das ist im höchsten Grade geistreich und es ist auch klar, was Rops damit sagen wollte. Aber bezeichnend für seine Art ist die Devise keineswegs. Nur die große naive Kunst nennt eine Katze ohne Weiteres eine Katze. Von Rops gilt das gar nicht.

Seine Art besteht darin: Wenn er eine Katze nennt, so meint er damit einen moralischen Werth und ist sich dessen vollständig bewußt, nur daß er, im Gegensatz etwa

zu Zola oder Hugo, den bewußten Werth nicht eben sehr hoch anschlägt, sondern darüber lachen und spotten muß.

Und noch etwas sagt er, wenn er Katze sagt, nämlich Gefahr, d. h. Mäusegefahr, Mäuseverderben, Mäusetod. Aber bei allem Bewußtsein, auch zum Geschlecht der Mäuse zu gehören, muß er doch wieder lachen und spotten und mag sichs um keinen Preis nehmen lassen, der Katze ein wenig um den Bart zu gehen, das ist so ein kitzeliges Gefühl.

Ich weiß keine andere Formel für sein Werk, wenigstens für den Theil seines Werkes, den ich hier im Auge habe, wo Rops zwar die Wollust geißelt, aber sie auch malt mit Lust, wenn auch in die Lust sich manchmal ein Grauen einschleichen sollte.

Sich immer wieder über dieses Grauen hinweg zu setzen, das eben ist der Charakter seines Geistes und seiner Kunst in einer großen Anzahl seiner Schöpfungen, wo das Lachen, wo die Komödie triumphirt.

Sein Geist, seine Kunst weisen noch andere Seiten auf — wovon gleich nachher die Rede sein soll — aber seine Muse, von ihm selbst gezeichnet, ist ein fesches Frauenzimmer mit einer Miene, die nicht nach Moralpredigermiene aussieht, aus deren Auge es eher ironisch blitzt. Und so wenig sie bekleidet ist, so hat sie doch einen modernen Hut auf, und hat hochgehende seidene Strümpfe an, wahrscheinlich, damit wir sie ja nicht für eine Göttin oder gezeichnete Statue halten, sondern uns ihrer warmblütigen Menschlichkeit jeden Augenblick bewußt bleiben sollen.

Es könnte ein rein künstlerisch-koloristisches Motiv sein, warum Rops die Strümpfe beibehält. Denn Fleisch im Gegensatz zu Stoff, und aus dem Stoff hervorquellend, wirkt doppelt so stark als Fleisch; und den Glanz der Haut in seiner Besonderheit neben dem Glanz der Seide zu charakterisiren, ist noch für keinen Künstler eine verächtliche Aufgabe gewesen.

Die Sache ist Rops aber auch an sich nicht zuwider. Er ist darin ganz und gar moderner Pariser. Und was er in dieser Richtung darstellt, hat bei ihm weit mehr den Sinn der Bejahung als der ablehnenden Satyre. Er kann sehr optimistisch sein.

Doch oft mag auch de Molder mit seiner pessimistischen Auffassung Recht behalten, wenn er meint, Rops habe, indem er dem nackten Weibe einzelne galante Fetzen der Bekleidung ließ, die erotische Verkommenheit der Zeit gebrandmarkt, und er habe gerade damit der „grauenhaften Dirne“ die Unschuld der Nacktheit erst recht vom Leibe gerissen.

Aus einer höchst kuriosen Anrede an seine Muse (ma Mye), klingt ebenfalls nichts weniger als sittliche Entrüstung. Schon die Sprache, die Sprache des Rabelais und des Balzac der Contes drôlatiques klingt nicht nach Strafe und Buße. „Vère, ma Mye, läßt der sehr litterarische Rops sich hier vernehmen — ne sont en ma paovre cervelle, que hannetons valetants, flourettes primeverdières et folles avènes, ce qui est grande pitié pour yceuls qui moyennant force patards, laborent es — Académyes, le gesier tout aorné, paulmé d'or et enchargié de mesdailles, avec un chief vlainement Cathareux, branlant et besicleux . . . Geus sans vergagne, qui dysent aux chouses de la création: Cecy n'est point de bon labeur, je fays mieux. Alars Monseigneur Dieu va se musser en grande honte de n'avoir point esté aussi aux académyes.

Ein Herrgott, der sich grämt und schämt, nicht auf Akademien gewesen zu sein!

* * *

Und dennoch ist die „gaulaiserie“ nur die eine Seite der Medaille; der Revers sieht ein wenig anders aus, und es wird sich fragen, welche der beiden Prägungen wir für die stärkere halten wollen.

Die Wollust der Kreatur ist gemengt mit Bitterniß, sagt der Meister Ekhard, der das Wort tief empfunden haben muß. Rops aber ist sein Landsmann. Rops ist von Haus aus kein Gallo-Romane. In Rops fließt ein Tropfen reinen germanischen Blutes.

Er ist oft sehr versteckt, und dem oberflächlichen deutschen Beobachter zeigt er sich kaum. Auch in Karl Huysmans liegt das deutsche Element, so stark es ist, nicht oben auf, sondern wird durch seine besondere Art von Katholizismus fast bis zur Unkenntlichkeit maskirt. Deutlicher schon erkennen wir es in Georg Rodenbach und noch deutlicher in Maeterlinck.

Sie alle aber sind Landsleute.

Und sie sind zugleich Landsleute von Thomas à Kempis, von Ruysbroek, von Gerhard Groote.

Sie alle sind Mystiker.

Wenn es Rops nicht immer ist, wenn bei ihm oft genug der reine „Gaulois“ herauskommt, so ist er es dafür in einzelnen Werken um so stärker. Auch in Rops steckt ein germanischer Christ, der die Sinnlichkeit verneinen muß, der die Sinnlichkeit als Werk des Teufels empfinden muß und dem, wie oft er gelacht und gespottet und gehöhnt hat, in tiefster Seele ein unendliches Grauen vor der „Sünde“ wohnt. Und diese zweite Seele in seiner Brust muß, wie oft sie sich auch verleugnet, sehr stark sein; es ist sogar wahrscheinlich seine erste Seele. Denn aus ihrer Kraft und Eigenart floß das Leben seiner unstreitbar genialsten Werke, seiner mystisch-symbolischen Schöpfungen, seiner Sataniques.

Die sündhafte Heiterkeit, die Frivolität, die altfranzösische Komödie fangen hier an, ihr Gesicht zu verhüllen.

Der Pessimismus hißt seine Fahne auf. Schwarz, weithin flatternd, unheimlich, die Welt verfinsternd, hißt er sie auf, mitten in dem Werk, mitten in der Komödie von Félicien Rops.

* * *

Karl Huysmans, der geniale Landsmann von Rops, läßt überhaupt nur diesen lebenverneinenden, diesen pessimistischen Rops gelten. Er der naturfeindliche Verfasser von A. Rebours, der Schilderer des Satanismus und der Schwarzen Messen in Là Bas, der spätere Büßer und Benediktiner, er sieht in Rops überhaupt nichts anderes als den Schwinger der schwarzen Fahne, als den finstern Apokalyptiker, als die Posaune des jüngsten Gerichts.

Als übrigen Werke schlägt er nicht hoch an, im Vergleich zu den mystischen. Wo Rops die Wirklichkeit einfach und mit unerbittlicher Wahrheit darstellt, liebt Huysmans ihn wenig. Wenn Rops, ganz unsymbolisch, die Pariser Dirne der alltäglichen Wirklichkeit schildert, bleibt er, so findet Huysmans, weit zurück hinter der Wahrheitswucht, dem überraschenden Lebensodem, dem cri méchant de ce prodigieux Degas.

Den Vorzug vor Rops gibt Huysmans auf diesem Gebiete auch dem Zeichner Forain, dont le sens parisien est autrement sur. Und in seinen realistischen Bäuerinnen findet Huysmans ihn zu sehr abhängig von Millet. Ueber die Titelblätter äußert er sich fast verächtlich.

Gegenüber dem mystischen und symbolistischen Rops schlägt er dann um so höhere Töne an.

Sobald Rops das Weib synthetisirt und symbolisirt und es über alle Wirklichkeit hinaushebt, ist er für Huysmans unvergleichlich in der ganzen Geschichte der Kunst. Er stellt ihm hier als ebenbürtig nur seine ausgesprochensten Antipoden zur Seite, die Symbolisten der höchsten himmlischen Reinheit und Heiligkeit, die Fra Angelico und Memling.

Und sein Werk ist ihm einfach la dernière expression de l'art catholique chez les madernes.

Denn Rops hat, wie Huysmans sich ausdrückt, die Idee der Unzucht, die so lang in der Anekdote eine kleinlich alberne Zustutzung und gemein pöbelhafte Auffassung er-

fahren mußte, wieder begriffen in ihrer ewigen mystischen Allmächtigkeit, und er hat sie, mit wahrhaft religiösem Geiste, wieder in den Rahmen der ewigen Dinge hinein gestellt. Darum ist sein Werk nicht obscön und materialistisch, sondern christlich und schrecklich, umloht von den Flammen des Gerichts.

* *

Leugnen läßt sich nicht, daß die Sataniques und oft auch die Diaboliques von Rops eine Sprache führen, die wohl an die Apokalypse erinnern kann. An ungeheuerlicher und schauerlicher Phantasie stehen sie ihr nicht nach, und in rücksichtslosem Cynismus lassen sie die Bibel weit hinter sich. Einzelne unter den Blättern können in der deutschen Litteratur nicht beschrieben werden (was aber wahrhaftig kein Kompliment ist für die deutsche Litteratur). Ein unheimlicher religiöser Schauer, mit wollüstigem Grauſen gemischt, weht uns aus den meisten Blättern entgegen. Kitzelig wirken sie gewiß nicht. Sie wirken grausig.

* *

Zusammen mit den Sataniques sind vor Allem die Diaboliques zu nennen, die sich ihnen zum großen Theil würdig anschließen, nämlich die Illustrationen zu dem gleichnamigen Werk des Barbey d'Aurevilly. Das Blatt, das dem Buche vorgesetzt ist, gehört zu den tiefsinnigsten Schöpfungen des Künstlers.

Eine Sphynx ist ausgestreckt in streng hieratischer Haltung, die Brüste hart, starrend, die Tatzen in strenger Parallele nach vorn gerichtet, der Kopf steif und hoch. Ein nacktes Weib, diesmal ohne verringerndes Attribut der Toilette, schmiegt sich, mit dem Rücken, an die Sphynx an, sie umfaßt ihren Hals, sie streckt sich zu ihrem Ohre hin, sie fleht sie an, ihr doch endlich ihr Geheimniß zu offenbaren, das übernatürliche Geheimniß von einer ungeahnten Lust, von einer neuen unerhörten Sünde . . .

Nur Rops, meint Huysmans, konnte die „Diaboliques" illustriren, qu'un artiste foncièrement chrétien comme Barbey d'Aurevilly était, seul aussi, apte à écrire.

Huysmans nimmt also d'Aurevilly ernst, nicht nur als Schriftsteller, sondern auch als katholischen Christen. Hermann Bahr ist ja auch seiner Meinung. Aber selbst in Frankreich gibt es Leute, für die dieser „Dandy de la litterature" eigentlich ein Hanswurst ist.

Ich lasse dahingestellt, welche der beiden Auffassungen der Wahrheit am nächsten kommt. Aber ich bin auch der Meinung, daß Rops kaum einen kongenialeren Autor finden konnte, als Barbey d'Aurevilly, der jedenfalls, wie auch Rops, trotz allem Satanismus, der Komödie näher steht als der Tragödie, besonders jener Komödie, die auch insofern Komödie ist, als sie sich gern mit ihrer eigenen Eierschale maskirt und dann gelegentlich das vorstellt, was sie in der christlichen Zeitrechnung ursprünglich war, ein kirchlich-religiöses Mysterium, welches eben, wie Rops oder d'Aurevilly, im Protestantismus undenkbar ist, selbst wenn man von den grotesken Partien absehen wollte.

* *

Ein Artikel über Rops, der nur von seiner „Kunst" und nicht auch von seinem Handwerk spräche, wäre in lächerlicher Weise unvollständig. Denn Rops ist ein Handwerker wie selten einer. Die handwerkliche Seite der Kunst steht ihm nicht weniger hoch als die „ideelle". Mit Verachtung spricht er von Leuten, die als offizielle Hüter der Kunst fungiren und vom Handwerk nicht eine Ahnung haben. „Daß ein Galeriedirektor, schreibt er einmal ironisch, oder ein Professor der Aesthetik, der Jahr aus Jahr ein seine Gemeinplätze vorträgt, eine Photogravure nicht von einem vernis mou oder einer Schabätzung oder manière noire unterscheiden kann, das hat natürlich nichts zu sagen, das gehört nicht zu seinem Amt" . . .

Zwei Kardinaltugenden sind es, nach dem Ausdruck eines französischen Kritikers, aus denen sich die Originalität des belgischen Künstlers zusammensetzt und die gleichsam sein Mark und seine Knochen sind: sein unaufhörliches Hinterhersein hinter dem Leben, sein ewig unbefriedigtes Trachten nach immer größerer Lebendigkeit und sein gleich großes Streben nach formaler Vollendung.

Diese doppelte Tendenz spricht aus jeder Seite seines Werks. Sei es Zeichnung oder Lithographie, Radirung oder Aquarell, jedes Blatt trägt, lesbarer als seine Unterschrift, diesen Doppelstempel seiner Faktur.

Seine Laune hat gut sich in den tollsten und unwahrscheinlichsten Phantasien zu ergehen; durch seine Träume können, noch so irr, die unglaublichsten und skandalösesten Ausgeburten fieberhitziger Gehirne ziehen und in unheimlichen Spuk ausarten: seine Zeichnung wird, bei aller Nervosität, bei allem innern Leben, äußerlich fest und sicher bleiben und wird die Linie und Körperlichkeit, die dem Gegenstand eigen ist, fehlerlos wiedergeben. . .

„Dieser Träumer beobachtet langsam, geduldig, tief, und er macht nichts, wo sich sein heller Geist, sein geübtes Auge, seine sichere Hand nicht auf den ersten Blick verriethen. Das Schwierigste, „die epileptische Konvulsion, das trunkene Auge, die Zuckungen der Wollust, die Schamhaftigkeit, die Schamlosigkeit, die Heftigkeit der Brunst, die Poesie der Ekstase, eine überraschte Haltung des menschlichen Körpers, so seltsam sie sei: er zeichnet sie, setzt sie hin, bringt sie in Beziehung zu einander und das mit einer Kraft, einer elektrischen Verve, einer Wucht des Ausdrucks, die unvergleichlich sind. In seinem Kopf scheint manchmal die ganze moderne Unzucht zu tanzen, zu wirbeln und ein Bachanal zu feiern; sein Gehirn scheint entzündet zu sein und Flammen scheinen hervorzubrechen, wie bei einer Feuersbrunst: aber seine Künstlerhand bleibt kühl und ruhig; sie hält den Stift und den Stichel, oder den Wischer, wie die Hand des Operateurs das Skalpel."

Diese Antinomie — eine Seele von Feuer unter einer eisernen Disciplin — fügt Pradelle hinzu, enthält die ganze Erklärung der Rops'schen Originalität. Sie erklärt seine besondere Form, — „cette forme, l'antipode du banal, du poncif, de l'académique; cette forme si moderne, qu'elle parait être une forme nouvelle.

Wer sich nur auf seinen Geist verläßt und seine Einfälle, wer in diesem Sinne, das Kamel allein aus der Tiefe seines Gemüths malen zu können glaubt, ist noch nie ein großer Künstler geworden. Rops hat zwar als Symbolist angehört, aber er hat — das kann man für gewisse „Symbolisten" nicht genug unterstreichen — er hat nicht als Symbolist angefangen. Ich kann, schreibt er 1863, nur ausschließlich nach der Natur malen. Und ich bin bestrebt, das ehrlich und einfach wiederzugeben, was ich mit den Nerven fühle und mit den Augen sehe. Das ist meine ganze künstlerische Theorie.

Es handelt sich nur darum, meint Rops, jeden Stein, wie sehr er auch vom Abwasser besudelt sei, richtig anzuschlagen, daß das heilige Feuer der Poesie daraus hervorspringe. Aber um diesen Zauberschlag mit Erfolg auszuführen, bedarf es der göttlichen Sicherheit des Instinkts, was man Genie heißt, oder jener anderen Sicherheit von geringerem Rang, die durch Uebung erworben wird und die man Talent zu nennen pflegt.

Und da wir nun einmal, fährt Rops fort, die Sicherheit des Genies nicht haben können, so müssen wir eben bemüht sein, wenigstens im zweiten Rang zu den Künstlern zu gehören, die treffen — aux esprits „frappeurs". Aber wie viele Lithographien, wie viele Bilder, wie viele Radierungen, wie viele Zeichnungen werden dazu nöthig sein, ihr guten Götter!!! . . . Und so werde ich also diesen Winter zu Paris meinen Kreuzweg der Kunst antreten; möchte Gott, daß ich nur dreimal unterläge!

Rops starb am 24. August 1897. Und an diesem Tag, und lange zuvor, ist er, wenn er auch im einzelnen wirklich öfter unterlegen sein sollte, von der Welt als Sieger angesehen worden.

Benno Rüttenauer.

Der preußische Offizier.

Es ist eine Welt für sich, in der ein deutscher, zumal ein preußischer Offizier lebt. Eine Welt mit besonderer Erziehung, besonderer Wissenschaft und Erfahrung, besonderen Ehrbegriffen. Nirgends sonst gibt es eine gleiche soziale Erscheinung, um nicht zu sagen eine gleiche Kaste. In England und Frankreich ist der Offizier etwas ganz anderes als bei uns; der englische Offizier bleibt in seiner sozialen Stellung trotz Allem der Söldner, dem französischen steckt der Politiker im Blute. Selbst in Süddeutschland bequemt man sich nur mühsam dazu, den preußischen Geist in sich aufzunehmen, und der Oesterreicher zeigt diesen Geist erst recht in verkümmerter Gestalt. Der preußische Offizier ist in seiner Art ohne Doppelgänger; er macht das eigentliche Wesen der preußischen Monarchie aus. In ihm verkörpert sich jenes spezifische Preußenthum, um das uns das Ausland theils beneidet, theils verspottet, dasjenige, was Herrn Sigl zu immer neuen Angriffen auf den „Bruder Preuß" Gelegenheit gibt, das aber doch auch das vom preußischen Geiste durchtränkte Reich schaffen half und in gewissem Sinne noch heute bestimmt.

Die Entwicklungsgeschichte des preußischen Offiziers zu schreiben, ist ebenso dankbar wie schwierig. Wer nicht selbst zu jenem geschlossenen Kreise gehört hat, der muß von vornherein als untauglich dazu gelten. Aber auch unter den Offizieren finden sich nur wenige, die dieser Aufgabe gewachsen sind. Denn mit der Kenntniß des Dienstes ist wenig gethan; es kommt viel mehr darauf an, was der Offizier außerhalb des Dienstes, im kameradschaftlichen Verkehr und in der Gesellschaft bedeutet; um aber diese Eigenart zu erfassen, dazu gehört ein feines Auge und ein feines Ohr; es gehört vor Allem dazu, daß der Geschichtsschreiber nicht im Bannkreise seiner Kaste bleibt, sondern gelernt hat, darüber hinwegzusehen und den zu behandelnden Spezialfall in die allgemeine Kulturentwicklung einzureihen. Solch eine Vereinigung von genauer Einzelkenntniß und freiem Blicke findet sich aber aus begreiflichen Gründen nur selten.

Um so erfreulicher ist es, daß wir jetzt eine solche Naturgeschichte des preußischen Offiziers, wenigstens soweit dessen interessanteste Spezies, der preußische Leutnant, in Betracht kommt, besitzen. Es ist Freiherr von Schlicht, der es geschrieben hat. Unter diesem nom de guerre verbirgt sich bekanntlich ein früherer Offizier, der sich durch allerliebste Schilderungen aus dem Soldatenleben einen Namen gemacht hat. Wolf Graf von Baudissin, wie dieser Schriftsteller eigentlich heißt, wußte in seinen kleinen Humoresken die drolligen Episoden, an denen der Krieg im Frieden so reich ist, geschickt zu verwerthen und besonders durch Gegenüberstellung der strammen Disziplin mit einer gewissen Gedankenschnoddrigkeit des Untergebenen hübsche Effekte zu erzielen. Immerhin waren die bisherigen Leistungen des Freiherrn v. Schlicht nur nette Eintagsscherze. Jetzt wagt er sich an höhere Aufgaben. Er ist im Begriff, ein „Leben in Waffen" zu schreiben. Der erste Band „Leutnantsleben" (Berlin und Stuttgart, Verlag von W. Spemann) liegt davon vor.

Man wird, wenn man sich in dieses Buch hineinliest, vielleicht nicht ganz den früheren Autor finden, über den man so oft und so herzlich lachen mußte. Frhr. v. Schlicht ist ernsthafter geworden. Zwar fehlt es auch seinem „Leutnantsleben" nicht an lustigen Einzelheiten. Wie nicht anders zu erwarten war, wird die spaßhafte Seite des preußischen Leutnants gebührend verwerthet. Kleine Liebschaften, Kameradenscherze, uralte Kasinowitze unterbrechen den gleichmäßigen Fluß der wissenschaftlichen Darstellung. Aber der Hintergrund bleibt doch verteufelt ernsthaft. Dabei ist es selbstverständlich, daß der Verfasser durchaus auf einem offiziersfreundlichen Standpunkte steht, daß er lobt und beschönigt, wo es nur irgend angeht, und nur dort mit seinem leisen und sanften Tadel ansetzt, wo sich die Rechtfertigung mit Moral und Logik durchaus nicht vereinigen will. Um so eher darf man sich der Führung dieses kundigen Mannes anvertrauen, wenn er uns ein möglichst getreues Bild des preußischen Offiziers, wie er thatsächlich ist, entwirft. Ich darf deshalb den Leser bitten, mit mir zunächst einmal ganz objektiv einen Blick in diese dem deutschen Bürgerthum so unendlich fern liegende Gesellschaftsschicht zu thun; die Kritik stellt sich dann nachher ganz von selbst ein.

Frhr. v. Schlicht zeigt uns den Entwicklungsgang des preußischen Leutnants an der Lebensgeschichte eines Einzelnen, seines Helden Viktor von Drawatzki. Viktors Lieblingswunsch war von jeher, Offizier zu werden. Da er adlig ist, da auch sein Vater als Steuerrath sich großer Beliebtheit und eines ausgezeichneten Rufes erfreut, auch in der Lage ist, ihm eine Zulage von monatlich hundert Mark zu geben, so steht der Erfüllung nichts entgegen. Zwar Viktors Wunsch, bei einem Feldartillerieregiment einzutreten, geht nicht in Erfüllung, denn nirgends ist das Angebot so stark als bei dieser Waffe der Zukunft. Aber er findet doch Aufnahme bei einem Leibregiment in einer großen Garnison und kann nun seine militärische Laufbahn beginnen.

Viktor v. Drawatzki tritt, nachdem er das Gymnasium mit der Reife für Unterprima verlassen und das Fähnrichsexamen spielend bestanden hat, in sein Regiment als Avantageur ein. Allerdings ist schon dieser Weg, um preußischer Offizier zu werden, nicht der richtige. Denn der eigentliche preußische Leutnant geht aus dem „Korps" hervor, womit das Kadettenkorps gemeint ist. Dort ist die Erziehung sehr ungemüthlich, und die Kadetten werden „geschliffen", wie man es den Mannschaften gegenüber nie wagen dürfte. Dafür haben sie dann aber auch, wenn sie zur Armee kommen, „tadellose militärische Haltung und militärische Formen". Sie werden die echten „Schlittgen" der „Fliegenden Blätter". Dem aus dem Civilleben hervorgegangenen Offizier wird diese Haltung und Form um so schwerer. Unserem Helden Viktor wird sie ganz besonders schwer. Er hatte sich früher auf der Schule etwas vernachlässigt, hielt sich schlecht und trug die linke Schulter etwas höher als die rechte. Diese schlechte Haltung verfolgt ihn durch sein ganzes Leutnantsleben, sie läßt ihn die bittersten Stunden durchmachen, sie gibt den Grund zu endlosen Rügen und Bermahnungen, ja zu kränkenden Zurücksetzungen. Immer wieder heißt es: „Herr Leutnant, ich muß Sie sehr bitten, eine bessere Haltung anzunehmen, denken Sie an Ihren alten Fehler, bemühen Sie sich, die Schultern gerade zu halten." Viktor wird eben nie mehr den aus dem „Korps" hervorgegangenen Kameraden gleich. Selbst als er ein Dutzend Jahre später sich mit der Tochter seines Obersten verlobt, sagt die Braut, er sei „ganz anders als alle anderen Leutnants"; man habe bei ihm eigentlich garnicht die Empfindung, einem Offizier gegenüber zu sitzen. Der wahre preußische Offizier muß eben von Jugend auf für seinen Beruf erzogen werden; in späteren Jahren läßt sich das überhaupt nicht mehr völlig lernen.

Trotzdem macht Viktor seinen Weg. Er wird als Avantageur besonders eingexerzirt, wird Gefreiter, ärgert sich als Korporalschaftsführer halb zu Tode. Zum Herbst hofft er auf die Kriegsschule zu kommen, aber er irrt sich. Seine Haltung, sein Auftreten vor der Front, sein Benehmen als Vorgesetzter ist noch nicht derartig, daß er als vollständig erzogen betrachtet werden kann. So muß er noch ein halbes Jahr warten. In dieser Uebergangszeit ist er weder Fisch nach Fleisch. Er speist zwar mit den Offizieren, darf aber nur sprechen, wenn er gefragt wird. Kommt ein Offizier dazu, so muß er stramm stehen, will sich ein anderer eine Zigarre anzünden, so muß er das Streichholz reichen. Abends zum Zapfenstreich muß er in die Kaserne, denn Urlaub gibt es nicht, mit Civilisten darf er nicht verkehren, besonders ist ihm der Umgang mit den Einjährigen verboten. Dazu muß er sich in allerlei körperlichen Uebungen ausbilden, tanzen lernen und den Offizieren wie ein Balletmädchen etwas vortanzen.

Endlich geht es zur Kriegsschule nach Hannover. Alle die jungen Leute, die dort zusammen kommen, haben das gleiche Ideal. „Für den Kadetten und Fähnrich gibt es nur einen Stand, nur einen Beruf auf der Welt, das ist der ‚Offizier'. Offizier werden wollen sie unter allen Umständen." So nehmen sie sich denn, wie viel sie auch bummeln mögen, doch zusammen, so bezahlen sie selbst, wenn es befohlen wird, ihre Schulden, nur um nicht zum Regiment zurückgeschickt zu werden. Denn wer vorzeitig zum Regiment zurück muß, von dem will sein Offizierkorps nichts mehr wissen; er wird damit bestraft, daß ihn das Regiment zur Reserve einreicht.

Schon auf der Kriegsschule beginnt das persönliche Verhältniß, das jeden Offizier mit dem obersten Kriegsherrn verbindet. Viktor wird durch allerhöchste Kabinetsordre erst charakterisirter, dann wirklicher Portepeefähnrich. Bald nachdem er das Examen auf der Kriegsschule bestanden, wird er zum Degenfähnrich ernannt; er trägt jetzt das Offiziersseitengewehr.

Nun kommt die Offizierswahl. Dem Fähnrich nützen eben die besten Kenntnisse nichts, wenn ihn das Offizierskorps seines Regiments aus irgend einem Grunde nicht für würdig hält, in seine Gemeinschaft aufgenommen zu werden. Hierbei erleidet mancher im letzten Augenblick Schiffbruch, nicht weil er sich etwas Besonderes hat zu Schulden kommen lassen, sondern weil er nach der Ansicht der Maßgebenden sich nicht zum Offizier eignet. Jedes Regiment stellt dabei seine besonderen Anforderungen. Zwar die Bildung ist fast überall gleich, aber der äußere Schliff, Haltung und Manieren spielen bei der Wahl eine große Rolle.

Diese Vorbereitungszeit vom Avantageur bis zum Leutnant ist nicht sehr angenehm; der Fähnrich wird nach Möglichkeit „geschliffen". Dafür ist diese Zeit auch verhältnißmäßig kurz, kürzer jedenfalls als in irgend einem anderen der höheren Berufe. Viktor, der mit 17 Jahren als Avantageur eintrat, ist in weniger als zwei Jahren, also noch nicht 19 Jahre alt, bereits Leutnant. Auch diese Beförderung wie alle weiteren kommt aus dem Militärkabinet.

Natürlich ist die Erziehung zum Offizier damit noch nicht abgeschlossen. „Der jüngste Leutnant ist das enfant terrible eines jeden Offizierkorps und vom frühen Morgen bis zum späten Abend fällt er unangenehm auf und ihn zu erziehen ist die Pflicht der Vorgesetzten im Allgemeinen und die der älteren Kameraden im Besondern." Es dauert lange, bis dem jungen Manne die Form und Art des Offizierslebens in Fleisch und Blut übergegangen ist.

Mit dem Augenblick, wo der Leutnant fertig gebacken ist, vollzieht sich auch sein Eintritt in die Gesellschaft. Die Offiziere verkehren zuerst und zumeist unter einander. Außerdem gibt es bestimmte Zivilfamilien, bei denen das Offizierkorps gleichfalls eingeführt ist. Alle diese Beziehungen sind genau geregelt. Es ist ein fester, in sich geschlossener Kreis, in dem sich der Einzelne zu bewegen hat. Der Verkehr mit einer fremden Familie, mag sie auch noch so tadellos sein, ist verboten. Einen Verkehr, an dem nicht alle theilnehmen, darf auch der Einzelne nicht pflegen.

Dabei genießen die Offiziere gesellschaftlich ein außerordentliches Ansehen. „Sie waren, wo immer sie sich sehen ließen, die ersten, überall spielten sie die erste Rolle, und Viktor, der von Haus aus bescheiden und einfach war, erfüllte es oft mit einer gewissen Beschämung und Verlegenheit, wenn er sah, wie selbst viel, viel ältere Herren vom Zivil ihn zuerst grüßten, ihm überall den Vortritt ließen."

Am schwierigsten ist die Geldfrage. Der junge Leutnant hat ja im Verhältniß zu seiner Vorbildung und den für die Erziehung aufgewandten Mitteln ein reichliches Einkommen; aber zu den Ansprüchen, die er gesellschaftlich zu machen pflegt, und zu den Aufwendungen, die durch seine Stellung als Offizier bedingt werden, steht es in keinem Verhältniß. Viktor kommt mit seinen 100 Mark monatlichem Zuschuß recht und schlecht aus; andere, die auf die königliche Zugabe von monatlich 20 Mark angewiesen sind, hungern sich durch, so gut es geht, und hoffen auf bessere Zeiten. Das Kasinoleben mit seinen mannigfachen Ansprüchen ist sehr theuer; da der Offizier in der Kleidung stets tadellos sein muß, verschlingt die Kleiderkasse hohe Summen. Bisweilen kommen Extraausgaben, wie sie beispielsweise die allerhöchsten Bestimmungen über die Offiziersbekleidung brachten. „Die hohen Stiefel wurden offiziell eingeführt, ein neuer Säbel trat an die Stelle des alten, der graue Mantel verdrängte den schwarzen, die Schärpe wich der Leibbinde, ein vorschriftsmäßiges Blau für die Waffenröcke wurde ausgegeben, die Länge der Ueberröcke, die Höhe der Kragen, die Breite der Aufschläge wurde geregelt." Das alles kostet viel Geld, mehr als der einzelne aufbringen kann. Da werden denn Schulden gemacht, denn wenn es auch sonst dem Offizier verboten ist, zu borgen — Kleiderschulden zählen nicht mit. Aber sie drücken deshalb oft nicht weniger. Oft ist dann dieser oder jener außer Stande, zu bezahlen. Wer sich indessen das geringste zu Schulden kommen läßt, der wird mitleidslos abgestoßen. Das Offizierskorps hält aufs peinlichste darauf, in seinen Reihen keine dunklen Existenzen zu dulden.

Viktor lernt alles kennen, was es für einen Leutnant geben kann. Die Ausbildung der Rekruten, das Exerzieren in kleinen und größeren Verbänden, der Felddienst, das Manöver, das Leben im Barackenlager, alles wird dem Leser anschaulich und lebenswahr, aber immer aus dem Gesichtswinkel des Offiziers, geschildert. Weiter verfolgen wir den Helden in seiner Entwicklungsgeschichte, wie er zu den Pionieren abkommandirt wird und Brücken bauen muß, wie er Bataillonsadjutant wird, wie er dann auf drei Jahre nach Berlin zur Kriegsakademie kommt, um in die höhere Militärwissenschaft eingeweiht zu werden, von dort aus die anderen Truppengattungen kennen lernt, dann nach seiner Rückkehr Adjutant des Regiments wird, um endlich, nachdem ihn die graue Einförmigkeit des Dienstes fast mißmuthig gemacht hat, zum Hauptmann zu avanciren. Einer weiteren Darlegung des Verfassers wird es vorbehalten bleiben, auch die höheren Stufen des Offizierslebens uns vorzuführen. Man kann nur wünschen, daß es mit eben so viel Anschaulichkeit und Sachkenntniß geschieht, wie in diesem ersten Theil.

Ueberblickt man den Entwicklungsgang des preußischen Offiziers, so erkennt man sofort, daß hier zwei Dinge mit einander unlösbar verbunden erscheinen, die ursprünglich kaum etwas mit einander zu thun haben, nämlich der soldatische Beruf und die soziale Ausnahmestellung. Was der preußische Offizier in seinem Beruf leistet, das ist gewiß nicht wenig; vielleicht haben diejenigen Beurtheiler Recht, die in dem preußischen Offizier den besten Heerführer der Gegenwart sehen. Man muß sogar wünschen, daß es sich so verhält, und daß in einem künftigen Kriege dieser Offizier das Vertrauen, das der Staatsbürger auf ihn setzt, voll bewährt. Nach der Darstellung des Freiherrn v. Schlicht fehlt es ihm jedenfalls nicht an Pflichttreue, Eifer, Fleiß und einem starken Ehrgefühl.

Aber eine solche berufsmäßige Durchbildung wäre natürlich auch auf anderen Wegen zu erreichen. Was indessen die Eigenart des preußischen Offiziers ausmacht, das ist seine bis ins Kleinste geregelte Lebensführung. Der Einzelne steht unter der beständigen Kontrolle aller seiner Kameraden; er athmet stets mit ihnen dieselbe Luft, er muß sich in Worten und Gedanken, in Haltung und Kleidung, in Umgang und Verkehr der Allgemeinheit fügen. Jede Individualität wird nur so weit geduldet, als sie sich reitlos dem allgemeinen Rahmen einfügt. Das Offizierkorps ist ein geschlossener Staat im Staate, in dem die Pflichten und Rechte jedes Einzelnen aufs genaueste geregelt sind und jeder nur so viel gilt, als er für die Gesammtheit bedeutet.

Man kann sich einer gewissen Bewunderung für dieses einzigartige soziale Gebilde, wie es das preußische Offizier-

korps ist, nicht entziehen. Nur durch eine lückenlose Kultur von Jahrhunderten, nur durch die unermüdliche Fürsorge der preußischen Herrscher gerade auf diesem Gebiete war es möglich, ein Offizierkorps von dieser ausgeprägten Sonderart zu schaffen. Und doch fragt man sich unwillkürlich, ob wir damit auf die Dauer rechnen müssen. Denn darüber, daß sich das preußische Offizierkorps den modernen sozialen Formen nicht recht einfügt, daß es in mancher Beziehung als ein Anachronismus, als ein Rudiment früherer patriarchalischer Zeiten erscheint, kann wohl kein Zweifel sein. Ebenso aber muß doch die Frage aufgeworfen werden, ob sich die Ausbildung des Volkes in Waffen nicht mit anderen Mitteln kürzer und besser erreichen ließe.

Ein großer Theil dessen, was heute die militärische Erziehung ausmacht, ist von höchst problematischem Werth. Ebenso ist, was im Sinne des Offizierkorps einen brauchbaren Leutnant abgibt, für den kriegerischen Ernstfall vielfach bedeutungslos. Und gerade in Südafrika sehen wir jetzt, daß die europäische Methode, sich zum Kriege vorzubereiten, ihre großen Lücken hat.

Wenn die Lehren der Geschichte dazu da sind, beachtet zu werden, dann wird man sich über kurz oder lang auch mit der Frage beschäftigen müssen, ob der preußische Offizier in seiner heutigen Form auch weiterhin beibehalten werden muß, oder ob sich nicht für die europäischen Verhältnisse eine dem modernen Leben angepaßte Reform als unumgänglich erweist. Jedenfalls gibt, wenn man solcher Reform näher treten will, das Buch des Frhrn. v. Schlicht die lehrreichsten Aufschlüsse über den heutigen Stand der Verhältnisse.

P. Michaelis.

Musikkritische Glossen.

Der Glossator hat gute Tage gehabt. Den ganzen Winter über hat ihm das musikalische Treiben der Reichshauptstadt auch nicht ein Wörtchen, selbst nicht die geringste Boshaftigkeit abnöthigen können. Es ging alles seinen gewohnten Gang. Schlechte und mittelmäßige Konzerte gabs in Hülle und Fülle, dazwischen auch mal gelegentlich einen schönen, genußreichen Musikabend und auf den Bühnen wurde mit dem beliebten Mittelgut weiter gewirthschaftet, wo man aber etwa ein Neues zu gewahren vermeinte, da wars bei näherem Zusehen doch immer wieder das Alte, das Gestrige und Vorgestrige. Gestürzte Droschkengäule, steckengebliebene Akkumulatoren, verlaufene Kinder, Gardinenbrände und Ereignisse ähnlicher Bedeutung konnten die Tageschronisten unseres Musiklebens natürlich in Menge verzeichnen, Größeres und Gewichtigeres aber trat dem Betrachter nicht entgegen und zu solchen „kleinen Nachrichten" durfte man sich selbst die flüchtigsten Randbemerkungen ersparen. Oder sollte etwa den Lesern der „Nation" vorgerechnet werden, mit welchen Aussichten Einer Goethe's „Hermann und Dorothea" für die Opernbühne verarbeiten könnte oder wie sich unser Bischen ästhetischer Kultur zu einer Vermelodeinung der gar nicht zu schätzenden Birchpfeiffer'schen „Grille" stellen würde?

Nach solchen Nichtigkeiten und Alltäglichkeiten mußten die künstlerischen Kreise der seit langem angekündigten Vorführung neuer musikdramatischer Werke eines Eugen d'Albert und Arnold Mendelssohn mit begreiflicher Sehnsucht und Spannung entgegen sehen. Von dem genialen Klaviermeister, dem man schon eine Reihe hervorragender, geistreicher Instrumentalwerke sowie eine artige kleine Konversationsoper zu danken hatte, war mit Bestimmtheit eine interessante Arbeit zu erwarten und ebenso durfte man von der frischen, kernigen Art des hochbegabten Lyrikers Mendelssohn sich eines tüchtigen Werkes versehen.

Der Beifall, mit dem am 17. Februar im Opernhaus nach einer mustergültigen Aufführung d'Albert's „Kain", und acht Tage früher trotz mangelhafter Wiedergabe im Theater des Westens Mendelssohn's „Bärenhäuter" aufgenommen wurde, hat diese Erwartungen fürs Erste als berechtigt erwiesen, ob er aber darüber hinaus eine dauernde Wirkung und somit einen wirklichen Erfolg der beiden Neuheiten verbürgt, das kann erst die Zukunft lehren.

Wir haben es zunächst mit Genugthuung und Dank anzuerkennen, daß uns nach so vielerlei Handwerkereien und Tantièmespekulationen auf der deutschen Opernbühne wieder einmal Erzeugnisse eines höheren, reinern Strebens begegnet sind. In diesem löblichen, all ihr Thun von vornherein adelnden Bestreben sind beide Komponisten sichtlich von Richard Wagner als ihrem großen Vorbild bestärkt worden. Arnold Mendelssohn versucht mit seinem „Bärenhäuter" den Weg zu wandeln, den Wagner mit seinen „Meistersingern" dem deutschen Lustspiel gewiesen hat, Eugen d'Albert dagegen wagt es, seinen „Kain" im Sinne und Stil der großen mythischen Musikdramen des Meisters zu gestalten. Dabei unterstützen den einen wie den andern Textvorlagen, denen eine würdige, dem Geiste der Musik zugeneigte Haltung und eine glückliche, wahrhaft dichterische Sprachbehandlung im Allgemeinen nachgerühmt werden dürfen. Auch Hermann Wette, der aus dem Grimm'schen Märchen die Teufelsgeschichte vom „Bärenhäuter" aufgebaut und Heinrich Bulthaupt, der für d'Albert das Byron'sche Mysterium nach- und umgedichtet hat, stehen äußerlich ganz unter dem Einfluß des Bayreuther Meisters. Wenn trotz alledem Versuch und Wagniß der geschickten Tonkünstler nicht voll geglückt sind, so haben wir die Ursache hiefür bei beiden in der Vorherrschaft der musikalischen Fabulirlust über das dramatische Gewissen zu erkennen.

Beide Dramen haben gefährliche organische Gebrechen. Beim „Bärenhäuter" ergeben sie sich daraus, daß die Vertragssache zwischen dem armen, verzweifelten Knecht Ruppert und dem Teufel nicht klar und folgerichtig entwickelt ist. Indem der Böse gegen den Pakt den Bärenhäuter nach Jahresfrist und vollbrachtem Dienst nicht freigibt, sondern weitern Versuchungen aussetzt, wird zwar Gelegenheit zu einem großen Höllenfest mit ausgibiger Musikverschwendung und nachträglich noch gar Anlaß zu einer überflüssigen Verführungsszene gegeben, aber für die Darlegung der Hauptsache, der Entwicklung Ruppert's und seines Liebeshandels ist damit wenig gewonnen. Das ist um so mehr zu bedauern, als Mendelssohn gerade in der Schilderung des infernalischen Elements sich weniger glücklich und selbstständig zeigt als im Ausdruck der reinmenschlichen Vorgänge. Hierin bekundet der Komponist eine hübsche Erfindungsgabe und eine leicht und sicher gestaltende Hand. Freilich ist die Ausführung des vokalen Parts besser gelungen als die des Orchestersatzes, der in der Farbengebung allzu deutlich an Weber oder Wagner erinnert. Immerhin bleibt auch da so manches fein Erdachte und warm Empfundene, daß man den Wunsch hegt, der Künstler möchte bei einer Umarbeitung sein Drama bündiger fassen und damit der Bühne sichern.

In allen technischen Fertigkeiten der langen Mendelssohn'schen Oper sehr überlegen, ungleich kühner in der Harmonik und glänzender in der Kunst der Instrumentation, dafür aber weniger reich an melodischen Einfällen ist das kurze, fünfviertel Stunden dauernde Musikdrama, in dem d'Albert versucht hat, das folgenschwere Ereigniß des ersten Mordes durch die Kunst der Töne anschaulich und verständlich zu machen und die düstere Gestalt des Kain dem Hörer mitleidsvoll nahe zu bringen. Wenn je der sicheren Beherrschung aller Kunstmittel allein schon der Titel der Meisterschaft zuerkannt werden soll, so verdient ihn diese erstaunliche Partitur ganz gewiß. Ein Anderes ist es, wenn diese Ehrenbezeichnung bloß demjenigen zukommen soll, der mit genialem Instinkte nur die Aufgabe erfaßt, die er mit den Mitteln seiner Kunst und seiner Begabung restlos und

selbständig zu lösen vermag. Alsdann müßte man sich begnügen, dieses Werk ein hochbedeutsames Experiment zu nennen, denn aus dem Kainstoff hat noch keines Dichters Kraft ein Drama zu entwickeln vermocht und auch d'Albert und Bulthaupt ist es trotz der besonderen Hülfen, die die Musik zu bieten scheint, nicht gelungen. Indem der Textdichter das Problem stark vergeistigte und die Beweggründe der schauerlichen That aus dem Triebleben allzu sehr und allzu deutlich ins Gedankenleben des Helden hinüberrückte, entzog er dem Musiker sogar den natürlichen Boden für die Bethätigung und Offenbarung seiner eigensten Kunst. So blieb diesem nur die Möglichkeit, für die äußeren und innerlichen Begleiterscheinungen der That nach dem entsprechenden, Stimmung erzeugenden Ausdruck zu suchen, und das hat d'Albert denn auch mit großem Geschick gethan. Daß er dabei fast ganz im Zauberbann der Wagner'schen Kunst befangen blieb, ist nicht zu übersehen, doch zeigt sich im Einzelnen auch die eigene Art des Künstlers thätig und wirksam. Das Gebet Adam's und der Seinen und die von einem unsichtbaren Chor ergreifend wiedergegebene Stimme des bösen Gewissens, neben den Lebenshymnen des Abel, die schönsten Stücke der Partitur, legen dafür Zeugniß ab. Diese lebenswahren Eingebungen mögen gar Manchem über die gefährlichen Stellen einer philosophischen Musik hinweghelfen.

Heinrich Welti.

Lujo Brentano und Robert Kurzynski: Die heutige Grundlage der deutschen Wehrkraft. Münchener volkswirthschaftliche Studien. Herausgegeben von Lujo Brentano und Walther Lotz. 35. Stück. Stuttgort. 1900. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. XXXV und 132 S.

Am 28. Oktober 1897 hielt Brentano in der Volkswirthschaftlichen Gesellschaft in München einen Vortrag, der das Themo der vorliegenden Schrift behondelte. Der Haupttheil dieses Vortrages erschien einige Tage später in der „Nation“. Brentano führte dorin aus, daß die deutsche Wehrkraft durch den Uebergong vom Agrarstaate zum Industriestaate nicht nur nicht gefährdet werde, sondern im Gegentheil eine größere Entwicklungsfähigkeit erlonge. Dos gefiel den Agrariern nicht, die nur in sich eine Verkörperung deutscher Volkskraft und ihrer Wurzeln zu erkennen vermochten, und die demgemäß sich als die Säulen des Staates bezeichneten, welche wiederum im Interesse dieses Staates der sorgsamsten Pflege und pekuniären Unterstützung theilhaftig zu werden verdienten. Sie sahen nicht, daß damit eine Umkehrung aller architektonischen Vernunft gegeben war, da in diesem Falle die Säulen nicht das Gebäude stützen, sondern das Gebäude den Säulen als Stütze gelten mußte. Indem sie sich als Träger des immer mehr sich ausdehnenden Staatbaus gebärdeten, konnten sie wesentlich nur als ein kostspieliges Ornament in die Erscheinung treten. Aus dieser Incongruenz der Fakta und der Idee erklärt sich der Ingrimm, den Brentano's Worte im Busen der Agrarier entfocht hatten, und der sie veranlaßte, nun in der ihnen dienenden Presse ihre deutsche Volkskraft an diesem „Münchener Nationalökonomieprofessor“ zu bethätigen. Der Monat November des Jahres 1897 stand unter dem Zeichen dieser erbitterten Preßfehde. Auf der einen Seite waren die Führer im Kampfe die „Norddeutsche Allgemeine“, die „Kreuzzeitung“, die „Deutsche Tageszeitung“, die „Konservative Korrespondenz“, die „Schlesische Zeitung“, auf der anderen neben der „Nation“ die „Frankfurter Zeitung“ und das „Berliner Tageblatt“. Brentano ergriff noch zweimal das Wort in der „Nation“ (am 13. und 20. November 1897), um die Angriffe seiner Gegner zurückzuweisen. Im Monat Dezember trat eine Waffenstille ein, die erste Wuth hatte sich gelegt, ober im Januar 1898 wurde der Kompf wieder aufgenommen, um während des ganzen Jahres nicht zu ruhen. Es wurde jetzt schweres Geschütz angefahren, das io der Gestalt längerer Abhandlungen in den „Preußischen Jahrbüchern“, in Schmoller's „Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft“, in Conrad's „Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistil“, in der wissenschaftlichen Beilage der „Münchener Allgemeinen Zeitung“ und in besonderen Werken erschien. Brentooo selbst, der von anderen wissenschaftlichen Arbeiten ganz in Anspruch genommen war, betheiligte sich jetzt nicht mehr an der Diskussion, er überließ die Abwehr der gegnerischen Kraftproben einigen Schülern, die mit großer Sachkenntniß, gründlicher und umsichtiger Methode vorgingen und ihrem Meister alle Ehre machten.

Das vorliegende Heft der Münchener Studien bietet eine Uebersicht und Zusammenfassung dieser ganzen Kontroverse. In der Vorrede streift Brentano noch einmal die Hauptpunkte, deren Erörterung von ihm angeregt waren.

Die Frage der Wehrfähigkeit des Deutschen Reichs, bemerkt er, ist erstens eine Frage der Finanzen. Niemond bezweifelt, daß Industrie und Handel die hauptsächlichsten Träger dieser Finonzen sind, und selbst die Agrarier beanspruchen es nicht als ein nobile officium, das der von ihnen beanspruchten Stellung im Staatswesen entsprechen würde, die dadurch bedingte Steuerlast auf die eigenen Schultern zu nehmen. Soweit die Finanzen in Betracht kommen, ist also die wachsende Wehrfähigkeit des Reichs von der Entwicklung abhängig, zu der Industrie und Handel sich aufzuschwingen vermögen

Sie ist zweitens eine Frage nach Beschoffung der benöthigten Mannschaften. Nach Brentono entscheidet die absolute Zahl der Militärtouglichen über die Wehrfähigkeit eines Landes und nicht die relotive oder das Verhältniß dieser Zahl zur Zahl der Bevölkerung. Es hängt die Wehrfähigkeit also ab von der Dichte der Bevölkerung: diese aber nimmt zu, je mehr in einem Distrikt die Industrie überwiegt, sie nimmt ab, je mehr die Landwirthschaft überwiegt. Es erscheint das so selbstverständlich zu sein, daß man sich wundert, wie jemals eine andere Ansicht oufkommen konnte. Es erweitert sich die Bevölkerungskapazität in Stodt und Land mit dem Fortschritt der industriellen Entwicklung, damit wächst aber auch die absolute Zahl der Soldaten, die zur Vertheidigung des Staates aufgeboten werden können. Zeichen der größeren Bevölkerungskapazität sind: 1. Abnahme der Auswonderung bei steigender Bevölkerungszahl. Die Zahl der deutschen Auswanderer über deutsche und fremde Häfen betrug 1881 220 902, dagegen 1897 nur 24 631. Die Auswanderung ist am störksten nicht im dichtbevölkerten, industriereichen Westen des Reichs, sondern im dünobevölkerten, ograrischen Osten. 2. Die Sterblichkeit hat abgenommen. Die Sterbeziffer ist in den Städten von 29,2 im Jahre 1867 auf 22,1 im Jahre 1897, auf dem Lande von 26,5 im Jahre 1867 auf 22,6 im Jahre 1897 gesunken. Sie ist also heute günstiger in der Stadt als auf dem Lande. 3. möchte ich noch ols Zeichen der gesteigerten Bevölkerungskapazität hinzufügen, daß wir trotz größerer Bevölkerungszahl in Stadt und Land weit mehr den Arbeitermangel als die Arbeitslosigkeit als Uebel empfinden.

Von großer Bedeutung für die relative Wehrfähigkeit aber ist die Thatsache, daß die Zunahme der industriellen Bevölkerung von einer gleichzeitigen Zunahme der in der Landwirthschaft selbständig Erwerbsthätigen begleitet ist. Es ist also anzunehmen, daß mit der absoluten auch die relative Wehrkraft des Landes wächst.

Das sind die Hauptpunkte, die in der Vorrede zur Erörterung kommen. Es folgt dann der Abdruck des Vortrags, den Brentano in der Münchener Volkswirthschaftlichen Gesellschaft gehalten hat und der in der „Nation“ erschienenen Artikel.

Den zweiten Theil der Schrift bildet eine Abhandlung von Robert Kuczynski über „Berufsgliederung und Wehrkraft“. Kuczynski hat hiermit eine sehr verdienstliche Arbeit geliefert. Er hat die gonze Litteratur pro et contra, die im Verlaufe der Diskussion entstanden ist, einer kritischen Behandlung unterzogen.

Die Argumente der Gegner, die mit reichholtigen Citoten belegt sind, werden eingehend widerlegt. Es würde uns zu weit führen, wollten wir auf einzelne der von Kuczynski behandelten Frogen hier näher eingehen. Sein Schluß ist, daß nach dem Stond des zur Verfügung stehenden statistischen Materials eine endgültige Entscheidung der Frage schwer möglich ist, und daß daher an die Regierung immer wieder die Forderung gestellt werden müsse, daß sie alle bezüglichen Daten der Oeffentlichkeit übergebe.

Die endgültige Entscheidung der Frage ist aber deshalb von so großer Bedeutung, weil damit auch endgültig die Ansprüche der Agrarier zum Schweigen gebracht würden, die hauptsächlich darauf beruhen, daß die Landwirthschaft als Urquell deutscher Volks- und Wehrkraft betrachtet wird, und die zum Ziel haben, daß der Staat die Agrarier auf Kosten der übrigen Klassen begünstige und bevorzuge.

Louis Katzenstein.

Volksbildung, Volkserholung, Volksheime. Von W. Wetekamp. — Vorträge und Aufsätze aus der „Comenius-Gesellschaft". 8. Jahrgang. 1. Stück. Berlin 1900. R. Gärtner's Verlagsbuchhandlung (Hermann Heyfelder).

Der Breslauer Oberlehrer und freisinnige Landtagsabgeordnete Wetekamp hat in dieser kleinen Broschüre die Bedeutung einer veredelten Form der Volkserholung für die Volksbildung in einer überzeugenden und höchst anschaulichen Weise dargelegt. Der Vortrag umfaßt nicht bloß die auf die Förderung der intellektuellen und ästhetischen Bildung hinzielenden Bestrebungen, wie sie durch Volksbibliotheken, Volkslesehallen, Volkskonzerte, Volksunterhaltungsabende, billige dramatische Darbietungen, bequemeres Zugängigmachen der Museen u. s. w. zu Tage treten, sondern er berücksichtigt auch die Bedürfnisse nach Zerstreuung durch Spiel und edle Geselligkeit. Der Verfasser verlangt von einer aufgeklärten Kommunalpolitik speziell für die größeren Städte mit Rasen bewachsene Spiel-, Erholungs- und Tummelplätze. Was andererseits im Wege der privaten Initiative sich auf dem Gebiete der Volkserholung erreichen läßt, davon haben eine Reihe höchst erfolgreicher Veranstaltungen im In- und Ausland bereits Zeugniß abgelegt.

Wetekamp schildert in seinem Vortrag das bisher an Großartigkeit noch unübertroffen dastehende Volksheim: den Volkspalast in London, ferner Ons Huis in Amsterdam und endlich mit besonderer Ausführlichkeit die Volksheime des Vereins „Volkswohl" zu Dresden. Diese Dresdener Veranstaltungen, deren Seele der Geheimrath Professor Dr. Böhmert ist, haben sich ungemein erfolgreich erwiesen, vornehmlich auch deshalb, weil bei der Errichtung und Verwaltung dieser Volksheime selbst der Schein vermieden ist, als handle es sich um Wohlthätigkeitsanstalten im Sinne von Almosen. Vor Allem hat man in Dresden verstanden, in den Besuchern das ethisch und sozial so außerordentlich wichtige Gefühl der Selbsthilfe zu wecken und zu fördern.

Wetekamp regt an, statt der in ermüdender Einförmigkeit sich entwickelnden patriotischen Denkmäler den hervorragenden Männern unserer Nation, die man über den Tod hinaus ehren will, lieber in derartigen Volksheimen: Stätten der Belehrung und Erholung, speziell für die unteren Stände: Monumente zu errichten. Er erinnert an das Wort Kaiser Friedrichs: „Nur auf der Grundlage gesunder Volkserziehung kann gesunde Volkswohlfahrt gedeihen" und bringt damit die Ueberzeugung zum Ausdruck, daß insbesondere diesem edlen Herrscher gar keine geeigneteren Denkmäler gesetzt werden könnten, als durch Volksheime der von ihm geschilderten Art, eine Ueberzeugung, der wir Anerkennung in den weitesten Kreisen wünschen.

T. B.

Jungbrunnen. Ein Schatzbehälter deutscher Kunst und Dichtung. Verlag von Fischer und Franke. Berlin. 1. Die Bärenhäuter. — Die sieben Schwaben. Zwei Märchen in Bildern von Franz Stassen. 2. Des weyland Nürnberger Handwerksmeisters Hans Sachsen's lustige Schwänke. Mit Bildern verziert von Georg Barlösius. 3. Liebe, Lied und Lenz. Deutsche Volkslieder in Bildern von Franz Stassen.

Der deutsche Buchdruck hat seit langer Zeit um des mißverstandenen wirthschaftlichen Prinzips willen aufgehört, sich als Kunst zu betrachten, das Buch, die schönste Ausgabe, das beste Zeichen einer breiten Kultur, die so recht aus dem deutschen Boden erwuchs, wurde lange genug vernachlässigt. Nun erst werden allmählich Bestrebungen wieder aufgenommen, die reproduktive Kunst in diese Verbindung mit der Dichtung zu bringen, welche die alten deutschen Meister beabsichtigt hatten. Nur so kann die bildende und redende Kunst jene Popularität gewinnen, welche sie bei einem Volke haben müssen, das Kultur haben will. Das ganze Buch ein Kunstwerk des Wortes und für das Auge, nicht ein „illustrirtes Werk" in dem gottverlassenen Sinn des ehemals herrschenden Geschmackes. Schon haben die Meister aus Worpswede (in Diederich's Jakobsen Ausgabe) mit Glück solche Versuche unternommen. Systematisch soll dieses Werk hier in den vorliegenden und geplanten Unternehmungen zu Ende geführt werden. Vielleicht wirkt es überhaupt auf das deutsche Buch und seine künstlerische Entwicklung im besten Sinne ein. Die vorliegenden Bände sind vorzüglich gelungen. Reizend ist besonders die Sammlung „Liebe, Lied und Lenz" ausgefallen. Es ist, als wären alte, kostbare Edelsteine nun erst recht gefaßt. Alle Lieder klingen rauschend auf und machen manches Elend einer nüchternen, armen Zeit vergessen.

Freilich wären, was den Plan betrifft, manche Einwendungen zu machen. Es werden immer einzelne Dinge herausgegriffen, einzelne Märchen, einzelne Liedergruppen, nun braucht man gerade zusammenfassende Neudrucke. Freilich lassen sich dann nicht so billige, kleine Ausgaben machen, aber ich glaube, der Verlag dürfte des Gelingens — des ökonomischen — ebenso gewiß sein, wenn er das ganze „Wunderhorn", sämmtliche Märchen des Musäus, sämmtliche Volksbücher Schwab's (bei ihnen läßt sich ja die Band-Eintheilung beibehalten), sämmtliche Grimm'sche Märchen, Hebbel's Schatzkästlein, Hans Sachsen's Fastnachtsspiele, die alten deutschen Epen, Walter's Gedichte u. s. w. herausgibt. Damit wird er sich ein großes Verdienst erwerben; es soll ja doch nicht auf einzelne Bücherfreunde und Liebhaber, sondern auf die ganze Masse gewirkt werden. Man dürfte glücklich sein, den Buchdruck wieder als Kunst, als echteste Volkskunst aufgenommen zu sehen. Daß sich die besten Namen unter den dekorativen Künstlern gesammelt haben, beweist, wie sehr sie diese angemessene Bethätigung wünschen.

Wien. Otto Stoeßl.

Forstbotanisches Merkbuch. I. Westpreußen. Berlin, Gebrüder Bornträger. 1900.

Der Direktor des westpreußischen Provinzialmuseums in Danzig, Professor Dr. Conwentz, über dessen verdienstvolle Bestrebungen zur Verbreitung vorgeschichtlicher Kenntnisse in Nr. 10, Jahrgang XVI, der „Nation" berichtet wurde, hat die Anregung zu diesem forstbotanischen Merkbuch, welches unter dem Protektorate des Ministers für Landwirthschaft, Domänen und Forsten publizirt ist, gegeben. Es handelt sich um einen Nachweis der beachtenswerthen und zu schützenden urwüchsigen Sträucher, Bäume und Bestände im Königreich Preußen, gewissermaßen um eine Inventorisirung von Naturdenkmälern. Das erste Heft dieses Unternehmens, das die Provinz Westpreußen umfaßt, liegt vor und darf als sehr verdienstlich bezeichnet werden.

Was die Auswahl des Stoffes anlangt, so sind einmal die Baumindividuen berücksichtigt, welche durch eine geschichtliche oder kulturgeschichtliche Bedeutung, durch hohes Alter oder durch ungewöhnliche Größenverhältnisse, durch Bildungsabweichungen und dergleichen ausgezeichnet sind, ferner aber auch seltene Baumarten und Spielarten sub fossiler Holzreste, kleinere Waldtheile, die sich durch charakteristische urwüchsige Hölzer hervorthun, sodann Waldtheile, in denen seltene Pflanzen- und Thierarten leben und solche, die von besonderem landwirthschaftlichen Reize sind. Das forstbotanische Merkbuch will nicht bloß das Interesse der Behörden, sondern auch das von Privaten dazu anregen, auf die Konservirung derartiger Naturdenkmäler zu achten und hinzuwirken.

Auch in anderen Ländern sind solche Bestrebungen vielfach hervorgetreten. In den Vereinigten Staaten hat man einzelne naturgeschichtlich besonders interessante Gegenden, wie z. B. das 24 Kilometer lange Yosemitethal in Kalifornien und den Yellowstonepark in Wyoming als Bundeseigenthum reklamirt und ist ängstlich bemüht, die dortigen Naturwunder mit der gesammten Fauna und Flora als Nationalparks zu erhalten. Einer ähnlichen Idee, wenn auch in bescheideneren Umrissen, dient dieses Merkbuch. Der Gedanke verdient jede Unterstützung.

B.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37. Dr. P. Nathan, W. Ziethenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 22. Berlin, den 3. März 1900. 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

General Cronje hat, nachdem er eine Woche eingeschlossen war, kapitulirt. Zwischen 3- bis 4000 Buren streckten die Waffen und sechs Geschütze erbeuteten die Engländer. Ihre siegreiche Streitmacht unter Roberts wird auf 40- bis 45 000 Mann geschätzt und diesen Truppen standen nach englischen Berichten 110, nach anderen einige 50 Geschütze zur Verfügung. Der Erfolg der Engländer kann also an dem Urtheil über ihre Kriegstüchtigkeit nichts ändern. Wenn, um die Ereignisse am deutschen Maßstab zu messen, zehn Regimenter mit 110 resp. 50 Geschützen nothwendig sind, um ein Regiment mit 6 Geschützen nach tagelangem Ringen unschädlich zu machen, so verschieben sich die Eindrücke, die dieser Krieg von Anfang an gewährt hat, in keiner Weise. Es bleibt dabei freilich eine offene Frage, bis zu welchem Grade auch die moderne Waffentechnik die Vertheidigung gegenüber dem Angreifer begünstigt. Gleichviel, die Leistung der Buren war eine erstaunliche; und sie bleibt um so erstaunlicher auch im Rückblick, weil es Cronje monatelang gelungen ist, Methuen mit geringen Streitkräften aufzuhalten, nachdem er ihn zuvor mit seiner schwachen Armee sogar geschlagen hatte.

Das Urtheil über den realen Werth der englischen Landarmee, bei aller Anerkennung für die Bravour der einzelnen Persönlichkeiten, braucht also auch jetzt nicht abgeändert zu werden.

Die Folgen dieses Sieges bleiben aber darum doch bedeutungsvoll. Der Verlust von mehr als 3000 Mann ist bei der kleinen Anzahl Streiter auf Seite der Republiken eine große Einbuße; dazu kommt die moralische Wirkung, die sich freilich nur schwer abschätzen läßt. Aber vorhanden wird sie sein.

Die Engländer stehen jetzt auf dem Boden des Oranje-Freistaates; auf eine Hilfe von Seiten der Kapholländer ist heute nicht zu rechnen, und die Hauptstadt des Landes, Bloemfontein selbst ist unmittelbar bedroht. Da überdies Buller die tapfere und zähe Besatzung von Ladysmith zu entsetzen vermocht hat, nachdem Joubert durch Abkommandirungen geschwächt war, so beginnt nunmehr auch die Lage für Transvaal ernst zu werden. Wie stark diese Thatsachen die Widerstandskraft der Buren erschüttern, läßt sich nicht bestimmen.

Auch heute ist sicher ein langwieriger Widerstand noch sehr wohl möglich und nachdem der erste sehr begreifliche Siegesjubel in England vorüber war, beginnt man dort gleichfalls mit der Thatsache schwerer und möglicherweise wechselvoller Kämpfe zu rechnen.

Bei aller Tapferkeit der Buren konnte man auf einen Erfolg für sie nur unter zwei Voraussetzungen rechnen. Die Lage der Engländer wurde verzweifelt, wenn sich die Gesammtheit der Kapholländer zum Aufstand entschloß. Diese Gefahr ist heute fern gerückt. Eine andere Hoffnung aber für die Buren konnte sich daraus ergeben, daß irgendwo in der Welt Ereignisse eintraten, die die Engländer zwangen, den Krieg in Südafrika abzubrechen, oder sie nöthigten, ihn mit so schwachen Kräften fortzusetzen, daß die Buren nicht mehr fürchten müssen, schließlich erdrückt zu werden. Diese zweite Möglichkeit ist noch heute vorhanden.

Die schüchternen Versuche einer Opposition in Aegypten blieben freilich bedeutungslos und mußten bedeutungslos bleiben, weil der französischen Politik durch die Weltausstellung die Hände gebunden sind. Anders haben sich die Ereignisse in Asien entwickelt. Rußland hat sein Uebergewicht in Persien zur Geltung gebracht; in Buchara an der Grenze von Afghanistan gleichfalls; wie es scheint auch

in China, und es bleibt zunächst nur noch übrig, daß die Petersburger Politik ihren alten Wunsch durchsetzt und einen persischen Hafen erwirbt. Keinen einzigen der russischen Erfolge in Asien hat England bisher zu verhindern gesucht. Würde es Rußland entgegentreten, wenn dieses, wie am stillen Ozean, nun auch am indischen Ozean einen Hafen besetzt? Wenn die englische Politik sich hierzu gezwungen glauben sollte, dann könnte die Rückwirkung auf Südafrika schwerlich ausbleiben.

Das Facit des südafrikanischen Krieges ist also zunächst folgendes: Sehr große, bereits vollzogene Fortschritte Rußlands in Asien zum Nachtheil Englands, und die Möglichkeit, Rußland den direkten Zugang zum indischen Ozean freigeben zu müssen, ein neuer, für England höchst bedrohlicher Erfolg des Zarenreiches; oder bei dem Versuche Englands diesen Schlag abzuwehren, eine Lage gegenüber Rußland, die auch die Aussichten in Südafrika von Neuem verdunkeln würde. Rechnet man hinzu, daß selbst ein gegen die Buren siegreiches England sich damit auf Jahre hinaus in Südafrika recht ernste Verhältnisse schafft, und daß die englische Landarmee vor Allem durch den Verlust an Offizieren stark geschwächt worden ist, so mag das heutige Blutvergießen einer kleinen Kapitalistengruppe möglicherweise Vortheile bringen — obgleich auch dies sehr zweifelhaft ist — aber England wird geschwächt, in Asien zurückgedrängt, in seinem Ansehen in der Welt erschüttert, mit steigendem Mißtrauen von allen Völkern betrachtet, aus diesem unglücklichen Unternehmen hervorgehen.

Es kann für die Engländer aber auch noch eine andere Ueberraschung eintreten; eine Intervention, um dem Blutvergießen in Südafrika ein Ende zu machen.

Im Augenblick setzt in der Schweiz eine Bewegung ein, die irgend einen Staat veranlassen will, England seine guten Dienste für die Friedensvermittlung anzubieten. Dieses Unternehmen erscheint uns hoffnungslos.

Eine Aktion zur Friedensvermittlung, die nur vom guten Herzen eingegeben ist, kann dann zu einem Ergebniß führen, wenn beide streitende Theile sich gleichmäßig nach Beendigung des Kriegszustandes sehnen. Es handelt sich in solchem Falle gewissermaßen nur darum, den beiden Parteien, die dasselbe wollen, die Möglichkeit der Annäherung zu gewähren. Dieser formale Akt kann von jedem Staate vollzogen werden, besonders wirkungsvoll sogar von einem Kleinstaat, weil nunmehr der Vermuthung jede Stütze entzogen ist, als hätten sich die Streitenden unter einem Druck von Auswärts zum Niederlegen der Waffen verstanden. Daß der Augenblick für solches Einlenken gekommen ist, dafür spricht nichts, aber auch gar nichts. In England steht man vielmehr auf dem Standpunkt, daß in Südafrika diesmal reiner Tisch gemacht werden müsse.

Kann also die Form der Intervention nicht in Betracht kommen, der die Zustimmung beider Kämpfer bereits weit entgegen geht, so bleibt jene andere Form übrig, die vermittelt unter der unausgesprochenen Androhung politischer Nachtheile, wenn der Versuch ergebnißlos bleiben sollte.

Für solche Einmischung scheiden neben allen anderen kleineren Mächten auch Frankreich und Deutschland aus. Weder Frankreich noch Deutschland sind in der Lage, einen derartigen Druck auf England auszuüben, daß dieses fügsam werden müßte. Diesen Erfolg würden beide Mächte also nicht erzielen, und die Erfolglosigkeit ihrer Aktion würde zu nichts führen, als zwischen England und dem sentimentalen Vermittler einen gefahrvollen Gegensatz hervorzurufen. Ohne zum Ziele zu gelangen, sich solchem Nachtheil auszusetzen, ist keinem Staat zuzumuthen.

In einer ganz anderen Lage befinden sich dagegen die Vereinigten Staaten und Rußland.

England ist seiner kanadischen Besitzungen wegen in hohem Grade auf das Wohlwollen der Vereinigten Staaten angewiesen, während die Vereinigten Staaten von England nichts zu fürchten haben. Eine Mahnung der Vereinigten Staaten zum Frieden könnte also in England nicht eindruckslos vorübergehen; jedenfalls würde England zur Mäßigung sich entschließen müssen, um die Sympathien Amerikas zu bewahren; ob es unmittelbar den Frieden gewähren würde, ist eine andere Frage, denn auch die Vereinigten Staaten werden gegenüber England nicht von einer moralischen zur wirkungsvollen materiellen Pression sogleich fortschreiten.

Allein diese Erwägungen haben überhaupt nur einen theoretischen Werth. McKinley hat sich bisher niemals als der Mann der Initiative aus großen, humanen Gesichtspunkten erwiesen; sein Ziel ist seine Wiederwahl zum Präsidenten, und er wird sich sagen, daß er besser thut, stille zu sitzen, als durch einen Akt der Humanität jene Stimmen sich zu entfremden, über welche die England freundlichen Amerikaner verfügen.

So bleibt denn Rußland übrig.

Das Zarenreich ist politisch und militärisch im größten Vortheil gegenüber England. Die englische Marine kann Rußland gar nicht ernstlich verwunden, und das englische Landheer ist heute weniger zu fürchten als je. Rußland braucht sich also aus englischen Verstimmungen gar nichts zu machen. Rußland hat überdies das erheblichste Interesse daran, Schwierigkeiten, in denen England außerhalb Asiens verwickelt ist, bestehen zu lassen. Gelingt es England auch nach diesem Kriege nicht, der die Leidenschaften gesteigert hat, das holländische Element in Südafrika völlig zu zermalmen, so bleibt das Vereinigte Königreich für alle asiatischen Unternehmungen in Rücksicht auf afrikanische Aufstände in hohem Grade geschwächt. Das Stützen der holländischen Abkömmlinge in Südafrika bedeutet also eine unmittelbare Förderung der russischen Unternehmungen in Asien. Die politische Raison müßte also der St. Petersburger Staatskunst diesen Weg vorschreiben.

Dazu kommt ein zweites. Wie viel Tage sind es her, daß die Haager Stipulationen unterzeichnet worden sind? Der Zar von Rußland hat sich dafür eingesetzt, die Gräuel des Krieges einzudämmen. Wenn er jetzt gar nichts thut, um für den Frieden zu arbeiten, obgleich auch in die gleiche Richtung politische Erwägungen drängen, dann sinkt das Haager Unternehmen zu einer welthistorischen Farce herab, die den, der sie einleitete, auch zur Unsterblichkeit verhelfen wird; aber freilich nicht zu einer begehrten Unsterblichkeit. Greift der Zar hingegen den Gedanken der Haager Konferenz auf, und sucht er von der starken politisch-militärischen Position aus, die er gerade diesen Ereignissen gegenüber einnimmt, zu vermitteln, so wird es sein Prestige in außerordentlicher Weise durch die weite Welt erhöhen.

Diese Aktion könnte sich vor allem darum aufdrängen, weil sie in gleicher Weise von der nüchtern rechnenden Realpolitik und von der Humanität diktirt ist; sie bringt Rußland politische Vortheile, und sie bestrahlt das Zarenreich mit dem Schimmer humaner Gesinnung.

Ob dieser Weg eingeschlagen wird, wer weiß es? Die russische Presse drängt freilich in dieser Richtung ungeduldig vorwärts; das ist begreiflich. Aber ob der Zar einen energischen Entschluß für angezeigt hält? Hier hört die politische Berechnung auf, und das dunkle Gebiet der Psychologie beginnt.

Will man aber in aller erschreckenden Deutlichkeit die Weltlage erfassen, die durch die Frivolität eines Rhodes und Chamberlain heraufbeschworen ist, so betrachte man die Thatsache, daß gegenüber der englischen Politik des gewissenlosen chauvinistischen Imperialismus einem deutschen Liberalen die zarische Intervention als diskutabel erscheinen kann.

Welche Fehler mußte die englische Politik begehen, um solchen Umschwung herbeizuführen!

Glücklicherweise noch nicht zu spät haben sich Künstler, Schriftsteller und Gelehrte von ausgezeichnetem Namen mit freisinnigen Politikern vereinigt, um wider die Bestimmungen der „lex Heinze“ über Litteratur, Kunst und Theater Protest

einzulegen. Zum nächsten Sonntag, 12 Uhr, ist zu einer Versammlung in den Berliner Handwerkerverein eingeladen worden. Referenten sind Abgeordneter Schrader, der Bildhauer Professor Eberlein, Hermann Nissen, Präsident der deutschen Bühnengenossenschaft, und Hermann Sudermann. Zu den Einladenden gehören auch Reinhold Begas, Friedrich Dernburg, Theodor Barth, Rickert, Professor Theodor Mommsen, Professor Liebermann, Wichert und Wildenbruch.

* *

Der Fall Arons.

Die Disziplinaruntersuchung wider den Privatdozenten an der Berliner Universität, Dr. Leo Arons, hat, nachdem sie beinahe ein volles Jahr geschwebt und durch alle Instanzen hindurchgegangen ist, nunmehr zu dem Beschlusse des königlichen Staatsministeriums geführt, den genannten Privatdozenten der Physik auf Grund des eigens für ihn geschaffenen Disziplinargesetzes vom 17. Juni 1898 aus seiner Stellung zu entfernen. Das Urtheil ist in feierlichster Form von dem Ministerpräsidenten und Reichskanzler Fürsten zu Hohenlohe unterzeichnet. Wir haben hier also eine Haupt- und Staatsaktion vor uns; die höchsten politischen Autoritäten des preußischen Staates sind mobil gemacht, um zu verhindern, daß ein Privatdozent der Physik sein Lehramt, welches bekanntlich mit finanziellen Leistungen seitens des Staates nicht verknüpft ist, fortführe.

Um die ganze Bedeutung dieses Vorgehens richtig zu würdigen, muß man sich vergegenwärtigen, daß der von dem Staatsministerium für unwürdig Befundene in der ersten Disziplinarinstanz, nämlich seitens der philosophischen Fakultät der Universität Berlin, für durchaus würdig erachtet wurde, Mitglied dieser Fakultät zu bleiben. Die Fakultät hat Herrn Dr. Arons seiner Zeit freigesprochen, indem sie ausdrücklich erklärte, „daß er nie versucht habe, auf die Studirenden agitatorisch einzuwirken, daß er ferner nach dem Zeugniß der Fachmänner ein ausgezeichneter jüngerer Gelehrter und nach dem Zeugniß Aller, die ihn näher kennen, ein tadelloser Privatcharakter sei“. Das königliche Staatsministerium hat nichtsdestoweniger die höchste Disziplinarstrafe, nämlich die Amtsentsetzung, gegen Dr. Arons verhängt, es erklärt in den Gründen seines Urtheilsspruches ausdrücklich, „Dr. Arons habe sich des Vertrauens, das sein Beruf erfordere, unwürdig gezeigt“.

Worin besteht denn nun das Vergehen des entlassenen Privatdozenten, welches der Fakultät auch nicht zur kleinsten Rüge Veranlassung gegeben hat, und von dem Staatsministerium als der schlimmsten Disziplinarstrafe würdig behandelt wird?! Herr Dr. Arons rechnet sich politisch zur Sozialdemokratie; er macht aus seiner Zugehörigkeit zu dieser Partei kein Hehl, aber er hat niemals auch nur den leisesten Versuch gemacht, diese seine politischen Ueberzeugungen bei der Ausübung seines Lehramts zur Geltung zu bringen. Auch das Staatsministerium macht ihm keinerlei Vorwurf dieser Art; es erkennt auch indirekt an, daß Dr. Arons außerhalb seines Lehrberufs in der Vertretung seiner sozialdemokratischen Ueberzeugungen „die Grenzen des Takts und des Anstandes beobachtet und sich aller ungerechten, unwahren Behauptungen und gehässigen Angriffe enthalten habe“. Aber — so fügt das Staatsministerium in den Motiven zu seinem Urtheil hinzu — die Disziplinarbehörde erster Instanz irrt, wenn sie annimmt, daß dieses taktvolle Verhalten genüge, um ihn vor einer disziplinarischen Bestrafung zu schützen. Bereits die bloße Zugehörigkeit zur sozialdemokratischen Partei sei hinreichend, um die höchste Disziplinarstrafe gerechtfertigt erscheinen zu lassen.

Damit hat das Urtheil gegen den Privatdozenten Dr. Arons eine politische Bedeutung gewonnen, die es weit über den Einzelfall hinaushebt; hiermit wird rund und nett erklärt, daß in Preußen ein Sozialdemokrat zu keinerlei Beamtenstellung zugelassen werden darf, auch wenn diese Beamtenstellung mit der politischen Verwaltung so wenig zu thun hat, wie das Gesetz der Schwere mit der preußischen Verfassung. Dieser Grundsatz ist in dieser Schroffheit noch nie zur Anwendung gebracht; das Disziplinarurtheil des Staatsministeriums gegen Dr. Arons bezeichnet daher den bisherigen Höhepunkt der staatlichen Boykottirung der Sozialdemokratie, eine Maßnahme, die vom Standpunkte des Rechtsstaats wie der politischen Opportunität aus in gleichem Grade verwerflich erscheint. So lange das Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie existirte, ließ es sich rechtfertigen, daß seitens der staatlichen Behörden die Sozialdemokratie anders behandelt wurde als die übrigen Parteien; seitdem aber das Sozialistengesetz gefallen ist, hat die Sozialdemokratie den vollen Anspruch darauf, staatlicherseits nicht anders behandelt zu werden, als jede andere politische Partei. Wenn somit das preußische Staatsministerium in aller Form das Prinzip aufstellt, daß aus einer Stellung, in der man ohne Bedenken jedes Mitglied jeder anderen politischen Partei belassen würde, ein Sozialdemokrat, nur weil er sich der politischen Partei der Sozialdemokratie zurechnet, beseitigt werden muß, so liegt darin eine der schlimmsten Verletzungen der Grundsätze jeglichen Rechtsstaats; der Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetz ist damit zu Ungunsten einer einzelnen politischen Partei bewußt verletzt.

Die Gründe, aus denen heraus das Staatsministerium in seinem Urtheil gegen Dr. Arons diese Verletzung des Prinzips der Rechtsgleichheit zu rechtfertigen versucht, sind nun obendrein die denkbar fadenscheinigsten. Die sozialdemokratische Partei — so heißt es in der Urtheilsbegründung — „erstrebt den Umsturz der gegenwärtigen Staats- und Gesellschaftsordnung mit Hülfe der zur politischen Macht gelangten Arbeiterklasse. Die bewußte Förderung dieser Bestrebungen ist unvereinbar mit der Stellung eines Lehrers an einer königlichen Universität.“ Das ganze politische Leben besteht aber doch im Grunde genommen in dem Bemühen der einzelnen Parteien, sich Einfluß zu verschaffen, zur politischen Machtstellung zu gelangen, um die bestehende Staats- und Rechtsordnung in ihrem Sinne abzuändern, d. h. zu einem größeren oder geringeren Theil umzustürzen. Wenn die Agrarier gegen die Handelsverträge, die einen Theil unserer gegenwärtigen Rechtsordnung bilden, Sturm laufen, so erstreben sie den Umsturz eines Theils der bestehenden Rechtsordnung ebenso wie es die Sozialdemokratie thut, wenn sie für die Beseitigung des Dreiklassenwahlsystems oder etwa für den achtstündigen Normalarbeitstag eintritt. Worauf es bei all diesen politischen Bestrebungen entscheidend ankommt, ist allein die Frage, ob man sich dabei gesetzlicher oder ungesetzlicher Mittel bedient. Die Sozialdemokratie aber steht heute grundsätzlich auf dem Rechtsboden, indem sie zur Verfolgung ihrer politischen Ziele gesetzlich zulässige Mittel anwenden will. Der in dem Urtheilsspruche des Staatsministeriums niedergelegte Grundsatz der Rechtsungleichheit zu Ungunsten der Sozialdemokratie führt deshalb in Wirklichkeit zur nacktesten politischen Willkür.

Mit denselben Gründen kann man auch jeder anderen politischen Partei, die sich zu den herrschenden Gewalten in Gegensatz gebracht hat, aus der durch die Rechtsgleichheit geschaffenen staatsbürgerlichen Gemeinschaft ausweisen. Es fehlt ja lange schon nicht an Stimmen, welche die sozialpolitischen Professoren vom Schlage der Wagner, Schmoller, Sombart für mindestens ebenso staatsgefährlich erklären, wie die eigentliche Sozialdemokratie. Nichts wäre leichter, als mit der Logik, die im vorliegenden Falle gegen einen sozialdemokratischen Privatdozenten der Physik in Anwendung gebracht worden ist, diesen sozialpolitischen Professoren an den Kragen zu gehen, zumal ein Professor der Sozialpolitik, welcher Grundsätze vertritt, die von der jeweiligen Regierung nicht approbirt sind, im Sinne dieses Urtheils gegen Dr. Arons doch noch viel staatsgefährlicher

erscheinen muß, als ein Privatdozent der Physik, der in seine Vorlesungen beim besten Willen keine Politik mischen kann.

Neben der Verletzung des Rechtsgefühls kommt bei diesem Urtheil nun aber auch noch die politische Opportunität in Betracht. Kann es im staatlichen Interesse liegen, die Intelligenz der Sozialdemokratie aus allen Stellungen, die sie in unmittelbarem Zusammenhange mit der Staatsverwaltung erhalten, hinauszutreiben? Ist es zweckmäßig, diese Intelligenz mit aller Gewalt zu Werkzeugen politischer Agitation zu machen? Hat nicht die Erfahrung uns gelehrt, daß nichts mehr geeignet ist, die Sozialdemokratie aus ihrem utopischen Vorstellungskreise zu befreien, als die Beschäftigung mit den realen Bedürfnissen des gegenwärtigen staatlichen und kommunalen Lebens? Selbst Politikern mit den reaktionärsten Scheuklappen kann es doch nicht entgangen sein, daß die Sozialdemokraten durch die Antheilnahme an den parlamentarischen Geschäften, durch die Antheilnahme an den Geschäften der Stadtverordnetenversammlungen, staatsbürgerlich wesentlich brauchbarer geworden sind! Da man die zwei Millionen Wähler, die in Deutschland unter der Herrschaft des allgemeinen Wahlrechts für die Sozialdemokratie gestimmt haben, doch nicht todtschlagen kann, so bleibt nichts anderes übrig, als sie mehr und mehr zu assimiliren, und um das zu erreichen, muß man ihnen Gelegenheit zu staatsbürgerlicher Bethätigung geben; statt die Sozialdemokraten auch aus den politisch einflußlosesten Staatsämtern herauszuwerfen, sollte man sie dort, wo sie schlechterdings politisch einen Schaden nicht anrichten können, gerade zu den Staatsaufgaben heranziehen.

Dieser reaktionäre Uebereifer, wie er in dem Urtheil gegen Dr. Arons zu Tage tritt, ist vor Allem charakteristisch für die Unfähigkeit des gegenwärtigen preußischen Staatsministeriums, aus dem ödesten Polizeischematismus herauszukommen. Zu dieser staatsmännischen Unzulänglichkeit wird Preußen heute von keinem Kulturstaate der Welt übertroffen. In Frankreich hat sich Waldeck-Rousseau, einer der entschlossensten Repräsentanten der herrschenden Gesellschaftsordnung, nicht gescheut, einen ausgesprochenen Sozialdemokraten ins Ministerium zu ziehen. Der Zufall hat es gewollt, daß der Sozialdemokrat Millerand gerade zu einer Zeit als Handelsminister fungirt, wo unter der Aegide dieses sozialdemokratischen Handelsministers in Paris eine Weltausstellung vorbereitet wird. Die deutsche Regierung, an deren Spitze der Fürst zu Hohenlohe steht, tauscht bei dieser Gelegenheit die freundschaftlichsten Erklärungen mit dem französischen Handelsminister aus, die Beziehungen zwischen dem deutschen Ausstellungskommissar und dem sozialdemokratischen französischen Handelsminister sind die denkbar besten; und während man so jenseits der deutschen Grenzpfähle einem sozialdemokratischen Minister freundschaftlichst die Hand drückt, jagt die preußische Staatsregierung einen sozialdemokratischen Privatdozenten der Physik aus seinem Lehramt, und der Reichskanzler und Ministerpräsident Fürst zu Hohenlohe setzt seinen Namen unter ein geschichtliches Dokument, das an der Schwelle eines neuen Jahrhunderts Kunde gibt, wie herrlich weit man es in Preußen in der politischen Toleranz gebracht hat. Die Unterrichtsverwaltung in Preußen wird auf der Pariser Weltausstellung vertreten sein; sollte es sich nicht empfehlen, das Disziplinarurtheil gegen den Privatdozenten Dr. Leo Arons auf das dauerhafteste Pergament, auf Pergament von Eselshaut zu übertragen und in Paris mit zur Ausstellung zu bringen?! —

Theodor Barth.

Parlamentsbriefe.

XII.

Die interessanteste Debatte der letzten Woche war die über die Waarenhaussteuer. Die Regierung hat einen Entwurf vorgelegt, der schlechthin Niemandem gefällt, der Regierung selbst am wenigsten. Irgend etwas mußte geschehen, und da uns Besseres nicht eingefallen ist, haben wir dies vorgeschlagen: so ungefähr lautete das Raisonnement vom Regierungstische her. Die Redner, die sich hatten einschreiben lassen, um angeblich für den Entwurf zu sprechen, sprachen thatsächlich für ein ganz neues Gesetz, und machten kein Hehl daraus, daß sie im Interesse des „Mittelstandes" die Erdrosselung der großen Betriebe wünschten.

So wie er vorgelegt worden ist, kommt der Entwurf nicht zu Stande; ehe er nicht erhebliche Verschlechterungen erlitten, ist eine Mehrheit für ihn im Abgeordnetenhause nicht zu haben. Gegen solche Verschlechterungen sträubt sich einstweilen die Regierung noch; wir haben ja oft Gelegenheit gehabt, darauf hinzuweisen, daß die Regierung einsichtiger ist, als die heutige Mehrheit der Volksvertretung. Aber die Charakterfestigkeit der Regierung hält mit ihrer Einsicht nicht gleichen Schritt; wir haben es ja oft erlebt, daß die Regierung einer Verschlechterung ihrer Vorlage widerstrebt hat, Wochen und Monate lang, zuweilen Jahre lang. Und schließlich hat sie doch nachgegeben. Man denke an die Zwangsinnungen, man denke an das Börsengesetz. Was also schließlich herauskommen wird, darüber läßt sich heute noch keine Prophezeiung wagen.

Mit welchem Maße von Sachkenntniß die Frage behandelt wird, mag eine Ausführung des Herrn Roeren zeigen, der sich im Reichstage bei der lex Heinze, im Abgeordnetenhause bei der Waarenhaussteuer zum Führer des Centrums aufgeschwungen hat. Der Herr führte aus, jetzt verkauften allerdings die Waarenhäuser zu billigen, zu Schleuderpreisen; sobald sie aber durch diese Schleuderpreise den kleinen Händler zu Grunde gerichtet haben würden, würden sie einen Ring schließen und nun den Konsumenten durch hohe Preise ausbeuten. An diesem Herrn geht der ungeheure Umschwung, der sich in den letzten Jahren in der Produktion und in der Konsumtion vollzogen hat, und sich demgemäß auch im Handel vollziehen mußte, spurlos vorüber. Wenn die Herren sich die Mühe geben wollten, die Denkschrift zur Flottenvorlage zu lesen, so würden sie bündig und ziffermäßig nachgewiesen finden, daß wir in einer wirthschaftlichen Entwicklung begriffen sind, wie sie sich so schnell und gewaltig auf Erden noch nie vollzogen hat, und sie hätten derselben nur hinzuzufügen, daß die Umgestaltung, die hier für die Seeinteressen nachgewiesen ist, sich für die Landinteressen eben so vollzogen hat.

Die Waarenhäuser handeln mit Waaren, die zum Theil zuvor nicht im Verkehr gewesen sind; sie wenden sich an Käufer, welche sich zum Theil von den alten Ladengeschäften nie haben gewinnen lassen. Der Kleinhandel besteht noch immer und nimmt zu, gerade so gut, wie der Bauernstand und der Handwerkerstand fortbestehen, obwohl ihr naher Untergang seit Jahrzehnten als bevorstehend verkündet worden ist. Sie bedürfen der dargebotenen Hülfe nicht, aber solche Gesetze könnten ihnen auch keine Hülfe gewähren. Das Thema liegt freilich so in der Luft, daß sich im Reichstage fast dieselbe Debatte an eine Petition gegen die Besteuerung der Konsumvereine knüpfte.

Der Gesetzentwurf über die Abänderung des Gemeindewahlrechts ist an eine Kommission verwiesen worden, nachdem er in erster Lesung den reservirten Beifall der Konservativen und Nationalliberalen und den Widerspruch des Centrums erfahren hatte. Es ist schwer, ein wunderlicheres Machwerk von Gesetzentwurf ausfindig zu machen. Keine Spur von Grundsätzen ist darin enthalten, sondern es sind mechanische Versuche gemacht worden, aus dem

Dreiklassensystem andere Ergebnisse herauszuschlagen, als es bisher geliefert hat. Das Centrum würde an der Methode, gesetzliche Bestimmungen zurecht zu schnitzeln und zu leimen wohl keinen Anstoß genommen haben, wenn die Ergebnisse nur mehr zu seinen Gunsten ausfielen, aber daran hapert es. So uninteressant der Gesetzentwurf an sich ist, so interessant ist er im Zusammenhange unserer Gesammtpolitik. Es fragt sich, ob die Regierung nicht etwas wird thun müssen, um dem Centrum seine gute Laune wiederzugeben, die offenbar gelitten hat.

Ohne jede gesetzliche Veränderung, lediglich auf Grund einer Budgetposition vollzieht sich ein beklagenswerther Rückschritt auf dem Gebiete der Justizorganisation. Das durch die Reichsjustizgesetze für die altpreußischen Provinzen geschaffene Institut der Gerichtsvollzieher wird beseitigt. Der Name bleibt bestehen, aber es ist der alte preußische Exekutor, der sich fortan unter diesem Namen vorstellt. Man hat die Erfahrung gemacht, daß einige Gerichtsvollzieher gute und andere schlechte Geschäfte gemacht haben und will dafür sorgen, daß sie in Zukunft gleichmäßig kümmerliche Geschäfte machen. Die logische Konsequenz führt dahin, mit den Rechtsanwälten und schließlich auch mit den Aerzten ebenso zu verfahren. Man weist Jedem seinen Bezirk zu, gibt ihnen ein festes Gehalt, das dem eines Oberlehrers oder Amtsrichters entspricht und verleiht ihnen Pensionsberechtigung. So ist für den akademischen Mittelstand gesorgt und dem verderblichen Großbetrieb ein Ende gemacht.

Im Reichstag wurde der Militäretat berathen und der Abgeordnete Bebel brachte wie stets Beschwerden über Mißhandlungen von Soldaten und über Duelle vor. Was die Mißhandlungen anbetrifft, so erkennen wir das ehrliche Bestreben der Verwaltung an, diesen Uebelstand einzuschränken. Seine vollständige Unterdrückung gelingt in keiner Armee, selbst nicht in der vom Militarismus freien Schweiz. Wir haben die Worte des sozialdemokratischen Abgeordneten nicht zu vertreten.

Aber einen Fall hat Herr Bebel an das Licht gezogen, dessen wir nicht ohne tiefes Bedauern gedenken können. In Marienburg ist ein Soldat mit harter Arreststrafe belegt worden, weil er, als Zeuge vor dem Civilrichter vernommen, eine Frage unter dem Eide wahrheitsgemäß beantwortet hat. Er hat die Frage, ob er der sozialdemokratischen Partei angehöre, mit großer Vorsicht dahin bejaht, daß diese Angehörigkeit nur in seinem Civilverhältnisse bestehe.

Der Kriegsminister freilich hat die juristische Bedeutung des Falls anderweitig gewandt. Der Soldat ist nicht deshalb bestraft worden, wie er die Frage beantwortet hat, vielmehr wird anerkannt, daß, wenn er die Frage beantwortete, er sie auch wahrheitsgemäß beantworten mußte. Der Soldat ist bestraft worden, **weil** er die Frage überhaupt beantwortet hat, statt die Antwort zu verweigern.

Ob er berechtigt war, die Antwort zu verweigern, ist eine juristische Frage, die nicht leicht zu beantworten ist. Es ist jedenfalls hart, daß der Soldat bestraft worden ist, weil er in diese Rechtsfrage keine klarere Einsicht gehabt hat, als der gelehrte Richter, der ihn befragte. Noch härter aber ist, daß man dem Soldaten, dem man den strengsten Gehorsam zumuthet, wenn er vor seinem militärischen Vorgesetzten steht, zumuthet, vor dem bürgerlichen Richter, dem er mit Zustimmung seiner Vorgesetzten zugeführt ist, ungehorsam zu sein. Privatdozenten und gemeine Soldaten dürfen die Frage, ob sie sozialdemokratische Ansichten hegen, nicht mit Ja beantworten, selbst wenn eine solche Antwort der Wahrheit entspricht. Wir wünschen, daß für die Zukunft wenigstens der Kriegsminister der Wiederholung solcher Vorfälle mit derselben Entschiedenheit entgegentritt, wie er zu unserer Genugthuung dem entgegengetreten ist, daß ein katholischer Soldat eine Anweisung darüber erhält, in welcher Sprache er seine Beichte abzulegen hat.

Was endlich die Duelle anbetrifft, so stellt sich heraus, daß man mit Schönpflästerchen der unvernünftigen und unsittlichen Gewohnheit der Duelle nicht entgegenwirken kann. Das Uebel muß von Grund aus beseitigt werden, und es **kann** beseitigt werden. Man muß es nur ernstlich wollen. Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg; hier gewiß!

Proteus.

Die Völker Oesterreichs und die Politik des Staats.

Viel Unerklärliches zeigen die Vorgänge in Oesterreich dem Blicke des Fremden und sie erfahren daher die verschiedenste Deutung: Vielen erscheint der Kampf um Straßentafelaufschriften und die „Zde“-Frage kleinlich und lächerlich, Viele sehen dagegen in den unbedeutenden Symptomen den welthistorischen Kampf zwischen Slaventhum und Germanenthum. Für beide ist eine Berichtigung der Urtheile wünschenswerth. Welche Tragweite die österreichische Frage bekommen kann, ist ein anderes Problem; was sie heute ist, ergibt sich nicht aus dem allgemeinen Rassengegensatz zwischen Slaven und Germanen, sondern aus der ganz speziellen gesellschaftlichen Struktur der slavischen Völkerschaften und der Deutschen in Oesterreich. Erst ein Einblick in die **soziale Schichtung** der einzelnen Nationalitäten macht die Kämpfe im Habsburgerreiche verständlich.

Im österreichischen Slaventhum spielen die Polen die wichtigste Rolle, ein historisches Volk, ein **Staatsvolk** nach den Traditionen der Vergangenheit und den Hoffnungen der Zukunft und doch kein Volk in dem Sinne, den das Wort gewöhnlich hat. Dieser Begriff bezeichnet eine Gesammtheit von wirthschaftlich und beruflich differenzirten Bevölkerungsschichten, die, nach dem Prinzip der Arbeitstheilung gegliedert, sich **allseitig** ergänzen. Das österreichische Polenthum hat nur zwei Stände: Großgrundbesitzer und Parzellenbauern. Zwischen beiden steht der jüdische Schankwirth und Händler auf dem Lande, das politisch bedeutungslose Handwerk in den Städten. Es gibt keine Großindustrie — die Petroleumindustrie, voreinst die Hoffnung des Landes ist in fremden Händen, Szczepanowski, der sie zu einer Nationalindustrie machen wollte, ist verkracht und im Lemberger Sparkassenskandal untergegangen — es gibt kein selbstbewußtes Groß- und Mittelbürgerthum, welches heute das Rückgrat der Völker bildet, kein genügend entwickeltes Proletariat, das sonst den modernen Völkern demokratischen Halt bietet. Galizien ist heute eine von Wien unabhängige Adelsrepublik. Der polnische Gutsbesitzer ist nicht Landwirth, sondern Landherr, er bewirthschaftet sein Gut so extensiv wie möglich und hält sich für die geringe Grundrente schadlos am Amtseinkommen. Jede Stelle im Land, die Geld bringt, ist von Schlachzizen besetzt. Unter ihrer Leitung vegetirt die Intelligenz des Landes kümmerlich — ein galizischer Lehrer verursacht dem Lande nicht mehr Kosten als ein ärarisches Postpferd*) — was an Kunst vorhanden ist, sucht, wie in der Zeit des ancien régime die Schlösser und Palais des Adels auf. Dieser hat kein anderes Streben als die Amtsrente und die Herrschaft im Lande Galizien zu erhalten und die Ministerien in Wien zu okkupiren. Er ist nicht panslavistisch, weil aus Tradition russenfeindlich, er ist nicht polnischnational, weil mit den russophilen Tschechen verbündet, er ist — die galizische Adelsrepublik.

Unter deren Herrschaft steht ein zweites slavisches Volk, die **Ruthenen**: Sie sind nichts als Parzellenbauern, ihre einzige Intelligenz ist der Pfarrer griechischen Glaubens, heute vielleicht auch ein Häuflein Literaten. Dieses Volk ist von jeher der verläßliche Bundesgenosse des Deutschthums in Oesterreich. Der unverzeihlichste Fehler der

*) In öffentlichen Blättern oft berechnet.

deutsch-österreichischen Politik ist es, diese drei Millionen Bundesgenossen dem polnischen Adel zur Unterdrückung preisgegeben zu haben. Sie sind nicht die einzigen verscherzten Bundesgenossen. —

Das kulturell bedeutendste Glied des Slaventhums sind die Tschechen. Sie sind heute zum Volke geworden in dem oben erwähnten Sinne, wenn auch nicht alle Klassen und Schichten ebenmäßig entwickelt sind. Der Kern desselben ist ein wohlhabender Bauernstand und ein tüchtiger Gewerbestand. Vor einem Menschenalter hatte es weder Intelligenz noch Großbürgerthum noch Adel, noch auch ein industrielles Proletariat. Von diesen sozialen Schichten entwickelte sich zuerst die Intelligenz in der Weise, wie es bei den österreichischen Slaven allgemein der Fall ist: Der Clerus und einige Literaten wurden die Führer der Nation, beschirmt und gehegt von deutschen Adelsgeschlechtern Böhmens, die die alte Ständeherrlichkeit mit Hilfe der slavischen Völker wieder aufzubauen trachteten und daher den „slavisch-nationalen Adel" spielten. Wie alle Slaven waren daher die Tschechen in ihrer ersten Entwickelungsphase klerikal. Aber rasch entwickelte sich ein tschechisches Großbürgerthum, denn der Tscheche ist wirthschaftlich tüchtig; rasch eine nationale Beamtenschaft, da die feudalen Statthalter von Böhmen die Tschechen in alle Aemter ponssirten. Der böhmische Grundherr ist nämlich kein verschuldeter Rittergutsbesitzer wie der polnische, sondern ein Latifundienbesitzer mit hohem und sicherem Einkommen, dank des seltenen tüchtigen Standes der böhmischen Gutsverwalter, er hungert nicht nach dem Gehalte, betrachtet aber die Statthalter- und Ministerschaft als seine ausschließliche Domäne. Im Turnus und Erbgang fällt sie ihm zu, ohne Konkurrenz, ohne Nöthigung, etwas zu lernen. Und dadurch unterscheidet er sich vom preußischen Junker, den die Konkurrenz seiner eigenen Standesgenossen zwingt, sich hervorzuthun. Der österreichische Feudalherr kennt diese Nöthigung nicht. In allem und jedem, in Glaube, Wissen, Stolz und Fähigkeit steht er in einer Stufe mit dem spanischen Granden. Gleiche Wagenlenker, gleiche Bahnen!

Die neu entstandene, hussitisch-antiklerikale tschechische Beamten- und Lehrerschaft im Bunde mit dem sich fühlenden, liberal denkenden Mittel- und Großbürgerthum zertrümmerte die feudal-klerikale Herrschaft der Alttschechen und setzte sich an die Spitze der Nation. Aber die Intelligenz blieb durchaus einseitig, sie ist durchaus Staatsbeamtenthum. Da es keine tschechische Hochfinanz, keine Großindustrie (mit wenigen Ausnahmen), keinen Großhandel gibt, so blieb für die jüngeren Söhne der sehr fruchtbaren böhmischen Bauern und Bürgerschaft nichts als der Staatsdienst. Die ausschließliche Aemterfähigkeit der Tschechen im Gebiete von Böhmen, Mähren und Schlesien, im Bereiche der Wenzelskrone, mußte so zum allgemeinnationalen Programm werden. Diese ausschließliche Aemterfähigkeit ist, realpolitisch betrachtet, der Kern des fagenhaften böhmischen Staatsrechts. Es bedeutet für das Bürgerthum etwas anderes als dereinst für den Feudaladel, der sich seiner zur Restauration der Ständeverfassung bedienen wollte. Heute in der Hauptsache die Frage der tschechischen Intelligenz, die die andern Gesellschaftsschichten, insbesondere das Proletariat, nur mittelbar interessirt, die Brotfrage einer schmalen, momentan führenden Schichte eines rasch sich allseitig entwickelnden Volkes, muß sie im gleichen Verhältniß den wirthschaftlichen Fragen Platz machen, wie die ökonomische Entwicklung fortschreitet.

Keine Thatsache beleuchtet den Stand der österreichischen Politik klarer als die eine: Während im Reich und überall sonst der Unternehmer und der Arbeiter, der Agrarier und der Industrielle, mit einem Worte die erwerbsthätigen Klassen, die Politik machen, macht sie in Oesterreich heute noch wie in dem Deutschland der dreißiger- und vierziger Jahre der Student. Dieser Umstand ist überall das Symptom des heranreifenden, politisch noch nicht aktionsfähigen Bürgerthums. Das tschechische Proletariat hat die staatsrechtliche Ideologie zerrissen, die Russomanie zurückgewiesen. Die tschechischen Handelskammern nähern sich den Deutschen — thörichterweise haben die Deutschen refusirt! — die kleinbürgerliche Ideologie des Antisemitismus bringt die kleinen Leute beider Nationalitäten heute schon einander nahe. Die bevorstehende Erneuerung der Handelsverträge fordert dringend eine wirthschaftliche Stellungnahme der Politiker ohne Rücksicht auf nationale Zugehörigkeit. Die ausschließliche Politik der Studenten und Studirten sieht ihre Tage gezählt. — —

Das kleine Volk der Slovenen in Krain ist ganz bäuerlich und, soweit es Weinbau getrieben hat, durch Verschuldung und Reblaus seiner Güter verlustig geworden. Es gibt ganze Dörfer in Südsteiermark, deren Boden ganz in die Hände der Deutschen gelangt ist und deren Bewohner aus Weinbauern „Winzer" geworden. Der Slovene hat außer Bibel und Schulbuch nahezu keine Litteratur, außer Pfarrer und Lehrer keine Intelligenz, er hat nur geringe Ansätze eines Bürgerthums und keinen Adel. Obwohl ihrer beträchtlich mehr sind als die Buren in Afrika, sind sie vorläufig nur ein Rudiment eines Volkes. Doch erweisen auch sie sich fruchtbarer als ihr Boden, auch sie werfen heute ein großes Angebot von Studenten auf den Markt der Intelligenz: Und dieser hat in Oesterreich heute nur einen Käufer: den Staat, nur einen Makler: das Parlament. — Nahezu das Gleiche gilt für die Serben und Kroaten in Dalmatien, zwei Völker, die sich nicht durch die Sprache, sondern nur durch das katholische und orthodoxe Glaubensbekenntniß unterscheiden: eine ganz charakteristische Erscheinung für eine Kulturstufe, auf der der Ortspfarrer der Träger der Kultur ist.

Diesem Konglomerat von Völkerschaften stehen zwei voll entwickelte Nationen gegenüber: die Deutschen und die italienischen Bewohner des Küstenlandes und Südtirols. Verständen sie es, sich zu vertragen und die drei Millionen Ruthenen, die sie als Retter begrüßen würden, sich beizugesellen, ihre Herrschaft wäre gesichert. Aber die Deutschen in Oesterreich haben nie verstanden, einen zu befriedigen, um alle zu beherrschen; obwohl sie Minorität sind, bleiben sie intransigent gegen Alle! Wie können sie anders Majorität werden? Indeß ist es gerade ihre kulturelle Entwicklung, die sie ohnmächtig macht. Denn kulturelle Entwicklung ist soziale Differenzirung. Die schroff entwickelten wirthschaftlichen Gegensätze haben die ehemalige „Vereinigte deutsche Linke" gesprengt und in sechs Fraktionen aufgelöst, eine siebente Gruppe bilden die von jeher getrennten Klerikalen (die katholische Volkspartei), eine achte das sogenannte Zentrum (ein Fünferverband von Grafen und Aebten) und eine neunte, wenn man auch die deutschen Arbeiter einrechnet, die deutschen Sozialdemokraten. Von diesen neun Fähnlein stehen das Zentrum und die katholische Volkspartei im Lager der Slaven, die Sozialdemokraten und Schönerianer isolirt, und fünf in der „Deutschen Gemeinbürgschaft", wobei die Christlich-Sozialen unter Führung Lueger's mehr für Spione der katholischen Volkspartei als für treue Waffenbrüder gehalten werden.

Alle Fraktionen der Deutschen befehden einander auf das Grimmigste, der Streitpunkt ist die Judenfrage! Der Antisemitismus ist die wahre und letzte Ursache der politischen Ohnmacht der Deutschen in Oesterreich. Allein wir wollen nicht klagen, sondern erklären.

Der Deutsche in Oesterreich war seit jeher nichts als Bauer, Handwerker und Beamter: Industrie, Finanz, Handel, Wissenschaft und Kunst geriethen ganz in die Hände der Ausländer und Juden. Was der Oesterreicher an Talenten besaß, stellte er in den Dienst seines Kaiserhauses, die untüchtigsten, die auf der Schulbank zurückblieben, steckte man ins Geschäft und in die Werkstatt. Das länderreiche Herrscherhaus aber brauchte viele Beamte und Diener: im Reich, in Italien, in Ungarn und Galizien. Keine Bourgeoisie der Welt ist so durch und durch bureaukratisch wie die österreichisch-deutsche. Die Schläge, die Oesterreich in einem halben Jahrhundert getroffen haben, sie alle haben die österreichischen Deutschen getroffen. 1859 und 1866 warf sie aus Italien, 1866 aus dem Reich,

1867 aus Ungarn, 1869 aus Galizien, und seit 1873 befinden sie sich auf dem Rückzug aus Böhmen, Mähren und Schlesien. Mehr hat in so kurzer Zeit kein Volk oder Volkstheil verloren! Und auf dem schmalen Gebiet der alten Erblande fand diese Intelligenz noch einen Konkurrenten, den gleichzeitig emanzipirten Juden! Die Stimmung in diesen Kreisen läßt sich den Gefühlen einer plötzlich entlassenen Prätorianergarde vergleichen, die sich in ihrer Erbitterung am liebsten dem Erbfeind ihres bisherigen Herrn verdingen möchte. Dies die Psychologie des Schönerianerthums, des Antisemitismus und Irredentismus. — Das erwerbende Bürgerthum christlicher Konfession beginnt sich eben zum Großbürgerthum zu entwickeln, es drängt zur Industrie und zum Handel und muß daher das Judenthum bedrängen oder verdrängen, weshalb es antisemitisch denkt. Dort, wo es ihm heute schon wirthschaftlich gleichsteht, in Böhmen, ist es liberal, überall sonst judenfeindlich. Die mannigfachen Schichtungen der kämpfenden Interessengruppen erzeugen die Mannigfaltigkeit der Parteikouleur unter den Deutschen: Wunsch und Bedauern ist diesen Thatsachen gegenüber machtlos.

Das Bild, das der Leser hier vom Nationalitätenkampfe in Oesterreich erhält, ist kein romantisches und wird bei Manchem zur Berichtigung seines Urtheils beitragen. Ein Kampf des Germanenthums gegen das Slaventhum ist er nicht. Denn eine Thatsache von welthistorischer Bedeutung wird immer übersehen:*) Die in Oesterreich politisch rechtlose Masse des slavischen Proletariats ist durch das Verdienst der deutschen Arbeiter Oesterreichs für immer Rußland und dem Panslavismus entfremdet und für den Westen gewonnen, es ist für alle Zukunft neutralisirt. Es bezieht seine Lektüre und geistige Nahrung — wenn auch in seiner Sprache — durchaus von Deutschland, nach Deutschland und Frankreich richtet es seine Blicke. Dem deutschen Arbeiter ist es, man kann gerechter Weise nicht anders sagen, gelungen, was dem deutschen Bürger nicht gelang: Die kleinen slavischen Nationen in den deutschen Kulturkreis zu ziehen.

Ein Kampf des Slaventhums gegen das Germanenthum ist der österreichische Streit auch aus anderen Gründen nicht. Man darf Oesterreichisches nicht sub specie aeternitatis betrachten, man muß es mit österreichischem Maßstab messen. Er ist ein Kampf der Intelligenz um das Amt. Die wirthschaftliche Erstarkung der Monarchie nimmt der Intelligenz die politische Führung und überträgt sie auf das erwerbende Bürgerthum, demokratische Institutionen zwingen dieses zum Klassenkampf mit dem österreichischen Proletariat und zur nationalen Verständigung. Ein demokratisches, wirthschaftlich fortschreitendes Oesterreich ist für das Deutsche Reich keine Gefahr, es überwindet den Antisemitismus und Nationalismus.

Nun aber die Kehrseite: Ein wirthschaftlich stagnirendes, reaktionär regiertes Oesterreich, das die Entwicklung des Bürgerthums und Proletariats unterbindet und der Intelligenz zugleich mit der Beschränkung auf das Staatsamt die Herrschaft sichert, ein solches Oesterreich muß das werden, was es heute nur Vielen scheint, die Wahlstatt für den Kampf der slavischen und germanischen Rasse, auf der die Deutschen die schwächere Position innehaben. In diesem Sinne ist das weitschauende Wirthschaftsprogramm des Ministeriums Koerber zu begrüßen und zu wünschen, daß die deutsche Wirthschaftspolitik auf dem Weltmarkte auch Oesterreich einen Platz frei hält. Es ist deutsche Politik, wenn das Reich den politischen Nutzen, den es von Oesterreichs Stellung im Dreibund zieht, bezahlt durch wirthschaftliche Duldung und Förderung Oesterreichs.

Wien. Rudolf Springer.

*) Ich freue mich konstatiren zu können, daß ein Reichsdeutscher, Pastor Naumann, sie in seiner Broschüre: Deutschland und Oesterreich, richtig erkannt hat.

Ein Denker-Biograph.

„Denn nicht nur ist die nunmehr hundertjährige Schillerlitteratur bereits in's kaum mehr Uebersehbare angeschwollen, und ermüdend wirkt auch auf eine starke Kraft die Röthigung, von der Gesammtheit dieser litterarischen Erzeugnisse, unter denen ach, so viele taube Nüsse sich finden, Kenntniß zu nehmen; sondern auch die Ermittelung des Wahren bedarf, so bald man in's Einzelne geht, noch immer an zahlreichen Punkten der mühsamsten Untersuchungen. Und wenn alle diese historische Arbeit gethan ist, so ist erst der Rohstoff zur Hand, und das Größte bleibt noch übrig: eine Individualität, welche eine Welt von Geist bedeutet, nachzuschaffen, und in eben diese Welt zugleich mit aller Erkenntniß unserer Zeit einzudringen. Es ist einleuchtend, daß Werke, welche diesen höchsten Ansprüchen genügen möchten, nur langsam vollendet werden können —"

Der Schreiber dieser Zeilen, Richard Weltrich, setzt weiter auseinander, mit welcher Gewissenlosigkeit eine „skrupellose Fabrikation leichtgeschürzter Schillerbiographien" die durch den Selbstforscher gewonnenen Ergebnisse dann ausbeutet, wie aber, bei all dieser Thätigkeit der Popularschreiber, das Beste eines Buches im obigen Sinne doch nicht unter das Volk komme, „da man das Beste eines Buches ja doch nicht abschreiben kann." —

Richard Weltrich hat die deutsche Litteratur, hat deutsches Geistesleben überhaupt bereichert durch zwei Hauptwerke: „Friedrich Schiller, Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke. Unter kritischem Nachweis der biographischen Quellen"*) und „Christian Wagner, der Bauer und Dichter zu Warmbronn. Eine ästhetisch-kritische und sozialethische Studie."**) Glücklich vollendet liegt soeben der erste Band des Schillerbuches im Handel vor. Dieser Umstand soll uns ein Anlaß sein der Eigenart und dem geistigen Reichthum des Verfassers dieser Bücher eine besondere Betrachtung zu widmen. Es handelt sich um einen Geist, einen Schriftsteller, den man gelesen haben muß, wenn man, nach seinem eignen Worte, „mit aller Erkenntniß unserer Zeit" vertraut werden und aus solcher bereicherten Umschau Menschenleben, Dichterleben, Natur und menschliches Genie als Ausdruck der Natur, besser verstehen lernen will.

Wenn man jene ziemlich 1400 vollbedruckten Seiten wiederholt gelesen hat, zu welchen Weltrich's Bücher sich ausgewachsen haben, so wird man in der That geistige Unterhaltungen fast über alle wissenschaftlichen Gebiete von Belang erlebt haben. Man hat mit dem Verfasser nachgedacht über die großen Fragen der Aesthetik und der Analyse des Kunstschönen, über Dichtung, Musik und ihr Verhältniß; man hat mit Untersuchungen über das Wesen des Genies sich beschäftigt. Betrachtungen über Ethnographie und Ethnologie haben sich abgelöst mit pädagogischen Geschichtsforschungen und Anschauungen; litterargeschichtliche Ausführungen, Beiträge zur Geschichte von Oper und Drama schafften das Verständniß herbei für den Boden, aus dem Schiller's dramatische Anlage keimte, Abrisse über Geschichte der Physiologie und eigene physiologische Zugaben leiten das Verständniß von Schiller's naturwissenschaftlichen Jugendarbeiten ein. Sprachliche Untersuchungen und Belehrungen begleiten die Analysen einzelner Werke, wie Schiller's „Räuber" und die Gedichte der „Anthologie", ebenso die Darstellung der Dichtungen seines anderen Helden, des Bauerndichters zu Warmbronn. Psychologische und ethische Erörterungen dienen zur Erklärung und Erkenntniß der menschlichen Seite im Leben der Geschilderten. Das Buch „Christian Wagner" macht uns allmählich vertraut mit wichtigen Fragen der Botanik und der Psychologie des Volksmythus, mit den kosmischen Fragen und Anschauungen

*) Bd. I. 1885–1899. Drei Lieferungen (Stuttgart. J. G. Cottas Bchhdl. N.)

**) Stuttgart. Verl. v. Strecker und Moser. 1898.

moderner Naturwissenschaft. Wir denken mit dem Verfasser nach über die philosophischen Möglichkeiten und Unmöglichkeiten des Begriffes von Seelenwanderung und erhalten gleich eine kleine Geschichte der Lehren hierüber; die modernen Anschauungen vom Stoffwechsel und Kreislauf des Lebens, die Fragen der Pflanzenschonung und Thierschonung führen zu weitläufigen Darlegungen über Forstkultur und Jagd, veranlassen eine Geschichte der Stellung des Thiers in den Religionen, greifen mitten in die Streitfragen des Tages, z. B. den Vogelmassenmord zu Modezwecken, Berechtigung und Gefahren der Vivisektion, Vegetarianerthum und mystische Erscheinungen hinein. Thierschutzfragen, ja, Erörterungen über die Möglichkeiten eines Thier-Rechtes, wiederum Streifzüge auf das Gebiet der Atomenlehre, der Physiognomik lösen fortgesetzt gewissermaßen eine Wissenschaft mit der anderen ab. Dazwischen aber versetzt uns der erzählende Theil der Biographien in oft geradezu spannende Situationsschilderungen; Landschaftsbilder, Städtebilder, Kulturbilder reihen sich in buntem Wechsel aneinander und zuletzt erhalten wir — wenigstens in dem Anhang zum ersten Schillerbande — auch noch überreichlichen Einblick in die Fragen des wissenschaftlichen Kleinbetriebs unserer deutschen Klassikerphilologie mit all ihrer kleingeistigen und mittelalterlichen Polemik. Denn da der natürliche Wahrheitssinn des Geschichtsschreibers Nichts unbesehen lassen kann, was der geschichtlichen Thatsachendarstellung dient, und da sein Werk „unter kritischem Nachweis der biographischen Quellen“ sich von vornherein ankündigte, so ist denn auch die Mittheilung dieser wissenschaftlichen Vorarbeit und Nebenarbeit nicht auszuschließen gewesen. Die Möglichkeit allerdings wäre denkbar, daß solch ein wissenschaftlicher „Anhang“ als ein besonderes Werk, in besonderem Bande für das ganze Gebiet, auf dem sich die biographischen Untersuchungen des Verfassers bewegen, herausgegeben worden wäre. Denn die große Welt der Gebildeten glaubt einem Forscher, der wie Weltrich in jedem Worte das Schwergewicht ernsthaft erkannter Wahrheit verräth, so wie so. Es ist ihre Pflicht, zu glauben Die wirklich denkenden Leser haben genug zu thun mit der inneren Verarbeitung all des Gegebenen und zwar um so mehr, je mehr sie dem biographischen Denker geistiges Leben und allgemeines Wissen entgegenbringen. Das aber, was nur die engere Zunft angeht, was Gegenstand wissenschaftlicher Seminararbeit wäre, möge als ein besonderes Werk für den engern Kreis da sein, der, wenn ihn das Besserwissen oder der Zweifel juckt, die Pflicht hat, sich dann einen solchen „Supplementband“, wie man das früher nannte, besonders anzuschaffen. Es ist ein deutscher Rechtsgrundsatz, daß ein willkürlich Angeklagter, sei es im bürgerlichen Rechtsstreit sei es im sittlichen, nicht verpflichtet ist, zunächst den Nachweis seiner Unschuld oder Nichtverpflichtung zu führen, sondern daß man ihm erst überhaupt nachweisen muß, was man gegen ihn auszusetzen hat. Die Pflicht liegt auf der Seite des Klägers. Dem unbescholtenen Mann wird zunächst grundsätzlich geglaubt. Auch in der Wissenschaft und Kunst sollte es so sein. Wer im Einzelnen zweifelt, mag sich darum dann auch besonders kümmern.

Indessen Richard Weltrich hat nicht gefürchtet in den Ruf eines Polyhistors auf kleinwissenschaftlicher Grundlage, in den Ruf eines Encyklopädisten zu kommen, und hat der Schule den Gefallen gethan, ihre Neugier auch durch Dreingabe wissenschaftlicher Nebenarbeit zu befriedigen. Er ist reich genug und stark genug dazu. Das Wesentliche, das herauszuarbeiten diesem Meister-Biographen bisher vortrefflich geglückt ist, bleibt ja doch der große Zug, der seinen Werken innewohnt: bedeutungsvolles Menschenleben, ja Leben eines Geistesheroen zu entwickeln und verstehen zu lehren aus all den Lebensströmen und Geistesströmen, die zusammenschießen müssen, um einen großen Mann und das Verständniß seines Geistes außerdem hervorzubringen. Nichts Geringeres, als Goethe unternahm mit „Wahrheit und Dichtung“, jenem großen Zeitgemälde, welches ein persönliches Stück Leben aus seinen Gestaltungselementen entwickelt, um Leben und Geschichte überhaupt verstehen zu machen, hat Richard Weltrich sich mit seinem „Schiller“ vorgesetzt. Es ist nicht eine „Biographie“, eine Lebensbeschreibung zum Zwecke der äußerlichen Benachrichtigung, wer Schiller war, wie und wann er lebte und was er erlebte. Es ist die „Geschichte seines Lebens“ neben der Charakteristik seiner Werke. Es ist in der That nicht „Biographie“, sondern Geschichtsschreibung, Geschichtsschreibung in einem Sinne, wie wir ihn von Buckle und seiner „Geschichte der Civilisation in England“ kennen, Geschichtsschreibung eines Menschenlebens in seinen Erscheinungen aus der Geschichte und für die Geschichte. Einen Geschichtsdenker, einen Denkerbiographen, der mit dem besten Wissen seines Jahrhunderts ausgerüstet ist, sehen wir an der Arbeit.

Wer Friedrich Schiller war, weiß Jedermann. Wer „Christian Wagner“ ist, den Richard Weltrich sich zum Gegenstande seines kleinen Werks erkoren hat, werden Viele, die Meisten erst durch sein Buch erfahren. Vor dreizehn und vierzehn Jahren lernte man in einem engeren süddeutschen Kreise ein Bändchen prosaisch-poetischer Naturbetrachtungen kennen, die zumeist in einer kleinen lyrisch-balladischen Erzählung oder Betrachtung gipfelten, reizvoll zunächst durch ein gar eigenes Sprachkönnen und rhythmisches Feingefühl. Bei näherem Zusehen fiel die durchgehende Neigung des Verfassers auf, Blumen und Pflanzen auf ihre charakteristischen Eigenthümlichkeiten, nach Wuchs, Blüthenbildung, Standweise anzusehen und die dabei gewonnenen Analogieen zu einem kleinen Märchen, einer freierfundenen Sage zu verdichten. Wir hatten schon in Kinderjahren theils aus eigener Neigung, theils unter bewußter Anleitung fröbelisch gesinnter Lehrer der Naturkunde und im Fröbel-Pestalozzischen Anschauungsunterricht verwandte Spiele geübt. Die Botanik selbst spricht von „Lippenblüthlern“, von „Korbblüthlern“; „lanzettenförmig“ sind die Blätter vieler Pflanzen. Fast in allen botanischen Bezeichnungen hat die wissenschaftliche Phantasie gewisse treffende Vergleiche vollzogen, die an sich schon sinnig sind. Wir wurden angeleitet Blumen, die in die Schulklasse gebracht wurden, mit ähnlichen Gegenständen zu vergleichen, ihre Blüthentheilchen auf die Form anzusehen und diese durch einen Vergleich zu benennen. Da in diesem jugendlichen Alter Knaben und Mädchen gleichzeitig unterrichtet wurden, so war es geradezu ein geistiger Wetteifer, wenn Lehrer oder Lehrerin etwa eine Schwertlilie brachten und ein Mädchen fand: ei, sie hat ja einen Helm auf (die Blüthe); und sie hat ja auch ein Schwert. Es ist eine Jungfrau von Orléans. Ein paar solcher folgerichtig vollzogener Vergleiche, auf richtigen Beobachtungen ruhend, schaffen in jeder Phantasie auch sogleich ein Stück Leben. Ganz abgesehen von dieser methodisch-pädagogischen Schulung, die glückliche Generationen schaffen könnte, thaten wir das, was fast alle Bauernkinder und Kinder in Städten auch thun und worin besonders die Mädchen gewandt sind: wir schälten aus Rittersporn und Eisenhut die Pistille und inneren Blüthentheile heraus, um in ihnen dann kleine Schlitten oder von Tauben gezogene Wagen zu sehen, natürlich auch die Sporen des Herrn Ritters selbst. Von den rothen giftigen großen Fliegenpilzen im Walde behaupteten wir, die hätten das Scharlachfieber mit ihren großen rothen Flecken, da gingen wir weit herum. Phantasievolle kleine Mädchen wußten da meist auch eine kleine Geschichte zu erzählen, warum diese Pilze ihr giftiges Fieber hatten. Da die deutschen Blumennamen und Pflanzennamen wie „Aaronsstab“, „Natterzunge“, „Wegerich“ zum großen Theil auf untergelegten Vergleichen, mythischen Vorstellungen und bewußten Kennzeichnungen besonderer Eigenschaften beruhen, so ist darin jeder Kinderphantasie an sich schon der Anstoß zu weiteren Ausspinnungen gegeben. — Als daher das Büchlein „Märchenerzähler, Bramine und Seher“, auch in zweiter Auflage als „Sonntagsgänge“ in Stuttgart und München bekannt wurde, regte es sofort die alten Spiele wieder an bei Verschiedenen. Denn der schwäbische Bauer,

Christian Wagner, der allerdings, wie wir durch Weltrich erfahren, ein tüchtiger Botaniker ist, ein Mann, der außerdem durch ursprüngliche Bestimmung zum Lehrerberuf mancherlei Bildung an ihren Elementarbegriffen in sich aufgenommen hat, thut nichts anderes, als daß er jene geschilderten Elemente, die zugleich die Elementaranfänge der Poesie sind, zu leichten, sinnigen Gestaltungen einer Pflanzen- und Thierpoesie verwerthet. Wir bemerken, daß unsere kindlichen Spiele bei den Pflanzen nicht sich beschränkten, auch den Muscheln, den Schnecken und ihren Gehäusen sagten wir ganze Geschichten nach; was aber Volksphantasie geologischen Bildungen anträumt, indem überall Felsgestaltungen zu abenteuerlichen Namengestalten, Ziegenböcken, Widderhörnern werden sammt ihren Geschichten, wird denen bewußt sein, die etwa in Gebirgen wie dem sächsischen Elbsandsteingebirge oder in Gebirgen des Jurakalks, z. B. der fränkischen Schweiz, zu Hause sind. Einen Aesthetiker wie Weltrich mochte es besonders anziehen zunächst mit einem solchen Elementarwesen der Dichtung, wie es aus Christian Wagners ersten sinnigen Versuchen spricht, sich zu beschäftigen. Gewohnt, mit einem Manne wie Schiller nur bei den höchsten Gestalten und Gestaltungsformen des Anschauens und Denkens zu verweilen, erschien ihm die Analyse, die Erklärung dieser Vorstufe poetischen Schaffens vielleicht auch zugleich eine Art von Erholung und Entlastung. Geister, die gewöhnt sind in größeren poetischen Gestaltungen sich dauernd zu ergehen, werden nicht ganz die außergewöhnliche Hochschätzung für diese Seite von Christian Wagners Dichten empfinden, wie sie da und dort bei Weltrich zu Tage tritt. Sie dürften sich immer bewußt gewesen sein, daß sie derartige Vergleiche, die sich bis zu Mythen verdichten, fortwährend und dutzendweise hervorzubringen im Stande sind. Jeder Spaziergang drängt nicht nur Christian Wagner, sondern allen Poeten das auf, was man den „Blumenmythus“ nennt. Ein Geist wie Schiller zum Beispiel wird in den letzten vier Strophen seiner „Klage der Ceres“ der trauernden Göttin den „Blumenmythus“ fast ersichen in den Mund legen und gelegentlich thun, was der schwäbische Dekanom dauernd vollbringt. Er wird in dem Gedicht „Die Blumen“, denen „Seele versagt“ ist, aber Alles gegeben ist, „Leben, Sprache, Seelen, Herzen“, so wie der mächtigste der Götter in ihre „stillen Blätter“ seine „hohe Gottheit einschließt“, gewissermaßen das Wissen und Geheimniß aller Blumenpoesie einschließen. Vorübergehend wird auch ein Goethe z. B. mit den Frühlingsdistichen der „Vier Jahreszeiten“ bei der Blumencharakteristik, die zugleich Menschencharakteristik ist, verweilen und im „Amyntas“ den Epheuvergleich bis zum Mythus der eigenen Sinnlichkeit steigern, aber eben damit hat es billiger Weise auch sein Bewenden für diejenigen, die da wissen, daß hiermit nicht besondere poetische Neueroberungen gemacht werden. Auf die Dauer, als besonderes Geschäft würde es ja nur „Stube“, das Abc-Buch der Poesie sein. Indessen Christian Wagner ist nicht bei dem stehen geblieben, was vor vierzehn Jahren Manchem besonders merkwürdig erscheinen machte. Der Dichter hat weitere Gebiete erobert aus seiner feinen dichterischen Beseelungsfähigkeit und geistigen Anschauungskraft. Wenige, flüchtige Kenntnisse der Atomenlehre, Nachklänge von Seelenwanderungsideen haben dieser Fähigkeit genügt, im Verein mit einem natürlichen ethischen Mitempfinden für alle Kreatur, eine wirkliche Fülle tief beseelter anschauungsreicher Dichtungen zu schaffen, die zum Theil das Großartige erreichen. Sie verdienen, daß ein Forscher, Denker, wie Weltrich, eine solche „Individualität nachzuschaffen“ unternahm, um dies Geschäft zu einer allgemeinen „sozialethischen Studie“ überhaupt zu erweitern. Wir erhalten ein treues Bild der zartbesaiteten süddeutschen Dichterseele, während der Schilderer auf so vielen Gebieten anregend, überzeugend, belehrend zu schreiben weiß, wie wir es oben geschildert. Auf die gestreiften Fragen im Einzelnen einzugehen, kann hier nicht der Ort sein; es ist manche Seite in diesen Büchern, die nicht nur Zustimmung, sondern Widerspruch herausfordert: der starken, heftigen Sprachweise des Verfassers gemäß, die an manchen Stellen vorbricht, wird auch der Widerspruch gelegentlich heftig genug sein können. Die Meisterstücke des Verfassers liegen mehr da, wo er erzählend, schildernd verfährt, wo er das Schöne, die Regungen der Dichterseele in ihren glücklichen Aeußerungen aufsucht und auf ihre Wurzeln verfolgt. Sie liegen da, wo er, wie bei der Schilderung des „Waldkultus“ oder der Darstellung poetisch-mythischer Schrecken der Natureinsamkeit selbst poetisirende Momente einführt. Sie liegen ferner da, wo er in feiner Weise historisch und kritisch auf dialektische Weise falsche Begriffe und Vorurtheile gewissermaßen in sich selbst auflöst, wie er es mit der Seelenwanderungslehre und dem Verhältniß Wagner's dazu thut. Auf die überlegenste Weise, kaum merkbar im Anfang, hat er hier das ganze Problem in sich selbst aufgehoben. Nicht glücklich ist der Verfasser dagegen öfters, wenn er mit denselben Mitteln des Geistes eine Sache vorwärts treiben möchte, polemisch Lanzen bricht. So scheinen mir die Kapitel gegen die Vivisektion und für ein Thier-Recht in der Hauptsache nicht geglückt. Ein dialektisch so stark gebildeter Geist, der überall abzuwägen gewohnt ist, der auf Grund dieses Abwägens das Berechtigte, Nothwendige überall anerkennen muß, bringt die vertheidigte Sache leicht selbst in Gefahr, wenn ethischer Ueberdrang, Herzensbedürfniß, Mitgefühl dann plötzlich einem solchen gewohnten Abwägen starke Worte ohne gleich starke logische Momente aussetzt. Es wird Manchen geben, der gleiche Thierfreundschaft, gleich zarte Beobachtung der Thierseele hat wie Weltrich, der aber logisch-sittlich über den Zwiespalt nicht hinwegkommen würde, daß Weltrich zwar ein Thier-Recht im sachmäßigen Sinne eines wirklichen Rechts verlangt, gleichzeitig aber denn doch dem Verspeiser des Thieres eine Art von „Nothrecht“ zuweisen möchte. Da wäre es denn doch einfacher die Sache mit dem Machtspruch eines ehrlichen Witzes abzuthun und zu sagen: Es ist vor Allem ein Recht und ein Anspruch der Weihnachtsgans, daß sie gebraten wird und daß die Menschen sie essen; es ist oberster Rechtsanspruch jedes schmackhaften Thieres, daß es verspeist wird, denn welch ein Selbstgenuß muß es sein als Gänsebauch auf der Tafel zu prangen mit Aepfeln im Steiß, um so und so Vielen Genuß zu bereiten. Eine Gans, die nur eine Spur von „Altruismus“ besitzt, muß sich mit Vergnügen den Hals umdrehen lassen, weil ihr Schmerz nur „kurz“ und „ewig“ die Freude ist ein Gänsebraten zu sein. Diese Rechtsdialektik wäre dann wenigstens folgerichtig und auch „Thierbeseelung“. Im Uebrigen aber wird der Mensch niemals darum kommen die stoische Forderung, die er gegenüber dem Schmerz an sich zu stellen genöthigt ist, wenn er überhaupt existiren will, auch auf die ganze übrige Welt zu übertragen. Selbstverständlich wird jede Humanität mit Weltrich verlangen, daß das, was man Thierschutz im weitesten und höchsten Sinne nennt, allen Wesen zu Gute komme, aber ein richtigerer Gesichtspunkt als die Forderung eines Thier-Rechts würde vielleicht in der Anerkenntniß des großen Naturhaushalts liegen, der zugleich ein ethischer Haushalt ist, um theoretisch das zu begründen, was praktisch alle gute Menschen von jeher dem Thiere an Wohlthat erwiesen für die Wohlthaten, die uns das Thier erweist, auch da, wenn wir es verzehren. Ja, wir brauchten uns nicht einmal einer rein praktischen, menschheits-ökonomischen Begründung zu schämen.

Solange die Affen sich gegenseitig oft ganz gehörig in die Waden beißen und der Papagei die Hand, die ihn füttern möchte, in seines Verstandes Einfalt und seines Geistes Bosheit blutig beißt, solange sollte man die Grenzen, wo Thierquälerei und Menschenquälerei beginnt, denn doch schärfer ziehen und vor Allem die Zufügung auch starken Schmerzes für alle Kreatur und den Menschen selbst nicht ohne Weiteres zur gemeinen Grausamkeit machen. Jedes Wesen hat auch ein Recht auf Schmerz und eine Pflicht des Schmerzes. Das ist gesund, das erhält die große Tapferkeit der Natur.

Um ein kleines Beispiel zu geben, wie Weltrich's Polemik gelegentlich seine schönsten Bestrebungen schädigt:

er kämpft mit Recht gegen den Vogelmassenmord zu Modezwecken. Dabei redet er auch den Frauen in die Seele und sagt:

„Aber vom ganzen weiblichen Geschlechte zu rühmen, was Schiller in seinem Gedichte „Würde der Frauen" ihm nachgerühmt hat, ist schmeichelndes Verkennen der Wahrheit . . ." „wären die Frauen im Allgemeinen so, wie Schiller sie geschildert hat, so wäre der Aufputz von Millionen Hüten mit Vogelbälgen unmöglich."

Ob hier der Aesthetiker, der geschmackvolle Schillerinterpret den ethischen Polemiker Weltrich nicht doch nachträglich ein Wenig am Rockzipfel zieht? Seit wann darf man die poetische Grammatik wörtlich nehmen? Seit wann ist das **totum pro parte** zum **pars pro toto** geworden? Hat Schiller wirklich das „ganze weibliche Geschlecht" gemeint und damit „schmeichelnd" die Wahrheit verkannt?"

Wir wenden uns vom Wagnerbiographen wieder dem Geschichtsschreiber Schiller's zu, nachdem wir gezeigt, wo gelegentlich auch die Kehrseiten seiner Denkart und Gestaltungsweise liegen. Von den mächtigen Seiten seiner Kunst und seines ethischen Mitlebens legt glänzendes Zeugniß ab die Schilderung des sittlichen Konflikts bei Schiller's Flucht nach Mannheim, mit welcher der erste Band schließt. Hier gelingt es dem Geschichtsschreiber schier eine tragische Spannung in seinem Leser zu erzeugen. Die Spannung einer kontrastreichen epischen Erzählung erweckt die Schilderung der Flucht selbst: Die Hoffeste, ihr Glanz, die Benutzung der Situation durch Schiller. Weltrich's Stil ist gesättigt vom Anschauen, konzentrirtem Durchleben alles dessen, was er sagt und vorbringt. Er ist in jedem Sattel gerecht, keine Redeform, keine Darstellungsform versagt ihm. Die Fähigkeit durch geistige Gliederungen auch entlegenere Gebiete zur Erklärung heranzuziehen und wohlvermittelt vorzubringen, die Gabe der Komposition im großen Stil ist wahrhaft bedeutend. Den jungen Schiller hat er uns mit diesem ersten Bande gegeben wie kein Anderer ihn gestalten konnte. Wird nun die neue, größere, gewaltigere Welt, die jener Geist in Bauerbach, Dresden, Jena, Weimar in sich einbezieht und herausgestaltet, auch in ihrem Geschichtsschreiber den Mann finden, dessen Darstellung und Kritik zugleich völlig kongenial ist? Ein leises Bangen, aber auch ein starkes Zutrauen begleitet den reichen Denker auf den weiten Wegen, die einzuschlagen die Kompositionsfolgerung seines Werkes an sich schon zwingen muß.

Wolfgang Kirchbach.

Briefliche Zeugnisse zur Geschichte Preußens im Zeitalter Napoleons I.

Man macht der neueren Geschichtschreibung mitunter den Vorwurf, daß sie zuviel mit diplomatischem Urkundenstoff, zu wenig mit dem Material vertraulicher Korrespondenzen arbeite und schiebt dem Altmeister Ranke die Verantwortlichkeit für die Gewöhnung an diese Unterlassungssünde zu. Indessen hat gerade Ranke durch die Herausgabe von Briefen mehr als einmal bezeugt, einen wie hohen Werth er auch dieser Erkenntnißquelle zuschrieb. Er betont gelegentlich den scharfen Gegensatz der „diplomatischen Aktenstücke, welche mit allseitiger Umsicht erwogen werden" und der Briefe als „momentaner Ergüsse der Stimmungen und der Anschauungen, wie sie einem Freunde gegenüber aus vollem Herzen hervorquellen". Stehen nun die Korrespondenten handelnd mitten im Getriebe des öffentlichen Lebens oder verfolgen sie die Erscheinungen desselben mit selbständigem Urtheil, so erwächst aus dem Einblick in ihren brieflichen Gedankenaustausch dem Erforscher vergangener Zeiten ein unschätzbarer Gewinn. Dies gilt unleugbar von der jüngsten Publikation des rührigen Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen.*)

Franz Rühl in Königsberg, dem wir erst kürzlich für die Herausgabe des Briefwechsels Schön's mit Pertz und Droysen zu danken hatten (vgl. „Nation" XIV. Jahrgang Nr. 20), veröffentlicht nunmehr den ersten Band einer Sammlung von Briefen und Aktenstücken, deren Grundstock aus dem Nachlaß des preußischen Staatsmannes, Dichters und Publizisten Friedrich August von Stägemann herstammt. Manches wichtige Stück zur Ergänzung hat ihm der Nachlaß Karl Gustav von Brinkman's geboten. Dies ist der schwedische Freund Stägemann's, dessen Name in der politischen und litterarischen Geschichte Deutschlands zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts rühmend und tadelnd so häufig genannt wird. Man kennt das harte Urtheil, das z. B. Gneisenau 1812 über ihn fällte.**) Die im vorliegenden Werk mitgetheilten Briefe zeigen ihn indessen von seiner besten Seite. Sein Verhalten gegenüber dem schwächlichen Minister Grafen Goltz im Jahre 1808 konnte durch Herbeiziehung von Akten des Berliner Staatsarchives noch schärfer betrachtet werden. Endlich gewährten die leider nur fragmentarisch erhaltenen Akten der Regierung von Gumbinnen dem Herausgeber für die Geschichte der Jahre 1811 und 1812 eine wichtige Ergänzung. Hie und da hatte er bei seiner Veröffentlichung der Schriftstücke den Spuren von Vorgängern, wie Max Lehmann und Droysen, zu folgen. Aber eben das populärste Werk des zuletzt Genannten, das Leben York's, ist durch Verbesserung der Texte und Vervollständigung der urkundlichen Mittheilungen in manchen Punkten berichtigt worden. Eine sehr ausführliche Einleitung gibt über die Art der Herausgabe und über das Leben Stägemann's erwünschte Auskunft. Auch über einige seiner Korrespondenten, wie den erwähnten Brinkman, den originellen Kriegsrath Scheffner, Adam Müller und Schön, findet sich hier das Nöthige gesagt. Ueber andere hat man die sorgfältigen Notizen der Anmerkungen zu vergleichen. Mit sachlichen Erläuterungen, die manchem Leser angenehm sein werden, ist in diesen gleichfalls nicht gespart worden.

Durchmustert man das Verzeichniß bedeutender Persönlichkeiten, die außer den soeben schon Genannten in den Blättern der Rühl'schen Publikation redend eingeführt werden, so ist man beinahe versucht, mit dem Dichter auszurufen: „Welch' reicher Himmel! Stern bei Stern!" Niebuhr, Fichte, Arndt, Schenkendorf, Blücher, Justus Gruner, Zerboni di Sposetti: mit dieser kleinen Auswahl ist wenigstens einiges von dem Reize des Gebotenen angedeutet. Freilich gilt auch hier mitunter die Bemerkung Ranke's: „Nicht jede Aeußerung würde man als definitives Urtheil betrachten dürfen; man darf das Wort, so zu sagen, nicht beim Wort nehmen." Aber als Stimmungsbilder sind die Briefe der Berühmtheiten, wie die der minder namhaften Korrespondenten, die sich ihnen anreihen, immer von hohem Interesse. Die ganze Zeit der bitteren Noth und der furchtbaren Spannung vom Frieden von Tilsit bis zum Beginn des russisch-französischen Krieges, ebenso aber der stürmischen Begeisterung und der mannhaften Erhebung nach der Vernichtung der „großen Armee" zieht an unseren Augen vorüber. Wir fühlen es dem wackeren Kantianer Kiesewetter nach, wenn er am 26. Oktober 1807 von Berlin aus schreibt: „Unsere Lage ist über alle Vorstellung traurig, und der größte Theil der Einwohner in Verzweiflung oder in einem dumpfen Hinbrüten". Ebenso aber hallt der Jubel des trefflichen Süvern vom 5. März 1813 in uns wider: „Kaum ist es ein Jahr, daß wir die Stolzen siegträumend hier durchziehen sahen. Und was alles liegt in dem Zwischen-

*) Publikation des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen. Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Preußens unter Friedrich Wilhelm III. Vorzugsweise aus dem Nachlaß von F. A. von Stägemann. Herausgegeben von Franz Ruhl. Erster Band. Leipzig, Duncker und Humblot. 1899. LXVII und 423 S.

**) Uebrigens sind Gneisenau's Worte in Hormayr's Lebensbildern hie und da willkürlich verändert. F. L. von Ompteda: Politischer Nachlaß. 1869. I. 309, 310.

raume dieses Jahres! Und wie sehen wir sie nun wieder abziehen! Auch Deutschland wird gerochen, wird frei werden! Wohl uns, daß wir das erleben! Heil jedem, der dabei thätig sein kann!"

Das hervorragende Wirken Schön's bei der Erhebung der Provinz Preußen wird neuerdings durch diese Zeugnisse in helles Licht gerückt, und seine Hardenberg am 6. März 1813 zugesandte Mittheilung, Gumbinnen habe 36 freiwillige Kavalleristen gestellt, Pillkallen 6 und ein Müller Albrecht allein 6 Mann, sagt mehr als ganze Bände. Dann kommt die Zeit des Befreiungskampfes, der Kongreßberathungen, der Neugestaltung Preußens und Deutschlands. Es sind allerdings nicht bloß freudige Töne, die damals angeschlagen werden. Stägemann klagt am 30. Juni 1813 nach dem Abschluß des Waffenstillstandes: „Das edle Blut, das so fruchtlos vergossen worden, schreit um Rache gegen die, die in träger Versäumniß der ersten drei Monate dieses Jahres nur Time vergossen und die kamn." Süvern tadelt die mißtrauische Aenderung des Landsturmediktes vom 17. Juli 1813 (vergl. Meinecke: Das Leben des General-Feldmarschalls von Boyen I, 298) mit den Worten: „Das ist eben das Wesen des Landsturms, daß er nicht durch Soldatenkünste etwas ausrichtet, sondern daß das Gemüth durch ihn wirken soll. . . Was man über die Exzesse gesagt hat, war leerer Vorwand. Ein gutes Gewissen brauchte das Volk nicht zu fürchten." Die Frage der Theilung Sachsens wird durch eine Reihe von Aktenstücken beleuchtet, welche die ganze Erbitterung der sich gegenüberstehenden Parteien widerspiegelt. Die Fehler, die bei der ersten Einrichtung der preußischen Verwaltung in den Rheinlanden vorkamen, finden in einem beredten Schreiben Schenkendorf's die schärfste Verurtheilung.

Indessen kommt auch der Litteraturhistoriker beim Durchblättern dieses Bandes auf seine Kosten. Die Namen Iffland und Jean Paul werden ihm in der langen Reihe von Korrespondenten nicht gleichgiltig sein. Schmidt von Werneuchen, den Goethe durch sein Spottgedicht „Musen und Grazien in der Mark" verewigt hat, stellt sich mit ein paar Briefen ein. Ueber die Rahel fällt Brinkman im Jahre 1808 ein Urtheil, das ihr wie ihm alle Ehre macht, und der Feinschmecker „des Unedirten" wird die Kunde zu würdigen wissen, daß das Brinkman'sche Archiv zu Trolle Ljungby noch 187 Briefe der Rahel an ihren schwedischen Freund in sich birgt. Auf dem Grenzgebiet von Politik und Litteratur bewegen sich einige höchst beachtenswerthe Kundgebungen Adam Müller's. Besonders merkwürdig ist der 1809 von ihm entwickelte Plan der Gründung eines preußischen Regimentsblattes. Wie sich Adam Müller die Sache dachte, ergibt sein Vorschlag, gleichzeitig ein amtliches Organ „öffentlich, unter der Autorität des Staatsraths", und „anonym unter der bloßen Konnivenz desselbigen" ein Volksblatt leiten zu wollen. Er erbietet sich, „mit anderen Worten, eine Ministerial- und Oppositionszeitung zugleich zu schreiben". Er wünscht, selbst eine Opposition zu fingiren, um sie dann „mit Kraft, Vorsicht und Ueberlegenheit des Urtheils niederzuschlagen." Der Herausgeber bemerkt dazu: „Unsere heutigen Offiziösen, welche sich so oft unter einander bekämpfen, haben dieses Ideal doch noch nicht erreicht." Was Adam Müller plante, fand, wie aus anderen Papieren hervorgeht, „an den maßgebenden Stellen vielfach eine sehr günstige Aufnahme". Aber die Verwirklichung seiner Idee unterblieb. Wie sich das spätere Unternehmen der „Staatszeitung" zu seinen Vorschlägen verhielt, wird in einem zweiten Bande dieser Briefsammlung vermuthlich näher entwickelt werden. Wir sehen dem Erscheinen desselben mit Spannung entgegen.

Zürich. Alfred Stern.

Ludwig Knaus und sein Werk.

Ludwig Knaus kann und darf glücklich sein, wenn er Anlage dazu hat. Er ist zu hohen Jahren vorgerückt, ohne seine Schaffensfreude einzubüßen; er war der Liebling aller und ist noch der Liebling vieler; er hat Verkennung und Sorge nie erfahren — vielmehr hat er von Anfang an Ehren und Schätze in dem Maße eingeheimst, daß ein schwächerer Charakter darüber aus den Fugen gegangen wäre. Knaus darf glücklich sein, wenn er will.

Und ich glaube, er ist es. Ein Mann des juste-milieu, hat er seiner Kunst tiefere seelische Erregungen immer fern gehalten.

Seinen Typus eines sozialistischen Agitators, den das böse Jahr 1877 ihm zuführte, den „Unzufriedenen", kann jeder Konservative oder Großkapitalist in seiner besten Stube zufrieden aufhängen. Man kennt den Burschen mit wirrem Haupt- und Barthaar, der mit drollig-wüthender Geberde und komisch-grimmigen Blicken in der Arbeiterkneipe an der Wand sitzt, hinter sich, als Folie, eine Reihe von Zeitungen rother Parteifarbe, die Zigarre zwischen Zähnen zermalmend, — er scheint zu sprechen: kommet und fürchtet euch nicht, denn ich thue nur so! Man wird sagen: Eine solche Auffassung ist Generationssache, Herr Knaus ist nicht aus unserm Boote. Ihr Leute von der „ernsten" Kunst; ihr Sucher, die ihr euch und andere quält, laßt uns diesen gesunden und kräftigen Heiterling, der nie mehr wollte, als er konnte, und immer das konnte, was er wollte. Er hat zwei Generationen kunstgenießender Menschen froh gemacht, und das ist doch auch etwas.

Ich liebe Knaus nicht — und wer weiß, ob der größere Theil seiner heutigen Lobredner ihn liebt; aber ich glaube, ihn und seine Sendung zu verstehen. Knaus selbst hat sicher einmal in einer stillen Stunde über das innere Wesen seines Ruhmes skeptisch nachgedacht; aber eine Solneßempfindung hat er wohl nicht gespürt: die Furcht vor der Jugend, die an des alternden Meisters Thüre pocht. Um so weniger also wird er erwarten, daß ein Beurtheiler aus dem jüngeren Geschlechte selbst an des Meistermalers Ehrentage, da weit und breit eine anachronistische Verhimmelung anhebt, in einen Gewissenskampf gerathe. Aller Künstlerruhm unterliegt dauernd der Judikatur der Geschichte, d. h. der jeweilig Urtheilenden. Eine spätere Generation kann die Lobesausbrüche der früheren nicht mehr begreifen; sie schlägt wohl auch ins Gegentheil um. Eine wieder spätere Generation hebt vielleicht den Gegensatz auf, objektivirt das Ruhmesübermaß und gibt dem Künstler, was des Künstlers ist. Diesen Gang der Dinge erfährt Menzel an sich; er wurde überschätzt, wird jetzt unterschätzt und wird einst ohne Zweifel seine richtige und bleibende Werthschätzung finden. Knaus aber wird diesen Gang der Dinge voraussichtlich nicht erfahren: sein Ruhm muß und wird sich vermindern. Maßgebend ist die Bedeutung für die Kunst an sich: Menzel hat der Kunstentwicklung neue, bedeutsame Elemente zugeführt, auf die künftige Geschlechter immer zurückgreifen müssen, von denen sie zehren werden; Knaus aber hat wohl an einem bestimmten Punkte die Kunstentfaltung ein Stück vorwärts gebracht, aber das Meiste hat er für das Bildungsbedürfniß nur und für das Amüsement seiner engeren Zeitgenossen gethan.

Ein werther Freund hat Knaus einen Gustav Freytag der deutschen Malerei genannt. In einigen Punkten mag der Vergleich stimmen: beide erlebten in derselben Epoche ihres Kunstverstandes Blüthezeit; beide übten eine sehr liberale Weltbetrachtung; beide fanden ihren Stil in der Darstellung des Volkslebens, der bürgerlichen Kultur, und beide wendeten, ruhigen, trockenen, kaustischen Sinnes, sich an das Volk. Aber verschieden waren die Naturells denn doch: in Freytag's Nähe konnte es zuweilen eine höhere Temperatur geben; und die Summe und der Werth der künstlerischen Leistung waren entschieden größer bei Freytag als bei Knaus.

Uebrigens würde in einem sorgfältigen ausgeführten Vergleiche dieses Malers mit jenem Dichter der größte Vorwurf liegen, den die neuere Kunstübung gegen Knaus erheben kann. Er ist zu sehr Litterat; zu sehr Novellist und Theaterschriftsteller, so daß er im Grunde nie dahin gelangt ist, ein naiver Maler zu sein. Knaus läßt sich gern einen Frührealisten nennen; und dieser ehrende Titel hat seinen guten Grund. Knaus setzte zu einer Zeit, da die Mehrzahl der deutschen Maler in den Himmel und die Wolken starrte, den Fuß wieder auf die mütterliche Erde; an die Stelle einer Romantik, in der Glauben und Phantasie entkräftet vegetirten, brachte er das Leben, so wie er das Leben verstand: als ein theils witziges, theils suffisantes, theils sentimentales Theaterspiel. Doch daß er überhaupt das Leben wieder zu Ehren brachte, das soll ihm unvergessen sein. Und während die Mehrzahl der deutschen Maler kaum wußte, was Farbe sei, umkleidete er seine anziehenden Kompositionen mit dem bunten Glanz der Wirklichkeit. Seine Farbe war zwar nicht aus der Natur hervorgeholt, sie war vielmehr der Natur angepaßt, es war eher ein feines Koloriren als ein Malen, — aber es war doch Farbe, ein künstlerischer Sinnenreiz, den die Menschen der fünfziger und sechsziger Jahre sehr angenehm empfanden —

Den sogar ein Volk sehr angenehm empfand, das in malerischer Kultur groß geworden: die Franzosen. Knaus hatte das altmeisterliche Genre in Holland studirt und war dann nach Paris gegangen, um seinen gebildeten und geschmackvollen Palettenkünsten den letzten und feinsten Schliff zu geben. Die Franzosen hatten Sinn für die Sauberkeit und Exaktheit seiner künstlerischen Arbeit; sie hatten Sinn für seinen nicht gewöhnlichen feuilletonistischen Witz; sie hielten das Vaterland des Knaus für die Heimath barbarischer Unkultur und so erschien ihnen Knaus als der deutsche Maler. Sie haben ihn in den fünfziger Jahren sehr geschätzt und gelobt; sie sahen in ihm ein Stück der eigenen Vergangenheit, eine Art Greuze, wieder aufleben; das volksmäßige seiner Kunst erfrischte. Es war eine Lust, mit diesem glücklichen Optimisten zu leben, der sogar für das Unglück, für soziale Schmerzen noch einen angenehmen Trost wußte. Doch am Horizonte dieses immer lachenden Himmels lag schon dunkles Gewölk; die Dämmerschatten nahmen zu, und auf einmal stand Gustav Courbet da, der die schönen Schatten aus einem Fabelland der Wirklichkeit vertrieb und das Elend, den Armen und Enterbten, das große Mitleid auf den Thron der Kunst setzte. Für Deutschland aber war der vergnügliche Wirklichkeitssinn des Knaus noch lange Zeit eine Offenbarung, eine Quelle holder Freuden — trotz Menzel und trotz Böcklin; denn diese ernsten Abseitirer, die arbeiteten ja doch nur für sich und für sich allein, während die Welt des Knaus: die gütigen Kinderchen, die halbwüchsigen verschlagenen Vorstadtburschen, diese Schornsteinfeger, Lehrbuben, pittoresk-dreckigen Handelsleute, Leierkastenmänner, Gaukler, Zigeuner und Marktschreier, diese scharf geprägten Bauerntypen, Wilderer, behaglichen Pfaffen, diese Invaliden und Spießbürger vor dem Publikum ihre schöne Reverenz machten und selbst berühmte Porträtmodelle sich in einer Haltung zeigten, die interessant und effektvoll, wie sie war, die Neugier der Profanen vollauf befriedigte. Die Kirmesse, Kinderfeste, Brautschaus, Beichten, Bauernberathungen, Begräbnisse, goldenen Hochzeiten, Szenen aus dem Kunstreiter-, Vaganten- und Rauferleben, die schelmischen Geheimnisse der Bürgerstuben und Handelsgewölbe, die ulkigen Verlegenheiten der Dörfler, die der Fürst des Landes besuchen kommt, die Karnevalsscherze waren ein erquickliches Welttheater, in das auch die liebe Jugend mitgenommen werden konnte. Die Freude gemäßigt, das Leid verwischt.

Ueber das typische Bild des Knaus gehen die Meinungen auseinander. Ich halte das hessische Bauernbegräbniß von 1871 für sein gelungenstes Werk, u. a. deshalb, weil es nicht eben „typisch“ ist, weil ein persönliches Temperament bis zu gewissem Grade wirksam wird. Knaus hat hier einmal das theilnehmende Publikum vergessen. Das Bild hat einen Gefühlsmittelpunkt, von dem her eine sanfte Wärme des Herzens strömt. Die Malerei selbst freilich hat eine recht harte, bewußt altmeisterliche Art, eine falsche Dunkelheit, die der allgemeinen Charakteristik wegen produzirt ist. Im einzelnen aber enthält dieses Bild das größte Maß naiver Menschen- und Naturschilderung, dessen Knaus mehr nachdenkender als nachfühlender Geist fähig ist. Da und dort wohl theatralische Gruppen und Posen; doch auch einige Gestalten, für die es keinen Zuschauer gibt: der alte, hagere, weißhaarige Bauer, der sich rüstet, sein Theuerstes zu Grabe zu tragen. Er tastet sich die enge Treppe seiner schiefwinkeligen und windschiefen Behausung hinunter; er wird sich weder innerlich noch äußerlich derer bewußt, die auf dem Hofe stehen, ihn erwarten, trauern oder nur gaffen. Der hohe Körper hat alle Haltung verloren, — die losen und schlotternden Glieder gehorchen nicht einem menschlichen Willen, sondern einem willenlosen Mechanismus. In diesem Körper wohnt wahrhaft eine zerrüttete und jammernde Menschenseele.

Die lachenden und blanken Kleinigkeiten ringsum sind nicht mehr vorhanden, wenn man dieses wirklich empfundenen und gestalteten Bauerncharakters ansichtig wird. Hier ist Knaus in der That der Frührealist, den er sich so gern nennen hört. Wie der Künstler auf diesem Bild erscheint, so wollen wir ihn in der Erinnerung behalten. Die Besitzerin, Wittwe Müller geborene Meyer zu Dresden, wird hoffentlich wissen, daß sie einen Knaus ihr Eigen nennt, der in die Kunstgeschichte kommt.

Julius Elias.

Theater.

Deutsches Theater: „Das tausendjährige Reich“. Drama in 4 Aufzügen von Max Halbe.

So alt wie das Christenthum ist die Lehre vom tausendjährigen Reich, der Chiliasmus. In bangem, sehnendem Glauben haben die Apostel des Tages geharrt, an dem ihr Jesus als Christus wiederkehren würde, umgürtet mit der Herrlichkeit des Himmels, um mit seinen Getreuen tausend Jahre auf Erden zu herrschen, seine Feinde zu seinen Füßen niederzulegen. Nach abermals tausend Jahren — tausend Jahre sind vor ihm wie ein Tag — sollte Satan noch einmal losbrechen, um ein letztes Mal für immer vernichtet zu werden. Dann würde die Erde sich erneuen. Fürwahr, noch älter als das Christenthum ist dieser Glaube. Ein Erbtheil des Judenthums hat das Christenthum darin angetreten. Diese Lehre von dem tausendjährigen Reiche, sie ist im Grunde nichts als die alte Hoffnung auf einen Messias, der als irdischer Herr auf Erden herrsche und sein Volk siegreich erhöhe.

Generationen hofften und starben. Von Zeit zu Zeit aber wurde aus dem stillen Hoffen ein lautes Werben. Im 2. und dann im 10. Jahrhundert vornehmlich ging eine Kraft von diesem Traum aus, die Staat und Kirche gefährdete. Es starben auch die ungestümen Hoffer. Mystiker aller Zeiten aber träumten den Traum vom tausendjährigen Reiche fort. Sinnliche Gluth vermählte sich auch diesem mystischen Hoffen. Zu einem Bimini wurde die Vorstellung vom tausendjährigen Reiche, und auf den Stufen des ersehnten Weltenthrones saß, gewährend, die Wollust. Im 18. Jahrhundert wiederum erneuten Jung Stilling und Lavater den alten Traum; im 19. mit schwerem theologischen Rüstzeug: Rothe.

Nicht unter den Gebildeten und Gelehrten hat Max Halbe seinen Tausendjahresreich Träumer aufgesucht. Ein Mann aus dem Volke ist's, ein Schmied, irgendwo auf dem Lande. Halbe könnte sich dabei, wie Jakob Böhme es immer wieder that, darauf berufen, daß aller Zeit die Offenbarungskraft, das religiös belebende Element von den

niedrig Gestellten, den geistig Armen ausgegangen ist. In Fragen der Glaubensenergie wird Bildung Schwäche. Und sehr klug hat Max Halbe die Handlung in das Jahr 1848 verlegt. Aus Unruhen und Nothstand sind solche Träume noch immer geboren worden. Und ein sozialer Gedanke, ganz der politischen Revolution verwandt, lag dem Chiliasmus zu Grunde. „Darnach das Ende, wenn er das Reich Gott und dem Vater überantworten wird, wenn er aufheben wird alle Herrschaft und alle Obrigkeit und Gewalt." Etwas von der sozialen Tendenz des frühsten Christenthums gibt sich darin.

Ein Mann aus dem Volke, der naiv, inbrünstig-mystisch, mit ganzer Seelenkraft an diesem Traume hängt, seine Verwirklichung gekommen wähnt, der Anhänger wirbt — ich frage mich nach unserer Auffassung solcher Gestalt.

Soll ich ganz ehrlich sein, muß ich bekennen, daß ich sie mir recht eigentlich nur humoristisch angesehen vorstellen kann. Nicht in dem Sinne platter Ironie; das freilich nicht. Unendliche Wehmuth und Trauer, ein Heimweh nach kindlichem Glauben konnte diesen Humor erfüllen, etwas wie Tragik durfte ihn durchzittern. Aber das Lächeln auch durfte ganz nicht fehlen.

Max Halbe hat sie bitter ernst genommen. Das ist sein Unglück, daß er alles im Leben so furchtbar ernst nimmt, das gibt seinen Werken das Drückende, Kleinliche. Den Stoff der Vögel des Aristophanes — Halbe hätte eine Tragödie drin gefunden. Er ist innerlich so seriös, daß er allen Maßstab darüber einbüßt.

Hat Halbe diese Gestalt aber ganz ernst genommen, gut, nehmen wir sie mit ihm ernst!

Sehr fein — es ist viel Feines in Max Halbe's neuem Drama — hat er die Geistesrichtung des Mannes aus seinen Lebensschicksalen heraus motivirt. Dieser Schmiedemeister Drews hat eine Frau geheirathet, die von dem Gutsherrn vor ihrer Ehe verführt oder vergewaltigt worden war. Rachdurst erfüllte seine Seele. Schon hatte er auf Vorposten vor dem Feinde das Gewehr auf diesen Gutsherrn, seinen Leutnant, angelegt. In dem Augenblicke traf ihn selbst ein Schuß. Gottes Fügung erkannte er darin. Und wieder erkannte er Gottes Fügung in dem plötzlichen, jähen Tod seines Kindes. Nicht sein Kind, das des Verführers sollte es sein. Auch in der Ehe sollte die Frau ihm die Treue gebrochen haben. Sich selbst aber, dem Gottes Fügungen also zu theil geworden, hielt er von Stund an für den auserwählten Knecht des Herrn. Gottes Kraft fühlte er in sich lebendig.

Der dramatische Held muß seinen Charakter ausleben. Alles, was man über Schuld und Sühne und Katharsis geschrieben, es ist im Grunde in diesem einen Wort. Das ist das Große an echter dramatischer Dichtung, daß alle Konsequenzen aus einer Charakteranlage gezogen werden, daß es dem Helden gegeben ist, sich selbst über alle widerstrebenden Mächte hinweg zu leben. Zieht man die Konsequenzen aus dem Charakter dieses Schmiedemeisters Drews — sie heißen: religiöser Wahnsinn. Das ist das Ende, das dieser mystische Schwärmer in der Steigerung über das Alltägliche hinaus nehmen muß. Oder, den künstlerischen Ausdruck dafür zu suchen, die Grenzen zwischen Wirklichkeit und Illusion mußten ihm fallen. Die Illusion zu Wirklichkeit, die Wirklichkeit zu Illusion ihm werden. Der letzte Akt dieses Dramas gehörte in folgerichtiger Gestaltung der Illusion. Und in dieser ungemessenen Illusion hatte Max Halbe in vollem Dichterrechte an seinen Helden Himmel oder Hölle zu vergeben. Das tausendjährige Reich konnte ihm anbrechen oder der jüngste Tag; gleichviel. Nur mußte er eine Krone von Stroh auf seinem Haupte als goldne Königskrone tragen.

Statt dieser einen folgerichtigen Lösung hat Max Halbe zwei an der Peripherie liegende Lösungsversuche angestrebt. Einen religiösen und einen moralischen.

Den religiösen im dritten Akt. Die Frau des Schmiedemeisters hat ihrem Leben selbst durch einen Sprung ins Wasser ein Ende gesetzt. Ihre Beerdigung hat stattgefunden. Stimmen werden laut, die Drews beschuldigen, er selbst habe seine Frau durch stetes Quälen in den Tod getrieben. Der Pastor schreitet gegen ihn ein. Er klagt ihn vor allem Volke gotteslästerlicher Ueberhebung an. Ein Gewitter steht just am Himmel. Und Drews ruft Gott zum Zeugen für sich an. In dem Augenblick fährt der Blitzstrahl nieder. Drews' Schmiede steht in Brand. Gott hat gerichtet. Gott in höchsteigner Person als — deus ex machina. Dieser Halbe'sche „Realismus" greift auf die ältesten Bühnenscherze kühn und revolutionär zurück.

Immerhin hat Halbe selbst diese Lösung offenbar nicht befriedigt, denn er hat im vierten Akt eine zweite gegeben, die moralische. Drews ist durch den Schlag, der ihn getroffen hat, innerlich haltlos geworden. Bald sieht er den Judas in sich, bald in den früheren Anhängern, die ihn nun verlassen. In dieser Stimmung fällt er revolutionärem Gesindel, von dem er früher nichts wissen wollte, in die Hände. Sie locken ihn zu einem Gewaltstreich gegen den Gutsherrn. Er sagt sich, es ist Satan, der aus ihnen lockt, aber da Gott ihn verlassen, ist Satan ihm gerecht. In diesem Augenblick trifft ihn der zweite Schlag: er erfährt, daß seine Tochter vom Gutsherrn verführt worden. Und da — mir fehlen alle psychologischen Brücken — stürzt er sich von demselben Steg ins Wasser, von dem seine Frau hinabgesprungen. Er büßt die Schuld, die er an seiner Frau begangen, wie die Bösewichter im „Jugendfreund". Und war denn dieser Mystiker ein Schuldiger? Und seit wann stellt man denn die Tragik auf ein moralisch gut und schlecht? Und sollte nicht der Schuldbegriff ein antiquirter sein? In Wahrheit zeigt dieser vierte Akt mit seiner Verlegenheitstragik erschrecklich deutlich, woran es Halbe fehlt.

Ich sehe in den beiden ersten Akten dieses „tausendjährigen Reiches" ein Bestes von allem, was Halbe bisher gegeben hat. Klar und scharf gezeichnet die Gestalten, reich und charakteristisch der Dialog, zwingend die Stimmung. Folgerichtig und durchaus motivirt drängt die Handlung vorwärts. Der dritte Akt stark theatralisch wirksam, doch eben nur Theater. Der vierte ein gänzliches Zusammenbrechen aller Kraft, planloses Irren hierhin und dorthin. Und dieses Versagen in der Lösung ist leider kein zufälliges. Noch immer war bei Halbe das der Fall, auch in der „Jugend". So scharf er sieht, er sieht nur Einzelheiten. So überzeugend er gestaltet, er ist nicht im Stande, seinen Charakteren ihr Recht zu geben. Er übersieht die Menschen nicht, die er geschaffen; sie wachsen ihm hähmisch über den Kopf. Er trägt kein Lebensbild in sich. Seine Welt ist ganz chaotisch. Das Leben, wie er's zeichnet, ist ein Teppich von Zufälligkeiten. Den Begriff innerer Nothwendigkeit gibts bei ihm nicht. Darum ist er der Quälendste all' unserer modernen Dramatiker und — der Gequältste.

Diesen Schmiedemeister Drews hat Emanuel Reicher in Kraft und Eigenart verkörpert zu einer überzeugenden, antheilheischenden Gestalt. In den zahlreichen Nebengestalten wurde Halbe's sicherer Charakterisirungsgabe schauspielerisch von Nissen, Fischer, Engels, Kayßler, Sauer zu ihrem vollen Recht verholfen. Es versagte Else Lehmann als Frau Drews, Lotti Sarrow als ihre Tochter blieb manches schuldig. Immerhin war die Aufführung als solche vortrefflich abgestimmt, alle Vorzüge des Dramas traten voll und kräftig in Erscheinung.

Es ist in diesem Drama ein Aufgebot von echter Kraft, das traurig stimmt im Hinblick auf das Erreichte. Es gibt eben auf künstlerischem Gebiet ein beträchtliches Können — und Max Halbe besitzt es — das dennoch Kunst nicht schafft. Alle echte Kunst ist eine Steigerung der Wirklichkeit, durchaus nicht nothwendiger Weise auf ein Schönheitsideal, nothwendiger Weise doch auf intensive Einheit hin. Auch in Halbe's neuem Drama ist Wirklichkeit herabgesetzt.

Ernst Heilborn.

Ein Jahrhundert voller Unrecht. Ein Rückblick auf die südafrikanische Politik Englands. Veröffentlicht auf Veranlassung und unter Mitwirkung von Dr. F. W. Reitz. Aus dem Holländischen. Berlin, H. Walther 1900.

W. Reitz ist Staatssekretär der südafrikanischen Republik, und ein Buch mit diesem Thema, das auf dem Titelblatt seinen Namen trägt, wird man als eine ganz unverdächtige historische Geschichtserzählung nicht betrachten können. Die Bedeutung der Schrift liegt aber auch gar nicht in der Schilderung der Ereignisse der Vergangenheit; diese Vergangenheit kann man aus anderen Quellen kennen lernen. Aus denen ergibt sich, daß England ein Jahrhundert hindurch freilich gewaltthätig genug gegen die holländische Bevölkerung Südafrikas gewesen ist; allein so schattenlos, wie Reitz es darstellt, ist doch auch die Haltung der Buren nicht gewesen. Eine gewisse Parteilichkeit hält man dem Verfasser unter den jetzigen Verhältnissen natürlich zu Gute; und bestehen bleibt, daß der Gegensatz zwischen Engländern und holländischen Abkömmlingen hundert Jahre hindurch eigentlich derselbe geblieben ist. Auf Seiten Englands je nach Lage der Verhältnisse eine immer anspruchsvoller werdende skrupellose Eroberungspolitik; auf Seiten der Buren ein zähes, überaus achtenswerthes nationales Selbständigkeitsgefühl. Die Engländer waren die Träger des Fortschrittes; die Buren hingen am Alten bis dann die Träger des Fortschrittes zugleich leider die Verfechter modernster Decadence, die Verfechter der Interessen des internationalen Jobberthums geworden sind, mit einem Erfolge, den wir von Tag zu Tag erleben.

Liegt in der h i s t o r i s c h e n Darstellung nicht die Bedeutung der Broschüre, so ist sie um so bemerkenswerther als Zeugniß für die Stimmung der Burenbevölkerung, die jetzt zu dieser Eruption von welthistorischer Bedeutung geführt hat. Einige wenige Citate werden zeigen, welche Erbitterung sich in einem Jahrhundert auf diesem Stück Erde angesammelt hat.

Nachdem England 30 Jahre im Besitz der Kapkolonie war, nahm der „große Trek" seinen Anfang. Piet Retief faßte die Stimmung der Holländer damals in die Worte zusammen:

„Wir verzweifeln daran, die Kolonie von dem Uebel, das sie von landstreichenden Kaffern bedroht, zu retten; es besteht keine Aussicht auf Frieden oder Glück für unsere Kinder. Wir klagen über Raub und Vernichtung, welche wir von den Einfällen der Kaffern zu leiden hatten. Wir klagen über die im Namen des Glaubens uns zugefügte Irreleitung, wir verlassen die Kolonie, um ein ruhiges Leben zu suchen, und wir werden Niemanden belästigen; doch — wenn überfallen — werden wir uns und unsere Güter bis aufs Aeußerste vertheidigen. Wir verlassen diese Kolonie in der vollsten Ueberzeugung, daß die britische Regierung nichts mehr mit uns zu thun hat und uns gestatten wird, uns selbst zu regieren, ohne uns etwas in den Weg zu legen. Wir verlassen das fruchtbare Land, wo wir geboren sind, und stehen auf dem Punkte, in ein fremdes und gefährliches Land zu wandern; doch wir gehen in dem festen Vertrauen auf einen allgegenwärtigen, gerechten und gnädigen Gott."

Als sich Buren eine neue Heimath in Natal gegründet hatten, setzte sich England ihnen wiederum in den Nacken. Damals schrieb der Volksrath von Maritzburg unter dem Vorsitz von Joachim Prinsloo an den englischen Gouverneur Napier: „Wir wissen, daß es einen Gott gibt, der Herrscher ist über Himmel und Erde, und der die Kraft hat und willens ist, die Schwachen gegen ihre Unterdrücker zu beschützen. Auf Ihn vertrauen wir und auf unsere gerechte Sache. Falls es sein Wille ist, daß wir, unsere Frauen und Kinder gänzlich vernichtet werden müssen, werden wir uns demüthig seinem Willen unterwerfen. Wir wollen die Macht Englands nicht herausfordern, doch wir können nicht zulassen, daß Macht über Recht triumphiren soll, ohne dagegen gekämpft zu haben mit aller unserer Kraft."

Jede neue Niederlassung der Buren rief alsdann immer wieder dieselben Verfolgungen hervor — kurze Unterbrechungen abgerechnet — bis auf die Tage, da Kimberley mit seinen Diamantenfeldern dem Oranjefreistaat abgenommen wurde, bis auf die Tage des Jamesoneinfalles in Transvaal und des jetzigen Krieges; und immer wieder mit Protesten, aus gleichem Geist geboren, wie die obigen, suchte das holländische Element sich zu wehren, hin und wieder auch zu den Waffen greifend. Nichts aber hat England vielleicht mehr geschadet als der Jamesoneinfall; er regte die loyale Bevölkerung, die unter englischer Herrschaft im Kap geblieben war, auf. Damals schrieb das Organ der Afrikander-Partei „Ons Land" Folgendes:

„Seit den Tagen von Sir Henry Smith, Theophile Shepstone und Bartle Frere bis zu denen von Leander Jameson und Cecil Rhodes geht der Imperialismus in Südafrika gepaart mit einer Politik von Blut und Betrug. Was auch die guten Früchte des Imperialismus an anderen Orten sein mögen, in unserem Land ist die fortwährende Folge davon in all diesen Jahren keine andere gewesen, als unser Volksleben und unseren Volkscharakter in fremde Formen zu zwängen und diesen Zwang mit Blut und Thränen zu besiegeln. . . Wahrlich, das Afrikanerthum in ganz Südafrika befindet sich jetzt im kritischen Augenblick seiner Existenz. Jetzt oder niemals! Jetzt oder niemals muß das Fundament eines alles umfaßenden Nationalismus gelegt werden. Das Eisen ist glühend und die Stunde des Schmiedens ist gekommen." . . .

„Die Scheidemauer ist verschwunden, laßt uns nun standhaft zu einander stehen! Die Gefahr ist noch nicht verschwunden, im Gegentheil! Niemals hat das Afrikanerthum eine Politik von kolonialer und republikanischer Vereinigung mehr nöthig gehabt, und nun das „psychologische Fluidum" gekommen, nun unser Volk über ganz Südafrika hin erwacht, nun eine neue Gluth in unseren Herzen entflammt ist, laßt uns den Eckstein eines wirklich vereinigten Südafrika legen auf dem Boden eines reinen und allumfassenden nationalen Gefühls."

Nochmals gelang es durch vorsichtiges Einlenken, die Gefahren zu beschwören, bis die Politik von Chamberlain, diese Politik der Verfolgung, der Intrigue, der Verlogenheit und Tücke, den jetzigen Ausbruch der Verzweiflung herbeiführte.

Reitz schreibt:

„Unser Volk schwieg, theils aus Indolenz, theils in einem Gefühl der hoffnungslosen Hülfslosigkeit, theils weil es als einfaches landbauendes Volk keine Zeitungen liest und daher von der Art und Weise, wie das Gefühl der ganzen Welt boshafterweise gegen uns aufgehetzt wurde, keine Ahnung hatte. Die praktische Folge war, daß unsere Sache vor dem Richterstuhl der öffentlichen Meinung verloren schien."

So war es in der That, und welche Fehler mußte die Chamberlain'sche Politik begehen, bis daß der heutige Umschlag der öffentlichen Meinung der Welt eintreten konnte.

Die Broschüre von Reitz schließt mit den Worten:

„Wenn es uns beschieden ist, daß wir, wie klein wir auch sind, das erste von allen Völkern sein sollen, das den Streit mit dem neuen Welttyrann, dem Kapitalismus, beginnt, so sind wir dazu bereit, selbst wenn dieser Tyrann durch die ganze Macht des Jingoismus gestützt wird . . .

Wie im Jahre 1880 unterbreiten wir auch jetzt mit Vertrauen unsere Sache der ganzen Welt. Ob wir siegen, ob wir sterben: die Freiheit wird in Südafrika emporsteigen wie die Sonne aus den Morgenwolken, wie die Freiheit emporstieg in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Dann wird es heißen, vom Zambesi bis zur Simonsbai:

„Afrika für den Afrikaner."

Ein Volk, in dem solche Stimmungen die herrschenden sind, ist ein furchtbarer Gegner und ein Gegner, der die Achtung der Welt verdient, weil er trotz mancher Rückständigkeit die edelsten Gefühle einer Gemeinschaft, den Idealismus, gegen eine Politik der Brutalität vertritt. Statt zu Feinden hätten die Engländer das holländische Element sich zu Freunden machen sollen.

P. N.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 23. Berlin, den 10. März 1900. 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

General Roberts hat einen neuen Erfolg errungen; er hat die Buren aus ihrer Defensivstellung zur Deckung von Bloemfontein durch Umgehung herausmanövrirt und sie gezwungen, sich schleunigst zurückzuziehen. Wie erheblich die unmittelbare Bedeutung dieses neuen Sieges ist, läßt sich noch nicht erkennen; allein zur Beurtheilung der Zukunft liefert auch dieses Ergebniß einen beachtenswerthen Fingerzeig.

Augenscheinlich liegt die Stärke der Buren in der Defensive. Ihr ausgezeichnetes Schießen, ihre Fähigkeit, die Bodenformation als Deckung zu benutzen; ihre Kaltblütigkeit, ihre heroische Standhaftigkeit machen einen Frontalangriff auf sie zu einem äußerst gefährlichen, fast aussichtslosen Unternehmen, wie der bisherige Verlauf des Krieges bewiesen hat. Aber ihre militärischen Tugenden versagen für die Offensive; sie haben erklärlicherweise nicht die Fähigkeit in großen Verbänden zu operiren. Jeder einzelne Bure besitzt ausgezeichnete militärische Eigenschaften, aber ihre Gesammtheit ist nicht zu einem modernen Heere diszipliniert worden. So sind sie in den Defensivstellungen festgebannt, und sie sind widerstandsunfähig, sobald ein geschulter Gegner statt des Angriffs von der Front aus durch Umgehung den Hauptvertheidigungslinien der Buren ihre Bedeutung nimmt. Diese ihre Schwäche hat General Roberts, der sich bisher als der einzige überlegenere englische Heerführer erwiesen hat, erkannt und jetzt zum zweiten Male mit Erfolg ausgenutzt. Doch auch diesmal scheinen sich die Buren durch schnellen Rückzug nochmals der feindlichen Umklammerung entzogen zu haben.

Es ist daher wohl möglich, daß trotz der bisherigen Erfolge eine schnelle letzte Entscheidung noch nicht herbeigeführt wird, und daß den Engländern eine schwere und wahrhaftig nicht beneidenswerthe Aufgabe zu erfüllen bleibt: das langsame Niederringen eines tapferen, aber der modernen Kriegsführung nicht gewachsenen kleinen Volkes, das für seine Freiheit und Unabhängigkeit kämpft.

Zur Zeit wird ein völliger Umschwung nur in dem einen Falle zu erwarten sein, wenn England durch Ereignisse in anderen Welttheilen von Südafrika abgezogen wird; und in den letzten acht Tagen hat sich nichts zugetragen, was auf ein Ereigniß dieser Art vorbereiten könnte. Das Zarenreich unternimmt bisher nichts Entscheidendes, wenngleich ein russisches Kanonenboot an der Euphratmündung kreuzt. Die russische Politik scheint sich noch an Erfolgen zweiten und dritten Ranges, gegen die die Engländer heute keinen Einspruch erheben, schadlos zu halten, und auch der Zar begnügt sich bisher damit, im Haag eine platonische Friedensdemonstration veranstaltet zu haben, der in der Welt der realen Thatsachen eine Bedeutung zu verleihen, seinen Ehrgeiz übersteigt.

Die internationale Rechnung über diesen südafrikanischen Krieg wird später für England aufzumachen sein; vorläufig ist die häusliche finanzielle Rechnung dem Unterhaus präsentirt worden.

Der Kanzler der Schatzkammer, Hicks-Beach, schlug zur Deckung des Budgetdefizits eine Erhöhung der Einkommensteuer auf einen Schilling, Ausdehnung der Stempelgebühr für die Kontraktnoten der Fondsbörse auf diejenigen der Produktenbörse, Steigerung der Biersteuer um einen

Schilling pro Faß von 36 Gallonen, der Spritsteuer um 6 Pence pro Gallone, des Zolles auf Tabak um 4 Pence pro Pfund und auf fremde Zigarren um 6 Pence pro Pfund sowie Erhöhung des Theezolles um 2 Pence pro Pfund vor. Den Vorschlägen wurde kein ernster Widerstand entgegengesetzt, und es sollen auf diese Weise die 60 Millionen Pfund, die der Krieg im kommenden Finanzjahr angeblich erfordern wird, gedeckt werden, unter weiterer Zuhilfenahme einer Anleihe in Bonds oder in Effekten in Höhe von 35 Millionen Pfund.

Gewiß ist England reich genug, um solche Aufwendungen ohne ernste Unbequemlichkeiten machen zu können; aber eines kann man bei dem kaufmännischen Sinn der Engländer erwarten: jene Steuern, die sich als nothwendig erwiesen haben, werden der Bevölkerung im Vereinigten Königreich zu Gemüthe führen, daß die Begeisterung für den Imperialismus in unerfreulicher Weise kostspielig ist; denn von den Buren Kriegskosten einzutreiben, wird aussichtslos sein, und wenn man die Goldminen besteuern wollte, so würden jene getroffen, die mächtig genug waren, den Krieg zu entfesseln, und die ihre Stärke gewiß benutzen werden, die Kosten des Krieges nach Möglichkeit von sich abzuwälzen.

Vielleicht gelingt es jener kleinen Schaar edler Engländer, die den Krieg stets verworfen haben, an solche realistischen Erwägungen anzuknüpfen; denn man soll nicht vergessen, daß im Vereinigten Königreich auch Kämpfer dieser Art vorhanden sind. Vor uns liegt der Brief eines angesehenen englischen Gelehrten, in dem es heißt:

„Sehr mit Recht führen Sie aus, daß dieser infame Krieg nicht von der englischen Nation unternommen ist. Aber leider muß ich sagen, daß ein großer Theil meiner Landsleute den Anschein erweckt, als ob er wenigstens indifferent ist gegenüber der Schändlichkeit (wickedness) dieses Krieges. Das bringt mich zuweilen zur Verzweiflung, aber ich suche aus der Reflexion Hoffnung zu schöpfen, daß Leidenschaft und Vorurtheil und der Einfluß einer Presse, die in einem frühen Stadium der Verhandlungen bereits für Mr. Rhodes und seine Partei gesichert war, unser Volk nur vorübergehend verblendet hat und daß die Reaktion nicht ausbleiben wird. . .

. . . Obgleich England in seiner gegenwärtigen Strömung (wie das arme Frankreich im vorigen Jahre) so thut, als sei ihm die Meinung des Auslandes gleichgültig, so ist doch unschwer zu erkennen, daß der Schein trügt."

Um so besser! Den alten Freunden des Vereinigten Königreichs auf dem Kontinent könnte keine angenehmere Ueberraschung zu Theil werden, als wenn sich die frühere englische Anschauung von dem freien Selbstbestimmungsrecht der Nationalitäten wieder siegreich gegenüber Finanzinteressen und einer Politik des chauvinistischen Imperialismus emporringen würde. Jenes England, das sich für die Freiheit Italiens, Griechenlands, Bulgariens, Belgiens einsetzte, hat die Sympathien des aufgeklärten Europa für sich gehabt; das moderne England aber, das zwei kleine holländische Republiken zertritt, muß überall in der Welt auf Abneignung und auf vorsichtigen politischen Argwohn stoßen.

Die Sympathien der Welt waren eine Macht, die gewiß bis zu einem gewissen Umfange die Gegner Englands in der Freiheit ihrer Entschließungen behinderte; der Argwohn aber, der heute durch die ganze Welt hindurch gegen England erklärlicher Weise wachgerufen ist, muß nothwendig zu einer Steigerung der Rüstungen überall und auch im Vereinigten Königreich führen, und, ob die politische Entwicklung in diese Bahn gelenkt zu haben, nützlich und vortheilhaft für ein industrielles Land wie die allgemeine Wehrpflicht ist, das wird die Zukunft entscheiden.

Wir glauben, daß die Gladstone'sche Politik in ihren großen Linien nicht nur humaner, sondern auch klüger und daher allein nützlich für ein Land wie England gewesen ist. Wird aber eine Politik der Kanonen und Bataillone von England für die Zukunft adoptirt, dann dürften andere Reiche, vermöge ihrer Tradition und ihrer inneren Verfassung, sich als geeigneter erweisen, die höchsten Trümpfe in diesem Spiel siegreich auszuspielen.

In letzter Stunde hat unsere Bevölkerung die Gefahren erkannt, mit denen wiederum das parlamentarische Agrarierthum Deutschland bedroht. Gegen das Fleischschaugesetz, das den Zollkrieg zunächst mit den Vereinigten Staaten heraufbeschwören soll, bricht eine starke Bewegung aus der Bevölkerung hervor, und unseren parlamentarischen Freunden im Reichstag ist es ferner gelungen, auch die bildenden Künstler und Schriftsteller zu einem lauten Protest gegen die das produktive Schaffen erschwerenden Bestimmungen der lex Heinze zu veranlassen. Den Vorsitz in einer ersten Versammlung von Malern, Bildhauern, Dichtern, Schauspielern in Berlin führte der Abgeordnete Karl Schrader von der Freisinnigen Vereinigung; die von Tausenden besuchte Versammlung nahm nach einer knappen sachlichen Begründung von Schrader und nach glänzenden Reden von Eberlein, Nissen, Sudermann einen Protest gegen die lex Heinze an; seitdem greift die Bewegung um sich; überall regen sich Schriftsteller und Künstler selbstständig. Und gerade das ist gut. Hier ist eine Aufgabe zu erfüllen, die nur dann von den liberalen politischen Parteien gefördert werden kann, wenn diese auf den lauten, rückhaltlosen Protest jener schaffenden geistigen Elite Deutschlands hinweisen können, deren Arbeit durch Banausen, Mucker und Pfaffen verkümmert werden soll.

Seit langer Zeit zum ersten Male zeigt sich in Oesterreich etwas wie der Schimmer neuer Hoffnung auf ruhigere Zeiten. Der jetzige Ministerpräsident von Koerber macht den Eindruck eines thatkräftigen und besonnenen Politikers, der den Versuch macht, die Bevölkerung von den nationalen Zwistigkeiten ab- und auf die Lösung fruchtbringender Aufgaben für die gesammte Monarchie hinzulenken. Der Plan ist gut und bisher hat es keine Partei gewagt, die Obstruktion auch gegen diese Politik zur Anwendung zu bringen, die an naheliegende reale Interessen der Bevölkerung anknüpft. Daß den Czechen dieser Wandel unerwünscht ist, zeigen sie offen; bisher haben sie aber nicht den Muth gefunden, die Brandfackel der Nationalitäts-Fragen wiederum in die parlamentarischen Debatten zu schleudern.

* * *

Was uns die Agrarier einbrocken.

Am 3. März dieses Jahres nahm der Ausschuß des deutschen Handelstages folgende Resolution an:

„Die Reichstagskommission für das Gesetz betreffend die Schlachtvieh- und Fleischbeschau hat Beschlüsse gefaßt, nach denen die Einfuhr von eingepöckeltem und Büchsenfleisch sofort, die Einfuhr von frischem Fleisch von 1904 ab verboten werden soll. Die Kommission ist mit diesen Beschlüssen weit hinausgegangen über das allseitig anerkannte Bedürfniß sanitären Schutzes. Jenes Verbot würde die Fleischernährung breiter Schichten des deutschen Volkes erschweren, insbesondere die Lebenshaltung und Leistungsfähigkeit industrieller Arbeiter beeinträchtigen und dadurch die Entwicklung und den Wettbewerb unserer Industrie empfindlich schädigen. Jenes Verbot würde geeignet sein, die Handelsbeziehungen des Deutschen Reichs und das weitere Aufblühen unserer Schiffahrt aufs nachtheiligste zu beeinflussen. Gegen diese Beschlüsse der Reichstagskommission legt der Ausschuß des deutschen Handelstages einstimmig Verwahrung ein namens der Industrie, des Handels und der Schiffahrt unseres deutschen Vaterlandes."

Am folgenden Tage, am 4. März, beschloß in Berlin eine nach Tausenden zählende unter dem Vorsitz des freisinnigen Reichstagsabgeordneten Karl Schrader abgehal… Versammlung nach zündenden Ansprachen des Bildhau… Eberlein, des Schauspielers Nissen und des Dramat… Sudermann:

„Die vom Reichstag beschlossenen, äußerst dehnbaren und der verschiedensten Auslegung fähigen, für ein großes Kulturvolk demüthigenden Bestimmungen in den §§ 184 bis 184b der sogenannten „lex Heinze" bedeuten eine schwere Gefahr für die Entwicklung der deutschen Kunst und Litteratur. Die Versammlung erhebt dagegen entschieden Protest und erwartet, daß die deutsche Volksvertretung bei der Schlußberathung diese und ähnliche Bestimmungen ablehnt."

Die beiden gesetzgeberischen Anschläge, gegen die sich jene beiden Proteste richten, haben sachlich nichts mit einander gemein, aber es sind dieselben Parteien, die für diese Anschläge verantwortlich zu machen sind; es ist derselbe engherzige Geist, der das eine mal auf wirthschaftlichem, das andere mal auf künstlerischem Gebiete jede freiere Bewegung mit polizeilichen Barrieren absperren möchte.

Wir haben hier zwei typische Beispiele für die gegenwärtig in deutschen Landen herrschende gesetzgeberische Weisheit vor uns. Nicht minder charakteristisch ist der Umstand, daß das Publikum, welches mit den Wohlthaten dieser Sorte von Gesetzgebung bedacht werden soll, erst in elfter Stunde aus seiner Indifferenz herausgerissen werden konnte, nachdem die Mehrheitsparteien des Reichstags sich schon festgelegt und die verbündeten Regierungen es bereits so gut wie aufgegeben hatten, den geplanten Unsinn zu bekämpfen.

Im Vergleich mit den Fleisch- und Kunstagrariern, die bei uns zur Zeit die Klinke der Gesetzgebung in der Hand haben, ist die Reichsregierung modern und aufgeklärt. Aber sie ist schwach und nur zu leicht bereit, vor den Reaktionären zu kapituliren.

Weder beim Fleischbeschaugesetz noch bei der lex Heinze will die Regierung so weit gehen, wie die parlamentarische Reaktion; aber man hat Angst vor der politischen Rücksichtslosigkeit der Agrarier und gibt deshalb eine Position des gesunden Menschenverstandes nach der anderen auf.

Welchen Grad diese Besorgniß, nur ja nicht bei den lieben Agrariern anzustoßen, bereits erreicht hat, davon gab das offiziöse Organ des preußischen Ministers des Innern, die „Berliner Korrespondenz", jüngst Kunde, indem sie folgende Notiz veröffentlichte:

„Bei Einbringung der Flottennovelle hat die Frage der Lebensmitteleinfuhr keine Rolle gespielt. Wenn heute öfters in der Agitation für die Flottenvermehrung die Sicherstellung der Lebensmittelzufuhr erscheint, so ist das ein von außen hereingetragenes Moment, das mit der Sache und den Erwägungen, die zur Einbringung der Novelle führten, und überhaupt mit der ganzen Flottenfrage nicht das mindeste zu thun hat. **Die Freunde der Marinevermehrung werden daher gut thun, für die Fernhaltung dieses Momentes Sorge zu tragen.**"

Angesichts dieser offiziösen Preßleistung sprach die „National-Zeitung" von einer „bedientenhaften Zumuthung", und sie fügte die Bemerkung hinzu:

„Die Regierungspresse mag zu solcher Unterwürfigkeit angewiesen werden; die unabhängigen „Freunde der Marinevermehrung" verschone man mit derartigen Zumuthungen."

Es ist begreiflich genug, wenn Angesichts solcher Haltlosigkeit das Agrarierthum glaubt, der Regierung alles bieten zu können. Die Kanalpläne der preußischen Staatsregierung nimmt man in agrarischen Kreisen schon längst nicht mehr ernst. Um so ernsthafter diskutirt man den Schadenersatz, den die gemaßregelten Landräthe demnächst zu beanspruchen haben, wenn die Regierung völlig zu Kreuze gekrochen sein wird.

Daß die gegenwärtige Handelspolitik nicht fortgesetzt werden dürfe, ist bei den Agrariern ebenfalls eine foregone conclusion. Von 6 Mark Zoll für den Doppelcentner Brotgetreide spricht man bereits mit der Miene eines Mannes, der über seine eigene Bescheidenheit erstaunt ist, und die Regierung wagt kaum noch anzudeuten, daß diese Getreidezollpolitik mit dem Verzicht auf jeden werthvollen Tarifvertrag identisch ist. Die Beschlüsse der Reichstagskommission, betreffs der Verhinderung der Fleischeinfuhr, haben inzwischen der Reichsregierung einen kleinen Vorgeschmack davon gegeben, welche erfreulichen Folgen diese tumultarische agrarische Politik für unsere internationalen Beziehungen hervorrufen kann.

Die Beschlüsse, gegen welche der Ausschuß des deutschen Handelstages Stellung genommen hat, haben die Regierung der Vereinigten Staaten zunächst veranlaßt, alle schwebenden handelspolitischen Verhandlungen mit Deutschland zu sistiren. Es gehörte nur eine oberflächliche Kenntniß des amerikanischen Volkscharakters dazu, um diese Wirkung vorauszusehen, und es wäre kein Kompliment für die Leiter unserer Politik, wenn man annehmen müßte, daß sie von dieser Haltung der amerikanischen Regierung überrascht worden seien. Um so weniger verständlich ist es, daß die Regierung jenem Beschluß der Reichstagskommission gegenüber sich mit ein Paar abwehrenden Bemerkungen eines vortragenden Raths begnügt hat. Nichts ist leichter zu erreichen, als ein Zollkrieg mit den Vereinigten Staaten, aber es ist doch kaum anzunehmen, daß das Auswärtige Amt eine Verzankung mit Amerika zu jenen kleinen Geschenken rechnen wird, durch welche die Freundschaft der Regierung mit dem Bunde der Landwirthe erhalten werden soll. Daß die Konsumenteninteressen unserer arbeitenden Bevölkerung preisgegeben werden, um den Herren Agrariern entgegenzukommen, daran ist man ja gewöhnt. Aber sich der schönen Augen des Herrn Dr. Hahn zu Liebe in einen Zollkrieg mit den Vereinigten Staaten, mit Rußland und so und so viel anderen Staaten zu stürzen, das ist ein Ehrgeiz, den wir den Leitern unserer auswärtigen Politik denn doch nicht zutrauen.

Die höchst praktische Frage ist aber: wie weit will die Reichsregierung ihre Politik der Schwäche und Nachgiebigkeit den Agrariern gegenüber fortsetzen? Einem ernsthaften Zusammenstoß mit einer Partei, die ihrer ganzen Natur nach niemals zufrieden gestellt werden kann, vermag eine auch nur halbwegs gewissenhafte Regierung auf die Dauer doch nicht auszuweichen. Je früher sie Stand hält, um so günstiger sind die Aussichten eines erfolgreichen Widerstandes. Die Macht des Agrarierthums ist mit der Schwäche der Regierung gewachsen. Eine entschlossene Regierung würde gar bald zeigen können, daß dieser äußeren Macht die innere Kraft in keiner Weise entspricht.

Aber von solcher Entschlossenheit ist nirgends ein Anzeichen zu entdecken. Selbst das Mittel der Drohung mit einer agrarischen Opposition in der Flottenfrage scheint nicht ganz spurlos an der Reichsregierung vorüber gegangen zu sein; und doch ist es mit Händen zu greifen, daß die Agrarier der Flottenvorlage zustimmen müssen, wenn sie sich nicht politisch den Hals brechen wollen. Für diese Zustimmung auch noch einen politischen Preis zu zahlen, hieße demjenigen ein Trinkgeld geben, den man auf dem Bock des eigenen Wagens mitgenommen hat.

Die voraussichtlich auch von der agrarischen Mehrheit des Reichstags zur Annahme gelangenden Beschlüsse der Fleischbeschaukommission, mit den internationalen Komplikationen, die sie bereits hervorgerufen haben, sind vor Allem deswegen bedeutsam, weil sie zeigen werden, ob die Regierung auch höchst unbequeme internationale Verwicklungen nicht scheuen wird, um die Agrarier bei Laune zu erhalten.

Industrie, Handel und Schifffahrt, Namens deren der Ausschuß des deutschen Handelstages gegen das Fleischeinfuhrverbot protestirt hat, werden andererseits hoffentlich aus dem Verlauf der Angelegenheit die Lehre ziehen, daß gegen das Agrarierthum doch etwas nachdrücklicher Front gemacht werden muß, als das bisher geschehen ist, wenn man nicht eines schönen Tages vor einem damnum irreparabile stehen will.

Theodor Barth.

Parlamentsbriefe.

XIII.

Im Reichstag und Abgeordnetenhaus ist jetzt eine Zeit des Redens und weniger des Beschließens. Die Präsidenten beider Häuser haben zuweilen den Versuch gemacht, die Redner zu ersuchen, sich an die Sache zu halten; einer hat sogar leise mit einer Abendsitzung gedroht. Indessen sind alle diese Versuche vergeblich. Es hat sich die Gewohnheit ausgebildet, die Zeit zwischen dem Dreikönigstag und den Iden des März mit freundlichen Gesprächen auszufüllen, die unter dem Gesammttitel: „Zweite Lesung des Budgets“ einhergehen.

Indessen steht die Uhr nicht still, und der Zeitpunkt naht heran, wo wichtige Beschlüsse gefaßt werden müssen. In dem Augenblicke, wo diese Zeilen geschrieben werden müssen, um rechtzeitig in den Druck zu gelangen, beginnt die Debatte über das Fleischschaugesetz. Der Leser wird das Ergebniß kennen, wenn diese Zeilen ihm vorliegen.

Maßregeln, um zu verhüten, daß verdorbenes und gesundheitsgefährliches Fleisch in den Verkehr gesetzt wird, sind unerläßlich, denn Fleisch gehört zu denjenigen Waaren, deren Beschaffenheit in den meisten Fällen von dem Käufer nicht ausgiebig geprüft werden kann. Ueber die Nothwendigkeit einer gesundheitspolizeilichen Fleischschau ist alle Welt einig.

Die Agrarier geben sich alle Mühe, die gesundheitspolizeiliche Maßregel in eine prohibitionistische zu verwandeln. Sie stellen das Dogma auf, daß Vieh, welches außerhalb des Deutschen Reiches zur Welt gekommen, und daß Fleisch, welches von diesem Vieh gewonnen wird, unter allen Umständen gesundheitsgefährlich ist, und demgemäß verlangen sie, daß die Einfuhr fremden Fleisches zwar nicht ausdrücklich verboten, aber doch unter solche Kontrollmaßregeln gestellt wird, die sie thatsächlich unmöglich machen.

Bisher hat die Regierung dieses Verlangen tapfer bekämpft; ungefähr mit derselben Tapferkeit, mit der sie vor vier Jahren einige Wochen hindurch das Verbot des Getreideterminhandels bekämpft hat, um es schließlich dann doch zuzugestehen. Mit welchen Mitteln die Agrarier für ihr Ziel kämpfen, geht daraus hervor, daß sie eine Anekdote verbreitet haben, wonach in einem Berliner Krankenhause zahlreiche Personen nach dem Genusse amerikanischen Fleischs erheblich erkrankt sind. Nun hat sich freilich herausgestellt, daß das Fleisch, welches in diesem Krankenhause verzehrt wurde, kein amerikanisches gewesen ist, und außerdem hat sich herausgestellt, daß Nien and an diesem Fleische erkrankt ist. Indessen, da abgesehen von diesen beiden Punkten die Geschichte wahr ist, dient sie den agrarischen Zwecken.

Mehr als diese Geschichte dient ihnen freilich, daß man sich von Ohr zu Ohr erzählt, die Flottenvorlage werde von den Agrariern angenommen werden, wenn man ihnen ein Fleischschaugesetz nach ihren Wünschen bewilligt; wenn nicht, nicht! Und unter diesen Umständen hat die Erwartung Boden gewonnen, daß die Regierung es mit der Fleischschau halten wird, wie sie es vor vier Jahren mit dem Verbot des Getreideterminhandels gehalten hat.

Bisher hat man erwartet, die Frage über die Verlängerung der Handelsverträge werde im Jahre 1903 zum Klappen kommen. Nein, die Frage liegt schon jetzt zur aktuellen Entscheidung vor. Geht ein Fleischschaugesetz nach den agrarischen Wünschen durch, so ist die Handelsvertragspolitik schon jetzt gefallen, zunächst gegenüber Amerika, dann aber gegenüber aller Welt.

Die Agrarier halten den Schatzsekretär von Thielmann für den Träger des Bestrebens, die Politik der Handelsverträge fortzusetzen. Vielleicht haben sie darin Recht; wir geben es als möglich zu, aber wir wissen es nicht. Die Agrarier haben es darum für zweckmäßig gehalten, Herrn von Thielmann mit starken Worten als einen Vertreter manchesterlicher Anschauungen anzugreifen, und Herr von Thielmann hat auf diese Angriffe geantwortet, wie ein Mann, der nicht recht weiß, ob es ihm noch gestattet ist, sich gegen Angriffe zu vertheidigen.

Wir brechen diese Betrachtung einstweilen hier ab und wenden uns nach dem Abgeordnetenhause hinüber, wo der Kulturkampf in bester Blüthe steht, der Kulturkampf in jener Gestalt, die Windthorst in seinen letzten Lebensjahren so lebhaft beschäftigt hat, der Kulturkampf nicht um die Freiheit des Dogmas und des Kultus, denn diese sind nicht in der geringsten Gefahr, aber der Kulturkampf um die Schule.

Seit langer Zeit hat das Centrum nicht mit so großer Entschiedenheit die Forderung aufgestellt, daß der Kirche die Herrschaft über die Schule zugestanden werde. Herr Studt, der neue Kultusminister, steht zu fest in den Traditionen der altpreußischen Bureaukratie, als daß er diese Forderung im Grundsatze zugestehen könnte; darin ist er fester als Herr Bosse es war. Aber daß er nicht von Fall zu Fall Zugeständnisse machen sollte, die anscheinend das Prinzip nicht berühren, kann man von ihm nicht erwarten.

Seit Jahren wird bei uns ein hitziges Scheingefecht geführt über die Zulassung der Jesuiten. Das Centrum behandelt diesen Gegenstand mit einer Wichtigkeit, die er für diese Partei thatsächlich nicht hat; Andere fühlen sich gegen das Eindringen ultramontanen Geistes so lange gesichert, als wir nur die bösen Jesuiten nicht im Lande haben.

Thatsächlich ist diese Frage von gar keiner Bedeutung. Nicht darauf kommt es an, Personen vom Deutschen Reiche fern zu halten, sondern Grundsätze aus der Verwaltung von Staat und Reich fern zu halten, die sich mit ihrem Wohle nicht vertragen. Während seit Jahren das Centrum über das Jesuitengesetz anscheinend vergebliche Kämpfe führt, hat es eine Position nach der anderen erobert. Die ultramontane Weltanschauung hat einen bedrohlichen Einfluß auf Gesetzgebung und Verwaltung gewonnen.

Die Gestaltung unserer Gewerbeordnung, unsere Steuergesetze, namentlich die Waarenhaussteuer, sind Ausflüsse kanonistischer Volkswirthschaft. Mit der lex Heinze will man die Kunst den Geboten der katholischen Kirche unterthänig machen. Mit dem § 184a kann man die fernere Verbreitung von Goethe's Werken verbieten, nachdem der Jesuit Alexander Baumgartner schon vor Jahren in dicken Büchern auseinander gesetzt hat, was für ein verderblicher Gesell Goethe gewesen ist. Und hat man die Kunst unterjocht, wird man auch der Wissenschaft Herr werden. Man wird nicht dulden, daß in Philosophie, Kirchengeschichte und Naturwissenschaft Dinge gelehrt werden, die mit den Lehren der Kirche unvereinbar sind, wie dies bei Berathung der Umsturzvorlage die Herren Gröber und Spahn schon angedeutet haben. Ein Mißgriff, den möglicher Weise — der Thatbestand ist noch keineswegs so klargestellt, um der öffentlichen Meinung ein objektives Urtheil zu ermöglichen — der Breslauer Professor Neißer, ein hervorragender Gelehrter, dessen sittlicher Ernst keinem Zweifel unterliegt, begangen hat, wird benutzt, um selbst die Freiheit der medizinischen Wissenschaft mit Zensuren zu bedrohen. Und doch, wenn das Schlimmste, was man diesem Professor nachsagt, wahr wäre, wäre es bei Weitem nicht so schlimm, als das, was aus der Praxis von Krankenhäusern, die unter der Leitung von Orden stehen, in die Oeffentlichkeit gedrungen ist.

Man sagt, daß Staaten nur mit den Mitteln erhalten werden können, mit denen sie begründet sind. Agrarier und Ultramontane haben das deutsche Reich nicht begründet, aber sie haben in dem deutschen Reiche eine Macht erlangt, daß man um die Zukunft des Reiches ernste Sorge hegen muß.

Eine der bedenklichsten Seiten der gegenwärtig herrschenden Politik ist die Erweichung des Rechtsgefühls. Der Fall Arons ist besonders unter diesem Gesichtspunkt beachtenswerth. Die freisinnigen Abgeordneten Munckel und Barth

haben im Abgeordnetenhause dem Falle Arons einen Kommentar gewidmet, der die Regierung hätte zum Erröthen bringen können. Sie hat das Schweigen vorgezogen. Die Herren von Limburg-Stirum und von Zedlitz-Neukirch haben sie vertheidigt. Weshalb beruft man diese beiden Herren nicht ins preußische Ministerium?

Proteus.

Zur Entwicklungsgeschichte des Geldes.

I.

Unser modernes Geldwesen ist sowohl in seiner Einrichtung als auch in seinen Funktionen ein äußerst komplizirtes Gebilde, das durch die gesammte moderne Wirthschaftsverfassung ebenso sehr bedingt ist, wie andererseits unsere Volkswirthschaft in ihren wesentlichsten Zügen ein fein ausgebildetes Geldwesen zur nothwendigen Voraussetzung hat. Der Grundcharakter unserer Wirthschaftsverfassung ist die Produktion für den Markt, für den Absatz, die im Gegensatz steht zur sogenannten Eigenproduktion, der Produktion für den eigenen Bedarf. Der Einzelne und die Familie haben längst aufgehört, im Wesentlichen nur diejenigen Güter zu erzeugen, deren sie selbst bedürfen. Die erste Voraussetzung für den wirthschaftlichen Fortschritt, die Arbeitstheilung, hat im Laufe der Kulturentwicklung eine fortgesetzte Verfeinerung erfahren, und damit haben sich die Produkte der Arbeit des Einzelnen immer weiter von seinen eigenen Bedürfnissen entfernt. Die meisten Menschen erzeugen heute gar nichts oder nur einen ganz verschwindenden Bruchtheil der für die Befriedigung ihrer eigenen Bedürfnisse nothwendigen Güter, sondern vielmehr einen Ueberschuß von Dingen, die sie selbst nicht brauchen. Sie sind darauf angewiesen, das, was sie brauchen, gegen ihre Erzeugnisse oder ihre Leistungen einzutauschen, und zwar vermittelst des Geldes, durch welches allein der Austausch von Gütern und Leistungen in größerem Umfang ermöglicht wird. So ist das Geld in unserer Volkswirthschaft geradezu allgegenwärtig. Der Unternehmer kauft seine Rohstoffe mit Geld und verkauft seine Waaren gegen Geld, der Arbeiter stellt dem Unternehmer seine Arbeitskraft zur Verfügung gegen einen Geldlohn, die Uebertragung von Werthen und von Vermögensmacht aller Art erfolgt in Geld — kurz, es gibt kaum eine wirthschaftliche Aktion, bei welcher nicht das Geld als Vermittler in Erscheinung tritt.

Es ist begreiflich, daß von allen wirthschaftlichen Dingen das Geld am frühesten die Aufmerksamkeit denkender Geister auf sich gelenkt hat, und daß die Anfänge der nationalökonomischen Wissenschaft Versuche waren, das geheimnißvolle Wesen des Geldes und seine Entstehung zu ergründen. Man sah das Geld vor sich als eine fertige Einrichtung, welche gewisse auf der Hand liegende Zwecke auf das Beste erfüllte, und deshalb sah man das Geld lange Zeit an als das Erzeugniß zweckbewußter menschlicher Willensthätigkeit. Das war die Zeit, in welcher die historische Forschung weit zurückliegender Vorgänge noch gänzlich unbekannt war, die Zeit, in welcher man alle zweckmäßigen Einrichtungen des politischen und wirthschaftlichen Zusammenlebens auf schöpferische Willensakte der Menschheit zurückführte, in welcher man die Entstehung des Staates daraus erklärte, daß die Menschheit, um dem Krieg aller gegen alle ein Ende zu machen, den Gesellschaftsvertrag geschlossen habe. Ebenso erklärte man sich die Entstehung des Geldes daraus, daß die Menschheit zur Erleichterung des Tauschverkehrs auf Grund eines Uebereinkommens ein allgemeines Tauschmittel geschaffen, und daß sie die Edelmetalle wegen ihrer ganz besonderen Vorzüge zur Verrichtung dieser Funktion bestimmt habe.

Diese Erklärung beruht auf dem naheliegenden Gedanken, daß alles, was uns zweckmäßig erscheint, aus der Erkenntniß seiner Zweckmäßigkeit heraus mit bewußter Absicht geschaffen sei. Dabei wird jedoch übersehen, daß häufig die Verhältnisse, unter welchen diese Zweckmäßigkeiten bestehen, ihrerseits nur geworden sind auf der Voraussetzung derjenigen Institutionen, welche dann als zweckmäßig und nothwendig erscheinen, während ihre Anfänge auf ganz anders geartete Verhältnisse zurückgehen. Unsere ganze Wirthschaftsverfassung beruht auf dem Geld, das Geld erscheint uns auf Grund dieser Wirthschaftsverfassung so zweckmäßig und nothwendig, daß es schwer fällt, sich den Gebrauch des Geldes überhaupt nur wegzudenken. Aber gerade deshalb muß das Geld in gewissen Beziehungen das frühere gewesen sein, und es geht deshalb nicht an, seine Entstehung aus seiner Zweckmäßigkeit für die heutigen Verhältnisse zu erklären.

In der That ist die rationalistische Auffassung nicht nur der Entstehung des Geldes, sondern der gesammten kulturellen Entwicklung in der Wissenschaft überwunden. Die geschichtliche Forschung hat hier aufklärend gewirkt; sie hat gezeigt, wie das Zweckmäßige in der Volkswirthschaft, namentlich auf den frühesten Stufen, nicht durch bewußte Willensakte, die auf einer klaren Erkenntniß beruhen, durchgeführt wird, sondern daß es sich meist in einer unbewußten Entwicklung durchsetzt, ja daß es oft erst die Verhältnisse schafft, in welchen es in seiner ganzen Zweckmäßigkeit zu Tage tritt.

Zwischen der Ausbildung des Geldes und der gesammten Volkswirthschaft besteht nun eine so enge Wechselwirkung, daß wir zu den ersten Anfängen des wirthschaftlichen Lebens zurückgehen müssen, wenn wir uns ein Bild von der Entstehung und Entwicklung des Geldes machen wollen.

Wenn wir den ganzen Werdeprozeß der Volkswirthschaft überblicken, dann sehen wir, daß die Tendenz dahin geht, daß sich Einzelne und einzelne Gruppen immer mehr zu einem durch komplizirte Beziehungen verbundenen Ganzen zusammenschließen. Die wirthschaftliche und die gesammte kulturelle Entwicklung geht aus von der Isolirung und führt zum Zusammenschluß. Die Eigenproduktion, das Stadium, in welchem einzelne kleine Gruppen, Familien oder Stämme ausschließlich für den eigenen Bedarf produziren, stellt die früheste Stufe der Volkswirthschaft dar. Gewisse Herrschafts- und Autoritätsverhältnisse waren hier für eine ganz primitive Regelung der Produktion und der Vertheilung bestimmend, und sicherlich hat innerhalb der einzelnen isolirten Gruppen eine ganz rohe Arbeitstheilung stattgefunden, zu welcher die Unterschiede des Alters und des Geschlechts hinreichend Anlaß gaben.

Ein Tausch konnte jedoch erst vorkommen, nachdem sich innerhalb dieser in gewissem Sinn kommunistischen Wirthschaftsgruppen ein Eigenthum entwickelt hatte; denn nur was man besitzt, kann man austauschen. Sowohl die geschichtliche Forschung als auch die Beobachtung von Völkerschaften, die jetzt noch auf ganz niedriger Kulturstufe stehen, hat gezeigt, daß sich das Eigenthum zuerst entwickelt hat an Dingen des ganz persönlichen Gebrauchs, die meist gleichzeitig Erzeugnisse nicht gemeinschaftlicher, sondern ganz individueller Arbeit waren, wie Kleidung, Waffen, Geräthen, Schmuck; ferner an Kriegsbeute, die meist gleichfalls in Waffen, Geräthen und Schmuck, ferner in Sklaven und Sklavinnen bestand. Dazu kommt frühzeitig das Vieh, welches bei Nomaden und Hirtenvölkern, den größten Theil des persönlichen Besitzes ausmacht. Einen großen Einfluß übt der Verkehr mit fremden, bereits weiter vorgeschrittenen Völkern aus. Fremde Kaufleute reizen die Begehrlichkeit durch das Angebot in die Augen fallender Gegenstände, die den Wilden oder Halbwilden bisher unbekannt waren, und welche aus Rohstoffen, die bei ihnen nicht vorkommen, und mittelst einer Technik, die sie nicht kennen, hergestellt werden; man denke nur an Glasperlen, Baumwollzeuge, Gewehre und Eisenwaaren aller Art. Indem die Fremdlinge im Austausch gegen ihre verlockenden Waaren ganz

bestimmte andere Gegenstände — seien es nun Felle und Pelze, sei es Elfenbein, seien es Goldplättchen oder ähnliches, verlangen, lenken sie die Wilden darauf hin, diese Gegenstände planmäßig für den Austausch zu beschaffen. Der Verkehr mit Fremden trägt also wesentlich bei zur Förderung des Tauschverkehrs und die Waaren des Außenhandels, sowohl die Einfuhr- als auch die Ausfuhrwaaren, bilden überall eine der frühesten und wichtigsten Kategorien der Tauschgüter.

Der Tausch machte verschiedene Verrichtungen erforderlich, die bisher nicht in derselben Weise nothwendig waren. Neben dem Zählen der auszutauschenden Gegenstände wird jetzt das Messen und Wiegen von Wichtigkeit, vor allem aber das Vergleichen des Werthes der auszutauschenden Güter. Das Bedürfniß einer genauen Feststellung des Gewichts wurde natürlich zuerst bei den kostbarsten Gütern fühlbar, und es ist wahrscheinlich, daß die Goldwage überhaupt die erste Wage gewesen ist. Als Gewicht dienten Fruchtkörner. Das Karat, welches als Gewichtseinheit für Gold bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts bei uns in Deutschland in Gebrauch war, ist eine arabische Gewichtseinheit, die auf den Kern der Johannisbrotfrucht zurückgeht, und es ist neuerdings glaubhaft gemacht worden, daß auch das Gewicht, welches heute noch in England im Edelmetallhandel und in der Münze angewendet wird, das Troypfund, auf einer ähnlichen Grundlage beruht, indem seine kleinste Untertheilung, das Grän, von dem Gewicht des Gerstenkorns abgeleitet sein soll.

Wenn so schon in frühen Zeiten für eine sehr genaue Gewichtsbestimmung gesorgt war, so bot das Vergleichen des Werthes der auszutauschenden Güter um so größere Schwierigkeiten. Hierfür gibt es keinen rein äußerlichen Maßstab, wie für Größe, Ausdehnung und Gewicht; und der Begriff eines Werthmessers, welchen wir in unserem Geld verkörpert sehen, war in jener Zeit noch nicht vorhanden.

Auf Grund neuerer Forschungen ist es nun überaus wahrscheinlich, daß sich zwischen den einzelnen tauschbaren Gütern konventionelle Werthverhältnisse ausbildeten, die im Tauschverkehr beobachtet wurden und offenbar nur langsamen Veränderungen unterlagen. Beobachtungen von gegenwärtig noch auf niedriger Kulturstufe stehenden Völkern haben diese Annahme bestätigt. So wird in Darfour in Centralafrika ein männlicher Sklave von normaler Größe als gleichwerthig betrachtet mit 30 Stücken Baumwollzeug von bestimmter Länge, oder 6 Ochsen oder 10 spanischen Dollars von bestimmtem Gepräge. Dazu kommen noch Zinnringe und Perlenschnüre.

Wie diese herkömmlichen Werthverhältnisse sich gebildet haben, ist nicht festzustellen; dagegen erscheint es sehr begreiflich, daß sich solche Werthverhältnisse entwickelt haben. Je lebhafter und feiner der Handel entwickelt ist, um so empfindlicher sind die Preise, je schwächer der gesammte Verkehr ist, desto schwerfälliger ist die Preisbewegung. Wir brauchen nur die Preisentwicklung an der Börse, dem feinsten Organ des modernen Handels, zu vergleichen mit derjenigen in entlegenen Provinzen, wo es heute noch herkömmliche Preise und herkömmliche Löhne gibt, von denen man nur gezwungen abweicht.

Man hat in diesen herkömmlichen Austauschverhältnissen die Anfänge des Geldes, ein gewisses primitives Geldsystem sehen wollen; wie mir scheint mit Unrecht. Denn diese herkömmliche Bewerthung scheint alle Gegenstände zu umfassen, die überhaupt veräußerliches Eigenthum sind. Geld und Waare sind in diesem Stadium noch identisch. Das herkömmliche Werthverhältniß zwischen den einzelnen Gütern ist zwar sicherlich, wo es besteht, eine Erleichterung des Tausches, weil es die schwere Aufgabe der gegenseitigen Werthbemessung bei jedem einzelnen Tauschakt überflüssig macht. Aber dadurch werden die einzelnen Güter, die gegen einander ausgetauscht werden, noch nicht zu „Geld“; denn noch fehlt das charakteristische Merkmal, daß einzelne Güter dazu verwendet werden, um den Austausch der andern zu vermitteln, daß sie eingetauscht werden nicht um ihrer selbst willen, nicht zum direkten Verbrauch oder zum dauernden Gebrauch, sondern um im Austausch gegen andere Güter wieder weggegeben zu werden.

Das Geld mußte sich also aus den Eigenthum darstellenden und in traditionellen Austauschverhältnissen stehenden Gütern erst entwickeln. Wir müssen uns diese Entwicklung so vorstellen, daß zuerst Güter, welche dem Gebrauch dienten, gelegentlich auch als Tauschmittel verwendet wurden. In Betracht kamen dafür von vornherein nur solche Dinge, die nicht dem direkten Konsum dienen, sondern dem längeren Gebrauch. Der Wilde und Halbwilde zeichnet sich aus durch mangelhafte Vorsorge für die Zukunft. Ist ihm das Glück günstig, dann lebt er heute in Saus und Braus, und morgen leidet er wieder Mangel. Früchte, Fische, erlegtes Wild — kurz alle leicht vergänglichen Güter werden so rasch wie möglich verzehrt. Dagegen können sich Schmuckgegenstände jeder Art, wie Ringe und Spangen aus Gold oder Bronze, Perlen und Muscheln, ferner Waffenschmuck und kostbare Geräthe, Sklaven und Sklavinnen, Viehheerden u. s. w. im Besitz des Einzelnen in großen Massen ansammeln. Jedermann wird solche Dinge im gegebenen Falle gerne eintauschen, zunächst nicht in der Absicht, sie wiederum zum Austausch gegen andere Güter zu verwenden, sondern in der Absicht, sie zu behalten und für sich zu gebrauchen. Im Nothfall jedoch, oder wenn ihn etwas anderes mehr lockt, wird er sich entschließen, diese Dinge im Austausch gegen andere wieder fortzugeben.

Je mehr dann in der weiteren Entwicklung der Tausch den Zustand der Eigenproduktion durchsetzte, desto mehr mußten die Schwierigkeiten, welche auch schon unter einfachen Verhältnissen dem direkten Austausch entgegenstehen, zur planmäßigen Benutzung gewisser Güter als Tauschmittel führen, zumal da die Schwierigkeiten des direkten Austauschs gleichzeitig mit der Erweiterung des Kreises der tauschbaren Güter wuchsen. Je mehr tauschbare Güter es gibt, desto seltener ist der Zufall, daß sich zwei Leute begegnen, von denen jeder das überflüssig hat, was der andere begehrt. Je größer die Schwierigkeit des direkten Austauschs wurde, desto mehr sah man sich darauf angewiesen, das Ziel auf Umwegen zu erreichen, d. h. zunächst solche Güter einzutauschen, gegen welche man die eigentlich benöthigten Waaren bekommen konnte. Welche Dinge sich besonders zum Tauschmittel eigneten, das hängt natürlich ganz von dem Charakter der betreffenden Völkerschaft ab. Bei Jägervölkern kommen hier Waffen in Betracht, bei Hirtenvölkern das Vieh, bei Stämmen, die mit fremden Kaufleuten in Handelsverkehr stehen, häufig die Waaren, welche diese Kaufleute verlangen, wie Felle im Norden, Elfenbein in Afrika. Eine Gruppe von Waaren jedoch hat sich allenthalben frühzeitig zum Tauschmittel herausgebildet: diejenigen Dinge, welche als Schmuck Verwendung finden, vor Allem die edlen Metalle; und im Laufe der Zeit haben die edlen Metalle als Tauschmittel alle anderen Güter aus dem Felde geschlagen.

Die Ursachen der Entwicklung, welche die Edelmetalle zum alleinigen Geld gemacht haben, werden in der Regel darin gesucht, daß die Edelmetalle mehr als alle anderen Güter diejenigen Eigenschaften besitzen, welche für ein Tauschmittel wünschenswerth sind.

Als Rohstoff für Schmuck aller Art und für kostbare Geräthe werden sie von Jedermann gern genommen, sie sind deshalb ebenso leicht gegen andere Güter umzusetzen, wie derjenige, welcher Ueberfluß an anderen Waaren hat, geneigt sein wird, Edelmetalle dafür einzutauschen.

Ferner kommt in Betracht ihre nahezu unbegrenzte Dauerhaftigkeit, ihre Widerstandsfähigkeit gegen zerstörende Einflüsse; außerdem ihre absolut gleichartige Beschaffenheit, welche bewirkt, daß gleiche Gewichtsquantitäten desselben Metalles den gleichen Werth darstellen und sich deshalb gegenseitig vertreten können. Dazu kommt die fast ins unbegrenzte gehende Theilbarkeit, welche es ermöglicht, be-

liedige Werthgrößen darzustellen; schließlich kommt in Betracht, daß die Edelmetalle infolge ihres seltenen Vorkommens in geringem Gewicht und Volumen einen hohen Werth enthalten, wodurch Aufbewahrung und Transport erleichtert werden.

Zu diesen positiven Vorzügen der Edelmetalle vor allen übrigen Tauschmitteln kommt hinzu, daß durch die gesammte Entwicklung der Volkswirthschaft die übrigen Tauschgüter, welche neben den Edelmetallen anfänglich als Tauschmittel fungirten, ausgeschaltet werden mußten. Wir brauchen uns nur an die wichtigste Kategorie zu halten, an das Viehgeld. Es ist ohne Weiteres klar, daß ein Viehgeld nur bei Nomaden und Hirtenvölkern sich halten kann. Wo das Vieh das wichtigste Besitzthum ist, und wo die Bedingungen für die Viehhaltung für Jedermann gegeben sind, kann natürlich das Vieh in großem Umfang als Tauschmittel verwendet werden. Aber schon auf der Stufe des Ackerbaus sind die Bedingungen für die Viehhaltung beschränkt; sie werden es immer mehr, je mehr die Berufstheilung fortschreitet, und je mehr sich einzelne Berufszweige von dem unmittelbaren Zusammenhang mit dem Grund und Boden loslösen. Gerade für diejenigen Berufe, welche späterhin die Geldwirthschaft am meisten ausgebildet haben, für das städtische Gewerbe, fehlen die Voraussetzungen für ein Viehgeld vollständig. Was soll der biedere Handwerker, der keinen Grundbesitz und keine Weiderechte hat, mit Ochsen und Kühen anfangen?

So ist es nur natürlich, daß die Edelmetalle, deren Gebrauchswerth von allen beruflichen Voraussetzungen unabhängig ist, und deren Eigenschaften sie ganz besonders zum Tauschmittel befähigen, mehr und mehr ausschließlich die Funktionen als Geld übernehmen.

Nur ein Hinderniß, das dem Gebrauch der Edelmetalle als Geld entgegenstand, war noch zu überwinden: Bei der Kostbarkeit des Stoffes kam es in besonders hohem Grade auf die Feststellung seines Gewichts und seiner Beschaffenheit an. Schon das genaue Wiegen ist — namentlich auf primitiver Kulturstufe — nicht Jedermanns Sache. Noch viel schwieriger aber ist die Feststellung, ob und wie viel unedlen Metalles, wie Kupfer, den Edelmetallbarren beigemischt ist. Das Wiegen und Probiren bei jedem einzelnen Tauschakt mußte die Verwendung der Edelmetalle als Tauschmittel stark beeinträchtigen. Es ist deshalb begreiflich, daß man schon frühzeitig auf den Gedanken gekommen ist, die Edelmetalle in eine bestimmte Form zu bringen — meist waren es Ringe und Barren von einem bestimmten Feingehalt und Gewicht. Gegen Betrug, namentlich in Bezug auf den Feingehalt, bestand freilich damit noch keine Sicherheit. Der Gedanke einer Beglaubigung der Ringe und Barren durch eine bestimmte Stempelung liegt sehr nahe, und es ist auffallend, daß man erst verhältnißmäßig spät auf diesen Gedanken gekommen ist. Für Babylonien und Aegypten ist der Gebrauch von Edelmetall in der Form von Ziegeln und Stäben von bestimmter normaler Schwere und Feinheit nachgewiesen, aber keine eine Beglaubigung enthaltende Stempelung. Die ältesten gestempelten Edelmetallstückchen, welche wir kennen, stammen aus den griechischen Stadtstaaten Kleinasiens und gehören dem siebenten Jahrhundert vor Christi an. Von dort aus hat sich die Erfindung der Münze rasch über Vorderasien und Griechenland verbreitet und sich nach und nach die ganze Welt erobert.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Karl Helfferich.

Paul Heyse zu seinem 70. Geburtstag.

Lange leben ist keine Kunst,
Wird uns nur Zeit dazu gegeben.
Doch wer im Schaffen, Wirken, Streben
Es nie erlebt, sich selbst zu überleben,
Der preise seiner Sterne Gunst!

So ließ sich der Dichter vor einem halben Menschenalter vernehmen, als er schon auf eine stattliche Reihe von Werken zurückblicken konnte, die ihm einen Ehrenplatz in der deutschen Litteratur gesichert hatten. Mittlerweile ist er, deren Zahl um ein Beträchtliches vermehrend, bis an die Schwelle des Greisenalters gelangt, und seine Schaffenslust und Gestaltungsfreudigkeit bewähren sich immer noch in einer Frische und Fülle, daß Vielen das Erscheinen neuer Heyse'scher Werke zu einem gleichsam selbstverständlichen Ereigniß geworden ist, wie etwa die regelmäßige Wiederkehr der befiederten Waldbewohner in der schöneren Jahreszeit, an denen man seine Freude haben mag, ohne deshalb viel Aufhebens davon zu machen. Daß es sich dabei um ein ruhiges Behagen und nicht um Gleichgültigkeit handelt, das zeigte sich, als im Spätsommer des vorigen Jahres bekannt wurde, daß Paul Heyse schwer erkrankt und sein Leben ernstlich bedroht gewesen sei. Mit der Gefahr, ihn zu verlieren, wurde der Gedanke, wie viel er im Geistesleben unserer Zeit bedeutet, auch denen nahe gelegt, die seinem Wirken weniger dankbar und empfänglich als die immerhin große Zahl seiner Verehrer gegenüber standen. Wir rechnen uns zu den letzteren und es gereicht uns zu besonderer Freude, daß uns vergönnt ist, dem Dichter zum 15. März, seinem 70. Geburtstage, für seine reichlichen Spenden zu danken und ihm den Vollbesitz seiner Kraft auch für den Abend seines Lebens zu wünschen.

Mit unserer Bewunderung für Paul Heyse's dichterische Thätigkeit lehnen wir unverhohlen jene gegenwärtig vorherrschende Geschmacksrichtung ab, die von der Kunst eine unmittelbare Betheiligung an den aktuellen Debatten der Tagesfragen und einen Wirklichkeitskultus verlangt. Ohne diesen Bestrebungen ihr Daseinsrecht zu bestreiten, halten wir es für heilsam und anerkennenswerth, daß Paul Heyse, seiner künstlerischen Ueberzeugung folgend, dem Banner jener Richtung zu folgen verschmäht hat.

Schon früh hatte er seinerseits beherzigt, was Goethe über das Verhältniß der Kunst zur Wirklichkeit gelehrt, daß es nämlich höchste Aufgabe der Kunst sei, durch den Schein die Täuschung einer höheren Wirklichkeit zu geben, daß es aber ein falsches Bestreben sei, den Schein so lange zu verwirklichen, bis endlich nur ein gemeines Wirkliche übrig bleibe. Für ihn gibt es, wie er es auch ausdrücklich erklärt hat, keinen Gegensatz des Idealismus und Realismus in dem Sinne, als habe das Kunstwirken eine Entwirklichung der Natur und des Lebens zu Gunsten eines konventionellen Schönheitsideals anzustreben, wiewohl ihm als Richtschnur künstlerischer Thätigkeit die Forderung gilt, das Zeitliche im Lichte des Ewigen darzustellen. Den Werth einer dichterischen Schöpfung will er zunächst nach der Fülle und Wahrheit des realen Lebensgehaltes gemessen wissen, und wo dieser fehlt, wird die Vollkommenheit äußerer Form solches nimmer ersetzen, so wenig wie die Berücksichtigung der Form und ihrer Gesetze eine freie Entfaltung des geistig erfaßten Wirklichkeitsgehaltes beeinträchtigen kann. Die Abhängigkeit, in die sich der sogenannte Naturalismus und verwandte Kunstrichtungen durch ängstliches Anlehnen an die unmittelbare Wirklichkeit unter Vorgeben größerer Wahrheitstreue begeben, hat er als unkünstlerischen Abweg gemieden. Die solcherart erstrebte Wahrheitstreue gehört dem Bereiche der Wissenschaft an und macht die Dichtung überflüssig, indem die ihr hier zufallende Aufgabe von der Wissenschaft und ihren vielfachen Hilfsmitteln weit besser und sicherer erledigt wird. Im Wettbewerb mit der Wissen-

schaft kommt die Dichtung ebenso zu kurz wie bei der zeitweise ihr zugewiesenen Bestimmung, für moralische Belehrung und Besserung zu wirken. Als die deutsche Dichtung beim Aufblühen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ihr Daseinsrecht gegen die Herrschaftsanmaßung herkömmlichen Kirchenzwanges und gegen eine dem entsprechende engherzig spießbürgerliche Lebensanschauung durch ihre Brauchbarkeit als moralisches Zuchtmittel legitimiren zu müssen glaubte, blieb sie beengt, unbeholfen, unmündig und zopfig, bis Lessing durch seine Kritik, Goethe und Schiller durch ihr vorbildliches Wirken sie aus dieser Verdammniß zum Banalen und Unkünstlerischen erlösten. Beide Abwege, sei es auf richtige Einsichten oder auf moralischen Nutzen abgesehen, bringen die Dichtung um ihren künstlerischen Werth und die Phantasie, der Dichtung Sein und Wesen, in eine sie entwürdigende Unselbständigkeit.

Bewußtermaßen hat Heyse seine dichterische Aufgabe nicht in ein Bemühen zum Umgestalten der Wirklichkeit gesetzt, ohne deshalb den Problemen unseres Zeitalters sich zu verschließen, mit denen er vielmehr auf seine Weise sich abzufinden gesucht hat. In der Abkehr von einem thatkräftigen Eingreifen in das Weltgetriebe hat man aber eine Hinneigung zur Romantik erkennen wollen und ihn selbst als Nachzügler dieser längst abgethanen und alles lebendigen Zusammenhangs mit dem gegenwärtigen Kulturleben ermangelnden Richtung bezeichnet. Daß gewisse Beziehungen zwischen ihm und der Romantik vorhanden sind, sei nicht in Abrede gestellt. Aber sie haben bei ihm keine andere Bedeutung als bei Goethe, der mit seinem Faust ganz und gar in der Romantik steht, oder bei Grillparzer, der von der Romantik ausging und neben Goethe und Schiller zur Höhe echtmenschlicher Dichtung sich aufgeschwungen hat.

Paul Heyse's Entwicklung fand, durch seine Geburt und Erziehung an den Spreeufern, einen naturgemäßen Anschluß an die vorwiegend dort gepflegte Romantik. Er hat aber aus ihr nur die Erweiterung und Vertiefung dichterischen Fühlens und Anschauens, womit sie das Gebiet der deutschen Klassik bereicherte, und die Pflege der Dichtung als in erster Reihe einer Kunstthätigkeit neben den übrigen Künsten sich angeeignet. Die in des Dichters früheste Werdezeit fallende Thätigkeit des jungen Deutschlands, der die Litteratur nur Organ der erstrebten Erlösung aus den Banden verknöcherter und freiheitsfeindlicher Zustände war, hatte mit der Opposition gegen die allem Ueberlebten und Fortschrittswidrigen unwillkürlich förderliche Romantik auch über das in ihr unvergänglich Lebendige den Stab gebrochen. Gegen diese Vorgänger trat Paul Heyse für die Rechte der tendenzlosen Dichtung ein, und genau so steht er auch den heutigen, vom Tagesgeschmack bevorzugten Vertretern jener dem jungen Deutschland gehörenden Hinneigung zum unmittelbar Aktuellen als Vertreter der Dichtung in ihrer künstlerischen Freiheit gegenüber.

Es sei nun mit Paul Heyse's Beziehungen zur Romantik wie es will, so trennt ihn die ihr eigenthümliche Vorliebe für geschichtlich rückständige Lebensformen und Anschauungen aufs Entschiedenste von derselben. Namentlich was das Religiöse anbelangt, dem er, von den Ergebnissen der heutigen Bildung durchdrungen, mit einer Unbefangenheit der Ueberzeugung gegenübersteht, die mit den dort gehegten abgestorbenen Vorstellungen jeder Gemeinschaft ermangelt. Die aus der Romantik stammende Meinung, daß das Aufgeben religiöser Dogmengebilde nothwendig den Verlust poetischer Lebensauffassung nach sich ziehe, findet an ihm, ebenso wie an Gottfried Keller und Ludwig Anzengruber, eine glänzende Widerlegung. Daß es dem Dichter heilsam sei, mit Glaubensöl gesalbt zu sein, hat übrigens schon Grillparzer bezweifelt, indem er den poetischen Werth der betreffenden Vorstellungen als Poesie unpoetischer Gemüther zurückwies. Frei von aller Selbsttäuschung und der dem Glaubensbedürfniß eigenen Scheu vor dem Wirklichen in seiner vollen Bestimmtheit, will Heyse nichts wissen von einem Glauben, den man, nach dem sinnigen Worte Ludwig Feuerbach's, nur noch zu glauben glaubt. Vor allen Dingen ist ihm der Tod das Gewisseste, was es gibt, und wie sehr echte Poesie mit dieser muthigen Ergebung in das Unabänderliche sich verträgt, davon legen seine lyrischen Herzensergüsse anläßlich der schwersten Verluste in seinem Leben beredtes Zeugniß ab. Die moderne Poesie hat diesen herrlichen Stücken seiner Gedichtsammlung an Erhabenheit und Tiefe des Fühlens weniges an die Seite zu setzen. Die Kraft, die seine Dichtung hier in ihrer Unabhängigkeit von der innerhalb der natürlichen Angst um die Selbsterhaltung verharrenden Vorstellungswelt entfaltet, bewährt sich auf eine nicht minder charakteristische Weise in einer um die Mitte des letzten Jahrzehnts erschienenen Novellensammlung, die nicht genügende Beachtung gefunden hat, wiewohl sie zu dem Reifsten und Vollendetsten aus seiner Feder gehört. Wir meinen die als Phantasiegebilde wie auch wegen des darin entwickelten Humors entzückenden Erzählungen „In der Geisterstunde", in denen das künstlerische Spiel mit gewissen der Romantik besonders theueren, altherkömmlichen Wahngebilden des Glaubens die Illusion bis aufs Aeußerste treibt, ohne eine verständige Deutung dieser Erscheinungen aus den Augen zu verlieren, um schließlich den in einer gesunden Auffassung der Wirklichkeit fußenden Standpunkt des Dichters mit der liebenswürdigsten Schalkhaftigkeit zu Wort kommen zu lassen. Radikaler als es hier geschieht, kann die Romantik auf einem ihrer Hauptgebiete nicht überwunden werden, ohne daß die Poesie dabei um ihre Rechte gebracht würde, weil die Phantasie in ihrer vollen künstlerischen Freiheit, wie bei Paul Heyse's gesammtem dichterischen Wirken, auch hier sich behauptet.

Volle fünfzig Jahre umfaßt seine litterarische Thätigkeit und zeigt sich als eine ebenso vielseitige wie ausgedehnte, lediglich auf das Dichterische beschränkt, ohne Abschweife auf Gebiete, die außerhalb des Künstlerischen liegen. Außer der vorhin erwähnten, formell wie inhaltlich bedeutsamen Gedichtsammlung, und seinen meisterhaften Uebertragungen spanischer und italienischer Volksdichtung sowie der Dichtungen von Giusti und Leopardi und noch einiger Poeten Italiens, hat er auch eine Reihe Erzählungen in metrischem Gewande gebracht, die mit zu dem Schönsten gehören, was die deutsche Litteratur an Erzeugnissen dieser Art aufzuweisen hat. Wenn diese Leistungen im Ganzen weniger beachtet worden sind als solche, denen sie durchaus ebenbürtig sind, so liegt das vielleicht auch an Heyse's eminenter Bedeutung als Erzähler in ungebundener Form, womit er seine dichterische Laufbahn begonnen, um dauernd als solcher im Vordergrunde des litterarischen Interesses zu verbleiben. Bereits seine erste Novellensammlung zeigt ihn, bei einer überlegenen Beherrschung der Sprache, im Vollbesitz der Erzählungskunst, ohne jedes schülerhafte Tasten und Uebertreiben. Seine Meisterschaft findet fortan nur im Reichthum und in der Mannigfaltigkeit der aufgenommenen Probleme, im Wechsel des Schauplatzes und der Zeitverhältnisse, die er für das Vorführen seiner Gestalten wählt, eine Erweiterung. In der überwiegenden Mehrzahl seiner nunmehr auf 112 sich belaufenden Novellen spiegelt sich gar viel, wovon das Kulturleben unseres Zeitalters erfüllt gewesen ist. Noch deutlicher tritt dies in seinen drei größeren Romanen hervor, von denen der erste den Aufschwung freieren Geisteslebens innerhalb norddeutscher Zustände um die Mitte des abgelaufenen Jahrhunderts, der zweite süddeutsches Kunstleben mit den Vorgängen der politischen Wiedergeburt Deutschlands als Hintergrund, der dritte Fragen der Bühne und Litteratur, wie sie bald nach jener großen Begebenheit Deutschland beschäftigten, zur Darstellung bringt. Durch die Fülle lebenswarmer Gestalten und eine Menge anziehender Episoden gleichen sie das stellenweise ein wenig lockere Gefüge und das zeitweilige Streifen an das Konventionelle einzelner Situationen hinlänglich aus. Daß er über die Technik auf dem Gebiete größerer Kompositionen in meisterhafter Weise verfügt, hat er in dem herrlichen „Roman der Stiftsdame" unabweisbar dargethan.

Mit seiner dramatischen Thätigkeit, sie umfaßt 36 größere Stücke mit halbsoviel Einaktern, hat Heyse verhältnißmäßig weniger durchdringen können. Außer an mitwirkenden äußeren Umständen liegt dies zunächst wohl daran, daß er hier eine merkbar fortschreitende Entwicklung durchgemacht, deren Aufstieg selbstverständlich an überwundenen Stadien mit entsprechender Entwerthung der betreffenden Leistungen hinweggeführt, ihm selbst aber zu einer geeigenten Sicherheit in der Bühnentechnik verholfen hat. Sie war ihm auch früher nicht versagt, wie die seinen jüngeren Jahren gehörenden Volksstücke „Hans Lange" und „Colberg" erweisen, die sich auf den Bühnen trefflich bewährt haben. Wohlbegründete Ansprüche auf eine gleiche Bewerthung haben von späteren dramatischen Dichtungen besonders zwei, beide auch technisch gelungen: die prächtigen „Weiber von Schorndorf", an die französischen Verwüstungen in der Pfalz anknüpfend, und das sardenkräftige Zeitbild aus den Tagen unmittelbar nach Abschluß des dreißigjährigen Krieges, anläßlich eines damals sichtbaren Kometen den herrschenden Vorstellungen entsprechend „Weltuntergang" betitelt. Bisher haben die Bühnen auch noch drei seiner größeren, inhaltlich wie technisch hervorragenden Dramen aus den allerletzten Jahren sich entgehen lassen. Alle drei auf Herzenskonflikte gebaut, entrollt jedes von ihnen ein lebendiges Geschichtsbild: die Renaissancetragödie „Fornarina" mit Raffael als Hauptfigur, die an die politischen Wirren in Italien um die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts angelehnte Tragödie „Vanina Vanini" und das erst kürzlich veröffentlichte Trauerspiel „Maria von Magdala", worin der Evangelienstoff in originellster Weise als Hintergrund verwendet worden ist. Schließlich weist seine Dichtung noch ein Gebiet auf, wo die Phantasie in voller schöpferischer Unmittelbarkeit zur Geltung gelangt: Märchen. Von diesen hat er noch die letzte Weihnacht eine durch überraschende Erfindungskraft und köstlichen Humor entzückende Sammlung ans Licht treten lassen.

Man hat Paul Heyse ein Sonntagskind der deutschen Litteratur genannt. Nicht mit Unrecht. Hat ihn auch innerhalb der engeren Lebenssphäre mancher harte Schlag getroffen und ward ihm die Unbill eines abweisenden oder mißgünstigen Verhaltens seitens der Zeitgenossen nicht immer erspart, so ist er doch, unbeirrt durch die ihm entgegentretenden Hemmnisse, seinen dichterischen Zielen immer treu geblieben, und darin besteht doch schließlich wohl das höchste Glück im Leben, sich selber treu zu bleiben. Er blickt auf eine reichhaltige, zu harmonischer Vollreife gelangte Entwicklung zurück, und diesem Rückblick auf ein gedeihliches und so viel Freude spendendes Wirken steht er im Begriff eine Form zu geben, die wiederum zur Freude für seinen großen Verehrerkreis wird. Seine eben im Erscheinen begriffenen Jugenderinnerungen, als Ausdruck einer ganzen in sich gefestigten Persönlichkeit besonders anziehend, sind uns werthvoll durch die liebenswürdige und schlichte Art, wie er über sein Dichterleben, seine Erfolge und deren zeitweiliges Ausbleiben Rechenschaft ablegt; sie sind auch belangvoll als ein Stück litterarischer Zeitgeschichte, von den vielen namhaften Größen belebt, mit denen er in Berührung gekommen. Der Dichter wird es als ein Zeichen wahrhafter Dankbarkeit für diese Mittheilungen erkennen, wenn wir an die begonnene Publikation den Wunsch knüpfen, daß er in eben solcher Weise auch über sein ferneres Wirken sich vernehmen lassen möge.

Helsingfors.

Wilhelm Bolin.

Platon von Wilhelm Windelband*).

Das geistige Erbe Plato's wirkt mit einer Kraft, die im Laufe der Jahrtausende kaum vermindert worden ist, in unserer philosophischen Spekulation weiter: sowohl die Ideenlehre, als auch die Platonische Konstruktion des Gesellschaftsideals bewahren für die Metaphysik und für die Sozialphilosophie unserer Tage eine unverkennbare Bedeutung und sogar das Rüstzeug der platonischen Dialektik spielt in gewissen begriffsphilosophischen Untersuchungen unserer Zeit eine hervorragende Rolle. Und so wie es gewisse organische Stoffe gibt, von denen man bis zu einem gewissen Zeitpunkte nur einzelne Theile nutzbringend zu verwenden verstand, während man aus Unkenntniß ihrer Ertragfähigkeit andere Bestandtheile brach liegen ließ, bis ein findiger Kopf auch hier einen Umschwung schuf, so hat in den letzten Jahren, nachdem der Geistesgehalt der platonischen Schriften schon Alterthum, Mittelalter und Neuzeit bis in unsere Tage herauf befruchtet hatte, auch noch die Form der platonischen Schriften Stoff und Anstoß zur Begründung einer neuen Wissenschaft gegeben. Die Unmöglichkeit, aus den platonischen Schriften selbst die Entwicklung von Plato's geistiger Persönlichkeit zu eruiren, zeitigte den Versuch, durch genaueste Beobachtung seines Sprachgebrauchs Kriterien für die Reihenfolge der Dialoge und damit auch für die Entwicklung des Philosophen zu gewinnen. Aus diesen Beobachtungen krystallisirte sich eine neue Methode, die Stilometrie, heraus, die in der Entwicklung des Sprachgebrauchs bestimmte natürliche Entwicklungsnormen nachzuweisen versucht. Der Werth dieser Forschungen, die den Beweis erbringen, daß der Stil eines Autors nicht ein Konglomerat subjektiver Willkür, sondern eine Materie ist, die der exakten Durchforschung standhält, wird nicht auf Plato beschränkt bleiben: es werden sich Normen für die Beobachtung des Stils überhaupt ergeben, ein Gesichtspunkt, der für die Geschichte des menschlichen Geistes von unübersehbarer Wichtigkeit ist.

Aber das ist eine Frage, die dem Philologen und nicht dem Philosophen aus der Fülle der platonischen Ueberlieferung emporgetaucht ist. In jüngster Zeit aber hat ein Meister der philosophischen Forschung, den wir als einen der bedeutendsten Kenner und Fortsetzer Kant's schätzen, Wilhelm Windelband, den ganzen Plato in seiner überragenden Gesammterscheinung zum Gegenstand einer allgemein verständlichen Darstellung gemacht, die, fern von jeder popularisirenden Oberflächlichkeit, in einfach schmuckloser Form eine Fülle geistvoller Gedanken entwickelt und die Früchte einer unermüdlichen Denkthätigkeit uns in faßlicher Gestalt vor Augen rückt. Plato ist es, der, wie Windelband zeigt, der Wissenschaft ihre zentrale Stellung im menschlichen Leben verschafft hat und dem das Kulturideal der Menschheit, das Leben durch die Wissenschaft zu gestalten, zuerst aufgegangen ist. Sokrates hatte nur ein Wissen der sittlichen Normen postulirt, Plato aber sah ein, daß auf die Dauer eine Beschränkung des Wissens auf das Handeln nicht ausreiche. Und so bleibt er denn nicht bei moralischen und politisch-sozialen Reflexionen stehen, sondern er will die Zwecke des Menschenthums aus dem Zusammenhang der Welterkenntniß begreifen.

Vergegenwärtigen wir uns nun, daß Plato's gewaltiger Geist sich rastlos bis zum äußersten Greisenalter bethätigte und daß er „auch in der künstlerisch abgeklärtesten Form vorliegt, daß dieser Denker und Politiker, dieser Theologe und Prophet einer der größten Schriftsteller aller Völker und Zeiten gewesen ist, so schließt sich das Bild einer jener seltenen Persönlichkeiten zusammen, in denen das Leben unseres Geschlechtes sich zur höchsten Ver-

*) Frommann's Klassiker der Philosophie (IX), Stuttgart, Frommann 1900.

einigung aller seiner Kräfte steigert und die Grenze des Menschlichen zu erreichen scheint".

Im Sinne dieses Schlußsatzes, der die gesammte Thätigkeit Plato's resumirend zusammenfaßt, geht Windelband nun an die Charakteristik Plato's: er schildert Plato als Mann, als Lehrer, als Schriftsteller, als Philosophen, als Theologen, als Sozialpolitiker und als Propheten. Ergeben sich aus dieser merkwürdig schematisirenden Eintheilung auch manchmal einige Inkonvenienzen, indem gewisse geistige Elemente unter mehreren Rubriken behandelt werden müssen, so bleibt im Ganzen die Gliederung doch eine glückliche und wird, in ihrer Gesammtheit betrachtet, allen Seiten der geistigen Persönlichkeit Plato's gerecht.

Aus dem Kapitel „Der Mann" hebe ich den äußerst fein und überzeugend geführten Nachweis hervor, daß Plato und Sokrates von ganz verschiedenen Ausgangspunkten zu derselben politischen Ueberzeugung gelangten. Sokrates war, trotzdem er ein Bildhauerssohn war, ein Gegner des demokratischen Regimes, und zwar aus doktrinärer Ueberzeugung, er war entsetzt, daß Loos und Wahl, nicht aber Einsicht die Qualifikation zum Amt geben sollten. Plato aber haßte die Demokratie zunächst als Adliger, als Träger einer Interessenpolitik; freilich hob er den Gegensatz zur Demokratie dann auf eine ethische Höhe und hat den politischen Ehrgeiz in einen moralischen verwandelt. Andrerseits war in religiösen Fragen Sokrates kühl-skeptisch; Plato's soziales Reformideal aber hatte von Haus aus einen starken religiösen Einschlag: Die ganze Beziehung auf das Jenseits, die für die platonische Ethik so charakteristisch ist, ist ganz unsokratisch und auf Plato's persönliche Stellung zur Religion zurückzuführen. Kamen also die Beiden in politischer Beziehung durch merkwürdige Impulse unverhofft auf einen gemeinsamen Standpunkt, so divergirten sie in Fragen der Religion durchaus.

Als Lehrer begründete Plato die ideale Form unmittelbarer geistiger Gemeinschaft, die Wechselwirkung sittlicher und idealer Förderung, d. h. das Streben, durch Gemeinschaft des Wollens und Denkens in einander die Wahrheit zu erzeugen.

Als Schriftsteller ist Plato Verfasser von Tendenzschriften, die aber zugleich strengwissenschaftliche Untersuchungen und vollendete Kunstwerke sind. Waren Aristoteles, Hegel, Kant vorzugsweise wissenschaftliche Geister, Fichte, Comte in ihrem Pathos Propheten, Deskartes und Schopenhauer Meister der künstlerischen Darstellung, so ist Plato alles in einer Person.

Plato, der Philosoph, gibt nicht ein starr in sich abgeschlossenes System, sondern ein in innerer Bewegung und Entwicklung begriffenes Gedankengebilde. Den Kern bildet die Ideenlehre, und Windelband zeigt uns in einer meisterhaften Analyse, wie die Ideenlehre von sokratischen Elementen ausging, sich bei Plato zu einer metaphysischen Lehre umgestaltete, aber auch so nicht durch die ganze Entwicklungszeit Plato's stationär blieb, sondern den bedeutsamsten Umbildungen ausgesetzt war: und trotz aller dieser Umbildungen bleibt die Ideenlehre mit einer Reihe ungelöster Widersprüche behaftet, die namentlich die Erledigung des Causalitätsproblems betreffen.

Das werthvollste und fesselndste Kapitel des Windelband'schen Buches ist dasjenige, welches von Plato dem Theologen handelt. Das theologische Element in Plato bekundet sich, wie Windelband zeigt, zunächst in seinen Mythen: sind sie auch oft nur künstlerisches Beiwerk oder Allegorieen — an anderen und zwar an gewichtigen Stellen bezeichnen sie sich selbst als alte Offenbarungen und sie haben, was äußerst wichtig ist, alle die Geschicke der Menschenseele im Jenseits (vor und nach der Geburt) zum Gegenstande. Die Anschauungen von der ursprünglichen Zugehörigkeit der Seele zu einer unsichtbaren Welt, von ihrer Verirrung in den Menschenleib, ihrer endlichen Erlösung sind nun alle bacchisch-dionysischem Kult entnommen; und auch die Lehre, daß die Seele ursprünglich ein göttlicher Dämon war, die in den Menschenleib gefesselt ist und durch Weihen wieder entsühnt werden muß, kommt von dorther. Alle diese Motive, die aus dem thracischen Norden stammten und durch und durch unhellenisch waren, liefen unabhängig von der griechischen Staatsreligion und parallel zu ihr im Volksbewußtsein weiter. Plato leitete diese religiöse Ueberlieferung in dasselbe Bett wie die philosophische Spekulation und suchte — und deshalb ist es der erste Theologe — religiöse Dogmen philosophisch zu begründen. Plato identifizirt nämlich den Ort, wo die transcendentalen Ideen wohnen, mit jenem Reich der Götter und Dämonen, in das die fündige Seele nach ihrer Erlösung zurückkehren wird. So läutert Plato die religiöse Vorstellung zum wissenschaftlichen Begriff: aber diese Läuterungen gehen nicht ohne Gewoltsamkeiten ganz merkwürdiger Art vor sich. Der Begriff der Seele schillert unaufhörlich zwischen philosophischem Prinzip und religiöser Vorstellung. In Plato's Metaphysik ist die Seele das Prinzip der Lebenskraft und die Trägerin des Bewußtseins, in der Dionysreligion ist sie individuelle Persönlichkeit und dämonenhaftes Einzelwesen. So reden Philosophie und Dogma von ebenderselben ψυχή, aber eigentlich von ganz verschiedenen Dingen. Plato läßt unmerklich die beiden Begriffe in einander übergehen. Ein ähnliches Verhältniß ergibt sich auch in den Anschauungen über das Geschick der Seele. Die Mysterien lehrten, daß jede Seele durch die rituellen Formen des Gottesdienstes aus ihrer Leibeshaft erlöst werde, und dies galt als unabhängig von der sittlichen Qualifikation. Plato gab dem Motiv eine ethische Wendung und kombinirte die Lehre vom Geschick der Seele unlöslich mit dem Prinzip der sittlichen Verantwortung. Die ganze platonische Lehre aber von dem Jammerthal, in das die Seele gesperrt ist, steht in ihrer unhellenischen Askese in krassestem Widerspruch zu dem künstlerisch so unbefangenen und genußverständigen Plato, der eben in dieser Beziehung sein sinnenfrohes Griechenthum einem tiefreligiösen Zuge seines Innern zum Opfer brachte.

In seiner Thätigkeit als Sozialpolitiker wurde Plato, wie Windelband uns überzeugend darlegt, zu den Konsequenzen starrster Reaktion getrieben. Der Ausblick auf die abgewirthschaftete Demokratie und den trotz allem Industrie- und Handelsreichthum klaffenden Gegensatz von Arm und Reich, erzeugt in Plato die Sehnsucht nach einem Agrarstaat und nach patriarchalischen Zunftverfassungen. Als schroffer Reaktionär verkennt er den reichen Kulturwerth, den das demokratische Athen in der Entfaltung seines geistigen Lebens besaß. Er verstand nicht die Zeichen der Zeit, die dem Hellenenthum einen Zug ins Große gaben und wollte sein Jahrhundert auf die primitiven Zustände der Kleinstaaterei zurückschrauben. Von besonderer Aktualität ist das, was Windelband über Plato's Stellung zur Frauenfrage und zur Emanzipation darlegt. Gewiß hatten die geistreichen Hetären an der ganzen Bewegung lebhaften Antheil. Und da Plato, um eine Vollblutrasse zu erzielen, die Frau derselben gymnastischen Dressur unterzogen wissen wollte, wie den Mann, so lag es nahe, sie auch politisch gleichberechtigt zu machen. Windelband hält es aber auch für denkbar, daß noch ein anderes Motiv hier mitspielte: in dem Kult der dionysischen Religion hatten die Frauen eine physische Leistungsfähigkeit und religiöse Inbrunst gezeigt, die von den Männern nicht übertroffen wurde. Warum sollte man sie also nicht auch politisch den Männern für ebenbürtig halten? „Oder regte sich hier bei Plato trotz allen Ernstes ein wenig der Schalk, der den Batchen zumuthete, nun auch alles den Männern gleichzuthun? Sollte es etwa heißen: Nur heran, ihr Mänaden! Hier ist Rhodus! Versuchts mit unserer Dressur: turnt und treibt Dialektik; wir wollen sehen, wie weit ihr's bringt."

Schon wiederholt wurde oben darauf hingewiesen, daß integrirende Bestandtheile der platonischen Lehre ungriechisch sind: speziell gilt dies von Plato's Mahnung, daß die Menschenseele in stetem Hinblick auf ihre himmlische Be-

stimmung ihr Erdenleben einrichte. Diese Mahnung richtet Plato aber nicht an Einzelne, sondern an das ganze Volk. So erhebt er über der Fäulniß und Zersetzung der griechischen Wirklichkeit die Fahne des Uebersinnlichen und in der Hingebung an die höhere Welt besteht ihm alles Heil des irdischen Daseins. Und so ersteht er seinem Volke als **Prophet**, der ihm in Noth und Entzweiung die Begeisterung einer neuen Lehre ins Herz pflanzt. Aber nemo propheta in patria! Die griechische Polis, die ihr bestes Wesen in Athen ausgelebt hatte, konnte den neuen Inhalt, den Plato ihr gab, nicht mehr tragen; so ist von allen seinen Reformidealen nichts zu lebendiger Wirkung gelangt: die realen Mächte des Lebens hat er nicht unter seinen Willen zu beugen vermocht. Er ist ein politischer Denker, aber kein Staatsmann, es erfüllt ihn die Sehnsucht nach gestaltender Wirksamkeit, aber er ist kein Mann der That. Indem er jedoch dem Staatsbegriff eine höhere intellektuelle Einheit — nicht etwa eine mechanische Interessengemeinschaft — zu Grunde legte, und die Masse der Individuen zu organischer Einheit, zum Zusammenarbeiten am geistigen Inhalt des Lebens zu verknüpfen suchte, sprach Plato als Erster den Begriff des **Kulturstaates** aus. Er hat ferner zuerst den Grundsatz der **staatlichen Erziehung**, der uns so selbstverständlich erscheint, aufgestellt, jener staatlichen Erziehung, welche die innere Einheit des Volkes über den Wechsel der Generationen zu stellen sucht. Damit hängt auch eng die Forderung nach wissenschaftlicher Bildung aller Staatsbeamten zusammen. Freilich hat seine Forderung, daß die Philosophen die Regenten sein sollen, nie ihren utopischen Charakter verloren, aber schon die Römer hatten einen wissenschaftlich gebildeten Beamtenstand und der modernen Welt ist der platonische Gedanke, daß die Befähigung zum Staatsamt durch theoretische Bildung gewonnen werden müsse, in Fleisch und Blut übergegangen. Plato hat aber seine Zeit auch dadurch prophetisch überflügelt, daß er die **Herrschaft eines Dogmas** verlangte, was ganz und gar ungriechisch war, und daß er den Schwerpunkt des menschlichen Wollens aus der irdischen Welt in eine **übersinnliche Welt** verlegte. Befremdend tritt dieser Gedanke Plato's in die erdenfrohe Griechenwelt. Aber schon begann — und das hatte er ja verstanden — die Zeit, in der mit der allgemeinen Zersetzung und dem politischen Niedergang der Trank des Erdenlebens auch dem Griechen schaal wurde. Schon wußte der Weise nichts besseres, als sich auf die Unerschütterlichkeit seines inneren Bewußtseins zurückzuziehen. „Die Flucht aus der Sinnenwelt begann, ein fieberhaftes Sehnen ergriff die Völker, und über den Trümmern des irdischen Glücks erschien die Ahnung einer übersinnlichen Seligkeit.“ . . .

Wir sind im Fluge an der Hand des Autors durch das geistvolle und gedankenreiche Buch geeilt und haben den Verfasser meist mit seinen eigenen Worten sprechen lassen. Seine kurze lapidare und doch so plastische Ausdrucksweise glaubten wir durch verwässernde Paraphrase nicht ersetzen zu dürfen. Ein flüchtiger Rückblick auf das Ganze der Darstellung läßt besonders die meisterhafte Darlegung des Einflusses, den das platonische System auf die geistige und kulturelle Gestaltung der Gegenwart geübt hat, als neuerliche wissenschaftliche Errungenschaft erscheinen. Windelband hat da dem Prinzip der geistigen Kontinuität in der Geschichte eine neue und bedeutsame Beglaubigung gegeben.

Prag.

Eugen Holzner.

Sbornik.

Heiliges Mütterchen Rußland, welch' wundersame Gegensätze wohnen in deinem Antlitz beisammen! Einmal erscheinst du wie eine abergläubische, Beschwörungen und Gebete murmelnde Alte; dann als ein junges frisches Mädchen, den Steppenzauber in den tiefen Augen, die Sichel in der Hand und ein Volkslied auf den rothen Lippen; oder ein ander Mal als die kokette, blasirte, französirende Weltdame; und wiederum als die Emanzipirte und Reformdurstige, die Nihilistin und Petroleuse . . . Abgestorbenes und frischester Lebensdrang, Reaktion und Revolution, Freigeisterei und Orthodoxie, Liberalismus und Bojarenthum, eigenes Volksthum bis zur Starrheit und Anempfindung des Auslandes bis zur Lächerlichkeit, glühendste Wahrheitsliebe und frechste Heuchelei, hier finden sie sich in den denkbar schärfsten Kontrasten zusammen . . .

Von diesen Gegensätzen spricht in beredter Weise auch „**Sbornik**“, d. i. Sammlung moderner und modernster russischer Novellen, Legenden und Satiren, übersetzt und herausgegeben von **Wilhelm Henkel**.*) Ist auch der Werth der Gaben, die „Sbornik“ uns spendet, ungleich und erscheint darin das Typische der dichterischen Persönlichkeiten nicht immer bis zur Prägnanz erschöpft, das Henkel'sche Unternehmen ist höchst dankenswerth. Eine Reihe von Namen dürfte er weiteren Kreisen wohl erst bekannt gemacht haben. Außer Ssaltykow-Schtschedrin bringt „Sbornik“ Sachen von Tolstoi, Garschin, Korolenko, Tschechow, Potapenko, Ljeskow, Lasarewitsch, Ssolowjow, Tich, Lentjew, Amfiteatrow, Schapir: Vertreter des Realismus ebenso wie der Symbolik, der gesellschaftlichen Ironie wie der naiven Idylle, der Tragik wie des Humors; man kann sagen, so ziemlich die meisten Strebungen und Strömungen, die Rußland seit fünfzig und mehr Jahren durchfluthen, finden wir hier wieder.

Bevor ich auf Einzelheiten dieser Sammlung eingehe, dürften einige Worte über den Geist der modernen russischen Litteratur zur Orientirung nicht unangebracht sein. Das psychische Bedürfniß, dem die Litteraturen entstammen und dessen Sättigung sie bedeuten, kann ein verschiedenes sein. Aber es wird stets zwischen den beiden Polen: rein ästhetisches Bedürfniß auf der einen und direkter Tendenz auf der andern Seite hin- und herschwanken. Wenn wir nun in Rußland auch niemals ein übertriebenes ausschließliches Aesthetenthum, wie bei unsern alten und neuen Romantikern wahrnehmen, so wurde der Ruf: hie Aesthetik, hie Tendenz doch auch hier laut. Nach dem Tode Puschkins wurde die Frage nach seiner dichterischen Bedeutung zu einer Programmfrage der russischen Litteratur überhaupt: man spaltete sich in zwei Lager, von denen das eine, das fortschrittliche, für die „dienende“ Kunst, also ihre soziale, didaktische Mission eintrat, das andere, konservative, für die „reine“ Kunst, die vor Allem von ästhetischen Gesichtspunkten geleitet wird. Daß die erstere Partei den Sieg davontrug und der ganzen neuesten russischen Litteratur den Stempel ihrer Kunstanschauung aufdrückte, ergibt sich aus den gesellschaftlichen Grundlagen dieser Kunstentwickelung. Die russische Litteratur ist im höchsten Maße ein Monopol der Gebildeten, und diese stehen seit fünfzig und mehr Jahren zum größten Theil im fortwährenden Kampfe für kulturelle und soziale Ideale. So wiederholt sich hier das, was am jungen Deutschland in engeren Rahmen vor sich ging; die Litteratur wird das Spiegelbild der Kämpfe einer bestimmten Klasse; sie wird das Banner einer kleinen Schaar von Kulturträgern, deren Führer der russische Kritiker dieser Epoche ist. Vielleicht niemals hat der Kritiker eine solche Bedeutung erlangt wie hier in der Gestalt eines Bjelinskys; aber in erster Linie nicht als Aesthet, sondern als Ausprägner und Verfechter politischer und sozialer Anschauungen.

*) Berlin, Johannes Räde (Stuhr'sche Buchhandlung) in 3 Bänden.

Und selten sind dichterische Schöpfung und Kritik so eng miteinander verschwistert wie in dieser Litteratur, in welcher das poetische Schaffen überall zu tadeln und nach Reformen aller Art zu verlangen hatte. Ein besonders prägnantes Beispiel für die Verbindung von Kritiker und Dichter — ersteres im weiteren Sinne ethischer und politischer Thätigkeit genommen — ist Ssaltykow-Sschtschadrin, dem wir im Folgenden noch nähertreten werden. Zugleich aber wird das Fehlen des populären Elements in dieser Tendenzlitteratur empfunden; was weiß der Bauer oder der Handwerker, der „Muzhik" von dem, was in den oberen Schichten gährt und kämpft, gepredigt und gestritten wird! Diesem Gedanken gibt Tolstoi in seiner späteren Epoche die letzte Konsequenz: die Kunst soll zum Volk, zu seiner Einfachheit zurückkehren; aber nicht als Vergnügung, sondern als Lehrerin und Mahnerin. Tolstoi, diesem Propheten, der alle Kunst im rein ästhetischen Sinne für eine „schlechte" hält, wird die Litteratur zur Bergpredigt großen Stiles.*)

Und damit stehen wir am Eingang des „Sbornik". Mit Recht hat der Herausgeber Tolstoi an die Spitze gestellt. Er ist ja nicht allein die berühmteste, sondern auch die prononcirteste Persönlichkeit der neuesten russischen Litteratur. Die Ethik, welcher er sich in seiner letzten Phase zugewendet hat, ist eine ähnliche, wie sie sich auch im Urchristenthum findet. Tolstoi verzweifelt an der Mission, welche die Litteratur den Gebildeten zuweist; er verzweifelt an der sozialen Mission, welche ein selbst von den besten Gesichtspunkten geleiteter Staat verwirklichen könnte; er verzweifelt überhaupt an allem Heil, was der Menschheit durch die Gesellschaft zu Theil werden kann. Denn zur Aufrechterhaltung der Ordnung wie zur Durchführung von Reformen bedarf diese der Gesetze; was sind aber Gesetze anders als Gewalt? „Richte nicht . . . auf daß Du nicht gerichtet werdest! Die Rache ist mein, ich will vergelten", sagt die Bibel. Die Gesetze können weder die Moral schützen noch sie fördern. Und so können sie auch zur Vollkommenheit und Glückseligkeit, welche eben nur dem wahrhaft Moralischen beschieden ist, nichts beitragen. Diese Glückseligkeit des wahrhaft Moralischen kann nur aus dem Gemüth des Einzelnen herausquellen; des Individuums, das sich selbst und seine Bestimmung völlig erkannt hat. Das braucht keine Gesetze, denn es kann nicht Unrecht thun. Es wird — hier vereinigen sich sokratische Ideen mit der christlichen Heilslehre — eher Unrecht leiden als Unrecht rächen. „Ihr habet gehört, daß da gesagt ist: „Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Uebel." Um sich zur Reinheit und Selbstlosigkeit dieser Auffassung durchzuringen, muß das menschliche Gemüth bedürfnißlos werden; aus den Bedürfnissen entspringt ja der Widerstreit der Interessen, der veranlaßt, lieber Unrecht zu thun, als es zu leiden. Hand in Hand mit dieser Bedürfnißlosigkeit geht die tiefe selbstlose Liebe. Diese Eigenschaften, welche man von den Urchristen rühmte, und welche Staat und Gesetze, als Vertreter der Interessenwirthschaft, überflüssig machen, findet Tolstoi noch am ersten beim gemeinen Mann, beim Bauern und Handwerker. Darum seine Liebe zum Volk, in dem er selbst lebt, und dem allein er die Regenerationskraft zutraut. Man sieht: es vollzieht sich hier in einem Manne die Wandlung, welche sich beim Auftauchen des Christenthums in Generationen vollzog. Eine ganze Kulturwelt erscheint als morsch und unfähig, die Sendung des Menschen zu vollenden. Und hier wie dort dieselbe Bildungs- und Kulturfeindlichkeit. Daß als gesellschaftliches Ideal der Kommunismus erscheint, den Tolstoi nach dem Beispiel russischer Sekten predigt und auch praktisch durchführt, ist nur die wirthschaftliche Konsequenz dieser Moral.

Von der ethischen Wirkungslosigkeit der Strafe, von der Macht der Liebe handeln die beiden Tolstoi'schen Volkserzählungen der Sammlung: „Der Taufsohn" und „Wo Liebe ist, da ist auch Gott."*) Man muß sagen, daß Tolstoi das Didaktische hier glücklich in Anschauung, in mystische oder realistische Vorgänge verwandelt; besser, als z. B. in seiner „Kreuzersonate". Ja, er mag es uns verzeihen, wenn im „Taufsohn" nicht minder wie der tiefe Sinn, uns die „reine" Kunst daran, der große Stimmungszauber, hervorgebracht durch die einfachste, holzschnittartige Behandlung, ergreifen und ansprechen. Zu der Idee, daß die Strafe das Verbrechen nicht einzudämmen vermag, zu dem Widerwillen gegen das Gesetz überhaupt, muß man sich das russische Gesetz und seine Handhabung als Begründung denken. . . . In Uhde'scher Weise ist die Geschichte des Schusters Awdeitsch durchgeführt; Realistik und Mystik sind glücklich verschmolzen. Wenn uns Tolstoi nur seine Volkserzählungen hinterlassen hätte, so würde er uns schon durch diese allein als Meister erscheinen; sympathischer jedenfalls mit dem großen tiefen Sehnsuchtston, der sie durchzittert, als wenn er über „reine" oder „schlechte" Kunst seine Doktrinarismen verkündet.

Als ein Schüler Tolstoi'scher Legendendichtung erscheint Ljeskow mit seiner Erzählung: „Die schöne Asa. Eine ägyptische Legende aus dem Prologus." Der treuherzige Ton künstlerischer Simplizität, den Tolstoi's Volkserzählungen in hohem Grade besitzen, ist hier allerdings mehr anempfunden. Die Legende verkündet auch die Grundsätze des Meisters: Gib Alles weg, was Dein Herz dem Irdischen verknüpft, auf daß Du Gott finden kannst. Die Wendung aber, die dieser Gedanke bei Ljeskow nimmt, dürfte weniger populär gedacht sein. Um ein junges Mädchen vor einer schimpflichen Heirath zu bewahren, opfert die gutherzige schöne Asa ihr ganzes Vermögen. Unfähig, sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen, wird sie Buhlerin und sinkt immer tiefer. Da tritt die alles sühnende christliche Liebe zu ihr, um sie für den Himmel zu retten. Ihre erste Liebesthat hat ihr edleres Selbst enthüllt. Dieses edlere Selbst geht in die Verklärung ein. . . . Das Ganze ist in zarten duftigen Farben hingemalt. Legendär ist auch „Die Sage vom hochmüthigen Haggai" von W. Garschin, welche biblische Einfachheit athmet. Auch hier ist, wohl unbeeinflußt von Tolstoi, der Gedanke des Urchristenthums ausgeprägt: Das Volk allein hat die wahren moralischen und religiösen Grundsätze, Demuth, Selbstverleugnung, Hilfsbereitschaft.

Neben diesen legendären und didaktischen Erzählungen möchte ich zunächst einige Dichtungen hervorheben, welche mit eigentlicher Tendenz nichts zu thun haben, sondern mehr dem Gefühl des Dichters oder dem Bedürfniß der Schilderung entsprungen sind. Hier steht obenan „Der alte Glöckner" von Korolenko, ein wundervolles Stimmungsbild: Vom Föhrenwald umgeben das kleine elende Dorf, das sich in die Dämmerung eines ersten Frühlingsabends einzuschleiern beginnt. Mitteninne die Kirche mit erleuchteten Fenstern, „. . . unten, rings um die Kirche, schimmern in der anbrechenden Dunkelheit die Gräber des Friedhofs. Die alten Kreuze scheinen mit ihren ausgestreckten Armen die Hügel der Todten beschirmen zu wollen. Da und dort neigen sich die noch unbelaubten Zweige der Trauerbirken über diese Grabhügel. Der aromatische Duft junger Knospen, die schwermüthige Ruhe des ewigen Schlafs ziehen von dort unten zum alten Micheïtsch hinauf . . ." Und Micheïtsch, der müde alte Mann, blickt auf zum millionenfach funkelnden Sternhimmel, hinab auf die Gemeinde, und auf die welken Lippen drängt sich ihm die Frage: werd' ich auch im nächsten Jahre das Frühlingsfest einläuten? Er sinnt zurück auf sein Leben . . . und das ganze harte Daseinselend des russischen Bauern steigt in seiner Erinnerung vor unseren Augen auf; und mit ihm seine ganze Ergebung in das Schicksal, die bei diesem alten Manne feierlich erhaben wirkt . . . Als ahne er, daß er zum letzten Mal läute, läßt er die Glocken ertönen wie noch nimmer . . . Sie klingen hinaus in die Frühlingsnacht . . . und mit ihrem Schall entflieht auch das müde Leben des

*) Zu einem Theil dieser einleitenden Ausführungen diente der Aufsatz Wengerow's „Grundzüge der neuesten russischen Litteratur" als Grundlage. (Verlag wie oben.)

*) Letzteres auch in den Volkserzählungen Tolstoi's, welche W. Goldschmidt in der Reclam-Bibliothek herausgegeben hat: S. 131 folg.

Alten ... Dies Alles ist einfach wie ein Volkslied und ergreifend wie ein solches ... Ein heiteres Gegenstück ist die Burleske „Die Dritte“ von J. Potapenko. Einem russischen Dorfältesten ist die dritte Frau erkrankt; seine pièce de résistance; denn er darf nur dreimal heirathen. Niemand weiß den Grund der Krankheit anzugeben; der biedere Dorfschulze ist tief betrübt. Man holt den Batjuschka, den Priester; schickt aber zugleich, da der Feldscher des Dorfes nichts weiß, zum Arzt. Zwei Bäuerinnen meinen, Artamon's Frau sei behext; man müsse ihr einen Kübel eiskalten geweihten Wassers über den Kopf schütten; dann werde der Fluch weichen ... Endlich, da Alles, besonders die stöhnende Frau, sich aufs Schlimmste vorbereitet hat, kommt der Arzt und löst auf einfache Weise das Räthsel dieser furchtbaren Krankheit: Artamon's „Dritte“ hat sich an „Kwas“ und Sauerkraut übernommen ... Interessante Charakterzüge zum Typus des niederen russischen Volkes geben noch Garschin mit der kurzen, markigen Novellette: das Signal und Sschtschedrin mit dem blutigen bäuerlichen Liebesdrama: Paranja und Garanjka. Eine Novelle aus dem serbischen Volksleben: Am Brunnen, von Lasarewitsch ist schön; gehört aber nicht in diese Sammlung.

Wendet man sich nun den Schilderungen des Lebens der höheren Klassen des russischen Volkes zu, so findet man im „Sbornik“ allerdings einen indirekten Beleg für das Tolstoi'sche Wort: nur noch im Bauer, überhaupt im niederen Volke seien die echten menschlichen Tugenden zu finden. Es sind eigentlich fast nur abschreckende Bilder, welche uns die Schriftsteller vorführen; zum größten Theil mit satirischer, oft recht bitterer Tendenz. Ich hebe vor Allem hervor: „In der Sylvesternacht“ von A. Tschechow und „Nelly Raïnzew“ von A. Amfiteatrow. In der Erzählung Tschechow's erwachen jene bangen Fragen, welche einst Tolstoi zu seiner jetzigen Ethik gedrängt haben; auch etwas „Kreuzersonate“ klingt hinein. Ein junges Mädchen, das sehnlichst zu heirathen wünscht, setzt sich in der Neujahrsnacht nach altem russischen Brauch vor den Spiegel, um darin den „Künftigen“ zu sehen. Von dem starren Hinblicken wird die schon Ermüdete hypnotisirt und schläft ein. Und im Traum sieht sie ihr ganzes „Eheglück“ vorüberziehen: Nach dem ersten Rausch das Erkalten des Mannes, die Sorgen um die Kinder, die „Ehenoth“, das tragische Finale — und die vorwurfsvolle Frage: Was hat das Alles für einen Zweck ...? Drastischer und tragischer als dieser Traum ist die Wirklichkeit, an der „Nelly Raïnzew“ zu Grunde geht. Dieses Mädchen ist eine richtige Großstadtpflanze. „Eine Skizze aus dem Petersburger Leben“ betitelt ja der Verfasser ihren kurzen häßlichen Roman. Diese Emanzipirte charakterisirt sich in ihren Memoiren selbst in folgender Weise:

„Den Ruf, exzentrisch zu sein, erwarb ich dadurch, daß meine Verse zwar schlecht und schwerfällig, aber voll glühender Bilder und wollüstiger Farben sind, die ich Catulle Mendès, Richepin, Verlaine entlehnte, ferner dadurch, daß Bücher, die meine Freundinnen heimlich in der Nacht lesen und unterm Kopfkissen verbergen, bei mir offen auf dem Schreibtisch liegen ... Dadurch, daß ich fechten, tollkühn zu Pferde über Gräben und Zäune setzen kann, dadurch, daß ich manchmal als Männlein verkleidet, mit meinen Vettern, jungen Husarenoffizieren, heimlich in irgend eine elegante Kneipe der Halbwelt fahre“ u. s. w.

Sie wollte Künstlerin werden, hat's aber nicht über den Dilettantismus gebracht.... Darauf anspielend, sagt ihr ihre Mutter:

„Ma petite, je vous félicite, vous avez votre petit peu d'esprit. Wer nicht wie eine Recamier glänzen kann, soll sich wenigstens wie eine Marie Baschkirzew bemerkbar machen. ...“

Ihr Vater kümmert sich nichts um sie. So ist allerdings ihre ganze Erziehung „ein Freibrief für ein möglichst weites Programm“. Die letzte Nummer dieses Programms ist — die Liaison mit dem Schreiber ihres Vaters. Die Einzelumstände dieser Affaire, welche sie in den Tod treibt, sind nur Konsequenzen ihres „Programms“, aber zu ekelerregend, sie wiederzugeben.... Jedenfalls, einer gewissen Sorte großstädtischer Emanzipation und Verbildung ist nie schärfer der Spiegel vorgehalten worden.

Am klarsten hervor tritt die Erscheinung Ssaltikow-Sschtschedrins, des großen russischen Satirikers. Und mehr noch als bei jenen anderen Autoren, von denen wir bisher nur weniges kennen, machen seine in Band III des „Sbornik“ übersetzten Satiren den Wunsch rege, diese interessante Persönlichkeit recht eingehend kennen zu lernen.

Seine schriftstellerische Thätigkeit erstreckt sich von den vierziger bis beinahe zu den neunziger Jahren, so daß ein beträchtliches Stück moderner russischer Entwicklung, Reform wie Reaktion in steter Fehde miteinander, in seinen Satiren wie in den rein schildernden Arbeiten zum Ausdruck kommt.*) Sschtschedrin war gewiß ein glühender Patriot; einer von jenem Schlage des Hofrath Potugin in Turgenjeff's „Rauch“, der von Rußland sagt: „Ich liebe und hasse es leidenschaftlich.“ Eine Natur, welche der stete Kampf um das Gute und Wahre, um den Fortschritt, in Rußland aufreibender denn sonstwo, bald zur schärfsten Ironie, bald zum Pessimismus und der Verzweiflung treiben mußte. Das Nervöse, welches seinen Zeitgenossen eigen ist, verkörpert sich in seiner Schreibweise. Sehr zu beachten ist, daß er im russischen Bauern und Handwerker, dem vielverachteten „Mushik“, die eigentlich produktive Grundlage des Staates erblickt. Hierin begegnet er sich, nur auf der politischen und wirthschaftlichen Linie, mit dem Glauben Tolstoi's an die ethische Mission des russischen Bauern. Eine seiner in Rußland populärsten Satiren „Wie ein Mushik zwei Generäle ernährte“ will dies darthun; gibt aber zugleich auch dem Schmarotzer-Beamtenthum Rußlands böse Fußtritte. Zur Erläuterung sei bemerkt, daß die Generäle dieser Satire keine wirklichen Generäle sind, sondern wirkliche Staatsräthe, welchen mit dem Titel Exzellenz gleiche Stufe in der Rangliste wie dem Generalmajor zukommt.

Solche zwei „Generäle“, der Inbegriff von Beamten-Sinekuren, sehen sich plötzlich auf eine einsame unbewohnte Insel versetzt. Da sie nichts gelernt haben in ihrer Registratur, in der sie ihr ganzes Leben verfaullenzt, so kennen sie nicht eine Hantirung, sich zu ernähren. Von den Früchten, Vögeln, Fischen der Insel wissen sie keinen Gebrauch zu machen, da sie sich ihrer nicht bemächtigen können. Glücklicherweise zieht „ein intensiver Geruch von Schwarzbrot und altem Schafpelz“ sie auf die Fährte eines Mushik. Der bricht ihnen die Aepfel, fängt ihnen die Fische und Rebhühner; sie speisen köstlich, alles durch seine Hülfe, er begnügt sich mit einem sauren Apfel. Endlich baut er ihnen ein Floß, sie nach Petersburg zu bringen. Dort angelangt, erheben sie ihre inzwischen zu einer großen Summe angewachsene Pension, tafeln und sind guter Dinge. Aber sie vergessen den Retter in ihrer Noth, den „Mushik“, nicht. „Sie schicken ihm ein Gläschen Schnaps und fünf Kopeken hinaus. Nun, Mushik, freue dich und sei lustig!“ Das ist eine bittere Ironie auf die Schlenderwirthschaft, welche Rußland mit seiner Volkskraft treibt, um ein Heer von Beamten zu füttern ... Dasselbe Thema behandelt „Der verwilderte Gutsherr“. Satiren ethischen Charakters sind „Die Tugenden und die Laster“, zwischen welchen die Heuchelei das Band herstellt, gewissermaßen die Kräftediagonale, welche gesellschaftsfähig ist. Bitterer noch ist „Das verlorene Gewissen“, das einer dem andern zusteckt, da keiner mit ihm in Rußland sich wohlfühlen kann. Aber der Autor schließt hier mit einem optimistischen Ausblick: In dem Herzen eines reinen Kindleins wird das Gewissen verschlossen.

„Nun wächst das Kindlein und in ihm das Gewissen. Wenn nun aus dem Kinde ein großer Mann wird, dann hat er auch ein großes Gewissen. Falschheit, Egoismus, Arglist und rohe Gewalt verschwinden alsdann, denn das Gewissen wird dann nicht mehr schüchtern, sondern geachtet und mächtig sein und überall herrschen wollen.“

---

*) Ein Roman „Die Herren Golowljew“ ist bei Reclam erschienen.

. . . Ja, dieses Kindlein, wann wird es geboren, dieser Messias, wann wird er Rußland erstehen? Tolstoi erhofft ihn von der Volkseinfalt, Ssaltykow-Sschtschedrin von der Macht der Bildung, welche die Volkskräfte in vernünftiger Weise nutzbar macht.

Karlsruhe i. B. Albert Geiger.

Zeitschriften.

Das Museum. Eine Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst. Herausgegeben von Richard Graul und Richard Stettiner. Jahrgang 5. Heft 1 bis 7. W. Spemann. 1900.

Auf diese Zeitschrift, die nunmehr ihren fünften Jahrgang erreicht hat, erneut hinzuweisen, ist ein Vergnügen. Sie unterscheidet sich ganz wesentlich von zahlreichen Veröffentlichungen, die ähnliche Ziele verfolgen; sie ist nicht lehrhaft im üblen Sinne und noch weniger darauf berechnet, leichtfertig über Kunst durch gewagte Urtheile zu unterhalten. Sie erreicht in der That den Zweck, eine Anleitung zu sein, „zum Genießen der Werke bildender Kunst".

Jedes Heft enthält eine Anzahl guter Reproduktionen — fünf, sechs, sieben — von Arbeiten des Alterthums, der Renaissance, der Neuzeit; nach Gemälden, Radirungen, Zeichnungen, wie nach plastischen Werken. Den einzelnen Abbildungen ist eine kurze Erläuterung beigefügt, wie sie ein kundiger und geschmackvoller Führer geben soll; es ist, als ob ein feinsinniger Museumsdirektor uns an seine Schätze heranführte und uns mit knappen Worten auf das Wesentlichste aufmerksam machte, was zu beachten ist, um den richtigen Standpunkt dem Kunstwerk und seinem Künstler gegenüber zu gewinnen. Zudem bringt jedes Heft eine etwas umfangreichere Abhandlung von kompetenten Fachleuten, in der die Bedeutung einer einzelnen künstlerischen Individualität oder einer einzelnen wichtigeren Frage aus dem Gebiete der Kunst behandelt wird.

Das Charakteristische dieses „Museums" ist der Takt und der Geschmack, mit dem das Unternehmen geleitet wird. Man wird aus dem Tagesgezänk, das auch die Kunst beherrscht, hinweggeführt, zu einem ruhigen, vornehmen Betrachten, und wenn es auf dem Titelblatt heißt, die Zeitschrift sei eine „Anleitung zum Genießen der Kunst", so bietet sie mehr als nur Lehrhaftigkeit. Für alle jene, die wohl Kunst zu genießen verstehen, aber die nicht ausschließlich in der Sphäre der Kunst leben, regt das Museum wiederum alte und werthvolle Erinnerungen an. Wenn man diese Hefte durchblättert mit ihren Reproduktionen und ihren Notizen, erlebt man von Neuem die Genüsse, die man in holländischen und italienischen, in deutschen und spanischen Galerien, die man in den Museen und Privatsammlungen der europäischen Kulturstaaten gehabt hat.

Erst mit dem Reichthum kommen wir allmählich zu Bedürfnissen, die bei anderen Nationen schon eingebürgert sind. In England ist es Sitte, daß auf einem Tisch im Hause eine Anzahl guter Zeitschriften liegt. In Deutschland sollte in einem solchen Falle das „Museum" nicht fehlen, nicht vor allem aus dem Grunde, damit es mit religiöser Andacht Nummer für Nummer von Anfang bis zu Ende durchstudirt werde, sondern damit auch jenen Gebildeten, deren Beruf sie weit von der Kunst abführt, in einer ruhigen halben Stunde, mühelos und erfrischend, vor die Augen tritt, welch wundervolle Harmonie in dieser gehetzten Welt die Schönheit Raphaelischer Linien und welche Kraft tiefgründiger Charakteristik die Striche Dürer's enthalten. Und solchen Genuß aus edler Sphäre erkauft man in unserer demokratischen Zeit mit einer Mark; — soviel kostet das einzelne Heft des „Museums".

P. N.

Die volkswirthschaftliche Bedeutung des Bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich. Von Prof. Paul Oertmann. Verlag von J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. 88 S.

Die volkswirthschaftliche Bedeutung des Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich ist neuestens von Herrn Prof. Dr. Paul Oertmann zu Berlin in 5 Vorträgen, gehalten im Verein für Volkswirthschaft und Gewerbe zu Frankfurt a. M., zum Gegenstand eingehender Untersuchungen gemacht worden, die in weiteren Kreisen bekannt zu werden verdienen. In knapper, gemeinverständlicher Darstellung wird hier das Wichtigste zusammengefaßt, was die Theilnahme der Gebildeten unseres Volkes an dem großen vaterländischen Unternehmen der Kodifikation unseres bürgerlichen Rechts zu wecken und zu fördern geeignet ist; treffend wird nachgewiesen, wie keines der bisher bestandenen großen Gesetzbücher, insbesondere auch nicht das aus naturrechtlichen Anschauungen des vorigen Jahrhunderts und dem Geist des aufgeklärten Absolutismus hervorgegangene Preußische Allgemeine Landrecht in gleicher Weise wie unser neues Bürgerliches Gesetzbuch den modernen, ethischen und volkswirthschaftlichen Anschauungen entspricht: wie hier ein wahrhaft soziales Recht geschaffen ist, in dem Sinne, daß das Gesetz sich bewußtermaßen in den Dienst der Sozialpolitik stellt, indem es den wirthschaftlichen Unterschied der verschiedenen Volksklassen als Rechtsprinzip verwerthet und darauf einen Schutz des wirthschaftlich Schwächeren aufbaut. Diese Art der Gesetzgebung wird auf die volkswirthschaftliche Entwicklung unserer Nation voraussichtlich von größtem Einfluß sein.

Damit wird zugleich der Einwand widerlegt, der unserem Gesetzbuch namentlich von sozialistischer Seite — der sogenannten materialistischen Geschichtsforschung — gemacht worden ist, daß die von ihm geschaffene Rechtsordnung (wie jedes gegebene Recht) nur der Ausdruck einer bestimmten, vorher schon vorhandenen Eigenthums- und Produktionsgestaltung sei, — eine Auffassung, welche die erzieherische Aufgabe des Rechtes leugnet, und dem gegebenen Recht die Fähigkeit dazu ganz abspricht. Ist diese Auffassung schon im Allgemeinen unhaltbar, wie insbesondere P a u l B a r t h*) in historischer und R u d o l f S t a m m l e r**) in logischer Beweisführung dargethan haben, so wird der Einwand für das Bürgerliche Gesetzbuch im Einzelnen in lichtvoller Weise durch den Verfasser aus den ureigensten Bestimmungen dieses Gesetzes widerlegt. Wenn auch zuzugeben ist, daß das Recht, wie von den anderen Faktoren des sozialen Lebens, so auch von den wirthschaftlichen Entwicklungsformen, wie sie einmal im Volke existiren, stark, so oft entscheidend bestimmt wird, so ist doch nicht minder wahr, daß es den treibenden Gedanken der letzteren oft weit vorauseilt und seinerseits wieder mächtig die wirthschaftliche Entwicklung und das soziale Leben überhaupt beeinflußt. Schritt für Schritt weist der Verfasser nach, wie dies bei uns im Bürgerlichen Gesetzbuch geschehen ist: nicht aus Furcht vor den schwieligen Fäusten des Proletariats, nicht durch den Einfluß der Industriellen und sonstigen Kapitalisten, welche der Sozialreform zur Zeit meist kühl oder gar ablehnend gegenüberstehen, — sondern durch die gemeinsame Arbeit einer Anzahl an der Sozialreform ökonomisch uninteressirter, nur das gesammte Volkswohl ins Auge fassender Staatsmänner und Gelehrten, die hier auf dem Boden des Privatrechts die Sozialreform einschließlich der sogenannten Arbeiterfrage im Rahmen der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung im Sinne höherer ausgleichender Gerechtigkeit gelöst haben. Mag diese Lösung auch vielleicht noch keine vollkommene, das Resultat noch kein abschließendes sein, mögen Rücksichten aller Art den heutigen Gesetzgeber verhindert haben, überall schon bis ans Ende vorzuschreiten, und die äußersten Konsequenzen des einmal angenommenen Gedankens zu ziehen, — sicher ist, daß das Bürgerliche Gesetzbuch auf die wirthschaftliche Gestaltung der Verhältnisse in unserem Vaterlande einen nachhaltigen Einfluß ausüben, ihren Entwicklungsgang auf lange Zeit hinaus in maßgebender Weise bestimmen wird. Ueber die Art dieses Einflusses läßt sich natürlich heute im Einzelnen noch nicht mit Sicherheit urtheilen. Die dafür in Betracht kommenden Faktoren aber stellt der Verfasser in anregendster Weise vollständig und übersichtlich zusammen.

Ein näheres Eingehen auf die Einzelheiten verbietet hier der Raum. Aber das darf wohl gesagt werden, daß Niemand die leicht geschriebene und wesentlich für das gebildete Laienpublikum berechnete Schrift, auch da, wo er nicht überall mit dem Verfasser übereinstimmen sollte, ohne Nutzen aus der Hand legen wird.

Bonn, im Februar 1900. C. Crome.

---

*) Die Philosophie der Geschichte als Soziologie. 1897.

**) Wirthschaft und Recht nach der materialistischen Geschichtsauffassung. 1896.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 24. | Berlin, den 17. März 1900. | 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Die Leser der „Nation",

deren Abonnement mit dem 31. März abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation",
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die Truppen des Generals Roberts sind in Bloemfontein eingezogen, und zwar wurde dieser Erfolg wiederum durch einen Umgehungsmarsch errungen; freilich scheinen gleichwohl heftige und blutige Kämpfe stattgefunden zu haben, bevor die englischen Truppen die Hauptstadt des Oranjefreistaates besetzen konnten. Doch auch mit starken Verlusten wird das Ergebniß nicht zu theuer erkauft sein. Die moralische Wirkung der Besetzung von Bloemfontein wird jedenfalls auf die Buren erheblich sein, und die überlegene militärische Klugheit des Feldmarschalls Roberts, der sich als der einzige hervorragendere englische Truppenführer erwiesen hat, gab dem Kriege die in London so lang ersehnte Wendung.

Schon vor der Einnahme von Bloemfontein haben die Buren England um Frieden gebeten, freilich verlangten sie zugleich ihre völlige internationale Unabhängigkeit. Diese Bedingungen hat England, wie zu erwarten war, rundweg abgeschlagen. Außerdem wandten sich die Buren an die neutralen Mächte um Intervention. Die Vereinigten Staaten allein haben den Versuch einer Intervention gemacht. McKinley hat den Friedensfreunden in den Vereinigten Staaten den Gefallen thun wollen, in England anzuklopfen; aber er that es so schüchtern, daß er ohne Gefahr mit einer Abfertigung abgespeist werden konnte, und da er diese Abfertigung ruhig hinnimmt, so befriedigt er auf diese Weise auch die Freunde der Engländer in den Vereinigten Staaten. Dieses Ergebniß wird sein Ziel von Anfang an gewesen sein; den Friedensfreunden und den Englandfreunden zugleich zu gefallen, das muß seiner Präsidentenwahl sehr förderlich sein, und darauf kommt es ihm an. Für die südafrikanischen Verhältnisse aber hat erklärlicherweise dieses ganze Intriguenspiel, das die Kampagne für die Präsidentschaftswahl in den Vereinigten Staaten beeinflussen soll, gar keine Bedeutung.

So bleibt denn Rußland übrig, und die „Kreuz-Zeitung" behauptet, daß der Zar zu Beginn des südafrikanischen Krieges in London die Erklärung abgegeben habe, er werde nicht versuchen, aus den Wirren, in die England gerathen, Vortheil zu ziehen. Daß der Einberufer der Haager Konferenz das Versprechen abgibt, einem blutigen Kriege als theilnahmloser Zuschauer zuzusehen, ist jedenfalls ein bemerkenswerther Akt der Selbstentäußerung und der Selbstkritik des eigenen Vorgehens. Der Zar, der die Friedenskonferenz zusammenbrachte, sagt, Kriege sind mir gleichgültig, und das russische Reich begnügt sich, seine Hand vorsichtig weiter und weiter über Asien auszustrecken und still so viel wie möglich in die Tasche zu stecken.

Daß die Buren unter solchen Verhältnissen den Kampf aufgeben, ist möglich; aber bestimmte Anzeichen für einen Entschluß dieser Art liegen noch nicht vor. Gleich denkbar ist es auch, daß das tapfere Burenvolk den Krieg bis zum äußersten fortsetzt und dann wird England noch eine sehr schwere Aufgabe vor sich haben; eine Aufgabe, die gleich gefährlich und gleich widerwärtig ist. Welch eine Lage, wenn ein mächtiger Staat eine kleine Heldenschaar langsam erwürgen muß, und welche Rückschläge sind selbst jetzt noch für die englische Armee möglich; und am Ende ereignet sich doch irgendwo in der Welt irgend etwas, das das Vereinigte Königreich zwingt, seine Kräfte von Südafrika abzuziehen. Wenn man in London trotz der neuesten Siege besonnen wäre, so würde man auf einen schnellen Friedensschluß lossteuern müssen; wir freilich rechnen nur auf einen baldigen Frieden, wenn die Buren schon jetzt am Ende ihrer Widerstandskraft angelangt sein sollten.

Das offizielle Rußland, das seine Haager Tendenzen für Südafrika trotz der Erregung der russischen Presse kaltblütig bei Seite geschoben hat, fand für seinen Thatendrang ein anderes Objekt. Es scheint, daß durch allerneueste Bestimmungen die letzten Reste finnischer Selbstständigkeit nunmehr vernichtet werden sollen. Das ist zwar keine humane Aufgabe; aber sie ist für eine Regierung ohne Thatkraft bequemer, als der Versuch, die schönen Reden aus den schönen Haager Frühlingstagen in Handlungen für Südafrika umzusetzen. Und alsdann kann für die völlige Vernichtung der finnischen Selbständigkeit gewiß kein besserer Augenblick, als der jetzige gewählt werden. Wenn das freie England in Südafrika die holländische Nationalität unterdrückt, so muß jeder Kritiker gewiß verstummen, wenn das despotische Rußland in Finnland etwas thut, was schlimmer ganz gewiß nicht ist.

In Frankreich spielt sich das originelle Schauspiel ab, daß eine Anzahl Personen mit Leidenschaft dagegen protestiren, vor den Folgen von Verurtheilungen durch eine Amnestie geschützt zu werden; sie erklären, daß sie diese Wohlthat verabscheuen; Zola, Picquart, Reinach, Dreyfus haben der Senatskommission, die einen darauf abzielenden Gesetzentwurf beräth, kund und zu wissen gethan, daß sie sich bis zum äußersten dagegen wehren würden, statt ihres Rechtes, eine Gnade zu erhalten. Man begreift das. Sie wollen in den Prozessen, die mit dem Fall Dreyfus zusammenhängen, Gerechtigkeit; sie wollen Licht, während die Regierung schweigsames Dunkel herbeiwünscht. Ersticken wir alle Agitationen für jetzt und für die Zukunft, die sich aus der Dreyfus-Angelegenheit noch ergeben könnten, durch eine Amnestie. Verstopfen wir den Vertheidigern der Gerechtigkeit den Mund, damit die Schurken ungestraft ausgehen und die Ruhe im Lande gewahrt bleibe.

Von sittlicher Erhabenheit zeugt der Standpunkt der französischen Regierung nicht; aber auf demselben Standpunkt wird die große Masse des französischen Volkes stehen; Gerechtigkeit hin, Gerechtigkeit her, Ruhe will der französische Philister vor Allem haben — und zwar vor Allem Ruhe während der Pariser Weltausstellung.

Zum ersten Mal seit langer Zeit gibt es in Deutschland wieder etwas wie eine stärkere politische Bewegung. Versammlungen auf Versammlungen, Petitionen auf Petitionen erklären sich gegen das Fleischschaugesetz, gegen die lex Heinze, und die in Aussicht stehende Waarenhaussteuer hat auch den Sturm noch verstärkt. Die Knechtung des Geistes und des Erwerbes nach den Wünschen der Reaktionäre im Centrum und der agrarischen Rechten, das ist ein Programm, für das sich das deutsche Volk glücklicher Weise noch nicht reif bezeigt. Diese Erscheinung ist in hohem Grade erfreulich, aber von eingreifender Bedeutung wird sie nur dann sein, wenn sie keine Episode bleibt. Endlich sollte doch die Bevölkerung aus den vorliegenden Thatsachen die Konsequenzen ziehen und sich sagen, daß ein plötzliches Aufschäumen auch im besten Falle das Uebel nicht beseitigt. Nur wenn die Nation bleibend sich zum Kampfe gegen geistigen, wirthschaftlichen und politischen Rückschritt organisirt, kann sie darauf rechnen, die Ueberfälle der Reaktion siegreich zu überwinden.

Die abgelaufene Woche hat drei bekannte Politiker aus diesem Leben scheiden sehen: den früheren Minister von Puttkamer, den Centrumsführer von Huene und den alten Fortschrittsmann Parisius.

Ludolf Parisius ist, 73 Jahre alt, gestorben; er war einer der gemaßregelten Kreisrichter der Konfliktszeit und hat dann Jahre lang dem Landtag und auch dem Reichstag als freisinniger Abgeordneter angehört. Zu den glänzenden Parlamentariern hat er nicht gehört, aber er war gleichwohl eine bemerkenswerthe politische Gestalt. Mit Schulze-Delitzsch arbeitete er eifrig an dem Ausbau des Genossenschaftswesens; er ist litterarisch vielfach im Dienst des Freisinns thätig gewesen, und er war ein fleißiger und kenntnißreicher Arbeiter in den Fraktionen und den Kommissionen der Parlamente. Die freisinnige Volkspartei, der er angehört hat, verliert in ihm eine rastlose Arbeitskraft, die sich bis in die letzten Jahre hinein bethätigt hat.

Herr von Huene gehörte längere Zeit zu den anerkannten Führern des aristokratischen Flügels der Centrumspartei. In den letzten Jahren trat er parlamentarisch und politisch nur wenig hervor. Er war das, was die Franzosen eine utilité nennen, ein fleißiger Arbeiter.

Robert Victor von Puttkamer war in der Dekadenzperiode Bismarck's die Hauptfigur neben dem Kanzler. Der rechte Mann für das Sozialistengesetz, verkörperte er in sich die trockene Reaktion des bureaukratischen Junkers. Ein gewandter Redner und als Politiker unverblüffbar handhabte er das Polizeiregiment mit der ganzen Rücksichtslosigkeit eines Faustpräsetten. Es war die einzige bedeutsamere politische Handlung des todtkranken Kaisers Friedrich, daß er die Demission Puttkamer's erzwang.

* * *

Discite moniti.

Wenn bei uns, im Lande der reformbedürftigen Gymnasien, ein politischer „Kladderadatsch" in Aussicht gestellt werden soll, so kann man sicher sein, auf Preßartikel zu stoßen, welche die Ueberschrift tragen: discite moniti. Wenn der Horizont sich noch weiter verdüstert, erscheinen Artikel mit der Ueberschrift: Meneh, meneh tekel upharsin. Am vorigen Montag brachte die „Kreuzzeitung" eine politische Elegie unter dem warnenden Seufzer: discite moniti! Die Greuel der französischen Revolution beunruhigen das prophetische Gemüth des Hauptorgans der union des cloches et des tambours, und die Elegie klingt in die Worte aus: „Eine Regierung, die keine innere Kraft besitzt, um die öffentliche Meinung zu verachten, ist gleich einem Haus, das auf Sand gebaut ist, und das jeder kommende Platzregen und die es stoßenden Winde zum ‚großen Fall' bringen müssen".

Das klingt wie eine Mahnung des Propheten Daniel, des Einzigen, der ja auch die Flammenschrift im Saale des Belsazar zu deuten wußte.

Was ist der „Kreuzzeitung" Schlimmes passirt, daß sie sich so prophetisch angeregt fühlt?

Die Welt ist aus den Fugen. Die Agrarier versuchten unter dem Deckmantel der Hygiene, den Fleischgenuß zu vertheuern, um auch auf diesem Wege die Grundrente auf-

zubessern. Sie fingen es so plump an, daß nicht nur die Konsumenten, vor allen die Arbeiter unwirsch wurden, sondern auch fremde Länder, insbesondere die Vereinigten Staaten von Amerika, aus denen bisher in größeren Quantitäten Fleisch nach Deutschland eingeführt wurde, sich anschickten, das angedrohte Boykott ihrer Fleischprodukte mit entsprechenden Verkehrsschikanen zu beantworten. Die Aussicht, durch die gar zu unverschleierte Begehrlichkeit der Agrarier in einen Zollkrieg mit Amerika verwickelt zu werden, rief begreiflicher Weise die bedrohten Interessen der Exportindustrie, des internationalen Handels und der Schifffahrt auf den Plan, und plötzlich sahen die Agrarier sich einer so vielseitigen Gegnerschaft gegenüber, daß die Beute, die sie schon erwischt zu haben glaubten, ihnen wieder zu entrinnen droht. Die Reichsregierung sucht noch in letzter Stunde den Muth der eigenen Meinung wieder zu finden. Sie möchte dem demagogischen Ansturm des Bundes der Landwirthe nicht weichen, sondern bei ihren eigenen Vorschlägen beharren. Eben deshalb muß sie sich jetzt von der „Kreuzzeitung" die schlimmsten Sottisen sagen lassen, u. a. die, daß sie nicht die Kourage hat, „die öffentliche Meinung zu verachten", jene öffentliche Meinung, welche die Verwegenheit besitzt, sich nachdrücklich hinter die Regierungsvorschläge zu stellen.

Discite moniti! Das möchten auch wir Angesichts solcher Vorgänge der Reichsregierung zurufen. Sie hat sich bei diesem Anlaß nicht mit Ruhm bedeckt. Ohne ihre langjährige Schwäche den Agrariern gegenüber wäre es nie zu dieser agrarischen Zumuthung gekommen.

Selbst die „Schlesische Zeitung" erkennt das in einer an sie gerichteten Zuschrift, der sie als Leitartikel in ihrem Morgenblatt vom 13. März Aufnahme gewährt hat, an.

„Die am Freitag vom Grafen Posadowsky abgegebene Erklärung — so heißt es in dieser Zuschrift — konnte die Beschlußfassung der Majorität nicht mehr hindern; sie kam 11 Monate zu spät. Wäre von vornherein in der Kommissionsberathung mit aller Entschiedenheit regierungsseitig an der Beschränkung auf die rein hygienischen Gesichtspunkte festgehalten worden und hätte man mit vollem Ernst auf die aus einer einseitigen Hereinziehung der Schutzzollfrage für die Politik der Sammlung zu befürchtenden schlimmen Konsequenzen aufmerksam gemacht, so würde es zu der nunmehr geschaffenen überaus kritischen Situation schwerlich gekommen sein. Aber freilich muß man bezweifeln, daß die Regierung die ganze Gefahr rechtzeitig übersehen hat."

Hic haeret aqua! Die Regierung übersieht nicht die Gefahr, die ihr aus dem Gewährenlassen der agrarischen Heißsporne erwächst. Speziell der Staatssekretär des Innern, Graf von Posadowsky, ist ein Meister in der Kunst, die Bestrebungen der Agrarier wohlwollend zu verkennen. Er ist entzückt von der agrarischen Bewegung, er findet auch in den übertriebensten Klagen und den unkeuschesten Forderungen den bekannten „berechtigten Kern". Seine Beredtsamkeit stellt sich zu Dreiviertel in den Dienst des Bundes der Landwirthe. Und wenn er dann glücklich durch solches Entgegenkommen bewirkt hat, daß der Muth in der agrarischen Brust seine Spannkraft übt, dann muß er den Rest seiner Eloquenz dazu verwenden, um den Agrariern Mäßigung und Geduld zu predigen, weil die von ihm so wohlwollend beurtheilte agrarische Agitation nicht vor den Barrieren der Regierung halt machen will. Die „Kreuzzeitung" hat in ihrem Discite moniti-Artikel die sehr zeitgemäße Frage aufgeworfen: „Und wenn in wenigen Jahren die Handelsverträge kommen, wie wird es dann werden?" Die Reichsregierung möge diese Frage einmal an der Hand der mit dem Fleischbeschaugesetz gemachten Erfahrungen näher prüfen. Die wahrlich nicht erfreuliche Lage, in die sie durch den agrarischen Uebereifer jetzt versetzt ist, muß sich nothwendig, und in noch gefährlicherer Weise, wiederholen, wenn bei den Handelsvertragsverhandlungen die Regierung kein höheres Ziel kennt, als es den Agrariern recht zu machen. Sie hat schon heute dadurch gefehlt, daß sie die agrarischen Forderungen auf Steigerung der gegenwärtig schon enorm hohen Brodgetreidezölle in viel zu wohlwollende Erwägung gezogen hat. Mit Recht richtet sich der Hauptvorwurf, der den Kommissionsbeschlüssen zum Fleischbeschaugesetz gemacht wird, gegen die unter sanitärem Vorwande geplante Vertheuerung eines wichtigen Volksnahrungsmittels. Aber Brod ist ein noch viel wichtigeres Volksnahrungsmittel als Fleisch. Und die von den Agrariern angestrebte Erhöhung der Brodgetreidezölle von 35 auf 60 Mark für die Tonne bedeutet eine weitere Belastung gerade der Armen und Aermsten zum Zwecke der Aufbesserung der Grundrente um jährlich mindestens 200 Mill. Mark. Diese geradezu unerhörte Forderung ist von dem Grafen von Posadowsky bisher mit einer höchst wohlwollenden Neutralität behandelt, aus der die Agrarier ähnliche Folgerungen ziehen werden, wie sie von ihnen aus der Haltung des Staatssekretärs bei den Kommissionsverhandlungen über das Fleischschaugesetz gezogen sind.

Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß bei den Handelsvertragsverhandlungen die Regierung demnächst dieselben Erfahrungen machen wird, wie sie von ihr jetzt gemacht werden.

Die agrarischen Forderungen auf Erhöhung der Getreidezölle um 25 Mark per Tonne müssen, wenn die Regierung schwach genug ist, solchen Forderungen nachzugeben, die Unmöglichkeit des Zustandekommens eines neuen Handelsvertrags mit Rußland und wahrscheinlich einen erbitterten Zollkrieg mit Rußland und den Vereinigten Staaten bewirken. Welche Stimmung aber eine derartige Politik gescheiterter Handelsverträge in Deutschland hervorrufen würde, davon gibt die anläßlich der Beschlüsse der Fleischbeschaukommission spontan entstandene Protestbewegung einen Vorgeschmack. Eine Regierung, die so gern das Wort: beuge vor! im Munde führt, sollte deshalb dem Agrarierthum rechtzeitig die Nägel beschneiden. Discite moniti!

Theodor Barth.

Parlamentsbriefe.

XIV.

Eine so lebhafte politische Erregung, wie in der abgelaufenen Woche, hat sich im deutschen Volke schon seit Jahren nicht kundgegeben. Die Kunstparagraphen der lex Heinze auf der einen und die geplanten Sperrmaßregeln für Fleisch auf der andern Seite haben Veranlassung gegeben zu einer Anzahl von öffentlichen Versammlungen, in denen Männer auf der Tribüne erschienen, die man in öffentlichen Versammlungen noch nie gesehen hatte. Die Erregung im Volke hat denn auch auf die Parlamente zurückgewirkt.

Die öffentliche Meinung will die Regierung im Kampfe gegen Agrarier und Zeloten stützen. Aber die Regierung sieht mißmuthig auf die ihr angebotene Hülfe. Sie sieht eine oppositionelle Handlung darin, daß man zu ihrem Schutze etwas geräuschvoll herbeieilt; sie meint, sie werde ungerechtfertigten Forderungen aus eigener Kraft widerstehen können. Nun, man weiß aus den Verhandlungen über das Börsengesetz, daß sich die Regierung zuweilen über Nacht dazu bestimmen läßt, eine Bestimmung anzunehmen, die sie bis dahin auf das Lebhafteste bekämpft hatte. Und sie scheint auch jetzt im Begriff zu sein, sich auf Kompromisse einzulassen, die den Kämpfen einen traurigen Abschluß geben.

An Stelle der ursprünglichen Fassung des Theaterparagraphen ist eine andere vorgeschlagen, die man als lex Barrison bezeichnen kann, und die, wenn sie in Kraft tritt, ebenso gemißbraucht werden wird, wie jede ähnliche Polizeivorschrift. Der Abgeordnete Roeren, der die Vertheidigung

der zelotischen Anträge übernahm, hat auf den Entrüstungssturm, der sich im Lande erhob, nur zu erwidern gewußt, daß alle die Künstler und Gelehrten, die wider ihn aufgetreten sind, seine Anträge nicht richtig oder gar nicht verstanden, ja nicht einmal gelesen haben. Die Sache verhält sich gerade umgekehrt; Herr Roeren hat seine eigenen Anträge nicht begriffen.

Die Absicht des Herrn Roeren ist so gut und so klar; nur das „Gemeine" soll aus der Welt geschafft werden. Man macht einen Paragraphen, wonach „Gemeinheiten" strafbar sind; und die Gemeinheiten verschwinden spurlos aus der Welt. Es bleibt nur übrig, festzustellen, was Gemeinheiten sind. Wenn Herr Roeren seine Glaubensgenossen, den Jesuiten Alexander Baumgartner, Sebastian Brunner und Alban Stolz fragt, so werden sie ihm antworten, daß Goethe's Schriften voll von Gemeinheiten stecken und die Schamhaftigkeit verletzen; andere werden ihm sagen, daß der Anblick der Aphrodite von Melos und gar der Venus von Capua gegen die Schamhaftigkeit verstößt. Das, was Herr Roeren an seinem eigenen Antrage nicht verstanden hat, ist, daß er den Schutzmann zum unfehlbaren Richter darüber macht, was eine Gemeinheit ist, und wenn schon ein preußischer Minister, wie Herr von Köller, von der Tribüne des Reichstags herab Gottfried Keller's unsterbliche Novelle: „Romeo und Julia auf dem Dorfe" für das Paradigma eines unsittlichen Werkes hat erklären können, so wird der Schutzmann gewiß nicht blöde sein.

Die Haltung der Regierung gegenüber dem Andringen der Zeloten ist eine sehr schwächliche. Wenn der Reichskanzler in einer Unterredung Männern wie Menzel und Mommsen, diesen beiden Zierden der Nation, in das Gesicht erklärt, er ehre zwar ihre Empfindungen, aber er müsse auch die Empfindungen derer ehren, die den ihrigen entgegenstehen, so ist das eine Toleranz gegen die Intoleranz, die über das erlaubte Maß hinausgeht. Wir müssen mit der Möglichkeit rechnen, daß das Gesetz in einer sehr schädlichen Fassung vom Bundesrath genehmigt werden wird.

Nicht minder schlimm steht es um das Fleischschaugesetz. Die weitest gehenden Forderungen der Agrarier brechen sich zwar für den Augenblick an einer bestimmten Erklärung des Fürsten Hohenlohe. Aber doch nur für den Augenblick; für die Zukunft hat Graf Posadowsky Alles zugesagt. Die Agrarier möchten nur die Prüfungszeit aushalten, so lange die Handelsverträge noch in Kraft seien, nachher aber werde Alles anders werden. Dann werde der Schutz der nationalen Arbeit als der oberste Grundsatz verkündet werden und erst auf dieser Grundlage würden neue Handelsverträge abgeschlossen werden.

Auf dieser Grundlage kommt man aber zu keinen Handelsverträgen, wenigstens nicht zu solchen, die diesen Namen verdienen. Wenn Graf Posadowsky sich die Kraft zutraut, von anderen Staaten befriedigende Zugeständnisse zu erlangen und ihnen jedes billige Zugeständniß zu verweigern, so überschätzt er seine Kraft. Er mag sein Bestreben dahin zusammenfassen, daß er bessere Handelsverträge als die geltenden erzielen wolle, der Erfolg seines Strebens kann nur der sein, daß die Politik der Handelsverträge vollständig zum Stillstande kommt. Der Blick, den Graf Posadowsky in die Zukunft geworfen hat, sollte doch unseren Industriellen, selbst denen, die einer Schutzzollpolitik nicht abgeneigt sind, zur ernsten Mahnung gereichen.

Unter den lebhaften Kämpfen über die lex Heinze und das Fleischschaugesetz ist es von der Flottenvorlage, unter deren Zeichen die Session begann, sehr still geworden. Sehr natürlich; denn man muß die Frage aufwerfen, wozu wir noch eine Flotte gebrauchen werden, wenn wir keinen Handel mehr haben. Die Agrarier sind in dieser Beziehung originell, wie immer; sie wollen die Flotte bewilligen, wenn man zuvor den Handel todtschlägt. Die Regierung wird aber klug thun, wenn sie sich nicht auf sie verläßt, sondern die Begeisterung für die Flotte dadurch anregt, daß sie die Wohlfahrt des ganzen Volkes vor der Selbstsucht einer Kaste zu schirmen sucht.

Eine dritte Streitfrage ist aufgetaucht, bedeutungsvoll wie die beiden genannten, wenn sie zur Zeit auch weniger Lärm macht. Das Abgeordnetenhaus hat die Kosten für fünf neue Kreisschulinspektoren verweigert. Das kann ein sehr unerheblicher Beschluß sein, wenn er aus unerheblichen Motiven hervorgeht. Aber in den Motiven liegt die Bedeutung. Das Centrum will das Schulaufsichtsgesetz, ohne es formell aufzuheben, auf dem Wege der Verwaltung außer Kraft setzen, indem es die Regierung zwingt, statt der weltlichen, technisch ausgebildeten Schulinspektoren Geistliche zu Schulinspektoren zu bestellen. Und die Konservativen bieten dazu Hilfe. Das Schulaufsichtsgesetz war der einzige redliche Gewinn, der aus den Zeiten des Kulturkampfes zurückgeblieben ist, und wenn dieses jetzt geräuschlos in die Tasche gesteckt wird, so fallen wir in die Zeiten Raumers, des Ministers aus der Olmützer Zeit, zurück.

Aus dem parlamentarischen Stoff dieser Woche ist noch ein Gegenstand zu erwähnen. Der Versuch, die Angelegenheit des Pastors Weingart in Osnabrück zur Sprache zu bringen, wurde mit dem Argument abgeschlagen, daß es sich um eine innere Angelegenheit der Kirche handele und es sich für das Abgeordnetenhaus nicht zieme, Religionsgespräche zu führen. Aber Weingart ist nicht von der Kirche abgesetzt worden, denn das Konsistorium der Provinz Hannover ist nicht die Kirche. Die mündige Kirche ist vom Staate unter eine Zwangsvormundschaft gestellt worden, unter welcher ihre Interessen schlecht gewahrt werden. Nicht um ein Religionsgespräch handelte es sich, sondern um eine eminent politische Angelegenheit, um das gute Recht der Gemeinde, einen Pfarrer zu haben, der ihren geistigen und religiösen Interessen entspricht.

Einen Kreditposten haben wir übrigens selbst in der parlamentarischen Bilanz dieser Woche zu buchen: das völlige Scheitern der Bemühungen von Dr. Arendt und Genossen, den Reichstag zu neuen bimetallistischen Thorheiten zu verleiten. Die Silbermänner versuchten eine Kraftprobe, indem sie beantragten, für die geplante Vermehrung der Reichssilbermünzen nicht Thalersilber zu verwenden, das überflüssig vorhanden ist, sondern Barrensilber neu anzuschaffen. Der Antrag wurde in namentlicher Abstimmung mit 100 Stimmen Mehrheit geworfen. Da beinahe am selben Tage der Präsident McKinley unter ein vom amerikanischen Kongreß beschlossenes Finanzgesetz, das wohl als ein offizieller Todtenschein für den amerikanischen Bimetallismus angesehen werden kann, seine Unterschrift gesetzt hat, so darf man sich der gegründeten Hoffnung hingeben, daß wenigstens der bimetallistische Spuk nun endlich vorüber ist.

Proteus.

Neue Irrwege Chamberlain's.

Chamberlain bleibt im Amte; die kriegerisch erregte Volksstimmung schließt jeder selbständigen Regung in der ministeriellen Partei den Mund; Salisbury mit seiner Devise: „wir suchen kein Land, wir suchen kein Gold" wird zur Seite geschoben von einer Strömung, die nur durch die Einverleibung der Republiken in das Britische Reich, also nur durch die Besitzergreifung des gesammten Landes mit Gold, Kohlen und sonstigen Reichthümern zufrieden zu stellen ist. Von Frieden kann bei Anhalten dieser Strömung keine Rede sein, denn jeder Friedensschluß, wie er auch gestaltet sei, hat das Fortbestehen internationaler selbständiger Republiken zur Voraussetzung. Chamberlain aber träumt nur von deren gänzlicher Vernichtung und von einer einseitigen Dekretirung lokaler Selbstverwaltung.

Unter dem Druck dieser politischen Konstellation im Parlamente muß die Armee weiter kämpfen bis Pretoria gefallen und südlich vom Limpopo nirgends ein Bruchtheil der republikanischen Armee kampffähig sein wird. Es scheint, daß man in England meint, unter Heranziehung immer neuer Kontingente aus der loyalen Bevölkerung des Kaplands und Natals, sowie aus Kanada und Australien, dieses Ziel erreichen und während der dafür nothwendigen Zeit sowohl die übrigen Südafrikaner als die fremden Mächte vom Mitreden zurückhalten zu können. Es wäre verwegen, sich über die Durchführbarkeit dieses Planes zu äußern. Nach wie vor liegt, welches auch immer das Resultat der Kriegsoperationen sein möge, der Schwerpunkt aller südafrikanischen Fragen bei den holländischen Kapländern, von deren Haltung und Plänen wir in Europa allzu spärliche und unzuverlässige Berichte besitzen, um über den Verlauf der nächsten Ereignisse ein wohlbegründetes Urtheil fällen zu können. Fest steht aber für uns, eben weil die Kapländer den Ausschlag geben, daß bei Fortsetzung der Chamberlain'schen Politik ganz Südafrika für England schließlich verloren gehen wird. Es mag während einer, wahrscheinlich nur kurzen, Periode die englische Fahne über ganz Südafrika wehen, als Zeichen einer nominellen Reichsangehörigkeit. Aber Chamberlain selbst, indem er Englands Blut und Schätze für die Mehrung des Reiches vergeudet, ist der wirksamste Förderer einer Lockerung des Reichsverbandes. Und sonderbarer Weise erntet er gerade bei jener Kolonialpolitik, die mich zu dieser abfälligen Aeußerung veranlaßt, den Beifall nicht nur der Regierungspartei, sondern auch der Opposition. Mit diesem Kriege scheint dem englischen Volke und seinen Vertretern jene Regierungskunst, welche Urquelle und Lebensprinzip aller Kolonialherrschaft überhaupt ist, gänzlich abhanden gekommen zu sein. Es gibt noch einige wenige englische Staatsmänner, welche die Gefahren des kriegerischen Auftretens in Südafrika für den englischen Einfluß in anderen Weltgegenden einsehen; so weit mir bekannt, aber keinen, der die nicht weniger großen Gefahren, die für das britische Reich aus der Annahme einer entscheidenden Mithilfe der Kolonien erwachsen müssen, richtig würdigt. Als Chamberlain in seiner Leicester'schen Tischrede von einer Allianz mit Deutschland und Amerika sprach, während thatsächlich nur von einem guten Einvernehmen die Rede sein konnte, ist ihm noch gehörig in der englischen Presse der Kopf gewaschen, aber wenn er im Parlamente von einer Föderation des Mutterlandes mit den Kolonien spricht, jauchzt man ihm ohne Vorbehalt zu. Die juristische Farbenblindheit, welche ich in meinem vorigen Artikel bei Chamberlain konstatirte, scheint ansteckend im Parlamente gewirkt zu haben. Man möge nicht denken, daß ich über einen lapsus linguae herfalle; die neue Chamberlain'sche Kolonialpolitik — welche eigentlich aufhört, Kolonialpolitik zu sein, da die Kolonien kurz und bündig als mit dem Mutterlande gleichberechtigte Theile eines föderativ gestalteten Empire begrüßt werden — ist in der offenbar im Voraus wohlerwogenen Peroration seiner großen Rede vom 5. Februar nicht implicite, in irgend einem doppelsinnigen Ausdruck versteckt, eingeschoben, sondern wie ein neues Evangelium über die Dächer verkündet worden mit der Offenheit und Klarheit, welche bei diesem Redner jeder, wie er übrigens auch von ihm denken möge, lobend anerkennen muß. Das Citat ist etwas lang, aber nicht außer Verhältniß zu dem Gewichte der sonderbarerweise noch in der Presse wenig beachteten Aeußerung. Jedenfalls wird es wohl den Leser nicht verdrießen, hier textuell die Stelle vorzufinden und selbst den Wortlaut abwägen zu können.

„Unglück — so erklärte er — ist der Prüfstein des Charakters einer Nation; die unsrige hat die Prüfung glänzend bestanden; jedes Mißgeschick war nur das Signal für neue Anerbietungen patriotischer Hilfe aus diesem Lande und von unseren Mitunterthanen jenseits der Meere. Das ist eine Thatsache, die wir hoffentlich nie vergessen werden. (Beifall.) Nie vorher in der Geschichte unseres Weltreiches ist dieses sich so seiner Kraft und seiner Einheit bewußt geworden. (Beifall.) Der glänzende und insbesondere der spontane Anschluß der Kolonien an das Mutterland ist eine nicht zu unterschätzende Kompensation selbst für die Leiden des Krieges. (Beifall.) Was brachte die Kolonien an unsere Seite? Was brachte diese jüngeren Nationen zu Großbritannien, veranlaßte sie, die Waffen zu ergreifen, selbst bevor der Ruf an sie erging? (Sir John Brunner. Liberale Politik! Gelächter von ministerieller Seite.) Es ist dieses unbewußte Reichsgefühl (Imperial instinct), welches sie belachen und gering schätzen. (Ministerieller Beifall.) Unsere Kolonien, früher abgestoßen durch Gleichgültigkeit und Apathie, sind der Sympathie, die ihnen neuerlich gezeigt ist, entgegengekommen. Das Gefühl gemeinschaftlicher Interessen und gemeinschaftlicher Pflichten, die Gewißheit gegenseitiger Unterstützung und Stolz über das große Gebäude, wovon sie alle Theile sind, haben zusammen die Einheit des Reiches hervorgerufen und gefestigt (Beifall). Diese Völker, welche bald — sehr bald nach dem Zeitmaße der Geschichte — große und volkreiche Nationen sein werden, fordern jetzt zum ersten Male ihren Antheil an den Pflichten und Verantwortlichkeiten des Reiches ebenso wie an dessen Vortheilen. (Beifall.) Demnach haben Sie jetzt zu beachten, daß Sie die trustees nicht nur eines Königreiches, sondern eines Bundes sind, der allerdings noch nicht genau umschrieben sein mag, aber im Geiste schon existirt, wenn auch nicht formell. Sie sind die trustees; Sie werden von den Kolonien angesehen als die Führer der Rasse; wir schulden den Kolonien unendlichen Dank für die Unterstützung, moralische sowohl als materielle, welche sie uns verliehen haben. (Beifall.) Es handelt sich um eine Frage, bei welcher sie indirekt interessirt sind. Sie sehen mit klarerem Auge als wir. Ihre Einsicht ist nicht von Parteipolitik verblendet. Ich werde nie glauben, daß diese freien Völkerschaften irgend eine Sache unterstützen und billigen würden, welche nicht gerecht und sittlich wäre und nicht die Prinzipien in Anwendung brächte, auf denen ihre eigenen Institutionen gefestigt sind. (Beifall.) Was immer die Zukunft bringen möge, meiner Meinung nach können wir uns Glück wünschen, sowohl zu den Kompensationen als zu den Uebeln dieses Krieges. In Afrika werden die beiden interessanten Rassen, jede in ihrer Weise bewunderungswerth, und daneben in mancher Beziehung so verschieden, jetzt wenigstens gelernt haben, sich gegenseitig zu respektiren. (Beifall.) Ich höre viel von den Animositäten, welche nach dem Kriege bleiben werden. Hoffentlich bin ich nicht zu optimistisch, wenn ich sage, ich glaube daran nicht. Wenn die Sache beendet sein wird, wenn beiden weißen Rassen gleiche Rechte gesichert sein werden, erwarte ich, daß beide zusammen in dauerndem Frieden und dauernder Wohlfahrt das Land benutzen werden. In derselben Zeit, in welcher wir die schwachen Punkte unserer Rüstung kennen lernen und diese auszubessern suchen, werden wir uns bewußt der unerschöpflichen Hilfsquellen des Reiches und nähern wir uns allmählich, wenn auch langsam, der Verwirklichung dieser großen Föderation, welche unausbleiblich Frieden, Freiheit und Recht fördern wird. (Lauter Beifall.)*)

Derselbe Gedanke eines möglichen Bundes zwischen Mutterland und Kolonien war schon ausgesprochen in der Rede, mit welcher Chamberlain die Jubiläumskonferenz der Premierminister der Selbstverwaltungskolonien (Canada, New-South Wales, Victoria, New-Zealand, Queensland, Cape Colony, South-Australia, Newfoundland, Tasmania, Western Australia und Natal) im Jahre 1897 eröffnete.**) Damals hatte dieser Gedanke jedoch für die Kolonien einen unangenehmen Beigeschmack, da es sich zu jener Zeit in erster Linie handelte um Beiträge zur Reichsvertheidigung und um einen Zollverein, der den englischen Protektionisten die Vortheile kolonialer Differentialtarife gebracht haben würde, ohne daß sie die freihändlerischen Prinzipien offen zu verleugnen brauchten. Dieses Chamberlain'sche Phantasiegebilde war damals unwiderruflich an harten Thatsachen gescheitert. Es ist nicht möglich, weder vom fiskalischen, noch vom handelspolitischen Standpunkte, das Mutterland und die in drei Welttheilen befindlichen Kolonien in einem Zollbund zu vereinen. Und wo schon ein Zollverein scheitert, ist ganz gewiß ein politischer freier engerer Bund unmöglich, so daß die ganze Chamberlain'sche Kolonialpolitik mit Zollverein und Föderation Fiasko gemacht hatte.

Als beim Kriegsausbruch die ersten Anerbietungen seitens der Kolonien erfolgten, konnte man meinen, daß die Sache wenig bedeute, da es überall unter Staatsmännern Streber gibt, die sich einen wohlfeilen Dank von der most gracious Queen erwerben möchten, und auch genug Abenteurer, die sich in einem kleinen Kriege hervor-

*) Parliamentary Debates Vol. 88 p. 622.
**) Bluebooks 1879 C. 8596.

zuthun suchen. Nach den seiner Zeit bei den englischen Staatsmännern gangbaren Begriffen handelte es sich aber um einen militärischen Spaziergang, bei welchem Parademarsche die Kolonisten in ähnlicher Weise zugelassen werden konnten wie bei dem Jubiläumsaufzuge der Königin. Die anfängliche Absage weiterer Truppensendungen seitens der englischen Regierung schien denn auch politisch wohlbegründet. Die einfachste Vorsicht gebot, einer ernstlichen Theilnahme am Kriege seitens der Kolonien keinen Vorschub zu leisten. In der Noth aber ist diese Vorsicht außer Acht gelassen und wird aus allen selbstverwaltenden Kolonien offenbar jede Hilfe angenommen. Damit wird sichtlich das bisherige Verhältniß zwischen Mutterland und Kolonien über den Haufen geworfen und etwas Neues — meiner Ansicht nach absolut lebensunfähiges — hervorgerufen.

„Wir schulden den Kolonien unendlichen Dank", sagt Chamberlain und Parlament und Presse sagen es ihm nach. Es ist aber kaum glaublich, daß die Kolonien sich mit den herzlichen Worten, mit denen sie überschüttet werden und mit militärischen Ehrenzeichen begnügen sollten! Der S t o l z a m R e i c h mag gewachsen sein, schwerlich aber auch der S t o l z a m M u t t e r l a n d e, das ohne Kolonialhilfe anscheinend nicht mit ein Paar kleinen Holländischen Ansiedelungen fertig werden konnte, und eine zugleich so habsüchtige und fehlerhafte Diplomatie betrieb. Einmal angeworben, thun die Kolonialtruppen natürlich ihre Soldatenpflicht, aber es ist undenkbar, daß sie nicht auch die Bemerkung machen sollten, wie die Buren-Republiken naturgemäß garnicht zum Englischen Weltreiche gehören, und daß die Ueberlebenden der Kolonialkontinente nicht das Bewußtsein mit nach Hause bringen, daß die Buren einen Streit führen gegen Einmischungen seitens des Englischen **Colonial-office**, gegen welche sie sich möglicherweise bald selbst eben so sehr zu vertheidigen haben werden.

Es ist mit Sicherheit vorher zu sehen, daß gleich nach dem Verschwinden des Kriegsrausches ein unlöslicher Konflikt zwischen Mutterland und Kolonien zu Tage treten wird. Es sind schöne Phrasen, daß die Unterhaus-Mitglieder die **trustees** d e s R e i c h e s seien, und daß dieses Reich in Wirklichkeit eine noch nicht kodifizirte F ö d e r a t i o n bilde; die Kolonien werden sich damit nicht begnügen, weil das englische Unterhaus nicht von ihnen mitgewählt wird. Von Neu-England, den jetzigen Vereinigten Staaten von Amerika, besagt die Geschichte des vorigen Jahrhunderts, daß sie die Oberherrschaft des Königs willig anerkannten, nicht aber jene des englischen Parlaments, in welchem sie nicht vertreten waren. Daß seitdem die Iren dem Unterhause beigefügt sind, macht die Sache gewiß nicht besser, ebensowenig, daß die Parlamente George's III in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Krone gegenüber keineswegs so unbestritten das Uebergewicht hatten, als das jetzige. Allerdings trachtet man in letzter Zeit durch weitgehende Selbstverwaltung einen Fehler des vorigen Jahrhunderts zu vermeiden, aber die Hauptsache bleibt. Die Kolonien werden ohne eigenen Willen in alle englischen Streitigkeiten hineingezogen über Fragen, an denen sie kein selbständiges Interesse haben. Dies ist erträglich, so lange ein Gefühl der Inferiorität dem Mutterlande gegenüber existirt; es wird unerträglich von dem Augenblicke an, wo sie zu gleichberechtigten Mitgliedern eines föderativen Weltreiches promovirt werden. Berichte in den englischen Zeitungen sagen aus, daß schon jetzt den Kolonialkontingenten gegenüber die Forterxistenz der Buren-Republiken schwer zu vertheidigen sei.*) Wirklich kännte man ihnen schwerlich einerseits sagen: „das Reich wurde von den Buren bedroht" und andererseits doch beim Friedensschluß den **status quo ante** wiederherstellen. Aber es ist noch unmöglicher, wenn dieses Wort einen Komparativ zuläßt, einerseits diese Kontingente ihr Blut opfern zu lassen, um für die englischen Ansiedler in den Buren-Republiken die politische Gleichberechtigung zu erwerben, somit diesen Uitlanderstreit als **casus foederis** zu proklamiren; und zugleich andererseits diese opferwilligen Kolonien in die englische Weltpolitik mitleidend heineinzuziehen, ohne denselben darauf einen Einfluß zuzugestehen, ja ohne auch nur diese Weltpolitik von dem gemeinschaftlichen Oberhaupte, der Königin, oder von dem Oberhause, in welches die Krone hervorragende Männer aus den Kolonien in zureichender Zahl berufen könnte, sondern nach wie vor von der Majorität der Vertreter der Wahlkreise Groß-Britanniens und Irlands, diktiren zu lassen. Die Kolonien werden ja bald einsehen, daß diese ganze englische Lobhudelei nur Heuchelei und ihnen keine andere Rolle zugedacht ist, als Territorien zu bilden, wo ohne Verletzung der Neutralität Miethsoldaten angeworben werden können, wie im vorigen Jahrhundert in den deutschen Kleinstaaten. In Wirklichkeit spielen in Südafrika die Kolonialkontingente aus anderen Welttheilen ja schon die Rolle der Hessen im amerikanischen Freiheitskriege. Chamberlain fühlt in seiner Rede die Schwierigkeiten auch sehr wohl. Er sagt zu den Mitgliedern des Unterhauses, daß sie von den Kolonien „als Führer ihrer Rasse angesehen würden". Dies ist sehr zweifelhaft, wenigstens für die Zukunft garnicht verbürgt. Chamberlain trägt gleich sein Scherflein dazu bei, um die Bürgschaft solcher stillschweigend anerkannten Führerschaft, welche in dem Prestige des Unterhauses liegt, zu schmälern. Die Kolonien, sagt er, sehen diese Dinge viel klarer als die Unterhausmitglieder, deren Einsicht vom Parteihader verschroben ist. Und das Unterhaus selbst wirft, was es an Prestige noch zu verlieren hat, dadurch über Bord, daß es diese Behauptung Chamberlain's — welche doch mit sich bringen würde, daß diesen weitschauenden Kolonien eine entscheidendere Stimme in den Reichsangelegenheiten eingeräumt werde, als dem in Parteihader versunkenen Parlamente — ganz artig einsteckte.

Es scheint somit, daß Alle zusammen arbeiten, um die baldige Unabhängigkeitserklärung der Kolonien herbeizuführen. Denn es gibt kein Mittel, das mit dem Worte F ö d e r a t i o n und der thatsächlichen Reichsrettung durch die Kolonien hervortretende Problem zu lösen. Den Kolonien in dem Bündnißakt einer Föderation die Mitleitung der Angelegenheiten des Reiches zu gewähren, geht nicht an, schon wegen des Einflusses des Unterhauses.*) Ebensowenig

*) In einem sehr interessanten Interview mit Mr. Mathers, Verfasser von mehreren Werken über Südafrika und eben von da zurückgekehrt, in der „Daily News" vom 12. Februar sagt dieser u. A. auf die Frage:

„Wie würden Sie die kolonialen Wünsche in Betreff der schließlichen Regelung interpretiren?"

„Unter loyalen Kolonisten bestehen über diesen Punkt keine Meinungsverschiedenheiten. Die republikanische Staatsform, das erklären sie einstimmig, muß für immer aus Südafrika verschwinden. Wenn, unvorhergesehen, einmal ein erfolgreicher Anlauf gemacht würde, um die Uebergabe von 1881 — in welchem Grade und unter welchem Vorwande auch — zu wiederholen, so können die Reichsregierung und die Engländer im Mutterlande ganz sicher darauf rechnen, daß die südafrikanische Republik, die dann entsteht, keine unter der Mißregierung von Paul Krüger und seiner Oligarchie stehende Republik sein wird, sondern eine von Engländern geleitete Republik, die nicht vom Vaal-Fluß und vom Limpopo begrenzt ist, sondern an einem Ende von Kapstadt und nördlich so fern, wie selbst die wildesten Träume von Cecil Rhodes bisher die muthmaßlichen Grenzen der britischen Expansion noch nicht gezogen haben. Sollte das aber jemals geschehen, würden Kanada und Australien unvermeidlich nachfolgen."

Mr. Mathers hat, wie er sagt, die Lager der kolonialen Kontingente alle besucht und ihren Gesprächen zugehört. Darnach hört deren Loyalität auf, wenn die Regierung ihnen nicht den Willen thut? Gefährliche Freunde!

*) Diesen Gedanken hat, natürlich ohne Wiederhall zu finden, Chamberlain selbst ausgesprochen in der oben zitirten Rede, wo er sagt:

„Ich fühle, daß eine wirkliche Nothwendigkeit für eine bessere Konsultation zwischen den Selbstverwaltungskolonien und dem Mutterland besteht, und der Gedanke ist mir gelegentlich gekommen — es ist das nur eine rein persönliche Ansicht —, ob es nicht durchführbar sei, einen großen Reichsrath zu schaffen, in den die Kolonien repräsentative Bevollmächtigte sendeten, nicht bloß Delegirte, die außer Stande wären, im Namen der Kolonien zu sprechen, ohne auf ihre betreffenden Regierun-

wird man den Kolonien eine wirkliche, ihrer wachsenden Bevölkerungszahl entsprechende Vertretung im Unterhause geben können, schon des ungeheuren Abstandes wegen.*) Beiden abstrakten Möglichkeiten steht auch im Wege, daß die Kolonien allerdings wirthschaftlich eng mit dem Mutterlande verbunden sind, nicht aber unter einander, so daß das Zusammenkommen ihrer Vertreter nur zu Reibungen Anlaß geben kann. Bliebe ein so zusammengesetztes Gesammtparlament in seinen Befugnissen unumschränkt, so würde natürlich alsbald allseitig wieder Home Rule verlangt werden. Und last not least würden die Indier und die Bewohner anderer Kronkolonien sich doch wohl nicht leicht faktisch von den Vertretern ihrer bisherigen Mitunterthanen aus den Selbstverwaltungskolonien beherrschen lassen.

Summa summarum ist das englische Weltreich nur lebensfähig, solange dem Föderationsschwindel noch Einhalt geboten werden kann. Dem stehen aber die Chamberlain'schen Aeußerungen und der ihm gespendete Beifall im Wege; auch wird den Kolonisten der Kamm wohl zu sehr geschwollen sein, um in ihre bisherige internationalpolitische Minderwerthigkeit zurück treten zu wollen, nachdem sie als Retter des Reiches aufgetreten und in dieser Rolle jauchzend begrüßt worden sind.

So weit ich persönlich über Chamberlain urtheilen kann, gehört er von Haus aus nicht zu den imaginatives, den Phantasievollen, die der aus Kimberley befreite Rhodes in der jüngsten Generalversammlung der de Beers so sehr gelobt hat. Vielleicht hat er deshalb aber nie gelernt, plötzliche Anwandlungen von Phantasie zu zügeln und nie erkannt, daß ein Staatslenker, der viel Phantasie hat, zu jeder Zeit gegen diese Eigenschaft am strengsten auf seiner Hut sein muß. Natürlich auch gegen politische Verbindungen mit allzu Phantasiereichen, zu denen Cecil Rhodes zweifelsohne gehört. Wie dem aber auch sei, Chamberlain ist jetzt von seiner eigenen oder eines anderen Phantasie gefangen. Reale Thatsachen hemmen den Flug seines Geistes nicht mehr. Die Entrüstung aller, mit alleiniger Ausnahme von Yves Guyot, in englischen Sympathien großgezogenen alten kontinentalen Freunde gilt ihm Nichts, dagegen der aus interessirten, möglicher Weise auch — wie der Anschluß Cavour's an die Westmächte im Krimkriege — aus weitschauenden politischen Motiven erklärliche Beistand der Kolonien als eine von Schuld erlösende Macht für sein Gewissen; — dieser Krieg, meint er, wird bei den Unterjochten keine Animositäten hinterlassen; die Föderation mit den Kolonien, welche in diesem ungerechten Eroberungskriege die Bluttaufe erhält, aber in der Welt Freiheit, Frieden und Recht fördern! Wo ist doch der praktische Sinn der Engländer geblieben, daß sie diesem, nicht einmal mehr politisch gut beleumdeten Manne, der sie schon dorthin geführt hat, wo sie gewiß nicht sein wollten, ihre Geschicke bleibend anvertrauen und jauchzen, wenn, wie vor einer Schaubude, sein compère Arthur Balfour ihn beweihräuchert in überschwänglichen Worten, wie diesen: „Während seiner Amtsführung hat das britische Reich zum ersten Male als einheitlicher Körper sein volles Bewußtsein erlangt von dem, was es ist und von seinen Geschicken. . . . Wenn alle kleinen und verächtlichen Anschuldigungen gegen die Regierung der Vergessenheit verfallen sein werden, welche sie so sehr verdienen, wird sein Name für immer mit diesem großen Momente in unserer Geschichte verbunden sein."

Nicht einmal wird im Parlamente Chamberlain die einfache, aber für seine ganze afrikanische Politik vernichtende, Bemerkung entgegengebracht, daß, wenn je irgend etwas von seinen Kolonialföderations-Phantasien ins Reich der Möglichkeit überführt werden soll, dessen allererste und absolut unerläßliche Vorbedingung die Rassengemeinschaft ist, und die Aufnahme anderer Rassen bei einem solchen auseinander liegenden Staatengebilde den nahezu sicheren Mißerfolg bedeutet. Deutschland verdaut schon schwer, vielleicht gar nicht, die einverleibten Polen, Dänen und Franzosen; diese aber wohnen an der Grenze des eigenen Staates und ihre Lage macht sowohl eine weitere territoriale Verbreitung als auch revolutionäre Erhebungen zur Unmöglichkeit. Dasselbe gilt von Englands Verhältniß zu Irland, welches auch wirthschaftlich schon gar nicht mehr von der Schwesterinsel geschieden werden kann. Aber in Südafrika eine Rasse, welche der Krieg Chamberlain doch als eine „bewunderungswerthe" hat erkennen lassen und deren Mauser er jetzt auch wohl respektirt — in eine auf englische Rassengemeinschaft sich stützende Föderation gegen ihren Willen einverleiben zu wollen, diese Idee zeigt, daß ihm jede gesunde staatsmännische Einsicht fehlt. Selbst wenn die Buren sich freiwillig zur Einverleibung anböten, müßte jeder wirkliche Staatsmann sich weigern, darauf einzugehen. Denn ihre Einverleibung, unwillig oder freiwillig, wird eine nachher nicht mehr lösbare Cohäsion erwirken zwischen den in ganz Südafrika schnell zunehmenden holländischen Bevölkerungen in den jetzigen Republiken und in Kapland und Natal, sowohl unter einander, als mit den Afrikandern anderer Herkunft, die nicht von Downing street aus regiert werden wollen. Bei keinem Einwohner Südafrikas, der nicht nach Europa hinüber schielt, sondern zu den dauernd ansässigen Familien gehört, wird dieser Krieg Stolz oder Freude am Empire hervorrufen. Es liegt aus diesen Gründen in der Logik der Thatsachen, daß eine südafrikanische Einigung unter englischer Fahne nur eine Etappe auf dem Wege nach völliger Loslösung sein wird, von welcher auch kein Bedürfniß nach internationalem Schutz,

gen zurückzugehen, sondern Personen, welche durch ihre Position in den Kolonien, durch ihren repräsentativen Charakter und durch ihre enge Fühlung mit den kolonialen Anschauungen sich in der Lage befänden, über alle ihnen unterbreiteten Gegenstände einen in Wahrheit wirksamen und schätzenswerthen Rath zu ertheilen. Wenn sich ein solcher Rath schaffen ließe, so würde er sofort eine ungeheure Bedeutung gewinnen, und es ist völlig klar, daß dieser Rath sich noch zu etwas Größerem entwickeln könnte: er könnte noch und nach anwachsen zu jenem Bundesrath, auf den wir als unser letztes Ideal stets unsere Blicke werden lenken müssen."

Diese „personal suggestion", nicht nur einer konsultativen Versammlung, was ganz durchführbar wäre, sondern eines B u n d e s r a t h e s mit entscheidendem Einfluß in Reichsangelegenheiten — ein Gedanke, der an Wildheit nichts zu wünschen überläßt — diente in Chamberlain's damaliger Rede als Einleitung, um den Kolonial-Ministern klar zu machen, daß Einfluß, Verantwortlichkeit und Geldbeitrag zusammenhängen, wie die folgenden Worte beweisen:

„Es mag sein, daß die Zeit gekommen ist — und wenn sie noch nicht gekommen ist, so glaube ich, steht sie nahe bevor —, wo die Kolonien den Wunsch haben werden, an die Stelle jener losen Beziehungen, welche gegenwärtig existiren, eine wirkliche Theilhaberschaft zu setzen, und in diesem Falle werden sie wünschen, ihren Antheil an der Leitung des Reiches, welches — wie wir uns gewöhnt haben anzunehmen, ebenso sehr das ihrige wie das unsrige ist — zu erlangen, aber natürlich wird mit dem Privilegium der Mitleitung und Kontrole auch die Verpflichtung und Verantwortlichkeit wachsen, es wird eine Form des Kastenbeitrags für Dinge, die uns gemeinsam sind, zu suchen sein. Das, meine ich, ist offenbar, aber man sollte es nicht außer Acht lassen, selbst in diesem frühen Stadium der Betrachtung dieses Gegenstandes."

Chamberlain sagt zu den Kolonial-Ministern: Wenn sie zu viel fragen, kommt das mauvais quart d'heure nach: dieses wird jetzt für Chamberlain und England kommen, nachdem sie die Hilfe der Kolonien angerufen, und das Unzureichende des Schutzes, den sie den Kolonien gewähren können, der ganzen Welt gezeigt haben.

*) In der „Daily News" vom 1. März wird die Bevölkerung der Selbstverwaltungskolonien Ende 1899 geschätzt, wie folgt:

Kanada	5 350 000
Neu-Süd-Wales	1 348 000
Viktoria	1 162 000
Neu-Seeland	754 000
Queensland	482 000
Kapland (mit Betschuanaland)	460 000
Süd-Australien	371 000
New-Foundland	205 000
Tasmania	182 000
West-Australien	171 000
Natal	56 000
Total	10 571 000

In Kanada zählen nach derselben Angabe die Kolonisten französischer Herkunft wenigstens 1 500 000; in Kapland stehen die Holländer den britischen Kolonisten gegenüber wie 5 zu 4.

wie Kanada es fühlen mag, zurück zu halten braucht. Dies ist so klar, daß man den Buren rathen könnte, sich ohne Weiteres einverleiben zu lassen und dann die Konspiration zu bilden, betreffs deren sie von England jetzt unrichtig beschuldigt werden. England müßte dann zum Militär-Terrorismus greifen, welcher auch die jetzt noch loyalen Bewohner bald aufsässig machen würde. Wäre es nicht wahr, was John Bright zur Zeit des Krimkrieges sagte, daß mit einem tollen Hunde eben so leicht zu reden ist, wie mit einem Volke im Kriege, so würde man jetzt wenigstens zur friedlichen Regelung der ganzen afrikanischen Frage schreiten. Leichten Herzens wird keine der Parteien wieder einen Krieg entfesseln. Wäre England verständig, so müßte es beim Friedensschluß selbst darauf dringen, so wenig Gebiet mit ungemischten holländischen Sympathien zu behalten, wie irgend möglich wäre, und versuchen, sich die Republiken in einen freundschaftlichen Nachbar zu verwandeln. Es könnte dies, wenn es sie behandelte wie Westaustralien, d. h. ebenso wenig, als in jener Kolonie, darauf drängte, politischen Einfluß einer bald wieder schwindenden Minenbevölkerung zu verschaffen, und ihnen einen eigenen oder völkerrechtlich neutralen Ausgang nach dem Ozean sicherte. Denn der Urfehler der jetzigen englischen Politik liegt darin, daß weite Kreise von der krankhaften Phantasie des Cecil Rhodes angesteckt sind, der ganz Südafrika auf der Wandkarte roth gefärbt sehen möchte, während die realen Thatsachen die Beibehaltung eines holländischen Staates daselbst unerläßlich machen, und ein Rassenkampf nur durch englische Zurückhaltung zu beenden und später zu vermeiden ist. Die Buren der Republiken sind in ihrem Rassengefühl und Unabhängigkeitsbestreben das Produkt zweier „Treks“ aus den Nachkommen der schon sehr selbständig angelegten kalvinistischen Einwanderer ins Kapland. Was sich aus dieser Völkerschaft von England assimiliren ließ, ist seiner Zeit in Kapland und Natal geblieben, aber mit dem durch doppelte Destillation erhaltenen ethnischen Produkt wird kein Eroberer je dauernd fertig; er würde, um Ruhe zu haben, zu Mitteln greifen müssen, wie sie Vespasian und Titus nach der Zerstörung Jerusalems auf die Juden anwendeten.

5. März 1900. S. van Houten.

Zu Ludwig Bamberger's Sterbetag.

Vor einem Jahr, am 14. März, ist Ludwig Bamberger gestorben. Seitdem hat er noch einmal selbst das Wort ergriffen; seine „Erinnerungen“,*) die von seiner Jugend, seinem Werdegange, dem Revolutionsjahr, seinem Brautstand, seiner Verbannung, seinem kaufmännischen Emporsteigen und den reichen geistigen Anregungen des Pariser Aufenthalts berichten, konnten von mir veröffentlicht werden; und in diesem Augenblick erscheint ein zweites Werk, von Dr. Karl Helfferich herausgegeben, eine Sammlung der parlamentarischen Reden Ludwig Bamberger's über Währung und Bankwesen.**) Das Werk ist eingeleitet durch eine vortreffliche Vorrede des Herausgebers, in der dieser die großen Verdienste Bamberger's um die Errichtung der Reichsbank und um die Einführung der Goldwährung und seine zähen und erfolgreichen Anstrengungen schildert, um diese beiden stärksten Pfeiler modernen wirthschaftlichen Lebens in Deutschland vor den Gefahren agrarischer Erschütterungen zu schützen.

Ein kurzes Jahr, so inhaltreich wie sie in unserer Zeit zu sein pflegen, ist lang genug, um auch jenen den nothwendigen Abstand zu gewähren, die Ludwig Bamberger nicht nur intellektuell, sondern auch mit ihrer Empfindung nahe gestanden haben. Er selbst war bei allem Reichthum echter Empfindung frei von jeder Sentimentalität: seine Empfindung, für Menschen, die er warmherzig schätzte, fälschte ihm doch nicht ihr Bild, und wer ihm nahe gestanden, wird versuchen, es ihm in der Fähigkeit nachzuthun: zu sehen, was ist.

Ich will es versuchen — freilich nicht sein ausgeführtes Porträt will ich geben — aber wenige Striche dazu, die für seine Physiognomie vor Allem charakteristisch waren.

* * *

Seine Natur war reich an Gegensätzen; ich nannte schon einen: warmherziges Empfinden, Liebe und Freundschaft und Hingebung für Männer und Frauen, ein feinsinniger Kultus des Menschen zum Menschen, Beziehungen, die sich über Jahrzehnte und Jahrzehnte erstreckten und stets mit sorgender Hand gepflegt wurden und doch ein spiegelklares Denken seines Kopfes auch über jene, für die sein Herz lebhaft schlug. Man kann andere ergänzende Gegensätze hinzufügen. Heißblütiges bis in sein Alter warmes Temperament, Begeisterungsfähigkeit und kühle und scharfe Beobachtung bis zur Skepsis, und eine intellektuelle Skepsis, die doch nie seine Thatkraft lähmte; geradliniges, völlig konsequentes Denken, das in der Luftlinie sich abstrakt vorwärtsbewegte und die Gabe, die verworrenen und unlogischen Impulse von Individuen und Gruppen, die Psychologie von Einzelnen und Massen mit klugem, völlig realistischem Menschenverständniß, das den Antheil des Unlogischen an der Menschennatur nur zu gut einschätzte, zu verstehen und zu berechnen. Ein mathematisches Denken, das von den Einzelheiten absah und über den Dingen schwebend oft mit Skepsis auf sie herabblickte und ein warmherziges Verstehen der Wirklichkeit, das ihn nicht ermüden ließ, an der Umgestaltung dieser Wirklichkeit zu arbeiten.

Das sind Gegensätze, — von ferne betrachtet; aber dieser Anlage fehlte die Einheit nicht, und so deuten diese Gegensätze nur die Weite einer Natur an, die in sich völlig geschlossen war.

* * *

Tausende stürzten sich im Jahre 1848 in das Revolutionstreiben. Daß auch Ludwig Bamberger es that, ist nicht verwunderlich; wie er es that, ist charakteristisch.

Als die Nachricht in Heidelberg zu seinen Ohren kam, daß Louis Philipp verjagt worden sei, packte es ihn, den ruhig seinen Studien Lebenden, und seinen Empfindungen — damals traurigen Empfindungen — Nachhängenden mit ganz elementarer Gewalt. Die Revolution in Paris war nicht ein bedeutungsvolles Ereigniß, das sich auf der Bühne der Welt abspielte, sondern sie war ihm unmittelbar ein inneres Ereigniß. „Mit einem Schlage sah ich eine neue Welt entstehen.“ Es bedurfte nur des Funkens, und sein politisches Temperament, das in ihm geschlummert hatte, war ausgelöst und wurde die entscheidende, vorwärtsdrängende Kraft seines Lebens. Ihm kredenzte die Zeit nicht einen Trank — wie den Vielen — der berauschte; ein Rausch, der dann auch schnell verflog als die Zeiten sich änderten, sondern ihm gab, das, was geschah, den Anlaß, seinen Beruf zu entdecken, den Beruf, den ihm die Natur vorgeschrieben hatte.

Die demokratische Auffassung gewährt jedwedem den Anspruch und das Recht, sich mit Politik zu beschäftigen und die Politik zu beeinflussen. Diese moderne Nothwendigkeit kann doch nicht über die Thatsache hinwegtäuschen, daß zwischen dem, der sich politisch bethätigt, und dem Politiker ein Unterschied ist, wie zwischen dem, der schreiben kann und dem, der ein Schriftsteller ist. Auch die Zahl der Analphabeten ist bei uns verschwindend klein geworden; aber der Schriftsteller, der diesen Namen verdient, der Schriftsteller in höherem Sinne, ist, so viel auch geschrieben wird, eine seltene Erscheinung geblieben, die auf

…eorg Reimer, Berlin, 1899.
…J. Guttentag, Berlin.

ganz eigenartiger Begabung beruht, und mit dem Politiker ist es genau so, wenngleich Hunderte in den Parlamenten, Zehntausende in den Vereinen und Millionen unaufhörlich auf den Bierbänken, in den Weinstuben, in den Salons diskutiren, und andere Millionen einsam mit der Zeitung in der Hand Politik treiben. In allen Künsten ist heute in unserer lernbegierigen und das Lernen so segensreich erleichternden Zeit die Zahl der Dilettanten nicht zu zählen; so auch in der Politik, die gleichfalls eine Kunst geblieben ist, weil auch sie auf ganz eigenartiger angeborener und darum schließlich nicht zu erwerbender Begabung beruht. Die Demokratie ist somit nur die heilsame und heute ganz unentbehrliche Organisation des politischen Dilettantismus aller Staatsbürger; aber der Politiker ist noch etwas ganz anderes als der durch Uebung und Arbeit kenntnißreich gewordene, vielleicht mit der Gabe der Rede und der Fähigkeit eindrucksvoller schriftstellerischer Darstellung ausgestattete und zu Ansehen emporgewachsene politische Dilettant. Der Politiker ist durchaus nicht der begabtere, der ausgewachsene politische Dilettant, obgleich die vielen Berufenen und die wenigen Auserwählten gerade auf diesem Gebiet beständig durcheinander geworfen werden.

Ludwig Bamberger hatte Temperament; wie die Revolution auf ihn wirkte, erweist dies, und es gibt keinen Politiker ohne Temperament. Das Temperament versetzt die Peitschenhiebe, die den Einzelnen zwingen, sich mit Angelegenheiten zu beschäftigen, die ihn persönlich gar nicht zu berühren brauchen, und zwar mit einer Hingabe, mit einer Leidenschaft sich ihrer anzunehmen, als sei das eigene Wohl und Wehe mit der Gestaltung von Verhältnissen verstrickt, die für den Handelnden thatsächlich ohne jede Bedeutung sein können. Und auf das Handeln, auf das aktive Eingreifen gerade kommt es an; nicht darauf, als Chor das Ereigniß mit billigenden oder mißbilligenden Aeußerungen zu begleiten.

Analysirt man das politische Temperament, so kann sich als sein Wesen ergeben: Ehrgeiz, Empörung über Unrecht, das man selbst erlitten oder das andere betroffen hat; der Wille, aus idealen Gründen oder aus Egoismus gewisse allgemeine Verhältnisse umzugestalten und zu gestalten, und nicht selten zieht das Temperament aus mehreren dieser Wurzeln seine Lebenskraft.

Aber auch das Temperament ist nur eine Voraussetzung für den Politiker; es ist nicht der wesentliche Inhalt seines Seins. Weil die Jugend Temperament besitzt und weil ihr Temperament sie häufig vorübergehend in die Politik wirft, darum eignet ihr doch noch keine politische Begabung. Und wenn vollends das Wort Revolution, die Worte Freiheit und Einheit und Größe des Vaterlandes ertönen, so ist die Jugend gewiß dabei.

Auch die Fähigkeit sein Temperament zur Wirkung zu bringen durch die Rede und durch die Schrift bedeutet nur, daß der Handwerkszeug des Politikers parat liegt. Bamberger handhabte es unmittelbar mit ganz überraschender Fertigkeit. Er wurde nicht, sondern er war sogleich, als er, ein völlig unbekannter junger Mann von 25 Jahren, auftrat, ein gehörter, beachteter, wirkungsvoller, einflußreicher, ein hinreißender Redner und Schriftsteller.

Er war für diese Aufgaben geboren. Allein, von den Ereignissen der Zeit getragen, erschienen viele damals als starke politische Talente, die sie schließlich doch nicht waren. Jedenfalls stellt ihn auch diese Fähigkeit noch nicht zu den Wenigen.

Trivial ausgedrückt, darf man sagen: den Musiker macht der Sinn für den Ton, den Maler der Sinn für die Farbe, den Bildhauer der Sinn für die Form. Zwischen dem Dramatiker und dem Politiker, denn auch der ist ein Künstler, ist intuitiv schöpferisch und konstruirend, besteht — bei aller Verschiedenheit zwischen dem Handelnden und dem ausschließlich Meditirenden — eine merkwürdige Verwandtschaft. Freilich der Politiker schafft nicht ein Drama, aber er sieht die Anfänge eines Dramas vor sich. Und aus den Interessen, den Charakteren, den Leidenschaften, die er vor sich hat, die für ihn gegeben sind, muß er mit unerbittlicher Menschenkenntniß folgern, wohin sie sich wenden, zu welchem Ausgang und zu welcher Katastrophe; genau wie der Dramatiker aus jenen Voraussetzungen, die er sich selbst gegeben hat. Es ist daher nicht wunderbar, daß Bismarck ein solcher Verehrer Shakespeare's gewesen ist. Und noch in einem anderen Punkte nähert sich die Begabung des Politikers und die des Dramatikers.

In dem Drama, das sich abspielt, hat der Politiker selbst seine Rolle, und wie der Dramatiker muß er wissen, was wirkt, und wie wirkt es auf mein Publikum. Diese kühle, scharfe Klarheit der Berechnung darf ihn nicht verlassen, während er mit aller Leidenschaft an der Entwicklung selbst Antheil nimmt. Solche Mischung zweier scheinbar gänzlich entgegengesetzten Fähigkeiten ist für den Dramatiker wie für den Politiker charakteristisch. Der Politiker empfindet und erschaut das Drama des Lebens voraus, und er wirkt selbst mit, um durch die Impulse, die er gibt, das Stück zu dem Ausgang, den er erstrebt, hinzutreiben. Erst diese Fähigkeit macht den Politiker zum Politiker.

Man kann nicht behaupten, daß der fünfundzwanzigjährige Ludwig Bamberger diese Kunst souverän beherrscht hätte. Aber die Ansätze hierzu finden sich. Er weiß von Anfang an, was politisch wirkt, und er weiß, wie die politischen Stöße sich fortsetzen müssen; wie das Betreten einer Bahn in entscheidender Stunde den Ausgang bedingt; er ist, selbst in den Leidenschaften der Zeit verstrickt, doch ohne Illusionen darüber, wohin die handelnden Charaktere und wohin diese Leidenschaften treiben müssen. Und gerade das Ende mit überraschender Klarheit im voraus erkannt zu haben, das war seine Stärke.

Daß er die maßgebenden Politiker der Paulskirche verhöhnte, weil sie weniger radikal waren als er selbst, dieser Radikalismus war jugendlich und der Hohn war hergebracht in seinen Kreisen. Er thut hier nur mit starkem Talent, was viele thaten. Aber, wie er zugleich, die politische Unfähigkeit — ganz unabhängig von der Farbe ihres politischen Glaubensbekenntnisses — wie er die Unfähigkeit derer, die er angriff, erfaßt hat, und wie er das Wesen dieser Unfähigkeit auseinandersetzte und die unabwendbaren Folgen voraussagte, dieser Wirklichkeitssinn, der aus dem Erfassen des Gegebenen das Zukünftige deutlich ahnt, er zeigte, daß Bamberger bei seinen mangelnden Erfahrungen einer von der Kunst sein mußte.

War die eine Aufgabe das Erkennen, so war die andere politische Aufgabe das Handeln gemäß dem Erkennen. Und erledigte Bamberger die eine Aufgabe erstaunlich, so war er in Bezug auf die zweite politisch wichtigere Aufgabe in lokaler Enge trostlos festgebannt.

Er war sich ganz klar bewußt, daß man mit den Reden, die er in der Paulskirche hörte, nur ein Regiment hätte stürzen können, das nicht mehr gestürzt zu werden brauchte, und er sah ganz deutlich, daß die herrschenden Mächte in Deutschland freilich vorübergehend vom Schrecken paralysirt, aber keineswegs thatsächlich zusammen gebrochen waren. Er täuschte sich nicht über das Herannahen des Augenblicks, da die Realität der Bajonette mit der Irrealität des Wortschwalls aufräumen würde. Er und seine Freunde organisirten daher den Widerstand in Mainz und Rheinhessen; er ohne freudigen Glauben und ohne optimistische Illusionen wie Jemand, dem Ehrgefühl und Freundschaft für die Redenmänner verbieten, aus vorausschauender Klugheit dann abzuschwenken, wenn das bittere Ende naht, auf das man doch selbst mit hingetrieben hatte.

Gewiß konnte man Deutschland von der Pfalz aus nicht retten, und nachdem die Entscheidung in Wien und in Berlin gefallen war, konnte sie von einem Winkel Deutschlands aus nicht mehr rückgängig gemacht werden. Frankfurt aber war darum noch nicht zu einem Mittelpunkt geworden, weil dort die Parlamentarier Monate lang gesprochen hatten. So blieb nur übrig, daß der Winkel den Entscheidungen der Mittelpunkte unterworfen würde. Und nachdem Alles so weitgediehen war, entzog sich Bamberger

auch diesem formalen Abschluß nicht. Er ließ im letzten Akt das Schicksal fatalistisch über sich ergehen.

Aber als er mit dem Leben davon gekommen war, und als er die persönliche Freiheit gerettet hatte, richtete er sich unmittelbar wieder auf, und nachdem im Mai und Juni 1849 die Pfälzer Erhebung verblutet war, schrieb er im Juli seine Erinnerungen an diese revolutionäre Episode nieder*), ein äußerst merkwürdiges Zeugniß von der seltenen politischen Fähigkeit illusionsloser, kühler, gänzlich rücksichtsloser Recensent über ein Stück zu sein, in dem man soeben noch leidenschaftlich Mithandelnder gewesen war.

Und damit erhob sich Ludwig Bamberger unmittelbar über jene Revolutionsgenossen, die dem Kultus der revolutionären Ideen zu huldigen glaubten, indem sie sich über die Vergangenheit und über die Zukunft Illusionen machten, die ihr Selbstgefühl mit Täuschungen über die Wirklichkeit fütterten, und die jeden als einen Abtrünnigen betrachteten, der ihnen ihre selbstgefälligen Beschönigungen und Hoffnungen rauben wollte. Bamberger sagte diesen Genossen:

„Uns bis aufs Kleinste klar zu machen, an welchen Mängeln und Fehlern wir zu Grunde gegangen sind, scheint mir eine so einfache Forderung des Menschenverstandes, daß mein Ohr für jeden Disput darüber taub ist.“

Als die Revolution zusammengebrochen war, stand Ludwig Bamberger mit seinen 26 Jahren bereits über den Ereignissen.

Er war ein jugendlicher, heißblütiger, thatendurstiger Agitator in einem Winkel Deutschlands gewesen, und doch zugleich ein kühler, scharfer Beobachter, der von diesem leidenschaftlich erregten Winkel aus, die Gesammtheit der Vorgänge im Auge behält, und trotz seiner Skepsis, die sich schließlich eingestellt hatte, hält er als Ehrenmann und warmherziger Freund dann bis zuletzt aus.

Als die Illusionen aber aufhörten, eine Stärke zu sein, und eine gefährliche entmannende Schwäche wurden, war er von jener selbständigen und gesunden Rücksichtslosigkeit, vor den Augen seiner Genossen die Spinnweben zu zerreißen, die jene für feste Ankerketten ihrer Hoffnungen hielten.

* * *

Am 1. Januar 1859 hatte der Kaiser Napoleon bei der feierlichen Gratulationscour der Gesandten einen seiner welthistorischen Theatercoups zur Ausführung gebracht. Er hatte den österreichischen Vertreter darauf hingewiesen, daß die Beziehungen der französischen zur österreichischen Regierung sich bedauerlich verschlechtert hätten. Im Mai begann darauf der Kampf Frankreichs und Sardiniens und der italienischen Freiheitskämpfe gegen Oesterreich in der Poebene.

Oesterreich war noch immer die deutsche Vormacht. Was sollte der deutsche Bund thun? Sollte er die Schwächung Oesterreichs zulassen oder sollte er den Angriff Frankreichs auf die österreichischen Besitzungen in Italien mit einem Angriff gegen Frankreich vom Rheinufer her beantworten?

Napoleon war verhaßt bei den Demokraten und bei den Liberalen in Deutschland, weil er die französische Republik gestürzt hatte, und wo man Napoléon le petit von Victor Hugo gelesen, sprach man mit Abscheu von dem kleinen Neffen, der einen Thron gestohlen hatte. Mit gleichem Widerwillen und mit gleicher Abneigung sprachen die deutschen Legitimisten von ihm, denen er ein revolutionärer Emporkömmling war, der der „Monarchie von Gottes Gnaden“ den Weg versperrte. Der sympathischste und in Fragen der auswärtigen Politik zugleich ganz sicher einer der borniertesten preußischen Legitimisten, Leopold von Gerlach, der Generaladjutant Friedrich Wilhelms IV., schrieb damals:

„Wann werden sich die Urtheile der Menschen abklären: wann wird man von Franzosenfreunden mit Indignation sprechen!“

Und für die Gesammtheit der deutschen Politiker und namentlich für sehr zahlreiche preußische war schließlich die Erinnerung maßgebend, daß auch Napoleon I. zuerst Oesterreich geschwächt, dann Preußen an den Rand der Vernichtung gebracht, und schließlich dahin gelangt war daß es ein Deutschland nicht mehr gab. Sybel schreibt über die damaligen Stimmungen und Erwägungen:

„Wer jetzt in dem heiligen Kampfe zurückbleibe, verrathe das Vaterland und zerreiße die deutsche Nation. So tönte es in München und Augsburg, wie in Stuttgart und Darmstadt; mit lärmendem Terrorismus wurde jede abweichende Meinung erstickt, und unaufhörlich die Regierungen zu schleuniger Bewaffnung gedrängt. Die Wirkung war groß, die Herzen des süddeutschen Volkes geriethen in glühende Bewegung. . . .“

Ludwig Bamberger war aus der süddeutschen Demokratie hervorgegangen, und diese süddeutsche Demokratie wüthete vor Allem gegen Napoleon, den Dezembermann, der die Freiheiten in Frankreich erwürgt hatte, und diese süddeutsche Demokratie haßte vor Allem den Junkerstaat Preußen, der 1848 die Einheit verrathen und der seit 1848 eine Politik brutaler Reaktion im Innern und gänzlicher Unfähigkeit auf internationalem Gebiet verfolgt hatte.

Eine Strömung, die aus solchen Stimmungen und Erwägungen hervorging, mußte sich machtvoll genug erweisen, um auch viele starke Naturen mitfortzureißen.

Ludwig Bamberger berichtet in seinen „Erinnerungen“, wie er damals „in leidenschaftlicher Erregung“ in einem Landhause bei Paris, in Maisons-Laffitte, während der frühesten Morgenstunden, da der Tag den Geschäften gehörte, seine Flugschrift „Juchhe nach Italien“ geschrieben habe.

Diese wenigen Seiten sind ein gluthvolles hinreißendes Pamphlet; der Inhalt ist von hoher Bedeutung.

„Wie sie schreien werden — denn schreien ist ja die Parole und sie kennen den Zauber dieses Betäubungsmittels — wie sie schreien werden, die Schurken und Schwachköpfe aller Abstufungen, über den Einzelnen der sich unterfängt, mit frecher Selbstgewißheit sein abstechendes Urtheil als den Ausspruch des Menschenverstandes der Stimme einer Nation entgegen zu stellen. Nun, es gibt solche Gewißheiten, es gibt Ueberzeugungen, die in Ruhe und Unbefangenheit abgewogen, das Bewußtsein in sich tragen, daß sie allein richtiger sehen, als eine rasende Gesammtheit, die am Ende auch nur von einigen Wenigen geführt, berauscht, gehetzt, sich einherwälzt.“

Und nun entwickelt Bamberger im Gegensatz zur allgemeinen Stimmung, vor Allem im Gegensatz zur Stimmung seiner Parteifreunde in Süddeutschland sein Programm:

„Nicht um Italien handelt es sich für uns, nicht um Bonaparte, es handelt sich um Deutschland, um Deutschlands Wohl, um die Einheit, welche nicht an der Eider und nicht am Po ihre gefährlichsten Feinde hat, sondern an der Donau und überall da, wo ein Duodeztyrann jetzt Wachtparaden mit Kaiser-Franzens-Hymnen aufführen läßt. In der That, wer nicht aus der Geschichte gelernt hat und nicht mit dem Verstande begreift, daß eine österreichische Hausmacht kein einiges mächtiges Deutschland vertragen kann, dem ist allerdings nichts Besseres zu rathen, denn daß er in Gottes Namen den Beruf deutscher Nation als getreuer kurhessischer Unterthan erfüllen helfe.“

Oesterreich ist der Feind, das hatte auch Bismarck als Bundestagsbevollmächtigter in Frankfurt erkannt.

Und auf wessen Hilfe gegen Oesterreich baut Bamberger:

„Welche geringe Vorstellung man immer von dem Verhältniß habe, in welcher das gegenwärtige preußische Herrschergeschlecht seiner deutschen Aufgabe gewachsen ist, wieviel Wahres auch an der süddeutschen Antipathie gegen märkischen Intelligenzdünkel sei — das ist und bleibt doch der einzige Ausweg aus Deutschlands Jammerzustand daß Preußen möglichst weit das Raubstaatensystem absorbire. Ein-

*) Erlebnisse aus der Pfälzer Erhebung im Mai und Juni 1849. Gesammelte Schriften. Rosenbaum & Hart. 1895, Bd. III.

wenig Zutrauen man immer in dynastische Einigungs- und Befreiungsmethoden setze, es ist nicht zu leugnen, daß nach der erbärmlichen Niederlage von 1848, von Berlin aus noch mehr Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang winkt als von einem Frankfurter Parlamente aus".

Welche selbständige Entwicklung hatte der süddeutsche Demokrat, der die Pfalz insurgirt hatte, durchlaufen müssen, um nunmehr die Illusion einer neuen Volkserhebung zur Einigung Deutschlands schonungslos zu zertrümmern, und welche Unabhängigkeit des politischen Blickes gehörte damals als Flüchtling in der Fremde dazu, um auf Preußen, als den einzigen Retter der deutschen Einheit, hinweisen zu können, auf jenes Preußen, das die Aufständischen in Baden füsilirt und das die Kreuzzeitungsherrschaft und Olmütz noch eben durchgemacht hatte.

Diese Selbständigkeit und diese Schärfe des Urtheils verzieh man erklärlicherweise Ludwig Bamberger nicht. Karl Marx, der von London aus Verschwörungen inscenirte, schrieb damals in seinem tüftelnd verschnörkelten Stil:

„Herr Gescheidt Bamberger ist neuerdings bekannt geworden unter dem Namen Juchhe nach Italien; er ist gegenwärtig auf ganzen Sold angeheiratheter loup garou zu Paris und dezembristischer Demokrat im einfachsten Sinne des Wortes."

Und Fröbel, der zu den alten achtundvierziger Kameraden gehört hatte, nennt Bamberger einen „revolutionären Bankier" unter dem Schirm des französischen Kaiserthums". „Juchhe nach Italia" galt in diesen Kreisen als eine Schrift, die mit französischen Trinkgeldern bezahlt war.

Bismarck hatte sich aus den Vorurtheilen der Kreuzzeitungspartei herausarbeiten müssen, um den Gerlachs zum Trotze den Kampf gegen Oesterreich als die Nothwendigkeit für Preußen zu erkennen. Bamberger mußte die achtundvierziger demokratischen Illusionen abstreifen, um gegen die Demokratie, das demokratische Ideal, die deutsche Einheit, durch das reaktionäre Preußen erstreben zu können. So unabhängig wie Bismarck zur Kreuzzeitung, stellte sich Bamberger zu den populären demokratischen Anschauungen. Das heißt nicht, daß Bamberger und Bismarck auch nur aus der Ferne vergleichbar gewesen sind. Aber es zeigt, wie weit auch Bamberger über die Anschauungen und Vorurtheile seiner Umgebung sich erhob.

Und man kann auch die Schärfe von Bamberger's politischem Blick in diesem Falle an der Thatsache messen, daß Bismarck die Chancen des italienischen Krieges ganz ähnlich beurtheilte wie er. Während der eine die öffentliche Meinung in Deutschland bearbeitete, machte der andere seinen wachsenden höfischen Einfluß in gleicher Richtung geltend, um die preußische Regierung von einem verhängnißvollen Schritt abzuhalten.

Ein ausgezeichnetes Programm in der Tasche und köstliche Ziele vor Augen zu haben, macht den Politiker nicht aus. Es reicht die Gesinnungstüchtigkeit für die Massen hin. Freilich gesinnungslos haben die Führer gewiß nicht zu sein; aber zu ihrer politischen Charakterfestigkeit hat die Fähigkeit hinzuzukommen, die gangbaren Wege und, wie es nicht anders sein kann, die Umwege zu finden, die zu dem erhofften Ziele führen.

Bamberger hoffte zehn Jahre nach der Revolution nur noch darauf, daß unter dem Zwange der historisch gegebenen Verhältnisse die deutsche Einheit durch das reaktionäre Preußen herbeigeführt werden würde.

Solche Klarheit des Blicks mußten jene mißbilligen, die nur über zuverlässige politische Grundsätze verfügten.

* * *

Die gradlinige Entwicklung jener Gedanken, die in „Juchhe nach Italia" niedergelegt sind, mußte dazu führen, daß Ludwig Bamberger in seinem Monsieur de Bismarck vorurtheilslos zu diesem Staatsmann Stellung nehmen und dann für die Bismarck'sche Politik nach 1866 eintreten konnte. Bamberger selbst freilich war sich bewußt, daß dieser Anschluß an die Bismarck'sche Politik nicht ein Aufgehen in ihr bedeuten konnte, und die zahlreichen Dokumente, die heute vorliegen, beweisen, daß der Staatsmann an der Spitze Deutschlands und die aus dem Jahre 1848 hervorgegangene aufgeklärte, mit den gegebenen Thatsachen rechnende Demokratie doch schließlich nur in einem einzigen, freilich sehr wichtigen Punkte ihres Programms übereinstimmten.

Die Richtung gegen Oesterreich war beiden gemein. Bismarck schrieb aus Frankfurt:

Es „sind die Fälle, wo Oesterreich in der europäischen Politik unser bedarf oder uns fürchtet, die einzigen, wo wir in der deutschen Politik Fortschritte machen können."

Das blieb die bestimmende Ansicht Bismarck's. Und Bamberger schrieb fast gleichzeitig:

„Damit Preußen diesen Rettungsversuch (nämlich für Deutschland) unternehmen könne, muß Habsburg anderwärts beschäftigt und entkräftet sein."

Die Auffassung war dieselbe; das Ziel aber war nur ein verwandtes: ein starkes deutsches Reichsheer, und eine Einheit vergoldet vom Glanze nationaler, auf tausendjähriger Tradition beruhender Größe in Kunst und Wissenschaft hier; dort ein Preußen, das über Deutschland verfügte, festruhend auf der realen Kraft gut gedrillter Rekruten und gut geschulter Beamten. Und auch der Kampf gegen Oesterreich war doch zugleich von sehr verschiedenen Motiven bei diesem und bei jenem beeinflußt.

Für Bismarck war Oesterreich in erster Linie, man kann vielleicht sagen, ausschließlich, der Widersacher für ein Vorwärtskommen Preußens auf internationalem Gebiet; für den Liberalismus war Oesterreich überdies der Pfaffenstaat, die Citadelle deutscher Verdummung, die kaiserlich privilegirte Mutterloge aller Zerstückelung, aller Knechtung und Knebelung. Das Bismarck'sche Programm sagte daher nichts aus über das innere Wesen deutscher Neugestaltung, und in der That ordnete Bismarck diese Neugestaltung — wie heute klar ist — den internationalen Bedürfnissen zeitweilig und zwar bis zum reaktionären Rückschlag unter. Dem Liberalismus hingegen war ein Deutsches Reich im Gegensatz zu Oesterreich auch ein innerer geistiger Gegensatz zu jenem Staat; es sollte der Korporalstock zerbrochen und die verdummende Pfaffenwirthschaft hinausgejagt werden. Nur die Freiheit, so nahm man an, könne alle Widersprüche in Deutschland lösen.

Bamberger sah in der Einheit und Freiheit — und das ist für ihn ganz besonders charakteristisch — aber nicht nur ideale Güter, sondern diese idealen Güter setzten sich für ihn ganz unmittelbar in völlig reale Segnungen um.

Schon 1859 schrieb er: Für die nationale Sicherheit ist Gleichheit und Freiheit und Einheit Voraussetzung. Die militärische Zusammenfassung Deutschlands war eine Nothwendigkeit auch gegenüber den Kleinstaaten; und dann fährt er fort:

„Nicht minder als die Sicherheit leidet der Wohlstand unter den Kleinstaaten. Wer die Anfangsgründe der Volkswirthschaft kennt, der weiß, daß Größe und Einheit der administrativen Maßstäbe die ersten Bedingungen vernünftiger Zustände sind . . . Was Deutschland in den letzten dreißig Jahren an Reichthum gewonnen, hat es der Vielstaaterei mit Mühe abgerungen."

War die eine Auffassung weit verbreitet, so war es die zweite keineswegs in gleichem Grade. Und als nun jenes Deutschland der achtundvierziger Sehnsucht erstand, da war es Ludwig Bamberger, in dem sich politische Fähigkeiten und kaufmännische Erfahrungen größten Stils so glücklich mischten, da zog er in aller erster Reihe die Konsequenz, und wie er anseuernd gesagt hatte „kein Wohlstand ohne Einheit", so erschuf und half er schaffen nunmehr im geeinigten Deutschland die Voraussetzungen für den Wohlstand. Der internationalen Handelsgesetzgebung,

der neuen Währung, der Bankgesetzgebung war er Geburtshelfer und Pathe und dann streitbarer schützender Vormund.

Die geistige Struktur eines hervorragenden praktischen Volkswirthes setzt sich aus merkwürdig heterogenen Elementen zusammen. Das volkswirthschaftliche Denken verlangt die Gabe, aus der Vielgestaltigkeit des bewegten Lebens ein einzelnes wirthschaftliches Phänomen herauszuheben, herauszupräpariren und gänzlich zu isoliren, und in dieser abstrakten Isolirung logisch durchzudenken bis in alle jene Konsequenzen, die der gegebenen Voraussetzung entsprechen. Ein abstrakt mathematischer Sinn ist hierzu erforderlich, als wäre die Formel zu finden für die Richtung, die die Magnetnadel unerbittlich weisen muß. Aber auch im wirthschaftlichen Leben wird die Magnetnadel unaufhörlich durch Einflüsse der individuellen Umgebung abgelenkt, und kann nur die abstrakte wissenschaftliche Methode, die von jeder Einzelheit des Falles absieht, das die Richtung gebende Prinzip aufstellen, so kann nur das feinste Verständniß für alle Besonderheiten gerade des **individuellen** Falles das richtige, logisch exakte Prinzip mit allen Zufälligkeiten, Abirrungen, Widersprüchen einer realen Wirklichkeit zu einem Ausgleich bringen, der aus einer Formel eine dem Leben angepaßte Potenz macht; die Voraussetzung ist ein starrer mathematischer Kopf mit der Fähigkeit größter Schmiegsamkeit und dem größten Verständniß für die Psychologie eines widerspruchsvollen Lebens; ein Organ, das schnurstracks vorwärts stößt und das allen Irrgängen und Verwicklungen der Wirklichkeit nachzutasten im Stande ist.

Diese Kombination gehört zu den größten Seltenheiten, und weil Ludwig Bamberger, wie ganz wenige, über beide Fähigkeiten verfügte, beide Fähigkeiten in seinen Reden und Schriften über nationalökonomische Probleme, in meisterhafter Weise verschmolzen, einsetzen konnte, darum vermochte er einen so tiefgreifenden reformatorischen Einfluß auf das deutsche wirthschaftliche Leben auszuüben. Der Nationalökonom, der zugleich ein praktischer **Psychologe des Weltverkehrs** war, kämpfte für die **Goldwährung** und wies die Wege für ihre Einführung, und aus der Kenntniß der **Psychologie des nationalen Verkehrs** entstand die **Reichsbank**. Der nationalen **politischen** Größe wurden die festen **wirthschaftlichen** Fundamente geschaffen, und das internationale politische Ansehen wurde gestützt und gehoben durch Maßregeln für den internationalen wirthschaftlichen Aufschwung.

Einheit und Wohlstand: Ludwig Bamberger hat beide Nothwendigkeiten in ihrer Wechselwirkung erfaßt, und dann hat er nicht nur als einer von vielen Helfern, wenngleich einer der Begabtesten, sich bethätigt, sondern in der einen Richtung wenigstens wirkte er zugleich selbstschöpferisch, und das gibt seiner Physiognomie als Politiker den Charakter.

* * *

Ludwig Bamberger war zu klug, um zu verkennen, daß er vergeblich nicht gelebt hatte. Er wies sich seinen Platz voll Klarheit und ohne Ueberhebung selbst an. Und aus solchem Bewußtsein kam seinem Alter Sonne.

Gibt es aber für die zurückblickenden Ueberlebenden an einem Todestage einen versöhnenden Gedanken, der zugleich fruchtbringend und vorwärtsweisend den Nachgeborenen ist, so liegt er darin: Der Inhalt dieses abgelaufenen Lebens ist trotz Kümmernissen und Bitternissen und Enttäuschungen, die keinem reichen Dasein fehlen, in hohem Maße lebenswerth gewesen.

14. März. P. Nathan.

Zur Entwicklungsgeschichte des Geldes.

II.

Die Erfindung und Verbreitung der Münze bedeutet den wichtigsten Wendepunkt in der Geschichte des Geldwesens. In der Münze war zum ersten Mal das Tauschmittel oder Geld äußerlich unterschieden und herausgehoben aus allen zum Verbrauch oder dauernden Gebrauch bestimmten Gegenständen. Solange die Metallbarren ebenso den Rohstoff für Schmuckgegenstände darstellten, solange Goldspiralen und Ringe ebenso Schmuckgegenstände waren, wie sie auch gelegentlich zum Austausch gegen andere Güter verwendet wurden — solange war ein Unterschied zwischen Gebrauchsgegenstand und Tauschmittel nicht in der Augenfälligkeit gegeben, mit welcher er jetzt in Erscheinung trat, wo der Unterschied in der Münze körperlich ausgedrückt wurde. Nicht als ob das gemünzte Metall durch die Prägung dauernd aus dem Kreis der übrigen Güter ausgeschieden worden wäre; die Münzen können ja durch Einschmelzung jederzeit wieder in Rohmetall und durch Verarbeitung in Schmuckgegenstände verwandelt werden. Aber solange sie Münzen waren, stellten sie doch in konkreter Weise die Geldfunktionen dar, welche bisher von den Gebrauchsgütern nur nebenbei verrichtet worden waren. Damit war die Grundlage gegeben für eine das Geld von allen übrigen Gütern scharf unterscheidende Anschauungsweise, für die Herausbildung besonderer das Geld betreffenden Handels- und Rechtsgewohnheiten und schließlich für ein Erfassen des Geldes durch den **Staat** und seine Gesetzgebung.

Gleichzeitig wurde durch die Münzprägung die Verwendbarkeit der Edelmetalle als Tauschmittel ganz enorm gesteigert. Alle Vorzüge, mit welchen die Edelmetalle von Natur für die Verrichtung von Geldfunktionen ausgestattet sind, konnten jetzt erst in volle Wirksamkeit treten, auch in denjenigen Schichten des Verkehrs, welche des **Wiegens** und **Probirens** unkundig waren. In der Form von Münzen wurden die Edelmetalle auch dort genommen, wo man sie ungeprägt zurückgewiesen hätte. Diese Gangbarkeit der Münzen mußte sich aus sich selbst heraus steigern; je leichter sie im Austausch gegen andere Güter anzubringen waren, desto stärker wurde der Begehr nach ihnen, um sie dann wieder als Tauschmittel zu verwenden. So entwickelte sich in der Münze eine Waare, vermittelst welcher man alle anderen tauschbaren Güter erhalten konnte und welche deshalb Jedermann für die von ihm selbst nicht benöthigten und benutzten Güter zu erlangen strebte.

Ein so vollkommenes Instrument zur Tauschvermittelung, dessen Besitz die Herrschaft über alle andere Güter verlieh, mußte die gesammte Wirthschaftsverfassung allmählich revolutiren. Die Erleichterung des Tausches mußte die Vortheile des Tausches und damit auch die Vortheile der Arbeitstheilung steigern; das Streben nach dem verlockenden Gelde mußte zur planmäßigen **Produktion** für den Absatz reizen. So hat die Vollkommenheit des geprägten Geldes jene verfeinerte und spezialisirte Arbeitstheilung ermöglicht und herbeigeführt, durch welche die ursprüngliche Eigenproduktion immer mehr verdrängt worden ist und auf welcher die ganze Entfaltung unserer modernen Güterproduktion beruht. Gleichzeitig hat die Macht des Geldes, über andere Güter zu gebieten, zu der gewaltigen Bedeutung des Geldbesitzes geführt, auf welcher die ganze soziale Schichtung der modernen Gesellschaft beruht.

Gefördert worden sind diese Wirkungen, deren volle Tragweite kaum zu ermessen ist, dadurch, daß der Staat sich in fortschreitendem Maße des **Geldwesens** bemächtigte und den Geldbegriff juristisch ausgestaltete.

Auch hier gab die Erfindung der **Münze** den Ausgangspunkt und Anstoß.

Vor der Erfindung der Münze hat sich eine entwickelte Staatsgewalt, wie sie beispielsweise in Aegypten und Babylonien bestand, mit dem Geldwesen wohl nur soweit zu

beschäftigen gehabt, als die an den Staat zu leistenden Zahlungen und Abgaben und die durch richterlichen Spruch festzusetzenden Geldstrafen und Entschädigungen zu regeln waren. Mit der Münze entstand nun eine neue Aufgabe für den Staat: die Betheiligung an der Herstellung oder die ausschließliche Handhabung der Herstellung des gemünzten Geldes. Die Stempelung der Münzstücke mag zuerst von angesehenen Privatleuten erfolgt sein; darüber wissen wir nichts. Sicher ist jedoch, daß bereits im frühesten Stadium die Staatsgewalt die Münzprägung ausgeübt, und daß sie bald ein Monopol daraus gemacht hat.

In der Hand des Staates nun verlor die Prägung bald ihren ursprünglichen Charakter, der eine bloße Beglaubigung von Gewicht und Feingehalt war.

Das ging folgendermaßen zu: Das gemünzte Metall war in seiner Brauchbarkeit als Tauschmittel dem rohen Metall so weit überlegen, daß die Vorstellung, welche man sich von der Münze machte, sich bald von ihrem ursprünglichen Wesen eines bloßen beglaubigten Metallstückchens entfernte. Die Münze bildete sich zu einem selbständigen Wesen heraus, das überall einen eigenen Namen erhielt; es bildete sich die Vorstellung, daß die Prägung das Wesentliche an der Münze sei und daß der Metallgehalt erst in zweiter Reihe komme. Diese Vorstellung wurde dadurch geweckt und unterstützt, daß im allgemeinen Verkehr mit ungeprägtem Edelmetall als Tauschmittel bald nichts mehr anzufangen war, während das Metall in gemünzter Form ausschließlich jene geheimnißvolle Macht über alle Waren in sich verkörperte. Dazu kam, daß sich auch unter ihrem ursprünglichen Werth ausgeprägte Münzen als gangbar erwiesen. Es bildete sich dadurch eine Ahnung von dem richtigen Gedanken, daß das Geld einen gewissen Funktionswerth habe, der unter gewissen Voraussetzungen den Werth des Stoffes, aus welchem es hergestellt ist, erheblich übersteigen könne. Welches aber diese Voraussetzungen seien, darüber herrschte noch lange vollständige Unklarheit. Man sah — und zwar nicht nur im Volk, sondern auch bei den Regierungen — die Prägung als eine Art Hexerei an, die nicht nur gewöhnliche Waren in Geld verwandeln, sondern auch aus geringeren Werthen höhere Werthe schaffen könne; und natürlich beheilt sich die Staatsgewalt dieses einträgliche Geschäft vor.

Die Loslösung der Münze von der Vorstellung eines bestimmten Quantums Edelmetall kam von Anfang an darin zum Ausdruck, daß die Münzen besondere Namen erhielten, und daß die Kaufverabredungen und Zahlungsverträge nicht etwa in bestimmten Mengen staatlich beglaubigten Goldes oder Silbers, sondern in bestimmten Summen von Gold- und Silbermünzen abgeschlossen wurden. Die Münze war gewissermaßen die Unabhängigkeitserklärung des Geldes von den übrigen Verbrauchs- und Gebrauchsgütern. Bisher war das Geld nur eine Funktion die gelegentlich von gewissen Gebrauchsgütern erfüllt wurde, der Begriff der Geldsumme stimmte überein mit der Anzahl und Gewichtsmenge der als Tauschmittel verwendeten Gebrauchsgüter; um Geldsummen zu messen und auszudrücken brauchte es keine anderen Vorstellungen, als die, welche zur Bestimmung der Quantität bei allen anderen Gütern nothwendig waren. Das änderte sich, als die Geldfunktion in der Münze verkörpert wurde, und als die Münze den Kauf- und Zahlungsverträgen zu Grunde gelegt wurde. Jetzt entstand ein eigener Maßstab für die Geldmengen, ein Maßstab, dessen Rechnungseinheit eben die Münze war. Das ist bis heute so geblieben, wir drücken heute noch Geldsummen ebenso in Rechnungseinheiten wie Mark, Franc, Gulden, Dollar, Pfund Sterling aus, wie die kleinasiatischen Griechen sie in Stateren und die Perser in Dareiken berechneten.

In Verbindung mit der ausschließlichen Handhabung der Prägethätigkeit durch den Staat ist die Entstehung einer eigenen Rechnungseinheit für Geldsummen von der größten Bedeutung geworden für die ganze Ausbildung des Geldbegriffs, namentlich des juristischen Geldbegriffs, und damit auch für die ganze weitere Entwicklung des Geldwesens.

Wie ein immer enger werdendes Netz überspannten mit dem Fortschreiten der Kulturentwicklung Zahlungsverpflichtungen aller Art die ganze Volkswirthschaft. Die an den Staat zu leistenden Abgaben mehrten sich, ebenso Zahlungsverträge, die aus Kaufakten, aus Miethe, aus Pacht, aus Darlehen, aus Besoldungen u. s. w. hervorgingen. Alle diese Zahlungsverpflichtungen wurden bemessen in bestimmten Münzeinheiten, die allerdings ursprünglich nichts waren als bestimmte Quantitäten Edelmetall in staatlich beglaubigter Form. Aber die Staatsgewalt, welche die Hand auf die Herstellung der Münzen gelegt hatte, ging einen Schritt weiter; sie sagte: ich kann meine Münzen herstellen wie ich will, ich kann durch meine Gesetzgebung bestimmen, daß Zahlungsverpflichtungen, welche auf meine Münzen, auf mein Geld lauten, in denjenigen Stücken beglichen werden, welche ich als solche Münzen bezeichne, einerlei wie viel Edelmetall und was für Edelmetall sie enthalten.

Mit anderen Worten: durch die Münze, welche ursprünglich nur ein beglaubigtes Stückchen Edelmetall war, wurde das Geld eine juristisch selbständige Größe; das Edelmetallquantum, mit dem die Rechnungseinheit des Geldes ursprünglich zusammenfiel, wurde zum bloßen Substrat des Geldes, über dessen Festsetzung und Veränderung die Staatsgewalt die freie Verfügung beanspruchte. Diese Anschauung hat in der Praxis von jeher geherrscht. Sie hat sich historisch zuerst in prägnanter Weise geoffenbart bei der Seisachthie, der Schulderleichterung, welche Solon in Athen durchführte. Solon setzte den Metallgehalt der athenischen Münzen um ein Viertel herab und schrieb vor, daß alle Gläubiger sich die Zahlung in der neuen leichteren Münze zu ihrem Nennwerth gefallen lassen müßten. Das athenische Geld existirte, um mich eines Ausdrucks Hartmann's zu bedienen, „als rechtlich identische Größe“ fort, mit einem anderen Substrat, das eine geringere Menge Edelmetall darstellte.

Alle die zahlreichen Münzverschlechterungen, von denen kein Staatswesen verschont geblieben ist, sind praktische Aeußerungen dieser Anschauung; sie stellen den aus falschen theoretischen Vorstellungen und gewinnsüchtigen Motiven hervorgegangenen Mißbrauch einer Gewalt dar, welche dem Staate durch die gesammte wirthschaftliche Entwicklung zugewachsen ist.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Karl Helfferich.

Lufthiebe gegen die Börse.

Der preußische Handelsminister — unterstützt von dem Oberpräsidenten v. Bethmann-Hollweg — gefällt sich unentwegt in der Rolle eines Börsen-Schulmeisters; das Neueste in dieser Hinsicht ist ein Oberpräsidial-Erlaß vom 26. Januar d. J., wonach unter Berufung auf § 51 Abs. 1 des Börsengesetzes die Aeltesten der Kaufmannschaft die Anweisung erhalten haben, dafür zu sorgen, „daß die Kursmakler keine Geschäfte in Antheilen von Bergwerks- und Fabrikunternehmungen vermitteln dürfen, welche ihnen als sogenannte Kontogeschäfte bezeichnet oder erkennbar sind.“ Trotz des Terminhandel-Verbotes für diese Werthe, trotz umfassendster Erschwerungen Seitens der Verwaltungsbehörden, trotz intensivster „Ueberwachung“ durch den Herrn Staatskommissar — § 2 des Börsengesetzes — hat das Geschäft in den vom Börsenterminhandel ausgeschlossenen Bergwerkspapieren immer gewaltigere Dimen-

sionen angenommen, so daß es gegenwärtig den — Mittelpunkt des gesammten Börsenverkehrs bildet. Es war also klar: hier lag eine erneute „Entweihung“ des Börsengesetzes vor, die eine gründliche Sühne forderte. Man „entdeckte“ daher in aller Eile ein reichsgerichtliches Erkenntniß vom 27. Juni 1899, in dem, wie der erwähnte Erlaß des Oberpräsidenten bejagte, „nämlich festgestellt“ ist, daß die Kontogeschäfte — abgesehen von der Frage, ob sie gegen das Börsengesetz verstoßen — Termingeschäfte seien“. Mit Hilfe dieses Erkenntnisses und unter Anwendung des § 51 Abs. 1 des Börsengesetzes ist der neueste Bannstrahl gegen die Börse geschleudert worden.

Wir wollen uns kurz fassen.

1. Die Behauptung des Oberpräsidenten, daß in dem reichsgerichtlichen Urtheil vom 27. Juni 1899 „nämlich festgestellt“ sei, daß die Kontogeschäfte Termingeschäfte seien, ist falsch. Das Reichsgericht hat das in Rede stehende Geschäft als „Kassaschluß“ bezeichnet, es als „Zeitgeschäft“ aufgefaßt und es „dahingestellt“ sein lassen, ob ein Verstoß gegen das Börsengesetz vorliegt.

2. Der Versuch des Oberpräsidenten, gegen die Kontogeschäfte, selbst als „Termingeschäfte“, in Gemäßheit des § 51 Abs. 1 des Börsengesetzes vorzugehen, ist ungesetzlich. Der genannte Paragraph handelt ausschließlich von Börsentermingeschäften; von Termingeschäften handeln die §§ 51 Abs. 2 und 52 des Börsengesetzes.

3. Die Anwendung des § 51 Abs. 1 durch den Oberpräsidenten widerspricht dem Urtheil des Reichsgerichts vom 27. Juni 1899, welches die Möglichkeit eines Verstoßes in der Richtung der Nichtigkeit des betr. Geschäftes erörtert; der Nichtigkeitsparagraph des Börsengesetzes ist § 66.

4. Das Verlangen des Oberpräsidenten, die Kursmakler sollen Bergwerksgeschäfte zurückweisen, die ihnen als Kontogeschäfte — „erkennbar“ sind, ist widersinnig, denn er überträgt den Kursmaklern die Aufgabe der Gerichte: Sie sollen im Handumdrehen „durch alle drei Instanzen“ hindurch erkennen, ob der — Wille des Gegenkontrahenten auf den Abschluß eines Kontogeschäftes gerichtet ist. Die ordentlichen Gerichte lassen sich ungefähr ein Jahr Zeit hierzu, der Kursmakler — so meint der Herr Oberpräsident — soll sofort „erkennen.“

5. Der Versuch des Oberpräsidenten, das Börsengesetz gegen die Kontogeschäfte anzuwenden, wenn er, in Gemäßheit des zitirten Reichsgerichtsurtheils, von der Frage, ob sie gegen das Börsengesetz verstoßen — absehen will, ist widersinnig. Man kann kein Gesetz anwenden, wenn man von der Frage, ob ein Verstoß gegen dasselbe vorliegt, absehen will.

6. Die Verfügung des Oberpräsidenten ist endlich überflüssig, weil sie etwas verbietet, was die Kursmakler — niemals gethan haben.

Bilanziren wir: Der Erlaß des Oberpräsidenten ist 1. unrichtig, 2. ungesetzlich, 3. gegen das Reichsgericht gerichtet, 4. und 5. widersinnig und 6. überflüssig.

Die Aeltesten haben den hohen Erlaß des Oberpräsidenten mit folgender lakonischen Bemerkung versehen:

„Die Aeltesten haben demgemäß verfahren.“

„Hab ich doch meine Freude dran“, mag der Oberpräsident denken — — und das Aeltestenkollegium.

Ernst Heinemann.

Die preußische Akademie der Wissenschaften und ihre Begründung.

Bereits im Jahre 1894 konnte die preußische Akademie der Wissenschaften eine Erinnerungsfeier begehen, welche man damals als ihr 150 jähriges Jubiläum bezeichnete. Wenn sie nun in diesen Tagen sich anschickt, auch ihr 200jähriges Bestehen durch eine größere Gedächtnißfeier festlich zu begehen, so erklärt sich dieser Widerspruch daraus, daß die Akademie eben zwei Geburtstage hat: im Jahre 1700 wurde sie durch Leibniz begründet, im Jahre 1744 aber durch Friedrich den Großen so weit reorganisirt, daß diese neue Organisation fast einer Neubegründung gleichkam. Allein, wie hoch man auch die Verdienste des großen Königs veranschlagen mag, sie reichen doch nicht aus, um ihn zum eigentlichen Begründer der Akademie zu machen; dieser ist und bleibt Leibniz, und man feiert daher jetzt mit weit mehr Recht und aus begründeterer Veranlassung, als es vor sechs Jahren geschah.

Wie sehr das der Fall ist, ergibt sich schon daraus, daß Gedanke und Plan der Akademie ganz allein dem Geiste Leibnizens entsprungen sind und diesem nicht zufällig, sondern ganz wesentlich angehören, während Friedrich der Große bei der Wiederaufnahme dieses Planes, wie in so vielen anderen seiner geistigen Bestrebungen, doch zu Leibniz in keinem anderen Verhältniß steht, als der bedeutende Schüler zu dem großen Meister, ein Verhältniß, das keiner unumwundener anerkannt hat, als der König selbst.

Man kann gleichsam topographisch den Punkt bestimmen, an welchem innerhalb der Leibniz'schen Gedankenwelt die Idee der Akademie, in dem Sinne, wie er sie faßt, als einer universellen Gelehrtenrepublik, entspringen muß. Einer der Grundbegriffe seiner Philosophie ist der des Mikrokosmos, d. h. der Gedanke, daß jede Individualität gleich sei dem Weltganzen, weil jede, von ihrem eigenthümlichen kosmischen Standpunkte aus, mit der ihr eigenthümlichen Deutlichkeit und Klarheit oder Dunkelheit und Verworrenheit, das Universum wiederspiegele, wenngleich auch innerhalb der höchststehenden und entwickeltsten Individualität immer nur Einiges klar und deutlich, das Meiste unklar und verworren in unendlichen Graden der Abstufung vorgestellt werde. Wenn man diese Idee aufnimmt, so kann man sagen, daß wohl nie im Geiste eines einzelnen Menschen das Universum mit umfassenderer Klarheit vorgestellt worden ist, als von Leibniz. Es gab eigentlich kein Gebiet der Erkenntniß oder überhaupt menschlicher Bestrebungen, auf dem er nicht heimisch war, nur wenige, auf denen er nicht bahnbrechend gewirkt, viele, zu denen er zum ersten Male den Zugang geöffnet hat. Er hat nicht nur ein philosophisches System geschaffen, welches das ganze achtzehnte Jahrhundert beherrscht, um welches sich dessen erleuchtetste Geister gleichsam wie um eine Centralsonne bewegen, sondern er hat auch durch die größten Entdeckungen, wie beispielsweise die Infinitesimalrechnung, in der Mathematik bahnbrechend gewirkt, der Physik, den Naturwissenschaften überhaupt, neue Wege gewiesen, er hat vielbändige geschichtliche Werke verfaßt, er war einer der größten Rechtsgelehrten, Theologen, Diplomaten seiner Zeit, neben zahllosen rein diplomatischen Aktenstücken und Flugschriften hat er solche Spezialschriften wie die über das Reichsbanner verfaßt, er war ein hervorragender Heraldiker, Numismatiker, Nationalökonom, Währungstheoretiker, Geologe, Praktiker des Bergbaus, der Finanz- und Steuertechnik, ein praktischer Erfinder von der erstaunlichsten Vielseitigkeit — es ist kaum möglich, die ganze Sphäre seiner Wirksamkeit und seiner geistigen Interessen kurz zu beschreiben. Dabei ist das, was er wirklich an Ideen selbst darstellte und an Plänen selbst zur Ausführung brachte, noch gering im Verhältniß zu dem was er unverarbeitet liegen ließ oder was zu seiner Lebenszeit oder auch bis zum heutigen Tage bloß gelegentlicher Gedanke,

Entwurf, Skizze, flüchtige Anregung blieb; denn sein Geist war wie ein unerschöpflicher Brunnen, dessen Tiefe denn auch bis zum heutigen Tage noch von keinem Taucher ausgemessen werden konnte. Das einigende Band aber, das alle diese so unendlich mannigfaltigen Bestrebungen verknüpfte, war der Harmonismus seines Geistes und Charakters, das überall sich geltend machende Bemühen, das Entgegengesetzte zu vereinen, das Feindlichste zu versöhnen, alle zerstreuten Kräfte zu sammeln zu gemeinsamen Zwecken, kurz innerhalb der größtmöglichen Mannigfaltigkeit die größtmögliche Einheit herzustellen — denn das eben bedeutet ihm die Harmonie, die er in der Natur erkannte und in der Menschenwelt erstrebte. Auf keinen Punkt aber war dabei sein Absehen mehr gerichtet, als auf die Harmonisirung des geistigen Lebens, auf eine konzentrirte Organisation aller geistigen Kräfte, damit sie vereint ein großes System bildeten, innerhalb dessen das große Werk der stufenweisen Aufklärung sich allmählich vollenden könne. In dieser Absicht arbeitete er unablässig an der Beilegung aller religiösen Gegensätze und Feindseligkeiten, welche den Fortschritt der Aufklärung am meisten hemmen, bemühte er sich sein ganzes Leben um die Vereinigung der verschiedenen protestantischen Bekenntnisse, um die Versöhnung und Wiedervereinigung dieser protestantischen Kirchen mit der katholischen; aus demselben Grunde arbeitete er an einer Weltsprache, die er Pasigraphie nannte, bemühte er sich, die Gegensätze zwischen den zivilisirten Völkern zu mildern, und aus demselben Motive gründete er unaufhörlich Archive, Bibliotheken, und vor allem Akademien. Diese letzteren lagen ihm vor allem am Herzen, sie sollten in seinem Sinne durchaus nicht eine Art von höherem Orden sondern recht eigentlich Gelehrtenrepubliken, Sozietäten freier Geister im Dienste der Wahrheit sein, wobei ihm bereits der Gedanke vorschwebte, zu dessen Ausführung grade in der jüngsten Zeit einige wichtige Schritte geschehen sind, daß dereinst alle Akademien der Welt sich zu einem großen Bunde vereinigen würden, zu dem allgemeinen Völkerbund, den er erträumte, gleichsam als höchste Krönung ein Bund wissenschaftlicher Staaten, deren vereinte Kräfte im Stande wären, die Fackel der Aufklärung bis in die dunkelsten Regionen der Natur und der Menschenwelt zu tragen.

Zu den Akademien, die Leibniz geplant hat, gehören die in Dresden, Wien, Petersburg und Berlin. Zur Ausführung kamen unter seiner Mitwirkung nur die Entwürfe für Wien und für Petersburg, wo Peter der Große einsichtig sich von Leibniz berathen ließ, vor allem aber die für Berlin, dessen Akademie recht eigentlich sein Werk ist.

Will man neben Leibniz noch eine Person nennen, welche ein hervorragendes Verdienst um die Begründung der preußischen Akademie in Anspruch nehmen darf, so ist es jedenfalls nicht der damalige Kurfürst, spätere König Friedrich I, wohl aber seine Gemahlin, die geistig bedeutendste Königin, welche Preußen bisher gehabt hat, Sophie Charlotte, die ebenbürtige Tochter ihrer Mutter, der geistvollen Kurfürstin Sophie von Hannover. Es hatte sich bei der ersteren schon sehr früh der Wunsch geregt, Leibniz in irgend einer Weise für Berlin zu gewinnen und an den preußischen Hof zu ziehen, in erster Linie wohl nicht zum Nutzen des Staates, als damit sie selbst wieder, wie es früher in Gemeinschaft mit ihrer Mutter geschehen, an der Hand ihres großen Lehrers „in den schönen Gefilden des Gedankens" lustwandeln konnte, ein Wunsch, der sich um so sehnsüchtiger bei ihr regte, je mehr sie durch das äußerliche Treiben und das ceremoniöse, prunkhafte Wesen, in dem Friedrich I. sich gefiel, abgestoßen wurde. Aber alle Versuche, beim Kurfürsten oder seinem damals allmächtigen Minister Dankelmann eine Berufung von Leibniz durchzusetzen, schlugen fehl, hauptsächlich unzweifelhaft in Folge des Mangels an Geldmitteln, die der prunkvolle Monarch für Kulturzwecke, namentlich Kunst und Wissenschaft, nur insoweit übrig hatte, als sie eben dem Prunk oder doch zum mindesten der glanzvollen Repräsentation dienen konnten. Auch als die Gründung der Akademie Ende der neunziger Jahre zuerst ernsthaft ins Auge gefaßt wurde, theils von der Königin, theils von Leibniz selbst, der dafür den einflußreichen Hofprediger Jablonski zu gewinnen wußte, schien jener Geldpunkt den Hauptstein des Anstoßes bilden zu sollen. Aber Leibniz war nicht umsonst auch ein gewiegter Diplomat. Schon in einem ersten Schreiben an den Kabinetssekretär Cuneau über die Erbauung eines astronomischen Observatoriums, die gleichzeitig mit der Akademiegründung erfolgen sollte, ließ er die Bemerkung mit einfließen: „Die Astronomie trägt zum Ruhme großer Fürsten bei"; und als er dann im Anfang des Jahres 1700 den Plan der Akademie selbst in zwei Denkschriften entwickelte, die er durch Jablonski dem Kurfürsten überreichen ließ, wies er mehrere Male nachdrücklich darauf hin, wie sehr die Gründung einer Sozietät der Wissenschaften geeignet sei, den Glanz des kurfürstlichen Hauses zu erhöhen. Das wirkte! „Daher denn der Kurfürst", wie es in einem amtlichen Schreiben heißt, „höchlichst vergnügt wurde, auch seine Ordre, mit Vollstreckung des Entwurfes zu eilen, erneuerte."

Im März 1700 — und damit ist das Datum der Begründung der Akademie bezeichnet — wurde der Entwurf von Leibniz genehmigt mit der Maßgabe, daß gleichzeitig eine Académie des sciences und ein Observatorium in Berlin zu gründen seien. Leibniz selbst wurde nun an den Hof von Berlin eingeladen, wo er im Mai anlangte, gleichzeitig mit der Kurfürstin Sophie Charlotte, die in Hannover mit ihm verhandelt hatte. Zunächst mußte er freilich eine bloße Statistenrolle bei einer Reihe von rauschenden Hoffestlichkeiten übernehmen, die gerade zu Ehren der Vermählung einer Prinzessin veranstaltet wurden und nicht weniger als vier Wochen dauerten. Er mußte sich wohl oder übel mit in den Strudel stürzen und schreibt mit gutem Humor an die Kurfürstin Sophie nach Hannover: „Gestern kam ich erst um drei Uhr von Lützenburg (d. h. dem kurfürstlichen Schlosse in Charlottenburg) zurück. Ich führe hier ein Leben, welches die Frau Kurfürstin mit mir ein ‚liederlich Leben' nennt. Me voilà donc bien dérangé et hors de mon élément." Endlich kümmerte man sich aber auch wieder um ernsthaftere Dinge, und so wurde denn am 11. Juli 1700 das kurfürstliche Edikt betreffend die Gründung einer Sozietät der Wissenschaften in Berlin unterzeichnet, und am folgenden Tage Leibniz zu ihrem Präsidenten ernannt.

Nun fehlte es freilich noch am Nöthigsten, am Gelde; denn der Kurfürst dachte nicht daran, aus den gewöhnlichen Staatseinnahmen etwas herzugeben. Leibniz sollte eben auch dafür sorgen. Und er half auch. Wie ein findiger Finanzminister arbeitete er verschiedene Steuerprojekte aus, von denen schließlich eins, das Kalendermonopol, ausgewählt wurde, d. h. aus der Fabrikation und dem Alleinverkauf des eben damals zur Einführung gekommenen verbesserten Gregorianischen Kalenders sollten Akademie und Observatorium ihre Bedürfnisse bestreiten. Eine Zeit lang arbeitete man nun eifrig an dem Ausbau der Akademie, aber sehr bald gerieth alles ins Stocken. Schuld daran waren einmal die drohenden oder bereits ausgebrochenen Kriege, namentlich der spanische Erbfolgekrieg, andererseits der Umstand, daß nach dem im Jahre 1705 erfolgten Tode der Königin Sophie Charlotte sich kaum noch Jemand am Hofe für Leibniz und sein Werk interessirte. Leibniz selbst wurde durch diesen Verlust, den härtesten seines Lebens, wie er klagte, aufs tiefste betroffen, und so sehr wurde das auch allseitig gewürdigt, daß verschiedene Gesandte ihm förmliche Kondolenzbesuche machten. Einige Jahre hielt er noch aus, dann kehrte er schließlich mißmuthig nach Hannover zurück.

Noch schlimmer wurden die Dinge natürlich, als Friedrich Wilhelm I. zur Regierung kam, der für dergleichen Institutionen, wie eine Akademie der Wissenschaften, nicht das geringste Verständniß hatte. Er ließ sie auch nur deshalb noch bestehen, weil man ihm gesagt hatte, sie könne gute Wundärzte für sein Heer heranbilden. Dagegen äußerte er sich über Leibnitz selbst geringschätzend: „Der Kerl ist zu

nichts brauchbar, nicht einmal zum Schildwachestehen!" Schließlich verlangte er sogar, das Observatorium solle ihm, wie er es schon vorher von der Malerakademie gefordert hatte, auch noch Miethe bezahlen. Leibniz münzte darauf das Epigramm:

> Am Saal des Parlaments, so England konnt gebieten,
> Schrieb Cromwell endlich an: Der Ort ist zu vermiethen!
> Dem Kunstwerk zu Berlin geschicht noch größre Ehe':
> Ein König schreibt ans Haus: Weicht, oder Thaler her!

So bestand die Akademie schließlich kaum noch dem Namen nach fort. Eine durchgreifende Wandlung trat erst ein unter Friedrich dem Großen, der ihr feste Einkünfte zuwies, sowie vor Allem eine sichere Organisation gab, auf deren Boden sie noch heute fortbesteht. Am 23. Januar 1744 wurde sie in dieser neuen Gestaltung vom König selbst feierlichst eröffnet.

In dem Zeitraume, der seitdem verflossen ist, hat eine mächtige wissenschaftliche Entwicklung und ein nicht minder gewaltiger politischer Aufschwung die Geschichte der Akademie begleitet. Nicht immer hat dabei gerade die Akademie eine besonders hervorragende Rolle gespielt. Sie ist oft nur zögernd, manchmal sogar widerstrebend und widerwillig, den Wendungen eines neuen Geistes gefolgt. Das liegt einmal an dem Konservatismus, der einer Körperschaft natürlich ist, die sich aus den langerprobten und allseitig anerkannten Vertretern der Wissenschaft, nicht aus jugendlichen Stürmern und Drängern zusammensetzt, die auch eine gewisse konstante Tradition aufrecht erhalten muß; zum andern Theil liegt es daran, daß gerade in Deutschland die wissenschaftliche Forschung nicht nur in der Akademie eine zentrale Organisation hat, sondern auch in den Universitäten, wo Forschung und Lehre — im Gegensatz zu andren Ländern, wo beides getrennt ist — aufs Engste verknüpft sind, in den Universitäten aber naturgemäß die Verbindung mit der Jugend, der Jugend unter den Studenten wie unter den Dozenten, auch die Forschung in lebendigeren Kontakt mit den fortschrittlichen Strömungen bringt. Nichtsdestoweniger darf man sagen, daß gerade die preußische Akademie eine überaus ruhmvolle Geschichte hinter sich hat, und daß ihre Entwicklung, das, was sie an wissenschaftlichen Forschungen, Unternehmungen und fruchtbaren Anregungen geleistet hat, nicht zu den geringsten Ruhmestiteln des preußischen Staates zählt. Das verdient um so nachdrücklicher hervorgehoben zu werden, je mehr bei uns jetzt der Geist gegenüber der Gewalt und der militärischen Kraft gering geschätzt wird.

Aber sollte gerade dieser letztere Umstand nicht auch bei der Jubelfeier der Akademie der Wissenschaften einigen Anlaß zum Nachdenken geben? Nicht Anlaß geben, Zweck und Ziel dieser Institution vor Allem im Geiste ihres großen Gründers noch einmal zu überdenken? Leibniz hat bereits in seinen ersten Denkschriften, die den Plan der Akademie entwickelten, mit Nachdruck betont, daß es bei dem geplanten wissenschaftlichen Betriebe nicht auf „unnütze Kuriositäten, oder bloße Wissensbegierde und unfruchtbare Experimente" abgesehen sei, daß es vielmehr darauf ankomme, Theorie und Praxis zu verbinden. Und ebenso war sein Absehen auch hier, wie schon oben hervorgehoben wurde, auf Beförderung der allgemeinen Aufklärung und damit auch der höheren Gesittung gerichtet. Und wenn nun heute diese höhere Gesittung und jene Aufklärung mehr als je gehemmt werden, ja die Freiheit von Wissenschaft und Kunst selbst schwer bedroht sind, — ist es nicht vor Allem deshalb, weil der wissenschaftliche Betrieb sich allzu sehr von dem Grundgedanken von Leibniz entfernt hat, weil diejenigen, welche an diesem Betriebe theil haben, zumeist die Wissenschaft als eine Gloriole für sich betrachten, von wo nur nothdürftige Verbindungsfäden zum Leben selbst und seinen anderen höheren Zwecken hinüberführen?

M. Kronenberg.

Zeitschriften.

(„La Grande Revue".)

„La Grande Revue", deren Herausgeber Labori bleibt, geht uns seit Monaten zu. In den früheren Nummern waren hübsche Jugenderinnerungen von André Theuriet erwähnenswerth, der u. A. ein sehr lebendiges Bild des tyrannischen Schöpfers und Leiters der „Revue des deux mondes", des Savoyarden Buloz, gibt. Von besonderem Belang ist indessen erst die Februar-Nummer. Joseph Reinach veröffentlicht aus dem Nachlaß von Challemel-Lacour den ersten Theil einer Bekenntnißschrift: Etudes et reflexions d'un pessimiste, die, launig in der Form, recht ernste philosophische Wahrheiten vorbringt und durch eine sehr feine, sehr beredte Charakteristik Leopardi's doppelt begierig macht auf die für die Folge angekündigten Porträts von Schopenhauer, Heine, Swift u. s. w. — Fernand Labori theilt den Entwurf seiner (bekanntlich nicht gehaltenen) Vertheidigungsrede für Dreyfus mit und als Monats-Chronist führt sich zum ersten Male der vortreffliche, vortrefflich schreibende Politiker des „Figaro", J. Cornély, ein.

—m.

Richard Beer-Hofmann „Der Tod Georgs". Berlin, S. Fischer. 1900.

Monologe über das Sterben eines Freundes, welche weder psychologisch, noch logisch irgend etwas mit diesem Sterben zu schaffen haben. Sie könnten ebenso gut über den Anblick eines Gemäldes oder über das Zerbrechen einer Vase oder über das Ende eines Prinzen gehalten werden. Dem Schönredner ist es gleich, worüber sein Pathos ausdrückt. Hier ist das Wort an sich Zweck und Ziel, freilich Worte von sehr gelehrter Bildung eines Aestheten, der im ganzen Leben nur das Künstliche und bildmäßig Umrahmte zu sehen vermag und ewig in dumpfen mit alten objets d'art gefüllten Palastzimmern fern von Luft und Sonne lebt, ewig sich an die Renaissance oder an andere Lebens- und Dichtercitate erinnert, anstatt das Leben selbst an sich zu nehmen, wie es ist. Dabei ist mehr Snobismus, als sich mit dem Talent des Autors verträgt, schon D'Annunzio quält uns zum Ueberdruß mit dieser Art, seine Nachahmer machen uns nun selbst die Achtung vor seinem Können vergessen, weil gerade dies sich als so leicht lernbar zeigt. Halbe Menschen und Künstler spielen wider Willen in ihrem Leben und Schaffen ein peinliches Doppelspiel. Sie zeigen, was sie haben möchten: pathetische Größe, subtile Feinheit, ein nach allem Bewunderten stilisirtes Wesen und sie zeigen was sie sind: wir wollen kein Substantiv dafür erfinden, aber jedenfalls weniger, als sie beanspruchen. So wird aus den schönen Worten ein Gerede, aus dem sorgfältigen Stil, der nach der Lampe riecht, eine bedeutungslose Spielerei, alle Feinheit ist Verweichlichung und alle Kultur bekommt den Anstrich des Parvenuthums. Man mag sich für diese Schule bei D'Annunzio bedanken und auch dafür, daß ein echtes und feines Talent wie Richard Beer-Hofmann, dessen erste Novellen („Das Kind" bei Freund und Jeckel, Berlin) so viel Kraft und starke Beobachtung zeigten, nun in diese unerträgliche Manier verfällt. Darf man auf seine Umkehr noch hoffen?

Wien. Otto Stoeßl.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, W. Ziethenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 25. Berlin, den 24. März 1900. 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Neue bedeutungsvolle Entscheidungen haben sich in den letzten acht Tagen in Südafrika nicht zugetragen. Es ist den Engländern nicht gelungen, einen weiteren folgenschweren Schlag gegen die Buren zu führen, und die Buren haben nicht vermocht, die Lage der Engländer wesentlich zu verschlechtern.

Wenn Marschall Roberts seine bisherigen Siege nicht stürmisch ausgenutzt hat, so beweist das, daß dieser überlegene General die Schwierigkeiten, die noch zu überwinden sind, für große hält, und daß er zu vorsichtig ist, um sich zu unüberlegten Schritten hinreißen zu lassen. Entspricht aber diese Auffassung des englischen Heerführers den Thatsachen, dann gewinnt auch die Vermuthung an Wahrscheinlichkeit, daß der Widerstand der Buren noch keineswegs gebrochen ist, und die Proklamationen, welche die beiden Präsidenten der Republiken erlassen haben, wären somit nicht als Worte ohne reale Bedeutung zu betrachten, sondern als Manifestationen, hinter denen der energische Wille der Bevölkerung steht, den Kampf bis zum Aeußersten durchzufechten.

Es mag sein, daß die Berechnung der englischen führenden Politiker zutreffend ist, und daß die Indolenz der russischen maßgebenden Personen das Vereinigte Königreich vor jeder schweren Krisis in Asien schützen wird. Geringere Schädigungen wird man aber in London gern zu übersehen bereit sein. Es ist also sehr wohl möglich, daß England die Muße gewährt bleibt, den Vernichtungskampf in Südafrika zu Ende zu führen. Die Aufgabe müßte für ein civilisirtes Volk, wie die Engländer, verabscheuungswürdig sein; aber wäre solch gräßliches Werk, sein Gelingen vorausgesetzt, auch nur vom ganz realistischen Standpunkt aus nutzbringend? Schwerlich.

England ist mit den Iren niemals fertig geworden, trotz einer Ausrottungspolitik, der es in der That gelungen ist, die irische Sprache so gut wie völlig zu vertilgen; wir sind mit unseren Polen, mit unseren wenigen Dänen und Franzosen nicht fertig geworden. In Südafrika selbst aber hat England seit hundert Jahren das holländische Element nicht zu meistern vermocht, trotz periodisch wiederkehrender gewaltthätiger Versuche. Die Zukunft wird diese Lehre nur bestätigen, und je tiefere Wunden das englische Regiment den holländischen Abkömmlingen schlägt, um so unzweifelhafter ist es, daß die Wunden nicht vernarben werden, um so sicherer wird für England ein südafrikanisches Irland erstehen.

Einer vorausschauenden Politik kann solches Ergebniß nicht erwünscht sein. Es wäre also die Aufgabe staatsmännischer Weisheit, in Südafrika einen Zustand zu schaffen, der die Sicherung der englischen Stellung nicht durch einen Kampf bis aufs Messer anstrebt, sondern dadurch,

daß Grundlagen gefunden werden, um ein friedliches Nebeneinanderleben des englischen und holländischen Elementes zu ermöglichen.

Dies Problem ist heute kein leichtes; vor dem Ausbruch des Krieges lagen die Verhältnisse günstiger; der Versuch, heute die Verwicklungen zu lösen, wäre gleichwohl die Aufgabe weiser Staatskunst. Dafür, daß man in London auf dieses Ziel losgeht, fehlen bisher aber leider alle Anzeichen.

In Frankreich ist man zu einem bezeichnenden Frontwechsel gelangt. Nachdem die französische Presse zunächst in schroffster Weise gegen England Partei ergriffen hatte, suchen dieselben Blätter nunmehr eine Anlehnung an London, und sie lassen es sich angelegen sein, die deutsche Politik jenseits des Kanals zu verdächtigen. Eine große Bedeutung ist diesen Versuchen freilich schwerlich beizumessen.

Deutschland ist stark genug, um seine Empfindungen frei äußern zu können, unbeschadet der Thatsache, daß jeder zurechnungsfähige Politiker bei uns stets die Ansicht vertreten hat: Deutschland habe gegenüber den südafrikanischen Wirren eine unbedingte Neutralität zu wahren. Beliebter ist Deutschland in England gewiß nicht geworden, seitdem sich unsere Bevölkerung offen auszusprechen erlaubt hat, daß wir die englische Politik gegen Transvaal nicht anders beurtheilen, wie die russische Politik gegen Finnland. Allein der Weg, der von solchen unliebsamen Erörterungen bis zu realen politischen Thaten der Antipathie führt, ist glücklicherweise kein ganz kurzer, und man wird es sich im Vereinigten Königreich gewiß überlegen, allzueilig auf diesem Pfade vorwärts zu stürmen. Die französischen Berechnungen dürften sich in dieser Richtung wohl als irrig erweisen.

Lehrreich aber bleibt doch jene Evolution der französischen Presse; sie lehrt zwar nichts neues, aber sie bekräftigt eine alte Wahrheit; und diese besteht darin, daß die an sich schwankende Pariser Politik für Deutschland im Besonderen gar kein sicheres Fundament darbietet. Wir haben das niemals bezweifelt; die deutsche Politik hat mit dieser Thatsache stets gerechnet, und die neuesten Ereignisse beweisen, wie zweckmäßig solche Vorsicht, die keineswegs Feindschaft gegen Frankreich zu bedeuten braucht, gewesen ist und für absehbare Zeit bleiben wird.

Es gibt in Deutschland endlich einmal politische Bewegung; die lex Heinze, das Fleischschaugesetz, die Waarenhausbesteuerung haben die trägen Geister in die Höhe gepeitscht und statt leerer politischer Versammlungen ist jetzt von solchen zu berichten, in denen Hunderte und Tausende nach dem Anhören energischer Reden energische Proteste einstimmig oder doch fast einstimmig annehmen. Wie lange wird dieser Zustand gesunder politischer Erregung anhalten? das bleibt die entscheidende Frage. Freilich es gehörte eine Kurzsichtigkeit sondergleichen dazu, wenn die liberale Bevölkerung demnächst wieder in ihre politische Apathie zurückfallen sollte. Denn jene Gesetzentwürfe, die jetzt vorliegen, sind ja nur vereinzelte Vorläufer von dem, was demnächst zu erwarten ist. Das Fleischschaugesetz und die Waarenhaussteuer sind unbedeutende Vorpostengefechte in dem agrarischen Kampfe gegen die moderne Entwickelung von Handel und Industrie, und die lex Heinze ist nur ein erster Ansturm gegen die geistige Freiheit. Solche Gefahren lassen sich nicht beseitigen, durch einen raschen Ausfall; wenn die Bevölkerung sich nicht aufrafft und sich nicht bleibend organisirt zum Schutze unseres modernen Lebens in wirthschaftlicher wie in politischer Beziehung, dann wird die Reaktion sich den geeigneten Augenblick zu immer neuem erfolgreichen Vordringen zu wählen wissen.

Die Feier zum hundertjährigen Bestehen der Berliner Akademie der Wissenschaften ist würdig verlaufen; das Wort „würdig" ist ja wohl das hergebrachte, um zu bezeichnen, daß solches Fest dem Zwecke entsprechend sich abgespielt hat. In einer Beziehung freilich ragt die Feier hervor; nicht nur dadurch, daß eine große Anzahl von Männern, die einen Weltruf genießen, sich zusammengefunden hatten, sondern durch die Reden, die wenigstens einige der Vertreter der Wissenschaft gehalten haben. Die Hauptansprache hielt der Geschichtsschreiber der Akademie, der Theologe Professor Harnack; sie war ein oratorisches Meisterwerk; männlicher Geist in vollendeter künstlerischer Form.

Professor Gustav Karsten in Kiel ist, 79 Jahre alt, gestorben. Er war ein geachteter Gelehrter auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und ein freisinniger Politiker, der dem Abgeordnetenhause und dem Reichstag angehört hat. Karsten war einer jener aufrechten, abwägenden politischen Charaktere, die vor Allem häufig in Schleswig-Holstein zu finden sind.

* * *

Die Heiligen und die Ritter.

Kaisers alten Landen
Sind zwei Geschlechter nur entstanden!
Sie stützen würdig seinen Thron.
Die Heiligen sind es und die Ritter;
Sie stehen jedem Ungewitter,
Und nehmen Kirch' und Staat zum Lohn.

Die Heiligen sind es und die Ritter, gegen deren gesetzgeberische Uebergriffe zur Zeit aller Orten in deutschen Landen tapfer protestirt wird. Bei der lex Heinze haben die Heiligen, bei dem Fleischbeschaugesetz oder, wie es richtiger heißen muß, bei dem Fleischeinfuhrverbot, die Ritter die Führung übernommen, aber in beiden Fällen kämpfen sie vereint in der Absicht, Kirche und Staat zum Lohn zu nehmen.

Die Seelenverwandtschaft zwischen der geistigen und der wirthschaftlichen Reaktion ist selten gleichzeitig in zwei so charakteristischen Beispielen zu Tage getreten. Die Protestbewegung hat nachdrücklich eingesetzt, und die Hoffnung ist nicht unbegründet, daß die Heiligen und die Ritter trotz der Mehrheit, über die sie im Reichstage verfügen, ihr Ziel diesmal weder auf geistigem noch auf wirthschaftlichem Gebiete erreichen. Aber was ist damit bleibend gewonnen! Für die Politik gelten die Regeln der Kriegführung; und wir sehen jetzt wieder in Südafrika, daß auch die tapferste und zeitweilig erfolgreichste Defensive auf die Dauer unwirksam ist, wenn der in der Defensive gewonnene Sieg nicht offensiv verfolgt wird.

An dieser Offensive hat man es bei uns, sowohl in der deutschen wie in der preußischen Politik, seit vielen Jahren fehlen lassen. Nur wenn es die Heiligen und die Ritter gar zu arg treiben, empört sich die öffentliche Meinung derartig, daß die Regierung Bedenken trägt, ihre Autorität der Reaktion zur Verfügung zu stellen. Für gewöhnlich aber unterwirft sie sich den Heiligen und den Rittern landabiliter und ist durch keine Form von Undankbarkeit aus diesem freiwilligen Dienstverhältniß zu lösen. Nun kann man zwar ziemlich lange ohne besondere Gefahr reaktionäre Politik treiben, solange man sich darauf beschränkt, in den Grenzen des eigenen Landes zu bleiben. Ist man aber gezwungen worden, seine Volkswirthschaft in beständig wachsendem Maße mit dem Export von Industrieerzeugnissen zu verknüpfen, so muß jede bedeutsame Maßregel der eigenen Wirthschaftspolitik auch internationale Beziehungen berühren. Immer weniger kann Deutschland seine Wirthschaftspolitik von den Erwägungen des Auswärtigen Amts frei halten. Die europäischen Großstaaten sind heute sämmtlich gezwungen, Weltpolitik zu treiben, wenn sie Großstaaten bleiben wollen. Speziell Deutschland ist in allen fünf Erdtheilen mit so gewaltigen wirthschaftlichen Interessen engagirt, daß die Selbstgenügsamkeit eines Ackerbaustaats ernsthaft für das Deutsche Reich nicht mehr in Betracht kommen kann. Aus solchen Erwägungen heraus ist ja auch

der Wunsch erwachsen, die maritime Macht Deutschlands in ein angemesseneres Verhältniß zu den Seeinteressen des Reichs zu bringen. Und während so das Schicksal Deutschland unwiderstehlich auf die große Weltbühne drängt, stoßen Heilige und Ritter fortgesetzt alle modernen Elemente vor den Kopf und drängen unsere Gesetzgebung von einem Schildbürgerstreich zum andern. Es ist mit einiger Verwunderung in der offiziösen Presse vermerkt worden, daß das Interesse an der Vermehrung unserer Kriegsflotte von der Protestbewegung gegen die lex Heinze und das Fleischbeschaugesetz ganz zurückgedrängt erscheint. Aber ist das verwunderlich? Man vermißt ja jegliche Konsequenz in den Handlungen der Regierung. Eine energische Fortsetzung der Caprivi'schen Handelspolitik, eine aufgeklärte Verkehrspolitik, wie sie in dem Mittellandkanal gipfelte, und eine namhaft verstärkte Kriegsflotte als Rückendeckung einer von großen Gesichtspunkten geleiteten Wirthschaftspolitik: das ist ein verständliches Programm, das meines Erachtens für eine Regierung, die weiß, was sie will, und keine Lust hat, eine reaktionäre Springprozession mitzumachen, bei der stets zwei Schritte rückwärts und einer vorwärts gemacht werden, auch völlig durchführbar erscheint, wenn auf die Verhätschelung des Agrarierthums nur resolut verzichtet wird. Aber die fortgesetzten Verbeugungen des Grafen von Posadowsky vor den Agrariern, die keine Handelsverträge wollen, und des Herrn von Miquel vor den preußischen Junkern, die keinen Kanal wollen, sind nicht dazu angethan, die Opferwilligkeit für die Kriegsflotte zu steigern. Die Kriegsflotte ist den Agrariern „gräßlich". Dr. Hahn, der eigentliche Führer des Bundes der Landwirthe, hat sich dies Geständniß entschlüpfen lassen. Sie ist den Agrariern „gräßlich", weil sie instinktiv herausfühlen, daß eine Verstärkung der Kriegsflotte keinen Sinn hat, wenn damit nicht eine lebhaftere Entwicklung des internationalen Güteraustausches und des nationalen Verkehrslebens Hand in Hand geht.

Die Regierung kann sich unmöglich darüber täuschen, daß ihre Flottenpolitik wirklich ehrliche Anhänger und Förderer fast nur in den Kreisen jener Intellektuellen, Kaufleute und Industriellen findet, die durch die lex Heinze und das geplante Fleischeinfuhrverbot aus der gewohnten politischen Gleichgültigkeit herausgerissen und zu rabiaten Protestlern gemacht worden sind. Wie eine Regierung, der das Zustandekommen der Flottenverstärkung am Herzen liegt, aus Besorgniß vor dem Zorn der Heiligen und der Ritter dazu mitwirken kann, daß die Hauptträger der Flottenpolitik gründlich vor den Kopf gestoßen werden, das gehört zu jenen Geheimnissen der Regierungsweisheit, die der beschränkte Unterthanenverstand nicht zu ergründen vermag.

Th. Barth.

Parlamentsbriefe.

XV.

Die lex Heinze ist zwar nicht gescheitert, aber sie ist auf eine Untiefe unter Umständen gerathen, die es zweifelhaft erscheinen lassen, ob und zu welcher Zeit sie wieder flott gemacht werden kann. Durch gehäufte Abänderungsanträge und namentliche Abstimmungen wurde die Diskussion so lange aufgehalten, bis das Haus aufhörte beschlußfähig zu sein, und es ist ungewiß, wann die Beschlußfähigkeit wieder hergestellt werden kann.

Die Anwendung der Obstruktion ist kein unbedenkliches Mittel; im Uebermaß ausgeübt zerstört sie den Parlamentarismus, und Oesterreich ist ein warnendes Beispiel. In diesem Falle muß aber doch hervorgehoben werden, daß die Obstruktion nur ausgeübt wurde, um einer ungerechtfertigten Ueberstürzung entgegenzutreten. Die Mehrheit zeigte sich in hohem Grade unduldsam. Gegen die Versuche, einen Schluß der Debatte herbeizuführen, ehe die Debatte sachlich erschöpft war, ist von jeher im Reichstage die Obstruktion angewandt worden. Diesmal hatte nun die Mehrheit bei einem sehr wichtigen Paragraphen einen Schlußantrag angenommen, während der der Mehrheit angehörige Präsident eine Vertagung für gerechtfertigt hielt; sie hatte gegen einen feststehenden Gebrauch des Hauses einen gestellten Abänderungsantrag für parlamentarisch unzulässig erklärt; ein Heißsporn des Centrums, Herr Gröber, hatte die Minderheit mit einer Abänderung der Geschäftsordnung bedroht, die sie mundtodt machen sollte. Windthorst und Schorlemer, wenn sie noch lebten, würden einen solchen Versuch auf das Strengste verurtheilt haben. Endlich hatte die Mehrheit einen bestimmten Kalendertag, — es war der verhängnißvolle 18. März — festgesetzt, an dem sie jedenfalls wieder am heimischen Heerde sein wollte, und bis zu dem das Gesetz durchgepeitscht sein mußte. Dem gegenüber hat die Minderheit den Grundsatz betont, daß, wer ein Amt hat, sein warten müsse; eine Mehrheit, die ein Gesetz zu Stande bringen will, muß selbst zur Stelle sein und muß die Gründe der Gegner wenigstens anhören. Es lag überdies Grund zu der Annahme vor, daß ein Theil der Mehrheit, der bei der Abstimmung fehlte, selbst an der Weisheit der zu fassenden Beschlüsse irre geworden sei. Unter allen diesen Umständen halten wir die Obstruktion in diesem Falle für eine vollkommen gerechtfertigte.

Für die verbündeten Regierungen ist nun eine Deliberationspause entstanden, die sie recht benutzen mögen. Der Fall liegt so: aus Veranlassung des Prozesses Heinze hat die Regierung einen Gesetzentwurf vorgelegt, der sich gegen die dort zu Tage getretenen Erscheinungen richtete. Das Zuhälterwesen, die Kuppelei, die Obdachlosigkeit der Prostitution sollten getroffen werden. Das Centrum hat einen anderen Gesetzentwurf untergeschoben, der sich gegen Litteratur und Kunst richtete, und die konservative Partei hat sich von dem Centrum in das Schlepptau nehmen lassen. Der Wortführer der Regierungsvertreter hat sich, wie aus seinen Darlegungen hervorgeht, über die Gefahren, welche mit dem Gesetzentwurf des Centrums verbunden sind, kein zutreffendes Urtheil gebildet.

Der Sohn des Reichskanzlers Prinz Hohenlohe hat sich mit klaren und scharfen Worten gegen den Gesetzentwurf erklärt, wie er aus der Mache des Centrums hervorgegangen ist. Ein vortragender Rath hat dann sein Bedauern ausgesprochen, daß sich der Prinz von Hohenlohe soweit von dem Standpunkte der verbündeten Regierungen entferne. Mir scheint das ein sehr unbefugtes Urtheil gewesen zu sein. Nach meiner Auffassung hat der Prinz Hohenlohe den ursprünglichen Standpunkt der verbündeten Regierungen sehr wohl erkannt und kraftvoll vertheidigt. Er hat die Zügel wieder aufgenommen, die Herr Nieberding und Herr von Lenthe am Boden schleifen ließen. Inzwischen sind bei der Jubelfeier der Berliner Akademie so schöne Worte gesprochen worden, daß die verbündeten Regierungen vielleicht doch noch die Proteste gegen die Einengung der Freiheit von Kunst und Wissenschaft, die von einem Mommsen, einem Menzel und Begas erhoben werden, gebührend berücksichtigen werden.

Als unsere Kolonialpolitik ihre ersten Schritte that, machte die freisinnige Partei darauf aufmerksam, daß man in einem Staate mit allgemeiner Wehrpflicht die Wehrpflichtigen nicht außerhalb des Vaterlandes in tropischen Fiebergegenden verwenden dürfe. Der Einwand wurde damals höhnisch bei Seite geschoben. Keinem verständigen Menschen falle es ein, ein Infanteriebataillon nach Kamerun zu verlegen, und nur die stets nörgelnde freisinnige Partei könne auf einen solchen Gedanken verfallen. Jetzt hat sich die Sachlage geändert; jetzt wird sehr nachdrücklich darauf hingewiesen, daß der Fahneneid den Soldaten binde, dem obersten Kriegsherrn zu Wasser und zu Lande zu dienen. Es verstehe sich von selbst und sei auch gänzlich unbedenklich, daß man einen Theil des Heeres nöthigenfalls in Friedenszeiten nach Kiautschou sende und höchstens

könne man zugestehen, daß man „thunlichst“ das Mannschaftsbedürfniß dort durch Freiwillige befriedigen wolle.

Die Vorlage über den Postscheckverkehr, die an großen Unklarheiten litt, ist vom Reichstage in wesentlich veränderter Gestalt angenommen worden; es ist etwas, wahrscheinlich praktisch wenig Belangreiches, zu Stande gekommen.

Im Preußischen Abgeordnetenhause wurde die Anfrage gestellt, wann der Eingang der Kanalvorlage zu erwarten sei. Es gelang nicht, darauf eine bestimmte Antwort zu erzielen. Es sind zehn Wochen verflossen, seit in der Thronrede eine revidirte Vorlage angekündigt wurde. Es hat alle Wahrscheinlichkeit verloren, daß eine Erledigung dieser Vorlage noch in dieser Session möglich sein wird. Miquel wird es schon machen. Der Abgeordnete Barth richtete an den Bautenminister dann noch eine weitere Frage, die sich auf die seit lange geplante Uebertragung der natürlichen und künstlichen Wasserstraßen auf das Ressort des Landwirthschaftsministers bezog. Minister von Thielen erklärte die darüber in Umlauf gesetzten Gerüchte für Tartarennachrichten. Nichtsdestoweniger glauben wir bestimmt zu wissen, daß jener Plan der Vollendung bereits so weit entgegengereift ist, daß nur noch von einem dies incertus quando — um eine im Abgeordnetenhause jetzt öfter zur Anwendung kommende Redewendung zu gebrauchen — gesprochen werden kann.

Herr von Miquel setzt seine Gesetzgebung zur Bildung von Rentengütern mit großer Befriedigung fort und hat seine Ansichten entwickelt, wonach auch ein Gesetz über die Umbildung des Fideikommißwesens nothwendig sei, natürlich um die Bildung von Fideikommissen zu erleichtern. Herr von Miquel hat einige Reden gehalten, in denen er von Neuem versucht, den Beweis zu liefern, daß alle, welche sich seinen wohlthätigen Reformen widersetzen, erstens höchst unpraktische Reaktionäre und zweitens Ignoranten auf dem Gebiete der Geschichte seien, und er hat dann in großen kräftigen Zügen über römisches und deutsches Recht Worte gesprochen, die Allen im höchsten Grade imponiren müssen, welche die Sache nicht besser verstehen.

Inzwischen hat Herr Professor Brentano in einigen umfangreichen Schriften, deren Widerlegung bisher nicht versucht worden ist, nachgewiesen, daß die historischen Darlegungen des Herrn von Miquel irrig sind, und daß die ganze umfassende Gelehrsamkeit des Herrn von Miquel sich darauf reduzirt, daß er seinen Justus Möser mit mehr gläubigem Vertrauen als Kritik gelesen hat, und daß die Gesetzgebung des Herrn von Miquel den Erfolg haben muß, in Deutschland Zustände zu schaffen, wie sie in England bestehen und dort als leidig empfunden werden.

Herr von Miquel hat ferner triumphirend darauf hingewiesen, daß seine Gesetzgebung schon mehr selbständige Bauernstellen geschaffen habe, als die ganze Stein-Hardenberg'sche Gesetzgebung.

Zur Kritik dieser Auslassung braucht man nun nicht auf Spezialwerke hinzuweisen, wie die des Herrn Brentano. Professor Kaufmann hat in seiner politischen Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert die Sache auf zehn Seiten — 47 bis 57 — gut dargestellt. Die Stein-Hardenberg'sche Gesetzgebung über den Bauernstand ist nie zur Entfaltung gekommen, weil die Reaktion sofort einsetzte und alle reformatorischen Gedanken verkümmerte.

Die Berathung des Budgets wurde im Abgeordnetenhause am 20. März zu Ende geführt; es steht Nichts im Wege, daß das Herrenhaus damit so zeitig zu Stande kommt, daß der verfassungsmäßige Termin gewahrt bleibt.

Proteus.

Kanada und England.

Im Anschluß an meine Betrachtungen über das Verhältniß zwischen England und seinen Kolonien in der vorigen Nummer verdient folgende Aeußerung Sir Wilfrid Laurier's, Premierminister in Kanada, besondere Beachtung. Bei seiner Vertheidigung der Truppensendungen aus Kanada im Parlament zu Ottawa sagte er am 13. März nach einem Berichte des „Standard“ vom 14. März u. a. Folgendes:

Was wir thaten, thaten wir freiwillig, und in Bezug auf zukünftige Kriege habe ich nur dieses zu sagen, daß, wenn es der Wille des Volkes von Kanada sein sollte, bei einer folgenden Gelegenheit an irgend einem Kriege Englands Theil zu nehmen, es seinen Willen haben wird (Beifall). Natürlich wenn unsere zukünftige militärische Beihilfe als zwingend angesehen würde — eine Vorbedingung, welche nicht besteht — so würde ich zu Großbritannien sagen: „wenn Sie wollen, daß wir helfen, so rufen Sie uns in Ihren Rath.“

Diese Aeußerung gibt viel zu denken. Was Sir Wilfrid im ersten Theil sagt, ist vollkommen zutreffend und nichts Neues. Wenn eine Kolonie helfen will, darf sie es zweifellos thun. Die Schwierigkeit kommt im anderen Falle, nämlich wenn sie nicht helfen will. Kann sie dann neutral bleiben? Es scheint die Meinung Sir Wilfrid's zu sein, da erst dann der Nachsatz Bedeutung erlangt, wonach von Großbritannien, wenn es will, daß Kanada sich regelmäßig an den englischen Kriegen betheiligt, gefordert wird, daß es Kanada in seinen Rath beruft. Insbesondere gilt das für die Fälle, in welchen die geographische Lage der Kolonie die Theilnahme am Krieg unvermeidlich erscheinen läßt. Chamberlain's Föderationsidee scheint sich in Sir Wilfrid's Geist schon zu einer Art Personal-Union zu gestalten, etwa so wie diese früher zwischen England und Hannover bestand, jedoch mit dem Unterschiede, daß damals der König von England als hannoverischer Landesfürst die Macht hatte, nicht allein sein Kurfürstenthum in die englischen Händel hinein zu ziehen, sondern auch Truppen und Steuern zu erheben, während Kanada bei seinem jetzigen internationalen Status und seiner Verwaltungsform allerdings in englische Kriege per se hineineingezogen wird, aber der Krone zu solchen Erhebungen die Befugniß fehlt, wenn das Kolonial Parlament nicht mitwirkt.

Sehr aktuell könnte die von Sir Wilfrid aufgeworfene Frage werden im Falle eines Krieges zwischen England und den Vereinigten Staaten. Aus Sir Wilfrid's Aeußerung muß man folgern, daß seiner Meinung nach Kanada gegen seinen Willen darin nicht hineingezogen werden könne. Dies würde jedoch nur mit Recht behauptet werden, wenn das jetzige Verhältniß schon als Personalunion zu qualifiziren wäre.

Auffallend ist, daß, als beim Kriegsausbruch in Südafrika das Gerücht verbreitet wurde, daß Kapland beabsichtige, neutral zu bleiben, es gleich in der englischen Presse Hochverrathsbeschuldigungen gegen Schreiner, den Premierminister der Kapkolonie, regnete. Und doch wurde der Burenkrieg nicht nur ohne Zustimmung der Regierung des Kaplandes, sondern direkt gegen deren Willen entfesselt; wie er jetzt nach Räumung des Kaplandes beendigt werden würde, wenn die Regierung in Kapstadt zu entscheiden hätte. Sir Wilfrid's Aeußerung rechtfertigt die Meinung, daß er an der Stelle Schreiner's weniger gefügig gewesen sein würde. Ihm aber wird selbst keine Rüge zu Theil.

Chamberlain ist dies alles natürlich „Wurscht“. Bei seiner Mißachtung juristischer Qualifikationen wird er wohl sagen: man nenne das Verhältniß Selbstverwaltung, Föderation, Personalunion, Allianz, ich gebe dafür keinen Messingknopf, wenn ich nur Kanadier bekomme, die meine Kriege ausfechten. Offenbar aber verwahrt sich Sir Wilfrid dagegen, daß Kanada in Mitleidenschaft gezogen werde, wenn Chamberlain bei seinem rücksichtslosen Kutschiren des englischen Staatswagens neue Kollisionen veranlaßt. Auch in dieser Hinsicht ist die Aeußerung bedeutungsvoll.

17. März 1900. S. van Houten.

Die Entwicklungsgeschichte des Geldes.

III.

Das Geldwesen ist von so eminenter Bedeutung für die Volkswirthschaft, an seiner zweckmäßigen Einrichtung besteht in so hohem Grade ein öffentliches Interesse, daß die Staatsgewalt nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht hat, auf diesem Gebiet vermittelst der Gesetzgebung regulirend einzugreifen. Nur darf sie die Macht des Bestimmungsrechtes, wie die unzähligen allezeit schwebenden Zahlungsverpflichtungen erfüllt werden sollen, nicht mißbrauchen, sondern sie muß bei seiner Handhabung stets das öffentliche Interesse und die Gerechtigkeit zur Richtschnur nehmen. Daß der Staat das absolute Bestimmungsrecht darüber hat, wie beschaffen sein Geld sein soll, daß er, wenn es das öffentliche Interesse erfordert, mit dem Substrat seines Geldes wechseln darf, ist heute auch in der juristischen Theorie fast allgemein anerkannt. Die ganze juristische Möglichkeit eines Währungswechsels — wie ihn die meisten europäischen Staaten im letzten Vierteljahrhundert durchgemacht haben — beruht auf dieser Voraussetzung. Wenn ein Land Silberwährung hat, dann ist der Werth seines Geldes vom Silber abhängig, in der Weise, daß der Werth der Rechnungseinheit seines Geldes mit dem Werth eines bestimmten Gewichtes Silber übereinstimmt. Ebenso steht es hinsichtlich des Goldes bei der Goldwährung. In Deutschland entsprach früher, vor 1871, der Werth des Thalers dem Werth von $^1/_{30}$ Pfund Silber. Durch die Münzreform ist der Werth des deutschen Geldes vom Silber losgelöst und mit dem Golde verbunden worden, in der Weise, daß heute 1395 Mark oder 465 Thaler soviel werth sind wie ein Pfund Gold. Das deutsche Geld bestand nach der Münzreform als rechtlich identische Größe weiter, obwohl das Metall, von welchem es seinen Werth ableitet, gewechselt hat.

Die theoretische Rechtfertigung für einen solchen Währungswechsel ist:

Auch unter der Silberwährung sind die auf Geld lautenden Zahlungsverträge keine Kontrakte auf das Metall Silber. Der Preuße, welcher vor der Münzreform Thaler auslieh, und derjenige, welcher zu irgend einer späteren Zeit Zahlung in Thalern zu leisten versprach, dachten keineswegs daran, eine Terminspekulation in Silber zu machen. Die Geschäfte wurden in Thalern lediglich deshalb abgeschlossen, weil die Thaler damals das preußische Geld waren, nicht aber, weil sie ihren Werth vom Silber ableiteten. Es handelt sich also bei einem Währungswechsel nicht darum, daß der Staat vorschreibt: wer Silber schuldet, hat Gold zu zahlen; sondern nach wie vor hat, wer Geld schuldet, Geld zu zahlen, und Sache des Staates und seiner Gesetzgebung ist es, die Bestimmungen über die Einrichtung des Geldwesens und damit auch die Bestimmungen über die Währungsgrundlage des Geldwesens nach Bedarf zu ändern.

In aller Schärfe ist in dieser modernen juristischen Auffassung die absolute Selbständigkeit des Geldes, die gänzliche Lostrennung des Geldes von dem Stoff, aus dem es hergestellt ist, anerkannt.

Die Konsequenzen dieser Lostrennung gehen jedoch beträchtlich weiter. Nicht nur ein Wechsel des dem Gelde zu Grunde gelegten Edelmetalls ist statthaft, in der Weise, daß der Werth des Geldes heute von Silber, morgen von Gold bestimmt wird; darüber hinaus ist eine gänzliche Loslösung des Geldes von dem Werth irgend eines andern konkreten Gutes möglich geworden. Die Größe des Bedarfs nach gesetzlich anerkannten Zahlungsmitteln, verbunden mit dem ausschließlichen Recht des Staates, solche Zahlungsmittel zu schaffen und anzuerkennen, hat den Staat befähigt, aus minderwerthigen Stoffen ein Geld zu schaffen, dessen Geldwerth seinen Stoffwerth überschreitet. Der Silbergehalt eines Thalerstückes ist heute nur 1,32 M. werth; trotzdem das Reich nicht verpflichtet ist, den Thaler auf Verlangen in Goldgeld umzuwechseln, hält er sich auf seinem Werth von drei Mark, weil er gesetzliche Zahlungskraft zu diesem Betrag besitzt, weil jedermann den Thaler zu drei Mark in Zahlung nehmen muß. Aber hier liegt wenigstens eine Tarifirung in einem Gelde vor, das seinen Werth von einem dritten Gut, dem Golde ableitet, denn der Goldgehalt der deutschen Goldmünzen, deren Werth für das deutsche Geld bestimmend ist, stimmt überein mit ihrem Nennwerth. Der Goldgehalt des 20 Mark-Stückes ist 20 Mark werth. So leitet der Thaler indirekt seinen Werth vom Gold ab, obwohl er aus Silber besteht. Es gibt jedoch auch Fälle, bei welchen der Werth des Geldes vollständig frei in der Luft schwebt. So hat die indische Regierung dadurch, daß sie im Jahre 1893 die Prägung von Silberrupien einstellte und so das Angebot von Rupien knapp hielt, den Werth der Rupie beträchtlich über ihren Silbergehalt hinaus gesteigert. Die indische Silberrupie ist in englischem Geld schon seit zwei Jahren etwa 16 d werth, während das in ihr enthaltene Rohsilber nur $10^1/_2$ d werth ist. Am stärksten ist der Unterschied zwischen Stoffwerth und Geldwerth bei dem Papiergeld; auch wenn die Einlösung des Papiergeldes in ursprünglich vollwerthigem Metallgeld suspendirt ist und wenn es so den Charakter einer Forderung verliert und damit auch die Anlehnung an einen materiellen Werth, so verfällt es doch nicht einer völligen Entwerthung; es bewahrt seinen Werth im Allgemeinen um so besser, je mehr der Staat mit seiner Ausgabe zurückhält. Solange es aber überhaupt einen Werth behält, beruht dieser Werth ausschließlich darin, daß ihm der Staat den Charakter als gesetzliches Zahlungsmittel verleiht, ausschließlich darin, daß es die wirthschaftlich unentbehrlichen Funktionen des Geldes erfüllt.

In diesem Sinne bildet das uneinlösbare Papiergeld einen Markstein, es ist der entgegengesetzte Pol zu demjenigen, von welchem die Entwickelung des Geldes ausging. Das Geld entstand damit, daß Güter, die ihre wesentliche Bestimmung im gewöhnlichen Gebrauch hatten, gelegentlich und nebenbei als Tauschmittel verwendet wurden. Die Funktionen als gewöhnliches Gebrauchsgut, z. B. als Schmuck, waren in demselben Gegenstand vereinigt mit der Funktion als Tauschmittel. Wie nun jeder Entwicklungsprozeß in der Volkswirthschaft auf Spezialisirung hinausläuft, so auch die Entwicklung des Geldes. Zunächst verengerte sich der Kreis der nebenbei als Tauschmittel verwendeten Gebrauchsgüter, bis schließlich nur noch die Edelmetalle, und neben ihnen wohl auch das Kupfer, übrig blieben. In der geprägten Münze gewann die Funktion als Tauschmittel einen körperlichen Ausdruck. In dieser Form war das Edelmetall nur noch Geld, in ungemünztem Zustande war es bald nur noch gewöhnliche Waare. Die Münze, welche anfänglich nur ein auf Gewicht und Feingehalt beglaubigtes Stückchen Edelmetall war, löste sich im weiteren Verlauf von dieser Grundlage los und bestand fort als selbständige Größe mit wechselndem Substrat. Ihr durch wechselnde Edelmetallquantitäten gegebener Werth wurde die Einheit für die Bemessung von Geldsummen und damit die Einheit für die Bemessung von Werthen überhaupt. Juristisch und volkswirthschaftlich war die Entwicklung soweit vorgeschritten, daß die einzige Gemeinschaft zwischen Geld und Waare darin bestand, daß das Geld seinen Werth jeweils von seinem effektiven Metallgehalt ableitete. Allmählich aber wurde auch diese letzte Verbindung gelockert; der Werth des Geldes löste sich hinsichtlich einzelner Münzstücke und Münzgruppen los von dem Werth des Metallgehaltes und begann theilweise auf der Funktion als Geld zu beruhen. Schließlich entstand in dem uneinlösbaren Papiergeld eine Geldart, deren Werth, bei dem gänzlichen Fehlen eines stofflichen Werthes, ausschließlich auf der Qualifikation zur Verrichtung von Geldfunktionen besteht. Damit ist der Kreis geschlossen: Während ursprünglich nur Gebrauchsgüter Geldfunktionen verrichteten, während die metallischen Münzen durch Einschmelzung und Verarbeitung jederzeit in Gebrauchsgüter verwandelt werden können und

ihr Werth als Münzen in der ersten Zeit ausschließlich, später zum Theil auf der Möglichkeit der Umwandlung in Gebrauchsgüter beruht, ist das Papiergeld überhaupt nur als Geld zu gebrauchen, als Gebrauchsgut ist es werthlos, es ist die reine Verkörperung der Geldfunktion.

In dieser Stellung des Papiergeldes an dem äußersten Punkt der logisch denkbaren Entwicklung mag der Grund liegen, daß von mancher Seite das reine Papiergeld als das Geld der Zukunft angesehen wird.

Hier wie überall ist es schwer zu prophezeien. Die thatsächliche Entwicklung geht nicht immer bis zur äußersten logischen Konsequenz, und solange wesentliche Züge unserer politischen und wirthschaftlichen Verfassung fortbestehen, wird das reine Papiergeld, die sogenannte Papierwährung, stets nur als eine Anomalie betrachtet werden, und die Verbindung, nicht der einzelnen Münzsorten mit ihrem Stoff, sondern die Verbindung der Rechnungseinheit des Geldsystems mit dem Werth eines bestimmten Quantums Edelmetall wird als der wünschenswerthe und normale Zustand anzustreben sein; und zwar aus zwei Hauptgründen.

Bei dem reinen Papiergeld hat es die Staatsgewalt in der Hand, durch den Umfang der Papiergeldausgabe auf den Werth des Geldes einzuwirken. Man mag das auf den ersten Blick als einen Vortheil ansehen und glauben, dann sei die Staatsgewalt in der Lage, für ein absolutes Gleichbleiben des Geldwerthes, das ebenso dem öffentlichen Interesse wie der Gerechtigkeit entspricht, Sorge zu tragen. Nun fehlt uns aber jedes genaue Kriterium für die Bewegungen des Geldwerthes. Wenn, was in der Regel geschieht, die Bewegung der Waarenpreise und der Diskontsätze als ein solches Kriterium aufgestellt werden, so genügt ja ein Blick auf unsere gegenwärtige Entwicklung, welche uns seit etwa 3 Jahren ein starkes Steigen fast aller Großhandelspreise und ebenso ein starkes Steigen der Zins- und Diskontsätze zeigt, um die Mangelhaftigkeit dieses Kriteriums darzuthun. Man steht da vor der Frage: Beweisen die steigenden Preise einen Rückgang des Geldwerthes, oder beweisen die steigenden Diskontsätze eine Erhöhung des Geldwerthes? Ich glaube nicht, daß jemand im Stande sein dürfte, solche Fragen einwandsfrei zu entscheiden. Dagegen ist sicher, daß um die Regulirung des Geldwerthes ein Interessenkampf entstehen würde, der bei dem Mangel jeden objektiven Kriteriums von vornherein nicht durch Vernunft und Gerechtigkeit, sondern nur durch brutale Macht entschieden werden könnte. Auf der einen Seite würden alle, die Geld schulden, für möglichst starke Geldausgabe und möglichste Verringerung des Geldwerthes kämpfen, auf der anderen Seite würden alle Gläubiger, und alle, welche feste Löhne, Gehälter und Renten zu empfangen haben, an der Erhöhung des Geldwerthes interessirt sein. Eine Regierung, welche den Werth des Geldes zu regeln hätte, wäre schlimmer daran, als wenn sie das Wetter zu machen hätte; und der Kampf um den Geldwerth müßte zur völligen Demoralisation und Auflösung führen, solange die Menschen keine Engel von Gerechtigkeit und Erkenntniß sind. Solche zerstörenden Kämpfe werden vermieden — freilich nicht ganz, sonst gäbe es ja keine Währungsfrage! — solange man die Regelung des Geldwerthes einem unparteiischen Dritten überläßt, zu dem man Vertrauen hat und der außerhalb der Beeinflussung durch menschliche Interessen steht. Die Währungsfrage ist im Grunde nichts anderes als die Frage, wer dieser Unparteiische sein soll, das Gold oder das Silber, oder ob man die beiden zu einer Einheit verschmelzen könne. Im großen Ganzen verdienen die Edelmetalle mehr als irgend ein anderes Gut das in sie gesetzte Vertrauen. Ihre fast unzerstörbare Dauerhaftigkeit hat bewirkt, daß sich im Laufe der Zeit eine große Menge angesammelt hat, welcher gegenüber die jährliche Neuproduktion nur unbedeutend ist. Selbst die enorm gestiegene Goldproduktion der letzten Jahre vermehrt das Goldgeld der Welt jährlich nur um etwa 4 Proz.

Die Verbindung des Geldes mit einem dritten Werthgegenstand ist jedoch nicht nur nothwendig, um den Geldwerth dem Streit brutaler Interessen soviel wie möglich zu entziehen, sondern auch in Rücksicht auf den Verkehr mit dem Ausland, auf dessen Erleichterung und Ausdehnung zu einem großen Theil der gewaltige wirthschaftliche Aufschwung des 19. Jahrhunderts beruht. Die internationalen Handelsbeziehungen werden nun sehr erschwert, wenn zwischen dem Geld der verschiedenen Staaten kein festes Verhältniß besteht, sondern fortgesetzte Schwankungen stattfinden. Wer nach dem Ausland verkauft und ausländisches Geld für seine Waaren in Zahlung bekommt, weiß dann nie, wieviel das ausländische Geld beim Zahlungsempfang in dem heimischen Landesgeld werth sein wird. Dieses Moment der Unsicherheit, welches der gedeihlichen Entwicklung des Außenhandels im Wege steht, kann nur dadurch beseitigt werden, daß die verschiedenen Länder den Werth ihres Geldes von einem und demselben Grundstoff abhängig machen, daß sie ihr Geldsystem auf einer und derselben Währungsgrundlage aufbauen. Wie die Dinge im Laufe des letzten halben Jahrhunderts sich entwickelt haben, kommt praktisch als Währungsgrundlage nur das Gold in Betracht. Die wichtigsten Kulturländer haben die Goldwährung in einer mehr oder weniger ausgesprochenen Form angenommen, und wenn ein festes Werthverhältniß zwischen dem deutschen, dem englischen, dem französischen, dem amerikanischen Geld und dem vieler anderer Staaten besteht, neuerdings auch zwischen dem österreichischen, russischen, indischen und japanischen Geld, so ist dieses Ergebniß nur dadurch erzielt worden, daß bei allen diesen Ländern der Werth der Münzeinheit bestimmt wird durch ein bestimmtes Gewichtsquantum ein und desselben Edelmetalles, des Goldes. Hätten diese Länder ein Papiergeld dessen Werth unabhängig wäre von dem Werth eines konkreten Sachgutes und der in der Hauptsache durch staatliche Maßregeln regulirt werden würde, die ihrerseits von der Rücksichtslosigkeit und der wechselnden Macht der widerstreitenden Interessen abhängig wären — dann könnte ein einigermaßen festes Werthverhältniß zwischen dem Geld der verschiedenen Staaten unmöglich stattfinden, solange nicht die ganze Papiergeldausgabe für sämmtliche Staaten eine einheitliche und von einer Stelle aus geleitete wäre. Bis dahin hat es noch gute Wege. Die Voraussetzungen für ein solches Papiergeld wären keine geringeren als diejenigen für den ewigen Frieden in politischer und sozialer Beziehung.

Solange diese Voraussetzungen, die man ja als die äußerste logische Konsequenz der ganzen menschlichen Kulturentwicklung ansehen kann, nicht gegeben sind, wird auch die in dem reinen Papiergeld bestehende äußerste Konsequenz der Entwicklung des Geldes als utopisches Bild in nebelhafter Ferne schweben, und wir werden uns mit einer Geldverfassung behelfen müssen, in welcher — trotz der strengsten begrifflichen Scheidung — die Verbindung zwischen Geld und Waare noch nicht ganz zerschnitten ist.

Karl Helfferich.

Eduard Rod's neuester Roman: „Au milieu du chemin“.

Ein Zufall, — die Aufregung, welche durch die sogenannte lex Heinze in den Kreisen hervorgerufen wurde, welche sich für Poesie und Kunst in ihrem Zusammenhang mit der Gesellschaft interessiren, — macht den neuesten Roman von Eduard Rod für Deutschland wesentlich aktueller, als er es für Frankreich ist. „Au milieu du chemin“*) ist nämlich ein Buch, in dem diejenigen, welche die modernen Bestrebungen in Belletristik und Kunst als gemeinschädlich

*) Edouard Rod: Au milieu du chemin. (Paris, Bibliothèque Charpentier, 1900.)

bezeichnen, eine ihnen selbst wohl ganz unerwartet kommende Unterstützung ihres Standpunktes finden können.

Wäre es da von unserer, d. h. von liberaler Seite, nicht vorsichtiger, das Buch Rod's todtzuschweigen, statt den Gegnern den Weg zu einem für sie bereitstehenden Arsenal zu weisen? Sie würden ihn von selbst kaum gefunden haben. Denn jene französischen Romane à Fr. 3,50 im gelben Umschlag sind den Herren ein Gräuel. Und Rod selbst wird in ihren Kreisen, wenn sie überhaupt von ihm Notiz genommen haben, vermöge seiner bisherigen Dichtungen eben doch auch keinen anderen Ruf beanspruchen dürfen, als den eines Dichters des modernen Ehebruchromans, wenn auch mit dem milderen Zusatz, daß seine Werke von der Schilderung wüster Sinnlichkeit, von Brutalität und Cynismen frei sind und die menschliche Leidenschaft mehr im sentimentalen Sinne behandeln.

Wenn wir unseren Gegnern dennoch das von Rod hergerichtete Zeughaus signalisiren, so geschieht es einerseits, weil seine Pariserklingen, wie Rod sie führt, elegantere und daher von uns auch am Gegner höher geschätzte Waffen sind, als die Klotzigen Keulen, mit denen gewöhnlich bei uns die konservative Presse für die „sittliche Gesundheit" des Volkes gegen „die Pest moderner Künstler- und Schriftstellerthums" kämpft. Sodann aber geschieht es noch mehr in dem zuversichtlichen Gedanken, daß Rod's Roman, abgesehen von einer gewissen symptomatischen Bedeutung, die ihm allerdings zukommt, im Grunde nichts beweist und folglich keineswegs die Rüstkammer ist, die er auf den ersten, oberflächlichen Eindruck hin zu sein scheint.

Sehen wir uns das Werk, das, wie Rod's frühere Romane, zuerst in der „Revue des deux mondes" erschien und nun als Buch vorliegt, näher an.

Zunächst deutet schon der Titel auf ernstern Inhalt. „Au milieu du chemin" ist die Uebersetzung der Anfangsworte von Dante's großem Weltgedicht:

Nel mezzo del cammin' di nostra vita . . .

Nachdenklich stille stehen inmitten seines Lebensweges, Einkehr bei sich halten, eine Prüfung vornehmen, ob er überhaupt auf dem rechten Wege sei, und — wenn sich ergibt, daß er einen Irrpfad gegangen — den Entschluß fassen, umzukehren und fortan den rechten Weg zu wandeln, . . . das ist die Stimmung, in welcher der Verfasser seine Problemdichtung konzipirte. Gewiß eine Stimmung, die auf Achtung allen Anspruch hat!

In einem im Januar für die Buchausgabe geschriebenen kurzen Vorwort hat sich Rod allerdings dagegen verwahrt, daß man sein Buch ohne weitres als ein „Bekenntniß seiner Ueberzeugung" („profession de foi") aufnehme. Wie in früheren seiner Romane habe er bloß über einen besonderen „Fall" (cas) eine Studie schreiben wollen. Und dieser Fall sei doch auch schon in früheren Zeiten vorgekommen; man solle an Racine's „Bekehrung" sich erinnern, der seine „Phädra" später als ein unmoralisches Werk bereute. Wenn aber Rod in dem Vorwort weiter auf zwei Vorträge hinweist, denen er in Paris beiwohnte, die von Fogazzaro über eine Meinung Alessandro Manzoni's, von Brunetière über „Kunst und Sittlichkeit" gehalten wurden, so stellt die Beziehung sowohl auf den konservativ-ultramontanen italienischen Romandichter wie auf den Direktor der „Revue des deux Mondes", der unlängst seine, in Besançon erfolgte Rückkehr in den Schooß der römisch-katholischen Kirche mit salbungsvollen Worten der Welt anzeigte, den Roman Rod's mitten in die modernen reaktionären Geistesströmungen hinein, und es ist fast undenkbar, daß der Verfasser diesen besonderen „Fall" seines Romanhelden, der gleich ihm selbst ein erfolgreicher Pariser Dichter ist, eben jetzt zum Gegenstand eines Werkes würde gewählt haben, wenn er nicht im eigenen Kopf und Herzen die Anfechtungen und Wandlungen durchgemacht hätte, die sein Held Clarencé zu überstehen hat.

Und was sind das für Anfechtungen und Wandlungen? Selbstvorwürfe, durch die Schilderung unmoralischer Empfindungen in Roman und Drama eine unberechenbar unheilvolle Wirkung auf weite Kreise der Zeitgenossen ausgeübt zu haben, und in Folge solcher Gewissensbisse der Entschluß, Dichtung und Sittlichkeit künftighin in vollen Einklang zu bringen, oder sonst lieber aller Schriftstellerei zu entsagen.

Clarencé, ein aus dem Jura gebürtiger Pariser Schriftsteller, der in seines Lebens- und Ruhmesweges Mitte steht, hat soeben ein Theaterstück vollendet, daß nach Chamisso's bekanntem Gedicht den Titel „Die Löwenbraut" trägt. Wir wollen hier gleich einschalten, daß schon die Entstehung dieses Dramas mit dem nur symbolisch gemeinten Titel: „La Fiancée du Lion" uns keinen guten Begriff von Clarencé's dichterischem Muth und Selbstvertrauen gibt. Clarencé hat nämlich einen in sein sechsjähriges Töchterchen verliebten Vater, den Maler Laurier, einmal, als das Kind von Laurier's Knieen auf die des Dichters hinübergeklettert war, sagen hören: „Kannst Du glauben, daß ich immer ein wenig eifersüchtig bin, wenn sie mich um eines Andern willen verläßt? Wie wird dies erst werden, wenn Paula einmal heirathet? Ich hasse jetzt schon meinen künftigen Schwiegersohn." Diese Worte väterlicher Zärtlichkeit ließen vor der Phantasie Clarencé's das ungeheuerliche Phantom einer unerlaubten Liebe zwischen Vater und Tochter entstehen, wie es in mancher alten mythologischen Fabel und in der furchtbaren Geschichte der Cenci spukt. Ein solcher Vater — das stand im Augenblick vor seiner schaffenden Einbildung, — würde, wie der Löwe in Chamisso's Gedicht, die Tochter eher tödten, als einem Freier sie ausliefern. Und nun — machte Clarencé dieses Problem zum Gegenstand seines Theaterstücks „Die Löwenbraut"? Keineswegs. Der Fall wäre zu schrecklich, zu abscheulich, zu revoltirend für ein Publikum von heute. Also — ließ er das Drama ungeschrieben? denkt man. Das wäre doch das natürliche gewesen. Aber man irrt sich abermals. Clarencé machte aus dem Vater einen — Schwiegervater, der seine Schwiegertochter liebt! Was halten wir von einem Dichter, der seine ursprünglichen Konzeptionen so verläugnet, solche Kompromisse mit den Forderungen des bürgerlichen Anstandsgefühles eingeht, wo ein echter Dichter nur zwei Auswege hatte: entweder den allerdings selbst in mythischem Gewand schwer erträglichen Stoff aufzugeben, oder dann ihn in seiner ganzen wuchtenden Schwere anzunehmen und ohne Rücksicht auf Leser oder Publikum rein nach den Forderungen seines künstlerischen Gewissens durchzuführen? Nun, einen Dichter ersterer Art halten wir eben für einen Halbdichter, für einen Opportunitätspoeten, dem ein zweckmäßiges Sich-abfinden mit gewissen praktischen Rücksichten wichtiger ist, als die ernste Kunst, die unter Umständen vom Dichter Resignation auf äußeren Erfolg fordert.

Clarencé, der allein durch einen derartigen Kompromiß seine „Löwenbraut" hatte theaterfähig machen können, verliert durch diesen schwächlichen Charakterzug die Eigenschaft, als Vertreter echten Dichterthums genommen zu werden. Hat nun Rod dies beabsichtigt? Es ist möglich, aber nicht ganz glaubhaft. Denn die Argumente, die später Clarencé gegen die Irrwege vorbringt, auf denen modernes Schriftstellerthum sich bewege, verlieren natürlich an Werth und Wichtigkeit, wenn der Leser sich immerfort dabei sagt: „Ja freilich! ein Dichter wie Clarencé thut gut, an seine Brust zu schlagen und ein pater peccavi anzustimmen. Denn diese Schwiegervaterkomödie, die er mit taschenspielerhafter Behendigkeit an Stelle eines tragischen Stoffes gesetzt hat, zu dem er nicht den Muth besaß, hätte allerdings ungeschrieben bleiben dürfen."

Es wird uns also nicht einen besonders starken Eindruck machen, wenn wir nun im Roman lesen, wie Clarencé bei einer der letzten Proben seiner „Löwenbraut" entdeckt, ein solches Werk sei „beinahe eine schlechte Handlung". Denn nicht in ästhetischem Sinne meint er es, sondern an die bedenkliche moralische Wirkung denkt er, welche die Darstellung der Leidenschaft eines Schwiegervaters zu seiner Schwiegertochter von der Bühne herab ausüben könne. Die unruhigen Bedenken, die ihm in dieser Hinsicht in der Theaterprobe gekommen sind, gewinnen nun aber vollends über ihn Macht, als ihn bei der Rückkehr vom Theater ein Reporter mit der Mit-

theilung überrascht, die Tochter eines kleinen Beamten, welche mit einem verheiratheten Manne ein Verhältniß hatte, habe sich mit Kohlenoxydgas vergiftet, und neben der Leiche habe man Clarencé's Roman „L'amour et la mort" gefunden, ein Buch, das mit einem ähnlichen Selbstmorde schließt. Jetzt sieht Clarencé mit erschreckender Deutlichkeit vor sich, was die Dichter oft mit ihren der Phantasie schmeichelnden, unwahren Darstellungen der Leidenschaft für Unglück anrichten. Irgend ein Mädchen, von dessen Existenz man nicht einmal eine Ahnung hatte, liest so ein Buch und findet darin die Entschuldigung, den Weg der Pflicht zu verlassen, und auch, wenn dann die Lebenswirren unlösbar werden, die reizvolle Lockung in den Tod.

Eigenthümlicher Weise schwächt Rod auch dieses Motiv im weiteren Verlaufe des Romans ab. Der Verführer der armen Celine Bouland nämlich ist Clarencé's intimer Jugendfreund, derselbe Maler Laurier, dessen beiläufigem Worte väterlicher Zärtlichkeit Clarencé seine Löwenbrautidee verdankt. Laurier hat seiner Geliebten das Buch seines schriftstellernden Freundes gegeben. Hierdurch wird die Vorstellung, wie sehr die Bücher der zeitgenössischen Romandichter ins Volk eindringen und in Kreisen, an die man gar nicht denkt, Schaden anrichten, doch wesentlich eingeschränkt. Man hat zu deutlich die Vorstellung besonderer, nicht leicht sich so wiederholender Umstände, welche dieser Selbstmörderin das verführerische Buch in die Hände gespielt haben.

Zum nicht energischen Charakter Clarencé's paßt es, daß der Dichter, obschon nun ganz überzeugt davon, daß Werke, wie er sie schreibt, unverantwortliche Handlungen sind, die der Volksseele Schaden zufügen, sein Stück „Die Löwenbraut" doch nicht zurückzieht, sondern es aufführen läßt. Doch ist ihm während der Première, die einen glänzenden Verlauf nimmt, sehr übel zu Muthe. Weder der große Erfolg kann ihn beruhigen, noch was auf dem Heimweg aus dem Theater der greise, ruhmgekrönte Dichter Victor Delambre ihm Tröstliches sagt, als er dem älteren Kollegen und Meister sein Herz ausschüttet. Doch ist dieses Gespräch mit viel Geist und Feinheit ausgestattet. Ueberhaupt muß man im Auge behalten, daß dieser neue Roman Rod's ein echter Problemroman, ein Buch der Diskussionen ist; in der feinen Dialektik, mit welcher das Verhältniß des modernen Schriftstellers und seines Wirthschaftens mit problematischen Phantasiewerthen zur Wirklichkeit des gesellschaftlichen Lebens untersucht wird, liegt der Hauptreiz des Buches, der also gedanklicher Natur ist. Und im Einzelnen fallen da gewiß sehr beachtenswürdige, wahre, kluge und auch von ernstem Gefühl durchdrungene Worte. Dies ist namentlich auch in den Unterhaltungen Clarencé's mit einem aus dem heimathlichen Juradorfe nach Paris zugereisten jungen Neffen der Fall. Dieser, ein ehrgeiziger litterarischer Streber, möchte den Weg des berühmten Oheims beschreiten und ist nicht wenig verwundert, letzteren in solchem Zustand der Entmuthigung anzutreffen. Die Figur dieses jungen Erfolgjägers bäurischer Herkunft ist von Rod meisterhaft gezeichnet worden und unbedingt die beste des ganzen Romans, obwohl auch die anderen Nebenfiguren plastisch vortrefflich herausgearbeitet sind.

Der weitere Verlauf der Handlung ist folgender: Da Clarencé auch in den Tagen nach seiner Première nicht zur Ruhe kommt, schlägt ihm Mme. Claudine Bréan, die seine Geliebte ist und sich fortwährend weigert, ihre beiderseitige Gewissensehe vor dem Standesamt zu einer rechtmäßigen Ehe zu machen, eine Reise in sein juraissisches Heimathsdorf vor, wo noch sein Bruder und dessen Familie das alte Bauerngut bewirthschaften. Einen äußeren Anstoß zu dieser Reise gibt der schlimme Zustand, in dem sich der Maler Laurier seit dem Selbstmord seiner Geliebten befindet. Man muß Gemüthskrankheit befürchten. Da auch Laurier aus der Heimath Clarencé's gebürtig ist, und dort noch seine alte Mutter hat, macht es sich ganz von selbst, daß die beiden von Gewissenbissen beunruhigten Freunde gemeinsam versuchen, ob die Berührung der heimathlichen Scholle ihnen, wie einst dem Riesen Antäus, ihre erschütterte Kraft zurückgeben werde. Bei Laurier ist dies nicht der Fall. Er wird wahnsinnig und muß in diesem furchtbaren Zustande seiner bedauernswerthen Gattin Jeanne zugeführt werden, die, bisher für eine recht gewöhnliche Natur gehalten, jetzt sich als eine Heldin entsagungsvoller Liebe und Treue bewährt. Clarencé beruhigt sich allmählich, indem er sich aber zugleich zu neuen moralischen Grundsätzen für sein ferneres Schaffen und auch für seine äußeren Lebensverhältnisse durchringt. Dies geschieht in einem stilistisch sehr anziehenden Briefwechsel, den er mit Mme. Bréan unterhält und in dem er sie beschwört, sie möchte endlich zugeben, daß ihr beiderseitiges Verhältniß in ein legitimes umgewandelt werde. Nach langem Widerstreben gibt sie ihm, nach seiner Rückkehr, in dieser Sache nach, da sie einsieht, daß er sonst keine Ruhe findet. Warum sie sich so lange weigerte, wird dem Leser nicht völlig klar, wenn er sich den echt frauenhaften Charakter Claudine's und den außerordentlichen Bon-sens vergegenwärtigt, der ihre Briefe an Clarencé so angenehm macht. Letzterer hat auf der Fahrt mit seinem wahnsinnig gewordenen Freunde die entscheidende Krise überstanden. Es ist ihm eingefallen, als was für eine leichte Sache er noch in seinem letzten Theaterstück ein um der Liebe willen weggeworfenes Leben hingestellt hat. Er citirt eine dieser Phrasen aus der „Löwenbraut". „Was allein zählt, das sind die Augenblicke der Liebe, in denen unser ganzes Wesen sich über sich selbst erhebt, alle in ihm schlummernden Kräfte verwirklicht" u. s. w. Und nun hat er vor sich diesen Unglücklichen in der Zwangsjacke und sieht im Geiste zwei andere, zu einem Leben voll Trauer und Entbehrung verurtheilte Wesen, die Gattin und die Tochter Laurier's, ferner die tiefgebeugten Eltern Céline's. Da wird ihm der Gegensatz der phantastischen Lügenwelt der Dichterwerke zu dem Ernste des wirklichen Lebens noch einmal mit einschneidender Schärfe bewußt. Und nun ist es eine ausgemachte Sache. Er wird fortan einen neuen Weg gehen, d. h. ein sittenstrenger Dichter werden und dies auch äußerlich zu verstehen geben dadurch, daß er in seiner Verbindung mit Claudine den in der menschlichen Gesellschaft geltenden Gesetzen und Anschauungen ihr Recht einräumt.

* * *

Ich habe im Anfang dieser litterarischen Mittheilung zu verstehen gegeben, Rod's „Au milieu du chemin" sei, besonderer momentaner Umstände wegen, für Deutschland aktueller als für Frankreich. Nun aber muß doch beigefügt werden, daß der Roman immerhin nur für Frankreich einigen Sinn hat. Die französische Belletristik kennt bekanntlich in der Darstellung der Liebe beinahe nur die Darstellung verbrecherischer Liebe. Der Roman des jungen Mädchens ist dort nahezu unbekannt. Und auch auf dem Theater hat das Ehebruchsdrama die Vorherrschaft.

Anders in Deutschland! Gibt es ein Werk von Gottfried Keller, ein Werk von C. F. Meyer, auf das sich die in Rod's Roman laut werdenden Vorwürfe beziehen ließen? Und wenn man unsre Modernen nimmt, die sich allerdings zum Theil mit recht perversen Erscheinungen des Lebens beschäftigen, so kann man gerade ihnen, die alle durch die harte Schule des Naturalismus gegangen sind, wenigstens keine Schönfärberei vorwerfen. Gewiß haben wir auch in Deutschland ein paar Unterhaltungsschriftsteller, die ein blasirtes Salonpublikum mit Frivolität und Pikanterie zu ködern suchen. Aber die zählen doch hier nicht mit, wo von ernst zu nehmenden Dichtern die Rede ist. Was diese betrifft, so dürfte man ihnen im Gegentheil eher vorwerfen, daß sie in ihren Theaterstücken zu sehr moralisiren. Ibsen's Geist, der aus jedem Gedicht ein Gericht macht, ein moralisches Strafgericht, das sich an wurmstichigen Existenzen und faulen Zuständen vollzieht, spukt mehr oder weniger in allen deutschen Dramen der letzten zwanzig Jahre. Mancher deutsche Dichter mag wohl ästhetische Gründe haben, das eine oder andere seiner Werke ungeschrieben zu wünschen, aber moralische Gewissensbisse darüber, daß diese Werke die öffentlichen Sitten verschlechtert hätten, braucht sich keiner

zu machen. Der Möglichkeit, mißverstanden zu werden, bleibt natürlich jedes Buch ausgesetzt. Wenn jedoch arme exaltirte Menschen darauf verfallen, die Kreuzigung Christi dadurch nachzuahmen, daß sie einander an die Kammerthür nageln oder gemeinsam den Knecht des Hauses abschlachten, wie diese Fälle sich vor fünfzig Jahren im Kanton Zürich (Wildenspach) und vor wenigen Wochen in Holland ereignet haben, so wird Niemand die Evangelien des neuen Testamentes dafür wollen verantwortlich machen. Und wenn schon Millionen Menschen den schönen Gefühlsüberschwang in „Werthers Leiden" poetisch genießend nachempfunden haben, ohne einen Augenblick in Versuchung zu gerathen, sich in empfindelnde Weltschmerzstimmung zu versenken oder gar zur selbstmörderischen Waffe zu greifen, so kommen die paar Unglücklichen, für deren bereits nicht mehr normale Gemüthsverfassung die Dichtung Goethe's verhängnißvoll wurde, als Anomalie hier nicht in Betracht. Wie Rod, als Verfasser eines Essays über Goethe, wohl weiß, war der Dichter in Weimar gerade anwesend, als das arme Frl. von Laßberg aus dem Wasser gezogen wurde, wo es, mit „Werthers Leiden" in der Tasche des Kleides, den Tod gesucht und gefunden hatte. Es versteht sich von selbst, daß der traurige Vorfall den Dichter schmerzlich bewegte. Aber daß er deshalb seine Dichtung verläugnet und „nel mezzo del cammin' di sua vita" ein anderes Prinzip des dichterischen Schaffens sich zur Norm gemacht hätte, davon ist nichts bekannt, und davon konnte bei Goethe auch nicht die Rede sein, der die Poesie als Kultus des Schönen überhaupt nicht unter andere als die in ihr selbst liegenden Gesichtspunkte stellte.

Nun sind freilich weder Rod noch Tolstoi, an dessen moralisirende Kunstbetrachtung Rod unwillkürlich erinnert, an Goethe's Auffassung gebunden. Ein von den sozialen Ideen so mächtig erfaßtes Zeitalter wie das unsrige mag auch in Dingen der Kunst die Frage nach der öffentlichen Wohlfahrt über alle andern Fragen stellen. Nur wollen wir an Eines erinnern: theoretisch hat allerdings schon Plato die Poeten als gemeingefährliche Menschen aus seinem Staatswesen verbannt; praktisch aber haben weder Monarchie noch Republik mit dieser Maßregel jemals Ernst gemacht. Es lebt in der Allgemeinheit der Menschen, auch der nicht sonderlich poetisch gearteten, eine Ahnung, daß das Reich unwirklicher, aber schöner Phantasien ein Reich ist, das, wie die Felsenkammern des Hochgebirges mit ihren in alle Lande bis in die fernsten Niederungen fließenden Strömen, der ganzen Welt immer sich erneuernde Erfrischung und Verjüngung zuführt. Und darum lebt in der Mehrheit der Menschen auch das Gefühl, dieses Reich müsse frei und unangetastet bleiben, dürfe nicht unter allerlei hemmende Gesetze und Reglements gestellt werden. So wenig wir die Wälder abholzen, weil Strolche oder Raubthiere in ihnen Unterschlupf finden und aus ihnen einmal gefährlich hervorbrechen können, so wenig wollen wir, um einiger Ausschreitungen willen, die Freiheit dieses Reiches des Schönen unter polizeiliche Kontrolle gestellt wissen.

Ist dies nun eine Allgemeinempfindung, die dermalen in Deutschland in bekannten Massenversammlungen starken Ausdruck gefunden hat, so wird man gewiß zugeben, daß vollends die Dichter und Künstler für die Freiheit ihrer Domäne kräftig eintreten sollten.

Rod in „Au milieu du chemin" hat das Gegentheil gethan. Doch entschuldigen ihn, bis auf einen gewissen Punkt, die angedeuteten, sicherlich nicht gesunden Zustände der französischen Roman- und Theaterbelletristik. So weit jem Schriftsteller Clarencé gegen diese sich wendet und über seine eigene ihr ähnliche Produktion Gewissensbisse empfindet, kann man Clarencé's Einkehr und Umkehr nur billigen. Eine weitergehende Beweiskraft aber, auch gegen den echten Dichter und seine Werke, hat Rod's Roman nicht. Da bleibt vielmehr der Satz bestehen, daß die wahrhaft große Dichtung, das echte Kunstwerk, mit keinem anderen Maßstabe gemessen werden darf als mit dem des Schönen.

Bern. J. V. Widmann.

Ulrike von Levetzow.*)

Als im Vorjahre die Nachricht, Ulrike v. Levetzow sei dahingeschieden, durch ganz Deutschland ging, da war es, als ob das letzte Glied der Kette, die unsere Gegenwart noch mit Goethe's Zeit verband, gerissen wäre. Am 13. November 1899 hatte sie einen Erdenweg von nahezu 96 Jahren beendet; auf dem Kinde und auf der liebreizenden Jungfrau hatte des alten Goethe Blick in Liebe geruht, sie war ihm die Muse begeisterter Rhapsodien gewesen. Die Matrone wandelte weiter unter uns, in ihrem kleinen Kreise „liebespendend", wie sie mit Recht von sich sagen durfte; sie trug noch denselben Namen, mit dem sie Goethe gegrüßt, und hat ihn niemals mit einem anderen vertauscht. So machte sie das Wort wahr, das sie zu ihrer Mutter gesprochen: „Ja, wenn man Goethe gekannt hat, da kann einem so leicht und bald kein anderer Mann gefallen."

Die 12. Nummer des 13. Jahres der Wiener Goethe-Chronik hat ihr Andenken in Wort und Bild gefeiert; dort mag man in die feinen Züge, die sich auch der ehrwürdigen Greisin in fast jugendlicher Frische erhalten haben, blicken. Was Ulrike Goethe war und bedeutet, wie sie in seiner Dichtung sich abspiegelt, soll in den folgenden Zeilen kurz umrissen werden.**)

Die Bekanntschaft zwischen Goethe und Ulrike ist kein Spiel bloßen Zufalls. Ihre Großeltern, kursächsische Edelleute, Herrn und Frau von Brösigke, sowie ihre Tochter Amalie hatte er bereits zu Anfang des Jahrhunderts in Karlsbad kennen gelernt und dem alten Herrn noch viel später durch die Wiederherstellung eines defekten Briefes Friedrichs d. Gr., dessen Rücksendung er mit einigen Versen begleitete, Freude bereitet. Im Juli 1806 verzeichnet er den Besuch der Frau und der Tochter, damals schon Gemahlin des schwerinschen Hofmarschalls v. Levetzow. Aus dieser Ehe, die bald gelöst wurde, stammten zwei Töchter, Ulrike (geb. am 4. Februar 1804) und Amalie. Die Mutter vermählte sich ein zweites Mal mit einem gleichnamigen Vetter ihres Gatten, einem preußischen Offizier, der bei Waterloo fiel. Eine dritte Tochter, Bertha, entsproß diesem Bunde. Erst 1843 vermählte sich die Witwe zum dritten Male mit Franz Graf Klebelsberg, dem Besitzer des Gutes Trziblitz bei Teplitz, wo Ulrike ihren später nie mehr verlassenen Ruhesitz gefunden. Die Kinder wurden in Straßburg erzogen, und auch Frau von Levetzow verweilte dort längere Zeit. Am 29. Juli 1821 ist Goethe in Marienbad, wo ihre Eltern ein Haus mit einer großen Terrasse besaßen, später zur „Stadt Weimar" genannt, und empfing am 4. August den Besuch der am 30. Juli angekommenen Frau von Levetzow. Das Interesse für Ulrike offenbart sich in einer Widmung der „Wanderjahre" aus dem August, bestehend in wenigen Prosaworten. Daß sein Ton ein durchaus väterlicher war, beweist der Brief, den Frau von Brösigke an ihn nach Weimar am 23. April 1822 richtete, ihn bei seinem Wiederbesuche Marienbads zum Wohnen in ihrem Hause einladend. „Meine Tochter", schreibt sie, „wird sich sehr glücklich fühlen, eine Zeit des Sommers wieder mit Ihnen zu verleben, da ich mit Wahrheit sagen kann, Sie, H. Geh. Rath, waren von ihrer Kindheit an der Gegenstand ihrer Verehrung. Und wie wird sich Ulrike freuen, wenn sie wieder Töchterchen genannt wird." Goethe acceptirte und erscheint vom 12. Juni bis zum 24. Juli als Hausgenosse, er nimmt Theil an ihrem Tische, die „Terrasse" wird ihm ein Lieblingsaufenthalt. Noch wird Ulrike nie speziell genannt, doch „die Kinder"

*) Vortrag, gehalten im Wiener Goethe-Verein.

**) Außer den Aufsätzen Prem's, Stettenheim's [Neue Freie Presse 12062/3] und Bertha Haller [im Feuilleton der Grazer Morgenpost November 1899], die persönliche Mittheilungen über Besuche bei dem alten Fräulein bringen, ist besonders die Studie von Loeper's (Goethe-Jahrbuch VIII, 165 ff.) zu vergleichen.

erscheinen wiederholt in den Tagebüchern, und sie erhielt zum Abschied am 24. Juli den fünften Theil von „Dichtung und Wahrheit" mit den Versen:

Wie schlimm es einem Freund ergangen,
Davon gibt dieses Buch Bericht;
Nun ist sein tröstendes Verlangen:
Zur guten Zeit vergiß ihn nicht!*)

Ebenso harmlos klingt seine Schilderung von den Marienbader Tagen für Zelter: „Herrliches Quartier, freundliche Wirthe, gute Gesellschaft, hübsche Mädchen, angenehme Abendunterhaltung."**)

Aber viel mehr hat er bereits der Dichtung anzuvertrauen, das Gedicht „Aeolsharfen" ist Vorklang der Trilogie, auf der Rückfahrt nach Eger entstanden. Er trägt es in das Stammbuch des Prager Musikers Tomaschek am 6. August 1822 als „Liebesschmerzlicher Zwiegesang unmittelbar nach dem Scheiden" ein. Wie zwei entfernte Aeolsharfen der Wind ertönen läßt zu sanften Klängen, wie er gelegentlich ihre Seufzer zu einander hinüberträgt, so klagen „Er" und „Sie" um den Abschied, den sie äußerlich ruhig, doch mit versteckten Thränen aufnimmt; seine Sehnsucht, sie wiederzusehen, erwidert sie mit der Frage:

Schmückt Iris wohl des Himmels Bläue?
Laß regnen, gleich erscheint die Neue,
Du weinst! Schon bin ich wieder da.

Und Er setzt das Bild, das sie angeschlagen, fort:

Ja du bist wohl an Iris zu vergleichen!
Ein liebenswürdig Wunderzeichen.
So schmiegsam herrlich, bunt in Harmonie,
Und immer neu und immer gleich wie sie. ***)

Bei Uebersendung dieser „Duettkantate" an Zelter (14. Dezember 1822) fügte Goethe dem „spärlichen poetischen Manna dieses Sommers" noch vier Zeilen bei, die später selbständig abgetrennt wurden:

Die Gegenwart weis nichts von sich,
Der Abschied fühlt sich mit Entsetzen,
Entfernen zieht dich hinter dich,
Abwesenheit allein versteht zu schätzen †)

Zwischen diesen und den nächsten Sommer fällt eine schwere Erkrankung Goethe's, die ihn dem Grabe nahe brachte. Er erstand wieder, neugekräftigt, neubelebt, und dieses Vollgefühl der Rekonvaleszenz trug mit dazu bei, sein Herz der Liebe zugänglicher zu machen als je. Wie schön hat diesen Zustand unser Grillparzer in seinem Gedichte „Der Genesene" zum Ausdruck gebracht:

Wie ist all mein Innres offen!
Wie verdoppelt jeder Sinn!
Nachbild hat das Herz getroffen,
Jeder Augenblick Gewinn!

Und so, im stärksten Sinne prädisponirt für neues Leben, neues Lieben, zieht er am 2. Juli 1823 wieder in Marienbad ein. Sein ganzes Treiben konzentrirt sich auf die „Terrasse", den Kreis der Familie. Hat er auch damals manch interessante und bedeutsame Verbindung geknüpft, mit den jungen Leuten macht er Bälle und Unterhaltungen mit, er unternimmt mit den „Töchtern" Ausflüge, geht mit ihnen spazieren, freut sich an harmlosen Scherzen. Wie unendlich wohl er sich fühlt, das zeigen Aeußerungen gegen Freunde, wie an Zelter am 24. Juli:††) „So thun auch manche frühere Menschenverhältnisse gar wohl, indem sie Zeuge sind, daß man nach einer Jahres-Nacht Neigung und Wohlwollen nicht verschlafen hat." Er preist sich seine Terrasse „die ganze Nachbarschaft ist von schönen Frauen und verständigen Männern eingenommen. Aeltere Verhältnisse verknüpften sich mit neuen und ein vergangenes Leben läßt an ein gegenwärtiges glauben."*) Was ihn im Grunde der Seele so glücklich stimmt, das will er weder sich, noch weniger anderen gestehen. Er kleidet seine Gefühle in scherzhafte Wendungen, so wenn er seiner Schwiegertochter schreibt, sie möge Ulrike, ihre Schwester, grüßen, „deren Name als vorzüglichstes Ingredienz dieser Zustände sich täglich beweist", worauf diese im selben Tone, aber nicht ohne schärfere Nüance, eifersüchtig thut gegen ihre Namensschwester, die der alte Herr so besonders auszeichne.**)

Am 17. August nahm man Abschied, er wurde allen Betheiligten leicht, denn ein baldiges Wiedersehen in Karlsbad war fest vereinbart worden. In der Erinnerung der schönen Tage schwelgt Goethe noch in dem Briefe an Zelter aus Eger vom 24. August***), und da zum ersten Male erwähnt er Ulrike, wohl nicht mit Namen, aber deutlich erkennbar. Er habe, sagt er, um sich von allen politischen und ästhetischen Dingen zu befreien, sich „auf die Dauer von 6 Wochen einem sehr hübschen Kind in den Dienst gegeben, da ich denn vor allen äußeren Unbilden völlig gesichert war".

Ebenso unverfänglich scheinen auch die poetischen Aeußerungen dieser Tage. Er grüßt aus Marienbad die Freunde in Weimar, die sich zu seinem Geburtstage versammeln sollen, und entwirft ihnen ein Bild seines glücklichen Daseins: In Gestalt der heilenden Göttin Hygiea baue die Zauberin Armida dem Kranken hier Schlösser:

Dem ha'b Genes'nen schnell zu heiterm Frieden
Entfaltet sich ein Kreis erles'ner Frauen,
Dann weiß sie uns nach aller Art zu kirren
Durch Spiel und Tanz und Neigung zu verwirren. †)

Wo er Ulrike persönlich anspricht, schlägt er einen ganz väterlichen Ton ein. Er hatte Knebel am 11. Juli Nachricht gegeben††), daß eine „von den stillen und verträglichen Frauenzimmern", die „durch ein „sonderbares Glück" in seinem Hause wohnen, „sogar passionirt" sei für die Mineralogie. Es war Ulrike, die er in die Lehre genommen hatte. Gelegentlich versüßte er den etwas trockenen Unterricht durch Stückchen Chokolade, die sie sehr liebte, und Sprüche begleiteten die Gabe, wie:

Genieße dieß nach deiner eignen Weise,
Wo nicht als Trank, doch als beliebte Speise.

oder:

Es ist nicht gut die Formen auszuschließen,
Denn sub utraque läßt sich das genießen †††).

Er führt sie selbst in seine Dichtungen ein, wenn er ihr, wie sie mitgetheilt hat, aus Wilhelm Meister's Lehrjahren erzählt, und zwar ganz anders, als sie später im Original las.

Wie es aber um seine Gefühle thatsächlich stand, das wird erst klar, wo der Gestalt des lieblichen Mädchens eine andere glänzende Erscheinung in den Weg trat. Kaum waren Levetzow's fort, so tauchte die blendend schöne Pianistin Mme. Szymanowska auf; sie fascinirte Goethe durch ihre Persönlichkeit, mehr aber noch wirkte diese „Tonallmächtige", wie er sie nennt, durch ihre Kunst, so daß er Zelter gegenüber ausruft§): „Nun aber doch das eigentlich Wunderbarste! Die ungeheure Gewalt der Musik auf mich in diesen Tagen!"

Was hatte die Musik für Gewalt zu üben? Was mußte sie beschwichtigen? Die Antwort gibt das Gedicht

*) Weim. Ag. IV, 264.
**) Eger 8. August 1822, Brfw. III. 270.
***) Weimarer Ag. III, 28 f.
†) Weim. Ag. III, 384 IV, 262. Brfw. mit Zelter III, 278, 280 ff.
††) Brfw. 3, 317

*) Ebenda 318.
**) Weimarer Ag Abth. III Bd. 9, 371.
***) Brfw. III, 331.
†) Weim. Ag. IV, 28.
††) Brfw. II, 325.
†††) Weim. Ag. IV, 265.
§) Brfw. III, 331.

„Aussöhnung", das dritte Glied der „Trilogie der Leidenschaft", das Goethe für Mme. Szymanowska zwischen 16. und 18. August geschrieben*), und, als er es in seine Werke aufnahm, mit der erklärenden Bemerkung versah, es drücke die Leiden einer bangenden Liebe aus und sei durch ihre hohe Kunst „zu bedenklicher Zeit und Stunde" aufgeregt worden**). Diese Stürme waren bei Goethe auch nicht ohne körperliche Störungen vorübergegangen, er muß den Arzt rufen und wird am 19. zur Ader gelassen. Am 20. meldet das Tagebuch: „Ruhige Nacht. Konziliante Träume."***)

Am selben Tage verläßt er Marienbad, nachdem, wie er sagt, Alles was ihn leben gemacht habe, geschieden sei†) und begibt sich nach Eger. Auch dort hält die gehobene Stimmung noch vor, und er bewegt sich in Erinnerungen an das angenehme Verhältniß „sehr guter Menschen" zu ihm, er fühlt, wie der Friede Gottes über ihn käme: „Wie doch Alles Höhere im Wissenschaftlichen und so durchaus alsbald ethisch wirkt."††) Am 25. August bezieht er in Karlsbad dasselbe Haus, das die Levetzows bewohnen, und die folgenden zwölf Tage seines Aufenthaltes bringen Goethe's Gefühle zur leidenschaftlichsten Entfaltung.†††) Von hier ab erst erscheint Ulrike's Name, der bisher nie genannt war, im Tagebuche und zwar immer in Goethe's eigener Handschrift an Stellen, die der Schreiber leer gelassen hatte. Er beschaut mit ihr Almanache und Kupfer, läßt sich von ihr den schwarzen Zwerg von W. Scott vorlesen und findet Worte des Lobes für ihren Ausdruck, er bleibt Abends mit ihr und der Mutter „in vielfachen Erinnerungen" und freut sich gelegentlich ihrer kindlichen Heiterkeit. Mit der Familie nimmt er Theil an einem Balle, ja, er wagt sogar eine Polonaise, bei der ihm „nach und nach beym Damenwechsel die meisten hübschen Kinder in die Hand kamen." Seinen Geburtstag feiert er, geheimnißvoll, mit den Damen in Elbogen, als Andenken bewahrt er einen Becher mit den eingravirten Namen, der sich heute noch im Goethemuseum befindet.

Und nach Karlsbad eher, als nach Marienbad, möchte ich den größten Theil der folgenden Epigramme setzen, die nun einen ganz anderen Ton anschlagen:

Du hattest längst mir's angethan,
Doch jetzt gewahr' ich neues Leben,
Ein süßer Mund blickt uns gar freundlich an
Wenn er uns einen Kuß gegeben.§)

Als Wetterbeobachter erzählt er ihr von Himmelsphänomenen:

Und wenn bei stillem Dämmerlicht
Ein allerliebstes Treugesicht
Auf holder Schwelle dir begegnet,
Weißt du ob's heitert, ob es regnet?§§)

Er erwartet sie am Brunnen und holt sie ab; erzählte doch das Gerücht, daß Goethe in seinem Zimmer, wenn er ihre Stimme vor dem Hause hörte, in größte Verwirrung gerieth, zu stammeln anfing, schnell nach dem Hute griff und ihr auf die Promenade nacheilte.

Am heißen Quell verbringst du deine Tage,
Das regt mich auf zu innerm Zwist:
Denn wie ich dich so ganz im Herzen trage,
Begreif' ich nicht wie du wo anders bist.§§§)

*) s. Weim. Ag. III, 383. Abth. III, Bd 9, S. 95.
**) Weim. Ag. IV, 32 und 80 f.
***) Weim. Ag. Abth. III, Bd. 9, S. 96.
†) Goethe, Jahrbuch XV, 111.
††) An Nees v. Esenbeck, 22. August.
†††) s. Weim. Ag. Abth. III, Bd. 9, S. 290 f. und die Auszüge bei Loeper a. a. O. S. 174 ff.
§) Weim. Ag. IV, 29.
§§) Ebenda IV, 30.
§§§) Ebenda IV, 31. Dieses Gedicht kann natürlich auch nach Karlsbad gehören; und doch ist es mit den früheren vereinigt unter der Aufschrift „Liebschaft. Marienbad 1823" in den Gedichten erschienen. S. Hempel'sche Ag. 2, 452 f.

Einmal hat er sie übersehen. Ihre neckische Bemerkung beantworten Strophen, die nicht jugendlich ungestümer in ihrer Verzweiflung sein könnten:

Du gingst vorüber? Wie! ich sah Dich nicht;
Du kamst zurück, dich hab' ich nicht gesehen —
Verlorner, unglücksel'ger Augenblick!
Bin ich denn blind? Wie soll mir das geschehen?

Doch tröst' ich mich, und du verzeihst mir gern,
Entschuldigung wirst du mit Freuden finden;
Ich sehe dich, bist du auch noch so fern!
Und in der Nähe kannst du mir verschwinden.*)

Wie unverholen sich seine Zuneigung kundgab, beweist ein kleiner Zug, den Ulrike selbst noch vor wenigen Jahren erzählt hat. Amalie fragte ihn, wie ihm ihr Kleid gefiele, Goethe erwiderte: Es ist hübsch, aber das Ulriken's ist hübscher, und Amalie schmollte: das hätte ich wissen können, an Ulrike ist Alles hübscher. Und jetzt können wir auch eine Notiz im Tagebuch vom 3. September**) richtig beziehen: „Kleid von gegittertem, ächtem schottischem Zeuge, das sehr gut stand".

Vor solchen kleinen Spöttereien weiß der Dichter die Geliebte im Liede zu schützen:

Tadelt man, daß wir uns lieben,
Dürfen wir uns nicht betrüben,
Tadel ist von keiner Kraft.
Andern Dingen mag das gelten,
Kein Mißbilligen, kein Schelten
Macht die Liebe tadelhaft.***)

„Aufblicke von Galanterie, Neigung, Anhänglichkeit und Leidenschaft im Konflikt mit Weltleben und täglicher Beschäftigung", nannte er später zusammenfassend diese kleinen Sprüche.†) Am 5. September meldet lakonisch das Tagebuch, „Allgemeiner, etwas tumultuarischer Abschied."††) Aber mit welchen Gefühlen Goethe ging, brauchen uns weder Briefe noch Aufzeichnungen zu melden, haben wir doch das vielsagendste Dokument in jener Dichtung, die unmittelbar nach dem Scheiden begonnen, schon auf den einzelnen Stationen der Reise†††) ausgeführt wurde: die Marienbader Elegie.

(Schluß folgt.)

Wien. Alexander v. Weilen.

*) Ebenda IV, 31.
**) Weim. Ag. Abth. III Bd. 9, S. 108.
***) Weim. Ag. IV, 29.
†) Ebenda 80.
††) Werke Abth. III Bd. 9, S. 109.
†††) S. ebenda S. 110 ff. Werke IV 381.

Theater.

Deutsches Theater: „Wenn wir Todten erwachen", ein dramatischer Epilog in 3 Akten von Henrik Ibsen.

Ibsen's neues Drama „Wenn wir Todten erwachen", über das ich bereits an dieser Stelle (Nr. 12 der „Nation") berichten durfte, ist nun im Deutschen Theater zur Aufführung gelangt. Mit gutem Erfolge, — wenn man auch in die Beständigkeit dieses Erfolges wird Zweifel setzen müssen.

Die Darstellung Ibsen'scher Altersdramen ist immer eine Stilfrage gewesen und wird es fürs erste noch bleiben. Man kann sich an die realistische Außenseite halten und das

Gesellschaftsdrama in diesen Dichtungen hervorkehren. Man könnte aber auch das äußere Geschehen, die Gegenwartshandlung dämpfen, hinter dem gesprochenen Wort das ungesprochene ahnen lassen, die Gegenwart unter den Bann der Vergangenheit stellen, den Willen unter die Macht der Suggestion, das Geschehen unter den Druck der Schicksalserfüllung, das Wort unter den Zauber mystischer Eingebung, man könnte die innere Welt dieser Dramen doch auch zur Darstellung bringen.

Es ist in der Tradition des „Deutschen Theaters" bedingt, daß man den Realisten Ibsen auch in seinem mystischen Altersdrama „Wenn wir Todten erwachen" suchte. Und in dem Sinn war die Darstellung eine gute; die Inscenirung war höchst geschmackvoll. Gisela Schneider gab in der Frau Rubek ein sinnliches Ding, das an der Seite eines gealterten Mannes sein Recht nicht findet, und sich nach dem Ersten Besten anderen umschaut. Rudolf Rittner gestaltete den Bärenjäger Ulfheim als derben — Bärenjäger. Emanuel Reicher aber als Rubek und Luise Dumont als Irene versuchten sogar die Wesenheit der Gestalten, die sie verkörperten, auf ein inneres Ahnungsleben zu stellen; die Absicht war da, — doch war ihr Spiel viel zu unmittelbar, zu momentan, zu leidenschaftlich —, Louise Dumont gab die Rolle einer Frau, die „Irene" heißt und aus der sie einen Rachedämon machte. Was also auf der Bühne des Deutschen Theaters von Ibsen's Drama erstand, das war ein realistisches, sagen wir Ehedruchsdrama. Professor Rubek ist seiner Frau herzlich überdrüssig, sie nicht minder seiner; jedes von ihnen findet ein anderes, zu dem es sich hingezogen fühlt, und so trennen sich ihre Wege. Die arg seltsame Symbolisirung des Rubek fehlenden Manneswillens in der Thatsache, daß er Irene einst nicht berührt, fiel dabei kaum störend auf. Aber „Todte" waren nicht da. Von ihrem „Erwachen" konnte füglich die Rede nicht sein.

Und doch ist diese Mystik Ibsen's auch auf die Bühne zu bannen, in Stimmung umzusetzen. Ich habe diesen Winter Frau Praich-Grevenberg als Hilde in „Baumeister Solneß" gesehen — der gelang das. Der glaubte man, daß sie nicht aus sich heraus handle, daß ihr jedes Wort, das sie sprach, ins Ohr geflüstert werde. Ihr Sein war auf fremde Einwirkung gestellt, rief Ahnungen wach. Und aus diesen Ahnungen mag dann die andere Welt entstehen, die verborgene, ohne die Ibsen's Altersdramen ein inneres Daseinsrecht nicht haben. In diesem Rubek muß etwas von Peer Gynt in Erscheinung treten, oder er ist nichts.

Das Ibsen'sche Drama aber, das im Deutschen Theater zur Darstellung gelangte, hätte billiger Weise heißen müssen: „Herr und Frau Rubek."

Ernst Heilborn.

(Königliches Schauspielhaus. „Die Tochter des Erasmus".)

„Erasmus ist ein Mann für sich", so urtheilen die Briefe der Dunkelmänner über den großen Humanisten von Rotterdam; und wer im Zweifel wäre, was das besagen soll, brauchte nur einmal die Züge des Erasmus zu betrachten, wie Holbein der Jüngere sie uns überliefert hat. Auf einem welken Hals ein bleiches, blutloses Antlitz, durcharbeitet, vergeistigt, ganz Sammlung, voll kühler Reserve; um den Mund spielt verschwiegene Freude, ein Lächeln, das erst kommen will. Es liegt viel Feinheit und noch mehr geistiger Hochmuth auf dieser Physiognomie. Er war ein Mann der Feder und der Studierstube, jeder politischen und revolutionären That abhold; das Wissen der Gelehrten, sagte er, werde durch „lautes Poltern" nur geschädigt. Er wollte die Reform, welche sich aus höherer Einsicht unaufhaltsam aber friedlich vollzieht; der Geist der Aufklärung, den er mit hatte verbinden helfen, sollte das Werk der Befreiung zu Ende führen. Aber die Zeit und ihre Ereignisse wuchsen ihm über den Kopf; Luther, der Volksmann, kam, welcher die Reformation brachte und den Erasmus entthronte. Die jüngere Generation der Stürmer und Dränger sagte dem einst so Gefeierten die Gefolgschaft auf. Hutten erklärte sich in leidenschaftlicher Weise gegen ihn. Jener antwortete, und der Streit war auch dann noch nicht zu Ende, als Hutten im Jahre 1623 starb. Der Ueberlebende ließ es sich nicht nehmen, noch einmal zu repliziren.

Diesen Gegensatz der Strömungen und Temperamente hat Wildenbruch zum Inhalt seines neuesten Stückes genommen. Man möchte glauben, er habe nicht besser wählen können. Alles an diesem Vorwurf ist dramatisch und bedeutend. Im Hintergrunde rollt sich die größte Epoche der deutschen Geschichte ab; als Träger der Handlung erscheinen zwei Männer, die in sich die denkbar schärfsten Kontraste darstellen: heißblütig, ungeregelt und hochsinnig der eine, kühl verstandesmäßig, scheu und bedenklich der andere. Es kam nur darauf an, diese Hauptcharaktere, Erasmus und Hutten, recht zu vertiefen und psychologisch breit zu begründen. Dann ergab sich das tragische Interesse schließlich von selbst: der Jüngere geht elend an seinen Plänen zu Grunde; der Aeltere überlebt sich, denn die Folgezeit war größer, als er. — Psychologische Analyse war nun leider niemals die starke Seite des Herrn von Wildenbruch. So hat er sich auch hier nur im Aeußerlichen, Deklamatorischen gehalten. Seine Personen sind alle in Theaterpose und in Theaterbeleuchtung geschaut. Hutten wird zum idealen deutschen Jüngling, impeckabel, oder doch nur gerade mit jener Sorte von Fehlern behaftet, die man haben muß, um vollkommen zu sein. Erasmus wird zwar als großes Lumen der Welt gefeiert, aber nach dem, was er agirt, ist er ein ganz gewöhnlicher, windiger Wicht. Wenn er Luther und die Reformation bekämpft, geschieht es, weil er sich in seiner persönlichen Geltung bedroht glaubt, also aus Eitelkeit. Der kleine, ängstliche, schwächliche Mann, der ein Geistesaristokrat und freilich auch ein Egoist war, der ein seltsames Gemisch von Großem und Kleinem darstellte, wird hier kurzer Hand auf eine Couleur gemalt, nämlich als kläglicher Neidhart. — Man hat ihn wohl sonst mit Voltaire verglichen. Nun, wie wäre es, wenn jemand sich beikommen ließe, in einem historischen Gemälde nur die niedrigen Seiten Voltaire's in Aktion zu setzen? Was würde man sagen? Nur eines: daß der historische Voltaire interessanter gewesen, als dieser nachgeschaffene, interessanter und deshalb auch künstlerischer. Ganz denselben Einwand kann man gegen Wildenbruch's Erasmus erheben. Die Wirklichkeit war hier ungleich poetischer, als der Poet. — Und noch eines stört mich: die unangenehme Art, wie der Dichter auf die Instinkte der Menge eingeht. Der große Holländer ist ein Gegner der Reformation — darum wird er denn als ein zweifelhafter Ehrenmann geschildert. Er wird der Mißachtung preisgegeben; diese derbe Kunst kennt immer nur pro und contra. Sie appellirt an den Haß oder an die Liebe, nie an den Verstand. Daher gehört schon eine gewisse robuste Gemüthsverfassung dazu, um an solcher Kost Gefallen zu finden. Ich bekenne, daß ich sie nicht vertragen kann.

Herr von Wildenbruch hat sich seinen Hutten und seinen Erasmus so geschaffen, wie er sie gebraucht. Weiß er nun wenigstens mit ihnen sein Stück in Gang zu bringen? Auch das ist nicht der Fall. Der Konflikt der beiden erschöpft sich in den zwei ersten Aufzügen, um im vierten ein kurzes Nachspiel zu finden. Bleiben anderthalb Akte, deren Unkosten noch zu decken wären. Was thun? Ganz einfach, wir schieben nach bewährten Mustern ein rührend Liebesspiel ein. Erasmus hat eine natürliche Tochter, von Haus aus ein verwöhntes, ungeberdig Ding, kalt, unleidlich hochmüthig und verbildet. Aber der deutsche Jüngling ist da, Hutten, der sie mores lehrt — obgleich er in der historischen Wirklichkeit selbst keine hatte —; der sie lieben lehrt, daß sie dem Vater auf und davon läuft und dem Geliebten schweifend in die Weite folgt. — Da haben wir, was wir

brauchen. Man sieht, die schönen Schultern der Maria balanziren das Gleichgewicht des Stückes. Daher denn das letztere auch „die Tochter des Erasmus“ heißt. Aber ehrlich gesagt, was interessirt uns die Tochter, wenn Erasmus und Hutten auf der Bühne stehen? wenn Kämpfe ausgetragen werden sollen, von denen die Zukunft Deutschlands und die Civilisation der neuen Welt ausgehen sollen? Einen Streit der Geister durfte man erwarten; und es wird eine Herzensgeschichte daraus, voll theatralisch romantischer Knalleffekte. Freilich, nach dem Beifall zu schließen, der diese Dichtung begrüßte, gibt es noch Leute, die das alles schön und ergreifend finden.

Herr von Wildenbruch hat sein Schauspiel in Prosa geschrieben, ohne darum den hohen Schwung zu verleugnen, der ihm immer eignet. Einmal heißt es: „Diese Hand, die ich umschließe, wie der Ertrinkende das rettende Seil, taucht sie hernieder, wie kühlendes Lab in die tosende Fluth meiner Seele!“ Ein „rettendes Seil“, das als „kühlendes Lab“ in die Seele taucht und zugleich eine Hand ist? Ach, wenn ich für diese hohe Schönheit nur Organ hätte.

Die Darstellung im Schauspielhause stand auf der Höhe des Stückes. Besonders mißfallen hat mir nur Herr Matkowski. Wer diesen Künstler lange nicht gehört hatte und ihn zum ersten Mal wiedersah, durfte sich besorgt fragen, ob das der Stil sei, in dem er jetzt immer spielt!

Ransohoff.

(Königl. Opernhaus. Siegfried Wagner's „Bärenhäuter“).

Es wurde ja allmählich Zeit, daß auch Berlin endlich das Erstlingswerk Jung-Siegfrieds kennen lernte. Von Nord und Süd waren schon mannigfache Aufführungsberichte über den Bärenhäuter zu uns gelangt, wobei die Urtheile in seltsamsten Widersprüchen durcheinander schwirrten. Hier hatte man die Oper als so schwach gefunden, daß man ihr eben einen Achtungserfolg bereitete, dort wurde allen Ernstes behauptet, es sei ein so vollendetes Werk, daß nur ein reifer Meister es habe schaffen können, — wobei sehr merkwürdig sei, daß besagter Meister es für nothwendig befunden habe, unter falscher Flagge zu segeln und statt seines Namens den des Bayreuthsprossen auf die Partitur zu setzen! Man durfte also neugierig sein. Daß inzwischen das „Theater des Westens“ den „Bärenhäuter“ von Arnold Mendelssohn herausgebracht hatte, war nicht uninteressant; nun konnte man vergleichen. Nicht etwa mit Rückblick auf die bekannten Prioritätsstreitigkeiten zwischen den beiden Textdichtern. Für die künstlerische Beurtheilung ist es ziemlich gleichgültig, wer zuerst die Idee gehabt hat, den Bärenhäuterstoff zu einem Opernwerke zu verarbeiten. Denn letzten Endes kommt es in der Kunst doch mehr auf das Wie, als auf das Was an. Und wenn es auch nicht hübsch ist, einem anderen einen glücklichen, in verschiedenem Sinne sehr lukrativ zu verwerthenden Gedanken zu entwenden, ein besonderes Verdienst begreift es schließlich auch nicht in sich, die verwandten Märchen vom „Grünrock“ und „Des Teufels russigem Bruder“ als sehr brauchbare Opernstoffe erkannt zu haben.

Sie sind beide schon sehr alt, diese Märchen. Die Wurzeln der in beiden vorhandenen Grundidee lassen sich sehr weit zurück verfolgen. Vom Bärenhäuter liest man schon im Simplizissimus; „der erste Bärenhäuter“ Samuel Greiffensohns († 1699) ist in Bülow's Novellenschatz abgedruckt. Am geläufigsten ist uns die Geschichte aus Grimm's Märchensammlung. Siegfried Wagner hat sie für seine Zwecke folgendermaßen gestaltet: Hans Kraft, ein Landsknecht, kehrt aus dem Kriege heim, findet nirgends ein Unterkommen und verdingt sich auf ein Jahr dem Teufel. Während er seiner Beschäftigung obliegt, den Kessel mit den armen Seelen zu heizen, tritt ein „Fremder“ herein (St. Peter, eine vom Dichter frei eingefügte Figur), mit dem er sich in ein Würfelspiel einläßt, wobei er eine Anzahl der brodelnden Seelen verspielt. Zur Strafe muß er „teufelähnlich, schwarz berußt“, mit einer Bärenhaut angethan, „zu aller Menschen Spott“ wieder in die Welt ziehen, bis ihn die treue Liebe einer reinen Maid erlöst. Hans findet das Mädchen, das ihm trotz seines abschreckenden Aussehens drei Jahre die Treue hält, sein Pakt mit dem Teufel ist gelöst, und der „Fremde“ verhilft ihm obendrein noch zu großem Kriegsruhm, sodaß am Schlusse Hans als Held mit seinem glücklichen Luischen im Arm inmitten einer ihm zujubelnden Umgebung steht und alles in eitel Seligkeit austönt.

Von einem Vergleich des Wagner'schen mit dem Wette-Mendelssohn'schen Textbuches muß hier abgesehen werden. Gewiß ist, daß die Wagner'sche Dichtung in der ganzen Anlage nicht hinter der Wette'schen zurücksteht. Ja, in der Art, wie Siegfried Wagner die Sache angefaßt hat, findet sich sogar manches vorzügliche Moment gegenüber dem anderen Libretto. Für das, was auf der Scene wirksam ist, hat Jung-Siegfried den guten Blick vom Vater geerbt. Echt bühnenmäßig gedacht ist eigentlich alles in dem Stück. Manches, besonders der ganze dritte Akt, ist nur unnöthig breit ausgesponnen. Das ist wohl zum Theil eine Folge der mangelnden Selbstkritik, zum Theil aber auch liegt es daran, daß der Autor noch mit dem Wortausdruck ringt. Er ist in der Diktion absolut nicht wählerisch, sondern er greift oft zur plattesten Redensart und ungehobeltsten Verskonstruktion und er erzwingt nur in verhältnißmäßig wenigen Partien die wünschenswerthe Präzision und Kürze. Doch es herrscht wirkliches Leben auf der Bühne, und was da vorgeht, beschäftigt die Aufmerksamkeit hinreichend, um die Frage nach „Vertiefung der Charaktere“, nach der „feineren psychologischen Entwicklung“ und sonstigen schönen Dingen, nach welchen man im Allgemeinen bei einer Operndichtung gern ausschaut, im Zuhörer eigentlich beständig hintanzuhalten. Freilich wäre das nicht möglich, wenn uns die Gestalten auf der Scene nicht alle so vertraut ansprächen und unsere Phantasie auf bekannte, gern gewandelte Bahnen leiteten. Der Hörer gibt auf diese Weise thatsächlich aus dem Eigenen vieles hinzu. Aber wo hierfür die Möglichkeit bei der Mehrheit vorauszusetzen ist, da hat der Dichter ein Recht, sein Werk daraufhin anzulegen. Er wird es meist unbewußt thun, und die Wagner'sche Dichtung macht auch durchweg den Eindruck, nicht mühsam ausgeklügelt, sondern mit künstlerischer Naivetät entworfen zu sein. Inwieweit dem Verfasser der Umstand zu statten kam, daß er sich auf einem heimischen, volksthümlichen Gebiete bewegte, ist schwer abzumessen. Entschiedene Begabung als Bühnendichter hat Siegfried Wagner bewiesen; wie stark sie ist, werden weitere Leistungen ergeben. Man darf ihnen mit einiger Hoffnung entgegensehen.

Weniger hoffnungerweckend ist die Musik. Sie gibt sich herztich unbedeutend. Unerörtert mögen die der Partitur in reichem Maße anhaftenden Mängel der Erstlingsarbeit bleiben. Trotz ihrer hätte sich der Quell der ursprünglichen musikalischen Produktion wohl irgendwo aufgethan, wenn er vorhanden gewesen wäre. Aber ein vollwichtiges Moment, das Siegfried Wagner's Beruf zum Komponisten belegte, ist in seiner „Bärenhäuter“-Musik nicht zu entdecken. Ja, es glücken ihm hier und da wohl ein paar Takte, namentlich wenn er sich recht ungenirt Lortzing nähert, oder noch ein paar Stufen tiefer steigt; er trifft's auch einigemal mit der Klangmalerei garnicht schlecht. Eine ausgedehntere Strecke saft- und kraftvoller Musik, deren Ausdruck etwas von individuellem Gepräge trüge, findet sich jedoch nirgends. Daß die Singstimmen gut deklamirt sind, beweist nicht viel. Gerade weil ihnen nichts melodisch Bedeutsames anvertraut ist, hätte das Orchester eine um so blühendere Sprache führen müssen. Es bescheidet sich aber gar zu sehr. Selbst da, wo es unbedingt hieß: Musik machen! spinnt es dünne, nichtssagende Fädchen, so in den Vor- und Zwischenspielen, so in der großen Erkennungs- und Liebesszene des dritten Aktes, wo bei der Stelle „Ja, er ist's“ das Orchester nach kaum 3 bis 4 Takten

des Aufschwungs wieder in seine vorherige Bedeutungslosigkeit zurücksinkt. Man geht mit einem starken Verlangen nach Musik im Ohre aus dem Theater fort, wie man hungrig von einem langen Diner aufsteht, bei welchem man mehr mit guten Reden, als mit Speise und Trank traktirt wurde. In der Ouverture schon erweckt der Komponist in Folge seines mangelhaften kompositorischen Instinkts das ungünstigste Vorurtheil, nämlich durch eine im ernstheroischen Charakter eingeführte Melodie (F-dur), die hier wie das ordinäre Trio eines Militärmarsches (Cantus im Helikon!) sich ausnimmt. Im Verlaufe der Oper stellt sich heraus, daß die Melodie („Aber weh' Dir, Herr Mosje!") höhnisch, ironisch gemeint ist und in dieser Bedeutung nicht einmal schlecht genannt werden kann. Die Instrumentation ist ziemlich ungleich, immerhin aber noch das Beste der Partitur. Den freundlichsten Eindruck hinterläßt der zweite Akt. Allerdings thut da der poesievolle Vorgang sein gut Theil. Und dargestellt wurde er obendrein im königlichen Opernhause ganz prächtig. Frau Herzog verkörperte das weichherzige, opferfreudige Luischen so liebenswürdig, daß sie allein den Erfolg dieses Aktes damit entschieden hätte. Aber Herr Grüning (Hans Kraft) darf mit gleicher Anerkennung neben ihr genannt werden. Auch die Herren Knüpfer (Teufel) und Bachmann (der Fremde), sowie Herr Lieban in einer lustigen Gastwirthsrolle halfen bestens zum Gelingen des Ganzen. Herr Dr. Muck leitete das Werk sehr sorgsam und sicher. Die Regie erreichte bestenfalls Mittelgüte: etwas Besonderes ist von Tetzlaff ja leider nicht zu erwarten. Siegfried Wagner wohnte der Première bei und mußte oft an der Rampe erscheinen. Es ging laut her, wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, was aber nichts besagen will, denn unmaßgeblicher ist nicht leicht eine Instanz, als das Publikum einer Berliner Opernpremière. Auch der zweiten Aufführung wohnte der Autor bei. Da war das Bild wesentlich anders. Wenn Herr Wagner klug ist, zieht er aus den am zweiten Abend gewonnenen Eindrücken seine Schlüsse.

Richard Dünport.

Julius Pierstorff: Frauenarbeit und Frauenfrage. Separatabdruck aus dem „Handwörterbuch der Staatswissenschaften." 2. Auflage. 3. Band. Jena. Gustav Fischer. 1900.

Die Erwerbsthätigkeit der Frauen nimmt beständig zu. Die Frauenfrage wird immer mehr zu einer Frage der Frauenarbeit. Nach der Statistik, mit der der Verfasser seine Schrift einleitet, hat die deutsche Bevölkerung in dem Zeitraum von 1882 bis 1895 um 14,48 Proz., haben die männlichen Erwerbsthätigen um 15,95 Proz., die weiblichen Erwerbsthätigen aber um 23,60 Proz. sich vermehrt. Während die Statistik ein Momentbild aus unserer Zeit bietet, zeigt die sich anschließende Darstellung der geschichtlichen Entwicklung die Bedeutung der Frauenarbeit in den verschiedenen Perioden menschlicher Kultur. Es wird dann die Lage der Arbeiterinnen in der Gegenwart geschildert. Günstigere Bildungsgelegenheiten werden als ein wesentliches Mittel zur Hebung ihrer Lage empfohlen. In Deutschland hat Baden allein einen obligatorischen Fortbildungsunterricht für Mädchen eingeführt. Die Art der weiblichen Erziehung bedingt es dann auch hauptsächlich, daß die Frauenarbeit weniger leistungsfähig ist als die männliche, und daß der dafür gezahlte Lohn regelmäßig nur $^1/_2$ bis $^2/_3$ des Männerlohns beträgt. In dem Abschnitt über Frauenlöhne werden die Gründe auseinandergesetzt, die einer umfassenden Organisation der Arbeiterinnen in Gewerkvereinen im Wege stehen. Der Ursprung und die Entwicklung der Frauenfrage werden nicht allein aus der äußeren Lebensnoth, sondern auch aus einer inneren Noth erklärt. Der Trieb, die eigene Persönlichkeit zu entfalten und zu bethätigen, bewirkt, daß das Lebensgebiet der Frau sich stets erweitert. Je freier aber die Berufswahl für sie wird, um so wirksamer kann sie ihre Kräfte im Dienste der Gesellschaft verwerthen, und es wird das Angebot weiblicher Arbeit, das sich in den unteren Schichten zusammendrängt und den Lohn drückt, über ein größeres Feld verbreitet.

Im Allgemeinen gilt bei uns der Grundsatz, daß die Veranstaltungen für die Fort- und Fachbildung der Frauen mehr der privaten als der staatlichen Fürsorge überlassen bleiben. In Preußen ist man nur in einem Falle, der zur Nachahmung reizt, von diesem Grundsatz abgewichen. Im Jahre 1897 wurde in der Königlichen Gewerbe- und Haushaltungsschule für Mädchen in Posen die erste staatliche Anstalt mit Erfolg begründet. Die Bestrebungen, den Frauen auch das wissenschaftliche Studium zugänglich zu machen, haben dahin geführt, daß keine deutsche Universität außer Jena und Gießen — und auch Gießen gibt schon nach — sich den Frauen nunmehr grundsätzlich verschließt. Sogar die landwirthschaftliche Hochschule in Berlin hat ihnen im Jahre 1896 ihre Thore geöffnet. Wie sehr die Frauen sich neben dem starken Geschlecht im Studium bewährt haben, erhellt besonders aus den Erfahrungen, die man im Auslande gemacht hat. Dort haben sie denn auch in den liberalen Berufen sich immer mehr eingelebt.

In Holland zählte man 1897 neben 414 männlichen 313 weibliche Apothekergehülfen. Der Verein der weiblichen Apotheker in den Vereinigten Staaten umfaßt 500 aktive Mitglieder. In den Vereinigten Staaten gibt es kaum einen liberalen Beruf, der sich nicht mit weiblichen Mitgliedern schmücken könnte. Im Jahre 1897 gab es dort schon 275 weibliche Rechtsanwälte.

Mit dem wissenschaftlichen Studium mußte das Mädchengymnasium in die Erscheinung treten. Das höhere Mädchenschulwesen darf aber nicht lediglich mit Rücksicht auf das akademische Studium umgestaltet werden. Das Bildungsbedürfniß der Nichtstudirenden sollte dabei vor allem berücksichtigt werden. Dieses Bildungsbedürfniß hat sich wesentlich erweitert und vertieft. „Demgemäß muß die Mädchenbildung den jetzigen höheren Auffassungen von der Mission der Frau, mithin sowohl dem allgemeinen Bildungsideal der Gegenwart, wie auch dem modernen Berufsleben der Frauen und den an diese herantretenden sozialen Aufgaben möglichst Rechnung zu tragen suchen".

Im Unterrichtswesen und besonders im Lehrberuf sollte vor allem Gleichstellung der Geschlechter durchgeführt werden. Wie sehr aber der deutsche Staat die Interessen des weiblichen denjenigen des männlichen Geschlechts gegenüber zurücksetzt, zeigt sich besonders deutlich im Lehrerbildungswesen. Im Deutschen Reich gab es 1895/96 180 staatliche Seminare für Lehrer und nur 24 für Lehrerinnen. „Und während die deutschen Regierungen für die Internate der Lehrerseminare, welche allein in Preußen im Jahre 1895 6 370 Interne neben 4 900 Externen zählten, gewaltige Summen aufwandte, gab es in Deutschland nur 7 Lehrerinnenseminare, die ganz oder theilweise Internate waren."

Eine nicht hoch genug zu schätzende Bedeutung hat die weibliche Hilfsthätigkeit in der Kranken-, Wochen-, Haus-, Waisen- und Armenpflege erlangt. Sie erstreckt ihre wohlthätigen Wirkungen aber fast ausschließlich auf die Städte, während auf dem Lande noch alles zu thun übrig bleibt. In der öffentlichen Armenpflege haben die Frauen auch noch manche Lücken auszufüllen.

Alle diese Fragen, die hier nur angedeutet werden konnten, werden vom Verfasser immer mit nützlichen Hinweisen auf fremdländische Verhältnisse ausführlicher behandelt. Er erörtert ferner noch die Stellung der Frau im bürgerlichen und öffentlichen Recht und schließt mit dem Abschnitt über „Die geschichtliche Entwicklung der Emanzipationsbewegung".

Louis Katzenstein.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, W. Ziethenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 26. Berlin, den 31. März 1900. 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 31. März abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

In Südafrika ist der Krieg zum Stillstand gelangt. Die Engländer sitzen in Bloemfontein und unternahmen bisher nichts Weiteres von Bedeutung, und die Buren ziehen sich aus dem Süden des Oranje-Freistaates zurück, die Engländer vermochten das nicht zu verhindern — und sie beunruhigen hier und dort die Verbindungslinie ihrer Gegner, ohne doch zu einem entscheidenden Schlage auszuholen.

Augenscheinlich fühlt sich General Roberts zur Zeit nicht stark genug, um den Krieg im großen Stil fortzuführen. Das mag ein Zeichen weiser Vorsicht sein; aber es ist andererseits möglich, daß die Buren diese Pause benutzen, um ihre Vertheidigung so wirkungsvoll zu organisiren, daß dem Gegner alsdann ein außerordentlich schweres Stück Arbeit noch zu thun verbleibt. Und je länger der Krieg dauert, um so näher rückt die Möglichkeit, daß England durch Aufgaben in anderen Theilen der Welt abgelenkt wird.

Ein schwerer Verlust scheint freilich auch in diesen ruhigeren Tagen die Buren betroffen zu haben; der Tod ihres Generals Joubert an einem Magenleiden wird gemeldet. Zu einer kühnen Offensive hat sich Joubert in Natal zwar nicht verstanden; aber mit außerordentlicher Zähigkeit, mit Tapferkeit und Geschick hat er Buller immer wieder an den Verschanzungen der Buren sich den Kopf einrennen lassen; nicht den geringsten militärischen Vortheil konnte Buller aus eigener Kraft gegen Joubert erlangen. Ist dieser Führer der Buren jetzt gestorben, so wäre das ein harter Schlag für seine Landsleute.

Und noch einen Todten gibt es in dieser Woche in der politischen Welt; einen Mann von ganz anderem Gefüge, den Grafen Benedetti, den früheren französischen Botschafter am preußischen Hofe; von der Decadence und der Ueberkultur der Tuilerien bis zur Einfachheit, Derbheit und Unkultur der Buren ist ein weiter Weg.

Benedetti ist nicht dem Schicksal entgangen, an seinem großen Gegner, dem ersten deutschen Reichskanzler, gemessen zu werden, und bei solchem Maßstab erscheint seine Gestalt klein und unbedeutend. Ein großer Mensch war er auch sicher nicht, aber, wie es scheint, ein gewandter Diplomat, ein Mann mit jener Biegsamkeit, Geschmeidigkeit und Schlauheit, die für den Posten eines Botschafters ausreicht, und die nicht genügt, um einem Bismarck entgegentreten zu können. Gegenüber Bismarck scheiterte dieser Tuileriendiplomat vollständig.

Ein Aufruf zu Gunsten eines baldigen Friedensschlusses in Südafrika, der den Buren ihre staatliche Unabhängigkeit belassen soll, wird in liberalen englischen

Blättern veröffentlicht. Der Aufruf ist von Herbert Spencer, Walter Crane, Frederic Harrison, Oscar Browning, Burne-Jones, Professor Sully und anderen um Kunst und Wissenschaft in England verdienten Männern unterzeichnet. Der Aufruf beginnt:

„Die Thatsache, daß der Krieg seinen Fortgang nimmt, befreit diejenigen, die denken, daß er hätte vermieden werden können, nicht von der Pflicht, ihr Mißfallen über den Krieg zum Ausdruck zu bringen. Sie thun das nicht etwa als Politiker oder als Angehörige einer bestimmten Partei, sondern als Friedensfreunde und Personen, die wünschen, daß der Ruf ihres Vaterlandes durch Gewaltakte nicht befleckt werden möge. Gegenwärtig haben diejenigen, die den Krieg verabscheuen, noch einen Grund mehr, ihr Mißfallen zum Ausdruck zu bringen. Zunächst wollen sie dadurch allen holländischen Unterthanen in den südafrikanischen Kolonien, deren Selbständigkeit gefährdet wird, einen Beweis ihrer Sympathie geben. Und dann hoffen sie, daß die Veröffentlichung ihrer Mißbilligung eine kleine Wirkung auf die öffentliche Meinung in England ausüben und so zu einer angemessenen Regelung der Beziehungen zu Südafrika führen wird."

Es folgt nun eine eingehende Begründung der kriegsfeindlichen Haltung der Unterzeichneten; es wird auf die verfehlte Leitung der Verhandlungen mit Transvaal vor Ausbruch des Krieges, auf die Entstellungen der Sachlage in der englischen und südafrikanischen Presse und schließlich auf die gewaltsame Schürung des Rassenhasses zwischen Briten und Holländern in Südafrika hingewiesen. Am Schlusse des Aufrufs heißt es:

„Wir wünschen die baldige Beendigung des Krieges. Wir verlangen, daß die Regierung würdig einer Weltmacht handelt, die zwei kleinen Staaten die Ueberlegenheit ihrer Streitkräfte bewiesen hat. Sie soll die erste Gelegenheit, welche sich ergibt, benutzen, um das Land wissen zu lassen, daß sie Friedensbedingungen stellen wird, die ein Volk, das sich als tapfer und eifersüchtig auf seine Unabhängigkeit erwiesen hat, annehmen kann."

Dieser Aufruf englischer Intellektuellen ist ein erfreuliches Symptom dafür, daß der Chauvinismus in England nicht mehr allein das Wort hat. Allerdings wird man nicht auf eine unmittelbare Wirkung rechnen dürfen. Aber der Kampf der französischen Intellektuellen in der Dreyfus-Affaire begann auch mit scheinbar hoffnungslosen Kundgebungen. Wer in der Politik nur das thun wollte, was unmittelbar Erfolg verspricht, könnte nie etwas anfassen, was des Schweißes der Edlen werth ist.

Der freisinnige Landtagsabgeordnete Otto Kolisch, seit 12 Jahren Vertreter des Wahlkreises Fraustadt-Lissa, ist am Donnerstag nach kurzer Krankheit gestorben. Ein charakterfester, liebenswürdiger, außerordentlich gewissenhafter und pflichtgetreuer Mann hat er seines Mandats als Volksvertreter vorzugsweise in arbeitsreichen Kommissionen und dort gewaltet, wo wenig äußere Ehre zu holen war. Seine Kollegen, und speziell seine engeren Parteifreunde von der Freisinnigen Vereinigung, schätzten ihn wegen dieser stets hülfsbereiten Arbeitsamkeit, die den äußeren Schein nicht suchte, nur um so höher.

Kolisch wurde vor einigen Tagen im Abgeordnetenhause während einer Kommissionssitzung vom Schlage getroffen. Die zunächst sehr zuversichtlich auftretenden Hoffnungen auf Genesung sind rasch zerstört worden. Der Verstorbene, der sich auch als Kommentator zahlreicher Gesetze Anerkennung erwarb, wird von seinen Parteifreunden aufrichtig betrauert und stark vermißt werden. Er gehörte zu jenen Politikern, deren Werth erst voll gewürdigt wird, wenn sie nicht mehr sind.

Noch immer gibt es bei uns in Deutschland volle Versammlungen, die gegen die lex Heinze, die gegen das Fleischschaugesetz und die gegen die Waarenhaussteuer protestiren. Es liegt eine wahre politische Erquickung darin, daß man bei uns die Fähigkeit wieder feststellen kann, sich über öffentliche Angelegenheiten zu entrüsten. Das ist die erste Voraussetzung eines gesunden politischen Lebens; aber diese Voraussetzung bedeutet wenig, wenn nur vorübergehende Stimmungen und geängstigte Interessen, die schnell wieder beruhigt werden können, jetzt in Bewegung gerathen sein sollten. Immer wieder muß betont werden: Aus der heutigen Lage muß die Bevölkerung eine Lehre ziehen, die weit über den einzelnen Fall hinausreicht. Der Kampf gegen die lex Heinze, gegen das Fleischschaugesetz, gegen die Waarenhaussteuer bedeutet sehr wenig, wenn er sich nicht umwandelt in einen Kampf gegen die politische, geistige, wirthschaftliche Reaktion; jene Gesetzesvorlagen können den Anstoß, aber ihre Beseitigung darf nicht das Endziel für den Kampf sein.

Das österreichische Ministerium, das den Liberalen geneigter zu sein schien, hat gleichwohl die neue Gemeindewahlordnung für Wien dem Monarchen zur Sanction vorgelegt. Diese Gemeindewahlordnung würde auf absehbare Zeit die Liberalen in Wien beseitigen, und die Kommune der reaktionären und antisemitischen Schaar Lueger's ausantworten.

Unter diesen Umständen haben bereits dreißig Wiener Gemeinderäthe ihr Mandat als Protest niedergelegt; sie wollen zugleich auf diese Weise die Verwaltung der Stadt lahmlegen und eine vorzeitige Auflösung der Gemeindevertretung erzwingen in der Hoffnung, daß schleunig ausgeschriebene Neuwahlen ihrer politischen Richtung günstiger sein werden. Allein es gibt Zweifler, die diese Taktik für erfolgreich nicht halten. Statt der Auflösung wird Lueger mit der provisorischen Verwaltung der Kommune betraut werden, und dann erst werden Neuwahlen stattfinden, wenn Herr Lueger seinen Einfluß auf den Wahlkörper für stark genug hält. Die Entwicklung in der einen oder der anderen Richtung muß abgewartet werden, aber bezeichnend für österreichische Verhältnisse bleibt es, daß ein den deutschen Liberalen geneigtes Ministerium die Hauptstadt des Reiches der Lueger'schen Richtung auszuliefern bereit ist.

* * *

Die Aussichten der Waarenhaussteuervorlage.

Nach dem bisherigen Verlauf der Berathungen in der Waarenhaussteuerkommission erscheint es mir kaum noch zweifelhaft, daß die Regierungsvorlage — in allem Wesentlichen unverändert — Gesetz werden wird. Es ist zwar gar keine Partei vorhanden, die mit der Regierungsvorlage zufrieden ist: den Einen geht sie nicht weit genug, den Anderen zu weit; aber eine Mehrheit im Abgeordnetenhause erscheint dafür dennoch gesichert. Die Regierung kann bestimmen, in welcher Form die Vorlage zur Annahme gelangen soll. Sie könnte für eine Ausdehnung der Umsatzsteuer auf alle Großbetriebe im Detailhandel, also insbesondere auf die sogenannten Spezialgeschäfte, ohne Schwierigkeit ebenfalls eine parlamentarische Mehrheit haben, und nicht minder für eine erhebliche Steigerung der Steuersätze. Dieses Parlament ist auf wirthschaftspolitischem Gebiete zu Allem zu haben, sobald sich die Regierung nur von rationellen Vorschlägen fern hält. Und das Letztere hat sie im vorliegenden Falle mit erstaunlicher Selbstüberwindung gethan. Sie hat sich dazu bequemt, dem Gedanken der Umsatzsteuer, den sie früher als unsinnig verwarf, die Thür zur Gesetzgebung zu öffnen. Aber nicht sperrangelweit, nur soweit, daß ein kleiner Theil der Forderungen unserer Mittelstandspolitiker eindringen kann. Aber in diesem kleinen Theil steckt das ganze Prinzip. Die Regierung zwar verwahrt sich noch lebhaft gegen jede weitergehende Konsequenz, aber die intellektuelle Virginität ist geopfert

und man weiß ja, wie es dann weiter geht: mit Einem fängt die Sache an,

„Bald kommen Ihrer mehre dran",

zunächst aber schwört sie noch heilig und theuer, daß dies der einzige Fehltritt bleiben soll.

Die Konservativen und das Centrum, stürmische Werber, finden diese Sprödigkeit der Regierung durchaus nicht am Platze. Sie verlangen mehr. Das Centrum ist dabei noch hitziger, als die Konservativen. Das Centrum hat in der Kommission nicht nur die Ausdehnung der Umsatzsteuer auf alle Spezialgeschäfte betrieben, sondern auch eine Progression der Umsatzsteuersätze vorgeschlagen, die ein Geschäft, wie das von Wertheim, mit einer Jahressteuer von $1^1/_3$ Millionen Mark treffen würde. Dabei versicherten die Gelehrten des Centrums ganz treuherzig, daß die das durchaus nicht als eine „Erdrosselungssteuer" ansehen. Könnten die Konservativen ungehindert ihrem Genius folgen, so würden sie diese Centrumsanträge mit Hurrah annehmen. Aber da die Regierung deutlich zu verstehen gegeben hat, sie wolle nicht „devastiren", sondern bloß „moderirt verwüsten", so begnügt man sich einstweilen damit, dem Centrum zu versichern, daß es ja ganz recht habe, daß aber zur Zeit diese höchsten Ideale noch nicht zu erreichen seien. Man schickt sich danach an, diese gesetzgeberische Frucht wie eine Artischocke zu verzehren, d. h. blattweise. Die Regierung erlaubt gegenwärtig nur, daß die äußeren Blätter genossen werden. Der späteren „Einsicht" bleibt vorbehalten, auch die delikateren Theile der Artischocke dem Appetit der Heiligen und der Ritter preiszugeben. Es ist unter solchen Umständen für die Regierung nicht schwer, die Vorlage genau so zur Annahme zu bringen, wie sie will. Sie hat es den Stürmern in der Kommission zwar bisher durchgehen lassen, daß der § 5, welcher die Begrenzung der Umsatzsteuer auf ein Maximum von 20 Proz. des gewerbesteuerpflichtigen Ertrages vorsieht, gestrichen wurde, und daß zu § 1 einige Verschärfungen der Vorlage erfolgten, nämlich: die Hereinziehung der sogenannten Filialgeschäfte, die bei mindestens drei Filialen umsatzsteuerpflichtig werden sollen, auch wenn sie nur mit einem einzigen Artikel handeln; — und die Herabsetzung der Mindestsumme des steuerpflichtigen Umsatzes bis auf 200 000 Mark in Orten unter 10 000 Einwohnern. Aber schon bei Berathung des § 2 ist den scharfsinnigen Gesetzgebern die Ahnung gekommen, daß sie einen Schwabenstreich gemacht haben. Da sie als umsichtige Männer aber für die Kommissionsberathung zwei Lesungen vorsahen, so steht nichts im Wege, daß sie bei der zweiten nach Ostern vorzunehmenden Lesung das wieder über Bord werfen, was sie bei der ersten Lesung in die Vorlage an Eigengut aufgenommen haben. Und so wird es wohl auch werden. Herr von Miquel wird seine bewährte Ueberredungskunst bethätigen, und die Vorlage wird von allen geistreichen Amendements gereinigt aus der Kommission ins Plenum befördert werden.

Ernsthaft ist darnach nur mit der im Wesentlichen unveränderten Annahme des Regierungsentwurfs zu rechnen. Diese Annahme wird im Plenum schließlich mit einer überwältigenden Mehrheit erfolgen.

Centrum und Konservative werden ihrem Schmerz darüber Ausdruck geben, daß nicht mehr zu erreichen sei, sie werden der Regierung im Voraus die ganze Verantwortung zuschieben, da dies Gesetz dem Mittelstand keine ausreichende Hilfe und Förderung gewähren könne, aber sie werden als Abschlagszahlung schließlich auch die im Wesentlichen unveränderte Regierungsvorlage annehmen. Fast alle Freikonservative und kein ganz geringer Theil der Nationalliberalen wird sich dieser Mehrheit anschließen. Daß alle größeren Handelskammern, daß die einsichtigeren Kommunalverwaltungen, daß Tausende von Fabrikanten und Tausende von Waarenhausangestellten gegen die sinnlose Zerstörung einer wirthschaftlicheren Form der Distribution von Konsumartikeln protestiren, geht an der Mehrheit unserer preußischen Gesetzgeber beinahe spurlos vorüber.

Aber es wäre trotzdem ein großer Fehler, wenn die Protestbewegung eingestellt würde.

Die Waarenhäuser sind zwar aller Wahrscheinlichkeit nach nicht mehr vor der Umsatzsteuer zu retten, und sie werden rechtzeitig darauf Bedacht nehmen müssen, ihren Betrieb in die vier Waarengruppen des Gesetzes zu zerlegen. Das wird allerlei Mühen und Weitläufigkeiten verursachen, aber gerade die größten Waarenhäuser werden diese Theilung noch am Ehesten durchführen können. Auch die großen Konsumvereine werden sich theilen, um der Umsatzsteuer zu entgehen. Die getheilten Großbetriebe werden dann die einzelne Waarengruppe mit verstärktem Nachdruck poussiren, und das Ende vom Liede wird sein, daß die kleinen Geschäfte, die man vor der Konkurrenz der Waarenhäuser schützen wollte, vom Regen in die Traufe kommen. So lange in Schilda Gesetze gegeben werden, ist der Erfolg immer der gleiche: die Leute, die man liebkosen will, erhalten Ohrfeigen. Fangen in den Maschen dieses Gesetzes wird man wahrscheinlich nur eine Anzahl mittlerer Geschäfte, deren Umsatz bis nahe an die steuerfreie Grenze heruntergeht, die gar nicht als eigentliche Waarenhäuser gelten können, die vielmehr nur deshalb gezwungen sind, Artikel aus mehreren Waarengruppen zu führen, weil ihr Absatz von Artikeln einer Waarengruppe zu gering ist, um einen rationellen Betrieb darauf allein zu begründen. Aber eben deshalb, weil der Mißerfolg dieses Gesetzes, soweit der Schutz der kleineren Detaillisten in Frage steht, völlig gesichert erscheint, wird das Geschrei nach einer Ausdehnung des Gesetzes auf alle Großbetriebe im Kleinhandel alsbald einsetzen. Je geringer der Widerstand gegen die Waarenhaussteuer sich erweist, um so rascher wird auch die Regierung weitere Opfer des Intellekts bringen. Herr von Miquel ist ein Virtuose im schrittweisen Zurückweichen. Er hat bereits angedeutet, daß die Erfahrungen, die man mit diesem Gesetze in der Praxis machen werde, die Basis für künftige weitere Beschlüsse bilden müßten. Das ist die schönste Einladung zu weiteren Agitationen.

Es ist daher eine unbegreifliche Kurzsichtigkeit, daß die großen Spezialgeschäfte den gegenwärtigen Angriff gegen die Waarenhäuser als eine Angelegenheit ansehen, bei der sie neutral bleiben können. Heute mir, morgen Dir! Der Kampf gegen die Waarenhäuser ist nur ein Vorpostengefecht. Tausende von Fabrikanten und in Großbetrieben Angestellte haben das erkannt, aber Zehntausende schlafen ruhig weiter.

Was sie heute unterlassen, werden sie später durch doppelte Agitationsarbeit kaum wieder einbringen.

Th. Barth.

Parlamentsbriefe.

XVI.

Der Reichstag ist bereits in die Osterferien gegangen und der Landtag wird, bevor er dasselbe thut, kaum noch einen aufregenden Beschluß fassen. Die langen Unterbrechungen, welche die drei großen christlichen Feste jedesmal in der Thätigkeit der Volksvertretung verursachen, sind eine Eigenthümlichkeit des deutschen Parlamentarismus.

Im Landtage wird das Budget in diesem Jahre zu dem verfassungsmäßig vorgesehenen Endtermin festgestellt werden. Der Reichstag hat einige Mühe gehabt, dasselbe zu erreichen. Er war genöthigt, Sitzungen von ungewöhnlicher Länge abzuhalten, um dem Redebedürfniß der wenigen anwesenden Mitglieder genug zu thun, dem ein entsprechendes Hörbedürfniß nicht gegenübersteht. Die Frage, warum eine Anzahl von oberen Postbehörden die Uniformen ihrer Unterbeamten gerade bei einer Firma Sachs arbeiten läßt, wurde sehr eingehend besprochen und die Antwort, daß diese Firma wohlfeil und gut liefere, selbstverständlich

seitens der Antisemiten als eine höchst ungenügende bezeichnet.

Die Unleidlichkeit der Zustände im Reichstage hat viele frühere Gegner der Diäten bekehrt. Einige sind zu Fürsprechern geworden, andere haben sich der Abstimmung enthalten. Wenn der Bundesrath den Vorschlag auf Einführung von Diäten, — oder auch. wie neuerdings vorgeschlagen wird, von Präsenzgeldern machen sollte, so würde kein Gegner übrig bleiben. Die Folgen der Diätenlosigkeit, wie sie wirklich eingetreten sind, hat Fürst Bismarck nicht vorausgesehen.

Der Blick heftet sich in diesem Augenblicke mehr auf die Aufgaben, die der Parlamente nach Ostern harren, als auf diejenigen, welche sie in der letzten Woche erledigt haben. Den Reichstag erwarten die Flottenvorlage, das Fleischschaugesetz, die lex Heinze, ein wunderlicher Blumenstrauß. Den Landtag erwartet das Waarenhaussteuergesetz, betreffs dessen die Kommission bisher noch weit über die von der Regierung gezogenen Schranken hinausgegangen ist, wie auch die agrarische Mehrheit des Reichstags dies bei anderen wirthschaftspolitischen Gesetzen zu thun pflegt. Ob die Kanalvorlage überhaupt noch in dieser Session an das Abgeordnetenhaus gelangen wird, daran kann man zu zweifeln anfangen. Daß ihre glückliche Erledigung in dieser Session unmöglich ist, ist allmählich allen Zweifeln entrückt.

Der Reichstag hat die Gesetzentwürfe über den Diebstahl an elektrischer Kraft und über die Patentanwälte angenommen, eine Seemannsordnung an eine Kommission verwiesen. Erhebliche Meinungsverschiedenheiten grundsätzlicher Art traten nicht hervor, wenn man davon absieht, daß die Sozialdemokratie ihre Parteiforderungen auch in Betreff der Stellung der Matrosen geltend machen will. Bei den Patentanwälten wurde Sorge dafür getragen, daß ihnen die Geltendmachung politischer Ansichten nicht als eine Verfehlung angerechnet werden darf, die zu Disziplinarstrafen führen kann.

Im Abgeordnetenhause wurde das neueste agrarische Gesetz des Herrn von Miquel, das Gesetz über den „Zwischenkredit“ angenommen und ein Gesetzentwurf, betreffend Maßnahmen zur Verhütung von Hochwassergefahren in Schlesien an eine Kommission verwiesen, nachdem es in der ersten Lesung beifällig begrüßt worden war.

Das Abgeordnetenhaus hat die Mandate der drei freisinnigen Kandidaten in Breslau für ungiltig erklärt. Die Wahlen waren mit Unterstützung der Sozialdemokratie zu Stande gekommen, und die Sozialdemokratie hatte den ihrer Partei angehörigen Wahlmännern Versäumnißgelder gezahlt. Man kann der Ansicht sein, daß bei dieser Gelegenheit die Gebote der Delikatesse verletzt worden sind. Die Mehrheit aber, der sich auch die Nationalliberalen anschlossen, gab sich den Anschein zu glauben, daß die Freiheit der Wahl bis an die Grenze der Wahlbestechung verletzt worden sei. Und das ist Tugendheuchelei. Die Sozialdemokratie hat Dinge, die Andere im Geheimen abzumachen pflegen, in fast provozirender Weise öffentlich erledigt, weil sie an den Tag legen wollte, daß sie Nichts zu verheimlichen wünsche, weil sie ein gutes Gewissen habe. Es ist besser, gegen den politischen Anstand, als gegen die politische Moral zu verstoßen; am Besten freilich, wenn beide gewahrt werden.

Die Budgetkommission des Reichstags ist in eine weitschichtige Generaldiskussion über die Flottenvorlage eingetreten. Es scheint, als ob das Centrum in vorsichtiger Fühlung den Weg sucht, der es ins Lager der Flottenfreunde führen soll. Wird der Weg gefunden, so wird manchem Flottengegner ein schwerer Stein vom Herzen fallen. Es bietet sich dann Gelegenheit, ohne Gefahr tapfer zu sein und zugleich über die Charakterlosigkeit des Centrums ein kräftig Wörtlein zu reden.

Proteus.

Die Europäisirung Rußlands.

Es gibt zwei Wege, auf denen man zur gründlichen Darstellung einer fremden Volkswirthschaft gelangen kann. Man versucht entweder eine in Einzelheiten gehende Beschreibung, bei der aller Nachdruck auf der Eigenart der geschilderten Zustände ruht, oder man bedient sich der entwicklungsgeschichtlichen Methode und vergleicht das nackte Gerüste der untersuchten Gesellschaft mit dem bereits bekannten Aufbau anderer Volkswirthschaften. Wer litterarische Ziele in vorderste Linie stellt, wird die erstgenannte Methode bevorzugen, die allein im Stande ist, abgetönte Stimmungen wiederzugeben. Ihr muß auch der Staatsmann huldigen, der nur bei genauer Kenntniß dieser „Stimmungen“ auf Verwirklichung seiner Ziele rechnen darf. Wer aber Erkenntniß, nicht Nuancen, sucht, und in der Vielheit die Einheit zu finden hofft, der kann nur entwicklungsgeschichtlich vorgehen, auch wenn er schwere Opfer an Farbe und Tönung bringen müßte.

In dieser Weise hat Herr Professor v. Schulze-Gävernitz versucht, uns eine Darstellung der russischen Volkswirthschaft zu geben.*)

Das Ziel seiner Arbeit ist, wenn wir ihn recht verstanden haben, zu zeigen, daß Rußlands volkswirthschaftlicher Aufbau sich mehr und mehr demjenigen der westeuropäischen Staatengebilde nähert. Rußland europäisirt sich. Die westeuropäische Wirthschaftsordnung ist diejenige des Kapitalismus, getragen von weitzurückreichenden individualistischen Strömungen.

Die russische Nationalpartei, die Slavophilen, Panslavisten und Volksthümler haben ein halbes Jahrhundert lang erklärt, Individualismus und Kapitalismus seien rein örtliche Schöpfungen des Westens, die nun und nimmer in Rußland gedeihen könnten und gedeihen dürften. Gegenüber dem rastlos strebenden Individuum des Westens, wie es sich vor allem im Engländer darstellt, wiesen sie auf den verträumten russischen Muschik hin, der hungern kann, aber nicht handeln. Denn er lebt kein eigenes selbständiges Leben mit eigenen Zwecken und eigener Verantwortung, er existirt nur als Theil einer Dorfgemeinschaft, des Mir, in deren Schoß er vor eigenem Wollen und Wagen geschützt ist. Keiner arbeitet mehr, als zum Leben absolut nothwendig ist, denn keiner vermag mehr, als sich satt zu essen; zum Verkaufe fehlt der Markt. Häufige Umtheilung der Felder gleicht für die Einzelnen die Chancen des Ertrages aus. In guten Jahren wird man satt, in schlechten wird gehungert. Wenns keine Steuern zu bezahlen gäbe, so wäre das Leben beinahe ein Traum.

Diese Naturalwirthschaft bestand zweifellos in Rußland. Aber ebenso wenig wie die verklärende Auffassung ihrer Herrlichkeit, ist sie spezifisch russisch.

Im fernen Westen Europas, in Irland wie auf den schottischen Inseln, herrscht heute noch dieselbe Auffassung. Der gleiche Haß wie in Rußland gegen das neuerungslustige selbstsüchtige Individuum flackert dort aller Orten empor. Die Dorfgemeinschaft allerdings liegt in den letzten Zügen, aber der Geist, der sie beseelte, ist noch lebendig und ist die treibende Kraft der gesammten irischen Agrarrevolution gewesen. Man preist die Naturalwirthschaft, in der jeder den Ertrag der eigenen Scholle verzehrt, und träumt von der „goldenen Umtheilung“ in Gestalt einer zwangsweisen Auftheilung der großen Pächtern gehörigen Grasländereien, wie es heute die vor drei Jahren gegründete „United Irish League“ erstrebt. Man glaubt mit den Vertretern der „Keltischen Renaissance-Bewegung“, daß fortschrittslose Naturalwirthschaft die reinste Frucht des keltischen Geistes sei, für die der harte angelsächsische Individualismus nicht passe.

Aehnlich sprachen die Panslavisten, die ganze gleichartige frühere Entwicklung des europäischen Westen über-

*) Volkswirthschaftliche Studien aus Rußland. Leipzig 1899. Verlag von Duncker & Humblot.

stehend. Sie hofften, gleich den keltischen Ideologen, daß auf den Zwergwirthschaften eines verarmenden Bauernvolkes eine reiche eigenartige Kultur entstehen werde. Sie träumten davon, diese Apotheose der Naturalwirthschaft den verderbten Völkern des Westens übermitteln zu können, und spielten so mit dem Gedanken der Weltherrschaft durch slavisch-nationale Ausbreitung.

Zur Weltmachtpolitik aber gehört Geld. Das hatte schon Peter der Große erkannt, als er in dem kleinen Holzhäuschen zu Zaandam die Grundgedanken zur Europäisirung Rußlands faßte. Allerdings vermochten die Fabriken, die er errichtete, die heimische Naturalwirthschaft nicht aufzulösen. Dazu fehlte in Rußland eine kaufkräftige Bevölkerung. Es fehlte überdies die freie Arbeit, zumal Peter selbst die Leibeigenschaft verschärfte, indem er seine Offiziere und Beamten in Menschen statt in Geld bezahlte. Er vermochte nur Ansätze zu einer industriell gewöhnten Arbeiterklasse zu schaffen.

Die Auflösung der russischen Naturalwirthschaft konnte erst beginnen, als die nach dem Krimkrieg erbauten Eisenbahnen die Getreideebenen Mittel- und Südrußlands an die europäischen Mächte angliederten. Nun war die Möglichkeit des Getreideverkaufs gegeben, die mit der Bauernbefreiung zu einer Nothwendigkeit wurde. Denn während der Bauer seinen Herrn mit Naturalien hatte befriedigen können, verlangte der Staat die Ablösungsrenten in Geld. Er selbst hatte die Entschädigungskapitalien des Adels in Geld beglichen, der sich so in seiner Mehrheit zum ersten Male im Besitze größerer Baarsummen sah und sie demgemäß im Konsum, nicht in der Produktion anlegte.

Das ländliche Rußland nach der Bauernbefreiung war im wesentlichen ein Bauernland. Nur ca. 13 Proz. der Gesammtgetreideproduktion sollen von Nichtbauern erzeugt worden sein.

Diese Bauern waren in ihrer Mehrheit Kleinbauern. Volle 70 Proz. sollen nicht im Stande sein, von ihrem Besitze zu leben. Sie sind im Mir, der oben erwähnten Wirthschaftsgemeinschaft, organisirt, der allerdings weniger eine ideale soziale Bildung ist, als eine vom fiskalischen Standpunkt bequeme Vorrichtung, um eine gemeinschaftliche Steuerhaft durchzuführen. Die Gemeindezugehörigkeit bedeutet daher weniger ein Recht auf Land, als eine Pflicht zur Steuerzahlung durch Bodenbebauung, der sich indes gar mancher durch die Flucht entzieht. Dabei wächst die Bevölkerung ununterbrochen. Die Steuerrückstände, die sich 1885 auf 50 Mill. Rubel belaufen hatten, sind 1896 auf 142½ Mill. Rubel angewachsen. Der Gemeinbesitz mit häufigen Landumtheilungen hemmt das Aufkommen besserer Wirthschaftsmethoden. Der gleichzeitige Verfall der Hausindustrie schneidet die Nebeneinkünfte ab. Wohl wächst die Getreideanbaufläche, aber da dies auf Kosten des Viehstandes geschieht und künstlicher Dünger nicht angewandt wird, so verarmt der Boden zusehends, bis er sich schließlich weigert, Ernten zu geben. Es ist dieselbe traurige Geschichte, wie sie sich alle paar Jahre in Irland oder in Indien zuträgt, die von Zeit zu Zeit immer wiederkehren muß, wo wachsende Bevölkerungen bei gleichbleibender Technik die gleiche Fläche Landes bebauen.

Nun nimmt allerdings durch Kauf und Dazupachtung des Gutslandes die Fläche der bäuerlichen Betriebe zu. Aber die Technik der Produzenten ist von primitivster Art. Während in den Vereinigten Staaten von Amerika 40 Mill. Desjätinen ca. 2—3 Milliarden Rubel Getreide bringen, ergeben 60 Mill. Desjätinen in Rußland nur einen Ertrag von 1 Milliarde Rubeln. Wenn man bedenkt, wie vielfach größer die landwirthschaftliche Bevölkerung Rußlands ist, die an diesem geringen Ergebniß betheiligt ist, so zeigt sich, daß per Kopf der landwirthschaftlichen Bevölkerung Amerika 10—11 Mal soviel leistet wie Rußland.

Hier vermag nur die Entwicklung des russischen Bauern zu einem selbstverantwortlichen Individuum zu helfen. Und in der That, ein solches bildet sich aus. Durch Pacht und Kauf, durch Wucher und Vergewaltigung hebt sich aus der Masse der Gemeindegenossen ein energischeres, wohlhabenderes Großbauernthum empor. Dichter und Träumer sehen voll Ingrimm auf dies brutale „Kulakenthum", denn Dichter stehen immer auf Seite der Untergehenden. Sie weisen darauf hin, daß der Fortschritt auf Kosten der tieferen Schichten geschehe. Der kleine Bauer wird proletarisirt und sinkt zum Arbeiter herunter. Aber ein gleiches wäre der Fall, wenn sich neue Generationen bei gleichbleibender Technik auf dem Lande vermehrten, nur daß dann keiner da sein wird, der Arbeitsgelegenheit gewähren könnte.

So ist die Auflösung der Gemeinde die Grundlage des Fortschritts. Sie wird zweifellos dem Egoismus des Kulakenthums dienen, aber dieser Egoismus ist die Vorbedingung einer modernen Technik.

Die Mittel dieser Technik, landwirthschaftliche Maschinen u. s. w., werden dem russischen Bauern durch industrielle Schutzzölle vertheuert.

Die große Masse des russischen Volks ist in ihren Interessen freihändlerisch. Adel wie Bauern haben Vortheile von billigem Import. Sie bilden die Masse der Nation. 1878 betrug die landwirthschaftliche Produktion 1½ Milliarden Rubel. Industrie und Bergbau erzeugten zusammen nur 700 Mill. Ueberall in der Welt aber regieren kluge energische Minoritäten. Die slavischen Lehren hatten Abkehrung von Europa gepredigt, das ihnen Freihandel, Liberalismus und Individualismus zu bringen drohte. Die russischen Industriellen setzten diese Stimmungen in Schutzzölle um, die nicht nur eine allgemeine Schranke gegen Westen bedeuteten, sondern auch die baltischen Provinzen, sowie Polen Moskau gegenüber benachtheiligten, da erstere auf Kohlen und Rohstoffzufuhr vom Westen angewiesen sind, Moskau aber durch russische Kohle und Naphta gespeist wird.

Unter den 1884 und 87 erhöhten Eisenzöllen, den 1880 und 84 erhöhten Kohlenzöllen blühte dann eine russische Industrie auf, deren Gewinne 1886, 87, 88 um 18 Proz. im Durchschnitt stiegen, die Baumwollwaaren aber um 133 Proz.! Es ist in Rußland vollste Möglichkeit zur Ausnutzung des Schutzzollmonopols vorhanden. Kapital befindet sich nur in wenigen Händen. Man errichtete in den Einöden Riesenbetriebe, die nicht nur alle Zweige der betreffenden Industrie vereinen (Weberei, Spinnerei, Färberei ꝛc.), sondern Maschinenwerkstätten, Arbeitshäuser, Krankenhäuser, Entbindungsanstalten ꝛc. angegliedert haben. Hierzu sind gewaltige Kapitalien von Nöthen, so daß in einem armen Lande die Konkurrenz von selbst ausgeschlossen ist. Daher hatten z. B. 1894/95 die größten russischen Baumwollfabriken Gewinne von 32 und 52,79 Proz.

Während der Werth der Getreideproduktion 1890 noch 1½ Millionen Rubel betrug — die Bevölkerung war von 97 auf 115 Millionen gestiegen —, war der Werth von Bergwerks- und Industrieprodukten auf 1, 2 Milliarden angewachsen.

Dieser sorgsam geschützten Industrie fehlt indeß die innere Triebkraft zum Fortschritt. Während das Pud Clevelandeisen 1886—1890 in England von 16 auf 18 Goldkopeken stieg, betrug der russische Preis 39 resp. 55 Goldkopeken. Während die Frage noch umstritten ist, ob Rußland seinen Gesammteisenbedarf im Inland wird decken können, vertheuerte sich der Bau der Eisenbahnen von 1884—95 allein für Schienen um 93 Millionen Rubel. Wohl ist die Roheisenproduktion 1890—97 von 56 Millionen Pud auf 114 gestiegen. Aber um eine Produktionsmenge herzustellen, die ca. 11 000 belgische Arbeiter liefern könnten, bedarf es im Ural 142 000 Menschen.

Die modernste Großindustrie Rußlands ist die mittelrussische Baumwollenindustrie. Von hausindustrieller Grundlage ausgehend hat sich in der Gegend von Iwanowo die großindustrielle Färberei ausgebildet, deren Entwicklung durch das dort herrschende Sektenwesen zweifellos gefördert wurde.

Neben der Färberei steht die Spinnerei. Die russische Spinnerei, deren Mittelpunkt Moskau ist, ist nicht das Ergebniß langsamer historischer Verschiebungen. Sie ist als

fertiges Ganze aus Westeuropa herüber gebracht worden. Kapital und Maschinen, Arbeit und Rohstoff stammen im Großen und Ganzen aus Westeuropa. Ja auch der Unternehmer, der eigentlich das Ganze geschaffen hat, Ludwig Knoop, kommt, wie andere erfolgreiche Gründer russischer Industrien, aus dem Ausland. Denn kein Merkantilismus und keine Staatskunst vermag geschäftliche Genies zu produziren. Der Importeur, der ursprünglich Garn importirte, war es, der den russischen Spinner finanzirte, ihn mit Maschinen und Arbeitern versah und so diese moderne Industrie schuf. Das war das System, das Knoop ausbildete und zu solcher Vollendung brachte, daß er nicht nur Gründer, Baumwolllieferant, Bankier u. s. w. der einzelnen Spinnereien war, sondern auch auf ihre Verwaltung den größten Einfluß übte. Durch seinen eigenen Riesenbetrieb zu Kränholm war er jederzeit im Stande, den Garnpreis zu reguliren.

Die russische Spinnerei ist im großen Ganzen technisch trefflich eingerichtet. Aber trotzdem vermöchte sie auf offenem Markte nicht mit dem Westen zu konkurriren. Denn der russische Arbeiter ist dem Westeuropäer nicht gewachsen. Er vermag nicht die gleich großen Maschinen zu bedienen, wie der Spinner von Lancashire. Wenn in England 1000 Spindeln von 3 Arbeitern bedient werden, so braucht Rußland hierzu 16.6, wo in England 10 Proz. Verlust sind, da 40 in Rußland, wo die Verwaltungskosten auf 1000 Spindeln 14 Goldkopeken per Halbjahr sind, betragen sie in Rußland 465.

Denn der russische Arbeiter, ein halber Bauer, braucht strenge Aufsicht. Er hat niedrige Löhne — er lebt ja noch halb vom Lande — und riesige Arbeitszeit. Er haßt eigentlich die Fabrik und sucht trotz halbjähriger Arbeitsverträge davonzulaufen.

Der Unternehmer steckt ihn in riesige Arbeitskasernen; in der Fabrik erhält er sämmtliche Lebensbedürfnisse, inklusive Prügel. Es ist ein halbzwangsmäßiges System der Arbeitsbeschaffung, nicht unähnlich dem „Compound-System", das Cecil Rhodes in Kimberley eingeführt hat. Aber auch dieses System europäisirt sich. Das Leben in der Arbeitskaserne in Form von „Artellen", d. h. Gemeinschaften, von Männern und Frauen getrennt gebildet, löst sich langsam auf. Mit Zunahme der Frauenarbeit entwickelt sich ein Familienleben in der Kaserne, das allerdings in räumlicher Beziehung noch recht kommunistisch ist, aber schließlich, wie bei den Maschinenbauern, auf die europäische Einzelwohnung hinstrebt. Es europäisirt sich der Arbeiter, nicht Theorien zu Liebe, sondern weil Rußland der europäischen Technik nicht entbehren kann und nur europäischer Geist diese Technik voll auszunutzen vermag.

Die russische Industrie ist keine eigentliche Exportindustrie. Ihr Markt ist Rußland mit seinen gewaltigen asiatischen Dependenzen. Nur wenn dieser heimische Markt kaufkräftig ist, nur dann vermag sich die Industrie weiter zu entwickeln. Nur wenn der russische Bauer Getreide ins Ausland senden kann, ist er konsumfähig. So ist denn die russische Industrie am Getreideexport in lebhaftester Weise interessirt. Sie begann in nationaler Abschließung; sie endet im eigenen Interesse in der Angliederung an Europa. Der Traum eines sich selbstgenügenden Wirthschaftsgebiets muß zerstieben, denn Rußland kann nur Getreide exportiren, wenn es Waaren zur Bezahlung hereinläßt. So sind die wahren Interessen Rußlands nicht mehr in der Richtung eines fanatischen Hochschutzzolles zu suchen, vielmehr im Anschluß an Europa, in Eingliederung in die internationale Arbeitstheilung, eine Thatsache, an der Deutschland besonders interessirt ist, da es zwischen 66 und 95 Proz. der russischen Roggenausfuhr aufnimmt und mit einer Einfuhr von 179 Mill. Rbl. der größte Verkäufer am russischen Markte ist. Die Stabilisirung der russischen Währung hat diesen Anschluß wesentlich erleichtert. Mit ihm, wie er sich vor allem im Handelsvertrag von 1894 ausspricht, ist das Ideal der Panslavisten, unerbittliche Feindschaft gegen Europa, Stagnation im Innern, im Verbleichen begriffen.

Das sind die Grundgedanken, die sich durch Schulze-Gävernitz' treffliches Buch ziehen. Es ist eine Entwicklungsgeschichte, die uns die Umwandlung des Menschen nicht an Stimmungen und Worten zeigt, sondern an den objektiv meßbaren Thatsachen seiner Leistungen; ein Stück Wirthschaftsphilosophie, aufgebaut aus den Thatsachen des geschäftlichen Lebens. Es ist ein Buch, gleich erfreulich als wissenschaftliche Leistung, wie durch die Kunde, die es uns bringt.

Allerdings, ob Rußlands kapitalistische Entwicklung zur Erfüllung derjenigen politischen Ideale führen wird, die den besten und darum dauernden Theil des westeuropäischen Individualismus bildeten, muß mehr als zweifelhaft sein, wie ja die gleiche Entwicklung Deutschlands zu höherer Achtung vor dem Individuum wenig beigetragen hat. Wir haben den Traum längst aufgeben müssen, daß die Freiheit der Völker von ihrer politischen Verfassung abhängig sei; es wird uns die Erfahrung kaum erspart bleiben, daß der Einfluß der Wirthschaftsverfassung auf die Erfüllung ihrer Freiheitsansprüche ziemlich geringfügig ist. Wir wissen, daß der westeuropäische Individualismus der Schöpfer der kapitalistischen Wirthschaftsordnung gewesen ist. In Osteuropa — und Herr v. Schulze weist mit Recht auf viele osteuropäische Züge der preußischen Entwicklung hin — ist der Kapitalismus als erster am Platze gewesen. Wird er zum Nährboden des Individualismus werden?

Während im Westen die Einen die Todtenglocke des Kapitalismus läuten hören, und die Andern ihn durch Finanzschikane erst zu tödten suchen, breitet sich die moderne Wirthschaftsordnung mit elementarer Wucht über die Erde aus. Ein Zeitalter des wirthschaftlichen Conquistadorenthums hat begonnen, an Mitteln und Zielen verschieden an Stimmungen und leitenden Figuren nicht unähnlich der Wende des 16. Jahrhunderts. Während sich europäische Parlamente bemühen, die Wirthschaftsphilosophie des Sancho Pansa in bleibende Gesetzesform zu gießen, hat der russische Absolutismus erkannt, daß die Periode der „Gran Conquista Ultramar" von Neuem begonnen hat.

München. M. J. Bonn.

Börsengesetz, Oberpräsident und Presse.

Wir haben in der Nummer vom 17. März d. J. eine von dem Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg unter dem 26. Januar d. J. an die Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft gerichtete Verfügung erwähnt, worin unter Berufung auf ein Reichsgerichtsurtheil vom 27. Juni 1899 mit Rücksicht auf den § 51 Abs. 1 des Börsengesetzes „zum Mindesten" verlangt werden müsse, daß die Kursmakler keine Geschäfte vermitteln, die ihnen als Kontogeschäfte bezeichnet oder als solche erkennbar sind. Die Verkehrtheiten und Widersinnigkeiten dieser Verfügung haben wir nach verschiedenen Richtungen hin bereits kurz besprochen; heute wollen wir eine Konsequenz beleuchten, die trotz ihrer Bedeutung bisher noch nicht zur Erörterung gekommen ist, und über deren Tragweite die Urheber dieser famosen „Proklamation" sich am allerletzten im Klaren gewesen sein dürften.

Der Oberpräsident stützt sich, wie gesagt, auf den § 51 Abs. 1 des Börsengesetzes; derselbe lautet:

„Insoweit der Börsenterminhandel in bestimmten Waaren oder Werthpapieren durch dieses Gesetz oder vom Bundesrath untersagt oder die Zulassung desselben von den Börsenorganen endgültig verweigert ist, sind Börsentermingeschäfte in diesen Waaren oder Werthpapieren von

der Benutzung der Börseneinrichtungen ausgeschlossen und dürfen von den Kursmaklern nicht vermittelt werden. Auch dürfen für solche Geschäfte, sofern sie im Inlande abgeschlossen sind, Preislisten (Kurszettel) nicht veröffentlicht oder in mechanisch hergestellter Vervielfältigung verbreitet werden."

Liegt also, wie der Oberpräsident meint, ein Geschäft vor, welches den § 51 Abs. 1 anwendbar macht, so kann nicht nur „zum Mindesten" den Kursmaklern die Geschäftsvermittlung solcher Geschäfte verboten werden, sondern dann muß dieser Paragraph selbstverständlich seinem ganzen Umfange nach, seinen sämmtlichen drei Konsequenzen nach, gegen diese verbotenen Geschäfte zur Anwendung kommen. Es greift somit, wenn der Oberpräsident Recht hat, auch die letzte Konsequenz des von ihm angezogenen § 51 Abs. 1, das Verbot der Preislistenveröffentlichung für diese Geschäfte, Platz und damit tritt, da die Preise für diese Geschäfte unentwegt in den Blättern weiter notirt werden, der § 77 des Börsengesetzes in Aktion, der folgenden Wortlaut hat:

„Wer wissentlich den Vorschriften der §§ 40, 41, 51 und 52 zuwider Preislisten (Kurszettel) veröffentlicht oder in mechanisch hergestellter Vervielfältigung verbreitet, wird mit Geldstrafe bis zu eintausend Mark oder mit Haft oder mit Gefängniß bis zu sechs Monaten bestraft."

Das ist der Thatbestand!

Ziehen wir nun die Konsequenz, so ergibt sich: Entweder ist die Verfügung des Oberpräsidenten ein Akt der Willkür, oder der Oberpräsident ist im Rechte, und dann muß der Staatsanwalt gegen sämmtliche kursnotirende Blätter Deutschlands einschreiten. Der Oberpräsident — um es zu wiederholen — macht den § 51 Abs. 1 auf die betr. Geschäfte anwendbar: die Konsequenzen dieses Paragraphen müssen daher, wenn die Anwendbarkeit gerechtfertigt ist, im vollen Umfange gezogen werden.

Sollte der öffentliche Ankläger unserer „Anregung", wenn wir es so nennen sollen, Folge geben, so würden wir ihm empfehlen, mit dem — „Reichsanzeiger", der „Kreuzzeitung", der „Post" ꝛc. den Anfang zu machen. Zu dieser Erwägung drängt uns der Umstand, daß die Verfügung des Oberpräsidenten die Billigung der konservativen Blätter gefunden hat, daß also die genannten Blätter den Thatbestand des § 51 Abs. 1 für gegeben erachteten und gleichwohl die Kursnotirung munter fortsetzten. Hier liegt also das Moment der Wissentlichkeit der Handlung vor, während die gegnerische Presse die Verfügung des Oberpräsidenten, soweit uns bekannt, mißbilligt hat. In Frage käme auch, ob der Staatsanwalt bei dem „Vergehen" des „Reichsanzeigers" nicht genöthigt ist, die ministerielle Aufsichtsinstanz dieses Organs mit zur Verantwortung zu ziehen.

Wir wiederholen also: entweder stellt die Verfügung des Oberpräsidenten — von allem Andern abgesehen — einen Akt behördlicher Willkür dar, der ohne Weiteres rückgängig gemacht werden muß, oder die Kurse notirende Presse, insoweit sie auf Seiten des Oberpräsidenten steht, hat sich seit Wochen einer strafbaren Handlungsweise schuldig gemacht. Wir überlassen es jedenfalls dieser Presse, die nunmehr Gelegenheit hat, die „Wohlthaten" des von ihr so protegirten Börsengesetzes unter den eigenthümlichsten Verhältnissen kennen zu lernen, sowie den übrigen Blättern, sich mit dem Oberpräsidenten über diese schwierige Frage weiter auseinanderzusetzen.

Ernst Heinemann.

Dichter und Darsteller.

Zu den charakteristischen Zeichen der Zeit gehört die starke Zunahme des biographischen Interesses. Als eine Sammlung von Lebensbildern stand durch Jahrzehnte das große ehrwürdige Werk der „Allgemeinen Deutschen Biographie" fast allein in Deutschland. Vor noch nicht einem Jahrzehnt begann dann die große Unternehmung der „Geisteshelden" zuerst die in England und Frankreich längst mit großem Erfolg gepflegte biographische Reihe nachzubilden. Rasch folgten diesem glücklichen Versuch andere, die „Vorkämpfer des Jahrhunderts", die „Männer der Zeit", besonders aber allerlei gute Spezialsammlungen: „Klassiker der Philosophie", „Politiker und Nationalökonomen", Musiker, Dichter sogar in Reclam'schen Zwanzigpfennigheften. Offenbar ist ein lebhaftes Bedürfniß nach Anschauung hervorragender Persönlichkeiten vorhanden; und es kann nur mit Freude begrüßt werden, wenn diesem gesunden Interesse durch gemeinverständliche Darstellungen Genüge geschieht. Der doktrinäre Materialismus, der den „großen Mann" überhaupt läugnete, und in ihm nur die von einer blinden Macht geschleuderte Wurfkugel sah, ist durch Gestalten wie Bismarck und R. Wagner zu gründlich erschüttert worden; aber gleichzeitig haben diese Genies selbst einen nicht minder fanatischen Heroenkultus ins Wanken gebracht, der durch enthusiastische Deklamationen alles Verständniß entbehrlich zu machen glaubte. So kommt man zwischen beiden Extremen hindurch wieder auf den guten alten Weg: mit Respekt prüfen, mit Ehrfurcht darstellen, aber überall verstehen und verständlich machen wollen.

In diese Bahnen schreitet nun auch eine neue Unternehmung, die der Wiener Kritiker und Roman- und Dramendichter Rudolf Lothar leitet*). Indem die Sammlung sich „Dichter und Darsteller" betitelt, scheint sie zwischen der allgemeineren Stoffwahl der älteren und der spezialistischen der neueren Biographienreihen vermitteln zu wollen. Es liegt wohl aber in der zunächst befremdenden Zusammenstellung doch noch etwas mehr. Es wird ein Grad der Verdeutlichung angestrebt, der durch biographische Mittel allein nicht erreichbar scheint: da sollen die „Darsteller" als berufene Interpreten der „Dichter" helfen. „Dichter und Darsteller" bedeutet, wenn wir die Serie als Einheit fassen, etwas Aehnliches wie „Wahrheit und Dichtung": zeigt die eine Reihe der Lebensbilder, wie die Dichterwerke entstanden, so mag die andere zeigen, wie sie aufgefaßt wurden, wie sie sich auf der Bühne fortentwickelten.

Darin liegt ja eben der besondere Reiz jeder derartigen Sammlung, daß die einzelnen Bände, auch ohne direkt auf einander Rücksicht zu nehmen, sich ergänzen, sich gegenseitig erklären, auch sich wechselseitig berichtigen. So thun es etwa in den „Geisteshelden" die Biographien von Goethe und Schiller, in den „Klassikern der Philosophie" die von Platon und Aristoteles; so wird in dieser neuen Reihe das von J. Hart zu erwartende Buch über das Berliner Theater die Schilderungen des Wiener Theaters erst fertig machen.

Die gleiche Tendenz einer möglichst weitgehenden Veranschaulichung hat weiter zu einem reichen Bilderschmuck geführt, den die anderen Sammlungen wohlbedacht ausgeschlossen haben. Auch ist nicht zu verkennen, daß die Ausstattung mit Bildern, mit vielen Bildern, manches Bedenken erweckt. Zwar die Aera der „Prachtwerke" alten Stils ist wohl überwunden, in denen der Text zum Vorwand für eine möglichst „anmuthige" Bilderfolge genommen wurde; Goethe oder Heine oder Reuter waren nur noch die Wirthe, die einluden, in den Bildersaal einzutreten — dann kredenzte der Zeichner seine Erfindungen, und die

*) „Dichter und Darsteller". Verlag von E. A. Seemann und der Gesellschaft für graphische Industrie. Leipzig, Berlin und Wien, 1899—1900.

Dichtung — konnte übersprungen werden. So ist es heut nicht gemeint; die Illustrationen etwa in Heinemann's „Goethe" sind dem Text dienstbar — wenigstens im Prinzip — und ebenso sollen die „Dichter und Darsteller" in der litterarischen „Darstellung" das Hauptgewicht finden. Nur eben — die Versuchung, dem bequemeren Bild zu viel zu überlassen, bleibt, und schon aus den drei bisher vorliegenden Bänden läßt sich mancher Vertheidigungsgrund für das biographische „Bilderbuch ohne Bilder" gewinnen.

Es ist recht interessant, zu beobachten, wie von den drei Verfassern jeder sich mit seiner Aufgabe anders abgefunden, jeder das Verhältniß zwischen Bild und Wort anders aufgefaßt hat.

Den ersten Band hat der Leipziger Professor G. Witkowski über Goethe geschrieben. Witkowski, der sich schon durch verschiedene Einzeluntersuchungen zu Goethe's Schriften bekannt gemacht hat, entwirft ein selbständiges Bild von Leben und Schriften unseres größten Dichters und benutzt seine bibliographischen und kunstgeschichtlichen Kenntnisse eben nur, um den Text zu illustriren. Die mit Geschmack ausgewählten und vortrefflich wiedergegebenen Abbildungen des Frankfurter Römerbergs oder der Leipziger Promenade, die Reproduktionen von Porträts, altem Buchschmuck und Zeichnungen aus Goethe's Zeit, die Facsimiles sollen nur wie Anekdoten wirken, die man im Lauf eines Geschichtsvortrags einstreut, um durch kleine Züge lebhafter zu wirken. Es mag dennoch an dem für die frühere Zeit interessanteren Illustrationsmaterial mit liegen, daß Witkowski Goethe's Jugend zu ausführlich, sein Alter viel zu kurz beschreibt. Und vielleicht verräth sich eine gewisse Abhängigkeit von den Bildern selbst darin, daß er in manchen biographischen Einzelheiten fast breit wird, litterarische Dinge dagegen oft etwas hastig behandelt. Die umständliche Aufzählung der Besucher des alten Goethe ließ sich durch charakteristische Porträts von Felix Mendelssohn oder Mickiewicz illustriren; und darüber kam das Konterfei von Antonio im „Tasso" oder von Egmont etwas zu kurz.

Ueberall versucht Witkowski die großen Interessen Goethe's unter dem Einzelfall hervorzuholen; gern gibt er allgemeine Formeln über des Dichters Weltanschauung oder Moral. Das Lehrhafte überschätzt er leicht, so etwa die „Novelle", Goethe's steif-didaktische Altersdichtung; und dem Politiker Goethe sucht er fast zu eifrig Recht zu verschaffen. Deshalb hat er die Perioden, in denen Goethe selbst erst lernt, das lernt, was ihn vor allem groß macht, etwas stiefmütterlich behandelt: die erste Weimarer Zeit, die italienische Reise. Und auch in Goethe's Leben sieht er zu gern auf das Lehrhafte: so lang Leipzig und Straßburg an dem jungen Dichter erziehen — und sie wirken doch nur propädeutisch, ließen ihn erst „das Lernen lernen!" — interessiren sie ihn; die späteren Schicksale, die auf Goethe's Individualität nicht mehr so deutlich eingreifend wirkten, rafft er etwas gewaltsam in einem nachträglich zusammengeschnürten Jahresbündel zusammen. Aber das Buch bleibt auch so der würdige Träger seiner schönen Dekorationen: der „Mann" bleibt die Hauptsache, und das Bild bleibt Schmuck.

In Lothar's Darstellung des Wiener Burgtheaters geht die Herrschaft der Illustration schon einen Schritt weiter. Hier ist eine wirkliche Arbeitstheilung eingetreten: der Autor schreibt eigentlich nur eine Geschichte der Burgtheater-Direktion und überläßt die Charakteristik der Schauspieler den Zeichnern und Lithographen. Es ist freilich von der Leitung des berühmtesten deutschen Theaters schon genug zu erzählen, und Lothar erzählt geistreich, findet hübsche Wendungen und Bonmots: „Oesterreich ist ein Durchgangsstaat". Ueber die Eigenart des Wienerthums, über Grillparzer's Stellung zum Volksdrama, über die „Gesetze der Intimität" zwischen Bühne und Zuschauerraum gibt er im Vorübergehen hübsche Beobachtungen; Persönlichkeiten wie Sonnenfels, Schreyvogel, Laube werden anschaulich charakterisirt; Iffland freilich wird widerspruchsvoll einmal als Verwandter der Weimarer Schule, das andere Mal irreführend als Naturalist hingestellt. Aber im Wesentlichen berichtet Lothar doch eben nur von den Direktionen, ihren Engagements und Repertoir, Zensur- und Kassenberichten, und schließlich davon, „wie man Burgtheaterdirektoren entfernt". Er veröffentlicht interessante Dokumente, zumal aus Laube's Zeit; er kritisirt diesen, Wilbrandt, Burckhardt wohlwollend und spitzt schließlich das ganze Buch zu einem scharfen Angriff auf Schlenther zu. Dieser Angriff scheint uns ungerecht: vieles, was Lothar bei dem „neuen Herren" hart rügt, muß er für die Anfänge anderer Direktoren selbst zugeben; Unglücksfällen, wie dem Tod mehrerer Kräfte, auf die Schlenther besonders gerechnet hatte, ist ein Theil der schlechten Kassenerfolge zuzuschreiben; die Unruhe der Wiener Zustände überhaupt trägt noch mehr Schuld. Hat Schlenther im Repertoire und in den Engagements Fehler gemacht, so genügt das wahrlich noch nicht, um ihn den „Todtengräber des Burgtheaters" zu nennen. Er durfte wohl auch auf mehr Wohlwollen bei der Kritik hoffen; und vor allem: er fängt ja erst an; man habe doch noch etwas Geduld, eh' man in Trauertönen klagt! Und diese schroffe Absage schadet auch dem Buch, indem sie der historischen Darstellung den Schein der Tendenzschrift gibt.

Dieser Schein wird eben noch gefördert durch des Verfassers ausschließliche oder doch nahezu ausschließliche Aufmerksamkeit auf die Geschichte der Theaterleitung. Vom Publikum erfahren wir wenig, vom Haus, von Ausstattung, Billetpreisen u. dgl. nichts. Vor allem werden die Schauspieler fast nur als Werkzeuge der Direktoren behandelt. Von vielen erfährt man nur, daß sie angestellt werden, von einigen — wie Wilhelmi — nur, daß sie abgingen. Der reiche Vorrath an Schauspielerbildern soll diesen Mangel bessern. Aber sie sind so selten charakteristisch, daß man fast erschrickt, wie die typische Physiognomie des „Mimen" die Eigenart der Züge verwischt. Lehrreich ist die Aufnahme verschiedener Schauspieler in derselben Rolle — besonders Hamlets; dagegen begreifen wir nicht, was den Verfasser die geistlosen Karikaturen von Gaul so stark heranziehen ließ. Wer selbst so gut charakterisiren kann, sollte die lockende Gelegenheit nicht versäumen; zumal gerade für die Wiener Schauspieler so treffliche Hilfen von Costenoble bis zu Jakob Minor zu Gebot stehen. Vielleicht vervollständigt der Verfasser das Buch noch nach dieser Richtung; einstweilen haben wir ihm für eine gut geschriebene und lehrreiche Geschichte der Wiener Theaterpolitik zu danken.

Der dritte Autor, K. Federn, hat seinen Gegenstand Dante, ganz unter dem Gesichtspunkt der Illustration aufgefaßt. Man könnte geradezu behaupten, sein Buch bringe überhaupt nur Bilder zu Dante. Fast genau die Hälfte des Textes nimmt eine vortrefflich geschriebene Schilderung der Zeit ein: kulturhistorische, litterarhistorische, historische Illustrationen, zuweilen von anekdotischem Gepräge, öfters mit einer gewissen Großartigkeit entworfen, aber doch immer so gehalten, daß sie Dante illustriren und sein Werk. Und die zweite Hälfte, über Dante selbst, behandelt wieder das biographische Material nur unter dem Gesichtspunkt, die Dichtung zu veranschaulichen. Kommen wir dann zu dieser selbst, so ist der Raum fast erschöpft, eine knappe Analyse mit guten Zwischenbemerkungen spornt mehr zur Lektüre der „Divina Commedia" an, als daß sie diese dem Fernerstehenden etwa ersetzen könnte. Die Illustrationen haben das eigentliche Hauptthema aufgezehrt.

An sich freilich sind sie höchst dankenswerth. Wenn Lothar nur gelegentlich dieselbe Rolle in den Auffassungen mehrerer berühmter Hamletdarsteller — bis auf Kainz hin — bringt, werden hier systematisch Motive aus Dante durch die Kunstgeschichte verfolgt. Die Bilder zu Paolo und Francesca von William Blake, Ary Scheffer, Dante, Gabriel Rossetti und Arnold Böcklin stellen an sich ein lehrreiches Stück Kunstentwicklung dar. „Dichter" und „Darsteller" sehen wir hier wetteifern, erblicken das fortdauernde Leben einer dichterischen Schöpfung greifbar deutlich vor uns und empfinden die wunderbare Kraft einer fortzeugenden Dichterphantasie. Und auch die Städtebilder, vor allem des in mittelalterlicher Unberührtheit ver-

harrenden San Gimignano, sagen einem Sohn der Milieugläubigen Zeit Taines vielleicht mehr, als ein geistreicher Text könnte.

Und dennoch! Legt diese Sammlung nicht die Frage nahe, ob unsere museenfreudige Zeit nicht doch die sinnliche Anschauung überschätzt und darüber die geistige Anschauung leicht zu kurz kommen läßt? Drei kenntnißreiche, tüchtige, ernsthaft gesinnte Verfasser sehen wir hier mit der „Hilfe" des Bilderschmucks ringen. Einer kämpft, bis er erliegt; der zweite schließt einen Vertrag mit der Illustration, der etwas von einer Kapitulation hat; der dritte unterwirft sich ihr völlig. Gewiß gibt es einen Standpunkt, der darin einen Fortschritt erblickt: möglichst viel Realien, möglichst wenig Worte! Aber liegt nicht ein zu starker Verzicht in dieser Auffassung? Droht sie uns nicht auf Umwegen wieder in den Heroenkultus zu bringen, der Wagnermuseen und Bismarck-Albums statt psychologisch-historischer Biographien begünstigt?

Man sieht — die drei Bücher haben über ihre Einzelbedeutung heraus Wichtigkeit. Der Kampf zwischen Bild und Wort läßt sich nicht leicht besser, lehrreicher und — angenehmer studiren, als in den drei bisher erschienenen Bänden der „Dichter und Darsteller".

Berlin 23. März 1900. Richard M. Meyer.

Ulrike von Levetzow.

(Schluß.)

Fama, die Goethe einst so herrlich in den Römischen Elegien personifizirt hatte, war ihm längst in die Heimath vorausgeeilt. Schon der Sommer 1822 hatte den Klatsch entfesselt. Bereits am 16. Mai 1823 schreibt Wilhelm Grimm einem Freunde: „Es scheint, als ob er sich wirklich nach der Krankheit wieder verjüngt habe, ob es aber nicht ein zu jugendlicher Sinn ist, wenn er ein ganz blutjunges Fräulein heirathen will, wie ich gestern hier erzählen hören, mag er selbst am besten beurtheilen."*) Welche Nahrung gab erst das folgende Jahr! Es hieß allgemein, der Großherzog, dessen Gegenwart, wie Goethe schreibt, die Terrasse neu belebt hatte, habe den Heirathsplan auf das Lebhafteste unterstützt, auch die Mutter sei nicht dagegen gewesen, Ulrike aber habe erklärt, sie liebe Goethe nur wie einen älteren Verwandten. Wie weit dies Alles auf Wahrheit beruht, läßt sich kaum mehr feststellen. Vielsagend ist aber Goethe's Verhalten und Stimmung in der nächsten Zeit. Er schreibt zwar am 14. September aus Jena an Reinhard: „Sie finden mich ganz frei und nach einer glücklichen Kur heiter und thätig;" doch Müller, der ihn am 17. September besuchte, nachdem er in Jena „nach den wundersamen Aufregungen, die sein Aufenthalt in Marienbad ihm gebracht, mehrere Tage gleichsam Quarantaine gehalten hatte",**) fühlte deutlich durch, daß er nicht heiter gestimmt sei, „sich ungern wieder in die hiesige Lebensweise resigniere".***) Er wies die Aufmunterung, spazieren zu fahren, energisch zurück: „Mit wem soll ich fahren, ohne Langweile zu empfinden? Die Staël hat einst ganz richtig zu mir gesagt: Il vous faut de la séduction. Ja, ich bin wohl und heiter heimgekehrt, drei Monate lang habe ich mich glücklich gefühlt, von einem Interesse zum andern, von einem Magnet zum andern gezogen, fast wie ein Ball hin und her geschaukelt, aber nun — ruht der Ball wieder in der Ecke, und ich muß mich den Winter durch in meiner Dachshöhle vergraben und zusehen, wie ich mich durchflicke."*) Er gönnte, erzählt Julie Gräfin Egloffstein**) am 19., „Niemand Zeit zu einer neugierigen Frage, die Knebel sehr oft auf der Zunge gehabt haben soll." Erst am 2. Oktober eröffnet er dem treuen Freunde Müller das Herz***) und macht „ihm vertraulichste Mittheilung seiner Verhältnisse zu Levetzows." Er schließt mit den resignirenden Worten: „Es ist eben ein Hang, der mir noch viel zu schaffen machen wird, aber ich werde darüber hinauskommen." Deutlich fühlen Müller wie Eckermann, daß Goethe eine eine schwere Krisis durchmache. Konnte er auch gelegentlich einmal scherzhafte Anspielungen machen, so wenn er bei der Heirath eines Bekannten in längerer Ausführung betonte: „Eine Verlobung oder Heirath aus dem Stegreife war mir von jeher ein wahrer Greuel. Wer wird sich denn gleich heirathen, wenn man liebt" —†) so widerspricht doch der Versicherung der Gräfin Egloffstein, seine Angehörigen wären durch diese Wahl „völlig beruhigt" gewesen, ihr Verhalten, das Goethe's Genesung wesentlich erschwerte. Eine fernerstehende Beobachterin, die Wittwe Schiller's,††) meldet ihrem Sohn Ernst am 10. Oktober: „Der Kammerrath ist stumm, weil er in großer Angst ist. Es ist der Vater Goethe, der in Böhmen ein Fräulein liebt, das Mädchen ist ganz schwärmerisch für den Geheimen Rath eingenommen. Der Kammerrath soll außer sich sein, Ottilie aber sich sehr vernünftig betragen. Ich hoffe, daß Goethe in einem Alter von 74 Jahren nicht so unweise handeln wird." Aehnlich urtheilte Müller: †††) „Die rohe und lieblose Sinnesweise seines Sohnes und Ulrikens schroffe Einseitigkeit und gehaltlose Naivität sind freilich nicht gemacht, eine solche Krisis sanft und schonend vorüberzuführen, und die arme Ottilie ist seit seiner Ankunft beständig krank und für ihn so gut wie unsichtbar. Daher macht ihn der grelle Contrast gegen sein heiteres Badeleben mitunter höchst verstimmt und niedergebeugt, wo ihm denn jede äußere Anforderung peinlich wird. Nur vom Sohn her droht alles Uebel, da der verrückte Patron gegen den Vater den Piquirten spielt und sogar Ottilien mit sich nach Berlin nehmen will, wodurch dann erst alles verloren gehen könnte." Andere Freunde, wie Reinhard, sind der Meinung, Goethe wolle die Seinen nur ein bischen foppen, es sei ihm gar nicht Ernst mit einer Heirath.*†) Den ganzen Oktober hindurch bleibt Goethe „innerlich gedrückt, sichtbar leidend".**††) Wieder bringt das Erscheinen Mme. Szymanowska's in Weimar und ihr Spiel wohlthuende Erleichterung, freilich werden dabei auch die alten Erinnerungen lebendiger als je. Unter Thränen, die er vergebens zu beherrschen sucht, sprachlos, schließt er die Scheidende in die Arme. Bald nachher fällt Goethe wieder in eine schwere Krankheit, während der ihn Zelter besuchte. Schon von seiner Reise schreibt dieser ihm am 7. Oktober: ***†††) „Da Dich alles verheirathen will, und sie mir darüber die Haut abfragen, so habe ich gesagt, daß ich zur Hochzeit reise und die Leute glauben nichts lieber, als was sie gewiß wissen, daß es nicht wahr ist." Er traf Goethe in ziemlich schlechtem Zustande und blieb drei Wochen bei ihm. Frau von Schiller meldet ihrem Sohne am 28. November seine Ankunft: §) „Zelter hat in Goethe's Hause viel Verstimmung gefunden. Der Vater ist krank. Sein Zustand ist ängstlich bei 74 Jahren. Die Familie hat seine Heirathsgedanken auf eine undelikate, harte Art aufgenommen, statt ihren Antheil

*) Brem, Goethe 309.
**) „Unterhaltungen" S. 95.
***) Ebenda S. 98.

*) Ebenda S. 101.
**) J. Dembowski: Mittheilungen über Goethe und seinen Freundeskreis aus bisher unveröffentlichten Aufzeichnungen des Gräflich Egloffstein'schen Familienarchivs (Jahresbericht des Gymnasium zu Lyck 1889) S. 19.
***) Unterhaltungen S. 110, Dembowski S. 21.
†) Dembowski a. o. 6 S. 18 = Gespräche herg. v. Biedermann, IV, 261.
††) K. Schmidt: Schiller's Sohn Ernst S. 251.
†††) Dembowski o. a. O. S. 19 f. = Gespräche IV, 276.
*†) Unterhaltungen mit Müller S. 114. Goethe-Jahrbuch XI, 58.
**††) Unterhaltungen 116.
***†††) Briw. III, 336.
§) Müller a. a. O. 257.

zu zeigen. Wenn er die Thorheit begangen hätte, so wäre es im Grunde seine Sache. Der Sohn soll mit ihm sehr hart gewesen sein, Ottilie bekam Krämpfe. Alles war in Verzweiflung. Das ist nicht der Weg, sein Herz zu besänftigen. Er hat die Natur, daß ihn Widerspruch verhärtet." Zelter, der beste Genosse Goethe's in seinen Altersjahren, fand den richtigen Ton. Der Familie gegenüber that er unwirsch über den „Trödel" von der Heirath, der sie allzuviel Glauben schenke und wies auf den Brief hin, in dem ihm Goethe von dem hübschen Kinde so unbefangen gesprochen.*) Mit ihm aber hat sich Goethe offenbar ganz ausgesprochen, und ihm blieb auch die neue Dichtung nicht vorbehalten. Zelter fand in ihm,**) „Einen der aussieht als hätte er Liebe, die ganze Liebe mit aller Qual der Jugend im Leibe. . . Die Pein allein soll Stärkung und Mittel sein. Und so geschahs, es war geschehn! Von einem Götterkinde, frisch und schön, war das liebende Herz entbunden! Es war schwer hergegangen, doch die göttliche Frucht war da, und lebt, und wird leben und ihres Geistes Namen über Zonen und Aeonen hinaustragen und wird genannt werden Liebe, ewige allmächtige Liebe!" Und nach Berlin zurückgekehrt schreibt er ihm: „Daß meine Vorlesungen Dir wohlgethan haben, erkenne ich mit Dank gegen Gott; denn auch mein Herz lebt und webt in Liebe, die je mehr sie gibt, je mehr sie hat: Ich hätte Dir die Strophen jedesmal gern zehnmal wiederholt und glühe immerfort davon. . . . Es lebt ein Gott in uns. . . Der Mensch muß alt werden, der Gott wird jünger, blüht jährlich wieder auf"***) Er wünscht ihm, „daß ein frühzeitiger Frühling Dich in Dein liebes Böhmerland fördere, wo denn Sonne und Liebesschein Dein kräftiges Herz nähre und feste, indem ich der Meynung bin, daß das was an Dir stört, Dir auch wieder hilft".†) Und Goethe dankt ihm für seine liebe Gegenwart in seinem „peinlichen Zustande" und sendet ihm die Reimzeilen von Iris, „Sie sind mir ans Herz gewachsen".††)

Den Rath Zelter's hatte einst Franz im Goetz von Berlichingen ausgesprochen, wie er zu Adelheid zurück will: „Ich muß hin! Und da will ich mich wieder gescheidt oder völlig rasend gaffen." Aber der alte Goethe gedachte weise eines seiner Sprüche: „Große Leidenschaften sind Krankheiten ohne Hoffnung. Was sie heilen könnte, macht sie erst recht gefährlich." Er kehrte nicht wieder, er wußte wohl warum. Langsam, schwer hatte er überwunden, die Wunde schmerzte noch lange nach. Als er die vor profanen Augen ängstlich gehütete Elegie am 27. Oktober Eckermann vorlegte, sagte er: †††) „Sie sehen das Produkt eines höchst leidenschaftlichen Zustandes; als ich darin befangen war, hätte ich ihn um Alles in der Welt nicht entbehren mögen, und jetzt möchte ich um keinen Preis wieder hineingerathen." Am 29. Dezember meldet Caroline Gräfin Egloffstein *†) daß Goethe wieder wohl sei: „Es scheint mir, daß er seinen Neigungen den Abschied gegeben hat, er ist bestimmter, heiterer wieder und hält das schöne Gleichgewicht mit alter gewohnter Kraft." Wie stark aber das Gefühl nachzittert, das sehen wir in der trüben Stunde des 19. Juni 1824, in der ihn Müller wegen Ulrikens und Schiller's Verlust zu beruhigen suchte, und er erwiderte: **††) „Das sind lauter Scheingründe: so etwas ist rhetorisch wohl hübsch und gut, aber es kann mir nicht helfen; verloren bleibt verloren! Alle Einbildungskraft kann mir die glückliche Vergangenheit nicht wiedergeben."

Goethe hat Ulriken nicht wieder gesehen; doch mancher Brief von ihrer und der Ihren Hand ist noch an ihn gegangen. Scherzhaft gratulirt sie zu dem **Geburtstage** des nächsten (1824) Jahres, wo sie den vorigen mit ihm gemeinsam als ein „öffentliches Geheimniß" gefeiert, und 3 Jahre später trinkt sie ihm aus dem ihr gespendeten Glase als „Ihr Töchterchen" Gesundheit zu. Tief gerührt erwidert Goethe: „Unendlich hat es mich gefreut, von Ulrikens lieber, zarter Hand, an der ich so manchen unvergeßlichen Weg zurückgelegt, wieder einige Züge zu sehen: der Wunsch, sie noch einmal aufrichtig zu drücken, kann bei mir niemals erlöschen."*)

So war der alte, väterliche und kindliche Ton von beiden Seiten wieder gefunden; aber es hat eine Zeit gegeben, in der ein anderer sich hervorgewagt. Ferne sei es von uns, unzart zu deuteln, auf unbeglaubigten Klatsch weiter zu bauen. Aber wenn Erklärer an der Liebesleidenschaft der beiden Wesen zweifeln, wenn Ulrike selbst in wohlbegreiflicher Scheu versichert hat, zu ihm immer nur wie zu einem Vater aufgeschaut zu haben, während Zelter, aus Goethe's eigenstem Geständnisse, von der „leidenschaftlich erwiderten Zuneigung" spricht,**) so bleibt, mag man auch all die beigebrachten Beweisstücke verwerfen, der unwiderlegbarste Zeuge übrig: Die „Marienbader Elegie". „Nie hat Goethe", sagt W. v. Humboldt, „etwas Schöneres, ja Tieferes und Glühenderes in der Empfindung gemacht", und er bekennt sich „tief ergriffen, daß solche Blüthen auch noch dem scheidenden Dasein entsprößen".***) Und diese elementare Leidenschaft sollte Lüge sein? Dann hat Goethe nie der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit empfangen!

Dem alten Goethe war die Jugend ins Haus gefallen, wie Hilde dem Baumeister Solneß; er verriegelte ihr nicht die Thüre, sondern nahm sie mit offenen Armen auf, lachend der Gefahr, die von ihr drohte. Problematische Naturen, wie die Ibsen'schen Helden, vernichtet sie; ihn aber hat sie gestärkt, er vermag es, ihr die Luftschlösser zu bauen die sie von ihm fordert.

Jugend, reizvolle anmuthige Jugend ist es, die ihm in ihr entgegenlacht, die sieghafte „Kindlichkeit". Wenn die Mutter noch 1829 an Goethe schreibt: †) „Ulrike ist, wie sie war, gut, sanft, häuslich, sorgt für die Schwester und deren Kinder, dabei heiter, ohne lustig zu sein. Ihre immer gleichbleibende Laune, ihr gefälliges anspruchsloses Wesen macht ihr fast aus allen Bekannten Freunde", so finden wir das Bild wieder, das die Elegie von ihr entworfen hat. Und so erschien sie auch noch den spärlichen Besuchern, welche die alte Dame vor sich ließ.

Das Liebesgefühl eines alternden Mannes zu einem jungen Mädchen hatte Goethe schon einmal dichterisch dargestellt, und es ist wohl mehr als Zufall, daß Goethe in Marienbad 1823 die unvollendete Novelle „der Mann von 50 Jahren", die den Wanderjahren einverleibt worden, wieder vornahm.††) Mit Selbstironie hatte er über seine Liebe zu Ulrike gegen Müller geäußert†††): „Iffland könnte ein charmantes Stück daraus fertigen, ein alter Onkel, der seine junge Nichte allzu heftig liebt". Das Thema hatte Kotzebue mit dem „Mann von 40 Jahren" vorweggenommen und dieses Stück hat Goethe's Novelle angeregt, in der der Onkel Major seine Nichte mit seinem Sohne verheirathen will, aber plötzlich erfährt, daß sie ihn selbst liebt. Er möchte sich zunächst einreden, „daß Neigungen dieser Art nur scheinbar sind, daß ein Selbstbetrug dahinter verborgen liegt, und daß eine echte gute Seele von dergleichen Fehlgriffen oft durch sich selbst, oder doch wenigstens mit einiger Beihilfe verständiger Personen gleich wieder zurückkommt." Aber seine Leidenschaft steigert sich und beschwichtigt sich erst mit dem Hinzutritt einer anderen weiblichen Person.

---

*) Unterhaltungen mit Müller 167.
**) Brfw. III, 380.
***) Brfw. III, 386.
†) ebda.
††) ebda. 393, 395.
†††) Gespr. IV, 320 f.
*†) Dembowski a. a. O. 24.
**††) Aus dem Leben Th. v. Bernhardi's II, 197 = Gespr. X, 123 f.

*) S. Loeper a. a. O. 184 f., 181.
**) Brfw. III, 38 f.
***) vgl. Viehoff, Deutsche Revue 1884, 2, 133 ff.
†) Loeper a. a. O 185
††) Weim. Ag., Abth. III, Bd. 9 S. 82, S. 91.
†††) Unterhaltungen 110.

die seinem Alter nöher steht, und mit der erwochenden Liebe der Nichte zu dem ihr ursprünglich bestimmten Bräutigam.

Als Goethe die Marienboder Elegie der Oeffentlichkeit überlieferte, vereinte er sie mit zwei anderen Dichtungen zu der „Trilogie der Leidenschoft“. Eine Zusammenfassung, die Goethe selbst zufällig nennt*), nachdem die drei Gedichte keine ursprüngliche Einheit bilden, aber doch durch dasselbe liebesschmerzliche Gefühl innig verbunden sind. Das Haupt- und Mittelstück ist die Elegie. Ihren Ausgongspunkt bildet die bange Erwartung vor jenem Karlsbader „Wieder Wiedersehen!“ Die nächsten Strophen sind dem Glücke jener Tage, das Goethe noch in so frischem Gedächtnisse hatte, geweiht. Um so qualvoller werden die Bilder, da sie nunmehr der Erinnerung angehören. Jedem Troste weigert sich sein Herz: was auch auf der Erde lockt, wieder ruft der Dichter ihre Gestolt empor, aufs Neue erscheint sie und mit ihr die Stunden des innigsten Gefühles, das sich selbst zur höchsten Andacht krönt. Er ist zu einem reineren, besseren Menschen geworden. Was sie ihn aber lehren möchte, die kindliche Freude des Augenblicks und die sichere Hoffnung ouf die gleiche Zukunft, ist Weisheit der Jugend; sein Alter kennt nur Verzweiflung und unaufhaltsam fließen die Thränen. Er hot weder selbst den geistigen Willen, sich zu beruhigen, noch können ihn seine Begleiter der mineralogischen Forschungen — die Tagebücher machen sie namhaft — seiner wilden Roserei gegen sich selbst entreißen. Mit einer grellen Dissonanz bricht das Gedicht ab, nachdem sich, wie Eckermann sagt, „ein schöner Kreislouf der poetischen Vorstellungen“ aufgethan: „Das Gedicht wälzte sich stets um seine eigene Achse und schien immer dahin zurückzukehren, woher es ausgegongen.“ In den letzten Zeilen erscheint Ulrike als Pandora. Es ist nicht jene zum Vater emporschauende Pandorn, die der Stürmer und Dränger in sein Dramolet Prometheus eingeführt, sondern die Pondora des gleichnamigen Festspiels, deren Verlust Epimetheus in herrlichen Rythmen deklogt, welche Geist vom Geiste der Morienbader Elegie sind.

Und hier halten wir vor einem ungelösten Räthsel. Neben der schon erwähnten Eintragung des Besuches der Frau von Levetzow am 27. Juli 1806 steht Pandora. In einem späteren Briefe hat sie Goethe ou die Fortsetzung des Stückes „als dazu besonders berechtigt“ gemahnt.**)

Den nothwendigen, auflösenden Akkord schlägt das kurze Schlußgedicht „Aussöhnung“ an, zeitlich dos früheste, wie wir bereits wissen, an Mme. Szymanowska gerichtet. Beruhigung durch die Musik und aus ihr erwachendes liebevolles Gefühl für die Geberin heilen die schweren Leiden. Als Prolog schickt Goethe das Gedicht voraus, mit dem er ouf Wunsch des Verlegers die holbhundertjöhrige Jubelausgabe seines Werther eingeleitet.***) Ein „vielbeweinter Schotten“ steigt ihm empor, jener Jerusalem, der das Urbild seiner Dichtung gewesen wor. Er grüßt in ihm hier viel freundschaftlicher als es in Wahrheit der Fall gewesen, den Genossen seiner Jugendtoge und stellt ihr beider Schicksal in Gegensatz: er dahingeschieden, Goethe zurückbleibend. Wem das bessere Loos geworden, das ist wohl die Frage. Die Irrwege des Lebens wie des Liebens verschlingen sich ihm labyrinthisch, am Ende steht immer das tödliche Scheiden. Der Dichter nur weiß Heilung, dem ein Gott zu sogen gibt, woos er leidet. So klingt das Gedicht in Verse des Tasso ons, und dieselben Verse trägt die Marienbader Elegie an der Spitze; dieser äußerlichen Verbindung entspricht eine weitons stärkere innerliche. Auch Lotten gegenüber hotte er einen schwer erkömpften Sieg über sich selbst errungen, und der 24jährige junge Mann war bereits eben so groß gewesen, wie der 74jährige Greis. So „halbverschuldet“ wie da, wo er dem süßen Gefühl „zuerst zu früh, und dann zu spät gewarnt“ nachgegeben, war er auch gegen Ulrike. Er sagt selbst zu Eckermann am 1. Dezember 1831: „Da ich noch einen Rest jener Leidenschaft im Herzen hatte, so gestaltete sich dos Gedicht wie von selbst ols Introduktion zu jener Elegie.“ Als Rahel diese Strophen los, urtheilte sie: „Die Verse zur neuen Ausgabe des Werther sind wie große Schatten des ganzen beleuchteten Lebens, die rück- und vorwärts reichen, von reiner, hoher Sonne erzeugt.“

So entstand die Trilogie. Einleitung und Schluß bringen die Heilmittel, welche sich dem Dichter in seiner gewaltigen Erregung boten. Auch in der Novelle: „Der Mann von 50 Jahren“ heißt es: „Hier nun konnte die edle Dichtkunst obermals ihre heilenden Kräfte erweisen. Innig verschmolzen mit Musik heilt sie solche Seelenleiden aus dem Grunde, indem sie solche gewaltig erregt, hervorruft und in auflösende Schmerzen verflüchtigt.“ So werden dem Dichter die Künste zur tragischen Katharsis im Sinne des Aristoteles.

Mit diesem Cyclus hot Goethe seine letzte Liebe zur Unsterblichkeit geführt, wie Euphrosyne wandelt sie gestaltet durch des Dichters Lied, im Chor oller Heroen. Im Sonnenglanze der Dichtung schwindet selbst der leiseste Schatten des Unbehaglichen, oder Komischen, den die Liebesleidenschoft eines Greises sonst leicht werfen kann. Wer so gewoltig empfond, wer sich aus diesem Gefühle, voll von lebensstrotzender Gesundheit zu der hehren Sittlichkeit der Elegie zu erheben vermag, der darf seiner Jahre spotten, sie lügen, nicht er. So zu lieben wissen — auch wir heißen es fromm sein! Richtig hat es Frau von Schiller ausgesprochen:*) „Daß ein Monn, wie Goethe, in seinen Jahren noch einmal recht liebt, ist bei so viel Einbildungskraft nicht unmöglich.“

Aber, was einst eine leichte Kinderkrankheit gewesen war, wird bei aller Lebensfrische dem Greise zur schweren Gefohr. Vom Frankfurter Liebchen hatte der junge Student mit tändelnden Verslein Abschied genommen: „Frühling wird es, liebes Fränzchen, aber leider Herbst für mich“, schwerer ward schon das Losreißen von Friederike Brion, die ebenso wie Ulrike, Goethen die jungfräuliche Treue bis zum Grobe gewohrt. Ein holbes Jahrhundert später wird der Abschied von der Liebsten für Goethe zum Lebewohl von der Liebe überhaupt, und diese letzten Stürme finden nicht so leicht wieder Glättung. Die „Trilogie der Leidenschoft“ würde, ouch undatirt, Niemand für ein Werk der Jugend halten. Ihr Ton nähert sie dem zweiten Theil des Faust, und wie dieser bringt auch sie nach dem herrlichsten Aufschwunge gelegentlich ein kurzes, momentanes Versagen, prosaischen Abfoll, charokteristische Symptome des Greisenhaften.**) Vor diesem Werke steigt ein Spruch des Dichters in unserem Gedächtnisse auf, der wie ein Motto ouf sein gonzes Erdendasein klingt:

Alles geben die Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz,
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.

Wien. Alexander von Weilen.

*) Zu Eckermann 1. Dezember 1831, Gespr. VIII, 116.
**) v. Loeper a. a. S. 167.
***) Vergl. Weim. Ag. III, 380.

*) Schmidt a. a. O. 258.
**) vgl. D. F. Strauß, Deutsche Revue 1894, I, 228 ff. Belger, Preuß. Jahrbücher 63, 644 [dazu Weim. Ag. III, 382].

Kunst und patriotische Erziehung.

Die Siegesallee, die in breitem Zuge zur Siegessäule ouf dem Königsplatz in Berlin hinführt, ist auf beiden Seiten bereits mit einer sehr erheblichen Anzahl von Marmorstatuen besetzt; die Statuen stellen die Regenten der Mark, Brandenburgs, Preußens dar; sie sind gewissermaßen ein marmorner Geschichtsunterricht von den Zeiten frühester Entwicklung unseres Staats bis zur glorreichen

Vollendung des Deutschen Reichs, und diese Vollendung ist verkörpert in der Siegessäule, dieser Verherrlichung des Krieges von 1870, die nicht künstlerisch schön, aber machtvoll die Allee abschliessend, aufragt. Jede einzelne Herrscherstatue umgibt eine Marmorbank, deren Rundung durch zwei Büsten berühmter Männer aus der Zeit der einzelnen Regenten gefällig unterbrochen ist. Und das ganze ist eine Stiftung des Kaisers, ein Geschenk für die Berliner.

Man kann sich denken, daß der Kaiser etwa den folgenden Gedankengang gehegt hat. Wenn die Berliner im Thiergarten spazieren, sollen sie mit besonderer Vorliebe durch die Siegesallee wandeln. Marmorbänke sollen sie zum Ruhen einladen; und wenn sie langsam vorwärtsschreiten, gelangen sie von Herrschergestalt zu Herrschergestalt, von einer Porträtbüste hervorragender, um den Staat verdienter Männer zu immer neuen Büsten, und vor ihrem geistigen Auge baut sich so langsam jene wunderbare Entwicklung auf, die von elenden kleinen Anfängen zur jetzigen Größe führte, und jener, welcher diese Marmorbilder und diese Ruhebänke stiftete, ist als Kaiser von Deutschland der mächtige, die Künste fördernde, dem Frieden geneigte Nachfolger aller jener Regenten, die hier in langer Reihe neben einander stehen.

Ein solcher Plan ist sicherlich mit poetischem Reiz ausgestattet; und dieser poetische Reiz birgt zugleich ein erzieherisches Element, das zu kultiviren Fürsten stets und mit Recht sich angelegen sein ließen. Man soll sich sagen, die Entwicklung des Vaterlandes zur Größe führt von Regenten zu Regenten, worauf dann der in eingeengtem Sinn sogar richtige Schluß zu folgen hat: Dieser Weg zur Größe, wie er einmal zurückgelegt wurde, — ohne die Fürsten wäre er undenkbar gewesen; aber freilich welche Hemmungen verursachten gerade auch die Fürsten.

Der Phantasie, die patriotische Geschichtsbilder an sich vorüberziehen läßt, muß solch eine Allee von Regenten als ein Werk von hohem Werthe erscheinen; in ihr wird die bildende Kunst zur patriotischen Erzieherin einer Bevölkerung; und welch edlere Erzieherin gäbe es, als die Kunst.

Nichts ist charakteristischer als solche Gedankenentwicklung, die so schlüssig erscheint und doch einen argen Fehlschluß birgt. Gewiß steckt auch ein Stück Poesie in der Konzeption einer solchen Allee; aber es steckt nicht in ihr die Phantasie des Bildhauers, der zuerst und vor Allem plastische Werke vor sich sieht, und der diese Werke in ihrer Wirkung an einander reiht, sondern die Phantasie des Historikers oder des Patrioten oder des Dynasten, wie man will, der nicht marmorne Werke erschaut, sondern der einen litterarisch-politischen Gedanken verfolgt.

War das Bezeichnende Alexandrinischer bildender Kunst, daß in ihr zugleich so vielfach litterarische Liebhabereien sich verkörperten, so hat man hier eine Schöpfung vor sich, die durchaus in gleichem Boden wurzelt; und wie weit ließe sich der Vergleich zwischen unserer Zeit und der Alexandrinischen weiter führen!

Einen Weg in freier Natur zu einer marmornen Ahnengalerie umzugestalten, die mit einer Apotheose moderner Größe abschließt, wie poesievoll — gedacht und zugleich wie poesielos in Marmor gebildet. Aus der Ahnengalerie werden einige Dutzend marmorne Standbilder, in gleichmäßigem Abstand von einander aufgestellt. Ob jene Regenten waren, ob sie Ludwig, ob sie Otto oder Waldemar oder Wilhelm hießen, ob sie nach einander das Szepter führten zu Glück und Unglück der Mark und Preußens, ist mir jetzt gänzlich gleichgültig; daß sie regierten, macht sie historisch, aber macht sie noch nicht künstlerisch-plastisch interessant.

Und wirklich, es ist uninteressant genug, zwischen diesen marmornen Herren einherzuschreiten. Sie sind vielfach technisch ganz brave, gute, vortreffliche Bildhauerarbeiten, und doch zugleich bedeutungslos; sie sind gänzlich unvermögend, unsere Antheilnahme zu erregen; es sind Männer in Harnisch und ohne Harnisch in Marmor, die uns gleichgültig sind; von denen der eine das eine Bein und der andere das andere Bein vorsetzt, und von denen der eine die Hand so und der andere anders an das Schwert legt. Denkt man sich fort, — was ja nur die Historie und nicht die Plastik angeht, — daß diese Männer dort oben Herrscher waren, was sagen sie dann den Beschauenden? Die meisten nichts, aber auch nicht das Geringste.

Sie haben regiert, das sagt der Sockel, und daß sie regierten, ist beachtenswerth; aber der marmorne Mann dort oben kann nicht durch das interessant sein, was am Sockel steht, sondern nur durch das, was er selbst zum Ausdruck bringt; und diese anspruchsvollen großen Gestalten dringen fast sämmtlich garnichts zum Ausdruck; sie sind da, das ist Alles: eine Visitenkarte am Sockel, die eine gewichtige Lebensstellung mittheilt, und eine Person auf dem Sockel, die langweilt.

Die Idee war ein litterarischer Gedanke, kein plastisch künstlerischer.

Ganz anders steht es mit den Büsten, die die Bänke unterbrechen; hier finden sich einzelne ganz vortreffliche Arbeiten; ausdrucksvolle Köpfe; — ihre Namen sind gleichgültig, es handelt sich ja meist um Phantasieschöpfungen nicht um Portraits, — interessant als Köpfe, gut gearbeitet, während die großen Herrschergestalten in der überwiegenden Zahl von jener Banalität sind wie die Theatergestalten in mittelmäßigen Stücken; der bekannte Herrscher in wuchtiger Rüstung; der jugendliche Krieger; der schwärmende Held, der sinnende Jüngling, Typen ohne individuelles Leben, an denen das Individuellste das Kostüm der Zeit ist.

Die Künstler konnten aus dieser Schablone nur heraus, wenn sie aus dem Fürsten, aus dem hergebrachten Herrscher, dem Krieger, sich einen individuell interessanten Menschen erschufen; ihn zu einem interessanten Menschen zu machen war gewiß oft schwierig; und doch nicht so schwierig, denn jedes wahrhaft individuelle Leben ist künstlerisch interessant.

Geglückt ist diese Aufgabe vor Allem einem Künstler, eine seiner Arbeiten ist in der vergangenen Woche enthüllt worden; der Künstler ist Brütt. Sein Otto der Faule und sein Friedrich Wilhelm II. ragen weit über die anderen Werke empor; das sind keine technisch guten und langweiligen Leistungen, sondern Kunstwerke.

Wann dieser Otto der Faule regiert hat, und was er geleistet und nicht geleistet hat, ist mir vor dieser Statue gänzlich gleichgültig. Aber eines sehe ich vor mir, einen Ritter in einer Rüstung mit so müden schläfrigen Gliedern, und mit so müden schläfrigen Augen unter dem Helm, daß mir hier ein ganzes Leben in all' seiner Eigenart plastisch entgegen tritt. Und dieser Friedrich Wilhelm II. dieser große, üppige, ausgesucht distinguirt gekleidete, etwas feiste Mann, der bequem an einen Baumstamm lehnt, und der in seiner distinguirten Kleidung so indolent und mit solcher gelassenen Wurschtigkeit, so blasirt und so sinnlich genußsüchtig und doch so vornehm auf die Pöbelwelt unten herabblickt. Auch das ist ein Mensch, das ist keine Theaterfigur; der hat gelebt. So waren die vornehmen Herren vor der französischen Revolution; das ist unser Ludwig XV., über den Mirabeau's Briefe klatschen, und den Fräulein von Voß und die Frau Rietz und des Waldhornisten Enke Töchterlein, den die Sinnlichkeit nebst Aberglauben und Mystizismus in ihren Banden hielten.

Wenn man die für die Plastik gleichgiltige Thatsache nicht mehr wissen wird, welche Person diese Marmorstatue darstellt, so sagt sie sehr vernehmlich doch selbst: Ich war ein vornehmer Mann; indolent, träge, genußsüchtig, aber das Alles im großen Stil, mit Eigenschaften von solchem stattlichen Wuchse, wie sie nur bei den Großen dieser Erde sich auswachsen können. Dieser Marmor erzählt seine interessante Geschichte.

Der ganz gemeine Faule und der vornehme Indolente sind bisher die künstlerisch bei Weitem Interessantesten dieser langen Reihe: die patriotische Erziehung ist dabei

reilich zu kurz gekommen. Eine anziehende patriotische Reklame-Allee ist es nicht.

Und so liegt in dieser Erfahrung eine Lehre, die zur Zeit der Erörterungen über die lex Heinze besonders beachtenswerth ist. Nicht für den Patriotismus, nicht für den vaterländischen Geschichtsunterricht und auch nicht für die Sittlichkeit läßt sich die Kunst pädagogisch verwerthen. Aber eine unschätzbare Kraft bleibt sie doch für ein Volk. Die Kunst, die nach ihren eigensten inneren Gesetzen sich auslebt, wirkt wie alles Große veredelnd zurück, und von diesem Wachsthum spendenden Sonnenstrahl wird auch Sittlichkeit und Vaterlandsliebe berührt.

P. Nathan.

Theater.

Björnson: Ueber unsere Kraft. Berliner Theater, 24. März.

I.

Das Schauspiel „Ueber unsere Kraft“ hat, von allen Schauspielen der letzten Jahre, die stärkste Wirkung geübt. Die tiefste nicht: die stärkste. An zwei Punkten zeigte die Hörerschaft sich durchwühlt, erregt, erschüttert, in Aufruhr und festgebannt. Der eine Punkt lag am Ende des ersten Akts. Der andere am Ende des zweiten Akts. Das Drama hat zwei Akte.

Welche Handlung bot den Grundstock für dieses Phänomen? Diese: ein Wunderpastor heilt seine Frau; sie steht auf und wandelt; hiernach fällt sie um und stirbt; er selber fällt um und stirbt. Die Erregung zeigt den Gipfel bei dem Wandeln. Während dieses Wunders sind die Zuschauer am Stärksten durchwühlt, erschüttert, in Aufruhr, gebannt und erregt. Wir haben festzustellen, warum sie es sind.

II.

Das Wunder an sich wirkt auf der Bühne erregend. Erfahrung zeigt es. Wenn Schloß Thurnek brennt; wenn es niederbricht; wenn Käthchen heil blieb; wenn ein Engel dasteht: es verursacht eine Steigerung des Gefühls. Und wenn das Gespenst im Hamlet kommt, so weiß schon Lessing, es „richten sich die Haare zu Berge, sie mögen ein gläubiges oder ungläubiges Gehirn bedecken“. Das sind Thatsachen. Nach den Gründen fragen wir später. Also das Wunder auf der Bühne wirkt an sich erregend.

Das erwartete Wunder wirkt doppelt erregend. Denn zu der Merkwürdigkeit des Phänomens kommt die Spannung auf seinen Eintritt. Hier wird es erwartet. Ein Schritt weiter: Dreifach erregend wirkt das erwartete Wunder, wenn davon ein Leben abhängt. Hier hängt es davon ab. Ein Leben? Es sind zwei Leben. Das seelische Leben des gläubigen Pastors; das körperliche Leben der Frau. Zwei Leben? Es sind drei Leben. Ein Geistlicher Namens Bratt schwor, seine ganze Zukunft auf diese Karte zu setzen. Man überschlage diese gehäuften Momente: das Mirakel; zweitens das Mirakel, vorsätzlich herbeigeführt; drittens das Mirakel, mit der Entscheidung über den Tod einer Frau, über die Ruhe eines Mannes, über die Existenz eines Dritten; dazu viertens: der Eintritt des Mirakels gerade da, als es am heftigsten gefordert wird. Und man wird fragen, wer solche Ansammlung von Schlägen überbieten könnte.

III.

Wer? Björnson. Ich sprach vom Wunder des letzten Akts bis jetzt. Der Anfangsakt hat auch ein Wunder. Eins? Zwei Wunder hat er. Wir sahen: die Frau konnte nicht wandeln; im zweiten Akt wandelt sie. Aber sie konnte auch nicht schlafen; und im ersten Akt schläft sie. Zwar sind diese Thatsachen ursächlich verknüpft. Um wandeln zu können, muß sie geschlafen haben. Aber sie hätte schlafen können, ohne zu wandeln. Es sind in Wahrheit getrennte, nach dem Grad verschiedene Vorgänge.

Die Frage entsteht, ob sie physiologisch denkbar sind. Ohne Weiteres. Magnetische Beeinflussung ist erwiesen. Also beide Vorgänge bieten den Schein des Wunders, doch beide sind durch menschliche Willensspannung zu erreichen. Und weil sie das sind, ist der Autor nicht zufrieden. Man höre, was jetzt kommt. Zu diesen bescheidenen Sensationen des Inschlafbetens und Gebetwandelns fügt er nun einen räthselhaften Vorgang. Ein Unabhängiges vom menschlichen Willen. Ein wundersameres Wunder. Es stürzt ein Berg ein, die merkwürdigste Rettung geschieht. Die Felslawine droht den Pfarrer zu begraben: hart vor der Kirche macht sie ausdrücklich eine Biegung. Es ist einer der erstaunlichsten Vorgänge. Vollends unerhört erstaunlich in diesem Augenblick wo der Pfarrer eben das Wunderwerk begann. Man nehme die stetigen Erregungen hinzu. Es könnte der Gegensatz zwischen Schlaf und allgemeiner Lebensgefahr packend sein, wenn auch nur eine lautlose Gefahr. z. B. Ueberschwemmung herrschte. Zehnfach packender wird der Gegensatz, wenn das friedliche Schlafen bei Höllengetös erfolgt. Gellendes Schreien, — friedlicher Schlaf. Geläutete Glocken, — Schlaf, Schlaf, Schlaf.

Man fasse nun die Reihe zusammen; man hat alle Gründe für den Aufruhr im Hörer.

IV.

Alle: — bis auf die letzten.

Unsre Analyse zerlegte die Ursachen des Nervenaufruhrs. Es kommen einige seelische Wirkungen zu. Sie liegen im Stoff. Hier ist die ernstere Seite des Werks. Der Pfarrer stirbt im Erkennen eines Irrthums. Christus zu sein, geht über unsere Kraft. Dieser irrende Held gibt eine Ahnung von den versunkenen Blutzeugen einer versunkenen weltkritischen Epoche: als Dinge uns verheißen wurden, die wir nicht erhielten; als Wunder vorgeblich geschahen, die wir nicht glauben. Aber wir möchten sie

Björnson leugnet die Möglichkeit des Christenthums. Oder (denn was ist Christenthum?) die Möglichkeit des großen, von der Erde losgelösten Aufwärtsdringens. Doch indem er leugnet, führt er ein lockendes „Beinahe“ dieses herrlichen Phänomens vor. Und von hier stammt die innerliche Wirkung. Sie erfolgt darum: weil die Menschen im Parkett, weil wir Alle nach dem Paradies schreien. Weil unsere Seele die Arme emporstreckt und zitternd nach dem nie Erlebten tastet. Weil wir lechzen nach einem Uebersteigen dieser kläglichen Begrenztheit. Weil wir hinüberziehn, in jeder sonnenstillen Abendstunde und bei jedem schweigenden Alleinsein, in das Traumland, das höher ist als dies Elend zerfallender Stoffe und verwesender Körper und stockender Herzen. Unsere Erregung ist groß, weil unsere Sehnsucht groß ist.

V.

In Summa: das Stück ist ein Gemisch. Ein Gemisch von Donnerschlägen und von der Wunderwirkung des Stoffes. Das Dichterische bleibt unwesentlich, der Stoff bleibt wesentlich. Was Björnson an Gestalten formt, ist Mittelgut. Trotz der Knallgebläse ist aber das Ganze gradlinig und großzügig und sozusagen einfach aufgebaut. Björnson ist stark wie ein Bauer, klug wie ein Schauspieler und lyrisch wie ein Pastor.

So versteht man, weshalb der Eindruck dieses Schauspiels auf ernste Richter nicht so tief war als er stark war.

Alfred Kerr.

Die Zwangserziehung Minderjähriger und der zur Zeit hierüber vorliegende preußische Gesetzentwurf. Von Dr. P. F. Aschrott. Berlin. 1900. J. Guttentag.

Das neue Bürgerliche Gesetzbuch hat im Artikel 135 des Einführungsgesetzes den Einzelstaaten die Befugniß gewährt, die Zwangserziehung Minderjähriger gesetzlich einzuführen, wenn dieselbe — auch abgesehen von einem Verschulden der Eltern — „zur Verhütung des völligen sittlichen Verderbens nothwendig ist“.

Hiermit hat das Gesetz die Lösung eines Problems angebahnt, das von der neueren Sozialpolitik wiederholt angeregt worden ist und in einigen deutschen Bundesstaaten, z. B. Hessen, Baden, Hamburg, bereits eine gesetzliche Regelung gefunden hat.

Die Entwickelung unserer sozialen Zustände, namentlich die rapide Zunahme der Fabrik- und Frauenarbeit, hat zahlreiche Eltern der Möglichkeit beraubt, ihren Kindern auch nur die nothdürftigste Erziehung und Aufsicht angedeihen zu lassen, so daß die Kinder unter Umständen dem völligen sittlichen und körperlichen Verderben ausgesetzt sein können. In diesen Fällen der sogenannten „objektiven (d. h. von den Eltern nicht verschuldeten) Verwahrlosung“ soll nun der Staat befugt sein, durch zwangsweise Unterbringung der Minderjährigen in einer Familie oder in einer Erziehungs- oder Besserungsanstalt helfend einzugreifen.

Allerdings hat das Bürgerliche Gesetzbuch die Verwirklichung dieses Gedankens den Einzelstaaten nur anheimgestellt, dennoch haben sämmtliche Bundesstaaten von dieser Befugniß Gebrauch gemacht: Preußen in einem Gesetzentwurf, der gegenwärtig dem Herrenhause zur Berathung vorliegt.

Diesen Entwurf behandelt die Aschrott'sche Schrift, die einem vom Verfasser in der Juristischen Gesellschaft zu Berlin gehaltenen Vortrage ihre Entstehung verdankt.

Aschrott ist prinzipieller Anhänger der „objektiven Zwangserziehung“, seine Kritik betrifft daher nur die konkrete Gestaltung, die der Gedanke in dem Entwurf gefunden hat.

Mit Recht sieht der Verfasser einen Mangel des Entwurfes in der Zurückdrängung des Laienelements bei der Entscheidung über die Anordnung der Zwangserziehung. Nach dem Gesetz liegt dieselbe in der Regel dem Vormundschaftsgericht ob, und es waltet kein Hinderniß vor, dem Laienelement die Mitwirkung beim Vormundschaftsgericht zu gestatten.

Bemerkenswerth sind die praktischen Vorschläge des Verfassers. Hierher ist besonders die Einrichtung von **Erziehungsämtern** zu rechnen, in denen neben Verwaltungsbeamten und Juristen auch Pädagogen und Aerzte ihren Sitz haben und welche die Ausführung der Zwangserziehung regeln sollen. Derartige Einrichtungen haben sich in Hamburg bereits bewährt und die internationale kriminalistische Vereinigung hat sich entschieden für dieselben ausgesprochen. Es ist zu bedauern, daß der Entwurf hierüber ganz schweigt, wie er denn überhaupt die Frage der Ausführung der Zwangserziehung nur in ungenügendem Maße erörtert.

Fraglicher erscheint uns die Einsetzung eines sogenannten „**Jugendanwalts**“, der als ein Organ der Staatsanwaltschaft die Ermittelungen zu führen hätte. Der Verfasser tritt für dies Institut mit großer Wärme ein und macht den Vorschlag, das Amt in erster Linie mit pensionirten Offizieren, die dazu besonders geeignet seien (?), zu besetzen, — ein Vorschlag, von dessen Zweckmäßigkeit uns auch die Gründe des Verfassers nicht zu überzeugen vermögen. Ob freilich der vom Entwurf geplante Ausweg, die Ermittelungen dem Landrath zu übertragen, der richtige ist, dürfte ebenfalls sehr zu bezweifeln sein, zumal das Bedenken des Verfassers, ein solches Amt einem **politischen** Beamten anzuvertrauen, nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen ist.

Wir müssen es uns leider versagen, auf die vielen interessanten Einzelheiten der werthvollen Schrift, die der Verfasser auf Grund seiner jahrelangen Erfahrung erörtert, einzugehen. Wir hoffen aber, daß dieselben bei der Berathung des Gesetzentwurfs im Parlament ihre eingehende Berücksichtigung finden werden, und daß die gesetzgebenden Faktoren das Wort des Verfassers beherzigen mögen: „**Nicht Zwangserziehung als solche ist dasjenige, was erstrebenswerth erscheint, sondern eine Zwangserziehung, die so gestaltet ist, daß sie wirklich ihre hohe soziale Aufgabe erfüllen kann.**“

Berlin. **E. Friedemann.**

Der Kongreß von Châtillon. Die Politik im Kriege von 1814. Eine historische Studie von August Fournier. Leipzig. G. Freytag. Wien und Prag. F. Tempsky. 1900. 397 S.

Die politische Geschichte des Krieges der großen Koalition gegen Napoleon im Jahre 1814 ist bisher wohl durch einzelne wichtige Arbeiten erhellt, aber niemals in ihrem Zusammenhang erschöpfend behandelt worden. Der Biograph Napoleons, dem dieser Stoff wie kaum einem anderen vertraut war, hat die Lücke nunmehr durch eine höchst dankenswerthe Studie ausgefüllt. Er hat das bisher schon bekannte Quellenmaterial durch die Ausnutzung der Korrespondenz Metternich's, Stadion's, Schwarzenberg's, Münster's, der Tagebücher Hardenberg's, Floret's und anderer urkundlicher Zeugnisse bedeutend erweitert. Er setzt sich durch kritische Untersuchung des bunten Gewebes der Thatsachen mit Vorgängern, wie Bernhardi, Oncken, Roloff u. a. auseinander. Er folgt dem Lauf der Ereignisse mit peinlichster Genauigkeit, niemals parteiisch zu Gunsten oder zu Ungunsten dieser oder jener Macht und ihrer Repräsentanten, immer bestrebt die Bedeutung von Entschlüssen und Handlungen nach den Antrieben von Stimmung oder Interesse zu erklären. Der Kongreß von Châtillon, auf dem Caulaincourt, weil „nicht nur Frankreichs, sondern auch Napoleons Minister“ einen schweren Stand hatte, bildet den Mittelpunkt des historischen Gemäldes. Aber wir erhalten einen nicht minder klaren Einblick in die Verhandlungen des politisch-militärischen großen Hauptquartiers. Zumal der Gegensatz der Absichten Rußland und Oesterreichs, des Zaren und Metternich's, wird scharf herausgearbeitet. Vielleicht ist niemals zuvor so deutlich gemacht worden, daß schon damals das Hineinspielen der polnischen Frage die Einigkeit der Verbündeten auf die schwerste Probe stellte. Als Gesammteindruck des Studiums dieses Buches aber bleibt die Erkenntniß, daß sich auf dem Kongreß von Châtillon die Unvereinbarkeit „des Systems revolutionärer Eroberung mit dem des legitimen Gleichgewichtes der Kräfte“ offenbarte, zugleich aber in der großen Allianz ein tiefer Riß, der ihren endgültigen Sieg aufs schwerste gefährdete. Das Urtheil über Schwarzenberg's Feldherrnkunst, wiewohl er von manchem ungerechten Vorwurf entlastet wird, gestaltet sich nicht günstiger. Um so heller erstrahlt das Verdienst Blücher's und Gneisenau's. Die Worte, die dieser am 18. Oktober 1813 an seine Frau geschrieben hatte: „Die Nachwelt wird erstaunen, wenn dereinst die geheime Geschichte des Krieges erscheinen kann“, würden auch für Fournier's Darstellung ein passendes Motto bilden.

A. St.

Briefkasten der Redaktion.

Dr. A. in G. Die Thatsache ist uns nicht entgangen; aber der Siebel war völlig vereinsamt.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, W. Ziethenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW. Beuthstraße 8.

Nr. 27. Berlin, den 7. April 1900. 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die Engländer haben in unmittelbarer Nähe von Bloemfontein eine Schlappe erlitten. Eine englische Heeresabtheilung gerieth in einen Hinterhalt und wurde von den Buren gefangen genommen. Es schwebt Dunkel darüber, wie viele Engländer abgefangen und getödtet worden sind. Angeblich sind es nur mehrere Hundert gewesen; fest steht dagegen, daß die Buren durch diesen kühnen Handstreich sieben Kanonen erbeuteten.

Wichtig erscheint dieser Erfolg der Buren vor Allem als Symptom. Es steht heute also fest, daß die Engländer nicht einmal in unmittelbarer Nähe ihrer Hauptmacht unter Roberts sich sicher fühlen können. Nimmt man hinzu, daß auch im Westen von Bloemfontein Burenabtheilungen aufgetaucht sind, und daß ferner für die südliche Verbindungslinie Befürchtungen gehegt werden, so ergibt sich zum wenigsten, wie schwierig auch heute noch die Lage der Engländer ist. Da es überdies den Buren gelang, die Wasserwerke, die Bloemfontein versorgten, zu zerstören, so kann Feldmarschall Roberts in eine unbequeme Lage kommen; ob hier schon neue ernste Gefahren für die Engländer heraufzuziehen beginnen, läßt sich bisher nicht überschauen.

Sicher ist eins; Feldmarschall Roberts hat die Kräfte seiner Truppen durch den Vorstoß nach Bloemfontein so sehr erschöpft, daß er die Offensive fortzusetzen nicht in der Lage war. Er mußte den Buren Luft lassen, und so gewannen diese Zeit, sich von der einzigen ernsten Katastrophe, die sie ereilt hat, von der Kapitulation Cronje's, zu erholen. Augenscheinlich ist ihr kriegerischer Muth nicht gebrochen; sie umschwärmen den Feind, bedrohen ihn in Flanke und Rücken, und Feldmarschall Roberts dürfte im Augenblick nicht über Truppen in genügender Anzahl und genügend mit Pferden versehen verfügen, um sich nach allen Seiten hin frei machen zu können.

Voraussichtlich ist Feldmarschall Roberts mit seinen Truppen noch nicht gefährdet; aber so lange die Buren sich bis in so unmittelbare Nähe der englischen Hauptmacht siegreich vorwagen können, ist natürlich nicht daran zu denken, daß auch nur die Bevölkerung jenes Theiles des Oranjefreistaates sich unterwirft, der von englischen Truppen durchzogen ist. Erneut wird also die Welt daran erinnert, daß die Engländer noch sehr harte Arbeit vor sich haben.

Inzwischen hat sich England eine neue Operationsbasis geschaffen; es steht nunmehr fest, daß Portugal den Engländern ein Durchzugsrecht eingeräumt hat; zwar nicht von Lourenço Marquez aus, aber von Beira. Unmittelbar können Operationen, die von Beira ausgehen, sich nicht gegen die Republiken richten; aber indirekt sehr wohl. Truppen, die von Beira durch portugiesisches Gebiet nach dem englischen Besitz im Innern dirigirt werden, lassen sich benutzen, um entweder die Nordgrenze oder die Westgrenze von Transvaal zu bedrohen, und um möglicherweise die Buren zu verhindern, ihr Land durch einen Zug nach Norden zu verlassen. Die Entfernungen, die zu überwinden wären, sind sehr große, und ganz unmittelbar werden diese englischen Truppenbewegungen auf den Krieg nicht einwirken; aber später könnte das wohl der Fall sein, vorausgesetzt, daß England genügend Mannschaften aufzubringen vermag, um sowohl ausreichend für Nachschübe vom Kap her, wie für die Armee in Natal und für die über Beira entsandten Truppen sorgen zu können.

Nach den Angaben im portugiesischen Parlamente bestehen zwischen England und Portugal die allerbesten politischen Beziehungen. Das mag sein. Gleichwohl werden diese englischen Truppendurchzüge eine Vergewaltigung Portugals bedeuten, und sie bedeuten zugleich ein Niedertreten des internationalen Rechts durch England. Portugal verletzt unter englischem Zwange, vielleicht freund-

schaftlichem Zwange die Pflichten der Neutralität gegenüber den Republiken; so führt die Chamberlain'sche Politik von einem Rechtsbruch zum anderen. Dies wundert uns nicht; es entspricht dies durchaus der inneren Logik, von der die Chamberlain'sche Politik beherrscht wird. Und auch diese Rechtsverletzung wird gewiß nur platonische Proteste der öffentlichen Meinung in Europa und in den Vereinigten Staaten hervorrufen. Solche Proteste ändern nichts an der Sachlage; aber eine ernste Warnung für die Welt muß auch dieser englische politische Schachzug sein.

Das Chamberlain'sche Regiment ist eine Gefahr für alle kontinentalen Staaten Europas. Die kleinen Staaten haben vor allem besorgt zu sein; was den Burenstaaten passirt, was jetzt Portugal über sich ergehen lassen wird, kann jedem anderen kleinen Lande zustoßen, das unglücklicher Weise der englischen Politik den Weg sperrt; und was für die kleinen Länder möglich ist, das mag auch den großen begegnen, wenn sie militärisch nicht ausreichend stark sein sollten. Immer deutlicher wird das eine werden: in wie hohem Grade die englische Politik die Beunruhigung und das Mißtrauen in der Welt vermehrt hat, und die Folge dieser Beunruhigung und dieses Mißtrauens werden wachsende Rüstungen sein.

Es scheint, daß der Entschluß Englands, über Beira nach Inner-Afrika vorzustoßen, gefaßt worden ist, nachdem nunmehr der Schiedsgerichtsspruch über die Delagoa-Eisenbahn vorliegt. Er ist für die Londoner Politik eine Enttäuschung. Portugal ist durch diesen Spruch zu einer Entschädigung von nur 15 Millionen Franken nebst Verzugszinsen verurtheilt worden. Diese Summe ist so gering, daß selbst Portugal sie aufzubringen in der Lage sein wird; in London hatte man hingegen gehofft, es werde auf eine für Portugal unerschwingbare Summe erkannt werden. Alsdann wäre der gegebene Augenblick dagewesen, um diese Ansprüche gegen politische Konzessionen an der Delagoabai und in dem dazu gehörigen Hinterlande wettzumachen. Da diese Hoffnung fehl schlug, ist nunmehr zur Basis englischer Operationen Beira erwählt worden.

Zwischen Rußland und der Türkei soll eine Vereinbarung über den Bau kleinasiatischer Bahnen zu Stande gekommen sein; danach sollen Bahnbauten — um es mit wenigen Worten auszudrücken — die östlich von den bisher überwiegend mit deutschem Kapital gebauten Strecken, in Angriff genommen werden, entweder Seitens der Türkei selbst hergestellt und betrieben werden; oder sofern die Türkei hierzu nicht geneigt oder im Stande ist, sollen diese Gebiete unbedingt dem russischen Kapital gewahrt bleiben. Sehr viel bedeutet diese Vereinbarung nicht, und keinesfalls kann man vom deutschen Standpunkte aus Einwendungen erheben. Im Gegentheil; eine solche Abgrenzung der Interessensphären hat sogar ihre Vortheile. Die Rivalität zwischen den deutschen und russischen Bestrebungen wird auf diese Weise herabgemindert, und Deutschland kann durchaus mit jenen weiten Gebieten sich begnügen, die seiner wirthschaftlichen Thatkraft auch jetzt zugänglich bleiben.

* * *

Als der Prinz von Wales auf der Durchreise nach Kopenhagen Brüssel berührte, schoß daselbst auf dem Bahnhof ein Individuum, ohne zu treffen, einige Kugeln in das Coupee des englischen Thronerben. Niemand wurde glücklicher Weise verletzt, und der Attentäter wurde sogleich verhaftet. Er behauptet, Anarchist zu sein; vielleicht ist er aber auch geistig anormal; denn ein Anschlag gegen den Prinzen von Wales sollte selbst vom anarchistischen Standpunkte aus als ein sinnloses Verbrechen betrachtet werden.

Der Vertheidiger von Plewna, Marschall Osman Pascha, ist hochbetagt gestorben. Osman Pascha hat sich im letzten russisch-türkischen Kriege als ein ausgezeichneter Heerführer bewährt; er war es, der die russischen Operationen vorübergehend vollständig zum Stillstand brachte und Rußland zwang, die Hülfe der Rumänen herbeizurufen. Diese tapfere Vertheidigung war doch schließlich auch für den Ausgang des Feldzugs von Bedeutung; denn als England zur Intervention sich entschloß, war das Czarenreich so geschwächt, daß es seine ursprünglichen Friedensbedingungen aufgeben mußte. Dem Vertheidiger von Plewna war vor Allem dieser Abschluß zu danken.

* * *

Das neunzehnte Jahrhundert und das Programm des Liberalismus.

Unter diesem Titel ist vor einigen Wochen eine Broschüre*) erschienen, die den bekannten Professor der Volkswirthschaft an der Bonner Universität, Heinrich Dietzel zum Verfasser hat und den wesentlichen Inhalt einer Rede wiedergibt, welche Dietzel in der Aula der Universität am 27. Januar, anläßlich des Geburtstages unseres Kaisers gehalten hat. Es ist eine Säkularbetrachtung, die in großen Zügen die Entwickelung der liberalen Idee im 19. Jahrhundert zur Darstellung bringt und zwar vornehmlich auf dem Gebiete der Wirthschaftspolitik. Dietzel's Darlegungen gewinnen noch mehr Bedeutung, wenn man sie zusammenhält mit jener ausführlichen Darstellung des Bismarck'schen Einflusses auf die Gestaltung der Wirthschaftspolitik in Deutschland, welche in der zweiten Auflage des „Handwörterbuches der Staatswissenschaften"**) unlängst erschienen ist.

Die Gegner des Liberalismus und namentlich des wirthschaftspolitischen Liberalismus gefallen sich gern in der Behauptung, der Liberalismus habe abgewirthschaftet, d. h. die liberalen Grundsätze, welche in dem dritten Viertel des 19. Jahrhunderts gerade auf wirthschaftlichem Gebiete die Alleinherrschaft angetreten zu haben schienen, seien völlig überwunden, der Freihandel, das Prinzip der Selbsthülfe, der Individualismus hätten ihre politische Zugkraft eingebüßt und neuen Göttern, neuen Theorien Platz gemacht. Nun ist es gewiß nicht zu bestreiten, daß der Liberalismus in den beiden letzten Jahrzehnten zwischen der handelspolitischen Reaktion und dem Sozialismus stark ins Gedränge gekommen ist. Die Bismarck'sche Wirthschafts-, Handels- und Sozialpolitik der achtziger Jahre trat in einen ausgesprochenen Gegensatz zum Liberalismus. Auch die akademischen Vertreter der Volkswirthschaft, die sich dem faszinirenden Einflusse der Bismarck'schen Persönlichkeit nicht entzogen, wandten sich, zum Theil demonstrativ, gegen die liberalen Anschauungen und fanden in dem Bismarck'schen Protektionismus, in der daraus hervorwachsenden agrarischen Interessenpolitik und selbst in den bimetallistischen Agitationen den Anlaß zu einer Revision früherer wissenschaftlicher Ueberzeugungen. Der wirthschaftspolitische Liberalismus wurde so der wissenschaftlichen Stützen mehr und mehr beraubt. Diese Konstellation hat sich im Laufe des letzten Jahrzehnts wesentlich geändert.

Der politische Liberalismus hat in den vielen Jahren des Kampfes um seine wirthschaftlichen Grundsätze Gelegenheit gehabt und genommen, sich von einem allzu strengen Doktrinarismus zu befreien; speziell hat er auf sozialpolitischem Gebiet dort die Opposition eingestellt, wo, wie bei der Zwangsversicherungsgesetzgebung, eine vollendete Thatsache geschaffen war. Das Ziel der Sicherstellung der Arbeiter

*) Verlag von Röhrscheid u. Ebbecke in Bonn. 1900.

**) Herausgegeben von Conrad, Elster, Lexis, Löning. 2. Auflage. II. Band. Jena 1899. Verlag von Gustav Fischer.

vor den wirthschaftlichen Folgen von Krankheit, Unfall und Invalidität im Wege der Versicherung war dem Liberalismus von jeher sympathisch gewesen; er hoffte nur, dieses Ziel im Wege der Selbsthilfe erreichen zu können, und versprach sich gerade von dieser Selbsthilfe der Arbeiter auch erzieherisch sehr viel. Die Zwangsversicherungsgesetzgebung fand daher in dem Liberalismus grundsätzliche Gegner nur soweit das Mittel, aber nicht, soweit der Zweck in Frage kam.

Was den eigentlichen Arbeiterschutz anlangt, so hat der Liberalismus seine strengen Anschauungen betreffs der thunlichsten Nichtintervention des Staates im Laufe der Jahre beträchtlich modifizirt. Andererseits war es von jeher der Kernpunkt der liberalen Arbeiterpolitik, die völlige Rechtsgleichheit zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern nicht bloß theoretisch zu fordern, sondern auch praktisch zur Durchführung zu bringen. Wo immer deshalb das volle Koalitionsrecht der Arbeiter in Frage gestellt wurde, war die Parteinahme des Liberalismus für die Arbeiter selbstverständlich.

Wie Dietzel in seiner angezogenen Rede sehr fein ausführt, sind diese Fragen der Machtvertheilung zwischen den Arbeitern und den Arbeitgebern innerhalb des Vertragsverhältnisses mehr und mehr in den Vordergrund der sozialpolitischen Kämpfe getreten. Der soziale Absolutismus der Großunternehmer, die „Herren im Hause bleiben" und sich nicht durch Verhandlungen binden, „kein Blatt" zwischen sich und ihren Arbeitsunterthanen dulden wollen, verwandelt sich allmählich unter der Einwirkung der Gewerkvereine und ähnlicher Arbeiterorganisationen in einen sozialen Konstitutionalismus, und bei diesem Kampfe wünscht der Liberalismus die Theilung der Gewalten zwischen Unternehmerthum und Löhnerthum ähnlich durchgeführt zu sehen, wie die politische Theilung der Gewalten im konstitutionellen Staate. Nur durch genossenschaftliche Selbsthilfe der Arbeiter kann ein gerechter Ausgleich geschaffen werden, und hier berühren sich unmittelbar die Interessen der Arbeiter mit wesentlichen Prinzipien des Liberalismus.

Diese Entwicklung der Dinge auf sozialpolitischem Gebiete hat zugleich die Wiederannäherung des Kathedersozialismus an den politischen Liberalismus zur Folge gehabt; in dem Kampfe gegen den sozialen Absolutismus Stumm'schen Gepräges ist sogar eine thatsächliche Waffenbrüderschaft entstanden. Eine weitere Annäherung ist erfolgt, seitdem Fürst Bismarck als treibende Kraft der deutschen Politik ausgeschaltet wurde. Die akademische Volkswirthschaft besann sich in zoll- und handelspolitischen Fragen erneut ihrer freihändlerischen Traditionen, die maßvolle Handelsvertragspolitik des Grafen Caprivi fand nicht nur die Unterstützung des politischen Liberalismus, sondern auch die Anerkennung der wissenschaftlichen Theoretiker. Die schutzzöllnerische Praxis, die eine Zeit lang sogar mit sammt den bimetallistischen Verirrungen auf deutschen Universitäten eifrige Lobredner und Unterstützung gefunden hatte, verlor nach und nach unter den Akademikern an Parteigängern, und auch das kam der Wiederannäherung der akademischen Volkswirthe an den Liberalismus zu statten. Jener Freihandel, der in der Caprivi'schen Handelsvertragspolitik zum Ausdruck gelangt ist, hat heute nirgendwo beredtere Vertreter, als gerade unter den volkswirthschaftlichen Professoren unserer Hochschulen: Lujo Brentano und die ganze Gruppe der jüngeren Gelehrten, die ihm nahestehen, sind heute geradezu Vorkämpfer des freihändlerischen Liberalismus, und in Professor Heinrich Dietzel begrüßen wir einen weiteren wissenschaftlichen Bundesgenossen des besonnenen wirthschaftlichen Liberalismus.

Die handelspolitische Reaktion, die wir durchgemacht haben, erscheint Dietzel nicht als eine endgültige Umkehr, sondern nur als „eine zeitweise Hemmung auf der Linie". „Wenn die Männer, die im 18. Jahrhundert die Sache des Verkehrs führten — so heißt es an einer Stelle seiner Rede — heute zurückkehren könnten auf die Erde, so würden sie den Abstand, der zwischen dem System chinesischer Mauern von damals und dem mäßiger Barrieren von heute liegt, mit Frohlocken begrüßen. Sie würden sagen, die Welt bewegt sich zwar auch im glorreichen Zeitalter des Dampfes nicht gerade im Eilzugtempo vorwärts, sie geht, wie ein großer Historiker — Mommsen — einmal gespottet hat, zwei Schritte vorwärts und einen zurück, aber sie bewegt sich doch".

Dietzel's optimistische Beurtheilung der Triebkraft der wirthschaftspolitischen Grundsätze des Liberalismus in seiner zusammenhängenden Betrachtung der politischen Entwickelung des ganzen Jahrhunderts hat ihn auch veranlaßt, die Wirksamkeit Bismarck's im Großen und Ganzen als weniger nachtheilig vom liberalen Standpunkte aus darzustellen, als dies die liberalen Politiker, welche während der letzten zwei Dezennien im Kampfe gestanden haben, zu thun geneigt sein werden. So meisterhaft und bei aller Knappheit eindringend die Schilderung Bismarck's als Wirthschaftspolitiker in Dietzel's Aufsatz im „Handwörterbuch der Staatswissenschaften" aber auch ist, so glaube ich, hat sie doch einen Punkt nicht gebührend berücksichtigt. Bismarck waren handelswirthschafts- und insbesondere auch sozialpolitische Maßnahmen durchweg nur Mittel zur Erreichung rein politischer Ziele. Wie Bismarck zum Erlasse des Sozialistengesetzes viel weniger durch die soziale „Gefährlichkeit" der Sozialdemokratie als durch den Wunsch, sich von der angeblichen nationalliberalen Vormundschaft zu befreien, veranlaßt wurde, so war auch Bismarck's Schutzzollpolitik ganz wesentlich dazu bestimmt, seine politische Machtstellung neu zu konsolidiren. Die Methoden der diplomatischen Kriegsführung, die Bismarck in der auswärtigen Politik zur Anwendung brachte, übertrug er auch auf die innere Politik, bei der die Schwächung und Isolirung politischer Parteien, die vorübergehend im Wege standen, ihm nur zu oft von viel größerer Bedeutung waren, als die Herstellung an sich vernünftiger wirthschaftlicher und sozialer Einrichtungen. Auch die Zwangsversicherungsgesetzgebung erschien dem Fürsten Bismarck vor Allem deshalb angezeigt, weil er dadurch den politischen Einfluß der Sozialdemokratie zu entwurzeln hoffte. Der geniale Staatsmann, dessen großer Erfolg auf dem Gebiete der auswärtigen Politik nicht zum wenigsten aus seiner Rücksichtslosigkeit gegen alles Dogmatische hervorging, war in seiner Wirthschaftspolitik vielfach deshalb so unglücklich, weil er die vulkanische Methode seiner Staatskunst auch auf ein Gebiet übertrug, wo die neptunische Entwicklung die Regel bildet. Daß Bismarck die wirthschaftlichen Kräfte nicht so kommandiren konnte, wie die politischen, machte ihn ungeduldig und verführte ihn leicht zu sprunghaften Entschlüssen. Selbst ein Statistiker, wie der berühmte Ernst Engel, fiel in Ungnade, als er die den Bismarck'schen Plänen genehme Statistik nicht zu beschaffen vermochte.

Aber wie immer man auch über die politische Methode Bismarck's und über seine Erfolge und Mißerfolge in wirthschaftspolitischer Beziehung denken mag, das Eine bleibt bestehen, daß er einen gewaltigen Einfluß wie überall, so auch auf die deutsche Volkswirthschaft, in der Praxis wie in der Theorie, ausgeübt hat. Mit jedem Jahr, seitdem an die Stelle der politischen Parteinahme für und wider Bismarck die historische Betrachtung getreten ist, muß jedoch die unbefangene Würdigung seines Wesens bei seinen früheren Gegnern wie bei seinen alten Bewunderern mehr Platz greifen, und das kann nur dazu beitragen, die Bedeutung des von manchen dogmatischen Mängeln gereinigten Liberalismus für die Wirthschaftspolitik der nächsten Zukunft in ein klareres Licht zu stellen.

Theodor Barth.

Diskont und Währung.

I.

Es gehört zu den unerfreulichsten Zügen unserer Zeit, daß in wirthschaftlichen Angelegenheiten der Staat immer mehr verantwortlich gemacht wird für Vorgänge, an denen er nichts ändern kann, und daß der Staat immer mehr in Anspruch genommen wird zu Hilfeleistungen, die theilweise außerhalb seines Machtbereichs, theilweise außerhalb der Sphäre seines berechtigten Eingreifens liegen. Wer sich bedrängt und bedroht fühlt in seinem wirthschaftlichen Fortkommen — sei es durch einen unabwendbaren Entwicklungsprozeß, sei es durch eigne Schuld und eigne Unterlassungssünden — der wendet sich an den Staat und verlangt, daß er über Wasser gehalten werde. Dem Staat wird förmlich die Verpflichtung zugeschrieben, dem Einzelnen nicht nur seine wirthschaftliche Existenz, sondern womöglich sogar ein „standesgemäßes Einkommen“ zu garantiren. Wenn das so weiter geht, wird es bald keinen größeren Ehrentitel mehr bei uns geben, als den, zu den „wirthschaftlich Schwachen“ zu gehören, und ein geistreicher Mann hat unlängst bemerkt, es sei nun bald an der Zeit, daß die wirthschaftlich Starken einen Verein zum Schutz gegen die Schwachen bilden.

Die übertriebene Vorstellung von der Allmacht des Staates in wirthschaftlichen Dingen, welche zu dieser Verwirrung der Begriffe geführt hat, äußert sich auch auf dem Gebiet des *Geldwesens* und vor Allem auf dem Gebiet des *Kredits*. Dem Staat wird ja seitens unsrer Agrarier die Verpflichtung zugeschrieben, nicht nur für ausreichend hohe Preise von Getreide 2c., sondern auch für leichten und billigen Kredit zu sorgen. Eine der agrarischen Autoritäten auf dem Gebiet des Bankwesens, Herr Geheimrath *Gamp*, hat bereits in den 80er Jahren ein Buch über den landwirthschaftlichen Kredit geschrieben, in welchem es heißt, daß der Grundsatz des Schutzes der wirthschaftlich Schwachen auch die staatliche Bankpolitik beherrschen müsse. Leute, deren Kredit ein zweifelloser sei, könnten ja überall Geld bekommen; aber gerade deshalb müsse es die erste Aufgabe der unter der Leitung des Reichs arbeitenden Reichsbank sein, denjenigen ausgiebigen Kredit zu gewähren, bei denen die Rückzahlung nicht ganz außer Zweifel stehe. Die allervornehmste Klasse der wirthschaftlich Schwachen waren nun von jeher die verschuldeten Grundbesitzer, und deshalb stellt unsre Autorität die Forderung auf, die Reichsbank solle Wechsel ländlicher Gutsbesitzer mit nur *einer* Unterschrift diskontiren, auch wenn diese einzige Unterschrift *nicht absolut sicher sei*.

Bis zu dieser äußersten Konsequenz geht nun freilich nicht jedermann. Die Auffassung dagegen, daß die Reichsbank verpflichtet und vermöge des ihr verliehenen Rechtes der Notenausgabe auch im Stande sei, unter allen Umständen billigen Kredit zu gewähren, — diese Auffassung ist weit verbreitet. Man glaubt vielfach, die Reichsbank sei befähigt, Regen und Sonnenschein auf dem Geldmarkt zu machen; und natürlich verlangt man von ihr, daß sie immer die Sonne scheinen lasse.

Diese Auffassung ist gänzlich verfehlt. Die Reichsbank steht zwar unter der Aufsicht und Leitung des Reichs, aber sie ist so wenig wie der Staat allmächtig. Sie hat zwar das Recht, Noten auszugeben, die bei uns wie baares Geld umlaufen; aber damit hat sie noch nicht die Macht, jeder Steigerung des Geldbedarfs im ganzen Umfang und ohne Zinserhöhung zu genügen. Ihre Notenausgabe ist nicht nur durch das Bankgesetz an gewisse Beschränkungen gebunden, sondern noch viel mehr dadurch, daß sie verpflichtet ist, ihre Noten jederzeit auf Verlangen der Inhaber in Baargeld einzulösen.

Freilich, die Existenzberechtigung der Banknote beruht ja vor Allem darin, daß sie dem Geldumlauf eine gewisse Elastizität gegenüber den Schwankungen der Geldnachfrage verleiht.

Das Bedürfniß des Verkehrs nach Zahlungsmitteln verändert sich nicht nur innerhalb größerer Perioden, es schwankt von Tag zu Tag. Es ist in industriellen Bezirken an den Tagen der Lohnauszahlung größer als sonst, es steigt beim Monats- und insbesondere beim Quartalswechsel, wenn große Summen von Zinsen, Dividenden, Gehältern, Miethen u. s. w. zu bezahlen sind. Im Herbst suchen die Landwirthe ihre Ernte zu verkaufen: in derselben Zeit hat die Textilindustrie, da sich der Zwischenhandel für den Winter deckt, ihren Hauptabsatz, und ähnlich liegt es bei einer Anzahl anderer Erwerbszweige. In Zeiten wirthschaftlichen Stillstandes, wo die Umsätze beschränkt und die Preise gedrückt sind, ist der Geldbedarf gering; in Zeiten lebhafter Thätigkeit von Industrie und Handel, wenn die Umsätze und die Preise steigen, erfährt der Geldbedarf eine entsprechende Erhöhung.

Allen diesen Schwankungen kann ein rein metallischer Geldumlauf unmöglich gerecht werden. Dem Metallgeld fehlt die Elastizität, es kann sich nicht je nach den Veränderungen des Geldbedarfs ausdehnen und zusammenziehen.

Diesem Bedürfniß kann vielmehr nur durch eine nicht an volle metallische Deckung gebundene Notenausgabe genügt werden, deren Umfang mit steigender Geldnachfrage wächst, mit fallender Geldnachfrage zusammenschrumpft. Nur durch die Ausgabe von Banknoten können plötzliche und gewaltsame Störungen des Verhältnisses zwischen Geldumlauf und Geldbedarf, und damit enorme Schwankungen der Diskontsätze verhindert oder wenigstens eingeschränkt werden.

Diese Wirksamkeit der Banknote ist jedoch keine unbedingte und unbegrenzte.

Die Banknote kann nämlich ihren Zweck nur so lange erfüllen, als sie von jedermann für ebenso gut wie baares Geld angesehen wird; und sie wird von jedermann wie baares Geld genommen, so lange die Bank sie jederzeit gegen baares Geld einlöst. Die Bank hat also stets dafür Sorge zu tragen, daß die Einlösbarkeit ihrer Noten gesichert ist. Wäre der Fall denkbar, daß alle ausgegebenen Noten auf einen Schlag zur Einlösung gebracht würden, dann müßte die Bank jederzeit für den vollen Betrag ihrer Notenausgabe Baargeld bereit liegen haben; dann wäre aber auch der vornehmste Zweck der Banknote illusorisch: sie könnte im Verkehr nur das in den Kassen der Bank liegende Metallgeld ersetzen und vertreten, den ganzen Geldumlauf aber in Nichts vermehren und ihn gegenüber den Schwankungen des Geldbedarfs in Nichts elastischer machen.

Der Fall, daß alle Noten zur Einlösung präsentirt werden, ist jedoch glücklicher Weise praktisch vollkommen ausgeschlossen, und zwar um so mehr, je ausgedehnter der Geschäftsbereich einer Notenbank ist, je größer das Territorium ist, über welches sich der ganze Notenumlauf erstreckt.

Die Bank kann sich deshalb damit begnügen, lediglich *für einen Theil* ihrer Notenausgabe Metallgeld bereit zu halten. Wie groß dieser Theil sein muß, das zu beurtheilen ist Sache des Bankleiters. Die Gesetzgebung kann hier nur gewisse weitgegriffene Grenzvorschriften geben. Das deutsche Bankgesetz schreibt vor, daß jederzeit mindestens ein Drittel der Notenausgabe durch den Baarvorrath der Bank gedeckt sein muß. In Wirklichkeit war bisher bei allen deutschen Notenbanken die Baardeckung stets erheblich größer.

Im Interesse der steten Einlösbarkeit der Banknoten ist es ferner nöthig, daß der nicht in Baargeld gedeckte Theil der Notenausgabe in einer Weise gedeckt ist, die der Natur der Banknote entspricht. Es ist einer der ersten Grundsätze, daß die Aktivgeschäfte einer Bank ihren Passivgeschäften entsprechen müssen, d. h. die Art der Kreditgewährung einer Bank muß der Art von Kredit entsprechen, den sie selbst in Anspruch nimmt. Eine Bank, die Noten ausgibt, zu deren sofortiger Einlösung sie sich bereit erklärt, stellt Schuldverschreibungen aus, die auf Sicht honorirt werden müssen; sie darf deshalb vermittelst dieser sofort einlösbaren Noten nur kurzfristige Kredite gewähren, nur Darlehne, die binnen

kürzester Zeit wieder zurückgezahlt werden. Der wichtigste Träger des kurzfristigen Kredits ist der Wechsel. Das deutsche Bankgesetz schreibt deshalb vor, daß der nicht durch Baargeld gedeckte Theil des Notenumlaufs durch diskontirte Wechsel von höchstens dreimonatlicher Laufzeit gedeckt sein muß.

Baargeld und kurzfristige Wechsel kommen demnach ausschließlich als Notendeckung in Betracht, und zwar in erster Linie das zur Noteneinlösung in jedem Augenblick schlagfertige Baargeld; und die Bankleitung hat dafür Sorge zu tragen, daß stets ein befriedigendes Verhältniß zwischen Baargeld und Notenumlauf aufrecht erhalten bleibt.

Eine Ausdehnung der Notenausgabe und eine Verringerung des Baarvorraths kann herbeigeführt werden vor Allem durch eine Steigerung des inländischen Geldbedarfs, die sich in letzter Instanz durch eine vermehrte Diskontirung von Wechseln bei der Zentralbank äußert. Die Zentralbank ist aber nicht nur das Reservoir, aus welchem der inländische Geldbedarf schöpft. Wenn durch die Gestaltung der Handels- und Zahlungsbilanz die Versendung von Baargeld nach dem Ausland nöthig wird, so schöpft dieser Bedarf gleichfalls aus den Metallreserven der Zentralbank, und zwar, indem Noten zur Einlösung gegen Geld, das ja zu ausländischen Zahlungen allein zu gebrauchen ist, präsentirt werden, oder indem Wechsel diskontirt und die Beträge in Gold erhoben werden.

Aus diesen Ursachen, welche das Verhältniß zwischen Metallbestand und Notenumlauf zu stören geeignet sind, ergiebt sich von selbst das Mittel, das der Bank zur Bekämpfung einer solchen Störung zur Verfügung steht. In der Hauptsache ist es ja die vermehrte Inanspruchnahme des Bankkredits, aus welcher eine Verschlechterung des Verhältnisses zwischen Baardeckung und Notenausgabe hervorgeht. Das Mittel zur Regulirung des Deckungsverhältnisses muß also zusammenfallen mit dem Mittel zur Regulirung der an die Bank herantretenden Kreditansprüche; und dieses Mittel ist die Festsetzung des Zinssatzes, zu welchem die Bank Wechsel diskontirt. Die planmäßige Handhabung dieses Mittels nennt man **Diskontpolitik**.

Ein hoher Diskontsatz schränkt den Kreditbegehr ebenso ein, wie ein hoher Preis bei allen anderen Waaren die Zahl der Abnehmer. Manches Geschäft, das lohnend wäre, wenn das dafür nöthige Geld zu 3 Proz. beschafft werden könnte, wirft bei 5 und 6 Proz. Diskont keinen Gewinn mehr ab und unterbleibt deshalb.

Aehnlich wirkt ein hoher Diskontsatz auf die internationalen Bewegungen von Baargeld. Internationale Geldversendungen gehen nicht nur aus der Bilanz des Waarenhandels hervor, sondern sie werden in großem Umfang bestimmt durch die Differenz der Zinssätze in den einzelnen Ländern. Wenn man in Deutschland mit der Diskontirung eines Wechsels 1 Proz. oder 1½ Proz mehr verdienen kann, als in England, dann werden englische Kapitalisten, die Geld verfügbar haben, geneigt sein, ihr Geld in deutschen Wechseln anzulegen und Geld nach Deutschland zu schicken, eventuell auch Geld, das sie in Deutschland zu Gute haben, dort noch einige Zeit stehen zu lassen, um auf diese Weise an den höheren Zinsen zu profitiren.

Vermittelst der Festsetzung des Diskontsatzes kann also eine große Zentralbank sowohl auf den inländischen Kreditbegehr als auch auf den Geldverkehr mit dem Ausland regulirend einwirken und dadurch sowohl einer allzu starken Ausdehnung ihres Notenumlaufs, wie einer allzu starken Verminderung ihres Baarbestandes entgegen treten.

Wie wenig jedoch die Bank allmächtig ist und wie sehr sie mit ihrer Diskontpolitik an die Lage des Geldmarktes gebunden ist, geht aus folgender Erwägung hervor: Wollte die Bank versuchen, künstlich einen hohen Diskont aufrecht zu erhalten, welcher der Lage des Marktes nicht entsprache, dann wäre die Folge, daß man auf dem freien Markt billiger diskontiren könnte, als bei der Bank. Die weitere Folge wäre eine Abnahme der zinsbringenden Anlagen der Bank, eine Ueberfülle ihres Baarbestandes, ein Zusammenschrumpfen ihres Notenumlaufs, — und in Rücksicht auf ihre eigenen finanziellen Interessen würde sich die Bank bald genöthigt sehen, ihren Zinsfuß herabzusetzen.

Wollte die Bank umgekehrt den Versuch machen, bei einer gespannten Lage des Geldmarktes künstlich einen niedrigen Zinsfuß aufrecht zu erhalten, dann wäre die Folge, daß Jedermann die Gelegenheit benutzen würde, seinen Wechsel zu dem billigen Satz bei der Bank zu diskontiren; sie würde durch ihren billigen Diskont zu einer Reihe von Geschäften ermuthigen, die unter den obwaltenden Verhältnissen besser unterbleiben würden; sie würde ihre Wechselanlage und ihren Notenumlauf bedenklich steigern und ihren Baarvorrath so stark vermindern, daß schließlich die Aufrechterhaltung ihrer Noteneinlösung in Frage gestellt und damit ihr Kredit, auf dem hinwiederum der Kredit des ganzen Landes beruht, ruinirt wäre. Die vermeintlichen Vortheile des künstlich aufrecht erhaltenen niedrigen Diskontsatzes würden sich in den durch diesen Fehler herbeigeführten Wirren bitter rächen; vor allem würde, wie stets in kritischen Zeiten, der Zinsfuß nach dem Zusammenbruch eine beträchtliche und unheilvolle Steigerung erfahren.

Selbst die mächtigste Notenbank ist deshalb stets an die Verhältnisse des Geldmarktes gebunden. Sie kann die plötzlichen Veränderungen und die härtesten Stöße durch die Elastizität ihrer Notenausgabe abmildern; sie kann in gewissem Umfang regulirend eingreifen, indem sie die Geschäftswelt rechtzeitig durch die Erhöhung des Diskontsatzes auf bevorstehende Anspannungen aufmerksam macht und so die Anspannung selbst prävenirend abschwächt; sie kann durch ein Nachlassen der Zügel anzeigen, daß jetzt die Gefahr vorüber ist und daß man sich wieder freier und sorgloser bewegen könne. **Aber das ist auch alles.** Hier sind die Grenzen, deren Ueberschreitung für die gesammte Volkswirthschaft die größten Gefahren heraufbeschwören würde.

Wenn wir nun in den letzten Jahren eine **beträchtliche Steigerung der Diskontsätze** erlebt haben, wenn der Diskontsatz der Reichsbank bis auf 7 Proz. um die letzte Jahreswende gestiegen ist, und wenn er jetzt noch auf 5½ Proz. steht, um eine Jahreszeit, welche sich sonst durch einen leichten Geldstand auszeichnete und meist nur 3–3½ Proz. Bankdiskont aufwies, — dann werden wir uns in Anbetracht des eng begrenzten Machtbereichs der Reichsbank hüten müssen, ohne weiteres **die Reichsbank** für die ungewöhnliche Gestaltung der Dinge verantwortlich zu machen. Wir haben einen Prüfstein für die Richtigkeit der Diskontpolitik dieses Instituts: Wäre ihr Diskontsatz höher, als den Verhältnissen des gesammten Geldmarktes entspricht, dann würden wir Gelegenheit haben zu der Beobachtung, daß der Marktdiskont immer mehr unter dem Banksatz herab ginge und daß die Wechseleinreichungen bei der Reichsbank sich stark verminderten im Vergleich zu früheren Jahren. Wir sehen aber das genaue Gegentheil. Wohl hat sich im Januar der Marktdiskont zeitweise erheblich vom Bankdiskont entfernt; er ging auf 3⅞ Proz., während die Reichsbank noch auf 6 Proz. stehen blieb und nur zögernd um ½ Proz herunter ging. Aber es zeigte sich bald genug, daß die Bank die gesammte Situation richtiger beurtheilte als der Markt. Heute steht die Bank auf 5½ Proz., und der Marktdiskont ist ihr zeitweise bis auf ⅛ Proz. nahe gerückt. Eine weitere Bestätigung dafür, daß der hohe Satz der Reichsbank nur zu gut gerechtfertigt ist, liefert ihre eigene hohe Wechselanlage. Wäre ihr Satz zu hoch gegriffen, so müßte er eine stark einschränkende Wirkung auf den an sie herantretenden Kreditbegehr ausüben und ihre Wechselanlage in Folge dessen wesentlich reduziren. Aber von einer solchen Reduktion ist gar keine Rede. Trotz des hohen Diskontsatzes ist das Wechselportefeuille der Reichsbank in den letzten Wochen noch um reichlich 100 Millionen Mark größer als im Vorjahr, das gleichfalls schon eine ungewöhnliche Anspannung aufwies, und um mehrere hundert Millionen Mark größer als vor 5 und 6 Jahren.

In Anbetracht dieser Verhältnisse würde sich die Reichsbank geradezu einer Pflichtvergessenheit schuldig

machen, wenn sie dem Verlangen nach billigem Kredit, das namentlich von agrarischer Seite mit großer Heftigkeit bei jeder Gelegenheit wiederholt wird, ihre richtige und durch den Gang der Dinge vollauf gerechtfertigte Einsicht zum Opfer bringen wollte. Und es gehört wahrlich keine geringe Widerstandsfähigkeit dazu, um in Zeiten, wie wir sie augenblicklich haben, eine Centralbank nach richtigen Grundsätzen zu dirigiren. Jeder einzelne Geschäftsmann ist interessirt an billigem Kredit, und ganze Erwerbszweige haben unter den hohen Diskontsätzen zu leiden, während die Gesammtheit ungleich mehr interessirt ist an der unbedingten Sicherheit der Noteneinlösung, mit welcher der Bestand unserer Währung aufs Engste verknüpft ist. Gegenüber dem Drängen und den Klagen der Einzelnen das Wohl der unpersönlichen Gesammtheit wahrzunehmen, leidenschaftlichen Angriffen und Anfeindungen gegenüber nicht um Haaresbreite von der durch das Wohl der Gesammtheit gezogenen Richtschnur abzuweichen, das ist in solchen Zeiten eine schwere und dornenvolle Aufgabe.

(Zwei weitere Artikel folgen.)

Karl Helfferich.

Dr. Karl Lueger.

Das sprichwörtliche „Wiener Glückskind" Lueger hat abermals einen politischen Erfolg errungen. Das neue Gemeindestatut der Reichshauptstadt Wien ist sanktionirt und damit die Gefahr des Zusammenbruchs für das antisemitisch-reaktionäre Regime auf lange Zeit hinausgeschoben. Dieser Mann und das Geheimniß seiner Erfolge ist ein Problem für den Politiker, das er mit seinen Mitteln, ohne den scharfen Blick eines Aristophanes, nicht lösen kann. Vielleicht hat ihn Mark Twain, der sich lange in Wien aufgehalten hat, aufs Korn genommen und zeigt uns in vollendeter Plastik das, was hier nur in Umrissen gezeichnet werden kann. Aber schon die Skizze wird uns ein ausreichendes Bild des Mannes und der österreichischen Politik überhaupt geben, deren Geschöpf und getreuester Ausdruck Lueger zugleich ist. Die Entwicklung, der Umschlag und der muthmaßliche Ausgang dieser politischen Tragikomödie erklären sich aus der Person des Helden und den Umständen.

Der nunmehr sechsundfünfzigjährige Bürgermeister von Wien ist heute noch eine stattliche, schöne Erscheinung: groß, breitschulterig, ein mächtiger Kopf mit vollem, heute ergrautem Lockenhaar und einem Vollbart, dem zur Stadtmode gewordenen „Luegerbart". Das Entzücken der Frauen war der dunkelblonde Mann in seiner Blüthe; und er hat sein Pfund nicht vergraben in der Langweile der katholischen Ehe, für die er theoretisch und vielleicht auch praktisch schwärmt. In jedem Faden ist er Wiener: seicht und leicht, immer wohlauf; liebenswürdig, kokett und keck, voll platten, aber schlagfertigen Witzes, ein Freund des „Protzelns" und der „Hatz'". Als er nach langer Nichtbestätigung endlich mit der goldenen Kette im schwarzen Frack bei einem Galadiner den Ministerpräsidenten Grafen Badeni zum ersten Male traf, klopfte er in der hocharistokratischen Gesellschaft ihm wohlwollend auf das kleine Bäuchlein mit den Worten: „Wie geht's, Exzellenz?" Er protzt gern mit dem Plebejer, der „es so weit gebracht hat." Obwohl er alle Rollen gut spielt und sich erst vor dem Publikum, bei Beifall und Händegeklatsch recht wohl fühlt, ist er weniger Schauspieler als ein auf die politische Bühne gerathener Volkssänger. Ernste, wissenschaftliche Argumente würdigt er nicht, da auch seine Wähler sie nicht verstehen, die nörgelnde Kritik, das Lächerlichwerden fürchtet er, denn gegen diese Waffen ist er wehrlos. Es ist sein Glück, daß ihm nur Polterer und keine Spötter gegenüberstehen. Denn Spott versetzt ihn in hilflose Raserei.

Er hat „reine Hände", das ist aber Alles, was man bei ihm Charakter nennen könnte. Da er keinerlei Ueberzeugung besitzt, fehlt ihm auch jede Schamhaftigkeit im Irrthum. Als man ihm einmal vorwarf, daß er vor kurzer Zeit liberal und kein Feind der Juden war, sagt er: „Ach was, damals war ich noch ein Esel!" Es ist auch keine Garantie vorhanden, daß er in fünf Jahren nicht sagen wird, er sei jetzt ein Esel gewesen. Diese Anlage, — man kann es nicht mehr Mangel an Ueberzeugung, man muß es Talent der Ueberzeugungslosigkeit nennen, — hat es ihm möglich gemacht, alle Parteien zu durchlaufen. Als Student lärmender Anhänger der konservativen Partei, als junger Advokat (1873) Unterzeichner des Wahlprogrammes eines liberalen Bürgerklubs, kandidirte er 1875 als Liberaler und wurde in den Gemeinderath gewählt, wo er sich schon 1876 dem Demokraten Mandl anschloß und durch die gewagteste Korruptionsriecherei die Aufmerksamkeit auf sich zog. Noch am 1. Oktober 1880 stellte er im Gemeinderath den Antrag, einen Parteitag der gesammten liberalen Partei nach Wien einzuberufen, um den Kampf gegen Taaffe zu organisiren. Taaffe, der sich auf Menschen besser verstand als die Wiener Liberalen, ließ ihn bald darauf (1881) mit dem Franz-Josephs-Orden dekoriren, während ihn die Wiener Majorität bei der Wahl in das Gemeinderaths-Präsidium bei Seite schob. Von nun an schloß er sich enger an Taaffe an, dem die liberale Opposition unbequem war. Dieser gab ihm damals die cynische Lehre: „Gelingt's, so ist der größte Esel ein Genie, gelingt's nicht, so ist das größte Genie ein Esel". Bereits 1882 verkündigte Lueger, in seinen Hoffnungen durch die liberale Partei enttäuscht, den Kampf gegen das „internationale Kapital, welches das Volk ärger als einst die Hierarchie und die Gesellschaft Jesu in Ketten schlage". Und der Mann, der einst von der Wiener Judenschaft für seine Haltung eine goldene Busennadel erhalten hatte, wurde 1885 antisemitischer Reichsrathsabgeordneter an der Seite Schönerer's, den er 1897 in den Badenitagen blutig beschimpfte. Heute bezeichnet er die Jesuiten als Ehrenmänner und holt für seine Majorität von den Schwellen Petri den apostolischen Segen.

Sein Ehrgeiz, das ist seine Ueberzeugung; statt einer starken Gesinnung besitzt er das, was in unserer Zeit mehr werth ist, eine grandiose Meisterschaft der Demagogie. Diese ist keineswegs eine durch Schulung erworbene Fertigkeit, sie ist nichts Künstliches und auch nichts Kunstvolles an ihm. Wie meisterlich sie erscheint, sie ist doch primitiv, weil sie ihm angeboren ist. Die innerlich haltlose Natur eines Anempfindlers, der vom Milieu jeden Moment beeinflußt wird, der von den Lippen des Auditoriums liest, und dann überzeugt ist, daß das, was in seinem Munde klingt und so überzeugend wirkt, wahr und seine eigene Ueberzeugung sein müsse! Er besitzt jenes seltene Vermögen, das man politische Sensitivität nennen könnte, jenen Instinkt dessen, was in dem Moment, in dem bestimmten Milieu gesagt und gethan werden müsse, den Instinkt des Schlagwortes, der Manchen zum großen Mann gemacht hat. Aber er besitzt nur diesen Instinkt, es fehlt ihm der innere Maßstab des Wissens, der Lebensauffassung und des Charakters, an dem der Gewissenhafte den Werth des Schlagwortes mißt, um zu wählen aber auch zu verwerfen. So vermag er instinktiv die Instinkte der Massen auszulösen, nie aber sie zu leiten, zu lehren und in Wahrheit zu führen. Er wird von der Masse emporgetragen, überragt sie aber nicht. Er gebietet ihr nicht, er wagt sie nicht einmal zu tadeln: Nicht erhebend und nicht erhaben — bloß hocherhoben.

Will man Proben seiner Demagogie? — Vor Vorarlberger Bauern sagt er, der Bauer müsse wieder wohlhabend werden wie früher, dazu brauchen wir die alten hohen Getreidepreise: aber die Fruchtbörse hält sie niedrig. Vor Wiener Arbeitern dagegen, der Wiener braucht billige Lebensmittel, dazu brauchen wir niedrige Getreidepreise:

oder die Börsenspekulation treibt sie empor. Würde ihm jemand einwenden, daß beide Aeußerungen sich widersprechen, ich bin überzeugt, er riefe: Was? Wissen Sie nicht, daß an der Börse auf Hausse und Baisse spekulirt wird? — Man warf ihm vor, daß er ein Klerikaler sei, denn wenn er auf Landagitation reise, wandere er von Pfarrhof zu Pfarrhof, und dann predige der Pfarrer, man müsse ihn als echten katholischen Mann wählen. „Aber, meine hochverehrten Damen, Sie wissen, daß ich kein Kostverächter bin, und wer weiß nicht, daß unsere Pfarrersköchinnen ausgezeichnet kochen!" Ein andermal sagt er: „Wir Wiener sind überzeugte Katholiken. Die katholische Religion paßt für uns und wir für sie! Wir fasten auch gerne: denn nirgends in der Welt macht man so gute Mehlspeisen wie bei uns. Die Wiener Kipferln sind weltberühmt, und wir denken, wenn wir sie verzehren, an die vertriebenen Holbmonde der Türken!" — Die anwesenden Kirchenfürsten belohnten diese offenbar blasphemischen Ausführungen mit reichlichem Beifall.

Diese platte Biedermannspolitik hat Triumphe gefeiert. Durch sein äußeres Gehaben, durch sein echt wienerisches Gerede, durch seine gewinnende Art verwächst er ganz mit seinem Auditorium. Der klassische Ausdruck des Urwienerthums, so tritt er vor seine Leute: „Wir sind Wiener, die Wiener sind Katholiken — die Juden sind es nicht; wir Wiener sind Deutsche — die Tschechen sind es nicht; wir sind Oesterreicher, das Zentrum Oesterreichs — die Preußen sind es nicht, die Engländer (die Aktionäre der Gasgesellschaft) sind es auch nicht! Was wollen sie also hier? Fort mit den Juden, den Preußenseuchlern, den Engländern! Wir sind wir! Und ich? Bin ich nicht ein echter „Weaner", so nach dem alten Schlag? Ich bin doch Euer geborener Führer!" — Das ist der innerste Kern seiner Reden. Seine Politik hat keinen anderen, keinen konkreten Inhalt als diese Wiedereinsetzung des Urwienerthums, und dieses fühlt sich eins in ihm und er eins mit „seinem Volke", er, die Inkarnation des Weaners.

Diese Suggestion: „Ich bin Ihr" und „Wir sind wir" macht diesen Volkstribun fast unverwundbar. Denn was gefehlt wird, hat nicht nur Lueger gefehlt, das haben Alle gefehlt, und keiner will den „Fremden" den Triumpf gönnen, daß der Fehler eingestanden wird. Wenn ein Fachmann, nach gewissenhafter Berechnung und schwierigen technischen Erörterungen über die Gasfrage ausruft: Lueger gib uns die vergrabenen Millionen wieder! — Was kümmert das den Wähler? Was wollen denn diese Juden? „Die Gas" brennt ja so! Und noch dazu wie! Die englische Gasgesellschaft hatte Schmetterlingsbrenner und machte vor der Kommunalisirung das Angebot, Auerbrenner einzuführen; was Lueger in kluger Berechnung verweigerte. Er führt sie ein, und ein begeisterter Gemeinderath beantragt, man möge am Rathhaus neben den neuen Brennern auch einen Schmetterlingsbrenner belassen „zum ewigen Gedächtniß, von welch schmählicher Beleuchtung uns unser Bürgermeister befreit hat." So hätte denn glücklich unser Bürgermeister das Auerlicht erfunden! In richtiger Konsequenz hat auch der Gemeinderath es abgelehnt, Auer, den erfolgreichsten österreichischen Erfinder, durch eine Kundgebung zu ehren!

Es ist der Fehler unserer Liberalen und insbesondere der liberalen Presse Wiens gewesen, daß sie sich nie um den Geisteszustand der Wähler kümmerten, daß sie den geistigen Kontakt mit dem Volke vollständig verloren. Und was noch schlimmer ist, sie ließen den strebsamen und fähigen Lueger, als er noch in ihrer Partei stand, nicht aufkommen. Die größte Klugheit des Politikers, die Talente an sich zu ziehen und sie nicht in die Opposition zu drängen, war ihnen fremd. Und Lueger ist nur ehrgeizig, nicht habsüchtig: Ehre wäre ein billiger Preis für diesen Mann gewesen — —.

Indessen sind die Erfolge seiner primitiven Demagogie nicht allein auf seine Person und Begabung zurückzuführen. Er hat seine Eroberungen zunächst nicht bei den in fremden Parteilagern stehenden Wählern gemacht, sondern neue Wählerschaften aus ihrer politischen Vereinsamung herausgerissen und in das öffentliche Leben eingeführt. Bei diesen spielt er die erste Geige, weil er zuerst die Geige gespielt hat. Zwei Umstände kamen ihm dabei zu statten. Zunächst die Herabsetzung des Census von zehn auf fünf Gulden, die den Kleinhandel und das kleine Handwerk zur Urne rief, sodann die gesetzliche Einführung der Zwangs-Gewerbegenossenschaften. Diese haben wirthschaftlich nichts geleistet, sind jedoch starke, politische Kampforganisationen geworden. Die große Zahl der in den Innungen zwangsweise vereinigten kleinen Leute stolperte plump auf die politische Bühne. Bis dahin von allen Parteien vernachlässigt und von den Liberalen damals verachtet, sahen sie sich von Lueger umschmeichelt. Er war hinter allen Genossenschaftsfunktionären her. Der Herr Fleischer, der brave Drechsler hatte das Glück, am Wirthshaustische mit dem „schönen Karl" zusammen zu sitzen, mit „Servus" von ihm begrüßt zu werden und ihn mit „Servus Karl" begrüßen zu dürfen. Und so wurde der dritte Wahlkörper Luegers Leibgarde. Er brachte dem kleinen Mann kein neues Evangelium, er hat ihn weder intellektuell noch wirthschaftlich gefördert, er löste nur den dumpfen Rasseninstinkt und den latenten Fremdenhaß durch das Schlagwort von dem an allem Uebel schuldtragenden Juden aus. Die raschen Erfolge in diesem Wahlkörper machte die intelligenten Kreise stutzig, die bis zu dieser Zeit zur Fahne Schönerers geschworen hatten und nun durch dessen Verurtheilung zu fünfjährigem Ehrverlust führerlos geworden waren. In seiner feinen Witterung machte jetzt Lueger eine rücksichtslose Beamtenpolitik. Die Erhöhung der Beamtengehalte, die schonungslose Aufdeckung einzelner Protektions- und Corruptionsfälle machten ihn rasch zum Helden der niederen Beamten- und Lehrerschaft, der Kampf gegen den ungarischen Ausgleich und geschickt gemachte Judenhetzen, besonders aber die Allianz mit dem Landpfarrer, die sich zuweilen selbst gegen die mächtigen Bischöfe richtete, sicherte ihm die Bauernschaft. So eroberte er vom dritten Wahlkörper aus den zweiten und durch beide die Stadt Wien, in weiterer Folge mit Hilfe der streitbaren Dorfkapläne das Land Niederösterreich. In drei Jahren hatte er auf allen Linien gesiegt, aber Badeni verweigerte ihm — in Folge ungarischer Einmischung — die Bestätigung als Bürgermeister. Dieser unkluge Akt umwob sein Haupt mit der Dornenkrone des Märtyrers, die Bevölkerung sah sich in ihren heiligsten Gefühlen verletzt, tausende pilgerten zu einem in der Nähe Wiens befindlichen Wallfahrtsort, wo sein Bild in der Kirche ausgehängt war, die Begeisterung erreichte ihren Höhepunkt, und Badeni mußte, nachdem Lueger beruhigende Versicherungen über seine künftige Haltung zum ungarischen Ausgleich gegeben hatte, dem Kaiser die Bestätigung vorschlagen. „Du hast's erreicht, Oktavio!

Nun hatte er die Macht und hatte den Glauben an sich, ohne den man ja nie zur Macht gelangt. Aber nicht wie Ibsen's Hakon in den Kronprätendenten, der die Königsidee besitzt und sich an ihr aus der angeborenen Mittelmäßigkeit zum Heldenthum emporarbeitet, sondern wie Steinhoff im Bund der Jugend glaubt er an sich: „Horch! Horch! Sie trinken meine Gesundheit! Was so viele ergreift — beim ewigen Gott, das muß wahr sein!" — Und Lueger weiß, nicht sein antisemitisches Programm, das er cynisch selbst belächelt, seine Person ist es, die mit sich fortreißt. Und sollte diese Person, die in drei Jahren die Liberalen „zerschmettert" hat, nicht auch „die Engländer in drei Jahren zerschmettern", durch den Bau städtischer Gaswerke und die Verstadtlichung der Tramway nicht einen wahren Goldregen über Wien ergießen? Soll er nicht auch bauen und schaffen können, nachdem er so trefflich niedergerissen und niedergeredet hat? Er ist doch im Grunde ein guter Kerl und will wirklich das Beste! „Ja, müßt' ich nicht der erbärmlichste Wicht auf Erden sein, wenn all dies Glück mich nicht gut und brav machte?" (Steinhoff im Bund der Jugend, I 7.)

Aber siehe: Er besitzt politische Voraussicht, nur ist er von sich selbst zu eingenommen, zu eitel, um Vorsicht zu haben. Denn er traut auf seinen Stern! Und so baut er Gaswerke, bevor der Prozeß mit der Gasgesellschaft über

den Ablauf ihrer Verträge in den neuen Vororten entschieden ist, verliert den Prozeß und mit ihm von neunzehn Anlagebezirken neun! Er, der um siebzehn Millionen die ganzen Gaswerke sofort hätte übernehmen können, muß um mehr als dreißig Millionen eine Gasanstalt für Halb-Wien bauen. Die neuen Werke sind ihrer ganzen Anlage nach nicht mehr rentabel! Dazu rächen sich die Engländer noch, indem sie mit dem Gaspreise herabzugehen drohen, und Lueger muß mit der verhaßten Gasgesellschaft einen ungünstigen Ablösungsvertrag und ein geheimes Kartell zur Hochhaltung der Preise schließen, um sein offenkundiges Fiasko zu verschleiern! — Er besitzt eine glänzende Beredtsamkeit, aber sie prallt an den zugeknöpften Taschen der Finanzwelt ab, die da rechnet und nicht redet. Und so bekommt er sein Dreißig Millionen-Gasanleben nicht, bis ihn die Zeit drängt und nöthigt, denen die Wiener Tramway auszuliefern, die ihm das Geld zum Bau der Gaswerke leihen. Von den zwei Hennen, die die goldenen Eier legen sollen, opfert er die eine, um die andere zu retten, und gerade diese andere ist unfruchtbar. In einem halben Jahre war der goldene Traum ausgeträumt.

Freilich, das Gas brennt und die Tramway fährt, sie ist sogar im rechtlichen Eigenthum der Kommune. Aber daß die „Betriebsgesellschaft" das Erträgniß zieht, daß die kommunale Henne im Korbe der Firma Siemens sitzt, daß die Engländer die Vororte beleuchten und die Deutsche Bank die Schuldzinsen einstreicht, das weiß der kleine Mann so lange noch nicht, als die Gemeindeumlagen nicht erhöht sind. Aber alle anderen, insbesondere die Intelligenz und die Arbeiterschaft, wissen, woran sie sind.

Das Glück ist ausgeblieben, Lueger's Stern hat getrogen. Aber die Neuwahlen im zweiten Wahlkörper, in der Kurie der Intelligenzwähler, stehen vor der Thür, die Arbeiterschaft pocht an die Pforten des Gemeinderathes und will ihre Vertretung. Das Glück bleibt uns — nun denn, so heißt es corriger la fortune. Man ändert das Gemeindestatut und die Wahlordnung, man entrechtet die Intelligenz zum Theile, zum anderen Theile majorisirt man sie, man läßt in der neuzuschaffenden Arbeiterkurie das Proletariat dadurch überstimmen, daß alle Wähler der ersten drei Kurien auch noch in der vierten mit wählen! Aber wird die Staatsgewalt dieses parteiische Machwerk gutheißen?

Doch — wie einfach! Man greift zum probaten Auskunftsmittel der politischen Bankrotteure, man spielt den Gesellschaftsretter! Der Demagog, der in lärmender Empörung alle staatlichen Institutionen in den Koth geschleift hat, der Minister und Statthalter als käufliche, von Juden bezahlte Dummköpfe denunzirt, der die Funktionäre des höchsten Gerichtshofes Spitzbuben, der das Heer „Rothschildmilitär" genannt hat, er pflanzt sich großmäulig als Retter vor Thron und Altar auf. Er verleumdet die deutschnationale Intelligenz als „preußenseuchlerisch", er bezichtigt die Sozialdemokraten, kein näheres Ziel als die Zertrümmerung des Staates zu haben, in dem Augenblicke, wo sie sich allerorten mit dem Staate friedlich auseinanderzusetzen beginnen, und wo besonders hier in Oesterreich die Arbeiterschaft die einzige Partei ist, die die centrifugalen Tendenzen durch ihre Internationalität paralysirt. Mit geflissentlicher Aufdringlichkeit postiren sich Lueger's Mannen im Parlament um die Redner der Schönerer- und Arbeiterfraktion, beschimpfen sie und unterstreichen beständig ihren Katholizismus, ihre Kaisertreue, ihre Verdienste um die Bekämpfung des Radikalismus, während sie den Liberalen die heimliche Unterstützung der Sozialdemokratie vorwerfen. So etablirt sich Lueger in dieser seiner letzten Phase als Parasit des Klassen- und Nationalitätenkampfes, als Zwischenträger der slavisch-klerikalen Majorität in der deutschen Minorität, als Opimius gegen die bösen Gracchen der Sozialdemokratie, die er bald schmäht und bald überbietet. Man hat unter Badeni und Thun die Christlichsozialen als Fanghunde der Regierung bezeichnet.

Die Gesellschaftsrettung war alle Zeit ein geeignetes Handwerk, und so hat Lueger sein Glück mit Erfolg korrigirt, seine Wahlreform durchgesetzt, seine Herrschaft verlängert. Wien ist noch einige Zeit der Ruhm gegönnt, den „schönen Karl" zum Bürgermeister zu haben. Wir stehen erst im vierten Akt des Stückes, doch kündigt sich der fünfte bereits an. Die beiden, im neuen Statut in gleicher Weise brutalisirten, Klassen der Intelligenz und der Arbeiterschaft werden so durch eine vermeintlich konservative Politik gezwungen, trotz aller Antipathie gemeinsame Sache zu machen. Sollte es so kommen, wie Lassalle es vorhergesagt, daß eine immanente Entwicklung der Gesellschaft die Wissenschaft und die Arbeiterschaft einander näher bringt, jenes „Dioskurenpaar", das in seiner Umarmung die ganze Welt erdrücken müsse? Manche der jüngsten Ereignisse lassen es für Oesterreich wahrscheinlich erscheinen, und allenthalben ist es die staunenswerthe Alterweisheit der staatserhaltenden, patriotischen, nationalistischen u. s. w. Politik, welche alle führenden Klassen der modernen Zeit, die industrielle Bourgeoisie, die Intelligenz und das Proletariat zur Kampfgemeinschaft zwingt, um die spekulativen Scharf- und Bangemacher, die das moderne Leben der Gesellschaft vergiften, an die Wand zu drücken, und so wird auch die Allianz aller Modernen gegen Lueger der Wiener Tragikomödie letzter Akt sein.

Wien. Rudolf Springer.

Macedonische Frühlingshoffnungen.

Der Winter ist vorüber, in den Balkangebirgen ist der Schnee geschmolzen, und das frühlingsfrische Grün beginnt zum Vorschein zu kommen. Mit dem Erwachen der Natur geht auch allmählich der Winterschlaf der nach Freiheit lechzenden macedonischen Slaven zu Ende. An dieses Schauspiel seit Jahrzehnten, besonders aber seit der Befreiung Bulgariens gewöhnt, nimmt Europa, vor Allem von der schwarz-weiß-gelben Presse unterrichtet, die „macedonische Gefahr" nicht allzu ernst; das einlullende Wiegenlied versorgt diese Presse gewissenhaft, die übrigens zugleich den Lauf der stets wiederkehrenden Ereignisse in Macedonien mit größter Aufmerksamkeit verfolgt. Und eben dieses ununterbrochene Auf-der-Hut-sein hat scheinbar die Augen der Beobachter ermattet, und sie sind kaum im Stande, das allmähliche Anschwellen des macedonischen Umsturzbaches zu merken.

Die Kunst der österreichisch-ungarischen Diplomatie und das zeitweilige Interesse der russischen, höchst wichtige Umstände, die im April 1897 zum bekannten Einverständniß hinsichtlich der „Ruhe auf der Balkanhalbinsel" zwischen Petersburg und Wien führten, vermochten zwar bis jetzt die Ungeduld der macedonischen Slaven im Zaume zu halten. Indeß hört das Balkanproblem nicht auf, auf der Frühlings-Tagesordnung zu stehen, und man muß stets darauf gefaßt sein, daß auch eines unschönen Tages der macedonische Teufel losgehen wird. An Symptomen fehlt es auch jetzt nicht. Den ganzen Winter über fanden politische Massenrazzias statt, und intelligente Macedonier — vor Allem Lehrer — schmachten in den türkischen Kerkern und Festungen Kleinasiens. Auf offener Straße wurde vor einiger Zeit in Bukarest ein türkischer Geheimagent, Fitovski, von seinen macedonisch-bulgarischen Landsleuten meuchlings umgebracht, und es stellte sich bald heraus, daß es sich dabei um die Vollstreckung eines politischen Todesurtheils handelte, das von einem Geheimkomitee gefällt worden war. Auch die unbändigen Albanesen, durch die Serbien stets beunruhigt wird, versetzen jetzt Macedonien in Schrecken

In Prisren, Ipek, Debr u. s. w. erwiesen sich die türkischen regulären Truppen ihnen gegenüber fast machtlos, und die Macht des Padischahs ging nur so weit, daß die ausschreitenden Albanesen nicht so „unbescheiden“ wurden, um förmliche Bluthbäder zu veranstalten. Gleichwohl wurde neulich die Stadt Skopie von bewaffneten Albanesenbanden überschwemmt, die sich um die mächtige Garnison gar nicht scherten, da sie als des Sultans Lieblingskinder, um ihre Straflosigkeit nicht in Sorge sind.

Ein ganzes Netz macedonischer Komiteers ist in Serbien und Bulgarien vorhanden, nur daß in den letzten Jahren das Centrum der Agitation nach Macedonien selbst verlegt worden ist. Innerhalb der macedonischen Bevölkerung hat in den letzten zwei Jahrzehnten ein großer Fortschritt sich bemerkbar gemacht, dessen erste Anfänge bis zu der Zeit zurückreichen, da durch die Reformen der Sultane im vorigen Jahrhundert die Macht des türkischen Feudaladels gänzlich gebrochen wurde. Der bewegliche und unbewegliche Grundbesitz entschlüpfte allmählich den Türken, und der macedonische Slave drängt unaufhörlich den Mohamedaner ökonomisch zurück. Der nationale Kampf zwischen Serben, Griechen Bulgaren und zuletzt auch Rumänen, die um ihre Kuzo-Wlachen „besorgt“ sind, hat bedeutende Kulturfrüchte gezeitigt, vor Allem den Ausbau des Schulwesens. In den macedonischen Schulen wird mit besonderem Eifer gelehrt und gelernt. Es sind sozusagen nationale Konkurrenzschulen Lehrer und Schüler wetteifern durch ihren Fleiß, um der nationalen Idee förderlich zu sein und den Schulkonkurrenten zu überbieten. Dazu kommt der immer reger werdende Verkehr zwischen den Macedoniern und Serben, besonders aber Bulgaren. Etwa vierzig—fünfzigtausend macedonische Arbeiter kommen jeden Frühling nach Bulgarien, um für ihre Hände Beschäftigung zu suchen, und mit ihren Ersparnissen kehren sie dann im Spätherbst nach ihrer Heimath zurück. Als Maurer, Erdarbeiter haben sie die Italiener beinahe verdrängt, und in vielen Gegenden Bulgariens, besonders aber in der Hauptstadt, liefern sie das Hauptkontingent von Bäckern, Fleischern, Obsthändlern u. s. w. Einige hundert Macedonier gibt es unter den Offizieren und noch mehr unter dem Beamtenstande. Die letzte Beamtenstatistik Bulgariens vom März 1896 liefert uns sehr interessante Beläge dazu. So waren von den sämmtlichen 20509 Beamten des Fürstenthums 1395, von den 4473 der Hauptstadt 499 in der „Türkei“ geboren, — es sind fast ausschließlich macedonische Bulgaren. Von den Dorfschulen, besonders der Grenzgebiete, an bis zur Hochschule, — überall finden sich in großer Menge macedonische Bulgaren, die im freien Fürstenthum das türkische Joch doppelt so stark hassen lernen und dann, wenn auch nur zum Theil, nach Macedonien zurückgekehrt, zu kühnen Vorkämpfern des Umsturzes werden. Und ihre Zahl wächst von Jahr zu Jahr. In fast jeder noch so kleinen bulgarischen Stadt gibt es ein „macedonisches Komitee, und wenn auch in der Stadt kein Macedonier vorhanden wäre. Diese Komitees veranstalten Theatervorstellungen, Konzerte, Bälle, Wohlthätigkeitskränzchen u. s. w. zu Gunsten der bedrängten Brüder jenseits der Grenze. Und wenn auch die materiellen Ergebnisse häufig sehr bescheiden sind, so sind die moralischen Erfolge nicht zu unterschätzen. Die Staatsleiter, vor allem der Fürst, mögen sich den international-politischen Verhältnissen noch so resignirt anpassen, so ist doch im Lande selbst eine solche Macht der Sympathien für Macedonien entstanden, daß beim ersten Aufflackern eines ernsten Aufstandes die Pläne der weisesten Regierung in einem Nu über den Haufen geworfen wären. Und dieses verhängnißvollen Umstandes ist sich jede bulgarische Regierung bewußt. „Wir sind an der Schwelle ernster Ereignisse. Wir müssen uns vorbereiten, ihnen zu begegnen Wir müssen auf der Hut sein, um die bulgarischen Interessen auf der Balkanhalbinsel wahren zu können. Daher brauchen wir vor allem inneren Frieden und ein aufrichtiges Einvernehmen mit Rußland. Es ist Zeit, daß der bulgarische Fürst diese Wahrheit beherzige, weil uns sonst noch die Ereignisse überrumpeln können; und sollten darunter die Interessen Bulgariens leiden, so dürfte es auch der bulgarischen Krone nicht zum Segen gereichen“, so schreibt am 23. Februar ein einflußreiches Blatt der Zankovistischen Partei, und dieser Partei ist im Laufe des vorigen Jahres vom Fürsten einige Mal der Antrag gestellt worden, in ein Koalitionsministerium einzutreten. Diesen Antrag lehnte jedoch die Partei ab, weil sie zu hohe „Programmforderungen stellte“, die der Fürst, wenigstens vorläufig, anzunehmen verweigerte. Mit den Macedoniern bemühte er sich auf freundlichem Fuße zu stehen. Beim Ausbruch des letzten griechisch-türkischen Konfliktes that auch die bulgarische Regierung das Ihrige, um den organisirten macedonischen Brüdern mit Rath und That förderlich zu sein. Wenn dies aber ohne Ergebniß blieb, so nur darum, weil das Aufrollen der macedonischen Frage der russischen Diplomatie damals nicht in den politischen Kram paßte. Und wer in die macedonischen Verhältnisse etwas eingeweiht ist und ihren Entwicklungsgang nicht durch die Brille eines höfischen Berufsdiplomaten verfolgt, dem muß es klar sein, daß es in Macedonien früher oder später — wahrscheinlich früher — zu einem Aufstande kommen wird. Ein starkes revolutionäres Netz von Geheimkomitees, die über Geldmittel und Waffen verfügen, ist über ganz Macedonien gespannt. Dessen ist sich auch die von einheimischen und fremden Spähern gut bediente Türkei bewußt, sie ist jedoch nicht im Stande, der tausendköpfigen Umsturzhydra mit noch so viel Hieben den Garaus zu machen, weil die Organisation sehr geschickt decentralisirt ist.

Ermunternd wirkt auf die Macedonier der Präzedenzfall Kreta. Hatte doch Rußland auf die Dauer dem Gemetzel ruhig nicht zuschauen können, und zuguterletzt die Partei der Kretenser ergriffen. Und sollte es zu einem Aufstande in Macedonien kommen, bei dem gewiß den rauf- und raublustigen Albanesen die Henkersrolle der weiland blutdürstenden Baschibozuks zufallen würde, so dürfte Rußland ganz gewiß ebenso energisch eingreifen, wie es seiner Zeit kurz nach dem Ausbruch der Kämpfe der Südslaven mit der Türkei dies that. Freilich hat die sogenannte „panslavistische“ Partei in Rußland ihre frühere Allmacht eingebüßt, dafür aber ist auch die öffentliche Meinung in Rußland für Recht und Unrecht empfindlicher geworden, und sie dürfte ihre Stimme zu Gunsten der bedrängten Macedonier ebenso energisch, wenn nicht noch stärker, vernehmen lassen, wie es in Bezug auf die Kretenser der Fall gewesen ist. Dabei muß auch berücksichtigt werden, welch schweren Stand die bulgarische Regierung hat, indem man bei der Pforte ihren häufig gerechten Mahnungen und Forderungen kein Gehör schenkt.

So wie sich die Verhältnisse jetzt zugespitzt haben, bleibt nur eine Frage offen: Werden die Macedonier geduldig abwarten, bis der von ihnen so ersehnte „Wink“ von der Newa kommt, oder werden sie vielleicht „Va banque!“ spielen, und zwar in der Hoffnung auf die unvermeidlichen Gemetzel. Und was am allerwichtigsten, die Macedonier können auf ihr verbürgtes Recht, auf den Artikel 23 des Berliner Vertrages, die Autonomie verheißend, pochen. Der Zukunft ist es vorbehalten, das schwerwiegende Urtheil zu fällen, ob die österreichisch-ungarische Diplomatie — besonders ihre Preßorgane — den richtigen Weg eingeschlagen, indem sie sich zur Aufgabe stellten, der öffentlichen Meinung Europas die macedonische Gefahr hinwegzu—drucken, wodurch sie nur die Sympathien der Macedonier und Bulgaren für Rußland fortwährend wachrufen. Dieselbe Beruhigungsmethode hatte früher nicht verhindern können, daß sich ein slavischer Theil nach dem anderen vom türkischen Reiche ablöste. Solange in Macedonien keine Rechtsordnung geschaffen wird, muß man jeden Frühling auf Verwicklungen . . . weit hinten in der Türkei gefaßt sein, und die Aufgabe des objektiven Chronisten ist es, ohne sich um die schwer zu errathenden „Kombinationen“ der Diplomatie den Kopf zu zerbrechen, den wahren Thatbestand darzulegen. Und wer in solcher vorurtheilslosen Weise die Entwicklung der macedonischen Freiheitsregungen betrachtet,

dem muß es einleuchten, wie von Frühling zu Frühling die „macedonische Gefahr" immer stärker und wohl unabwendbarer wird und dem diplomatisch „beruhigten" Europa verblüffende „Ueberraschungen" unter Umständen mit Schnelligkeit bereiten kann.

Sofia. Boris Minzès.

Bilder aus Paris.

Die Ausstellung meldet sich mit ihren werbenden Vorboten; denn als einen Lockruf und Wegweiser darf man wohl das hübsche Buch über Paris bezeichnen, welches eben unter doppeltem Autornamen in die Welt zieht.*) Walther Gensel, der als Kunstkritiker vielen bekannt sein wird, hat den Text geschrieben und Alfred Sohn-Rethel das malerische Accompagnement der Skizzen und Bilder geliefert. Schon äußerlich unterscheidet sich das Werkchen also von den landläufigen Reiseführern. Gleich auf dem Titelblatt setzt es künstlerisch mit einer echten pariser Note ein. Hochgethürmt, schwarz und ungefüge, kommt ein Omnibus durch die Nacht daher. Vorne das Lämpchen der Wagenlaterne leuchtet trübe und matt über das weiße Fell der drei wuchtigen Percheronpferde, die sich mühsam aus dem Halbdunkel hervorarbeiten. Auf dem feuchten Pflaster spiegelt sich der Flimmer der Straßenlaternen, und hinten am Horizonte schlägt ein dunstig heller Lichtschein empor. Wie oft wir das so gesehen haben! Und wie wunderlich, ernst und rührend, sich die Vergangenheit ausnimmt, wenn sie plötzlich im Bilde wieder aufersteht!

Gensel's Buch ist gefällig leicht geschrieben, belehrend und anregend von der ersten bis zur letzten Seite. Selbst wer Paris schon genauer kennt, wird hier noch viel des Neuen und Interessanten finden. Wir gehen Wege, die sonst seltener betreten sind. Dabei hat dieser Führer eine glückliche Art sich mitzutheilen. Er schriftstellert weniger, als daß er plaudert, er schildert mehr, als daß er erzählt, und weiß uns die bunte Masse des Anschaulichen gegenwärtig, gegenständlich vor Augen zu bringen. Keck, wechselvoll und bewegt wird gleich eingangs das Getriebe, das Gewoge der Boulevards entworfen. Oder noch besser vielleicht gelingt ihm ein Gang, den wir mit ihm zu nächtlicher Zeit durch die großen Markthallen machen. Wie da im Grau des ersten Morgens allerlei Volk umherhuscht; wie die Eisenbahnzüge ankommen, die Wagen auffahren, abladen und nach und nach der ganze mächtige Bau sich füllt und belebt, das ist recht aus der unmittelbaren Wirklichkeit hingestellt und unter dem frischen Eindruck geschrieben. Andere Kapitel sind etwas flüchtiger, skizzenhafter gehalten, andere dafür wieder um so reicher dokumentirt. Da ist ein Abschnitt über Sportswesen, das im modernen Paris an allen Ecken und Enden grassirt und bereits seinen Rückschlag auf die Sitten ausübt. Wir sehen die Cafés und Kneipen mit ihrer besonderen französischen Physiognomie; den Montmartre mit seinen cabarets artistiques, wo die Kunst gemein und das Gemeine selten künstlerisch ist. Nur der chat noir, der aber leider nicht mehr existirt, hatte etwas von musischem Geiste. Wir lernen das Hôtel Drouot und die Pfandhäuser kennen, das quartier latin und die großartige Organisation der Wohlthätigkeits-Anstalten. Eine einzige, die assistance publique, verausgabt jährlich gegen fünfzig Millionen Francs. — Wollen Sie wissen, wieviel Droschken Paris hat? 15000, nicht mehr, nicht weniger; die ersten Miethswagen wurden 1640 eingeführt. Etwas später, 1662, machte man einen Versuch mit Omnibussen; ein Erlaß verkündete: „Jedermann sei zu wissen, daß durch Parlamentsbeschluß Verbot ergangen ist an alle Soldaten, Pagen, Lakaien und alle anderen Leute in Livreen, Handwerker und Arbeiter, sie zu betreten, zur größeren Bequemlichkeit und Freiheit der Bürgersleute." Die letzteren scheinen indessen von den „carrosses à cinq sols" keinen rechten Gebrauch gemacht zu haben, denn das Unternehmen ging bald wieder ein. — So birgt denn dieser Cicerone eine Fülle des Mannigfaltigsten. Nur eines sucht man vergebens. Auf den mehr als zweieinhalbhundert Seiten ist nicht einmal von bildender Kunst die Rede; und doch wüßte Gensel gerade aus seinem eigensten uns so manches zu geben. Daher, wenn das Buch demnächst in zweiter oder dritter Auflage seine Fahrt antritt, wird es gut thun, noch ein oder zwei Kapitel neu zu laden. Wir erfahren vielleicht etwas über den Louvre oder das Luxembourg, über die öffentlichen Denkmäler, die Bronzen in den Squares oder über die zahlreichen Thierbildereien. Das mag dann noch einen verklärenden Abglanz auf das Ganze werfen.

* * *

Es ist leicht, von Paris zu erzählen, und schwer, unendlich schwer, die Physiognomie der Stadt festzustellen. Einzelne Züge kann man immer aufführen; doch was ihr den eigenthümlichen Reiz und Charakter verleiht und sie zu einer zauberischen Kunstschöpfung macht, wer sagt es, oder wer hat es gesagt!

Um einmal mit dem Sinnenfälligsten zu beginnen — trägt Paris ein besonderes Lokalkolorit? Gibt es eine Farbe, die dort vorherrscht und sich gleichsam über das Ganze legt? Rom, Italien sind nach Hehn's Schilderung in das sonnengesättigte Braun der Wüste gekleidet. Berlin hat keine Grundfarbe, es ist unharmonisch bunt und zusammengewürfelt. Paris stimmt sich in einer Reihe von grauen Tönen. Die Fassaden der Häuser sind großentheils in heimischem Sandstein ausgeführt, der zuerst grell und fast weiß aussieht, an der Luft aber rasch sich matter und dunkler bedeckt. Im schönsten Baualter zeigt er ein energisches sattes Grau, und je älter er wird, desto tiefschattiger, kraftvoller setzt er ab. Notre Dame und die Conciergerie sind bis zum Grauschwarz verwittert. Ehrwürdig, im eisenfarbenen Rost der Jahrhunderte, reckt die Kathedrale ihre stumpfen Arme, wie klagend, zum Himmel auf; und finster, drohend in tragischem Trotz, steht der vierschrötige Riesenthurm der einstigen Königsburg da. Oder ein andermal nimmt der Stein eine Patina an, die leise ins Gelbliche überspielt. An sonnigen Tagen leuchtet der Hof des alten Louvre in verstaubten, verblichenen Bronzereflexen. Auf der Oper, die so üppig und bunt gewesen sein soll, ruht, halb verloschen, noch ein röthlicher Schimmer; das Rosenroth des Obelisken von Luxor ist fast verglommen und steinkalt geworden. Ueberall schlichte, gemessene Nuancen, eine einzige, schier unendliche Farbenleiter von Grau; bald vornehm, diskret, elegant und zart, bald öde, schmutzig, indifferent. Vom silbrigen Dämmer stuft es sich bis zum Erdfahl ab. Und selbst der Himmel mäßigt und mildert sein Licht. Auch in heiteren Stunden liegt ein feiner, nebliger Flor in der Luft, der alles umzieht, umhüllt, abblaßt, vergleiten macht; der die Schatten bricht und die Farben dämpft. Ein helles Dunstgewebe, durchsichtig, goldig zerstäubt, wenn der Sonnenglanz darauf fällt und sich in den Maschen dieses Elfennetzes einfängt; oder ein kühlender Schleier, der auf und nieder wallt! Corot hat diese Poesie des Seinethales wunderbar wiedergegeben. Alles ist hier duftig, leicht und durchhaucht. Sogar das Azur des Aethers verzieht, verschwimmt oft in weichem Schmelz. Habt Ihr an einem Sommernachmittag einmal den Himmel über den Firsten des Louvre betrachtet? Er ist zart und doch rei. von unendlich mildem, leise gedecktem Blau, als ob auch er sich in die zierliche Farbenwelt eintönen wollte. — Ueberall klingt ein Grau an, alles führt wieder auf diese Nuance zurück. Sie gibt den Grund- oder den Deckstrich ab Im

*) Paris. Studien und Eindrücke von Walther Gensel. Mit fünfzehn Vollbildern und zahlreichen Skizzen von Alfred Sohn-Rethel. Leipzig Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung. 1900.

Herbst und im Winter, wenn sich die Atmosphäre verdichtet, liegt die Stadt in bleichem, schiefrigem Lichte da. Auf der place de la Concorde ist jetzt alles grau: der Himmel und der Boden, die Paläste und die Balustraden ringsum — ein Farbeneinklang von seltsamer, trüber Wirkung.

Leidet Paris nun aber nicht an einer gewissen Monotonie? Ja, zuerst hat man wohl diesen Eindruck, doch nachher ändert er sich. Das Auge gewöhnt sich an die nüchterne Gleichmäßigkeit und lernt in ihr ein Merkmal und eine Eigenart sehen. Die Stadt in dieser Gewandung nimmt etwas Charaktervolles, Geschlossenes an, sie trägt die Naturfarbe des Bodens, auf dem sie steht.

Und dann: wer die Poesie nur zu schauen versteht, wird Paris gewiß nicht eintönig finden. Da ist der Fluß, der Leben und Abwechselung bringt, der ein weites Landschaftsbild in das graue Einerlei reißt. Kommt mit auf die Eintrachtsbrücke. Die Seine dehnt und entfaltet sich, die Ufer treten zurück, und hinten, im Westen, auf den Hügeln von Passy, lagert sich der Trocadero mit seinen minarettartigen Thürmen vor. Die Sonne geht dort oben zur Neige und wirft ihre Abendgluth über den herrlichen Wasserlauf. Die Wellen plätschern und hüpfen in goldenem Licht; wie mit goldenen Spiegeln springt's auf, springt's ab; ein köstlicher Glimmer spielt auf der ganzen Fläche. Und leitwärts, leise gewunden, ziehen die Staden einher, in Grün gebettet, soweit das Auge nur reicht. — Höher hinauf, wo der Pont Neuf seine Bogen über den Strom wölbt, treibt lang und schmal, gleich einem Schiff, die Insel der Cité vor. Die Brücke geht über sie hinweg; und zu Füßen des mächtigen Gemäuers senkt, grün und üppig bewachsen, der schmucke Kiel des Eilands sich in die Fluten ein. Wie reizend diese Szenerie ist! Welch grazlöses, kokettes Idyll! Das frische Laub hebt sich lachend ab gegen den ernsten Stein. Eine Weide hängt träumend zum Wasser nieder; die Kronen der Bäume sind zart und voll. Oben aber auf der Brücke steht das Reiterstandbild des vierten Heinrich; jenseits steigen alte, winklige Giebel auf. Das sind die Häuser der place Dauphine; dort hat Manon Phlipon, die spätere Madame Roland, gewohnt. — Dann theilt sich der Strom. Eingesargt zwischen düsteren Quaimauern, fließt er dahin, traurig, oder gar „tragisch“, hat Anatole France gesagt. Es ist eng geworden, wie die mittelalterliche Stadt es gewesen sein mag, deren Zeugen ringsum auf Schritt und Tritt uns begegnen. St. Julien le Pauvre ist da, ein uraltes, unscheinbares Kirchlein, St. Séverin mit seinem schweren, wunderlichen Steinhelm. Notre Dame, die jetzt frei liegt, steckte einstmals in einem krausen Gewirr kleiner Gassen, und sechs Stufen führten hinauf. Der sie gezeichnet hat, war gewiß ein Pariser, denn er verstand schon die Kunst, das Gewaltige mit Anmuth zu gliedern. Jene Gallerie von Kolonetten, welche die Fassade durchbricht, gibt dem ernsten Bau etwas Leichtes, Zierliches. — St. Chapelle gleicht einem Heiligenschrein. Ihre Wandflächen lösen sich zu Pfeilern und Rippen auf, Fenster reiht sich an Fenster; farbenfunkelnd fällt von allen Seiten der Tag ein. Flammendes Roth glüht in Ekstase auf, und still gleichsam fluthet das Licht in den Raum. — Wir gehen zur Abtei von Cluny, die sich hinter zinnengekrönten Mauern duckt, über welche der Epheu herüberrankt. Alles ist traulich gedrängt und klein die Zimmer dämmerig, die Korridore so eng; im Hofe steht ein alter Ziehbrunnen. In dem schattigen Garten schlafen die steinernen Bilder der Heiligen und Madonnen, und nur der Teufel lacht noch und fletscht die Zähne. Hier in Cluny haben auch schon die Römer gebaut; doch um ein recht eindrucksvolles Beispiel antiker Architektur zu haben, muß man einige Minuten weiter ostwärts gehen, durch Straßen, die wahrlich zunächst nichts Interessantes erwarten lassen. Dann biegt man seitlich ab, steigt etwas hinunter und befindet sich auf dem Boden eines alten Amphitheaters. Es ist nur zur Hälfte ausgegraben, doch kann man den Plan sofort übersehen. Die Sitzreihen steigen noch eine über der anderen empor; man erkennt die Zugänge, die Anlage der Treppen und unten am Grunde eine Gitterthür, die hoch gezogen wurde. Vielleicht war da ein Zwinger für wilde Thiere. Der Geist verliert sich im Anschaun; er träumt sich zurück in die Zeiten, als der Circus vom Schrei der Leidenschaften widerhallte. Und durch den ragenden Stufenbau schwebt die Vision der antiken Grausamkeit hin. Sinnend sagt man sich, wie viel Stürme über diese schicksalsgeweihte pariser Erde gegangen sind. — Aber sie ist jung geblieben. Wenn im Frühling die Kastanien des Boulevard St. Germain im schweren Laub ihre weißen Blüthenkerzen aufgesteckt haben, dann zieht zur Rechten und Linken der Straße ein Festgewinde hinab, an dessen schwermüthigem Reize das Auge sich nicht ersättigen kann. Auf dem tiefen Grün schweben, feierlich und getragen, die schimmernden Dolden, ergreifend, wie die Lichterpracht eines Todtenamtes. Doch aus der linden Luft strömt zugleich etwas Schwellendes, Hoffnungsfreudiges über — geheimnißvolles Wachsthum und junges Werden. Und der Boulevard schlängelt seine elegante Kurve dahin, ins duftige Frühlingsgrau, gesäumt von seinem leuchtenden Kranze.

* * *

Die Pariser Natur, wie sie sich in den Parks und Gärten zeigt, ist dekorativ, auf Wirkungen berechnet und zu kunstvollen Gliederungen zusammengeschlossen. Sie erinnert gelegentlich wohl einmal an die Staffagen Claude Lorrains und Hubert Roberts: es ist stilisirte, stark komponirte Landschaft, eine köstliche Unnatur, die aus ungemein verfeinertem Empfinden zu Stande gekommen. Wie der Geschmack in der französischen Gärtnerei sich vom siebzehnten bis zum zwanzigsten Jahrhundert entwickelt hat; wie er in immer neue Formen eingeht und neuen Schönheitsideen huldigt, kann der gebildete Sinn in diesen Anlagen gleich am Beispiel studiren. Eine Folge von Kulturbildern zieht da an ihm vorüber.

Der Luxembourg ist eine der ältesten und populärsten Promenaden von Paris! Er liegt auf dem linken Seineufer, inmitten jenes quartier latin, dessen Name heute vergangene Zeiten aufruft. Denn das berühmte von Murger besungene Quartier ist längst verschwunden, die vie de bohême existirt nicht mehr; einzig im Luxembourg-Garten lebt noch ein Restchen von Poesie. Leider hat Napoleon III. ihn arg verkleinern lassen; aber die stolze Schöpfung der Maria von Medici behält gleichwohl etwas Großartig-Königliches, behält eine Freiheit und Weitläufigkeit in der Konzeption, die wir in unserer praktisch militären Welt nicht mehr gewöhnt sind. — Der Plan des Ganzen in seiner Vereinigung von Architektur und Landschaft ist italienisch. Im Hintergrunde, mit der Front nach Süden zu, erhebt sich der alte florentinische Quaderpalast. Vor ihm dehnt sich ein mächtiger Rundplatz aus mit Blumenparterres und breiten Wegen. Um diesen, der Kreisform folgend, nur einige Stufen höher, läuft eine Terrasse mit monumentaler, hellschimmernder Balustrade. Dahinter, rechts und links, ordnen sich dichte Baummassen an. Nur in der Mitte, in der Achse des Hauptgebäudes, eröffnet sich, frei und tief, ein Durchblick durch eine minutenlange, vierreihige Prachtallee. Alle Dimensionen sind ins Imposante gerückt. Ein souveräner Wille hat diese Räume abgesteckt. Dazu denke man sich die Vegetation in sommerlicher Fülle. Auf den Beeten stehen brennendrothe Geranienbüsche, ein Meter hoch oder mehr; Geranien, niedrig gehalten, schlingen einen Feuerkranz um den Sockel der hellgrauen Pfeilerbrüstung. Riesige Oleander sind über und über mit rosenrothen Blüthen bedeckt; Phönixe, die ein Jahrhundert alt sein mögen, strecken ihre kostbaren Wedel aus. Myrthen, Lorbeeren, Citronen, Orangen sind überreich hier vorhanden; und selbst eine Dattelpalme wiegt auf schlankem Schaft ihre elegante Krone empor. — Ein fremder „rothblühender Garten“ — doch nicht so romantisch versunken, wie der Deinige, Heinrich Heine, es war; nein, sonnenhell, festlich, voll heiteren Glanzes. Aus den dunkelen Baumgängen zur Seite

schimmern die Marmorbilder der Königinnen von Frankreich vor. Auf dem steinernen Rundgeländer halten Putten halbflache Schalen, aus denen bunte Gewinde niederranken. Ein Spiegelbrunnen plätschert; zwischen den Blumen sind zierliche Säulen und Statuen aufgestellt: die starre und lebende Kunst untermischen sich hier. Von der nahen Stadt aber dringt kein Ton herzu. Abgeschieden in Grün, liegt dieser herrliche, blühende Terrassenbau da; und über die wogenden, waldartigen Wipfel weg sieht man links nur die Thürme von St. Sulpice und rechts die Kuppel des Pantheon. Sie schwebt im Aether, voll ruhiger, heiterer Kraft; ihre wuchtigen, klaren Linien sind groß und rein. Wo immer sie über dem Häusermeer von Paris aufragt, da ist es, als ob alles Erdenweh niedersänke und nur ein majestätisches Gelingen sich himmelan trüge.

* * *

Der Tuileriengarten liegt im Mittelpunkte der Stadt, wo er ein ansehnliches Rechteck bildet, das seiner Länge nach von der rue de Rivoli und der Seine, an den Schmalseiten, im Osten und Westen, von dem Louvre und der place de la Concorde begrenzt wird. Während der Regierung Ludwigs XIII. war er die Modepromenade der vornehmen Welt. Die Komödien jener Zeit sprechen vielfach von dem eleganten Treiben, daß sich zu bestimmten Stunden des Tages dort zu entfalten pflegte. Ein Theaterspiel, das Richelieu von seinen fünf Lieblingsautoren zusammenstücken ließ heißt nach dem Schauplatz der galanten Intrigue die comédie des Tuileries. Nach manchem zu schließen, muß die Anlage des Parkes damals romantisch gewesen sein, mit Labyrinthen, großen Wasserbecken und Gehegen für wilde Thiere; das entsprach übrigens auch dem Geschmack der Epoche. Unter Ludwig XIV. hat dann Lenôtre den Garten im Stil von Versailles und Chantilly umgeschaffen; seitdem ist er nicht wesentlich verändert worden.

Die Gartenkunst Lenôtre's, welche sich selbständig aus dem Charakter der italienischen Villa entwickelt hat, gefällt sich in weiten Räumen und architektonischen Formen. Sie theilt die Landschaft als einheitliches, übersichtliches Ganzes auf, das streng gegliedert und vornehm bemessen wird. Sie verschmäht alles Lauschig-Intime, alle Reize der idyllischen oder elegischen, kurz der sentimentalen Natur und hält sich nur an das Prinzip der reinen geraden Linien. Was sie aufbaut, ist ein Rahmen für große gesellige Prachtentfaltung. Diese Laubgänge gleichen den Salons und Kabinetten, diese Terrassen setzen die Galerien des Schlosses fort; an den langgezogenen Kanälen sind geputzte Menschen auf und nieder gewandelt. Die ganze Anordnung ist für blendende, bunte Kostüme erdacht, für eine reich geputzte Menge, die leider jetzt fehlt. Daher hängt über der Szenerie ein Flor von Melancholie und Verlassenheit. Doch ihre Großartigkeit hat darum nichts eingebüßt. Die Geschlossenheit des Gesammtbildes, die Einheitlichkeit der Konzeption, das Machtvolle in der Anlage üben auch heute noch überall ihre Wirkung aus.

Die Tuilerien muß man an einem Sommerabend gesehen haben im herrlichen, etwas theatralischen Abschluß des verglühenden Sonnenbrandes. Da, wo früher das Schloß stand, sind jetzt Blumenparterres angepflanzt, gegen den älteren Theil des Gartens durch Boskettgruppen abgetrennt. Die Bäume der letzteren sind noch schmächtig und zierlich, doch gerade das gibt ihnen im grauen Abendschimmer einen feinen, silbrig zarten Reiz. Ihre Laubgehänge sind durchsichtig, wie Spitzenwerk, ihre Silhouetten, als ob sie gezeichnet wären. Alles voll duftiger, etwas schwächlicher Grazie; selbst eine Diana in Stein zeigt überschlanke manirirte Formen. — Wir gehen weiter und treten in den eigentlichen Park. Vor uns breitet sich ein rundes großes Marmorbecken aus; im weiten Kreise ringsum sind weiße Marmorstatuen aufgestellt. Der Abend dämmert bereits und verwischt die Farben. Aber der Sonne entgegen, die dort hinten in all' ihrer Glorie untergeht, führt durch die Länge des Gartens ein breiter Weg, zu beiden Seiten von einem Lustwäldchen eingerahmt; führt weiter über die place de la Concorde hinüber und steigt mählich fast eine halbe Stunde lang an, bis zu dem Hügel, auf dem der Triumphbogen steht. Der Blick dringt ungehindert in diese Ferne. Das Riesenthor auf dem Scheitelpunkte der Avenue versinkt schon halb im Schatten, aber der Horizont dahinter schwingt und wogt in feuriger Glut. Und vorne der Garten der Tuilerien liegt bereits in friedlich verziehendem Abendgrau. Wie die Lichtung eines elysischen Haines, feierlich, still, dehnt sich der Mittelgang, majestätisch und weit. Die Bäume neigen sich über, doch nur wenig; alles ist hier gemessene Würde; und damit zum Bilde des seligen Gefildes garnichts fehle, halten weiße Götterbilder am Eingang des Haines Wacht. Natur und Kunst vereinigen sich zu einem Stück heroischer Landschaft.

* * *

(Schluß folgt.)

Ransohoff.

Die Wiener Sezession und das Publikum.

Jedermann kennt Andersen's unsterbliches Märchen von des Kaisers neuen Kleidern. Von den zahllosen Perlen, die der große Däne in seinen Märchen ausgestreut hat, ist es vielleicht die prächtigste. Es steckt ein Stück Ewigkeit in der unscheinbaren kurzen Historie von dem wundersamen Gewebe, das nur die Klugen und Tüchtigen sehen, während die Dummen, Unfähigen nichts wahrnehmen können. Wer möchte für dumm und unfähig gelten? Und Alle kommen sie und schauen, und schauen ins Leere und bewundern und preisen laut, — seit damals bis heute. Nur daß es sich nicht um unsichtbare Kleider handelt. Und ehe nicht jeder einzelne Mensch sein eigenes selbstgeschöpftes Urtheil haben und ihm vertrauen wird, so lange bleibt Andersen's schönes Märchen in Geltung, also für alle Zeiten. Denn die suggestive Macht der Autorität und der ihr folgenden Autosuggestion ist so groß, daß die Leute bald nicht mehr vorgeben, zu bewundern, was sie nicht sehen, sondern sie sehen und bewundern es wirklich. Und wehe dem, der nun kommt, um das Trugspiel zu stören: die erst kürzlich Hypnotisirten schreien dann am lautesten gegen diesen Rückständigen, sie bemitleiden ihn am innigsten, diesen armen Idioten, der — nichts sieht. . . .

Wenn ich es demnach heute unternehme, die „neuen Kleider" der Wiener Sezession näher zu betrachten, begebe ich mich keineswegs blindlings in die Gefahr. Ich kenne sie vielmehr recht wohl. Ich sehe mich schon als Banausen bezeichnet, dessen Kunstideal sich in Oeldruckbildern und Panoptikumfiguren erfüllt. So oder ähnlich wird nämlich heute von den Anwälten der Sezession genannt, wer an ihr nur irgend etwas zu bemängeln wagt. In der Sezession die Kunst, im Künstlerhaus die Unfähigkeit; Ausnahmen gibt es nicht. Das ist die Parole, der sich fügen muß, wer nicht zu den Armen im Geiste gezählt werden will. Und doch sollten in erster Linie die Künstler der Sezession selbst diesen schroffen Parteistandpunkt, der an und für sich unkünstlerisch ist, ablehnen und sich auf das entschiedenste verwahren gegen die in ihrem Namen geübte Unduldsamkeit. Eine spätere, vielleicht nicht allzu ferne Zeit wird zeigen, ob es nicht gerade die maß- und bedingungslosen Lobespender waren, die der Sezession den schwersten Schaden zugefügt haben, und ob dieses Kunstinstitut, das sich hier so rasch eingelebt, seinen unleugbar großen Erfolg nicht errungen hat trotz seiner Vertheidiger.

Es ist noch gar nicht so lange her, daß man füglich von einer Stagnation des Wiener Kunstlebens sprechen konnte. Von den neuen Richtungen der bildenden Kunst,

die im Anschlusse an die moderne Dichtung erstanden waren, verspürte man hier nichts oder doch so viel als nichts. Man hielt sich an einige alte bewährte Namen, die Schaffensfreudigkeit der Jungen war infolge dessen gering, das Interesse des Publikums im Schwinden. Da „sezedirte“ — vor etwa drei Jahren — eine Gruppe von muthigen, strebsamen Künstlern aus der „Genossenschaft“, um ungehindert eigene Wege gehen zu können, um selbständig der Kunst und nur der Kunst zu dienen. „Ver sacrum“ nannten sie ihr Organ. Ein neuer Lenz sollte dem österreichischen Kunstleben erblühen, das vordem in winterlicher Starre gelegen. Und der Lenz kam. Er kam rascher, als, die ihn gerufen, selber gehofft hatten. In Scharen strömte das Publikum zur ersten Ausstellung der Sezessionisten und nahm warmen, verständnißvollen Antheil an der ihm dargebotenen Kunst. An den Farbenklecksen einiger Hyperimpressionisten und anderer, die dem Wesen der Kunst auf seltsamen Irrwegen nachspürten, ging man lächelnd vorbei und hielt sich an das Bedeutende, Tüchtige, Gute. Die Namen Böcklin, Stuck, Segantini, Roll, Khnopff und Meunier verbürgten und schufen der Ausstellung einen großen künstlerischen und materiellen Erfolg. — Und nun kam das Merkwürdige, die böse Wendung, an der einige Wiener Kunstkritiker den größten Theil der Verantwortung tragen. Denn sie waren es, die nun in ganz eigenartiger Weise das Publikum zum „Verständniß der neuen Kunst zu erziehen“ begannen. Ein Werk von hoher Bedeutung konnte rühmenswerth erscheinen, trotzdem es nicht von allem Herkömmlichen abwich; war jedoch ein Bild nur absonderlich und bizarr, das genügte an und für sich. Neu sein, sich möglichst weit von allem Hergebrachten entfernen, wurde zum Kriterium. Als ob ein Mensch, der alles Ueberkommene abstreifen und sich seine Werthe insgesammt neu schaffen müßte, bei höchster Begabung am Ende eines hundertjährigen Lebens nur die kulturelle Höhe eines oberösterreichischen Bauernknechtes erreichen könnte! Daß der leider so früh gestorbene Segantini die schneidend klare Bergluft der Dolomiten schier unheimlich auf die Leinwand zu zaubern verstand, war lobenswerth; daß er es aber in einer eigenthümlichen Strichelmanier that, das war das Wesentliche. Nicht die vollendete Technik Khnopff's, die seinen Bildern ein unsagbar Weiches, Feines gibt, wurde gerühmt; obenan stand sein gesuchter „Symbolismus“. — Die Kunst zu suchen war man ausgezogen, und bei Schlagworten war man gelandet, bei Richtungen und Namen. Die Aeußerlichkeiten der neuen Großen wurden maßgebend, wie es früher die der alten Großen gewesen. . . .

Wenige Monate nach ihrem Debut waren die Sezessionisten schon in der Lage, ihr eigenes Heim zu eröffnen, ein schmuckes Kunsttempelchen*) von eigenthümlich apartem Reiz, dem die nüchterne Umgebung leider bedeutenden Abbruch thut. Den Hintergrund müßte ein tiefdunkler Hain von immergrünen Bäumen bilden und nicht die graugelben Mauern thurmhoher Wohnhäuser. Das Innere des Gebäudes ist seinem Zwecke trefflich gemäß. Kleine Abtheilungen, die mangels fester Wände allezeit dem neuen Inhalt vom Neuen angepaßt werden können; nach Form und Farbenstimmung verschiedene Räume, die so recht geschaffen schienen, den ausstellenden Künstler zu unterstützen und den Beschauer zu freudigem, ruhigen Genießen zu laden. Ueberhaupt muß das vorzügliche Arrangement ihrer Ausstellungen den Wiener Sezessionisten als bleibendes Verdienst angerechnet werden; sie haben auch bereits Schule damit gemacht. — Was aber hängten sie in diese schön gestimmten Räume! Hermann Bahr, der geistreichste unter den litterarischen Anwälten der Sezession, — sein überschäumendes Lob irgend einer gemalten Tollheit hat zumeist nur den sichtlichen Zweck, „die Philister zu giften“. — Bahr schrieb in seinem Geleitbrief an die neugegründete Vereinigung: „Wer in Wien agitatorisch etwas erreichen will, darf sich nicht fürchten, lächerlich zu werden“. Der Satz hat sicherlich seine Geltung und nicht nur für Wien. Niemand aber wird behaupten wollen, daß man, um etwas zu erreichen, sich bestreben müsse, lächerlich zu werden. Und doch scheint es fast, als habe dieses Streben die Sezessionisten bei der Veranstaltung ihrer zweiten Ausstellung geleitet. Wo blieb das schöne und löbliche Programm, „nur dem Allerbesten und Allerwürdigsten die Pforten der Ausstellung zu öffnen“, als sie dem „Clou“ dieser Ausstellung die Aufnahme nicht verweigerten? Gab es wirklich einen Herrn in der Jury, der Martin's „Vers l'abîme“ auch nur für „gut und würdig“ (ohne Superlativ) gehalten hat? Offenbar; die Schlagworte „Verlanget überall das Neueste, bewundert nur das Modernste“ hatten ihre suggestive, hypnotisirende Schuldigkeit gethan. Und die neueste, modernste Technik hatte Henri Martin allerdings. Er mischt die Farben nicht auf der Palette, sondern auf der Leinwand selbst, wo die verschiedenen Striche und Pünktchen, über- und nebeneinander angebracht, die gewünschte Wirkung geben — sollen; sie geben sie in Wirklichkeit nicht. Bei ihm wenigstens nicht. Segantini z. B. konnte mit einer sehr ähnlichen Manier auch hohe künstlerische Wirkungen erzielen, aber trotz dieser Malweise, nicht durch sie. Und außer der „Technik“ war dem großen Leinwandflecke, genannt Vers l'abîme, doch wahrlich nichts nachzurühmen, es sei denn, daß der Gedanke weder groß noch neu, die Composition unkünstlerisch war, und daß auch nicht eine der zahlreichen Figuren eine richtige Zeichnung aufwies. Das war der Clou der Ausstellung. Und ein großer Theil des Uebrigen schloß sich ihm würdig an. Alle bizarren Sonderlichkeiten und Ateliermucke sämmtlicher Ultramodernen schienen sich da ein Stelldichein gegeben zu haben. Wie in taubes Gestein versprengte Goldadern erschienen die Werke der Wiener Moll, Alt, Bernatzik u. m. a., aus denen man ästhetische Labung schöpfte nach dem Wust des Umliegenden. — Und das Publikum? Wie benahm sich das Publikum vor den bunten Farbenflecken, die den Namen Kunst usurpirten? Lachten die Leute, oder zeigten sie ihren Unwillen, todten sie? Durchaus nicht. Sie unterdrückten ihr Staunen und schritten gemessen von Bild zu Bild. Und wenn einmal ein Selbständiger seinem Aerger oder seiner Belustigung Ausdruck lieh, dann konnte er eines gewissen Mitleids bei den Anderen gewiß sein als armer in der Entwicklung Zurückgebliebener. Denn die Anderen waren Wissende, Verstehende, insbesondere die Frauen. Sie alle hatten gestern und heute gelesen, daß dies die neue große Kunst sei, von der wir so lange geträumt, dies und nur dies sei die einzige Kunst, die unserer modernen Kultur entspräche, die Kunst überhaupt . . . hereinspaziert! Und sie spazierten hinein und rissen die Augen auf und bewunderten. Ein paar Phrasen und Schlagworte sind ja bald erlernt, und so rühmte man hier die „eigenthümliche Technik“, dort den „intimen Reiz“ oder die „kräftig erfaßte Impression“ und dort, wo nichts mehr zu sagen war, schlechtweg die „Stimmung“. — Daß die Leute, die, vollgepfropft mit unverstandenen Redensarten, förmlich geimpft mit dem Gift einer perversen Aesthetik, die Ausstellungsräume betraten, die Fähigkeit eingebüßt hatten, wahrhaft Künstlerisches zu würdigen und zu genießen, steht außer Frage. Und nicht minder fraglos ist es, daß diese Verwirrung des Begriffes vom Kunstschönen, diese drohende geistige Epidemie recht wohl geeignet wäre, den hohen Werth der Sezession für unser Kunstleben in sein Gegentheil zu verkehren.

Nicht gegen die Wiener Sezession, noch weniger gegen die modernen Kunstbestrebungen soll hier gesprochen werden, sondern gegen die Auswüchse beider; und deshalb, weil gerade diese Auswüchse es sind, die von mancher Seite in den Vordergrund gerückt und als „das Kühnste“, wie der kühn gewählte Ausdruck lautet, vor allem andern gerühmt werden. — Und sind denn, — um bei dem alleinseligmachenden Kriterium zu bleiben, — z. B. diese hyperimpressionistischen Farbenkleckse wirklich „neu“? Gewiß nicht. Nur auf den Ausstellungen sind sie es. Solche Skizzen und Studien hat es zu jeder Zeit in den Ateliers der Maler gegeben. Wohlgemerkt in den Werkstätten. Wenn ein

*) Erbaut von dem Wiener Architekten Joseph M. Olbrich (1898).

Künstler Dies oder Jenes versuchte, einen neu gewonnenen Eindruck rasch fixirte, eine Lichtstudie entwarf oder dergl., dann entstanden naturgemäß solche Gebilde. Und dem ihn besuchenden Kunstfreunde zeigte sie der Maler wohl auch, nicht ohne zu erläutern, was er da gewollt, versucht, begonnen habe. Wollte er aber vor das Publikum treten, dann machte er vorher aus dem Entwurf ein Bild, aus der Farbenmischung ein Gemälde. Heute scheint das Umgekehrte der Fall. Und wenn wir auf einer Ausstellung einen Modernsten vermissen, dann dürfen wir annehmen, daß sein Bild zum Termin noch nicht genug unfertig geworden sei. Möglich ist auch, daß er eine „ganz neue“ Technik gesucht und nicht rechtzeitig gefunden hat. Denn das ist gleichfalls Hauptsache: Lieber mit irgend einer gesuchten Malweise keinen künstlerischen Effekt, als ein Kunstwerk nach herkömmlicher Manier. Als ob die überwundene Schwierigkeit Alles wäre! Es ist ja zweifellos schwieriger, mit den Zehen schlecht, als mit den Fingern gut Klavier zu spielen; ist das Erste deshalb das Künstlerische? Und diejenigen, die jeden wunderlichen Malversuch, nur seines Barocken wegen, als Kunstoffenbarung begrüßen, sollten doch bedenken, daß sie gerade dadurch auch der baren Unfähigkeit Thür und Thor eröffnen. Denn nicht jeder Most muß, weil er sich absurd geberdet, zum guten Weine werden.

Das Verhalten mancher Kunstjünger ist übrigens viel begreiflicher, als das ihrer Vertheidiger. Man kann es einem jungen Künstler kaum verdenken, wenn er, geblendet von dem Herostratosruhm eines malenden Sonderlings, zu gleichem Zwecke das gleiche Mittel wählt. Man bewahrt dabei stets die Hoffnung, daß solch ein Aufstrebender, echtes Talent vorausgesetzt, sich selbst und den rechten Weg noch finden werde. Viel ernster aber und tief betrübend wirkt es, wenn man einen Künstler, der dank seinem reifen Können Rang und Stellung besitzt, nun der Suggestion vom „Allerneuesten“ erliegen sieht. Ein solches Opfer der Sezession und ihrer ultramodernsten Vertheidiger ist Gustav Klimt. Schon im Vorjahre war zu bemerken, daß er mit einer gesuchten (und doch nicht originellen) Malweise den abenteuerlichsten Problemen nachjagte. Sein „Schubert“ zeigte trotz der flimmernden Pointillagetechnik noch alle Qualitäten Klimt'scher Kunst, die „nackte Wahrheit“ hingegen erschien als eine nackte Verirrung. Hätten damals seine angeblich so wohlmeinenden Freunde den Künstler gewarnt, Klimt, der offenbar sehr leicht zu beeinflussen ist, hätte ihnen geglaubt und hätte seine transcendentalen Malexperimente unterlassen. In Wirklichkeit aber war über jene Bilder, die Klimt's wahren Freund mit Besorgniß erfüllen mußten, des Preisens kein Ende. Die Hypnose dauerte also fort, und . . . . in der jetzt geöffneten VII. Ausstellung der Sezession hängt das Deckengemälde „Die Philosophie“.*) Der Katalog belehrt uns: „Linke Figurengruppe: Das Entstehen, das fruchtbare Sein und das Vergehen. Rechts: Die Weltkugel, das Welträthsel. Unten auftauchend eine erleuchtete Gestalt: Das Wissen!“ Dieser kurze Kommentar allein zeigt schon, daß Klimt gewollt, was nicht bloß sein Können, sondern die Grenzen der Malerei überhaupt bei Weitem übersteigt. Das kann man nicht malen, und wäre man Goethe-Michelangelo in einer Person. Aber, wenn man von einer so unmöglichen Voraussetzung ausgehend, ein Gemälde schaffen wollte, dann mußte zumindest das Bild als solches zu klarem Ausdruck gelangen. Sonst käme man per analogiam zu der Definition des Traumes: man träumt, daß man zu träumen träume. Ob das Symbol verständlich werden konnte oder nicht; das Räthselhafte durfte doch erst hinter dem sinnfällig Dargestellten beginnen. Doch auch das erfüllt die „Philosophie“ keineswegs. Das Bild selbst ist schon ein mystisches Problem, in dem man sich trotz des helfenden Katalogs nicht zurechtfinden kann. Eine auf tiefes Blau gestimmte Farbenharmonie, wallende Nebel, blinkende Streifen und Sterne, links, gerade noch bis zur Sichtbarkeit angedeutet, eine Anzahl Menschenleiber, die, über einander angebracht, Kindheit, Entwicklung, Reife und Verfall bedeuten sollen, rechts, kaum aus dem Nebel auftauchend, ein Stück eines Kinderaktes und unten, hart am Rande, als das einzige deutlich Sichtbare, der rothleuchtende Kopf des „Wissens“. — — — Das ist Klimt's Bild „Die Philosophie“. Es zeigt klar, wie die künstlich gezüchteten Scheinerfolge toller Bizarrerien auch einen ernsten Künstler dermaßen hypnotisiren können, daß er auf Abwege geräth, die überall hinführen mögen, nur nicht zur Kunst.

Und deshalb ist es hohe Zeit, an die Wiener Sezession die ernste Mahnung zu richten: Fort aus den Ausstellungen mit all dem Fremden, das ohne künstlerisch zu sein, nur die Extravaganz, das Neusein als Selbstzweck hat, fort aber vorerst mit allen Atelierulken. Ein Verein, der deutsche Künstler wie Stuck, Moll, Dettmann, Kuehl, Uhde, Bernatzik, König, Andri u. v. a. jederzeit in seinen Räumen zu versammeln in der Lage ist, kann füglich auf Scherze und Unbeholfenheiten verzichten.

Die Wiener Sezession ist in ungeahnt kurzer Zeit zu einem bedeutenden Faktor im Kunstleben Wiens geworden, sie ist nicht mehr oppositionell, sondern im Vollbesitz und führend. Sie braucht keine „Sensation“ mehr, sondern ernstes Kunstschaffen. Sie möge also der Kunst und keinem Parteiinteresse dienen. Und Gott schütze sie vor ihren Freunden!

Wien, 27. März 1900.

Gustav Alexander Pollak.

*) Eine Anzahl von Professoren aller Fakultäten plant soeben eine an das Unterrichtsministerium zu richtende Petition, um zu verhindern, daß dieses Bild seiner Bestimmung als Plafondschmuck der Wiener Universitätsaula zugeführt werde. Der Grund zu dieser Kundgebung liegt ausschließlich in ästhetischen Bedenken gegen das Gemälde. Nur Thorheit oder Uebelwollen können einer Aktion, der sich Friedr. Jodl anschließt, Motive à la lex Heinze unterschieden. Und nicht minder streng muß der gleichfalls schon unternommene Versuch zurückgewiesen werden, den „Männern der Wissenschaft die Fähigkeit zur Beurtheilung von Kunstwerken“ abzusprechen. Sollte dazu denn wirklich nur etwa ein halbes Dutzend redaktionell beglaubigter Kunstreferenten befähigt sein?

Zur Besprechung gehen uns die Erstlinge des neugegründeten Wiener Verlages L. Rosner Sep. Cto. 1900 zu. Die neue Firma trägt den Namen des alten, braven Rosner, der anfangs der Siebzigerjahre mit feinstem Geschmack die damaligen Neulinge, Wilbrandt, Anzengruber, die Prinzessin von Banalien der Ebner, Kürnberger und die Gräfin Wickenburg mit mehr litterarischen Ehren als klingendem Erfolg druckte, den größten Absatz aber weder mit ihnen, noch mit Grisebach's „Neuem Tannhäuser“ und D. Spitzer's „Herrenrecht“, sondern mit dem — Textbuch zu „Fatinitza“ erzielte. Dunkel ist somit auch die Zukunft des Neuen Wiener Verlags. Liest man die Liste seiner für die Folge angekündigten Neuigkeiten, dann vermißt man just die Wenigen, die von den „Jungen“ auch im Reich zählen, obenan Schnitzler. Indessen, wer weiß, was noch kommen mag? Die Sammlungen von Feuilletongeschichten von Hr. Felix Salten (Der Hinterbliebene. Kurze Novellen) und Gunter Macasy's Novellen geben zu Lob oder Tadel keinen besonderen Anlaß.

—m.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Auf Grund des bei den nachgenannten Stellen erhältlichen Prospects sind

nominal Mark 10,000,000 4½% Theilschuldverschreibungen

der

Elektrische Licht- und Kraftanlagen Aktien-Gesellschaft

(rückzahlbar mit 104%, verstärkte Tilgung und Gesammtkündigung bis 1906 ausgeschlossen)

zum Handel an der Berliner Börse zugelassen und werden hierdurch unter nachstehenden Bedingungen zur Zeichnung aufgelegt:

1. Die Zeichnung findet

Montag, den 9. April d. J.

gleichzeitig

in **Berlin** bei der **Deutschen Bank** und deren Filialen in **Bremen, Hamburg, München** und bei der **Depositen-Casse der Deutschen Bank in Dresden,**

" " " " **Mitteldeutschen Creditbank,**

" **Frankfurt a. M.** bei dem Bankhause **Jacob S. H. Stern,**

" " " der **Frankfurter Filiale der Deutschen Bank,**

" " " " **Mitteldeutschen Creditbank** und deren Filialen in **Meiningen, Wiesbaden, Nürnberg, Fürth,**

in **Elberfeld** bei der **Bergisch Märkischen Bank** und deren Filialen in **Aachen, Bonn, Düsseldorf, Duisburg, Hagen, Köln, M.-Gladbach, Remscheid, Ruhrort,**

" **Mannheim** " " **Oberrheinischen Bank** und deren Filialen in **Baden-Baden, Basel, Bruchsal, Freiburg i. B., Heidelberg, Karlsruhe, Mülhausen i. E., Rastatt, Strassburg i. E.,**

" **Breslau** " dem **Schlesischen Bank-Verein** und dessen Commanditen in **Beuthen O.-S., Glatz, Glogau, Görlitz, Leobschütz, Liegnitz, Neisse,**

" **Hannover** " der **Hannoverschen Bank** und deren Filialen in **Harburg, Lüneburg, Dannenberg a. E.**

während der bei jeder Stelle üblichen Geschäftsstunden auf Grund eines bei den Stellen erhältlichen Anmelde-Formulars statt. Früherer Schluss der Zeichnung ist dem Ermessen jeder Stelle vorbehalten.

2. Der Zeichnungspreis beträgt **101.60 %** zuzüglich 4½ % Stückzinsen vom 1. April cr. bis zum Abnahmetage.
3. Bei der Zeichnung ist auf Verlangen der Zeichenstellen eine Caution von 5 % des gezeichneten Betrages in Baar oder in solchen Effekten zu hinterlegen, welche von der betreffenden Stelle als zulässig erachtet werden.
4. Die Zutheilung, welche sobald als möglich nach Schluss der Zeichnung durch schriftliche Benachrichtigung der Zeichner erfolgt, unterliegt dem freien Ermessen jeder Zeichenstelle.
5. Die zugetheilten Stücke sind gegen Zahlung des Preises (vergl. No. 2) vom 17. bis spätestens 30. April cr. abzunehmen.

Die Zulassung der Theilschuldverschreibungen zum Handel an der Frankfurter Börse wird beantragt.

Berlin, Frankfurt a. M., Elberfeld, Mannheim, Breslau, im April 1900.

Deutsche Bank. Mitteldeutsche Creditbank.
Jacob S. H. Stern. Bergisch Märkische Bank.
Oberrheinische Bank. Schlesischer Bank-Verein.

Verlag von Gebrüder Jänecke in Hannover

Soeben erschien:

Bilder aus Süd-Afrika

Von

James Bryce

Autorisierte deutsche Ausgabe nach der dritten englischen Ausgabe

Mit einem Vorwort von Theodor Barth

Mit einer Karte von Südafrika

In englischem Leinwandband Preis 6 Mark

Theodor Barth, der auch durch ein Geleitwort die Einführung von James Bryce beim deutschen Publikum übernommen hat, sagte in einer Besprechung in der „Nation“: Ich habe bisher noch kein Buch über Südafrika entdeckt, das mich anschaulicher und, wie ich glaube, zuverlässiger über südafrikanische Verhältnisse unterrichtet hätte.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Julius Springer in Berlin N.

P. D. Fischer,

Betrachtungen eines in Deutschland reisenden Deutschen.

Zweite, vermehrte Auflage.

Elegant gebunden Preis M. 3,—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von R. Oldenbourg in München und Leipzig.

Historische Bibliothek

herausgegeben von der Redaktion der „Historischen Zeitschrift“.

Erster Band **Heinrich v. Treitschkes Lehr- und Wanderjahre 1834—1866.** Erzählt v. Theodor Schiemann. Zweite Auflage. In Leinwand geb. Preis M. 5.—.

Zweiter Band **Briefe Samuel Pufendorfs an Christian Thomasius** (1687—1693). Herausgegeben v. Emil Gigas. In Leinwand geb. Preis M. 2.—.

Dritter Band: **Vorträge und Abhandlungen von Heinrich von Sybel.** Mit einer biographischen Einleitung von C. Varrentrapp. Preis geb. M. 7.—.

Vierter Band. **Die Fortschritte der Diplomatik seit Mabillon vornehmlich in Deutschland-Österreich** von Richard Rosenmund. Geb. M. 3.—.

Fünfter Band **Margaretha von Parma, Statthalterin der Niederlande** (1559 bis 1567). Von Felix Rachfahl. In Leinwand geb. Preis M. 5.—.

Sechster Band **Studien zur Entwicklung und theoretischen Begründung der Monarchie im Altertum.** Von Julius Kaerst. Preis geb. M. 3.—.

Siebenter Band **Die Berliner Märztage von 1848.** Von Professor Dr. W. Busch. (Unter der Presse.) In Leinwand geb. Preis ca. M. 3.—.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Breslauer Disconto-Bank.

Bilanz per 31. December 1899.

Activa.	ℳ	₰
An Cassa, Sorten und Coupons	6 042 524	5
„ Wechsel	26 575 691	37
„ Guthaben bei Banken u. Banquiers	4 452 159	97
„ Reportirte Effecten	36 294 353	75
„ Eigene Effecten	9 581 969	46
„ Consortien	11 037 401	07
„ Aval Debitoren	5 057 985	—
„ Conto-Corrent:		
Bedeckte Debitoren	54 837 280	81
Unbedeckte Debitoren	6 077 594	02
„ Betheiligung bei industriellen Unternehmungen	603 080	—
„ Utensilien	4	—
„ Grundbesitz	327 500	—
	160 877 833	83

Passiva.	ℳ	₰
Per Actien-Capital	50 000 000	—
„ Gesetzlicher Reserve-Fonds	5 050 750	—
„ Allgemeiner Reserve-Fonds	530 944	66
„ Baureserve	200 000	—
„ Accepte	19 223 919	20
„ Cautions- und Fracht-Credite und Bürgschaften	5 057 985	—
„ Conto-Current:		
Creditoren einschl. Depositen	75 438 907	26
„ Rückständige Dividenden	8 101	—
„ Beamten-Unterstützungs-Fonds	157 500	—
„ Gewinn und Verlust: Reingewinn	5 208 226	62
	160 877 833	83

Gewinn- und Verlust-Conto per 31. December 1899.

Debet.	ℳ	₰
An Gehälter, Drucksachen, Materialien, Insertionskosten, Reisespesen, Porti, Depeschen etc.	1 114 671	67
„ Steuern und Abgaben	208 177	33
„ Conto pro Dubiosa	161 759	40
„ Abschreibung auf Mobilien	59 428	02
„ Abschreibung auf Immobilien	20 000	—
	1 564 036	42
Reingewinn	5 203 226	62
	6 767 263	04

Credit.	ℳ	₰
Per Saldo-Vortrag	162 706	81
„ Wechsel	1 124 314	87
„ Zinsen	2 251 951	18
„ Sorten und Coupons	95 589	94
„ Provisionen	1 623 247	42
„ Effecten und Consortien	1 370 268	44
„ Diverse Conten	139 124	88
	6 767 263	04

Die Dividende von 7½ pCt. gelangt vom 4. April a. c. ab zur Auszahlung.

Berlin-Breslau, den 3. April 1900.

Breslauer Disconto-Bank.

Norddeutsche Grund Credit-Bank.

Bilanz.

Activa.		ℳ	₰
Cassa (einschl. Guthaben bei der Reichsbank und der Bank des Berliner Kassen-Vereins), Coupons, Sorten und Marken		466082	50
Wechsel		129561	20
Eigene Effecten		1039088	55
Lombardirte Effecten		1450000	
Debitoren: a) fällige Hypotheken-Zinsen	M. 636369 43		
b) in laufender Rechnung	„ 572174 87		
c) Guthaben bei Banken und Bankiers	„ 451406 55	1659950	85
Eigene Hypotheken abzüglich amortisirter Beträge		66718719	94
Lombardirte Hypotheken		10000	—
Grundstücke:	M. 1106069 20		
ab Abschreibung	„ 11060 70		
	M. 1095008 50		
ab Hypotheken	„ 417540.—	677468	50
Inventar		200	—
		72211071	54

Passiva.		ℳ	₰
Actien-Capital		7500000	—
Reservefonds		368375	86
Spezial-Reservefonds		231624	64
Beamten-Unterstützungs-Fonds		31200	—
Creditoren: a) vorausbezahlte Hypotheken-Zinsen	M. 1048.55		
b) in laufender Rechnung	„ 266590.97	267639	52
4 % Pfandbriefe		42846700	—
3½ % Pfandbriefe		19710700	—
Rückständige gekündigte Hypotheken-Antheil-Scheine		2175	—
Rückständige gekündigte 5 % Pfandbriefe		300	—
Rückständige gekündigte 4 % Pfandbriefe		32100	—
Rückständige gekündigte 3½ % Pfandbriefe abzüglich eingelöster Coupons		89	50
Pfandbrief und Hypotheken-Antheil-Schein-Zinsen		723214	—
Rückständige Dividenden-Scheine		3789	—
Zinsen-Vorlage pro 1900		2012	—
Gewinn- und Verlust-Conto		491152	52
		72211071	54

Die Dividende von **5 pCt.** ist gegen Einlieferung der Dividendenscheine **Nr. 30** der Actien über 600 Mk. mit **30 Mk.** resp. **Nr. 5** der Actien über 1200 Mk mit **60 Mk.** von **heute ab an unseren Kassen in Weimar und Berlin,** sowie auch bei den Herren **B. M. Strupp** in **Meiningen** und **Veit L. Homburger** in **Karlsruhe** zahlbar.

Weimar, den 5. April 1900.

Die Direction.

Nr. 28. Berlin, den 14. April 1900. 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Des Charfreitages wegen gelangt diese Nummer einen Tag früher zur Ausgabe.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Es scheint, daß die Lage der Engländer in Bloemfontein immer unbehaglicher wird. Von Osten her bedrohen die Buren die Eisenbahnverbindung des Feldmarschall Roberts nach dem Oranje River und bei dieser Umgehungsbewegung gelang es ihnen, wiederum fünf englische Kompagnien bei Reddersburg gefangen zu nehmen. Südlich Brandfort wurden 800 Engländer gefangen und 600 Mann getödtet und verwundet, während der Verlust der Buren nur ganz gering gewesen sein soll. Ueber eine Reihe weiterer Gefechte, die im Rücken der englischen Armee stattgefunden haben, lauten die Berichte bisher so verwirrt, daß ein klares Bild über die Bedeutung und den Ausgang der Kämpfe zunächst nicht zu erlangen ist. Aber auch diese Thatsache ist bezeichnend. Ueber englische Siege ist stets in einer Form aus Südafrika berichtet worden, die zu Zweifeln und Zweideutigkeiten nicht den geringsten Anlaß bot. Daraus wäre zu folgern, daß über englische Erfolge sich nichts depeschiren ließ. So ergiebt sich denn, daß General Roberts sich nicht stark genug fühlt zu neuen Vorstößen; während die Buren stark und kühn genug sind, sich in jene Gebiete weiter vorzuwagen, die die Engländer bereits als endgiltig besetzt betrachteten. Seit einem Monat liegt General Roberts still; seit einer Woche sind die Buren wieder sehr rührig und zwar nicht nur im Oranjefreistaat, sondern auch in Natal, und in diesen acht Tagen haben sie den Engländern in drei erfolgreichen Kämpfen über fünfzehnhundert Gefangene und gegen zwanzig Geschütze nebst Munition und Proviant abgenommen.

Dieser Umschlag läßt sich nur auf eine Weise erklären. Die englische Armee unter General Roberts muß in hohem Grade erschöpft sein, und sie muß der nöthigen Pferde entbehren, so daß sie ihre Operationsfähigkeit fast vollständig eingebüßt hat. Die Buren sind dagegen kampfbereit geblieben. Hält man diese Thatsachen neben einander, so treten die außerordentlichen Schwierigkeiten hervor, die für die Engländer in jedem Falle noch zu überwinden sind.

Es bleibt unwahrscheinlich, daß mit einer Armee, wie sie jetzt die Engländer in Südafrika haben, sich der Oranjefreistaat und Transvaal unterjochen läßt. Jedenfalls scheint General Roberts im Augenblick sich nicht stark genug zu fühlen, um erneut die Offensive zu nehmen. Rechnet man aber auch darauf, daß England noch weitere Nachschübe sendet, so werden diese schwerlich zu mehr ausreichen, als die durch die Kämpfe und die Krankheit verursachten Lücken auszufüllen und vielleicht die Etappenstraßen besser zu decken. Welche Schwierigkeiten aber sind dann noch zu beseitigen, um in Pretoria siegreich einziehen zu können.

Bleibt der Wille, den Widerstand bis zum Aeußersten durchzuführen, bei den Buren bestehen, so mag Herr Chamberlain noch zahlreiche bange Stunden durchzumachen haben, und für die englische Politik besteht alsdann weiter die drohende Gefahr, daß die internationalen Verhältnisse es nicht länger dem Vereinigten Königreich gestatten, sich mit ganzer, zermalmender Kraft auf die kleinen, tapferen, südafrikanischen Republiken zu werfen. Und wie schwindet zugleich immer mehr und mehr für England die Sympathie überall in der Welt, auf die bisher die Londoner Politik als Imponderabile für ihre Pläne rechnen konnte. Nirgends ist dieser Umschwung so augenscheinlich wie in den Vereinigten Staaten von Amerika, und auch das ist nicht ganz unmöglich, daß die Interventionsfrage dort noch in den

Kampf um die Präsidentschaft hineingezogen wird und daß McKinley im Interesse seiner Wahl sich als unbequemer Friedensvermittler England alsdann anzubieten unternimmt.

So bleibt denn die Lage voller ernster Schwierigkeiten für England, und man sollte meinen, daß die Erwägungen, die sich damit aufdrängen, die Masse der englischen Bevölkerung einem ehrenvollen Frieden geneigter machen müßten. Doch für eine solche Wendung fehlen nach wie vor alle Anzeichen; wohl aber gibt es immer neue Symptome, die beweisen, wie vollständig gefangen im Kriegsfanatismus selbst hervorragende, dem politischen Parteitreiben fernstehende Männer jenseits des Kanals sind, und wie groß der Terrorismus ist, mit dem jeder verfolgt wird, der den blinden Chauvinismus nicht als die edelste Blüthe moderner Kultur betrachtet. Von den vielen Beispielen, die anzuführen wären, seien einige charakteristische hierhergesetzt.

Ein Mann wie Max Müller in Oxford kann es sich nicht versagen, diesen traurigen Krieg der Rhodes und Chamberlain in der „Deutschen Revue“ zu vertheidigen. Von neuem ist damit Theodor Mommsen in die Schranken gerufen worden, der mit gewohnter Kraft und mit schneidender Schärfe das zum Ausdruck bringt, was jene unabhängig denkenden Tausende auf dem Kontinent empfinden, die Englands Feinde nie waren und nicht sind. Mommsen schließt seine Ausführungen mit den Worten:

„Was auch die Zukunft bringe, eines ist für die Gegenwart und für die Zukunft gewiß: in der ruhmvollen englischen Geschichte wird ein neues Blatt aufgeschlagen, die Verrichtung des Henkerdienstes an den verspäteten Gesinnungsgenossen des Wilhelm Tell.“

Sind solche Aeußerungen, wenn sie auf dem Kontinente fallen, nicht aus der Welt zu schaffen, so sorgt man in England selbst hingegen dafür, jegliche Opposition gegen die herrschende Richtung mit äußerstem Terrorismus todtzumachen. Versammlungen abzuhalten, die die Politik der Regierung mißbilligen, ist bereits nahezu unmöglich geworden. Für die freie Rede ist nur das Parlament eine Zufluchtsstätte geblieben, und dort klagte ein Redner der Opposition: „What has become of free speech in this country?“

Was aus der Redefreiheit in England geworden ist, das geht auch aus folgender kleinen charakteristischen Thatsache hervor. Männer von der Bedeutung des Mr. Bryce, Courtney, Thomas Shaw, Sir William Harcourt und Andere beabsichtigten, Cronwright Schreiner, einen Kapkolonisten von englischer Abstammung, der ein Verwandter des Kapministers und kein Jingo ist, in gastlicher Zusammenkunft zu feiern. Im Holborn-Restaurant ein Bankett abzuhalten, wie ursprünglich beabsichtigt, wagte man nicht, um lärmenden Demonstrationen vorzubeugen. In aller Stille kam man darauf im Westminster Palace-Hotel und an einem anderen Tage im Kaffee Monico zusammen, und da diese Thatsachen doch bekannt geworden waren, so beeilte sich der Besitzer des Kaffees in den „Times“ zu erklären, daß er seine Räumlichkeiten gewiß nicht für eine solche Festlichkeit hergegeben hätte, wenn er den Charakter derselben gekannt hätte, — und in den Jingo-Blättern war zu lesen, wenn etwas von den Zusammenkünften verlautbart hätte, so wären dieselben friedlich gewiß nicht verlaufen. Gerade solche kleine Züge verrathen am besten, welchen Terrorismus die Kriegsfanatiker auszuüben vermögen, und doppelt hoch steigt unter diesen Umständen das Verdienst jener Männer, die den Muth behalten, diesen südafrikanischen Krieg in jedem Falle als ein schmachvolles Unglück für das Vereinigte Königreich zu bezeichnen.

Er ist es auch nach der Richtung, daß die ersten Anzeichen hervortreten, die darthun, wie der chauvinistische Imperialismus mit der Aufrechterhaltung freier Institutionen im Innern sich nicht vertragen kann.

Der Kaiser von Oesterreich wird im Anfang Mai nach Berlin kommen, um der Großjährigkeitserklärung des preußischen Kronprinzen beizuwohnen. Dieser Besuch ist gewiß zunächst ein Familienbesuch, denn der Kaiser von Oesterreich ist der Pathe des Kronprinzen, aber auch die freundschaftlichen persönlichen Beziehungen der Höfe haben ihre politische Bedeutung, und diese politische Bedeutung tritt zugleich dadurch hervor, daß im Gefolge des Kaisers von Oesterreich sich sein Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, der Graf Goluchowsky, befinden wird. Weitgehende Folgerungen wird man gleichwohl aus dieser Anwesenheit österreichischer Gäste bei uns nicht zu ziehen brauchen; aber es ist auch eine neue Bekräftigung der Thatsache schon erfreulich genug, daß trotz aller inneren Wirren in Oesterreich unsere freundschaftlichen Beziehungen zu dem Nachbarreiche fortbestehen, und sie haben sich als so nützlich zum Schutze des europäischen Friedens erwiesen.

Es hat fast den Anschein, als sollte über das Fleischschaugesetz zwischen Regierung und Agrariern ein schwächlicher Ausgleich zu Stande kommen; die Vermuthung spricht gewiß nicht gegen einen solchen Ausgang, denn, wann hätte die Regierung seit den Zeiten des Grafen Caprivi je die Kraft gefunden, die agrarische Anmaßung kühl und rücksichtslos zurückzuweisen. Die ärgsten agrarischen Ausschreitungen werden von der Regierung zu verhindern gesucht, um alsdann den gekränkten Demagogen vom Bunde der Landwirthe eine ganze Reihe kleinerer und größerer Zugeständnisse zu machen, damit diese Elemente nur ja niemals daran zweifeln, daß die Regierung jener resoluten Entschlußfähigkeit ermangelt, um energisch das allgemeine Interesse gegen das Interesse der Großgrundbesitzer zur Geltung zu bringen. Die alleräußersten Spitzen des agrarischen Baumes werden wohl manchmal mit zaghafter Hand beschnitten, was nur zur Folge hat, daß umso geiler die Schößlinge nachsprießen.

Auch diesmal soll vom geraden Wege wieder abgewichen werden, um die Agrarier zu besänftigen. Es scheint daß in irgend einer Form doch die Fleischeinfuhr beschränkt werden soll, natürlich nur im Interesse der Gesundheit des deutschen Volkes. Nun ist zwar niemals festgestellt worden, daß die hygienischen Zustände bei uns durch die Einfuhr fremder Fleischwaaren geschädigt worden sind, allein die vorsichtige Fürsorge der Agrarier erschreckt auch schon vor zukünftigen theoretischen Gefahren, und so handelt denn diese Politik nach dem Grundsatz: Lieber gar kein Fleisch für die arme Bevölkerung, als das billige ausländische Fleisch; lieber eine durch ihre Ernährung geschwächte Generation als eine durch billiges ausländisches Fleisch besser genährte Generation. Man sieht, es kann nicht deutlicher zum Ausdruck kommen, daß die Agrarier das Fleischschaugesetz nur im Interesse der deutschen Volksgesundheit und nicht zum Nachtheil der deutschen Volksgesundheit und zum Besten agrarisch-egoistischer Geldinteressen auszunutzen gedenken.

Der deutsche Handelstag war in Berlin versammelt und hat in zum Theil ausgezeichneten Reden und in sehr verständigen Resolutionen gegen die Gefahren des Agrarierthums warnend seine Stimme erhoben. Das war vortrefflich; aber wirkungsvoll wird nur eines sein, wenn die Vertreter von Handel und Industrie mit derselben Energie und demselben Nachdruck ihre Forderungen geltend machen, wie der Bund der Landwirthe; das heißt freilich nicht, daß den Kaufleuten und Industriellen zugemuthet werden soll, sich auch der gleichen demagogischen Mittel zu bedienen; das haben sie glücklicher Weise nicht von Nöthen.

Zum Bürgermeister von Berlin ist der bisherige Bürgermeister von Königsberg in Preußen, Brinkmann, mit einer Majorität von drei Stimmen gewählt worden. Da für Brinkmann auch die sozialdemokratischen Stadtverordneten votirt haben, so suchen die Reaktionäre den Gewählten, der ein Freisinniger ist, als den „Kandidaten der Revolution“ hinzustellen und seine Bestätigung durch die Regierung zu hintertreiben. Es ist zu erwarten, daß die Regierung diesem plumpen Versuch, einen neuen Konflikt in der Hauptstadt zu schaffen, keinen Vorschub leisten wird.

* * *

Die Philosophie der Warenhaussteuer.

Jetzt hat auch das Plenum des Handelstags resolvirt, daß die geplante Warenhaussteuer „als ein Hemmniß der Entfaltung wirthschaftlicher Kräfte und eine Schädigung der Konsumenten“ anzusehen sei. Wer zweifelt daran? Nicht einmal die famosen Mittelstandspolitiker. Sie wollen gerade ein Hemmniß der Entfaltung wirthschaftlicher Kräfte schaffen, mag immer der Konsument dadurch geschädigt werden. Die Entfaltung wirthschaftlicher Kräfte bedeutet stärkere Konkurrenz in Folge höherer Produktivität. Das ist die bête noire der Mittelstandspolitiker. Höhere Produktivität ist nur ein anderer Ausdruck für Ersparniß an Arbeit. Ob diese Ersparniß durch die wachsende Geschicklichkeit des Arbeiters, durch die Einstellung Menschenkraft sparender Maschinen, durch rationellere Einrichtung des Produktionsprozesses oder durch vollkommenere Organisation der Güterverteilung hervorgerufen wird, ist in der schließlichen Wirkung ganz gleich. Sobald mit einem geringeren Aufwand menschlicher Kraft dieselbe wirthschaftliche Leistung hervorgerufen wird, ist die Arbeitsersparniß und mit ihr ein wirthschaftlicher Fortschritt vorhanden. Jede sparsamere Produktion, jede wirthschaftlichere Organisation hat zugleich die Tendenz zur Vernichtung der weniger produktiven Arbeitsformen. Daher der stets sich erneuernde Haß des Alten gegen das Neue: der Frachtfuhrleute gegen die Eisenbahn, der Leinpfad-Schlepper gegen den Schleppdampfer, der Handweber gegen die Webemaschine, der Zünftler gegen die Industrie, der Kleinkrämer gegen das Warenhaus. Die Arbeitsersparniß ist zwar nur eine relative, im Verhältniß zur Arbeitsleistung; die durch die Arbeitsersparniß eintretende Verbilligung des Arbeitsprodukts verbreitert sofort den Konsum, weckt eine erhöhte Nachfrage nach Arbeit und schafft schließlich eine erhöhte Arbeitsgelegenheit und höhere Löhne. Aber das Absterben alter weniger wirthschaftlicher Arbeitsformen wird schmerzhaft von allen empfunden, die sich den neuen Formen nicht anzupassen vermögen. Jeder Demagoge, der diesen Zurückgebliebenen die Hilfe der Gesetzgebung verspricht, hat leichtes Spiel. Hängt den Leistungsfähigeren Bleigewichte an, damit die Zurückgebliebenen leichter nachkommen können, — das ist von jeher der Kern aller Mittelstands-Demagogie gewesen. Der Philister hört nichts lieber, als die Versicherung, daß ihm geholfen werden könne, ohne daß er seine eigene Leistungsfähigkeit zu erhöhen braucht. Und selbst der geistloseste Gesetzgeber wird im Stande sein, den Leistungsfähigeren einen Knüppel zwischen die Beine zu werfen.

Daß die preußische Regierung, indem sie die Warenhaussteuer vorlegte, vor dieser Philister-Demagogie kapitulirt hat, ist Mitleid erregend. Der Versuch, dem gesetzgeberischen Monstrum durch die irrige Bezeichnung als Gewerbesteuer-Reform einen halbwegs ehrlichen Namen zu geben, ist völlig gescheitert. Wer nur eine Spur von volkswirthschaftlichem Unterscheidungsvermögen besitzt, der erkennt deutlich, daß es sich um einen bloßen Angriff gegen eine wirthschaftlichere Form der Güterverteilung handelt. Die Warenhäuser besorgen ihr Geschäft zu gut, zu bequem für die Kunden, zu billig für den Konsum. Das ist ihr Verbrechen, dafür müssen sie durch Steuerstrafen büßen. Wären sie weniger leistungsfähig, so wären sie auch weniger konkurrenzfähig. Ihre höhere Leistungsfähigkeit macht sie zum Gegenstande gesetzgeberischen Abscheus. In dem Staate des Herrn von Miquel wird die Leistungsunfähigkeit begünstigt.

Das Schwierigste dabei ist, daß der Handel bei denselben Gesetzgebern, welche die Warenhaussteuer sanktioniren werden, im Allgemeinen ganz schlecht angeschrieben ist. Der sogenannte „Zwischenhandel“ wird von ihnen gern als Schmarotzer dargestellt, der dem Produzenten das ihm Zukommende vorenthält und den Konsumenten das Fell über die Ohren zieht. Er ist „unproduktiv“ und nährt sich „von der Arbeit Anderer“.

Wenn aber, wie bei den Warenhäusern und den Konsumvereinen, der Weg zwischen Produzenten und Konsumenten verkürzt und verbilligt wird, so schreien die alten Gegner des „unproduktiven“ Zwischenhandels darüber, daß die Distribution zu bequem und zu billig vor sich geht. Sie verlangen Schutz für die unwirthschaftlicheren Formen der Güterverteilung.

Wer dieses nicht verstehen kann,
Den sieht man mit Verachtung an.

Th. Barth.

Der Transport englischer Truppen durch portugiesisches Gebiet und eine andere völkerrechtliche Frage im Burenkriege.

Wie berichtet wird, läßt die englische Regierung jetzt Truppen in dem portugiesischen Hafen von Beira landen; diese Truppen sollen das portugiesische Gebiet passiren und von Rhodesia aus in Transvaal eindringen, also die Buren von Norden her bedrängen. Wie ebenfalls berichtet wird, geschieht dies auf Grund eines schon vor dem Ausbruch des Krieges zwischen England und Portugal abgeschlossenen Vertrages.

Ist dies Verfahren mit der Neutralität Portugals, mit den Grundsätzen des Völkerrechts vereinbar?

Die ältere Theorie betrachtete die Frage des Truppendurchzugs durch neutrales Gebiet lediglich vom Standpunkte der Interessen des neutralen Staates; wenn der neutrale Staat den Durchzug für unbedenklich erachtete, so mochte er ihn gewähren. Dieser Standpunkt ist aber aufgegeben.*) Wie einerseits das moderne Völkerrecht eine weit strengere Achtung der Rechte der Neutralen fordert, so behandelt es andererseits die Neutralität auch vom Standpunkte der allgemeinen Interessen der völkerrechtlichen Gemeinschaft: die Neutralität schränkt daher auch die Handlungsfreiheit des neutralen Staates in erheblichem Grade ein. Und von diesem Standpunkte aus ist man zur Einstimmigkeit darüber gekommen, daß ohne vorhergehenden d. h. dem Kriege vorhergehenden Vertrag der neutrale Staat den Durchzug von Truppen eines der kriegführenden Theile, jedenfalls sofern dieser Durchzug irgend eine Bedeutung für den Krieg haben könnte, nicht dulden darf. Auch die englischen und nordamerikanischen Autoritäten sind dieser Ansicht, und bekannt ist, daß in dem letzten deutsch-französischen Kriege sowohl Belgien wie die Schweiz in Gemäßheit dieses Prinzips mit strengster Genauigkeit verfahren sind.

Eine Differenz der Ansichten besteht allerdings für den Fall, daß ein vor dem Kriege geschlossener Vertrag den Durchzug gestattet (dem neutralen Staate diese Gestattung auferlegt). Mit Recht ist indeß in dem neuesten, die Neutralität in eingehendster Weise behandelnden Werke von Kleen**), bemerkt, daß Verträge nur unter den Kontrahenten wirksam sind, nicht aber allgemeine völkerrechtliche Normen außer Kraft setzen können, und diese völkerrechtlichen Normen verbieten eben jede Begünstigung der einen wie der anderen der kriegführenden Parteien. Ein solcher Vertrag, bezogen auf den Fall des Krieges, ist nichts anderes als ein Vertrag, daß man die Neutralität in der Frage des Truppendurchzuges eventuell zu brechen bereit sei. Eine Ausnahme könnte meines Erachtens nur für den Fall angenommen

*) Er wird allerdings noch vertreten in dem etwas starr an allen Ueberlieferungen hängendem Buche van Travers Twiß (1875) II. S. 442.

**) Lois et usages de la neutralité. Vol. 1, Paris 1898, S. 501 ff.

werden, daß auch der andere kriegführende Theil jenen Durchzugsvertrag ausdrücklich oder stillschweigend genehmigt hätte, ein Fall, der allerdings da, wo durch allgemeine völkerrechtliche Kongresse solche Durchzugsrechte festgesetzt wären, denkbar erscheint.

Dem Prinzip gemäß aber hat 1870 der schweizerische Bundesrath ungeachtet der durch die Kantone Schaffhausen und Basel führenden vertragsmäßigen badischen Militärstraßen jeden Durchzug badischer Truppen und ungeachtet der durch den Kanton Genf von Savoyen nach dem Innern Frankreichs führenden französischen Militärstraße jeden Durchzug französischer Truppen durch schweizerisches Gebiet abgelehnt.

Zweifellos aber dürfte die Gestattung des Durchzuges einen Bruch der Neutralität bedeuten, wenn der hierauf gerichtete, wenngleich vor dem Kriege geschlossene Vertrag geheim gehalten wurde. Wie schon das römische Zivilrecht das heimliche Handeln — das Handeln, wie die römischen Quellen sagen „clam" — vielfach als ein rechtswidriges betrachtet, so wird man im Völkerrechte berechtigt sein, das heimliche Handeln und Verhandeln unter Umständen in besonderer und für die Handelnden und Verhandelnden nachtheiliger Weise zu beurtheilen. Ein offen und ohne Verheimlichung abgeschlossener Durchzugsvertrag gibt dem Staate, der dadurch sich benachtheiligt oder gefährdet erachtet, Gelegenheit, rechtzeitig zu protestiren oder Gegenmaßregeln zu ergreifen; der heimlich abgeschlossene Vertrag entzieht ihm diese Möglichkeit. Während ein offen vor aller Welt verkündeter Durchzugsvertrag, den allein wohl ältere Publizisten vor Augen hatten, noch allenfalls als eine für den kriegführenden Staat bona fide bestellte Staatsdienstbarkeit betrachtet werden könnte, verräth die Heimlichkeit ohne Weiteres die eventuelle Spitze gegen einen anderen benachbarten Staat, also die Feindseligkeit.

Möglich wäre, daß der fragliche Vertrag, der dem Unterzeichneten nicht vorliegt, nur ein Vertrag wäre, der den Durchzug von englischen Truppen nach Rhodesia allein zum Schutze dieses letzteren Landes gegen feindliche oder aufrührerische Negerstämme gestattet. Alsdann müßte freilich die portugiesische Regierung den Durchzug, wenn die englische Regierung jenen Zweck angegeben hätte, gestatten, aber, da die Gefahr eines Mißbrauches, selbst gegen die Anweisung der englischen Regierung durch untergeordnete Befehlshaber, im gegenwärtigen Augenblick äußerst nahe liegt, nur gegen besondere Garantien, etwa gegen ein ausdrückliches, auch den Burenregierungen und überhaupt der Welt mitzutheilendes Versprechen der englischen Regierung, daß die fraglichen Truppen der Grenze Transvaals bis zu einer bestimmten Region fernbleiben müßten.

Die Benutzung eines Vertrages endlich, der offensichtlich nur zum Schutze gegen die Negerstämme abgeschlossen wäre, für die Zwecke des gegenwärtigen Krieges wäre nichts Anderes als Verlangen und Gestatten des Durchzugs ohne Vertrag, demnach zweifellos wieder Bruch der Neutralität.

Was ist aber die Folge eines Bruches der Neutralität? Zunächst und vor Allem das Recht des benachtheiligten kriegführenden Staates, den Staat, der die Neutralität verletzt hat, als feindlichen zu behandeln; aber dies ist nur ein Recht, nicht eine Pflicht, und so kann es im Interesse jenes Staates liegen, von der Eröffnung des Krieges gegen den die Neutralität verletzenden Staat abzusehen, sich etwa auf einen bloßen Protest zu beschränken, und das trifft im vorliegenden Falle zu; denn ohne Zweifel ermöglicht der Umstand, daß die Delagoabai und der anstoßende Küstenstrich portugiesischer Hoheit unterstellt, also neutral ist, für die Burenrepubliken während des Krieges allein gewisse Zufuhren.

Auf dieses weitüberwiegende Interesse wird die englische Regierung gerechnet haben und nicht minder die portugiesische Regierung, welche ohne Zweifel nur dem Drängen des mächtigen England nachgegeben hat. Die übrigen neutralen Staaten werden kaum rechtlich und faktisch in der Lage sein, gegen den Bruch der Neutralität zur Zeit etwas zu unternehmen. Von Interesse aber ist es, wie die gegenwärtige englische Regierung unter Führung Chamberlains mit einem Grundsatze des Völkerrechts anscheinend umgeht, und kommt es zu einem Friedensschlusse, der die Burenrepubliken als selbständige und unabhängige Staaten bestehen läßt, so wird man vielleicht im Interesse des Friedens auch seitens anderer Mächte daran erinnern, daß die Neutralität jenes Küstenstriches, die ohnehin anscheinend durch England bereits einige Eingriffe hat gefallen lassen müssen, in besserer Weise gesichert wird, als es bis jetzt der Fall war.

Noch ein anderer Punkt aber bei dem gegenwärtigen Stande des Burenkrieges fordert zu einer völkerrechtlichen Betrachtung auf.

Es ist das von den Zeitungen berichtete Verfahren des englischen Oberbefehlshabers, Angehörigen des Oranjefreistaates Eide gewisser Art zwangsweise abzufordern. Falls diese Eide, wie es den Anschein hat, den Inhalt gehabt haben, die Schwörenden zu verpflichten, sich nicht wieder dem vaterländischen Heere anzuschließen, dürfte das Verfahren des englischen Befehlshabers zweifellos völkerrechtswidrig sein. Die feindliche Okkupation eines Territoriums berechtigt allerdings zu unmittelbaren Zwangs- und Sperrmaßregeln auch gegen einen etwaigen Abzug von Bewohnern des okkupirten Gebietes zur Verstärkung der gegenüber stehenden Truppen. Ein okkupirender Befehlshaber kann daher den okkupirten Bezirk mittels eines militärischen Kordons abschließen und möglicher Weise Strafen verhängen gegen Jeden, der es unternimmt, den Bezirk ohne Erlaubniß zu verlassen; aber nur falls der Betreffende unmittelbar bei dem Versuche festgenommen wird.*)

Aber allgemeine Verpflichtungen von den Bewohnern des Landes zu fordern, Verpflichtungen, die gar in Kraft bleiben würden, wenn die Okkupation des betreffenden Bezirks etwa wieder aufgegeben wäre, oder die gar gelten sollten, wenn die Okkupation eine im hohen Grade prekäre oder nur augenblickliche gewesen wäre, — z. B. eine fliegende Kolonne hölt sich ein paar Tage an einem Orte auf — ist der Okkupirende nun und nimmer berechtigt. Wäre er es, so würde ja ein nachrückender Befehlshaber kraft seiner Okkupation sofort wieder einen Eid entgegengesetzten Inhalts fordern können! Krüger hat daher mit Recht jene Eide für unverbindlich erklärt, allerdings unter Anführung des nicht zutreffenden Grundes, daß sie erzwungen seien!

Unter der Führung Chamberlain's, der ja, wie er einmal gesagt hat, juristische Begriffe und daraus folgende Grundsätze als „Abracadabra" zu betrachten geneigt ist, ist die englische Kriegführung schon zu einer mehrfach bedenklichen Ausnutzung des sog. Kriegsrechts gelangt, so in dem Verfahren betreffend die Kriegskontrebande, in der Behandlung der Telegramme neutraler Staaten und vielleicht noch in einigen anderen Punkten. Eine äußerst weitgehende Ausnutzung des Kriegsrechts, die der Grenze des Nichterlaubten nahe kommt,**) ist begreiflich bei einem Staat, der in sehr schwerer Nothlage sich befindet. Eine besonnene Betrachtung wird solche Nothlage für den mächtigen englischen Staat nicht annehmen können. Ein Verfahren, als wäre solche Nothlage vorhanden, kann für das Ansehen Englands zum Schmerz seiner alten Freunde nur nachtheilig sein.

L. v. Bar.

---

*) Es geht dies ganz klar hervor aus demjenigen, was in Uebereinstimmung mit einem schon vor einer Reihe von Jahren abgefaßten Manuel des lois de la guerre des Institut de droit international vor Kurzem die Haager diplomatische Konferenz in Ansehung der Bestrafung der Spionage erklärt hat. Die Spionage gilt als der schlimmste, am schwersten zu ahndende Akt der Feindseligkeit, und doch heißt es im Artikel 31 der (Spezial-) Konvention über die „lois et coutumes de la guerre sur terre": „L'espion qui, ayant rejoint l'armée à laquelle il appartient, est capturé plus tard par l'ennemi, . . . n'encourt aucune responsabilité pour ses actes antérieurs".

**) Vgl. den Artikel von Arthur Desjardins in der Revue des deux mondes, 1. März 1900. S. 60 ff.

Diskont und Währung.

II.

Erfreulicher Weise hat sich die Leitung unserer Reichsbank durch nichts irre machen lassen, die im Hinblick auf die Lage des Geldmarktes nothwendigen Maßregeln zu ergreifen. Sie hat sich weder durch Angriffe und Drohungen einschüchtern noch durch mehr aber weniger berechtigte Klagen zu einer unangebrachten Nachgiebigkeit verleiten lassen, ihren Diskont künstlich niedriger zu halten, als es im Interesse ihrer eigenen Liquidität und im Interesse der gesammten Volkswirthschaft geboten erschien. Aber — so müssen wir uns nun fragen — worin sind die Verhältnisse begründet, welche die Reichsbank zu so strengen Diskontmaßregeln genöthigt haben, und welche — wenn wir weiter um uns blicken — die Diskontsätze in der ganzen civilisirten Welt im Lauf der letzten Jahre mehr oder weniger in die Höhe getrieben haben? Wo liegt hier der Grund? — In der Goldwährung! rufen unsere Bimetallisten. Jetzt, sagen sie, tritt es klar zu Tage mit erschreckender Deutlichkeit, daß nicht Gold genug da ist, daß die Welt mit dem Gold allein nicht auskommen kann, daß allein die Wiedereinsetzung des Silbers in sein altes Recht hier Abhilfe zu verschaffen vermag. —

Wir bleiben skeptisch. Wir sind ja längst daran gewöhnt, daß von dieser Seite die Goldwährung für alle möglichen Leiden — wirkliche und eingebildete — verantwortlich gemacht wird; und außerdem haben uns ja gerade die Jahre des steigenden Zinsfußes eine **niemals dagewesene Steigerung der Goldproduktion** gebracht. Von 400 Millionen Mark im Jahre 1883 stieg die Goldproduktion auf mehr als 600 Millionen Mark im Jahre 1892. Im Jahre 1895 betrug sie 850 Millionen Mark. Im Jahre 1897 erreichte sie eine Milliarde und 1898 stieg sie bis auf 1200 Millionen Mark.

Aber der Transvaalkrieg — wird eingeworfen — hat doch eine Hemmung der Goldgewinnung in dem wichtigsten Goldproduktionsland herbeigeführt, und kürzlich hat ein bekannter Bimetallist versichert, infolge der unseligen Goldwährung seien es die Buren, die gegenwärtig den Zinsfuß in Europa diktirten.

Das ist jedoch eine maßlose Uebertreibung. Trotz Transvaalkrieg und trotz der Stockung im südafrikanischen Goldbergbau hat das Jahr 1899 keine Verminderung der gesammten Goldproduktion gezeigt; infolge der stark zunehmenden Goldgewinnung in Amerika und Australien ist vielmehr abermals eine Steigerung der Gesammtproduktion um 100 Millionen Mark auf 1300 Millionen Mark eingetreten.

Es wäre nun doch gar zu merkwürdig, wenn die Goldwerthsteigerung, die in den steigenden Diskontsätzen angeblich zum Ausdruck kommt, gerade in den Jahren der stärksten jemals dagewesenen Zunahme der Goldproduktion in Erscheinung treten sollte, während vorher die Periode einer relativ niedrigen Goldproduktion im großen Ganzen eine sinkende Tendenz des Zinsfußes aufwies.

Zur Erklärung dieses auffallenden Widerspruchs wird gesagt: Die Länder, welche neuerdings zur Goldwährung übergegangen sind oder den Uebergang vorbereiten, wie Rußland, Oesterreich-Ungarn, Japan, Indien &c., ferner die Vereinigten Staaten von Amerika, die mit der Ordnung ihres Geldwesens auf der Basis der reinen Goldwährung beschäftigt sind, — diese Länder sollen von der gesammten Goldproduktion so viel an sich gezogen haben, daß den alten Goldwährungsländern nichts übrig geblieben sei als das betrübte Nachsehen.

In der That haben jene Länder große Mengen von Gold absorbirt. Sie haben jedoch theilweise mit ihren Goldbeschaffungen bereits angefangen, ehe die Zinssteigerung eintrat, und namentlich in Rußland und Oesterreich war ein großer Theil der Goldbeschaffung bereits erledigt zu einer Zeit, als in den Jahren 1894/95 auf den europäischen Geldmärkten nach die größte Geldflüssigkeit herrschte.

Aber wir brauchen uns hier den Kopf nicht mit müßigen Vermuthungen zu zerbrechen, die ebensogut richtig wie falsch sein können. Wir haben ja eine gut organisirte und geleitete Handelsstatistik, die im Stande ist, uns hier die nothwendige Auskunft zu geben.

Wenn wir uns dort orientiren, dann machen wir die Wahrnehmung, daß Deutschland in den Jahren des steigenden Zinsfußes — von 1895 an — jährlich immer größere Mengen von Gold vom Ausland erhalten hat. **Deutschlands Goldverkehr** hat sich nach Ausweis der Reichsstatistik folgendermaßen gestaltet:

	Einfuhr	Ausfuhr	Mehreinfuhr
	(Millionen Mk.)		
1895 . .	97,5	82,3	+ 15,2
1896 . .	227,0	197,6	+ 29,4
1897 . .	154,7	118,8	+ 35,9
1898 . .	326,2	222,8	+ 103,4
1899 . .	266,7	152,3	+ 135,0
	1 072,1	773,8	+ 319,0

Aehnlich steht es mit dem Goldhandel Englands. Dort hat sich Einfuhr und Ausfuhr von Gold folgendermaßen entwickelt:

	Einfuhr	Ausfuhr	Mehreinfuhr
	(Millionen £)		
1895 . . .	36,0	21,4	+ 14,6
1896 . . .	24,5	30,1	— 5,6
1897 . . .	30,8	30,8	± 0,0
1898 . . .	43,7	36,6	+ 7,1
1899 . . .	32,5	21,5	+ 11,0
	167,5	140,4	+ 27,1 £
			= ca. 550 Mill. Mk.

Auch **Frankreich** hatte einen überwiegenden Goldzufluß, wenn auch nicht in dem Umfang, wie Deutschland und England. Seine Einfuhr und Ausfuhr an Gold betrug:

	Einfuhr	Ausfuhr	Mehreinfuhr
	(Millionen Fr.)		
1895 . . .	253	244	+ 9
1896 . . .	301	311	— 10
1897 . . .	294	132	+ 162
1898 . . .	199	313	— 114
1899 . . .	318	161	+ 157
	1 365	1 161	+ 204
			= ca. 165 Mill. Mk.

Aus diesen Zahlen geht hervor, daß die alten Goldwährungsländer keineswegs eine Verminderung ihrer Goldbestände erfahren haben, daß es ihnen vielmehr gelungen ist, von dem neuproduzirten Gold einen beträchtlichen Antheil an sich zu ziehen und sich von der vielberufenen „Golddecke“, die zu kurz sein soll, ein anständiges Stück zu sichern.

Wird schon dadurch die Annahme erschüttert, die Erhöhung der Diskontsätze könne auf einer durch eine ungenügende Zufuhr von Gold bewirkten Goldwerthsteigerung beruhen, so wird dieser Eindruck noch verstärkt, wenn man die Goldeinfuhr der drei Länder England, Frankreich und Deutschland mit einander vergleicht. Frankreich steht mit einer Goldzufuhr von 165 Millionen Mk. weitaus an letzter Stelle; es hat nur halb so viel Gold eingeführt wie Deutschland mit seinem 320 Millionen Mk. Nettoimport. Wäre die Zufuhr von Gold ausschlaggebend für die Lage des Geldmarkts und die Höhe der Diskontsätze, dann wäre der Schluß unabweisbar die Anspannung des Geldmarkts und die Steigerung der Zinssätze müsse in Frankreich am stärksten sein. Aber das ist ja gerade eine der auffallendsten

Erscheinungen in dem ganzen Kreis interessanter Vorgänge, daß in Frankreich zwar auch eine Erhöhung des Zinsniveaus im Allgemeinen und der Diskontsätze im Besonderen eingetreten ist, aber daß diese Erhöhung beträchtlich hinter derjenigen in England und namentlich in Deutschland zurückgeblieben ist. Wir werden uns später mit der Erklärung beschäftigen, welche man für diese Erscheinung gegeben hat; hier sei nur festgestellt, daß diese Erklärung nicht etwa in einer besonders günstigen Goldbilanz Frankreichs gefunden werden kann, sondern daß trotz geringerer Goldzufuhr Frankreich die niedrigsten Diskontsätze hat.

Alles das weist darauf hin, daß die Bewegung der Diskontsätze nicht in Verhältnissen des Geldumlaufs und in Veränderungen des Goldwerthes ihren Grund hat, sondern daß die Ursache auf einem anderen Gebiet zu suchen ist. Daraufhin deutet außerdem das auffallende Zusammentreffen der fast allgemeinen Erhöhung der Preise, welches wir seit dem Jahre 1896 zu beobachten Gelegenheit haben. Es steht geschrieben: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! und was sind die Früchte eines Goldmangels, einer Goldwerthsteigerung nach der Theorie derselben Leute, welche heute aus dem hohen Diskont eine Goldwerthsteigerung beweisen wollen?

Die Früchte sind (nach dem „Leitfaden der Währungsfrage" von Dr. Otto Arendt): Allgemeiner Preisrückgang; das trifft nicht zu. — Stockung der Unternehmungslust; davon werden wir noch sprechen. — Stockung des Absatzes, die Waaren drücken auf den Markt und finden keine Käufer; heute sind die meisten Unternehmer froh, wenn sie die Bestellungen in vollem Umfang und rechtzeitig ausführen können. — Einschränkung und Einstellung der Betriebe, Sinken der Löhne, allgemeine Arbeitslosigkeit; die Signatur der heutigen Lage ist eine ungemein starke Ausdehnung der Unternehmungen, massenhafte Neugründung industrieller Betriebe, empfindlicher Mangel an Arbeitskräften, wesentliche Lohnaufbesserungen. — In Allem sehen wir also das genaue Gegentheil der Folgen, welche die Bimetallisten stets als den nothwendigen Ausfluß einer Goldwerthsteigerung hingestellt haben, mit einziger Ausnahme der hohen Diskonte!

Wir können es mithin anfangen, wie wir wollen, es gelingt uns nicht, die allgemeine Gestaltung der Dinge, von welcher die Steigerung der Diskontsätze doch nur einen Theil darstellt, aus den Verhältnissen des Geldwesens heraus zu erklären. Wir werden also einen anderen Weg einschlagen müssen, um zum Ziel zu kommen. Man sagt zwar: „Geld regiert die Welt". Aber Sprichwörter sind bekanntlich meist Halbwahrheiten, und bei vielen kann man mit dem gleichen Recht das Gegentheil behaupten. Lassen wir deshalb einmal die Welt das Geld regieren und sehen wir zu, wie sich dann der Zusammenhang ausnimmt.

Zu diesem Behuf betrachten wir im nächsten Artikel die Bewegung der Zinssätze als ein integrirendes Glied in der ganzen Flucht der wirthschaftlichen Erscheinungen. Wir dürfen nur dann hoffen, aus dem Wirrwarr scheinbarer Widersprüche zu einer glücklichen Lösung zu kommen, wenn wir die neueste Entwicklung der Diskontsätze in Beziehung setzen sowohl zu der gesammten Gestaltung des Geldmarktes während einer längeren Periode, und wenn wir ferner den Geldmarkt in seiner engen Verkettung mit der gesammten Volkswirthschaft ins Auge fassen.

Es ist wohl hinreichend bekannt, daß in der Zeit von den Napoleonischen Kriegen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts das Zinsniveau eine sinkende Tendenz hatte, daß dann eine Steigerung eintrat und daß die fünfziger und sechziger Jahre relativ hohe Zinssätze aufwiesen. Von 1873 an trat dann wieder ein Rückgang des Zinsfußes ein, der sich über die ganze Kulturwelt erstreckte. Der Rückgang vollzog sich zwar nicht ohne Unterbrechung, aber im großen Ganzen trat er doch so stark und so deutlich hervor, daß man mit ihm als mit einer dauernden Erscheinung zu rechnen begann und daß man ihn in der Theorie auf dauernde Ursachen zurückzuführen versuchte. Man erklärte die sinkende Tendenz des Zinsfußes vor allem durch die fortschreitende Ansammlung von Kapital und das daraus hervorgehende fortgesetzt wachsende Kapitalangebot; ferner durch die wachsende Machtstellung der Arbeiterschaft, welcher es gelungen sei, der Arbeit auf Kosten des Kapitals einen größeren Antheil am Produktionsertrag zu sichern.

Diese Gründe mußten überaus einleuchtend erscheinen, da sie offenbar mit den Thatsachen übereinstimmten. Man sah Kapitalien brach liegen, die vergeblich eine lohnende Beschäftigung suchten, und man sah eine verhältnißmäßig günstige Gestaltung der Arbeitslöhne, während die Kapitalgewinne immer kärglicher wurden. Kein Wunder also, daß man sich überall auf eine Fortdauer des niedrigen Zinsfußes und selbst auf einen weiteren Rückgang einrichtete, daß vor allem die Staaten und Kommunen ihre Anleihen, die Landschaften und Hypothekenbanken ihre Pfandbriefe auf $3^1/_2$ und 3 Proz. konvertirten.

Von 1895 an hat nun die Entwicklung langsam in andere Bahnen eingelenkt. Zwar waren auch im bisherigen Verlauf hin und wieder vorübergehende Steigerungen der Zinssätze vorgekommen, die jedoch die ganze nach abwärts gerichtete Tendenz nicht nachhaltig unterbrochen hatten. Dieses Mal aber wurde die Anspannung von Jahr zu Jahr stärker, sie hat sich über die ganze Kulturwelt verbreitet und einen Umfang angenommen, daß man auf die fünfziger und sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts zurückgreifen muß, um etwas Vergleichbares zu finden.

Ein flüchtiger Ueberblick über diese Entwicklung des Zinsfußes, die ebenso in der Gestaltung der langfristigen wie der kurzfristigen Kreditgewährung, ebenso bei den Hypothekenzinsen und der Verzinsung der Staatsanleihen wie bei den Diskontsätzen hervorgetreten ist, — ein flüchtiger Ueberblick bestätigt uns bereits vollkommen, daß wir die das Geldwesen beherrschenden Verhältnisse nicht als die treibenden Ursachen ansehen dürfen. Ebenso wie heute vollzog sich auch in den fünfziger Jahren die Steigerung der Zinssätze bei einer gewaltigen Vermehrung der Goldproduktion und bei einer starken Erhöhung der wichtigsten Waarenpreise; ebensowenig wie heute konnte damals die Zinssteigerung durch einen Mangel an Gold erklärt werden.

Dagegen führt bereits dieser flüchtige Ueberblick auf die Spur eines anderen Zusammenhanges.

Sowohl die Zeit von 1850 bis 1873 als auch die Zeit von 1895 an stellen sich dar als Epochen eines gewaltigen Aufschwungs der gesammten Weltwirthschaft, während in der Zeit von den Napoleonischen Kriegen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts und von 1873 bis zur Mitte der 90er Jahre der wirthschaftliche Fortschritt nicht in gleicher Weise zu Tage trat, ja sogar längere Perioden gänzlicher Stagnation zu verzeichnen waren.

Es fand also eine bemerkenswerthe Uebereinstimmung statt zwischen den großen Bewegungen der gesammten Volkswirthschaft und dem Zinsniveau. Die Zeiten eines relativen Stillstandes der wirthschaftlichen Thätigkeit zeigen niedrige Zins- und Diskontsätze, die Perioden lebhafter Aufwärtsbewegung weisen steigende Zinssätze auf.

Diese Uebereinstimmung trifft nicht nur in den ganz großen Zügen der Entwicklung zu, sie läßt sich vielmehr bis ins Einzelne verfolgen. Die Depression, welche nach der Krisis von 1873 eintrat, war begleitet von einem Rückgang der Zinssätze. Die Besserung der wirthschaftlichen Lage zu Anfang der 80er Jahre brachte allgemeine Diskonterhöhungen. Die Depressionsperiode 1883—1888 wies abermals einen beträchtlichen Rückgang des Zinsniveaus auf, und mit dem neu einsetzenden Aufschwung gingen abermals die Zinssätze in die Höhe, um dann bei der allgemeinen Geschäftsstockung in der ersten Hälfte der 90er Jahre auf einem nie dagewesenen Tiefpunkt anzukommen.

Dieser ununterbrochene Parallelismus zwischen der Bewegung des Zinsfußes und dem Wechsel der großen wirthschaftlichen Konjunkturen ist nicht schwer zu erklären: Wenn durch einen mächtigen Anstoß, wie ihn um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Ausdehnung des Eisenbahnnetzes und die steigende Verwendung der Dampfkraft gegeben hat, der Puls des wirthschaftlichen Lebens stärker schlägt, wenn die Produktivität der Kapitalien steigt und die Gewinne der industriellen und Handelsunternehmungen in die Höhe gehen, wenn die gesteigerte Rentabilität des Kapitals die Nachfrage nach Kapital vermehrt und diejenigen, welche Kredit in Anspruch nehmen, in Stand setzt höhere Zinsen zu zahlen: dann ist eine Steigerung der Zinssätze aller Art die unausbleibliche Folge.

Die hohen Gewinne der Unternehmungen führen zu Betriebsausdehnungen und Neugründungen, die große Mengen von Kapital absorbiren. Die günstigen Erträgnisse dieser Unternehmungen wirken zurück auf alle anderen Gebiete; wer niedrig verzinsliche Staatsanleihen besitzt, fühlt sich versucht, sie zu verkaufen und sein Geld in Aktien anzulegen, die hohe Dividenden bringen; wer hypothekarische Darlehne zu niedrigem Zinsfuß gewährt hat, wird sie kündigen, um eine höhere Verzinsung zu erlangen oder um sein Geld anderweitig günstiger anzulegen; vor allem aber werden fest verzinsliche Papiere, wie Staats- und Kommunalanleihen, Pfandbriefe u. s. w., die neu auf den Markt kommen, nur zu niedrigeren Kursen, welche den erhöhten Gewinnen auf anderen Gebieten Rechnung tragen, untergebracht werden können. Auf diese Weise setzt sich eine Hebung des Zinsniveaus allmählich auf dem ganzen Gebiet der Volkswirthschaft durch.

Gerade die letzten Jahre boten die beste Gelegenheit zu solchen Beobachtungen; denn genau so, wie es hier dargestellt ist, spielten sich die Dinge vor unsern Augen ab.

Seit 1895/96 befindet sich die Weltwirthschaft in einem ununterbrochenen Aufschwung, der zwar in den verschiedenen Ländern in verschiedener Stärke zu Tage tritt, der aber im Ganzen genommen an Nachhaltigkeit und Intensität alle ähnlichen Aufwärtsbewegungen der letzten Jahrzehnte so weit übertrifft, daß er nur mit jenem glänzenden Aufschwung verglichen werden kann, der um die Mitte des Jahrhunderts durch die rasche Ausdehnung der modernen Verkehrsmittel und die Einführung der modernen Produktionstechnik auf dem europäischen Kontinent hervorgerufen worden ist.

Der Vergleich liegt doppelt nahe, denn die gegenwärtige Aufwärtsbewegung ist aus ganz ähnlichen Ursachen hervorgegangen. War es damals die steigende Verwendung der Dampfkraft, so ist es heute im Wesentlichen die sich rasch ausdehnende Benutzung der Elektrizität, von welcher der Anstoß ausgegangen ist. Elektrische Straßenbahnen, elektrische Beleuchtungsanlagen, die Verwendung elektrischer Kraft zu motorischen Zwecken bis hinab zum industriellen Kleinbetrieb — viele Hunderte von Millionen Mark sind in den letzten Jahren für solche Zwecke aufgewendet worden. Dazu kommt die Ergänzung und der Ausbau des Eisenbahnnetzes, die Erneuerung und Vermehrung des rollenden Materials in wichtigen europäischen Staaten; die Inangriffnahme neuer Linien in fremden Welttheilen, namentlich in Sibirien, China, Kleinasien, Aegypten; ferner die von allen Großmächten geplante Vermehrung der Kriegsflotten, die sich theilweise bereits in vollem Gang befindet; in Deutschland speziell wirkte noch mit die Thatsache, daß durch die Handelsverträge der 90er Jahre unseren Handelsbeziehungen zum Ausland auf eine Reihe von Jahren hinaus eine sichere Grundlage für eine gedeihliche Entwicklung garantirt war.

Es ist deshalb gewiß kein Zufall, daß die ersten Zeichen der günstigen Entwicklung gerade in Deutschland hervorgetreten sind, wo die Besserung der handelspolitischen Beziehungen einen Anstoß gab und wo das wissenschaftliche Studium und die praktische Ausbeutung der elektrischen Kraft am meisten gepflegt worden sind. Nicht weniger charakteristisch ist der Umstand, daß der Aufschwung anfänglich im Wesentlichen sich auf diejenigen Produktionszweige beschränkte, welche mit der elektrischen Industrie, mit dem Eisenbahnbau und Schiffbau in der unmittelbarsten Verbindung stehen: auf die Montan- und Maschinenindustrie. Erst nach und nach übertrug sich die günstige Konjunktur auch auf die meisten übrigen Erwerbszweige. Es ist ferner eine natürliche Folge, daß der Aufschwung am stärksten zu Tage getreten ist in denjenigen Ländern, für welche die Montan- und Maschinenindustrie von ganz besonderer Bedeutung ist, vor allem in England, Belgien, den Vereinigten Staaten und Deutschland.

Wie große Dimensionen bei uns in Deutschland die allgemeine Aufwärtsbewegung angenommen hat, das geht hervor aus dem erheblichen Mehrverbrauch und der gewaltigen Preissteigerung der wichtigsten industriellen Roh- und Hilfsstoffe, namentlich der Kohle und des Eisens. Die Steinkohlenförderung Preußens ist von 72,6 Millionen Tonnen im Jahre 1895 auf 94.8 Millionen Tonnen im Jahre 1899 gestiegen, und gleichzeitig hat sich der Preis (Gießereikohle) von 14 M. pro Tonne im Durchschnitt des Jahres 1895 auf 24 M. im März 1900 gehoben. Der Preis des Eisens (Puddelroheisen) ist von 46 M. pro Tonne im Jahre 1895 auf 90 M. im März 1900 gestiegen, während die deutsche Roheisenproduktion von $5^1/_2$ Millionen Tonnen im Jahre 1895 auf 8 Millionen Tonnen im Jahre 1899 gestiegen ist, der inländische Roheisenverbrauch (heimische Produktion und Mehreinfuhr) sogar von 5,52 auf 8,46 Millionen Tonnen.

Ist dieser Mehrverbrauch und diese Preissteigerung nur ein Symptom, so haben wir in der Zunahme der Emissionen von Werthpapieren und in der Neugründung von industriellen Aktiengesellschaften den vollen Ausdruck dafür, in welchem Maße bei uns in Deutschland die Nachfrage nach Kapital für industrielle Zwecke gestiegen ist, welche Riesensummen zur Erweiterung bestehender Betriebe und zur Gründung neuer Unternehmungen verwendet worden sind.

Die Zahl und das Kapital der neugegründeten Aktiengesellschaften hat seit 1894 von Jahr zu Jahr eine beträchtliche Steigerung erfahren, wie folgende Tabelle ausweist.

Jahr	Zahl der Gesellschaften	Kapital der Gesellschaften
1894	92	88 Mill. M.
1895	161	251 "
1896	182	269 "
1897	245	380 "
1898	329	464 "
1899	364	544 "

Die gesammte Emission von Industrieaktien erreichte, nach ihren Kurswerth berechnet, folgende Summen:

	Mill. M.		Mill. M.
1894	79	1897	318
1895	223	1898	521
1896	334	1899	861

Die gesammte Emission von Werthpapieren in Deutschland hat sich gesteigert von 1375 Millionen Mark im Jahre 1895 auf 2414 Millionen Mark im Jahre 1899.*)

Seit der Aera 1871/73, welche unmittelbar auf die Freigabe der Gründung von Aktiengesellschaften und auf den deutsch-französischen Krieg folgte, hat Deutschland niemals eine so ausgedehnte Gründungs- und Emissionsthätigkeit zu verzeichnen gehabt. Seit jener Zeit, wo die französischen fünf Milliarden Deutschland mit einer Fülle von flüssigen Mitteln überschwemmten, haben niemals auch nur annähernd so starke Investirungen von Kapital stattgefunden.

Daß bei einer so allgemeinen Steigerung der Festlegung von Kapitalien eine Knappheit an Kapital entstanden

*) Die obigen Zahlen beruhen auf der Statistik des „Deutschen Oekonomist", herausgegeben von Christians.

ist und daß der Kapitalzinsfuß eine beträchtliche Steigerung erfahren hat, bedarf keiner weiteren Erklärung. Diese Wirkung ist vollständig unabhängig von der Menge der vorhandenen Zahlungsmittel und der Beschaffenheit des Geldwesens, sie ist ein reines Ergebniß der durch die erhöhte Rentabilität der Unternehmungen gesteigerten Kapitalnachfrage.

(Schluß folgt.)

Karl Helfferich.

Von italienischer Schauspielkunst.

In Ermete Novelli haben wir in dem verflossenen Monat den populärsten Schauspieler der italienischen Bühne kennen gelernt. Die Duse genießt das höhere Ansehen, Zacconi hat eine große Achtung für sich; aber Novelli ist beliebter. Der sonnige Frohsinn, der seinem Wesen eigen ist, kindliche Gutmüthigkeit und ein Schimmer stiller, reiner Poesie, den er über den gottverlassensten Blödsinn zu breiten wußte, haben ihm vormals alle Herzen gewonnen, und als er aus einem achtungswerthen Ehrgeiz, sein Repertoire zu erweitern, sich immer schwierigere und künstlerisch werthvollere Aufgaben zu stellen suchte, ist ihm der Beifall seiner Landsleute auch da gefolgt, wo er die Grenzen, die ihm Begabung und physische Eigenschaften setzten, vollkommen außer Acht zu lassen drohte.

Auch wir haben es dem ausgezeichneten Künstler in Berlin nicht an den Bezeugungen unserer Anerkennung und Bewunderung fehlen lassen. Aber die Begeisterung unseres Publikums kann einer fremden und zumal einer italienischen Truppe gegenüber niemals restlos sein. Eine Reihe von Wahrnehmungen drängt sich störend zwischen uns und unsere Gäste. Es gibt immer allerlei Umstände, über die wir uns verwundern müssen, weil sie unseren Gewohnheiten und, was schlimmer ist, unserem Geschmack widersprechen. Bald ist es die Zusammensetzung der Truppe, bald des Repertoires; Veränderungen eines uns theuren Kunstwerkes, die wir als rohe Verstümmelung empfinden, das Verhältniß des Schauspielers zu dem Publikum, das uns in seiner Primitivität lächerlich und unkünstlerisch anmuthen mag. — Wenn nun ein jedes, aus fremdem Volksthum geborene Kunstwerk uns nicht leichthin, und vielleicht nie vollkommen zugänglich wird, so stehen wir gewiß am rathlosesten einer Form gegenüber, die unter ganz unmittelbarer Mitwirkung eines spezifischen Publikums, besonderer nationaler Kulturverhältnisse, unter der Tyrannei uns unverständlicher geselliger Einrichtungen sich gebildet hat und Anforderungen zu entsprechen sucht, für welche uns die Voraussetzungen fehlen. Die theatralische Darbietung gehört zu den Kulturerzeugnissen, deren Austausch sich nicht leicht und zu voller Zufriedenheit vollzieht; wir dürfen den Maßstab für sie nicht schlechtweg von den Erfahrungen unseres subjektiven Geschmackes abnehmen, vielmehr um ihr gerecht zu werden, sie ästhetisch zu würdigen, werden wir uns entschließen, ihrer eigenthümlichen Bedingtheit unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

So oft ein italienischer Künstler unter uns spielt, hören wir die Frage stellen: von wo kommt er her, an welchem Theater ist er engagirt? Der italienische Schauspieler kommt von keinem bestimmten Theater, er ist nirgends engagirt; seine Kunst hat kein Heim und wird wohl nie eines besitzen. Er spielte vielleicht den Oktober über in dem spanischen Barcelona; im November finden wir ihn in Florenz, Mitte Dezember kommt er nach Neapel, bricht Mitte Februar nach Venedig auf, und im April schifft er sich wohl gar in Genua nach Südamerika ein, wo es ebenfalls Leute gibt, die die lateinische Zunge verstehen. — Daß Italien kein ständiges Theater besitzt, hat mancherlei Gründe. Unsere Bühnen verfügen über eine Spielzeit von zehn Monaten; die Zeit, zu der in dem wärmeren Italien gespielt werden kann, beträgt fünf, günstiger angesehen sieben Monate. Nicht daß in einer großen Stadt, etwa in Rom, nicht auch in den glühendsten Sommermonden ein Histrionentrüpplein den Versuch machte, ein wenig Unterhalt herauszuschlagen. Aber für den Bühnenkünstler im Allgemeinen gibt es doch nur Eine fruchtverheißende Saison: die stagione di carnevale, die nominell mit dem 26. Dezember, dem Stefanstag, beginnt und mit dem Fastnachtdienstag endet. Für diese Zeit eröffnet sich den großen Opernhäusern die Quelle ihrer Einnahmen: das Logenabonnement. Es gehört in der Gesellschaft, die etwas auf sich hält, zu den strengsten Geboten des guten Tones, eine Loge in der Scala, dem Theatro Reale Argentina, San Carlo, kurz in einem der subventionirten Haupttheater der Großstadt zu haben. Dieses Theater ist stets ein Opernhaus; für Schauspielhäuser gibt es weder städtische noch königliche Subventionen, keine Abonnements, kein ständiges Publikum. Auf romanischem Boden ist das Theater keine Kunstanstalt, sondern ein geselliges Etablissement. Für den Franzosen ist es eine angenehme Ausfüllung der Pause zwischen den Genüssen der Tafel und den Freuden der Liebe. Der junge Spanier pflanzt sich unten in das Parterre und starrt unverwandt durch das Opernglas in die Loge nach der Dame seines Herzens; hier ist der Ort, ihr seine Huldigungen darzubringen. In Italien ist jede Loge ein Salon; die Damen, in großer Toilette, sitzen an der Brüstung, die eine mit dem Rücken, die andere mit dem Gesicht gegen die Bühne; in den Pausen werden Besuche abgestattet: Herren aus anderen Logen, oder drunten dem Parterre, aber solche, die sich durch Bezahlung des ingresso das Recht erworben haben, ohne über einen eigenen Platz zu verfügen, in den Logen ein und aus zu gehen; Militärs, Zivilisten in Gesellschaftsanzug rücken zwischen die Damen, die lebhafteste Konversation ist bald im Gange und wird sich auch durch den Beginn eines neuen Aktes nicht unterbrechen lassen. Der Zweck einer Opernloge ist der Flirt; das Publikum, von dem die Oper lebt, sich erhält, sucht in ihr vornehmlich die feinen Genüsse und Erregungen, die in den Beziehungen von Geschlecht zu Geschlecht wurzeln. Das Schauspiel ist nicht so glücklich, einen gleich wichtigen Existenzgrund zu besitzen, und daß es noch nicht gestorben ist, kann den Ausländer in Italien niemals genug verwundern.

Die italienische Schaubühne besitzt also kein interessirtes Publikum; ein Publikum ohne Kunstinteresse aber, ein müßiges, zerstreuungssüchtiges Publikum ist ein schlimmer Tyrann. Wenn eine Schauspielergesellschaft in eines der acht bis zwölf Theater einer Großstadt einzieht, die in der stagione di carnevale alle gleichzeitig spielen, muß sie zunächst womöglich eine neue Zusammensetzung der Truppe bieten. Man liebt es nicht, die gleichen Schauspieler bei einander zu sehen: variatio delectat. Keine Truppe bleibt länger wie zwei Jahre zusammen. Es erscheint also ein großes Plakat von schreiender Farbe mit dem Verzeichniß der Künstler und einer möglichst langen Novitätenreihe. Die Truppe soll viel bringen, sehr viel, und womöglich recht viele Novitäten. Die Novitäten fallen meistens durch, aber das macht nichts, denn wenn es nicht la dame de chez Maxime ist, bringt sie es ohnehin selten über zwei Aufführungen. Man denke: der Komödiendichter hat sein Bestes gethan, die Schauspieler haben ihre besten Kräfte eingesetzt, und wenn sie gar sieben Vorstellungen der Piece herausschlagen, klatschen sie in die Hände und rufen: Gott hat es gegeben!

Die italienische Schaubühne besitzt keine ständige Truppe, kein Publikum, kein Repertoire, und sie kann sich keine Schauspieldichter erziehen. Das Facit ist die bare Armuth. Der Direktor, der bezeichnender Weise auch für die ernsthafteste Gesellschaft capocomico genannt wird, ist nicht in der Lage, einen Bestand von mehr wie drei hervorragenden Künstlern zu vereinigen; das ist schon beinahe ein

Ausnahmefall, ein Luxus für römische Begriffe. Für Dekorationen und Kostüme können nur sparsame Summen ausgeworfen werden, die Comparserie ist auf ein Minimum beschränkt. Personenreiche Stücke wie die Komödien der beiden Dumas stellen den führenden Schauspieler vor die Wahl, entweder die Anzahl zu verringern, wie es Novelli macht, oder die Nebenrollen mit Armeleuteexistenzen zu besetzen, das Verfahren der Duse. Stücke wie der Kaufmann von Venedig, welche Verwandlungen bei offener Szene erfordern, müssen auf ein einheitliches Szenarium gebracht werden; denn es fehlt an den Dekorationen, an dem Personal, sie umzusetzen, an den mechanischen Einrichtungen, an Allem.

Unter diesen nicht beneidenswerthen Verhältnissen arbeitet die italienische Schauspielkunst, und es muß gesagt werden, daß ihr Durchschnitt besser ist wie das Mittelmaß unserer einheimischen darstellenden Kräfte, und daß ihre Elite in gewisser Hinsicht die Schauspieler aller Nationen überholt. Allerdings kommen dem Italiener natürliche Eigenschaften zu Hülfe. Der Italiener bewegt sich leicht und anmuthreich, er hat ein eindringliches Minenspiel, eine große Lust an der Nachahmung, scharfen Beobachtungsgeist, einen schnellen Begriff des Charakteristischen, schöpferischen Humor. Sodann besitzt der Italiener an seiner Sprache ein wundervolles Instrument. Keine andere Sprache der Welt verfügt über diese Tonmannigfaltigkeit, diesen Wechsel der konversationellen Nuance: jetzt ein leichtfertiges, geschwindes Schwadroniren, ein Gehudel unter Geschrei und Gelächter; oder ein langsames, genußreiches Ausmalen, ein melodisches Ruhen auf bestimmten, berauschenden Wortklängen, das Vorgliedern eines Begriffes, einer Situation, das Wort wird mit Behagen und Augenzwinkern präsentirt; und nun ein Duo, ein Terzett streitender Stimmen, ein polyphoner Disput, alle reden auf einmal, durcheinander, in verschiedener Tonhöhe und Stärke, einzelne, bestimmte Worte werden mit höchster Energie immer wiederholt hervorgestoßen, laut, übertönend, siegreich, und dann in der eingetretenen Stille noch ein paar Mal in längeren Pausen wie einzelne Schläge. — Der Schauspieler brauchte solche Qualitäten nur auf die Bühne zu übertragen, um einen dramatischen Dialog von großer Mannigfaltigkeit zu besitzen; die Duse verdankt ihnen manche interessante Wirkung, zur höchsten Kunst hat Novelli sie ausgebildet, er ist der Virtuos des gesprochenen Wortes.

Diejenige Eigenschaft nun, welche den Vorrang der italienischen Schauspielkunst begründet, ist ein historisches Erbtheil, die Hinterlassenschaft der **commedia dell' arte**. Das Wesen der **commedia dell' arte** ist bekannt: die Schauspielergesellschaft erhält das Stück in Gestalt eines nackten Szenariums geliefert, den Dialog improvisirt sie selber. Isabella hat vom Fenster aus ein Liebesgespräch mit Orazio, kommt zu ihm herab, sie versprechen sich miteinander, gehen ab. Ottavio kommt mit Brighella, hat eine Szene über seine Liebe zu Isabella, befiehlt Brighella zu klopfen, Brighella „batte“; Isabella zeigt sich, Ottavio entdeckt seine Liebe, Isabella weist ab, weil sie Orazio liebe, Ottavio wüthet, Isabella, erzürnt, schlägt das Fenster zu. — So steht es im Szenarium. Die Darstellerin der Isabella, Orazio, Ottavio haben nun einen schmelzenden Dialog zu erfinnen, sie vertiefen sich in Novellenbücher, Anekdotensammlungen, in Liebespoesien; und Brighella, der, ehe er gegen das Thor donnert, schon viele lazzi zum Besten gegeben haben muß, zerbricht sich den Kopf um neue Späße. Kommt es dann zum Spiele, so hat jeder Mime eine genaue Auffassung seines Charakters und der Situation und eine Menge Dinge, die er sagen will; aber das, was der andere Charakter spricht, stimmt nicht durchaus zu seinen Absichten, er muß sachte nachgeben, geistesgegenwärtig beifallen und pariren, und so entwickelt sich das natürlichste Abbild eines wirklichen Dialogs. So berichtet ein Augenzeuge.

Eine Spezialität der alten Komödie ist die pantomimische Scene. Scaramuccia hat das Zimmer aufgeräumt, setzt sich auf einen Stuhl und spielt die Guitarre; Pasquariello schleicht sich hinter ihn und schlägt auf seinen Schultern den Takt, Scaramuccia erschrickt. Dieses Erschrecken ist das Thema der Scene: eine Viertelstunde lang, **un gros quart-d'heure** spielt Scaramuccia seinen Schrecken, ohne ein Wort zu sprechen, immer neu, immer wechselvoll, **il faisoit pamer de rire**. Der selbe Scaramuccia, der ein großer Schauspieler war, er hieß Tiberio Fiorilli von Neapel, **le modèle de plus illustres Comediens de son temps**, sagt Gherardi, rührte in ähnlichen Scenen bis zu Thränen. — Wie kurz ist doch der Weg von Scaramuccia bis Novelli. Michel Perrin, der Spion wider Willen, hat die Verhaftung zweier Verschwörer verursacht; der Polizeichef gibt ihm den Auftrag, sie ins Gebet zu nehmen, Michel als ehemaliger Pfarrer meint, er solle ihnen ins Gewissen reden. Die beiden Verbrecher haben den Dialog zu führen, sie sprechen seitwärts und werfen finstere Blicke; während dessen überlegt Michel Perrin, was er ihnen sagen wird: er wird schelten, zürnen, verweisen, liebevoll ermahnen, väterlich und im Namen der Religion beschwören; wir lesen es Wort für Wort von seinem Gesicht, von Haltung und Gebärde; dabei spricht er keine laute Silbe. — Oder Ludwig der Elfte betet; er hat den Hut mit Heiligenbildern und Reliquien besteckt, andere Reliquien trägt er an Ketten um den Hals, eine andere in einem Fingerring. Er bückt sich mühsam und fängt an, seine Heiligthümer zu küssen; noch eines und wieder eines und immer noch eines, mit ängstlicher Inbrunst und Gewissenhaftigkeit, dazwischen bekreuzt er sich immer von Neuem und bewegt die Lippen, die Andacht nimmt kein Ende. Der feine Schelm hat viele Unthaten auf dem Gewissen und ist eben im Begriff, eine neue zu veranstalten; aber er hat eine jammerhafte Bangigkeit vor dem lieben Gott und dem Jüngsten Gericht, und er braucht sehr viele Fürsprecher im Himmel! — Auch von Novelli darf es heißen: **non parla e dice gran cose.**

Die bei uns beliebte Kontroverse, ob die Schauspielkunst eine lediglich reproducirende oder eine producirende sei, ist für Italien längst entschieden. Der italienische Schauspieler ist schöpferisch, seit den Tagen der **commedia dell' arte.** Litterarische Skrupel sind nicht vorhanden, ein klassisches einheimisches Drama existirt nicht, der von außen zugeführte Stoff muß ohnehin vielfach für italienische Bedürfnisse hergerichtet werden. Die kleinen Gesellschaften nehmen sich diese Mühe nicht, sie spielen herunter, was ihnen unter die Hände kommt, der Rachen des Kerberos will gestopft sein. Aber die großen Italiener, von der Ristori angefangen, haben immer mit ihrem Stoff, das ist: dem Bühnendrama, frei geschaltet. Sie haben das Ausländische italianisirt, das protestantisch Empfundene katholisirt; sie sind ihrem schöpferischen Instinkt gefolgt, besonders wo das Material ein minderwerthiges war. In einem leeren französischen Sensationsstück, etwa Odette, entdeckt die Duse einen menschlichen Leidenszug und dichtet darauf eine ergreifende Tragödie. Diese Dichter unter den Schauspielern üben scheinbar eine unerlaubte Willkür; in Wirklichkeit sind ihre Aenderungen theils technisch, theils von höherem ästhetischen Gesichtspunkt sehr wohl zu rechtfertigen. Der Kean, wie ihn Novelli spielt, ist nicht mehr das tolle, naive, etwas bramarbasirende Schaustück des erfindungslustigen alten Dumas. Der zweite Akt besteht ganz schlank, mager und modern aus einer einzigen Scene. Mr. Kean wird eine Dame gemeldet, Miß Anna Danby. Sie kommt herein: eine jugendlich reizvolle Erscheinung; offenbar ein entzückendes galantes Abenteuer! Kean, sehr erfreut, sitzt an ihrer Seite auf dem Diwan, möglichst nahe, lächelt verbindlich; während sie spricht, macht er ein über das andere Mal den Versuch, ihre Hand zu fassen. Die junge Dame, unschuldig, keusch, vornehm, bemerkt es nicht oder will es nicht bemerken; sie redet weiter, steuert auf ihr Ziel los: sie will Kean in einer wichtigen Sache um Rath fragen, sie will Schauspielerin werden. Kean erhebt sich, weil er über die kleine Enttäuschung lachen muß; es ist das lautlose, herzliche Lachen Novellis: ich

hätte alles Andere erwartet! Aber er setzt sich wieder zu ihr, er hört weiter, äußerst angeregt, interessirt. Und nun beginnt er zu sprechen. Jetzt spricht Kean! Das ist eine Persönlichkeit, eine geistige Potenz! Das ist ein Mann, der die Worte wägt, ehe er sie bringt, vor dessen Gründen es kein Ausweichen gibt! Es ist nicht einmal das Was seiner Rede, der alte Dumas hat — weiß Gott! — nicht viel Geist in diese Scene zusammengetragen! Aber das Wie ist erstaunlich, es erweckt die Illusion, daß wir dem bedeutendsten Menschen lauschen! Weltmännisches Wohlwollen, ein wenig Spott, ein väterliches bei der Hand Nehmen und Führen; und nun wird er langsamer, zögert, wählt die Worte, ein verletzendes Ansinnen in schonender Form zu präsentiren — plötzlich läßt er den Faden fallen und nimmt einen anderen auf. Es ist sublim, wie er durch diese Wendung zugleich verschweigt und ausspricht. Wir müßten Italiener sein, um alle Feinheiten dieser Beredsamkeit zu genießen! Und dann folgt ein Bergstrom. Das ist nicht der romantische, frisirte Kean, der einer jungen Dame zur Warnung seine Theatermisère auspackt, aber den Humor in der Tasche behält; das ist ein Mensch, den die Erinnerung an Leiden und Beleidigungen rasend macht, der von Bitterkeit überfließt, der mit den Füßen auf seinem Ideal herumtritt! Anna, hingerissen, überwältigt, vergißt ihre mädchenhafte Scheu und bietet ihm ihre Hand, ihre Habe, nur damit er frei werde von einem so entsetzlichen Berufe! Da erblaßt Kean, seine Worte stocken, das Gesicht verzerrt sich; er starrt Anna wie geistesabwesend an. Er soll das Theater verlassen. Er! Das Theater verlassen! Drei, vier Mal fragt er, fragt sich, wie man es ihm hat sagen können! Aber was ist Kean, wenn er das Theater verläßt? Er soll vergessen sein? Nicht mehr Kean sein? Nein, Kean kann das Theater nicht verlassen, er ist an die Galeere geschmiedet; er wird Alles weiter ertragen, die hochmüthige Herablassung vornehmer Gönner, die Qualen eifersüchtiger Leidenschaft, und er wird als der Harlekin eines brutalen, zerstreuungssüchtigen Publikums Luftsprünge machen und auf dem Kopf stehn, wenn er heulen möchte, und zarte Thränen weinen, wenn ihm das Herz im Leibe lacht. Das ist der Kean, wie ihn Novelli spielt; es ist zugleich die Tragödie des italienischen Komödiantenthums.

Wir müssen zum Schluß noch einige Bemerkungen über eine schauspielerische Freiheit machen, die wir von unserem ästhetisch-litterarischen Standpunkte aus nicht vergeben können. Wir fragen nicht viel danach, wenn der Stoff von Odette umgestülpt oder der Dialog des Kean auf die andere Seite gedreht wird; aber wenn man uns einen verbesserten Shakespeare bietet, so reißt uns die Geduld. — Seien wir gerecht. Der Kaufmann von Venedig ist zu zwei Drittheilen ein reiches und feines Gewebe von Poesie, um ein mageres Gestell von Handlung gehängt. Wird dieser Schmuck entgöttert, wird er in eine schlechte fremde Prosa übersetzt, so kann man nur Eines mit ihm thun: aufräumen. So wird, was bei Shakespeare tragische Episode, zum Abend füllenden Stück; alles, was Porzia betrifft, wird in den zweiten Akt wie in eine Rumpelkammer zusammengeräumt. Das ist nicht schön und hätte gewissenhafter geschehen dürfen; technisch und für die italienischen Verhältnisse war es nothwendig. — Der Shylok Novellis ist nicht das groteske Scheusal der Shakespeare'schen Tradition. Er ist ein hochgewachsener Mann, eine Erscheinung nicht ohne Gewicht, in seinem Kaftan der reiche, unter seinen Stammesgenossen mächtige, angesehene Jude. Wenn er mit dem verarmten, verschuldeten Bassanio spricht, ist er kaum noch höflich. Und wenn er von Labans Schafen erzählt und den Urvater Abraham nennt, richtet er sich hoch auf, beinahe majestätisch, er fühlt den Stolz seines alten Adels und die Verachtung für das unreine Blut, das sich an unreinem Fleische mästet. Wie ein Stück Geschichte sitzt er auf der Schwelle, nach dem überlegenen Antonio hinüberschielend, Flüche und Verwünschungen und seinen Judenschmerz vor sich hinmurmelnd; aber zwischen den unterwürfigsten Gebärden kann er seine Augen nicht hindern, spöttisch aufzublitzen, seinen Mund, sich höhnend zu verziehen. — Diese Auffassung hat Novelli erst mit der Zeit hervorgearbeitet; früher baute er den Charakter auf die Antithese von Lächerlichkeit und Tragik. Ein fratzenhaftes Scheusal, aber doch entsetzlich mißhandelt. Entsetzlich mißhandelt, aber doch welch eine Fratze! Jessika ist soeben entführt worden. Shylok und Tubal kommen von dem Mahle bei Antonio, sie haben tüchtig getrunken, sind erregt und schütten sich aus vor Lachen. Vor Shyloks Schwelle nehmen sie Abschied mit allerlei Zeremonien. Shylok nähert sich der Thüre, plötzlich bleibt er wie erstarrt stehen, stiert bald die Thüre, bald Tubal an: die Thüre ist offen! Tubal — la porta è aperta — drei, vier Mal gelallt, dann stürzt er hinein, ein Poltern, ein Hinausfallen über die Treppe; dann einen Augenblick Stille, und jetzt ein Geheul, das nichts Menschliches hat, und auf der Terrasse eine Gestalt mit zerrauften Bart, winselnd, unverständliche Worte schreiend! Und nun kommt er heruntergepoltert und heraus, stimmlos gestikulirend, man erräth: Tubal soll fort, verfolgen! Höhnende Kinder erfüllen die Bühne, und Shylok fällt sinnlos zur Erde; und indem er fällt, fährt das eine Bein in die Höhe und klappt mit einer unsagbar lächerlichen Bewegung zurück auf den Boden. So spielte Novelli früher den Schluß des ersten Aufzuges.

Zwei Momente aus dem vierten Akte seien noch erwähnt. Der eine, wie Shylok erfahren hat, daß er wohl Fleisch schneiden darf, aber bei Gefahr seines Lebens kein Blut vergießen. Nach der ersten Verworrenheit sucht er sich zu fassen: er lächelt sogar, macht etwas wie eine verbindliche Kopfneigung gegen den Doktor aus Padua, als wollte er sagen: wenn es so ist, gewiß — aber gleich darauf verzerrt sich sein Gesicht und wird blöde, der Mund steht offen, die Lippen zittern etwas. Dann versucht er nochmals zu lachen, das Gesicht verzerrt sich wieder. Hierauf winkt er Bassanio mit einer hochmüthig gönnerhaften Bewegung und flüstert ganz heiser: gut, er wolle es annehmen, Bassanio solle nur das dreifache Kapital bringen! Aber jetzt wird ihm alles abgesprochen, Leben und Vermögen, allein um den Preis seines Glaubens kann er sich retten. Da fällt er auf den Boden. Krampf rüttelt ihn, der Kopf fährt immer in die Höhe und sinkt wieder unter. Die Anderen jubeln, lachen, höhnen, rufen ihm rohe Worte zu: er solle die Glaubensabschwörung unterzeichnen, gleich, jetzt, heute! Und Shylok richtet sich auf. Er fiebert, fröstelt, die Zähne schlagen zusammen, er zieht den Mantel schlotternd um sich, wickelt sich ein; der Greisenkopf hängt über mit verzerrtem Gesicht, mit herabhängender Unterlippe. Er soll unterzeichnen, sogleich! Domani, morgen, murmelt Shylok. Heute, sogleich! Domani. Und er wankt, schlottert zur Thüre; und an der Schwelle wendet er den Kopf und wirft einen langen, langen Blick auf Antonio, einen Blick, in dem gar nichts zu lesen steht, nicht Haß, nicht Wuth, nicht Enttäuschung, nichts, überhaupt nichts; es ist nur ein Hängenbleiben mit den Augen. Schließlich rafft er sich zusammen und wankt hinaus.

Wir nehmen von Novelli und der italienischen Schauspielkunst Abschied. Wenn wir ihnen wieder auf der Scene begegnen, so wollen wir gedenken, daß so manche störenden Mängel sich aus nationaler Eigenthümlichkeit erklären, und daß es trotzdem eine große und schöpferische Kunst ist, die in die Tiefe der Menschenseele hinableuchtet.

Ludwig Beer.

Bilder aus Paris.

(Schluß.)

Der Park Monceau in seiner tändelnden Rokokoanmuth zeigt, was die französische Gartenkunst im achtzehnten Jahrhundert geworden ist. Sie hat die starren monumentalen Linien aufgegeben und legt es nur noch auf malerische Wirkungen ab. Der englische Park und der chinesische Garten liefern die Motive. Man sucht der Natur in ihrer stimmungsvollen Abgeschiedenheit näher zu kommen, sie den Bedürfnissen des empfindenden Herzens anzupassen. Die Natur will jetzt mit der Seele verstanden werden. Und um ihren menschlichen Gehalt zu erhöhen, streut man überall Spuren eines elegischen Daseins ein. So entstehen, zum Theil von dem sinnigsten Landschafter jener Periode, von Hubert Robert gezeichnet, die Gärten des kleinen Trianon in Versailles, mit ihrem Weiler, ihrem murmelnden Bächlein, dem Amortempel und dem niedlichen See, auf dem einst die Barke der Königin schwamm. Gegen den Ausgang zu schließt ein enges Pförtchen aus Steckenwerk, allerliebst manirirt, daß man meinen sollte, gleich müßte das schönste Landmädchen aus einer Pastorale, einem Singspiel oder sonst aus einer verkleideten Welt mit schneeweißer Hand dieses Thürchen öffnen. — Im Charakter solch sensitiv überfeinerter Natur ist nun auch Monceau ausgeführt, nur viel gedrängter und etwas städtischer, als die Gärten von Trianon. Schmucke Wiesen werden von gewundenen Wegen umzogen oder durchkreuzt; das Terrain ist bewegt, im sanften Wellentakt auf und nieder getragen, da eine Mulde, dort eine leichte Erhebung. Reiches, zierliches Gebüsch in Tuffen überall hin verstreut; die Bäume sind nicht mehr nach der Schnur gepflanzt, sondern in freien Gruppen zusammengestellt. Drei, vier alte Platanen wölben auf dem Rasen ein riesiges Schattendach, ihre Aeste reichen fast bis zum Boden hernieder. Oder die Stämme schließen sich in malerischer Wildniß zusammen, scheinbar regellos, bald enger, bald lichter. In Trianon sieht man sie wohl in harmonisch geschlossener Kreisform einen Grasplatz bekrönen. Alles fügt sich zum Bilde. Die Schäfte der Bäume sind schlank, elegant, wie in leichtem Rhythmus gewiegt; ihre Wipfel duftig, hoch und leicht. Die Sonne sickert hindurch, tanzt in goldigen Flecken über den Rasen hin, irrlichtelirend, neckisch, sprunghaft. — Die Gartenkunst des achtzehnten Jahrhunderts ist auf solche Effekte berechnet. Sie bevorzugt die edlen, zarten Laubarten, welche das Licht durchfallen lassen. Wenn man in jenen Theil des Squares von Monceau kommt, welchen Alphand in den fünfziger oder sechziger Jahre mit gröberem, dichterem Gehölze, mit Blutnuß und Kastanien, neu hergerichtet hat, ist plötzlich der feine Zauber einer spielrigen Welt verschwunden. Nichts mehr von dem lichten Dämmer, wo die Natur selbst auf den Halbton der Mode einging; nichts mehr von den entzückend angebrachten Durchblicken. Auch sie gehören zu den Kunststücken dieser niedlichen Landschafterei. Das Auge dringt in ein Meer von Grün, dann Schatten und Helligkeit wechseln: zwischen den Zweigen bricht vielleicht ein voller Sonnenstrahl durch, der eine breite, leuchtende Furche zieht; ringsum sonst kühle verschwiegene Boskets; dahinter dann eine dritte Scene, ein lichtdurchschimmerter Grund, wo durch den Vorhang der Aeste ein Denkmal sichtbar wird, eine Löwin, die der Pfeil des Jägers getroffen hat. — Immer wieder begegnet man figürlichem oder architektonischem Zubehör, das an den Eklogen- und Watteaustil mahnt. Eine einsame Säule ragt mit zerbrochenem Gebälke auf. Ein Grabmal, das einst gewiß zu schwermüthiger Beschaulichkeit einladen sollte, schichtet seine bemooste, verwitterte Pyramide empor. Um einen winzigen See führt ein zierlicher Portikus korinthischer Ordnung. Er ist als Ruine gedacht, verfallend und altersgrau: das paßt zur sentimentalen Stimmungssuche der Zeit. Wie alles in diesem cytherischen Gehege, zeugt auch er von der gebrechlichen Grazie des achtzehnten Jahrhunderts.

* * *

Die buttes Chaumont liegen im Osten der Stadt, im äußersten Arbeiterviertel, da wo früher der Galgen von Montfaucon war. Karl IX. kam hierher, um den ermordeten Coligny am Hochgericht hängen zu sehen; und als seine Höflinge sich voll Ekel von der Leiche abwandten, belehrte er sie, daß „ein todter Feind immer gut riecht". Auf dieser Stätte des Grausens hat dann in den sechziger Jahren Napoleon III. die jetzige Schmuckanlage geschaffen. Sie ist viel bewundert worden; auch hat die moderne Gartenromantik in Paris sicherlich nichts Bedeutenderes geleistet. Ungemein geschickt hat sie das zerklüftete Terrain zu benutzen verstanden und ihren Plan gleichsam aus den Bodenverhältnissen abgenommen. Eine geistreichere Kombination im Rahmen des Gegebenen war nicht möglich. Aus alten Steinbrüchen und Kehrichthaufen hat sie ein Stück Gebirgsnatur entstehen lassen. — Wenn man eintritt, sieht man aus einem See hüben und drüben schroffe Felsen aufsteigen, von denen der jenseitige ganz oben auf seiner Spitze ein korinthisches Tempelchen trägt, zu dem vom Ufer aus ein gewundener Saumpfad hinaufführt. Zwischen den Felsen, über die Breite des Gewässers hin, ist eine kräftige Schwebebrücke gespannt. Zur Rechten dachen sich grünende Matten ab, bis, etwa in halber Höhe, der Berg plötzlich senkrecht niedergeht und eine mächtige Steinwand die Straße sperrt. Wir kommen durch Felsenthore, durch Höhlen, in die kein Sonnenstrahl fällt. Tief unten fährt die Bahn in einem Einschnitt vorüber. Dann wieder Hügel und Kuppen: man genießt einen wunderbaren Fernblick auf die Basilika von Montmartre. Oder der Boden flacht ab und verrinnt zu einem freundlichen Wiesenthälchen. — Sicherlich, man kann auf engem Raum nicht mehr zusammendrängen; aber vielleicht ist es eben des Guten zuviel. Hier ist alles bei einander, und es fehlt nur eines — die vornehme Ruhe. Das sind nicht mehr die aristokratischen Reize vergangener Zeiten, die erst versucht und verstanden sein wollten; das sind ziemlich derbe Effekte, die sich selbst darbieten. Dieser Stil geht absichtlich auf das Neue, noch nicht Dagewesene aus. Er ist überhastet, unruhig, wie das moderne Empfinden, sehr materiell und sehr anspruchsvoll. Statt sich im Anschaun einer reinen Form zu verlieren oder am seelischen Gehalt einer Landschaft zu weiden, jagt er ungewöhnlichen, sich widersprechenden, sich schnell ablösenden Eindrücken nach. Er braucht stärkere Wirkungen, weil die Nerven müder geworden sind, und weil das Kunstbewußtsein sich überladen hat. Wir befinden uns schon im Zeitalter, da man bald beginnen wird, die Welt im sleeping car auf Sensationen zu durchreisen.

* * *

Das Bois de Boulogne ist annähernd vier Mal so groß, wie der Thiergarten in Berlin, doch jenseits der Umfassungsmauer, an der westlichen Peripherie der Stadt gelegen. Langsam schicken die neuen Quartiere von Neuilly und Boulogne sich an, es mit einem Saum hübscher Villen zu umgürten. — Was dem lieblichen Gehölz seinen eigentlichen Charakter gibt, ist die intime Verschmelzung der Kunst und Natur. Von den Thoren der Stadt führt es hinaus in die freie Umgebung; oder, richtiger gesagt, diese letztere dringt überall ein; die herrlichsten Weiten mit dem Blick auf die Seineberge eröffnen sich. Ueber mächtige Wiesen, die von Baumwerk begrenzt und nur mit zwei, drei stolzen Koniferen bestanden sind, ragt im Hintergrunde, wohl eine Stunde und mehr noch entfernt, der Rücken des Mont Valérien empor. Oder die Ebene von Longchamp rollt sich ab, ein unendlicher Rasenteppich, auf dem hunderttausend Menschen Platz finden können. Sie steigt nach rechts und links zum Wald etwas an. Vorn, uns zunächst, steht eine alte, ganz in Epheu versponnene Windmühle, daneben ein

Thurm der ehemaligen Abtei von Longchamp, die der heilige Ludwig gestiftet hat. Aus dem welligen Blachfeld erheben sich vereinzelte Baumgruppen, graziöse Riesensträuße von hellem Laub. Und den Horizont schließt die Kette der Seinehügel, die sich hintragen, weich und gefällig in ihren Formen, duftig und mild in ihrem Farbenspiel. — An andern Stellen des Parkes wuchert enge, lauschige Wildniß. Man wandelt durch grünende Einsamkeit von einem kleinen Pfad in den anderen hinein; das Unterholz ist hochgeschossen, die Wipfel drängen sich an einander; bisweilen sieht man ganz in der Nähe ein Rudel Damhirsche grasen. Sie lassen sich ruhig betrachten und kauen geschäftig weiter; nur daß sie dabei verwundert den Kopf aufrichten und neugierig nachschauen. — Das Bois ist noch jung; es hat bei der Belagerung stark gelitten und mußte zum Theil ganz neu gepflanzt werden. Die Stämmchen in diesem Dickicht sind denn auch meistens noch dünn und schmächtig. Ab und zu reckt sich ein alter Riese dazwischen. Dann kommen wieder lichtere, schöne Bestände. Das niedrige Gestrüpp verschwindet, die Bäume entwickeln sich freier, kräftiger, und wir haben die Illusion des Hochwalds. Ein Bächlein schlendert daher, über Stock und Stein, scheinbar sorglos sich selbst überlassen — Oder wir folgen breiten aristokratischen Prunkalleen, wo die reiche Welt ihren Korso fährt. Die berühmteste ist die avenue des acacias. Die Bäume, welche ihr den Namen gegeben haben, sind freilich alt und grau, schon geneigt und hinfällig, müde, entkräftet: man glaubt immer, daß es mit ihnen vorbei sein müsse. Doch wenn es Mai wird und die morschen Stümpfe sich wieder mit Laub behängen, das fein und durchsichtig ist, wie ein Spitzenschleier; wenn dieses Geriesel von Grün und Licht, dieses zarte Gefieder sich schwebend hält — o Baumgang der Akazien, dann bist Du traumhaft schön!

Nun noch zu einem der vielen künstlichen Wasserbecken, zum großen See! Er bildet den eigentlichen Mittelpunkt des boulogner Wäldchens und zugleich eine seiner Prachtszenerien. Kommt man von der Stadt, so erscheinen die Ufer freilich zuerst etwas platt, aber die hübsche freie Fläche und links der hohe Tannenstand, rechts der friedliche Kranz von Laubholz sind doch gar stimmungsvoll eingezeichnet. Im Hintergrunde tritt eine dicht bewaldete Insel vor; und zwischen ihr und dem Festland eröffnet sich zu beiden Seiten ein Ausblick auf die langgezogenen Buchten des Sees. Hüben und drüben der Arm sind nicht sehr breit; sie gleichen eher zwei Flußläufen, die in grün verhängtem Bette in einer lieblichen Gegend ausruhen. Und wie fein dieses Gelände ist, wie elegant und zierlich! Voll malerisch graziöser Absichten, ganz article de Paris! Das Laubwerk untermischt sich zu den wechselndsten Dekorationen, bald geld, bald roth, oder ernst und tief. Dort neigen sich Silberpappeln hernieder, da trägt eine andere Pappel ihre dunkle, architektonische Linie empor. Die Böschungen werden steiler, die Schatten länger; die Wasserrinne verengt sich, dann wieder breitet sie sich anmuthig aus. Die Insel hört auf, doch eine zweite setzt sich sogleich daran, und zwischen beiden, ziemlich hoch in der Luft, schwebt ein Holzsteg ländlich robuster Art. Bäume von rechts und links wölben sich hinüber; mitten durch aber eilt der Blick in eine freie Ferne. — Und so ist hier alles kunstvoll bedacht auf milde unaufdringliche Wirkungen. Dieses bois ist für einen verwöhnten Geschmack geschaffen, der weder das Lärmende, noch das Banale verträgt.

Wir gehen in der Richtung auf Suresnes zu, an den melancholischen Wasserlachen entlang, die dort stehen. Dann folgen wir der schattigen Allee, welche am Seineufer hinführt, und gelangen stromaufwärts bald zu der Brücke von St.-Cloud. Hier erschließt sich eine herrliche Aussicht ins Flußthal.

Der Strom, höher hinauf noch getheilt, hat seine Wasser zusammen genommen und liegt in seeartiger Breite da. Er streicht von Süden nach Norden, wir stehen ihm entgegen; doch da er vor Kurzem eine scharfe Biegung gemacht hat, überschaut man nur eine mäßige Strecke seines Laufs. Gegen die Tiefe zu, da wo er herkommt, begrenzen ihn die Berge von Meudon. Sie folgen dann der Windung des Thales; sie nehmen den Fluß so zu sagen in den Arm und begleiten ihn drüben auf dem westlichen Ufer. So weit man sieht, wogt es wie ein einziger grüner Wellenschlag — Hügel an Hügel, Wald an Wald. Und zu Füßen, eingefriedigt von diesem riesigen Kranze, schimmert der prachtvolle Spiegel der Seine: „la Seine . . . . . . assise en souveraine", hat Alfred de Musset gesungen. — Am Gestade gucken mehrere kleine Ortschaften vor, höher hinauf verstreute, lustige Landhäuser. Ganz zur Rechten, den Berg hinan, liegt St.-Cloud, dicht gedrängt, mit alten Häusern und holprichten Gassen. Doch die rothen Ziegeldächer, welche eines über das andere klettern, grüßen so munter. Die Sonne braucht nur zu scheinen, und all die ländlich bunt getünchten Mauern bekommen Leben. Ringsum rauscht der Wald. Und aus dem niedrigen Wirrsal enger Behausungen schnellt der gotische Kirchthum seine flinke Spitze empor.

Ein unendlicher Frieden ruht über Wasser und Erde; da gibt es keine Brillanteffekte mehr, sondern nur reine Natur in ihrem stillen Glanze. Etwas Leuchtendes, Hoffnungsfreudiges schwingt in der Luft. Wenn der Sommerabend bei uns in der norddeutschen Tiefebene leicht wehmüthig abklingt, ist er hier dagegen so heiter und lachend, daß selbst ein zaghaftes Herz sich Muth faßt und vom schönen Heute ein glückliches Morgen erwartet. Diese Natur ist so lieblich und reich, so schmiegsam, so angewöhnt an den Menschen, als ob sie ihm das Leben ihm leicht machen wolle. Sie ist zivilisirte, manierliche Fülle, verfeinert, liebenswürdig und abgeschliffen. Sanft gehen die Formen dahin; alle Töne sind zart gegriffen. Selbst der alte Wald schattirt sich graziös in anmuthig wechselnden Farben ab.

Berauschender gestaltet sich das Panorama vielleicht noch vom entgegengesetzten Standpunkt, von der Höhe von Meudon herab. Die Bahn nach Versailles führt dort hinüber. Erst fährt sie lange Zeit hinter Erdwällen her, dann plötzlich senken sie sich und lassen unten das Thal erscheinen. In seiner Mitte, den Grund ausfüllend, dehnt sich die silberne Fläche der Seine. Rechts hinaus liegt das Bois de Boulogne; zur Linken und vor uns steigt aus der Tiefe bis zum Kamm des Gebirges in wogenden Massen amphitheatralisch der Wald empor. Unmöglich, diese Fülle und dieses Gewirr schildern, wo einzelne Kuppen sich rundlich leicht absondern, wo das Laub vom Goldgrün bis zum Dunkel spielt und über dem Ganzen, da und dort, die eleganten Spitzen der Pappeln auftauchen. Ein harmonischer, raffinirter Zauber fließt in das Land.

St. Cloud ist ein Ort der Vergessenheit und des Schweigens. Einst war es Sommerresidenz des Hofes und der Mittelpunkt des lebhaftesten Treibens. Marie Antoinette hat Schloß und Domäne kurz vor dem Ausbruch der Revolution von den Orleans angekauft — wenn ihre Vertheidiger Recht haben, für ihren kranken ältesten Sohn, den Dauphin, der bald danach hier gestorben ist. Mit dem Konsulat und dem ersten Kaiserreich kamen glänzende Tage. Karl X. hat in der Orangerie die verhängnißvollen Ordonnanzen unterzeichnet; als darauf die Nachricht von der Julirevolution einschlug, saß er gerade am Spieltisch. Napoleon III. hat hier die Stunden vor dem Ausbruch des Krieges verbracht. Jetzt ist das Schloß dem Erdboden gleich gemacht, und an seiner Stelle oben auf der Terrasse ist ein ödes Parterre mit Taxusbäumen gepflanzt. Man wußte offenbar nicht, was man mit dem Platze anfangen sollte. — Doch der Park ist noch da mit seiner lautlosen Einsamkeit, wo Vergessenheit Wohlthat, Verlassensein Frieden wird. In den Wegen steht das Gras, ein Teppich breitet sich, auf dem der Fuß einsinkt, ohne daß man den eigenen Schritt nur hört. Weite Alleen und Halden führen hinaus; das dunkle Laub der Kastanien erhöht den Eindruck feierlich ernster Sammlung. Selten begegnet uns Jemand. Wir sind allein mit dem, was die Stille in uns aufregt. So wandeln wir, Viertelstunde um Viertelstunde, in den Wald hinein. Wir sehen auf Ville d'Avray, das sich mit seinen Häuschen und Gärten in einer

Senkung einnistet. Die Gegend gleicht einem einzigen, wohlgepflegten Park: Wipfel an Wipfel, dazwischen leuchtende rothe Dächer. Und weiter im Schatten nach Sèvres; zur Seite immer den Blick auf das sonneglänzende, üppige Land. Ein Gefühl des Wohlseins, des heiter leichten Lebens hebt sich auf von dort, und wunderbar beschwichtigend wirkt die Ruhe des Waldes. Einsam und doch beseligend, so bist Du, St. Cloud. Zu Dir eilt hinaus, wer der Stadt und ihres Lärms müde geworden, und nur der Müde vielleicht wird all Deiner Reize inne. Das Schweigen Deiner Wälder spricht nur zu ihm. Er, mehr als andere, weiß sich dankbar Deiner Stille zu freuen. — Wie geborgen schaut er von hier zurück auf Paris, dessen gewaltige Silhouette gegen Osten den Horizont füllt.

Es dunkelt, wir fahren mit dem Seineboot heim. Wenn wir aussteigen, ist es Nacht geworden. Der Fluß versinkt in undurchdringlichem Schwarz, nur das Plätschern seiner Wasser kommt mit jener Eintönigkeit heraus, die halb klagend, halb unheimlich trifft. Ab und zu streicht eine Welle mit metallischem Glanz empor. Aber dort hinten hat der Pont Neuf seine Lichter angezündet, weißrothe Laternen, deren Widerschein sich in den Fluthen spiegelt. Da zieht ein Band von Rubinen zur Tiefe nieder, immer schmaler, immer tiefer, als wollt' es den Strom ergründen. Daneben flimmert ein ungewisses Geld. Oder der Wind, welcher die Wogen kräuselt, vermischt die Farben, und nun kreist ein geheimnißvoll trunkenes Gold einher. Plötzlich bricht ein riesiges glühendes Auge vor, ein Seineschiff mit seiner rothen Laterne; schon ist es verschwunden. Und wieder beginnt der bunte Tanz auf dem Wasser. Das Märchenspiel dieser Nacht hebt von neuem an. Die glühende Furche bohrt sich ein, das topasene Licht erscheint und wirft ein köstlich weindunstiges Schuppenkleid auf die Fläche. „Epi oinopa ponton, hin über die weinfarbene See“, sagt der alte Homer.

Ransohoff.

Die blaue Blume.*)

Ich habe zwiefachen Grund zu dem Wunsche, das Buch, das ich hier anzeigen will, möge recht viel und recht schnell gekauft werden. Erstens, weil es ein gutes Buch ist, und zweitens, weil es in einer neuen Auflage ein noch besseres Buch werden könnte.

Ueber den „Begriff“ der Romantik ist viel herumgestritten worden, und viele unnütze, gequälte und quälende Versuche sind gemacht worden, mit möglichst viel Aufwand von Geistreichelei und Tiefsinn, die verschiedenen Tendenzen, die in dem Wort Romantik zusammenlaufen, aus einer Quelle entspringen zu lassen, wo doch Romantik nichts anderes ist, als die Seelenverfassung einer Menschengruppe um den Anfang des 19. Jahrhunderts, in denen das Wiederaufleben deutscher Vorzeit, die Kulturen und Litteraturen fremder, zumal romanischer und indischer Völker, ein neues Keimen des Sturms und Drangs, eine mächtige Vertiefung der seelischen Grundlagen, Skepsis und Religion, Ironie und Harmonie neben einander herliefen, sich verschmolzen und wider einander strebten. So scheinen mir auch die beiden Herausgeber die Romantik verstanden zu haben, und es ist gut, daß sie abstraktes Spintisiren bei Seite gelassen haben; die Einleitung Oppeln-Bronikowski's gibt in knappen Zügen eine Darstellung der in Betracht kommenden Personen, Jacobowski unternimmt in feinsinnigem, oft poetisch gesteigertem, warmherzigem Ton, uns die Psychologie dieser Dichter zu geben; daß er sie nicht ganz so hoch einschätzt, wie ich es thue, kommt dabei nicht in Betracht.

Das Beste an dem Buch ist seine Einheitlichkeit; es ist wirklich ausschließlich romantische Lyrik mit ihrer Vorblüthe und ihrem schönen, ausgereiften Nachsommer, was uns vorgeführt wird; es ist ein Buch, ein Zusammenhang, man kann es hinter einander lesen, und hat nie das Gefühl des Zusammengestoppelten, immer das Bewußtsein, sich in guter Gesellschaft zu bewegen, die zusammengehört, die nicht von der Willkür zusammengeholt worden ist.

Das Buch führt uns vom Hainbund bis zu Scheffel, Fontane und Nietzsche; selbst Klopstock wird uns unter den Vorläufern nicht geschenkt, aber es geht noch glimpflich ab. Die Hauptvertreter der Romantik des 18. Jahrhunderts aber sind Bürger und Goethe. Für diesen Theil habe ich einige kleine bescheidene Wünsche. Vom Maler Müller ist eine sehr lange Schauerballade abgedruckt, von der der eine Herausgeber selbst meint, sie sei nur zur Charakteristik wiedergegeben. Das ließe ich mir gefallen, wenn wir nichts Besseres von ihm hätten, das hergehörte; aber ich habe eine Probe aus seinen Genoveva-Balladen ungern vermißt, und vor allem hätte das Lied Golo's nicht fehlen dürfen, das später Tieck in seiner verblüffenden Eigenart varirt und umgeschaffen hat, das bei Maler Müller noch so rührend schlicht ist:

> Mein Grab sei unter Weiden
> Am stillen dunkeln Bach,
> Wenn Leib und Seele scheiden,
> Läßt Herz und Kummer nach.
> Vollend' bald meine Leiden,
> Mein Grab sei unter Weiden,
> Am stillen dunkeln Bach.

Ungern vermisse ich in diesem Theil noch Jung-Stilling, Johann Georg Jacobi und Schubart. Von Jung-Stilling etwa eine der Romanzen (Zu Kindelsberg auf dem hohen Schloß Steht eine alte Linde), von Johann Georg Jacobi vor allem das „Ruhn in Frieden alle Seelen“, von Schubart wohl Der ewige Jude und die Fürstengruft.

Noch wäre zu erwägen, ob nicht von Goethe auch solche Stücke vorzuführen wären, wo er selbst wieder von den eigentlichen Romantikern beeinflußt ist; die Zeit des „Westöstlichen Diwan“ käme hier wohl am ehesten in Betracht.

Der zweite Theil, der die Frühromantik bringt, führt uns in den Kreis der beiden Schlegel und zu Novalis und Tieck, und er bringt schon das, was das Wichtigste ist: verschollene Lyrik, Lyrik echter Dichter wird für unser großes Publikum neu ausgegraben. Wilhelm von Schlegel zwar, meine ich, steht fast nur darum da, weil er eben dazu gehört: er war ein gewandter und gut anempfindender Versemacher, ist aber über die Rhetorik nie hinausgekommen. Ganz anders aber steht es um Friedrich Schlegel! Wir haben nicht viel Lyrik von diesem gährenden Geiste, der ach so bald ausgegohren hatte; aber was da ist, ist echte Poesie. Man höre nur die Abendschilderung aus einem Sonnett:

> Der schwarze Mantel will sich dichter falten,
> Die freundlichen Gespräche sind verschollen;
> Wo allen Wesen tief Gesang entquollen,
> Da muß die stumme Einsamkeit nun walten.
>
> Es darf den großen Flug das Herz entfalten,
> Und Phantasie nicht mehr der Täuschung zollen;
> Was farbig prangt, muß bald ins Dunkle rollen,
> Nur unsichtbares Licht kann nie veralten.

Schönes und Kraftvolles, wenn auch nicht ganz Originelles, bietet auch Schellings's Lyrik; er ist leider in der Sammlung nicht vertreten. Die Auswahl aus Novalis, dem größten Lyriker dieser Gruppe und einem der Größten aller Zeiten, ist gut; aber die Auflösung der Prosa der Hymne an

*) Die blaue Blume. Eine Anthologie Romantischer Lyrik von Friedrich von Oppeln-Bronikowski und Ludwig Jacobowski. Mit Einleitungen der Herausgeber. Verlegt bei Eugen Diederichs in Leipzig. Preis: 5 und 6 Mark. 467 Seiten.

die Nacht in freie Rythmen, die Jacobowski vorgenommen hat, halte ich für unerlaubt; denn wenn Novalis das gewollt hätte, hätte er es ohne Zweifel selbst gethan.

Bei dieser Gelegenheit gleich ein grundsätzliches Wort. Die Herausgeber haben an recht vielen Stellen Kürzungen vorgenommen und viele Strophen weggelassen. Verständigen wir uns darüber! Wo, wie es hier mehrmals mit Glück geschehen ist, aus Musenalmanachen oder vergessenen Sammlungen ein Gedicht eines empfindenden Dilettanten ausgegraben wird, habe ich nichts dagegen, daß eine schonende Hand es durch Entfernung des Ueberflüssigen genießbar macht. Anders aber steht es um echte, ganze Dichter! Die haben das Recht, einem Herausgeber dasselbe zu sagen, was Lenau dem Zensor sagte: Ich lasse mir von dem Kerl nicht auf die Leyer sch . . . . .! die haben das Recht auf die Forderung: Entweder wie ich bin oder gar nicht! Aber selbst da könnte ich unter Umständen geneigt sein, Ausnahmen zuzulassen, wenn ein Erfolg entscheidet, wenn der empfindende Leser fühlen muß: jawohl, nun hat's erst Hand und Fuß. Denn Selbstkritik ist bekanntlich eine Sache, die Lyrikern nicht immer eignet. Aber wo solcher durchschlagender Erfolg fehlt, da müssen wir jede Aenderung für eine Ruchlosigkeit erklären. Deren sind in unserer Anthologie leider auch einige anzutreffen. In Heine's Widmungsgedicht zum Buch der Lieder ist z. B. die folgende Strophe ausgelassen:

Entzückende Marter und wonniges Weh!
Der Schmerz wie die Lust unermeßlich:
Derweilen des Mundes Kuß mich beglückt,
Verwunden die Tatzen mich gräßlich.

Wodurch sollte es gerechtfertigt sein, eine so charakteristische Stelle wegzulassen? Das geht nicht. Und ebenso unbegreiflich ist es, daß in Brentano's Soldatenlied die folgende reizende Schlußstrophe fehlt:

Bedienet uns ein Bauer,
So schmeckt der Wein fast sauer,
Doch ist's ein schöner Schatz,
So kriegt sie einen Schmatz!

Besonders gelitten unter solcher Vergewaltigung hat aber Justinus Kerner. Ich stelle die Strophen des Wanderers in der Sägemühle, wie sie im Original sich finden, hierher:

Dort unten in der Mühle
Saß ich in süßer Ruh,
Und sah dem Räderspiele
Und sah den Wassern zu.

Sah zu der blanken Säge,
Es war mir wie ein Traum,
Die bahnte lange Wege
In einen Tannenbaum.

Die Tanne war wie lebend,
In Trauermelodie
Durch alle Fasern bebend
Sang diese Worte sie:

Du kehrst zur rechten Stunde,
O Wanderer, hier ein,
Du bist's, für den die Wunde
Mir dringt ins Herz hinein!

Du bist's, für den wird werden,
Wenn kurz gewandert du,
Dies Holz im Schoß der Erden
Ein Schrein zur langen Ruh.

Vier Bretter sah ich fallen,
Mir ward's ums Herze schwer,
Ein Wörtlein wollt' ich lallen,
Da ging das Rad nicht mehr.

In der Anthologie fehlen nun Strophe drei, vier und fünf. Jeder sieht: daß und was die Tanne singt, ist an dem Lied das Schöne und für die Romantik Bezeichnende. Die Einrede des Raummangels geht wirklich nicht; ich komme übrigens auf den Punkt noch in anderem Zusammenhang.

Nächst Friedrich Schlegel sind es Tieck und Fouqué, die fürs große Publikum wieder erobert werden. Strophen wie die eine Tiecks:

Wie ist es denn, daß trüb und schwer
So alles kömmt, vorüberzieht,
Und wechselnd, quälend, immer leer,
Das arme Herz in sich verglüht?

oder das schlichte sinnige Altdeutsche Räthsel Fouqué's singen und sagen sich mit Macht in unsere moderne Seele, und wir brauchen nicht zu irgend einer neuromantischen Schule zu gehören, um zu empfinden: das ist unsere Stimmung, es sind unsere Laute, und unser Schweigen klingt mit in diesen verhaltenen Tönen. Anders schon liegt es bei Achim von Arnim: die komprimirte Sprache seiner Lyrik, der die Jugendlichkeit und das freie Herauslassen fehlt, und die Komplizirtheit seiner Seele wird immer nur Wenige, Erlesene fesseln und halten.

Nun aber — Clemens Brentano! Wir brauchen nur wenige Zeilen zu lesen, so wissen wir schon: da tanzt und tänzelt ein Großer, ein göttliches Kind, über die deutsche Sprache hin und in unsere Seele hinein. Es fehlt ihm Novalis' leidenschaftliche Mystik, und dafür hat er die blühendste, üppigste Fabulirkunst, die jenem ganz abging; aber sonst ist es, als ob der Frühgeschiedene uns in Clemens Brentano wiedergekehrt wäre. Und darum, und da Brentano seit Langem mein Liebling ist und ich ihn für einen unserer wenigen unvergänglichen Dichter halte, muß ich mich bitterlich beklagen. Er, der der Höhepunkt der romantischen Lyrik ist, und der überragend in der Mitte des Ganzen hätte stehen müssen, ist viel zu kurz gekommen. Und wenn man mir nun erwidert: Kein Platz, kein Platz! so antworte ich Folgendes:

Hier galt es zu retten und Großes neu zu Tage zu fördern, denn diese vielen wundervollen Gedichte kennen bloß ein paar Gelehrte und Liebhaber. Fort darum aus der Sammlung, wenn es anders nicht geht, mit Goethe, Uhland, Chamisso, Heine, Lenau, Eichendorff! Wer die Blaue Blume liest, hat diese Größen in seinem Bücherschrank, und eine kurze Hinweisung in der Einleitung hätte genügen müssen. Dann Platz für Brentano! Platz für das wundervolle geistliche Lied:

Meister, ohne dein Erbarmen,
Muß im Abgrund ich verzagen,

dem er den herrlichen Titel: „Frühlingsschrei eines Knechtes aus der Tiefe“ gegeben hat; für die „Gottesmauer“ (Eine Mauer um uns baue, Sang das fromme Mütterlein), Platz für den „Abend“ mit der Strophe:

Wie so leis die Blätter wehen
In dem lieben, stillen Hain,
Sonne will schon schlafen gehen,
Läßt ihr goldnes Hemdelein
Sinken auf den grünen Rasen,
Wo die schlanken Hirsche grasen
In dem rothen Abendschein.

„Nach Sevilla! nach Sevilla!“ dürfte nicht fehlen; und ebenso wenig die wonnige Wehmuth des Liedes, das also anfängt:

Es scheint ein Stern vom Himmel,
Der scheint mir tief ins Herz,
Er könnte wohl was Bessers thun,
Ich stürbe dann vor Schmerz.

Oder wie wundersam ist die folgende Strophe:

Ich habe viel zu Dir gesprochen,
Auch letzte Worte bis zum Tod,
Und hab' mein Herz vor Dir gebrochen,
Wie ich Dir brechen darf Dein Brod.

Oder diese:

Wenig Worte sprachen wir,
Doch Du hast mich viel gelehret,
Denn ein Schweigen ist in Dir,
Das man mit der Seele höret.

Oder der Refrain:

Wie Espenlaub mein Herz hat keine Ruh',
O wäre später ich geboren oder früher Du!

Da ist nicht mehr von Schulen und Richtungen die Rede; ein Künstler spricht zu uns. Vor mehr als fünfzig Jahren ist er gestorben; und wer kennt ihn?

Die Dankbarkeit hätte vor allem geboten, besonders da Heine's und Eichendorff's Lorelei-Gedichte wiedergegeben sind, daß Brentano's Lorelei-Ballade nicht fehlte; denn der große Fabulirer hat diese Sage, die kein Mensch vorher kannte, erfunden.

Anders freilich steht es um die Romanzen vom Rosenkranz, die für mich nicht bloß in formeller Hinsicht einen Gipfel der alten Romantik bedeuten. Es wäre kaum angegangen, etwas aus dem Zusammenhang herauszureißen, und sie nehmen allein über 400 Seiten ein. Aber in der Einleitung hätten sie erwähnt werden müssen und da wäre auch der Platz gewesen für eine der Naturschilderungen in dieser unerhörten Assonanzendichtung, oder auch für das Lied an Stella Maris, das so anhebt:

Meerstern, wir dich grüßen,
Die durch Thränenwüsten
Aus der sündedunklen Zeit
Einsam steuern müssen
Zu den hellen Küsten
Der gestirnten Ewigkeit!

Und ebenfalls zum mindesten in der Einleitung hätte erwähnt werden sollen die für die romantische Kunst bezeichnende objektive Lyrik, deren Meister Brentano in seinen Märchen ist. Diese objektive Lyrik, die aus dem Zusammenhang der breiten, behaglichen, kindlichen Erzählung erwächst, ist durchaus nicht immer von selbständiger dichterischer Bedeutung; manchmal aber erhebt sie sich zu einer prachtvollen Höhe, z. B. in dem folgenden Gebet einer Frau, von der das Märchen vom Myrtenfräulein erzählt:

Herr, ich flehe auf den Knieen,
Schenke mir ein liebes Kind,
Fromm will ich es auferziehen:
Ist's ein Mägdlein, daß es spinnt
Einen klaren, reinen Faden
Und dabei hübsch singt und betet;
Ist's ein Sohn durch Deine Gnaden,
Daß er kluge Dinge redet
Und ein Mann wird treu von Worten,
Stark von Willen, kühn von That,
Der geehrt wird allerorten,
Wie im Kampfe, so im Rath.
Herr! bereitet ist die Wiege,
Gieb, daß mir ein Kind drin liege!
Ach, und sollte es nicht sein,
Gieb mir doch nur eine Wonne,
Wär's auch nur ein Bäumelein,
Das ich in der lieben Sonne
Könnte ziehen, könnte pflegen,
Daß ich mich mit meinem Gatten
Einst im selbsterzognen Schatten
Unter ihm ins Grab könnt' legen.

Und noch hätte nicht fehlen dürfen eine Probe der höchst originellen und kräftigen patriotischen Dialektlyrik Brentano's, von der ich hier die folgende Apostrophe an Napoleon citire:

Mußt ma nit in Uebel aufnemma,
Wenn ma ebba thäta fakrisch zamma kämma;
Mußt ma nit in Uebel nemma mir,
Wann i's Bangenet nu presentir!
Solofresser, wüßt's nit besser,
Weil bei Messer a bißl größer,
Mußt ma nit in Uebel nemma mir,
Wann i wied'r amohl mei Schneid' probir!

Da ich schon am Nörgeln bin, schließlich noch einige Kleinigkeiten. Louise Hensel, die Freundin Brentano's, fehlt in der Anthologie; mindestens die Verse, die zum populären Kinderlied geworden sind: „Müde bin ich, geh' zur Ruh" müßten da sein. — Von Scheffel hätte ich gewünscht, daß nicht die bekannten Sachen aus dem Trompeter und dem Eckehard wiedergegeben wären, sondern die wenig bekannten, ungleich vollendeteren und romantischeren aus der „Frau Aventiure". — Auf S. 401 in Freiligrath's schöner Brentano-Verherrlichung ist ein störender Druckfehler: nicht „Dämpfe", sondern „Dämpfer" muß es heißen; so schried Freiligrath immer für das uns geläufige „Dampfer". — Zu dem Gedichte von Zacharias Werner „Liebe, die Du mich zum Bilde Deiner Gottheit hast gemacht" hätte bemerkt werden sollen, daß es nur eine Paraphrase eines alten Liedes von Angelus Silesius ist.

Noch besonders dankbar anzuerkennen ist die gute Berücksichtigung der Droste-Hülshoff. Leider gehört sie immer noch nicht zu denen, deren Dichtungen in Jedermanns Bücherei zu finden sind.

Das Werk dieser Anthologie unternommen zu haben, ist eine dankenswerthe That der Herausgeber. Darum, weil das Buch so sehr erfreulich ist und so sehr gefehlt hat, hätte ich es nicht für recht gehalten, wenn ich mit meinen Wünschen und Einwendungen zurückgehalten hätte. Mögen die Herausgeber bald in der Lage sein, sie zu berücksichtigen!

Gustav Landauer.

Francisque Sarcey.*)

Zweitausend zwölfspaltige Theaterberichte hat Sarcey im Lauf einer vierzigjährigen publizistischen Wirksamkeit drucken lassen. In Buchform gäbe das über 80 Bände. Diese dramaturgischen Montagsplaudereien sind indessen nur ein Bruchtheil seiner journalistischen Arbeiten. Sarcey schrieb tagtäglich durchschnittlich zwei, drei Artikel; eine vollständige Sammlung seiner Schriften würde nach Lemaîtres Schätzung 5—600 Bände, zum mindesten 150 000 Seiten in Anspruch nehmen. Das ist viel, meines Erachtens zu viel für Eine Feder. Mit so starkem Gepäck kommt man nach einem Scherzwort Voltaire's nicht auf die Nachwelt. Hat doch Bismarck selbst von Goethe's 40 Bänden etwa 32 getrost preisgeben wollen; mit den übrig bleibenden acht war er freilich bereit, sich auf einer wüsten Insel zu bescheiden. Die Getreuen Sarcey's treffen eine noch viel bescheidenere Auswahl. Sie gedenken aus den 80 Bänden Theater-Feuilletons weniger als ein Zehntheil — sieben Bände — auszuheben. Der erste liegt vor (La Comédie-Française — Souvenirs — Les lois du théâtre). Wenn die Folgenden nicht mehr halten, als dieser Anfang bringt, dann dürften ein paar in der Einleitung wiederholte Nachrufe auf Sarcey — zumal von Emile Faguet und Jules Lemaître — die schätzbarste Gabe der Reihe bleiben.

In einer recht dürftigen Würdigung Hamburgischer Dramaturgie glaubt Sarcey sich allerdings auf Lessing als seinen Ahnherrn berufen zu dürfen. Angesichts dieser Blätter wird ihm zu Muthe, wie Jemandem, der, auf dem Speicher

*) Quarante ans de théâtre. Feuilletons dramatiques. Bibliothèque des Annales politiques et littéraires. Paris 1900.

herumkramend, auf halbverschollene Familienbilder stößt und unter ihnen eines Vorfahren gewahr wird, dem man ähnelt. Man betrachtet ihn mit Rührung und Antheil: c'est un arrière grand-père. Je suis de la famille. Hält man aber neben diesen selbstverfaßten Stammbaum Sarcey's vermeintliche Rechtstitel, seinen Essai d'une Esthétique de théâtre, dann hat diese Ahnenprobe keinen Bestand. Dann erweist man dem Kunsttheoretiker Sarcey zu viel Ehre, wenn man ihn als Nikolaiter gelten läßt.

Seiner Weisheit letzter Schluß lautet: alle Künste sind Nachbildungen des menschlichen Lebens. Aber jede dieser Künste arbeitet mit verschiedenen Mitteln: der Maler nimmt eine Holztafel oder ein Stück Leinewand; der Dramatiker . . . . . . einen Kreis von Zuhörern und Zuschauern. On ne conçoit pas le théâtre sans public. Es handelt sich darum, das menschliche Leben vor einer Menge darzustellen. Und diese Menge spielt in der dramatischen Kunst ungefähr die gleiche Rolle, wie die glatte Holztafel oder Leinewand in der Malerei. Sie heischt die Anwendung ähnlicher Kniffe (tricheries) oder, wenn Sie lieber wollen, „Konventionen." Daraus folgt 1. ein Auditorium hält höchstens 4—6 Stunden auf einem Fleck aus, 2. eine Menge denkt und fühlt in ihrer Gesammtheit anders, als das jeder Einzelne für sich thäte, 3. die Rettung, mehr noch die Verklärung von Scribe's Theaterkochbuch-Rezepten. Der Lockruf unserer lustigen Person

> Laßt Phantasie mit allen ihren Chören,
> Vernunft, Verstand, Empfindung, Leidenschaft,
> Doch merkt Euch wohl, nicht ohne Narrheit, hören.

hätte vor Sarcey so wenig Gnade gefunden, wie das Programm des Dichters.

> So schreitet in dem engen Bretterhaus
> Den ganzen Kreis der Schöpfung aus
> Und wandelt mit bedächt'ger Schnelle
> Vom Himmel durch die Welt zur Hölle.

Daß Ein Publikum vom anderen so grundverschieden sein kann, wie die Gesellschaft des Sonnenkönigs von den Lustigen zu Weimar, ist diesem Magister des Theatergewerbes niemals aufgedämmert. Il était né public, il était né foule, rühmt ihm ein etwas ironischer Lobredner nach: eine gefährliche Nachrede nicht nur im Lande Schiller's, wo wir der Wahrheit huldigen:

> Jeder, sieht man ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig,
> Sind sie in corpore, gleich wird Euch ein Dummkopf daraus.

Sein vielgepriesener sens commun war denn auch mehr kommun, als finnreich. Selbst sein nächster persönlicher Freund, Gustav Larroumet, muß das zugeben: il était richement pourvu de bon sens et il aimait la prose; il répugnait à la fantaisie et il sentait médiocrement la haute poésie . . . Zu seiner Entschuldigung führt dieser Nekrologist, wie fast jeder andere, ins Feld: Sarcey fut une incarnation notable de notre race. Doch nicht so ganz. Von Montaigne bis auf Sainte-Beuve, Renan und Taine hat der französische Geist immer wieder Separatisten gezeugt, die den Bon-sens weder für sich, noch für ihre Heimat in Erbpacht nehmen, Leute, die, an sich und der allein seligmachenden Einbildung des „gesunden Menschenverstandes" zweifelnd, neue Gedanken, neue Forschungsgebiete, neue Methoden eroberten. Man thäte diesen selbständigen Köpfen gewiß Unrecht, wenn man sie als Don Quixotes betrachten wollte. Man erwiese Sarcey sicherlich zu viel Ehre, wenn man ihn als eine Art Sancho Pansa der französischen Theaterkritik behandeln möchte. Seine natürlichen Anlagen sind die eines mittheilsamen Gevatters aus der Provinz. Wenn er anspruchslos erzählt — zumal in seinen Taine und der Ecole normale geweihten Souvenirs de jeunesse, in seinen persönlichen Erinnerungen an seine Vorgänger Fiorentino und Theophil Gautier — in seinen raisonnirenden Strafreden gegen Mißbräuche der Mode, z. B. den Ausstellungs-Prunk, die Gala-Vorstellungen von Perrin's Modenarren ꝛc. — hört man ihn gern und mit Gewinn zu. Sonst gilt das strafende Wort, das er vorwurfsvoll an das Ende seiner scharfen Abfertigung Jules Janins setzt, von ihm selbst: Il n'est pas si facile d'être non pas le prince des critiques, mais un critique. Er war mitunter ein Plauderkünstler, häufig ein Schwätzer, niemals ein Kritiker.

Wien, 7. April.

A. Bettelheim.

Bilder aus Südafrika. Von James Bryce. Ueberſetzt von Max Kleinschmidt. Hannover. 1900. Verlag von Gebrüder Jänecke.

In der „Nation" vom 9. Dezember 1899 hat der Herausgeber dieser Zeitschrift James Bryce's „Impressions of South Africa" gleich nach dem Erscheinen der 3. Auflage, die mit einem ausgiebigen Vorworte über den gegenwärtigen Transvaalstreit versehen war, einer eingehenden Besprechung unterzogen. Diese Besprechung hat dem Verlage von Gebrüder Jänecke in Hannover Veranlassung gegeben, das ausgezeichnete Werk ins Deutsche übersetzen zu lassen. Die deutsche Ausgabe liegt jetzt in geschmackvoller Ausstattung, die auch im Druck und Papier dem englischen Original sehr ähnlich ist, vor. Die Verleger dieser deutschen Ausgabe erwerben sich dadurch ein wirkliches Verdienst, daß sie das Werk von James Bryce dem deutschen Publikum bequem zugänglich machen und so die öffentliche Meinung Deutschlands in den Stand setzen, sich ein gründliches und unbefangenes Urtheil über Südafrika und den Transvaalstreit unter Anleitung eines englischen Staatsmannes und hervorragenden Schriftstellers zu bilden.

Die Bedeutung des Bryce'schen Werkes wird mehr und mehr anerkannt. In Theodor Mommsen's Antwort auf Max Müller's Brief über die Rechtsfrage zwischen England und der Transvaalrepublik, welche dieser Tage als Supplement zum Aprilheft der „Deutschen Revue" veröffentlicht wurde, ist Bryce gegen Müller in wirksamster Weise ins Feld geführt, und Mommsen sagt in einer Anmerkung über die „Impressions of South Africa" wörtlich: „Es wäre zu wünschen, daß wenigstens die Einleitung dieses von Sachkenntniß und Unparteilichkeit getragenen Werkes dem deutschen Publikum zugänglich gemacht würde. Die großen Mängel und die schweren Fehler des Burenregiments werden darin keineswegs verschleiert." Der in diesen Worten ausgedrückte Wunsch unseres großen Historikers ist rasch in Erfüllung gegangen: nicht nur die Einleitung, sondern das ganze Werk liegt in einer autorisirten deutschen Ausgabe vor und bedarf wohl kaum noch einer weiteren Empfehlung.

R.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, W. Ziethenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 29. Berlin, den 21. April 1900. 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Inhalt

Politische Wochenübersicht.

Die Pariser Weltausstellung ist feierlich und unter dem üblichen Pomp eröffnet worden durch eine Rede des französischen Handelsministers Millerand und durch eine Entgegnung des Präsidenten Loubet. Beide Reden preisen die Solidarität des Menschengeschlechtes und die segensvolle, umgestaltende Kraft menschlicher Arbeit. Dieses gegebene Thema ward in geschmackvoller Weise von beiden Rednern behandelt, und charakteristisch bei dieser Eröffnungsfeier war nur eines, daß die Hauptperson, der Handelsminister Herr Millerand, ein Sozialdemokrat ist, der noch heute selbst vom „Vorwärts“ als „Genosse“ reklamirt wird.

In dieser Thatsache liegt eine heilsame Lehre für die Sozialdemokratie wie für die bürgerliche Gesellschaft. Herr Millerand ist bereit, mit jenen zusammenzuarbeiten, die von seinen Parteigenossen als unverbesserliche reaktionäre Masse bezeichnet zu werden pflegen. Daß sich die Sozialdemokratie, wenigstens die französische, dieser „reaktionären Masse“ so weit genähert hat, um friedlich und gemeinsam mit ihren Vertretern zu wirken, ist ein großer Fortschritt; er bedeutet: Nicht nur theoretisch tritt an die Stelle des Programms der Revolution mehr und mehr das Programm der Evolution, sondern gleichfalls in der Praxis. Und diese Praxis wiegt soviel schwerer als alle papiernen Dokumente; jene Praxis, die die französische Sozialdemokratie veranlaßte, gemeinsam mit dem Bürgerthum die bürgerliche Republik zu vertheidigen, und die sie jetzt bestimmt, gemeinsam mit eben jenem Bürgerthum die Errungenschaften der heutigen Gesellschaft, wie sie sich auf der Weltausstellung darstellen, zu verherrlichen. Andererseits welch' eine ungünstige Wendung für die Reaktionäre aller Länder! Wie soll die Furcht vor dem rothen Gespenst aufrecht erhalten werden, wenn ein Sozialdemokrat mit so guter Manier eine so verständige Rede bei solcher Gelegenheit wie die Eröffnung der Weltausstellung hält; dann wird sich der Philister allmählich das Gruseln abgewöhnen, und was könnte den Reaktionären Schlimmeres zustoßen!

Ueber die Weltausstellung selbst läßt sich noch nichts sagen; sie ist unfertig, wie alle Weltausstellungen am Eröffnungstage zu sein pflegen; ob unfertiger als ihre Vorgängerinnen, darüber gehen die Ansichten auseinander. Erst wenn das Werk einigermaßen zu überblicken sein wird, kann auch sein Werth beurtheilt werden.

In Südafrika scheinen die Bewegungen der beiden kämpfenden Armeen zur Zeit vollständig zum Stillstand gekommen zu sein. Lord Roberts sitzt in Bloemfontein, General Buller an der Grenze von Natal und Transvaal still, und beide rühren sich nicht; von den Buren hört man auch nichts von Bedeutung. Diese Ruhe kann die Lage für die Buren verschlechtern. Bei den Hilfskräften Englands bringt jeder Tag den Engländern Verstärkung, und jeder Tag muß daher die Hoffnungen der Buren herabdrücken. Welche Ursache dieses Erlahmen der kämpfenden Republikaner nach den neuesten so erfolgreichen Vorstößen veranlaßt hat, läßt sich nicht erkennen; möglich, daß die tapferen Buren nicht anders können; aber als Ergebniß ist alsdann gleichwohl nur zu erwarten, daß diese Zeit der Ruhe den Engländern solche Kräftigung bringt, daß sie zu neuen gefährlichen Schlägen ausholen können.

Eine Gesandtschaft der Republiken ist jetzt in Europa angelangt; sie landete in Italien und begab sich darauf nach Holland. Daß diese Männer, so trefflich ihre Argumente sein mögen und mit so großer Geschicklichkeit sie vielleicht begabt sind, eine Intervention zu Gunsten ihrer

kämpfenden Brüder herbeizuführen im Stande sind, halten wir leider für gänzlich ausgeschlossen. Gegen die Wucht der materiellen Interessen, wie sie für Frankreich und Deutschland maßgebend sind, und gegen die persönliche Meinung des Czaren richten auch die besten Gründe nichts aus, die aus dem Recht und der Humanität geschöpft werden. Frankreich will sich in keine Abenteuer der Ausstellung wegen einlassen und ginge allein überhaupt nicht vor; Deutschland ist dazu ebensowenig im Stande, und der Czar heimst größere und kleinere Vortheile in Asien ein und bethätigt trotz der England feindlichen Stimmung in Rußland seine Haager Friedensbestrebungen dadurch, daß er nicht den geringsten Versuch macht, dem Blutvergießen in Afrika Einhalt zu thun. Diese Dispositionen der europäischen Politik wird auch die Burengesandtschaft zu ändern nicht vermögen; und ob in den Vereinigten Staaten die Aussichten bessere sind, das hängt einzig von den Erfordernissen der Präsidentschaftswahlkampagne ab. Auch die Regierung der Vereinigten Staaten wird nur entschiedener auftreten, wenn McKinley auf diese Weise seiner Wiederwahl glaubt förderlich zu sein. So bleiben diplomatisch die Aussichten der Buren schlecht. Ihre Hoffnung kann vor Allem nur in ihrer militärischen Tüchtigkeit und darin liegen, daß durch irgend ein unvorhergesehenes folgenschweres politisches Ereigniß außerhalb Südafrikas England's Kraft in Anspruch genommen wird.

Und dieses Ereigniß müßte schon von großer Wucht sein, denn kleinere Einbußen an Ansehen läßt England über sich still ergehen, und das Erringen kleinerer Vortheile gestattet England heute lautlos seinen Rivalen. Nachdem Rußland in Asien, in China wie in Persien, die Verhältnisse zu seinen Gunsten nicht unwesentlich verändert hat, thut jetzt Frankreich dasselbe im Hinterland von Algerien und Marocco. Französische Expeditionen sind erfolgreich dabei, diese Gebiete in Besitz zu nehmen, und damit Marocco von der Landseite her völlig durch französischen Besitz einzuspinnen. Das wäre die Einleitung zum Verspeisen Maroccos durch die Republik. Zu anderen Zeiten hätte England die Verfolgung solcher Pläne schwerlich ruhig geduldet; jetzt schließt man in London die Augen vor diesen Thatsachen und erwürgt in Verfolgung der Chamberlain-Rhodes'schen Politik die Buren, ein trauriges Geschäft, das umsoweniger gewinnreich ist, je ausgiebiger sich inzwischen Frankreich und Rußland in Asien und Nordafrika ausdehnen.

Wenn der Emir von Afghanistan seine Politik änderte, so könnte man freilich in London wohl nicht gleichgiltig bleiben, und nun geben die „Times" der civilisirten Welt einen Brief des Emirs bekannt, in dem er sich über die englische Lauheit beklagt und anzudeuten scheint, daß er geneigt wäre, sich Rußland in die Arme zu werfen. Vielleicht ist dieser Brief nur bestimmt, das bedrängte England dem Emir auch finanziell gefügiger zu machen; dann wird das Vereinigte Königreich gewiß bereit sein, gleichfalls an Afghanistan Opfer zu bringen, um in Südafrika unter unsäglichen Anstrengungen eine problematische Machterweiterung anzustreben, die durch sehr reale Verluste an anderen Orten des Globus inzwischen wettgemacht werden; darin besteht ja das Wesen dieser tiefsinnigen Chamberlain'schen Politik. Sollte es sich aber um mehr als um einen Erpressungsversuch Seitens des Emirs von Afghanistan handeln; sollte er wirklich der Ansicht sein, daß es ihm nützlicher ist, zu Rußland abzuschwenken, weil ihm der englische Freund als Schutz nicht mehr stark genug und als Quelle der Bereicherung nicht mehr ergiebig genug erscheint, dann freilich können leicht Ereignisse eintreten, die auch auf Südafrika ihre Rückwirkung ausüben.

* * *

Georg von Bunsen.*)

Marie von Bunsen hat ihrem Vater ein litterarisches Denkmal gesetzt: kein Monument, das durch die Masse und für die Masse wirkt, ein Charakterbild von intimem Reiz. Es ist die Tochter, die hier die Feder führt. Diese Feder muß parteiisch sein. Unparteilichkeit wäre Mangel an Geschmack. Aber auch zu stark hervortretende Parteilichkeit würde geschmacklos wirken. Beide Klippen sind mit künstlerischem Takt gemieden; ebenso die Klippe der Sentimentalität. Es ist eine Dame von Welt, die mit Wärme von dem Leben eines Mannes berichtet, welcher jedem liebenswerth erschien, der in seine Nähe kam; es ist eine Schriftstellern, auf die von den litterarischen Eigenschaften des Vaters viel übergegangen ist, so daß sie auch schon deshalb ganz besonders geeignet war, ein Charakterbild Georgs von Bunsen zu entwerfen; und endlich bringt sie ein entwickeltes Kunstverständniß mit, ohne das sie ihre Aufgabe nicht so reizvoll hätte lösen können. Ich denke dabei weniger an das Kunstverständniß, wie es aus der produktiven Antheilnahme an der bildenden Kunst erwächst und in dem vorliegenden Buche aus dem Buchschmuck — den kleinen Bildern über jedem Kapitel, die uns vom Palazzo Caffarelli bis zur Maienstraße 1 in Berlin führen — beredt zu uns spricht, als von jenem selteneren Verständniß für die Harmonie einer edlen Persönlichkeit, für jene Verbindung des Schönen und Guten, welche als Kalokagathie den alten Griechen die feinste Blüthe menschlicher Kultur bedeutete. Es entspricht dem materialistischen Zuge unserer Zeit, daß bei der historischen Würdigung einer Persönlichkeit fast nur das in die kritische Wagschaale geworfen wird, was der Einzelne that, was er schuf, was er schwarz auf weiß hinterließ, was er erwarb, was er baute oder zerstörte, was sich in Paragraphen fassen oder mit Händen greifen läßt. Daß die bloße Persönlichkeit ihren selbständigen Werth besitzt, daß edle Naturen „mit dem, was sie sind", zahlen, dafür herrscht in unserem sozialistischen Zeitalter weniger Verständniß. Von Georg von Bunsen's öffentlichem Leben kann man sagen, was Macaulay über Lord Holland sagt: Every part of it is in perfect harmony with every other part; and the whole is in perfect harmony with the great principles of toleration and civil freedom. Und auch das, was Macaulay neben der unflexible uprightness of his political conduct bei Lord Holland besonders preist, his loving disposition and his winning manners, trifft für Georg von Bunsen zu.

Für den harten politischen Kampf war er nicht recht geschaffen. Die Interessenkämpfe der Bismarck'schen Aera widerten ihn an. Das Forum mit seinen stürmischen Leidenschaften war ihm recht, aber den Ekel vor der Gosse, die neben dem Forum herläuft, konnte er nicht überwinden. „Zu seinem Glück trug die Politik nicht bei, sie brachte ihm Herzeleid, Enttäuschung, Entfremdung", heißt es an einer Stelle in dem vorliegenden Charakterbild. Und doch, so möchte ich hinzufügen, war ihm die Politik unentbehrlich. Auch als er nicht mehr im Parlament saß, war sein Interesse an der Politik unermüdlich. Es ließ ihn nie ganz los, wie wohl keinen, der einmal mit ganzer Seele dabei war.

Was ihm fehlte, um politisch größeren Einfluß auszuüben, das war der Mangel an Härte, der ihn als Mensch so liebenswürdig machte. Ohne einen gewissen Zusatz von Unedlem im Charakter scheint kein Politiker zum Erfolg zu gelangen. Wie man den edlen Metallen, Gold und Silber, kleinere Mengen unedlen Metalls beimischen muß, um sie zu härten und damit für die Umlaufszwecke des Geldes verwendbar zu machen, so ist auch in dem Charakter des praktischen Politikers das lautere Gold nicht selten ein Hinderniß des Erfolges.

*) Georg von Bunsen. Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter Marie von Bunsen. Berlin 1900. Verlag von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung).

Auch fehlte Georg von Bunsen „die rasche Entschlußfähigkeit des zum öffentlichen Leben geborenen Menschen". Seine Tochter, indem sie diesen Mangel andeutet, spricht sehr fein von „einer leisen Vergewaltigung seines Wesens" im Dienst der Oeffentlichkeit.

Bunsen's Neigungen waren auf Philologie und das Studium der Geschichte gerichtet. Der auf dem römischen Kapitol geborene Sohn eines deutschen Vaters und einer englischen Mutter wuchs in einer internationalen Atmosphäre und in einem Hause heran, in dem Künstler, Gelehrte, Diplomaten und Politiker aus- und eingingen. Mit angeborenem Sprachtalent bemächtigt sich schon der Knabe der wichtigsten modernen Kultursprachen. Dreizehnjährig vertauscht er das Kapitol mit der Enge von Schul-Pforta, um dort eine streng humanistische Vorbildung zu empfangen. Die Alten, vor Allen die Griechen, ziehen ihn mächtig an. Er treibt auch mit Eifer Hebräisch, wie später auf der Universität Sanskrit. Die Begeisterung für die hellenische Welt blieb ihm bis ins Greisenalter, und es war eine freundliche Laune des Schicksals, die ihn noch kurz vor seinem Tode nach Griechenland führte, um dort die Stätten zu schauen, die seine Phantasie ein langes Leben hindurch mit den Bildern des klassischen Alterthums erfüllt hatten.

Ein früh auftretendes Augenleiden, und auch wohl die Versuchung, die in der leichten Zugänglichkeit zum Leben der großen Welt liegt — sein Vater, der Freund Friedrich Wilhelms IV., war inzwischen Gesandter in London geworden und nahm dort eine bedeutende Stellung ein — verhinderten, daß der in Schul-Pforta trefflich herangebildete Jüngling sich der philologischen Wissenschaft ganz widmete. Die Universitätsstudien in Berlin und Bonn, die ihm Dank der Verbindungen seines Vaters und Dank der eigenen anziehenden Persönlichkeit mit zahllosen hervorragenden Männern und Frauen der verschiedensten Nationalitäten in Verbindung brachten, wurden durch längeren Aufenthalt in London und durch öftere Reisen ins Ausland unterbrochen, so daß dieselben erst verhältnißmäßig spät — im siebenundzwanzigsten Lebensjahre — durch die Promotion zum Doktor der Philologie ihren formalen Abschluß fanden.

In diese Bonner Jahre fällt bereits die Verbindung mit dem Prinzen von Preußen und dessen Gemahlin, dem späteren ersten Kaiserpaar, und deren Sohn, dem späteren Kaiser Friedrich. Der Prinz von Preußen war bei seinem Aufenthalt in London 1848 mit Bunsen's Vater in nähere Verbindung getreten, und Letzterer nahm einige Zeit hindurch zwischen den beiden Brüdern des königlichen Hauses eine Stellung ein, die durch das Vertrauen des Prinzen wie des Königs in gleicher Weise ausgezeichnet war. Der Sohn Georg hatte Gelegenheit, als Vertrauensmann des Vaters dem prinzlichen Paare, das damals in Koblenz residirte, öfter näher zu treten.

Da die Philologie als Lebensberuf der Augen wegen aufgegeben war, wandte sich Georg von Bunsen der Landwirthschaft zu. Nach einiger Zeit wissenschaftlicher Vorbereitung fand er „in der Nähe von Bonn ein kleines Gut mit einem anheimelnd altmodischen Haus".

Hier — auf Burg Rheindorf — verlebte er auch die ersten Jahre seiner Ehe. Seine Frau war, wie seine Mutter, eine Engländerin und knüpfte seine englischen Beziehungen noch enger. Anfangs der sechsziger Jahre erfolgt die Uebersiedlung nach Bonn, 1862 der Eintritt ins preußische Abgeordnetenhaus als Vertreter Bonns. Die Zeiten des Militärkonflikts stellten seine liberale Gesinnung mehr, als dies bei den meisten anderen Mitgliedern der liberalen Opposition der Fall war, auf die Probe. Der König Wilhelm sah den von ihm hochgeschätzten Sohn des früheren Londoner Gesandten mit lebhaftem Bedauern in den Reihen der Opposition. Der Verkehr am Hofe war deshalb nicht gerade behaglich. Georg von Bunsen vergab sich und seiner Ueberzeugung aber nichts. Die Schilderung des ersten Diners bei Hofe, die Marie von Bunsen nach Aufzeichnungen ihres Vaters in ihrem Buche gibt, ist höchst anschaulich. Die insolente Kälte der Hofumgebung und die schließlich zu Tage tretende Herzensgüte des Königs, mit der dann auch die Temperatur im Benehmen der Höflinge wechselt, ist sehr amüsant geschildert. Ueberhaupt ist das ganze Buch dadurch ausgezeichnet, daß es den Leser niemals langweilt. Georg von Bunsen war ein geistvoller Briefschreiber mit einer ausgesprochenen Vorliebe für die charakteristische Anekdote. Die Briefe, die er im Laufe der Jahre aus dem Parlament, von Reisen und in der Korrespondenz mit ausländischen Freunden geschrieben hat, sind deshalb sehr mit Recht in dem vorliegenden Buche ausgiebig benutzt und bilden nicht den geringsten Theil seines interessanten Inhalts.

Der während der Konfliktszeit oppositionelle Politiker Bunsen gab sich mit voller Begeisterung der großen nationalen Entwicklung hin, die 1866 eintrat, 1871 ihren Höhepunkt erreichte und bis über die Mitte der siebziger Jahre schöpferisch nachwirkte, um dann in der Aera des sogenannten Schutzes der nationalen Arbeit in eine Interessenpolitik auszulaufen, deren reaktionäre Brutalität Georg von Bunsen veranlaßte, 1885 aus dem Parlament zu scheiden, dem er im Reich und in Preußen seit 23 Jahren angehört hatte. Humane und gemeinnützige Gesellschaften genossen aber bis zum Ende seines Lebens, das 1896 seinen Abschluß fand, seine werkthätige Fürsorge.

Seine innere Antheilnahme für alle Vorgänge des politischen Lebens blieb daneben höchst lebendig, wenn er auch den Platz auf der Bühne mit einem Platz im Zuschauerraum vertauscht hatte. Die Monumentalfigur Bismarck's stand dauernd im Mittelpunkt seines politischen Interesses. Er hatte den höchsten Respekt vor dem gewaltigen schöpferischen Willen des Mannes und vor seinen Leistungen bei dem Riesenwerk des nationalen Zusammenschlusses. Aber er sah auch die tiefen Schatten seines Charakters und die starke moralische Verwüstung, die seine Interessenpolitik anrichtete. Bismarck war sehr empfindlich gegen diese Abneigung geistig hochstehender Männer, deren echter Patriotismus jeder politischen Verläumdung Trotz bot. Diese Empfindlichkeit brachte Georg von Bunsen zu gleicher Zeit mit Theodor Mommsen und noch zwei andern Mitgliedern der Liberalen Vereinigung, Alexander Meyer und Heinrich Dohrn, wegen angeblicher Bismarckbeleidigung vors Gericht. Alle vier Prozesse endeten mit der Freisprechung der Angeklagten. Bismarck verstand zu hassen, und es blieb trotz Bunsen's Freisprechung in Bismarck's Augen jeder verdächtig, der mit dem Freigesprochenen auch nur in gesellschaftlichem Verkehr blieb. Gesellschaftlicher Boykott gehörte mit zu den wirksamsten Kampfmitteln der Bismarck'schen Dekadenzperiode. Georg von Bunsen empfand dies Verfahren nicht ohne Bitterkeit, und dies wirkt auch in dem Buche seiner Tochter noch hier und da nach. Vielleicht ist auch die Wahl des Titels in etwas dadurch beeinflußt worden: „Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten."

Sind sie wirklich „besiegt", mit denen Georg von Bunsen durch viele Jahre hindurch im politischen Kampf gestanden hat? Dauernd besiegt? Ich glaube nicht. Ich glaube auch nicht, daß Georg von Bunsen dieser Meinung war. Ich habe oft sub specie aeterni mit ihm die politische Entwicklung unserer Tage besprochen, insbesondere auch nach Bismarck's Sturz und anläßlich der Caprivi'schen Handelsvertragspolitik. Ich vertrat des Oefteren ihm gegenüber die Meinung, daß dieser ganze Hexensabbath der agrarischen Interessenpolitik nur das letzte Aufschäumen des untergehenden Feudalismus sei, dem durch den gewaltigen Odem Bismarck'scher Autorität vorübergehend neue Lebenskraft eingeblasen sei. Der preußische Junker kämpft gegen den Industriestaat, zäh, entschlossen, aber dennoch — aussichtslos. Jedes Jahr führt den industriellen Interessen Deutschlands 800 000 Seelen zu. Daran muß der Feudalismus zu Grunde gehen. Those also serve, who only stand and wait. Dies tiefsinnige Wort Miltons, das Marie von Bunsen in einem anderen Zusammenhange wiedergibt, paßt auch für dies allmähliche Wirken natürlicher Entwicklungsgesetze.

Georg von Bunsen interessirte sich für nichts mehr, als für eine Verbesserung der Volksgesundheit. Er war an zahlreichen humanitären Vereinigungen betheiligt, die dies Ziel im Auge hatten.

Ich sagte ihm einmal: mit jedem Promille, um das Sie durch Ihre hygienischen Bemühungen die Todesrote in Deutschland herunterbringen, schmieden Sie einen Nagel zum Sarge des Feudalismus; und er gab mir darin recht!

Ich möchte deshalb gegen den Titel des Buches: ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten: Protest erheben. Dies Charakterbild eines Optimisten ist ein so schönes und elegantes litterarisches Fahrzeug, daß wir es ungern unter pessimistischer Flagge segeln sehen.

Theodor Barth.

Qu'est-ce que le tiers-état?

Die biedere Kreuzzeitung hat jüngst wieder einmal Gesichte gesehen, wie sie sie oftmals sieht, wenn sie in unbehaglicher Stimmung ist; und fast immer sind es dieselben Schotten, die vor ihrem Seherauge aufsteigen: die Geister der großen Revolution, der Königsmörder von 1793! Die fromme Geisterseherin ist sich dabei stets so klar bewußt, an welcher Stelle und zu welchem Zwecke sie mit ihren Gesichten Eindruck machen will, daß man sie trotz all ihrer Gläubigkeit nicht für gutgläubig zu halten braucht. Dem unbefangenen Sinne wird sich denn auch kaum ein unmittelbarer Zusammenhang offenbaren zwischen den gegenwärtigen Protestbewegungen wider die lex Heinze, das Fleischeinfuhrverbot, die Waarenhaussteuer, ja selbst der furchtbaren Obstruktion im deutschen Reichstage einerseits und der großen Revolution nebst Umsturz von Thron und Altar, Güterkonfiskation und Guillotine andererseits.

Und dennoch! So wenig zwischen diesen und jenen Thatsachen irgend eine Aehnlichkeit besteht, so gibt es da doch ein immaterielles Etwas, ein Imponderabile, das die ganz besonders unbehagliche Stimmung der verbündeten Heiligen und Ritter, deren lautester Herold die Kreuzzeitung ist, wohl erklärt, das es auch einigermaßen begreiflich macht, daß ihre Gedanken zurückschweifen gerade in jene Zeiten, von denen sie vor allem sagen, sie gefallen uns nicht. Gewiß ist es lächerlich, von der lex Heinze, dem Fleischeinfuhrverbot, der Waarenhaussteuer und beliebigen anderen legislativen Mißgeburten den Anstoß zu irgendwelchen revolutionären Ereignissen zu erwarten. Indessen eine ganz andere Frage ist es, ob nicht möglicher Weise die für die gegenwärtigen Protestbewegungen charakteristische Erscheinung, wie sie ähnlich schon gegenüber dem Zedlitz'schen Schulgesetz und der früheren Umsturzvorlage hervorgetreten und allerdings wieder vorübergegangen ist, aus einer vorübergehenden Einzelerscheinung zu einem dauernden Zustande werden und dann freilich, auch ohne jede Revolution im „Heugabelsinne der Gewalt" doch einen Umschwung zeitigen könnte, der unseren Rittern und Heiligen als schrecklichste Revolution erscheinen müßte.

Was die genannten Bewegungen charakterisirt, was sie unterscheidet von allen anderen politischen Kämpfen des Tages, das ist das Wiedererstehen einer Einheit, die man seit Menschenaltern zerstört glaubte, das Wiederaufklaffen eines Gegensatzes, den man ebenso lange für ausgeglichen oder doch für entkräftet hielt. Nicht mannigfache Fraktionen und Fraktiönchen wimmeln durcheinander, sondern auf dem Plan erscheinen zwei große Parteien, die politischen Erscheinungsformen zweier heterogener sozialer Gruppen. Und diese heterogenen sozialen Gruppen sind nicht Bourgeoisie und Proletariat; es zeigt sich, daß dieser Gegensatz, den man so lange für den wesentlichsten der Zeit hielt, verblaßt und zurücktritt vor einem älteren, tieferen, unversöhnlicheren; daß Bourgeoisie und Proletariat, Liberalismus und Sozialdemokratie, die Kinder des modernen Geistes, eine Einheit bilden gegenüber dem Feudalismus und Klerikalismus, den Gespenstern der Vergangenheit. Eine Parteigruppirung, die wirklich den elementaren Lebenspunkt trifft, an dem sich die Geister scheiden, die in die Tiefen des sozialen Lebens dringt, überwindet auch jene schlaffe Gleichgiltigkeit, jene vornehmthuerische Unmännlichkeit, an der sonst unser politisches Wesen krankt. Auch wer sich sonst vor der politischen Arena scheut, empfindet die sittliche Unmöglichkeit, in solchem Kampfe unparteiisch zu bleiben; im Künstler und Gelehrten, im Kaufmann und Fabrikanten regt sich endlich wieder der Bürger; und wenn ihm sonst die Fülle der Fraktionen die Wohl erschweren mag, weist ihm hier sein sozialer Instinkt seinen natürlichen Platz an. Das ist der Kampf der großen Einheit, des dritten Standes im guten, alten, umfassenden Sinne des Wortes, wider die privilegirten Kasten, oder in einer Formel, die lange für altfränkisch unmodern gegolten und sich doch heute immer wieder als höchst modern auf die Lippen drängt, der Kampf des Volkes wider Junker und Pfaffen!

Freilich, diese bedeutsame Erscheinung ist bisher immer nur beim Kampfe um Einzelfragen hervorgetreten, denen man bei aller Würdigung ihrer prinzipiellen Wichtigkeit doch nicht die nachhaltige Kraft zur Umgestaltung unseres ganzen innerpolitischen Lebens zuschreiben kann. Daher war es auch stets nur ein kurzes Aufleuchten, eine vorübergehende Erscheinung, die mit der betreffenden Einzelfrage selbst wieder verschwindet und dem alten unklaren und unfruchtbaren Zustande Platz macht, da der Fraktionen unharmon'sche Menge verdrießlich durcheinander klingt. Die oberflächliche Tagespolitik begnügt sich, beruhigt oder resignirt, mit der Feststellung dieser unzweifelhaften Thatsache. Ja, aber steckt denn nicht in dieser Thatsache selbst der Keim zu einer tiefer gehenden Betrachtung? Wie kommt es denn, daß solche scheinbar sekundären Einzelfragen so eigenartige, weit und tief greifende, von den gewöhnlichen Tageskämpfen so merkwürdig abweichende Bewegungen auslösen? Das wäre unerklärlich, wenn jene Einzelfragen ihre wahre Bedeutung in sich selbst trügen; es erklärt sich sofort, wenn man in ihnen lediglich Symptome des einen, großen, unser ganzes Gemeinleben in Wahrheit, wenn auch vielfach latent, beherrschenden Gegensatzes erkennt. Die Bewegung, welche jene Einzelfragen auslösen, beruht auf der instinktiven Empfindung dieses großen Gegensatzes; ihre episodenhafte Kurzlebigkeit darauf, daß man die Symptome nicht als solche, sondern nur als selbständige Einzelerscheinungen mit Bewußtsein sieht. Entscheidend für unsere politische Entwicklung ist es also, daß die lediglich symptomatische Bedeutung jener und zahlloser anderer Einzelerscheinungen zum Gemeingut des öffentlichen Bewußtseins wird, die Erkenntniß, daß die Beschränkung des Kampfes auf die Abwehr solcher Einzelerscheinungen ein fruchtloses Loskuriren auf Symptome ist, das das Grundübel selbst unberührt läßt. Bei uns ist der moderne Geist noch nicht Herr im Hause; und er ist es nicht, weil die Entscheidungsschlacht noch nicht endgiltig geschlagen ist, mit der überall die moderne Entwicklung anhebt: hie Junker und Pfaffen, hie dritter Stand! Das ist allerdings eine ganz ähnliche Situation, wie sie an der Schwelle der großen Revolution bestand; ähnlich, aber doch nicht gleich. Denn trotz allem ist die Entwicklung dieses gewaltigen Jahrhunderts nicht spurlos vorübergerauscht. Damals bedurfte es eines mächtigen Rüttelns und Schüttelns am alten Stamm der Gesellschaft, um die eben gereifte Frucht zu brechen. Heute ist die Frucht schier überreif geworden; man braucht sie nur eben abzunehmen. Unser dritter Stand d. h. die Gesammtheit derer, die weder Junker noch Pfaffen noch deren Hintersassen sind oder sein wollen, braucht sich nur bewußt zu werden, daß er längst Alles ist, um sofort auch Alles zu bedeuten. Dabei wäre nichts umzustürzen, als etliche Majorate und Fideikommisse; es käme nichts unter den

Spieß, als eine Anzahl nicht ohne feudale Liebesgaben zu haltender Rittergüter.

„Nehmt aus unseren Annalen einige Jahre von Ludwig XI., Richelieu und einige Augenblicke Ludwigs XIV. hinweg, in denen nur der reine Despotismus erscheint, und man glaubt die Geschichte einer höfischen Aristokratie zu lesen; der Hof hat regiert, nicht der Monarch; der Hof befiehlt und verbietet, ernennt und entläßt die Minister, schafft neue Stellen und besetzt sie. Und was ist der Hof anderes, als der Kopf des ungeheuren junkerlichen Körpers, der alle Theile Frankreichs bedeckt, der mit seinen Fangarmen nach Allem greift, was irgendwie wesentlich in allen Zweigen des öffentlichen Dienstes ist? . . . . Einzig und allein das Junkerthum widersetzt sich gleichzeitig der Vernunft, dem Recht, dem Volke, der Regierung und dem Könige. Der Ausgang dieses Ringens ist noch ungewiß; und nun frage ich, ob das Junkerthum eine Chimäre ist!"

So der Abbé Sieyès in der weltberühmten Flugschrift, die das Programm der beginnenden großen Revolution ward. Unsere offizielle Vulgär-Historie liebt es, mit dieser unausweichlich treffenden Charakterisirung des französischen ancien régime in einen wirkungsvollen Kontrast die Zustände im „Staate des großen Friedrich" zu setzen, wo die Macht der Krone den widerspänstigen Adel in den harten Dienst des Staates gezwungen, ihn aus dem Gegner monarchischer Zucht zu deren sicherster Stütze gemacht habe, wo der gekrönte Diener des Staates, unberührt von den sozialen Klasseninteressen, über Ritter und Bauer, Bürger und Bettelmann als unparteiischer Richter gewaltet habe u. s. w.! Wer jedoch die Geschichte nicht liest wie einen Katechismus, durch den dem Volke der Glauben an die Unübertrefflichkeit seiner staatlichen Zustände erhalten werden soll, der sieht die Dinge doch anders und erkennt, daß Sieyès' ätzende Charakteristik mit gewissen Varianten auch auf Preußen zutrifft, und zwar leider nicht nur auf das Preußen des ancien régime, sondern auch auf das unserer Tage. Die unzweifelhaft großen Vorzüge der alt-preußischen Monarchie gegenüber der französischen in allen Ehren; und wenn sie zum guten Theil in der engen Dürftigkeit des vergleichsweise armen Landes wurzelten, so verringert das durchaus nicht die Verdienste einer traditionellen Staatsräson, die aus der Noth eine Tugend zu machen wußte. Darin liegt Preußens ebenso unliebenswürdige wie tüchtige Eigenart, eine wesentliche Ursache seiner Entwicklung zur Größe. Aber was den Punkt betrifft, auf den es hier allein ankommt, das Verhältniß der Krone zum Junkerthum einerseits, zum dritten Stande andererseits, so können wir noch heute Sieyès' flammende Streitschrift nicht lesen ohne das Gefühl „de te fabula narratur".

Vielleicht mag der Liebhaber vaterländischer Historie hier daran mahnen, daß doch Friedrich Wilhelm I. dem widerspänstigen Junkerthum die königliche Souveränität gleich einem rocher de bronce auferlegen wollte; und gewiß zählt die Regierungszeit des barschen Drillmeisters zu jenen Episoden, in denen der reine Despotismus die Junkerherrschaft etwas in den Hintergrund zu schieben suchte. Aber wie weit er von der Erreichung dieses Zieles entfernt blieb, und wie sein berühmter Nachfolger diese Politik in ihr Gegentheil verkehrte, durch verhängnißvolle Gunstbeweise den guten Willen des Junkerthums erkaufend, davon gibt die Geschichte der Bauernschaft und manches Andere beredte Kunde. Der Staat Friedrichs des Großen, d. h. das feudale Preußen, unterlag dem unter Führung seines größten Sohnes zu Eroberungsheeren mobilisirten tiers-état des neuen Frankreich. Aber mit der Existenz Preußens ward auch die Herrschaft des Junkerthums über die Krone gerettet. Der Ausgang Stein's und Hardenberg's, die Verkümmerung ihres Werkes, die ganze traurige Regierungszeit des vierten Friedrich Wilhelm und der ihn am Narrenseil gängelnden Kamarilla, das Ende der neuen Aera, der Umschwung der Bismarck'schen Politik, der Sturz Herrfurth's und Caprivi's und mancher Anderen, — sind das nicht genügende Belege für den Satz: „Der Hof befiehlt und verbietet, ernennt und entläßt die Minister; . . . und was ist der Hof anderes, als der Kopf des ungeheuren junkerlichen Körpers?" Und vermehren sich in der jüngsten Zeit nicht solche Belege nahezu täglich? Figaro, der muntere Zeit- und Gesinnungsgenosse Sieyès', könnte auch aus der Beobachtung unserer Tage seine heitere Weisheit schöpfen: „Höfling! Man sagt, dieses Handwerk sei sehr schwer . . . . Empfangen, nehmen und verlangen, das ist das Geheimniß in drei Worten!"

Absolutismus und Feudalismus waren die Mächte, gegen welche sich die große Revolution auflehnte. Und wie stets politische Bande leichter zu lösen sind als soziale, so vermochte die französische Krone ihr Schicksal wohl von dem des Absolutismus zu trennen, aber nicht vom Feudalismus. Weil sie dies nicht vermochte, mußte der siegreiche tiers-état mit dem Feudalismus auch die alte Monarchie vernichten. Ihr Untergang war nicht die Folge der ersten konstitutionellen Verfassung, sondern der zähen Interessengemeinschaft der Krone mit dem gestürzten Feudalismus und dem feudalen Ausland.

Dem Siege des französischen tiers-état verdankte das deutsche Bürgerthum die ersten Schritte zu modernem Dasein, unmittelbar im ganzen Süden und Westen, mittelbar in Preußen durch die nothgedrungene Reform. Hier wie dort mußten ihm diese Fortschritte vielfach aufgezwungen werden; aus eigener Kraft vermochte es wenig; denn es war politisch und wirthschaftlich rückständig in enger Dürftigkeit und kleinstaatlicher Zersplitterung. Eine Aktion wie die des französischen tiers-état setzt eine weit höhere, reichere wirthschaftliche Entwicklung und die Schwerkraft einer großen nationalen Einheit voraus. So ward der deutsche Feudalismus ernstlich nur getroffen, soweit unmittelbar der Einfluß des revolutionären Frankreich reichte, etwa bis zur Elbe; in Ostelbien behielt er die festen Wurzeln seiner Kraft. Und noch für lange Zeit erschöpfte sich die politische Bethätigung der Bourgeoisie wesentlich in der Thätigkeit einer tüchtigen und aufgeklärten Bureaukratie, der denn auch der Feudalismus eine ehrenvolle Abneigung bewahrt hat. Dieser Bureaukratie gebührt das Hauptverdienst an einem wichtigsten Schritte zur Anbahnung einer reicheren wirthschaftlichen Entwicklung und nationaler Einheit zugleich, dem Zollverein. Der Versuch des Bürgerthums im „tollen Jahre" 1848, die Gestaltung seiner konstitutionellen und nationalen Geschicke in die eigene Hand zu nehmen, zeugte wohl von einer erheblichen Stärkung seines Selbstbewußtseins, aber doch zugleich auch davon, daß der Reifungsprozeß noch nicht vollendet war. Das noch vorhandene Uebergewicht des kleinbürgerlichen Geistes mit seiner kurzsichtigen Verkennung der großen Machtverhältnisse und seiner engherzigen Scheu vor dem Emporstreben der nächst niederen sozialen Schichten ließ die deutsche Bewegung von 1848 nicht zur deutschen Revolution werden; der Entscheidungskampf ward vertagt. Hatte den Ausschlag in diesem Sinne wesentlich die Haltung des preußischen Volkes gegeben, so nahm dieses den Kampf mit erheblich gereifterer Kraft im Verfassungskonflikt wieder auf. Die in der preußischen Geschichte beispiellose politische Konstellation dieser Konfliktsjahre erklärt sich nicht durch den Streit um die technischen Fragen der Reorganisation, auch nicht um die Artikel der Verfassung an sich; es war die soziale Erhebung des dritten Standes gegen die Rudimente des Absolutismus und besonders des Feudalismus in Preußen. Sein endlicher Sieg schien unvermeidlich, bis es der Staatskunst Bismarck's gelang, das wichtigste politische Interesse des deutschen dritten Standes, die nationale Einheit, loszulösen von dem sozialen Emanzipationskampfe des preußischen Bürgerthums und im Siege über dieses zu verwirklichen. Damit war die Entscheidung des inneren Problems abermals vertagt; und die Thatsache, daß der Konfliktsminister, der größte preußische Junker der Einiger Deutschlands geworden, hat während eines Menschenalters die Konstellation unserer inneren Politik übermächtig beherrscht.

Diese Konstellation konnte den mit allen Mitteln einer virtuosen inneren Diplomatie genährten Wahn erzeugen

daß der unversöhnliche Gegensatz von Junkerthum und drittem Stand für das neue preußische Deutschland nicht mehr vorhanden sei; daß er hier ohne den entscheidenden Kampf — ein politisch-soziales Wunder! — verschwunden sei, während in der inneren Geschichte Englands, Frankreichs dieser Entscheidungskampf mit blutigen Lettern verzeichnet ist. War doch die modern-bürgerliche Form des nationalen und konstitutionellen Staates trotz des feudalen Wuthgeheuls verwirklicht, und die formalen Errungenschaften einer Revolution, die Preußen noch gar nicht durchgemacht, waren auf dem Papier feierlich verbrieft und besiegelt: „Alle Preußen sind vor dem Gesetze gleich; Standesvorrechte finden nicht statt!" Dritter Stand, was willst Du noch mehr? Schon im vorrevolutionären Frankreich war die Scheidung zwischen dem privilegirten und dem dritten Stande keine absolute; den Uebergang bildeten die Magistratur und ähnliche Gruppen einer privilegirten Bourgeoisie. In den modernen Verhältnissen muß diese soziale Schicht schon an sich mächtig wachsen, da das Junkerthum allein einen modernen Großstaat beim besten Willen weder regieren noch ausbeuten kann. Zudem arbeitete die herrschende Politik ganz geflissentlich auf die Stärkung jener Schicht und auf möglichst enge Verkettung ihrer Interessen mit denen des Feudalismus hin. So konnte geraume Zeit der wirklich entscheidende Gegensatz unseres inneren Staatslebens zurückgedrängt werden durch das Kampfgeschrei der „nationalen" und „Ordnungsparteien" wider den „Umsturz", und das Volk konnte darüber hinweggetäuscht werden, daß das Junkerthum mehr als je die innere Verwaltung unmittelbar und mittelbar beherrschte, daß seine Interessen verhüllt und unverhüllt wieder zum Angelpunkt der Gesetzgebung wurden.

Indessen ein anderes ist die Logik der Gesetzgeber, ein anderes die Logik der sozialen und wirthschaftlichen Entwickelung; beide haben bei uns während der letzten zwanzig Jahre ganz erstaunlich gegen einander gearbeitet. Die sozialen Gegensätze, welche die Staatskunst verhüllen wollte, haben sich unentrinnbar verschärft; die, welche sie verschärfen wollte, haben sich trotz allem gemildert. Erst jetzt ist Deutschland ein reiches Land geworden und damit die Voraussetzung für den modernen Staat, die Herrschaft des dritten Standes, gegeben, eben damit aber die zwingende Nothwendigkeit für das Junkerthum und sein Gefolge zum Verzweiflungskampfe um seine politische, soziale und wirthschaftliche Existenz. Einst ist der Kampf nicht zum Austrag gekommen wegen der wirthschaftlichen Unreife und der politischen Zersplitterung Deutschlands. Heute ist jede Gnadenfrist, die dem Junkerthum gewährt wird, eine Schädigung des Nationalvermögens und der Nationaleinheit. Die Lösung der Junkerfrage ist die absolut unumgängliche Voraussetzung jeder fruchtbaren, schöpferischen Politik in Deutschland. Weil sie dies ist, waren schon die letzten Jahre des Bismarck'schen Regiments mit so trauriger Unfruchtbarkeit geschlagen. Seitdem die Autorität des Mannes verschwand, der allein vor einem Menschenalter die Lösung der Junkerfrage zu vereiteln wußte, mußte sich die Unentrinnbarkeit dieser Frage um so schärfer geltend machen. Weil auch der „neue Kurs" die Junkerfrage nicht lösen konnte und wollte, verliefen seine besten, hoffnungsreichsten Anläufe unvermeidlich ins Leere; wie eine fruchtbare Politik überhaupt, so ist namentlich eine fruchtbare Sozialpolitik heute nur in einem modernen, vom Feudalismus endgiltig befreiten Staatswesen möglich. Gewiß hat die wirthschaftliche Entwicklung dieses Jahrhunderts Differenzirungen innerhalb des dritten Standes, die im Keime schon vorhanden gewesen, gesteigert. Dennoch gibt es dem Feudalismus gegenüber nicht den Gegensatz eines dritten und eines sogenannten vierten Standes, sondern nur die Einheit der modernen, privilegienlosen, bürgerlichen Gesellschaft. Wie sich in Frankreich instinktiv der alte dritte Stand wieder zusammenfindet zur Vertheidigung der großen Ideen von 1789, so bildet er überall eine natürliche Einheit zu deren Erringung, zur Lösung der Junkerfrage. Der neue Kurs mußte zum Zickzackkurs werden, weil sich heute ein industrieller und kommerzieller Großstaat nicht mit dem Junkerthum regieren läßt, weil man jedoch in Preußen nicht gegen das Junkerthum regieren zu können glaubt, und weil es endlich ein Drittes zwischen diesem pro und contra nicht mehr gibt, kein Kompromiß mit einer sozialen Klasse, die um ihre Existenz ringt und nach der immanenten Logik der Entwickelung dem Untergange geweiht ist.

Es war einmal ein Minister, der mit den Finanzen zugleich die ganze Regierung leitete. Ein Sohn des dritten Standes, als Bankier reich geworden, als Vertreter eines besonnenen Fortschritts emporgekommen, war er zunächst durchaus kein Mann nach dem Herzen der Feudalen gewesen. Aber die Krone und die öffentliche Meinung hatte zu seiner großen Klugheit und Geschäftserfahrung das Zutrauen, daß er schon machen werde, was kein Anderer fertig brachte. In der That löste er manche Schwierigkeit namentlich auf finanziellem Gebiete, aber das große soziale Problem der Zeit, die Ueberwindung des Feudalismus, wußte er nicht anzupacken. Wohl war er ein zu aufgeklärter Geist, um selbst in feudaler Weltanschauung befangen zu sein, um die Unvereinbarkeit dieser Anschauung mit der wirthschaftlichen und sozialen Entwicklung der Zeit zu verkennen. Jedoch schien ihm nach der hundertjährigen Tradition der Monarchie eine Regierung gegen die Junker unmöglich; er wagte nicht, während die Autorität der Staatsgewalt noch unversehrt dastand, mit starker Hand den Feudalismus niederzuzwingen, sondern suchte ihm die unvermeidlichen Opfer an die Staatsnothwendigkeiten freundlich abzuhandeln und abzuschmeicheln, natürlich vergeblich! Der Mann hieß Jakob Necker; und noch nachdem die Revolution ihn und den Thron und die ganze alte Welt hinweggefegt hatte, fand er es unbegreiflich, daß die Junker nicht auf seine bescheidenen Vorschläge zur Güte eingegangen waren und durch eine vernünftige Politik der Sammlung die ganze unangenehme Geschichte vermieden hatten.

Freiwillig und auf gutes Zureden hin hat noch niemals eine soziale Gruppe auf ihre Herrschaft verzichtet, so morsch und überlebt auch immer die Grundlagen dieser Herrschaft sein mögen. Eine zur Herrschaft aufsteigende Klasse aber, wenn sie mit einer so unvergleichlichen politischen Geduld und — Unbeholfenheit gesegnet ist, wie sie das deutsche Bürgerthum unleugbar sein eigen nennt, kann vielleicht ruhig abwarten, daß ihr die reife Frucht in den Schooß falle. Das ist die denkbar günstigste Situation für eine traditionell starke Regierung, sich zum Vollstrecker des historischen Schicksals zu machen und das Unvermeidliche mit Würde zu thun. Die Nothwendigkeit drängt heute Tag für Tag dahin; aber der Bann gesellschaftlicher Gemeinschaft mit dem Feudalismus erweist sich immer wieder stärker als die politische Einsicht. Da ruft man denn in der materiellen Noth die geistige und geistliche Hilfe der gescheitelten und der geschorenen Orthodoxie an. Gerade diese Hilfe aber weckt zuerst und am nachhaltigsten den gemeinsamen Widerstand aller Kinder der modernen Welt; gerade auf geistigem Gebiete offenbart sich klar und rein die alle Differenzen überragende Solidarität der gewaltigen Einheit, des dritten Standes. Aber auch die Erkenntniß der nicht minder überragenden materiellen Interessengemeinschaft des ganzen dritten Standes kann nicht ausbleiben; sie wird beschleunigt durch die Halbheit einer Regierungspolitik, die das Unvereinbare, die Interessen des Junkerthums und des modernen Wirthschaftslebens, vereinigen will. Die dadurch sich nothwendig ergebenden Reibungen mögen ziemlich harmlos sein, so lange trotz alledem der wirthschaftliche Aufschwung anhält; eine wirthschaftliche Krisis, beschleunigt, wenn nicht herbeigeführt durch die feudale Interessenpolitik, muß auch zu einer politischen Krisis werden. Dann erkennt endlich auch der deutsche dritte Stand im Junkerthum ein „Scheinvolk, das aus Mangel an brauchbaren Organen durch sich nicht leben kann und sich deshalb an ein wirkliches Volk anhängt, gleich jenen Schmarotzergewächsen, die nur leben können von dem Mark der Pflanzen, die sie überwuchern und aussaugen."

Als der französische tiers-état dies erkannt hatte, brach er als erster auf dem Kontinent den Feudalismus; heute ist

Deutschland — neben Oesterreich — der einzige Kulturstaat, der diese Kulturaufgabe noch nicht gelöst hat; noch steht sie aus, die deutsche Uebertragung des welthistorischen Frage- und Antwortspiels: Qu'est-ce que le tiers-état? — Tout!

Hugo Preuß.

Diskont und Währung.

III.

Die weit verbreitete Annahme, daß in erster Linie der unzureichende Geldumlauf schuld sei an der Steigerung des Zinsfußes, beruht vor allem darauf, daß jede Kapitalnachfrage zunächst als Geldnachfrage in Erscheinung tritt. Der Bedarf eines Unternehmers an neuem Kapital stellt sich zunächst als Geldnachfrage dar, aber der Unternehmer braucht ja das Geld nur, um es gegen die Aufführung von Neubauten, gegen Maschinen, Rohstoffe u. s. w. wieder wegzugeben. Sein Bedarf geht also in Wirklichkeit auf Kapital, das nicht Geldform hat. Da aber das Geld bei der Beschaffung der wirklich benöthigten Kapitalien als Vermittler dient und sich deshalb die Nachfrage zunächst auf Geld richtet, liegt die Gefahr nahe, daß man eine Knappheit von Geld dort sieht, wo in Wirklichkeit eine Knappheit von Kapital im weitesten Sinn vorliegt, und daß man so in einseitiger Weise das Geld verantwortlich macht für Erscheinungen, deren Ursachen in Wirklichkeit viel tiefer liegen.

Zu dieser falschen Auffassung verleitet außerdem noch ein anderer Umstand: gerade bei den Diskontsätzen ist die Steigerung eine besonders große, und sie fällt hier noch mehr als bei dem Zinsfuß für langfristigen Kredit in die Augen.

Der Diskontsatz ist nun der Zins für ein durch die Wechselgarantie besonders gesichertes kurzfristiges Darlehen in baarem Geld, und die Diskontirung von Wechseln ist der Weg, auf welchem sich die Geschäftswelt das für vorübergehende Zeit benöthigte Baargeld zu verschaffen pflegt. Hier handelt es sich mithin um eine Nachfrage nach Kapital in der Form von Baargeld, nicht um eine Nachfrage nach Kapital schlechthin. Wenn nun die Diskontsätze ganz besonders stark in die Höhe gegangen sind, wenn die Baarvorräthe der großen Notenbanken, aus welchen der Geldbedarf in letzter Linie zu schöpfen pflegt, überall eine wesentliche Abnahme gezeigt haben, so scheint es allerdings auf den ersten Blick dafür zu sprechen, daß eine ungenügende Versorgung mit Umlaufsmitteln die Ursache der ganz besonders hohen Diskontsätze sei.

Wir erinnern uns jedoch daran, daß unsere Circulation durch Goldzufluß von außerhalb seit Anfang 1895 eine Vermehrung um etwa 320 Millionen Mark erfahren hat. Dazu kommen etwa 40 Millionen Mark von Gold, das in deutschen Hüttenwerken gewonnen wurde; zusammen macht das 360 Millionen Mark. Nimmt man an, daß davon 120 Millionen Mark für industrielle Zwecke, für Schmuckgegenstände u. s. w. verwendet wurden, so bleibt eine Vermehrung unseres deutschen Metallumlaufs um 240 Millionen Mark übrig. In derselben Zeit (von Ende 1894 bis Ende 1899) hat sich ferner der ungedeckte Notenumlauf der Reichsbank von 170 Millionen Mark auf 630 Millionen Mark, also um 460 Millionen Mark gesteigert. Zusammen mit der Zunahme des Goldgeldes ergibt das eine Vermehrung des deutschen Geldumlaufs um nicht weniger als 700 Millionen Mark in fünf Jahren!

Auf eine ungenügende Versorgung der Circulation werden wir mithin die besonders starke Erhöhung der Diskontsätze nicht wohl zurückführen können.

Dagegen ergibt sich bei näherer Prüfung, daß auch in der Vergangenheit stets die allgemein-wirthschaftliche Konjunktur die Diskontsätze viel stärker beeinflußt hat als das allgemeine Zinsniveau, und zwar nach oben und unten. In Zeiten einer günstigen Konjunktur hat sich stets der Diskontsatz wesentlich über dem landesüblichen Zinsfuß gehalten, in Zeiten wirthschaftlicher Stagnation ist er beträchtlich darunter hinab gegangen. Die effektive Verzinsung der englischen Konsols war niemals niedriger als 2½ Proz., während der Diskontsatz der Bank von England häufig nur 2 Proz. betragen hat und der Londoner Marktdiskont in der Depressionsperiode von 1893/94 bis auf ¾ Proz. herabgesunken ist.

Der Diskontsatz, als der Zinsfuß für ein kurzfristiges Darlehen in Geldform, wird eben nicht nur durch diejenigen Verhältnisse beeinflußt, welche das Kapital als solches berühren, sondern auch durch diejenigen Faktoren, welche für die Nachfrage speziell nach Baargeld in Betracht kommen. Die Nachfrage nach Baarmitteln und nach kurzfristigem Kredit wird nun gerade durch eine wirthschaftliche Hochkonjunktur in besonderem Maße gesteigert. Der lebhaftere Verkehr, die höheren Preise und Löhne, die größeren Umsätze, die finanziellen Operationen, die zur Gründung neuer und zur Erweiterung bestehender Betriebe nöthig sind, — alle diese Verhältnisse wirken zusammen zu einer solchen Steigerung der Nachfrage nach flüssigen Mitteln und nach kurzfristigem Kredit, daß die stärkere Erhöhung der Diskontsätze eine unbedingt nothwendige Folge ist. In Deutschland hat sich der Betrag der ausgestellten Wechsel von 14,7 Milliarden Mark im Jahre 1894 auf 20,9 Milliarden Mark im Jahre 1899 erhöht, also um 6,2 Milliarden Mark.*) Die Wechselankäufe der Reichsbank allein sind gestiegen von 4,8 Milliarden Mark im Jahre 1894 auf 8,3 Milliarden Mark im Jahre 1899, sie haben sich also um 3½ Milliarden Mark oder 78 Proz. vermehrt. Der Wechselbestand der Reichsbank am Jahresschluß hat sich von 602 Millionen Mark im Jahre 1894 auf 1 080 Millionen Mark im Jahre 1899 vermehrt.

Alle diese Zahlen thun dar, welche enorme Steigerung gerade die Nachfrage nach kurzfristigem Kredit seit dem Beginn des wirthschaftlichen Aufschwungs erfahren hat; und es liegt ja nur in der Natur der Dinge, daß der Zinssatz für kurzfristigen Kredit, für welchen der Augenblick mit seinen dringenden Bedürfnissen entscheidend ist, eine größere Beweglichkeit und deshalb unter den gegebenen Verhältnissen eine stärkere Erhöhung zeigt, als der Zinssatz für langfristige Darlehne, für welchen der Ausblick auf längere Zeiträume von selbst eine gewisse Gleichmäßigkeit und Schwerflüssigkeit herbeiführt. —

Neben den an und für sich erfreulichen Verhältnissen, welche Anlaß zu der Steigerung von Zins und Diskont gegeben haben, kommt freilich noch der Transvaalkrieg in Betracht; weniger weil er die Goldproduktion in einem wichtigen Produktionsland suspendirt hat, als deshalb, weil er die an den internationalen Geldmarkt — dessen Mittelpunkt London ist — herantretenden Ansprüche steigerte, weil er die Preise wichtiger Artikel noch mehr in die Höhe trieb und weil er große Kapitalien für den Krieg in Anspruch nahm und sie dadurch ihrer produktiven Verwendung entzog. Bereits vor dem Ausbruch des Transvaalkrieges war ja die Lage des Geld- und Kapitalmarktes aus den bisher geschilderten Gründen stark angespannt bereits gegen Ende des Jahres 1898 hat sich die Reichsbank genöthigt gesehen, ihren Diskontsatz auf 6 Proz. zu erhöhen. Wenn nun bei der inzwischen eingetretenen weiteren Steigerung der wirthschaftlichen Thätigkeit, bei einer weiteren Steigerung der Preise der wichtigsten industriellen Roh- und Hilfsstoffe, bei einer abermals stark vermehrten Gründungs- und Emissionsthätigkeit, — wenn unter solchen Verhältnissen sich die Diskontsätze gegenüber dem Vorjahr abermals um 1 Proz. gesteigert haben, so ist das gewiß eine überaus erklärliche Erscheinung, und wenn

*) Berechnet auf Grund des Ertrags des Wechselstempels; vergl. Jahrbücher für Nat.-Oek. u. Statistik, Volkswirthschaftl. Chronik pro 1899 S. 419.

etwas an dem Transvaalkrieg in seiner Beziehung zum Geldmarkt erstaunlich ist, dann ist es die Thatsache, daß seine Wirkungen nicht stärker hervorgetreten sind.

So sehr nun die Grundursachen der Steigerung des Zinsfußes und der Diskontsätze erfreulicher Natur sind, so wenig darf verkannt werden, daß die Vertheuerung des Kredits von denjenigen Berufen, welche an dem allgemeinen Aufschwung nur wenig oder gar nicht betheiligt sind, hart empfunden wird. Eine Centralbank würde jedoch der gesammten Volkswirthschaft einen schlechten Dienst erweisen, wenn sie sich dadurch bestimmen lassen wollte, die Diskontsätze künstlich niedrig zu halten. Im ersten dieser Aufsätze habe ich die hier drohenden Gefahren bereits angedeutet: eine solche Bank würde bald ihre verfügbaren Mittel so stark in Anspruch genommen sehen, daß die Einlösung ihrer Noten, auf welcher die Sicherheit des gesammten Geldwesens beruht, in Frage gestellt wäre. Sowohl im Interesse ihrer eigenen Zahlungsfähigkeit als auch im Interesse der Solidität des gesammten Geldwesens müssen daher die Centralbanken dem erhöhten Geldbedarf mit erhöhten Diskontsätzen begegnen.

Aber nicht nur in Rücksicht auf das Geldwesen, dessen Sicherheit eine der ersten Voraussetzungen für das wirthschaftliche Gedeihen ist, stellt sich eine solche Politik als nothwendig heraus, sondern auch von anderen Gesichtspunkten aus.

Wie der hohe Zinsfuß nichts ist als die Wirkung eines die vorhandenen Mittel übersteigenden Kreditbegehrs, so hat er andererseits die Wirkung, eine Kreditbenutzung, welche die volkswirthschaftlich zulässigen Grenzen überschreitet, hintanzuhalten. In jeder günstigen Konjunktur liegt die Gefahr einer Uebertreibung. Die großen Gewinnaussichten verleiten leicht zu einer übermäßigen Produktionsausdehnung, und dann tritt schließlich mit Unvermeidlichkeit der Zeitpunkt ein, wo die Waaren unverkäuflich auf dem Markt liegen und jeder sich durch Preisherabsetzungen Absatz zu erzwingen sucht. Die Erhöhung der Zinssätze ist das wirksamste Mittel, das zu weisem Maßhalten nöthigt und einer übermäßigen Betriebsausdehnung entgegenwirkt; ein künstlich niedrig gehaltener Zinsfuß dagegen müßte diese Versuchung verstärken und eine unheilvolle Entwicklung geradezu begünstigen.

Ebenso wirkt ein hoher Zinsfuß einer anderen Gefahr entgegen, die gleichfalls mit jedem wirthschaftlichen Aufschwung verbunden ist: den Ausschreitungen der Spekulation. Je mehr die Kreditgewährung in solchen Zeiten erleichtert wird, je niedriger der Zinsfuß gehalten wird, desto leichter ist es für Gründer und Spekulanten, das Publikum zur Aufnahme zweifelhafter Papiere zu bestimmen; denn je niedriger der Zinsfuß ist, desto stärker wirken die hohen Dividenden auf die Gewinnsucht, und desto mehr reizen die hohen Kurse der Dividendenpapiere zur Spekulation und zum Börsenspiel.

Der hohe Diskontsatz, welcher in den Augen mancher Leute die Aufwärtsbewegung der Geschäftsthätigkeit in mißlicher Weise einschränkt, ist also in Wirklichkeit nichts anderes als ein Symptom, das die Grenze anzeigt, welche der Produktionsausdehnung in den vorhandenen Mitteln gesetzt ist, eine Grenze, deren Ueberschreitung für die ganze Volkswirthschaft die verhängnißvollsten Wirkungen haben müßte.

Wenn es schon in Anbetracht dieser Verhältnisse nichts Thörichteres geben kann, als die von bimetallistischer Seite erhobenen Beschwerden, lediglich die Erhaltung der Goldwährung, welche den produktiven Ständen ganz gleichgiltig sein könne, lege dem ganzen Land das Opfer der hohen Diskontsätze auf, — so deckt sich auch noch in einem anderen Punkt die Rücksicht auf die strikte Aufrechterhaltung der metallischen Währung mit dem wohlverstandenen Interesse der gesammten Volkswirthschaft.

Die meisten Staaten sind, namentlich in Zeiten großer Anspannung der wirthschaftlichen Thätigkeit, auf die Mitwirkung fremden Kapitals angewiesen. Nur Frankreich und England stehen in dieser Beziehung ganz unabhängig da, während Deutschland seine gewaltigen Fortschritte in den letzten Jahren nur mit Zuhilfenahme fremder Mittel erreichen konnte. Noch vor zwei Jahren sollen zeitweise allein von Frankreich aus etwa 800 Millionen Frcs. dem deutschen Geldmarkt zur Verfügung gestellt worden sein.

Es gibt nun kein größeres Hinderniß für die Heranziehung fremden Kapitals, als unsichere Währungsverhältnisse. Die Sorge für die Erhaltung einer soliden Währung ist aber niemals dringender am Platz, als in Zeiten einer starken Anspannung des Geldmarktes. Denn sobald das Ausland das Vertrauen in die Sicherheit der Währung verliert, wird es sich so rasch wie möglich durch die Zurückziehung aller nur irgend realisirbarer Guthaben zu sichern versuchen. Selbst ein Land, wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika, dessen Kapitalansammlung schon so weit vorgeschritten ist, daß es gelegentlich in Europa als Geldgeber auftritt, hat in diesem Punkt bittere Erfahrungen machen müssen. Die amerikanische Wirthschaftskrisis im Jahre 1893 wurde wesentlich dadurch erschwert, daß die Verschlechterung der amerikanischen Währung (durch die auf der Shermanbill beruhenden starken Silberankäufe) das Vertrauen in die amerikanische Valuta erschütterte und daß Europa in Folge dessen in großem Umfang seine Gelder aus Amerika zurückzog. Die Folge war eine Geldknappheit von unerhörten Dimensionen und von verheerenden Wirkungen für alle Berufskreise.

Angesichts eines solchen Beispiels könnte in Deutschland keine größere Thorheit gemacht werden, als wenn die Reichsbank den während der letzten Jahre stets wiederholten Forderungen unserer Bimetallisten nachgeben, ihre Noten nur noch in Silberthalern einlösen und für Gold eine Prämie berechnen würde. Die Bimetallisten wollen glauben machen, dann sei alles gut, und die Reichsbank könne dann ebenso niedrige Diskontsätze halten wie die Bank von Frankreich.

In der That ist es richtig, daß die Bank von Frankreich eine ähnliche Praxis befolgt, daß sie hin und wieder einen Goldabfluß nach dem Ausland dadurch zu bekämpfen sucht, daß sie ihre Noten nur gegen Berechnung einer Prämie von mehreren Promillen in Gold einlöst. Die Bimetallisten führen es darauf zurück, daß Frankreich einen niedrigeren Diskontsatz hat, als wir in Deutschland.

Wie verkehrt diese Auffassung ist, geht schon daraus hervor, daß Frankreichs Goldbilanz in den letzten fünf Jahren wesentlich ungünstiger war, als diejenige Deutschlands, daß wir per Saldo doppelt so viel Gold vom Ausland erhalten haben wie Frankreich. Die bessere Abwehr eines Goldabflusses durch die sogenannte „Prämienpolitik“ kann also unmöglich der Bank von Frankreich die Aufrechterhaltung eines niedrigeren Zinsfußes ermöglicht haben. Die Ursachen des niedrigeren französischen Diskonts liegen vielmehr darin, daß Frankreich erstens einen sehr viel größeren Reichthum an Geld und Kapital angesammelt hat als Deutschland, — und zweitens darin, daß die französische Volkswirthschaft nicht entfernt in dem Maße wie die deutsche an dem wirthschaftlichen Aufschwung der letzten Jahre betheiligt ist, daß in Folge dessen Frankreich bei größerem Kapital- und Geldvorrath eine wesentlich geringere Steigerung der Kapital- und Geldnachfrage zu verzeichnen hat.

Was die Prämienpolitik anlangt, so hat übrigens die Bank von Frankreich in ihrem letzten Jahresbericht selbst anerkannt, daß sie nicht einmal gegenüber dem Goldabfluß nach dem Ausland ihre Wirkung thut. Es heißt dort: „Wir würden gegen die elementarsten Gebote der Vorsicht verstoßen haben, wenn wir angesichts der Ansprüche des Auslandes und der beginnenden Versteifung der Wechselkurse keine Maßnahmen zum Schutze des Metallvorraths getroffen hätten; nach einer Diskonterhöhung um $^1/_2$ Proz., welche nur eine ganz vorübergehende Wirkung hatte, mußten wir uns zu einer wirksameren Maßregel entschließen und den Diskont um ein volles Prozent erhöhen (auf $4^1/_2$ Proz.).“

Die Prämie auf Gold genügte also nicht zu einer Verhinderung des Goldabflusses, da sie durch eine entsprechende Steigerung der Wechselkurse ausgeglichen wurde; daß die Prämie nicht genügt, um die inländische Geld- und Kreditnachfrage zu beschränken, das geben ja unsere Bimetallisten selbst zu.

Schließlich aber kann man nur sagen: Wenn zwei dasselbe thun, ist es noch lange nicht dasselbe. Frankreich ist ein so reiches Land, daß es in Bezug auf Geld und Kredit unabhängig von der ganzen Welt dasteht; es leiht Geld aus an die ganze Welt, sogar an uns Deutsche, und es ist seinerseits auf niemands Kredit angewiesen. Wenn da seine Centralbank, um ihren Gold- und Silbervorrath einigermaßen zu balanciren, von Zeit zu Zeit eine kleine Prämie auf Gold erhebt, so hat das nicht viel auf sich. Das Ausland weiß, daß die Sache nichts bedeutet und binnen kürzester Zeit von selbst wieder in Ordnung kommt.

So fest begründet ist leider das Vertrauen in die deutsche Währung noch nicht. Als im letzten Dezember die großen Berliner Banken, welche die Arbitrage in Edelmetallen betreiben, in Rücksicht auf die gespannte Lage des Geldmarktes und der Reichsbank freiwillig davon Abstand nahmen, von der Möglichkeit, Gold mit Gewinn nach England zu versenden, Gebrauch zu machen, da trat eine ungewöhnliche Steigerung der Wechselkurse ein; der Check auf London stieg auf 20,60 während bisher 20,52½ als der höchste Punkt galt; in Londoner Finanzkreisen entstand darüber eine Beunruhigung hinsichtlich der Stabilität der deutschen Valuta, und es wird vielfach auf diese Zweifel zurückgeführt, daß die Londoner Geldgeber Deutschland gegenüber seit jener Zeit eine größere Zurückhaltung zeigen. Jede Zurückhaltung der fremden Geldgeber bedeutet nun aber eine Vertheuerung des deutschen Zinsfußes, und in der That ist seit dem Beginn des Jahres der Unterschied zwischen dem englischen und dem deutschen Diskontsatz zeitweise ungewöhnlich groß gewesen. Die Verringerung der Goldzahlung seitens der Reichsbank würde die Zurückhaltung des Auslandes noch beträchtlich steigern und so mindestens zu einer weiteren Vertheuerung des Diskontsatzes führen, nicht aber zu einer Verbilligung, wie die Bimetallisten behaupten.

Unsere Bimetallisten haben doch selbst oft genug prophezeit, die Reichsbank werde beim Ausbruch einer politischen oder wirthschaftlichen Krisis nicht mehr in Gold zahlen können, sondern nur noch in Thalern, und damit sei der Zusammenbruch unserer Währung da; und jetzt verlangen sie, daß die Reichsbank im Moment einer starken Anspannung des Geldmarktes, in einem Moment, in welchem das Vertrauen des Auslandes auf unsere Valuta ganz unschätzbar ist, — daß sie in diesem Moment freiwillig aufhören solle in Gold zu zahlen, daß sie ihre Noten in entwerthetem Silbergeld einlösen solle, während sie selbst bisher von einer solchen Nothwendigkeit die schrecklichsten Katastrophen vorausgesagt haben. Jedermann, der im Geschäftsleben steht, kann sich ausmalen, welche Wirkung die Ankündigung haben würde: die Reichsbank zahlt nur noch in Silberthalern und berechnet ein Aufgeld auf Gold. In der That, wenn es einmal dahin kommen sollte, so wäre das der Zusammenbruch; darin haben die Bimetallisten ausnahmsweise einmal recht. Aber daß die Reichsbank einen solchen Zusammenbruch ohne Noth freiwillig herbeiführen soll, weil es unklare Köpfe gibt, die davon eine Verbilligung des Zinsfußes erwarten, das ist wirklich eine Zumuthung, für die allen, die nicht bimetallistisch verseucht sind, jedes Verständniß fehlen muß.

Wer sich nicht in gänzlich verworrenen Vorstellungen bewegt, wer sich einen klaren Blick für die wirklichen Zusammenhänge bewahrt hat, dem zeigt — im Gegensatz zu den bimetallistischen Phantasien — die eingehende und eindringende Würdigung aller in Betracht kommenden Verhältnisse, daß keineswegs ein Widerspruch besteht zwischen der Erhaltung eines auf solider Basis geordneten Geldwesens und dem berechtigten Kreditbegehr. Nichts zeigt eine beginnende Kreditüberspannung mit größerer Sicherheit und Genauigkeit an, als die natürliche Reaktion eines gesunden Geldwesens; nichts beugt einer Kreditüberspannung und einer Ueberspekulation wirksamer vor, als die zur Sicherung des Geldwesens nöthigen Maßnahmen; vor allem aber gibt es, namentlich für Länder, die mit ihrem Kapitalbedarf noch theilweise auf das Ausland angewiesen sind, keine bessere und größere Krediterleichterung, als eine mit dem Geld des Weltverkehrs übereinstimmende und unzweifelhaft solide Währungsverfassung.

Karl Helfferich.

Das Reichs-Seuchengesetz.

Der Gesetzentwurf betr. die Bekämpfung gemeingefährlicher Krankheiten liegt nunmehr dem Reichstage vor und es wird hoffentlich zu Beschlüssen kommen, die dem Einbruche gewisser verheerender Seuchen in unser deutsches Vaterland einen haltbaren Damm entgegenstellen.

Zwar sind wir in Deutschland durch eine lange, von großen Epidemieen freie Periode in eine gewisse Sicherheit gewiegt worden. Doch dürfte diese eine trügerische sein; wenigstens kann Niemand dafür einstehen, daß nicht, bei Vernachlässigung genügender Schutzmaßregeln, die Cholera, die Pocken, vielleicht selbst die Pest, wieder einmal einen jener verheerenden Züge durch unser Vaterland unternehmen wird, deren furchtbare Wirkungen uns zum Theil noch erinnerlich, zum Theil aus der Geschichte bekannt sind.

Solchen Möglichkeiten mit aller Energie vorzubeugen ist die Pflicht jedes vorausschauenden Staatsmannes, und nach der alten Erfahrung, daß vereinten Kräften Viel gelingt, wogegen zersplitterte ohnmächtig sind, hat die Reichsregierung mit vollstem Recht sich entschlossen, diese Angelegenheit als eine allen deutschen Bundesstaaten gemeinsame zu behandeln. Gewiß würde es theoretisch durchaus richtig sein, die gesammte Gesundheitsgesetzgebung und Gesundheitspolizei als Reichsangelegenheit anzusehen. In erster Linie jedoch muß das Reich seine Sorge denjenigen Krankheiten zuwenden, die sich erfahrungsmäßig, wo immer sie auch auftreten, sehr rasch über größere Gebiete verbreiten, sodaß selbst Reuß und Schwarzburg an einer in Bremen oder Hamburg einbrechenden Seuche lebhaft interessirt sind. Derartige pandemische Krankheiten sind vornehmlich die drei obengenannten; wenn der Gesetzentwurf auch den Aussatz, das gelbe Fieber und den Flecktyphus in den Bereich seiner Anordnungen zieht, so liegt von dem eben eingenommenen Gesichtspunkte aus die Nothwendigkeit nicht ebenso klar vor Augen. Andererseits theilt zwar die Influenza mit der Pest, der Cholera und den Pocken die schnelle Verbreitung über weite Gebiete, aber bisher hat sich ihre Bösartigkeit noch nicht so entwickelt, daß sie sich der der genannten drei Seuchen vergleichen ließe.

Da sich nun im Allgemeinen empfiehlt, auf einem noch nicht betretenen Gebiete der Gesetzgebung vorsichtig vorzugehen, können wir uns mit der Beschränkung des Gesetzes auf die im § 1 des Entwurfs genannten Krankheiten wohl vorläufig einverstanden erklären, und würden selbst gegen eine noch weitergehende Beschränkung durch Fortlassung des Aussatzes, des gelben Fiebers und des Flecktyphus nicht viel einwenden können.

Zu einer wirklichen Reichsgefahr können sich alle diese Seuchen nur deshalb auswachsen, weil die ärztliche Heilkunst der einmal ausgebrochenen Krankheit gegenüber sehr wenig vermag. Es sind daher auch die im Entwurf vorgesehenen Maßregeln gegen diese Gefahr lediglich solche, die den Gesunden vor dem Kranken schützen sollen. Dabei zeigt

sich, daß das Vertrauen der maßgebenden Stellen in den Impfschutz kein sehr hohes ist. Der Entwurf verzichtet nicht nur auf die Anordnung der allerdings noch allgemein mit großer Skepsis betrachteten prophylaktischen Impfung gegen die Pest, sondern er stellt auch die Pocken, ungeachtet des jahrzehntelangen Bestehens der Zwangsimpfung, mit der Pest und Cholera u. s. w. vollständig auf die gleiche Stufe und ordnet für sie die gleichen sonstigen Schutzmaßregeln an. Wir billigen das durchaus und rathen auch unsererseits, in Erinnerung daran, wie furchtbar die Pockenepidemie von 1871 in der fast völlig durchgeimpften Bevölkerung unseres Vaterlandes noch gehaust hat, sich auf diese Schutzmaßregel keineswegs zu verlassen.

Die im Gesetze vorgeschlagenen sind demnach auf die Vernichtung der Krankheitskeime und auf die Absperrung der sie beherbergenden Personen und Gegenstände gerichtet. Ersteres soll durch die Desinfektion von infizirten oder verdächtigen Gegenständen und Räumen, bei Pest auch durch Tödtung von Ratten, Mäusen und anderem Ungeziefer geschehen (§§ 19 und 20), letzteres durch weitgehende Beschränkungen des Verkehrs, die an dieser Stelle einzeln aufzuzählen nicht nöthig ist. Ihnen allen ist das gemeinsam, daß sie den Betroffenen nicht nur große materielle Opfer auferlegen, sondern auch die persönliche Freiheit in einem Grade aufheben, der oft als Grausamkeit tief empfunden werden wird. Gleichwohl sind wir überzeugt, daß der Nutzen dieser Maßregeln, wenn sie mit unbedingter Unbestechlichkeit und Unparteilichkeit durchgeführt werden, ein außerordentlicher sein wird, und daß sie wohl geeignet sind, ihren Zweck zu erreichen. Auch lassen sich die Opfer an persönlicher Freiheit, wie Kennzeichnung, Absperrung, Räumung der Wohnungen, Absonderung kranker von gesunden Familienmitgliedern u. s. w., meines Erachtens durch nichts Anderes ersetzen. Dagegen scheint es mir unzweifelhaft, daß der Staat, der in seinem Interesse solche Anordnungen erläßt, die dem Einzelnen dadurch erwachsenden materiellen Nachtheile in viel größerem Umfange auf sich nehmen müßte, als dies der Entwurf vorsieht. Dieser gesteht lediglich Entschädigung für Beschädigung und Vernichtung von Gegenständen durch die Desinfektion (§ 28—31) und Gewährung unentgeltlicher Unterkunft bei Räumung von Wohnungen vor. Die Desinfektion selbst wird nicht unentgeltlich vorgenommen, alle durch Absonderung und Verkehrsbeschränkung, nicht etwa nur wirklich kranker, sondern auch nur krankheitsverdächtiger Personen, ja sogar des Pflegepersonals entstehenden Verluste fallen den Betroffenen zur Last. Die Ungerechtigkeit einer solchen Anordnung will ich nicht weiter erörtern; darauf aber muß doch mit aller Bestimmtheit hingewiesen werden, welche dringende Verleitung zur Verheimlichung der Seuchenheerde in der Auferlegung solcher Opfer liegt, und wie sehr diese demnach geeignet ist, den Zweck des Gesetzes zu vereiteln. Es ist augenscheinlich eine ganz falsche Sparsamkeit, um nicht einen schärferen, aber gerechten Ausdruck zu gebrauchen, wenn das Reich, um einige Hunderttausende zu sparen, sich dem Verluste von Milliarden aussetzt, der aus der Verheimlichung der ersten Heerde einer Pestepidemie nur zu leicht entstehen kann.

Allerdings ist das erste Viertel des Entwurfs, von § 1—10, der Ermittelung der Krankheitsheerde, bezw. der Anzeigepflicht gewidmet. Aber diese Bestimmungen sind mit der größten Flüchtigkeit und ohne Sachverständniß ausgearbeitet, so daß eine Verheimlichung des Heerdes ohne Gefahr der Bestrafung oder eines sonstigen materiellen Nachtheils möglich ist.

Der Entwurf verpflichtet nämlich im § 2 zur Anzeige: 1) den zugezogenen Arzt, 2) den Haushaltungsvorstand, 3) jede sonst mit der Behandlung und Pflege des Erkrankten beschäftigte Person, 4) denjenigen, in dessen Wohnung oder Behausung der Erkrankungs- oder Todesfall sich ereignet hat, 5) den Leichenschauer. Die Verpflichtung der 4 letzten Kategorien tritt jeweils nur ein, wenn die in der Reihenfolge vorhergenannten nicht vorhanden sind.

Demzufolge geht die Verpflichtung des Arztes derjenigen des Haushaltungsvorstandes voraus, die des Kurpfuschers nicht.

Aus dieser Anordnung folgt, daß z. B., wenn ein Fall von Pest, Gelbfieber oder Lepra in die Behandlung eines Kurpfuschers kommt, der, wie wohl für die ungeheure Mehrzahl der Fälle sicher anzunehmen ist, diese hierzuland sehr seltenen Krankheiten nicht erkennen wird, jede Anzeige straflos unterbleiben kann. Ein Arzt hat den Fall nicht gesehen; der Haushaltungsvorstand kann als Laie nicht wissen, daß es ein anzeigepflichtiger Fall ist;*) und der behandelnde Kurpfuscher kann für die Unterlassung der Anzeige nicht verantwortlich gemacht werden, weil er bei Vorhandensein eines Haushaltungsvorstandes überhaupt nicht zur Anzeige verpflichtet ist. Wenn vollends in Fällen, wo ein Arzt nicht zugezogen worden ist, der Haushaltungsvorstand selbst von der Krankheit ergriffen und deshalb an der Erfüllung der Anzeigepflicht durch höhere Gewalt behindert ist, fällt ebenfalls jede Anzeigepflicht fort, bis der Haushaltungsvorstand seiner Krankheit erlegen ist; denn „die Verpflichtung der unter Nr. 2—5 genannten Personen“ tritt nicht ein, wenn die früher genannten Verpflichteten verhindert, sondern nur, wenn sie „nicht vorhanden“ sind.

Nur durch die übliche Verschmähung sachverständigen Beiraths — wozu haben wir eigentlich Aerztekammern? — ist eine so fahrlässige Abfassung des Entwurfs erklärlich.

Aber nicht nur diese Fahrlässigkeit gefährdet den Erfolg des Gesetzes, sondern auch die gewiß ganz bewußterweise vorgeschlagene Auferlegung der ersten Anzeigepflicht auf die Schultern des Arztes würde dieselbe unerwünschte Folge haben.

Seit den Zeiten des Hippokrates gilt als eine der vornehmsten ethischen Pflichten des Arztes die Verschwiegenheit. Der Hippokratische Eid, den seit Jahrtausenden die Aerzte, auch viele der heute lebenden Generation, geschworen haben, sagt: „**Quae vera inter curandum vel videro vel audiero ... ea arcana esse ratus silebo**“ (was ich aber beim Kuriren gesehen oder gehört haben werde, will ich als Geheimniß betrachten und verschweigen). Und selbst unsere Gesetzgebung stellt anderwärts hinsichtlich der Verschwiegenheitspflicht den Arzt mit dem Geistlichen und dem Rechtsanwalt gleich.

Diesem uralten Grundsatze widerspricht jegliche vom Staat dem Arzte auferlegte Verpflichtung zur Anzeige seiner Wahrnehmungen. Allerdings existiren bereits Präcedenzfälle. In Preußen z. B. verpflichtet das Regulativ vom 8. August 1835 den Arzt zur Anzeige gewisser ansteckender Krankheiten. Die Zeit des Absolutismus, in der dieses Gesetz erlassen worden ist, hat jeden Protest unmöglich gemacht. In der Praxis hat sich die Sache so gestaltet, daß die Aerzte von jenen Krankheiten, deren Mittheilung an die Behörden von den Patienten und deren Angehörigen nicht beanstandet zu werden pflegt, Anzeige zu erstatten pflegen, während sie diese, dank der ungeschickten Fassung des Regulativs straflos, unterlassen, wo sie, wie bei ansteckenden Geschlechtskrankheiten, von dem Patienten als Vertrauensbruch empfunden werden würde. Der Entwurf des Reichs-Seuchengesetzes nun sieht die Anzeigepflicht der Aerzte zunächst, auch nur für Krankheiten vor, bei denen die Anzeige nicht gerade als Vertrauensbruch empfunden werden würde. Aber erstlich ist schon die Durchbrechung des Prinzips zu bedauern, insofern dadurch immerhin das Vertrauen der Laien auf die unbedingte Verschwiegenheit des Arztes erschüttert wird. Sodann gibt der § 5 des Entwurfs dem **Bundesrath** die Befugniß, die Anzeigepflicht auf jede beliebige andere Krankheit ohne Mitwirkung der anderen gesetzgebenden Faktoren auszudehnen. Es könnte also nach Annahme dieses Entwurfs jeden Augenblick auch die Anzeige der Geschlechtskrankheiten angeordnet und nach § 44 des Ent-

*) Er ist nach § 44, 1) nur strafbar, wenn er die Anzeige „länger als 24 Stunden, nachdem er von der anzuzeigenden Thatsache Kenntniß erhalten hat, verzögert.“

weris durch Verhängung von Geldstrafen bis zu 150 M. zu erzwingen versucht werden. Es braucht kaum darauf hingewiesen zu werden, daß dann einerseits die anständigen Aerzte die Behandlung dieser Krankheiten freiwillig ablehnen, andererseits die Kranken selbst sich nicht an den Arzt, sondern an den Kurpfuscher wenden würden, der nach dem Entwurf nicht zur Anzeige verpflichtet wäre, wo ein Haushaltungsvorstand existirt — und ich meinerseits wüßte nicht, wo in aller Welt kein Haushaltungsvorstand existiren könnte.

Aber mein Bedenken betrifft nicht nur den möglichen Fall einer Ausdehnung der Anzeigepflicht. Auch bei den im Entwurf bereits genannten Krankheiten, so wenig sie den Kranken in den Augen der Mitmenschen schänden, würde nach Inkrafttreten dieses Gesetzes die Ausübung der Anzeigepflicht den Arzt mit einem schweren Odium beladen, eben weil durch die Anzeige dem Kranken, seiner Familie, ja unter Umständen der ganzen Gemeinde so überaus schwere Opfer an Vermögen und Freiheit auferlegt werden sollen. Man vergegenwärtige sich die Stimmung bei einer wirklich schweren Cholera- oder Pestepidemie und die Bedrohungen, denen der Arzt seitens des verzweifelten Pöbels ausgesetzt sein würde, wenn er, als der vertrauensvoll herbeigerufene Helfer, die Trennung der Familienmitglieder, die Räumung der Wohnungen u. s. w. durch seine Anzeige herbeiführte!

Und nun erinnere man sich andererseits, daß durch Herbeirufung eines Kurpfuschers an das Krankenbett alle Betheiligten allen diesen Unannehmlichkeiten und Gefahren entgehen. Bald genug wird man, wenn das Gesetz zu Stande kommt, die Annonzen lesen: „N. N., Naturheilkundiger, in der Republik San Marino approbirter Arzt, Professor der magnetischen Wissenschaften, keine Anzeigepflicht bei ansteckenden Krankheiten“ oder dergl. Und in der That, wenn der Haushaltungsvorstand nicht so dumm ist, den Pfuscher nach dem Namen der Krankheit zu fragen, oder der Pfuscher so gescheidt ist, sie beispielsweise nicht Gelbfieber, sondern Grünfieber oder Blaufieber zu nennen, kann weder der eine noch der andere wegen der Unterlassung der Anzeige bestraft werden.

So werden also alle „Haushaltungsvorstände“, die vor den Scherereien und Vermögensnachtheilen Angst haben, die ihnen aus der Anzeige einer ansteckenden Krankheit ihrer Hausgenossen erwachsen könnten, verführt, ihre Zuflucht zum Kurpfuscher zu nehmen. Aber selbst manche Aerzte werden in Zeiten schwerer Epidemien ganz gern sehen, wenn der Kurpfuscher an ihrer Statt gerufen wird; welches Interesse könnten sie daran haben, ihre Popularität für das zweifelhafte Vergnügen des ärztlichen Besuchs bei Pest- oder Cholerakranken in die Schanze zu schlagen?

Fragen wir uns nun, woher der Staat das moralische Recht nehmen will, den Arzt, die freigewählte Vertrauensperson des Kranken, zur Anzeige, auch wider dessen Willen, zu zwingen, so dürfte die Antwort schwer sein. Nicht der Arzt, sondern der Kranke gefährdet durch die ansteckende Krankheit das Wohl der Gesellschaft; also ist er, und bei Beeinträchtigung seiner Entschließungsfähigkeit die für seine sonstigen Interessen nächstverbindliche Person dem Staate verantwortlich für die Folgen etwaniger Fahrlässigkeit. Daraus ist zu deduziren, daß der Staat dem Kranken bezw. seinem natürlichen oder gesetzlichen Vertreter die Pflicht der Anzeige auferlegen muß. Allerdings können sie dieser Pflicht nur genügen, wenn sie ihnen bekannt ist, und zwar nicht nur im Allgemeinen, sondern auch für den einzelnen Fall; d. h., wenn ein Sachverständiger sie auf den die Anzeigepflicht begründenden Charakter der Krankheit aufmerksam gemacht hat. Der behandelnde Arzt begeht keinen Bruch der Verschwiegenheitspflicht, wenn er dem Kranken selbst oder dessen zur Fürsorge verpflichtetem Vertreter die Natur der Krankheit offenbart; daher kann ihm diese Pflicht vom Staat ohne Bedenken auferlegt werden. Ueber ihre Erfüllung wird er sich leicht ausweisen können, wenn der Staat es ihm ermöglicht, der zur Anzeige verpflichteten Laienperson eine die bez. Gesetzesvorschriften und die Diagnose enthaltende Meldekarte gegen Empfangsbescheinigung auszufertigen. Diese Pflicht sollte jeder die Behandlung übernehmenden Person, gleichviel, ob approbirt, oder nicht, auferlegt werden. Ist sie erfüllt, so sollte für die Unterlassung der Anzeige derjenige verantwortlich gemacht werden, der die Meldekarte erhalten und ihren Empfang bestätigt hat; andernfalls aber die Person, die die Behandlung des Patienten geleitet hat, mag sie approbirt sein, oder nicht. Dabei dürfte natürlich Unwissenheit nicht zur Entschuldigung dienen, weder dem Arzt noch dem Kurpfuscher; denn es liegt offenbar schon eine fahrlässige Gefährdung der öffentlichen Wohlfahrt darin, daß Jemand die Behandlung von Kranken übernimmt, ohne im Stande zu sein, die anzeigepflichtigen Seuchen zu erkennen. Vielleicht würde sich aber sogar empfehlen, wenn das Verkennen der Krankheit dadurch erfolgt ist, daß statt eines Arztes ein Kurpfuscher zur Behandlung zugezogen worden ist, auch den Kranken bezw. dessen Vertreter für Unterlassung der Anzeige insoweit mitverantwortlich zu machen, daß er des Anspruchs auf die im Gesetz festzustellende Entschädigung verlustig geht, weil er immerhin durch Unterlassung der Zuziehung eines Sachverständigen auch seinerseits die Gefahr einer zu späten Entdeckung der Seuche fahrlässigerweise erhöht hat.

Selbstverständlich würden aber alle diese Bestimmungen einen Schlag ins Wasser darstellen, solange nicht die amtsärztliche Leichenschau eingeführt ist. Von den nicht tödtlich endigenden Krankheitsfällen würden schon aus Unkenntniß viele unangezeigt bleiben; aber selbst bei den tödtlich endigenden ist keine Gewähr für richtige Angabe der Krankheit gegeben, solange derselbe Arzt, der die rechtzeitige Feststellung der Seuche etwa unterlassen hat, oder gar ein beliebiger Bader zur Ausstellung des Todtenscheins berechtigt ist. Wird dagegen die Leichenschau durch unabhängige sachverständige Beamte ausgeführt, so schwebt die Gefahr der Entdeckung über Jedem, der fahrlässig oder gar absichtlich die Anzeige unterlassen hat. An die Durchführung der amtsärztlichen Leichenschau ist freilich nicht zu denken, solange es an der nöthigen Anzahl von Amtsärzten, und den vorhandenen Amtsärzten an Zeit für die Erfüllung der wichtigsten Obliegenheiten fehlt, d. h., so lange — ich denke jetzt an Preußen — die Medizinalreform nicht durchgeführt ist.

So wird in der Welt immer ein Fortschritt durch den anderen bedingt, und niemals kann eine wesentliche Reform durchgeführt werden, wenn man Reformen auf den nächst angrenzenden Gebieten perhorreszirt.

R. Koßmann.

Edmond Rostand.

Der Autor des „Cyrano von Bergerac“ war, wie man weiß, in den letzten Jahren literarisch wie persönlich unzugänglich geworden. Er war wohl über den Monstre-Erfolg seines Stückes selbst ein wenig stutzig und verwirrt, und als der Siegesbotschaften immer neue kamen und der ovationstollen Zudringlichen immer mehr wurden, wandte sich der etwas sensitive junge Künstler unwillig von dem großen Spektakel ab, um sich in der Stille zu neuen Thaten zu rüsten, und vor Kurzem erfuhren wir von dem geräuschvollen, etwas gemachten Sensationserfolge des „Aiglon“, der leider bald einer allgemeinen Enttäuschung Platz machte. Rostand trat schon vor der Leseprobe dieser dramatischen Niete zum ersten Male aus seiner langen Reserve heraus, indem er einem Mitarbeiter der „Revue des Revues“ ein Interview gewährte und sich über die Geschichte seiner einzelnen Stücke, sowie über seine eigene Lebensgeschichte ausließ. Dieses Interview verdient, wenigstens in der Hauptsache, auch deutschen Lesern mitgetheilt zu werden.

Wir betreten mit Herrn Tissat eine luxuriös ausgestattete Poetenwohnung, die, wie der Interviewer ironisch

hinzufügt, „weit luxuriöser eingerichtet ist, als es sonst bei Künstlern der Fall zu sein pflegt." Der junge Künstler „mit den klugen Augen und den nervösen Fingern" macht ihm freilich auch den Eindruck eines „großen Ironikers", denn er lächelt viel, „beunruhigend viel", und sowie auf die bekannten Theaterereignisse die Rede kommt, bricht er in seinen Mittheilungen plötzlich ab und sagt: „Und das Weitere wissen Sie ja! . . ." Auch das Aesthetisiren liebt er gar nicht, und „sein karmoisinfarbenes Seidenhemd spricht wohl am besten für seinen Abscheu gegen ästhetische Diskussionen", so daß Herr Tissot auf seinen Lippen die bekannten Worte Maupassant's zu lesen glaubt: „Aber ich bitte Sie, sprechen wir nicht von Litteratur! Es gibt ja viele andere Dinge. . . ." Das erinnert unwillkürlich an die bekannte Episode im „Cyrano", wo der Held von der Porte de Nesle, der hundert Strolche in die Flucht geschlagen hat, von dem Volke umdrängt und beglückwünscht wird und der „erste Journalist", Herr Renaudot, sich mit Papier und Schreibstift durchzwängt, „der Mann, der neulich die Zeitung erfunden hat, die Blätter, weißt Du, die das Neueste bringen", wie Lebret seinem Freunde begreiflich machen will. Aber Cyrano weist ihn sammt dem ganzen Schwarm mit einem verächtlichen Nein von sich.

Herr Tissot hat mehr Glück gehabt. Er hat die Daumschraube des Inquisitors nicht losgelassen und dem Dichter manch seltenes Wort über seine Werke abgefoltert. Zunächst erzählt er uns, freilich noch nicht mit den eigenen Worten des Dichters, von dessen Jugend. Es sei dies kurz vorweggenommen.

Rostand — der bekanntlich in Marseille geboren ist und das dortige Lyceum besucht hat — war ein frühgeweckter, lebhafter Knabe, dessen französische Aufsätze Jahre lang als Musterstücke hingestellt wurden. Eine ausgesprochen persönliche Note klang in Allem mit, was er sagte, that und schrieb. Auch der Poet meldete sich früh, und der Knabe bedeckte bald die weißen Ränder seiner Schulhefte mit Vierzeilern und allerhand Reimpaaren, die durch ihre Leichtigkeit und die oft überraschenden Wendungen des Ausdrucks bald Freunde und Bewunderer fanden. Rostand war also, lange bevor er dem großen Publikum bekannt wurde, schon der Liebling einer kleinen Gemeinde von Verwandten und Bekannten. Auch streifte bereits „eines Frauenkleides Saum" durch seine Poesien, ehe er, wie es im „Cyrano" heißt, durch sein Leben streifen sollte. Dann kam die wirkliche Liebe, die ihn zu seinen ersten gedruckten Dichtungen („Musardises") inspirirte, während seine Geliebte und spätere Gattin Rosemonde Gérard ihre Jugendgefühle in den „Pipeaux" aushauchte. Daß ihre Sammlung von der Académie française preisgekrönt wurde, übergeht Herr Tissot als in Frankreich bekannt, ebenso daß Rostand inzwischen sein Licentiat der Rechte bestand, nachdem er zuvor, noch als Student, einen prix d'éloquence in seiner Vaterstadt gewonnen hatte, und daß er noch in demselben Jahre (1890) heirathete. Auch schrieb er damals bereits (1891) seine erste Verskomödie, „Die Romantischen", die drei Jahre später am Renaissance-Theater zur Aufführung kam und in Meister Fulda einen glänzenden Uebersetzer gefunden hat.

„Ich habe das Stück zu meinem Vergnügen geschrieben, zum Zeitvertreib, wenn Sie wollen", sagt Rostand. Freunde riethen mir, ich sollte es dem Prüfungsausschuß der Comédie française vorlesen und ich folgte ihrem Rath. Aber die Herren Kunstrichter fanden mich zu jung und empfingen mich nur, um mir gute Rathschläge zu ertheilen, die ich indeß gelassen hinnahm. . . . Ich ließ das Manuskript ruhig in seiner Schublade schlummern und ging ein halbes Jahr später wieder nach dem Hause in der Rue Richelieu. Diesmal wurde ich gleich vorgelassen und erfuhr, daß mein Stück in zwei Jahren aufgeführt werden sollte."

„Ich habe das Stück zu meinem Vergnügen geschrieben", sagt Rostand, und diesen Eindruck gewinnt man auch sofort aus der Lektüre des Originals, wie der anmuthigen, hingehauchten Uebersetzung.

„Helle Kleider, leichter Reime Klänge,
Amor, der die Flöte bläst im Hain" —

Das ist die eigentliche Fabel und auch der eigentliche Zweck dieser schalkhaften Komödie, die mit den Seifenblasen der eigenen romantischen Empfindungen spielt. Dies „bischen Musik und bischen Watteau" war der erste unendlich vorsichtige Vorstuß der aufkeimenden Neuromantik; in seinem nächsten Drama, der „Princesse Lointaine" (als „Prinzessin im Morgenlande" zu übersetzen) hat Rostand bereits die Maske des Spottes abgenommen und die tragische Maske angelegt. Dieses Stück, das 1895, gleichfalls am Renaissance-Theater, zur Aufführung kam — Sarah Bernhardt spielte die Titelrolle — hat indessen weniger Glück auf der Bühne gehabt, als die „Romanesques". Rostand erklärt sich diesen halben Erfolg durch die schiefe Kritik, mit der die „Romantischen" namentlich durch „Onkel Sarcey", den jetzt verstorbenen Litteraturpapst, bedacht worden seien. „Dank diesen Kritiken machte das Publikum sich auf etwas ganz Anderes gefaßt und war darum erstaunt, ja, viele grollten mir bereits, daß ich meiner mir schon angedichteten Manier bereits wieder untreu geworden wäre. Und doch war ich damals erst in meinen Anfängen und besaß noch nicht die nöthige Sicherheit, an der es übrigens am Renaissance-Theater allen gebrach. Wir bekamen es derart mit der Angst, daß an dem Manuskript noch herumgestrichen und verbessert wurde, und die Inscenirung entsprach durchaus nicht meinen Absichten. Dazu kamen Irrthümer in der Interpretation, die das Publikum völlig irre machten. Mein Stück wird aber wieder neu einstudirt werden und zu diesem Zwecke werde ich die letzten Akte nochmals umarbeiten. Ich erwarte von dieser zweiten Première sehr viel, denn ich kann wohl sagen, daß die „Princesse Lointaine" unter allen meinen Werken dasjenige ist, auf das ich am stolzesten bin."

Glänzend ist auch in diesem Drama die dem mittelalterlichen Milieu trefflich angepaßte Diktion und der leichtflüssige Vers. Der bekannte Kritiker der „Revue Bleue", Jacques du Tillet, sagt, daß zehn moderne Dichter die „Romantischen" hätten in Verse bringen können; aber daß er keinen wüßte, der die „Prinzessin im Morgenland" hätte schreiben können.

Große Leichtigkeit der Versbehandlung und erstaunliches Anpassungsvermögen an das Milieu zeichnet auch die soeben in deutscher Uebersetzung erschienene „Samaritaine" („Das Weib von Samaria", Köln a. Rh. Paul Neubner) aus, ein biblisches Drama in drei Bildern, über dessen Entstehung Rostand sehr interessante Aufschlüsse gibt.

„Ich las eines Tages", sagt Rostand, „im Johannesevangelium die Geschichte von dem samaritischen Weibe, wo es heißt: ‚Der Herr mußte aber durch Samaria reisen. Da kam er in eine Stadt, die heißt Sichem.' Ich las weiter und überlegte mir dabei, ob dies ein dramatischer Stoff wäre, oder nicht, bis ich zu der Stelle kam: ‚Da ließ das Weib seinen Krug stehen und ging hin in die Stadt und spricht zu den Leuten: kommt, sehet einen Menschen, der mir gesagt hat Alles, was ich gethan habe, ob er nicht Christus ist. — Da gingen sie aus der Stadt und kamen zu ihm. . . .' Bei diesen Worten ging mir ein Licht auf und ich empfand zum ersten Male die tiefe Wahrheit und das ergreifende Pathos dieser schlichten Erzählung. Seitdem habe ich mich immerwährend in die Seele jenes Weibes zu versetzen versucht, das singend zum Jakobsbrunnen hinausgepilgert war, um einen Krug frischen Wassers zu schöpfen, und verzückt und begeistert in die Stadt zurückläuft, um allem Volke den Glauben zu predigen, den ihr die Worte des Heilands geschenkt haben. Man denke sich Liane de Pougy*), die nach dem Bois (de Boulogne) hinaus spaziert, dem Erlöser begegnet — und spornstreichs nach Paris zurückeilt, mit dem plötzlichen, irren Wunsch im Herzen, ihre Landsleute zu bekehren und den sie beseligenden Glauben allen mitzutheilen. Und wirklich gelingt es ihr durch die bloße Kraft ihrer Ueberzeugung, durch den leidenschaftlichen Willen ihrer gläubigen Seele, Reich und Arm

*) Eine bekannte, auch litterarisch hervorgetretene Halbweltschönheit.

Groß und Klein zu begeistern und die ganze Stadt zur Nachfolge Christi mit sich fortzureißen. . . ."

Dieser Hinweis auf das große Sündenbabel am Seinestrand und auf die schöne Sünderin, die da nach dem Boulogner Wäldchen hinaus spaziert, gibt dem „biblischen Drama" einen etwas pikanten Reiz und zeigt uns deutlich, wie sehr es Rostand unter dem Einfluß artistischer Stimmung geschaffen hat. Gewiß liegt ihm auch eine religiöse Stimmung zu Grunde, wie sie durch die ganze Zeit geht und diesseits des Rheines einen „Johannes" gezeitigt hat. Aber es ist nur eine sanft elegische Stimmung über die gen Himmel schreiende Sünde der Welt; keine weltverneinende Ueberzeugung, wie sie das Urchristenthum beseligt hat. Und so hat sich denn Rostand ohne schwere innere Kämpfe einem neuen, lebensfroheren Stoffe zugewandt, durch den er mit einem Male ums allen bekannt wurde.

„Noch während der Arbeit an der ‚Samaritaine'," sagt Rostand, „bat mich Coquelin, dem meine Romantischen besonders gefallen hatten, auch einmal für ihn ein Stück zu schreiben. Ich habe nun den Herrn von Bergerac von jeher geliebt, und schon in der Schule gedachte ich ihn anzudichten. Doch war mein Plan infolge anderer Entwürfe immer liegen geblieben und wäre ohne Coquelin's Aufforderung wohl auch nie zur Ausführung gekommen. Jetzt dachte ich natürlich gleich an Freund Cyrano, suchte die alten Notizen über den Dichter des ‚Pédant joué' hervor und ließ die ‚Samaritaine' liegen, um mein Versprechen einzulösen. So habe ich das in der Stille ausgereifte Stück mit Freudigkeit geschrieben, und das weitere wissen Sie ja. . . ."

Der Kritiker findet hier also die Bestätigung aus Rostand's eigenem Munde, daß er das Stück „für Coquelin" geschrieben habe, wie ja auch die Devise schon sagt: „Der Seele Cyrano's wollte ich dieses Gedicht widmen. Aber da sie in Sie übergangen ist, Coquelin, widme ich es Ihnen." In der That steht und fällt das Stück mit der Hauptfigur — und deren Nase. Alle anderen Figuren sind kaum ausgeführt, und darin unterscheidet sich die Rostand'sche comédie héroïque am meisten von Shakespeare, nach dem sie ja sonst manche Aspirationen hat. Denn wenn es auch feststeht, daß Shakespeare seine Hauptrollen einem bestimmten Schauspieler auf den Leib geschrieben hat, und z. B. dem Hamlet Dickheit und kurzen Athem angedichtet haben soll, weil der dicke Burbadge ihn spielte, so hat er doch auch jede Nebenfigur mit Liebe ausgemalt und jeden Caliban, der ihm etwa aus der Tasche purzelte, leibhaftig auf die Beine gestellt.

Ueber den „Aiglon" sind wir durch Zeitungsnachrichten bereits orientirt. Es scheint, daß sich in diesem Stücke alle Mängel der Rostand'schen Bühnentechnik zusammengefunden haben, aber keiner ihrer Vorzüge uns wieder versöhnt. Ueber die Absichten, die er mit diesem Stück verfolgte, hat er sich bereits vor der Première geäußert. „Mein neues Drama", sagt er, „ist ein Versuch, welcher von denen, die wir alljährlich auf den Bühnen gelingen oder scheitern sehen, ganz verschieden ist. ‚L'Aiglon' hat keine Intrigue; darunter verstehe ich, daß er keine Handlung bringt, die sich im Verlaufe der Akte in mehr oder minder spannender Weise verwickelt und wieder auflöst. Es kehrt vielmehr immer dieselbe Idee wieder, aber unter so verschiedenen Formen, daß das Interesse von den ruhigen Bildern des Anfangs bis zum Ende, das ich für schmerzlich halte, sich allmählich steigert. Es wäre jedoch falsch, wenn man annähme, daß ‚L'Aiglon' ein politisches, philosophisches oder metaphysisches Stück wäre. Nichts lag mir ferner, und deshalb habe ich mich auch, soviel ich weiß, jeder Anspielung auf zeitgenössische Verhältnisse enthalten, wie ich auch, um Abwechslung in das Stück zu bringen und dem Vorwurf zu entgehen, ich hätte einen Hamlet in weißen Lederhosen auf die Bühne gebracht, den pittoresken und komischen Theil stark entwickelt habe. Ich habe da junge und alte Soldaten, die durchaus nichts Pessimistisches an sich haben. Vor allem habe ich, wie in der ‚Samaritaine' und im ‚Cyrano', gesucht, ein lebhaftes und abwechslungsreiches Stück zu schreiben, dessen Leidenschaft sich dem Publikum mittheilen soll. Aber diese Leidenschaft habe ich niemals durch bloße Darstellung eines Liebesdramas hervorgerufen. Natürlich kommt im ‚L'Aiglon' auch die Liebe vor, wie sie ja auch im Leben des Herzogs von Reichstadt vorkam, aber es ist mehr die Liebe als solche, als eine bestimmte Liebschaft. Ich habe den Prinzen dargestellt, in den sich wegen seines unglücklichen Schicksals und seiner Schönheit alle Frauen verliebten, während die Geschichte völlig darüber schweigt, ob er sich selbst jemals in eine von ihnen verliebt habe. Meine Heldin, Petite Source, die in meinem ersten Entwurf eine so große Rolle spielte, ist in dem Drama, wie es jetzt vorliegt, ganz nebensächlich geworden. Nur eine Frauengestalt ist von einiger Wichtigkeit geblieben, es ist die Kaiserin Marie Louise; und Sie werden sehen, wie geistvoll die Schauspielerin, welche im ‚Cyrano' die Roxane gab, die launenhafte Grazie der Kaiserin wiedergeben wird." —

Der Weg Rostand's von dem ersten romantischen Jugendstücke und dem darauf folgenden Ritterdrama zu einem religiösen und von hier wieder zu einer „heroischen Komödie" ist gewiß nicht minder überraschend, wie diese letzte Etappe, mit der er in die neue Zeit eintritt. Und doch scheint dieser große Verwandlungskünstler die Höhe seiner Virtuosität damit noch nicht erklommen zu haben, denn er plant sogar, wenn anders wir Herrn Tissot glauben dürfen, eine „große moderne Komödie in Versen". Auf die Einwürfe seines Interviewers entgegnete er nur: „Bah, man muß es nur richtig anfangen! Das moderne Leben ist, wenn man sich nur die Mühe gibt, es mit eigenen Augen zu betrachten und von jeder konventionellen Idee abzusehen, voll rührend komischer Einzelheiten. Nehmen Sie z. B. einen Hut, der auf einem Stuhle liegt. Auf wievielerlei anmuthige oder schwermüthige Weise läßt sich das nicht ausdrücken! Die Hauptsache ist, den plastischen Ausdruck zu finden. Und glauben Sie nicht, daß der Vers, wenn er sich dem Ausdruck richtig anpaßt, ihn abschwächte. Er steigert ihn vielmehr."

Diese Perspektive, die Rostand hier eröffnet, berechtigt uns, wenn sein letztes Drama auch viele enttäuscht hat, noch zu mancherlei Hoffnungen auf die Gaben seiner Muse, die sich bis jetzt durch keine äußeren Erfolge hat bethören lassen. Rostand ist gewiß ein fin-de-siècle-Künstler, ein Artist, der die Skala der Empfindungen mit Virtuosität handhabt und mit den Problemen, die er aufwirft, spielt, wie Friedrich Nietzsche, der diesseits des Rheines die meiste geistige Verwandtschaft mit ihm hat und gleich Rostand den Grundsatz aufstellte: „Nur wer sich wandelt, ist mit mir verwandt". Und doch ist dieser wie jener ein wahrer Dichter, der „mit seinem Herzblut schreibt".

F. von Oppeln-Bronikowski.

A History of Literary Criticism in the Renaissance. By Joel Elias Spingarn. Newyork. The Macmillan Co. 1899. S. VIII. 330.

Dr. Spingarn's Geschichte der litterarischen Kritik im Zeitalter der Renaissance eröffnet die Reihe von litterarischen Studien, die unter der Aufsicht und mit Genehmigung der Fakultät der Columbia-Universität in Newyork von Zeit zu Zeit erscheinen werden. Das vorliegende Werk zerfällt in drei Abtheilungen, nämlich: die italienische Kritik von Dante bis zu Tasso, die französische Kritik von Du Bellay bis zu Boileau, und die englische Kritik von Ascham bis zu Milton, aber den Mittel- und Hauptpunkt der Darstellung bildet die Ausgestaltung der Kritik im sechzehnten Jahrhundert „mit besonderer Bezugnahme auf den Einfluß Italiens auf die Bildung und Entwicklung des modernen Klassizismus", wie auch im vollen Titel des Buches angegeben wird. Im Mittelalter wurde die Dichtkunst nur als die Dienstmagd der Theo-

logie oder, was auf dasselbe hinausläuft, die Handlangerin der Philosophie betrachtet und überhaupt geduldet; denn damals mußten nicht nur die Weltweisheit und jede Wissenschaft, sondern auch alle künstlerischen Darstellungen des Geistes- und Gefühlslebens und namentlich plastische und poetische Schöpfungen jeder Art der Gottesgelahrtheit und Kirchenlehre in der rechtgläubigsten Form sich unterwerfen. Ein ähnliches Vorurtheil herrschte im Alterthum und geht bis auf Plato zurück, der den Dichtern keinen Platz in seinem Staate gönnt, weil sie die Einbildungskraft und Empfindungsfähigkeit zu sehr schalten und walten lassen, und dadurch falsche Vorstellungen von den Göttern verbreiten und die Leidenschaften der Menschen ungebührlich erregen. Solche Anschauungen kamen den Kirchenvätern zu statten und wurden von ihnen gegen die Ketzerei und zu Gunsten der Askese gehörig ausgebeutet und zweckdienlich angewendet. Tertullian nimmt keinen Anstand, die Poeten als Lügner zu brandmarken und in Bausch und Bogen zu verdammen, da sie eingebildete Liebesneigungen und Zornauslassungen schildern und die eigenen Hirngespinnste Seufzer ausstoßen und Thränen vergießen lassen. Wie könnten aber derartige, als wirkliche Ereignisse geschilderte Erzeugnisse der Phantasie Gott, dem Urquell aller Wahrheit, anders als verhaßt sein? Auch Isidorus Hispalensis, Bischof von Sevilla, bezeichnet das Erdichtete als erlogen und will es verbieten, weil die Freude an leeren Fabeln die sinnlichen Begierden reize. Ferner wurde gegen solche Lektüre eingewendet, daß sie sich vornehmlich mit heidnischen Gottheiten, Mythen und Kulten beschäftige, die in Widerspruch mit christlichen Glaubenslehren und Kirchengebräuchen stehen.

Um diese Einwendungen zu entkräftigen, und die Pflege und den Genuß der schönen Litteratur zu berechtigen, stellte man das Prinzip der allegorischen Auslegung solcher Schriften auf und legte ihnen dadurch eine höhere geistige Bedeutung bei. Diese uralte Auslegungsweise wurde zwar in Griechenland zuerst von den Sophisten zur Erklärung der Götter- und Heldensagen eingeführt und paßte recht gut in die spitzfindige Dialektik dieser Lehrer, die in der Kunst bestand, dem Falschen einen trügerischen Schein der Wahrheit zu verleihen; sie geht jedoch viel weiter zurück und kommt bei den Indiern in den ältesten Denkmälern ihrer kritisch-exegetischen Litteratur in Anwendung. Wie die Griechen die Thaten des Herakles und Theseus bildlich auffaßten und die von ihnen besiegten und erschlagenen Unholde und Ungeheuer zu Symbolen der überwundenen Laster und Leidenschaften der Menschen machten, so wurden die biblischen Geschichten und Personen wie Adam, Eva, Abraham und Jakob als Sinnbilder moralischer Bestrebungen und Seelenkämpfe betrachtet. Diese schon von Paulus in den Episteln an die Galater und Ebräer angewandte Verfahrungsart wurde von Philo zu einem geordneten System ausgebildet und übte einen weittragenden Einfluß auf die hermeneutische Theologie in Westeuropa aus, wo sie im vierten Jahrhundert durch Ambrosius, Bischof von Mailand, und Hilarius von Poitiers eingeführt wurde. Daraus ergab sich schon im frühesten Mittelalter eine Verehrung des Virgilius als eines Vorläufers und Verkünders des Christenthums, indem man die „Aeneis“ psychologisch auffaßte und allegorisch ausdeutete und die langen Wanderungen und stürmischen Seefahrten des Helden, sowie die von ihm ausgestandenen Versuchungen, als ein Sinnbild der nach Weisheit und Wahrheit trachtenden, sich immer wieder in den Irrgängen der Natur verlierenden, aber am Ende das ersehnte Ziel erreichenden und die höchste Glückseligkeit genießenden Menschenseele betrachtet. Von diesem Gesichtspunkt aus sind die Sagen von dem Zauberer Virgilius, die sortes Virgilianae und die Rolle des heidnischen Dichters, der Personifizirung der erleuchteten menschlichen Vernunft, in der Divina Commedia, an dessen Hand Dante durch Hölle und Fegefeuer geleitet wird, leicht erklärlich.

Mit der Blüthezeit der Scholastik im zwölften und dreizehnten Jahrhundert fällt die unbedingte Herrschaft des Aristoteles zusammen, die durch die Uebersetzung seiner physischen und metaphysischen Schriften aus dem Arabischen ins Lateinische damals begründet wurde. Auch die „Poetik“ des Aristoteles war im Morgenlande schon in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts bekannt, wurde dann im dreizehnten Jahrhundert von dem deutschen Gelehrten Hermann ins Lateinische übersetzt und dadurch dem Abendlande zugänglich gemacht, scheint jedoch auf die Auffassung und Entwicklung der litterarischen Kritik keinen merklichen Einfluß ausgeübt zu haben, der erst um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts anfängt, wahrnehmbar zu werden und epochemachend zu wirken. Nach dieser Lehre sei es die Aufgabe des Dichters nicht, wie der Historiker, das wirklich Geschehene, sondern was unter gewissen Umständen geschehen könnte, zu erzählen. Nicht die gebundene Form, sondern der erdichtete Inhalt mache das Wesen der Poesie aus, und nur dadurch werde sie von der Geschichtschreibung unterschieden. Wenn die Werke des Herodot in Verse gebracht wären, so würden sie doch eine Art Geschichte bleiben. Die Veränderung der äußeren Gestalt durch die Anwendung der Metrik würde keine Verwandlung der inneren Beschaffenheit und eigenen Bestandtheile bewirken. Die Dichtkunst zeichne sich vor der Geschichtskunde durch ein stärkeres Streben nach wahrer Erkenntniß aus, bringe das Universelle zum Ausdruck, statt sich auf das Partikulare zu beschränken und das Einzelne zu berücksichtigen, und nehme deshalb eine höhere Stelle im Geistesleben des Menschen ein. Das Universelle lehre uns, wie eine Person von dieser oder jener Denkungsart nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung oder dem Nothwendigkeitsgesetz bei Gelegenheit reden oder handeln werde, und diese Universalität suche der Dichter sogar dadurch zu erreichen, daß er seinen Charakteren ausdrucksvolle Namen gebe.

Die zur Grundlage der litterarischen Kritik im Zeitalter der Renaissance dienende aristotelische Lehre von der idealen Nachahmung der Wirklichkeit, namentlich wie sie im menschlichen Leben zur Erscheinung gelangt, wurde von hervorragenden Gelehrten mit Eifer erörtert und erläutert, wobei es sich hauptsächlich um die Frage handelte, ob das Versmaß einen wesentlichen Bestandtheil der Dichtung bilde oder mit anderen Worten, ob der zuerst von Minturno 1564 in seiner Arte Poetica gebrauchte Ausdruck „prosa poetica“ nicht einen Widerspruch im Beiworte enthalte. Auf die von Fracastoro, Daniello, Robertelli, Capriano, Castelvetro, Maggi, Varchi, Scaliger und anderen Philologen darüber angestellten Betrachtungen und pro et contra geführten Beweise können wir hier nicht näher eingehen, sondern müssen die Leser auf die ausführliche und anschauliche Darstellung des Herrn Dr. Spingarn verweisen. Daß er den größten Theil seines Buches der Geschichte der litterarischen Kritik in Italien mit Recht gewidmet hat, geht daraus hervor, daß dieser geistige Entwicklungsvorgang in Frankreich und England später begonn und dem Ursprung nach nur eine Fortsetzung der italienischen Renaissancebewegung war.

Von besonderem Interesse ist der Abschnitt über die Entstehung und Bedeutung der sogenannten drei dramatischen Einheiten, welche irrthümlicher Weise auf die Autorität des Aristoteles zurückgeführt worden sind. Unrichtig ist auch Dryden's Behauptung, daß „die französischen Dichter die Einheiten zuerst zur Regel für die Bühne machten“. Die italienischen Theoretiker des sechzehnten Jahrhunderts haben dieses System aus einem Mißverständniß oder wenigstens einer unberechtigten Auslegung der Worte des griechischen Philosophen geschöpft, der in seiner „Poetik“ nur die Einheit des Dramas, d. h. der Handlung oder vielmehr der Idee als unerläßlich bezeichnet; von den zwei Einheiten der Zeit und des Orts hat er nicht geredet und wahrscheinlich daran gar nicht gedacht; jedenfalls hätte er ihnen nicht die geringste Bedeutung beigelegt. Aus dieser einseitigen und schulfuchsigen Interpretation seiner Lehre ging die Theorie der drei Einheiten hervor, welche durch Centio, Trissino Maggi, Scaliger, Castelvetro und andere sprachkundige Zeitgenossen allmählich ausgestaltet und zu einem wohlgefügten Ganzen eine Art Lehrgebäude der Dichtkunst gebracht wurde. Diese Richtung hatte zwar ihre Berechtigung als die Bewahrung des künstlerischen Charakters des klassischen Dramas gegen den wüsten Wirrwarr der mittelalterlichen Mysterien und Mirakelspiele und die nach Chroniken bearbeiteten und formlos zusammengestoppelten Bühnenstücke des altenglischen Theaters, artete jedoch in enge Pedanterie aus, legte hemmende Fesseln an die dichterische Schöpferkraft und setzte der freien und natürlichen Entwicklung der dramatischen Poesie verhängnißvolle Schranken. Es war im französischen Drama, daß diese angeblichen Forderungen des Klassizismus die durchgreifendste Umgestaltung bewirkten und die Folgen derselben sich besonders bemerklich machten, bis der neue Romanticismus sich dagegen auflehnte und zur Herrschaft gelangte.

Zum Schluß wollen wir Herrn Dr. Spingarn's Buch bestens empfehlen, denn es ist eine gediegene Arbeit, die gewissenhafte und scharfsichtige Forschung mit klarer und anschaulicher Darstellung verbindet und dem Verfasser sowie der Columbia-Universität zur Ehre gereicht.

E. P. Evans.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 30. Berlin, den 28. April 1900 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1\frac{1}{2}$–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3\frac{3}{4}$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Wie zu erwarten war, hat die Zeit der Ruhe den für die Engländer günstigen Umschwung auf dem Kriegsschauplatz langsam wieder herbeigeführt. In der Umgegend von Bloemfontein, bei den Wasserwerken haben die Engländer einen Erfolg errungen; sie sind jetzt von Neuem im Besitz der Wasserwerke, und auch die umzingelte Garnison in Wepener ist entsetzt worden. Diese Fortschritte sind nicht nach blutigen Schlachten gemacht worden; es scheint vielmehr, daß die Buren sich bereits nach leichten Kämpfen und ohne starke Verluste vor den überlegenen feindlichen Streitkräften zurückgezogen haben. Jedenfalls ist aber heute die Lage der Engländer wieder weit günstiger; die Gefahren feindlicher Operationen im Rücken und in den Flanken der Armee in Bloemfontein sind vermindert oder geschwunden, und man wird nunmehr erwarten können, daß sich General Roberts zu einem neuen energischen Vorstoß nach Transvaal hinein entschließt.

Zweifellos ist die traurige Aufgabe, die die Engländer vor sich haben, noch eine sehr schwierige, aber es ist anzunehmen, daß doch jetzt der todte Punkt überwunden ist, auf den die Operationen der Armee des Marschall Roberts gekommen waren.

Von der Transvaal-Gesandtschaft, die in Europa sich aufhält, hört man nichts von Wichtigkeit. Es war das vorauszusehen. Daß diese Gesandtschaft nicht durch ihre Argumente die Mächte des europäischen Kontinentes zu Gunsten der Buren würde in Bewegung setzen können, war unzweifelhaft. Die europäischen Mächte wie auch die Vereinigten Staaten können das vorliegende politische Problem nur unter dem Gesichtspunkt ihrer eigenen Interessen beurtheilen, und es mußte von Anbeginn an ausgeschlossen erscheinen, daß die Buren-Gesandtschaft die für jeden einzelnen Staat klare Sachlage in neuem Lichte würde zeigen können. Das kann nicht gelingen. So ist denn international Alles beim Alten geblieben.

In England glaubt man freilich, daß auch international sich die Sachlage zu Gunsten des Vereinigten Königreichs verschoben habe. Man folgert dies aus dem Umstande, daß der deutsche Kaiser den durchreisenden Prinzen von Wales in Altona aufgesucht hat, und überdies wurden in England unverbürgte Aeußerungen des Kaisers verbreitet, die angeblich besagen, Deutschland lege besonderen Werth, in intimer Freundschaft zu England zu stehen. Aus diesen unbeglaubigten Aeußerungen und aus der Zusammenkunft zwischen dem Kaiser und dem Prinzen von Wales folgert die englische Presse, daß die kaiserliche Regierung und der Kaiser eine Politik gegenüber dem Vereinigten Königreich verfolgen, die sich in völligen Gegensatz zur Stimmung der Bevölkerung in Deutschland setzt.

Eine solche Annahme ist unrichtig, wenigstens insoweit, als ausschließlich die Stimmung jener Bevölkerungskreise bei uns in Betracht gezogen wird, bei denen ein starkes politisches Verantwortlichkeitsgefühl vorhanden ist, und auf diese Kreise kommt es an und nicht auf jene, die allein von Stimmungen sich bewegen lassen.

Freilich gibt es auch bei uns politisch blinde und zugleich ästhetisch geschmacklose Hasser Englands. Wenn man ein Heft vor Augen hat, wie „der Burenkrieg", herausgegeben von Ludwig Thoma*), so kann man nur bedauern,

*) Albert Langen, München

daß auch Männer von gutem Namen für dieses Heft beigesteuert haben. Es ist anzunehmen, daß sie glaubten, ausschließlich ein Unternehmen zu unterstützen, in dem deutsche Sympathien für die ihre Unabhängigkeit vertheidigenden Buren zum Ausdruck kommen sollten, und das schließt freilich die Verurtheilung der in diesem Augenblick in England herrschenden Politik ein. Allein die Witzlosigkeit und zugleich Rohheit, mit der überdies in einer Reihe von Beiträgen und Bildern England und englische Institutionen verhöhnt werden, muß selbst jene Engländer verletzen, die gleichfalls den jetzigen Krieg mißbilligen. Diese zuchtlosen Beiträge sind um nichts besser, als jene frechen Invektiven in englischen Blättern, die bei uns berechtigter Weise empört haben. Es wird eben gefehlt innerhalb und außerhalb der Mauern von Ilion. Was Deutschland anbetrifft, so sind solche Elaborate nur dafür charakteristisch, bis wohin eine an sich berechtigte Stimmung sich verirren kann; allein ein beachtenswerthes politisches Symptom sind Veröffentlichungen dieser Art nicht.

Ist die Mißbilligung des südafrikanischen Krieges bei uns eine allgemeine, so ist doch eben so allgemein in politisch beachtenswerthen Kreisen die Anschauung, daß Deutschland sich strikt neutral verhalten solle, und kein Besonnener wird es mißbilligen, daß Deutschland als Staat zu England möglichst gute Beziehungen aufrecht zu erhalten sucht. Das liegt im Interesse Deutschlands, unbeschadet der Kritik, die Deutsche als Privatpersonen an der Chamberlain'schen Führung der Geschäfte zu üben sich erlauben. Eine solche Kritik ist unser gutes Recht, aber freilich empfiehlt der nationale Anstand, dieses Recht nicht in einer Weise zu üben, die an und für sich aus Gründen des Geschmackes und des politischen Taktes gemißbilligt werden muß, die das Recht durch Uebertreibung in Unrecht verkehrt, und die schließlich auch geeignet ist, die internationalen Beziehungen ungünstig zu beeinflussen.

England verfügte früher in Deutschland, namentlich bei den deutschen Liberalen, über starke Sympathien; die heutige englische Regierung verfügt über diese Sympathien nicht mehr; aber sind sie auch verloren gegangen, so sind doch die Gründe der kühlen Vernunft stark genug, um bei uns jene kleinen Gruppen niederzuhalten, die an Stelle einer Realpolitik eine unbesonnene Gefühlspolitik setzen möchten; davon kann keine Rede sein.

Dieses vorausgeschickt, kann man durchaus nicht behaupten, daß die Handlungen des Kaisers einen Widerspruch bedeuten zu jener politischen Richtung, die die Majorität des deutschen Volkes innegehalten zu sehen wünscht. Daß der Kaiser dem Prinzen von Wales nach dem Attentat auch persönlich seinen Glückwunsch abstattet, ist eine Handlung verwandtschaftlicher Courtoisie, die keineswegs als eine weittragende politische Demonstration aufgefaßt werden muß. Wenn alsdann bei uns zu Gunsten der in Indien Hungernden gesammelt wird, so wird damit nur gezeigt, daß Humanität von politischer Verstimmung getrennt zu halten ist. Und sollte der Kaiser gesagt haben, er wünsche gute Beziehungen zu England zu pflegen, so sind alle großen politischen Parteien mit einem derartigen Programm einverstanden, obgleich sie mit Bedauern dem Verlaufe des südafrikanischen Krieges zuschauen. Man mißbilligt bei uns das südafrikanische Ringen, aber man würde es auch bei uns mißbilligen, wenn sich die deutsche Politik bis zu Akten realer politischer Feindschaft gegen England fortreißen ließe. Unsere Empfindungen und unsere Ueberzeugungen als Privatmenschen verdammen Rhodes und Chamberlain; unser politisches Denken gebietet uns, diesen Empfindungen und Ueberzeugungen keinen voreiligen Einfluß auf unser internationales Handeln einzuräumen.

Nur wenn man in England diese Unterscheidung zu begreifen sich bemüht, wird man zu einem Verständniß für die deutsche Auffassung der internationalen Verhältnisse gelangen können.

Die Konservativen und die Bündler zanken sich bei uns. Die Konservativen sind bereit, sich in den schwebenden Fragen, namentlich in Bezug auf das Fleischschaugesetz, mit der Regierung zu verständigen; die Bündler wollen die Unterwerfung der Regierung oder den Kampf. Die Bedeutung dieser Gegensätze ist ziemlich belanglos. Thatsächlich wollen Bündler und Konservative dasselbe, und was sie trennt, sind nur taktische Erwägungen. Die Einen hoffen schließlich mehr zu erlangen durch vorübergehende Nachgiebigkeit; die Anderen durch bleibendes Hervorkehren äußerster Rücksichtslosigkeit. Solche Meinungsverschiedenheit mag persönliche Auseinandersetzungen und zeitweilige persönliche Verstimmungen im Gefolge haben, aber daß aus ihnen tiefgehende Gegensätze hervorwachsen sollten, glauben wir nicht.

Diese zusammengehörigen Elemente werden sich wieder zusammenfinden, und möglicherweise wird diese Methode, getrennt zu operiren, schließlich gemeinsame Vortheile einbringen, denn die Mäßigung der Konservativen wird um so höher belohnt werden, je nachdrücklicher die angefeindeten Mitglieder der äußersten Rechten darauf hinweisen können, welche Verdächtigungen und welche Verunglimpfung ihnen ihre Mäßigung einbringt, die nicht einmal eine Mäßigung ist.

Es sieht nicht gerade danach aus, als handele es sich hier um ein abgekartetes Spiel, aber gleichwohl ist es möglich, daß dieses Gegeneinanderarbeiten einen Erfolg hat, als wären thatsächlich die Rollen wohl erwogen vertheilt worden. Die Liberalen werden daher vorläufig mit einiger Skepsis die Auseinandersetzungen zwischen den Grafen Mirbach und Klinkowström und Herrn von Manteuffel hier und der „Deutschen Tageszeitung" dort betrachten müssen.

* * *

Die Theorie von den drei Weltreichen.

In weiten Kreisen ist heute die Meinung verbreitet, daß die verkehrsfeindliche Bewegung, die gegen Ende der siebziger Jahre einsetzte, nicht nur andauern, sondern künftig mehr und mehr sich verschärfen werde; denn „jeder selbstbewußte Großstaat" huldige „dem unbedingt zu erstrebenden Ziel der geschlossenen oder unabhängig gesicherten Wirthschaft".*)

„Der Abschluß der handelspolitischen Entwicklung – so orakelte die Korrespondenz des Bundes der Landwirthe (August 1898) – dürfte, weil sie allseitig verfolgt wird, die etappenmäßige, ökonomische Nationalisirung der großen Volkswirthschaften, die Herausbildung von sich selbst genügenden Wirthschaftseinheiten, die Schaffung der sogenannten ‚geschlossenen Handelsstaaten' sein."

Daß sich in den Köpfen der deutschen Agrarier die Zukunft so malt, kann nicht Wunder nehmen. Was man wünscht, das glaubt man gern, lautet ein bekanntes Sprichwort.

Aber auch der für die „handelspolitische Entwicklung" verantwortliche Minister, Graf Posadowski, steht solcher Auffassung nahe.

Wir müssen sehen, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika, daß „dies gewaltige Land, das man fast einen Kontinent nennen könnte", immer mehr suche, seine Grenzen gegen europäische Fabrikate zu sperren. Auch England sei geneigt, „uns auszuschließen aus dem ganzen gewaltigen britischen Weltreich" — von dem Recht der Vorzugszölle für englische Produkte hätten jetzt schon Canada und Barbados Gebrauch gemacht; auf diesem Wege werde man fortfahren

*) Nauticus, Jahrb. für Deutschlands Seeinteressen, 1[illegible]

„...m wie verhältnißmäßig kleiner Theil der civilisirten und der halbcivilisirten Welt bleibt uns dann noch übrig für die Ausfuhr unserer Produkte?" (Rede vom 14. Dezember 1899.)

Mit wenigen Ausnahmen geht die communis opinio doctorum gleichfalls dahin, daß der Sieg des Prinzips des „geschlossenen Handelsstaats" bevorstehe — auf jeden Fall dem westeuropäischen Export schwere Gefahr drohe.

Im Jahre 1897 erscholl Oldenberg's Kassandraruf. Und Schäffle schrieb:

„Das alte merkantilistische System war einseitig ... der Smithianismus war es aber auch, indem er in das andere Extrem des kosmopolitischen Allerweltsfreihandels verfiel. Dies letztere Extrem hat ... eine Gegenströmung hervorgerufen, den Neo-Merkantilismus, welchen wir seit 1878 auf dem Kontinent durchleben und vielleicht auch in England gemäßigt bald wieder haben werden.*)

In der letzten Zeit hat sich die Zahl derer, die in das gleiche, melancholisch tönende Horn stoßen, stetig gemehrt. In der Rede Ad. Wagner's vom 27. Januar 1900, wie in der „Säkular-Betrachtung" Schmoller's findet sich die Theorie von den zur Autarkie strebenden Weltreichen und dem Neo-Merkantilismus.

Jener streifte sie nur mit wenigen Sätzen**); dieser widmete ihr eine eingehende Erörterung, die im Folgenden — da ich meine Kritik der Theorie daran anknüpfen werde — gekürzt wiedergegeben ist.

„Das Wachsthum der Bevölkerung, der technische und der Verkehrsfortschritt erzeugte von 1875 bis 1900 immer stärkere wirthschaftliche Rivalitäten; es wurde immer schwieriger, den Export der Industrieländer auszudehnen. Allerwärts entstand die Neigung, sich wenigstens den inneren Markt zu sichern. Die großen Agrarstaaten Rußland und die Vereinigten Staaten von Nordamerika wollten rasch eine eigene Großindustrie ins Leben rufen und schlossen sich fast hermitisch ab."

Auch die englischen Kolonien gingen großentheils ins schutzzöllnerische Lager über; auch Frankreich (1892), Deutschland, Italien, Oesterreich waren 1878—1887 zu höheren Einfuhrzöllen zurückgekehrt. Deutschlands System der Handelsverträge von 1892/93 milderte einiges von den gegenseitigen Schranken, blieb aber im Prinzip doch dem zugleich industriellen und agrarischen Schutze treu.

„Nur England schien an seiner liberalen Handelspolitik festhalten zu wollen." Aber „die imperialistische Politik, die im Lande steigenden Beifall findet, geht zuletzt doch darauf hinaus, ein in sich geschlossenes, die übrigen Staaten ausschließendes oder mißhandelndes Weltreich zu schaffen. Und ähnliche Tendenzen zeigen sich auch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Rußland". Wie England, so haben auch sie sich „riesenhaft ausgedehnt; die von ihnen beherrschten Gebiete reichen durch alle Klimate, haben Spielraum für den denkbar größten Zuwachs der Bevölkerung, und sind geographisch in sich abgeschlossen, leicht zu vertheidigen, in ihrem inneren Verkehr nicht zu stören."

*) Schäffle, Tüb. Zschft. 1897, S. 738. — Deutsche Zeit- und Kernfragen. Neue Folge. 1895. S. 23 ff.

**) „Ueberall sehen wir, daß Schutzzölle ein methodisches Mittel der industriellen u. s. w. Erziehungs- ... auch wohl Erhaltungspolitik werden. Wie lange wird Großbritannien noch eine Ausnahme bilden? Und welche Wirkungen beginnt schon der Abschluß großer wirthschaftlicher Weltreiche, die sich innerhalb ihrer Sphäre selbst genügen, zu zeigen, mehr noch für die Zukunft ahnen zu lassen?" (Ad. Wagner, Vom Territorialstaat zur Weltmacht. 1900. S. 24.)

Mit den führenden Geistern stimmt eine große Anzahl der jüngeren Professoren überein.

Vgl. G. v. Schulze-Gävernitz, Volksw. Studien aus Rußland, 1899. S. 232.

W. Troeltsch, Neueste Veränderungen im deutschen Wirthschaftsleben, 1899. S. 126: „es geht ein mächtiger Zug der Entwicklung durch alle Welt dahin, daß jeder Staat sich zu emanzipiren sucht von der Versorgung mit Waaren und Kapital durch fremde Nationen"; ... „die Gründung großer, gegen uns gerichteter Zollvereine, die weit über die Grenzen eines einzelnen Staats hinausreichen, liegt in der Luft" ... „Wir müssen den pessimistischen Beurtheilern unseres Exports Recht geben".

E. v. Halle, Soziale Praxis 1899. S. 557: „für die Einfuhren haben bereits die großen Machtgebiete — Rußland, die Vereinigten Staaten, Frankreich — sich von der Außenwelt stark abgeschlossen, suchen sich immer unabhängiger von industriellen Einfuhren zu machen". Auch England werde nur so lange freihändlerisch bleiben, als es in seinem Interesse liege.

„Jedes dieser Weltreiche kann leicht für sich bestehen; jedes macht Miene sich noch weiter auszudehnen. Rußland über China; die Vereinigten Staaten über die Antillen, Central- und Südamerika, die Philippinen. Central- und Südamerika fallen zunächst einer wirthschaftlichen Monroe-Doktrin unterworfen, die Europäer aus den dortigen Märkten möglichst entfernt werden."

„So ist mit dieser letzten großen Theilung der Erde, deren Löwenantheil den drei großen Weltreichen zufiel, ein ganz anderer Zustand als 1815—1875 geschaffen worden." Es entstand „ein ganz neues politisch-wirthschaftliches Staatensystem: drei riesenhafte Eroberungsreiche, die mit ihrer Ländergier, ihrer See- und Landmacht, ihrem Handel, ihrem Export, ihrer expansiven Kraft alle anderen kleineren Staaten herabzudrücken, ja sie zu vernichten, wirthschaftlich einzuschnüren, ihnen das Lebenslicht auszublasen drohen. ..."

„Selbstverständlich erzeugte die wachsende wirthschaftliche Konkurrenz und die Eroberungstendenz der Weltreiche naturgemäß wieder stärkere Versuche, die politische Macht für wirthschaftliche Zwecke zu brauchen, neben der Konkurrenz der besseren wirthschaftlichen Leistung die der Ausnutzung aller Machtmittel zu setzen. War dies schon das letzte, innere Motiv der Rückkehr zum Schutzzoll 1878—1887, so trat es in den Sperrsystemen von Rußland und Nordamerika, in der imperialistischen, neueren englischen Politik noch mehr hervor. Die Gefahr liegt in der weiteren Steigerung dieser Tendenzen, welche direkt in den Merkantilismus, in den Handelsneid, in die Handels- und Kolonialkriege des 17. und 18. Jahrhunderts zurückführen. Wer könnte leugnen, daß damit der politische Himmel sich immer düsterer umzieht?"*)

Grau in Grau wird hier die wirthschaftliche wie die politische Konjunktur gezeichnet. Und ein ganz ähnlich trübes Bild entrollte Sering in seinem Flottenvortrage.**)

Das System der politischen Annäherung und wirthschaftlichen Ergänzung müsse heute bereits als einer verschwundenen Kulturepoche angehörig gelten; ein neues Zeitalter des Merkantilismus sei angebrochen; wieder werde mit Flotten und Heeren um wirthschaftliche Vortheile gekämpft; wieder seien Eroberungssucht und Handelsneid zu wichtigsten Motiven der auswärtigen Politik geworden: der spanisch-amerikanische wie der englisch-transvaalische Krieg böten Beispiele von Handelskriegen nach Art derer des „ancien régime", brächten ein neues System der Weltwirthschaft und Weltpolitik zum logischen Ausdruck.

Sering wies nur noch — nachdrücklicher als Schmoller — auf Frankreich hin, daß der Gefahr, durch die Ausschließungspolitik der Weltreiche das Absatzgebiet seiner Waaren zu verlieren, zuerst klug und energisch entgegengetreten sei.

„Es hat, auf seine alte Kolonie Algier aufbauend, im Zusammenhange mit dem Mutterlande, ein großes zukunftssicheres Kolonialreich geschaffen, welches von Tunis bis zum Kongo, vom Senegal bis zum oberen Nil reicht. In diesem ganzen Besitze von einem Umfange, größer als derjenige Europas, ist eine Einfuhr fremder Erzeugnisse so gut wie ausgeschlossen."

Also ein Weltreich Nummer vier, blos etwas bescheidener als Rußland, Panamerika, Greater Britain.

Die praktischen Folgerungen, welche Ad. Wagner, Schmoller, Sering u. s. w. aus ihrer Auffassung der Weltlage ziehen, sind ungefähr die gleichen.

Deutschland könne nicht anders, als ein Weltmachtpolitik treiben. Es habe die Pflicht, sich eine starke Flotte zu schaffen, um eventuell „auch für den Kampf gerüstet, als Bundesgenosse von den übrigen Weltmächten begehrt zu sein." Wir müßten eine „entente cordiale" mit den übrigen Kontinentalstaaten suchen, um „der zu aggressiven Politik der Weltmächte Mäßigung aufzuerlegen in der Eroberung, im Kolonialerwerb, in der einseitigen, überspannten Schutz-

*) Schmoller, Die Wandlungen in der europäischen Handelspolitik des 19. Jahrhunderts (Jahrg. XXIV des Jahrb. f. Gesetzg. u. s. w. 1900, S. 373—382).

**) Zitirt nach den Referaten in der „Nationalzeitung" v. 18. II. 1900 und in der „Deutschen Flotte" v. 22. II. S. 32.

zollpolitik, in der Ausbeutung und Mißhandlung aller Schwächeren."

Es wäre ein großes Glück, wenn Frankreich des alten Haders vergessen könnte und im Verein mit Deutschland u. s. w. auf Nordamerika oder Rußland eine Pression behufs Abbruch des Hochschutzzollsystems ausüben würde. Jedenfalls sei nach dem Ablaufe der jetzigen Handelsverträge „ein ähnliches, womöglich besseres, ihre Arbeitstheilung förderndes Abkommen" zwischen den Dreibundsstaaten anzustreben (Schmoller).

Schließlich sei eine Erweiterung der territorialen Basis unsrer Volkswirthschaft, durch Vermehrung des Kolonialbesitzes, ins Auge zu fassen: „wir müssen verhindern, daß die noch freien Theile der Erde zur alleinigen Beute der ohnehin schon übermächtigen Reiche werden" (Sering).

Diesem Programm meiner verehrten Kollegen kann ich mich ohne wesentliche Kautelen anschließen. Deutschland, der zweitgrößte Handelsstaat der Welt, bedarf einer stärkeren Flotte, bedarf ihrer als einer, wie Ad. Wagner neulich vom Heere sagte, wirksamen „Präventivinstitution" gegen Unbill, die ihm von den bösen Nachbarn zugefügt werden könnte. Mag diese Institution auch viel kosten — sie ist „keine unproduktive, sondern eine wahrhaft produktive Einrichtung, nicht nur vom politischen, sondern auch vom volkswirthschaftlichen Standpunkt aus beurtheilt."*)

Wer nicht vorwärts geht, geht zurück. Will Deutschland den Rang unter den Nationen, der ihm durch die glorreiche „Jahreswoche" von 1864 bis 1871 geworden, aufrechterhalten, so wird es auf Vermehrung seines Kolonialbesitzes, vor Allem aber auf Sicherung und Erweiterung seines Außenhandels durch Handelsverträge hinarbeiten müssen. Bei Verfolgung dieser Ziele kann sich die Nothwendigkeit, „politische Macht für wirthschaftliche Zwecke zu brauchen" — für Zwecke der Defensive wie der Offensive — ergeben.

Um wie viel die Flotte zu verstärken sei — welche Gebiete in Uebersee und zu welchem Momente wir sie gewinnen, mit wem und zu welchen Bedingungen wir Handelsverträge schließen sollen, mag strittig sein. An sich aber kann das Programm, welches die „Kathedermarinisten" aus ihrer Theorie von den drei Weltreichen und dem Neomerkantilismus ziehen, von jedem Liberalen unterzeichnet werden.

Jedoch — die Theorie taugt nicht. Wäre von ihr — was aber keineswegs der Fall ist — die Berechtigung jenes Programms bedingt, so stände es auf ziemlich schwachen Füßen. Es sprechen mehr Thatsachen gegen, wie für jene Theorie; aber nicht nur, weil sie fehl gehen dürfte, muß sie bekämpft werden, sondern auch weil sie für eine der Forderungen jenes Programms eher einen Hemmschuh als einen Hebel bedeutet.

Zu Gunsten der Flottenvorlage und der kolonialen Expansion läßt sie sich vortrefflich brauchen; weit weniger dagegen zu Gunsten der Handelsvertragspolitik. Man leitet mit ihr eher Wasser auf die Mühle derer, welche zur Fahne der „Nationalisirung" schwören.

Für den Tarif von 1879 wurde vornehmlich mit dem, seines Einflusses auf die öffentliche Meinung sicheren Argumente gearbeitet, daß die meisten Staaten zum Protektionismus übergegangen seien — wie könne da Deutschland allein seine Thür offenhalten? So dumm werde es doch nicht sein!

Wenn nun jetzt, wo das Jahr 1904 und mit ihm der Termin des Ablaufs der Caprivi'schen Handelsverträge heranrückt, wo die Zeit, da die Würfel über die künftige Zollpolitik Deutschlands fallen werden, nahe bevorsteht, die Ueberzeugung sich immer fester einnistet, daß die drei oder vier Weltreiche im Banne des Ideals der Autarkie stehen, so ist damit Jenen außerordentlich gedient, welche es am liebsten sähen, wenn wir mit Rußland, Nordamerika, England, die heute die wichtigsten Lieferanten und Kunden

*) Wagner, a. a. O. S. 12.

Deutschlands sind — zum Zollkriege trieben. Weshalb denn mit diesen Staaten — können sie sagen — ein zollpolitisches Einvernehmen suchen, weshalb ihnen irgend welche Tarifeinräumungen machen? Nützt ja doch nichts: sie wollen nun einmal, wie die große Mehrzahl der deutschen Professoren (die doch objektiv, neutral, ohne eigenes materielles Interesse zur Sache sprechen), lehrt, sich auf sich selbst zurückziehen; was sie etwa heute oder in den nächsten Jahren, uns an Zollherabsetzungen bezüglich unserer Fabrikateneinfuhr gewähren, werden sie demnächst doch wieder zurücknehmen; ergo brauchen wir uns nicht um sie zu kümmern — pflegen wir den inneren Markt.

Wenn der Glaube an das „neue System der Weltwirthschaft und Weltpolitik" weiter die Gehirne umnebelt und die Gemüther chauvinistisch erregt, so ist so gut wie sicher, daß wir uns mit dem einen oder dem andern, vielleicht mit allen jenen „Weltreichen" brouilliren — daß wir, wenn künftig Rußland, Nordamerika, England uns Zugeständnisse zumuthen, die unsern Hochschutzzöllnern ein Aergerniß sind, ohne langes Besinnen mit Abbruch der Verhandlungen antworten, und auf zollpolitische Aktionen ihrerseits, welche auch nur den leisen Schein der Verletzung der „nationalen Ehre"*) Deutschlands erwecken, durch schroffste Repressalien oder Kanonenschüsse reagiren. Warum denn nicht, wenn diese Märkte uns doch über kurz oder lang sich verschließen?

Viel weniger sicher dagegen ist, daß wir die als Gegenwehr gegen den „brutalen Neo-Merkantilismus" der Weltreiche geforderte, engere Verbindung mit den Dreibundstaaten und mit Frankreich u. s. w. zu Stande bringen. Nicht nur wegen der Schwierigkeiten, welche die anderen Kontrahenten — besonders Frankreich — machen würden;**) sondern auch wegen des Widerstandes, den bei uns selbst leider allzumächtige Interessengruppen jenem Plane entgegensetzen. Unsere agrarischen und industriellen Hochschutzzöllner acceptiren jene Theorie bestens, um, auf sie gestützt, gegen die Weltreiche zu hetzen; aber es fällt ihnen nicht ein, sich zu jener Konsequenz, die unsere Kathedermarinisten aus ihr ziehen, zu bequemen — die „Unabhängigkeit", welche anzustreben sie den Weltreichen zum Vorwurf machen, begehren sie für Deutschland, d. h. wenigstens soweit als ihren Eisen- und ihren Textilwaaren, ihrem Weizen und ihrem Roggen u. s. w. durch die „Abhängigkeit vom Auslande" Schaden droht.

Mit jener Theorie leisten die, welche sie vertreten, ziemlich gewiß Bestrebungen Vorschub, die sie keineswegs unterstützen wollen, während sie nicht erreichen, was sie bezielen.

Prüfen wir also jene Theorie. Behauptet wird erstens, daß „der politische Himmel sich immer düsterer umziehe"; zweitens, daß auch am wirthschaftlichen Horizont Westeuropas schwarze Wolken emporsteigen.

I.

„Kein lachender Tag goldnen Friedens — schreibt P. Voigt — dämmert auf. Wie der Anfang des scheidenden, so wird auch der Beginn des kommenden Jahrhunderts heftige Kämpfe, folgenschwere Entscheidungen bringen ... eine furchtbare Krisis."***)

*) Typisch ist die Aeußerung der „Korresp. des Bundes der Landwirthe" (März 1900) zu den Befürchtungen, daß die Vereinigten Staaten, wenn das Fleischeinfuhrverbot durchkäme, mit Retorsionsmaßregeln vorgehen würden: „es wäre geradezu eine unerhörte Schmach, wollte die Regierung vor dem Quos ego der übermüthigen Yankees zurückweichen und Maßregeln preisgeben, die sie (!) im Interesse der Volkshygiene für unbedingt erforderlich hält; freilich würde ein eventueller wirthschaftlicher Krieg einige vorübergehende Opfer heischen".

Wenn so gelärmt wird in einem Falle, wo Deutschland es ist, das andern Ländern wirthschaftlichen Schaden zuzufügen droht — wie wird erst dann gezetert werden, wenn eines der „Weltreiche" uns angreift, unserm Interesse feindliche Maßregeln trifft!

**) Auf diese Schwierigkeiten weist Schmoller (a. a. O. S. 381 2) mit Recht hin.

***) Preuß. Jahrb. 1898, S. 240 ff.

Ist dies wirklich so gewiß? Sind die Weltreiche wirklich so gewaltig und so böser Thaten nicht nur gelüstig, sondern auch fähig, wie man sie in unserem Pessimistenwinkel ihnen zutraut?

Wenn man darauf hinweist, daß zwischen 1866 und 1899 das britische Reich von 12,6 auf 27,4 Millionen qkm, d. h. um etwa den dreißigfachen Umfang des Deutschen Reiches gewachsen sei, und auch Rußland und die Vereinigten Staaten von Nordamerika „sich riesenhaft ausgedehnt", die drei Weltreiche „eine letzte große Theilung der Erde" vollzogen haben*), so erwecken diese Sätze dem Leser doch ein recht falsches Bild von dem, „wie es eigentlich gewesen". Allerdings hat die Union letzlich ihre territoriale Basis vergrößert — aber durchaus nicht riesenhaft. Und Rußland? Beim Tode Alexanders I. (1825) umfaßte es 20,2 Millionen qkm, 1897: 22,4; diese Gebietsvermehrung als riesenhaft zu bezeichnen, geht doch kaum an — viel Raum zwar, aber wenig Menschen, nur 7,7 Millionen, gibt es in Centralasien, wo sie ausschließlich stattgefunden hat; und sie ist, in der Hauptsache, älteren Datums. Gleiches gilt für das britische Weltreich.**)

Nur in Afrika hat England in den letzten beiden Dezennien namhafte Eroberungen gemacht. Für die Zukunft mag dies Plus von großer Bedeutung sein; wie die Verhältnisse sich aber jetzt an der Südspitze des „schwarzen Kontinents" gestaltet haben, bindet dieser Zuwachs an Land mehr Kräfte des britischen Weltreichs, als er ihm zusetzt.

Aber — heißt es — „jedes der drei Weltreiche macht Miene, sich noch weiter auszudehnen. Rußland über China; die Vereinigten Staaten über die Antillen, Central und Südamerika." Und England — kann man hinzufügen — über ganz Afrika, vom Kap nach Kairo; sein Sensationsminister hat verkündet: die großen Staaten müßten immer größer, die kleinen immer kleiner werden.

Die Tendenzen sind da — aber werden sie sich durchsetzen? Mir scheint, daß gerade darin, daß es drei Weltreiche — oder vier, wenn man Frankreich hinzurechnet (s. o.) — sind, die neben- und gegeneinander stehen, eine ziemlich starke Gewähr des Gegentheils liegt. Ihre Länderbegierden, ihre „expansiven Kräfte" halten sich gegenseitig im Schach. Wäre dem anders — die grüne Fahne des Propheten wehte längst nicht mehr am goldnen Horn, und in Peking regirte ein russischer aber ein englischer Vizekönig.

Wenn auch, an Flächeninhalt und Volksziffer, jedes der drei Weltreiche selbst die größten europäischen Continentalstaaten überragt, so haben sie doch, wo immer in der letzten Zeit die Probe auf das Machtexempel gemacht ward, ziemlich mäßig bestanden. Ist Rußlands Flotte schwach, so Englands Heer; Nordamerika zahlt zwar stupende Invalidenpensionen, aber als Land- wie als Seemacht zählt dies „Weltreich" bisher keineswegs zu den „Weltmächten".

Als ein Koloß mit thönernen Füßen hat Rußland bei seinem letzten Vorstoß gegen die Türkei (1877) sich erwiesen; der „großen Republik" der Milliardäre ist die Besiegung des kleinen, armen Spaniens gar nicht so leicht geworden, und auf den Philippinen wird sie noch für lange zu thun haben; Englands „militärischen Spaziergang" nach Pretoria hat der Widerstand einer handvoll Buren zu einem Feldzuge großen Stils gewandelt.

Auf die zwei letzteren Fehden verweist Sering als den „logischen Ausdruck" eines neuen, von Handelskriegen durchtobten Zeitalters — die Exposition eines neuen Aktes des Weltdramas. P. Voigt wird sie vermuthlich als die Vorboten der „furchtbaren Krisis" betrachten, die er prophezeit.

Liegen aber hier denn wirklich Nova vor? An solchen „Handelskriegen" hat es doch auch in den früheren Dezennien unseres Säculum durchaus nicht gefehlt; der Versuch, „mit Flotten und Heeren wirthschaftlich Vortheile zu gewinnen", ist vielmehr seitens Englands, wie Frankreichs, wie Rußlands, oft genug gemacht worden — d. h. seitens aller der Großstaaten, welche die Arme frei hatten für solche Experimente; deren Energie nicht, wie z. B. die Deutschlands und Italiens, durch die Arbeit am Problem der nationalen Einigung und der konstitutionellen Entwicklung, oder, wie die Nordamerikas, durch die Aufgabe der inneren Kolonisation eines gewaltigen Gebiets gebunden war, oder aus sonst irgendwelchen Gründen andere Ziele sich setzen mußte. Ein Unterschied von heute und einst besteht nur insofern, als jetzt auch Deutschland, Italien, Nordamerika in die Reihe der Großstaaten eingetreten sind, welche solche Aktionen „sich leisten können".

Der Hang, „politische Macht für wirthschaftliche Zwecke zu gebrauchen", ist immer da vorhanden gewesen, wo die Kraft, ihn in That umzusetzen, vorhanden war. Wenn man diesen Hang als das Essentiale des Merkantilismus ansieht, so hat er nie aufgehört zu herrschen, und wird immer herrschen — hat er damals, als Frankreich Algier nahm, als England den „Opium-Krieg" führte u. s. w., genau so bestanden, wie in den letzten Dezennien, da Deutschland, ohne Schwertstreich, in Afrika, im australischen Archipel, an der asiatischen Küste Fuß faßte, Italien sich Erythreas bemächtigte, Nordamerika seine Hand nach der „Perle der Antillen" und den Philippinen, England nach Transvaal ausstreckte.

Man trübt sich nur den Blick in die heutige Konjunktur, wenn man sie sub specie des Neu-Merkantilismus, des „neuen Systems", auffaßt.

„Jene beiden Kriege — Amerikas gegen Spanien, und Englands gegen Transvaal — sollen, nach Sering (a. a. O.) „nirgends im neunzehnten Jahrhundert ihr Gegenstück finden". Sie seien „lediglich um wirthschaftliche Vortheile geführt worden, und zwar gegen Völker europäischer Race".

Lediglich — oder wenigstens in erster Linie — um wirthschaftliche Vortheile sind, wie gesagt, im neunzehnten Jahrhundert schon manche Kriege geführt worden. Und auch gegen Völker europäischer Race — ich glaube wenigstens, daß man den Osmanen, die jetzt seit fünfhundert Jahren sich „akklimatisirt" haben, das Prädikat, ein solches Volk zu sein, kaum absprechen kann. Sind nun aber nicht, in letzter Linie, die Kriege Rußlands mit der Türkei Handelskriege?

„Die Bande, mit denen das panslavistische Moskau das Juwel am Bosporus zu umschlingen hoffte, waren nicht zum mindesten die Fesseln der Zollinie".*)

Bei uns eifert man über die Eroberungssucht und den Handelsneid der drei Weltreiche. Andre Völker zeihen uns der gleichen Sünde.

„Der heutige Neujahrstag — schrieb der Daily Telegraph zur Jahrhundertwende — wird als das Dämmern eines Säculum gewaltiger Expansion angesehen, in der das neue Deutschland entschlossen ist, unter allen Umständen gegen Rußland und die angelsächsische Rasse die kommerzielle Suprematie und die Herrschaft der Welt zu erreichen." Im Sunday Special wurde neulich aus „absolut zuverlässiger Quelle" mitgetheilt, daß Deutschland nahe daran sei, von der Türkei das Protektorat über die kleinasiatischen Bestimmungen zu übernehmen. Im „Figaro" imputirte der französische Diplomat Valfrey — mit dem Pseudonym: Whist — dem deutschen Kaiser, daß er die Hand auf Griechenland legen wolle, ohne sich um die beschützenden Mächte, Frankreich, England, Rußland zu kümmern. Und jüngst hieß es in einem österreichischen Blatte: „alle im deutschen Volke sind von der Idee erfüllt, Deutschland müsse seine Nebenbuhler schlagen und die stärkste Geltung im Welthandel erobern."

Während bei uns der Popanz, der „drei Weltreiche" umgeht, so brandmarkt die fremde Presse Deutschland als

*) Schmoller, a. a. O. S. 379/380.

**) Ich betone dies, weil immer behauptet wird, es habe sich in den letzten Jahren die weltpolitische Situation so radikal verschoben und so viel straffer gespannt.

Vergl. z. B. A. Dix: „Zu plötzlich ist die Zeit der Großmächte durch eine Zeit der Weltmächte abgelöst worden" (Deutsche Flotte, Nr. 48, S. 2).

*) Vergl. v. Schulze-Gävernitz, Volkswirthschaftliche Studien aus Rußland, 1899. S. 233.

den Unhold, der aller Nationen Freiheit und Reichthum bedrohe.

Gewiß — ohne Selbstüberhebung dürfen wir es sagen — hat Deutschland bisher wenig Grund zu solcher Verdächtigung gegeben, hat nur seinen Platz an der Sonne behauptet, ohne andere in den Schatten drängen zu wollen. England wie Rußland, neuerdings Nordamerika, haben dagegen eine zweifellos aggressive Politik geführt. Wenn diese Thatsache bei uns als Argument für die Flottenvorlage ins Feld geführt wird, so ist dies weit mehr gerechtfertigt, als wenn man in England, Rußland, Nordamerika, Frankreich die weitere Steigerung der militärischen Machtmittel mit dem Hinweise auf Deutschlands Ländergier betreibt. Wir können — abgesehen von der ziemlich kleinen Schaar der Chauvinisten — mit gutem Gewissen behaupten, daß wir unsre Seemacht heben wollen, nicht um Unrecht zu thun, sondern damit wir nicht Unrecht leiden — daß wir nach der Maxime handeln: **si vis pacem, para bellum.**

Je stärker die deutsche Flotte, desto sicherer der Frieden. „Gerade um den Wettbewerb der beiden großen Industrienationen auf friedlichem Boden zu erhalten — schrieb neulich v. Schulze-Gävernitz — dient allein eine Flotte, welche dem nüchternen Sinn des Engländers jeden Angriffsgedanken verleidet." Aber selbst wenn sie auf dem status quo verbliebe, dürften „große Katastrophen und Liquidationen" (Schmoller), herbeigeführt durch die Eroberungspolitik der drei Weltreiche, kaum zu befürchten stehen.

Der Haifisch gönnt dem Wolfe nichts, und umgekehrt. Daß Rußland nicht zum Herrn von ganz Asien werde, ist im gleichen Maße das Interesse Englands wie Nordamerikas wie Frankreichs. Dafür, daß die „große Republik" sich nicht über Zentral- und Südamerika ausdehne, werden Mexico, Brasilien, Argentinien sorgen — eventuell mit der Beihilfe Englands, Frankreichs, Deutschlands. Die Furcht vor den Ränken Deutschlands mag uns eine Thorheit dünken — daß man aber im Auslande mit diesem fünften Weltreiche in spe rechnet, ist eine Garantie mehr gegen die „furchtbare Krisis"; diese Kalkulation wirkt kalmirend auf die übrigen Weltmächte.

Sollten jene beiden letzten, um wirthschaftlicher Vortheile willen geführten Völkerfehden Epoche machen in der Geschichte der Gegenwart, so nicht deshalb, weil sie eine neue Aera internationaler Raublust à la Louis XIV. einleiteten — weit wahrscheinlicher ist, daß diese, für die Ueberwinder wenig ruhmreichen, aber recht kostspieligen Unternehmungen die wünschenswerthe Folge haben, den Jingos in Newyork und London weitere imperialistische Abenteuer zu verleiden.

Mag der schließliche Sieg Englands früher oder später kommen — sein Prestige hat eine arge Schlappe erlitten. Wenn auch der Zwerg dem Riesen unterliegt — nicht für diesen allein, sondern auch für die anderen Weltmächte wird der Verlauf des Ringens eine heilsame Lehre sein. „andere Völker mit Mäßigung, Weisheit und Achtung zu behandeln" . . . . „Von Zeit zu Zeit haben sie solche Lektionen nöthig; wie die Franzosen sie empfingen in den Tagen Louis' XIV. und Napoleons, so empfangen sie jetzt die Briten."*)

Der Friede der Welt ist durch die Erfahrungen, die John Bull auf dem südafrikanischen Veldt und Bruder Jonathan auf Kuba und Manila eingeheimst haben, eher sicherer denn gefährdeter wie zuvor.**) **Vestigia terrent.**

Daß Rußland die Gelegenheit benutze, um den Sturm gegen die Festungsmauer des Himalaya zu wagen oder in China einen entscheidenden Schlag zu führen, dürfte durch den weiteren Verlauf der Dinge kaum bestätigt werden. Mich dünkt vielmehr: die Wirkung des Transvaalfeldzuges wird die sein, in Rußland die Erinnerung an den Orientkrieg wachzurufen. Wie jetzt England, hatte damals Rußland den Gegner gewaltig unterschätzt, hatte ihn zwar endlich „zur Strecke gebracht", kam aber doch, wie dies vermuthlich auch der Schlußeffekt der „petite guerre" der Firma Chamberlain und Rhodes sein wird, keineswegs auf seine Rechnung!

Allerdings — es kann auch anders sein: „niemand kann voraussehen, welche Konsequenzen der Krieg in Südafrika haben wird" (Graf Bülow, 11. XII. 1899). Aber die optimistische Interpretation der weltpolitischen Lage ist, bis auf Gegenbeweis durch die Thatsachen, mindestens so berechtigt wie die pessimistische. —

(Weitere Artikel folgen.)

Bonn. Heinrich Dietzel.

*) P. Leroy-Beaulieu, im Econ. franc. Dez. 1899. — Aehnlich: Export, 1900. S. 24.
**) Th. Barth, „Nation", 1900. S. 160.

Politische Randbemerkungen.

Maximal- und Minimal-Tarif.

Eine ältere Dame war eine zärtliche Katzenfreundin. Um ihren Lieblingen Gelegenheit zu geben, bequem auf den Boden zu gelangen, beauftragte sie einen Tischler, ein Loch in die Bodenthür zu schneiden, damit die Katzen durchschlüpfen könnten. Der Auftrag wird ausgeführt; auch die dickten Katzen vermögen durchzukriechen. Aber die Auftraggeberin ist nicht zufrieden. „Das Loch" — so sagt sie dem Tischler — „ist gut für die großen Katzen; nun machen Sie aber auch noch ein Loch für die ganz kleinen."

An diese Geschichte wird man erinnert, wenn man jene handelspolitischen Schlauberger hört, die uns von der automatischen Weisheit eines Maximal- und Minimal-Tarifs vorschwärmen. Der Minimal-Tarif ist das große Loch in der Bodenthür, der Maximal-Tarif das kleine. Es würde bei den bevorstehenden Verhandlungen über die Erneuerung der Handelsverträge gewiß einen tiefen Eindruck auf Russen, Rumänen, Oesterreicher u. s. w. machen, wenn der Graf von Posadowsky ihnen die beiden pfiffigen Löcher in der Bodenthür zeigen könnte. So etwas muß erschütternd wirken, zum mindesten Zwerchfell erschütternd.

Das gefühlvolle Centrum.

„Wenn die Flottenvorlage angenommen wird, so müssen gleichzeitig Garantien geschaffen werden, daß die Mehrlasten nicht von den schwächeren Schultern getragen werden!" — Also sprach Zarathustra: das arbeiterfreundliche Centrum.

Nachdem das feierliche Gelübde abgelegt war, sprach das Centrum die bestimmte Erwartung aus, die Regierung werde alles daran setzen, um den allerschwächsten Schultern neue Lasten in der Form einer erhöhten Brotsteuer aufzuerlegen. Vermuthlich wird das Centrum sein zartes Gewissen damit beruhigen, daß die 100 Millionen Mark, um die es jährlich das Brot des armen Mannes vertheuert zu sehen wünscht, nicht als eigentliche Steuer anzusehen seien. Und darin hat das Centrum recht, denn der Fiskus bekäme nur etwa ein Fünftel von dieser Summe, vier Fünftel dagegen müßten die Brotesser den lieben Grundrentnern zahlen. Auf diese Weise werden auch die Aermsten dazu angehalten, ihren Nebenmenschen Wohlthaten zu erweisen. Ist das nicht praktisches Christenthum!

Agrarische Opferwilligkeit.

„Wenn es sich um den Schutz des Vaterlandes handelt, so ist uns kein Opfer schwer genug", das — Andere bringen!

— Also sprach Zarathustra: der patriotische Bund der Landwirthe: und verlangte als Lohn für diese Opferwilligkeit Angesichts der Flottenvorlage den Ausschluß fremden Fleisches. „Das geht zu weit, denn es geht nicht durch!"

sagten die Herren v. Manteuffel, Graf Mirbach und Graf Klinckowström — „wir verlangen einstweilen bloß den Ausschluß von Würsten und amerikanischem Büchsenfleisch!"

„Sind das bescheidene Leute, diese gräflichen Agrarier!" sagte die Reichsregierung und nahm sich vor, so opferwilligen Leuten nächstens auf Kosten der Brotesser etwas Ordentliches zu Gefallen zu thun.

Die Kolonialfrage im englischen Unterhause.

Vor leeren Bänken — es wurde sogar gezählt, ob das Quorum von 40 Mitgliedern wohl anwesend sei — zeigten am 3. April im englischen Unterhause drei Zauberlehrlinge ihre Künste auf eine Weise, die, wenn die Sache nicht so verzweifelt ernst wäre, die größte Heiterkeit erregen könnte. In den großen englischen Selbstverwaltungs-Kolonien Kanadas und Australiens entwickelt sich mit übermischender Schnelligkeit trotz aller Loyalitätserklärungen und Truppensendungen eine bedenkliche politische Gährung. Es mehren sich die Aeußerungen von Staatsmännern und Vereinen in Kanada über die Nothwendigkeit einer Theilnahme an der Reichsregierung, allerdings ohne daß bis jetzt bestimmte Forderungen formulirt wären. Ganz offen wird aber allseitig gesagt, ohne in England Widerspruch zu finden, daß man ohne freie Zustimmung nicht in englische Händel hineingezogen werden will. Es wird somit ein Prinzip aufgestellt, welches noch im vorigen Jahre bezüglich des Kaplandes als hochverrätherisch galt. Die australischen Kolonien unterbreiten der Reichsregierung den Entwurf einer Föderation, in dem die Berufung auf das Judicial Committee of the Privy Council, das heißt die Einheit der Rechtsprechung, die in England viel mehr als auf dem Kontinente zugleich Einheit der Rechtsbildung bedeutet, stark eingeschränkt wird. Die Eine der großen Kolonialgruppen steuert somit bedenklich auf Machterweiterung, die andere auf Reichsauflösung zu; beides natürlich auf Kosten der Macht des Parlaments in London. Chamberlain, dieser Simili-Staatsmann, der wohl manches über den Haufen zu werfen, aber nichts neu zu organisiren versteht, hat, wie in meinem Artikel vom 17. März ausgeführt ist, das Mögliche gethan, um solche Machtgelüste seitens der Kolonien zu provoziren. Ihm gesellten sich am 3. April zwei Mitglieder der liberalen Partei bei, Hedderwick und Trevelyan, um selbdritt zu berathen, wie sie die entfesselten Geister wieder bändigen, wenigstens ihre Wirksamkeit in ein ruhiges Geleise einbetten könnten. Zum ersten Male kam nach dem Zeugniß Hedderwick's im Unterhause die Frage zur Berathung, welche folgender Resolution entspricht: „daß es nach der Meinung des Hauses wünschenswerth und im Interesse des Hauses sei, daß die Kolonien zu irgend einer direkten Vertretung im Parlament zugelassen würden." Wirklich kläglich ist es zu sehen, wie nicht mehr nur allein Chamberlain, sondern auch bereits die liberale Partei, vertreten von Hedderwick und Trevelyan, solche Fragen aufwirft, ohne auch nur die geringste Idee beibringen zu können, wie die angereizten Gelüste zu befriedigen seien. Ich habe keinen Entwurf ausgearbeitet; ich kann ihn nicht einmal suggeriren: sagt ganz offen der Antragsteller (Hansard p. 1133). Wegweiser ohne Wege, nannte unser großer Staatsmann Thorbecke sehr treffend solche Resolutionen. Was ich zu fragen wünsche, führt Trevelyan aus, ist, ob die Regierung nicht Etwas thun könnte, als eine ~~Art Lückenbüßer~~-Politik — a sort of stopgap policy — um in den Kolonien das Gefühl zu wecken, daß sowohl in Großbritannien als in den verschiedenen Reichstheilen die Meinung vorherrscht, wir müssen an irgend einem Entwurf arbeiten, bei welchem ihnen eine Vertretung zuerkannt wird. Selbst weiß Trevelyan nichts Besseres zu suggeriren, als die Zulassung einiger Vertreter der Kolonien als berathende Mitglieder des Unterhauses, ohne Stimmrecht, das allerdings bei den vielen Hunderten von Mitgliedern aus Groß-Britannien und Irland so wie so nichts bedeuten würde (Hansard p. 1143). Scharfer Kritiker wie er ist, zerstört Chamberlain leicht Trevelyan's Suggestion und rügt er das Vorgehen Hedderwicks, solche Fragen so unvorbedacht zur Berathung zu bringen; er veranlaßt dann auch den Antragsteller, seine Resolution zurückzuziehen. Er vergißt aber, daß er selbst die Bewegung in Fluß gebracht hat und daß ihn noch schärfere Vorwürfe treffen müssen, da seine Unfähigkeit, die Konsequenzen seiner Föderations-Ideen zu ziehen und neue Organisationen zu schaffen, eben so klar und vollständig zu Tage tritt, wie diejenige seiner Gegner. Seine Verlegenheit gipfelt in der Ausrede: „die Kolonien fragen ja nichts. Allerdings beschäftigen sie sich fortwährend mit der Frage, aber bestimmte Vorschläge machen sie nicht" (Hansard p. 1146.) Völlig resignirt fährt er fort: „Es ist eine Materie, bei welcher wir eher unseren Kolonien zu folgen haben, als daß wir etwas vorzuschreiben oder auch nur zu suggeriren hätten."

Es macht einen peinlichen Eindruck, einen Weltstaat, wie ein Schiff ohne Ruder, so umherschwanken zu sehen. Es ist kaum glaublich, wie eine Regierung offen erklären kann, ohne einen Sturm der Entrüstung hervorzurufen, sie gedenke bei einer Reorganisation des Reiches sich passiv zu verhalten. Und doch wird von ihr in Südafrika eine gräßliche Metzelei veranstaltet, um zwei unabhängige Republiken zu zwingen, sich einem Reiche anzuschließen, dessen Organisation so gänzlich dem Zufall überlassen wird, und welches vielleicht in nächster Zukunft reif wird für eine Aenderung, die den Krieg gänzlich unnöthig machen würde.

Bekanntlich wird oft gesagt, daß Südafrika künftig eine Konföderation bilden müsse wie Kanada. Aber welches ist denn jetzt das Verhältniß Kanada's zum Reiche? An einer Stelle seiner Rede beschreibt Chamberlain die Stellung der Selbstverwaltungs-Kolonie auf eine Weise, die völlig dem völkerrechtlichen Begriffe der Personal-Union entspricht. Die Aufnahme von Delegirten ins Parlament, sagt er, „würde um kein Atom die jetzige Stellung ändern, wonach diese Kolonien, obwohl sie die Person des Souverains verehren und in ihrer Loyalität der Krone gegenüber devot (devoted) sind, doch, mit dieser Ausnahme, unabhängige Schwesternationen sind, und unter Umständen, wie wir sie jetzt erleben, ihre Hülfe uns freiwillig geben." (Hansard p. 1150.) Allerdings fügt er (Hansard p. 1149) hinzu: „Im jetzigen Augenblick ist das Reichsparlament befugt, für jede Kolonie Gesetze zu geben. Dies ist ein konstitutionelles Prinzip, welches von allen Kolonien zugegeben wird; doch ist es gleichzeitig ein konstitutionelles Prinzip, welches wir nicht oft in Anwendung bringen."

Es wäre wichtig, wenn die englische Regierung eine offizielle Erklärung abgeben wollte, welche dieser Auffassungen die richtige sei; speziell, ob die legislative Macht des Parlaments als so völlig auf die Kolonial-Parlamente übergegangen zu erachten sei, daß eigentlich das Band mit den Kolonien nur noch durch die gemeinsame Anerkennung der Rechte der Krone existire. Es könnte das von großem Einfluß auf die Geschicke Südafrikas sein. Sind Kapland und Natal Reichsprovinzen, legislativ dem Parlamente und administrativ der ihm verantwortlichen englischen Regierung unterworfen, und müssen sie dies auch künftig bleiben, dann ist eine südafrikanische Konföderation nur möglich, nachdem auch die Republiken zu demselben international untergeordneten Status zurückgebracht sein werden. Ganz anders wird jedoch die Sache, wenn diese Kolonien, wie Chamberlain an der erst citirten Stelle ausführt, mit Ausnahme der Anerkennung der Rechte des Souverains, unabhängige Schwesternationen Englands sein sollten, und wenn seine zweite oben citirte Aeußerung dahin zu interpretiren ist, daß allerdings nie offiziell anerkannt sei, daß die kolonialen Parlamente dem englischen

völlig ebenbürtig im Reiche zur Seite stehen, somit theoretisch noch feststehe, daß letzteres auch für die Kolonien gesetzgebende Macht hat, aber daß andererseits wegen der von den Kolonien erreichten Stellung als unabhängige Schwesternationen diese Macht des englischen Parlaments außer Gebrauch gerathen ist und der Abschaffung durch desuetudo anheimfallen wird. Wenn obendrein noch, wie Australien erwartet, bei Gelegenheit der Behandlung des australischen Konföderationsentwurfs anerkannt werden sollte, daß auch die gerichtliche und administrative Kompetenz des judicial committee of the Privy Council bei den Selbstverwaltungskolonien eingeschränkt und die höchste Entscheidung einem kolonialen Gerichtshofe überlassen werden könne, so würde es mir scheinen, daß die südafrikanischen Streitigkeiten zu lösen seien, ohne daß weder England seine berechtigte und, wenn nicht auf Chamberlain'sche Weise interpretirt, auch nie bestrittene Forderung, als paramount power, Vormacht, in Südafrika anerkannt zu werden, noch andererseits die Buren ihre international unabhängige Stellung aufzugeben brauchten.

Einer Konföderation von einigen der englischen Krone unterworfenen legislativ und administrativ unabhängigen Schwesternationen Englands und zweier unabhängiger Republiken stehen an sich keine Hindernisse entgegen, und ebensowenig scheint eine Organisation derselben unmöglich, bei welcher die Präsidentschaft und Vormachtstellung der englischen Krone zufällt, vorausgesetzt, daß diese Präsidialmacht von einem nicht dem englischen, sondern einem südafrikanischen Bundesparlamente verantwortlichen Premier oder Kanzler ausgeübt würde. Allerdings verlieren die verbündeten Nationen, auch die Buren, dabei an Aktionsfreiheit, darin würden sie sich aber stets finden müssen, selbst wenn die Engländer ins Meer getrieben würden und eine Republik Vereinigter Staaten nach amerikanischem Muster geschaffen würde.

Die Geschichte des Deutschen Bundes liefert uns Beispiele, welche die theoretischen Bedenken entkräften. Bismarck hat die Vormachtstellung Preußens gegenüber den süddeutschen Staaten doch völlig erreicht, ohne deren internationale Souveränität aufzuheben oder zu verletzen. Oesterreich hatte vor 1866 diese Vormachtstellung inne, während nur ein Theil der österreichischen Monarchie dem Bunde angehörte. Weder die Unabhängigkeit der Republiken, noch der Umstand, daß nur ein Theil der englischen Kronstaaten mit denselben in ein Bündnißverhältniß eintritt, kann demnach unüberwindliche Schwierigkeit verursachen.

Es ist jedoch nur meine Absicht, ins Licht zu stellen, daß bei gutem Willen auch eine theoretische Lösung der Wirren in Südafrika zu finden wäre durch ein Bündniß der südafrikanischen Selbstverwaltungs-Kolonien mit den Republiken; daß solcher Staatenbund bei den ethnischen Verhältnissen daselbst Lebensfähigkeit besitzen würde, behaupte ich nicht. Ich bleibe noch bei meiner Meinung, daß diese ethnischen Verhältnisse, wenigstens auf lange Zeit, die Beibehaltung selbständiger holländischer Republiken fordern.

Was aber täglich deutlicher zu Tage tritt, ist die Kopflosigkeit der englischen Regierung; nicht Chamberlain's allein, denn gegen den Willen Salisbury's und anderer Minister könnte er doch so viel Verwirrung nicht anrichten. Wenn nur Salisbury wüßte, was er wollte, wäre Chamberlain weniger schädlich. Aber er weiß es nicht. Noch während ich dieses schreibe, kommt mir folgende Aeußerung des Schatzkanzlers Hicks-Beach unter die Augen, wobei man sich wirklich die Augen reiben muß, ob man wohl richtig liest. Doch es steht da wirklich: „Wir verfolgen den Krieg mit Angst und dem tiefsten Interesse von Tag zu Tag; kein Mensch aber kann noch sagen, welche Folgen er haben wird für Südafrika, oder welches die Politik sein mag, die zu befolgen sein wird, wenn er, was hoffentlich bald eintreten wird, zum günstigen Abschluß gebracht sein wird." (Rede Sir M. Hicks-Beach's am Primrose-Diner am 19. April). Was würde aus Deutschland geworden sein, wenn Bismarck im Jahre 1866 gesagt hätte: Bayern, Württemberg u. A. haben uns executiren wollen und angegriffen; es ist ein legitimes Verlangen Preußens, nie wieder solchem Angriffe bloßgestellt zu sein; ich weiß aber nicht zu formuliren, wie die Bürgschaft beschaffen sein soll; ich werde demnach nun anfangen, die Existenz dieser Staaten zu vernichten; nachher werde ich überlegen, wie weit ich sie wieder aufrichten kann.

Und welche Herzlosigkeit offenbart sich in dieser Denkfaulheit der englischen Regierung, daß sie nicht gleich die für ihre Gegner annehmbarste Form des „nie wieder" suchte und formulirte, nicht nur den Buren, sondern auch ihrer eigenen Armee gegenüber. Das ist empörend. Und die Nation, die solche Regierung duldet, meint an der Spitze der Civilisation zu stehen!

21. April 1900. S. van Houten.

Tolstoi's „Auferstehung".*)

... Ueber staubgebleichte, sonnengedörrte Straßen geht der Zug des Todes. Wie Narrenschellen des Elends klirren in der lautlosen Luft die schweren Kettenglieder. Paarweise ziehen sie, die Gefangenen, die pfannkuchenartigen Mützen auf den rasirten Schädeln, mit Säcken über der Schulter, die zusammengeschmiedeten Beine schleppend. Junge, Alte, Magere, Dicke, Blasse, Rothe, Schwarze, Schnurrbärtige, Bärtige, Bartlose, Russen, Tartaren, Juden ... Voran die Soldaten in ungebleichten Kitteln, hinter ihnen grell rasselnd die Beinschellenträger, dann die Verbannten mit den Handschellen zu zwei zusammengeschmiedet, dann die Frauen, schwatzend und winselnd, und wie Füllen in der Heerde, die Kinder.

Wie eine Wolke steht der Staub über ihnen und durch das endlose Grau ziehen sie dahin, unbekannte Wesen von seltsamem und schrecklichem Aussehen. Tausend gleichbeschuhte und bekleidete Beine bewegen sich mechanisch, monoton, und zum Takt der Schritte schwingen sich tausend Arme.

Die Legion des Jammers, das gezeichnete Sklavenheer, zu Lastthieren degradirte Menschen.

Endlos windet sich der Zug, endlos dehnt sich der Horizont, endlos scheint der Schmerzensweg quer durch das heilige Rußland nach Sibirien.

Eine Vision des Menschheitsjammers, dieser Zug voll Unerbittlichkeit und grauenvollem Gleichmaß und der düsteren Feierlichkeit unentrinnbaren Schicksals ...

Doch neben diesen Knechten in Ketten und Eisen, die unter dem Joch gebeugten Hauptes gehen, ein Freier und Aufrechter, der freudig sein Kreuz aufnahm, der leidend lernen will, und an sich das Gesetz erfüllen, nicht das geschriebene Gesetz der Richter und Schriftgelehrten, sondern das alte und doch neue, das noch immer nicht von dieser Welt ist, das Gesetz der Liebe und der Barmherzigkeit. Ein Fürst des großen Lebens, der nun nicht mehr sein will, als ein Bruder der Mühseligen und Beladenen ...

Das ist die „Auferstehung", die Graf Tolstoi den Fürsten Nechljudow feiern läßt.

* * *

*) Berlin, F. Fontane & Co.

Die Uebersetzung von Wadim Tronin und Ilse Frapan hat in Ton und Farbe manche Stimmungsreize. Das Fremdartige slavischer Melodien klingt aus vielen Kapiteln. Andere wieder zeigen freilich Vergewaltigungen der deutschen Sprache, daß man, auch ohne Beckmesser zu sein, protestiren muß.

Das Auferstehungsepos Tolstoi's wird jeder nach seiner Art verschieden genießen. Mir würde es banal erscheinen, mit Kritik oder Skeptizismus an die Ethik dieses Werkes heranzutreten, die mit liebevollem Einfaltslächeln spricht: Sieh, es ist so leicht, so selbstverständlich, so einfach, immer allen unendlich oft verzeihen; niemanden strafen, weil niemand selber schuldlos ist; und immer nur in der Liebe mit den Menschen umgehen, so wird das Reich Gottes auf Erden erfüllt und die Menschen gewinnen höchstes Heil.

Nicht die Lehre, nicht der Inhalt der Predigt, sondern die überwältigende Eindruckskraft, die aus diesem inbrünstigen Gottesdienst der Liebe weht, ist das Große. Die Gläubigkeit an eine Erlösung lodert so feurig und schön, wie die Flammen Gottes im Busch, und ein Abglanz leuchtet, wie von den gottestrunkenen Zügen des Moses.

Die zwingende ästhetische Gewalt, die von allen starken Gefühlen ausgeht, vor allem aber, von religiösen Stimmungen, wirkt ihre Macht auch aus diesem Buch.

Tolstoi hat in seinem Werk das Leiden erhöht. Ein gewaltiger Hochaltar menschlicher Seelen- und Körpernoth steigt, eine zermalmende Vision, vor einem Weltkind auf und läßt es erschauernd in den Staub sinken. Es hat seinen Damaskusweg gefunden. Und willig gibt es sich seinem Schicksal hin, durch alle Stationen des irdischen Infernos sich geleiten zu lassen, ein neues Herz zu gewinnen und einen neuen gewissen Geist.

Eine ethische Utopie größten Stils ists. Groß die seelenzwingende prophetische Macht, mit der das Schauspiel der erwachenden, sich wandelnden Seele gegeben ist, und größer noch die Schöpferkraft, mit der die Gruppen aus dem Tartarus, die Fresken des läuternden Fegefeuers geschaut und gefaßt wurden . . .

* *

Tolstoi, der Kunstfeind, hat in sich die Kunst nicht überwunden. Seine ethischen Verkündigungen finden fast mühelos und wie selbstverständlich den wirksamsten künstlerischen Ausdruck, den überzeugendsten Ton, die produktivsten Situationen. Und die Stellen, auf die sich leicht der Finger legen ließe, die nachlässiger die inneren Zusammenhänge knüpfen, in denen das abstrakt Moralisirende stärker als das Bildende ist, in denen die Farben dürrer, trockner und stumpfer sind, hätten sich leicht steigern lassen. Wie bewußt und beabsichtigt steht solch Kärgliches in der Fülle des Reichthums. Gleich Tertullian möchte wohl Tolstoi mit dem äußeren Schmuck des Lebens auch die geschmückte Rede ablegen, wie er, sollte auch sein Werk in Knechtsgestalt einhergehen, je ärmer, kunstloser, ungestalter, desto reiner.

Aber der verfemte Form- und Gestaltungstrieb ist doch der Sieger über den herben Puritanismus geblieben. So können sich neben den Gerechten, die nach der Ethik trachten, auch die Sünder, die die Kunst suchen, dieser Auferstehung freuen.

* *

Ein Schicksalsregisseur von genialer Strategie hat die Fäden der ersten Kapitel geschürzt.

Mit einem Griff hat er den fruchtbaren, unendlich zeugenden Moment eines Lebens gepackt, die Peripetie, da sich, blitzartig erhellt, nach rückwärts alle Linien der Vergangenheit bis zu diesem Punkt offenbaren und nach vorwärts die Wege und Möglichkeiten neuen Seins sich aufthuen, das verwirrend zuerst, abstoßend und anziehend zugleich voll schmerzlicher die Seele erregender Süße lockt.

Fürst Nechljudow, der Lebemann, der verwöhnte Held der großen Welt, ist Geschworner in einem Giftmordprozeß. Die Angeklagte ist die Maslowa, ein Weib aus einem öffentlichen Hause. Nechljudow erkennt in ihr das Mädchen aus seinem Heimathsdorf, das er verführt hat. Die Maslowa, deren Schuld an dem Mord nicht bewiesen ist, wird durch die Gedankenlosigkeit der Geschwornen verurtheilt.

Von dieser mit komprimirter Spannung und dramatischer Gegenständlichkeit gefüllten Scene, dem Centralpunkt des Werkes, laufen die Fäden nach allen Seiten.

Diese Scene ist das Erwachen einer Seele. Nechljudow wird in ihr reif für die ethische Sendung, die ihm Tolstoi zugedacht hat.

Das Erschütternde des Erlebnisses weckt neues Denken und neues Handeln. Und aus diesem Denken und Handeln schlingen sich weiter und immer weiter konzentrische Ringe, die alles Irren, alle Frevel der Zeit, die ganze Sünde der Gesellschaft zur Betrachtung sicher und ungezwungen in ihren Kreis ziehen.

Der äußere Gang der Handlung, die den Fürsten von jenem Tag ab von Pontius zu Pilatus treibt; in immer wiederholte Anstrengungen, die unschuldig Verurtheilte frei zu bekommen; die ihn selbstverständlich in die Gefängnisse und ihre Schrecken bis nach Sibirien führt, die ihn außer der Maslowa andere Märtyrer der Gerechtigkeit, besonders die politischen Sträflinge, ihre Schicksale, ihr Seelenleben kennen lernen läßt, öffnet die weitesten Perspektiven innerer und äußerer Erkenntniß und wirkt Bilder allergrößter Schilderungskunst.

In Nechljudow sammelt sich aller Zündstoff. Er ist geladen wie eine Batterie. Und wenn wir Hand in Hand mit ihm gehen und mit ihm und an ihm die Schmerzenserfahrungen machen, so trifft es uns wie elektrische Schläge.

Ein nicht ästhetisch, sondern ethisch und sozialkritischer Betrachter würde bei den verschiedenen Stationen dieses Leidensweges, in den Vorzimmern käuflicher Advokaten, in den Bureaus der hohen Beamten, die mit nachsichtigem Lächeln oder tiefster Gleichgiltigkeit die idealen Forderungen Nechljudow's anhören, in den schmutzigen Kerkern, sich damit auseinanderzusetzen haben, was ist an diesen Zuständen speziell russisch oder was ist allgemein gültig. Ich möchte diese Frage hier bei Seite lassen und nur von den seelischen Eindrücken sprechen, die Tolstoi als Führer durch das menschliche Inferno schafft.

* *

Ein weises Kunstmittel ist wirksam.

Tolstoi's Werk, das von einem so starken inneren Pathos wiederhallt, gibt sich in der äußeren Instrumentirung ganz einfach und schlicht berichtend. Und unendlich viel wuchtiger als flammenzüngelnde Rede trifft dieses archivalische Protokoll der Seelen- und Körperfolter. Etwas medusenhaft Grauenvolles liegt darin, wie die ruhige Stimme gleichmüthig als Selbstverständlichkeiten, die erschütternden, herzenaufwühlenden Dinge aufzählt, und das Furchtbare zu Alltäglichkeiten stempelt, die keinem Wissenden Verwunderung erregen.

Das ist das Zeichen, daß die Auferstehung kein Traktat, sondern eine Dichtung ist, wenn auch vielleicht eine Dichtung wider Willen.

Aus der Maslowa ist keine büßende Magdalena gemacht, keine Apotheose der Gefallenen, die entsühnt erwacht, in der sich die Herzenserneuerung göttlich wunderhaft vollzieht. Tolstoi exemplifizirt auch nicht räsonnirend an ihr. Er stellt sie nur mit knappen Strichen vor uns hin in ihrer menschlichen Erniedrigung.

Und nichts ist tragischer als jener Moment, da diese konzessionirte Dirne vor den gleichgültigen Richtern steht, das Gesicht verängstigt und doch im Blick der halb schielenden Augen das gewohnheitsmäßige bezahlte, bereitwillige Männerlächeln und sie auf die formelle Frage: „Womit beschäftigen Sie sich", „ich war in der Anstalt" sagt. „In welcher" wird streng und sachlich gegengefragt.

Und die Maslowa sagt, nachdem sie einen schnellen Blick um sich geworfen, mit dem kläglichen erstarrten Lächeln: „Sie wissen es ja selbst".

„Es lag etwas so Ungewöhnliches in ihrem Gesichtsausdruck, etwas so Fürchterliches und Trauriges in der Be

deutung dieser Worte, in diesem Lächeln und in diesem raschen Blick, den sie dabei im Saal herumwarf, daß der Vorsitzende seine Augen niederschlug; auf eine Minute entstand im Saal völlige Stille. . ."

Welch Menschheitsjammer und Seelendepression geht von dem fast behaglichen Bericht der Hinrichtung aus. Der Wächter erzählt: „Man hat mir gesagt, Herr, es sei schrecklich, aber es ist gar nicht so schrecklich. Wie sie hängen blieben, machten sie nur zweimal so mit den Schultern", er zeigte, wie sich die Schultern krampfhaft hoben und niederfielen. „Dann zog der Scharfrichter einmal an, damit also die Schlingen sich besser zusammenzögen, und fertig, sie zuckten nicht mehr."

Die Marterscene im Gefängniß*), mit dem fürchterlichen Bild der mundgeknebelten Frau: „mit aus den Lidern springenden Augen glotzte sie die Wächter und den Offizier an, ihr ganzes Gesicht zuckte, aus ihrer Nase schnaubte ein lautes Athmen, ihre Schultern hoben sich bis an die Ohren und fielen zurück." Und zu diesem aus der Menschheit ausgeworfenem Geschöpf sagt der Offizier gleichsam freundlich motivirend: „Man darf hier nicht so skandaliren". Und draußen klingt vom Glockenspiele in hohen Tönen die Melodie: „Ich bete an die Macht der Liebe". In der Kathedrale der Festung, vor der Gruft der Czaren, brannten die Wachskerzen und stand die Ehrenwache.

Und stärker als jedes Anklägerpathos der Cynismus und der stumpfe Hohn gegen das eigene Schicksal in dem Wort des Gefangenen, der dem Fürsten, auf seiner Wanderung durch die Kerker, hämisch zuruft: „Hast Dich satt gesehen, wie die Diener des Antichrist die Läuse mit Menschen füttern".

Die Menschen haben keine Liebe für einander, das ist der Grundton, aus diesem Mangel kommen die Verbrechen, die berufsmäßig bestraft werden, nachdem sie fast berufsmäßig gezüchtet sind.

Die Menschen haben keine Liebe für einander und darum auch keinen Glauben an einander.

Tolstoi variirt dies Motiv immer wieder und statt Räsonnement findet er die schlagendere Wirkung durch das Bloßlegen überzeugendster Symptome. Die Menschen sind mißtrauisch gegen einander, aber nie mißtrauischer, als wenn einer dem andern etwas Gutes erweisen will.

Tolstoi erweckt die tiefste Depression dadurch, daß er Nechljudow's besten Absichten gerade von denen, denen er Hilfe bringt, völliges Mißverstehen entgegen dringen läßt. Nicht nur die, deren Unterstützung er anruft, betrachten ihn als einen Narren, sondern auch die, denen er Gutes thun will.

Die Maslowa verhöhnt und beschimpft ihn, als er ins Gefängniß kommt, und in seinem neu erwachten drängenden Schuldgefühl um ihre Verzeihung bittet.

Das Jammervolle dieses typischen Geschöpfes hat Tolstoi an diesen Stellen übrigens gerade dadurch eindrucksvoll gemacht, daß er sie nicht jammervoll oder übermäßig unglücklich sein läßt, sondern sie in einer trägen verstumpften Gleichgiltigkeit zeigt, die sich zu keinem andern Gedanken aufrafft, als „nur nicht mager werden", die Männer mögen das nicht, und so lange die Männer, von dem untersten Wärter bis zu den Offizieren, sie begehrlich ansehen, fühlt sie ihr Schicksal ganz warm und sicher.

Die Bauern, denen Nechljudow seine Güter austheilen will, daß sie sie zu eigenem Recht bewirthschaften, erschrecken nur über seinen Vorschlag. Sie verstehen ihn gar nicht. Sie wittern nur eine Falle dahinter. Was kann Gutes herauskommen, wenn ein Großer und Reicher freundlich ist. Und als sie gar einen Vertrag unterschreiben sollen, da zweifeln sie erst recht. Lieber soll's bleiben, wie's war. Das Neue kann nur schlimmer werden. „Unterschreib, hast Du es unterschrieben, so schluckt er Dich lebendig hinunter", meint ein Bauer zum andern. „Es ist just so",

*) Ein Paralipomenon, das die Diederich'sche von Czumikow übersetzte Ausgabe mittheilt.

antwortet der andere, und dann hatten sie über die Sache nichts weiter zu sagen.

Und stärker noch, als solche Hauptmomente der Handlung, erwecken kleine, sekundär gegebene Züge ergreifendes Empfinden dafür, wie die Seele der Niederen zertreten und zerstört ist.

Als Nechljudow auf der Eisenbahnfahrt nach Sibirien einem der Arbeiter bereitwillig Platz macht, die mit gequälten, verbrannten, vertrockneten Gesichtern, säckebepackt wie zusammengedrängte Zugthiere durch die übervollen Wagen getrieben werden, sich schuldig fühlend, bereit bis ans Ende der Welt zu gehen und sich zu setzen, wohin man es ihnen befiehlt, sogar auf Nägel, ist die erste Folge starrer Schreck. Die Arbeiter wechseln erschrockene Blicke mit einander. Sie fürchteten, es könne für sie etwas Schlimmes dabei entstehn, daß ein Herr ihnen seinen Platz abgetreten, statt sie zu schimpfen und fortzujagen.

* * *

Wie Tolstoi für seine Negationen immer sinnfällige charakteristische Illustrationen gibt, die im Ton, in der Farbe, in Mimik und Gestikulation von lebendigster Anschaulichkeit sind, schlagende Gleichnisse der Todsünden dieser Welt, so bildet er mit noch stärkerer Schöpferkraft seine Gleichnisse vom Reiche Gottes auf Erden, von der weltumwälzenden Macht der Liebe.

In der Geschichte des Taraß spricht er mit einer hinreißenden schlichten Gewalt, die an die überselige verströmende Güte neutestamentlicher Lyrik mahnt.

Der Bauer Taraß erzählt die Geschichte seiner Frau Fedossija, die ihn vergiften wollte. Lieber war ihr Sibirien, als mit ihm zu leben. Sie wird ins Gefängniß gesteckt. Aber — es ist fein, wie an diese Geschichte die Sentimentalität auch nicht von Weitem heranrührt — die Fedossija vermißt man sehr bald. Es ist Erntezeit, die Hände werden gebraucht. Sie versuchen die Angeklagte heraus zu bekommen für die Zeit. Gegen Bestechung gelingt es. Man führt sie heraus aus dem Gefängniß. Er sagt: „Komm mit". Sie antwortet: „Aber bist Du denn zu Fuß?" „Nein, ich bin mit dem Pferd".

„Wir kamen", erzählt Taraß mit treuherziger sachlicher Umständlichkeit weiter, „in den Ausspann, ich zahlte für die Einkehr, spannte die Stute vor, schob ein Wenig Heu, was übrig blieb, unter die Sitzmatte. Sie setzte sich hin, hüllte sich mit einem Tuch ein. Wir fuhren ab. Sie schweigt, und ich schweige. Eben begannen wir uns dem Hause zu nähern, da sagt sie: ‚Wie ist es, lebt das Mütterchen noch?' Ich sage, sie lebt. ‚Und das Väterchen lebt?' Lebt. ‚Verzeih' mir', sagt sie, ‚Taraß meine Dummheit. Ich wußte ja selber nicht, was ich that'. Ich aber sage: Zuviel sprichst Du, was nicht hierher gehört — ist schon lange verziehen.

Mehr wollte ich darüber nicht sprechen. Wir sind nach Hause gekommen, sofort fällt sie dem Mütterchen zu Füßen. Das Mütterchen sagt: Gott wird Dir verzeihn! Das Väterchen aber hat sie begrüßt und sagt: Wozu brauchen wir an das Alte zu denken? Lebe und laß' es besser werden!"

Und dann in der gemeinsamen Erntearbeit, als sie auf dem Garbenwagen fahren und sie flink und jung und voll Saft die Hände rührt, ganz neidisch auf die Arbeit, sagt Taraß:

„Aber wie konnte Dir, Fedossija, jene Sache in den Sinn kommen?" „Wie kam sie mir in den Sinn?" sagt sie, „ich wollte nicht mit Dir leben. Lieber denk' ich, sterbe ich, aber mit ihm leben, nein!" „Nun, und jetzt?" sage ich.

„Jetzt aber", sagt sie, „bist Du in meinem Herzen."

Und als das Gericht dann nach der Ernte sich seine Schuldnerin einfordert für Sibirien, geht Taraß mit Fedossija, die er sich neu erworben, mit. Er theilt ihren Leidensweg wie Nechljudow den der Maslowa.

* * *

„Wenn Du keine Liebe zu den Menschen fühlst, so sitze still; beschäftige dich mit Dir selber, mit Sachen, womit Du willst, nur nicht mit den Menschen, verurtheile niemanden, weil es niemand gibt, der selber unschuldig ist und darum die anderen bestrafen oder bessern könnte; sondern sage wie das Väterchen zu der Sünderin: lebe und laß' es besser werden", das ist die letzte Erkenntniß Nechludow's auf dem Passionsweg, den er durch das Thal der Schrecken machen mußte. Seine That ist ihm zwar nicht zur Erfüllung gelangt. Die Maslawa hat nicht eingewilligt, wie es ihm konsequentes Gebot war, ihn in Sibirien zu heirathen. Aber er hat erreicht, daß auch diese Seele mit ihm auferstanden ist aus der Erniedrigung. Und für sich selbst gewann er eine große stille Klarheit und Freudigkeit und sein eigener Weg liegt sicher vor ihm.

Wird er ihn schreiten, wird er auf ihm an das Kreuz der Desillusion geschlagen werden, wird er seinen eigenen Erdenrest bitter schmecken, darum handelt es sich nun nicht, es handelt sich um das Miterleben ganz starker, umbildender Gefühle von suggestiver, illusionistischer Kraft, einem Osterseiern mit Freudenpalmen und Auferstehungskerzen und die Sinne überschauerndem brausendem Halleluja jauchzender Chöre. Ihm sich hinzugeben und in ihm aufzugehen ist Genuß, und wäre es ein Schauspiel, ach ein Schauspiel nur gewesen.

Felix Poppenberg.

Romantische Strömungen im deutschen Geistesleben.

Aller Romantik Mutter ist die Sehnsucht, Sehnsucht nach der Herrlichkeit einer entschwundenen Zeit, auch nach einem Reiche, das nicht von dieser Welt ist. Und sie fühlt sich stark genug, eine solche Zeit, ein solches Reich wiedererstehen zu lassen. Es liegt im Wesen aller Romantik, daß sie rückwärts, nach oben gewandt ist. Aber es ist ebenso richtig, daß nur ein jugendkräftiger Sinn die Macht besitzt, seine Ideale der Erfüllung näher zu bringen. Junge Geister, junge Völker suchen am begierigsten, wenn sie bildungsfähig sind, alte Kultur auf. Mit dem Streben nach der römischen Kaiserkrone beginnt die deutsche Romantik. Früher hatte die germanischen Völker nur der reiche Besitz gelockt, nun übte die Pracht und Macht des Gedankens ihren Zauber aus. Und mit dem weltlichen Glanz verband sich der geistliche. Die Periode der Kreuzzüge war die zweite große Epoche der Romantik. Und dann, als unser Reich politisch darniederlag, da schuf die Sehnsucht nach Befreiung von den vielen kleinen und dem einen großen Despoten zum dritten Male sich ihr Ideal. Hand in Hand mit dem Verlangen nach politischer Erhebung ging das Bedürfniß einer höheren Bildung. Von Karl dem Großen an findet besonders in den Schulen die Pflege alter Kultur ihre Stätte. Und immer ist es die Sehnsucht nach den Ländern, wo diese Kultur einst blühte, die unaustilgbar sich in das deutsche Gemüth senkte. Dieser Sehnsucht gab vor allem Winckelmann Ausdruck, indem er in scharfem Gegensatz zu dem gewaltthätig unruhigen Barock aus der Gelehrsamkeit heraus den Kult der edlen Einfalt und stillen Größe wonnetrunken verkündete, so wie ihn Frankreichs akademisch-höfische Kunst auf Grund der römischen Antike schon eingeführt hatte. Niemals hat ein deutscher Gelehrter solche Wirkungen auch auf die Schaffenden, freilich nicht immer zum Glücke, ausgeübt als dieser Priester des Schönen. Wie ganz anders der Mann, der, wie Winckelmann sich selbst prophezeit hatte,*) 100 Jahre nach ihm sein Werk fortsetzte, Heinrich Brunn! Für große Kreise hatte der stille, sinnig bescheidene Gelehrte kein Organ, und ein großer Theil seiner Fachgenossen hat ihn nie verstanden. Aber er hat in seiner tiefpoetisch künstlerischen Weise dargethan, wie echtes Verständniß nur aus feinsinnigstem Mitempfinden hervorquillt. Hinreißend dagegen wirkte die echtromantische Begeisterung Schliemanns. Zunächst jedoch begegnete er dem Achselzucken, Räuspern und Zischen der gelehrten Zunft, aber verständige Forscher halfen ihm sein kühn begonnenes Werk rühmlich zu Ende führen. Und so ist doch schließlich das Wahre, das jeder großen Begeisterung zu Grunde liegt, zur Beruhigung kritischer Gemüther fein säuberlich unter Dach und Fach geborgen. Immer neue Zeugen einstiger Herrlichkeit hat treuer opferfreudiger Fleiß ans Licht gebracht, aber Trümmerwerk bleibt doch immer noch die hellenische Kunst, und nur Einzelnes zeigt sich im Zusammenhang, weniger dem gewagt kombinirenden als dem künstlerisch nachfühlenden Sinn. Wenn der konstruktiv große Jakob Burckhardt äußerte, daß in der griechischen Kulturgeschichte gar viele Lücken mit Moos auszustopfen seien, so hat er selbst in allem, was er über die Renaissance gesagt, dank den überreichen uns noch genießbaren Schätzen ein Muster solcher künstlerisch lebendigen Anschauung gegeben. Für unsere deutsche Malerei hat das vor allem der fein, tief und frei empfindende Janitschek gethan.

Je dankbarer man für solche Werke sein muß, um so mehr ist da der Romantiker zu gedenken, welche zuerst wieder die von Goethe gegebene Richtung verfolgten und sich mit Liebe in die Kunst unserer Vergangenheit versenkten. Freilich haben sie, kapriziös wie sie waren, den Fehler gemacht, fast niemals bei der Sache zu bleiben, sondern sich rückhaltlos ihren Träumen zu überlassen. So entspricht denn ihr Bild des großen Dürer, den sie anbeteten, gewiß nicht der Wirklichkeit. Aber die Freude an dem deutschen Kunstleben, wie es sich so prächtig besonders in Nürnberg entfaltete, haben sie doch geweckt und gefördert; vor allem der Wissenschaft ist sie zu Gute gekommen, jener Wissenschaft, die gleich im Beginn mit dem Brüderpaar Grimm ihre höchste Blüthe erreichte. Was namentlich Jakob auszeichnete, war die seltene Größe der Beschränkung, der echten Bescheidenheit im alten Sinne, die ehrliche Klarheit darüber, daß die kritische gelehrte Betrachtungsweise bei aller künstlerischen Empfänglichkeit doch etwas anderes ist als das künstlerische Schaffen. Wie schön und wie auch heute wieder beherzigenswerth sagt er: So wenig sich fremde edle Thiere aus einem natürlichen Boden in einen anderen verpflanzen lassen, ohne zu leiden und zu sterben, so wenig kann die Herrlichkeit alter Poesie poetisch wieder aufleben, nur historisch kann sie rein genossen werden. Sobald die epische Zeit vorüber, d. h. diese Unschuld, dieser Glaube, diese Liebe, so hört auch die Poesie der Volksbücher auf. Und ich finde es durchaus natürlich, daß ein braves, ich meine ein unverbildetes Gemüth, das die Poesie Goethes und Schillers versteht, an diesen kindlichen Sachen weiter keinen eigentlichen Gefallen hat. Nur unaufrichtig können sich Gebildete daran ergötzen.

Und auf solche Gebildeten, oder besser gesagt Verbildeten, haben zu allen Zeiten die gesuchten Naivetäten Eindruck gemacht, wie sie von Tieck bis auf unsere Tage die Romantiker wieder zu beleben trachteten. Rein, das eigentlich Kindliche war in den romantischen Kreisen selten zu finden, so sehr sie auch damit kokettirten; aber in ihrer Geselligkeit kam etwas auf, was man in Deutschland nicht gewohnt war, ein feinerer Gesprächston, der sich eben so von der Barbarei des Hausknechts wie von der Trockenheit des Fachmannes entfernte. Die Goetheverehrung trug wesentlich dazu bei, diesen Ton zu pflegen, wie er am

*) In einem Briefe an Volkmann sagt er: Vielleicht geht ein Jahrhundert vorbei, ehe es einem Deutschen gelingt, mir auf dem Wege, welchen ich ergriffen, nachzugehen, und welcher das Herz auf dem Flecke hat, wo es nur sitzt.

liebenswürdigsten in Fürsts Buche von Henriette Herz auch heute noch lebendig zu uns spricht. Es ist wahr, daß sich diese Geselligkeit in Berlin nicht freihielt von einem geistigen Raffinement, wie Rahel's bedeutender Briefwechsel mitunter erkennen läßt, es ist wahr, daß auch Elemente hier sich fanden, die sehr nahe an das streiften, was man mauvais sujet nennt, aber alles in allem steht unser heutiges gesellschaftliches Leben, mit diesem verglichen, auf einer niedrigen Stufe. Wir kennen doch im Wesentlichen nur als maßgebend für die Gesellschaft die Stellung, die Kaste; der Hauptreiz der freien Persönlichkeit ist nur innerhalb der vorgebildeten Meinung über den Stand genießbar. Man bedenkt zu wenig, daß nicht nur die festtägliche Tracht für die Gesellschaft erforderlich ist, sondern auch eine festtägliche Sprache. Und gerade so wie man von einem gebildeten Menschen verlangt, daß er sich in gewählter Kleidung natürlich bewege, so sollte man das auch von seiner Sprache voraussetzen. Es ist kein Zweifel, daß in dieser Beziehung die alles überragende Gestalt Bismarck's von gefährlichem Einfluß gewesen ist. So wunderbar er befähigt war, fremde Kultur sich anzueignen, um sie zu beherrschen, so wenig hatte er eigentlich ein inneres Bedürfniß danach, welches doch die Grundbedingung jeder feineren Geselligkeit ist. Was nun bei dem großen Mann als berechtigte Eigenart erscheint, der wir die ganze Eigenthümlichkeit seiner Diplomatie verdanken, das wurde von der Trabantenschaar wie gewöhnlich verroht, weil es nur zu bequem war, sich über die Formen einfach hinwegzusetzen oder sie nur rein äußerlich zu beobachten. Dieser Mangel eines feineren Gesellschaftslebens macht sich ganz besonders in unserem modernen Drama, aber auch sonst auf künstlerischem Gebiete fühlbar. Einen großen Theil der Schuld an der abstoßenden, unerfreulichen Wirkung vieler ehrlich gemeinten und tüchtigen Schöpfungen trägt die rohe, nur oberflächlich polirte Sprache. Lehrreich ist hier vor allem ein Vergleich mit Shakespeare und den Niederländern. Wir wollen hoffen, daß unsere weiteren Interessen uns freier und vornehmer machen im Leben und in der Kunst.

Was die Romantiker für eine ausgebildete Geselligkeit vorzüglich befähigte, waren ihre vielseitigen Anlagen. Meist konnten sie musiziren und malen und am besten verstanden sie sich auf die schauspielerische Thätigkeit. Solche beweglichen Talente haben es immer schwer, in einem Fache es zu harmonischer Vollendung zu bringen. Ihre Hauptstärke lag im Anempfinden, und das konnten sie am besten in der Uebersetzung offenbaren. Von Schlegel bis Fulda sind sie darin Meister gewesen. Sie nahmen getreulich die fremden Gedanken in sich auf und sie besaßen die poetische Ausdrucksfähigkeit, nicht nur zu übersetzen, sondern auch umzusetzen. Das eben ist es, was so viele grundgescheite Gelehrte nicht fertig gebracht haben trotz allem Fleiß und aller Treue. Hier liegt der Grund, weshalb der Vossische Homer so siegreich durchgedrungen, und weshalb Novalis von Klopstocks Oden sagen konnte, sie schienen größtentheils freie Uebersetzungen und Bearbeitungen eines unbekannten Dichters durch einen sehr talentvollen, aber unpoetischen Philologen.

Diese Anschmiegsamkeit an fremde Individualitäten kam ihnen besonders bei der Novelle zu statten, in der sich ihre Neigung zum Wunderbaren des geistigen und wirklichen Lebens launenhaft sprunghaft, aber fast immer geistreich prickelnd entfalten konnte. Ein echter Roman ist keinem Romantiker gelungen, dazu fehlte ihnen das klare Kommando über die Menschen und über sich selbst, es fehlte die Stätigkeit einer großen einheitlichen Weltanschauung; so faßten sie auch im Drama keinen festen Fuß. Die Ausnahme eines einzigen, wunderbaren Genies, wie Heinrich von Kleist, bestätigt nur die Regel.

Dagegen war auf der Bühne die Oper ihre Domäne. Hier bot sich die Gelegenheit, das Wunderbare zum Ereigniß werden, hier das Gewirr tausendfach verschlungener Stimmungen spielen, hier den berückenden Zauber aller Sinne walten, hier, was nur den Größten gelungen, jenes übersinnliche Reich, wovon sie alle geträumt, ahnen zu lassen.

Selbstverständlich, daß bei dem Hegen und Pflegen der Stimmungswelt auch die Lyrik bei ihnen gedieh, aber auch bemerkenswerth, daß nur die vollen, ehrlichen Persönlichkeiten hier Dauerndes leisteten.

Eng verbunden mit dem musikalisch Lyrischen erscheint sehr oft das malerische Empfinden. Es ist das Verdienst Aug. Wilh. Schlegels, daß er in seinen Vorlesungen über deutsche Litteratur auf den wesentlichen Unterschied von antik und modern nach Plastik und Malerei hingewiesen hat. Noch mehr als für die romanischen Nationen, die doch in vieler Hinsicht die Erben der Antike sind, gilt dieser Unterschied für die germanischen. Im Süden wird man oft bemerken können, wie Leute aus dem Volke mit lauter Bewunderung vor einer nackten Figur stehen, während in Deutschland selbst Gebildete oft rasch daran vorübergehen, weil sie nichts damit anzufangen wissen. Der plastische Sinn der Deutschen ist ein mühsam anerzogener, der des Südländers ein natürlicher. Der Plastiker sieht seine Gestalten ganz und alles einzelne ordnet er dem Gesammteindruck unter, daher die Freude an dem Ganzen der Erscheinung und dem Gleichmaß, der Harmonie. Der Maler folgt den Unregelmäßigkeiten, wie sie besonders durch Licht und Farbe in wechselndem Spiele uns vor Augen treten, er sieht die Gegenstände im Verhältniß zu ihrer Umgebung, und daraus entsteht ihm erst das Gesammtbild. Ein altes, windschief verwittertes, epheuumranktes Haus in charakteristischer Beleuchtung das ist malerisch, ein elastisch entwickelter Körper, wo jede Muskel dem Ganzen gehorcht, sodaß die Erscheinung plötzlich in vollem Glanze auftritt — mühelos leicht und licht so wie Apollo, wie Athene, das ist plastisch. Aber auch die leidenschaftlich bewegten Figuren Michel Angelos, sie treten auf einmal hervor, aus einem Willen geboren, und stellen sich somit dem tieferen Blick als harmonisch in sich selbst vollendet dar. In der wunderbaren Nausikaaepisode vergleicht der Dichter die Phäakentochter mit Artemis, wie sie auf den Höhen wandelt und unter ihren Nymphen hervorragt, läßt er den Odysseus das Königskind mit einer jungen, schlanken Palme vergleichen, wie er in Delos sie mit Entzücken gesehen. Kriemhild aber geht einher wie das Morgenroth aus trüben Wolken und vor ihren Frauen leuchtet sie wie der lichte Mond vor den Sternen; und Siegfried, der zu schauen ist wie eines Meisters Bild auf Pergament, steht in Gedanken da und dünkt sich ihrer nicht werth, aber wenn er sie verlieren soll, so wäre er lieber todt, und bei dem Gedanken wechselt er die Farbe. Und wie er vor sie tritt, da wird er roth, und wie sie ihn willkommen heißt, da neigt er sich und bleibt zunächst stumm. Ich meine, schärfer läßt sich dieser Grundunterschied zwischen malerischer und plastischer Anschauung nicht empfinden. Auf das Geistige übertragen, bei den Griechen klar ordnender Verstand und auch im Affekt Vollendung der Form, bei den Deutschen ein quellendes, schwellendes, wechselndes Seelenleben, das häufig im Dämmerlichte webt. Und kein Dichter der Deutschen hat für diese malerisch musikalische Seelenstimmung ein schöneres Bild gefunden als der Dichter des Nibelungenliedes da, wo er Hagens und Volkers Schildwacht schildert. Beide treten in voller glänzender Rüstung in tiefer dunkler Nacht vor die Thüren des Saales. Volker setzt sich auf einen Stein und beginnt zu fiedeln, erst so gewaltig, daß das Haus erdröhnt, dann süßer und sanfter, daß mancher sorgende Mann entschlummert. Als er merkt, daß es ringsum stille geworden ist, da steht er auf und wandelt. Nun sieht er durch die dunkle Nacht von fern einen Helm herüberblitzen, von Etzels Leuten, die sie überfallen wollen. Die aber nehmen wahr, wie von den Panzerringen der beiden das Feuer aufloht.

Wenn die Beschreibung des homerischen Schildes sich in lauter Reliefbilder auflösen ließe, so wäre diese Schilderung für einen Rembrandt wie geschaffen.

Der größte Dichter der Deutschen hat auch, wie natürlich, für Farbe, Licht und Seele die wunderbarsten Töne gefunden, und sie quellen auch da siegreich hervor, wo er, wie in Hermann und Dorothea unter den für uns Deutschen falschem Prinzipe der Plastik steht. Und nach im zweiten Theile des Faust, zur Zeit als er schon völlig „Grieche" geworden war, hat er uns in dem Sonnenaufgange ein herrliches Vermächtniß seiner Farbenfreude gegeben, das mit den tiefsinnigen Worten schließt: Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.

Auch die romantischen Dichter und Maler haben diese Farbenfreude, und wir begegnen bei ihnen einer Reihe der feinsten landschaftlichen Schilderungen und Stimmungen. Bisweilen aber verführt sie ihre Willkür, den gesunden Boden zu verlassen, den jeder Künstler einhalten muß, will er dauernd wirken.

Denn er soll, wie Schiller sagt, sich über das Wirkliche erheben, aber innerhalb des Sinnlichen stehen bleiben. Je größer gerade die Phantasie ist, um so bedeutender muß auch die Kenntniß der Natur sein, man muß sie auswendig kennen, wie es Goethe von sich behaupten konnte, wie es Dürer sagt mit dem bekannten Worte, daß die Kunst in der Natur stecke und wie es von den Romantikern der elementargewaltige Böcklin und die sinnig sonnigen Persönlichkeiten eines Schwind und Richter bewiesen haben. Denn wir Modernen, deren Augen durch Kunst und Natur außerordentlich geübt sind, legen mit Recht den höchsten Maßstab an den Wirklichkeitssinn. Der grenzenlose Dünkel romantischer Clique liegt aber darin, daß sie die Kunst über die Natur stellen als ein selbstherrliches nach ihren Launen schaltendes Wesen; mit Verachtung sieht man auf die ehrlichen Menschen herab, die in getreuester Nachbildung des Wahrgenommenen sich nicht genug thun können, und hebt dagegen diejenigen in alle Himmel, die Gedanken malen. Nun wird immer geheimnißvoll bleiben bis an den jüngsten Tag, daß, wie bei jeder Zeugung, aus dem Sichversenken in den Gegenstand ein Abbild entsteht, das die Züge des sich Versenkenden trägt nicht minder wie die Spuren der Natur, der es nachgebildet. Aber je mehr ein Künstler ist, um so mehr wird er dies Geheimnißvolle als etwas hinnehmen, das sich von selbst versteht, wie das Moralische bei vornehmen Naturen. Dagegen war und ist man in romantischen Kreisen geneigt, aus der Mystik ein Kunstprinzip zu machen, nach dem man schaffen muß, und zu allen Zeiten haben sie deshalb blinzelnd gen Himmel geschaut. Vortrefflich hat Heinrich von Kleist, den sie doch mit Stolz zu den Ihren zählen, in dem Briefe eines Malers an seinen Sohn sich gegen diese Richtung gewendet: „Du schreibst mir", heißt es da, „daß Du eine Madonna malst, und daß Dein Gefühl Dir für die Vollendung dieses Werkes so unrein und körperlich dünkt, daß Du jedes Mal, bevor Du zum Pinsel greifst, das Abendmahl nehmen möchtest, um es zu heiligen. Laß Dir von Deinem Vater sagen, daß dies eine falsche, Dir von der Schule, aus der Du stammst, anklebende Begeisterung ist und daß es nach Anleitung unserer würdigen alten Meister mit einer gemeinen, aber übrigens rechtschaffenen Lust an dem Spiel, Deine Einbildungen auf die Leinwand zu bringen, völlig abgemacht ist. Die Welt ist eine wunderliche Einrichtung, und die göttlichsten Wirkungen, mein Lieber, gehen aus den niedrigsten und unscheinbarsten Ursachen hervor. Der Mensch, um Dir ein Beispiel zu geben, das in die Augen springt, ist gewiß ein erhabenes Geschöpf und gleichwohl in dem Augenblick, da man ihn macht, ist es nicht nöthig, daß man dies mit vieler Heiligkeit bedenke."

Kein Zweifel, auch bei den von Natur frommen der Nazarener lag das Unnatürliche in dem Prinzip einer theosophischen Inspiration, darin daß sie als Künstler sich so selten bemühten, die Natur möglichst unbefangen und unmittelbar auf sich wirken zu lassen, sondern sie mit den Augen ihrer angebeteten Meister sahen. Als Prinzip mußte diese fromme Einfalt ebenso langweilig in der Kunst werden, wie die edle Einfalt und stille Größe, die Winckelmann verkündet hatte. Willkommen aber war dies der Schaar, welche nun wieder Schlagwörter verkünden konnte, sie redeten und reden von Keusch und Deutsch, von naiver Kindlichkeit, von Glauben und Liebe. Unwillkürlich denkt man dabei, wie der alte Spruch, wes das Herz voll ist, des geht der Mund über, die auch sonst so häufige Kehrseite der Lessing'schen Fassung zeigt: „man spricht selten von der Tugend, die man hat, aber desto öfter von der, die uns fehlt." Wenn man alle die gewünschten Symbole an einem verehrten Meister aufweisen kann, so herrscht eitel Freude im Lager, etwa wie bei den Priestern Aegyptens, wenn sie einen neuen Apis gefunden. Friedrich Schlegel ist der eigentliche Vater der schauspielerisch virtuosen Clique dieser Kunstpriester. Frei, frivol ästhetisch und dann wieder des Gottes voll; bachantische Lust und zerknirschte Buße; keusche Einfalt und raffinirte Sinnlichkeit; kühle Zurückhaltung und heißer Rausch in Worten, der schlimmste aller Räusche — das alles wechselt beliebig nach Mittel und Zweck.

Glücklicher Weise steckt in unserem Volk noch gesunde Kraft genug, um solche Auswüchse der Romantik überwinden zu können. Schlimm nur ist, wenn man mit Hinsicht auf derlei Geister über das Romantische überhaupt den Stab bricht. Ganz mit Unrecht, liegt doch in ihm ein tiefer Zug des germanischen Wesens. Sein Wander- und Bildungstrieb dringt es in Berührung mit fremden Kulturen, denen es im eigenen Lande eine warme Heimstatt bereitet, seine Jugendkraft beweist es in der Assimilationsfähigkeit. Aber auch im eigenen Schaffen zeigt es diese Kraft auf den Gebieten, welche das Empfindungsleben besonders stark zum Ausdruck bringen, in der Dichtung, der Musik, der Malerei. Es ist das Poetische an sich, das als die Grundlage aller drei Richtungen aufgefaßt wird d. h. die Macht des Geistes, sich ein Reich zu schaffen, das nicht von dieser Welt ist. Da, wo die Romantik gesund ist, erblickt sie dies Höhere nicht in verschwommener Mystik, sondern in dem Eigenartigen der Menschennatur selbst, die uns zwar vielfach ein Räthsel bleibt, uns aber doch befähigt, klare Abbilder des Daseins zu gestalten nach eigenem Willen. Die farbige Wunderwelt des Künstlerischen gegenüber der grauen Oede des Banausen- und Philisterthums, das ist es, was die Romantik uns in Deutschland zu Ehren gebracht hat, und es ist nur natürlich, daß trotz allen Differenzen sie an dem Mann heraussehen mußte, der, wie kein anderer Deutscher, ein Künstler war, an Goethe.

August Herzog.

Barrès' Roman des Boulangismus.*)

In Les Déracinés schildert Barrès den Kreis seiner Kameraden, die zuerst im Lyceum von Nancy, hernach in Paris den Zusammenhang mit der Heimath-Provinz verlieren und so lange wurzellos in der Welt der Ideen oder der Thaten und Unthaten umhervagabundiren, bis sie durch Selbstemkehr auf neue Wege, oder vielmehr auf die alte Spur der lothringischen Landsmannschaft zurückkommen. Zu diesem neuen, zwischen Selbstbiographie und Zeitgeschichte schwebenden Buche gibt Barrès den Roman der Boulange. Wie weit er, der selbst als Parteigänger und Abgeordneter dem „brav' général" Heerfolge geleistet hat, bewußt oder unbewußt einen Zeitroman im Stil Samarow's gibt, könnte nur eindringender Vergleich mit den sonstigen Geschichtsquellen, vornehmlich den Gegenschriften, zumal den Mermeix'schen Kulissen des

*) L'Appel au Soldat. Par Maurice Barrès. Paris, Charpentier. 1900. Band II der Reihe Le roman de l'Energie nationale, deren ersten Band — Les Déracinés — wir seinerzeit in der „Nation" angezeigt haben.

Boulangismus, entweisen. Gewiß ist, daß Boulanger selbst in dieser vermeintlichen Glorifikation eines litterarischen Rächers übel genug wegkommt. Das Komödiantische, Chamäleonhafte, Banale des öffentlichen Charakters, das Empfindsam-Schwächliche in dem Privatleben des geschiedenen Mannes, der durchaus im Bann seiner hektischen Geliebten, der Madame Bonnemain, steht, an deren Grab er sich erschoß, wird widerwillig, doch unverkennbar zum Vorschein gebracht. Daß und warum die persönlich eingeführten Déroulède, Naquet, Rochefort und ihre Leute mit diesem Hampelmann auf die Dauer nicht zusammen wirken konnten, bezeugen deutlicher, als dies bogenlange geschichtliche Erörterungen vermöchten, Barrès' absichtslose, beiläufige, sachliche Aufschlüsse. Wer in der Vertraulichkeit mit Boulanger dessen Eitelkeit und Haltlosigkeit nicht durchschaut, will sie nicht durchschauen. Im Vergleich mit diesem Friseurkopf sind Constans und Genossen Charakterköpfe von Staatsmännern.

So weit wäre Barrès' Buch für den Chronisten der Zeit eine dehnsam auszuschöpfende Geschichtsquelle. Leider bescheidet er sich nicht mit der mehr oder minder selbstgefällig aufgeputzten Erzählung seiner persönlichen Erfahrungen und Erlebnisse in Boulanger's Lager. Seine Parteileidenschaft währt und wüthet auch nach Boulanger's ruhmlosem Ende so maßlos fort, daß sein letztes Wort beim Begräbniß des Generals, zugleich das Schlußwort des Bandes, ein Racheruf wird. Diese Revanche für Boulanger ist aber eine dreifache: in Frankreich selbst der Panama- und Dreyfusfeldzug; außerhalb Frankreichs die Rückeroberung von Lothringen und die Angliederung der Mosel- und Rheinufer bis Trier und Koblenz. Die Vorbereitung der Panamakampagne soll nach einer Andeutung des Schlußkapitels der letzte, nicht mehr von Boulanger gelesene Vorschlag seiner leidenschaftlichsten Jünger gewesen sein. Daß und wie aus dieser Drachensaat die Dreyfusaffaire herauswuchs, wird und soll — ebenso wie die Fäden, die vom Boulangismus zum Anarchismus hinüberführen — der Folgeband des Zyklus Leurs figures bloßlegen.

Ein Kunstwerk kann eine Tendenzschrift dieses Schlages ausnahmsweise werden, wenn politische Leidenschaft, wenn eine gewaltige Persönlichkeit alle die Gluthen ihres Hasses emporlodern läßt: ein Stutzer der Litteratur, wie Barrès, der nebenbei Zeit und Lust hat, seine kleinen ehebrecherischen Liebeshändel mit geckenhafter Kokettrie einzuflechten, ist zur Lösung solcher Aufgaben nicht berufen. Gekränkte Eitelkeit, Verdruß über das Fehlschlagen seiner Voraussetzungen äußert er wiederholt so unumwunden, daß der boshafteste Kritiker nichts Boshafteres thun kann, als diese unfreiwilligen Beichten von Barrès nebeneinander zu stellen.

Bei Beginn seiner Beziehungen zu Boulanger entwirft er (S. 164) folgendes Selbstporträt: „Kann man glücklicher sein, als ich es bin? Ich liebe eine Frau, die aller Welt begehrenswerth erscheint und die auch mich für liebenswürdig hält. Ich bin in ein großes geschichtliches Abenteuer verwickelt. Und zu gleicher Zeit wahre ich mir volle Herrschaft über mich selbst und mische all diesen Erregungen die Hellseherei des Blasirten! (Je suis engagé dans une grande aventure historique. En même temps je garde la possession de moi-même et je mêle à ces excitations une clairvoyance de blasé.) Der schlimmste Spötter vermöchte Barrès nicht übler mitzuspielen, als dieser naive Selbstverrath. Nicht minder böse trumpft der „blasirte Hellseher" gelegentlich sein Ideal ab: wer könnte Boulanger Heiteres nachjagen, als das erschöpfende Hohnwort: „Ein prächtiger bunter Kinderbilderbogen, der sich im Parlamentspalast kläglich ausnimmt (Magnifique image d'Epinal, il fait au Palais-Bourbon une médiocre figure.)" Und dennoch hängt er an dieser Puppe. Weshalb? C'est au net un débauché . . il se détourne de son caprice pour s'enivrer d'une force sur lui plus puissante que toute autre, pour s'enivrer de désillusion . . C'est ce philtre qu'il buvait dans le boulangisme mourant . . (483/4).

Der deutsche Leser fragt vielleicht: lohnt es der Mühe, sich mit solchen literarischen Geckereien eines unfähigen Politikers abzugeben? Antwort: Für den literarischen Kritiker schwerlich. Wer aber aus Barrès' Widmungsbrief an Lemaître erfährt, wie auch dieser Barrès weitüberlegene Geist aus einem heftigen Widersacher Boulanger's allgemach ein streitbarer Anhänger des Nationalismus geworden, und wer vor Allem sich klar macht, wie sehr Zola's Eingreifen für Dreyfus die Eitelkeit seiner literarischen Nebenbuhler gereizt und zum vollkommen unberufenen Eindruck in die politischen Tageskämpfe verleitet hat; wer weiter sich vor Augen hält, wie die Brunetière, Bourget, Coppée, Lemaître geschlossen als Vorkämpfer der Machenschaften des Chauvinismus und Ultramontanismus auftreten — der wird die Zeit gekommen sehen für eine leidenschaftslose Untersuchung. Für ein Seitenstück zur Conquête jacobine Taine's, betitelt „Die Wiedereroberung Frankreichs durch Voltaire's Infâme zu Beginn des XX. Jahrhunderts." Für eine Studie dieser Art wird Barrès' sachlich und künstlerisch vollkommen verfehltes Buch persönlich und psychologisch von dauernder Bedeutung bleiben.

Wien. A. Bettelheim.

Der Schutz der deutschen Landwirthschaft und die Aufgaben der künftigen deutschen Handelspolitik. Von Prof. Dr. Walther Lotz (Heft 170 und 171 der Volkswirthschaftlichen Zeitfragen). Berlin 1900. Verlag von Leonhard Simion.

Diese vortreffliche Arbeit, die einen höchst aktuellen Stoff behandelt, ist aus einem Vortrag hervorgegangen, den der bekannte Münchener Gelehrte am 26. Februar d. J. in der Volkswirthschaftlichen Gesellschaft zu Berlin gehalten hat.

Die besonnene Darlegung der Nothwendigkeit einer Fortführung der Caprivi'schen Handelspolitik; die übersichtliche Zusammenstellung der schweren Bedenken, die jeder Erhöhung der Lebensmittelzölle und vor allen der Getreidezölle innewohnen; der Nachweis der Nachtheile, die speziell der kleineren, auf Viehzucht sich stützenden, Landwirthschaft aus höheren Getreidezöllen erwachsen; die Klarstellung der schweren Bedrückung der Arbeiterbevölkerung durch Brodsteuern und der dadurch bewirkten Verringerung unserer Leistungsfähigkeit für den Export; die Wahrscheinlichkeit des Scheiterns aller Handelsverträge beim Sichversteifen auf höhere Agrarzölle: das alles wird in dieser Broschüre in präziser Form, an der Hand reichlicher Statistik, überzeugend vorgetragen. Die Broschüre verdient die weiteste Verbreitung, insbesondere auch in bäuerlichen Kreisen.

T. B.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37. Dr. P. Nathan, W. Ziethenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 31 Berlin, den 5. Mai 1900. 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Zur Feier der Großjährigkeit des deutschen Kronprinzen haben sich in Berlin zahlreiche Fürstlichkeiten eingefunden, an ihrer Spitze der Kaiser von Oesterreich und König von Ungarn. Es handelt sich bei diesen Besuchen ersichtlich um unpolitische Höflichkeitsakte, die aber aufs neue erweisen, daß die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den europäischen Herrscherfamilien normaler Natur sind. Weiter gehende Schlüsse aus diesen Besuchen zu ziehen, wäre voreilig.

Die Burenkommission, die seit einiger Zeit in Holland weilt und dort sehr begreiflichen Sympathien begegnet, hat verständiger Weise darauf verzichtet, bei den Regierungen der europäischen Großmächte anzuklopfen. Die diplomatischen Sondirungen werden festgestellt haben, daß keine europäische Regierung geneigt ist, aus der strikten Neutralität herauszutreten, und daß man auch keine Neigung verspürt, im gegenwärtigen Zeitraum eine freundschaftliche Intervention zu versuchen. Das Bild in den „Lustigen Blättern": Im Vorzimmer der fünf Großmächte, woselbst die Burenkommission an jeder Thür den Bescheid erhält: „So Leyds mir thut, ich kann Ihnen nicht helfen; bitte, wenden Sie Sich an den Nachbar!" entspricht der thatsächlichen Situation.

Die Burenkommission hat sich nunmehr nach den Vereinigten Staaten von Amerika eingeschifft, um dort ihr Heil zu versuchen. Wir fürchten, daß sie auch in Amerika eine starke Enttäuschung erfahren wird. Zwischen Worten und Thaten besteht vielleicht nirgends ein so großer Unterschied, wie gerade in den Vereinigten Staaten. Wer sich durch Zeichen demonstrativer Begeisterung und durch rhetorische Superlative zu dem Glauben verleiten läßt, daß die Amerikaner auch bereit seien, lebhaften Worten Thaten folgen zu lassen, welche die realen politischen Interessen der Union berühren, der kann leicht dieselbe Enttäuschung erleben, wie sie der Held von Manila, der Admiral Dewey, gegenwärtig bei seiner Bewerbung um die Präsidentschaft durchmacht. Es sind noch nicht viele Monate ins Land gegangen, seitdem dieser Admiral bei seiner Rückkehr in das Heimathland empfangen wurde, wie vielleicht nie ein kriegerischer Triumphator vor ihm. Der nationale Ueberschwang feierte Wochen hindurch wahre Orgien. Durch diese ungeheuerlichen Demonstrationen scheint der tapfere Seebär zu dem Glauben verleitet zu sein, seine Landsleute brennten darauf, ihm auch die Würde des Präsidenten zu übertragen, und er hat, wohl unter dem Einfluß von Lady Macbeth, sich bestimmen lassen, seine Kandidatur für die im November zur Entscheidung gelangende Präsidentschaftswahl zu proklamiren. Der Erfolg ist, daß die Presse beider Parteien dem angebeteten Helden von Manila ziemlich unumwunden zu verstehen gibt, er sei ein Narr. Auch in Washington liegen Kapitol und Tarpejischer Felsen dicht bei einander.

In einer amerikanischen Zeitschrift fanden wir kürzlich die sehr zutreffende Bemerkung, daß das amerikanische Volk allerdings eine sehr große Neigung für „heroes" habe, daß es aber in der Heroenverehrung in der Regel das Maß so sehr überschreite, daß eine Reaktion unmittelbar auf dem Fuße folge: „their saving Anglo-Saxon good sense reacts against their Gallic and Celtic love of

a quick sensation." Admiral Dewey wird unter solchen Umständen bei der bevorstehenden Präsidentenwahl wohl kaum ernsthaft in Betracht kommen; es sieht vielmehr ganz danach aus, als ob sich auch diesmal wie vor vier Jahren der ernsthafte Kampf zwischen McKinley und Bryan abspielen wird. Vermuthlich geht McKinley auch jetzt als Sieger über Bryan aus der Wahl hervor. Die Währungsfrage, die vor vier Jahren im Mittelpunkte des Wahlkampfes stand, ist zur Zeit so gut wie völlig ausgeschaltet; die Frage der Trusts wird zwar, wie seit lange üblich, viel Staub aufwirbeln, ohne jedoch für die Entscheidung von wirklich erheblichem Belang zu sein. Die Kardinalfrage wird sein: *Fortentwicklung* oder Einschränkung des Imperialismus, speziell *in* der Form der kolonialen Expansion. Die Burenkommission wird von der demokratischen Partei, welche gegen die koloniale Expansion auftritt, als Hilfstruppe in diesem politischen Feldzuge bewillkommnet werden, aber etwas Reales wird dabei für die südafrikanischen Republiken schwerlich herauskommen.

In Südafrika gehen die militärischen Dinge ihren langsamen Gang weiter. Die Kriegführung der Buren nimmt immer mehr den Charakter des Guerillakrieges an. Die Versuche des Feldmarschalls Roberts, die Buren in größeren Verbänden zu fassen und so den Krieg zu beschleunigen, sind bisher nicht von Erfolg begleitet gewesen. Der Nachfolger Joubert's, General Botha, spielt die Rolle eines Fabius Cunctator nicht ohne Geschick.

Die innere Politik bei uns in Deutschland wird momentan beherrscht durch die jetzt als sicher anzusehende Annahme der Flottenvorlage. Wie vorauszusehen war, hat das Centrum seine scheinbaren Bedenken fallen gelassen, und die Regierung hat thatsächlich alles irgendwie Wesentliche erreicht. Daß die Regierung sich von den Agrariern bei dieser Gelegenheit einige, allerdings ziemlich verklausulirte, Erklärungen zu Gunsten höherer Getreidezölle hat abpressen lassen, ist bedauerlich, konnte aber bei der ungeschickten Taktik der oppositionellen Linken in Bezug auf die Flottenfrage kaum überraschen. Die „Weser-Zeitung" erzählt, daß vom Staatssekretär Tirpitz im Auftrage des Kaisers Verhandlungen mit der „Freisinnigen Volkspartei" eröffnet seien, die nicht zum Ziele geführt hätten. Der Kaiser habe dann gesagt: „Nun, Tirpitz, dann machen Sie's mit den Agrariern!" Wir vermögen nicht zu kontrolliren, ob die Geschichte wahr ist; daß sie aber nach der ganzen politischen Situation wahr sein kann, unterliegt keinem Zweifel. Im Uebrigen sehen wir die ziemlich platonische Liebeserklärung, die der Schatzsekretär, Herr von Thielmann, im Namen der Reichsregierung den Agrariern gemacht hat, nicht sehr tragisch an. Die Frage der Erhöhung der Getreidezölle ist von so eminenter wirthschaftlicher und politischer Bedeutung und hängt so enge mit der ganzen Frage der Erneuerung der Handelsverträge zusammen, daß derartige lose Erklärungen in Wirklichkeit so gut wie nichts besagen. Die Frage der Erhöhung der Getreidezölle wird den politischen Kampf der nächsten Jahre beherrschen; dabei kommt es auf eine Regierungserklärung mehr oder weniger nicht an. Ueberhaupt haben wir uns in Deutschland und in Preußen ja auch allmälig bereits daran gewöhnt, Regierungsversicherungen nicht für ein Evangelium zu halten. Man erinnere sich nur, was aus den Versicherungen betreffs des Mittellandkanals im Laufe eines Jahres geworden ist; und beobachte, wie sich gegenwärtig in der Fleischbeschaufrage ein Kompromiß vollzieht, das zu den vor wenigen Wochen erst abgegebenen Erklärungen des Reichskanzlers paßt, wie die Faust auf's Auge.

* * *

Demokratie und Kaiserthum.

Dem Buche, das unter diesem Titel*) der Führer der National-Sozialen, Fr. Naumann, jüngst hat erscheinen lassen, wünschen wir einen weiten und aufmerksamen Leserkreis. Ob es ihn finden wird?

Der Verfasser glaubt an den Sieg der Vernunft, die in den Dingen steckt, auch in der Politik; und das nimmt sich Angesichts des herrschenden politischen Unverstandes manchmal naiv aus. Wenn ich nicht irre, war es Talleyrand, der einem jungen Politiker sagte: „Sie werden es nie zu etwas bringen, Sie haben keinen Respekt vor der Unvernunft". Aber das, was Herrn Naumann als praktischem Politiker vielleicht im Wege steht, die ungenügende Rücksichtnahme auf das, was in unserem Parteitreiben nach dem Gesetz der Trägheit sich behauptet, das macht ihn zu einem anregenden und höchst beachtenswerthen politischen Schriftsteller. Er kümmert sich wenig um die kleinen politischen Leiden des Tages; aber er zeigt den Weg, auf dem Deutschland zu einer robusten politischen Gesundheit geführt werden könnte. Den meisten bestehenden Parteien wird dabei eine beträchtliche Wandlung zugemuthet. Naumann glaubt, wie sein Amtsbruder, der Bischof von London, Dr. Creighton, das kürzlich ausdrückte: people are ceasing to be interested in the way, in which the party game is played; the thing is becoming antiquated. Was Dr. Creighton für England konstatirt, darf Naumann mit noch weit höherem Recht für Deutschland behaupten. Aber in der Politik kann etwas längst veraltet sein und lebt doch zähe weiter. Das sehen wir an unseren alten Parteien, die sich sämmtlich mehr oder weniger überlebt haben; das sehen wir vor Allem an der zäh aufrecht erhaltenen politischen Machtstellung des preußischen Junkerthums, für die es in unserer modernen industriellen Entwickelung längst keine innere Berechtigung mehr gibt; das sehen wir endlich auch an der jüngsten unserer politischen Parteien, an der Sozialdemokratie, die eine merkwürdig geringe Anpassungsfähigkeit an die politischen Erfordernisse der Gegenwart zeigt. Das ängstliche Herumreiten dieser angeblichen Revolutionäre auf alten Programmformeln; die Wichtigthuerei, mit der inhaltleere Dogmen als ewige Weisheit behandelt werden; die Freude an bloßen Demonstrationen, bei denen man „Charakter zeigen", aber sonst nichts erreichen kann: das alles stempelt die Sozialdemokratie zu einer im Grunde kleinbürgerlichen Philisterpartei, die trotz unleugbar großer Machtmittel eigentlich nichts Rechtes vor sich bringt. Hier setzt Naumann mit seiner kritischen Untersuchung ein und zeigt, wie all unser politisches Weh und Ach aus einem Punkte zu kuriren wäre: unsere in der Sozialdemokratie zusammengefaßten industriellen Arbeiter müssen lernen, praktische Politik zu treiben. Es ist gerecht und billig, daß diese Arbeitermassen, an denen die Sozialdemokratie — trotz der mancherlei Konfusion, die sie in den Köpfen angerichtet hat — Alles in Allem doch eine sehr bedeutsame politische Erziehungsarbeit vollzogen hat, einen realen Antheil an der politischen Macht erhalten. Ihre Bedeutung für den Staat wächst in demselben Maße, wie Deutschland sich weiter zum Industriestaat entwickelt. Und das geschieht mit Riesenschritten. Der politische Einfluß der Arbeiterschaft entspricht dieser ihrer staatlichen Bedeutung bisher in keiner Weise. Und daran ist die Sozialdemokratie nicht zum wenigsten selbst schuld. Es ist völlig ausgeschlossen, daß die in der Sozialdemokratie organisirten Arbeiter für sich allein jemals eine ausschließliche Herrschaft in irgend einem Staate erlangen. Ein bloßer Arbeiterstaat ist ein Unsinn. Kapital und Unternehmertalent kann man nicht von der Mitherrschaft ausschließen, selbst wenn man im übrigen ein rein demokratisches Staats-

*) Demokratie und Kaiserthum. Von Fr. Naumann. Buchhandlung der „Hilfe". Berlin-Schöneberg 1900.

weien herzustellen vermöchte. Die Theoretiker des Sozialismus, indem sie das ausdrücklich oder stillschweigend anerkennen, empfehlen uns ja auch gerade deshalb den Kollektivismus, d. h. die radikale Abschaffung des Privatkapitals und des Privatunternehmerthums. Aber dies „letzte Ziel" nimmt ja heute Niemand mehr ernst. Diese theoretische Schrulle hat für die praktische Politik ihre Rolle ausgespielt. Es ist ein alter Programm-Ladenhüter geworden.

Je mehr diese theoretische Forderung zurücktritt, um so mehr treten jene Ziele in den Vordergrund, die sich auf dem Boden der gegenwärtigen Staats- und Gesellschaftsordnung für die demokratisch herangebildeten Arbeiter erreichen lassen. Diese praktischen Ziele sind doppelter Natur: wirthschaftlicher und politischer. Es handelt sich einmal darum, die wirthschaftliche Lage der Arbeiter zu verbessern, indem man ihre wirthschaftlichen Kräfte zu genossenschaftlichem Wirken zusammenschließt, und ferner um die Erlangung eines direkten Einflusses auf den Gang der Politik. In beiden Beziehungen wirken die Arbeiter ihrem eigenen Interesse entgegen, wenn sie sich darauf kapriziren, gewissermaßen einen Staat im Staate bilden zu wollen, und wenn sie durch revolutionäres Gethue ihren politischen Gegnern die Handhabe bieten, die sozialdemokratische Partei politisch zu isoliren.

Es ist ja — wie Naumann sehr richtig ausführt — nur noch „eine Redensart, wenn man von der revolutionären Sozialdemokratie redet. Die sozialdemokratischen Führer haben sich aber aus Rücksicht auf ihre eigene Vergangenheit und auf den Rhythmus, der in dem Worte ‚Revolution' liegt, nicht entschließen können, das Wort ‚revolutionär' außer Gebrauch zu setzen. Sie erklären ‚Revolution' als Evolution und nennen das den wissenschaftlichen Sprachgebrauch." Durch dieses zwecklose Herumrenommiren mit revolutionären Redensarten besorgen sie nur die Geschäfte ihrer schlimmsten politischen Gegner. „Jedesmal, wenn die wirthschaftliche Harmonie der Interessen innerhalb der Ordnungsparteien unsicher erscheint, muß der gemeinsame Kampf gegen den Umsturz die Einheit retten. Aus diesem Grunde waren Sozialistengesetz und Kartell parallele Erscheinungen. Seit dem Fall des Sozialistengesetzes kommt alle zwei bis drei Jahre ein neuer Versuch, die deutsche Welt vor dem drohenden Untergange zu retten. Die Versuche waren glücklicherweise bisher sämmtlich vergeblich, und die Welt ging trotzdem nicht unter. Wenn man noch einen oder zwei derartige Versuche gemacht hat, werden selbst die ältesten Weiber keine Angst vor dem rothen Gespenst mehr haben. Erst wird mit vollen Backen geblasen, Deutschland müsse vergehen, wenn es nicht neue Umsturzparagraphen bekommt, und dann geht es auch so. Es ist dieses ganze Treiben eine elende Heuchelei."

Die kindische Angst vor der Sozialdemokratie, die im Bürgerthum so lange bestand, ist allgemach im Verschwinden begriffen, aber die Sozialdemokratie thut nichts Positives, um die sich anbahnende günstigere Entwicklung ihrerseits zu beschleunigen. Naumann demonstrirt das mit großer Beredtsamkeit an der Haltung der Sozialdemokratie in der Flottenfrage. Die Arbeiter haben gewiß ein starkes Interesse daran, möglichst wenig zu den Kosten für die verstärkte Flotte herangezogen zu werden, insbesondere nicht in der Form von erhöhten Lebensmittelzöllen. Davon aber abgesehen, ist die Entwicklung unserer Kriegsflotte, die ja augenscheinlich — mag man das beabsichtigen oder nicht — der industriellen Entwicklung Deutschlands direkt und indirekt Vorschub leistet, offenbar geeignet, auch den politischen Einfluß der industriellen Arbeiterschaft Deutschlands zu steigern. Der lebhafte Widerstand der Sozialdemokratie gegen die Flottenverstärkung entspringt daher weniger einer klaren Erkenntniß der Arbeiterinteressen, als der in allen Parteien so mächtigen Herrschaft veralteter Schlagworte.

Was aber insbesondere die mögliche Gefahr einer Verbindung der Erhöhung der Lebensmittelzölle — namentlich der Getreidezölle — mit der Flottenverstärkung anlangt, so hat der Gang der Entwicklung gezeigt, daß die Sozialdemokratie, wie die Freisinnige Volkspartei, durch ihre intransigente Haltung nur die Chancen der Brotvertheuerer gebessert hat. Diese Brotvertheuerer haben den Umstand, daß die äußerste Linke von vornherein für die Bildung einer Flottenmajorität gar nicht in Betracht kam, dazu benutzt, um von der Regierung agrarische Zusicherungen zu erpressen. Da die Regierung augenscheinlich nicht die geringste Neigung empfindet, sich für die Zukunft die Hände zu binden, und die Erhöhung der Getreidezölle für die Deckung der Flottenunkosten auch von den Brotvertheuerern direkt gar nicht herangezogen war, so kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß die Linke, wenn sie sich in der Flottenfrage nicht intransigent erwies, die Regierung von jedem Engagement in Bezug auf die Getreidezölle hätte abhalten können. Nun mag zugegeben werden, daß im Großen und Ganzen sehr wenig darauf ankommt, ob die Regierung den Agrariern bei dieser Gelegenheit betreffs der Erhöhung der Getreidezölle einige wohlwollende Erklärungen abgibt oder nicht — diese Frage wird doch in einem ganz anderen Zusammenhange später gelöst werden —; aber immerhin zeigt auch dieser Vorgang, wie sich die Sozialdemokratie mit ihrer prinzipiellen Flottenopposition im Lichte steht, indem sie sich selbst des thatsächlichen Einflusses auf den Gang der Dinge beraubt.

Naumann führt diesen Gedanken für das ganze Gebiet der Politik näher aus und er kommt dabei zu dem Schlusse, daß der angebliche Gegensatz zwischen den Interessen der demokratischen Arbeiter und den Machtinteressen des Reichs in Wirklichkeit gar nicht vorhanden ist. „Im Grunde" — so sagt er an einer Stelle — „sind Kaiserthum, industrielle Aristokratie, Demokratie drei Erscheinungsformen ein und derselben Sache." Die Bemerkung klingt paradox, aber sie enthält einen richtigen Kernpunkt, nämlich den Gedanken, daß alles Dasjenige den Arbeitern zum Besten dienen muß, was Deutschland zu einer größeren industriellen Blüthe bringt. Die Reste des Feudalismus, an denen unsere politische Entwicklung krankt, können nur abgestoßen werden, wenn die Elemente, welche die Träger unseres Industrialismus sind, an Einfluß zunehmen. Das große Unternehmerthum in der Industrie wie im Handel, so oft es auch bei Lohnkämpfen gegnerisch mit den Arbeitermassen zusammentrifft, verstärkt doch schließlich auch seinerseits die Machtstellung der Arbeiter, indem es das Feld der nationalen Arbeit extensiv und intensiv erweitert. Und ein Kaiserthum, das darauf Bedacht nimmt, diese wirthschaftliche Entwicklung des Landes durch entsprechende Entwicklung realer politischer Machtfaktoren sicher zu stellen, arbeitet — bewußt oder unbewußt — demselben Ziele zu.

So wirken in unserem politischen Leben alle fortschreitenden wirthschaftlichen Kräfte zusammen, um den Gegensatz zu dem eine frühere Entwicklungsperiode repräsentirenden Agrarierthum zu verstärken. Daß dieses Agrarierthum, mit seinem engherzigen Egoismus, schließlich wird weichen müssen und daß dabei zugleich die politische Vorherrschaft des preußischen Junkerthums gebrochen werden wird, steht dem Verfasser des Buches „Demokratie und Kaiserthum" fest. Ich theile diese Meinung durchaus. Es ist nur eine Frage der Zeit. Die Zeit könnte aber wesentlich verkürzt werden, wenn die demokratischen Elemente in Deutschland, und namentlich auch die Sozialdemokratie, ihre doktrinäre Opposition einschränkten und durch eine fruchtbare Geltendmachung ihrer starken politischen Kraft ersetzten.

Ob die Sozialdemokratie die Kraft und die Entschlossenheit besitzen wird, eine solche Mauserung vom Doktrinarismus zur praktischen Politik vorzunehmen, ist eine andere Frage, betreffs deren ich noch weniger optimistisch denke, als Herr Naumann. Immerhin war es eine dankbare Aufgabe für einen politischen Schriftsteller, diese Dinge einmal im

Zusammenhange darzustellen, und Herr Naumann hat sich dieser Aufgabe mit solchem Geschick und solcher Vorurtheilslosigkeit unterzogen, daß man sein Buch nur auf's Wärmste zum Studium empfehlen kann.

Theodor Barth.

Parlamentsbriefe.

XVII.

Nachdem der Reichstag aus den Osterferien zurückgekommen ist, konnte die Flottenvorlage ernstlich gefördert werden. Das Ergebniß, welches die Kommissionsverhandlungen gehabt haben, wird von dem Plenum bestätigt werden. Die Centrumspartei hat das Ergebniß diktirt und die Regierung hat es angenommen, auch annehmen können, da die vorgenommenen Streichungen nur eine Vertagung der Annahme von Forderungen bedeuten, die erst von 1906 ab zum Zuge kommen sollen.

Die Beschlüsse, welche das Centrum gefaßt hat, hätte es ebenso gut acht Tage nach Einbringung der Vorlage, noch vor der ersten Lesung, fassen können. Es ist seit der Zeit keine neue Information gegeben worden, und eben so wenig hat sich ein anderes Ereigniß zugetragen, welches auf die Entschließungen eines Abgeordneten von Einfluß sein könnte. Wenn das Centrum so lange hat warten lassen, ehe es eine Entscheidung traf, wenn es sogar durch unklare Aeußerungen einzelner Mitglieder der Annahme Vorschub leistete, als werde es eine andere Entscheidung treffen, so ist das Motiv ein sehr durchsichtiges. Es sollte der Welt klar gemacht werden, daß Alles von der Entscheidung des Centrums abhängt und daß man auf seine Entschließungen warten muß.

Wir haben uns weder darüber zu freuen, daß dem Centrum diese Macht zugefallen ist, noch darüber, wie es im vorliegenden Falle diese Macht anwendet. Die Machtstellung des Centrums ist begründet worden an dem Tage, wo Fürst Bismarck der nationalliberalen Partei die Freundschaft aufkündigte, ist bei Lebzeiten des Fürsten Bismarck stärker gewachsen, als diesem selbst lieb sein mochte, und die Nachfolger des Fürsten Bismarck haben es vollends nicht verstanden, Einhalt zu thun.

Daß das Centrum sich der Forderungen der Regierung angenommen hat, ist befriedigend, desto weniger die Art, wie es die Deckungsfrage erledigt hat. Es hat die Gelegenheit benutzt, um eine ganze Anzahl neuer Steuern zu schaffen, die der Schatzsekretär Anfangs mit verlegenem Lächeln ablehnen wollte; aber das Centrum erklärte in so dringender Weise, daß es die Schiffe nicht bewilligen werde, wenn man die Steuern nicht mit in den Kauf nehme, daß dem Schatzsekretär schließlich nur übrig blieb, einige leere Säcke herbeizuholen, um den Segen aufzufangen, der sich über ihn ergoß. Unter den vom Centrum empfohlenen Steuern sind einige sehr schädliche, einige minder schädliche und einige unschädliche. Auf den zuerst mit Nachdruck ausgesprochenen verständigen Gedanken, eine der Kontingentirung unterworfene direkte Reichssteuer zu schaffen, hat das Centrum indessen verzichtet.

Noch bedenklicher als diese steuergesetzgeberischen Experimente ist es, daß das Centrum, sich zum Wortführer aller agrarischen Parteien machend, Zusicherungen über das Programm der künftigen Handelsvertragspolitik verlangt hat. Anfangs war sogar ernstlich die Rede davon, daß der Reichskanzler persönlich, im Namen des Bundesraths, feierliche Versicherungen über die Erhöhung agrarischer Schutzzölle abgeben solle. Die Agrarier verlangen Kompensationen für die Flottenvorlage, wie die Franzosen einst Revanche für Sadowa verlangten, wo ihnen doch Nichts zu Leide geschehen war. Die Regierung hat sich schlecht und recht aus der Affaire gezogen, indem sie auf die gestellten Anfragen eine Antwort gab nach dem bekannten Muster: Wenn Kroesus über den Halys geht, wird er ein großes Reich zerstören.

Das Fleischschaugesetz schwebt noch im Stadium der Kompromißverhandlungen, welche die Regierung mit einigen Führern der konservativen Partei pflegt, während die unversöhnlichen Agrarier unter Leitung der Herren Hahn und Oertel sich dagegen wehren. Die Regierung hat sich in der That dazu aufgeschwungen, den Agrariern einmal ein übertriebenes Verlangen abzuschlagen. Wenn man nun aber erfährt, daß die Grafen Mirbach und Klinckowström hierzu ihre Zustimmung geben und dem radikalen Agrarierthum den Krieg erklären, so kann man sich eine Vorstellung davon machen, wie gering das Opfer ist, welches die Regierung fordert, und wie groß das Opfer, das sie bringt. Trotzdem ist es noch fraglich, ob die rabiaten Bündler sich mit diesem Opfer zufrieden geben. Deren neueste Devise lautet: „Nur Flotte, wenn kein Pökelfleisch"!

Das Reichsseuchengesetz, das in diesen Blättern schon ausführlich besprochen worden ist, hat bei der ersten Lesung eine so warme Aufnahme gefunden, daß die Vertreter verschiedener Fraktionen sich in dem Bestreben vereinigten, ihm noch in dieser Session zur Annahme zu verhelfen. Ob der Erfolg dem guten Willen entsprechen wird, läßt sich noch nicht übersehen.

Eine Literarkonvention mit Oesterreich-Ungarn ist zum glücklichen Abschluß gekommen.

Das Abgeordnetenhaus schaut mit Befriedigung darauf zurück, daß es das Gemeindewahlgesetz in zweiter und dritter Lesung angenommen hat. Die willkürlichen Festsetzungen der Regierungsvorlage sind durch einige noch willkürlichere Anträge aus der Mitte des Hauses ergänzt worden. Das Centrum ist mit dem Ergebniß zufriedener als die Nationalliberalen. Für uns bildet die Erwägung einen gewissen Trost, daß ein so kasuistisches, grundsatzloses und in der Auslegung schwieriges Gesetz nothwendig zu Verwicklungen führen muß, die den Gesetzgeber schon nach wenigen Jahren dazu nöthigen werden, sich auf's Neue mit der Angelegenheit zu beschäftigen.

Einen schwerwiegenden Antrag hat Herr von Eynern gestellt. Der Staat, der sich in einer günstigen Finanzlage befindet, soll 50 Millionen aus seinen Ueberschüssen an die Provinzialverbände abgeben. Ein Gegenantrag der freikonservativen Partei geht dahin, das Verhältniß abzuändern, in welchem die Provinzen für ihre Ausgaben Unterstützung aus den Mitteln des Staates genießen. Beide Anträge sind an eine Kommission verwiesen, und die Debatte hat den Beweis geliefert, daß zwar der lebhafte Wunsch, aber nicht die Hoffnung gerechtfertigt ist, es möge ein ersprießliches Resultat herauskommen. Vielen Gemeinden und weiteren Kommunalverbänden wird es außerordentlich schwer, die Mittel aufzubringen, deren sie zur Lösung ihrer Aufgaben bedürfen. Von einer gesicherten Selbstverwaltung kann man erst in dem Augenblicke sprechen, wo die Selbstverwaltungskörper das, was sie leisten sollen, auch leisten können, ohne ihre Steuerpflichtigen zur Auswanderung zu zwingen und sich so der Leistungsfähigkeit selbst zu berauben.

Die glänzende Lage der Staatsfinanzen, die von allen Seiten hervorgehoben wurde, hat es nicht gehindert, daß bei Erörterung eines Antrages, Arbeitern, Handwerkern und Landwirthen den Besuch der Pariser Weltausstellung durch Reisestipendien zu erleichtern, es zu beschämenden Erörterungen gekommen ist, aus denen der unbefangene Leser den Schluß ziehen muß, daß Preußen nicht reich genug ist, sich für solche Zwecke kleine Ausgaben zu gestatten.

Die Kommission für die Waarenhaussteuer hat ihre Arbeiten beendigt. Sie hat es sich nicht versagen können, einige Verschärfungen vorzunehmen; aber die Regierung braucht nur ein Minimum von Energie anzuwenden, und diese Verschärfungen werden im Plenum wieder beseitigt. Die Regierung ist in jeder Beziehung für dies monströse

Gesetz verantwortlich zu machen. Inzwischen hat Herr von Miquel beim Empfange einer Deputation selbst zugegeben, wie stark die Bedenken gegen das Gesetz sind, aber: Es rast der See und will sein Opfer haben.

Proteus.

Die Theorie von den drei Weltreichen.

II.

Wenden wir uns jetzt zur Betrachtung der weltwirthschaftlichen Situation, so muß auch hier wieder zunächst bemerkt werden, daß die üblichen Aussagen betreffs der drei Weltreiche und ihrer extrem importfeindlichen Politik an einiger Uebertreibung leiden.

Von „fast hermetischer" Absperrung Nordamerikas und Rußlands zu sprechen, wie Schmoller es thut (s. o.), führt irre. Der Mc.Kinley-Tarif (1891) hat den Import Nordamerikas keineswegs gemindert — die Einfuhren der ihm folgenden Jahre beliefen sich zum Theil auf weit höhere Summen als die des Durchschnitts des achtziger Jahrzehntes. Die Wirkung des Dingley-Tarifs (1897) ist vorläufig noch nicht mit Sicherheit zu bestimmen: im Jahre 1898 ging allerdings der Import auf 594 Millionen Dollar herab, gegen mehr denn 700 Millionen in den Jahren vorher; aber die Ziffer für 1899 wird sich wieder beträchtlich höher stellen. Auch in Rußland stieg, trotz des Hochschutzzollgesetzes von 1891, die Einfuhr weiter und weiter, hielt sich in den Jahren 1894/1897 auf über 538 Millionen Rbl. (Max. im Jahre 1896 mit 589), gegen etwa 420 Millionen im Durchschnitt während der Periode 1885/1890. Nur in den Jahren 1882/84 erreichte die Einfuhr ungefähr gleiche Höhe wie in der letzten Zeit.*)

Auch die protektionistische Politik einzelner Gliederstaaten des britischen Weltreichs — z. B. Canadas, Victorias, des Kaplandes — hat die Vorwärtsbewegung der Einfuhr nur verlangsamt, nicht gehemmt.

Wenn weiter Frankreich unter den „großen Machtgebieten" aufgeführt wird, die sich „immer unabhängiger von industriellen Einfuhren zu machen suchen" (E. v. Halle), so ist doch zu betonen, daß das Charakteristikum des „système Méline" nicht der industrielle, sondern der agrarische Hochschutzzoll bildet. Die „Unabhängigkeit vom Auslande" ist — in guten Erntejahren — bezüglich des Brodkorns in höherem Maße erzielt, als bezüglich der Ganzfabrikate und Halbfabrikate, deren Frankreich von England, Belgien, Schweiz, Deutschland in recht großen Mengen bezieht. Die französische Einfuhr des neunziger Jahrzehnts steht nur um Weniges, etwa um 10 Prozent, hinter der des achtziger zurück. Daß nicht in erster Linie die Höhe der Zollsätze, wenigstens nicht der auf Industrieartikel, der Grund sein kann, läßt sich daraus schließen, daß der Betrag der Zolleinnahmen nur auf 10 bis 12 Prozent des Betrages der Einfuhr angegeben wird — trotz der exorbitant hohen Agrarzölle.**)

Aber — entgegnen die Vertreter der Theorie — was nicht ist, kann ja noch kommen! Streben denn nicht die Weltreiche dem Ideal der Autarkie, von dem sie heute noch recht weit entfernt sind, mit eiserner Konsequenz zu? Wie lange wird es noch währen, bis überall die Exportindustrie unseres „Kontinents, des alten" an geschlossene Thüren klopfen wird — in Rußland, in Nordamerika, im britischen Empire? Wird nicht, falls die engere zollpolitische Verbindung zwischen den westeuropäischen Industriestaaten ausbleibt, unter ihnen der Kampf um die wenigen, dann noch offenen Märkte entbrennen, ein Kampf à outrance, weit, weit schlimmer als die Handelskriege des Alt-Merkantilismus?

*) Vgl. die Tabellen im D. Handelsarchiv 1899, I, S. 1045 und 1900, I, S. 49/52.

**) Vgl. D. Handelsarchiv 1900, I, S. 48 und 60/62.

Meist werden bei uns diese Fragen bejaht. Nur Wenige, die bisher in der Wüste predigen, haben sie verneint.

„Wir stehen unter dem Eindrucke — heißt es z. B. im Bericht der Hamburger Handelskammer für 1899 — daß die zollpolitischen Gegensätze an Schärfe verloren haben und daß die Macht der Thatsachen mit zwingender Gewalt zu einer maßvollen, von freieren Gesichtspunkten ausgehenden Zoll- und Handelsvertragspolitik führt."

Der Eindruck ist, nach meinem Dafürhalten, ein richtiger: jene Fragen sind zu verneinen. Die scharfe Spannung der zollpolitischen Gegensätze, die gegen Ende der siebziger Jahre begann, wird einer „détente" weichen.

Greater Britain.

A Jove principium — beginnen wir mit dem britischen Weltreiche, dem „herrlichsten von allen".

Nur von ihm — nicht von den Vereinigten Staaten von Amerika oder Rußland — darf es heißen, daß sein Herrschaftsgebiet „durch alle Klimate reiche" (Schmoller). In allen Erdtheilen weht seine Flagge, ihm geht die Sonne nicht unter. Aber der Satz, daß es „leicht für sich bestehen könne" (Schmoller), ist trotzdem etwas gewagt; ohne schwere Einbußen würde selbst Weltbritannien sich aus der Weltwirthschaft nicht zurückziehen können.

Nur etwa $^1/_3$ des Exports des Mutterlandes wird von den Kolonien aufgenommen — im Jahre 1899 rund 88 Millionen Pfund Sterling von einem Totale von 264 Millionen Pfund Sterling. Und noch nicht $^1/_4$ des Imports des Mutterlandes fließt aus den Kolonien — rund 107 Millionen Pfund Sterling von einem Totale von 485 Millionen Pfund Sterling. Die Volkswirthschaft Englands ist lange nicht in dem Maße mit der seiner Besitzungen in Uebersee verflochten, bei weitem nicht so „unabhängig vom Auslande", wie unsere Weltreichtheoretiker zu behaupten pflegen.

Man habe überall, mit Ausnahme Deutschlands, begriffen — schreibt P. Vaigt (Preuß. Jahrb. 1898) und Nauticus, der große Unbekannte, schreibt es ihm nach — daß ein großes Volk nur dann „ruhig schlafen" könne, wenn es eine seinem Bedarfe voll genügende Landwirthschaft „unter dem sicheren Schutze seiner Kanonen" weiß. „Vor allem England ist von dieser Ueberzeugung tief durchdrungen. Seine Kriegsflotte beherrscht alle Meere und sichert ihm die freie Einfuhr und Ausfuhr, ohne die es nicht leben kann."

„Seine wichtigsten Nahrungsmittel und Rohstoffe liefern ihm Indien und seine Kolonien ... England hat seine Landwirthschaft im Mutterlande zerstört, aber sie gleichzeitig in seinen Kolonien neu ins Leben gerufen."

Diese Behauptung — die sich auch bei Schmoller (Die Woche, Nr. 39) findet — ist stark übertrieben, wie aus den folgenden Daten der englischen Handelsstatistik klar wird. Die erste Ziffer gibt den Totalimport (1899) an; die zweite die Summe des Imports aus den britischen Kolonien, soweit diese im „Trade supplement" des „Economist" vom 13. Januar 1900 mit ihren Einfuhrbeträgen besonders aufgeführt sind, und des Imports aus den „other countries". Denn ich vermuthe, daß in diesem auch der Import aus den britischen Kolonien steckt, die in der Tabelle — der Kleinheit der Beträge wegen — nicht besonders aufgeführt sind. Die zweite Ziffer, aus welcher der „Unabhängigkeitsgrad", mit anderen Worten die relative Bedeutung der „neuen Landwirthschaft" in den Kolonien für das Mutterland erhellen soll, ist also eine Maximalziffer, hinter der die Wirklichkeit um so weiter zurückbleibt, eine je größere Quote des Imports aus den „other countries" auf den Import aus nicht-britischen Ländern entfällt.

Weizen: 66,6 Millionen cwts. (17 Millionen) — die große Masse des Brodkorns liefern Nordamerika (34) und Argentinien (11,3). Weizenmehl: 22,9 Millionen (2,7). Gerste: 15,6 Millionen (3,8). Hafer: 17,1 Millionen (3,8). Der Reis kommt meist aus Ostindien — 4,1 von einem Totale von 5,7 Millionen.

Lebende Thiere: Rinder 503 504 Stück (95 000), Schaafe und Lämmer 607 755 (103 000). Speck: 5,8 Millionen cwts. (0,54).

Frisches und gesalzenes Fleisch (unennmerated): 450 000 (87 000). Frisches Schweinefleisch: 660 000 (289 000). Gesalzenes Schweinefleisch, außer Schinken: 284 000 (120 000). Schinken: 1,98 Millionen (0,153). Nur bezüglich frischen Hammelfleisches überwiegt der australische Import den aus Argentinien, Holland u. s. w.

Butter: 3,38 Millionen (0,87); der Käse, den das britische Volk konsumirt, wird allerdings hauptsächlich „unter dem sicheren Schutze seiner Kanonen" erzeugt. Von den Eiern liefern dagegen wieder die britischen Kolonien nur eine kleine Quote: 1,38 Millionen gt. hn. von 16,1 Millionen. Zucker, raffinirt: 17,8 Millionen (0,1); unraffinirt: 13,1 Millionen (2,6). Kaffee: 1 Million (0,273). Nur den Thee bezieht das Mutterland meist von der „neuen Landwirthschaft".

Es fehlt also recht viel daran, daß England die „elementare Selbständigkeit" — um mit Oldenberg zu sprechen — besäße. Hinsichtlich der wichtigsten Nahrungsmittel ist es trotz des ungeheuren Kolonialbesitzes — der eben vielfach noch „terra virgo" ist — abhängig, zum Theil überaus abhängig vom Auslande; die Kolonien müßten ihre Produktion erst noch gewaltig steigern, sollte das Mutterland „ruhig schlafen" können.

Gleiches gilt in Bezug auf die wichtigsten landwirthschaftlichen Rohstoffe. Rohbaumwolle: 14,5 Millionen cwts. (3,38). Flachs: 99 052 Tonnen (1285). Hanf: 91 975 Tonnen (30 000). Seide: 2,26 Millionen lbs. (1,2). Den Bedarf an Jute und Wolle deckt England allerdings vornehmlich aus seinen Kolonien — jenen aus Ostindien, diesen aus Australien und dem Kaplande.

Holz, roh: 2,6 Millionen loads (1,1); bearbeitet: 6,6 Millionen (1,8). Leder: 1,36 Millionen cwts. (0,65).

Anbetracht dieses Standes der Dinge würde die Verwirklichung des Ideals der Autarkie — die Begründung eines „in sich geschlossenen, die übrigen Staaten ausschließenden Weltreichs" (Schmoller) — die englische Volkswirthschaft derart verschieben, daß ich mir ein englisches Kabinet, das solchem Plane anhinge, schlechterdings nicht vorstellen kann.

Thatsächlich denkt auch kein ernst zu nehmender Staatsmann an eine so exklusive Commercial Union zwischen Mutterland und Kolonien, an ein Greater Britain mit „splendid isolation", wie es bei uns, besonders seit Beginn der Flottenagitation in Reden und Schriften spukt. Selbst von dem Plane eines „schutzzöllnerischen Zusammenschlusses" Weltbritanniens zu reden, führt irre.

Die beiden bisher einzig und allein zur Diskussion stehenden Projekte sind weit bescheidener Art. Es handelt sich nur, erstens, um das anfangs der neunziger Jahre aufgetauchte Hofmeyr'sche Projekt eines innerhalb Greater Britains allgemeinen Zuschlagszolls von 2 Proz. auf alle, nicht aus England, bezüglich aus britischen Besitzungen stammende Einfuhrwaaren; da dieses — soviel ich weiß — heute kaum noch erörtert wird, so sehe ich von einer Kritik desselben ab. Zweitens um das Projekt Chamberlain's: Wenn irgend eine Art von kommerziellem Abkommen zwischen Mutterland und Kolonien geschlossen werden solle — sagte er auf dem Londoner Kongreß der Handelskammern im Juni 1896 — so könne nur in Betracht kommen ein Vertrag, kraft dessen zwischen ihnen Freihandel bestehen würde, unter Aufrechterhaltung der zollpolitischen Autonomie jenes wie dieser gegenüber dem Auslande; nur werde das Mutterland sich verpflichten müssen, auf gewisse nichtkoloniale Nahrungsmittel und Rohstoffe — besonders Getreide, Fleisch, Zucker, Wolle — mäßige Zölle zu legen, m. a. W. den kolonialen Produkten einen kleinen Vorsprung zu gestatten. Daß er zu einem solchen Reichszollverein gerathen habe, ist seitens Chamberlain's in der Unterhaussitzung vom 3. April d. J. entschieden in Abrede gestellt worden.

Ob dies Projekt nun mit Recht oder Unrecht unter dem Namen des Champion der Empirepartei gehe — es ist derzeit das Einzige, mit dem man zu rechnen hat; das einzige britischer Provenienz, nicht „made in Germany".

Bisher wird also keineswegs gefordert, daß die Kolonien zu Gunsten des Mutterlandes sich mit Industriezöllen umgeben müßten, die ihre Schneide gegen Westeuropa kehren würden; es wird nicht einmal verlangt, daß sie den Freihandel, den sie dem Mutterlande gewähren sollen, fremden Nationen versagen müßten. Den Kolonien bliebe, gegenüber dem Auslande, die gleiche tarifarische Souveränität wie bisher; nur gegenüber dem Mutterlande müßten sie die Zollschranken niederlegen.

Einmal angenommen, daß dieses Programm zur Durchführung gelangte, so würde demzufolge die westeuropäische Industrie eine wesentliche Verminderung ihres Exports nach Weltbritannien keineswegs zu befürchten haben. Wenn die jetzt schutzzöllnerischen Kolonien dem kräftigsten Konkurrenten ihrer jungen, künstlich und mühselig emporgetriebenen Industrie die Pforten öffnen — weshalb sollten sie sie Deutschland, Frankreich, Belgien verschließen? Aus dem Gesichtspunkt des Schutzes der nationalen Arbeit wenigstens würde solche Politik sich kaum noch rechtfertigen.

Den Schaden des Reichszollvereins hätten vornehmlich die Agrarländer, welche jetzt auf dem englischen Markte zu gleichen Bedingungen wie Kanada u. s. w. konkurriren, denen dann aber der Wettbewerb durch, wenn auch nur mäßige Zölle, erschwert wäre. Nicht Westeuropa, sondern an erster Stelle Nordamerika und Rußland, die Hauptlieferanten von Getreide u. s. w. wären bedroht — ihnen würde der Absatz von Nahrungsmitteln und Rohstoffen an die „Werkstatt der Welt" beschnitten werden zu Gunsten Kanadas, Australiens, des Kaplands, Indiens. Die Grundrente der russischen, nordamerikanischen, argentinischen, rumänischen u. s. w. Landeigenthümer würde um Einiges herab-, die Grundrente der Farmer der englischen Kolonien um Einiges heraufgehen. Den beiden Weltreichen könnte Westeuropa die Aufgabe, das Entstehen solchen Greater Britains zu verhüten, ruhigen Herzens überlassen — sie sind „die Nächsten dazu".

Aber es steht kaum zu erwarten, daß sie vor diese Aufgabe gestellt werden. Selbst in der Form des Chamberlain'schen Projektes hat die Commercial Union mindere Aussicht, jemals in That umgesetzt zu werden.

Der Plan des Freihandels mit England stößt deshalb, weil manche englische Kolonien sich in die Schutzzollmanie verrannt haben, bei diesen auf stärksten Widerspruch. Als sie zuerst auftauchte, anfangs der vierziger Jahre, hatte die Idee des Reichszollvereins weit geringere reale Interessen der Kolonien gegen sich wie heute. Den Kolonien liegt nur an differentiell günstiger Behandlung ihrer Lebensmittel und Materialien seitens des Mutterlandes. Dieses möchte natürlich gern, daß seinen Fabrikaten der Markt der Kolonien voll geöffnet und das Offenbleiben für die Zukunft gewährleistet werde. Aber, wenn es den Freihandel mit den Kolonien haben könnte — wofür derzeit recht wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden — würde es sich ziemlich lange besinnen, ob es ihn nehmen solle; denn auf differentiell ungünstige Behandlung des nicht-kolonialen Getreides u. s. w. seitens Englands würden die davon betroffenen Staaten, die beiden Weltreiche voran, mit Retorsionsmaßregeln antworten, würden Englands Fabrikate höher belasten als die Deutschlands u. s. w.

Die Kolonien würden, falls die Föderation zu Stande käme, nur das Risiko des Ruins ihrer Industrie laufen, hätten aber den Vortheil, daß ihre Landwirthschaft profitirte. Das Interesse der agrarischen Mehrheit steht hier zu Gunsten des Projekts.

Dem Mutterland aber drohte ein doppelter Schaden: einmal, wie bereits bemerkt, liefe es das Risiko der Tariffeindschaft der beiden Weltreiche u. s. w., zweitens würde es durch Höherbelastung des russischen u. s. w. Weizens, des Fleisches, der Wolle, der Häute der La-Plata-Staaten, der Baumwolle Nordamerikas, der Arbeiterbevölkerung den Brodkorb höher hängen und der Industrie die Materialien vertheuern, ihre Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt herabdrücken.

In englischen Gewerkvereinskreisen werden oft genug protektionistische Stimmen laut. Aber gegen eine Galvanisirung der Kornzollpolitik, nur diesmal zu Gunsten der kolonialen Farmer statt der heimischen Landlords, würde der vierte Stand geschlossen Front machen. In Herrn

Chamberlain's Brust wohnen zwei Seelen — imperialpolitisch gestimmt ist die eine, sozialpolitisch die andere. Der Imperialpolitiker möchte den Kolonien so weit als möglich entgegenkommen; der Sozialpolitiker, der Träger des Altersversicherungsprojekts, möchte die „labouring poor" nicht vor den Kopf stoßen; er hilft sich aus der Klemme, indem er den Farmern Kanadas u. s. w. Zölle auf nichtkoloniales Getreide verheißt, den Arbeitern Englands aber, daß diese Zölle nur „mäßige" sein würden.

Der Widerstand der unteren Masse gegen Brod, Fleisch, Zucker, Textilfabrikate vertheuernde Zölle, der Widerstand der Fabrikanten gegen Zölle auf nichtkoloniale Baumwolle u. s. w. wäre vielleicht zu überwinden, wenn die Kolonien nicht nur — wovon eben bisher allein die Rede — die Fabrikate des Mutterlandes zollfrei hereinlassen, sondern auch nichtbritische Fabrikate einem hohen Zoll unterwerfen würden. Aber — soweit ich sehe — wagt Niemand in England dies zu verlangen, und, wenn die Forderung gestellt würde, wäre sie des schneidenden Protestes der Kolonien gewiß. Denn diese können ihre zollpolitische Autonomie garnicht aufgeben.

Unsere Weltreichtheoretiker berücksichtigen viel zu wenig, daß bei Begründung einer Zollunion die Lösung des finanzpolitischen Problems des Schutzes des nationalen Budgets der Mitglieder kaum geringere Skrupel und Zweifel zu verursachen pflegt als die Lösung des handelspolitischen Problems des Schutzes der nationalen Arbeit der Einzelstaaten. Sie denken sich, — so scheint es wenigstens — das Greater Britain als ein Analogon des Greater Prussia, des Zollvereins von 1833 — d. h. eines Staatenbundes, umschlossen von einer, durch Bundesbeschluß gestalteten Zollinie, die Einnahmen nach einem bestimmten Maßstab auf die Bundesstaaten vertheilend; nur darin weicht ihr Greater Britain ab von Greater Prussia, als letzteres bald schutzzöllnerische, bald freihändlerische Politik trieb, während ersteres zweifellos zum „geschlossenen Handelsstaat" drängen werde.

Die Verhältnisse liegen aber im britischen Mutterlande und in den einzelnen Kolonien so außerordentlich verschieden, daß euch der größte Optimist unter den Imperialisten an der Möglichkeit, Weltbritannien unter Eine Zollhaube zu bringen, verzweifeln muß. Zu einem „Wehrbunde" mag es sich allenfalls, „der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Trieb", zusammenschweißen lassen — aber England und Kanada, Indien und Australien, Kapland und die Antillen u. s. w. werden niemals einem gemeinsamen, gleichen Tarifsystem unterworfen werden können. Die conditio s. q. n. des „Nährbundes" (Schäffle) ist die tarifarische Souveränität der Kolonien gegenüber dem Auslande.

Falls — nach dem Chamberlain'schen Plane — die Kolonien mit dem Mutterlande in ein Freihandelsverhältniß eintreten, auf die Zollbelastung britischer Produkte verzichten, müssen sie wenigstens hinsichtlich der Zollbelastung nicht-britischer Produkte völlig freie Hand sich wahren. Bisher decken sie ihren Staatsbedarf großentheils aus den Zollerträgnissen, innerhalb dieser wieder großentheils aus den Erträgnissen der Zölle auf britische Produkte. Wenn diese Quelle versiegt, müssen sie versuchen, einen Ersatz durch Bezollung nicht-britischer Produkte zu gewinnen — dies kann ihnen aber nur mit einem „revenue-tariff" gelingen, mit einem System niedriger, die Einfuhr nichtbritischer Produkte eher anlockender, als abschreckender Finanzzölle; denn sobald die Zölle so hoch geschraubt würden, daß das Mutterland hinsichtlich aller, oder auch nur der Hauptmasse der Industrieartikel, ein Monopol auf den kolonialen Märkten erhielte, bliebe der Säckel der Kolonien leer. Dem Wunsche der britischen Fabrikanten, daß die Kolonien hohe Zölle auf nicht-britische Fabrikate legten, könnte seitens dieser erst nachgegeben werden, nachdem für Ausgleichung des damit drohenden Minus Vorsorge getroffen wäre, mit anderen Worten, nachdem sie ihr bisheriges Einnahmesystem auf eine ganz neue Basis gestellt, die direkte Besteuerung zur durchaus überwiegenden gemacht hätten. Das Ding dürfte, selbst bei bestem Willen der kolonialen Parlamentsmehrheiten, recht gute Weile haben, saure Arbeit langer Jahre kosten. Da aber die direkte Besteuerung in der Hauptsache eine Besteuerung der Grundrenten sein müßte, so ist auf solchen besten Willen keineswegs zu rechnen — die kolonialen Agrarier, welche das Mutterland zu differentiell günstiger Behandlung ihrer Produkte veranlassen möchten, würden, falls sie als Preis dafür eine wesentlich erhöhte Abgabenlast auf sich nehmen sollten, das Projekt der Zollunion mit weit weniger günstigen Augen ansehen, die Großgrundbesitzergruppe würde ihm vermuthlich entschieden absagen.

Britische Fabrikanten wollen die Zollunion, koloniale Agrarier wollen sie gleichfalls. Im Zweck kommen sie überein, dessen Verwirklichung aber scheitert an unlöslichen Konflikten bezüglich der Mittel.

Mir scheint, mit P. Arndt, der Schluß unabweislich: „die praktische Politik braucht mit der Möglichkeit (der groß-britischen Zollunion) nicht zu rechnen"; selbst nicht mit der Möglichkeit einer solchen nach Chamberlain'schem Plane — der so viel harmloser ist als das Schreckgespenst, welches man bei uns mit viel Phantasie aus dem Blauen gegriffen hat, um dann rhetorische und litterarische Lustfiebe dagegen zu führen. Die Idee „liegt in der Luft", heißt es — gewiß: in der Luft, in Wolkenkukuksheim!

Man versichert: trotz aller entgegenstehenden Schwierigkeiten gewinne sie mehr und mehr Boden. Wirklich? Dilke, der Vater des Wortes Greater Britain, hat vor einiger Zeit — in seiner Londoner Rede, Mitte November 1897 — erklärt, daß weder die Konferenz zu Ottawa, noch die Berathungen der Kolonialminister während des Jubiläums die Sache der Reichsföderation weiter gebracht habe. Er hat bei dieser Gelegenheit betont, daß ihm die Vertheidigung des Reiches als der Hauptzweck der Föderation, zugleich „die am leichtesten zu lösende Frage", vor Augen geschwebt habe. Dem Vorschlage, daß Großbritannien den anderen Theilen des Reiches irgend welche kommerziellen Vortheile einräumen solle — mit anderen Worten, der Idee, die Reichsföderation schutzzöllnerisch zu gestalten — stände der Umstand entgegen, daß der Handel des Mutterlandes mit den Kolonien nur etwa den vierten Theil seines Gesammthandels ausmache.

Soweit ich — auf Grund zahlreicher Artikel englischer Tageszeitungen und Zeitschriften — zu urtheilen vermag, gilt auch heute noch, daß trotz allen heißen Bemühens „die Sache nicht weiter gebracht ist"; bisher ist es viel Lärmen um Nichts gewesen. Wie überaus skeptisch selbst Chamberlain der Frage des kommerziellen Abkommens gegenübersteht, ist jüngst wieder in dem bereits oben erwähnten Unterhausspeech vom 3. April, welcher den liberalen Antrag, eine direkte Vertretung der Kolonien im britischen Parlament als wünschenswerth zu bezeichnen, zurückwies, so deutlich wie möglich hervorgetreten.

Beweise dafür, daß „die imperialistische Politik im ganzen Lande steigenden Beifall findet" (Schmoller) halten unsre Weltreichtheoretiker meist für überflüssig; wo solche Beweise einmal versucht werden, fallen sie immer überaus dürftig aus.

England habe — schreibt Vosberg-Rekow — in der letzten Zeit „nichts unterlassen, was den Zusammenhang mit den Kolonien verstärken kann. Der höchste (in England seinen Sitz habende) Gerichtshof für die Kolonien . . . war bisher nur mit englischen Richtern besetzt; neuerdings hat man Kanadier, Süd-Afrikaner und Australier zu seinen Mitgliedern berufen. Die elf Premierminister (der Kolonien) sind zu Mitgliedern des Geheimen Staatsraths ernannt worden. Wenn wir zudem hören, daß die Kapkolonie dem Mutterland ein Kriegsschiff schenken will und daß die australischen Kolonien das in ihren Gewässern kreuzende britische Geschwader mit 125 000 Pfund Sterling jährlich subventioniren, so muß uns die Wahrscheinlichkeit eines staatsrechtlichen Zusammenschlusses des gesammten Reiches

immer größer erscheinen. Das Verbot differentieller Behandlung der Einfuhr ist zwar sogar in die Verfassung mehrerer australischer Staaten übergegangen, aber dies Hinderniß ist eben nur formaler Natur". Sind nicht auch jene Fortschritte der imperialistischen Idee „nur formaler Natur?"

Die Berufung von kolonialen Honoratioren und Ministern in höchste englische Behörden hat kaum mehr zu bedeuten, wie jene Konferenzen, deren Bedeutungslosigkeit Dilke (s. o.) betonte. Die Theilnahme der Kolonien an der Vertheidigung des Reichs würde als Symptom künftigen staatsrechtlichen Zusammenschlusses erst dann ins Gewicht fallen, wenn für sie feste, zwingende staatsrechtliche Formen geschaffen wären.

Wo aber sind denn Anzeichen dafür, daß der schutzzöllnerische Zusammenschluß an Chance gewonnen hat?

Allerdings hat Kanada Differentialzölle auf nichtbritische Importwaaren gelegt. So pflegt man wenigstens bei uns zu sagen — genauer gesprochen, muß es heißen: im kanadischen Tarif vom 23. April 1897 ist bestimmt worden, daß die Zollsätze um $\frac{1}{4}$ ermäßigt werden sollen, zu Gunsten aller der Länder, welche kanadische Produkte frei einlassen.

Zu diesen Ländern zählen allerdings bisher nur England und Neu-Süd-Wales; aber jeder andere Staat, welcher die Bedingung erfüllt, kann in gleiche Linie mit England und Neu-Süd-Wales eintreten. Eine grundsätzliche Begünstigung des Mutterlandes spricht jener Tarif nicht aus.*)

Und ferner scheint von unseren Staatsmännern und Publizisten Keiner das in der englischen Presse genugsam erörterte Faktum zu kennen, auf das jüngst P. Arndt mit Recht aufmerksam gemacht hat:

„Ehe Kanada 1897 der Einfuhr aus England eine Zollreduktion von 25 Proz. gewährte, war es so vorsichtig gewesen, die Zölle auf die Artikel, welche hauptsächlich von England kommen, allgemein zu erhöhen, z. B. bei Baumwoll- und Leinenwaaren; der auf gedrucktem Kattun lastende Zoll betrug früher 30 Proz., nach dem neuen Tarif 35 Proz.: natürlich kam, trotz der allgemeinen Erhöhung, die Differenzirung den englischen Importeuren zu statten, aber in wie beschränktem Maaße!"**)

Wie man in diesem Vorgehen Kanadas „den Beginn der Ausführung des Zollvereinsgedankens" (Vosberg-Rekow) erblicken kann, ist mir unerfindlich. Man darf höchstens sagen: die Herabsetzung der Zölle zu Gunsten der Länder, welche kanadische Produkte zollfrei einlassen, stellt, da sie de facto nur England zu Gute kommt, ein Opfer, jedoch ein recht karges Opfer auf dem Altar der Föderationsidee dar, das aber propagandistischen Einfluß bisher nur auf Barbados geübt hat. England hat diese Liebenswürdigkeit natürlich gern entgegengenommen, und es wird auch die weitere, jetzt auf der Tagesordnung des kanadischen Parlaments stehende Resolution, den Vorzugstarif von 25 auf $33\frac{1}{3}$ Proz. zu erhöhen, freudig begrüßen. Bisher hat es zwar nicht viel davon profitirt, denn sein Export nach Kanada ist in den Jahren 1896 bis 1898 nur von 33 auf 37 Millionen Doll. gestiegen, der Export der Vereinigten Staaten dagegen von 59 auf 91 Millionen;***) aber es hat ja auch keinerlei Kosten davon gehabt, keinen zollpolitischen oder sonstigen Gegendienst an Kanada gewährt. Sollte nicht dieses spröde Verhalten des Mutterlandes das imperialistische Feuer in anderen Kolonien eher dämpfen als schüren?

„Hand wird nur von Hand gewaschen: wenn Du nehmen willst, so gieb!" Aber England hat bisher nichts gegeben als jene „formalen" Zugeständnisse — nicht einmal einen „ganz kleinen" Zoll auf nichtkanadisches Getreide gelegt!

Bei uns redet man immer so, als ob das Mutterland für jene kanadische Tarifmaßregel verantwortlich sei. „In England — sagt Graf Posadowsky (14. Dez. 1899) — besteht die Neigung, auf diesem Wege fortzufahren und uns so zu Gunsten englischer Fabrikate mit der Ausfuhr unserer Fabrikate zu differenziren ... vielleicht auszuschließen von dem ganzen Markte des englischen Weltreichs, das ist unzweifelhaft." Und Schmoller schreibt: England „macht Miene, die Gleichberechtigung der anderen Nationen in seinen Kolonien aufzuheben".*)

Kanada wie die übrigen kommerziell wichtigsten Kolonien, mit Ausnahme Indiens, sind aber schon seit längerer Zeit handelspolitisch souverän. Ob in England die Neigung bestehe oder nicht — es kann die Gleichberechtigung der anderen Nationen in seinen Kolonien von sich aus, durch einseitigen Willensakt, nicht aufheben. Allerdings kann jede der tarifarisch autonomen Kolonien in diesem Sinne beschließen; aber auch im entgegengesetzten: Kanada z. B., das mit jener Maßregel dem Mutterlande ein wenig werthvolles Geschenk gemacht hat, kann demnächst — wenn die liberale Partei wieder an's Ruder kommt, die zur Pflege des Verkehrs mit der „großen Republik" neigt — den Vereinigten Staaten von Nordamerika Zollvortheile zukommen lassen, welche das Mutterland weit mehr schädigen als der Beschluß von 1897 ihm genutzt hat.

Die Kündigung des deutsch-englischen Handelsvertrags, welche auf das Drängen vor Allem Kanadas erfolgte und welche die Bedingung dafür war, daß Kanada jene England begünstigende Maßregel zu treffen vermochte, ist — auch hierin stimme ich P. Arndt vollkommen zu — nicht als ein Schritt „zum festeren Zusammenschluß der einzelnen Theile Greater Britain's" aufzufassen, sondern eher als ein Anzeichen und Mittel weiterer „Schwächung der losen Einheit dieses Weltreichs".

„Es ist längst kein Geheimniß mehr — schreibt Alex. Tille — daß Weltbritannien nur durch die Schiffskanonen des Mutterlandes zusammengehalten wird. ... Aller Trubel des Jubiläumsjahres und all die kleinen Kriegsalmosen, die die Kolonialregierungen dem Mutterlande spenden, können darüber nicht hinwegtäuschen. ... Südafrika zeigt, daß es bröckelt, wo dieser Kitt in allzu trockener Binnenlandsatmosphäre zerbröckelt. Wie lange wird's dauern, bis sich Kanada den Vereinigten Staaten anschließt, und Australien den ersten souveränen Staat errichtet, der einen ganzen Erdtheil umfaßt?"**)

Von dem Vorgehen Kanadas machen unsere Weltreichtheoretiker viel Wesens; von der australischen Föderation, die demnächst vollendet sein wird — nur Westaustralien hat sich noch nicht für den Beitritt erklärt — hört man nur beiläufig in der Tagespresse. Diese Thatsache ist aber weltwirthschaftlich ungleich wichtiger als jene — paßt allerdings nicht in die Façade der Weltreichtheorie. Denn sie bedeutet „einen Schritt vom Wege", und zwar einen recht kräftigen Schritt vom Wege, der zu Greater Britain führen sollte, ab.

*) Eine grundsätzliche Begünstigung des Mutterlandes, bezw. des „Weltreichs", liegt ebensowenig in der Indian tariff amendment act von 1899 betreffend Ausgleichszölle auf Zucker solcher Länder, welche Ausfuhrprämien gewähren.

Statt über diese Maßnahme als den „zweiten Schritt zu engerer kommerzieller Verbindung zwischen Mutterland und Kolonien" (Leuschan, im Export, 1900, S. 37/38; vgl. die Nr. vom 30. März 1899) zu klagen, sollten wir uns eher darüber freuen. Denn ein energisches Vorgehen der Importländer gegen den Prämienzucker muß — wenn es Erfolg hat — schließlich zum Vortheil des deutschen Zuckerexports ausschlagen.

**) P. Arndt, die Handelsbeziehungen Deutschlands zu England. 1899, S. 21

***) Econ., 1899. S. 1586. — P. Arndt, a. a. O.

*) Schmoller, a. a. O., S. 379.

**) Alex. Tille, in der „Woche" 1900 Nr. 5, S. 178. — Einige letztlich getroffene handelspolitische Maßnahmen kanadischer Provinzialregierungen — zur Förderung der einheimischen Holz-, Nickel-, Papierfabrikation (s. „Nationalzeitung" 8. März 1900) — sprechen allerdings nicht für Zuneigung zu der Union; sie deuten aber ebensowenig auf Neigung für Greater Britain, legen vielmehr dem Plan des Freihandels mit dem Mutterlande noch mehr Steine in den Weg, indem sie die „Industrialisirung" künstlich beschleunigen.

Daß durch engen kommerziellen Zusammenschluß der australischen Kolonien die großbritische Commercial Union für vorläufig unabsehbare Frist vertagt wird, ist klar. Voll Besorgniß blickt man in England auf die Möglichkeit, daß diese Provinz seines Weltreichs, die bisher neben Kanada die Hauptstütze der Reichszollvereinsidee gewesen, hohe Barrieren gegen die Waaren des Mutterlandes errichte. Von den „Neo-Protektionisten“ Australiens heißt es: „they urge that . . . there should be a tariff against the ‚outside world‘ — which means principally the United Kingdom“.*) Zunächst dürfte im Wege des Kompromisses zwischen den beiden zollpolitischen Antipoden, dem freihändlerischen Neu-Süd-Wales und dem hochschutzzöllnerischen Victoria, ein Tarif herausspringen, welcher die Mittellinie hält zwischen dem „revenue-tariff“, Finanzzolltarif), den Neu-Süd-Wales vertritt, und dem rigoros protektionistischen, dessen Fahne von den Industriellen Victorias getragen wird, dem Zwecke ausreichender Deckung des Staatsbedarfs wie mäßigen Schutzes der Industrie gleicherweise gerecht zu werden sucht.**)

Wie sich in Zukunft die Zollpolitik Großaustraliens und der übrigen Theile des britischen Weltreichs gestalten wird, läßt sich nicht voraussehen. Eins scheint aber sicher: Wenn Sering meint, daß wir „jeden Tag darauf gefaßt sein müssen, daß England seine Kolonien unseren Waaren verschließt,“ so ist dieser Satz erstens deshalb falsch, weil, wie gesagt, England den Schlüssel längst aus der Hand gegeben hat; die für den westeuropäischen Export wichtigsten Kolonien sind zollpolitisch autonom. Der Satz ist zweitens deshalb äußerst fragwürdig, weil bis heute sichre Anzeichen weder dafür vorliegen, daß England — sei es konservativ oder liberal regiert — den Versuch machen wolle, seine Kolonien in jenem Sinne zu beeinflussen, noch dafür, daß die Kolonien aus eigenem Antrieb sich gegen nicht-britische Produkte absperren würden; weder (s. o.) in Kanada, noch in Australien, noch im Kaplande. Die Idee des Reichszollvereins, von der Vosberg-Rekow behauptet, daß sie, „auf dem Boden der Erkenntniß des handgreiflichen Vortheils erwachsen, inneres Leben und Existenzberechtigung“ habe und deshalb Erfolge erzielen werde, hat bisher keinerlei Erfolge erzielt. Die Idee ist allerdings erwachsen auf dem Boden der Erkenntniß des handgreiflichen Vortheils — aber der Vortheil, den das Mutterland sucht, ist der Nachtheil der Kolonien, und umgekehrt. Die Divergenz der Interessen ist weit „handgreiflicher“, weit deutlicher erkennbar als das Dasein gemeinsamer Interessen.

„Leicht beieinander wohnen die Gedanken“ — doch sobald die schutzzöllnerischen Gedanken der britischen Fabrikanten mit den schutzzöllnerischen Gedanken der kolonialen Agrarier zu einem praktisch-politischen Programm verschmolzen werden sollen, zeigt sich, daß „hart im Raume stoßen sich die Sachen“, daß jenen in den Kolonien, diesen im Mutterlande reale Potenzen entgegenstehen, die der Verschmelzung widerstreben und obsiegen.

England wird beim Freihandel beharren. Und wie bisher werden einzelne Kolonien eine mehr freihändlerische, andre eine mehr schutzzöllnerische, industrieschutzzöllnerische Politik treiben; daß letztere nicht allzu schroff ausfalle, dafür sorgt schon das Interesse der überwiegenden agrarischen Mehrheit, welcher an der Hebung des Exports landwirthschaftlicher Produkte mehr liegen muß als an der Hemmung des Imports von Fabrikaten.

Bonn. Heinrich Dietzel.

*) Econ. 1899, S. 1560. —
**) Vgl. Export, 1899, S. 406. — Kolonialztg., 1899, S. 528.

Gerechtere Gewerbesteuer.

Daß die preußische Gewerbesteuer bezüglich der Heranziehung der Steuerpflichtigen nach ihrer Leistungsfähigkeit nichts weniger als ideal ist, wird allerseits unumwunden zugegeben. Daß sie dringend reformbedürftig ist, hat der Handelsminister im Landtag, sein Kommissar auf dem deutschen Handelstag anerkannt. Ersterer hat nach seinen eigenen Erklärungen und denen seines Kommissars dem Waarenhaussteuergesetzentwurf lediglich deshalb zugestimmt, weil derselbe nur ein Provisorium sei, das bei der bevorstehenden Reform der Gewerbesteuer wieder beseitigt werden würde.

Auf die Frage, warum man denn an diese Reform nicht gleich gehe, statt ein Gesetz von so ungerechter Wirkung und so gefährlichen Konsequenzen zu machen, lautet die tiefsinnige Antwort: Das Gewerbesteuergesetz besteht erst 10 Jahre; man muß weitere Erfahrungen über seine Wirksamkeit abwarten. „Erfahrungen sind — nach Schleiermacher — das, was man nicht zu erfahren gewünscht hat.“ In dieser Beziehung könnten 10 Jahre einigermaßen genügt haben, solche „Erfahrungen“ zu sammeln. Wenn es sich darum handelte, dem Fiskus Mehreinnahmen, den Agrariern erhöhte Liebesgaben oder sonstige Vortheile zuzuschanzen, hat Herr von Miquel stets viel weniger Zeit zu „Erfahrungen“ gebraucht. Augenscheinlich aber hat er das Bedürfniß bei dem Waarenhaussteuergesetz, das er ja selbst nur als „einen vorläufigen Versuch, auf dem man später weiter aufbauen könne“, bezeichnet hat, weitere „Erfahrungen“ zu sammeln; daß sie entsprechend der Schleiermacher'schen Definition ausfallen werden, ist nicht zweifelhaft.

Die jetzige preußische Gewerbesteuer ist eine Ertragssteuer, aber die Art der Berechnung des Ertrages schließt eine Benachtheiligung der kleinen, eine Bevorzugung der großen Betriebe in sich, die allerdings nur bei dem Kleinhandel eine fühlbare Bedeutung hat.

Von dem der Besteuerung zu Grunde zu legenden Ertrage wird nämlich das Entgelt für die Arbeitsleistung der Angestellten — Lohn oder Gehalt, freie Station u. s. w — in Abzug gebracht, der Werth der Arbeitsleistung des Geschäftsinhabers und seiner Angehörigen aber der Besteuerung unterworfen. Das Gleiche findet bezüglich der Veranlagung der Staats- und Gemeinde-Einkommensteuern statt; gerade die außerordentlich starke — an sich sozialpolitisch durchaus gerechtfertigte — Degression in den untersten Stufen, bei verhältnißmäßig hoher Belastung in den mittleren, führt weiter dazu, daß sowohl an Gewerbesteuer, wie an Einkommensteuer gerade im Kleinhandelskleinbetrieb auf den gleichen Betriebsumfang eine relativ sehr viel höhere Steuerleistung entfällt, als auf den entsprechenden Großbetrieb, da die Angestellten der Ladengeschäfte meist zu den steuerlich minimal herangezogenen Stufen gehören.

Die Lage der preußischen Finanzen würde eine Entlastung der Mittelstufen bei der Staatseinkommensteuer durch eine erheblich früher einsetzende, starke Degression sehr wohl gestatten, aber freilich könnten die städtischen Finanzen, da die Gemeindesteuern als Zuschläge der staatlich veranlagten erhoben werden müssen, dies weniger vertragen.

Ein Kuriosum der heutigen Gewerbesteuer ist, daß der Nutzungswerth der Geschäftsräume von dem Geschäftsertrag in Abzug gebracht wird, wenn dieselben gemiethet sind; findet der Betrieb aber im eigenen Hause statt, so wird der Nutzungswerth dem zu besteuernden Geschäftsertrag zugerechnet, nicht einmal die Hypothekenschulden sind abzugsfähig. Da der hausbesitzende Geschäftsinhaber auch noch die hohe Gebäudesteuer zu entrichten hat, so ist er — namentlich bei höherer Belastung des Grundstücks — gegenüber seinem im gemietheten Geschäftslokal arbeitenden Konkurrenten wirklich übel dran.

Zu den lautesten und berechtigtsten Klagen gibt aber die Bestimmung Anlaß, daß das feste im Geschäft arbeitende Betriebskapital der Besteuerung unterliegt, derjenige aber, der von seinen am Gewinnerträgniß betheiligten Hintermännern die Waare kreditirt erhält, den Ertrag des

damit thatsächlich im Geschäft arbeitenden Betriebskapitals nicht zu versteuern hat. Die Fälle, in denen vorgeschobene Personen als Geschäftsinhaber fungiren, während größere Firmen oder Geldgeber die eigentlichen Besitzer sind, nehmen — begünstigt von der jetzigen Gewerbesteuer — mehr und mehr zu.

Die Gewerbesteuer hat in Preußen von jeher zu den Realsteuern gehört, bei diesen, wie z. B. bei der Grund- und Gebäudesteuer, wird nicht der Ertrag selbst, sondern die Ertragsfähigkeit zu Grunde gelegt; die heutige Gewerbesteuer bringt dies praktisch den Fabrikbetrieben gegenüber, bei denen das Anlagekapital sich der Besteuerung nicht entziehen kann, auch dann zum Ausdruck, wenn der Ertrag hinter der allgemeinen Ertragsfähigkeit zurückbleibt; sie versagt aber im Kleinhandelsgewerbe und stellt dadurch in demselben keine gleichmäßige und gerechte steuerliche Belastung dar. Es ist hier eben nothwendig, aus dem Umfang und der Bedeutung eines Geschäfts dessen steuerliche Leistungsfähigkeit zu ermitteln. Das kann nicht schematisch geschehen, denn die äußeren Kriterien: Umsatz, Geschäftsräume, Zahl der Angestellten bedeuten in den verschiedenen Geschäftszweigen, in den verschiedenen Orten eine ganz verschiedene steuerliche Leistungsfähigkeit; die letztere kann nur durch die aus Sachverständigen zusammengesetzten Veranlagungs-Kommissionen — Steuerausschüsse — festgestellt werden.

Aus diesen Erwägungen hat die Handelskammer zu Breslau in ihrem zum ersten vorläufigen Entwurf eines Waarenhaussteuergesetzes erstatteten Gutachten u. A. folgende Vorschläge gemacht, denen sich die große Mehrzahl der zur Vereinigung ostdeutscher Handelskammern gehörenden Kammern, nämlich die zu Görlitz, Lauban, Liegnitz, Oppeln, Posen, Sagan und Sorau angeschlossen haben:

1. Das Gewerbesteuergesetz generell dahin abzuändern, daß bei Kleinhandelsbetrieben für den Fall, daß ein dem Umfang und der Art des Geschäfts entsprechender Ertrag nicht erzielt worden ist, auch Geschäftsräume und Personal angemessen berücksichtigt werden.

2. Eine Entlastung der kleineren und mittleren Geschäfte dadurch herbeizuführen, daß von dem bei der Besteuerung zu berücksichtigenden Geschäftsertrag der Werth der Arbeitsleistung des Geschäftsinhabers und seiner mitthätigen Angehörigen in Abzug gebracht werde.

Diese Vorschläge stellen sich im Wesentlichen als eine Besteuerung der Ertragsfähigkeit dar; regierungsseitig hat man unverblümt zu verstehen gegeben, daß sie praktisch nicht durchführbar seien, hat sich aber auf irgend eine nähere Erörterung nicht eingelassen.

Dem gegenüber ist es nun von Interesse, daß die Besteuerung des Gewerbebetriebs nach der Ertragsfähigkeit seit einer Reihe von Jahren in den Reichslanden bereits besteht und, wie mir von hervorragenden Persönlichkeiten des dortigen Handelsstandes versichert worden ist, sich durchaus bewährt hat.

Die §§ 2 und 3 des Gesetzes vom 6. Mai 1893 (Gesetzblatt für Elsaß-Lothringen 1893 S. 55 ff.) lauten:

„§ 2. Die Ertragsfähigkeit eines Gewerbes bemißt sich nach denjenigen Ziffer, welche unter normalen Verhältnissen und bei normalem Betriebe nach Abzug der auf den Betrieb zu verwendenden Kosten erfahrungsmäßig als durchschnittlich verbleibender Jahresertrag angenommen werden kann."

„§ 3. Die Schätzung der Ertragsfähigkeit der Gewerbe erfolgt auf Grund von äußeren Merkmalen und sonstigen für die Beurtheilung derselben verwendbaren Anhaltspunkten."

„Dabei ist auf die Bevölkerungs- und Verkehrsverhältnisse, soweit solche für den Geschäftsbetrieb im Allgemeinen von Einfluß sind, sowie auf die Art des Gewerbszweiges Rücksicht zu nehmen. Außerdem kommen bei der Einschätzung der Gewerbe insbesondere in Betracht: Die Zahl der Gehulfen und Arbeiter, die Betriebsräume und Betriebsmittel, der Umfang und die Ausdehnung des Geschäfts, die Kommanditgesellschaften u. s. w."

Nach § 4 erfolgt die Einschätzung in dem Gemeindebezirk, in welchem das Gewerbe betrieben wird; daselbst sind auch Bestimmungen über das Verfahren bei der Einschätzung von Zweigniederlassungen ꝛc. getroffen.

Um eine gleichmäßige Einschätzung der gesammten Gewerbe zu erzielen, ist in § 6 die Bildung einer „Kommission der Landesschätzer" vorgesehen, welche die allgemeinen bei der Einschätzung zu beachtenden Grundsätze festzustellen hat.

Die Einschätzung geschieht innerhalb der einzelnen Schätzungsbezirke durch Kommissionen, deren Vorsitzer vom Ministerium ernannt werden; Kreiskommissionen bewirken die Einschätzung der nur lokale Bedeutung habenden Gewerbe, also vornehmlich des Kleinhandels, die Bezirkskommissionen die der Gewerbe von weiterer Bedeutung.

Die Gewerbetreibenden sind verpflichtet, Auskunft über gewisse äußere Merkmale des Betriebes, Arbeiter- und Gehülfenzahl, Betriebskräfte ꝛc. zu geben, nicht aber über den Ertrag, auch kann die Vorlage der Geschäftsbücher nicht verlangt werden. Die Berufung gegen die Einschätzung erfolgt an eine Revisionskommission.

Die Kommission der Landesschätzer hat sehr sorgfältige, klar und übersichtlich abgefaßte „Allgemeine Grundsätze und Ausführungsbestimmungen" erlassen darüber, was als Ertragsfähigkeit anzusehen ist, was von dem Rohertrage abzugsfähig ist u. s. w. Man wird bereitwillig anerkennen können, daß diese Bestimmungen durchweg äußerst sachgemäß sind und das Einschätzungsgeschäft sehr erleichtern; sie decken sich übrigens fast durchweg mit den von der Vereinigung ostdeutscher Handelskammern gemachten diesbezüglichen Vorschlägen.

Nur in einem Punkt gehen die letzteren weiter, indem sie für den Werth der Arbeitsleistung des Geschäftsinhabers und seiner mitthätigen Angehörigen ein für die einzelnen Orte verschieden festzusetzendes Pauschale in Abzug bringen wollen. Der Wunsch, die Klein- und Mittelbetriebe thunlichst zu entlasten, war hierfür maßgebend; diese Forderung ließe sich ohne Schwierigkeiten in das reichsländische Gewerbesteuergesetz aufnehmen, die übrigens den Arbeitsverdienst der im Geschäft mitthätigen Familienangehörigen ebenfalls von dem Ertrage abzieht.

Daß mit einem solchen Gesetz den Klein- und Mittelbetrieben im Kleinhandelsgewerbe gegen die Konkurrenz der Großbetriebe nicht geholfen werden kann, ist klar; das kann aber der Regierungsentwurf über die Waarenhaussteuer auch nicht. Der Klein- und Mittelbetrieb im Kleinhandelsgewerbe ist auch in Zukunft sehr wohl lebensfähig, wenn er von tüchtigen, arbeitsamen Kaufleuten geführt wird, welche sich nicht auf Staatshülfe sondern auf Selbsthülfe verlassen; thatsächlich kommen solche Kaufleute, selbst wo die Konkurrenz der Großbetriebe eine sehr starke ist, auch heute noch gut vorwärts.

Kam es der Regierung wirklich darauf an, eine gerechte Steuer zu finden, so konnte sie sich an das bewährte Vorbild der reichsländischen Gewerbesteuer halten. Da das Gesetz, durch welches sie eingeführt wurde, die Unterschrift des Königs von Preußen in seiner Eigenschaft als deutscher Kaiser, die Gegenzeichnung des heutigen preußischen Ministerpräsidenten in seiner damaligen Eigenschaft als Statthalter von Elsaß-Lothringen trägt, so würde es dem preußischen Finanzministerium vielleicht nicht allzuschwer gewesen sein, sich die Kenntniß dieses Gesetzes zu verschaffen. Aber freilich, Herrn von Miquel's gesetzgeberischer Ehrgeiz ging vornehmlich dahin, seinen konservativen Freunden eine Abschlagszahlung zu leisten, damit diese die Mittelstandsbewegung weiter für sich nutzbar machen können; nicht als ob den Konservativen das Wohl der Kaufleute so sehr am Herzen läge, im Gegentheil, sie sind stets bereit, diesen „unproduktiven Stand" zu Gunsten agrarischer Interessen zu schädigen, aber es gibt ja nichts Besseres, die Blicke derselben davon abzulenken, als daß sie sich als die Freunde und Beschützer des Kleinhandels aufspielen. Und die Dummen werden bekanntlich nicht alle.

Das gute reichsländische Gewerbesteuergesetz trägt die Unterschrift des Fürsten Hohenlohe, der preußische Waarenhaussteuer-Gesetzentwurf die des Herrn von Miquel. Ecce signum!

Breslau, den 27. April 1900. Georg Gothein.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Flotten-Komödie.

Das Centrum hat einmal wieder das Vaterland gerettet. Zwei neue Geschwader gewaltiger Schlachtschiffe werden unter ultramontaner Flagge in den Bewilligungs-Hafen einlaufen. Das Centrum hat in den Seeschlachten der Budgetkommission mit bewährtem Heldenmuth gekämpft und — nicht fruchtlos: Achtet wohl auf, Ihr Reichstagswähler und Steuerzahler, was Ihr der Energie und Umsicht des Centrums verdankt! Man darf einer Regierung nie Alles bewilligen; man muß ihr auch etwas ablehnen können. Und das ist geschehen. Man lese und staune: Die Auslandskreuzer werden nicht bewilligt. Welch ein Erfolg! Dieselben kamen zwar erst vom Jahre 1906 an in Betracht, und selbst wenn man die Flottenvorlage der Regierung mit Haut und Haar annahm, stand nichts im Wege, von dem Bau dieser Auslandsschiffe später Abstand zu nehmen. Es war immer erst noch ein neuer Reichstagsbeschluß nöthig, damit sie thatsächlich gebaut werden konnten. Aber dennoch ist die Errungenschaft des Centrums großartig: es hat die Bahn frei gemacht, damit die Regierung bis zum Jahre 1906 an Auslandschiffen mehr fordern kann, als in der gegenwärtigen Flottenvorlage.

Und noch etwas Weiteres hat das Centrum durchgesetzt. Es hat verlangt, daß die Lebensdauer der kleinen Kreuzer von 15 auf 20 Jahre erhöht werde. Herr Tirpitz meinte, er gönne den Kreuzern gern eine längere Lebensdauer, aber er zweifle, ob sie länger als 15 Jahre leben bleiben würden. Oh, das thut nichts, meinte das Centrum, beschließen wir nur, daß sie 20 Jahre zu leben haben; das Weitere wird sich finden.

Das sind die beiden großen Errungenschaften des Centrums. Diese Leistungen verdienten natürlich extra belohnt zu werden. Das Centrum bat sich deshalb von der Regierung auch gleich eine Gnade aus. Dafür, daß wir Dir die neue Flotte bewilligen — sprach man zur Regierung — schwöre uns, daß Du ein warmes Herz für die nothleidenden Agrarier besitzest, und daß Du bereit bist, dasselbe in der Förderung höherer Getreidezölle zu bethätigen! Der Schatzsekretär nimmt Anstand zu schwören. Da erhebt sich Herr Gröber vom Centrum, schlägt an die breite Männerbrust und gelobt bei Allem, was dem Centrum heilig ist: man denke nicht daran, den Ertrag höherer Getreidezölle etwa zur Deckung der Flottenunkosten zu verwenden; dieser Ertrag soll vielmehr den Wittwen und Waisen der Arbeiter zu Gute kommen. Welch ein sozialpolitischer Edelmuth! Kein Pfennig der neuen Steuern für die stärkere Flotte soll von den schwächeren Steuerzahlern erhoben werden. Sie sollen nichts geben, sie sollen vielmehr etwas empfangen. Wenn die neuen Kriegsschiffe aufs Meer gesetzt werden, soll zu Lande den Arbeitern ein Extra-Storch gebraten werden. Der Ertrag höherer Getreidezölle wird zum Patrimonium der Enterbten. Welch unvergleichlicher Edelmuth der frommen Centrumsleute! Allerdings, die höheren Getreidezölle sind, bevor ihr Ertrag zum Besten der Arbeiter vertheilt werden kann, von eben diesen Arbeitern vorher aufzubringen. Das geschieht in der Form, daß sie mit ihrer Familie theureres Brot essen. Wäre es da nicht doch am Ende besser, man ließe das Geld, das aus höheren Getreidezöllen dem Fiskus zufließt, gleich in den Taschen der Arbeiter, damit sie sich mitsammt ihren späteren Wittwen und Waisen besser ernähren können? Das wäre wohl zweckmäßig, aber dann sind die nothleidenden Agrarier nicht zufrieden. Wie kommt das? Wenn ein um 2 M. per Doppelcentner höherer Getreidezoll erhoben wird, so fällt davon bei jedem Doppelcentner Brotgetreide, der im Inlande verzehrt wird, nur $1/_2$ M. in die Kassen des Reichs und $1^1/_2$ M. in die Taschen der Grundrentner, vulgo der nothleidenden Agrarier. So, so! dann sieht die sozialpolitische Wohlthat des Herrn Gröber doch etwas anders aus. Die Arbeiter-Familie bekommt jedesmal von 2 Mark, die sie an höherem Getreidezoll aufzubringen hat, im Wege der sozialpolitischen Fürsorge $1/_2$ M. zurück und der Rest geht in die agrarischen Taschen.

Das ist in der That eine wundervolle Sozialpolitik: Der Arbeiter erlangt den vierten Theil von dem zurück, was Frau und Kinder sich am Munde absparen müssen.

Heiliger Crispin, wie weit bist Du hinter den heutigen Sozialpolitikern des Centrums zurückgeblieben!

Junius.

Ludwig Jacobowski.

Eine der merkwürdigsten Schilderungen der eigenen Seele hat der im Jahre 1887 gestorbene englische Dichter Richard Jefferies in seinem Buche „The story of my heart“ geliefert. Wie kann ich alle Eindrücke, alle Erfahrungen so in mir verarbeiten, daß die Kräfte meiner Seele in einem fortwährenden Wachsthum begriffen sind? Wie kann ich alle Schmerzen, alle Freuden des Daseins in meinem Innern so umsetzen, daß das Leben meines Geistes ein immer reicheres wird? Unter dem Eindruck dieser Fragen hat Jefferies den größten Theil seines Lebens verbracht. Wer Ludwig Jacobowski's Dichterlaufbahn verfolgt, wird finden, daß in ihr ein ähnlicher Grundtrieb zu bemerken ist. Von seinem ersten Auftreten an, mit der Gedichtsammlung „Aus bewegten Stunden“ (1889) bis zu seinen letzten Werken, „Loki, Roman eines Gottes“ (1898) und „Leuchtende Tage. Neue Gedichte“ (1900), ist in seiner Entwicklung ein leidenschaftliches Ringen nach Steigerung seiner Seelenkräfte, nach Wachsthum seines inneren Lebens wahrzunehmen. Goethe sagte einmal zu Eckermann: „In der Poesie ist nur das wahrhaft Große und Reine förderlich, das wiederum wie eine zweite Natur dasteht und uns entweder zu sich heraufhebt oder uns verschmäht.“ Bald heraufgehoben, bald verschmäht fühlte sich Jacobowski, als er in seinem zwanzigsten Lebensjahre die ersten Gedichte veröffentlichte. „Kontraste“ heißt der erste Untertitel dieser Sammlung. Mißklänge tönen aus dem Grunde seiner Seele herauf; ängstlich mißt er seine Kraft an den erträumten Idealen. Er ist keine von den Persönlichkeiten, welche als bloße Betrachter die Weltereignisse auf sich wirken lassen, wie wenn sie selbst nicht daran betheiligt wären. Von seinem ureigensten persönlichen Schicksal aus stellt sich ihm dasjenige der ganzen Menschheit dar. Die Erlebnisse seines Gemüthes werden ihm zu Symbolen der großen Kämpfe, welche die Menschheit kämpft, um die Gegensätze des Lebens auszugleichen.

Aus den Schmerzen und Entbehrungen seiner Gefühlswelt erwuchs Jacobowski die Tapferkeit des Willens, die ihn dazu führte, in der Ueberwindung einen besonderen Genuß des Lebens zu empfinden. Rechte Stiefkinder des Daseins stellt uns der Dichter in seinem Roman „Werther, der Jude“ (1892) und in seinem Drama „Diyab, der Narr“ (1895) dar. In ähnlichen Lebenslagen sind Leo Wolff, der jüdische Student, welcher im Mittelpunkt der Romanhandlung steht, und Diyab, der Sohn des Scheikhs; verschieden aber sind die Stärken der Willenskräfte, mit denen die Natur sie ausgestattet hat. Bei Wolff steht einem zart empfindenden Herzen ein schwacher, bei Diyab ein energischer Wille gegenüber. Das macht jenen zum Unterliegenden, diesen zum Sieger. Man wird die psychologische Beobachtungskunst Ludwig Jacobowski's nur dann richtig würdigen, wenn man beachtet, daß es ihm darauf ankommt, zu zeigen, welchen Einfluß das Leben auf die Willensanlagen des Menschen macht. Wolff weiß der Welt nur sein idealistisches Empfinden, sein hochsinniges Gemüth gegenüberzustellen; er wird von ihrem Räderwerk zermalmt. Diyab ist Willensmensch. In dem Maße, in dem sein Herz verletzt wird, gewinnt sein Wille an Kraft.

Unter den ethischen Anschauungen des Vaters und unter den Vorurtheilen, die sich gegen den jungen Juden richten, leidet Wolff. Des Vaters Geldspekulationen bringen den

Lehrer des Sohnes, den dieser innig verehrt, um sein Vermögen. Die Leidenschaft, die ihn zu der Frau dieses Lehrers erfaßt, macht Wolff zum Betrüger an dem väterlichen Freunde. Zugleich wirkt sie zerstörend auf sein schönes Liebesverhältniß zu dem Kinde aus dem Volke, das im freiwilligen Tod Erlösung sucht von den Qualen, die ihr die Neigung zu dem Studenten gebracht hat. Die Willenskraft des jungen Mannes ist nicht stark genug, um ihm einen Weg zu weisen durch die gegensätzlichen Strömungen, in die ihn das Leben versetzt, durch die Wirrungen, in die ihn seine Leidenschaften geworfen haben. Ein echt humaner Geist entfremdet ihn den Menschen, an die natürliche Bande ihn fesseln; zugleich lasten diese natürlichen Bande wie ein Bleigewicht an seinem Leben. Durch Abstammung und Geistesrichtung ist er von der Welt zurückgestoßen und auf sich selbst gewiesen; aber in der Vereinsamung seiner Seele findet er nicht die Energie, sein Verhältniß zum Leben von sich aus zu gestalten.

Was ein starker Wille in dieser Richtung vermag, das hat Jacobowski in „Diyab, der Narr" dargestellt. Der Sohn des Scheikhs ist ein Ausgestoßener, weil eine weiße Mutter ihn geboren hat. Er ist dem Hohn seiner ganzen Umgebung preisgegeben. Ihn aber trifft dieser Spott nicht. Denn er ist denen überlegen, die ihn verspotten. Sie wissen nichts von seinem innersten Selbst. Das verbirgt er ihnen und spielt den Narren. In dieser Maske mögen sie ihn verhöhnen. Sein eigenes Selbst aber wächst draußen in der Einsamkeit, wo die Palmen stehen. Da liegt er zwischen Gräsern tief im Walde, nur sich selbst lebend. Da draußen pflegt er seine Kräfte zu der Stärke, durch die er später der Retter des ganzen Stammes wird, als diejenigen vor der Feindesmacht zurückschrecken, die ihn beschimpften. Der Willensstarke setzte die Narrenmaske auf, um Herr seines Geschickes zu sein. Hinter dieser Narrenmaske aber reifte die Persönlichkeit heran, die Rache nimmt für die schmachvolle Behandlung, die ihr und ihrer Mutter zu Theil geworden ist, die sich durch Kühnheit und Kraft den Thron des Scheikhs und die Geliebte erobert.

Diesem Ideengehalt der beiden Werke ist die künstlerische Ausführung durchaus ebenbürtig. Ein offenes Auge und einen umfassenden Sinn hat Ludwig Jacobowski für die großen Fragen des Daseins. Er weiß nicht allein die individuellen Schicksale des Einzelwesens zu gestalten, sondern auch die großen Zusammenhänge der Kulturentwicklung künstlerisch darzustellen. In „Werther, der Jude" drückt das Erlebniß des jungen Juden zugleich symbolisch eine große geschichtliche Entwicklungsphase eines Volkes aus. Der Einzelne ist der Repräsentant des sich verjüngenden Judenthums, das sich aus den Vorurtheilen und ererbten Gewohnheiten eines Stammes zu einer allgemeinmenschlichen Weltauffassung durchkämpft.

Diese symbolisirende Kunst Jacobowski's tritt uns besonders in einzelnen Erzählungen der Sammlung „Satan lachte und andere Geschichten" (1898) entgegen. Die erste Skizze „Satan lachte" stellt dar, wie Gott dem Teufel dadurch die Herrschaft über die Erde nimmt, daß er den Menschen, seinen Knecht, erschafft, wie aber der Teufel sich doch seinen Einfluß sichert. Er fängt das Weib in seine Netze ein. In wenigen charakteristischen Strichen wird hier symbolisch angedeutet, welche dämonischen Mächte in dem Geschlechtsleben des Menschen verborgen liegen. An den kleinen Erzählungen dieser Sammlung kann man gewahr werden, wie sprechend ein Künstler das Leben mit wenigen Linien darstellen kann, wenn diese Linien die charakteristischen sind.

Seinen Höhepunkt hat dieser symbolische Stil Jacobowski's in seinem Buche „Loki. Roman eines Gottes" erreicht. Die beiden Mächte, die in jeder Menschenbrust einen unaufhörlichen Kampf führen, personifizirt der Dichter hier in den kämpfenden Göttern. Güte, Liebe, Geduld, Milde und Schönheit stehen auf der einen Seite; Haß, Trotz auf der andern. Maeterlinck hat das schöne Wort ausgesprochen, der Mensch sei in allen seinen Theilen ein mystischer Mitschuldiger höherer göttlicher Wesen. Diese Wesen sucht Jacobowski in den Gefühlstiefen der menschlichen Natur auf und schildert den Kampf, den sie ewig miteinander führen, und dessen Schauplatz unsere Seele ist. Der Mensch hat eine Macht in sich, die ihn nicht zur Ruhe kommen läßt. Wenn er den Frieden gefunden zu haben glaubt, wenn er Ordnung in sein Dasein gebracht zu haben meint, dann erscheint diese Macht plötzlich und stört Frieden und Ordnung, um Neues an die Stelle des Alten zu setzen und zu erinnern, daß nur in immerwährendem Werden das wahre Wesen der Welt bestehen kann. Es ist wahr, daß innerhalb des Friedens und der Ordnung die guten menschlichen Eigenschaften gedeihen; es ist aber eben so wahr, daß das alte Gute von Zeit zu Zeit zerstört werden muß. So erscheint die eigentlich vorwärtstreibende Kraft der Welt wie das Böse, welches das Gute aus seinem Besitze verdrängt. Das Schöpferische erscheint dadurch als ein unwillkommener Eindringling in das Dasein. Jacobowski hat es in der Gestalt Lokis den Asen gegenübergestellt. Fern von Walhall hat eine Asin diesen Gott geboren. Schreckliche Erscheinungen künden den anderen Göttern seinen Eintritt in die Welt an. Man kennt die Mutter nicht und auch nicht den Vater. Er ist ein Kind der Götteründe. Dieses Kind wächst unter Schmerzen und Entbehrungen heran. Die Asinnen mißhandeln es und geben ihm Gletschermilch, Wolfsschaum und Uhufleisch zur Nahrung. Dieses in einer Sphäre des Leidens erwachsene Wesen hat vor allen anderen Göttern eines voraus: die Weisheit. Loki schaut die Zukunft der anderen Götter. In diesem Zuge des „Götterromans" ist in symbolischer Weise die Zusammengehörigkeit des Leidens mit der Erkenntniß ausgesprochen. Die Asen leben im Glücke. Sie kümmern sich nicht um die Triebkräfte des Weltzusammenhanges. An sie blickt nur derjenige, dem diese Triebkräfte Schmerzen verursachen. Er denkt an die Gründe dieser Schmerzen. Das öffnet ihm das geistige Auge. Loki wird der Zerstörer des Götterreiches. Schonungslos vernichtet er Balder, die Personifikation der Liebe. Er muß ihn hassen, denn das Werden muß stets der Feind des Beharrenden, des sorglosen Augenblicksgenusses sein. Und aus dem Schutt des alten Balderreiches erhebt sich ein neues, das nicht Loki, das ein neuer Gott der Liebe, Balders Sohn, beherrscht. Die denkbar tiefste Tragik liegt in der Figur Lokis. Er ist der ewige Vernichter, der nothwendig ist, damit die guten Elemente sich immer erneuern, der Dämon des Unglücks, den das Glück braucht, damit es sein kann. Der Schöpfer, der nie die Früchte seines Schaffens genießen darf, der Haß der zum Dasein der Liebe unentbehrlich ist: das ist Loki.

Das ewige Weltgeschehen in seiner Zwiespältigkeit hat Jakobowski in diesem „Roman eines Gottes" dichterisch dargestellt. Alle unsere Weisheit kann diesen Zwiespalt nicht lösen. Denn gerade er erhält das Leben. Wir sind mit unserem ganzen Sein in ihn verstrickt. Wir erkennen, daß er da ist, und müssen uns beugen vor der Thatsache. Auch das hat Jacobowski in der Gestalt des Loki zum Ausdruck gebracht. Dieser kennt das Schicksal aller anderen Götter; nur sein eigenes ist ihm unbekannt. Die Weisheit mag die ganze Welt erkennen; sich selbst kann sie nicht durchschauen; sich selbst kann sie nur darleben, so wie sie von ihren Dämonen getrieben wird.

Kurz nach diesem Roman ist Jacobowski's letzte Gedichtsammlung erschienen, seine „Leuchtenden Tage". Zwischen diesem Werke und den „Bewegten Stunden" liegen noch zwei Bändchen Lyrik: „Funken" (1890) und „Aus Tag und Traum" (1895). Diese Sammlungen sind ein Spiegelbild all der Kämpfe, die den Dichter hinangeführt, haben auf die hohe Warte, von der aus er im „Loki" die ewigen Weltgeheimnisse besang.

In der Lyrik Jacobowski's offenbart sich uns ein schönes Verhältniß dieses Dichters zur Natur. Er hat das Vermögen, überall, in den einfachsten Dingen und Vorgängen, das Poetisch-bedeutungsvolle zu finden. Er glaubt nicht, wie so viele zeitgenössische Lyriker, das Werthvolle nur in dem Seltenen, in den abgelegenen Reizen des Daseins suchen zu müssen. Er wird es bei jedem seiner

Schritte durch das Leben gewahr. Das Alltäglichste gewinnt bei ihm eine dichterische Gestalt.

Die große Weltperspektive, die Jacobowski eigen ist, gibt ihm auch den richtigen Blick für die dichterische Darstellung der sozialen Verhältnisse. Die Dichter, die ihre Stoffe auf diesem Gebiete suchen, sehen oft nur wenige Schritte weit. Jacobowski's Schilderungen des Großstadtlebens und der modernen sozialen Erscheinungen wachsen aus dem Untergrunde einer umfassenderen Weltanschauung heraus. In diesem Sinne eine echt moderne Schöpfung ist „der Soldat, Scenen aus der Großstadt", in welcher die Erlebnisse eines Menschen geschildert werden, der vom Lande in die Großstadt verpflanzt und dort von dem Schicksal vernichtet wird. Eine Legende „Die vier Räuber" bringt einen bedeutsamen moralischen Inhalt in einfacher Form zum Ausdruck. Diese Dichtung spricht für Jacobowski's gesunde Phantasie, die überall hinweist auf die idealen Gewalten, welche „die Welt im Innersten" zusammenhalten, und die doch niemals das Reich der frischen, unmittelbaren Natürlichkeit verläßt.

Rudolf Steiner.

J. J. David: „Am Wege sterben".*)

Die Geschichte einer „Bummelblase", so würde man eine solche Gesellschaft wohl auf gut Berlinisch nennen, hat J. J. David in seinem neuen Roman erzählt. Einen kleinen Trupp aus der großen Schaar der Stipendienjäger und der Ritter vom Freitisch begleitet man auf ihren Wanderfahrten durchs möblirte Dasein, auf ihren nächtlichen Zusammenkünften im Wirthshaus zum „Delirium tremens", auf ihrem Backfischfang mit dem Klavierstundennetz, auf Fährlichkeiten mit den Wächtern der öffentlichen Sicherheit. Auch ins Leichenschauhaus wird man gelegentlich gebeten, den einen oder andern dieser Freunde zu rekognosciren. „Am Wege sterben". Es kommt das große Sterben über diese Gesellschaft, fünf gehen zu Grunde, einer endet — und man mag das als Steigerung des Zugrundegehens empfinden, als Polizeispitzel, einer kümmert sich als Subalternbeamter mit Männergesangsvereinsaspirationen durchs Dasein, und einer — einer unter wie vielen?, bringt es zu etwas. Das ist der jüdische Student der Medizin Simon Siebenschein, der die Zähigkeit besitzt, seinen zähen Skeptizismus zu überwinden, einer von denen, die die Gewöhnung an Lebensgifte gleichsam als Rassenerbtheil mit auf die Welt gebracht. Durch David's neuen Roman klingt schmerzlich die Sterbeglocke.

Ein Charakteristiker, der sich diese seltsame Gesellschaft zu Gast gebeten. Nicht fehlt es an wundervollen Einzelzügen, man könnte sagen, der ganze Roman besteht daraus. Köstlich schon die Episode von dem Schneidermeister, der Weinreben um sein Haus gezogen und dessen ganzes Leben ein vergebliches Warten auf das Reifen seiner Trauben wird, bis ihm die erste „reife" Beere in seiner Sterbestunde in herber Säure die Lippen schmerzlich zusammenzieht. Und scharflinig sind in ihrem dumpfen Dasein die beiden Gestalten des wucherischen Gastwirths zum „Delirium tremens" und seines ersten und ausdauerndsten Gastes gezeichnet, eines ewigen Studenten, der das Gasthaus nicht mehr verläßt, auch keine Zeitung mehr liest und nur dasitzt und trübsinnig in sein Bier starrt; der Reklamegast, der von dem Wirth das Gnadenfutter bekommt, nachdem ihm sein Vermögen abgenommen worden und der in einem Wuthausbruch der Paralysis progressiva den Wirth „zuguterletzt" erdrosselt. Wohl kann man sagen, alle diese Gestalten leben, und der Charakteristiker hat an ihnen seine Freude. Aber wozu leben sie? — Um zu sterben.

*) „Am Wege sterben." Roman von J. J. David. Berlin und Leipzig 1900. Verlegt bei Schuster und Löffler.

Die Sterbeglocke tönt durch J. J. David's Roman, aber ich kann nicht sagen, daß ihr Klang mich sonderlich bewegt. Man nimmt, so lange ihre Töne rufen, den Hut ab, — und geht weiter. All diese Menschen können in der That nichts Besseres thun als sterben. Es ist der meisten erste, wirklich gute That.

„Am Wege sterben". Fast alle diese jungen Leute, die nach Wien gekommen sind, um zu studiren, sind gut begabt, als besonders beanlagt sind einzelne geschildert. Woran gehen sie und ihre vielen Wirklichkeitsbrüder zu Grunde? An der Unfähigkeit recht zu arbeiten natürlich; sie sind die Kulturfrucht, die man als Gelehrtenproletariat bezeichnet. Eine letzte Ursache aber ist selbst die Arbeitsscheu noch nicht. Versteh ich J. J. David recht, so sieht er in dem Untergang dieser vielen eine Naturnothwendigkeit. Vielleicht empfindet er sogar die Freude des Pessimisten, die zu konstatiren.

Aller Zeiten sind unzählige scheinbar Lebensfähige untergegangen, und der Schluß von der Beständigkeit solchen Geschehens auf seine Nothwendigkeit scheint mir kein übereilter. Vielleicht muß es soziale Krankheitsfälle geben, so gut wie organische. Nur sind wir sentimentaler geworden, zumal auf sozialem Gebiet, als man es früher war. Nur ist die Art und Weise des Unterganges in Folge der steigenden Kultur, da sie das Sterbestündlein dehnt und hinzieht, grausamer geworden. Wie dem auch sei, ich stimme in soziologischer Hinsicht mit J. J. David durchaus überein. Und gerade deshalb hab' ich künstlerisch hier mit ihm abzurechnen.

Litterarisch wirkt der Ausschnitt aus dem sozialen Organismus, den David in seiner „Bummelblase" gibt, wie ein anatomisches Präparat. Man sieht die Eitergewebe und man sagt sich: ja, die mußten raus. Man konstatirt das kühl geschäftsmäßig, ganz wie David selbst es thut. Aber mit diesem ärztlichen Interesse in der Litteratur kommt J. J. David um zehn Jahre zu spät. Wollte er ein menschliches Mitempfinden wachrufen, wie es der Künstler nun einmal braucht, so war ihm schon ein ganz äußerliches Mittel dazu an die Hand gegeben. Jeder dieser Verkommenden hat eine Mutter; eine Schwester vielleicht, die an ihn glaubt. Der Untergang an sich ist nichts, der Schmerz der Angehörigen ist alles. Warum hat David sie von ihren Familien losgelöst? Warum nur das Spiel der welken Blätter zeigen, nicht die kahlen Aeste, die einem trostlosen Winter entgegenstarren?

Freilich, viel wäre auch damit nicht gewonnen gewesen. Statt des kühlen Vorübergehens an einem Krankenhausbett, zu dessen Häupten eine Nummer steht mit Krankheitsvermerk, wäre man Zeuge einer Rührszene geworden. In Wahrheit, David's Vorwurf schrie nach humoristischer Behandlung. Nur ein Humorist durfte an diesen Stoff sich wagen. David's ehrliche, aber kühle, aber sachliche Darstellungsart vertrug er nicht. Ein Humorist hätte sich in diese absonderlichen Gesellen verliebt, — David thut das nicht. Man hat das Gefühl, als fräre ihn selbst in der Gesellschaft, die er sich geladen. Und mit Ibsen's Oswald möchte man ihn bitten: David, gib uns die Sonne.

Wir lieben J. J. Davids Kunst. Unter den elegischen, sentimentalen, rakokolüsternen Jung-Wienern, mit ihrem Parfum de la fleur bleue steht er, der um wenige Jahre ältere, wie ein herber ernster Gegenwartsmensch. Etwas Norddeutsches in seiner Art. Schroff seine Charakteristik. Ein Mann, der eigenartigen Charakteren nachgeht und ihre Geschichte erspürt, just so weit als der Charakter das Schicksal, das Schicksal den Charakter bedingt. Kein Fabulirer. Er geht die graden Wege. Der Einzige vielleicht unter den Modernen, der einen Hang zum Gewaltsamen in sich spürt. Das Gigantische lockt ihn und — es ist das kein Widerspruch — auch das Bizarre. Doch fehlt der Widerspruch auch nicht. Wer ihn genauer kennt in seinen Werken, wer seinen neuen Roman mit Interesse an seinem Verfasser liest, dem entgeht nicht ein leiser, ein schämig sentimentaler Zug. Doch tritt der selten nur hervor. Eins

aber ist es, was das Wesenhafte seiner Kunst: sie ist ganz ehrlich; ist ehrlich bis zur Schroffheit.

David ist in seiner Lebensfügung kein leichtes Loos gefallen. Einen an sich schon schweren Weg hat ihm das Schicksal schmerzlich noch erschwert. Man empfindet es mit ihm, daß sich das Leben ihm nicht allzusonnig malt. Und er ist ehrlich.

Doch ist ein Etwas in seiner Art, ist auch in seinem neuen Roman zu spüren, das den Glauben nicht abhanden kommen läßt, es werden für David reichere Tage kommen, in denen die Ehrlichkeit von morgen die Ehrlichkeit von heute Lügen straft.

Ernst Heilborn.

Der Burenkrieg, die Russifizirung Finnlands, die Haager Friedenskonferenz und die Errichtung einer internationalen Akademie zur Ausgleichung von Streitigkeiten der Staaten. Von Dr. L. v. Bar. Helwing'sche Verlagsbuchhandlung Hannover, 1900.

Der den Lesern der „Nation“ durch mancherlei werthvolle Beiträge bekannte hervorragende Lehrer des Völkerrechts, Professor L. v. Bar in Göttingen, unternimmt es, in dieser kleinen Broschüre die Widersprüche in eine helle Beleuchtung zu rücken, welche aus der Veranstaltung der Haager Friedenskonferenz und jenen starken Verletzungen des Rechtsgefühls, wie sie in dem Burenkriege und in der Russifizirung Finnlands zu Tage treten, erwachsen sind. Er legt den Rechtsstandpunkt an der Hand der Konventionen, die zwischen England und den Burenrepubliken in den achtziger Jahren abgeschlossen wurden, und an der Hand feierlicher zarischer Versicherungen Finnland gegenüber sehr übersichtlich dar und führt den überzeugenden Nachweis, daß sowohl die Provokation des südafrikanischen Krieges durch England, als auch die Vergewaltigung Finnlands durch Rußland in schreiendem Widerspruch mit jenen moralischen Anwandlungen steht, die im Zarenmanifest zum Ausdruck gekommen sind und in der Haager Konferenz zu gewissen internationalen Vereinbarungen geführt haben.

Der Verfasser glaubt, den Beschlüssen der Haager Konferenz unter solchen Umständen auch für die Zukunft keine große praktische Bedeutung beilegen zu sollen. Er kommt deshalb auf einen Vorschlag zurück, den er vor anderthalb Jahren in der „Nation“ — Nummer vom 15 Oktober 1898 — näher ausgeführt hat und der inzwischen auch bei völkerrechtlichen Autoritäten des Auslandes, z. B. bei Montluc, Professor Förster (Bern) und besonders bei dem Italiener Brusa beachtenswerthes Entgegenkommen gefunden hat, nämlich auf die Schaffung einer internationalen, vom Staate unabhängigen, Akademie des internationalen Rechts. Diese Akademie, die ihren Sitz am besten in der Schweiz haben und finanziell am zweckmäßigsten auf einer staatlich unabhängigen Stiftung, ähnlich der Nobel-Stiftung, ruhen würde, ist so gedacht, daß sie neben dem Haager Schiedsgerichtshof fungiren könnte, und daß sie nicht eigentliche Schiedssprüche, sondern bloße Gutachten abzugeben hätte.

Die kleine, nur 60 Seiten umfassende Broschüre ist außerordentlich inhaltreich und wird zweifellos auch höchst anregend auf die internationale Diskussion dieser ungewöhnlich bedeutsamen Fragen einwirken.

B.

Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog. Herausgegeben von Anton Bettelheim. III. Band. Berlin 1900. Georg Reimer.

Nicht allzu viele Leser eines Jahrbuches, wie das hier genannte, werden sich eine klare Vorstellung von den Schwierigkeiten machen, mit denen die Redaktion von ihm zu kämpfen hat. Der Anfang der Arbeit ist freilich leicht. Jedes Jahr erscheint eine Todtenliste in den Zeitungen, die wohl von einer litterarischen Korrespondenz ausgeht, und die Namen derer darbietet, die in dem Mausoleum des Jahrbuchs im folgenden Jahre zu bestatten sind. Auch der folgende Akt der Thätigkeit des Herausgebers ist noch nicht schwierig, wenn, was vorauszusetzen ist, er die nöthige Befähigung zu seinem Geschäft hat. Er muß nämlich vor Allem gute Personalkenntnisse über die zeitgenössischen Schriftsteller besitzen, um die rechten Biographen für die Todten zu finden, und Ansehen genug haben, um die besten Mitarbeiter zu gewinnen. Ist ihm nun auch gelungen, die Nekrologe zu vertheilen und unterzubringen, was natürlich schon viele Schreiberei macht und ein großes Aufgebot von Höflichkeit erfordert, so beginnen erst die rechten Schwierigkeiten. Mitarbeiter, auf die der Redaktor sicher gerechnet, sterben selbst, andere verderben und viele springen, kaum gewonnen, wieder ab. Andere stellen Bedingungen, die nicht angenommen werden können, und andere bieten unterwerthige Waare, davon gar nicht zu reden, daß nur der geringere Theil die einmal gesetzten Ablieferungstermine einhält. Da heißt es wieder Geduld üben und geschickt nachhelfen. Ein Herausgeber einer alphabetisch geordneten Encyklopädie, an der zahlreiche Mitarbeiter betheiligt waren, verglich sich in seinem Unmuthe über all sein Ungemach einmal mit einem jener „Künstler“, die winzig kleine, sehr leicht davonhüpfende Thierchen mit dünnen Goldfädchen aufschirren, an minimale Fuhrzeuge anspannen und dann einem verehrten staunenden Publikum vorführen. Er meinte, seine Hauptarbeit sei, die munteren Thierchen immer wieder einzufangen und zur Raison zu bringen.

Doch Scherz bei Seite! Die Autorenfrage ist bei einem solchen Jahrbuche immer noch nicht die schwierigste. Es liegen weit unangenehmere sachliche vor. Unser Jahrbuch drückt diese durch seinen Doppeltitel aus: Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog. Die Aufgabe der Publikation ist eben eine zwiefache: eine mehr praktische und eine mehr wissenschaftlich-künstlerische. Dem praktischen Bedürfnisse, ein Nachschlagewerk zu haben, in dem man die Namen und die wichtigsten Daten aus dem Leben der hervorragenderen Todten der letzten Jahre finde, soll der Nekrolog entgegenkommen; das Jahrbuch will ausführlichere, sachlich orientirende, gut geschriebene, wenn auch kompendiös gehaltene Lebensbeschreibungen bedeutender Todten bringen. Hierbei das richtige Verhältniß zu finden, ist schwer. Mir will es scheinen, daß in dieser Beziehung unser Jahrbuch noch einer Verbesserung fähig ist. Die sogenannte Todtenliste der Jahre 1896—98, von der übrigens die beiden letzten Jahrgänge noch restiren, und die die kurzen Nekrologe bringen sollte, müßte doch mit dem Jahrbuche in einander gearbeitet werden, wenigstens in so weit, daß sich die Jahrgänge der Biographien des Jahrbuchs mit denen der Todtenliste deckten. Der Herausgeber verspricht das auch für die folgenden Jahrgänge.

Der ideale Zustand wäre freilich der, daß die Angaben der Todten eines Jahres sämmtlich in einem Alphabet an einander gereiht uns dargeboten würden, die ganz kurzen vielleicht in Petitsatz, die ausführlichen schon durch größeren Druck hervorgehoben. Das setzt freilich voraus, daß es dem Herausgeber möglich wäre, schon das Jahrbuch alphabetisch geordnet zu geben, was jetzt nicht der Fall ist. Möglich wäre das allerdings, und nur, wenn die Sache einmal in den Gang gebracht ist, eine mehr typographische als redaktionelle Frage. Um sie zu lösen, müßte das deutsche Publikum dadurch beitragen, daß es das Jahrbuch fleißig kaufte. Denn diese Frage ist vor Allem eine Kostenfrage. Dazu scheint aber wenig Aussicht vorhanden zu sein. Man redet in Deutschland ja jetzt viel von nationalen Dingen, und wenn ein solches Jahrbuch irgend welchen materiellen Vortheil mit sich brächte, würde sich auch schon irgend ein Verein finden, der es unterstützte. Aber was bringt es ein, das Andenken von Todten zu ehren? In Standbildern wird freilich viel zur eigenen Ehre geleistet. Daß aber der Buchstabe den Stein überdauert, scheint mehrfach ganz vergessen zu sein.

Daß das vorliegende Jahrbuch geeignet ist, das Andenken unserer Todten zu verewigen, ist keine Frage. Denn auch in diesem 3 Jahrgang finden sich eine Anzahl ausgezeichneter Beiträge. So hat der größte Todte von 1898, der Fürst Bismarck, in Alexander Meyer einen trefflichen Biographen gefunden, der eben so weit von blinder Vergötterung, als von parteipolitischer Verkleinerungssucht entfernt, die echten Züge des außerordentlichen Staatsmannes und großen Gründers des Deutschen Reiches hervorhebt. Wer mit den innerösterreichischen Verhältnissen nicht intim vertraut ist, wird aus dem Leben des Grafen Kálnoky, das der ausgezeichnet unterrichtete H. Friedjung beigesteuert hat, viel Neues lernen. Wehmüthig stimmt Einen die Erzählung der Schicksale der unglücklichen Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, einer Frau, die, gewiß nicht ohne Schuld und Fehl, doch das Opfer eines so furchtbaren Geschickes geworden ist, wie es je die Moira spann. Der Verfasser ihrer Biographie, Professor Ed Wertheimer, hat ja nicht Alles sagen können, was er über diese hohe Frau wußte, sie aber doch uns auch menschlich weit näher gebracht. Andere treffliche Arbeiten haben die Herren Professoren Ed. Meyer über Ebers, Mez über den großen Pflanzenphysiologen F. Cohn, Albert über S. Stricker, G. von Mayr über Riehl und die Herren Direktor H. Schlenther über Fontane und Professor A Frey über Conrad Ferdinand Meyer beigesteuert: sämmtlich Beiträge, die kein Leser studiren wird, ohne vielseitige Anregung und Belehrung von ihnen zu empfangen.

G. K.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 32. Berlin, den 12. Mai 1900. 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die Feierlichkeiten, die bei Gelegenheit der Großjährigkeitserklärung des Kronprinzen stattfanden, haben bis zu einem gewissen Grade auch eine politische Färbung erhalten. In den Toasten wurde die Festigkeit des Dreibundes betont und der Wille Deutschlands, für den Frieden zu wirken. Diese Manifestationen haben in der Welt vorübergehend einen gewissen Eindruck gemacht; es wäre zu wünschen, daß das Programm des Friedens auch dann noch beruhigend wirkte, wenn die letzten Nachklänge der Festtage vergessen sein werden.

Herr von Hertzberg-Lottin, Mitglied des preußischen Herrenhauses, hat den Versuch gemacht, eine Interpellation im preußischen Landtage einzubringen, die zweierlei bezwecken soll: die Regierung wird aufgefordert, die Motive einer Reihe mysteriöser Morde aufzuklären, die in den letzten Jahren begangen worden sind und von denen den Schleier zu ziehen, bisher nicht geglückt ist. Und ferner soll die Regierung die jüdischen „Geheimschriften" übersetzen lassen, weil Herr von Hertzberg-Lottin annimmt, daß sich in ihnen voraussichtlich der Schlüssel finden wird, der das Geheimniß jener seltsamen Verbrechen zu erschließen geeignet ist. In klares Deutsch übersetzt, bezweckt die Interpellation Folgendes: Es soll die Regierung angewiesen werden, aus dem hebräischen Schriftthum den Nachweis für die sogenannten jüdischen Ritualmorde zu erbringen. Ein solcher Nachweis, — sei es nach der positiven, sei es nach der negativen Seite, — aber ist nach Ansicht des Herrn von Hertzberg-Lottin nothwendig, denn es gibt Schichten innerhalb unserer Bevölkerung, die an das Vorkommen jüdischer Ritualmorde glauben; diese Schichten sind überzeugt, daß Christen durch Juden ermordet werden, weil solche Verbrechen der jüdische Ritus, wie er in jüdischen „Geheimschriften" niedergelegt ist, vorschreibt.

Eines ist zweifellos; es gibt Personen in Preußen, die hieran glauben, und auf den Standpunkt dieser Personen stellt sich auch das Herrenhaus-Mitglied Herr von Hertzberg-Lottin, aber er findet wenigstens, daß die Anschauungen jener Gläubigen die ernsteste Berücksichtigung des Herrenhauses und der Regierung verdienen.

Wer glaubt nun an den Ritualmord? Kenner des jüdischen Schriftthums oder der jüdischen Religion? Durchaus nicht. Die Kenner der hebräischen Litteratur, Protestanten und Katholiken, Päpste, katholische Kirchenfürsten und protestantische Gelehrte von größtem Rufe*) haben immer wieder erklärt, es gibt keine jüdischen Schriften, die den sogenannten Ritualmord fordern oder auch nur zulassen. An den Ritualmord glauben jene, die des Hebräischen nicht mächtig sind, und die nicht in der Lage wären, den Titel einer jüdischen Geheimschrift zu bezeichnen, wenn

*) Es ist jetzt wiederum das Werk von Professor Hermann L. Strack „Das Blut im Glauben und Aberglauben der Menschheit" herausgekommen; fünfte bis siebente Auflage. München 1900. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung als Nr. 14 der Schriften des Institutum judaicum in Berlin. Auf breiter kulturhistorischer Grundlage mit größter Gelehrsamkeit weist Professor Strack, der die protestantische Theologie an der Berliner Universität lehrt, nach, daß es einen „jüdischen Blutritus" nicht gibt und nicht gegeben hat. Aber das ist ein Buch für Gebildete und an den Blutritus glauben jene vor Allem, deren litterarisches Bedürfniß durch das Lesen antisemitischer Zeitungen völlig befriedigt ist.

man sie danach fragte. Von diesen Kreisen wird die Regierung aufgefordert, geheime Bücher übersetzen zu lassen, die man nicht mit Namen nennen kann und für deren Vorhandensein man nicht den geringsten realen Beweis anzuführen vermag. Man sagt nicht: Hier ist eine Geheimschrift, in der dieses oder jenes steht; sondern man sagt: Die Regierung soll Geheimschriften entdecken, die Bestimmungen über den Blutritus enthalten, und wenn die Regierung sagt, die größten Gelehrten, die nach solchem Ritus geforscht haben, kamen zur Ueberzeugung, daß er nicht vorhanden ist, so erwidert die anonyme antisemitische Masse, gleichwohl wollen wir doch diesen Ritus entdeckt sehen, wir, die wir uns niemals mit hebräischen Alterthümern beschäftigt haben, und Herr von Hertzberg-Lottin fügt hinzu: Solches Verlangen ist in höchstem Grade der Berücksichtigung werth, und ich mache mich zum Wortführer dieser abergläubischen Banausen.

„Geheimschriften" — dieses eine Wort ist so bezeichnend für den Geist und die abenteuerliche Geistlosigkeit jener, die an das Märchen vom Ritualmord glauben. Seit Jahrtausenden sind Tausende und Tausende von Juden zu anderen Religionen übergetreten; und doch ist niemals das Geheimniß vom Ritualmord verrathen worden, und der Fanatismus und der Gelehrtenspürsinn haben voller Haß und voller kluger Objektivität alle Winkel des jüdischen Schriftthums durchstöbert, und auch sie fanden nichts, was jenes Märchen bestätigen könnte. Allein Herr von Hertzberg-Lottin glaubt, daß es Geheimschriften gibt, und weil er gleich der kaschubischen Landbevölkerung sich in seliger Unwissenheit über die jüdische Litteratur befindet, darum nimmt er an, daß auch die christlichen Kenner des Judenthums, die ein Menschenalter ihren Studien obgelegen haben, ebenso unwissend seien, wie er und seine Kaschuben.

Und am Ende hat es ja unter den Junkern immer Leute gegeben, die den ungebildetsten Theilen des Volks am nächsten stehen. Krähenaugen als Arzeneimittel und Wunderdoktoren finden ihre Liebhaber bei dem Feudaladel und bei dem armen ungebildeten Volke.

Hätte Herr von Hertzberg-Lottin vor hundert Jahren gelebt, so hätte er sich ein Verdienst erwerben können durch die Aufforderung: es möge die Regierung eine genaue Enquete über das Hexenunwesen anstellen. Seine Begründung für jene Aufforderung hätte genau so lauten können, wie die heutige aus dem Jahre 1900. Weite Kreise der Bevölkerung glauben an Hexen; der Glaube dieser Ungebildeten muß unter allen Umständen berücksichtigt werden; es gibt überdies Todesfälle und Krankheiten so geheimnißvoller Art, daß der Verdacht unausrottbar ist, Hexen hätten bei ihnen ihre Hand im Spiele. Bei dieser Sachlage ist die Regierung verpflichtet, nochmals genaue Untersuchungen darüber anzustellen, ob es Hexen gibt oder ob es keine gibt, und ob das Hexenverbrennen nicht lieber wieder einzuführen ist zur Beruhigung ganzer Schichten des Volkes.

Du lieber Himmel, es gibt selbst heute noch ein Preußen, das im Mittelalter steckt, selbstverständlich auch im Herrenhaus, und Herr von Hertzberg-Lottin ist der Wortführer dieses Preußens. Die Kultur, die so üppig in unserer Zeit emporschießt, dringt mit ihren Wurzeln nur unendlich langsam in der Tiefe vorwärts. Das wird so häufig vergessen. Voll Erstaunen wird die Welt alsdann an die Dunkelheit erinnert, die drunten herrscht.

Diese Interpellation ist kulturhistorisch interessant; sie ist zugleich bezeichnend für das Rechtsgefühl, das in dieser Sphäre herrscht. Während über einen mysteriösen Mord in Konitz das Rechtsverfahren schwebt, glaubt Herr von Hertzberg-Lottin es verantworten zu können, daß durch eine solche Interpellation die Regierung und das Herrenhaus zu einer einseitigen Parteinahme gedrängt werden.

Bisher hat Herr von Hertzberg-Lottin sich allein kompromittirt, und es scheint fast, als fände er selbst im preußischen Herrenhause nicht einmal jene Anzahl von Gleichgesinnten, die nothwendig sind, damit eine Interpellation auf die Tagesordnung gesetzt werden darf. Dann kann das dunkelste Deutschland stolz sein auf diesen seinen Sohn, der am allerunabhängigsten von allen preußischen Granden der modernen Kultur gegenübersteht.

Die **Munizipalwahlen in Frankreich** haben — zum Wenigsten in Paris — ein für die Republikaner ungünstiges Ergebniß gehabt. Es scheint, daß an Stelle der radikalen Mehrheit im Pariser Stadthaus eine nationalistische Mehrheit treten wird; ob die Stichwahlen diesen Umschwung noch verhindern können, ist zweifelhaft. An und für sich verdient auch die radikale Partei im Pariser Stadthaus keine besondere Sympathie; aber sicher sind die Nationalisten aus noch schlechterem Holz geschnitzt, und vor Allem bedauerlich wäre es, wenn diese Wahlen zugleich das jetzige Kabinet Waldeck-Rousseau gefährdeten, das so tapfer und mit so großem Erfolge die Republik gegen die Reaktionäre und Cäsaristen vertheidigt hat. Freilich sollen in den Provinzen die Wahlen für die Republik günstiger ausgefallen sein und sicher ist, daß die Reaktion an einigen Orten empfindliche Niederlagen erlitten hat, aber ob im Allgemeinen die Munizipalwahlen im Lande der Republik freundlich sind, das steht noch nicht zweifellos fest, und es wäre möglich, daß das Ministerium und die Republik wiederum politisch unruhigeren Zeiten entgegen gingen.

Das **österreichische Parlament** wird von Neuem von der Obstruktion der Czechen heimgesucht. Zwar sind auch die Deutschen mit den Vorschlägen nicht einverstanden, die das Ministerium zur Regelung der Sprachenfrage gemacht hat; allein die Czechen sind noch unzufriedener, und so sind sie es denn, die zur Obstruktion übergingen. Verschont die deutsche Scylla das österreichische Staatsschiff, so geräth es um so sicherer in die czechische Charybdis.

Feldmarschall **Roberts** hat sich mit seinen Truppen nach Norden in Bewegung gesetzt, und die Buren sind, ohne es auf einen ernsten Kampf ankommen zu lassen, langsam vor ihm zurückgewichen; es mag sein, daß sie erst an der Grenze von Transvaal hinter dem Vaal-Fluß von Neuem Stand zu halten gedenken. Inzwischen befindet sich die Burengesandtschaft auf dem Wege nach den Vereinigten Staaten. Es haben dort bereits eine Anzahl von großen Stadtgemeinden beschlossen, der Gesandtschaft einen festlichen Empfang zu bereiten. Solch ein Empfang ist gewiß sehr ehrenvoll; ob er aber auch von entscheidender politischer Bedeutung ist? Wir bleiben vorläufig der Ansicht, daß man in den Vereinigten Staaten freilich die Burengesandtschaft für die Präsidentschaftswahl im eigenen Lande politisch verwerthen wird, und daß zu dieser Verwerthung auch Ovationen für die Buren gehören werden; — aber bis zur einer Intervention bleibt der Weg noch lang, und wir erwarten nicht, daß die Regierung der Vereinigten Staaten diesen Weg zurücklegen wird. Die Buren werden für den Wahlkampf gebraucht und mißbraucht werden; es werden die englischen Sympathien in den Vereinigten Staaten vielleicht gemindert werden — aber ein Mehreres wird schwerlich sich erreichen lassen.

Lord **Salisbury** erklärte in einer Rede, die er bei dem Festmahl der Primroseliga gehalten hat, daß er die Antipathien überall in der Welt gegen die heutige englische Politik nicht verstehe. Wir glauben, daß dieses mangelnde Verstehen wirklich bei dem englischen Premierminister vorhanden ist; ein Stockengländer, wie Lord Salisbury, versteht nur das, was innerhalb des Vereinigten Königreiches sich abspielt. Dieses Nichtverstehen jener Welt, die außerhalb der englischen Grenzen liegt, birgt freilich für England wie für die anderen Staaten Gefahren.

* * *

Der Goethe-Bund.

Die lex Heinze scheint — trotz aller Bemühungen der Centrumspresse, eine Endentscheidung herbeizuführen — zwischen Thür und Angel stecken zu bleiben. Den Vätern dieses gesetzgeberischen Wechselbalges ist die Freude an ihrem Kinde verleidet worden, ihre parlamentarische Gefolgschaft fängt an lau zu werden, und so wird die Mißgeburt vielleicht ohne ehrliches Begräbniß durch einfache Vernachläßigung vom Leben zum Tode befördert werden. Wird dieses Resultat erreicht, so hat man das vornehmlich der lebhaften Agitation zu verdanken, die nach in elfter Stunde aus den Kreisen der sonst politisch so schwer beweglichen Künstler und Gelehrten hervorgegangen ist. Es ist nicht der erste Fall, in dem eine volksthümliche Gegenbewegung die Pläne einer konservativ-klerikalen parlamentarischen Mehrheit durchkreuzt: das Beispiel des gescheiterten Zedlitz'schen Schulgesetzes ist noch in Aller Erinnerung. Die Agitation gegen die lex Heinze trägt aber noch den besonderen charakteristischen Zug, daß sie erst ganz spät hervortrat, von den organisirten Parteien zunächst kaum gefördert ward und mit überraschender Schnelligkeit spontan fast alle großen Centren des künstlerischen und litterarischen Lebens in Deutschland ergriff.

In der ersten Begeisterung ist man gleich noch einen Schritt weiter gegangen und hat versucht, durch die Schöpfung des Goethe-Bundes eine dauernde Organisation zu schaffen, um ähnliche Attentate gegen die geistige Freiheit in Zukunft rechtzeitiger und eben deshalb auch wirksamer bekämpfen zu können. Die Idee war vortrefflich und hat sofort Anklang gefunden, aber Begeisterung ist bekanntlich keine Heringswaare, die man einpökeln kann auf lange Jahre.

Wie denkt der Goethe-Bund sich seine Thätigkeit, wenn die lex Heinze beseitigt und damit auch der unmittelbare Anlaß der Kampfbegier unserer Intellectuellen vorüber ist? Soll der Goethe-Bund nur ein politisches Vonmot oder ein stets bereites politisches Kriegsinstrument werden? Soll letzteres der Fall sein, so wird man rechtzeitig darauf Bedacht nehmen müssen, die bisher doch noch sehr dünnen Cadres der Mitglieder des Goethe-Bundes aufzufüllen, eine stattliche Kriegskasse zu sammeln und den ungefähren Rahmen der Thätigkeit für die Zukunft festzustellen. Derartige Organisationen sind im Augenblick der Begeisterung leicht ins Leben gerufen, aber ohne organisatorisches Geschick und stetigen Fleiß nicht am Leben zu erhalten.

Der Schöpfungsgedanke des Goethe-Bundes war auf die Herstellung einer Schutztruppe für die geistige Freiheit in Deutschland gerichtet. Diese Schutztruppe würde nicht nur gegen etwaige Versuche, die lex Heinze neu erstehen zu lassen, sondern auch zur Abwehr solcher reaktionärer Bestrebungen, wie sie beispielsweise in dem Zedlitz'schen Schulgesetz verkörpert waren, ins Gewehr zu treten haben. Selbst jene Vergewaltigungen geistiger Freiheit, wie sie in der Amtsentsetzung des Pfarrers Weingart und ähnlichen Ausschreitungen der kirchlichen Autorität zu Tage getreten sind, könnten dem Goethe-Bund Anlaß zur Bethätigung seiner Grundsätze bieten. Nicht minder eine Maßregelung, wie die Amtsentsetzung des Privatdozenten Dr. Arons, dem wegen seiner Zugehörigkeit zur sozialdemokratischen Partei, im Gegensatz zu den Anschauungen seiner Fakultät, die Berechtigung abgesprochen worden ist, mathematische Physik an einer preußischen Universität zu lehren. Der Thätigkeitskreis des Goethe-Bundes würde kein kleiner sein, wenn sich der Bund angelegen sein ließe, nicht bloß die reaktionäre Gesetzgebung auf geistigem Gebiet, sondern auch die reaktionäre Verwaltung und bei Gelegenheit auch die reaktionäre Rechtsprechung im Auge zu behalten. In der „Allgemeinen Deutschen Universitäts-Zeitung" wird dem Goethe-Bund ferner noch die Aufgabe zugewiesen, auch finanziell für diejenigen Männer einzutreten, welche „durch das Bekennen der Wahrheit und durch Verharren an der Wahrheit an ihrer besseren Erkenntniß amtlich und wirthschaftlich Schiffbruch leiden". Auch das ließe sich ernsthaft erwägen, wenn der Goethe-Bund eine weite Ausdehnung hätte und deshalb auch in die Lage käme, über größere Mittel zu verfügen.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß ein Goethe-Bund, der seine Aufgaben in dieser Weise auffaßte, schon durch seine bloße Existenz manchen gesetzgeberischen Unfug hintanhalten und manche Uebergriffe der Verwaltung verhüten würde. Unser ganzes politisches Leben wird insofern immer demokratischer, als die Regierung wie auch die Gesetzgebung in wachsendem Maße sich gezwungen sehen, eine kraftvoll zur Aeußerung gelangende öffentliche Meinung zu respektiren. Hoffentlich gibt der Goethe-Bund bald einmal ein Lebenszeichen von sich, aus dem zu erkennen ist, daß er mit der Ueberwindung der lex Heinze nicht glaubt, genug gethan zu haben.

Th. Barth.

Die Theorie von den drei Weltreichen.

III.

Panamerika.

Ordnen wir die Weltreiche nach dem Gesichtspunkt der wirthschaftlichen Bedeutung, so gebührt der zweite Rang den Vereinigten Staaten von Amerika. Ihr Territorium erstreckt sich „von der nördlichen Zone des Sommerweizenbaues durch die Gebiete des Mais- und Baumwollbaues und, seit Beendigung des spanischen Krieges, bis in die schönsten Tropengegenden der Erde. Es besitzt ein Maß von wirthschaftlicher Unabhängigkeit wie kein zweites Land der Erde; es gibt kein Rohprodukt, welches die Vereinigten Staaten nicht selbst produziren" (Sering).*)

An Mannigfaltigkeit der Produktionsschauen übertrifft die „große Republik" jedes andere Gemeinwesen mit Ausnahme Weltbritanniens; selbst Rußland steht dem Lande des Sternenbanners beträchtlich nach. Aber die Yankees würden trotzdem ein ziemlich schlechtes Geschäft machen, wenn sie sich — was sie bisher keineswegs gethan haben (vgl. die Einleitung zu dem Artikel in Nr. 30) — „hermetisch abschlössen".**) Daß ihre Volkswirthschaft „leicht für sich bestehen" könne (Schmaller), ist ein Irrthum.

Es gibt doch manches Rohprodukt, das sie nicht selbst produzirt. Einzelne wichtige Materialien, z. B. Nickel, Jute und Kautschuk, fehlen; und gleichfalls einige wichtige Genußmittel — vor Allem Thee und Kaffee; die Kaffeeproduktion Portoricos betrug 1899 noch nicht 1/2 Mill. Ballen (D. Handelsarchiv, 1900. I. S. 118). Läßt sich auch die überwiegende Mehrzahl der Rohstoffe im Lande selbst gewinnen, so wäre es doch wirthschaftlich irrationell, diese technische Möglichkeit voll auszunutzen: der Versuch, den nationalen Bedarf ganz durch die nationale Arbeit zu decken, müßte eine gewaltige Steigerung der Produktionskosten, m. a. W. ein Aermerwerden der Nation, zur Folge haben.

Daß das Maß von wirthschaftlicher Unabhängigkeit, das den Vereinigten Staaten bezüglich der Rohstoffproduktion eignet, ziemlich stark überschätzt wird, beweist die Importstatistik.

*) Aehnlich Schmoller, a. a. O. — Sartorius von Waltershausen, Deutschland und die Handelspolitik der Vereinigten Staaten von Nordamerika, 1898. S. 4.

**) „Seit 1860 — sagt Sartorius von Waltershausen, a. a. O., S. 36 — schließen sich die Vereinigten Staaten durch Zölle scheinbar von der Welt ab, in Wahrheit aber haben sie fortwährend mehr gekauft."

Das Einfuhrtotale betrug 1898/99 rund 697 Mill. Dollars. Davon gingen Waaren im Werthe von 300 Mill. zollfrei ein; und zwar an Nahrungsmitteln und lebenden Thieren für rund 90, an Fabrikationsmaterialien für 175, an Halbfabrikaten für 20, an Ganzfabrikaten für 9,6, an Luxusartikeln für 5,2 Mill. Zollfrei läßt, in aller Regel, Nordamerika nur solche Waaren herein, deren Selbstproduktion ihm unmöglich ist oder — wenigstens, wenn der ganze Bedarf durch sie gedeckt werden sollte — durchaus irrationell, d. h. viel zu kostspielig, wäre. Rund 3/7 des Einfuhrtotale besteht mithin aus Waaren, hinsichtlich deren es sich bewußt ist, nicht „für sich bestehen" zu können; und die ganz überwiegende Quote dieser 3/7 besteht aus Rohstoffen.

Zollpflichtig gingen Waaren im Werthe von 397 Millionen Dollars ein; und zwar an Nahrungsmitteln und lebenden Thieren für 122, an Fabrikationsmaterialien für 46,6, an Halbfabrikaten für 60, an Ganzfabrikaten für 99, an Luxusartikeln für 88,6 Mill.*).

Wenn im nordamerikanischen Import — wie man bei uns vielfach zu meinen scheint — die Fabrikate weit überwögen, so könnte man vielleicht die These vertheidigen, daß für dies Land, das so reich gesegnet ist mit dem „Brode der Industrie", mit Eisenerzen wie Kohlen, die Isolirung nur geringe wirthschaftliche Nachtheile mitsichbringen werde. Es überwiegen aber weit die Rohstoffe. Nur etwas mehr wie 40 Proz. des Einfuhrtotale entfällt auf die Fabrikate,**) nahezu 60 Proz. auf die Rohstoffe (Nahrungsmittel, lebende Thiere, Materialien). Daß Nordamerika Rohstoffe im Werthe von rund 410 Mill. Doll. aus dem Auslande bezieht, beweist doch wohl, daß es, trotzdem es sich über so viele Breitengrade ausdehnt, von Natur keineswegs so allseitig bedacht ist, um frohen Muthes die Fahne der Autarkie aufpflanzen zu können.

In Folge seines Rohstoffreichthums und vermöge seines rücksichtslosen Absperrungssystems — betont Sering — habe Nordamerika „nicht nur den einheimischen Markt monopolisirt, sondern auch energisch die Eroberung des Exportmarktes in Angriff genommen."

Einmal zugegeben, daß künftig die „Monopolisirung des einheimischen Marktes" erfolgen, daß das heutige Hochschutzzollsystem bis zum Extrem, bis zu vollem Selbstgenügen hinsichtlich aller der Dinge, die in den Vereinigten Staaten erzeugt werden können, vorgetrieben werden werde — die Konsequenz würde sein, daß die „Eroberung des Exportmarktes" ihr Ende fände. Letztere hat nur deshalb geschehen können, weil Nordamerika den einheimischen Markt durchaus nicht voll monopolisirt hat; hat nur geschehen können in dem Umfange, als es dessen Beschickung dem Auslande gestattet hat.

Will Nordamerika mehr Getreide, Fleischkonserven, Baumwolle, Petroleum, Roheisen, Stahl, landwirthschaftliche und montane Maschinen, Fahrräder u. s. w. ausführen, so muß es von irgend welchen Dingen mehr einführen als bisher. Weitere Eroberung des Exportmarktes ist nur um den Preis weiterer Eroberung des Importmarktes der Union durch andere Nationen feil. Acheter c'est vendre (Quesnay) und vendre c'est acheter; das ist ein Satz aus dem ABC der Wirthschaftslehre.

Je weniger Rohstoffe und Fabrikate Nordamerika vom Auslande kauft, desto weniger kann es dahin verkaufen. Wenn es den einheimischen Markt sperrt, so versperrt es sich den Exportmarkt — zwingt es die Zweige nationaler Arbeit, in denen es derzeit exportfähig ist, zwingt es, mit anderen Worten, die produktivsten Zweige seiner nationalen Arbeit, den Absatz innerhalb der nationalen Grenzpfähle zu suchen. Daraus würde eine Minderung der Produktivität der Volkswirthschaft resultiren, deren Maß Niemand vorauszubestimmen vermag. Im Inlande erzeugt, würden die Rohstoffe und Fabrikate, welche die Union jetzt einführt, theurer einstehen, d. h. würden mehr nationale Arbeit kosten als deren jetzt, sich verkörpernd in Gestalt von irgend welchen Ausfuhrartikeln, aufgewandt werden muß, um sie aus dem Auslande zu erlangen. Ein gleiches Quantum nordamerikanischen Weizens u. s. w. würde, wenn, statt exportirt, auf dem einheimischen Markte angeboten, ein kleineres Quantum derjenigen Rohstoffe oder Fabrikate kaufen, die, während früher importirt, jetzt der einheimischen Produktion entstammten. Die Produkte, hinsichtlich deren die nationale Arbeit Nordamerikas der Arbeit anderer Völker überlegen ist — die sie daher, wie z. B. Weizen, zu exportiren vermag — verkaufen sich besser, d. h. gegen größere Mengen anderer Produkte, wenn sie mit Erzeugnissen fremder Arbeit sich austauschen dürfen, als wenn sie gegen Erzeugnisse nationaler Arbeit verkauft werden müssen. Die Konsumtionsmöglichkeit, welche den Maßstab des Volksreichthums bildet, ist eine größere, wenn Nordamerika den Export pflegt, als wenn es dem Import wehrt. Es kann „für sich bestehen", sich „hermetisch abschließen" gegen den Import. Aber es kann dies nur zu Schaden seiner materiellen Kultur.

Aber — sagen die Weltreichtheoretiker — der nordamerikanische Imperialismus bezielt ja doch, ganz Central- und Südamerika „einer wirthschaftlichen Monroedoktrin zu unterwerfen" (Schmoller), den ganzen Kontinent zu einem die Waaren Westeuropas ausschließenden Zollvereine zusammenzuschweißen. Und sollte dieser Plan mißlingen, so wird Westeuropa kaum besser daran sein: denn wenn auch die Doktrinäre des Freihandels drüben und hüben sich mühen, den wirthschaftlichen Nonsens solchen Sperrsystems darzulegen — die Politik des Hochschutzzolls ist ein ehrwürdiges Erbstück der Vereinigten Staaten; sie wird weiter betrieben und künftig noch schroffer betrieben werden wie heute.

Was zunächst den kontinentalen Zollverein, das Analogon Greater Britain's, anlangt, so ist klar, daß Panamerika sich ein Regime der Autarkie weit eher gestatten könnte als Nordamerika allein; je größer das Wirthschaftgebiet, desto mehr sinken die Bedenken gegen das Programm des „Fürsichbestehens." Zwar wäre es Thorheit, die Sehnen des Verkehrs mit Westeuropa zu zerschneiden; aber die Thorheit wäre immerhin keine so große, wie wenn die Enkel Carey's sich darauf kaprizirten, daß das Sternenbanner nur über Produkten der nationalen Arbeit wehen dürfe.

Das Maß der Differenz zu diskutiren, kann man sich aber sparen. Denn Panamerika ist noch unwahrscheinlicher als Paubritannia.

Einen Zollverein des ganzen amerikanischen Kontinents „mit feindlicher Spitze gegen die alte Welt" bezeichnete Oldenberg (1897) als eine „geschichtliche Nothwendigkeit". Auch heute noch ist bei uns viel von ihm die Rede — jenseits des großen Wassers recht wenig.*)

Dagegen hört man seit einiger Zeit von einem anderen Projekt weit häufiger sprechen: von der Begründung eines südamerikanischen Bundes zum Schutz vor Vergewaltigung, vor Allem vor wirthschaftlicher Vergewaltigung durch die „große Republik." Als es zuerst auftauchte — richtiger: wieder auftauchte**) — ward es als eine von europäischen Journalisten ausgebrütete Ente verspottet.***) Aber seit einiger Zeit mehren sich die Anzeichen, daß die führenden Staaten — Brasilien, Argentinien — auf eine Föderation der „lateinischen Völker" hinarbeiten — die treibende Kraft bildet die hohe katholische Geistlichkeit, den äußern Anlaß die jüngst in den Vereinigten

*) Die Ziffern sind dem D. Handelsarchiv, 1899. I. S. 1045, entnommen.

**) Vgl. oben: an Halb-, Ganzfabrikaten, Luxusartikeln wurden eingeführt zollfrei für rund 35 Mill. (20 + 9,6 + 5,2), zollpflichtig für 248 Mill. (60 + 99 + 88,6). In Summa 283 Mill. von einem Totale von 697 Mill.

*) Vgl. Sartorius von Waltershausen, a. a. O., S. 58.

**) Vergl. Alex. Dorn, Ueber Panamerika (Volkswirthschaftliche Wochenschrift, 1900. S. 330).

***) Economist, 1899. S. 132, 133.

Staaten hervorgetretene „cupido finium promovendorum.“

In der Begrüßungsrede, die der Senator **Blaine** an den Kongreß von 1889 richtete, welcher, beschickt von Vertretern aller Staaten Amerikas, das Problem des engeren Konnexes derselben in politischer, privatrechtlicher, volkswirthschaftlicher Hinsicht berathen sollte, hieß es: „wir glauben, daß stehende Heere, welche nicht für die innere Ruhe und die Ausübung der Regierung nöthig sind, auf beiden amerikanischen Kontinenten unbekannt sein sollten; wir glauben, daß die Freundschaft und nicht die Macht . . die Politik innerhalb und zwischen den amerikanischen Staaten leiten sollten“.

Von diesem friedseligen Dogma ist aber Nordamerika, indem es den Krieg mit Spanien führte, abgewichen. Jetzt wird dort die Vermehrung des stehenden Heeres auf das Doppelte und noch Mehrfache erörtert; die Fahne der Macht, statt der der Freundschaft, ist aufgepflanzt. Die Folge war und mußte sein, daß man der Brüderlichkeit des Bruder Jonathan arg zu mißtrauen begann. In dem Nicaragua-Kanal, den der „große Handelsmann im Norden“ in seinem Besitze sehen möchte, fürchten die Völker Centralamerikas ein gegen sie gerichtetes Gibraltar; in Mexico ist die Erinnerung an die Unbill, die es 1845 und 1848 erfuhr, wieder wachgeworden.*) Dem Süden hat sich die Frage aufgedrängt, ob nicht als Wall gegen etwaige weitere Vorwärtsbewegungen des nordamerikanischen Imperialismus eine Defensivallianz zwischen Brasilien, Argentinien u. s. w. sich gebiete.

Aber selbst wenn die Union sich nicht derart diskreditirt hätte, selbst wenn nicht hochpolitische, sondern nur wirthschaftliche Momente dabei in Betracht kämen, würde die Geburt Panamerikas ad calendas graecas zu datiren sein.

Schon in den **Vereinigten Staaten** selbst stoßen die Kräfte, welche in der Richtung zum kontinentalen Zollverein ziehen, auf Gegenkräfte. Hier sind es die **Industriellen**, welchen die Aufschließung und Sicherung des großen, überaus ausdehnungsfähigen Marktes der tropischen und subtropischen Gebiete natürlich als ein „Ziel aufs Innigste zu wünschen“ erscheint; auf der ganzen südlichen Hälfte des Kontinents den Wettbewerb Westeuropas zu verdrängen, mindestens zurückzudrängen, würde für sie eine gewaltige Steigerung von Umsatz und Gewinnst bedeuten. Der Preis aber wäre: Zulassung des Wettbewerbs der Rohstoffe und Lebensmittel Brasiliens, Argentiniens u. s. w. auf dem nordamerikanischen Markte. Diesen Preis wollen aber die **Agrarier** keineswegs zahlen, wollen nicht, daß man aus ihrer Haut die Riemen schneide, mittels deren Panamerika zusammengeschlungen werden müßte. Daß z. B. Kautschuck und Kaffee — die sie selbst nicht produziren — zollfrei eingehen, ist ihnen ganz recht; aber einer Invasion von Baumwolle, Wolle, Häuten, Tabak, Rohrzucker, Fleisch, Weizen würden sie mit der dem „Bunde der Landwirthe“ eignen Energie sich entgegenwerfen.

Schon gegen die wirthschaftliche Angliederung Portoricos, bezüglich der Philippinen, erhob sich heftigster Widerspruch. „Der Zuckertrust — schrieb der Economist Anfang dieses Jahres — kämpft gegen zollfreie Einfuhr des Zuckers; der Tabaktrust steht in Waffen wider die zollfreie Einfuhr von Tabak aus den Antillen und Manila“; der Kongreß wird von verschiedensten Seiten beschworen „die Aegide des Zollschutzes“ gegen die Produkte der neu erworbenen Kolonien zu kehren.

Bei uns betrachtet man den Erwerb Portoricos als ersten Schritt zu einer weiter und weiter ausgreifenden Expansion. Der — jetzt durch ein Kompromiß geschlichtete — Krakehl um die doch wahrlich ziemlich harmlosen handelspolitischen Konsequenzen dieses Debuts auf der Bühne der „wirthschaftlichen Monroepolitik“ beweist aber so deutlich wie möglich, daß bei ferneren Schritten behufs Erweiterung der territorialen Basis die anti-imperialistische Strömung viel mächtiger aufschäumen würde wie bisher.

Wenn die Frage des kontinentalen Zollvereins, der wirthschaftlichen Angliederung Mexicos, Perus, Chiles, Brasiliens, Argentiniens u. s. w. einmal ernstlich auf die Tagesordnung käme, so müßte unter den Agrariern der Union ein Orkan losbrechen, im Vergleich zu welchem die Portorico-Agitation ein Sturm im Wasserglase gewesen wäre! Welche Miene würden wohl die Weizenbauern und Viehzüchter Nordamerikas machen, wenn ihr Weltreich „Miene machte, sich über Central- und Südamerika auszudehnen“ (Schmoller) — einschließlich Argentiniens?

Dies möge genügen, um zu zeigen, daß die panamerikanische Idee selbst in ihrem Vaterlande mit recht kräftiger, vermuthlich siegreicher Gegnerschaft zu rechnen haben würde; und der Hauptvertreter dieser Idee, Mr. Blaine, ist nicht mehr unter den Lebenden. Wie liegen die Verhältnisse aber betreffs der übrigen Zollvereinsstaaten in spe?

Meinen unsere Weltreichtheoretiker, daß der Degen eines Unionsgenerals das „Unterwerfen unter die wirthschaftliche Monroedoktrin“ besorgen werde, so ist über das Thema hier nicht weiter zu handeln. Meinen sie aber, daß — um nur von den beiden kommerziell wichtigsten Nationen zu sprechen — Brasilien und Argentinien aus eigenem Antriebe der Customs-Union beitreten werden, so ist es nothwendig, ihnen einige Fragezeichen zu machen.

Was gewinnen denn diese Volkswirthschaften, wenn sie die Beziehungen mit Westeuropa zu Gunsten Nordamerikas einschrumpfen lassen?

Daß sie — wie die englischen Kolonien bei Freihandel mit dem Mutterlande — die eigene Industrie schädigten, wäre, objektiv betrachtet, kein Schaden; denn diese ist ein kümmerliches, kostspieliges Treibhausprodukt. Aber was sollte sie nur bewegen, die Waaren, die sie billiger — wenigstens großentheils billiger — aus Westeuropa beziehen können, theurer von den Vereinigten Staaten zu kaufen? Es wäre Wahnsinn, aber ohne Methode. Nur in dem Falle, daß ihnen Nordamerika ein wichtigerer Kunde wäre, ließe ein solches Geschenk an die Yankees sich vielleicht rechtfertigen. Aber so steht nur die Sache keineswegs.

Brasiliens ausschlaggebende Exportartikel sind Kaffee, Kautschuk, Tabak, Häute. Tabak und Häute haben ihren Absatz hauptsächlich in Westeuropa; Kautschuk geht in alle Welt; ebenso Kaffee.

Allerdings ist Nordamerika einer der Großabnehmer des Brasilkaffees. Es kauft derzeit etwa für 40 Millionen Dollars jährlich; hieran möchte es anhaken, um mittels einer „douce violence“ Brasilien zu einem Handelsvertrage zu zwingen, welcher ihm einen beträchtlichen Vorsprung auf dessen Markte sichern würde*). Glückte der Coup, so würde allerdings das panamerikanische Ideal um ein gut Stück der Verwirklichung näher gebracht sein. Daß aber Nordamerika einen Handelsvertrag, wie es sich ihn wünscht — d. h. wie seine Industriellen und Weizenexporteure ihn begehren — erlange, ist überaus unwahrscheinlich.

Zwar droht man Brasilien, wenn dieses kein genügendes Entgegenkommen zeige, mit einer starken Belastung des jetzt zollfreien Kaffees. „Ein Kaffeezoll seitens der Vereinigten Staaten — heißt es — würde die brasilianischen Kaffeepflanzer ruiniren; wohl aber übel wird Brasilien daher nach-

*) Vgl. den Vortrag von E. **Deckert**, die nordamerikanische Union als Weltmacht, (Export, 1900, S. 123).

*) Derzeit ist die Handelsbilanz für Nordamerika eine — im Jargon des alten Irrthums gesprochen — recht „ungünstige“. Denn, nach der Statistik der Vereinigten Staaten, verkauft Brasilien dahin für 62 Mill. Doll., kauft dort nur für 13½ Mill.

Den Vereinigten Staaten war es schon einmal gelungen, sich durch ein Reciprocitätsabkommen besondere Zollvergünstigungen seitens Brasiliens zu verschaffen. Aber der, kurz nach Fall des Kaiserreichs abgeschlossene sog. convenio americano brachte so viele Nachtheile für den brasilianischen Staatsschatz mit sich, daß er sobald als angängig gekündigt wurde (R. **Krauel**, Deutsche Interessen in Brasilien S. 25).

geben müssen",*) sich mit den Vereinigten Staaten wirthschaftlich inniger verbinden müssen als bisher.

Ich möchte die entgegengesetzte Prophezeiung wagen. Allerdings wäre es für Brasilien, besonders bei der jetzigen, schlechten Kaffeekonjunktur, nicht gerade angenehm, wenn Nordamerika einen Kaffeezoll errichten würde. Daß aber Brasilien, um diese Gefahr zu vermeiden, Argentinien durch Präferentialzölle für nordamerikanisches Getreide, und Westeuropa durch Präferentialzölle für nordamerikanische Textilfabrikate, Maschinen u. s. w. brüskiren sollte, steht kaum zu erwarten.

Ein mäßiger Kaffeezoll, durch die Vereinigten Staaten verhängt, würde Brasilien so gut wie gar nichts geniren — durch geringe Vertheuerung pflegt der recht zähe Kaffeekonsum nicht geändert zu werden. Ein hoher, den Brasilkaffee differenzirender Zoll würde nur eine Verschiebung im Kaffeehandel bewirken — nach den Vereinigten Staaten ginge mehr nicht-brasilischer Kaffee als jetzt, dagegen mehr brasilischer Kaffee nach anderen Ländern.

Die Yankees dürften daher mit der Drohung nur geringen Eindruck auf Brasilien hervorbringen. Dieses bemüht sich übrigens — um die etwaige Verengung des nordamerikanischen Marktes wettzumachen — seine Kunden in Westeuropa zur Herabsetzung ihrer hohen Kaffeezölle zu bewegen. Und ferner schweben Verhandlungen über einen Handelsvertrag mit Argentinien, dessen Zustandekommen natürlich Nordamerika zu hintertreiben versucht.**)

Brasilien hat wenig Grund, den zollpolitischen Zusammenschluß mit Nordamerika zu suchen oder dessen Tarifeindschaft zu fürchten. Argentinien noch weniger. Dieser an Areal, Volkszifer, Handel zweitgrößte Staat des südlichen Kontinents gravitirt wirthschaftlich durchaus nach Westeuropa, steht als Exporteur von Weizen, frischem Fleisch, Fleischkonserven, Häuten u. s. w. hier wie in Brasilien***) in scharfem Wettbewerb mit den Vereinigten Staaten.

In der Einfuhr nach Argentinien führt England die Spitze mit 175 Mill. Mark (1899), dann folgen — bisher in weitem Abstande — die Vereinigten Staaten mit 62 Mill., Italien mit 56¼, Frankreich mit 44 Mill. Was die Ausfuhr Argentiniens betrifft, so nimmt Frankreich mit 166 Mill. die erste Stelle ein; Deutschland mit 118 Mill. kommt an zweiter, Belgien mit 98 Mill. an dritter, England mit 87 Mill. an vierter Stelle — ganz zurück tritt die Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten mit nur 30¾ Mill.†)

Als Verkäufer, weit mehr noch als Käufer ist Westeuropa von ungleich größerer Bedeutung für Argentinien wie Nordamerika. Weshalb Argentinien die Custams-Union mit dem „Weltreich" dem Verkehr mit England, Frankreich, Deutschland vorziehen sollte, ist schlechterdings nicht einzusehen. Zusammen mit dem Delegirten für Chile brachte der Vertreter Argentiniens auf dem panamerikanischen Kongreß die Resolution ein: Der Vorschlag eines Zollvereins unter den amerikanischen Nationen wird verworfen; man täusche sich, wenn man hoffe, daß sein Staat jemals dieser Idee zustimmen werde.

Wenn Brasilien und Argentinien eine kommerzielle Verbindung zu suchen haben, so nicht mit der Großmacht des Nordens, sondern mit den anderen Staaten des Südens — besonders mit Paraguay und Uruguay — eine Verbindung, deren Zweck wäre, durch geschlossenes Vorgehen die Industriestaaten Westeuropas zu Tarifkonzessionen bezüglich Kaffees, Weizens, Fleisch, Fleischkonserven, Häuten willig zu machen. Nicht ein panamerikanischer Bund, der „seine Spitze gegen die alte Welt" kehren würde, liegt in ihrem Interesse, sondern ein südamerikanischer Bund, welcher engere Fühlung mit der alten Welt herzustellen, hier Nordamerika den Rang abzulaufen sich bestrebte.

Daß eine solche „lateinische Union" zu Stande kommen werde, will ich durchaus nicht behaupten; ich behaupte nur, daß sie mehr Chance, daß sie eine bessere raison d'être habe wie eine panamerikanische. —

Wenn dem so ist — wie steht es nun mit der weiteren Prognose der Weltreichtheoretiker, daß, wenn der kontinentale Zollverein nicht zu Stande käme, das bestehende „Sperrsystem" in dem Weltreich Nordamerika nicht nur fortdauern, sondern noch verschärft werden werde?

In Nordamerika hat, mit dem McKinley-Tarif von 1891 und dem Dingley-Tarif von 1897, der Protektionismus zwei gewaltige Siege erfochten. Könnten es aber nicht Pyrrhussiege gewesen sein? „Es ist kaum zu bezweifeln — schrieb Anfangs 1900 der Economist — daß die Blüthezeit des Protektionismus vorüber ist"; mag, dank der hochschutzzöllnerischen Mehrheit im Senate, der jetzige Tarif noch eine Weile dauern: der nächste wird einen liberaleren Charakter haben.*)

„Trusts must go", lautet einer der Hauptpunkte der demokratischen Plattform für die nächste Wahlkampagne; auch die Republikaner haben die Popularität des Kampfes gegen die Riesenkartelle erkannt und haben ihn, wie die Dezember-Botschaft des Präsidenten McKinley ankündigte, auf ihr Programm gesetzt. Wenn aber „der Mantel fällt, so muß der Herzog mit" — soll die Tyrannei dieser Vereinigungen gebrochen werden, so muß gebrochen werden mit dem bisherigen Tarifsystem, mit dem Prinzip möglichster Erschwerung der auswärtigen Konkurrenz. „Nieder mit den Shylocks der Hochschutzzölle und der industriellen Syndikate."**)

Die demokratische Partei, deren Aussichten mehr und mehr zu wachsen scheinen, ist grundsätzlich freihändlerisch; ihr geben die Mißbräuche der Trusts — die auf dem, seitens der Republikaner gewollten Wege zivil- oder strafrechtlicher Gesetzgebung nicht verhindert werden können — Wasser auf die Mühle, bieten ihr einen drastischen, den Massen verständlichen Beleg für die Verderbtheit des derzeit herrschenden politischen und wirthschaftlichen Regimes.

Aber auch die Vertreter des herrschenden Regimes selbst finden, daß der Bogen bereits zu straff gespannt sei.

Auf Grund der Reziprozitätsbedingungen des Dingley-Tarifs ist mit Frankreich bereits ein kommerzielles Abkommen geschlossen (28./30. Mai 1898); ein weiterer Vertrag, in welchem der französischen Industrie größere Begünstigungen bezüglich Wirkwaaren, Spitzen, Sammet-Velvets geboten werden, ist in der Schwebe. Anfang Februar 1900 hat Nordamerika Italien Herabsetzung der Zölle auf Kunstgegenstände, moussirende Weine u. s. w. konzedirt gegen Herabsetzung der italienischen Zölle auf Baumwollensamenöl u. s. w.).

So sind bereits einzelne Breschen in die Industriezollfestung gelegt; weitere werden folgen. „Niemals — heißt es in einem französischen Bericht — waren, seit dem Tage, da der Walker-Tarif durchging, die Freihändler so siegesbewußt, die Schutzzöllner so niedergeschlagen."***) Auch wenn die demokratische Partei nicht demnächst an's Ruder kommt, wird die Zukunft keine Verschärfung, sondern eine Milderung des heutigen Protektionssystems bringen.†)

Die Logik der wirthschaftlichen Entwicklung muß zu solcher Konsequenz führen. Die nordamerikanische Volkswirthschaft ist jetzt auf der Stufe angelangt, wo die Mc. Kinley'sche

---

*) Nach einem Bericht aus Rio Janeiro vom 14. November 1899 (National-Zeitung vom 12. Dezember 1899). — Ebenso urtheilt R. Kraucl, a. a. O. S. 26.

**) Export, 1899, S. 448.

***) Im nördlichen Brasilien, d. h. im Staate Amazonas, dominirt der nordamerikanische Import (s. Handelsarchiv, 1899. II. S. 946). Umgekehrt im südlichen Brasilien.

†) Nach einem Bericht aus Buenos Ayres (Nationalzeitung vom 16. März 1900).

---

*) Economist, 1900. S. 2.

**) Export, 1898 S. 665. — Artikel der Nationalzeitung vom 12. Dezember 1899. — J. d. Economistes 1899. XII. S. 478

***) J. d. Economistes 1900. I. S. 88.

†) Vgl. Windmüller, Nation 1899. Nr. v. 12. Mai. — Actionär 1899. S. 418.

Namme: „the home market for the manufacturer, new markets abroad for the farmer" in ihrem inneren Widerspruch durchschaut werden — wo die Nation sich entscheiden muß, ob sie die den Auslandsverkehr hemmende Politik zu Gunsten des „manufacturer" weiter treiben, oder eine den Auslandsverkehr fördernde Politik zu Gunsten des „farmer" und des exportfähigen Industriellen einleiten will.

Ueber kurz oder lang wird die Entscheidung in letzterem Sinne fallen. Nach immer gehören nahezu 40 Proz. — wenn man die „labourers non specified" einrangirte, würde die Ziffer sich weit höher stellen — der Berufsthätigen der Landwirthschaft an, nur 22,4 Proz. der Industrie. Nach immer überwiegt der agrikole Export den industriellen beträchtlich.*) Der agrikole Export aber ist bedroht, vor Allem durch die rasch wachsende Konkurrenz Argentiniens — will man ihn aufrechterhalten und ihm „new markets abroad" gewinnen, so gilt es, mit den westeuropäischen Industriestaaten einen festeren Bund wie bisher zu flechten.

Hierzu kommt aber, daß einzelne hochwichtige, große Massen von Kapitalien und Arbeitskräften beschäftigende Zweige der amerikanischen Industrie — vor Allem die Eisen- und Stahlindustrie — im Laufe des Jahrzehnts derart erstarkt sind, daß ihnen die Aufrechterhaltung des Schutzes gegen das Ausland weniger werthvoll geworden ist als die Erweiterung des Absatzes nach dem Auslande.**) Die Prophezeiung des Vertreters Argentiniens auf dem panamerikanischen Kongresse von 1889 — „die Vereinigten Staaten stehen dem Punkte nahe, wo sie nicht mehr Schutzzöllner sein können" — beginnt in Erfüllung zu gehen. Der amerikanische Vorsitzende des internationalen Handelskongresses in Philadelphia (November 1899) sagte: die Ueberzeugung, daß ein Staat mit entwickelter Fabrikation nicht exportiren könne, wenn er seine Grenzen dem Import anderer Nationen verschließe, breche sich in Nordamerika immer mehr Bahn. „Ich glaubte an das Protektionssystem, so lange unsere Manufakturen noch schwach waren; doch jetzt, wo wir stark genug sind, um auf dem Weltmarkt zu konkurriren, scheint es mir, daß wir die Zollmauer um einige Steine vermindern, einen freieren Handel haben müßten."***)

Fortwährend — schreibt v. Schulze-Gäverniß in seinem Werk über Rußland — wird das Bündniß zwischen deutschen Agrariern und Fabrikanten „geschwächt durch Uebergang einzelner Industrien auf die Seite des Exportinteresses." Gleiches gilt für Nordamerika: das Wachsthum der Exportkapazität „achemine d'une façon continue ses farouches soutiens du protectionisme vers le libre-échange".†)

Verweist man noch darauf, daß geklagt wird, es seien keineswegs, wie verheißen, die Löhne entsprechend der Vertheuerung der Konsumartikel durch den Dingley-Tarif gestiegen,††) und daß, zufolge der exorbitanten Sätze dieses Tarifs, ein Druck auf den Zolleinnahmen lastet, während, zufolge der Imperialpolitik, die Ausgaben mächtig emporstreben — daß, m. a. W., wie die Agrarier und gewisse exportindustrielle Gruppen, auch die Arbeiter und die Steuerzahler, bez. der Bundesfiskus, an einer Umkehr der Handelspolitik Interesse haben, so dürfte die Prognose, daß die Tage des Hochschutzzolles gezählt seien, einen ziemlich hohen Grad von Glaubhaftigkeit erlangt, die entgegengesetzte Prognose der Weltreichtheoretiker, daß Nordamerika immer folgerichtiger der Autarkie zustreben werde, stark an Kredit eingebüßt haben.

Ob die Umkehr bald und in welchem Maße sie geschieht, wird wesentlich abhängen vom Ausfall der nächsten Ernten. Je schlechter sie gerathen, desto größer die Aussicht, daß die freihändlerische Opposition, lebhaft unterstützt von den Farmern, den Arbeitern, den Steuerzahlern, Oberwasser bekommt. Je besser, desto geringer die Aussicht — denn dann bleiben die export-, lohn-, einnahmemindernden Wirkungen des jetzt herrschenden Regimes in ein ihm wohlthätiges Dunkel gehüllt.

Bonn. Heinrich Dietzel.

*) Beiläufig bemerkt: in der Gesammtziffer, welche für den Industrieexport Nordamerikas gegeben wird, in dem Totale der Ausfuhr von „manufactured articles", sind Petroleum und Kupfer mitgezählt.

**) Vergl. Sartorius von Waltershausen, a. a. O., S. 69. — Econ. 1899, S. 1183/84.

***) Econ. 1899, S. 1625. — Nationalzeitung v. 4. XI. 1899.

†) P. de Rousiers, Vie américaine, 1900. — Citirt nach J. d. Econ., 1900. II. S. 267.

††) Sartorius v. Waltershausen, a. a. O., S. 69.

Parlamentsbriefe.

XVIII.

Das Abgeordnetenhaus genießt otium cum dignitate, Ferien mit Diäten. Es hat die ihm vorliegenden Aufgaben aufgearbeitet, und wenn nur die Kanalvorlage eingegangen wäre, so würde es keinen Vorwand haben, die Berathung darüber hinauszuschieben; sie ist aber nicht eingegangen und es wird glaubhaft berichtet, daß auf ihre Einbringung für diese Session verzichtet ist.

Das Herrenhaus ist für einige Tage zusammengetreten, um die vom Abgeordnetenhause herübergekommenen Vorlagen zu erledigen. Aus eigenen Mitteln hat es eine Interpellation hinzugefügt, die sich auf die sogenannten jüdischen Ritualmorde bezieht. Formulirt und auch gleich mit Motiven versehen ist diese Interpellation von dem Mitgliede von Hertzberg-Lottin. Für Freunde der vaterländischen Geschichte will ich bemerken, daß die Nachkommenschaft des Grafen Hertzberg-Lottin, der unter Friedrich dem Großen ein hervorragender Staatsmann war, schon seit längerer Zeit ausgestorben ist; das Fideikommiß ist auf einen Seitenzweig der Familie übergegangen.

Die Interpellation ist angeblich zu dem Zwecke gestellt, Beruhigung zu schaffen. Die Regierung soll eine Uebersetzung der jüdischen „Geheimschriften" veranlassen, damit das Volk sich überzeuge, daß in ihnen keine Vorschrift enthalten ist, welche zu Ritualmorden drängt. Die Wirkung der Interpellation wird eine ganz entgegengesetzte sein; man wird sich darauf berufen, daß der Glaube an die Möglichkeit von Ritualmorden nicht mehr allein unter dem „gläubigen Pöbel der Gassen" verbreitet ist, sondern „bis herauf in des Staatsraths heitre Mitte steigt und weise Männer ernst beschäftigt."

Der Glaube, daß die Juden auf Grund einer Ritualvorschrift Christenblut vergießen, ist ein blöder Aberglaube. Leider geben wir uns alle selten Rechenschaft darüber, wie weit verbreitet mancher blöde Aberglaube ähnlicher Art ist. Was die Wissenschaft thun konnte, um diesem Aberglauben entgegenzutreten, ist geschehen. Die wenigen Christen, die es sich zum Beruf gemacht haben, die rabbinisch-talmudische Litteratur zu studiren, meist Männer von streng orthodoxem Glaubensbekenntniß, haben versichert, daß das Märchen auch nicht den Schatten eines realen Fundaments habe, und haben sich nicht davor gescheut, sich durch diese Versicherungen Feindschaften zuzuziehen. Wenn die Regierung der Aufforderung entspräche, eine Uebersetzung der sogenannten Geheimschriften herbeizuführen, so könnte sie sich doch nur wieder an Männer wie Strack wenden. Und das Endergebniß würde sein, daß die Antisemiten immer wieder behaupten könnten, die echten Geheimschriften seien noch immer nicht übersetzt worden. Die Interpellation ist so albern, daß es übrigens inzwischen zweifelhaft geworden ist, ob der Inter-

pellant selbst im Herrenhause soviel Unterstützung finden wird, um die Interpellion zur Verhandlung bringen zu können.

Der Reichstag hat in den Plenarsitzungen den größten Theil seiner Zeit auf die Novelle zum Unfallsversicherungsgesetz verwandt. Die Kommission hat den Gegenstand mit Fleiß durchberathen, und die meisten Parteien sind der Ansicht gewesen, man könne das Ergebniß der Kommissionsberathungen, das eine Verbesserung des bestehenden gesetzlichen Zustandes darstellt, in Bausch und Bogen annehmen. Die Sozialdemokraten sind anderer Ansicht und stellten eine Reihe von Verbesserungsanträgen, die freilich durchgängig abgelehnt wurden. Es ist unbillig, ihnen daraus einen Vorwurf zu machen. Ihr Verfahren trägt den Charakter der Obstruktion nicht und die gesetzgebenden Körperschaften sind dazu da, daß die Mehrheit der Minderheit Rede und Antwort steht.

Als interessant verdient die Feststellung hervorgehoben zu werden, daß die Verpflichtung der Post, durch zinsfreie Vorschüsse die ersten Ansprüche der Entschädigungsberechtigten zu befriedigen, sich mit der Zeit als eine schwer zu ertragende Belastung des Reichsfiskus herausstellt.

Interessanter als die Plenarverhandlungen sind die Verhandlungen der Budgetkommission, die sich mit der Deckung der Kosten für die Flottenvorlage beschäftigt. Der gerechte Vorschlag, diese Ansprüche aus direkten Steuern zu befriedigen, wird von der Regierung und von der Mehrheit weit zurückgewiesen und das Centrum ist mit einer Reihe von Vorschlägen hervorgetreten, welche den Handel und die Börse belasten und deren Annahme — unter einigen Modifikationen — kaum zweifelhaft erscheint. Anscheinend geht die Absicht bei den eifrigsten Steuerfindern weniger dahin, nothwendige Mittel aufzubringen, als dahin, der Börse Lasten aufzuerlegen, über deren schädliche Wirkungen man sich keine Rechenschaft ablegt. Der „Verkehrsdusel“ soll unterdrückt, der Steuerdusel befördert werden. Rührend ist dabei, wie der steuerschöpferische Trieb vor dem Totalisator Halt macht; die Börse ist ein Giftbaum, aber der Totalisator ein Baum des Lebens.

Proteus.

Die Arbeiterfrage auf dem Lande.

So übertrieben die Klagen über die Noth der Landwirthschaft in Deutschland auch sind, so wird man doch einräumen müssen, daß die Beschaffung ausreichender Arbeitskräfte, speziell für den landwirthschaftlichen Großbetrieb, sich von Jahr zu Jahr schwieriger erweist, und daß eine Agrarreform, die wirklich Ernsthaftes bedeuten soll, vorzugsweise der Arbeiterfrage ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden hat. Die professionellen Schreier vom „Bunde der Landwirthe“ verlangen natürlich auch hierbei in erster Linie die Hülfe des Staates. Am liebsten sähen sie, daß die einheimischen Arbeitskräfte dem landwirthschaftlichen Betriebe, auf dem sie gerade beschäftigt sind, durch eine Beschränkung der Freizügigkeit erhalten blieben, während gleichzeitig die Zugänge im Osten für das Einströmen billiger österreichischer und russischer Arbeiter dauernd geöffnet würden. Diese Agrarpolitiker meinen schon, wenn sie nur an die Stelle der natürlichen Verkehrsentwicklung eine künstliche gesetzt haben, die wirthschaftlichen Schmerzen beheben zu können.

Im Zeitalter des Verkehrs nehmen sich derartige Bestrebungen widerspruchsvoll genug aus und zumeist wirken sie gerade nach einer den Absichten entgegengesetzten Richtung hin. Es ist deshalb warm zu begrüßen, wenn an die Stelle solcher mechanischer Versuche zur Lösung der Arbeiterfrage auf dem Lande sich Bestrebungen geltend machen, welche darauf abzielen, die wirthschaftliche Lage der landwirthschaftlichen Arbeiter positiv zu verbessern und ihnen den Arbeitern einen natürlichen Anreiz zu geben, auf dem Lande zu bleiben. Das Hauptmotiv zur Massenabwanderung in die Städte liegt darin, daß der Arbeiter auf dem Lande im Durchschnitt weniger gut gestellt ist, als in den industriellen Betrieben. Man muß versuchen, in dieser Beziehung einen Ausgleich zu schaffen. Es ist oft genug vorgeschlagen worden, diesen Ausgleich dadurch herbeizuführen, daß man den landwirthschaftlichen Arbeiter durch Ueberlassung eines Stückes Land seßhafter macht, aber es ist mit der einfachen Ueberlassung von Land nicht gethan. Dem kleinen Betriebe, dessen Stärke in der sorgsamen und unverdrossenen Arbeitsleistung der ganzen Familie liegt, fehlt es durchweg an der modernen Technik, und er entbehrt meist der Möglichkeit, die Rohprodukte seines Kleinbetriebes zu veredeln oder auch nur kaufmännisch zu vertreiben. Das Ziel muß sein, dem Kleinbetriebe zugleich nach Möglichkeit die technischen und wirthschaftlichen Vortheile des Großbetriebes zu verschaffen.

Von diesem Grundgedanken ausgehend, hat sich kürzlich eine Anzahl von Volkswirthen mit praktischen Landwirthen, Industriellen und Kaufleuten zusammengethan, um ein Experiment zu machen, das, wenn es gelingt, vorbildlich werden kann. Dem gedruckt vorliegenden Plan dieser Agrarreformer entnehmen wir das Folgende:

Es soll ein Großgut erworben, die bisherige Wirthschaft auf $^{2}/_{3}$ bis $^{3}/_{4}$ der Fläche reduzirt und der Rest, in geeigneter Lage ausgeschieden, in kleine Stellen von 2 bis 4 Hektaren, je nach Bonität, zerlegt werden. Jede dieser Stellen wird mit einem billigen Gebäude, welches Wohn- und Wirthschaftsräume vereinigt, besetzt und an bisherige Gutsarbeiter, welche das nöthige Inventar besitzen, verpachtet. Die Pacht würde sich in der ortsüblichen Höhe halten und mit einem von Jahr zu Jahr kündbaren Vertrage die Verpflichtung verknüpft sein, einen von vornherein nach oben begrenzten größeren Theil der Arbeitszeit dem Gutsbetriebe für den ortsüblichen Lohn zur Verfügung zu halten. Neben diesem ortsüblichen Lohn sollen diese Arbeiterpächter aber auch den größten Theil des Reingewinnes erhalten, der über die 4 prozentige Verzinsung des Kapitals nach entsprechenden Abschreibungen erzielt wird. Damit hofft man zugleich, dem Hauptbetriebe außer der nöthigen Quantität auch eine bessere Qualität der Arbeiter zu sichern. Ein weiterer Vortheil soll den Arbeiterpächtern dadurch erwachsen, daß sie unter sich und mit dem Zentralbetriebe genossenschaftlich zusammengeschlossen werden. Insbesondere soll ein Konsumverein eingerichtet werden, der alle Bedürfnisse an Lebensmitteln, Kleidung, Handgeräthen, Futter, Düngemitteln u. s. w. um mindestens 20 Prozent billiger als der Dorfkrämer wird befriedigen können. Sodann ist eine Viehversicherung in Aussicht genommen. Ferner sollen die Kleinbetriebe mit dem Großbetriebe zu einer Genossenschaftsmolkerei, -brennerei, -stärkefabrik, -mühle vereinigt werden. Weiterhin stellt das Gut Zuchtbullen und -eber zur gleichzeitigen Benutzung für die Kleinbetriebe auf und gibt Maschinen leihweise her. Schließlich soll das Gut den Absatz von Produkten, wie Eiern, Obst, Konserven-Gemüse u. s. w. betreiben, was seitens der Kleinbetriebe auf dem nächsten Markte nur unter großer Zeitvergeudung und auch dann noch zu weit geringerem Preise geschehen kann. In diesem System sind also die Arbeiterpächter einerseits als Pächter selbständige Mitglieder einer Anzahl von landwirthschaftlichen Genossenschaften, andererseits als Arbeiter gewinnbetheiligte Angestellte eines landwirthschaftlichen Großbetriebes.

Daß dieser Plan auf theoretisch gesunden Grundlagen beruht, kann kaum einem Zweifel unterliegen; die Frage ist nur, ob sich viele geeignete Leiter für solche Betriebe finden lassen, welche dieser ziemlich komplizirten Aufgabe gewachsen sind und namentlich auch das Talent besitzen, das volle Vertrauen der Arbeiter-Pächter zu gewinnen.

Die Gruppe von Männern, die ein solches Experiment zu machen beabsichtigen, und dasselbe der weiteren Oeffentlichkeit empfehlen, ist sehr mannigfaltig zusammengesetzt.

Wir sehen unter den Unterzeichneten freisinnige Abgeordnete, wie Theodor Barth, Hans Crüger, den Anwalt der Schulze-Delitzsch-Genossenschaften, Richard Röside, den bekannten Sozialpolitiker; hervorragende praktische Landwirthe, wie den Amtsrath Max Mankiewicz in Falkenrehde, Heinrich Sohnrey, den Geschäftsführer des Ausschusses für Wohlfahrtspflege auf dem Lande; ferner den Fabrikbesitzer und Stadtverordneten Dr. Ginsberg-Berlin, Albrecht Guttmann-Berlin, J. Stern, den Direktor der Posener Sprit-Aktiengesellschaft, den Dichter Hermann Sudermann, den Sozialpolitiker Dr. Franz Oppenheimer u. s. w.

Um das im Vorstehenden skizzirte Programm in die Praxis zu übertragen, sollen 500 000 M. beschafft werden, und ein engeres Comité, das sich zur Ausführung des Planes gebildet hat, hat unter der Hand von dieser Summe bereits 250 000 M. zusammengebracht. In der Person eines erfahrenen praktischen Landwirths, Lothar Meyer in Friedenau, glaubt man einen geeigneten Leiter gewonnen zu haben, und es ist somit die Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß obiger Plan nicht auf dem Papier stehen bleibt, sondern daß das interessante Experiment wirklich gemacht werden wird. Um zu bethätigen, daß es den Geldgebern ausschließlich um die Unterstützung eines agrarreformatorischen Versuches zu thun ist, hat man von vornherein auf jeden Gewinn verzichtet; es tritt nur eine Vergütung von 4 Proz. der eingeschossenen Kapitalien ein, und sollte sich bei einer Auflösung der Gesellschaft ein Gewinn ergeben, so wird dieser Gewinn dem Ausschuß für Wohlfahrtspflege auf dem Lande überwiesen.*)

Ferdinand Svendsen.

Dante Gabriele Rossetti als Maler.**)

The man who, on seeing a work with claim to regard, does not perceive its beauties before its faults, is a conceited fool.
D. G. R.

Von Félicien Rops gibt es einen Ausspruch, daß er einer Rasse entstamme, die gezeugt sei in einer Ehe zwischen der Sonne mit dem Schnee. Man darf das Bild — obwohl es von einem großen Bildner stammt — nicht allzu genau ansehen, aber was es sagen will, paßt nicht nur auf Rops, sondern fast noch mehr auf Rossetti.

Ein Sohn der Abruzzen, der ein Engländer, der ein Kind von London geworden ist — es läßt sich fast nicht denken. Wenn aus einem so seltsamen Prozeß ein Geistiges hervorging, so wird man sich nicht wundern, wenn sich das Produkt innerhalb der englischen Kultur sehr fremdartig und exotisch ausnahm. Wenn aus dem anglisirten Abruzzensohn ein Dichter und Maler wurde, so müßte er einfach nichts Eigenes zu geben gehabt haben, hätte er in dem nebelgrauen England, mit seinen Fabrikschlöten zwischen der grünen Landschaft, nicht ganz überraschende fremde Töne wie Wohllaute aus einer anderen Welt vernehmen, nicht ganz verblüffende Farben wie Wiederscheine aus fernen geheimnißvollen Paradiesen aufleuchten lassen.

In gewissem Sinn war Rossetti mehr Dichter als Maler. Dies gilt besonders von seiner Jugend. Als Schüler der königlichen Akademie machte er keine großen Fortschritte. Er scheint seine Lehrer kaum befriedigt zu haben und ist über die unterste Klasse nie hinausgekommen.

*) Sollten sich unter den Lesern der „Nation" Männer finden, welche geneigt sind, das interessante Experiment finanziell zu unterstützen, so können sie durch Herrn Lothar Meyer in Friedenau bei Berlin, Kirchstraße 6, über alle Einzelheiten jeder Zeit nähere Auskunft erhalten.

**) Dieser Aufsatz wird demnächst in des Verfassers Schrift „Symbolische Kunst", bei J. H. Ed. Heitz in Straßburg, wieder zum Abdruck gelangen.

Wie so viele eigenartige und bedeutende Geister, wußte auch er mit der offiziellen Schule nichts anzufangen.

Sein Bruder William gibt darüber interessante Erklärungen ab, die sowohl für den Psychologen wie für den Pädagogen lehrreich sein können. Auch den Moralisten seien diese Ausführungen empfohlen. Darnach arbeitete Rossetti mit unverfälschter Begeisterung hinsichtlich des Ziels, aber mit Gleichgültigkeit und Schlaffheit in Rücksicht auf die Mittel, die man ihm, als zu diesem Ziele führend, aufdrängte. „Sobald mir etwas als Pflicht auferlegt wird", sagte er einmal zu seinem Bruder, „ist auch meine Lust und Fähigkeit, die Sache zu thun, für immer dahin. Was ich thun soll, das gerade kann ich nicht thun."

In diesen Worten drückt sich der Grundton seines Charakters aus, der sich im Wesentlichen durch sein ganzes Leben hindurch gleich geblieben ist. Er verstand es, immer nur das zu wollen, was seinen Neigungen, was seinen Fähigkeiten, mit einem Wort, was seiner Natur gemäß war. Er that sich keinen Zwang an. Er folgte nur seinem Drang. Und da ging Alles gut. Denn „ein guter Mensch in seinem rechten Drange . . ."

William bemerkt einmal, Dante habe von Kind auf nicht die geringste handliche Geschicklichkeit an den Tag gelegt. Diese Thatsache ist sehr wichtig. Sie besagt, Dante Rossetti war nicht zum Handwerker veranlagt. Ein Maler im vollsten Sinn des Wortes aber ist zu allererst ein Handwerker. Also zu einem solchen Maler, zu einem Maler wie Rembrandt, Rubens, Velasquez, fehlte Rossetti nicht weniger wie Alles. Wenn er dazu in sich die Bestimmung, d. h. wenn er dazu in sich die Anlagen getragen hätte, so hätte er sie auch ausgebildet, so hätte er sie ausbilden müssen, nicht aus Pflicht, wenigstens nicht aus einer allgemeinen moralischen Pflicht, sondern aus einer besonderen persönlichen, aus einer ihm innewohnenden Fatalität und Nothwendigkeit.

Genie ist auch Fleiß.

Und darum gilt für das Genie, in diesem Sinne, wirklich nicht die gemeine Moral. Nämlich nicht eine fremde, nicht eine von außen, von anderen ihm auferlegte Pflicht muß dem Genie heilig sein, sondern nur seine eigene, die Pflicht, die ihm in der eigenen Seele lebendig ist, als ein mächtiger Drang, als Nothwendigkeit, als göttliches Fatum.

Nicht aus Mangel an Pflichtgefühl ist Rossetti kein Velasquez geworden, sondern aus Mangel an Anlage.

Seine Anlagen waren andere. Und anders waren seine Aufgaben.

Auch bei Madox Brown, den sich Rossetti selbst zum Lehrer erwählt hatte, ging es ihm nicht viel anders als auf der Akademie. Er hätte gern mögen malen können, aber die Wege dazu waren ihm zu langweilig. Brown stellte ihm ein Stillleben zusammen: Einmachtöpfe und so etwas. Rossetti verzweifelte. Die Einmachtöpfe machten ihn zum Unglücklichsten der Sterblichen. Mit der ganzen Naivetät des Genies und der Stimmung eines Hoffnungslosen kam er zu Holman Hunt und fragte ihn, ob es denn wirklich nöthig sei, daß er die Einmachtöpfe male . . .

Man könnte sich wundern, daß Brown und daß auch Maler wie Hunt und Millais, die mit redlichem Bemühen und saurem Schweiß ihr Handwerk gelernt hatten, nicht unglimpflich mit Rossetti umgingen. Aber sie wurden nicht nur seine treuen Freunde, sondern als die berühmte Präraphaelitische Bruderschaft ins Leben trat, wurde er ausgesprochenermaßen die Seele derselben, und Alles beugte sich ihm, ihm dem schönen Liebenswürdigen, dem Dichter, dem auch im gemeinen Alltag ein wunderbarer Zauber der Rede zu Gebote stand.

Und diese Wirkung übte er nicht nur innerhalb der Bruderschaft; die Geringfügigkeit seiner handwerklichen Befähigung und Ausbildung hinderte nicht, daß sein künstlerischer Genius weit über die Dauer der Bruderschaft hinaus Schule machte und befruchtend und bestimmend eine der größten Bewegungen in der englischen Kunst beeinflußte.

Das war die Macht des Geistes in Rossetti. Er hieß nicht umsonst Dante. „Warum ist er nur nicht ein großer verbannter König, schrieb ein junger Mann an Madox Brown, daß wir unser Leben einsetzen könnten in dem Versuch, ihn in sein Königreich zurückzuführen".

Da war es ganz natürlich, daß sich Rossetti auf seine handwerkliche Schwäche noch etwas zugute that. Jeder Mensch ist in gewissem Grade eingebildet auf die Fehler seiner Tugenden. Die Kehrseite der ungenügenden Handwerklichkeit bei Rossetti war die starke Geistigkeit. Und darauf war er mit Recht stolz. „Ich schäme mich, sagt er einmal, einer Profession anzugehören, bei welcher der Besitz von Geist eher eine Disqualifikation ist, als ein Vorzug."

Das ist nun aber einmal so. Künstler wie Raphael und Rubens, Velasquez und Veronese waren gewiß mehr sinnliche als geistige Naturen. Bei Rossetti stand die hohe Geistigkeit dem Künstler, soweit dieser Handwerker sein muß, hindernd im Wege.

„Ich möchte den Versuch machen", schrieb er einmal an Bell Scott, „mein großes Bild (Dante's Traum) selbst zu lithographiren. Wenn man sowas unternähme mit allen Schöpfungen seiner Phantasie — und in diesem Sinn allein mag ich als Maler etwas bedeuten — so könnte man, wie Albrecht Dürer, seinen ganzen geistigen Gehalt, sein ganzes Gehirn vor seinem Tod in Druck bringen und vielleicht außerdem im Leben frei sein und unabhängig von der Gönnerschaft reicher Leute."

Es war ein wunderbarer Gedanke. Aber beim Gedanken blieb es auch. Ihn auszuführen und mit der Ausführung einen abgestorbenen Zweig der Kunst plötzlich wieder neu zu beleben, das war dem „Boßler" Hans Thoma vorbehalten.

* * *

Bei aller Handwerksantipathie und geringen Vertrautheit mit den Erfordernissen der Kunst, soweit dieselbe in der Hand liegt, wurde Rossetti dennoch das thätige Mitglied einer Gesellschaft, die auf die Herstellung gewisser industrieller und rein handwerklicher Produkte einen ebenso großen reformatorischen Einfluß ausübte, wie die Präraphaelitische Vereinigung auf die Malerei — einer Gesellschaft, von der eigentlich der moderne Stil in Wohnung und Wohngeräth, nicht nur für England, sondern für ganz Europa seinen Ausgang nahm.

Eine Anzahl junger Leute, die alle der Litteratur und Dichtung näher zu stehen schienen, als der darstellenden Kunst, wurden dennoch die Reformatoren des ganzen sogenannten Kunsthandwerks.

In München gibt es seit einigen Jahren die „Vereinigten Werkstätten". Ihr Prinzip ist das Zusammenwirken von Künstlern und Handwerkern zur Herstellung von häuslichen Gegenständen, des Gebrauchs oder der Ausschmückung, in einem künstlerischen Sinn, in einer stilreformatorischen Tendenz.

In England gab es bereits vor 40 Jahren eine ähnliche Einrichtung.

Hier wurde sie merkwürdiger Weise von einem Poeten ins Leben gerufen, von William Morris, dem Dichter zartfarbiger Verse. Und hier stellte sie sich nicht nur geschmacksreformatorische, sondern auch sozialreformatorische Aufgaben.

Es war kein kleines Unternehmen. Und wenn man seine Wirkung übersieht, die ganz erstaunlich ist, so wird man diesen kühnen „Gründern" seine Bewunderung nicht versagen.

Ich will nur an die Stoffe zur Möbel- und Wandbekleidung und an die Papiertapeten erinnern. Unsere deutsche Fabrikation vor dem englischen Einfluß lasse ich am besten dabei aus dem Spiel. Aber man vergleiche die modernen englischen Sachen mit den französischen, soweit nämlich auch diese noch nicht englisch beeinflußt sind. Auf diesen ächt französischen Mustern sieht man nichts als die ewige Wiederholung der bekannten Rokkokoschnörkel, als das ewige und unvermeidliche schäferlich-stylisirte Rosensträußchen in seiner Verbindung mit immer denselben paar armen Blümchen.

Geschmackvoll sind die Sachen freilich. Die zarten Farbennüanzirungen können jedes Auge entzücken. Sie verrathen auf den ersten Blick, daß sie eine gute und lange Tradition hinter sich haben, daß sie die zarten Gewächse sind eines alten kunstgedüngten Kulturbodens. Das rein sinnliche Bedürfniß befriedigen sie vollauf. Aber ihre Formensprache ist nachgerade leer und nichtssagend geworden. Unserer Phantasie bieten sie nichts.

Und nun rufe man sich moderne englische Stoffe und Tapeten ins Gedächtniß. Es ist, wie wenn man von der Natur des Watteau in die des Böcklin einträte, von einem Geßner'schen Schäferroman in eine Kundry-Parzivalwelt, von einem zierlichen Hofgarten mit altmodischen Buchsverbrämungen in einen tropischen Blumenmärchenwald. Wir gerathen in einen Rausch des Entzückens vor diesem Reichthum an Formen und Farben, vor der Fremdartigkeit und Seltsamkeit der Einen, vor der verblüffenden einfachen Schönheit der Andern, vor dem immer wieder neuen, kühnen Spiel der Phantasie mit der Natur, ja man möchte sagen, der Natur mit der Phantasie.

Wo eine Industie so neuschöpferisch ist, da ist sie Kunst im besten Sinne des Wortes. Sie nahm auch bald nicht nur die nationale, sondern auch die fremde Produktion in ihren Bann.

Eigentlich leistet nur Frankreich heute noch Widerstand. Hier ist die nationale Tradition zu alt, der nationale Geschmack zu stark und selbstbewußt.

Neben Stoffen, Tapeten und Teppichen, wofür Morris selber viel zeichnete, und neben Möbeln jeder Art, wurde in der Firma Morris & Comp. besonders die dekorative Glasmalerei gepflegt, und dafür lieferte vor allem Rossetti und nach ihm sein Schüler Burne-Jones die Entwürfe.

* * *

Wenn Rossetti, trotz seiner verhältnißmäßig geringen Malfertigkeit, dennoch Bilder gemalt hat, die den Geweihtesten der Kunst im höchsten Grade zum Entzücken gereicht haben und noch gereichen, so konnte er das nicht nur durch sein hohes geistiges Künstlerthum, sein Poetenthum seine zarte sublime Phantasie, es mußte ihm außerdem das holde Glück zu Hülfe kommen. Denn das gehört auch mit zum Wesen des Genies, daß es Glück hat.

In doppelter Gestalt, in zwei außerordentlichen Frauenverkörperungen, in zwei Menschenblüthen von vergeistigter Schönheit und Seltsamkeit erschien es ihm und wurde durch sie sein Halt, seine Kraft, sein Vermögen.

Lizzy Siddal war wie gemacht für einen Praeraphaeliten. Ihre schlanke schmaldrüstige Gestalt, ihre schwache Gesundheit, die ihr ein vergeistigtes Aussehen verlieh, dazu ein schöner, sinnlicher Mund, ein paar große, starr traumhaft blickende Augen unter streng gezeichneten Lidern, und vor allem ein reiches, goldig rothes Haar, unter dessen Last sich ihr weißer Nacken zu beugen schien: man braucht sich nicht zu verwundern, wenn der zweiundzwanzigjährige Rossetti in ihr etwas sah wie den Körper zu den Seelen seiner heimlichen Träume. Sie wurde sein Glück und sie wurde seine Muse.

Der Gedanke an Dante's Beatrice liegt zu nah. Auch diesen neuen Dante vermochte nur die Geliebte sicher durch Himmel und Hölle zu führen, den Himmel und die Hölle der Kunst und das dazwischenliegende Fegfeuer obendrein. Nur durch sie, nur durch ihr körperliches Erscheinen gewannen seine Traumbilder bleibende Gestalt. Ihre lange weiße Hand, ihr kühn geschwungener Nacken, ihr süßer Mund, ihr tiefes Auge, die Gluth ihres Haares: ihr ganzes Selbst lieh sie seinen Bildern; sie wurde mit der Zeit buchstäblich, was er zuerst mystisch empfand, sie wurde der Körper von den Seelen seiner Träume.

Selbst noch lange nach ihrem Tode erlebte sie in seinen Bildern immer wieder neue Auferstehungen, die berühmteste in Dante's Traum, Rossetti's erschütterndstem Bilde.

Aus der leiblichen Verbindung der Beiden ging ein einziges todtgeborenes Kind hervor, ihrer geistigen Verbindung erwachsen viele Kinder. Und sie waren gewiß lebendig. Und lange werden sie lebendig bleiben. Aber Elisabeth Siddal's schwache körperliche Gesundheit bei unverhältnißmäßig hoher geistiger Kraft wurde auch für sie zu einer symbolischen Vorbedeutung: sie sind alle, diese bildnerischen Produkte, bis zu einem gewissen Grade schwach im Körperlichen und stark in Geist und Gedanken, in Sinn und Phantasie.

Nicht nur soweit das Körperliche von der Maltechnik, vom Malenkönnen abhängt, ist es vernachlässigt, nicht nur ist z. B. in der Nachbildung von Stoff und Haut und Haar nur eine geringe täuschende Wirkung angestrebt; auch in der Zeichnung, in der ganzen Auffassung der Körper als solcher, scheint ihnen wenig Werth und Bedeutung beigelegt.

Nicht der physische Mensch, nicht das schöne menschliche Thier zieht ihn an, sondern der innere Mensch, die Seele des Menschen. Er ist unbekümmert um schöne körperliche Formen. Nur um den seelischen Ausdruck ist es ihm zu thun, und darum ist er ewig auf der Suche allein nach der Art von Schönheit, die diesen Ausdruck in hohem Grade an sich trägt.

* * *

Eine solche Schönheit war auch Miß Burden, die nachmalige Frau seines Freundes William Morris. Ihre Bekanntschaft ist, in Anbetracht seiner Kunst, das glücklichste Ereigniß seines Lebens zu nennen. Seine solidesten und zugleich ergreifendsten Malereien sind von ihr inspirirt. Durch die begeisternde Magie ihrer Erscheinung erreichten seine Bilder die höchste sinnliche Kraft, deren seine zartgeistige Natur fähig war. Besonders in seine Farben kommt jetzt ein Glanz, eine Leuchtkraft, die fast an die schönste, farbenfreudigste Zeit der Frührenaissance erinnert.

Auf diesen Bildern beruht sein Anspruch auf Unsterblichkeit.

Die Züge dieser wunderbaren Frau einfach wiederzugeben war schon schwer, ihre Räthselhaftigkeit zu übertreffen unmöglich. Wenn man nur ihren flüchtigsten Ausdruck festhielt, so stand man schon hoch in der Region des Typischen oder Symbolischen. Diesen Kopf zu idealisiren gab es nur ein Mittel, ihn zu realisiren.

So meint William Rossetti. Und mit ihm sind wir überzeugt: Wenn Rossetti weiter nichts hinterlassen hätte als die ideale und zugleich sehr reale Umschreibung dieses einzigartigen Typus von Frauenschönheit, so würde er schon dadurch für immer in den Annalen der Kunst weiterleben.

Aus seinen mächtigsten und ergreifendsten Bildern sehen uns ihre Züge an, aus der unheimlich-schönen Lilith wie aus der seligträumenden Beata Beatrix, aus der weltlich-eitlen Bella Mano wie aus der frommen, unschuldsvollen Sancta Lilias, aus der prophetisch-tiefsinnigen Sibylla Palmifera wie aus der orientalisch üppigen, grauenhaft leidenschaftlichen Astarte Syriaca. Und aus zwei Bildern sehen uns diese Züge in geisterhaften Verschiebungen und Wiederspiegelungen gar dreimal an, dreimal aus jedem, aus dem lieblich anmuthigen, fernher an Botticelli erinnernden Blessed Damozel und aus der einzigen mystisch-symbolischen Rosa Triplex.

* * *

So lange in Frankreich in Malerei und Litteratur der Naturalismus unbedingt herrschte, wurde die englisch-präraphaelitische Bewegung entweder nicht beachtet oder durchaus geringschätzig beurtheilt. Dieses Schicksal theilte auch Dante Rossetti.

Aber da drang von dem vlämischen Norden her der Symbolismus und der Mysticismus in die französische Litteratur ein, und in der französischen Malerei erstand ein Künstler, der Rossetti fast verwandt war: Gustave Moreau.

Ueberhaupt hatte sich die impressionistisch-technische Evolution erschöpft. Man hatte in der Wiedergabe des zitternden Sonnenscheins, der flimmernden Dämmerung, der wogenden Nebel, der ins Unendliche gebrochenen Farben das Menschenmögliche geleistet, und hatte zuletzt erkannt, daß mit dieser ganzen Kunst, die so viel Schweiß der Redlichen gekostet hatte, doch nur die Haut der Dinge zu packen sei und nicht auch die Seele der Dinge.

Man fing aber an, sich wieder zu sehnen nach der Seele der Dinge.

Und man sehnte sich zugleich wieder nach der Linie, die fast verloren gegangen war, die, selber wie eine arme Seele, sich verflüchtigt hatte in all dem Lichtergeflirr und Farbentöne-Geschwimmer.

Man sah mit einmal die Präraphaeliten mit anderen Augen an.

Edouard Rod offenbarte Rossetti seinen Landsleuten. Rossetti hat begriffen, meint er, daß in einer Zeit, wo die Kultur ein einseitig geistiges Gepräge hat, auch die Malerei der herrschenden Strömung folgen und sich ein anderes Ideal erobern muß, als das der reinen Form, und daß dieses Ideal kein anderes sein kann, als das des Ausdrucks. Er hat erkannt, daß die ruhigste Haltung, daß die unmerklichste Geste durchaus vereinbar sind mit dem höchsten Grad von innerem Leben.

* * *

Die stark geistige Seite in Rossetti's Kunst hat ein deutscher Kritiker mißverstanden, wenn er dieselbe mit der deutschen philosophirenden Kunst und Aesthetik aus der Mitte des Jahrhunderts in eine Linie stellt.

Die Beiden unterscheiden sich wie Symbol und Allegorie. Die Allegorie ist immer — nun, sagen wir, ein Frauenzimmer, ein an sich gleichgültiges Frauenzimmer, und allein durch ihre Attribute, oder auch bloß durch eine Unterschrift sagt sie unserem Verstand, was sie vorstellen soll. Dieselbe weibliche Figur kann ein halbes Dutzend abstrakter Begriffe, z. B. Tugenden oder Laster, für unseren Verstand personifiziren.

Nicht so die symbolische Gestalt. Sie will durch ihre Erscheinung an sich sprechen. Sie will keinen Sinn haben, den der Verstand errathen könnte. Sie will uns nur ihre Seele zum Gefühl bringen. Sie will in uns, und zwar allein durch ihre sinnliche Erscheinung, eine Stimmung erwecken, eine ganz bestimmte, und diese Stimmung eben ist ihre Seele. Sie will uns ihre Seele suggeriren.

Das allegorische und das symbolische Kunstwerk unterscheiden sich wie Verstand und Gefühl, wie Philosophie und Poesie.

Und so unterscheidet sich Rossetti von Cornelius und Kaulbach. Diese deutschen Künstler wandten sich an den Verstand, meistens sogar nur an den wissenschaftlich gerüsteten Verstand. Ihre Kunst wollte abstrakte Ideen vermitteln. Ihre Gestalten waren nicht ihrer selbst wegen da, sondern nur als Träger von verstandesmäßigen Vorstellungen, d. h. von Gedankenreihen, die allein der Verstand ergreifen konnte, die aber auch der Verstand erst in sie hineindeuten mußte. Es waren also, wenn sie auch keine Attribute hatten, reine Allegorien und wollten nichts anderes sein.

Rossetti dagegen malt seine Gestalten um ihrer selbst willen. Ihre Erscheinung an sich soll zu uns sprechen, nicht das, was sie bedeuten. Er malt sie nur so, daß ihr geistiger Ausdruck, daß ihre Seele, die allem Lebendigen innewohnen muß, einen unendlich viel stärkeren Eindruck auf uns macht, als ihr Körper, und dadurch unterscheidet er sich allerdings von vielen Malern ersten Ranges. Das ist sein ganzer Symbolismus. Er ist eigentlich sehr einfach. Und er ist durchaus gesund künstlerisch.

Benno Rüttenauer.

Ravenna.

Wie das Leben einer Stadt von ihrer geographischen Lage und ihren Verkehrsbedingungen abhängig ist, das zeigt sich wohl nirgends so deutlich, wie an Ravenna. Daß der Po sein Bett verändert und die Seestadt in eine Landstadt verwandelt hat, daß der Hauptverkehr nicht mehr westöstlich ging, sondern durch das kräftige Vorstoßen der deutschen Stämme in der Richtung Nordwest-Südost abgelenkt wurde und deshalb Venedig begünstigte, machte aus der blühenden Hauptstadt Italiens einen nahezu leblosen Organismus. Aber gerade dieser 1000jährige Schlaf hat Ravenna seinen alten einheitlichen Charakter bewahrt, wie jene Aschen- und Lavahülle, aus der die alten Städte Pompeji und Herculanum in unverfälscht antikem Gewande wiedererstehen. Dort so wenig wie hier war es die Pietät der Nachkommen, vielmehr dort ihre Schwäche, hier die Uebermacht der Natur, welche das Alte erhielt.

Trotz einigen neu hinzugekommenen äußeren modernen Anstriches, trotz Dante's Grab und der Erinnerungen an Byron's Aufenthalt, trotz der treuen Genossin und Gemahlin Garibaldi's und der Helden des Risorgimento, deren Marmorbildnisse uns begrüßen, wenn wir vom Bahnhofe in die Stadt wandern, wird es uns bald leicht, uns zurückzuversetzen in die Zeit, da sich Kaiser Honorius, der Sohn des großen Feldherrn Theodosius, vor den Barbarenhorden hinter diese Mauern flüchtete, die uneinnehmbar waren. Die weitausgedehnten Sümpfe schützten noch besser als die Mauern selbst, und der Zugang zum und vom Meere konnte nicht abgeschnitten werden. Seitdem dieser Schutz nothwendig geworden war und so lange die enge Verbindung mit dem Oriente aufrechterhalten wurde, bis an Stelle des Gegensatzes von Nord und Süd der von West und Ost getreten war, erfüllte Ravenna seine welthistorische Mission. Hier hielt Galla Placidia ihren Kaiserhof während der Unmündigkeit des kaiserlichen Knäbleins Valentinian, als sie, die Kaisertochter und einst Gothenkönigin, zur Kaiserin-Mutter geworden, von einer byzantinischen Flotte nach Italien geführt worden war; hierher führte der mündig gewordene Valentinian eine oströmische Prinzessin als Gemahlin heim; hier regierte in seinem Namen der Barbare Aetius, bis er zum Danke dafür, daß er in der katalaunischen Schlacht das Römerreich und seine Bundesgenossen siegreich gegen seinen furchtbarsten Gegner Attila geführt, von seinem kaiserlichen Herrn ermordet wurde. Von jener Zeit erzählt die Grabkapelle der Galla Placidia und neben dem Dom das Baptisterium mit seinen merkwürdigen Mosaiken: an zwei Orten in Ravenna ist die Taufe Christi durch Johannes dargestellt, während der Flußgott Jordan zusieht; mitten im Christenthum haben sich die Typen der heidnischen Kunst erhalten.

Ein Vierteljahrhundert nach der catalaunischen Schlacht wurde das letzte Heer des letzten weströmischen Kaisers in der Pineta von Ravenna vernichtet und das „Kaiserlein" Romulus von dem neuen Beherrscher Italiens, Odovakar, abgesetzt und auf Lebenszeit in eine Villeggiatur bei Neapel geschickt. Und als ein Größerer, von Byzanz gesendet, über Odovakar kam, wurden drei Jahre lang die sagenberühmten „Raben"-Schlachten gekämpft, bis Dietrich seinen Einzug in „Raben" halten konnte und Odovakar durch schnöde List beseitigte. Ein halbes Jahrhundert lang beherrschten jetzt die Ostgothen Ravenna, und die Stadt war der letzte Zufluchtsort ihres letzten rechtmäßigen Königs. Auch Belisar hat die Stadt, ebenso wie Theoderich, nur durch List in seine Hände bekommen. Seitdem sie aber wieder in oströmischem Besitze war, war sie die feste Operationsbasis, von der aus auch den letzten gothischen Heldenkönigen, die von Byzanz nicht anerkannt wurden, ihr Sieg genommen wurde. — Die Gothen waren nicht gekommen, um das Römerthum zu vernichten, sondern um es zu erhalten, und Theoderich wetteiferte in seiner Bauthätigkeit mit den römischen Kaisern. Er sorgte durch seine Bauten für seinen Hof und für den arianischen Kultus seines Stammes; das arianische Baptisterium und die heute S. Apollinare Nuavo genannte prächtige Basilika mit den 24 Säulen aus Konstantinopel und dem „goldenen Himmel" sind sein Werk. Die Mosaiken zeigen noch heute die Hafenstadt Ravennas, Classis, mit ihren Schiffen und die Stadt Ravenna selbst mit dem Palaste Theoderich's. Vor der Stadt aber steht in finsterer Größe das Grabmal des Helden und Staatsmannes, das er sich bei seinen Lebzeiten errichtet hat, bevor er, wie die Sage erzählt, auf schwarzem Rosse zur Hölle ritt. —

So wurde die griechisch-römische Tradition nicht unterbrochen, und die Statthalter des Kaisers von Konstantinopel, die Exarchen, die jetzt durch zwei Jahrhunderte in Ravenna residirten, traten ein reiches Erbe an. Sie ließen sich im Palaste des Gothenkönigs nieder, während den Bischöfen von Ravenna die Kirchen der Arianer zufielen, deren Kultus nicht mehr geduldet wurde. Eine Weile blühte Handel und Verkehr, namentlich mit dem Oriente, und Namen reicher Ravennatischer Bankiers werden noch genannt, kurze Zeit bevor der letzte Römische Bankier seine Bude schloß. Sie setzten die in den Gothenzeiten begonnene Bauthätigkeit fort. Vor den Thoren in Classis erstand die größte ravennatische Basilika zu Ehren des ersten ravennatischen Bischofs Apollinaris, in der noch heute eine Reihe von Sarkophagen ravennatischer Bischöfe aus jenen Jahrhunderten stehen; in der Stadt aber erhob sich der achteckige Centralbau, das Schmuckkästchen von San Vitale. Allüberall aber erinnern die Mosaiken an den neuen Herrn, den siegreichen Kaiser Justinian und seine Gemahlin, die schöne Theodora, die im Glanze ihres kaiserlichen Schmuckes dargestellt wurden, die Gönner der Kirche von Ravenna.

Hier gingen Kaiser und Bischof zusammen, und in diesem Verhältnisse lag ein gutes Stück italienischer und Weltpolitik. In dem Bischofe von Ravenna sollte dem Papste in Rom ein Rivale geschaffen werden; wie dieser die Rechte des Occidents gegen den Orient, der Kirche gegen den Staat vertrat, so wirkte der Nachfolger des heiligen Apollinaris im Sinne der orientalischen Bischöfe, die dadurch mächtig zu werden suchten, daß sie den Wünschen des Kaisers in Allem entgegenkamen und um seine Gunst auch auf Kosten ihrer Unabhängigkeit warben. Immer, wenn sich der Kampf zwischen Kaiser und Papst zuspitzt, ist er von Reibungen zwischen dem Papste und dem Hofbischofe des Statthalters von Italien begleitet; und jeder Demüthigung des Papstes folgt eine kaiserliche Gunstbezeugung für den Bischof von Ravenna.

Wie für die römischen Kirchenbauten die alten Werkstücke der römischen Bauten verwendet wurden, während das Material für die ravennatischen aus Istrien und dem Oriente beschafft und von griechischen Handwerkern behauen, der Stil in griechischer Weise fortgebildet wurde zur vollen Ausgestaltung byzantinischen Stiles — so suchte die römische Kirche auf den Machtelementen des Occidents, die ravennatische auf denen des Orients ihre Herrschaft zu begründen. Rom blieb eben auch unter byzantinischer Herrschaft eine römische, Ravenna war eine byzantinische Stadt. Hatten schon Galla Placidia und ihre Schwiegertochter orientalischen Hofstaat mit sich gebracht, tummelten sich im Hafen von Classis Griechen und Syrer, so war auch die persönliche Umgebung des Exarchen griechisch, die Bataillone, die seine Garde ausmachten, orientalisch. Ganze Stadtviertel müssen von Orientalen bewohnt gewesen sein, und wenn der Ravennate die große Straße hindurchschritt, an San Martino und dem Palaste des Statthalters vorbei durch die Vorstadt Caesarea nach Classis, so mochte ihn nicht nur Stolz über die Pracht seiner Vaterstadt erfüllen, sondern auch der Gedanke, daß dies Alles nur dem Zusammengehen seiner Bischöfe mit dem Kaiser zu danken war.

Die Bischöfe von Ravenna selbst fühlten sich namentlich im 7. Jahrhunderte als große Herren und verfügten über reiche Einkünfte; sie suchten auch durch ihren Reichthum mit den Päpsten zu wetteifern; manches Prachtstück, manche Urkunde bezeugt dies. Eine Weile gelang es ihnen nach

der Mitte des 7. Jahrhunderts, die Selbstherrlichkeit ihrer Kirche (Autokephalie) Rom gegenüber durchzusetzen; als aber die kaiserliche Politik wieder ein Zusammengehen mit dem Papste erheischte, retteten sie wenigstens den erzbischöflichen Titel und einige andere Vorrechte. Der geistliche Geschichtsschreiber Ravennas im 9. Jahrhundert gedenkt in Wehmuth und Trotz der Zeit jener Rom Trotz bietenden Kirchenfürsten.

Aber ihre Macht sank zugleich mit dem Einflusse des Kaisers in Italien. Das Reich war nicht im Stande, die Langobarden zu vertreiben. Die beständigen Kriegsnöthe mußten doch auch auf Ravenna zurückwirken, wenn es auch selbst durch seine Mauern und seine Lage geschützt war. Als schon ruhigere Zeiten eintraten und man dem Exarchen Isaak, von dessen 18jähriger Regierung seine Grabschrift im Museum in Ravenna erzählt, wenigstens nachrühmen konnte, daß er die übernommene Provinz ohne Verluste erhalten habe, wurde der Gedanke der Rückeroberung des Verlorenen allmählich aufgegeben, das Gebiet des Kaiserreiches auf die Hälfte beschränkt. In den Friedenszeiten am Ende des 7. und zu Beginn des 8. Jahrhunderts zog auch das Kaiserreich seine Machtmittel immer mehr aus Italien zurück; den neuen Stürmen, die da kamen, stand es wehrlos gegenüber. Das Heer selbst war auch in Ravenna immer mehr italienisch und immer weniger byzantinisch geworden. Auch Ravenna betheiligte sich an den Aufständen gegen den Kaiser. Dann schloß sich der eiserne Ring der Langobarden in neuen Kämpfen immer enger um Ravenna, bis es selbst fiel. Mit dem Sturze der byzantinischen Herrschaft aber war auch die Größe Ravennas dahin. Als Karl d. Gr. nach Ravenna kam, nahm er von dort byzantinische Kunstwerke nach Deutschland mit. San Vitale aber soll als Vorbild für den Aachener Münster gedient haben. So erfüllte die Stadt ihre letzte Aufgabe als Vermittlerin zwischen Orient und Occident.

Heute ist es zur Landstadt geworden, keine Hauptader des Verkehrs berührt es mehr, seine breiten Straßen sind öde, und da, wo einst die blühenden Vorstädte sich bis nach Classis hin erstreckten, waren bis vor einigen Jahren nur Reisfelder mit ihren eigenthümlichen Bewässerungsanlagen. Heute sind an ihrer Stelle Rübenfelder, und unmittelbar hinter S. Apollinare in Classe erhebt sich eine neue Zuckerfabrik. Es ist die Frage, die sich dem Fremden in Italien nicht nur an diesem Orte stellt, ob das Pfeifen der Dampfmaschinen den tausendjährigen Schläfer aufwecken wird.

Rom, Ostern 1900. L. M. Hartmann.

Merlin.

Der alte Römer Lucretius, der im ersten Jahrhundert vor Chr. die materialistische Theorie in einem großen, aus sechs Büchern bestehenden Epos behandelte und die von ihm verherrlichte Lehre als eine Art geistiger Erlösung feierte, hat in unseren Tagen in einem gewissen Sinne einen merkwürdigen Nachfolger gefunden; aber nicht etwa einen Philosophen, der mit ihm um die Wette gegen den spröden philosophischen Stoff ankämpft, um ihn in das schwerfällige Gewand eines didaktischen Epos zu kleiden, sondern einen wagemuthigen Dichter*), der einen poetischen Stoff der Heldensage mit dem Geiste des materialistischen Bekenntnisses erfüllt: aber nicht etwa aufdringlich tendenziös, als ob es sich nur darum gehandelt hätte, dem philosophischen System um jeden Preis ein dichterisches Gewand umzuhängen und um so zwei geistige Welten, die gar nichts mit einander zu thun haben, durch ein gekünsteltes Band mit einander zu vermählen. Die philosophische Idee wächst vielmehr ungezwungen aus dem ganzen Epos hervor und breitet, wenn wir unter ihrer Beleuchtung am Schlusse Rückschau halten, ein merkwürdig reizvolles und eigenartiges Licht über das Ganze.

Merlin ist der Sohn des Teufels und einer Menschenfrau, die mit der ganzen Welt zerfallen war, und sich, trotzend auf ihre von den Menschen verketzerten Anschauungen, in die Einsamkeit des Waldes zurückgezogen hatte; die Ketzerei der Frau bestand bezeichnender Weise darin, daß sie die Unendlichkeit der Materie verkündet hatte und durchaus nicht an die Thatsache des Sterbens und Vergehens des Stoffes glauben wollte. Grade der Umstand nun, daß das Weib von Menschen und von Gott verflucht war, machte dasselbe dem Satan begehrenswerth: Merlin ist ihr Kind, das sie im Tode geboren, und das nun nach dem Willen des Teufels dessen Rachewerk auf Erden verwirklichen soll: er soll den Pakt, den Satan am Schöpfungstage mit Gott geschlossen, und den Gott durch Entsendung seines Sohnes auf Erden gebrochen hat, wieder zu Ehren bringen, oder vielmehr auszugleichen suchen; denn wenn Gott durch seinen Sohn die ganze Welt erobert hat, was Satan sich zu seinem Schmerz gestehen muß, so soll jetzt nun auch Merlin auf Erden für seinen Vater werben. Merlin aber weigert sich; er fühlt keinen inneren Beruf zu diesem Kampfe gegen die Gottheit, und er will, unabhängig von Satan, ein Leben in Kraft und Macht gewinnen und Gold und Glück finden: er beruft sich auf seinen Antheil an der Erde, den er durch das Menschenthum seiner Mutter erworben habe: sie sei ein Kind der Erde und ihr Erbe lebe in ihm:

> Mein Hirn mag Höllenerbe sein,
> Mein Herz gleicht dem des Erdenweibes;
> Ob Seelenlust, ob Seelenpein —
> Mein Sinn gilt dem Geschick des Leibes.

Satan kann ihn von dieser Auffassung seines Berufes nicht abbringen: so verflucht er ihn denn feierlich, und dieser Fluch geht an ihm auch wirklich in Erfüllung. Merlins Versuche, Gold zu machen, um die Menschheit aus den Klauen seines Vaters zu reißen, schlagen durch die Tücke Satans fehl. Auch seine Bemühungen, zu Macht und Herrschaft zu gelangen, vereitelt der Vater im letzten Augenblicke. Da unterwirft sich denn Merlin dem Teufel, und dieser verlangt von dem Sohne als Preis seiner Verzeihung, daß er für alle Zeiten dem „Wahne des Leibes", den ihn die Mutter gelehrt habe, entsage. Die Mutter erscheint nun aber selbst dem in seinen Entschlüssen schwankenden Sohne und warnt ihn vor der Liebe des Vaters, die ihm viel gefährlicher sei als des Vaters Fluch. Zugleich verkündet sie ihm, daß ihm Erlösung im Reich der „Nimmertodten" erblühen werde, ein Wort, dessen Bedeutung Merlin nicht verstehen kann.

Satan aber ändert plötzlich seine Gesinnung: er entläßt den Sohn, stellt ihm anheim, Gott zu dienen, und verkündet ihm, daß er in das Land Cornwall, in die Stadt Kardweil gehen solle; dort werde er den alten Zauberer Klingsor finden, der selbst einmal aus unbefriedigtem Wissensdurst sich dem Satan verschrieben habe. So werde sich also der Knecht Satans mit dem Sohne desselben zu Gottes Ruhm vereinigen. Merlin möge denn, da er dem Vater trotze, als Gottesstreiter durch die Welt ziehen und den König Arthur, den Freund des Zauberers Klingsor, zum Gral führen.

Wir gelangen nun nach Kardweil, wo Klingsor haust, der Zauberer, der in König Arthur die heiße Sehnsucht nach dem Gral erweckt hat. Aber erst das „vaterlose Kind" soll, einem räthselhaften Orakel zufolge, dem König den Weg zum Gral weisen.

Das verheißene vaterlose Kind ist Merlin, der nun wirklich König Arthur mit seinen Helden zum Gral geleitet; auf dem Wege aber versagt seine Kraft; er läßt die armen Pilger im Stich, die alle elendiglich zu Grunde gehen; nur die Königin Ginevra bleibt gleich beim Ausmarsch zurück und stirbt mit ihrem Pagen Lanzelot in einem heißen

*) F. W. von Oestéren, Merlin. Ein modernes Epos. Berlin. G. H. Meyer. 1900. 241 pp.

Liebestraume; kurz vor ihrem Tode verlangt sie von Lanzelot ein Frühlingslied, und er singt ihr:

Der Sannenball erglühte
Im Ost am Himmelssaum;
Im Hain stand eine Blüthe
Und träumte ersten Traum.
Ihe Kelch war purpuefarben,
Bestaubt vom Sannengald.
Viel bunte Falter warben
Um ihren Minnesald;
Beegeb'nes Liebeswerben!
Die Blüthe sah es kaum;
Denn keusch und rein zu sterben
War ihres Lebens Traum.
Ein Falter kam von Ferne,
Der keinem audern glich,
Zum rothen Blüthensterne,
Erflehte Liebe sich.
Die Blüthe sprach: „Sein Leben
Muß mie mein Liebster weih'n;
Ich will nur Minne geben,
Die ewig keusch und rein."
Der Falter sprach zur Süßen:
„Entsagend din ich Dein!"
Und sank zu ihren Füßen
Entseelt im Blüthenhain.
Der Sonnenball verglühte
Im West am Himmelssaum;
Im Hain lag eine Blüthe
Und träumte letzten Traum. —

Merlin aber wird von unsichtbaren Händen in den Himmel emporgehoben, wo die sündigen Seelen im Eise ihre heißen Leidenschaften verlieren. Gott verdammt ihn zum ewigen Leben auf Erden, weil er zwar den Teufel gemieden, aber Gott doch nicht innerlich angehört habe; und auch in der Hölle, in die er nun gelangt, wird er vom Satan für seine Untreue, da er als Sohn den Vater verlassen und sich dem Feinde des Teufels, Gott, überliefert habe, zum ewigen Leben verdammt.

So von Himmel und Hölle verstoßen, fliegt Merlin zur Erde nieder, und hier findet er endlich das ersehnte Ziel. Die Mutter erscheint, verkündet ihm die nahende Erlösung und seinen Eintritt in das Reich der „Nimmertodten". Was meint die Mutter mit diesem Worte? Soll er die todten Gralpilger, aus deren Gräbern ihm tausend Flüche entgegendonnern, für die „Nimmertodten" halten? In Reue zerschmelzend, erbittet er sich bußvoll deren Verzeihung, und zum ersten Male quillen Thränen wieder in seinen Augen.

Die von der Mutter ihm verheißene Erlösung durch die „Nimmertodte" erscheint ihm aber nun in Viviane, einem herrlichen, kraftstrotzenden Weibe, dessen Anblick in Merlin wieder die Lebensfreude erweckt. Sie gibt sich ihm als Schwester, also als Tochter eben jener Frau zu erkennen, die um ihres Glaubens an die Ewigkeit des Stoffes willen verketzert worden war. Viviane ist die Verkörperung der ewiglebenden Materie, ein Weib, „das Sterben nie bedroht, weil Leben ihr ureigenstes Gebot". Sie ist die „Nimmertodte" und faßt ihr Wesen in die Worte zusammen:

Ich bin es, die den Weg zum Leben bahne,
Ich din der Widerspruch zum Sterbenswahne,
Ich bin es, die zum ew'gen Zeugen mahne,
Vergang'nes weiß und dunkle Zukunft ahne;
Ich trink' das Blut auf rothem Leichenplane,
Sprüh' aus den Flammen feuriger Vulkane,
Tauch' aus den Fluthen brandender Oceane,
Weh' aus der Sturmnacht reißender Orkane;
Das Steuer lenke ich am Lebenskahne,
Ich schwing' dee Liebe purpurrothe Fahne,
Ich din das Kind dee Erde, din Viviane.

Sie küßt ihn auf Stirn, Auge und Lippen: dadurch gewinnt er die volle Klarheit, die Erkenntniß des Thatsächlichen wieder, und alle stürmenden Illusionen schwinden aus seinem gequälten Hirn: erst küßt sie seine Stirne, um den Geist wachzurufen, dann das Auge, um seinen Blick zu öffnen, dann schließlich seinen Mund, um dem, was er erschaut und erkannt, Ausdruck und Sprache zu verleihen und um sein neues Leben durch ein flammendes Bekenntniß seiner Zugehörigkeit zu ihr einzuleiten. Sie ist für ihn das Kind der Erde,

Das Weib, in dem die Schöpfung keimt und treibt,
Das unvergänglich starke „Werde",
Das ewig blühend, ewig reifend bleibt. . . .

Das Ganze gibt sich also, wie wir schon Eingangs dieser Zeilen ankündigten, als ein in die Form eines Epos gegossenes, materialistisches Bekenntniß. Merlin, den weder der Himmel, noch die Hölle, weder die Gnade, noch der Fluch, weder Entsagen, noch Thatendrang heilen konnten, findet an der Brust der ewig sich erneuenden, ewig sich neugebärenden Erde seine Erlösung: in Viviane verkörpert sich diese immanente Lebenskraft, diese bedingungslose und voraussetzungslose Kraft der ewigen Materie . . . Ein eigenartiger, fast fremdartiger Gedanke, aber von unleugbarer Größe der Lebensauffassung zeugend. Und die Begeisterung für dieses Grundmotiv wirkt, wie jeder Leser des Buches sieht, befeuernd und beflügelnd auf den poetischen Schwung des ganzen Werkes: in ihm entfaltet sich vor uns eine glänzende Form der Darstellung, eine blendende Herrschaft über die musikalischen Elemente der Sprache. Wenn es dem Verfasser gelingt, seine überströmende Phantasie, die noch nicht ganz klar und bildkräftig gestaltet, im Laufe der Zeit strengerer Selbstzucht zu unterwerfen, so haben wir von seiner unzweifelhaft schöpferischen Persönlichkeit noch Bedeutendes zu erwarten.

Eugen Holzner.

Heinrich Zwiesel's Aengste. Eine Spießhagener Geschichte von Heinrich Steinhausen. Geate'sche Sammlung zeitgenössischer Schriftsteller. Fünfundsechzigster Band. Berlin. 1899.

Der gute Meister Heinrich Zwiesel, mit einer sanften, schüchternen, leicht ein wenig beklommenen Seele ist er in eine harte Wirklichkeit hineingeboren; und wie emsig er sich abmüht, mit jeder Arbeit einverstanden, vam Buchbindee bis zum Batenläufee, als Ladnee, der mit Papeterien, Tintenfläschchen, Spiegelchen, Seifen, Odeurs, Neu-Ruppiner Bilderbögen, patriatischen Farbendrucken — unter Umständen auch mit Kieler Sprotten und Harzee Kanarienvögeln handelt — sa hat das Geschick immer neue Püffe und Stöße für ihn übrig, die Waaren in der Auslage werden blind, fleckig, bekammen braune Ränder, der Materialwaarenhändlee gibt die Federn und Hefte gratis zu Syrup und Kaffee hinzu, zu binden gibt es auch nicht viel, seit der Journalcirkel die geistigen Bedürfnisse van Spießhagen befriedigt, der Exekutor mit dem Zahlungsbefehl pocht an die Thüe. Zuletzt wied die arme Seele gar kriminell belangt, der Untersuchungsrichtee erscheint, Meister Zwiesel wandert ins Loch und betrachtet sich die Welt durch das Thurmfensterchen am Niederthoe. Ein Glück, daß der Wackere mit seinem guten Gewissen wahrhaft ausgepolstert ist, und im übrigen sa freundlich und phantasiefröhlich geartet, sa sanft der lieben, einfältigen Natur ergeben, daß das Schicksal gleichsam ein Einsehen hat und davon abläßt, einem sa unverwundbaren Gemüthe mit seinen Härten zuzusetzen. Schließlich sind die widerfahrenen Bitternisse auch nicht unvergeßlicher Art, und der Frühling und die halbe Freundschaft mischen ihre Tröstungen gerade in die dunkelsten und härtesten Stunden. — Das sinnreiche Büchlein von Heinrich Zwiesel's Aengsten, das ebensa gut: Kanrad Zellner's Nachlaß, adee: Das Kodizill des Herrn Siegmund Senf heißen könnte, ist eine altaäterische Kleinbürgergeschichte, klug und kunstvoll mit altväterischen Mitteln vorgeführt; es spielt nicht sowohl in einer kleinen Stadt, sandern die kleine Stadt lebt in ihm, Menschen und Umgebung sind äußerst lebendig, die Einheit des Tones nimmt für den Dichter ein, der nur selten seinen Geist etwas zu eifrig leuchten läßt. Die Leser, die an Büchern dieser Art Gefallen finden, werden die poetische Gabe Steinhausen's sa herzlich und fröhlich entgegennehmen, als sie ihnen dargebaten wird.

L. B.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 33. Berlin, den 19. Mai 1900. 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die Verhandlungen vor den österreichisch-ungarischen Delegationen führten, wie üblich, zu einer Erörterung der internationalen Lage, und auch bei dieser Gelegenheit wurde der Berliner Festtage und des Dreibundes gedacht.

Längere Zeit hindurch schien der Dreibund in leblose Vergessenheit gerathen zu sein. Seit den Berliner Festtagen ist in dieser Beziehung ein bemerkenswerther Umschlag eingetreten. In Italien, wie in Oesterreich-Ungarn, wie bei uns hat man die Erinnerung an das Bündniß mit lauter Stimme zurückgerufen; zu welchem Zwecke, ist nicht offensichtlich. Wir wollen nicht hoffen, daß dies nur geschehen ist, um für die Feste auch eine politisch-pompöse Dekoration zu erhalten. Und jedenfalls ist es gut, daß die Völker der drei befreundeten Nationen erneut den Dreibund mit warmer Begeisterung akklamirt haben. Auch das leiht dem Bündniß Lebenskraft.

Vor den österreichisch-ungarischen Delegationen konnte Graf Goluchowski überdies erklären, daß ebenfalls zu Rußland und den anderen europäischen Staaten die Beziehungen des Kaiserreichs an der Donau vortreffliche seien. Nach Außen darf Oesterreich-Ungarn auf einen gesicherten Frieden hoffen; im Innern von Oesterreich entwickelt sich dagegen unter der Obstruktion der Czechen der parlamentarische Kampf der Nationalitäten weiter.

General Roberts ist in Kroonstad ohne ernsten Kampf eingezogen; der Oranjefreistaat ist so gut wie völlig von den Engländern erobert, und man nimmt an, daß erst am Vaalflusse erneut Widerstand geleistet werden wird. Auch von der Grenze Natals haben sich die Buren zurückgezogen, und General Buller scheint langsam ohne Kampf vorzubringen. Diese günstige Lage für die Engländer würde selbst dann keine Umgestaltung erfahren, wenn sich die Nachricht bewahrheiten sollte, daß die tapfere Besatzung von Mafeking endlich sich den belagernden Buren ergeben hat, und daß bei dieser Gelegenheit wiederum 900 Engländer in Gefangenschaft gerathen sind. Das Selbstgefühl der Buren mag auf diese Weise nochmals vorübergehend gehoben werden, aber dieser Erfolg kann an sich auf den Ausgang des Feldzuges keine große Bedeutung erlangen. Der einzig reale Gewinn für die Buren liegt darin, daß sie nunmehr eine nicht ganz unerhebliche Anzahl Truppen frei bekommen; doch die erdrückende numerische Ueberlegenheit von General Roberts bleibt gleichwohl bestehen.

Die Buren-Gesandtschaft ist in den Vereinigten Staaten gelandet, und sie hat sich bereits von Seiten der Bevölkerung eines sehr sympathischen Empfanges erfreuen können. Aber was bedeuten die Zeichen solcher platonischen Sympathien gegenüber der Realität der Verhältnisse in Südafrika; zunächst garnichts. Erst wenn sich herausstellen sollte, daß der Sieg in dem Wahlkampfe um die Präsidentschaft nicht zu erlangen ist, ohne daß der Bewerber einen ernsten Versuch macht, die Unabhängigkeit der südafrikanischen Republiken zu retten, erst dann wird McKinley sich salbungsvoll der Pflichten moderner Humanität anzunehmen wagen; ob aber die Volksbewegung in den Vereinigten Staaten stark genug ist, um ihn dahin zu drängen? Wäre sie es, dann freilich könnte ein energischer Druck Amerikas entscheidend in das Gewicht fallen.

Paris wird von einer nationalistisch gesinnten Majorität beherrscht sein; die Republikaner sind in der Hauptstadt unterlegen; sie haben hingegen in einer erheblichen Anzahl großer Provinzialstädte gesiegt. Immerhin hat der Sieg der Umstürzler und Reaktionäre und unzuverlässigen Republikaner in Paris eine große Bedeutung. Jede Umsturzbewegung ist in Frankreich von Paris ausgegangen, und wenn die Umstürzler über die Organisation der Pariser Kommunalverwaltung verfügen, so haben sie damit für alle ihre Unternehmungen einen starken Rückhalt erlangt; die Lage der überzeugten Republikaner und des Staatsoberhauptes muß daher wiederum eine recht schwierige werden, sobald sich die Reaktionäre von den Fesseln befreit fühlen, die ihnen vorläufig noch die Weltausstellung auferlegt, dieses Ruhegebot für die Leidenschaften.

* * *

Lex Heinze, Fleischbeschau und Flottenvorlage.

Beim Poker und anderen geistreichen Kartenspielen ist das „Bluffen" sehr beliebt, ein Spielkniff, der darin besteht, dem Gegner den Glauben beizubringen, daß man bessere Karten in der Hand halte, als man thatsächlich besitzt. Läßt sich der Gegner täuschen, so verschlechtern sich seine Spielchancen und er kann durch Ueberreizung unter Umständen auch mit ausgezeichneten Karten sein Spiel verlieren.

Dies Bluffen bringen Centrum und konservative Agrarier seit einiger Zeit der Reichsregierung gegenüber parlamentarisch zur Anwendung.

Das Centrum sucht die lex Heinze, die konservativen Agrarier suchen das Fleischbeschaugesetz gegen die Flottenvorlage auszuspielen, und zwar in der Weise, daß man die Reichsregierung mit dem Gedanken zu ängstigen sucht, die Flottenvorlage könne durchfallen, wenn nicht das Centrum durch die Annahme der lex Heinze und die Konservativen durch ein weites Entgegenkommen gegen die unkeuschen Fleischvertheuerungswünsche der Agrarier bei Laune erhalten würden.

Es gehört in der That ein ungewöhnlich naiver politischer Spieler dazu, um durch solches Bluffen eingeschüchtert zu werden. Es ist schlechthin lächerlich, eine gesetzgeberische Spottgeburt, wie es die lex Heinze ist, gegen die Verstärkung der Kriegsmarine ins Feld führen zu wollen. Ueberhaupt ist es eine konfuse Vorstellung, zu glauben, die mehr oder weniger wohlwollende Stimmung einer Partei könne für das Schicksal einer wichtigen politischen Frage entscheidend sein. Politische Parteien handeln unter dem Zwange der Umstände. Und das Centrum sieht sich durch die Umstände genöthigt, die Flottenvorlage anzunehmen. Nachdem sich eine so deutliche Stimmung zu Gunsten der Flottenverstärkung in der Bevölkerung herausgebildet hat, gehörte für das Centrum nur noch ein Minimum von politischer Einsicht dazu, um seine von vornherein nicht besonders ernst gemeinte Opposition aufzugeben. Inzwischen ist von den Centrumsführern in der Budgetkommission des Reichstags die Nothwendigkeit einer Verstärkung der Kriegsflotte — im Wesentlichen gemäß den Forderungen der Marineverwaltung — anerkannt. Wie kann man unter solchen Umständen überhaupt noch ernsthaft davon reden, daß eine elende gesetzgeberische Scharteke, wie die lex Heinze, die selbst bei den politisch passivsten Intellektuellen Deutschlands Haß und Verachtung erweckt hat und von den Regierungen mit sehr gemischten Gefühlen betrachtet wird, als Pressionsmittel vom Centrum verwerthet werden könnte. Man kann dem Centrum seine Kunst- und Theaterparagraphen rechts und links um die Ohren schlagen, und es muß die Flottenvorlage doch annehmen. Es kann garnicht mehr zurück. Die Regierung, wenn sie weniger schwachmüthig wäre, brauchte sich auch bei der Deckungsfrage vom Centrum nicht so geduldig ins Schlepptau nehmen zu lassen. Aber vielleicht kann man hier in Bezug auf Herrn von Thielmann sagen: coactus voluit.

Betreffs des Fleischbeschaugesetzes liegt die Sache ganz ähnlich. Die konservative Partei in Preußen, die in Wehrfragen einem dringend geäußerten Wunsche der Krone sich erfolgreich entgegenstellt, muß erst noch gefunden werden. Wenn sie den politischen Ast, auf dem sie sitzt, absägen wollte, so müßte sie in diesen Fragen sich auf die Seite der Sozialdemokratie schlagen. Gewiß ist den Agrariern die Flotte „gräßlich", aber dagegen stimmen dürfen sie nicht und werden sie — mit Ausnahme einiger Durchgänger — nicht, ob das sogenannte Kompromiß in der Fleischbeschauangelegenheit Seitens der Regierung angenommen wurde oder nicht.

In Wirklichkeit dient die angebliche Gefährdung des Flottengesetzes den Kompromißsüchtigen innerhalb der Regierung auch nur als ein bequemer Vorwand, um ihren inneren Herzenswünschen nachzugeben. Der Graf von Posadowsky vertritt ja in der Reichsregierung das Ressort des „Lieblings der Agrarier" nicht minder erfolgreich, als Herr von Miquel in Preußen. In welchem Grade bei diesem Fleischkompromiß die deutsch-amerikanischen Beziehungen kompromittirt werden, ist mit Sicherheit nicht vorauszusehen. Die Amerikaner glauben an den Ausschluß ihres in der ganzen Welt sich des besten Rufes erfreuenden Büchsenfleisches noch nicht. Der Umstand, daß die Regierung der Vereinigten Staaten der Entwicklung der Dinge bisher ziemlich kaltblütig zugesehen hat, besagt nichts. Beim ersten ernsthaften Verlangen des Kongresses wird die Regierung in Washington auf den Ausschluß des amerikanischen Büchsenfleisches mit Repressalien antworten, zumal jetzt, wo die Präsidentschaftswahl vor der Thür steht. Und alles dies um Nichts, um Hekuba!

Die Agrarier „bluffen" bei uns seit Jahr und Tag. Die Regierung aber spielt von Tag zu Tag schlechter.

Th. Barth.

Die Theorie von den drei Weltreichen.

IV.

Rußland.

Ganz Osteuropa und halb Asien — schrieb Oldenberg 1897 — seien von Rußland beschlagnahmt; dessen Industrie zeige Fortschritte, welche „die kühnsten Erwartungen und Befürchtungen übersteigen"; es habe „ebenso energische wie erfolgreiche Anstrengungen" gemacht, sich selbst zu versorgen.*) Fast hermetisch habe Rußland sich abgeschlossen, behauptet Schmoller; neben Greater Britain und den Vereinigten Staaten nennt er den Zarenstaat als das dritte der Weltreiche, die „leicht für sich bestehen können".

Was die letzte These betrifft, so genügt es, auf das früher**) in Bezug auf die Vereinigten Staaten Gesagte zu verweisen. Wohl dürfte Rußland eher dem Prinzip „eigenwirthschaftlicher Unabhängigkeit" (Oldenberg) huldigen, als manche andere Länder. Aber es würde sich damit zu schweren wirthschaftlichen Einbußen verurtheilen, zu noch schwereren wie — in gleichem Falle — Nordamerika, das

*) Oldenberg, Deutschland als Industriestaat, S. 16.
**) Vgl. den Artikel in Nr. 32, S. 444.

die Natur reicher bedacht hat, und dessen Bevölkerung über ein weit höheres Maß von Fähigkeit, diese Gunst voll auszunutzen, verfügt. Russische Schriftsteller urtheilen viel skeptischer über die natürlichen Reichthümer ihres Gebietes*) als unsere von der „Lust zu fabuliren" heimgesuchten Weltreichtheoretiker.

Daß Rußlands Einfuhr trotz der reaktionären Handelspolitik, die es gegen Ende der siebziger Jahre einschlug, nicht geringer, sondern größer geworden ist, habe ich bereits oben kurz angedeutet. So kräftig die Zollschraube angezogen wurde — den Industriestaaten geschah dadurch keine Minderung ihres Absatzes; Ende der neunziger Jahre haben sie mehr Waaren nach Rußland verkaufen können als Ende der achtziger. In den Jahren 1886, bez. 1897, werthete die Ausfuhr Deutschlands nach Rußland 135, bez. 190 Mill. Rubel; die Ausfuhr Belgiens 8,9, bez. 25 Mill; die Ausfuhr Frankreichs 12,3, bez. 24,7 Mill.; die Ausfuhr der Vereinigten Staaten 26,8, bez. 47,7 Mill.; die Ausfuhr Englands blieb allerdings auf gleichem Niveau.**)

Man spricht oft von dem rapiden Aufschwunge der russischen Eisenindustrie; es klingt so, als ob das Land bald unabhängig vom Auslande sein werde. Thatsächlich hat sich aber nur die Einfuhr von Gußeisen wesentlich vermindert: um $^1/_4$, wenn man die Ziffer für 1896 mit der Ziffer für 1886/1890 vergleicht. Dagegen hat sich die Einfuhr von Schmiedeisen $3^1/_2$ Mal, die von Stahl 6 Mal vermehrt. Die Einfuhr von Erzeugnissen aus Metallen hat sich 1896 gegenüber dem Durchschnitt von 1886/1890 verdreifacht; die Einfuhr von Maschinen vervierfacht (in erster Linie Dampfmaschinen, dann landwirthschaftliche Maschinen u. s. w.).†)

Keineswegs alle, aber einzelne Zweige der russischen Fabrikation sind durch das Emporthürmen des Protektionswalls mächtig gefördert worden. Es fragt sich nur, ob solche Förderung einen Fortschritt bedeutet? Ob die „energischen Anstrengungen", die Rußland zwecks Industrialisirung gemacht hat, als „erfolgreiche" bezeichnet werden dürfen?

Für ein Pud Eisen — heißt es bei Issaieff — wird bei uns ein Zoll 60—100 Kop. Gold entrichtet; dagegen in Frankreich 14,3—26,6, in Oesterreich-Ungarn 6,6—25,3, in Deutschland 7,6—12,7 Kop. Der Zoll auf verschiedene Eisen- und Stahlfabrikate beträgt in Rußland 170—270 Kop. für das Pud; dagegen in Frankreich 26,6—53,3, in Oesterreich-Ungarn 55—75, in Deutschland 30—40 Kop. Kleine Eisen- und Stahlgeräthe für Landwirthe und Handwerker unterliegen in Rußland einem Zolle von 140 Kop.; dagegen in Deutschland von 50,7—70,6, in Oesterreich-Ungarn von 50,6, in Frankreich von 49—95 Kop. Die Zölle, welche Rußland von Eisenwaaren erhebt, belaufen sich auf das Doppelte bis Vierfache der Sätze des nordamerikanischen Tarifs.

Baumwollgewebe — grobe, gebleichte, gefärbte — sind in Rußland mit 1400—5800 Kop. belastet; dagegen in Frankreich mit 250—2500, in Oesterreich-Ungarn mit 323—1410, in Deutschland mit 618 Kop.††)

Wenn Industrien, die sich solchen Maßes von Schutz erfreuen, rasch ins Kraut schießen, so mag man dies, da ja das Mittel dem Zweck gedient, einen Erfolg nennen — dieser Erfolg ist aber jedem Staate um einige Federstriche im Tarife feil. Durch exorbitante Zollprivilegien Gelder und Hände in bestimmte Produktionsgeleise zu instradiren, ist wirklich keine Kunst. Ob es ein Fortschritt ist, läßt sich nur beurtheilen, wenn man die Preise unter die Lupe nimmt, zu welchen die nationale Arbeit solche von der Sonne staatlicher Gunst so heiß beschienenen Pflanzen zu liefern vermag. Hat diese Sonne schon längere Zeit gestrahlt und stehen die Preise noch immer weit höher als im Auslande, so liegt kein Fortschritt, sondern ein Rückschritt vor, ist die Verlockung der nationalen Arbeit zu solchen kostspieligen Verrichtungen als eine Mißleitung der produktiven Kräfte des Volks, als eine Vergeudung wirthschaftlicher Mittel in unwirthschaftlicher Weise zu charakterisiren.

Wie üblich hat sich die russische Politik des Hochschutzzolls mit dem Motive der „Erziehung" legitimiren wollen. Aber diese Erziehung ist, im Allgemeinen, durchaus nicht geglückt. „Die Preise des Eisens und der Eisenwaaren stehen in Rußland höher als in irgend einem anderen Lande der Welt". . . . . . . „Es kann, im Interesse seiner Landwirthschaft, seiner Ausfuhr, seines Bahnbaus . . . einen solchen Zustand der Eisentheuerung auf die Dauer nicht ertragen." . . . . „Fremdes Gußeisen kostete im Juli 1898 in Petersburg pro Pud 88—102 Kop., russisches 90,5—108; mit anderen Worten: trotz eines Zolles von 45 Kop. pro Pud und eines internationalen Preises von 45,5—63 Kop. (einschließlich Transportkosten) haben ausländische Firmen noch einen Nutzen gehabt, während einheimische von ihren horrenden Preisen nicht abgehen zu können glaubten." Schienen kosteten pro Pud in Rußland 1893: 180 Kop. (1873: 110), in England: 55. In den Jahren 1884/95 kaufte die russische Regierung 113 Mill. Pud Schienen von russischen Fabriken; wären sie im Auslande gekauft worden, so hätte man 93 Mill. Rubel sparen d. h. nahezu 2000 Werst Eisenbahnen mehr bauen können. (S. 283, 285/6, 276/77).

Nach englischen Berechnungen betrug in den sechziger Jahren der Preisunterschied von Garnen mittlerer Nummer zwischen England und Rußland 30 Proz.; die russischen Preise waren nur unbedeutend höher als die im Zollverein. Seitdem ist das Verhältniß zu Gunsten Englands und mehr noch Deutschlands verschoben worden. Die russischen Produkte sind heute im Vergleich zu Westeuropa verhältnißmäßig viel theurer als vor dreißig Jahren. Ende Juni 1896 kostete z. B. ein Kilogramm 32s Twist in Manchester 1,05—1,25 Mark, in Moskau 2,24—2,31 Mark.*) „Das ist das Gegentheil der Wirkung, welche ein erziehlicher Schutzzoll im Sinne von Fr. List haben soll". (S. 276.)

Ganz Osteuropa und halb Asien sind von Rußland beschlagnahmt! Doch nur soweit die russische Zolllinie sie umschließt und soweit es sich um Waaren handelt, die ein maßlos hoher Zoll beschirmt. Von einer Beschlagnahme solcher Absatzgebiete, wo russische Fabrikate zu gleichen Bedingungen mit den westeuropäischen konkurriren, kann nicht die Rede sein. Wo die russische Industrie sich solchen Wettbewerbs einmal vermessen hat — überall hat sie, von dem Stigma: theuer und schlecht, getroffen, schleunigst Fersengeld geben müssen.

Während Rußland Mitte der neunziger Jahre für rund 600 Millionen Rubel Lebensmittel und Rohstoffe exportirte, so nur für 10—12 Millionen Rubel Fabrikate, unter denen bloß Baumwollwaaren (1891/1894: 7,8 Mill.) — deren Ausfuhr aber trotz der Prämien neuerdings wieder abgenommen hat — von einiger Bedeutung waren. Auf freien Märkten ist die vielgepriesene, am meisten allerdings von ihrem Vater Witte — in den allerunterthänigsten Berichten des Finanzministers — gepriesene russische Industrie unfähig des Wettbewerbs. „Nur in dem nördlichen Persien können russische Waaren sich halten; ungeachtet des kostspieligen Transports auf dem Rücken des Dromedars über unglaublich schlechte Wege konkurriren die Kattune von Manchester mit denen Moskaus bis zu den persischen Küsten". (S. 587/88, 237, 267, 278.) Man kann dem Erziehungswerk kaum ein härteres Urtheil sprechen, als das, was in diesem Satze liegt.

Weit entfernt von der Möglichkeit, sich zu gleichen Preisen anzubieten wie das fremde Fabrikat, wird trotz der

*) Vgl. z. B. Issaieff, Zur Politik des russischen Finanzministeriums, 1898, S. 21/23.

**) G. v. Schulze-Gävernitz, Volkswirthschaftliche Studien aus Rußland, 1899. S. 566, 613. — Issaieff, S. 2t, 25.

†) Schulze-Gävernitz, S. 283. — Die weiterhin im Texte sich findenden, in Klammer gesetzten Seitenangaben beziehen sich auf das ausgezeichnete Werk.

††) Issaieff, S. 11—13.

*) Aehnliches gilt für Eisenwaaren: S. 237. — Vergl. Issaieff, S. 14.

chinesischen Mauern, welche dem Einbruch der auswärtigen Konkurrenz wehren sollen, das russische Fabrikat selbst im Inlande scharf bedrängt — geschweige denn, daß es im Auslande den Produkten des „faulen Westens" den Rang abzulaufen vermöchte. Wie bisher, so muß auch fernerhin auf vorläufig unabsehbare Zeit die russische Ausfuhr „ihren Schwerpunkt in Rohstoffen, Halbfabrikaten (Mehl, Balken, Bretter), Lebensmitteln finden". (S. 615, 587.)

Eventus docet. Das Ergebniß zweier Jahrzehnte intensivster Zollpädagogik ist die Lehre an das russische Volk, daß es die Politik des Importschutzes der Industrie aufgebe. Denn dem nationalwirthschaftlichen Interesse hat diese Politik schwersten Schaden zugefügt; nur dem Rentabilitätsinteresse des Fabrikantenthums hat sie gedient (S. 255, 272, 280). Dank den auf dem Boden des extremen Protektionismus erwachsenen Monopolen sind „die Vermögensunterschiede bei uns krasser als im Westen; die Herren der Großbetriebe in der Baumwollen-, Wollen-, Zucker-, Montanindustrie können sich im Reichthum mit den führenden Unternehmern Englands und der Vereinigten Staaten annähernd messen. . . . Dagegen ist der russische Volkswohlstand gesunken; nur kleine Gruppen haben gewonnen, diese aber ungeheuer viel". (Issaieff).

Der Staat Nicolaus II. ähnelt dem Staate Louis XV.: das absolutistische Regime entspricht noch der gegebenen Situation; das merkantilistische dagegen ist durch die Wirkungen, die es gezeitigt, ad absurdum geführt. Wie die Physiokraten das „système des contreforces", die parlamentarische Staatsform Englands, verwarfen, so verwirft heute die große Mehrzahl der Gebildeten des Ostreichs das konstitutionelle Wesen Westeuropas. Wie einst jenen, so geht jetzt diesen das politische Begehren in der Forderung: Dezentralisation der Verwaltung auf; der Glaube an die Nothwendigkeit einer zentralistischen Verfassung ist nur bei Wenigen erschüttert.

Und wie einst dort, so bildet jetzt hier der Umsturz der herrschenden Ordnung der Volkswirthschaft das nächste, dringlichste Bedürfniß: die „Partei des Pfluges", mit Turgot gesprochen, schaart sich zum Kampfe gegen die „Partei des Comtors", die agricole Mehrheit beginnt Front zu machen gegen die industrielle Minderheit.

Weit, weit mehr als das Frankreich von 1750 ist das Rußland der Gegenwart ein royaume agricole. „Das russische Volk ist der russische Bauer." (S. 279.) Es kann nicht mehr lange währen, bis sich die russische Regierung dessen völlig klar bewußt wird und die Konsequenz dieser Erkenntniß zieht, indem sie das Interesse der Wenigen, der Fabrikanten, dem Interesse der Vielen, der Landwirthe, opfert — die einseitig industrielle Handelspolitik mit einer straff agrarischen vertauscht.

Im Laufe des letzten Dezenniums ist das Land von vier Mißernten heimgesucht worden. Trotz des offiziellen Dementis (Bericht des Finanzministers f. 1899*) scheint es eine Thatsache, daß der Ackerbau, dank der Raubwirthschaft, mehr und mehr zurückgeht; der Viehbestand soll nicht nur relativ, sondern absolut abnehmen. Hier ist — nach vielen Zeugnissen**), die eine weit deutlichere Sprache reden als die, welche unsere Agrarier vorzubringen pflegen — die „Noth der Landwirthschaft" wirklich groß. Seit lange schon bestürmt das Agrarinteresse die Regierung, daß sie in die maßvoll freihändlerische Bahn wieder einlenke, die vom Ende des Krimkrieges bis 1877 festgehalten wurde. Und die Waage scheint sich zu jener Gunsten zu neigen.

Bald nach Erlaß des hochprotektionistischen Wischnegradzki'schen Tarifs von 1891 hat Rußland Handelsverträge mit Frankreich und mit Deutschland geschlossen, welche deren Fabrikatenimport manche, wenn auch keineswegs beträchtliche Erleichterungen gewährt haben. (S. 582. 254.)

Die Frist, während deren die Regierung keine Herabsetzung der Eisenzölle vorzunehmen versprochen hatte, lief

*) Vgl. Actionär. 1900, S. 37.

**) Vgl. z. B. Issaieff., S. 7, über die enormen Steuerrückstände der Bauern.

Anfangs 1898 ab. Seitdem hat sie, autonom, für gewisse komplizirtere landwirthschaftliche Maschinen (gewisse Sorten von Mähmaschinen, Dreschmaschinen, Dampfpflüge u. s. w.) völlige Zollfreiheit eingeführt (1. Oktober 1898); ebenso für Seeschiffe und metallische Schiffsbestandtheile (27. April 1898); für Lokomobilen ist der Zoll um die Hälfte gemindert worden (S. 564. 583. 590).

Im Sommer 1896 war von einer offiziellen Konferenz mit Zweidrittelmehrheit eine freihändlerische Resolution — vor Allem für Herabsetzung der Zölle auf Maschinen, besonders landwirthschaftliche, und Werkzeuge — gefaßt worden. Damals noch gab Finanzminister Witte den geängstigten Fabrikanten die Versicherung: wenn auch die Freihändler die Mehrheit bildeten, er kümmere sich nicht um ihr Lärmen.

Bald darauf aber, unter dem Druck der agraren Krisis, sah er sich gezwungen, ihren Forderungen ein Stück Weges entgegenzukommen — mit jenen soeben erwähnten Maßregeln von 1898. Und in seiner Rede vom 13. März 1899, gehalten auf der behufs Förderung des Kornexports einberufenen Konferenz, fielen recht harte Worte über die Eigensucht der Unternehmer. Der früher hochgelobte Industrieschutz ward zum „nothwendigen Uebel" degradirt und das Programm der gleichmäßigen Entwickelung aller produktiven Kräfte verkündet, d. h. der sorgsameren Berücksichtigung des Agrarinteresses in der Zollpolitik. Es walte eine „Disproportionalität" zwischen der Entwicklung der Fabrikation und der der Landwirthschaft*).

Die ungeheure agricole Mehrheit bezeichnet Schulze-Gävernitz als eine „kunstlose Schlachtreihe Sensenbewaffneter", die von der an Zahl winzigen, aber wohlorganisirten, geldmächtigen, einflußreichen Phalanx der Industriellen mit Leichtigkeit über den Haufen gerannt worden sei. So energisch die Minderheit, so indolent habe jene Mehrheit sich erwiesen; „die Landwirthschaft rührte sich erst, als man ihren nächsten Interessen zu Leibe ging". Sie rührte sich aber allmählig kräftiger und kräftiger; eine Anzahl Erfolge hat sie bereits errungen; und sie wird deren noch mehr erringen.

Quesnay's Satz: „pauvres paysans, pauvre royaume; pauvre royaume, pauvre rai", trifft in viel höherem Grade zu für das Land der Muschiks mit seiner dünnen, kapitalarmen Bevölkerung und seiner künstlich großgezogenen, mühselig an der Krücke hoher Protektion sich fortschleppenden Industrie wie für die Nation, welcher die Physiokraten den Bruch mit dem Merkantilsystem predigten, für das damals schon dichtbesiedelte, trotz aller Kriege, Bankkatastrophen, Steuerchikanen aufstrebende Frankreich, dessen gewerbliches Können zwar auch durch Staatsintervention in Form von Zöllen, Privilegien, Prämien gehoben, aber mit Erfolg erzogen, zum Wettbewerb auf dem Weltmarkt reif geworden war.

Das Wohl des russischen Volks und des russischen Staats hängt in erster Linie ab von der weiteren Zunahme des agrikolen Exports. Schon aus fiskalischen Gründen muß Rußland „Sicherung und Erweiterung seiner europäischen Absatzmärkte für Rohstoffe, Halbfabrikate und Lebensmittel durch Handelsverträge erstreben". Den Export und damit die Zahlungsfähigkeit der Bauern zu fördern, liegt aber nicht minder auch im wohlverstandenen Interesse der Industrie (S. 237, 279). Der Verbrauch an Industrieprodukten ist bisher, trotz aller sogenannten Erfolge des Schutzzollwesens, noch äußerst gering; „seine Ausdehnung ist das wichtigste Interesse der Industrie" . . . „Der Landmann wird aber nur dann mehr kaufen, wenn er selbst in die Lage kommt, mehr zu verkaufen. An wen soll er aber verkaufen? Es wäre ein Fehlschluß, zu antworten: an die städtischen Konsumenten, die wir (die Russen) durch Schutzzölle schaffen wollen. Die chronologische Reihenfolge ist vielmehr die: erst der ländliche Absatzmarkt, damit die Industrie und damit die gewerblichen Konsumenten" . . . „In

*) Westminster Review, 1898, S. 624 ff. — Actionär, 1899, S. 550.

Rußland ist es die Landwirthschaft, welche das Geld ins Land bringt".

Das Interesse der Industrie wie des Fiskus „erfordert die Entwicklung bäuerlicher Ueberschußwirthschaften, welche Steuern zahlen und Industrieprodukte kaufen". Das Mittel kann nur sein: „kräftige Entwicklung der Ausfuhr (hierfür Eisenbahnbau mit verbilligtem Eisen) und agrarpolitische Reformen, welche ... die ‚reichen Bauern' grundsätzlich fördern". (S. 280, 597). Genau dies — die Steigerung des „produit net" durch Steigerung der Ausfuhr, die Begünstigung kapitalintensiver Kultur durch „riches fermiers" — war das Programm der Physiokraten!

Will der Zarenstaat wirthschaftlich emporkommen, so muß er dieses Programm zu dem seinigen machen. Unter möglichster Schonung der einmal vorhandenen, unter dem Protektionsregime aufgezüchteten Industrien muß er den Fabrikaten Westeuropas den Zugang zu dem russischen Markte erleichtern und für längere Frist gewährleisten. Mit weiterer Herabsetzung der Zölle auf Eisen u. s. w. mindern sich die Produktions- und Transportkosten der agrikolen Erzeugnisse und steigt deren Exportfähigkeit. Durch Konzessionen auf dem Gebiete des Fabrikatenschutzes kann es gelingen, „den extrem agrarschutzzöllnerischen Bestrebungen Westeuropas den Weg zu verlegen" (S. 597).

Doch nicht nur um der Depression, unter welcher die Landwirthschaft des europäischen Rußlands steht, ein Ende zu machen, wird die Regierung sich gezwungen sehen, künftig den „dem Merkantilismus überlegenen Gedanken der internationalen Arbeitstheilung" zur Richtschnur zu nehmen. Auch das Bestreben, die Naturschätze Sibiriens zu heben, wird zu Gunsten einer verkehrsfreundlichen Handelspolitik in die Waagschaale fallen. Soll die asiatische Pacificbahn sich fiskalisch und volkswirthschaftlich rentiren, soll in Bälde der wirthschaftliche Aufschwung dieses ungeheuren Kolonisationsgebiets erfolgen, so muß alle Energie an die Aufgabe der Steigerung der Ausfuhr — von Getreide, Baumwolle, Metallen — gesetzt werden. „Die Massenproduktion von Ausfuhrwaaren ist aber unmöglich ohne die Einfuhr von Produktionsmitteln: Werkzeugen, Maschinen, Chemikalien u. s. w." (S. 614/15. 267.) Je billiger Schienen, Waggons, Kohlen; je billiger landwirthschaftliche und montane Betriebsanlagen sich für die Ansiedler stellen, desto weitere Kreise kann ihr Export ziehen.

Aber selbst wenn man die Zukunft Sibiriens ganz gering anschlüge, würde die russische Regierung Grund genug haben, auf dem durch die Handelsverträge und autonomen Tarifreformen der letzten Zeit bezeichneten Wege weiterzuschreiten. Der industriellen Einfuhr wehren, heißt der agrikolen Ausfuhr einen Hemmschuh anlegen — heißt zu Gunsten von Produktionen, denen, wie die Verhältnisse derzeit liegen, nur durch „Liebesgaben" der Steuerzahler und Konsumenten das Leben gefristet werden kann, diejenigen Produktionen verkümmern lassen, die die Wurzeln ihrer Kraft in sich selbst haben — die, wenn nur das Bleigewicht des Fabrikatenschutzes ihnen abgenommen würde, eines raschen Fortschritts zum Heile der Nation fähig wären.

„Die Bauernarbeit macht dich groß" — das Wort, das einst für Frankreich und Deutschland gegolten, gilt heute für Rußland. Die Menschen und Kapitalien, welche die Tarifmagie in die beschützten Industrien gelockt hat, würden, wenn sie sich der Rohstofferzeugung, vor Allem der Landwirthschaft zuwendeten, den Volksreichthum weit wirksamer fördern.

Wie Nordamerika, so wird Rußland „durch die Macht der Thatsachen darauf hingewiesen, daß die Vorstellung einer ‚Unabhängigkeit vom Auslande' heute veraltet ist; daß es sich vielmehr um eine wachsende Verflechtung der Volkswirthschaften handelt." (S. 617.)

(Ein Schlußartikel folgt.)

Bonn. Heinrich Dietzel.

Parlamentsbriefe.

XIX.

Das Centrum verhilft der Regierung zur Annahme der Flottenvorlage, aber es bittet sich für diese Leistung Gegenleistungen aus. Es hat eine ganze Reihe von neuen Steuern entworfen und reicht das Verzeichniß der Regierung mit den Worten hin: „Friß Vogel oder stirb!" Noch niemals ist ein großer Steuerplan in dieser Weise zu Stande gekommen. Die Oeffentlichkeit hat keine Vorlage, keine Begründung der Vorlage, keine statistischen Ziffern gesehen. Was aus den Verhandlungen der Kommission zur Kenntniß der übrigen Mitglieder des Hauses und der Zeitungen gelangt, sind doch immer nur fragmentarische Notizen, die eine eingehende Kritik nicht gestatten.

Schon im vorigen Parlamentsbriefe deutete ich an, daß das Centrum nicht sowohl Steuern bewillige, um die Mittel zur Flotte aufzubringen, als vielmehr die Flotte bewillige, um einen Vorwand für die Ausführung seiner Steuerpläne zu haben. Der Haß gegen die Börse, der eigentlich ein Haß gegen das mobile Kapital ist, findet in diesen Steuerprojekten seinen Ausdruck und dabei manche schutzzöllnerische Liebhaberei. Der Reichsschatzsekretär ist kaum zu Worte gekommen, aber es ist ihm bedeutet worden, daß wenn er von den ihm angebotenen Stempelsteuern das Geringste zurückweise, die Flottenvorlage abgelehnt werden würde, weil alsdann die Deckungsfrage nicht erledigt sei. Eine eingehende Kritik dieser Steuerpläne kann für die kaufmännischen Körperschaften erst beginnen, wenn sie Gesetz geworden sind.

Aber dieser Erfolg genügt dem Centrum nicht. Es wollte auch durchsetzen, daß die lex Heinze noch einmal auf die Tagesordnung gesetzt, durchberathen und womöglich angenommen wird. Allerdings wird die Drohung, die Flottenvorlage werde abgelehnt werden, wenn die lex Heinze nicht durchgeht, mit Recht als thöricht behandelt. Aber daß das unglückselige Gesetz überhaupt noch einmal die öffentliche Meinung aufregen darf, ist übel genug. Daß der Mehrheit des Bundesraths am Besten gedient wäre, wenn das Gesetz stillschweigend von der Tagesordnung verschwände, nachdem es durch Streichungen und Zusätze eine Fassung erhalten hat, die auch dem Bundesrath unerwünscht ist, liegt auf der Hand. Auch unter den Konservativen ist eine Abkühlung eingetreten, nachdem sie sich überzeugt haben, daß einzelne Bestimmungen über die Schranken dessen, was sie ihren Wählern ohne Gefahr zumuthen können, hinausgehen. Zudem hat man sich in der konservativen Partei von jeher gesagt, daß die lex Heinze weder die Getreidepreise noch die Fleischpreise erhöht. Wenn die Konservativen das Einfuhrverbot für Fleisch erhalten, sind sie so zufrieden, daß ihnen die lex Heinze gleichgültig ist, und wenn sie das Fleischeinfuhrverbot nicht erhalten, sind sie so unzufrieden, daß ihnen die lex Heinze erst recht gleichgültig ist. Die lex Heinze war ihnen nur ein Mittel, um das Zentrum bei der Fleischschauvorlage festzuhalten. Dem Zentrum allein ist daran gelegen, daß die lex Heinze verhandelt und wo möglich angenommen wird. Und es setzt seinen Willen wenigstens in der ersteren Beziehung durch. Eine Partei, die sich in der Minderheit befindet, diktirt nicht allein einen umfassenden Steuerplan, sondern auch die Tagesordnung des Reichstags. Man kann diese Thatsache nicht scharf genug hervorheben, um die politischen Zustände, die augenblicklich bei uns bestehen, zu charakterisiren.

Freilich hat diese Minderheit auch dem Reichstage einen Präsidenten gegeben, und der Präsident unterstützt sie wacker. Herr Graf Ballestrem hat einen kleinen Staatsstreich gemacht; er hat den Seniorenkonvent außer Thätigkeit gesetzt. Der Seniorenkonvent beruht nicht auf der Geschäftsordnung, das heißt auf geschriebenem Rechte, aber er beruht auf ungeschriebenem, auf Gewohnheitsrecht. Die Existenz des Seniorenkonvents kann niemals durch geschrie-

benes Recht festgelegt werden, aber sie kann eben so wenig entbehrt werden. Eine Versammlung, die durch Parteiungen so zerrissen ist, wie der Reichstag, kann nicht arbeiten, wenn die Parteien nicht ein gewisses Entgegenkommen gegen einander zeigen. Der Seniorenkonvent ist eine Schutzwehr gewesen gegen das Unheil der Obstruktion, das in Oesterreich und Italien wüthet. Der Seniorenkonvent hat das Zentrum groß gemacht, und nun sägt es den Ast ab, auf dem es sitzt.

Freilich hatte die Obstruktion schon begonnen, ehe Herr Graf Ballestrem den Seniorenkonvent beseitigte, aber sie hatte nur darum begonnen, weil die Mehrheit aufgehört hatte, auf die Minderheit diejenigen Rücksichten zu nehmen, die sich das Zentrum zur Richtschnur genommen hatte, so lange Windthorst lebte.

Die Obstruktion gegen die lex Heinze, die am Donnerstag begonnen hat, wird den Präsidenten des Reichstags hoffentlich belehren, daß sein coup d'état verfehlt war.

Von den übrigen Arbeiten der Parlamente ist wenig zu sagen. Die Unfallsgesetze sind erledigt. Das Herrenhaus hat die ihm zugegangenen Vorlagen an Kommissionen verwiesen. Die Kommission für die Waarenhaussteuer hat ihren Bericht erstattet, und die Verhandlungen der zweiten Lesung begunnen, während dieser Brief in den Druck geht. Im Abgeordnetenhause ist ferner ein Antrag auf Bestrafung des Kontraktbruchs ländlicher Arbeiter zur Verhandlung gelangt. Daß Auseinandersetzungen darüber, wie ungerecht eine solche Maßregel ist, bei der Mehrheit auf unfruchtbaren Boden fallen würden, war von vornherein klar, aber daß diese Maßregel völlig unwirksam sein muß, dafür hätte man bei den agrarischen Praktikern doch einiges Verständniß voraussetzen sollen. Die Regierung ist natürlich wieder im agrarischen Schlepptau.

Proteus.

Westaustralien und Südafrika.

Eine Parallele.

In London betreiben gegenwärtig die Vertreter der verschiedenen australischen Kolonien die Bestätigung ihrer Föderationsakte. Es dreht sich dabei alles um die Frage, ob die britische Regierung und das britische Parlament die ganze Vorlage einfach annehmen oder auf der Modifikation des Art. 74 bestehen werden, der einen Appellgerichtshof in England ausschließt, es sei denn, daß auch nicht-australische Gebiete und Interessen durch einen Rechtsfall berührt werden. Auch unter den australischen Vertretern besteht betreffs dieses Punktes eine Meinungsverschiedenheit. Mr. Dickson, Delegirter für Queensland, möchte lieber diesen Appellhof, als ein Zeichen der Zusammengehörigkeit mit dem Mutterlande, aufrecht erhalten wissen, als es mit den anderen Vertretern Australiens, wenn auch noch nicht auf einen Bruch, doch auf eine Verschiebung der Föderation ankommen lassen. Während dieser Streit noch schwebt, tritt plötzlich eine neue australische Verwicklung auf, die eine merkwürdige Aehnlichkeit mit den Schwierigkeiten darbietet, aus denen der Krieg mit Transvaal entstanden ist. Krieg ist allerdings bei dieser Verwicklung nicht zu befürchten, weil die ökonomische Frage in Australien nicht durch eine Nationalitäten- und Sprachenfrage weiter komplizirt ist.

Westaustralien erstreckt sich von Nord nach Süd über 1460 englische Meilen oder etwa 2 t15 Kilometer, von Ost nach West über 850 englische Meilen, also t 115 Kilometer. Die Breite beträgt also nicht viel über die Hälfte der Länge. Das Klima ist ausgezeichnet, im Süden dem Südfrankreichs ähnlich; im Norden, also gegen den Aequator, natürlich viel heißer, aber an der Küste durch Winde gemäßigt, im Innern frei von der marschigen Feuchtigkeit, die anderen tropischen Ländern innewohnt. Das Land ist reich an üppigem Baumwuchs und bietet für Schafe und Rindvieh reichliches Grasland. Metalle, namentlich Gold, aber auch Eisen, Kupfer, Blei und Zinn hat man erst neuerdings in bedeutenden Massen gefunden. Die europäische Besiedelung begann 1829, — sechs Jahre nach derjenigen der Nordküste von Queensland, — und machte lange Zeit nur sehr langsam Fortschritte. Das Land behielt bis 1890 den Status einer Kronkolonie, das heißt, es wurde direkt vom englischen — oder britischen — Ministerium kontrolirt. Dann aber ward es — nicht ohne Einspruch Seitens eines Theils der liberalen Partei, welche den alten Zustand der Abhängigkeit gegenüber der gefürchteten Erschwerung der Einwanderung durch die bereits Ansäßigen bewahren wollte — zu einer self-governing-Kolonie mit parlamentarischer Regierung und einem eigenen lokalen Ministerium gemacht.

Das geschah wenige Jahre nach der ersten beträchtlichen Ausbeute der Goldindustrie, die sich seither in Yilgarn, Coolgardie und anderen Orten so mächtig entwickelt hat, daß der Goldgewinn des Landes denjenigen des ganzen übrigen Australiens zu übertreffen verspricht. Von 1886 bis gegen Ende 1897 wurden rund t½ Millionen Unzen ausgeführt.

Vor der Goldindustrie war Landbau und Viehzucht das beinahe ausschließliche Gewerbe. Der wirthschaftliche Zustand, der sich entwickelt hat, ist also dem von Transvaal vor und nach der Entdeckung der Goldminen ganz ähnlich. Eine neue Industrie und eine neue Bevölkerungsschicht haben sich aufgedrängt. Nur daß die Neueingedrungenen, wie schon bemerkt, nicht einen Sprach- oder Nationalitätsgegensatz mit sich brachten. Mit Ausnahme beinahe verschwindender Elemente sind sie entweder Kinder Englands oder doch des anglisirten australischen Kontinents, gleichen also nicht völlig den Uitlanders des Transvaal. Auch ihre Lebensgewohnheiten stehen nicht in scharfem Gegensatze zu denen der älter angesessenen Bevölkerung.

Und doch führen sie im Wesentlichen dieselben Klagen. Sie haben eine Deputation, die kürzlich angekommen ist, nach London geschickt, um sich Recht zu verschaffen gegen die alten Ansiedler, und sie hoffen, daß ein Reservatrecht, welches das britische Parlament bei Verleihung der Repräsentativ-Verfassung von 1890 festsetzte, ihnen Hülfe gewähren wird.

Die gesammte Bevölkerung der Kolonie — mit Ausschluß der wenigen Eingeborenen, denen der Himmel helfen möge! — beträgt kaum mehr als 300 000 Seelen. Sie führen reichlich Bauholz aus, auch Wolle, Häute und Anderes. Aber der Werth des Goldes übertrifft bei Weitem den der gesammten übrigen Ausfuhr. Und doch ist die Anzahl der bei der Goldproduktion Beschäftigten kaum mehr als ein Zehntel der Gesammtbevölkerung. Die Unterschriften der Beschwerdeschrift, welche die Beschwerdeführer mitbringen, belaufen sich auf 28 023 „Erwachsene". Diese behaupten, daß man ihnen das Wahlrecht vorenthalte, — und daß, wenn man es ihnen gebe, die Sache so eingerichtet werde, daß sie in dem lokalen Parlamente ganz ungenügend vertreten seien. Ferner beschweren sie sich darüber, daß sie übermäßig besteuert würden, und daß ein großer Theil des Steuerergebnisses aus ihren Taschen in diejenigen der Ackerbauer wandere, die unbillig begünstigt seien. „Das leitende Prinzip der Besteuerung" — so schreiben sie — „scheint darin zu bestehen, daß man unsere Nahrungsmittel, unsere Kleidung und alle anderen nothwendigen Artikel und Waaren im Interesse der inländischen Ackerbauer und der heimischen Fabriken an der Küste mit Abgaben belegt". Und ebenso, wie die Transvaal-Regierung sich bemüht habe, die holländische Eisenbahn mit ihren übertrieben hohen Fahrpreisen und Gebühren den Uitlanders aufzuzwingen, so nöthige die westaustralische Regierung die Goldkolonisten, ihre Güter unter einem besonders hohen Tarif über die

Städte Perth und Fremantle gehen zu lassen, während doch der natürliche und bequeme Weg nach dem Hafen Esperance eingeschlagen werden sollte. Siebenzehn Millionen Pfund habe die Kolonialregierung in den letzten vier Jahren ausgegeben und eine halbe Million mehr aus den Goldfeldern gezogen, als sie zu deren Besten verwendet habe. Und wenn die Regierung auch Reformen versprochen habe, so geschehe doch, wenn der Tag der Erfüllung komme, das Gegentheil; zum Beispiel: es ist eine neue Eintheilung der Wahlbezirke gemacht worden; als aber, bei passender Gelegenheit, ein zweiter Vertreter für den Bezirk Nordost-Coolgordie verlangt wurde, der 3370 Wähler zählt, so wurde der Antrag mit 24 Stimmen gegen 6 abgelehnt, am selben Tage aber mit 22 gegen 5 dem kleinen Ort Kimberley mit nur 235 Wählern sein Recht, zwei Abgeordnete zu senden, bestätigt. Die Unzufriedenheit ist groß; aber von Rüstungen derjenigen, die hier als beati possidentes auftreten, hört man nichts. Die Beschwerdeführer neigen bis jetzt noch zu keiner Rebellion. Aber sie verlangen, daß das britische Parlament ihren, inneren, Landesantheil von der jetzt bestehenden Kolonie trenne, — daß man ihnen die Autonomie gebe, welche ja vielleicht auch das Heilmittel für die Johannisburger gewesen wäre —, und daß man sie aus dem gegenwärtigen Verband herausnehme und zu einer für sich bestehenden Kolonie erkläre. Sie versprechen, sodann in die jetzt vorgeschlagene und betriebene Föderation der australischen Kolonien als ein neues und selbstständiges Element einzutreten.

Eine Spaltung der Kolonie hat sich England in der Akte von 1890 vorbehalten; ob es dies Reservatrecht jetzt, gegen den Widerspruch der Ackerbau- und Manufakturinteressen, durchführen wird?

London. Eug. Oswald.

C. Spitteler's „Olympischer Frühling".

Von dem in Luzern lebenden Dichter Carl Spitteler ist soeben bei Eugen Diederichs in Leipzig der erste Theil eines Epos erschienen, das als ganzes den Titel: „Olympischer Frühling" trägt. Dieser erste Theil, der auf dem Umschlag des 123 Seiten starken Buches auch als „Ouvertüre" bezeichnet wird, führt die besondere Aufschrift: „Auffahrt". Er schildert nämlich — und das ist der ganze Inhalt der vorläufig erschienen sechs Gesänge — die nach dem Sturze des Kronos und seiner Sippe erfolgende Auffahrt der neuen Götter aus dem Erebos in den Olymp.

Ich habe den Eindruck, mit diesen wenigen Angaben ein wohlgerüttelt Maß abschreckender Mittheilungen gehäuft zu haben. Ein neues Epos — das schon ist für moderne Leser ein ziemlich schauderhafter Gedanke. Für Homer und Nibelungen haben wir ja etwas wie Liebe übrig, für die Nationalepen anderer Völker mindestens Achtung, für Dante's Göttliche Komödie scheuen Respekt, Ariost und Tasso schaffen sich manche Leute, der Bilder wegen, in illustrirten Prachtausgaben an. Aber daß ein zeitgenössischer Dichter den epischen Bestand mehre, will uns nicht recht in den Kopf, da wir sogar Wolfram v. Eschenbach's und Gottfried von Straßburg's Epen nur in den Musikdramen Richard Wagner's zu goutiren vermögen.

Und nun vollends ein Epos über die griechischen Götter! C'est le ridicule qui tue. Wenn das wahr ist, so müssen die Olympier seit Offenbach's Operetten für die ernste Poesie mausetodt sein. Und vielleicht besteht ein gewisses öffentliches Interesse, daß sie es seien. Denn der Kultus der Antike wird leicht zum Unterdrücker modernen geistigen Lebens aus dem Born der eigenen Nationalität heraus. Fritz Mauthner hat dies vor einiger Zeit, als der Oedipus von Sophokles in Berlin aufgeführt wurde, sehr hübsch ausgesprochen, indem er darauf hinwies, wir seien gerade dann am griechischsten, wenn wir die Griechen bei Seite ließen; denn eben so hätten es die Griechen selbst gemacht. Sie pflegten ihr eigenes, nicht fremdes — etwa ägyptisches oder babylonisches Volksthum in ihrer Poesie und Kunst.

So hat sich also Spitteler, den Nietzsche einmal „den feinsten ästhetischen Schriftsteller der Gegenwart" genannt, in Form und Stoff diesmal bedenklich vergriffen?

Ehe wir ein solches Urtheil wagen, sei den Lesern eine kleine Probe aus der Dichtung aufgetischt.

Die neuen Götter müssen auf ihrer Ausfahrt aus dem Erebos am altberüchtigten Höllenhund Cerberus vorbei. Hades, der ihnen das Geleit gibt, warnt sie vor dieser Bestie in folgenden Trimetern:

„. . . . Theure Gefährten, habet acht
Auf Cerberus, den Weghund, der am Ufer wacht.
Denn keine Götter sind so heilig und so hoch,
Er achtet's für gering, er schnappt nach ihnen doch,
Weil er vom Schwanz zum Maul, vom Scheitel zum Gekröse
Ein pöbelhafter Köter ist, so frech wie böse.
Ich meld' Euch, merket auf die Worte meines Mundes,
Nunmehr die Falschheit dieses doppelköpf'gen Hundes.

Wer immer Cerberus zum ersten Male schaut,
Ist von dem biedermänn'schen Burschen baß erbaut.
Denn sieh, ein Lindhundantlitz, sanft und lobebar,
Beut friedlich schmunzelnd er zunächst den Blicken dar,
Aus dessen Lügenmaul — damit bethört er Jeden —
Beständig träufeln honigglatte Ringelreden.
Heuchelt von nichts als Nächstenliebe, Mild' und Güte,
Und jeder Tugend dient sein Maulwerk zum Gestüte.

Auf daß Euch aber solcher Singsang nicht verleite,
Erfahrt: dies alles ist allein die hintre Seite.
Das Mildhundangesicht — ich sage, was ich weiß —
Mit all den frommen Reden stößt er aus dem Steiß.
Die Tatzen aber und den giftgeschwollenen Zorn,
Der wuthverzerrten Raubthierschnauze hat er vorn.
Doch seine Arglist, seine abgefeimte Tücke
Erweist sich offenkund an diesem einen Stücke:
Er wartet, bis, von seinem Redeschleim verführt,
Der Wandrer tief im Innern weiche Rührung spürt.
Bis daß ein unbestimmtes, schmerzlich wonnig Sehnen
Ihm aus den Augen schmeichelt träumerische Thränen,
So daß er, weil er nach verschwommnen Formen schmachtet,
Die Gegenwart nicht sieht und auf den Hund nicht achtet.
Das ist's, worauf er lauert, diesen Augenblick
Benutzt der Cerberus mit teuflischem Geschick.
Mit einer Crabbenwendung, die sein Eigenthum,
Wirft unversehens er das Mordgebiß herum,
Und ehe noch, vom Schreck betroffen und bestürzt,
Du Dich gesammelt, hat er Dir ein Bein gekürzt.
Und siehe, alldieweil er nach Dir schnappt und beißt,
Und, was sein wölfisch Maul erreicht, in Fetzen reißt,
Hält unverdrossen nach wie vor sein Hintertheil
Unschuld und Biederkeit in dicken Haufen feil.
Doch horch! Da riecht er selbst! Denn keinem andern Nase
Gelingen solche Gase. Brüder! schützt die Nase!" —

Ich müßte mich sehr irren, wenn nicht mancher Leser dieser Verse eine Versuchung empfände, sie sofort herauszuschneiden und an irgend eine Persönlichkeit im lieben Bekanntenkreise als ihr wohlgetroffenes Konterfei zu versenden, vielleicht an diesen oder jenen berühmten Kritiker, oder einen noch berühmteren Kanzelredner u. s. w. Jedenfalls aber dürfte schon diese Probe beweisen, daß man mit vorgefaßten Meinungen, wie ich sie im Anfang dieses Aufsatzes formulirt habe, gegenüber einer originalen Schöpfung in Poesie und Kunst nichts ausrichtet. Es kommt in diesen Dingen immer darauf an, wie etwas gemacht wird.

Und da ergibt sich vor Allem, daß wir es in Spitteler's „Olympischem Frühling" nicht mit einem antikisirenden, sondern mit einem wahrhaft modernen Poem zu thun haben. Der Unterschied zwischen den beiden Arten, wie man sich

der Antike bemächtigen kann, wird vielleicht am deutlichsten, wenn man die Beispiele bei Goethe holt. Wie ganz anders als in seinem Fragment „Achilleis“ hat Goethe im zweiten Theil des „Faust“ die griechische Mythendichtung angefaßt! In der „Achilleis“ stand er als nachahmender Epigone unter dem Eindruck der gewaltigen Dichtung Homers. Und bald mußte ihm sein hoher Kunstverstand sagen, daß es wohl für einen Griechen Sinn gehabt hätte, eine solche Fortsetzung der Iliade zu schreiben, daß aber ein deutscher Dichter des 18. Jahrhunderts, wenn auch noch so geistesverwandt den Hellenen und an gestaltender Kraft dem Vater der epischen Dichtung nahezu ebenbürtig, doch diese seine Kraft in solcher Arbeit auf unnatürliche Weise verschwende. Denn im besten Falle entstand doch nur ein auf litterarischer Inspiration beruhendes Werk, das sich in fremde Formen, fremde Religionsvorstellungen, fremde Volkssitten künstlich hineinzuschmiegen suchte. Darum ließ er es liegen.

Frei gestaltend dagegen, als echt moderner Dichter schaltete und waltete Goethe im 2. Theil des „Faust“ mit den antiken Vorstellungen. Es ist ja hier nicht der Ort, zu untersuchen, ob es geschmackvoll war, den in seinem kleinen leuchtenden Ballon eingekapselten Homunculus in die Gesellschaft des Proteus und der Nereiden zu bringen, damit dieses künstlich erzeugte Menschlein im Ozean sich ins Protoplasma auflöse und auf redliche Weise, „tausend und abertausend Formen“ durchlaufend, allmählich zu reifem Menschenthum entwickle. Aber so viel sieht jeder Leser ein, daß hier Goethe nicht mehr als ein epigonenhafter Homeride antike Mythen fortzusetzen bemüht war, sondern als völlig original schaffender Dichter die antiken Gebilde verwerthete, meinetwegen mit ihnen spielte. Und das ist auch im 3. Akt der Fall, wo Helena am Thor ihres Palastes in Sparta auf die ihr entgegentretende Phorkyas trifft, die nur eine Verkleidung des Mephistopheles ist.

In Spitteler's „Olympischem Frühling“ nun werden ganz ebenso antike Namen, Gestalten und Vorstellungen dazu verwendet, der durch und durch originalen Gefühls- und Gedankenwelt eines modernen Dichters zum Ausdruck zu verhelfen.

Und Eines ist nun hierbei besonders ins Auge zu fassen: diese aus dem Erebos zum Olymp die Wanderschaft antretenden Götter werden uns bald nicht sowohl gemäß ihrer Göttlichkeit als vielmehr gemäß ihres Menschenthums interessiren. Wenn Lessing einst auf seinen „Nathan“ das Motto setzte: Introite, nam et hic dii sunt, so müßten auf diesem Epos eigentlich die Worte stehen: Introite, nam et hic **homines** sunt. Gewiß, zwar hat der schönheitsdurstige Dichter seine Freude an den ihm von der Antike zu weiterem Phantasiegebrauch überlieferten edlen Mythenfiguren. Denn Schönheitslust vor allem hat diese Dichtung geschaffen. Aber sehr bald begreifen wir, daß in dem Aufstieg der Götter aus dem finstern Erebos, wo sie „in halbbeklommenem Schlafe“ lagen, und in ihrem allmählichen Bekanntwerden mit den Herrlichkeiten und den Schrecknissen unserer Erde und des Himmels, im Wesentlichen nichts anderes dargestellt ist, als was von Ewigkeit her Menschenschicksal war, was jeder von uns im Uebergang von der dämmernden Kindheit bis zur gereiften Jugend, bis zu dem Zeitpunkte, wo die Begierden erwachen und die ernsten Lebenskämpfe beginnen, selbst genossen und gelitten hat.

Die hier angegebene Zeitpunktbeschränkung bezieht sich übrigens nur auf die sechs vorliegenden Gesänge dieses Epos, die also gleichsam den Kindheit- und Jugendtraum darstellen. Damit hängt es zusammen, daß in diesem „die Auffahrt“ genannten ersten Theile die ihre Reise antretenden befreiten Götter einzeln noch nicht individualisirt sind. Die Dichtung behandelt sie einstweilen als eine kleine Reisegesellschaft, die ihre Sommererlebnisse hat. Später wird das anders kommen. Denn es ist ihnen bestimmt, nach der Ankunft im Olymp um die hehre olympische Jungfrau Hera zu frei'n. „Und wen der Sieg bezeichnet, der soll König sein.“

Aber dieser Wettkampf bleibt der Fortsetzung der Dichtung vorbehalten. Die „Auffahrt“ erzählt nur, wie sie glücklich aus dem Erebos in die Lichtwelt gelangen, wie sie die Sonne zum erstenmale schauen, —

„Sieh, da erklärte sich in strahlendem Azur
Plötzlich ein Gärtchen fleckenloser Himmelsflur.
Und still und ruhig rollte durch die blumige Blöße
Das goldne Sonnenrad in selbstzufriedner Größe“ —

wie sie dann andere, ihnen bisher unbekannte Erscheinungen des Lebens der Erde und des Himmels zum ersten Mal bemerken, diesen und jenen Gefahren ausbiegen, einige Beschwerden überwinden, auch Einblick gewinnen in das Leiden und den Tod sterblicher Erdengeschöpfe, was sie mit Entsetzen und Mitleid erfüllt, und wie sie endlich, bevor sie noch den Olymp erreichen, im Palast des Uranos gastlich empfangen und zur Weiterreise aufs herrlichste gestärkt werden. Dazwischen ist namentlich einer gewaltigen Episode zu gedenken: auf ihrer Fahrt begegnen sie dem seiner Herrschaft verlustig gewordenen Gotte Kronos und seiner Sippe, wie ja alle Zeit auf Erden die Wege der emporkommenden Jugend und des niedersteigenden Alters einander kreuzen. Sie sehen den furchtbaren, lawinenartigen Sturz des Kronos in den Abgrund und Ahnung beschleicht sie, daß auch ihr Glück nicht ewig dauern werde. Denn über allen Göttern steht, als einzig beharrende Macht, das Schicksal: „Sein Name heißt Ananke, der gezwungene Zwang.“

Ich möchte hier einschalten, daß der Dichter, obschon ihm die griechischen Götter, wie man sieht, nur zu Symbolen haben dienen müssen, sich doch in seinem Epos ganz der griechischen „Theologie,“ wenn man von einer solchen reden darf, angeschlossen hat. In neuerer Zeit ist diese an zahllosen Inkonsequenzen leidende, aber gerade darum für den freien Gebrauch des Epikers besonders glücklich veranlagte Göttertheorie der Griechen von Jakob Burckhardt im zweiten Theil seiner „Griechischen Kulturgeschichte“ am klarsten und schönsten dargelegt worden. Dort wird auch auf diese über den Göttern stehende „anonyme“ Schicksalsmacht hingewiesen, und von letzteren heißt es: „Auch die schönste Idealität der Götter des Epos ist und bleibt untrennbar verknüpft mit ihrer Menschlichkeit und diese mit einer menschlichen Beschränktheit; ihr einziges, großes Hauptprivileg ist im Grunde ihr Nichtaltern und ihr Nichtsterben.“ Es ist schließlich nicht eine entscheidende Sache, aber immerhin erfreulich, den Dichter des „Olympischen Frühlings“ in dieser Beziehung in so schöner Uebereinstimmung mit den Ergebnissen der Alterthums-Wissenschaft zu betreffen.

Bei allem Ideengehalt nun aber und bei aller Symbolik tiefer Empfindungen ist diese Dichtung vor allem ein Werk freudigster epischer Gestaltungskraft. Gleichviel ob uns Spitteler Furchtbares oder Anmuthendes, Gruppen aus dem Tartarus oder den holden Reigen der sieben Töchter des Uranos in Worten schildert, immer geschieht es mit unvergleichlicher Plastik und mit den lebendigsten Farben und in einer von allem Konventionellen weitab liegenden, ihm nur eigenthümlichen Sprache. Beim Sturz des Kronos in den Abgrund ist Kronos beritten.

„Da, eben an der Stelle, wo der Brunnen hüben
Am Graben steht und stehn die neuen Götter drüben,
Bäumt sich das Thier, weist seinen fahlen Bauch und ficht
Vergeblich mit der leeren Luft um's Gleichgewicht.
Verzweiflung naht ihm. Im erschrocknen Auge rasen
Die angstgehetzten Blicke und die Nüstern blasen . . .“

Kronos, obschon er spürt, wie der Hengst rückwärts übersinkt, schleudert doch noch seinen Fluch wider dies junge Göttervolk (und was für einen!), dann

„. . . . überwirft sich Roß und Mann. Ein Fall,
Ein Prall. Und in den Abgrund hüpft der grause Ball.
Sahst Du im Bergwald Flößer eine Tanne fällen?
Kaum trifft ihr Haupt den Boden, federt sie auf schnellen

Gelsen Sprung für Sprung zu Thal. Verhallt, verschwunden.
Und nach geraumer Zeit ein dumpf Gepolter unten.
So fuhr des stolzen Kronos heilige Gewalt
Pfeilschnell zur Grube ohne Wehr und Aufenthalt.
Vorbei. Nur ein verspätet Echo noch im Schacht.
Das war der letzte Widerhall der Weltenmacht."

Wird hier mit dem sprachlichen Mittel der Poesie nicht etwas Aehnliches erreicht, wie es uns vor den Bildern Böcklin's und Klinger's packt?

Und wenn in dem gewählten Beispiele die Kunst des Dichters mehr nur ein äußerliches Geschehniß in Worten wiedergab, so begegnen wir in der Dichtung einer Menge großartiger Schilderungen, denen zugleich tiefe Symbolik inne wohnt und in denen das erregte Gefühl sich in ergreifender Weise lyrischen Ausdruck verschafft. Eine solche Stelle ist die von der Grotte „Tod und Leben". Das „lichte, schöne Himmelskind Hebe, dem Lust und Frohsinn theuer, Thränen lästig sind", erzählt schaudernd den ihr begegnenden neuen Göttern von dieser „Mördergruft".

„Zwei Höhlen lugen oben aus dem Felsenhaus
Und jede Höhle läuft in eine Treppe aus;
Die fallen durch ein Dickicht, wo der Blick erlischt,
In einen Teich, der immerfort in Aufruhr zischt.

. . . .

Merkt, aus der einen Höhle, gräßlich zu erzählen,
Verwirft des Todes Rachen die erwürgten Seelen
Der Thier' und Menschen. Auf der andern Treppe Stufen
Ziehn sie empor, zu neuem Erdegang berufen.
Jeder mit einer anderen Mißgestalt behaftet,
Doch sämmtliche mit eklem Schleim und Blut befaftet
Und Latterfleisch, das ihnen bei lebend'gem Herzen
Von ihrer Seele fault mit tausendfältgen Schmerzen."

Ananke's eigene Tochter (sie führt keinen Namen, könnte aber Physis heißen) ist die Circe, die in einem Zauberbade so „die Seelen in den Leib verhandelt".

„Und Alle steigen triefend aus dem Zauberbad
Und straucheln auf die Treppe nach dem Lebenspfad.
Wohl schütteln sie und schleudern angstvoll Haupt und Glieder,
Doch aus dem Netz des Fleisches zieht sich Keiner wieder.
Der heil'gen Seele ist der Schleim nun Herr und Meister,
Du lebst, du klebst, verkittet in den blut'gen Kleister."

Das wollen die jungen Götter nicht glauben:

„Gestehe, Deine Sage ist ein Wahngesicht.
Denn Fleisch und Blut und Tod und Leben gibt es nicht."

Da führt sie Hebe durch den Eichenhain an den Ort, wo sie selbst die grauenvolle Doppelhöhle sehen können. Vorher aber gibt sie ihnen

. . . „Nüsse, deren Zimmt
Dem, der sie ißt, den herben Schmack des Mitleids nimmt."

Da folgen denn mit ihren Augen die Götter schaudernd

„dem Gewühle
Und Wirbelsturm der fürchterlichen Geistermühle."

Und traurig schauen die Thiere zu den Göttern hinüber und fragen, „ein tausendstimmiger schauerlicher Maskenchor", weswegen sie Thiere seien und die dort Götter? Die Götter aber fliehen, von bleichem Schreck erfaßt. Und als sie wieder auf die Straße gekommen sind, fragen sie Hebe:

„Hast Du der Nüsse mehr?
Mach schnell! Gib hurtig Deinen ganzen Vorrath her!
So keuchten sie. Und als die letzte Nuß zu Ende,
Begehrten sie, daß man die Schalen ihnen spende."

Haben wir hier mit den Göttern in die tragischen Tiefen der Weltschöpfung geblickt und Dinge, die uns allen zwar keineswegs neu sind, dennoch wie eine neue schmerzliche Offenbarung erfahren, weil der Dichter uns hierzu die naiven Augen der mit der Welt noch unvertrauten neuen Götter lieh, so sorgt dagegen nun auch die Dichtung für Erholung von allem Weltleide in ausgiebiger und wahrhaft entzückender Weise. Am meisten geschieht dies bei der Ankunft und während des Aufenthalts der jungen Göttersippe in dem Himmelspalast des Uranos. Der 4. und der 5. Gesang im „Olympischen Frühling" haben daher für dieses Epos etwa dieselbe Bedeutung, die das phäakische Scheria für die Odyssee hat. Der Dichter läßt unsere Phantasie auf einem seligen Eiland über Wolken landen, jede Art idyllischen Zaubers umspielt uns, ohne daß deshalb die Handlung in Stillstand geriethe und das Epos seinen vorwärts schreitenden Charakter verlöre. Es handelt sich darum, uns das Märchenglück unserer schönsten Jugendjahre in einem Idealbild vor die Seele zu bringen. Und dies geschieht, indem die jungen Götter auf der schwebenden Insel des Uranos anlangen. Die Nähe des wunderbaren Landes hat sich schon vorher angekündigt:

„Den Gipfel „Könntichmöchtich" sahen sie verglühen,
Die Sonnenrosse weiden auf den rohen Flühen,

. . . .

Zum andern merkten sie die Hindinnen der Nacht,
Die vor dem Thal der Träume halten stille Wacht,
Wehmüth'ge Märchen aus den großen Augen staunend
Und ahnungstiefe Räthsel mit den Lippen raunend.
Darnach erlauschten sie die lächelnde Chimäre,
Aus ras'gem Schein gezeugt und sehnsuchtsüßer Leere.
Den Vogel Argus auch, der feuersternbeschweift
Das spiegelnde Gefieder über'm Abgrund schleift" u. s. w.

Und nun gelangen sie in den Paradiesespark, wo König Uranos mit seinen sieben Töchtern sie huldvoll empfängt. Von diesen Mädchen heißt es, daß, wer ihr Lächeln nicht kennt, nicht weiß, was Liebreiz ist und was man Anmuth nennt.

„Ihr arglos Kindesauge, rein und echt und wahr,
Dem keine Bosheit jemals widerfahren war,
Das noch von keines Schurken Anblick ward betroffen,
Blickt einfach Dir entgegen, groß und frei und offen.
Gleich Tempelbogen schweben die geschwungnen Lieder,
Und niemals schlagen sie die ruh'gen Wimpern nieder."

Die Beschreibung dieser wohlbeschaffenen Himmelsmädchen ist damit noch lange nicht zu Ende; aber ich darf nicht zu ausführlich werden im Citiren. Weit gefehlt jedoch wäre es, einem Dichter wie Spitteler zuzutrauen, daß er durch ausschließliches Häufen von Vorstellungen des Lieblichen und des Reizvollen sein Gedicht der Gefahr aussetzte, süßlich zu werden. Dem wird erstlich dadurch vorgebeugt, daß der Herr der Himmelsveste, Uranos, nächtlicher Weile in den unter seinem Palaste liegenden geheimen Gewölben einen Kampf gegen allerlei feindselige Thiere zu führen hat und seinen Gästen auf ihren Wunsch davon Bericht gibt. Da handelt es sich z. B. darum, den Minotauros zu überzeugen:

„Den ew'gen Ochsen, der das Himmelsfundament
Tagaus tagein mit nimmermüdem Hirn berennt.
Warum? Das weiß man nicht. Aus Dummheit offenbar.
Sechs Stunden täglich schenk' ich ihm Belehrung zwar,
Ihm klapp beweisend, daß der Himmel jedenfalls,
Wofern er einstürzt, fällt auf seinen eignen Hals.
Endlich begreift er's, kratzt sich, leckt die Ohren, muht,
Worauf er ungesäumt den alten Unfug thut."

Dieses köstliche Vieh, der ewige Ochse, ist nicht die einzige Sorge, die der Himmelskönig hat. Die Fundamente der Himmelsburg enthalten noch andere Schreckuisse. Da gibt es z. B. in den feuerunterwühlten, schallempörten Mauern des lärmerfüllten Hauses auch ein gewaltiges Eisenräderwerk, in dem auf eine Walze von Stein mit Eisengriffelhieben Runen geritzt werden, die Runen „ins Weltenklagebuch".

„Des Menschen wissend Weh, der Thiere dumpfe Noth,
Des kleinsten Wurmes unverdienter Martertod,
Und wär's von Nacht und Einsamkeit verhehlt geblieben,
Von unseren Fäusten wird es pünktlich aufgeschrieben" —

so singen die riesenhaften Eisenmänner in ihrem kampfdurchdonnerten Verlies.

Es wird nun wohl Leser und Kritiker geben, die es dem Dichter verübeln, daß die Souterrains der Himmelsburg ungefähr eingerichtet sind wie die unter dem modernen Palast eines reichen Fabrikherrn befindlichen Räume für Dampfkesselheizung und anderen Maschinenbetrieb, und daß Uranos auf einer Art von Motorwagen in seinem „unterhimmlischen" Reiche herumkutschirt. Das sind dann vielleicht dieselben Kritiker, die vor Vergnügen jauchzen, wenn sie bei Dante Anspielungen auf Oertlichkeiten, Gebäude, Geräthschaften und Maschinen seiner Zeit entdecken, z. B. auf die Steindämme, die im 14. Jahrhundert das heiße Wasser des Sprudels von Viterbo nach den umliegenden Badehäusern leiteten (Hölle, XIV. Gesang). Aber über eine Dampfschnellpresse, die das Weltenklagebuch druckt, kommen dieselben Kritiker in einer modernen Dichtung der eigenen Zeit natürlich nicht weg.

Nicht allein jedoch die nächtlichen Arbeiten des Uranos bewahren die Dichtung in jener zweiten idyllischen Hälfte vor einem zu ausgedehnten Schwelgen in ausschließlich süßen und lockenden Vorstellungen. Solches und jede Art von Stagnation wird auch dadurch vermieden, daß Ananke das Glück der jungen Götter stört und durch geheime Mittel, die hier nicht genannt werden sollen, dazu gelangt, zwischen den Gästen und ihren holden Freundinnen eine Spannung und Verstimmung hervorzurufen, wodurch zugleich der Abschied von der schönen Himmelsinsel vorbereitet und die Dichtung mit der Abreise der Götter und ihrer endlichen Ankunft im Olymp (6. Gesang) zu ihrem vorläufigen Abschlusse gebracht wird. Im stolzen, die Luft durchschneidenden Staatsschiffe des Uranos fahren sie „zum fardigen Olymp", dem Berge:

„Der nicht von eines fremden Feuers Strahl gebadet
Mit eignem Sonnensafte scheint der Berg begnadet."

* * *

Das ist so, in skizzenhaften Zügen zusammengefaßt, der Hauptinhalt dieses ersten Theils von C. Spitteler's Epos: „Olympischer Frühling". Was aber sonst noch alles darin steckt, das vermag eine Darstellung, die nicht zur besonderen Broschüre anwachsen soll, nicht wiederzugeben. Es genüge hier die Versicherung, daß in alter und neuer Poesie nicht viele Dichtungen zu finden sein werden, wo sich Seite für Seite in so dichter Fülle so echt poetische Schönheiten originalster Prägung drängen wie hier. Von zeitgenössischen deutschen Dichtern dürfte Hugo von Hoffmannsthal in dieser Hinsicht Spitteler am nächsten kommen. Doch ist Spitteler's Spiel reicher besaitet und verschmäht überall und jederzeit Rhetorik und Deklamation. Pathos ist wohl da, aber in schlichter Größe nur gibt es sich kund, ohne falsche Feierlichkeit, ohne schwülstigen Theaterpomp. Vielmehr stellen sich, wo die Gefahr nahe läge, in solchen zu verfallen, sofort entweder der Humor oder die Ironie so ganz natürlich, so von selbst ein wie auf einem in zu schnelles Fahren gerathenden Bergbahnwaggon die automatische Bremse von selbst funktionirt. Das verdankt Spitteler, der nicht mehr jung ist — 55 Jahre — der guten litterarischen Selbstzucht seiner Jugend- und Mannesjahre; er gestattete seinem Talent niemals ein leichtes Aufsprudeln und sich Ausschäumen in jener poetischen Rhetorik, die der Jugend allerdings natürlich und daher gewissermaßen verzeihlich, aber doch dem Reifen einer reelleren Poesiekunst hinderlich ist.

Auf die in diesen Trimetern entwickelte bewundernswerthe Sprachkraft und Versbildung Spitteler's brauche ich insofern nicht erst aufmerksam zu machen, als den Lesern dieses Aufsatzes ja selbst viele Proben vorliegen. Nur möge sich kein Freund der Poesie mit ihnen zufrieden geben. doch dieses Referat keinen anderen Zweck, als die Leser dieser Zeitschrift zu der Dichtung Spitteler's, zum Buche selbst, hinzuleiten. Die Geschichte von Phineus und den Harpyen, wie Spitteler sie erzählt, kennen sie ja noch nicht, und nicht die Schilderung des Sehers Orpheus noch die des Halbgottes Prometheus, wie sie beide im Gefolge des Kronos zum Erebos niedersteigen. Sie wissen auch noch nichts vom Kirchlein Eschaton jenseits der öden Weltenscherbenküste, nichts von der Schläferin, die in diesem Kirchlein im Traume singend prophezeit vom Ende der Welt, vom rauchigen Kohlenheerd, „wo in der Asche schnuppern des Erlösers Pferd". Und mit Eos, der jüngsten Tochter des Uranos, persönliche Bekanntschaft zu machen, lohnt sich wahrhaftig der Mühe!

Endlich — was wachsen zwischen all den erhabenen schönen Dingen für zierliche Gewächse liebenswürdiger Lebensweisheit! Hier nur, als allerletztes Citat, ein Beispiel hierfür, die kleine Geschichte vom Thal „Warumdennnicht":

„Im Himmel, wie man weiß und die Erfahrung spricht,
Befindet sich ein Thal, das heißt ‚Warumdennnicht'
Hart hinterm Hause, unterm Garten ist's gelegen,
Mit Blüthenseligkeit erfullt und Früchtesegen
Ein steinern Sträßlein führt hinunter weit und breit,
Doch Keiner kommt dahin in alle Ewigkeit.
Nicht, daß mit strengem Bott und Bann er Jemand wehrte,
Bewahre, daß ein Hinderniß den Weg durchquerte.
Niemand begreift, weshalb denn und warum denn nicht,
Doch in das Thal hinab gelangt kein Angesicht.
Man darf, man kann, man möchte, aber kann's nicht wollen,
Und hätt' es Einer noch so sehr begehren sollen.
Du wandelst lustig bis zu einem Quittenbaum
Und lachst: ‚Warum denn nicht?' Doch kaum an diesem Baum,
Kommt unversehens Dir ein Einfall in die Krumm.
Du stutzest, denkst ein Weilchen nach, dann kehrst Du um.
Wie schon gesagt, den Grund kann Niemand Dir erklären,
Doch jedem wird es die Erfahrung neu bewähren.
Nur Eines weiß man: Im Geheimen, in der Stille,
Im Quittenbaume höckelt eine blaue Grille,
Aeugelt und reibt das Bein. Sobald die Grille zirpt,
Ist's mit dem Wunsch vorüber und der Wille stirbt."

* * *

Ueber die Bedeutung, die C. Spitteler's Werk für die Litteratur haben wird, kann insofern noch kein Urtheil ausgesprochen werden, als von den 24 Gesängen, auf die der „Olympische Frühling" angelegt ist, erst 6 vorliegen. Vielleicht hätte es im Interesse des Dichters gelegen, mit dem vollendeten Werke auf einmal hervorzutreten; ein Epos muß auch durch sein Volumen imponiren und sollte nicht in kleinen Partieen verzettelt werden. Andererseits ist „Die Auffahrt" ein Ganzes, das mit all seinem Reichthum sehr wohl für sich allein existiren und genossen werden kann. Und dann, da ja Niemand, weder Dichter noch Leser, Herr der künftigen Jahre ist, muß man sich immer freuen, ein mit schöner Fracht beladenes Schiff glücklich im Hafen der Zeit geborgen zu wissen, möge auch die übrige Flotte noch auf der ungewissen See schwimmen. Vermuthlich war der Dichter, als er den Entschluß faßte, dies erste Stück seines Epos drucken zu lassen, in sein Thal „Warumdennnicht" gerathen und hat sich von keiner blauen Grille abhalten lassen. Möge ihm beschieden sein, die Dichtung in derselben olympischen Heiterkeit zu vollenden, die aus dem Spiegel der ersten 6 Gesänge uns entgegenstrahlt!

Bern. J. V. Widmann.

Ein Nachtrag zur Semantik.

Michel Bréal's „Semantik“, die man am besten als eine Lehre von dem geistigen Gehalt der Wort- und Sprachformen bezeichnen könnte, ist vor Jahren einmal in diesen Blättern besprochen worden. Sie gipfelte in dem Satze, daß die Sprache ein Ausdruck der menschlichen Intelligenz und ein Produkt des menschlichen Willens sei. Je höher und freier die Intelligenz sich entfaltet, desto dringlicher sucht sie nach Mitteln, um sich verständlich zu machen und mitzutheilen. Sie entwickelt neue Bezeichnungen, etwa in dem Maaße, als sie neue Begriffe erfassen lernt. Sie projizirt ihr Gedankenleben und setzt es in Zeichen um, schafft sich Werkzeuge, welche ihren wachsenden Bedürfnissen und Fähigkeiten entsprechen. Sie schreitet also in einer Reihe schöpferischer Willensakte vor. „Wie muß man sich diesen Willen vorstellen? — — Ich glaube, daß man ihn sich vorstellen muß unter der Form von Tausenden, von Millionen, von Milliarden tastend unternommener Versuche, meistentheils unglücklich, bisweilen von einem Viertels-Erfolge, von einem halben Erfolge begleitet, die dann, also geleitet, also korrigirt, also vervollkommnet, sich in einer gewissen Richtung zu präzisiren vermochten . . . Das Kind übt Monate lang seine Zunge daran, Vokale hervorzubringen, Konsonanten zu artikuliren: wieviel mißlungene Anläufe, ehe es ihm gelingt, eine Silbe klar auszusprechen! Die grammatikalischen Neuerungen sind der nämlichen Art, mit dem Unterschiede, daß ein ganzes Volk daran mitarbeitet . . Bei dieser langen Arbeit ereignet sich nichts, das nicht vom Willen herrührte.“

Diese Auffassung vom Wesen der Sprachentwicklung hat Bréal nun kürzlich an einem neuen Beispiele durchgeführt. Er hat uns die Geschichte des Verbums und seine allmähliche Entstehung in leichten Umrißlinien zu veranschaulichen gesucht.*) Die Studie ist äußerlich, dem Umfange nach, sehr bescheiden, fast unscheinbar, aber anregend und ungemein inhaltvoll. Gerade für den Laien hat es einen besonderen Reiz, dem gelehrten Verfasser einmal auf jenen entlegenen Gedankengängen zu folgen.

Die Konjugation, wie wir sie kennen, — so etwa beginnt Michel Bréal seine Ausführungen — stellt ein vielgegliedertes, kunstvoll gefügtes Ganze dar, „nicht minder regelmäßig im Anblick, als der Park von Versailles.“ Will man nicht annehmen, daß diese üppige Organisation plötzlich, mit einem Schlage aufgeblüht sei, was Friedrich Schlegel und gelegentlich wohl auch Renan glaubten, so entsteht die Frage, unter welchen Umständen oder aus welchen Anfängen sie sich entwickelt habe. Wie hat man sich die ersten Ansätze zu denken, von denen die Bildung eines Verbums ausging? In welcher Form ist das Thätigkeitswort zunächst zum Ausdruck gekommen und angewendet worden? Was hat der primitive Mensch mit ihm bezeichnen und erreichen wollen? — Man sollte meinen, daß dieses Problem sich eigentlich von selbst aufdränge. Trotzdem ist es bisher ganz unbeachtet geblieben.

Die Sprache dient der praktischen Nothwendigkeit, sie ist ein Mittel zum Verkehr und zur Verständigung. Utilitas expressit nomina rerum, das Bedürfniß schuf die Namen der Dinge, hat Lucrez gesagt. Natürlich werden auch die ersten Anfänge der verbalen Form einem naheliegenden, praktischen Zwecke gegolten haben. Man muß sie sich so einfach, wie nur möglich, vorstellen. Sie beziehen sich auf die unmittelbare Gegenwart und reichen sicherlich nicht über den Inhalt des Momentes hinaus. Sie geben die schlechthin unentbehrlichen Elemente des Dialoges ab. — Gehört nun die Bezeichnung der Personen zu den unentbehrlichen Bestandtheilen eines Zwiegespräches? Ist es nöthig oder glaublich, daß „Du“ und „Ich“ gleich ihren grammatikalischen Ausdruck, ihren sprachlichen Abdruck gefunden haben? Nein, denn der unentwickelte Mensch wird gerade den Unterschied zwischen sich und einem anderen, der ihm gegenüber steht oder fern ist, durch Gesten veranschaulichen und übertragen. Die Differenzirung der Personen vollzieht sich ohne Schwierigkeit und ganz naturgemäß pantominisch.

Wir charakterisiren im Deutschen das Verbum als „Zeitwort“. Ist nun etwa die Unterscheidung der Tempora eine von den frühesten, von den unveräußerlichen Funktionen der Konjugation? Besteht ihr Wesen darin, daß sie Handlungen und Zustände auf ihr Vergangensein, Gegenwärtigsein und Zukünftigsein hervorhebt? Ist der Begriff der Zeitfolge von jeher mit aller Deutlichkeit im Bewußtsein ausgeprägt? Oder ist der Gedanke, die Möglichkeit, aus dem Zustande des Affektes herauszutreten und in der Betrachtung ein Vorher und Nachher festzuhalten, erst eine spätere Errungenschaft des reflektirenden und vergleichenden Verstandes? „Der klare Begriff der Zeit“, schreibt Bréal, „fehlt den auf einem niedrigen Kulturstandpunkt stehengebliebenen Völkerschaften. Die Reisenden lehren uns, daß weder Vergangenheit noch Zukunft unter einem bestimmten Civilisationsgrade vorkommen. Bei den barbarischen oder wilden Völkerschaften beschäftigt das Leben des Momentes die ganze Intelligenz: oder wenn sich einigen dieser organisirten Köpfen ab und zu eine Idee dieser Art darbietet, geschieht es auf eine zu flüchtige und zu verschwommene Weise, als daß die Sprache davon einen Eindruck empfinge.“

„Wenn wir die Anfänge der Sprache auf einer tieferen Stufenreihe der Wesen suchten, (und das müßten wir thun, wenn wir ohne Umschweife die ersten und ungestalteten Rudimente festhalten wollten), würden wir sehen, daß das Thier recht wohl die Idee von Akten haben kann, die sich folgen und sich verknüpfen, daß aber daraus keineswegs folgt, es müsse die Idee der Gegenwart, der Zukunft und Vergangenheit haben. Für die Thiere gibt es Thatsachen, welche in der Luft schweben, oder die Thatsachen sind vielmehr selbst in bestimmten Wesen enthalten, eindegriffen in bestimmten Gegenständen. Man kann recht wohl sagen, daß bei ihnen der Satz dem Worte vorangegangen ist.“

Die vergleichende Sprachforschung gelangt ferner zu dem Ergebniß, daß auch bei den indo-europäischen Idiomen in der historischen Zeit die Nuancen der Tempora noch nicht durchgängig fixirt sind. Es würde vielleicht zu weit führen, wollte man das mit einzelnen Beispielen belegen. Jedenfalls steht so viel fest, daß die Erkenntniß in der Zeitfolge erst verhältnißmäßig spät einsetzt.

Die Sprache würde also zunächst weder Personen noch Tempora bilden. Was bliebe für sie übrig? Gerade die Formen, welche für Anruf und Antwort nothwendig sind, für Aufforderung und Entgegnung, für den Signaldienst, wie er sich von Person zu Person gestaltet. „Komm!“ — und darauf als Erwiderung die positive Angabe, daß jemand kommt. „Hilf!“ — und der Gerufene schreit alsdann dasselbe Stammwort zurück, um zu melden, daß er hilft. Die beiden Stimmen arbeiten, wie ein Feldtelegraph: ein Wille äußert sich, dem ein anderer Wille sich fügt oder sich verweigert. Diese frühen Regungen der Intelligenz sind noch immer an den Instinkt gebunden.

Der Imperativ wäre demnach ein Element der ältesten Sprache, und imperativisch sind auch ursprünglich der Konjunktiv und der Optativ. Erst allmählich gehen sie in eine andere Bedeutung über. Aber „wie sehr auch diese alten Formen des Befehls von ihrer ursprünglichen Verwendung abgekommen zu sein scheinen, ist es doch niemals sehr schwer, im Geiste in umgekehrter Richtung den Weg zurückzumachen, den die Sprache durchlaufen hat. Warum z. B. ist der Konjunktiv der Modus des Zweifels und der Ueberlegung? Quo me vertam? — Quid faceret? — Deshalb, weil für einen Geist, der überlegt, der zaudert, die verschiedenen

*) Les commencements du Verbe, étude de linguistique. Mémoires de la Société de linguistique de Paris, tome XI.

möglichen Entschließungen sich folgeweise unter der Form von Befehlen darstellen, die man sich selbst gibt. Warum ist der Optativ der Modus, welcher eine Bedingung ausdrückt? Deshalb, weil die Bedingung sich dem Geiste zuerst in Gestalt eines Wunsches und eines Verlangens darstellt. Si haec, o Dii, faxitis."

Nur eines bliebe noch zu erklären. Wie kommt es, daß eine Sprache, die sich eben in ihren Contouren abzuzeichnen beginnt, gleich drei verschiedene Wendungen für dieselbe Gedankenarbeit aufstellt? Der Laie wenigstens wird unwillkürlich diese Frage aufwerfen und damit zugleich einen gewissen Einwand erheben. Dieser Reichthum inmitten der sonstigen Dürftigkeit erscheint ihm als unerklärlicher Widerspruch. Doch Bréal belehrt uns eines anderen. „Wir wissen, daß bei den barbarischen Völkern das Zeremoniell der Ehrung und Unterwürfigkeit, statt sich zu vereinfachen, vielmehr darauf ausgeht, sich zu belasten und zu kompliziren. . . . . . Ueberdies darf man auch einen anderen Grund nicht vergessen, der von früh an die Bittformen aller Art vervielfältigt und differenzirt haben muß. Ich meine die religiösen Vorstellungen. Der Glaube an höhere Mächte, welche der Mensch durch Gebet, durch Formeln sich geneigt, sich unterwürfig machen muß, war ein Kitt, der mehr, als alles andere, den Bestand der Sprache konsolidirte. . . . Das Ritual gab also den grammatischen Formen Festigkeit, besonders denen, welche auffordern und bitten. Wenn man nach diesem Gesichtspunkte den Rig-Veda liest, konstatirt man, daß die meist gebrauchten Modi der Imperativ, der Optativ, der Injunktiv sind. . . . Oeffnet ein Gebetbuch, und Ihr werdet sehen, daß es darin von Imperativen wimmelt."

Zweitens wäre nunmehr von den Formen zu reden, welche als Replik auf den Imperativ dienen und gewissermaßen seine Ergänzung abgeben, von jenen Formen, welche ein Sein oder Thun, einen Zustand oder eine Handlung ankünden. Um auf das frühere Beispiel zurückzugreifen: der Angerufene meldet, daß er kommen, helfen will. Er zeigt das mit einer Wendung an, die präsentisch aber eigentlich zeitlos ist, die nur die Thatsache hinstellt, mit welcher er eben beschäftigt ist. Dieser eine Gedanke füllt momentan sein ganzes Dasein aus. Vielleicht aber will er bei verschiedenen Gelegenheiten in verschiedenen Stärkegraden antworten. Was thut er dann, um die gesteigerte Intensität und Dringlichkeit auszudrücken? Einfach das, was Kinder und große Leute in analogen Fällen noch heute thun. Wir schellen etwa, und wenn wir besonders eilig sind, schellen wir noch einmal. Das Baby sagt: „Haben!" und wenn das nichts fruchtet: „Haben, haben!" Gerade so schlägt auch der einfache Mensch zweimal dasselbe Zeichen an, indem er ein Wort, einen Bestandtheil des Wortes, eine Silbe doppelt setzt. Er reduplizirt die Verben: Geben — gegeben, memini, λείω, λέλοιπα; und beide sozusagen unterstrichenen Bildungen bezeichnen den erhöhten Akt des Geschehens, des Seins. Erst später nimmt der Begriff der völlig durchgeführten Handlung die Bedeutung des Perfekten, des Abgeschlossen-Gewesenen an. Was wir heute Präteritum, Imperfektum und im Griechischen Aorist nennen, bekommt erst in jüngeren Stadien der Entwicklung eine Beziehung auf das Vergangene. Zunächst besagen alle drei Modi — wahrscheinlich mit einer gewissen Steigerung in der Betonung — nichts anderes, als die nackte Thatsächlichkeit. Sie liegen gleichsam noch in einer Fläche; nur mählich scheiden sie sich vor und hinter einander. Der Geist beginnt, sie gegen einander zu distanziren.

Läßt sich das an Beispielen beweisen? Ja — denn wir haben noch eine ganze Reihe von Verben, bei denen die Vergangenheitsform in ihrer ursprünglich präsentischen Bedeutung stehen geblieben ist. Die Hellenisten nennen sie die Präterito-Präsentia. „Es sind das gemeiniglich sehr gebräuchliche Verben, die sich auf eine Thätigkeit unserer Organe oder auf einen Seelenzustand beziehen." Dahin gehören im Griechischen die Bezeichnungen für: ich sehe, ich höre, ich denke; im Deutschen alte Perfekta, wie: ich kann, ich mag, ich weiß. „Niemals werden diese Formen für eine vergangene Handlung verwendet: sie enthalten schlecht und recht die Bestätigung eines Faktums. Eine Bestätigung, die energischer und bestimmter, als die des Präsens ist. Weil einige dieser Formen . . . im tagtäglichen Gebrauche standen, haben sie ihren alten Sinn, den Sinn der einfachen Affirmation beibehalten, ohne sich von dem beeinflussen zu lassen, was bei den anderen eintrat." Sie machten eben die weitere Entwicklung zu perfektischer Geltung nicht mit und veranschaulichen demnach noch den primitiveren Zustand.

In der Ilias und in der Odyssee finden sich ebenfalls Belege für die präsentische Anwendung präteritaler Zeiten. Wenn Homer in einem Gleichniß redet, nimmt er dazu stets eine Form, die man den „gnomischen Aorist" genannt hat. Paris erschrickt, nicht wie ein Mann beim Anblick der Schlange erbleicht, sondern erbleichte. Diomedes stutzt, wie ein Mann, der beim Anblick des geschwollenen Gebirgsstromes zurückwich. „Diese unerwartete Verwendung der Vergangenheit machte schon den alten Kommentatoren zu schaffen. Was soll man davon denken? Ich glaube, daß man hierin eine jener Thatsachen sehen muß, die, wenn es noch nothwendig wäre, beweisen würden, daß die Ilias nicht der absolute Typus der naiven Poesie ist, sondern daß der alte Sänger schon einer gewissen Poetik gehorcht. Die Poetik lehrte, daß es bei Gleichnissen schön, daß es wohlanständig wäre, eine gewisse archaistische Form zu gebrauchen. Und weshalb? Weil hier die Erzählung unterbrochen wird und der Poet in eigener Person dazwischentritt: nunmehr muß der Stil mehr Feierlichkeit annehmen . . . . In den Gleichnissen verwendet Homer die Formen der alten Barden." Kurz gesagt: er setzt die archaistischen Präsentia. So erklärt sich dieser scheinbare Widersinn in der Wahl der Tempora.

Im Wesentlichen wäre damit der Inhalt der Bréal'schen Studie wiedergegeben, wenn auch stark verkürzt und möglicherweise verflacht. Doch diese Zeilen haben nur die bescheidene Aufgabe gehabt, auf den gelehrten Essai selbst hinzuweisen. Vielleicht daß sich ein Berufener daran macht, ihn kritisch zu würdigen.

G. Ransohoff.

Theater.

Residenz-Theater (Matinee): Drei Einakter von August Strindberg.

„So gewiß wie es ist, daß die Zeit, in welcher wir uns alle vereinigt träumten, reich an Keimen aller Art war, so lag dennoch etwas Ruchloses im Ganzen. Ein geistiger Babelsthurm sollte errichtet werden, den alle Geister aus der Ferne erkennen sollten. Aber die Sprachverwirrung begrub dieses Werk des Hochmuths unter seinen eigenen Trümmern," — so schrieb, das Fazit der Romantik ziehend, im Jahre 1814 Henrik Steffens an Tieck.

Und um dieselbe Zeit etwa litt Ludwig Tieck wiederum an visionären Zwangsvorstellungen. Allnächtlich, zu bestimmter Stunde, sah er ein aufgeputztes, gemeines Frauenzimmer sich ihm nahen. Er selbst maß der Erscheinung keinerlei Bedeutung bei. Doch erzählte er seinem Freunde, dem altgewordenen, so unsäglich alt gewordenen Friedrich Schlegel davon. Und Friedrich Schlegel flüsterte geheimnißvoll wichtig: Es ist die Jungfrau Maria, die in dieser niedern Gestalt dich ruft. — Und das war das Ende der Romantik.

Etwas Ruchloses lag im Ganzen. Doch ist es leichter, das zu empfinden, als in klaren Worten es auszudrücken.

Vielleicht bestand dies Ruchlose in einer unkeuschen Phantastik, unkeusch deshalb, weil sie ihr eigenes Spiel künstlich steigerte, sich selbst Norm war, den Lebensmaßstab hintansetzte, weil sie nicht ehrlich und nicht ernst genug gewesen. Weil sie in Blüthen schwelgte.

Und diese selbe unkeusche Phantastik — so widerspruchsvoll und seltsam das klingen mag — sie fand sich bei einigen Vertretern des radikalen Naturalismus von Anfang an. Denn es ist im Grunde ganz dasselbe, ob man Visionen und Träumereien sich hingibt, oder mit Naturgesetzen ein kindisch forzirtes Spiel treibt, Perversitäten nachsinnt, psychische Abjonderlichkeiten konstruirt. Die Phantasie schlägt eine andere Richtung ein, die Phantastik ist dieselbe. Und sie ist unkeusch, hier wie da.

Ich denke an Strindberg. Man weiß heute, wie er geendet. Sein autobiographischer Roman „Inferno", der auch in diesen Blättern gekennzeichnet wurde (XV, 480) ist der traurigsten Zeugnisse eines, die es vom geistigen und seelischen Verkommen eines Menschen gibt. Es ist das Buch des didaktischen Verfolgungswahnsinns; aber das ist nur die eine Seite. Es ist gleichzeitig ein Buch des albernsten Aberglaubens, in dem unter anderm die Falten, die das Kopfkissen aufweist, zukunftdeuterische Kraft erhalten. Es ist das Satyrspiel nach der Tragödie unkeuscher Phantastik. Es überschlegelt Friedrich Schlegel noch.

Und drei Einakter von August Strindberg aus den letzten Jahren gelangten in dieser Woche in einer Matinee des Residenztheaters zur Aufführung. Von allen Perversitäten sind sie frei. Aber schaurig bekunden auch sie die gänzlich erlahmte Kraft. Es ist ein Flattern mit gebrochenen Flügeln.

Die Charakteristik wird grob aufgetragen. Die psychologische Motivirung wird brüchig. Alt bekannte Anschauungen aus der Zeit geistiger Produktivität werden in uncharakteristischer Prägung matt wiederholt: diese Merkmale jedweden erschöpften Könnens weisen auch die Einakter von Strindberg auf.

Aus anderen Gedankenfolgen heraus hatte Strindberg die Gestalt des rücksichtslosen Daseinskämpfers, der brutalen Kraftnatur, des Lebenssiegers, — einer dem Nietzsche'schen Uebermenschen verwandten Wesenheit, konzipirt und sie gleichsam in den Brennpunkt seiner Weltanschauung gerückt. Das Naturgeschehen in seinem Kampf ums Dasein hatte er in seiner Weise darin „idealisirt". Abgeblaßt, beinahe unkenntlich geworden kehrt die Gestalt nun in zwei seiner neuen Einakter „Paria" und „Debet und Credit" wieder.

Zwei Männer sitzen sich gegenüber, der eine ein Archäolog, der andere ein Reisender. Der Archäolog sucht den Unbekannten zu ergründen. Und es ergibt sich: der Reisende ist ein Dieb, er hat im Gefängniß gesessen, weitere Freiheitsstrafen stehen ihm bevor. Das Schuldbewußtsein erdrückt ihn, es macht ihn feig, gemein, er ist der Paria. Der andere aber hat einen Todtschlag begangen, doch erhebt er frei das Haupt, er ist sich keiner Schuld bewußt, er ist der Lebenssieger. Und die beiden rechnen mit einander ab. Und das ist alles. Es ist ein psychologisches Schachspiel, wie es Dumas und Augier liebten, das da auf der Bühne gespielt wird. Mancher feine Zug, und das Ganze nicht ganz ohne Reiz; doch eben ein Schachspiel nur. Von dem Können ist hier wenigstens etwas Virtuosität noch übrig geblieben.

„Debet und Credit" ist schon erheblich schwächer, um so schwächer, als eine nicht ganz unglückliche Idee zu keiner Wirkung gebracht ist. Ein Afrikareisender ist in seine Heimath zurückgekehrt, und alte Gläubiger bestürmen ihn. Alte Schulden materieller, doch auch moralischer Art soll er begleichen. Aber diese Forderungen alle erweisen sich als unberechtigt; er hat auch nicht die Mittel, die Gläubiger zu befriedigen. Und dieser blasseste der blassen Uebermenschen kehrt ihnen muthig den Rücken und überläßt sie sich selbst. Der tugendhafteste aber der Moralisten könnte in diesem Fall schlechterdings nicht anders handeln. Ja, wären diese Schulden nicht unberechtigt! So aber wollte Strindberg Kompromisse machen, und wie eine Spirale dreht die Idee sich um sich selbst. Ein Flattern mit gebrochenen Schwingen.

Ueber den dritten dieser Einakter „Mutterliebe" bleibt nichts zu sagen. Ich konstatire nur den Thatbestand: eine junge Schauspielerin lebt in demüthigender Abhängigkeit von ihrer Mutter, deren Lieblosigkeit sie durchschaut, von deren ehrlosen Treiben sie weiß, und die sie dennoch mit der Phrase der Tochterpflichten und der Mutterliebe immer wieder zu kirren weiß. Es wird der Versuch gemacht, sie zu befreien, eine lockende Zukunft thut sich vor ihr auf, aber wieder verstrickt sie sich fester nur in die alten Bande. Wie das zugeht, bleibt unbegreiflich. Motivirt ist im Grunde nur das Gegentheil von dem, was da geschieht. Karikaturen spuken durch einander.

So geht's zu Ende, wie ein Weibermärchen.

Ernst Heilborn.

Yves Guyot: La Politique Boer. Paris. „Le Siècle". 1900.

Diese Broschüre ist in hohem Grade interessant. Sie besteht aus Artikeln polemischen Inhalts, die sich gegen einen Aufsatz des Dr. Kuyper in der „Revue des Deux Mondes" wenden. Dr. Kuyper vertritt gegenüber dem südafrikanischen Krieg jenen Standpunkt, der von der überwältigenden Majorität der civilisirten Menschheit außerhalb Englands eingenommen wird; Yves Guyot die entgegengesetzten Anschauungen. Nicht durch die Argumente, die Yves Guyot anführt, ist seine Broschüre so interessant; denn auch er vermag uns nicht zu seiner Ueberzeugung zu bekehren; sondern das Ueberraschende ist die Parteinahme eines solchen Mannes für die Politik der Rhodes und Chamberlain.

Yves Guyot ist ein überzeugter, thatkräftiger französischer Republikaner; er ist in Frankreich eine der zuverlässigsten Stützen der Freihandelsbewegung; er und sein Blatt „Le Siècle" haben sich die größten Verdienste erworben, um die Unschuld von Dreyfus zu erweisen und um die Intriguen des Generalstabs, der Cäsaristen und Ultramontanen zu nichte zu machen, und dieser Mann vergleicht den Jameson-Einfall in Transvaal mit der Expedition der — Tausend unter Garibaldi. Wollte man die Parallele weiter führen, so wäre Cecil Rhodes der Cavour von Südafrika, und die Burenrepubliken führten ein Regiment so gut und so schlecht wie der Re Bomba und sein Gelichter. Bisher freilich nahm man an, daß Garibaldi im Namen des Nationalitätsprinzips in Italien kämpfte; und Jameson's Einfall und der jetzige Krieg wurden unternommen, um die holländische Nationalität in Südafrika in ihrer Selbständigkeit zu knicken und zur alleinherrschenden Nationalität die englische zu machen.

„Keine einzige der englischen Prätensionen ist nach Sinn und Wortlaut der Konventionen und nach dem allgemeinen Völkerrecht gerechtfertigt", so urtheilt Ludwig v. Bar in seiner trefflichen, fachlichen Broschüre „Der Burenkrieg", die hier schon angezeigt ist. Yves Guyot behauptet das Gegentheil; beweisen thut er es nach meiner Ansicht nicht, und er bedient sich überdies eines Argumentes, das überaus bedenklich erscheint. Die Engländer repräsentiren die höhere Civilisation, folglich haben sie auch aus diesem Grunde ein Recht, ihre Civilisation gegenüber der holländischen in Südafrika zur Geltung zu bringen. Man wird der Werthschätzung der englischen Civilisation gewiß nicht zu widersprechen brauchen und jene Folgerung doch für besonders anfechtbar erachten dürfen. Auch die Vereinigten Staaten repräsentirten zur Zeit ihres Unabhängigkeitskampfes gegenüber dem Vereinigten Königreich einen niederen Kulturzustand, und welche Entwicklung ergab sich aus dieser urwüchsigen Gesundheit! Und wenn auch England die höhere Entwicklung darstellt; Cecil Rhodes, der diesen Krieg angeblasen hat, nach allgemeiner Auffassung gewiß nicht.

Das ist ja gerade der Hauptvorwurf, der sich gegen England richtet, daß das barbarische, anticivilisatorische Mittel des Krieges gewählt worden ist, wo sich ein Ergebniß im Dienst der Civilisation durch friedliche Einwirkung hätte erzielen lassen. Wenn dieser Weg nicht eingeschlagen worden ist, so sind hieran die Cecil Rhodes und seines Gleichen schuld, deren Interessen, — die mit der Kultur nichts zu thun haben, — eine unmittelbare, wenn auch blutige Lösung der Gegensätze verlangten.

Ein Argument muß in der Broschüre von Guyot die größte Verwunderung erregen; er behauptet, daß Dr. Leyds, der Vertreter van Transvaal in Europa, für seine Zwecke Millianen verausgabt hat, und er spricht deutlich genug von der „actian qu'il a exercée sur certains jaurnaux de Berlin". Eines kann man gegenüber einer solchen Behauptung zum wenigsten hervorheben. Dr. Leyds soll ein sehr gescheidter junger Mann sein, und wenn er Geld zur Beeinflussung der Presse in Deutschland verwendet hätte, sa müßte er ein Dummkopf sein, der seine Fonds vergeudet hat; denn es war in Deutschland wenigstens nicht nathwendig, auch nur einen Pfennig auszugeben, damit jene Anschauungen in der Presse zum Ausdruck kamen, die thatsächlich in die Erscheinung getreten sind. Alle Welt hegte sie; die Redaktianen und die Leser. Und wie verwunderlich, daß ein „Dreyfusard" solche Behauptungen aufstellt, der selbst noch soeben unter ähnlichen Ausstreuungen gelitten hat.

Unter einer Voraussetzung versteht man den Standpunkt von Yves Guyot. Wenn er als Franzose befürchtet, daß seine Landsleute, die Nationalisten und Cäsaristen, drauf und dran seien, die Republik in einen Krieg mit England hineinzustürzen, und wenn er, um diese Gefahr zu beschwören, sich in extremster Weise zum Vertheidiger der heutigen englischen Politik macht, dann freilich ist diese Broschüre nicht bestimmt, gerecht über die südafrikanischen Wirren abzuurtheilen, sandern nur dazu ist sie da, mit leidenschaftlicher Kraft eine Gefahr von Frankreich abzuwehren. Der Vertheidiger von Cecil Rhodes und Chamberlain erscheint in diesem Falle nicht als ein unparteiischer Richter, aber als ein patriotischer Franzose.

P. N.

H. Neumann: Die unehelichen Kinder in Berlin. Jena, Gustav Fischer, 1900.

Wir haben dem Verfasser schon manche werthvolle Arbeit über den Gegenstand der vorliegenden Schrift und über den Kinderschutz im Allgemeinen zu verdanken. Im Jahre 1892 erschien ein Artikel in der „Nation" (IX, 20) über „Die Fürsorge für hilflose Neugeborene", der einige beachtenswerthe Vorschläge enthielt, die seither hie und da verwirklicht worden sind.

In Conrad's „Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik", (dritte Folge, Band VII und VIII) veröffentlichte Neumann die beiden Abhandlungen: „Die unehelichen Kinder in Berlin und ihr Schutz" und „Die jugendlichen Berliner unehelicher Herkunft". Im Jahre 1895 brachte der Supplementband des Handwörterbuchs der Staatswissenschaften einen längeren Artikel über „uneheliche Geburten", in demselben Jahr erschien das inhaltreiche Buch „Oeffentlicher Kinderschutz", das wir als das Hauptwerk unseres Verfassers betrachten können.

In der vorliegenden Schrift macht Neumann den Versuch, die Lebensverhältnisse der unehelichen Säuglinge und ihrer Mütter statistisch sa weit klar zu stellen, daß sie als Vorbedingungen für die Lebensmöglichkeit dieser Kinder gewürdigt werden können. Die Untersuchung mußte örtlich und zeitlich begrenzt werden, um der Arbeitskraft des einzelnen Autors angemessen zu bleiben. Sie umfaßt die im Jahre 1896 in Berlin gebarenen 7229 unehelichen Kinder und begleitet sie auf ihrem Lebenswege während des ersten, für ihr Sein oder Nichtsein häufig sa entscheidenden Lebensjahres. Innerhalb dieser Grenzen kann diese Arbeit als mustergiltig und vorbildlich betrachtet werden, und so eng jene auch sind, sa viele persönliche und materielle Opfer hat ihre Vollendung dem Verfasser augenscheinlich gekostet.

Je nach Ort und Umständen der Geburt, die über die Lebensaussichten der hier in Betracht kammenden Kinder entscheiden, werden diese in drei Gruppen zusammengefaßt. Von den 7229 im Jahre 1896 in Berlin lebendgeborenen Unehelichen kamen zur Welt: I. 2226 (= 30,9 Proz.) in öffentlichen Anstalten, II 433 Kinder (= 6 Proz.) in privaten Entbindungsanstalten, III. 4614 (= 63 Praz.) in Privatwohnungen. Im Allgemeinen läßt sich feststellen, daß die Lage derjenigen Kinder, die in Privatwohnungen gebaren werden, am Günstigsten ist, und daß sie sich nicht viel von derjenigen der ehelich Geborenen unterscheidet. Ein großer Theil dieser Kinder wird durch nachfolgende Ehe der Erzeuger legitimirt. Von 4587 in Privatwohnungen geborenen Kindern blieben 3800 (= 82,8 Proz.) dauernd in unentgeltlicher Pflege und von ihnen wurden 641 (= 16,9 Praz.) schan in ihrem ersten Lebensjahr legitimirt. Dagegen kam nur der fünfte Theil aller unehelichen Kinder, nämlich 1491, in Haltepflege und nur 380 Kinder (= 5,3 Proz.) wurden der städtischen Waisenpflege übergeben. Im Allgemeinen starben unter 1000 ehelich Gebarenen nur halb sa viele Kinder als unter 1000 unehelich Geborenen. Aber unter diesen sind die Lebensaussichten der in Privatwohnungen geborenen Kinder wiederum am Günstigsten. Von 1000 Unehelichen starben im 1. Lebensjahr

in Gruppe	I	471
in Gruppe	II	413
und in Gruppe	III	312,8.

Von allen unehelich Geborenen starben unter 1000 Kindern 368,4 im ersten Jahr.

Es bleibt demnach die Sterblichkeitsziffer der in Privatwohnungen Geborenen allein unter dem allgemeinen Durchschnitt.

Wenn wir die Mütter dieser Kinder nach ihrem Berufstand gruppiren, sa fällt zunächst auf, daß die größte Zahl der privatim Entbundenen Arbeiterinnen sind. Die Arbeiterinnen und die im Bekleidungs- und Reinigungsgewerbe beschäftigten Mädchen waren in 2682 Fällen die Mütter der in Privatwohnungen geborenen Kinder, deren Gesammtzahl, wie schon angeführt, 4614 beträgt. In öffentlichen Anstalten wurden dagegen nur 807 und in den privaten Anstalten nur 80 Angehörige dieser Berufstände entbunden. Das größte Kontingent der in öffentlichen Anstalten Entbundenen stellen die Dienstboten (1202 bei einer Gesammtzahl von 2226).

Der soziale Zusammenhang dieser Erscheinungen wird von Neumann in höchst bemerkenswerther Weise auseinandergesetzt.

Auf Grund dieser im Einzelnen sehr sorgfältig geführten und tief eindringenden Untersuchungen formulirt er schließlich einige Vorschläge, die für den Schutz der Unehelichen von großer praktischer Bedeutung sind.

Soweit es möglich ist, wäre für eine sofortige gute häusliche Pflege Sarge zu tragen. Die gehäufte Pflege, wie sie in der öffentlichen und privaten Anstalt durchgeführt wird, bedroht das Leben der Säuglinge in bedenklicher Weise.

Vor Allem zu wünschen wäre ferner ein einheitliches Zusammenwirken aller in Betracht kommenden öffentlichen Stellen: des Vormundschaftsgerichts, der Palizei- und der Armenbehörde. Sie müßten dafür sorgen, daß die guten Absichten des Gesetzgebers, die im § 1716 des Bürgerlichen Gesetzbuchs zum Ausdruck gelangen, vollständig und pünktlich ausgeführt werden.

Von dem reichen und bedeutungsvallen Inhalt dieser Schrift konnten an dieser Stelle nur einige Einzelheiten hervorgehoben werden.

Louis Katzenstein.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktian

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, W. Ziethenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 34 Berlin, den 26. Mai 1900. 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 16 Mk. jährlich (4 Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die Angestellten, Kutscher und Schaffner, der Großen Berliner Straßen-Eisenbahngesellschaft und einiger ihr affiliirten Linien hatten die Arbeit niedergelegt, und mehrere Tage hindurch mußte der Betrieb aufs Aeußerste eingeschränkt, zum Theil gänzlich eingestellt werden. Wiewohl einzelne der Forderungen der Angestellten von der öffentlichen Meinung zugleich als unberechtigt zurückgewiesen wurden, wandten sich doch die allgemeinen Sympathien den Streikenden zu und von den Gesellschaften ab. Die Gesellschaften erfuhren bei dieser Gelegenheit, was es heißt, die Wünsche des Publikums seit langer Zeit gleichgiltig bei Seite zu schieben; und zu dieser Stimmung der Berliner Bürgerschaft kam noch hinzu, daß einzelne der öffentlichen Mittheilungen der Gesellschaften offensichtlich den Thatsachen nicht entsprachen. Zogen schon aus diesen Umständen die Angestellten Vortheil, so wurde ihnen besonders hoch ihr besonnenes Benehmen angerechnet; sie hielten sich von jeder Demonstration und jeder Ausschreitung vollständig fern.

Leider sind doch einige, freilich unbedeutende Ausschreitungen vorgekommen; der Pöbel demonstrirte, als mit wenigen Pferdebahnwagen der Verkehr aufrecht zu erhalten versucht wurde. Es kam zu Zusammenstößen mit der Polizei, zu Verwundungen und Verhaftungen; man bauschte vorübergehend die Vorkommnisse auf; aber es stellte sich alsdann schnell heraus, daß die Excesse jeder ernsten Bedeutung entbehrten.

Diesen Thatsachen gegenüber nahm es sich seltsam aus, wenn vom Ministertisch her und aus den reaktionären Blättern heraus heroische Versicherungen und heroische Drohungen ertönten; man werde die Ruhe und Sicherheit der Straße unter allen Umständen aufrechterhalten und die Lärmmacher mit der bekannten eisernen Faust niederschlagen. Wir halten es für vollständig selbstverständlich, daß die öffentliche Ruhe gewahrt werden muß; es wäre daher eindrucksvoller gewesen, wenn alle Erklärungen von der Voraussetzung getragen worden wären, daß an der Bethätigung dieses Wollens ein Zweifeln überhaupt unmöglich sei; eine solche ruhige Festigkeit würde stärker gewirkt haben, als emphatische Versicherungen, deren Emphase als Zeichen der Erregung gedeutet werden konnte; für solche Erregung war ein realer Anlaß aber absolut nicht vorhanden. Glücklicherweise stellte sich das auch für das ängstlichste Gemüthe schnell genug heraus!

Die paar Lärmscenen auf der Straße waren ohne Bedeutung; dagegen war es für den Berliner Verkehr in der That eine Kalamität, daß eines der vornehmsten Mittel der Personenbeförderung so gut wie gänzlich versagte. Es lag im allseitigen Interesse, daß schnell ein Ausgleich herbeigeführt wurde. Waren die Gesellschaften einer Vermittlung zunächst nicht geneigt, so wurden sie doch bei der Haltung der öffentlichen Meinung bald gefügig; die Angestellten waren von Anbeginn an bereit gewesen, durch eine unabhängige Zwischeninstanz eine Verständigung anbahnen zu lassen, und beide Theile einigten sich nunmehr, dem Oberbürgermeister von Berlin, Herrn Kirschner, das Amt als Vermittler anzuvertrauen. Herrn Kirschner ist es gelungen, sofort die Differenzen auszugleichen, und zwölf Stunden später nahmen die Angestellten die Arbeit wieder auf, und der Betrieb konnte in gewohnter Weise vor sich gehen.

Es ist besonders erfreulich, daß der liberale Oberbürgermeister der Reichshauptstadt durch seine umsichtige Intervention dieses Ergebniß herbeigeführt hat, das gleich nutzbringend für den sozialen Frieden wie für die Verkehrsbedürfnisse unserer Millionenstadt ist. Die Aufgabe, die hier gestellt war, erforderte das Ansehen einer großen Stellung und zugleich jene humane und gerechte Gesinnung gegen Arbeitgeber wie Arbeitnehmer, die eine Voraussetzung echten Liberalismus ist. Daß Herr Oberbürgermeister Kirschner zum Ziele gelangte, kommt, wie seiner persönlichen Stellung, so der politischen Weltanschauung, die er vertritt, zu Gute, und das ist auch für das Ansehen der Selbstverwaltung ein Gewinn.

Eine Lehre schärft dieser Streik zugleich wieder ein; für den Ausgang einer großen Arbeitseinstellung ist es fast immer von entscheidender Bedeutung, auf welche Seite sich die öffentliche Meinung stellt; diesmal entschied sie sich für die Streikenden, und sie haben durch die Arbeitseinstellung erhebliche Vortheile errungen; aber die Arbeiter sollten nicht vergessen, daß frivole Streiks ebenso einmüthig von der allgemeinen Stimmung mißbilligt werden und dann so gut wie stets von Anbeginn an verloren sind. Die öffentliche Meinung ist über Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern ein Richter zwar ohne Amt, aber der das entscheidende und ein unparteiisches Verdikt zu sprechen pflegt.

Dieser selbe Richter hat auch die Entscheidung über die lex Heinze herbeigeführt; und die Opposition im Parlament war nur siegreich, weil die Masse der denkenden deutschen Bevölkerung hinter ihr stand, und die Majorität im Parlament unterlag vor Allem darum, weil sie durch die Macht der öffentlichen Meinung immer mehr und mehr erschüttert worden war.

Diese öffentliche Meinung hat noch einmal das Wort genommen in einer großen Versammlung, die der Goethebund in den Berliner Zirkus Renz berufen hat. Es war eine Riesenversammlung, sechstausend Personen sollen anwesend gewesen sein; es sprach Sudermann, Professor v. Liszt; die Reichstagsabgeordneten Schrader, Müller-Meiningen und Heine, Friedrich Dernburg und Ernst von Wolzogen unter dem Jubel der Anwesenden.

Zum Jubel war in der That nach dem Ausgang der Verhandlungen im Reichstage Anlaß, aber diesem Jubel kann sehr schnell wiederum die Beklemmung und die Enttäuschung folgen, wenn die jetzige Antheilnahme weiter Kreise an der Politik von Neuem durch Gleichgiltigkeit gegen die öffentlichen Angelegenheiten abgelöst wird. Soll der moderne Staat aufrecht erhalten und gegen die Mächte des Rückschritts siegreich vertheidigt werden, dann muß sich in höherem Grade, als es bisher der Fall ist, die Anschauung im deutschen Volke durchsetzen, daß die Politik nicht nur eine Beschäftigung für den Politiker, sondern die Betheiligung an ihr die Pflicht für jeden aufgeklärten Menschen ist.

Der Landtags- und Reichstagsabgeordnete Dr. Langerhans, Vorsteher der Berliner Stadtverordnetenversammlung, feierte seinen achtzigsten Geburtstag. Langerhans war sein Lebtag ein entschiedener Liberaler voll Unabhängigkeitssinn, der durch seine persönliche Liebenswürdigkeit auch bei seinen politischen Gegnern Sympathie genießt.

Mafeking ist in der That entsetzt und die tapfer ausharrende englische Besatzung befreit worden. Zugleich rückt Roberts langsam vorwärts, und auch General Buller gewinnt an Boden. Die entscheidende Frage bleibt jetzt nur noch, ob die Buren Pretoria vertheidigen werden. Auch diese Vertheidigung freilich könnte das Kriegsglück schwerlich wenden; sie wäre eine That des verzweifelten Heroismus, nicht der Klugheit und kühlen Berechnung.

Die Aussichten der Buren müssen um so düsterer erscheinen, da sich schnell genug die Hoffnungen, die von den südafrikanischen Republiken auf die Vereinigten Staaten gesetzt worden sind, als gänzlich trügerische erwiesen haben; das, was an dieser Stelle immer vorausgesagt wurde, ist eingetreten, nur noch schneller als angenommen werden konnte. McKinley hat den Abgesandten umgehend eröffnet, daß die Vereinigten Staaten an eine Intervention nicht denken könnten, nachdem England einen ersten Versuch in dieser Richtung zurückgewiesen hatte. So ist denn auch diese Seifenblase gesprungen; und England wird in der Lage sein, den letzten Widerstand in Südafrika allmählich niederzutreten. Freilich die Gegenrechnung wird in anderen Theilen der Welt zu begleichen bleiben.

Rußland hat sich in Korea den Hafen Masampho als Flottenstation gesichert, und Korea hat sich überdies verpflichtet, niemals und niemandem Rechte auf den gegenüberliegenden Inseln zu übertragen. Masampho soll ein ausgezeichneter Hafen sein, und seine Besetzung durch Rußland ist sowohl ein Schachzug gegen Japan wie gegen England. Wie lange ist es her, daß es in England ein politisches Dogma war, dem Zarenreich jeden Zugang zum Stillen Ozean zu sperren; jetzt hat es am offenen Meer dort bereits eine Reihe von Häfen; sein Einfluß in China wird übermächtig, und ein Hafen in Persien wird für Rußland vielleicht auch gewonnen werden während der Anwesenheit des Schah im Zarenreiche.

In England betrachtet man die Vorgänge in Ostasien mit ernsten Augen, und der „Globe“ zieht die Konsequenzen, wenn er schreibt:

„Vom kommerziellen Standpunkte aus ist eine einzige Provinz Chinas so viel werth, wie ganz Südafrika, und wenn Lord Salisbury behauptet, daß er in seinen Verhandlungen mit Rußland nicht die Macht der öffentlichen Meinung hinter sich hat, so entspricht dies nicht den Thatsachen; wenn es aber wahr wäre, so würde er die Schuld daran tragen, da er es vernachlässigt hat, das Volk von der hochwichtigen Natur unserer Interessen im fernen Osten und von der sie bedrohenden Gefahr zu unterrichten.“

Gleichzeitig zieht Frankreich in Marokko die nöthigen Folgerungen aus der internationalen Lage Englands. In Marokko ist der Großvezier und der Finanzminister gestorben, und es scheint, daß dem Lande schwere innere Erschütterungen bevorstehen, während französische Truppen im Süden und Osten sich bereits marokkanischen Gebietes bemächtigen. Es kann daher sein, daß mit großer Schnelligkeit eine marokkanische Frage auftaucht. Frankreich scheint für diesen Fall genügend seine militärischen Vorkehrungen getroffen zu haben, und was thut England und was kann England thun, wenn gegenüber von Gibraltar der Versuch gemacht werden sollte, eine französische Position zu schaffen, durch die gleichfalls der Zugang zum Mittelmeer beherrscht werden würde. Es ist richtig, die englische Flotte ist noch völlig intakt; aber mit der Flotte allein kann England die gestellte Aufgabe nicht lösen; gewiß nicht zugleich in Ostasien, in Persien, in Marokko und verstrickt in die südafrikanischen Verwicklungen. Daß die Diplomatie Chamberlain's und Salisbury's schließlich zu solchen Ergebnissen führen mußte, ließ sich voraussehen, und wenn Ereignisse dieser Art nur langsam sich entwickeln, so liegt das ausschließlich an der timiden Politik des Zaren und an der — Pariser Weltausstellung.

Einen Erfolg kann Chamberlain verzeichnen; es ist ihm gelungen, das staatsrechtliche Verhältniß zwischen England und den australischen Kolonien in entsprechender Weise zu regeln. Eine Schwierigkeit ist damit beseitigt. ob für die Festigkeit des Reiches zugleich viel gewonnen ist, das erscheint fraglicher, und das hängt ab von der politischen Richtung, die in London die herrschende sein wird.

Dem französischen Ministerium ist es wiederum geglückt, im Parlament einen Ansturm der Nationalisten und Reaktionäre abzuschlagen; diese hofften nach dem Ausgang der Kommunalwahlen in Paris auf einen Sieg, aber die Festigkeit und kühle Ueberlegenheit von Waldeck-Rousseau hat nochmals das Ministerium gerettet.

* * *

Ein Zeitungsgründer.

Das Zeitungswesen hat in unseren Tagen für die geistige Entwicklung der Völker eine solche Bedeutung erlangt, daß alle charakteristischen Erscheinungen, die sich auf diesem Gebiete in irgend einem Kulturlande abspielen, ein allgemeines Interesse beanspruchen können. Die drei Länder, welche für das moderne Zeitungswesen vorzugsweise in Betracht kommen, sind die Vereinigten Staaten von Amerika, England und Deutschland. Wenngleich in diesen drei Ländern die nationalen Besonderheiten und Liebhabereien gewisse Abweichungen bei der Entwicklung des Zeitungs- und Zeitschriftenwesens zu Tage gefördert haben, so ist doch die Entwicklungs-Tendenz gegenwärtig in allen Ländern dieselbe. Sie läßt sich in Kürze dahin charakterisiren: für möglichst wenig Geld möglichst viel Stoff, unter möglichst geringen Anforderungen an das Nachdenken des Lesers, zu liefern. An der Spitze dieser, auf die Verbilligung, Vervielfältigung und Verflachung des Lesestoffes gerichteten Bewegung steht zur Zeit England. Es ist deshalb instruktiv, sich die Laufbahn eines der jüngsten und unternehmungslustigsten Londoner Zeitungsmagnaten und die von ihm angewandten Methoden, um seinen Zeitungsunternehmungen Erfolge zu verschaffen, vor Augen zu führen.

Am 24. April d. J. erschien in London die erste Nummer eines half penny-Blattes. Für noch nicht 5 deutsche Pfennige wird in diesem Blatte ein ungeheures Quantum von Lesestoff geboten: Depeschen aus allen Theilen der Welt, Leitartikel, Lokalnachrichten, Illustrationen, Karikaturen, fortlaufende Erzählungen und komische Geschichten. Die neue Zeitung trägt den Namen: „Daily Express“. Sie führte sich dadurch beim Publikum nicht nur Englands, sondern der ganzen Welt ein, daß sie in ihrer ersten Nummer eine Botschaft des Deutschen Kaisers an den Herausgeber der „Daily Express“ veröffentlichen konnte, die allgemeines Aufsehen erregen mußte. Der Deutsche Kaiser bringt in dieser Botschaft die besten Wünsche für das Gedeihen des neuen Londoner half penny-Blattes zum Ausdruck und fügt Folgendes hinzu:

„Theilen Sie dem britischen Volke mit, daß meine erste Hoffnung jetzt und immerdar auf der Erhaltung des internationalen Friedens beruht, meine zweite auf der Konsolidirung und Erhaltung der guten Beziehungen zwischen Deutschland und Großbritannien. Zwischen diesen beiden Nationen besteht kein wesentlicher Grund zu Differenzen und sollte auch nicht aufkommen; zwischen ihnen sollte keine andere Rivalität herrschen, als der freundschaftliche Wettbewerb in der Beförderung des wirthschaftlichen und sozialen Fortschritts ihrer Völker.“

Diese Botschaft des Deutschen Kaisers trug begreiflicher Weise nicht wenig dazu bei, um der neuen Zeitung schon bei ihrem ersten Entree in die Oeffentlichkeit einen Riesenerfolg zu sichern. Die Nachfrage nach der ersten Nummer überstieg die Zahl von $1^1/_2$ Millionen Exemplaren; es konnte jedoch nur etwa die Hälfte dieser Menge thatsächlich geliefert werden. Daß aber von einer ersten Nummer einer neugegründeten Zeitung sofort ca. 800 000 Exemplare verkauft wurden, das ist ein Resultat, welches in der Geschichte des Zeitungswesens bisher unerreicht dasteht.

Der Gründer, Haupteigenthümer und Herausgeber dieser Zeitung ist Cyril Arthur Pearson, ein Mann von 35 Jahren, der jedoch bereits auf eine 17jährige journalistische Erfahrung zurückblicken kann. Er ist der Sohn eines Rektors und trat mit 18 Jahren als Kommis in den Verlag der Wochenschrift „Tit-Bits“ ein. Eigenthümer und Herausgeber der „Tit-Bits“ war damals Mr., jetzt Sir George Newnes. Derselbe merkte bald, welch' ein ungewöhnlicher Grad von Energie und Intelligenz in dem jungen Gehilfen steckte. Nach Halbjahrsfrist trat der Geschäftsführer des Unternehmens zurück, und der erst 19jährige Pearson, der bisher mit einem Gehalt von 100 Pfund angestellt war, bewarb sich schlankweg um den Posten des Geschäftsleiters, mit dem das dreifache Gehalt verknüpft war. Der Herausgeber von „Tit-Bits“, welche Wochenschrift damals bereits 5 Jahre alt war und schon beträchtliche Erfolge aufzuweisen hatte, war über die Kühnheit des jungen Bewerbers höchst erstaunt, aber er glaubte, einen Versuch mit ihm machen zu sollen. Nach wenigen Jahren genügte dem Ehrgeiz des jungen Mannes jedoch auch diese Stellung nicht mehr; er trat aus und gründete mit erborgtem Gelde und unterstützt von einigen Freunden aus der Redaktion der „Tit-Bits“ unter dem Titel: „Pearson's Weekly“ ein Konkurrenzblatt.

Die ganze Kategorie der Zeitschriften vom Schlage der „Tit-Bits“ und „Pearson's Weekly“ suchte bei dem Publikum nicht allein durch billigen Preis und durch Vielseitigkeit des Unterhaltungsstoffes, sondern vor allem auch durch die Lockmittel von Prämien sich Eingang zu verschaffen. Eine Wochenschrift bestrebte sich, die andere in der Erfindung neuer sensationeller Lockmittel zu übertreffen. „Pearson's Weekly“ hatte es bereits auf eine Auflage von 200 000 gebracht, als Mr. Pearson auf eine in Amerika schon öfter erprobte, aber dort ohne Erfolg gebliebene Methode, die Leser heranzuziehen, verfiel. Er eröffnete einen Wettbewerb um das „missing word“. Das Problem besteht darin, in einem vorgedruckten Satze, dem ein einzelnes Wort fehlt, dieses richtige Wort ausfindig zu machen. Die Leser von „Pearson's Weekly“ wurden nun aufgefordert, in dem betreffenden Satz das gesuchte Wort einzufügen und die Lösung, unter gleichzeitiger Uebersendung eines Schillings, an die Redaktion einzuschicken. Den Einsendern wurde zugesichert, daß alle eingeschickten Schillinge ohne Abzug an diejenigen zur Vertheilung gebracht werden sollten, welche das richtige Wort gefunden hätten. Der Erfolg war ein ungeheurer. Die Leser begriffen sehr bald, daß es sich hier eigentlich nur um ein verdecktes Lotteriespiel handelte; da das gewöhnliche Lotteriespiel in England verboten ist, so stürzte sich das Publikum mit um so größerem Eifer auf dieses verdeckte Lotteriespiel. Es kam dahin, daß einzelne Personen, um sich den Gewinn zu sichern, ein paar hundert Exemplare kauften, in jedes Exemplar das Wort, welches sie als das richtige Wort gefunden zu haben glaubten, eintrugen und mit dem Ausschnitt der Wochenschrift an die Redaktion einsandten. In kürzester Zeit überstieg denn auch die Auflage 1 Million Exemplare.

Angereizt durch diesen Erfolg, fingen auch andere Zeitungsunternehmungen an, diese Schillings-Lotterie nachzuahmen; der Skandal wurde aber schließlich so groß, daß die Gerichte einschritten und den Spielern das Handwerk legten. Als dem Treiben plötzlich ein Ende gemacht wurde, fanden sich in den Händen des Mr. Pearson nicht weniger als 40 000 Pfund — über 800 000 Mark — an eingesandten Spielgeldern vor. Unmittelbar nach diesem Interdikt sank die Auflage von „Pearson's Weekly“ wieder um verschiedene Hunderttausende, aber der angeregte Erfindungsgeist suchte natürlich dieselbe Methode der Anziehung von Käufern durch Zusicherung von Extraprämien in gesetzlich weniger anfechtbarer Weise auszugestalten. So wurden z. B. knifflige Fragen gestellt, für deren richtige Beantwortung der Herausgeber Geldpreise ausgesetzt hatte; es wurden mit Versicherungsgesellschaften Verträge abgeschlossen, wonach die Angehörigen einer Person, die mit der letzten Nummer der betreffenden Zeitschrift in der Tasche auf einer Eisenbahnfahrt um's Leben kam, ohne Weiteres eine namhafte Versicherungssumme ausgezahlt erhielten. Auch das Interesse an humanitären Veranstaltungen wurde vor den Reklamewagen gespannt. So gründete Mr. Pearson u. a. einen „fresh air fund“, d. h. er wandte sich an sein Lesepublikum mit der Aufforderung, Beiträge zu dem Zwecke einzusenden, damit arme Kinder für einen Tag aus London heraus aufs Land geführt werden könnten, um dort frische Landluft zu genießen. Er sicherte zu, daß alle eingehenden Gelder ohne Abzug für diesen Zweck zur Verwendung kommen sollten. Auf diesem Wege sind im Laufe der Jahre rund 25 000 Pfund — etwa eine halbe

Million Mark — zusammengekommen, und 600 000 Kindern hat man für einen Tag den Genuß frischer Landluft zu Theil werden lassen können.

Nachdem mit all diesen verschiedenen Mittelchen der Erfolg von „Pearson's Weekly" gesichert war, ging der erfindungsreiche Zeitungsunternehmer daran, andere Wochen- und Monatsschriften in's Leben zu rufen, die speziellen Interessen dienten. So gründete er u. a. eine Wochenschrift, in der nur kurze Geschichten publizirt wurden, eine andere, in der Haushaltungsinteressen, eine dritte, in der bloß die Interessen der Hausschneiderei zur Vertretung gelangten. Neben „Pearson's Weekly" entstand die Monatsschrift „Pearson's Magazine". Dieser ersten Monatsschrift folgte eine weitere: „Home cookery", die nur 1 penny, also noch nicht 10 Pfennig, kostete und sich den Interessen der Hausküche widmete. Und so ging es fort mit athletischen, seriösen und komischen, wirthschaftlichen und unterhaltenden Monatsschriften. Natürlich fehlte es in fast allen diesen Zeitschriften auch nicht an ausgiebigen Illustrationen.

Nicht sämmtliche Gründungen Mr. Pearson's, die wie die Pilze aus der Erde schossen, waren Erfolge; manche gingen wieder ein, einzelne dauerten fort, bis endlich der rastlose Pearson sich entschloß, auch eine Tageszeitung in's Leben zu rufen. Der riesige Erfolg der „Daily Mail", der neben dem „Newyork Journal" gegenwärtig verbreitetsten Zeitung, die in englischer Sprache erscheint, trug um so mehr dazu bei, den Gedanken der Gründung einer Tageszeitung zur Reise zu bringen, als Mr. Alfred Harmsworth, der Herausgeber der „Daily Mail" ein alter Bekannter Pearson's ist, der dessen geschäftliche Wege bereits als Mitarbeiter der „Tit-Bits" gekreuzt hat.

Ich entnehme alle diese thatsächlichen Angaben einer höchst interessanten Skizze, die W. T. Stead in dem letzten Hefte der „Review of Reviews" über Pearson und seine Preßunternehmungen veröffentlicht hat. Das Interessanteste bei diesen Preßunternehmungen, die, wenn sie einschlagen, ihren Erfinder in kürzester Zeit zum Millionär zu machen pflegen, ist die wachsende Ueberzeugung bei diesen journalistischen Geschäftsleuten, daß nur mit billigen, sogenannten unparteiischen, Blättern sich größere finanzielle Erfolge erzielen lassen. Von Mr. Pearson wissen auch seine intimsten Freunde nicht zu sagen, welche politische Richtung er vertritt. Er liefert jeder Partei mit derselben Vorurtheilslosigkeit seine Neuigkeiten. Die Kunst besteht darin, mit dem Strome zu schwimmen und die Meinung in demselben Augenblicke zu wechseln, wo sie nicht mehr die Meinung der großen zahlenden Masse ist. Ist die Bevölkerung von Kriegsleidenschaften erfaßt, so ist die unparteiische Zeitung jingoistisch und bringt Tag für Tag die detaillirtesten Darstellungen von den Vorgängen auf dem Kriegsschauplatz; bekommt das Publikum die Kriegsgeschichten satt, so plädirt man für eine schleunige Beendigung des Krieges und preist die Segnungen des Friedens. Es ist ein Geschäft, wie der Verkauf von Käse und Heringen, bei deren Absatz die politischen oder religiösen Ueberzeugungen der Verkäufer bekanntlich auch keine Rolle spielen. Jeder große Erfolg auf diesem Gebiete verlockt begreiflicherweise andere Unternehmer dazu, mit ähnlichen Mitteln ihr Glück zu machen. Das ist ja der Fluch des mit zweifelhaften Mitteln erlangten journalistischen Erfolges, daß er fortzeugend Blattes muß gebären.

Wohin uns diese ganze Bewegung schließlich noch treiben wird, ist nicht abzusehen. Es fehlt glücklicherweise auch nicht an Anzeichen, daß diese geistige Verflachung eines beständig wachsenden Theiles der Presse das Bedürfniß nach seriöser Litteratur als Reaktion hervorruft. Das tritt besonders in den Vereinigten Staaten von Amerika in bemerkenswerther Weise hervor. Monatsschriften, welche die höchsten geistigen Anforderungen an ein gebildetes Lesepublikum stellen, treten gerade in jüngster Zeit dort vielfach in die Erscheinung. So wird beispielsweise seit Anfang dieses Jahres — bei Macmillan & Co. in Newyork und London — von Frederick A. Richardson in Burlington (Vermont) eine Monatsschrift: "The International Monthly" herausgegeben, welche derartig hohe Anforderungen an die Leser stellt, daß die breite Masse des Lesepublikums ganz ausgeschlossen erscheint und daher dem schlechten Geschmack und der Oberflächlichkeit auch gar keine Konzessionen gemacht zu werden brauchen. Solche Erscheinungen sind in den Vereinigten Staaten und auch in anderen Ländern keineswegs vereinzelt; man braucht deshalb nicht besorgt zu sein, daß die Welt am Ende etwa ausschließlich auf die geistige Diät der Zeitungen vom Schlage des "Daily Express" angewiesen sein wird. Aber bezeichnend für die zunächst sich noch immer steigernde Bedeutung, welche diese Art von Tageslitteratur erlangt hat, bleibt es, daß es dem Herausgeber des "Daily Express" gelungen ist, den Deutschen Kaiser zur Lieferung eines Beitrages für die erste Nummer seiner neuen Zeitung zu gewinnen.

Theodor Barth.

Die Theorie von den drei Weltreichen.

V.

Auf Grund der Theorie von den drei Weltreichen die in diesen Artikeln einer Kritik unterzogen ist, stellt Graf Posadowski die bange Frage, ein wie verhältnißmäßig kleiner Theil der civilisirten und halbcivilisirten Welt künftig noch der Ausfuhr unserer Fabrikate offen stehen werde? (Rede vom 14. Dezember 1899.) Sie ist vor einigen Jahren, auf Grund der gleichen Theorie, durch Oldenberg dahin beantwortet worden, daß es „hauptsächlich" nur noch um die bewohnbaren Theile Afrikas sich handeln könne: „auf diesem heißen Boden werden die europäischen Industriestaaten mit ihrer ganzen Wucht konkurriren und mit verzweifelten Manövern sich für die verlorenen Erdtheile zu entschädigen suchen."

Oldenberg — den anderen Pessimisten immer um einen guten Schritt voraus — meint nämlich, daß nicht nur Greater Britain, Panamerika, das europäische und asiatische Rußland, sondern bald auch das ganze nichtbritische, bez. nicht-russische Asien seine Kundschaft verweigern werde. Denn wie lange könne es währen, bis die Industrialisirung Chinas und Japans erfolge?*)

Das im letzten Satze angedeutete kontraverse Thema ist hier nicht näher zu diskutiren. Die Weltreichtheorie, d. h. die Behauptung, daß dank planmäßig auf wirthschaftliche Autarkie hinarbeitender Zollpolitik die drei Weltreiche sich aus der Weltwirthschaft ausschalten werden, ist scharf zu scheiden von der, bei Oldenberg mit ihr in „Personalunion" befindlichen Theorie, daß die natürliche Entwicklung der Zukunft dahin gehe, die sich industrialisirenden Rohstoffstaaten „unabhängig" von Westeuropa zu machen.**)

Die Weltreichtheorie ist aber, wie im Vorigen dargelegt, unhaltbar, die Furcht vor dem planetaren Boykott Westeuropas gegenstandlos. Die Industriestaaten brauchen das „ultimum refugium" des bisher schlechtesten ihrer Absatzgebiete nicht aufzusuchen — die Nothwendigkeit, „mit verzweifelten Manövern" um die wirthschaftliche Gunst der Kongoneger u. s. w. zu ringen, ist ein Phantom.

Statt im schwarzen Kontinent werden die Industriestaaten in den Ländern, welche ihnen bisher die wichtigsten Kunden waren, auch weiterhin konkurriren; aber nicht zu schlechteren, sondern zu besseren Bedingungen wie in den letzten beiden Jahrzehnten des sogenannten „Neo-Merkantilismus".

*) Oldenberg, Deutschland als Industriestaat (S. 16–19 und 27).

**) Vgl. hierüber meine demnächst erscheinende Schrift „Weltwirthschaft und Volkswirthschaft".

Nicht enger, nicht schwerer zugänglich wird der äußere Markt werden, sondern weiter, leichter zugänglich. In Rußland wie in den Vereinigten Staaten von Amerika, wie — worüber demnächst an anderer Stelle — in Brasilien und Argentinien deutet alles darauf hin, daß die protektionistische Bewegung ihren Höhepunkt bereits überschritten hat. Weder die Annahme, daß der Zarenstaat China unter seine „Kontrolle“ zwingen, noch die, daß Nordamerika den ganzen Welttheil „einer wirthschaftlichen Monroedoktrin unterwerfen“ (Schmoller) werde, vermag vor der Kritik zu bestehen.

Dem Wunsche Rußlands steht das Widerstreben der Weltreiche Nordamerika und England entgegen. Beide würden mit aller Energie für die „open-door-policy“ im Reich der Mitte eintreten, und Frankreich wie Deutschland auf ihrer Seite haben. Das Begehren der Vereinigten Staaten muß scheitern mangels Zustimmung Brasiliens und Argentiniens — der Versuch, sie mit Gewalt willig zu machen, an dem kategorischen, nöthigenfalls durch die brutale Sprache der Schiffskanonen unterstützten Proteste Großbritanniens und der übrigen Industriestaaten.

Und nüchterne Erwägung der realen Wirthschaftsinteressen des Mutterlandes einerseits, der Kolonien andererseits führt zu dem Ergebniß, daß eine weitere Verselbstständigung der Kolonien in zollpolitischer Hinsicht eher „in der Luft liegt“ als ein engerer Zusammenschluß mit dem Mutterlande.

Mag die eine oder die andere der sogenannten „British possessions“ — sogenannten, denn vom Besitze derselben seitens Englands kann ernstlich nicht gesprochen werden — künftig kräftiger wie bisher dem Ziele der industriellen Selbstversorgung zustreben: in den britischen Kolonien wie in den gleich ihnen menschen- und kapitalarmen Ländern Südamerikas, in dem, der Steigerung seines agrikolen wie seines industriellen Exports dringend bedürftigen — und zwar vor Allem des Exports nach Westeuropa bedürftigen — Nordamerika wie in dem royaume agricole des Zaren muß die künftige Entwicklung zu einem schließlichen Siege der der „wachsenden Verflechtung der Volkswirthschaften“ zustrebenden Faktoren führen — der Produktionsgruppen, für die die Erleichterung der Ausfuhr eine Lebensfrage ist und die daher zu einer Erleichterung der Einfuhr, durch Handelsverträge liberaler Observanz, sich verstehen müssen.

Die Wucht der agraren Kräfte, die in den Rohstoffstaaten überwiegend auf Seite des Freihandels stehen (wie sie in Deutschland auf dieser Seite standen, so lange Deutschland ein Agrarland war) wird auf die Dauer sich als stärker erweisen wie „die Wucht der (industriellen) Gegenkräfte, die sich der Zukunft des (westeuropäischen) Fabrikatenexports entgegenstellen“.*) Große Gebiete der Erde — vor Allem Rußland, — befinden sich heute auf oder nahe dem Punkte, auf dem um die Mitte des Jahrhunderts die deutsche Volkswirthschaft sich befand — d. h. auf dem Punkte, wo ihnen die Förderung der nationalen Rohstoffproduktion durch den Freihandel ein wichtigeres, nothwendigeres Ziel wird wie die weitere Erziehung der nationalen Industrie durch den Schutzzoll.

Die steigende Konkurrenz der Rohstoffstaaten um die westeuropäischen Märkte**) wird einen nach dem anderen in die Bahn freihändlerischer Politik drängen — wie damals den Zollverein, Oesterreich-Ungarn, Rußland. Und je mehr und je rascher in Nordamerika die Metall- und die Textilfabrikation aufblüht, desto kräftigeren Impuls wird es fühlen, dem Beispiel zu folgen. Die Vollstrecker des Programms Quesnay's und Ad. Smith's werden die Oberhand gewinnen über die Epigonen Colbert's.

Selbst im klassischen Lande der Doktrin „qu'on peut se passer de tout le monde“, in Frankreich. Zunächst ist es wieder eine der üblichen Uebertreibungen der Weltreichtheoretiker, wenn Sering versichert, daß in dessen ganzem Kolonialbesitz „die Einfuhr fremder Erzeugnisse so gut wie ausgeschlossen“ sei. Vielmehr ist, abgesehen von Algier, der Handel Englands mit den französischen Besitzungen in raschem Steigen begriffen, weil die Industrie des Mutterlandes viel weniger als die britische auf den Absatz nach „undeveloped countries“ zugeschnitten ist.*)

Die französische Schutzzollpresse wimmelt von Klagen darüber. Aber die schönen Tage, da sie sicher war, ein offenes Ohr und eine offene Hand bei dem Parlamente zu finden, scheinen vorbei zu sein. Endlich belehrt durch die bösen Folgen des System Meline hat die Regierung sich veranlaßt gesehen, mit Nordamerika (s. o. III), mit der Schweiz, mit Italien eine zollpolitische Entente zu suchen — ein „attentat contre la production nationale“ zu begehen. Ein neues Uebereinkommen mit Portugal soll in Aussicht stehen: während des vertragslosen Zustandes ist die Ausfuhr Frankreichs nach Portugal von 33 Millionen Francs (1888) auf 11 (1897), die Ausfuhr Portugals nach Frankreich von 45 auf 8 Millionen gesunken.**)

Ebenso wenig wie das System Mc Kinley hat das System Meline die Aufgabe gelöst, die es sich gestellt — zugleich die nationale Arbeit zu schützen vor dem Import und sie zu fördern durch den Export: diese Aufgabe, die eine verzweifelte Aehnlichkeit mit der der Quadratur des Zirkels hat. Der Import ward allerdings gehemmt, aber nicht minder — wie es nicht anders sein kann — der Export. Wie in den Rohstoffstaaten das Exportinteresse der Landwirthe, so treibt in Frankreich das Exportinteresse der Fabrikanten, verbunden mit dem der Weinbauern, die Regierung allmählig wieder in das Geleise des Handelsvertragssystems hinein.

In Oesterreich ist jüngst (Anfangs März) ein Gesetzentwurf betreffs „Förderung der Industrie“ eingebracht. Danach soll Betriebszweigen, die hier noch nicht oder nur in geringem Umfange sich vorfinden, Steuerfreiheit für eine Reihe von Jahren, eventuell auch Staatszuschuß gewährt — d. h. eine „Erziehungspolitik“ betrieben werden nach dem Muster Ungarns, wo noch immer — wie ein Fabrikant jammert — „die Kurzsichtigkeit der allzu mächtigen Agrarier“ den Glanz des Protektionsregimes noch nicht zu begreifen vermag***). Jener Gesetzentwurf erklärt es — mit vollstem Recht — für richtiger, beginnende Industrien in dieser Weise zu fördern als durch Schutzzölle (Nationalzeitung, 8. März 1900).

Auch diese Thatsache kann als ein weiteres Zeichen dafür angesprochen werden, daß die protektionistische Strömung, welche seit Ende der siebziger Jahre durch die Lande fluthet, im Begriffe ist abzuebben — daß, wie ich es an andrer Stelle ausdrückte†), die Reaktion, die damals einsetzte, sich schließlich nicht als eine endgiltige Umkehr, wie die Weltreichtheoretiker meinen, sondern nls eine nur zeitweise „Hemmung auf der Linie“ erweisen wird.

Ein exakter Beweis dafür, daß eine Periode liberalerer Handelspolitik im Anzuge sei — kein „Neo-Merkantilismus“, sondern ein „Neo-Smithianismus“ — läßt sich nicht führen. Aber mich dünkt, daß ich meine Prognose mit bessern Argumenten belegt habe, als die Weltreichtheoretiker — die zum Theil Gründe für überflüssig zu halten scheinen — die ihrige. Qui vivra, verra. Nur auf Eines muß noch hingewiesen werden.

*) Oldenberg, S. 22.

**) Sonderbarerweise spricht man bei uns immer nur von der steigenden Konkurrenz der westeuropäischen Industriestaaten um die Märkte der Rohstoffstaaten. Die Konkurrenz der Rohstoffstaaten wächst aber thatsächlich rascher, da sie an Bevölkerung rascher wachsen; diese wachsende Bevölkerung aber vermag ihre Rohstoffproduktion in mindestens so starkem Verhältniß zu steigern, wie die westeuropäische ihre Industrieproduktion.

*) Vgl. J. of the Statist. Society, 1899, S. 527.

**) Nach einer Mittheilung der „Centralstelle für Handelsverträge“ von 1899

***) Aktionär, 1899, S. 618.

†) Vgl meine Rede: Das 19. Jahrhundert und das Programm des Liberalismus. 1900. S. 14.

Die künftige Gestaltung der internationalen Verkehrskonjunktur wird wesentlich mit davon abhängen, welche Handelspolitik seitens **Deutschlands** betrieben werden wird. Wenn in dem Industriestaate Deutschland die Schutzzollpartei auch weiterhin die Parlamentsmehrheit um sich „sammelt“, so wird dadurch natürlich die Schutzzollpartei in den Rohstoffstaaten — z. B. in Rußland — gekräftigt. Umgekehrt würde dort der Freihandelsströmung Vorschub geleistet, wenn Deutschland den Entschluß faßte, gegen gewisse Zugeständnisse bezüglich der Zölle auf deutsche Fabrikate, seine Zölle auf Lebensmittel, Materialien, Halbfabrikate herabzusetzen, mindestens für längere Zeit zu binden.

Viel hängt von uns ab — schrieb 1839 der Engländer J. **Bowring** — ob der deutsche Zollverein uns zu Vortheil oder zu Nachtheil ausschlägt; „wir müssen versuchen, das Agrikulturinteresse in Deutschland zu stärken und in Bündniß mit uns zu bringen.“

Gleiches gilt heute für das Verhältniß zwischen Deutschland u. s. w. und den Rohstoffstaaten Europas und der anderen Kontinente. Wenn die Industriestaaten den landwirthschaftlichen Erzeugnissen Rußlands, Amerikas, der britischen Kolonien die Thore weiter öffnen als jetzt, so verbünden sie sich damit das Agrikulturinteresse, das landwirthschaftliche Exportinteresse dieser Länder, welches mit dem industriellen Exportinteresse Westeuropas im Einklange steht. Wenn sie dagegen die theilweise heute schon gewaltig hohen Zölle auf agrikole Produkte noch höher thürmen, wenn z. B. Deutschland die Fleischeinfuhr verbietet u. s. w., so stärken sie damit das industrielle, importfeindliche Interesse — bewirken, daß die Rohstoffstaaten den Kurs zur industriellen Selbstversorgung weiter steuern.

Die Gefahr, daß die Zeit, die steht im Zeichen des **Verkehrs**“, umschlage in eine Zeit der Verkehrslosigkeit und damit eintrete in das „Zeichen der **Verkehrtheit**“, droht, nach Ansicht der Weltreichtheoretiker, von Seiten der britischen, nordamerikanischen, russischen Autarkistenpartei. Ich leugne, daß jene Gefahr vorliegt. Wenn sie aber, wie erst die Zukunft lehren kann, vorliegen sollte, so droht sie eher von Seiten der Agrarier Deutschlands und anderer Industriestaaten. Statt den Weltreichen Isolirungstendenzen vorzuwerfen, die nur in der Phantasie leben, sollten wir zuerst vor unsrer nationalen Thüre kehren. Das „Eigenwirthschafts“-Programm des Bundes der Landwirthe hat — leider — weit mehr Realität als das Programm, aus Greater Britain oder Panamerika oder Rußland „geschlossene Handelsstaaten“ zu machen.

Bonn. Heinrich Dietzel.

Parlamentsbriefe.

XX.

Zu erzählen, was im Reichstage vor sich gegangen ist, erscheint kaum nöthig; während der letzten Woche sind die täglichen Berichte über die Verhandlungen aufmerksam gelesen worden. Das Centrum, das zur Zeit des Kulturkampfes eine gedrückte Partei war, hat, nachdem die Zeugen jener Zeit zum großen Theile durch den Tod abberufen worden sind, seine Vergangenheit vergessen und ist eine unterdrückende Partei geworden. Es will die Grundsätze, die Papst Pius IX. im Syllabus aufgestellt hat, einer Nation aufzwingen, die zum größeren Theile nicht katholisch ist. Wie es vor einigen Jahren bei der Berathung der Umsturzvorlage den Versuch machte, die Freiheit der Wissenschaft durch die Gesetzgebung zu unterdrücken, so hat es jetzt den Versuch gemacht, der unabhängigen Kunst ihre Lebensbedingungen zu entziehen. Nachdem in der bayerischen Abgeordnetenkammer ein Mitglied, das zugleich dem Reichstage angehört, geradezu gefordert hat, daß aus den öffentlichen Kunstsammlungen Kunstwerke entfernt werden, die dem Reinen rein sind und nur dem Unreinen unrein erscheinen, kann in der That über die letzten Absichten des Centrums kein Zweifel mehr obwalten.

Um seine Absichten durchzusetzen, hat das Centrum einen Versuch unternommen, die Minderheit zu vergewaltigen. Es hat damit angefangen, durch vorzeitige Schlußanträge die Redefreiheit unbillig zu verkürzen, ist dann dazu übergegangen, sich über parlamentarisches Gewohnheitsrecht hinwegzusetzen, und hat endlich den Versuch unternommen, klare Bestimmungen der Geschäftsordnung zu beugen und zu brechen. Es hat der konservativen Partei das Fleischeinfuhrverbot, der Regierung die Flottenvorlage als Zuckerbrot vorgehalten, und mit der Entziehung dieses Zuckerbrotes gedroht, wenn man ihm den Willen nicht thue. Es hat seine Macht gemißbraucht, zugleich aber seine Macht so überschätzt, daß es sich schließlich eine empfindliche Niederlage geholt hat.

Die Geschichte des Reichstages zeigt, daß keine Partei Freude an Obstruktionen hat. Wo wäre das bürgerliche Gesetzbuch, die ganze Justizgesetzgebung, die ganze Schutzzoll- und Sozialgesetzgebung geblieben, wenn man die Obstruktion gegen Gesetze, die man für schädlich hält, zum Prinzip erhoben hätte! Grade die Einrichtung des Seniorenkonvents, die einen Augenblick gefährdet schien, hat die Parteien zu gegenseitiger Achtung erzogen. Die Obstruktion gegen ehrliche Meinungen ist verwerflich; als Mittel gegen parlamentarische Tücke ist die Obstruktion unentbehrlich, und um einen solchen Fall hat es sich gehandelt.

Der Präsident Graf Ballestrem hat einen Augenblick in Gefahr geschwebt, sich auf die Seite des Unrechts zu stellen. Vor acht Tagen haben wir darüber ein Bedauern ausgesprochen; heute können wir mit Befriedigung feststellen, daß er sich wiedergefunden hat. Er gehört zu den Ueberlebenden, die den Zug durch die Wüste des Kulturkampfes mitgemacht haben und die die Bedeutung des Discite justitiam kennen gelernt haben. Sein Biograph wird dereinst nicht umhin können, ein „Pfui!“ zu erwähnen, das er ausgesprochen und das ihm vor fast einem Menschenalter lebhafte Vorwürfe zugezogen hat. Es ist ein geringerer Vorwurf, ein solches „Pfui!“ auszurufen, als es zu verdienen, und wir können mit Genugthuung feststellen, daß Graf Ballestrem sich wirkliche Mühe gegeben hat, einen verfahrenen Wagen wieder in das rechte Geleise zu bringen.

Das Fleischschaugesetz ist in kurzer Verhandlung in der Form angenommen worden, die ihm das sogenannte Kompromiß gegeben hat. Dieses sogenannte Kompromiß ist thatsächlich ein voller Sieg der Agrarier, die aus taktischen Gründen nie zugeben, einen vollen Sieg errungen zu haben. Es ist die Umwandlung eines Gesetzes, das hygienischen Zwecken dienen sollte, in ein solches, das prohibitionistischen Zwecken dient. Der Kampf gegen das Gesetz wäre wohl ein lebhafterer geworden, wenn nicht die vorhergehenden Tage so viel Kraft verzehrt hätten. Herr Staatssekretär Graf Posadowsky hat unter dem Beifall der Linken eine Rede gehalten, in der er den Agrariern zu Gemüthe führte, daß sie ihre Ansprüche in einer Weise überspannten, die schließlich die Regierung nöthigen würde, mit ihnen zu brechen. Er hat darin Recht; aber wenn der Bruch kommt, wird Herr Graf Posadowsky nicht mehr an seiner Stelle stehen.

Die Münzgesetznovelle hat der Reichstag in dritter Lesung angenommen und damit den letzten Nagel zum Sarge des Bimetallismus geliefert.

Im Abgeordnetenhause ist die **Waarenhaussteuer** in zweiter und dritter Lesung angenommen worden. Von den übertreibenden Abänderungen, welche die Kommission vorgenommen hatte, sind im Plenum einige zurückgezogen worden, weil sie der Regierung unannehmbar waren, eine andere ist stehen geblieben, obwohl sie die Regierung für unannehmbar erklärt, nämlich die Herabsetzung der Minimalgrenze des steuerpflichtigen Umsatzes von 500 000 auf 300 000 Mark.

Da Herr von Miquel Namens der Staatsregierung die feierliche Erklärung abgegeben hat, daß die Regierung das Gesetz mit dieser Abänderung nicht acceptiren werde, so bleibt als Rettungsanker für die Mittelstandspolitiker jetzt nur noch das Herrenhaus. Das Herrenhaus muß die 500 000 Mark seinerseits wieder einstellen, damit die Mehrheit des Abgeordnetenhauses Gelegenheit bekommt, sich laudabiliter zu unterwerfen. Vielleicht hat aber auch die Regierung ein Einsehen und tritt von ihrem Verlangen zurück. Es geht mit Herrn von Miquel wie mit dem Grafen von Posadowsky. So lange er an seiner Stelle steht, können die Agrarier stets hoffen, daß es zu einem Kompromiß kommt, das ihren Sieg bedeutet.

Diese Waarenhaussteuer ist eine Erdrosselungssteuer, wenn auch Herr von Miquel erklärt hat, er werde einer Erdrosselungssteuer niemals seine Zustimmung geben. Diese Waarenhaussteuer nützt nicht dem Kleinhandel, sondern demjenigen Großhandel, dem man den seltsamen Namen des „Spezialgeschäfts" beigelegt hat, und der auf den Hintertreppen sich an diesem Akte der Gesetzgebung betheiligt hat; diese Waarenhaussteuer trifft nicht die Geschäftsinhaber allein, sondern deren Angestellte, die für die liefernden Fabrikanten und deren Arbeiter, viele Tausende von Personen. Dieses Waarenhaussteuergesetz wetteifert an juristischer Unklarheit mit der begrabenen lex Heinze. Das Schamhaftigkeitsgefühl verletzen, ohne unzüchtig zu sein, ist ungefähr dasselbe, wie die Ausdehnung der Steuerpflicht auf eine Mehrzahl von Betrieben, von denen kein einzelner steuerpflichtig sein würde, die aber zusammen einen Waarenhausbetrieb darstellen. Freiherr von Hammerstein, der jetzt dem Parlamente nicht mehr angehört, hat einst das große Wort gesprochen: „Steuerfragen sind Machtfragen". Das Wort ist geblieben, wenn auch sein Urheber verschollen ist.

Ein Gesetzentwurf über den Zwischenkredit bei Rentengutsbildungen treibt schon seit längerer Zeit zwischen den beiden Häusern des Landtags umher, die sich nicht einigen können. Das Pikante ist, daß in dieser Frage das Herrenhaus, wir wollen nicht sagen liberaler, aber doch minder agrarisch ist, als das Abgeordnetenhaus.

Ein gut gemeinter und vielleicht nützlicher Gesetzentwurf über die Zwangserziehung Minderjähriger drohte an der Vertheilung der Kosten zu scheitern. Die Kosten sollen die Kommunalverbände tragen, die Regierung einen Zuschuß geben. Diesen Kostenzuschuß will Herr von Miquel auf acht Zwölftel, das Abgeordnetenhaus wollte ihn auf neun Zwölftel bemessen wissen. Herr von Miquel versicherte, die Selbstverwaltung werde zu Grunde gehen, wenn mehr als acht, und die Agrarier versicherten, die Finanzkraft der Gemeinden werde in die Brüche gehen, wenn weniger als neun Zwölftel bewilligt würden. Man hätte sich auf siebzehn Vierundzwanzigstel einigen können. Die Mehrheit des Abgeordnetenhauses hat in der dritten Lesung aber die acht Zwölftel des Herrn von Miquel angenommen.

Der Streik der Berliner Pferdebahn hat zu einer kurzen Erörterung geführt, in der Herr von Rheinbaben den Beweis geführt hat, daß er ganz der Mann ist, um den seligen Puttkamer zu ersetzen.

Proteus.

Die Krise in Oesterreich.

Die Krise in Oesterreich dauert mit ungeschwächter Schärfe fort. Die Ministerien wechseln, aber keiner von den aufeinanderfolgenden kurzlebigen Regierungen ist es gelungen, den bösen Zauberbann zu lösen, der auf dem österreichischen Parlament lastet und die Gesetzgebung zum Stillstand verurtheilt. Weil die Deutschen mit ihrer Obstruktion das Ministerium Thun und sein System gestürzt haben, wollen die Czechen jede Regierung demoliren, die sich nicht als eine czechische Parteiregierung darstellt. Das ist so ziemlich der einzige logische Gedanke, den man aus dem tollen Beginnen der Czechen heraushören kann. Sie haben den Grafen Clary zu Falle gebracht, und sie hoffen, auch mit Dr. v. Koerber fertig zu werden, der nicht aus dem Hochadel hervorgegangen ist, und von dem sie annehmen, daß er unschwer entwurzelt werden könne. Sie werden in dieser Auffassung vermuthlich von dem böhmischen Feudaladel unterstützt, welcher jeden nicht dem Hochadel entnommenen Ministerpräsidenten mit scheelen Augen ansieht, weil er die Leitung der Regierungsgeschäfte als ein angeborenes Vorrecht der Privilegirten betrachtet. Auf keinen Fall kommt man über die merkwürdige Erscheinung hinweg, daß die czechischen Abgeordneten sich in dem Augenblicke von der Verständigungs-Konferenz lossagten und die Obstruktion ankündigten, als die feudale Magnatenclique sich darüber verletzt fühlte, daß bei den letzten Verleihungen des goldenen Vließes der Oberstlandmarschall von Böhmen, Fürst Georg Lobkowitz, und der Führer der böhmischen Feudalen, Graf Buquoy, übergangen, dagegen jüngere deutsche Kavaliere, wie Fürst Carl Auersperg und Fürst Egon Fürstenberg mit dieser hohen Auszeichnung, deren Verleihung an besondere Voraussetzungen geknüpft ist, bedacht werden. Man sieht, wie und in welchem Maße die Eitelkeit Einzelner die Schicksale der Völker und Staaten beeinflußt.

Die Czechen haben sofort mit einer Entschiedenheit und Leidenschaftlichkeit die Obstruktion proklamirt, daß sie sich selbst jeden Rückzug abschnitten. Die Führung der Obstruktion haben diesmal nicht die Radikalen übernommen, sondern an die Spitze hat sich der Finanzminister des Kabinets Thun, Dr. Kaizl, gestellt, wohl zu dem Behufe, um durch seine neue Rolle die Niederlage vergessen zu machen, welche die Czechen erlitten haben, und zu deren Herbeiführung auch seine ministerielle Thätigkeit das Ihrige beigetragen hat. Was man seit dem Wiederzusammentritte des Reichsrathes von den Czechen gesehen hat, schließt die Hoffnung aus, daß es den Verhandlungen, die im Zuge sind, gelingen werde, sie zum Rücktritte von der Obstruktion zu bekehren. Ob sie die reaktionäre Gewerbenovelle oder das Gesetz über die Neunstundenschicht beim Bergbau von der Obstruktion ausschalten oder nicht, ist ganz und gar gleichgültig. Das Entscheidende ist, daß sie die gesammte normale Thätigkeit der Gesetzgebung hindern. Man könnte es noch begreiflich finden, wenn die Czechen ihren Widerstand auf das Budget und das Budgetprovisorium konzentriren würden, weil sie durch die Vereitelung dieser Gesetze die Regierung zwingen könnten, von dem berühmten § 14 Gebrauch zu machen, welchen der einstige Bürgerminister Dr. Berger, als er noch unter Belcredi das Brot der Opposition aß, mit einem witzigen Worte als den „Absolutismus mit dem Feigenblatte" bezeichnet hatte. Selbst für die Vereitelung der großen Investitionsvorlagen, durch welche die Czechen weite Bevölkerungskreise gegen sich erbittern, wissen sie noch den Schein eines Grundes anzuführen; die Kassenbestände sind erschöpft, die Zeit der großen Ueberschüsse im Staatshaushalt ist vorüber und die große Investitionsanleihe von 500 Millionen Kronen wäre für die Regierung der Kriegsschatz, um den Kampf gegen die Czechen zu führen.

Welchen Sinn soll aber die Obstruktion der Sprachengesetze haben? Seit acht Monaten schreien sich die Czechen heiser nach der inneren czechischen Amtssprache, welche ihnen Graf Clary im Verordnungswege entzogen hat, nachdem Badeni und Gautsch sie ihnen gleichfalls im Verordnungswege gewährt hatten. Nun hat Dr. v. Koerber in der ersten Sitzung des Abgeordnetenhauses den Gesetzentwurf eingebracht, der es den Czechen ermöglicht, die innere czechische Amtssprache für die czechischen Bezirke im Gesetzeswege festzulegen. Man sollte meinen, die Czechen würden sich beeilen, sich dieses Zugeständnisses zu bemächtigen und es in Sicherheit zu bringen; das Gegentheil aber geschieht, die Czechen wollen durch ihre Obstruktion verhindern, daß die Sprachengesetze überhaupt zur Berathung gelangen. Kann in diesem Vorgehen ein Funken Vernunft gefunden werden? Angenommen, die Czechen

hätten Ursache, mit einzelnen Bestimmungen der Sprachengesetze unzufrieden zu sein; wenn sie aber nicht zur Obstruktion greifen, dann besteht die Majorität der Rechten fort und Polen und Südslaven, ja selbst Deutschklerikale würden keinen Anstand nehmen, ihnen bei Verwirklichung ihrer Wünsche behilflich zu sein. Die Deutschen wären in die fatalste Lage gebracht, denn nun wären sie genöthigt, das Zustandekommen eines so zu Gunsten der Czechen amendirten Gesetzes zu verhindern, und die Regierung wäre in einer bitteren Verlegenheit, da sie angekündigt hat, sie werde nur solchen Abänderungen ihrer Entwürfe zustimmen, über welche zwischen den betheiligten Parteien eine Vereinbarung zu stande käme.

Angesichts dieser Dispositionen der Czechen ist von dem Ergebnisse der eingeleiteten Verhandlungen keine günstige Wendung zu erwarten. Es fragt sich nur, ob Aussicht vorhanden ist, daß die Obstruktion niedergerungen werden kann. Der Kampf gegen die Obstruktion wäre an sich nicht absolut aussichtslos. Es brauchten hierzu keine gesetzwidrigen Mittel in Anwendung gebracht zu werden, und die Deutschen würden dies auch auf das entschiedenste zurückweisen. Eine obstruirende Gruppe von nur 60 Mitgliedern, von denen 50 unausgesetzt auf dem Platze sein müssen, kann man aber mit Geduld und Ausdauer ermüden und schließlich matt setzen. Dazu gehört nichts als Entschlossenheit und fester Wille. Fünf fünfzehnstündige Sitzungen hält diese Obstruktionspartei nicht aus, dann ist sie niedergeworfen und höchstens noch zu schwachen Rückfällen geneigt. Zur gewaltthätigen Obstruktion zu greifen werden die Czechen sich wohl hüten; dazu ist der Wiener Boden für sie zu heiß. Die entscheidende Frage ist also, ob die bisherigen Bundesgenossen der Czechen geneigt sind, einen ernsten Kampf mit diesen aufzunehmen. Dazu aber zeigen die Polen und Südslaven bisher wenig Lust. Die Polen und Südslaven wollen das Tischtuch zwischen sich und den Czechen nicht endgiltig zerschneiden, sie haben das Doppelspiel noch immer nicht aufgegeben, mit welchem sie das Ministerium Clary zu Tode intriguirten. Selbst die deutschen Klerikalen spielen noch immer die alte zweideutige Rolle und richten ihre Blicke auf die Feudalen, die sich von den Czechen um so weniger trennen wollen, als sich die Jungczechen von diesen ebenso lenken lassen, wie seinerzeit die Altczechen.

Bisher zeigt sich bei den Parteien der Rechten keine Geneigtheit, sich von den Czechen loszusagen und einen ernsten Kampf mit ihnen aufzunehmen und darum ist die Aussicht gering, daß die Obstruktion überwunden werden wird. Verbleibt es aber bei den bisherigen Zuständen des Parlaments, dann bleibt Herrn v. Koerber nichts übrig, als der Krone die Auflösung des Abgeordnetenhauses zu empfehlen. Gleichviel welches Ergebniß die Neuwahlen bringen könnten, muß einmal der Versuch gemacht werden, von den Gewählten an die Wähler zu appelliren. Allem Anscheine zufolge stehen wir binnen Monatsfrist dieser Eventualität sehr nahe.

Wien, 15. Mai. Gustav Steinbach.

Litterarische Steckbriefe.*)

Die litterarische Satire hat in den letzten Jahrzehnten trotz eifriger Pflege nur spärliche Frucht getragen. Seit Mauthner's glänzenden „Berühmten Mustern" hat sie es in Deutschland nicht wieder zu einer Leistung gebracht, die selbst litterarische Geltung beanspruchen könnte und zugleich litterarhistorischen Werth besäße. Denn die Kunstwerke, in denen etwa Paul Heyse („Merlin") oder Marie v. Ebner („Bertram Vogelweid") ihrer Abneigung gegen den modernen Realismus Ausdruck verliehen, zeichnen von diesem ein so schiefes Bild, daß die ästhetische Auseinandersetzung nicht gefördert wird; und wieder die witzigen Improvisationen des Stinde'schen „Aeolsharfen-Almanachs" bleiben schon durch die Bedeutungslosigkeit ihrer Objekte — Friederike Kempner! — zu ephemerer Wirkung verurtheilt. Wie traurig aber sowohl in der Form wie im Inhalt ist z. B. das Meiste, was unsere Witzblätter in Parodien Ibsen's oder Hauptmann's geliefert haben!

Es ist ja nicht zu verkennen, daß diese Erscheinung nur ein einzelnes Moment im Herabgang der Satire überhaupt bedeutet. Die Blüthe der Pamphletlitteratur von 1848, der politischen Witzblätter in der Reaktions- und Konfliktszeit, der vernichtenden Anekdoten — deren letzter Pfleger mit L. Bamberger dahingeschieden ist — sie hat einer natürlichen Ermattung und Erschlaffung des satirischen Geistes weichen müssen. Nicht nur in Deutschland, auch in Frankreich, dem klassischen Land der Satiriker, hat das Wort der Zeichnung die Führung abgetreten: Forain ist der typische Sittenrichter des gegenwärtigen Frankreich wie Th. Th. Heine der des jetzigen Deutschland. Aber auch die Zeichnung hat den Tiefstand der Witzblätter in der ganzen Welt nicht aufhalten können. Den „Punch" kann man nur noch mit Thränen lesen und das „Journal amusant" überhaupt nicht mehr; dem „Kladderadatsch" gelingen trotz glücklicher Momente nie mehr Nummern, die so wie die aus Kalisch's Zeit Funken sprühen, wo immer man aufschlagen mag; und selbst „Jugend" und „Simplicissimus" schmuggeln einen bedrohlichen Ballast minderwerthiger Waare ein.

Oder man denke an unsere parlamentarische Beredsamkeit! Wo ist die geniale Schlagkraft des Bismarck'schen Wortes? wo der Esprit Bamberger's, der zündende Witz Alexander Meyer's oder seines gegnerischen Namensvetters von Arnswalde? wo blieben ach! die wirksamen Pointen Eugen Richters'? Statt dessen bemüht man sich, durch immer massivere Grobheit zu wirken, und Redewendungen wie sie Herr von Stumm ungerügt im Herrenhause und wie sie Herr Groeber ungerügt im Reichstage vorbrachte liefern für die zunehmende „Verrohung" unserer Zeit stärkere Beweise, als alles, was reaktionäre Blätter dafür aufbringen. Wie bezeichnend ist die fast krankhafte Abneigung der Ultramontanen vor dem Witz! Er erscheint ihnen an sich verbrecherisch; mit höchster Entrüstung sprechen sie nun gar von einem Witzblatt wie von einem Stammsitz aller Verworfenheit. Und doch sind unsere Journale heut zumeist so harmlos! Und doch hat gerade das Centrum in Windthorst den witzigsten unserer Redner besessen, haben seine Vorkämpfer wie der prächtige Alban Stolz und der minder erfreuliche Sebastian Brunner die Satire eifrig als Mittel der Polemik gepflegt; doch ist die ultramontane Presse gerade durch den beißenden Spott der Veuillot und der Sigl einflußreich geworden. Warum denn heut diese Angst vor dem Witz? Offenbar will man eine Waffe, die man selbst nicht mehr besitzt, auch dem Gegner nicht gönnen. Deshalb sind gegen die satirischen Geschosse der Gegner von den Vertheidigern der lex Heinze so oft Schutzmauern errichtet worden nach dem fortifikatorischen Prinzip: Kanonenkugeln gehen durch Panzerplatten, aber in einer dicken Lage von Schmutz bleiben sie stecken.

Bamberger hat wiederholt über die Grenzen des Humors in der Politik geschrieben und vor dem Mißbrauch dieser sich so leicht abstumpfenden Waffe gewarnt. Man wird aber zugeben müssen, daß auch die Humorlosigkeit in der Politik ihre Grenzen hat. Der müde, schlaffe Ton aller liberalen Organe und die Selbstaufstachelung zur Wildheit in radikalen Kundgebungen von allen Seiten sind gleich bedauerliche Zeichen. Und nun sehen wir gleichzeitig, daß in der litterarischen Kritik ein neuer Eifer lebt, daß hier sogar wieder geistreiche Satire gedeiht! Die „schimpfende Litteraturgeschichte" fehlt nicht; aber sie wird durch ein paar krankhaft bemühte Vertreter wie Carl Weitbrecht nicht dauernd

---

*) Steckbriefe erlassen hinter 30 litterarischen Uebelthätern gemeingefährlicher Natur von Martin Möbius mit den getreuen Bildnissen der 30 versehen von Bruno Paul. Schuster u. Löffler, Berlin und Leipzig 1900.

am Leben erhalten werden. Das Verstehen oder mindestens das Verstehenwollen siegt. Ein Zeugniß dafür ist die witzige Produktion, in der Wort und Bild sich wieder einmal zusammengefunden haben, freilich mit recht ungleichem Antheil: die „Litterarischen Steckbriefe" von Möbius und Paul.

Dem Text gebührt unzweifelhaft die größere Anerkennung. Möbius ist alles eher als gerecht oder objektiv; aber im Krieg schießt man mit Absicht auf die Leute. Ich bekenne mich zu der Doppelsünde, sowohl von Gerhart Hauptmann als von Stefan George viel zu halten — ein Grad intellektueller Beschränktheit, für den der Steckbriefsteller gar keine Worte finden würde, denn schon eins von beiden scheint ihm unendlicher Stumpfsinn. Aber das hindert mich nicht, in seinen Karikaturen beider Autoren ein treffendes Verständniß für ihre schwachen Punkte — freilich nur für die — und ein wirklich geistreiches Vermögen, diese Schwächen darzustellen, anzuerkennen. Noch besser sind andere witzige Porträts, z. B. von Martin Greif. Möbius ist sehr streng und oft grausam; die Karikaturen etwa von Busse und besonders Hofmannsthal gehen wohl über das Erlaubte heraus, und besonders verletzt in einer ganzen Reihe von „Steckbriefen" — z. B. bei Liliencron — der Mißbrauch persönlicher Momente. Daneben klingt doch aber nicht selten ein Ton menschlichen Wohlwollens versöhnend mit, etwa bei M. G. Conrad, Max Halbe, Peter Hille (wer kennt ihn?); und selbst Gegner wie Heyse und Wildenbruch werden gegen zu weit gehende Anfechtungen sogar vertheidigt. Vor allem: Esprit fehlt nirgends; und nicht selten ist die scharfe Hervorhebung der bedenklichen Seiten von dauernder Bedeutung. Hat doch die Satire oft genug der Litteraturgeschichte vorgearbeitet; ich erinnere nur an den berühmtesten Fall: die „Xenien".

Die Porträts von Bruno Paul stehen nicht auf gleicher Höhe. Wirklich witzig sind nur wenige, wie die von Peter Altenberg, Stefan George, Johannes Schlaf. Andere machen nur den Eindruck ganz ehrlich gemeinter, aber ungeschickter Bilder; so das von Bierbaum; oder sie sind ohne jeden Zusatz von Geist ähnlich, wie das von Mackay. Augenscheinlich ist dem Zeichner jene Vertrautheit mit den Originalen fremd, die den Darsteller zu so eindringlichen Karikaturen befähigte.

Ist nun das Buch selbst ein signum temporis? Sollen wir wirklich schließen: die Kunst tritt bei den Deutschen wieder in den Vordergrund des Interesses und die „politische Periode" des seligen Gervinus ist abgelaufen? Die besten Geister treiben wie in Lessing's oder gar wie in Goethe's Zeit lieber Kunstkritik als Politik, und die „Lesewelt" wendet sich ästhetischen Besprechungen und litterarischen Zänken mit einer Aufmerksamkeit zu, die für Auseinandersetzungen über Kolonien, Flotte, Handelspolitik nicht zu erreichen ist?

Ich glaube es nicht. Ich hoffe Besseres. Ich hoffe: wir arbeiten uns zu einer Zeit durch, in der die Untrennbarkeit aller höheren Interessen erkannt wird. Schon haben der preußische Entwurf eines Volksschulgesetzes oder der deutsche der lex Heinze den Zusammenhang von Politik und Kunst weiteren Kreisen aufdämmern lassen. Mögen nur die jungen Schriftsteller, die Geist und Kraft in sich fühlen, zunächst sich noch an der leichteren Jagd auf litterarische Scheingrößen üben; der Tag wird kommen, da sie schlimmeres „Verbrechen", Steckbriefe zu schreiben haben. Und wenn sie sich tüchtig vorbereitet haben, so werden sie auch die treffen!

Berlin, 5. Mai 1900.

Richard M. Meyer.

Arezzo.

Nirgends so wie in manchen italienischen Städten überkommt den Wanderer ein, ich möchte sagen: welthistorisches Gefühl. Was in der Zeitfolge sich abspielte, scheint im Raume neben einander zu liegen. Aber man merkt da nicht die scharfen Grenzen unserer Schulbücher, nicht die Kontraste zwischen den einzelnen Perioden, die der Scharfsinn der Nachkommen ersann; man weiß nicht mehr, wo das Alterthum aufhört und das Mittelalter im Massenschritte der Barbarendmillone seinen Einzug hält, nicht wo es in den großen Schlachten vernichtet wurde, die das wiedererwachende Individuum, die Fahne der Schönheit in der Hand, geschlagen haben soll. Ja sogar die Gegenwart verschwimmt dem Beschauer mit der Vergangenheit; jener alte Palazzo erscheint beinahe wie der Typus der modernen italienischen Wohnung; der Italiener selbst hat in Leben und Geberde jene Formen erhalten, die der tägliche Umgang mit den Reizen alter Kultur immer von Neuem schafft, und erscheint bald als der Civilisirteste der Menschen, bald auch — und dies darf der pilgernde Forestiere in seinem begeisterten Taumel nicht vergessen — als rückständiger Barbare, auf den die Last seiner Vergangenheit centnerschwer drückt, der in seinen Bedürfnissen und seinem Können von seiner Geschichte beengt ist, dessen Wohnung in der Gegenwart unwohnlich ist, weil sie eben ein antiker Palazzo ist, dessen Fleiß und Industrie das starke Milieu noch nicht durchbrochen hat; Mailand und Turin sind die unitalienischsten Städte, weil sie die modernsten sind; sie sind aber zugleich die italienischen Städte der Zukunft. Ganz frei von moderner Einwirkung ist nun freilich kaum eine der ober- oder mittelitalienischen Städte; allein es ist doch Alles noch Uebergang, unmerklicher Uebergang von der Halbvergangenheit zur Gegenwart, wie von der Vorvergangenheit zur Vergangenheit.

Thukydides sagt einmal, daß die Hellenen der uralten Zeit ihre Stadtburgen auf Hügeln landeinwärts bauten aus Furcht vor den Seeräubern; aus dem Seeraube ist aber der Handel entstanden. So krönen noch heute die alten Mauerkränze der etrurischen Städte die Vorhügel des Appennin und beleben die herrliche Landschaft, während die Eisenbahn an der Meeresküste entlang oder im Flußthale dahineilt. Erst hier und dort nähert sich ein moderner Stadttheil der Eisenbahn oder wird die Stadt durch eine Drahtseilbahn mit dem Bahnhofe verbunden; die Mehrzahl der Bewohner ist noch in dem steinernen Mauerkranze auf dem Hügel zusammengedrängt — die Stadt kriecht allmählich und widerstrebend von den beengenden Höhen der Romantik in die befreienden Ebenen der Gegenwart hinein.

Eine jener alten etrurischen Städte ist Arezzo. Sein großer Name leuchtet in die älteste Geschichte Roms hinein zu einer Zeit, als die Stadt, der die Weltherrschaft vorbehalten war, noch nichts war, als eine kräftige Bauerngemeinde mit einigen überseeischen Beziehungen zwar, aber doch nur der Vorort der römischen Campagna. Aus etruskischer Zeit erhielt sie sich durch die Stürme der Bürgerkriege hindurch ihre Industrie von Vasen und Thongefäßen, und zu Beginn der Kaiserzeit schenkte sie Rom den Staatsmann und klugen Berather des Augustus, Maecenas, den ersten in der Reihe ihrer bedeutenden Männer. Ihm folgte eine bunte Reihe, die im Sinne ihrer Zeiten wirkten, so der beschauliche Mönch Guido, der Erfinder unseres Notensystems, im 11. Jahrhundert, Vittorio Fossombrone, der von Napoleon geehrte Mathematiker und Physiker, der seinem Lande durch die Ausführung eines großartigen Entwässerungssystems diente — beide durch moderne Denkmäler von ihrer dankbaren Vaterstadt verherrlicht; dazwischen Rechtsgelehrte und Künstler von den frühesten Anfängen des Rinascimento bis zu Giorgio Vasari, der in seinen Künstlerbiographien das Leben der Blüthezeit bewundernd zusammenfaßte, und zu Pietro Aretino, dem

Satiriker. In den großen Kämpfen des 13. und 14. Jahrhunderts floh manches starke Geschlecht aus dem benachbarten Florenz in das ghibellinische Arezzo, und in einer florentinischen Emigrantenfamilie wurde hier Francesco Petrarca geboren; in Erinnerung an ihn nennt sich noch heute die gelehrte Körperschaft, die auch in Arezzo nicht fehlen darf, Accademia Petrarca.

Aber nicht nur in den Namen bis herab zu den üblichen Corso Vittorio Emanuele, Via Cavour und Garibaldi, Piazza Umberto — die in keiner italienischen Stadt fehlen dürfen — drückt sich die Geschichte der Stadt aus, nicht nur in nachträglichen Erinnerungen, sondern auch in den steinernen Resten, in den geringen Trümmern des römischen Amphitheaters, in den zahlreichen Kirchen, im Palazzo Comunale, in den Loggien, die Vasari selbst in seiner Vaterstadt baute — sie alle sind der Ausdruck einer der sozialen Schichtungen, die auch über Arezzo sich gelagert haben. Wenn man aber durch die steilen Straßenzüge an der schönen Façade von Santa Maria della Pieve vorbei auf die Spitze des Hügels gelangt ist, so thronen neben einander die beiden Mächte, die das Mittelalter beherrscht haben: zur Rechten die Festung, in ihrem heutigen Zustande von Cosimo Medici erbaut, aber wahrscheinlich auf demselben Platze, auf dem die uralte arx gestanden, wo im 6. Jahrhundert Gothen und Römer sich schlugen, im 13. und 14. Aretiner und Florentiner, jetzt nach ihrer Belagerung durch die Franzosen im Jahre 1800 friedlichen Zwecken geweiht und mit Gartenanlagen überzogen, von denen man hinabsehen kann in das reich bebaute etrurische Land — zur Linken auf einem mehrstufigen Piedestal der gothische Dom; die Façade entbehrt des Marmorschmuckes, der ihr versprochen war, und wenn man eintritt, fordert links ein Aufruf zu milden Gaben für die Herstellung der Façade auf, während rechts der Hirtenbrief des Bischofs in pathetischen Worten von den Sünden des ablaufenden Jahrhunderts spricht und, nicht allzu hoffnungsvoll, zur Einkehr und Buße ermahnt. Einige Schritte weiter, und man steht vor dem Grabe Papst Gregors X., der im Jahre 1276 in Arezzo starb, als er von einer Agitationsreise für einen neuen Kreuzzug zurückkehrte, nicht lange bevor das Papstthum in seine siebenzigjährige Gefangenschaft in Avignon gerieth. Das Grabmal ist im Auftrage der Stadt von Margaritone aus Arezzo errichtet worden, der nach Vasari einer der Ersten von jenen Männern war, der Reformen in die alte traditionelle „griechische" Malerei einführte und als Bildhauer sich unter dem Einflusse der Florentiner von der byzantinischen Art zu emanzipiren versuchte. Aber er wurde überstrahlt von neuen Sternen, denen Giotto voranleuchtete; 77jährig soll er gestorben sein „angeekelt über ein langes Leben, da er sah, daß sich die Zeiten änderten und nur noch die neuen Künstler geehrt wurden." Nach Giotto's Entwurf wurde aber das Grabmal ausgeführt, das im anderen Seitenschiffe die Aufmerksamkeit des Forestiere anzieht; es ehrt den Bischof von Arezzo, Guido Tarlati (1312—1327), der zugleich lebenslänglicher weltlicher Herr von Arezzo war, einen gewaltigen Kämpen für Kaiser und Ghibellinen in Italien. Sein Denkmal schmücken nicht Allegorien priesterlicher Tugenden, sondern lebendige Reliefs, die seine Thaten darstellen: den Bau neuer Mauern für Arezzo; die Belagerung und Einnahme von allen Kastellen des Umkreises und schließlich die durch ihn vollzogene Krönung Ludwig des Baiern in Mailand. Er war der Letzte, der Arezzo zu politischer Bedeutung erhob. Die Zeiten der Ghibellinen waren vorüber. Kaum 10 Jahre nach seinem Tode verkaufte der neue Herr von Arezzo die Stadt um 40 000 Goldgulden an die guelfischen Florentiner, und trotz mancherlei Zwischenfällen war es nun mit der Bedeutung von Arezzo vorbei. Seit 1385 blieb die Stadt im dauernden Besitze der florentinischen Republik.

Die Thätigkeit der Künstler wurde aber auch durch die bewegten Zeiten des 14. Jahrhunderts nicht unterbrochen. Dies bezeugt der reiche Hochaltar, dessen Skulpturen nach den noch schüchternen am Grabe Gregors X. und den bewegten am Denkmale Guido Tarlati's einer weiteren Epoche der Bildhauerkunst angehören. Auch jene Männer in den weißen wallenden Gewändern, die vor dem Hochaltar knieen und jetzt, mit vorangetragenem Paniere, die Kirche im Zuge verlassen, erinnern an jene Zeiten. Es ist die **Fraternità dei Laici**, im 13. Jahrhundert **Fraternità di S. Maria di Misericordia** genannt. In jenen Zeiten der Bedrängniß und der Pest gingen deren Mitglieder mit Büchse und Kiste in der Stadt umher und sammelten Geld und Brot für die Armen, bis das Betteln unnöthig wurde, weil die Zwecke der Brüderschaft in Testamenten reicher Aretiner Bürger so reich bedacht wurden, daß sie heute über 80 000 Lire jährlicher Rente verfügen soll. Ihr gehörte auch Spinello an, der in dem Schreckensjahre der Pest 1383 sich an ihren Arbeiten betheiligte, die Kranken besuchte, die Todten begrub. Er war es, der das Banner der Brüderschaft malte und sich auch sonst mit seiner Kunst in den Dienst der Brüderschaft und der Stadt Arezzo stellte, in der seine ghibellinischen Eltern, als sie aus Florenz fliehen mußten, eine zweite Heimath gefunden hatten; hier ist er auch gestorben, nachdem er auf der Wanderschaft in Pisa und Florenz und anderer Orten seinen Namen berühmt gemacht hatte. Noch heute sieht man Reste seiner Fresken neben denen Piero della Francesca's, des viel gepriesenen Malers des Quattrocento, in der Kirche S. Francesco in Arezzo. Hier hat Piero mit reicher Erfindung die Legende vom heiligen Kreuze erzählt in Bildern, die von Vasari wegen ihrer Technik, der anatomischen Kenntnisse, die sie verrathen, und des Studiums der Lichtwirkungen als fast zu schön und ausgezeichnet für ihre Zeit bezeichnet werden. Er hat, so meint Vasari, gezeigt, welche Bedeutung es hat, die Wirklichkeit nachzuahmen, hat diese Nachahmung vortrefflich verstanden und dadurch „die Modernen" veranlaßt ihm zu folgen und jene höchste Höhe zu erreichen, auf welcher die Kunst im Cinquecento angelangt ist. Im Gegensatze zu Vasari werden ihm freilich die Verfechter der lex Heinze ebensowenig verzeihen, daß er einen Mann halb nackt — noch dazu in einer Kirche — dargestellt hat, wie sie Michelangelo sein größtes Werk in der Kapelle des Papstes verzeihen dürfen. Vielleicht betrachten sie es aber als Strafe des Himmels, daß Piero erblinden mußte. Sein Schüler Lorentino d'Angelo vollendete die Werke des Meisters.

Sein Schicksal zeigt, daß auch in der Renaissance nicht alle Künstler auf Rosen gebettet waren und daß auch in jenen goldenen Zeiten die Kunst nach Brod gehen mußte. Allerdings hat den frommen Künstlern mitunter ein Wunder aus der Noth geholfen. Es war in der Karnevalszeit, so erzählt Vasari, als die Kinder Lorentinos ihren Vater baten, nach des Landes Sitte ein Schwein zu schlachten. der arme Vater aber hatte kein Geld und mußte die Kinder immer wieder mit dem Sprüchlein trösten: „Wartet, ein Heiliger wird schon helfen". Aber die Kinder verloren schon die Hoffnung, und die Magen knurrten. Da traf es sich, daß ein Bäuerlein ein Gelübde that, dem heiligen Martin ein Bild zu weihen; es besaß aber kein Geld sondern nur ein Schwein, das 5 Lire werth war. Damit kam er zu Lorentino. Nun war Beiden geholfen: der Bauer bekam sein Bild und der Maler sein Schwein. „Und so besorgte der Heilige das Schwein für die armen Kinder des Malers." Wir wünschen den Lorentinos von heute ein gleiches —.

Aus der Schule Pieros ging auch Luca Signorelli aus dem benachbarten Cortona hervor, der als der unmittelbare Vorgänger Michelangelo's betrachtet wird. Allein in der Zeit dieses Größten der Großen war die Zeit der Kunstblüthe Arezzos schon vorbei; auch seine einst angesehene Universität hatte es verloren. Es war zur einfachen toskanischen Landstadt geworden, und die städtische Autonomie war durch den Territorialstaat abgelöst.

Rom, Mitte April. L. M. Hartmann.

„Fuoco" von Gabriele D'Annunzio.

Wie mit Sicherheit zu erwarten war, hat „Fuoco", der neuerschienene Roman Gabriele D'Annunzio's, in erster Linie einen Sensationserfolg erzielt. Die vielen, im Verlauf der letzten zwei Jahre mit oder ohne Einwilligung des Dichters erfolgten Indiskretionen hatten die Kunde verbreitet, die zwei handelnden Personen des Werkes seien Gabriele D'Annunzio selbst und seine nicht minder berühmte Landsmännin und Freundin Eleonora Duse. Jetzt, da das Buch vollendet vorliegt, übertrifft jedoch die Wirklichkeit selbst die weitgehendsten Erwartungen aller Skandallüsternen.

In Andrea Sperelli, Giorgio Aurispa, Claudio Cantelmo, den Unheil bringenden Helden seiner vorangegangenen Romane hatte D'Annunzio nur drei verschiedene Phasen seiner eigenen, inneren Entwicklung versinnlicht, und hinter der durchsichtigen Maske sah jeder die Persönlichkeit des Dichters deutlich hervortreten. In „Fuoco" läßt er auch diesen dünnen Schleier fallen, theilt dem Leser seine Empfindungen beim Schaffen seiner vorangegangenen Werke, besonders „Città morta", mit und weilt mit Vorliebe bei seinem Lieblingsplan, zur Erhebung und Erbauung des Volkes auf dem Janiculus bei Rom nach klassischem Muster ein Amphitheater zu errichten. Er scheint den Helden des „Fuoco", Stelio Effrena, nur deshalb nicht mit seinem eigenen Namen genannt zu haben, um aus seiner geliebten Symbolik nicht ganz herauszutreten.

Nicht minder deutlich wird jedem mit den Verhältnissen auch nur oberflächlich vertrauten Leser dieses groß angelegten lyrischen Gedichtes in Prosa, das so wehmüthig ausklingt, daß es sich um den Herzensroman Eleonora Duse's und Gabriele D'Annunzia's handelt.

D'Annunzio hat mit einer dämonischen Rücksichtslosigkeit, ja Ruchlosigkeit das Sezirmesser an sich selbst und seine berühmte Freundin gelegt. In ihrem Bilde sind Licht und Schatten derart vertheilt, daß die viel verbreitete Annahme nur zu berechtigt erscheint, D'Annunzio habe ursprünglich beabsichtigt, eine Apotheose von ihr zu geben, später sich infolge eines Zerwürfnisses an ihr rächen wollen, sich dann mit ihr versöhnt und ihr endlich ein Denkmal gesetzt, das sie Unzähligen näher bringen und auch außerhalb der Grenzen Italiens das berechtigteste Aufsehen erregen wird. Auch in seiner Freundschaft zu Eleonora Duse ist D'Annunzio durch Trübsal zum Licht gelangt, wie angeblich in seinem Schaffen.

Sein erster Romancyklus „i Romanzi della Rosa" handelt von der sinnlichen Liebe, der zweite „i Romanzi del Giglio" von der Entbehrung, der dritte — der jetzt begonnene — „i Romanzi del Melagrano" versinnlicht das Werden, die Läuterung, das Emporsteigen des Stärkeren auf Kosten des Schwächeren, welcher in diesem Falle Eleonora Duse ist. Er knüpft an die Mythe vom Granatapfel an, den Persephone und Pluto in der Unterwelt zwischen sich theilten, und an die mythologische Erklärung vom Wechsel der Jahreszeiten. Durch den Titel dieses ersten Romanes der „Romanzi del Melagrano" will der Dichter verkündigen, daß er sich als Sieger durch die Unterwelt der Leidenschaft zum Licht emporgeschwungen hat. Er hat sich von den Fesseln, die gewöhnliche Menschen bei jedem Schritt hemmen, befreit und will für sich nur noch die Gesetze des „Uebermenschen" gelten lassen. Er bedenkt sich selbst mit göttlichen Attributen. Selbst daß er den Granatapfel, der verhältnißmäßig so Wenigen bekannt ist, zum Symbol seiner Persönlichkeit, fast zu seinem Wappen auserkoren hat, ist charakteristisch für seine Eigenart und für seine Ansichten.

„Indem ich mich in einer idealen und bedeutungsvollen Art in eine Form der ewigen Natur verwandelt habe, habe ich den alten Mythus thatsächlich erneuert; so daß, wenn ich todt sein werde (möge mir die Natur gönnen, mich, bevor ich sterbe, in meinem Werke ganz zu offenbaren), meine Jünger mich unter dem Sinnbilde des Granatapfels ehren werden und bald in seinem scharfgeschnittenen Blattwerk, bald in der flammendrothen Farbe seiner Schale oder in dem rubinähnlichen Fleisch der blättergekrönten Frucht irgend eine Eigenart meiner Kunst wahrzunehmen glauben ..... Mir ist, als ob dies mein Sinnbild aus der Pflanzenwelt mir die Sicherheit einflößt, daß meine Kräfte sich stetig nach den Naturgesetzen entwickeln, um das Ziel zu erreichen, das ihnen bestimmt ist ... Es giebt keinen Zwiespalt zwischen meiner Kunst und meinem Leben."

Seine Weltweisheit faßt D'Annunzia in zwei nicht gerade welterschütternde Apharismen zusammen:

„Der Mensch wird um so vorzüglicher, je mehr er sich bemüht, über sich selbst hinauszuwachsen." —

„Die lateinischen Stämme werden die Hegemonie über die Welt nur dann zurückerlangen, wenn sie zur Anerkennung des führenden Willens eines Einzelnen zurückkehren und das Gefühl, aus welchem im alten Latium die Terminalien hervorgingen, heilig halten."

Fuoco — es umfaßt ungefähr 600 Seiten — ist in der That nichts weiter, als eine blendende, glühende Selbstverherrlichung des Dichters, in dessen hinreißender Sprache seine Herrschernatur, sein Schönheitsbedürfniß und sein gigantischer Stolz „gleich einem von zorniger Hand gerüttelten Waffenbündel widerhallt!"

„Nichts ist so geeignet" — sagt er anderswo — „um den Sieg über Menschen und Dinge zu erringen, als die Beharrlichkeit in der Selbsterhebung und der Verherrlichung des eigenen, tiefen Traumes von Schönheit und Macht."

Er fühlt sich als der Vorkämpfer einer neuen Kunst, „die durch die natürliche und starke Einfachheit ihrer Linien, durch ihre kraftvolle Anmuth, durch die reine Macht ihrer Harmonien den riesenhaften Idealbau unseres auserwählten Geschlechtes ergänzen und krönen soll." Und er rühmt sich seines lateinischen Blutes und sieht in dem Angehörigen jeder anderen Rasse nur den Barbaren.

Bei seinem eigennützigen und im Grunde zwecklosen Streben, denn er wird nie zum Nationaldichter und Geistesheroen werden, handelt D'Annunzia der Duse gegenüber in einer Weise, die geeignet ist, ihr die Sympathien aller Welt zuzuwenden — er schmäht sie. In einem Augenblick des Ueberdrusses an den Schönheiten Venedigs beschwört er ihr Bild herauf: „von ihrer Kunst vergiftet, erfahren in allen Liebeskünsten, mit dem Hauch der Reise und der Verderbtheit auf ihren beredten Lippen, ihre Hände brennend in vergeblichem Fieber, auf ihrem Gesicht, das die Raserei unsterblicher Leidenschaften widergespiegelt hatte, die Spuren von Hunderten von Masken" ..... so grausam charakterisirt der Dichter die Künstlerin.

„Um bis zu ihr zu gelangen, um sie zu genießen, mußte die Sehnsucht des Geliebten durch die verworrene Hülle dringen, die er für das Ergebniß unzähliger, unbekannter Verhältnisse hielt, er mußte sich beflecken, verbittern, verhärten und schließlich vom Unwillen vielleicht zum Haß, zur Verachtung übergehen ....." „Ein wirres Verlangen zog ihn zu jener liebeserfahrenen Frau, bei welcher er die Spuren aller sinnlichen Künste, jedes krampfhafte Empfinden zu entdecken glaubte, zu jenem nicht mehr jugendlichen Leib, entnervt von allen Liebkosungen, die ihm bisher noch unbekannt geblieben waren."

Perdita — so nennt er sie bis zum Augenblick ihrer Hingebung, dann immer Foscarina — gibt schließlich seinem Drängen nach, sie bringt ihm das Opfer ihrer Person, obschon sie die unvermeidliche Enttäuschung als ein unabwendbares Verhängniß schon im Voraus über sich hereinbrechen sieht. Diese Liebe wandelt sie um wie durch Zauberschlag.

„Alles ist aus meinem Gedächtniß erloschen" — ruft sie aus — „alles ist verschwunden. Ich habe nicht gelebt, nicht geliebt, nicht genossen, nicht gelitten. Ich bin neu. Ich habe nur diese Liebe gekannt. Ich bin rein. Ich will sterben in der Glückseligkeit, die er mir offenbaren wird. Jahre und Ereignisse sind über mich hingestrichen, ohne jenen Theil meiner Seele zu berühren, den ich Dir vorbehielt, jenes im Traum vorempfundene Paradies, das

jetzt plötzlich aufgethan hat und über mich gesiegt hat, um die Macht und die Seligkeit Deines Namens aufzunehmen!" Sie will für den Geliebten „wie etwas sein, das man in der Hand hält, gleich einem Ring an seinem Finger, wie ein Handschuh, wie ein Kleid, wie ein Wort, das man spricht oder verschweigt, wie Wein, den man trinken oder auf die Erde schütten kann." Sie ist glücklich, ein Kleid von derselben Farbe zu tragen, wie das Fell seines Lieblingswindspiels, neben dem treuen Thier scheint ihre Haltung auszudrücken: „Wir beide gehören Dir! Wir sind für immer die Deinigen! Wir sind geboren, um Dir zu dienen!"

Er dagegen wird immer härter und rücksichtsloser, sein Selbstkultus macht ihn unempfindlich für ihre Qualen: „Ich will das ganze Leben leben, nicht nur ein Gehirn sein!" — „Die Tiefe seiner männlichen Leidenschaft, das heroische Bedürfniß der intellektualen Herrschaft, der unbeugsame Plan, sich selbst zu übertreffen und sein Schicksal unter seinen Willen zu zwingen", — diese und ähnliche sind die Schlagworte, mit welchen er unaufhörlich in ihrem wunden Herzen wühlt. Charakteristisch für das ganze Verhältniß ist eine Scene in der Villa de Pisani an der Brenta. Nur auf Drängen Stelios wagte sich Perdita in das dortige, berühmte Labyrinth. Sie soll ihn fangen, sie sieht sein Gesicht durch die Oeffnungen der Taxushecken, durch die Gebüsche, hört sein heiteres Lachen, hört seinen oft wiederholten Ruf: „Fange mich! Fange mich, Ariadne!"

Der Name ist's, mit dem Stelio Donatella Arvale, eine junge Sängerin nannte, die auch bei dem Vortrag Stelio's im Dogenpalast anwesend war. Sie erschauert, ihrem gequälten Hirn gelingt es nicht, den Namen Ariadne von dem Bilde der Nebenbuhlerin zu trennen.

„Ariadne!"

Ihr Geist verwirrt sich. Die Andere steht ihr gegenüber, bekämpft sie, verdrängt sie.

„Laß, laß mich! Ich bin nicht die, die Du suchst!"

Stelio ruft den Wächter des Labyrinthes vom Thurm herab, um wieder heraus zu gelangen, doch vermag er nicht Perdita zu beruhigen. Sie weiß nur zu gut, daß sie gegen Donatella Arvale, die ohne ihr Wissen seit einem klassischen Konzert im Palazzo Ducale alle Sinne Stelio's gefangen hält, nicht lange aufkommen kann, und so entschließt sie sich, zu verzichten.

„Er fühlte die Nothwendigkeit, seine Liebe zu Foscarina über die alltäglichen Täuschungen und Ansprüche empor zu heben, damit sie für ihn ein Zuwachs und nicht ein Verlust an Kraft bleibe;" er will sie trösten, sie aber antwortet ihm mit ungewohnter Härte in der Stimme: „Sie — die Andere — muß Ihnen angehören!" und nach einigem Zögern gibt er ihr Recht: Ein großes Werk zu vollenden liegt ihm ob und ein Leben zu leben — zu beidem hat ihn die Natur geschaffen — er kann auf nichts verzichten.

Stelio überrascht dann Perdita, wie sie ihre Bücher „all die theuren Kleinigkeiten, von denen sie sich nie trennt", zusammenpackt, und auf seine ängstliche Frage antwortet sie: „Ich bereite mich zur Abreise vor. Jetzt, da der Plan Deines Werkes fertig ist, bedarfst Du nur noch der Ruhe für Deine Arbeit." Er ist nur besorgt, er könne in ihr die unentbehrliche Mitarbeiterin an seinem großen Plan der Errichtung des Apollo-Theaters und an der damit verbundenen Reform der dramatischen Kunst durch ihn verlieren.

„In ihr sah er nicht mehr die Geliebte von früher, den Leib gebeugt unter allen Liebeskünsten, gereift durch lang verhaltene Gluth, sondern er sah in ihr das wundervolle Werkzeug der neuen Kunst, die Verkünderin der großen Dichtkunst, die in ihrer so wandlungsfähigen Gestalt die künftigen Schöpfungen idealer Schönheit verkörpern, mit ihrer unvergeßlichen Stimme zu allen Völkern das Verkündigungswort tragen sollte. Nicht mehr Liebessehnen fesselte ihn jetzt an sie, sondern die Erwartung des künftigen Ruhmes. Und das noch formlose Werk, das in ihm keimte, regte sich in neuen Lebenszuckungen."

Die edle Künstlerin schwingt sich hoch über den eigennützigen Geliebten empor und gewinnt unsere warme Theilnahme, indem sie aus reiner Liebe zu seinem Plane hochherzig seine Besorgnisse für die Zukunft zerstreut.

„Meine Zuversicht auf das Gelingen erleichtert mir die Trennung von Dir. Die Zeit flieht. Es ist nothwendig, daß Jeder, wenn die Stunde kommt, im Vollbesitz aller seiner Kräfte auf seinem Platze sei. Ich werde nicht fehlen; ich hoffe, daß Du mit mir zufrieden sein wirst. Ich gehe an die Arbeit; und gewiß ist es diesmal ein wenig schwerer für mich, als sonst. Aber Du, mein armer Sohn, was für eine Last hast Du zu tragen! Welche Anspannung verlangen wir alle von Dir! Welch Riesenwerk erwarten wir von Dir! Ach, Du weißt es. . . . .

Sie wandten sich zu einander, und sahen sich tief in die Augen. Dann küßten sie sich schweigend, wie um eine unausgesprochene Abmachung zu besiegeln."

Für solche Indiskretion kann den Dichter außer seiner unheimlichen Aufrichtigkeit nur die Größe der Aufgabe entschuldigen, zu der er sich berufen glaubt, und die ihn, wie er meint, von jeder Rücksicht befreit. Immer von Neuem sucht D'Annunzio den unangenehmen Eindruck zu mildern, den seine Härte hinterlassen muß, indem er „auf den Ernst seiner Studien, auf die Strenge seiner Abgeschlossenheit, auf seinen Eifer, auf die Unerschütterlichkeit seines Glaubens" hinweist. Er habe das Werk unter einem inneren Zwang geschaffen, für den er ein treffendes Gleichniß gefunden hat. Er erzählt der Geliebten die Legende von einem Künstler aus Murano, der einst tollkühn gewettet hatte, aus Pfeifen von geblasenem Glas eine vollkommenere Orgel als die des Mattia Corvino zu erbauen. Der Rath der Zehn hatte ihm eine kleine Insel zugewiesen, wo er allein mit seinen Leuten arbeiten mußte, gleichfalls aber bestimmt, daß er zur Strafe seines Hochmuthes, enthauptet werden sollte, falls das Werk ihm nicht gelänge. Der Künstler hatte sich selbst als Mahnung einen rothen Faden um den Hals gelegt und empfing jeden Morgen den Besuch des Scharfrichters, der kam, um ihn an die eingegangene Verpflichtung zu erinnern.

Perdita fragt Stelio, ob diese Legende wohl einen geheimen Sinn enthalte, und er antwortet ihr:

„Leider ist eine gewisse Aehnlichkeit zwischen dem Tollsinn des Muranesen und meinem eigenen vorhanden. Ich glaube, auch ich müßte als Mahnung einen rothen Faden um den Hals tragen."

„Du wirst ein schönes Schicksal haben, mir ist nicht bang um Dich."

„Ja, liebe Freundin, es ist nothwendig, daß ich siege. Und Du wirst mir helfen. Auch ich bekomme jeden Morgen einen drohenden Besuch: die Erwartung derjenigen, welche mich lieben, und derjenigen, die mich hassen, der Freunde und der Feinde. Für die Erwartung aber ziemt sich die Tracht des Henkers, denn es gibt nichts grausameres auf Erden. . . ."

„Und doch ist sie der Maßstab Deiner Macht!"

„Er fühlte den Schnabel des Geiers an seiner Leber. . . . In jeder Stunde, in jedem Augenblicke muß man versuchen, kämpfen, an Kraft gewinnen, sich stählen gegen die Herabsetzung, die Uebermacht, die Ansteckung, die Zerstörung. Zu jeder Stunde, in jedem Augenblick muß man den Blick auf das Ziel heften, seine ganze Energie darauf richten, ohne Rast, ohne Wanken. So schien der Drang nach Ruhm stets in seinem Innern einen kriegerischen Instinkt, eine Gier nach Kampf und Wiedervergeltung zu entfachen."

So bedauerlich das Verweilen bei diesem persönlichen Erlebniß auch ist, so läßt es sich doch unmöglich übergehen, denn es bildet eigentlich den ganzen Roman. Dazu gesellt sich ein langer Vortrag D'Annunzio's im Palazzo Ducale, der nichts anderes ist, als eine Paraphrase seiner Allegoria dell' Autunno — Allegorie des Herbstes in Venedig — ferner eine Paraphrase seiner Tragödie „La Città morta" mit einigen poetischen Betrachtungen über den Nibelungen-Ring und Richard Wagner, mit dessen Leichenzug das eigenartige Werk schließt.

Sonst hat man es nur mit der Verherrlichung der lateinischen Rasse in der Person des Dichters und Venedigs, dieser blendenden, vielseitigen Offenbarung italienischen Genies zu thun. Ein geeigneterer Hintergrund als diese unvergleichliche Stadt zu einem Werk, das nicht mit Unrecht mit einer Tondichtung verglichen wird, läßt sich schwerlich finden, und D'Annunzio versteht es, diese Staffage in einer seiner würdigen Weise zu benutzen.

„Keine Morgenröthe, kein Sonnenuntergang kommt solcher Stunde nachmittaglicher Glut über ihren Gesteinen und Gewässern gleich. Das plötzliche Erscheinen eines geliebten Weibes mitten im Walde zur Lenzzeit kann unmöglich berauschender wirken, als diese tägliche Offenbarung der heroischen, schwelgenden Stadt, die in ihren Armen den glänzendsten Traum aller latinischen Volksstämme groß gezogen und erstickt hat."

„Das tausendförmige, durchgeistigte Gestein nimmt von Augenblick zu Augenblick einen immer intensiveren Ausdruck von Leben an, so daß es sich in Wahrheit den Naturgesetzen zu entziehen und seine ursprüngliche Starrheit wundervolle Lebensfülle auszustrahlen scheint."

„Das feenhafte zierliche Ca' d'oro haben Stein und Luft mit einander spielend hervorgezaubert." —

Selbst wenn all ihre Einwohner auswandern sollten, „würde Venedig eine Stadt des Lebens bleiben. Die idealen Gestalten, die seine Stille bewahrt, werden ewig leben in der Vergangenheit und in der Zukunft."

Die hervorragend schönen Stellen, wie das erste Auftreten der vierzehnjährigen Eleonora Duse als Julie im römischen Amphitheater zu Verona und das mächtige Liebesduett, das mit ihrer Hingebung schließt, gehören der Art von D'Annunzio's frühster Schaffensperiode an. Alle seine Betrachtungen und Empfindungen in Venedig, obschon von blendender Formvollendung, überraschen, ohne zu befriedigen. Sie entsprießen sammt und sonders dem Verstande, nicht dem Herzen. Das furore sacro des schaffenden Dichters, die zündenden Gedanken, die Empfindungen, die wie Lerchensang und Blumenduft sich dem Menschen geben, entbehren wir im Fuoco gänzlich. Wir finden die verblüffende technische Fertigkeit und Farbenpracht, doch wir vermissen die großen Linien eines Veronese, die anmuthige Darstellung eines Carpaccio, deren D'Annunzio so liebevoll gedenkt. Die Blüthen seiner Rhetorik sind ebenso gekünstelt, wie die gläsernen Blumen Venedigs, deren Herstellung der Dichter einen Abschnitt des Werkes widmet. Er errichtet mitten in einer farbenreichen, duftströmenden Landschaft ein so geschnörkeltes Gebäude, daß es selbst den Söhnen des himmlischen Reiches barock vorkommen würde. Für die innere Welt D'Annunzio's gilt das, was er von den schimmernden Gewässern der Königin der Lagunen sagt:

„Das Wasser erschien wie ein veränderlicher, metallischer Stoff, unbekannt und wandelbar, an dessen gekräuselter Oberfläche tausend Bilder einer fließenden unfaßbaren Welt sich in unaufhörlichem Wechsel zusammenfügten und wieder zerrannen."

Wie Wagner, „der Barbar mit der uferlosen Seele", den Musentempel in Bayreuth errichtete, will D'Annunzio auf dem Gianicolo ein Apollo-Theater erstehen lassen.

„Es soll die Monumentaloffenbarung der Idee sein, durch welche das italienische Volk zur Erfüllung seiner Bestimmung gelangen wird. Treu den untrüglichen Instinkten seines Volkes hatte Richard Wagner das Trachten der deutschen Stämme nach dem Kaiserthum voll heroischer Größe vorempfunden und mit Einsetzung seiner ganzen Kraft gefördert."

So will der abbruzzesische Dichter in mehr als einer Hinsicht der Wagner Italiens werden und seine Heimath, „deren Geschicke von denjenigen der Schönheit unlösbar sind", litterarisch und politisch reformiren und wieder an die Spitze aller Völker der Erde stellen.

Um seinen Aufsehen erregenden Uebergang zur äußersten Linken im italienischen Parlament so gut es ging zu rechtfertigen, hat er jüngst im römischen „Giorno" einen Brief unter dem Titel „Della mia legislatura" veröffentlicht, der als eine treffliche Erläuterung zu „Fuoco" angesehen werden darf.

„Nachdem ich zwanzig Bände geschaffen habe, die den Namen und die Eigenart meiner Heimath durch die Welt tragen, nachdem ich in jedem Kulturcentrum die Aufmerksamkeit auf unsere Kunst zurückgelenkt und bei den regsten Geistern sogar die Vorstellung eines neuen Rinascimento erweckt habe, kann ich mein Werk getrost der Zeit und der Hoffnung anvertrauen."

„Die Wendungen meines Stiles tragen gleich Brot und Wasser dazu bei, das Weiterbestehen unseres Volksstammes zu sichern."

All diesen schönen und großen Versprechungen läßt sich mit ungleich größerer Berechtigung entgegenhalten, daß seine ausschließlich litterarische Sprache nur für einen verschwindend kleinen Bruchtheil seiner Landsleute vorhanden ist; sein Standpunkt des Faustrechts für die Geisteshelden verheißt der Masse wenig Heil. Wäre das Eigenlob, das er sich so verschwenderisch spendet, nur halb so berechtigt als das Wort seiner Freundin, „nur er wisse, das Unsagbare auszusprechen", so hätte der Aesthetiker Enrico Panzacchi ihn nicht auf eine Stufe mit Sacripante zu stellen brauchen, der „mit einem Faustschlag dem Himmel den Boden ausschlug, mit dem Zauberer Alfesibeo, der die Winde durch einen Wink stillstehen hieß, mit Nemorino, der sein Dasein zubringt, Weiber schmachten zu lassen und sich selbst Blumensträuße zu überreichen". Selten hat der Größenwahn so selbstgefällige, üppige Blüthen getrieben, wie in diesem Hohenliede des eigenen Ich. Ob „Fuoco" als der erste der vielen Siege anzusehen sei, deren der Dichter zur Verwirklichung seiner so vielseitigen reformatorischen Pläne bedarf?! — Der Dichter hat es verstanden, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, wie bei keinem seiner früheren Werke, das angekündigte Meisterwerk ist er jedoch schuldig geblieben.

E. Gagliardi.

Wohnungsnoth und Wohnungsjammer. Von Dr. Hans Kurella. Frankfurt a. M. R. Hülsen. 1900. 1.20.

Diese Broschüre ist herausgegeben „in Verbindung mit Mitgliedern deutscher Arbeiter- und Miether-Baugesellschaften und des Vereins Reichs-Wohnungsgesetz", und sie bildet die erste Schrift aus einer Serie, die allmählich erscheinen wird, und in der das so überaus wichtige Problem der Wohnungsfrage allseitig erörtert werden soll.

Von den 52 Seiten der Abhandlung nimmt die Schilderung des Wohnungselends und der Wirkungen, die aus dem zu engen Wohnen für Gesundheit und Sittlichkeit sich ergeben, einige 40 Seiten ein, so daß für Vorschläge zur Besserung noch nicht der zehnte Theil der Broschüre verfügbar ist.

Wer die Litteratur über die Wohnungsfrage kennt, der weiß, daß es überaus leicht ist, aus dem vorhandenen Material Thatsachen zusammenzutragen, um zu erweisen, daß in den Großstädten ganze Volksschichten noch immer in sehr unerwünschter Weise behaust sind. Eine Darstellung dieser traurigen Zustände ist zwar in einer populären Schrift unentbehrlich; aber sie hat nur einen agitatorischen Werth; sie muß den Unkundigen zeigen, welche großen sozialen Pflichten auf diesem Gebiete zu erfüllen bleiben. Die Zustände sind in der That zum Theil so schlimme, daß auch eine völlig objektive Darstellung ihre Wirkung nicht verfehlen kann. Vielleicht schwächt diese Broschüre ihre Wirkung ab, weil die Farben in ihr absichtlich stark aufgetragen sind, und weil eine Anzahl gewagter Behauptungen zum Widerspruch reizen, wo es der objektiven Thatsachen so viele gibt, denen Niemand widersprechen könnte.

Auf den letzten Seiten nun gelangt Dr. Kurella dazu, auseinanderzusetzen, wie die Wohnungsnoth und der Wohnungsjammer „durch demokratische Städteverwaltungen" bekämpft werden können. Das Rezept ist ein außerordentlich einfaches. Dr. Kurella sagt: „Ich bin der Meinung, daß die Wohnungsfrage radikal zu lösen ist, wenn sich die Miether, d. h. 97 Proz. der Bevölkerung, in den Besitz der Macht innerhalb der Stadtverwaltung setzen und nun kraft dieser Machtfülle die Appropriateure expropriiren"; und zwar soll die Expropriation der Hausbesitzer „unter staatlicher Aufsicht" vor sich gehen; alle weiteren, näheren Angaben fehlen.

Da die Expropriation unter Mitwirkung des heutigen Staates — denn man hört nichts vom Zukunftsstaat — vorgenommen werden soll, so wird eine entsprechende Entschädigung gezahlt werden müssen. Wo sollen diese Milliarden herkommen? Keine Antwort. Aus Anleihen? Dann müssen diese verzinst werden; woraus? aus den Miethserträgen? Wie sollen diese bemessen sein, und wie soll verfahren werden, wenn die Stadt alleinige Vermietherin ist und auf eine Wohnung sich zahlreiche Reflektanten finden? Soll dann derjenige, der den höchsten Miethspreis zu zahlen bereit ist, die Wohnung erhalten; auf diese Weise wäre der jetzige Zustand so ziemlich wiederum da, denn auch heute regulirt An-

gebot und **Nachfrage** den Preis und nicht nur der Wille des „Häuserspekulanten". Wer weiß, wie unbequem es der Sozialdemokratie immer war, theoretisch die Wohnungsfrage im Zukunftsstaat nach allen Richtungen hin zu lösen, der findet den Vorschlag einer so gearteten Lösung auf fünf Zeilen im heutigen Staat erstaunlich. Ein Vorschlag dieser Art löst nicht **eine** Schwierigkeit, sondern übersieht **alle** Schwierigkeiten.

Die Baupolizei in Verbindung mit der Gesundheitspolizei und überdies eine verständige Verkehrspolitik können Erhebliches zur Besserung der Wohnungsverhältnisse beitragen; weit bedenklicher sind schon Eingriffe durch die Steuerpolitik; bewährt hat sich die Bauplatzsteuer nicht. Die Baupolizei aber kann dafür sorgen, daß entsprechend den Erfordernissen der Hygiene gebaut wird, und die Gesundheitspolizei kann ihrerseits bis zu einem gewissen Grade verhindern, daß durch Ueberoölkerung gesunde Räume ungesund werden; billige Verkehrsmittel endlich erschließen die Umgegend, wo ein gesunderes und billigeres Wohnen möglich ist. Dr. Kurella erscheinen diese Mittel, die neben der in kleinerem Umfange nutzbringenden Bewegung zur Gründung von Baugenossenschaften die einzigen brauchbaren sind, als minderwerthig.

Schließlich ist im heutigen Staat die Wohnungsfrage eine Frage der privaten Finanzen und nur im Rahmen der allgemeinen Entwicklung nach aufwärts, des Steigens der Löhne, kann auch auf diesem Gebiet bleibend aufwärts gekommen werden.

P. N.

Kunstlitteratur.

Paul Schulze-Naumburg: Das Studium und die Ziele der Malerei. Verlegt bei Eugen Diederichs. Leipzig. 1900.

Das Buch ist etwa als liebevolle Belehrung eines jungen Menschen gedacht, der einen Maler fragt, wie er es anstellen muß, um es in der Malerei zu was Rechtem zu bringen. Klar und oft mit warmer Innigkeit geschrieben, setzt es doch gar zu wenig voraus und beginnt mit Rathschlägen fast ab ovo. So dürften es wenige Maler zu lesen brauchen, und das übrige Publikum, das sich für Studium und Ziele der Malerei interessirt, findet auch nur an einigen Stellen seine Rechnung. Doch beweisen sowohl dieses Buch, wie desselben Autors „Häusliche Kunstpflege" sein seltenes und werthvolles Talent zur Kunsterziehung auf diesem mittelbaren Wege lehrreicher und fein geschriebener Bücher. Er möge einmal kühn zusammenfassen, was zu diesem Thema im weitesten Sinne gehört, und darf des größten Interesses aller derer, die über die bildende Kunst, ihre verschiedenartigen Mittel und Ziele belehrt werden wollen, gewiß sein.

Rudolf Kassner: Die Mystik, die Künstler und das Leben. Diederichs Verlag Leipzig. 1900.

Der junge, kenntnißreiche und tief empfindende Verfasser versucht die Gesammtstimmung der modern-romantischen englischen Poesie und Malerei, welche durch Keats, Swinburne, Browning, Shelley, Blake und Rossetti, Burne Jones, W. Morris vertreten ist, mit kritischem und nachfühlendem Kommentar wiederzugeben. Was die Behandlung der Maler betrifft, gibt er gleichsam ein Gegenstück zu dem bekannten Buch des Franzosen Sizeranne. Stellt dieser das äußere Leben von Künstlern und die Schicksale ihrer Werke dar, so gibt er das Innere und bringt uns deren Seele nahe. Das höchste Ziel: die wunderbare Tiefe dieser Kunst völlig klar zu deuten, ist nicht ganz erreicht. Der Autor ist zwar weit genug gelangt: er versteht, was er behandelt, aber nicht so weit, es auch völlig verständlich zu machen. Seine Worte sind noch allzu voll und schwer von dem Jubel dieser Erkenntniß, er hat noch keine Gewalt über sie und kein Maß darin. Indem er alles sagen will, sagt er zu viel, indem er zu oft Worte sucht und findet, die treffen, verwischt er, anstatt scharf zu zeichnen. Sein Verständniß ist reif, aber noch nicht seine Darstellung. Noch kann er sich nicht aus dem Spiele lassen und in seinem Werke den Stoff frei und aus der vollen Strenge des Künstlers ordnen und bezwingen; noch wird er von seinem Plan beherrscht, anstatt ihn zu beherrschen. Aber bei allen diesen Fehlern leuchtet dieses Buch von Schönheit, Gedankenreichthum und Stil und ist frei von ästhetischem Snobismus, zu welchem gerade durch diese Künstler so viele Deutsche verführt wurden. Auch ist es als das erste deutsche, tiefe Werk über diesen Gegenstand bedeutsam und verdienstlich und macht auf des Verfassers künftige Arbeiten, mögen sie sich freiem Schaffen oder kritischem Vermitteln zuwenden, gespannt.

Tizian von Georg Gronau. Berlin. E. Hoffmann u. Co. „Führende Geister." 36. Bd.

So ziemlich in allem ein Gegenstück des vorgenannten Buches, in allem trefflich, worin jenes mangelhaft, in allem mangelhaft, was jenes auszeichnet. Es ist klar und wohldisponirt, der Stil ist von der ruhigen, feinen Objektivität, doch immer voll Wärme und Empfindung, wie man von Burckhardt's Darstellung, die sich wohl der Autor zum Vorbild nahm, gewöhnt ist, aber jene Tiefe und jenes Verständniß für das, was in einem Kunstwerk eines Genius jenseits des Sichtbaren schwebt, für die Persönlichkeit und deren Stellung zum Zeitganzen, fehlt; zwar ist alles versucht, alles Material der Bilder und des Lebens Tizian's mit Geduld, Fleiß und kritischer Genauigkeit zusammengetragen, aber nicht beseelt. Das Buch erinnert an wunderbar exakte, aber stimmungslose Stillleben. Die ganze Zeit, in der Tizian gelebt, die Gesellschaft, deren Blüthe er gewesen, seine künstlerischen und menschlichen Gegenpole — die großen Künstler von Rom —, seine Freunde, der großartige Bohémien Aretino, alles dies ist beiseitegeschoben, oder wenn auch wiedergegeben, so doch ohne den Hauch des Lebens, der die Fülle beseelt. Das Ganze ist dann eben das Muster einer guten, gelassenen, biographischen Darstellung, die in allem klar, vollständig und gewissenhaft ist, ohne sich zur Höhe eines eigenen Kunstwerkes zu erheben. Im Einzelnen wird man immer befriedigt — die Art, wie die Bilder beschrieben und ihre Stellung in Tizian's Schaffen bezeichnet wird, ist überaus trefflich — im Ganzen bleibt man enttäuscht. Der Autor erweckt auf jeder Seite Hoffnungen, welche erst nach der Lektüre des Ganzen ermattet sinken. Mit welcher Intuition und Einfachheit hat Gobineau nur in einer Scene seiner „Renaissance" Tizian's Figur herausgebracht, ob freilich einwandfrei, mag dahingestellt sein, aber wie voll Leben! Der Künstler ist eben — und gerade ein malerisches Genie, wie Tizian, — nicht als historisches Objekt zu nehmen, sondern als Persönlichkeit, welche von ihrem ersten Tag an, nunmehr in alle Ewigkeit in der Geschichte ihrer Kunst mitspricht und weiterwirkt. Aus dem Ganzen herausgegriffen, nicht ins Ganze hineingestellt, hat Gronau seinen Tizian. Er hat alles Verständliche verstanden, alles Sichtbare gesehen. Aber jener transcendentale Ewigkeitshauch einer großen Persönlichkeit hat ihn nicht berührt und berührt uns nicht aus diesem Buch.

Die Renaissance in Florenz und Rom. Acht Vorträge von Karl Brandi. Leipzig. 1900 Teubner's Verlag.

Im engsten Raum stellt sich die gewaltigste Zeit dar, mit einer Kraft und Gedrungenheit, Schönheit und Kürze des Ausdrucks, die klassisch ist. Andere haben weiter ausgegriffen, umfassender gearbeitet, Brandi nimmt ihren Verdiensten nichts und benutzt die Arbeiten der Vorgänger zu seinem Resumé. Wo Burckhardt etwa mit naturalistischer Fülle das Ganze in jedem Detail erschöpfte, stilisirt er in großen Linien und Umrissen. Brandi gibt bloß die Resultate, er zeigt nicht das Werden, aber er bildet das Gewordene. Etwas kühn Malerisches ist in dieser sinnenfälligen und starkgetönten Darstellung. Burckhardt ist etwa der Epiker dieser großen Zeit, Brandi drückt ihre lyrische Stimmung aus. Aus der großen Darstellung des ersten entwickelt sich allmählich aber unsagbar schön diese Zeit. Sie steigt langsam, aber um so intensiver vor uns auf; aus Brandi's Vorträgen ersteht sie mit einemmale. Freilich wird der Leser nur die Stimmung, nicht das große Wissen von diesen Jahrhunderten aus ihnen forttragen, aber was gerade das größere Publikum erlangen will und soll, kann es daraus gewinnen, ohne doch mit oberflächlichem Halbkennen überladen zu werden. Den tiefer Dringenden gibt das schöne Werk den Genuß einer nochmaligen, kurzen, knappen Zusammenfassung. Als habe man lange in einer fernen, großartigen Welt gelebt, ganz von ihrem Sein und Wesen erfüllt, müsse nun Abschied nehmen und sehe sie noch einmal mit einem Schlage vor sich, groß, kühn, farbenreich und nahe und ins Gedächtniß unwandelbar eingegraben, indeß man sich wieder der eigenen Zeit zuwendet und weiterwandert.

Wien. Otto Stoeßl.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 35. Berlin, den 2. Juni 1900. 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1\frac{1}{2}$—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3\frac{3}{4}$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Prinz Ludwig von Baiern hat neuestens eine ganze Reihe von Reden gehalten. In der ersten erhob er den Vorwurf, daß Baiern nicht so behandelt werde, wie das Land es verdiene; in den folgenden Reden schwächte er diesen Vorwurf ab, ohne ihn zu verdeutlichen, so daß als Ergebniß dieser verschiedenen Ausführungen schließlich nur der Eindruck bestehen bleibt: es beherrscht den Prinzen Ludwig von Baiern eine starke Verstimmung über „solche Ansichten", die „überall und an allen Orten" in Bezug auf die „Reichsverfassung" vertreten werden.

Wenn in der Oeffentlichkeit eine Rede gehalten und Vorwürfe gemacht werden, so kann das nur den Zweck haben, eben diese Oeffentlichkeit aufzurufen, damit auch sie dafür sorge, daß Abhilfe für die Beschwerde geschaffen werde. Das Mittel ist ein durchaus legitimes, und es entspricht der modernen Zeit, daß auch ein Prinz vor das Volk mit seiner Klage tritt.

Aber wenn die Bevölkerung aufgerufen wird, Uebel, die vorhanden sind, beseitigen zu helfen, so ist eines freilich nothwendig: es müssen jene Zustände deutlich bezeichnet werden, die zu bitteren Bemerkungen einen begründeten Anlaß bieten können. Und in dieser Beziehung versagen die Reden des Prinzen Ludwig von Baiern vollständig. Ueber dunkle, vieldeutige Andeutungen ist der prinzliche Redner nicht hinausgekommen, so daß es gänzlich unmöglich ist, über die Berechtigung oder über die mangelnde Berechtigung seiner unklaren Vorwürfe ein Urtheil abzugeben. Durch jene Reden kann somit auch nichts gebessert werden, und ihr einziges Ergebniß ist, daß sie Mißstimmung auf allen Seiten, ohne irgend wie zu nützen, erzeugt haben. Das ist ein sehr unerwünschtes Ergebniß, und da dieses Ergebniß vom Prinzen Ludwig von Bayern nicht beabsichtigt sein kann, so wird er zu der Ueberzeugung gelangen müssen, daß seine Ausführungen, so wie sie vorliegen, ein Fehler gewesen sind.

Ruft man die Oeffentlichkeit auf, so soll man ihr auch die Möglichkeit unparteiisch zu urtheilen gewähren, indem der Thatbestand genügend deutlich und klar dargelegt wird. Ist dieses Letztere aber nicht möglich, oder nicht wünschenswerth, dann hätte der prinzliche Redner schweigen sollen.

Somit ist der Prinz nicht von dem Vorwurf freizusprechen, daß er zu viel oder zu wenig gesagt hat; zuviel hat er gesagt, denn verstimmende Deutungen haben sich an seine Rede geknüpft und zu wenig, weil nicht jene Klarheit geschaffen worden ist, damit möglicher Weise die gerechten Ursachen seiner Verstimmung beseitigt werden könnten. Diese Reden waren in jedem Falle verfehlt.

Es liegt kein Anlaß vor, diese Zwischenfälle tragisch zu nehmen, und das Ausland würde die deutschen Verhältnisse sehr falsch beurtheilen, wenn es solche leisen Mißtöne als ein verrätherisches Knistern im Reichstagsbau auffassen wollte. Das deutsche Reich steht fest genug. Nicht um den Bestand des Baues handelt es sich, sondern darum, daß in diesem stark-gefügten Bau alle deutschen Stämme mit gleicher Freudigkeit hausen. Liegen für Baiern sachliche Beschwerden vor, so soll man in Preußen stets bereit sein, zu ihrer Abhilfe beizutragen; aber man muß diese Beschwerden kennen; handelt es sich jedoch um nichts als um vage fürstliche Mißstimmungen, dann darf die Bevölkerung erwarten, daß sie verschont bleibt mit verschwommenen Andeutungen, die schließlich mit ernsten Fragen von politischer Tragweite überhaupt nichts zu schaffen haben.

Der Wahlkreis Fraustadt-Lissa hat an Stelle des verstorbenen Abgeordneten Kolisch den Rechtsanwalt Wolff in Lissa für das preußische Abgeordnetenhaus gewählt. Wie Kolisch so gehört auch Rechtsanwalt Wolff zur Freisinnigen Vereinigung.

Die Politik hat mit dem Morde an dem unglücklichen Gymnasiasten Winter zu Konitz absolut nichts zu schaffen; es liegt ein Mord vor unter geheimnißvollen Umständen — wahrscheinlich sind die begleitenden Umstände nicht ein mal so geheimnißvoll — und es ist nur kulturhistorisch bezeichnend, daß, sobald ein mysteriöser Mord verübt wird, die abergläubische Narrheit und die gemeine Böswilligkeit das Märchen von dem jüdischen Ritualmord zum Besten geben, jenes Märchen, gegen das sich alle kompetenten Kenner jüdischer Religionsvorschriften stets erklärt haben. Neuerdings aber haben die Ereignisse in Konitz eine Wendung genommen, die auch vom politischen Standpunkt aus Beachtung verdient. Die systematische antisemitische Aufreizung hat es dahin gebracht, daß die Behörden in ihren Maßnahmen zur Aufdeckung des Verbrechens vom Pöbel behindert werden, daß der Pöbel die Behörden zu terrorisiren und Verhaftungen und Freilassungen je nach seinem Belieben zu erzwingen versucht. Militär mußte unter diesen Umständen nach Konitz berufen werden, und das Militär ist auch gegen die armen verleiteten und mißbrauchten Einwohner daselbst verwendet worden. Daß die Gewissenlosigkeit und Brutalität der antisemitischen Führer bei gegebenem Anlaß unmittelbar zu anarchistischen Bewegungen führen muß, konnte nie zweifelhaft sein; es ist nur folgerichtig, daß diese Elemente, die die Massen verführen, auch bereit sind, Behörden, die unparteiisch nach der Wahrheit forschen, als durch Judengeld bestochen auszuschreien. Schon Graf Caprivi hat warnend auf solche Gefahren hingewiesen.

Die Engländer haben Johannesburg besetzt und sie werden voraussichtlich in Kurzem auch Pretoria besetzt haben, ohne daß die Buren nochmals ernsten Widerstand zu leisten unternommen hätten. Der Krieg erscheint also beendet; es mögen noch vereinzelte Kämpfe stattfinden, aber der Sieg kann den Engländern gewiß nicht mehr bestritten werden; wahrscheinlich kann ihr endgültiger Sieg nicht ein Mal mehr wesentlich verzögert werden. Das Blut, das jetzt noch fließt, bedeutet ein nutzloses Hinopfern. England hat seinen Willen nach schweren Niederlagen im Anfang und unter äußerster Anspannung seiner Kräfte durchgesetzt, und die beiden holländischen Republiken werden aus der Zahl der selbstständigen Staaten verschwinden. Ob der Vortheil, den die Minenspekulanten aus diesem Umstande ziehen werden, wirklich so erheblich ist, wie sie annehmen, erscheint noch fraglich. Für England ist das Ergebniß, daß es in Südafrika Unterthanen in großer Anzahl hat, die mit den Zähnen gegen die Herrschaft des Vereinigten Königreichs knirschen. Und während die Zahl der unzufriedenen Unterthanen für England wächst, haben sich in Asien und Nordafrika politische Machtverschiebungen angebahnt, die den englischen Einfluß in erheblichem Grade bedrohen. Dieser siegreiche Krieg Englands wird von der Geschichte möglicherweise als ein Schritt zur Stärkung britischer Macht nicht angesehen werden.

Bei einem neuen Ansturm der Nationalisten und Reaktionäre auf das Ministerium Waldeck-Rousseau ist der Kriegsminister Gallifet auf dem Platz geblieben; er hat seine Entlassung gegeben; man wird in der That annehmen können, daß sein Gesundheitszustand ihm nicht erlaubt, noch ferner den gefahrvollen Posten zu behaupten; diesen Grund gab er wenigstens selbst an. Zu seinem Nachfolger wurde unmittelbar und daher zur großen Enttäuschung der Nationalisten, die auf eine lange Krisis gerechnet hatten, der General André ernannt. Für den Augenblick ist damit die Krisis beseitigt; aber auch dieser Vorgang zeigt wieder, wie unterminirt die Republik ist.

In Wien haben die Kommunalwahlen nach dem neuen für die Antisemiten zurecht gemachten Wahlsystem stattgefunden. Das Ergebniß ist, daß die Antisemiten nunmehr über die erdrückende Mehrheit in der Wiener Stadtvertretung verfügen. Es ist das vielleicht gut. Wenn ein politisches Uebel einen gewissen Umfang angenommen hat, so kann eine Heilung nur nach einer entscheidenden Krisis erwartet werden.

Schon seit einiger Zeit macht sich in China eine den Fremden feindliche revolutionäre Bewegung geltend; die Rebellen werden die Boxer genannt, und sie sind im siegreichen Vordringen auf Peking, so daß die europäischen Mächte und die Vereinigten Staaten gezwungen worden sind, Truppen zum Schutze ihrer Staatsangehörigen zu landen. Die Frage bleibt, ob diese revolutionäre Bewegung niedergeschlagen werden kann, ohne China zum Auseinanderbrechen zu bringen. Bricht das morsche chinesische Gebäude diesmal zusammen, so sind die internationalen Folgen nicht abzusehen.

* * *

Deutschland und Holland.

I.

Mir scheint, man sollte etwas mißtrauisch werden in Bezug auf alle Bestrebungen, bei denen einem ethnischen Begriffe das Wörtchen pan angehängt wird. Die Deutschen machen damit leidige Erfahrungen im Osten, wo sie vom Panslavismus bedroht werden. In Südafrika zeigt John Bull, wie viel Elend schon eine scheinbar wenig erhebliche panbritische Verirrung zu erzeugen im Stande ist. Auch das deutsche Volk ist mit Recht empört, daß die Phantasie des Cecil Rhodes, die südafrikanische Landkarte roth gefärbt zu sehen, eine schwache Regierung mitschleppen konnte in ein Unternehmen, das uns nicht nur als ein Verbrechen, sondern auch als ein Fehler erscheint. Und doch hängt mancher Deutsche pangermanischen Bestrebungen nach. Sämmtliche kleinen Völker, die sich im Mittelalter von dem deutschen Hauptstamm losgelöst haben, fühlen sich mehr oder weniger nahe stets bedroht durch die internationale politische Gewitterwolke des Pangermanismus. In unseren Tagen sieht man selbst Philosophen und Journalisten — Rhodes-Gestalten der Studirstube — solche pangermanischen Gelüste zum Ausdruck bringen, in erster Linie in der Richtung nach Holland: vielleicht gerade aus Anlaß des Burenkrieges, weil Holland sich des zweifelhaften Vergnügens erfreut, innerhalb der ethnischen Grenzen einer geträumten Pangermania zu liegen und zugleich das beste kontinentale Ausfallthor gegen England zu bilden. Allzu ernsthaft nehmen wir hier, trotz Mr. Bowles, der das englische Parlament schon mit dem Gespenste kombinirter deutscher und holländischer Flottenpläne beschäftigt, die pangermanischen Aeußerungen nicht. Dennoch ist es nicht unangebracht, auch auf an sich wenig bedeutende Strömungen Acht zu geben. Wenn schon in England, wo scheinbar der Einzelwille nichts gilt, die Verirrung eines Ministers das ganze Volk in ein so abenteuerliches Unternehmen verwickeln konnte, wie es das gegen die Burenrepubliken gerichtete ist, was muß dann nicht — allerdings glücklicherweise nur in abstracto — in Deutschland als möglich angesehen werden, wo nach einer in einflußreichen Kreisen herrschenden Theorie der Wille eines Einzelnen das höchste Gesetz ist.

Rechtzeitig sprechen ist nicht weniger werthvoll als rechtzeitig handeln. Es würde zum Beispiel gewiß bedeutenden Einfluß auf den Lauf der Ereignisse geübt haben, wenn Sir Edward Clarke und Sir William Harcourt ihre

glänzenden Reden gegen Chamberlain's Suzeränitätsansprüche auf Transvaal gleich gehalten hätten, als dieser seine Irrlehre im Parlament verkündete.

Allerdings existirt in den geschichtlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Holland auch nicht die entfernteste Möglichkeit eines Rechtsanspruchs aus früheren Zuständen oder Abmachungen. Aber auch im internationalen Rechtsleben gibt es ein Recht, das mit uns, das heißt, aus neuen Zuständen geboren wird; es gibt Lebensbedingungen, die einen Druck auf bestehende Rechtsverhältnisse ausüben und nach Verwirklichung durch neue Rechtsverhältnisse streben. Insbesondere kommt hier das Nationalitätsprinzip in Betracht, welches zweifelsohne im Allgemeinen als ein fruchtbarer Keim neuer Staatenbildung anerkannt werden muß. Die Gefahr der Pangelüste liegt eben in ihrer Ableitung aus dem Nationalitätsprinzip, von welchem sie eine Uebertreibung und manchmal eine Karikatur sind. Innerhalb der Grenzen derselben Nationalität sind Landesgrenzen offenbar vom Uebel; wo wirklich eine Nation besteht, soll sie ihre internationale Kraft nicht durch Theilung schwächen. Aber diese Einheit wird nicht schon durch gemeinsame ethnische Abstammung verwirklicht. Verwandtschaftsbande werden auch bei den Familien allmählich locker; eben so bei den Völkern: bisweilen sogar recht schnell, wenn die Lebensumstände sehr verschieden sind und die Verwandten durch ungleiche Veranlagung oder äußere Einwirkungen in divergirende Bahnen getrieben werden. Wer meint, daß Deutschland und Holland staatlich in irgend welche nähere Verbindung treten könnten, möge sich doch das jetzige Deutschland und das jetzige Holland einmal genau ansehen. Gerade die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts, ja jedes Jahrzehnt dieser Periode hat hier schwerwiegende Bedeutung erlangt. Unter dem Einflusse von gänzlich veränderten Verkehrsmitteln und Produktionsbedingungen und zugleich von geistigen Anregungen allerlei Art ist diese unsere Periode für alle Völker eine wirkliche Neugestaltung geworden, insbesondere aber für die beiden, welche hier in Betracht kommen, das Deutsche und das Holländische. Von dem Deutschen ist dies allbekannt; die Bismarck'sche Politik hat erst Norddeutschland und bald darauf das jetzige Deutschland „in den Sattel gesetzt"; es werde schon reiten, meinte er. Es hat geritten, sogar sehr schnell. Weniger bekannt ist, daß dies auch mit Holland der Fall ist. Es war in der Revolutionsperiode vom Pferde gefallen; bei der Restauration mit Belgien gemeinsam auf ein Pferd gesetzt, hat es sich mit dem Mitreiter entzweit. In kläglichem Zustande bekam es nach langem Kampfe wieder einen eigenen Gaul. Im Anfang ging's nicht; der Peitschenhieb aber von 1848 hat es auch vorwärts gejagt, und ebenfalls ziemlich schnell. Die Frage, auf die es jetzt ankommt, ist, ob die Wege, welche Deutschland und Holland zurückgelegt haben, konvergiren oder divergiren. Die Antwort, welche ich in diesem Artikel zu begründen hoffe, geht dahin, daß diese Wege so entschieden divergiren, daß Deutschland und Holland politisch nie so weit von einander gestanden haben, wie eben jetzt, in diesem Jahre Null des zwanzigsten Jahrhunderts (deutschen Stils).

Gleich an der Schwelle meiner Begründung zeigt sich das Auseinandergehen der Wege. Wegen der deutschen Preßzustände wird dieselbe sehr einseitig sein müssen. Ich muß mir versagen, über Deutschland zu schreiben, wiewohl ich glaube so ziemlich mit den deutschen Zuständen vertraut zu sein. Ich habe die Neubildung Deutschlands mit dem größten Interesse verfolgt, schon von dem Auftreten Bismarcks als Minister und Lassalle's als Arbeiterführer an. Länger als ein Viertel Jahrhundert lese ich zu Hause täglich eine große deutsche Zeitung; ich habe viel in Deutschland gereist und unterhalte daselbst viele freundschaftliche Beziehungen. Als Jurist und Politiker habe ich speziell stets mit großem Interesse die Verhandlungen über groben Unfug, Preßvergehen, politischen Beleidigungsklagen &c. verfolgt. Eben dadurch weiß ich, daß ich meinen Stil gänzlich ändern müßte, um so über Deutschland zu schreiben, daß ich meinen Artikel nicht von der Redaktion zurück bekäme. Nach holländischer Sitte bin ich gewohnt, frisch von der Leber weg zu schreiben; wo ich mißbillige, habe ich nicht die Absicht zu beleidigen, nur zu belehren und die Zustände zu verbessern. Ich kann hier zu Lande darauf vertrauen, daß man das anerkennt, selbst wenn ich die Pointen des Ausdrucks nicht abschwäche, sondern selbst ein bischen zuspitze und mit Widerhaken versehe, damit sie hängen bleiben und wo möglich auf den Gedankenkreis der Leser dauernd einwirken. Ich weiß natürlich wohl, daß auch in Deutschland in einer politisch-wissenschaftlichen Arbeit wie diese, bei der ihrer Natur nach eine beleidigende Absicht ausgeschlossen ist, nicht leicht ein Haken gefunden werden würde, aber wer kann ganz sicher sein? Eben das ist es, daß kein politischer Schriftsteller je mit voller Gewißheit sagen kann, daß er innerhalb der in Deutschland erlaubten Grenzen Kritik übt, insbesondere seit der dolus eventualis aufgetaucht ist, und die Verantwortlichkeit nicht nur die Worte und deren beabsichtigte Wirkung umfaßt, sondern auch etwas Unbeabsichtigtes, was ich nicht genau zu formuliren wüßte. Und meine Freiheit ist noch mehr beschränkt, da ich natürlich weder selbst Oel und Arbeit an diesem von der Redaktion gewünschten Aufsatz verlieren will, noch die Redaktion veranlassen möchte, aus Höflichkeit mir gegenüber irgend Etwas passiren zu lassen, was ihr auch nur in entferntester Möglichkeit Unannehmlichkeiten bereiten könnte.

Ich glaubte, meinen Lesern diese Verantwortung schuldig zu sein, damit sie wissen, warum ich in einem Artikel über das Verhältniß zwischen Deutschland und Holland nur Holland behandle und Deutschland als bei meinen Lesern bekannt voraussetze, was mit Rücksicht auf den Leserkreis dieser Wochenschrift auch keine gewagte Unterstellung ist. Natürlich beleuchte ich nur solche Seiten der Entwicklung Hollands, bei denen die Divergenz der Wege stark zu Tage tritt. Nur diese gehören hier zur Sache. Man möge mich also nicht der Unvollständigkeit beschuldigen, wenn ich das nicht behandle, was bei der Entwicklung aller Kulturstaaten parallel läuft und auch die für Holland so wichtige Kolonialpolitik nur in Beziehung zur allgemeinen Handelspolitik eben streife.

Umgekehrt glaube ich nicht fehl zu greifen, wenn ich annehme, daß, mit Ausnahme der holländischen und einiger weniger anderer Leser, selbst dem Leserkreis der „Nation" von dem politischen Holland herzlich wenig bekannt ist. Nur selten lese ich in meiner deutschen Zeitung etwas von Holland, und dies wenige ist meistens nicht ganz richtig, nicht selten sogar ganz unrichtig. Neulich ließ sie sich von einem angeblichen Großkaufmann in Amsterdam das Märchen aufbinden, daß daselbst weite Kreise für den Anschluß an Deutschland, wenigstens handelspolitisch, gestimmt wären. Keinem Holländer ist von der Existenz einer solchen Stimmung das Mindeste bekannt, und an eine geheime Verschwörung ist auch nicht zu denken, da unsere Kaufleute klug genug sind, um zu begreifen, daß der Handel die größte Gefahr liefe, bei einem solchen Anschluß zu verlieren.

Um den mit Holland unbekannten Lesern einen klaren Begriff beizubringen über dessen jetzigen Zustand, muß ich etwas näher auf die Geschichte eingehen. Es handelt sich doch in erster Linie darum, den Beweis zu führen, daß unser Land nicht zu vergleichen ist mit einem nachgrünenden alten Baum, sondern nur mit einem neuen kräftigen Sprößling aus ganz lebensfähigen Wurzeln. Alt-Holland ist als Staat zu Grunde gegangen, das jetzige Holland ist ein neuer Staat mit ganz neuer Fundirung.

Von der Geschichte Alt-Hollands weiß der Fremde in der Regel nur, daß sie glänzend war, nicht aber, was dieser Glanz uns gekostet hat, noch wie rein äußerlich er war. Von dem Anfange des Aufstandes gegen Philipp II. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts herrschte hier politisch ein anarchischer Zustand; die Revolutionsperiode brachte uns mit rasender Schnelligkeit drei todtgeborene republikanische

Verfassungen (1798, 1801 und 1805), darauf die Monarchie Ludwig Napoleons (1806) und schließlich (1810) die Einverleibung in Frankreich.

Beim Wegfall der von Karl V. und Philipp II. aufgebauten, allerdings mehr faktisch ausgeübten als juristisch organisirten centralen Macht wurde auch die von ihnen in den verschiedenen Landestheilen als Herzog, Graf 2c. ausgeübte landesherrliche Macht vernichtet. In Ländern, von denen die vornehmsten ähnlich organisirt waren, wie jetzt noch Mecklenburg, hörten Reich und Fürst zugleich auf zu existiren. Natürlich bildeten sich sofort neue faktische Souveränitäten; in den Städten eine Herrschaft ansehnlicher Familien und Korporationen; auf dem platten Lande eine solche von Gutsherren. Städte und Gutsherren besaßen wieder ein loses Band in den Provinzialvertretungen, und sieben Provinzen schlossen bei der Union von Utrecht ein für Kriegszwecke berechnetes Bündniß (1579). Die Generalstaaten, die diese Verbündeten vertraten, waren rechtens nie etwas anders, als eine ständige diplomatische Konferenz, bei welcher die Majorität die Minorität nicht binden konnte. Alle Versuche, sie zu einer wirklichen centralen Macht zu organisiren, schlugen fehl. Sie stießen auf Widerstand bei den Regentenfamilien, die in den kleineren souveränen Kreisen der Städte und Provinzen ihren Einfluß konsolidirt und für ihre Familien nutzbar gemacht hatten. Das eigentliche Volk gehorchte und bezahlte. Dann und wann suchte es in Straßenkrawallen seinen Einfluß geltend zu machen, ohne besseren Erfolg, als daß die eine Koterie statt der anderen aufs Kissen kam. Einen besonderen Anlaß zu inneren Schwierigkeiten bot das Fortleben eines Schattens der früheren centralen Macht in der Stellung der Prinzen von Oranien als Statthalter und Führer der Bundesstreitkräfte. Sie waren meistens bei dem Volke populär; die Regentenfamilien aber strebten danach, ihren Einfluß zu schmälern und wenn möglich diese Statthalterschaft abzuschaffen, was ihnen auch in zwei Perioden gelang (1650 bis 1672 und 1702—1747). Volkserhebungen machten diesen Perioden ein Ende. Bei Ausländern sind diese inneren Kämpfe bekannt durch ihre dramatischen Höhepunkte, den Justizmord des Oldenbarneveldt (1618), die Flucht des Grotius (1621), und den Straßenmord der Brüder de Witt (1672). In schwierigen Zeiten gelang es einem Oranier oder einem Geschäftsführer der Regenten (Rathpensionär), oft jedoch nur unter Ueberschreitung ihrer Machtbefugnisse, die Geschäfte leidlich zu führen, aber die inneren Reibungen waren doch schließlich auch für unsere europäische Stellung verhängnißvoll. In erster Linie wohl dadurch, daß bei dieser inneren Desorganisation die Republik keine Attraktion auf angrenzende verwandte Bevölkerungen ausüben konnte. Eine europäische Großmachtstellung fordert eine entsprechende Territorialkraft, und für neue Landestheile hatte die Republik nur die Stellung als Generalitätsland, woselbst auch kein Schatten von Selbstverwaltung und Selbständigkeit aufkommen konnte.

Die Folge war die Entfremdung auch der völlig zu den Niederlanden passenden Landstriche an der Ems und am Mittelrhein, sowie der vlämischen Provinzen. Von letzteren schied die Republik auch der Kirchenglaube. Sie war calvinistisch, und die dieser Kirche angehörigen Regenten hatten in eigenem Kreise schon genug zu thun mit der bedeutenden Zahl von Papisten und protestantischen Dissentern, die durch weitgehende Toleranz mit ihrer politischen Rechtlosigkeit nur halbwegs versöhnt werden konnten.

Diese Unmöglichkeit territorialer Expansion ist für die hier behandelte Frage deshalb wichtig, weil darin die Erklärung liegt für den sonst auffälligen Umstand, daß unsere jetzigen Landesgrenzen keinen erheblichen Unterschied der Rasse oder Volkssprache aufweisen. Eine Pan-Hollandia würde sich einer relativ größeren Irredenta gegenüber befinden, als irgend eine ihrer Pan-Schwestern. Die angrenzenden Staaten sind im Besitze von ursprünglich nach ihrer Natur ganz zu Holland gehörigen Landestheilen. Wir werden sie darum nicht beunruhigen, schon weil wir wissen, daß es ein Land nicht glücklich macht, Gebietstheile zu erwerben, welche sich nicht aus freien Stücken anschließen; andererseits möge man aber nicht aus dem jetzigen Besitz, selbst nicht aus erfolgter Assimilation voreilige Schlüsse ableiten für die Möglichkeit, daß auch der holländische Kern sich in einen größeren Verband hineinziehen ließe.

Die glänzendste Entwicklung der Republik lag auf dem Meere. Handel, Frachtfahrt, Fischfang brachten rechtmäßige; — Seekrieg, Kaperei und die Ost- und Westindischen Kompagnien sittlich bedenkliche Schätze ein. Dieser Entwicklung unseres Volkslebens war aber als tiefer Schatten die Rivalität Englands beigesellt. Periodisch eignete England sich an oder zerstörte, was wir erobert oder aufgebaut hatten; am gründlichsten nutzte es dazu die Periode der französischen Revolution aus. Napoleon bekam nur einen mit Schulden beladenen Fetzen Kontinent ohne Flotte oder Handel. Kolonien und Flotte hatte England sich theilweise früher angeeignet, theilweise für die Oranier in Verwahrung genommen mit der arrière-pensée, so wenig wie möglich wieder heraus zu geben.

Das Holland, welches als Königreich der Niederlande im Jahre 1813 neu erstand und von England einige Kolonien zurückbekam, ist staatlich ein neues Gebilde, keine Wiederherstellung des alten. Dessen zwei schlimmste Krebsschäden, die politische Uebermacht des Calvinismus und das Fehlen einer zentralen Organisation waren beseitigt. Wir konnten uns auf gesunder Basis aufs Neue entwickeln. Leider aber traf uns da — und dies erklärt einigermaßen das Zurückbleiben Hollands hinter England und die angrenzenden norddeutschen Seehäfen — ein schweres Verhängniß in der Vereinigung mit den südlichen Niederländern und in der damit zusammenhängenden blinden Anhänglichkeit des Nordens an den neuen König aus dem Hause Oranien, Wilhelm I, auch in seinen despotischen Verirrungen. Aeußerlich ist die Geschichte dieser Vereinigung allbekannt. Der Wiener Kongreß schuf aus den gesammten Niederlanden im Jahre 1815 eine Vormauer gegen Frankreich. Es war ein vielversprechendes Reich; England sah denn auch gleich den Fehler ein, aus Franzosenfurcht den Rivalen vieler Jahrhunderte aufs Neue zu Pferde gesetzt zu haben, und arbeitete bald fast ebenso sehr wie Frankreich an dessen Sturz. Die Fehler Wilhelms reizten die Belgier, und die Westmächte hatten demnach leichtes Spiel. Im Jahre 1830 schied Belgien auf revolutionärem Wege wieder aus; die Niederwerfung des Aufstandes wurde 1831 von einer französischen Armee verhindert; Wilhelm aber blieb auf Kriegsfuß und wartete bis 1838 bevor er sich in das Unvermeidliche fügte. Der Norden blieb wieder allein, erschöpft wie kaum je ein Staat gewesen ist; unzufrieden mit sich selbst und seinem Könige, der 1840 abdankte und seine Lebenstage in Berlin als Privatmann beendete.

Die Regierung Wilhelms I ist äußerst lehrreich für unsere politische Entwicklung gewesen. Als der Völkerfrühling von 1848 uns eine passende Staatsverfassung brachte, haben wir diese Erfahrung benutzt, um Fehler zu vermeiden, in welche das neu errichtete Deutsche Reich theilweise aus ähnlichen Ursachen in unserer Zeit verfallen ist und aus deren weitgreifendem Einfluß die zusehends wachsende Divergenz der Nachbarn fortwährend neue Nahrung findet.

Darüber im zweiten Artikel.

Mai 1900.

A. van Houten.

Schönerer und seine Fraktion.

Die Geschichtsschreiber der Wiener Revolution des Jahres 1848 charakterisiren dieselbe kurz mit den Worten: Das Jahr 1848 haben in Wien die Zugereisten gemacht. Die in den habsburgischen Erblanden einheimischen Deutschen haben damals und haben bis heute keinen bedeutenden, keinen überragenden Politiker hervorgebracht. Und das ist nicht zu verwundern. Sie waren stets von oben väterlich regiert worden, und soweit der deutsche Adel und die deutsche Beamtenschaft*) an der Regierung theilnahmen, thaten sie es als Werkzeuge, nicht als leitende Köpfe der Politik. Der Spiritus rector waren die römische Kurie und die Jesuiten. Gerade in der kritischen Zeit des Kampfes um die Vorherrschaft in Deutschland fehlte daher dem Hause Habsburg eine durch Erziehung und Tradition tüchtig gewordene diplomatische und politische Garde, wie sie die Hohenzollern an den Junkern besaßen. Der österreichische Hochadel trieb schon damals nicht habsburgische Reichs- und Weltpolitik, sondern Landespolitik, vor Allem der ungarische, der polnische und der böhmische, aber auch der deutsche, der ganz im Banne der römischen Kurie stand. Dem deutschen Bürgerthum jedoch war die Politik neu, es politisirte, aber es machte noch keine Politik. Es gebrach ihm ganz an Männern, denen die öffentliche Thätigkeit Familientradition, die Politik ererbter Instinkt oder durch Studium erworbene Fähigkeit war. Advokaten, Mittelschulprofessoren, reichere Städter, größere Grundbesitzer wurden in die Vertretungskörper entsendet, wie eben ein jeder von ihnen in seinem Bezirke über den Durchschnitt merklich hervorragte. Der Zufall trieb sie auf die politische Tribüne und machte sie über Nacht zu „Staatsmännern", was sich zunächst in ihrem Gange, im Schnitt der Kleider, in ausgesuchtester Phrasenhaftigkeit zeigte. Maßlose Eitelkeit ersetzte ihnen den weiten Gesichtskreis, die Pose die Schule. Und so ist es bis heute geblieben.

Darum ist nichts so unerfreulich wie die Aufgabe, ein Lebens- und Charakterbild österreichischer Politiker zu geben. Man möchte so gerne Männer schildern und findet nur Bezirksgrößen. Das Volk selbst hat in allen seinen Schichten, vom Arbeiter bis zum Feudalherrn, vom Bauern bis zum Gelehrten, politisch zu urtheilen angefangen. Aber während es anderwärts klar erkannte Interessen verficht und das Schlagwort wenigstens in den Kardinalfragen überwunden hat, huldigt es bei uns noch dem naivsten Götzendienst des Schlagworts und der Person. Die Deutschen in Oesterreich stehen noch in den Flegeljahren der Politik und sind ebenso der heiligsten Schwärmerei wie der lächerlichsten Tölpelhaftigkeit fähig. Erständen den Deutschen in Oesterreich bei dieser ihrer Begeisterungsfähigkeit für Personen und Parolen wirklich bedeutende Führer, so wären sie zu Größerem berufen, als gewissenlosen Strebern die Leiter zu machen.

Diese Bemerkungen, die hier dem Charakterbilde Schönerer's vorausgeschickt werden, dienen dazu, einen großen Theil der Schuld von unseren Führern, von Lueger so gut wie von Schönerer, zu nehmen und sie den Verhältnissen zuzuschieben, zu erklären, wie so unzulängliche Männer zur Führung berufen werden können, damit ihnen diese Unzulänglichkeit nicht zu sehr zum Vorwurf gereiche. Nur so kann es dem Nichtösterreicher begreiflich werden, daß auch von Männern mit unstreitbarem Verdienst um ihre und um die deutsche Sache der gewissenhafte Kritiker wenig Erfreuliches melden kann.

Georg Schönerer, vor einem Jahrzehnt noch Georg Ritter von Schönerer, ist der Sohn des Bauunternehmers Mathias Schönerer, der durch den Bau der Südbahn (Wien—Triest) ein Millionenvermögen erworben hatte, und wurde am 17. Juli 1842 in Wien geboren. Er besuchte in Wien die Realschule und verließ sie ohne besondere Neigung für irgend einen Beruf. Sein Vater versuchte es mit ihm in verschiedenen Laufbahnen, er sandte ihn in Krause's Lehranstalt zu Dresden, später dortselbst in die Handelsakademie, dann in die landwirthschaftliche Akademie zu Hohenheim und zu Ung.-Altenburg, endlich kaufte er ihm (1869) die Besitzung Rosenau bei Zwettel in Niederösterreich und machte ihn zum Landwirthe — ein bekanntes Auskunftsmittel reicher Eltern, die mit ihren Jungen nichts Rechtes anzufangen wissen. Und so war er denn der später von seinen Anbetern mit Vorliebe so genannte „Schloßherr von Rosenau", ein auf seinen „Ritter von" stolzer, lebenslustiger Junker, der sich auch als solcher fühlte und bei Becher und Weib seinen ahnenreicheren Standesgenossen in nichts nachstand. Ohne irgend ein Programm, ohne innere Mission kandidirte er im August 1873 in seinem Landgemeindebezirk und erhielt als einunddreißigjähriger Mann ein Mandat in den Reichsrath, ohne vor der Hand zu wissen, was er damit anfangen solle.

Zunächst trat er dem deutschen Fortschrittsklub bei und verfocht mit Vorliebe agrarische Forderungen, wie es ja von einem neugebackenen Grundherrn von der Industrie Gnaden immer zu erwarten steht. Anläßlich der industriellen Krisis des Jahres 1873 sprach er gegen das Achzig-Millionen-Anlehen zu ihrer Beseitigung; brachte dagegen zahlreiche Anträge zur Unterstützung landwirthschaftlicher Interessen ein. Schon damals zeigte er das Bestreben, durch die sogenannte „schärfere Tonart" die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Er griff Funktionäre des Ackerbauministeriums, insbesondere Sektionschef Schröckinger, an, von dem er wegen Ehrenbeleidigung belangt wurde. Die Geschworenen sprachen ihn frei (März 1875). Im Jahre 1875 verließ er auch den Fortschrittsklub, in dem es ihm nicht geglückt war, zu einer führenden Stellung zu gelangen.

In die Zeit von 1875 bis 1880, die zweite Epoche Schönerer's, fällt die Begründung der radikalnationalen Partei. Schrittweise, mehr instinktiv als bewußt, näherte sich nun Schönerer dem großdeutschen Gedanken, welcher, sobald die Wunden von Sechsundsechzig vernarbt waren, und in demselben Maße, als die Regierung sich den Slaven zuneigte, in den Kreisen der Intelligenz erstarkte. Schon im Februar 1876, als die Vorlage über das Klostergesetz zur Verhandlung stand, pries er das Wirken des preußischen Kultusministers Falk und stellte dagegen Stremayr angesichts seiner Konnivenz gegen die Kirche die Heiligsprechung in Aussicht. Bei solchem Vorgehen des Parlaments in Oesterreich, sagte er, sei es begreiflich, daß die Deutschen über die Grenze hinausblicken. Zahlreiche Zustimmungsschreiben bestärkten ihn in dem Glauben an die Popularität der alldeutschen Sache. In der Debatte über das Budgetprovisorium am 18. Dezember 1878 warf er der Regierung vor, die Minister hätten die Geschäfte wie unsolide Geschäftsleute geführt und führten nun trotz eingetretener Krida die Geschäfte fort: „Immer mehr und mehr hört man in den deutschen Provinzen Oesterreichs den Ruf: Wenn wir nur schon dem Deutschen Reiche angehören würden!" Dieser Ausruf Schönerer's war in Oesterreich lange nicht der Widerhall der allgemeinen Volksstimme, sondern der Stimmung der Studentenschaft Wiens, die damals im „Leseverein der deutschen Studenten Wiens" organisirt war. Die alldeutsche Bewegung war in Oesterreich nämlich zu allen Zeiten nur eine akademische — in jedem Sinne des Wortes, und erst die Ministerien von Taaffe über Badeni bis Thun haben sie in gewissem Umfange volksthümlich gemacht. Jenem studentischen Lesevereine gehörten damals fast alle Männer an, die später eine politische Rolle unter den Deutschen Oesterreichs gespielt haben, unter andern Steinwender, Pernerstorfer, Victor Adler und Friedjung, der Verfasser des „Kampfes um die Vorherrschaft in Deutschland." Alle Brausköpfe mit den verschiedensten Ideenrichtungen, Lassalleaner neben künftigen Antisemiten, waren in diesem Vereine beisammen, wüthende Programmschmiede und eifrige Propagandisten jeder nur halbwegs möglichen

*) Die Beamtenschaft des vor- und nachmärzlichen absoluten Regimes bestand bereits zum größten Theil aus deutsch redenden Slaven.

Idee. Schönerer, dem von jeher am meisten das Wirthshaus und im Wirthshaus am meisten der Student behagte, verkehrte mit Vorliebe in dieser Gesellschaft und hauptsächlich mit ihren jüdischen Kreisen. Der Antisemitismus lag ihm damals noch völlig fern, ja er verlobte und verheirathete sich gerade um jene Zeit mit einer mütterlicherseits von Juden („Schmul Leib Kohn" rufen die Christlichsozialen den Ahnherrn) stammenden Dame. Dieser Studentenverein nun ernannte ihn wegen seines radikalen Deutschthums zum Ehrenmitgliede.

Die Regierung löste den Verein deshalb am 18. Dezember 1878 wegen Staatsgefährlichkeit auf. Doch dadurch machte sie erst Schönerer zum populärsten Mann unter der Studentenschaft. Der Unwille gegen die Maßregel und die Sympathie für den Schloßherrn von Rosenau verschmolzen in einander. Die Studenten demonstrirten vor dem Polizeigefangenhaus, brachten den daselbst verwahrten Kommilitonen Abends Ständchen, wobei die Rufe: Nieder mit der Regierung! und Hoch Schönerer! solange durcheinander schallten, bis eben Hoch Schönerer eben so viel bedeutete als Nieder mit der Regierung. Die österreichischen Ministerien woren immer darauf versessen, ihren Gegnern das Piedestal zu schaffen, von dem aus sie allen sichtbar und vernehmbar wurden. — Der Verein war aufgelöst, seine leitenden Köpfe aber konstituirten sich als freier Verband und nannten sich die „Partei der Jungen", heckten Programme und trugen aus aller Welt die Phrasen zusammen, die vermuthlich zogen. Das gab einen unerschöpflichen Born von Parolen, aus dem auch ein Ideenarmer schöpfen und gar Vieles als Eigenbau verzapfen konnte. Eingeweihte erzählen, daß speziell Schönerer in der geistigen Adoption Großes geleistet. Hat er doch eine Rede für das allgemeine Wahlrecht, die der spätere Neubegründer der sozialdemokratischen Partei, Victor Adler konzipirt hatte, wortwörtlich gehalten!

Als im Jahre 1880 der große deutsche Parteitag in Wien gehalten wurde, waren die „Jungen" soweit fertig, daß sie ihr Programm punktweise zusammengebraut hatten: Jeder hatte glücklich seine Spezialforderung untergebracht, als aber das Ganze zur Annahme kommen sollte, da war eben Allen das Ganze unannehmbar, nur nicht Schönerer. Er unterschrieb allein und — hatte endlich sein Programm. Aber es fehlte noch an Zugkraft. Als Abgeordneter der Landgemeinden hatte er Fühlung mit der Bauernschaft, als extremster Oppositionsmann mit der Arbeiterschaft, das städtische Kleinbürgerthum konnte sich jedoch nicht für ihn erwärmen. In dieser Zeit schwankte er, wen er eigentlich führen solle. Am 10. Dezember 1880 stellte er im Abgeordnetenhause den Antrag auf Einführung allgemeiner direkter Wahlen für den Reichsroth, die sozialistischen Arbeiter, die wenigen, die die Lassalleanische Bewegung der letzten Sechszigerjahre mitgemacht und die Periode der Verfolgungen überdauert hatten, nahmen das kühl zur Kenntniß, sie schätzten den Mann richtig ein. „Die Arbeiter wollten ihm nicht den Gefallen thun, ihn für den österreichischen Lassalle zu erklären, und so entschloß er sich, der österreichische Bismarck zu werden."*) Als solcher suchte er Fühlung mit dem Reiche, trat in Beziehungen zu Stoecker und brachte uns mit dem forcirten Bismarckkultus den Antisemitismus. Bismarck's Pointen und Stöcker's Reden traten nun in eine höhere Synthese mit dem vorerwähnten, in den Hauptzügen von dem Juden Friedjung entworfenen Programme. Und das zog; es wirkte auf den Bauern und Handwerker ebenso wie auf den Akademiker. Am 6. November 1880 verkündigt er sein nun fertiges nationalantisemitisches Programm: „Fernhaltung aller kosmopolitischen unlauteren Elemente, Schaffung einer unabhängigen Partei der reinen Hände und ehrlichen deutschfühlenden Herzens, Entgegenstellung der Interessen des Grundbesitzes und der produktiven Arbeit gegen die bisherige Bevorzugung des beweglichen Kapitales und der semitischen Herrschaft des Geldes und der Phrase". Und nun ging es von Versammlung zu Versammlung, Gewerbe, Bauern- und Studentenschaft folgten seinem Rufe, und der Linzer Parteitag vom August 1882 zeigte ihn als unbestrittenen Führer einer täglich an Macht gewinnenden Partei. Das Linzer Programm ist seither die Grundlage der nationalradikalen Partei in Oesterreich geblieben.

Wir sehen, daß das Geheimniß seiner Erfolge nicht etwa eine besondere geistige Potenz, nicht seine zaubergewaltige Persönlichkeit war. Nichts Originelles, nichts Großes, nichts Gewaltiges, keine innere, den ganzen Menschen fortreißende Sendung, keine „Königsidee". In seinem Gefolge standen viele bedeutendere, tiefere, selbst ehrlichere Männer. Daß gerade er zur Führerschaft gelangte, ist einzig dem Umstande zuzuschreiben, daß er einer der wenigen reichen Leute ist, die sich in Oesterreich der Politik widmen, daß er die Mittel und die Unabhängigkeit besaß, das zu propagiren, was die andern gedacht. Rühmenswerth, im Vergleiche zu Lueger in hohem Grade rühmenswerth ist es, daß er nicht den kleinen Ehrgeiz des Strebers, der Amt und Ehre sucht, sondern den höheren Ehrgeiz besaß, eine geschichtliche Person zu werden, daß er den Gedanken, dem deutschen Volke in Oesterreich etwas zu sein, sowie er ihn einmal aufgerafft, starr festhielt, ohne je um die Gunst oder Ungunst von oben nur zu fragen. Und wäre er eben so besonnen als konsequent, ebenso wissend als rücksichtslos, ebenso tief als laut, wäre er vor Allem nicht so maßlos eitel und unduldsam, die Deutschen in Oesterreich wären heute nicht führerlos.

Er ist der Einzige, er duldet neben sich keinen Zweiten. Nicht einmal der Erste zu sein genügt ihm, wie Lueger, der die Liechtenstein, Pattai, Geßmann sich unterordnet, indem er sie gelten läßt; der Einzige muß er sein — begreiflich, denn sein Daseinsgeheimniß, die durch den Zufall der Verhältnisse emporgetragene Unzulänglichkeit, enthüllt jeder, der fähiger ist. Und so spaltet der Mann, der die nationalantisemitische Bewegung in Oesterreich begründet hat, Talent um Talent, Gruppe um Gruppe von sich ab und zerklüftet gerade dadurch die Deutschen in Oesterreich mehr, als selbst die wirthschaftlichen Gegensätze die Zerklüftung als begründet erscheinen lassen. Vor Allem hat der Antisemitismus die Deutschen in zwei Heerlager getheilt. Die antisemitische Fraktion blieb indessen noch in der dritten Epoche Schönerer's (1882—1888) einheitlich, Steinwender und Kaiser, Lueger, Pattai und Vergani folgten ihrem Altmeister bis zu seiner Verurtheilung — Pernerstorfer, von seiner Jugend an ein ebenso guter Deutscher als Sozialist, hatte sich schon von Schönerer losgesagt, als dieser den Antisemitismus aufgriff. Die Diktatur Schönerer's und damit die Parteieinheit brach sofort zusammen, als ihn eine — für einen Parteiführer, für den nach seiner eigenen Meinung für die Deutschösterreicher providenziellen Mann unverantwortliche und unverständliche — Unbesonnenheit in die Schlinge des Ministeriums Taaffe gerathen ließ.

Als ein Wiener liberales Blatt vorzeitig den Tod Kaiser Wilhelm's I. in einer Extraausgabe meldete und Schönerer in studentischen Kreisen Nachts in angeheitertem Zustande vernahm, doß diese Nachricht falsch sei, da drong er mit seinem Gefolge bekanntlich in das Redaktionslokal ein und bedrohte die anwesenden Journalisten. Er wurde wegen Hausfriedensbruches vor Gericht gestellt und am 20. November 1888 zu vier Monaten Arrest, Adels- und Ehrverlust verurtheilt. Dadurch war er aus dem Parlament und der Politik verbannt, und bald nachdem er das Gefängniß verlassen, ging seine Partei in Stücke. Die klerikale Partei bemächtigte sich der entfachten antisemitischen Bewegung, indem sie Lueger in ihren Dienst nahm, durch diesen riß sie die Gewerbetreibenden und Bauern in Wien und Niederösterreich von Schönerer los. Steinwender, Kaiser, Bareuther und Prade hielten in den anderen Provinzen und Provinzstädten die Partei wohl rein von klerikaler Beeinflussung, gründeten aber die „Deutsche Volksportei", die in Folge der gleichen Bedeutung oder Bedeutungslosigkeit ihrer Führer nicht mehr monarchisch, sondern republikanisch geleitet wird. Schönerer sah sich eine Zeit lang nur auf den studentischen Anhang beschränkt, der nach

*) Pernerstorfer am Linzer Parteitag 1898, Protokoll S. 80.

wie vor die „Unverfälschten Deutschen Worte“, das Schloßblatt von Rosenau, las und seinem Schloßherrn treu blieb. Zwischen diesem und seinem abtrünnigen Gefolge, besonders Lueger und Vergani,*) dem Herausgeber des Wiener „Deutschen Volksblatts“, entbrannte nun ein zäher Kampf, in dem der Witz und Hohn Lueger's über den Haß Schönerer's die Oberhand gewann.

Die Verurtheilung Schönerer's auf einer etwas strittigen Rechtsbasis, die schweren Rechtsfolgen des gemeinen Deliktes, die an einen offenbar politischen Narrenstreich geknüpft wurden, haben auf Schönerer's Anhang den Eindruck der Kabinetsjustiz gemacht, er selbst war durch den Adelsverlust in seiner Eitelkeit tödtlich verletzt, neben die Schwärmerei für das Fürstengeschlecht der Hohenzollern trat in dem treugebliebenen Kerne der alldeutschen Fraktion der Haß gegen das Haus Habsburg. Es ist einleuchtend, daß das Ministerium Taaffe hier einen zweiten Fehlgriff begangen hat. Taaffe selbst soll damals ausgerufen haben: „Jetzt haben wir ihn, jetzt kommt er uns nicht mehr aus!“ Daß man in Hofkreisen den starrsinnigen, rücksichtslosen Gegner, der immer bei der Budgetpost „Allerhöchster Hofstaat“ Nothstandsvisionen und Wohlthätigkeitsanwandlungen bekam, weniger liebte, als Lueger, der „bis zum letzten Blutstropfen schwarzgelb“ und klerikal ist, hat einige Wahrscheinlichkeit für sich. Aber klug war es nicht von Taaffe, um fünf Jahre im Parlament Ruhe zu haben, jene Saat zu säen, die unter Badeni so ausgiebig heranreifen sollte.

Jahrelang schien die radikaldeutsche, irredentistische Bewegung todt. Ihr Führer vermochte kein Mandat zu erhalten und erklärte, er wolle nicht mehr in den Reichsrath zurückkehren. Da kam das Ministerium Badeni und die slavisch-klerikale Majorität, mit ihnen das Mißtrauen der Deutschen. Und bei den Neuwahlen des Jahres 1897, als ganz Oesterreich nur von Christlichsozialen und Sozialdemokraten sprach, vernahm man mit einem Male, daß draußen an der Grenze von Böhmen und Schlesien, in Eger, in Troppau seien wieder fünf Schönerianer gewählt, darunter Schönerer selbst und sein „Schildknappe“ Karl Hermann Wolf — man sieht, die Oesterreicher lieben die Romantik. Die „Fünfmännerpartei“, die auf der letzten Bank im Centrum, in einem verhängnißvollen Gegenüber zum Präsidentenstuhle Platz nahm, machte sofort am Tage der Parlamentseröffnung Aufsehn. Man wußte nicht, wessen man sich von ihr versehen solle. Daß die Luegerleute mit ihr zusammenstoßen werden, das war klar. Aber was sonst? Niemand hätte erwartet, daß diese fünf Männer für die österreichische Politik und mehrere Dutzend Minister von solcher Bedeutung sein sollten.

Da kamen die Badeni'schen Sprachenverordnungen. Alle deutschen Fraktionen — im Interesse der historischen Wahrheit muß es gestattet sein, dies zu sagen — kamen über den Gedanken einer schlichten Opposition nicht hinaus. Die fünf Männer aber bliesen zum Sturm und das deutsche Volk in Oesterreich hörte ihren Weckruf. Wieder hat ein österreichisches Ministerium seinem erbittertsten Gegner das Piedestal geschaffen. Alle Fraktionen — selbst Lueger mußte knirschend folgen. Aber Derjenige, der durch seinen persönlichen Muth, durch sein Temperament, durch seine Schlagfertigkeit, durch seine warme und wahre Ueberzeugung im Kampfe voranging, auf dessen zwei Augen und — leider auch Fäusten die deutsche Sache oftmals allein angewiesen war, das war nicht Schönerer, sondern der vermeintliche Schildknappe Wolf. Und das war für Schönerer ein schwererer Schlag als vordem der Adels- und Ehrverlust. Nun mußte er den Zweiten neben sich dulden, und dieser Zweite war eine Persönlichkeit, ein Charakter, ein Talent. Und dieser hatte den politischen Verstand, Gefolgsmann zu scheinen und Führer zu sein. Er hatte den politischen Instinkt, auch mit dem deutschen Gegner zu gehn, wenn es die deutsche Sache fordert, er hatte die politische Opferfreudigkeit, es zu ertragen, daß seine Person zurückgestellt, seine Partei aus der offiziellen deutschen Gemeinbürgschaft ausgeschlossen und offiziell gemieden wurde. Man mag über die Richtigkeit der radikaldeutschen Politik denken wie man will, man mag ihre letzten Ziele für verkehrt und sehr schädlich halten, unleugbar bleibt es, daß diese Fraktion und vor Allem Wolf an dem Fall der Sprachenverordnungen und dem Sturze Badeni's das größte Verdienst haben.

Der latente Zwiespalt zwischen Schönerer und Wolf aber muß in der Folge der Zeit den Bruch herbeiführen. Vielleicht ist die Hoffnung nicht trügerisch, daß der politische Instinkt Wolf's ihm die Erkenntniß erschließt, daß die Deutschen Oesterreichs auf den schwierigsten Posten der germanischen Sache gestellt sind, um ihn trotz aller Opfer zu halten, solange es geht, daß sie mit Selbstverleugnung innerhalb des österreichischen Staatsverbandes die Slaven nicht beherrschen, — die Zeiten sind vorüber — sondern neutralisiren müssen, und daß sie ihrem Volke und dem Reiche einen schlechten Dienst erweisen, wenn sie den Posten verlassen und heimflüchten zu den Rockfalten der Mutter Germania.

Wien. Rudolf Springer.

*) Man nennt ihn den „Ehrenbürger von Mühldorf“, weil er als Bürgermeister dieses Dorfes Gemeindegelder etwas — mangelhaft verwaltet hat.

Die proportionelle Vertretung und die belgischen Wahlen.

Vor den Wahlen vom 27. Mai setzte sich der belgische Senat aus 70 Katholiken, 31 Liberalen und 1 Sozialisten zusammen. Nach dem 27. Mai fiel die Zahl der Katholiken auf 58, und es stieg die der Liberalen auf 43; der vereinzelte Sozialist ist geblieben. Die frühere Deputirtenkammer zählte 112 Katholiken, 12 Liberale und 28 Sozialisten. Sie setzt sich jetzt zusammen aus 85 Katholiken, 1 christlichen Sozialisten, 34 Liberalen und 32 Sozialisten. Die ministeriellen Majoritäten der beiden Kammern sind also gefallen von 38 und von 72 Stimmen auf 14 und 20 Stimmen. Das ist eine wesentliche Veränderung in der Konfiguration der Parteien.

Allein diese Veränderung ist nicht herbeigeführt worden durch ein Zusammenschmelzen der katholischen Armee; sie hat ihre Ursache in einem neuen Wahlmodus, in der Proportionalwahl, die am letzten Sonntag zum ersten Mal in Belgien und in Europa ihre Anwendung für die Parlamente gefunden hat.

Diese Thatsache erscheint uns wichtig genug, um die Geschichte der Bewegung zu geben, die die Einführung dieses neuen Wahlsystems herbeigeführt hat. Erst darauf soll kurz die politische Bedeutung des Wahlergebnisses skizzirt werden.

I.

Die Geschichte der Proportionalwahl ist eine lange in Belgien. Unter dem Einfluß der Theorien von Stuart Mill beschäftigten sich im Jahre 1864 zunächst einige wenige Personen mit der Frage, den Minoritäten eine Vertretung zu sichern.

Der Comte Goblet d'Alviella, einer der energischsten Parteigänger der Reform, hat kürzlich auf den Seiten der Revue de Belgique die Anfänge der Bewegung im Cercle littéraire, der sich aus Studenten der Brüsseler Universität zusammensetzte, und in der Association pour le progrès des sciences sociales dargelegt. Das waren die Anregungen des Jahres 1864. Im Jahre 1866 wurde durch einen katholischen Deputirten die Frage zuerst vor die Deputirtenkammer gebracht.

Der Abgeordnete Smedt de Barman setzte auseinander, daß in zahlreichen Wahlbezirken erhebliche Minoritäten von einer Vertretung in der Kammer ausgeschlossen seien, und daß diese Minoritäten unter den Wählern möglicherweise die Majorität im Parlamente erlangen könnten. Er schlug das Proportional-Wahlsystem vor, fand aber keinen Anklang.

In der Bevölkerung machte die gleiche Idee langsam ihren Weg, und zwar fand sie Parteigänger sowohl unter den Liberalen wie unter den Katholiken. Und 1878 beschäftigte sich das Repräsentantenhaus von Neuem mit diesem Problem; doch blieb auch diesmal ein Erfolg aus.

Die Fehler unseres Wahlsystems traten inzwischen deutlicher und deutlicher hervor, vor allem auch darum, weil die Majoritätsvertretung bei uns mit der Listenwahl zusammengekoppelt worden war. Dieses System brachte es zu Wege, daß schon 1870 35 000 katholische Stimmen mit 72 Mandaten bedacht wurden, und 42 000 liberalen Stimmen fielen nur 52 Sitze zu.

Im Jahre 1880 eroberten 22 000 Liberale 26 Sitze und 27 000 Katholiken 40 Sitze. Solche Ergebnisse verstärkten jene Propaganda, die von Smedt de Borman und Pirmez im Monat Mai 1881 zu Gunsten der Proportionalwahl ins Leben gerufen worden war.

Professor D'Hondt von der Universität Gent entwarf dann 1878 die Grundzüge jenes Proportionalwahlsystems, das heute in Belgien zur Anwendung gelangt, und dem er seinen Namen gegeben hat.

Die nunmehr neu gebildete Association réformiste fand schon damals unter katholischen und liberalen Deputirten zahlreiche Anhänger, unter ihnen die Führer der Katholiken.

Auf einer internationalen Konferenz zu Antwerpen wurde auch seitens der ausländischen Delegirten das System D'Hondt einstimmig angenommen, und im Dezember 1887 wurde von den belgischen Deputirten, die der association réformiste angehörten, in der Kammer ein Gesetzentwurf eingebracht, dem zu Folge die Proportionalwahl für alle Wahlen, sowohl kommunale, provinziale wie für die Kammerwahlen verlangt wurde.

Erst 1890 fand über den Gesetzentwurf in der Kammer die Berichterstattung statt, und obgleich der Berichterstatter sich im Prinzip für die Reform aussprach, so rieth er doch, die Proportionalwahl zunächst nur für die Provinzwahlen zur Anwendung zu bringen, wo die Neuerung am wenigsten Gefahr zu bringen im Stande wäre.

Es war bemerkenswerth, daß von den parlamentarischen Parteien alle für die Proportionalwahl waren, sowohl die der Rechten wie die der Linken mit Ausnahme der Führer des gemäßigten Liberalismus, wie der Frère-Orban und Barras. Die radikale Partei nahm hingegen im Jahre 1890 jene Forderung sogar in ihr Programm auf, also zu einer Zeit, da das Parlament mit der Revision der Verfassung zwecks Ausdehnung des Wahlrechts beschäftigt war.

Während der Zeit der Kämpfe um die Ausdehnung des Wahlrechts traten die Erörterungen über die proportionelle Vertretung in den Hintergrund.

Nachdem im September 1893 die neue Verfassungsbestimmung an die Stelle von 130 000 Censuswählern 1 200 000 Wähler gesetzt hatte, glaubte Beernaert den Zeitpunkt gekommen, um der Kammer einen Gesetzentwurf über die Proportionalwahl unterbreiten zu können. Er hoffte damit die demokratische Bewegung in ein ruhigeres Fahrwasser zu bringen. In der Presse war man diesem Vorgehen außerordentlich günstig gestimmt, aber in der Kammer stellten sich Beernaert von der Rechten Woeste und von der Linken Frère Orban mit aller Energie entgegen.

Beernaert unterlag, und sein Ministerium fiel damals.

II.

Die ersten Wahlen, die im Oktober 1894 nach der Erweiterung des Wahlrechtes stattgefunden haben, hatten zwei charakteristische Ergebnisse: den Doppelsieg der Sazialisten und Kathaliken, und die Vernichtung der Liberalen. Dieses Ergebniß war überwiegend der Verbindung der Majoritätswahlen mit dem Listenwahlsystem zu verdanken. 104 Kathaliken, 28 Sazialisten und 20 Liberale waren gewählt, während im Verhältniß zu den abgegebenen Stimmen 80 Kathaliken, 49 Liberale und 23 Sozialisten in die Volksvertretung hätten kommen müssen.

Aehnliche Resultate ergaben die Wahlen von 1894 und 1898*). Die Folge war, daß auf allen Seiten die Zahl der Anhänger für die Propartionalwahl wuchs natürlich auch bei den gemäßigten Liberalen, und selbst bei den Kathaliken, insafern sie nicht durch Parteivorurtheile verblendet waren. Beernaert und die gemäßigten Elemente der Majarität erkannten die Gefahren für die konstitutionellen Institutianen, die darin liegen mußten, daß die Liberalen vernichtet waren, und die Rechte sich nur der revalutianären Sozialisten gegenüberbefand.

Das kathalische Kabinett ging denn auch trotz der Opposition von Woeste im September 1895 einen Schritt weiter und führte bei den Kommunalwahlen unter gewissen Beschränkungen das System D'Haudt ein. Die Vertreter des reinen Systems D'Hondt fuhren nur um so energischer in ihrer Agitation fort; man gründete die Ligue nationale d'actian politique, und 24 Senataren und 45 Abgeordnete aus den drei Parteien nahmen die Leitung in die Hand. Das war im Jahre 1898.

Nachdem nach ein Ministerium über die Frage gefallen war, kam im Hachsammer 1899 de Smet an die Spitze des Ministeriums, und er bringt tratz der Oppasitian der extremen Parteien am 29. Dezember 1899 einen Gesetzentwurf zur Annahme, dem zufalge die Proportionalwahl auf den Senat und die Deputirtenkammer ausgedehnt wird.

Auf die Einzelheiten des Wahlmechanismus bei unserer Praportionalwahl gehe ich nicht ein. Der entscheidende Charakter derselben ist bekannt, und über die Besonderheiten findet man Aufschluß in einer Schrift von J. Mommaert. Le mécanisme de la représentation proportionnelle d'aprés la loi du 29. décembre 1899.

Eine allgemeine Bemerkung sei noch gestattet. Das belgische Wahlrecht, wie es nun festgelegt ist durch die Gesetze von 1894 und 1899, ist zweifellas die originellste Schöpfung in Europa; es umfaßt gleichzeitig das allgemeine Wahlrecht, das Pluralsystem, das abligatarische Votum und die propartianelle Vertheilung. Die Schöpfer dieser Gesetze wollten durch jene drei Korrektive gegen die elementare Kraft des allgemeinen Wahlrechts ein Gegengewicht schaffen. Ist unser Wahlrecht ariginell, so ist es freilich zugleich sehr komplizirt; um so komplizirter, da die Wahlen für den Senat, für die Kammer, für die Pravinzial- und Kommunalvertretungen verschieden gestaltet sind. Der Wähler besitzt für Senats- und Pravinzialwahlen in maximo 3 Stimmen, er muß wenigstens 30 Jahre alt sein; der Kommunalwähler, der gleichfalls wenigstens 30 Jahre alt sein muß, kann bis zu 4 Stimmen besitzen; er muß in der Kommune 3 Jahre wahnen, bevar er sein Wahlrecht ausüben kann, während für die anderen Wahlen nur ein einjähriges Wohnen verlangt wird. Für die Deputirtenkammer endlich erhält der Wähler das Stimmrecht mit 25 Jahren, und er verfügt in maximo über 3 Stimmen.

Ferner sind die Kommunalwahlen mit theilweiser Proportionalvertretung verknüpft. Die Provinzialwahlen finden nach dem Majoritätssystem verknüpft mit Listenwahl statt. Und die Wahlen für die Kammer und den Senat endlich haben das durchgeführte Proportionalwahlsystem.

Man braucht kein Prophet zu sein, um voraussagen zu können, daß diese Buntscheckigkeit eines Tages verschwinden wird, und es werden alle Wahlen eines

*) Vergleiche meine Artikel in der „Nation" vom 1. und 17. November 1894, 18. Juli 1896 und 28. Mai 1898.

Tags nach dem Proportionalwahlsystem von allen Bürgern vom 25. oder vom 21. Lebensjahre an vorgenommen werden, und vielleicht wird dann jeder Wähler nur eine Stimme haben.

Mag man diesen Ausgang beklagen oder sich über ihn freuen; die Bewegung, die zu ihm hinführt, wird sich immer mehr beschleunigen und verstärken. Und wenn das Endergebniß erreicht ist, wird alle Welt sich dabei beruhigen, und jene Agitation wird dann zum Stillstand kommen, die seit dem Jahre 1894 unsere Wahlsysteme von einer Umformung zur anderen geführt hat.

III.

Der Wahlkampf, der soeben beendet worden ist, hat die Wirkungen des Proportionalwahlsystems deutlich hervortreten lassen. Die relative Ruhe der Erörterungen in den Versammlungen und in der Presse war eine Folge; da jede Partei wußte, daß sie entsprechend ihrer Mitgliederzahl Vertreter für das Parlament erhalten würde, so milderten sich die politischen Leidenschaften. Alsdann traten in allen Wahlkreisen alle 3 großen Parteien auf den Kampfplatz, während bisher in einer ganzen Reihe von Wahlkreisen, vor Allem den vlämischen, die Katholiken den Sieg ohne ernsten Kampf davongetragen hatten. Schließlich zerbrachen auch die Kartelle und die Koalitionen unter den Parteien; jeder entfaltete seine Fahne und gab sein Programm bekannt, wodurch eine Vielheit der Listen entstand. Um ein Beispiel anzuführen, so hatten die Wähler der Hauptstadt und der hauptstädtischen Umgebung unter 9 Listen zu wählen: 3 solche der Rechten — Katholiken, Unabhängige, christliche Sozialisten — 4 der Linken — Liberale, Radikale, liberale Arbeiter, Sozialisten — endlich 2 Listen der Gewerbetreibenden ohne politische Färbung.

Alle Oppositionsparteien richteten ihren Angriff gemeinsam gegen das Ministerium und gegen die Majorität der konservativen Katholiken. Jede einzelne Partei bezeichnete deutlich ihren eigenen Standpunkt, aber man vermied es doch, sich gegenseitig heftig anzugreifen, um im Parlamente für die Opposition ein gemeinsames Handeln möglich zu machen. Gegen die Regierung brachte man vier Klagen vor Allem vor: Die Vermehrung der Ausgaben und der öffentlichen Schulden, die Aufrechterhaltung des Stellvertretungssystems beim Militär, sowie die lange Dienstzeit, die Klerikalisirung des Unterrichts und die Bedeutungslosigkeit der seit 1884 durchgeführten sozialen Reformen. Diese Kritik wurde durch ein positives Programm vervollständigt, ein Programm, das für die Liberalen ein Maximum, für die Sozialisten ein Minimum darstellt: Arbeiterversicherung für das Alter und im Falle von Unfällen, Steuer auf das Einkommen, persönlicher Heeresdienst und Abkürzung der Dienstzeit, obligatorischer Volksschulunterricht, der für die durch den Staat subventionirten Schulen durch Laien ertheilt werden soll. Ferner hat sich die Opposition, ausgenommen die Liberalen einiger Bezirke, für die Unterdrückung des Systems der Pluralstimmen bei den Wahlen erklärt.

Die ministerielle Majorität wehrte sich gegen diese Angriffe, indem sie auf die wirthschaftliche Prosperität des Landes seit der Herrschaft der Katholiken hinwies, und indem sie die Gefahren ausmalte, die Belgien und den katholische Glaube laufen würden, wenn die Parteien der Linken zur Herrschaft gelangten, da die Liberalen ohne die Hilfe der Sozialisten in keinem Fall würden regieren können. Diese Argumente hatten die 1 452 232 Wähler am 27. Mai gegeneinander abzuwägen. Das Resultat habe ich an die Spitze dieses Artikels gestellt; die katholische Majorität ist zwar wesentlich vermindert, aber sie genügt, damit die Katholiken auch ferner regieren können.

Ich sagte bereits, daß die Veränderungen in der parlamentarischen Zusammensetzung ganz überwiegend dem Proportionalwahlsystem zu verdanken sind. Einige Zahlen sind in dieser Beziehung überzeugend. Von 1894—1900 ist die Zahl der katholischen Stimmen von 897 000 auf 1 011 000, die der christlichen Sozialisten von 23 000 auf 44 000, die der Sozialisten von 303 000 auf 452 000 gewachsen, während die liberalen Stimmen von 530 000 auf 498 000 herabgegangen sind. Augenscheinlich schließt sich die junge Generation, die mit den Jahren das Wahlrecht erlangt, überwiegend den Klerikalen und den Sozialisten an, während die belgischen Liberalen nur mit Mühe ihren Einfluß auf jene Elemente bewahren, die vor der Einführung des allgemeinen Wahlrechts ihre politischen Ideen sich gebildet haben.

Das errungene Resultat hat die Katholiken mit Freude erfüllt, denn das Ministerium hatte in der Deputirtenkammer nur auf eine Majorität von 10 oder 12 Stimmen gerechnet. Auch die Sozialisten sind ob der Zunahme der Stimmen und der parlamentarischen Mandate, die sie erlangt haben, erfreut. Freilich haben die Liberalen 22 neue Sitze in der Kammer und 11 im Senat erobert, allein die Klarblickenden geben sich keinen Illusionen hin, da die Masse der liberalen Wähler sich vermindert hat, und wenn diese Entwicklung anhalten sollte, die Rückwirkung auf die Zahl der Mandate nicht ausbleiben kann.

Charakteristisch für die proportionale Wahl ist es, daß sie die Zusammensetzung der Kammer völlig oder doch fast völlig stationär macht. Wieviel Zeit wird nothwendig sein, damit die liberale und vor allem die sozialistische Agitation den Katholiken 10 Sitze und damit die Majorität entreißt. Zweifellos mehrere Wahlperioden, wenn in Bezug auf das jetzige Wahlsystem Aenderungen nicht vorgenommen werden. Freilich bekennt sich seit dem letzten Wahlergebniß eine erhebliche Anzahl Liberaler nunmehr zu dem allgemeinen Stimmrecht mit nur einer Stimme für jeden Wähler, das schon bisher die Radikalen und Sozialisten verlangt haben; allein auch eine solche Aenderung, die den Klerikalismus schädigen würde, käme nicht den Liberalen sondern den Sozialisten zu Gute, und die Regierung wird eine derartige Aenderung so lange wie nur irgend möglich zu verzögern suchen. Die Opposition rechnet freilich auch mit der Spaltungen auf der Rechten, mit dem Gegensatz zwischen Konservativen und Klerikalen, von denen die einen Beernaert, die Anderen Woeste folgen; allein die Hoffnungen, die sich hierauf stützen, sind geringe. Die Schwächung der Rechten wird die Partei zu erhöhter Disziplin zwingen, und da sie nur unter dieser Bedingung am Ruder bleiben kann, wird sie dieselbe üben.

Eins hat jedenfalls das Proportionalwahlsystem zu Wege gebracht: der Gegensatz des katholischen Flandern und der demokratisch wallonischen Gebiete besteht nicht mehr in alter Schärfe. Flandern entsandte nicht mehr eine geschlossene Schaar von 88 klerikalen Deputirten, sondern neben 61 ministeriellen und 1 Christlich-Sozialen 8 Sozialisten und 18 Liberale, hingegen schickten auch die wallonischen Gebiete neben 24 Katholiken 40 klerikale Gegner. Schließlich mag auch hervorgehoben werden, daß das Wahlsystem ohne jede Schwierigkeit operirt hat, und alle führenden Leute der einzelnen Parteien wurden wieder gewählt oder neu gewählt.

Das katholische Regiment, das seit 1884 die Geschäfte führt, kann sich glücklich preisen. Es hat die soziale Krisis des Jahres 1886 überdauert, es hat das schwierige Werk der Verfassungsrevision durchgeführt, es ist an der Gewalt geblieben unter dem Censuswahlsystem wie unter dem allgemeinen Wahlsystem mit Majoritätsvertretung wie jetzt unter dem Proportionalwahlsystem. Auch die Zukunft scheint für längere Zeit noch dem klerikalen Ministerium gesichert. Diese Thatsache zu leugnen, wäre verfehlt, wie es verfehlt wäre, den Männern, die seit 16 Jahren die politischen Geschäfte in Belgien führen, ihre Gewandtheit bestreiten zu wollen.

Brüssel. Léon Leclère.

Zur Erinnerung an die Erfindung der Buchdruckerkunst.

„Einen ungeheuren Ruck der menschlichen Kultur" bezeichnet nach dem Reformationshistoriker von Bezold die Erfindung des Johann Gutenberg aus Mainz: er gibt damit ein Urtheil in prägnanter Form wieder, das über die geschichtliche Bedeutung der Erfindung wiederholt und schon sehr früh ausgesprochen worden ist. Schon 1507 urtheilte Jakob Wimpheling: „Auf keine Erfindung oder Geistesfrucht können wir Deutsche so stolz sein als auf die des Bücherdruckes, die uns zu neuen geistigen Trägern der Lehren des Christenthums, aller göttlichen und irdischen Wissenschaft und dadurch zu Wohlthätern der ganzen Menschheit erhoben hat. Welch ein anderes Leben regt sich jetzt in allen Klassen des Volkes, und wer wollte nicht dankbar der ersten Begründer und Förderer dieser Kunst gedenken, auch wenn er sie nicht, wie dies bei uns und unseren Lehrern der Fall, persönlich gekannt und mit ihnen verkehrt hat". Als „die Kunst der Künste, die Wissenschaft der Wissenschaften", durch deren „rasche Ausbreitung die Welt mit einem herrlichen, bisher verborgenen Schatze von Wissen und Weisheit bereichert worden", hat die neue Kunst der Carthäuser Werner Rolewinck, als „göttliche Kunst" haben sie andere begeisterte Zeitgenossen bezeichnet. Und ähnlich lauten die Stimmen der Neueren. Der Biograph Gutenberg's von der Linde hat sie „wenn auch nicht nach ihrem innern technischen Wesen, so doch nach der kulturhistorischen Bedeutung und ihren geschichtlichen Folgen die größte aller Erfindungen" genannt, „nächst Sprache und Schrift die ewige Trägerin der Wissenschaft, der Gesittung, des allseitigen Fortschritts, der Freiheit und leider auch des Schwindels und der Entartung." Daß sie eine neue Zeit eingeleitet habe, daß der Umschwung, den sie bewirkte, dem durch Dampf und Telegraph in unserem Jahrhundert herbeigeführten entspreche, ist ebenfalls ausgesprochen. Ja, nach Friedrich Kapp, dem Geschichtsschreiber des deutschen Buchhandels, bezeichnet Gutenberg „eine noch viel tiefer einschneidende Revolution in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit, als sie der heutige Dampfer oder die moderne Lokomotive im Verhältniß zum Ruderboot oder zum homerischen Fuhrmann oder selbst zum schnellsten Roß des Ritters bewirkt haben".

Alle diese Urtheile nun sind mehr oder weniger richtig und unanfechtbar: aber doch sind sie geeignet, in der allgemeinen Anschauung eine Unterschätzung der Zustände vor Gutenberg's Erfindung und eine Ueberschätzung des damals unmittelbar nach ihr hervorgerufenen Umschwungs — denn ihre stärksten Folgen äußern sich erst viel später — herbeizuführen, ganz abgesehen von einer in der großen Masse verbreiteten falschen Vorstellung von der Art und dem Wesen der Erfindung selbst.

Wie stand es zunächst um die Vervielfältigung geistiger Erzeugnisse vor Gutenberg? Ich will dabei nicht die Vorgeschichte des technischen Verfahrens, nicht die Vorläufer Gutenberg's berühren. In dieser Beziehung würde man bis zu dem Holztafel- und Buchdruck der Chinesen und was die Beweglichkeit der Buchstaben anlangt, bis in das früheste Alterthum zurückzugehen haben. Es handelt sich hier vielmehr um die Frage, wie weit und mit welchen Mitteln man vor Gutenberg geistige Produkte zu vervielfältigen und Wissen und Bildung zu verbreiten verstand.

Ein Blick auf den litterarischen Verkehr, wie er in den großen Kulturcentren der antiken Welt bestand, belehrt uns darüber, daß man sich in dieser Beziehung keinen geringen Vorstellungen hinzugeben braucht. In Athen entwickelt sich ein stärkerer litterarischer Verkehr erst nach dem peloponesischen Kriege, ein eigentlich geschäftlicher Betrieb erst seit Alexander dem Großen. Die litterarische Vervielfältigung geschah durch die Handschrift; den Manuskripte vervielfältigenden Gelehrten traten bald die abschreibenden Sklaven reicher Privatleute, dann die gewerbsmäßigen Abschreiber zur Seite; damit im Zusammenhang entwickelte sich ein lohnender, nicht immer solider Handschriftenhandel, und bildungseifrige reiche Römer konnten ohne Schwierigkeiten ganze Bibliotheken in Athen kaufen. Die Rolle Athens übernahm dann Alexandria, auch wohl Antiochia und andere Städte, ins Große ging die Entwicklung aber im kaiserlichen Rom. Die Masse der Sklaven war es, die einen wirklichen Großbetrieb gestattete. Ohne Zweifel urtheilt Kapp richtig, daß „die massenhafte Verbreitung einheimischer und fremder Geisteserzeugnisse durch die Schrift ihrer heutigen vermittelst der Presse vielleicht fast gleich kam; selbst die Preise der gangbaren Werke stellten sich in Rom sehr billig". Charakteristisch ist eine Notiz Martials, nach der von dessem zweiten Buch der Epigramme (93) der Verleger in einem Tage 1000 Exemplare herstellen ließ.

Die antike Kulturwelt ging zu Grunde, wenn man auch das Fortleben der antiken Kultur selbst, namentlich in Italien, sich in einem viel größeren Umfange vorzustellen hat, als dies gemeinhin geschieht. Die Trägerin dieser Kulturreste war die Kirche; aus geringen Anfängen heraus entwickelte sich auch im Mittelalter allmählich ein immer stärkeres Bedürfniß der Vervielfältigung und Verbreitung der Litteratur. Freilich, der Mittelpunkt dieser Interessen war die Kirche, ihre canonische Litteratur war das erste Objekt der Abschreiber, die nunmehr die Klöster stellten. Aber die gelehrten Mönche haben uns doch auch den größten Theil dessen, was wir von der klassischen Litteratur besitzen, durch ihren Schreibfleiß übermittelt. Namentlich bei den Benediktinern war das Bücherabschreiben eine Lieblingsthätigkeit. Erst die zunehmende Verwilderung des Klerus ließ die Schreibthätigkeit in den Klöstern zum Theil einschlafen. Die neuen Bettelorden waren keine Verbreiter litterarischer Interessen mehr. Auch Klöster, die durch ihre gelehrte Thätigkeit einst berühmt waren, wie Reichenau, hatten um diese Zeit bedeutend geringere Bibliotheken als einige Jahrhunderte vorher. Erst gegen Ende des 13. Jahrhunderts zeigte sich in den Klöstern in dieser Beziehung wieder ein Aufschwung. Indessen hatten aber neue Strömungen ihre Wirkung geübt. Von Italien und bald auch von Frankreich her breitete sich ein neues gelehrtes Leben aus, dessen Träger die übrigens durchaus kirchlich gefärbten Universitäten waren, und weiter schuf der wirthschaftliche Aufschwung und das rasche Emporblühen der Städte in ihnen Mittelpunkte eines materiell-geschäftlichen Verkehrs, der auch das Schriftwesen beeinflussen mußte, dem sich dann allmählich auch eine Pflege geistiger Interessen weltlicher Natur an die Seite stellte. Jenes neue gelehrte Leben machte sich bald in einem aufblühenden Handschriftenhandel bemerkbar, namentlich ragte darin Bologna hervor. Die italienischen Universitäten und nach ihrem Muster auch Paris brachten in die Handschriftenherstellung und den Handschriftenhandel eine gewisse Organisation durch Erlaß ziemlich strenger Bestimmungen für die sogenannten Stationarii, die auch auf deutsche Universitäten übergehen, aber dort ohne wesentliche Bedeutung geblieben sind. Für Deutschland kommt vielmehr das städtische Gewerbe der Lohnschreiber in Betracht. In Italien hatte sich dieses Gewerbe sicherlich seit dem Alterthum erhalten, aus ihm gingen auch jene Schreiber der Universitäten hervor: in Deutschland haben dem geringeren Bedürfniß von Privaten, Fürsten und Städten zunächst wohl wieder die Geistlichen genügt. Wir besitzen Nachrichten, daß Mönche und Pfarrer sich mit Abschreiben Geld verdienten. Aber mit dem Aufkommen der Städte beginnt diese Thätigkeit mehr und mehr den Laien, zunächst etwa den Stadtschreibern und Schulmeistern zuzufallen. Seit dem 13. Jahrhundert begegnen uns Erwähnungen gewerbsmäßiger Schreiber, auch von Schreiberinnen immer häufiger. Der Konkurrenz mit ihnen, die aus ihrer Thätigkeit eben einen Lebensberuf machten, waren die ohne solche zwingende Nothwendigkeit arbeitenden Kleriker nicht gewachsen. Allerdings blieb diesen meist die lateinisch geschriebene theologische, auch die gelehrte Litteratur, soweit für die letztere nicht der neu sich bildende Stand

humanistischer Gelehrten selbst sorgen mußte. Denn die bürgerlichen Gewerbsschreiber schrieben meist nur deutsche Bücher ab. Eine besondere Stellung nehmen dann die noch zu erwähnenden „Brüder vom gemeinsamen Leben“ ein.

Im fünfzehnten Jahrhundert lag die Sache so, daß dem immer wachsenden litterarischen Leben die Formen der handschriftlichen Vervielfältigung durch Berufsschreiber und des Handschriftenvertriebs durch umherziehende und ansässige Händler durchaus entsprachen. Ein förderndes Moment bezüglich eines zu massenhafter Verwendung geeigneten und billigen Materials war schon durch die aufblühende Fabrikation des Lumpenpapiers eingetreten. Die Abschreiber bilden jetzt ein durchaus selbständiges Gewerbe, der Umfang ihrer Thätigkeit ist sehr groß; die nothwendigen geschäftlichen Formen haben sich völlig ausgebildet. Daß sie mit Briefmalern und Illuminatoren zusammenwirkten, um kostbare Evangelien, Missalen und Breviarien herzustellen, wie es einst die Geistlichen thaten, das kommt hier nicht in Betracht. Wichtiger ist, daß sie im Stande waren, das immer wachsende allgemeine litterarische Bedürfniß völlig zu befriedigen. In welchem Maßstabe dies bereits damals geschah, davon zeugt das von Kirchhoff behandelte und oft angezogene Unternehmen des Handschriftenhändlers Diebold Lauber in Hagenau im Elsaß. Es müssen dort vor 1450 ganze Schreiberstuben bestanden haben, also eine Art Handschriftenfabrik für die mannigfaltige Litteratur, die Lauber, der selbst Schreiber genannt wird, als Verleger vertrieb. Man findet in Handschriften, die von seinem „Lager“ stammen, wiederholt förmliche Verzeichnisse seiner „Verlagsartikel“, eines derselben ist z. B. überschrieben: „Item welcher hande bücher man gerne hat, groß oder clein, geistlich oder weltlich, hübsch gemolt, die findet man alle bey Diebold Lauber, schriber in der burge zu Hagenow.“ Man konnte bei ihm neben lateinischen Werken die begehrten Rittergeschichten aus der deutschen poetischen Litteratur, ferner Volksbücher, dann Erbauungslitteratur, Legenden, Reimbibeln, Arzneibücher, auch Rechtsbücher haben. — Aehnliche Unternehmen müssen auch sonst bestanden haben, Schreibstuben an vielen Orten vorhanden gewesen sein. Auch in dieser Beziehung werden Italien mit den Centren Venedig, Mailand und Florenz, und Frankreich mit Paris, selbst England mit London von Deutschland schwerlich erreicht sein, aber wir wissen z. B., daß Köln sich zum Mittelpunkt eines umfangreichen Handschriftenhandels ausgebildet hatte, und die Nachrichten, die wir von mehreren Abschreibern, auch Schreiberinnen, in Augsburg haben, werden auch für andere Reichs- und Handelsstädte als typisch angenommen werden können. Wie sehr dieser ganze Betrieb schon ins Große ging, das zeigt neben den geschilderten Verhältnissen des Schreibergewerbes auch das Beispiel der nach mönchischer Art lebenden gelehrten „Brüder vom gemeinsamen Leben“. Ihr Ziel war nur, christliche Volksbildung zu verbreiten, aber zur Erreichung dieses Zieles bedienten sie sich mit Geschick auch der fabrikmäßigen Formen des Abschreibens, wie sie ihre Zeit pflegte. Sie schrieben ab und verbreiteten nur Theile der heiligen Schrift und sonstige religiöse Werke, Gebetbücher u. s. w., aber wenn sie „von ihrer Hände Arbeit“ nach der Stiftungsurkunde ihren Unterhalt bestreiten sollten, so konnten sie das sehr wohl. Ihre Bildungsbestrebungen brachten ihren Zwecken immer mehr Geld. Wir haben bei ihnen, den „Broeders van de penne (Feder)“, ein vollständig organisirtes, lohnendes Gewerbe mit großem Absatzgebiet, nämlich den Niederlanden, aber auch dem sonstigen Nordwesten und Norden Deutschlands.

So kursirten damals zahlreich die Handschriften, die gewerbsmäßig hergestellt waren, wie später die Bücher. Freilich, sie waren nicht immer sorgfältig gearbeitet und sie waren zweitens nicht billig. Dabei ist natürlich von den damaligen kostbaren Luxushandschriften nicht die Rede, sondern von den gewöhnlichen und gangbaren, über die wir freilich nur nach gelegentlichen Notizen zu urtheilen vermögen. Und da waren selbst kleine Elementarbücher außerordentlich theuer, wenn auch die Preise im 15. Jahrhundert immer mehr heruntergingen. Andererseits entspricht dem geschilderten Aufschwung des Handschriftenwesens das Vorhandensein größerer fürstlicher und Privatbibliotheken. Die Klosterbibliotheken, die seit dem frühen Mittelalter überall existirten, meist in sehr bescheidenem Umfange, oft aber auch mit stattlicher Bändezahl, waren, wie erwähnt, gegen Ausgang des Mittelalters eher zurückgegangen und wurden von dem entarteten Klerus vernachlässigt. Gleichwohl zählten damals noch Klöster wie Admont 623 Bände, und Amelungsborn im Jahre 1412: 440 Bände, aber das sind Ausnahmezahlen. Die Anlegung von Privatbibliotheken wurde namentlich durch die Renaissancebewegung in Italien mächtig gefördert, wo man sogar bis zur Einrichtung großer öffentlicher Bibliotheken kam. 1437 enthielt die Privatbibliothek Niccoli's in Florenz 800 Bände. Solches Streben ging mit dem Einströmen des Humanismus auch nach Deutschland über, kam hier aber erst zu einer Zeit zur Geltung, wo man bereits gedruckte Bücher hatte. Die älteren deutschen Universitäten aber hatten bereits zu Anfang des 15. Jahrhunderts nicht unansehnliche Bibliotheken, Heidelberg z. B. insgesammt ca. 1000. Was die Fürsten anlangt, so deutet schon 1360 das Testament des Herzogs Ludwig von Brieg auf einen nicht geringen Bücherbestand, und was sonstige Private betrifft, so hinterließ im 14. Jahrhundert der Dechant Wilhelm von Hasenberg in Prag 114 Bände, der Dr. Neidhart in Ulm zu Anfang des 15. Jahrhunderts 300, der Jurist Künhofer in Nürnberg 1429: 151. Zu beachten ist dabei nun, daß derartige Zahlen für Klöster, Fürsten, Private 2c. auch nach der Erfindung der Buchdruckerkunst bis zum 16. Jahrhundert durchschnittlich ganz dieselben bleiben. Das ganze damalige Wissen konnte eben in etwa 100 Bänden leicht vereinigt werden.

Und das ist nun überhaupt festzustellen, daß die neue Erfindung zu Anfang durchaus nicht so umwälzend gewirkt hat, wie sich das der Laie wohl vorstellt. Gerade Kapp, der das erwähnte Wort von der „einschneidenden Revolution“ braucht, sagt treffend das folgende: „Der Uebergang vom Handschriftenhandel zum spätern Buchhandel vollzog sich auf eine ganz natürliche und einfache Weise. Letzterer knüpfte im wohlverstandenen eigenen Interesse an die äußere Form des bisherigen Verkehrs an und fand durch das Betreten alter Geleise zugleich seinen eigenen Weg geebnet. Aeußerlich blieb alles beim alten; aber der Inhalt wurde ein reicherer, ausgebreiteter und namentlich ausdehnungsfähigerer.“

(Ein Schlußartikel folgt.)

Jena. Georg Steinhausen.

Wie Jozef Israëls es sieht.*)

Einen so lieben alten Herrn hätten wir uns doch nicht unter ihm vorgestellt.

Der Jozef Israëls, den wir kannten, war uns eine historische Persönlichkeit in respektgebietender Entfernung, der Patron moderner schlichter Wahrheitskunst, der große Lehrer unserer Besten, der ihnen in Holland einfache Schönheit wies. Seine Kunst kannten wir, von ihm selbst wußten wir nicht viel. Da kommt er, der alte Nestor, leibhaftig in liebenswürdigster Menschlichkeit mit einem reizenden Reisetagebuch zu uns und zeigt uns, wer dieser Israëls eigentlich ist. Wer diese Bekanntschaft noch nicht gemacht hat, der mag uns andere darum beneiden.

*) „Spanien“ von Josef Israëls. Berlin, Bruno und Paul Cassirer.

Uns, die wir mit ihm und den munteren Jungen, seinem Sohn und dessen Freunde, in Spanien waren.

Die Intimität des Zusammenreisens, die keine Phrasen duldet, die das Konventionelle so schnell abstreift und nothwendig zu einer frisch-fröhlichen Feldkameradschaft führt, vorausgesetzt, daß man miteinander stimmt, erfüllt sich in dieser Gesellschaft restlos.

Wer sich wissensdurstig als gründlicher Deutscher über Spanien unterrichten will, mag andere Bücher lesen. Diese flüchtigen Notizen sind nicht die Akten einer gelehrten Reise. Es sind die mit bezaubernder Unbefangenheit festgehaltenen Impressionen eines schlichten Menschen, dem Gegentheil des Kulturphilisters oder des Schöngeistes, der seine Sache auf nichts gestellt hat und mit vergnüglicher Begier auf all das neue, was nun kommen soll, mit der Reisekutsche ins Blaue fährt: „Nun vorwärts, Kutscher, auf den Weg nach Spanien".

Dies „Spanien" ist in dem Buch nun wirklich, trotzdem wir Madrid, Toledo, Cordova, Sevilla grüßen und Afrika nicht gewissenlos drüben liegen lassen, nur „Stoff", der uns das wenigste bedeutet. Wir hätten ebenso ergötzlich mit den drei Fahrenden, dem Meister und den Gesellen, wo anders hin reisen können. Die Hauptsache ist nicht das Land, sondern der Reisemarschall, der uns viel lieber wird als alle Sehenswürdigkeiten, dies prächtige Menschenexemplar, dessen Gegenwart voll heiterer Stille leuchtet und in dessen Reisekunst so viel weises Lebensgenießen liegt. . . .

* * *

Unter den Pfirsichbäumen seines Gartens in rosigen sonnedurchflimmerten Blüthen sehen wir ihn und dann in dem lichtdurchflutheten Zimmer mit den drei Fenstern nach dem Maliefeld, in die Zweige und Blätter hineinspielen, umgeben von Bildern. Und hier beginnen die behaglich-umständlichen Reisevorbereitungen, die uns gleich in die richtige Stimmung bringen. Und wie in einer romantischen Novelle ists, als sich jetzt die Thür öffnet und zwei junge Leute hineintreten, der Sohn und der Freund des Sohnes, und sagen, sie wollen nun gemeinsam auf die Reise ins Unbekannte. Die Jungen nehmen die Sache sehr seriös, vor allem der philosophische Freund. An Jerome'sche Humore erinnert es, wie der Alte schmunzelnd erzählt, daß der eifrige Jüngling sich für die Pilgerfahrt eine ganze spanische Kulturbibliothek aufgepackt, in der der Cid und eine Calderon und Lopeauswahl noch das Leichteste sind. „Mein Himmel, wie viel Bücher", ruft Jsraëls und dämpft den Uebereifer mit gutmüthiger Ironie.

Wie er so mit der Jugend spricht, mit der heiteren Güte in der Stimme und in den Augen, so plauderhaft beschaulich in der Freude des Austausches, dabei immer lebenserkenntnißvoll, mit der ganz frischen voraussetzungslosen Eindrucksfähigkeit, die alles auf die eigene Weise sich zu Gemüthe führt; mit ausgesprochenem Sinn für das Schnurrige im Unbekannten, da glaubt man oft den alten Fontane zu hören.

Mit großen Augen, „schnüffelnd wie junge Hunde", sehnsüchtig brechen die irrenden Ritter in Spanien ein. Keine Pflichtreisende, Bädekererlöste, Bummler auf gut Glück.

Und wie Jsraëls diese Fahrten schildert, mit so großer innerer Freiheit, so ohne alle überlegene Pose, so selbstverständlich schlicht, immer mit der plastischen Momentanwirkung, der Illusion des augenblicklichen Miterlebens, des Athmens der gleichen Luft, ohne je die Stimmung zu schminken und selbstgefällige Reflexionen hineinzutragen, sich litterarisch zu fühlen, das wirkt wie ein frischer Feldblumenstrauß vor dem kokett und raffinirt gerahmten Spiegel der Melancholie, in dem Loti in seinem jüngsten Buch Scenen aus Spanien auffing.

Das Medium, durch das bei dem alten Herrn Jsraëls die Eindrücke gehen, ist eine besondere Wesensart, den Besseren unserer jüngeren Generation so verwandt und sympathisch. Es ist das Fontanesche: die Fähigkeit, ganz im Irdischen zu stehen, mit Geschmack dem Alltag zu geben, was des Alltags ist, die peinliche Scheu vor allem deplazirten Gesteigerten, die Abneigung vor den zu großen Worten, in einem jener glücklich fehlende Sinn für Feierlichkeit. Das alles beruhend nicht auf Armuth an Gefühl oder Mangel an schwingender Erregungsfähigkeit, sondern auf dem Takt, das Schwärmen und das Vibriren hoher Stimmungen nicht unnützlich zu brauchen. Dies gemüthlich im Alltag plätschern birgt auf dem Grunde wohl alle Möglichkeiten in starken Situationen sich überschauern zu lassen und sich hinzugeben. Und man kann sich kaum packendere, sich leidenschaftlicher mittheilende Atmosphäre denken, als wenn in solchem menschlichen Menschen der Realitäten unter großen Eindrücken das Temperament, der zuckende Künstlermensch erwacht, zu allen Gefühlen, zur Phantastik und Romantik fähig.

* * *

Jsraëls hat ganz die Fontane'sche Freude an den durch keine Illusionismen übertünchten Wirklichkeiten, er hat sich die Sachen nie anders vorgestellt und ist nun böse, weil sie anders sind, sondern er geht auf sie ohne den fertigen Maßstad zu mit den vollendeten Fähigkeiten, sie zu verstehen und sich an dem Charakteristischen zu freuen, wie sie nun einmal sind.

Gemüthlich ironisirt er die Illusionen schöngeistiger Spanienpilger, er empfindet den Kontrast zwischen der Vorstellung von den Dingen und der Wirklichkeit nicht grämlich verdrossen, sondern humoristisch betrachtsam. Ja, es stimmt ihn vergnüglich, daß er zu Toledo, das mit seinem Namen schon die malerischen und romantischen Assoziationen weckt: schwarze Reiter mit Toledanerklingen, alte Juden mit hohen Mützen und langen Röcken, „mindestens" aber weiße Mönche feierlich in Fackeln wandelnd, nichts von alledem seine Phantasie ahnungsvoll berührt, sondern daß er Genrebilder sieht, wie er sie ähnlich auch in Holland haben kann, eine Familienscene Mutter, Vater und Kind im Fensterausschnitt, ein Bauer im dunkelblauen Kittel neben dem Esel mit dem Kind auf dem Rücken. Das „lose geflochtene Korbwerk", in dem der Junge sitzt, die „feine graue Farbe" des Esels, das trifft die holländischen Augen viel herzhafter als alle Reminiscenzen an „Mauren, Juden, Ritter, Waffenschmiede, Ketzergerichte, Turnire und Auto da Fés".

Das ist überhaupt das menschlich Originelle, wie Spanien diesen Holländer in seiner Wesensart nichts anhaben kann, es verwirrt nicht sein Gefühl, er sieht alles, merkt auf alles, aber er läßt sich nicht unterkriegen und die Motive, die ihn bewegen und ihm etwas geben sind von den Modifikationen des Kostüms abgeht, in der Mehrzahl, wie man noch sehen wird, heimathlicher nordischer Natur oder werden es in seiner Anschauung.

Er geht gern seine eigenen Wege und liebt nicht die programmäßigen Genüsse. Er hat den Fontane'schen Hang zu den kleinen Vergnüglichkeiten des Lebens, die von den meisten übersehen werden, etwas von jener Andacht zum Unscheinbaren. So wie Fontane durch die Straßen Berlins und durch den Thiergarten ging und mit den Augen und Herzen des Sonntagskindes die Alltagseindrücke empfing und aus den Blumenläden und dem Sarggeschäft und den trägen Kähnen im Kanal schweigende Stimmungsfreuden in sich sog, so denke ich mir auch Jsraëls still heiter mit weiten Augen im Glück des Schauens dahinschlendern.

So entschlüpft er gern einmal seinen Gefährten, vor allem wohl dem gelehrten jungen Freund, der auf die historischen Reminiscenzen, auf architektonische Stilvergleiche ausgeht, „denn er hatte es einmal studirt" — um in dem nebligen Dunst und in dem Sonnenflimmer der Frühe still um sich und in sich hinein zu lauschen. Auf einer steinernen Bank zwischen zwei Cypressen setzt er sich nieder und horcht auf das Säuseln in den Zweigen, das Rauschen des Flusses und das Gesumme und Zirpen. Oder er findet den lustigsten Zeitvertreib an allerlei Gethier, an den braunen und schwarzen Ziegen, die über die Berge klettern und mit

deren Hirten, einem fröhlichen Jungen, er sich gleich anfreundet; an den kleinen langohrigen Grauchen, die ihn so geduldig tragen und in deren Psychologie er sich mit liebevollstem Gemüth vertieft.

Einen weiten Bogen macht er aber, als ihm in Sevilla der Malklub ein Fest geben will; für solche Feierlichkeit, für das Handwerk grüßen, für das anch' io sono pittore hat er nun gar keinen Sinn. Auch kunsthungrig scheint er nicht und nachdem er seine Lust im Prado gebüßt, geht er Bildersammlungen und Bildungsberühmtheiten bedachtsam aus dem Wege.

Seine Passion sind die kleinen Scherze außerhalb des Budgets, das Wandeln im Zufall, das Impressionistische. An dem Abend, als er ehrbar und gravitätisch von Sevillas Malerzunft gefeiert werden sollte, bummelt er mit seinen Gefährten durch das Volksviertel und geräth in ein Tanzvergnügen der Armen. Und diese Armuth und Einfalt mit Muttergottesbildchen, schäbigem Mousselin, spärlichen Wachskerzen, bunten Lampions, in der Mitte der Bucklige mit der Orgel, darüber der freie Sternenhimmel, entzückt ihn und der Hauch glücklichster Stunden liegt über seiner Erinnerung.

In Barcelona steigt er, ein malerischer Don Juan, einer reizenden Gruppe nach. Hier erleben wir mit ihm das nicht sehr häufige, daß, wie er selbst sagt, „der südliche Farbenreichthum seine an das Grau gewöhnte Sinne erregt". Die Farben der Sennora, die hellgelbe Seide mit der schwarzen Spitzenmantille, der breite Schatten über der Stirn, in der rechten beringten Hand ein langer, schwankender Rosenzweig, klingen in ihm wieder. In ihren wechselnden Phasen: es kommen zwei Freundinnen mit gestickten weißen Mantillen über violettseidenen Kleidern, lebhaften Fächerbewegungen, hellem Lachen und fröhlichem Grüßen, dann zwei sonnige Kinderchen, die sich an der Hand halten und stürmisch geküßt werden, wird ihm diese Nachfolge ein künstlerisches Erlebniß. Dies koloristische Gedicht hat aber eine tragikomische Pointe. Israëls folgt wie ein Jüngling der Spanierin in ein Konfitürengeschäft, in dem er garnichts zu suchen hat, wird in dieser Weltausstellung von Zucker ganz konfus, und als er endlich nach umständlicher Verständigung mit großen Puppen aus Zucker ziemlich hülflos abzieht, ist die Sennora natürlich längst entschwunden.

Wie er künstlerisches Hochgefühl mit einem resignirten Humor über das Spiel des Irdischen zu umklingen weiß, in jener Erkenntniß, daß alle unsere Stimmungen doch immer wieder von einer Farcenlaune des nächsten Momentes zerrissen werden, zeigt jene ganz anspruchslos und ohne Absichtlichkeit erzählte, ohne jede Reflexion verbrämte Szene.

* * *

„Gibt es denn keine Stadt ohne Museum" klagt er in Toledo und ist sehr vergnügt, daß es gerade geschlossen ist. Es ist ein Vergnügen, mit ihm an einem Museum in schöner Gewissenlosigkeit vorbei zu gehen, ein Vergnügen aber auch, wenn er aufgelegt ist, mit ihm einzutreten. Dann ist er ganz bei der Sache. Man muß ihn sehen, wie er lebt vor den Bildern, wie alles in ihm konzentrirt ist, wie es ihn schüttelt und packt, wie er sich Luft macht, wie er da nur noch Künstlermensch ist in stärkster vibrirendster Bewegung.

Und man muß ihn hören, wie er vor den Bildern spricht. Man denkt an Hermann Grimm dabei. Kein Eindrückemittheilen, kein Sprechen über. Eindrückeerlebenlassen. Reiner, fast kindlicher Enthusiasmus auf dem Grunde seinen Verstehens. Auch hier kein Pathos, kein Suchen fremder unerhörter Wendungen. Einfache Worte, aber von unmittelbarster Wirkung.

Von weitem sehen sie im Prado einen Velasquez, einen Prinzen auf dem Füllen in der Landschaft. Sie rennen darauf zu, und als sie davor stehen, stoßen sie sich mit den Ellbogen an und sagen nur: „Sieh da, da ist er nun" ... Und daraus klingt Erfüllung, gelobtes Land, aufathmende Glückseligkeit. Und wie die Kinder werden sie, sie theilen den Eindruck, Israëls findet das Pferd am schönsten, sein Sohn den Prinzen, der Freund die Landschaft. Und sie lachen vor Vergnügen und laufen in den anderen Saal und stehen athemlos: überall Velasquez, Murillo, Tizian, Rafael ...

Und nun umspielt Israëls uns mit all der Fülle und zwingt uns in die erregte Stakkatastimmung, wo es uns von einem Bild zum anderen treibt und wieder zum ersten zurück, wo man im Schauen immer wieder etwas neues entdeckt. Er läßt die Bilder auf uns zu rücken, die Einzelmomente der Annäherung läßt er uns miterleben. Auf den „Teppichhändlerinnen" bewundern wir die schöne große Frau mit bloßem Hals und Armen, aber da zieht er uns schon weiter. Er hat etwas ganz unerhörtes aufgespürt, und seine Stimme zittert aufgeregt: „da unten im Saal, da steht ein lebensgroßer Kerl und spricht; es ist ein Hofnarr; er hat, glaube ich, ein Stück Papier in der Hand und deklamirt" ... Jetzt stehen wir davor, und Israëls sagt, und wieder athmet es in ihm auf: „Ja, er thuts, wie lebendig er dasteht und seine Hand ausstreckt". Und dann noch einmal: „Breit, groß, lebendig" und nach einer Pause, so einfach und erschütternd, „ich hatte noch nie so etwas gesehen".

Und in diesen Stunden, wo nichts an die stille Beschaulichkeit des irdischen Philosophen erinnert, wo alles Vibration, leidenschaftlichste seelische Spannung ist, wo nur der Künstler spricht, da spielen in dies Sekundenglück jene anderen Stimmungen, die Qualgeister künstlerischer Temperamente. Plötzlich folgt auf die hochgespannten Gefühle ein Sinken in Verzagen und trübselige Depression: „Wir Maler ohne Muth, ohne Modelle, ohne Hof, Könige oder Kaiser, um stolz darauf zu sein, wir stehen hier und suchen zu begreifen, was solch ein Mann in solcher Umgebung gefühlt haben muß. Ein Bild von ein paar Metern beängstigt uns. Wir kriechen in unseren Winkeln und sind Maler in Zweifel und freudloser Arbeit." „Ach, wir konnten es nicht ändern, gerührt, ja vernichtet waren wir durch den Anblick so vieler Meisterwerke; wir verlangten nach draußen; wir hatten schon genug Aufregung gehabt; wir wollten fahren, laufen und Muthwillen treiben.

An dem Tage sahen wir uns keine Gemälde mehr an."

* * *

Diese spanische Reise ist in allen ihren Stationen mit Maleraugen gefaßt. Das zeigen nicht die Text begleitenden reproducirten Bleistiftskizzen, die mir für Israëls allzu anspruchslos unpersönlich scheinen, sondern der Text selbst. Israëls sieht und macht sichtbar, und er bringt Bilder scharf erfaßt, originell ausgeschnitten, mit, die alle erfreuen, die nicht das offizielle Panorama suchen, sondern die reizenden Besonderheiten, manchmal ein scheinbar Unbedeutend-Alltägliches, das in einer seltenen Beleuchtung völlig neu geschaut wird.

Er trinkt die Nuancen einer Landschaft. Ihr Stimmungsinventar sich zu konserviren: einen sonnigen Pfad, wie getigert mit breiten Schattenflecken, die auseinandergehen, oscilliren, sich vereinigen; Abtönungsskalen vom Weiß des zarten Gipfelschnees, durch den sich sonnebeschienene Strähnchen wie silberne Drähte winden, über rosa und braun, bis zu dem Graugrün der Abhänge und dem tiefen Dunkelgrün der Baumgruppen; die weißen Mauern der Villen, die sich hell abheben von den wogenden Gründen mit ihren dunkelen Schattenflecken, all das interessirt ihn viel mehr als der Frescostil historischer Reminiscenzen.

Wendet man sich von diesen Bildern rein malerischer Qualität zu den Scenen voll Staffage und stofflicher Natur, die Israëls festhält und glücklich in Worten reproducirt, so finden wir wieder wie vorher den festwurzelnden Heimathskünstler, wieder die holländischen Augen, die auch fern in Süd nicht neue Schönheit suchen, sondern das, was ihnen gemäß.

Man darf hier nicht von Kurzsichtigkeit reden und beschränktem Sehen. Israëls entgeht das ihm innerlich ferner Stehende keineswegs. Er merkt auf ein Nachtstück voll Khnopf- und Maeterlink-Stimmung: Weiße Nonnen, die paarweise den Baumpfad entlang über die Brücke schreiten, grau und finster die Luft, darin die blaßgleitenden Gestalten, leiser Schritteklang auf der Brücke, eintöniges Psalmodiren verweht von dem Rauschen des Stromes.

Er sieht prunkende tableaux vivants von Decamps und Delacroix an der Küste von Tanger: in der Ferne ein schimmerndes Nahen wie ein Goldklumpen auf blau-silberner Schüssel, die phantastische Königsschaluppe glänzend und prahlend mit blauen Teppichen, Shawls und seidenen Kissen und auf dem blauen Felde braune und schwarze Mannschaften mit weißen Turbans.

Aber ganz stark spricht doch erst sein Herz, wenn er die Motive seiner großen holländischen Vorfahren sucht und sie akklimatisirt findet, vor allem das, wovon die drängenden Freunde ihm sagen: Vorwärts, weiter, Du siehst ja so oft bei uns dasselbe.

In den krausen engen Gäßchen von Tanger, spät Abends, als die Laterne Mohammeds des Führers mit ihrem hin und her zuckenden kreisenden Licht tolle Schattenspiele aufführt: „unbegreifliche Kerle kommen plötzlich auf uns zu, ihre Beine sind beleuchtet, ihre Köpfe fliegen in der Dunkelheit weg über die mit allerlei seltsamen Schatten bewegte Straße", fühlt er Rembrandt, die Radirungen von der Flucht nach Aegypten.

Und wieder Rembrandt, Erzväter und Patriarchenstimmung, alttestamentarische Idylle und Anakreontik, Hirtenliedlyrik niederländisch geschaut vor den lebenden Bildern jüdischer Vorzeit in Afrika: steife graufahle Züge von Kameelen mit Gütern beladen; am steinernen Brunnen eine schlanke Frau mit dem Krug im Arm; der jüdische Gesetzesschreiber mit dem fürstlichen Haupt, bleich wie Alabaster, mit langem weißgelben Bart, in großen Strähnen über dem beschriebenen Pergament.

Und wieder Rembrandt vor der phantastischen Pantagruelischen Groteske, die er in Perpignan erlebt, im tiefen Hofthor ein junger Kerl schlafend und nun plötzlich in dem mit Dunkelheit vollgestopften Raum aufzuckend ein Licht, das riesenhafte Schatten auf die Wand zaubert: die Nase des Schlafenden gespenstisch groß und die Beine burlesk lang.

Und Jan Steen vor dem derben strotzenden Stücke in Barcelona: der Wunderdoktor mit den monströsen Bandwürmern und der gigantischen über der Thür baumelnden Klystierspritze, der den verwundeten Fuß eines Arbeiters verbindet.

Und schließlich in Algesiras am mittelländischen Meer gar Joseph Israëls selbst vor der Frau auf der Anhöhe mit dem Kinde im Arm, auf die See hinausspähend. . . .

Man darf hier nicht von Kurzsichtigkeit reden und beschränktem Sehen. Wir begegnen hier nicht einer eigensinnig, sondern fest und erkenntnißvoll in sich beharrenden Persönlichkeit, einem weisen reifen Alter, das die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit nicht mehr in Versuchung führen, weil es selbst sein Bestes in sich hat. Und so mögen wir dies Alter selig preisen mit den Goethe-Worten des Maler-Evangeliums:

Nicht in Rom, in Magna Graecia
Dir im Herzen ist die Wonne da. . . .

Felix Poppenberg.

Carry Brachvogel.

Die enorme und alljährlich noch anwachsende Ueberproduktion bildet einen Hauptschaden unseres Schriftthums. Ein großer Theil des Publikums liest, „da man ja doch nicht mitkommen kann", gar nichts oder so viel wie nichts, im besten Falle den neuesten Tolstoj und Zola, ein anderer Theil verschlingt monatlich fünfzig Leihbibliotheksbände mit dementsprechenden Interesse und Verständniß. Und diejenigen, die berufsgemäß das Neue prüfen und begutachten sollen, sind außer Stande, das Echte vom Falschen, die Spreu vom Weizen zu scheiden, weil sie die Fülle des Stoffes unmöglich bewältigen können. Wahllos, sobald es sich um neue, ungekannte Namen handelt, muß man aus der Menge Dies oder Jenes herausgreifen, eine Ziehung, die mehr Nieten als Treffer bietet. Und oft mag eine Perle abseits und unbeachtet liegen bleiben, während man hohle Muschelschalen aufgelesen hat und sorgsam prüft. Nur zu begreiflich ist es darum, daß alle Schreibenden zum Theater drängen, auch Leute, die viel novellistisches und wenig dramatisches Talent haben. Denn ein Mißerfolg auf den Brettern macht populär, ein guter Roman nicht. Hätte Frau Carry Brachvogel eine mittelmäßige, aber platt-wirksame Komödie auf die Bühne gebracht, ihr Name wäre längst gangbare Münze. Er ist es nicht und wird es auch so bald nicht werden. Denn die Dichterin hat (nachdem vorher schon ein Roman und ein Novellenband von ihr erschienen sind) jetzt bloß . . . ein sehr schönes Buch geschrieben: Die Wiedererstandenen, Cäsarenlegenden.*)

Vorerst einen kurzen Rückblick auf die überaus rasche und herrliche Entwicklung dieses dichterischen Talents. Vor fünf Jahren erschien Carry Brachvogel's erstes Werk, der Roman „Alltagsmenschen".*) Man kann ihn füglich einen Alltagsroman nennen, eine Talentprobe, nicht mehr. Die alte Geschichte von dem in der strengen Klausur „guter Erziehung" aufgewachsenen Mädchen, das einen Helden, einen Halbgott zu heirathen wähnt und in dem Erwählten erst später den nüchternen, pedantischen Amtsrichter erkennt, nun ersehnt sie den rettenden Helden erst recht und findet ihn in einem Legationssekretär; Ehebruch und Glückstaumel, Erwachen und Reue, versöhnender Schluß. Das ist der Roman. Er weist manchen feinen Zug auf, insbesondere in der Psyche der Frau, im Allgemeinen aber, nach Sprache sowohl als Inhalt, zeigt sich die Verfasserin noch völlig unfrei, an alten und nicht immer bewährten Mustern haftend. Wollte Carry Brachvogel heute den deutschen Familienblatt-Roman persifliren, sie würde die ersten zwei Seiten ihrer Alltagsmenschen unverändert abschreiben. — Zwei Jahre später folgte „Der Erntetag und Anderes"*), eine Sammlung von ungleichartigen und ungleichwerthigen Skizzen. Unter ihnen finden sich kleine Meisterwerke: „Annuschka, die Magd", ein veristisches Bild von Herrenmacht und -Liebe, eine überaus fein psychologische Studie „Ihr Dichter" und der geistvolle Dialog „Wie es anfängt und wie es endet".

Schon in diesen Skizzen fällt die Fähigkeit der Dichterin auf, die heterogensten Stoffe in die ihnen gemäße Form zu gießen, den harmonischen Einklang zwischen Idee und Form zu finden, zwanglos und ungekünstelt und mit Geschmack. Das instinktive Gefühl für den richtigen Ausdruck ist Brachvogel's Stärke. In den Cäsarenlegenden wirkt diese Fähigkeit geradezu überraschend. Eine ungewöhnliche Bildung und hoher Intellekt sprechen aus jeder Zeile des Buches; und doch fühlt man nirgend den reflektirenden Geist, überall nur die rein dichterische Intuition. Sie allein ermöglicht es der Dichterin, graziös und scheinbar tändelnd Wege zu gehen, auf denen ein Anderer unfehlbar straucheln müßte. So lange man „Das Pferd des Caligula"

*) Berlin, S. Fischer.

oder „Götter a. D.“ liest, steht man vollkommen im Banne der phantastischen Dichtung, und erst nachträglich wird man gewahr, aus welch unglaublich spröden Stoff diese Kunstwerke gemeißelt sind, an welchen Klippen und Abgründen wir vorbeigeführt wurden, ohne die Gefahr auch nur zu spüren. Der Stoff dieser beiden Legenden — sie sind die besten des Buches — streift hart ans Grotesk-Komische. Eine einzige Lücke, ein momentanes Versagen der Stimmung, und unrettbar müßten sie ins Lächerliche umschlagen. Daß sie es nicht thun, auch bei wiederholtem, kritischem Lesen nicht, das allein stempelt sie zu ganz hervorragenden Werken der Erzählungskunst.

... Auf einem Fürstengeschlechte lastet der Fluch, daß der jeweilig Regirende alljährlich zur Zeit der Herbstgleiche in ein Pferd verwandelt wird. Mit quälendem Bangen erwartet der Fürst das Unabänderliche, und seine Hauptsorge richtet sich darauf, von Keinem seiner Unterthanen in so unwürdiger Gestalt gesehen zu werden; er zittert vor dieser Möglichkeit, obwohl er weiß, daß sein Fluch ein offenes Geheimniß im ganzen Lande sei. Zur Zeit, da die Wandlung sich vollzieht, bleibt das Schloß unbeleuchtet und menschenleer. Jeden Späher träfe der tödtende Huf des fürstlichen Pferdes. Und, von Angst gejagt, in rasendem Lauf verläßt der diademgeschmückte Falbe des Nachts das Schloß, um im Dickicht des nahen Forstes Ruhe und Sicherheit zu finden. Da tritt ihm ein anderer Gaul entgegen. Ein Schimmel ist's, der in die Mähne verflochten den Lorbeerkranz und die weiße Stirnbinde der römischen Konsuln trägt, Incitatus, das Pferd des Caligula. Nach kurzer Begrüßung wandeln die Beiden nebeneinander durch die schweigende Nacht. Und der Falbe schüttet sein gequältes Herz aus, er beklagt den unseligen Fluch, der ihn, den Höchsten, zum Thier erniedrige, den Fürsten zum Roß, und ihn ohnmächtig mache gegenüber dem Hohn, den er stets nach solchen Nächten vom Gesichte eines jeden Unterthanen lesen könne. Incitatus hört aufmerksam, doch ohne Verständniß zu. Ein solcher Fluch mag ja seine Unbequemlichkeit haben. Aber den Jammer des Falben begreift er nicht, am allerwenigsten in Bezug auf das Volk. Hohn der Unterthanen? Ja, warum heißen sie dann Unterthanen? — Und er erzählt seine eigene Geschichte: Wie das römische Volk in heller Wuth aufgebraust sei bei der Nachricht, Caligula wolle sein Leibroß zum Konsul machen. Die Einen schmähten und fluchten, die Anderen drohten. Und angstvoll erwartete Incitatus den Tag seiner Erhöhung, der ihm zugleich zum Todestage werden mußte. Der Kaiser selbst leitete die Ceremonie, und als er die Insignien des Konsuls in die weiße Pferdemähne verflocht, da ging ein Murren dröhnend durch die tausendköpfige Menge. Der Schimmel erbebte; Caligula aber wendete langsam den Kopf; mit ruhigem, starrem Blick maß er das Volk, und das Murren verstummte. Dann aber brach betäubendes Geheul aus: Salve Cäsar! Heil dem Konsul, dem herrlichen Pferd! Und ganz Rom pries sich glücklich, diesen glorreichen Tag erlebt zu haben. — — Aufmerksam hat der Falbe zugehört. Und — in der Herbstgleichenacht des nächsten Jahres bleibt das Schloß nicht unbeleuchtet und menschenleer. Im Scheine von tausend Kerzen erstrahlt es, freudig bewegte Scharen durchströmen die hellerleuchteten Straßen, und immer wieder liest man die gelben Plakate: „Glückliche Anzeichen verrathen, daß heute Nacht sich wieder das hohe Wunder der Pferdwerdung vollzieht, das unser erlauchtes Herrschergeschlecht seit Jahrhunderten von allen anderen Dynastien auszeichnet.“ Unter Kanonendonner und jauchzendem Jubel der Menge hält der gekrönte Falbe seinen Umzug durch die Stadt; die Vornehmsten dürfen seine Hufe mit den Lippen berühren. . . .

Das ist in dürftigen Umrissen die Legende vom Pferd des Caligula; ihr stofflicher Inhalt, nicht ihr Wesen. Hier mag das Groteske der Phantasie stark hervortreten, dort einen sich Stoff und Ausdruck zu einem abgerundeten Ganzen, zu einer Satyre, die durch ihre Objektivität und vornehme Grazie nur um so schneidender wirkt.

Die Sprache Carry Brachvogel's ist mustergültig; knapp, oftmals fast karg und dabei von reichster Fülle und Anschaulichkeit. Jedes Wort steht wie selbstverständlich auf seinem Platze, organisch dem Ganzen eingefügt, und könnte durch kein anderes ersetzt werden, dürfte nicht fehlen. Diese Empfindung hat man bei jeder Zeile. Und deshalb ist eine kurze Wiedergabe der „Legenden“ so schwierig, fast unmöglich. Denn ihr kürzester und zugleich vollendetster Ausdruck sind sie selbst. „Götter a. D.“ füllt dreißig Buchseiten und enthält nicht weniger und nicht mehr, als ein Stück Psychologie von 1900 Jahren Weltgeschichte. In Form einer konsequent durchgeführten Metempsychose treten uns Ahasver und Messalina als amerikanischer Lederkönig und Pariser Kokotte entgegen und unterhalten sich, nicht etwa in schwulstigen Tiraden und tönenden Phrasen, sondern in leichthin geführtem, causirendem Gespräch über ihre verschiedenen Begegnungen seit — 1900 Jahren. Messalina, Theodora, Lucrezia Borgia, Pompadour und Lola Montez tauchen dabei aus ihren Gräbern, und nebenher, so ganz nebenher läuft eine Geschichte der Entwicklung des Judenthums. Ohne Sentimentalität, ohne Doktrin ist das alles vorgebracht. Mit einer nur bei solcher Prägnanz des Ausdrucks möglichen Schärfe ist jedes Wort auf irgend ein historisches Ereigniß projizirt, und thatsächlich ersteht vor uns Jahrhundert um Jahrhundert aus — dieser Plauderei im blauseidenen Boudoir der Pariser Kokotte. — Irgend eine feine Wendung, dies oder jenes geistreiche Wort aus dem Zusammenhang zu ziehen und hier anzuführen, wäre Unrecht. Es hieße einen buntschillernden Falter mit plumpen Fingern haschen, um die Farben in der Nähe zu betrachten . . .

Die Legende von der „rothen Schlange“ behandelt den Gegensatz zwischen heiterer hellenischer Sinnenfreude und der durch Askese gestachelten Sinnengier in ebenso phantastischer als poetischer Weise. „Napoleon V.“ hingegen fällt entschieden aus dem Rahmen des Buches. An sich ist die Novelle ganz vortrefflich; sie singt das alte hohe Lied von Mutterglück und Mutterleiden in tiefinnerlichen, echten Tönen. Das überragende Talent der Dichterin zeigt sich auch da unverkennbar. Doch die Beziehung dieser modernen Erzählung zu dem großen Korsen ist zu lose, zu subjektiv, um ihre Aufnahme unter die Cäsarenlegenden zu rechtfertigen. —

Eine von den fünf im Bande: „Die Wiedererstandenen“ vereinigten Arbeiten blieb bisher unerwähnt: „Ahnfrau Lucrezia“. Sie steht an Bedeutung hinter den beiden an erster Stelle genannten zurück, doch für Carry Brachvogels Talent und Art scheint sie mir am bezeichnendsten. . . . Wir sind im Rom Alexander des Sechsten. Zwei jungen deutschen Fürsten zu Ehren gibt er ein Festmahl. Die blonden Deutschen staunen ob all' der nie geahnten Fülle und Pracht; sie staunen und trinken Falerner und harren ungeduldig der „Krone seines Hauses“, die ihnen zu zeigen der Borgia versprochen hat. Sie trinken. Und als die große Tafelrunde stiller geworden ist und die Wangen röther, die Augen glänzend, da erscheint am Eingang der Marmelloggia eine schwarze Gestalt. Ein schwarzer Sammtmantel umschließt den Körper ein schwarzer Schleier den Kopf, eine Maske das Gesicht. Bis hart an die Tafel tritt die räthselhafte Erscheinung. Dort läßt sie den Mantel sinken. Im Kreise der Männer steht, in duftige Schleier gehüllt, ein Weib. Es reißt den Schleier vom Haupte; rothgoldene Wellen rieseln über den Rücken hinab, das Haar, das Tizian gemalt hat und Ariost besungen. Endlich löst Lucrezia auch die Maske, und ihr Blick, müde und doch liebedürstend, haftet auf einem der jungen Deutschen. Er springt auf, schlägt den Mantel um ihren Leib und trägt die Willfährige auf seinen Armen davon. Gelächter tönt ihm nach. — — Jahre sind verflossen. Alexander ist lange todt; in der Engelsburg sitzt Leo X., der Mediceer, dem schöne Gemälde mehr gelten, als schöne Weiber. Und aus der sinnberückenden Lucrezia ist die häßliche, tugendsame und bigotte Herzogin von Ferrara ge-

worden. Heute weilt sie mit ihrem Gemahl in Rom, um ihres Hochzeitstages zwanzigste Wiederkehr durch ein Hochamt feiern zu lassen. Vor der blumengeschmückten Kirche drängt sich das Volk. Auch die deutschen Fürsten stehen dort. Sie sehen, wie die Leute scheu Platz machen für einen älteren Kardinal, der langsamen Schrittes vorbeigeht, sie hören, was das Volk über ihn zischelt und raunt. Aber sie wollen es nicht glauben, denn sie kennen diesen Kardinal; damals bei jenem Feste war er der Wildesten einer. Und doch ist es wahr: daß er seit mehr denn fünfzehn Jahren nicht mehr gelacht hat. Er selbst bestätigt es. Worüber sollte man denn lachen? Mit dem Borgia haben sie ja den Humor begraben. Damals freilich! Wer zu Tisch geladen wurde, machte vorher sein Testament! Und oft vergifteten sie den Unrechten; sie hielten ja nie Ordnung in ihren Pulvern. War das ein Spaß, wenn dann einer zur Messe kam, den er schon ausgesegnet glaubte! Und die Theaterbesuche Cesares! Und manches Andere! Nein, wer die grandiosen Scherze der Borgias miterlebt hat, der kann über die schalen Faxen von heute nicht lachen. Der Humor in Rom ist todt! . . . Schweigend lehnt sich der blasirte Römer an eine Säule und mustert das stockende Gewühl. Hart neben der Kirchenpforte steht ein Weib in grauem Büßerhemd. Um ihrem kranken, hungernden Geliebten Brot zu schaffen, hat sie sich für einen Künstlerfestzug als Venus verdungen. Darum steht sie jetzt da, den eisernen Bußgürtel um die Hüften, im Haar den höhnenden Strohkranz und zu Häupten die Geißel. Noch hängt sie unberührt da, obgleich jeder Vorübergehende das Recht hat, die Unglückliche mit einem Schlage zu treffen. Da erscheint, von Pagen geleitet, die Herzogin von Ferrara. Sie sieht das Weib, erfährt seine Sünde. Tugendlicher Unwille färbt die Stirn der Fürstin roth. Zuerst schilt sie die Verworfene, dann bleibt ihr Blick an der Geißel haften; mit zornzitternder Hand greift sie danach, hoch erhebt sie den Arm, doch — wie erstarrt bleibt er in der Luft schweben, ohne niederzusinken. Und auch das Volk wird mit einem Male stumm und lauscht . . . „blickt ungläubig-erstaunt zu der Säule hin, an der mit verschränkten Armen der blasirte Kardinal lehnt. Er lehnt da — und lacht. Lacht, daß ihm die Thränen in die Augen treten. Lacht zum ersten Male wieder seit fünfzehn Jahren!" — —

Auch diese Legende ist mit den kurzen Strichen hier durchaus nicht wiedergegeben und erschöpft. Sie wurde nur citirt, um die Figur des blasirten Kardinals zu zeigen. Solche Figuren erklügelt man nicht. Aus dieser Nebenperson erhellt so recht die intuitive Gestaltungsgabe der Dichterin, die zweifellos auch dramatisches Talent besitzt. Ob sie es je bethätigen wird? — In jedem Falle kann man ihrem nächsten Werke mit freudiger Erwartung entgegensehen. Und daß es sie auf derselben Höhe zeigen wird, darf man hoffen; nicht zu mindest deshalb, weil Frau Carry Brachvogel kaum durch allzu reichen Lorbeer eingeschläfert und in ihrem Streben gelähmt werden dürfte. Damit hat es keine Wege. Hauptsächlich aus den eingangs dargelegten Gründen. Zum Theil aber auch infolge eines Fehlers, den die Dichterin nicht mehr gut machen kann. Sie lebt nämlich in München und ist, wie ich glaube, dort auch geboren. Das ist schade. Hätte ihre Wiege in Genua gestanden oder etwa in Finnland droben, dann würde man sie viel lieber „entdecken" und preisen. Aber in München! Da greift man sofort zum kleinen Maßstab. „Made in Germany" ist keine Empfehlung beim Volk der Denker und Dichter.

Wien. Gustav Alexander Pollak.

Junker, Carl. Der Verein der österreichisch-ungarischen Buchhändler 1859—1899. Ein Beitrag zur Geschichte des österreichischen Buchhandels. Wien. 1899.

In dieser vornehm ausgestatteten Festschrift (Großquart auf geschöpftem Papier) schildert der Verfasser im Auftrage des Vorstandes die Geschichte des österreichisch-ungarischen Buchhändlervereins, der kurzlich das Fest seines vierzigjährigen Bestandes feiern konnte. Die Bestrebungen nach einer Vereinigung der österreichischen Buchhändler fallen zwei Jahrzehnte nach der Gründung des Börsenvereins der deutschen Buchhändler, dessen straffe Organisation vorbildlich geworden ist. Eine 1845 von dem Lemberger Buchhändler Millikowski angeregte Versammlung „sämmtlicher Herren Kollegen im Kaiserstaate" und eine spätere der Wiener Buchhändler gaben den Anstoß zur Gründung des Vereins, der im Oktober 1859 ins Leben trat. Sein erster Vorsitzender war der um das Zustandekommen verdiente Rudolf Lechner, dessen Bild auch diesem Bande beigegeben ist. Fragt man, was der Verein im Laufe einer vierzigjährigen Entwicklung geleistet hat, so gibt ein Wort Eduard Hölzel's die richtige Antwort, daß er sich als „ein unentbehrliches Bindemittel für den österreichischen Buchhandel bewährt habe, und daß durch das gemeinsame Vorgehen manches Ersprießliche erzielt worden sei". Eine allgemeine Hebung des Buchhandels oder anderweite besondere Erfolge hat er nicht errungen. Den österreichischen Amts-Bureaukratismus so oft überwunden zu haben, ist vielleicht auch ein Verdienst. Die Thätigkeit des jungen Vereins geht Hand in Hand mit der des Muttervereins oder vielmehr nach dem Muster desselben. Ein eigenes Organ, die wöchentlich erscheinende österreichische [seit 1889 österreichisch-ungarische] Buchhändler-Korrespondenz vermittelt den Mitgliedern die Kenntniß der neuen (inhaltlich spärlichen) Erscheinungen des heimischen Verlags, dessen Tiefstand bis heute unverändert geblieben ist. Die wiederholten, vergeblichen Versuche zur Schaffung eines österreichischen Bücherlexikons bilden vor allem die Signatur der Jahre 1859—1889. Das letzte Jahrzehnt ist mit einer tiefgehenden Reorganisation und einer erheblichen Steigerung der Thätigkeit des Vereins ausgefüllt. Als Organ des Börsenvereins hat der österreichische Verein Antheil an dem Zustandekommen der Verlagsordnung und der Verkehrsordnung genommen. Eingaben an die österreichische Regierung, betreffend das Urheberrecht, Preßgesetz, die Bestimmungen über Pflichtexemplare und verbotene Druckschriften, haben nur zum Theil Erfolg gehabt. All dem verschließt sich der Verfasser dieser objektiv und sachlich gehaltenen, keineswegs etwa, wie üblich, schönfärbenden Festschrift, durchaus nicht. Er betont ruhig, daß vielen Bemühungen nur manche Erfolge gegenüberstehen, und daß in Oesterreich der Buchhandel noch lange nicht die verdiente Bedeutung einer Anerkennung, am wenigsten von oben, besitze. Dem Verein der österreich-ungarischen Buchhändler bleibt noch ein weites Feld der Thätigkeit. „Im Verfolg seiner Interessen wird er aber auch eine kulturelle Mission erfüllen, denn Presse und Buchhandel verbreiten Bildung und Wissen, die zur Macht führen und die allein eine Besserung aller unserer Verhältnisse veranlassen können."

Wien. A. L. Jellinek.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37. Dr. P. Nathan, W. Ziethenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 36. Berlin, den 9. Juni 1900. 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Auch Pretoria konnte, wie zu erwarten war, ohne harte Kämpfe von den Engländern besetzt werden. England hat also seinen Willen nach ernsten Niederlagen im Anfang, unter großen Anstrengungen und nach einem zähen Ringen von dreiviertel Jahren durchgesetzt. Diese Entwicklung — nur in weit schnellerem Tempo — setzte zu Beginn des Krieges alle Welt voraus; man hielt es für sicher, daß das Vereinigte Königthum, dieses Millionenreich, die beiden kleinen Republiken, mit einer Einwohnerzahl wie die Stadt Charlottenburg, schließlich zermalmen würde. Das Urtheil schlug nur um, als die Engländer zunächst Niederlage auf Niederlage über sich ergehen lassen mußten, und als vorübergehend die Möglichkeit näher zu rücken schien, daß ein Aufstand in Kapland und Natal die Schwierigkeiten der Angreifer weiter steigern würde. An dieser Stelle ist immer wieder darauf hingewiesen worden, daß nur ein solcher Aufstand oder ernste politische Verwicklungen in anderen Theilen der Welt die Aussichten der Buren wesentlich verbessern könnten, und da ernste aufständische Bewegungen unter den Afrikandern ausblieben und auch internationale Komplikationen von erheblicher Tragweite sich nicht einstellten, so mußte die englische Uebermacht, die englische höhere Disziplin und auch die englische Zähigkeit, die so tapfer in Kimberley, in Ladysmith, in Mafeking ausgehalten hatte, schließlich den Sieg davontragen. Der entscheidende Sieg ist jetzt für das Vereinigte Königreich errungen, der Krieg ist so gut wie zu Ende, und Kämpfe, die noch zu erwarten sein sollten, werden nicht mehr als entscheidende Zusammenstöße größeren Stiles, sondern nur noch als ein Guerillakrieg zu betrachten sein. Freilich auch er kann England große Unbequemlichkeiten schaffen.

Aber auch ohne Guerillakrieg bleibt die Lage für England in Südafrika keineswegs eine erfreuliche. Die Majorität der südafrikanischen Bevölkerung haßt heute bitterer als je die englische Regierung; sie erträgt dieses Regiment, so lange sie dazu gezwungen ist, und dieser Zwang wird für lange Zeit verkörpert bleiben müssen in einer starken englischen Armee, die über Südafrika zu wachen hat. Brechen aber irgendwo in der Welt schwere Konflikte aus, denen gegenüber man in London die Augen nicht verschließen kann, dann wird das englische Volk von Neuem an die Weisheit der Chamberlain'schen und Salisbury'schen Politik erinnert werden. Und möglicher Weise ist die Zeit nahe genug, da zu den afrikanischen Lasten neue Beunruhigungen für das Vereinigte Königreich hinzukommen.

Es hat fast den Anschein, als würde die Bewegung der Boxer in China eine größere internationale Bedeutung erlangen; wäre dies der Fall, dann wäre eine jener Komplikationen geschaffen, vor denen, nicht kluge politische Berechnung, wohl aber ein glücklicher Zufall England bisher bewahrt hat.

Ob die Bewegung der Boxer von der chinesischen Regierung direkt unterstützt wird, läßt sich nicht überschauen; jedenfalls aber erwies sich bisher die Centralgewalt in Peking als unfähig, den Aufruhr, der sich gegen die Ausländer wendet, niederzuschlagen. Nun ist es nicht wahrscheinlich, daß vom Ausland her die Verwirrung in China zu steigern versucht wird; in Rußland ist man einer Politik energischer Thatkraft abgeneigt; England hat für lange noch in Südafrika genug zu thun, und es scheint auch, daß Japan in seiner Isolirtheit die Entwicklung nicht

überstürzen will. Die andern Mächte werden aber allein in entscheidender Weise nicht vorgehen. In diesen Dispositionen liegt eine gewisse Garantie für den Frieden, immer vorausgesetzt, daß die Kraft der aufrührerischen Bewegung in China nicht diese zuwartenden Absichten zu Nichte macht. Erweist sich die Erhebung der Boxer jedoch als stark genug, um jene Theile Chinas zu revolutioniren, mit denen große Interessen der civilisirten Welt verknüpft sind, dann werden die führenden europäischen Mächte und die Vereinigten Staaten interveniren müssen, und wenn bei dieser Gelegenheit das chinesische Staatsgebäude von einer neuen schweren Erschütterung heimgesucht werden sollte und wenn ganze Theile des Baues alsdann zusammenstürzen, so ergibt sich unmittelbar die Frage, welche Gewalt soll an Stelle der niedergebrochenen treten? Diese Frage schafft gefahrvolle internationale Erörterungen und Interessengegensätze. Wie gesagt, diese jetzt hervorzurufen, dürfte nicht nach dem Geschmack der betheiligten Mächte sein; aber zweifelhaft bleibt es, ob trotz solchen friedlichen Absichten und gegen den Willen Europas und Amerikas die innere Triebkraft der Entwicklung nicht das chinesische Problem in einer sehr drohenden Gestalt zur Lösung stellt.

In Italien haben die Kammerwahlen stattgefunden; das Ministerium hatte das Abgeordnetenhaus aufgelöst, um die Opposition zurückzudrängen; allein dieses Ziel ist nicht erreicht worden. Auch die Freunde des Ministeriums müssen zugeben, daß die Opposition nicht geschwächt sondern sogar verstärkt in das Parlament zurückkehren wird, so daß bei der Obstruktion der Linken dem Kabinet die Führung der Geschäfte erschwert bleibt, vielleicht unmöglich gemacht ist.

Wie in Italien so bleiben die politischen Verhältnisse in Oesterreich verwirrt. Die Czechen scheinen entschlossen, die Obstruktion fortzusetzen, und die Polen wollen aus der Koalition der Rechten austreten, wenn die Rechte nicht ihrerseits mit Nachdruck gegen die Czechen vorzugehen bereit ist. Die parlamentarische Situation hat sich also im Augenblick zu Gunsten der Deutschen umgestaltet; aber abgesehen davon, daß Niemand weiß, wann in dieser Beziehung wieder ein Rückschlag eintritt, so ist durch diese sich anbahnenden Verschiebungen der Parteien zu einander doch Oesterreich als Staat noch nicht gedient. Die czechische Obstruktion ist dem Staate fast ebenso gefährlich wie die deutsche Obstuktion, und es bleibt ein Problem, für das, wie es scheint, keine Lösung zu finden ist, wie Czechen und Deutsche gleichzeitig einigermaßen zu befriedigen sind.

Waldeck-Rousseau erweist sich, so oft er in entscheidender Stunde politisch eingreift, als ein hervorragender Mensch, der weit alle anderen französischen parlamentarischen Größen überragt. Rousseau ist augenscheinlich davon überzeugt, daß die Dreyfußfrage eine gefährliche Waffe in der Hand der Nationalisten geblieben ist; eine Waffe, die der Republick verhängnißvoll werden kann. Das Volk will von der „Affaire“ nichts wissen, und die Besorgniß, daß die Republikaner nochmals die Angelegenheit bis in alle ihre Tiefen durchwühlen könnten, treibt die Massen den Feinden der Republik in die Arme. Dieser Entwicklung beabsichtigt Waldeck-Rousseau Einhalt zu thun; er wollte die Dreyfus-Angelegenheit durch eine Amnestie für immer begraben. Die absolute Gerechtigkeit kommt auf diese Weise gewiß zu kurz; aber als politischer Akt kann eine solche Maßregel zweckmäßig und nach Lage der französischen Zustände sogar unumgänglich nothwendig sein. Heute wird die Gerechtigkeit durch eine Amnestie nicht mehr erwürgt; Dreyfus ist frei, und die öffentliche Meinung hat sich nach allen Richtungen hin ein unabhängiges Urtheil bilden können. Dieses Urtheil steht in Bezug auf Mercier und seine Gefolgschaft fest, und unter solchen Umständen kann man es in der That begreifen, daß Waldeck-Rousseau bereit ist, auf die formelle Bestrafung der Schuldigen zu verzichten, wenn der Versuch, eine solche Bestrafung zu erzielen, die Fundamente der Republik erschüttern muß. Es ist traurig, daß die Gerechtigkeit in Frankreich solchen Anfechtungen ausgesetzt ist, allein ein Staatsmann hat mit den Verhältnissen zu rechnen, wie sie sind, und statt zu sagen fiat justitia, pereat res publica, muß er sagen: Wichtiger als alles Andere ist es, die Republik vor dem Umsturz durch die Reaktion zu retten. Für diesen Grundsatz hat sich Waldeck-Rousseau entschieden, und indem der Senat nach einer glänzenden Rede des Ministerpräsidenten die Amnestievorlage annahm, billigte auch er diese Auffassung der Lage.

Herr von Buchka hat aufgehört Direktor der Kolonialabtheilung in unserm auswärtigen Amt zu sein, und an seine Stelle soll Dr. Stübel, der deutsche Gesandte in Chile, treten. Herr von Buchka gehört zu jenen Konservativen, denen Intelligenz nicht abzusprechen ist und die auch über Arbeitskraft verfügen; aber er ist Bureaukrat und seine juristische Vorbildung konnte ihm auf einem Gebiet wenig helfen, auf dem vor Allem Anlagen erforderlich sind, die den Kaufmann großen Stiles auszeichnen. Für die Kolonialpolitik ist der unbrauchbar, der Begabung für wirthschaftliche Fragen nicht besitzt, und es scheint, daß Herr von Buchka in dieser Richtung sich erhebliche Blößen gegeben hat. Dr. Stübel, der als sein Nachfolger „ausersehen“ ist, bringt in einer Beziehung wenigstens eine bessere Vorbildung mit; er kennt die Welt; er war lange in den Vereinigten Staaten, in Samoa, in China, und solche Stellungen können zu Erfahrungen verhelfen, die für einen Direktor des Kolonialamtes unentbehrlich sind.

Albert Träger wird am 12. Juni 70 Jahre. In einem langen Leben hat er stets der Sache des entschiedenen Liberalismus gedient; er ist eine jener sympathischen Gestalten, die Festigkeit der politischen Ueberzeugungen mit Urbanität zu verbinden wußten; er verstand es auch als Politiker die Form zu wahren, die der Künstler und Schriftsteller nicht entbehren kann.

* * *

Ein handelspolitisches Präludium.

Nichts spricht mehr für die robuste wirthschaftliche Gesundheit Deutschlands, als der Umstand, daß es eine Rezeptbüchern von Krähwinkel entnommene gesetzgeberische Quacksalberei schon so lange Zeit ertragen hat, ohne bisher in sichtbarer Weise an Lebenskraft eingebüßt zu haben. Weder die zünftlerischen Schildbürgereien, mit denen man unsere Gewerbeordnung verunziert hat, noch die immer erneuten Belästigungen des Börsenverkehrs, die eine auf ihre Unkenntniß des Börsenwesens stolze Genossenschaft von reaktionären Gesetzgebern ausklügelt, noch jene ganze Kette von Maßnahmen der famosen Mittelstandspolitik, als deren jüngster Ring die preußische Straffsteuer auf Waarenhäuser sich darstellt, haben verhindern können, daß Deutschland einen wunderbaren wirthschaftlichen Aufschwung genommen hat. Ein gesunder Volkskörper kann eben außerordentlich viel vertragen. Aber auch die Widerstandsfähigkeit gesunder Körper hat ihre Grenzen. Das deutsche Volk wird das vermuthlich in den nächsten Jahren kennen lernen, wenn es sich die handelspolitische Kur gefallen läßt, die ihm die Führer des Bundes der Landwirthe und verschiedene an Einsicht diesen gleichkommende aktive deutsche Staatsmänner zugedacht haben.

Es handelt sich darum, die Wege, welche die Caprivische Handelsvertragspolitik mit so glänzendem Erfolge eingeschlagen hat, zu verlassen. In der Wirthschaftsgeschichte des deutschen Volkes hat es nie zuvor eine Periode so staunenswerther Fortschritte in der Entwicklung seines Auslandsverkehrs und insbesondere seiner Waarenausfuhr gegeben, als die Zeit seit Abschluß des deutsch-russischen Handelsvertrags im Jahre 1894. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Handelsverträge von 1892 und 1894 zu diesem phänomenalen Aufschwunge beträchtlich beigetragen haben. Nichts läge also näher, als den von dem Grafen

Caprivi eingeschlagenen Weg weiter zu verfolgen. Aber die Sammlungspolitiker sind anderer Meinung. Sie sammeln alle Schutzzolllüsternen um die große protektionistische Werbetrommel, von dem Gedanken ausgehend, daß die Konsumenten um so weniger widerstandsfähig sein werden, je mehr Produzenten sich zusammen finden, die sich darüber „verständigt“ haben, wie man die Konsumenten am zweckmäßigsten zur Ader lassen kann.

So etwas ist bekanntlich schon öfter dagewesen. Neu ist aber, daß man allen Ernstes davon spricht, diese geplante protektionistische Gabenvertheilung werde zugleich eine pfiffige Vorbereitung zum Abschluß neuer günstiger Handelsverträge sein. Man nennt das: sich für die Handelsvertragsverhandlungen rüsten. Die Vorstellung ist ganz dieselbe, wie die des Krämers in Schilda, er werde ein besonders vortheilhaftes Geschäft machen, wenn er nicht zu festen Preisen verkaufe, sondern „vorschlage“. Die Zölle sollen so hoch gegriffen werden, daß man bei Handelsvertragsverhandlungen sich leicht etwas abhandeln lassen kann. Dann glaubt der Fremde, er habe ein feines Geschäft gemacht und macht in seiner Freude reichliche Gegenkonzessionen. So etwa malt sich in den Augen unserer „Maßgebenden“ die Welt, in der man Handelsverträge schließt. Man scheint einen autonomen Zolltarif für etwas so Faszinirendes zu halten, daß die fremden Unterhändler davon so benommen sein werden wie das Vöglein, das der Schlange in den geöffneten Hals fliegt. Je schlauer man selbst zu handeln glaubt, um so dümmer schätzt man die Gegenkontrahenten ein. Die Russen, Italiener, Oesterreicher &c. müßten sonderbare Schwärmer sein, wenn sie, statt von der natürlichen Grundlage des gegenwärtig herrschenden Handelsvertrags-Tarifs auszugehen, sich dazu verleiten lassen sollten, den von Deutschland zu ihrer Düpirung eigens konstruirten autonomen Zolltarif als Ausgangspunkt der Verhandlungen zu acceptiren. In Wirklichkeit ist ein künstlich hochgeschraubter autonomer Zolltarif nur eine Kette, die unsere deutschen Unterhändler hindert, sich bei den Verhandlungen freier zu bewegen. Jede Zollerhöhung, die unsere Agrarier und industriellen Protektionisten bei der Konstruirung des neuen autonomen Zolltarifs nach heißem Bemühen durchgesetzt haben werden, erscheint ihnen als ein wohlerworbenes Recht, jede bei den Handelsverträgen erfolgende Wiederherabsetzung als ein Opfer, das ihnen zugemuthet wird. Reden doch unsere Agrarier bis zum heutigen Tage noch immer von dem Opfer, das sie im deutsch-österreichischen Handelsvertrage hätten bringen müssen, weil der Tribut der Brodesser in Deutschland seit 1892 nur noch 35 M. pro Tonne Getreide beträgt und nicht mehr 50 M.

Der Staatssekretär des Innern, Graf von Posadowsky, in dessen mehr eifrigen als geschickten Händen die demnächstigen Handelsvertragsverhandlungen voraussichtlich liegen werden, ist augenscheinlich nicht geneigt, anzuerkennen, daß ein Handelsvertrag noch etwas anderes sein sollte, als das Resultat handelspolitischen Feilschens. Er steht auf dem Standpunkt des Bismarck'schen: qui trompe-t-on ici? Daß ein gesunder Handelsvertrag wie ein rationelles Handelsgeschäft nicht auf der Uebervortheilung des Einen, sondern auf dem Vortheile Beider beruht, will den Handelspolitikern der Bismarck'schen Schule noch immer nicht recht in den Kopf. Die öffentliche Meinung wird deshalb einen starken Gegendruck ausüben müssen, wenn ein großes Unheil verhütet werden soll. Vor Allem können hier unsere aufgeklärten Handelskammern gute Dienste leisten, indem sie dem handelspolitischen Krämerstandpunkt gegenüber die großen nationalen Interessen im Weltverkehr nachdrücklicher als bisher vertreten.

Die Breslauer Handelskammer hat in dieser Beziehung einen guten Anfang gemacht. Sie hat dieser Tage in einer „Einleitung zum 50. Jahresbericht“ einen Ueberblick über die wirthschaftliche Entwickelung Deutschlands und speziell Schlesiens gegeben, der in geradezu zwingender Weise die Nothwendigkeit einer Fortsetzung der Caprivi'schen Handelspolitik darthut. Dieser Nachweis ist um so wirksamer erbracht, als er unmittelbar aus dem wirthschaftlichen Thatsachenmaterial hervorwächst, das in übersichtlicher Fülle zusammengetragen ist. Der musterhafte Bericht gipfelt in folgenden Leitsätzen: „Vier Momente sind es im Wesentlichen gewesen, die den beispiellosen wirthschaftlichen Aufschwung Deutschlands in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts gezeitigt haben: die Fortschritte der Technik, fußend auf der Anwendung und Vertiefung der Forschungen im Gebiet der Naturwissenschaften, die Verbesserung und Ausdehnung der Verkehrsmittel, die Sicherung seines Außenhandels durch Tarifverträge, schließlich die Tüchtigkeit seines Handelsstandes, der es verstanden hat, den Erzeugnissen deutschen Gewerbefleißes in allen Ländern der Erde einen Markt zu gewinnen.“ Nichts ist wahrer als dies. Eine Politik, welche die sorgsame Pflege dieser vier Momente außer Augen läßt, versteht die vitalsten Interessen Deutschlands nicht. Diese Pflege bildet den Kernpunkt in dem wirthschaftspolitischen Programm des Liberalismus.

Th. Barth.

Deutschland und Holland.

II.

König Wilhelm I. war ein gut geschulter und außerordentlich arbeitsamer Mann, nur fehlte ihm jede Anlage für den Beruf, König eines freien Volkes zu sein. Das Haus Oranien hatte einen großen Antheil an dem Entstehen des holländischen Staats, Wilhelm I. auch persönlich an seiner Auferstehung im Jahre 1813 und seiner Vergrößerung im Jahre 1815. Während der Napoleonischen Periode hatte er regen Antheil genommen an der englischen Kontinentalpolitik; er war demzufolge gewissermaßen durch persönliches Verdienst der rex designatus für die Niederländer geworden. Er sah demnach seinen Staat als eine Schöpfung seines Stammhauses an. Daß dieser Staat ohne Volksvertretung nicht zu regieren sein würde, war auch ihm einleuchtend; er wandte aber alle, auch manche nach heutigen holländischen Ansichten unerlaubte, Mittel an, diese Vertretung zur bloßen Regierungsmaschine herabzudrücken. Die Mitglieder der ersten Kammer ernannte der König nach der unter seinem persönlichen Einfluß ausgearbeiteten Verfassung selbst aus den durch Geburt oder Reichthum Ansehnlichen; die Mitglieder der zweiten Kammer wurden von den Provinzialstaaten ernannt, bei welchen ein königlicher Beamte als „Gouverneur“ das Präsidium führte. Von seinen „Gouverneuren“ erwartete der König auch Wahlbeeinflussungen; wer in dieser Hinsicht nicht tüchtig war, erhielt seine Demission. Beamte, die als Mitglieder der Generalstaaten gegen die Regierung stimmten, wurden gemaßregelt; Kammerherren wurde in solchem Falle mitgetheilt, daß sie sich nicht wieder am Hofe zu zeigen brauchten. Die politische Verantwortlichkeit der Minister verabscheute er und hielt er aus der Verfassung fern. Auch de facto duldete er bei seinen Ministern keine Selbständigkeit; er suchte fähige, aber gefügige Werkzeuge seines Willens. Graf van Hogendorp, der am meisten dazu beigetragen hatte, daß Wilhelm I. sich 1813 die souveräne Stellung als vom Volke gewollt sichern konnte und daß die Verfassung seine freie That wurde, der sich selbst dabei aber eine permanente Stellung als Premier zugedacht hatte, wurde nur kurze Zeit in dieser Stellung gehalten. Das anfängliche Vertrauen entwickelte sich zur heftigen Fehde. Das Volk war lässig; die Opposition kam einerseits von der katholischen Geistlichkeit und andererseits von einigen jungen Schriftstellern und Journalisten. Ihre Handlungen und Aeußerungen verbitterten den König dermaßen, daß er überall die perversesten Intentionen witterte; und der ge-

fügige Justizminister van Maanen und noch gefügigere Staatsanwälte verfolgten alles, was dem Könige unangenehm war, leider meistens mit Erfolg. Seltsame Verurtheilungen kamen dabei vor. Ein Paar Beispiele mögen beweisen, wie weit man seitens der Regierung ging. Ducpétiaux, ein junger Advokat, schrieb über eine Begnadigung zweier Franzosen, die aus dem Gefängnisse entlassen, aber als Fremde über die Grenzen gesetzt waren, daß man dieser Regierungsmaßregel durch eine ironie barbare den Namen einer Begnadigung gegeben habe. Er wurde deswegen verfolgt. Fast der ganze Advokatenstand Belgiens protestirte dagegen, doch Ducpétiaux wurde zu 1 Jahr Gefängniß und 500 Gulden Geldstrafe verurtheilt. Ein katholischer Priester erlaubte sich, an einem Gastmahle eine lateinische Ode vorzutragen, in welcher er nebst einigen Invektiven gegen Luther sagte:

Haereticum nescit Belga subire jugum. (Der Belge kann kein Ketzerjoch vertragen.)

Dafür bekam er ein Jahr freies Logis und Kost.

Die Stimmung der Bevölkerung gegen den König Wilhelm wurde natürlich schlecht und gereizt. Die Mitglieder der Generalstaaten aus den südlichen Provinzen brachten das zum Ausdruck. Im Sommer 1829 entschloß sich der König, selbst nach dem Rechten zu sehen. Er besuchte Mecheln, Antwerpen, Gent, Doornik, Bergen, Charleroi, Namur, Limburg und Lüttich. Er wurde laut bejubelt und sah überall Zeichen der Wohlfahrt. Diese Zeichen waren echt, man brauchte nicht zu Potemkin'schen Dörfern seine Zuflucht zu nehmen; der Grund für Belgiens großartigen industriellen Aufschwung war von Wilhelm I. gelegt, theilweise auf Kosten Hollands. Nichts scheint dem Könige den wirklichen Geisteszustand, der ein Jahr später zum Ausbruch führte, damals gezeigt zu haben. Da fiel beim ersten Windstoß aus Frankreich auf einmal das ganze Gerüst ein. Die Fortschrittler und die Katholischen schlossen eine Allianz, um den protestantischen Fürsten zu stürzen. So lange diese Parteien — nach heutigem deutschen Sprachgebrauch: Centrum und Sozialdemokratie — sich unter einander bekämpften, konnte Wilhelm's Thron stehen; nach deren Vereinigung brach er jählings zusammen.*)

Zum Trost für Völker, die jetzt unter ähnlichem Druck leben, wie die Niederländer in den Jahren vor 1830, kann ich auf die Schilderung des damaligen Zustandes das erfreulichere Bild der jetzigen politischen Organisation Hollands folgen lassen. Das Königthum steht hoch als Symbol unserer Volkseinheit. Wir haben das Glück gehabt, daß Wilhelm II. und Wilhelm III. nicht aus demselben Holze waren, aus dem man, wie Wilhelm I. es zu sein strebte, Ober-Minister macht. Wilhelm I. hatte die Befähigung, ein Matador in der politischen Arena zu sein; deshalb taugte er nicht zum Preisrichter. Den zweiten und dritten Wilhelm quälten ähnliche Kampfgelüste nicht wie Wilhelm I., so haben sie sich allmählich, wenn auch nicht ohne inneren Streit und zwingende äußere Anläße, dazu entschlossen, eine wirkliche Volksregierung zu organisiren und die politische Verantwortlichkeit der Minister mit allen Konsequenzen anzuerkennen. Die Verfassungen von 1848 und 1887 bringen das zum Ausdruck.

Die zweite Kammer, aus 100 Mitgliedern zusammengesetzt, wird heute direkt gewählt von den Wählern in 100 Wahlkreisen. Die Dauer der Mandate währt, wenn keine Auflösung stattfindet, vier Jahre. Um Wähler zu sein, wird eine sehr niedrige Wohlstandsqualifikation erfordert, über deren nach dem Wahlgesetze von 1897 bestimmte Höhe noch einige Kämpfe bevorstehen. Nach den Wahlen bestimmt die Krone, als Preisrichterin, von berufener Seite unterrichtet, welcher Staatsmann am besten in Uebereinstimmung mit dem Ausfalle der Wahlen das Ruder zu führen hat. Dieser schlägt der Krone ein Kabinet vor, ohne daß er sehr ängstlich zu fragen hat, ob diese seinen Vorschlag genehmigen wird. Einen Kollegen, der wirklich mit Rücksicht auf seine parlamentarische Kraft und Stellung braucht, würde die Königin ihm schwerlich verweigern können. Nur wenn der Ausfall der Wahlen zweifelhaft wäre, so daß zwei Parteihäupter Chancen hätten, sich im Parlamente behaupten zu können, würde die Königin bei einer Kabinetsbildung einigermaßen ihren Willen zur Geltung bringen können, sonst nicht. Sie braucht den Staatsmann, dem die Majorität ihr Vertrauen schenkt; seiner Partei, nicht der Krone gegenüber ist er verpflichtet zur Annahme. Die Wähler sind absolut frei von Beeinflussungen durch die Krone, Minister oder Beamte irgend welchen Ranges. Die Abstimmung, in der Form eines Zeichens, das in einem reservirten Raum vor dem Namen des begünstigten Kandidaten auf einem Stimmzettel anzubringen ist, der dem Wähler im Bureau verabreicht wird, verbürgt die Freiheit und Geheimhaltung der abgegebenen Stimme. Politische Vereine und Versammlungen sind ganz frei. Ein Zeitungsschreiber müßte es sehr schlimm machen, um es so weit zu bringen, daß eine öffentliche Anklage gegen ihn erhoben würde. Die wenigen Fälle der Verfolgung von Sozialdemokraten haben abschreckend gewirkt; nicht allerdings auf die Sozialdemokratie. Im Gegentheil; Minister und Staatsanwälte, die solche Anklagen versucht haben, mußten die Erfahrung machen, daß diese Verfolgungen für die Sozialdemokratie nur Reklame machten. Der Geist des Volks verbittet sich die Einmischung der Autorität in Alles, was nicht als persönliche Beleidigung anzusehen ist. Da seit Jahren eine Frau die Trägerin der königlichen Macht ist, tritt auch jene Neigung zu persönlichen Angriffen auf das Königthum kaum noch hervor, welche während der Regierung Wilhelm's I., dessen Lebenshaltung nicht immer der gewöhnlichen bürgerlichen Moral entsprach und der sich persönlich wenig beliebt zu machen wußte, häufiger war. Auch der geheime Einfluß von Krone und Kamarilla macht sich nur noch in Kleinigkeiten fühlbar, durch welche der Minister sich nicht stören zu lassen braucht. Die erste Kammer wird von den Provinzialstaaten ernannt, die wiederum, wie auch die Gemeinderäthe, von nahezu denselben Wählern ernannt werden wie die zweite Kammer der Generalstaaten. Die Dauer des Mandats ist 9 Jahre; alle 3 Jahre wird $^1/_3$ erneuert. Auch diese erste Kammer ist auflösbar, aber die Provinzialstaaten nicht. Große Aenderungen in der Richtung der Gesetzgebung können demnach nicht von dem Zufalle eines einzigen Wahltages abhängen, da die erste Kammer erst allmählich, wie

*) Kurz und bündig wird die Ursache des belgischen Aufstandes beschrieben von de Potter, der daran großen Antheil gehabt hatte, in seinen Souvenirs personnels p. 11 in folgenden Worten:

„Et, j'en conviens volontiers, Guillaume n'était ni un tyran, ni même un despote ordinaire. C'était tout bonnement un roi progressif, qui ne se contentait pas d'être roi de nom, roi constitutionnel, pour manger, oisif, au râtelier de la liste civile, mais qui, se posant le seul véritablement éclairé et vertueux au milieu de cinq à six millions de mineurs sans moralité ni raison, prétendait régner sur eux, c'est-à-dire diriger leur esprit et leur conscience, les gouverner, c'est-à-dire disposer d'eux et de leur avoir, pour leur plus grand avantage, comme il l'entendait et sans responsabilité envers personne.

Il voulait sincèrement ce qu'il croyait le bien et ce bien il l'aurait fait, pour autant que sa position le lui permettait; car il était au fond aussi éclairé que peu méchant; et il l'aurait fait pour les Belges comme pour les Hollandais, pour les Catholiques comme pour les Réformés; car il ne mettait réellement entre eux d'autre distinction que celle que les circonstances l'obligeaient momentanément à y mettre. Certes si les Pays-Bas n'avaient été peuplés que de troupeaux à l'engrais, ils eussent difficilement, dans l'Europe entière, pu trouver un meilleur maître que Guillaume, ni un maître plus disposé que lui à les faire constamment jouir des pâtures les plus grasses et des étables les mieux tenues, à les défendre contre les attaques des animaux carnassiers, et même à les caresser de la main et de la voix comme on ferait à des êtres raisonnables et perfectibles.

Mais il avait affaire à des hommes, c'est-à-dire à des êtres essentiellement libres, ne pouvant être heureux d'un bonheur imposé, voulant cependant être heureux, et devant par conséquent l'être à leur manière."

es hier heißt, von den Wählern „umgesetzt“ werden könnte. Bei der letzten Verfassungsänderung konnte nicht erreicht werden, daß auch für die erste Kammer die freie Wählbarkeit angenommen wurde. Eine Steuerqualifikation verleiht das passive Wahlrecht zur ersten Kammer nur je einem von 1500 Einwohnern, aber daneben auch das Bekleiden oder Bekleidethaben von hohen Aemtern; und bei der Zutheilung der Qualifikation „hohes Amt“ ist das Gesetz sehr freigebig gewesen. Daß eine große Partei Schwierigkeiten haben könnte, Kandidaten zu finden, ist danach nicht wohl denkbar, so daß praktisch aus der beschränkten Wählbarkeit keine Uebelstände erwachsen.

Der Adel hat gar keine politischen Vorrechte.

Die Mitglieder der zweiten Kammer genießen 2000 Gulden Entschädigung jährlich und einmalige Reisespesen pro Session, die der ersten Kammer nur Reisespesen und Tagegelder. Die Arbeitermitglieder der Legislatur — bis jetzt sind nur einige in die zweite Kammer gewählt — brauchen demnach keine Zuschüsse von ihren Wählern oder ihrer Partei, was ihrer Unabhängigkeit zu Gute kommt.

In Bezug auf die Stellung der Beamten ist seit der Zeit Wilhelm's I. eine merkwürdige Aenderung eingetreten, nur durch Wandelung der Sitten und ohne irgend einen wesentlichen Eingriff der Gesetzgebung. Einige Kategorien ausgenommen, sind die Beamten gar nicht rechtlich geschützt gegen willkürliche Entlassung, doch ein Minister, der ohne sehr überwiegende, ja absolut zwingende Gründe einen Beamten entließe, würde gut thun, auch gleich seine eigene Entlassung einzureichen. Als Wähler sind sie ganz frei; sie dürfen nur keinen amtlichen Einfluß, auch nicht im Sinne der zeitweiligen Regierung, geltend machen. Auch sonst geht ihre Freiheit außerordentlich weit; sie können der sozialdemokratischen Partei und dem Neo-Malthusianischen Bund ebenso frei angehören wie hochkonservativen oder orthodoxen Vereinen. Kleine Schwierigkeiten sind nur vorgekommen, wenn Schullehrer sich zu sehr an die Spitze drängten, doch können auch sie dieses unbehelligt thun, wenn sie nur in Reden und Schriften die Königinnen außer Spiel lassen und in nur halbwegs anständiger Form die anderen Autoritäten angreifen. Allerdings ist hierbei zu bemerken, daß auf die Ernennung der Schullehrer die Gemeindeautorität vorwiegenden Einfluß hat; demzufolge kommen sozialdemokratische Schullehrer nur vor in Gemeinden, in denen ihre Richtung stark vertreten ist. Offiziere und die meisten Kategorien von Beamten werden, wenn sie zu Mitgliedern der zweiten Kammer der Generalstaaten gewählt werden, inaktiv mit halber Besoldung. Wenn einer sich in seiner parlamentarischen Arbeit von der Regierung abhängig fühlen sollte, liegt es einzig und allein in seinem eigenen Charakter. Die Presse ist de jure et facto ganz frei in der Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten und braucht dabei keine Personen, auch nicht die höchstgestellten, zu schonen. Sie thut es auch nicht. Berichtigungen nehmen die Blätter als Regel bereitwillig auf. Eine Zeitung, die wissentlich und regelmäßig die Grenzen einer anständigen Diskussion überschreitet und sich zu persönlichen Anfällen hergibt, verliert Reputation und Einfluß. Die Zeit, in welcher als Folge früherer Unfreiheit ein Blatt an Einfluß gewann, weil es den Großen und Mächtigen die sogenannte Wahrheit sagte, indem es sie mit Schmutz bewarf, ist im Erlöschen. Jedes Jahrzehnt bringt weitere Besserung. Ich weiß mich aus den letzten Jahrzehnten keines Falles zu erinnern, daß ein Minister oder Kammermitglied gegen Zeitungsangriffe den Schutz der Gerichte in Anspruch genommen hätte.

Parlament und Presse kommen auch ohne das Duell aus. Es verschwindet, weniger weil die Duellanten bestraft werden, als weil sie sich damit leicht der Gefahr aussetzen, auch in der höheren Gesellschaft mitleidigem Lächeln zu begegnen. Beim Militär herrscht noch ein anderer Ehrenkodex; die Offiziere sind aber offenbar besser als ihr Kodex, denn Duelle kommen auch in militärischen Kreisen äußerst selten mehr vor. Aus den letzten Jahrzehnten ist mir kein Fall erinnerlich. Von oben wird das Duell gewiß nicht begünstigt.

Ich wende mich jetzt zur Handelspolitik. Unter dem Einfluß der belgischen Interessenten und gegen den Willen des Nordens hatte König Wilhelm I. in diesen Ländern Schutzzölle und in den Kolonien Differenzialzölle eingeführt zur Hebung der mutterländischen, d. h. in erster Linie belgischen, Industrie. Nach 1848 wurde wieder in der Richtung zum Freihandel gesteuert. Jede Tarifreform im Mutterlande, zuletzt die von 1877, brachte Zollermäßigung und vermehrte die Zahl der freien Waaren. Für die besteuerten Fabrikate beträgt der Normaltarif 5 Proz. des Werthes. In Indien fielen 1873 die letzten Differenzialzölle und wurde für Fabrikate der Normaltarif auf 6 Proz. fixirt. Natürlich fand die hochschutzzöllnerische Bewegung, welche in Europa im letzten Viertel des Jahrhunderts wüthete, hier einigen Widerhall und droht auch hier ein Bund von schutzzöllnerischen Fabrikanten mit Agrariern; die Freihändler haben jedoch bis jetzt die Oberhand behalten und die gewonnenen Positionen behaupten können. Wenn auch leider der Fortschritt nach der völligen Freihafenstellung, welche das Endziel des Freihandelssystems sein muß, zum Stillstand gekommen ist, ist doch durch die Festhaltung der Position von 1877, während in Deutschland eine gänzliche Systemänderung eintrat, die Möglichkeit einer Annäherung an das Zollsystem Deutschlands so gut wie verschwunden. Umsomehr, da die Freihandelspolitik Hollands Hand in Hand ging mit einer Steuerpolitik, die eine völlige Steuerfreiheit der nothwendigen Lebensbedürfnisse bezweckte. Seit 1848 sind in Wegfall gekommen die Verbrauchssteuern auf Schweinefleisch und Hammelfleisch, Steinkohlen, Torf, Mehl, Essig und Seife; die Steuer auf Salz ist auf $^1/_3$ der früheren Höhe reduzirt. Seit 1865 sind die Gemeinde-Verbrauchssteuern, die früher die Haupteinnahme der größeren Gemeinden bildeten, verboten. Im Jahre 1893 ist auch die noch aus der französischen Zeit stammende Patentsteuer abgeschafft. Die nationale Arbeit ist jetzt in jeder Hinsicht ganz frei von fiskalischen Belastungen und der Arbeiter kann nahezu alle Lebensbedürfnisse einkaufen, ohne daß der Preis durch Zoll oder Steuer erhöht wird. Eine hohe Steuer auf Zucker und die Beibehaltung der Accise auf Rindfleisch sind noch bedauernswerthe Ausnahmen, dagegen ist der Tabak nahezu unbelastet.

Auf die Handhabung unserer Handels- und Zollpolitik ist auch die Erwägung von Einfluß gewesen, daß dieses System unsere internationale Stellung bedeutend sichert. Die Welt im Ganzen könnte nur verlieren, wenn ein Großstaat uns oder unsere Kolonien überschluckte, und dieser selbst würde dabei auch in handelspolitischer Beziehung wenig gewinnen können. Ohne Allianzen schlafen wir so ruhig, wie das bei den in mancher Hinsicht gespannten internationalen Verhältnissen nur möglich ist. Es gibt keine sichtbare Gefahr, gegen welche wir uns zu vertheidigen hätten. Wir mühen uns nicht ab mit Nationalitäts- oder Grenzplackereien; wo solche gegen uns geübt werden, können wir doch nur versuchen, mit geistigen Waffen dagegen aufzukommen, was nicht selten noch die besten Resultate gibt. Es kommt selbst vor, daß fremde Regierungen sich — natürlich ganz privatim oder zwischen den Zeilen — entschuldigen, daß sie wegen des Einflusses egoistischer Parteien im eigenen Lande nicht frei sind in der Berücksichtigung unserer Beschwerden. Je nun, dann tragen wir, was wir nicht ändern können! Bei internationalen Konflikten, die bei weit verzweigten Interessen nicht zu vermeiden sind, über einen Fetzen Land oder eine beanspruchte Entschädigung, sind wir bereit, einen Schiedsspruch anzunehmen.

Es steht im Zusammenhang hiermit, daß wir noch kein höheres Kontingent für unsere Miliz erheben als im Jahre 1862, wiewohl die Bevölkerung seitdem um mehr als 50 Proz. wuchs. Die Steigerung unserer Kriegsausgaben stammt lediglich aus besserer Besoldung und Pflege von

Offizieren und Mannschaften und aus höheren Ausgaben für Bewaffnung.

Weitläufige Statistik würde hier nicht am Platz sein. Daß es auch, ohne uns in die Arme eines Großstaats zu werfen, Volk und Staat hier ziemlich gut geht, möge daraus hervorgehen, daß die Bevölkerung, welche Ende 1849 3 056 879 Einwohner betrug, Ende 1899 um etwa 2 100 000 höher zu veranschlagen war und, was noch mehr bedeutet, jetzt viel besser lebt. Die Staatseinnahmen aus Steuern für das Mutterland wurden im Budget von 1850 auf 54 Millionen Gulden veranschlagt, im Budget für 1900 auf etwa 108 Millionen, ungerechnet 4 Millionen aus den Staatseisendahnen. An Zinsen unserer Staatsschuld waren 1849 37 Millionen und sind jetzt nur 31,6 Millionen zu zahlen. Aus diesen wenigen Zahlen kann abgeleitet werden, daß wir uns nicht leicht durch Aufgabe unserer Selbständigkeit verbessern können; und ferner, daß wir 1849, als zwei Drittel der Steuereinnahmen von insgesammt 54 Millionen für den Dienst der Staatsschuld verbraucht wurden, in einem beklagenswerthen Zustande befanden.

Vieles muß noch verbessert werden; die Kraft dazu aber fehlt nicht, wie die schon erlangten Resultate zeigen.

Die beste Errungenschaft welche insbesondere in diesem Artikel hervorzuheben ist, bleibt noch zu verzeichnen, nämlich: die geistige Freiheit. Auch hier ist der Gegensatz zur Zeit Wilhelms I. charakteristisch. Wilhelm I. war ein eigenartiger Klerikaler. Er wüthete gleich stark gegen den Ultramontanismus und die protestantische Orthodoxie. Die Kämpfe mit der katholischen Geistlichkeit sind allbekannt, weniger aber daß noch im Jahre 1837 eine Verfolgung der reformirten Separatisten, die sich den von dem Könige eigenmächtig eingeführten Aenderungen in der Organisation der reformirten Kirche widersetzten, stattfand und eine nicht unbedeutende Auswanderung nach Amerika verursachte. Durch Vorenthaltung der Freiheit des Unterrichts hoffte der König die gläubigen Christen zu seinem Christenthum ohne Konfession zu bringen, was natürlich nicht gelang. Wir hatten demnoch drei große Freiheitsfeinde; die beiden permanenten großen kirchlichen Mächte, von denen die eine uns bis vor die Reformation, die andere vor die Revolution zurückführen wollte, und als dritten den Staat, der sich neben der weltlichen auch eine geistige Herrschaft erwerben wollte. Als Jakobinismus — culte de l'Etre Suprême — war letztere Richtung verschrieen, als christlicher Staat machte er sich hier zu Lande breit. In der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts hat ein allmäliger, aber entschiedener Systemwechsel stattgefunden. Den Kirchen ist die volle Freiheit gegeben, welche auch privatrechtliche Genossenschaften und Vereine besitzen. Der Staat überwacht deren Organisation, Lehre, Theilungen und Vereinigungen nicht mehr, schützt sie aber auch nicht gegen Kritik. Zum Schutz der individuellen Freiheit den kirchlichen Mächten gegenüber wird natürlich gesorgt, so daß Niemand gegen seinen Willen mit einer kirchlichen Behörde in Berührung zu kommen braucht. Die Register bezüglich Geburt, Ehe und Tod werden überall von weltlichen Behörden gehalten; nur die bürgerliche Eheschließung hat Rechtskraft, und ein neutrales bürgerliches Schulwesen bietet überall Gelegenheit für die Kinder, Unterricht zu empfangen. Dagegen sind auch alle Richtungen ohne Unterschied berechtigt, Schulen nach ihrem Geschmack zu errichten. Seit 1889 erhalten diese sogenannten freien Schulen Staatssubventionen. Das darauf bezügliche Gesetz ist von den kirchlichen Parteien errungen, nach meiner Ansicht mit Verletzung des richtigen Prinzips, daß Staatsgeld nur für Schulen mit neutralem Unterricht zu verwenden ist. Bezeichnend aber ist, daß auch in diesem Gesetz alle Richtungen gleich berechtigt sind. Wenn sozialdemokratische oder buddhistische Schulen errichtet würden, müßte der Staat eben so gut seinen Obolus zusteuern, wie das für die verschiedenen Arten von christlichen Schulen geschieht.

Seit 1853 ist die katholische Kirche ganz frei. Wie sie sich dabei befindet, ist nicht mit Sicherheit zu sagen. Die katholiche Bevölkerung nimmt zu, aber weniger schnell als die nicht-katholische. Mit Interesse werden die bezüglichen Zahlen der am letzten Jahresschluß wieder vorgenommenen Volkszählung erwartet. Von 1869 bis 1889 nahm die Bevölkerung zu um 26,03 Proz., der katholische Theil aber nur um 22,08 Proz. Es kommt aber hierbei doch schließlich mehr auf den Geist als auf die Zahlen an. Gewiß ist, daß die Katholischen den jetzigen Zustand in einem Lande, wo sie doch nur die Minorität bilden, wohl zu würdigen wissen, wie auch, daß die seiner Zeit in einem Nachbarlande verfolgten Priester hier eine Freistätte gefunden haben.

So weit sichtbar ist, wird von der geistigen Freiheit am meisten Seitens des nicht-katholischen Theiles der Bevölkerung Gebrauch gemacht. Die Rechtgläubigkeit der Prediger der vormaligen Staatskirche ist allmälig verblichen. Zuerst in Folge des Einflusses der Schule von Groningen, welche die Ideen von Schleiermacher propagirte, später durch den der Schule von Leyden, welche auf den Grundlagen der Tübinger Schule fortbaute. Eine große Zahl Theologen ersten Ranges haben in der letzten Hälfte des Jahrhunderts fleißig gearbeitet an einem modernen Christenthum, welches dessen legendarisches Beiwerk bei Seite läßt; viele Laien haben sich aber die Freiheit genommen, noch ein Bischen weiter zu gehen. Die Zahl der zu keiner Kirche Gehörenden ist im Wachsen. In der reformirten Kirche streiten die Modernen sich mit einer abgeschwächten Orthodoxie. Diejenigen, welche an den alten Konfessionen festhalten, sind zweimal, das erste Mal bei der oben erwähnten staatlichen Verfolgung im Jahre 1837 und den folgenden Jahren und noch einmal in den achtziger Jahren unter Führung Dr. Kuyper's aus dem alten Verbande ausgeschieden. Es läßt sich gar nicht sagen, was schließlich aus der freien Verbreitung aller Philosophieen und Religionen in Schrift und Wort herauskommen wird. Bis jetzt ist nur sichtbar, daß der dogmatische Geist abgeschwächt wird und die Bevölkerung weniger als in früheren Zeiten Geschmack an theologischen Haarspaltereien findet.

Fremden ist zur Zeit der Thronbesteigung unserer jungen Königin aufgefallen, daß — ganz gegen ihre Erwartung — die Holländer ein heiteres Volk seien. Sie waren es zweifelsohne vor der Reformation. Da sie aber den Despotismus des finsteren spanischen Tyrannen Philipp II nur abschütteln konnten unter gleichzeitiger Unterwerfung unter den nicht weniger finsteren Geist des Calvin, und als sie auch diesen los wurden, dem jakobinischen Despotismus eines Napoleon und Wilhelm I. verfielen, konnten sie in der That während dreier Jahrhunderte des Lebens nicht recht froh werden. Auch ich glaube, daß in den letzten Jahrzehnten eine wirkliche Renaissance des alten munteren vlämisch-holländischen Geistes im Gange ist. Mit einem Worte kann ich für deutsche Leser meine Meinung ausdrücken; ich halte es nicht für unmöglich, daß später in den Geschichtsbüchern gesagt werden wird: in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat der Geist von Goethe den des Calvin aus Holland ausgetrieben. Man könnte fragen, wie es diesem Goethe'schen Geiste in Deutschland in derselben Periode erging? Diese Frage muß ich aber aus früher angeführten Gründen den Lesern selbst zur Beantwortung überlassen.

An diese Frage schließt sich als Schlußbemerkung an, ob es nicht im Interesse weiter deutscher Kreise ist, die freiheitliche selbständige Entwicklung Hollands nicht im geringsten zu stören, und sich zu beschränken auf die freundschaftliche Verbindung der Völker, die wir unsererseits gerne pflegen und fördern. Es ist nicht nur klar, daß wir bei einer Annäherung an Deutschland nichts zu gewinnen haben, auch Deutschland würde sich dabei möglicherweise nicht wohl befinden. Es scheint mir für weite Kreise in Deutschland auch nicht ohne Werth, einen Staat neben sich zu haben, wo jeder Bedrängte, sei er Priester, Jude, Künstler oder was sonst, nöthigenfalls eine Freistätte findet, und wo er sich doch auf Grund einer fernen Verwandtschaft und reger geistigen und materiellen Verbindungen leicht einbürgert.

Mai 1900. S. van Houten.

Parlamentsbriefe.

XXI.

Die Reichstagssession neigt sich zu ihrem Ende; die Annahme der Flottenvorlage bildet einen mächtigen Schlußakkord. Leider mischen sich in diesen Akkord sehr unreine Töne: auf Andringen des Centrums ist dem Flottengesetz ein Anhang von zwei Gesetzen beigegeben, welche die Mittel zur Deckung der Ausgaben derbeischaffen sollen, und diese Gesetze haben einen sehr unglücklichen Inhalt.

Ein Finanzgesetz, für welches nicht ein im Amte befindlicher Fachmann die Verantwortlichkeit übernimmt, muß schlecht werden. Es handelt sich hier um ein wahres Steuer-Picknick; der eine hat diesen, der andere jenen Beitrag geliefert, und alle Beiträge sind willig angenommen worden. Die Regierung hatte geglaubt, mit Anleihen und durch die natürliche Steigerung der Staatseinnahmen den Aufwand in der Hauptsache bestreiten zu können; einige kleinere Steuern vorzuschlagen, hatte sie sich für die Zukunft vorbehalten. Offenbar hatte sie gefürchtet, den Flottenenthusiasmus zu schädigen, wenn sie Steuerfragen anrührte.

Der Reichstag dagegen hat sofort die Rechnung haben wollen. Dann hätte er aber an die Regierung die Aufforderung richten müssen, die Rechnung vorzulegen. Zwischen dem Schluß der ersten Lesung und dem Beginn der Kommissionsberathung ist viel Zeit verflossen; diese hätte benutzt werden können, um von der Regierung die Vorlegung eines Steuerplans zu fordern, anstatt einen solchen in dilettantenhafter Weise selbst auszuarbeiten.

Es läßt sich gar nicht verkennen, daß in der Budgetkommission Vorschläge angeregt und zum Theil angenommen worden sind, die weit weniger dem Zwecke dienten, Geld aufzubringen, als der Börse Schaden zuzufügen. Von der Landwirthschaft Nichts zu verstehen, ist eine Schande; ein Abgeordneter, der sich eines Irrthums in landwirthschaftlicher Beziehung schuldig macht, ist für die Hölle oder für das Zuchthaus reif. Von der Börse Nichts zu verstehen, ist eine Ehre, ein Merkmal sittlicher Unbescholtenheit, und wer in sich das Bewußtsein seiner völligen Unbekanntschaft mit der Börse hat, der hat die Pflicht, der Börse Gesetze vorzuschreiben.

Die Regierung trifft auch hier wieder der Vorwurf, die Zügel am Boden schleifen zu lassen. Herr von Thielmann hat allerdings einige Male mit schüchternen Worten angedeutet, daß man ihm zu viel anbiete, und daß er fürchte, sich den Magen zu verderben. Aber er hätte wohl die Pflicht gehabt, von denen, die sich ihm als Steuerköche vorstellten, den Befähigungsnachweis zu fordern.

Die Steuern, welche in der Kommission ausgesonnen worden sind, treffen nicht die starken Schultern. Sie werden von denen, die sie auslegen müssen, auf die große Masse abgewälzt werden. Sie werden — wie das insbesondere von einem der kompetentesten Beurtheiler, dem Abgeordneten Dr. von Siemens in einer nach vielen Richtungen hin beachtenswerthen Rede eindringlich dargelegt wurde — die Wirkung haben, den Mittelstand auf dem Gebiete des Börsenwesens noch mehr auszuschalten, als das leider schon geschehen ist.

Es liegt ein ganz entschiedener Widerspruch darin, daß man eine Kriegsflotte vergrößert, die die Aufgabe hat, Handel und Verkehr zu schützen, und dabei gleichzeitig Maßregeln trifft, die dem Handel und Verkehr schweren Eintrag thun. Drohend am Himmel erhebt sich der Zolltarif des Grafen Posadowsky, der es unmöglich machen würde, zum Abschluß von Handelsverträgen zu gelangen. In unserem Staatsleben kämpfen zwei mächtige Instinkte gegen einander. Der eine geht dahin, der kleinen, aber mächtigen Partei, welche seit hundert Jahren den Staat regiert, ihre Macht zu erhalten, und dem aufstrebenden Bürgerthum unerschwingliche Tribute aufzuerlegen, mit denen der nothleidende Bestandtheil der agrarischen Gesellschaft unterstützt werden soll. Der andere geht dahin, die Machtstellung des Staates zu erhöhen, den Verkehr zu pflegen, Weltpolitik zu treiben. Daß zwischen diesen beiden Zielen keine Versöhnung möglich ist, ist klar. Es besteht ein Kampf, der mit dem Siege der einen Idee und der völligen Niederlage der alten endigen muß. Wir getrösten uns mit der Wahrheit, daß noch stets die neue Zeit über die alte gesiegt hat.

Einstweilen stecken wir allerdings noch tief in dieser alten Zeit. Das hat auch die Verhandlung, mit der das Preußische Abgeordnetenhaus seine Arbeiten nach den Pfingstferien wieder aufgenommen hat, gezeigt. Es handelte sich um die Interpellation Broemel, betreffend den geplanten Großschiffahrtsweg von Stettin nach Berlin, der mit allen anderen Kanalprojekten auf der langen Bank sich befindet, auf der auch der Mittellandkanal liegt. Der Kanaleifer der Regierung ist jetzt soweit erkaltet, daß vor Januar 1901 keinesfalls eine neue Kanalvorlage an den Landtag kommen wird. Die Kanalgegner sehen ihre dilatorische Politik von Erfolg gekrönt. Wer kann unter diesen Umständen noch glauben, daß die Regierung in Kanalsachen ihre Energie jemals wiederfinden wird.

Proteus.

Deutschland und die Unabhängigkeit Rumäniens.

Das Tagebuch des Königs Karl von Rumänien ist nunmehr mit seinem vierten Bande zum einstweiligen Abschluß gediehen.*) Wir sagen „Tagebuch des Königs", obwohl sich das Werk als „Aufzeichnungen eines Augenzeugen" ausgibt. Das ist nur eine durchsichtige Hülle. Der „Augenzeuge" gibt die intimsten Briefe wieder, die der König geschrieben und die er empfangen hat; er kennt, zum Theil wörtlich, die Gespräche, die der König unter vier Augen führte; er weiß, was der König bei bestimmten Gelegenheiten gedacht hat, selbst „ohne daß er sich diese Gedanken anmerken ließ"; — kurz, er ist Eins mit dem Könige. Aber diese kleine Heuchelei, die durch die hohe Stellung des Tagebuchschreibers völlig entschuldigt wird, darf uns nicht davon abhalten, unsere aufrichtigste Anerkennung dem Herrscher zu zollen, der hochherzig die vertraulichsten und wichtigsten Materialien zu seiner eigenen sowie zu des von ihm geleiteten Staates Geschichte schon zu seinen Lebzeiten der Oeffentlichkeit überliefert. Es ist das eine einzig dastehende Erscheinung. Freilich hat auch Friedrich der Große Denkwürdigkeiten seiner Zeit herausgegeben — aber das sind Memoiren, die vom Standpunkte des Schriftstellers wie des Politikers künstlich zurechtgestutzt wurden, ehe das Publikum Kenntniß von ihnen erhielt. Karl von Rumänien dagegen veröffentlicht seine Niederschriften, wie er sie von einem Tage zum andern verfaßte, ohne Hintergedanken, offenbar ohne andere als vielleicht die stilistische Retouche eines litterarisch gebildeten Helfers, mit Einfügung zahlreicher ihn persönlich betreffender Aktenstücke. Er scheut sich nicht, Urtheile und Thatsachen anzuführen, die manchem noch Lebenden unbequem sein, das Andenken erst kürzlich Verstorbener wesentlich beeinflussen dürften. Gewiß liegt dieser Publikation der, anscheinend naive, Wunsch zu Grunde, des Verfassers noch nicht genügend bekannte und gewürdigte Verdienste als Herrscher und Soldat der gebildeten und zumal der politischen Welt Europas eindringlich darzulegen. Aber selbst dies zeugt von solcher Achtung vor der öffentlichen Meinung, wie sie bei Männern seines Ranges sich eben nicht häufig findet.

Wir haben in diesen Blättern (Jahrg. 1897, Nr. 40) den dritten Theil des Tagebuches charakterisirt, der die

*) Aus dem Leben König Karls von Rumänien, Band IV. (Stuttgart 1900, Cotta's Nachfolger).

Entstehung und den Fortgang des russisch-rumänischen Krieges von 1877 gegen die Türkei bis zum Vorfrieden von San Stefano (3. März 1878) schilderte. Der jetzt vorliegende Band geht bis zur Krönung des bisherigen Fürsten Carol I. zum Könige, am 10. Mai 1881. Damit soll die Veröffentlichung vorerst ihr Ende nehmen. Wie der vorhergehende Band seine innere Einheit in dem großen Kriege findet, so der gegenwärtige in den Folgen dieses Krieges: dem Kongresse von Berlin, sowie der Anerkennung von Rumäniens Unabhängigkeit und Königthum.

In unseren früheren Artikel hatten wir an der Hand der Thatsachen erwiesen, daß Fürst Karl sich von seinem Ehrgeiz und soldatischen Thatendrange dazu hinreißen ließ, die Uebermacht Rußlands auf der Balkanhalbinsel durch sein Bündniß aufzurichten, anstatt — wie alle Welt es ihm rieth — neutral zu bleiben, den Russen höchstens freien Durchzug zu gewähren und sie damit einer Niederlage auszusetzen, der sie nur durch die Beihilfe seines Heeres entgangen sind. Er hätte den Kriegszustand benutzen können, um ohne weiteres die Unabhängigkeit seines Landes zu erklären, die zu verhindern die Türkei damals auf alle Fälle außer Stande war. Wir durften hervorheben, wie dieser schwere politische Fehler sich sofort bestrafte, indem Rußland bei dem Friedensschlusse Rumänien zur Seite schob, ihm das reiche Bessarabien abnahm, dafür die öde und wilde Dobrudscha zuwarf und es durch thatsächliche, wenn auch nicht formelle, Annexion Bulgariens in gefahrdrohender Weise umklammerte.

Die öffentliche Meinung in Rumänien, in diesem Punkte scharfsichtiger als der Fürst, hatte das Bündniß mit Rußland stets mißbilligt. Auch jetzt verlangte sie, man müsse sich dem unvortheilhaften Austausche Bessarabiens gegen die Dobrudscha mit allen Mitteln, selbst den Waffen, widersetzen; sämmtliche Politiker, mit Ausnahme Cogulniceanus, theilten diese Ansicht. Karl aber sah sich durch die Folgen seiner persönlichen Politik zu einer anderweiten Haltung gedrängt. Er glaubte, ein Widerstand sei unmöglich, man solle vielmehr durch entgegenkommendes Benehmen sich die Gunst Rußlands erwerben, durch direkte Verständigung mit diesem Staate möglichst viele sonstige Vortheile herausschlagen. Er wollte sich nicht eingestehen, daß er verkehrt gehandelt habe, und daß sein Land nunmehr die schweren Konsequenzen seiner falschen Politik tragen müsse. Die Großmächte waren getheilt. Oesterreich ermunterte Rumänien zum Widerstande; England, das damals gewaltig gegen Rußland mit dem Säbel rasselte, versprach jenen gar seine militärische Unterstützung. Aber Italien zeigte sich lau, Frankreich drang direkt auf Nachgiebigkeit; Bismarck vollends zürnte dem Fürsten wegen der Unterstützung, die dieser gegen des deutschen Kanzlers Rath Rußland geleistet hatte, und trug durchaus kein Verlangen, sich nunmehr um des kleinen und fernen Rumänien willen mit dem nahen und mächtigen Zaren zu überwerfen. Rußland endlich hielt die Gelegenheit für günstig, den Selbständigkeitsgelüsten Rumäniens ein für alle Male ein Ende zu bereiten und dieses Land seine schwere Faust fühlen zu lassen. Kaiser Alexander II. erklärte dem rumänischen Gesandten: wenn die Bukarester Regierung durch förmlichen Protest oder sonstwie der Abtretung Bessarabiens Widerstand leiste, werde er Rumänien besetzen und dessen Heer entwaffnen lassen. Um diesen Drohungen Nachdruck zu geben, häuften sich die aus der Türkei zurückkehrenden russischen Truppen in Rumänien an und setzten sich besonders in bedenklicher Menge in der unmittelbaren Nachbarschaft von dessen Hauptstadt fest. Die Lage wurde so gefährlich, daß Karl glaubte, sich auf das Aeußerste gefaßt machen zu müssen. Er konzentrirte sein Heer nahe der österreichischen Grenze, in den Gebirgen der Kleinen Walachei, und begab sich, unter dem Vorwande einer Truppenbesichtigung, in dessen Mitte (Mai 1878). So war er dem russischen Machtbereich entzogen und zum Widerstande bereit.

Schließlich nöthigte der Berliner Kongreß dennoch Rumänien zur Unterwerfung. Es mußte den verhaßten Austausch als unabänderliche Thatsache anerkennen, die im Oktober 1878 von den Kammern in Bukarest gutgeheißen wurde. Als die Rumänen ihre Selbständigkeit dadurch zu beweisen suchten, daß sie ohne Zustimmung Rußlands einen noch unsicheren Punkt ihrer neuen Grenzen, Arab-Tabia, in unmittelbarer Nähe der bulgarischen Festung Silistria, besetzten, erfuhren sie eine neue Demüthigung. Durch Androhung von Feindseligkeiten zwang Rußland sie zur Räumung Arab-Tabias, das sie später nur gegen eine entsprechende anderweite Landabtretung erhielten.

Der Berliner Kongreß hatte in seinem 44. Artikel die Anerkennung der Unabhängigkeit Rumäniens durch die Großmächte noch an eine andere Bedingung geknüpft: nämlich die Proklamirung der Gleichstellung der Angehörigen aller Religionsbekenntnisse in sämmtlichen bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechten.

Thatsächlich zielte diese Klausel lediglich auf die Gleichstellung der Israeliten, die in Rumänien der entwürdigendsten Behandlung unterworfen waren. Ihre Zahl war eine beträchtliche: beinahe der zehnte Theil der 4 1/3 Millionen betragenden Bevölkerung des Landes. Man behauptete mit Unrecht, sie seien alle Eingewanderte, Fremde; thatsächlich hatte es jüdische Gemeinden in Dacien gegeben, ehe die Römer sich aus dieser Provinz zurückzogen, um sie den Bulgaren und Slawen zu überlassen, aus deren Gemisch die Walachen entstanden sind, die sich jetzt fälschlich mit dem stolzen Römernamen schmücken. Von den christlichen Bewohnern mit Geringschätzung behandelt, schlossen die Juden sich von ihnen ab und bewahrten ihre Sprache und ihre patriarchalischen Sitten. Fleißig, nüchtern, betriebsam, erlangten sie zumal in der Moldau, wo sie besonders zahlreich waren, ein wirthschaftliches Uebergewicht, das sie gegen ihre Bedränger öfters mißbrauchten. Die Landbevölkerung, unwissend, träge, dem gröbsten Sinnengenusse ergeben, gerieth dort von ihnen in drückende materielle Abhängigkeit, und die Großgrundbesitzer, die sich mit den Aeußerlichkeiten der französischen Bildung alle Laster einer überfeinerten Civilisation angeeignet hatten, waren durch nichtsnutzige Liederlichkeit den Juden so stark verschuldet, daß ihnen nur durch das Verbot jüdischen Grundbesitzes ihre Güter dem Namen nach erhalten blieben. Die etwa zehntausend Familien, die Rumänien thatsächlich beherrschten und ausbeuteten, fürchteten überdies für die Zukunft hierbei den Mitbewerb jüdischer Intelligenz und Strebsamkeit. Die orthodoxe Geistlichkeit schürte die allgemeine Abneigung gegen die Juden nach Kräften.

Man muß dem Fürsten Karl die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sich ernstlich darum bemüht hat, der Forderung des Kongresses sowie der Gerechtigkeit und Aufklärung zum Siege zu verhelfen. Er suchte denjenigen Israeliten, die im Lande geboren und ihren Pflichten gegen den Staat in vollem Umfange nachgekommen waren, grundsätzlich und in Masse das Bürgerrecht zu verschaffen. Er stieß dabei aber auf den leidenschaftlichen Widerspruch der Kammern, die alle einheimischen Juden für Fremde erklären und ihnen nur, wie allen Fremden, den Weg der Naturalisation durch Einzelgesetze eröffnen wollten — einen Weg, der schwerlich auch nur einen Israeliten zum Ziele geführt haben würde.

Die Mächte waren keineswegs geneigt, sich mit so magerer Abfindung zu begnügen. Es war eine Zeit, wo Europa noch von liberalen Anschauungen beherrscht, wo von der Reaktion der Antisemitismus nur erst in Preußen entfesselt war, auch hier einstweilen als eine monströse und nur zu kurzer Lebensdauer bestimmte Erscheinung betrachtet. Das bisher den Rumänen so freundliche Oesterreich rieth ihnen dringend zur Nachgiebigkeit. England, das mit ihnen ein Kriegsbündniß hatte abschließen wollen, drohte nunmehr mit einer Kollektivnote aller Großmächte, die Rumänien gewissermaßen außerhalb des Völkerrechts gestellt haben würde. Frankreich, das damals noch gern als Vorkämpfer aller liberalen Gedanken auftrat, mißbilligte den Widerstand gegen den Artikel 44 der Kongreßakte lebhaft und verlangte, in Uebereinstimmung mit England, die sofortige Ertheilung des Bürgerrechtes an alle in Rumänien geborenen und

erzogenen Juden, die nie unter fremdem Schutze gestanden hätten. Auch Italien drängte auf diese Lösung hin, die sogleich 100 000 Juden das Bürgerrecht verschafft und damit thatsächlich die Forderung des Kongresses verwirklicht hätte.

Am feindlichsten stellte sich der rumänischen Unduldsamkeit Deutschland gegenüber. Es gestattete nicht einmal seinen Unterthanen, wie die anderen Staaten es erlaubten, das Tragen rumänischer Orden oder selbst der Feldzugsmedaille von 1877. Es berief seinen Geschäftsträger von Bukarest ab und betrachtete den Vertreter Rumäniens in Berlin als nicht vorhanden. Es ließ die fürstliche Regierung immer wieder nachdrücklichst zur sofortigen vollständigen Ausführung des Artikels 44 drängen, mit dem bestimmten Hinweis, daß nur um diesen Preis das Wohlwollen Deutschlands zu erhalten sei. Deutschland aber war damals die politisch ausschlaggebende Macht, und seine Mißstimmung um so gefährlicher, als Rußland nur auf jede Gelegenheit wartete, Rumänien unangenehm zu sein.

Die Rumänen meinten mit schlauem Augenzwinkern, das energische Eintreten des Fürsten Bismarck zu Gunsten der Juden sei dem Einflusse Bleichröder's zuzuschreiben. Allein diese Voraussetzung, deren schmutzige Nebengedanken nur den Anschauungen und Gewohnheiten der edlen Rumänen, nicht aber denen des großen deutschen Staatsmannes entsprachen, war vollkommen irrig. Vielmehr hatte Bismarck dem Fürsten Karl die Nichtbeachtung seiner Rathschläge für den russisch-türkischen Krieg und die daraus entstandene, für Deutschland höchst bedrohliche Machtvergrößerung Rußlands nicht verziehen. Andererseits wollte er sich um so mehr, ohne Gefährdung direkter deutscher Interessen, dem Zaren möglichst freundlich erweisen, als er dessen Wünsche auf dem Berliner Kongreß thatsächlich bekämpft und zum großen Theile vereitelt hatte. Vor allem aber betrachtete er das Widerstreben Rumäniens in der Judenfrage als eine direkte Verletzung der Würde des Kongresses, das heißt Europas, und ganz besonders des Deutschen Reiches, das diese Versammlung einberufen und geleitet hatte.

Die Lage wurde für Rumänien sehr ernst; es war derart bedroht, wie nie seit der Thronbesteigung des Fürsten Karl im Jahre 1866. Deutschland fand sich bereit, die von England befürwortete Kollektivnote der Großmächte eifrig zu fördern; weise Rumänien deren Forderungen zurück, so wolle Bismarck eine abermalige europäische Konferenz zu Stande bringen, die Rumänien von neuem für ein von der Türkei abhängiges Land erklären und mit diesem Suzeränstaate die Schritte berathen, um die Rumänen zur Unterwerfung unter den Willen Europas zu zwingen (Juni und Juli 1879).

Es war eine Krisis eingetreten, die für die Donaufürstenthümer den Verlust der kaum erfochtenen Unabhängigkeit sowie schwere moralische und materielle Schädigung, für ihren Beherrscher den Sturz von seiner hohen Stellung zur Folge haben konnte. Karl war als einsichtiger und aufgeklärter Mann längst den Rumänen als „Judenfreund" verdächtig, während die Mächte seine nothgedrungene Anpassung an die öffentliche Meinung seines Landes als Trotz gegen ihren Willen auslegten. So erlitt er das Schicksal aller gemäßigten und vermittelnden Naturen, von beiden Seiten angegriffen zu werden.

Da lenkte plötzlich der deutsche Reichskanzler ein. Es war der 18. Juli 1879, als ganz unerwarteter Weise in seinem Auftrage Radowitz dem rumänischen Abgesandten in Berlin, Demeter Sturdza, erklärte: „Die Mächte verlangten nur, daß das Prinzip religiöser Gleichstellung in die Konstitution eingefügt und dann ein loyaler Anfang gemacht werde, dieses Prinzip zur Anwendung zu bringen." Sturdza konnte bei seiner in den folgenden Tagen stattfindenden Rückkehr nach Bukarest ein von Bismarck entworfenes Programm mitbringen, das allerdings die Annahme des von dem Kongresse betonten Grundsatzes der Gleichstellung aller Religionsbekenntnisse enthielt, für die der Juden aber bestimmte Kategorien namhaft machte, von denen die Rumänen noch manche abzuhandeln hoffen durften. Denn der Kanzler setzte hinzu, seine Forderungen entsprängen lediglich der Initiative Frankreichs und Italiens, und er werde sie nach Möglichkeit mildern. Er „verstehe wohl, daß man in einer so wichtigen Frage nicht im Eilmarsch, sondern in Etappen vorgehen müsse". Und er beklagte sogar, daß Rumänien nicht früher Maßregeln getroffen habe, um die Einwanderung der russischen und galizischen Juden zu beschränken. Kurz, er stellte sich auf einen Standpunkt, der dem bisher eingenommenen geradezu entgegengesetzt war.

Diese plötzliche Wandelung erwies wieder einmal schlagend die gänzliche Grundsatzlosigkeit der Bismarck'schen Politik — eine Grundsatzlosigkeit, die das öffentliche Leben nicht nur Deutschlands, sondern ganz Europas bis zur Gegenwart vergiftet hat. Es ist auch typisch für ihn, daß er, der bisher, nach allen im Tagebuche König Karls enthaltenen Aktenstücken und Aufzeichnungen, der Führer im Streite gegen die Unduldsamkeit Rumäniens gewesen war, nunmehr die Verantwortung für diesen Streit auf andere abwälzte. Wer erinnerte sich hierbei nicht seines Kunstgriffes, wie er die Verantwortung für den von ihm entfesselten und geführten Kulturkampf, als solcher ihm nicht mehr paßte, den bösen Liberalen und dem Minister Falk in die Schuhe schob! Gerade weil sein Auftreten in der rumänischen Frage so typisch für sein ganzes Verfahren ist, glaubten wir näher darauf eingehen zu müssen.

Die Gründe für seine Sinnesänderung in dieser Angelegenheit sind ebenso klar wie die für seine Schwenkung im Kulturkampfe. Zunächst legte die konservative Gesinnung Kaiser Wilhelms I. ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale bei beiden Fragen. Sie flößte dem greisen Herrscher Abneigung ein wie gegen freisinniges Kirchenthum so auch gegen die Juden. Diese Abneigung wurde im eigenen Lande durch sein Gerechtigkeitsgefühl und durch die Verfassung thatsächlich in Grenzen gehalten; in Bezug auf Rumänien, dessen israelitische Bevölkerung durch die vielhundertjährige Unterdrückung durchschnittlich auf einem niedrigen Kulturniveau erhalten war, sprach sie sich lebhaft und nachdrücklich aus. Indes mit dem Herrscher, dem Bismarck zur Abwechslung vorgeredet hatte, er folge in der Sache nur der englischen Politik, von der Deutschland sich nicht trennen dürfe — den Rumänen hatte er von Frankreich und Italien gesprochen — wäre der Kanzler wohl, wie sonst, so auch hier fertig geworden, wenn er nicht andere Gründe gehabt hätte, in gleichem Sinne vorzugehen. Es war die Zeit, wo er in den inneren Angelegenheiten mit dem Liberalismus brach, um sich auf ein konservativ-ultramontanes Bündniß zu stützen. Da diese Parteien den Juden wenig freundlich gesinnt waren, verlor er jedes Interesse an deren Vertheidigung in Rumänien. Im Gegentheil, der Antisemitismus, der ungeahnte Lebenskraft und Fähigkeit der Ausdehnung bewiesen hatte, empfahl sich dem Kanzler als ein unverächtlicher Bundesgenosse in dem mit allen Mitteln zu führenden Kampfe gegen den Liberalismus. Der rumänische Agent in Berlin wies frohlockend (September 1879) auf die Thatsache hin, daß der deutsche Antisemitismus den rumänischen wirksam fördere. Und zu diesem Grunde innerer kam ein entsprechender der äußeren Politik. Rußland begann offen, sich feindlich Deutschland gegenüber zu stellen, das demgemäß ein Bündniß mit Oesterreich schloß. Bismarck war, um so geneigter, der längst befolgten Politik Oesterreichs auf der Balkanhalbinsel zu entsprechen, indem er in Rumänien einen Stützpunkt gegen Rußlands Pläne zur Beherrschung des Orients suchte. Die große „Allianzverschiebung", wie der greise Karl Anton von Hohenzollern sich ausdrückte, kam den Rumänen sehr zu Statten.

Diese benutzten in Eile die günstige Wandelung. Ihre Konstituante stellte am 18. Oktober 1879 in die Verfassung einen Artikel ein, der das Religionsbekenntniß als Hinderungsgrund für die Erwerbung und Ausübung der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte beseitigte, aber alle „Fremden" den schwierigsten Bedingungen zur Erwerbung

des Bürgerrechts unterwarf. Nun hatte man sämmtliche Juden Rumäniens für „Fremde" erklärt — der Streich war gespielt! Der Beschluß des Berliner Kongresses war grundsätzlich anerkannt, thatsächlich durchaus illusorisch gemacht. Um die judenfreundlichen oder vielmehr den elementarsten Ansprüchen der Gerechtigkeit und Freiheit geneigten Westmächte zu hintergehen, naturalisirte man en bloc die 900 Juden, die den türkischen Feldzug unter den rumänischen Fahnen mitgemacht und von denen allerdings 200 den Soldatentod gefunden hatten: in der sicheren Voraussicht, daß, wenn erst die Aufmerksamkeit Europas sich von diesen Dingen abgewandt haben würde, man keinen Juden mehr zu naturalisiren brauche. Bismarck war es, der Frankreich und England davon abhielt, das Naturalisationsgesetz für ungenügend zu erklären; er stellte sich für Gegenwart und Zukunft geradezu als den Schutzgeist der Rumänen hin (13. November 1879).

Sie glaubten alles gewonnen zu haben, der Anerkennung ihrer Unabhängigkeit sicher zu sein — als sich eine neue Schwierigkeit aufthat: die Frage der rumänischen Eisenbahnen.

Rumänien hatte die Erbauung seiner Eisenbahnen dem bekannten Unternehmer Strousberg anvertraut, der nicht nur die verschiedensten Volksklassen Preußens, sondern auch vorzüglich die großen schlesischen Magnaten dabei betheiligte. Es handelte sich um rund hundert Millionen Mark. Als Strousberg 1875 in Konkurs kam, geriethen seine preußischen Genossen in übelste Lage. Dem Kaiser Wilhelm lag es besonders am Herzen, die schlesischen Magnaten zu retten. Zu diesem Behufe wandte er sich an Bleichröder. In Geldangelegenheiten kannte er kein Vorurtheil gegen die Juden, und er benutzte hier den Berliner Bankier eben so gut, wie er seine eigenen finanziellen Interessen dem Dessauer Bankier Cohn übergeben hatte. Er wurde freilich dadurch Bleichröder gewissermaßen verantwortlich. „Der König (Kaiser) hat aber noch mehr gethan", fuhr Bismarck in seiner Auseinandersetzung an Sturdza fort, der wir schon die obigen Angaben entlehnten. „Er hat auch aus seiner eigenen Privatschatulle den großen schlesischen Herren zu Hilfe kommen müssen. Also versteht man leicht, warum jeder aus dieser peinlichen Geschichte herauskommen will." Diese Interessen machten, nach Bismarck's angeführten Aussagen, den Kaiser in dieser Sache unnachgiebig. Er verlangte, daß Rumänien die Eisenbahnen den preußischen Besitzern abkaufen und selber übernehmen solle. Die Rumänen, die wußten, daß sie finanziell ein schlechtes Geschäft machen würden, wollten von dem entsprechenden Abkommen nichts wissen, das Sturdza in Berlin vorläufig eingegangen war. Aber da zeigte die deutsche Politik Festigkeit, ja Schroffheit. Es heißt in des Fürsten Karl Tagebuch unter dem 10./22. Dezember 1879:

„Fürst Karl Anton sendet seinem Sohne den Brief, den die deutsche Kaiserin ihm „ganz konfidentiell, aber eilig" geschrieben hatte; es heißt darin: „Es ist Gefahr im Verzuge (für Arab-Tabia und die Anerkennung), wenn Karl das Votum der zweiten Kammer nicht annullirt, durch welches der Berliner Eisenbahnvertrag gebrochen wird. Letzterer m u ß zur Ausführung gelangen."

„Fürst Karl Anton setzt hinzu: „Da ich keinen Augenblick bezweifle, daß es der Kaiser ist, welcher der Kaiserin den Auftrag ertheilt hat, mir dieses Billet zu schreiben, so hielt ich es für meine Pflicht, Dir sofort ein chiffrirtes Telegramm zugehen zu lassen.

„„Ich habe der Kaiserin sogleich geantwortet und ihr mein Bedauern darüber ausgedrückt, daß man deutscherseits den Eisenbahnrückkauf mit wichtigen politischen Fragen zusammenwirft. Durch das Fallenlassen von Arab-Tabia schädigt sich Deutschland in Hinblick auf sein Bündniß mit Oesterreich ebenso sehr, als es Rumänien tief verletzt.

„„Wenn es aber möglich ist, die Kammer noch umzustimmen, um so besser! Dann sind alle Hindernisse aus der Welt geschafft, welche der Entwicklung Rumäniens noch im Wege stehen.""

Wir haben alle diese Dinge wörtlich angeführt, damit der Leser unbeeinflußt selber urtheilen möge über die aus dieser Korrespondenz zu ziehenden Folgerungen.

Die Rumänen versuchten noch einmal das gleiche Kunststück, das ihnen in der Judenfrage so glänzend gelungen war. Sie erkannten den ganzen Vertrag an, fügten aber einen Zusatzartikel ein, der alle hypothekarischen Ansprüche der deutschen Obligationsinhaber ungültig machte und so der rumänischen Skrupellosigkeit und Willkür Thür und Thor öffnete. Allein hier drangen sie nicht durch. Am 27. Januar 1880 mußten die rumänischen Kammern den ursprünglichen Vertragsentwurf unverändert annehmen. Die schlesischen Magnaten, Bleichröder und die allerhöchste Privatschatulle kamen nicht zu Schaden.

Und nun erfolgte sofort die Anerkennung; auf den Vorschlag Deutschlands sprachen auch die beiden noch ausstehenden Westmächte solche aus. Zwar erhoben dabei alle drei Staaten Einwendungen gegen die unvollkommene Lösung der Judenfrage, deren gänzliche Beseitigung sie von der nächsten Zukunft verlangten — aber das war eine reine formale Beschwichtigung des Gewissens, der sie selber kaum eine thatsächliche Bedeutung beimaßen. Im Gegentheil: gerade die Einmischung des Auslandes zu Gunsten der Juden hat die Abneigung der Rumänen gegen diese zu leidenschaftlichem Hasse verstärkt; und die Leichtigkeit, mit der die Mächte dann diese Intervention aufgaben, hat den Rumänen die Ueberzeugung eingeflößt, daß sie sich hier alles erlauben dürften. Sie haben es wirklich an schamloser Verhöhnung des Berliner Kongresses nicht fehlen lassen. Die Juden in Rumänien sind jetzt nicht allein als „Fremde" von allen staatsbürgerlichen Rechten und von der Erwerbung ländlichen Grundeigenthums ausgeschlossen; nein, um sie intellektuell und moralisch immer mehr zu erniedrigen, hat man sie aus den öffentlichen Schulen vertrieben und sucht, da sie sich aus eigenen Mitteln Schulen gründeten, diese durch Quälereien aller Art zu vernichten. Gelegentliche Pöbelaufstände und Mordthaten, von Regierung und Polizei ohne Energie bekämpft, von den Geschworenengerichten geradezu sanktionirt, sollen ihnen die Existenz vollends unmöglich machen in einem Lande, das sie schon Jahrhunderte vor den Rumänen bewohnten.

Daß es so weit gekommen ist, wird man zum großen Theile der deutschen Politik auf die Rechnung schreiben müssen. Hätte sie damals in der Judenfrage ein weniges von der gleichen Festigkeit bethätigt, wie in der Angelegenheit der rumänischen Eisenbahnen, hätte sie nicht geradezu den Rumänen jede Gunst versprochen und bewiesen, wenn nur jene Geldsache nach Wunsch geregelt sei — sie würde Europa vor dem Schimpfe, sich mit offenen Augen von dem halbbarbarischen Rumänenvölkchen verspotten zu lassen, bewahrt und fast eine halbe Million Unglückliche einer menschenwürdigen Entwicklung zugeführt haben.

M. Philippson.

Zur Erinnerung an die Erfindung der Buchdruckerkunst.

(Schluß.)

Daß die neue Kunst nicht als umwälzendes Moment empfunden wurde, das zeigt das Verhalten der bisherigen gewerbsmäßigen Abschreiber. Sie schreiben nämlich entweder ruhig weiter, oder sie gehen, namentlich die groß organisirten Unternehmen, zum Druck über wie zu einem selbstverständlichen, natürlichen technischen Fortschritt. Was die Fortsetzung der Schreibthätigkeit anlangt, so blieb sie in Klöstern, die noch etwas darauf hielten, auch jetzt noch die altgewohnte Thätigkeit der Brüder, z. B. in Tegernsee, Blaubeuren, Erfurt, zu S. Ulrich und Afra in Augsburg u. s. w. Noch 1492 ermahnte der bekannte Johann von

Trittenheim, Abt von Sponheim, die Schreiber, sich von der Schreibthätigkeit nicht durch die Buchdruckerei, die nur Werke auf vergänglichem Papier herstellen könne, abschrecken zu lassen. Ebenso blieben die Lohnschreiber bestehen bis hinein ins 16. Jahrhundert. Erst dann, wie ein Straßburger Beispiel von 1525 zeigt, wurde die Druckerei als nahrungraubende Konkurrenz empfunden. Andererseits ging man aber auch, wo man die Mittel besaß, leicht zu der Ausübung der neuen Kunst über, weil man in ihr keineswegs einen Sprung sah, nicht etwa aus Furcht vor Konkurrenz. So wurde aus der erwähnten Schreibwerkstatt in Hagenau alsbald eine Druckerei, so gingen vor allem auch die „Brüder vom gemeinsamen Leben“, mit ihrer ganzen Organisation dazu bereit, früh zum Druck über. Auch ein Theil sonstiger Klöster legte gleichsam in Fortsetzung der Schreibthätigkeit Druckereien an. Klosterdruckereien existirten im 15. Jahrhundert in Augsburg, Bamberg, Nürnberg, Erfurt u. A. Charakteristisch ist besonders das schon erwähnte Kloster S. Ulrich und Afra in Augsburg, das überaus fleißige und geschickte Schreiber hatte. 1472 wurde zu weiterer Beschäftigung der Mönche die Druckerei angelegt, aber das Schreiben hörte darum nicht auf. Auch gedruckte Bücher, wie die Werke der Roswitha, wurden dort wieder abgeschrieben.

Hier sieht man aufs allerdeutlichste, daß man einen Unterschied zwischen Schreiben und Drucken garnicht empfand. Ebenso deutlich zeigt das der Umstand, daß man anfangs das neue Drucken ruhig Schreiben nannte. Italienische Drucker ebenso wie französische und deutsche bezeichneten ihre Thätigkeit am Schluß der betreffenden Werke oft durch „scribere“. — Sicherlich sind auch, wie schon oben erwähnt, viele der ersten Drucker frühere Lohnschreiber gewesen, wie man dies z. B. für Augsburg durch die Steuerbücher nachweisen kann. Buchdrucker wurden auch noch lange (z. B. 1486) „Schreiber“ genannt.

Nach alledem ist die Thatsache, daß die Person des Erfinders der Buchdruckerkunst schon zu Lebzeiten in den Hintergrund trat, nicht so sehr aus der Bedeutung der neuen Erfindung zu erklären, vor der man den Erfinder vergaß, als aus der dargelegten mangelnden Empfindung für den Unterschied zwischen der bisherigen Schreibthätigkeit und der neuen Druckkunst. Und wenn ferner diese neue Kunst sich so außerordentlich schnell verbreitete, aus Deutschland nach Italien, Frankreich, Spanien und England u. s. w., wenn sich noch heute mehr als 1200 Drucker schon des 15. Jahrhunderts nachweisen lassen, so hängt das nicht nur an den wandernden Druckergesellen, sondern damit zusammen, daß die Drucker sich auf dem weitverbreiteten, mehr oder weniger organisirten Schreibergewerbe aufbauten und von diesem ausgingen.

Wurde also damals die Buchdruckerkunst zunächst in keiner Weise als umwälzendes Moment empfunden, so hat sie auch zunächst keinerlei Umwälzung hervorgebracht, wenigstens in Deutschland nicht. Es ist selten, daß der von mir so hochverehrte Gustav Freytag etwas falsch gesagt hat, aber der nachstehende Satz aus seinen Bildern, „daß die neue Erfindung sich unabhängig vom geistlichen Stand, ja in Opposition gegen die mönchischen Abschreiber ausbildete,“ ist falsch. Das zeigt die erwähnte Reihe der Klosterdruckereien; das zeigen die italienischen Kardinäle, die deutsche Drucker nach Rom beriefen; das zeigen die Unterstützung und das Interesse vieler Geistlichen gegenüber der Errichtung neuer Druckereien. Und wenn weiter die damaligen Päbste nach der Reihe in der neuen Kunst ein der Kirche förderliches Moment erblickten, wenn sie der Kurfürst von Mainz als göttliche Kunst bezeichnete, wenn in ihrem Lobe sich Karthäusermönche, wie der Eingangs erwähnte Rolewinck, mit Dominikanern wie Felix Fabri, und anderen Mönchen vereinigten, so lag das eben daran, daß die neue Kunst, ganz wie die bisherige Schreibthätigkeit, in erster Linie in den Dienst der Kirche trat und dem Klerus nun eine vermehrte Einwirkung auf das Volk ermöglichte. So konnte 1487 der bischöfliche Leibarzt Oceo schreiben, daß der Druckkunst ganz besonders „Christi Braut“ zu Dank verpflichtet sei, „die katholische Kirche, welche, in Folge dieser Kunst neu verherrlicht, nunmehr reicher geschmückt ihrem Bräutigam entgegengeht, da dieser sie mit Büchern göttlichen Wissens in Ueberfluß ausgestattet hat“. Denn was waren die Produkte der neuen Kunst? Bibeln (außerordentlich zahlreich), theologische Werke, Kirchenväter, Erbauungsbücher, Beicht- und Gebetbücher, Passionalien und Heiligenleben, Plenarien und Postillen, Liturgische Werke, Katechismen, daneben elementare Schulbücher, populäre Rechtsbücher, medizinische Werke sowie jene, den Wunderglauben der Zeit mächtig fördernden volksthümlichen Kalender, Prognostiken und Praktiken, Berichte von Meerwundern und so fort. Und das blieb so bis zum 16. Jahrhundert.

Das war die geistige Nahrung, die die neue Druckkunst in größerer Menge dem Volke zuführte, und gewiß wurden auch die Legenden und sonstige religiöse Volksbücher, die wie die vielbegehrte Erbauungslitteratur oft unter gezierten Titeln (Seelenwurzgärtlein u. s. w.) umherliefen, deswegen so viel gelesen, weil in ihnen „die tollsten“ und wunderlichsten Geschichten standen, die die Volksbildung unmöglich fördern konnten. Und noch ein Buch wollen wir aus den Druckwerken des 15. Jahrhunderts erwähnen — die Erwähnung sagt genug — den Hexenhammer!

So ist denn von einem geistigen Umschwung zunächst keine Rede. Die neue Strömung der Renaissance hat sich in Deutschland durchaus nicht der neuen Kunst als eines Mittels zur Verbreitung freien Geistes bemächtigt. Technisch aber erscheint dieselbe auch nicht als etwas absolut neues, sondern als „Abschluß der mittelalterlichen Schreibkunst“, an die sie direkt anknüpft. Gewiß muß man sie mit Freytag als eine „Erfindung des Bürgerstandes“ bezeichnen: aber „die gesunde industrielle Stellung“, die sie sogleich erlangte, diese besaß auch schon das bürgerliche Schreibergewerbe. Und auch wenn wir das technisch neue Moment, das mit der Buchdruckerkunst in die Entwicklung hineinkam, betrachten, finden wir dieselbe unmittelbare Anknüpfung an die bisherigen Zustände des gewerblichen Lebens der Städte. „Die der Buchdruckerkunst verwandten Gewerbe der Brief- und Kartenmalerei, des Holz- und Metallschnittes, des Tafeldruckes für Bild und Wort, des Metallgusses, der Stempelschneidekunst und des Münzens hatten gegen Ende des 14. oder in den ersten Dezennien des 15. Jahrhunderts theils begonnen, theils einen neuen Aufschwung genommen, gefördert durch den hohen allgemeinen Wohlstand und die zunehmende Sicherheit der Verkehrs- und Rechtsverhältnisse“ (Dziatzko). Denn, um mit zwei Worten auf den bekannten vulgären Irrthum hinzuweisen, die Buchdruckerkunst als solche hat Gutenberg nicht erfunden, auch nicht die beweglichen Lettern, die man ja schon im Alterthum hatte. Man kannte seit langem den Zeugdruck, man hatte Bilder auf Holztafeln geschnitten, auch Schrift darauf geschnitten und dann gedruckt. Aber auch der bewegliche hölzerne Buchstabe war ein unvollkommenes Ding. Da erfand Gutenberg den Letternguß und damit die richtige Art der Typen (nämlich die gleichmäßig gegossenen) zur Verwendung in großem Maßstabe und so zu mechanischer Vervielfältigung litterarischer Produkte.

Bei dem Bestreben, die Erfindung Gutenberg's historisch richtig anzusehen und alle sprunghaften Momente auszuschließen, dürfen nun aber die Fortschritte, die durch sie sogleich hervorgebracht wurden, ebenfalls auf eine richtige Einschätzung Anspruch machen. Sie hat erstens die vervielfältigten litterarischen Produkte erheblich billiger gemacht und sie hat im Zusammenhang damit, aber auch durch die Art der Herstellung, eine größere Verbreitung derselben ermöglicht, wenn man auch dieses letzte Moment, wie wir sahen, für den Anfang nicht überschätzen darf. Die ganz erhebliche Erniedrigung der Preise hat der Buchdruckerkunst übrigens gerade bei vornehmen Leuten zunächst Mißachtung eingetragen, es zeigt sich da sogleich der in ihr liegende demokratische Zug. Jene schätzten gerade die Produkte der Schönschreibekunst, mit zierlichen Miniaturen ge-

schmückt, noch lange weit höher; Italiener spotteten wohl über die Erfindung „deutscher Barbaren“, und der Herzog Federigo von Urbino würde sich nach Vespasiano de Bisticci eines gedruckten Buches geschämt haben. Ein billiges Produkt der neuen Kunst waren übrigens die sogenannten „Armenbibeln“, nicht sowohl für arme Laien als für arme Prediger bestimmt, auch eigentlich Bilderbücher, da sie Doppelbilder aus der heiligen Schrift mit beigefügten Erklärungen enthielten. Ueberhaupt trat der Holzschnitt dem Druck immer mehr als Ergänzung zur Seite: auch der Bilddruck dringt in die Masse und dient ebenfalls zunächst wesentlich der religiösen Erbauung. Allmählich zeigt sich die größere Verbreitungsfähigkeit der Drucke doch auch in dem Anwachsen einiger Bibliotheken. Der Abt Johann Tritheim brachte die Bibliothek seines Klosters Sponheim, die 1469 wenige Bände enthielt, bis 1505 auf ca. 2000 Bände. Von 1480 bis 1500 betrug der Zuwachs der Karthäuser-Bibliothek in Basel 1200 Bände. Von einer Massenwirkung der neuen Kunst kann man aber im 15. Jahrhundert noch nicht gut reden.

Zweifellos bedeutet diese nun aber gegenüber dem ihr ähnlichen Schreibgewerbe auch einen „qualitativen Unterschied“. „Es ist ein gewaltiger Unterschied“, sagt Kapp, „ob in ein paar Dutzend Welt- und Handelsstädten, Klöstern und Universitäten einige tausend Schreiber arbeiten, oder ob diese örtliche handwerksmäßige Gebundenheit durch eine universale, bis an's Ende der Welt dringende, ungebundene Kunst millionenfach gesteigert und überflügelt wird.“ Freilich darf man nicht übersehen, daß dieser qualitative Unterschied erst in der Folgezeit, ja am schärfsten erst eigentlich in der neuesten Zeit, in unserem Jahrhundert hervortritt. Aber schon im 16. Jahrhundert hätte gegenüber den neuen Strömungen, die die Menschen ergriffen, das alte Schreibgewerbe als Vermittlerin kaum genügen können.

Die eine Strömung ist die der Renaissance, des Humanismus. Ihre Vertreter klagten schon früh über die Mangelhaftigkeit und Unzuverlässigkeit der Schreiber, so Petrarca, so Traversari, und wenn sich auch im 15. Jahrhundert die Zustände besserten, so mußten doch viele Gelehrte sich Abschriften selbst besorgen. Diesen Leuten kam die neue Kunst gelegen, und während, wie wir sahen, in Deutschland der Inhalt der bisherigen Produktion sich lange Zeit nicht änderte, wurde in Italien der Buchdruck alsbald in den Dienst des Humanismus gestellt, und in Rom namentlich kamen die lateinischen Klassiker heraus, in Venedig die griechischen. Italien, entsprechend seiner Bildungsstufe, überflügelte, zum Theil allerdings durch deutsche Drucker, in der Anwendung der neuen Kunst das Heimathland derselben. Für die deutschen Humanisten mußten die Buchhändler, wie Koberger oder Froben, italienische Klassikerausgaben kommen lassen. „Kaum langt eine solche Gallione an“, schreibt ein Baseler Gelehrter, „so stehen immer ihrer dreißig für einen da, fragen nur: Was kostet's? und katzbalgen sich noch darum.“ Dann, im 16. Jahrhundert, begann auch in Deutschland der Umschwung der Produktion: auch hier beeinflußte nunmehr die Humanistenlitteratur den Druck, der ihr ein mächtiger Förderer wird.

Und er wird ein noch größerer Förderer einer zweiten Strömung, diesmal auch in die Masse hinein, der **Reformation**. Zur raschen Verbreitung ihrer Ideen hat er ohne Zweifel ganz wesentlich beigetragen, vielleicht aber doch auch schon zu ihrer Vorbereitung. Denn die steigende Masse der Drucke, namentlich der volksthümlichen Litteratur, hatte, verbunden mit der allgemeineren Elementarschulbildung, das Volk lesefähiger und lesegieriger gemacht: vielleicht ist in dieser Beziehung später, z. B. im 17. Jahrhundert, eher ein Rückschritt als ein Fortschritt zu konstatiren. Und weiter hatte doch auch der oben charakterisirte vorwiegend kirchliche Charakter der ersten gedruckten Produkte gewisse nicht gewünschte Folgen. Das verbreitetste Buch war die Bibel, und sie war ein „gefährlicher Lesestoff“, der die Kritik gegen die römische Kirche wecken mußte. Ungleich wichtiger aber wird, wie gesagt, die Druckkunst während und nach der Reformation selbst. Jetzt zeigte sich, was für ein Mittel sie in bewegten Zeiten war. „Die Buchdrucker bekommen zu thun“, schrieb damals Hutten, „es werden Streitsätze und Korollarien, Schlüsse, und, was manchem übel bekommen ist, Artikel verkauft.“ Alle die auftauchenden Fragen, Streitigkeiten und Ereignisse gaben jetzt zu rascher litterarischer Produktion Anlaß: Flugschriften und Büchlein durchschwirrten das Land, und der „Buchführer“ fand bei Hoch und Niedrig Absatz. Man mag in Freytag's „Markus König“ eine anschauliche Schilderung davon nachlesen. Wieder aber darf man nicht vergessen, daß eine Wirkung auf die Masse auch durch die Schrift früher schon dagewesen war. Durch Abschriften und Anschlagen derselben gingen auch früher die Neue Zeitung oder ein Schmäh- und Spottbrief so rasch durch das Volk wie jetzt auf diesem Wege die Drucke, deren rascherer Verbreitung die damaligen Verkehrsverhältnisse noch durchaus im Wege standen. Und ebenso erhielt sich auch jetzt noch die ursprüngliche Vermittelung durch mündliche Weitergabe, wie namentlich durch das Lied.

Jedenfalls aber bedeutete Luther's Auftreten durch die außerordentliche Nachfrage nach seinen Schriften, die er in staunenswerther Produktivität herausgab, einen ganz neuen Aufschwung des Buchdruckes und des Buchhandels. Nicht mit Unrecht hat man auch auf die bezeichnende Thatsache hingewiesen, daß gegenüber den großen Folianten und Quartanten er „vorwiegend (wenn auch nicht zuerst) die billigen Duodez- und Oktavschriften von wenig Bogen massenhaft in die deutsche Litteratur einführte.“ Charakteristisch ist weiter, daß Luther die Wichtigkeit der Bibliotheken nachdrücklich betonte und z. B. die Stadtobrigkeiten 1524 ermahnte, „daß man Fleiß und Kosten nicht spare, gute Librareien oder Bücherhäuser zu verschaffen.“

Der Aufschwung, den die Bibliotheken im 16. Jahrhundert nahmen, ist denn auch das beste Zeichen dafür, daß die Druckerkunst jetzt größere Aufgaben erfüllte als vorher. Das neue gelehrte Leben, die überall im Vordergrund stehenden kirchlichen Kämpfe, auch das rege politische Leben mußten sich eines Mittels bedienen, das erst jetzt in seinem Werth richtig geschätzt werden konnte, dessen Zeit recht eigentlich jetzt gekommen war. Die litterarische Produktion schwillt immer mehr an; der Druck wird das Mittel, die allgemeine Bildung wie die Gelehrsamkeit, überhaupt den geistigen Fortschritt immer stärker zu fördern, wenn er auch recht oft anderen Mächten dienen mußte.

Gleichwohl zeigt die Lage der Dinge auch im 16. Jahrhundert und noch später, daß die Druckkunst nicht in jeder Beziehung im Stande war, das frühere Stadium der Verbreitung durch die Schrift zu ersetzen. Die gedruckte Zeitung nämlich des 16. und 17. Jahrhunderts hat die briefliche Zeitungskorrespondenz, die geschriebene Zeitung nicht allein nicht verdrängt, sondern steht ihr an Bedeutung zum Theil nach. Freilich lag das nicht an der Druckkunst, sondern an den mangelhaften Verkehrsverhältnissen. Der Umschwung darin erfolgte erst in unserem Jahrhundert, wohl der größte Wandel, der seit Jahrtausenden dagewesen ist. Er brachte das Zeitungs- und Zeitschriftenwesen zu einer ungeahnten Entwicklung, die erst recht eigentlich zeigte, was die Druckkunst leisten konnte. Die mit diesem Verkehrsaufschwung Hand in Hand gehende rapide Zunahme der litterarischen Produktion überhaupt, ferner die außerordentliche Inanspruchnahme der Druckkunst durch Industrie, Technik und Handel, wie durch das Verkehrswesen selbst, haben diese Kunst zu Leistungen gebracht, die früher unmöglich waren. Freilich ist sie in Folge der modernen technischen Entwicklung zu eminenten Verbesserungen, deren lange Reihe Friedrich König's Erfindung der Schnellpresse einleitete, gelangt. Erst so ist ihre heutige Leistungsfähigkeit ermöglicht. Und so ist auch erst unsere Zeit im Stande, den vollen Segen der Erfindung Johann Gutenberg's zu ermessen. Für seine Zeit hat er, wie wir gesehen haben, keinen so einschneidenden Umschwung herbeigeführt: aber für

die staunenswerthe Entwicklung der späteren Zeiten, namentlich unseres Jahrhunderts, hat er die technische Vorbedingung geschaffen.

Er ist lange in seinen Verdiensten zu Gunsten glücklicherer Nachfolger verkannt worden. Seit Joh. Dav. Köhler's „hochverdienter Ehren-Rettung Johann Gutenberg's" von 1741 ist sein Andenken wieder zu Ehren gekommen, namentlich in unserer Zeit. Das wenige, was wir von seiner Person und seinem Leben wissen, hat in verdienstlicher Weise neuerdings Dziatzko zusammengestellt; er ist kein glücklicher Mann gewesen, aber ein Mann, dessen That außerordentliche Folgen gehabt hat für die gesammte menschliche Entwicklung. Gerade unsere Zeit thut wohl daran, sein Andenken zu feiern.

Jena. Georg Steinhausen.

Berliner Kunstausstellungen.

I.

Die „Große". So hieß sie, heißt sie, wird sie immer heißen. Man behauptet, sie führe den Beinamen mit Recht, denn unter ihrem ragenden Zeichen suchen nie weniger als 2000 Kunstwerke Schutz. Diesmal sind es noch mehr Kunstwerke; sie ist also noch „Größer". Im vorigen Jahre nämlich gab es einen netten Bankerott, weil Berlin „unter sich" geblieben; es sollte eine Art Kraftprobe sein angesichts der Schwächung, die Akademie und Künstlerverein durch die Sezessionisten erfahren Und siehe, die Kraitprobe war mißglückt. Man fühlte, daß es besser sei, wenn Berlin nicht „unter sich" bliebe. Man hißte wieder einmal die Flagge der Internationalität. Wieviel schöne Worte wider die Auslandskunst und für die „nationale Kunst" sind nicht schon, laut von der Kuppelwölbung widerhallend, in der bombastisch aufgeputzten Vor- und Repräsentationshalle erklungen bei festlichen und unfestlichen Gelegenheiten, — und immer muß das Ausland wieder als Vorspann herbei, wenn der heimische Karren festgefahren war. Man malt eben den Teufel nicht ungestraft an die Wand. Der Teufel kam, doch er zeigte seinen Pferdefuß. Um die Kunst des Auslands würdig zu gewinnen, muß man künstlerisch mit ihr Fühlung haben; die diplomatischen Wege führen selten zu den Herzen der Künstler. Eine wirklich werbende Kraft hatten immer nur einige Künstlernaturen, die jetzt in den Sezessionen zu München und Berlin sitzen. Da ging Gotthard Kuehl oder Max Liebermann oder auch Franz Skarbina nach Paris als Mittler freundlichen Gastrechts; von dort schweiften sie dann wohl nach Brüssel und Amsterdam und dem Haag hinüber. Es war von Künstlern zu Künstlern ein Verkehr, der die internationalen Ausstellungen in Deutschland lebhafter, bunter, reizender, lehrreicher machte. Aehnlich wurden England und Skandinavien für die deutschen Unternehmungen erwärmt.

Für die diesjährige „Große" aber kam man dem Ausland offiziell oder doch zum mindesten offiziös. Man kennt die praktischen Grundlagen dieses modus procedendi: große und kleine Medaillen, akademische Ernennungen, Ordenszeichen fürs Knopfloch, — also lauter dekorative Gunstbeweise, die Sezessionen nicht zu vergeben haben. Die fremden Säle haben gleichwohl nicht viel Starkes aufzuweisen. Frankreich ist zwar da, aber seine Begeisterung für die deutsche Sache zeigt eine ziemlich niedrige Temperatur. Die großen Meister der Zeit fehlen ganz, und die Geister zweiten oder dritten Ranges haben nichts entsandt, was man nicht sonst auch das Jahr hindurch in Berliner Kunsthandlungen zu sehen bekäme. Doch, — es ist nicht meines Amtes Lücken aufzuzählen; ich möchte beschreiben, was den weiten Kunstmarkt doch in manchen Beziehungen noch sehenswerth macht: „meinen Salon".

— — — — — — — — — — —

Um zu dieser „Großen Berliner Kunstausstellung" die rechte Distanz zu gewinnen, muß man — nach Neubrandenburg fahren und dort seine artistischen Eindrücke niederschreiben. Man kann auch nach Schwerin an der Warthe oder Stendal gehen. Ich ging nach Neubrandenburg — dem Land entgegen, dessen Kunst mir im relativen Wettbewerb der Nationen diesmal so wohl gefiel: den dänischen Wäldern, Wiesen, Seen, Menschen, Städten und Heimstätten entgegen. Kopenhagen ist eine kleine Weltstadt und Neubrandenburg ist nur ein mecklenburgisches Nest, wo nicht der kleinste Impressionist und nicht der winzigste Fin de siècle-Litterat wohnt: seitdem dieses Städtchen Fritz Reuter hervorgebracht, läßt es sich reichlich Zeit, zu neuer Zeugungsthat die unfreiwillig gebundene Kraft zu sammeln. Aber dort geht es den Niederungen und Inselländern zu, und die Geschlechter der Menschen von hüben und drüben gleichen sich wie die Charaktere der Landschaft. Wären Viggo Pedersen oder Viggo Johannsen auf diesen harmonischen, runden, lieblichen, nicht sehr abwechselungsreichen und reliefflosen Landstrichen auch nur vorübergehend heimisch gewesen, sie hätten dort ihr Seeland wiedergefunden; sie hätten das strelitzische Mecklenburg mit seinen silbernen Flußläufen, seinen sanften, dichten Buchwaldungen, seinen Lärchenforsten, seinen feingeschwungenen Seen, seinen ruhig auf- und niedergehenden Wiesenbrüchen und Getreidefeldern, seiner duftigen, nicht allzu stürmischen Fruchtbarkeit, seinem klaren, sanften Licht, seiner Atmosphäre, die nicht kühl und nicht überhitzt, nicht feucht und nicht staubtrocken ist. Neubrandenburg, die liebe stille Stadt, ist nicht Kopenhagen, aber sie ist vielleicht Roeskilde. Sie hat in ihrer Weise eine Kultur, — die Kultur eines erbeingesessenen, selbstsicheren, gesunden, genügsamen und doch in seiner Art kräftig lebenden Bürgerthums. Man wohnt in sauberen Häusern, deren schlichte Linien ihren eigenen gedrungenen Stil haben, blickt hinter Blumenfenstern auf ein kleines Leben, ißt gut (und wie gut! die mecklenburgische Küche dieser Gegenden ist von wahrhaft altdeutscher Hochkultur), beweist in der Erhaltung von Möbel und Geräth die Zähigkeit des konservativen Philisters und hängt mit hartnäckiger Liebe an den architektonischen Resten der Vergangenheit. Die Wälle sind im Laufe der Zeiten niedergelegt, aber die moosigen Mauern und die wundervoll schlanken gothischen Thore trotzten dem Alter. Die großen, gesunden, behäbigen, etwas verträumten Menschen haben Heimstätten, nicht bloß Wohnungen.

Die gedrungene bürgerliche Landskunst der Dänen wird man im Dunstkreis des parvenuhaften Berlin vielleicht nicht ganz verstehen; man wird sie zu einfach, zu nichtssagend finden. Sie ist die poetische Resignation; wir aber wollen, in unkünstlerischer Verblendung, die Kämpfe der Zeit sehen und kommen, vor lauter Unrast, nicht dazu, auch als bildende Künstler das Glück der Scholle auszuschöpfen. Oder doch nur verschwindend wenige kommen dazu. Die Dänen sind in der Malerei ein weit jüngeres Volk als die Deutschen; aber sie haben es schneller zu einem nationalen Stil der Naturauffassung gebracht, weil sie sich in sich abgeschlossen und, ohne doch die malerischen Errungenschaften ausländischer Kunstbetriebe zu ignoriren, den höchsten Ehrgeiz darein gesetzt, sie selbst zu sein, während nahezu jeder moderne deutsche Maler sein Künstlerglück darein findet, immer ein anderer zu sein.

— — — — — — — — — — —

Wohl sind Dänen nach Frankreich gegangen und nach Italien, doch sie haben ihr Bestes gemalt in der Silberluft ihrer Heimath, unter den ruhig genießenden, schlicht lebensvollen, verhaltenen Charakteren ihrer Landsleute, in ihren weiten, weißen, altväterlichen Bürgerhäusern, in der eckigen Architektur ihrer Städte, vor der Rokokoherrlichkeit ihrer Schlösser, in ihren verschwiegenen Laubwäldern, und in den

tiefen schwermüthigen Stimmungen ihrer Meere. Es ist ihnen nie eingefallen, Holland dänisch-national aufzuputzen oder Fontainebleau germanisch zu idealisiren. Das kleine Inselvolk hat seinen Wandertrieb wie jeder andere germanische Stamm, aber konzentriren kann es sich nur in der engsten Heimath. Das Wesen der dänischen Kunst ist äußerste Unauffälligkeit. Wie ihre Darstellungen des menschlichen Lebens hinter den heißbewegten Sitten- und Gesellschaftsbildern der übrigen Völker, ihre zögernden Landschaftsschildereien unter den Sammlungen grandioser, stolzer, feierlicher Motive, die sich auf den jährlichen Märkten der Weltkunst dem Auge darbieten, schüchtern verschwinden, so möchte auch der Künstler selbst immer zurücktreten hinter die Zeugnisse seiner tiefwurzelnden Heimathliebe. Dem bedeutendsten Genie unter den dänischen Malern (Peter Severin Kröyer, der Bahnbrecher in der skandinavischen Lichtmalerei, sitzt im Irrenhause), Wilhelm Hammershöj fällt es so wenig ein, es könne Jemand seine Bilder kaufen wollen, daß er überhaupt niemals Preise angibt. Diese vollendete Unauffälligkeit hat einem vielgelesenen Berliner Kritiker zu der Erklärung Anlaß gegeben, die Sammlung sei nicht groß genug, um den Charakter der Dänenkunst genau erkennen zu lassen. Eine ulkige Behauptung; da ist Hammershöj, da ist Julius Paulsen, da sind Anna und Michael Ancher, da ist Viggo Johannsen, da ist Viggo Pedersen, da ist Peter Ilsted, da ist Carl Locher, da ist endlich Georg Nicolas Achen. Die besten Namen und Noten, die Dänemark seit fast zwei Jahrzehnten aufzuweisen hat. Wer durch sie nicht zur Erkenntniß der Dänenkunst geführt wird, der wird ihr Wesen überhaupt nicht erkennen. Doch, um zu diesen Dingen die rechte Distanz zu gewinnen, muß man, wie gesagt, nicht in Berlin hocken, muß man etwa nach — Neubrandenburg gehen.

— — — — — — — — — — — — —

Die dänischen Maler sind Familienmenschen; wenn Ihr wollt, sogar Spießbürger. Sie malen ihr Weib, ihr Kind, ihre Stube, ihren Ofen, ihr Klavier, ihr Haus, ihren Hof, ihr Gütchen ihr Pferd, ihre Lieblingsbank, ihren Lieblingsbaum, sie malen ihre Dienstmagd, sie malen den Hausfreund, sie malen Großmutter, Onkel, Tante, sie malen Tugend und Verstand. Sie malen ein kleinlebiges Dasein, oft sogar ein ganz kleinlebiges. Aber was die Hauptsache ist: sie *malen* es. Sie erzählen nicht kleine dalbrige Geschichten über dies ihr kleines Leben. Sie schildern mit Gefühl und Geist das innere Wesen der Dinge, die ihrem Herzen so nahe stehen. Ihre Interieurs, ihre Bildnisse sind oft so ganz Familiensache, interne Angelegenheit der bürgerlichen Persönlichkeit, daß man sich beinah indiskret vorkommt, wenn man mit neugieriger Betrachtung einbricht in diese wohligen verschwiegenen Interieurs und Blicke wechselt mit diesen durchaus vertraulich porträtirten Alltagsmenschen: mit der Hausehre, dem Onkel, der Dienstmagd des Malers, mit den Eheleuten, die in zunehmender Dämmerung schweigend und doch so beredt einander gegenüber sitzen wie die menschlichen Heiligen und Reinen der alten Meister. Diese Porträts sind der Gegensatz von Eleganz. Lenbach würde sagen: Wartesaal vierter Klasse! Und ein John Lavery oder Boldini würde sich lieber den kleinen Finger abschneiden, ehe er einen Rock von dem Schnitt malte, den sich der Onkel des Meister Achen von seinem Schneider gefallen läßt, oder Kleider von der Farbe und dem Arrangement, die die Damen der dänischen Künstler bevorzugen. Doch Wilhelm Hammershöj würde sich verdammt unehrlich vorkommen, wenn er seine Ehefrau zum Zweck des Porträtirens in eine spitzenbedeckte Matinee von Libertyseide steckte, und auch Georg Achen würde sich lieber den kleinen Finger abschneiden, ehe er seinem alten prächtigen Erbonkel, der auf sein Prieschen nicht gern verzichtet, die warme, weiche Sofaecke allen andern Aufenthalten vorzieht und in Carlsberger Bajersk-Bier noch immer seinen Mann steht, zum Zwecke des Porträtirens den Rath gäbe, sich bei einem theuren Schneider einen eleganten Gehrock bauen zu lassen. Es hieße diese guten einfachen Menschen aus ihrer Natur vertreiben — und die Natur, nicht die bloß studirte, sondern die *geliebte*, ist dieser Dänenmaler Kunst letzter Inhalt und Zweck. Was die Natur dieser Kunst ist und wie naiv sie malerisch sich giebt im Gegensatz zum Naturideale anderer Maler, die in großen Sammlungen volksmäßiger Motive den Geist ihres Volkes zu durchdringen glauben, gleich Gari Melchers oder Hugo Vogel, davon wird in einem zweiten Artikel die Rede sein.

Julius Elias.

Adreßbuch der Bibliotheken der österreichisch-ungarischen Monarchie. Von Dr. Johann Bohatta und Dr. Michael Holzmann. (Schriften des „Oesterr. Vereines für Bibliothekswesen“.) Wien. C. Fromme. 1900.

Der Bestand der österreichischen Bibliotheken wurde zum letzten Male zusammenfassend von Julius Petzholdt im Jahre 1875 zusammen mit dem Deutschlands und der Schweiz verzeichnet. Die deutschen Bibliotheken haben seither durch Paul Schwenke eine musterhafte Bearbeitung erfahren (Adreßbuch der deutschen Bibliotheken. Leipzig. 1893. — Beihefte zum Centralblatt für Bibliothekswesen X.), und da das anderen Zwecken dienende, auch in seiner Beschränkung vorzügliche „Jahrbuch der gelehrten Welt“ (Minerva) mit Rücksicht auf seine Bestimmung auch nur eine Auswahl bieten kann, so war eine neuerliche Verzeichnung des Gesammtbestandes der österreichischen öffentlichen Bibliotheken längst ein Bedürfniß. Der Nutzen eines solchen Adreßbuches ist leicht ersichtlich. Kommt er doch nicht nur dem Buchhändler bei Versendung seiner Kataloge, sondern auch dem Gelehrten bei lokalgeschichtlichen und landeskundlichen Forschungen zu Statten. Und richtig zusammen- und gegenübergestellt, geben die Zahlen und Daten über Gründung, Erweiterung, Bestand, Dotation und Verwaltung der Bibliotheken — es sind über 1500 aufgezählt — auch einen werthvollen Beitrag zur Geschichte des geistigen Lebens der Monarchie.

Nur ein paar bezeichnende Proben. Die größte Bibliothek Oesterreichs ist die Hofbibliothek in Wien mit rund 600 000 Bänden. Die Jahresdotation beträgt 30 000 Fl., wenig höher ist die der zweitgrößten, aber weitaus am meisten in Anspruch genommenen Bibliothek des Reiches, der Wiener Universitätsbibliothek. Vergleiche man damit einige Zahlen aus den obigen Kulturstaaten: Die Dotation der Berliner Königlichen Bibliothek für Büchererwerb beträgt 200 000 Mark, der Münchener Hof- und Staatsbibliothek 80 000, der Straßburger Landesbibliothek 70 000, der Leipziger Universitätsbibliothek 65 000 Mk. Frankreich gewährt seiner Centralbibliothek die jährliche Summe von circa 350 000 Fr., England dem British Museum (ausschließlich der Sammlungen) 40 000 £, die kaiserliche Bibliothek in St. Petersburg verfügt über 50 000 Rubel, die Bibliothèque Royale in Brüssel über 65 000 Fr., die Biblioteca Nazionale in Rom über etwa 60 000 Lire; und hinter all den genannten Ländern rangirt Oesterreich — allerdings, ob nur in der Dotation seiner Bibliotheken. . . .

Ein Sachregister der Hauptsammelrichtungen der einzelnen Bibliotheken, eine Statistik der angedeuteten Materien würde den Werth des Adreßbuches beträchtlich erhöhen. Es gewährt übrigens einen belehrenden Einblick in die Leidensgeschichte eines solchen Buches, hin und wieder die Bemerkung zu finden, daß die Auskunft verweigert wurde; und es ist nur billig, diese Indolenz öffentlich anzunageln. Den Verfassern gebührt jedenfalls für ihre entsagungsreiche, aber nutzbringende Arbeit der Dank aller Bücherfreunde.

Wien. Arthur L. Jellinek

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 37. Berlin, den 16. Juni 1900. 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Reichstag ist geschlossen, die Flottenvorlage angenommen.

Der politisch wichtigste Kampf, der sich jetzt in Deutschland entwickeln wird, ist der Kampf um die Erneuerung der Handelsverträge, welche die Agrarier durch maßlose Steigerung ihrer Forderungen auf Erhöhung der Lebensmittelzölle unmöglich zu machen bestrebt sind.

Um zum Ausdruck zu bringen, daß die Abwehr dieser agrarischen Bestrebungen, welche die gesunde wirthschaftliche Entwicklung Deutschlands aufs äußerste bedrohen, nicht früh genug einsetzen kann, hatten die freisinnigen Abgeordneten Frese, Dr. Pachnicke, Rickert, Richard Roesicke, Schrader und Dr. von Siemens zum letzten Montag eine öffentliche Versammlung nach dem großen Saale des Berliner Handwerkervereins berufen, in welcher der Herausgeber dieser Zeitschrift das Referat erstattete. Die leitenden Gedanken seines Referats fanden ihren Ausdruck in nachstehender Resolution:

„Die bestehenden Handelsverträge haben die wirthschaftliche Entwicklung Deutschlands auf das günstigste beeinflußt. Gleichwohl werden dieselben seit Jahren von agrarischen und industriellen Hochschutzzöllnern lebhaft angegriffen. Schon in der nächsten Session des Reichstages ist die Vorlegung eines neuen autonomen Zolltarifs zu erwarten. Nach der Absicht jener schutzzöllnerischen Kreise sollen die wesentlichsten Positionen dieses Tarifs sehr bedeutende Erhöhungen erfahren, welche die deutsche Erwerbsthätigkeit durch Belastung nothwendiger Materialien schwer schädigen und die Lebenshaltung der weitesten Kreise der Bevölkerung — der Arbeiter, wie aller auf ein festes Einkommen Angewiesenen — vertheuern und herabdrücken müssen. Ein solcher Zolltarif gefährdet überdies auf das äußerste den Abschluß neuer günstiger Handelsverträge und bedroht dadurch die in immer steigendem Maße für die Ausfuhr arbeitenden Unternehmer mit dem Verlust eines Theiles ihres Absatzes und die Arbeiter mit empfindlicher Verminderung der Arbeitsgelegenheit und Herabdrückung der Löhne. Eine erfolgreiche Abwehr solcher Bestrebungen ist nur möglich, wenn ihnen alle bedrohten Erwerbskreise einmüthig und rechtzeitig entgegentreten und mit allen denjenigen politischen Parteien, die das allgemeine Interesse gegen Sonderinteressen zu schützen gewillt sind, kräftig zusammenwirken.“

Ferner wird der Verein zur Förderung der Handelsfreiheit am 23. Juni d. J. seine Generalversammlung in Bremen abhalten, auf der Deutschlands Interesse am Außenhandel und die deutsche Handelspolitik sowie das Thema der Minimal- und Maximaltarife zur Verhandlung gebracht werden wird. Ueber den ersten Gegenstand werden Syndikus Gothein-Breslau und Dr. Alexander Meyer-Berlin, über den zweiten Gegenstand Reichstagsabgeordneter Broemel-Berlin und Syndikus Dr. Roesing-Bremen referiren.

Wie nothwendig es ist, daß die Freunde der Caprivi'schen Handelsvertragspolitik sich rechtzeitig und eifrig rühren, haben u. a. auch die agrarische Kundgebung des Centralvorstandes der nationalliberalen Partei, über welche wir in dieser Nummer einen besonderen Artikel bringen, sowie eine Rede des Finanzministers v. Miquel erwiesen, die derselbe gelegentlich der Eröffnung der 10. Wanderausstellung der Deutschen Landwirthschafts-Gesellschaft in Posen gehalten hat. Herr v. Miquel hat dabei von der „verdammten Pflicht und Schuldigkeit“ des Staates, für die Erhöhung der Lebensmittelzölle, mit anderen Worten: für die Niederdrückung der Lebenshaltung unserer Arbeiter, Sorge zu tragen, mit solcher Begeisterung gesprochen, daß dem

„Bunde der Landwirthe“ mit Rücksicht auf diesen einflußreichen Bundesgenossen nothgedrungen der Kamm schwellen muß. Der Reichskanzler Fürst zu Hohenlohe, der zunächst auch beabsichtigte, die Deutsche Landwirthschaftsausstellung in Posen zu besuchen, hat diesen Plan nachträglich wieder aufgegeben. Ob darin eine indirekte Kritik des Miquel'schen Auftretens zu suchen ist, mag dahingestellt bleiben. Besonders charakteristisch ist bei dem Verhalten des Herrn von Miquel, daß er zu seinem agrarischen Pronunciamento gerade eine landwirthschaftliche Gesellschaft gewählt hat, die auf ihren bisherigen Ausstellungen sich stets lebhaft bemühte, alles Politische auszuschließen. Auch diese rein landwirthschaftlichen Veranstaltungen werden mehr und mehr in den Kreis der agrarpolitischen Agitation hineingezogen.

Ein weiterer höchst signifikanter Vorgang hat sich während der abgelaufenen Woche im „Staate der Intelligenz“ vollzogen. In der westpreußischen Stadt Konitz ist das Standrecht proklamirt und ein Bataillon Soldaten auf Kosten der Kommune einquartirt worden. Die Ursache für dieses nothwendige Einschreiten der Staatsgewalt ist für einen Kulturstaat im höchsten Grade beschämend. Bekanntlich hat der an dem Gymnasiasten Winter verübte Mord dazu geführt, daß die antisemitischen Hetzer von Neuem das blöde Märchen von einem jüdischen Ritualmord für ihre agitatorischen Zwecke in Umlauf gesetzt haben. Diese dunklen Ehrenmänner haben es dann richtig fertig gebracht, daß in einem harmlosen Städtchen, in dem bis dahin Juden und Christen einträchtiglich zusammen lebten, eine Anarchie entstanden ist, bei der die Juden ihres Lebens und ihres Eigenthums seit vielen Wochen nicht mehr sicher sind. Das Betrübendste bei dieser antisemitischen Hetzerei ist, daß auch sogenannte gebildete Kreise, Männer, die durch eine Universität gegangen sind, jenem fanatischen Unfug Vorschub geleistet haben. Man ist in Europa gegenwärtig sehr entsetzt über den religiös-fanatischen Fremdenhaß, der sich in China in der Bewegung der Boxer kundthut; was sich zur Zeit in Konitz abspielt, ist dem chinesischen Vorgange nicht ganz unähnlich, es ist etwas wie eine antisemitische Boxerbewegung. Unsere Antisemiten haben gewiß keine Veranlassung, hochmüthig auf die chinesischen Boxer herabzublicken.

Der Großherzog Peter von Oldenburg ist, 73 Jahre alt, ziemlich unerwartet gestorben. Er hat seine Pflichten als Regent eines Kleinstaates in einer Weise erfüllt, daß weder das Nationalgefühl noch der Liberalismus sich zu beklagen hatten. Seine politischen Berather haben sich zumeist als aufgeklärte und besonnene Männer erwiesen. Hoffentlich bleibt der Nachfolger in den Bahnen seines Vaters.

Die chinesischen Revolten bilden nach wie vor eine ernste Sorge für die europäischen Mächte; was in China passirt, ist stets auch unter dem Gesichtspunkt der Folgen, die aus der Eifersucht der intervenirenden europäischen Mächte hervorgehen können, zu betrachten. Derartige Unruhen im chinesischen Reiche bieten jeder unternehmenden Macht einen bequemen Vorwand, ihre Einflußsphäre auszudehnen.

In Oesterreich hat die czechische Obstruktion ihren Willen durchgesetzt. Der Reichsrath hat geschlossen werden müssen und die czechischen Parlamentarier haben die zerbrochenen Pultdeckel, Kasserollen, Gongs und andere Spolien aus der parlamentarischen Obstruktionsschlacht mit in die czechische Heimath genommen, um sich im Kreise ihrer Wähler, im Besitz dieser „geistigen“ Waffen, feiern zu lassen. Inzwischen wird in Oesterreich die Idee eines Uebergangs zum Absolutismus immer ernsthafter erörtert. Ein solcher konstitutioneller Prozeß läßt sich aber nicht auf kaltem Wege vollziehen; bisher wenigstens pflegten solche Rückbildungen nur nach gefährlichen revolutionären Krämpfen einzutreten.

Auf dem südafrikanischen Kriegsschauplatz wird von kleinen Abtheilungen unter wechselndem Glück weiter gefochten. Nachdem die Engländer im Besitz von Johannesburg und Pretoria sind, können etwaige kleinere Erfolge der Buren aber nicht zur Abwendung des Schicksals der Vernichtung der Burenrepubliken führen, es kann sich nur noch um die Verlängerung des Todeskampfes handeln, — ein Vorgang, der mehr das Gemüth, als die politische Diskussion zu beeinflussen geeignet ist.

In Kapstadt hat das burenfreundliche Ministerium Schreiner seine Demission gegeben.

* *
*

Wie man den Abschluß von Handelsverträgen erschwert.

Der Centralvorstand der nationalliberalen Partei und die nationalliberalen Fraktionen des Reichstags und des preußischen Abgeordnetenhauses haben in einer gemeinsamen Sitzung auf Antrag des Herrn Dr. Hammacher einen Beschluß gefaßt, in dem zum Ausdruck gebracht wird, daß bei der bevorstehenden Feststellung des neuen Zolltarifs und dem Abschluß künftiger Handelsverträge die Interessen der Landwirthschaft durch einen „höheren Zoll für landwirthschaftliche Erzeugnisse“ besser gewahrt werden müßten als bisher. Gleichzeitig wurde die Forderung von Neuem erhoben, daß den „Bedürfnissen der Industrie und des Handels nach Handelsverträgen mit längerer Geltungsdauer Rechnung getragen werde“. Es wird glaubhaft berichtet, daß, nachdem diese Beschlüsse der Führer der nationalliberalen Partei zur Kenntniß des Finanzministers v. Miquel gelangt seien, dieser Hauptvertrauensmann des Bundes der Landwirthe im preußischen Staatsministerium an den Abg. Bassermann ein Beglückwünschungsschreiben gerichtet habe. Diese Nachricht hat innere Wahrscheinlichkeit, und wenn es nicht zur feststehenden politischen Praxis des Bundes der Landwirthe gehörte, niemals mit irgend einer Konzession, die ihm gemacht wird, völlig zufrieden zu sein, so könnten auch die Herren Dr. Hahn und Freiherr von Wangenheim wohl Veranlassung nehmen, der nationalliberalen Parteileitung ihre Anerkennung für die lobenswerthe Unterwerfung unter den „Bund der Landwirthe“ auszusprechen.

Um die Tragweite dieses demonstrativen Beschlusses voll zu würdigen, muß man sich vergegenwärtigen, daß gar kein besonderer thatsächlicher Anlaß vorlag, um diese Liebeserklärung dem Bunde der Landwirthe gegenüber zu machen; man muß ferner berücksichtigen, daß durch dieses Vorgehen all den Elementen in der Reichsregierung, die nicht geneigt sind, den Agrariern bei ihren Bestrebungen zur Verhinderung des Abschlusses neuer Handelsverträge Vorschub zu leisten, geradezu ein Stoß in den Rücken versetzt ist. Die Agrarier können jetzt triumphirend darauf hinweisen, daß selbst die Leitung der nationalliberalen Partei ohne durch irgend einen besonderen Anlaß dazu getrieben zu sein, also ganz aus freien Stücken, in lebhafter agrarischer Begeisterung die Richtigkeit des agrarischen Vorgehens und damit indirekt auch der agrarischen Agitation offen anerkannt habe. In der Erklärung, daß den landwirthschaftlichen Erzeugnissen ein höherer Zollschutz gewährt werden müsse als bisher, liegt zugleich eine Desavouirung der Caprivi'schen Handelsvertragspolitik, die zu den Handelsverträgen von 1892 und 1894 geführt hat, und die nach dem Urtheil aller auch nur halbwegs kompetenten und unparteiischen Sachverständigen sich als ganz ungewöhnlich vortheilhaft für die industrielle und kommerzielle Entwicklung Deutschlands erwiesen hat.

Geradezu naiv aber ist es, daß die nationalliberale Parteileitung in einem Athemzuge die Berechtigung der

agrarischen Agitation für höhere Lebensmittelzölle anerkennt und Handelsverträge mit längerer Geltungsdauer verlangt, die denselben agrarischen Kräften, die man mit dem Hauptbeschluß nachdrücklich unterstützt, ein Dorn im Auge sind. Das ist eine Situation, wie in einer Posse: um Handelsverträge zu erlangen, stärkt man das Prestige derjenigen, die keine Handelsverträge wollen. Selbst vom Standpunkt jener Bauernschlauheit aus, die da glaubt, dem Gegner den Wind aus den Segeln nehmen zu können, wenn man sich seiner Forderungen bemächtigt, ist dieses nationalliberale Vorgehen kaum verständlich. Denn darüber werden die Herren vom Centralausschusse der nationalliberalen Partei doch wohl nicht im Unklaren sein, daß sie auf dem Gebiete agrarischer Zugeständnisse mit dem „Bunde der Landwirthe“ nicht rivalisiren können. Wenn die Nationalliberalen einen Getreidezoll von 5 Mark für den Doppelcentner zugestehen, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß die Agrarier 7 Mark für das Mindeste erklären werden, was ihnen bewilligt werden müsse. Wenn der nationalliberalen Partei daran lag, die agrarischen Forderungen noch weit über das bisher ins Auge gefaßte Maß zu steigern, so konnte sie das nicht wirksamer erreichen, als durch den gefaßten Beschluß. Damit ist aber die Hoffnung, daß es der Regierung gelingen werde, auch nur leidlich rationelle Handelsverträge zu Stande zu bringen, ganz wesentlich beeinträchtigt.

Was bei Handelsvertragsverhandlungen herauskommen wird, bei denen die deutschen Unterhändler sicher sein müssen, daß wegen jeder Konzession in Bezug auf die Agrarzölle, die sie etwa machen möchten, ihnen seitens der Agrarier zu Hause die bittersten Vorwürfe erwachsen, Vorwürfe, für deren Berechtigung immer wieder auf das nationalliberale Anerkenntniß zurückgegriffen werden wird, läßt sich unschwer voraussehen. Wenn unter solchen Umständen die deutschen Unterhändler mit leeren Händen aus den demnächstigen Handelsvertragskonferenzen zurückkehren und an die Stelle des Handelsvertragsfriedens der Zollkrieg treten wird, so wird die nationalliberale Parteileitung daran ein gut Theil der Schuld mit tragen.

Man darf begierig sein, zu erfahren, in welchem Umfange die nationalliberale Wählerschaft hinter diesen Beschlüssen ihrer Parteileitung steht. Daß diese Beschlüsse von der Parteileitung einstimmig gefaßt sein sollten, erscheint in hohem Maße unwahrscheinlich; daß aber die vielen einsichtigen nationalliberalen Wähler, welche den industriellen und kommerziellen Kreisen angehören, kein Verständniß für die in diesen Beschlüssen liegende Verkennung ihrer wichtigsten wirthschaftlichen Interessen haben sollten, ist ganz ausgeschlossen. Der Versuch, um es mit einer Anzahl dem „Bunde der Landwirthe“ nahestehender Wähler nicht zu verderben, den Agrariern bei der künstlichen Preissteigerung der wichtigsten Lebensbedürfnisse Konkurrenz zu machen, wird vermuthlich für beträchtliche Theile der nationalliberalen Partei denn doch ein etwas zu starker Tabak sein. Jedenfalls braucht man nicht daran zu verzweifeln, diese Elemente in dem Kampfe gegen die agrarische Hybris als Bundesgenossen zu gewinnen.

Theodor Barth.

Parlamentsbriefe.

XXII.

Eine der merkwürdigsten Reichstagssessionen hat ihr Ende erreicht. Begonnen hat sie mit der sogenannten Zuchthausvorlage, die gänzlich in das Wasser fiel. Geschlossen hat sie mit der Annahme von zwei Steuergesetzen, die der Regierung rund fünfzig Millionen einbringen sollen, nach denen sie kein Verlangen ausgesprochen hat. Der Höhepunkt war die Verhandlung über die lex Heinze, bei der eine Minderheit durch Obstruktion die Mehrheit gezwungen hat, von einem Gesetze Abstand zu nehmen, welches einen heftigen Widerspruch in der öffentlichen Meinung entfesselt hatte. Wie wenig Neigung vorhanden ist, das Mittel der Obstruktion, das hier vortreffliche Dienste gethan hat, zu mißbrauchen, geht daraus hervor, daß wiederholt ein Gesetzentwurf, ohne gerade allseitige Sympathieen für sich zu haben, im Zeitraume von einer halben Stunde durch alle drei Lesungen gepeitscht worden ist. Alle diese Vorgänge zeigen, wie wenig die Regierung die Geister wirklich leitet und wie wenig sie in der Mehrheit des Reichstags eine zuverlässige Stütze besitzt, wie sehr sie sich vielmehr, um einen Ausdruck zu wiederholen, den Eduard Simson einmal gebraucht hat, „nothdürftig in der Sphäre des Regierens erhält.“

Es hat einen Augenblick gegeben, in dem die Regierung anscheinend einen festen Willen gezeigt und der herrschenden agrarischen Partei ein Zugeständniß abgerungen hat. Das war in der Frage des Fleischbeschaugesetzes, in welchem die Regierung ihren Pökelfleischsieg erfochten hat. Indessen was die Regierung hier durchgesetzt hat, war so gering, und was die Agrarier durchgesetzt haben, war so bedeutend, daß man sagen kann, die Regierung habe nicht mehr durchgesetzt, als die Anerkennung ihres formalen Rechts, auch einmal den agrarischen Beschlüssen ein Veto entgegenzusetzen.

Das Hauptergebniß der Session war die Annahme der Flottenvorlage, und dieses Ergebniß war für die Regierung ein so erfreuliches, daß Fürst Hohenlohe sich veranlaßt sah, in der Schlußsitzung einige liberale Redewendungen zu spendiren. Staatssekretair Tirpitz ist für seinen erfolgreichen Feldzug mit dem erblichen Adel belohnt worden; er mag sich dieser Auszeichnung um so mehr erfreuen, als er sich sagen darf, daß ihm auch die Sympathie des Reichstags zur Seite steht.

Die Annahme der Flottenvorlage ist ein wichtiges politisches Ereigniß. Wir haben diese Annahme von Anfang an für eine gebieterische Nothwendigkeit gehalten. Unsere Genugthuung ist aber geschmälert durch die Art, in welcher dieser Erfolg erreicht worden ist. Bei größerer Festigkeit der Regierung würde sie diesen Erfolg haben erreichen können, ohne ihre Vorlage mit Steuern bepackt zu sehen, die sie selbst im Grunde ihres Herzens mißbilligt.

Die Art und Weise, wie eine Reihe tief eingreifender Steuern in der Kommission und im Plenum beschlossen worden ist, hatte etwas Tumultuarisches. So oft die Regierung den Versuch machte, ein Bedenken zu erheben, rief Herr Müller-Fulda: „Kopf weg, eine Steuer kommt“; und der Schatzsekretär beugte seinen Kopf zur Erde, um dem Wurf eine freie Bahn zu machen. Mich dünkt, Vater Homer hat den Vorgang vor dreitausend Jahren geschildert:

Βόμβησεν δὲ λίθος. Κατὰ δ' ἔπτηξαν ποτὶ γαίῃ
Φαίηκες δολιχήρετμοι, ναυσίκλυτοι ἄνδρες
*Λᾶος ὑπὸ ῥιπῆς; ὁ δ' ὑπέρπτατο σήματα πάντα.**)

In der Eile der letzten Tage wurde noch das Seuchengesetz angenommen, auf das wir nicht näher eingehen wollen, weil dasselbe in dieser Zeitschrift bereits aus sachkundiger Feder besprochen ist, und weil wir es lediglich als einen Ausgangspunkt für weitere Reformen auffassen, sowie ein Gesetz über die Rechtsverhältnisse in den Kolonieen. Aber auch eine wichtige Interpellation der Sozialdemokraten kam zur Sprache. Die freie Stadt Lübeck hat eine Verordnung erlassen, die gegen den Buchstaben, und zwei weitere Kleinstaaten haben Gesetze gemacht, die wenigstens gegen den Geist der Reichsgesetze verstoßen. Daß eine Hansestadt sich auf solchen Wegen betreten läßt, ist besonders empfindlich. Die Reichsregierung hat durch den

*) In Voß' Uebersetzung:

Laut hin sauste der Stein; da bückten sich schnell zur Erde
Ruderberühmte Phäaken umher, schiffkundige Männer,
Unter dem Schwunge des Steins; und er flog weit über die Zeichen.

Mund des Staatssekretärs Nieberding, der schon bei der lex Heinze eine Rolle gespielt hat, um die er von Niemandem, am wenigsten von sich selbst beneidet werden wird, sich mit der schwächlichen Erklärung aus der Verlegenheit geholfen, daß, wer gegen die Rechtsgültigkeit dieser Bestimmungen Etwas einzuwenden habe, sich vor dem ordentlichen Richter auf den Satz berufen möge, daß Landrecht durch Reichsrecht gebrochen wird.

Und so nehmen wir von dem Reichstage Abschied.

Im Landtage machte sich die Unterstimme des Herrenhauses diesmal kräftiger geltend als die Oberstimme des Abgeordnetenhauses. Diese Unterstimme war zugleich eine Brummstimme. Man ist sehr unzufrieden damit, daß dem Herrenhause nicht Gelegenheit geboten wird, seine Stimme früher zur Geltung zu bringen. Diese Klage ist alt; sie ist so alt wie das Herrenhaus selbst und wird dauern, so lange das Herrenhaus dauert.

Meist hat sich das Herrenhaus mit den Beschlüssen des Abgeordnetenhauses befreundet, dessen Mehrheit ja Fleisch von seinem Fleisch und Geist (wenn überhaupt) von seinem Geiste ist. So ist denn namentlich die Frage des Gemeindewahlrechts für dieses Mal erledigt.

Zu Zwischenfällen bot noch das Waarenhaussteuergesetz Anlaß. Mit Zufriedenheit können wir feststellen, daß die Oberbürgermeister sich recht kräftig gegen das Gesetz ausgesprochen haben. Wenn das Gesetz wenigstens die Aufgabe erfüllte, die Interessentenkreise zu befriedigen, so müßte es bei den Vertretern großer Städte Anklang gefunden haben.

Der Finanzminister hatte das Gesetz für unannehmbar erklärt, wenn es sich auf Betriebe mit weniger als 500 000 Mark Umsatz ausdehnt; das Abgeordnetenhaus hatte es für unannehmbar erklärt, wenn es Betriebe von mehr als 300 000 Mark freiläßt. Das Herrenhaus hat den salomonischen Ausspruch gefällt, daß die Steuerpflicht bei 400 000 Mark beginnen soll, und damit wird es wohl das Mittel gefunden haben, zwei unversöhnliche Standpunkte zu versöhnen. Wir stehen dieser Frage mit Unbefangenheit gegenüber. Wenn der Unsinn siegen soll, so ist es uns ziemlich gleichgültig, bei welcher Nummer er beginnt.

Das Herrenhaus hat aber noch einen anderen sehr interessanten Beschluß gefaßt. Es will diejenigen Waarenhäuser frei lassen, die von Offiziers- und Beamtenvereinen geleitet werden. Diese Beamtenvereine sind das Karnickel gewesen, das das ganze Waarenhaustreiben verursacht hat; gegen sie richtet sich der Unmuth des gewerblichen „Mittelstandes" in erster Linie. Man sieht nun, was es mit dem Vorgehen auf sich hat, daß man dem Mittelstande helfen will. Während dieser Brief gedruckt wird, muß sich entscheiden, ob das Abgeordnetenhaus diese Sorte von Mittelstandspolitik mitmachen will.

Der Schluß des Landtages steht für Montag bevor. Nachdem die Regierung den hochherzigen Entschluß gefaßt hat, auf die Kanalvorlage für dieses Jahr zu verzichten, ist das Gespenst einer Sommer- oder Herbstsession verschwunden. Es wurde noch ein Gesetz über die Bekämpfung der Hochwassergefahren in Schlesien angenommen, das im Wesentlichen ein technisches Interesse hat. Die agrarische Rechte hat aber die Gelegenheit wahrgenommen, um der Regierung allerlei Verwarnungen zu ertheilen, weil sie von ihrem Kanaleifer noch immer nicht gründlich geheilt ist, und weil noch nicht alle Beamte, die wegen ihrer Kanalfeindlichkeit gemaßregelt wurden, die Treppe hinauf befördert worden sind. Das gute Wort wird wohl einen guten Ort finden.

Proteus.

Im Reiche der Unwahrscheinlichkeiten.

Wenzel Lustkandls alter Ausspruch wird immer mehr zur Wahrheit: Wir leben im Reiche der Unwahrscheinlichkeiten. Nur damit ist dasjenige zu erklären und vielleicht auch zu entschuldigen, was sich am 8. Juni zwischen Mittag und Mitternacht im österreichischen Abgeordnetenhause zugetragen hat.

Stellen wir zunächst die Thatsachen fest: Um die Mittagsstunde war beim Ministerpräsidenten Dr. v. Koerber eine Konferenz der Parteiführer versammelt. Ihre Theilnehmer waren nicht freiwillig erschienen, der Ministerpräsident hatte sie eingeladen. Zwei Tage vorher hatte Herr von Koerber einen Appell an das Haus gerichtet, dasselbe möge geordnete parlamentarische Zustände wiederherstellen. Der Aufforderung und der privaten Einwirkung des Ministerpräsidenten waren mehrere Fraktionen Folge zu leisten bereit: vor Allen die deutschen Parteien mit Ausnahme der Schönerianer, dann die Polen, die Klerikalen, die Italiener und die Rumänen; Alles in Allem über 200 Mann. Die Führer dieser Parteien weilten Freitag Mittag beim Ministerpräsidenten. Unter seinem Vorsitz beschlossen sie, den Kampf gegen die jungczechische Obstruktion aufzunehmen und zu organisiren und durch Zähigkeit und Ausdauer ohne Anwendung von Gewalt und ohne Verletzung der Geschäftsordnung die czechische Obstruktion zu ermüden und niederzuwerfen.

Um 1 Uhr Mittag waren diese Beschlüsse unter Zustimmung des Ministerpräsidenten gefaßt. Der Nachmittag war der Vorbereitung ihrer Durchführung gewidmet. Um 6 Uhr Abends begann der Kampf gegen die Obstruktion. Es wurde ein Antrag, gleichviel welcher, gestellt, welcher die Entscheidung herbeiführen sollte. Es war beschlossen, die Sitzung nöthigenfalls bis Sonntag Morgens fortzuführen und es waren zu diesem Zwecke alle Reserven einberufen worden. Ueber die Konsequenz der gefaßten Beschlüsse konnte sich keiner der Theilnehmer an der Konferenz bei Herrn v. Koerber in einer Täuschung befinden. Jeder, auch der Ministerpräsident wußte, daß die Czechen sich mit Leidenschaft zur Wehr setzen und mit den äußersten Mitteln kämpfen würden. Das ist auch geschehen. Die Czechen demolirten die Pulte und die Bänke, sie brüllten nationale Lieder und sie führten mit rasch herbeigeschafften Blechtöpfen, die sie der Küche des Hauses enttragen hatten, mit Kindertrompeten und Ratschen, die sie in Spielwaarenhandlungen eingewirthschaftet hatten, einen wahren Höllenlärm. Um 10 Uhr war nicht die Widerstandskraft der Czechen, aber jene des Herrn v. Koerber gebrochen. Derselbe Ministerpräsident, welcher die arbeitswilligen Parteien in den Kampf gegen die Obstruktion hineingejagt hatte, jagte ventre à terre nach Schönbrunn, ließ den Kaiser aus dem Schlafe wecken und verlangte die Vollmacht zur sofortigen Schließung des Parlaments. Um ½1 Uhr Nachts erschien Herr v. Koerber im Abgeordnetenhause und verkündete unter dem Jubel der Czechen den Schluß der Session.

Dies der Hergang der Dinge. Es ist fast überflüssig, dieser pragmatischen Darstellung ein Wort beizufügen. Keiner der Parteiführer, die Mittags bei Herrn v. Koerber waren, konnte ahnen, daß dieser nicht bis ans Ende gehen und nach wenigen Stunden ausreißen werde. Hätte er dieses nur mit einem Worte verrathen, dann hätte keine Partei sich in eine Unternehmung eingelassen, die mit einer schweren Kompromittirung enden sollte. Kompromittirt sind alle Parteien, welche sich der Regierung zum Zwecke der Bekämpfung der Obstruktion zur Verfügung stellten, kompromittirt ist die Regierung und ihre Autorität, weil die Schließung des Hauses eine Kapitulation vor den Czechen war, ehe man auch nur einen ernsten Kampf versucht hatte.

Die Regierungspresse und auch jene Mitglieder der Regierung, welche Gelegenheit hatten, sich über die Sa

auszusprechen, behaupten zwar, es seien mit der Schließung ebensowohl die Regierungs-Autorität, wie der letzte Rest der Parlaments-Autorität gewahrt worden. Man sucht dies damit zu begründen, daß die Regierung mit ihrer Verfügung dem skandalösen Zustande ein Ende gemacht und daß die Czechen keine einseitige sprachliche Konzession erhalten haben. Beides ist richtig, aber damit ist noch nicht das mindeste bewiesen dafür, daß die Regierungs-Autorität gewahrt worden sei. Ein deutscher Volksabgeordneter wird dies ebensowenig zugeben, wie ein czechischer. Die Czechen stimmten sofort nach der Schließung des Reichsraths einen Siegespaean an, und die deutschen Abgeordneten verließen tief verstimmt über den Erfolg, der unnöthiger Weise den Czechen zugeschanzt worden war, den Sitzungssaal. Sicher ist, daß Herr v. Koerber Freitag Mittag die Wahrung der Autorität in der Niederwerfung der Obstruktion erblickte und daß er kaum zwölf Stunden später sie in der Schließung des Hauses, das ist in der Flucht vor der Obstruktion, erblickte. Da diese beiden Auffassungen sich gegenseitig ausschließen, kann nur eine von ihnen richtig sein.

Was sich in diesen zwölf Stunden des 8. Juni abspielte, hat die ohnehin komplizirte Lage noch mehr verwirrt. Was an Meldungen und Gerüchten aufflattert: die Auflösung des Abgeordnetenhauses, die Oktroyirung der Sprachengesetze, die Oktroyirung einer Geschäftsordnung für das Parlament: birgt ebenso viele Schwierigkeiten, als Verlegenheiten in sich. Es darf bezweifelt werden, ob die Regierung auch nur für die nächste Zukunft einen Plan für ihre Haltung besitzt, und wenn sie einen solchen besäße, dann würde das Vertrauen mangeln, daß er auch zur Durchführung gelangt. Das ist die verhängnißvolle Folge des letzten Freitag, daß die deutschen Parteien, die der Regierung des Herrn v. Koerber nicht feindlich, sondern mit zuwartendem Wohlwollen gegenüberstanden, den Glauben an die Zuverlässigkeit dieses Ministeriums verloren haben. Vertrauen gewinnt und kräftigt ein Staatsmann nur durch Festigkeit. Die Politik der Nervenzustände führt in das Gebiet des Unberechenbaren.

Gustav Steinbach.

Der Geheimrath und kein Ende.

Eine Betrachtung aus Weimar.

In der verflossenen Woche ist die Gesellschaft in Goethe zum fünfzehnten Male in Weimar zusammengekommen, um seines Geistes einen Hauch zu spüren. Wenige Wochen vorher noch hatten sich im ganzen deutschen Lande die Künstler und Gelehrten zusammengethan, um unter dem Zeichen des Einzigen gegen engherzige Philister und Dunkelmänner Sturm zu laufen.

Man konnte die Aufregung der Künstler ein wenig turbulent finden und im Stillen sich fragen, ob wirklich ein großes, freiheitliches Gefühl, oder nur ein selbstisches Interesse sie trieb — aber darüber konnte man nicht im Zweifel sein, daß schon allein das Wort „Goethe-Bund" wie eine Zauberformel seine Wirkung that. Es leuchtete den Muckern heim und brachte sie zum Schweigen. Und wenn Goethe einmal in tiefer und weiser Erkenntniß seiner Persönlichkeit väterlich zu Eckermann gesagt hat: „Liebes Kind, ich will Ihnen etwas vertrauen, das Ihnen lebenslänglich zu gute kommen soll: Meine Sachen können nicht populär werden. Wer daran denkt und dafür strebt, der ist im Irrthum. Sie sind nicht für die Masse geschrieben, sondern nur für einzelne, die etwas Aehnliches wollen und suchen und die in ähnlichen Richtungen begriffen sind", — so erlebten wir es wenigstens, was sein Name dem Volke bedeutet.

Wir waren in der schüchternen Hoffnung nach der Ilmstadt gereist, daß auch zu den Professoren und Geheimräthen der große Lebensstrom eine Welle getragen hätte. Denn in Weimar sind es vorzüglich Geheimräthe und Professoren, die Feste feiern. Die Gelegenheit war so glücklich, man konnte freimüthig sein, ohne etwas aufs Spiel zu setzen. Man konnte unter den Auspizien Goethe's eines Sieges sich erfreuen, ohne nach irgend welcher Richtung hin Anstoß zu erregen. Aber der Geheimrath ohne Ende, der in Weimar sein Wesen treibt und wie ein ewiges Gespenst überall in die Erscheinung tritt, sah uns mit seinem pergamentartigen Gesicht so vornehm überlegen an, daß wir unsere Hoffnungen in ein Bündel schnürten, das wir in die Ilm senkten. Es trieb nur eine kleine Welle auf dem Strome, dann stellte es sich heraus, daß es viel zu schwer war, und wir sahen noch, wie es untertauchte, um für immer zu verschwinden.

Sollen wir eine Elegie anstimmen? Lohnt es der Mühe? Sollen wir darauf hinweisen, was Weimar sein könnte, und was es ist? Dies Blatt hat sich schon des öfteren zu einem Sprachrohr für solche Klagen willig hergegeben. Schlenther hat hier seinen Trauergesang angestimmt; und vor zwei Jahren erst hat Jeremias Osborn Klagelieder an dieser Stelle gesungen.

Was könnte Weimar dem deutschen Geistesleben bedeuten! Der einzige Ort bei uns im Lande, wo jeder Strauch und jeder Stein von Kultur spricht, wo des Menschen Sohn uns auf Gipfeln und Höhen führte. Wenn alles im ersten Frühlingsschmucke prangt und blüht, wenn die Natur uns für Auferstehungsgedanken rein und empfänglich stimmt, kommen die Besten im Lande (denn das sind doch wohl die Geheimräthe und Professoren) an der Ilm zusammen, und nun wird ein Goethe-Kult seltsamster Art getrieben. Auf Staub und Moder wächst die Blume der Verehrung. Alles Freie und Entwicklungsfreudige, jede Rauschstimmung sperrt man vorsichtig aus. Daß der junge Goethe mit dem jungen Karl August hier getollt, gelebt, geliebt hat, daß den guten Weimaranern manches liebe Mal die Köpfe wackelten, daß man hier im verwegenen Jugenddrang den Himmel stürmte und die Erde umfing .... — darüber breiten die Geheimräthe in frommer Nächstenliebe den Schleier der Vergessenheit.

Man stürmt nicht mehr in Weimar. Man hat die Kunst verlernt, Symposien zu feiern. Man sitzt ehrbar bei Tisch und hört wohlgemeinte Trinksprüche, die in ihrer Langenweile beklagenswerth sind. Noch im verflossenen Jahre zeugte eine stattliche Säule von verschwundener Pracht. Wenn der Wind gar zu flau wehte, erhob sich Alexander Meyer, und mit seinem prachtvollen Witz schuf er für eine kleine Weile Stimmung und Laune.

Die Schar der Künstler meidet Weimar. Der Geheimrath Goethe, der im verschnörkelten Kanzleistil seine Briefe und Empfehlungen schrieb, hat für sie nichts Hinreißendes. Und der herrscht jetzt.

Was hätte die Goethe-Gesellschaft sein können, wenn die Künstler und Professoren sich hier zusammengefunden, wenn über alle Lebens- und Entwicklungsfragen von hier aus große und kluge Worte ins Land gedrungen wären....

Ein alljährlicher Kongreß der Freien, der Besten, die, unbekümmert um Zwang und Konventionen, hier ihre Bekenntnisse aussprechen, die von tiefst- und weitestgehender Wirkung hätten sein müssen.

Und Weimar war dafür ein so ausgezeichneter Rahmen! Gehört die Vorstellung wirklich in das Reich der Illusionen, daß neben den Chirurgen, Balneologen, Geographen, Schulmeistern u. s. w. auch einmal die Freien zusammen tagen und Weckrufe erschallen lassen?

Es wäre gewiß ein harter Schlag für das Geheimräthliche. Aber warum sollte man nicht das schlagen, was so oft das Lebens- und Entwicklungsfeindliche, das Hemmende bedeutet?

Und warum sollten wir uns nicht auch von ganzer Seele, von ganzem Herzen, von ganzem Gemüth an Goethe's

Sinnenfreude halten? Aus allen Quellen des Wissens und der Kultur hat er getrunken. Aber der tiefste Born, aus dem er schöpfte, war die Natur.

Allen moralischen Hosenmenschen, so schreibt Gustav Landauer in seiner herzhaften, kleinen Goetheschrift, jubelt Satyros das Lob der Nacktheit entgegen:

Habt Eures Ursprungs vergessen,
Euch zu Sklaven versessen,
Euch in Häuser gemauert,
Euch in Sitten vertrauert,
Kennt die goldnen Zeiten
Nur als Märchen, von weiten . . .
Da eure Väter neugeboren
Vom Boden aufsprangen,
In Wonnetaumel verloren
Willkommelied sangen,
An mitgeborner Gattin Brust.
Der rings aufkeimenden Natur,
Ohne Neid gen Himmel blickten,
Sich zu Göttern entzückten.
Und ihr — wo ist sie hin, die Lust
An sich selbst? — Siechlinge, verbannet nur! . .

Selig, wer fühlen kann,
Was sei: Gott sein! Mann!
Seinem Busen vertraut,
Entäußert bis auf die Haut
Sich allen fremden Schmucks,
Und nun, ledig des Drucks
Gehäufter Kleinigkeiten, frei
Wie Wolken, fühlt, was Leben sei!

Das ist der Fluch, daß die Goethe-Gesellschaft in Weimar aus lauter Hosenmenschen besteht, die ihrer Nacktheit vergessen haben.

Die guten Bürger haben freilich ein warnendes Beispiel, wohin dionysischer Rausch führt. Der den Uebermenschen gekündet, siecht hier langsam seinem Ende entgegen. Aber unsere Sehnsucht für Weimar reichte ja gar nicht so weit. Wir wollten nur Menschen und Menschlichkeiten, wir wollten ein Pfingstfest und keine Philologen- und Geheimrathsversammlung!

* * *

Der Festvortrag des Herrn Geheimen Hofrath Eucken lautete: „Goethe und die Philosophie“.

Etwa Folgendes wurde ausgeführt:

Wenn Goethe wohl selbst Furcht hegte, daß die Freiheit der Individualität durch die Beschäftigung mit der Schulphilosophie getrübt werden könnte, wenn er ein Gegner der Schulphilosophie war, so besitzen wir doch von ihm eine Philosophie der Erfahrung und der persönlichen Bekenntnisse. Der Ausgangspunkt Goethe'scher Weltanschauung ist der:

Wir stehen in einer großen und ewigen Welt, in der wir unsere Stellung finden müssen. Sie umzuwälzen ist verwegen. Mit Ehrfurcht seine eigenen Grenzen innerhalb ihrer zu finden, die höchste Aufgabe des Menschen. Goethe nimmt die großen Gegensätze von Leben und Welt im reichsten Umfange auf. Er bildet sie weiter, ohne sie zu verwischen. Es gibt ein fatum, aber es läßt dem Menschen Freiheit zur Selbstbestimmung; er kann es gestalten. Die Kontraste des Lebens werden versöhnt, dadurch, daß wir eine unendliche Lebensfluth aufquellen sehen mit festen Gesetzen und Gestalten, die die Freiheit des einzelnen nicht unterdrücken, ihr eine Mannigfaltigkeit und einen Spielraum übrig lassen. Goethe besitzt den tiefen Respekt vor der Individualität. Es war eine Errungenschaft seines Denkens, seiner Erfahrung, daß jeder nur auf seinen eigenen Wegen seine Wahrheit finden konnte. Goethe erkennt aber auch die unablässige Kontinuität der Dinge; alles Gewaltsame und Revolutionäre ist ihm auf den Tod verhaßt — es ist widernatürlich. Bei ihm findet sich Zeit und Ewigkeit zusammen. Was wahr ist in der Zeit, ist ewigartig. Suchen wir im Vorübergehenden ein Bleibendes, betrachten wir die Dinge unter der Form der Ewigkeit, so verbinden sich die Gegensätze vom Scheiden und Wiedervereinigen, vom Einathmen und Ausathmen. In der Berührungsfläche vom Inneren und Aeußeren liegt auch die Stärke des Künstlers. Die Scheidung muß aufrecht erhalten werden; aber eines ist auf das andere angewiesen — unser Inneres wird erst aufgeschlossen durch den Gegenstand. Aus Aeußerem und Innerem entwickelt sich das Schaffen:

„Theilen kann ich nicht das Leben,
Nicht nach innen, nicht nach außen.“

Echtes künstlerisches Schaffen ist eine Synthese von beiden. Der Künstler soll der Natur eine höhere Natur zurückgeben. Kunstwahrheit ist mehr als Naturwirklichkeit. Die Antizipation der Natur muß der künstlerische Geist besitzen, soll er nicht mit sehenden Augen blind sein. Man sieht deutlich, wie bedeutsam für Goethe's Schaffen seine philosophischen Lebenserkenntnisse wurden. Er konnte nur schaffen wie er schaffte, wenn er in aller Mannigfaltigkeit, in aller Gegensätzlichkeit, in allem „Vielgebilde“ die Einheit erkannte. Wir haben Grenzen, sofern wir von der Welt umfangen sind; aber wir haben eine Größe, sofern wir uns selbst unsere Grenzen finden sollen, während die anderen Wesen aus blindem Zwang sich fügen. Beschränkung durch freie That — Selbstbefreiung durch Selbstbegrenzung. In der Ueberwindung aller Gegensätze bedeutet Goethe für uns die große Versöhnung. Freiheit und Wahrheit bekämpfen sich bei ihm nicht. Er will Freiheit, weil er nur in dem Menschen Erlebtes anerkennt; aber indem dieses allein das Wesen ist, gehen Freiheit und Wahrheit zusammen. Alles bei ihm führte zur Form; wie haßte er jedoch die Form, hinter der kein Erlebniß stand. Und in diesem Zusammenhang schlägt Goethe die wundervolle Brücke von der Wahrheit zur Schönheit. Niemals hat sich Goethe einen Meister nennen wollen — ein Freier wollte er sein, niemandem seine Art aufzwängen. „Ursprünglich eignen Sinn laß Dir nicht rauben.“

So ist es thöricht, Goethe sich als den typischen Menschen vorzustellen, auf den man sich einschwören müßte. Individualität soll Individualität erzeugen, Geist den Geist erwirken. Goethe's Lebenswerk gehört zu den unvergänglichen Besitzthümern der Menschheit; für den modernen Menschen ist er von ungeheurer Bedeutung, insofern er und er allein eine Ausgleichung des Gegensatzes von Freiheit und Wahrheit, von Subjektivität und Objektivität enthält; für den Deutschen, weil er seiner grübelnden Natur eine gütige Synthese und eine Vollendung der Form entgegenbringt.

Das etwa waren nach unserm Dafürhalten der Kern und die werthvollsten Gedanken der Eucken'schen Rede, soweit sie sich in so verkürzter Form wiedergeben lassen. Weniger vermochte man den Ausführungen über Goethe's Religion zuzustimmen. Auch hier wurde alles geistreich und in bedeutender Form gesagt; dennoch schien uns vieles zu eng gefaßt, zu einseitig wiedergegeben.

* * *

Der Vortrag ist vorbei. Der Großherzog und die Frau Erbgroßherzogin, die auf rothen Ledersesseln in der ersten Reihe Platz genommen hatten, erheben sich. Und alles folgt ihrem Beispiel. Man staunt über die gute Haltung des Großherzogs. Der 82jährige Herr steht kerzengerade da. Seine schlanke Gestalt ist ungebeugt. In den Händen, die mit hellen Glacés bekleidet sind, hält er einen dünnen, elfenbeinernen Stock. Eine unscheinbare kleine rothe Schleife ist oben am Rock befestigt. Das dünne Haupthaar ist glatt gescheitelt. Ein schmächtiger Schnurrbart bedeckt nur wenig unter einer langen, geraden Nase den Mund. Das Gesicht hat einen kupferrothen Ton. Die Augenlider scheinen halb geschlossen.

Nun wird er lebhaft. Er und die Frau Erbgroßherzogin halten Cour ab. Die Geheimräthe, die Pro-

fessoren und die Dichter bekommen freundliche Worte von Serenissimus zu hören. Es ist beinah wie bei Hofe — sagt man.

Wildenbruch, Julius Wolff, Rodenberg, Frenzel vertreten höchst würdevoll bei dieser Gelegenheit die Litteratur. Die Frau Erbgroßherzogin scheint im Vergleich zum vorigen Jahre noch stärker geworden zu sein. Das penséefarbige, von weißen Blumen unterbrochene Kleid sitzt etwas zu prall. Aber ihr dickes, gutmüthiges Gesicht hat etwas ungemein Beruhigendes. Sie gehört unbedingt zu den Leuten, die der mißtrauische Cäsar um sich sehen will.

Die Fürstlichkeiten verlassen den Saal. Der geschäftliche Theil beginnt. Die Leser der Nation verzichten auf ihn. Es sei nur erwähnt, daß die Bibliothek aus dem Nachlaß Eduard von Simson's um 60 Bände bereichert wurde, und daß die Schwester Freiligrath's die Familienkorrespondenz ihres Bruders dem Archive überlassen hat. Besonders hervorgehoben zu werden verdient die Mittheilung, daß der Oberst Otto Schulz in Wiesbaden einen Schatz Goethe'scher Briefe an den Staatsrath Schulz-Weimar zum Geschenk gemacht hat. . . .

Endlich kommt man ins Freie, um die Stunde, die einem bis zum Essen bleibt, zu einem Rundgang durch die liebe, alte Stadt mit ihren Giebelhäusern und Brunnen, zu benutzen.

Auch das geht vorüber, und schließlich sitzt man beim Diner wieder zusammen, wo es schlechtes Essen gibt, und wo man schlechte Reden hört. Nur Professor Geiger aus Berlin bringt einen frischeren Klang in diese Eintönigkeit.

Mit vollem Magen — man hat nicht soviel Zeit übrig, um vorher noch einmal in sein Hotel zu gehen — müde und abgespannt, bricht man zum Theater auf.

Unter Krzyzanowsky's Leitung wird Gluck's Oper Iphigenie in der Bearbeitung von Richard Strauß gegeben. Die Aufführung ist, soweit es die Mittel ermöglichen, ausgezeichnet. Krzyzanowsky ist ein ganz hervorragender Dirigent. Er gehört nicht zu den Primadonnen seines Faches, er ist ein warmblütiger, fein empfindender und treuer Musiker von der Art der Levy und Richter.

Nach des Tages Last und Mühen findet man sich am Abend wieder unter Professoren und Geheimräthen in den Räumen der Künstlerkneipe zusammen. Es geht sehr erbaulich, sehr würdevoll, sehr langweilig zu. Alles ist höchst ehrbar und höchst wohlanständig. Die Luft ist wieder geheimräthlich temperirt. Der verehrte Leser kann sich vorstellen, was das für einen vergnügten Abend gab.

Ein paar junge Leute flüchten sich unter die Nachtfittige des Goethe'parks, und unter dem geheimnißvollen Rauschen der Baumriesen erinnern sie sich in scheuer Andacht, daß hier in warmen Sommernächten Goethe, der Einzige, der Ewige, aus seinem Gartenhäuschen trat, um unter Baumkronen die Nacht im Freien zu verschlafen.

In der heiligen Stille dieses Parkes gehen ihre Herzen auf in Dankbarkeit und Ehrfurcht. Und diese Stunde abseits von den Geheimräthen schuf und gab ihnen mehr als der ganze verflossene Tag.

* * *

Der kommende Tag sieht uns in Jenas alter Studentenpracht und Herrlichkeit. Unter der gastfreien und freundlichen Führung Eucken's wird der Prinzessinnen- und der Schillergarten, die Bibliothek, die Stadt besichtigt. Dann wird auf dem freien Markte ein solenner Frühschoppen abgehalten. Die Studenten mit ihren rothen und blauen Mützen haben sich eingefunden, feuchtfröhliche Lieder steigen in die warme Luft, das Büffet wird gestürmt . . . . glücklich, wer unter dem Aufgebot seiner Ellenbogen zu einem Butterbrot gelangt. Der Zeisenwirth ist wüthend, weil der Bürgermeister von Jena den Auftrag des hohen Senats, für ein warmes Frühstück zu sorgen, ihm auszurichten vergessen hat. Die Gäste sind wüthend, weil sie ihren Hunger bezähmen müssen. Aber schließlich bricht doch eine frohe und gesegnete Stimmung über unsere Goethe-Pilger herein. Das Materielle siegt allmählich. Der Mosel thut seine Wirkung.

Und nun kommt das Schönste von allem. Die Fahrt nach Dornburg. Wenn man da oben auf der Höhe steht und auf das Thal und den sich leise dahinschlängelnden Fluß herabsieht, vergißt man all sein Grollen und all seine kleinlichen Empfindungen.

Zum Sehen geboren,
Zum Schauen bestellt,
Dem Thurme geschworen,
Gefällt mir die Welt.
Ich blick' in die Ferne,
Ich seh' in der Näh',
Den Mond und die Sterne,
Den Wald und das Reh!
So seh' ich in allen
Die ewige Zier,
Und wie mir's gefallen,
Gefall' ich auch mir.
Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehn,
Es sei, wie es wolle,
Es war doch so schön!

Ihr Herren aus Weimar, Euch sei vergeben um Dornburgs willen . . . .

Dornburg ist schön; aber schöner noch war die holde Frau mit schwerem, aschblondem Haar und verträumten Märchenaugen, der wir gegenübersaßen. Und als wir am späten Abend wieder in Jena im Gasthof zum Bären versammelt waren, da schien die Sonne noch nicht untergegangen; denn ihre leuchtenden Augen vergoldeten alles und jedes. Im Saale zum Bären war ein einziges Gefunkel . . . . .

Und nun trat wieder ein Geheimrath auf, den niemand für einen Geheimrath halten würde, den aber jeder als einen großen und gütigen Arzt kennt. Es war Binswanger, der Prorektor von Jena. Ein ganz kleiner Mann mit verschmitzten, hellen Augen und einem struppigen Vollbart, der ins Röthlich-weißgelbe schimmert. Man kann seine Farbe nicht bestimmen. Wie der Mann aussieht, salopp gekleidet, so könnte man sich ein pfiffiges Bäuerlein vorstellen, das einen schwerbeladenen Heuwagen heimfährt und mit unverwüstlichem Humor die müden Gäule antreibt.

Und nun gab es eine wirklich lustige Tischrede. Binswanger wies in höchst launiger Weise nach, daß der Zeisenwirth nur Ernst Häckel's Weltanschauung, den Monismus, praktisch habe durchführen wollen. Darum sei nach all den geistigen Genüssen die Bewirthung so karg ausgefallen; aber bei der nächsten Wiederkunft sollte denn doch das dualistische Prinzip von neuem Geltung haben.

Die gute Stimmung war geschaffen, die bis zum Schlusse anhielt und ihre Höhe erreichte, als Wildenbruch in jenem furor teutonicus, der gerade ihm so gut zu Gesichte steht, die geheimnißvolle, deutsche Erde pries, die Goethe hervorgebracht.

Die jungen Leute, in deren Gesellschaft noch ein Philosoph und „der Mann von 50 Jahren", ein eleganter Viveur im alten Stile, weilte, fuhren noch nicht mit dem Zuge heim, der die übrige Goethe-Gesellschaft nach Weimar zurückbrachte.

Sie saßen noch lange in einem schönen Garten unter allerhand lustigem Volk. Sie sprachen von mancherlei Dingen . . . . . Dieses aber ist ein feiner Punkt, bei dem wir aufhören.

Felix Hollaender.

Studien über England.

Der schwedische Schriftsteller Gustav F. Steffen, der sich durch mehrere Bücher über England (Aus dem modernen England, 1894; Streifzüge durch Großbritannien, 1897) als guter Beobachter und geistreicher Erzähler vortheilhaft bekannt gemacht hat, ließ am Ende des vorigen Jahres zusammenhängende und anspruchsvollere Studien über England als Weltmacht und Kulturstaat*) folgen, auf die ich mit allem Nachdruck die öffentliche Aufmerksamkeit lenken möchte. Das umfangreiche Werk enthält eine Fülle anregender Bemerkungen und verräth auf jeder Seite den denkenden und geistreichen Beobachter, der eine scheinbar altbekannte Welt neu zu deuten versteht, ohne gewagte Paradoxien zur Hülfe zu nehmen. Ich möchte bei einigen, von Steffen ausführlich behandelten Punkten verweilen.

Es ist schwer über das Wesen der englischen Demokratie Neues zu sagen, ohne stark in die Breite zu gehen. Nachdem ihre politische Form von den Tagen Montesquieus (1748) herab vielfache und zum Theil auch gerechte Bewunderung erregt hat, hat seit ungefähr zwei Jahrzehnten eine absprechende Beurtheilung eingesetzt, die vor allem die Kabinetsregierung und den Parlamentarismus der Politikmacher betrifft. Mir scheint der englische Parlamentarismus, so paradox das klingen mag, trotzdem verhältnißmäßig frischer und lebenskräftiger als irgend ein kontinentaler, er hat sich drüben mit dem Alter zwar nicht verjüngt, wohl aber von Altersgebrechen ziemlich frei gehalten, und übt daher auf strebsame und kräftige Intelligenzen noch immer eine hinreichend starke Anziehung aus, um auf absehbare Zeiten zum Vortheil der Gemeinschaft seines Amtes walten zu können.

Natürlich gilt das nicht vom englischen Parlamentarismus in seiner gerade jetzt bestehenden Form, denn die ist wandelbar; wohl aber für die Aufgabe, die in seinem Prinzip steckt und zu jeder Zeit nach neuer Erfüllung drängt: die Regierung durch Stellvertretung immer angemessener durch äußere (Aenderung des Wahlmodus, Ausdehnung oder Verengung des aktiven oder passiven Wahlrechts, neue Wahlkreisgestaltung) und innere Mittel (Erziehung des Volkes für die Aufgabe, die Berufenen zu berufen) zu verwirklichen.

Die Kritik, die Steffen an ihm vornimmt, hat daher, so viel Treffendes er im Anschluß an die großen Kritiker der Demokratie (J. St. Mill, Tocqueville, Taine, Carlyle, Ruskin, neuerdings Lecky) vorbringt, nichts Originelles, weil sie sich an vergängliche Erscheinungen dieser Regierungsform hält.

Seine Bemerkungen über die Kabinetsregierung gipfeln in der Behauptung, daß die auswärtige Politik nicht durch die herrschende Parlamentsmehrheit, sondern eigenmächtig durch deren Vollzugsausschuß, eben das Kabinett, besorgt werde. Ich kann schwer begreifen, wie ein so banaler Einwand von einem so klugen Manne nachgesprochen werden kann; denn ihm liegt doch die vulgäre Vorstellung zu Grunde, als ob in einem Lande mit demokratischer Verfassung die „Masse" herrscht, womöglich zugleich spricht und handelt. Die Masse hat, in Interessengruppen zersplittert, Bedürfnisse und, darüber hinaus in ideologischen Dingen, Stimmungen und Glaubensvorstellungen, welchen sie durch Wahlabstimmungen Ausdruck zu geben sucht, nachdem ihr von ihren geistigen Führern durch Wort und Schrift (Presse) suggerirt worden ist, welche Bedürfnisse sie hat und welche Meinungen sie hegt: sie erhält also die Vertreter, die zu wollen sie überredet wird. Aber innerhalb dieser Vertretergruppen spielt sich derselbe Vorgang ab, Intelligenzen machen sich geltend oder Persönlichkeiten schieben sich vor, denen es besser als anderen gelingt, gemeinschaftliche Ueberzeugungen zu formuliren und Aktionspläne zu entwerfen. Geschieht das nicht, so tritt Anarchie ein: die Gruppe zerfällt. Es ist ganz selbstverständlich, daß die Bildung von Ueberzeugungen, die öffentlich wirksam werden, auch in der Demokratie den allgemeinen psychologischen Normen unterliegen, daß daher das Kabinett als der Kopf und das Gewissen einer Parlamentsmehrheit handelt wie ihm gutdünkt, und nicht erst auf Schritt und Tritt muthmaßliche und ängstliche Berechnungen der Einzelmeinungen anstellt, die in der ursprünglich hinter ihr stehenden Wählermasse gehegt werden. Daß der Kontakt mit den Wählern aufrecht erhalten wird, dafür sorgen die Tagungen von beschränkter Dauer und die Parteinebenbuhlerschaft. England ist unter diesem System, wie man zu sagen pflegt, „groß" geworden; auch innerlich, denn in keinem Lande der Welt hat der simple Bürger ein gleich starkes Gefühl, daß die Regierung ihm dient, nicht umgekehrt.

Nicht so einfach zu erklären scheint dagegen die Thatsache, daß in diesem demokratischen Lande ein solcher Kastengeist, ein solcher Aristokratismus der Gesinnung sich geltend macht. Die Aeußerungen dieser Gesinnung, der berüchtigte Snobbismus, die Adelsvergötterung (Lordolatrie), das Wegkriechen vor ererbtem Rang und gesellschaftlicher Stellung sind jedem geläufig, der Land und Leute kennt, aber nicht jedermann verständlich. Die feinsinnigste und psychologisch tiefste Behandlung des Gegenstandes, die mir bekannt ist, giebt Steffen in dem achten Kapitel seines Buches („Die Gesellschaftspyramide"). Er weist nach, daß in allen Ländern, in welchen der Großindustrialismus zur ausschlaggebenden wirthschaftlichen Macht geworden ist, eine in allerlei Kliquenwesen und Klassengeist ausartende bürgerliche Klassenscheidung Platz greift. Die soziale Stufenleiter hat in England viel mehr Sprossen als anderswo, innerhalb des Adels giebt es drei oder vier Grade der Vornehmheit, die Mittelklasse zerfällt in eine durch die Zahlen der Einkommengröße fast mathematisch genau abzugrenzende Ober-, Mittel- und Unterschicht, und in der Arbeiterschaft stehen die von bürgerlichen Vorstellungen beherrschten Gewerkvereinler alten Stils dem Hungerproletariat fast fremd gegenüber. Klassenhaß fehlt, aber die Klassensnobberie blüht, es ist jedermanns Bestreben, sich durch Wohnhaus, Kleidung, Küche, überhaupt durch die ganze Lebenshaltung von den sozial niedriger stehenden Mitbürgern zu unterscheiden, ohne daß Neid oder Schelsucht diese Bemühungen irgendwie begleiten; da das durchschnittliche Lebensideal des Engländers stark materielle Färbung trägt und politisch fast jede Ungleichheit zwischen den Angehörigen verschiedener Gesellschaftskreise geschwunden ist, so erscheint es ganz naturgemäß, daß die angeborene Unterscheidungssucht der Menschen in einem Handelsvolk sich „snobbisch" äußert. Irgendwie kommt diese unsere angeborene Unterscheidungssucht immer zum Vorschein, in Demokratien nimmt sie eben die Formen an, die wir vom englischen und amerikanischen Leben her kennen. Ich weiß nicht, welche Art Snobberie oder Protzenthum den Vorzug verdient, das gesellschaftliche in Demokratien, oder das amtliche, nach Auszeichnungen durch Titel und allerlei papierenen Würden gierende in politisch unfreien Staaten. Beseitigt wird soziales Protzenthum übrigens nie werden, wohl aber überwunden: nämlich durch die künstlerische Satire. Siehe: Thakeray, Book of Snobs!

Der anregendste Theil des Buches ist der Darstellung der eigenthümlichen Formen gewidmet, welche die englische Kultur darstellen. Ueber Bildungswesen, die Volksbibliotheken, die Presse, die Pennybücher, das Vorlesungswesen, das in England und Amerika aufs Höchste entwickelt ist und ein demokratisches Erziehungsmittel ersten Ranges bildet, die Universitätsausdehnungsbewegung, deren Bedeutung für England nicht nach den deutschen Zwergunternehmungen zu beurtheilen, sondern aus dem Bildungsbedürfniß der weder ver- noch überschulten, im wissenschaftlichen Dilettantismus großgezogenen Engländer zu begreifen ist; über Arbeiterklubs, über Kunst und Kunstgewerbe, über Gelehrte und Künstler, über Philosophie und Philosophen, über klein- und großbürgerliche Lebensideale, über die englische Verkörperung der Hausgemüthlichkeit (comfort), über diese und verwandte

*) Stuttgart; Hobbing und Büchle, 1899.

Dinge weiß Steffen unterhaltend und belehrend, mit Geist und Witz und der Erfahrung desjenigen zu reden, der aus dem Vollen lebendigster Anschauung zu schöpfen hat.

Die englischen Hausgötter scheint mir Steffen zu unterschätzen. Er hält z. B. das Wohnstättenideal des englischen Mittelstandes, die Anlage und Einrichtung des Einfamilienwohnhauses, für eine blöde Nachäffung des Villenstils des reichen Mannes, wie er mit ähnlich scharfen Worten das kleinbürgerliche Frauenideal als Nachäffung des Zierpflanzenlebens der wohlhabenden Frauen geißelt. Mancherlei ist richtig an dieser Verkleinerung. Nirgends birgt die gute Stube, der „Salon" (drawing-room), so viel Plunder, so viel verstäubten Tand wie in den Häusern des englischen Kleinbürgers, und in keinem anderen Lande der Welt versteht die Frau so wenig dem Manne durch Küchen- und Wirthschaftskünste das Leben angenehm zu machen. Eine Frau, deren Mann zwischen 4 und 5 Pfd. Sterl. Wochenlohn bezieht, erschöpft sich in Nachahmung der Lady; auch sie hat ihren Empfangstag, auch sie verschwätzt auf Besuchen die schönsten Nachmittage der Woche und hält es sehr oft für unter ihrer Würde, dem einen Hausmädchen bei der Säuberung von Haus und Hof beizustehen; ihre Kleidung ist nicht eben geschmackvoll, und ihre Wäsche — doch davon will ich lieber nicht reden; erst beim besseren Mittelstand ist Sinn dafür vorhanden, weil erst dieser die Mittel besitzt, den durch das englische Klima verursachten dreifachen Wäschebedarf zu decken. Es ist merkwürdig, daß in allen Ländern mit geringerem künstlerischen und wissenschaftlichen Temperament, als das kontinentale Europa besitzt, der Satz gilt, daß gewöhnliche häusliche Verrichtungen mit dem Adel und der Würde der Frau, wie sie sein *soll*, unvereinbar seien; es ist, als ob der im materiellen Tageskampf sich aufreibende Mann in seiner Frau ein Organ schaffen will, das die Muße habe, an dem geistigen Leben, am Leben im Ideal theilzunehmen; daher denn auch, was Steffen zu übersehen scheint, die Leistungen der englischen und amerikanischen Frauen in Literatur und Wissenschaft keineswegs unbeträchtlich sind, und die Frauen durch ihre passive Betheiligung an ihnen für den Bestand und die Fortentwicklung aller höheren geistigen Bestrebungen (die Politik eingeschlossen) thatsächlich unentbehrlich sind. In der englischen und amerikanischen Gesellschaft spielt die Frau darum eine weit erheblichere Rolle als bei uns, sie ist da nicht das meist dumpfe und stumpfe Schallbecken für die Meinungen ihres Mannes, sie vergeht nicht in verschmachtendem Ausblick zu diesem ihrem Herrn, sie ist, wenn sie gut gerathen ist und die Natur sie vor gröberen Instinkten bewahrt hat, ihm zur *Freundin*, nicht zur *Sklavin* geboren. Nicht ohne Grund haben daher in Ländern englischer Zunge Frauenemanzipationsgedanken zuerst Wurzel gefaßt, und nicht zufällig hat ebendort auch die kleinbürgerliche Frau, der die Hausmagd- oder Wirthschafterinnentugenden so oft abgehen — schon Karl Hillebrand beklagt sich darüber — im Erwerbsleben am frühesten eine feste und schöne Stellung erworben. So findet schließlich der Mangel in einem Vorzug seine Erklärung.

Naturgemäß ist *jede* Darstellung einer fremden Kultur voll Lücken, und wäre das synoptische Verfahren, die Kulturformen einzeln nebeneinander zu stellen, auch höchst gewissenhaft vollbracht: zur Einheit des Bildes werden die Einzelheiten doch erst durch das subjektive Element der Anschauung verknüpft. Statt der Anschauung gibt aber ein wissenschaftlich darstellendes Buch die Beurtheilung. Steffen hat mit dieser nicht zurückgehalten. Was er über die großen englischen Kulturschöpfer sagt, über Darwin, Spencer, Ruskin, Carlyle, William Morris, Walter Crane und andere Männer aus der unerschöpflichen Reihe der Bildner und Vorbilder, hat meist Hand und Fuß, ist zuweilen sogar geistvoll, kann aber in diesem Zusammenhange weder tief noch gar erschöpfend sein. Daß die Entwicklungstheorie für Leben und Wissenschaft von unermeßlicher Bedeutung geworden ist, und daß die Engländer „stolz" sein dürfen über den Antheil, den ihre Denker und Gelehrten an ihrer Ausbildung haben, hebt Steffen gebührend hervor. Mir fehlt der Hinweis darauf, wie wundervoll eine auf die Entwicklungstheorie gegründete Weltanschauung zu diesem betrieb- und regsamen, an Anlage zur Initiative überreichen Volke stimmt, wie sehr diese in der unmittelbaren Gegenwart wurzelnde Rasse durch keine andere Theorie eine solche Anregung seiner natürlichen Lebensinstinkte erhalten konnte. Auch hätte die Ironie, die darin liegt, daß aus dem „denkfaulen", der verallgemeinernden Arbeit philosophischer Abstraktion abgeneigten angelsächsischen Temperament der am besten begründete, anregendste philosophischeste Einheitsgedanke der neueren Zeit geboren wurde, Steffen zur Vorsicht mahnen müssen gegenüber der auch von ihm getheilten kontinentalen Geringschätzung des in England blühenden wissenschaftlichen Dilettantismus. Darwin, Spencer, Sir Henry Maine waren, gemessen an den bei uns gültigen Maßstäben für wissenschaftliche Wissenschaft (sit venia verbo!), einfach Dilettanten. Faraday, der glückliche aber „grobe" Empiriker, war im Gebrauch der mathematischen Ausdrucksmittel seines Fachs fast hilflos. An Carlyle's Gedanken und Darstellungsweise darf man nicht gar oft mit den Ansprüchen herantreten, welche die Nachfolger Ranke's und Droysen's an Methodik und Systematik der in ihren Seminarien gefertigten Doktorarbeiten stellen. John Ruskin erregte Jahrzehnte lang, nach einem Leben voller Thaten und Werke, als Großmeister des Worts und unvergleichlich befruchtender Anreger der Neueren selbst von Gegnern anerkannt, bei fast allen Zünftigen unserer Universitäten, die den Zollstock für wissenschaftliche Werthe handhabten, das bekannte mitleidsvolle Lächeln, das große Pedanten und mäßige, nie von Genieblitzen heimgesuchte Köpfe den Erstlingen wirklich originaler Denker nicht selten gönnen. Ist das zufällig? Und ist die Arbeitsweise der großen Dilettanten einer „denkfaulen" Nation nicht gleichberechtigt neben dem methodisch weit vollkommeneren Betriebe der kontinentalen Wissenschaft? Und stimmt die so zu Stande gekommene, oft blendende Leistung ihrer führenden Geister nicht milde gegen den zuweilen allerdings ärgerlichen, in England mehr als anderswo grassirenden Dilettantismus der Leute, die drüben durch ihre wissenschaftlichen und künstlerischen Spielereien („hobbies") Wissenschaft und Kunst mitmachen? Man sollte nie vergessen, daß seit den Tagen Locke's und Newton's entscheidende Anregungen oon England her dem Kontinente zuströmten; wie mir scheint: deswegen, weil auch seine wissenschaftlichen Köpfe nie den Kontakt mit der Wirklichkeit verloren haben und dadurch allein zu Berichtigern der nach innen gekehrten kontinentalen Denker geboren waren. Ein vorzugsweise handelndes Volk denkt eben anders als ein vorzugsweise träumendes und sinnendes; und in England bestimmt noch immer die Freude an der That den Volkscharakter. Dort bescheidet sich, darüber gibt die Geschichte beredte Zeugnisse, der Gedanke damit, das Handeln zu fördern, auf dem Kontinent, besonders in Frankreich, eilt er ihm voraus und zeichnet ihm die Richtschnur vor — an deren Konsequenz der Handelnde nicht selten zu Grunde geht. Pereat scientia, floreat vita: kein hohes, ein auf „Utilität" gegründetes Ideal; aber ein Ideal, das man doch — ein seltsames Schauspiel — das Vergnügen hat, erreicht zu sehen.

Ich will mit diesen Bemerkungen nur die Berechtigung englischer Lebens- und Kulturformen neben denen der großen kontinentalen Völker vertheidigen, nicht sie als allgemeingültiges Vorbild anpreisen. Die neueste Entwicklung zeigt, daß und was die europäischen Kulturvölker von einander zu lernen haben. Die Engländer werden, um in Handel und Industrie ihre Stellung aufrecht erhalten zu können, sich vergeistigen, werden lernen müssen, methodisch zu arbeiten und die Praxis des Lebens unter wissenschaftliche Kontrolle zu stellen. Sie fühlen es selber: die goldenen Zeiten des frischen Dilettantismus sind vorüber; nicht Genieblitze Einzelner, sondern die organisirten Bemühungen der Masse machen es heute, und so beginnen sie, ihr zerfahrenes Schul- und Bildungswesen zu reformiren, so werden sie ihre großen öffentlichen Verwaltungen (Heer und Marine!)

umzugestalten, so werden sie ihr ungeheueres Reich neu zu organisiren haben. Und wir suchen durch Einbürgerung gewisser englischer Sitten und Gewohnheiten unsere Großstadtkultur erträglich und durch Uebertragung englischen Kunstgewerbes (Ruskin, Morris, W. Crane) schöner zu machen. Nicht bekämpfen und verkleinern, sondern durch Erkenntniß fremden Wesens die nationale Eigenart zu entwickeln und erweitern: das sei die Aufgabe hüben und drüben. Sie zu erfüllen, tragen Bücher wie das Steffen'sche wesentlich bei.

Berlin. S. Saenger.

Elizabeth und ihr deutscher Garten.*)

Eine alte Anekdote erzählt, wie eine Dame der französischen Hofgesellschaft vergessen hatte, die für ihren Kopfputz nöthigen Bänder, Blumen und Federn herzurichten, da schon der Friseur bei ihr eintrat. Dieser, in Eile, weil so und so viele andere Schönen seiner geschickten Hände noch harrten, sah sich im Zimmer um nach einem Gegenstand, den er ihr ins Haar stecken könnte, und fand — nichts anderes als einen schwarzen Strumpf. „Ein Coiffeur, der sein Metier versteht," so sprach der Haarkünstler, „muß auch aus einem Strumpfe eine geschmackvolle Damenfrisur zu creiren wissen." Und er thürmte mit seinen schnellen Fingern das häßliche gestrickte Ding zu einer hochstehenden Schleife empor, flocht darum die blonden Haare in wundersamen Wellen, Puffen, Locken, Löckchen durcheinander und verneigte sich und ging. — Auf dem Hofball am Abend aber, da wurde die vergeßliche Dame angestaunt, der König selber kam, ihre Haartracht zu bewundern, sagte ihr viel Schmeichelhaftes und meinte, eine so reizende, so kleidsame, so graziöse Coiffüre sei in der Stadt Paris und am Hofe bis dahin nie gesehen worden.

Eigentlich ist in diesem Geschichtchen das Geheimniß alles Schaffens in nuce enthalten. Ein schwarzer Strumpf — die geschickten Finger dessen, der sein Metier versteht, es versteht mit Geist und Gedanken, — was braucht es weiter, um ein Kunstwerk ins Leben zu rufen? Der eine nimmt den Marmorblock, haut und haut, bis er ihn unbrauchbar gemacht hat, ihn auf den Steinhaufen werfen muß, daß er zum Pflaster verwendet werde. Der Andere aber, wenn er just Michelangelo ist, sieht den Block liegen, sieht, was in dem Steine schlummert, und schafft aus demselben seinen David. Zwar — es ist wohl ein wenig frivol, jenen Haarkünstler der Anekdote mit Michelanchelo in einem Athem zu nennen, und zu den Beiden paßt die Verfasserin der Bücher, von denen wir hier zu berichten haben, auch nicht so besonders. Dennoch ist in diesen Dreien ein Verwandtes enthalten. Der schwarze Strumpf, der verhauene Marmor, der pommersche Gutshof mit den grün bewachsenen Wegen, den Unkraut überwucherten elf Beeten um die Sonnenuhr her, — sie bedurften alle eines künstlerischen Auges, das die ihnen innewohnenden Fähigkeiten zu entdecken, das aus ihnen Neues, Lebensvolles zu schaffen verstand.

„Elizabeth und ihr deutscher Garten" hat in England einen großen Erfolg errungen. So viel ich weiß, ist das Buch trotzdem bis heute nicht ins Deutsche übersetzt worden. Ich kann auch nicht sagen, daß sich eine solche Uebertragung bestimmt lohnen würde. Es liest manches im Englischen sich knapp und treffend, das in deutschem Gewande vielleicht weit minder wirksam wäre. Ferner fehlt bei uns eine Bedingung des Erfolges: man hat nicht dieselbe Vorliebe für Gartenbücher — gardening books —, man beschäftigt sich auch kaum so allgemein und so intim mit der Gartenkunst. Von den deutschen Gutsbesitzersgattinnen werden gar viele für Reitsport und Jagd mehr Sinn besitzen, während die anderen, die noch nicht von der Mode berührt sind, im ererbten Geleise, ihren Ahnfrauen folgend, tüchtig und arbeitsam fortwirthschaften, wie's hergebracht ist, sich mehr dem Nutzen eher als mit der Poesie ihres Gartens befassen. Alle diese werden die Bücher mit demselben Kopfschütteln betrachten, mit dem Frau Elizabeths Nachbarinnen die Schreiberin selber anstaunen.

Denn diese anonym schreibende Engländerin, — sie soll mit einem Grafen Arnim verheirathet und mit ihm, nachdem sie kurze Zeit in Berlin gelebt hatten, auf sein pommersches Gut gezogen sein, — diese Engländerin behauptet nun einmal, nur im Freien, in ihrem Garten sich wohl zu fühlen.

Aus ihrer Herzensfreude an Baum und Blume und Rasen heraus entstanden ihr die Tagebücher, in denen der Garten — this place of delight —, dieser Ort des Entzückens, die Hauptperson ist, Held und Bühne und Zuschauer zugleich. Es ist keine Handlung, es sind sonst kaum Mitspieler in den Büchern. Denn daß im ersten Elizabeth schildert, wie sie ihr Königreich hier entdeckt und sich eingerichtet und angepflanzt hat, und wie Besucher zu ihr kamen, eine Freundin und eine Fremde, und wie sie die Beiden wieder los ward — „meine Wahrheitsliebe zwingt mich, einzugestehen, daß, obwohl ich erfreut bin, wenn Gäste kommen, ich genau so sehr erfreut bin, sie davonfahren zu sehen!" — das kann man am Ende nicht Handlung nennen.

In dem Fortsetzungsbande, „The solitary summer" fordert die Schreiberin gradezu von ihrem Mann es als ein besonderes Geschenk, daß er sie den ganzen Sommer über mit Fremdenbesuchen verschonen solle.

„Ich möchte so faul sein, wie irgend möglich, so daß meine Seele Zeit finde, zu wachsen. . . . Ich will die Monate im Garten zubringen, auf der freien Ebene oder im Wald. Da werde ich immer glücklich sein, denn kein Mensch wird mich ärgern können. Draußen im Freien, da ist das Schweigen, und ich habe die Entdeckung gemacht, daß, wo schweigen herrscht, Frieden ist."
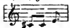
Frau Elizabeth liebt den Frieden. Aber sie fühlt sich nicht berufen, dafür zu wirken, daß er sich verbreite. Sie ist nicht Menschenverbesserin, kaum menschenfreundlich. Selbst wo sie die Leiden der russischen Feldarbeiter schildert, die eng zusammengepfercht auf dem Gute den Sommer lang hausen, oder die hoffnungslose Dumpfheit von Aberglauben und Unbildung, die über ihren eigenen Dorfbewohnern verdummend lastet, da geschieht das, wie mir scheint, ohne jede Tendenz. Sie erzählt absichtslos, was sie beobachtet. Ihr Buch beginnt sie auch nicht, wie z. B. Xavier de Maistre in seinem „Voyage autour de ma chambre", damit, daß sie den geneigten Leser auffordert, ihrem guten Beispiel zu folgen und nun auch die wenig kostspielige Reise längs der vier Wände eines kleinen Gefängnißzimmers, hier vielmehr durch die Gartenwege, mitzumachen. Sie bedauert wohl „people, who live on a flat" — die armen Etagenbewohner der Städte, — aber wahrscheinlich, wie ich sie zu kennen meine, würde es ihr gar nicht recht gefallen, wenn nun, ihrem Vorbilde folgend, bei allen ihren Gutsnachbarinnen die Gartenmanie zur Mode würde, wenn auch auf anderen pommerschen Edelsitzen solche, grade solche Syringenhecken und eine so dichte pfadlose Wildniß von Farben und Düften, schmetterlingüberspielt, entstünde.

„Ich liebe meinen Garten", so beginnt sie ihr Buch am 7. Mai:

„Ich schreibe dieses in meinem Garten, in all seiner Spätnachmittagslieblichkeit. Nur die Mücken unterbrechen mich und die Versuchung, mir all die Pracht der junggrünen Blätter anzusehen, die vor einer halben Stunde von einem kalten Regenschauer frisch abgespült wurden. Zwei Eulen hocken neben mir und führen eine länger

*) Elizabeth and her German garden. Macmillan and Co. London 1898. — The solitary summer. By the Author of: Elizabeth and her German garden. Macmillan and Co. London 1899.

Unterhaltung, die mir so viel Vergnügen macht, wie nur irgend ein Nachtigalltriller. Der Euleaherr sagt:



und sie antwortet ihm von einem etwas entfernteren Baum aus



und stimmt also der Behauptung ihres Gebieters, gehorsam dieselbe bestätigend, zu, wie es sich so für ein richtig veranlagtes deutsches Eulenweibchen gehört."

So plaudert sie weiter. Und da sie eine geistreiche Frau ist, viel gelesen, viel gedacht hat, mit den geschärften Blicken derer, die zweierlei Heimath haben, treffend zu beobachten weiß, so liest sich ihr Geplauder gut. Mit ihren Sprachgenossen, den englischen und amerikanischen Satirikern, theilt sie die köstliche Gabe des Humors, doch tritt er leiser bei ihr auf, damenhafter. Sie macht den Leser nie laut lachen, nur ein wenig belustigt lächeln. Einzig am Ende des ersten Bandes, da, wo Elizabeth und ihre schöne Freundin Irais durch den unerbetenen Weihnachtsgast gestört werden, fühlt man sich etwas an die oft grausamen practical jokes des Jerome K. Jerome und seiner Schule gemahnt.

Mehr fast aber als an ihre Landsleute erinnert uns dies Plaudern an Franzosen wie Claude Tillier in „Mon oncle Benjamin", oder an Anatole France, der ebenso aus dem alltäglich Nächstliegenden in abstrakte Gedankenfernen sich zu erheben, vom Hundertsten ins Tausendste, wie man zu sagen pflegt, den Leser mit sich hinüberzuführen weiß. Und wenn dem Deutschen sogar Heine's Reisebilder gelegentlich bei diesen Büchern in den Sinn kommen können, so ist das kein geringes Kompliment für die Verfasserin. Heine geht von seinem Ich aus, das ihm immer im Vordergrund steht. Für Elizabeth aber beginnt Alles und Jedes mit ihrem Garten, von ihrem Garten, ihren Blumen, führen erst ihre Betrachtungen sie weiter.

„Fast alle Rosen sind gut gediehen, trotz des sandigen Bodens, bis auf die Theerose „Adam" und drei „Dr. Grills", die in einer Reihe dastanden und schmollten. Ich hatte mich grade über diese Doctor Grills sehr aufgeregt, ihre Beschreibung in den Gärtnerkatalogen klang so verheißungsvoll, darum verdiente ich wohl die Enttäuschung. — Regt Euch nie und um nichts auf, — das soll der gute Rath sein, den ich meinen drei Töchtern geben werde, wenn die Zeit da ist, sie in die Welt einzuführen, — oder, wenn Ihr es doch thut, so zeigt es mindestens nicht. Seid Ihr von Natur Vulkane, so bleibt es gefälligst unter der Asche. Seht nicht freudig drein, nicht interessirt und vor allem niemals eifrig. Ruhige Gleichgültigkeit muß in jedem Zuge Eures Gesichts zu lesen stehen. Laßt niemals sehen, daß Ihr irgend einen Menschen, eine Sache, besonders gern habt. Seid kühl, gelangweilt, zurückhaltend. Thut Ihr nicht, was Eure Mutter Euch lehrt, seid Ihr kleine überströmend glückselige, zuthuliche Gänschen, so werdet Ihr schlecht behandelt werden. Aber befolgt Ihr meine Lehren, so bekommt Ihr Prinzen zu Männern, lebt immerdar glücklich und in Freuden. — Doctor Grill muß eine deutsche Rose sein. Denn hierzuland ist's so, daß je mehr Du Dich erfreut zeigst, einen Menschen zu sehen, desto minder freut es den anderen; bist Du indessen recht unausstehlich, wird er sichtbarlich immer höflicher werden, sein Gesicht wird in offener Liebenswürdigkeit strahlen, je steifer und sauertöpfischer Du dreinschaast."

Man muß es der Verfasserin, obschon sie sich selbst eine Deutsche nennt, nicht zu sehr übel nehmen, wenn sie in ihren englisch geschriebenen Büchern sich gelegentlich ein klein bischen über uns Deutsche lustig macht. Sie zwingt uns meist ein zustimmendes Lächeln, manchmal auch mit ihren Uebertreibungen ein lächelndes Kopfschütteln ab.

„Es ist so nett", sagt sie, „ohne Gouvernante bei den Kindern zu sein, daß ich es gern ein bis zwei Jahre hinausschieben würde, wieder eine zu engagiren, wenn ich nicht dadurch dem Arme des Gesetzes verfiele. Und jeder Deutsche bringt ja sein Leben damit zu, das zu vermeiden." . . .

Oder sie erzählt von „der schrecklichen Geschwindigkeit", mit der im „Fatherland" die Kunst des Essens betrieben wird.

„Ich fürchte, daß, als Nation genommen, wir wohl mehr an unser Essen und Trinken denken, als es ganz richtig ist, und daher kommt es auch zweifelsohne, daß so viele von uns, wenn sie so um die Dreißig herum sind, die ursprüngliche Klassizität ihres Umrisses verlieren."

Sie beklagt sich über die vielen Geburtstagsgeschenke — im Winter: Schreibmappen, Photographierahmen und Pulswärmer, — im Sommer: Schreibmappen, Photographierahmen und keine Pulswärmer, — die man „süß, entzückend, reizend und bezaubernd" finden muß:

„Geburtstage sind große und wichtige Festlichkeiten hier bei uns, dürfen nie unbeachtet vorübergehen und werden immer in Gegenwart von Verwandten gefeiert, — (die von fern und nah zusammenströmen, um Dir zu sagen, wie gut Du noch aussiehst, und daß kein Mensch je glauben würde, und daß es wirklich wunderbar ist. . . .) Sie stehen dabei rund herum um eine Art von Opferaltar, auf dem Deine Jahre in Gestalt von brennenden weißen und rosa Kerzen auf einem sehr großen, flachen, klebrigen Kuchen den Göttern als Rauchopfer dargebracht werden."

In den Mund ihrer Freundin Irais legt sie die Schilderung der obligaten Visiten, die man seinen Gutsnachbarn macht:

„Man wird uns ersuchen, uns auf ein Sopha niederzulassen, das hinter einem großen, glänzend polirten ovalen Tisch steht, in dessen Mitte ein gehäkeltes Deckchen liegt. . . . Die Fenster sind sorgsam mit gelbbraunen Spitzengardinen unter solchen von Stoff verhangen, als wären drüben Reihen von Häusern mit spionirenden Augen. . . . Kein Feuer und kein Sonnenlicht, keine Blumen und keine Bücher, nur ein tröstlicher Duft von rothem Kohl und Seifenwasser, der sich durch die Thürspalte hereinstiehlt."

„Das einzige, was man dort lernen könnte," fährt Irais zu dem fremden Fräulein gewendet fort, „das ist die Bedeutung der Sophaecken. Ich würde als die Fremdeste und die am meisten zu Ehrende in die Ecke zur Rechten gesetzt werden, Frau Elizabeth als die nächste Respektsperson würde man bitten, in der linken Platz zu nehmen; die Hausfrau säße auf einem Lehnstuhl neben uns; Sie aber, meine Liebe, als ein Wesen von gar keiner Wichtigkeit, würden entweder sich hinsetzen können, wo Sie gerade wollten, oder man böte Ihnen den Stuhl uns gegenüber an, die ganze Ausdehnung des Tisches zwischen uns, um anzuzeigen, welche abgrundtiefe soziale Scheidung die verheirathete Dame von einem gewöhnlichen Jungfräulein trennt. Diese Sophaecken ermöglichen das Ziehen von so feinen Unterscheidungslinien, wie nichts Anderes es könnte." . . .

Und wenn man nun gar eine solche Visite auf dem Lande grade zur Zeit der großen Wäsche macht! Der Waschtag gibt bekanntlich nicht nur dieser Engländerin Gelegenheit zu Spöttereien. Hat doch einer unserer realistischsten Dichter, hat Theodor Fontane doch in Frau Jenny Treibel die Waschleidenschaft und die Waschleiden speziell bei einer Hamburgerin anschaulich geschildert. Freilich irrte er sich. In Hamburg läßt man nicht im Hause waschen. Auch Realisten schreiben gelegentlich, was nicht real ist, vielmehr dem Ideal entspricht, das ihre Phantasie von den Dingen sich bildete. Der große Waschtag auf dem Lande aber gehört zu den gefürchteten Wirklichkeiten. Daß er so selten gefeiert wird — zwei Mal im Jahre in Mecklenburg einst nach unserer eigenen Erinnerung, vier Mal nach Elizabeths Buch, — das geschieht aus praktischen Gründen, die vom Gang der Wirthschaftsarbeiten, der Jahreszeiten abhängen, nicht nur aus den Ursachen, welche die mokante Verfasserin, resp. Irais angibt:

„Es ist ein äußeres, sichtbares Zeichen eines großen Besitzes. Würden Sie wünschen, Ihre Wäsche allwöchentlich waschen zu lassen, so wie in England, so würden Sie als eine Person betrachtet werden, die nur grade so viel Leinenzeug hat, um für die kurze Zeit auszukommen und wären damit ein Gegenstand allgemeiner Verachtung. . . . Es muß ein glückliches Land sein, Ihr England, bemerkte sie dazu mit einem Seufzer. —

Ich aber wünsche mir nicht, dort zu leben, sagte ich, denn wir fuhren grade an unserem Haus vor und in meiner Erinnerung erschienen dichter Nebel und Regenschirme, während ich zärtlich an der lieben, alten Westfassade hinaufsah, und ich fühlte, daß ich mir nur wünschte, just hier zu leben und zu sterben, und daß es nie eine glücklichere Frau gegeben hat als Elizabeth!" —

Dieses Glücksgefühl, das in dem Gartenbuch immer wiederkehrt, ist etwas so Seltenes, wie Schönes: Wie wenig zufriedene Menschen gibt es! Das heißt nicht selbstzufriedene, die Alles, was sie thun und sagen, vortrefflich finden. Deren kennt man mehr als genug. Doch kann man meist sie nicht glücklich nennen, denn sie pflegen mit Argusaugen auszuspähen, ob auch der Andere sie so sehr bewundere, wie sie es erwarten. Selten sind vielmehr jene, die, wie unsere Elizabeth, sich an alltäglichen Lebensfreuden zu freuen verstehen, ohne von anderen Menschen, noch von eigenen Stimmungen sich aus dem Gleichgewicht bringen zu lassen. — Ihr Mann ist verreist und sie ganz allein:

„Aber ich konnte es nicht fertig bringen, mich zu ängstigen und zu sehnen. Was soll man anfangen, wenn man ein gutes Gewissen hat, keine kranke Leber, und wenn die Sonne scheint?“ — Ihre Talente, das weiß sie selbst, gehören zu der besonderen Spezies: „die den Besitzer derselben nur allzu geneigt macht, mit einem Gedichtbande in der Hand hinauszuwandern, dorthin, wo die gelben Ranunkeln blühen, sich neben dem kleinen Bach auf einen Weidenstamm zu setzen und alles in der Welt zu vergessen bis auf die grünen Wiesen, das stille Wässerchen und das heitere Wehen des Windes über den glückseligen Feldern!“ —

Am liebenswürdigsten zeigt sich ihr Glücksgefühl an jenem Junimorgen, da sie früh um drei Uhr durch die hallenden Gänge des alten klosterartigen Hauses sich ins Freie stiehlt, um einmal ganz allein die Sonne aufgehen zu sehen:

„Es war wundersam still und die Nachtigall auf der Hagebuche hatte das ganze Reich für sich, als ich regungslos saß, das röther emporglühende Licht im Osten zu schauen; wundersam still und so wunderbar schön dabei, weil man doch einmal Tageshelle in Gedanken mit Menschen verbindet, mit Lärm und Stimmen, mit Hin- und Herrennen, mit der öden Arbeit zur Ernährung unseres Körpers und mit der Ernährung unseres Körpers, damit wir fähig zur Arbeit werden und ihn weiter ernähren können. Hier aber war die ganze Welt wach und doch nur für mich allein, all die reine frische Luft nur für mich, all der Duft nur von mir eingeathmet, keine lebende Seele hörte die Nachtigall als nur ich, die Sonne sollte in ein paar Sekunden erscheinen, nur um mich zu wärmen, und nirgend wurde ein hartes Wort noch gesprochen, nirgend selbstsüchtig etwas gethan, nirgend das Geringste, das die heilige Reinheit dieser Welt, wie Gott sie uns gab, zu trüben vermochte.“ —

Der geistreichen und treffenden Beobachtungen sind, scheint mir, so viele in den beiden Büchern enthalten, daß man eine ganze Reihe von Aphorismen aus denselben zusammenstellen könnte. So zum Beispiel:

„Es ist so süß, recht traurig zu sein, wenn man nichts hat, worüber man traurig zu sein braucht.“

„Hätte Eva im Paradies einen Spaten gehabt und verstanden, ihren Garten damit umzugraben, so hätten wir sicher die ganze fatale Apfelgeschichte nicht erlebt.“

„Mich hat die Erfahrung gelehrt, daß, wenn etwas mir auf der Zungenspitze schwebt, ich am allerklügsten thue, es dort zu behalten.“

„Wenn der erste Hauch des Winters kommt, so ist es Zeit, uns zusammenzunehmen, es ist Zeit für Arbeit, Zucht und Strenge, die ernste Jahreszeit, die uns zwingt, den Thatsachen ins Antlitz zu schauen, unsere Träume und Schwächen abzulegen und zu zeigen, aus was für einem Stoff wir gemacht sind.... Ein langer, harter Winter, durch den man von Anfang bis zu Ende, ohne sich davonzustehlen, hindurchgekommen ist, bildet eine der kräftigendsten Erfahrungen, die es überhaupt gibt.“

„Wie absolut einsam jeder Mensch ist und wie weit entfernt von der Seele seines Nächsten!“

„Ist's nicht hart, daß ein Mensch eine engelschöne Seele haben kann, in der alle holden Töne, alle Harmonien daheim sind und daß, wenn die Natur ihm kein ausgesprochenes Kinn verliehen hat, die Welt ihn übersehen wird? Das landläufige Vorurtheil ist nun einmal für Gesichter mit einem Kinn eingenommen, und wer vermag sich ganz dem Einfluß solchen Vorurtheils zu entziehen?“

„Was für ein Segen ist's, daß wir alle einmal in jeden vierundzwanzig Stunden zu übermüde werden, um noch weiter unfreundlich mit einander zu sein!“

„Wie kann man einen Menschen gegen seinen Willen glücklich machen? Man kann ihm eine ganze Menge Gelehrsamkeit eintrichtern, aber wenn man sich noch so lang abmüht, wird man doch Keinem Glück eintrichtern können, der es nicht in sich hat, sich glücklich zu fühlen. Der einzige Erfolg wäre wahrscheinlich der, daß Du Dein eigenes Glück aus Dir hinaustrichterst.“ u. s. w.

Auch gegen die Männer flicht Elizabeth gern gelegentlich kleine Bosheiten ein. Dem einen sagt sie nach, er habe „wie viele ehrenwerthe Männer, einen Horror davor, von seiner Frau etwas zu lernen“. Von dem Anderen, ihrem eigenen Gatten, erwartet sie immer die Bemerkung, „die dem Herzen eines Ehemannes so theuer ist: Meine Liebe, das habe ich Dir vorher gesagt“. Daß sie durch beide Bände hindurch, deren zweiter ihm noch dazu gewidmet ist, diesen ihren Eheherrn unweigerlich nur als den „Mann des Zornes“ — „the Man of Wrath“ — bezeichnet, ohne weiteren ersichtlichen Grund als den, daß er „erscheinen kann, wann und wie er will, und ihr Vorwürfe machen, weil er es als einen Vorwurf empfindet, daß sie auch ohne ihn glücklich sein kann“, das gehört so zu ihren kleinen Affektationen. Wenn sie ihre drei Töchterchen „mitsammt den Sonnenschutzhüten, Schürzen und flinken schwarzen Beinen“, die in den Vorsommermonaten geboren wurden, nur das Aprilbaby, Maibaby und Junibaby nennt, so wirkt auch das — so allerliebst das Bild ist, das man sich nach diesen Namen unwillkürlich von den Kindern macht — ein wenig ermüdend.

Ohne Zweifel wird es Leser geben, die überhaupt Elizabeths Plaudereien, ihren Aufzählungen von Rosen- und Stiefmütterchenarten gar keinen Geschmack abgewinnen können. Andere wieder und speziell solche, denen englische Bücher in so vortrefflicher Sprache schon an sich erfreulich sind, werden mit Entzücken den Humor, die schalkhafte Grazie, die scharfe Beobachtungsgabe bewundern.

Wenn wir also diese Besprechung mit dem Satze begonnen, daß nur eine richtige Künstlernatur in dem pommerschen Gutsgarten die Anregung zum Dichten finden konnte, so beenden wir dieselbe mit dem Wunsche, unter den Lesern der beiden Bände möchten viele sein, die auch in sich das richtige künstlerische Verständniß, dies Etwas besitzen, dessen es bedarf, um in Elizabeth and her German Garden, sowie in The solitary summer die Blüthen und Blumen, den heiteren Sonnenschein mitzufühlen.

Hamburg.

Adalbert Meinhardt.

Zeitschriften.

Ein Handelsvertrag zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten.

(„North American Review“.)

In einem Artikel der „North American Review“ bespricht Robert P. Porter den auswärtigen Handel der Vereinigten Staaten. Der Verfasser ist ein in England und Amerika bekannter Statistiker, der den elften Census der Union geleitet hat. Jetzt bekleidet er das Amt eines Spezialkommissionärs seiner Regierung für Cuba und Porto Rico. Da er als Autorität in Fragen des auswärtigen Handels angesehen wird, so verdienen die Bemerkungen, die er in jenem Artikel den deutschen Handelsbeziehungen widmet, besondere Beachtung.

Er stellt fest, daß die Gesammtein- und Ausfuhr der letzten elf Jahre für Deutschland fortgesetzt mit einem großen Ueberschuß der Einfuhr über die Ausfuhr abschließt. Das kann den Deutschen, meint er, kaum irgend welchen Anlaß zu ängstlicher Besorgniß geben, wenn sie die besondere Art der eingeführten Waaren berücksichtigen. Ist doch Englands Handelsbilanz speziell in seinem Verkehr mit den Vereinigten Staaten noch in weit höherem Maße eine passive! Es importirt im Durchschnitt jährlich für 1600 Mill. Mark mehr Waaren aus den Vereinigten Staaten, als es nach dorthin exportirt. Trotzdem ist England keineswegs beunruhigt. Denn es weiß sehr wohl, daß drei Viertel dieses

Imports aus billigen Nahrungsmitteln für seine Arbeiter, aus Rohstoffen für seine Fabriken und aus Waaren bestehen, die in englischen Schiffen noch anderen Ländern weiter transportirt werden. Diese passive Handelsbilanz ist für England thatsächlich eine Quelle des Reichthums und nicht ein wirthschaftlicher Verlust, wie das von den deutschen Agrariern so gern dargestellt wird. Man verbiete nur in Deutschland den Import der amerikanischen Baumwolle, der Mineralöle, der Düngemittel, des Tabaks, des Kupfers, der Baumaterialien, des Terpentins und ermesse die Schädigung, die der deutschen Industrie dadurch zugefügt werden würde!

Man erschwere die Zufuhr von billigen Brotstoffen, Speck, Schinken und Fleisch — führt Porter aus — dann muß die große Masse des deutschen Volkes sich minderwerthigen Nahrungsmitteln zuwenden, die es dann ebenso theuer wie die jetzt aus Amerika bezogenen, besseren zu bezahlen hat.

Drei Viertel dieser sogenannten ungünstigen Handelsbilanz geht thatsächlich aus der Einfuhr zu Gunsten der deutschen Industrie hervor. Diese Handelsbilanz deutet darauf hin, daß Deutschland die Mission eines großen Industriestaates vollkommen erfüllt. Ein beträchtlicher Theil dieser Unterbilanz ist fiktiv, denn mit dem Einfuhrüberschuß bezahlt Amerika die Transportkosten, die es der aufblühenden deutschen Schifffahrt schuldet, die Zinsen für geliehenes Kapital, den Unterhalt der in Deutschland reisenden und wohnenden Amerikaner u. s. w.

Porter weist darauf hin, daß die Entwicklung des deutschen Handels vor allem der Caprivi'schen Vertragspolitik zu danken ist, und er fährt dann wörtlich fort: „Wir hoffen, daß es auch unserer Regierung gelingen wird, einen ähnlichen Handelsvertrag (wie die letzten sieben, die Deutschland abgeschlossen hat) zu Stande zu bringen, um dadurch die kommerziellen Reibungen zu beseitigen, die sich immer dann und wann bemerkbar machen, und die die Beziehungen zum zweitwichtigsten Handelsstaat mit ernsten Störungen bedrohen. Der Hauptzweck dieses Vertrages sollte dem der übrigen Verträge analog sein, er sollte dem Deutschen Reich den billigen Bezug der nothwendigen Nahrungsmittel und der gewerblichen Rohstoffe verbürgen und als Gegenleistung die Herabsetzung der Zölle, die auf einigen deutschen Industrieprodukten lasten, zusagen. Man könnte einwerfen, daß die Geltung der Reprocitätsklausel des Dingley-Tarifgesetzes, die den Präsidenten ermächtigt, die Zollsätze eingeführter Artikel um 20 Proz. zu reduziren, im nächsten Jahre erlischt. Der nächste Kongreß aber, der republikanisch ist, wird ihre Geltung sicher um 12 Monate verlängern. Würde dies geschehen und würden die Unterhandlungen mit etwas größerem Nachdruck betrieben, so könnten wir einen beträchtlichen Theil unseres auswärtigen Handels auf mehrere Jahre hinaus sicher festlegen. Das sollte geschehen und zwar ohne Aufschub. Es ist zu bedenken, daß unser Gesammthandel mit Europa von der Regelung unserer Handelsbeziehungen mit Großbritannien, Deutschland und Frankreich abhängig ist."

Porter dringt um so mehr auf den Abschluß des Handelsvertrags mit Deutschland, als er für Amerika die aufstrebende Konkurrenz Rußlands fürchtet.

L. K.

Memoirenlitteratur.

Mémoires du général d'Andigné. Publiés avec introduction et notes par Ed. Biré. I. Band. 1765—1800. Paris. Librairie Plon. 1900.

Un général hollandais sous le premier Empire. Mémoires du général Bon de Dedem de Gelder. 1774—1825. Paris. 1900. Librarie Plon.

Der General d'Andigné, der als Führer in den Kriegen der Chouans eine gewisse historische Berühmtheit erlangt hat, traf in seinen alten Tagen einmal in der Pairskammer mit dem Fürsten Talleyrand zusammen. „Sie ahnen wohl nicht, Herr von Talleyrand?", sagte er. „Zwischen uns besteht eine Aehnlichkeit, an die Sie niemals gedacht haben."

Und welche denn?

„Die, daß ich während der Revolution und des Kaiserreichs genau so oft ins Gefängniß gekommen bin, als Sie den wechselnden Regierungen Treue geschworen haben."

„Sie haben Recht, Herr Graf; an die Aehnlichkeit hätte ich nie gedacht. Und wie viel Mal sind Sie im Gefängniß gewesen, Herr Graf?

„Zwölf Mal, Durchlaucht."

Grad die Zahl meiner Eide. Erstaunlich, was es für Uebereinstimmungen gibt.

Der sich rühmen durfte, seiner Ueberzeugung ein Dutzend Mal das Opfer seiner Freiheit gebracht zu haben, Louis — Marie — Auguste — Fortuné Graf d'Andigné, ist Zeit seines Lebens ein königlicher Ultra gewesen. Er hat die Revolution, das Konsulat und das Kaiserreich mit den Waffen in der Hand bekämpft und auch mit der Julimonarchie sich nicht abfinden mögen. Für ihn gab es eine politische Rechtgläubigkeit, deren Abzeichen das weiße Lilienbanner von Bourbon war. — Er stammte aus einer adligen Familie des Anjou, trat mit vierzehn Jahren in die königliche Marine ein und zählte vierundzwanzig, als die Revolution ausbrach. Zu Anfang 1791 schloß er sich der Emigration an, mit einer Baarschaft von 1200 Francs in der Tasche. Erst ging er nach Aachen, dann in eine kleine Ortschaft bei Düsseldorf, später nach Bonn. Das Leben war überall billig, mit sechsunddreißig Francs im Monat ließ sich ganz gut auskommen; die Bevölkerung zeigte sich zunächst durchaus wohlwollend. Aber die Regierungen waren widerwillig und suchten sich auf jede Weise der kompromittirenden Gäste zu erwehren. Oft sah man zu Eingang der Gemeinden eine Tafel angeschlagen, auf der Juden, Landstreichern und Emigranten der Eintritt untersagt wurde. Aus deutschen Schilderungen ist allerdings zur Genüge bekannt, daß diese französischen Flüchtlinge sich meistentheils als eine recht impertinente Einquartirung bemerkbar machten. — D'Andigné stieß zu der Armee des Prinzen Condé; im Jahre 1794 wurde er nach England beordert, wo man mit Unterstützung des Ministeriums Pitt zu einem bewaffneten Einfall in die Bretagne rüstete. Er nahm seinen Weg durch Holland. Es war Winter. Pichegru begann seinen Feldzug gegen die Generalstaaten, und um seinen Vormarsch aufzuhalten, hatte man das Land unter Wasser gesetzt. Doch eine ungewöhnliche Kälte verwandelte das überschwemmte Gebiet rasch in eine einzige, riesige Eisfläche, über welche Truppen, Pferde und Kanonen hinweggingen. Holland lag offen vor dem Feinde da. — Aber würdeloser Leichtsinn scheint selbst in diesem nationalen Unglück noch Anlaß und Gelegenheit zu einem Privatvergnügen gefunden zu haben. Als d'Andigné nach Rotterdam kam, wurde er ein Schauspiel gewahr, „das man an jedem anderen Orte vergebens gesucht haben würde. Die Maas bot den holländischen Schlittschuhläufern die schönste Bahn dar; die Bevölkerung der ganzen Stadt brachte den Tag auf dem Flusse zu. Die Männer liefen Schlittschuh; die Frauen saßen zu zwei und zwei, eine der anderen gegenüber, in einer Art von Kasten, der auf Schienen lag und von einem Schlittschuhläufer geschoben wurde, und promenirten so phlegmatisch über die glatte Fläche. Segelboote auf Schienen eilten mit wunderbarer Schnelligkeit dahin. Man hatte auf dem Fluß wohlgeordnete Baracken aufgeschlagen, die ein Dorf eigener Art bildeten. Man machte Halt, um Thee, Kaffee und andere Getränke zu sich zu nehmen; das Feuer knisterte auf dem Eise, nahe bei einem Loch, wo man das Wasser schöpfte, welches dann auf dem Flusse gekocht wurde. Der Donner der Kanonen, den man in der Ferne hörte, bildete den frappirendsten Kontrast zu der Ruhe des Volkes. Holland war drauf und dran, erobert zu werden, der geringste Erfolg mußte sein Schicksal entscheiden, und die Einwohner, ganz ihrem Lieblingsvergnügen hingegeben, schienen sich gar nicht darum zu kümmern."

Wenige Tage später mußte sich der Statthalter mit seinen Getreuen nach England flüchten. Achthundert Menschen schifften sich nächtlicherweise auf Fischerbooten in Scheveningen ein. Auch d'Andigné gehörte zu dieser Schaar. In seinem Fahrzeug, das sonst nur für den Heringsfang bestimmt war, kauerten zweiundzwanzig Personen bei einander, mit all den Leiden, welche die Seereise mit sich bringt. Der entsetzliche Dunst trieb ihn aus dem Kielraum hinauf aufs Deck, obwohl das Meer hoch ging und das Boot flach auf dem Wasser lag. Eine Welle hätte ihn beinahe hinweggespült, doch kam er glücklich mit dem Sturzbad davon. Kleider zum Wechseln hatte er nicht; und er erzählt uns, daß er erst sechsunddreißig Stunden später beim Spazierengehen in den Straßen von Harwich wieder ganz trocken wurde.

Was d'Andigné in den Kämpfen der Chouans erlebt und gewirkt hat, läßt sich schwer nacherzählen. Es ging, wie in jedem Kleinkrieg; bald überfällt man, bald wird man selbst überfallen, und der Gang der Ereignisse bestimmt sich durch vielerlei Einzelergebnisse, die

an sich doch wieder kein allzu großes Interesse gewähren. — Spannender ist schon eine Unterredung mit dem Konsul Bonaparte, der am 27. Dezember 1799 im Luxemburgpalast einige Abgesandte der Chouans empfängt. Der Allgewaltige wird geschildert als „ein kleiner Mann, von schlechtem Aussehn. . . . Ein olivfarbener Frack, glatte Haare, ein äußerst vernachlässigtes Aussehn; nichts in alledem ließ mich glauben, daß das ein bedeutender Mann sein könnte. Daher war ich ein wenig überrascht, als Hyde mir ankündigte, daß dieser Mann der Erste Konsul sei." Bonaparte spricht mit fremdem Accent, der für französische Ohren etwas Unangenehmes hat, aber in kurzem, energischem Ton. Seine Art zu diskutiren ist lebhaft, sprunghaft. „Beweglich in seinen Reden, wie in seinen Plänen, geht er beständig von einem Gegenstande zum andern über. Er skizzirt eine Frage, verläßt sie, kommt auf sie zurück, scheint kaum zuzuhören, und verliert doch kein Wort von dem, was Ihr sagt; Ihr könnt sogar sicher sein, daß er nichts davon vergessen wird, wenn es ihn irgendwie interessirt hat." . . . Wollen die Verhandlungen nicht vom Fleck, so braust er auf. Einmal erklärt ihm d'Andigné, daß die Chouans im Nothfall zum äußersten Widerstande entschlossen seien. „Sie drohen mir?" fährt er da drein. „Ich bin nicht gekommen, um Ihnen zu drohen, entgegnete der andere, „sondern ganz im Gegentheil, um Ihnen von Frieden zu sprechen. Im Gespräche haben wir uns von unserem Gegenstande entfernt. Wenn Sie wollen, kehren wir zu ihm zurück." Diese Antwort beschwichtigte ihn plötzlich". — Als d'Andigné zur Berathung der Friedensbedingungen um zwei Tage Frist bittet, wirft er ihm einen „kannibalischen Blick" zu. „Zwei Tage! Niemals werde ich in zwei Tagen thun, was ich in zwei Stunden thun kann, und sollte es mich hunderttausend Mann kosten!"

Etwas reichhaltiger und vollgewichtiger, als dieses erste Werk, sind die Memoiren eines holländischen Militärs. Dedem gehörte einer alten niederländischen Adelsfamilie an. Sein Vater war längere Zeit Gesandter der Generalstaaten in Konstantinopel gewesen; und die Lebenserinnerungen des Sohnes beginnen denn auch mit der Schilderung der Verhältnisse am goldenen Horn. Es würde zu weit führen, wollte man auf diesen Theil des Buches eingehen. Nur ein Charakterbild a b e n d ländischer Gesittung, etwa noch aus der nämlichen Zeit, verdient bekannter zu werden. „Während wir in Wien waren", schreibt er, „kam die Nachricht von dem tragischen Ende der Königin Marie Antoinette. Ich war erstaunt, wie wenig Eindruck dies schreckliche Ereigniß machte. Der Kaiser sprach uns davon, als von einer Sache, auf die man seit einiger Zeit gefaßt war. . . . Ein Grandseigneur, den ich nicht nennen will, warf, nachdem er die Verurtheilung Marie Antoinettens gelesen hatte, den ‚Moniteur' auf den Tisch und sagte verächtlich: Noch kein Grund, um eine Katze zu hauen, fahren wir fort, mit unserer Partie. Und man nahm das Spiel wieder auf, das man mehr aus Neugierde, als aus Antheil an dem Schicksal einer Erzherzogin für einige Augenblicke verlassen hatte."

Dedem trat später in die Dienste des Napoleoniden Ludwig von Holland. Er ging als Gesandter, als ambassadeur de famille, an den Hof Jérôme's nach Wilhelmshöhe, oder wie man damals sagte, Napoleonshöhe, später in gleicher Eigenschaft nach Neapel an den Hof Murat's. Der Großherzog von Berg war nur durch den beredten Eifer seiner Gattin König von Neapel geworden. Karolina Bonaparte war in des Wortes eigenster Bedeutung früher aufgestanden als die anderen Mitbewerber; oder sie war wenigstens früher zur Stelle gewesen als Joseph, der die neue Vakanz gern seinem Bruder Lucian zugewendet hätte. Murat konnte sich nicht verhehlen, was er seiner Gemahlin verdankte. Aber das Bewußtsein, vornehmlich als Schwager des Kaisers und durch die Schwester emporgekommen zu sein, beleidigte seinen Stolz, der nichts schulden wollte. Für sich etwas vorzustellen und selbständig zu sein, das war der Ehrgeiz, der ihn von jeher verzehrte und ihn die Gegenwart Napoleons immer als lästig empfinden ließ. Im Augenblick richtete sich seine eifersüchtige Laune gegen die Gattin, welche sich rühmen konnte, ihm die Krone eingebracht zu haben. Und da nun diese eheliche Rivalität nicht lange Geheimniß blieb, bildeten sich am Hofe rasch zwei Parteien, eine die zum König, eine die zur Königin hielt. Die schöne Frau mußte sich schließlich in das Schicksal des Klügeren finden und nachgeben. „Sie hatte ihren Gatten falsch beurtheilt und sich zu viel auf ihre Stellung als Schwester des Kaisers zu gut gethan gegenüber einem Manne, der sich alles aus eigener Kraft wähnte."

Baron Dedem hat als Brigadegeneral unter dem Marschall Davoust den Feldzug nach Rußland mitgemacht. Seine Darstellung der kriegerischen Vorgänge und die Kritik, welche er übt, bilden gewissermaßen ein Gegenstück zu der wohlwollenden, ja enthusiastischen Auffassung, welche Ségur vertritt. Dreierlei, meint er, habe zusammengewirkt, um die russische Katastrophe herauszuführen. Zunächst sei Berthier zu alt und seiner Stelle als Chef des Generalstabs nicht mehr gewachsen gewesen. Dann sei der Kaiser von seinen Generälen vielfach hintergangen und über die wahren Zustände in der Armee nicht aufgeklärt worden. Drittens habe Napoleon selbst in entscheidenden Momenten versagt. „Seine Kühnheit hatte einer verhängnißvollen Unschlüssigkeit Platz gemacht." — Schon auf dem Hinmarsch habe er den Moment verpaßt, da es leicht gewesen wäre, Frieden zu schließen. „Es hing von Napoleon ab, den Feldzug in Smolensk zu beendigen, das Königreich Polen in seinem ganzen Umfang wieder herzustellen, und Europa hätte ihm Dank gewußt. Wenn es wahr ist, was ich damals erfahren habe, war der Feind auf diesen Schritt gefaßt. Man behauptet, daß der General Wilson, welcher England im Hauptquartier vertrat, in einer ersten Depesche nach Petersburg und London schrieb: „Alles ist verloren: Smolensk ist genommen", und daß er zwei Tage später einen zweiten Courier mit der Meldung schickte: „Alles ist gerettet; die Franzosen marschiren auf Moskau." — Die Einäscherung der Hauptstadt hätte dagegen nicht die Bedeutung gehabt, welche man ihr sonst wohl beimißt. Ein Drittel der Metropole war überhaupt unversehrt geblieben und barg so riesige Vorräthe, daß man mit einiger Umsicht hier für den ganzen Rückzug sich verproviantiren konnte. In Moskau zu überwintern wäre auf jeden Fall und aus vielerlei Gründen unmöglich gewesen. Also kam es nur darauf an, möglichst rasch eine haltbare Position zu gewinnen. Der Prinz Eugen rieth, auf St. Petersburg loszumarschiren; Ney stimmte für den Rückmarsch auf Smolensk; Davoust wollte in die Ukräne vordringen und dort überwintern. Napoleon zauderte: er übersah die Lage als Militär und Politiker. Und wie das Ségur so ergreifend und überzeugend geschildert hat, „er ahnt, daß von seiner ersten Rückwärtsbewegung sein Abstieg datiren wird." Darum sträubt er sich gegen die Evidenz der Thatsachen, die er sicherlich so gut, wie nur irgend einer, durchschaut, und hofft doch noch immer, vor dem Aeußersten herumzukommen. „Wenn Napoleon sich in Moskau durch falsche Friedensvorspiegelungen einschläfern ließ, lag die Schuld" — so fragt Dedem — „nicht eher an seinen Ministern, an der Unwissenheit und Furcht seiner Gesandten, die ihn falsch berichtet haben, als an falscher Berechnung seinerseits? Er zählte auf den Charakter des Kaisers Alexander, der in ihn vernarrt war, dessen Schwäche er kannte, und man hatte ihm nicht zu sagen gewagt, daß seit drei Monaten nicht mehr der Wille des Kaisers in Rußland das Gesetz diktirte, sondern der Wille der Großen und der Armee. Es ist nur zu wahr, daß Alexander ihn um Frieden hat bitten wollen, und wenn jener bei der Armee geblieben wäre, hätte Napoleon völlig über ihn triumphirt. . . ."

Am Morgen des 19. Oktober verließ Napoleon Moskau. Das Wetter war schön und heiß, man speiste des Mittags bei offenen Fenstern. Bald aber traten starke Regengüsse ein, welche die Wege grundlos machten. Dann plötzlich Kälte und Schnee; man requirirte Schlitten, um besser voran zu kommen. Wenige Tage später setzt Thauwetter ein, und ein Theil der Bagage bleibt stecken. Die Pferde vor den Geschützen brechen zusammen. Nur die Polen, welche ihre Bespannungen gut und zweckmäßig beschlagen hatten, retten ihre gesammte Artillerie. Zu Anfang November habe man bereits achthundert Kanonen verloren — doch wird das ein Irrthum sein, Ségur spricht von dreihundertundfünfzig Stücken. Hunderttausend Mann stark war man aus Moskau ausgezogen; fünfundzwanzig Tage später in Smolensk zählte man sechsunddreißigtausend. Und noch stand das Schlimmste bevor, die Gefechte von Krasnoë und die an der Beresina. Am 22. November war die Lage so verzweifelt, daß man die Papiere des Kaisers verbrannte. Der Cäsar aber blieb ruhig und groß inmitten der Gefahr. „Er glich einem jener Schachspieler, die ihre Partie verloren geben, sie aus Anstand zu Ende führen und bei sich sagen: nächstens eine andere. . . . Er war gefaßt, ohne Zorn, doch auch ohne Niedergeschlagenheit. . . . Ich sah den Kaiser in seinem Wagen dem Fürsten von Neufchâtel einen Befehl diktiren mit der größten Kaltblütigkeit, obgleich sein Aussehen sorgenvoll war, und ich gestehe, daß ich ihn bewunderte."

K.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 38. Berlin, den 23. Juni 1900. 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1\frac{1}{2}$—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3\frac{3}{4}$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 30. Juni abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die Unruhen in China haben das politische Interesse der Welt jetzt vornehmlich Ostasien zugeführt. Der südafrikanische Krieg wird kaum noch beachtet. In der That sind die chinesischen Wirren für die Entwicklung der Weltpolitik von ungleich größerer Bedeutung, als die Frage der Erhaltung oder des Unterganges zweier Burenrepubliken. Ueber die thatsächlichen Vorgänge herrscht noch keine völlige Klarheit; nur Folgendes scheint ziemlich sicher zu sein:

Der Aufstand der Boxer erfreut sich der geheimen Unterstützung seitens chinesischer Regierungsautoritäten. Es ist offenbar eine gegen die Fremden im Allgemeinen gerichtete nationalistische Bewegung, mit der selbst die Kaiserin-Regentin von China zu sympathisiren scheint. In Peking sind die Gesandten der fremden Mächte ernstlich bedroht; es behauptet sich sogar das Gerücht, daß der deutsche Gesandte Freiherr von Ketteler ermordet sei. Der Erfolg des Versuches, von Tientsin aus durch eine kombinirte Hülfstruppe der betheiligten Mächte den bedrängten Gesandten in Peking Beistand zu bringen, ist noch nicht außer Zweifel; dagegen hat sich an der Mündung des Peiho vor Taku ein ernsthaftes Gefecht zwischen europäischen Kriegsschiffen und chinesischen Forts entwickelt, welches zur Zerstörung und Eroberung dieser Forts, aber auch zur Beschädigung verschiedener europäischer Kriegsschiffe geführt hat. Taku ist der Hafenplatz von Tientsin, von letzterem etwa acht deutsche Meilen entfernt, ein Ort von ungefähr 25 000 Einwohnern; die Befestigungen von Taku sind in den ersten achtziger Jahren unter Beihülfe der deutschen Fachleute Hanneken und Schnell angelegt. Es wird berichtet, daß die Chinesen von Taku aus ohne Weiteres auf die vor Taku liegenden europäischen Kriegsschiffe geschossen und einen Theil derselben wesentlich beschädigt hätten. Auch das deutsche Kanonenboot „Iltis“ wurde getroffen. Dabei oder beim Sturm auf die Forts ist wahrscheinlich der Kommandeur des „Iltis“ verwundet und ein Kapitänleutnant getödtet. Außerdem sollen 3 Mann der Besatzung getödtet, 7 verwundet sein. Weit beträchtlicher noch sind die russischen Verluste. Desgleichen haben die japanische, englische und französische Marine, wenn auch geringere, Verluste aufzuweisen.

Es handelt sich somit um höchst ernste Vorgänge, die möglicherweise für das ganze Schicksal des chinesischen Reiches verhängnißvoll werden können. Alle betheiligten europäischen Mächte, sowie auch die Vereinigten Staaten und Japan sind unter solchen Umständen bemüht, so schnell

wie irgend möglich Verstärkungen nach China zu schicken. Aus Deutschland wird — neben zwei Seebataillonen — der Panzerkreuzer „Fürst Bismarck“ schleunigst nach China abgesandt werden. Es kann nicht ausbleiben, daß bei der Unterdrückung der Unruhen Rußland und Japan mit den zahlreichsten Streitkräften auftreten und demgemäß auch bestrebt sein werden, bei der späteren Neuregelung der Verhältnisse eine präponderirende Stellung zu gewinnen. Die Hauptverwickelungen werden vermuthlich erst dann entstehen, wenn die revolutionäre Gefahr vorüber ist und die intervenirenden Mächte in Peking ihre Entschädigungsforderungen stellen werden.

Zu allem Ueberfluß sind auch im Süden des chinesischen Reiches Verwicklungen mit den Franzosen entstanden. In Yünnan sind Franzosen mitsammt dem Konsul François ernstlich bedroht. Die französische Regierung hat daraufhin den chinesischen Gesandten in Paris bestimmt, dem Vicekönig von Yünnan ganz kategorische Weisungen zugehen zu lassen.

Für jede Macht, die in Ostasien im Trüben fischen will, ist jetzt eine so günstige Gelegenheit geschaffen, wie seit vielen Jahren nicht. Es ist kaum zu hoffen, daß alle Mächte dieser Verführung widerstehen werden.

Es ist ein eigenartiges Mißgeschick, daß in dieser kritischen Situation ganz plötzlich **Graf Murawiew**, der Leiter der auswärtigen Politik Rußlands, gestorben ist. Er war erst 55 Jahre alt. Wenngleich er an staatsmännischer Bedeutung seinem Vorgänger, dem Fürsten Lobanow, nicht gleichkam, so wird doch die durch seinen Tod gerissene Lücke nicht leicht auszufüllen sein. Die Wahl seines Nachfolgers wird vermuthlich auf einen Staatsmann fallen, dem die chinesischen Verhältnisse besonders vertraut sind.

Unsere antisemitischen Boxer treiben in Konitz und Umgegend auch noch immer ihr Wesen. Wo genug Militär und Gendarmen da sind, wird die äußere Ruhe aufrecht erhalten, aber im Uebrigen sind für die Juden in jener Gegend die Verhältnisse nicht besser geworden. Die antisemitischen Hetzer führen ihr Geschäft munter weiter, und die antisemitische Berliner „Staatsbürger-Zeitung“ ist in Konitz und Umgegend zur Zeit das gelesenste Blatt. Die Unverfrorenheit, mit der dieses saubere Preßorgan die Vorurtheile gegen die Juden ausmünzt, wird dieses Blatt übrigens demnächst auf die Anklagebank führen, und zwar hier in Berlin.

Daß die preußische Regierung mit Nachdruck bemüht ist, der skandalösen Ausschreitungen in Konitz Herr zu werden, ist selbstverständlich nur zu billigen; daß das Berliner Polizeipräsidium es aber auch für nothwendig gehalten hat, unter Berufung auf das preußische Landrecht eine von den Berliner Antisemiten geplante Volksversammlung zu verbieten, scheint uns eine vom Rechtsstandpunkte aus zweifelhafte und vom Opportunitätsstandpunkte aus höchst anfechtbare Maßregel zu sein. Es wäre vielleicht ganz heilsam gewesen, wenn die Antisemiten einmal Gelegenheit bekommen hätten, in einer Stadt wie Berlin über all den Blödsinn, den sie in der Konitzer Mordaffäre verbreitet haben, öffentlich Rede stehen zu müssen. Jedenfalls konnten aber die Antisemiten aus einer derartigen Volksversammlung — sie mochte nun ausfallen, wie sie wollte — nicht so viel agitatorische Nahrung ziehen, wie aus dem Verbot einer solchen Versammlung.

In Lübeck wurde am vorigen Sonnabend der Elbe-Trave-Kanal in Anwesenheit des Kaisers und mehrerer preußischer Minister **eröffnet**. Das Werk ist ein neuer Beweis für den zähen Unternehmungsgeist, der in unseren Hansestädten steckt. Der kleine Staat Lübeck hat in richtiger Erkenntniß der steigenden wirthschaftlichen Bedeutung von Kanälen ein Werk ins Leben gerufen, das die finanzielle Leistungsfähigkeit Lübecks auf das Aeußerste angespannt hat und für die wirthschaftliche Voraussicht der Leiter des lübischen Staats ein ebenso günstiges Zeugniß ablegt, wie die von Bremen ausgeführte Korrektion der Unterweser für das bremische Gemeinwesen. Wenn man diese, im Verhältniß zu der finanziellen Leistungsfähigkeit geradezu enormen Anstrengungen Lübecks und Bremens zur Verbesserung unserer Binnenwasserstraßen in Vergleich stellt mit dem, was der große preußische Staat auf diesem Gebiete bisher gethan hat, so hat Preußen wahrlich keinen Grund, besonders stolz zu sein. Die großartige Kanalpolitik, die mit dem Mittellandkanal eingeleitet werden sollte, ist im parlamentarischen Sumpfe kläglich stecken geblieben; die Kanalbegeisterung der preußischen Minister, die in Lübeck inter pocula zu Tage gefördert wurde, erschien deshalb recht deplacirt. So lange agrarisch bei uns **Trumpf** bleibt, werden die preußischen Minister in das außerpreußische Deutschland gehen müssen, wenn sie eine rationelle Verkehrspolitik feiern wollen.

Das italienische Ministerium Pelloux hat demissionirt. Saracco ist mit der Neubildung des Kabinets beschäftigt. Plus ça change, plus c'est la même chose.

In **Philadelphia** ist die republikanische Nationalkonvention zusammengetreten und hat die übliche Platform gezimmert, die so breit sein muß, daß möglichst viele Wähler darauf Platz finden. Daß McKinley abermals als Präsidentschaftskandidat nominirt wird, ist eine foregone conclusion. Wahrscheinlich muß Theodore Roosevelt, der Gouverneur von New-York, neben ihm als Kandidat für die Vicepräsidentschaft figuriren. Die Demokraten treten in einigen Tagen in Kansas City zur Nationalkonvention zusammen.

* * *

Das chinesische Imbroglio.

Die chinesischen Wirren, so gefährlich sie für alle Fremden erscheinen, und soviel Leben und Werthe dabei zerstört werden mögen, bilden doch nur den geringsten Theil der politischen Schwierigkeiten, die aus dem gegenwärtigen Boxeraufstande erwachsen werden. Es unterliegt keinem ernstlichen Zweifel, daß nach einiger Zeit, wahrscheinlich schon nach wenigen Wochen oder höchstens Monaten, die aufständische Bewegung der Boxer erstickt sein wird. Dann werden die fremden Mächte, deren Angehörige getödtet und deren Interessen geschädigt worden sind, von der chinesischen Regierung Genugthuung und Ersatz verlangen. Sie werden sich dazu für umsomehr berechtigt halten, als die chinesischen Regierungsautoritäten der nationalistischen Bewegung der Boxer mit wohlwollender Neutralität, wenn nicht gar mit geheimer Hilfe, beigestanden haben. Die unerwartete Beschießung der fremden Kriegsschiffe seitens chinesischer Regierungstruppen vor Taku wäre allein ein ausreichender Grund, um von der chinesischen Regierung eine eklatante Genugthuung zu verlangen. Die fremden Mächte wären, selbst wenn sie wollten, angesichts solcher Vorgänge nicht einmal in der Lage, eine Politik des Vergebens und Vergessens zu treiben; denn den Chinesen würde eine solche Politik nur als eine unverständliche Schwäche und als ein Anreiz zur ungestraften Erneuerung ähnlicher Ausschreitungen erscheinen.

Die Logik der Dinge wird deshalb die fremden Mächte zwingen, nicht blos Entschädigung für die erlittene Unbill, sondern auch Garantien für die Zukunft zu fordern. Wie aber soll die chinesische Centralregierung solche Garantien leisten?! Versprechen wird sie gewiß alles, was verlangt wird, aber halten würde sie das Versprechen weder können noch wollen. Jede wirksame Garantie gegen die Wiederholung ähnlicher Vorgänge kann deshalb nur in einer realen Machtentfaltung seitens der fremden Mächte bestehen.

Man wird dabei zunächst an eine dauernde Besetzung Pekings und anderer wichtiger Plätze Chinas zu denken haben. Das alles müßte schließlich China, ohne erfolgreichen Widerstand leisten zu können, über sich ergehen lassen, wenn die europäischen Großmächte, zusammen mit den Vereinigten Staaten von Amerika und Japan, im Einverständniß handeln und eine internationale bona fide-Aktion einleiten würden.

Ist auf eine solche internationale bona fides zu rechnen? Es gehört ein starker Nazarenerglaube dazu, um es zu thun. So lange die Fremden unmittelbar bedroht sind, werden sich die Großmächte aus Rücksichten der Humanität sowie der internationalen Courtoisie mit ihren Streitkräften gewiß gegenseitig unterstützen; aber sobald die unmittelbare Gefahr vorüber ist, wird ein diplomatisches Intriguenspiel beginnen, bei dem jede einzelne Macht im Trüben zu fischen versuchen wird. Die chinesische Staatskunst wird alles thun, um die Fremden gegen einander zu verhetzen; in den Eifersüchteleien der intervenirenden Mächte liegt für die chinesische Diplomatie die einzige Chance dieses komplizirten Spiels.

Daß in diesem späteren Stadium die Hauptgefahren einer ernsthaften Verwicklung zu suchen sind, leuchtet ohne Weiteres ein. Schon heute schauen die Engländer mit lebhafter Besorgniß auf die russische Machtentfaltung in Nordchina; England begünstigt offenbar das Bestreben Japans, eine der russischen gleichwerthige Truppenmacht nach Nordchina zu werfen. Die Russen andererseits — man erkennt das unschwer aus dem russischen Preßkommentar zu den gegenwärtigen Unruhen in China — betrachten sich als die gegebenen Ruhestifter. Rußland strebt seit Jahren danach, seine Stellung als politischer Vormund Chinas zu befestigen; aller Wahrscheinlichkeit nach wird die russische Diplomatie bemüht bleiben, bei den demnächstigen Auseinandersetzungen mit der chinesischen Regierung sich den Chinesen dadurch zu empfehlen, daß es den Maßvollen spielt und die Ansprüche der übrigen Mächte nach Möglichkeit herabzumindern sucht. Rußland selbst wird großmüthig auf kleine Entschädigungen Verzicht leisten, um dagegen die Rolle des anerkannten Protektors Chinas zu übernehmen. In England herrschen bereits arge Beklemmungen in dieser Beziehung. Landtruppen stehen der englischen Regierung wegen des südafrikanischen Krieges nur in sehr geringer Anzahl zur Verfügung, um dem wachsenden Einflusse Rußlands in China ein Gegengewicht zu liefern. Mit Flottendemonstrationen wird es aber nicht gar weit kommen. Wenn es England nicht gelingt, sich durch Japan die Kastanien aus dem Feuer holen zu lassen, so ist eine wesentliche Machtverschiebung zu Gunsten Rußlands und eben deshalb zu Ungunsten Englands so gut wie sicher. Deutschland hat schwerlich Ursache, diese Perspektive besonders angenehm zu finden.

Ferdinand Svendsen.

Parlamentsbriefe.

XXIII.

Nun ist auch die Landtagssession geschlossen, und als ihr hervorragendstes Ereigniß muß verzeichnet werden, was in ihr nicht geschehen ist. Eine Vorlage ersten Ranges, die in der Eröffnungsrede mit größtem Nachdruck angekündigt war, ist nicht eingebracht worden, nämlich die Kanalvorlage. Eine Zeit lang hat die offiziöse Presse das Spiel getrieben, von Woche zu Woche die Erwartung rege zu machen, daß die Vorlage noch kommen würde, dann wurde es still, und zuletzt, als die Regierung durch eine Interpellation zur Erklärung genöthigt wurde, theilte sie mit, daß sie für dieses Jahr verzichte, aber im nächsten Jahre mit um so größerem Nachdruck die Sache betreiben wolle. Die Verläßlichkeit der Versprechungen, die die Regierung für die Zukunft abgibt, mißt man selbstverständlich daran, wie sie ihre Zusagen in der Vergangenheit erfüllt hat.

Wenn die Agrarier sich sagen, daß sie im vorigen Jahre die ihnen verhaßte Vorlage beseitigt haben, daß sie in diesem Jahre die drohende Vorlage nicht einmal zu Gesicht bekommen haben, so dürfen sie in das nächste Jahr mit den tröstlichsten Erwartungen hineingehen. Und die Regierung hat ihnen ja auch in diesem Jahre soviel Liebes und Gutes erwiesen, daß sie einer gleich freundlichen Behandlung auch in Zukunft sicher sein können, ohne die Verpflichtung zu fühlen, nun auch ihrerseits der Regierung freundliche Dinge zu sagen.

In dem vorigen Briefe war kurz erwähnt worden, daß ein Gesetz zur Beseitigung der Hochwassergefahren in Schlesien von dem Herrenhause mit einem Zusatz bedacht wurde, der lediglich von der Absicht eingegeben war, der Regierung Mißtrauen und eine kränkende Gesinnung zu bekunden. Das Staatsministerium hat sich sehr beeilt, hierzu Stellung zu nehmen, und einen Beschluß gefaßt, wonach dieser Zusatz unannehmbar sei und das ganze Gesetz fallen werde, wenn dieser Zusatz nicht wieder beseitigt werde. Von diesem Beschluß wurde der ganzen Welt Kenntniß gegeben. Die Sache ging in das Abgeordnetenhaus zur erneuten Berathung zurück und dieses beschloß, an dem Zusatz eine höchst geringfügige Aenderung redaktioneller Art vorzunehmen, worauf die Minister sich sofort befriedigt erklärten. Man wird an die Geschichte von dem Knaben erinnert, der seinem Vater geschrieben hatte: „Schicke mir doch eine Uhr!" Als der Vater sich den Brief von einem Bassisten hatte vorlesen lassen, wies er die Forderung entrüstet zurück, weil sie in einem rauhen Tone vorgetragen war. Als aber ein Knabe mit einer Fistelstimme den Brief vorlas, erfüllte er die Forderung sofort, weil ihm die Bitte in einem rührenden Ton vorgetragen war.

Solche Fistelstimme kann Wunder thun; ein agrarischer Führer, der damit ausgestattet ist, kann der Regierung über ihr nothwendiges Verhalten Dinge sagen, die wahrscheinlich die tiefste Entrüstung hervorrufen würden, wenn sie von einem kräftigen Baß ausgesprochen würden.

Ueber die Gesetze, welche vom Landtage angenommen sind, ist im Laufe der Verhandlungen soviel gesagt worden, wie etwa nöthig war. Das Gesetz über das Gemeindewahlrecht enthält kleinliche Abänderungen des bestehenden Zustandes. Das Gesetz über die Zwangserziehung Minderjähriger ist gut gemeint und löblich, aber daß es erhebliche Verbesserungen in dem Sittlichkeitszustande des Volkes hervorrufen wird, wagt Niemand zu hoffen. Das Gesetz über den Zwischenkredit bei Rentengutsbildungen ist durch Nachgiebigkeit des Abgeordnetenhauses gegen das Herrenhaus zu Stande gekommen und kann nun zu den übrigen gelegt werden.

Einschneidend ist allein das Waarenhaussteuergesetz. Die mathematische Entdeckung des Herrenhauses, daß 400 000 die richtige Mitte zwischen 300 000 und 500 000 bildet, ist vom Abgeordnetenhause gut geheißen worden. Die Regierung hat sich noch nicht definitiv ausgesprochen, aber Miquel wird es schon machen. Die Ausnahmebestimmung zu Gunsten der Beamten- und Offiziersvereine ist vom Abgeordnetenhause wieder beseitigt worden und das Herrenhaus hat sich gefügt. Eine andere gleich ungeheuerliche Ausnahmebestimmung zu Ungunsten der Konsumvereine ist von beiden Häusern genehmigt worden, nachdem ein Antrag auf namentliche Abstimmung die Abgeordneten darauf aufmerksam gemacht hatte, daß sie wenigstens die Pflicht haben, sich zur Stelle zu melden, wenn sie solche Dinge beschließen wollen. Vor Annahme des ganzen Gesetzes hat noch einmal die Bürgermeisterpartei im Herrenhause ihre Stimme mahnend erhoben und zu verstehen gegeben, daß auch sie sich unter Umständen auf die Geschäftsordnung stützen wird, um übereilte Beschlüsse hintanzuhalten. Die

Haltung der Bürgermeister ist der sprechendste Beweis dafür, daß das Gesetz im Interesse des städtischen Mittelstandes nicht liegt.

Es ist eines der absurdesten Gesetze, die jemals beschlossen worden sind. Alle Gründe, die gegen dasselbe sprechen, sind eifrig geltend gemacht worden. Nun wird die Erfahrung sprechen und zeigen, was bei solchen Gesetzen für den Mittelstand herauskommt.

Proteus.

Aus unserem Citatenschatz.

Der Preußischen Regierung zur Beherzigung in Kanalsachen.

„Fast für jede Sache lassen sich zwei, drei Wege einschlagen — viele Wege führen nach Rom. Welcher Weg der richtige, welcher der fehlerhafte ist, entscheidet die Zukunft, vielleicht wenn wir alle nicht mehr leben; aber der Weg, auf welchem eine Regierung zu Grunde geht, ist der, wenn sie bald dies, bald jenes thut; wenn sie heute etwas zusagt, und dies morgen nicht mehr befolgt. Eine Regierung muß nicht schwanken; hat sie ihren Weg gewählt, so muß sie ohne nach rechts oder links zu sehen, vorwärts gehen; kommt sie ins Schwanken, so wird sie schwach, und darunter **leidet das ganze** Staatswesen."

Aus einer Rede des Grafen von Bismarck,
gehalten am 6. Februar 1868 im Preußischen Abgeordnetenhause.

Noch andere Proben agrarischer Gesetzgebung.

Der preußische Finanzminister, Herr von Miquel, hat in der Abgeordnetenhaussitzung vom 15. Juni d. J. eine vielfach kommentirte etwas dunkle Andeutung darüber gemacht, was wir von seinem agrarischen Genius demnächst noch zu erwarten haben werden. Das parlamentarische Milieu, aus dem diese Andeutung erwuchs, war dieses: Ich hatte in der Debatte über den vom Herrenhaus an das Abgeordnetenhaus zurückgelangten Entwurf eines Waarenhaussteuergesetzes der interessanten Thatsache Erwähnung gethan, daß dies Gesetz, welches den Kommunen eine neue Steuerquelle eröffnen soll, im Herrenhause gerade von den berufensten Vertretern der Kommunen, den Oberbürgermeistern der großen und mittleren Städte, hartnäckig bekämpft sei, und hatte daran die Bemerkung geknüpft, Herr von Miquel scheine, in Folge seiner intimen Beziehungen zu den Agrariern, auch in das Kommunalsteuerwesen agrarische **Methoden** einführen zu wollen, im vorliegenden Falle die Methade, nach der man Gänse nudelt!

Herr von Miquel hielt es für angezeigt, diesen Sarkasmus mißzuverstehen, indem er mir unterschob, ich habe van einer „Art agrarischer Gesetzgebung" gesprochen, um dann mit dem agrarischen Pathos, das im Abgeordnetenhause stets verfängt, wörtlich hinzuzufügen: „Ich glaube, Herr Dr. Barth und seine Freunde werden im nächsten Jahre Gelegenheit haben, **sich noch an andere Proben agrarischer Gesetzgebung zu gewöhnen**".

Herr van Miquel sagt uns damit nichts, was uns überraschen könnte. Wir halten ihn seit Jahren jeder agrarischen Extravaganz für fähig. Je rascher die staatsmännischen Kräfte eines ursprünglich klugen und bedeutenden Mannes reaktionärer Senilität verfallen, um so mehr muß man bei ihm auf gewagte wirthschaftspolitische Kunststücke gefaßt sein. Aber vermuthlich täuscht sich Herr von Miquel — ebenso wie Fürst Bismarck in der letzten Zeit seines Regiments — über das, was er noch durchzusetzen vermag.

Selbst seine Freunde werden schwerlich bestreiten, daß die Früchte seiner staatsmännischen Thätigkeit seit Jahr und Tag ziemlich kümmerlich ausschauen. Daß die Mittellandkanalkampagne mit einer schauderhaften Blamage für die Regierung abgeschlossen hat, ist für Herrn von Miquel's Staatskunst selbst dann nicht schmeichelhaft, waenn jene Skeptiker recht haben sollten, die da meinen, Herr von Miquel stehe zum Mittellandkanal so wie zu dem deutsch-russischen Handelsvertrage, über den er bekanntlich das geflügelte Wort in den Kurs setzte: Die Agrarier müßten rechte Esel sein, wenn sie dafür stimmten. Es hat ja allerdings auch Feldherren gegeben, die gelegentlich froh waren, wenn sie geschlagen taurden, aber dazu wird sich der Herr Vizepräsident des preußischen Staatsministeriums gewiß nicht rechnen lassen wollen.

Sieht man von dem Scheitern des Mittellandkanals ab, so bleibt als nennenswerther „Erfolg" der letzten Jahre eigentlich nur noch das Waarenhaussteuergesetz. Dies ist die jüngste Inkarnation der staatsmännischen Schöpfungskraft des Herrn von Miquel. Dürfen wir an diesem gesetzgeberischen Meisterstück die **anderen Proben agrarischer Gesetzgebung**, waelche der Herr Finanzminister in Aussicht gestellt hat, messen, ja müssen wir allerdings auf herrliche Dinge gefaßt sein. Man kann ja auch Reaktion mit einer gewissen frivolen Grazie oder mit kraftvoller Rücksichtslosigkeit treiben; aber bei dem Waarenhaussteuergesetz ist das Unzulängliche Ereigniß geworden. Der Konkurrenzneid und die Mittelstands-Phrase waren die „führenden Geister", hinter denen her die Gesetzgebung mehr stolperte, als aufrecht marschirte.

Diese gesetzgeberische Spottgeburt als Ausgangspunkt für die Ankündigung „noch anderer Proben agrarischer Gesetzgebung" zu benutzen war eigentlich für einen früher so brillanten Dialektiker merkwürdig ungeschickt. Es ist so, wie wenn ein Schuhmacher, der ein Paar schlecht sitzende Stiefel abgeliefert hat, uns zum Trost versichern würde: Ihr werdet in Zukunft noch ganz andere Proben meiner unpassenden Kunstfertigkeit erleben!

Wie werden muthmaßlich nun die angekündigten neuen agrarischen Stiefel aussehen, in waelche Preußen gezwängt werden sall? Daß das Leder dazu aus der Haut der preußischen Steuerzahler geschnitten sein wird, ist gewiß. Nimm es dem Peter und gieb es dem Paul! Darin erschöpft sich ja die Staatsweisheit unserer maßgebenden Agrarpolitiker. Der Unterschied zwischen dem Reiche und Preußen ist nur der, daß mittelst der agrarischen Protektionspolitik im Reiche das Geld aus den Taschen der steuerzahlenden Konsumenten unmittelbar in die Taschen der Agrarier übergepumpt werden soll, während in Preußen der Fiskus als wohlthätiger Schwamm fungirt, der die Steuergroschen erst sorgsam aufsaugt, um sie dann in den Taschen der Agrarier auszudrücken. Dieser Prozeß vollzieht sich unter der trostreichen Devise: Hat der Fiskus Geld, so hat es die ganze Welt.

Wenn man gewissen Preßandeutungen Glauben schenken darf, so soll der große fiskalische Schwamm diesmal dazu ausersehen sein, einen Theil der agrarischen Grundschulden auszulöschen. Auf die Lastenabschüttelung, Seisachthei, hatte bekanntlich schon Solon, der antike Miquel, sein Augenmerk gerichtet. Daß unsere Agrarier den Finanzminister als preußischen Solon ansehen werden, wenn ihm eine moderne Lösung dieses Problems gelingt, davon sind wir überzeugt.

In letzter Linie ist solche Lösung eine Frage der Gutmüthigkeit der Steuerzahler.

Ob diesen geduldigen Steuerzahlern aber nicht schließlich doch die Geduld reißen wird, wenn sie gleichzeitig im Reich herangezogen werden, um die agrarischen Produkte theurer zu bezahlen, und in Preußen, um einen Theil der agrarischen Schulden zu übernehmen, das bleibt denn doch dem Zweifel unterworfen.

Der Umstand, daß im Landtage für jede derartige Maßregel eine Mehrheit zu haben ist, gibt nicht den Ausschlag, denn dieser Landtag ist mit Hülfe des „elendesten aller Wahlsysteme“ zu einer Volksvertretung geworden, die als eine wirkliche Vertretung des Volkes auch nicht entfernt angesehen werden kann. Ein deutlich und energisch zum Ausdruck gebrachter Protest der öffentlichen Meinung kann alle derartigen Pläne durchkreuzen. Das weiß auch Herr von Miquel gut genug.

Theodor Barth.

Das Revolutionsgericht.

I.

Der französische Senator Wallon hat im Jahre 1880 in sechs Bänden eine aktenmäßige Darstellung der Geschichte des Revolutionstribunals herausgegeben.*) Das Werk, in seiner Art klassisch, hatte nur den einen Fehler, zu ausführlich und deshalb für weitere Kreise ungeeignet zu sein. Der Verfasser hat sich daher entschlossen, es auch in einer gedrängteren Form erscheinen zu lassen, und diese Bearbeitung liegt nun seit Kurzem vor.**) Es sind zwei stattliche Bände, welche zusammen über tausend Seiten zählen, obwohl sie nur einen Zeitraum von etwa zwei Jahren umspannen. Die Geschichte des Schreckensgerichtes reicht vom 10. März 1793 bis zum 31. Mai 1795.

Bis zum Sommer 1792 hatte die Revolution einen Ausnahmegerichtshof weder gekannt noch gefordert. Erst als der Pöbel am zehnten August die Tuilerien gestürmt und das Königthum beseitigt hatte, erhob die siegreiche Revolution, wie zur Bekräftigung ihres Sieges, den Ruf nach einer verschärften, ihr politisch dienstbaren Justiz. Zunächst wurde ein Kriegsgericht eingesetzt, das die überlebenden Schweizergarden abzuurtheilen hatte. Dann verlangte Robespierre, als Vertreter der Pariser Kommune, am fünfzehnten August, daß diese militärische Instanz zu einem allgemeinen Forum erweitert werde, das alles in seinen Bereich zu ziehen hätte, was mit der „Verschwörung“ des zehnten August zusammenhinge. Weil das Volk den Thron über den Haufen geworfen hatte, war es klar, daß vom Hof aus ein Komplott gegen die Menge angestiftet sein mußte. So wollte es die revolutionäre Logik, und sie schien Recht zu behalten. Wenigstens gab die gesetzgebende Versammlung ihr nach: am siebzehnten August verfügte sie die Einsetzung eines außerordentlichen Tribunals. Es fand seine Ergänzung in jenen grauenvollen Septembermorden, die nach dem Worte Danton's nur „das Ueberquellen der nationalen Vergeltung“ darstellten. Der Boden war nun so gründlich von allen Verschwörern gesäubert, daß für den Richter nichts mehr zu thun übrig blieb. Am neunundzwanzigsten September wurde das tribunal du 17 août durch Gesetz aufgelöst.

Indessen der Gedanke, aus der Justiz eine Parteiwaffe zu schmieden, war damit nicht begraben. Die Montagnards griffen ihn wieder auf, als zu Beginn des nächsten Jahres die Lage der Republik nach außenhin gefährdet erschien. Unter dem Druck von Volksaufständen, die sie selbst veranlaßt hatten, beantragten sie die Einsetzung eines „revolutionären“ Gerichtshofes. Jean-Bon Saint-André war der erste, der sich auf der Tribüne des Konventes dafür aussprach.

Er erzählte:

„David und ich haben uns zu der Sektion des Louvre begeben. Wir haben die Festigkeit, den Muth und die gute Gesinnung der Bürger konstatirt. Sie haben geschworen, alle zur Vertheidigung des Vaterlandes herbeizueilen; aber nachdem sie diesee heiligen Pflicht genügt, haben sie Befürchtungen über die Gefahren im Innern laut werden lassen. Sie haben uns gesagt: Während wie hinziehen, um die äußeren Feinde zu bekämpfen, verlangen wir, daß der Konvent die Verräther strafe und die Intriganten im Innern vernichte. Sie haben schließlich die Errichtung eines Tribunals gefordert, das die Antirevolutionäre und die Störer der öffentlichen Ruhe bestrafe.“

Das war am 9. März, und Tags darauf erklärte auch Danton:

„Ich fühle, bis zu welchem Grade es wichtig ist, Justizmaßnahmen zu treffen, um die Antirevolutionäre zu strafen: Denn für sie eben ist dieses Gericht nothwendig, für sie eben muß dieses Gericht das höchste Gericht der Volksrache ersetzen . . . . . Das Wohl des Volkes verlangt große Mittel und schreckliche Maßnahmen . . . . . seien wie schrecklich, um dem Volk zu ersparen, es sein zu müssen; organisiren wie ein Tribunal, nicht gut, das ist unmöglich, aber so wenig schlecht, als es immer angeht, damit das Schwert des Gesetzes auf dem Haupte all unserer Feinde laste.“

Vergeblich hatten die einsichtigeren Girondins die Annahme des Entwurfes zu verhindern gesucht. Sie ahnten, daß diese diskretionäre Gewalt in den Händen der Bergpartei nur ein Mittel sein sollte, um sich aller politischen Gegner zu entledigen. Zwar besaßen die Gemäßigten im Konvent noch immer die unbedingte Mehrheit; aber die Minderzahl hatte den großen Vortheil, erstens zielbewußter und zweitens unbedenklicher zu sein. Schon war es ihr gelungen, durch Ueberrumpelung, durch eine plötzliche Abstimmung, das comité de sûreté générale mit Männern ihrer Richtung zu besetzen und dadurch die Polizei in die Hand zu bekommen. Sie verfügte seit Roland's Abgang über das Ministerium des Innern; durch die Kommune herrschte sie über Paris. Jetzt wollte sie auch die Justiz in ihre Abhängigkeit bringen. Und es gelang ihr; es geschah, was vorher und nachher sich so oftmals in der französischen Geschichte wiederholt hat: Die Majorität ließ sich kopflos von der Minderheit einschüchtern, vergewaltigen. Am 10. März votirte sie das Gesetz, dessen einziger Artikel lautete:

„Es wird in Paris ein außerordentliches Kriminalgericht geschaffen welches erkennen wird über jede antievolutionäre Handlung, über alle Angriffe auf die Freiheit, Gleichheit, Einheit, die Untheilbarkeit der Republik, die innere und äußere Sicherheit des Staates, und über alle Anschläge, welche darauf abzielen, das Königthum wieder herzustellen, oder irgend eine der Freiheit, Gleichheit und Volkssouveränität abträgliche Autorität einzuführen, gleichviel ob die Angeklagten bürgerliche oder militärische Angestellte oder einfache Bürger sind.“

Das war die erste Anlage jener Institution, die dann nach Gutdünken und Gefallen erweitert, verschärft, sich zum Werkzeug anarchischer Willkür auswachsen sollte. Vorläufig waren ihre Befugnisse noch verhältnißmäßig beschränkt. Sie hatte in erster Reihe über Priester abzuurtheilen, die sich weigerten, den Bürgereid zu leisten; sodann über alle Personen, die sich des Verbrechens der Emigration schuldig gemacht hatten. Die Thatsache der Auswanderung war an sich ein strafbarer Akt! Durch Dekret vom 11. März wurden ferner alle vor dem Kriminalgericht schwebenden Prozesse an die Ausnahmeinstanz verwiesen. Das Gesetz bekam also auch eine rückwirkende Kraft. — Aber ein terroristischer Hochdruck machte sich doch erst fühlbar, als am 18. März die Nachricht vom Aufstande der Vendée in Paris eintraf. Sofort wurde das „Komitee der allgemeinen Vertheidigung“ als „Com-

*) Paris, bei Hachette.
**) Le tribunal révolutionnaire. Par Henri Wallon, Membre de l'Institut. Paris. Librairie Plon.

mission du Salut public“ neu konstituirt. Auf Dantons Antrag erklärte der Konvent alle Aristokraten und Feinde der Revolution in die Acht; die Bürger sollten zum mindesten mit Piken bewaffnet werden, das Ausnahmegericht unverzüglich in Thätigkeit treten. Und weiter ward beschlossen: jede Anklageschrift soll nunmehr angeben, welchen Titel die zitirte Person vor dem Ausbruch der Revolution geführt, welchem Stande sie angehört habe. Es hieß das nichts anderes, als sie von vornherein den Geschworenen denunziren. Am 28. März kommt ein neues Emigrantengesetz zu Stande. Emigrant ist fürderhin jeder, auf den der Verdacht der Auswanderung fällt, wofern es ihm nicht gelingt, vom 9. Mai 1792 an sein Verbleiben im Lande nachzuweisen. Am 29. März ergeht die Verfügung, daß die Namen der Hausinsassen immer an den Straßenthüren angeschlagen sein müssen — wahrscheinlich damit die Gerechtigkeit ihre Opfer nicht erst lange zu suchen braucht. Preßvergehen werden von nun an mit dem Tode bestraft. — Die Botschaft, daß Dumouriez zu den Oesterreichern übergegangen, die am dritten April eintrifft, steigert die politische Spannung zum Aeußersten. Die Bergpartei verlangt jetzt, daß die Exekutivgewalt in wirksamer Weise in den Händen eines Komitees „zentralisirt“ werde. Marat bringt am 6. April den Antrag ein: „Der Augenblick ist gekommen, den Despotismus der Freiheit zu organisiren, um den Despotismus der Könige zu zermalmen.“ Und wieder schwankt die Gironde, sie theilt sich bei der Abstimmung, der Berg dringt durch. Das Comité du Salut public wird ins Leben gerufen. Seine neun Mitglieder sind ohne Ausnahme Montagnards.

So war die extreme Richtung denn im Besitz der wichtigsten Stellungen: Durch den Wohlfahrtsausschuß und durch das Schreckensgericht beherrschte sie den Konvent und damit zunächst auch das Land. Es kam jetzt darauf an, ob sie ihre Machtmittel rücksichtslos ausnützen würde, und wenn das der Fall, wie lange die Mehrheit sich diesem Terrorismus fügen würde. Die Geschichte des Revolutionstribunals ist die Antwort auf beide Fragen.

Das Tribunal de sang — so hieß es beim Volke von vornherein — hielt seine erste Sitzung am 3. April ab; am 6. sprach es das erste Todesurtheil. „Die Richter, die Geschworenen, fast das ganze Auditorium zerflossen in Thränen.“ Doch diese Anwandlung von Schwäche war bald verflogen; binnen Kurzem schon kam es zu Urtheilssprüchen, die der Menschlichkeit, wie dem gesunden Verstande Hohn sprachen. Ein Soldat hat sich in der Betrunkenheit für das Königthum erklärt, nüchtern geworden, weiß er sich auf nichts mehr zu besinnen. Ein altes Weib, eine Gewohnheitstrinkerin, hat einmal „Vive le roi“ gerufen. Beide werden als staatsgefährliche Elemente auf das Schaffot befördert. — Ein „interessanter“ Fall aber stand erst zur Verhandlung, als gegen Ende April Marat vor den Schranken des Gerichtes erschien. Er hatte die Majorität des Konvents verrätherischer Gesinnungen bezichtigt und den Pöbel aufgehetzt, mit den Waffen in der Hand seine Rechte zu wahren. „Freunde, wir sind verrathen! Zu den Waffen! zu den Waffen! . . . . . Wenn wir angegriffen werden, ehe Ihr ankommt, werden wir zu kämpfen und zu sterben wissen und werden Paris nur als einen Aschenhaufen übergeben.“ Die Gironde, welche daraufhin seine Anklage durchgesetzt hatte, glaubte einen entscheidenden Schlag zu führen. Aber politische Prozesse wirkten in Frankreich schon damals so, wie sie heute noch wirken: sie machen den Verfolgten erst recht zu einer Persönlichkeit! Marat betrat den Gerichtssaal nicht als Angeklagter, sondern als Kläger, der in den wüthendsten Ausfällen über seine Gegner herfiel. Freigesprochen, kehrte er im Triumph auf den Schultern seiner Anhänger in den Konvent zurück. Er war eine Macht geworden, mit der man rechnen mußte, und die, welche ihn stürzen wollten, hatten ihn auf das Piedestal erhoben.

Die Gironde hatte wieder gegen sich selbst operirt; vergeblich suchte sie noch dem Gang der Dinge Einhalt zu bieten. Sie protestirte gegen die ungeheuerlichen Mißbräuche, die beim Revolutionsgericht einzureißen begannen, gegen die Thatsache, daß selbst schon ein unbedachtes Wort mit dem Tode geahndet wurde. Sie beantragte dem Gesetz gemäß, für den ersten Mai eine Erneuerung der Geschworenen und hoffte dabei, mit ihrer Liste zu siegen. Aber der Konvent ging nicht mehr auf ihre Absichten ein, und Marat behielt das letzte Wort, als er ausrief: „Dieses Gericht besitzt das öffentliche Vertrauen.“ — Schlimmer jedoch war ein anderes. Als am 13. April die Verhaftung Marat's beschlossen worden, hatten fünfunddreißig Sektionen der Hauptstadt sogleich mit einem Gegenzug geantwortet, indem sie vor dem Konvent gegen zweiundzwanzig Mitglieder der Partei Brissot's Anklage erhoben. Diese demagogischen Umtriebe traten in der Folge natürlich nur noch zuversichtlicher auf. Die Gemäßigten wollten endlich durchgreifen. Guadet rieth, den Konvent vor allem in die Provinz, nach Bourges, zu verlegen, um ihn dem Einfluß der anarchistischen Pariser Elemente zu entziehen. Man sollte sich auf die Departements stützen. Vielleicht war der Vorschlag nicht schlecht, aber man zögerte, ihn sogleich in die That umzusetzen. Vielmehr wählte man eine Kommission von zwölf Abgeordneten, welche einen Bericht über die Lage abstatten sollte. Ihre Mitglieder gehörten sämmtlich der Rechten an. Der Erfolg war also auf Seiten der Gemäßigten — doch nur scheinbar, denn in Wirklichkeit lief es darauf hinaus, daß zwölf weitere Namen der Volkswuth denunzirt wurden. In Paris organisirte sich während dessen ganz offenkundig der Aufstand. Am 31. Mai brach er los. Die Straße diktirte die Politik. Sie zwang das Parlament, zunächst die Kommission der Zwölf zu kassiren, dann, am 2. Juni, gegen die Zweiundzwanzig und gegen die Zwölf ein Aechtungsdekret zu erlassen. Die Kommune hatte gesiegt, und die Gironde lag am Boden. Man brauchte sie nur noch aufs Blutgerüst zu schleppen. Das sollte bald geschehen.

Die angesehensten Männer der unterlegenen Partei hatten sich in die Normandie nach Caen geflüchtet, um von dort aus bewaffneten Widerstand zu leisten. In Caen war Charlotte Corday zu Hause. Als sie von der gefährdeten Lage des Landes hörte und Marat's Name immer wieder mit Abscheu genannt wurde, faßte sie den Entschluß, den Machthaber aus dem Wege zu räumen. Am 9. Juli brach sie auf, am 11. kam sie in Paris an, am 13. Abends war Marat eine Leiche.

Das 18. Jahrhundert hat unter dem Einfluß antiker Reminiscenzen diesseits wie jenseits des Rheines den Tyrannenmord gepredigt und verherrlicht. Auch Charlotte Corday lebte in dieser Ideenwelt. Noch im Gefängniß schwelgt sie bei dem Gedanken, drüben „in den elysischen Gefilden mit Brutus und einigen Alten“ zusammenzutreffen. Ein Zug heroischer Verstiegenheit kennzeichnet sie. Vor dem Richter erklärt sie: „Ich habe einen Mann getödtet, um deren hunderttausend zu retten. . . . Ich war Republikanerin lange vor der Revolution und habe es niemals an Energie fehlen lassen.“ Was verstehen Sie unter Energie? „Diejenigen, welche das Privatinteresse bei Seite setzen und sich für ihr Vaterland zu opfern verstehen.“ Das war der Gedanke, an dem sie sich erbaute: sie hatte sich für ihr Land geopfert. Sie war zufrieden mit sich; sie gefiel sich in ihrem Werke und bat noch um die Erlaubniß, sich malen lassen zu dürfen. Merkwürdiger Weise gab man dieser Koketterie auch nach. So entstand jenes Bild, welches heute im Museum von Versailles hängt. Dann wieder, erhaben über alles Kleinliche, voll wahrer Charakterstärke, schreibt sie am Vorabend der Hinrichtung an ihren Vater: „Leben Sie wohl, mein lieber Papa, bitte, vergessen Sie mich, oder besser freuen Sie sich über mein Schicksal: seine Ursache ist schön . . . . . . Vergessen Sie nicht den Vers Corneille's: Le crime fait la honte et non pas l'échafaud.“ Als sie zum Tode ging, „hatte ihre Seele über die Natur gesiegt und ihr Gesicht trug keinen anderen Ausdruck mehr, als den der Zufriedenheit im Bewußtsein erfüllter Pflicht.“

Die Aera der großen Prozesse hatte begonnen. Nach der jugendlichen Heroine aus Caen bestieg ihr allzu lauter Bewunderer, der Mainzer Adam Lux, das Schaffot. Dann kam die Reihe an Custine. Er hatte auf einem siegreichen Streifzuge Speyer und Worms genommen, war bis Mainz vorgedrungen und hatte vorübergehend sogar Frankfurt besetzt. Er konnte die Stadt jedoch nicht halten, er konnte Mainz, das belagert wurde, nicht befreien und mußte Valenciennes später einem ähnlichen Schicksal überlassen. Natürlich witterte man in Paris gleich Verrath. Es half nichts, daß der General alle Kritiken und Anschuldigungen überlegen abthat. Einer seiner Widersacher machte die inhaltschwere Enthüllung: „Ein Bürger hatte ihm gesagt, er habe den Angeklagten in den ersten Junitagen mit heiterer, aufgeweckter Miene gesehen, aber nachdem er den Besuch einer Privatperson aus Paris empfangen habe, änderte er sein Wesen und wurde traurig.“ Danach mochte es den Anschein haben, als ob der General über der Nachricht vom Jakobineraufstand des 31 Mai die gute Laune verloren habe. Ein Anzeichen mehr dafür, daß man es mit einem Verräther zu thun hatte!

Mainz und Valenciennes waren gefallen, im Innern hatten sich Lyon, Bordeaux und Marseille gegen die Herrschaft des Schreckens erhoben, Toulon wurde von den Engländern blockirt und ergab sich am 28. August. Die Lage war somit bedenklich. Der Konvent in seiner Weisheit griff zu dem Heilmittel, das er immer bereit hielt — er verdoppelte die Dosis der Gräuel und Gewaltmaßnahmen. Er begegnete den Angriffen der Feinde mit revolutionärem Hochdruck.

Am 1. August beschloß er, die Gräber der französischen Könige zu zerstören; alle Fremden im Lande sollten verhaftet werden. Das Ausnahmegericht genügte in seiner bisherigen Zusammensetzung nicht mehr, daher wurde die Zahl der Richter von fünf auf sieben und weiter auf zehn erhöht; statt der zwei Sektionen oder Kammern wurden deren vier errichtet. Die Justiz konnte nicht schnell genug arbeiten. Dann sollte eine „Revolutionsarmee“ gebildet, besser gesagt, eine Horde losgelassen werden, die mit fliegendem Gerichtsstand und Guillotine das Land durchzöge. — Die Adligen waren schutzlos: wanderten sie aus, so verfielen sie dem Gesetze, das ihren Tod verlangte; blieben sie daheim, so geschah es natürlich nur in der Absicht, „die perfiden Pläne der Tyrannen zu fördern.“ Sie waren fürderhin die zum Unglück privilegirte Kaste. Den Priestern ging es kaum anders. — Doch der Wahnwitz hatte sich noch nicht erschöpft, er begehrte nach immer neuen Opfern. Am 17. September wurde ein „Gesetz der Verdächtigen“ erlassen. Für den Geist, in dem es gehalten, zeugt zur Genüge der eine Satz: „Als verdächtig gelten diejenigen, welche zwar nichts gegen die Freiheit gethan, aber auch nichts für sie gethan haben.“ — Man hatte damit den Mord legalisirt.

Man herrschte durch Zerstörung, man organisirte die Vernichtung — das war die Staatskunst, wie der Schrecken sie verstand. Das war das politische Niveau, auf dem die Wirthschaft weiterging. Und die sittlich-persönliche Kultur der führenden Leute war nicht minder bewunderungswürdig. Sie boten durch Ton und Betragen gleich genügende Garantie dafür, daß sie mit dem ancien régime und der aristokratischen Urbanität seiner Sitten nichts gemein hatten. Ein Weib — so rief ein Abgeordneter auf der Tribüne des Konventes aus —

„Ein Weib, die Schande der Menschheit und seines Geschlechtes, die Wittwe Capet, muß endlich ihre Schandthaten auf dem Schaffote büßen . . . Ich verlange, daß das Revolutionsgericht diese Woche über ihr Schicksal entscheide.

Und der Staatsanwalt Fouquier-Tinville formulirte sein Erkenntniß dahin:

Nach Einsicht aller durch den öffentlichen Ankläger überwiesenen Stücke geht daraus hervor, daß nach Art jener Messalinen Brunhilde, Fredegunde, Medici, welche man ehedem als Königinnen von Frankreich bezeichnete und deren für immer hassenswürdige Namen aus den Annalen der Geschichte nicht auszumerzen sind, Marie Antoinette, die Wittwe Ludwig Capet's, seit ihrem Aufenthalte in Frankreich die Geißel und der Vampir der Franzosen gewesen ist — le fléau et la sangsue des Français.“

Parlamentarische, offizielle Beredsamkeit! Der Stil, in welchem die Tugend sich über das Laster entrüstete! Dazu paßte dann auch die Physiognomie der Zeugen, welche in dem Prozesse gegen die unglückliche Königin auftraten. Einer sagte aus: er habe im Temple, im Zimmer der Angeklagten, ein Erbauungsbuch gesehen, „in welchem eines jener antirevolutionären Zeichen war, bestehend in einem flammenden Herzen, von einem Pfeile durchbohrt, mit der Aufschrift: Jesus miserere nobis“. Und weiter: im Zimmer Elisabeth's habe sich ein Hut vorgefunden, „der als ehedem Ludwig Capet gehörig rekognoszirt wurde“. Sicherlich, wer nach solchen Proben noch nicht von der Bosheit der Angeklagten überzeugt war, dem fehlte eben der patriotische Instinkt; der wäre selbst im höchsten Grade verdächtig gewesen.

Am 16. Oktober ward die Königin zum Tode geführt, und damit schloß eine Episode, die menschlich zwar unsagbar rührend und ergreifend, politisch aber doch ohne größere Tragweite schien. Dagegen war der Prozeß, welcher jetzt gegen die Girondins begann, für die Fortentwicklung der Dinge ein Ereigniß von höchster Bedeutung. Er besiegelte endgiltig die Uebermacht der revolutionären Linken. Er besagte, daß für die Gründer der Republik fürderhin in der Republik kein Platz mehr sein sollte. Der Umsturz vergriff sich an seinen eigenen Kindern. Das drohende Wort von der immanenten Gerechtigkeit der Begebenheiten bewahrheitete sich an denen, welche ehedem die Aera der Gewaltthaten eröffnet hatten. Der Schrecken fraß um sich, folgerichtig, unerbittlich; und jetzt schon konnte man sich klar darüber sein, daß er aus sich heraus niemals zum Stillstande kommen werde.

Einundvierzig Girondins wurden vor die Schranken gefordert, einundzwanzig nahmen, am 24. Oktober, auf der Anklagebank Platz. Die übrigen, darunter Pétion und der Exminister Roland, hatten sich geflüchtet. Der Aufruhr, welcher am 31. Mai und am 2. Juni die Achtung der Zweiundzwanzig und der Zwölf erzwungen hatte, sah seine Politik jetzt durch das Gesetz sanktionirt. — Was man den Angeschuldigten vorwarf? Man wollte ihre Köpfe, und da war es eigentlich einerlei, unter welchem Scheingrunde man sie forderte. Natürlich machte man sie für die Blutthat Charlotte Corday's verantwortlich. „Sie bewaffneten die Hand einer Frau, um Marat zu erdolchen.“ Im übrigen waren sie Aristokraten und Verschwörer, von Pitt erkauft: „Das Vorgehen der Verschworenen stimmte in allem mit dem der Feinde Frankreichs und namentlich dem der Engländer überein.“ Freilich, das ließ sich nicht besser beweisen, als manche andere jener Verrathsaffären, an denen es in Frankreich ja niemals gefehlt hat. Nach sechstägiger Verhandlung stand die Sache für die Anklage ungünstig, der Ausgang war mindestens zweifelhaft, das Publikum der Tribünen schwankte noch. Da griff der Jakobiner-Klub ein. Er veranstaltete einen Massenauszug in den Konvent und beantragte:

„Erstens das Revolutionstribunal von den Formen zu befreien, welche das Gewissen ersticken und die Ueberzeugung behindern; zweitens ein Gesetz anzufügen, welches den Geschworenen die Befugniß gäbe, sich für genügend informirt zu erklären; dann, und nur dann werden die Verräther zu Fall gebracht und der Schrecken wird an der Tagesordnung sein.“

Der Staatsanwalt Fouqier-Tinville unterstützte das Gesuch der Jakobiner. Der Konvent ging gelehrig auf diese Wünsche ein. Er votirte ein Gesetz, das dem Vorsitzenden oder genauer den Geschworenen die Vollmacht verlieh, die Beweisaufnahme an einem beliebigen Punkte abzubrechen. „Nach dreitägigen Verhandlungen ist der Vorsitzende des Gerichtshofes befugt, die Geschworenen zu fragen, ob ihr Gewissen genügend aufgeklärt ist . . . .“ Was weiter geschah, läßt sich denken. Der Paragraph

wurde sogleich gegen die Girondins in Anwendung gebracht; die Jury entzog ihnen das Wort. Und jene Männer, deren einzige Waffe ihre heiße Beredsamkeit gewesen, waren nun wehrlos der Willkür ausgeliefert. Am 31. Oktober wurden sie, einundzwanzig an der Zahl, hingerichtet. — Die Egeria der Partei, Madame Roland, folgte ihnen bald nach. Sie hatte früher einmal in ihrer ungezügelten Art geschrieben: „Wenn die National-Versammlung nicht zwei erlauchten Köpfen regelrecht den Prozeß macht oder ein hochsinniger Decius sie nicht abschlägt, seid Ihr alle futsch.“ — Ihr Heilmittel war wie die Politik der Gironde gewesen, nämlich selbstmörderisch.

Die Greuel folgten und steigerten sich. Bekannte und Unbekannte mußten ihr Leben lassen. Weil die Güter der Exekutirten dem Staate anheimfielen, hieß es im Volke: „Die Guillotine macht Geld“, la guillotine bat monnaie. Mancher Schuldspruch mag durch verbrecherische Habgier diktirt worden sein. Oder wie wäre sonst das Urtheil zu erklären, welches gegen den Finanzkontroleur Laverdy erging? Er war reich und besaß ein Schloß in der Provinz, zu dem ein Park gehörte, der für jedermann offen stand. Dort hatte man in einem Wasserbecken einen Haufen Schlamm gesehen, in dem Schlamm angeblich Getreidekörner. Daraus folgerte man, der Schloßherr habe eine große Menge Korn absichtlich verfaulen lassen, um das arme, stets geopferte Volk auszuhungern. Vergeblich bat Madame Laverdy, man möge zunächst einmal den Unrath von Sachverständigen chemisch untersuchen lassen; Laverdy selbst wies nach, daß er seit zwei oder drei Jahren nicht mehr auf seinem Landgut gewesen sei. Nebensächlich — er hatte 140 000 Frcs. Jahresrente, und dieses Argument genügte vielleicht, um ihn schuldig zu finden. — Ein anderer „Aufkäufer“, Pierre Gondier, der Paris „aushungern“ wollte, war freilich weniger wohlhabend. Bei ihm lag „eine große Menge Brod, in Stücke gebrochen und verdorben, versteckt in einem Koffer, welcher in einem Zimmer des fünften Stockwerkes stand.“ Der Angeschuldigte wies durch Atteste nach, daß er magenkrank sei, daß der Doktor ihm doppelt gebackenes Brod verordnet und der Bäcker es nur habe liefern wollen, wenn man ihm gleich das ganze in den Ofen geschobene Quantum abnehme. Die Antwort des Gerichtes lautete: „Es ist notorisch, daß Verschwörungen und Komplotte existirt haben, die darauf abzielen, die Republik durch einen Bürgerkrieg zu stören“; ferner, „daß Pierre Gandier überführt ist, an besagten Komplotten theilgenommen zu haben. . . . . .“ Das schien der Gipfel des grotesken Unfugs, und doch überbot sich diese Justiz noch selbst. Der Invalide Saint-Prix war angeklagt, die Nationalgarde beschimpft zu haben. Er sollte gesagt haben: „daß er nicht dazu da sei, um mit Lumpen und Strolchen auf Wache zu ziehen.“ Das war an sich natürlich schon todeswürdig. Aber der Mann hatte auch einen Hund, und besagtes Tier war einem Nationalgardisten in die Beine gefahren. Also, das war klar, theilte der Hund die Gesinnungen seines Herrn. Folglich wurden beide hingerichtet.

Ein langer Zug blutiger Opfer wallt vorüber: Bailly, der Maire von Paris, welcher einstmals im Ballhaus zu Versailles die Eidesformel verlesen hatte; Madame Du Barry, „ci-devant courtisane“, wie diese Repräsentantenschaft nobler Gesinnung der gestürzten Favoritin Ludwigs XV. noch bescheinigen zu müssen glaubte; der Haudegen Houchard, welcher bei Tourcoing und Hondschoote gesiegt hatte; der General Lamarlière, welcher seinen Verfolgern antworten durfte: „ich habe ebensoviel Kämpfe gewonnen, als ich deren geliefert habe.“ Dann kamen andere Generäle: der alte Marschall Luckner, welcher noch dem ancien régime gedient hatte; der glänzende Biron, Herzog von Lauzun, welcher einst mit Lafayette nach Amerika gegangen war. Dem Henker, der ihn abholte, bot er ein Glas Wein mit den Worten an: „Da, Sie brauchen Muth bei dem Handwerk, das Sie treiben.“ — Dem jungen Custine konnte man in Wahrheit kein anderes Verbrechen anhängen, als daß er der Sohn seines Vaters war. „Es ist unmöglich“, erklärte der Vorsitzende des Gerichtes, „es ist wider die Natur der Dinge, daß ein Sohn, wie Sie, beständig in Korrespondenz mit seinem Vater, nicht auch sein Mitschuldiger sei.“ — Und weiter die lange Reihe der kleinen Leute, der Priester und Adligen. Ein Baron Latude soll in seinem Park einen Galgen aufgerichtet haben, er wird deshalb hingerichtet. Der vermeintliche Galgen war eine Schaukel gewesen. Madame de Marbeuf, obgleich als Wohlthäterin viel genannt und gerühmt, ist der Schlimmsten eine. Es stellt sich nämlich heraus, daß sie einen Theil ihrer Ländereien nicht mit Getreide, nein, mit Esparsette und Klee hat besäen lassen. Sie behauptet nun freilich, der Boden müsse einmal von schwerer Kultur ausruhen. Aber das Tribunal läßt sich nicht hinter das Licht führen: es dekretirt, daß Madame de Marbeuf künstlich einen Nothstand herbeiführen wollte; darum kein Erbarmen. — Die Blutgier stellt ihre eigene Logik auf. Nicolas Pasquin, ein ehemaliger Lakai der Prinzessin Elisabeth, war beim Sturm auf die Tuilerien in der Nacht des zehnten August glücklich mit dem Leben davongekommen. Nun argumentirt das Gericht, wie folgt:

„Sicherlich, wenn der Angeklagte nicht in dem Augenblick geflohen wäre, wo der Strom des Volkes alle Widerstände gebrochen hatte und durch alle Thüren eingedrungen war, würde er geopfert und zu Recht geopfert worden sein . . . . Wenn man ihn in dem Augenblicke ergriffen hätte, da er auf die Terrasse stürzte, wäre er geopfert und zu Recht geopfert worden. Wenn während seiner Flucht ein Soldat der Freiheit ihn getroffen hätte, würde dieser Soldat ihn geopfert und zu Recht geopfert haben. . . . . Schließlich, wenn der Patriotismus, welcher ihm nachsetzte und einige Tage lang nachsuchen ließ, seinen Schlupfwinkel entdeckt hätte, würde das Schwert des Gesetzes an diesem entlaufenen Verbrecher Gerechtigkeit geübt haben.“

Kürzer gefaßt: er wäre ermordet worden; er ist nicht ermordet worden; also ermorden wir ihn! . . . „ce tribunal, spécialement chargé des vengeances du peuple, serait-il donc transformé par nous en lieu d'asile pour l'ennemi du peuple, pour ce valet dévoué de ses assassins? Non, sans doute.“ Das Tribunal ein Ort des Asyls! Seltsame Ideenverbindung, die sich in diesem Kopfe vollzog! — Später wurde einmal Bathasar Cart bezichtigt, Geschäftsträger einer Frau von Marsan zu sein, deren Kinder Emigranten wären. Der Aermste entgegnete, daß er bei einer Bürgerin namens Morsan diene, die als Republikanerin bekannt und kinderlos sei. „Darauf ließ sich denn nichts erwidern: daher erwiderte der Präsident auch nichts; aber der Angeklagte wurde nichtsdestoweniger verurtheilt.“*)

(Ein Schlußartikel folgt.)

G. Ransohoff.

Das transpacifische Kabel.

Gegenwärtig nehmen die Amerikaner ein äußerst lebhaftes Interesse an der Herstellung von Telegraphenkabelverbindungen zwischen den Vereinigten Staaten und Asien, wobei es sich um die Erfordernisse des Handels mit China, Japan, Java und den Philippinen hauptsächlich handelt. Den neuesten uns vorliegenden statistischen Angaben zufolge beläuft sich der Werth der Gesammtausfuhr nach diesen Ländern auf ungefähr 656 Mill. Dollars jährlich, wovon fast ein Sechstel des Ganzen (112 Mill. Dollars) den Vereinigten Staaten zu Gute geschrieben wird. Daß eine Verkehrserleichterung durch ein unterseeisches Telegraphenkabel einen sehr günstigen Einfluß auf die Entwicklung der Handelsbeziehungen Amerikas nach Asien ausüben muß, wird Niemand in Zweifel ziehen. Die einzige Frage ist,

*) Wallon, Tome II. 353.

wie eine derartige Drahtleitung am besten und billigsten herzustellen und am zweckmäßigsten und mit den geringsten Beschädigungen und Störungen zu betreiben und zu verwalten sei.

Es kommen hier nur zwei Linien in Betracht, eine nördliche und eine südliche. Die erste Linie geht von Cape Flattery im Staate Washington aus über Sitka, Kadiak Island, Dutch Harbor, Attu nach Japan und von dort über Liukiu nach Luzon in den Philippinen, eine Entfernung von 5 550 englischen Meilen, die schon bestehenden mehr als 1000 englische Meilen langen japanischen Telegraphenlinien mit dazu gerechnet, während die zweite Linie über Honolulu, Midway Island, Guam und Yokohama nach Manila eine Länge von 9 942 englischen Meilen haben würde. Die Herstellung der nördlichen Linie würde kaum 4 Mill. Dollars kosten (eine amerikanische Firma ist sogar erbötig, sie für 3 240 000 Dollars zu legen); die Legung der südlichen Linie würde dagegen wenigstens 16 Mill. Dollars erfordern. Um diesen großen Unterschied bezüglich der Kosten zu verstehen, muß man die mit der Konstruktion des südlichen Kabels verbundenen Schwierigkeiten näher ins Auge fassen. Die Entfernungen der Stationen der nördlichen Linie von einander sind verhältnißmäßig gering und ziemlich gleich; auch die Durchschnittstiefe von ungefähr 1000 englischen Faden wird von Sachkennern für geradezu „ideal“ gehalten. Mit der südlichen Linie hat es eine ganz andere Bewandtniß. Die Stationen liegen weit auseinander; die Meerestiefe ist durchschnittlich dreimal so groß wie auf der nördlichen Linie und der Meeresboden ist mit abwechselnden Klüften und Klippen, bedeutenden Versenkungen und Erhöhungen überaus reichlich ausgestattet. Auf beträchtlichen Strecken zwischen Guam und Manila haben die neulich vorgenommenen Sondirungen eine Tiefe von 5 200 Faden ergeben, welche bei Weitem die größte ist, die man bis jetzt wirklich gefunden hat, und die bekannte und bisher für die tiefste Stelle gehaltene Einsenkung des Meeresbeckens an der Südseite der Großen Bank von Neufundland um 620 Faden übersteigt. Ob eine telegraphische Drahtleitung durch so tiefes Wasser gelegt werden könne, ist sehr zweifelhaft. Jedenfalls ist ein derartiger Versuch bis jetzt nicht gemacht worden und würde wahrscheinlich auch nicht gelingen. Von den bestehenden Kabeln liegt keines tiefer als 3 100 Faden unter dem Meeresspiegel. In einer Tiefe von 3000 Faden drückt das Meer auf jeden Quadratzoll des Drahtes mit einem Gewicht von 8000 englischen Pfund, und da dieser Druck mit der Zunahme der Tiefe sich rasch vermehrt, so würde das stärkste, mit der festesten Schutzdecke versehene, 5200 Faden unter der Oberfläche des Ozeans liegende Kabel denselben schwerlich aushalten können.

Zur Anfertigung des Kabels für die kürzeren und seichteren Strecken der nördlichen Linie könnte man Kautschuk statt Guttapercha gebrauchen und die Kosten dadurch noch weiter herabsetzen; aber zur Zusammensetzung einer langen, in die tiefe See zu versenkenden Leitung ist Guttapercha unentbehrlich.

Diese Angaben entnehmen wir einem von Harrington Emerson an den Ausschuß für Marineangelegenheiten zu Washington vor kurzem erstatteten Bericht über „Pacific Cables“, in dem er die Kosten der Herstellung und Unterhaltung der beiden Linien ganz genau angibt. Er weist auch nach, daß die aus kürzeren Strecken bestehende und bedeutend billigere nördliche Linie eine viel größere Leistungsfähigkeit besitzen, da sie im Stande sein wird, 80 Worte in der Minute zu telegraphiren, während mit der südlichen Linie, wegen der sehr großen Distanz zwischen den Stationen, welche den Gebrauch von gewissen automatischen Apparaten ausschließt, nur 40 Worte in der Minute befördert werden können. Auf diese Einzelheiten können wir hier nicht näher eingehen, sondern müssen uns mit den bereits erwähnten allgemeinen Ergebnissen der angestellten Untersuchungen begnügen.

In der Stadt Newyork hat sich schon eine Aktiengesellschaft gebildet, um ein pacifisches Kabel zu legen und die großartige Unternehmung wird mit oder ohne Staatshilfe bald angefangen und möglichst rasch ausgeführt werden. Höchst wahrscheinlich werden auch deutsche Kapitalisten zur Betheiligung aufgefordert werden. Wir möchten sie also auf Hrn. Emerson's kritische und vergleichende Forschungen über die zwei in Betracht kommenden Routen aufmerksam machen.

Interessant ist der meteorologische Abschnitt des Berichtes. Man pflegt die nördliche Route die „arktische“ zu nennen, aber wird durch diese Bezeichnung leicht irre geführt. Selbst die am weitesten nach Norden liegende Station Kadiak hat ein außerordentlich mildes Klima; die Temperatur ist gleichmäßig, und im Winter ist es nicht kälter als in der Bundeshauptstadt Washington. Hier, wie in Dutch Harbor und den übrigen Stationen, frieren die Häfen fast nie zu. Günstigere Bedingungen für die Legung und Betreibung einer unterseeischen Leitung lassen sich in der That kaum denken.

E. P. Evans.

Von der Finnen Art und Kunst.

Sie ist nur aus Noth gezimmert,
Kummer band dann ihre Theile,
Bittre Sehnsuchtsthränen spannen
Und die Leiden ihre Saiten . . .

heißts in den Volksliedern der Finnen von der Kantelar, der altnationalen Laute. Die Noth und der Kampf hat dies Volk, hoch oben im äußersten Norden, das letzte Kulturvolk Europas, singen gelehrt. Nicht in den Rosenlauben der Anakreontik, auf ewig heiteren musischen Gefilden, wuchsen ihre Lieder, die Einöde, die unendlichen Haiden, die düsteren fahl glimmernden Moore schrien sie zum schwarz lastenden Winterhimmel, an dem es nie Tag wird; zwischen den kahlen, das Land zerreißenden Schären, wo sich das Meer dumpf brüllend einwühlt, klangen sie klagend; über den vom Nachtfrost geschlagenen Feldern, aus denen das Gespenst Hunger grausig drohend winkt, hallte ihre Verzweiflung; und ihre Sehnsucht weinte in den hellen Sommernächten, wenn am Himmel alle Wunder des Lichts erwachen und das Märchen auf die Erde gestiegen scheint.

Im Ringen mit dieser Natur, die ihnen eine grausame, strenge Herrin ist, in der Hingabe an sie, die ihnen nach den Zeiten der Entbehrung und der Winternacht auf kurze Frist das Leben vergoldet und ihnen Farben spendet, von denen sonst nur die Kinder des Südens träumen, hat sich bei diesem Volk eine Eigenart herausgebildet, seltsam gemischt aus zäher stählerner Energie und schwermüthig fatalistischer Resignation. Aus der schmerzvollen Liebe zu dem Boden, den sie sich täglich neu erobern mußten, blühte ihre Dichtung auf. Und das Einsamkeitsleben grub tiefe Gänge nach Innen und weckte verborgene Gefühlswelten und schuf charakteristische Sonderheiten, wie sie sich bei Akklimatisationsmenschen mit dauernd nachbarlichem Austausch der Eigenschaften nicht entwickeln.

Europa hat sich um dies Volk nicht viel gekümmert. Die Finnen, die es kennen lernte, sprachen europäisch, der Maler Edelfeld, der in Paris die Schule seiner Kunst gefunden; der kapriziöse Kleinplastiker Vallgren, dessen impressionistische Bronzestatuetten voll Raffinement des Linienwuchses und allem Reize momentanen Einfalls aus einem Atelier vom Montmartre stammen könnten; der internationale Tavastjerna, der zwar Romane aus Finnland geschrieben, der aber, trotz des starken Heimathszuges, seine Stoffe nicht mehr als ein Finne ansah, sondern mit dem Auge des Weltreisenden von einem andern Stern herab auf diesen

verlorenen Fleck der Erde. Und auch Juhani Aho, den wir erst seit einigen Jahren kennen und als Künstler verehren, zeigte in dem Roman, in dem wir ihn zum ersten Male sahen, in „Ellis Ehe", in der Verquickung der Landschaftsstimmung und der Seelenstimmung, allgemein skandinavische Züge. Die Scenerie und ihre Gemüthswirkung konnte ebenso gut norwegisch sein. Ich war nicht in Finnland, aber in Norwegen, und ich fand in dem Buch keine Stimmung, die ich in Norwegen nicht erlebt hätte.

Wir Lesenden haben ein Gefühl für das Norwegische mit seinen Problemräthseln, für das Dänische mit seiner Grazie und seinen artistischen Neigungen und seiner Melancholie, die nicht wie in Norwegen aus der Uebergewalt der über dem Menschen schwebenden Naturmächte, sondern aus einer Kulturmüdigkeit stammt; für das Schwedische mit seinen stolzen phantastischen Schwungfittichen, wie ihn die Kunst Heydenstamms und der Selma Lagerlöf zeigen. Die Vorstellung des Finnischen erweckt uns keine Assoziationen.

Jetzt aber ruft dies verwunschene Land, dem Niemand nachgefragt, plötzlich störkste Antheilnahme wach. Die Stimmen „pro Finnlandia" tönen bis hierher und erzählen von dem stummen erbitterten Kampf eines kleinen in sich stolz beharrenden Volkes gegen die langsam, unheimlich, unwiderstehlich sich nahende Umschlingung und Erdrückung einer Riesenmacht. Rußland will Finnlands Sonderexistenz streichen, eine ganze Kultur, Sitte, Sprache, Kunst soll nivellirt werden und in dem anderen Organismus aufgehen. Und nun besinnt man sich und fragt, was bedeutet dieses Finnland und was kann es uns sein. Ein zur guten Zeit erschienenes Buch „Finnland im Bilde seiner Dichtung und seine Dichter" von Ernst Brausewetter*) gibt darauf anregende Antworten.

Stärker als alle Adressen und Appelle verficht das Buch die Existenzberechtigung Finnlands durch das indirekte wirksame Mittel, dies Land durch seine Zeugen selbst sprechen zu lassen. Die Kunst seiner Schriftsteller wird uns durch meist glücklich und charakteristisch gewählte Proben nahe geführt. Die fehlenden Linien werden durch ergänzende Schilderungen des Herausgebers ausgefüllt, dem es freilich bei seinem Streben nach Vollständigkeit nicht immer gelingt, alles, was er mit Namen nennt, auch zur Anschauung zu bringen. Aber das, was uns aus diesem Buch an Bildern und Gestalten bleibt, ist höchsten Interesses werth und erobert uns durch alle die, hier in ganz eigene Beleuchtung getauchten Züge, die wir in der Kunst der Schwesterländer des Nordens lieben.

* * *

Ein Naturgefühl umspinnt uns, wie es sich in solcher Intensität nur bei den Menschenkindern der Einsamkeit entwickeln kann.

Wie ein flimmerndes frostklares Bild von Liljefors wirkt die Stimmung einer Winternacht, die Jacob Ahrenberg festhält: funkelnder Sternenhimmel mit flammendem Nordlicht, knarrender Schnee, blaubleiche Schatten über die Waldwege. Zwischen den schneeumwühlten Stämmen der Tannen in wilder Flucht ein Füchslein, das ein weißes Hühnchen gestohlen hat. Am Ende des Waldes der weite freie Blick über einen zugefrorenen See; in weiter Ferne, in der Kälte und dem Schnee der letzte Schimmer des rothen Fuchses und seiner weißen Beute.

Und Topelius, der Weise Finnlands, der die Märchen und Sagen gesammelt, von dem Tavastjerna sagte, daß seine Schilderungen Finnlands Schönheit und den Farbenton der ganzen nordischen Landschaft ihm und den finnischen Landsleuten lebendiger und deutlicher gemacht haben, als die Natur selbst, daß er sie die Birke und den Stern, das Schilf und den Binnensee, den Sturzbach und den Wildbach und den Wolkenflug lieben gelehrt habe, rahmt einen Landschaftsausschnitt mit einfachster, aber gefühlsstärkster Kunst:

> Ein Waldweg. Tannen, Felsen und Schneewehen.
> Links Waldbrandspuren, ein verheerter Waldplatz,
> Verkohlte, schwarze Stämme auf dem Schnee.
> Spukhaft bizarr gestreckte Arme.
> Und rechts der Mond, in einer Tanne hängend
> Und klar beleuchtend einen Gaul am Schlitten
> Und einen Mann im Pelz. Beim muntren Trab
> Glaubt man der Schellen hellen Klang zu hören. . . .

Und neben diesem Bild der Winternacht die Feerie der lichttrunkenen Sommernächte, die ohne Sterne strahlen, ohne Dämmerung, ohne Mondschein, mit dem Schimmern der weißen Möwen über dem See. Eine Landschaft in verklärtem Licht, in dem Luft, Feld und Flur gebadet sind. „Es fließt daher, doch merkt man nicht, von wo, es strömt von all den Dingen selber aus. Und alles ruht und strahlt."

Aber stärker als die weichen schwelgerischen Stimmungen erregen die Dichter Finnlands die düsteren Farben und die Schrecken der Einöde. Und in den Tristien vom Leidensstrand, die das grausam Zerstörerische dieser Natur und ihre furchtbaren apokalyptischen Gespenster, die Noth, den Hunger, die Seuche, dichterisch zwingen, kommt das charakteristisch Finnische markanter heraus, als in der allen Skandinaviern gemeinsam träumerisch pantheistischen Schönheitshingabe.

Da streckt sich in furchtbarer Monotonie die Einöde, die den Klang der Menschentritte in ihrer gähnenden Stille verschlingt. Flache sumpfige Seen voll trägen schwarzen Wassers, umstanden von dickem undurchdringlichen Schilf. Von dem grauen schmutzigen Herbsthimmel unendlicher Regen. Das Riedgras steht unter Wasser bis zum Waldsaum. Und der Wald ist eine einzige undurchdringliche Wildniß, und die einförmig gleichhohen spitzigen Tannen sehen wie ein mächtiges Distelland aus. Und wie verschollene Reste gestorbenen Lebens verlassene verwahrloste Behausungen voll grenzenloser Resignation. Eine schornsteinlose Hütte, die fast in die Erde sinkt; die Fensterlöcher mit Lumpen zugestopft, am halbverfaulten Zaun erfrorene Kartoffelblätter, im Sumpf steckend ein altes Boot, halb mit Wasser gefüllt, in dem eine Angelruthe schwimmt, ein verkohltes, getheertes Stück Holz.

Juhani Aho hat in einer noch nicht vollständig übersetzten Skizze diese Szene gezeichnet. Den erschütternden Vorgang, der zu dieser Bühne stimmt, gibt eine Novelle des in Deutschland bisher kaum bekannten Juho Reijonen „Im Nothjahr".

Eine schlicht einsetzende Armeleutegeschichte, die wie ganz selbstverständlich damit beginnt, daß die Zeiten schlecht waren, und daß oben im nördlichen Karelen die Bauern Birkenrinde ins Mehl nahmen, und daß dann die Birkenrinde ausgeht und als letzte Hoffnung der Bauer sich ausmalt, wenn man doch wagte, gute Tannen- oder Fichtenrinde aus dem Kronwald zu nehmen — oder wenn man noch einige Garben Stroh bekommen könnte, dann brauchte man auf lange Zeit nicht von Noth zu reden.

Aber diese Geschichte, die am Eingang so ganz einfach ohne unterstreichende Worte und ohne Einwirkung des Autors nur durch die Vorstellung der Menschen in ihrer selbstverständlichen Leidensergebenheit und ihrer Trostbereitschaft durch die erbärmlichste Hoffnung wirkt, steigert sich im Verlauf zu einem grandiosen Epos der Noth.

Der Hungertyphus bricht aus. Die Ueberlebenden lassen die Höfe im Stich, die mögen verfallen, sie schaaren sich zu einer Armee des Jammers und ziehen ins Ungewisse. Rettung zu finden irgendwo, irgendwie, sie wissen es selbst nicht, der Schrecken scheucht sie. Die Elenden, jeder für sich kläglich, werden in der Masse zu einem erschauernd machenden Bild. Die traurige Feierlichkeit menschlichen Leidens liegt über ihnen, groß und gewaltig. Ein geschlagenes Heer des Glücks.

Wie ein schwarzer Strich zieht der zerlumpte Haufen durch klaren stillen Morgen der aufgehenden Sonne ent-

*) Mit Novellen, Gedichten, Schilderungen, Charakteristiken und sechzehn Portraits. 1900. Schuster und Löffler. Berlin und Leipzig.

gegen. Von den Höfen verfolgen sie bellende, verhungerte, zottige Hunde, und aus dem Schnee heulen sie ihnen nach. Die reifbedeckten Wälder glänzen mit funkelnden Edelsteinen, und die Eisschichten, die vor Kälte springen, schießen gleich-am den Ehrensalut für die vorbeiziehende zerrissene Schaar. Hier und da lockt die schneidende Kälte noch eine Rosenröthe auf einer bleichen Wange hervor. Schweigend schreiten sie hinter der mageren Mähre, die die Schwächsten und Kleinsten im Schlitten zieht. Das Todesheulen der Hunde tönt ihnen werstweit nach und dann umfängt sie stumme, endlose Wald- und Heide-Einöde. Und nun kommt das Schneewehn über sie und schlägt ihre Augen und Glieder. Wie durch Schleiergewölk sieht der Nachbar den Nachbar lautlos versinken in weiche, schimmernde, unergründliche Tiefe. Wie von ferne ertönt der hysterische Psalmenreigen der Frauen. Die Opfer fallen. Und von den Ueberzähligen, die ein Obdach erreichen, schleppt mancher am Arm, statt des Bruders, statt des Kindes, das er gerettet glaubt, eine Leiche. „Auf der Keroheide lag die Schneedecke glatt und blendend rein, wie das weißeste Leichentuch . . . im Frühling wurden dort sechzehn rohe Holzkreuze errichtet, und seitdem nannte man die Stätte „das Hungerthal“ oder „die Heide der Sechzehn“.

Die Finnen sind Kinder der Noth und Kämpfer. Immer schwebt das Schicksal über ihnen. Der Kampf mit den Naturmächten ist das Thema ihres Lebens und Dichtens. Der Frostnebel, der über Nacht kommt und am Morgen dann in meilenlangen weißen Streifen über den Aeckern liegt, schlägt den Fleiß ihrer Hände, und nun kommen die „harten Zeiten“, von denen Tavastjerna's Roman handelt.

Dieses Buch ist, wie die Litteratur Finnlands überhaupt, nicht nur Schilderungskunst, l'art pour l'art. Die Schriftsteller in diesem Volk betrachten sich in patriarchalischem Fühlen durchaus als die geistigen Führer, die Präzeptoren, als Propheten und Richter, die berufen sind, dem Willen ihrer Brüder die Zunge zu lösen, ihre Freude und Schmerzen auszudrücken, zu warnen und zu rathen.

So steht hinter den Büchern von der Noth scharfe soziale Kritik. Die Bevölkerung der Städte soll aus ihrer Gleichgültigkeit aufgerüttelt werden zu thätiger Theilnahme. Die weißen Herren in der großen Stadt weit unten an der finnischen Klippenküste, wo die weißen Steinhäuser blendend die Sonnenstrahlen zurückwerfen, die weißen Herren, die beruhigt schlafen, da „sie dem Erzbischof und dem Volk übertragen hatten, Gott um eine gute Ernte anzuflehen“, sollen geweckt werden aus ihrer Trägheit, daß sie Hilfe bringen, daß etwas geschieht, daß das Land erlöst werde von dem Fluche.

Und eins ist die zürnende Liebe aller dieser Dichter, der Wald, der Wald, den der Unverstand der Menschen mordet, und damit den stärksten Schutz zerstört gegen die Fröste und die Winde der Sümpfe. „Ohne Wald kann Niemand leben, der in Finnlands Dörfern wohnt.“

* * *

Das ethnographische Element reizt die Dichter besonders. Die charakteristischen Aeußerungen des primitiven auf jahrhundertalter Tradition beruhenden Lebens auf dem Lande lockt ihre Schilderung mehr als das durch mancherlei fremde Einflüsse bedingte und in der Eigenart verwirrte Wesen der Städter.

Das Leben in den Schären Ostfinnlands hat Jacob Ahrenberg in anschaulichen Szenen gegeben. Das seltsam Starrsteife, Holzgeschnitzte in den Linien der Tracht und in den verwitterten Zügen furchiger Gesichter erinnert an die eckigen harten Bilder Munthe's.

Die Männer in gelben Sonntagssüdwester und blauen Jacken, die Weiber in kurzen grellfarbigen Leibstücken ohne Aermel, daraus die starren Puffen der Hemdärmel, der Rock dunkelrandig, die Schürze wie ein Brett, auf dem Kopf die Mütze mit zwei Hörnern. Am Strand, auf dem blassen grangrünen Grase und den großen Rollsteinen ist Gottesdienst. Der Küster, ein alter dicker Mann, singt die Psalmenmelodie, die anderen stimmen ein. Wenn sie sich manchmal in die Sandbänke und Blindschären verlieren, ruft der Küster: „na, na“. Sie schweigen, und er führt mit seiner dünnen Stimme die verunglückte Melodie wieder in offene See. Der Pastor ist eine Landratte. Er predigt von den Thälern Sarons, von Weizen, Weintrauben, von Sämännern und Schnittern. Schwerfallende Müdigkeit senkt sich über die Hörer. Da verirrt er sich in die Geschichte von Petri Fischfang und von Jonas im Wallfischbauch, und nun leuchten die Gesichter auf, das verstehen sie. Aber die Andacht findet jäh ein Ende, denn ein Boot legt an und bringt eine Nachricht, — wie der Wind fliegt sie von einem zum anderen —: Der „Vorhorn“ ist gekommen.

Was ist das, der Vorhorn? fragt der unmaritime Pastor, ein Fahrzeug? Nein, Herr Pastor; ein Fisch? heißts zur Antwort, und schon sind die Männer mit ihren Netzen fort auf die viereckigen flachen Kähne, die auf der Wasserfläche wie Schneeschuhe auf dem Schnee hingleiten, in die schilf- und binsenbewachsenen Buchten, auf die langerwartete Beute.

Das Leben der Holzfäller, die schneeumwirbelt, schweißtriefend im Morgendunkel die Föhren schlagen und mit den kleinen wolligen Pferden die Aeste zum Flußufer treiben, hat Jacob Ahrenberg gezeichnet. Ihr dumpfes Tagewerk und ihre elenden Nächte, im Regen, im Thauwetter, im Schneesturm, wenn die Kälte so scharf ist, daß die Vögel todt von den Zweigen fallen, wenn das Nordlicht flammt, immer in der gleichen offenen Hütte, vor der das Feuer brennt, um die wilden Thiere des Waldes fernzuhalten und den Männern die Füße zu wärmen.

Reizvolle Motive ergibt die Berührung der Primitiven mit den Städtern. Teuvo Pakkala hat in seiner Novelle „Bootsfahrt den Uleafluß hinunter“ humorvoll lebendig geschildert, wie die großen Kinder voll harmloser Genußsucht auf alle die unglaublichen Wunder dieser neuen Welt sich stürzen. An die russischen Matrosen mußte ich dabei denken, die in breiter Reihe, die kleinen Finger ineinander gehenkelt, als fürchteten sie sich zu verlieren, in den Straßen Kopenhagens sich schwenkten, alles mit den Augen verschlingend.

Mit den Theerbooten kommen sie an in Uleaborg und als sie ihre Waare abgeladen, ziehen sie durch die Stadt. Das Gesicht der Weiber ist ein einziges breites Lachen, ihr Kopf geht wie eine Flagge im Winde und die Nase ist meist im Rücken. Die Männer betrinken sich, schließen schnell neue Freundschaften und tauschen gerührt die Uhren. Das Karussel wird den Weibern eine Offenbarung und die Unteroffiziere ein Erlebniß.

* * *

Die finnischen Dichter betrachten ihre Personen nie als bloße Studienobjekte, als dankbare Modelle. Sie hängen an ihnen. Sie fühlen sie als Blut von ihrem Blut. Und sie möchten, daß ihre dichterischen Gestalten den Urbildern draußen im Lande etwas wären und etwas sagten.

Bei der Betrachtung der Primitiven hat sie besonders häufig ein Gedanke beschäftigt, das Eindringen der Kultur, überhaupt fremden Einflusses in diese seit Urväter-Zeit gefestigten und eingesessenen Sitten. Die Stimmen darüber gehen auseinander. Fanatisch gegen das Eindringen aller neuen Ideen ist Ahrenberg, dessen Stärke in der Schilderung des charakteristisch ethnographischen besteht. Er hat ein leidenschaftliches Stammesgefühl und sieht in allem, das von Außen über die wohlgehegten Grenzen eindringt, den Feind. Sein Volk scheint ihm in sich stark, neue Elemente würden es zersetzen. Sein Haß gilt vor allem der Annäherung an Rußland und sein heißester Zorn — hier

spricht wirklich ein grollender Richter seines Volkes, — strömt gegen die aus, die sich durch den Verkehr mit der russischen Gesellschaft, durch Anpassung an russische Gewohnheiten, durch Heirathsvermischung mit Russen gesteigert fühlen. Aber nicht nur das Russische — darin sind ziemlich alle einig —, sondern überhaupt alle europäischen Reformideen, z. B. die Selbständigkeit der Frau, weist er hartnäckig ab. „Je mehr homogen ein bedrängter und kleiner Volksstamm ist, desto größer sind die Garantien dafür, daß seine Lebenskraft Bestand hat", ist seine Anschauung.

Im extremen Gegensatz zu ihm wollen andere, vor allem Minna Canth, der satirische Santeri Ingmann und auch Tavastjerna, der einmal zornig ausruft: „dieser verdammte Abendfrieden, der über dem ganzen Lande Tag und Nacht ruht, trotz allem Sprachgezänk und Winkelpatriotismus ist es, der mich aufreizt", die Mauern einreißen, um modernen europäischen Ideen Eingang zu verschaffen. Diese Bestrebungen sind aber absolut nicht identisch mit einer Begünstigung der russischen „Reform"pläne. Denn auch die Anhänger des Neuen wollen doch vor allem die nationale Eigenart als festen Boden bewahrt wissen. Dichterisch am reinsten hat solche Gedanken Juhanni Aho gestaltet.

Er hat in zwei gemüthstiefen Skizzen: „Wie Vater die Lampe kaufte" und „die Eisenbahn" die Wirkung neuer Kulturprodukte auf die Primitiven in den entlegenen Landestheilen geschildert. Und er erreicht hier melancholische Vergänglichkeitsstimmungen: der alte Knecht, der letzte Sproß der absterbenden Zeit, der früher die Kienfackeln geschnitten, zieht sich ein überflüssiger Mann in seine Hütte zurück. Er schnitzt hier weiter seine Kienfackeln. Um die Dämmerstunde aber schleichen die Kinder zu ihm und bei dem schwelenden trübflackernden Licht, das ihren Eltern und Ahnen geleuchtet, lauschen sie, die Kinder einer neuen Welt, seinen Sagen und Liedern der Vorzeit.

* * *

Aus den Büchern der Dichter erwächst uns ein lebendig sprechendes Charakterbild des Finnen. Ein starker Heimathszug ist seine Haupteigenschaft, dies innige Verwachsensein mit dem Boden, das die Bürger der großen Länder nicht mehr kennen. Nicht der politische Patriotismus, sondern der elementare physische, unzerstörbar wie eine Naturgewalt und von fast trotziger Wildheit: „gleich dem Heidekraut klammern wir uns fest mit Händen und Zähnen in dem Mark unseres Landes. Wer uns von dort losreißen wollte, behielte nur Blätter in seiner Hand, aber die Wurzeln würden in der Tiefe zurückbleiben und neu aussprießen," sagt Juhanni Aho, und aus diesen leidenschaftlichen Worten grollt es wie das Brüllen eines edeln Wildes, dem man seinen Herrenwald streitig machen will.

Aus dieser Eigenschaft der klammernden Organe ergibt sich die zähe Beharrlichkeit überhaupt, das starre Festhalten, die Steifnackigkeit im Guten und Bösen und der brennende Rechtsfanatismus. Diese Finnenherzen sind der fruchtbare Boden für den Kampf ums Recht.

Die Litteratur ist daran nicht vorübergegangen.

Juhanni Aho hat in seinem „Alten von der Landspitze" den Typus des Rechtskämpfers gezeichnet. Diese Gestalt hat aber andere Züge, als die verwandten Gestalten in der deutschen Litteratur. Hier sprühen aus dem Zusammenprallen Funken; der in seinem Rechtsgefühl Beleidigte wird entflammt, Unrecht zeugt Unrecht. Solche Aktivität liegt im Finnenblut nicht. Es scheint mehr passive Resignation, keine jähe Wechselwirkung. Aber die zähe latente Eigenwilligkeit, die das für richtig Erkannte ums Sterben nicht aufgibt, erreicht viel mehr, als die überhitzte Gewaltantwort. Der Alte, den die Erben seines Herrn aus seiner Hütte an der entlegenen Landspitze vertreiben und sie einreißen, zieht sich grollend wie ein Bär zurück. Als sie aber fort sind, baut er einfach von Neuem. Und an diesem schweigenden Beharren, von dem kein Steinchen abzubröckeln ist, werden seine Widersacher mürbe. Aho hat in seiner Novelle „Friedlos" und Tavastjerna in seinem „Eingeborenen" die tragische Seite solchen Zusammenstoßes natürlicher aus dem Instinktsleben des Einsamen geborener Rechtsauffassung mit der konventionellen Gesellschaftsmoral als Motiv genommen.

Aus der Natur heraus, aus dieser Landschaft mit seinen unermeßlichen Weiten und Oeden, in der die Menschen ohne die enge Berührung und Anpassung mit anderen Menschen dahinleben, entwickelt sich die Intensität des Innenlebens, die Wortkargheit nach außen, das scheue Verschließen der Gefühle. Diese Einsamkeitsmenschen schämen sich, wenn sie ihr Herz entblößen, und ihr Lächeln ist still und nach innen gekehrt und ihr Lebenstraum ist im tiefsten Grunde resignirte Beschaulichkeit, Abendfriedensehnsucht, wie sie das Lob der Melancholie athmet, das Juhanni Aho gesungen. Es träumt von einer kleinen Hütte, weit draußen auf einer Landzunge, am Ufer eines einsamen Waldsees. Die Katze auf dem Herd, das Heimchen in der Ecke, der Mond draußen über den Schneefeldern, sein Schein von einer Bodendiele zur anderen gleitend, und die Eisblumen am Fenster. Nur das Klingen der kupfernen Kantelarsaiten. Nicht toben, nicht weinen, nicht an die Brust schlagen, — nur lindernd die letzten Wellenbewegungen vergangener Stürme dämpfen lassen. . . .

Und geschwisterlich mit diesen Gedanken der Einsamkeit wächst ein mystisches Fühlen. Jonas Lie hat in „Finnenblut" an diese Geheimnisse gerührt. Die Norweger sind ja hierin den Finnen verwandt. Beide unter dem Joch der übergewaltigen Riesennatur, die drohend über ihnen hängt und ihnen ihre unheimliche Macht in jedem Moment fühlen läßt. Diese Schauer zeugen Ahnungen und Schicksalswittern.

Die Bootsleute sehn in der Nacht über die Reling den Neck mit blutgesprenkelten grünen Augen glotzen und mit den dünnen bleichen Lippen lachen. Und unter den Holzfällern gehen leise geflüsterte Sagen von den Einöden des Harparwaldes, der seine Opfer fordert an den Tagen, da große Wolken am Himmel hineilen und starke Windstöße mitten in der Stille kommen. Wen er sich ausersehen hat, der entgeht seinem Schicksal nicht, wenn die Fichte fällt. . . .

* * *

Finnland ist uns nun nicht blaßer Name und Begriff mehr. Und wenn wir jetzt hören, daß es um seine Art und Kunst ringend kämpft, dann wissen wir, daß Edles auf dem Spiele steht.

Felix Poppenberg.

Berliner Kunstausstellungen.

II.

In Dänemark-Norwegen gibt es nicht eigentlich kämpfende „Sezessionen"; die Länder sind verhältnißmäßig spät zur Kunst gekommen; man sieht und fühlt insgemein modern; klassizistische Widerstände hatten die Maler nicht eben zu überwinden; das kirchliche Bild, die Historie nahmen vorherrschende Stellungen nicht ein. Die Geschichtsbilder, die auf die deutschen Ausstellungen der letzten zwanzig Jahre aus Kopenhagen gesandt wurden, standen zumeist unter dem Gesetz des neueren Kolorismus und waren frei von jeder Theatermache: es war vergangene Zeit, gesehen durch das Temperament eines farbenfrohen Gegenwarts-

menschen, der zugleich psychologische Erkenntnisse sucht: so konnte Christian Zahrtmann's Darstellungen aus dem Leben der unglücklichen Eleonore Christine, der Tochter Christians IV., zu Beginn der 90er Jahre in München ganz ungewöhnliches Aufsehen erregen und als Muster lebensvoller, kulturkräftiger Vergangenheitsschilderung hingestellt werden. In Schweden dagegen ist die Scheidung der Geister schon auffälliger. Den angehenden Maler empfing dort eine ziemlich strenge akademische Schulung, die ihre Ideale eben so sehr aus deutschen Kunstcentren und aus Paris bezog, wie die von der Akademie befreite Schwedenjugend später auf ihre Art sich in Paris oder München Ideale suchte — so sehr, daß z. B. Anders Zorn's Bilder unmittelbar auf Pariser Boden gemalt sein könnten, auch da, wo er etwa eine dalekarlische Heumagd hinstellt, wie sie das Heubündel zur Stallthür hineinzwängt oder auf dem Absatz der Stalltreppe sich die nassen Haare kämmt. Die schwedischen Modernen sind fast durchgehends internationale Köpfe; sie pflegen sehr bald mit den Augen des Landes zu sehen, wo sie jeweilig ihre Staffelei aufstellen zu Schulzwecken oder, wenn sie weiter vorgeschritten sind, zur Aufsammlung neuer interessanter Motive. Die schwedische Gesellschaft ist unruhig, lebenslustig, begierig nach wechselnden Nervenreizen, — will alle Tage was Neues sehen. So stellen die jüngeren Gruppen der Schweden zumeist gesondert aus: nach Berlin sind diesmal die konservativen Herren mit einer ebenso gediegenen wie langweiligen Sammlung gegangen, während die um Anders Zorn in Paris all ihre Palettenkünste spielen lassen, übrigens voll Geschmack, wie ich in einem späteren Artikel über die Pariser Weltausstellung zu schildern haben werde.

Die Sammlungen Dänemarks also werden, wo sie erscheinen, nicht in konservativ und fortschrittlich auseinanderfallen. Radikale Elemente gibt es kaum. Sie sind modern, nicht modesüchtig; sie leben mit den malerischen Errungenschaften der Zeit auf gutem Fuße, ohne ins Geckenhafte und Excentrische zu geraten. Sie haben die Facherwirthschaft abgestreift und malen schlechtweg Land, Stadt, Leben. Den Galeriestil haben sie nie gekannt und haben sich um so leichter und frischer den lichtmalerischen Tendenzen des ausgehenden Jahrhunderts anschließen können. Also: sie malen nur das, was ihrem guten Auge, ihrer glücklichen Empfindung als malenswerth erscheint und sie malen die Dinge in der unmittelbaren Kraft der Erscheinung, unter den Bedingungen ihrer persönlichen und der sie umgebenden Natur. Es ist bezeichnend, daß die Intérieurmaler unter ihnen selten ein Atelier in Anspruch nehmen: eine Stube oder ein Möbel ist für sie eine Stube oder ein Möbel, nicht bloßes Beobachtungs- und Studirmotiv, das in der Arbeit des Ateliers, unter einem fremden Lichtgesetz, erst seinen künstlerischen Ausbau, seine formale Abrundung empfängt. Und doch haben alle die Arbeiten, die sie des Ausstellens für würdig halten, nichts „Studienhaftes“ an sich; sie sind nicht innerlich nur abgeschlossen, sie sind auch äußerlich „fertig“ — so fertig, daß man nicht selten von photographischer Treue spricht.

— — — — — — — — — — — — — —

Aber man soll sie mit diesem Worte von der „photographischen Treue“ nicht chikaniren. Da, wo der Photograph aufhört, da fängt die Kunst dieser Dänen erst an. Achens Porträt des Onkels ist von so scharfer und hartnäckiger Umrissenheit, jede Linie ist so sichtbar, jeder Farbenfleck von so sauberer Deutlichkeit, daß man meinen könnte, hier habe die Maschine gearbeitet. Und doch: in der Nähe besehen, verliert das Bild seine besten Reize: diese Art photographischer Treue gewinnt, wächst, steigt ins Persönliche, je mehr man sich vom Gegenstande entfernt. Plötzlich erscheint der Körper in weiche feine Luft gehüllt, allüberall umfließt ihn weich diese mollige Luft des Zimmers; sie zieht den Schimmer und Glanz des Lebens über die Farbe, und lebendig werden die Linien und der Teint vibrirt im Lichte, die Brust zieht Athem und hebt und senkt sich unmerklich, die Pupillen haben Spiegelkraft. Der Körper hat Ruhe, doch nicht die starre Ruhe des Gipses; er erscheint durchaus aus dem Stoff, woraus Menschenleiber geformt werden. Hier ist der Moment, wo mir eigentlich der Künstler die Feder aus der Hand nehmen und selbst sagen mußte, wie er das gemacht hat, — wie ers fertig bringt, so hart und so sachlich und doch so weich und lebhaft zu sein, in der Ferne genau so präzis und deutlich zu wirken wie in der Nähe. Man fühlt in solcher Lage die Unzulänglichkeit des Kunstschreiberhandwerks mehr denn je und begreift das Paradoxon jenes französischen Malers: das Metier der Kunstkritik sei eigentlich ein Unding — wer anfinge, über Kunst zu schreiben, der höre auf, über Kunst zu schreiben.

— — — — — — — — — — — — — —

Diese ruhige Klarheit und Objektivität des schöpferischen Individuums, die als Unterströmung eine starke, innere Theilnahme hat, läßt sich verfolgen durch die ganze Motivmasse der dänischen Malerei; sie ist in landschaftlichen Naturanschauungen wie in der Darstellung der Sitten, der Kultur und der Menschen. Es muß also wohl mit den gesammten Naturbedingungen des Landes zusammenhängen, daß der dänische Maler sein Motiv immer gleich hat und es immer so hat, wie ers brauchen kann. Die Luft, in der er lebt, ist hell und weich, das klare, scharfe, kühle Licht macht die Dinge umrissen, durchsichtig und nahe: kurz, die Atmosphäre ist des Malers bester Führer zur Präzision. Und die Dämmerung ist niemals dunstig und schwer, wie in den windarmen Binnenländern oder in den Niederungen, die gegen die Nordsee oder den atlantischen Ocean hin liegen, vielmehr von einem silbergrauen Duft oder von hellbraunem Glanze. Der bedeckte Himmel ist kein schweres Leichentuch, sondern ein dämpfender Schleier, der Sonnenuntergang nicht eine schwüle blutige Orgie der Natur, vielmehr ein sanftes, verklärendes, vergoldendes Ende. Die Sonne hat des Tages Last und Kampf gebracht, sie bringt auch den beseligenden Frieden. Man sehe nur, wie die prachtvollen, starken, derben Fischer Michael Anchers am Strand entlang gegen die endende Sonne wandern, — von den Schiffen her, den Heimstätten zu! Es ist eine ganze Schaar; der Aufmarsch zeigt nichts Komponirtes, Theatermäßiges, er ist sachlich dem Leben abgezogen. Aber jede Gestalt, von den andern scharf unterschieden, deutlich im sanft zuströmenden Licht athmend, lebt doch ein Leben für sich, das Leben des schwerblütigen, schwermüthigen, tagemüden Arbeiters, der sich eins mit der herben Natur fühlt, obzwar er dauernd im Kampf mit ihr steht.

Derselbe Geist friedvoll-melancholischer Poesie lebt in den Landschaften Viggo Pedersen's oder Julius Paulsen's, oder Viggo Johannsen's. Ein welliger Anger mit zwei einzelnen breiten, groß und still in die Lüfte ragenden Riesenbäumen; der Wind spielt zögernd in ihren Kronen; ein mattes Helldunkel schiebt sich langsam vom tiefliegenden Horizonte her. Oder ein flacher Meeresstrand mit schweigendem, glattem Wasser, während der Mond seine silberhellen Fäden in der zunehmenden Dämmerung spinnt —, eine einsame Bank und dahinter ein niedriges, schüchternes Bäumchen. Johannsen's linde Nachtstücke, seine grauen Wetter, die ein harmonisch abgerundetes Dorfmotiv lau und voll umhüllen, — sie offenbaren schon subjektivere Züge, ein etwas weibliches Temperament.

Ein Poet der Farbe, ohne wie die Schotten oder wie die französischen Impressionisten ein Schwelger zu sein, ist Wilhelm Hammershöj. Seine Art, Motive zu sehen und ihnen malerische Form zu geben, hat, bei aller Ehrlichkeit und Schärfe der Anschauung (er ist nächst Whistler, Degas, Liebermann der genialste Zeichner, den es vielleicht gibt) den letzten Rest optischen Naturstudiums, der Maschine abgestreift. Sein Malerleben ist Musik; er existirt in ewigen Harmonien; selbst ein Porträt ist ihm ein Lied vom Menschen. Er malt seine Frau, seinen Freund, seine Großmutter — Wesen, deren Seelenleben vor ihm offen liegt, und die sein Herz liebt. Aber all die Gestalten haben etwas, das sie über den Kreis des Alltäglichen weit hinaushebt. Sie scheinen aus dem geheimnißvollen Dämmer einer anderen Welt herauszutreten, — sie haben ein Transcenden-

tales, Perspektiven ins Menschliche überhaupt: wie's immer war und immer wiederkehrt. In der Farbe Hammershöj's ist alle Gegensätzlichkeit aufgehoben. Er lebt im Helldunkel, — im Helldunkel des eigenen Heims: im luftigen Grau, im sanft aufgehellten Braun; keine Disharmonien, ein feines Ausklingen überall. Für weniger entschiedene Temperamente wäre dies eine Fessel, eine Beschränkung; der Däne jedoch weiß aus seiner einfachen Anschauungswelt — dem schlichten Anstrich einer Wand, einer Decke, eines Fußbodens, eines alterthümlichen Möbels — die mannigfachsten, liedlichsten, persönlichsten Farbenakkorde herauszuspinnen. Im Mondlicht malt er die zierliche Architektur kleiner Rokokoschlösser; er malt, im Abendlichte, den Kanal entlang wandelnd, die schiefwinklige Poesie der Kopenhagener Vorstadt; er malt, wenn die Sonne noch zögert, die Ebene mit sehr tiefliegendem Horizonte — vereinzelte Bäume deuten den großen Heerweg menschlichen Wandertriebes an; der Geist der Sehnsucht schweift durch die weite eintönige Landschaft.

Und nichts hat Hammershöj erdichtet; er hat die redlich gesehenen Dinge nur auf *seine* Art gesehen. Er hat so wenig gedichtet, daß der farbige Abglanz des Lebens und der Welt, wie er ihm sich zeigte, als dauerndes Zeugniß in die Kulturgeschichte übergehen kann.

— — — — — — — — — — — — — — —

Das wird den Werken des Gari Melchers nicht begegnen, dessen spielerische Virtuosität bei den Laien Verblüffung weckt, unseren ewig suchenden Künstlern aber Anlaß zu zweifelhaftem Studium bietet. Es sind im wesentlichen nur Zeugnisse eines geschickt geübten Malerhandwerks, die eine gewisse Epoche geboren hat und eine andere Epoche wieder verschwinden läßt.

Es sind Zeugnisse einer genau studirten und doch vergewaltigten Natur. Denn Melchers, das ist der Mann der „photographischen Treue". Kalt und hart geht er Morgens an sein Werk, um es kühl und korrekt Abends zu beschließen. Das Tagewerk ist doppelter Natur: es spielt sich im Freien, es spielt sich im Atelier ab. Melchers nimmt draußen photographisch genaue Abdrücke in gemalten Studien ab, und im Atelier stellt er zusammen; maßgebend bei dieser Komponirarbeit ist ein oberflächlicher Farbenreiz: z. B. eine menschliche Gestalt, die sehr farbig im Licht der Mittagshöhe gemalt war, setzt er in eine ebene Landschaft, die bei dämmerigem Halbdunkel flott und flach notirt war, oder er merkt sich ein heiteres Gartenmotiv und malt im gleichmäßigen, kühlen Licht des Ateliers sehr groß Männer- und Frauen- und Kinderfiguren hinein. Er übt dies Ineinanderschieben photographischer Eindrücke mit einer erstaunlichen Handfertigkeit. Das Mittel aber Figur und Landschaft mit- und durcheinander wirken zu lassen, ist nicht sein Eigenthum. Die nächsten Vorbilder dafür, wie man Gestalten vorn groß ins Landschaftsbild setzt und sie einschneiden läßt, waren ihm Bastien-Lepage und Henri Martin.

Melchers, ein geborener Amerikaner, ist von den internationalen Maler-Wanderern, die überall Beträchtliches gelernt haben. Seinem Zeichen nach ist er Hollandmaler; doch er arbeitet auch sehr viel an den belgischen Küsten. Melchers hebt den Bauer in die Sphäre der Bourgeoisstube, und seines Geistes Hauch haben bei uns Hugo Vogel und Hans Hermann und in mancher Beziehung selbst Franz Skarbina verspürt; von kleineren Geistern wie Possin und Noster gar nicht zu reden. Er will die koloristischen Gegensätze und wirkt durch sie; sein Geschmack, der aus den alten Truhen die sonderbarsten Stoffe hervorzaubert, ist ohne Ruhe, hat lauter witzige Pointen; die naive Natur hat diese Pointen nicht — aber der krampfhaft kolorirende Mann findet sie mit seinen rastlos arbeitenden Palettenkünsten.

Daneben aber will er ein Höheres. Der Typ als Typ genügt ihm nicht. Er malt Religionsbilder im Geiste Uhdes: zu blöden Schiffern tritt in die vielfenstrige holländische Stube eine Heilandsgestalt und bricht das Brot mit ihnen. Und nun heißt das Bild „Die Jünger von Emmaus". Die Beterinnen in der Kirche, die kleinen bleichsüchtigen Hirtenmädchen, flach gehalten und scharf umrissen, — sie werden mit dem verklärenden Geist der niedergermanischen Primitiven deutlich in Beziehung gebracht. Die Bäuerinnen, die, steif und mystisch, Kinder auf dem Schoße oder am Busen halten, sind, so wie sie Melchers illustrirt, verkappte Madonnen. Bei einer dieser Bäuerinnen, die einen besonders altmeisterlich-dekorativen Zug wegbekommen hat, bildet die Goldhaube den Heiligenschein.

Aber die Kinder! Mit der Melchers'schen Kindermalerei ist es eigenthümlich bestellt. Da möchte man ihm seine vielen Sünden wider das innere Wesen und den heiligen Geist der Natur still vergeben. Es ist, als habe der liebe Herrgott diesen Melchers durch den großen Garten der Natur mit verschlossener Seele und halbgeblendeten Augen geführt, ihm aber, wenn sie von ungefähr in eine Kinderstube kamen, das Herz geöffnet und die Sinne gelöst, auf daß er in dem Kindergemüthe lese und das Kindeslallen verstände. Melchers Kindermalerei ist nicht putzig, drollig, dalbrig. Er, der sonst so gern vom Menschen Anekdotisches erzählt, er verstummt hier in seiner Freude und *malt* nur, malt seine heiteren Gesichte, — malt das Kind als das glückliche und im Glücke reine Menschenwesen, in dem unendliche Entwicklungsmöglichkeiten schlummern. Doch der Herrgott hat sich auch mit demselben Melchers, dem zärtlichen Kinderhort, eine seiner kleinen unvergleichlichen Komödien erlaubt: er ließ ihn — Junggeselle bleiben.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich habe den Weg gemacht von den Inspirirten zu bloßen Geschicklichkeitsmenschen, den reifen und durchtriebenen. Dort ging die Natur durch die Kunst und wurde wieder Natur; hier brach die Kunst in die Natur ein, suchte sie zu modeln und fremdartigen Zwecken dienstbar zu machen. Dazwischen und daneben thürmen sich gewaltige Massen von gemalten Sachen auf, d. h. von Objekten, die mit Leinwand, Pinsel und Farbe hergestellt sind. Sie sind in Gottes Namen als „Bilder" geschaffen, also lasset sie dafür gelten. Ich aber empfinde es als ein Glück, mich mit ihnen an *dieser* Stelle nicht weiter beschäftigen zu brauchen, wo nicht Kataloge abgeschrieben, vielmehr nur jene feineren Eindrücke festgehalten werden sollen, die das Gesammtunternehmen nach irgend einer Seite hin wirklich charakterisiren.

Julius Elias.

Mémoires d'une Idéaliste par Malwida de Meysenbug. Traduits de l'Allemand. Avec une Préface de Gabriel Monod membre de l'Institut. 2 Bde. Paris. Librairie Fischbacher. 1900.

Man braucht die Leser der „Nation" nicht daran zu erinnern, daß die deutsche Litteratur in den „Memoiren einer Idealistin", denen 1898 ein Nachtragsband unter dem Titel „Der Lebensabend einer Idealistin" gefolgt ist, eines der reizvollsten autobiographischen Werke des neunzehnten Jahrhunderts besitzt. (Vgl. „Nation" Jahrgang XVI. S. 260.) Ein Zeichen des wachsenden litterarischen Ansehens der Verfasserin ist die jüngst erschienene französische Ausgabe. Ihr liegt der ursprünglich in der gleichen Sprache 1869 veröffentlichte erste Band und eine ausgezeichnete Uebertragung der Fortsetzung (1. Auflage 1876) zu Grunde. Ein Vorwort des ihr so nahe stehenden Gabriel Monod skizzirt in kurzen Zügen das Leben und Wirken Malwidas von Meysenbug. Eine Reihe vorzüglicher Porträts, theils der „Idealistin" selbst, theils von Persönlichkeiten, die in ihr äußerlich und mehr noch innerlich reich bewegtes Dasein eingegriffen haben, darunter Mazzini und Richard Wagner, gereicht den zierlich ausgestatteten Bänden zum wahren Schmuck.

A. St.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 39. Berlin, den 30. Juni 1900. 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Rotion ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 30. Juni abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die chinesischen Vorgänge bleiben ernst und wenig durchsichtig. Nach der Zerstörung und Einnahme der Takuforts war Tientsin der Schauplatz hartnäckiger Kämpfe; die alliirten Truppen haben schließlich nach nicht unbeträchtlichen Verlusten — auch Deutschland hat 11 Todte, darunter ein Offizier, und 20 Verwundete zu beklagen — Tientsin eingenommen und die in Tientsin ernstlich bedrohten Fremden aus einer höchst gefährlichen Lage befreit. Was aus den unter dem englischen Admiral Seymour zum Schutze der fremden Gesandten in Peking abgesandten internationalen Truppen geworden sei, blieb über eine Woche unaufgeklärt; auch das Schicksal der Gesandten in Peking erschien sehr ungewiß. Die nach Europa gelangten Mittheilungen und Gerüchte über die Lage der Gesandten ließen jede Möglichkeit offen: bald wurde berichtet, daß die Gesandten in Peking in völliger Sicherheit seien, bald, daß man sie aus Peking fortgeführt habe, um sie gewissermaßen als Geiseln zu behandeln; nach der einen Meldung sollten sie durch Admiral Seymour befreit, nach der anderen nach wie vor in Peking in Lebensgefahr sich befinden. Schließlich lief die, wie es schien zuverlässige, Nachricht ein, daß Seymour's Expeditionskorps nach erheblichen Verlusten an Mannschaften aus seiner schlimmen Lage befreit und die Gesandten sämmtlich gerettet seien. Diese letztere Nachricht wurde dann gleich darauf wieder dementirt. Die Ermordung des deutschen Gesandten hat sich jedoch glücklicherweise auch nicht bestätigt; dagegen sind die Verluste des Kanonenbootes „Iltis“ bei dem Kampfe um die Takuforts beträchtlich größer, als ursprünglich angegeben wurde. Der Kommandant Lans ist durch einen Schuß in die Beine schwer verwundet, der Oberleutnant Hellmann getödtet; von einer Besatzung von 121 Mann sind 21 Offiziere und Mannschaften theils getödtet, theils verwundet. Das für China bestimmte deutsche Expeditionskorps wird in den nächsten Tagen auf zwei Dampfern des „Norddeutschen Lloyd“ Wilhelmshaven verlassen, desgleichen geht der Panzerkreuzer „Fürst Bismarck“ in diesen Tagen nach China ab. Alle übrigen in China interessirten Mächte verstärken ihre Streitkräfte in Ostasien ebenfalls, um allen Eventualitäten gewachsen zu sein; vor Allen Rußland, das angeblich eine Armee von annähernd 90 000 Mann von Norden her nach China einrücken lassen will, und Japan, das 20 000 Mann zu senden bereit steht. Damit befestigt sich die Wahrscheinlichkeit, daß die Unruhen in China in nicht allzu langer Zeit unterdrückt sein werden. Die ernsthaftere Gefahr für den Frieden der Welt wird vermuthlich erst eintreten, wenn die verschiedenen fremden Mächte anfangen, mit der chinesischen Regierung abzurechnen; jede wird dabei der anderen argwöhnisch auf die Finger sehen, und alle werden dabei voraussichtlich Grund haben, argwöhnisch zu sein.

Der südafrikanische Krieg beschäftigt das öffentliche Interesse der Welt immer weniger; der Kampf zwischen den Engländern und den Buren hat jetzt völlig den Charakter des Guerillakrieges angenommen, und es stellt sich heraus, daß die Engländer durch diesen Krieg noch manche Woche beschäftigt sein werden, was auf die nachdrückliche Vertretung der englischen Interessen in China natürlich höchst ungünstig einwirken muß.

In Deutschland wird inzwischen emsig an den Vorbereitungen für den autonomen Zolltarif gearbeitet, den man dem Reichstag im nächsten Winter vorlegen zu können hofft. Was von diesen Vorbereitungen ausschwitzt, ist nicht geeignet, die Anhänger der Caprivi'schen Handelsvertragspolitik zu beruhigen. Es geht genau wie im Jahre 1879; sobald einmal die protektionistischen Begierden geweckt sind, glauben selbst Gewerbszweige, die vordem nie an die Erhöhung eines Zolles gedacht haben, etwas zu versäumen, wenn sie nicht auch schleunigst einige Wünsche auf Zollerhöhung anmelden. Der Entwurf des autonomen Zolltarifs wird unter solchen Umständen noch viel protektionistischer ausfallen, als selbst die Pessimisten es sich heute noch träumen lassen. Es wird hohe Zeit, daß die Kreise der Bevölkerung, welche einer künstlichen weiteren Lebensmittelvertheuerung widerstreben und eine Fortführung der Caprivi'schen Handelsvertragspolitik, die zu den glänzendsten Resultaten geführt hat, wünschen, aus ihrer Passivität heraustreten und die Sommermonate benutzen, um eine energische Abwehragitation vorzubereiten.

Der „Verein zur Förderung der Handelsfreiheit“ hat, von diesen Erwägungen ausgehend, seine diesjährige Generalversammlung am 23. Juni in Bremen abgehalten. Der Hauptpunkt der Tagesordnung lautete: „Deutschlands Interesse am Außenhandel“.

Syndikus Gothein-Breslau und Dr. Alexander Meyer-Berlin referirten über das Thema, und die Versammlung, auf der sämmtliche größeren Seeplätze Deutschlands und von bedeutenderen Binnenplätzen Berlin, Breslau, Chemnitz, Nürnberg, Frankfurt a. M. vertreten waren, nahm folgende Resolution an:

„Deutschland ist ohne den Außenhandel außer Stande, seine in rascher Zunahme befindliche Bevölkerung zu ernähren. Auf ihm beruht seine wirthschaftliche und damit auch seine politische Machtstellung, die Voraussetzung für das Gedeihen aller Erwerbsgruppen. Die Sicherung und Förderung des Außenhandels ist demnach die weitaus wichtigste Aufgabe der deutschen Handelspolitik. Dieselbe läßt sich nur durch den Abschluß langsichtiger Tarif- und Meistbegünstigungsverträge unter weitestgehender Bindung der Zollsätze lösen“.

Die Generalversammlung, die sich in Bremen der Gastfreundschaft der dortigen Handelskammer und des „Norddeutschen Lloyd“ erfreute, verlief befriedigend; aber die Anregungen einer solchen Zusammenkunft haben nur dann praktischen Werth, wenn sie fortwirken und bei den Theilnehmern den Entschluß zu weiterer selbständiger Arbeit befestigen.

Im habsburgischen Kaiserhaus vollzieht sich in den nächsten Tagen abermals eine Liebesheirath. Nachdem die Wittwe des Kronprinzen Rudolf sich vor einigen Wochen mit einem ungarischen Edelmann vermählt hat, wird jetzt der Thronfolger, Erzherzog Franz Ferdinand, sich mit einer Gräfin Chotek verheirathen. Die Zeiten, in denen solche Entschlüsse das lebhafteste Interesse der Welt erregten, sind vorüber. Neben den Vorgängen in China sinkt eine solche Nachricht heute jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle fast auf das Niveau der bloßen faits divers herab.

Auf der republikanischen Nationalkonvention in Philadelphia ist, wie das schon in der vorigen Nummer als wahrscheinlich hingestellt war, neben McKinley als Präsidentschaftskandidat Theodor Roosevelt, der gegenwärtige Gouverneur von Newyork, als Kandidat für die Vizepräsidentschaft nominirt.

Das italienische Ministerium Saracco ist formirt und hat sich dem Parlament vorgestellt. Ob damit die Periode der parlamentarischen Obstruktion abgeschlossen sein wird, bleibt abzuwarten.

* * *

Bürger und Junker.

Dem deutschen Bürgerthum wird — zumal in der Presse und in Toasten — viel Gutes nachgesagt. Manches Lob ist gewiß verdient. Ohne Zweifel ruht die wirthschaftliche Großmachtstellung Deutschlands ganz vornehmlich auf der wissenschaftlichen, industriellen und kaufmännischen Arbeit eben dieses Bürgerthums. Aber so hoch man auch die wirthschaftliche Energie des deutschen Bürgerthums einschätzen mag, mit seiner politischen Energie ist es schwach bestellt. Den Willen zur Macht hat es nicht, die Unterthänigkeit steckt ihm noch allzutief im Blut. Da sind die preußischen Junker eine andere Rasse. Sie haben alle mehr oder weniger von der resoluten Rücksichtslosigkeit Bismarck's. Sie sind nicht einzuschüchtern und wissen auch der Krone gegenüber politische Haltung zu bewahren. Würdelose Devotion ist in ihren Reihen jedenfalls weit seltener, als in den Reihen des loyalen Bürgerthums, das sich an Huldigungstelegrammen und ähnlichen Ueberschwänglichkeiten kaum genug thun kann.

Unter dem wohlhabenden Bürgerthum ist die Zahl derer, die einem wohlmeinenden Absolutismus die politischen Geschicke des Volkes anzuvertrauen bereit sein würden, denn auch gewiß größer, als bei den traditionellen Stützen von Thron und Altar. Der Junker weiß, daß sein politisches Prestige nicht zum wenigsten auf seiner gelegentlichen Opposition zur Krone beruht. Diese Opposition mag dem Junkerthum eine vorübergehende Ungnade eintragen, aber dafür tauscht es Respekt vor seiner politischen Entschlossenheit ein; und das ist mehr.

Der Ausgang der Kanalkampagne war für die Regierung gewiß im höchsten Grade blamabel, aber der Haltung des preußischen Junkerthums in diesem Kampfe kann auch der Gegner seine Achtung nicht versagen. Es hat einen Widerstand geleistet, der sachlich nicht zu rechtfertigen war, aber es hat diesen Widerstand mit zäher Entschlossenheit aufrecht erhalten. Hätten die Junker sich über die Schwäche der Regierung getäuscht, so stand ihnen eine empfindliche Niederlage devor. Aber sie ließen sich auch durch die offiziellste Kanalbegeisterung nicht von der Ueberzeugung abdringen, daß sie es nur mit politischem Strohfeuer zu thun hätten, und daß der Zorn der Regierung nach einigen Ausbrüchen übler Laune sich schon legen werde.

Den kühlen Rechnern hat der Erfolg Recht gegeben. Die Maßregelung der renitenten Landräthe hat nur den Eindruck vertieft, daß die Regierung den Junkern nicht imponirt. Im Parlament wagt das Staatsministerium diese Maßregelung kaum noch zu vertreten, während die Junker sehr von oben herab die Räthe der Krone wegen ihrer kleinlichen Verfolgung rüffeln.

Daß den Junkern angesichts solcher Erfolge der Kamm schwillt, ist begreiflich genug. Ihr auf die Schwachmüthigkeit der Regierung gesetztes Vertrauen hat sie nur selten betrogen, und so hoffen sie auch, der Caprivischen Handelsvertragspolitik den Garaus machen zu können. Hier handelt es sich allerdings um vitale Interessen des Reiches. Die Gefahr der Herabdrückung der Lebenshaltung unseres Arbeiterstandes, einer Zurückschraubung unseres Exports, einer Erschütterung unserer ganzen wirthschaftlichen Großmachtstellung ist unverkennbar. Der Arbeiterstand und das Bürgerthum sind, wenn sie nicht bei diesem Anlaß ihre mit den Reichsinteressen zusammenfallenden wirthschaftlichen Interessen zu wahren wissen, auch politisch deklassirt. Sie haben bei dem beginnenden handelspolitischen Spiel zahl-

reiche Trümpfe in der Hand. Wenn sie trotzdem verlieren, ist einzig und allein ihre politische Unfähigkeit daran schuld.

Die Regierung würde es nie riskiren, sich den Agrariern für die Verwirklichung ihrer unkeuschen protektionistischen Forderungen selbst auf die Gefahr hin, daß Zollkriege an die Stelle von Handelsverträgen treten, zur Verfügung zu stellen, wenn das Bürgerthum Hand in Hand mit den Arbeitern jeder weiteren Erhöhung der Lebensmittelzölle ein Quos ego! entgegenstellen würde.

Man hat schon allzu lange die Hände in den Schoß gelegt, statt sie zur Abwehr zu benutzen. Die Sommermonate sind gewiß nicht günstig für eine nachdrückliche Agitation; aber man kann in den Sommermonaten die Agitation für Herbst und Winter vorbereiten. Der entscheidende Kampf wird sich um den autonomen Zolltarif drehen, der bereits im nächsten Winter an den Reichstag gelangen soll. Setzen die Schutzzöllner, besonders die agrarischen, hierbei ihre Wünsche durch, so sind die Verhandlungen wegen neuer Handelsverträge von vornherein mit Unfruchtbarkeit geschlagen. Wird das Bürgerthum diesen Zusammenhang der Dinge begreifen? Wird es einsehen, daß es nicht weiter schlafen, daß es sich nicht von den Arbeitern beschämen lassen darf, daß es Opfer bringen muß, nicht bloß an Geld, sondern auch persönliche Opfer?

Th. Barth.

Eine morganatische Ehe.

Ein Ereigniß, auf welches die Oeffentlichkeit seit geraumer Zeit vorbereitet war, wird sich in den nächsten Tagen vollziehen. Der Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand wird voraussichtlich am nächsten Sonntag die Gräfin Sophie Chotek zum Altar führen und sich dieselbe zur linken Hand antrauen lassen. Die Stellung des Erzherzogs als des nächsten Anwärters auf den österreichischen Thron und auf die Krone des heiligen Stephan gibt diesem Ereignisse eine Wichtigkeit, welche den morganatischen oder den unebenbürtigen Ehen, die andere Mitglieder des österreichischen Kaiserhauses, welche entfernteren Linien angehört haben, nicht zugekommen ist. In Oesterreich allerdings steht die Sache vollkommen glatt. Man nimmt hier das sogenannte adelige Fürstenrecht als geltend an, wonach die Schließung einer morganatischen Ehe möglich und zulässig ist mit der Wirkung, daß die angetraute Gattin ihrem Gemahl nicht in den Stand folgt, nicht dessen Rang und dessen Standesrechte theilt, und daß die Deszendenz aus einer solchen Ehe von der Nachfolge auf den Thron vollkommen ausgeschlossen ist. Man nimmt dies umsomehr an, als das österreichische Hausgesetz, welches im Jahre 1839 seine letzte Redaktion erhalten hat, als Erzherzoge von Oesterreich nur die Sprossen aus ebenbürtigen Ehen anerkennt und alle aus nicht ebenbürtigen Ehen entsprossenen Deszendenten der Mitglieder des Kaiserhauses von der Succession ausschließt. Daß dieses Hausgesetz nie das Licht der Welt erblickt hat, daß es als strenges Geheimniß unter Schloß, Riegel und Siegel verwahrt wird, daß es sonach nie mit allgemein verbindlicher Rechtskraft kundgemacht wurde, und daß somit die Oesterreicher eigentlich ohne Kenntniß eines der wichtigsten Verfassungsgesetze sind, welche sie zum mindesten in demselben Maße binden, wie die Mitglieder des Kaiserhauses, stört hier weiter niemanden. Man ist seit jeher in Oesterreich nicht sonderlich bedacht gewesen, derartige Fragen auf dem Wege des Verfassungsrechtes zu lösen, und es hat sich noch nie eine österreichische Regierung gefunden, welche in derartigen Angelegenheiten sich die Wahrung des Verfassungsrechtes zur Aufgabe gemacht hätte. Erzherzog Franz Ferdinand wird am nächsten Donnerstag eine eidliche Erklärung abgeben, deren Wirkung einerseits die Ausschließung seiner künftigen Gattin von den Ehrenrechten sein wird, welche der Kaiserin von Oesterreich und Königin von Ungarn gebühren, und welche andererseits für seine eventuelle Deszendenz aus der zu schließenden Ehe den Verzicht auf alle Rechte auf den Thron bedeuten wird. In Bezug auf Oesterreich wird diese Erklärung im Grunde genommen kein staatsrechtlicher Akt sein, sondern sie wird nur den Willen und das Gewissen des Erzherzogs binden, indem sie denselben verpflichten wird, sich an das Hausgesetz zu halten und in Zukunft von jeder Aenderung desselben Umgang zu nehmen.

Wesentlich anders steht die Sache in Ungarn. Das ungarische Recht kennt kein Fürstenrecht, es kennt keinen qualitativ differenzirten Hochadel, es kennt somit nicht den Begriff der Ebenbürtigkeit und der Unebenbürtigkeit und die Einrichtung der morganatischen Ehe ist in Ungarn nicht einmal gewohnheitsrechtlich anerkannt worden. Das ungarische öffentliche und Privatrecht hat zwar eine ganze Menge von Rechtsinstituten dem deutschen und dem langobardischen Lehenrecht entnommen, es hat aber alle Mitglieder der ungarischen Nation, welche gleichsam als Glieder der ungarischen Krone betrachtet wurden, als gleich und ebenbürtig behandelt. Die politische Nation bestand vor dem Jahre 1848 aus dem Adel. Hochadel und gemeiner Adel zählten gleichmäßig zu derselben. Als der Umfang der politischen Nation auf alle Staatsbürger erweitert wurde, gingen die Rechte, welche bis zum Jahre 1848 auf den niederen Adel beschränkt waren, auf sämmtliche Staatsbürger über und die unebenbürtige Geburt ist in Ungarn kein Hinderniß für das Connubium der Nichtadeligen mit Mitgliedern der Magnatenfamilien. Dazu kommt noch ein Weiteres. Die allgemein rechtsverbindliche Kraft des Hausgesetzes ist in Ungarn nie behauptet worden und sie könnte leicht ernstlich in Zweifel gezogen werden. Darum mußte man sich nach lang andauernden Verhandlungen entschließen, den Vorschlag des ungarischen Ministerpräsidenten Koloman von Szell, auf welchem dieser beharrte, anzunehmen und die Lösung der Frage im Wege der Gesetzgebung durchzuführen. Herr v. Szell wird im Herbste dieses Jahres dem ungarischen Reichstag einen Gesetzentwurf vorlegen, durch welchen die eidliche Erklärung, welche der Thronfolger am 28. Juni in der Wiener Hofburg vor dem Kaiser Franz Josef und den versammelten Agnaten des Hauses Oesterreich abgeben wird, inartikulirt, das heißt in das ungarische Landesgesetzbuch eingefügt werden soll. Diese Methode ist die in Ungarn übliche. Die ungarische Landesgesetzsammlung enthält die Inauguraldiplome, welche die Könige Ungarns vor ihrer Krönung den Ständen ausstellten, und die königlichen Eide, welche sie anläßlich ihrer Krönung ablegten. In den Adressen Franz Deaks aus den Jahren 1861 und 1865 war es eine Hauptforderung, daß die Thronverzichte des Königs Ferdinand und des Erzherzogs Franz Karl, welche der Thronbesteigung des Kaisers Franz Josef vorangingen, dem ungarischen Reichstage zur Gutheißung vorgelegt wurden. Und in der That hat das Inauguraldiplom vom Jahre 1867 die Unterbreitung dieser Urkunden angekündigt, und unmittelbar nach vollzogener Krönung hat der Reichstag nachträglich die erwähnten beiden Thronverzichte entgegengenommen, genehmigt und in Gesetzesform registrirt. Er hat bei diesem Anlaß auch konstitutiv die Verfügung ausgesprochen, daß in allen künftigen Fällen in gleicher Weise vorgegangen werden müsse, und daß die in Oesterreich vollzogenen Staatsakte in Ungarn nur dann Geltung haben, wenn hier der verfassungsmäßige Weg beschritten wird. Das durchschlagende Motiv für die Unterbreitung der eidlichen Erklärung des Thronfolgers an den ungarischen Reichstag ist aber die unbedingte Sicherstellung des materiellen Inhalts dieses Aktes gegen jedwede Anfechtung. Nach ungarischem Recht ist die Gemahlin des Königs Königin. Durch das von Koloman v. Szell zu unterbreitende Verzichtgesetz wird die künftige Gattin des Erzherzogs-Thronfolger seiner Zeit nicht Königin werden

und nicht, wie dies in Ungarn üblich ist, an der Seite ihres Gemahls mit der Hauskrone gekrönt werden. Es wird ferner durch diesen Akt ausdrücklich die aus der morganatischen Ehe eventuell entsprossene Deszendenz als zur Thronfolge nicht zugelassen erklärt werden, und diese in Gesetzesform kundzumachende Erklärung wird ebenso den künftigen Herrscher wie die ungarische Nation binden. Die Rechtslage wird also nach diesem Akte der Gesetzgebung in Ungarn eine ganz zweifellose sein.

Form, Wirksamkeit und Dauer dieses Gesetzes wird aber keine andere sein, als die jedes anderen Gesetzes. Es gibt kein Gesetz, das nicht durch ein neues Gesetz wieder aufgehoben werden könnte, und die Unverletzlichkeit der Agnatenrechte gegen die Wirkung der Gesetzgebung ist zwar erst vor kurzem von einem deutschen Publizisten behauptet worden, aber keineswegs aus durchschlagenden Argumenten. Schließlich war auch die pragmatische Sanktion Karl VI. die Durchbrechung eines früheren Hausgesetzes, des pactum mutuae successionis v. J. 1703 zu Gunsten der weiblichen Deszendenz Karl VI. an Stelle der weiblichen Deszendenz Josef I.

Wien, 26. Juni. **Austriacus.**

Chinesische Charakterzüge.

Das Verständniß chinesischer Verhältnisse ist in Europa nicht groß. Es ist außerordentlich schwer, in das Wesen dieses merkwürdigen alten Kulturvolks einzudringen, welches seine Bedränger, die ihm mit den bewährten Kulturmitteln der modernen Kriegskunst beizukommen suchen, für Barbaren hält und dabei mit einem so geringen Gemeinsinn ausgestattet ist, daß es trotz seiner hunderte Millionen von Einwohnern selbst einer zehnfach kleineren mongolischen Macht, wie Japan, keinen nachdrücklichen Widerstand entgegenzusetzen vermocht hat. Das Kaiserreich China wird gegenwärtig noch von der Rivalität der übrigen Mächte nothdürftig zusammengehalten, aber sein Zerfall scheint unaufhaltsam zu sein. Es vollzieht sich hier ein weltgeschichtlicher Prozeß, bei dem die Fragen nach Recht und Unrecht kaum noch in Betracht kommen und jede Weltmacht unseres Erdkörpers — bon gré, mal gré — sich genöthigt sieht, eine aktive Rolle zu spielen.

Unter solchen Umständen ist jede Darstellung des Charakters der chinesischen Bevölkerung willkommen, die von einem besonnenen Kenner des chinesischen Volkes herrührt. Wir möchten unsere Leser deshalb auf ein kürzlich auch in deutscher Uebersetzung veröffentlichtes Werk eines Amerikaners, Mr. Arthur H. Smith*), aufmerksam machen, der 22 Jahre hindurch Mitglied der amerikanischen Mission in China war und gerade dadurch, daß er sein Thema eng begrenzt hat und in seinem Urtheile sehr reservirt ist, den Eindruck eines zuverlässigen Berichterstatters hervorruft. Der deutsche Bearbeiter hat ebenfalls längere Zeit, und zwar als Kaufmann, in China gelebt, und gibt in Anmerkungen vielfach sein eigenes Urtheil, wo es abweicht, als Kontrole.

Man berichtet, daß Sir Robert Hart, der Generaldirektor des chinesischen Seezolldienstes, der, mit wenigen Unterbrechungen, länger als vier Jahrzehnte im „Reiche der Mitte" gelebt hat, die Aeußerung that: „China ist wirklich ein schwer zu verstehendes Land. Vor ein paar Jahren glaubte ich so weit gekommen zu sein, etwas von seinen Angelegenheiten zu wissen, und ich suchte meine Ansichten darüber zu Papier zu bringen; heute komme ich mir wieder wie ein vollkommener Neuling vor." Auch der Verfasser des vorliegenden Werkes weist auf die immer neuen Widersprüche hin, auf die er gestoßen sei, je länger er mit der bezopften Rasse verkehrt und je gründlicher er die Sitten des Landes erforscht zu haben glaubte. Er beschränkt sich deshalb darauf, eine Reihe ganz besonders hervorstechender Charakterzüge der Chinesen zur Darstellung zu bringen.

Die Hauptmaxime des chinesischen Lebens scheint darin zu bestehen: „Laß Dich biegen, aber laß es nicht zum Bruch kommen!" Ein chinesischer Gelehrter, der Kommentare zu alten Lehrsätzen verfaßte, räth unter anderem, daß man eine Bitte nie direkt abschlagen dürfe: „Im Gegentheil", so führt er aus, „gewähre sie anscheinend, wenn dies auch Deinen Absichten direkt widerspricht; vertröste von heute auf morgen, von morgen auf übermorgen, damit wirst Du das Gemüth des Bittenden beruhigen." Nach solchen Grundsätzen verfährt bekanntlich auch die chinesische Diplomatie; nur übersieht sie dabei, daß sie es bei den Verhandlungen mit ungeduldigen Fremden und nicht mit geduldigen Chinesen zu thun hat.

Das geduldige Ertragen von Leiden, wie es den Chinesen durchweg eigen ist, hat, neben dem Fehlen des Gemeinsinns, wahrscheinlich am meisten dazu beigetragen, die Chinesen bei internationalen Konflikten so widerstandsunfähig zu machen. „Ruhe werden wir nie haben." Mit diesen philosophischen Worten setzt sich der Chinese über die schlimmsten Leiden des Augenblicks hinweg. Große Distrikte des fruchtbaren Landes werden fortgesetzt von Dürren, Ueberschwemmungen und Hungersnöthen heimgesucht; das Mandarinenthum mit seinen fortwährenden Steuerbedrückungen lastet immerdar auf dem Volke; für die Entwicklung des Landes, selbst für das Wegewesen geschieht so gut wie nichts; gelegentlich gehen Millionen durch Hunger erbärmlich zu Grunde, und Ueberschwemmungen des Gelben Flusses zerstören tausende von Dörfern. In jedem anderen Lande der Welt würde daraufhin die Regierung schon um der Selbsterhaltung willen eingreifen müssen, um die schlimmsten Uebel zu heben; die geduldigen Chinesen aber nehmen die Schicksalsschläge in der Regel auf sich, ohne viel zu murren.

Mit diesem Talent zum geduldigen Ertragen von Leiden hängt auch das Fehlen dessen zusammen, was man bei uns Nerven nennt. Obgleich die Chinesen von einem unerhörten Fleiße sind, kennen sie keine eigentliche Ueberarbeitung. „Es scheint auf einen Chinesen gar keinen Eindruck zu machen, wie lange er z. B. in einer und derselben Stellung verharren muß; er schreibt den ganzen Tag ununterbrochen wie ein Automat; ist er Handwerker, so verharrt er vom frühesten Morgen bis spät in die Nacht auf einem und demselben Fleck, um entweder zu weben oder zu thun, was eben seine Arbeit ist; er setzt dies Tag für Tag gleichmäßig fort mit anscheinender Gefühllosigkeit gegen die Monotonie." Diese mangelnde Nervosität kommt auch darin zur Geltung, daß der Chinese überall schlafen kann. Keine Störung rührt ihn; mit einem Backstein als Kissen unter dem Kopf, ausgestreckt auf einem Lager von Reisstroh oder auf einfachem Lehmboden, schläft er den Schlaf des Gerechten; er braucht kein dunkles Schlafgemach, noch müssen die anderen stille sein. „Den Arbeitern", so schreibt unser Verfasser, „und vielen anderen kommt es beim Schlafen auf die Lage des Körpers gar nicht an. Man könnte in China Millionen von Leuten finden, die, quer über drei Schubkarren hingestreckt, mit herabhängendem Kopfe, offenem Munde, in dem noch eine Fliege Entdeckungsreisen macht, ganz gut und fest schlafen."

Dabei scheint die gelbe Rasse gar kein Bedürfniß für körperliche Bewegung zu haben. Der Chinese versteht die Fremden nicht, welche in ihrer freien Zeit spazieren gehen; noch viel unverständlicher ist es ihm, wie Jemand beim Rennen seinen Hals riskiren mag oder wie Leute, die es doch nicht nöthig haben, beim Tennisspiel stundenlang in der Sonne herumspringen. Ein Lehrer in Canton fragte einmal einen Diener: „Wie viel bekommt denn Deine

*) Chinesische Charakterzüge von Arthur H. Smith. Deutsch frei bearbeitet von F. C. Dürbig. Würzburg. A. Stuber's Verlag (C. Kabitzsch) 1900.

Herrin dafür bezahlt, daß sie so herumsaust?“ Die Antwort: „Nichts!“ wollte er nicht glauben.

Das Fehlen der Nerven macht sich auch dadurch bemerkbar, daß der Chinese gegen Gestank völlig unempfindlich zu sein scheint. Ueber die Unreinlichkeit der Chinesen sind alle fremden Beobachter einig. Während in Japan das Baden in heißem Wasser zu den nothwendigsten Lebensbedürfnissen gehört, gehört es in China zu den größten Seltenheiten. Der Gestank genirt den Chinesen nicht, und deshalb schrickt er auch nicht vor ekelerregenden Speisen zurück. Seine Frugalität und Sparsamkeit sind so groß und seine Verdauung so vollkommen, daß er selbst Speisen genießt, die ein Europäer nie verzehren würde und wenn er dem Hungertode nahe wäre. Kranke Thiere werden in China massenhaft verspeist, und die Voraussetzungen für ein Fleischbeschaugesetz sind in gar keiner Weise vorhanden.

Der Fleiß des Chinesen ist sprichwörtlich und findet sich in allen Ständen wieder. Der Verfasser des vorliegenden Werkes macht in dieser Beziehung einige interessante Mittheilungen über das höchst entwickelte Examenwesen in China. Jeder Chinese, der einen gelehrten Beruf ergreift, muß immer neue Examina machen; die Prüfungshallen, sowohl für die niedrigsten als auch für die höheren Grade, sind dauernd überfüllt. Nach einer Nachricht der „Peking Gazette“, dem chinesischen „Reichsanzeiger“, berichtete ein Generalgouverneur im Frühjahr 1889, daß an den Herbstprüfungen des vorhergegangenen Jahres in Foochow 9 Kandidaten über 80 Jahre und 2 über 90 Jahre alt theilnahmen, die sich allen Anforderungen unterzogen, deren Arbeiten gut und mit fester, deutlicher Hand geschrieben waren. Der Gouverneur von Honan berichtete ebenfalls von 13 Kandidaten über 80 und einem über 90 Jahre, welche die ganze neuntägige Feuerprobe bestanden, deren Arbeiten vorzüglich waren, im Stil nicht die Spur von Altersschwäche zeigten. Dieser ausdauernde Fleiß der Gelehrten kehrt in allen Berufszweigen wieder: die Goldschmiede Canton's, die Staniolarbeiter Foochow's, die Holzschnitzer Ningpo's, die Arbeiter in den Reisfeldern Shanghai's, die zahllosen Baumwollenreiniger, — alle arbeiten bis spät in die Nacht hinein und beginnen am frühesten Morgen. Die zäheste Lebenskraft steckt in diesem geduldigen Volke, das keine Ermüdung und keinen Ruhetag in der Woche kennt. Der konservative Sinn des Volkes klebt an alten Arbeitsmethoden, so daß die Produktivität dieser rastlosen Arbeit nur gering ist; aber welch' ein gefährlicher wirthschaftlicher Konkurrent würde der Chinese sein, wenn sein unermüdlicher Fleiß in den Dienst einer modernen Produktionsweise gestellt werden könnte!

Nicht ganz einig sind die Kenner Chinas über die Ehrlichkeit der Chinesen im geschäftlichen Leben. Zur Aufrichtigkeit wird der Chinese sicherlich nicht erzogen. Die umständliche chinesische Höflichkeit läuft im Wesentlichen darauf hinaus, Gefühle zur Schau zu tragen, die man nicht besitzt. Das geht soweit, daß Jemand in China durchaus gegen den guten Ton verstößt, wenn er beim Tode eines lieben Anverwandten keine frähliche Miene zeigt. Was aber die geschäftliche Ehrlichkeit anlangt, so gibt es Fremde, die speziell dem chinesischen Kaufmann ein außerordentlich günstiges Zeugniß ausstellen. Als Mr. Cameron, der Direktor der Hongkong-Shanghai-Bank, sich vor einigen Jahren in Shanghai verabschiedete, äußerte er in seiner Abschiedsrede, er kenne kein Volk auf Erden, dem er mehr trauen würde, als dem chinesischen Kaufmann und Bankier. „Unsere Bank — so fügte er wörtlich hinzu — hat in den letzten 25 Jahren in Shanghai ein enormes Geschäft mit den Chinesen gemacht, ohne je einen Wortbrüchigen gefunden zu haben.“ Mr. Smith, der Verfasser unseres Buches, unterschreibt dieses Urtheil übrigens keineswegs.

Schließlich noch einige Bemerkungen über die Religiosität des Chinesen. Der Chinese ist alles andere eher, als ein religiöser Fanatiker. Confuzius lehrte: „Verehre die Götter, aber halte dich in respektvoller Entfernung von ihnen“. Dieser Lehre glaubt die jetzt lebende Generation durch respektvolle Vernachlässigung ihrer Götter am besten nachzukommen. In den religiösen Gebräuchen steckt viel Zeremoniell, aber wenig religiöse Ernsthaftigkeit. Nach Mr. Smith argumentirt der Chinese von heute im Allgemeinen etwa wie folgt: Auf alle Fälle ist es besser, zu glauben, daß Götter existiren. Gibt es keine, dann hat man sich allerdings umsonst Gedanken gemacht; gibt es aber welche, so werden sie doch sicher durch das Anbeten milde gestimmt und durch totales Vernachlässigen ärgerlich und rachsüchtig. Man zieht also vor, lieber ein bischen fromm zu sein, um auf alle Fälle sicher zu gehen. Dieser utilitarische Standpunkt steckt dem Chinesen überhaupt im Blute. Unser Verfasser konstatirt als Missionar mit besonderem Schmerz, daß in China Polytheismus und Atheismus friedlich in den Gemüthern der Gelehrten beisammen wohnen. „Auf den Kaiser von China aber“, so meint er, „treffe der Ausspruch zu, daß er zu gleicher Zeit als Hoher Priester, Atheist und als ein Gott erscheine.“

Was wird aus diesem eigenthümlichen Volke werden, wenn es erst einmal von den Kräften des Dampfes und der Elektrizität zu profitiren gelernt hat; wenn an die Stelle der verfallenen wenigen Wege Eisenbahnen durch das gewaltige Reich gehen, regelmäßige Posten und Telegraphen eingerichtet sind, die Wasserstraßen einer regulirenden Hand unterworfen und das Währungssystem aus seiner Verwahrlosung herausgerissen sein wird?! Können Krupp'sche Kanonen und die rücksichtslose Energie der „weißen Teufel“ einen Umschwung herbeiführen, der in einem umgewandelten chinesischen Volkscharakter eine Stütze findet? Das sind Fragen, auf die nur die zukünftige Erfahrung eine Antwort geben kann. Jedenfalls handelt es sich hier um eine gewaltige Aufgabe dessen, was wir zivilisatorische Kraft nennen.

Ferdinand Svendsen.

Das Revolutionsgericht.

(Schluß.)

Wie weit lag jener 14. Juli zurück, an dem die Erstürmung der Bastille den Anbeginn eines besseren Weltalters zu versprechen schien! Statt der einen Zwingburg gab es jetzt neununddreißig Gefängnisse in Paris; und die Zahl derer, die im Namen der Freiheit eingesperrt waren, belief sich im Januar 1794 auf 5092, im Februar auf 5440. Das Tribunal konnte seine Aufgabe nicht mehr bewältigen. Schon früher hatte man den Henkersknechten eine Zulage bewilligen müssen. Später beklagte sich der Scharfrichter Sanson, daß er nicht auf seine Kosten komme. Man warf ihm zwanzigtausend Francs Entschädigung aus. Die Räume, in denen verhandelt wurde, erwiesen sich nachgerade als zu klein. Der Staatsanwalt und seine Stellvertreter genügten nicht mehr, um die Anklageschriften zu verfassen.

„Die Prozesse häufen sich dermaßen, daß trotz des Eifers der Mitglieder des Gerichtes es schwierig und selbst unmöglich wird, die überwiesenen Verschwörer mit dem Schwert des Gesetzes so zu treffen, wie alle guten und wahren Republikaner es wünschen und wünschen müssen.“

Die Schreckenswirthschaft war jetzt so hoch gestiegen, daß selbst innerhalb der revolutionären Partei ein Rückschlag sich fühlbar machte, daß man sich sträubte und einlenken wollte. Der Ruf nach einem comité de clémence ward laut. Camille Desmoulins war es, der ihn erhob. Camille Desmoulins, der einstmals im Garten des Palais Royal auf einen Tisch sprang und das Volk mit wüthenden Reden aufstachelte, wendete sich jetzt im Vieux Cordelier gegen Robespierre und seine gleißnerische, bluttriefende Politik. „Nur die ungeschickten Despoten“, höhnte er, „bedienen sich der Bajonette: die Kunst der Tyrannei besteht

darin, mit Hilfe der Richter ganz das nämliche zu erreichen." Und in römischer Einkleidung schrieb er eine düstere Parodie der französischen Zustände.

„Anti-Revolutionsverbrechen, daß Libon Drusus bei Wahrsagern angefragt hatte, ob er nicht eines Tages große Reichthümer besitzen werde. Anti-Revolutionsverbrechen, daß der Journalist Cremutius Cordus den Brutus und Cassius die letzten Römer genannt hatte. Anti-Revolutionsverbrechen, daß ein Nachkomme des Cassius zu Hause ein Bild seines Urgroßvaters hatte. Anti-Revolutionsverbrechen, daß Mamercus Scaurus ein Trauerspiel verfaßt hatte, in dem der und der Vers doppeldeutig sein konnte . . . ."

Auch Danton gehörte nunmehr zu den Gemäßigten. Danton, der pro Tag „einen Aristokratenkopf" verlangt hatte, spürte jetzt etwas, das wie elegische Anwandlung über ihn kam. Er hatte sich jung verheirathet, mit einem Mädchen, das sechzehn Jahre alt war, und zog sich gern vom Drang der Geschäfte zurück. „Er hätte so sehr gewünscht, dem Wirbel entfliehen zu können; aber wie war das möglich, nachdem er eine solche Rolle gespielt hatte!" Der Muth, mit dem er die Opfer zum Tode ziehen sah, hatte seine eigene Zuversicht erschüttert. „Wenn man lachend zum Strafgericht schreite, sei es Zeit, die Sichel des Todes zu zerbrechen." Schließlich mußte er sich fragen, was bei all dem Umsturz gewonnen war. „Die europäischen Mächte haben übersehen, daß die Revolution einem großen Prozesse gleicht, der den Gewinnenden oft nicht bereichert und den völligen Ruin des Verlierenden herbeiführt."

Auf dem anderen Flügel aber stand die Gruppe der „enragés", denen nimmer genug geschehen konnte. Ihr Führer war Hébert, ehedem Kontroleur am Theater der Variétés, von wo man ihn wegen Diebstahls weggejagt hatte. Jetzt redigirte er ein Volksblatt, den „père Duchesne". Zu dieser Gesellschaft, die sich im Klub der Cordeliers zusammenfand, gehörte ferner ein Deutscher, der tolle Schwärmer Anacharsis Cloots. Er und seinesgleichen hatten eben in Notre-Dame den Kultus der Vernunft inthronisirt.

Wie es mit dieser „Vernunft" in politischen Dingen bestellt war, konnte man sehen, als ein Mitglied des Vereins den Antrag stellte: „für einen bestimmten Tag ein Bürgerfest anzusetzen; daß das ganze Volk, daß alle Patrioten dazu berufen werden sollten; daß der Zug die Straßen durchziehen sollte, voran ein schwarzes Banner, hinterdrein die energischesten Bürger der Gesellschaft, und sobald er vor dem Hause eines Aristokraten angelangt sei, sollte die schwarze Fahne dort aufgepflanzt werden, man sollte die Verschwörer ergreifen und die Republik von ihnen befreien." Also der Mord in feierlicher Prozession.

Zwischen Beiden, zwischen den Abgekühlten und den Energumenen, hielt die Partei des Wohlfahrtsausschusses lauernd in der Mitte. Ihr Ziel war klar: sie mußte die zur Rechten, wie die zur Linken abthun und allein übrig bleiben. Die Tyrannei zog immer engere Kreise.

Wie gewöhnlich, halfen die Gemäßigten wieder das Messer wetzen, indem sie Hébert und seine Genossen angriffen. Während dessen wirkte der Schleicher Robespierre im Stillen. Er hatte nicht umsonst die Polizei zu seiner Verfügung. Ueberall tauchten plötzlich Gerüchte auf, daß Hébert, der als Schlemmer bekannt war, nun auch als Aufkäufer entlarvt worden sei. Das Gerede verbreitete sich, „ein Polizeikommissar habe bei ihm an hundert Pfund Eingepökeltes gefunden". Und dieses Argument schlug durch, es war gar zu gut auf den politischen Verstand der Menge berechnet. Der Angeschuldigte fühlte den Boden unter den Füßen wanken. Die Cordeliers sahen sich bedroht: sie verhüllten die Tafel der Menschenrechte mit schwarzem Flor und schienen entschlossen, der kommenden Gefahr durch den Angriff zu begegnen. Sie sprachen von Aufstand, von „heiliger Insurrektion". Die Jakobiner waren zu rasch vorgegangen. Für den Augenblick thaten sie einen Schritt zurück. Man spielte Versöhnungskomödie; doch ehe eine Woche vergangen, waren Hébert und sein Anhang verhaftet worden. Drei Tage währte die Verhandlung vor Gericht. Dann stiegen sie, ihrer neunzehn, auf das Blutgerüst.

Die Enthüllungen über Hébert's angebliche Verrätherei hatten die Pariser Bevölkerung tief erregt. Bei ihrer politischen Charakterlosigkeit ging sie von unbegrenzter Bewunderung gleich zu maßlosem Mißtrauen über. Sie verleugnete oder sie beargwöhnte wenigstens ihre Idole von gestern. Selbst die Kommune schien nicht mehr über allen Verdacht erhaben; selbst an Marat im Pantheon wurden Zweifel laut. Die Polizei konnte berichten:

„In den Cafés, bei den Restaurateuren und selbst auf der Straße im Gespräch verbreitet man, daß Marat kein so guter Patriot war, als das Volk geglaubt hat und noch glaubt; daß man entdeckt habe, er sei in diese letzte Verschwörung verwickelt; daß seine Frau sogar verhaftet wäre.

Die Stimmung, welcher die Machthaber sich gegenüber befanden, war kritisch. Die Menge stutzte, rathlos, unsicher. Wer jetzt den Augenblick ergriff, konnte die Situation entscheiden. Robespierre griff zu. In der Nacht vom dreißigsten auf den einunddreißigsten März ließ er Danton, Desmoulins und verschiedene andere festnehmen.

Es war ein Staatsstreich, vor dem der Konvent am nächsten Morgen beinah verstummte. Nur ein Deputirter, der Metzger Legendre, meldete sich zum Wort.

„Bürger, vier Mitglieder dieser Versammlung sind seit dieser Nacht verhaftet. Ich weiß, daß Danton einer von ihnen ist. Ich kenne die Namen der anderen nicht. Was gehen die Namen uns an, wenn sie schuldig sind? Aber, Bürger, ich komme, um zu verlangen, daß die verhafteten Mitglieder (hier) vor die Schranke geführt werden, wo Ihr sie anhören werdet und wo sie von Euch angeklagt oder freigesprochen werden sollen. . . . Ich verlange, ... daß, bevor Ihr irgend einen Bericht anhört, die Gefangenen vorgeladen und gehört werden."

So bedingte es die Verfassung der Kammer. Aber Danton, der Mann der dröhnenden, vulgären Beredsamkeit, durfte nicht sprechen; sonst war Robespierre verloren. Sein Plan und seine Existenz standen auf dem Spiel; er stürzte zur Tribüne. Legendre, rief er, kennt nicht die Namen derer, die in Gewahrsam sind? Alle Welt kennt sie. Sein Freund Lacroix ist darunter. — Das war der erste Hieb, eine Vermahnung an den vorlauten Tadler. — Danton, will man ferner, soll sich hier vor uns verantworten? Hat er neulich nicht selbst dafür gestimmt, daß verschiedene Abgeordnete ohne Weiteres ins Gefängniß gebracht wurden? Darf er jetzt mit besonderem Maße gemessen werden? — Also im Namen der Gerechtigkeit und Gleichheit eine neue Ungesetzlichkeit! — Und die perfide Dialektik spann ihre Maschen immer dichter, lockte alle ins Garn. Robespierre war der Mann, der seine persönliche Sicherheit opferte, um „die Reinheit der Prinzipien zu vertheidigen". Er war ein Gefühlsmensch, der sein Rächeramt nur um der Tugend willen ausübte. Er bedeutete der Versammlung, daß gewöhnliche Seelen und Schuldige sich wohl von kleinlichen Aengsten bestimmen lassen; „aber wenn es gewöhnliche Seelen gibt, gibt es doch auch heroische in dieser Versammlung, da sie ja die Geschicke der Erde lenkt und die Faktionen vernichtet." — Wer hatte danach noch den Muth, nicht zu den „heroischen Seelen" zu gehören? — Eines blieb jedoch bedenklich. Mußten die Anwesenden nicht nachgerade auch für ihr eigenes Leben fürchten? O nein, beschwichtigte sie Robespierre.

„Die Zahl der Schuldigen ist nicht so groß. . . . . Es zeigt sich, daß die öffentliche Meinung, daß der Nationalkonvent direkt auf die Parteiführer losgehen, und daß sie nur mit Unterscheidung treffen." —

Es war demnach nichts zu besorgen; höchstens wenn man gegen den Diktator stimmte. Die Kammer erklärte sich für ihn.

Saint Just verlas alsdann die Anklagerede. Es war der dreisteste Unsinn, den man sich denken mag.

„Ich denunzire Euch die letzten Parteigänger des Königthums, diejenigen, welche seit fünf Jahren den Faktionen gedient haben und der Freiheit nur gefolgt sind, wie ein Tiger seiner Beute folgt. . . . . . . Danton, Du wirst der unentrinnbaren, unbeugsamen Justiz Rede stehen. Betrachten wir Deine frühere Haltung, und zeigen wir, daß Du, der Mitschuldige an allen Attentaten, immer der Partei der Freiheit entgegen warst und mit Mirabeau und Dumouriez, mit Hébert, mit Hérault-Séchelles konspirirtest. . . . Danton, Du hast der Tyrannei gedient. . . . .“

Der Konvent machte sich zum willenlosen Werkzeug in der Hand des Wohlfahrtsausschusses, als er auf solchen Bericht hin Danton nebst seinen Mitgefangenen in Anklagezustand versetzte.

Eine Verurtheilung zu erwirken, war jedoch noch immer nicht leicht. Es bedurfte der verbrecherischesten Schliche, um mit diesem Handel aufzuräumen. Zunächst versuchte man möglichst trübes Licht auf die Angeklagten zu konzentriren. Gegen einige andere Abgeordnete schwebte seit November 1793 ein Verfahren wegen Betruges. Es waren Leute, die man, um sie kurz zu charakterisiren, im Jargon der dritten Republik als „Panamisten“ bezeichnen könnte; Leute, die ihr Mandat schamlos gemißbraucht hatten. Der bekannte Komödiendichter und Deputirte Fabre d'Eglantine war insofern in die Angelegenheit verwickelt, als man ihm gegenüber eine Urkundenfälschung begangen hatte. Aus den vorhandenen Stücken läßt sich das noch heute mit Sicherheit feststellen. Aber das Revolutionstribunal wollte diese Thatsache einfach nicht sehen, verweigerte die Vorlegung der betreffenden Papiere und behandelte Fabre als erklärten Betrüger. Weshalb? Weil er zur Gruppe der Dantonisten gehörte und man auf diesen äußerlichen Zusammenhang hin das politische und das gemeine Vergehen in einen Prozeß „amalgamiren“ wollte. Ein Kunstgriff, bewunderungswürdig, wenn er nicht niederträchtig gewesen wäre! Die angeblichen Verräther nahmen mit den Verbrechern auf derselben Bank Platz. Das Odium, welches auf diesen lastete, sollte auch auf jene hinüberspielen. Das Volk sollte sich gewöhnen, sie in einem Athem zu nennen. — Aber trotz alledem nahm die Debatte noch nicht die richtige Wendung. Danton verlangte, mit seinen Anklägern aus dem Konvente konfrontirt zu werden.

„Die Feiglinge, welche mich verleumden, würden sie es wagen, mir ins Angesicht zu sprechen? Sie sollen sich zeigen, und ich werde sie selbst bald mit dem Schimpf, der Schande bedecken, die sie kennzeichnen. Ich habe gesagt und wiederhole es: mein Domizil ist bald im Nichts, und mein Name ist im Pantheon! . . . Mein Kopf ist da: er steht für alles! Mein Leben ist mir zur Last, ich möchte es bald loswerden.“

Darauf der Vorsitzende im Tone heuchlerischer Gelassenheit:

„Danton, die Dreistigkeit ist das Kennzeichen des Lasters und die Ruhe dasjenige der Unschuld; ohne Zweifel, die Vertheidigung ist berechtigt und legitim, aber nur eine Vertheidigung, die sich in den Grenzen der Wohlanständigkeit und der Mäßigung zu halten versteht, die alles zu respektiren versteht, selbst die Ankläger.“

Man begreift, daß dieser schale Spott die Opfer nur reizen mußte. Lacroix bestand gebieterisch darauf, seine Zeugen laden zu dürfen. Fouquier-Tinville erklärte, er wolle darüber die Meinung der Kammer einholen. Der Brief, welchen er schrieb, fing an mit den Worten:

„Bürger, Repräsentanten, ein furchtbarer Sturm grollt, seitdem die Sitzung begonnen hat; die Angeklagten verlangen, wie Tobsüchtige, die Vernehmung der Entlastungszeugen. . . . . Trotz der Festigkeit des Vorsitzenden und des ganzen Gerichtes, stören ihre wiederholten Beschwerden die Sitzung. . . . .“

Mit diesem Schreiben in der Hand, stieg Saint-Just auf die Tribüne. Er hütete sich, es vorzulesen. Er sprach nur von einer großen Gefahr, der die Freiheit entgangen, von dem Aufruhr der Verbrecher, von dem Komplotte, das entdeckt sei.

„Der Tag des Ruhmes ist da, der Tag, wo der römische Senat gegen Catilina kämpfte; der Tag ist da, für immer die öffentliche Freiheit zu konsolidiren.“

Die neuen Römer drekretirten darauf:

„daß jeder wegen Verschwörung Angeklagte, welcher Widerstand leistet oder die nationale Justiz beleidigt, sogleich von den Verhandlungen ausgeschlossen werde — sera mis hors des débats sur-le-champ.“

Als nun die Opfer in der nächsten Sitzung wieder mit ihrem Verlangen hervortraten und sich nicht gutwillig ihrer Rechte begeben wollten, ließ man sie kraft des Gesetzes sofort abführen. Nach revolutionärer Auffassung war der Prozeß damit rechtens und in aller Form entschieden.

Was würde nun geschehen, nachdem auch diese Rivalen beseitigt waren? Die Antwort schien gegeben, als Saint-Just mit einem neuen Bericht auftrat und „eine strenge Polizei“ forderte — vermuthlich weil die bisherige zu nachsichtig gewesen. Der Konvent organisirte jetzt im ganzen Lande Bürgerausschüsse, welche über die innere Sicherheit wachen sollten. Bald danach sprach auch Billaud-Varenne zur Lage. Es sei Zeit „endlich die Grundlagen des Systemes festzulegen, welches unsere Politik regeln muß. Zu lange sind wir aufs Gerathewohl marschirt. Wer weder ein bestimmtes System noch einen vorgezeichneten Plan hat, wird zum Spielzeug der Ereignisse“. — Das Volk müsse „wiedergeboren werden“, so sei es in Vorurtheilen verderbt. . . .

„Die Revolutionen sind ein politischer Kriegszustand zwischen einer zum äußersten getriebenen Nation und den Zwingherrn, welche sie bedrückt haben. Diese in ihrer Wuth sinnen nur auf Mord und Verwüstung. . . . Diese vorbedachte Hinmordung des Gemeinwesens kann man nur durch den Tod der Verschwörer abwehren; man tödtet den Mörder, um nicht selbst unter seinen Streichen zu fallen. . . . . Die Führer zweier gleich mächtiger Verschwörungen treffen, hieß den Untergang der Menschen hindern, welche sie sonst verführt hätten, hieß das Volk und seine Vertreter vor dem Blutbade bewahren.“

Man sieht, der Schrecken war demnach mehr oder minder noch ein Regiment fürsorglicher Milde. Aus seinen Segnungen sollte ein Frankreich erblühen, wo „die Gerechtigkeit und die Tugend an der Tagesordnung“ wären, „die Reinheit des Herzens“, der Sieg des Bürgersinnes und der „Empfindsamkeit“. Der Konvent trieb offenbar schon diesen friedlichen Gestaden entgegen, als er beschloß: er werde „der demokratischen Republik zum Triumph verhelfen und alle ihre Feinde erbarmungslos strafen“.

Das Tribunal urtheilte längst nicht mehr, es massakrirte. Weil Verdun sich den Preußen ergeben hatte, wurden fünfunddreißig Einwohner, darunter Frauen und junge Mädchen, zum Tode verurtheilt. — Der Parlamentsrath Guy-Marie Sallier sollte wegen eines Briefes belangt werden, aber man vergriff sich und führte den Vater Henri Sallier vor. Was man that, um den Irrthum wieder auszugleichen? Man änderte den Vornamen in der Anklageschrift und schickte ruhig den Alten aufs Schaffot. — Am 9. April ein „Schub“ von dreiunddreißig Personen, darunter eine Dame, welcher der Ankläger vorwarf: „die Vallière glaubte so bestimmt an die Gegenrevolution, daß sie sorgfältig alle Abzeichen des Adels und der Feudalität aufbewahrt hatte“. Ein Koch Martin, der in England Stellung gehabt hatte, entlassen worden und nun zurückgekehrt war, wurde als „Emigrant“ behandelt. — Und immer neue Massen: Achtzehn, Fünfundzwanzig, Zweiundzwanzig, Siebenundzwanzig, die auf einmal in den Blutkarren stiegen. Als die Guillotine, die zuerst auf dem Carrousel-, dann auf dem heutigen Eintrachtsplatze gestanden hatte, im Mai oder Juni nach dem Bastilleplatz verlegt wurde, hatte sie 1254 Menschen hinweggerafft.

Und Robespierre überschlug sich schier in seinem Wahnsinn. „Wir schwören“, rief er, „bei den Dolchen, die geröthet sind vom Blute der Revolutionsmärtyrer, alle Verbrecher bis auf den letzten zu vertilgen. . . . .“ Anéantir,

vernichten, war jetzt das Losungswort. Es konnte nicht rasch genug gehn. Die Formen, an welche das Gerichtsverfahren gebunden gewesen, galten nur noch als Fesseln. Zunächst beseitigte man einmal die Vertheidiger. Die verfolgte Unschuld fand an den „patriotischen Geschworenen“ ihre berufenen Anwälte, und das Laster brauchte keine. Noch einen Schritt weiter, und man hob alle Formalitäten, alle Garantien auf; der „gesunde Menschenverstand“ sollte fürderhin die einzige Norm abgeben. Das war am 22. Prairial, am 10. Juni 1794.

Was nun folgt, spottet jeder Beschreibung. Das Tribunal steuerte völlig anarchischen Zuständen entgegen. Die Urtheile wurden zum voraus unterfertigt, die Namen hinterdrein nach Bedarf eingeschoben. Es kam vor, daß jemand hingerichtet wurde, ohne auf der Anklageliste gestanden zu haben. Die Karren hielten schon draußen, ehe noch das Verdikt ergangen war. Ein Unglücklicher Namens Perès, der als Zeuge erschienen, ward in der Eile mit hingerichtet. Eine Frau von Feuquière, des Aufruhrs verdächtigt, wollte Beweise ihrer Unschuld beibringen. Man ließ die Papiere holen und köpfte inzwischen die Dame. Drei Bretagner wurden gar nicht vernommen, weil man ihren Dialekt nicht verstand und gerade kein Dolmetscher da war. Ueberhaupt fanden keine Berathungen mehr statt. Ein Kanzleibeamter sagte darüber später vor Gericht aus:

„Ich habe sechs Wochen lang öffentlich an diesem Tribunale morden sehen. Will man den Beweis dafür haben, so gebe man den Geschworenen zum Berathungszimmer den Raum der Kanzlei, welcher alle Kartons enthält; dort möge einer von ihnen mit verbundenen Augen den ersten besten Karton nehmen. Er wird darin zwanzig oder dreißig Aktenbündel finden, die nach halbstündiger Berathung der Geschworenen vierzig oder fünfzig Personen zum Tode befördert haben. Sie werden da sehen, daß, allein um die Namen der Angeklagten zu verlesen, es mehr als einer halben Stunde bedurft hätte, und um die Beweisstücke zu verlesen, oft mehrerer Tage. Ich sagte, man nehme den ersten Karton, und findet man darin nicht Beweise für Verbrechen, wie sie bislang niemals die Erde besudelt haben, so will ich . . auf die Anklagebank steigen.“

In neunundvierzig Tagen verschlang die Guillotine jetzt mehr Opfer, als vordem in dreizehn Monaten.

Man betrieb Massenmord; man schlachtete die Gefängnisse aus unter dem Vorwande, daß sich dort Verschwörungen angezettelt hätten. Einmal wollte man Hundertsiebenundfünfzig zugleich umbringen. Das Urtheil war schon ausgestellt, es existirt heute noch. Im letzten Moment aber besann man sich eines andern und theilte diese Schaar der Verdammten in drei Gruppen ein. — Am 27. Juli gingen nochmals Fünfundvierzig den Todesgang. Schon tobte der Aufruhr im Faubourg St. Antoine, das Volk war es satt geworden und widersetzte sich den Metzeleien. Mit dem Säbel in der Faust mußte der Revolutionsgeneral Henriot dem Zuge einen Weg zur Richtstätte bahnen. Tags darauf, am 28. Juli, fiel Robespierre mit einundzwanzig seiner Schergen durch Henkershand.

Etwa ein Jahr lang hatte der entsetzliche Mann unumschränkt geherrscht, und nur am Uebermaß seiner Missethaten war er zu Grunde gegangen. Wie erklärt es sich, daß eine ganze Nation ihn zunächst gewähren ließ? Nur so, wie auch heute noch manche Spott- und Zerrgeburt auf der öffentlichen Bühne Frankreichs sich erklären läßt — aus der politischen Unfähigkeit der Bevölkerung. Wenn im Bürgerthume irgend welche reifere Einsicht und eine höhere Begabung für die Beurtheilung des Gemeinwesens lebte, konnte diese gefährliche Karrikatur eines Staatsmannes gar nicht aufkommen. Aber die Folge hat gelehrt, daß drüben jenseits der Vogesen sich Zustände entwickeln und Personen behaupten, die anderwärts völlig unmöglich sind. Die öde Talentlosigkeit, welche zu gewaltsamen Mitteln greift, kehrt dort immer wieder. Das ist die Nutzanwendung, wie wir sie von der älteren auf die neuere, oder von der neuen auf die ältere Geschichte machen.

G. Ransohoff.

R. v. Liliencron und die Allgemeine Deutsche Biographie.

Nicht mit Unrecht klagt man häufig, daß in Deutschland jetzt viel zu viel gefeiert werde. Tag für Tag wird geflaggt, bekränzt und getoastet; wir haben bald so viel außerordentliche Festtage wie der katholische Kalender im Königreich Neapel regelmäßige. Aber während für den offiziellen Kalender der Rothstift in Centnerladungen verbraucht wird, schlüpfen Gedenktage höherer Art unbemerkt im Dunkel durch. In Frankreich wäre die Entdeckung der ersten Fassung eines weltberühmten Meisterwerks ein Ereigniß für die gebildete Welt gewesen; das Volk der Dichter und Denker überließ die Freude über den „Urfaust“ der engeren Gemeinde. Als die große Sammlung, die W. v. Biedermann mit hingebendem Eifer zusammengebracht hat, Goethe's Gespräche der Nation wie eine neue Gabe darbrachte, hat man sich um die unschätzbare Möglichkeit, den größten Weisen der Neuzeit wie einen Gast in unserem Zimmer sprechen zu hören, so wenig bekümmert, daß jedes Interview mit Li-Hung-Tschang mehr Aufsehen gemacht hätte. Und die letzten Monate haben die Vollendung eines monumentalen Werkes von nationaler Bedeutung gebracht, ohne daß mehr als in ein paar gelegentlichen Zeitungsnotizen davon die Rede gewesen wäre. Dem hochverdienten Leiter des Unternehmens haben wohl seine Mitarbeiter ihren gemeinschaftlichen Dank ausgesprochen; aber das große Publikum wird wohl noch ein paar Jahrzehnte vergehen lassen, ehe es eine verspätete Anerkennung an der Zeit findet.

Mit Recht rühmen sich die Deutschen, das Volk der Individualisten zu sein. Nirgends steht die starke oder auch nur merkwürdige Persönlichkeit so hoch im Ansehen. Andere Nationen fassen ihre großen Erinnerungen in Kalenderdaten zusammen: der Tag der Unabhängigkeitserklärung oder des Schwurs im Ballspielhaus, des „statuto“ oder der Pulververschwörung wird ihnen zum Gefäß nationaler Empfindungen. Bei uns verschwinden die großen Tage vor den großen Menschen. Was war das Jubiläum von Sedan neben Kaiser Wilhelms hundertstem Geburtstag? es blieb steif und gemacht wie einst die Säkulartage der Reformation, während Schiller's Jubeltag ein nationaler Augenblick des Glücks wurde.

So sind wir denn auch an bedeutenden und interessanten Männern so reich wie vielleicht keine zweite Nation. Einzelne Perioden wie die Reformationszeit (die freilich von der italienischen Renaissance darin noch weit übertroffen wird) oder die Blüthezeit des deutschen Humanismus von Lessing bis zur Romantik haben geradezu einen embarras de richesse hervorgebracht. So viel interessante Charakterköpfe konnte die nationale Erinnerung nicht bewahren; die Großen verdrängten die Kleinen. Dabei blieb aber doch immer die Zahl derer nicht gering, die gerade an den vielen merkwürdigen Deutschen zweiten Ranges lebhaft Antheil nahmen. Aber es war schwer, zu diesen zu gelangen. Versprengt lagen hier und da Nachrichten, Urtheile, Anspielungen umher; zunächst war man auf beinahe zufällige Auskunft angewiesen.

Da war es ein genialer und glücklicher Gedanke der von König Maximilian II. mit so ungewöhnlichem Erfolg ins Leben gerufenen Historischen Kommission in München, daß sie 1869 den Plan einer Allgemeinen Deutschen Biographie aufstellte. Die beiden Großmeister der protestantischen und katholischen Geschichtsforschung, Leopold v. Ranke und J. J. Döllinger, fanden sich in dem Entwurf zusammen. Eine große Halle sollte errichtet werden, in der man, gleichsam wie in Versailles „à toutes les gloires de la France“, allen Berühmtheiten Deutschlands Denkmäler aufstellen wollte, bald überlebensgroße Statuen, bald kleine Reliefs, immer aber mit deutlich lesbarer Inschrift und zur Orientirung genügender Nachricht. Und zum Leiter dieses großen

Bauwerks bestellte man mit glücklicher Wahl Rochus v. Liliencron.

Dieser Schatzmeister unserer nationalen Erinnerungen, der Archivar des deutschen Volkes, ist am 6 Dezember 1820 in Plön geboren — in dem kleinen malerischen Städtchen in Schleswig-Holstein, das in neuerer Zeit durch die von den kaiserlichen Prinzen besuchte Kadettenanstalt wieder häufiger genannt worden ist. Von seinen Lebensschicksalen hat bei Gelegenheit des 75. Geburtstages Alfred Biese in den „Biographischen Blättern" ein Bild entworfen, das wir hier mehrfach benutzen werden. — Liliencron entstammte einer alten holsteinischen Adelsfamilie, der als viel jüngerer Sproß der Dichter der „Adjutantenritte", Detlev v. Liliencron, angehört. Daneben floß aber auch ein Tropfen Abenteurerblut in seinen Adern: einer seiner Vorfahren war jener seltsame bayerische Husar Adam Luckner, der es im Dienst des alten Fritz zum General brachte, dann als Vertreter des Fridericianischen Geistes in die französische Armee überging und dort nur — das Prügeln einzuführen wußte. Später schloß der zum Grafen erhobene Bauernsohn sich der Revolution an, wurde Marschall — und nicht lange darauf geköpft.

Ein so abenteuerliches Leben war freilich seinem berühmten Nachkommen glücklicherweise nicht beschieden. An Wandel hat es darin aber doch auch nicht gefehlt. Der junge Liliencron studirte zuerst die Gottesgelahrtheit; sind doch aus dem nordalbingischen Adel wiederholt hervorragende Theologen hervorgegangen, so jetzt wieder der kürzlich als Professor nach Berlin berufene Graf Baudissin. Folgenreich ward seine Freundschaft mit Droysen. Der geistreiche Historiker und Philolog vermittelte dem Studenten, der zur Jurisprudenz „umgesattelt" und nach Berlin gegangen war, die anregenden Einflüsse des Hauses Mendelssohn, und Liliencron's starke musikalische Neigungen und Interessen erhielten hier ihre bestimmte Prägung. Aber gleichzeitig gab der Umgang mit den Brüdern Grimm den vielseitigen und eben deshalb noch schwankenden wissenschaftlichen Interessen des jungen Holsteiners die entscheidende Richtung: er wandte sich endgiltig dem Studium der deutschen Philologie und Alterthumskunde zu. Dies hat er nun mit jener großartigen Universalität erfaßt, wie es nur im Heroenzeitalter der Germanisten gewagt werden konnte. Und dennoch hatten seine im Stoff weit auseinandergehenden Arbeiten innerlich ein gemeinschaftliches Centrum. Eben das unterscheidet ja den großen Gelehrten vom bloßen Polyhistor, daß sein Wissen eine Seele hat, einen beherrschenden Mittelpunkt. Für Liliencron war es die Frage nach den künstlerischen Ausdrucksmitteln, die sich das geistige Leben unseres Volkes schuf. In einer tief eindringenden, dauernd wichtigen Untersuchung lehrte er gemeinschaftlich mit seinem großen und verehrten Lehrer und Landsmann Müllenhoff die altgermanischen Runen deuten, jenes wunderbare Werkzeug der geistigen Arbeit in der germanischen Urzeit; und noch spät ist der Siebziger in einer streng philologischen Arbeit zu dieser Jugendliebe zurückgekehrt. Ferner studirte er mit besonderem Glück in der mittelalterlichen Metrik die Grenzgebiete von volksthümlicher Dichtung und Musik. Aus diesen Interessen wuchs ihm auch eine seiner größten Leistungen hervor: die 1865—1869 erschienene grundlegende Sammlung der Historischen Volkslieder, die ebenfalls mit Unterstützung der Münchner Historischen Kommission zu Stande kam. Hier war es zu zeigen, mit welchen Mitteln das Volk sich seine eigene Geschichtsschreibung schafft und wie es das aus eigener Anschauung oder fremdem Bericht gewonnene Material künstlerisch gestaltet — eine große und schöne Aufgabe, die Niemand wie Liliencron zu lösen berufen war. Ein kleiner deutscher Band über „Deutsches Leben im Volkslied um 1530" hat dies Thema dann gleichzeitig verallgemeinert und spezialisirt. Daneben gingen Studien zur musikalischen Bildung des 16. und 17. Jahrhunderts und zur Geschichte der „Bildung" überhaupt in diesen Zeiten. Wie das Volk die von bestimmten Mittelpunkten ausgehenden Anregungen verarbeitet und umformt, das blieb allental das Hauptthema.

Inzwischen war Liliencron selbst von einem Herd deutscher Kultur zum andern gewandert. Professor in Kiel (1850), daneben militärisch und diplomatisch für die gute Sache Schleswig-Holsteins thätig; Professor in Jena (1852), Kabinetsrath des für jene Angelegenheiten hervorragend interessirten Herzogs von Meiningen (1855), Theaterintendant, Reisebegleiter des Erbprinzen, des jetzigen Herzogs, Bibliothekar, Privatgelehrter (seit 1867) — so ist er mannigfaltig für Wissenschaft, Kultur, Kunst, für alle Interessen des Vaterlandes thätig gewesen, ohne je die Hauptgegenstände seiner Forschung aus dem Auge zu verlieren. Seit 1851 lebt er in glücklichster Ehe mit einer dänischen Dame; der Minister von Rheinbaben ist sein Schwiegersohn. Für eine allseitige, im höchsten Herder-Goethe'schen Sinne „humane" Ausbildung waren in dieser zerfahrenen Zeit kaum einem Menschen so günstige Voraussetzungen gegönnt wie ihm; und keiner hätte sie besser ausnutzen können. Es lebt wirklich ein Stück der Goethe'schen Glanzzeit fort in diesem letzten lebenden Vertreter wirklich universeller Bildung. Ja, an die alten Ideale Griechenlands und Roms fühlt man sich bei diesem echten Edelmann erinnert, der nach einer für Staat und Beruf fruchtbaren ersten Lebenshälfte in der zweiten das würdigste „otium cum dignitate", die gesegnetste Hingabe an berufsfreie wissenschaftliche Thätigkeit genießen durfte. Wie die Wieland und Humboldt hat Liliencron den edlen Begriff der Liebenswürdigkeit (der oft mit leerer Formenglätte verwechselt wird) durch Weisheit und Güte neu geadelt; wie die alten Humanisten, wie ein Plutarch oder ein Cicero versteht er es, die Last vielfältiger, aber freilich viel selbständigerer, tiefer eindringender Gelehrsamkeit mit antiker Grazie zu tragen. Ein Wunder wäre es nicht, wenn späteren Geschlechtern die „Allgemeine Deutsche Biographie" als das Riesenwerk eines Einzelnen erscheinen würde, wie die Gedichte Homers; und dann wird die Tradition mit jenem Gerechtigkeitsgefühl, das historischen Legenden so oft eigen, das Bild des großen Redaktors mit einem Abglanz homerischer Milde umkleiden.

Denn wirklich hat er das große Werk, das Ranke und Döllinger in seine Hände legten, ganz mit seinem Geist erfüllt. Verdienstliche Unternehmungen ähnlicher Art waren besonders in Frankreich vorausgegangen; Nachahmungen folgten in den nationalen biographischen Werken Belgiens, Englands und Dänemarks und einem kleineren Unternehmen für Baden. Aber nirgends machte sich so wie in unserer „Allgemeinen Deutschen Biographie" ein einheitlicher Geist bemerkbar.

Die Aufgabe schien zunächst fast unerfüllbar. Hätte man gewußt, wie ihre Lösung sich gestalten würde, man hätte sie wohl gar nicht gewagt. Auf 20 Bände von 50 Bogen ward das Werk veranschlagt; jetzt liegt der 45. Band vor, mit dem aber schon die Nachträge beginnen. Man rechnete auf 10—12 Jahre Arbeit; es ist fast genau ein Vierteljahrhundert daraus geworden. Die erste Namensliste, von Liliencron für die Buchstaben A und B aufgestellt, ließ auf 80 000 Namen schließen; sie wurde auf die Hälfte, dann auf ein Viertel reduzirt. Diese Zahl traf dann zu: von Peter van der Aa bis Christian Zyrl enthält das Werk jetzt 23 273 Namen. Stattlich ist die Schaar auch der Mitarbeiter: 1418; viele nur mit einem, oft hervorragenden Beitrag betheiligt, Andere mit einer ganzen Reihe von Artikeln, in der Regel aus einem bestimmten engeren Gebiet. Die Allgemeine Deutsche Biographie zählte H. Hettner, W. Scherer und Erich Schmidt zu ihren eifrigsten Mitarbeitern, brachte Aufsätze von L. v. Ranke über Friedrich den Großen und Friedrich Wilhelm IV., von Liliencron selbst über Radowitz, von Bernays über Goethe und Gottsched, von A. Dove über die Forster's, die Humboldt's, über Ranke, die alle Meisterstücke ihrer Art sind. Sie gab durch F. Bamberg das erste eigentlich abschließende Lebensbild Hebbel's und noch neuerdings durch Erich Marcks die erste wirkliche und gleich auch glänzend gelungene Lebensgeschichte Kaiser Wilhelms. Man darf es ruhig behaupten: kein ähnliches Werk hat solche Biographien aufzuweisen.

Natürlich darf man nicht behaupten, daß sie das Durchschnittsniveau der ADB (wie die offizielle Abkürzung lautet) bilden. Wer wollte 1418 vortreffliche Autoren zusammenbringen? Es gilt denn doch auch, was die „Xenien“ von Lessing's Litteraturbriefen meinten:

Auch Nicolai schrieb an dem trefflichen Werk? Ich will's glauben — Mancher Gemeinplatz auch steht in dem trefflichen Werk!

Zu den älteren Bänden hat zu große Kürze, in den späteren zu große Ausführlichkeit oft die Artikel um die volle Brauchbarkeit gebracht. Die Verfasser hatten sich in den gerade hier geforderten Stil erst einzuarbeiten; und manchen ist das nie gelungen. Natürlich kamen auch Fehlgriffe in der Auswahl der Bearbeiter vor; oder Männer, die Besseres hätten leisten können, enttäuschten durch Oberflächlichkeit. Daß ganz werthlose Arbeiten aufgenommen wurden, geschah doch nur ganz selten; freilich hat ein solcher Fall gerade einen Mann betroffen, dem die Allgemeine Deutsche Biographie endlich zu der verdienten Stellung im „Pantheon der Deutschen“ hätte verhelfen sollen: den großen Psychologen, Satiriker und Populärphilosophen G. Chr. Lichtenberg. Die letzten Bände schädigt der ungebändigte Eifer eines ebenso fleißigen wie geschmacklosen Litterarhistorikers, der in einer wüsten Anhäufung von Notizenkram, in einer unerträglichen Fähigkeit, falsch zu charakterisiren, und vor allem in einer vordringlichen Breite ohne Ende mittelmäßige Journalisten oder Schriftsteller zu großen Männern aufschminkt. Man begreift aber nur zu leicht, daß dem unermüdlichen Leiter des Unternehmens zuweilen nach langem Suchen und Bitten nichts übrig blieb, als mit einem „Handlanger“ vorlieb zu nehmen, der wenigstens in den thatsächlichen Angaben zuverlässig — und im Fertigstellen der Artikel sicher war. Denn natürlich kam auch das vor, daß versprochene Beiträge ausblieben oder sich unerträglich verspäteten; einmal hat der Herausgeber sogar zu berichten, daß ein großer Aufsatz auf der Post verloren ging.

Neben solchen „Unfällen“ vereinzelter Art hat das große Werk freilich auch zwei stärker durchwirkende Fehler, die wir bei seiner Charakteristik nicht verschweigen dürfen.

Etwas zu häufig, scheint es uns, haben die Leiter — neben Liliencron, der vor wenigen Jahren verstorbene Münchener Historiker Wegele — zu Berichterstattern über Männer der neuesten Zeit deren nahe Verwandte, Freunde, Amtsgenossen gewählt. Dadurch kommt über weite Partien ein etwas weichlich familienhafter Ton. Man befindet sich da etwas zu häufig unter guten Menschen, was auf die Dauer nicht viel leichter zu ertragen ist als die Reihe von guten Tagen. War der Verstorbene ein langweiliger Pedant, so wird seine selbst auf die kleinsten Dinge ausgedehnte Gewissenhaftigkeit gerühmt; war er grob, so hört man von seiner herzerfreuenden Offenheit; ein Banause hat „in strenger Selbstbeschränkung nur seinem Berufe gelebt“ und was derartige epitaphische Wendungen mehr sind. Ein biographisches Werk ist aber keine Trauerversammlung, in der de mortuis nil nisi bene gesprochen wird. Ebenso beeinflußt die persönliche Stellung des Nekrologisten oft dessen Urtheil über die Bedeutung des Todten: wir wären zu glücklich, wenn wir so viel große Künstler, epochemachende Gelehrte, hervorragende Politiker besessen hätten, wie bestimmte Aufsatzreihen annehmen lassen. Rührend, aber doch bedenklich ist die Andacht, mit der gewisse Philosophen wie Baader und Günther von ihrem „einstigen Schüler“ apotheosirt werden; während für gewisse Behauptungen in dem Artikel über den „Demokraten Schramm“ nur der Umstand, daß ein Sohn ihn geschildert hat, eine genügende Entschuldigung bietet.

Damit kommen wir zu dem zweiten Bedenken, das namentlich die letzten Bände erwecken. Unbedingte Objektivität fordert heut wohl Niemand mehr vom Geschichtsschreiber; wohl aber den Versuch sachlicher Auffassung. Nirgends ist die freilich schwerer zu erreichen, als wo es sich um die politischen Kämpfe der neueren Zeit handelt. Dem österreichischen Historiker v. Zeißberg wurde seine ausgezeichnete Darstellung des Fürsten Felix Schwarzenberg immer noch durch die größere Entfernung der Ereignisse erleichtert; aber Marcks mußte bei seiner auch gerade in dieser Hinsicht mustergiltigen Schilderung Kaiser Wilhelm's sich gewiß erst tapfer zu solcher Schlichtheit durchringen. Für die neueren Bände sind nun vielfach zwei Generalreferenten thätig gewesen, deren weitgehende Subjektivität den Werth der Aufsätze bedenklich schmälert. War es ganz glücklich, die Charakteristik katholischer Kirchenfürsten wie der Kardinäle Rauscher und Schwarzenberg dem Altkatholiken Schulte anzuvertrauen? Gerade bei dem durchschnittlich so mild gewählten Maßstab des Urtheils kommt hier eine Schärfe zu Wort, die diese Männer aus der Gesammtperspektive herausstößt. Ist aber Schulte nur subjektiv, so ist H. v. Petersdorff, der die deutschen Parlamentarier in den letzten Bänden behandelt, gehässig. Dieser leidenschaftliche Parteigänger der christlich-sozialen Anschauungen beschränkt sich nicht darauf, das Lebensbild Twestens mit den Worten abzuschließen: „Seine politische Wirksamkeit stellt einen großen Irrthum dar“; er geht so weit, zu behaupten, es sei „die reinste Heuchelei“ der Gegner Wagener's gewesen, wenn sie sich über das unlautere Verhalten des einflußreichen Berathers Bismarck's entrüsteten! Es freut uns, feststellen zu dürfen, daß ausgesprochen liberale Historiker sich von solchem Fanatismus innerhalb der Allgemeinen Deutschen Biographie durchweg frei gehalten haben; musterhaft objektiv schildert Alfred Stern den alten Fortschrittsmann Waldeck wie Landsberg den Ultrakonservativen Stahl.

Gerade deshalb verletzt jene parteiische Härte, wo sonst in der Neigung zu mildem Verständniß und freundlicher Anerkennung der Geist des Herausgebers und Leiters sich am deutlichsten verräth — liebenswürdig selbst da, wo dem Uebermaß des Wohlwollens etwa bei dem Kunsthistoriker Hyacinth Holland das Gegengewicht historischen Abmessens fehlt. „Tout comprendre, c'est tout pardonner;“ aber alles verzeihen heißt noch nicht alles verstanden haben! Auch Liliencron ist wohl manchmal etwas zu milde — nämlich seinen Mitarbeitern gegenüber. Hier und da hätte eine Streichung, eine Verkürzung, selbst die Forderung einer Umgestaltung im Text im Interesse des Gesammtwerkes gelegen. Immerhin — dies freundliche Geltenlassen stimmt doch zu der Atmosphäre der Allgemeinen Deutschen Biographie, und schließlich entschließen sich die Deutschen so schwer zur Anerkennung, daß man beim Lob wirklich verdienter Persönlichkeiten immerhin ein wenig „vorschlagen“ mag. Die Zeit macht doch ihre Abzüge.

Ohne diese Versöhnlichkeit, die doch immer auf der Grundlage einer entschiedenen Ueberlegenheit beruhte, hätte Liliencron sein großes Werk wohl auch nicht zu Ende geführt. Seit 1876 hat er ihm ausschließlich gelebt. In dem Ehrenamt eines Prälaten des adeligen St. Johann-Stiftes zu Schleswig lebt er in seiner Heimathprovinz; er hat in dieser Eigenschaft auch bei der Trauung unseres Kaisers als Zeuge der damaligen Prinzessin Wilhelm fungirt. Kaum sinkt die Last des ungeheuren Unternehmens von seinen Schultern — zwei Nachtragsbände werden bald fertig sein —, so denkt er schon an neue große Leistungen: eine Sammlung der Dokumente zur Musikgeschichte Deutschlands soll in Angriff genommen werden. Auch in dieser nie versiegenden Arbeitslust, in diesem Wagemuth des Unternehmens, den Liliencron mit seinem großen Landsmann Mommsen theilt, erinnert er an frühere Glanzzeiten: an die unerschöpfliche Wirksamkeit der Goethe, Humboldt, Ranke. Wie ein Nachsommer jener Zeiten, in denen die Monumenta Germaniae historica geplant wurden, liegt seine Lebensarbeit vor uns: beglänzt von der milden Sonne einer fruchtbaren Freude an der Arbeit und an den Menschen.

Berlin, 22. Juni 1900. Richard M. Meyer.

Gabriele D'Annunzio und Deutschland.

Bei der Lektüre von Fuoco, des in deutscher Uebersetzung eben erschienenen Romans von Gabriele D'Annunzio, macht der deutsche Leser mit Genugthuung die Wahrnehmung, daß das Werk statt der beabsichtigten Verherrlichung der lateinischen Rasse auf eine Huldigung deutschen Wesens und deutschen Geistes hinausläuft. Der Dichter glorifizirt ihrem unauslöschlichen Verdienst entsprechend die großen Künstler der Renaissance und die unvergleichlichen Schönheiten seiner Heimath, so bald er aber auf die Gegenwart und auf die reformatorische Wirkung, die er auf die Kunst und die Politik Italiens auszuüben hofft, zu sprechen kommt, findet er nur diesseits der Alpen Anregung und Anhalt. Er ist in Deutschland so zu Hause, daß der Leser eher das Werk eines Landsmannes, als dasjenige eines jedes fremde Element abwehrenden Süditalieners vor sich zu haben glaubt.

So lebt der Geist des Dichters im Bann der bedeutsamen Entdeckung der Gräberstätte zu Mykene durch Schliemann. Er versucht, sich der überwältigenden Fülle der Eindrücke, die dieses epochemachende Ereigniß in ihm hervorgerufen hat, dadurch zu entledigen, daß er es zum Gegenstand einer eigenen Tragödie — Città morta — macht. In Paris vermochte diese Dichtung, mit Sarah Bernhardt in der Rolle der Heldin, sich zwar nicht auf der Bühne zu halten, aber D'Annunzio lebt des festen Glaubens, daß Eleonora Duse in der Rolle von Sarah Bernhardt ihm bei allen Völkern der Erde zu einer glänzenden Revanche verhelfen wird. Er hat die richtige Empfindung, daß unter seinen Werken Città morta seinen Namen am längsten vor dem Untergang schützen wird.

Schliemann charakterisirt er folgendermaßen:

„Hast Du Dir je diesen barbarischen Entdecker vorgestellt, der, nachdem er den größten Theil seines Daseins hinter einem Ladentische, unter allerlei Droguen zugebracht hatte, die Gräberstätte der Atriden unter den Trümmern von Mykene sich zu suchen anschickte und eines Tages die seltsamste Vision erlebte, die je sterblichen Augen zu Theil wurde? Hast Du Dir je diesen dicken Schliemann vergegenwärtigt, als er den blendendsten Schatz entdeckte, den der Tod im Laufe der Jahrtausende unter der dunkelen Erde aufgestapelt hat? Eine Reihe von Gräbern: fünfzehn unversehrte Leichen, eine neben der anderen, auf einem goldenen Lager, das Gesicht bedeckt mit einer goldenen Maske, mit goldbekränzter Stirn, goldumpanzert; und überall auf ihren Körpern, an ihren Seiten, zu ihren Füßen eine erstaunliche Fülle von Goldgeräthen, so zahlreich wie die von einem Zauberwalde herabgefallenen Blätter?"

Unter den modernen Malern weiß Gabriele D'Annunzio nur Franz von Lenbach zu nennen, den er in eine der fremdartigsten Episoden des ganzen Buches verwebt. Der Dichter führt seine Freundin vor einen verwitterten Palazzo der Lagunenstadt. Dort bringt die Gräfin von Glanegg, eine Dame der höchsten Wiener Aristokratie, „vielleicht die schönste Frau, der ich je begegnet bin", wie eine Lebendigbegrabene, ihre trostlosen Tage in freiwilliger Abgeschlossenheit zu.

„Als sie an einem zu klaren Morgen merkte, daß auch für sie der Herbst herannahte, beschloß sie, sich von der Welt ganz zurückzuziehen, damit Niemand dem Untergang und dem Zusammenbruch ihrer berückenden Schönheit beiwohne. Sie veranstaltete ein großartiges Abschiedsfest, bei dem sie in der gewöhnlichen Weise glänzte. Dann zog sie sich für immer mit ihrer Dienerschaft in den Palazzo dort, innerhalb dieser Gartenmauern, zurück, um auf das Ende zu warten. Sie ist eine sagenhafte Gestalt geworden. Man behauptet, daß in ihrem Palast sich kein Spiegel befände, und daß sie ihr Antlitz vergessen habe. Selbst ihren treuesten Freunden, ihren nächsten Anverwandten ist der Zugang zu ihr verwehrt. Wie lebt sie? Wie hilft sie sich über die Oede des Harrens hinweg? Ist ihre Seele im Stande der Gnade?"

Die Züge dieser Gräfin von Glanegg der Nachwelt zu bewahren, soll Franz von Lenbach, der sie als Brunhilde mit dem Flügelhelm malte, wenn wir D'Annunzio Glauben schenken sollen, unter allen Malern der Gegenwart zugefallen sein.

Zu Nietzsche hat D'Annunzio von jeher wie zu seinem dottore und duce hinaufgeblickt. Im „Fuoco" führt er keine Citate wie im „Triumph des Todes" an, aber das Werk ist desto tiefer von den Anschauungen des bedauernswerthen Philosophen durchdrungen. Von ihm entnimmt der italienische Dichter nicht nur die Theorie des Uebermenschen, sondern auch die „dyonisische", nämlich die Ueberlegenheit der Aesthetik über die Ethik als Richtschnur zur Lebensführung. Philosophisch und dichterisch ist Gabriele D'Annunzio ein Jünger des Zarathustra-Dichters. Er hat sich für das Empfangene dadurch dankbar gezeigt, daß er zur Verbreitung von dessen Lebensauffassung mehr als jeder andere italienische Schriftsteller beigetragen hat und beiträgt.

Nicht nur in der Denkungsart, sondern auch in der Ausdrucksweise, ist zwischen dem Deutschen und dem Italiener eine unleugbare Aehnlichkeit vorhanden. Neben krystallklaren, wundervollen Stellen finden sich auch bei D'Annunzio andere, deren Sinn fast undurchdringlich bleibt. Gewisse Attribute, die D'Annunzio sich in Selbstverherrlichung — animatore, Beseeler, immaginifico, unerschöpflich an Bildern — beilegt, konnte Nietzsche ebenso gut gebildet haben.

Wie von Nietzsche die philosophische Unterlage, so scheint D'Annunzio von Richard Wagner den äußeren Schmuck für sein litterarisches Gebäude entnommen zu haben. Die rhythmische Eintheilung der Perioden, die Anhäufung scharfer Laute in den bewegten und weicher in den lyrischen Stellen, die wundervolle Polyphonie seiner Prosa, gehören schon mehr ins Reich des Tondichters. Schon über „Vergini delle Rocce", den klangvollsten seiner Romane, schreibt er selbst „die Musik und der glänzende Stil sind die wesentlichsten Vorzüge dieses Buches".

Einen aus Bayreuth Heimgekehrten läßt der musikkundige Dichter seiner Begeisterung in folgender Weise Ausdruck geben:

„Ach, wer könnte je diesen erhabenen Augenblick vergessen?", rief der Enthusiast, über dessen hageres Gesicht ein Strahl jener Wonne zu leuchten schien. „Wir alle waren in dem tiefen Dunkel des Theaters, in eine vollkommene Unbeweglichkeit gebannt, wie eine einzige kompakte Masse. Es schien, als ob in allen Adern das Blut stockte, um zu lauschen. Die Musik stieg aus der geheimnißvollen Tiefe in einer Vorstellung von Licht; die Töne wandelten sich in Frühlingssonnenstrahlen, sie erzeugten sich mit dem Jubel des Grashalmes, der die Erde spaltet, des Blumenkelches, der sich öffnet, des Zweiges, der Knospen ansetzt, des Insektes, dem Flügel wachsen. Und die ganze Unschuld der Dinge, die werden, nahm von uns Besitz; und die Seele lebte von neuem, ich weiß nicht, was für einen Traum der fernen Kindheit."

D'Annunzio behauptet zwar, „in jedem Mann anderer Abstammung seh' ich den Barbaren"; er erinnert daran, daß schon Emilio del Cavaliere in seiner Vorrede zu der „Rappresentazione di Anima et di Corpo" alle die Neuerungen, die in Bayreuth ihre Verwirklichung fanden, wie „die religiöse Stille, das unsichtbare Orchester, die Dunkelheit im Zuschauerraum", verlangt hatte, sobald er aber auf Richard Wagner zu sprechen kommt, ergeht er sich in Lobeserhebungen, wie sie schwungvoller bei Nietzsche vor dessen Bekehrung zu der angeblich reineren Kunst einer „Carmen" nicht vorkommen dürften.

„Bewundern Sie nicht das Werk Richard Wagner's? wird Stelio gefragt. Das Werk Richard Wagner's — erwiderte er — wurzelt im deutschen Geist, es ist seinem Wesen nach rein nordischen Ursprungs. Die von ihm vollzogene Umwälzung hat manche Analogien mit der von Luther angestrebten Reformation. Sein Drama ist nur die höchste Blüthe seiner Rasse, es ist nichts anderes als der überaus wirksame Kern aller Bestrebungen, die die Seele der nationalen Tondichter und Dichter erfüllten von Bach zu Beethoven, von Wieland bis zu Goethe.

Sein Geist — Stelio's — fühlte sich gewaltig in den Kreis der von dem germanischen Gott heraufbeschworenen Welt hineingezogen; seine Visionen, seine Harmonien überwältigten ihn, sie verdunkelten, sie

verdrängten die aus seinem Herzblut entsprossenen Kunstideale, seine eigene Kunst. Wie er sich auch sträubte, konnte er nicht umhin, seinem Streben und seinem Hoffen mit den Worten des Barbaren Ausdruck zu verleihen. Was hatte er nicht zum Ausdruck gebracht? welchen Gipfel nicht erklommen, welchen Abgrund nicht erforscht, dieser überwältigende Erreger der menschlichen Seele? Sein titanisches Werk lebte in seiner Vollkommenheit mitten unter den Menschen Der letzte Chor des Graals, diese Hymne der Gnade, hallt über das Weltall wieder:

Höchsten Heiles Wunder;
Erlösung dem Erlöser!

Auch die hoch einzuschätzende Bedeutung des Wagnerschen Erbes für das gesammte deutsche Vaterland bringt der vielseitige Italiener würdig zum Ausdruck:

„Treu den alten Instinkten seiner Rasse hatte Richard Wagner das Sehnen der germanischen Völker nach der heroischen Größe des Reiches vorgefühlt und hatte ihm seine Kraft geliehen. Er hat die prachtvolle Gestalt Heinrich des Voglers heraufbeschworen, wie er sich unter der tausendjährigen Eiche erhebt: „Was deutsches Land heißt, stelle Kampfesschaaren — dann schmäht wohl Niemand mehr das Deutsche Reich!“ — Bei Sadowa, bei Sedan hatten die Kampfesschaaren gesiegt. Das Volk und der Künstler hatten mit demselben Ungestüm, mit derselben Ausdauer das glorreiche Ziel erreicht. Derselbe Sieg hatte das Werk des Eisens und das Werk der Kunst gekrönt. Der Dichter hatte, wie der Held, einen Akt der Befreiung vollbracht. Seine musikalischen Gestalten hatten gerade so dazu beigetragen, die Volksseele zu begeistern und ihr Ewigkeit zu verleihen, wie der Wille des Reichskanzlers, wie das Blut der Soldaten.“

Noch nie ist wohl, wie im „Fuoco“, Richard Wagner zur handelnden Person eines Romanes geworden. Er nimmt noch mehr das Interesse in Anspruch als die beiden anderen handelnden Personen: Foscarina (Eleonora Duse) und Stelio Effrena (D'Annunzio).

„Er ist schon seit einigen Tagen hier, im Palazzo Vendramin-Calerghi“, bemerkte theilnahmsvoll Fürst Hoditz.

„Und das Bild des barbarischen Schöpfers bekam plötzlich Leben, die Züge seines Gesichtes wurden sichtbar, die blauen Augen glänzten unter der geräumigen Stirn, und die von Sinnlichkeit, Stolz und Verachtung umspielten Lippen schlossen sich fest über dem kräftigen Kinn. Sein kleiner, vom Alter und Ruhm gebeugter Körper wuchs mit seinem Werk ins Gigantische, nahm das Aussehen eines Gottes an. Sein Blut strömte wie ein Sturzbach im Gebirge, sein Athem wehte wie der Wind im Walde. Mit einem Male ergoß sich Siegfrieds Jugend über ihn, sie leuchtete in ihm wie die Morgenröthe durch das Gewölk.“

Durch eine heißersehnte Liebesnacht in jauchzende Stimmung versetzt hat der lebenstrotzende Stelio keinen anderen Gedanken, als sich bei anbrechendem Morgen nach dem Palazzo Vendramin-Calerghi, wo Wagner wohnte, rudern zu lassen, im Geist die Vision des hinter diesen Mauern sterbenden Titanen heraufbeschwörend:

„Das große kranke Herz schlug hier. Das Bild des barbarischen Schöpfers tauchte von neuem auf; die blauen Augen glänzten unter der hohen Stirn, die von Sinnlichkeit, Stolz und Verachtung umspielten Lippen preßten sich über dem kräftigen Kinn zusammen. — Schlief er? Konnte er schlafen? Oder war er, mit all seinem Ruhm, schlaflos?

Der junge Mann dachte an die seltsamen Dinge, die er von ihm hatte erzählen hören. — War es wahr, daß er nicht anders schlafen konnte, als am Herzen seiner Frau, in engster Verschlingung mit ihr, und daß er selbst im Greisenalter dieses Bedürfniß nach der Berührung der Liebe bewahrt hatte? — Er dachte an Lady Myrtas Erzählung, die in Palermo die Villa d'Angri besucht hatte, wo die Schränke des von dem Alten bewohnten Zimmers einen so betäubenden Duft von Rosenöl bewahrt hatten, daß er einem noch Schwindel erregte. Er sah den kleinen, müden Körper, in prunkvolle Decken gehüllt, mit Edelsteinen geschmückt, parfümirt wie einen Leichnam, der auf den Scheiterhaufen gebettet wurde. — Hatte vielleicht Venedig ihm, wie schon früher Albrecht Dürer, den Geschmack an der Wollust und an dem Prunk beigebracht? Im Schweigen der Kanäle hatte er gewißlich den gluthheißesten Hauch seiner Musik vorüberfluthen hören: die todbringende Leidenschaft von Tristan und Isolde.

Jetzt pochte das große, kranke Herz, hier; die gewaltige, brausende Leidenschaft kam hier zur Ruhe. Der Patrizierpalast mit den Adlern, den edelen Rennern, den Weinkrügen und den Rosen, war verschlossen und stumm wie ein vornehmes Grabgewölbe. Und über diesem Marmor entflammte der Himmel im Hauch der Morgenröthe.

„„Erlösung dem Erlöser!““ Mit diesem Wort streute Stelio Effrena die Blumen über die Schwelle des Hauses, die er im Vorbeifahren längst einer Gartenmauer gepflückt hatte.

Ueber die Wagnerische Kunst meint D'Annunzio, daß Wagner in seinen Dramen der ganzen Bedeutung des gesprochenen Wortes nicht gerecht wird, obschon sie „die Unterlage jedes Kunstwerkes sei, das nach Vollkommenheit strebt“. Die musikalische Grundidee scheint D'Annunzio an ihrer ursprünglichen Reinheit zu verlieren, weil sie „scenischen Effekten untergeordnet wird, die dem Wesen der Musik entgegenlaufen“.

„Wagner hatte gewiß das Gefühl dieser Blöße seiner Kunst und gab dieselbe zu, als er in Bayreuth seinen intimsten Freunden mit den Händen die Augen zuhielt, damit sie sich ganz der Musik hingeben könnten.“

„Stellen Sie sich das Werk Richard Wagner's an den Gestade des Mittelmeeres vor — wendet D'Annunzio an einer anderen Stelle ein — unter unseren silbernen Olivenbäumen, unter unseren schlanken Lorbeerbäumen, unter dem leuchtenden Glanz des lateinischen Himmels, und es wird verblassen und zerfließen.“

„Aber auch er, Wagner, indem er den Faden seiner Theorien entwickelt, geht von den Griechen aus“, antwortete ihm Hoditz.

„Ein ungleicher und verworrener Faden. Nichts steht dem Ring der Nibelungen so fern, wie die Orestie.“

„Nur die Kunst — wirft Daniele Glauro, Stelio's auserwählter Freund, ein — kann die Menschen zur Eintracht führen. Laßt uns Richard Wagner ehren, der dieses Losungswort ausgegeben hat! Sein Musentempel, obschon nur unvollkommen und eng, aus Holz und Ziegel erbaut, ist von erhabener Bedeutung. Dort wird das Kunstwerk zu lebendiger faßbarer Religion, das Drama zum Gottesdienst.“

Ueber die eigenen musikalischen Anschauungen von D'Annunzio hier nur das Unentbehrlichste. Dichtkunst, Musik und Tanzkunst betrachtet er als die Zweige ein und desselben Lorbeerkranzes. Die Kunst Terpsichores gibt er preis, aber Musik und Poesie will er um so enger verweben und vereinigt wieder zu so hohen Ehren bringen, wie sie es in der griechischen Tragödie waren. Er will durch musikalische Vorspiele und Intermezzi, so zu sagen, den Rhythmus der Handlung angeben, die Zuhörer in die geeignete Stimmung hineinspielen. Schon Lionardo — der Jupiter des D'Annunzioschen Olymp — habe behauptet, daß der Musik die höchste beschreibende Kraft innewohnt, und Giorgione gezeigt, daß Farben den Tönen gleichkommen können. Das Finden eines Motives bedeutet ihm das größte Glück auf Erden und voll Entzücken berichtet er, wie ihm solches zu Theil wird. Ganz nach Wagnerischem Muster führt er in seiner Prosa das Leitmotiv ein, ja, Wagner selbst wird sogar zum Leitmotiv, indem der Dichter die Stellen wiederholt, in denen er ihn als unvergänglichen Geistesheros anpreist oder dem gebrechlichen Greis seine Theilnahme spendet.

Seine Bewunderung für Wagner hindert ihn jedoch nicht, Palestrina und Paesiello höher als Wagner zu stellen, ihre Reinheit und Lauterkeit reißt ihn zu begeisterungsvollen Ausbrüchen hin:

„Wer wird der Melodie ihre ursprüngliche Einfachheit, ihre naive Vollkommenheit, ihre göttliche Unschuld wiedergeben! — sie ganz lebendig aus ihrer ewigen Quelle, aus den Untiefen der Natur, aus der Seele selbst des Weltalles, herleiten!“

Nachdem er, wie diese zahlreichen Anführungen ergeben, voll in die Saiten der Lyra gegriffen hat, läßt der Apoll der italienischen Romantik sein Epos anläßlich des Leichenzuges von Richard Wagner in einem stilgerechten Trauermarsch ausklingen:

„Die Welt schien an Werth verloren zu haben.

Stelio Effrena bat die Wittwe Richard Wagner's, sie möge den zwei jungen Italienern, die an einem Novemberabend den ohnmächtigen Helden von dem Dampfer ans Land getragen hatten und vier ihrer Gefährten die Ehre einräumen, den Sarg von dem Sterbezimmer an die Barke und von dieser an den Wagen tragen zu dürfen. Seine Bitte wurde gewährt.

Die Leiche lag eingeschlossen in einem Krystallsarge; daneben stand die Frau mit dem Schneegesicht. Der zweite Sarg, aus blankem Metall, noch offen, leuchtete auf dem Fußboden. Die sechs freiwilligen Träger stellten sich vor den Sarg, eines Winkes ihres Führers harrend. Das Stillschweigen war unheimlich, sie zuckten mit keiner Wimper; aber ein unbändiger Schmerz wüthete in ihren Seelen und rüttelte wie Sturmwind an ihren tiefsten Wurzeln.

Alle Blicke waren auf den Auserwählten des Lebens und des Todes geheftet, sein unendliches Lächeln leuchtete auf dem Antlitz des gefällten Helden; unendlich und fern wie das Alpenglühen, wie das Leuchten der Ozeane, wie der Hof der Gestirne. Die Augen konnten es nicht ertragen; aber die Herzen fühlten mit Staunen und Schrecken, die sie fromm stimmten, ihnen wurde ein göttliches Geheimniß offenbart. Die Frau mit dem Schneegesicht schien eine Geberde machen zu wollen, sie blieb aber in ihrer Stellung erstarrt, wie ein Symbol. Dann schritten die sechs Freunde dem Sarg zu, sie reckten die Arme und spannten alle ihre Kräfte an. Stelio fiel die Stelle am Haupt zu, Daniele Glauro die zu Füßen, wie damals auf dem Schiff. Auf eine leise Aufforderung ihres Führers hoben sie die theure Last. Alle Augen waren geblendet, als ob eine Garbe Sonnenstrahlen durch das Krystall dränge. Baldassare Stampa brach in Thränen aus. Alle Kehlen waren wie zugeschnürt. Der Sarg schwankte, sank allmählich, verschwand in seiner metallenen Hülle, wie in einer Rüstung.

Die sechs Freunde blieben über den Sarg gebeugt. Im Bann jenes unendlichen Lächelns zögerten sie, den Deckel herabzulassen. Stelio hörte ein leichtes Rauschen neben sich, er hob die Blicke; er sah das Schneegesicht — übermenschliche Offenbarung des Schmerzes und der Liebe — gebeugt über die Leiche. Es war ein Augenblick, der der Ewigkeit gleich kam. Die Frau verschwand — — —".

Was ist Wahrheit, was ist Dichtung bei diesen Ausführungen D'Annunzio's?

Letzthin hat Marcel Prévost, ohne D'Annunzio oder sein Werk nur zu nennen, im „Figaro“ die schlechte Angewohnheit moderner Schriftsteller gebrandmarkt, ihre Herzensangelegenheiten an den Leser zu bringen. D'Annunzio erwiderte in herausfordernder Weise — einen Augenblick schien es, als ob die beiden die Degen kreuzen sollten — alles Persönliche sei im „Fuoco“ rein erdichtet.

Warum gab er aber nicht sofort diese Erklärung ab, als die gesammte italienische Presse, einschließlich solcher Collegen wie Capuana, den Stab über ihn brach, und Litteraten von so gutem Namen wie der Deputirte Panzacchi ihn geradezu einer verwerflichen Handlung ziehen? Bedurfte es eigentlich des Dazwischenkommens eines Franzosen zur Ehrenrettung der großen Künstlerin Eleonora Duse? Wie konnte ein so heller Kopf wie D'Annunzio einen Augenblick darüber im Zweifel bleiben, daß die auffallende Analogie zwischen Stelio Effrena und ihm, zwischen Perdita und Eleonora Duse jedem ins Auge springen mußte? Er offenbart sich im „Fuoco“ als der Dichter von Città Morta, Perdita gibt er an als die Darstellerin der Hauptrolle in dieser Tragödie, er schaltet wörtlich dem Werk einen Vortrag ein, den er im Dogenpalast wirklich über Venedig gehalten hat, er und Eleonora Duse sind thatsächlich durch die innigste Freundschaft verbunden, sie ist die thatkräftigste Förderin seiner Dramen, — mehr, um ihn zu überführen, bedarf es kaum. Sollten diejenigen Recht behalten, die behaupten, der Dichter habe Ueberfülle an blendendem Bilderreichthum und die Fähigkeit plastischer Darstellung, er sei jedoch arm an Phantasie, ohne welche keiner langathmigen Dichtung sich ein festes Gefüge geben läßt?

Immerhin ist das eine sehr verfängliche Kunst, die wohl auch aus Sensationsbegierde mit zeitgenössischen Größen so umspringt, wie D'Annunzio hier mit der Duse, dort liebevoll mit einer ganzen Reihe hervorragender Deutschen.

E. Gagliardi.

Die geschichtliche Entwicklung der Hamburgischen Bürgerschaft und die Hamburgischen Notabeln. Von Dr. Geert Seelig. Hamburg 1900. Lucas Gräfe & Sillem.

Die Grundsätze des Repräsentativsystems auf die Munizipalverwaltung zu übertragen, so daß die Gerechtigkeit gewahrt und das kommunale Interesse nicht geschädigt wird, ist ein Problem der praktischen Staatskunst, das bisher noch in keinem Lande eine endgültige Lösung gefunden hat. In den kleinen deutschen Stadt-Staaten Hamburg, Bremen und Lübeck komplizirt sich dieses Problem nicht nur dadurch, daß die Stadtverordneten dieser Gemeinwesen, die sogenannten „Bürgerschaften“, zugleich den Staat und die Stadt repräsentiren, sondern auch durch eine historische Entwicklung von Jahrhunderten, die bei den verfassungsrechtlichen Neubildungen nicht leicht außer Acht zu lassen ist.

Der Verfasser dieses interessanten Buches führt uns die geschichtliche Entwicklung der Hamburgischen Bürgerschaft anschaulich vor Augen. Von den Anfängen der Stadt bis zum langen Rezeß von 1529; vom Hauptrezeß bis zur Aufhebung der Kollegienverfassung im Jahre 1859; und von 1859 bis in die gegenwärtigen Tage, in denen die Frage der Bürgerschaftsreform eine aktuelle Rolle spielt: werden wir in die Geheimnisse der Hamburgischen Verfassungszustände und des Verfassungsrechts mit seinen krausen Bestimmungen eingeweiht.

Dr. Seelig — nebenbei bemerkt ein Sohn des unseren Lesern wohlbekannten Professors W. Seelig aus Kiel — prüft die Grundlagen dieses Hamburgischen Verfassungslebens mit großer historischer Pietät auf ihre Brauchbarkeit für die Gegenwart. Sein Respekt vor dem historisch Gewordenen ist vielleicht ein bischen zu groß. Was Goethe von den Gesetzen und Rechten sagt, die sich wie eine ewige Krankheit forterben, wird von unserer historischen Schule nicht genügend berücksichtigt. Die Neigung, Alles, was ist, für vernünftig zu halten, ist jedenfalls für den Politiker nicht minder bedenklich, als die Behauptung, daß Alles, was besteht, werth sei, daß es zu Grunde geht.

Es ist sehr verführerisch, mit dem „historisch Gewordenen“ einen wissenschaftlichen Kultus zu treiben. Der kritische Verstand ergötzt sich gern an dem Nachweis, daß in manchen überkommenen Einrichtungen noch mehr Lebenskraft steckt, als der rerum novarum studiosus sich träumen läßt. Die Gefahr besteht dabei aber, daß man bei solchen Nachweisen nur zu leicht — um mit Macaulay zu sprechen — der dupe of his own ingenuity wird.

Gerade bei der Entwicklung unseres neuen Deutschen Reiches haben wir doch kennen gelernt, wie nothwendig es manchmal ist, das historisch Gewordene resolut über den Haufen zu werfen. Unsere Reichsverfassung ist gewiß nicht vollendet, aber man kann nur mit Schaudern daran denken, was aus ihr geworden wäre, wenn Bismarck dem historisch Gewordenen weniger respektlos gegenüber gestanden hätte. Das Reichstagswahlrecht, eine Hauptgrundlage unseres Verfassungslebens im Reich, war eine staatsmännische Improvisation, welche eine schläfrige historische Entwicklung in glücklicher Weise durchbrach. Dr. Seelig scheint uns in Bezug auf die Hamburgischen Verfassungsverhältnisse auch ein wenig zu sehr unter dem Einflusse jener historischen Schule zu stehen, die das historisch Gewordene in einem zu vortheilhaften Lichte erblickt. Das ist de lege ferenda gewiß ein Mangel. Dem litterarischen Werth seines Buches thut diese Neigung aber keinen Eintrag. Man kann den Wunsch haben, in einem modernen Hause zu wohnen, und daneben doch ein mittelalterliches Bauwerk recht interessant und lehrreich finden.

T. B.

Nervenhygiene und Schule. Von Dr. Theodor Benda. Berlin. Verlag von Oscar Coblentz. 1900.

Die vorliegende Schrift eines Berliner Nervenarztes ist ein werthvoller Beitrag zur Frage der Schulreform, welche voraussichtlich in nächster Zeit ins Werk gesetzt werden wird. Der Verfasser weist in sachlicher, aber eindringlicher Weise auf die ernsten Gefahren hin, welche der heutige Lehrplan und die heutige Unterrichtsweise für das Nervenleben mit sich bringen. Nach des Verfassers Ansicht ist in der bisherigen Litteratur einseitig die Ueberbürdung des Intellektes betont worden. Es seien aber in Wirklichkeit drei Faktoren, welche die Ueberbürdung ausmachen: die intellektuelle Ueberanstrengung, die körperliche Inanspruch-

nahme und die Betheiligung des Gemüths durch die Erregungen aller Art, wie sie das Schulleben mit sich bringt.

Wir wollen hier die Besprechung des ersteren Punktes übergehen, da derselbe gerade in neuerer Zeit bereits vielfach anderweit eingehend erörtert worden ist, und nur auf den Vorschlag des Verfassers hinweisen, in der Mitte der Woche einen Ruhetag einzulegen. Durch die neueren Untersuchungen ist, wie der Verfasser angibt, dargethan worden, daß die besten Arbeitstage zu Anfang der Woche liegen, nachdem der Sonntag ein Ausruhen bewirkt hat. Soviel wir wissen, ist auch im Elsaß bereits mit bestem Erfolg der Versuch gemacht worden, einen zweiten Ruhetag in der Woche einzulegen, ohne daß dadurch die Gesammtleistungen der Schüler irgendwie vermindert worden sind.

Was die körperliche Ueberanstrengung anbetrifft, so hat man lange Zeit geglaubt, man könne dadurch eine Erfrischung und Entspannung des Geistes herbeiführen, daß man die technischen Fächer, Singen, Zeichnen und besonders Turnen zwischen die wissenschaftlichen Stunden einschob. Man hat aber jetzt erkannt, daß die körperliche Anstrengung, wie sie besonders das Turnen mit sich bringt, auch eine Ermüdung des Geistes zur Folge hat. Dem ermüdeten Körper thut, wie der Psychiater Professor Kraepelin hervorhebt, nicht Abwechslung von körperlicher und geistiger Arbeit wohl, sondern in allererster Linie ausgiebige Ruhe und zweckmäßige Diät. Die Verlegung des Turnunterrichts der höheren Klassen auf den Nachmittag, wo erwiesenermaßen die Ermüdung schon eine bedeutende ist, kann deshalb, nach des Verfassers Ansicht, als eine empfehlenswerthe Einrichtung nicht bezeichnet werden. Ferner sei es sehr beklagenswerth, daß besonders bei den Schülern der höheren Klassen die „Schlafpflicht“ so gröblich verletzt werde. Die vor dem Schlafengehen durchaus nothwendige Erholung des Gehirns sei eine zu kurze, die geistige Entlastung desselben keine genügende, um einen erquickenden Schlaf zu ermöglichen. Vom Arbeitstisch gehen die Schüler meistens sofort ins Bett, und die lateinischen Regeln und mathematischen Formeln verfolgen sie noch im Traume. Ein stundenlanges Wachliegen sei häufig die Folge der geistigen Anstrengung vor dem Zubettgehen. Die hierdurch hervorgerufene schädliche Wirkung werde noch vermehrt durch den Anfang der Schule in den frühen Morgenstunden. Bemerkenswerth sind die Bedenken, die der Verfasser gegen den Handfertigkeitsunterricht erhebt. Ohne den hohen erzieherischen Werth desselben zu verkennen, ist der Verfasser der Ansicht, daß derselbe doch bei der knapp bemessenen Zeit, bei der schon vorhandenen Ermüdung nur Schaden statt Nutzen stiften könne.

Besonders eingehend bespricht die Schrift den dritten Theil der Ueberbürdungsfrage, welcher sich mit der Einwirkung der Schule auf das Gemüthsleben befaßt. Wenn schon das immerwährende „keine Zeit haben“, die stete Furcht, etwas zu versäumen, an sich geeignet sind, in dem Gemüth des Schülers eine innere Unruhe zu erzeugen, welche für die gedeihliche Entwicklung der Kindesseele ein wenig geeigneter Zustand sei, so werde dieser Uebelstand noch bedeutend durch Faktoren gesteigert, welche von der heutigen Schultechnik unzertrennlich seien. Hierher gehört vor allen Dingen die Furcht vor der Strafe, bei deren Verhängung die körperlichen und geistigen Mängel des Kindes keineswegs genügende Berücksichtigung fänden. Mit Recht sage Koch, daß, wenn die Lehrer mit den psychopathischen Minderwerthigkeiten vertraut wären, sie manches Kindes scheinbare Unart und Faulheit anders als nach der hergebrachten Schablone beurtheilen und auffassen würden. Das zweite Mittel, durch das die Schule auf das Kind einzuwirken suche, der Ehrgeiz, müsse ebenfalls wie jede Arznei, mit großer Vorsicht angewendet werden. Furcht vor der Strafe und Ehrgeiz können gewiß die Leistungen der Schüler erheblich steigern, aber sie gleichen darin den Arzneien, daß ihre Wirkung bei verschiedenen Individuen nicht immer die gleiche ist, und daß sie sich nicht mit Sicherheit im Voraus berechnen läßt. Schädlich wirkend komme hier vielfach noch der Ehrgeiz der Eltern hinzu, welche oftmals das Kind in einen Bildungsgang hineinzwängen wollen, für welchen dasselbe weder Neigung noch Fähigkeit hat. Wie sehr aber gehäufte und lang andauernde körperliche oder geistige Anstrengung besonders dann schädlich auf die Nerven wirken, wenn sie mit gemüthlicher Erregung zusammentreffen, hat besonders Binswanger in neuester Zeit hervorgehoben. Bei Erwachsenen ist zu beobachten, wie gerade diejenigen Berufsstände, bei denen geistige Arbeit unter hohem seelischen Druck verrichtet werden muß, ein ungewöhnlich großes Kontingent zu Psychosen und Neurosen stellen. Bei dem Berufe des Schülers finden sich aber alle Schädlichkeiten gehäuft: hier muß geistige Arbeit, mit körperlicher Anstrengung verknüpft, unter starker seelischer Betheiligung geleistet werden.

Eine gründliche Reform unserer Schulweise thut, nach der Ansicht des Verfassers, zur Milderung dieser Uebelstände noth, deren Hauptforderung in einer energischen Herabsetzung des Lehrziels in allen Fächern und in einer Verminderung der Lehrfächer überhaupt bestehen müsse. Das, was bisher in dieser Hinsicht geschehen, sei durchaus ungenügend. Das Hauptresultat der bisherigen Erleichterungen sei der Fortfall des lateinischen Aufsatzes gewesen. Da aber das Lehrziel im Lateinischen ein ebenso hohes geblieben ist wie früher, so sei eine Erleichterung in dieser Hinsicht thatsächlich nicht eingetreten. Andererseits aber ist in den anderen Lehrgegenständen, im Deutschen, in Geschichte, Religion, in den Naturwissenschaften, in der Mathematik eine Erhöhung der Anforderungen eingetreten. Verfasser will nicht untersuchen, ob es überhaupt Aufgabe der Schule sei, eine solche Fülle von positiven Kenntnissen zu vermitteln, und ob sie es nicht als ihre Hauptaufgabe betrachten solle, den Wissenstrieb anzuregen. Jedenfalls bleibe heut bei der Ueberfülle des aufzunehmenden Wissens keine Zeit übrig, das Gelernte zu verdauen und darüber nachzudenken. Bemerkenswerth ist der Standpunkt des Verfassers, welcher nicht nur eine Herabsetzung der Lehrziele, sondern im Gegensatz zu den modernen Bestrebungen eine Verminderung der Lehrfächer für erforderlich hält. In dieser Beziehung könne im späteren Leben unendlich viel von dem Wissensdurstigen nachgeholt werden, vielleicht würde es sich empfehlen, einzelne bisher obligatorische Fächer wieder fakultativ werden zu lassen, als Vorbereitung für ein Fachstudium. Ein Wiederannähern an das alte Fachsystem statt des gegenwärtigen Klassensystems würde es verhindern, daß ein vielleicht auf anderen Gebieten hochbegabter Mensch Jahre hindurch auf der Schule festgehalten wird, daß ihm eventuell seine ganze Karriere verdorben wird, weil er vielleicht für griechische Grammatik oder für mathematische Formeln kein Verständniß hat.

Vor Allem aber eifert der Verfasser gegen die Examina auf der Schule, welche alle die erwähnten Schädlichkeiten in höchstem Grade häuften, und dies gerade in der Entwicklungsperiode der Schüler, in welcher jede Störung des Nervensystems von den verhängnißvollsten Folgen sein könne. Durch das neu eingeführte Einjährigenexamen sei in dieser Beziehung eine Erhöhung der Ansprüche an den Schüler eingetreten, der gegenüber die Erleichterungen im Abiturientenexamen wenig ins Gewicht fallen. Die Arbeit sei relativ dieselbe, die psychische Erregung aber sowohl beim Examinanden als auch bei der Familie entschieden größer als beim Abiturientenexamen, da viel mehr auf dem Spiel stehe. Aber auch die Beseitigung des Abiturientenexamens sei anzustreben. Die Universitätslehrer kennen den Schüler kaum und haben kein Urtheil über seine Fähigkeiten, an den Universitäten sind somit die Examina nothwendig. Dem Lehrer an der Schule aber, welcher die Schüler seit Jahren beobachtet, wird durch das Examen ein Mißtrauensvotum ausgestellt, wenn man ihn nicht im Stande hält, festzustellen, ob der Schüler die für den einjährigen Dienst oder für die Universität nothwendige Vorbildung besitze. Im vorigen Jahrhundert, als die Abiturientenprüfung noch nicht bestand, seien die Resultate gewiß nicht schlechter als heut gewesen. Als weitere Forderung einer Schulreform erachtet der Verfasser es aber für nothwendig, daß die Schule von ungeeigneten Elementen befreit werde, und hierzu sei erforderlich, daß die Zulassung zur höheren Schule nicht mehr von dem Willen der Eltern abhängig sei. Dem Lehrerkollegium und dem Schularzt müßte die Beurtheilung anheim gegeben werden, ob überhaupt eine höhere Schulbildung auf normalem Wege zu erreichen sei resp. nach welcher Richtung die Begabung hinreicht. Allerdings würde dazu gehören, daß eine Klasse nicht mehr wie bisher 40—60 Schüler habe, wo dem Lehrer kaum Gelegenheit zu einer eingehenden Beobachtung des Einzelnen geboten sei.

Wir müssen es uns versagen, auf die vielen interessanten Einzelheiten der anregenden Schrift einzugehen. Wenn auch vielleicht gegen einzelne Ansichten des Verfassers sich Einwendungen erheben lassen, so können wir das Studium der kleinen Schrift Allen, die sich für die Frage der Schulreform interessiren, auf das Angelegentlichste empfehlen.

E. Friedemann.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 40. Berlin, den 7. Juli 1900. 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die Lage in China hat sich seit acht Tagen weiter in hohem Grade verschlechtert. Es steht zunächst heute fest, daß der deutsche Gesandte in Peking, als er sich zum Tsung-li-Yamen begeben wollte, ermordet worden ist. Welches Schicksal die anderen Gesandten ereilt hat, ist dunkel, und es gehen sogar Gerüchte, daß sämmtliche Europäer in der chinesischen Hauptstadt getödtet worden sind; daß die Kaiserin-Mutter und der Kaiser von China gefangen und alles Einflusses beraubt sind durch eine Anzahl Großwürdenträger, die sich an die Spitze der fremdenfeindlichen aufständischen Bewegung der Boxer gestellt haben. Man wird diesen traurigen Gerüchten um so eher Glauben schenken dürfen, da es sicherlich gelungen sein würde, aus Peking zuverläßige Nachrichten zur Küste gelangen zu lassen, wenn nicht die Bewegung der Boxer in der Hauptstadt, wie in ihrer Umgebung unbeschränkt zur Herrschaft gelangt wäre.

Und nicht genug, daß mit diesem Schlimmsten gerechnet werden muß; es erweist sich zunächst auch als unmöglich, mit den vorhandenen internationalen Streitkräften von Taku und Tientsin aus gegen Peking vorzudringen. Die letzten Berichte lassen sogar befürchten, daß unter Umständen selbst Tientsin von den Mächten wieder geräumt werden muß, und nur Taku, das unter dem Feuer der Schiffsgeschütze liegt, würde alsdann gehalten werden. Nach dem Mißerfolg des Admirals Seymour wäre aber eine erneute Bewegung nach Rückwärts ein starker Ansporn für die Boxer, den Kampf gegen die Fremden fortzuführen. Zudem scheint es, daß auch im Norden, in der Mandschurei, sich aufrührerische Bewegungen bemerkbar machen; das Gleiche wird aus Schantung und einzelnen südlichen Gebieten gemeldet. Nur einen Lichtblick gibt es bisher. Eine Anzahl Vicekönige, deren Gebiet das Thal des Yangtsekiang umliegt, an ihrer Spitze Li-Hung-Chang, haben sich der Bewegung gegen die Fremden nicht anschließen wollen. Wenn sie auf diesem Standpunkt stehen bleiben, so kann damit in China selbst eine wichtige Basis gewonnen werden, von der aus geordnete Zustände für das Riesenreich neu sich schaffen lassen; denn es wird angenommen werden dürfen, daß die zentralen Provinzen nebst Peking in Anarchie versunken sind oder doch zu versinken drohen.

Das chinesische Problem an und für sich bietet die ungeheuersten Schwierigkeiten. Dieses Riesenreich, das von Hunderten von Millionen Menschen bewohnt wird, kann weder von einer einzelnen, noch von der Gesammtheit der zivilisirten Nationen von Außen her im Handumdrehen neu organisirt werden. Das ist ein Ding der Unmöglichkeit, und es scheint, daß über diese Unmöglichkeit alle Regierungen einig sind. Es müssen deshalb Stützpunkte gewonnen oder zu schaffen versucht werden in China, von denen aus durch die chinesische Bevölkerung selbst die Rückkehr zur Ordnung sich ermöglichen läßt. Aus diesen Umständen heraus erklärt sich auch die Thatsache, daß trotz allem Geschehenen der Krieg völkerrechtlich zwischen China und den Mächten nicht erklärt und nicht ausgebrochen ist. Es besteht ein thatsächlicher Kriegszustand gegen die Empörer; nicht gegen die chinesische Regierung, über deren Schuld oder Unschuld an dem Blutvergießen man geflissentlich Betrachtungen nicht anstellt, um nicht alsdann in die Nothwendigkeit versetzt zu sein, die jetzige Centralgewalt in Peking vernichten zu müssen, ohne doch zu wissen, was an die Stelle zu setzen sei. Die Fiktion aufrecht zu erhalten, daß die chinesische Regierung nicht der Feind ist, bleibt zunächst jedenfalls zweckmäßig;

eine andere Frage ist es, wie lange an dieser Annahme sich wird festhalten lassen.

In dem Augenblick aber, da auch dieser feste Punkt schwindet, wird aus den lokalen Schwierigkeiten und Gefahren eine große internationale Kalamität. Denn während das Programm der Mächte für jetzt lauten kann und lautet: Wiederherstellung des alten Zustandes und von der alten Regierung Entschädigung und Sühne für die Thaten der Empörer, so müßte im anderen Falle eine Einigung herbeigeführt werden darüber, was an die Stelle der alten Regierung gesetzt werden soll und was an ihre Stelle gesetzt werden kann. Und entstehen bei der Festsetzung der Entschädigungen vielleicht schon erhebliche Schwierigkeiten, die sich aber zweifellos bei gutem Willen überwinden lassen, so ist zunächst die Ausführbarkeit und dann die Einigkeit im allerhöchsten Grade problematisch und selbst unwahrscheinlich, wenn es sich darum handeln sollte, völlig neue Zustände an Stelle der alten in China aufzurichten.

Bei solchen Ausblicken bleibt kaltblütige Ruhe ein Gebot unabänderlicher politischer Nothwendigkeit.

Es ist in hohem Grade erfreulich, daß die ernste Presse in Deutschland diese Ruhe trotz der Ereignisse, die gerade uns betroffen haben, sich durchaus bewahrt hat und zwar sowohl die führenden Organe der Konservativen wie der Liberalen. Es herrscht Einigkeit darüber, daß Deutschland kein Interesse daran hat, die chinesische Frage aufzurollen und den Rahmen der schwierigen Aufgaben, die zu lösen bleiben, noch zu erweitern; nur unter dieser Voraussetzung wird es auch möglich sein, die nothwendige Einigkeit der Mächte aufrecht zu erhalten.

Die Gegensätze, die entstehen können, zeichnen sich auch jetzt schon deutlich ab.

Den Aufstand der Boxer zu bewältigen, sind die europäischen Mächte und die Vereinigten Staaten nur mit großer Mühe im Stande; die Thatsachen beweisen es. Auch Rußland hat augenscheinlich die erforderlichen Truppen nicht zur Hand; jedenfalls hätte einen rettenden Vorstoß nach Peking im Augenblick nur Japan ausführen können; und es scheint, daß zu solchen Unternehmungen das ostasiatische Inselreich durch England ermuntert worden ist. Allein Rußland hat wohl Widerspruch erhoben, und da England keine reale Unterstützung, sondern nur anfeuernde Worte für Japan hatte, so hat man in Tokio sich gehütet, ein Wagniß im Interesse des Abendlandes zu beginnen, dessen Gewinn zweifelhaft war, und das Japan zugleich in die Gefahr brachte, bei dem Versuche, auf dem asiatischen Festland sich einzunisten, in ernsten Gegensatz zu Rußland zu kommen. In diese russisch-englischen Gegensätze, bei denen Japan das Parteiergreifen sich vorbehält, dürfen wir uns in keinem Falle hineinziehen lassen; das ist die Hauptaufgabe unserer Diplomatie. Für Rußland, für England, für Japan handelt es sich in jenen Gegenden um vitale Interessen von höchster Bedeutung; für Deutschland um Interessen unvergleichlich geringerer Art, und darum dürfen wir uns von keiner Gruppe jener Mächte einfangen lassen, um schließlich große Kräfte für Zwecke aufzuwenden, die nicht die unseren sind. Für uns fällt Ostasien vornehmlich handelspolitisch in die Waagschale; für Rußland, für England, für Japan ist Ostasien dagegen ein Faktor von hoher Bedeutung im Gleichgewicht der politischen Kräfte. Eine derartige Auffassung tritt auch fast ausnahmlos in der deutschen Presse zu Tage, und wir haben bisher keine Veranlassung anzunehmen, daß die Reichsregierung auf einem anderen Standpunkt steht.

Mit diesen politischen Realitäten wird man rechnen müssen, wie erregt auch die Empfindung sein mag über das Schicksal, das unserem Gesandten bereitet worden ist, und das alle Ausländer in Peking bedroht, wenn es sie nicht gleichfalls schon ereilt hat. Solche erregten Empfindungen kamen zum Ausdruck in zwei Reden, die der Kaiser gehalten. Der Kaiser betonte, was selbstverständlich ist, daß Deutschland ohne Sühne das Geschehene nicht hingehen lassen werde, und daß Deutschland sich bei der Regelung überseeischer Fragen von höchster Bedeutung nicht bei Seite schieben lassen könne und wolle. Diese Gedanken kann man als den Kernpunkt der Reden betrachten; die Form und der Ausdruck ist alsdann aus dem Anlaß und aus dem Temperament des Redners zu erklären.

Den Reden ist daher auch wohl in erster Linie nur die Wirkung und die Bedeutung eines Stimulirungsmittels für die öffentliche Meinung in Deutschland und in der Welt zuzuschreiben. Die Realpolitik aber kommt in der Thatsache zum Ausdruck, daß eine Division eines Panzergeschwaders und als Landungskorps eine gemischte Brigade für China abgesandt werden. Das sind Machtmittel, die für die schwierigen, aber verhältnißmäßig eng umschriebenen Aufgaben, die uns zu erfüllen obliegen, als übertrieben große durchaus nicht bezeichnet werden können. Also Anzeichen für eine überseeische Abenteurerpolitik liegen glücklicherweise nicht vor.

Mit Bewunderung und mit Befriedigung kann es Deutschland erfüllen, daß unsere Landungstruppen in China in ruhmvollster Weise ihre Pflicht gethan haben. Nachdem von Seiten Englands eine solche Anerkennung ausgesprochen worden ist, hat nunmehr auch der russische Höchstkommandirende in Worten höchsten Lobes von der Tüchtigkeit und Tapferkeit unserer Truppen berichtet; solche Zeugnisse, die dem unparteiischen Geiste der nichtdeutschen Beurtheiler alle Ehre machen, sind werthvoll. Allein gerade diese Aufopferung unserer in der Ferne kämpfenden Landsleute legt uns in der Heimath die besondere Pflicht auf, eine Politik kluger Besonnenheit zu verfolgen, damit kein Tropfen deutschen Blutes vergossen werde für Zwecke, die nicht vor Allem dem Vaterlande zu Gute kommen. Die Deutschen, die wir hinaus senden, und die bereit sind, sich zu opfern und denen unsere dankbare Bewunderung gehört, sie müssen das Bewußtsein haben, daß sie nicht für eine Abenteuerpolitik ihr Leben einzusetzen haben, sondern für Deutschlands internationale Stellung und für die Güter europäischer Kultur.

Gegenüber den chinesischen Ereignissen schwindet das Interesse an dem *südafrikanischen Kleinkrieg* vollständig; nur eins zeigt sich jetzt mit eindrucksvollster Deutlichkeit: welch' ein Wagniß die Chamberlain'sche Politik gewesen ist. Wie stände es in Südafrika, wenn die chinesischen Zwischenfälle nicht nach der Zertrümmerung der Burenmacht, sondern zur Zeit der englischen großen Schwierigkeiten in Südafrika sich ereignet hätten? Und auch jetzt noch ist es möglich, daß die ostasiatischen Ereignisse in ihrer weiteren Entwicklung nicht ohne Rückwirkung auf die Burenfrage bleiben.

Der *Norddeutsche Lloyd* ist von einem großen Unglück betroffen worden. Seine Landungsanlagen in Hoboken bei New-York wurden vom Feuer ergriffen und gänzlich vernichtet; drei große Schiffe des Lloyd wurden dabei von den Flammen ziemlich schwer geschädigt; ein viertes entging nur mit genauer Noth dem gleichen Schicksal, und vor Allem sind bei dieser Katastrophe zahlreiche Menschenleben, mehrere Hundert, zu Grunde gegangen. Auch bei dieser Gelegenheit hat sich die deutsche Bemannung der Schiffe nach allgemeinem Urtheil ausgezeichnet, einzelne Personen heldenhaft benommen; der Kapitän Mirow der „Saale", eines der am schwersten geschädigten Schiffe, fand auf der Kommandobrücke seinen Tod; andere hielten auf ihrem Posten oder beim Rettungswerke gleichfalls bis zum Tode aus. Solche vorbildliche Pflichttreue ist für eine Nation erhebend bei einem Unglücksfall wie diesem. Und es ist auch nicht zu zweifeln, daß der Lloyd unter seinen trefflichen Leitern sich schnell von dem jetzigen Schicksalsschlag erholen wird.

In *Frankreich* setzt die Reaktion, der Klerikalismus an seiner Spitze, die Wühlarbeit im Heere fort; nachdem der Chef des Generalstabes seine Demission gegeben hatte, ist ihm nunmehr der Generalissimus des gesammten Heeres

Jamont gefolgt. Allein das Kabinet Waldeck-Rousseau führt tapfer den Kampf fort; beide hohe Offiziere wurden unmittelbar ersetzt, und die Kammer gab dem Ministerium ein Vertrauensvotum darauf. Bei so energischem Vorgehen mag es doch noch vielleicht gelingen, ein republikanisches Offizierkorps im Heer zur Herrschaft zu bringen und damit die Gefahr eines Staatsstreiches zu beseitigen. An den äußersten Anstrengungen, diesen Erfolg zu vereiteln, wird es freilich der Umsturz nicht fehlen lassen.

* * *

Kaltes Blut.

Die fortdauernde Belagerung sämmtlicher Gesandten in Peking, die Bestätigung der Nachricht von der Ermordung des deutschen Gesandten, die Zerstörung einer Reihe von Gesandtschaftsgebäuden und die nicht abzulehnende Besorgniß, daß noch andere Gesandte, vielleicht sogar alle Fremden in Peking, inzwischen von dem Schicksal des Freiherrn von Ketteler ereilt sind, haben begreiflicher Weise in der ganzen civilisirten Welt Entrüstung und den lebhaftesten Wunsch hervorgerufen, durch schleunige Gewaltmaßregeln diese Attentate auf das Völkerrecht zu bestrafen und durch geeignete Vorkehrungen der Wiederholung ähnlicher Schändlichkeiten vorzubeugen. Daß dabei unter dem Eindruck des ersten Entsetzens die Besonnenheit etwas zu kurz gekommen ist, kann ebensowenig auffallen, wie daß dem Rachegefühl — nicht gerade im Einklange mit den Vorschriften der christlichen Religion — vieljach ein etwas gar zu leidenschaftlicher Ausdruck verliehen wurde.

Gelingt es überhaupt, eine verantwortliche chinesische Reichsregierung zu entdecken, mit der völkerrechtlich weiter verkehrt werden kann, so wird dieselbe gewiß nicht zaudern, den Pekinger Mob oder die aufrührerische chinesische Soldateska oder wer sonst für die Gräuelthaten in Peking verantwortlich zu machen ist, exemplarisch zu bestrafen; man wird mehr abgeschlagene Köpfe zur Verfügung stellen, als selbst das weitestgehende europäische Rachegefühl beanspruchen dürfte.

Aber damit wäre nicht viel gebessert. Zunächst befinden sich die fremden Mächte jedoch überhaupt noch gar nicht in der Lage, mit irgend einer verantwortlichen chinesischen Regierung verhandeln oder auch nur gegen dieselbe Krieg führen zu können. So widerspruchsvoll die Nachrichten aus China auch lauten, so scheint doch das Eine festzustehen, daß die Centralregierung, welche durch den Kaiser und die Kaiserin-Regentin repräsentirt ist, durch eine aufrührerische Bewegung, an der neben den Boxern auch das reguläre Militär theilgenommen hat, depossedirt ist. Der Prinz Tuan steht anscheinend an der Spitze dieser Rebellen und beherrscht mit ihnen Peking, während die reguläre chinesische Centralregierung zur Ohnmacht verurtheilt ist. Der frühere Verdacht, daß auch die Kaiserin-Regentin die Bewegung gegen die Fremden unterstützt habe, verliert an Wahrscheinlichkeit, wenn sie selbst ein Opfer der Revolution geworden sein sollte. Jedenfalls herrscht thatsächliche Anarchie in Peking, und die Attentate gegen die fremden Gesandten sind ersichtlich Produkte dieser aus dem Fremdenhaß hervorgegangenen anarchistischen Bewegung.

Die fremden Mächte stehen demgemäß vor der Aufgabe, zunächst einmal die Ordnung in Peking nothdürftig wieder herstellen zu müssen, bevor sich überhaupt ermessen läßt, wo die Sühneforderungen anzubringen sind. Aus dieser Schwierigkeit ist der Wunsch erwachsen, mindestens die Fiktion aufrecht zu erhalten, daß die Mächte nicht gegen die reguläre chinesische Regierung Krieg führen, sondern, in Unterstützung dieser Regierung, eine Rebellion niederschlagen. Wie lange diese Fiktion wird bestehen können, läßt sich heute noch nicht übersehen; aber daß die fremden Mächte die Neigung verspüren müssen, sich irgend einer verantwortlichen chinesischen Regierung gegenüber zu sehen, mit der sich überhaupt verhandeln läßt, ist begreiflich genug.

Es ist bezeichnend für die ungewöhnliche Schwierigkeit der Lage, daß in Bezug auf diesen Wunsch Rußland mit seinem Hauptrivalen in China, England, zusammenstimmt, wenn auch augenscheinlich nicht ganz aus denselben Beweggründen. England möchte den Zerfall Chinas aufhalten, indem es die chinesische Centralregierung möglichst stärkt; Rußland dagegen wünscht den Protektor Chinas zu spielen und muß deshalb bestrebt sein, eine chinesische Centralregierung aufrecht zu erhalten, durch deren Beeinflussung es indirekt seine Absichten auf China verwirklichen kann. Interessant ist in diesem Zusammenhang eine Korrespondenz, welche der Pariser „Temps" aus Petersburg bringt, worin, in Anknüpfung an einen Artikel des „Swet", ausgeführt wird, „Rußland wünsche sobald wie möglich die friedlichen Beziehungen mit China wieder aufzunehmen; es wolle in China nichts brüskiren, und England und Deutschland, deren Haltung der Hauptgrund der Revolte gewesen sei, die Sorge überlassen, ihre Handelsinteressen gegen die Boxer zu vertheidigen". Diese diplomatische Haltung Rußlands stimmt mit seiner militärischen Haltung überein. Es verstärkt seine Landmacht im Norden Chinas, vermeidet aber, wie es in der Korrespondenz des „Temps" heißt, etwas zu „brüskiren", und ist andererseits darauf bedacht, Japan, welches im Verdacht steht, die Politik Englands zu unterstützen, bei der Unterdrückung des Aufstandes keine besonders hervortretende Rolle spielen zu lassen. Wäre England durch seine südafrikanische Politik nicht verhindert, sich in Ostasien stärker zu engagiren, so müßte es ernstlich bestrebt sein, mit und durch Japan Rußland ein Gegengewicht zu halten.

In diesen Rivalitäten der fremden Mächte liegt nach wie vor die Hauptgefahr der chinesischen Wirren. Daß Deutschland unter solchen Umständen bemüht ist, eine respektable Zahl von Kriegschiffen und Soldaten nach China zu werfen, um allen Eventualitäten gegenüber in der Lage zu sein, sich auf die eigenen realen Machtfaktoren stützen zu können, ist nicht zu tadeln. Aber je mehr Macht Deutschland in China ansammelt, um so nothwendiger wird es sein, kaltes Blut zu bewahren und sich nicht von leidenschaftlichen Rachegefühlen, sondern von nüchternen Erwägungen kühler Realpolitik leiten zu lassen.

Ferdinand Svendsen.

Ein Zolltarif mit doppeltem Boden.

Die fine fleur unserer preußischen Agrarier war kürzlich zu einer Vorstandskonferenz der preußischen Landwirthschaftskammern in Wiesbaden versammelt und berieth eifrig über Mittel und Wege, die am sichersten zu einer Steigerung der Grundrente auf Kosten der deutschen Konsumenten führen würden. Begreiflicher Weise spielte dabei die Neugestaltung unserer Zoll- und Handelspolitik eine große Rolle und man faßte folgenden Beschluß:

„Dem Interesse der deutschen Landwirthschaft würde am meisten eine Form der Handelsverträge und der Zolltarifgesetzgebung entsprechen, wie sie von Frankreich und den Vereinigten Staaten eingeführt worden ist, bei welcher eine längere Bindung an bestimmte Zollsätze in der Regel nicht stattfindet, vielmehr volle Zollautonomie gewahrt bleibt; wenn indessen, wie es scheint, von der deutschen Industrie großer Werth darauf gelegt wird, mit einer Reihe von Staaten zu einer gegenseitigen Bindung einzelner Zollsätze auf längere Zeit zu gelangen, so kann diesem Verlangen und damit dem Abschluß von Tarifverträgen auf längere Zeit nur unter der Voraussetzung zugestimmt werden, daß erstens ein gleichzeitiger Abschluß von Meistbegünstigungsverträgen keinesfalls von Neuem erfolgt, ohne daß auch die gegen-

kontrahirenden Staaten in entsprechendem Grade ihre Zollautonomie zu Gunsten Deutschlands aufgeben, zweitens der Abschluß aller Handelsverträge nur an der Hand eines Generaltarifs und eines bei allen Vertragskonzessionen unbedingt einzuhaltenden Minimaltarifs erfolgt, drittens, daß in diesem Minimaltarife die Zollsätze für alle Erzeugnisse der Landwirthschaft so hoch bemessen werden, daß während der Vertragsdauer auch bei veränderter Lage des Weltmarktes und nach weiter verschärfter Konkurrenz des Auslandes die Existenzbedingungen der deutschen Landwirthschaft nicht gefährdet erscheinen!"

Diese Resolution zeichnet sich zwar nicht durch große Klarheit und Logik aus, aber worauf die Agrarier abzielen, ist doch deutlich genug zu erkennen.

Am liebsten hätte man die vollste Zollautonomie, d. h. gar keine vertragsmäßigen Abmachungen mit fremden Staaten, sodaß man alljährlich in der Lage wäre, die Klinke der Gesetzgebung zu ergreifen, um bald diesen, bald jenen Zollsatz in die Höhe schnellen zu lassen. Aber, so heißt es weiter, wir bestehen nicht auf unserem Stück, wir sind bereit, der Industrie, wenn sie großen Werth darauf legt, die Konzession zu machen, daß „einer Reihe von Staaten gegenüber einzelne Zollsätze einer gegenseitigen Bindung auf längere Zeit unterworfen werden." Das soll jedoch nur an der Hand eines Generalzolltarifs und eines unbedingt einzuhaltenden Minimaltarifs geschehen, in welch letzterem die Zollsätze für alle Erzeugnisse der Landwirthschaft so hoch bemessen sind, daß die Agrarier innerhalb der Vertragsdauer allen etwaigen Preisfluktuationen gegenüber in den künstlich gesteigerten Inlandspreisen ihre Rechnung finden.

Hiernach ist zunächst eins völlig klar: der Minimalzolltarif soll für agrarische Produkte eine solche Höhe haben, wie die Agrarier bisher den autonomen Zolltarif bemessen zu sehen wünschten; und da unsere industriellen Schutzzöllner wohl schwerlich die Neigung empfinden werden, in Bezug auf Bescheidenheit den Agrariern den Rang abzulaufen, so werden auch diese sich bemühen, in einen solchen Minimaltarif alles das hineinzubringen, was sie dem autonomen Zolltarif eingefügt wissen wollten. Dieser Minimaltarif, wenn er zu Stande kommt, wäre somit thatsächlich nichts Anderes, als was man bisher den autonomen Zolltarif nannte. Der Generaltarif der Wiesbadener Resolution würde dagegen aus Phantasiezollsätzen bestehen, deren schwindelnde Höhe fremden Staaten das Gruseln beibringen soll.

In Wirklichkeit hat man es also mit einem Beschluß der preußischen Landwirthschaftskammern zu thun, der ein Heruntergehen unter die Sätze des autonomen Zolltarifs von vorn herein ausschließt, auf jeden eigentlichen Tarifvertrag somit Verzicht leistet. Das Einzige, was man ins Auge faßt, ist die eventuelle Bindung der Sätze dieses autonomen Zolltarifs für eine Reihe von Jahren, sodaß innerhalb dieses vertragsmäßig festzusetzenden Zeitraums fremden Kontrahenten gegenüber ein Ueberschreiten der Zollsätze dieses autonomen Tarifs nicht möglich sein würde. Der Generaltarif hätte dabei im Wesentlichen nur die Rolle jener Retorsions-Vorschriften zu spielen, die für den Fall von Zollkriegen in fast allen Zolltarifen enthalten sind.

Es ist völlig überflüssig, sich mit der Fixirung besonderer Zollsätze eines solchen Generaltarifs abzuquälen; man kann mit derartigen Spezialzollsätzen eines Generaltarifs schlechterdings keine größere Wirkung ausüben, als mit prozentualen Zuschlägen zum Minimaltarif.

Setzen wir nun einmal den Fall, es wäre den Agrariern gelungen, Reichstag und Bundesrath zur Annahme eines Minimal- und Generaltarifs in ihrem Sinne zu bewegen, — wie würden sich dann voraussichtlich die Handelsvertragsverhandlungen mit fremden Regierungen gestalten? Zum Beispiel mit der russischen Regierung?

Unsere Unterhändler würden erscheinen, in der einen Hand einen sogenannten Minimaltarif, der gegenüber den Bedingungen des gegenwärtigen deutsch-russischen Handelsvertrages eine ganz beträchtliche Steigerung jener Zollsätze bedeutete, an deren Ermäßigung Rußland das lebhafteste Interesse hat, und ohne deren Ermäßigung der Handelsvertrag von 1894 nie zu Stande gekommen wäre; in der anderen, drohend erhobenen, Hand würden die deutschen Unterhändler einen Generalzolltarif — richtiger einen Kampfzolltarif — halten, und die russische Regierung würde vor die Alternative gestellt werden: entweder Ihr macht uns in Eurem Zolltarif weitgehende Konzessionen, oder wir wenden die Sätze unseres Generaltarifs auf Eure Importe nach Deutschland an!

Was würde die Folge sein? Liegt auch nur eine entfernte Möglichkeit vor, daß solchen freundschaftlichen Zumuthungen gegenüber die Russen irgend welches Entgegenkommen zeigen würden? Ist es denkbar, daß sie angesichts unseres maßlosen Generalzolltarifs in die Knie sinken und sich bereit erklären würden, ihren Zolltarif noch unter die Sätze herabzudrücken, die sie im Handelsvertrage von 1894 Deutschland bewilligt haben? Ist es wahrscheinlich, daß sie, um der Zollsätze unseres Minimaltarifs theilhaftig zu werden, auch nur bereit sein werden, die Konzessionen von 1894 zu erneuern? Man braucht im Ernst diese Fragen kaum zu erörtern. Vielmehr ist zehn gegen eins zu wetten, daß die Russen irgend einen beliebigen Zolltarif, den sie ja jeden Augenblick improvisiren können, zum Range ihres späteren Minimaltarifs erheben und dann Deutschland vor die Alternative stellen werden: entweder bewilligt ihr uns Euren zukünftigen sogenannten Minimaltarif, dann erlangt Ihr die Benefizien unseres zukünftigen sogenannten Minimaltarifs; wenn nicht, nicht! — dann kann der Zollkrieg beginnen! Geht Deutschland auf jenen russischen Vorschlag ein, so sind damit die Errungenschaften des bestehenden deutsch-russischen Handelsvertrages aus der Welt geschafft, und es kann sich bei den Verhandlungen nur noch weiter darum handeln, auf wie viel Jahre diese beiden sogenannten Minimaltarife gegenseitig gebunden werden sollen.

Nehmen wir an, es geschähe auf 10 Jahre. Was riskirte Deutschland dann? In den Wiesbadener Beschluß der preußischen Landwirthschaftskammern ist die etwas mysteriöse Bemerkung eingeflochten, daß ein „gleichzeitiger Abschluß von Meistbegünstigungsverträgen keinesfalls von neuem erfolgen dürfe, ohne daß auch die gegenkontrahirenden Staaten in entsprechendem Grade ihre Zollautonomie zu Gunsten Deutschlands aufgeben!" Der Rede Sinn ist dunkel. Unter einem Meistbegünstigungsvertrag verstand man bisher einen Vertrag, bei dem die Kontrahenten ihre Zollautonomie nicht aufgaben, sondern sich nur gegenseitig zusicherten, daß jede Ermäßigung ihrer Zolltarife, die sie entweder auf autonomem Wege, oder in Folge eines Vertrages mit anderen Staaten vornehmen würden, eo ipso auch dem im bloßen Meistbegünstigungsverhältniß stehenden Staate zu Gute kommen solle.

Nach der Wiesbadener Resolution sollen nun Kontrahenten für Meistbegünstigungsverträge nur dann zugelassen werden, wenn jene Kontrahenten ihre Zollautonomie zu Gunsten Deutschlands vorher aufgeben oder wenigstens beschränken. Eine solche Beschränkung der Zollautonomie läge ja allerdings auch in der Bindung eines sogenannten Minimaltarifs gegenüber einem anderen Staate. Wenn also, um auf unser vorheriges Beispiel zurückzukommen, Rußland und Deutschland ihre zukünftigen sogenannten Minimaltarife für eine bestimmte Reihe von Jahren gegenseitig binden würden, so läge darin eine Beschränkung der Zollautonomie, und nach den Grundsätzen der Wiesbadener Resolution würde denn auch in diesem Bindungsvertrage die Meistbegünstigungsklausel eine Stelle finden können. Lieber scheint es jedoch der Vorstandskonferenz der preußischen Landwirthschaftskammern zu sein, wenn von der Einfügung einer solchen Meistbegünstigungsklausel überhaupt Abstand genommen würde.

Käme man diesem Wunsche nach, so würde eine ganz besonders interessante Situation entstehen. Die beiden Länder würden gegenseitig in Bezug auf einen bestimmten Zolltarif gebunden sein; aber da die Meistbegünstigungsklausel in

dem Bindungsvertrage nicht enthalten wäre, so würde nichts im Wege stehen, daß Rußland mit dritten Staaten Zollverträge abschlösse, bei denen es unter die Zollsätze des mit Deutschland vereinbarten Minimaltarifs herunterginge. Deutschland könnte das seinerseits nicht, immer vorausgesetzt, daß die Grundsätze der Wiesbadener Beschlüsse maßgebend sind; denn danach darf ja bei Zollverträgen mit anderen Staaten unter die Sätze des deutschen Minimaltarifs unter gar keinen Umständen heruntergegangen werden.

Mit Rußland wäre das etwas Anderes; und Rußland müßte ungewöhnlich thöricht sein, wenn es nicht seinerseits von der Freiheit der Bewegung anderen Staaten gegenüber Gebrauch machen sollte. Es könnte also beispielsweise England, den Vereinigten Staaten, Frankreich, Belgien u. s. w. für Importe aus ihren Ländern Zollsätze bewilligen, welche unter dem in dem deutsch-russischen Vertrage gebundenen Tarife lägen. Gegen diese Differenzirung wäre Deutschland machtlos, weil es an der Meistbegünstigungsklausel in dem deutsch-russischen Bindungsvertrage fehlen würde. Wir nehmen bis auf weiteres an, daß die Handelspolitik Deutschlands bis zu einem solchen Abderitenthum nicht heruntersinken wird.

Wird dagegen die Meistbegünstigungsklausel in den Bindungsvertrag aufgenommen, so würde der gegenwärtig zwischen Deutschland und Rußland bestehende Vertragszustand erneuert werden, nur mit beiderseits wesentlich erhöhten Zollsätzen. An die Stelle der in dem gegenwärtigen deutsch-russischen Handelsvertrag vereinbarten ermäßigten Tarifsätze träten die erheblich erhöhten Zollsätze der beiderseitig autonom konstruirten Minimaltarife; man hätte hiernach zwar alle Vortheile des Tarifvertrages von 1894 eingebüßt, aber immerhin für die Dauer des neuen Vertrages wenigstens die Garantie geschaffen, daß im deutsch-russischen Verkehr die Zollsätze nicht über den Minimaltarif hinaus gehoben werden können.

Mutatis mutandis würde das, was hier an dem einen Beispiel des Verhältnisses zwischen Rußland und Deutschland demonstrirt ist, allen fremden Staaten gegenüber eintreten. Die Handelsvertragsverhandlungen würden auf diese Weise wesentlich abgekürzt werden: man regalirte sich gegenseitig mit seinen sogenannten Minimaltarifen und eine gegenseitige Verständigung über einzelne besondere Tarifermäßigungen käme gar nicht weiter in Betracht.

Vielleicht aber geben sich unsere handelspolitischen Weisen der Hoffnung hin, daß, wenn sie mit ihrem schreckenerregenden Generaltarif anrücken, sie die Zugeständnisse des fremden Minimaltarifs erlangen werden, ohne daß sie alle Sätze des eigenen Minimaltarifs zu opfern brauchten. Es würde dann ein dritter Tarif einzelnen Staaten gegenüber Platz greifen, der zwischen den Sätzen des Minimaltarifs und des Generaltarifs läge. Ich glaube zwar nicht, daß irgend ein Staat sich in dieser Weise abspeisen lassen wird; vielmehr wird es sich immer nur um die Alternative handeln: Minimaltarif oder Zollkrieg. Und das ist noch ein Glück; denn wenn man neben dem Generaltarif und dem Minimaltarif noch mit so und so vielen anderen Zolltarifen in Deutschland zu rechnen hätte, so würde diese vielfache Differenzirung für den Handelsverkehr geradezu unerträglich werden.

Das handelspolitische Programm der preußischen Agrarier ist demzufolge wie dazu geschaffen, um zu verhindern, daß neue Tarifverträge zu Stande kommen, welche für Deutschland etwas bedeuten; es ist wie dazu gemacht, um fremde Staaten zu veranlassen, Deutschland gegenüber die eigenen Zollsätze emporzuschrauben, indem man das Konglomerat dieser hochgeschrobenen Zollsätze den Titel „Minimaltarif" verleiht; und endlich ist dieses Programm ein kaum zu übertreffendes Mittel, um einen Zollkrieg mit aller Welt herbeizuführen.

Wir haben mit der Caprivi'schen Handelsvertragspolitik die glänzendsten Erfahrungen gesammelt und unseren Auslandsverkehr, speziell unseren Export, seit 1894 um ein Drittel gesteigert, während dieser Auslandsverkehr in den 15 Jahren vorher, d. h. in der Periode der im Jahre 1879 durch Bismarck inaugurirten agrarischen Hochschutzzollpolitik, nur um etwa ein Viertel wuchs. Wäre es in der Politik üblich, durch Erfahrungen klug zu werden, so würden die Vorschläge der preußischen Landwirthschaftskammern in Deutschland unter schallendem Gelächter begraben werden; aber wie die Dinge heute liegen, muß man diesen Unsinn wie jeden anderen ernsthaft bekämpfen.

Th. Barth.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Initium fidelitatis.

„Ex est commercium, d. h. auf Deutsch: Es ist nun genug geredet von Handel, Industrie, Landwirthschaft und Kanälen — übrigens gebaut werden sie doch —; es ist vielmehr Zeit, initium fidelitatis zu verkündigen, und das Beste ist, der Damen zu gedenken."

Also sprach Herr von Thielen, der preußische Minister der öffentlichen Arbeiten beim Festessen der Lübecker Handelskammer in Travemünde anläßlich der Eröffnung des Elbe-Trave-Kanals. Diese Rede des preußischen Kanalministers hat Anstoß bei den preußischen Agrariern, den politischen Herren des Landes, erregt, und als kurz darauf die Nachricht durch die Presse lief, Herr von Thielen werde seinen Abschied erhalten, glaubte man, der Herr Minister habe sich zu obigen verwegenen Worten nur hinreißen lassen, weil es sich um einen Schwanengesang gehandelt habe.

Dem Fernerstehenden wird es nicht ganz leicht werden, sich auszumalen, was in jenem Toast unsere Agrarier verschnupft hat. Ein Ex est commercium pflegt ihnen doch sanft recht lieblich in den Ohren zu klingen. Die Agrarier betrachten es ja als initium fidelitatis, als den Beginn ihrer Fröhlichkeit, wenn es mit dem Handel aus ist.

Also woher der Zorn? Ein Minister soll keine leichtfertigen Zwischenbemerkungen machen. Wie konnte Herr von Thielen bei Erwähnung der Kanäle sagen: Gebaut werden sie doch!

Das ist durchaus unpassend. Denn in Preußen herrschen die Junker, und Herr von Thielen mußte aus den Verhandlungen des preußischen Landtags wissen, daß der Wille der Junker dem Bau von Kanälen, speziell dem Bau des Mittellandkanals, entgegen steht. Es war also eine Unbotmäßigkeit eines königlichen Ministers gegenüber den Junkern, und derartiges kann unter gar keinen Umständen geduldet werden.

In den bekannten maßgebenden Regierungskreisen scheint man denn auch sofort begriffen zu haben, daß etwas geschehen müsse, um die Junker wieder zu versöhnen. Die „Nordd. Allgem. Zeitung" wurde deshalb mit der delikaten Aufgabe betraut, Herrn von Thielen zu exkulpiren. Sie hat sich dieser Aufgabe mit meisterhaftem Geschick unterzogen. Zunächst ist aktenmäßig festgestellt, daß jene aminösen Worte: Gebaut werden sie doch! nicht etwa an den Schluß eines Toastes, etwa als dessen Pointe, gesetzt seien, sondern nur als harmloses Einschiebsel in einem Damentoast gedient haben, so wie auf der Bühne das „Bei Seite!" gesprochen wird. Daß diese Nebenbemerkung von der animirten Versammlung mit lebhaftem Beifall begrüßt wurde, darf man dies gerechter Weise dem preußischen Herrn Minister zur Last legen?

Ferner wird von der „Nordd. Allgem. Zeitung" hervorgehoben, daß vor dem Minister „bereits 18 Redner" gesprochen hatten. Ohne Zweifel ist es strafmildernd, wenn schon vorher so stark polulirt und getoastet war. Bei Studentenkramallen pflegt derartiges auch berücksichtigt zu

werden. Die Agrarier werden deshalb hoffentlich ein Einsehen haben und sich mit dem pater peccavi der offiziösen Zeitung begnügen, deren Erguß in die demüthigen Worte ausläuft: „Eine politische Rede wird man diesen Trinkspruch gewiß nicht nennen können trotz des kurzen Einschiebsels.“ Wenn darnach bei den Agrariern das initium fidelitatis noch nicht eintritt, so ist es sicher nicht Herrn von Thielen's Schuld.

Junius.

Glück in Alltagskultur.

Alltagskultur! Eine kleine Geschichte fällt mir dabei ein, die ich vor Jahren einmal gelesen. Die Mutter hat dem Töchterchen von Rothkäppchen erzählt und fragt: was soll dem bösen Wolf dafür geschehen? Eine Weile denkt Blondköpfchen nach, eine Welt von Schrecklichkeiten durchnüßt es, dann sagt es: Waschen und Zähneputzen.

An diese Geschichte mußte ich denken, als ich unlängst Rosegger's Roman „Erdsegen“ las. Ganz ernsthaft wird da der Krieg gegen die unglückselige, schuldlose Zahnbürste geführt. Unser Ideal, der Bauer, steht mit der Sonne auf, er nimmt einen Trunk klaren, frischen Brunnenwassers; er reibt, wenn anders ich mich recht entsinne, mit einem Tuch über die Zähne. Was soll der überflüssige Ballast, mit dem uns die Kultur umgibt?

Mit jedem Kind wird der Urmensch wiedergeboren. Und der Urmensch badet nicht. Er ist wasserscheu. Der Urmensch haßt überhaupt alle Kultur, wo sie ihm entgegentritt, und freundlich kann allein der Branntwein zwischen ihm und ihr vermitteln. Es ist nur konsequent, wenn eine sentimentale Romantik, der die Kultur auf die Nerven gefallen ist, und die auf ein reines Urmenschen- und Kindthum sehnsüchtelnd blickt, es ist nur konsequent, wenn sie die Zahnbürste mit dem Wasser im Glase ausgießt.

Es hat immer zwei Klassen von Menschen gegeben. Die einen trauern der entschwundenen Poesie der Postfahrten nach, die anderen singen das Lob der Eisenbahn, suchen wohl auch sich mit ihr in ein Herzensverhältniß zu setzen. Man soll nicht fragen, welche von beiden das Recht auf ihrer Seite haben. Vielleicht werden die Wörter „richtig“ und „falsch“ überhaupt mehr und mehr in die Märchenbücher der Kinder verwiesen werden. Alles Geschwundene hat seinen stillen Reiz. Ein wonnesam verklärender Schleier ruht über aller Vergangenheit. Es fragt sich nur, ob es nicht klug ist, auch der Wirklichkeit, auch dem Alltag seine Freuden abzulauschen.

Unter den griechischen Philosophen war einer, der zugleich ein Lebenskünstler war. Ich meine Aristippus. Den Hedonisten hat man ihn zur Strafe für seine Freude am Dasein und sein Auslugen nach dem Genuß genannt. Ich weiß nicht, ob ihm das schon bei seinen Lebzeiten widerfahren ist, jedenfalls war er der Mann, es zu verwinden. Seine Weisheit, die er praktisch erprobt haben soll, läßt sich in den einen Satz zusammenfassen: Alles mitnehmen! Und das scheint mir das Richtige. Zumal er vorsichtig hinzusetzte: Aber sich nicht mitnehmen lassen! Es ist eine eigene Vernünftigkeit in dieser Weisheit. Ist das Leben, wie man gesagt hat, ein Leim, auf den wir gekrochen sind, so ist es sicherlich empfehlenswerth, den Zucker, der darauf gestreut ist, abzunaschen. Mag das Schicksal uns zu unserem Besten leiten, — sicher darf man ihm das, was man Glück nennt, nicht überlassen. Das muß man, wie die Brosamen, sich selbst zusammensuchen, vielleicht gerade, ganz bescheidentlich, aus dem Kehricht des Alltags. Es gibt keine Freuden; sie werden einem nicht zugetragen; aus dem Nichts muß man sich Freuden schaffen.

Man soll sich bekanntlich mit dem ungerechten Mammon Freunde machen. Aber das Wort bedarf einer besonderen Interpretation. Ist's um die Freunde überhaupt ein mißlich Ding, so sicherlich um die Mammonerkauften am meisten. Und doch ist's richtig, man soll sich mit seinem Gelde Freunde schaffen, nämlich leblose. Ich meine, man soll sich, je nach seinen Mitteln, Dinge kaufen, zu denen man in ein persönliches Verhältniß, womöglich in ein Herzensverhältniß treten kann. Wie die aussehen, muß jeder selbst am besten wissen. Aber Dinge, die man täglich dann mit Freuden ansieht, denen man freundlich zunicken möchte.

Wir leben jetzt in einer Zeit des aufblühenden Kunstgewerbes. Ohne alle Uebertreibung kann man behaupten: es gibt wieder Stühle, auf denen man sitzen kann. Die Möbeltischlerphantasie hat ihre Orgien im großen ganzen ausgefeiert. Und das ist ein Fortschritt, den man hoch genug garnicht veranschlagen kann. Aber es läßt sich auch nicht leugnen: es gibt noch immer Menschen, die sich selbst in ihrer eigenen ganz modernen und geschmackvollen englischen Einrichtung unsagbar komisch ausnehmen — beinah so komisch, wie die rokokomöblirten Banquiers. Und das ist schade, um die Möbel und ihre Besitzer. Fehlt eben der Persönlichkeitszug.

Darin war uns das 16. Jahrhundert, uns in Deutschland, ganz erheblich über. Da war das Persönlichkeitsverhältniß zwischen dem Schrank und dem, der sein Linnen darin aufbewahrte, da. Die Enge der Verhältnisse, der Mangel an baarem Gelde, trug sicherlich dazu bei. Der Haushalt erbte fort in der Familie. Und vielleicht hat der Meister Schlosser in den Schloßbeschlag, den er für den Schrank des Magisters feilte, eine zarte Bosheit oder Huldigung hineingefeilt. Heut ist das Möbel ein unpersönliches Thier. Und doch läßt das Persönlichkeitsverhältniß sich auch heut noch finden. Freilich gibt's Menschen, denen das Gespenst ihrer eigenen Persönlichkeit so durchaus nie erschienen ist, daß sie sich genug gethan zu haben glauben, wenn sie Möbel aus besagter guter alter Zeit um sich versammeln. Denen wird denn wohl auch nicht zu helfen sein. Doch gibt's auch andere. Von Paul Heyse kenne ich ein reizendes Gedicht „Alte Möbel“. Da taucht die Frage auf, ob es nicht an der Zeit sei, die arg verschlissenen alten Stühle durch neue zu ersetzen oder doch neu überziehen zu lassen. Aber nein! An jedem hängt eine Erinnerung; sie mögen bleiben, wie sie sind. Und wirklich, das sind die liebsten Dinge, die die Erinnerung umschwebt. Ein Stück, das man als Kind geschenkt bekommen, damals, als man sich noch so unsagbar zu freuen wußte. Die alte silberne Uhr! — Das war doch sicherlich ein Fest, die zu bekommen, und warum trennt man sich von ihr? Dinge, die einen an Reisen erinnern, die man gemacht; und dennoch gibt es Menschen von so frivolem Leichtsinn, daß sie sich von ihren Reisen etwas mitzubringen unterlassen. Auch ist die Erinnerung sicherlich das einzige nicht, ein Herzensverhältniß zu den todten Freunden zu finden. Eines Bekannten entsinne ich mich, der zeigte mir seine Einrichtung, mühsam und liebevoll war jedes Stück erworben, und sagte: das alles ist mir nun ein Schutz gegen das Leben. Ganz richtig; in seine Häuslichkeit, auch in die nicht beseelte, muß man sich flüchten können und flüchten mögen.

Es fehlt nicht nur der Persönlichkeitszug heutzutage. Es fehlt merkwürdiger Weise ganz der Maßstab für das, was einem frommt. Auf einem Ladenschild erinnere ich mich gelesen zu haben „Sargtischlerei mit Dampfbetrieb“. Dies „mit Dampfbetrieb“ sollte offenbar ein Anziehungsmittel sein. Seltsame Welt! Wäre da auf sorgsame Handarbeit verwiesen, man würde allenfalls begreifen; wenn aber der Reiz bestehen soll, sich selbst oder einen seiner Lieben in einen Sarg zu betten, der recht fabrikmäßig hergestellt ist, das bleibt mir unerfindlich. Aber von dem Neuen an sich läßt sich die Menge imponiren. Jetzt, bei Einführung der elektrischen Straßenbahnen trat das, bis ins Groteske gesteigert, in Erscheinung. Das schütternde Gestampf, das krampfhafte Lenten, das macht nichts. Der

Säurengeruch, und bei feuchtem Wetter, sein Gefalgsmann der Hustenreiz, das macht nichts. Sie sind so „großstädtisch". Seltsame Welt! Als wenn nicht gerade der Straßenverkehr auf den charakteristischen Großstadtwegen jedwedes Sichfortbewegen auf festliegenden Schienensträngen unmöglich machte. Man denke sich eine elektrische Bahn durch Oxford street!

Dies richtige Abschätzen und Persönlichkeitsverhältniß zu seiner Umgebung, man soll es nicht gering anschlagen. Ein Stück sozialer Frage steckt darin. Die Unfähigkeit der Frauen des vierten Standes ihren Männern das Zuhause lieb zu machen — und auch mit bescheidensten Mitteln wäre das möglich —, diese Unfähigkeit trägt vielleicht mehr zum Unglück der Ehen bei, als Unbildung und Leidenschaften. Denn der Mensch will als Gewohnheitsthier gezähmt werden. Der verwahrlosten Häuslichkeit gegenüber aber gewinnt die Kneipe neben all ihren anderen Reizen noch den des behaglichen Milieus. Der Mann geht seine eigenen Wege dann, die zu Abwegen werden. Und damit setzt die Geschichte dieser Ehen ein, die typische, die trostlose.

In unserer Kindererziehung schon fehlt als wichtiger Faktor die Erziehung zur Liebe an der Umgebung, am ersten Besitz. Man braucht nur an die „unzerreißbaren Bilderbücher" zu denken. Welch ein Abgrund von Unverständniß! Anstatt den Kindern Liebe zu den Büchern beizubringen, setzt man ihnen das widerstandsfähigste Material entgegen. Und auf keinem Gebiet wuchert der Mechanismus geistloser, unpersönlicher Fabrikproduktion üppiger als auf dem des Kinderspielzeugs. Es übt wahrhaft phantasietötende Macht. Und doch ist alles wahre Kinderspielen ein erstes Regen der Schaffenskraft der Phantasie. Je fertiger und lackirter das Spielzeug, desto weniger bleibt der Einbildung daran zu thun. Und es fehlt in unserer Kindererziehung als wichtigster Faktor die Erziehung zum Glück. Wie leicht kann man Kindern einreden, daß irgend ein ganz alltägliches Geschehniß ganz besondere Freuden berge, wie leicht kann man den Neiz sehr ausnahmsweiser Erlaubniß dem an sich Nichtssagenden geben. Man muß es verstehen, Kindern das Leben zum Märchen zu machen, Kindern und auch sich selbst. Denn die Illusion ist die glückkräftigste Macht, die dem Menschen gegeben. Sie ist vielleicht des Glückes bestes Theil.

Ein Erzieher zur Liebe an der Umgebung für große Kinder tritt Michael Haberlandt mit seinem Buch „Kultur im Alltag" (Wiener Verlag 1900) auf den Plan. Ein feinsinniger Mann und ein Lebenskünstler mit hellem Auge für all das Schöne um uns, das so alltäglich ist, daß man es übersieht, gibt sich darin. Sonst weiß ich nichts von ihm, als daß er indischen Studien obliegt. Doch scheints, als habe seine Seele, um mit Novalis zu reden, auch eine indische Heimath.

Vieles Traute wird einem in Haberlandt's Buch vertrauter. Es ist ein eigener Reiz darum, von Sitten, die man gedankenlos mitmacht, zu erfahren, wie sie entstanden; wie die Gefühlswelt sich wandelte, und doch das Trauerkleid dasselbe blieb. Dem Vogel im Bauer wird eine kleine Liebeshymne gedichtet. Der Ofen wird wieder zum Mittelpunkt des Hauses, als Nachkomme der alten heiligen Feuerstätte, aber auch als Freund der alten Leute, die vom Ofensitz herab zu den Enkeln sprechen. Auch das landschaftliche Empfinden schweift nicht mehr in die Ferne. Der Schnee, der langsam, weich und rein die Großstadtstraßen zudeckt, um dann als Schmutz zu enden, erhält seine fein empfundene Biographie. Die Stimmungen der Haide werden in all ihren Nuancen ausgekostet. Mehr und mehr scheint das überhaupt ein Zug modernen Landschaftsempfindens zu werden: die Haide und die Ebene reden uns eindringlicher als die Gebirgswelt. Die Alpen werden unmodern.

Vorurtheilslos tritt Haberlandt auch für vieles in die Schranken, worüber der Bildungsphilister mit der ihm eigenen Selbstgerechtigkeit den Stab wieder und wieder bricht. Nur der Freie kann gerecht sein, und ein Freier scheint Haberlandt zu sein. Das Kartenspiel findet in ihm den Vertheidiger — abusus non tollit usum; und gar ergötzlich weiß er die Historie des Kartenspiels zu erzählen von der Zeit an, da die Buben noch La Hire, Hectar, Ogier und Lancelot hießen bis zu der Revolution, die es erlebte, — denn in der französischen Revolution wurden auch die Kartenkönige abgesetzt. Die Reklame wird in all ihren lustigen Vorzügen gepriesen, als die Kulturmacht, die sie ist, deren Kleid die Künste zu sticken nicht verschmähten. Sogar der „Klatsch" tritt als berechtigter Faktor in das moderne Gesellschaftsleben ein; er bedeutet die Wahrung des Gesellschaftsvortheils gegen die unablässigen Uebergriffe des Individuums. Und manch einem ist wohl erst in den Nöthen des Verklatschtseins die Entdeckung der eigenen Individualität in ihren Rechten und Pflichten geworden.

Viel Freunde gewinnt man in Haberlandt's Buch an alten Bekannten dadurch, daß er ihren Stammbaum verfolgt und ihre Familiengeschichte erzählt. Vom Zucker gilt das zumal, vom alten adligen Rohrzucker und seinem plebejischen Parvenuvetter, dem Rübenzucker, der ihn verdrängte. Und Haberlandt ist auch der Psychologe seiner Freunde; von der Goldwährung heißt es: „Goldwährung herrscht heute auf allen Gebieten des Lebens, das heißt, wir legen überall den höchsten Maßstab an. . . . Nicht nur die mechanische Ausgleichung von Produktion und Konsum kommt im Sinken des Silberpreises zur Erscheinung, sondern die Erhöhung des Lebensniveaus der Menschheit überhaupt, die Steigerung und Zuspitzung auf das Höchste in jeder Art, welche als universaler Zug durch die ganze Civilisation geht, besiegelt das Schicksal des Silbers". Und wieder erfährt man aus der Familiengeschichte der beiden: im ältesten Aegypten stand zuerst das Silber über dem Gold, um später in die zweite Stelle gedrängt zu werden. In Assyrien war das Verhältniß beider tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung 1 : 13½. Und weiteres aus der Leidensgeschichte des Silbers erzählen deutlich die Zahlen: Im klassischen Alterthum 1 : 12; nach dem Eroberungszuge Alexanders des Großen 1 : 10; zur Zeit der Völkerwanderung 1 : 10; im 17. Jahrhundert ein tiefer Fall des Silbers 1 : 15. Und seine endgiltige Niederlage in der Gegenwart. In seiner Heimath, in Indien, ist die Silberwirthschaft ernstlich in Frage gestellt.

So mag man aus Haberlandt's Buch lernen, soweit das eben aus Büchern zu lernen ist, sich liebend in seine Häuslichkeit einzuspinnen, das Kleingeld des Lebens freundlich, dankbar hinzunehmen, dem Alltag Freuden abzulocken. Vielleicht ist auch in diesen Dingen Nachdenken der Anfang der Liebe. Und vielleicht ist Zuhausebleiben die sicherste und schnellste Jagd nach dem Glück.

Immerhin, es ist das alles nur das Eine. Die Wirklichkeit ist gut, die Fantasie ist besser. Und die Illusion ist des Glückes bestes Theil.

Wir haben zu den Dingen des Alltags Persönlichkeitsverhältniß gewonnen, wir kosten die kleinen Freuden aus. Daneben besteht die Sehnsucht in die Ferne. Und wir sind frei. Wir gehen auf Reisen. Nicht auf einem der vielen modernen See-Omnibusse mit dem Hotelglanz. Wir haben unsere eigene Yacht, nach unsern Wünschen bemannt, nach unserm Geschmack eingerichtet. Sie steht immer bereit. Und wir lichten die Anker.

Wir haben unser Landhaus in Dingsda. Nach unsern Angaben ist es erbaut, wir haben Stück für Stück der Einrichtung selbst zusammengetragen. Eine kleine, sehr gewählte Bibliothek, eine Kupferstichsammlung. Der alte Diener da erwartet uns immer. Und an einem frostklaren Winterabend fahren wir im Schlitten hinaus, oder auch Sommers, wenn der Garten in Blüthen lockt und duftet. Und dann setzen wir uns auf die Terrasse und träumen.

Unser Glück —? Daß wir Yacht und Villa in Wirklichkeit garnicht besitzen. Unser Glück ist, daß wir Wünsche haben, daß die Illusion sie gütig uns gewährt. Dieselbe

Illusion, die auch zur Arbeit immer von neuem Muth zu geben hat. Die Illusion ist des Glückes bestes Theil.

Luftschlösser mit einer Grundmauer darunter gehören zum Glück. Luftschlösser mit der Grundmauer unseres Persönlichkeitswollens und Empfindens.

Ernst Heilborn.

J. K. Huysmans.

Eine Künstlersilhouette.

„A rebours“ heißt ein Roman Huysmans; „à rebours“ könnte man sein ganzes Lebenswerk nennen, so parador ist seine Künstlerart.

In diesem Roman tritt eine einzige Person auf, ein einzelner, unsympathischer, im Genuß des Lebens verdorbener Mensch, der weder handelt, noch erlebt, weder in einer kraftvollen Gedankenwelt geistig arbeitet, noch von äußeren Ereignissen umhergeworfen wird. Kein Schicksal, keine Menschenstimme dringt in das kleine Haus, in dessen fest verschlossenen Räumen dieser eigenthümliche Held ein neues, selbstgeschaffenes Dasein beginnen will, ohne die hoffende Kraft einer gläubigen Mönchsseele. Herz und Gemüth des freiwillig Einsamen sind abgestorben. Er hat die Liebe in allen Gestalten auf der Straße gesucht und sich schließlich von Allem, was er gefunden, voll Ekel gewandt. Aber die Sinne sind rege und lebendig geblieben. Furchtbar, als wären sie losgelassene Geister der Hölle, überfallen sie den Mann, der allein sein will, nur weil ihm die Welt keine Befriedigung bot, und der in der Einsamkeit den größeren Fluch erkennt, weil statt süßer Hoffnung auf Erlösung die empörten Sinne seine Gedanken beherrschen. Dem Sterben nahe, flieht der Einsiedler am Ende des Romans in das Leben zurück, das er am Anfang als Flüchtling verlassen.

Das Buch ist eine Episode, bezeichnend für den Werdegang des Dichters, bezeichnend für die suchende, trotz allen Ueberflusses unbefriedigte Sehnsucht der Zeit. Huysmans hat dem Helden von „à rebours“ einen Hauch des eigenen unruhig forschenden, künstlerisch phantastischen Geistes verliehen und dadurch dem merkwürdigen Roman einen widerspruchsvollen Reiz verliehen, der den Leser zurückstößt und fesselt, anwidert und zur Bewunderung zwingt. Mit solch seltsamen Mitteln ein wahrhaft erschütterndes Werk schaffen zu können, verräth die Hand eines Meisters. Es ist freilich kein freundlicher Meister mit wohlwollend lächelndem Mund, patriarchalischem Silberhaar und mit Augen, in denen die Güte großer Weisheit ruht. Unter seinem modernen Gewand schaut uns der vlämisch-französische Dichter an wie ein finsterer Alchemist, der — von den Schrecken eines höllischen Geisterreiches umgeben — den schwarzen Zauberstab in der Hand, sich über einen seltsam brodelnden Kessel beugt.

Es liegt in unserer Zeit, wie in jeder Epoche des Gährens und Werdens, daß die Hauptwirkung der Literatur in der Anregung liegt und daß wir nicht reife Früchte ernten können, während wir uns im Duft frühlingsschwerer Blüthen berauschen. Allzu üppig schießen die Sprossen empor, zügellos quillt das Leben, und die Gedanken suchen nach Zielen, die oft zu hoch und fern den Kräften unerreichbar bleiben. Nur die wenigsten Blüthen tragen eine Frucht.

Huysmans' Talent regt uns zu Vergleichen an im Gebiet der bildenden Kunst; sein grimmiger Humor erinnert an Goya und Hogarth; fratzenhaft aber lebendig bis zu den gemeinsten Aeußerungen des Lebens stehen uns seine Gestalten vor Augen, hustend und spuckend wie die Zeitgenossen des großen britischen Zeichners. Drückend und schwül liegt die Luft auf seinen Erzählungen. Sie sind Nachtstücke wie die wunderbaren Visionen E. T. A. Hoffmanns, Träume wie die Märchen Edgar Poes und zugleich Schilderungen des schamlosen, verderbten, bis in die kleinsten Regungen wirklichen Lebens.

Die unübertreffliche Meisterschaft der Sprache, die nur manchmal in einigen Lieblingsausdrücken gesucht erscheint, erinnert an den Stil Flauberts und Theophile Gautiers. Der mystische Schwung und der eigenthümlich geschärfte Blick für das Detail aller Dinge läßt uns an die altvlämischen Tafelbilder denken, mit ihrer miniaturhaften Zeichnung und schmelzenden Leuchtkraft der Farben. Fühlt sich auch vor diesen Bildern eines engen mystischen Ideenkreises niemals das Herz geweitet und der Blick von der drückenden Enge des Lebens befreit, wie vor den höchsten Schöpfungen klassischer Kunst, die es verschmäht, das Kleinliche und krankhaft Menschliche nachzubilden, so werden wir uns vor solchen Werken doch der Kraft des Forschens und Beobachtens bewußt, des künstlerischen Eindringens in die Materie, die zum Erkennen führt, wenn auch nicht zum Bewundern.

Der Sinn für Ebenmaß und Harmonie fehlt den Mystikern. Ohne feindlich zusammengezogene Brauen können sie die arme Erde nicht betrachten. Mit erschreckender Deutlichkeit ist in Huysmans' Augen Alles von den Spinnweben des Gemeinen und Häßlichen bedeckt. Aus der holdesten Landschaft, in der man singen, jubeln und Blumen pflücken möchte, weht uns der Hauch des Todes entgegen. In dem harmlosesten Menschenantlitz erkennt er unter der Maske der Schönheit die verführerische Sünde, unter dem Blick der Güte nur eine Sonderart des Eigennutzes.

Es ist natürlich, daß aus dieser kellerdumpfen Tiefe, aus diesem Düster sich das qualvolle Herz nach einem göttlichen Lichte sehnt und für die Seele ein Heil sucht, in dem das sterblich Vergängliche des Menschen kein Theil hat. Aehnlich wird sich die Welt in den Augen der ersten mystischen Mönche und Einsiedler gespiegelt haben, die der Freude entflohen, um nach einem fernen Himmel zu weinen, statt wie die antiken Menschen Genüge in sich und in der irdischen Schönheit zu finden.

* * *

Eines der schönsten Werke Huysmans ist „La Bièvre“, die Biographie des armen Flüßchens, das in seiner Kindheit sich fröhlich durch die Wiesen schlängelt und dessen klares Wasser Gottes blauen Himmel widerspiegelt, ehe es nach Paris gelangt und von der Stadt eingefangen, unterirdisch geleitet, getrübt, verschmutzt, zu den niedrigsten Gewerben verurtheilt, in der Kloake endigt. Er vergleicht den Lebenslauf dieses Flüßchens mit dem harmlos fröhlichen Dasein eines frischen Landmädchens, das in die Stadt kommt, seine ländliche Unschuld und Reinheit verliert und moralisch immer tiefer sinkt, bis es in seinem ungeheuren Elend untergeht.

Doch der Vergleich erweitert sich und wird dem Dichter zum Bilde der menschlichen Seele, die von den Verführungen der Welt umstrickt in das tiefe, furchtbare Grab des Ekels gezogen wird. Eine solche Seele ist typisch in Durtal dargestellt, dem gelehrten und kunstbegeisterten Schriftsteller, in dessen Hülle Huysmans oft die eigene Seele schlüpfen läßt, um innere Erlebnisse — Gefühlsschicksale — darzustellen. Durch die Romane La Bas, En route, La Cathédrale zieht sich die Entwicklung dieser vertieften, feinfühlenden Natur, die aus dem Reich des menschlich Schönen infolge Grübelns und Erkennens gestoßen an den Gestaden des himmlisch Herrlichen zu landen sucht. Durtal ist wohl genußfähig und begabt, aber sein unglücklicher Hang, über Alles bis zum Wahnsinn nachzudenken, verbietet ihm sich von der Flut des Lebens gleichmüthig im Kahn der Freude schaukeln zu lassen. Suchend und meditirend steigt er in die Abgründe des Sinnentaumels. Wo andere thierähnlich schwelgen oder ungläubig spotten, sucht er etwas Wirkliches zu erleben, etwas Erstrebenswerthes zu entdecken, denn in einem Winkel seines Herzens wohnt bereits der mystische Glaube, dem später seine reiche, empfängliche Natur zum Opfer fällt. Nur mystisch angelegte Menschen können sich für den Spuk der Teufelsmesse begeistern und auf ein

ernstes Studium des Satanismus verfallen. Nur wer an gewisse christliche Mysterien schaudernd glaubt, kann im Spott eine seelische Lust empfinden und in der Verehrung des bösen — Gott und Christus gegenüberstehenden — Prinzips, in der Anbetung Satans das dämonisch Anziehende des Lüsternen, Unheimlichen, das weihevolle Geheimniß einer Zauberei entdecken. Wie es ohne Gottesglauben weder Kirchen noch Messen geben könnte, so gibt es ohne gläubige Furcht keine schwarze Magie und keine Beschwörung des Bösen.

In dieses Reich des Fürchterlichen läßt der Dichter Durtal hinabsteigen, ohne dem gepeinigten, zweifelnden Mann Befriedigung zu gönnen. In den beiden folgenden Romanen (En route und La Cathédrale) zeigt uns Huysmans dagegen, wie sich diese arme Seele emporringt. Von der Umarmung verrückter Sinnlichkeit befreit, sucht Durtal in einem kunstschwärmerischen, aber frevelhaft egoistischen Mystizismus das Heil seines Lebens, bis der Wandernde todtmüde an die Klosterpforte klopft.

Diese Biographie — vielleicht Autobiographie — einer suchenden Seele ist ebenso bezeichnend für die neukatholische Richtung der modernen Schriftsteller Frankreichs als auch allgemein interessant durch die feine, plastische Kunst der Darstellung und die Fülle von Belehrung auf allen Gebieten satanischer Gotteslästerung und christlicher Gottesverehrung.

Huysmans ist ein Meister in den verschiedensten Reichen der Kunst und kleidet sein reiches Wissen mit Vorliebe in das Gewand des Romans. Niemand, nicht einmal Ruskin, der fanatische Verehrer der Gothik, hat mit so gewaltiger Begeisterung und Liebe das „steingewordene, brünstige Gebet", die gothische Cathedrale gefeiert, wie Huysmans in seinem Roman La Cathédrale. Er macht uns vertraut mit allem Zarten und Geheimnißvollen, mit allem Mächtigen und Furchtbaren der Weltanschauung, aus welcher der schlank emporstrebende Bau mit Thurm und Kreuzgewölb logisch hervorwuchs. Sicheren Schrittes wandert der Dichter durch den Irrgarten der Symbolik, und die steinernen Räthsel der Domespforten entwirren sich vor seinem Auge wie die Spitzfindigkeiten vergangener Theologengeschlechter und berühmter Kirchenväter. Diese krause, seltsame, fremdartige Welt baut sich durch seine Kunst selbstverständlich, folgerichtig und in sich harmonisch vor uns auf. Die Cathedrale wird zur christlichen Arche Noah, zur Zufluchtstätte vor den Wogen der immer mächtiger rauschenden Sünde. In einem kleinen Aufsatz „le monstre", der vom Schrecklichen in der Kunst handelt, spricht Huysmans von den gothischen Fratzen, die unter dem Dache von Notre-Dame auf Paris herabschauen und sagt: „Sentinelles placées à des postes oubliés sur des seuils perdus dans l'au-de-là des verts, ils exécutent une consigne inconnue dans une langue morte. Ils ricanent, grincent, grondent sans pitié pour les affreuses détresses qui clament pourtant sous leurs pieds, dans les douleureux lits des hôpitaux voisins. Ils incarnent les puissances nocives à l'affût des âmes, ils démentent le miséricordieux espoir des principales images sculptées plus bas sur le portail, contredisent la vierge et le saint Jean, dont les statues supplient le seigneur de rédimer enfin ce misérable peuple qui radote et délire depuis cinq siècles!"

In diesem Satz liegt noch der ohnmächtige Zorn des Glaubensleugners, den der Hang zum Uebernatürlichen und Symbolischen bereits ergreift und in die Arme derjenigen zurückführt, die er anfangs mit den Zerrbildern des Bösen besiegen wollte.

* * *

Für jeden Dichter ist bezeichnend, wie er das Weib beurtheilt. Man erkennt die Tiefe seiner Natur an dem Verständniß, welches er dem anderen Geschlecht entgegenbringt und faßt ihn selbst der Rolle entsprechend auf, die er der Frau in seinen Werken anweist. Vom Erotiker bis zum Weiberfeind nimmt ein Jeder eine feste Stellung dem „feindlichen Wesen" gegenüber ein, das er bezwingen oder verachten, lieben oder hassen will und schafft in seiner geistigen Welt ein engumgrenztes, bestimmtes Verhältniß, das für seine Art als Künstler maßgebend wird. Huysmans steht auf dem Standpunkt der christlichen Mystik, die das Weib nur seiner Weiblichkeit entkleidet in Kunst und Leben duldet. Vollendete Schönheit und der sinnliche Reiz des Ueppigen werden ihm zum Blendwerk der Hölle, und er sieht in rosigen Armen, die sich liebend um seinen Nacken winden, Schlingen des Teufels. Der frommgewordene Mann verlangt überschlanke Heilige, deren lange, schmale Hände sich wohl zu ekstatischem Gebet falten können, aber vor liebkosenden, frauenhaften Geberden wie entweiht zurückbeben würden. Daß diese Auffassung der Lehre des christlichen Erlösers entspreche, ist sicherlich nicht zutreffend. Christus hat nie ein hartes Wort über jugendliche Sinnlichkeit gesprochen. Hätte er von den Menschen verlangt, der schönen Gabe frischer, seliger Liebeslust zu entsagen, und den Preis dieser Erde im trüben, einsamen Brüten, in furchtsam feiger Weltflucht gefunden, so würde er kaum an der Hochzeit zu Kana theilgenommen und die Gäste mit dem Zaubergeschenk des süßen Weines erfreut haben. Dieses Fest, die wundersamen Worte an die freigesprochene Ehebrecherin und der herrliche Trost für die von den Pharisäern verachtete Maria Magdalena wurden immer vergessen, sobald religiöser Fanatismus die Askese als etwas Verdienstvolles pries.

Schlimmer als die schlimmsten Orgien des Alterthums sind die einsamen Teufelsversuchungen, die nach Huysmans meisterhafter Schilderung noch jetzt in den Klöstern wiederkehren und seinem Durtal Leib und Seele unerhört peinigen.

Die durch und durch ungesunde, unmoralische Ansicht, das Weib sei ein Werkzeug der Sünde und ihm zu entsagen ein besonderes Verdienst, dringt uns wie kalter Moderhauch aus den Romanen entgegen, deren Verfasser in Rafaëls Madonnen keine Mutter Gottes und keine Himmelskönigin sieht, sondern Weiber aus dem Volk, zu denen es unwürdig sei zu beten. Der Geist des Mittelalters hat den Dichter gefangen und geblendet, sodaß er das wahrhaft Göttliche nicht nur in der Vollendung des Menschenthums sucht, sondern jenseits des Körpers in der Ekstase. Diesen Standpunkt vertritt Huysmans als Philosoph und Kunstkritiker.

Und während in dieser mystischen Vorstellung das Weib zum körperlos Göttlichen einer Himmelskönigin erhoben wird, vor dem die Frommen andächtig schmachten, so wird es andererseits zum Schreckbild der Hexe, der Verführerin herabgewürdigt. Der mater gloriosa steht das unglückliche Wesen gegenüber, das seinen Leib dem Teufel weiht, mit ihm fratzenhafte überschlechte Menschen zu zeugen. In dieser Ausgeburt krankhafter Mönchs- und Nonnenphantasie liegt das Urtheil über die ganze Richtung, die fromm sein will und ihren Gott herabsetzt, statt ihn zu erhöhen.

Die Neokatholiken wie die überspannten Mönche des Mittelalters nähren die Vorstellung von einer Gottheit, die an einer widernatürlichen Lebensweise der Menschen Gefallen finde und ein zweckloses geistiges oder körperliches Opfer ihrer eigenen Geschöpfe verlange. Diese Verzerrung des Christenthums führt zu den widerlichsten unnatürlichen Erscheinungen. Nur vom pathologischen Standpunkt ist es auch zu verstehen, wie ein feingebildeter, schönheitskundiger, vielwissender Mann wie Huysmans zu solchen Verirrungen gelangt. Der Pariser Schriftsteller sucht einen erträumten Frieden in den Mauern eines stillen, französischen Provinzklosters. Was kann dies eintönige Leben einem solchen Geiste auf die Dauer bieten?

Dem Geistig-Armen, der sorgenfrei und eingewiegt durch das monotone Regelmäßige der Stunden, nicht zum Bewußtsein seiner Unfreiheit kommt, dem Unglücklichen, der einen unaussprechlichen Schmerz stumpf und dumpf beten

will, könnte vielleicht ein grabähnlicher Frieden in diesem selbst gewählten Gefängniß zu Theil werden, aber für den philosophisch geschulten Geist gibt es keinen Hafen, in den er vor der Verantwortlichkeit flieht, vor Pflichten des Lebens sich verkriechen kann. „A la longue“ sagt Durtal in la Cathédrale, „ces malaises ont engendré la maladie dont je souffre, une anémie profonde d'âme, aggravée par la peur du malade qui n'ignorant pas la nature de son affection, l'exagère“. Wer sich nicht bücken mag nach dem bescheiden Schönen und Guten, an dem er Tag für Tag vorüberwandert, sondern verzückten Heiligen nachstrebt, steht kaum anders zum Leben wie der Genußmensch, der sein Heil im Sinnentaumel sucht. Jedes thatenlose Brüten über sich selbst und den eigenen Werth führt zu zersetzenden Seelenstimmungen, wie sie Huysmans darstellt.

Die übertriebene Wichtigkeit, welche die Mystik dem Geschlechtsleben beimißt, fälscht die Eindrücke unbefangener Sinne. Den wunderlichen „Modernen“ aber, wie sie uns in Huysmans Gestalten und vor Allem in Durtal begegnen, gilt das Goethe'sche Wort:

„Mach' Dir doch deutlich, daß das Leben
Zum Leben eigentlich gegeben!“
Nicht soll's in Grillen, Phantasien
Und Spintisirerei entfliehen;
So lang man lebt, sei man lebendig!

Alexander Freiherr von Gleichen-Rußwurm.

Gehirn und Geist.

Es ist eine alte und sehr verbreitete Vorstellung, der wir schon bei dem griechischen Arzte Erasistratus begegnen, daß die Bedeutung eines geistig hervorragenden Menschen ihren sinnfälligen Ausdruck finden müsse in einer besonderen Prägung seines geistigen Organs, des Gehirns, und der dasselbe umkleidenden knöchernen Kapsel, des Schädels, und der Sprachgebrauch, der einen geistig bedeutenden Menschen als bedeutenden Kopf bezeichnet, spiegelt lediglich den landläufigen Charakter dieser Vorstellung wieder. Forscht man freilich nach, welche exakten wissenschaftlichen Thatsachen dieser Auffassung zu Grunde liegen, so muß man zugestehen, daß unsere positiven Kenntnisse in dieser Frage thatsächlich noch ziemlich primitiver Art sind, und daß die Anhaltspunkte, die uns etwa gestatten, aus dem Befunde eines vorliegenden Gehirns oder Schädels einen Rückschluß auf die geistige Dignität des zugehörigen Trägers zu machen, vorläufig nur als recht dürftige bezeichnet werden müssen. Das hängt einmal mit der Entwicklung der physiologischen Hirnforschung zusammen, die erst in der Neuzeit durch experimentelle und entwicklungsgeschichtliche Studien einen gewissen Ausbau und eine gewisse Vertiefung erfahren hat, wodurch uns überhaupt erst ein wenigstens ungefährer Einblick in den hoch komplizirten Mechanismus der Hirnthätigkeit eröffnet wurde, ferner aber damit, daß auch die Gelegenheit, an dem Gehirn großer Denker nunmehr genauere Untersuchungen in dieser Richtung anzustellen, bisher stets nur sehr spärlich gesäet war. Unter solchen Umständen hat Alles, was eine Vermehrung unseres Wissens auf diesem dunkeln und doch so reizvollen Gebiete darstellt, auf allgemeineres Interesse Anspruch.

Die naheliegendste, gleichsam naivste Vorstellung ist die, welche die Größe des Geistes direkt mit der Größe des Kopfes verknüpft, für welch letztere wiederum der größte Umfang des Hirnschädels den üblichsten und brauchbarsten Maßstab bildet. Nun trifft dies allerdings für eine Reihe genialer Männer zu, die sich in der That durch einen ungewöhnlich großen Kopfumfang auszeichneten, so für den großen Physiologen Johannes Müller, dessen Kopfumfang 61,4, so für Richard Wagner, dessen Kopfumfang 60 Centimeter betrug, so auch für Bismarck, dessen Hutmaß 59 Centimeter gewesen sein soll. Allein von einer Gesetzmäßigkeit kann hier nicht gut die Rede sein; denn wir sehen, daß auch enge Hirnschalen einen großen Geist beherbergen können: der Schädel Napoleons I. hatte eine Circumferenz von 56,4, der Darwin's eine solche von nur 56,3 Centimeter.

Eine etwas vertieftere Auffassung verräth bereits den Versuch, nicht sowohl die räumliche Ausdehnung des Gehirns als vielmehr die Ausbildung seiner Gesammtmasse, wie sie im Hirngewicht ihren Ausdruck findet, zu seiner Leistungsfähigkeit in Beziehung zu setzen. Indessen führte auch dieser Versuch zu keinem Ergebniß; so fand sich das schwerste Gehirn, das überhaupt bisher bekannt wurde, einem ganz gewöhnlichen Sterblichen angehörig, von dessen Ruhm der Nachwelt absolut Nichts zu überliefern ist. Thatsächlich hängt denn auch das Hirngewicht zum Theil von mehr zufälligen Faktoren wie Feuchtigkeitsgrad und Blutfülle ab, und zum anderen Theil wird es oft beeinflußt durch die Entwicklung solcher Partieen, die für die höheren geistigen Thätigkeiten überhaupt von keiner Bedeutung sind. Nach dem gegenwärtigen Stande unseres Wissens muß nämlich streng unterschieden werden zwischen höheren und niederen Hirntheilen. Die letzteren, zu denen das Kleinhirn, die Vierhügel und Anderes gehören, sind höchstens im Stande, ein Triebleben zu vermitteln, von der Art etwa, wie es das Kind in der ersten Zeit nach der Geburt führt; dagegen sind für die Vermittlung von Bewußtsein sowie überhaupt für die Gestaltung der geistigen Vorgänge ganz allein die höheren Hirntheile maßgebend, die ihren Sitz ausschließlich in der grauen Substanz der Großhirnlappen, der Großhirnrinde haben. Auch unter diesen besitzen nicht alle Partieen einen gleichwerthigen Charakter. Flechsig, der bekannte Hirnforscher, wies nach, daß hier zwei Bezirke von einander zu trennen sind, der der Sinnessphären von dem der sogenannten Assoziationscentren. Die Sinnessphären, die sich wiederum gliedern in die Körperfühl-, die Seh-, die Hörsphäre u. s. w., enthalten die eigentlichen Projektionsbahnen, die vom Körper zum Gehirn und umgekehrt leiten; sie bringen also Sinneseindrücke zum Bewußtsein und regen Bewegungsmechanismen an. Sie nehmen aber in der menschlichen Großhirnrinde nur ein Drittel ein; die übrigen zwei Drittel werden von den Assoziationscentren in Anspruch genommen, die von jenen bereits durch eine besondere Struktur sowie einen aparten Gang der Entwicklung differiren. Diese nun sind es, die, jene unter einander verbindend, die einzelnen Sinnesempfindungen also zu höheren Einheiten zusammenfassend, als die eigentlichen Denkorgane, als der Hauptsitz und Hauptträger des geistigen Lebens angesprochen werden müssen. Sie sind es auch, die bei keinem Thiere bis zum anthropoiden Affen hinauf weder absolut noch relativ auch nur annähernd so ausgebildet angetroffen werden wie im menschlichen Gehirn, sie sind es mithin, welche die geistige Ueberlegenheit des Menschen über das Thier bedingen, und es ist daher von vornherein zu vermuthen, daß ihre besondere Entwicklungshöhe es vornehmlich sein möchte, die das Hirn geistig bedeutender Menschen in besonderer Weise kennzeichnet. Diese Annahme ist denn auch bis zu einem gewissen Grade zutreffend, und eine Bestätigung erhielt sie in jüngerer Zeit erst wieder bei der Untersuchung des Gehirns eines der ersten wissenschaftlichen Geister des nunmehr verflossenen Jahrhunderts, unseres großen Physikers Hermann von Helmholtz.

Helmholtz erlag am 8. September 1894 den Folgen eines Hirnschlags, der ihn zum ersten Male sechs Wochen vor dem Ableben, zum zweiten Male zwei Tage vorher befiel; dieser zweite Anfall führte das tödtliche Ende herbei. Am nächstfolgenden Tage führte der Prosektor Professor Hansemann in Gegenwart der Aerzte, in deren Händen die Behandlung gelegen hatte, die Obduktion aus, deren Bericht von ihm mit Genehmigung der Wittwe des Verstorbenen im vergangenen Jahre veröffentlicht wurde. Das Gehirn wurde nur einer grob anatomischen Untersuchung unterzogen, da eine Konservirung desselben nicht stattfand. Die rechte Hirnhälfte zeigte als Folge der letzten Krankheit

ausgedehnte Zerstörungen durch einen starken Bluterguß; die linke Hemisphäre war nicht betroffen worden und zeigte normale Verhältnisse; von ihr wurde ein Gypsabdruck entnommen. Der Befund bot nun nach zweierlei Richtungen hin Bemerkenswerthes dar. Zunächst zeigte sich, wie schon erwähnt wurde, eine ungewöhnlich reiche Gliederung der Hirnoberfläche, eine besonders starke Ausbildung der Hirnwindungen und zwar in der Gegend der Assoziationscentren — ein Hinweis also auf den besonderen Reichthum dieser Stellen an anatomischen Elementen; dabei war es der Stirnlappen, der noch ganz besonders durch seine Entwicklung auffiel. Nun muß freilich bemerkt werden, daß die Feststellung dieser Thatsache doch nicht einen so unbedingten Werth zu beanspruchen im Stande ist, wie es zunächst den Anschein erwecken möchte. Wie genauere Forschungen ergaben, kommt nämlich dieselbe reiche Gliederung der Hirnoberfläche, wie sie sich hier an dem Helmholtz'schen Gehirne und auch sonst bereits wiederholt an dem Hirn hervorragender Denker wahrnehmen ließ, gelegentlich auch an dem Denkorgane von Personen vor, die in geistiger Beziehung über das Durchschnittsniveau Zeit ihres Lebens in keiner Weise hervorgeragt haben. Der erwähnte Befund dürfte mithin zwar bei geistig hochstehenden Menschen regelmäßig zu erwarten sein, ohne daß er jedoch umgekehrt überall dort, wo er erhoben wird, ohne Weiteres zu einem Rückschluß auf die Höhe der Intelligenz berechtigt. Er besagt allem Anschein nach lediglich, daß das anatomische Substrat für eine reiche Hirnthätigkeit vorhanden gewesen ist, er besagt aber offenbar nichts darüber, ob nunmehr das Organ auch entsprechend seiner anatomischen Ausbildung in besonders intensiver Weise funktionirt hat. Damit Letzteres geschehe, dazu bedarf es vermuthlich noch eines weiteren Faktors, eines Faktors, den wir zunächst einmal unter den allgemeinen Begriff des besonderen „Reizes" zusammenfassen können. Diesen Reiz können wir uns als einen „inneren" vorstellen, welcher den Nervenzellen und -Fasern vielleicht schon angeboren anhaftet und als solcher, ohne in sinnfälliger Weise zum Ausdruck zu gelangen, eine besondere Erregbarkeit und Leitungsfähigkeit derselben bedingt; es scheint aber, als ob er wenigstens mitunter auch mehr gröberer Natur sein kann, derart, daß er sich sogar ohne erhebliche Schwierigkeit dem Auge des zergliedernden Anatomen zu erschließen vermag. In diesem Sinne glaubt wenigstens Hansemann die zweite bemerkenswerthe Thatsache, die an dem Helmholtz'schen Gehirn zu konstatiren war, deuten zu sollen. Dasselbe bot nämlich noch ganz deutlich Veränderungen dar, die als letzte Ueberreste einer krankhaften Wasseransammlung in den Hirnhöhlen, an der der große Gelehrte in seiner frühen Jugend gelitten hatte, aufgefaßt werden müssen. Eine solche Wasseransammlung im Gehirn, Wasserkopf genannt, ist ein krankhafter Zustand, der meist Kinder in der ersten Lebenszeit befällt; er führt in der Regel zum Tode; in den seltenen Fällen, in denen er ausheilt, geschieht dies meist unter Hinterlassung geistiger Defekte, und nur ausnahmsweise, in Fällen leichtester Art, geschieht die Heilung in der Weise, daß keine ernsthaften Folgezustände zurückbleiben. Um die letztere Form hat es sich augenscheinlich in dem Falle Helmholtz's gehandelt; leichtere Ohnmachtsanfälle, die ihn auch im spätern Leben hin und wieder heimsuchten, dürften übrigens auch noch als letzter Ausfluß jenes Jugendleidens aufzufassen sein. Auf der andern Seite liegt eine gewisse Berechtigung vor, jene krankhafte Hirnveränderung nicht als etwas Zufälliges zu betrachten, sondern sie mit der reichen Produktivität dieses Gehirns in einen Zusammenhang zu bringen in dem Sinne, daß sie vielleicht in der That den permanenten Reiz darstellte, der in diesem freilich von vornherein ungewöhnlich reich ausgebildeten Gehirn nunmehr auch die entsprechenden intensiven Funktionen zur Auslösung brachte. Wir haben es hier nämlich nicht mit einem isolirt dastehenden Vorkommnisse zu thun, vielmehr liegen nach dieser Richtung bereits analoge Beobachtungen vor. So litten auch Rubinstein, das musikalische Genie, und Cuvier, der große Naturforscher, in ihrer frühen Jugend an Wasserkopf; von letzterem wird es authentisch berichtet und von ersterem aus seiner Kopfform geschlossen. In diesem Zusammenhange verdient auch hervorgehoben zu werden, daß man bei einer Anzahl bedeutender Männer Asymmetrien und sonstige Abnormitäten des Schädels festgestellt hat, und auch die bekannte Thatsache, daß Männer wie Julius Cäsar, Napoleon Epileptiker waren, erhält von diesem Standpunkte aus ihre Beleuchtung. Bei einer solchen Auffassung würde man allerdings in der Lage sein, eine gewisse Verwandtschaft zwischen dem Abnormen, ja sogar Pathologischen einerseits und dem Genialen andererseits wenigstens für gewisse Fälle zugeben zu müssen; indessen gewiß nicht in dem Sinne Lombroso's, der das Wesen des Genies überhaupt als einen krankhaften, einen Degenerationszustand erklären zu müssen glaubt. In der Hauptsache wird vielmehr der geniale Mensch, worauf ja auch die erwähnte reiche Gliederung seines Gehirns direkt hinweist, gerade umgekehrt als der Repräsentant eines höheren, über den bisherigen im Sinne einer fortschrittlichen Entwicklung weit hinausragenden Menschheitstypus zu betrachten sein.

Um in die hier auftauchenden Fragen tiefer einzudringen, dazu wird es freilich in erster Reihe nöthig sein in größerer Zahl eingehende Studien an dem geistigen Zentralorgan sowohl solcher Menschen anzustellen, die sich durch eine allgemeine hohe geistige Begabung auszeichneten, wie auch vor allem solcher, die, vielleicht sogar bei sonstiger Mittelmäßigkeit, auf einem bestimmten enger begrenzten Gebiete durch eine besonders hervorragende Begabung glänzten. Denn es ist von vornherein in hohem Grade wahrscheinlich, daß sich zwischen den einzelnen Genies je nach der Art und Richtung ihrer Bethätigung in Bezug auf die Ausbildung ihres Gehirns noch wohl charakterisirte Unterschiede auffinden lassen müssen. Naturgemäß lenkt sich die Aufmerksamkeit hier auf die einzelnen Assoziationscentren, die an verschiedenen Stellen der Hirnoberfläche lokalisirt sind. Eines von ihnen befindet sich im Stirnhirn und rechtfertigt durch seine Lage die volksthümliche Meinung, welche die Gedanken hinter der Stirn entstehen läßt. Es gibt aber weiterhin ein größeres geistiges Zentrum, das seinen Sitz in der hintern Scheitelgegend unter dem Scheitelhöcker hat. Es ist wohl anzunehmen, daß diese beiden Zentren zum Theil funktionell verschiedene Bedeutung haben, und bereits liegen sogar vereinzelte interessante Beobachtungen, die darauf hinweisen, vor. So fand man bei musikalischen Genies wie Beethoven und Bach gerade die dem hintern Zentrum entsprechende Schädelpartie ausschließlich in enormer Weise entwickelt, während einige Gelehrtengehirne daneben auch eine besonders starke Ausbildung des Stirnhirns zeigten. Mithin dürfte das Gehirn des Künstlers sich in seinem Aufbau und seiner Gestaltung anders verhalten als das des Denkers, und es scheint die Möglichkeit nicht ganz ausgeschlossen, daß sich bei eingehenderen Studien am Ende für die einzelnen spezifischen Begabungen geradezu mehr oder minder spezifische Hirntypen werden aufstellen lassen.

Man wird durch diese Entwicklung der modernen Hirnlehre bis zu einem gewissen Grade an die alte Gall'sche Phrenologie erinnert. Gall, der richtig erkannte, daß die Großhirnrinde der Träger des geistigen Lebens sei, hatte bekanntlich in die einzelnen Regionen derselben ganz bestimmte Geistes-, Gemüths- und Charaktereigenschaften verlegt, und indem er meinte, daß jeder besondern Ausbildung an der Hirnoberfläche eine konforme Ausbildung an den Schädelknochen entspreche, gelangte er zu der Annahme, man könne durch die bloße Betastung des Schädels aus gewissen Hervorragungen an denselben auf die Anlagen und Fähigkeiten und selbst auf die Tugenden und Laster, kurz auf die gesammte geistige Physiognomie eines Menschen schließen. In dieser Gestalt blieb der Lehre Gall's schon unter den Zeitgenossen jede Anerkennung versagt, sie fiel sogar der Lächerlichkeit anheim; und auch heute ist man mehr denn je davon entfernt sein naives Lokalisationsschema zu acceptiren. Immerhin wird doch gerade in der Gegenwart der prinzipielle Fortschritt, wie er durch Gall auf alle

Fälle angebahnt worden ist, voll und ganz geschätzt und gewürdigt. Es ist sogar interessant, zu sehen, daß ganz neuerdings bezüglich eines speziellen Punktes ein bekannter Nervenarzt, Möbius in Leipzig, zu einer Auffassung gelangt ist, die sich mit der entsprechenden Gall'schen Aufstellung geradezu völlig deckt. Es handelt sich um die konstante Beziehung, die der genannte Arzt zwischen einer ganz bestimmten geistigen Anlage, nämlich dem mathematischen Talent und der Ausgestaltung einer ganz bestimmten Hirnstelle, ja sogar einer ganz bestimmten Schädelstelle ermittelt haben will. Sind die Möbius'schen Angaben freilich auch von vornherein nicht ohne Widerspruch geblieben und beanspruchen sie auch vorläufig nur hypothetischen Werth, so verdienen sie dennoch, zumal sie von einem unserer geistvollsten Neurologen herstammen, sehr wohl unsere Beachtung und Kenntnißnahme.

Das mathematische Talent, das auf einer besonderen Fähigkeit Zahlenbeziehungen aufzufassen beruht, ist ein angeborenes und hat hierin große Aehnlichkeit mit dem Talente für Musik oder für Dichtkunst. Man kann es in der Mathematik zwar auch allein durch Uebung und Fleiß zu einer gewissen Durchschnittsleistung bringen, genau so wie auf den letzteren Gebieten, indessen doch nie zu einer hervorragenden Bethätigung. Es gibt Menschen, die sich auf anderen geistigen Gebieten außerordentlich auszeichnen, trotzdem waren sie schon auf der Schule schlechte Mathematiker und bleiben während ihres ganzen Lebens im Kopfrechnen schwach.

Andererseits ist es von großen Mathematikern bekannt, daß sie nicht selten schon in frühester Jugend durch ihre spezifische Begabung ihrer Umgebung auffielen. So wird von Gauß erzählt, er habe als dreijähriger Knabe, als sein Vater zufällig einmal in seiner Gegenwart mit Gesellen eine Lohnabrechnung hielt, sich von seinem Lager erhoben und ihm einen Irrthum in der Rechnung, der ihm thatsächlich untergelaufen war, nachgewiesen. Möbius war nun zunächst bei der Betrachtung des Bildes seines eigenen Großvaters, der Mathematiker war, wiederholt aufgefallen, daß die Umrandung von dessen linken Auge so eigenthümlich gebildet sei. Als er der Sache weiter nachging, fand er zunächst für seinen Verdacht, es möchte hier zwischen dieser körperlichen Eigenthümlichkeit und der geistigen Anlage ein Zusammenhang obwalten, unerwarteter Weise eine Bestätigung in der Schädellehre Gall's, der dieselbe Bildung als das Merkmal des Zahlensinns beschrieben hatte. Möbius kam zu der Ueberzeugung, daß wenigstens in dem einen Punkte Gall entschieden Recht zu geben sei. Bei der Prüfung zahlreicher Bilder, Photographien, Stiche und plastischer Darstellungen bekannter Mathematiker, vor Allem aber beim Anblick lebender Mathematikgelehrter von Bedeutung kam er zu dem Ergebniß, daß hier in Wirklichkeit der geistigen Eigenthümlichkeit eine körperliche entspräche. Diese körperliche Sonderheit, „das mathematische Organ", wie er es kurz nennt, besteht in einer ungewöhnlich starken Entwicklung des oberen äußeren Augenhöhlenwinkels, an welcher sowohl der Knochen wie auch die bedeckenden Weichtheile betheiligt sind. Der Hauptsache nach handelt es sich freilich um eine Vorwölbung am knöchernen Schädel an dieser Stelle, und zwar kann entweder die ganze Gegend der Stirnecke gleichmäßig ausgeweitet sein, sodaß sie nur besonders voll erscheint, oder aber es sind nur einzelne Knochenpartien betheiligt, sodaß z. B. nur ein starker Wulst vom äußeren Ende der Augenbrauen sich nach abwärts erstreckt. Diese Eigenthümlichkeit in der Schädelbildung, zu deren richtigem Erfassen allerdings, wie Möbius zugeben muß, eine gewisse Uebung des Auges erforderlich ist, vermißte er bei Nichtmathematikern stets, während sie bei Mathematikern nie fehlte. Sogar in Bezug auf sonstige Berufe und Stände will er im Allgemeinen bewahrheitet gefunden haben: Je mehr mathematische Anlage, desto mehr Stirnecke. Bei vielen hervorragenden Köpfen, wie Luther, Goethe, Beethoven, zeigt sich eine Einziehung der Stirnecke, also ein Fehlen des mathematischen Organs. Beim weiblichen Geschlecht pflegt im Allgemeinen der gesammte Augenhöhlenrand und somit auch die Stirnecke wenig ausgebildet zu sein, was den geringen Sinn für das Große, der den Frauen meist eigen ist, erklären soll. Es liegt nun natürlich die Vermuthung nahe, daß diese Eigenthümlichkeit des Mathematikerkopfes, die besondere Ausbildung einer umschriebenen Schädelstelle, bedingt sei durch eine besonders reiche Entwicklung des von ihr umschlossenen Hirntheils. Nun entspricht der Lage der Stirnecke im Gehirn das vordere Ende der dritten Stirnwindung, und so wird man denn auf diese Stelle als auf den Sitz des mathematischen Talents hingewiesen. Das umsomehr, als die dritte Stirnwindung ein Hirntheil ist, der sich gerade beim Menschen viel stärker ausgebildet findet als bei sämmtlichen Thieren, denen ja auch die Fähigkeit des Rechnens im großen Ganzen mangelt. Dazu kommt noch, daß dieser Theil des nervösen Centralorgans auch bereits der Sitz einer gleichfalls spezifisch menschlichen Fähigkeit ist, nämlich der artikulirten Sprache. Daß im hinteren Theil der dritten Stirnwindung das Sprachcentrum gelegen ist, daß eine Zerstörung dieser Stelle somit zum Verlust der Sprache führt, das ist eine der bestbekannten Thatsachen aus der gesammten Hirnphysiologie. Die Analogie des Rechencentrums mit dem Sprachcentrum ist um so größer, als der Sitz des letzteren vorwiegend ein linksseitiger zu sein pflegt, und nun fand Möbius auch das mathematische Organ der Regel nach links stärker ausgeprägt als rechts.

Alle diese Deduktionen können freilich, wie schon betont, solange nur den Werth einer gewiß recht interessanten Hypothese beanspruchen, als sie noch ihrer Bestätigung durch die hier allein maßgebenden exakten Untersuchungen an dem Schädel und besonders an dem Gehirn großer Mathematiker harren. Alleinige Beobachtungen an Lebenden können hier leicht zu Irrthümern verleiten, ganz abgesehen davon, daß sie immer unvollständig und mangelhaft bleiben müssen. Was aber an positiven Befunden in dieser Beziehung bisher vorliegt, geht über die allgemeine Angabe von einer starken Ausbildung des Stirnhirns überhaupt nicht hinaus. Ob freilich unsere Kenntnisse in dieser Frage ebenso wie in Bezug auf das gesammte hier berührte Problem sehr rasche Fortschritte machen werden, muß solange als fraglich gelten, als derartigen Forschungen in dem Empfinden der Hinterbliebenen von großen Todten ein schwer zu überwindendes Hemmniß erwächst. Und doch liegt eine Berechtigung in dem, was Hansemann am Schluß seiner Betrachtungen über das Helmholtz'sche Gehirn sagt: „Das Gehirn eines hervorragenden Denkers, das ununtersucht der Verwesung anheimgegeben wird, ist wie ein klassisches Kunstwerk, von ungeschickter Hand zertrümmert, das man wegwirft, ohne den Versuch zu machen, es wenigstens bis zu einem gewissen Grade zu rekonstruiren."

Michael Cohn.

Journal intime de Cuvillier-Fleury. Publié avec une introduction par Ernest Bertin. I. La famille d'Orléans au Palais-Royal. 1828—1831. Paris. Librairie Plon.

Dieses Tagebuch ist weder inhaltlich noch schriftstellerisch, weder durch die Kunst der Darstellung noch durch die Tiefe der Auffassung eine Leistung von ausgesprochener Schärfe und Eigenart. Alfred Auguste Cuvillier-Fleury erscheint als eine grade, ehrliche Natur, aufrichtig liberal, der Julimonarchie aus innerster Ueberzeugung zugethan, um so demonstrativer in seiner Abneigung gegen das ancien régime und die Restauration. Er ist Bourgeois in seinen Anschauungen und seinem Geschmacke, ein Mann von Durchschnittsanlagen, ganz gewiß keiner von denen, die er als „disposé pour l'audace des conceptions en tous genres" bezeichnen würde. Ludwig Philipp bleibt für ihn zeitlebens das Ideal eines Fürsten; der Dichter, den er bevorzugt, ist Casimir Delavigne. Beethoven's „Fidelio" findet er langweilig; der Romantik gegenüber scheint er sich ziemlich ablehnend verhalten zu haben. Es zieht ihn eben immer zu der wohlanständigen Mittelmäßigkeit.

Also eine Natur, die zu zweierlei prädestinirt war: zum Präceptor und Akademiker; und da er das eine, wie das andere geworden ist, kann man sagen, daß er seine Bestimmung erfüllt, seinen Beruf gefunden hat. Er war Erzieher des Herzogs von Aumale und gehörte als solcher zu den Hausgenossen der Familie Orleans. Die Gunst der Umstände hatte ihn auf einen Platz gestellt, wo sich manches beobachten und erleben ließ. So enthält sein Tagebuch denn auch verstreut eine Reihe von Bildern und Aufzeichnungen, die immerhin werth sind, daß man einen Augenblick über ihnen verweilt.

Da ist zunächst eine hübsche Anekdote: „wie man den Herzog von Bordeaux Geschichte lehrt". Karl X. hat den jugendlichen Prinzen, den nachmaligen Grafen Chambord, nach der Schlacht von Marengo gefragt und erhält nun zu seinem Erstaunen die Antwort, daß diese Schlacht von Ludwig XVIII. gewonnen wurde, der den Oberbefehl einem General Bonaparte übertragen hatte. Da aber der letztere sich späterhin viel zu Schulden kommen ließ, wurde er auf eine öde Insel verbannt und dort bis zu seinem Tode gefangen gehalten. Das war die Geschichte Napoleons ad usum Delphini zurechtgelegt. Karl X. war immerhin verständig genug, sich diesen Unfug zu verbitten. — Am Bourbonenhofe herrschte die peinlichste Etiquette. Als der halb gelähmte Ludwig XVIII. eines Tages im Salon ausgeglitten und hingefallen war, hatte der wachthabende Offizier, Herr von Nogent, ihn wieder aufheben wollen. Aber der König stieß ihn entrüstet zurück und wartete lieber, auf dem Fußboden liegend, bis eine Charge kam, welche das Vorrecht hatte, die Person des Monarchen berühren zu dürfen. — Auch nach der Revolution, auf der Flucht, hielt die gestürzte Dynastie noch streng auf alle Prärogativen ihres Standes. Karl X weigerte sich in den Gasthäusern, an einem viereckigen Tische zu speisen. Er ließ die Abgesandten der neuen Regierung nicht vor und verkehrte mit ihnen nur durch Vermittelung des Marschalls Maison. Die Ankündigung von der Erhebung Ludwig Philipps hatte er schweigend entgegengenommen und schweigend eine schriftliche Antwort zurückgegeben. — Nicht minder merkwürdig und bezeichnend für die Geistesverfassung dieser legitimistischen Kaste war ihr Verhalten in den entscheidenden Julitagen gewesen. Der Kanzler Pasquier hat darüber höchst erstaunliche Aufzeichnungen hinterlassen. Am Abend des 28. Juli, erzählt er in seinen Memoiren, strahlte das Schloß von St. Cloud in seinem gewöhnlichen Lichterglanze; nichts ließ darauf schließen, daß in Paris der Aufstand tobte — nur das Gewehrfeuer, welches deutlich herüberkam. Doch das störte Niemanden. Man trat wohl einen Augenblick ins Freie, um besser zu hören, und ging dann ebenso gemächlich wieder hinein. In den Vorzimmern räkelten sich die Diener auf den Bänken und unterhielten sich. „Man schießt noch . . . ah, das ist die Sturmglocke, das Gewehrfeuer wird stärker. Das Volk wird auf St. Cloud marschiren." . . . Alles das im abgestandenen gleichgiltigen Tone gesprochen. Oben in den Salons saßen der König und der Dauphin beim Spiele. Die Fensterthüren waren weit geöffnet, nur eine, die geschlossen geblieben, klirrte ab und zu, wenn die Salven stärker wurden. Niemand schien darauf zu achten, Niemand fragte, erkundigte sich. Karl X. ließ nur dann und wann eine Bemerkung über die Whistpartie fallen. Und das Geheimniß dieser stoischen Ruhe und Zuversicht? Der König soll es dem Grafen von Broglie verrathen haben, der mit schlechten Nachrichten eintraf und sich sehr besorgt zeigte. „Gehen Sie doch, lieber Graf", sagte er, nachdem er zunächst etwas gezögert hatte, „ich sehe wohl, ich muß Ihnen alles sagen. Nun wohl, Polignac hat diese Nacht wieder Erscheinungen gehabt; man hat ihm Beistand verheißen, auszuharren befohlen und ihm dafür vollen Sieg verheißen." Der Graf von Broglie, ein alter, gläubiger Höfling war sprachlos; den Kopf zwischen beiden Händen, so wankte er hinaus. „Tout est perdu, il n'y a plus de ressource."

In der Familie Orleans war man um so moderner gesinnt. Alle Welt treibt hier Politik, und natürlich segelt man im Fahrwasser der Linken. Der älteste Sohn, Herzog Ferdinand von Chartres, ist radikal — d'un libéralisme fort remarquable — und selten mit den Maßnahmen seines Vaters einverstanden. Monseigneur est bien jeune, erlaubt sich der Minister Broglie ihm einmal zu bemerken; und er seinerseits erklärt die Minister für Schwätzer und eitle Schönredner. Seine drei Schwestern, ebenfalls eifrige Debatterinnen, folgen ganz seinen Spuren. „Ce sont de franches patriotes." Die Prinzessin Marie erklärt sogar, daß sie nicht an die Dauer der erblichen Monarchie glaube, und bekennt sich mehr oder weniger zur Republik. — Ehe noch die Revolution begonnen hat, steht man im Schloß zu Neuilly schon ganz auf der Seite des Volkes. Der Sieg der populären Sache wird mit lautem Jubel begrüßt. Als dann aber die Nachricht eintrifft, daß die Deputirtenkammer den Herzog von Orleans auf den Thron erheben will, schlägt die Freude rasch in Angst und Besorgniß um. Die Prinzessinnen weinen. „Unser armer Papa! Ach, mein Gott, welches Unglück! er ist verloren, wir Alle sind es mit ihm!" Die Herzogin Marie Amélie schwankt, ob ihr Gemahl die Erbschaft der älteren Linie antreten darf. Casimir Delavigne sucht sie im Namen, im Interesse des Landes zu überzeugen und läßt einfließen, daß keine Gefahr dabei zu befürchten sei. Da fällt sie ihm ins Wort: „Die Gefahren sind nichts; Die Ehre ist alles. Mein Gemahl empfindet die Bedenken eines Ehrenmannes; die Ehre läßt ihn zögern selbst vor dem Schatten einer Usurpation."

Ob Ludwig Philipp wirklich diese peinliche Gewissenhaftigkeit beobachtet hat, ist nicht leicht zu sagen. Jedenfalls hatte er in der Nacht vom 30. zum 31. Juli dem Minister Karls X., dem Herzog von Mortemart, das feierliche Versprechen gegeben, niemals die Krone annehmen zu wollen, und es in einem Briefe an den König nochmals bestätigt. Der Minister war aber noch nicht über die Mauern von Paris hinaus, als man das Schreiben zurückverlangte. Orleans hatte seine Absichten geändert. Vielleicht, und das ist recht wohl möglich, war er nicht mehr frei in seinen Entschließungen. Es handelte sich in der That schon darum, ob man das monarchische Prinzip noch retten wollte. Im Pariser Stadthause, wo auch Lafayette sein Quartier aufgeschlagen hatte, überwogen die republikanischen Tendenzen. Eine Botschaft Ludwig Philipps, welcher den Stadtrath zu sich beschied, blieb wirkungslos; auf eine nochmalige Aufforderung kam ebenfalls keine Antwort. Der Herzog mußte sich, wohl oder übel, selbst auf den Weg machen und im Hôtel de Ville die Sanktion des Munizipalrathes einholen. Es ging dabei nicht ohne weitere Demüthigungen für ihn ab, aber der Zweck wurde erreicht. Die Republikaner gaben ihren Widerstand auf, und Lafayette fand bald, recht nach französischer Art, eine Formel, mit der man alle Theile befriedigte. Er erklärte dieses Königthum von Volkes Gnaden für „die beste der Republiken".

Aber mit welcher ungeheuren Einbuße an persönlichem Ansehen war dieser Erfolg erkauft! Die lärmenden Beifallskundgebungen der Straße konnten nicht darüber hinwegtäuschen, daß es dieser Regierung von vornherein an Halt und Würde gebrach. Da sah man etwa den König, der auf dem Balkon des Palais Royal zum Gesang der Menge mit der Hand den Takt schlug — ein würdiges Seitenbild zu jenem Ludwig Philipp, den Heinrich Heine einmal geschildert hat, wie er vom Pferde sich bald nach rechts, bald nach links hinunterbeugt, und Jedem, ob er sie haben will oder nicht, die Hand hinreicht! — Wenn er zur Parade geht, packt ihn das Publikum und hebt ihn auf die Schultern. Bewundernd versichert Cuvillier-Fleury: „da war kein Kaffer, so zerlumpt er auch war, der nicht die Hand des Königs ergriffen hätte." An seiner Tafel sitzt „toute sorte de monde", wie der aristokratische Karl X. gesagt haben würde. Ein Deputirter, der übrigens nicht adlig war, meint: „Man kann wirklich nicht mehr beim Könige speisen; er empfängt nur noch die schlechte Gesellschaft!"

Und die politische Entwicklung der Dinge? Ehe der achte Monat ins Land gegangen, war man beim dritten Ministerium angelangt. Die Unruhen und Revolten hörten nicht auf. Zum zehnten März 1831 vermerkt das Tagebuch: „das ist die zehnte oder zwölfte Nacht, die wir so unter dem Schutze der Bajonette verbringen." Wirklich, die beste der Republiken ließ noch immer zu wünschen übrig.

Neben diesen schwierigen Haupt- und Staatsgeschäften nehmen die künstlerischen und litterarischen Ereignisse ruhig ihren Gang. Madame Malibran und Henriette Sonntag wetteifern in der Gunst des Publikums; Liszt spielt und interessirt durch sein extatisches Aussehen; Paganini versetzt die Pariser in einen Taumel der Begeisterung. „Paganini ist ein Magier, der aus seinem Bogen und seinen vier Saiten Töne lockt, welche tief in die Seele treffen, und der Euch ein Orchester von achtzig Musikern durch die Energie und Fülle seines Spieles beherrscht; ist ein Zauberer, den man drei Jahrhunderte früher hätte verbrennen müssen. Groß, mager, schmächtig, bleiches Gesicht, die Augen tief im Kopfe, lange Haare, welche auf die Schultern fallen, dämonisch ernst, während er spielt, lächelnd wie ein junges Mädchen, wenn geklatscht wird; verbeugt sich vor dem Publikum, dem Orchester, schließlich selbst vor den Coulissen; sein Aeußeres gibt einen richtigen Begriff von der sublimen Fremdartigkeit seines Talentes. . . . ." Dazu kommt dann in jenen Jahren die romantische Revolution in der Litteratur und auf der Bühne. Die Aufführung von Dumas' „Heinrich III. und sein Hof" eröffnet den Reigen der großen, stürmischen Theaterabende. Die Gönner des klassischen verlangen, der König solle durch

ein Machtwort „die gesunde Litteratur“ gegen die Uebergriffe des schlechten Geschmackes sichern und der neuen Richtung das Théâtre Français verschließen. Die Vorstellungen van Huga's „Hernani“ werden zu siedeheißen Demonstrationen: „Das Stück spielt jetzt im Saal, wo fast alle Verse des Dichters mit Beifallssalven oder Pfeifen wiederholt werden. Die Romantiker halten indessen Stand, und es ist nicht erlaudt, eine adweichende Meinung zu äußern, ohne eine wüthende Entgegnung heraufzubeschwören. Neulich ließ sich ein junger Mann nicht zur Ruhe bringen; schließlich erheben sich allseits die Anhänger in Massen und wenden sich schreiend und drohend gegen den Widerspenstigen; er, unbeweglich und ruhig, erhedt sich plätzlich und ruft: „Bringen Sie mich um, meine Herren, dringen Sie mich um!“ In den Logen lachte man, und die Herrschaften setzten sich wieder.“ —

Ueberall im Reiche der Geister gährte es. Die Zeit rang nach neuen Idealen, stredte neuen Gestaltungen entgegen. Was man ihr auch sanft vorhalten und nachsagen mag — sie hatte sich wenigstens den Glauben an die Zukunft gewahrt. Sie erwartete noch etwas von den Experimenten, die wir heute als gescheitert erkennen.

R.

Corporationu and public welfare. — Supplement to the annals of the American Academy of political and social science. Mai 1900.

Im April dieses Jahres wurde in Philadelphia die vierte Jahresversammlung der amerikanischen Akademie für politische und faziale Wissenschaft adgehalten. Auf dieser Jahresversammlung wurde das Thema: „Korparationen und öffentliche Wahlfahrt“ durch hervarragenbe Männer von den verschiedensten Gesichtspunkten aus behandelt. Die großen kapitalistischen Korporationen, die in den Vereinigten Staaten eine sa überaus einflußreiche Rolle spielen und auch das politische Leben stark beeinflussen, sind in diesen Referaten einer scharfsinnigen Kritik unterzogen. Mit Rücksicht auf das jüngste gesetzgeberische Vorgehen gegen die Waarenhäuser in Preußen erscheint in diesen Referaten ein Bartrag über die Entwicklung des Kleinhandels ganz besanders interessant.

Der Referent war Mr. John Wanamaker aus Philadelphia, der amerikanische Wertheim, der übrigens auch eine Zeit lang das Amt eines Generalpostmeisters der Vereinigten Staaten bekleidete. Der absurde Kampf gegen die Waarenhäuser, wie wir ihn hier kennen, ist auch den Amerikanern nicht fremd, und die gesetzgeberischen Quacksalber möchten auch dort den Waarenhäusern gern etwas am Zeuge flicken, um eine Anzahl Wahlstimmen zu fangen. Wanamaker vertheidigt die ganze Waarenhausentwicklung vornehmlich unter dem Gesichtspunkte der Dienste, welche die Waarenhäuser der Gesammtheit des konsumirenden Publikums leisten. Hier steckt ja auch ohne Zweifel des Pudels Kern.

Die Waarenhäuser sind ein höchst wichtiger Faktar in dem Prozeß der Verdilligung der Lebensbedürfnisse geworden. Die Frage einer rationellen Waarenvertheilung wird in ihrer volkswirthschaftlichen Tragweite nur zu leicht unterschätzt. Ob es gelingt, in Falge einer wichtigen neuen Erfindung die Produktionskosten einer Waare um 10 Prozent zu ermäßigen, aber ad es gelingt, bei dem Wege vam Produzenten zum Konsumenten 10 Prozent zu ersparen, das kammt im volkswirthschaftlichen Effekt durchaus auf dasselbe hinaus. Wanamaker weist nun schlagend nach, daß die Waarenhäuser eine ganz deträchtliche Verbilligung bei der Waarendistribution erreicht haden, und daß nur darin die Gründe ihrer fortschreitenden Entwicklung liegen.

Für Philadelphia, welches das Kleinhandelscentrum für etwa 3 Millianen Menschen ist, glaubt Wanamaker den Gewinn für die Konsumenten aus der Verbilligung der Waarenvertheilung, zu der die Waarenhäuser den Austoß gegeden haben, auf mindestens 5 Millionen Dallars per Jahr veranschlagen zu sollen. Um diese rund 20 Millionen Mark werden die Konsumenten jährlich thatsächlich reicher, indem sie 20 Millionen Mark jährlich weniger aufzuwenden haben, um denselben wirthschaftlichen Effekt zu erzielen. Jede Vervollkommnung in der Organisatian unseres Wirthschaftskörpers — einerlei, ob sie sich in der Produktian aber bei der Güterverteilung vollzieht — kommt schließlich in dem verminderten Preise der Lebensbedürfnisse zum Ausdruck. Das vor kurzem in Preußen erlassene Waarenhaussteuergesetz ist grundsätzlich zu verwerfen, weil es Stellung nimmt gegen eine Vervollkammnung in der Organisation unseres ganzen wirthschaftlichen Lebens. Eden darum ist es direkt kulturfeindlich.

T. B.

Reiseromane, eine der ältesten und einleuchtendsten Abarten des Abenteuerromans, erleden in unserem Zeitalter neuartiger Verkehrsmittel wundersame und wunderliche Neubeledung. Unsere Kleinen finden in Karl May, einem vielgewandten, unter allen Himmelsstrichen wandernden Erzähler, einen vielgesuchten Gesellschafter, der mit Indianerromanen nach alten Rezepten in neuem Aufzug sa viel Glück hat wie mit neuafrikanischen Entdeckergeschichten. Jules Verne-iaden sterben so wenig aus, wie Nachkommen Coaper's und Nachfolger Kipling's. Rudolf Stratz bescheert uns Hochtouristen-Eindrücke: dem (mehrfach aufgelegten) „Weißen Tad“ ließ er kürzlich „Montblauo“ (Cotta 1900) folgen: lebendige Schilderungen von Rundreisefahrten, die von Nardafrika nach Chamounix und auf die Gipfel der Eisriesen führen: ein Buch, in dem die Naturschilderungen hoch über den recht herkömmlichen Liebesaventiuren stehen. J. C. Heer gidt im König der Bernina diographische und topographische Beiträge zur Entwicklungsgeschichte des Engadin; schon aus den Reisestudien Scheffel's, einem viel zu wenig gekannten Buch, erfahren wir, wie wenig bekannt und betreten von dem großen Reisepudlikum Pontresina noch in den Fünfziger- und anfangs der Sechzigerjahre war. Heer führt uns noch weiter zurück, in die Tage der napaleonischen Kriege, wo das Engadin (Sanct Moritz, Samaden, Pontresina) durch Auswanderung, politische Nöthe und sonstige Irrungen aller Art bedrängt war. Ein paar sagenhaft verklärte Gestalten, den ersten Volksdichter, den größten Gemsenjäger, die bedeutendste Schulpflegerin, den ersten Landschaftsmaler jener Werdezeit stellt er in den Mittelpunkt der Schilderung, die Historisches und Landschaftliches geschickt vereinigt und — wenn auch ab und zu in allzu gehobener, mehr pathetischer, als epischer Darstellung — Menschenschlag und Gegend anregend vergegenwärtigt. Künstlerisch und humoristisch höher steht Eldena von Wilhelm Meyer-Förster (J. G. Cotta'sche Buchhandlung. Stuttgart 1900): ein Bicyclistenroman, dessen Schauplätze zwischen einem weltentlegenen niederdeutschen Städtchen und den Pariser Radfahr-Wettrennplätzen wechseln. In ber eigentlichen Liebesgrschichte, zumal in deren tröstlicher Lösung, ist allerhand alter Kram: in der Charakteristik der norddeutschen Kleinbürger meldet sich aber der artige Spaß des nicht unbegadten Dramatikers und in den munteren Aufnahmen aus ben Kreisen graßer Sieger und kleiner Dilettanten des Zweirads unterhält uns die Erfahrung eines erprabten Kenners, der sich zugleich als launiger deutscher Naturbursch gibt.

—m.

Die Theorie von den drei Weltreichen. Van Praf. Dr. Heinrich Dietzel in Bann. Verlag van H. S. Hermann. Berlin. 1900.

Die in den Nummern 30—34 der „Nation“ erschienenen Artikel sind in einem Separatabdruck zusammengefaßt. Der Separatabdruck ist im Buchhandel für M. 1 por Exemplar zu beziehen.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 41. Berlin, den 14. Juli 1900 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Inhalt

Politische Wochenübersicht.

Graf von Bülow hat an die deutschen Regierungen ein Rundschreiben über die chinesischen Wirren versandt. Mit ruhiger Sachlichkeit gibt es einen Ueberblick über die Entwicklung und schließt alsdann mit dem durchaus zu billigenden Programm:

„Das Ziel ist die Wiederherstellung der Sicherheit von Person, Eigenthum und Thätigkeit der Reichsangehörigen in China, Rettung der in Peking eingeschlossenen Fremden, Wiederherstellung und Sicherstellung geregelter Zustände unter einer geordneten chinesischen Regierung, Sühnung und Genugthuung für die verübten Unthaten. Wir wünschen keine Auftheilung Chinas; wir erstreben keine Sonderfortheile."

Aus China lautet eine Reihe von Nachrichten beruhigend, wenn man ihnen nur Glauben schenken dürfte; dagegen darf man unbedingten Glauben jenen anderen Nachrichten schenken, die sehr ernst nach wie vor geblieben sind.

Angeblich sollen die Europäer in Peking noch sämmtlich, — der deutsche Gesandte und ein japanischer Kanzler ausgeschlossen, — am Leben sein, und es sollen überdies der Kaiser und die Kaiserin-Mutter vermocht haben, eine Gegenbewegung gegen die Boxer ins Leben zu rufen; schließlich wird sogar mitgetheilt, daß die Zahl der Boxer in Peking zusammenzuschmelzen beginnt. Alle diese günstigen Angaben fließen aus chinesischen Quellen.

Welche Wahrscheinlichkeit spricht nun für die Wahrhaftigkeit dieser Angaben? Man muß leider gestehen, eine sehr geringe. Zwei Einwände drängen sich zunächst auf: Wenn der Kaiser und die Kaiserin von China am Leben sind, und wenn es ihnen gelungen ist, sich gegen die Boxer zu behaupten und gegen die Boxer die Europäer zu schützen, dann müßte es ihnen auch möglich sein, aus Peking direkt an die Küste eine Botschaft zu senden, und das sollte unter diesen Voraussetzungen auch für die eingeschlossenen Europäer nicht zu den Unmöglichkeiten gehören; allein alle angeblichen Nachrichten aus Peking kommen fast nur auf riesigen Umwegen an die Küste, und von den Europäern fehlt jegliches Lebenszeichen, während die letzte zuverlässige Botschaft von ihnen ein Schrei äußerster Verzweiflung gewesen ist. So wird man denn mit der traurigen Möglichkeit rechnen müssen, daß alle jene beruhigenden Mittheilungen nur auf Erfindung beruhen und nur berechnet sind, um die Energie der abendländischen Staaten und Japans herabzumindern; freilich gänzlich ausgeschlossen bleibt es nicht, daß in Peking thatsächlich das Aeußerste sich nicht vollzogen hat.

Völlig klar ist hingegen die Lage in Tientsin, und diese Klarheit bietet keineswegs ein erfreuliches Bild. Die Streitkräfte der vereinigten Mächte bleiben von der chinesischen Uebermacht auf das Aeußerste bedrängt, und noch immer besteht die Gefahr, daß Tientsin geräumt werden muß, und daß nur Taku als Ausgangspunkt für die Operationen gegen Peking sich behaupten läßt. Auch diese Thatsache scheint kein Anzeichen dafür zu sein, daß die Boxer in ihrem Rücken, in Peking selbst, den Rückhalt verloren haben.

International haben sich die Verhältnisse nach keiner Richtung hin verändert. Augenscheinlich besteht noch immer allseitig das Bestreben, den Zusammenhalt der Mächte untereinander nicht zu stören; das ist auch der Ton, auf den das Bülow'sche Rundschreiben gestimmt ist. Aber ebenso augenscheinlich blieb es bisher vergebliches Bemühen, ein gemeinsames thatkräftiges Vorgehen zu vereinbaren. Es macht den Eindruck, daß man allseitig die Verhältnisse treiben läßt, jegliche Handlung vermeidet, die ein friedliches Nebeneinanderhandeln

stören müßte; dieses vorsichtige Hinhalten verhindert freilich auch jede Entfaltung einer Energie, die über das zunächst Erforderliche hinausgeht. Auf diese Weise werden die bestehenden Schwierigkeiten nicht beschworen, aber auch nicht verschärft, und wir wollen nur hoffen, daß dieses vorsichtige Tasten, das die Einigkeit nicht sprengt, schließlich ausreicht, um wieder geordnete Zustände in China zu schaffen.

In Südafrika hat sich nichts Entscheidendes zugetragen; die einen behaupten, daß die Engländer des Krieges müde sind, die andern, daß die Buren es seien. Voraussichtlich ist auf beiden Seiten der Wunsch nach Frieden groß, und es fragt sich nur, ob die Buren trotz dieses Wunsches so viel Kraft und Energie besitzen, um den Kleinkrieg fortzusetzen, in dem sie jetzt wiederum einige erheblichere Erfolge errungen haben; dann ist es nicht unmöglich, daß die englische Regierung unter dem Druck der Verwicklungen in China und bei dem Heraufziehen drohender Wolken in Marokko ihren ursprünglichen Plan fallen läßt und statt beide Republiken zu annektiren, doch für gewisse Gebiete den Buren in bestimmtem Umfang Selbstregierung zugesteht.

Die Nominirungen für den Präsidentschaftswahlkampf in den Vereinigten Staaten sind jetzt abgeschlossen. Die Demokraten haben sich auf Bryan für die Präsidentschaft und auf Stevenson für die Vizepräsidentschaft geeinigt. Stevenson, der schon unter Cleveland Vizepräsident gewesen, ist eine unerhebliche Figur. Bryan ist bekannt genug; seine agitatorische Kraft ist nicht zu unterschätzen; aber sein Sieg bleibt gleichwohl gänzlich unwahrscheinlich. Er selbst freilich scheint zu glauben, daß er nicht einmal der Golddemokraten bedarf; denn er hat von Neuem sich zum Bimetallismus mit allem Nachdruck bekannt.

Auf den Sieg McKinley's wird man wiederum rechnen dürfen, trotzdem seine imperalistische Politik auch Bruchtheile der Republikaner und der Goldwährungsleute ihm abspenstig gemacht hat.

Aus den Vereinigten Staaten kommt eine für die deutsche Industrie sehr erfreuliche Nachricht. Staatssekretär Hay und der deutsche Botschafter von Holleben haben ein Abkommen unterzeichnet, nach welchem auf die deutsche Einfuhr die bisher anderen Ländern gewährten Zollerleichterungen Anwendung finden. Fehlen auch die näheren Angaben, so bleibt es doch eine gute Botschaft, daß ein zollpolitisches Zerwürfniß vermieden ist.

Es ist dem französischen Ministerium gelungen, die Kammer nach Hause zu schicken und selbst am Ruder zu bleiben. Das ist ein großer Erfolg, der der Energie und Umsicht von Waldeck-Rousseau vor Allem zu danken ist. Nun bleibt für das Kabinet in nächster Zeit noch eine Klippe zu umschiffen; am nächsten Sonnabend bei Gelegenheit des Baitilletages wollen die Nationalisten lärmende Kundgebungen gegen Loubet und das Ministerium veranstalten. Die Republikaner rüsten sich daher zur Abwehr. Wahrscheinlich bleiben diese Demonstrationen bei Weitem hinter den Erwartungen zurück. Denn vorher angekündigte Krawalle, zu deren Niederwerfen Gegenanstalten getroffen werden können, treten meist überhaupt nicht ein oder halten sich in unbedeutenden Grenzen.

Staatsminister von Falk ist gestorben. Auf allen Seiten, bei allen Parteien hat er Achtung genossen; er war eine vornehme Natur, ein ausgezeichneter Typus des preußischen Beamtenthums.

Das erste positive Ergebniß, das die antisemitischen Hetzereien aus Anlaß des traurigen Mordes in Konitz gezeitigt haben, liegt jetzt vor. In Stolp hatte sich die Bevölkerung in Folge der antisemitischen Agitationen zu ernsten Ruhestörungen hinreißen lassen; die Betheiligten wurden vor Gericht jetzt abgeurtheilt und Strafen von 4 Monaten Gefängniß bis zu drei Jahren Zuchthaus sind den armen Verführten darob zudiktirt worden. Die intellektuellen Urheber der wüsten Szenen freilich, die den Brand durch ihre Artikel in der antisemitischen Presse angeblasen haben, wußten sich klüglich zu salviren.

In Mülhausen ist der angesehene elsassische Fabrikant Schlumberger mit erdrückender Majorität gegen den Sozialdemokraten gewählt worden. Die Sozialdemokraten haben damit diesen Sitz verloren. Man hat aus dieser Thatsache weitgehende Folgerungen gezogen — wohl mit Unrecht. Lokale Ursachen kamen hinzu, um die Sozialdemokraten in Mülhausen zu schwächen; ihren Gegnern hingegen gelang es, alle Kräfte auf Schlumberger zu vereinen. Das fiel erheblich in die Wagschale. Freilich bleibt die Thatsache bestehen, daß auch die Sozialdemokratie mit Hoffnung auf Erfolg angegriffen werden kann, und jene Phantasie verfliegt, als gäbe es keine Möglichkeit, diese extremste Partei selbst in städtischen Kreisen mit starker Arbeiterbevölkerung zurückzudrängen.

Schlumberger, der wild bleibt, wird seinen Anschauungen nach etwa zu den schutzzöllnerischen Nationalliberalen zu rechnen sein.

* * *

Minister Falk und die deutsche Geistesfreiheit.

Am 7. d. Mts. wurde der Oberlandesgerichtspräsident, Staatsminister a. D. Falk aus diesem Leben abgerufen. Ein Schlaganfall hat ihn, der noch seiner amtlichen Thätigkeit in körperlicher und geistiger Kraft waltete, in wenigen Tagen dahingerafft. Ein glückliches Ende, jedem geistesstarken Mann zu wünschen! Falk hat nicht den tiefen Schmerz zu empfinden brauchen, den das Gefühl des Schwindens der Kraft, der Kummer nichts mehr nutzen zu können, Andern nur eine Last zu sein, dem am meisten bereiten muß, welcher der Welt Großes hat leisten können und so gern noch weiter wirken möchte.

Nachdem er aus dem Ministerium geschieden war, hat Falk noch fast zwanzig Jahre in dem Amte des Präsidenten des Hammer Oberlandesgerichtes gewirkt, in einem Berufe, der ihm zusagte, für den er hervorragend begabt war und der ihn befriedigen konnte. Beide Stellungen hat er so ausgefüllt, wie sie es verlangten: mit Hingabe seiner ganzen großen Kraft und mit allem Erfolge, welchen nur die Umstände gestatteten. Ungünstig waren sie dem Minister. Manches von dem, was er geschaffen, konnte nur von vorübergehender Bedeutung sein, Anderes von bleibendem Werthe ist unter der Ungunst der Zeiten nicht zu voller Geltung gekommen. An dem, was der Minister gethan, haben seine Gegner sehr viel, seine Freunde auch Manches auszusetzen, dem Manne zollen Alle willige Anerkennung, auch seine bittersten Feinde.

Mit Recht sagt der Reichsanzeiger von ihm:

„In der Leitung des Kultusministeriums wie in seiner ganzen früheren und späteren Amtswirksamkeit hat der Dahingegangene seine hohe geistige Begabung und seine hervorragende Arbeitskraft unverkürzt in den Dienst der ihm anvertrauten amtlichen Aufgaben gestellt. Was er für recht erkannt hatte, suchte er mit unerschütterlicher Folgerichtigkeit durchzuführen. Mit der Klarheit juristischen Denkens und der ruhigen Sicherheit des Urtheils paarten sich organisatorisches Geschick und Schlagfertigkeit des Wortes. Vor allem aber waren es tiefer sittlicher Ernst und mannhafter Ueberzeugungsmuth, die seiner Persönlichkeit das Gepräge gaben und ihm selbst in den Reihen der Gegner Achtung errangen. Im amtlichen Verkehr zeichneten ihn ein unverbrüchliches Wohlwollen, in allem seinen Thun eine seltene Lauterkeit der Gesinnung aus.

So lebt er in der Geschichte Preußens als der Vertreter einer bedeutungsvollen Epoche unseres geistigen und kirchlichen Lebens, zugleich aber als ein leuchtendes Vorbild preußischer Beamtentugend und edler Menschlichkeit".

Bezeichnender aber noch ist, daß ein ultramontanes Blatt, das „Westphälische Volksblatt", welches den Kultus-

minister Falk begreiflicher Weise scharf kritisirt, von dem Menschen und Richter Falk das Folgende sagt:

„Ein Bild erfreulicher Art thut sich dagegen auf, wenn wir auf Falk als Oberlandesgerichtspräsidenten schauen. Als solcher hat er, der hochbegabte, schlichte, persönlich liebenswürdige und wohlwollende Mann sein Amt in der trefflichsten Art ausgefüllt. Ein rechter Richter soll kein Ansehn der Person kennen. Falk kannte es thatsächlich nicht. Dem jüngsten Gerichtspraktikanten oder Rechtskandidaten, ohne Rücksicht auf Herkunft oder Bekenntniß, kam er mit gleicher Objektivität entgegen, wie dem ältesten Rathe; er verstand es, die richtigen Männer an die passenden Stellen zu berufen, und ging dabei in seinem Urtheil um so weniger fehl, als er bei außergewöhnlicher Veranlagung zur Menschenkenntniß seine Untergebenen möglichst persönlich kennen zu lernen suchte und dabei von einem seltenen Gedächtniß unterstützt war."

Und wenn Falk selbst die Summe seines Lebens gezogen hat, so wird er mit dessen Gesammtergebnisse nicht unzufrieden gewesen sein. Denn er konnte sich sagen, daß er stets für das, was er in ernster Erwägung für gut und recht erkannt hatte, seine ganze Kraft eingesetzt hat. Nicht Alles freilich wird er bei solchem Rückblicke noch gebilligt haben, was er in dem sogenannten Kulturkampfe gethan hat. Für dessen Beginn ist er nicht verantwortlich. Bei der Begründung des Reiches trat schon der Zwiespalt zwischen den Ansprüchen des Katholizismus, wie er in der letzten Zeit zumal durch das Konzil von 1870 geworden war, und dem Rechte des Staates hervor und führte zu erbitterten Kämpfen. Falk war vortragender Rath im Justizministerium, als ihn Bismarck, um in seinem Sinne den Kampf gegen den Katholizismus zu führen, zum Kultusminister bestimmte; seine erste Aufgabe bei der Uebernahme des Amtes (22. Januar 1872) war die Vertretung des schon von seinem Vorgänger eingebrachten Schulaufsichtsgesetzes, des ersten gegen die katholische Kirche gerichteten Gesetzes.

Bismarck bekämpfte die katholische Kirche, weil sie sich der Staatsgewalt nicht beugen wollte; er fürchtete, daß sie im Interesse des Papstthums die internationalen Beziehungen Deutschlands schädigen, im Innern die Eintracht der Länder und Fürsten stören, und daß sie namentlich die Assimilirung der Polen und Elsaß-Lothringer erschweren werde; einen eigentlichen Kulturkampf wollte er nicht. In Bismarck's Charakter lag es, einen solchen Kampf mit allen Mitteln rücksichtslos zu führen, damit er bald beendigt sei; langsam wirkende Maßregeln liebte er nicht.

Falk hat in diesem Sinne gehandelt; er ist nicht zurückgeschreckt vor Gewaltschritten, auch nicht vor Eingriffen in das eigentlich religiöse Gebiet. Wie weit für die Einzelheiten Bismarck verantwortlich ist, wie weit Falk selbstständig gehandelt hat, mag dahin gestellt bleiben; Bismarck hat ihm möglichst viel Verantwortung hinterher zugeschoben, aber bei Stellung und Charakter des Fürsten ist es zweifellos, daß er in wichtigen Punkten ein Handeln gegen seine Absichten nicht geduldet hätte. Falk selbst hat die Verantwortlichkeit von sich nicht abgeschoben.

Ob ihm nicht im Kampfe doch manches Mal der Gedanke gekommen ist, daß die katholische Kirche nicht geschwächt, sondern gestärkt werde, daß die Stellung der Bischöfe und Priester durch das Märtyrerthum, welches ihnen auferlegt wurde, nur fester, ihr Einfluß auf das katholische Volk nur größer wurde? Vielleicht hat die Heftigkeit des Kampfes solche Erwägungen gehindert. Aber das hat Falk gewußt, daß der Erfolg, welchen er mit allen denjenigen erstrebte, die den Kampf als einen Kulturkampf verstanden, mit jenen Mitteln allein nicht erreicht werden könne. Was sie verhindern wollten, war, daß der in der katholischen Kirche herrschend gewordene Ultramontanismus den von ihm mit aller Kraft verfolgten maßgebenden Einfluß auf des deutschen Volkes geistige Entwicklung gewinne, sie wollten es bewahren vor neuer Knechtung seines Denkens und Gewissens unter priesterlicher Herrschaft.

Dazu bedurfte es anderer Mittel als solcher, welche nur äußerliche Unterwerfung bewirken konnten; dazu waren Maßregeln nöthig, welche dem Staate die Herrschaft auf den Gebieten sicherten, die ihm gehören, daß der geistliche Einfluß — aller Kirchen — auf das religiöse Gebiet beschränkt würde. Dazu gehörte aber auch, daß die freie Entwicklung des Volkes gefördert würde.

Daran gedacht, dafür gesorgt zu haben, so weit es ihm seine kurze Amtsführung von 1872—1879, die man mit Recht einen siebenjährigen Krieg nennen kann, gestattete, das ist das eigentliche Verdienst Falk's; Bismarck hat daran wenig Theil gehabt.

Dahin gehören manche später wieder aufgehobene Bestimmungen über Klöster und Bildung der Geistlichkeit, das bestehen gebliebene Gesetz über die Vermögensverwaltung der katholischen Kirche, sodann das Preußische, und später das Reichsgesetz über die Beurkundung des Personenstandes und die Eheschließung und das Gesetz über die Schulaufsicht, welche beide das Recht des Staates auf diesen Gebieten sicher stellten. Dazu kam noch die Gesetzgebung, welche der evangelischen Kirche eine selbstständige Verfassung und damit die Möglichkeit einer freieren Entwicklung gab und schließlich die Fürsorge für Hebung der Volksschule durch Besserung der Lehrerbildung, würdigere Stellung der Lehrer, Vermehrung und Verbesserung der Schulen selbst und zur Minderung des konfessionellen Haders, die Förderung der Simultanschulen. Der Grund war so in richtiger Weise gelegt, manches Gebäude auch schon angefangen, es nutzte nur in gleichem Sinne weiter gebaut werden. Der rechte Baumeister verschwand und mit ihm sein Plan. Andere bauten nach anderem Plane und hätten am liebsten selbst die Fundamente wieder abgetragen, wenn sie nicht zu fest gewesen wären. Wären Falk einige Jahre ungestörter Wirksamkeit noch gewährt gewesen, so würde er namentlich für die Schule sehr viel mehr geleistet, sie besser gegen die von ihm selbst sehr beklagte unumschränkte ministerielle Gewalt gesichert haben; ein Volksschulgesetz durchzubringen, blieb ihm keine Zeit.

Wenn der Kulturkampf, wie ihn Bismarck und Falk führten, einen Erfolg haben sollte, so mußte der Staat festhalten; Alles hätte freilich auch dann nicht dauernd erhalten bleiben können, und es wäre auch kein Glück gewesen, wenn so manches, was nur Kampfeszwecken diente, bestehen geblieben wäre, aber der Friede wäre nicht eine so große und so nachhaltig wirkende Niederlage des Staates, ein so offensichtlicher Sieg des Ultramontanismus gewesen.

Das Centrum war durch den Kulturkampf so stark und seiner Wähler so sicher geworden, daß es ihnen, so lange es Erfolge für den Katholizismus aufweisen kann, Alles zuzumuthen vermochte. Eine solche Partei, die ein Viertel des ganzen deutschen Reichstages bildete, war ein zu werthvoller Bundesgenosse, als daß Bismarck nicht seine Hilfe in dem Kampfe, den er von 1877 an gegen den Liberalismus führte, mit jedem irgend zulässigen Mittel hätte zu erkaufen suchen sollen. Die Führer des Centrums waren klug genug, einzusehen, daß eine Verständigung zwar nicht sogleich, aber allmählich und sicher dem Katholizismus eine gewaltige Macht geben müsse; sie besannen sich nicht, noch während des unveränderten Bestehens der Kulturkampfgesetze sich in den Dienst der Bismarck'schen Politik zu stellen, weil sie wußten, daß die Bethätigung ihrer großen Macht das beste Mittel zum Siege sein werde. Der Erfolg hat ihnen Recht gegeben; mit jedem Jahre ist das Centrum mehr die entscheidende Partei geworden.

Falk konnte einen solchen Frieden mit dem Centrum nicht schließen, wie er in Bismarck's Sinne geschlossen werden sollte; seines Bleibens im Amte wäre nicht lange mehr gewesen, aber etwas hätte er vielleicht noch ausgehalten, wenn nicht zugleich durch den Einfluß der Orthodoxie seine Stellung in der evangelischen Kirche und zum Kaiser selbst erschüttert worden wäre. Schon im Sommer 1878 hatte er gehen wollen, die dann eintretenden Ereignisse hielten ihn noch kurze Zeit; ein Jahr darauf nahm und er-

hielt er seine Entlassung, gewiß mit der schmerzlichen Empfindung, daß er einen großen Theil seiner Kraft an einen Kampf verwendet habe, der, wie die Sache nun stand, einen dem erwarteten entgegengesetzten Erfolg haben mußte.

Ob Falk damals eingesehen hat, daß schwere Fehler im Kulturkampfe begangen waren, werden wir vielleicht erfahren, wenn er etwa Memoiren hinterlassen haben sollte; die späteren Ereignisse müssen es ihm klar gemacht haben. Aber allerdings hätten diese Fehler nicht die verderblichen Folgen gehabt, unter welchen wir jetzt noch leiden, wenn nicht Bismarck seine Politik völlig verändert und des Centrums nun durchaus bedurft hätte. Darauf hatte Falk so wenig wie sehr viele nicht minder bedeutende Politiker gerechnet.

Die mehr als zwanzig seitdem verstrichenen Jahre haben Jedem, der sehen will, deutlich bewiesen, daß mit Gewalt auf dem Gebiete der Religion und der Gewissensfreiheit nicht allein kein dauernder Erfolg erreicht werden kann, sondern daß die Mächte nur noch mehr gestärkt werden, welche man so bekämpft, denn dadurch erscheinen sie als Vertheidiger der Religion und der Gewissensfreiheit. So ist denn nicht nur die politische Macht des Centrums immer gewachsen, sondern der Glaubenszwang wird in der katholischen Kirche immer ungescheuter geübt und ihr Anspruch auf Ausdehnung ihrer Herrschaft wird immer offener kundgegeben.

Und ist der Widerstand dagegen ausreichend stark? Der Staat fügt sich, die orthodoxe evangelische Kirche bekämpft zwar Rom, verbindet sich aber mit ihr, wenn es gilt Glaubenszwang zu üben, natürlich denkt sie dabei nur an die evangelische Orthodoxie. Die katholische Kirche nimmt diese Bundesgenossenschaft gern an, hilft sie ihr doch gegen ihren eigentlichen Feind, ein freies, lebendiges Christenthum. Ist dies besiegt, dann hofft sie mit der evangelischen Orthodoxie leicht fertig zu werden.

Wirthschaftlicher, politischer, religiöser Rückschritt, Centrum, Konservative und gar manche Mitläufer, Agrarier, Zünftler, Antisemiten sind eng verbunden an der Arbeit. Die Regierenden leisten ihnen manchmal nur zögernd, aber schließlich doch willig folgend, Hilfe. Das Centrum bewilligt Geld für Soldaten und Schiffe und wird demnächst helfen, die Zölle zu erhöhen. Dafür hofft es, jetzt die Schule vollständig zu erobern. Vorgearbeitet haben ihm gefällige Kultusminister schon lange. Die Konfessionsschule hat die Simultanschule fast ganz wieder verdrängt; das Schulaufsichtsgesetz Falk's besteht zwar noch, aber es wird von dem Rechte des Staates, die Schulaufsicht in die Hände seiner Beamten zu bringen, nur noch wenig Gebrauch gemacht; die Geistlichen beherrschen, dem Namen nach freilich als Beauftragte des Staates, die Volksschule; die Bildung der Lehrer wird wieder zu verschlechtern gesucht; in den meisten evangelischen Kirchen herrscht die Orthodoxie.

Das Alles hat Falk noch mit erlebt, ohne wieder hervorzutreten; er wollte in der Politik nur noch Zuschauer sein.

Aber schmerzlich genug wird es ihm gewesen sein zu sehen, wie wenig von seinem Werke übrig geblieben und wie bedroht auch der Rest noch ist.

Vielleicht hätte er Manches verhindern können, wenn er wieder aktiv in die Politik eingetreten wäre, aber die parlamentarische Thätigkeit entsprach seinem Wesen nicht, und die Erfahrung hat auch mehr als einmal bewiesen, daß es einem gewesenen Minister schwer fällt, im Parlament die Stellung sich zu verschaffen, die ihm nach seiner Vergangenheit gebührt; ihn binden zu viele Rücksichten, und Manches, was die parlamentarische Thätigkeit verlangt, behagt ihm nicht mehr. Falk hat es in der kurzen Zeit, die er zwischen seinem Abgange als Minister und seiner Ernennung zum Oberlandesgerichtspräsidenten im Reichstage war, wohl an sich selbst erfahren.

So mag, nach seinem Wesen, Falk recht gehandelt haben, sich nur seinem richterlichen Amte zu widmen, aber wir müssen es beklagen, daß insbesondere für die Erhaltung eines freien evangelischen Kirchenthums und einer höheren Entwicklung des Schulwesens ein so rüstiger Kämpfer uns gefehlt hat.

K. Schrader.

Seebereitschaft.

Sie wünschen meine Ansicht über die Ausführung des kaiserlichen Befehles zur Entsendung einer Panzerdivision nach China. Zwar bin ich nicht im Stande, ein fachmännisches Urtheil abgeben zu können, da ich aber seit mehr als dreißig Jahren die Entwicklung der Marinen ziemlich genau verfolgt habe, glaube ich, Ihrem Wunsche willfahren zu dürfen.

Ich möchte von vornherein der Meinung entgegentreten, daß es sich bei der Verstärkung unserer Seestreitkräfte in den asiatischen Gewässern um die Mobilisirung eines Theiles unserer Flotte handelt. Das ist nicht der Fall. Die überseeische Entsendung des Panzerkreuzers „Bismarck", des Kreuzers „Bussard" und des Kanonenboots „Luchs" war schon im Winterhalbjahr vorgesehen. Die erste Division unseres permanenten Panzergeschwaders war seit dem Beginn der Sommerübungen vollkommen see- und kriegsbereit; aber selbstverständlich war sie nicht darauf vorbereitet, eine Fahrt von reichlich 11000 Seemeilen anzutreten und an kriegerischen Verwicklungen in Ostasien theilzunehmen. Zwei Punkte kommen also entscheidend in Betracht, wenn man in diesem Falle die Leistungsfähigkeit unserer Flotte prüfen will: 1. befanden sich die Linienschiffe während des Friedenszustandes in voller Bereitschaft und 2. ist die Ausrüstung in der denkbar kürzesten Frist erfolgt?

Die Thatsachen sind es, welche beide Fragen unbedingt bejahen. Urtheilen Sie selbst! Am 2. Juli verläßt das Panzergeschwader Kiel, um in forcirter Fahrt nach der Danziger Bucht zu laufen. Dort erhält der Geschwaderchef, Vizeadmiral Hoffmann, am 3. Juli Abends den Befehl zur Rückfahr nach Kiel. Am 5. Juli Mittags ankert das Geschwader im äußeren Kieler Kriegshafen. Genau in drei Tagen beschafft die erste Division ihre Ausrüstung, füllt Kohlen auf, verproviantirt sich für eine neunmonatliche Abwesenheit in den Tropen, nimmt alle Reservetheile für Maschinen und Schrauben an Bord, erhöht ihren Mannschaftsbestand und ist am Sonntag seeklar. An diesem Tage erfolgt der Kommandowechsel. Am 9. Juli früh tritt Kontreadmiral Geißler mit den stolzen Schiffen der „Brandenburg"-Klasse die Fahrt nach China an.

Diese schnelle Ausrüstung ist eine Leistung ersten Ranges. Vielleicht ist der Umstand noch höher zu schätzen, daß unsere mächtigsten Linienschiffe, diese komplizirtesten Kriegswerkzeuge, welche die Welt je gekannt, in einem so vollkommenen Zustande der Kriegs- und Seebereitschaft waren, daß man sie sofort für eine Expedition nach Asien in Bewegung setzen konnte, ohne vorher irgend eine Reparatur an Schiffskörper und Maschinen vornehmen zu müssen. Nichts wäre irriger, als zu glauben, daß es sich vielleicht um eine Unterlassungssünde handle. Die beständig in Dienst gehaltenen Schiffe der deutschen Marine werden mindestens alljährlich in den Werften einer genauen Besichtigung unterworfen und erforderlichen Falls wieder in den Zustand vollkommener See- und Kriegsbereitschaft gesetzt. Wenn nicht unvorhergesehene Unglücksfälle eintreten, so weiß man genau, wie lange Schiffskörper und Maschinen in einem einwandfreien Zustand bleiben, und da die technische Untersuchung der Panzerschiffe der ersten Division erst vor wenigen Monaten erfolgt war, so waren die

Schiffskommandanten, gestützt auf das Urtheil der Stäbe, ihrer Sache so sicher, daß nicht ein einziger Panzer vor der Abfahrt nach China ins Dock gegangen ist.

Die Frage hat ihre Berechtigung, ob diese Leistung unserer Flotte von denen der großen Seemächte erreicht wird. Man muß darauf die Probe machen, wenn man richtig urtheilen will. Uebertroffen wird die schnelle Ausrüstung unserer Panzerdivision so leicht nicht werden. Es ist aber der Umstand in Betracht zu ziehen, daß alle Flotten ihr Bestreben darauf richten, zu einem möglichst großen Theile jederzeit see- und kriegsbereit zu sein und das schwimmende Material an Kriegsschiffen, welches sich in den Werften befindet, in möglichst kurzer Zeit in diesen Zustand der Seebereitschaft zu setzen. Gerade für kleinere Marinen ist dieser Zustand steter Bereitschaft von der allergrößten Bedeutung, und nirgends ist das früher erkannt als in unserer Marine. So erklärt es sich auch, daß zwischen der Organisation der Flotte und der des Heeres ein charakteristischer Unterschied darin besteht, daß ein großer Theil der Flotte sich beständig in mobilem Zustande befindet. Das gilt nicht nur von unserem Kreuzergeschwader und von den Schiffen auf den auswärtigen Stationen, sondern ebenso gut von dem Panzergeschwader, welches jahrein jahraus in den heimischen Gewässern in Aktivität gehalten wird. Wenn sich von den Küstenpanzerschiffen auch nur die Hälfte in kriegsbereitem Zustande befindet, so ist doch durch die Einrichtung der Stammschiffe die Möglichkeit gegeben, in sehr kurzer Zeit die sämmtlichen Küstenpanzerschiffe mit Mannschaften zu besetzen, welche die Einrichtungen dieser Schiffe ganz genau kennen. Das Ziel wird mehr und mehr dahin gerichtet sein, wenigstens die Schlachtflotte zum allergrößten Theile in Dienst zu halten. Das neue Flottengesetz bestimmt ja auch ausdrücklich, daß von der aktiven Schlachtflotte sämmtliche, von der Reserveschlachtflotte die Hälfte der Linienschiffe und Kreuzer dauernd in Dienst gehalten werden sollen.

Von der gesammten Schlachtflotte Deutschlands wird sich also höchstens der vierte Theil in der Reserve der Reichswerften befinden. Hier hat jedes Schiff unserer Flotte seine bestimmte Liegestelle an einem inneren Werftbassin gegenüber einem Lagerraume, in welchem sämmtliche Ausrüstungsgegenstände des Schiffes untergebracht werden können. Ist ein Kriegsschiff unserer Flotte außer Dienst gestellt, so ist es die erste und wichtigste Aufgabe der Werftverwaltung, das Schiff und die Maschinen wieder in einen solchen Zustand zu setzen, daß innerhalb einer verhältnißmäßig kurzen Frist die Indienststellung des Schiffes erfolgen kann. Die in Ordnung gebrachten Schiffe gehören der ersten und zweiten Bereitschaft an. Sie haben einen Theil ihrer Ausrüstung, um die bei der Indienststellung vorzunehmenden Arbeiten thunlichst zu vereinfachen, u. a. auch den größten Theil ihrer Artillerie, Ballast, Wasserkasten, Anker, Ketten, Schiffsfilter, größere Maschineninventarien, Rundhölzer, Möbel, Backen und Banken ständig an Bord; ja, bei den Schiffen der ersten Bereitschaft sind die Maschinen verpackt, die Gummiklappen eingesetzt und die Kohlenbunker gefüllt. Die Erfahrungen, welche wir seit Jahren mit den Indienststellungen unserer Schiffe gemacht haben, beweisen, daß der Apparat unserer Werften in einer ganz tadellosen Weise arbeitet. Die Sicherheit des Uhrwerks ist hier übertroffen. Es ist richtig, daß wir bei der Abnahme neuer Schiffe sehr vorsichtig sind und bisweilen vielleicht etwas viel experimentiren, um die höchsten Leistungen an Schnelligkeit und Manövrirfähigkeit aus dem Schiffe herauszubekommen, aber andererseits muß man sagen, daß unsere Werften, unsere Offiziere und Ingenieure die Kunst, die Schiffe in einem brauchbaren Zustande zu erhalten, vortrefflich verstehen. Ich bin weit davon entfernt, die hervorragenden Eigenschaften der englischen, französischen und russischen Flotte zu unterschätzen, aber ich glaube nicht, daß in diesen Flotten der technische Dienst exakter ausgeführt werden kann, und ich weiß gewiß, daß in Beziehung auf das verhältnißmäßig geringe Maß von Maschinenreparaturen, einschließlich derjenigen der Torpedoboote, die deutsche Flotte an der ersten Stelle steht.

Die verhältnißmäßig große Zahl der Indiensthaltungen, zu welchen unsere Flotte im Interesse steter Bereitschaft gezwungen ist, erklärt es, daß die Friedenspräsenzstärke der Flotte eine verhältnißmäßig große sein muß. Das liegt schon in der Natur der Sache, auch wenn man die heimische Schlachtflotte, ihrer natürlichen Bestimmung entsprechend, in den heimischen Gewässern lassen kann. Ganz anders aber stellt sich die Sache, wenn Rücksichten der Weltpolitik uns zwingen, selbst Theile dieser Schlachtflotte und eine größere Zahl von Kreuzern, als ursprünglich für den Auslandsdienst vorgesehen sind, in fremde Meere zu entsenden. Dann muß sich ein Mangel an Mannschaften fühlbar machen, wenn man nicht auf die Reserven zurückgreifen will. Das hat sich bereits bei den jetzigen Seerüstungen gezeigt. Die Panzerdivision hat alle alten Leute mitnehmen müssen, die nach Verlauf von zwei Monaten ihre dreijährige Dienstzeit beendet hätten. Die abgelösten Mannschaften des Kreuzergeschwaders werden ebenfalls nicht rechtzeitig zur Entlassung gelangen können. Dasselbe wird von den Besatzungen einiger kleiner Kreuzer, u. A. des „Seeadler“ gelten, weil die Ersatzmannschaften zur Bemannung neu in Dienst zu stellender Schiffe verwandt werden müssen. Ja, man ist selbst genöthigt, das Schulschiff „Nixe“ außer Dienst zu stellen und die Schiffsjungen auf die anderen Schulschiffe zu vertheilen, weil man den Stab und die Besatzung für die Bemannung nach Ostasien bestimmter Schiffe gebraucht. Wenn es sich um die Vertheidigung des Vaterlandes handelt, dann ist es ein Gebot der Pflicht und der Ehre, daß alle Reserven willig dem Rufe des Kaisers folgen. Wenn sich aber Deutschland nicht in einem erklärten Kriegszustande mit einer fremden Macht befindet, dann wird man es mindestens als erwünscht bezeichnen müssen, daß zum Schutze deutscher Interessen, deutscher Bürger und deutschen Eigenthums ausgediente Mannschaften nicht herangezogen werden. Wenn die Indienststellungen für China fortdauern, oder wenn, was ein gütiges Geschick verhüten möge, die Nothwendigkeit eintreten sollte, in den Besatzungen der deutschen Auslandsschiffe größere Lücken auszufüllen, dann wird es sich mehr und mehr herausstellen, daß bei etwas gesteigerten Leistungen unserer Flotte der gesetzlich vorgeschriebene Personalbestand etwas zu eng ist und daß man bei ähnlichen Gelegenheiten in Zukunft das Heranziehen der Reserven nur dann wird vermeiden können, wenn man die Friedenspräsenz der Marine etwas erhöht. Dabei ist zu berücksichtigen, daß auch im Falle einer vollständigen Mobilmachung der Flotte die sehr schnelle Heranziehung der Reserven, die zum großen Theile über alle Meere verstreut sind, keine so leichte Sache ist. Deshalb wird diejenige Flotte stets die kriegsbereiteste sein, die im Stande ist, ihre Schlachtschiffe und Kreuzer zu bemannen, ohne auf die Reserven warten zu müssen.

Wenn Deutschland jetzt eine Flotte von dreißig Kriegsschiffen in den ostasiatischen Gewässern versammelt, so ist das eine ganz außerordentliche Leistung, insbesondere wenn man die Effektivstärke unserer Marine und die Mittel in Betracht zieht, welche der Marineverwaltung zur Verfügung stehen. Seit dem Jahre 1898 haben wir uns allerdings auf einen etwas größeren Zuschnitt eingerichtet, aber in der Hauptsache sind unsere Werftanlagen mit ihren Docks und Werkstätten noch so, wie sie in den siebziger Jahren geplant und ausgeführt sind. Wenn im Laufe des letzten Jahrzehnts auch Vergrößerungen und Verbesserungen eingetreten sind, so ist der ganze Zuschnitt doch höchstens für den Rahmen einer Flotte zweiten und dritten Ranges, der als Hauptaufgabe die Vertheidigung der deutschen Küsten gestellt war. Daß Deutschland ganze Flotten, wie es jetzt geschieht, in die Fremde werde senden müssen, daran hat vor zehn Jahren noch kein Mensch gedacht. Bei den jetzigen Zielpunkten wird man sich darauf gefaßt machen müssen, daß der ganze Rahmen für die Instandhaltung und Ausrüstung der Schiffe in demselben Maße vergrößert werden wird als die Flotte selbst, denn der Grundsatz, daß jedes-

Kriegsschiff in der Werft seine bestimmte Liegestelle neben seinen Speicheranlagen haben muß, wird auch bei der neuen Flotte zur vollen Durchführung kommen müssen.

In allen Flotten der Welt spielt das Uebernehmen der Kohlen eine wichtige Rolle, und besonders die englischen Offiziere setzen einen Ehrgeiz darin, in der Schnelligkeit der Bunkerung von Niemand übertroffen zu werden. Es scheint aber, daß unsere Offiziere auf diesem Gebiete den Rekord gewonnen haben, was nicht ausschließt, daß in diesem Jahre uns wieder die Engländer schlagen werden. Für die deutsche Flotte ist die Kohlenfrage schwieriger als für die englische; sie spielt bei der Seebereitschaft die allerwichtigste Rolle. Wenn wir später die vier Geschwader unserer Schlachtflotte mit Kohlen versehen wollen, dann sind dazu die Ladungen von 1200 Eisenbahnwaggons erforderlich, und es ist klar, daß man in einem Kriege, bei welchem mit der Sperrung unserer Häfen und Flußmündungen gerechnet werden muß, den gesammten Kohlenvorrath, welchen die Flotte gebraucht, nicht an einem Punkte aufhäufen kann. Es wird sich als eine gebieterische Nothwendigkeit herausstellen, die Kriegshäfen des Reiches durch innere Wasserstraßen mit den Kohlengebieten zu verbinden. Dann ist allein die volle Sicherheit gegeben, daß die Flotte nie des Materials entbehren wird, welches die Grundbedingung ihrer Bewegungsfreiheit ist.

Alles in Allem: Unsere Schlachtflotte ist noch nicht fertig; unsere Werften sind zu eng; Kanäle nach den Kohlendistrikten fehlen; aber wir besitzen in Offizieren, Ingenieuren und Mannschaften ein Personal, welches den höchsten Aufgaben gewachsen ist. In der theoretischen und praktischen Ausbildung nimmt der deutsche Seeoffizier es mit jedem Offizier der alten Marinen auf, die auf eine hundertjährige Vergangenheit zurückblicken. Was ihn vielleicht auszeichnet, das ist eine Begeisterung, die dem jugendlichen Charakter der deutschen Flotte wohl entspricht, die aber nicht minder echt ist und die Großes vollbringen kann.

Kiel, 10. Juli 1900.

Alexander Niepo.

Ein Gedenktag für Schleswig-Holstein.

In Kiel wird binnen Kurzem eine bedeutsame Feier stattfinden: die Enthüllung eines Denkmals für Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein. Das Volk des meerumschlungenen Landes wird seinen Dank dem Fürsten bringen, der das Wort gesprochen: Mein Recht ist eure Rettung. Es ist eine wehmüthige Feier, denn sie gilt dem Andenken eines Mannes, der es redlich gemeint und sein Bestes gethan hat und dem mit Hohn und Verleumdung gedankt ist, weil der siegreiche Zug einer anders gerichteten Politik über ihn weggegangen ist. Aber es wird in diesem Feste und in der dauernden Erscheinung des Denkmals auch ein versöhnlicher Gedanke zum Ausdruck kommen, da das Bild des Mannes jetzt, den Staubwolken des Parteikampfes enthoben, in geschichtlicher Klarheit dasteht, und auch die nationalen Gegner des legitimen Prätendenten die Reinheit seiner Absichten, seine Uneigennützigkeit und seine echt deutsche Gesinnung anerkennen, und es ist eine tröstliche Fügung, daß seine älteste Tochter als deutsche Kaiserin seine Statue enthüllen wird.

Die aktenmäßige Darstellung der Politik Herzog Friedrich's war in dem großen Werke von Jansen-Sammer: „Schleswig-Holsteins Befreiung" gegeben. Man kann danach in manchen Punkten zweifelhaft sein, ob der Herzog in seiner schwierigen Lage für seine Interessen das Richtige getroffen, aber einem Gegner wie Bismarck wäre wohl auch ein Klügerer unterlegen. Bezeichnend für seine ganze Denkweise ist, daß er schon im Mai 1864 in einer Instruktion für seine diplomatischen Vertreter, in welcher er den Gedanken der Annektion zurückweist, seine Minister sagen läßt: „Se. Hoheit der Herzog ist am 16. November v. J. als der rechtmäßige Fürst der Herzogthümer aufgetreten, nicht um sich ein angenehmes Loos zu bereiten, sondern weil in seinem Rechte das einzige und letzte zur Zeit ersichtliche Mittel lag, um die Herzogthümer von der tyrannischen Unterdrückung zu befreien, welche ihr Loos bei jeder Verbindung mit Dänemark sein wird. — — Selbst wenn die Herzogthümer wider ihren Willen Theil eines deutschen Staates werden, so würden sie doch jedenfalls nicht wieder unter die Herrschaft des Auslandes zurückkehren, und der wesentliche Zweck, den sich Se. Hoheit der Herzog vorgesetzt hat, wird damit erreicht sein."

Der Herausgeber und Vollender jenes größeren Werkes hat ein kurzes „Lebensbild"*) des Herzogs veröffentlicht, welches zugleich die wohl gelungenen Photographien nach den Bildwerken des Denkmals bringt. Dieses ist das Werk des Schleswig-Holsteiners Christensen. Die Statue zeigt den Herzog in einfach würdiger Haltung, mit der Linken gestützt auf den Freiheitsbrief von 1460, welcher die Grundlage seines Rechtes bildet. In der ganzen Erscheinung sind — wie es im Leben war — die wesentlichen Eigenschaften des Mannes deutlich ausgesprochen: Gewissenhaftigkeit, ruhige Ueberlegung, mildes Urtheil und schlichte Vornehmheit. Es war ganz eigenthümlich, wie die typischen Züge des Nordalbingiers auch in seinem Aeußeren: der hochgewachsenen Gestalt, dem länglichen Gesicht mit der breiten Stirn und den großen hellen Augen zu Tage traten. Selbst die Klangfarbe des heimischen Dialekts hatte er sich stets bewahrt. Aber auch das war eine echt schleswig-holsteinische Eigenschaft, daß er nicht vergessen konnte. Die Verkennung seiner patriotischen Absichten hat er bis an sein Ende nicht verwunden.

An der Exedra, welche das Standbild umschließt, sind in Reliefmedaillons die Brustbilder der Männer angebracht, welche am Meisten dazu beigetragen haben, daß die Herzogthümer für Deutschland gerettet sind. Die Abbildungen sind in Sammer's Schrift von kurzen, treffenden Lebensskizzen begleitet. Da ist der Historiker Dahlmann, der den Kampf für das Recht des Landes zuerst aufnahm, und neben ihm der bedeutendste Rechtslehrer der Provinz, Professor Falck. Dahlmann's vornehmer Gelehrtenkopf ist ganz vortrefflich herausgekommen, besser als in allen vorhandenen Bildern; auch in den übrigen Porträts beweist Herr Christensen eine hervorragende Kunst der Charakteristik und feinen Geschmack in der Behandlung des Reliefs. — Dann folgen „Der Landvogt von Sylt", Uwe Jens Lornsen, der den Anstoß zu einer tiefergehenden Volksbewegung gegeben hat, und der tapfere Liberale Theodor Olshausen; ferner die beiden Statthalter der Kriegsjahre, Wilhelm Beseler und Graf Reventlow; die beiden Offiziere, der Süddeutsche und der Norddeutsche, von der Tann und von Bonin, endlich der Verwaltungsmann Francke und der treue Berather des Herzogs, Sammer. Auch er ist als der böse Genius des Fürsten, als intriganter Partikularist und Preußenfeind verlästert worden. Wir können sein Andenken bei dieser festlichen Gelegenheit nicht besser ehren, als wenn wir einen Brief lesen, den er am 31. Oktober 1864 an seine Frau geschrieben hat:

„Der Friedensschluß, der gestern Nachmittag erfolgt ist, rückt hoffentlich diesen Zeitpunkt (der Wiedervereinigung mit der in Gotha zurückgebliebenen Gattin) um Vieles näher. Ich bin über denselben voll Dank zu Gott und weiß nicht, daß mir je irgend ein Ereigniß solche Freude gemacht hätte. Die Hauptsache, die Trennung der Herzogthümer von Dänemark, ist erreicht und damit die Quelle vieles mora-

*) Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein. Ein Lebensbild von Karl Sammer. Mit sechs Abbildungen vom Kieler Denkmal. Wiesbaden. Verlag von J. F. Bergmann, 1900.

lischen und materiellen Elends für die Herzogthümer verstopft. Dieselben gehören nach vier Jahrhunderten wieder zu Deutschland. Der feste Punkt, den ich seit nunmehr 22 Jahren im Auge gehabt und ohne Unterlaß verfolgt habe, ist erreicht, und ich glaube, zur Erreichung desselben Einiges beigetragen zu haben.

Die Stimmung hier im Lande ist dem Friedensschluß gegenüber sehr sonderbar. Man ist nichts weniger als froh; es ist fast so, als ob dem Lande an dem Herzog mehr läge, als an der Unabhängigkeit. Man hat den Friedensschluß schon anticipirt und sieht blos die Unsicherheit der nächsten Zukunft. Gegen Preußen kommt jetzt eine starke Strömung auf; es ist dies im Interesse des Ganzen sehr bedauernswerth.

Das Ende ist noch nicht abzusehen. Indessen ist doch kaum ein begründeter Zweifel möglich, daß das Ziel verfehlt werde. Mir ist Alles jetzt um Vieles leichter, denn alle falschen Schritte gefährdeten bis jetzt außer dem Herzog zugleich die Herzogthümer. Die Aufgabe ist jetzt nur, das Land vor dem Verluste seiner politischen Ehre und innerer Zerrüttung zu bewahren. Und dies kann nur durch den Herzog geschehen.

Das Verdienst des Herzogs um das, was bis jetzt erreicht ist, ist groß. Bis zum Januar bestand es im Handeln, sein erstes Auftreten führte zur Befreiung Holsteins, sein Eintreten in Holstein zur Befreiung Schleswigs. Seit dem Januar handelte es sich nur darum, Nichts zu verderben und auszuharren.

Die Beziehungen zu Dänemark werden hoffentlich friedlich werden. Im Grunde glaube ich, daß dies für alle Zeiten der letzte dänisch-deutsche Krieg gewesen ist. Viel wird dabei davon abhängen, ob wir dem Norden Schleswigs volle Zufriedenheit zu geben verstehen. Das wird möglich sein. Die jetzigen Animositäten werden verschwinden.

Der Herzog ist, wie ich, über das erreichte Resultat sehr erfreut. Auch er hat bei der ganzen Sache fast nur an das Land gedacht.

. . . Was aus mir wird bei dieser Geschichte, ist mir von jeher gleichgiltig gewesen, Du wirst mir das bezeugen können. Die Hauptsache ist, daß die Herzogthümer jetzt und für immer frei sind."

Köln. E. Aldenhoven.

Die Verurtheilungen in Stolp.

Vor dem Schwurgericht zu Stolp i. P. hat sich vor einigen Tagen die Sühne für die schweren Excesse vollzogen, deren Schauplatz die frühere Residenz des Herrn Landraths von Puttkamer gewesen ist. Schwere Strafen sind verhängt worden. Von vier Monat Gefängniß bis zu drei Jahren Zuchthaus! Es sind die ersten traurigen Opfer jener wüsten und gewissenlosen Agitation, die von antisemitischer Seite nicht nur anläßlich des Konitzer Mordes betrieben worden ist, sondern mit der schon seit Jahrzehnten das Volk aufgeregt wird. Mit Recht hat der Vertheidiger Rechtsanwalt Scheunemann in seinem Plaidoyer hervorgehoben, daß die eigentlich treibenden Kräfte nicht auf der Anklagebank säßen und daß die Angeklagten für die Verbrechen Anderer büßen müßten.

Wir können nicht feststellen, wieweit antisemitische Führer direkt die Excesse in Stolp angezettelt haben. Soviel ist zweifellos, daß diese Excesse die Frucht der lügenhaften Verhetzung sind, welche die Antisemiten unter der Bevölkerung Westpreußens und Hinterpommerns verbreitet haben und jetzt müssen ruhige Bürger und Familienväter Jahre lang im Zuchthaus oder Gefängniß für das büßen, was sie in freilich strafbarem Leichtsinn begangen, während die eigentlichen Urheber des Verbrechens in Sicherheit ihr verderbliches Treiben fortsetzen. Mögen sich die Unglücklichen bei diesen Herren bedanken, die zum Theil wenigstens mit der antisemitischen Agitation ein Geschäft machen, unbekümmert um das Unglück, welches sie selbst über ihre Mitbürger bringen.

Wenn man fortgesetzt und systematisch Unwahrheiten verbreitet, um eine ganze Klasse der Staatsbürger als eine gefährliche Mörderbande hinzustellen, die mit ihrem verderblichen Netze das bisher zu vertrauensselige Volk umspinnt, wenn man fortgesetzt die staatlichen Untersuchungsbehörden in ihrer Unparteilichkeit verdächtigt, als ob sie den Juden zu Liebe das Recht beugen, wenn man unausgesetzt dem Volke die Ueberzeugung beizubringen sucht, daß alles Hab und Gut, welches die jüdischen Mitbürger besitzen, nur die Frucht des Betruges und des Wuchers sei, den sie an ihren christlichen Mitbürgern ausüben, dann freilich ist es nicht zu verwundern, wenn der elementare Volkswille sich einmal Luft macht, wenn er an der „internationalen Verbrecherbande" Lynchjustiz auszuüben sucht oder das angeblich verbrecherisch erworbene Eigenthum nicht mehr respektirt. Mit Widerwillen aber muß es geradezu erfüllen, wenn diese antisemitischen Führer, in demselben Athem, mit welchem sie ihre Verhetzungen aussprechen, die Reservation hinzusetzen, daß sie nicht zu Gewaltthätigkeiten aufreizen wollen und dieselben tief beklagen würden. Nichts beweist mehr, daß ihnen das Bewußtsein der gefährlichen Folgen ihres Treibens innewohnt, wie gerade solche vorsichtige Bemäntelung.

Vor einiger Zeit wurde ein Sozialdemokrat zu empfindlicher Gefängnißstrafe verurtheilt, weil er von dem dröhnenden Schritt der Arbeiterbataillone sprach, welche sich ihr Recht nehmen werden, obwohl er ausdrücklich aufforderte, daß man nur auf gesetzlichem Wege vorgehen solle. Gerade aus diesem Zusatz wurde entnommen, daß der Betreffende sich nur gegen die strafrechtlichen Folgen seiner Handlungsweise schützen wolle. Die antisemitischen Agitatoren scheint man für aufrichtigere und harmlosere Leute zu halten.

Mit Recht mögen die antisemitischen Zeitungen hervorheben, daß die schweren Strafen, die in Stolp verhängt sind, einen peinlichen Eindruck im Volke hervorrufen. Dieser peinliche Eindruck erklärt sich hinreichend aus der Anschauung, daß die wahrhaft Schuldigen von der Justiz nicht erreicht sind, und daß Leute, die in ihrer Unwissenheit und Leichtfertigkeit sich haben verhetzen lassen, auf so schwere Weise büßen müssen.

Möge man die Quellen zu verstopfen suchen, aus denen das Unheil fließt. Dann wird man nicht mehr nöthig haben, durch militärische Machtmittel die tosende Fluth einzudämmen oder auf Grund umfangreicher Schwurgerichtsverhandlungen die minder Schuldigen auf Jahre ihren Familien und ihrer bürgerlichen Thätigkeit zu entreißen. Solange aber die Anklagebehörde noch nicht zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß die antisemitischen Lügenhetzer das Bewußtsein von der Möglichkeit der gefährlichen Folgen ihrer Verhetzung haben und daß sie diese eventuellen Folgen in ihren Willen aufnehmen, solange wird der Quell fortfließen und das traurige Schauspiel, das in Stolp sich abgespielt hat, wird, wie wir fürchten, noch öfter sich wiederholen.

Edmund Friedemann.

Die Lungenschwindsucht als Volksseuche.

Wer aus Interesse an dem Wohl und Wehe seiner Mitmenschen unter diesen Umschau zu halten gewohnt ist aber infolge seiner beruflichen Stellung mit weiten Volkskreisen in Berührung zu kommen Gelegenheit hat, weiß, wie erschreckend häufig die Tuberkulose in ihren verschiedenen Formen, vor allem als Lungenschwindsucht ist. In unzähligen Familien ist sie ausschließlich die Krankheit, von der eine Generation nach der anderen heimgesucht wird, und unter allen Todesursachen ist sie bis ans Ende des eigentlich erwerbsfähigen Alters bei weitem die häufigste. Ob sie diesen bösartigen Charakter von jeher gehabt hat, ob sich namentlich in neuerer Zeit gegen früher eine weitere Steigerung oder, wie von mancher Seite behauptet und zu begründen versucht wird, ein Abnehmen ihrer Frequenz erkennen läßt, ist meines Erachtens mangels einer einwandfreien Statistik nicht zu beweisen. Das aber scheint im Allgemeinen festzustehen, daß sie von Alters her und zu allen Zeiten als Todesursache recht bedenklich ins Gewicht fiel. Man darf daher wohl mit einigem Fug und Recht behaupten, daß die Lungenschwindsucht bisher bei weitem mehr Opfer forderte, als alle Epidemien, die jemals die Menschheit heimsuchten, zusammengenommen. Nach der deutschen Reichsstatistik betrug die Schwindsuchtssterblichkeit beispielsweise im Durchschnitt der vier Jahre 1894—1897 jährlich 87 000 Fälle. Dabei handelt es sich aber nur um die eigentlich erwerbsfähigen Altersstufen von 15—60 Jahren. Die kindlichen Altersklassen mit ihrer so häufigen Drüsen-, Knochen-, Darm- und Gehirntuberkulose sind dabei ganz unberücksichtigt geblieben. Noch weit traurigere Ergebnisse liefert die Statistik in Frankreich. Hier sterben jährlich ungefähr 150 000 Personen an Schwindsucht, davon mehr als 20 000 allein in Paris. Was will es dieser chronischen Erscheinung gegenüber besagen, wenn einmal eine Cholera-epidemie beispielsweise einige Hundert oder Tausend Menschen aus allen Altersklassen dahinrafft. Die Schwindsucht ist also im wahrsten Sinne des Wortes eine Volksseuche, nur daß sie sich von den eigentlichen Infektionskrankheiten Cholera, Pest u. s. w., die man gewöhnlich mit diesem Namen zu belegen pflegt, dadurch unterscheidet, daß sie nicht so rapid innerhalb weniger Tage oder Wochen, sondern allermeist erst nach Jahren, nach vorausgegangenem schweren Siechthum ihre Opfer fordert. Und einer solchen Krankheit standen lange Zeit die breiten Volksmassen mehr oder weniger indifferent gegenüber, während, wie man erst im vorigen Jahre wieder beim Bekanntwerden der vereinzelt an europäischen Plätzen aufgetretenen Pestfälle beobachten konnte, von jeher schon der Gedanke an eine drohende Epidemie genügte, in denselben Volksmassen Furcht und Schrecken auszulösen. Jener Indifferentismus findet seine Erklärung wohl einzig und allein darin, daß die Lungenschwindsucht weit und breit bisher als eine durch Vererbung direkt von den Eltern auf die Kinder übergehende Krankheit galt, vor der es deshalb kein Entrinnen gebe, — eine fatalistische Auffassung, die vollends durch das jeitherige gleichzeitige Versagen jeglicher ärztlichen Behandlung im Volke gefestigt werden mußte.

Höchst erfreulicher Weise hat jedoch dieser Fatalismus gegenüber der Lungenschwindsucht heutzutage nicht mehr seine volle Berechtigung. Allerdings muß auch heute noch die Erblichkeit als ein wesentlich mitbestimmender ursächlicher Faktor angesehen werden. Indessen kennt man jetzt, nachdem alle als Panaceen gegen die Lungenschwindsucht empfahlenen spezifischen Mittel vollständig Fiasko gemacht haben, die Wege, auf welchen es allein gelingt, die Lebenschancen derer, die zur Lungenschwindsucht disponirt sind oder bereits daran leiden, mehr oder weniger aufzubessern. Ja, es ist bereits unumstößliche Thatsache, daß durch ärztliches Regime eine Heilung der Lungenschwindsucht insofern erzielt werden kann, als der Krankheitsprozeß zum Stillstand kommt, die Patienten frei von katarrhalischen Beschwerden werden, eine Aufbesserung ihrer Ernährung erfahren, zu einem guten Allgemeinbefinden gelangen und zum Theil ihre frühere Arbeits- und Lebensfreudigkeit wieder gewinnen.

In erster Linie war es das große Verdienst des verstorbenen Brehmer-Görbersdorf, auf Grund seiner nur allzu reichlichen Erfahrungen in wiederholten Publikationen und auf ärztlichen Kongressen auf jenes Faktum aufmerksam gemacht zu haben, ohne daß er jedoch zunächst die Aerzteschaft in größerem Umfange von der Richtigkeit seiner Beobachtungen überzeugte und bei ihr für seine daraus zu ziehenden Konsequenzen Gehör fand. Erst einem Dettweiler-Falkenstein sollte es vor allen anderen die Schwindsucht als Spezialität behandelnden Medizinern vorbehalten bleiben, das von Brehmer angeregte und von ihm weiter ausgebildete hygienisch-diätetische Heilverfahren allgemein zur Anerkennung zu bringen, sodaß es jetzt in zahlreichen Sanatorien und Volksheilstätten, wenn auch hie und da nach der einen oder anderen Richtung etwas modifizirt, geübt wird.

Wie aber schon längst durch die Erfahrung zur Genüge erwiesen ist, verspricht dieses Heilverfahren um so eher Erfolg, je früher es zur Anwendung kommt, und je rechtzeitiger demgemäß die Lungenschwindsucht als solche erkannt wird. Es ist deshalb von größter Wichtigkeit, alle Lungenkatarrhe, die der nächsten Umgebung der Betroffenen meist völlig harmlos erscheinen, aber erfahrungsgemäß nur allzu oft längere Zeit hindurch die einzigen Anfangssymptome der Lungenschwindsucht sein können, rechtzeitig durch die physikalischen Untersuchungsmethoden auf ihren Charakter zu erkennen. Hierzu wurde auch erst in der Neuzeit den Medizinern ein werthvolles diagnostisches Hilfsmittel an die Hand gegeben. Es war R. Koch, der mit der Entdeckung des Tuberkelbacillus als des eigentlichen Erregers der Tuberkulose die Bakteriologie inaugurirte und mit seinen Schülern eine Untersuchungstechnik förderte, die auch die Masse der Aerzte in den Stand setzte, im einzelnen Falle jenen Bacillus aufzufinden. Kommen nun auch vereinzelte Fälle vor, in denen der Nachweis von Tuberkelbacillen nicht gelingt und die sich später trotzdem als tuberkulöse entpuppen, so dürfte es doch kaum einen modernen Arzt geben der, um sich die Diagnose der Frühsymptome der Lungenschwindsucht zu sichern, auf die bakteriologische Untersuchungstechnik verzichten möchte. Aber nicht nur die Diagnose, sondern auch die Prognose der Lungenschwindsucht hat man mittelst des mikroskopischen Befundes insofern stellen gelernt, als die Fälle, in denen der Tuberkelbacillus sich mit anderen Mikroben vergesellschaftet findet, von vornherein als weniger günstig angesehen werden. Es sind das namentlich solche Tuberkulöse, die schon sehr frühzeitig hohe Fiebertemperaturen aufzuweisen haben und eine auffallende Verschlechterung ihres Allgemeinbefindens erkennen lassen. Und dieses Ergebniß ist von ausschlaggebender Bedeutung, wenn es sich im konkreten Falle mit Rücksicht auf den sehr wichtigen Kostenpunkt um die Frage handelt, ob von einem einzuleitenden Heilverfahren auch ein entsprechender Erfolg zu erwarten sein dürfte.

Die große Errungenschaft nun, die das hygienisch-diätetische Heilverfahren im Verein mit der Frühdiagnostik durch den Nachweis von Tuberkelbacillen für den Mediziner im Kampfe gegen die Lungentuberkulose bedeutet, konnte erklärlicher Weise längere Zeit nur den Tuberkulösen zu gute kommen, die sich in ganz besonders günstigen ökonomischen Verhältnissen befinden. Es bedurfte eines besonderen Anlasses, um von den neuen wissenschaftlichen Errungenschaften auch den Tuberkulösen aus den weniger bemittelten und armen Bevölkerungskreisen Nutzen zukommen zu lassen. Und dieser Anlaß wurde durch die höchst betrübenden Erfahrungen gegeben, welche von den deutschen Kranken- und Invaliditäts- bezw. Altersversicherungsanstalten nur allzubald mit der Lungenschwindsucht als Krankheits- und Invaliditätsursache gemacht wurden. Die Jahresberichte der Krankenversicherungsanstalten stimmten nur allzu gut darin überein, daß es unter allen Erkrankungen eben die

Lungentuberkulose war, auf deren Rechnung die allermeisten Krankheits- und Verpflegungstage und der bei weitem höchste Betrag an Arzt- bezw. Verpflegungskosten und an Sterbegeldern zu setzen war. Und eben diese Krankheit war es, die von Jahr zu Jahr immer mehr, fast ausschließlich den Grund zu zahlreichen Invalidisirungen im relativ besten Mannesalter abgab. Kurz, es kam, was früher kaum auch nur annähernd zu schätzen möglich war, jetzt alljährlich in nackten Zahlen zum Ausdruck, welch immensen Verluste dem nationalen Vermögen durch die Tuberkulose erwachsen können. Kein Wunder, wenn man nun auf Grund dieser Erkenntniß daran ging, den Kampf gegen die Lungenschwindsucht aufzunehmen. Nach dem Vorbilde jener Sanatorien, die wegen der hohen Verpflegungskosten nur den besser situirten Tuberkulösen zugänglich sind, aber mit wesentlich einfacherer Ausstattung als diese, wurden daher von den Vorständen der oben genannten Versicherungsanstalten, Volksheilstätten gegründet, deren Zahl im Laufe der Zeit schon zu einer ganz stattlichen angewachsen ist. Und auch private Wohlfahrtsvereine folgten demselben Beispiele, um solchen Tuberkulösen, die von den Benefizien der staatlichen Versicherungsanstalten ausgeschlossen sind, die Aufnahme in eine Heilstätte zu ermöglichen. So befriedigend und ermuthigend nun auch von Anfang an die Erfolge der Heilstättenbehandlung waren, so gelangte man doch in Aerzte- und sonstigen maßgebenden Kreisen immer mehr zu der Erkenntniß, daß zur Bekämpfung der Lungenschwindsucht als Volksseuche das hygienisch-diätetische Heilverfahren allein nicht ausreiche, sondern daß es noch anderer Mittel bedürfe, über die zur Zeit freilich noch die Ansichten auseinander gehen. Es war deßhalb ein von jedem Volksfreunde nur beifällig zu begrüßendes hochherziges Unternehmen, als das deutsche Centralkomitee zur Errichtung von Heilstätten für Lungenkranke an alle, die ein Interesse an der Bekämpfung der Lungenschwindsucht haben, eine Einladung zur Theilnahme an einem Kongresse ergehen ließ, auf dem „die Tuberkulose als Volkskrankheit, ihre Gefahren und die Mittel, sie zu bekämpfen,“ den weitesten Kreisen vorgeführt werden sollten. Dieser Kongreß, der, nach den auf ihm vertretenen Nationen zu urtheilen, fast international zu nennen war, fand bekanntlich im vorigen Jahre in Berlin statt, ein eben solcher zweiter folgte vor Kurzem in Neapel und im Anschluß daran konstiturte sich ein ständiges internationales Komitee — Beweis genug, daß die leitenden Persönlichkeiten selbst nicht glauben, daß das ihnen vorschwebende Ziel sich so bald erreichen lasse. Bei dieser Sachlage hat vielleicht mancher kritisch veranlagte Leser ein Interesse daran, zu erfahren, was man von den bisherigen Kongreßverhandlungen zu halten hat, und ob das Problem, die Lungenschwindsucht als Volksseuche zu bekämpfen, überhaupt lösbar ist. Und wenn ich mich anheischig mache, diese Frage zu beantworten, so soll es von einem Gesichtspunkte aus geschehen, der meines Wissens bisher noch von keiner Seite genügend geltend gemacht wurde. Als ärztlicher Statistiker der Gothaer Lebensversicherungsbank, der ältesten deutschen Versicherungsgesellschaft, habe ich im Laufe der Zeit mehr als reichlich Gelegenheit gehabt, das dieser Anstalt in Bezug auf die Lungenschwindsucht zur Verfügung stehende umfangreiche Beobachtungsmaterial (bis Ende 1899 nahezu 7000 Sterbefälle) analysiren zu können. Verschiedene darauf bezügliche Untersuchungen*) haben zunächst ergeben, daß die Lungenschwindsucht im Verhältniß zu allen übrigen Todesursachen schon im jüngeren Lebensalter — bei den Lebensversicherungsanstalten kommen bekanntlich erst die Jahre 15 und aufwärts in Betracht — recht bedenklich ins Gewicht fällt und bis zum 55. Jahre an erster Stelle vom 56.—65. Jahre aber, wo sie von den Krankheiten des Herzens verdrängt wird, immer noch an zweiter rangirt; sie ist also vorwiegend eine Krankheit des eigentlich erwerbsfähigen Alters. Bei einer Untersuchung der Sterblichkeit nach der Versicherungssumme, die im Allgemeinen als richtiger Ausdruck der Vermögenslage gelten darf, entpuppte sich die Lungenschwindsucht als die Todesursache, deren höchste Frequenz für die niedrigsten Summenklassen charakteristisch ist. Umgekehrt nehmen die Krankheiten des Herzens, der Blutgefäße, der Leber und Nieren als häufige Folgezustände der Ueberernährung, je höher die Versicherungssumme ist, an Bedeutung zu. Dasselbe Bild zeigte eine Ermittlung der Sterblichkeit bei den verschiedenen Lehrerkategorien (Universitäts-, Gymnasial- und Elementarlehrer), bei den evangelischen und katholischen Geistlichen und bei den Aerzten. Die zweifellos im Allgemeinen finanziell am schlechtesten gestellten Elementarlehrer und unter diesen namentlich die Landlehrer hatten die bei weitem höchste Schwindsuchtsfrequenz aufzuweisen und zeigten sich überhaupt ihrer Sterblichkeit nach als die ungünstigste der eben aufgeführten Berufskategorien. Das wichtigste Untersuchungsresultat ist jedoch, daß sich in fast allen Schwindsuchtsfällen der sogenannte Schwindsuchtshabitus nachweisen läßt. Für diesen Habitus sind hauptsächlich im Verhältniß zur Körperlänge ungenügende Körperumfangmaße, schmale und schwach gewölbte Brust, wenig voluminöse Muskulatur und Neigung zur Magerkeit charakteristisch, und es kommt darin mehr oder weniger die Familienminderwerthigkeit zum Ausdruck, wie sie in dem vorzeitigen Absterben eines oder beider Eltern in Folge von Tuberkulose oder anderen chronischen Krankeiten vorwiegend zu suchen ist. Aber selbst da, wo die Eltern noch am Leben sind und nach Laienurtheil gesund erscheinen, kann eine Familienminderwerthigkeit vorhanden sein. Man bedenke nur, daß für den Mediziner solche Familien gar nicht so selten sind, in denen das Absterben der Kinder in Folge von Tuberkulose anfänglich ganz räthselhaft erscheint, bis sich oft rein zufällig herausstellt, daß die Eltern selbst zu irgend einer Zeit vorübergehend tuberkulös verdächtig waren, aber das Glück hatten, entweder überhaupt nicht ernstlicher zu erkranken oder von ihrer Krankheit dauernd zu genesen. Und eine Familienminderwerthigkeit bedeutet schließlich auch schon der Umstand, Sprößling einer kinderreichen Familie bei scheinbar guter Gesundheit der Eltern zu sein. Wie der oben genannte Brehmer-Görbersdorf auf Grund seiner nur allzu reichlichen Beobachtungen ermittelt haben will, soll die Schwindsucht vom 6. Kinde an mit jedem weiteren Familienzuwachse eine bedrohlichere Gefahr werden. Meine Beobachtungen bestätigen also vollends, daß der sogenannte Schwindsuchtshabitus oder die Schwindsuchtsdisposition, wie sie schon von den alten Medizinern als Vorbedingung zum Zustandekommen der Tuberkulose angenommen wurde und noch heute von allen bewährten Praktikern als Regel angesehen wird, durchaus zu Recht vorausgesetzt wird. Aber gerade diese Disposition ist es, die von den Medizinern, die der gegenwärtig aktuellen Frage der Schwindsuchtsbekämpfung ihre Unterstützung zu Theil werden lassen, fast unterschiedslos in Abrede gestellt wird. In deren Augen soll die Infektion mit Tuberkelbacillen allein schon ausreichend sein, das Krankheitsbild der Lungenschwindsucht auszulösen. Einwandsfreie Beobachtungen am Menschen stehen ihnen nicht zur Verfügung, und ob aus angeblich positiven Experimenten an Thieren ohne weiteres auf den Menschen geschlossen werden darf, erscheint mir doch fraglich. Wäre die namentlich von Cornet ausgebildete und verfochtene, sowie von den meisten der jetzigen jungen Generation der Mediziner geradezu als ein Evangelium betrachtete extreme Infektionstheorie richtig, dann hätte ja früher, wo noch kein Mensch an die Infektion und namentlich an die Vernichtung des heute als ganz besonders gefährlich geschilderten frischen Auswurfs dachte, jede Familie, in der Tuberkulose vorkam, mit ihren sämmtlichen Gliedern bei dem engen Zusammenleben unrettbar zu Grunde gehen müssen. Welches Unheil hätten alle die Tuberkulösen anrichten müssen, die durch ihre Be-

*) Es kommen hier namentlich zwei Untersuchungen in Betracht: „Die Sterblichkeit nach Todesursachen unter den Versicherten der Gothaer Lebensversicherungsbank während der Zeit von 1829—1878“ und „die Mortalitäts-Verhältnisse der Lehrer nach den Erfahrungen der Lebensversicherungsbank f. D. in Gotha“. Beide finden sich in den Conrad'schen Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik (Gustav Fischer in Jena) veröffentlicht.

rufsbeschäftigung täglich mit Anderen in enge Berührung zu kommen pflegen, wie Aerzte, Krankenpfleger, Hebammen, Friseure, Barbiere u. s. w.! Und wie wären die gesunden Personen aus den eben genannten Berufskategorien der Gefahr, infizirt zu werden, besonders ausgesetzt gewesen! Da gewisse Kurorte, wie Görbersdorf, Soden, Lippspringe und andere, schon lange vor Entdeckung der Tuberkelbacillen eine große Anziehung für Tuberkulöse ausübten, müßte doch, wenn die Infektion allein schon ausreichte, die dort ansässige Bevölkerung früher außergewöhnlich bedroht gewesen sein. Doch niemals ist die Lungenschwindsucht an jenen Orten in einer derartigen Frequenz beobachtet worden, die zur Annahme einer besonders großen Infektionsgefahr berechtigte. Um schließlich der neuerdings ganz besonders oft betonten Möglichkeit der gegenseitigen Uebertragung der Lungenschwindsucht von einem Ehegatten auf den anderen noch mit einigen Worten zu gedenken, will ich nur hervorheben, daß ich im Laufe der Jahre etwa 40 Schwindsuchts-Sterbefälle habe sammeln können, in denen die berichtenden Hausärzte auf die Infektion gelegentlich der Pflege der tuberkulös erkrankten Männer oder Frauen glaubten besonders aufmerksam machen zu müssen. Nach Ausweis der Versicherungspapiere waren jedoch mit einer Ausnahme alle Infizirten von Hause aus entweder durch ihre Familiengeschichte oder durch ihr gesundheitliches Vorleben oder durch ihren Gesundheitszustand zur Zeit des Versicherungsabschlusses mehr oder weniger auf Tuberkulose verdächtig, sodaß sie zum Beweise, daß die Infektion mit Tuberkelbacillen an sich schon ausreiche, als Beispiele absolut nicht dienen können.

Wenn ich mich nun zu den Verhandlungen auf den beiden Tuberkulosekongressen selbst wende, so will ich mich auf die kurze Angabe beschränken, daß daselbst die Vertreter der extremen Infektionstheorie fast ausschließlich dominirt haben. In Berlin hat zwar der bekannte und kürzlich verstorbene Professor der pathologischen Anatomie, Birch-Hirschfeld, von einer besonderen Tuberkulosedisposition gesprochen, ist aber damit ganz unbeachtet geblieben. In Neapel, einer Heimstätte der Tuberkulose ohne gleichen, wies De Giovanni aus Padua auf die Prädisponirten zur Lungentuberkulose hin und Rossi Doria aus Rom sprach für die Hebung der sozialen Stellung des Arbeiterstandes; aber nach den aus diesen Voraussetzungen zu ziehenden Konsequenzen sucht man vergebens. So gilt denn die Tuberkulose heutzutage offiziell als eine Krankheit, die man ausschließlich durch die Heilstättenbehandlung und vor allem durch Maßregeln, die die Tuberkelbacillen zu vernichten im Stande sind, aus der Welt zu schaffen hofft. Darum möchte man sie am liebsten unter die Krankheiten eingereiht wissen, bei denen beispielsweise in Deutschland nach dem zu erwartenden Reichsseuchengesetze in jedem einzelnen Falle die Anzeigepflicht vorgeschrieben ist, damit jeder Zeit nach Befinden der Sanitätspolizei wie bei Cholera oder Pest, die Desinfektionsapparate in Wirksamkeit gebracht werden können. Und nur folgerichtig wäre es, wenn man, wie die Aussätzigen (Leprösen), so auch die Tuberkulösen nicht nur aus ihrer Berufsstellung, sondern auch aus ihren Familien herausrisse und von jedem Verkehr mit Nichttuberkulösen ausschlösse. Zum Glück ist jedoch keine Aussicht vorhanden, daß sich ein derartig rigoroser Gedanke, wenn er einmal auftauchen sollte, jemals verwirklichen ließe. Zu welchen Mitteln man aber auch zwecks Bacillenvernichtung greifen möge, der Lungentuberkulose als Volksseuche wird man auf diese Weise sicher nicht beikommen. Um das zu erreichen, muß ein anderer etwas umständlicherer Weg eingeschlagen werden. Mögen die Erfolge der Heilstättenbehandlung auch noch so große sein, für die Pfleglinge aus den wenig bemittelten und ganz armen Volkskreisen — und das sind ja doch bei weitem die meisten — besteht die Gefahr, daß sie sich nicht allzulange der Genesung erfreuen werden. Da sie mit ihrem durchgehends nur allzu reichlichen Familienanhange unmöglich in ganz neue Verhältnisse versetzt werden können, die ein dem hygienisch-diätetischen Heilverfahren auch nur annähernd ähnliches Regime gestatten, so besteht für sie der Zwang, in die bisherige der Gesundheit nur allzuoft nicht förderliche Berufsbeschäftigung und in das altgewohnte Wohnungs- und Familienelend zurückzukehren.*)

Sie werden also immer wieder aufs neue dem Einflusse jener ungünstigen Faktoren preisgegeben, die einzeln aber zusammen die Heilstättenbehandlung nothwendig machten, und bleiben, auch wenn dem einen oder dem anderen von ihnen vielleicht wiederholt die Wohlthat dieser Behandlung zu Theil werden sollte, nach wie vor der Gefahr ausgesetzt, unheilbare Schwindsuchtskandidaten zu werden, die gleichzeitig ihre Umgebung immer aufs neue durch Infektion bedrohen. Wird sich darnach höchst wahrscheinlich mit der Zeit das hygienisch-diätetische Heilverfahren für die große Masse auch nur als ein Mittel erweisen, das die Lungenschwindsucht nicht dauernd abzuwenden, sondern höchstens den tödtlichen Ausgang auf kürzere oder längere Zeit hinauszuschieben vermag, so ist das ja freilich immerhin schon ein Gewinn, der gegenüber dem Elend und Jammer, von dem gewöhnlich die von dieser Krankheit heimgesuchten Familien betroffen werden, und in Anbetracht der Erfolglosigkeit aller bisherigen Behandlungsmethoden nicht gering anzuschlagen ist. Für die jetzige Generation der Tuberkulösen und für alle nach dieser Richtung Verdächtigen mögen daher in Ermangelung von etwas Besserem die bisherigen und etwa noch weiter entstehenden Heilstätten ihre unverkennbar segensreiche Wirkung auch fernerhin entfalten.

Um aber aus den jetzigen jungen und zukünftigen Generationen nicht immer von neuem Tuberkulöse und Anwärter auf die Heilstättenbehandlung heranzuzüchten, bedarf es gleichzeitig solcher Maßnahmen, die in weiten Volkskreisen überhaupt der Schwindsuchtsdisposition vorbeugen. Dazu wäre theoretisch nöthig, Tuberkulösen bezw. nach dieser Richtung Verdächtigen und auch sonst allen irgend wie Kränklichen das Eingehen der Ehe ganz unmöglich zu machen. Da jedoch dieses Radikalmittel durchaus keine Aussicht hat, jemals allgemein Anwendung zu finden, so müßte wenigstens mittelst zweckmäßiger Schwangerschafts- und Wochenbetthygiene Fürsorge getroffen werden, daß zumal da, wo der mütterliche Organismus an sich schon verdächtig erscheint, dieser nicht noch mehr zu Ungunsten der etwaigen Nachkommenschaft gefährdet wird. Für die von gesundheitlich minderwerthigen Personen beiderlei Geschlechts abstammenden Kinder bedarf es aber vor Allem vom Augenblicke der Geburt an durch alle Lebensperioden hindurch jener Faktoren, die im Wesentlichen das hygienisch-diätetische Heilverfahren repräsentiren und die dem Wohlsituirten zum Leben durchaus selbstverständlich erscheinen, nämlich einer genügend reichlichen und den einzelnen Lebensaltern angepaßten Ernährung, guter Körperpflege vor allem Sauberkeit und gesunder, für Luft und Licht zugänglicher Wohnräume. Dazu kommen mit dem Beginn des berufspflichtigen Alters Maßregeln zur Abwehr gegen alle speziell aus der Berufsbeschäftigung resultirenden Gesundheitsschädigungen. Das sind besonders: ein möglichst allgemeines Verbot regelmäßiger Kinderarbeit, sorgfältige, dem allgemeinen Körperzustande Rechnung tragende Berufswahl, Beschränkung der Arbeit für jugendliche, speziell weibliche Arbeiter, möglichste Beseitigung der Hausindustrie, Einrichtung von gut ventilirten Arbeitsstätten und von besonderen Unterkunftsräumen zur Einnahme der Mahlzeiten, Festsetzung genügender Ruhepausen und einer nicht zu überschreitenden Zahl von Arbeitsstunden, Gründung von Heimen für Rekonvalescenten nach schweren Erkrankungen aller Art; ein Ideal wären auch Ferienkolonien für gesunde Erwachsene, hierfür könnte eventuell mit der Zeit ein Theil der jetzigen Lungenheilstätten Verwendung finden.

*) Der Vorschlag von Pannwitz auf dem Berliner Kongreß, die Pfleglinge in die Landwirthschaft überzuführen, kann nicht ernst genommen werden. Denn wie soll ein bisheriger Buchbinder oder Schneider im Stande sein, die besondere Muskelkraft erfordernden landwirthschaftlichen Arbeiten auszuführen?

um speziell den Uebergang der Landbevölkerung zur Industrie nicht zu begünstigen, bedarf es zu ihrer Seßhaftmachung der Parzellirung der Staatsdomänen und Beschränkung des Latifundienbesitzes.

Von den aufgeführten Maßregeln, deren Register durchaus keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt, dürften sich die auf die Gewerbehygiene bezüglichen am leichtesten allgemein realisiren lassen, wie es ja zum Theil wenigstens in Deutschland längst geschehen ist. Schwerer lösbar sind dagegen schon die Aufgaben der Wohnungshygiene. Wenn man auch in Zukunft bei allen Neubauten der Anforderung derselben Rechnung tragen kann, wie will man aber die gegenwärtigen Massenquartiere in den Großstädten und Industriebezirken, die allen Anforderungen in Bezug auf Luft und Licht Hohn sprechen, so assaniren, daß sie fortan nicht mehr die Brutstätten für die Bakterien aller möglichen Infektionskrankheiten sein können? Alle etwaigen Zwangsmaßregeln nach dieser Richtung dürften sich als machtlos erweisen, so lange die breiten Volkskreise nicht aus eigenem Antriebe von Wasser und Seife ausgiebigen Gebrauch machen und Sauberkeit am eigenen Körper sowie in der nächsten Umgebung als ein der Gesundheit förderliches Moment kennen lernen. Die Bereitwilligkeit, zu diesem Zwecke täglich wenn auch nur einige Pfennige zu opfern, kann jedoch keine allgemeine werden, wenn dieselben Kreise bei ihrem kärglichen Wirthschaftsetat schon Mühe und Sorge genug haben, die meist nur allzu zahlreichen Familienglieder nothdürftig zu sättigen. Deshalb ist von sämmtlichen Faktoren, die bei der Prophylaxe gegen die Lungenschwindsucht als Volksseuche in Betracht kommen und im Wesentlichen auch das hygienisch-diätetische Heilverfahren repräsentiren, die Versorgung der wenig bemittelten und armen Volksmassen mit reichlichen, kräftigen und dabei billigen Ernährungsmitteln bei weitem der wichtigste. Und die Frage, wie sich eine solche Versorgung ermöglichen läßt, ist die dringendste Aufgabe, mit deren Lösung sich alle zu beschäftigen haben, denen eine Hebung des Volkswohls durch Minderung der Tuberkulose am Herzen liegt.

Soweit Deutschland in Betracht kommt, darf man sich aber nach dieser Richtung für die Zukunft nicht allzu großen Hoffnungen hingeben. Tagtäglich muß man beobachten, wie dieselben maßgebenden Persönlichkeiten, die privatim unter Einsetzung ihrer hochklingenden Namen und Titel die Lungenheilstättenfrage haben ins Leben rufen und fördern helfen, offiziell in ihrer Eigenschaft als Staatsbeamte die Ansprüche derer, wenn auch nicht offen vertreten, so doch unbekämpft lassen, die darauf ausgehen, daß die wichtigsten und unentbehrlichsten Volksernährungsmittel, die Getreide- und Fleischprodukte, nicht billiger, sondern theuerer werden, und die wollen, daß sie zum Theil sogar von der Einfuhr aus dem Auslande ganz ausgeschlossen werden. Die große Masse der Wenigbemittelten und Mittellosen will man also von den Wohlthaten des gesteigerten Weltverkehrs ausschließen, der durch Güteraustausch unter allen Nationen die Ungleichheiten hinsichtlich der Existenzbedingungen einigermaßen zu heben vermag. Das ist ein Hohn auf die Humanität und Nächstenliebe, wie er schlimmer nicht sein kann.

Was Deutschland speziell anlangt, so gehört es ja zu den Ländern, die trotz der hohen Schwindsuchtsfrequenz und trotz der immensen aus gleicher Ursache zu erklärenden und mit denselben Mitteln zu bekämpfenden Säuglingssterblichkeit alljährlich noch einen ganz ansehnlichen Bevölkerungszuwachs aufzuweisen haben. Nach dieser Richtung braucht deshalb die Lungenschwindsucht noch nicht in erster Linie bewerthet zu werden. Das muß vor allem mit Rücksicht auf das große physische und moralische Elend geschehen, in das alljährlich viele Tausende von Familien durch den vorzeitigen Tod ihrer Ernährer oder Stützen gerathen. Es gilt, die viele Millionen betragenden Verluste am Nationalvermögen zu retten, die durch Verpflegung und Unterstützung der zahlreichen Tuberkulösen mit ihren Familien verursacht und durch die mit ihrem Tode verloren gehenden Arbeitskräfte repräsentirt werden. Darum bedeutet die Lungenschwindsucht bekämpfen, einen erheblichen Theil der sozialen Frage lösen. Für alle egoistisch veranlagten Gemüther wäre es freilich bequem, wenn dazu Wasser und Seife allein schon ausreichten, wie im vergangenen Jahre im Anschluß an die Verhandlungen des Berliner Tuberkulosekongresses von so mancher Seite unter vollständiger Verkennung der einschlägigen Verhältnisse behauptet wurde.

Gotha. **Gollmer.**

Max Koner.

Da habe ich in letzter Zeit das Pech, oder soll man lieber sagen: das Glück, über berlinische Kunst aus rechtschaffen weitgesteckter Distanz schreiben zu müssen. Ins freundliche, lebensfrohe Nahethal, wo um uns rings die Reben grünen und gerade die lieblichsten Tropfen den poetischen Namen „Vogelsang“ und „Spätroth“ führen, wirft der Tod mir den Schatten eines Mannes, der zwar längst nicht den Besten seiner Zeit, wohl aber den Besseren seiner lieben Heimathstadt genug gethan. Ist es „Vogelsang“ oder „Spätroth“, was mich in dieser lauen Sommernacht einer so lind elegischen Stimmung zuführt, — es geht mir ein Satz Herwegh'scher Reime nicht aus dem Kopf:

„Ein Scepter kann man ruhig fallen sehn,
Wenn einmal nur mit ihm die Hand gespielt;
Von einem Weibe kann man lächelnd gehn,
Wenn man's nur einmal in den Armen hielt:
Der Todesstunde Qual sind jene Schemen,
Die wir mit uns in unsre Grube nehmen —
Die Geister, die am Sterbelager stehn
Und uns um Leben und Gestaltung flehn . . . .“

Ein früher Künstlertod ist immer erschütternd, mag auch das Werk des lebenden Künstlers unserem Herzen nicht allzu nahe gestanden haben. Es ist nicht bloß der Gedanke: wieviel Entwicklungsmöglichkeiten mögen da nicht in sich zusammengefallen sein! Vor allem ist es die quälende Frage: mit welcher Verzweiflung mag wohl der sterbende Künstler selbst in seiner Seele wider den Tod gekämpft haben angesichts der Unmöglichkeit, den „Kreis seines Könnens“ ganz zu durchlaufen. Jene Verse sind einem Patroklos zugedacht, der auch gestorben ist und mehr war in seiner Art als Max Koner. Aber in solch letzten schweren Situationen sprechen die Grade des Talentes nicht mit, und nur der gute und große Wille behauptet schmerzvoll sein unbestreitbares Recht auf die Kunst.

Doch vielleicht hätte der trockene und robuste Max Koner selbst so elegischer Gefühle gespottet und als richtiges Berliner Kind, das sich selbst gern ironisirt, mit einem schnippischen Witze darauf hingewiesen, daß die Geister, die um Gestaltung flehen, wahrscheinlich Berliner Kommerzienräthen, Finanzbaronen, preußischen Junkern, zahlungsfähigen Großindustriellen, suffisanten Bankiersfrauen, eitlen Modedichtern und etlichen Meistern von der lieben Kollegenschaft angehört hätten, auf die er im stillen Kämmerlein zu pfeifen pflegte. Max Koner war ja doch ein schneidiger norddeutscher Porträtist, der unverdrossen sein Tagewerk that, die Gunst seines Metiers keinem rangirten Männlein oder Weiblein versagte und als Tröster seinen kecken Burschensinn hatte, um sich von dem inneren Druck solchen Metiers manchmal mit einem derben Scherze zu befreien.

Aber man kann den Fall auch ganz anders ansehen und sagen: die Epoche hatte in Koner den Porträtisten, den sie verdiente. In der Geschichte der Berliner Porträtschule gibt es drei vorgerückte Posten, die schützend allerlei Kleinzeug decken: Eduard Magnus vertritt die Pose, Gustav Richter den Schönheitsdusel, Max Koner den gesunden Sinn für den nackten Realismus der Erscheinung.

Koner diente einer Gesellschaft, die der Wirklichkeit scharf ins Auge sieht, die erst anfängt, sich eine Kultur zu erringen, vorläufig aber am liebsten Fabriken baut, an der Arbeit des Weltkapitals sich betheiligt, Erfindungen ausheckt, die der materiellen Wohlfahrt der Menschen dienen, einer Gesellschaft, deren Ausdruck der militaristische Geist und die Rangstufe, — einer korrekten, strammen, aller Imponderabilien spottenden, kühl denkenden, klar schauenden Gesellschaft. Einer solchen Gesellschaft ist das, was die älteren Kulturnationen „Geschmack“ nennen, nur unbequem. Man verlangt vom Bildnißmaler kein sogenanntes gutes Bild, sondern etwas, was bei herabgeschraubtem Bedürfniß auch der Photograph leisten würde: ein pyramidal ähnliches, unzweideutiges, scharfes Konterfei. Die Zeichnung ist die Hauptsache, — Farbe, Ton und koloristischer Geschmack Nebensache. Natürlich, vornehm muß ein solches Porträt auf alle Fälle sein; d. h. man muß einen guten Gehrock anhaben oder eine propre Uniform und weiße Wäsche; die Damen haben sich zum bedeutungsvollen Akte so einzufinden, wie die theure Schneiderin sie geschaffen hat; in der Haltung nichts Theatralisches, wohl aber Takt und eine bestimmte Würde. Man wird doch gemalt und darf nicht im Schlafrock sein. Wollte ein Künstler zu Hochmögenden von der schönen Zufälligkeit des Menschlichen sprechen, man würde nur ein mitleidiges Lächeln haben für den armen Narren.

Koner war der rechte Mann für dieses Berlin; der sachlichen Lebensanschauung die sachliche Kunst. Man braucht diese Art nicht zu lieben, man kann sie sogar für eine der künstlerischen Geschmacksbildung verderbliche Art halten und kann doch die relative Berechtigung jenes Standpunktes anerkennen. Koner malte mit kühler Seele und hatte niemals psychologische Bestrebungen. Aber die Aufgabe, vor die ihn die Richtung seines Talentes und die Zeitumstände nun einmal gestellt haben, hat er bescheiden und wacker ausgefüllt. Er ist in den hohen Positionen, die er frühzeitig einnahm, immer eine Künstlernatur geblieben und hat nie den zweifelhaften Ehrgeiz des Kunstpolitikers gehabt. Auf Berliner Boden war ihm sein Posten angewiesen im Lager der Alten; aber in München hat er ausgestellt bei den Sezessionisten. So kam es, daß er auch mit der Sezession, als sie in Berlin begründet wurde, die beste Freundschaft hielt.

Die Frage ist, ob sein herbes Talent nicht eine andere Richtung genommen hätte, wenn Koner nicht so „glücklich“ gewesen wäre, schon mit dreißig Jahren in Berlin ein berühmter und fertiger Mann zu sein, und nicht sozusagen von der Schulbank weg in Fürstendienst gekommen wäre. Spricht es immerhin für seinen Charakter, daß er vom Fürstendienst, ohne mit der Wimper zu zucken, Abschied nahm, als für ihn die Zeit gekommen schien, so hat er doch seine besten Lebensjahre im künstlerisch rückständigen Berlin verbracht. Stellt man Koner's Lebenswerk der internationalen Entwicklung der Porträtkunst gegenüber, so zerfällt es in ein Nichts. Koner hätte reisen, sehen, sehr viel sehen und sich aus dem Grunde davon überzeugen müssen, daß die äußerlich ähnlichsten Porträts sehr selten auch gute Bilder, d. h. Zeugnisse eines malerischen Temperamentes sind. Nur als Matador des Berliner Glaspalastes behält der Name Koner's Lebensdauer. Sein Schicksal bestätigt die alte Erfahrung, daß das Glück des Künstlers nicht darin besteht, rechtzeitig zu Erfolgen und Anerkennung zu gelangen, vielmehr in der Möglichkeit, das größere oder geringere Maß von Persönlichkeit, das ihm von der Natur geschenkt ist, naiv und ruhig ausbilden und durchsetzen zu dürfen.

Max Koner war ein treuer Diener seiner Zeit, nicht einer ihrer Fahnenträger. Das eine ist etwas; das andere ist mehr.

Kreuznach. Julius Elias.

Ein Band Maupassant.

Ein einsames Hotelzimmer ist kein Paradies, und doch konnte ich aus geschützter Behaglichkeit durch mein Fenster auf die brandende Nordsee blicken, die in dumpfem Anprall gegen das Ufer rollte und immer wieder heran rollte; und vom tief hängenden grauen Himmel prasselte der Regen nieder, und der Wind fuhr bald in tiefen Tönen heulend, bald in hohen zischend jählings vorüber und stemmte sich gegen Fenster und Thür und kam durch die Spalten herein. Der Anblick draußen war großartig durch die unbändige Kraft, die diesen Aufruhr hervorgerufen, und schließlich melancholisch durch das eintönige Grau, das abwechslungslos vor dem Auge lag und durch den eintönigen Rhythmus, mit dem die Wellen sich brachen, der Regen aufschlug und der Wind von einem tückischen, spitzen Pfeifen bis zum grollenden dumpfen Klagen immer wieder herabsank. Trotz Regen und Wind hatte es mich hinausgetrieben; aber als ich durchnäßt, wie Noah zur Zeit der Sintfluth, meine trockene Arche wieder aufgesucht hatte, erwog ich kläglich, wie der lange Tag weiter zu verbringen sei.

Unter meinen Habseligkeiten fand sich nichts mehr, was dem modernen Menschen so unentbehrlich wie Nahrung und Kleidung und Obdach ist; ich stellte fest, daß ich nichts zu lesen hatte, und so machte ich in das Unwetter hinein eine erneute Expedition, um mir durch einiges bedruckte Papier eine abwechslungsreiche Welt zu erobern. Mißlang das Unternehmen, dann blieb mir nur noch ein letzter trockener Anzug übrig und nach diesem die schützende Hülle des feucht-kühlen, einsamen Bettes. Diese Berechnung erhöhte meine Thatkraft; ich verzichtete bei solchem barbarischen Wetter auf den Schutz des civilisirten schwächlichen Regenschirms und drang die Häuser am Strande von Blankenberghe entlang bis zur **Ancienne Librairie de la Digue** vor, die in vielversprechendem Feinsinn zugleich eine **Bijouterie-Joaillerie et Orfèvrerie** ist. Zusammen mit einem rohen Windstoß und einem ziemlich umfangreichen Regenschauer drängte ich mich durch die Thür, die sich nicht wieder schließen lassen wollte, in diese Heimstätte erlesenster Künste und stöberte in dem Zwielicht den trübseligen Verkäufer auf, der berechnen mochte, wie viele **Cartes postales illustrées** heute zu verkaufen wären, wenn sich diese moderne Plage, die postalische Influenza, nur in die einzelnen Häuser hineinbefördern ließe. Mit einem Guy de Maupassant kam ich zurück, und nachdem ich meines triefenden „Uebermenschen“ mich entledigt hatte, begann ich „**Le Colporteur**“*) zu lesen, während draußen Regen und Sturm und Meer ihre lärmende Musik fortführten.

* * *

Zwanzig Erzählungen; jede wenige Seiten lang; nicht eine davon kannte ich; vielleicht daß sie aus Zeitungen und Zeitschriften, wo sie verstreut waren, erst jetzt gesammelt worden sind; vielleicht daß sie im Schreibtisch von Guy de Maupassant gefunden wurden, als Nacht und Zerrüttung und dann der Tod sich auf diesen Geist herabgesenkt hatten, der so klar, so heiter, und so königlich souverän auf die Welt zu blicken vermochte. Hierüber kann ich keine Entscheidung fällen, denn Blankenberghe hat unter anderen Vorzügen auch den, daß Fragen der Litteraturgeschichte sich dort nicht lösen lassen.

Welch eine Fülle von Leben in diesem einen Bande, der nur Kleinigkeiten enthält, Kleinigkeiten, die fast ausnahmlos Meisterwerke sind. Und warum sind sie Meisterwerke?

Würde man den Inhalt dieser oder jener winzigen Geschichte Maupassant nacherzählen wollen, so bliebe von aller Feinheit, von allem Uebermuth, von allem Ernst und

*) Paris. Librairie Paul Ollendorff. 1900. Vingt-sixième édition.

von aller Trauer meist nichts übrig, als eine dürre Thatsache, zusammengeschrumpft, welk und ohne Farbenglanz wie eine todte Blume. Da zieht er nächtlicherweile mit dem Kolporteur über die Landstraße; die Einsamkeit bringt beide näher; jener erzählt ihm mit verliebtem Munde von der jungen treuen Gattin daheim; und als sie bei dem Kolporteur eintreten, um noch ein Glas gemeinsam zu trinken, hält die Frau mürrisch ihre Thür verschlossen, und als der Mann sich einen Augenblick entfernt hat, entschlüpft dem Schlafzimmer der Liebhaber. Solcherlei können Viele erfinden. Oder Großmutter und Enkelin sprechen über die Liebe von damals und von heute. Solch einen Gegensatz kann jeder erdenken. Oder er berichtet eine Anekdote von der Bahre Schopenhauer's; der Stoff bedeutet hier nichts, und alles die Kunst, mit der dieser Stoff gefaßt ist und in ein Licht gestellt wird, wie es nur der Geist von Guy de Maupassant ausstrahlen konnte.

Die Fassung ist der Stil. Anatole France, dieser subtile Geist, der so viel gedacht und so viel gelesen hat, zu viel um kraftvolle Ursprünglichkeit sich bewahren zu können, schreibt über den Stil ein Mal die folgenden feinsinnigen Worte:

„Un bon style est comme ce rayon de lumière qui entre par ma fenêtre au moment où j'écris et qui doit sa clarté pure à l'union intime des sept couleurs dont il est composé. Le style simple est semblable à la clarté blanche. Il est complexe mais il n'y paraît pas. Ce n'est là qu'une image, et l'on sait le peu que valent les images quand ce n'est pas un poète qui les assemble. Mais j'ai voulu donner à entendre que, dans le langage, la simplicité belle et désirable n'est qu'une apparence . . . ."

Das ist ganz Anatole France mit seinen umfassenden Kenntnissen, dem sogleich ein Bild aus den Naturwissenschaften zur Verfügung steht, um das Wesen klarer, stilistischer Vollendung zu erläutern. Und das ist auch Anatole France nach der Richtung hin, daß er dem, was er sagt, sogleich selbst den Zweifel in den Nacken setzt, um zu dem Endergebniß zu kommen: La simplicité belle et désirable n'est qu'une apparence. Wie zutreffend, und es trifft vor Allem auf Guy de Maupassant zu.

Als ich ein Mal im Hochgebirge mit einem hervorragenden Arzte über das Wesen „guter Luft" sprach, sagte der mir: Es besteht zunächst in der Abwesenheit schädlicher Substanzen. Man wird vom gutem Stil, der in seiner Klarheit und Reinheit erfrischend und anregend wie gute Luft anmuthet, nicht mehr sagen dürfen, als daß er gleichfalls durch die Abwesenheit alles Ueberflüssigen, jeder Unreinheit charakterisirt wird. Und darin besteht wirklich das Wesen des Stils von Guy de Maupassant.

Nirgends eine Ueberladung, nirgends eine Dunkelheit, die selten Tiefsinn beweist und die meist darthut, daß es nicht gelungen ist, eine seichte Untiefe zu vermeiden; überall der Gedanke in die knappste Form gesteckt; in eine Form, die ihm vollkommen paßt, und diese Uebereinstimmung der Ausdrucksmittel mit dem, was ausgedrückt werden soll, gibt der Darstellung eine graziöse natürliche Leichtigkeit, läßt in solchem Grade die Erinnerung an jede überwundene Schwierigkeit vergessen, daß man meinen möchte, es sei das Einfachste von der Welt, zu schreiben, wie Guy de Maupassant es gethan hat. Wirklich das ist, wie Anatole France sagt: Nur Schein. Wir wissen dokumentarisch, welch mühsame Arbeit Heine darauf verwandte, um jede Spur mühseligen Arbeitens aus seinen Gedichten verschwinden zu lassen; damit sie erscheinen — nicht mit Berechnung zusammengefügt, sondern wie Improvisationen eines sprudelnden Geistes, dem Empfinden und Gedanken und Form in üppigem Reichthum sich darbieten und sich im Kunstwerk wie ein organisches Naturgebilde verkörpern, das nur so sein kann, wie es ist, und das, wie es ist, von seinem Werden nichts mehr verräth. Ganz wie bei den Schöpfungen der Natur.

Es ist die höchste Kunst, alle Kunst und vor Allem den Gedanken an alles Gekünstelte vergessen zu machen. Und das erreicht Guy de Maupassant ungezählte Male, und solche Vollendung macht auch Schöpfungen von ihm, die, auf den Stoff betrachtet, wie Nichtigkeiten erscheinen können, zu klassischen Werken.

Die Fassung ist der Stil, aber der Stil ist zugleich auch der Mensch in höchst eigener Person nach dem bekannten Ausspruch von Buffon.

Guy de Maupassant in höchst eigener Person gilt als unsittlich; unter gewissen Voraussetzungen gewiß nicht mit Unrecht. Er ist kein Vertheidiger jener Moral wie sie heute in unseren Gebetbüchern und in unseren Gesetzen niedergelegt ist, und eine lex Heinze würde ihm sehr gefährlich sein. Guy de Maupassant interessirt nicht besonders der Mensch, wie er sein soll nach unserer Sitte und nach unserem Recht, und er ergreift nicht Partei gegen jene, die sich gegen unsere Sitten und gegen unsere Gesetze vergehen. Er ergreift überhaupt nicht Partei, und das macht ihn zu einem so seltenen und so großen Künstler; er schildert den Menschen, wie er ist, mit seinen Lastern und seinen Schwächen und seinen Liebenswürdigkeiten und mit dem unausrottbaren Willen, immer wieder die Schranken zu durchbrechen, die die wechselnde Kultur im Dienste der Gesammtheit errichtet, um sich in urkräftigem menschlichen Egoismus auszuleben und auszulieben selbst auf Kosten seiner Nächsten trotz allen Bedürfnissen der Gesammtheit.

Auch die beiden größten modernen Franzosen, die neben Guy de Maupassant genannt werden dürfen —, so ganz anders geartet auch alle drei an Kraft und an Können sind — Zola und Anatole France wollen gleich ihm sehen und wollen schildern, was ist. Und wie oft gelingt ihnen das. Aber das Gelingen bei ihnen ist doch wesentlich anders geartet wie bei Guy de Maupassant.

Zola, der die Objektivität selbst sein wollte, ist neben Maupassant voller Subjektivität, und Anatole France, der philosophisch zu gebildet und künstlerisch zu vielwissend ist, um an die Objektivität zu glauben, rückt das, was er sieht, bewußt in ein bestimmtes Licht, wie Zola es ohne klares Bewußtsein thut. Zola hat mit Leidenschaft den Gedanken ergriffen, die Menschen und vor allem seine Nation zu einer gesunden moralischen Rasse zu erziehen, die gesünder und moralischer würde, weil sie gelehrt wurde der abhärtenden, kraftvollen Wahrheit ins Angesicht zu blicken; und wenn Anatole France zu solcher Kur mit sanftem Unglauben lächelt, so hat doch auch er sein Heilmittel in Bereitschaft gegen die Bitternisse des Lebens:

„L'Ironie et la Pitié sont deux bonnes conseillères; l'une, en souriant, nous rend la vie aimable; l'autre, qui pleure, nous la rend sacrée."

Guy de Maupassant bedarf keines Heilmittels; seine Kunst soll kein Heilmittel sein, und darum gerade ist er so künstlerisch; er urtheilt nicht über das Leben, er nimmt es, wie es ist. Er verurtheilt nicht die Menschen, sondern er betrachtet sie, wie sie sind. Nichts vom Cyniker und nichts vom Skeptiker steckt in ihm, und wo bei Zola und Anatole France die unkünstlerische vorgefaßte Meinung und die unkünstlerische Lehrhaftigkeit und die unkünstlerische Sucht zu heilen, zu erziehen und zu bessern hervortritt, da bleibt er der heiter betrachtende Bildner, der mit Wohlwollen auf diese Welt schaut, mit ihren Tugenden und mit ihren verbrecherischen Leidenschaften und mit ihren verbrecherischen Thorheiten.

Welche Moral steckt hierin? Er liebt die Menschen und die Welt; er bewahrt vor ihren Vorzügen und vor ihren Schwächen seine liebevolle Vorurtheilslosigkeit; das ist seine Moral, und das ist — moralisch; und das wirkt erzieherisch, obgleich er an pädagogische Absichten nicht dachte.

* * *

Draußen hatte der Sturm nachgelassen; nur in längeren Athemzügen brauste der Wind daher, und unter dem grauen Himmel rollten die Wellen mit schwerfälligerer Kraft heran. Noch immer ein großartiges Bild. Großartig in seiner elementaren Einfachheit.

Und wenn ich auf den kleinen gelben Band vor mir blickte, mußte ich mir sagen, daß das Wesen der Größe, die auf uns am Tiefsten wirkt, immer elementare Einfachheit ist.

Blankenberghe, Ende Juni. P. Nathan.

Die Fortschritte des Völkerrechts im XIX. Jahrhundert. Von Professor Augusto Pierantoni (Rom). Uebersetzt von Dr. Franz Scholz. Berlin. Vahlen. 1899.

Die vorliegende kleine Schrift, ein erweiterter Vortrag, den der Verfasser bei Eröffnung seiner Vorlesungen im Jahre 1898 gehalten hat, enthält nach einer kurzen bis in das Alterthum zurückgehenden Einleitung, wie der Titel anzeigt, eine Skizze der Geschichte des Völkerrechts im verflossenen Jahrhundert. Wenn dabei Vollständigkeit vermißt wird, so ist auf der anderen Seite anzuerkennen, daß der Verfasser es versteht, die Wechselwirkung von Ideen und Ereignissen ins Licht zu setzen und geistreiche Parallelen zu ziehen. Gelegentlich unterhält er uns auch mit interessanten kleinen Mittheilungen und Citaten. Die Fortschritte des Völkerrechts in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts und insbesondere die Einwirkungen der hervorragend von seinen Landsleuten vertretenen Nationalitätsidee, deren richtige Ausgestaltung oder genauer gesagt Begrenzung ein noch ungelöstes praktisches Problem bildet, sieht er wohl etwas zu sehr in rosigem Lichte, während er das freilich recht mangelhafte Werk des Wiener Kongresses von 1815 vielleicht zu scharf tadelt: in manchen Beziehungen und namentlich im Ausbau des Kleinen hat das Völkerrecht in dem letzten Drittel des Jahrhunderts sehr bedeutsame Fortschritte gemacht; dagegen wird die Bedeutung des Rechts und der Ideen mehr verkannt, und das Vertrauen auf die brutale Macht und die Technik der Gewehre, Kanonen und Kriegsschiffe herrscht vor. Aber der Idealismus der schwungvollen, in guter Uebersetzung wiedergegebenen Schrift wirkt erfrischend und ermuthigend, und so mag sie denn bestens empfohlen sein, zumal manche belehrenden Einzelheiten gegeben werden.

L. v. B.

Ludwig Bamberger. Eine biographische Skizze von Otto Hartwig. Marburg. Universitätsbuchdruckerei. C. L. Pfeil. 1900.

Diese kleine Schrift eines langjährigen Freundes von Ludwig Bamberger war zunächst bestimmt für das Biographische Jahrbuch, das Anton Bettelheim in Wien herausgibt.

Otto Hartwig, der als Oberbibliothekar solange der Universitätsbibliothek in Halle vorgestanden hatte, kennen unsere Leser aus manchem vortrefflichen Beitrag für die „Nation"; seine Beziehungen zu Ludwig Bamberger reichen bis zum Jahre 1884 zurück. Fragen der Wissenschaft und der Kultur, und eine gemeinsame liberale Weltanschauung hatten beide zusammengeführt und hielten sie dann vereinigt. Diese Stellung Hartwig's ist zu beachten; es sind nicht unmittelbare politische Interessen, die ihn an Bamberger fesselten. Und es ist gleichfalls die erste Bestimmung, die diese Schrift hatte, in Rücksicht zu ziehen. Wenn sie in das Biographische Jahrbuch eingefügt werden sollte, so mußte das Knochengerüst biographischer Daten vor Allem berücksichtigt werden, und der neutrale Ton objektiver Berichterstattung war für ein solches Sammelwerk nu so strenger zu wahren. Beide Voraussetzungen haben der Schrift ihren Charakter gegeben, obgleich schließlich äußere Umstände eine selbständige Veröffentlichung der Arbeit herbeigeführt haben.

Dies vorausgeschickt, ist die „biographische Skizze" trefflich. Aus der vollen Kenntniß des gesammten litterarischen Materials heraus und gestützt auf freundschaftliche Beziehungen zu Ludwig Bamberger wird uns das Leben des Todten in sachlich berichtendem Tone erzählt. Bamberger's Schicksale, die ihn über die Revolution in die Verbannung und dann in das vaterländische Parlament geführt hatten, werden mitgetheilt, und aus diesen Schicksalen und diesen Anlagen wächst eine reiche, eine vornehme und thatkräftige Natur hervor, die ihr Bestes für Deutschland eingesetzt hat. In gleichmäßigem Fluß ziehen die Ereignisse an uns vorüber, wohlthätig beleuchtet von einem Freunde, der gegenüber den leidenschaftlichen Kämpfen dieses Lebenslaufes kein Parteimann war, und der es sich versagt, zerfasernd und richtend einen Charakter auseinanderzulegen und in seiner Mechanik aufzuweisen; — wie oft eine Beschäftigung, die den Geist des Demonstrirenden erweisen kann und nicht die zutreffende Wahrheit des Demonstrirten. Hartwig ist ein einsichtiger und wohlwollender Chronist, voll Selbständigkeit und doch vorsichtiger Zurückhaltung in den Urtheilen, die er abgibt; diese ruhige Sachlichkeit macht die Schrift vor Allem sympathisch in einer Zeit, wo die grellen Worte, die grellen Töne und die grellen Farben so beliebt sind.

Die Skizze ist nicht im Buchhandel erschienen; sie ist als Manuskript gedruckt, und sie wurde als eine willkommene Gabe den vielen Freunden und Bekannten Ludwig Bamberger's von Otto Hartwig dedicirt. Wer von den Verehrern des Todten sie noch zu besitzen wünscht, der kann sie gegen Einsendung von 25 Pfennigen durch die Marburger Universitätsbuchdruckerei von C. L. Pfeil erhalten. Das kleine Heft bleibt ein geschmackvolles, wohl geordnetes Gedenkbuch an den Todten, der in einer großen Zeit einen vornehmen Platz in Deutschland ausgefüllt hat.

P. N.

Johann Jakob Bodmer. Denkschrift zum zweihundertsten Geburtstag (19. Juli 1898). Veranlaßt vom Lesezirkel Hottingen und herausgegeben von der Stiftung von Schnyder von Wartensee. Zürich. Kommissionsverlag von Albert Müller. 1900.

Vor zwei Jahren konnte zur Feier von Johann Jakob Bodmer's zweihundertjährigem Geburtstag in den ehrwürdigen und traulichen Räumen, in denen er sein Tagewerk vollbracht, in denen er Klopstock, Wieland, Goethe empfangen hatte, eine äußerst stimmungsvolle Ausstellung von litterarischen und künstlerischen Reliquien veranstaltet werden. Druckwerke, Manuskripte, Stammbücher, Briefe, Porträts, landschaftliche Ansichten u. s. w. rückten ein ganzes Stück des achtzehnten Jahrhunderts in den Gesichtskreis des Beschauers. Vor allem wurde durch so mannichfaltigen Zeugnissen dem heutigen Geschlecht die geistige Bedeutung des damaligen Zürich vor Augen geführt. Die vorliegende, aufs würdigste ausgestattete Veröffentlichung sucht jene Eindrücke festzuhalten. Sie ist zu einem Ehrendenkmal Bodmer's geworden, dem ein hoher litterar-geschichtlicher und kultur-geschichtlicher Werth nicht abgesprochen werden wird. Die Brüder Hans und Hermann Bodmer, Hedwig Waser, Otto Hunziker, Gustav Tobler, Louis P. Betz, Leone Donati, Theodor Vetter haben sich dazu vereint. Die Titel ihrer Aufsätze „J. J. Bodmer", „Das Bodmerhaus", „Bodmer als Vater der Jünglinge", „Bodmer's politische Schauspiele", „Bodmer und die französische Litteratur", „Bodmer und die italienische Litteratur", „Bodmer und die englische Litteratur" lassen sofort erkennen, in welcher Weise sie sich in die Arbeit getheilt haben. Sie selbst haben am wenigsten verkennen wollen, wie viel sie der meisterhaften Gesammtdarstellung des allzu frühe hinweggerafften Jakob Bächtold in seiner „Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz" verdanken. Aber man wird finden, daß es ihnen gelungen ist, diese Darstellung um manchen Zug zu bereichern. Es sei z. B. hingewiesen auf den neu entdeckten Artikel Bodmer's über Dante in den „Freymüthigen Nachrichten" oder auf den Nachweis der oft verkannten Stärke der Grundstoffe französischer Geschmacksbildung des Bewunderers Milton's. Die äußerst sorgfältige Bibliographie aus der Feder Th. Vetter's verdient eine besondere Erwähnung. Von dem Reichthum der Illustrationen läßt sich in einer kurzen Anzeige kein Begriff geben. Hervorgehoben sei nur das bisher unbekannte Goethebildniß nach einer anonymen Bleistiftzeichnung in der Stadtbibliothek zu Zürich.

A. St.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 42. Berlin, den 21. Juli 1900. 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Nach schweren Kämpfen ist es den vereinten Streitkräften in Tientsin gelungen, die Chinesen zurückzuschlagen, so daß wohl nunmehr diese Stadt für die nächste Zeit gesichert ist. Aber dem Erfolge ist ein sehr hartes Ringen zuvorgegangen, und es gelang den Chinesen einige Male, ihre Positionen siegreich zu behaupten, und sie haben die Verbündeten sogar wiederholt zum Rückzug gezwungen. Erst am 14. Juli wurden alle chinesischen Positionen und 62 Geschütze erobert.

Diese günstige Wendung wird aufgewogen durch die Nachricht, daß sowohl an der sibirischen Grenze wie an der Grenze gegen Korea wie im Thal des Yangtsekiang die Bewegung der Boxer sich immer stärker fühlbar zu machen beginnt. An der koreanischen Grenze und im Thal des Yangtsekiang glimmt der Aufstand, und in der Mandschurei ist bereits der offene Kampf gegen die russischen Truppen zum Ausbruch gekommen. In Chaborowsk, Aigun und und Blagowjeschtschensk, also auf sehr großen Strecken der mandschurischen Grenze entlang dem Amur, fanden blutige Zusammenstöße statt. Das Zarenreich ist jetzt also durch den Aufstand nuch seinerseits unmittelbar territorial bedroht, und die gefährdeten Gebiete wurden daher offiziell als im „Kriegszustand“ befindlich erklärt. Man wird in St. Petersburg nunmehr gleichfalls energischer vorgehen müssen und wird es wohl aufgeben, die Energie der anderen Mächte vorsichtig herabzudrücken.

Das Schicksal der Ausländer in Peking darf man für entschieden halten, obgleich die neueste offizielle chinesische Version berichtet, daß die Belagerten noch am Leben sind. Diese Angabe ist in hohem Grade unglaubwürdig, wenn man in Betracht zieht, wie lange die kleine Schaar, die nur über wenig Munition und wenig Proviant verfügte, bereits eingeschlossen ist und den Ansturm fanatischer Schaaren auszuhalten hatte. Man wird sich mit dem Gedanken vertraut machen müssen, daß die furchtbare Tragödie in Peking ihr furchtbares Ende erreicht hat.

Wenn es aber keine Regierung in der chinesischen Hauptstadt mehr gibt, die solche Gewaltthaten verhindern kann, so erweitert sich das chinesische Problem in erschreckender Weise. Dann fällt den Mächten die Aufgabe zu, eine neue Centralgewalt zu schaffen, die ähnliche Unthaten hintenanzuhalten Willens ist und ihren Willen durchzusetzen vermag. Wie dies Ziel zu erreichen, das wird heute noch Niemand sagen können; erst allmählich können die Ereignisse den richtigen Weg weisen, wenn man zu überblicken vermag, welche tragfähigen, für geordnete Zustände verwendbaren Fundamente einer Staatsgewalt hat der Boxeraufstand in China noch bestehen lassen.

Graf von Bülow hat der chinesischen Gesandtschaft in Berlin mitgetheilt, daß ihr nicht ferner gestattet werden könne, chiffrirte oder in verabredeter Sprache abgefaßte Telegramme abzusenden, und daß offene Telegramme vor der Absendung dem Staatssekretär des auswärtigen Amtes vorzulegen seien. Diese Maßregel hat zunächst nur den Charakter eines ernsten Winkes; die reale Bedeutung des Verbotes wird man aber so lange gleich Null erachten können, als nicht die gesammte von China bedrohte Welt eine gleiche Maßregel trifft. Wenn nur Deutschland nach diesem Grundsatze handelt, so bleibt alles

beim Alten; dann werden die chinesischen Gesandtschaften von Paris, von London, von St. Petersburg, von Washington aus die Berichterstattung übernehmen, und der chinesische Gesandte in Berlin hat nur nothwendig, seine Depeschen bis über die deutsche Grenze mit Boten zu schicken, um gleichfalls ungehindert mit seiner Heimath in Verbindung treten zu können. Nur wenn auch die anderen Staaten dem Beispiele des Grafen von Bülow folgen, kann eine Wirkung erzielt werden, und es wäre im Interesse aller zu wünschen, daß sie sich zu einer gleichen Anordnung wie unser auswärtiges Amt entschlössen. Erst dann würde die kluge Anregung, die Graf von Bülow gegeben hat, weittragende Bedeutung erlangen, und sie müßte ergänzt werden durch ein allgemeines Ausfuhrverbot für Waffen und Munition nach China.

In Südafrika kämpft man fort mit wechselndem Erfolge. Bedeutsamer ist die Thatsache, daß nunmehr der englische Oberkommandirende eine allgemeine Vorwärtsbewegung über Pretoria hinaus angeordnet hat.

General Pellieux, eine der traurigsten Gestalten des Dreyfusdramas, ist in dem abgelegenen Quimper, wohin er aus Paris versetzt worden war, gestorben. Pellieux war der Vorsitzende jenes Kriegsgerichtes, das Esterhazy freisprach, und Pellieux hatte den Muth, jenem Gerichtshof, der über Zola aburtheilte, die Henry'sche Fälschung vorzulegen. Ueber den Charakter von Pellieux gibt es keine Meinungsverschiedenheit, seitdem es feststeht, daß er, um Dreyfus zu vernichten, sich dazu herbeigelassen hat, Esterhazy zu unterrichten, wie er sich vertheidigen solle. Der Abschluß dieser Haltung des General Pellieux war es, daß er den erbärmlichen Esterhazy, diesen Spion, nach erfolgtem Freispruch als „theuren Kameraden“ öffentlich umarmte.

In der abgelaufenen Woche hat in Berlin der vierte internationale Textilarbeiter Kongreß getagt. Er ist im Augenblick, da dies geschrieben wird, noch nicht geschlossen. Ohne daß die Verhandlungen bisher von hervorragender Bedeutung gewesen wären, boten sie doch einige interessante und charakteristische Momente.

Charakteristisch war vor Allem die Begrüßungsrede von Liebknecht; sie war von einem Pathos und sie enthielt eine byzantinische Verherrlichung der eigenen Sache, wie gleiches Pathos und gleicher Byzantinismus nur vor gekrönten Häuptern zur Anwendung zu kommen pflegt, wenn Redner sprechen, über die sich die Sozialdemokraten nicht mit Unrecht lustig machen; und man kann der Ansicht sein, daß die Massen von Weihrauchwolken nicht um allzu vieles besser duften, wenn die Weihrauchfässer vor seiner Majestät dem arbeitenden Volke geschwungen werden, und sicher sind sie weder in dem einen noch in dem anderen Falle von erzieherischem Nutzen.

Da England in diesem Augenblick in Südafrika Krieg führt, so mußte Liebknecht behaupten: Der Boerenkrieg ist nur von der kapitalistischen Gesellschaft gemacht worden; „das englische Volk ist daran unschuldig“. Schade, daß dieses „unschuldige“ englische Volk ein numerisch ganz unbedeutendes Völkchen im Körper der englischen Nation ist. Und dann ging Liebknecht dazu über, die „Weltpolitik“ der Arbeiter gegenüber der Weltpolitik der modernen Staaten zu feiern. Ein Theil der sozialdemokratischen Weltpolitik aber sei auch dieser Kongreß. Er könnte es sein, und Niemand bestreitet den Arbeitern das Recht, ihre Angelegenheiten international zu berathen; das ist, in verständigem Geiste gethan, sogar sehr nützlich. Allein unmittelbar auf dieses Wortfeuerwerk folgte die nüchterne Realität, und sie ergab, unter Vorwürfen herüber und hinüber, daß das internationale Arbeitersekretariat bisher gar nicht hatte arbeiten können, weil ihm von nirgends her die nöthige Unterstützung zu Theil geworden war. Ueber diese Thatsache braucht man außerhalb der Sozialdemokratie keineswegs zu frohlocken; sie beleuchtet jedoch grell genug die volltönenden Liebknecht'schen Worte, die allzu volltönend bleiben, selbst wenn man die Kommersstimmung in Anrechnung bringt.

Da das internationale Arbeitersekretariat bisher zu lebendiger Thätigkeit überhaupt nicht gelangen konnte, so sind auch die Beschlüsse, deren wichtigste gegen eine starke Opposition gefaßt wurden, ohne größere Bedeutung.

Gegen die Abschaffung der Akkordarbeit stimmte eine starke Minderheit, deren Wortführer mit Recht sagte:

„Die Beseitigung der Akkordarbeit würde die Leistungsfähigkeit herabdrücken, da Niemand dann mehr ein Interesse daran haben würde seine Fähigkeiten besonders auszubilden. Gewiß seien auch bei der Akkordarbeit Mißstände vorhanden, besonders da sie dem Fabrikanten die Möglichkeit gebe, die Löhne herabzusetzen. Aber hiergegen können die Arbeiterorganisationen sich wehren, und ihre Stärkung sei die Hauptsache.“

Dagegen einigte man sich ohne Widerspruch auf eine Resolution wegen Abschaffung der Ueberzeit und der Nachtarbeit. Die Schwierigkeit beginnt aber erst, wenn solche Beschlüsse Wirklichkeit werden sollen.

In Einbeck-Northeim ist in der Stichwahl, wie zu erwarten war, der Nationalliberale gegen den Sozialisten gewählt worden. Die Wahl ist dadurch bemerkenswerth, daß dieser Sitz dem Bunde der Landwirthe verloren gegangen ist.

Dem Grafen von Ballestrem ist der Titel Excellenz verliehen worden. Solch ein Titel, der an sich nichts bedeutet, verleiht in einem titelfrohen Lande wie Deutschland doch thatsächlich ein gewisses Ansehen, und daß das Ansehen des Präsidenten des deutschen Reichstages vor der bureaukratisch geschulten deutschen Bevölkerung gehoben wird, ist immerhin nützlich, mag im vorliegenden Falle die Auszeichnung auch in erster Reihe dem aristokratischen Führer des Centrums zugedacht worden sein.

* * *

China und das russische Programm.

Die Frage, ob die Gesandten und die übrigen Fremden in Peking noch leben, ist bis jetzt nicht endgiltig gelöst. Zu den verschiedenen Berichten von zweifelhafter Zuverlässigkeit, die den Konsuln und militärischen Befehlshabern der Mächte an der Küste zugekommen sind, treten nunmehr zwei neue Versionen, die hohe chinesische Beamte weiter gegeben haben; die eine lautet: Alle Gesandten und alle Fremden sind getödtet; die andere spätere besagt: Mit Ausnahme des deutschen Vertreters sind die Gesandten und die Fremden in Peking noch am Leben und werden von der legitimen chinesischen Regierung zu schützen versucht. So bleibt denn nichts übrig, als mit Wahrscheinlichkeiten zu rechnen. Allein darüber kann man sich leider nicht täuschen, daß die allergrößte Wahrscheinlichkeit für den Untergang der Fremden in Peking spricht. Gäbe es noch eine Regierungsgewalt in Peking, die die Fremden zu schützen vermöchte, dann könnte es für sie nicht schwierig sein, zuverlässige Nachrichten an die Küste zu senden. Eine Centralgewalt, die über Truppen verfügt, um Aufrührerbanden von dem Aeußersten abzuhalten, verfügt auch über zuverlässige Boten. Allein sie bleiben aus.

So wird man denn annehmen müssen, daß es eine legitime Centralgewalt nicht mehr gibt, oder daß doch eine Centralgewalt nicht mehr vorhanden ist, die sich den Aufrührern entgegenzustellen bereit wäre, und daß dem entsprechend die Aufrührer allein oder die anarchische fremdenfeindliche Revolution und an ihrer Spitze die fremdenfeindliche kaiserlich chinesische Regierung die Gesandten und die Fremden hingemordet haben. Schon diese Voraussetzungen

würden alle Mächte gleichmäßig treffen und würden es keiner einzelnen Macht ferner gestatten, die eigene Stellung gegenüber China als ganz besonders geartet hinzustellen; auch für Rußland wäre das alsdann nicht mehr möglich.

Dazu kommt ein Zweites; und hier beginnt die volle Rea'ität.

Wie die fremdenfeindliche Bewegung sich auf das Yangtsekiang-Thal auszudehnen beginnt, so hat der Kampf auch bereits in den von Russen besetzten Theilen der Mandschurei begonnen, und russische Truppen und russische Transporte sind von Chinesen angegriffen worden. Diese Entwicklung war vorauszusehen. Eine starke Regierung, die die Bevölkerung fest in der Hand hält, mag den nationalen Leidenschaften einen deutlich abgegrenzten Weg vorzeichnen, auf dem sie vorwärts stürmen sollen; allein diese chinesischen, locker an einander gegliederten Ländermassen bieten nicht die Voraussetzung für die so schwierige Leitung verwilderter Volksleidenschaften auf Grund kühler diplomatischer Erwägungen. Brach der Fremdenhaß los, so sprach die Wahrscheinlichkeit dafür, daß er zwischen Russen einerseits und den übrigen Fremden andererseits nicht unterscheiden würde. Und heute kann man nicht mehr daran zweifeln, daß die chinesische Bewegung in der That keinen anderen Schlachtruf kennt, als den: Tod und Vernichtung allen Fremden ohne Ausnahme.

An eine legitime und zugleich loyale chinesische Regierung kann man nicht mehr glauben, und eine Unterscheidungslinie zwischen Boxern hier und der friedlichen chinesischen Bevölkerung nebst einer boxerfeindlichen chinesischen Armee dort läßt sich nicht mehr entdecken. Die rauhe Wahrheit ist, daß Japan, die Vereinigten Staaten und die europäischen Mächte sich dem chinesischen Reich gegenüber sehen, und daß die chinesische Bevölkerung, die Armee, die Regierungsbehörden in freiwilligem Fanatismus oder der Boxerbewegung zögernd oder auch widerwillig nachgebend, langsam über das ganze weite Reich hin den Vernichtungskampf gegen die Fremden beginnen.

Diese Entwicklung hat die internationale Lage zunächst sehr vereinfacht; sie schafft aber für die Zukunft nicht geringe Schwierigkeiten.

Die Vereinfachung liegt darin, daß, nachdem alle Staaten in dieselbe gefährdete Lage gebracht sind, auch die gemeinsame Gefahr in gemeinsamer Anstrengung beschworen werden muß. Nachdem die russischen Truppen in der Mandschurei ebenso bedroht sind wie die Engländer im Thal des Yangtsekiang und wie die vereinigten Truppen in Tientsin, wird die diplomatische Rivalität zunächst zurücktreten müssen, und jeder Schlag gegen chinesische Streitkräfte an irgend einem Punkt des Reiches wird überall als eine Erleichterung, jede Niederlage der gemeinsam herausgeforderten Mächte als ein Mißgeschick für alle zu betrachten sein. Rußland kann nicht ferner die Rolle des Protektors über das loyale kaiserliche China für sich in Anspruch nehmen, denn dieses loyale kaiserliche China läßt sich nicht mehr entdecken, und der bisherige Kampf russischer Truppen ist nicht mehr eine Polizeimaßregel in Unterstützung einer befreundeten Regierung gegen aufsässige Unterthanen, sondern er wächst sich aus zu einem Kampfe gegen das fremdenfeindliche Land der Mitte, das die Russen bedroht wie jede andere Nation.

Das ursprüngliche russische Programm wollte China konserviren wie es ist, um alle anderen Mächte von diesen Ländermassen fernzuhalten, die das Zarenreich zu irgend einer Zeit allein in Besitz zu nehmen gedachte. Dieses in Brand gerathene revolutionäre China, das sich auch gegen Rußland wendet, läßt sich aber nicht konserviren. Der Brand muß zunächst durch die gemeinsamen Anstrengungen aller erstickt werden; die Eifersucht wird daher vor der allgemeinen Gefahr zurücktreten, und das ist ein Gewinn; aber die Eifersucht wird, nachdem die dringendste Gefahr beschworen ist, um so heftiger hervorbrechen, je tiefer jede einzelne Macht sich in die chinesischen Wirren hat hinein ziehen lassen und je höher daher die Ansprüche auf Entschädigung, entsprechend den gebrachten Opfern, bei allen sein werden.

Nachdem das ursprüngliche engbegrenzte russische Programm: Ueberwältigung der Boxer und Schutz den bestehenden chinesischen Regierungsgewalten sich leider nicht mehr aufrechterhalten läßt, tritt an seine Stelle immer deutlicher ein zweites, zunächst uferlos erscheinendes Programm: Neu-Schaffung geordneter Zustände in China, dessen Bevölkerung sich gegen alle Fremden zu erheben droht.

Die schwierige Aufgabe der Mächte ist es, diesem Programm, gemäß der Entwicklung der Ereignisse, festere Formen zu geben, und eine Uebereinstimmung zu schaffen, die allen betheiligten Mächten das Zusammenwirken ermöglicht. Etwas erleichtert wird das Unternehmen dadurch, daß die Uneinigkeit für alle Mächte gleich gefährlich werden müßte, und daß in Rücksicht auf diese Kalamität jede einzelne Macht ihre besonderen Prätentionen wohl einigermaßen herabstimmen wird.

An der Einigkeit aller im Interesse der zivilisirten Welt mitzuwirken, bleibt Deutschlands Aufgabe; und es bleibt die Pflicht Deutschlands gegen sich selbst, unter keinen Umständen in die chinesischen Verhältnisse so sich verstricken zu lassen, daß wir gezwungen wären, für eine Gruppe der Mächte und gegen die andere bis zu den äußersten Konsequenzen Partei zu ergreifen. Da jedermann sich klar darüber ist, was bei ernsten Differenzen auf dem Spiele steht, so bleibt es wahrscheinlich, daß die Welt an diesem Abgrund glücklich vorüberkommt. Tritt aber im Verlaufe der Geschehnisse diese Wendung gleichwohl ein, zerbricht die Solidarität, dann kann es nicht Deutschlands Aufgabe sein, für das Austragen der gewaltigen Interessengegensätze fremder Staatengruppen die eigenen Kräfte herzuleihen; dann bleibt für Deutschland nur eine Aufgabe: Sich auf den engumgrenzten Kreis unserer ostasiatischen Interessen zurückzuziehen, und diese selbstständig und unabhängig nach allen Richtungen zu schützen. Auch eine solche Aufgabe läßt sich lösen.

P. Nathan.

Das Zollabkommen Deutschlands mit den Vereinigten Staaten.

Die nach langwierigen Verhandlungen getroffene zollpolitische Vereinbarung zwischen dem Deutschen Reiche und den Vereinigten Staaten hat von dem Augenblicke an, da sie in ihren Grundzügen bekannt geworden, eine sehr verschiedene Beurtheilung erfahren. Auf agrarischer Seite will man in dem Abschluß dieser Uebereinkunft nichts weniger als einen Erfolg, vielmehr eine halbe oder volle Niederlage der deutschen Diplomatie sehen. Von derselben Seite ist freilich seit zwei Jahren über das Verfahren der Vereinigten Staaten, welche in Folge ihrer Reziprozitätspolitik Deutschland für einzelne Artikel die anderen Staaten gewährten Zollermäßigungen versagten, während das Deutsche Reich ihnen die volle Meistbegünstigung in seinen Vertragstarifen unverändert weiter zu Theil werden ließ, derart Klage geführt worden, daß kein Zweifel darüber bestehen konnte, den Beschwerdeführern sei viel weniger an einem handelspolitischen Friedensschluß zwischen beiden Ländern, als an einem frischen, fröhlichen Zollkrieg mit den Vereinigten Staaten gelegen, in dem unter der Maske von Kampfzöllen recht ansehnliche neue Schutzzölle für landwirthschaftliche Erzeugnisse gegenüber Amerika eingeführt würden. Der agrarische Tadel über das neue Abkommen kann deshalb an sich nicht viel verschlagen. Es kann nicht ausbleiben, daß man auf antiagrarischer Seite darin vor Allem den Ausdruck einer gewissen Unzufriedenheit mit dem Verlauf der Dinge erblickt, der den agrarischen Erwartungen sogar nicht entsprochen hat, und daraus ex contrario folgert, daß die Sache doch gar nicht so uneben sein könne.

Es ist jedenfalls eine völlig haltlose Behauptung der agrarischen Presse, daß im freihändlerischen Lager eitel Jubel über das neue Abkommen herrsche. Die Anhänger einer friedlichen Handelsvertragspolitik haben durchweg ein ganz nüchternes Urtheil abgegeben; sie haben ausnahmslos anerkannt, daß die unmittelbaren praktischen Vortheile aus dem Abkommen für die deutsche Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten nur gering seien, aber zugleich hervorgehoben, daß die prinzipielle Bedeutung des Zustandekommens einer solchen Vereinbarung keineswegs gering anzuschlagen sei. Die nachfolgende Erörterung wird ergeben, daß damit in der That das Abkommen richtig charakterisirt ist.

Nach den Angaben, welche bisher über den Inhalt des Abkommens in die Oeffentlichkeit gelangt sind, bezieht sich dasselbe nur auf einen Theil derjenigen Mittel der Reziprozitätspolitik, welche durch die Dingley-Bill dem Präsidenten der Union zur Verfügung gestellt sind. Die Bekanntmachung des Präsidenten McKinley gewährt einer beschränkten Anzahl von Erzeugnissen deutschen Ursprungs die Ermäßigungen des allgemeinen amerikanischen Tarifs, welche bereits den gleichen Erzeugnissen Frankreichs, Italiens und Portugals zugestanden sind. Alle diese Erzeugnisse sind in Abschnitt III des Dingley-Tarifgesetzes einzeln aufgeführt und für jedes derselben auch das Maß der Herabsetzung, welche der Präsident selbständig zugestehen kann, genau festgesetzt

Der amerikanischen Reziprozitätspolitik sind aber in Abschnitt IV des Dingley-Gesetzes ganz andere Aussichten eröffnet. Darnach konnte der Präsident bis zum 24. Juli 1899, — allerdings nur vorbehaltlich der Genehmigung des Kongresses und der Ratifizirung durch den Senat — fremden Staaten auf einen Zeitraum von höchstens fünf Jahren Ermäßigungen auf alle zollpflichtigen Artikel bis zu 20 Prozent des Zollbetrages, ferner die Bindung der Zollfreiheit für zollfreie Artikel und endlich auch die Zollfreiheit für zollpflichtige Artikel gewähren, sofern dieselben Naturerzeugnisse des betreffenden Landes, nicht aber der Vereinigten Staaten sind. Auf Grund dieses Abschnittes IV ist am letzten Tage der für die Vollmacht des Präsidenten gesteckten Frist ein Handelsvertrag mit Frankreich zu Stande gekommen, welcher für die französischen Erzeugnisse bei ungefähr 130 Artikeln Ermäßigungen des Dingley-Tarifs um 5 bis 20 Prozent der allgemeinen Zollsätze zugestand, während Frankreich dafür den amerikanischen Erzeugnissen die Sätze seines Minimaltarifs, allerdings nur mit einer erheblichen Reihe von Ausnahmen, gewährte. Die Ratifikation dieses Vertrages ist bisher nicht erfolgt; die für dieselbe anfangs gesetzte Frist ist auch verstrichen, indessen in letzter Stunde noch auf ein Jahr verlängert worden. Die Entscheidung über das Inkrafttreten dieses Vertrages ist somit noch in der Schwebe geblieben. Die bisher veröffentlichten Mittheilungen über das neue deutsch-amerikanische Abkommen lassen nicht erkennen, ob dasselbe auch auf das mögliche endgültige Zustandekommen dieses Vertrages Bezug nimmt. Es bleibt darnach auch in der Schwebe, ob dieses Abkommen Deutschland auch die Zollermäßigungen des französisch-amerikanischen Vertrages sichert, falls derselbe demnächst in Kraft treten sollte, oder ob die Entscheidung hierüber weiteren Verhandlungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten vorbehalten ist.

Auch die Frage der Zuckerzölle scheint in dem Abkommen keine Regelung gefunden zu haben. Nach den Erklärungen des Staatssekretärs des Auswärtigen Amtes im Reichstage wird die Reichsregierung auch in dieser Frage die Gewährung der vollen Meistbegünstigung von den Vereinigten Staaten verlangt haben. Es handelt sich dabei um die amerikanischen Zuschlagszölle für solchen Zucker, der aus Ländern stammt, die in irgend einer Form ihrem Zucker eine Ausfuhrprämie zahlen. Mit ihrem Protest gegen die ungleichmäßige Berechnung des Zuschlags im Vergleich zu anderen Prämienländern hatte die Reichsregierung schon im vorigen Jahre einen theilweisen Erfolg errungen; gewisse Einzelheiten sollten weiteren Verhandlungen vorbehalten bleiben. Hierin scheint demnach ein für Deutschland annehmbarer Abschluß noch nicht erreicht zu sein.

Das neue deutsch-amerikanische Abkommen beschränkt sich mithin allem Anschein nach darauf, Deutschland betreffs derjenigen Zollermäßigungen, welche die Vereinigten Staaten bisher anderen Staaten thatsächlich zugestanden haben, die Behandlung auf dem Fuß der meistbegünstigten Nation zu gewährleisten.*) Das ist Angesichts der geringen Anzahl hierbei betheiligter Artikel sachlich nicht viel, aber doch grundsätzlich nicht zu unterschätzen. Es ist vielleicht kein Zufall, daß die Vereinigten Staaten gerade mit Frankreich zuerst den Versuch eines umfangreichen Tarifvertrages gemacht haben. Denn die Zollpolitik Frankreichs und die Zollpolitik der Vereinigten Staaten zeigen trotz der Verschiedenheit in der äußeren Gestaltung der Zolltarife doch unleugbar eine innere Verwandtschaft. Frankreich hat im Jahre 1892 einen Minimal- und Maximaltarif eingeführt mit dem Bestreben, die Sätze des niedrigeren Tarifs nur solchen Staaten zu gewähren, mit denen es in irgend einer Form zum Abschluß eines Handelsvertrages gelangte. Der Dingley-Tarif der Vereinigten Staaten vom Jahre 1897 ist zwar an sich ein Generaltarif, d. h. ein Tarif, dessen Sätze für die Erzeugnisse aller Länder Geltung haben. Indem das Gesetz aber vorgesehen, daß unter gewissen Bedingungen, d. h. gegen angemessene Konzessionen, anderen Staaten Zollermäßigungen von beschränkter Höhe oder Zollfreiheit für ihre Erzeugnisse zugestanden werden könnten, hat es zugleich eine Art von Minimaltarif geschaffen, dessen Sätze zwar von dem Abschluß von Verträgen abhängig, in ihrem Minimalbetrage aber doch gesetzlich festgelegt sind. Frankreich hat sein System eingeführt, als es vor acht Jahren eine durchgehende, beträchtliche Erhöhung der Sätze seines Tarifs vornahm; ebenso haben die Vereinigten Staaten zu dem Reziprozitätssystem gegriffen, als sie vor drei Jahren einen neuen Tarif schufen, dessen Sätze im Durchschnitt noch über den berüchtigten McKinley-Tarif hinausgehen. **Für Frankreich wie für die Vereinigten Staaten war der leitende Gedanke, ein starres Schutzzollsystem gegen die Einfuhr mit der Erlangung günstiger Handelsverträge für die eigene Ausfuhr zu verbinden.** Wohl mögen noch andere Gesichtspunkte mitgesprochen haben. In Frankreich hat man die Meistbegünstigungsklausel des Frankfurter Friedens als eine Last empfunden, die auf alle handelspolitischen Entscheidungen drückte, und ist dadurch immer vertragsfeindlicher geworden; in den Vereinigten Staaten verfolgte man den Gedanken, sich durch das neue Zollsystem die mittel- und südamerikanischen Staaten politisch näher zu verbinden. Aber das Bestreben, zu gleicher Zeit sich schroffer als vorher gegen das Ausland abzuschließen und doch den eigenen Erzeugnissen erleichterten Absatz im Auslande zu verschaffen, ist in der Zollgesetzgebung beider Länder maßgebend gewesen.

Man hat hüben und drüben einen handelspolitischen Trik machen wollen, durch den man das Unvereinbare vereinte. Einen Erfolg hat man damit unzweifelhaft erzielt, aber einen Erfolg, den man gar nicht beabsichtigte und sich auch gar nicht wünschte: man hat mit der angeblichen handelspolitischen Superklugheit in anderen Ländern Schule gemacht. In Deutschland haben die agrarischen Kreise vornehmlich Wohlgefallen an dem System des Minimal- und Maximaltarifs gefunden. Mit einem solchen System vermögen die Herren Agrarier sich vor Allem im Minimaltarif ein unantastbares Maß des Hochschutzzolles für ihre Erzeugnisse zu sichern, wie sie sich es nur wünschen können, gleichzeitig mit dem Maximaltarif aber die Absicht affichiren — das Fremdwort paßt hier für die Nachäfferei des Fremden —, auf den Abschluß günstiger Handelsverträge hinzuarbeiten. Das Reziprozitätssystem der Vereinigten Staaten hat in neuester

*) Die Ermäßigung der Zölle auf Schaumweine, welche die Vereinigten Staaten Portugal zugestanden, ist im Abkommen mit Deutschland nicht enthalten. Dies ist indessen ohne jede Bedeutung, da nach dem „Reichsanzeiger“ auch Frankreich und Italien diese Ermäßigung nicht erhalten, sogar nicht verlangt haben.

Zeit namentlich in den Kreisen der Industrieschutzzöllner Beifall erlangt. Dem System der Meistbegünstigungsverträge macht man zum Vorwurf, daß dabei nicht genau abgewogen werden könne, ob das, was der andere Staat Deutschland gewähre, auch im richtigen Verhältniß stehe zu dem, was ihm Deutschland gewähre; man mache Zugeständnisse gewissermaßen im Ramsch, während man bei dem amerikanischen System gegenseitige und gleichwerthige Zugeständnisse von jedem einzelnen Staate erlangen könne.

Es ist hier nicht die Stelle, den Werth beider Systeme theoretisch zu erörtern, es genügt aber für ihre richtige Werthschätzung auch, zu untersuchen, wie sie sich praktisch bewährt haben. Unzweifelhaft hat das französische Doppeltarifsystem wie der amerikanische Dingley-Tarif einen der beiden angestrebten Zwecke erreicht: eine Erschwerung der Einfuhr. Aber hierfür bedurfte es eines ausgeklügelten neuen Systems gar nicht, das hätte man mit einem hohen Schutzzolltarif allein ebenso gut erreichen können. Dagegen haben beide Systeme das andere angestrebte Ziel völlig verfehlt: sie haben wesentliche Erleichterungen der Ausfuhr und sichere zollpolitische Grundlagen für den Absatz im Auslande nicht gebracht. Frankreich ist bei dem Versuch, seinen Minimaltarif anderen Staaten nur gegen besondere, gleichwerthige Zugeständnisse zu gewähren, zunächst in eine Reihe von Zollkriegen verwickelt worden, welche seiner Ausfuhr empfindlichen Schaden zugefügt haben. Es hat schließlich in allen Streitfällen nachgeben müssen, es hat selbst, weil der Minimaltarif vertragsmäßig nicht geändert werden konnte, wichtige Sätze desselben durch einen Akt autonomer Gesetzgebung ermäßigen müssen, um nur wieder zu einem handelspolitischen Friedensschluß zu kommen. Sein Streben, durch diese Nachgiebigkeit besonders werthvolle Zugeständnisse für Hauptartikel seiner Ausfuhr zu erlangen, hat einen völligen Mißerfolg gehabt. Man kann nicht behaupten, daß die Reziprozitätspolitik der Vereinigten Staaten auf handelspolitischem Gebiete sonderlich besser gefahren sei. Die Verträge mit Argentinien und einigen britischen Kolonien tragen einen wesentlich politischen Charakter. Von Portugal hat die Union für einige Hauptartikel die Meistbegünstigung erlangt und mit Italien ist sie auch nicht weiter gekommen. Mit Frankreich ist zwar ein umfangreicher Tarifvertrag vereinbart worden, aber Frankreich hat darin den Vereinigten Staaten nichts weiter als eine beschränkte Meistbegünstigung zugestanden, denn es gewährt den amerikanischen Erzeugnissen die Sätze seines Minimaltarifs nur unter ausdrücklicher Ausnahme einer Reihe wichtiger Zölle, es hat jedoch nicht einen Satz dieses Minimaltarifs ermäßigt oder auch nur vertragsmäßig gebunden. Und das endgültige Zustandekommen dieses Vertrages ist ernstlich gefährdet, weil in Amerika selbst die Schutzzöllner gar nichts von dem Vertrage wissen wollen. Rechnet man hierzu das neue Abkommen mit Deutschland, so hat man ein handelspolitisches Fazit des Reziprozitätssystems, das wahrlich des Rühmens nicht werth ist.

Man vergleiche hiermit, was andere Staaten durch Tarifverträge mit der Meistbegünstigungsklausel erreicht haben. Im Anfange der sechziger Jahre haben Frankreich und der Deutsche Zollverein durch ein System solcher Verträge dem eigenen Wirthschaftsleben die Bahn zu einer erfolgreichen Theilnahme am Welthandel erschlossen. Im Jahre 1882 hat Frankreich durch ein gleiches System der Ende der siebziger Jahre in Europa aufgekommenen schutzzöllnerischen Reaktion wenigstens gewisse Grenzen gesteckt. Zehn Jahre später hat das Deutsche Reich, indem es die von Frankreich aufgegebene handelspolitische Führung übernahm, mit dem gleichen System die ersten Milderungen der europäischen Schutzzolltarife erreicht, ja selbst das bis dahin an seiner Zollautonomie schroff festhaltende Rußland in das System der Tarifverträge hineingezogen. Man braucht nur die wenigen, unbedeutenden Zugeständnisse, welche Frankreich in einem Vertrage mit dem ihm doch politisch eng befreundeten Rußland erzielt hat, zu vergleichen mit der stattlichen Reihe ansehnlicher Zollermäßigungen und Zollbindungen, welche Deutschland in seinem Vertrage mit dem östlichen Nachbarn durchgesetzt hat, um den verschiedenen handelspolitischen Werth der beiden Systeme richtig zu erkennen.

Alle diese Ergebnisse können nicht überraschen, weil sie aus dem Grundgedanken der Systeme mit Nothwendigkeit hervorgehen. Das Doppeltarifsystem Frankreichs und das Reziprozitätssystem der Vereinigten Staaten stellen grundsätzlich die Abschließung des eigenen Marktes über die Erschließung fremder Märkte. Sie legen zugleich durch Gesetz die Grenzen fest, bis zu welchen bei Vertragsverhandlungen überhaupt gegangen werden darf, und stellen ebenfalls gesetzlich die Grundzüge für die Gegenkonzessionen auf, welche als gleichwerthig anzusehen sind. Die Politik der Vertragstarife mit der Meistbegünstigungsklausel ist umgekehrt diktirt von dem Streben, auf Grund gegenseitiger Zugeständnisse, die Betheiligung des eigenen Landes am internationalen Verkehr in jeder Richtung zu fördern; sie gibt der Meistbegünstigungsklausel durch die Vertragstarife einen werthvollen Inhalt und ist mit diesem Angebot allen durch gesetzliche Bestimmungen gefesselten Konkurrenten überlegen. Als nach mehrjährigem, unglücklichem Zollkriege Frankreich der Schweiz, die an dem System der Tarifverträge festgehalten hatte, wichtige Zugeständnisse in seinem Minimaltarif machen mußte, siegte die Meistbegünstigungsklausel über den Minimal- und Maximaltarif. Man darf sagen, daß, bei dem deutsch-amerikanischen Abkommen, wenn auch in bescheideneren Verhältnissen, die Meistbegünstigungsklausel über das Reziprozitätssystem gesiegt hat. Und dieser Erfolg berechtigt zu der Hoffnung, daß, wenn — was allerdings sehr unwahrscheinlich ist — der französisch-amerikanische Vertrag doch wirklich in Kraft treten sollte, das Deutsche Reich auch die Vergünstigungen dieses Vertrages für seine Erzeugnisse auf Grund seines Vertragstarifs erlangen wird.

Deutschland steht, wie 1892 Frankreich und 1897 die Vereinigten Staaten, vor der Aufstellung eines neuen autonomen Zolltarifs. Es steht damit, wie jene Länder, auch an einem Scheidewege, an welchem es sich für ein handelspolitisches System zu entscheiden hat. Der Reichsregierung fehlt es nicht an Berathern, welche sie auf die Wege Frankreichs oder Amerikas drängen wollen. Durch den Abschluß des neuen Abkommens mit der Union hat sie bewiesen, daß sie die Aufgabe, welche ihr durch Caprivi's Handelspolitik überkommen ist, innerhalb der Dauer der Verträge zu erfüllen bestrebt ist. Möge es ihr nicht an Einsicht und nicht an Festigkeit fehlen, um die Aufgaben der künftigen deutschen Handelspolitik in gleichem Geiste zu lösen.

M. Broemel.

Eine Verfassungsgeschichte des neuen Deutschland.

Die Zeit ist längst vorüber, in der man die Erzählung der „Haupt- und Staatsaktionen" als die bedeutsamste Aufgabe der Historiographie betrachtete. Immer mehr tritt in der Gegenwart die Darstellung des Bleibenden, des weithin Wirksamen, der zusammenhängenden Entwicklung, der allgemeinen Zustände anstatt der Schilderung der Einzelvorgänge, der diplomatischen Verhandlungen, der Kämpfe und biographischen Momente in den Vordergrund. Freilich, ein besonnener und sorgsam abwägender Historiker wird den Einfluß großer Individuen und wichtiger Ereignisse auf den Gang der nationalen, ja der Weltentwicklung nicht in Abrede stellen, und er wird sie, diesem Einflusse entsprechend, beachten und erörtern. Er wird nie vergessen, daß ein Alexander und Cäsar, ein Luther und Calvin, ein Newton,

ein Friedrich der Große auf das Leben der Kulturvölker für Jahrhunderte bestimmend gewirkt haben. Schlachten, wie die bei Salamis, Cannä, Poitiers, bei Leipzig, Königgrätz, Sedan, wiesen die Bahnen, in denen die Staatenwelt sich auf eine lange Zukunft hin zu bewegen hat. Aber auch die Wichtigkeit solcher Männer und solcher Ereignisse ist keine selbständige, auf sich beruhende, sondern sie hängt von dem großen Zusammenhange der Welthistorie, von dem Einflusse ab, den jene auf die Evolution der für die Gesammtmenschheit bedeutenden Nationen geübt haben. Von künstlerischem und litterarischem Gesichtspunkte aus kann und soll man auch fernerhin aus der Geschichte eine Art historischer Bildergallerie zusammenstellen; aber als Wissenschaft soll die Geschichte vor allem zur Darstellung der im Laufe der Zeiten sich vollziehenden Entwicklung der Menschheit werden.

Dem gemäß bildet die Verfassungsgeschichte den wichtigsten Theil der politischen Geschichte überhaupt. In ihr spricht sich das Wesen, der Charakter, der Grad der politischen Reife eines Volkes am schärfsten und deutlichsten aus. Diplomatische Beziehungen, Erfolge oder Mißerfolge, die Siege oder Niederlagen auf dem Schlachtfelde, ja selbst materielle Fort- oder Rückschritte hängen zum großen Theile von unkontrollirbaren Umständen, von der unmittelbaren Einwirkung des Auslandes, von den leitenden Persönlichkeiten und den geographischen Bedingungen ab. Allein die Gestaltung der Verfassung eines Staates oder Staatenbundes steht im innigsten Zusammenhange mit der Denkweise und Anschauung des betreffenden Volkes, sowie mit der Höhe seiner Thatkraft, seines Opfermuthes und seines Gefühles für sittliche Würde. Daß die angelsächsischen Völker ihre parlamentarische Freiheit in gleichmäßiger Festigkeit und Beharrlichkeit allmählich ausgebaut haben, während die Romanen sich unaufhörlich in wilden Schwankungen zwischen Despotie und schrankenlosem Radikalismus bewegen, daß die ersteren es mit der allseitigen praktischen Durchführung der Freiheit ernst nehmen, die zweiten sich mehr mit deren Namen und äußeren Formen begnügen, — das liegt in ihrer aller tiefsten Natur begründet.

Die Verfassungsgeschichte einer Nation soll also auf das Reinste deren politische Charaktereigenschaften wiederspiegeln. Aber eben deshalb kann sie kaum für die Gegenwart oder jüngste Vergangenheit geschrieben werden. Aus doppeltem Grunde. Wie kein Mensch sich selbst richtig verstehen und beurtheilen kann, ebenso wenig vermag dies eine Generation: von den Leidenschaften und Gegensätzen des Momentes erfüllt, ist sie außer Stande, über sich und die von ihr ausgehenden Bestrebungen eine angemessene und unabhängige Ansicht zu fassen. Andererseits ist jede Epoche einer Verfassungsgeschichte das Produkt der vorhergehenden und die Ursache der folgenden Entwicklungsstufe: nur aus beiden heraus ist sie zu beurtheilen. In wie weit bedeutet sie wirklich einen Fortschritt oder eine Rückbildung gegenüber der Vergangenheit, und entsprießt aus ihr Gutes oder Nachtheiliges? Diese zwiefache Frage kann nur die Zukunft, nicht die Gegenwart beantworten. Materialien dagegen zur Verfassungsgeschichte darf und soll die Gegenwart liefern. Denn viele Einzelvorgänge, ursächliche Zusammenhänge und feinere Farbenabtönungen sind nur den Mitlebenden, nicht aber den Nachgeborenen bekannt. Nichts kann dem Porträtisten zum richtigen Verständniß einer von ihm darzustellenden Persönlichkeit dienlicher sein, als eine Reihe von Photographien aus deren verschiedenen Lebensaltern; indeß ein wirkliches Porträt wird die Photographie niemals ausmachen. Das ist auch die Rolle einer Schilderung von Vorgängen der Verfassungsgeschichte während der Gegenwart oder jüngsten Vergangenheit: eine Reihe von Momentbildern zu liefern, die später einer wirklich entsprechenden, wissenschaftlichen Darstellung als schätzenswerthes Material zu dienen haben.

Nur in diesem Sinne können wir das Buch von P. Kloeppel „Dreißig Jahre deutscher Verfassungsgeschichte, 1867—1897" gelten lassen, dessen erster Band, das Jahrzehnt von 1867—1877 umfassend, uns vorliegt.*) Als eine wahre und sachgemäße Geschichte wird es niemals erscheinen. Allein es wird der Nachwelt ein einseitiges, aber um so klareres Bild derjenigen Anschauungen oder Bestrebungen geben, die in dem Zeitalter Bismarck's die in Deutschland herrschenden und dessen thatsächliche Gestaltung bestimmenden waren.

Selbstverständlich steht im Vordergrunde die gewaltige Persönlichkeit des leitenden Staatsmanns. Nur auf diesen kommt es wirklich an — alle anderen verschwinden vor ihm. Diese Einzelerscheinung wird sofort zum allgemein gültigen Grundsatze erhoben. „Der Staatsmann, der in Wirklichkeit das Gemeinwohl und nur dieses im Auge hat, kann sich niemals einer Partei unterordnen, er kann sich ihr nur insoweit *zeitweilig* anschließen, als das von ihr angestrebte Sonderinteresse gleichzeitig in der Richtung des Gemeinwohls liegt." (S. 223). Daß Parteimänner, wie Disraeli, Cavour, Deak, Lincoln zugleich bedeutende Staatsmänner waren, vergißt der Verfasser völlig, weil, wenn er von dem Staatsmanne im Allgemeinen spricht, er eben nur an den einen — Bismarck — denkt. Es versteht sich ebenso, daß eine Partei jederzeit „ihre Interessen und Meinungen seiner staatsmännischen Einsicht unterordnet." (S. 255.) Nur ist schlechterdings unersichtlich, weshalb es dann Parteien noch geben soll. Der Herrscher stellt den leitenden Staatsmann, und dem ordnet sich ein jeder unter. Der nackte Absolutismus! Aber selbst im absoluten Staate ist nie die ungeheuerliche Forderung erhoben worden, die hier Kloeppel in einer „Verfassungsgeschichte" stellt, daß der Unterthan nicht allein thatsächlich zu gehorchen, sondern auch seine Meinungen zu wechseln habe, wann und wie die Regierung es wolle — gestern freihändlerisch, heute schutzzöllnerisch, gestern liberal, heute agrarisch-konservativ, gestern gegen, heute für den Vatikan. Mit Verwunderung werden spätere Forscher aus diesem Buche, dem würdigen Codex einer gewissen Richtung damaliger nationalliberaler Politiker, ersehen, bis zu welchem Grade der Gesinnungslosigkeit und des Verzichtes auf Selbstachtung der extreme Bismarck-Kultus geführt hat.

Denn Bismarck hat immer und in allem Recht gehabt. Er hat Recht gehabt gegen das Ausland, z. B. gegen Oesterreich, das scharf getadelt wird, weil es nicht wie selbstverständlich alle Vortheile aus dem gemeinsamen Kriege gegen Dänemark an Preußen überließ (S. 73); er hat Recht gehabt gegenüber den Parlamenten, wie z. B. die Abänderungen des ersten Reichstages an der Verfassung des Norddeutschen Bundes nur insoweit Verbesserungen sind, wie Graf Bismarck sie billigte. (S. 145 f.) Liberale wie Konservative sind verdammenswerth, wenn sie wagen, anderer Ansicht zu sein, als Bismarck.

Aber am schlimmsten kommt doch der Liberalismus fort, der sich beharrlicher als die Konservativen geweigert hat, den sacrifizio dell' intelletto vor dem genialen Kanzler zu vollziehen. Herr Kloeppel bittet demüthig für seine Sünde um Verzeihung, selber einst liberaler Politiker gewesen zu sein, und für die politischen Thorheiten, die er als solcher begangen habe (S. VI f.).

Von irgend welchem Idealismus kann nicht die Rede sein. Der moderne Staat ist eine „Erwerbsgesellschaft", ohne Moral, zügellos, unbedenklich, nur auf Förderung materieller Interessen bedacht. Das liberale Bürgerthum ist der verruchte Träger dieser Bestrebungen (S. 223 ff.). Die Konservativen, die Erhalter längst überkommener fester Einrichtungen, sind viel staatsmännischer und bringen weit mehr bedeutende Politiker hervor, als das liberale Bürgerthum. Wo finden wir einen Bürgerlichen, der in dieser Beziehung mit Stein, Bismarck, ja nur Hardenberg verglichen werden könnte? Daß solches in Deutschland unmöglich ist, weil man hier nur Adlige zu leitenden Stellungen zuläßt, das verschweigt der Verfasser wieder getreulich; ebenso, daß in anderen, vorurtheilsfreieren Ländern Staats-

*) Leipzig. Veit u. Comp. 1900.

männer, wie Washington, Franklin, Burke, Peel, Disraeli, Gladstone, Thiers und so viele andere, aus den Reihen des Bürgerthums erstanden sind? Sollte diese Thatsache Herrn Kloeppel in seinem frischen Eifer für das reaktionäre Junkerthum wirklich entgangen sein, ebenso wie die weitere, daß der Adel während der „grundherrlichen Gesellschaftsordnung" das Bürger- und zumal das Bauernthum unerbittlich, mit grausamer Selbstsucht unterdrückt, ausgebeutet und ausgepreßt hat? Daß er auch jetzt in seiner Erwerbssucht bereit ist, die am reichsten strömenden Quellen des nationalen Wohlstandes abzudämmen, um selber mühelosen Reichthum einzuernten?

Während für unseren Verfasser die konservative Partei die wahre Reformpartei ist (S. 225) — sie hat das bekanntlich in Preußen stets auf das Glänzendste bewiesen — steckt das Bürgerthum voll blinder Gier nach Klassenherrschaft und räumt dem Großkapital die unbedingte Regierung in der fadenscheinigen Hülle demokratischer Institutionen ein (S. 298 f.). Herr Kloeppel exemplifizirt besonders auf Frankreich. Ist es da auch das Großkapital, das den Sozialisten Millerand auf den Ministersessel erhoben hat?

Am schlimmsten aber innerhalb der ganzen Welt ist das Bürgerthum Deutschlands. Diese klägliche „Erwerbsgesellschaft" ist „bildungsscheu", hat noch nicht einmal einen tüchtigen Nationalökonomen hervorgebracht (S. 230) — wobei u. a. Ludwig Bamberger kühl ignorirt wird. Sie läßt sich die ärgsten Schändlichkeiten zu Schulden kommen; sie weiß „sich in der schamlosesten Weise durch Freund- und Gevatterschaften in souveränen Bürgerkommissionen einer gerechten Veranlagung der in Preußen bestehenden Einkommensteuer zu entziehen" (S. 327); sie erdrückt nahezu den armen Mann durch Grundrente, Kapitalzins und Unternehmergewinne, durch Nahrungs-, Wohnungs- und Geldwucher" (S. 328; vgl. S. 345). Solche Vorwürfe wagt der Verfasser ohne jeden Schatten eines Beweises gegen das fleißige, ehrenhafte, patriotische und wohlthätige deutsche Bürgerthum zu schleudern, während er derartige Dinge, wenn sie bei dem Grundadel vorkommen, ganz natürlich findet. Selbst die Unentgeltlichkeit der Volksschule muß als Beweis für die Habgier der „Erwerbsgenossen" dienen. Möchte der Ausdruck „schamlos" nicht auf solche ehrenrührige Verunglimpfung von Millionen redlich sich abmühender, gewissenhafter Männer anwendbar sein?

Die Zwangsinnungen, dieser Hohn auf die moderne Gewerbeentwicklung, können angeblich nur vom Standpunkte des nackten Unternehmerinteresses bekämpft werden (S. 350). Die Organisation der Arbeiter in Gewerkvereinen und die Freigebung der Arbeiterkoalitionen aber, die doch das liberale Bürgerthum durchaus im Gegensatze zu einseitigen Unternehmerinteressen durchgesetzt hat, werden nicht etwa aus diesem Gesichtspunkte gelobt, wie die Logik es von dem Verfasser forderte, sondern als Ursachen innern Krieges scharf getadelt (S. 349). Herr Kloeppel läßt sich lieber eine grausame Inkonsequenz zu Schulden kommen, als nur irgend eine That des Bürgerthums anzuerkennen. Freilich, die alten Innungen, die Gesellen und Lehrlinge rücksichtslos niederhielten, sind für ihn noch nachzuahmende Muster.

Die vorbildliche Wirkung Bismarck'scher Methode machte sich arg in der unbedenklichen Verunglimpfung der Gegner geltend. Das haben wir schon oben in Betreff des verhaßten liberalen Bürgerthums gesehen. Aber es kommt noch schlimmer. Die Freisinnigen, die während des Frühjahrs 1867 in vielleicht allzu schroffer, aber jedenfalls ehrlicher Ueberzeugungstreue im preußischen Abgeordnetenhause gegen die Verfassung des Norddeutschen Bundes stimmten, werden geradezu beschuldigt, sie hätten sich, bei Gelegenheit des Luxemburger Streites, an das Ausland gegen den eigenen Staat „anlehnen" wollen (S. 148) — also des Landes- und Hochverraths. Auch 1869 soll, acht Monate vor dem großen Kriege, wie besonders hervorgehoben wird (S. 268), „die Linke in Preußen wie in Sachsen auf eine von der französischen Demokratie ausgegangenen Losung vorgegangen sein". Der einfache Leser soll demnach den Eindruck gewinnen, daß diese böse Linke es auf die Entwaffnung und den Untergang des Vaterlandes abgesehen habe. Welch' Glück, daß der Kanzler stets auf dem Posten gewesen, um der „Erwerbsgesellschaft" das verrätherische Handwerk zu legen!

So schaut eine deutsche Verfassungsgeschichte nach dem Muster der Partei „Bismarck sans phrase" aus. So wird das deutsche Bürgerthum, dem alle konstitutionellen Errungenschaften, ja die ganze Einheitsbewegung in Deutschland zu danken sind, von seinem eigenen, durch Machtschwindel und Heldenvergötterung verblendeten Angehörigen beschimpft, erniedrigt, gespalten. Und das alles in Treitschke-schen Vollblutphrasen, die den gänzlichen Mangel an Beweisen und die völlige Verkennung des wahren Zusammenhangs durch apodiktischen Trommelwirbel und niederschmetternde Kraftausdrücke vortheilhaft verdecken.

Unbequeme Dinge verschweigt aber Herr Kloeppel: so Bismarcks maßgebende Theilnahme am Kulturkampfe, dessen allzu leidenschaftliche Führung der Verfasser mit Recht tadelt. Aber sein Held konnte nicht geirrt haben.

Wir sind neugierig, im Fortgange des Werkes zu erfahren, wie der Verfasser sich mit der Thatsache abfindet, daß die innere Politik des unfehlbaren Reichskanzlers zu den Ergebnissen geführt hat, die aller Welt vorliegen: Entfesselung der Standes- und Erwerbsinteressen zu schärfstem Gegensatze, Wiederaufleben des konfessionellen Fanatismus, fortschreitende Erfolge der Sozialdemokratie, ausschlaggebende Stellung der ultramontanen Partei. Diejenigen Gegner, die Bismarck im Innern des Reiches am schärfsten bekämpfte, hat gerade seine Kampfesweise zum Siege geführt. Und der einzige, der uns noch vor den äußersten Folgen dieser Mißstände, vor der Alleinherrschaft der Radikalen von der linken und von der rechten Seite bewahrt, ist der Monarch, der den Fürsten Bismarck verabschiedet hat. Das wird das Epitaph auf die Verfassungsgeschichte Deutschlands in den letzten dreißig Jahren und der Ausdruck der politischen Entmündigung des deutschen Volkes sein, die sich in dieser Epoche unter Bismarcks Leitung vollzogen hat.

M. Philippson.

Die Börsenkrisis in Rußland und die Rolle der russischen Banken.

Im Laufe der letzten zehn bis elf Monate sind an der Petersburger Börse und im geschäftlichen Leben des russischen Reiches Ereignisse eingetreten, welche mit Recht die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise fesseln. Zunächst hat sich ein ganz enormer Kursrückgang vollzogen, der in seinen Folgen und Wirkungen längst nicht mehr auf den engeren Kreis der Börseninteressenten beschränkt ist, sondern sich zu einem Phänomen von allgemein wirthschaftlicher Bedeutung ausgewachsen hat; sodann ist aber auch eine ganze Reihe von industriellen Gesellschaften und Firmen, namentlich von Gründungen der letzten Jahre entweder gänzlich zusammengebrochen oder doch in ernste Bedrängniß gerathen, so daß außerordentliche Mittel zur Aufrechterhaltung derselben nothwendig wurden.

Um die volle Tragweite der eingetretenen Verschlechterung zu ermessen, muß man sich vergegenwärtigen, daß dieselbe unmittelbar auf eine so glänzende Periode des wirthschaftlichen Aufschwungs gefolgt ist, wie sie in Rußland wohl noch nie und jedenfalls nicht in solcher Allgemeinheit zu verzeichnen gewesen ist. Gleichzeitig und Hand in Hand mit diesem allgemeinen wirthschaftlichen Aufschwung

bildete sich allerdings auch ein Gründerthum aus, wie es ebenfalls in solchem Umfang in Rußland noch unbekannt war. Das was jetzt eingetreten ist, bedeutet aber mehr als blos den natürlichen Rückschlag gegen die Auswüchse dieses Gründerthums.

Die Thatsachen, um die es sich im Einzelnen handelt, sind in der Tagespresse bereits so vielfach besprochen worden, daß ein ausführlicheres Eingehen auf dieselben wohl überflüssig erscheint. Nur einige wenige Zahlenangaben mögen den Umfang der eingetretenen Verschlechterung illustriren. Ich gebe zunächst einen Ueberblick über die Kurse der typischen, sichersten Anlagepapiere je am Ultimo der letzten sechs Jahre (in Prozenten).

	1894	1895	1896	1897
4% Staatsrente	95 1/4	97 7/8	99 1/8	100 1/8
3 1/2 % Pfandbr. der Adelsbank	—	—	—	—
4 1/2 % Oblig. der Petersburg. Städt. Kredit-Gesellschaft .	—	96 1/2	98 1/4	99
4 1/2 % Pfandbr. der Bessarab. Taur. Agrarbank	—	96	94 3/4	99.

	1898	1899	Juni 1900
4% Staatsrente	101	99 1/2	98
3 1/2 % Pfandbr. der Adelsbank	95 1/2	92 1/4	90 1/4
4 1/2 % Oblig. der Petersburg. Städt. Kredit-Gesellschaft .	100 1/4	97 3/8	92
4 1/2 % Pfandbr. der Bessarab. Taur. Agrarbank	100	96	89 1/2.

Auf dem Markt der Dividendenwerthe sind natürlich die Verheerungen viel schlimmer. Hier ist in der That eine ganz beispiellose Entwerthung eingetreten, die sich ohne Unterschied sowohl auf die nach ihrem inneren Werth schwer zu beurtheilenden Neuschöpfungen der letzten Jahre, als auch auf die erprobten Papiere aus früherer Zeit erstreckt. Eine zahlenmäßige Schilderung des allmählichen Entwerthungsprozesses würde natürlich zu weit führen, und so mögen daher nur einige der eklatantesten Beispiele herausgegriffen werden. (Kurse vom 31. Dezember in Rubel pro Stück.)

	1894	1895	1896	1897
Petersb. Diskontobank . . .	646	772	737	672
Petersb. Internationale Bank	659	658	648	589
Brjansker Eisenwerke . . .	382	452	506	433
Eisenwerk Sormowo	195	243	209 1/2	175 1/2
Alexandrowski Stahlgußfabrik	330	265	295	284
Donetz-Jurjew Hüttenwerk .	—	350	350	350
Russ. Goldindustrie-Gesellschaft	—	375	289	207

	1898	1899	Juni 1900
Petersb. Diskontobank . . .	749	675	470
Petersb. Internationale Bank	590	441	337
Brjansker Eisenwerke . . .	480	465	300
Eisenwerk Sormowo	187	99	60
Alexandrowski Stahlgußfabrik	375	164	90
Donetz-Jurjew Hüttenwerk .	550	475	298
Russ. Goldindustrie-Gesellschaft	134	73	50.

Die Reihe der Fallissements wurde im Spätsommer 1899 durch die großen Zusammenbrüche von P. P. v. Derwies und S. Mamontow, bei denen es sich um viele Millionen handelte, eröffnet, und seitdem ist eine ganze Reihe von industriellen Gesellschaften insolvent oder nothleidend geworden. Nur einige der wichtigsten seien hier angeführt, wie z. B. die Ostsibirischen Eisenwerke (Aktienkapital 4,5 Mill. Rbl.), die Glebow Montangesellschaft (3 Mill.), die Metallurgische Gesellschaft von Istje (3 Mill.), die Waggonfabriken „Phönix" (5 Mill.) und „Dwigatel" — (3,6 Mill.) u. s. w. Bei diesen Unternehmungen dürften die Aktionäre so ziemlich ihre ganzen Einzahlungen verloren haben. Andere Unternehmungen, wie z. B. die Wolga-Dampfschiffahrtsgesellschaft (1,95 Mill.), die Orient-Gesellschaft für Waarenlager (7,5 Mill.), die Russische Gesellschaft für Zufuhrbahnen (5 Mill.) u. s. w. sind vielleicht noch nicht ganz aussichtslos, doch in solcher Lage, daß sie nur durch ausgiebige Hilfe der Finanzverwaltung gehalten werden können, und sie werden jedenfalls ihren Aktionären noch auf Jahre hinaus schwere Opfer auferlegen.

Es ist natürlich, daß Erscheinungen, wie die vorstehend geschilderten, welche den materiellen Wohlstand weiter Bevölkerungskreise empfindlich berühren, zu zahlreichen Erörterungen über die Ursachen und die Maßnahmen zur Abhilfe Veranlassung geben, und so bildet denn auch die Börsen- und Geschäftslage seit Monaten ein unerschöpfliches Thema für die russische Tages- und Fachpresse. — Allein trotz der ausgiebigsten Erörterung sind bisher merkwürdiger Weise einige der wichtigsten Faktoren gänzlich außer Acht geblieben, ohne die eine hinreichende Erklärung der in Rede stehenden Erscheinung nicht möglich ist und auf die ich daher im Folgenden hinweisen möchte.

Die Untersuchungen der Presse über die Ursachen der gegenwärtigen Börsenlage laufen im wesentlichen auf eine schwere Verurtheilung des Verhaltens der großen russischen Aktienbanken hinaus. Eine endlos variirte Klage ist es, daß die russischen Banken es nicht verstanden haben, die aufstrebende Industrie zu unterstützen und zu fördern. Es wird mit Vorliebe auf die großen deutschen Effektenbanken und auf die hervorragenden Verdienste hingewiesen, welche diesen Instituten bei der Schaffung der heutigen Weltmachtstellung der deutschen Industrie zukommen. Die russischen Banken können keine solchen Verdienste aufweisen; sie haben sich auf Gründungsgeschäfte eingelassen, solange die Börsenkonjunktur günstig war; als aber ein Rückschlag kam, haben sie der Industrie den Kredit verweigert und dadurch die Krisis verschärft, wenn nicht gar erst in ihrer ernsten Gestalt hervorgerufen! — Es wird dann ferner noch besonders darauf hingewiesen, daß Mitglieder der Bank- und Finanzwelt sich sehr häufig an Industrieunternehmungen betheiligt haben, nicht aus Interesse an der Sache, sondern lediglich um in den Papieren derselben eine skrupellose Agiotage zu inszeniren und sich dann, wenn dieselben zu hohen Kursen ins Publikum gebracht waren, von den betreffenden Unternehmungen zurückzuziehen.

Diese Beschuldigungen treffen jedoch nicht das Richtige in seinem ganzen Umfange. Zunächst ist zu beachten, daß es sich nicht blos um eine Entwerthung der Industriepapiere handelt. Wie die obigen Zusammenstellungen zeigen, waren auch die festverzinslichen Werthe und darunter die besten und solidesten Staatspapiere einem starken Kursrückgang unterworfen. Das beweist, daß eine Unterströmung vorhanden ist, die von der Politik der Bankinstitute gänzlich unabhängig ist. Es würde zu weit führen, auf die Ursachen dieser Unterströmung hier einzugehen; zur theilweisen Erklärung sei nur auf das Mißverhältniß hingewiesen, welches in Rußland zwischen der jährlichen Zunahme der Sparkapitalien und der Menge der neu geschaffenen Werthe besteht. Jedenfalls ist eine allgemeine Versteifung des Kapitalmarktes eingetreten, welche die Banken allein weder fördern noch hemmen können und die wiederum in diejenigen Vorgänge verflochten ist, welche sich auf dem Markt der Spekulationspapiere vollzogen haben.

Aber selbst wenn man hiervon absehen wollte, so trifft die abfällige Beurtheilung der Geschäftsführung der Banken, wie sie sich in den Urtheilen der russischen Presse ausspricht, doch nicht den eigentlichen Kern der Sache. Der Fehler, der unzweifelhaft auf dem Gebiet des Bankwesens vorhanden ist, liegt tiefer, als angenommen wird. Nicht die Geschäftsführung, das Vorgehen der einzelnen Banken resp. ihrer Gesammtheit ist insbesondere zu verurtheilen, sondern die ganze Organisation des russischen Bankwesens überhaupt. Man muß nämlich beachten, daß die russischen Aktienbanken durchweg als reine Depositenbanken gegründet worden und gedacht sind. Sie sollen Depositen annehmen, sei es in laufender Rechnung, sei es auf feste Termine und Gelder gegen Unterpfand von Wechseln, Werthpapieren und Waaren wieder ausleihen. Das ist der Grundgedanke

ihrer Organisation, der in den Statuten der Banken überall streng durchgeführt ist. Als nun aber der große industrielle Aufschwung einsetzte, wurden auch die russischen Aktienbanken immer mehr auf das Gründungs- und Emissionsgeschäft hingewiesen, zu dem sie doch durch ihre Satzungen nicht berechtigt und nach ihrem damaligen Statut nicht fähig waren. Es ist nun eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß, während dem letzteren Mangel sehr erfolgreich durch fortgesetzte Steigerung des eigenen Kapitals abgeholfen wurde, keine einzige der russischen Banken daran gedacht hat, um eine entsprechende Abänderung ihres Statuts nachzusuchen. Es mag sein, daß ein derartiges Gesuch bei der in Regierungskreisen hervortretenden außerordentlichen Aengstlichkeit in Bezug auf Neuerungen im Bankwesen nicht genehmigt worden wäre; immerhin wird man aus dieser Unterlassung den russischen Bankverwaltungen einen gewissen Vorwurf machen müssen. — Während nun in den für die Geschäftsführung geltenden Bestimmungen alles beim Alten blieb, ließen sich Gründungs- und Emissionsgeschäfte aber doch nicht ganz von der Hand weisen, und so blieb nichts anders übrig, als dieselben so einzukleiden, daß sie nothdürftig in den Rahmen der statutarisch zulässigen Operationen hineinpaßten. — Dadurch hat das Emissionsgeschäft in Rußland ganz eigenthümliche Formen angenommen, die sicherlich nicht zum Vortheil der Sache dienen, und vor allen Dingen wurde dadurch der größte Fehler des russischen Börsengeschäfts begründet, — nämlich der **absolute Mangel an Oeffentlichkeit!** Merkwürdiger Weise ist dieser Punkt noch von keiner Seite beachtet worden, und doch erklären sich dadurch die Börsenereignisse der letzten zehn Monate zu einem sehr wesentlichen Theil. Man darf dreist behaupten, daß bei größerer Oeffentlichkeit das Unheil nimmermehr so weit um sich gegriffen hätte, schon weil das spekulationslustige Publikum sich dann nicht so sehr mit den zweifelhaften Werthen überladen hätte, wie es thatsächlich der Fall ist. In der That vollzieht sich aber das Gründungs- und Emissionsgeschäft in Rußland in einem für das Publikum undurchdringlichen Dunkel. Weder bei der Gründung einer Aktiengesellschaft, wenn es sich darum handelt, die Aktien derselben im Publikum unterzubringen, noch bei der Einführung eines Papiers in den Börsenverkehr wird irgend etwas einem Prospekt Aehnliches veröffentlicht, woraus sich das Publikum oder auch nur ein Sachkenner über den Werth und die Aussichten des ihm angebotenen Papieres unterrichten könnte. Wohl haben private Bankfirmen hin und wieder versucht, Subskriptionen auf Aktien neugegründeter Gesellschaften durch derartige Prospekte — die allerdings von kläglicher Unvollständigkeit waren — einzuleiten, allein da ihnen die großen Aktienbanken, denen statutarisch solche Geschäfte verwehrt sind, auf diesem Wege nicht folgen konnten, so blieb es bei einigen kümmerlichen, schnell wieder vergessenen Versuchen. So kommt es, daß sich die Gründungsgeschäfte auch heute noch lediglich in der bedenklichen Form von „Emissionen unter der Hand" abspielen, da dieses die einzige Form ist, die mit dem Statut vereinbar erscheint. Die russischen Banken sind nämlich berechtigt, Werthpapiere für eigene Rechnung zu erwerben, um „disponible Summen zeitweilig nutzbringend anzulegen"; daraufhin übernimmt dann die emittirende Bank zunächst selbst die Aktien der neuerrichteten Gesellschaft und beginnt sie im Kreise ihrer Klienten zu vertreiben. Da aber, wie schon die Fassung der bezüglichen statutarischen Bestimmung besagt, solche Anlagen nur als vorübergehende gedacht sind, so scheuen sich die Banken begreiflicher Weise dieses Konto allzu hoch zu belasten. Es werden daher sehr häufig die von der Bank übernommenen Aktien formell auf den Namen eines oder mehrerer der Bankdirektoren gebracht, so daß sie dann nicht mehr auf dem Konto der eigenen Werthpapiere, sondern unter den von der Bank beliehenen Effekten resp. auf dem Korrespondentenkonto figuriren. Dadurch wird natürlich die Dunkelheit, die über diesen Geschäften schwebt, noch größer. — Ist dann ein Jahr seit der Gründung verstrichen und der erste Geschäftsbericht veröffentlicht, d. h. in dem vom Publikum fast gar nicht gelesenen amtlichen Organ des Finanzministeriums abgedruckt, so wird die Einführung in den Börsenverkehr beantragt und wohl auch meistens gestattet. Die Einführung erfolgt häufig zu sehr hohen Kursen, aber regelmäßig ohne daß dem Publikum die Möglichkeit einer sachlichen Beurtheilung des Unternehmens geboten würde.

Unter solchen Umständen steht das spekulirende Publikum natürlich gänzlich unorientirt der großen Menge der in den letzten Jahren geschaffenen Industriewerthe gegenüber und läßt sich in seinen Käufen lediglich von den Rathschlägen seines Bankiers oder befreundeter Börsenmänner leiten oder aber kauft wahllos dasjenige, was zur Zeit gerade in Aufwärtsbewegung begriffen ist.

Diese Sachlage wird durch die Form des hiesigen Spekulationsgeschäfts noch bedeutend verschärft. Die russischen Effektenbörsen kennen bekanntlich ein Termingeschäft nicht. Für das Publikum ist die einzig zugängliche Form der Spekulation der Kassakauf unter gleichzeitiger Lombardirung der gekauften Effekten. Die auf diese Weise ertheilten Vorschüsse bilden die vielbesprochenen „on call"-Darlehen der russischen Banken, die bei den meisten von ihnen den bei weitem größten Theil ihres Aktivgeschäfts bilden. In der Regel wickelt sich das Geschäft in der Weise ab, daß der Klient seiner Bank den Auftrag zum Ankauf eines bestimmten Papiers gibt, und daß die Bank ihm gleichzeitig auf die gekauften Effekten einen Kredit bis zu einer bestimmten Höhe ihres Werthes (beispielsweise 60 Proz.) eröffnet, der zur theilweisen Deckung des Kaufpreises dient. Für den Rest desselben hat der Klient entweder in baar oder in anderen Werthpapieren Deckung zu leisten. Die Darlehen sind, wie schon der Name sagt, jederzeit kündbar und werden unter der Bedingung ertheilt, daß der Klient verpflichtet ist, unverzüglich Nachschuß zu leisten, sobald der Börsenwerth der beliehenen Effekten sinkt, widrigenfalls zum Zwangsverkauf derselben geschritten wird.

Die gefährlichen Seiten dieser Form der Spekulation liegen wohl auf der Hand, und es braucht auch nicht erst auseinandergesetzt zu werden, daß dieselbe gerade in Zeiten der Kapitalanspannung, wo also die Effektenkurse schon so wie so eine Neigung zum Sinken verrathen, eine doppelt schädliche Wirkung ausüben muß, indem gerade dann die Zwangsverkäufe sich häufen und dadurch das Angebot von Effekten künstlich gesteigert wird.

Nimmt man nun noch die geschäftliche Unerfahrenheit des Publikums hinzu, die in Rußland begreiflicher Weise wesentlich größer ist, als anderswo, sowie die durch die Jahre lang andauernde Aufwärtsbewegung in den weitesten Kreisen geweckte Gier nach mühelosem Erwerb, die für sachliche Erwägungen gänzlich unzugänglich macht, — so wird es klar, wieso und warum der Entwerthungsprozeß an der Börse einen solchen Umfang angenommen hat, daß man füglich bereits von einer öffentlichen Kalamität sprechen muß, und daß selbst die Finanzverwaltung gewisse Schutzmaßnahmen zu ergreifen für nöthig befunden hat.

Die von der russischen Presse an den Banken geübte Kritik erweist sich somit als nicht ganz berechtigt. Daß einzelne Mitglieder der Bank- und Finanzwelt ihre Stellungen mißbraucht und dadurch mancherlei Schädigung des Publikums veranlaßt haben, soll nicht geleugnet werden. Solche Erscheinungen sind wohl leider unvermeidlich. Im Allgemeinen aber kann man den Bankleitungen einen derartigen Vorwurf nicht machen. Nicht die Bankverwaltungen, die sich ja nur von dem begreiflichen Wunsch leiten ließen, möglichst gute Geschäfte zu machen, tragen die Schuld an der gegenwärtigen Börsenmisère, sondern das ganze System, die Organisation des russischen Bankwesens überhaupt, welche den Verwaltungen der Banken die Möglichkeit nimmt, sich offen in der Weise auszubilden, wie es die veränderten Wirthschaftsverhältnisse erfordern, und den Kreis ihrer Geschäfte entsprechend zu erweitern. Auch hier kann man wieder die schädlichen Wirkungen beobachten, die sich stets ergeben müssen, wenn veraltete Organisationsformen künstlich aufrecht erhalte

werden, während das Wirthschaftsleben selbst bereits eine ganz andere Gestalt angenommen hat. Will man daher solchen Erscheinungen, wie sie sich in den letzten Monaten an den russischen und insbesondere an der Petersburger Börse vollzogen haben, gründlich vorbeugen, so wird es nicht genügen, daß man die Börse hin und wieder „stützt“, auch nicht, daß man ihre Usancen ändert oder sie unter strengere Staatsaufsicht stellt, sondern es ist unbedingt erforderlich, daß man auch den privaten Banken eine wesentlich größere Bewegungsfreiheit einräumt, als sie die jetzt geltenden veralteten Statuten gewähren, daß man ihnen, mit einem Wort, die Möglichkeit gibt, sich zu ähnlichen Instituten auszuwachsen, wie die in ihrer nutzbringenden Thätigkeit auch hier rückhaltlos anerkannten großen deutschen Effektenbanken.

Petersburg.

Theodor Buck.

Amerikanischer Erwerbs- und Gemeinsinn.

Im Ganzen werden die Amerikaner für eifrige „Anbeter des allmächtigen Dollar“ gehalten, und es wäre leicht, diese Beschuldigung durch Thatsachen zu begründen. In einem neuen, ausgedehnten und von tüchtigen und thatkräftigen Menschen bewohnten Lande, dessen fruchtbarer Boden und geographische Lage zur Entwicklung der Landwirthschaft, des Gewerbefleißes und der Handelsbetriebsamkeit äußerst günstige Gelegenheiten bieten, ist es ganz natürlich und sogar unvermeidlich, daß der Erwerbssinn sich in sämmtlichen Zweigen der Industrie bemerklich macht und das Leben des Volkes im Allgemeinen beherrscht. Unter den gegebenen Verhältnissen trägt diese auf Gewinn zielende Thätigkeit selbst zum Fortschritt der Kultur auf das Förderlichste bei; denn das materielle Gedeihen eines Landes, die Entdeckung und Ausbeutung seiner Hilfsquellen und der daraus hervorgehende äußere Wohlstand der Bewohner bereiten den realen Boden, auf dem die höhere Geistesbildung wurzelt, üppig wächst und gute Früchte trägt. Die neulich aufgestellte Behauptung, daß man in den Vereinigten Staaten „auch bei längerem Aufenthalt noch keiner geistigen Unterströmung, keiner auf das Ideale gerichteten Sehnsucht gewahr wird“, beweist dagegen, daß der Beobachter Land und Leute nur oberflächlich kennt und seine Aufmerksamkeit ausschließlich auf Erscheinungen gerichtet hat, die am ehesten und am stärksten in die Augen fallen.

Obwohl das Streben nach Geld uns bei den Massen der Amerikaner besonders vor Augen tritt und ihre Zeit und Kräfte sehr stark in Anspruch nimmt, sind sie in der Regel vom Geldgeiz ziemlich frei, und die Gewohnheit, einen beträchtlichen Theil des erwarbenen Vermögens zu gemeinnützlichen Zwecken zu verwenden, ist nirgends in der Welt so üblich und gleichsam zum Sittengesetz geworden, wie in Nordamerika. Nach den neuesten von Rassiter Johnson ausgeführten statistischen Arbeiten haben Privatleute in den Vereinigten Staaten während des Jahres 1899 den dortigen Universitäten, höheren Erziehungsanstalten, Bibliotheken oder anderen öffentlichen Instituten beinahe 63 Mill. Doll. geschenkt oder vermacht. Das größte dieser Geschenke nämlich 15 Mill. Doll., wurde der Leland Stanford Universität in Californien von Frau Leland Stanford gemacht. Darauf folgt die Summe von 5 Mill. Doll., welche Andrew Carnegie verschiedenen Bibliotheken und sonstigen wissenschaftlichen oder wohlthätigen Anstalten gegeben hat.

Herr Carnegie ist nicht nur wegen seiner Freigebigkeit, sondern auch wegen seiner Verstandesschärfe und edelen Gesinnung als das Musterbild eines „self-made man“ zu betrachten. Sein Vater war ein schottischer Weber, der 1848 nach Amerika auswanderte und sich zu Pittsburg im Staat Pennsylvanien niederließ, wo der elfjährige Knabe zuerst als „bobbin boy“ (Klöppeljunge) in einer Baumwollenspinnerei beschäftigt wurde. Bald darauf erhielt er eine Anstellung im Telegraphenbureau der Pennsylvanier Eisenbahngesellschaft und erwies sich als so tüchtig in diesem Fach, daß man ihn zum Verwalter aller Telegraphenlinien dieser Gesellschaft und zum Superintendenten der Pittsburger Abtheilung der Eisenbahn ernannte. In Verbindung mit Herrn Woodruff, dem Erfinder des Schlafwagens, trug er zur Einführung und Verbesserung dieser Einrichtung wesentlich bei. Als die Petroleumquellen in Pennsylvanien entdeckt wurden, legte er seine Ersparnisse in der Oelindustrie an, welche die Grundlage zu einem großen Vermögen bildete. Später widmete er sich ausschließlich der Eisen- und Stahlfabrikation und beschäftigt heutzutage in den verschiedenen Zweigen dieser Industrie mehr als 50 000 Arbeiter. Es ist jedoch weder sein glänzender Erfolg als Geschäftsmann noch die Größe des erworbenen Reichthums, sondern der Gebrauch, den er von demselben macht, der uns hier interessirt.

Bei der Eröffnung der von ihm zu Pittsburg gegründeten und mit 4 Mill. Doll. ausgestatteten Bibliothek, des sogenannten „Carnegie Institute“, hielt er eine kurze Rede, in der er seine Ansichten über die mit Reichthum verbundenen Pflichten unverhohlen aussprach. Die betreffende Stelle geben wir in seinen eigenen Worten wieder: „The conclusion forced upon me is that surplus wealth is a sacred trust to be administered during life by its possessor for the best good of his fellow-men, and I venture to predict the coming of the day – the dawn of which we already begin to see — when the man who dies possessor of available millions, which were free and in his hands to distribute, will die disgraced. *) He will pass away unwept, unhonored and unsung, as one who has been unfaithful to his trust.“

Den hier aufgestellten Grundsatz macht er zur eigenen Lebensregel und führt ihn mit strenger Folgerichtigkeit und Gewissenhaftigkeit aus. Dabei richtet er sein Augenmerk hauptsächlich auf die Gründung von freien Bibliotheken und ähnlichen die Volksbildung befördernden Anstalten und hat in der letzten Zeit zu diesem Zweck über 10 Mill. Doll. verwendet und mehr als hundert Städtchen mit solchen für alle, aber besonders für unbemittelte Gesellschaftskreise bestimmten Stiftungen versehen.

Es gereicht Herrn Carnegie auch zur Ehre, daß, obwohl er als armer Weberjunge einen mangelhaften Schulunterricht hatte und großartige Geschäftsunternehmungen seine Kräfte im Mannesalter stark in Anspruch nahmen, er dennoch seine Mußestunden den ernstesten nationalökonomischen und politischen Studien widmete. Dadurch hat er sich in den Stand gesetzt, die wichtigsten Zeitfragen mit Sachkenntniß und Selbständigkeit zu beurtheilen, und seine scharfe Kritik des jetzigen amerikanischen Imperialismus zeugt von tiefer Einsicht und echt patriotischer Gesinnung und verdient die größte Anerkennung. Er verurtheilt die von beiden Zweigen des angelsächsischen Stammes getriebene Eroberungs- und Unterdrückungspolitik und vertritt auch in dieser Beziehung die Anschauungen der besten Amerikaner.

E. P. Evans.

*) Der Schluß hat sich mir aufgedrängt, daß überflüssiger Reichthum ein anvertrautes Gut ist, das durch seinen Besitzer bei Lebzeiten zum Besten seiner Mitmenschen zu verwalten ist; und ich wage vorherzusagen, daß einst ein Tag kommen wird — dessen Morgendämmerung wir schon erkennen können —, wo der Mann, der als Besitzer von Millionen, über die er frei verfügen konnte und die er hätte vertheilen können, stirbt, entehrt stirbt.

Litteratur und Armee.

I.

Ende Mai dieses Jahres ging durch die Berliner Blätter eine Beschwerde über die Zuchtlosigkeit der Marschlieder, die die Soldaten singen, wenn sie van den Uebungen oder Manävern heimkehren. Es hieß da (s. „Vorwärts" 31. Mai 1900):

„Dir Marschlieder unserer Soldaten sind zum großen Theil nichts weniger als dezent Werden sie auf der einsamen Landstraße gesungen, so wird krin Mensch daran Anstaß nehmen, denn jeder weiß, wie sehr ein flottes Lied das Marschiren erleichtert, und man läßt es passiren, wenn der Text sich auch nicht innerhalb der durch dir lex Heinze gezogenen Grenzen hält. Umsomehr aber ist es zu verurtheilen, wenn derartige Lieder in der unmittelbaren Nähe bewohnter Häuser und in belebten Straßen gesungen werden."

Im Jahre 1898 hatte denn auch das Generalkommanda des Gardekorps in Berlin verboten, innerhalb und außerhalb der Kaserne das Schamgefühl der Zuhörer verletzende Lieder zu singen; Zuwiderhandlungen würden mit Arrest und kleinerem Disziplinarverfahren geahndet.

Ein Mitarbeiter des „Kunstwart", Eduard Platzhoff, (s. die Nummer vom 1. April 1898) hat aus eigener Erfahrung erzählen können, wie schlimm es mit dem Gesang der Soldaten bestellt ist:

„Was singt der Soldat und was sollte er singen? Nun, am besten „gehn" jedenfalls die Lieder, die er singt, wenn kein Vorgesetzter in der Nähe ist: witzige oder witzelnde Reimereien mit unzähligen Versen und ebensovielen Zweideutigkeiten, die sich wie eine Geheimlehre von Jahrgang zu Jahrgang vererben und das zäheste Leben haben; das ungetheilte Wahlgefallen, das sie finden, kännte Einen bei allem, was Volkskunst und -Bildung heißt, zum Pessimisten machen. Dann kämen die „Mußlieder", die obligatorischen Vaterlandsgesänge, von denen freilich nur der erste Vers bekannt ist. Welcher deutsche „Civilpatriot" wüßte mehr davan? An dirse schließen sich die Soldatenlieder im engeren Sinn, theils sehr hübsche Sachen, von echt deutschem Geist erfüllt, theils elende Versifikationen täglich gehörter Kommandos nach Leiermeladien. Zulezt kommen die Volkslieder, die voranstehen sollen. Nur die bekanntesten werden heute noch gesungen und gewußt; was morgen sein wird, wage ich nicht zu sagen. Macht sich doch der Gassenhauer und die Operette schon bedenklich breit, selbst in Bezirken ohne Großstadt; der Tingeltangelteufel hat auch hier zum Durchschlüpfen eine Bresche geschlagen. Dir meisten Regimenter haben ja Gesangstunden; diese sind aber zu selten und oft zu schlecht geleitet, um mehr als das patriotische Minimum leisten zu können. Fänden sie öfter statt, so könnte man mit den Geweckteren Quartette bilden und es mit Männerchören versuchen, daran ist ja unsere deutsche musikalische Litteratur sa reich. Aber der allmächtige Dienst verschlingt fast alle Zeit, und ein sa weit geschulter Chor verfiele am Ende auch der Gefahr, sich an Aufgaben außerhald der Grenzen seines Könnens zu versuchen, wie die meisten Gesangvereine und Dilettantenorchester. Aber zur Pflege des Volksliedes während der Soldatenzeit müssen sich, meinen wir, Mittel finden, soll die Dienstzeit dem gemeinen Mann wirklich, wie so oft behauptet wird, nicht nur eine militärische, sondern auch eine allgemeine Erziehung bedeuten."

Ich habe mir nun van Soldaten verschiedener Regimenter eine Anzahl Lieder, die sie auf ihren Stuben und ihren Märschen singen, aufschreiben lassen. Da kann man drei Gattungen unterscheiden: 1. Lieder, die den betreffenden Regimentern eigen sind und im Refrain nur dieses verherrlichen, als ob die übrige Armee aus „Schlappiers" bestände; 2. Zoten- und Tingeltangel-Lieder; 3. eigentliche Volkslieder.

Die erste Gattung ist harmlaser Natur. Gutgemeint, regelrecht zusammengereimt, gewöhnlich von irgend einem Einjährigen gedichtet, von den Leuten abgeschrieben und nachgesungen. Sie verschwinden oft mit einem Jahrgang Saldaten und machen anderen Platz, ab und zu heften sie sich an den Namen des Regiments und bleiben fein „Farbenlied". So hat ein Einjähriger 1897 im Arrest für die Garde-Schützen ein Lied gedichtet, daß das ganze Bataillon gelernt und gesungen hat:

Gefällt Dir meine grüne Tracht,
Du Mädchen mit rosigen Wangen?
Ich sehe in Deinem Auge, das schelmisch lacht,
Dein Herz hat Feuer gefangen.
Ich geb Dir, was ich Dir geben kann,
Der Liebe süßen Lohn,
:,: Ich bin ein lustiger Jägersmann
Vom Garde-Schützen-Bataillon! :,:

Die beiden anderen Strophen stehen poetisch auf gleichem Niveau, nur daß am Schluß die patriotische Rakete auffliegt, ohne die kein Regimentslied denkbar ist. („Drum kämpfen wir fürs Vaterland, zu schirmen Reich und Kron. Ich bin ein u. s. f.).

Manchmal erhebt sich durch eine Dosis Humor diese Summe van Banalitäten zu einer gewissen Wirkung. So erhielt ich aus einem elsässischen Regiment ein Lied, das den Gegensatz zwischen Ausmalung des Dienstes und dem Refrain höchst lustig ausnutzt. Ich führe von dem Liede mehrere Strophen an, da mir ein Druck desselben nicht bekannt ist und der große Erk-Böhme'sche Liederhort keine Variante enthält. Möglich, daß sich irgend welche alte Strophen aus einem Singspiel oder einer Operette darunter verbergen. Hier ein paar Strophen:

O welche Lust Saldat zu sein.

Sechs Wochen din ich akkurat
Mit Leib und Seele jezt Soldat,
Und ich muß affen eingesteh'n,
Ach dieser Stand ist wunderschön
Man macht das Leben uns so süß,
Wir glauben uns im Paradies,
Wir kennen weder Sarg' noch Pein,
O w.lche Lust Soldat zu sein.

Des Morgens früh, kaum schlägt es vier,
Schon müssen aus dem Bette wir,
Und folgen wir nicht glrich dem Ruf,
Sa gibt es schleunigst einen Puff.
„Wollt, faules Pack, ihr aufstehn gleich,
Sonst holt ein Donnerwetter Euch!"
So hört den Unteroffizier man schrein,
O welche Lust Soldat zu sein!

Am Vormittag wird exerzirt,
Daß kaum man seine Glieder spürt.
Den Bauch herein, die Brust heraus,
Marsch, rechts um, links um, g'rade aus.
Und zur Belohnung stehet man
Noch ein paar Stunden Schildwacht dann,
Mag es auch reg'nen oder schnei'n,
O welche Lust Soldat zu sein.

Doch naht heran die Mittagszeit,
Sich jeder auf das Essen freut,
Denn dieses ist ja sehr beliebt,
Weil's nur Delikatessen giebt.
An Wochentagen Bahn'n und Speck
Und Sonntags Bohnen dann o Schreck,
Zur Abwechs'lung auch Speck darein,
O welche Lust Soldat zu sein.

. . . .

Doch ist auch dem Soldaten heut
Der Weg mit Rosen nicht bestreut,
So gibt's auch manche Stund' am End',
Wo er mit Stolz Soldat sich nennt.
Drum schöpf ich Muth und Kraft auf's Neu',
Zwei Jahre sind ja bald varbei.
Wie wird sich dann die Mutter freu'n,
O welche Lust Soldat zu sein!

Die zweite Gattung läßt sich nur andeuten. Sie ist leider die beliebteste. Gewiß ist es begreiflich, daß durch die Absperrung der Saldaten in Kasernen zu einer Zeit, in der die jungen Leute dem Reiz des anderen Geschlechts am stärksten erliegen, ihre erotische Phantasie angestachelt wird, und da sie nicht genügend durch Erziehung, Sittlichkeit und

Selbstbeherrschung in Zucht gehalten ist, sich gern in das zuchtlose Element der Zote wirft. Dazu kommt, daß dort, wo die Psyche des Einzelnen eine Zote ablehnt, die Massenpsyche einer Stube voll Soldaten, eines Bataillons auf dem Marsche, unvergleichlich rascher ihrer Hypnose erliegt. Die Freude am Laszinen ist erklärlich, sie bleibt tief betrübend. Die Enquete über die Sittlichkeit auf dem Lande, die der Pfarrer Wagner-Pritzerbe vor einigen Jahren unternommen hat, ist bekannt, und man wird sich erinnern, welch unheilvollen Einfluß manche Pfarrer den Soldateneinquartierungen zugeschrieben haben. Hier hat die Großstadt wohl mehr auf dem Gewissen als die kleineren Garnisonen.

Ein Lied mit dem bezeichnenden Anfang: „Ich ging einmal spazieren, ein Mädchen zu verführen“ kann ich hier nicht zitren.

Gemildert wird das Zotenhafte, wenn sich Humor dazu gesellt. So ist ein Lied, das ein Turner aus seinem Turnverein ins Regiment verpflanzte, wo es eine Hauptquelle der Belustigung war, von wirklicher Komik: „Liebes Publikum, hör' die Geschichte, die mit Grausen ich euch jetzt berichte“. Es ist eine Moritat aus Eifersucht:

„Jüngst bei Krull, da
War die Hulda,
Auf dem Bull (Ball) da.
Und es war sehr vull da . . .

„Da war auch ein Forsteleve, der aß Butterbrot mit Käse.
Als er Hulda auf dem Bull sah, war er gleich ganz futsch in sie,
Dieses Vieh!

Natürlich ersticht er sie und „sie starb im Hospital an der Qual“.

Die dritte Gattung, die eigentlichen Soldaten- und Volkslieder, verdient die nachdrücklichste Beachtung. Sie ist zurückgedrängt genug, um ihrer Pflege die Aufmerksamkeit der Kulturfreunde zuzuführen, die da wissen, daß eine nationale Kultur sich aus kleinen Steinchen zusammensetzt, die einzeln betrachtet und polirt werden müssen. Es ist gerade das Kennzeichen der modernen Bestrebungen, das Volk zur Kunst zu erziehen, von allen Seiten her ästhetische Elemente heranzuholen, um das ganze Leben nach und nach von ästhetischer Kultur durchtränken zu lassen. Gewiß, vom Standpunkt jener exklusiven Kulturbetrachtung aus, die die geistige Höhe einer Nation nur nach ihren Gipfelpunkten bemißt, nach Homer, Shakespeare, Goethe, ist es gleichgültig, ob ein Soldat ein Schandlied singt oder ein kunstlerisches Lied; wer aber die Zusammenhänge zwischen Volk und Poesie, zwischen Dichter und Milieu im Blick festhält, weiß, daß eine Nation, die Lieder wie „Nun danket alle Gott“ oder „Ich hatt' einen Kameraden“ singen kann, mehr innere sittliche und ästhetische Gewalt hat und Poeten erzeugt, als eine, deren Laune und Lust sich nur in Zotenliedern ausgießen kann.

Die Geschichte kennt ja Beispiele genug, wie ein Lied zur rechten Zeit Wunder thun kann. Oder auch das Gegentheil. Im Jahre 1813 war es einem preußischen Armeekorps verboten, ein todestrauriges Lied vom Sterben zu singen, weil es die Leute förmlich entnervte. Die Krieger, die 1815 das Volkslied sangen: „Ihr deutschen Brüder, frisch drauf los! Nur auf das Leben dem Schelmfranzos!“ thaten gewißlich ihre Pflicht.

In Friedenszeiten weichen die eigentlichen Kampf- und Soldatenlieder naturgemäß vor den Volksliedern zurück. Noch sind solche vorhanden, noch kann die Pflege eines erziehlich wirkenden Gesangs mit vorhandenem Material arbeiten. In der Großstadt ist dieses freilich schon spärlich genug. Ein Berliner Soldat konnte mir (1898) nur eines aufschreiben, das er vorfand, als er Rekrut wurde, und das alle Jahrgänge überdauert hatte. Das war ein berühmtes und bekanntes, recht derbes, aber nicht gemeines Volkslied: „Es wollt ein Mädchen früh aufstehn, dreiviertel Stund vor Tag“, das vor 1819 entstanden, in österreichischer, pommerscher und schleswigischer Melodie vorhanden ist (s. Erk-Böhme, Deutscher Liederhort, Leipzig 1893, I, 432 ff.), und von dem Varianten aus Cleve, Bayern, Thüringen, Vor-Pommern, Schlesien, Hessen-Darmstadt und Brandenburg bekannt sind. Das Mädchen will Brombeeren pflücken, ein Jäger kommt und verführt sie. . . . „Und eh dreiviertel Jahr verging, trug sie ein Kind im Schooß“.

„Und als nun der Jäger das Mädchen sah“,
Die Augen wurden i h m naß!“

Das „ihm“ ist Unsinn. In den Varianten heißt es: „ihr“, was einzig sinngemäß ist. Auch bei diesem Lied fehlt der ordinäre „moderne“ Schluß nicht. Zu den Zeilen:

„Denn im Walde sind lustige Jägersleut,
Die verführen ein Mädchen bald“,

fügt der Soldatenchor in tiefem Ton hinzu: „Mit Gewalt“.

Einzelne Lieder, die mir von Mannschaften eines elsässischen Regiments zugingen, stehen höher an poetischem Werth. Ihnen ist das Parfüm der Großstadt mit seiner Tingeltangel-Atmosphäre nicht eigen. Sentimentalitäten freilich fehlen nicht. So ein Lied mit der echt volkthümlichen ersten Zeile: „Dort unten im Thale, wo der Ostwind wehte,“ dann freilich wird's bös: „Da stand Luise am Blumenbeete“. Das Ganze ein greuliches Lodlied des „Vergißmeinnichts“. Eine Schauerballade, die man fast zur romantischen Zeit vor 1790 rechnen möchte, taucht seltsamerweise hier auf: „In des Gartens dunkler Laube, da saßen Beide Hand in Hand“ . . . nämlich Ritter Ewald, der nachher ins Kloster geht, weil seine Lina plötzlich starb: „Und auf Marmor stand geschrieben, Lina lebte für Dich allein!“ Das Lied ist seit etwa 50 Jahren populär. (S. Erk-Böhme I, 410 f.)

Dann aber folgen drei prächtige Stücke: „Köln am Rhein, Du schönes Städtchen“, ein reizendes Liebeslied, aus dem ich nur eine Strophe citire:

Droben am Himmel stehn zwei Sterne,
Die leuchten heller wie der Mond.
Der eine leucht't in mein Schlafzimmer,
Der andre leucht't mein'm Schatz nach Haus.

Eine Variante konnte ich schon nach mündlicher Ueberlieferung in meiner Volkslieder-Sammlung „Aus deutscher Seele“ (Minden, J. C. C. Bruns, 1900, S. 22) wiedergeben. Das Lied ist wahrscheinlich kaum 20 Jahre alt. Vor 1881 weiß Erk-Böhme keinen Text anzuführen.

Dann folgt die großartige markige Ballade: „Es schlief ein Graf bei seiner Magd bis an den hellen Morgen“. Von dieser führt der „Liederhort“ Erk-Böhme's (I. 395) sieben verschiedene Fassungen an, darunter eine, die Goethe 1771 im Elsaß für Herder aufgeschrieben. Jetzt nach 129 Jahren wird das Lied noch in Variationen gesungen und rührt durch das Tempo seiner Handlung und den schlichten Volkston der Sprache auf's Tiefste. Da das mir vorliegende Lied mit seinen knappen 8 Strophen — Erk-Böhme citirt zwischen 11 und 36! — neu ist, führe ich es hier ganz an:

Es schlief ein Graf bei seiner Magd bis an
den hellen Morgen,
Und als der helle Tag anbrach, da fing sie
an zu weinen.
„Weine nicht, weine nicht, mein liebes Kind,
Ich will die Ehr' bezahlen,
Ich schenk Dir meinen Reitersknecht,
Dazu dreitausend Thaler!“

„„Den Reitersknecht, den will ich nicht, ich will
den Herren selber!““
„Den Herren selber kriegst Du nicht, geh' heim
zu Deiner Mutter!“

„„Ach Mutter, liebstes Mütterlein,
Gieb mir 'ne dunkle Kammer,
Worin ich singen und beten kann
Und stillen meinen Jammer!““

Der Graf zu seinem Reitknecht sprach:
„Satt'l mir und Dir zwei Pferde,
Damit wir reiten übers Land
Wohl zu des Mädchens Mutter!“

Und als sie 'ne Weile geritten war'n,
Hörten sie ein Glöcklein läuten.
Der Graf zu seinem Reitknecht sprach:
„Was hat das zu bedeuten?“

Und als sie an das Stadtthor kam'n,
Da trug man eine Leiche.
„Ach Träger, liebster Träger,
Was ist das für 'ne Leiche?“

Es ist ein rosarother Mund,
Noch jung von 18 Jahren,
Die hat bei einem Graf gewohnt
Und auch bei ihm geschlafen!

Hier fehlt der Schluß, der den anderen Liedern einen wirklichen Ausklang gibt, nämlich die Reue und Strafe des Grafen:

Er zog heraus sein blankes Schwert
Und stach sich in sein Herze:
Hab' ich Dir geben Angst und Pein,
So will ich leiden Schmerzen!“

Auf eine Lesart von dem berühmten Lied: „Ich stand auf hohem Berge und schaut' ins tiefe Thal“ will ich nicht näher eingehen. Auch Goethe hat es im Elsaß gefunden, und es geht in seinen Anfängen bis auf das 15. Jahrhundert zurück. Welche Unsterblichkeit in einem Volkslied! Deutsche Soldaten singen es heut auf den Märschen, vielleicht auf denselben Wegen, auf denen es einst rauhe Landsknechtskehlen hinausgeschmettert haben. Leider haben die modernen Sänger den herrlichen Schluß ganz weggelassen und dafür einen anderen gemacht. Im alten Volkslied, wie es Goethe citirt, bricht dem Ritter das Herz vor Leid, als er die Liebste im Nonnenkleid sieht. Im modernen — trägt sie „unter der Schürze zwei Flaschen rothen Wein; die will ich Dir, Liebster, schenken, das soll mein Abschied sein!“ — Schaudervoll, höchst schaudervoll!

Schließlich noch ein Volkslied der elsässischen Soldaten, dessen Anfangszeilen köstlich-echt sind: „Es wollte sich einschleichen. ein kühles Lüftelein“, dessen Schluß auch fein ist:

„Ich hört ein Vöglein pfeifen,
Das pfeift die ganze Nacht,
Vom Abend bis zu dem Morgen,
Bis daß mein Schatz erwacht.
Schließe Du Dein Herz wohl in das mein'
Und eins ins andere hinein;
Daraus soll wachsen ein Blümelein,
Das heißt Vergißnichtmein!“

Der Verlauf des Gedichts ist aber mehr eine Summe von lyrischen Cliché-Wendungen, als ein selbständiges Lied.

Aus den wenigen Mittheilungen an dieser Stelle geht klar hervor, daß es an der Zeit ist, der ästhetischen Seite der Soldatenerziehung mehr Aufmerksamkeit als bisher zuzuwenden, daß es andererseits noch nicht zu spät ist, da der Soldatenstand noch über einen gewissen Schatz von Volks- und Soldatenliedern verfügt.

Ludwig Jacobowski.

Die deutsche Philosophie und ein französischer Lyriker.

Die französische Lyrik hat im 19. Jahrhundert eine Blüthezeit erlebt, wie kaum je zuvor. Neue Gedanken und neue Formen erstanden in reicher Fülle und fügten zu dem vorhandenen Geistesschatze der französischen Sprache weitere bewundernswerthe Kostbarkeiten. Aber merkwürdig: während die neue Lyrik der Franzosen ihren sozialen Stoff revolutionär umgestaltete und hier auf unbetretenen Pfaden kühn voranschritt, blieb ihre Weltanschauung rückständig und klammerte sich, unberührt von den Errungenschaften der modernen Forschung, an den alten Bibelglauben. Nicht bloß der religiöse Schwärmer Lamartine, sondern auch ein so klarblickendes Weltkind wie Victor Hugo und ein so freiwaltender Genußmensch wie Musset waren im Innersten ihres Herzens dem biblischen Dogma ergeben. Daß die schwachmüthigen Dekadenten und Symbolisten des letzten Jahrhundertviertels, Verlaine und Maeterlinck und ihr Anhang, das mystische Dunkel der Glaubenslehre liebten, gehörte zu ihrem Handwerk. Einen Gegensatz dazu bildeten allerdings die sozialistischen Lyriker, die aber, philosophisch nicht genügend geschult und von den neuen Ideen berauscht, leicht über das Ziel hinausschossen, — wie man es von kirchlicher Seite gern dem Atheisten Richepin zum Vorwurf macht.

Endlich aber scheint es anders zu werden. Die Franzosen, denen bisher immer noch Rousseau und Voltaire als die abschließenden Lehrer der Philosophie galten, beginnen sich auch im Auslande umzuschauen und sich an dem Geist der über die französischen Denker hinausgelangten deutschen Philosophen heranzubilden. Kant und Schopenhauer fangen an, tiefere Wirkung auf das Schaffen der französischen Dichter auszuüben, — den beiden ist sogar ein direkter Apostel erstanden in dem Marseiller Lyriker Michel Jauffret.

Von Beruf Professor der Philosophie und Logik am Lyceum zu Marseille, studirte er die deutsche Philosophie an der Quelle, er las Schopenhauer und auch — was nicht viele Deutsche von sich rühmen können — Kant im Urtext. Deutsches Wesen erregte Jauffret's Interesse, so daß er im Jahre 1899 eine Wanderfahrt durch Deutschland unternahm, um einerseits die Bildungsmittel an unseren höheren Lehranstalten kennen zu lernen, andererseits uns die Kenntniß der französischen Lyrik durch Vorträge und Rezitationen zu vermitteln. Reicher Beifall lohnte ihn, da er, mit einem wohllautenden Organ begabt, in formvollendeter Rede die Hörer zu begeistern verstand.

Gleich nach der Rückkehr aus Deutschland veröffentlichte Jouffret einen Band lyrischer Gedichte: Poèmes Idéalistes*), in denen er um die Frucht seiner philosophischen Studien die Blätter und Blüthen bunter Reime windet. Das Buch hat für uns Deutsche einen besonderen Werth, da es von den Ideen unserer Philosophie getragen wird. Ein Sonett an Kant bekundet die Verehrung des französischen Dichters für den deutschen Denker. Er vergleicht die Erschließung der Kantischen Gedankenwelt mit den Schauern einer Gletscherbesteigung. Wie in der Naturgewalt der Hochalpen der Mensch sich seiner winzigen Größe bewußt wird, so flößt dem Dichter die erhabene Größe Kant's Bewunderung und Ehrfurcht ein. Wir haben im Deutschen bekanntlich für diesen poetischen Vergleich die Wortprägung: „Geistige Höhenluft“.

Noch mehr beherrscht Schopenhauer die Gestaltungslust des französischen Lyrikers. Ein Sonett mit der deutschen Ueberschrift:

*) Marseille, Editions de la Vie Provençale, 1900

Arthur Schopenhauer,
Die Welt als Wille, p. 379.

sei hier in freier Uebersetzung wiedergegeben:

Der untilgbare Geist im Schoß der Dinge
Träumt einen sonnenweiten Wirbeltraum
Und formt den unermess'nen Weltenraum,
Drin Grund und Wirkung folgt in ew'gem Ringe.

Wo auch Lebendiges zum Lichte dringe,
Verweht's im Wind der Zeit wie Wellenschaum,
Und nur die Art verspürt den Wandel kaum
Und taucht empor mit immer neuer Schwinge.

— Was ist mein Leben? Eine Skizze nur, —
Nicht mehr, als eines Schattens flücht'ge Spur, —
Ein Traum, — Blickfeuer, das im Nu verloht.

Und diesen Schicksalsstreich muß ich bezahlen
Mit tausend Schmerzen, abertausend Qualen
Und dann, nach Leid und Thränen, mit dem Tod.

Man sieht: der kondensirte Extrakt aus der Lehre vom Pessimismus, genau wie sie Schopenhauer in seiner „Welt als Wille und Vorstellung" entwickelt hat.

Jouffret betrachtet die Welt mit dem erweiterten Blick des modernen Naturwissenschafters. Gleich in seinem kühnen Einleitungsgedicht: „Fiat lux" entthront er die Sonne ihrer biblischen Größe als unnahbare Himmelsleuchte und weist darauf hin, daß das Licht jener Feuerkugel erst Geltung erlangt, wenn das menschliche Auge es aufnimmt. Und also ist es der Mensch, der ureigentlich ausrufen kann: „Es werde Licht".

In gleichem Sinne schrieb Jouffret das Gedicht: Les Étoiles inconnues, das wohl auch einer Wiedergabe lohnt:

Fremde Welten.

Gestirne gibt es, gänzlich unbekannt,
Und einzig durch Berechnung zu erkunden, —
So weit von uns, daß noch nicht hergefunden
Der Strahlen erster, den sie ausgesandt.

Vergebens späht das Rohr des Astronomen, —
Sie ruh'n im Schoße der Unendlichkeit
Wie Perlen in des Meers Verborgenheit,
Und spotten jeder Sonde gleich Phantomen.

Im Nebel liegt vergraben ihre Pracht.
Sie mögen schimmern, wie zur Todtenfeier
Die Thräne glänzt, doch wie ein Trauerschleier
Umwallt sie düst'rer Fernen tiefe Nacht.

Ein zahllos Heer, dess' Siegeszug sich windet
Kühn durch des Weltalls unbezirkten Gau!
Weltriesen! Pfeiler am gewalt'gen Bau,
Drin unser Erdball als ein Stein verschwindet!

Was soll nun ihre Größe? ihre Kraft? —
Da ihr Geheimniß noch kein Hirn entsiegelt,
Da sich ihr Bild auf keiner Netzhaut spiegelt,
Sind jene Sterne mehr als schemenhaft?

Wohin ihr Flug im Universum treibe,
Um sie ist Schweigen, Finsterniß und Tod!
Was ist ein Strahl? Ein Pfeil, der flammend loht,
Doch den der Mensch erst schnellt zur Himmelsscheibe.

Den Leuchten uns'res Himmels Ruhm und Preis,
Denn Menschengeist gibt ihnen Glanz und Leben!
Doch jene nie geschauten Sterne schweben
Wie ungeboren, fremd im Sphärenkreis

Und leben! — Und ein Traum ist's, dem sie lauschen,
Ein schöner Traum von ferner, ferner Zeit,
Da sie erlöst sind aus der Einsamkeit
Und Fluthen hellen Lichtes sie umrauschen.

Sehnsucht hat ihnen so ein Ziel gesteckt:
Es wandern, Pilgern gleich in fremden Zonen,
All' ihre Strahlen schon seit Jahrmillionen,
Zu fahnden nach dem Blick, der sie erweckt.

So sucht der Mensch, den Nebel wirr umstreichen,
Nur träumend von dereinst'gem Sonnenglück,
Hartnäckig nach der Wahrheit hellem Blick
Und fühlt das Licht noch immerdar entweichen.

Welcher deutsche Leser wird hier nicht an Du Bois-Reymond's berühmtes „Ignorabimus" erinnert!

Jouffret, der Lyriker, ist zu sehr Professor, um nicht auch noch andere Seiten seines reichen Wissens für die Dichtung nutzbar zu machen. Ein Sonett des von ihm verehrten Formenkünstlers José-Maria de Hérédia gibt Jouffret in lateinischen Hexametern wieder. Eine Strophe aus der berühmten „Elegie" des englischen Lyrikers Gray regt ihn zu einem Sonett an, das auch noch in deutschen Reimen folgen möge:

So manche Perle, die, im Meer geronnen,
Zum Kern sich ründet, glatt und hell und rein,
Bleibt eingeschlaffen in lebend'gem Schrein, —
Nie jemals schimmert sie im Glanz der Sonnen.

So manche Blume hat zu blüh'n begonnen
Und schmückt vergeblich nun den stillen Rain.
Es schrumpfen ihre zarten Blätter ein,
Und keinen Freund hat je ihr Duft gewonnen.

So ragt im Meer der Menschheit manch ein Haupt,
Das, groß und edel, Lorbeer nicht umlaubt,
Mit dem der Genius krönt die Auserwählten.

Und so verschließt manch' Weib für alle Zeit,
Da eines Kenners off'ne Augen fehlten,
Den reichen Schatz holdsel'ger Zärtlichkeit.

Möge es dem Lyriker und seiner Muse besser ergehen, damit sie die Beachtung und er die Anerkennung finde, die sie mit dem Buche verdienen. Auch den deutschen Lesern seien die Poèmes Idéalistes von Jouffret empfohlen als Wahrzeichen dessen, wie gewinnbringend und förderlich ein Austausch der geistigen Schätze zweier Nationen für ihre Angehörigen sein kann.

Sigmar Mehring.

Lujo Brentano: Die Gewerkvereine im Allgemeinen und die Gewerkvereine in England. Abdrücke aus dem Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Herausgegeben von Conrad, Elster, Lexis, Loening. Zweite Auflage. Gustav Fischer. Jena. 1900.

Es sei hier lediglich darauf hingewiesen, daß diese beiden Artikel der zweiten Auflage des Handwörterbuchs der Staatswissenschaften gegenüber ihrer Fassung in der ersten Auflage mannigfache, sehr bemerkenswerthe Ergänzungen erfahren haben. Brentano hat dabei nicht nur die Ergebnisse neuerer Forschungen, wie sie hauptsächlich dem Ehepaar Webb zu danken sind, sondern auch die politischen Erfahrungen jüngster Zeit kritisch verwerthet.

So enthält der erste Artikel Zusätze, die das Wesen und die Bedeutung des Gewerkvereins schärfer hervortreten lassen, die uns einen Einblick gewähren in die Geschichte des Arbeitsvertrages, die uns zeigen, welche Folgen der freie Arbeitsvertrag für den Arbeiter gehabt hat und aus welchen Gründen heute nur noch der Kollektivvertrag irgendwelche Berechtigung hat. Aus der Nothwendigkeit des Kollektivvertrags ergibt sich dann die Stellung, welche die Gewerkvereine in der Volkswirthschaft einnehmen, von selbst. Brentano hat dann außerdem in diesem Artikel die Entwicklung des Koalitionsrechts dargestellt und dabei alle neueren Bestrebungen zum Schutz der Arbeitswilligen kurz aber treffend charakterisirt. Der zweite Artikel bringt werthvolle neue Beiträge zur Geschichte und Charakteristik der englischen Gewerkvereine. Völlig neu sind die Abschnitte über „Die Periode der fehlgeschlagenen Arbeiterbewegungen", über „Die Wandlung im Geiste der Gewerkvereine" und über „Die Statistik der Gewerkvereine", die in umfassenderer Weise bis zum Jahre 1898 weitergeführt ist.

Außerdem ist diesem Artikel eine synchronistische Uebersicht zur Entwicklung der englischen Gewerkvereine beigefügt worden.

L. K.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 43. Berlin, den 28. Juli 1900. 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

In China steht alles so wie vor acht Tagen; es wird im Norden, an der Grenze gegen Rußland, gekämpft; die vereinigten Truppen sind über Tientsin noch nicht hinausgekommen, und erfreulich bleibt nur, daß im Thale des Yangtsekiang, wie im Umkreis der deutschen Erwerbung, wie im Süden nach dem französischen Kolonialbesitz hin ernste Ruhestörungen sich bisher nicht ereignet haben. Das sind die realen Thatsachen; dazu kommen eine Reihe diplomatischer Schachzüge Seitens Chinas, und als Folge hiervon schwebt man auf der abendländischen Seite wieder zwischen Optimismus und Pessimismus in Bezug auf das Schicksal der Ausländer in Peking.

Die Machthaber in Peking — wer sie nun auch seien — sind einsichtig genug, den Kampf gegen die ganze zivilisirte Welt für aussichtslos zu erachten. So hat man sich denn zunächst an Japan und dann an eine abendländische Macht nach der andern gewandt, um Hilfe oder Vermittlung zu erhalten. Sehr beachtenswerth ist es dabei, daß zuerst ein Hilfegesuch an Japan gerichtet worden ist; und daß Japan an seine Solidarität mit China gegenüber allen anderen Staaten erinnert worden ist. Erst als Japan diesen Weg der Verhandlung nicht betreten wollte, wurden die anderen Staaten angegangen, und schon daraus läßt sich schließen, welchen Werth die Versicherungen von Freundschaft und die Erklärung der Zerwürfnisse durch Mißverständnisse beanspruchen dürfen. Augenscheinlich haben diese diplomatischen Anknüpfungen keinen anderen Zweck, als den, Zeit zu gewinnen, die Energie der Mächte zu lähmen und, wenn möglich, die Mächte untereinander zu veruneinigen.

Einen erheblichen Erfolg hat die chinesische Diplomatie noch nicht errungen; denn wenn die Antworten, die China von Japan, von Deutschland, von Frankreich, von den Vereinigten Staaten und so fort erhalten hat, auch im Ton einigermaßen verschieden ausgefallen sind, so bleibt doch die erste Bedingung, die überall gestellt wurde: Aufklärung des Schicksals und dann Sicherstellung der Europäer in Peking.

So ist denn die entscheidende Frage: Gibt es noch lebende Fremde in Peking. Hohe chinesische Würdenträger bejahen dies, aber jeder andere Beweis ist bisher ausgeblieben; gleichwohl scheint man jetzt in diplomatischen Kreisen der Ansicht zuzuneigen, daß wenigstens ein Theil der Fremden, als Geißeln zurückgehalten, am Leben ist.

Lange kann auch dieser Punkt nicht mehr im Dunkel ruhen; würde freilich sich herausstellen, daß ein erheblicher Theil der Europäer in Peking gerettet wurde und wohlbehalten zur Küste gelangt, dann wäre es möglich, daß die Thatkraft einiger Mächte schnell abnimmt, — voraussichtlich sehr zum Nachtheil einer schnelleren Wiederherstellung geordneter Zustände; denn jede Schwächung der Koalition wird die Chinesen anreizen, ihre bisherige Politik von Neuem aufzunehmen. Nur die gemeinsame Thatkraft aller kann möglicher Weise die jetzigen chinesischen Wirren schnell ersticken und damit auch vielleicht einen völligen Zusammenbruch, das Hereinbrechen schlimmster Anarchie in China verhindern. Gerade jene Mächte, die China konserviren wollen, sollten sich hüten, durch vorzeitige Zeichen von Nachgiebigkeit und Schwäche die fremdenfeindliche Bewegung in China von Neuem anzublasen. Es gewinnt aber fast den Anschein, als wenn McKinley einer solchen verfehlten Politik zuneigte.

Aus Südafrika lauten die Nachrichten für die Engländer unerfreulich. Bald hier, bald dort wird ihnen eine größere oder kleinere Schlappe beigebracht, und es will ihnen nicht gelingen, einen kräftigen Schlag gegen die Buren zu führen. Dieser Zustand kann möglicherweise noch lange anhalten, und wenn die chinesische Krisis zugleich bestehen bleibt, und Rußland daran ginge, in seiner Weise die Ordnung im himmlischen Reiche wiederherzustellen, was dann?

Der König von Serbien hat sich mit einer Wittwe, über deren Lebensalter und über deren moralische Qualitäten widersprechende Angaben verbreitet sind, verlobt, und die

Hochzeit soll unmittelbar folgen. Frau Draga Maschin ist eine frühere Hofdame der Königin Natalie, und ihre Schmeichler sagen, daß sie einige dreißig Jahre alt sei. Sicher ist, daß man in Serbien diese Heirath für sehr bedenklich erachtet.

Daß Papa Milan ob der Verlobung seine Demission als Höchstkommandirender der Armee gegeben hat, will zwar nicht viel sagen; aber auch das Ministerium ist zurückgetreten; und es machte Mühe, ein anderes Geschäftsministerium zu bilden, und Anzeichen genug sprechen dafür, daß das Land große Bedenken gegen diese Heirath hat.

Betrachtet man die einzelnen Angaben, so macht es auch in der That den Eindruck, als habe König Alexander eine schwer zu rechtfertigende, übereilte That begangen, da die Dame seines Herzens weder jene Garantien bietet, die man für eine glückliche Ehe als nothwendig erachtet, noch die Eignung zu haben scheint, als Königin ihre Stellung entsprechend auszufüllen. Dem armen Lande werden daher neue Erschütterungen voraussichtlich bevorstehen.

Wilhelm Wehrenpfennig ist 71 Jahre alt gestorben. Ursprünglich Lehrer, später Journalist und Parlamentarier, ist er einer der wenigen, die aus dieser Laufbahn bei uns den Weg ins Ministerium fanden. Er gehörte zu jenen nationalliberalen politischen Charakteren, denen ein Ausgleich stets möglich schien.

* * *

Macht und Recht.

Die Zahl jener ist keine sehr große, die behaupten, es geschähe zu Recht, wenn die Chinesen versuchten, Europäer, Amerikaner, Japaner sammt und sonders ins Meer zu treiben. Alle diese Mächte hätten nichts in China zu suchen, und das Abendland könnte auch China nicht ein Mal eine Kultur bringen, die höheren Idealen zustrebte als die Lehre des Confucius.

Die Ereignisse in China haben in solchem Grade die Leidenschaften des Abendlandes erregt, daß nicht viele sich von den Eindrücken des Augenblicks loszulösen geneigt sind. Sühne für die begangenen Morde, Sicherheit für die Zukunft verlangen sie, und dieses Verlangen scheint ihnen ein genügender Rechtstitel für das Eindringen der vereinigten Heere in China zu sein. Solcher Rechtstitel könne nicht ausreichen, erwidern die anderen, denn hätte das Abendland sich nicht listig und gewaltthätig an den Küsten Chinas festzusetzen versucht, hätte man nicht Katholizismus und Protestantismus, Eisenbahnen und modernen Wandel und modernen Handel dem himmlischen Reiche aufgedrängt, so wäre die jetzige Fremdenverfolgung niemals hervorgebrochen. Die Schuld bleibe also auf dem Abendlande lasten.

Die Rechnung ist oberflächlich aufgestellt. Ueber die großen Zusammenstöße der Weltgeschichte kann man nicht eine Bilanz aufnehmen, in der die Posten nach den Grundsätzen des Privatrechts und des Kriminalrechts zusammengetragen werden; das geschieht aber, wenn man sagt, ich darf denjenigen, der in mein Eigenthum gewaltthätig eindringt, auch gewaltthätig hinauswerfen, und damit sei die Rechnung beglichen. Die Gegensätze sind tiefer liegende, und nur aus der Tiefe dieser Gegensätze läßt sich ein Urtheil schöpfen.

Gewiß, China kann nicht mit dem ersten besten barbarischen Staatswesen verglichen werden. China ist ein Land uralter eigenartiger Kultur, — das Alter dieser Kultur wird heute freilich auch bestritten — und die Lehre des Confucius in ihrer Reinheit stellen jene, die sie kennen, sehr hoch. Und jene, die China wiederum aus eigener Anschauung zu beurtheilen vermögen, behaupten, daß die Doktrinen des Confucius und seiner Jünger dem chinesischen Leben ihr charakteristisches Gepräge geben.

Auf der Weltausstellung zu Chicago im Jahre 1893 fand bekanntlich auch ein Religionskongreß, the World's Parliament of Religions, statt. Vertreter der einzelnen Religionen gaben Auskunft über die Lehren, denen sie anhingen, und es ist heute besonders interessant, nachzulesen, wie sich die Anhänger des Confucius geäußert haben. Kung Hsien Ho aus Shanghai lag das Referat über Confucianismus ob.*). Er sagte:

„Our religion well knows Heaven's will, it looks on all under Heaven as one family, great rulers as elder branches in their parents' clan, great ministers as chief officers of this clan, and the people at large, as brothers of the same parents; and it holds that all things should be enjoyed in common . . ."

Oder es heißt in einem der Lehrbücher:

„From the Emperor down to the common people the fundamental thing for all to do is to cultivate virtue."

Und ein anderer der großen Lehrer sagt:

„He who has no pity is not a man, he who has no sense of shame for wrong is not a man, he who has no yielding disposition is not a man, and he who has not the sense of right and wrong is not a man."

Und dann:

„Good actions are blessed with a hundred favors, evil actions are cursed with a hundred evils."

Und schließlich wird noch geboten, was uns heute wie schneidende Ironie erscheinen muß: to be kind to strangers.

Auch die Religionen des Abendlandes haben keine besseren Lehren, als die: Alle Menschen sind Brüder und sollten gemeinsam alles genießen; übe die Tugend; sei barmherzig und wisse Recht und Unrecht zu unterscheiden, wenn du ein Mensch sein willst, und gute Thaten werden hundertfach belohnt und schlechte, hundertfach bestraft. Sei gütig selbst zum Fremdling. Es wäre nicht schwer, Parallelstellen aus der Bibel anzuführen.

Aber schon die Geschichte des Abendlandes zeigt den ewig klaffenden Widerspruch zwischen religiösen Lehren und den Thaten derer — Priester wie Laien —, für die die religiösen Gebote heilig sind. Nicht darauf kann es also ankommen, was eine Religion lehrt — alle großen Religionen der Welt verfolgen hohe, sittliche Ziele — sondern darauf, wie Lehre und Leben zu einander stehen. Aus den furchtbaren Religionskriegen mit ihren furchtbaren Greueln im Abendlande wissen wir, wie sich sittliche Gebote in die unsittlichsten Thaten zu verwandeln vermögen.

Was aber bedeutet alsdann die Behauptung, die Kenner nicht bestreiten, daß auch die Lehren des Confucius voll edler Menschlichkeit sind? Das besagt wenig, und alles kommt darauf an, was die Bekenner aus diesen Lehren gemacht haben.

Es ist sehr leicht, oder es ist unlösbar schwer, ganze Völkerfamilien von eigenartiger Kultur in ihren Eigenschaften abwägen zu wollen. Wer den historischen Wandel betrachtet, der alle Maßstäbe unaufhörlich verändert, der hält die Lösung der Aufgabe aus logischen oder ideologischen Erwägungen heraus für unmöglich. Nur die Orthodoxen aller Religionen und die Chauvinisten aller Nationen brauchen niemals in ihrem Urtheil zu schwanken.

Es gibt, historisch betrachtet, für den inneren Werth und für die Beanlagung der Völker, für ihre Eignung die menschliche Entwicklung fortzuführen, nur einen endgültigen und zuverlässigen Maßstab — ihre Kraft sich zu behaupten. Montesquieu war es, der gesagt hat: In dem unglücklichen Ausgang eines großen Krieges kommt mehr zum Ausdruck als nur das Mißgeschick eines Feldherrn; zugleich die moralischen und intellektuellen Eigenschaften einer ganzen Nation. Und unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, war der chinesisch-japanische Krieg gleichsam ein Experiment in großem Stil.

*) Vergleiche The World's Parliament of Religions. Ed. by John H. Barrows. Chicago 1893. Vol. I p. 596 ff.

Das durch europäische Bildung verjüngte Japan zwang das chinesische Riesenreich ohne Anstrengung nieder, und China mit seiner eigenartigen Kultur vermochte keinen ernsten Widerstand zu leisten. Durch Japan erprobte schon damals Europa seine Kultur an China.

Seine Kultur? Die Kultur der Kanonen und des kleinkalibrigen Gewehrs? Scheinbar diese; allein in Wirklichkeit doch nicht nur diese.

Nie hätten Völker, die nichts als kriegerisch waren, die Kanonen und das rauchlose Pulver und das kleinkalibrige Gewehr erfunden. Unlösbar mit diesen Erfindungen sind die modernen Wissenschaften verknüpft, und mit den modernen Wissenschaften wiederum die Gesammtheit unseres modernen Lebens; dieses Lebens, das sich die furchtbarsten Angriffs- und Vertheidigungswaffen erschaffen hat, auch ein Zeichen seines Könnens — gewiß nicht das erfreulichste — aber doch ein Ausdruck seines vielseitigen, seines gewaltigen Vermögens, und das diese Instrumente dann durch die modernen Riesenheere mit ihrer Organisation und ihrer Disziplin — gleichfalls ein Zeichen modernen Vollbringens, doch auch nicht das erfreulichste, — zu gebrauchen versteht.

Die Worte: Macht geht vor Recht sind für die großen historischen Entwicklungen eine Unwahrheit, wenn unter Macht vor Allem die brutale, rohe Kraft verstanden werden soll. Nur jene Macht kann auf einen bedeutungsvollen Erfolg rechnen, hinter der zugleich die höheren moralischen und intellektuellen Potenzen stehen, und eine solche gesunde Macht bietet dann auch allein die Voraussetzungen für die Fortführung menschlicher Entwicklung und menschlicher Kultur.

An solchem Maßstabe gemessen sinkt das Unrecht der Festsetzung europäischer Staaten an den Küsten Chinas hier und der Gesandtenmord dort zu Zwischenpunkten herab, und was zum Austrag kommt, ist das Aufeinanderstoßen zweier Kulturen.

An der gesunden Kraft der einen — an ihren intellektuellen und moralischen Qualitäten — brauchen wir, trotz vieler Schatten, die auch sie aufweist, nicht zu zweifeln.

P. Nathan.

Das österreichische Parlament.

Während alle Großstaaten Europas durch die sich überstürzenden Ereignisse zur Weltpolitik getrieben, während Phantasie und Interesse der Bevölkerung von den inneren Fragen, den Tagesfragen der Wirthschafts- und Sozialpolitik nach Außen stark abgelenkt werden, inmitten des drängenden und hastenden Wettkampfes um den Weltmarkt und den Weltbesitz steht Oesterreich thatlos bei Seite, gelähmt durch eine nunmehr dreijährige Krise, die alle alten schleichenden Uebel auf einmal zum Ausbruch gebracht hat. Und diese vollständige Lähmung ist umso erschreckender, als nicht ein einziges Symptom der Erhebung und Wiedergeburt bemerkbar ist. Die meisten der führenden Politiker des österreichischen Parlamentes haben ihre Ansicht über die Möglichkeiten, der Krise Herr zu werden, ausgesprochen — es ist keine Ueberhebung, wenn man rundweg erklärt, ihre Rathschläge sind ebenso nichtssagend wie deren Begründung; sie bewegen sich im Vorhofe der politischen Erkenntniß.

Man beklagt die Ereignisse, fragt sich aber nicht, warum kam es so, warum mußte es so kommen? Der Irrende kann sich nur zurecht finden, wenn er den Irrweg bis dorthin zurückverfolgt, wo er von der geraden Straße abweicht. Personen und Parteien zu beschuldigen, sich gegenseitig mit Vorwürfen zu überhäufen, fruchtet in der allgemeinen Noth wenig. Wer nicht die größere Hälfte der Schuld auf die bestimmenden Ursachen, auf den Widerstand der Dinge und auf die Fehlerhaftigkeit der Institutionen zurückzuführen weiß, huldigt dem anthropomorphen Götzendienst in der Politik, er eignet sich mehr zum Fanatiker als zum Politiker. — Der Widerstand der Dinge ist allerdings groß: Acht Nationalitäten der verschiedensten Kulturhöhe, ein halbmondförmiges Staatsgebiet, Territorien ohne die geringste wirthschaftliche und geistige Berührung und Interessengemeinschaft — Galizien und Dalmatien, Tirol und die Bukowina! — bilden ein Staatswesen, das in den Formen des Einheitsstaates regiert wird. Angesichts dieser faktischen Schwierigkeiten mußten Fehler in den rechtlichen Institutionen doppelt verhängnißvoll werden. Denn dort, wo dem Staate das Band einer Geschichte, einer Kultur, einer Nationalität fehlt, dort sind gerade die öffentlichen Institutionen, insbesondere das Parlament, die einzigen Bindemittel; versagen sie, dann tritt jener Zustand der Auflösung ein, den wir in Oesterreich jetzt beobachten.

Man ist dem Reichsdeutschen wohl sofort verständlich, wenn man ein kräftiges, volksthümliches Parlament als das vorzüglichste Einheitsorgan eines aus vorher selbständigen Theilen gebildeten Staates bezeichnet; denen, die Oesterreich bis jetzt so erfolgreich regiert haben, muß man dies erst beweisen, sowohl den Lenkern des Staates als auch den Vertretern des Volkes, die nun auf den Trümmern des Parlaments händeringend klagen. Ihnen muß man, da Oesterreich noch keine moderne Volksvertretung besessen hat — der Reichsrath ist in Wahrheit ein bloß neuzeitlich übertünchtes Ständehaus — die Funktionen und den Werth einer wahren Volksvertretung erst vorführen.

Der Staat ist die Organisation zur Realisirung des Gesammtwillens, zur Befriedigung der Gesammtinteressen des Volkes, ein ungeheuerer Organismus zusammenstrebender Willen. So mannigfach, so gegensätzlich wie die Interessen der einzelnen Staatsbürger und der sozialen Gruppen sind ihre Willensstrebungen. Aus diesem Chaos von Tendenzen löst der Staat diejenigen aus, die der Gesammtheit oder doch der überwiegenden Mehrheit entsprechen, und setzt diesen Gesammtwillen durch seine Organe durch. Die Funktion der gesetzgebenden Gewalt und somit der Volksvertretung ist es, alle Interessen zu Worte zu bringen und nach ihrer faktischen Stärke einander gegenüberzustellen, um sie auf dem Wege der Uebereinstimmung oder des Kompromisses zur Einigung, zur Willenseinheit zu bringen. Der Staat ist gesetzt, die Vielheit zur Einheit zu machen, der Eine Wille ist sein wesentliches Merkmal, und daher sein willenbildendes Organ, die Legislative begrifflich Einheitsorgan. Eine differenzirende Veranlagung des Organs ist daher eine Todsünde gegen seine Bestimmung. — Kein einzelner, auch nicht der erleuchtetste Geist, vermöchte bei der ungeheueren Differenzirung des modernen Lebens alle Interessen zu überschauen und das wirkliche Gesammtinteresse mit Sicherheit zu erkennen. Und vermöchte er es, es fehlte ihm an dem Vertrauen: Wie wäre er im Stande, die Zurücksetzung einer Gruppe zu motiviren? Auch das Zweckmäßige und Nothwendige erschiene den Zurückgesetzten als Willkür und Gewalt. Und da jedes Interesse heute oder morgen durch das Gemeininteresse Beschränkung erfährt, müßte Mißtrauen und Haß bald allgemein sein. — Dazu kommt noch, daß diese Differenzirung die Einzelnen sowie die Gruppen und Klassen immer mehr entfremdet. Die Einzelnen, die Berufe, die Klassen verlernen sich zu verstehen. Es begreift der Städter den Landmann, der Fabrikherr den Arbeiter nicht mehr, ja man begreift vielfach nicht mehr die Existenznothwendigkeit der anderen Klasse: Jeder ist geneigt, von zahlreichen Mitgliedern der ökonomischen Prozesse theoretisch und politisch abzusehen. Die Kompliziertheit der arbeits- und besitztheiligen Gesellschaft macht es geradezu unerläßlich, daß jede Schichte ihre Stellung in der Gesammtheit fortwährend vertheidigt und der Gesellschaft ihre gemeinnützige Funktion nachweist. Mit Ausnahme der unzweideutigen Funktion der Handarbeit ist fast jede soziale Funktion bald von dieser bald von jener Seite angefeindet. Bald ist es der Handel, bald der Grund- oder Fabrikbesitz,

meist der Besitz schlechtweg. Wohl jeder außer dem Arbeiter trägt die Beweislast für seine gesellschaftliche Nothwendigkeit, um so mehr für ein bestimmtes Maß der Achtung und Entlohnung. Der Staat kann eben nicht Alle über Alles belehren, die Erziehung der Individuen zur Gemeinschaft geht weit über seine Kräfte. Er muß die Gesellschaft in allen ihren Gliedern aufrufen, sich zu messen und zu wägen, zu würdigen und sich zu verständigen. Darum bedarf er eines wohl gesitteten, aber Alles aufregenden Wahlkampfes um des inneren Friedens willen, ja er bedarf desselben, auf daß seine eigenen Maßnahmen durch die politische Diskussion bei der Bevölkerung Verständniß und Vertrauen finden. Auch der Absolutismus in einem Staate hält sich nur durch den Widerschein des konstitutionellen Systems der anderen Staaten, der ihm die Richtung und seinem Volke zugleich die Rechtfertigung gibt. Und so werden die extremsten staatsfeindlichen Schichten allmählich, doch sicher auf den Boden des Staates hinübergeleitet und mit der Einsicht erfüllt, daß außer der Institution des Staates und gegen denselben kein Heil und keine Möglichkeit der Entwicklung ist.

Die überlieferte Auffassung des Parlamentarismus, die in der Repräsentativverfassung nichts als eine Schutzwehr des Volkes gegen den Staat, als eine Vertretung des Volkes gegen die Verwaltung, als ein Volksorgan gegen die öffentliche Gewalt sieht, ist heute ungenau. Das Parlament ist heute das vorzüglichste Organ des Staates, sein Einheitsorgan, wie der Staat nichts anderes als das durch seine Vertretung zur Einheit organisirte Volk. Daher ist das Parlament dem Staate mindestens ebenso notwendig wie dem Volke.

Konnte nun die österreichische Institution, die sich im Gesetzestexte selbst euphemistisch „Reichsvertretung" nennt, diese Funktion erfüllen? Eine kurze Untersuchung wird zeigen, daß sie ihrer Anlage nach das gerade Gegentheil von dem, wozu sie eingesetzt ward, hervorrufen mußte. Sie mußte und muß spalten, statt verbinden, den Gesichtskreis des Volkes verengern statt erweitern, das Nebensächliche hervor- und die großen Ziele zurückdrängen, dem Staate das Volk entfremden statt erziehen. Sie muß die Klassengegensätze verschärfen statt ausgleichen, Mißverständnisse auf Mißverständnisse häufen und schließlich jeden Ausweg verlegen, bis endlich sie selbst und mit ihr der Staat auf den todten Punkt gelangt sind: Hier hält Oesterreich heute, und diese Thesen bilden unsere Beweislast.

Die österreichische Reichsvertretung ist aufgebaut nach dem System einer sogenannten Interessenvertretung, nach dem Kuriensystem. Wäre dies nach dem Muster des Dreiklassenwahlsystems geschehen — des schlechtesten, das Bismarck kannte —, es wäre immer noch besser. Denn letzteres zwingt wenigstens Agrarier, Industrielle, Kaufleute und liberale Berufe einer Steuerstufe sich zu messen, über gemeinsame Interessen sich zu verständigen und im Wege der Majorisirung oder des Kompromisses das Gesammtinteresse der Besitzklassen wahrzunehmen. Nichts von dem in Oesterreich. Hier bestehen die vier privilegirten Kurien des Großgrundbesitzes (85), der Handelskammern (21), der Städte (118) und der Landgemeinden (129 Mandate). — Betrachten wir zunächst den Gegensatz zwischen Stadt und Land. Beide wählen vollständig getrennt, jedes so, als ob das Andere nicht da wäre. Das Stadt und Land Gemeinsame — und nur das Gemeinsame ist staatbildend — wird in keiner Wahlversammlung nur erwähnt, kein städtischer Agitator betritt das Dorf. Eine chinesische Mauer erhebt sich zwischen Stadt und Land, es gibt zwischen diesen kein politisches Commercium. Unverstanden und verständnißlos steht der Landmann dem modernen städtischen Leben gegenüber. — Industrielle und Agrarier sind in gleicher Weise geschieden durch die Einrichtung der Kurien des Großgrundbesitzes und der Handelskammern. Dabei ist nicht jeder Großgrundbesitz, sondern nur der ehemals grundherrliche, adelige Landtafelbesitz, während der bürgerliche mit der Bauernschaft wählt. — In den Städten muß sich allerdings der Großindustrielle*) mit dem Handwerker und Krämer messen, ist aber dabei der bei allen Fragen der modernen industriellen Entwickelung nothwendigen Kampfgenossenschaft der industriellen Arbeiterschaft durch den 4 fl.-Census beraubt — daher der siegreiche Antisemitismus, „der Sozialismus des dummen Kerls", der das Heil in der Einschränkung des Großbetriebes zu Gunsten des Kramladens sucht. So sind moderne Großindustrie und Großhandel, die wirthschaftliche Moderne überhaupt, auf 21 Abgeordnete angewiesen, während der Großgrundbesitz allein 85 entsendet, während 129 Vertretern der Landgemeinden nur 118 kleinstädtische und kleinbürgerlich-großstädtische Abgeordnete gegenüber stehen. Was kann die Industrie von einem solchen Hause erwarten?

Aber abgesehen davon leistet unter diesen Umständen das Wahlgeschäft dem Staate nicht den geringsten Dienst zur Annäherung der Interessenkreise, zur Verständigung der Klassen und zur Selbstaufklärung der Gesellschaft. Die in den Zeitumständen gegebene Entfremdung wird durch die Wählen nicht gemildert, das Verwachsen des Volkes zu einer politischen Gemeinschaft nicht gefördert. Das Kurienwahlsystem arbeitet im Gegentheil die Widersprüche noch schärfer heraus, das wissen alle, die sich anläßlich der Taaffeschen Wahlreform geweigert haben, dasselbe logisch weiterzubilden und eine Besitzlosenkurie anzugliedern. Nichts richtet sich so rasch wie die Thorheit, konsequent zu Ende geführt. Man empfindet Grauen vor dem geschlossenen Heerlager der Proletarier — das volle Heerlager der Agrarier, der städtischen Boutique, der Gaugrafen sind sie für die staatliche Entwicklung nicht ebenso gefährlich geworden? Man kann eben nicht theilen, was berufen ist, Einheit zu sein, was Einheit bilden soll!**) Der Abgeordnete einer Interessenkurie hat jedoch de facto ein imperatives Mandat, er darf im Parlamente dem allgemeinen Wohl kein Quentchen der Kurieninteressen opfern, sonst wird er nicht wiedergewählt. Der Vertreter des allgemeinen Wahlrechts, der den Gemeininteressen ein Opfer bringt, hat wenigstens die Möglichkeit, für abgefallene Wähler andere zu gewinnen, er kann hoffen, daß in der großen Mehrzahl der Fälle das Gesammtinteresse auch Mehrheitsinteresse seines Wahlkreises ist, er kann allenfalls einen solchen Wahlkreis suchen. Der Kurienvertreter kann nichts von all dem. Wechselt er die Kurie, so wechselt er eben nur das Sonderinteresse. Was bei allgemeinen Wahlrecht ohne Proporz immerhin möglich, aber schwer ist, das ist beim österreichischen System von vornherein unmöglich. Dasselbe hat seit dem Bestande der Verfassung, je mehr es sich einlebte und je mehr es seine spezifische Eigenart entfalten konnte, immer mehr wie ein Sieb gewirkt, das unbarmherzig alle Männer mit Gemeinsinn, großen Zielen und Mäßigung ausreutete. Uebrig geblieben sind nur die absolut unvereinbaren Gegensätze. Daher ist jedes Argument für und wider unnöthig und ausgeschlossen. Da das Verhältniß der Kurienmandate von vornherein ziffermäßig feststeht, nützt das Argumentiren nichts, das Terrorisiren noch etwas — weshalb man zur Wahl von Hausknechten geschritten ist. Der findigste Kopf hätte kein wirksameres System zur Herausarbeitung der Widersprüche und zur Sprengung des Ganzen ausklügeln können. Es hätte einen nationalen Einheitsstaat zur Unfruchtbarkeit und Machtlosigkeit verurtheilt, für Oesterreich kann es tödtlich werden.

Aber sind wenigstens die privilegirten Interessen vollkommen sachgemäß und tüchtig vertreten? Daß der Abgeordnete der Städtekurie die Interessen des Handwerks, der Vierguldenmänner vertritt, versteht sich von selbst. Zur fachgemäßen Erörterung dieser Interessen kommt es aber

*) Er wählt sowohl in der Städtekurie als auch mit der Handelskammer.

**) Hier soll nicht etwa ein übertrieben zentralistischer Standpunkt vertreten sein. Wie viel Hoheitsrechte dem Ganzen und den Theilen zukommen sollen, ist eine andere Frage. Aber solange noch ein Staat überhaupt vorliegt, gibt es einheitliche Gesammtaufgaben, solange muß auch die Legislative so angelegt sein, daß wenigstens in diesen Angelegenheiten eine Willenseinigung möglich ist.

garnicht. Denn innerhalb dieser und jeder Kurie stehen sich ja wieder Majorität und Minorität gegenüber wie bei jedem Wahlkampf. Folglich dreht sich derselbe nicht um die gemeinsamen Interessen der Kurie, sondern um das noch speziellere Interesse derjenigen Clique, welche zwischen annähernd gleichen Gruppen jeweils bei der Majoritätsbildung den Ausschlag gibt.*) So kommt es, daß bei der Wahl immer nur die spezielle Liebhaberei oder Narrethei einer Gruppe siegreich wird, so daß sich schließlich der Kampf um Lappalien oder Narrheiten dreht. Man betrachte diese sogenannte Interessenvertretung, bei der in der Großgrundbesitzerkurie nicht das wirthschaftliche Interesse des großen Grundbesitzes, sondern die Staatspläne der Feudalherren zur Geltung kommt, in der Städtekurie Talmudfragen oder die alte Ferdinandeische Landtsordnung für das Königreich Böheimb diskutirt wird und in der Landgemeindenkurie die Debatte über die Freimaurer noch nicht zu Ende geführt ist. Sind das etwa die vertretungsbedürftigen „realen" Interessen der Bevölkerung?

Die ausschlaggebende Schicht ist in den Städten, mit Ausnahme Wiens, die Intelligenz. Das wäre vielleicht kein Unglück für den Staat, wenn nicht die Nationalitätenfrage wäre, wenn nicht gerade diese das auflösende Element Oesterreichs bildete. Die Intelligenz ist aber aus Konkurrenzrücksichten am meisten national, sie ist nichts als national. Durch ihre eben skizzirte Stellung bei der Majoritätsbildung ist der Nationalitätenkampf immer mehr in den Vordergrund getreten und schließlich der einzige Kampf geworden, was bei einer sogenannten wirthschaftlichen Interessenvertretung auf den ersten Blick Verwunderung erregen muß. Aber eben diese Institution hat ernste wirthschaftliche Kämpfe ganz unmöglich gemacht. Sie hat dieselben bei der Kurienbildung berücksichtigt, also bleiben sie bei der Wahl außer Betracht. Sie hat das Stimmenverhältniß der Kurien schon voraus staatsgrundgesetzlich fixirt, also hat die Abstimmung im Parlament keinen Sinn. Ein ökonomisch-sozialer Interessenkampf großen modernen Stils ist von Beginn an aussichtslos. So haben glücklich die weisen Schöpfer unserer „Reichsvertretung" alle großen Kämpfe der Zeit aus dem Parlamente hinausgedrängt, und ihm seine wahre Funktion schlechtweg genommen. Es bleibt ihm nichts übrig, als Talmudfragen und dergleichen zu diskutiren und die Phantasie des Volkes mit historischer Romantik und rituellem Aberwitz zu erfüllen. Selbst die Nationalitätenfrage wird nicht ernst und sachlich, sondern in Clown- und Hausknechtmanier behandelt. Das Argument ist doch auch hier infolge der faktischen und rechtlichen Unabänderlichkeit der Abstimmungsverhältnisse unnütz. Wissenschaftliche Argumente, Gelehrte und Gebildete sind lächerlich in diesem Hause. Jeder ist nur für die spezifische Narrheit oder Thorheit seiner Gruppe verantwortlich, kein Einziger dem Volksganzen oder einem vollkommenen Theile desselben, keiner auch dem Staate. Er kann das Parlament, das Reich zertrümmern, wenn er nur dem „Böhm", dem Juden ein's anhängt! Man hat die Theile so fein säuberlich isolirt, daß das Ganze dabei flöten gegangen, das Ganze, um dessen willen das Parlament eigentlich da ist. Man hat die Sonderinteressen aufgerufen und die gemeinsamen, die den Staat bilden, ausgeschaltet: Was will man? — Das Experiment ist gelungen.

Der Feudaladel besetzt kampflos die ihm zugewiesenen Mandate, sie sind unangefochten. Denn das geringe Privileg der drei anderen Kurien korrumpirt wie jedes Privileg, es macht sie unfähig, gegen das ungeheuerliche Privileg der 5000 Großgrundbesitzer auf den fünften Theil der Volksvertretung aufzutreten. Während sonst überall der Latifundienadel in die Defensive gedrängt ist und seine Vorrechte dem Volksganzen gegenüber nur mit Mühe aufrecht erhält, streitet der österreichische Feudaladel von seiner gesicherten Position aus gegen den Staat selbst, um aus dem Leibe der habsburgischen Monarchie seine Sonderlehnsstaaten zu schneiden. Die Polen haben ihre galizische Adelsrepublik errichtet, die Schwarzenberge in Böhmen setzen ihre Hauspolitik gegen die Hauspolitik der Habsburger, wenn diese nicht im Hofarchive begraben liegt. Der deutsche Hofadel verfolgt die Politik der römischen Kurie, und nur der niedere deutsche Adel, der „Verfassungstreue Großgrundbesitz" ist reichs- und staatstreu.

Wir sehen also auch hier: Nicht eine agrarische Wirthschaftspolitik macht die Kurie des Großgrundbesitzes, sie macht hohe Staatspolitik und schürt den nationalen Brand, der den Staat verheert. Nur die verfassungsmäßige Institution der Kurien ermöglicht ihm dies in einer Zeit, wo das Junkerthum sonst um seine ökonomisch-soziale Position einen Verzweiflungskampf führen muß — in Oesterreich ist sie eben verfassungsmäßig garantirt und kampflos gestellt.

Indem das System vorweg das vertheilt, was der schwer erringbare Kampfpreis sein soll, setzen sich die Parteien selbst Preise, die außerhalb der Verfassung liegen. Phantasie und Romantik macht es zu wirksameren Faktoren als den nüchternen Verstand des wirthschaftlichen Interesses, Die Politik geräth wieder ganz in die Hände der wirthschaftslosen Studenten, wie sonstwo vor mehr als einem halben Jahrhundert, das Temperament gilt mehr als der Charakter, Leidenschaft mehr als Verstand, die Person mehr als die Sache. Personen und Parteien werden untüchtig: Der österreichische Adel hat aufgehört etwas zu lernen — er hat es nicht nöthig. Er, der zur Zeit Maria Theresia's große Verwaltungstalente und Staatsmänner hervorgebracht, ist heute steril. Das Bürgerthum lernt politisch nichts oder wenigstens nicht das, was es sollte: Es fühlt sich nicht als wirthschaftliche Klasse, sondern als Lieferantin von Staatsangestellten. Die Bauernschaft ist politisch weniger reif als in irgend einem Lande Westeuropas. Die Arbeiterschaft aber, vorläufig resignirt, wird durch den wirthschaftlichen Stillstand allmählich in die Verzweiflung gedrängt, und die Symptome mehren sich, welche auf ein Wiedererwachen des revolutionären Geistes in derselben hindeuten. Die bürgerlichen Parteien, nur durch ihre nationale Ideologie oder ihre talmudische Idiotie zusammengehalten, müssen jede wirthschaftliche Aktion geflissentlich vermeiden, weil sie die Gegensätze im eigenen Lager erwecken und den Zusammenhang lockern müßte. So werden die Parteien für den sozialen Kampf immer untüchtiger, für die ökonomische Entwicklung immer hinderlicher. Sie, die die wichtigste Stütze des Staates sein sollten, bedürfen seiner Stütze, seiner Privilegien, um sich selbst zu erhalten, und ein Anstoß von unten oder von außen kann das Kartenhaus fauler Vorrechte über Nacht zusammenwerfen.

Der Grundfehler der Institution liegt aber in der gesetzlichen Fixirung der Mandatezahl jeder Kurie, in dieser prästabilisirten Harmonie der Interessen. Sie beruht auf dem völligen Mißverständniß der Funktion der Volksvertretung. Diese ist begrifflich das rechtbildende Organ des Staates, sie ist berufen, das Recht zu schaffen. Unsere Interessenvertretung setzt aber an den Anfang, was das Ende sein sollte. Die Gesellschaft, das rechtlich noch ungegliederte Volksganze setzt das Organ ein, das sie selbst erst rechtlich gliedert. Ihr Ausgangspunkt ist die Gliederungslosigkeit, ihr Ziel das Recht. Nach den jeweiligen Wandlungen in der Gesellschaft ergibt sich eine wandelnde Mehrheit, eine Interessenrelation, die sich von Fall zu Fall im parlamentarischen Abstimmungsergebniß erst manifestiren soll. Unser System stellt den natürlichen Sachverhalt geradezu auf den Kopf. Es ist ein logischer Zirkel, rechtlich eine bestimmte Interessenrelation im vornhinein festzustellen und ein solches Gebilde zur Abstimmung zu berufen, ein Rechtsgebilde zugleich zum Rechtsschöpfer zu machen. Jede Entwicklung ist auf dieser Basis unmöglich. Die unabwendbare Folgeerscheinung ist, daß das Haus sich heute selbst kein objektives Urtheil in wirthschaftlichen

*) Man sieht, daß bei einer Interessenvertretung das Wählen selbst gar nicht mehr am Platze ist. Hier müßte man die sonst zur Wahrung der Berufs- und Standesinteressen gesetzten Organe einfach viritim berufen.

Dingen zutraut und die Normirung der wichtigsten Wirthschaftsbeziehungen den Regierungsverordnungen überläßt. Das industrielle Unternehmerthum erwartet vom Parlamente nichts, es ist auf die Hintertreppen der Ministerien eingerichtet und hat aufgehört, sich um Parlament und Politik zu kümmern. Und so haben sich alle produktiven Klassen muthlos und verärgert vom Parlamente und vom Staate abgewendet. Es ist kaum jemand da, der sich die Mühe gäbe, nach dem Warum? und Was dann? zu fragen.

Bei den ungeheueren Schwierigkeiten, die die Dinge dem österreichischen Staate bereiten, mußte diese Institution schließlich verheerend wirken. Die Rechtsformen des öffentlichen Lebens sind wie die Luft, die wir athmen. Man denkt nicht an ihre Bedeutung, solange sie normal ist. Wer in der gesunden Luft des allgemeinen Wahlrechts lebt, wird sich seines Werthes nicht so bewußt, er klagt vielleicht, daß sie zu rauh und zuweilen stürmisch ist. Weiß er doch nicht, wie die Stickluft verkehrter Institutionen wirkt, bedenkt er doch nicht, daß der Sturm besser ist als allgemeine Fäulniß. In der freien Luft des Interessenkampfes wächst das Reich zu ungeahnter Macht und Größe empor, auf dem Boden der Rechtsgleichheit strebt der Letzte und Schwächste zum Ganzen, und der Staat verankert sich schließlich in den widerstrebendsten Herzen. Wer Deutschland mit Oesterreich vergleicht, kann nicht anders urtheilen: Das Reich, das seine äußere Stellung durch die Waffen erobert, erobert allmählich aber sicher die Fernsten und Letzten seines Volkes durch das allgemeine Wahlrecht. Oesterreich aber ist durch sein verfehltes System den entgegengesetzten Weg gegangen, nach Außen und Innen. Sein Volk ist staatlos geworden, es hofft und fürchtet nichts vom Staate. Es gibt wohl ein Oesterreich, aber — ein österreichischer Minister hat es gesagt — es ist nicht bewohnt von Oesterreichern.

Wien. Rudolf Springer.

Die Gründung von Handelshochschulen.

Kein Jahr vergeht ohne neue Erfolge auf dem Gebiete des kommerziellen Unterrichtswesens. Vor allem sehen wir mit Genugthuung, wie der Gedanke des handelswissenschaftlichen Unterrichts immer fester Wurzel faßt und wie er in der Handelshochschulbewegung eine fruchtbare Pflegestätte gefunden hat. Vor einem Jahrzehnt noch ziemlich unentwickelt, hat die kommerzielle Fachbildung heute bereits einen erfreulichen Aufschwung genommen. Und als ich vor annähernd einem Jahre die bisherigen Erfolge der Handelshochschulbestrebungen in einer gedrängten Uebersicht an anderer Stelle veröffentlichte, hatte ich das Gefühl, als ob sich Anzeichen eines vorübergehenden Stillstandes bemerkbar machten. Dem war jedoch nicht so. Schon während des kurzen Zeitraumes eines Jahres begegnen wir einigen neuen bedeutungsvollen Erfolgen. Gerade auch diese neuesten Erfolge scheinen uns beachtenswerth. Denn sie bringen den Gedanken zum lebendigen Ausdruck, daß die höhere kaufmännische Fachbildung immer mehr als ein Bedürfniß der Zeit empfunden wird. Je mehr wir uns bewußt werden, daß Deutschlands Handel und Industrie die nationale Wohlfahrt zu sichern berufen sind und daß sie die beiden mächtigsten Faktoren im wirthschaftlichen Organismus wurden, desto mehr werden wir auch zu der Einsicht kommen, daß die ausgedehnte Pflege einer höheren kaufmännischen Fachbildung die beste Vorbereitung ist zur geistigen Machtentfaltung des kommerziellen Berufes.

In erster Linie möchten wir die Gründung einer Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften, wie sie Ende vorigen Jahres in Frankfurt am Main geplant ist, als einen rühmenswerthen Fortschritt hervorheben. Diese Anstalt soll „in erster Linie für staatliche und kommunale Beamte, für Industrielle und Techniker aller Art bestimmt sein, soweit als möglich aber auch Kaufleuten dienen".*) Eine anläßlich ihrer Gründung herausgegebene Denkschrift formulirt die besondere Aufgabe dieser Lehranstalt dahin, „allen diesen (den vorgenannten Berufsvertretern nämlich) diejenigen für ihren Beruf erforderlichen, also auf die Praxis zugeschnittenen Kenntnisse darzubieten, die ihnen bei dem üblichen Gange ihrer Ausbildung in der Regel nicht oder nur mangelhaft zugänglich sind". Die Tendenz ist also genau dieselbe wie die der Handelshochschulen, nur die Aufgabe ist etwas allgemeiner gefaßt und erstreckt sich in erster Linie auf das Gebiet der Sozialwissenschaften, von dem gewiß richtigen Gedanken ausgehend, „daß die schon vorhandenen Einrichtungen und Anstalten: Universitäten, Technische Hochschulen, Berg-, Landwirthschafts- und Forstakademien, höhere Handelsschulen und, was es sonst noch für Anstalten auf dem Gebiete des höheren Unterrichtswesens geben mag, den Bedürfnissen, die wir im Auge haben, nicht genügen, und ferner auch, daß die staatlichen Verordnungen und Vorschriften über die Ausbildung der Beamten, sowie die durch Gewohnheit und Sitte eingebürgerten Studiengänge für die höheren privaten Berufe den Anforderungen des modernen Lebens nicht gerecht werden und auch mit den vorhandenen Bildungsanstalten nicht voll gerecht werden können". Hieraus geht mit aller Bestimmtheit hervor, daß durch die Akademie ein Bindeglied geschaffen werden sollte zwischen den Beamten oder Gelehrten und den in praktischen Berufen Thätigen. Auch der Kaufmann und Industrielle soll sich wie der Verwaltungsbeamte eine wissenschaftliche Bildung aneignen und die sozialen Verhältnisse von einer Grundlage aus kennen lernen, die zugleich in inniger Beziehung zur Praxis des Lebens steht. Daß eine solche Anstalt die zweckmäßigste Fachbildung zu vermitteln vermag, ist gar keine Frage.

Auch die innere Einrichtung der Akademie zeigt, daß man hier in richtiger Erkenntniß der kommerziellen Berufsaufgaben und ihrer sozialpolitischen Bedeutung eine Anstalt mit hohen Zielen geschaffen hat. Denn es heißt in der Denkschrift weiter:

„Es gibt auch für den Kaufmann eine Reihe von Fächern aus dem Gebiete der Staats- und Sozialwissenschaften, die theils für ihn als Kaufmann, theils für ihn als Staats- und Kommunalbürger von Bedeutung sind. Für einige Kategorien von Kaufleuten kommt noch ein Bedürfniß nach gewissen Kenntnissen aus dem Gebiete der Technik hinzu."

Und dann weiter:

„So gliedert sich dieser Theil der kaufmännischen Bildung von selbst in den entwickelten Plan der Akademie ein, und es wird kaum nöthig sein, außer den speziellen kaufmännischen Fächern der Handelsgeschichte und Handelsgeographie, zu den schon erwähnten Lehrgegenständen der Akademie weitere hinzuzufügen. Die für den Kaufmann wichtigen Kapitel aus der Volkswirthschaftslehre mit ihren Zweigen, der Landwirthschafts-, Gewerbe-, Handels- (Zoll-) und Verkehrspolitik, der Lehre vom Geld-, Kredit- und Versicherungswesen, aus dem Handels- und Gewerberecht, aus der Lehre von den Finanzen des Staates und der Kommunen, insbesondere der Steuerlehre, aus der kommunalen und staatlichen Verwaltungs- und Verfassungslehre, endlich aus der Sozialpolitik, der privaten Verwaltungslehre und den technischen Wissenschaften wird der Kaufmann theils in Gemeinschaft mit den Beamten, theils gemeinsam mit Industriellen und Technikern an der Akademie betreiben können."

Die Akademie will keine Wissenschaft treiben, welche die Praxis unberücksichtigt läßt.

„Sie will vielmehr auf dem Gebiete der Staatswissenschaften das sein, was die technischen Hochschulen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften sind, eine Lehranstalt für angewandte Wissenschaft."

*) Mit diesen Worten leitet Dr. Andreas Voigt die Denkschrift der „Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften" ein.

Ein weiterer Fortschritt ist in Köln erzielt worden, nachdem im Januar dieses Jahres die von dem verstorbenen Geheimrath von Mevissen zur Errichtung einer Handelshochschule zur Verfügung gestellte Stiftung von der Stadtvertretung endgiltig angenommen worden ist. Die Kommune wird die Stiftung nunmehr solange zu verwalten haben, bis die Summe durch Zinszuflüsse und Grundstückverkäufe die Höhe einer Million erreicht hat. Alsdann kann zur Gründung der Handelsakademie geschritten werden, vorausgesetzt, daß auch der Staat seine Genehmigung dazu ertheilt und seine pekuniäre Unterstützung in Gemeinschaft mit der Stadt Köln, der Kölner Handelskammer und der Rheinprovinz zusichert. Doch ist als bestimmt anzunehmen, daß auf keiner Seite ein Mangel an Entgegenkommen sich zeigen wird. Um so weniger liegt Anlaß zu einer solchen Befürchtung vor, als selbst der preußische Handelsminister vor einigen Jahren die Erklärung abgegeben hat, daß er keine der in Frage kommenden Städte behindern wolle, wenn diese selbst die Gründungsangelegenheiten einleiten und übernehmen würden. Auch die Kölner Handelskammer spricht sich in einem Gutachten in günstigem Sinne aus und bezeichnet als „das einzig mögliche Ziel die Schaffung einer nach Art der Universitäten eingerichteten selbständigen Handelsakademie, auf welcher in freien Vorträgen und an diese anschließenden seminaristischen Uebungen in erster Linie die für die kaufmännische Praxis wichtigen nationalökonomischen und rechtswissenschaftlichen Gebiete zu lehren sein würden, also namentlich theoretische Volkswirthschaftslehre, Geld- und Münzwesen, Kredit- und Bankwesen, Verkehrswesen, Gewerbewesen, Technik des Handels, Handelsgeschichte, Handelspolitik, Handelsgeographie, Bevölkerungslehre einschließlich des Kolonialwesens, Versicherungswesen, Finanzwissenschaft, Statistik, Verwaltungs- und Verfassungsrecht, Handels- und Wechselrecht, Gewerberecht und Seerecht. Als weitere Unterrichtsgegenstände kommen unter anderen in Betracht: Mathematik, Chemie, Physik (insbesondere chemische und mechanische Technologie), Mineralogie, Metallurgie, Waarenkunde, fremde Sprachen, praktische Uebungen in der Buchführung und der Korrespondenz." Im Allgemeinen begegnen wir also auch hier demselben Lehrplane wie auf der Frankfurter Akademie, nur daß hier das Kommerzielle, dort das Sozialwissenschaftliche mehr in den Vordergrund tritt.

In einigen anderen Städten beginnt man die Angelegenheit gleichfalls in die Hand zu nehmen. So geht die Errichtung einer Handelshochschule in Hannover im Anschluß an die dortige technische Hochschule ihrer baldigen Verwirklichung entgegen. Die Handelskammer, die technische Hochschule und die städtischen Kollegien sind bereits mit der Ausarbeitung aller Details, des Studienganges, der Lehrgegenstände und den sonstigen Organisationsarbeiten beschäftigt. Wie an anderen Orten, so wurde auch in Hannover zwischen den beiden Möglichkeiten, ob eine selbständige Handelshochschule oder nur eine handelswissenschaftliche Abtheilung in Verbindung mit der technischen Hochschule zu gründen sei, gewählt und der letzteren schließlich als der praktisch am ehesten ausführbaren Möglichkeit nähergetreten. Und zwar war hierfür einzig und allein der Kostenpunkt entscheidend. Man hat auch hier den einfacheren und zugleich billigeren Weg der Schaffung oder Angliederung einer handelswissenschaftlichen Abtheilung gewählt, ein Weg, der zugleich im Hinblick auf die technische Seite der kommerziellen Bildung einerseits und auf die kaufmännische Seite, namentlich des Verwaltungswesens oder der Großindustrie, günstige Aussichten bieten dürfte. Es heißt in einer von der Hannoverschen Handelskammer herausgegebenen Schrift*):

„Bei dem engen Zusammenhange, welcher zwischen Handel und Industrie, zwischen Technik und kaufmännischem Betrieb besteht, scheint die Angliederung an die technische Hochschule in Gestalt einer neuen sechsten Abtheilung die glücklichste Lösung der Frage zu sein. Nachdem die deutschen Universitäten den Fehler gemacht haben, die Bedeutung der technischen Praxis für die mathematischen und naturwissenschaftlichen Disziplinen zu verkennen und deshalb neben sich die technischen Hochschulen aufkommen zu lassen, wodurch sie eigentlich ihre Grundlage als Universitates litterarum eingebüßt haben, ist die Befürchtung nicht unberechtigt, daß sie vielleicht auch den Erfordernissen der Handelstheorie nicht gerecht werden würden. Haben sie sich doch auch den jungen Disziplinen der Technik und Mechanik, der angewandten Physik und Chemie verschlossen und sind so der Anregungen verloren gegangen, welche die Technik ihnen geboten hätte."

Gewiß ist es, daß nach dem Plane in Hannover eine gegenseitige Ergänzung und Vervollkommnung der technischen und kommerziellen Bildungslehren ermöglicht wird.

Zu Königsberg schwebt die Frage zur Zeit noch, und es ist anzunehmen, daß sie hier zu Gunsten des kaufmännischen Bildungswesens sobald nicht gelöst werden dürfte. Darauf weisen wenigstens Anzeichen verschiedener Art hin. Vor Allem sind die Vorbedingungen in der Entwicklung des niederen kaufmännischen Unterrichtswesens nicht vorhanden. Dieses muß erst auf einer gewissen Höhe angelangt sein, ehe man an die Ausführung eines solchen weitergehenden Planes, wie er in den Handelshochschulen zum Ausdruck kommt, mit Aussicht auf Erfolg gehen kann.

In Danzig ist der Gedanke der Errichtung einer Handelshochschule überhaupt aufgegeben. Dafür ist beschlossen, dort eine technische Hochschule zu errichten, und zwar ist der Bau derselben bereits in Angriff genommen worden. Ob man mit der technischen Hochschule schließlich eine Handelshochschule verbinden wird, etwa wie in Hannover, das ist fraglich. Die Behörden scheinen hierzu nicht geneigt. Es würde jedoch eine solche Verbindung auch hier eine glückliche Lösung der Frage bedeuten.

Weiteren Erfolgen begegnen wir schließlich noch in Stuttgart, Darmstadt und Karlsruhe, wo an den bestehenden technischen Hochschulen besondere Lehrstühle für die Handelswissenschaften eingerichtet worden sind. — Auch die Göttinger Universität hat eine ähnliche Ergänzung erfahren, und zwar sind dort gleichfalls handelswissenschaftliche, in erster Linie aber sozial- und wirthschaftsgeschichtliche Vorlesungen eingerichtet worden. Allerdings darf man in derartige Einrichtungen nicht allzu große Hoffnungen, wenigstens vom Standpunkte der Kaufleute aus, setzen. Sie können niemals das Bedürfniß, das mitten in den Kreisen des gesammten Handelsstandes lebhaft hervortritt, im Hinblick auf die praktisch-kaufmännischen Berufsaufgaben befriedigen.

Neuerdings sind die Bestrebungen zur Errichtung einer Handelshochschule auch in Berlin in Fluß gekommen. Einestheils mögen die Erfolge in anderen Städten die Veranlassung dazu gewesen sein, andererseits ist dies aber der Presse zu danken, die sich in letzter Zeit wiederholt und eingehend mit dieser Frage beschäftigt hat. Eigentlich ist es sonderbar, weshalb man in der deutschen Reichshauptstadt nicht früher auf den Gedanken gekommen ist, eine Stätte für die kaufmännische Hochschulbildung zu schaffen. Denn schließlich ist doch keine Stadt in höherem Grade geeignet, als gerade Berlin, zum Sitz einer Handelshochschule ausersehen zu werden. Es stehen hier Handel, Verkehr und Industrie in so hoher Blüthe, daß der geeignete Boden für eine derartige Einrichtung gewiß vorhanden ist. Und dann fehlt es nicht an dem nöthigen Anschluß an verwandte Bildungsstätten, entweder an die Universität oder die technische Hochschule, wenn sich gerade hierzu das Bedürfniß herausstellen sollte. Auch an Lehrkräften aus den Kreisen der technischen oder kommerziellen Fachlehrer ist in Berlin kein Mangel. Was die finanzielle Sicherstellung eines solchen Unternehmens betrifft, so würden die Großindustriellen wohl in dieser Hinsicht die Garantien übernommen haben, wenn der Gedanke einmal ernstlich erwogen und positive Vorschläge gemacht worden wären. Jetzt, nachdem anderswo die Erfahrungen überaus günstige Resultate gezeigt haben, ist die Berliner Kaufmannschaft mit dem Plane der Errichtung einer Handelshochschule beschäftigt. Das ist gewiß erfreulich und anerkennenswerth. Hoffentlich wird es bei diesen einleitenden

*) „Zur Frage der Errichtung einer Handelshochschule in Hannover". Hannover 1900, Verlag der Handelskammer.

Schritten nicht sein Bewenden haben. Daß die Frage selbst spruchreif ist, darüber kann kein Zweifel bestehen; hier kommt es lediglich auf die Ausführung an und auf ein friedliches Zusammenwirken der einzelnen in Betracht kommenden Faktoren.

Werfen wir noch einen flüchtigen Blick ins Ausland, so sehen wir eine überaus große Rührigkeit zunächst in Großbritannien auf dem Gebiete des kaufmännischen Bildungswesens sich entfalten. Im Jahre 1895 wurde die „London School of Economics and Political Science" gegründet, welche — wie der unlängst erschienene dreijährige Bericht sagt — „einen wissenschaftlichen Unterricht in Bezug auf den Ausbau und die Organisation der modernen Industrie und des Handels, ferner über die allgemeinen Ursachen und Merkmale des Volkswohlstandes bezweckt, wie sie durch die Politik und die praktische Erfahrung des britischen Reiches und der fremden Staaten beleuchtet und erklärt werden." Zunächst finden wir hier eine so große Menge volkswirthschaftlicher und technisch-praktischer Disziplinen aufgeführt, daß wir uns einen hinreichenden Begriff davon machen können, welche Bedeutung dem kaufmännischen Bildungswesen und damit erklärlicherweise auch dem Handelsberuf im Allgemeinen seitens des modernen Engländers entgegengebracht wird. Als besondere Lehrgegenstände finden wir statistischen, diplomatischen und politischen Unterricht verzeichnet, die besonders die nationale Seite der kaufmännischen Berufsaufgaben zu berücksichtigen bestimmt sind.

Interessant ist ferner eine Rede des englischen Ministers Chamberlain, die er in einer Versammlung hielt, welche sich mit der Umbildung des Mason College (University Colleges) in eine Voll-Universität beschäftigte. Er betonte in der Rede, daß die zukünftige Universität doch auch ein speziell gepflegtes Gebiet besitzen müsse, und dieses Gebiet sollten die kaufmännischen Wissenschaften sein. Darüber äußerte er sich folgendermaßen:

„There is one branch of education which seems to me hitherto to have been curiously neglected in the universities that at present exist in the country. There is, as far as I know, nothing like an organised commercial education — (hear, hear) — and I admit I desire very much to see, some time or another, a faculty for commercial education in connection with the University of Birmingham, in which there should be a fully-equipped centre for modern languages, taught, not as they are taught now, without much system, but taught scientifically, in which, also, attention would be paid to commercial geography, commercial law, commercial economy, and to other kindred subjects. (Cheers). In fact, I cannot see why we should not do for those who are intended for commercial life what we already do for those who are intended for the professions, who wished to obtain celebrity in science or in some of the arts. (Cheers.) The establishment of such a school as that would give to our university that special character which I think it will have to attain to if it is to maintain a distinctive, separate, and important position."

Schließlich würde hier noch die „Wharton School of Finance and Political Economy", eine von Joseph Wharton begründete Anstalt, in den Vereinigten Staaten zu erwähnen sein, welche in Verbindung mit der Universität in Philadelphia im Jahre 1881 ins Leben gerufen wurde. Ihre Aufgabe erblickt sie darin, für den öffentlichen Verwaltungsdienst vorzubereiten und eine Stätte für die moderne kaufmännische, besonders geschäftlich-praktische Erziehung zu sein. Unter den Lehrgegenständen sind moderne Sprachen, Bankwissenschaft, Handelswissenschaft, ferner auch Geschichte, Journalismus und Logik, sowie die industrielle und gewerbliche Betriebstechnik vertreten. Auch in Chicago ist endlich im Jahre 1898 an der dortigen Universität ein „College of Commerce and Politic" eingerichtet worden, welches nach den verschiedenen Berufsgruppen, denen sich die Zöglinge widmen wollen, in eine handelswissenschaftliche, eine politische und journalistische und in eine diplomatische Abtheilung zerfällt. Ferner finden auch Einzelvorlesungen in der Finanzwissenschaft, der Volkswirthschaftslehre und vor allem in den Sozialwissenschaften statt, welche die nothwendige Ergänzung zu vorstehendem Lehrprogramm bilden. Hierbei verdient namentlich die Thatsache bemerkt zu werden, daß in der handelswissenschaftlichen Gruppe der Unterricht im ausländischen Verkehrswesen besonders hervortritt.

So ergibt sich als Facit: die Bestrebungen zur Begründung von Handelshochschulen sind aus dem Rahmen theoretischer Erwägungen hinausgetreten und es hat die praktische Pionierarbeit begonnen. Daß dieses Ziel erreicht werden würde, konnte nicht zweifelhaft sein. „Erweist sich doch — um in den Schlußworten der Frankfurter Denkschrift zu reden — die centrale Stellung des Handels im Wirthschaftsleben als ein besonders günstiges Moment. Der Kaufmann als ‚Organisator der Volkswirthschaft' hat natürliche Beziehungen zu allen Zweigen des öffentlichen Lebens. Die Akademie — und im weiteren Sinne die Handelshochschule überhaupt — aber wird die geeignete Stelle sein, diese Beziehungen dem Kaufmanne noch deutlicher zum Bewußtsein zu bringen und enger zu knüpfen, indem sie die Vertreter der verschiedenen Berufe in sich vereinigt und die bisher gesonderten Wissensgebiete zu einem Ganzen zu gestalten bestrebt ist." Darin liegen die großen Aufgaben der Bestrebungen für Handelshochschulen. Hoffen wir, daß das Ziel bald erreicht wird zum allgemeinen Besten des gesammten Handelsstandes!

Leipzig. Mil Richter.

Der vierte Band der Briefe Hans von Bülow's.

Der unlängst erschienene vierte Band der Briefe Hans von Bülow's, — der fünfte Band des ganzen Werkes*) — bezieht sich auf den Lebensabschnitt Bülow's, den man recht eigentlich den heroischen und zugleich den tragischen nennen darf, auf die Jahre 1864—1872. Wir sehen Bülow in München neben Richard Wagner durch die Gunst des jungen Königs und die Freundschaft des Meisters zum Leiter der Hofkonzerte und bald zum Dirigenten der Hofoper berufen. Dann kommt der Sturm, dem Wagner weichen muß, Bülow mit ihm. Aber Bülow kehrt 1867 auf den exponirten Posten der Hofkapellmeisterstelle zurück und gibt sich zwei Jahre lang mit jener Selbstaufopferung, die nur in der bedingungslosen Verehrung der Werke des befreundeten Meisters ihre Erklärung findet, alle erdenkliche Mühe, den König und München mit musterhaften Aufführungen der Werke Wagner's zu beglücken — da kommt ihm aus Triebschen am Luzernersee die Kunde, daß seine Gattin, die dort bei Wagner weilte, nicht mehr zu ihm zurückkehrt, daß er Frau und Freund auf einmal verloren hat (Sommer 1869). Und dieser Freund war in künstlerischer Beziehung sein Abgott, sein Glaube an höchste Kunstoffenbarung. Das war nicht das tausendfältig immer wiederkehrende Menelaosschicksal; da handelte es sich um mehr als zerstörtes Familienglück und beleidigten Mannesstolz. In der feindlichen Stadt stand Bülow gleichsam als Wagner's Herold und Gesandter, täglich hundert Anfechtungen ausgesetzt, alles freudig ertragend, allem Kampfsturm trotzend — nur dem Einen unterliegend, das inzwischen hinter seinem Rücken geschehen war. Zum zweiten Male nahm Bülow seine Entlassung und begann ein einsames

*) Hans von Bülow. Briefe und Schriften V. Briefe von Hans v. Bülow, herausgegeben von Marie von Bülow. 4. Band. Mit einem Bildniß. (Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel 1900.)

Wanderleben, das ihn zunächst nach Italien führte. Es mag aber gleich hervorgehoben sein, daß die Erfahrung, die er mit dem Freunde Wagner hatte machen müssen, ihn dem Meister nicht abtrünnig machte. Natürlich hörte der Briefwechsel mit Wagner auf; aber viele der in der zweiten Hälfte dieser Briefsammlung mitgetheilten Schreiben an verschiedene Personen beweisen, daß Bülow nach wie vor die Kunst Wagner's hochhielt und sie auf jede Weise zu fördern suchte. Die Wandlung zu einer anderen künstlerischen Ueberzeugung kam erst später, sie liegt jenseits der Zeitgrenze der Briefe dieses vierten Bandes.

Die Berechtigung der Veröffentlichung von Korrespondenzen, die einen so wichtigen Abschnitt deutscher Musikgeschichte betreffen, wird Niemand bestreiten. Und wenn sonst Briefsammlungen den Leser durch so manche unbedeutende Personalien, die mit dem Tage hinfällig wurden, leicht ermüden, so liest man dagegen Bülow's Briefe aus der Münchnerzeit mit lebhaftem Interesse, da man weiß, daß fortwährend Großes auf dem Spiele stand. Es ist dramatische Spannung in diesen Briefen, die sich, wie man leicht denken kann, in manchem zornigen Blitz, aber auch in manchem übermüthig lustigen Spottworte des Briefschreibers entladet, dazwischen ruhige Erwägungen, besonnene Urtheile über die ganze Lage. Warum es in München zuletzt nicht mehr ging, das drückt Bülow in einem Briefe an Richard Pohl (23. Juni 1869) in folgenden Worten aus:

„Meine Position hier beruht auf schiefer Basis — das Datum war eben doch das Mißverständniß, als sei ich ein kleiner Günstling des großen Günstlings. Den unerbittlichen Gesetzen der Thatsachenlogik gemäß mußte dieses Mißverständniß sich in allen Relationen weiter reproduziren."

Für manche Leser wird das Interesse an der Briefsammlung dieses Bandes noch dadurch sich steigern, daß das Kriegsjahr 1870 hineinfällt. Zwar nicht oft erwähnt Bülow in seiner Korrespondenz aus jenen großen Tagen die Zeitereignisse; wo es aber geschieht, geschieht es immer in der temperamentvollen Art, die überhaupt seine Aeußerungen auszeichnet. Am Siege Preußens hat er schon beim Ausbruch des Krieges keinen Augenblick gezweifelt. Am 28. Juli 1870 heißt es in einem Briefe: „Ich bin festest überzeugt, die Franzosen werden überall von Preußen geschlagen, gedemüthigt, ruinirt." Und in denselben Tagen schreibt er an seine Mutter:

„Preußen ist wundervoll organisirt, Bismarck wahrhaftige Vorsehung in Allem; ich zweifle nicht, daß binnen Kurzem das Allerhöchste Dekret, das Frankreich von der Nobelgallerie der Nationen streicht, ausgeführt sein wird. Sei gutes Muthes."

Natürlich fällt auch Hans v. Bülow dem Schicksale aller Menschen von lebhafter Phantasie und leichter Erregbarkeit der Gefühle anheim, sich selbst zuweilen zu widersprechen, heute mit voller Ueberzeugung, es verhalte sich so, etwas zu behaupten, wovon man wenige Wochen oder Monate später mit ebenso starker Ueberzeugung das Gegentheil behauptet. Hier ein Beispiel dafür.

Am 12. Februar 1866 schrieb Bülow an A. Birle, Redakteur der „Augsburger Postzeitung", später Domvikar in Augsburg, über Wagner'sche Kunsttendenzen in dem Sinne, daß dieselben eher katholisirend als antikatholisch seien. Es heißt da:

„Richard Wagner ist der katholischen Religion ebensowenig gefährlich als abhold . . . . . Die Kunsttendenzen R. W.'s, für ihn und seine Freunde ausschließlich Geistes- und Herzensangelegenheit, Quasi-Religion, sind so echt deutsch, antijüdisch und antimaterialistisch, daß sie viel mehr eine begünstigende als befehdende Gesinnung von Seiten der erleuchteten (nicht der „aufgeklärten") Katholiken verdienten. Die tiefsinnigen poetischen Ideen (wiewohl hier in Verhüllung und buddhaistischer Färbung) niedergelegt, sind echt christlich und zwar christlich-katholisch, wie dies in vielen Städten Deutschlands von der ‚clericalen' Partei selbst richtig erkannt worden ist, nicht minder von der protestantisch-materialistischen, welche hier und da ihren, den des Teufels vor dem Weihwasser glühenden Widerwillen mit ganz richtiger ästhetischer Motivirung öffentlich auseinandergesetzt hat."

Im Juli desselben Jahres dagegen schreibt Bülow an Alexander Ritter, daß er, seine Frau und Wagner Bismarck hoch leben lassen, daß „delenda Austria" ihr gemeinsamer Wahlspruch sei, und zwar, weil Bismarck als der große Schüler des großen Meisters als weltgeschichtliches Werk „den Sturz des Papstthums" vollbringen wird. Ja, schon im Mai war an Albert Heintz berichtet worden: „Richard Wagner hat vor einigen Monaten ein hübsches gereimtes Impromptu über die drei unheilvollen „J" gemacht, Jesuiten, Juden, Junker.

Wenn Bülow sich selbst zuweilen im Eifer des momentanen Anlasses der Art widerspricht, so wird man es nicht auffallend finden, daß er bei Beurtheilung Anderer gelegentlich ein vorschnelles, nicht zutreffendes Urtheil abgibt. Der Fall, der hier hervorgehoben wird, betrifft einen Lebenden, Dr. Friedrich Hegar, Musikdirektor in Zürich, und bedarf aus diesem Grund einer Richtigstellung.

Bülow hatte am 29. November 1866 ein G-Dur-Trio von Raff in Zürich gespielt und berichtete über den Musikabend am 6. Dezember an den Komponisten:

„Nach Anhören des Trios mußte der Herr Kapellmeister Hegar (echter Zögling des Leipziger Konservatoriums) zugeben, daß Du zu den ‚beachtenswerthen' Komponisten der Gegenwart gehörst. Bei dieser ‚Ehrenerklärung' wird's wohl sein Bewenden haben; was Neuigkeiten anlangt, wird in der Praxis von dieser Gesellschaft nur Nachlaß von Schumann (inklusive Brahms) und Schubert berücksichtigt. Mit Kirchner läßt sich noch reden — aber Eschmann und Hegar sind grenzliche Liguisten. — Erlaube, daß ich Dich bei diesem Anlasse auf einen talentvollen Menschen aufmerksam mache, der unter besagter Klique kaum aufkommen kann. Wenn Du einmal wirklich einen Moment übrig hättest, so wäre ich Dir dankbar, Du gestattetest Herrn Hermann Götz aus Königsberg, derzeit Organist in Winterthur, Dir einmal einige seiner Arbeiten unterzubreiten." u. s. w.

Zu diesem Briefe ist erstlich zu bemerken, daß Hegar gerade dadurch, daß er den damals in Leipzig quasi geächteten Brahms in Zürich kultivirte, genugsam bekundete, wie wenig seine Geschmacksrichtung Leipziger konservatorisch war. Und übrigens hat in der Werthschätzung von Raff und Brahms die Zeit Hegar Recht gegeben.

Was nun aber Hermann Götz, den nachmaligen Komponisten der Oper „Der Widerspenstigen Zähmung", betrifft, so hat sich Bülow in seinen Voraussetzungen, als habe Götz „unter besagter Klique" kaum aufkommen können, vollständig geirrt. Ein Streichquartett von Götz, über das Bülow in demselben Briefe an Raff berichtet, hat Hegar bald, nachdem es komponirt war, mit seinen Genossen dem Komponisten vorgespielt; es ist nicht im Druck erschienen. Das Klavier-Trio von Götz spielte Hegar bald nach seinem Erscheinen öffentlich gemeinsam mit dem Komponisten. Auch eine sonst nirgends aufgeführte (ungedruckte) Symphonie von Götz wurde durch Hegar dem Züricher Publikum in einem Abonnementskonzerte aufgeführt. Und die im Druck erschienenen Werke von Götz für Orchester, Chor und im Kammermusikstil sind sämmtlich durch Hegar in den Züricher Konzerten aufgeführt worden, die meisten schon, bevor sie gedruckt waren. Das Verhältniß von Götz und Hegar war überhaupt ein freundschaftliches und herzliches und wurde bis zum Tode Götzens durch keinen Mißton getrübt, was Schreiber dieser Zeilen, beiden Musikern durch langjährige Freundschaft und gemeinsame Arbeiten eng verbunden, zu beobachten alle Gelegenheit hatte.

Am Schlusse des Bandes sind die Briefe mitgetheilt, welche Bülow mit Nietzsche wechselte. Unter ihnen befindet sich einer von Bülow, der wahrhaft erquickend ist durch die unumwundene ehrliche Erklärung, welche der Briefschreiber über ein Musikwerk abgibt, das ihm Nietzsche zur Beurtheilung eingesandt hatte. Wir lesen (24. Juli 1872):

„Ihre Manfred-Meditation ist das Extremste von phantastischer Extravaganz, das Unerquicklichste und Antimusikalischeste, was mir seit lange von Aufzeichnungen auf Notenpapier zu Gesicht gekommen ist. Mehrmals mußte ich mich fragen: ist das Ganze ein Scherz, haben Sie vielleicht eine Parodie der sogenannten Zukunftsmusik beabsichtigt? Ist es mit Bewußtsein, daß Sie allen Regeln der Tonverbindung, von

der höheren Syntax bis zur gewöhnlichen Rechtschreibung Hohn sprechen? Abgesehen vom psychologischen Interesse — denn in Ihrem musikalischen Fieberprodukte ist ein ungewöhnlicher, bei aller Verirrung distinguirter Geist zu spüren — hat Ihre Meditation vom musikalischen Standpunkte aus nur den Werth eines Verbrechens an der moralischen Welt. Vom apollinischen Element habe ich keine Spur entdecken können, und das dionysische anlangend, habe ich, offen gestanden, mehr an den lendemain eines Bacchanals als an dieses selbst denken müssen. Haben Sie wirklich einen leidenschaftlichen Drang, sich in der Tonsprache zu äußern, so ist es unerläßlich, die ersten Elemente dieser Sprache sich anzueignen; eine in Erinnerungsschwelgerei an Wagner'sche Klänge taumelnde Phantasie ist keine Produktionsbasis" u. s. w.

Nietzsche antwortete auf diese an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassende Ablehnung erst nach einem Vierteljahre, dann aber mit ruhiger Selbstironie als ein gescheidter Mann, der sich auf ein ihm fremdes Gebiet verirrt hatte und dem daselbst heimischen Wegkundigen, der ihn zurechtweist, dankbar ist. So wenig fühlte er sich durch Bülow's Offenheit beleidigt, daß er im nächsten Jahre, als es sich um eine Preisrichterstelle handelte für eine Schrift über Wagner's Nibelungendichtung, Hans v. Bülow als dritten „recht strengen" Preisrichter in Vorschlag brachte: „Es kommt sehr darauf an, daß wir einen recht klingenden, ebenso anspornenden als abschreckenden Mann finden — — und das ist der Name Bülow's." Immerhin sei hier beigefügt, daß sich Nietzsche nicht für alle Zeit mit dem Urtheil Bülow's über seine Kompositionsversuche beruhigt hat, sondern später mit seinem „Hymnus" auch an Brahms gelangt ist, der nun freilich in solchem Falle sich viel vorsichtiger zu äußern pflegte als der kühne Draufgänger Bülow. Bei Bülow mochte übrigens die eigene Resignation auf eine schaffende Thätigkeit in die Beurtheilung ungenügender Leistungen Anderer eine gewisse Bitterkeit hineintragen. An Peter Cornelius schrieb Bülow (August 1868):

„Thue, wie Dir derjenige räth, der „faute de mieux", d. h. weil er dem Schaffen entsagen mußte, sich aufs Wirken für schön Geschaffenes gelegt hat. Glück zu! Daß Du's mußt, ist sehr erfreulich! wie beneide ich Dich um die Seligkeit solchen Müssens!"

Bülow's Lebenstapferkeit war eine außerordentliche; daher fehlt seinen Briefen, auch denen aus schwerster Zeit, selten ein resolutes Wort, ein witziges Bonmot oder eine ähnliche erfrischende Zuthat. Den Lebensernst aber, der sich hinter allen diesen Scherzen verbirgt, wird der Leser nicht verkennen. Charakteristisch ist ein Brief, den Bülow am Sylvesterabend 1866 aus Luzern an Joachim Raff richtete; körperliche Leiden, die Bülow, wie so oft, auch in jenen Tagen auszustehen hatte, werden darin als Kleinigkeit behandelt, wenn nur seelisch alles in Ordnung sei. Wir lesen:

„Vor acht Tagen war ich auf allen unharmonischen Hunden. Unmöglich, das Weihnachtsfest mit den Meinigen in Wagner's Hause zu verleben! Dagegen — im Bette. Habe während 72 Stunden keinen Bissen gegessen, nur Thee und Sodawasser hinter die Binde gegossen und konnte dann, Dank der Abwesenheit des Arztes mich wieder aufrappeln. Doch leide ich an chronischen Fieberanfällen, gegen welche ich mit noch zweifelhaftem Erfolge Chinin anwende. Frau und Kinder befinden sich recht leidlich — das nimmt mir eine große Sorge und Unruhe vom Herzen —; im Grunde sind alle physischen Uebelbefinden doch nur mehr oder minder Resultate der blindhandelnden Matrone, die Goethe so grauenhaft schön besingt. Wenigstens — was mich anlangt, so helfe ich mir ganz gut mit meiner Mock-Gesundheit durch, sobald ich kein psychisches Zahnweh habe (Zahnweh im Sinne des Hasenkopfs im Hundemaul)."

Es ist bereits bemerkt worden, daß Bülow nach der Zerstörung seines häuslichen Glückes in Italien (Florenz) Zuflucht suchte und fand. Die Briefe, die er von dort aus schrieb, erinnern durch Lebhaftigkeit der Empfindung und des Stils wie auch durch die Neigung, bei allem Enthusiasmus immer wieder in Sarkasmen zu verfallen, an Heinrich Heine's italienische Reisebilder. Anfänglich war Bülow ganz eigentlich italientrunken. Im ersten Briefe (an die Mutter, September 1869) heißt es: „Ich habe immer an Italien gezweifelt — ich Thor! — nein: das ist kein Vorurtheil, hier fängt die Liebenswürdigkeit unseres Gestirns erst an. Der Rest ist Stras." Nach wenigen Wochen erkannte er allerdings mit gewohntem Scharfblick auch die Schattenseiten italienischer Natur und italienischen Lebens. Aber Land und Leute jenseits der Alpen blieben ihm doch über alles theuer und gern überließ er sich mit sehenden Augen allerlei schwärmerischen Illusionen, zu denen man seine Verliebtheit in Elvira, eine schöne Balletttänzerin, rechnen mag, der er nach Padua nachreiste und über die er in den Briefen mit so gutem Humor plaudert, daß sich das kleine Abenteuer wie eine Episode aus einer Goldoni'schen Komödie oder wie eine romantische Novellette Eichendorff's ausnimmt. Die Tänzerin mußte dann einer schönen jungen Dame der italienischen Aristokratie weichen. Auch die auf dieses Verhältniß sich beziehenden Briefe sind ungemein reizvoll, vertrauliche Ergüsse an Frau Jennie Laussot, die Bülow einmal, da er ihr so häufig und ausführlich schreibt, als „vielgebriefte Freundin" anredet. In solchen kleinen Wortspielen ist Bülow unerschöpflich. „In Wien spiele ich nur privatim Soirée bei Baron Sina, also auf dem Sinai oder in der Sina-goge." Aus „Courage" wird gelegentlich „Kuh-Rage". In der Musik soll man nicht immer nur neugierig, zuweilen auch altgierig sein. In den „Ranglogen" sitzen die „Logen-Rangen". Aus der „Kreutzersonate" wird eine „Centesimisonate". Und in München soll sichs zeigen, „ob Rheingold oder Isardreck den Sieg davon trägt".

Zum Schluß hier noch eine Probe für die Originalität und Kraft des Bülow'schen Briefstils; es handelt sich um eine junge Dame, deren Bekanntschaft Bülow auf den Wunsch seiner bereits genannten vertrauten Florentiner Freundin Frau Jennie Laussot hatte machen müssen. Am 16. Juni 1870 schreibt er über das erste Beisammensein mit dem Fräulein:

„. . . Ja, sie ist reizend, reizend in jeder Beziehung und Hinsicht — hat nur zwei Fehler: eine übermäßige Länge und eine langweilige Mama. Die hat so viel geschwafelt, daß die „Kleine" kaum zu Worte kommen konnte — und bei aller relativen Nettigkeit so verwaschen sauber, so gesteppt solid, so infam deutschbürgerlich, daß ich Mühe hatte, ruhig sitzen zu bleiben. Ach — dieses Element war mir im Leben stets so verhaßt, daß ich mich immer nach den Extremen deutscher Hofgesellschaft oder des Verkehrs mit dem schmutzigsten Pöbel heraus zu sehnen pflegte. Denken Sie, als ich mit meiner Ihnen bekannten Naivetät unter anderem auch berichtete, Maëstrona habe mir den Auftrag gegeben, mich in „Prinzessin-Tochter" nicht zu verlieben, grinste in den ausgebügelten Zügen der Mama ein solches shocking, daß mir seelenangst wurde."

Die hier mitgetheilten Stellen aus den Briefen Bülow's sind noch lange nicht die Hälfte derer, die ich mir beim Durchlesen des Bandes als mittheilenswerth angestrichen habe. Und anderen Lesern werden wieder andere Stellen wichtiger scheinen, den Musikern vor allem die vielen Urtheile und Bemerkungen über Musikwerke von Zeitgenossen und Komponisten der Vergangenheit. Von Beethoven ist z. B. in 52 Briefen die Rede. Ein sehr genaues, 28 Kolonnen starkes Namen- und Sachregister erleichtert das Aufsuchen der Gegenstände, die den einzelnen Leser besonders interessiren. Endlich sei noch erwähnt, daß der Band nicht bloß Briefe Bülow's, sondern auch einige Schreiben Wagner's, Nietzsche's und anderer hervorragender Persönlichkeiten enthält, insoweit als solche Schriftstücke dazu dienen können, das Verständniß der Briefe Hans v. Bülow's zu erleichtern.

Leißigen am Thunersee.

J. V. Widmann.

Litteratur und Armee.

II.

Man hat sich bisher um das Geistesleben der Soldaten nicht genug bekümmert. Die Knaben, die mit vierzehn Jahren die Schule verlassen, sehen fünf Jahre vor sich, ehe sie den Helm zu tragen haben. Der Bauerssohn liest seine Zeitung, er ist Mitglied eines Turn- und Gesangvereins, er trinkt sein Glas Bier in der Kneipe, er redet ein Wort mit auf dem Tanzboden, er weiß was von den Buren, China ist ihm kein allzufremdes Land. Bildungselemente fließen selbst dem entlegensten Dorfe zu; die Post und die Zeitungen, der obligatorische Unterricht, sie alle lassen nicht das entfernteste Gebirgsdorf der Eifeler Gegend unbeachtet. Unvergleichlich mehr Bildungsstoff strömt auf den städtischen Knaben ein. Des Arbeiters Sohn ist mit sechzehn Jahren oft ein brillanter Redner, er hat seine Vereine, seine Klubs, er ist Sozialdemokrat, er liest Zeitungen, Broschüren, Bücher, er hört Vorträge, man errichtet Fortbildungsschulen für ihn; er hat eine solche Vielheit von Möglichkeiten, seine bildungsbedürftige Seele fortzuentwickeln, daß kein Fleiß alle bewältigen kann.

Wenn er 19 Jahre alt geworden und des Königs Rock trägt, hören diese Möglichkeiten plötzlich auf. Oft mitten aus dem Lern- und Leseeifer herausgerissen, steht er jetzt einem neuen Leben gegenüber, das ihn ganz anders in Anspruch nimmt. Die eherne Ethik des Soldatenstandes mit ihrer charakter- und sehnenbildenden Kraft einerseits, mit ihrer furchtsamen Exklusivität andererseits nehmen sein Leben ganz in Anspruch. Besonders in den ersten Monaten. Aber wenn die ersten Uebungen vorbei sind, wenn der Dienst aus einer schweren Last eine leichtere geworden ist, erwachen gewiß die eingeschlummerten geistigen Bedürfnisse und verlangen Befriedigung.

Es ist begreiflich, daß das Kriegsministerium durch ein besonderes Ressort die geistigen Regungen der ihm unterstellten Hunderttausende von Soldaten beaufsichtigt, daß es diese Regungen nur in bestimmter Richtung dulden kann. Der Soldat, der den Eid der Treue leistet, darf nicht durch Flugschriften aufgefordert werden, diesen Eid zu brechen. Und so liegt es im Wesen der soldatischen Ethik begründet, wenn man ihr schwerste innere Konflikte und entehrende Strafen erspart, indem man die parteipolitische Litteratur von vornherein ausschließt. Es wird daher in den Kantinen der Berliner Kasernen meist nur der „Berliner Lokal-Anzeiger“ geduldet.

Wenn das Kriegsministerium auch scharfe Abwehrmaßregeln kennt und anwendet, um die Armee von parteipolitischen Bestrebungen fern zu halten, so hat es damit nur die eine Seite der Aufgabe erfüllt. Wie erfüllt es aber die andere, die geistigen Bedürfnisse der Soldaten zu stillen? —

Seit dem Mai 1899 gebe ich eine Reihe von volksthümlichen Heften*) heraus, die in Massenauflagen (10000; 25000; 100000) hergestellt, zumeist auf dem Kolportagewege dem Volke zugeführt werden sollen. Meine bisherigen Erfahrungen haben mir die absolute Zuversicht gegeben, daß auf diesem Wege dem Volke geistige Nahrung ersten Ranges zugeführt werden kann. Mit einer Unzahl Menschen aller Stände, Berufe und Himmelsstriche kam ich dadurch in Beziehungen. So auch mit Mitgliedern unserer Armee. Mit Offizieren und Soldaten. Von diesen möchte ich hier einiges erzählen. Grade die einzelnen Stimmen, die zu mir gedrungen sind, lassen auf Strömungen und Wünsche in den militärischen Kreisen schließen, die Beachtung verdienen.

Ein Offizier aus dem Westen Deutschlands, der seinen Soldaten als Lehrer und Freund gegenüber steht, der gern das Seelenleben seiner Untergebenen beobachtet, leitet seine Ausführungen mit einer Betrachtung ein:

„Der junge Mann aus dem Volke ist im Allgemeinen hungrig nach Aufklärung und Belehrung. Sie darf ihm nur nicht in schulmeisterlicher Form und Trockenheit gegeben werden. Der Ekel am geschäftsmäßigen Lernen liegt mit dem Schulzwang schon sechs Jahre hinter ihm. Jetzt nachdem er ein paar Jahre bereits körperlich ums tägliche Brot gearbeitet hat, dehnt sich in ihm — unbewußt zuerst ihm selber — das Bedürfniß nach Beschäftigung des Geistes: er ist auf dem Wege, zu erwachen. . . . . .

Der Mann aus dem Volke wird früh zum praktischen Menschen, aber erst spät oder garnicht zum erkennenden.

Aenderungen in der Lebensweise sind oft die Veranlassung zum Nachdenken, und gerade die Jahre zu Anfang der Zwanziger sind von kritischer Bedeutung. Dazu kommt noch ein Gefühl des Selbstbewußtseins im Hinblick auf seine Tauglichkeit, auch wenn er noch so ungern zu den Fahnen geht, und ein Gefühl der Erleichterung, nun er sich der Sorge und der Arbeit ums tägliche Brot enthoben sieht.

Er findet sich in einer ganz anderen Sphäre wieder, deren Einfluß auf sein Geistesleben sich fühlbar macht, wenn die Eingewöhnung vorüber, wenn er gelernt hat, aus der Soldatenschüssel zu essen und die Scheu vor der fremden, seinem Wesen vielleicht durchaus zuwideren Behandlung sich gelegt hat.

Seine Seele hat zu ahnen begonnen, daß in der einfachen Bethätigung des sinnlichen Dranges, in den Freuden der Liebe und des Weines die Eingänge zum Paradiese nicht liegen. Sie ahnt feinere Genüsse, deren Wesen ihr nur noch nicht bekannt sind, und sie begiebt sich auf die Suche.“

Dann wirft derselbe Offizier die Frage auf, inwieweit die Armee ihrer Verpflichtung nachkommt, die geistige Pflege der Soldaten ebenso zu fördern wie die körperliche:

„Den größten Theil überläßt sie in dieser Hinsicht der Kirche. Daraus folgt: Obligatorischer Kirchenbesuch, Bibel- und Betstunden, Ausbildung und Verwendung von Liturgiesängern und Unterhaltungsstunden, in denen die Pfarrer Vorträge halten.

In vielen Garnisonen hat man „christliche Soldatenheime“ eingerichtet, die sich eines ziemlichen Besuchs erfreuen. In ihnen liegen religiöse Bücher und Zeitschriften aus, sie ähneln im Allgemeinen den „Vereinen christlicher Jünglinge“. Direkt und in obligatorischer Weise wirkt die Armee auf ihre Mannschaften nur zu ihrem eigensten Zwecke durch den Dienstunterricht ein. Außer den dazu nöthigen Instruktionen wird noch das Studium der Geschichte insoweit betrieben, als es geeignet erscheint, die Leute mit historischen Großthaten bekannt zu machen und dadurch Vaterlandsgefühl und Hingabe an das Herrscherhaus zu erwecken.

Was darüber hinaus für die Aufklärung und Erweiterung des Horizonts geschieht, liegt in dem guten Willen und dem Vermögen der Offiziere, deren eine große Anzahl zur Erfüllung der idealen Aufgabe als Volkserzieher wirklich befähigt ist und ihr neben den rein dienstlichen Obliegenheiten auch gerecht wird.

Während der karg bemessenen Freizeit stehen dem Manne die nun fast in der ganzen Armee eingerichteten Lesezimmer mit ihren Soldaten-Zeitschriften und Volksbibliotheken zur Verfügung.

Wie die Dinge jetzt liegen, wo die Armee unter dem Hochdruck der abgekürzten Dienstzeit arbeitet, kann an eine durchgreifende Aenderung in Bezug auf die rein menschliche Erziehung der Soldaten kaum gedacht werden. Eine Reform, die zu schulmeisterlichen Maßregeln griffe, würde ihren Zweck verfehlen und mit dem Mißtrauen der Leute zu kämpfen haben.

Was die Armee aber jetzt schon thun könnte, wäre neben dem einzurichtenden obligatorischen Unterricht über Hygiene eine entsprechendere Auswahl der Bücher.

Möge man nicht zu engherzig sein in Bezug auf deren historischen, kriegsgeschichtlichen oder geistlichen Inhalt. Das Verlangen des Soldaten geht darüber hinaus. Er will nicht nur unterhaltende, anekdotische und vaterländische Geschehnisse schildernde, belehrende Bücher, er sehnt sich auch noch rein geistiger Nahrung, nach Schriften mit herzlichem, gemüthischem und erziehlichem Inhalte.

*) I. Neue Lieder fürs Volk. 160 S. Oktav. Mit Bildschmuck von Herm. R. C. Hirzel. 10 Pf. II. Deutsche Dichter fürs Volk. 1. Goethe. 160 S. 10 Pf. 2. Heine. 128 S. 10 Pf. Beide mit Porträt, Einleitung, Buchschmuck. — Im Druck: Brüder Grimm. Deutsche Märchen. Heft I. Illustrirt von Heinrich Vogeler-Worpswede u. a. m. — Bisheriger nachweislicher Verkauf: Neue Lieder fürs Volk 52000 Stück, Goethe 30000 Stück, Heine (erschien eben); Vorbestellung 8000 Stück, zusammen 90000 Stück.

Je besser der Mensch, desto besser der Soldat. Er soll nicht nur in körperlicher, sondern auch in geistiger Beziehung ein Rückgrat bekommen, um aufrecht zu sein im späteren Leben.

Mit Freude und Genugthuung sind daher die volksthümlichen Bestrebungen zu begrüßen, durch welche sich neuerdings verschiedene Erforscher der Volksseele bemühen, den Sinn für das Schöne im Leben, für die Kunst und ihre Errungenschaften in den Köpfen und Herzen der breiten Menge zu wecken und zu pflegen.

In Bezug auf den Zeitpunkt sind diese volksthümlichen Bestrebungen zur rechten Stunde gekommen: Die Masse der Deutschen befindet sich in einer Epoche des geistigen Aufschwungs, wie er überhaupt noch nicht dagewesen ist. In der Armee bemerken wir die gleiche Strömung; und was besonders wichtig ist: den guten Willen der militärischen Behörden, dem Soldaten die Mittel in die Hand zu geben, seinen Standpunkt in rein menschlicher Beziehung zu heben.

Derartige Hefte wie die Jacobowski'schen werden nicht nur die Bibliotheken werthvoller machen, sie sind auch vermöge ihres Inhalts und Preises vortrefflich geeignet, Eigenthum jedes einzelnen Mannes zu werden — vielleicht auf Staatskosten.

Ich habe mit den Söhnen des Volkes zusammengelebt und kenne ihre Eigenheiten und Befähigungen. „Geben wir ihnen, von dem sie kaum wissen, daß es ihre verborgene Sehnsucht bildet."

Private Aeußerungen anderer Offiziere bestätigen, daß die Lektüre, die den Mannschaften jetzt geboten wird, nicht mehr ihrem geistigen Hunger genügt.

So schreibt mir ein höherer Offizier:

„Ich sehe es jetzt mehr und mehr ein, man sollte den geistigen Bedürfnissen des Soldaten etwas mehr Beachtung schenken. Wenn etwas für die Bibliotheken angeschafft wird, so sind es meist anekdotische Bücher über Welt- und Kriegsgeschichte. Diese sind ja selbstverständlich in erster Linie nöthig. Aber die außerdem gebotene sogenannte Unterhaltungslektüre genügt dem Manne nicht. Die Fürsorge der Behörden wird hier wohl einmal einsetzen müssen."

Und nun wurde ich aufgefordert, mich direkt mit dem Kriegsministerium in Verbindung zu setzen, eine Aufforderung, der ich zu passender Zeit nachkommen werde.

Unzweifelhaft sind meine „Neuen Lieder fürs Volk" und das Bändchen „Goethe fürs Volk" nur erste Versuche auf dem Wege, der Psyche der untersten Bildungsschichten beizukommen. Meine Erfahrungen und eine Unmenge Rathschläge einsichtiger Schriftsteller, Pfarrer und Lehrer werden meine Thätigkeit auf diesem Gebiete klären und reifer machen. Trotzdem wirkten meine Hefte schon jetzt so auf militärische Kreise, daß ich eine Reihe interessanter Urtheile zusammenstellen könnte. Sie sind zugleich ein Beweis dafür, wie der Offizierstand sich nicht so sehr modernen Bestrebungen und Ideen verschließt, wie man gemeinhin glaubt. Wenn man die Wahrheit des Schmoller'schen Wortes berücksichtigt: „Der letzte Grund der sozialen Gefahr liegt nicht in dem Unterschied der Besitz-, sondern der Bildungsgegensätze; alle soziale Reform muß an diesem Punkte angreifen", so wird man meine Wünsche theilen, auch die Armee, soweit Zeit, Stand und Ziel es ermöglichen, in diesen Kreis nothwendiger sozialer Arbeit mit einzuschließen.

Ich lasse jetzt nur noch Offiziere sprechen, denen meine volksthümlichen Hefte vorlagen:

„Es kommt hierbei alles auf den Versuch an. Ich bin überzeugt, daß er glücken wird. Das Bedürfniß nach leicht aufnehmbarer, gediegener Geistesnahrung liegt bei den Mannschaften ganz unzweifelhaft vor. Die Auswahl des Stoffes in den Heften fürs Volk erscheint derartig getroffen, daß auf das Gemüth und die Sinnesart des Mannes ein fördernder Einfluß ausgeübt wird. Eine Beeinträchtigung der rein militärischen Erziehung ist keinesfalls zu befürchten. Einmal ihnen zugänglich, werden die Soldaten diese Lektüre lieb und werth gewinnen."

Und ein zweiter Offizier schreibt:

„Das sind gute Hefte! Der Mann wird sie zusammen mit Sold- und Gesangbuch im Tornister tragen und im Manöver und Felde fleißig lesen. Des sind wir gewiß.

Nach den Offizieren will ich einen Soldaten sprechen lassen und zwar einen originellen. Der leitete sein erstes Schreiben an mich mit den Worten ein:

„Ein komischer Kauz, der Schreiber dieses Briefes: werden Sie gewiß denken, nachdem Sie dieses Opus gelesen haben werden. Denken Sie sich einen Soldaten Nachts in der Jungfernhaide auf Scheibenwache des Garde-Füsilier-Regiments."

Dieser Rekrut las Nachts „Goethe fürs Volk" und konnte die „Neuen Lieder fürs Volk" in- und auswendig. Und in wohlgesetzten Worten erzählt er, wie er die Büchlein von einem „Fliegenden Händler" gekauft hat. Die Büchlein hatten bei ihm ein „angenehmes behagliches Gefühl hervorgerufen, was bei so'ner langweiligen eintönigen Woche im Walde gar nichts schadet. Nochmals also: — Das Vergnügen ist ganz auf meiner Seite; konventionell ausgedrückt." Der wackere Litteraturfreund blieb aber nicht dabei stehen, selber zu genießen, sondern er ließ andere daran theilnehmen. Schlimme Erfahrungen!:

„Wenn ich auch nur einen von den 120 Kameraden wüßte, der sich für Litteratur und nun gar noch Klassiker interessirte! Man findet es schon auf meiner Stube, wo ca. 25 Mann liegen, sonderbar, wie ‚Einer' so viel lesen könne. — Ja, ja, ich komme mir, ohne mich überheben zu wollen, mitunter vor wie unter lauter Wilden. Von meinen 27 Mann haben überhaupt nur 5 schon was von Goethe gehört: ‚Er habe Lieder gemacht'."

Als sein Regiment in Döberitz auf dem Truppen-Uebungsplatz faule Zeit hatte — natürlich kriegte ich eine Ansichtskarte — da benutzte sie mein junger Korrespondent zu Propagandazwecken. Sein Schreiben hierüber ist zu lehrreich, als daß ich es gekürzt wiedergeben dürfte. Es lautet:

Sehr verehrter Herr Doctor!

Die Heftchen sind richtig hier angekommen, und habe ich mich gleich daran gemacht, sie an ausgesuchte Kameraden zu vertheilen. Die Urtheile darüber sind leider sehr dürftig ausgefallen; es fehlt eben bei meinen Kameraden fast überall das wirkliche Interesse und Verständniß für etwas Schönes zu lesen. Trotz alledem glaube ich, daß Manches hängen bleiben wird und fortwirken. Für das Letztere glaube ich dadurch gesorgt zu haben, daß ich 1. drei Unteroffizieren Hefte gab, welche dieselben in den Korporalschaften Jeden, der Zeit und Lust dazu hat, lesen lassen, 2. habe ich jedem Einzelnen, der ein Heft von mir bekommen hat, gesagt, er solle die Hefte weiter verleihen. Hier in Döberitz greift doch Mancher zu den Heften, der sich sonst nicht darnach umgesehen hätte; das macht die Langeweile.

Nun ist diese Litteratur aber kein Räuberroman, sondern Goethe und eine größere Anzahl der schönsten neueren Gedichte, und da hapert's eben am Verständniß dafür. — Einige Kameraden, die ich z. B. auf bestimmte Lieder und Balladen wie „Kasernenarrest", „Een Boot is noch buten", „Vagabunden", „Pidder Lüng", „Spatz und Spätzin", „Das Häslein", „Die Frauen von Ruffach", „Nachtbild", „An Anfrag", „Rahel von Toledo", „Die Fahne der Einundsechziger" aufmerksam machte, fanden ja Gefallen daran; aber die hübschen, mehr lyrischen Gedichtchen, wovon so viele in dem Heft enthalten sind, stoßen auf gar kein Verständniß.

Nun zu Goethe. Von seinen Gedichten wurden gelesen: „Johanna Sebus", „Der Sänger" und der „Erlkönig", zu deren rechtem Verständniß ich noch beitragen mußte. Mit Sachen wie der „Prometheus", „Tischlied" und den paar lyrischen Gedichten ist absolut nichts anzufangen. — Einige Volkslieder: „Haidenröslein", „Schweizerlied", „Der König in Thule" werden gesungen; auch ein Erfolg, wenn auch ungewollt. Ueber „Faust" sprach jeder, der das Buch in die Hand bekam, sehr wichtig von der Verführung des Gretchens und von dem „Zauberer Faust" — bis dahin langt eben nur das Verständniß meistens. Das Einzige, was vielleicht verstanden wurde, ist der „Götz", und da beklagte sich Einer, mit den vielen Personen, die darin vorkämen, finde er sich nicht zurecht.

Alles, was in dem Heft nach „Götz" kommt, Sachen wie: „Aus meinem Leben", die Reisebeschreibungen, „Gespräche mit Eckermann", konnten nicht verstanden werden.

Schließlich fühlte sich mein junger Freund veranlaßt, einen Aufsatz über Goethe's „Prometheus" zu schreiben und mir mit der Anfrage zu senden, ob er das Gedicht verstanden.

Gerade die Berichte dieses Soldaten und sein Urtheil über das mangelnde oder schlummernde Interesse unter seinen Kameraden beweisen, zwischen welchen Endpunkten

sich die Bildungskurve der Soldaten bewegt. Sowohl Offiziere wie urtheilsfähige Mannschaften theilen die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, auch der Armee in größerem Umfange als bisher gediegene Litteratur zuzuführen. Hier ist eine nationale Aufgabe zu lösen!

Ludwig Jacobowski.

Baumeister Olbrich's „Ideen".*)

Das historische Stadtbild Wiens wird beherrscht von dem stärksten monarchistischen Baustil — der Barocke. Wien stellt, um die feine Lichtwarck'sche Terminologie anzuwenden, den reinen Typus der Fürstenstadt dar. Die uralte Gothik lebt in zwei bedeutenden Bauwerken, die Renaissance hat ebenso wenig wie in ihrer politischen und geistigen Bedeutung auch in ihren Baugedanken in Wien mitzureden gehabt, und erst ihre französische, spanische, italienische Weiterbildung durch die barocke Kunst entsprach ganz den Bedürfnissen und dem Geschmack des Hofes, der diese Stadt als die seine betrachtete, lenkte und ihre ganze Bauthätigkeit wesentlich bestimmte. Die gefestete, städtische Autonomie der besten deutschen Städte hat Wien nie recht gekannt, seine Privilegien weder in politischem, noch künstlerischem Sinn genützt, und so gewann es diesen merkwürdig geschlossenen Baucharakter, den es selbst heute unter anderen Umständen bewahrt. Nicht nur durch das zerworfene Terrain, durch die vielfachen, alten und bestehenden Rechte, sondern vorzüglich durch die bleibende und weiterwirkende Art der konzentrischen Ringanlagen um die kaiserliche Burg wird jede Stadterweiterung beschränkt und bedingt. Was man baut, entspricht wohl den Bedürfnissen der Bürgerstadt, aber wie man baut, richtet sich nach der alten Anlage der Fürstenstadt. Den entlehnten, nicht organischen, willkürlichen, nicht logischen Formen des politischen Ausbaus Oesterreichs entspricht in Wien zur Zeit des beginnenden Konstitutionalismus jener durchaus eklektische Baustil, der überhaupt für die Zeit nach der achtundvierziger Revolution für den deutschen Geschmack charakteristisch bleibt. Erst die eigenen, wirklich empfundenen Lebensbedürfnisse der Stadt zeitigten einen charakteristischen, schon von allem Anfang an merkwürdig geschlossenen Baustil. Durch einen Namen wird dieser Umschwung für Wien bezeichnet: Otto Wagner. Nun folgen seine Schüler. Unter ihnen ist Olbrich der produktivste, am meisten begünstigte. Sie stellen als „Wagner-Schule" in enger Verbindung mit der Wiener Sezession den nothwendigen Anschluß ans Ausland her. Otto Wagner ging von der Renaissance aus, deren Tradition er an der Wiener Akademie lehrte. Bald erweitert er die typischen Formen durch neue Bildungen, welche aus der schlichten Sach- und Zweckdienlichkeit den adäquaten Ausdruck für neue Forderungen suchten und fanden. Mehrere seiner städtischen Gebäude entwickelten, über die gewohnten Renaissanceformen hinausgehend, einen einfach schönen Typus von Wohnhäusern. Sein kräftiges Stilgefühl läßt ihn über alte traditionelle Formen spielend siegen und wie etwa in der „Römischen Villa", die er in Hütteldorf für sich selbst baute, römische Hausform zu modernen Wohnzwecken mit allem Raffinement der heutigen europäischen Kultur umbilden und so neu werthen.

Mit dem Auftrag, die architektonische Anlage der zu erbauenden Stadtbahn zu leiten, gewinnt er die entscheidende, große Aufgabe und mit deren genialer, ebenso geschmackvoller wie origineller Lösung den bedeutendsten Sieg. Er baut leichte, lichte, lustige Pavillons. Aus weißem Putzstein. Ihre ganze Schönheit liegt in ihrer vollen Zweckdienlichkeit, ganz einfach, sind sie von der graziösesten dekorativen Wirkung, von jener anmuthigen und heiteren Einfachheit, worin sich vielleicht überhaupt die Grundstimmung alles Wienerischen Kunstschaffens ausdrückt. Der Stein ist nur mehr die leichte, stützende, fast gewichtlos erscheinende Begleitung für die zierlich festen Konstruktionen des Eisens und so ist der heutige Stil ganz aus dem Geist des heutigen Materials erwachsen, der prägnante Ausdruck der heutigen Technik. Monumentalbauten hat Wagner bisher nur geplant, noch nicht vollendet. Ein Entwurf für eine „Jubiläumskirche" erscheint eben wegen seines so durchaus modernen künstlerischen Verstandes seltsam kühl. Der alte, träumerische, in den Formen der Vergangenheit verweilende katholische Ritus verträgt diese rationalistische, praktische Umgebung nicht. Der moderne Baustil sucht seine besten Aufgaben nicht in Repräsentationswerken. Das individuelle Leben gibt als erstes Ziel der Architektur den Bau des individuellen Hauses. In weiterm Sinn wohl die Umgestaltung einer modernen, bürgerlichen Stadt. Hieran mag sich in der Zukunft vielleicht eine Erziehung zum Monumentalstil schließen. Die nächste Bethätigung wird gesucht und gefunden in der Schöpfung individuell durchgeführter Wohnhäuser und ihrer inneren Durchbildung. Hierbei sind zwei seiner Schüler vor allem thätig: Josef Hofmann (der die Ausstellungen der Sezession einrichtet) und J. M. Olbrich.

Wegen des Zwiespalts zwischen intimer Durchbildung und monumentaler Prätention ist Olbrich's Gebäude der „Sezession" nach meinem Gefühl mißlungen, bei aller Feinheit einzelner Einfälle.

Nachher baute Olbrich eine reizende Villa in der Brühl — dem romantischen Wiener Sommerfrischthal —, richtete mehrere Wohnungen kunstverständiger Privater ein und strebt nun, vom Großherzog von Hessen nach Darmstadt berufen, Neues und Bedeutendes an, wovon ein kleines, zierliches und interessantes Werk „Ideen" gibt.

Von Otto Wagner entfernt sich Olbrich darin, daß er seines Lehrers vorzüglichen Grundsatz „artis sola domina necessitas" im Sinne persönlicher Freiheit des Baumeisters stark erweitert. Die Nothwendigkeit läßt er wohl als Alleinherrin der Baukunst gelten. Aber nicht die Nothwendigkeit, das Bedürfniß des Wohnhauses und seines Bestellers, sondern vielmehr die innere Nöthigung des Baumeisters, künstlerischen Stimmungen und Gedanken Ausdruck und Form zu geben. Er freut sich seiner mächtigen Phantasie, aller sinnreichen und launischen Kombination und Erfindung und will sie gar nicht weiter zügeln, man möchte fast seinen Geschmack einen malerischen nennen, der nicht Geschlossenheit, Einheit, Stil, sondern Fülle der Stimmung und Farbe anstrebt. Otto Wagner ordnet den künstlerischen Gedanken der Nothwendigkeit des Baues unter, Olbrich den Bau dem künstlerischen Gedanken. Er setzt so auf überaus geistreiche, prickelnde Weise ein Ganzes zusammen, das aber doch nicht immer organisch geschlossen bleibt. So ist wohl auch diese Villa „Friedmann" in der Brühl gebaut, bis ins verlorenste Detail durchgebildet. Aber der strengen und gewaltigen sozialen Idee der Schaffung eines großgedachten praktischen, allgemein giltigen und möglichen Haustypus ist er noch nicht nahe gekommen. Er hat sich aus dem Individuellen noch nicht ins Typische erhoben. Zu seiner überschwänglichen Fülle braucht er noch die künstlerische Strenge. Aber welche Quelle frischer Impromptus und Einfälle! Daß freilich eine ganze Villa immer eine Serie von Einfällen bleibt, keine groß harmonisirte Komposition, mag gewiß ein Fehler sein, aber wir haben ja so lange in Gebäuden gewohnt, welche ideenlose Nachahmungen früherer und überlebter Formen waren.

So ist etwa diese „Villa Friedmann" geistreich in die grüne Wiesenflur hineingedichtet, und jeder Innenraum, auf die Landschaft draußen bezogen, erinnert in seiner Bemalung, in den Mustern seiner Tapeten, in den Schnitzwerken der Möbel an Motive des Waldes und Gartens. Jeder Raum ist von den Geräthen gleichsam durchwachsen, sie bilden im Raum und mit ihm ein Ganzes. Zugleich drückt jedes Zimmer in seiner Farbe, in seinem Holz und seinen Möbelformen seine Stimmung aus, etwa das eine dunkelgrün und

*) „Ideen" von J. M. Olbrich. Wien bei Gerlach und Schenk.

lapisblau, kirschroth ein anderes, das Badezimmer schloßweiß. Wenig anderes als festes Material ist verwendet. Teppichen, Vorhängen, Gobelins und dergl. ist als Staubfängern und Lichträubern wenig Raum gegeben. Einfache Stores mit schlichten Applikationen sind als Vorhänge verwendet. Da die Zimmerwände selbst malerisch wirken, sei es durch die patronirten Muster oder durch die Art der Täfelung und des Schnitzwerks, gestattet der Baumeister nicht die Unterbrechung des Wandbildes durch Rahmen, die Spiegel werden einfach facettirt eingeschraubt, die Bilder in eigene mit Glas bedeckte Einschnitte geschoben, so daß man sie nach Belieben umwechseln kann. So füllt der Erbauer des Hauses auch dessen Innenräume ganz aus und nur seine Persönlichkeit herrscht im Ganzen. Die Maler, die er beschäftigt, fügen seinem Plan untergeordnet. So rühren zwei Zimmergemälde **Friedrich Königs** gewiß aus Olbrich's ursprünglichen Absichten her. In der Villa Friedmann malte dieser innigste und stimmungsreichste der jungen Wiener Maler (seine „Winterreise" zu Schubert's Liedercyklus kann sich mit Vogelers ähnlichen Arbeiten messen) für das Kinderzimmer ländliche Scenen, für das Schlafzimmer einen schönen Birkenwald, der die Heimlichkeit und Süße der lichten Einsamkeit in diesen intimsten, heimlichsten Raum versetzen soll. Es liegt darin ein feiner und schöner Gedanke, in jenem Zimmer, das den Inhalt der Ehe ausdrückt, empfängt und bedeutet, die Natur erklingen zu lassen, geweckt durch die Kunst.

Nach dieser Schöpfung wurde Olbrich nach Darmstadt berufen, dort soll er seine und eines kunstsinnigen Fürsten höchste Aufgaben erfüllen. Eine gute Künstlerschar ist dort vereinigt (Peter Behrens, der Maler, vielleicht das kühnste dekorative Talent unter den Deutschen, ist unter ihnen). Ihrer Thätigkeit ist ein weiter, umgrünter, freier Raum gegeben. Dort soll sich die Anlage einer schönen, praktischen und beispielgebenden Künstlerkolonie erheben. — „Heimstätten für Menschen". Weiter gehen die romantischen Pläne und Gedanken auf einen neuen dekorativen Bühnenstil, mit der Umgestaltung des gesammten Milieus könnte in weiterem Sinne ein neuer Stil für die Lebensgewohnheiten erschaffen werden. Man denkt an die begeisterten und feingestimmten Akademien der Renaissance. Die von Olbrich und den Seinen herausgegebene Festschrift „Ein Dokument Deutscher Kunst" spricht davon in feierlichen Worten. Joseph M. Olbrich sagt über seine Aufgabe:

„Und so, dem Bedürfniß folgend, reiht sich Einheit an Einheit zum einfachen Haus . . . Zu jenem Hause, das durch inneres Empfinden entsteht, das in seiner Einfachheit so reich ist, viel stilles Glück in seinen Ecken und Winkeln herbergt, so viel um endlos daraus die goldenen Fäden der Wunschlosigkeit zu spinnen. In der Schaffung solcher in sich abgeschlossenen Kunstwerke, die mit größter Empfindung und Einfachheit einem glücklichen Lebensprinzip zum Ausdruck verhelfen, müßte die Kolonie ihren Zweck und ihre Aufgaben finden. Ein weites baum- und blumenreiches Terrain, die Großherzogliche Mathildenhöhe gibt den Plan. Oben am höchsten Streif soll das Haus der Arbeit sich erheben; dort gilt, gleichsam in einem Tempel die Arbeit als heiliger Gottesdienst. Acht große Ateliers mit kleinen Meisterstuben ein kleines Theater, Turn- und Fechtsäle, gastliche Räume, Douchen und Bäder sind in einem Langbau aufgenommen. Im abfallenden Gelände: die Wohnhäuser der Künstler, gleich einem friedlichen Ort, zu dem nach des Tages emsiger Arbeit von dem Tempel des Fleißes herabgestiegen wird, um den Künstler mit dem Menschen einzutauschen . . . ."

So fährt er mit schönem Ausdruck in getragenem Pathos fort. Man wird seiner überschwänglichen Stimmung nicht zürnen, denn immer ist die Kunst ein Kraftüberschuß. Aber man wird hoffen müssen, daß er von dieser traumhaft-glücklichen Kunstheimath aus (— zum zweiten Male in kurzem Zeitraume gibt ein Fürst einem Künstler solchen Spielraum) an jene allgemeineren und höheren Aufgaben der Baukunst denke, welche in strengerer Einfachheit, in gehaltener Kraft und Fülle die Zwecke des gemeinen Lebens adeln, indem sie sie erfüllen. An den großen Künstlern, an den Gelehrten, an den Männern der Thaten zeigt sich das große Prinzip des Egoismus, der vom rechten Menschen ausgehend, selbstisch dennoch fürs Große wirkt. So mag man froh sein, daß es ein paar Künstlern gegönnt ist, für sich wirken zu können, aber man wird hoffen dürfen, sie bald zum Ganzen gewandt zu sehen, denn nur die weitesten Aufgaben dürfen ihnen genügen. Diesen Zielen aber wünscht man — wieder soll das kein Tadel, nur eine bescheidene Anmerkung sein — nicht das glänzende Pathos der begleitenden Worte und nicht die leicht zur Manier ausartende Ausschließlichkeit künstlerisch-selbstischer Zwecke, sondern die schlichte Großzügigkeit, welche in den schönsten Bauwerken ein **inneres** Pathos mit gehaltener Kraft gestaltet, und eben weil sie alles erfüllt, was sie will, des Programms und der Worte entbehrt. — Heimstätten für Menschen! Das ist ein Ziel! Möchten Olbrich und die Seinen an dieser glücklichen Arbeit sein!

Wien. **Otto Stoeßl.**

Theklo Lüdekind. Die Geschichte eines Herzens von Wilhelm von Polenz. Zwei Bände. Berlin. F. Fontane & Co. 1900.

Eine zarte und reine Frauennatur reicht ihre Hand an einen Mann der Gesellschaft. Der Fall verläuft ziemlich typisch: die Frau macht tiefe Veränderungen durch, ihre Tugenden gewinnen Gestalt und Kraft, ihr zarter Wille wendet sich mit unbewußter Bestimmtheit gewissen Zielen zu; sie ist von Versittlichung durchtränkt, und ihr weibliches Begehren, durch die Ehe erweckt, nimmt durchaus die Form einer Sehnsucht nach voller seelischer Gemeinschaft an. Hingegen der Mann verändert sich gar nicht. Die Ehe ist ohne jeden erziehlichen Einfluß auf ihn, sie ist weder ein neues noch ein besonders fesselndes Erlebniß, sie bedeutet den Besitz eines schönen, tugendhaften und gehorsamen Weibes, ein angenehm geordnetes Hauswesen, vielfältige Befriedigung männlicher Eitelkeit in den geselligen und privaten Verhältnissen. Der Frau bietet er nur die Außenseite dar; was sie zu Zeiten dahinter erräth, ist unheimlich, erschreckend, es macht den Eindruck von Rohheit und Kälte; diese Wahrnehmung widerspricht anderen Seiten seines Wesens, auch hat sie bestimmte Beweise, daß er ein guter Mensch ist. Schließlich benimmt er sich unter schwierigen Verhältnissen beinahe erbärmlich, und es geschehen Dinge, für die es keine Sühne gibt. Der Mann steht da mit seinem nackten Egoismus, gefühlsleer, ohne Fassungsgabe auch nur für die weibliche Ehrbarkeit. In den Motiven, die den Bruch herbeiführen, ist der Verfasser nicht immer glücklich gewesen; hier straft es sich, daß einige Gestalten des Romans keinen ganz lebenswahren Eindruck machen. Der erste Band leidet an einer gewissen Breite; es ist immer mißlich, die Kunstform des biographischen Romans auf eine Person ohne starke Besonderheit anzuwenden. Auch sonst ist mit dem Verfasser zu hadern; er ist nicht eben für die Sprache, die er schreibt, von heiliger Ehrfurcht beseelt, wendet zur Unzeit angeblich realistische Floskeln, vulgär dialektische, abscheulich wirkende Inversionen an; die häßlichen Abbreviaturen mal und was für einmal und etwas werden selbst einem Charakter von besonderer Distinguirtheit in den Mund gelegt und stehlen sich gelegentlich in den Erzählerton. Kurz, es wuchert allerlei Unkraut, falscher und unnützlicher Naturalismus, den es gut thäte auszuraufen. Indessen es ist ein schönes Buch. Die ungemeine Zartheit und Keuschheit, das beinahe körperliche Nachfühlen in der Schilderung einer edelen, erlesenen und doch wieder ganz typisch weiblichen Natur wirken bei der männlich kräftigen Person des Erzählers geradezu liebenswerth. Polenz ist nicht ohne gewisse Schranken; weniger Schranken des Talentes als der Erziehung, der Jugendeindrücke, kurz, der Weltanschauung. Er hat immer gestrebt, sich geistiger Fesseln zu entledigen und ein gerechter Beurtheiler seiner Zeit zu werden. Und wenn es ihm an kategorischen Imperativen zu fehlen scheint, so theilt er diesen Mangel mit unseren besten Talenten, die aus Verworrenheit der sittlichen Ziele ihrer heiligsten Aufgabe nicht gerecht werden können: Lehrer und Propheten ihres Volkes zu sein.

L. Beer.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 44. Berlin, den 4. August 1900. 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

König Humbert von Italien ist in Monza durch einen Verbrecher, der prahlt ein Anarchist zu sein, ermordet worden. Der Abscheu über die That ist allgemein, und sie wird wegen ihrer unmenschlichen Verworfenheit, wie auf allen Seiten, so auch in den Organen der Sozialdemokratie verurtheilt. Da dieser Mord politisch bedeutungslos ist, so ist er ein Verbrechen um des Verbrechens willen, und daran soll man festhalten. Solche Mörder Anarchisten zu nennen, ist bereits ein Fehler; denn sie sind jeglichen politischen Denkens bar und nicht fähig, über irgend eine Doktrin nachzudenken, auch nicht über eine gänzlich phantastische und verfehlte. Die sogenannten „Anarchisten der That“ sind Individuen, die aus Haß und Verbitterung, weil es ihnen nicht so gut geht, wie sie wünschen, den Nächsten todtschlagen, und die aus herostratischer Eitelkeit sich am liebsten an einen Großen dieser Erde heranmachen, weil sie unfähig sind, ihrer frevelhaften Sucht, von sich reden zu machen, mit ehrlichen Mitteln Genüge zu thun. Diese besondere Art des Verbrecherthums bleibt ganz vulgäres Verbrecherthum, wenngleich es seine Kugeln und seine Dolche gegen politische Persönlichkeiten richte.

So oft eine solche unselige That geschieht, ist die nächste Frage, wie kann sie in Zukunft verhindert werden. Und darüber kann man sich leider gar nicht täuschen, sichere Mittel der Abwehr gibt es nicht. Wären die „Anarchisten der That“ eine politische Partei, dann gäbe es Mittel des Schutzes. Politische Parteien kann man überwachen; politische Parteien, die die Gesetze nicht achten, kann man in ihren Häuptern treffen und sie so unschädlich machen; aber den gemeinen Mörder auszurotten, hat die menschliche Gesellschaft bisher nicht vermocht, nicht der strafende Arm der Gerechtigkeit und nicht die Doktrinen aller Religionen, die bisher über die Erde dahingegangen sind. Immer wieder treibt auch die menschliche Verworfenheit ihre Blüthen, zu allen Zeiten, unter allen Regierungsformen und unter allen Himmelsstrichen.

Die Polizei kann nur wenig thun, denn wie sie nicht zu verhindern vermag, daß in einem dunklen Winkel ein Raubmord unter einigen wenigen Spießgesellen ausgeheckt wird; eben so wenig kann sie verhüten, daß dieselben Elemente, wenn an die Stelle der Habsucht die Eitelkeit tritt, ihre Waffe gegen eine politische Persönlichkeit, gegen einen Monarchen oder einen republikanischen Präsidenten richten. Die Gelegenheit hierzu ist nie gänzlich zu beseitigen, und vollends unmöglich ist die Vorbeugung, wenn in dem Hirn des Einzelnen der Plan gefaßt worden ist. Ob dies Letztere in Bezug auf Bresci zutrifft, ob er Mitwisser hatte, steht noch dahin.

Nur die politische Heuchelei, die auch solchen traurigen Anlaß benutzen will, um ihre eigensüchtigen Zwecke zu verfolgen, wird behaupten, daß irgend ein Gesetz dem Meuchelmord vorzubeugen vermag; dazu ist gleich unvermögend der Despotismus Rußlands wie die Freiheit des republikanischen Frankreich und der republikanischen Vereinigten Staaten. Freilich darüber wird man nicht zweierlei Meinung sein, je tiefer moralisch und sozial ein Volk steht, um so wahrscheinlicher, daß solche verbrecherischen Individuen sich unter ihm befinden, und je roher und brutaler sich die oberen Stände gebärden, um so wahrscheinlicher wiederum, daß sie damit auch die schlechten Instinkte in den niedrigsten Volksschichten wachrufen. Hier kann durch Selbstzucht und durch Förderung sozialer Entwicklung nützlich gewirkt werden.

König Victor Emanuel III., der seinem Vater Humbert gefolgt ist, hat als erste Regierungshandlung, wie zu erwarten, das Ministerium in seinen Funktionen bestätigt. Ministerpräsident Saracco wird also zunächst die Geschäfte fortführen. Ueber die weitere Zukunft der italienischen Politik Vermuthungen anzustellen, ist nicht der Augenblick da.

König Victor Emanuel gilt für eine energische Natur, und wir wollen wünschen, daß seine Regierung für das uns seit langem so befreundete Land segensreich sein wird. Um die deutsch-italienische Freundschaft aber sind wir unbesorgt, denn sie entspricht den Interessen beider Länder in so hohem Grade, daß auch der junge italienische König an ihr schon aus Staatsinteresse wird festhalten wollen.

Der **Schah von Persien** ist in Paris auf der Straße von einem Individuum, vielleicht auch einem Italiener, angefallen worden. Das Individuum wurde unschädlich gemacht, ehe es einen Schuß abgeben konnte; bedürfte es eines Beweises, daß diese Art Verbrecher mit politischen Bestrebungen nicht das Geringste zu thun haben, so läge er in diesem Mordversuch eines Europäers gegen einen fernen fremden asiatischen Herrscher.

Ein deutscher Fürst ist gestorben; er erlag einem schon lange schleichenden Uebel; ein Kenner der Verhältnisse schreibt uns über ihn aus Gotha:

Am 30 Juli starb **Herzog Alfred von Coburg-Gotha**, der zweite Sohn des Prinzgemahls Albert und der Königin Victoria von England. Einzelne Blätter hatten früher darüber Bedenken geäußert, ob dieser Sohn eines deutschen Vaters und einer stets für Deutschland wohlgesinnten Mutter den Thron seines deutschen Stammlandes besteigen dürfe, da die Macht der Verhältnisse ihn bis zum Tode seines kinderlosen Oheims Ernst II. in England festgehalten hatte. Mit dem Tode des Letzteren aber verstummten diese Stimmen. Das kleine thüringische Herzogthum empfindet es schmerzlich, daß ihm nur eine siebenjährige Regierung des Herzogs Alfred beschieden war. Denn dieser hatte ein feines Ohr für die berechtigten Wünsche der Bevölkerung. Er willigte ein, daß die in den Domänenwaldungen arbeitenden Holzhauer sowie die höheren und niederen Forstbeamten besser bezahlt und die armen Waldbewohner mit zweifelhaften fiskalischen Prozessen verschont wurden, daß der übermäßige Wildbestand verringert und der dem Lande verhaßte Oberlandjägermeister v. Trützschler entlassen wurde; er war auch bereit, das dem Herzogthum Gotha außerordentlich nachtheilige Domänenabkommen vom Jahre 1855 einer zeitgemäßen Reform zu unterziehen. Herzog Alfred duldete bei Reichs- und Landtagswahlen keinerlei amtliche Wahlbeeinflussung. In allen nationalen Fragen stand er treu zu Kaiser und Reich. Möchte es seinem noch minderjährigen Neffen und Nachfolger, dem bisherigen Herzog von Albany, dereinst gelingen, sich durch Wohlwollen, Gerechtigkeit und konstitutionelles Regiment das gleiche Vertrauen zu erwerben, das Herzog Alfred im Lande genossen hat!

Die Vormundschaft für den minderjährigen Herzog von Albany liegt in der Hand des Erbprinzen von Hohenlohe-Langenburg.

Heute ist jeder Zweifel so gut wie ausgeschlossen, daß bis in das letzte Drittel des Juli hinein die europäische Bevölkerung in **Peking** trotz vielfacher Kämpfe und Verluste ausgehalten hat; und man darf die Hoffnung hegen, daß die Ueberlebenden auch jetzt noch nicht das Verhängniß ereilt hat. Aus diesen Voraussetzungen scheinen die Mächte die Folgerung ziehen zu wollen, und der Vormarsch auf Peking zur Befreiung der Europäer hat wohl begonnen.

Es wird nicht berichtet, daß sämmtliche Truppen unter einen einheitlichen Oberbefehl gestellt worden sind; es ist auch nicht ganz sicher, ob die Truppen aller Nationen sich an dem Zuge nach Peking betheiligen; wie man annimmt, hat eine einheitliche Aktion bisher die Rivalität zwischen Rußland und England verhindert; es ist das ein trauriges Zeugniß für die Unfähigkeit europäischer Mächte, selbst nur vorübergehend die kleinliche politische Berechnung vor großen humanitären Erfordernissen zurücktreten zu lassen. Diese Unfähigkeit kann bei der weiteren Entwicklung der Verhältnisse noch gefährliche Folgen zeitigen; für den Augenblick ist anzunehmen, daß auch Rußland zögernd dem Vormarsch nachfolgen wird, und erfreulich ist es jedenfalls, daß Deutschland sich an einer Politik rivalisirender Intriguen und kleinlichen Hemmens nicht betheiligt hat.

Die Haltung Rußlands ist heute umso unverständlicher, da sich mehr und mehr herausstellt, daß die aufständische chinesische Bewegung das russische Gebiet und die russische Einflußsphäre ganz besonders in Mitleidenschaft zieht. Der ganze Norden Chinas, den Rußland als seine Domäne betrachtet, ist in Aufstand; muß unter diesen Umständen nicht Rußland vor Allem daran liegen, daß europäische Macht sich wieder in Peking zur Geltung bringt. Die Nationalität des Oberbefehlshabers kann auf die Chinesen doch unmöglich einen so großen Eindruck machen, wie die Thatsache, daß die europäischen Mächte, unter ihnen Rußland, und daß die Truppen der Vereinigten Staaten und Japans siegreich in Peking einziehen. Gegenüber dieser Thatsache wird für die Chinesen das Detail verschwinden, und so bleibt die russische Politik auch unter dem Gesichtspunkt engherziger Nützlichkeit schwer begreiflich.

In **Südafrika** scheint das Trauerspiel sich seinem Ende zu nahen. Eine Reihe von Burenkommandos haben sich in neuester Zeit den Engländern ergeben; zwar kämpfen andere noch fort und erringen sogar hier und dort Erfolge, allein aus eigener Kraft können die Buren das Geschick nicht mehr wenden.

Im **englischen Oberhaus** hat eine merkwürdige Debatte stattgefunden. In ganz wagen Ausdrücken befragte man den Premierminister in Bezug auf internationale Gefahren, die England drohen sollten; der wies die Redner mit einem Witze ab. Aus diesen Erörterungen geht nur eines hervor; ein starkes Mißbehagen, das in England herrscht, das Gefühl, daß seit dem südafrikanischen Abenteuer die Stimmung der Welt sich gegen das Vereinigte Königreich richtet; das ist nicht unzutreffend; aber solche Stimmungen bedeuten nicht kriegerische Anschläge.

Im Anschluß an die Weltausstellung hat in Paris in den letzten Tagen des Juli ein **internationaler Arbeiterschutzkongreß** getagt. Den Kongreß eröffnete der Handelsminister Millerand, ein vorurtheilsloser Sozialist, und neben ihm saßen, um einige deutsche Namen zu nennen, Staatsminister Freiherr von Berlepsch, und unter den Zuhörern Professor Sombart-Breslau; der Abgeordnete Max Hirsch, Professor Francke, der Präsident des Berliner Gewerbegerichtes von Schulz und andere; zu dem deutschen Organisationskomitee aber gehören auch die Abgeordneten Roesicke, Hitze, Lieber und die Professoren Brentano und Schmoller. Eine solche Zusammensetzung des Kongresses und solches Zusammenwirken jener, die den Kongreß patronisiren, erregt erklärlicher Weise das höchste Mißfallen unserer reaktionären Kreise. Wir erblicken in der politischen Vorurtheilslosigkeit, die sich hier zeigt, ein ganz besonders erfreuliches Zeichen.

Die Erörterungen auf dem Kongresse, soweit sich das nach kurzen, resumirenden Berichten bisher überblicken läßt, waren nicht von weittragender Bedeutung; gut hingegen ist es, daß für dieses Zusammenarbeiten so verschieden gearteter Individualitäten und Nationalitäten nunmehr ein fester Rahmen geschaffen worden ist; man schritt zur Gründung einer internationalen Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz mit dem Sitz in der Schweiz.

Man darf zwar behaupten, daß ein verständiger Arbeiterschutz im Allgemeinen sich auch immer national durchführen läßt, weil er die Arbeiter leistungsfähiger macht und daher die Industrie im internationalen Wettbewerb gar nicht schädigt; aber in bestimmten Fällen kann es nützlich sein, durch die öffentliche Meinung zugleich international eine Frage zu fördern, und jedenfalls wird der Austausch der Erfahrungen und die gegenseitige Anfeuerung Vortheil bringen.

* * *

Die That zu Monza.

Die an dem Könige Humbert von Italien verübte Mordthat hat die ganze civilisirte Welt auf das Tiefste erschüttert. In ihm ist ein höchst pflichttreuer, seinem Lande aufrichtig ergebener Herrscher, ein Mann von vornehmer, ehrenhafter und wohlwollender Gesinnung, ein treuer Bundesgenosse seiner Verbündeten dahingeschieden. Deutschland und seinem Herrscherhause war er besonders befreundet. Dem Kaiser Friedrich stand er persönlich nahe. Als dieser zum Antritt seiner Regierung von S. Remo nach Deutschland eilte, da begrüßte ihn mit tiefstem Schmerze in dem Gefühl, daß dieses Wiedersehen das letzte sein werde, das italienische Königspaar. Die Freundschaft hat König Humbert auf unseren jetzigen Kaiser übertragen.

Die Trauer um den Tod des Königs ist eine allgemeine; in Italien wird ein Gefühl tiefster Scham dazu kommen, daß ein Italiener Hand an seinen König, einen Mitbegründer und Vorkämpfer der Einheit seines Vaterlandes gelegt hat.

Nicht die Persönlichkeit des Königs kann Anlaß zu dem Morde gegeben haben, er hatte Niemanden, am wenigsten den ihm völlig fremden Mörder verletzt. Eben so wenig ist an einen politischen Zweck zu denken. Italien wird parlamentarisch regiert, und König Humbert hat sich streng an dieses System gehalten. Eine wesentliche Aenderung wird durch seinen Tod nicht eintreten. Von den Motiven des Mörders wissen wir noch nichts Bestimmtes, wahrscheinlich wird er seine That, um ihr einen vornehmeren Anstrich zu geben, zu einem politischen Verbrechen zu machen suchen. Hat er Mitschuldige, so werden sie der gleichen Art sein, wie er selbst. Er und seinesgleichen sind freilich in einem gewissen Sinne Anarchisten. Ihnen gefällt die bestehende Ordnung nicht, weil sie sich nicht in sie fügen mögen, sie beneiden und hassen die Höherstehenden. Wie leicht kann ein solcher Mensch dazu kommen, das Leben, wenn es ihm nicht nach Wunsch geht, mit einem vermeintlichen Racheakte gegen die Gesellschaft durch ein Attentat gegen eine hochgestellte Persönlichkeit abzuschließen. Die That ist aber nichts anderes als ein gemeines, aus den niedrigsten Beweggründen hervorgegangenes Verbrechen. Freilich gibt es dem Thäter die Genugthuung, einmal in seinem Leben eine große, wenn auch höchst traurige Rolle zu spielen. Es wäre sehr zu wünschen, daß die Presse dabei nicht mehr hülfe, als nöthig ist. Die Bilder, die Lebensbeschreibungen, die Reden und Briefe eines solchen an sich höchst uninteressanten Menschen sollten wirklich nicht aller Welt in illustrirten Zeitschriften und in Tagesblättern vorgeführt werden. Die allgemeine Beachtung, welche solche That findet, reizt nur Andere zur Wiederholung an.

Hoffentlich denkt man in Italien nicht daran, durch politische Gesetzgebung, etwa durch Wiederaufnahme des glücklich begrabenen Gesetzes über das Vereins- und Versammlungswesen, der That nach nachträglich einen politischen Charakter zu geben. Mit vieler Mühe ist es gelungen, den parlamentarischen Frieden einigermaßen wiederherzustellen; durch zu heftigem Widerspruch anreizende Gesetzesvorlagen Anlaß zu neuem Kriege zu geben, wäre ein wenig glücklicher Beginn einer Regierung.

Aber allerdings sollte dieses Ereigniß Italien Anlaß zu sehr ernsten Betrachtungen bieten.

Das Land trägt noch schwer an den Begehungs- und Unterlassungssünden der Regierungen vor Begründung des neuen Königreichs Italien. Fremdherrschaft und schlimmste Tyrannei hatten das Land an Verschwörungen und revolutionäre Thaten gewöhnt, die Entwickelung des Landes und seiner Hülfsquellen, die Bildung der Einwohner waren sträflich vernachlässigt; in manchen Theilen herrscht nach heute tiefes Elend; das schöne fruchtbare Land kann seine Angehörigen nicht ausreichend ernähren, große Schaaren von ihnen müssen ihr Brot im Auslande suchen. Auch die früher schon besser regirten Landestheile leiden jetzt mit unter den Zuständen, die noch im alten Kirchenstaate, Neapel und Sicilien herrschen. Camorra und Mafia blühen in Unteritalien fort. Das Räuberunwesen ist in manchen Gegenden nicht beseitigt, und was das Schlimmste ist, in sehr vielen Theilen Italiens steht die Volksbildung noch auf tiefster Stufe.

Manches ist freilich in den letzten 40 Jahren geschehen, aber viel ist übrig geblieben und in der letzten Zeit ist die Aktion der Verwaltung und der Gesetzgebung durch innere Streitigkeiten sehr gehemmt gewesen. Sollte es dem jungen König unter dem Eindruck des erschütternden Ereignisses nicht möglich sein, einen neuen Anfang zu machen, um sich die wohlmeinenden Männer des Landes zu sammeln und frische Begeisterung für ein die wahren Landesinteressen verfolgendes politisches Wirken hervorzurufen? Einzelne Mittheilungen der italienischen Presse lassen annehmen, daß die jetzige Stimmung mit Erfolg zu einem solchen Vorgehen benutzt werden kann. Und in der That muß sich allen Vaterlandsfreunden die Ueberzeugung gerade jetzt mit aller Kraft aufdrängen, daß sie geringere Meinungsverschiedenheiten und besonders die in Italien so starken regionalen Interessen hintansetzen und sich vereinigen müssen, um die großen allgemeinen Landesinteressen zu wahren.

Dem König aber wäre eine nie gleich günstig wiederkehrende Gelegenheit gegeben, mit einer eigenen großen, der allgemeinen Billigung der Vaterlandsfreunde sicheren That hervorzutreten. Eine Regierungsproklamation, welche den Willen ausspräche, nicht nur verfassungsmäßig zu regieren, sondern auch mit den Besten des Landes zusammen die nothwendigen wirthschaftlichen und sozialen Reformen vorzunehmen, verbunden mit der Heranziehung anerkannt tüchtiger und ehrenhafter Staatsmänner würde einen tiefen Eindruck machen und dem Könige eine bedeutende Position geben. Natürlich unter der Voraussetzung, daß den Worten die Thaten folgen.

Worin diese Reformen bestehen sollten, kann nicht ein Ausländer sagen; daß es der wichtigsten Gegenstände dafür genug gibt, bedarf keiner Erörterung. Eines wird aber unter allen Umständen nothwendig und nächstliegend sein.

Die Thaten eines Bresci und die Dinge, die jetzt bei dem Fall Notarbartolo zu Tage getreten sind, und so manche ähnliche Erscheinungen sind Zeichen für schwere Mängel in der Volksbildung. Eine gründliche Besserung dieser muß zugleich mit den anderen Reformen angestrebt werden. Italien hat dabei als katholisches Land besondere Schwierigkeiten zu überwinden, aber es darf nicht zurückschrecken, denn es handelt sich gerade für Italien um eine Lebensfrage ersten Ranges.

Die Wirkung aller sozialen und wirthschaftlichen Verbesserungen hängt davon ab, ob die Bevölkerung fähig und willig ist, sie anzunehmen und auszunutzen, und an eine ruhige Entwicklung des Staatslebens ist nicht zu denken, wenn nicht der Sinn für gesetzliche Ordnung im Volke lebendig ist. Das sollte eine Aufgabe nicht bloß der Jugenderziehung, sondern aller Arten von Einwirkungen auf die Volksseele sein, und je erregbarer ein Volk ist, desto mehr Vorsicht müßte beobachtet werden. Presse und Parlament, Kundgebungen der Fürsten können einen sehr starken Einfluß nicht bloß auf die augenblickliche Stimmung üben, sondern dauernde Aenderungen im Volkscharakter einleiten zum Guten und zum Bösen.

Jetzt ist dem König Victor Emanuel III. die Gelegenheit gegeben, ein starke Einwirkung auf sein Volk zu üben. Italien und ihm ist zu wünschen, daß sie zum Guten benutzt werde. Was er aber auch jetzt thue, das wird für lange Zeit seiner Regierung den Charakter geben.

K. Schrader.

König Humbert.

Der Monarch, den die Italiener eben zu bestatten sich anschicken, hatte in seinem ganzen Wesen mehr von dem Präsidenten einer Republik als von einem König. Und fühlte er sich König, so meinte er wohl eher König durch den Zufall der Geburt als von Gottes Gnaden zu sein. Das stat pro ratione voluntas war ihm ganz und gar fremd.

Nie hat ein Fürst mehr die Konstitution geachtet als er. Das Wort „erster Diener des Staates", das einen Preußenkönig zum Verfasser hat, steigerte er in der Richtung, daß er der erste Diener des Volkes sein wollte. Er hatte also kein Ich-Gefühl. Aber auch die sachliche, ich möchte sagen theoretische Strenge desjenigen, der den Staat über alles stellt, war ihm nicht eigen. Darin lag seine Schwäche, darin seine Stärke.

Er erhob das Volk über alles. Er wollte in lebendigstem Kontakt mit den Massen sein, er hätte, wäre das zu erreichen gewesen, fast einen jeden kennen, einem jeden wohlthun mögen. Die letzte Stunde seiner Existenz ist bezeichnend für sein ganzes Dasein. Seine Anwesenheit bei einem Turnerfest zu Monza — es war kein Zufall, kein aus einer liebenswürdigen königlichen Laune heraus geborenes Vorkommniß, sondern wie ein Staatsakt in dem Leben dieses biederen Volksfreundes auf dem Thron.

Seine Regierungszeit, die zweiundzwanzig Jahre währte, mag sich aus einer Summe von höchst wichtigen Staatsakten zusammensetzen — sie haben sich unter ihm, nicht zunächst in ihm und nicht aus ihm vollzogen — er, Re Umberto, die Persönlichkeit, er setzt sich aus lauter demokratischen Zügen zusammen.

Und es war keine Demokratie, die sich, wie dies unter den lateinischen Völkern nur zu sehr gang und gäbe ist, in Trompetenton verkündete — er war das Gegentheil der Fanfaronade, der Rhetorik. Er war schlicht bis zur bourgeoishaften Entsagung — er hat das nationale Prestige Italiens, insofern es an monumentale historische Begriffe anknüpft, die in dem Worte Roma gipfeln, keineswegs gemehrt.

Aber entsagungsvoll wie er war, besaß er auch die Fähigkeit, sich als pflichtgemäß repräsentativer Faktor allen großen nationalen Kundgebungen mit seiner Person zur Verfügung zu stellen. Hätte er frei sprechen, hätte er Reden improvisiren sollen, er hätte es nur kraft seines subjektiven Königsgefühls thun können — er that es aber nie. Wer erinnert sich je aus König Humbert's Munde eine Rede gehört zu haben, die sein war? Wenn er sprach, so sprach nur ein Königsmund, der von der Konstitution bestellt und bestimmt war, ein Dokument abzulesen, das seine Regierung — und diese wieder als Mandatarin des Parlaments oder im Geiste desselben — zur sachlichen und auch litterarischen Verfasserin hatte, und das der König mit seiner Flagge deckte. Wie anspruchslos nun muß er gewesen sein, wenn er, dem Rhetorik fremd war, in der Oeffentlichkeit sogar zuweilen als Sprecher hochtrabender Reden erschien, die der Augenblick erforderte.

Ein Rhetor war er nicht, aber er war nicht ohne Schwung. Er war so sehr von Menschlichkeit erfüllt, daß sein Herz zum Dichter ward. Il cuore del Re — das Herz des Königs; es ist eine dem Volksmunde geläufige Inhaltsangabe für die Haupteigenschaften des trefflichen Mannes geworden, der zufällig eine Krone trug. Er war keiner von jenen Hofphilanthropen, die ihre Mußestunden mit Gesprächen über die soziale Frage ausfüllen, aber nie aus ihren weichen Dunen heraus wollen — er ging hinaus in brennender Sonne oder in peitschendem Sturm zu den Cholerakranken Neapels, zu den vom Erdbeben Zerstörten von Casamicciola, und er war weich und der Thränen fähig, die über wetterharte Wangen, über von Sorgen, Leiden und Mühen verwitterte Züge liefen.

Er besaß persönlichen Muth in hohem Grade — er hatte dies in den Schlachten Italiens gegen Oesterreich, namentlich bei Custozza gezeigt; er drückte in den Hospitälern die Hand von Leuten, die an Seuchen darniederlagen und mit denen gar mancher brave Bourgeois nicht die gleiche Luft zu athmen gewagt hätte; er flüchtete sich ungeschirmt und unbedeckt in die Oeffentlichkeit, auch wenn die Atmosphäre attentatsschwanger schien. Das Küchenmesser Passanantes, der Dolch Acciarito's erschütterten nicht seinen Glauben an die menschliche Güte, an die Vorzüge des Italieners, und hätte Bresci, unter den drei Verwegenen der Verwegenste, unter den drei Unglücklichen der Unglücklichste, weniger gut gezielt, Re Umberto wäre nach überstandener Leidenszeit, nach wiedergewonnener Gesundheit zu neuer Bethätigung alter Volksfreundlichkeit zurückgekehrt.

Diese Volksfreundlichkeit hatte außer ihrer humanen auch ihre politische Seite. Er hat nie aus sich heraus einen Versuch gemacht, das Palladium der öffentlichen Freiheiten, das ihm sein Vater Viktor Emanuel und diesem dessen Vater Karl Albert hinterlassen, irgendwie anzugreifen — er hinterläßt es blank seinem Sohne. In Wirklichkeit gab es ja zuweilen Unterdrückungen in Italien, insbesondere in der Aera Crispi. Es war eben die Stärke und die Schwäche König Humberts, daß er sich leicht seinen Berathern unterwarf, daß er meinte, dem konstitutionellen König könne es nicht geziemen, Entschließungen aus Eigenem zu fassen. Faßte er sie je, so waren es solche, die seinen persönlichen Muth, seine Menschenliebe betrafen.

Er hätte gemeint dem Staatswagen in die Speichen zu fallen, wäre er einer Regierung entgegen getreten, die ihm die Aufträge des Parlaments zu erfüllen schien. Italien hat darum während der letzten zwanzig Jahre in keiner Stunde das starke, ausdrucksvolle Walten eines Königthums gesehen. Aus der Geschichte Italiens von 1878 bis 1900 hebt sich nur eine einzige starke Faust heraus — die Francesco Crispis, doch unseligerweise schuf sie nicht Ordnung, sondern griff unzart in manches feine Volksgewebe, an das nur geschickte Meisterhand sich hätte wagen sollen.

Hat König Humbert es verstanden, sich Meistern anzuvertrauen? Die Frage kann keineswegs unbedingt bejaht werden.

Durch die Länge der Regierung ragt unter den Staatsmännern der Humbert'schen Epoche Agostino Depretis, durch die Kraft der Persönlichkeit Francesco Crispi hervor. Der erstere war mehr ein Parlamentsdiplomat als ein Staatsmann, der letztere mehr Diktator als Staatsmann. Der eine führte seinen König nach Massaua, der zweite führte ihn noch tiefer nach Abessynien hinein — über einen großen Theil der Regierung Humbert's erstreckt sich die afrikanische Ambition, die zu einem Unglück ward, das in Italiens Finanzen ein großes Loch riß.

Die Kolonialpolitik Italiens ist das einzig neue Moment in Humbert's Regime, wenn man dies mit dem Victor Emanuel's vergleicht — aber bisher hat Italien keinen Lorbeer auf diesem Felde gepflückt.

Die anderen Probleme, die Humbert als Erbe seines Vaters übernahm, erscheinen heute so ungelöst, wie vor mehr als zwanzig Jahren. Humbert starb unversöhnt mit dem Papste, genau so wie Victor Emanuel; der Staat ist heute in Italien im Konflikt mit der Kirche genau so wie damals.

Freilich Humbert's Individualität hatte keinen Theil an der Schärfe dieses Gegensatzes, denn er war die Milde selbst — hatte er doch sogar an den Republikanern nur Gegner, keine Feinde. Wie hätte Jemand ernstlich gram sein können einem König in Rom, der wenig seinem Vorgänger Tarquinius Superbus und sehr Titus dem Gütigen ähnelte?

Aber wie gütig er auch war, er war nicht stark. Er etrachtete sich nur als ein bescheidenes Gefäß, dem die je- veilig Regierenden den Inhalt ihrer mehr dem Tage ge- ügenden Bestrebungen anvertrauten. Eine individuelle aatsmännische That hat sein Dasein nicht aufzuweisen. Diese seine Entsagung machte es unmöglich, daß er durch nitiative glänzte, und nie kam es vor, daß er durch irgend twas überraschte.

Der Mann der sprunghaften Ueberraschungen in Humbert's Herrschertagen war Francesco Crispi, der heute urch drakonische Maßregeln gegen die Demokratie, aus eren Mitte er hervorgegangen, und morgen durch eine Fahrt nach Friedrichsruh verblüffen wollte. Humbert da- egen hatte nichts Verblüffendes. Zu einer Kette edler Herzensregungen reihte sich Tag an Tag in seiner milden, Wärme ausstrahlenden, nie Feuergarben sprühenden Per- önlichkeit.

Es fehlte ihm nicht an natürlichem Verstand. Er war n Turin in einem durchaus französischen Milieu groß ge- worden, in einer Umgebung, der Paris ein geistiges und ästhetisches Paradies war, und doch lernte er, sobald er zum Manne herangereift war, begreifen, daß Italiens moralische Erlösung in der Emanzipation von der nur kirch- lichen Zwecken dienenden lateinischen Solidarität der roma- nischen Völker gelegen wäre. — Lateiner! — ein großes Wort, ein schönes Wort, aber — mittelalterlich und einem zu modernen Zielen emporstrebenden Volke gefährlich. So hielt er treu zu dem Bunde mit Deutschland, zu dem Victor Emanuel bereits die Einleitung geschrieben, wenn auch contre coeur, und der seinem Sohne und Nachfolger zum Lebenswerke der äußern Politik ward.

Soll man in einem dem König Humbert gewidmeten Nachrufe — nicht Nachlob — vergessen, welche Freundschaft ihn mit Kaiser Friedrich verknüpfte? Er hatte zunächst die Erkenntniß dessen, daß der Hohenzollernheld auf zwei Schlachtfeldern gewesen, von denen Italien ohne Mühe zweifache Siegesbeute davontragen durfte. Auf den Schlacht- feldern Böhmens hatte es sich Venedig, auf denen Frank- reichs Rom aufgelesen. Die männlich schöne Erscheinung Kaiser Friedrichs, die es so oft in Italien zu Gaste sah und einmal in feierlicher Stunde, als er auf den Thron stieg, im Quirinal — sie war ihm die Verkörperung jenes Deutschthums, das in seinem nationalen Adlerflug auch Italien auf seine Schwingen hob.

Wie alles bei König Humbert, dem Manne voll Herz, zur Herzenssache ward, so auch die Allianz mit Deutsch- land. Wenn etwa ein unwahrscheinliches Kalkül neuer staatsmännischer Rechenmeister in Italien zu dem Facit ge- langen sollte, der Bund mit Deutschland solle über Bord geworfen werden, der Nachfolger Humbert's könnte es nicht, ohne daß er erst die ganze Volksstimmung in Italien gründlich revolutionirt hätte. Das edle Gemüth König Humbert's hat diese Allianz mit Deutschland tief in die italienische Volksseele gesenkt.

Die Deutschen regten sich aber auch in diesen Tagen, in denen ein Verirrter seine tödtende Kugel nach einem Herzen zielte, das auch unter dem Purpur edel schlug, der- maßen auf, als ob einer ihrer Besten selbst getroffen worden wäre. Italien und Deutschland werden, so hoffen wir, auch fürderhin vereinigt bleiben, und das Bild König Humbert's wird über diesem unzerstörbaren Kulturbündnisse freundlich segnend schweben.

Wien, 1. August.

Sigmund Münz.

Deutschland und England.

Dem Privatbriefe einer jungen Dame, die in England eine Freundin besucht, entnehme ich eine Klage darüber, daß sie von allen Seiten befragt werde, „aus welchen Gründen die Deutschen jetzt so entsetzlich auf England schimpfen, und daß sie bei ihrem Mangel an politischem Verständniß auf diese Frage keine Antwort zu geben wisse". Diese Beobachtung steht nicht vereinzelt da; man könnte eine ganze Reihe von Thatsachen zusammenstellen, aus denen der Schluß zu ziehen ist, daß in England sich die Ansicht verbreitet hat, in Deutschland bestehe eine ganz be- sondere Mißstimmung gegen England.

Diese Erscheinung ist ganz neu; man wird Mühe haben, ein einziges Beispiel aufzufinden, in welchem in früherer Zeit die öffentliche Meinung Englands sich darüber aufgeregt hat, wie die öffentliche Meinung im Auslande und insbesondere in Deutschland beschaffen sei. In England fragt man im Allgemeinen wenig danach, wie das Ausland über England denkt; man fühlt sich durch dessen Lob nicht gehoben, durch dessen Tadel nicht bedrückt, sondern geht da- von aus, daß über englische Verhältnisse zu urtheilen nur der Engländer berufen sei. Ein hohes Maß von Selbst- gefühl führt dahin, daß man gegen die Urtheile Anderer nicht allein gleichgültig wird, sondern nicht einmal davon Kenntniß nimmt. Wenn man jetzt der öffentlichen Meinung Deutschlands nachspürt und sogar junge Mädchen darüber in das Gebet nimmt, so ist das ein Zeichen dafür, daß man der öffentlichen Meinung Deutschlands ein Gewicht beizumessen beginnt, das man ihr früher abgesprochen hat.

Die Behauptung, daß in Deutschland ein besonderer Groll gegen England bestehe, ist entweder falsch oder mindestens nicht richtiger, als sie zu jeder Zeit gewesen ist. In jedem Lande der Welt wird auf jedes andere mörderlich geschimpft. Es ist richtig, daß es Deutsche gibt, die von England nicht sprechen können, ohne es das „perfide Albion" zu nennen, aber es gibt auch Engländer, die von keiner anderen Nation sprechen können, ohne sich des Wortes bloody foreigner zu bedienen. Solche Individuen wollen wir uns doch nicht gegenseitig vorhalten. Vielleicht hätten wir den Anlaß zu gerechterer Klage. Ich habe nach dem Untergang des Dampfers Elbe in einem englischen Journal Bilder und einen Text gesehen, wodurch bewiesen werden sollte, daß der Dampfer nur verloren gegangen sei, weil die Deutschen keine Seeleute wären; ich habe in einem englischen Blatte einen Artikel gelesen, in dem der Rath gegeben wurde, die ganze deutsche Flotte zusammenzuschießen, ehe sie England Schaden thue. Es ist mir nicht und wahrscheinlich Niemandem eingefallen, das englische Volk für solche Aus- wüchse verantwortlich zu machen.

Neben den Geistern, welche den Rassenhaß schüren, gibt es aber auch solche, die gegen den Rassenhaß kämpfen. In dieser Zeitschrift ist es von jeher das Bestreben ge- wesen, kein nationales Vorurtheil aufkommen zu lassen. Wir sprechen von den Franzosen nicht als von Erbfeinden, sprechen von den Russen, ohne die Knute zu erwähnen, und sprechen von den Engländern, ohne sie ein Krämervolk zu nennen. Man wird sehr viele Jahrgänge der „Nation" durch- blättern können, ohne ein unfreundliches Wort über England darin zu finden.

England ist uns in vielen Beziehungen vorbildlich. Es ist der erste Staat, der konstitutionelle Einrichtungen her- vorgebracht hat, der erste Staat, der volle Preßfreiheit ver- wirklicht hat; es ist in der industriellen Entwicklung allen übrigen Staaten vorangeschritten; es hat zuerst den Frei- handel durchgeführt, dem nach unserer unerschütterlichen Ueberzeugung die Zukunft gehört. In allen diesen Be- ziehungen rühmen wir England, nicht um ihm zu schmeicheln, sondern um unsere Volksgenossen aufzumuntern, ihm zu folgen, weil wir es für sehr wünschenswerth halten, wenn wir auf den Standpunkt gelangen, auf dem England steht.

Von solchen Gesichtspunkten geleitet, haben wir sehr häufig die englische Politik vertheidigt, wo sie uns ungerecht angegriffen erschien.

Seit Jahresfrist sind wir zum ersten Male in die Lage gekommen, die englische Politik in zwei Punkten sehr ernsthaft zu tadeln. Wir haben Englands Haltung gegen die Buren gemißbilligt. In dieser Beziehung haben wir uns in Einklang gefunden mit der ganzen civilisirten Welt, und die Engländer haben keine Ursache, darüber gegen uns eine größere Mißstimmung zu empfinden als gegen die übrige Welt. Wir haben aber, und darin unterscheiden wir uns von anderen Tadlern, den Gesichtspunkt in den Vordergrund gestellt, daß England durch seine südafrikanische Politik seine eigenen Interessen in empfindlicher Weise schädigt, und wenn wir auf die bisherigen Ergebnisse des Burenkrieges zurückblicken, so scheint uns der Beweis geliefert, daß wir Recht gehabt haben.

Wir haben aber zweitens in noch entschiedenerer Weise Stellung genommen gegen die Art, wie England das Durchsuchungsrecht auf hoher See gehandhabt und Postschiffe aufgebracht hat. Hier hat es uns in empfindlicher Weise geschädigt und war uns Genugthuung schuldig. Es hat diese Schädigungen vollzogen, ohne für sich den geringsten Nutzen daraus zuziehen, und konnte nicht umhin, unsere Reklamationen als gerechtfertigt anzuerkennen.

Indem wir so von unserem Rechte des Tadels Gebrauch gemacht haben, sind wir aber bestrebt gewesen, die Mißstimmung nicht über diejenigen Punkte hinaus auszudehnen, die dazu Veranlassung gegeben haben, und sind weit davon entfernt gewesen, Haß und Feindschaft gegen England zu predigen, haben vielmehr stets an der Hoffnung festgehalten, daß sich ein vollkommen freundschaftliches Verhältniß zu England sehr bald wieder herstellen wird.

Mir scheint es, als seien die Gründe, aus denen wir die englische Politik getadelt haben, in England selbst nicht ohne Eindruck geblieben und als habe man bei der Unmöglichkeit, diese Gründe zu widerlegen, die Legende verbreitet, es habe sich in Deutschland urplötzlich ein solcher Engländerhaß verbreitet, daß alle Deutsche sich ein Geschäft daraus machen, auf England zu schimpfen.

Nationen haben nicht die Aufgabe, einander zu lieben und zu hassen. Jede Nation hat ihre Interessen wahrzunehmen, und wenn jede ihre Interessen in verständiger Weise wahrnimmt, ist am meisten Aussicht gegeben, daß sie in Frieden mit einander leben. Es mag einzelne Deutsche geben, die England hassen, so wie es einzelne Engländer gibt, die Deutschland hassen. Als Nation hassen wir die Engländer nicht. Wir achten sie um des vielen Guten willen, das sie geschaffen haben, achten sie um ihrer Verfassung willen, um ihrer Preßfreiheit, um ihrer industriellen Fortschritte, um ihres Freihandels willen. Wir achten sie noch um ihres Shakespeare und Byron, ihres Newton und Darwin willen. Aber wir nehmen uns auch die Freiheit, sie freimüthig zu tadeln, wo sie im Unrecht sind, und bei diesem Freimuth werden wir verbleiben.

Einer unserer besten Historiker, Erich Marcks*) hat mit hoher Objektivität die gegenseitigen Verhältnisse Englands und Deutschlands in den letzten Jahrhunderten beleuchtet. Er schließt damit, daß es die Aufgabe der beiden Völker ist, sich nicht zu verrennen, sich nicht hineinhetzen zu lassen in Gegensätze, die im größten Augenblicke nicht die entscheidenden sein werden, daß sie in einem gegenseitigen Verständniß innerliche Bereicherung suchen sollen.

Alexander Meyer.

*) Deutschland und England in den großen europäischen Krisen seit der Reformation. Von Erich Marcks. Stuttgart 1900. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. (Ein Vortrag, der am 9. Juni d. Js. im deutschen Athenäum zu London gehalten wurde.)

Die Versionen der Kaiserrede.

Der Kaiser hat am Freitag der vergangenen Woche in Bremerhaven vor den nach Ostasien abziehenden Truppen eine Rede gehalten, über die es eine ganze Reihe von Versionen gibt, und diese von einander abweichenden Berichte haben ungewöhnliches Aufsehen in Deutschland und im Auslande erregt.

Wie die Rede thatsächlich bis in ihre Einzelheiten gelautet hat, darüber kann man nur Vermuthungen hegen. Diese Rede selbst ist in ihrer Wirkung auch nur auf einen kleineren Kreis beschränkt geblieben, auf die für Ostasien bestimmten Soldaten; die in der Presse verbreiteten Mittheilungen über die Rede haben hingegen eine Wirkung geübt überallhin, wo Zeitungen gelesen werden.

Vom formalen Standpunkt aus betrachtet, hat der Kaiser als Oberbefehlshaber zu seinen Soldaten gesprochen, und in das Verhältniß zwischen Kriegsherrn und Armee einzugreifen, vermeidet man in Deutschland nach Möglichkeit. Diese formale Betrachtungsweise reicht jedoch für den vorliegenden Fall in keiner Beziehung aus. Denn jene Versionen der Kaiserrede, die gedruckt vorliegen, richteten sich nicht an Soldaten, sondern kamen zur Kenntniß der gesammten zivilisirten Welt, und zu ihnen hat die gesammte zivilisirte Welt in der einen oder andern Weise Stellung genommen. Wenn es für diese Behauptung eines Beweises bedürfte, so läge er darin, daß die Kaiserrede auch im englischen Parlament zur Sprache gebracht worden ist. Aus den Worten an die Soldaten, denen gegenüber freilich eine Nation auch nicht gleichgültig sein kann, ist somit bei dieser Gelegenheit durch die von der Presse verbreiteten Angaben ein politischer Akt geworden, der in Deutschland selbst und im Auslande seine Spuren zurückgelassen hat. Ueber diese Thatsache ist die gesammte deutsche Presse einig von der „Kreuzzeitung“ bis zu den Blättern der äußersten Linken.

Gleich einig sind alle ernsten politischen Blätter über einen zweiten Punkt. Es gibt keine Version in den Tageszeitungen, die dem Empfinden der großen Mehrheit unseres Volkes entsprochen hätte. Einzelne Versionen wurden unbedingt zurückgewiesen; mit anderen Versionen söhnte sich ein Theil der öffentlichen Meinung bis zu einem gewissen Grade und unter der Voraussetzung aus, daß gegenüber einigen vieldeutigeren Wendungen das Recht der Interpretation geübt werden dürfe. Dieses Recht dehnten einzelne Blätter sogar bis zu dem Grade aus, daß sie in die vorhandenen Texte selbständig und aus Eigenem zur Erläuterung noch ein Wort einfügten. So war denn das Ergebniß, daß diese Kaiserrede, wie sie nun auch in ihren Einzelheiten gelautet haben mag, jedenfalls in den durch die Presse verbreiteten, verschiedenen Formen im Inlande und im Auslande einen Eindruck hervorgerufen hat, der in hohem Grade unerwünscht ist, sowohl im Interesse der Monarchie wie im Interesse Deutschlands.

Es verdient bemerkt zu werden, was in dieser Beziehung ein Blatt, wie die „Kreuzzeitung“ schreibt; dort heißt es:

„Eine Kaiserliche Rede ist . . . stets zugleich ein politisches Ereigniß, und wo es sich um die Angelegenheiten der großen Politik handelt, auch ein Ereigniß von internationaler Tragweite. Die Aufnahme, welche der unredigirte Text, wie er unbegreiflicherweise in Provinzialblättern veröffentlicht werden durfte, im Auslande sowohl wie in den nörgelnden Besprechungen unserer linksliberalen und sozialdemokratischen Blätter gefunden hat, beweist, daß diese nichtoffizielle und unverbürgte Veröffentlichung ein schwerer politischer Fehler war, unter dessen Nachwirkung wir noch lange stehen werden.“

Daß hier von nörgelnden Besprechungen linksliberaler und sozialdemokratischer Blätter die Rede ist, verschlägt nichts; hinter solchem Feigenblatt soll nur schamhaft die eigene Kritik versteckt werden. Das Entscheidende bleibt, daß auch in diesem Organ konstatirt wird, Versionen, wie sie

einmal durch die Presse gegangen sind, waren „ein schwerer politischer Fehler“; das ist richtig, und dieser Fehler war vorhanden und hätte sich fühlbar gemacht selbst dann, wenn nicht ein Blatt eine Bemerkung den Angaben über die Rede des Kaisers hinzugefügt hätte.

Die Wirkung der Veröffentlichung macht sich nach zwei Richtungen hin fühlbar; in Deutschland haben an den verschiedenen Versionen der Rede nur jene Freude gehabt, die aus Prinzip Gegner der Monarchie sind, und im Auslande sind die Freunde Deutschlands stutzig geworden, und die Gegner Deutschlands zogen aus der Veröffentlichung Argumente, um die Berechtigung ihrer Gegnerschaft zu erhärten.

Daß solchen Folgen vorgebeugt werden muß, darüber sollten sich alle jene einig sein, die einer Schwächung Deutschlands im Innern wie nach Außen, an politischem wie an moralischem Ansehn vorbeugen wollen. Die Wirkung solcher Zwischenfälle macht sich zwar nicht bemerkbar mit der Wucht der Stöße eines Erdbebens; wohl aber wie anspülende Wasser, die langsam auch feste Fundamente unterhöhlen.

Daß Abhülfe geschaffen werde, dafür ist in Deutschland nur eine Instanz verantwortlich: die Regierung; wie sie diese Abhülfe schafft, das ist ihre Sache; aber sie muß sie schaffen, denn, solange sie im Amte ist, liegt ihr es ob, Deutschland vor Nachtheilen und vor „schweren politischen Fehlern“ zu bewahren.

Beim Feste des Harpokrates liefen die Aegypter durch die Straßen und riefen: γλῶσσα τύχη, γλῶσσα δαίμων: Zunge ist Glück, Zunge ist Unglück. Und wenn wir uns vor falschen politischen Thaten bisher weislich bewahrt haben, so können auch Worte, die gedruckt durch die Welt fliegen, folgenreiche Thaten sein.

O. E. Scandi.

Aus unserem Citatenschatz.

Civilisation und Barmherzigkeit.

„We believe to be the most frightful of all spectacles, the strength of civilisation without its mercy.“

„Für das schrecklichste Schauspiel erachten wir die Stärke der Civilisation ohne ihre Barmherzigkeit.“

Macaulay, Essays.

China und Europa.

„Das chinesische Gesetz verpflichtet den Hauseigenthümer, in dessen Haus ein Fremder stirbt, nicht nur dazu, für das Begräbniß desselben zu sorgen, sondern macht ihn auch ganz allgemein für seinen Tod verantwortlich. Es ist daher allgemeine Regel geworden, nie einen Fremden in seinem Hause sterben zu lassen, und Leute, die lange in China gelebt haben, haben mir erzählt, daß sie sich selbst mit der Zeit an den Anblick sterbender Bettler als etwas ganz Natürliches gewöhnt hätten. Es ist scheußlich, das ist wahr. Aber ist es nicht noch viel scheußlicher, daß die französischen Soldaten bei und nach jedem Gefecht mit den Chinesen in der ganzen Umgegend geplündert und Alles, was sie in den Häusern an Menschen gefunden, ermordet haben?“

Ost-Asien 1860—1862 in Briefen des Grafen Fritz zu Eulenburg, herausgegeben von Graf Philipp zu Eulenburg, Kaiserlich deutscher Botschafter.
[(S. 298.) Berlin 1900 bei Mittler & Sohn].

Der Osten über das Christenthum.

Nachdem Eisenbahnen, Dampfschiffe, und Telegraphen die Bewohner der gesammten Erde einander ganz nahe gerückt hatten, mußte der Augenblick kommen, da ein Zusammenstoß der abendländischen Kultur mit der Kultur des äußersten Ostens eintrat. Nur schneller als erwartet, hat das Ereigniß sich eingestellt. Es legt nunmehr Europa und den Vereinigten Staaten die Pflicht auf, sich mit dem Empfinden von China und Japan, sich mit den Anschauungen dieser ungezählten Millionen auf das sorgsamste zu beschäftigen. Soll das schwierige Problem des Ostens, volkswirthschaftlich, politisch, religiös von gleich gewaltiger Bedeutung, einer verständigen Lösung entgegengeführt werden, dann wird das Abendland sein Vorgehen — freilich nicht im kritischen Zeitpunkt einer Nothlage wie jetzt, die nur durch militärische Mittel zu beseitigen ist — aber doch in Perioden normaler Entwicklung unter Berücksichtigung der Ueberzeugungen, der Auffassungen und der Vorurtheile der ostasiatischen Völkermassen zu wählen haben. Es kommt nicht nur darauf an, was wir über China und Japan denken, sondern auch darauf, wie Chinesen und Japaner unsere Kultur ansehen. Nur wenn das Abendland gerade auch diesen Punkt scharf im Auge behält, werden wir vor Ueberraschungen sicher sein, wie wir sie jetzt erlebt haben.

Diesen Komplex von Fragen beleuchtet in interessanter Weise ein Buch, das von dem Professor der Philosophie an der Universität Tokyo, dem Japaner Inoue Tetsujiro, Mitte der neunziger Jahre verfaßt ist, und dessen Titel „Zwiespalt zwischen Erziehung und Religion“ lautet. In dem anregend geschriebenen, frischen Werke von Adolf Fischer: Bilder aus Japan*), das um so werthvoller ist, da die Darstellung mit fälschender litterarischer Schminke — diesem schlimmen Hilfsmittel so vieler sentimentaler Japanfahrer — nicht verdorben ist, wird der beachtenswerthe Inhalt der Schrift Tetsujiro's skizzirt und mitgetheilt, daß diese Ausführungen in Japan großes Aufsehen gemacht haben. Fischer fügt hinzu, daß gerade von den geistig hervorragendsten Japanern die Anschauungen Tetsujiro's getheilt werden.

Welche Anschauungen hegt er?

„Es gibt zwei verschiedene christliche Parteien in Japan; die eine wünscht sich mit den japanischen Grundsätzen zu verschmelzen, die andere steht ihnen feindlich gegenüber, was doch beweist, daß das reine Christenthum Lehren und Grundsätze in sich birgt, die unserer Kultur zuwiderlaufen. Auch gestattet ‚Ichishinkyo‘, der Monotheismus, gar keine Freiheit, sondern wie eine despatische Monarchie duldet er keinen anderen Gott, keinen anderen Willen in seinem Bereiche.

Wie anders ‚Tashinkyo‘, der Polytheismus! Er gleicht einer Republik, in der jede Willensäußerung, jeder Gottesbegriff sich frei entfalten kann, wo jeder, er sei Buddhist oder Schintoist, dem Gotte dienen darf, zu dem er sich hingezogen fühlt. Dank dieser Gewissensfreiheit haben wir die fleckenlose Geschichte eines ewigen Religionsfriedens aufzuweisen, während die Vergangenheit des fanatischen Christenthums, das nur die Anbetung Jesu duldet und alle anderen Götter schmäht, von Blut trieft.

Dem Christen soll Jesus mehr als sein Vaterland, mehr als Eltern, Brüder, Schwestern gelten. Japanische Christen scheuten sich nicht, über dem Bildniß unseres Kaisers fremde Flaggen anzubringen, ein sichtbares Zeichen, daß sie diesen mehr Achtung als ihm bezeigten; auch erregten christliche japanische Lehrer in Nagoya, Kumamoto und anderen Plätzen durch die Weigerung, am Geburtstage des Mikado sich vor dessen Bild zu verbeugen, ein allgemeines Aergerniß.

Seitdem in Japan vollständige Religionsfreiheit herrscht, kümmert sich die Regierung nicht um das Bekenntniß eines Lehrers; doch kam es vor, daß christliche Lehrer dem Geiste der Ordnung und des Gehorsams zuwiderhandelten. Auch christliche Schüler zeigten sich widerspenstig, was bei der hohen Achtung, die unserer Jugend für ihre Erzieher eingeprägt wird, ganz abnorm erscheint. Alle diese Widerseslichkeiten sind nur Früchte des Christenthums.

*) Berlin 1897. Georg Bondi.

In höhere Lehranstalten brachten christliche Jünglinge Bibeln mit, um Mitschüler zum Christenthum zu bekehren, und wiederholten trotz strengsten Verbotes seitens der Lehrer diese Versuche. Die Ungehorsamen wurden danach auf eine bestimmte Zeit ausgeschlossen, zum größten Aerger der Missionare und christlichen Eltern, welche die Schuldigen wie Märtyrer feierten; womit die Christen ihre Nichtachtung gegen unsere Gesetze ausdrückten.

Wie sehr die fanatisch christliche Gesinnung unserem nationalen Empfinden zuwiderläuft, beweist der Umstand, daß Zöglinge der ‚Doshisha', der ersten christlichen Universität, von den Missionaren bestraft wurden, weil sie des Mikado Geburtstag in der Schule durch Reden feierten. Allgemein wurde das den Missionaren sehr verübelt, und obwohl sie späterhin diese Feier gestatteten, so war doch ihr antipatriotischer Geist zweifellos dargethan.

Die Gesinnung der japanischen Christen ist der größte Feind unserer Unabhängigkeit: sie schwächt uns, da sie fremde Länder, woher ihre Religion stammt, und deren Verordnungen höher achten, als ihr eigenes Vaterland; die japanischen Christen hegen kein Nationalgefühl, keinen Nationalstolz, ihr Vaterland und sein Wohl ist für sie nicht mehr das höchste Ideal.

Indem sie dem Mikado als Abkömmling Amaterasus, der Sonnengöttin, nicht die gebührende Verehrung zollen, beleidigen sie unser nationales Empfinden. Muß es nicht jeden patriotisch fühlenden Japaner verletzen, daß die Kuppel der russischen Nikolaikirche in Tokyo sogar die Dächer des kaiserlichen Palastes überragt, und wird dort nicht gelehrt, daß der Zar das Oberhaupt nicht bloß aller Russen, sondern aller Anhänger der russischen Kirche sei?

Je mehr Japaner sich zu diesem Glauben bekennen, desto mehr empfinden sie sich als Russen und hören auf, für Japan patriotisch zu fühlen.

Artikel 28 der japanischen Verfassung besagt: ‚Die japanischen Unterthanen haben Freiheit des Glaubens, solang sie nicht den Frieden des Landes stören und den Gehorsam verweigern, den sie als Unterthanen schulden.' Der Friede des Einzelnen wird aber gestört, wenn die christlichen Missionare jeden zum Uebertritt bekehren wollen und gegen die anderen Religionen aufreizen, diese schmähen und Buddhisten oder Schintoisten Götzendiener nennen.

Und was sind sie selbst? Sie bilden sich nach ihrer Meinung einen Gott und verehren ihn; wir sind eben objektive, die Christen subjektive Götzendiener; aber Götzendiener sind wir alle.

Ein der Erziehung gewidmeter kaiserlicher Erlaß drückt aus, daß jeder Japaner so erzogen werden müsse, daß er, sobald das Vaterland in Gefahr kommt, Leben und Eigenthum zu opfern bereit sei. Würden die japanischen Christen gehorchen, wenn unser Feind eine christliche Macht wäre? Gewiß nicht, und schon aus diesem Grund ist das Christenthum mit unserem Patriotismus unvereinbar.

Die christliche Bibel enthält auch nicht eine Stelle, die das Interesse des Staates erwähnte, zur Vaterlandsliebe anspornte, und jeder unbefangene Christ muß zugeben, daß seine Lehre eine staatsfeindliche ist. Wie kann unter Christen, wenn sie den Geist ihrer Lehren streng befolgen, wahrer Patriotismus gedeihen, da sie doch stets nach einem himmlischen Reiche streben und das irdische verachten sollen!

Die Moral des Christenthums soll, so behaupten wenigstens die Christen, auf ewigen, unerschütterlichen, unabänderlichen Grundsätzen beruhen; doch wenn dem so wäre, wie konnte dann dem Katholizismus der Protestantismus, und diesem wieder der Unitarismus folgen? Wie alles auf dieser Welt, so ist auch das Christenthum dem Wechsel, dem Gesetz der Umwandlung unterworfen. Die ‚endgültige Wahrheit', die das Christenthum vertreten soll, wird, bezeichnend genug, von den größten und edelsten Geistern Europas und Amerikas verneint, indem sie Moralgesetze suchen und verkünden, die den christlichen widersprechen.

Daß das Christenthum von heute verdorben und angefault ist, darüber sind alle fortschrittlich aufgeklärten Christen einig; sie klammern sich daher schon lange nicht mehr daran und erkennen, daß die christliche Lehre den Staat mehr schädigt als befördert.

Rousseau äußert unumwunden, daß die christlichen Lehren den Nationalcharakter ersticken; Renan, daß die bestehende Gesellschaftsordnung sich mit einem Reiche Gottes nicht verträgt, so daß ein wirklicher Nationalstaat nie mit dem Christenthum Hand in Hand gehen kann; und schon dieses Streben nach einem himmlischen Idealreiche, da wir doch ein irdisches Leben haben und zu einem idealen gestalten sollten, ist unzulässig und lähmt die Thatkraft des Volkes.

Da dieser Erdball, auf dem wir wandeln, einer von den Myriaden Planeten ist, die in dem unbegrenzten Raume, Himmel genannt, hängen, so sind wir ja ohnehin schon im Himmel, und es wäre ganz zwecklos, nach einem anderen zu suchen. Streben wir doch danach, den Himmel, den wir mit Händen fassen, zu vervollkommnen, anstatt uns um eine ungewisse Zukunft zu sorgen! Es ist unsere erste Pflicht, unsere Gesellschaft, unsere Mitmenschen, die Gesetze, die Erziehung zu verbessern, und wir haben mit der Gegenwart, dem Bestehenden und seiner Veredelung so viel zu thun, daß gar keine Zeit bleibt, uns mit Zukunftsphantomen abzuquälen.

Es gilt bei den japanischen Christen als ausgemacht, daß zwar jedermann in Europa und Amerika Christ sei; doch nur dem Namen nach, indem diese Scheinchristen einstweilen von einer Opposition keinen Nutzen erwarten und dem Christenthum gleichgültig gegenüberstehen. Die Kirchen sind dort meist nur mit Frauen und Kindern gefüllt, und in Deutschland geht von den Studenten nur der Theologe in die Kirche. Junge Leute, die einen klaren Kopf, eine höhere Intelligenz haben und in die Zukunft blicken können, studiren fast durchgehends Philosophie, Jura, Medizin oder wenden sich einem Kunststudium zu, während die Studenten der Theologie vorwiegend arme Menschen sind, die schnell versorgt sein wollen, und bei denen es heißt: Erst Brot, dann Gott.

Theologie als selbständige Wissenschaft dürfte überhaupt in absehbarer Zeit aufhören und ein Zweig der Philosophie werden.

In vieler Hinsicht ähnelt das Christenthum einem alten Kunstgegenstand; es ist interessant, seinen Ursprung, seine Entwicklung, seinen Verfall zu studiren, aber ein praktisches Resultat kommt dabei nicht heraus.

Was in Europa das Christenthum an Ansehen verliert, das kommt dem Buddhismus zu gute, der immer mehr Anhänger gewinnt, denn nach dem Ausspruch erster wissenschaftlicher Autoritäten können die buddhistischen Prinzipien, im Gegensatz zu den christlichen, Hand in Hand mit der modernen Wissenschaft gehen, und wer gegen den Buddhismus eifert, weiß gar nicht, was Buddhismus ist!

Es ist eine unumstößliche historische Thatsache — auch Buckle erhärtet das in seiner Civilisationsgeschichte —, daß der Verfall verschiedener Länder, in erster Linie Spaniens, einzig und allein der verderblichen Macht der christlichen Priester, die die Entwicklung des Volkes gewaltsam mit den verwerflichsten Mitteln unterdrückten, zuzuschreiben ist.

Je mehr Macht die christliche Kirche in einem Lande hat, desto unwissender bleibt das Volk. Die natürliche Folge davon ist ein fortwährender Rückschritt und der allmähliche Ruin des Landes.

Besser werden die Menschen durch das Christenthum gewiß nicht, das zeigt schon die ungeheure Anzahl der Verbrechen in christlichen Ländern. London und Paris allein weisen nach der Statistik mehr auf als ganz Japan. Da die Christen der Besserung viel bedürftiger sind als wir Japaner, warum sendet man denn die Missionare nach Japan? Sie sind zu Hause ungleich nöthiger, und hätten sie nur einen Funken patriotischen Geistes in sich, so würden sie trachten, daheim an ihrem eigenen Volke Gutes zu üben.

Daß in Europa das Christenthum die Basis aller Civilisation sei, wie vielfach behauptet wird, kann man nur den ganz Ungebildeten auftischen, da es schon lange vorher eine griechische und römische Kultur gab, die noch in vieler Hinsicht mustergültig, ja unerreicht dasteht. Hätten die Europäer und Amerikaner die alle irdischen Güter verachtenden Lehren des Christenthums befolgt, daß eher ein Kameel durch ein Nadelöhr geht als ein Reicher in den Himmel, so stände es schlecht mit ihnen. Was verschaffte diesen ihre Macht? Der Reichthum und die Eroberungen der modernen Wissenschaft, und beide werden vom Christenthum angefeindet, das, wie aus allem klar und deutlich hervorgeht, unsere Entwicklung hemmt, unsere Unabhängigkeit untergräbt, und endlich den Patriotismus in unserem Volke tödten würde."

Daß so oder ähnlich gebildete Japaner — nicht Chinesen — denken, ist besonders beachtenswerth.

Nicht darauf soll hier eingegangen werden, ob diese Anschauungen und wie sie zu widerlegen sind; wichtig ist zunächst, daß sie vorhanden sind, und sie zeigen in einer Richtung wenigstens die ganze komplizirte Schwierigkeit des ostasiatischen Problems.

Dieser alten Kultur des Ostens gegenüber kommt das Abendland mit Selbstgefühl und mit Hochmuth, mit Gewehren und mit Kanonen allein ganz gewiß nicht aus. Die europäischen Kulturen haben seit den Zeiten der Völkerwanderung, der arabischen Invasion, des ungarischen Ansturms und der aggressiven Türkenkriege, mit einem ernsten Gegner nicht

mehr zu rechnen gehabt; jetzt ersteht er uns in Ostasien; voraussichtlich zu schließlichem Glück für das Abendland, dem es nur nützen kann, statt an seine Ueberlegenheit blind zu glauben, sie auch durch Selbstkritik und innere Vertiefung und durch ein entsprechendes Handeln zu erweisen.

—n.

Ein Preuße vom alten Schlag.*)

Biographien können eine allgemeinere Bedeutung in zwei Fällen beanspruchen: wenn sie Persönlichkeiten von besonders ausgeprägter Eigenart — und wenn sie Männer von typischem Gepräge darstellen. Unsere ästhetische Mitfreude muß wohl im erstern Fall größer sein; aber der kulturhistorische Gewinn überwiegt oft bei Lebensbeschreibungen der zweiten Art.

Ein solches Beispiel liegt hier wieder vor. Ernst Wichert, der Verfasser zahlreicher historischer Romane und Dramen, kann als Individualität das Interesse freilich nicht erwecken, das viele seiner Doppelkollegen erregen: Männer, die Dichter und Richter zugleich waren, wie Karl Immermann oder wie Wichert's Vorgänger am Berliner Kammergericht, der unsterbliche E. Th. A. Hoffmann. Wichert ist eine ruhige, gesetzte Persönlichkeit, wohltemperirt im Denken und im Handeln, Meister einer ausgeglichenen Lebensführung, die ihn beide Berufe ehrenvoll aber ohne Glanz ausfüllen läßt, ein sympathischer Charakter, eine glückliche Natur; aber sein Lebenslauf gehört für den Beschauer zu den vielen korrekten Theaterstücken, die man mit mäßigem Antheil ansieht — und dann vergißt. So trägt er auch seinen „Lebensausweis" vor: ruhig, sachlich, ohne verletzende Anmaßung und ohne unwahre Bescheidenheit; ohne „Arien" einzulegen und ohne Pointen anzuschmieden. Das Buch liest sich gut; aber den Eindruck, daß es hätte geschrieben werden müssen, empfängt man zunächst nicht.

Ich sage: zunächst, denn das Bild verschiebt sich, wenn wir in dem Helden der Biographie nicht mehr den Autor von „Ein Schritt vom Wege", immerhin einem unserer besten Lustspiele, und von dem durch Kaiser Wilhelms Interesse fast berühmt gewordenen Historiendrama „Aus eigenem Recht" aufsuchen, sondern den typischen Repräsentanten einer versinkenden Zeit. Und zwar den trefflichen Repräsentanten einer unvergeßlichen, bei allen Schwächen höchsten Ruhmes würdigen Periode. Dann gewinnt der Lebenslauf plötzlich eine neue Bedeutung. Dann danken wir dem Verfasser selbst für die Breiten seiner etwas monoton gerathenen Erzählung.

Wichert ist ein Sohn Altpreußens. Er gehört nicht bloß der Provinz an, von der das alte Kurfürstenthum Brandenburg seinen jungen Königsnamen erhielt (er ist in Insterburg geboren und wohl der einzige engere Landsmann Schlenther's in der zeitgenössischen Litteratur!) — er gehört auch ganz und gar noch dem „alten Preußen", das mit Sedan ruhmreich eingesargt wurde. Seine Heimathprovinz vertrat, als Wichert vor 70 Jahren geboren wurde, in klassischer Weise den Geist desjenigen Preußens, das eben bei Sedan siegte — und starb. Ein energischer Liberalismus durchdrang, wie der Dichter selbst es uns schildert, dort und damals selbst den Adel und das Beamtenthum; heut ist auser in Pommern der Konservativismus nirgends in so unumschränkter Herrschaft wie dort. Von Königsberg strömte die scharfe Luft eines klaren Rationalismus über das ganze „Hinterland" der Universität Kant's. Und während man in geistigen Dingen anspruchsvoll war, ernste Bücher gern las, einige Kunstübung (die freilich oft genug dilettantisch ausfiel) als selbstverständlich ansah und mit dem Ausdruck „Bildung" noch eine sehr ernsthafte Vorstellung von Lernen und Weiterlernen verband, blieb man gleichzeitig in materieller Hinsicht einfach bis zum Spartanischen. Köstliche Idyllen hat Wichert aus den Anfängen seiner Ehe von Wohnung und Badeleben zu erzählen. Vor allem aber: man stand unter der Herrschaft des kategorischen Imperativ. Ward einer Richter, so harrte er tapfer auch in schwerer Zeit aus; und schrieb er Dramen oder Romane, so befolgte er gewissenhaft und treulich die bewährten Regeln anerkannter Vorbilder. Man verschmähte „genial" thuende Schluderarbeit. Das könnte auch heut noch mancher sich zum Muster nehmen, der von den „Genialen" nur das Tintenspritzen gelernt hat.

Und dann verfolgen wir allmählich den Umschwung. Die Uebersiedelung Wichert's nach Berlin erhält fast eine typische Bedeutung. Der an seiner Heimath mit zärtlicher Neigung hing, der das ostpreußische Lokalkolorit eigentlich erst in der deutschen Litteratur zur Anerkennung gebracht hat, der kommt in die Hauptstadt des neuen Reiches. An Freunden fehlt es ihm hier nicht, auch nicht an Ansehen; für die Schriftsteller-Organisationen Berlins wird der zuverlässige Mann und tüchtige Jurist ein unentbehrlicher Vormann. Aber immer deutlicher wird es ihm, wie seit Bismarck sich alles geändert hat. Noch heut zählt Wichert sich zu der alten „Fortschrittspartei", die einst nach seinen Landsleuten Hoverbeck und Forckenbeck „Junglitthauen" hieß; aber er fühlt es selbst, daß die alte Gemeinschaft der tapferen Konfliktskämpfer heut keinen Boden mehr im Volke findet. Streberthum, Indifferentismus, Rohheit in mancher Form und besonders auch in der widerwärtigen des Antisemitismus sieht er überall üppig wuchern, ohne doch die Hoffnung auf die gesunde Kraft im Volke zu verlieren. — Und ebenso geht es dem Schriftsteller. Was ihm selbstverständlich schien: das alte, harmlos-heitere Lustspiel, der historische Roman, die früheren Beziehungen zwischen Autor und Bühne — all das findet er in Frage gestellt und all das hat er, etwas mißmuthig, doch fern von Verbitterung, zu vertheidigen.

So gewinnt dieser schlichte Lebenslauf fast etwas Tragisches. Jeder Sieg ist eine Gefahr; die Weltgeschichte kennt nur Pyrrhussiege. Dies alte Preußen hat das neue Deutschland geschaffen. Diesen Männern, die man vielfach eng und altmodisch nennen mag, verdankt doch die heutige Weltmacht zum guten Theil ihre Grundlagen in der Solidität, in der Bildung, in der Arbeitskraft des Volkes. Ihnen verdankt die heutige, gleichfalls zur Weltmacht gewordene neue Kunst zum guten Theil ihre Vorbedingungen in dem Ernst, der Lernfähigkeit, der Schaffenslust ihrer Träger. Nun sehen die aufs Altentheil zurückgezogenen Väter bekümmert auf das Treiben ihrer Söhne. Getrost: die Enkel werden ihnen wieder danken!

Berlin, 19. Juni 1900.

Richard M. Meyer.

*) Ernst Wichert. Richter und Dichter. Ein Lebensausweis. Schuster und Loeffler. Berlin und Leipzig. 1899. M. 6, geb. M. 7,50.

Mathilde Serao.

Die stetige Entwicklung dieser begabtesten und fruchtbarsten aller italienischen Schriftstellerinnen der Gegenwart zu verfolgen, ist eine ebenso angenehme, wie lohnende Aufgabe. Ihr Ruf breitet sich mit Recht über die Grenzen ihrer sonnigen Heimath immer weiter aus. Aeltere Arbeiten von ihr erleben so zu sagen eine zweite Jugend, indem sie im Auslande erst jetzt veröffentlicht und von der internationalen Leserwelt mit größtem Entgegenkommen aufgenommen werden. Ihr etwas groß angelegter, aber wundervoll ausgeführter Roman „Schlaraffenland", eine fesselnde Darstellung der verheerenden Wirkung der in Neapel — die engere Heimath der Dichterin — allgemein verbreiteten Spielwuth, hat Frau Bourget in die französische Sprache

übersetzt, und Paul Bourget selbst hat in einer glänzenden Vorrede zu der französischen Ausgabe das Werk, nicht um den beiden Frauen eine Freude zu machen, sondern wohl aus aufrichtiger Ueberzeugung, als einen der bedeutendsten Romane der modernen Zeit hingestellt. Deutsche Leser werden demnächst durch die Cotta'sche Verlagsanstalt, bei welcher das Buch in deutscher Uebersetzung erscheint, in die Lage gebracht werden, die Berechtigung eines so ungewöhnlichen Lobes selbst prüfen zu können.

Einen ihrer letzten Romane „La Ballerina“ hat Matilde Serao im Auftrage der „Revue des deux Mondes“ geschrieben. Die „Nuova Antologia“, die angesehenste Zeitschrift Italiens, übernahm ihn dann von der französischen Kollegin. Nunmehr liegt „La Ballerina“ als Buch vor und hat bei dem großen Publikum ebenso ungetheilten Beifall gefunden, wie bei den fein gebildeten Lesern der leitenden Zeitschriften.

Sowohl diejenigen, denen es bei der Lektüre eines Romans hauptsächlich auf einen fesselnden Inhalt ankommt, wie jene, welche mehr Werth auf dessen künstlerische Ausführung legen, gerathen schon nach wenigen einleitenden Seiten völlig in den Bann des Werkes: Begabt mit einem nur nüchternen Verstande, reizlos in ihrer äußeren Erscheinung hätte die Heldin, Carmela Minino, dessen ihren Platz am häuslichen Heerd als bei dem Carps de ballet des „San Carlo“, des ersten Theaters der parthenopäischen Hauptstadt, ausfüllen können. Sie ist die uneheliche Tochter einer Theaterfriseurin. Ihre künstlerische Ausbildung und ihre Unterkunft am Theater „San Carlo“ verdankt sie ausschließlich einer berühmten Diva, deren kurzes Leben nichts war, als eine ununterbrochene Kette von Triumphen, Freuden und Leidenschaften. In ihrer verderbten Umgebung bewahrte sich Carmela viele Jahre hindurch ihre Unschuld, bis eine spöttische Bemerkung des eleganten Grafen von Torregrande über ihre Unnahbarkeit sie veranlaßt, es ihren Kolleginnen gleichzuthun, und sie sich freudlos und willenlos einem engherzigen, egoistischen Kaufmann, der die Gepflogenheiten der jeunesse dorée nachahmt, in die Arme wirft.

Graf Torregrande, der Abgott der weiblichen Aristokratie Neapels, ebenso wie der der leichtlebigen und leichtsinnigen Tänzerinnen, spielt sich, um seine Leidenschaft zu einer Dame aus der Gesellschaft zu verbergen, zum Beschützer einer der schönsten, aber beschränktesten Kolleginnen Carmelas auf. Eines Abends während der Vorstellung, es war gerade am Faschingsdienstag, geräth die große Prosceniumsloge der jungen Aristokraten — Barcaccia ist die offizielle Bezeichnung für die Loge — plötzlich in Aufruhr, und man erfährt, daß Torregrande sich aus unbekannten Gründen — in der That aber wegen einer Herzensaffaire — in einem obskuren Gasthaus entleibt hat. Carmela hört es, und sie, sonst immer die Geduld und Pflichttreue selbst, verläßt eigenmächtig während der Vorstellung das Theater und ruht nicht eher, bis sie den verhängnißvollen Gasthof herausgefunden hat. Sie allein hält die Todtenwache bei dem theuren Todten; das Geständniß ihrer bis dahin ihr selbst fast unbewußten Liebe entströmt mit elementarer Gewalt ihren Lippen. So endet der Roman; aber nicht minder menschlich und sympathisch ist der Anfang. Am Allerseelentage will Carmela ihrer einstigen Wohlthäterin, der gefeierten Diva, einen Kranz auf das Grab legen, aber unter denen, die sie mit ihren bescheidenen Mitteln erstehen kann, findet sie keinen, der ihren Ansprüchen genügt. Sie wandert von einem Blumenhändler zum anderen; überall abgewiesen, findet sie endlich Gehör bei dem theuersten Blumenhändler Neapels, der an der Dahingeschiedenen — die Verfasserin hat dabei zweifellos die berühmte Prima-Donna Annita Boschetti im Auge — ein Vermögen verdient hat, und ihr gutmüthig für ihre paar Lire den schönsten Kranz überläßt.

Die beiden Liebesgeschichten, die sich durch das Ganze wie ein leuchtender goldener Faden hindurchziehen, sind nur angedeutet, aber desto wirksamer. Und geradezu glänzend weiß Mathilde Serao das Treiben hinter den Kulissen des Theaters „San Carlo“ und der Schmieren zu schildern, in denen Carmela während der Sommermonate ihr elendes Dasein fristet und mit seiner Charakteristik führt uns die Dichterin die verschiedenartigsten Theaterschönen vor und die sie umschwärmenden Kavaliere; sie zeigt uns das sogenannte stärkere Geschlecht damit nicht gerade von seiner einnehmendsten Seite.

In ein noch wehmüthigeres Frauenschicksal als das der Carmela, gewährt uns Mathilde Serao in ihrem Roman „Suara Giavanna della Crace,“ einen Einblick. Eigenartiger als in der Welt der Kulissen ist hier der Hintergrund, auf dem sich das Schicksal der uns menschlich sympathischeren Heldin abspielt. Luisa Fanelli, ein blühendes, zwanzigjähriges Mädchen, tritt in das Kloster der „Lebendig Begrabenen“ ein, als sie erfährt, daß der von ihr mit allen Fasern ihres edlen Herzens geliebte Bräutigam, Silvio, sich von ihr wendet, um ihre Schwester Clementine zu heirathen. Im Kloster, wo sie den Namen Suora Giovanna della Croce führt, hört sie nie wieder etwas von ihrer Familie und lebt so fern von jeder Berührung mit der Außenwelt, daß sie in den 40 Jahren dieser strengen Abgeschlossenheit jede Fühlung und jedes Verständniß für die Welt jenseits der Klostermauern verliert. Bei ihrem Eintritt war die Zahl der Klosterschwestern 33 — so viele wie die Jahre Christi —, in dem langen Zeitraum hatte aber auch unter ihnen der Tod aufgeräumt, und die fromme Gemeinde ist auf die Hälfte zusammengeschmolzen. Nunmehr hebt die Regierung das Kloster auf, die Nonnen, dem Zwange gehorchend, zerstreuen sich in alle Himmelsgegenden. Soweit es möglich war, haben die Behörden die Verwandten der armen weltfremden und verlassenen Alten erkundet; entfernte Angehörige, ihnen selbst Unbekannte, harren der frommen Schwestern am Ausgange; einige werden nicht abgeholt und ziehen von der gewohnten Stätte ihres frommen Waltens scheu und verängstigt fort wie vom Sturm gejagte Vögel. Schwester Giovanna wird von ihrer treulosen Schwester Clementine, die sie nicht einmal wiedererkennt, erwartet. Silvio ist längst gestorben. Die Wittwe mit einem Sohn und einer Tochter zurücklassend, die ihrer würdig sind. Bei diesen Menschen dringt die weltfremde Nonne ein Jahr zu, und gibt sich gutmüthig dazu her, selbst die gröbsten Arbeiten zu verrichten. Unterdessen verzehren die Nichte und der Neffe die ihr von der Regierung als Nothpfennig zugewiesenen 1000 Lire, ihr Anspruch auf ihre in das Kloster mitgebrachte Mitgift von 20 000 Lire wird vom Kultusministerium abschlägig beschieden und ihr nur eine Pension von 40 Lire monatlich zugesprochen. Die Schwester, die sie allein in Hinblick auf diese 20 000 Lire bei sich aufgenommen hatte, zeigt sich jetzt in ihrer ganzen Niedrigkeit: sie weist die arme Dulderin, mit nur wenigen Lire in der Tasche, aus dem Hause.

Am Morgen ihres Weggangs von der Familie, die ihr ganzes Lebensglück zerstört hat, sieht sie, während sie sich am Heerd ein Täßchen Kaffee — ihre einzige Schwäche — bereitet, wie ein hintergangener Ehemann seine Frau mit Gewalt von ihrem Liebhaber, einem Mitbewohner des Hauses, wegschleppt. Aber einen noch erschütternderen Einblick in die Verderbtheit der Welt bietet ihr an diesem entscheidenden Morgen ihr Lieblingsplätzchen am Fenster. Mit Vorliebe und Kopfzerbrechen hat ihr Auge stets auf einem gegenüberstehenden, einsamen, immer verschlossenen Hause geruht, erinnert es sie doch in seiner Ruhe an die Abgeschlossenheit ihres heißgeliebten Klosters. An besagtem Morgen aber sieht sie, wie ein aus diesem Hause tretender junger, kraftstrotzender Matrose aus dem Hinterhalt von seinem Nebenbuhler erdolcht wird. Die Bewohnerinnen des Hauses erscheinen schreiend am Fenster — es wird der Aermsten klar, daß dieses auf sie so beruhigend wirkende Haus ein maison Tellier ist, und sie sinkt ohnmächtig nieder.

Nach dem Verlassen ihrer Familie gestaltet sich das Leben der Aermsten immer bitterer. Sie ist genöthigt, auf die Barmherzigkeit der Armen zu rechnen, mit dem Laster in unmittelbare Berührung zu kommen. Ihren Lebensunterhalt verdient sie durch Stickereien, die aus ihren geschickten Händen hervorgehen, sowie als Aufwärterin, als Krankenpflegerin. Die sorgenlose Abgeschlossenheit des

ersten Theils ihres Lebens rächt sich durch die Trübsale ihrer letzten Lebensjahre; aber bis zum letzten Athemzuge, in der bittersten Noth, immer wirkt sie besänftigend und läuternd auf ihre Umgebung ein und gibt das lebende Beispiel stiller Ergebenheit in den Willen des Herrn.

Gewiß hält sich der ganze Roman nicht durchweg auf derselben künstlerischen Höhe wie bei der Schilderung der Aufhebung der frommen Gemeinde, dennoch hat Mathilde Serao uns hier ein rührendes und ergreifendes Menschenschicksal vor die Seele geführt.

Noch ein drittes, neues Werk hat die unermüdliche Schriftstellerin kürzlich veröffentlicht. Es ist dies, „Im Lande des Herrn" benannt, eine Reisebeschreibung, theils feuilletonischer, theils erbaulicher Natur, die beinahe wie ein Bindeglied zwischen der „Ballerina" und Suora Giovanna anzusehen ist.

Die Schilderung der Abfahrt des Schiffes nach dem gelobten Lande bei Mondenschein von Neapel kann geradezu als ein Muster feinster Genremalerei gelten. Ebenso zeichnet sie in wenigen Zügen mit wundervoller Plastik das plötzliche Insichtkommen eines Türkenschiffes, das eine Anzahl Pilger zum Grabe des Propheten an Bord hat:

„Indessen erhebt sich bei Port Said ein großer Tumult auf dem Meere. Alles lehnt sich über die Brüstung des Schiffes, alle Blicke heften sich auf ein schwerfälliges Fahrzeug, das an uns vorüberfährt und so mit Türken beladen, ja, vollgepfropft ist, daß es Staunen und Angst erregt. Der Vordertheil, der hintere Theil, die Kommandobrücke, selbst die zu seiten des Schiffes angehängten Kähne verschwinden unter einem schwarzen Gewimmel; Alte, Junge, Frauen und Kinder sind dabei, zerfetzt, schmutzig und barfuß; sie beten, sprechen, singen und heulen durcheinander. Es ist eine so eigenartige und zugleich abstoßende Erscheinung, daß auf unserem Schiffe alle verstummten."

Von ganz besonderem Interesse dürfte wohl auch der Eindruck sein, den die Dichterin, eine so eifrige Katholikin, wie nur eine ihrer schwarzäugigen neapolitanischen Landsmänninnen, von den christlichen Niederlassungen in Jerusalem empfängt. Sie äußert sich wie folgt darüber:

„Lateiner, Griechen, Armenier leben hier unter dem Schutze ihrer Klöster und Hospize; sie erhalten von diesen umsonst Nahrung, Geldunterstützungen, ärztlichen Beistand, Medizinen, Schulen, kurzum alles, dessen sie bedürfen. Infolge dessen ist leider weitgehendster Müßiggang an der Tagesordnung. Die Insassen dieser Niederlassungen glauben, wenn sie allen religiösen Funktionen ihres Kultus beigewohnt, ihre Schuldigkeit für den ganzen Tag gethan zu haben. Sie sind äußerst fromm, sogar fanatisch, aber ihr religiöser Eifer wird zur Interessenfrage, die Ausübung der Frömmigkeit zum Handwerk. Die einzelnen Niederlassungen leben in dauernder Fehde mit einander, sie sind kleinlich, intolerant und gegenseitig von Neid und Mißgunst beseelt. Durch Geld, Macht, Willkür trachtet jede, die Rechte der anderen mit Füßen zu treten; jede will die größte, die erste, die mächtigste sein, nicht etwa um des Heilands und des Glaubens willen, sondern aus Ehrsucht der einzelnen Patriarchen und des Klerus. Sie bringen es fertig, die Kerzen, die Lampen, die Funktionen, die jedem Altar zukommen, mißgünstig zu zählen!"

Die Wallfahrt nach Palästina hat Mathilde Serao einem Gelübde zufolge angetreten. Eine ganze Nacht hat sie in der Engelszelle am „Grabe des Erlösers" zugebracht. Nach dem Abschied von dieser Stätte kann sie dem Drang nicht widerstehen, noch einmal dahin zurückzukehren. Sie wirft sich auf das Grab des Heilands nieder, und in dem Gefühl, daß sie niemals wieder dort weilen wird, bricht sie in einen leidenschaftlichen Weinkrampf aus. Schon vor der Abfahrt von der Heimath hatte sie das Gelübde gethan, ihre Reiseeindrücke zu dem aufrichtigsten ihrer Bücher zu verwerthen, und sie hat das in der rückhaltlosesten Weise gethan.

Durch die Fülle der Gefühle erhebt sie sich in diesem Buche oft zu wirklich lyrischer Höhe, doch läßt sie sich von ihrem Proselyteneifer manchmal zu weit hinreißen. Ihre allzu häufig wiederkehrenden erbaulichen Betrachtungen erhalten schließlich einen zu selbstgefälligen, salbungsvollen Anstrich. Außerdem spiegelt sich zum Schluß des an Ort und Stelle geschriebenen Buches die Erschöpfung und Abspannung der Dichterin störend wieder. Immerhin würde jeder Verehrer der Dichterin gerade dieses Buch nur ungern vermissen; einem künftigen Biographen wird es unentbehrlich sein. Es gewährt einen so tiefen Einblick in ihre geistige Anlage wie kaum ein andres ihrer Werke, und es gibt über ihre subjektive Empfindung bessere Auskunft als alle die übrigen zusammen.

Nur wer den äußeren Lebenslauf der Dichterin und ihre jetzigen Verhältnisse kennt, ist imstande, ihre erstaunliche Produktivität genügend zu schätzen.

Einfache Telegraphistin beim Haupttelegraphenamt in Rom, wird sie vor ungefähr 20 Jahren durch einige kleine Erzählungen bekannt. Der Erfolg ihrer ersten Romane ermöglichen es ihr, jetzt ganz der Litteratur zu leben. Durch ihre Verheirathung mit Edoardo Scarfoglio, dem gefürchtetsten Polemiker Italiens, tritt sie in die Tagespresse über. Als Leitartiklerin, Reporter und Redakteurin leistet sie gleich Vorzügliches. Hauptsächlich durch sie ist ihr Blatt „Mattino" das maßgebendste für ganz Süditalien geworden. Dem gesellschaftlichen und litterarischen Theil gewährt sie im „Mattino" einen großen Spielraum, so daß sie dadurch in ihrer Vaterstadt eine einflußreiche, ja leitende Stellung einnimmt. Doch erwachsen ihr daraus so viele Verpflichtungen, daß jede nicht so unbeugsame Arbeitskraft, wie die ihre, lahmgelegt würde; statt dessen kündigt sie zur Zeit nicht weniger als zwei neue Romane an, „Dopo il perdono" und „Grandezza e decadenza di Chiara Starace" und außer diesen noch eine Sammlung neapolitanischer Novellen, betitelt „Anima semplice"; schließlich findet sie noch Zeit, in den größeren Städten Italiens litterarische Vorträge zu halten, die sich des regsten Zulaufes erfreuen.

Diese ungeheure Arbeitslast hindert sie aber nicht, die aufopferndste Mutter und Tochter zu sein. In der letzten Zeit war es ihre Hauptsorge, ihren Vater, zugleich ihr Schatzmeister (kein leichtes Amt), alljährlich „a pascolare", auf die Weide, zu schicken, wie sie sich in ihrer drastisch malerischen Sprache auszudrücken beliebt.

Daß die Grazien an ihrer Wiege nicht gestanden haben, weiß keiner besser als sie selbst, aber ihre große Lebhaftigkeit, die ausdrucksvollen Augen, ihre nie versiegende Beredtsamkeit verwischen schnell den Eindruck der kleinen, rundlichen Erscheinung mit den etwas mulattenhaften Zügen. Daß sie sowohl wie ihr Mann einen gewissen Hang zur Bohême haben, ist allgemein bekannt und an der Schwelle Afrikas eigentlich nicht erstaunlich.

Ich höre noch, wie sie mir, während meines letzten Aufenthaltes in Neapel, in ihrem Redaktionszimmer einen Vortrag über einheimische Litteratur hielt. Die Dezentralisation sei, so meint sie, ein in Italien weder politisch noch litterarisch zu entwurzelndes Uebel. Die führenden Schriftsteller Süditaliens Verga, Capuana, de Roberto Misaci und sie selbst seien mit der engeren Heimath so verwachsen, daß sie alles „lokalisiren". Der Nachtheil einer gewissen daraus entstehenden Eintönigkeit wird aber durch den Vortheil einer starken lokalen und sozialen Eigenart mehr als überwogen.

D'Annunzio habe in seinen Erzählungen und Romanen, wie „San Pantaleone", „Triumph des Todes", „Mädchen von Felsen" und vor allem in seiner vorzüglichen Dichtung „Canto Nuovo" die Zusammengehörigkeit zu den Abruzzen — seiner engeren Heimath — bis zum ausgesprochensten litterarischen Partikularismus getrieben. Fogazzaro verbanke Italien in seinem „Mondo Antico" den einzigen Versuch eines groß angelegten sozialen Nationalepos, vollkommen zwar, wie alles, was Fogazzaro schreibt, aber durch die Naturschilderungen mit den vielen Seen und ernsten Wäldern habe er dem Buch einen zu nordischen Hintergrund gegeben. Die Oberitaliener, besonders aber die Lombarden Rovetta, Zuccolo, Valcarenghi, Butti, haben sich auf den psychologischen Roman geworfen, weil ihre Heimath sie nicht zu inspiriren vermochte; sie haben aber keine eingreifenden Erfolge zu verzeichnen.

Scarfoglio in „Frine", D'Annunzio in „Lust" haben sich in die Sphäre der höheren römischen Gesellschaft gewagt, aber wenn auch ihre Werke thurmhoch über den

Durchschnitt hervorragen, so werden sie doch dem Stoffe nicht völlig gerecht. Nirgends sei die Gesellschaft und das Leben vom litterarischen Standpunkt aus intensiver, fesselnder, dankbarer als in Rom. Im übrigen konzentrire sich aber die Seele des italienischen Volkes dort mehr äußerlich als innerlich; die Italiener leben im Freien und bei ihnen (sie ist selbst die beste Illustration dafür) wird die Natur immer, auch im Roman, den Menschen in den Hintergrund drängen. — Eine unausfüllbare Kluft also zwischen den einzelnen Provinzen mit ihrer verschiedenartigen Natur; das sind nach Mathilde Serao die Hauptbedingnisse der litterarischen Produktion in Italien.

Den einzigen Mißklang bei der so anerkennenswerthen Thätigkeit der Dichterin bringt die Befürchtung, daß sie, dem materiellen Zwange gehorchend, an ihre Leichtigkeit im Schaffen mit der Zeit zu große Ansprüche stelle. Die bekannte Klage des Ariost an die Adresse des Kardinals Ippolito d'Este, seines Gönners, hat für die italienischen Schriftsteller leider noch heute uneingeschränkte Gültigkeit: „Apolla, tua mercé, tua mercé, santo Collegio delle Muse, io non possiedo tanto per voi, che io possa farmi un manto." Durch Deine Gunst, o Apolla, durch Eure Gunst, o heiliges Collegium der Musen, nenne ich nicht so viel mein eigen, daß ich mir einen Mantel kaufen könnte.

E. Gagliardi.

Zu einer Philosophie der Geste.

Unter der Geste pflegt man die zum Ersatz oder zur Unterstützung der Sprache dienenden Ausdrucksbewegungen des Körpers, besonders der Hände und des Kopfes, aber auch der Schultern, der Beine und selbst des Leibes zu verstehen. Dem Mittheilungsbedürfniß entspringend, setzt sie eine Zweckvorstellung voraus und ist darum in der Regel auf den Menschen beschränkt. Höher entwickelte, zumal im Verkehr mit dem Menschen stehende Thiere kennen jedoch die Geste, wenigstens in elementaren Formen*), sind aber schon durch ihre zur Erde geneigte Kopfhaltung und die mit der Fortbewegung vollauf beschäftigten Gliedmaßen, an einer verfeinerten Durchbildung derselben gehindert. Entscheidend für den Werth und die Bedeutung der Geste ist ihr Verhältniß zur Sprache, als deren Ersatz sie nur in ganz unvollkommener Weise dienen kann. Es ist nicht anzunehmen, daß jene älter sei, als diese. Das erste Thierschreiwort, die erste Onomatopöie — einmal angenommen, die Sprache sei aus diesen Elementen entstanden — wird auch von der ersten Geste deutenden Begehrens begleitet gewesen sein. Damit ist nicht gesagt, daß die Geste nicht ohne die Sprache bestehen könnte, sie gelangt vielmehr unabhängig von dieser erst zur Höhe ihrer Ausdrucksfähigkeit: man denke nur an die Sprache des Stummen und an den gewollten Verzicht auf die lautliche Mittheilung im Interesse der Kunst, wie sie aus technischen Gründen der Kapellmeister, aus ästhetischen die Pantomime bietet. Aber eben hier zeigen sich auch die Grenzen der Verständigung durch Gesten am deutlichsten. Der auf sie durch Naturbedingtheit angewiesene Mensch wird immer ein Wesen zweiten Ranges, die auf sie aufgebaute Kunst ein Spiel niederer Art bleiben. Handelt es sich freilich nur um eine Verkehrsmöglichkeit primitiver Art und von beschränkter Dauer, wie etwa die zwischen einbrechenden Kolonialtruppen und Eingeborenen, oder zwischen fremdländischen und einheimischen Arbeitern, so ist die Geste um ihrer Allgemeinverständlichkeit und universalen Gleichartigkeit willen unschätzbar. Auch bei mangelhafter Beherrschung eines fremden Idioms tritt sie vermittelnd und ergänzend ein: fast Jeder wird an sich selbst beobachten können, wieviel lebhafter seine Gestikulation beim Gebrauch einer anderen als seiner Muttersprache ist und welchen seltsamen Eindruck auf Unbetheiligte diese plötzlich auftauchende und verschwindende Beweglichkeit macht. Es gibt zudem gewisse Temperamente, das cholerische und sanguinische vornehmlich, denen die Geste zur unentbehrlichen Begleiterscheinung einer jeden zeichnerisch irgendwie darstellbaren Mittheilung wird. Sie empfinden offenbar die rein phonetische Verständigung als eine ungenügende Wiedergabe des empfundenen, als Gedanke formulirten Eindrucks und suchen durch übermäßig lautes Sprechen und heftige Bewegungen in dem Hörer die Bilder ihrer starken Phantasie adäquat zu erzeugen, ihn in den Bann ihres Eindrucks zu zwingen. Leider wirkt diese Lebhaftigkeit meist mit quantitativen, statt mit qualitativen Mitteln und entbehrt trotz aller Anstrengung der zur Verfeinerung des Ausdrucks nöthigen Eigenschaften: Ruhe und Geduld.

Aber die häufige Verwendung der Geste ist nicht nur eine Sache augenblicklicher Nothwendigkeit oder lebhaften Temperaments, sondern ein gewolltes Kunstmittel z. B. des Redners und des Bühnenkünstlers. Für diesen bedarf es keiner Erklärung: ist seine Aufgabe die Erzeugung der Illusion, so darf er kein Mittel unversucht lassen, sie zu erzeugen; dazu ist ihm die Geste eben recht. Er wird sie freilich nach dem Maßstabe seines Könnens verwenden und desto verschwenderischer mit ihr umgehen, je weniger er über andere und — bessere Mittel verfügt. Die Karikatur der Schauspielkunst — man denke etwa an das Handwerkerspiel im „Sommernachtstraum" — pflegt darum auf der Uebertreibung der Gesten zu beruhen. Ueberhaupt scheint die Häufigkeit der Gesten in umgekehrtem Verhältniß zu der Bildungsstufe ihres Urhebers zu stehen: das Kind gestikulirt mehr, als der Erwachsene, (was durch seine kleineren Proportionen nur weniger auffällt), der Arbeiter mehr als der Gelehrte.

Ist die Geste schon in der Bühnenkunst, ihrer eigentlichen Heimath, als eine Verhüllung künstlerischer Ohnmacht bedenklich, so erweckt sie im Gefolge der Rhetorik vollends Verdacht. Hier wäre man zunächst versucht, ihr alle Berechtigung abzusprechen. Kommt es doch diesmal nicht auf die Erzeugung einer Illusion an, noch besteht eine innere Nothwendigkeit, den Eindruck des gesprochenen Wortes irgend zu erhöhen. Eine Auseinandersetzung von logischen Gründen, philologischen Schwierigkeiten oder politischen Motiven pflegt an Bildwerth gering zu sein und durch zeichnerische Illustration nicht zu gewinnen. — Gleichwohl muß es erlaubt sein, die Aufmerksamkeit der nur mit dem Gehörorgan betheiligten Anwesenden noch durch Einwirkung auf einen anderen Sinn zu fesseln; eine geschickte, flüchtige und nur in neuen Variationen wiederholte Geste leistet hier der Aufmerksamkeit einen wirklichen Dienst. — Doch bleibt es dabei selten, es tritt vielmehr ein neues Moment, die Suggestion, hinzu. Der Redner, durch dies anfängliche, achtungsvolle Schweigen etwas beängstigt, fühlt im Verlauf der Rede mancherlei Schwächen seiner Darstellung und — vielleicht auch seiner Argumente. Dazu kommt etwa eine Störung im Saale; ein lächelndes Gesicht, eine knarrende Thür, ein beharrliches Husten, — und nun beginnt die Autosuggestion durch die Geste. Seine Bewegungen werden einförmiger und wilder; er schleudert die Arme in die Luft, erhebt die Stimme und läßt endlich an einer Kraftstelle schwer die Faust auf den Tisch fallen: die Geste verbindet sich mit dem Geräusch. Jetzt erscheint ihm seine Position mit einem Male ungleich stärker, und seine Zweifel sind besiegt: er glaubt an seine Sache. Auch sein Publikum ist nun plötzlich für die Sache gewonnen und unterbricht mit Klatschen und Zustimmungsrufen jeden

*) Der Bär z. B., dem man Brot von oben hinhält, richtet sich nicht nur auf, sondern winkt auch mit den Vorderpfoten, als ziehe er etwas zu sich herab. — Auch das in seinen Nuancen höchst ausdrucksvolle Schwanzwedeln des Hundes und das Schweifschlagen der Katzen gehören vielleicht hierher, läßt sich aber als instinktive, nicht bewußt zweckvolle Bewegungen besser verstehen.

neuen Schlagsatz des gewaltigen Mannes: der Autosuggestion ist die Heterosuggestion gefolgt. Und jetzt beginnt ein wechselseitiges Sichüberbieten an Begeisterung, Ueberzeugtheit und Lärm. Man wundere sich also nicht, wenn der gefeierte Redner zum Schlusse einen Triumphzug auf den Schultern der jubelnden Menge antritt. Zu alle dem hat die „unschuldige" Geste mitgewirkt. Eben um dieser suggestiven Wirkung willen nannte ich sie verdächtig. Rhetorik ist in den meisten Fällen nicht Ueberzeugung mit Gründen, sondern Nervenerregung durch Gesten und Lärm. Schon die alten Sophisten sahen in ihr ein gutes Mittel, „die schlechte Sache zur besseren zu machen".

Wir fanden bereits, daß die anfänglich zweckietzend gewollte Geste durch allerlei suggestive Einflüsse mechanisch und bis zu einem Grade nothwendig werden kann, so daß das ausübende Subjekt ihr ohnmächtig gegenübersteht. Man pflegt im Allgemeinen das Moment der Freiheit bei Körperbewegungen zu überschätzen und an ihre Bestimmtheit erst in Krankheitsfällen (Nervenzucken, Epilepsie) zu glauben. Was speziell die Gesten betrifft, so gibt es zwischen ihnen und gewissen Tönen eine feste physiologische Bedingtheit. Die heftigen Gebärden eines Schauspielers vor dem Aktschluß sind ja wohl durch den zu erwartenden Beifall mitbeeinflußt, nicht minder aber auch durch die Nervenerregung in einem entscheidenden Augenblick bestimmt. Einzelne bekannte Sätze („Stirb Ungeheuer", „das kann nicht sein", „oh ihr guten Götter!") sind ohne Gesten — und meist die nämlichen Gesten — nicht auf der Bühne zu denken. Mag schlechte Erziehung und üble Gewohnheit hier einen Theil der Schuld tragen und den oft erhobenen Vorwurf des Konventionellen rechtfertigen, es bleibt dabei ein vielleicht aus Vererbung und Gattungserfahrung abzuleitender physiologischer Rest, der dem Künstler ein Andershandeln in gegebenen Augenblick nahezu unmöglich macht. — Ganz deutlich wird dieser Sachverhalt beim Sänger. Wer hätte nicht schon einen Tenor gesehen, der bei einem hohen Ton beide Arme hilfesuchend ausbreitet und sich auf die Zehen stellt? Wer nicht einen Baß, der bei dem tiefen „Doch" in der Zauberflöte („doch schenk' ich Dir die Freiheit nicht") in sich zusammensinkt und auf den Boden schaut? Hier liegen geradezu Zwangshandlungen vor, die dem Betheiligten die Ueberwindung einer alle Aufmerksamkeit fordernden Schwierigkeit erleichtern helfen.*)

In der Musik, wo die Stärke und Verschiedenheit des Tons eine ganz andere Rolle spielt, als in der Redekunst, bietet das Verhältniß von Ton und Geste eine besonders reiche Fülle von Verschiedenheiten. Auch der Ton beruht auf räumlichen Verhältnissen komplizirter Art. Bietet sich nun ein Anlaß eine Tonreihe mit Bewegungen zu begleiten, so stellen sich feste Beziehungen zwischen dem Toncharakter und jenen Bewegungen heraus. Der Sänger ist für diese Eigenthümlichkeit lange nicht so charakteristisch, als der Dirigent; jener hat sich nämlich vorwiegend mit dem die Musik begleitenden Wort zu beschäftigen, dieser sucht den Ton selbst durch Gesten nachzuahmen. Zu Beginn der klassischen Musikperiode kam man zur Leitung eines Orchesters noch ohne Dirigenten aus oder wies ihm die bescheidene Rolle des „Taktschlagens", d. h. der einfachen fast vertikalen Armbewegung, (eventuell verbunden mit dem Aufschlagen des dabei verwandten Stockes auf das Notenpult) zu, heute aber hat sich der Wille zur Macht auch der Kapellmeister bemächtigt, die als starke Gewalthaber mit mehr oder minder Geschmack den Charakter eines Tonstücks bis in kleine Einzelheiten zeichnerisch darzustellen und ihrer Individualität gemäß zu gestalten versuchen. So subjektiv bedingt nun auch dabei die Bewegungen des Einzelnen sein mögen, so unverkennbar tragen die zu beobachtenden Verschiedenheiten rein quantitativen Charakter, d. h. in den Grundzügen ist die Darstellung der Tonverhältnisse durch Gesten überall identisch. An Interesse gewinnt diese Beobachtung noch durch die Erwägung, daß es sich bei der Arbeit des Kapellmeisters doch nicht nur ein zum Wohlgefallen des Publikums einstudirtes, beliebig erfundenes Muskelspiel handelt, sondern um ein in den Raum zeichnend übertragenes, instinktives Darstellen und Neuerleben eines Tonwerks. Auch hier freilich gelingt bei aller Berücksichtigung des Einzelnen doch nur wieder eine ganz allgemeine und ohne gleichzeitiges Hören der Musik unverständliche, ja lächerlich wirkende Charakteristik. Man denke nur an den gleichfalls an gehörte Musik gebundenen, aber weit mehr durch Formenschönheit als durch Gedankenausdruck wirkenden Tanz. Das Werthvolle gerade der Dirigentengeste besteht vor Allem in der Wiedererzeugung der sprachlichen Bildwerte. Je älter eine Sprache wird, desto mehr wird vergessen, daß wir auch über die unanschaulichsten Dinge immer nur in Bildern reden können. Die Geste macht nun das verloren gegangene Bild wieder lebendig. Der Dirigent gerade erzeugt eine Reihe von Bildern (das An- und Abschwellen der Töne, das Aushalten eines Akkords, das abgerundete Ausklingen eines anderen u. s. w.), deren plastische Form uns fremd ist, weil wir sie nur mit dem Gehörorgan zu empfinden gewohnt waren. Ohne darum die Betrachtung der Dirigentenleistung als Bedingung zum Kunstgenuß hinzustellen, soll vielmehr nur das wissenschaftliche Interesse an der Beeinflussung der Geste durch den Ton begründet werden. Haben wir die Gesten des Redners und des Bühnenkünstlers zu den automatischen (d. h. durch langen Gebrauch unbewußt gewordenen) oder instinktiven (d. h. durch die Gattungserfahrung als zweckmäßig vererbten) Bewegungen zu rechnen, so wäre die Geste des Dirigenten mehr als Reflexbewegung, d. h. als fast nothwendige und unbewußte Reaktion auf einen empfangenen Eindruck zu bezeichnen.

* * *

Versuchen wir endlich in das Chaos dieser verschiedenartigen Gesten einige Ordnung zu bringen. Als die ursprünglichste bezeichneten wir schon die den Gegenstand des Begehrens ausdrückende Handbewegung; den Kindern noch heute unentbehrlich, wird selbst der Erwachsene sie schwer missen können. Nur pflegt sie bei entwickelterem Bewußtsein eine abgekürzte Form anzunehmen. Das Objekt des Wunsches wird nicht mehr berührt, nur die Richtung seiner Lage angedeutet. Damit ist der erste Schritt zur Vergeistigung der Geste gethan, denn die sichtbare Gegenwart des Begehrten ist nicht mehr erforderlich; die Geste kann also auch zum Ausdruck des seiner Natur nach Unsichtbaren dienen. Aber auch das leiblich nie Geschaute und Schaubare muß sie lokalisiren, d. h. den muthmaßlichen Ort seines Aufenthalts annähernd bestimmen. So verfährt der gen Himmel weisende Priester, der nach der fernen Heimath zeigende Verbannte, der seine im Grabe schlummernden Eltern beklagende Sohn. Nur entsteht hier leicht eine Verwirrung. Durch eine allgemein hinweisende Geste kann eine Menge von Gegenständen bezeichnet sein, es entsteht also die Nothwendigkeit, das Objekt des Begehrens anderweitig zu bestimmen. So entwickelt sich aus der berührenden die zeichnende Geste; das Bild des Gewünschten wird mit wenigen charakteristischen Strichen in die Luft oder auf einer Fläche ins Gedächtniß gerufen. Beide Arten von Gesten sind nur relativ verschieden und treten häufig zusammen auf. Der Dirigent gibt z. B. im gleichen Augenblick seinen Bläsern einen Einsatz an (berührend) und stellt den Drei- oder Viervierteltakt durch in die Luft gezeichnete Drei- und Vierecke dar (zeichnend). Im Wesentlichen besteht die zeichnende Geste in der Ausführung einer Reihe von Thätigkeiten, die dem fraglichen unsichtbaren Gegenstand eigenthümlich sind oder mit ihm vorgenommen werden können. So stellte beispielsweise ein feiner Beobachter fest, daß die überwiegende Mehrzahl auf die Frage nach der Bedeutung des Wortes „kompakt" mit den hohlen Händen die Geste einer zusammenzupressenden Lehmkugel machte. — Die Pantomime ist besonders lehrreich für die unerschöpfliche Fülle der Möglichkeiten zeichnerischer

*) Durch das Ausbreiten der Arme erfolgt eine Ausdehnung des Brustkastens; die Erzeugung eines tiefen Tons erfordert seine Zusammenziehung.

Nachbildungen ohne phonetische Unterstützung. Hatte schon die *hinweisende* Geste, auf Unsichtbares angewandt, etwas Befremdendes, so gilt das doppelt für die *zeichnende* Geste. Ist uns aber der Ausdruck geistiger Vorgänge nur durch der Körperwelt entlehnte Analogien möglich, so müssen wir auch wohl mit *Gesten* vorlieb nehmen, die gleichfalls zunächst auf die Körperwelt berechnet waren. Die Absurdität scheint zwar vollkommen: das Komplizirte wird durch das Primitive erläutert, das rein Geistige zur besseren Verständlichkeit in die Sphäre des Körperlichen hinabgezogen. Aber dieser Widerspruch ist in der Menschennatur tief begründet und von heilsamer Art. Aus Geist und Körper zusammengesetzt, hat der Mensch auch zum Verständniß der ihn umgebenden Welt die Fähigkeiten, beide Theile seines Wesens zu gebrauchen. Die Nothwendigkeit eines sinnlichen Ausdrucks auch für die unsinnlichsten Dinge gibt dem Geiste diejenige Schwere, ohne welche er vielleicht die Grenzen der ihm gewährten Erkenntniß toll überspringen würde. Sie erhält die Kontinuität in der Aufnahme der Wirklichkeit durch den Menschen aufrecht: die elementare, dem Ausdruck des verwickeltsten Problems sich fügende Geste verbindet ihn mit den Jahrtausende alten Generationen seiner Vorfahren, die sich der gleichen primitiven Formen zum Ausdruck ihrer kindlich einfachen Wahrnehmungen bedienten. Betrachtet man das Verhältniß von Geste und Gedanken bei dem modernen Menschen, so drängt sich uns der Eindruck auf, als ob der bei einem hohen Grade von Geistigkeit angelangte Mensch schwindelnd vor dem Abgrunde des Unendlichen zurückschaudere, um sich schutz-, rath- und hilfesuchend dem Greifbaren, Endlichen, Materiellen wieder in die Arme zu werfen. Somit hat die Geste auch eine *soziologische* Bedeutung.

Daß wirklich eine Kluft besteht zwischen unserer komplizirten Geistigkeit und den rudimentären Muskelbewegungen, die wir zu ihrem Ausdrucksmittel machen, wird erst dann klar, wenn wir einzelne der bekanntesten Gesten auf ihren oft verdunkelten Sinn prüfend, mit einem Male in die Urzeit des Menschentypus zurückversetzt werden. Denn nicht durch künstliche Uebereinkunft sind unsere dem Ausdruck einer einfachen Stimmung dienenden Gesten entstanden, sie haben sich offenbar aus ganz natürlichen Vorgängen des Verkehrs heraus entwickelt. Warum bedeutet z. B. Kopfnicken eine Bejahung, Kopfschütteln eine Verneinung und nicht umgekehrt? Welche Beziehung besteht zwischen der Muskelbewegung und dem Ausdruck des Gedankens? — Die Einführung des oben schon verwandten Moments der *Abkürzung* soll uns den Schlüssel liefern. Ist doch das Kopfnicken wie das Grüßen nichts anderes als eine selbst wieder aus dem Niederfallen abgekürzte *Verneigung*, die mit dem Gefühl der Unterwürfigkeit auch das der Einigkeit und Zustimmung ausdrückt. Das Kopfschütteln dagegen ist ein mehrfach wiederholtes seitliches Wegsehen, das die Gleichgültigkeit dem vornbefindlichen Gegenstand gegenüber ausdrücken soll. Unmöglich scheint im ersten Augenblick eine Ableitung des *Stirnrunzelns* und *Brauenziehens* zu sein; die versuchte Erklärung mag darum nur als Hypothese gelten. Das Zusammenziehen der Gesichtsmuskeln drückt Konzentration, Sammlung aus. Die Oberfläche des Gesichts scheint kleiner zu werden, seine Körperlichkeit möchte sich zurückziehen, um dem rein geistigen Schauen, dem tieferliegenden Gedankengehalt Platz zu machen. Der Ausdruck des in der Regel folgenden Unwillens wäre dann nur die Feststellung einer Nichtübereinstimmung des durch das Nachsinnen entdeckten Thatbestandes und der eigenen Ansicht. Umgekehrt scheint das Hinaufziehen der Brauen und Stirnfalten (oft begleitet von dem starr nach oben weisenden Zeigefinger) die Aufmerksamkeit nach der verheißungsvollen Seite des Unerwarteten zu richten, von deren Ergründung sich lustvoller Genuß erhoffen läßt. — Wir kommen nun zu den verbundenen Bewegungen der Schultern und Hände. Das Achselzucken begleitet von einem Vorwärtsstrecken der flachen Hände (nicht gefunden!) zeichnet deutlich das Abschütteln einer Last und die völlige Befreiung von ihr. Die Geste der Hilflosigkeit („ich weiß nicht mehr wo hinaus!") besteht in einem Ausstrecken der Arme, das fraglos die einleitende Bewegung zu einem Schutz erflehenden Umarmen des Retters bildete; das Aufheben des Armes zum Zweck des Haltgebietens versinnbildlicht noch deutlich die Aufrichtung einer hindernden Wand. — Mit am einfachsten erklären sich die *Handgesten*. Das Faustballen ist noch zu häufig von der angedeuteten Thathandlung begleitet, um mißverstanden werden zu können; auch der drohend aufgehobene Zeigefinger hat im Grunde den gleichen Sinn eines verheißenen Zuschlagens, dessen Rhythmus er meist schon angibt. Deutlich ist die Gebärde der Abwehr eines gedachten Angriffs bei den vorgestreckten, flachen Händen; den gleichen Sinn hat das den Juden als der vielbedrängten Rasse zugeschriebene Händegestikuliren mit dem Daumen in der Weste. Eine Kündigung der Gemeinsamkeit drückt ohne Fragen das Schütteln der leicht gekrümmten Hand aus („daraus wird nichts"). Endlich stellt sich die begütigende Gebärde der langsam auf- und abbewegten, geraden Hand als eine etwas verwischte Form des — Streichelns dar, eine uns nur im Verkehr mit Thieren, aber heute noch unter wilden Völkern bekannte Sitte. — Das *Bein* pflegt nur *eine* Geste zu machen und sich auch mit dieser nicht immer zu begnügen: die des Tretens und Hinauswerfens. — Was sonst noch unter die Gesten gezählt zu werden pflegt, ist meist Reflexbewegung, d. h. eine zwangsweise Reaktion auf einen empfangenen Eindruck und hat von dem Willenscharakter, der den anderen Gesten doch noch in irgend einem Grade anzuhaften pflegt, nichts mehr an sich. Die letztgenannten Schulter-, Hand- und Fußgesten, theils abgekürzt berührender, theils zeichnender Art, unterscheiden sich von den früher besprochenen theils durch ihren Verzicht auf sprachliche Begleitung, mehr noch durch ihren fossilen Charakter: was *jene* andeutend im Hinblick auf die Gegenwart oder Zukunft vollbringen, ist bei *diesen* nur schwache Rückerinnerung an vergangene Thätigkeiten.

Alles in Allem gibt uns die Geste viele Anregung zum Nachdenken und allerlei beachtenswerthe Lehren. Sie erinnert uns hauptsächlich an die ursprüngliche und endliche Zusammengehörigkeit aller uns durch fünf verschiedene Sinne getrennt zu Theil werdender Erfahrung. Wie das Italienische für Hören und Fühlen (Tasten), wie der allemannische Dialekt für Schmecken und Riechen nur *ein* Wort hat, wie ein berühmter Dirigent zur Erzeugung einer bestimmten Klangwirkung die Vorstellung einer gewissen *Farbe* empfahl, so lehrt uns auch die Geste die Verwandtschaft der Sinnesthätigkeiten. Die moderne Psychologie versteht unter dem sogenannten „Sinnesvikariat" die theilweise Uebernahme der Funktionen eines beschädigten Sinnes durch einen anderen: die Geste zeigt uns, daß auch bei voller Gesundheit der Sinnesfunktionen eine Neigung zu gegenseitiger Ergänzung zwischen dem Gesichts- und Gehörsinn besteht, die der Erreichung des höchsten Zweckes menschlichen Zusammenlebens entgegenstrebt, dem eindeutigen, rastlosen, vollkommenen Verstehen der Menschen untereinander; ob sie ihn erreicht, ist freilich eine andere Frage.

Tour de Peilz am Genfersee.

Eduard Platzhoff.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 45. Berlin, den 11. August 1900 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Aus Peking liegen jetzt Nachrichten von den Gesandtschaften vor, die bis in den August hineinreichen. Es wird mitgetheilt, daß die Einschließung der Gesandtschaften andauert, daß dieselben noch zeitweise aus Gewehren beschossen werden, aber der wilde Kampf und der Angriff aus Geschützen soll seit Mitte Juli aufgehört haben. Es ist schwer, an der Echtheit dieser Mittheilungen zu zweifeln, und doch geben sie Räthsel auf! Die Widerstands- und Angriffskraft der Chinesen hat sich bei Taku und bei Tientsin leider so sehr bewährt, daß es schier unbegreiflich erscheint, wie sich die wenigen Vertheidiger gegen einen energischen Angriff der auch mit Kanonen so wohl versehenen chinesischen Massen halten konnten. Nur die Zukunft kann hierüber Auskunft geben.

Inzwischen wird in der Umgebung von Tientsin auf dem Wege nach Peking fortgekämpft, und zwar leisten die Chinesen hartnäckigen Widerstand, und sie wurden nur nach blutigem Ringen zurückgeworfen. Auch militärisch bleibt die Lage also ernst.

Es scheint, daß die Erkenntniß des Ernstes der Verhältnisse schließlich dazu geführt hat, sich über einen Oberkommandirenden der verschiedenen Truppenkontingente zu einigen. Da die Russen keinen englischen und die Engländer keinen russischen Oberkommandirenden zulassen wollten, so ist man schließlich dazu gelangt, einen deutschen General für den Posten zu wählen. Unserem Generalfeldmarschall Grafen Walderſee ist das Oberkommando übertragen worden; ob von allen Staaten, ist noch nicht ganz klar; das muß man jedoch voraussetzen, und jedenfalls hat der russische Kaiser seine offene Billigung in Bezug auf diese Wahl bereits ausgesprochen.

Wurde Deutschland der Oberbefehl angetragen, so war es schwer möglich, das Anerbieten abzuschlagen. Es mußte alsdann im Interesse der Durchführung der gemeinsamen Aufgabe diese Last einem deutschen Offizier aufgebürdet werden, sollte nicht durch die Weigerung jede ernste Aktion in China zunächst überhaupt ausgeschlossen sein. Und auch in diesem Falle hätten die Folgen unter Umständen sehr ernste sein können. Aber eine Last ist diese Ehre sicherlich, darüber soll man sich nicht täuschen. Die Verantwortung ist groß, und Deutschland muß sich nunmehr doppelt hüten, daß es in die chinesischen Wirren nicht tiefer hineingezogen werde, als seinen Interessen in Ostasien und seinen allgemeinen politischen Interessen entspricht. Politische Phantastik und militärische Ruhmsucht müssen unbedingt zurückgedrängt werden, und die öffentliche Meinung und die deutsche Diplomatie wird erneut zu prüfen haben, ob wir bei unserem Vorgehen auch nicht den festen Boden realer Interessen unter den Füßen verlieren; ob unsere Kraftanstrengung und unser politisches Risiko dem von uns zu erwartenden Nutzen entspricht.

Deutschland konnte unmöglich der Entwicklung in China interesselos gegenüberstehen; dazu sind wir zu tief engagirt; aber hüten wir uns, daß diese chinesische für uns nicht zu einer mexikanischen Expedition wird. Sie war für Napoleon III. der Wendepunkt seines Geschickes.

König Victor Emanuel hat sich in einer Proklamation an das italienische Volk gewendet. Die Proklamation ist würdevoll, und sie ist politisch klug. Ein Ton von Festigkeit klingt aus ihr heraus, aber sie ist frei von jener gefährlichen politischen Phantastik, die reaktionäre Maßregeln fordert, um den Meuchelmord bekämpfen zu

können. Diese falsche Bahn scheint der König nicht beschreiten zu wollen; so hat denn die Proklamation auch in Italien den besten Eindruck gemacht.

Unerfreulich war die Trauersitzung, die das italienische Parlament abgehalten hat. Nach würdigen Reden aus der Mitte jener Parteien, die auf dem Boden der heutigen Staatseinrichtungen stehen, ließen sich Mitglieder der äußersten Linken einige Taktlosigkeiten, nicht in Bezug auf den König und auf den Mord, wohl aber im Hinblick auf die Mehrheitsparteien, entschlüpfen. Und diese Taktlosigkeiten der einen beantworteten die anderen Parteien mit ebenso taktloser lärmender Empörung, so daß die Sitzung würdelos verlaufen ist. Statt zu lärmen hätte in diesem Falle die Rechte ihre Kritik an den Vorwürfen der Linken durch eisiges Schweigen üben sollen; allein das ist ein Verlangen, das nicht genügend mit dem Temperament der Italiener rechnet; auch sie haben die Fehler ihrer Vorzüge.

Die Bestattung des Königs Humbert ist in Rom ohne jeden politischen Zwischenfall verlaufen. Leider sind durch den Zusammenbruch einer Tribüne eine größere Anzahl Menschen zu Schaden gekommen.

In Südafrika haben die Engländer eine neue Schlappe erlitten; die Zahl dieser Nadelstiche ist allmählich so groß geworden, daß schließlich die Summe derselben, verstärkt durch die herrschenden Krankheiten, doch für England sich in hohem Maße empfindlich erweist.

In Belgrad ist die Hochzeit vollzogen worden mit offiziellem Prunk und ohne Zwischenfall; es gibt eine Königin Draga; und warum nicht? Wenn politisch nachtheilige Folgen für Serbien mit dieser Ehe nicht verknüpft sind; wenn das serbische Volk zufrieden ist, so steht nichts im Wege, daß Milans Sohn seiner etwas extravaganten Neigung nachhängt. Ueber die politischen Folgen wird freilich erst die Zukunft entscheiden; vorläufig nimmt man an, daß durch diese Ehe der russische Einfluß in Belgrad wachsen wird.

In Paris hat die interparlamentarische Konferenz getagt. Man wird zugeben müssen, daß die Konferenz kaum unter schwierigeren Weltverhältnissen hat stattfinden können; Kämpfe in Südafrika, Kämpfe in China. Trotzdem war es gut, daß die Zusammenkunft stattgefunden hat, damit der Friedensgedanke wenigstens am Leben erhalten werde. Der Krieg kann für den Augenblick eine bittere Nothwendigkeit sein, und doch ist es geboten, für den Frieden in der Zukunft zu arbeiten.

Nur bei allseitigem Takt war es möglich, in einer so gespannten politischen Atmosphäre die Verhandlungen zu einem guten Ende zu führen; wenn dies thatsächlich gelungen ist, so zeigt dies, daß die Besucher der interparlamentarischen Konferenz seit zehn Jahren zu arbeiten gelernt haben. Es hat sich auch bei diesen Kongressen bereits eine nützliche Tradition herausgebildet; man verliert sich nicht in Utopien; man rechnet mit den gegebenen Verhältnissen; auch mit den Empfindungen der einzelnen Nationalitäten, und die Wirkung solcher klugen politischen Haltung, die sich von Extravaganzen fernhält, ist es wiederum, daß die Regierungen den Zusammenkünften ihre Aufmerksamkeit in wachsendem Maße zuwenden. So nahmen denn auch die führenden Männer Frankreichs — und unter ihnen die Präsidenten des Senats und der Deputirtenkammer an der Konferenz theil.

Zwei beachtenswerthe politische Anregungen hat die diesjährige Zusammenkunft gebracht. Es soll nach dem Antrag von Yves Guyot ein Bureau eingerichtet werden, das alle wichtigen Aktenstücke zu sammeln hat und das im gegebenen Falle bei Krisen der Oeffentlichkeit das objektive Material zur Beurtheilung der Sachlage zugänglich machen kann. Ferner schlug der Graf Apponyi vor, auf eine Art internationalen Zeitungskartells hinzuwirken, das gemeinsam für die Sache des Friedens zu arbeiten hätte. Ist auf diesem Wege vorwärts zu kommen, so könnte damit viel zur Beseitigung internationaler Mißverständnisse gethan werden.

* * *

Die Kritik von Kaiserreden.

Im Verlaufe weniger Wochen hat der Kaiser Wilhelm II. drei Reden gehalten, die zu den lebhaftesten Kommentaren Veranlassung gegeben und dem Bedürfniß neue Nahrung zugeführt haben, derartigen öffentlichen Kundgebungen des Monarchen gegenüber einen grundsätzlichen Standpunkt zu gewinnen.

Nach der hergebrachten Doktrin gehört es zum Wesen einer modernen Repräsentativverfassung, daß der König kein Unrecht thun kann, das heißt: daß die staatsrechtliche Verantwortlichkeit für seine Handlungen und Aeußerungen von den Rathgebern der Krone getragen wird. Die öffentliche Kritik hat es darnach auch nur mit den verantwortlichen Rathgebern der Krone zu thun. Wie gar vieles im politischen Leben, so beruht auch diese Auffassung in nicht geringem Grade auf einer Fiktion, aber auf einer für die monarchische Institution als solche förderlichen Fiktion, indem sie die Krone den politischen Kämpfen nach Möglichkeit entrückt. Eine derartige Fiktion ist aber naturgemäß nur aufrecht zu erhalten, wenn der Monarch dieselbe dadurch unterstützt, daß er keine wesentlichen Kundgebungen anders als nach vorherigem Einverständniß mit seinen verantwortlichen Rathgebern verlautbaren läßt. Diese Voraussetzung fehlt bei uns, im Reich wie in Preußen. Insbesondere der gegenwärtige Kaiser behandelt fortgesetzt in öffentlichen Reden öffentliche Angelegenheiten, ohne daß ersichtlich Kanzler und Minister von dem Inhalt dieser kaiserlichen Kundgebungen vorher unterrichtet sind. Bei den drei Reden, die in jüngster Zeit ein so großes Aufsehen erregt haben — der Racherede, der Hunnenrede und der Ansprache an die Werftarbeiter in Bremerhaven —, wird man das mit Sicherheit voraussetzen dürfen.

Die Fiktion, daß es sich auch hier um Herrscherakte handele, für welche amtirende Staatsmänner verantwortlich zu machen seien, ist denn auch bei uns längst aufgegeben. Nur darüber läßt sich noch diskutiren, ob es nicht die Pflicht eines konstitutionellen Ministers wäre, bei wichtigeren Anlässen den Monarchen vor die Alternative zu stellen, auf derartige der vorherigen Kenntniß seiner Rathgeber entzogene Kundgebungen zu verzichten oder sich andere Minister zu suchen, die sich mit der Stellung bloßer Vollstrecker des kaiserlichen Willens zu begnügen bereit sind.

Jedenfalls hat der thatsächliche Zustand, wie er sich Angesichts der Reden des Kaisers Wilhelm II. herausgebildet hat, die konstitutionelle Wandschirm-Theorie bei uns beseitigt. Für alle seine Reden — mit Ausnahme der Thronreden — erscheint der Kaiser vielmehr ganz persönlich verantwortlich. Das aber setzt ihn natürlich auch der öffentlichen Kritik in ganz anderer Weise aus, als den unverantwortlichen Herrscher der konstitutionellen Doktrin. Die öffentliche Kritik wird auch geübt; und was von dieser Kritik in der Presse erscheint, ist nur ein schwacher Aufguß von dem, was in der Bevölkerung umläuft.

Eine mißverstandene Loyalität hat gelegentlich die Forderung erhoben, daß die Presse sich jeder Kritik kaiserlicher Reden zu enthalten habe. Nichts wäre verfehlter. Die Presse ist dazu da, die Meinungen und die Stimmungen der Bevölkerung wiederzuspiegeln. Wollte sie zu Gunsten kaiserlicher Ansprachen davon Abstand nehmen, so würde sie nur dazu beitragen, daß das Verhältniß zwischen Krone und Volk durch systematische Unaufrichtigkeit getrübt würde.

Wendet sich der Monarch unter Verzicht auf seine selbstgewählten Rathgeber unmittelbar an die Oeffentlichkeit, so darf er von den Organen der öffentlichen Meinung auch nicht darüber im Unklaren gelassen werden, welche Aufnahme seine Reden in der Bevölkerung finden. Will ein Herrscher die Funktionen eines verantwortlichen Staatsmannes mit übernehmen, so muß er sich auch an den Stacheln der öffentlichen Kritik zurechtfinden.

Die Aufgaben, die den Vertretern der öffentlichen Meinung bei solcher Kritik erwachsen, sind allerdings delikater Natur. Es ist nicht jedermanns Sache, zugleich respektvoll und aufrichtig zu sein. Meines Erachtens war es zum Beispiel zugleich unaufrichtig und respektlos, wenn konservative Preßorgane bei der Hunnenrede des Kaisers ihre Mißbilligung hinter die Fiktion versteckten: die Rede könne gar nicht so gelautet haben, wie sie berichtet werde.

Da die kaiserlichen Reden voraussichtlich auch ferner einen wichtigen Bestandtheil des politischen Lebens in Deutschland bilden werden, so sollte sich auch die Presse mehr und mehr daran gewöhnen, ihr Urtheil darüber, ohne Lobhudelei und ohne versteckte Bosheit, so offen und deutlich wie möglich zum Ausdruck zu bringen. Reden werden gehalten, um einen Eindruck auf Verstand und Herz des Hörers hervorzurufen. Wer verhindert, daß der Redner über den hervorgerufenen Eindruck seiner Rede zuverlässig orientirt wird, leistet ihm den denkbar schlechtesten Dienst. Es bleibt zu hoffen, daß gerade jene verantwortlichen Staatsmänner, die das Vertrauen des Kaisers in hohem Maße besitzen, sich dieses Vertrauens auch dadurch würdig erweisen, daß sie ihm über den Eindruck seiner Reden, auch wenn derselbe, wie bei den drei erwähnten Reden, ein höchst ungünstiger war, klaren Wein einschänken.

Ueberhaupt ist es eine gebieterische Nothwendigkeit, daß der Kaiser in thatsächlicher Beziehung durchaus zuverlässig informirt wird. Offenbar hätte der Kaiser sein Verdammungsurtheil über die Hamburger Werftarbeiter nicht so scharf formulirt, wenn ihm bekannt gewesen wäre, daß es sich vorzugsweise um ausgesperrte und nicht um ausständige Arbeiter sowie um einen Konflikt zwischen Arbeitern und Arbeitgebern handelte, der in einer Zeit entstand, in welcher von Truppentransporten nach China noch gar keine Rede war.

Sehr mit Recht erhebt mit Bezugnahme auf dies Vorkommniß der Reichstagsabgeordnete Richard Rösicke in einem Schreiben an das „Berliner Tageblatt" das Verlangen, daß „diejenigen zur Rechenschaft gezogen werden, welche den Kaiser über die obwaltenden Verhältnisse gerade so unrichtig informirt haben, wie dies im Jahre 1897 in Bielefeld der Fall gewesen ist."

Man geht vielleicht nicht fehl, wenn man die Quellen solcher unrichtigen Informationen in der unpolitischen Umgebung des Kaisers sucht, in der das Verständniß für politische Vorgänge weniger ausgebildet ist. Fürst Bismarck ließ die Aufgabe nie außer Augen, auch diese nächste Umgebung des Monarchen unter seiner staatsmännischen Kontrolle zu halten; und der Tory Sir Robert Peel verzichtete 1839 sogar auf die Uebernahme der Regierung, als die Königin Viktoria betreffs der Zusammensetzung ihres Hofstaates sich seinen Forderungen nicht fügen wollte.

Es würde unter den aufrichtigen Vertretern der monarchischen Staatsordnung einen vortrefflichen Eindruck machen, wenn jeder Irrthum in einer kaiserlichen Rede, der auf einer falschen Information beruht, durch die Beseitigung eines Schuldigen aus der Umgebung des Kaisers reparirt würde.

Th. Barth.

Amerikanische Exportbestrebungen.

I.

Seit den Tagen Alexander Hamilton's, der den Schutzzoll als ein Mittel nationaler Konsolidirung anzuwenden suchte, hat die Politik wirthschaftlicher Abschließung in Nordamerika einen ungemein empfänglichen Boden gefunden.

Die Verkündigung der Monroe-Doktrin entsprang der Empfindung, daß die politischen und wirthschaftlichen Aufgaben, die der Ausbau des inneren Staatswesens an die Regierung der Union stellte, eine Konzentrirung aller Kräfte erfordern würden, und daß ihre Lösung durch jede Berührung mit anderen Völkern erschwert und verzögert werden würde.

Die Monroe-Doktrin und der Protektionismus wurden demnach als die negativen Voraussetzungen für die innere politische Entwicklung betrachtet, und da sie demselben Zwecke dienstbar waren, gingen sie eine Verbindung ein, die immer inniger wurde.

Die Anwendung dieser Theorien hatte aber nur solange irgendwelche Berechtigung, als die Besiedelung des Westens, die Vermittlung geographischer Gegensätze, die Entwicklung der Union zum Industriestaat noch im Werden begriffen waren, und einen Ueberschuß an Kräften, die nach Außen strebten, nicht aufkommen ließen.

Die Aufrechterhaltung dieser künstlichen Isolirung wäre aber trotz alledem nicht möglich gewesen, wenn sie nicht durch die Natur der Verhältnisse außerordentlich begünstigt gewesen wäre. Die die Union unmittelbar begrenzenden Staaten waren ihr so wenig ebenbürtig, daß ein freier Verkehr mit ihnen nicht geboten erschien und nicht von ihnen erzwungen werden konnte, und die wirthschaftlichen Kulturstaaten gehörten einer anderen Welt an.

Die nachtheiligen Folgen, die jede Abschließung zeitigen muß, traten in diesem Falle nicht im vollen Umfange zu Tage, weil das Territorium*) der Union Dank seiner Ausdehnung an natürlichen Gegensätzen und Ergänzungsmöglichkeiten reich ist. Sie machten sich zunächst psychologisch bemerkbar: in der Ausbildung eines sehr starken Nationalitätsgefühls, in dem festen Glauben an eine Weltmission der amerikanischen Demokratie, in der Verachtung aller monarchisch regierten Staaten — eine Verachtung, die um so größer war, je unbekannter dem selbstzufriedenen Amerikaner diese Staaten blieben.

Die Theorien der politischen und wirthschaftlichen Isolirung nisteten sich so tief in das Bewußtsein des amerikanischen Volkes ein, daß sie ihm als die unverrückbare Grundlage des Staats erschienen. Besonders an der ewigen Gültigkeit der Monroe-Doktrin wagte niemand zu zweifeln. Trotzdem hat sie nach dem Kriege mit Spanien und der Annexion fremder Gebiete ihren Geist aufgeben müssen. Ist das anscheinend Unmögliche möglich geworden, so darf man eines Tages die Beseitigung des starren Protektionismus erwarten und hoffen, daß er der Monroe-Doktrin in das Jenseits folgen werde. Die Amerikaner werden ihm ebensowenig wie dieser eine Thräne nachweinen, obschon auch er als nationales Heiligthum vielfach verehrt worden ist. Der Interessenstandpunkt der Nation hat sich verschoben, der Gesichtspunkt, von dem aus sie die Welt betrachtet, ist ein anderer geworden, und so kommt es denn, daß alte, leid gewordene Vorurtheile von neuen abgelöst werden. Früher hießen diese nationalen Idole Protektionismus und Monroe-Doktrin — heute heißen sie Imperialismus und Expansion. Diese politischen Tendenzen sind nicht vor allem das Ergebniß ruhigen, logischen Denkens, sondern zunächst auch der Ausdruck einer Gefühlsrichtung; gleich-

*) Es ist gleich dem Gesammtareal von Rußland, Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Großbritannien und Irland, Frankreich, Italien, Spanien, Schweden-Norwegen, Belgien, der Türkei, Rumänien und der Schweiz.

viel, sie repräsentiren eine reale Macht, mit der man rechnen muß.

Je stürmischer aber den neuen Anschauungen und neuen Vorurtheilen die Volksbegeisterung sich zuwendet, um so schneller müssen die alten verschwinden — denn es sind feindliche Elemente, die eine Versöhnung ausschließen. Die Widersprüche, in die sich die Politik McKinley's verwickelt, erklären sich aus seinem Bestreben, das Unvereinbare — Protektion und Weltpolitik — zu vereinen.

Die Bestrebungen der wirthschaftlichen Expansion haben die versunkene Glocke der Handelsfreiheit wieder erklingen lassen, und das Nahen eines starken Drängens nach Handelsfreiheit kündigt sich immer deutlicher an. Die amerikanische Volkswirthschaft kann heute das Prinzip der Isolirung nicht mehr aufrecht erhalten — und kräftig macht sich das Streben nach Annäherung an fremde Wirthschaftskörper geltend und findet seinen wirksamen Ausdruck in den amerikanischen Exportbestrebungen.

Die amerikanische Industrie, die fremde Märkte erobern will, ist stark genug, um ohne Schutzzoll bestehen zu können, und in der Eroberung dieser Märkte hat sie in den letzten fünf Jahren große Fortschritte gemacht. Der Werth der industriellen Ausfuhr der Vereinigten Staaten vermehrte sich von 126 Millionen Doll. im Jahre 1875 auf 183 Millionen Doll., im Jahre 1895 — in einem Zeitraum von 20 Jahren um 57 Mill. In der Expansionsperiode, die mit 1896 anhebt, gestalteten sich die Ausfuhrwerthe für die einzelnen Fiskaljahre folgendermaßen:

1896:	228 Mill. Doll.	1899:	338 Mill. Doll.
1897:	277 „ „	1900:	400 „ „
1898:	290 „ „		

In dem kurzen Zeitraum von fünf Jahren hat also eine Werthsteigerung des Exports um 172 Millionen Doll. stattgefunden!

Es ist erklärlich, daß einer derartigen Expansionsfähigkeit gegenüber das große Gebiet des heimischen Marktes zu eng erscheint, und daß auch Schutzzöllner allmählich in das Fahrwasser des freer trade gerathen. Das bemerkenswertheste Beispiel einer solchen Umkehr bietet die neuste Geschichte der amerikanischen Eisenindustrie. In demselben Verhältniß, wie die Eisenproduktion der Vereinigten Staaten gestiegen ist, ist die Eiseneinfuhr zurückgegangen. Die Produktion betrug 1880 5 Millionen tons und 1899 20 Millionen tons. Die Einfuhr belief sich 1891 auf 53 Mill. Doll. und 1899 nur noch auf 12 Mill. Doll. Diesem Umschwung gegenüber verliert der Schutzzoll jede Bedeutung. Die Eisenproduktion bildet aber heute eines der Grundelemente jeder anderen wirthschaftlichen Thätigkeit, und sie flößt langsam ihren Expansionsgeist auch anderen Industrien ein. Die Eisenindustriellen, die früher die Hauptstützen der Schutzzollpolitik waren, neigen sich immer mehr einem freieren Handel zu. Ein hervorragender Vertreter dieser Gruppe gab am 14. Oktober 1899 auf dem internationalen Handelskongreß zu Philadelphia folgende Erklärung ab:

„Ich habe die Schutzzollpolitik als nothwendig für unser Land betrachtet. So lange wir mehr oder weniger abhängig waren und uns bemühten, unseren Markt selbst zu versorgen, hielt ich es nicht für unvernünftig, daß wir eine Mauer errichteten, um fremde Produkte fern zu halten, — wenigstens solche, deren ungehinderte Einfuhr unsere Entwicklung gehemmt haben würde. Aber jetzt, da wir stärker und unternehmungslustiger geworden sind und auf vielen Gebieten mit den ausländischen Produzenten konkurriren können, sollten wir, wie mir scheint, einige Steine von dieser Mauer abtragen und einen freieren Handel zulassen; sollten wir den anderen Völkern wenigstens ebensoviel geben, wie wir von ihnen fordern, und sie in dieser Hinsicht ebenso behandeln, wie wir von ihnen behandelt werden möchten; daher ein freierer, ein liberalerer, ein gerechterer Güteraustausch (a freer, more liberal and fairer trade) mit allen Völkern der Erde. Solch' freundlicher Wettbewerb würde dahin wirken, die gegenseitige Achtung und das gegenseitige Vertrauen zu vermehren, die Würde unseres nationalen Charakters zu erhöhen, die Bande des Friedens und der Brüderlichkeit zu stärken und zu festigen."

Der Mann, der diese Erklärung abgab, kam aus dem Centrum der amerikanischen Eisenindustrie im westlichen Pennsylvania, und seinen Worten wohnt daher eine ganz besondere Autorität inne.*)

Die Expansion ist ein Lebenselement der amerikanischen Volkswirthschaft geworden, ohne das sie nicht mehr bestehen kann. In welch' umsichtiger und energischer Weise sie in der Eroberung weiterer Absatzgebiete vorgeht, zeigt sich besonders in der Wirksamkeit des Handelsmuseums zu Philadelphia.

II.

Vom 12. Oktober bis zum 1. November 1899 tagte in Philadelphia, der Stadt der Bruderliebe, ein internationaler Handelskongreß, dessen Zusammenberufung das dortige Handelsmuseum veranlaßt hatte. Vom Auslande hatten sich eingefunden 46 Delegirte, die 38 Regierungen und 151 Delegirte, die 112 Handelskammern und ähnliche Körperschaften in allen Weltgegenden vertraten. Die Verhandlungen des Kongresses waren von der Ueberzeugung getragen, daß es im Interesse aller betheiligten Staaten liege, jede Störung und Erschwerung des internationalen Handels und Verkehrs möglichst zu vermeiden und zu beseitigen, und daß vor allem die Unionsregierung nach dieser Richtung hin ein gutes Beispiel und ein bereitwilliges Entgegenkommen zu bethätigen habe. In dem Schlußworte, mit dem der Direktor des Handelsmuseums den Kongreß entließ, finden sich folgende Sätze:

„Ein bedeutender und dauerhafter Handelsverkehr kann zwischen den Nationen der Erde nur auf der Grundlage echter und angemessener Reziprozität stattfinden."

„Die großen Handelsschiffe, die den Verkehr zwischen den Völkern der Erde vermitteln, müssen nach beiden Richtungen hin (bei der Aus- und Einfahrt) beladen sein."

„Ein Geist der Freundschaft muß die Basis unserer sämmtlichen künftigen Handelsbeziehungen bilden."

Gelingt es dem Handelsmuseum, diese Worte zu bewahrheiten und besonders die großen Schwierigkeiten, die ihrer Ausführung im eigenen Lande entgegenstehen, allmählich zu überwinden, so wird es dadurch eine bleibende internationale Bedeutung erlangen.

Folgerichtig war es immerhin, daß der erste Versuch einer umfassenden Organisation des auswärtigen Handels selbst in dem gelobten Land allerhöchster Schutzzölle dahin führen mußte, die Nothwendigkeit einer größeren Freiheit und Freundschaft, als sie bisher in den internationalen Handelsbeziehungen bestanden, anzuerkennen. Von den Worten bis zur That, die sie verwirklicht, ist freilich der Weg besonders in den Vereinigten Staaten noch weit.

Allein wenn das Handelsmuseum mit ernster Energie die Zwecke verfolgt, die es sich gesetzt hat, wenn seiner Thätigkeit die Organisation und Ausdehnung des amerikanischen Exports gelingt, dann wird von der Schutzmauer, die heute die Vereinigten Staaten umschließt, ein Stein nach dem anderen abgetragen werden müssen. Dahin führt schließlich unbedingt die Logik der Thatsachen.

Es fragt sich daher, wie weit in der Organisation und Leitung des Handelsmuseums, in der Stellung, die es in den Vereinigten Staaten einnimmt, die Gewähr begründet liegt, daß derartige weitgehende Hoffnungen ihrer Erfüllung näher gebracht werden.**)

Von der Weltausstellung des Jahres 1876 waren viele Gegenstände übrig geblieben, auf deren Zurücknahme die

---

*) Sobald aber die gewaltigen Trusts, die sich auf dem Gebiete der Eisenproduktion gebildet haben, nichts mehr vom Schutzzoll wissen wollen, sind seine Tage gezählt.

**) Ueber das Handelsmuseum zu Philadelphia vergleiche man seine eigenen Publikationen, ferner Dr. Vosberg-Rekow, die Einrichtung einer Zentralstelle zur Förderung des Deutschen Außenhandels, Berlin 1900, Guttentag; und Alexander Dorn, Amerikanisches, Wien 1900, Volkswirthschaftlicher Verlag Alexander Dorn.

Eigenthümer verzichtet hatten. Sie fielen an die Stadt Philadelphia, die sie zu einer Art Museum zusammenstellte. Als dann im Jahre 1893 die Weltausstellung in Chicago stattfand, machte Professor William P. Wilson, der Direktor des Biologischen Instituts der Universität von Pennsylvania, der Stadt Philadelphia den Vorschlag, die bestehende Sammlung durch den Erwerb von in Chicago ausgestellten Naturprodukten und Fabrikaten zu ergänzen, um in dieser Weise ein Museum zu schaffen, das den Kaufleuten und Fabrikanten mannigfache Belehrung bieten könne. Die städtische Verwaltung nahm diesen Vorschlag an und bewilligte einen Kredit von 10 000 Doll. zu seiner Durchführung. Die Sammlung, die damals angelegt wurde, und die den Anlaß zur Errichtung des Handelsmuseums bot, enthält jetzt mehr als 200 000 Muster ausländischer Fabrikate und mehr als 250 000 verschiedene Naturprodukte fremder Länder.

Am 15. Juni 1894 erhielt das Handelsmuseum seine förmliche Organisation seitens der Stadt Philadelphia. Es wurde ein Verwaltungsrath eingesetzt, der aus den acht höchsten Beamten des Staates Pennsylvania und der Stadt Philadelphia und aus 14 ihrer hervorragendsten Bürger besteht. Der Vorsitzende dieses Rathes ist Charles H. Cramp, der die großen Schiffswerften am Delaware besitzt und dessen deutsche Abstammung Erwähnung verdient.

Um der Thätigkeit des Museums eine internationale Ausdehnung und Bedeutung zu geben, wurde ein Beirath organisirt, in dem zur Zeit des internationalen Handelskongresses 250 fremde und 150 amerikanische Handelskammern und ähnliche Körperschaften vertreten waren. Der Vorsitzende dieses internationalen Beiraths ist William L. Elkins in Philadelphia, und zu den Vizepräsidenten gehören in Deutschland Kommerzienrath Arnhold, Mitglied des Aeltesten-Kollegiums der Berliner Kaufmannschaft, und Dr. Vosberg-Rekow, Direktor der Zentralstelle zur Vorbereitung der Handelsverträge.

Der Direktor des Museums ist Professor Wilson, dem acht Beamte als Leiter der verschiedenen Abtheilungen zur Seite stehen.

Die Anstalt erhält von der Stadt Philadelphia eine jährliche Subvention. Sie braucht daher keinerlei Erwerbszwecke zu verfolgen. Außerdem sind ihr von Zeit zu Zeit ansehnliche Beträge von den Regierungen des Staates Pennsylvania und der Union zugewiesen worden. Vom Juni 1894 bis August 1899 beliefen sich diese Beihülfen auf 1 065 000 Doll. Ferner hat die Stadt Philadelphia dem Museum ein Grundstück im Umfang von 90 acres (= 36½ ha) überlassen, worauf die 3 großen, mit einander verbundenen Museumsbauten errichtet werden.

Bis zur Fertigstellung dieser Gebäude bewohnt das Museum ein vierstöckiges Haus, das ihr von der Direktion der Pennsylvania-Eisenbahn-Gesellschaft zu einem jährlichen Miethspreise von — einem Dollar — überlassen worden ist.

Das Museum stellt seine Dienste gegen einen jährlichen Subskriptionspreis, der je nach den Anforderungen 25, 100 oder 125 Doll. beträgt, den amerikanischen Geschäftsleuten zur Verfügung. Die hieraus fließenden, privaten Einnahmen decken jedoch nicht die Kosten, die die dafür gebotenen Leistungen dem Museum verursachen.

Diese Angaben lassen erkennen, wie sehr die Bedeutung des Handelsmuseums von dem Volke der Vereinigten Staaten gewürdigt wird, und welche Stellung es im dortigen Staatswesen einnimmt. Mit den ansehnlichen Mitteln, die man seiner Leitung zur Verfügung stellt, kann es einen immer weitgehenderen Einfluß ausüben. Das Museum, aus dem die Anstalt entstanden ist und das ihr den Namen gegeben hat, ist an Bedeutung gegenüber einem anderen Zweige der Organisation völlig zurückgetreten. Dieser Zweig ist das Informationsbureau oder die Auskunftsstelle. Die Thätigkeit dieses Bureaus überragt so sehr die aller anderen Departments, daß der Name Handelsmuseum nicht mehr angemessen erscheint und eine Aenderung desselben in „International Commercial Bureau" vorgeschlagen worden ist.

Die Auskunftsstelle umfaßt folgende Abtheilungen:

1. Das auswärtige Department. Es besorgt die Korrespondenz mit den fremden Regierungen, Handelskammern, Konsuln*), u. s. w. und unterhält einen fortlaufenden Meinungsaustausch mit ausländischen großen Kaufleuten, Importeuren, Exporteuren und Missionaren. Es beschäftigt zu diesem Zweck 35 Beamte und 65 000 Agenten und Korrespondenten in allen Theilen der Welt.

2. Das innere Department. Es vollbringt die Hauptarbeit der Auskunftsstelle, die darin besteht, alles Material, das sich für die Industrie und den Handel der Vereinigten Staaten nutzbringend verwerthen läßt, zu sammeln, zu sichten und zur Berichterstattung zu verwerthen. Diese Arbeit obliegt 25 Beamten, die großentheils viele Jahre in der Industrie oder dem Handel fremder Länder thätig gewesen sind. Die Auskunft, die das auswärtige Department vom Ausland erhalten hat, wird dem inneren Department überwiesen, das sie verarbeitet, um sie möglichst schnell an die betreffenden amerikanischen Interessenten zu versenden. Diese Berichte enthalten vollständige Angaben über sämmtliche ausländische Absatzgebiete einer bestimmten Waare. Der Exporteur erfährt daraus, welche Qualitäten in gewissen Gegenden gebraucht werden, wer sie liefert, und zu welchen Preisen sie im Groß- und Kleinhandel verkauft werden. Es wird ihm ferner eine Liste der Firmen, die seine Artikel verwenden oder vertreiben, zugestellt. Außerdem werden ihm alle nöthigen Mittheilungen über Verpackung, Verzollung, Verfrachtung und über die am Bestimmungsort bestehenden Handelsgebräuche gemacht.

3. Die Bibliothek. Sie empfängt fast alle Handels- und Industriezeitungen der Welt, die Konsularberichte aller Staaten, sonstige amtliche Publikationen, die einschlägige Statistik, Handelskammer-, Eisenbahnberichte und dergl.

4. Die Registratur. In dieser Abtheilung werden sämmtliche Zeitungen und Berichte gelesen und registrirt. Die ihnen entnommenen Handelsnotizen werden auf systematisch geordneten Inderkarten niedergeschrieben und in Spezialfächern aufbewahrt. Sie finden ihre Verwerthung in den Berichten des inneren Departments.

5. Die Auskunftei, die über die finanzielle Lage ausländischer Geschäftshäuser Bericht erstattet.

Ferner besitzt das Handelsmuseum eine große Druckerei und ein photographisches Atelier. In dem Atelier werden hauptsächlich Photographien von Maschinen, Instrumenten und allen möglichen Gegenständen angefertigt, die im Ausland gebraucht und verkauft werden können. Die Photographien werden den Berichten des inneren Departments als Illustrationen eingefügt.

Um die Firmen des Inlands mit dem Ausland in Verbindung zu bringen, ist Vorsorge getroffen, die amerikanischen Fabrikanten und Exporteure in den hauptsächlichsten fremden Handelsplätzen bekannt zu machen.

Es sind hiermit nur die Grundzüge der Organisation und der Wirksamkeit des Handelsmuseums gezeichnet. Sie genügen aber, um darzuthun, welche hohe Bedeutung diese Anstalt für den Welthandel und besonders für die amerikanische Ausfuhr erlangen kann. Dem dortigen Exporteur werden unter Umständen unnütze Ausgaben, Arbeiten und Versuche erspart. Dadurch wird die Ueberlegenheit des Amerikaners, die ihm die Natur seines Landes und die Ausbildung seiner Verkehrsmittel verleihen, im internationalen Wettkampf noch verstärkt. Der Nutzen, den das Handelsmuseum zu Philadelphia der amerikanischen Industrie bringt, wird zugleich die Gestaltung der Handelspolitik der Union beeinflussen. Das Handelsmuseum seinerseits muß bemüht sein und ist bemüht, freundschaftliche Beziehungen mit dem Auslande zu pflegen. Bisher standen diesen Bemühungen noch große Schwierigkeiten entgegen, die sich aus der Zollpolitik und Zollverwaltung der Ver-

*) Die amerikanischen Konsuln sind vom Staatsdepartment in Washington angewiesen, dem Handelsmuseum jede gewünschte Auskunft zu ertheilen.

einigten Staaten ergaben. Es ist aber die Hoffnung nicht unbegründet, daß die Leiter des Handelsmuseums zu Philadelphia mehr und mehr dazu beitragen werden, diese Schwierigkeiten allmählich zu beseitigen, damit diese Anstalt ihre volle Wirksamkeit im Interesse des internationalen Handels ungehemmt entfalten kann.

Louis Katzenstein.

Wilhelm Liebknecht.

Ohne Krankheit und ungebrochen an Kraft ist Wilhelm Liebknecht im 75. Lebensjahre ganz plötzlich eines glücklichen Todes gestorben. Für die Entwicklung der deutschen Sozialdemokratie hat er eine große Bedeutung gehabt, vielleicht für die Partei, wie sie heute besteht, die größte unter allen jenen Personen, die neben ihm in Frage kommen können.

Bis vor einem Dutzend Jahren stand in den Auseinandersetzungen mit der Sozialdemokratie die Frage nach dem Zukunftsstaate im Vordergrunde. Solange als von den einen erhofft, von anderen gefürchtet wurde, daß der große Zusammenbruch, lustig „Kladderadatsch“ genannt, in Kurzem erfolgen werde, mußte man sich darüber streiten, was nach dem „Kladderadatsch“ sich für ein Zukunftsstaat gestalten werde. Heute rechnen beide Parteien nicht mehr mit der Möglichkeit, daß dieser Augenblick schnell und plötzlich der Gegenwart nahen werde, und seitdem ist es Sitte geworden, daß auch die Sozialdemokraten mit Hohn sich die Frage vom Halse halten, was sie nach der Zertrümmerung des Heutigen an die Stelle setzen wollen. Liebknecht schrieb einmal:

„Die Debatte über den Zukunftsstaat wieder aufzuwecken, wäre thöricht. Noch kein Mensch hat in die Zukunft geschaut — wie sollte ich können, was noch keiner gekonnt hat und was keiner können wird.“

So ließ er sich im Januar 1898 in einem Artikel der seitdem eingegangenen internationalen Zeitschrift „Cosmopolis“ vernehmen, den ich selbst bei ihm angeregt hatte.

Dieser Artikel, „Zukunftsstaatliches“ überschrieben, ist bezeichnend genug. Während die obigen Worte am Eingang stehen, läßt sich Liebknecht alsdann doch herbei, in lockeren Umrissen das Bild jener Zukunft zu zeichnen, die er erwartet. Der Hohn über jene, welche nach dem Zukunftsstaat fragen, und der Drang, doch diesen verhöhnten Zukunftsstaat sich in den entscheidenden Linien zu vergegenwärtigen, bezeichnet auf das Deutlichste die Stellung Liebknecht's in der sozialdemokratischen Entwicklung.

Liebknecht ging aus von Marx und von Engels, an die er sich als politischer Flüchtling in England eng angeschlossen hatte; von Marx insonderheit, von dem er in der Biographie, die er ihm gewidmet hat, sagt: Er war „von allen Menschen, mit denen ich im Leben zusammentraf, der Einzige, der mir imponirt hat“. Im Banne der Ideen von Marx ist er stets geblieben.

Marx entwickelte mit der Dialektik eines Mannes, der die Hegelsche Schule durchgemacht hat, und mit der Belesenheit eines Polyhistors, der überall her und aus entlegenen Ecken und Winkeln sich Material für seine Behauptungen dienstbar zu machen wußte, daß die sozialdemokratische Umwälzung eintreten werde mit automatischer Sicherheit, so unabwendbar wie das Auftauchen eines Sternes, dessen Umlaufzeit mathematisch berechnet ist. Aus solcher Anschauung heraus schrieb Liebknecht über Marx und Engels:

„Sie haben den Sozialismus zur Wissenschaft erhoben, ihn auf den Granitboden der Thatsachen gestellt und seinen Sieg zum nothwendigen Ergebniß eines Rechenexempels mit festen, feststehenden Größen gemacht“.

Solange die Untersuchung des Fundaments, auf dem der Sozialismus ruht, nur von Gegnern der Sozialdemokratie erfolgte, machte bei dieser Partei die Behauptung keinen Eindruck, daß der „Granitboden“ nicht aus Granit bestehe. Anders wurde es, als nach Aufhebung des verderblichen, jede innere Entwickelung der Sozialdemokratie hindernden Sozialistengesetzes und nach dem Tode von Marx und Engels aus den Reihen der eigenen Partei heraus, die eigenen Anhänger anfingen, den Granit auf seine Festigkeit zu prüfen. Die Thatsachen bestätigen nicht, daß die Reichen immer reicher und die Armen immer ärmer werden, und die Folgerung war daher für die ehrlich Prüfenden nicht mehr zulässig, daß es in Kurzem möglich sein werde, die einigen wenigen Reichen durch die unendliche Zahl der Armen zum Nutzen aller zu enteignen. Diese ganze tiefgreifende Entwickelung hat Liebknecht durchlebt, daß er diesen Wandel der Beurtheilung in sich zum letzten Austrag gebracht hat, kann man nicht behaupten.

Wie er die Möglichkeit, einen Zukunftsstaat zu zeichnen, höhnisch behandelte, um dann doch selbst eine zukunftsstaatliche Skizze zu entwerfen, so blieb er auch bei den heute ganz gewiß nicht mehr haltbaren Marx'schen Voraussetzungen stehen und konnte sich doch nicht vollkommen den Einwirkungen entziehen, die sich aus vorurtheilslosen Untersuchungen jüngerer wissenschaftlich-sachlicher Parteigenossen ergaben. Vergangenheit und Gegenwart hatten sich bei Liebknecht nicht geklärt. Er sah die Bedeutung, die es für die Agitation hatte, die Marx'schen Fundamente unerschüttert zu erhalten, und er warf das Gewicht seiner Person daher für die Erhaltung in die Wagschale; aber auch die spätere Strömung berührt ihn doch gleichsam wider seinen Willen.

Liebknecht war ein Mann, der in der Vergangenheit wurzelte, und der die Gegenwart nicht unter dem Gesichtspunkt des politischen Denkers betrachtete, sondern des Agitators und des Parteiführers, der sich vor Allem fragte, welche Kräftigung oder welche Schwächung können neue Ideen meiner Anhängerschaft bringen? Liebknecht war kein scharfer und kein origineller Denker — seine Gedanken waren die von Marx auch trotz der widersprechenden Zeichen unserer Tage geblieben, und so schreitet er in Bezug auf die Zukunft der sozialistischen Bestrebungen mit erstaunlicher Leichtigkeit in seinen Gedanken über die tiefsten Abgründe hinweg.

Schließlich ist der Sozialismus eine Frage der menschlichen Psychologie. Ist es denkbar, den wirthschaftlichen Egoismus auszuschalten, ohne das wirthschaftliche Getriebe zum Stillstand zu bringen? Liebknecht sagt wohlgemuth: Ja; denn der Mensch will arbeiten; die Arbeit ist ihm „kategorischer Imperativ“. Eduard Bernstein urtheilt anders:

„Wer Zukunftsstaaten aus dem Kopfe konstruirt, dem steht die Wahl des Materials dazu frei. Er kann Menschen nach seinem Ebenbilde oder seiner Phantasie in sie hineinsetzen. Wer aber den Phantasiesozialismus verwirft, der darf auch in seinen Berechnungen nichts anderes von Menschen erwarten, als was die Erfahrung von ihnen lehrt.“

Und er folgert in vorsichtigem Ausdruck:

„Nur dem Grade nach wird denn auch in absehbarer Zeit an der wirthschaftlichen Selbstverantwortlichkeit der Arbeitsfähigen geändert werden können.“

So war denn Liebknecht ein Hemmschuh für die weitere, innere Fortentwicklung des Sozialismus; und das ist menschlich um so begreiflicher. Denn war Liebknecht als politischer Denker auch ohne selbständige Bedeutung, so war er doch um so vorragender als Schöpfer der heutigen politischen Partei, wie sie vorhanden ist. Und jede Verschiebung der Grundlage auf der die Partei steht, mußte ihm als ein Handanlegen an sein eigenes Werk erscheinen.

Wohin die politische Agitation Lassalle's, wenn sie von ihm fortgeleitet worden wäre, geführt hätte, darüber hat Liebknecht voraussichtlich selbst sehr skeptisch gedacht. Er war kein Lassalleaner und ihm war die Person von Lassalle antipathisch. Hier setzte er selbst ein und in

einer Arbeit von zäher Energie, größter Hingabe und Aufopferung hat vor Allem er das Emporkommen der Sozialdemokratie in Deutschland herbeigeführt. Dieser wissenschaftlich gebildete Mann wurde ein Agitator, der von den Massen verstanden wurde. Resolut wehrte er sich dagegen, daß man in vulgären Schlagworten spreche:

„Dummes Zeug! Schlagworte sind in einer Rede, jedenfalls in einer Volksrede unentbehrlich.“

Aber er war nicht allein ein Agitator, sondern zugleich, was unvergleichlich mehr ist, ein Parteiführer. Wie auch Windthorst kein schöpferischer Geist, aber ein ausgezeichneter Parteiführer war, genau so Liebknecht, der ganz wie jener es verstanden hat nicht allein die Partei in die Höhe zu bringen, sondern, was besonders ins Gewicht fällt, sie zusammenzuhalten; und die Sozialdemokratie hat in dieser Beziehung große Krisen durchgemacht. Als Parteiführer war Liebknecht auch selbständig; völlig selbständig sogar Marx gegenüber. Er selbst schildert die Auseinandersetzung mit den Lassalleanern:

„Es war im Jahre 1874. Das Bedürfniß nach Einigung zwischen den Lassalleanern und „Ehrlichen“ machte sich auf beiden Seiten gleich stark geltend, und die politischen Verhältnisse erhoben die Einigung zu einer Nothwendigkeit. Es waren aber noch Vorurtheile zu schonen, und in dem Einigungs-Programm, das wir ausarbeiteten, mußten wir uns zu verschiedenen Zugeständnissen entschließen. Marx, der die Lage der Dinge von Außen her nicht so gut übersehen konnte wie wir in Deutschland, wollte von solchen Zugeständnissen nichts wissen.“

Aber Liebknecht setzt sie gegen Marx durch; damals wurde jene pia fraus politica verübt; es wurden in das gemeinsame Programm Lassalle'sche Sätze übernommen, deren Unhaltbarkeit Liebknecht und seinem Kreise klar war, und die dann später, als die Verschmelzung vollzogen war, wieder ausgemerzt wurden. Taktisch war das, wie die Folge gezeigt hat, nützlich, und Liebknecht hat augenscheinlich noch häufiger die schwere Aufgabe zu lösen vermocht, die Einheit der Partei aufrecht zu erhalten, wie er diese Einheit auch vor Allem geschaffen hat. Er war der Taktiker der Partei.

Ein Agitator und ein Parteiführer war er von keinesfalls gewöhnlichen Qualitäten, und schließlich hat er als solcher eine Aufgabe der Lösung entgegengeführt, die die anderen Parteien zu lösen thatsächlich nicht vermocht haben, und nach Lage der Verhältnisse unter Bismarck ganz gewiß nicht vollbringen konnten. Vom Standpunkt des Liberalismus aus ist die Arbeiterbevölkerung auf Abwege geführt worden; aber auch diese Abwege führten langsam einem erstrebenswerthen Ziele näher, dem Ziele: die deutsche Arbeiterschaft politisch zu erziehen. Wenn diese politische Erziehung, ohne die ein moderner Staat undenkbar ist, ein sehr erhebliches Stück vorwärts gebracht wurde, so ist das ganz wesentlich ein Verdienst der unablässigen und gänzlich uneigennützigen Arbeit von Liebknecht.

Mittelgroß, von alerten Bewegungen bis ins hohe Alter, machte er mit dem langen, fast weißen, nicht besonders gepflegten Barte, der ihm ein vertrauenerweckendes Aussehen gab, halb den Eindruck eines würdigen alten Vorarbeiters und mit seiner ein Wenig vernachlässigten Kleidung und seiner lässigen und doch scharfen Art zu sprechen halb den Eindruck eines Bohémien; — so war er gerade geeignet, das Herz der Massen zu erobern, denen er nahe genug zu stehen schien, und die doch in ihm den Studirten nach ihrem Geschmack achteten. Dazu umwitterte ihn immer etwas wie die Luft von 1848. Das fröhliche Draufgehen von damals war ihm geblieben; jene politische Glaubensfrische, die er anderen mitzutheilen verstand, und als Rückseite der Medaille — nach Marx'schem Muster — eine Auffassung der internationalen Politik, die die Entwicklung unter dem Gesichtspunkt äußerst verwickelter Verschwörungen der reaktionären Regierungen gegen die freiheitlich gesinnten Völker betrachtete.

Sicher wollte er den Armen und Aermsten helfen; ob er selbst aber an den sozialdemokratischen Zukunftsstaat unerschütterlich bis zuletzt geglaubt hat? Fast scheint es wie Selbstironie, wenn er einmal aus den News from Nowhere („Kunde von Nirgendwo“) des William Morris citirt:

„Wir alle haben unseren Zukunftsstaat, oder richtiger unsere Zukunftsstaaten. Denn mit einem ist sicherlich Keiner zufrieden. . . . Wir wissen ganz genau, daß es so kommen könnte, jedoch genauer wissen wir, daß es nicht so kommen wird. Die Laufbahn der einfachsten Menschen ist nicht vorauszubestimmen, — wie soll sich der Weg der Menschheit vorausbestimmen lassen?

Wenn sich die Entwicklung wieder zurückgebogen haben wird, und wenn das Ziel der Arbeiterbewegung nur noch darin besteht, die Lage der weniger Bemittelten Schritt für Schritt zu bessern und zu heben, dann wird Wilhelm Liebknecht zwar nicht als ein ausgezeichneter Beobachter des die Entwicklung zuverlässig vorausweisenden politischen Kompasses erscheinen, aber als einer, der das politische Schiff des vierten Standes in Deutschland doch flott gemacht hat, der es trotz allen Hindernissen in das tiefe Wasser der allgemeinen politischen Strömung — das ist gewiß nicht wenig — brachte; und diese Strömung wird das Schiff schließlich mit sich führen — nicht zu einem erträumten Eiland, aber unter eine Sonne, die auch den Aermsten wärmer bescheint.

P. Nathan.

Etwas vom alten Lucrez.

Bei heißem Sommerwetter auf dem Balkon, unter dem weißen, gezackten Schutzdach. Zur Seite ein Korb mit flammend grellrothen Geranien, eine blaue Vase mit Wicken — süße Erbsen nennt sie das Volk hier — weißen, rosa, zartlila und dunkel purpurblauen. Auf dem Lesetischchen die Jugend, die Nation und die Woche. Ringsher dunkle Kastanienwipfel; von der Wiese, die zwischen den Blattkronen hier und da lichtgrün schimmert, Knabenstimmen, das dumpfe Aufschlagen der Gummibälle, die im Spiel hochgeschleudert auf die Erde niederprallen und von fernher ein schwirrendes Sausen, wenn drüben durch die Allee die Wagen der elektrischen Bahn vorüberrasen. Zu all dem aber ein Buch, in dem man liest, es sinken läßt, hinaushorcht auf die Knaben beim Fußballspiel, ein wenig nachdenkt und wieder liest, — ein Buch also mit Versen. Aber nicht eins von Hoffmannsthal oder Liliencron oder sonst einem der Dichter des Tages. Vielmehr zwischen den modernen Farben, modernen Tönen, modernen Zeitschriften ein Buch, das nicht von heute ist, nicht nordisch dämmerhafte, halbverschwimmende Stimmungen, nicht schreckhafte Träume hervorruft, nichts andeutet, noch verhüllt, nicht symbolisch Eines nennt und Anderes meint und auf ein Drittes bänglich hinzuweisen scheint. Sondern eines, dessen Sätze und Gedanken so klar wie Krystall sind und ebenso kalt und fest und licht von schneidender, unerbittlicher Helle. Dieser Autor erlaubt uns nicht zu zaudern, noch zu zweifeln. Mit eiserner Schärfe hämmert er uns seine Gründe, seine Schlüsse in unser Hirn: So ist's, das ist wahr, das mußt Du begreifen. Seine Wahrheiten zwingt er uns anzuerkennen, seinen Beobachtungen zu folgen, wie sehr auch Zeit und Wissen und Glauben sich, seit er schrieb, geändert haben.

Seit er geschrieben, hat sich nämlich so Manches verändert. Denn es ist an 2000 Jahre, daß zu Rom Titus Lucretius Carus sein Gedicht in sechs Gesängen vom Weltall — de rerum natura — verfaßte. Daß es aber ein Deutscher in so bewundernswerth schöne klangvolle Verse übertragen, klar und flüssig, leicht zu lesen, das ist nun auch bald wohl zwanzig Jahre. Und zwar ist's nicht ein Philologe gewesen, kein Philosoph, noch Naturwissenschaftler, der die Uebersetzung verfaßte, sondern einer der nicht vom

Fach war: ein Jurist. Es ist das bezeichnend. Gerade ein Mann des Rechts, der Gesetze, konnte die logische Schärfe und Klarheit so nachfühlen, so wiedergeben. Vermuthlich ist bei ihrem Erscheinen im Jahre 1881 die Arbeit des Münchener Doktor Juris und ordentlichen Universitätsprofessors Max v. Seydel — Pseudonym M. Schlierbach — von allen Kennern des Lucrez und Litteraturfreunden schon gebührend bewundert worden, von den Kritikern gründlich besprochen. Letztere werden kaum es unterlassen haben, zu bemerken, wie der Uebersetzer hier und da neugebildete heutige Worte zur Verdeutlichung des alten Klassikers benutzt und wie er durch allerhand Auslassungen — in usum delphini — das Werk verkürzt hat.

Ich aber, weder Kritiker noch Kenner, sondern nur kritikloser Laie, habe den antiken, den deutschen Dichter erst jetzt gelesen, gerade in diesen Sommertagen nach den Konitzer Unruhen, zur Zeit des Pekinger Gesandtenmordes:

Tantum religio potuit suadere malorum!

Der prächtige alte La Bruyère macht sich lustig über Leute, die fortwährend lateinisch citiren, um Anderen, die es nicht verstehen, und die so thun müssen, als ob sie es verständen, gebührenden Respekt einzuflößen. Und gar citirt von einem selbst nicht so recht Lateinkundigen! Also fort damit. Der eine Satz mag da stehen bleiben, steht er doch sogar im Büchmann und ist der bekannteste, berühmteste, der Kern und Ausgangspunkt des Gedichtes:

Solche abscheuliche That vermochte der Glaube zu zeugen!

so übersetzt Seydel. Das ist es nämlich, ob Glaube oder Aberglaube, auf das Wort kommt es nicht an — gerade das, dies Unausrottbare, wogegen Titus Lucretius in seinem Werke kämpfen wollte. Kämpfen wollte, doch nicht gesiegt hat. Gegen das zu siegen kein Dichter, kein Weiser die Macht besitzt. Denn der Fanatismus jenes Pöbels, der sich gegen die Juden zusammenrottet, sie bedroht, ihre Häuser zerstört, weil irgendwo ein armer Knabe grausam ermordet gefunden wurde, der ein ganzes Volk fern im Osten zum Aufstand bringt, die andersgläubigen Fremden zu tödten, aus seines Landes geheiligten, uralten Mauern auszutreiben, oder jene Priesterthat, die unser Dichter mit den obigen Worten begleitet, die Opferung der jungfräulichen Königstochter Iphigenia, die sterben mußte, auf daß die Götter den Schiffen der Griechen günstige Winde sendeten — sie entstehen allesammt aus denselben dunklen, unerforschlich dunklen Tiefen der Menschenbrust. Das Ringen nach tagesklarer Wahrheit lag dem Lucrez, wie jedem Philosophen am Herzen. Aber die Menge liebt das Wunderbare, Unwahrscheinliche — das Unwahre. Weil sie es nicht lernte, klar zu sehen und logisch zu denken, wird sie von jedem Anblick geblendet, verwirrt und verliert vor Schreck die Besinnung. Wie sehr verständige Ruhe, einfaches Erfassen der Wirklichkeiten, eine Sache der höheren Bildung war und noch ist, — man erfährt es täglich neu:

Denn nur deshalb fesselt die Furcht die Gemüther der Menschen,
Weil sie Erscheinungen sehn auf Erden und droben im Himmel,
Deren bewegende Gründe sie nicht zu durchschauen vermögen,
Und so wähnen sie denn, dies wirke die göttliche Allmacht.

So öffnen sich dem Stifter einer neuen Religion — der höchsten edelsten, wie der sinnlosesten, grausamsten Sekte — von jenem Hunger, jener unstillbaren Sehnsucht getrieben, gerade die Herzen der Armen im Geiste zuerst und am willigsten, in Scharen strömen sie begeistert ihm zu. Aber der Leugner, der Religionsvernichter ist von jeher einsam geblieben und nur ein geringes Häuflein erlesener Geister vermag ihm auf seinem Wege zu folgen. Titus Lucretius hat sein Gedicht einem Freunde gewidmet, dem Memmius, den er häufig anruft und bittet, es zu begreifen, wie sehr die abergläubische Furcht vor den unbekannten Mächten das Menschenleben grundlos vergiftet. Theilte dieser Memmius nun seines Freundes Ueberzeugung? Möglich! Aber er war eben nur einer! Auch damals ist's schwerlich populär gewesen, gegen den Aberglauben zu kämpfen. Wer alle Dinge so deutlich beim rechten Namen nannte, — qui appelle un chat un chat —, der war — im antiken Rom selbstverständlich —, nie Liebling bei Hofe, wie Horaz und Virgil.

Klingt es doch noch uns heute wie Lästerung seiner Religion, daß wir uns wundern, ob denn kein Staatsanwalt den starrköpfigen Gelehrten zur Anklage gebracht, kein hoher Gerichtshof ihn zu Pranger und Holzstoß verurtheilt hat, wenn er so ehrfurchtslos und kühn singt:

„Wem es indessen gefällt, die Gewässer Neptun und die Feldfrucht
Ceres zu heißen, und wem mit dem Bacchus eher gedient ist,
Statt daß er schlechtweg spräche vom Wein, dem wollen wir's nachsehn..“

Man war in Rom entschieden toleranter als heute. Oder — oder hatten vielleicht Senat und Volk den einsamen Denker gar nicht gelesen?

Die Ansichten des Lucrez vom Werden und Vergehen der Materie, von den Atomen und ihrer Bewegung, sind heute veraltet. Seine Beweise genügen keinem exakten Forscher mehr, kannte er doch das Mikroskop nicht, ahnte nichts von einer Untersuchung durch Spektralanalyse und Röntgenstrahlen. Alles was er von der Entstehung aus dem Nichts singt, von Feuer und Wasser, Donner und Blitz, Sonne und Erde, ist seitdem als Irrthum erkannt. Daß es von manchem wichtigen Vorgang in der Natur sehr verschiedene Auslegungen geben könne, das weiß er selbst schon. Wo er von den Mondphasen spricht, da sagt er:

So erklärt der Chaldäer System uns nämlich die Sache,
Und sie behaupten zugleich, daß die Lehre der Uebrigen falsch sei,
Gleich als könne nicht eines so gut wie das andere wahr sein.

Und wir fragen uns: wie lange wird es dauern, bis nach uns Lebende unser weises Wissen von heute ebenso als überwunden ansehen, wie uns heute seines erscheint? So erwächst denn aus der Lektüre, wie aus der so vieler anderen, zu ihrer Zeit maßgebenden Werke emsigster Forschung, geistvollster Vermuthungen, wie aus Humboldt's Kosmos sogar, die schmerzliche Erkenntniß, — daß wir nichts wissen!

Aber was man lernt aus dem Buche, ist nicht mit diesem einen uralten Weisheitsatze gesagt, der niederdrückend und muthraubend wirken könnte. Die reine Luft, die durch die edlen Verse weht, der klare Geist, der aus jedem Worte wie mit hellleuchtenden Augen hervorschaut, sie sprechen: nein, wir wissen gar nichts, aber deshalb gerade heißt es: Kopf auf und frei die Brust und zeig, was Du kannst! Und er konnte Vieles der gute Lucrez. Seine Begeisterung, sein Schwung, sie heben, begeistern auch uns, die Leser. Er selbst meint bescheidentlich, sein Thema, die schlicht natürliche Erklärung des Weltganzen ohne Herbeiziehung von Wundern und überirdisch unfaßbaren Mächten, werde vielleicht nicht genügend fesseln. Darum brachte er's eben in Verse. Aus ähnlichen Gründen hat zwar Vater Zumpt auch die lateinische Grammatik zu Nutz und Frommen müder vielgeplagter Scholaren in leicht lernbare Reime gegossen. Aber — daß ich's nur ja nicht lateinisch zitire: — wenn zwei dasselbe thun ist es deshalb noch lange nicht dasselbe.

Der Dichter ist in dem Autor dieses Lehrgedichtes zu mächtig, er löst die starre physikalische Erklärung in herzerhebende Poesie auf. Fühlte er sich doch ganz erfüllt von der heiligen hohen Mission, den Menschen das Licht der Wahrheit zu bringen. Er rühmt sich, daß es das Seligste sei:

— — auf des Wissens gewaltiger Hochburg
Stehend, herniederzuschauen von den leuchtenden Tempeln der Weisheit.

Aber was hilft's, so kleine Brocken und Bröcklein aus dem Gedicht herauszuklauben. Die Leser der Nation, so hoffe ich, werden es nicht übel nehmen, wenn ich ihnen noch eine etwas längere Probe hierhersetze. Es ist eine Stelle, die dem Lucrez selber so wichtig war, daß er sie zweimal

gegen das Ende des ersten Gesanges und als Einleitung des vierten, wörtlich wiederholt hat, als Erklärung, Entschuldigung und eindringliche Mahnung zugleich. Er sagt von der Lehre, die sein Gedicht bietet:

Zwar wohl weiß ich, wie dunkel sie tönt, doch entflammte das Herz mir,
Mächtig des Ruhmes Begier, mit berauschendem Thyrsus es rührend,
Und mir die Brust durchschauernd mit süßester Lust des Gesanges,
Daß in der Musen Geleit pfadloses Gefild ich durchwandle,
Stätten erforschend begeisterten Sinn's, die noch keiner betreten.
Freudig schlürf' ich die Fluth jungfräulicher Quellen und freudig
Pflück' ich und winde zum Kranz so duftige Blüthen, wie niemals
Einem der Sterblichen sie auf die Schläfen die Muse gedrückt hat.
Denn von Erhabenem meldet mein Lied! aus der engen Umstrickung
Trügenden Glaubens versucht den gefesselten Geist es zu lösen,
Leuchtenden Lichtglanz strömt es aus in das Dunkel der Dinge;
Alles gewinnt an gefälligem Reiz durch den Zauber der Dichtung.
Wähne nicht eitel den Schmuck, in den die Belehrung sich einhüllt!
Sondern wie heilend der Arzt, wenn den Kleinen er widrigen Wermuth
Darreicht, erst nach den Becher am Rand mit des goldigen Honigs
Lieblicher Süße bestreicht, daß die kindliche Lippe dann arglos
Schlürfe die herbe Arznei, ob getäuscht auch, doch nicht betrogen,
Da um der Täuschung Preis den Gewinn der Genesung sie eintauscht, —
Ebenso will ich, weil Unkundigen meistens die Lehre
Trostlos deucht, die ich künde, und vollends dem Pöbel ein Greuel,
Unsere Philosophie zu melodischen Rhythmen gestalten,
Will ich versüßen mein Wort durch der Dichtkunst lieblichen Honig,
Und so gelingt's vielleicht mit der goldenen Fessel der Verse
Fest Dich zu halten, bis ganz das Gefüge der Welt Du erkannt hast,
Aber mit diesem zugleich auch den Vortheil solcher Belehrung. —

Gerade diese Verse haben auch einen anderen Dichter bei seinem Werk wieder begeistert, und sie sind von ihm — abgeschrieben worden. Einen antiken Autor bestehlen, galt nie als Diebstahl. Durch fünfzehn Jahrhunderte von Lucrez getrennt, hat Torquato Tasso seine Eroberung Jerusalems mit einem Anruf an die Muse begonnen, ihm zu helfen beim schweren Werke, ihm zu verzeihen, wenn er einmal strauchelt, wenn er in die gestrenge Historie Märlein einflicht. Denn die Welt strebe dahin, wo der Parnaß des Süßen Fülle spende, und die Wahrheit, in holde Verse eingehüllt, werde auch den Sprödesten locken. Dann folgt gleich im dritten Verse der Gerusalemme liberata, Wort für Wort jenes Bild von dem mit Honig bestrichenen Rand des Bechers, aus dem das kranke Kind den bitteren Heiltrank freudig schlürft. Aber ach, wie alles veraltet, so auch dieser poetische Vergleich! Fünfzehnhundert Jahre, wie man sieht, benutzten die Aerzte ähnliche Mittel. Heute gibt's Gelatinekapseln. Die sind für Dichter wohl nicht so verwendbar, für die kleinen und großen Patienten aber bequemer.

Das Praktische ist und bleibt einmal des Poetischen Feind.

Wie dieses Wortbild von Tasso, so ist eine andere Schilderung des Lucrez von Sandro Botticelli zu einem seiner schönsten Gemälde benutzt worden. Hatte doch zu der Zeit dieses Malers gerade erst kürzlich Poggio, der Freund des Cosmo dei Medici unter anderen Manuskripten griechischer und römischer Klassiker den Lucrez wieder entdeckt und den Gelehrten seiner Zeit bekannt gemacht. Und wahrscheinlich ist es Polizian gewesen, der den Maler auf die folgenden Stellen als Vorwurf für sein Bild hinwies (siehe: A. Warburg, Sandro Botticelli's Geburt der Venus und Frühling). Es ist gleich im Anfang in dem Anruf an Venus, „Ahnin des Römergeschlechts, Wonne der Menschen und Götter, nährende Mutter des Alls" — wo es heißt:

Du, o Göttliche, bannest den Sturm, und die Wolken des Himmels
Scheucht Du von dannen; Dir beut die gestaltende Erde der Blumen
Duftige Gabe, Dich grüßt mit strahlendem Lächeln die Meerfluth,
Und es zerfließt in Glanz vor Dir mild leuchtend der Himmel.
Denn wenn der Frühlingstag entschleiert sein liebliches Antlitz
Und aus den Banden befreit mit belebendem Hauche der West weht,
Künden zuerst füßstimmigen Chors die gefiederten Sänger,
Göttin Dein Nah'n und ihr Herz durchzuckt Dein berückender Zauber!
— — — — — — — — — — — — — — — —

Und ferner noch ein anderer Vers:

. . . . So erscheinen der Lenz und Venus; dem Lenze
Schwebt der geflügelte West als Bote voran und der Blumen
Göttliche Mutter bestreuet den Weg, den sie wandeln, mit buntem
Lieblichem Schmuck und erfüllt mit berauschendem Dufte die Lüfte. —

Das Bild des Frühlings in der Akademie zu Florenz gibt die Illustration zu diesen Worten:

Mercur streckt seinen Schlangenstab aus, um die Wolken und die Nebel zu verscheuchen; leicht gewandet tanzen die Grazien; der Knabe Amor schwebt mit zielend gespanntem Bogen zu Häupten der sanft hinwandelnden Frauengestalt, die man wohl als eine Venus der Renaissancezeit in ihrem schön gegürteten Kleide ansehen darf; die Frühlingsgöttin streut ihre Blumen und Flora sprießen, da der blasende Westwind sie anhaucht, zwischen den Lippen Blüthen hervor.

Er war so recht ein Dichter für die Zeit der Renaissance dieser Lucrez mit seinem Stolz und seiner Strenge und seiner Anforderung an die Menschheit, dem Tode muthig ins Antlitz zu schauen. Ganze Menschen leben ganz in jeder Minute jedes Tages, bis es einmal aus ist. Und wenn's einmal aus ist. . . Schad' für die Andern, die uns betrauern. Wir aber, was wissen wir denn davon? Wir sehen nicht zu bei unserm Begräbniß, hören nicht ein Wort von der guten oder üblen Nachrede, die man uns zu Theil werden läßt, spüren weder den Druck der Erde, noch den Gluthhauch der reinen Flamme, die unsere Knochen zu Asche verbrennt. Wozu also bangen vor etwas, das wir nicht wissen noch fühlen, das wir nie erleben können?

Ruhe beim Herannahen des Todes wird von den Alten, Plutarch, Marc Aurel wie von Lucrez, als die höchste Mannestugend angesehen. Die vier Bände des Montaigne, der fortwährend die Römer im Mund führt, durchzieht noch derselbe Gedanke. Aber der liebenswürdige, gern und viel plaudernde Südfranzose — der entstammte dem Périgord — wiederholt so oft, so eindringlich seine Todesverachtung, erzählt so viel davon, mit welchem kaltblütigen Muth er Schmerzen zu ertragen vermag, daß man unwillkürlich fragt: War er wirklich ganz so ruhig, so stoisch, wie er es von sich behauptet, nicht sehr sensitiv und leicht aufgeregt und geplagt von Angstgefühlen? Hätte man bei seiner Frau, seinen Nächsten und Dienern sich nach ihm erkundigt, wer weiß, ob die nicht von dem Essayisten eine etwas andere Schilderung entworfen hätten, als er von sich selber sie auf dem Papier gibt. Nun zum Glück, auch sie sind dahin und können nichts Ungünstiges verrathen.

Heut gilt, so scheint mir's, die Todesfurcht kaum mehr als ein so verächtliches Laster wie bei den Alten. Im Krieg und in Ausnahmefällen, da heißt's seinen Mann stehen und an der Stelle, an die man hingestellt ist, auch fallen. Das ist selbstverständlich. Aber so im täglichen Leben hat man heute gar zu viel damit zu thun, sich dies Leben zu erhalten! Man wird vor so vielen Schädlichkeiten der frischen Luft, des lieben Wassers stündlich gewarnt, muß vor so vielen Mikrokokken, Mikroben, Bakterien, Bazillen zittern, daß man schließlich seine höchste Pflicht darin sieht, sich selbst wie die Seinen vor allen den dräuenden Gefahren möglichst vorsichtig und möglichst kunstgerecht zu schützen. Ein gebildeter Mensch, wenn er noch dazu Zeitungen liest, hat heutzutage sich mit so vielen Vorbeugungsmitteln zu umgeben, daß er vor lauter solchen praktischen Erleichterungen, — die eigentlich Lebenserschwerungen sind, — überhaupt nicht mehr dazu kommt, dies mühsam behütete, angstvoll eingeengte Dasein nun auch zu genießen! Und dazu dem Sterben klar ins Angesicht zu sehen, mit Grazie, — in Schönheit — es als den regelrechten Abschluß und die Lösung aller Unrast, es ruhigen Blickes zu erwarten, dazu findet er die Zeit nicht und hat nicht den Muth.

Und wie war er selber, Titus Lucretius? Gehörte er gar nicht zu dem Geschlechte der leicht erregbaren Poeten, die an sich beobachten, was sie als außerhalb ihres Wesens und an Andern gesehen dann uns schildern? Bangte ihm

me vor dem Ende seiner Lieben, vor Einsamkeit, Alter? Besaß dieser stolze alte Römer überhaupt keine Nerven? Denn am Ende ist Muth oft mehr ein Ergebniß guter Nerven, einer eisenfesten Gesundheit, als das einer bestimmten philosophischen Ueberzeugung. Vermochte also Lucrez es immer, dem Aufhören und Nichtmehrsein mit dieser erhabenen, über sich selber weit hinausschauenden Kühle des Weisen entgegen zu sehen? Er forderte von anderen Sterblichen solche Ruhe. Aber er selbst, wie war denn er?

F. A. Lange, in seiner Geschichte des Materialismus, in der er dem Verfasser des Gedichtes vom Weltall ein Kapitel widmet, sagt, von seinen äußeren Lebensumständen sei nichts bekannt. Er ward geboren im Jahre 99 vor Christi und starb im Jahre 55. Ist er so jung einer Krankheit erlegen? ist er in den Bürgerkriegen, die Rom damals zerrissen, gefallen? oder freiwillig aus einem Leben fortgegangen, das ihm, nachdem er sein großes Werk vollendet hatte, zwecklos erschien? Man kann es nicht wissen.

Das Gedicht endet traurig genug mit einer Schilderung der Pest zu Athen. Nach diesen Versen, die sich an grandioser Wahrheit den berühmten Beschreibungen der Pest in Florenz von Boccaccio, in Mailand von Alessandro Manzoni zur Seite stellen, die an schonungslos krasser Naturalistik nicht von Zola's Lourdes, noch von irgend einem anderen Modernen übertroffen werden, folgt nichts weiter, keine Ermahnung noch Nutzanwendung, kein Ausblick in eine bessere Zeit und kein zusammenfassendes Schlußwort. Er hat uns durch das ganze Weltall geführt, alles Schöne, alles Schlimme uns erklärt. Nun ist's gethan, nun weiß der Leser, was ihm zu wissen Noth thut. Damit ist's genug, Punkt drunter und Schluß. Noch Redensarten drüber zu machen, das ist nicht dieses Autors Weise.

Ebenso hält er in dem ganzen Gedicht sein liebes Ich im Hintergrunde. Von seinen Gebrechen, seinen Erfahrungen zu erzählen, wie andere Philosophen es wohl thun, fällt ihm nirgend ein. Lieber citirt er seine Vorgänger, die Griechen Epikur, Empedokles, und schließt ohne Hervorhebung seiner besonderen Verdienste oder Neuentdeckungen einfach daran an, was er mit seinen eigenen Augen gesehen und beobachtet hat.

Aber wo der Dichter verurtheilt, das erkennt man am Ende doch. Er hat sehr feine Meinung. Eine solche Meinung, die vielleicht auch auf seinen Lebensgang ein Licht werfen kann, möchte ich noch hervorheben. Er denkt nicht günstig von den Frauen. Spricht er ihnen doch sogar die Fähigkeit ab, Spindel und Webschiff erfunden zu haben. Obwohl zu seinen Tagen in Rom nur die Frauen sich deren bedienten, meint er: anfänglich sei's doch wohl der Mann gewesen, nicht das Weib, dem es oblag zu spinnen.

. . . . Das Männergeschlecht ist nämlich dem Weibe
Weit an Begabung voran und geschickter zu künstlicher Arbeit! . . . .

Nach dieser vollkommen unbegründeten und höchst ketzerischen Behauptung haben wir wohl ein Recht anzunehmen, daß unser Dichter ganz entschieden nicht verheirathet gewesen sein kann.

Aber wir wollen nun nicht weiter wissenschaftlich streng untersuchen, weshalb Lucrez ein solcher Gegner des Feminismus war, welchen anderen uralten, welchen neuen, weisen, unweisen Ismus sonst er vertritt. Uns war sein Gedicht wie eine ausruhende Pause zwischen so vielen modernen Büchern, erfrischend durch die kraftvolle stolze gesunde Gradheit. Und wenn wir hier wagten, auch vor Anderen, vor Lesern, die vielleicht seit der Schulbank ihn als einen ihrer Lieblinge kennen, des alten klassischen Dichters Lob zu verkünden, so geschah es eben nur aus der reinen, tendenzlos befreienden Freude an diesem echten Römercharakter.

Gäbe es deren nur mehr. Sie thäten heute uns Noth wie damals. Denn zu all' jenen anderen Greueln des Religions- des Rassenhasses, sieht sich die ganze gebildete Welt erschüttert von dem Königsmord, der That eines anderen, ebenso sinnlosen, ebenso ruchlosen Fanatismus. Und schmerzlich muß man sich es gestehen: die Menschen sind im Ganzen nicht klüger durch alle Fortschritte, alles Wissen, sie sind nicht duldsamer für einander, nicht verständnißvoller, nicht besser geworden, in diesen langen zweitausend Jahren, seit der alte Lucrez sein Gedicht schrieb.

Hamburg. Adalbert Meinhardt.

Aus Flandern und Brabant.

I.

Indem ich Ostende mit Trouville maß, kam es ein wenig zu kurz, oder vielmehr, ich kam zu kurz. Das Meer ist überall dasselbe; aber was Trouville so reizvoll, so freudig macht, das ist seine Landschaft: seine üppig grünen Gefilde in der Nähe und seine farbigen Profile von Vorgebirgen in der blauen Ferne.

Die ruppigen Dünen zwischen Blankenberghe und Ostende sind dafür ein schlechter Ersatz. Stimmungsvoll werden sie erst, wo sie sich, wie gegen Dünkirchen hin, in die Breite ausdehnen. Hier sind die unstandhaften Sandgebilde weithin von einer goldig schimmernden Kruste überzogen, einem leuchtenden Gewebe aus Moos und Flechten, und bilden eine unabsehbare Wüste und Einsamkeit, wo Niemand als nur die stille heilige Poesie zu wohnen und heimlich zu lauschen scheint, auf die Grüße, die ihr der Ozean von ferne zuraunt, auf das ewig alte und ewig neue Lied der Wellen und der Winde.

In Ostende berührt eines sehr unangenehm: dieses seltsame Franzosenthum, dem man hier auf allen Wegen begegnet, dieses nachgemachte, nachgeäffte, dieses falsche, dieses Talmi-Franzosenthum, und dieses grauenhafte Französisch von Leuten, die sich gern bei jeder Gelegenheit über die deutsche Sprache lustig machen, über ihre Härte und Unschönheit, über ihre großen Wörter und was weiß ich noch — womit diese Leute wahrscheinlich der Gefahr ausweichen wollen, selber für Deutsche oder etwas ähnliches genommen zu werden.

Ich frage ein Kind aus Antwerpen, ob es auch Vlämisch könne. Es verneint. Ich wundere mich.

— Oh! ruft das Kind leidenschaftlich, je ne le parle jamais, le flamand, je le déteste!

— Aber dein Vater und deine Mutter sprechen es doch! Ich hörte es erst vorhin.

— Sie sprechen es nie mit mir! Nur die Dienstboten sprechen vlämisch mit mir.

So das siebenjährige Kind. Es war ein Mädchen, das man aber am Strand nur in Knabenkleidern sah, und ich nannte es meinen kleinen Amor. Aber ich betrachtete ihn manchmal mit gemischten Gefühlen, den kleinen Amor, der so lebhaft seine Muttersprache verabscheute. Und ich konnte, wenn ich wollte, die Mutter bewundern, die ihr Kind für zu gut hielt für ihre eigene Sprache.

Muttersprache, Mutterlaut,
Wie so wonnesam, so traut . . .

Hier wird's recht zur Ironie, das herzinnige Lied.

Einmal kam ich mit einer anderen Dame aus Antwerpen ins Gespräch. Sie hatte eine Riesenperson als Amme neben sich, die das Kind hielt, ein Kind von zehn Monaten. Mit diesem sprach die Mutter französisch, die Amme vlämisch. Ich konnte mich nicht enthalten, über das zweisprachige Baby eine Bemerkung zu machen. Was wollen Sie, antwortete die Mutter, wie um sich zu entschuldigen, man kann das Vlämisch nicht vermeiden, die Ammen und Bonnen können nichts andres. Dabei sprach sie selber ein Französisch, daß zwei halbwüchsige Jungen aus Paris unwillkürlich mit Lachen herausplatzten. Sie fühlten ihre Unart und wurden über und über roth. Aber sie hatten sich nicht anders helfen können.

Wir Deutschen können uns hier erinnern, daß es auch für uns eine Zeit gab, wo die Vornehmen, wo die Edelsten der Nation es unter ihrer Würde hielten, unsere Sprache zu sprechen. Und sie werden wahrscheinlich das Französische nicht besser gesprochen haben, als die braven Bürgersleute aus Flandern und Brabant.

Bei uns hat sich das geändert. Und die vlämischen Patrioten, diejenigen Belgier, die die „vlämische Bewegung" machen, mögen aus dieser Thatsache Muth und Hoffnung schöpfen.

Ihre Aufgabe ist nicht leicht. Ob sie ihnen gelingen wird? Ob sie selber daran glauben?

Viele Vlämunger, mit denen ich die Frage erörterte, glaubten nicht daran, sie waren alle ausgesprochene Gegner der Bewegung.

Ich sprach aber auch mit einem „Hoofdmannen der vlaamschen Beweging", mit dem Dichter Pol de Mont in Antwerpen. In ihm fand ich einen großen Optimisten. Er ist, wie es einem Poeten wohlansteht, voller Glauben und hegt die kühnsten Hoffnungen. Er sprach mit einer Wärme und einer Begeisterung, die, wenn sie sich ausbreiteten, Wunder wirken müßten. Und wer weiß, er mag vielleicht doch am letzten Ende recht behalten gegen die Pessimisten.

Sehr seltsam und — sehr bedeutsam ist es, daß der erste und wirksamste Förderer der vlämischen Sprachbewegung von seinem Vater her eigentlich ein Franzose war. Ein Franzose oder Halbfranzose erweckte die Vlamen zum nationalen Bewußtsein.

Hendrick Conscience beherrschte sogar selber das Vlämische nur sehr mangelhaft. Er schrieb seinen ersten Roman in der ersten Hälfte französisch, um ihn dann nachträglich ins Vlämische zu übersetzen, und er verwendet in seinen zahlreichen Büchern einen unglaublich geringen Vorrath vlämischer Wörter.

Doch gerade diese Noth wurde zu einer Tugend. Ihr verdankte er seine Popularität, überhaupt seine Wirkung. Es klingt komisch, aber hätte er vlämisch mit vlämischen Wörtern geschrieben, so hätten ihn die Vlamen nicht gelesen, sie hätten ihn einfach nicht verstehen können. Also ein Franzose mußte zu allererst den Vlamen beweisen, daß man in ihrer Sprache Bücher schreiben kann. Und die Thatsache steht nicht einzig da. Einer der populärsten Männer des heutigen Flandern, der Begründer des vlämischen Konservatoriums, nennt sich Benoit.

* * *

Außer den innerpolitischen Verhältnissen des Landes und verschiedenen äußerlichen, insbesondere praktischen Gründen sind es zwei moralische Thatsachen, die die Aufgabe der vlämischen Bewegung außerordentlich erschweren.

Da ist zunächst der eigenthümliche Umstand, daß die Vlamen Germanen sind — deutsche Germanen.

Wenn sie Romanen wären, hätten sie eben zunächst gar keinen Kampf nöthig. Sie wären dann nie so weit gekommen. Nur ein Volk von germanischer, von deutscher Rasse konnte dahin gebracht werden, die eigene Sprache aufzugeben und, wenigstens in den höheren Ständen, eine fremde zu sprechen, — womit gleichsam ein Kopf sich abtrennen wollte von seinem Rumpf, um sich einem anderen fremden Organismus anzugliedern.

Ich schiebe hier zwei Beobachtungen ein.

Ein Hôtel in der Nähe von Ostende hatte bei einer besonderen Gelegenheit festlich geflaggt. Unter den Fahnen zählte ich über ein Dutzend französische. Es waren außerdem mehrere englische, amerikanische, russische, sogar italienische dabei. Aber keine einzige deutsche. Der Wirth war ein Deutscher. Er stammte aus einer deutschen Residenz. Seine Gäste waren zum größten Theil Deutsche. Keiner beschwerte sich.

So verstehen die Deutschen den Patriotismus. Es gibt wohl eine Empfindlichkeit, die aus Schwäche fließt; aber allzugroßer Mangel an Empfindlichkeit ist immer Stumpfheit.

Zuhause, in seiner deutschen Fürstenresidenz, würde der brave deutsche Gastwirth wahrscheinlich jeden für einen Reichsfeind erklärt haben, der an dem üblichen offiziellen Fanfarenpatriotismus keinen Geschmack gefunden hätte.

Und nun ein belgisches Beispiel.

Da wurde eines Tages zu Eecloo das Denkmal des vlämischen Dichters Ledeganck eingeweiht. Die Vlamen setzen nämlich allen ihren Dichtern Denkmäler. Der ganze Generalstab des vlämischen Lagers war versammelt. Auch Prinz Albrecht „onze Vlaamsche Prins", wie die vlämischen Zeitungen sich ausdrückten, war anwesend. Und die Bürgerwehr „vordt in het Vlaamsch bevolen". Es wurden eine Menge patriotischer Reden gehalten, natürlich in vlämischer Sprache. Ein Universitätsprofessor aus Lüttich, ein Wallone, sagte zu mir: Diese Flamländer mit ihren Dichtern; Denkmäler setzen sie ihnen, aber lesen thun sie sie nicht. Für ihr Lesebedürfniß lassen sie die Franzosen sorgen. Und in der That, man braucht sich nur die Buchläden anzusehen, zu Brüssel, zu Gent, zu Brügge, zu Antwerpen, und man wird finden, daß der Wallone nicht übertrieben hat.

Man macht ja sogar bei uns ähnliche Beobachtungen.

Uns fehlt eben vor allem eines: ein starkes Temperament.

Diesem fatalen Fehler der deutschen Germanen, mehr als den politischen Verhältnissen, ist die Lage der Dinge zuzuschreiben, die zu überwinden die vlämischen Patrioten übernommen haben.

Als in der Revolution von 1830 die Niederlande auseinandergerissen wurden, da war wieder einmal, wie so oft bei den Germanen, das Religionsgefühl stärker, als das Rassegefühl. Dieses schlief den Schlaf des Gerechten, und das Volk von Flandern und Brabant ging, ächt germanisch, nicht mit den Stammesbrüdern sondern mit den Religionsgenossen, woraus diese, nämlich die Wallonen, die Folgerung zogen, daß sie von nun an mit dem vlämischen Volksthum nicht mehr zu rechnen brauchten.

Es ist die alte Geschichte vom schlafenden Michel.

Heute freilich sehen die Vlamen ein, daß sie die Gefoppten waren bei jener famosen Revolution, und heut ist die Wiedervereinigung mit Holland bei manchen ein heimlicher oder auch offen ausgesprochener Wunsch.

* * *

Ich habe oben angedeutet, daß noch eine zweite Thatsache der vlämisch nationalen Bewegung große Schwierigkeit bereitet. Das ist die heutige Politik Deutschlands. Nicht die äußere, sondern die innere. Diese ist nicht danach angethan, um für den deutschen Geist Propaganda zu machen. Wie oft ich mit Belgiern, es seien Vlamen oder Wallonen, auf Deutschland zu sprechen kam, immer klang es mehr oder weniger aus ihren Reden heraus: wie sollen wir mit einem Reich sympathisiren, wo der Soldat mehr gilt als der Bürger, wo die freie Meinungsäußerung und die feinste geistige Kulturarbeit jeden Augenblick von der Polizeimacht bedroht werden kann, wo ein fast mittelalterliches Junkerthum dem Geist der modernen Zeit Hohn sprechen darf. . .

Diese Abneigung, man könnte fast sagen, diese Furcht vor dem politischen Deutschland, beeinflußt mehr oder weniger auch die Gefühle gegenüber dem deutschen Volk und Geist als solchem. Viele vlämische Belgier empfinden antideutsch nur aus diesem Grunde. Und diese alle stehen der national-vlämischen Bewegung wenn nicht feindlich, so doch lau gegenüber. Denn es ist nur natürlich, daß diese ganze Bewegung im tiefsten Untergrund als ein Erwachen und Erstarken des germanischen Rasseninstinkts gegenüber dem romanischen empfunden wird.

Sie wird vor allem in Frankreich so verstanden. Und Frankreich sieht darum nicht müßig zu. Es ermuntert und unterstützt die Gegenbewegung, wo es nur kann. Man sieht in Belgien fast noch mehr rothe Bändchen im Knopfloch, als in Frankreich selbst, wo doch auch schon kein Mangel ist an dieser sinnigen Verzierung des starken Geschlechts.

* * *

Die Politik bringt mich auf den König der Belgier. Er wohnte meine ganze Zeit über in Ostende, und ich habe mich sehr für ihn interessirt.

Wir Deutschen denken uns einen König so ganz und gar anders. Wir sind in diesem Stück fast wie die kleinen Kinder. Nur übersetzen wir den Purpurmantel in eine zweifarbige Uniform, das Scepter in einen Schleppsäbel und die Krone in eine Pickelhaube. Anders thun wirs nicht. Anders können wir uns einmal, wie die kleinen Kinder auch, einen König nicht leicht vorstellen. Wenn man nun sagt, der Mann dort in der gelben Flanellhose und der grauen Joppe, mit dem Strohhütchen auf dem Kopf und dem Regenschirm in der Hand, sei ein König, wir mögen es kaum glauben.

Man konnte den König der Belgier täglich so sehen. Täglich ging er so spaziren auf dem Deich zwischen Ostende und Mariakerke. Er wurde dann von den meisten Leuten gegrüßt, so gegrüßt, wie man einen Privatmann auch grüßt. Mir fiel die Art auf, wie er dankte. Der König faßte seinen runden Strohhut nicht am Rande an, sondern er lüftete den Hut, indem er den Kopftheil desselben, von oben her, mit der ganzen Hand umspannte, wie ein armer Teufel, dessen Strohhut zehn Jahre dauern muß. Eine schreiende Knabenstimme rief einmal: Hé, le roi, il boîte comme un diable. Der König hielt an, um nach dem Jungen zu sehen, dann ging er weiter. Er hinkt sehr stark, wie wenn ihm eine Hüfte ganz ausgerenkt wäre.

Ich hatte selbst ein kleines Erlebniß mit dem König, wobei ich an gewisse Erzählungen über Ludwig I. denken mußte. Ich saß am Rande des Deichs und schrieb. Der König kam des Wegs mit der Prinzessin Klementine am Arm. Als er mich bemerkte, verließ er die Prinzessin und schritt auf mich zu. Förmlich auf den Leib rückte er mir, höchstens einen halben Schritt Abstand hielt er. Und eine gute Weile richtete er seinen Blick auf mich. Wenn ich nicht gewußt hätte, daß der Mann ein König ist, hätte ich höflich gefragt, was er von mir wünsche. So schwieg ich.

Man ist eben doch nicht gewohnt, nur so mit Königen zu reden. Und Vieles, was wir intellektuell überwunden haben, oder überwunden zu haben glauben, ist noch mächtig in uns als unbewußtes Gefühl. Wir haben in vielen Stücken mehr Volksglauben in uns, als wir ahnen. . .

Ich wartete also, ob der König mich anredete. Er sagte aber nichts, sondern kehrte an die Seite der Prinzessin zurück.

Das Volk von Ostende macht sich nicht viel aus seinem König, weil es ihn eben täglich sieht. Deswegen ist aber dieses Volk nicht anders als wie das Volk allerorten.

Einmal kam der Lord-Mayor von London nach Ostende und wurde im Stadthaus offiziell empfangen. Er erschien mit ziemlichem Gefolge und ganz in dem Aufzuge, wie ihn die illustrirten Zeitungen beim Jubelfest seiner Königin darstellten. Und auch jenes Zeichen seiner Würde, ich weiß nicht wie man es heißt, wurde ihm vorangetragen, jenes ungeheure Ding aus Gold oder Messing, das wie ein monströser Scepter in der Sonne funkelte. Und es war ein großes begeistertes Zusammenlaufen und Jauchzen und Vivatrufen.

Das Volk ist so. Das Volk will so etwas überall. Ueberall besteht der große Haufen aus Kindern. Und man sieht bei einer solchen Gelegenheit deutlich, was alles zum Volke gehört.

Mir sind die kleinen Kinder meistens lieber. Am Meer besonders sind sie bezaubernd. Sie sind das Erfreulichste, das Erquickendste des ganzen Badelebens. Ihre eigene Glückseligkeit ist eben absolut echt. Die Erwachsenen hingegen langweilen sich meistens, wie sie sich auch gebärden mögen. Und so großartig wirksam tritt der Spieltrieb der Kreatur, der ja zugleich Kunsttrieb ist, nirgends in die Erscheinung als bei den Kindern am Meeresstrand. Welcher Eifer! Welche Unermüdlichkeit! Welch ein Glück!

Und das Ganze, welch eine Schönheit!

Da haben zwei ganz Kleine eine Grube gemacht im Sand. Und halb nackt, wie sie sind, und unerschrocken patschen sie hinein ins Meer, den rollenden Wogen entgegen, und schöpfen Wasser mit ihren kleinen Blechkübeln und füllen ihre Grube, immerfort, hin und her, mit ihren molligen speckigen Körperchen unter ihren großen schneeweißen Hauben. Und wie ernst sie dabei sind. Man dichtet ihnen unwillkürlich Flügel an. Man denkt unwillkürlich an die bekannte Legende vom heiligen Augustinus.

* *

Im Hotel bei Tisch hatte ich zu meiner großen Genugthuung auch ein Kind an meiner Seite, wenn auch ein etwas größeres — eine Pariserin. Oft kam noch eine Freundin dazu, dann waren es zwei, zwei Kinder nämlich. Wirklich wie Kinder nahmen sie sich aus im Vergleich zu den deutschen Frauen. Sie mußten immer tändeln, immer spielen, immer lachen. Den deutschen Frauen gefielen sie nicht. Dieselben beschäftigten sich dennoch viel mit ihnen: wer sie wohl sein mochten, ob sie auch wirklich verheirathet seien. Die letztere Frage schien ihnen vor allem wichtig. Sie kehrte immer und immer wieder. Und wochenlang erging man sich in allen möglichen Vermuthungen über die ahnungslosen und sorglosen Töchter Lutetia's.

Mir war meine Tischnachbarschaft sehr angenehm. Ich höre Pariserinnen für mein Leben gern plaudern. Es ist schon etwas anderes, als das Französisch Antwerpener Damen. Die Pariserinnen ahmten diese manchmal spottend nach. Das war drollig.

Meine Nachbarin gestand mir dennoch, daß sie das Französisch der Vlamen gerne höre. Es mache ihr manchmal Ohrenweh und Kopfweh; aber ihrem Herzen thue es wohl.

Sie sprach als echte Französin. Sie begriff, daß fremde Völker, die unsere Sprache reden, unter Verleugnung der eigenen, unsere Vasallen sind, vielleicht nicht dem Körper, aber dem Geiste nach.

Die Franzosen sind in diesem Punkt feinfühliger als wir.

— — — — — — — — — — — — — — —

Soviel über Modernes und die neu-vlämische Bewegung, über das Besinnen oder Nichtbesinnen des vlämischen Geistes auf sich selber und auf die Gesetze nationaler Krystallisation. Wir werden darüber die große Kulturarbeit dieser Provinzen in den vergangenen Jahrhunderten nicht vergessen, wodurch sie, die äußerlich engbegrenzten, einen so weiten Raum einnehmen in der Geschichte der geistigen Kultur Europa's. Die Spuren dieser schöpferischen Regsamkeit stellen sich einem in dem kleinen Land zu sehr auf Schritt und Tritt in den Weg, als daß man sie übersehen könnte.

Benno Rüttenauer.

Das Programm der Völkerpsychologie.*)

Schon vor etwa vierzig Jahren wurde durch die Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung und Völkerpsychologie der Boden für eine neue sozialpsychische Betrachtung vorbereitet, welche die bisherige Methode der individualpsychologischen Auffassung verlassen sollte. Es galt den Blick für das Verständniß der großen sozialen Schöpfungen zu schärfen, wie Sprache, Religion und Mythologie, Recht und Sitte, Gesellschaft und Staat, die schlechterdings nicht allein aus der Wirksamkeit einzelner, sei es auch noch so mächtiger Persönlichkeiten abzuleiten sind. Es verbleibe der Mensch als seelisches Individuum (so lautete die von den Herausgebern jener Revue, Lazarus und Steinthal, vereinbarte Erklärung) Gegenstand der individuellen Psychologie, wie eine solche die bisherige war; es stelle sich aber als Fortsetzung neben sie die Psychologie des gesellschaftlichen

*) Mit besonderer Rücksicht auf das Werk von Wilh. Wundt, Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythus und Sitte. Erster Band: Die Sprache. Erster Theil. Leipzig. Wilh. Engelmann. 1900 Pr. 14 M.

Menschen oder der menschlichen Gesellschaft, die wir Völkerpsychologie nennen, weil sie für jeden Einzelnen diejenige Gemeinschaft, welche eben ein Volk bildet, sowohl die jederzeit historisch gegebene, als auch im Unterschied von allen freien Kulturgesellschaften die absolut nothwendige und im Vergleich mit ihnen die allerwesentlichste ist. Einerseits nämlich gehört der Mensch niemals bloß dem Menschengeschlecht als der allgemeinen Art an, anderseits ist alle sonstige Gemeinschaft, in der er etwa noch steht, durch die des Volkes gegeben. Die Form des Zusammenlebens der Menschheit ist eben ihre Trennung in Völker, und die Entwicklung des Menschengeschlechts ist an die Verschiedenheit der Völker gebunden. Dieser Gedanke kann heutigestags als eine unbestreitbare Wahrheit für die Soziologie, Völkerkunde, die vergleichende Rechtswissenschaft auf ethnologischer Basis und im gewissen Sinne auch für die sich bildende allgemeine Kulturwissenschaft angesehen werden, und damit sind alle Rousseau'schen Ableitungen aus bestimmten Zweckmäßigkeitsgründen, welche so verhängnißvoll das ganze achtzehnte Jahrhundert beherrschten, endgültig beseitigt. Zwar handelt es sich auf der anderen Seite noch um eine genauere Bestimmung der strittigen Grenze zwischen Individuum und Gemeinschaft; es wäre nämlich ein verhängnißvoller Irrthum, mit einigen extremen Sozialisten zu meinen, daß die Persönlichkeit eine leere Abstraktion und Fiktion sei, höchstens der Schnittpunkt für sie durchkreuzende soziale Strömungen. Es kann deshalb als sehr erfreulich bezeichnet werden, wenn neuerdings ein so unbefangener, auf der Höhe wissenschaftlicher Leistungsfähigkeit stehender Denker wie **Wilhelm Wundt** diesen ganzen Gegenstand in einem umfassenden, auf mehrere Bände berechneten Werke einer gründlichen Untersuchung unterzogen hat.

Schon Aristoteles suchte in dem oft citirten Satz: Der Mensch ist von Natur ein soziales Wesen, den Kernpunkt des Problems zu erfassen; aber für ihn blieb dieser Gedanke doch noch zu sehr eine bloß philosophische Formel, der zur eigentlichen Begründung das erforderliche soziologische Material fehlte. Für den blassen Begriff der Menschheit mußten erst die einzelnen konkreten Entwicklungsstufen eintreten, welche eben das Genus Homo sapiens durchlaufen hat, um dadurch die Art und Weise dieser etwaigen Abhängigkeit schärfer bestimmen zu können. Gewiß entfaltet sich der Einzelne aus einem gewissen indifferenten Stadium innerhalb eines organischen Ganzen erst zu einer wahren selbstbewußten Persönlichkeit, und ebenso unzweifelhaft (es ist eigentlich trivial, es hinzuzufügen) ist dies Milieu Nichts ohne jenen Hintergrund der einzelnen Wesen. Aber um so mehr wird sich die Frage erneuern, was wir lediglich als individuellen Besitz anzusehen haben, was als sozialen Faktor, bei welchem die individuelle Willkür völlig, resp. mehr oder minder zurücktritt. Wundt antwortet darauf: Es gibt zwei bestimmte Merkmale, an denen das, was wir im geistigen Leben eines Volkes ein gemeinsames Erzeugniß nennen, von einer individuellen Schöpfung prinzipiell stets zu unterscheiden ist. Das erste besteht darin, daß an jenem unbestimmt viele Glieder einer Gemeinschaft in einer Weise mitgewirkt haben, welche die Zurückführung der Bestandtheile auf bestimmte Individuen ausschließt. So ist die Sprache im objektiven wie im subjektiven Sinne ein gemeinsames Erzeugniß; objektiv, weil eine unbestimmt große Anzahl von Menschen an ihr thätig waren, subjektiv, weil die Einzelnen selber sie als eine Schöpfung betrachten, die ihnen allen zugleich angehört. Das zweite Merkmal ist dies, daß gemeinsame Erzeugnisse in ihrer Entwicklung zwar mannigfache Unterschiede zeigen, die vornehmlich auf abweichende geschichtliche Bedingungen zurückweisen, daß sie aber trotz dieser Mannigfaltigkeit gewisse **allgemeingültige Entwicklungsgesetze** erkennen lassen. In diesen Verhältnissen liegt es begründet, daß jedes gemeinsame Erzeugniß fortwährenden Einwirkungen von Seiten Einzelner ausgesetzt bleibt, Einwirkungen, die, sobald eine historische Entwicklung entstanden ist, durch diese verstärkt werden. So haben vom Beginn geschichtlicher Zeugnisse an Dichter, Redner, Gesetzgeber an der Sprache gearbeitet, und Manches, was zum allgemeinen Sprachgut geworden ist, kann daher unmittelbar auf einen einzelnen Urheber zurückgeführt werden. (S. 5.) Am leichtesten läßt sich dies Verhältniß an dem Mythus veranschaulichen und gleichsam nachempfinden, wo es sich um das Naturbild und die ganze Weltanschauung eines Stammes, eines Volkes und einer Epoche handelt, welche die individuelle Wirksamkeit, wo nicht ausschließt, so doch ganz und gar in den Hintergrund drängt. Dazu kommt das besonders durch die moderne Völkerkunde erprobte Moment einer gewissen Gleichartigkeit bestimmter Anschauungen, die sich schlechthin bei **allen** Völkern ohne jede Rücksicht auf ihre Abstammung wiederfinden. Gerade im Mythus wiederholen sich in höchst auffälliger Weise diese Analogien, diese ursprünglichen elementaren Formen menschlichen Denkens, die deshalb auf eine gewisse Allgemeingültigkeit Anspruch erheben dürfen, so daß wir aus ihnen das vordem so oft vergeblich gesuchte **allgemein** menschliche Naturell entwerfen können. Ganz besonders gilt das von den Anfängen menschlicher Entwicklung, wo eben naturgemäß die individuelle Differenzirung noch wenig hervortritt; deshalb die überraschenden Uebereinstimmungen in diesem primitiven Weltbilde, die nicht minder im Kultus und Ritus sich bemerklich machen. Es ist schlechterdings unmöglich für jede wissenschaftlich unbefangene Forschung, hier in diesem Ursprung des mythologischen Denkens den etwaigen subjektiven Antheil des Einzelnen feststellen zu wollen; erst wo sich die Scheidung zu mehr oder minder bestimmten religiösen Vorstellungen und Satzungen vollzieht, läßt sich persönlicher Einfluß (so z. B. seitens der Priester) feststellen.

Sprache, Mythus und Sitte, als eigentlich soziale Erzeugnisse, ohne soziale Wechselwirkung in ihrer Entstehung völlig unverständlich, nur einer erfahrungsfeindlichen Spekulation als Schöpfungen Einzelner begreiflich, bilden als die Grundlagen weiterer historischer Entwicklung das Hauptgebiet der Völkerpsychologie, obschon dadurch, wie unser Gewährsmann auseinandersetzt, nicht der Zusammenhang mit den Thatsachen des individuellen Lebens zerrissen ist. In der Sprache spiegelt sich zunächst die Vorstellungswelt des Menschen. Ihr Reichthum an Worten entspricht im Allgemeinen dem Vorstellungsreichthum des Bewußtseins; in dem Wandel der Wortbedeutungen äußern sich die Gesetze der Veränderungen der Vorstellungen, wie sie unter dem Einfluß wechselnder Assoziations- und Apperceptionsbedingungen stattfinden; und in dem organischen Aufbau der Sprache, wie er uns in der Bildung der Wortformen und in der syntaktischen Fügung der Redetheile entgegentritt, gibt sich die konkrete Gesetzmäßigkeit zu erkennen, von der die Verbindung der Vorstellungen unter den besonderen Natur- und Kulturbedingungen der einzelnen Sprachgemeinschaften beherrscht ist. Der Mythus gibt sodann den in der Sprache niedergelegten Vorstellungen vornehmlich ihren Inhalt, da er in dem ursprünglichen Völkerbewußtsein die gesammte Weltanschauung noch in ungesonderter Einheit umschließt. In den Entstehungsbedingungen seiner Bestandtheile zeigt er sich jedoch so sehr von Gefühlsrichtungen bestimmt, daß die Erfahrungseinflüsse nur als die äußeren Gelegenheitsursachen erscheinen, die, indem sie Furcht und Hoffen, Bewunderung und Staunen, Demuth und Verehrung erwecken, ebenso die Richtung der mythologischen Vorstellungen wie die Auffassung der Objekte überhaupt bedingen. Die Sitte endlich umfaßt alle die gemeinsamen Willensrichtungen, die über die Abweichungen individueller Gewohnheiten die Herrschaft erringen, und die sich zu Normen verdichtet haben, denen von der Gemeinschaft Allgemeingültigkeit beigelegt wird. In diesem Sinne entspricht daher unter jenen drei Hauptgebieten der Völkerpsychologie die Sprache der Sphäre des Vorstellens, der Mythus der des Gefühls, die Sitte der des Wollens im individuellen Seelenleben. (S. 26.) Es ist, wie bereits angedeutet, völlig hoffnungslos, dies organische Wachsthum des menschlichen Geistes lediglich nach den Prinzipien individueller Psychologie zu erklären — daher konnte Herbart auch in seinem extremen Atomismus hier nichts ausrichten —, und der

maßgebende soziale Grundgedanke ist immer mehr in die neuere Mythologie und Ethik (sofern es sich eben um die überall gleichen Anfangsformen handelt) eingedrungen. Es fragt sich lediglich, inwieweit wir berechtigt sind, nachträglich auch dem individuellen Bewußtsein einen gewissen Spielraum einzuräumen, das sich aus seiner ursprünglichen triebartigen Beschränkung und Gebundenheit allmählich zur Selbständigkeit emporzuringen beginnt.

Eine Frage von prinzipieller Bedeutung bedarf noch der Erörterung, da gerade sich hieran manche Mißverständnisse und Irrthümer anknüpfen, das ist der Begriff der Volksseele. Es wäre ein höchst bedenkliches Verfahren, wenn wir inmitten unserer naturwissenschaftlichen Weltanschauung und exakten Methode rein spekulative Gebilde wieder zu Ehren bringen wollten, die nicht einmal den Werth einer Hypothese beanspruchen können; das würde der Fall sein, sobald wir jenen Begriff nach dem Schema der individuellen Psychologie betrachten wollten und dem metaphysischen Substrat irgend ein dem Körper entsprechendes konkretes Korrelat andichteten. Indem wir von vorne herein derartigen mystischen Extravaganzen entsagen, befassen wir unter jenem Ausdruck lediglich die Gesammtheit aller sozialpsychischen Erscheinungen, die eben über das Gebiet und die Wirksamkeit individueller geistiger Thätigkeit hinausgreift. Dadurch ist für jede unbefangene, nicht in Schulmeinungen verrannte Ansicht die Realität desselben genügend begründet, da wir eben darin den unvergleichlichen Werth und die eigenartige Bedeutung des geistigen Gesammtlebens, das dem zu Folge auch für unsere Ethik eine normative Geltung fordern darf, verehren. Es spukt hier in den Köpfen das alte Vorurtheil, als ob wir für jedes Geschehen irgend einer überirdischen, geheimnißvollen Substanz bedürften, während es völlig ausreicht, wenn wir die Realität eines Elementes durch den Nachweis seiner Wirksamkeit, seiner Aktualität, wie es meist heißt, darthun können. Auch der Seelenbegriff würde ohne diese (freilich stillschweigend von selbst erfolgende) Ergänzung einer mehr oder minder ununterbrochenen Thätigkeit trotz aller etwaigen supranaturalen Färbung jeden Sinn verlieren. Für die empirische Psychologie, schreibt Wundt, kann die Seele nie etwas anderes sein, als der thatsächlich gegebene Zusammenhang der psychischen Erlebnisse, nichts, was zu diesen von Außen oder von Innen hinzukommt. Daraus folgt, daß der Begriff Seele keine andere empirische Bedeutung haben kann als die, den Zusammenhang der unmittelbaren Thatsachen unseres Bewußtseins oder, wie wir diese der Kürze wegen nennen wollen, der psychischen Vorgänge selbst zu bezeichnen. Natürlich kann auch die Völkerpsychologie den Seelenbegriff nur in diesem empirischen Sinne gebrauchen, und es ist einleuchtend, daß in ihm die Volksseele genau mit demselben Rechte eine reale Bedeutung besitzt, wie die individuelle Seele eine solche für sich in Anspruch nimmt. Die geistigen Erzeugnisse, die durch das Zusammenleben der Glieder einer Volksgemeinschaft entstehen, sind nicht minder thatsächliche Bestandtheile der Wirklichkeit, wie die psychischen Vorgänge innerhalb des Einzelbewußtseins. Sie sind allerdings Nichts, was außerhalb individueller Seelen vor sich gehen könnte. Aber wie nicht psychische Elemente in ihrem isolirten Zustande, sondern ihre Verbindungen und die aus diesen entspringenden Produkte das bilden, was wir eine Einzelseele nennen, so besteht die Volksseele im empirischen Sinne nicht aus einer bloßen Summe individueller Bewußtseinseinheiten, deren Kreise sich mit einem Theil ihres Umfanges decken; sondern auch bei ihr resultiren aus dieser Verbindung eigenthümliche psychische und psychophysische Vorgänge, die in dem Einzelbewußtsein allein entweder gar nicht oder mindestens nicht in der Ausbildung entstehen könnten, in der sie sich in Folge der Wechselwirkung der Einzelnen entwickeln. So ist die Volksseele ein Erzeugniß der Einzelseelen, aus denen sie sich zusammensetzt, aber diese sind nicht minder Erzeugnisse der Volksseele, an der sie theilnehmen. Der individuellen Seele gegenüber bezeichnet die Volksseele ebensowohl eine Erweiterung als eine Verengerung des Begriffes; eine Erweiterung, da bei dieser Uebertragung gewisse Merkmale, wie namentlich die der Einzelseele anhaftende Beziehung auf einen physischen Einzelorganismus, verloren gehen; eine Verengerung, weil sich aus der den völkerpsychologischen Erscheinungen eigenthümlichen Bedingung, daß sie aus dem Zusammenleben vieler Individuen entspringen, besondere Eigenschaften ergeben. Hierher gehört namentlich die Beschränkung der völkerpsychologisch bedeutsamen psychischen Leistungen auf bestimmte, mit dem Zusammenleben in unmittelbarer Beziehung stehende Seiten des geistigen Lebens, sowie die Thatsache, daß die völkerpsychologischen Entwicklungen das individuelle Leben überdauern, dabei aber doch, da sie durchaus von den psychischen Eigenschaften der Einzelnen getragen sind, mit dem Wechsel der Generationen eigenartige Veränderungen erfahren, die prinzipiell jeder Vergleichbarkeit mit dem individuellen Seelenleben entrückt sind. Besonders diese Kontinuität psychischer Entwicklungsreihen bei fortwährendem Untergang ihrer individuellen Träger ist es, die als ein der Volksseele spezifisch zubehörendes Merkmal angesehen werden kann.

Der erste Band dieser großen völkerpsychologischen Untersuchung beschäftigt sich, wie schon bemerkt, mit dem Leben und der Entwicklung der Sprache. Maßgebend ist durchweg der Standpunkt psychologischer Analyse, den der Verfasser auch freudig als einen für die Sprachforschung selbst charakteristischen Zug begrüßt. Dem gegenüber tritt begreiflicher Weise jede eigentlich fachwissenschaftliche Erörterung in den Hintergrund, sofern sie eben nicht allgemeinere Anknüpfungspunkte bietet. Die bekannten Vorzüge der Wundt'schen Darstellung verleugnen sich auch hier nicht: klare, scharfe Bestimmung des Problems, möglichst verständliche, von allem gelehrtenhaften Prunk völlig freie Fassung des Ausdrucks, vornehme, objektive, allen rhetorischen Mitteln abholde Erörterung und allseitige Beherrschung des umfangreichen Stoffes.

Bremen. Th. Achelis.

Baron Charles ourre. D'où vient la décadence économique de la France. Paris, Librairie Plon.

Wir haben uns allmählig daran gewöhnt, aus anderen Ländern wirthschaftspolitische Kassandrarufe zu vernehmen. Die aufstrebende Konkurrenz Deutschlands macht ihnen Sorge, und ängstliche Gemüther übertreiben gern drohende Gefahren.

Allerdings überragt der wirthschaftliche Fortschritt Deutschlands denjenigen Frankreichs, aber daraus entspringt noch kein Anlaß, vom Niedergang und Verfall dieses blühenden und reichen Landes zu sprechen.

Die Leiden des Volkskörpers, über die Baron Charles Mourre in Klagen ausbricht, sind mehr oder weniger dem Zeitalter eigenthümlich und wiederholen sich in mannigfacher Form in fast allen Kulturländern. Fast jeder Staat erscheint gegenwärtig unter dem Bilde des Laokoon, der sich des Büreaukratismus, Militarismus, Fiskalismus, Protektionismus, Imperialismus und anderer Schlangen nicht mehr erwehren kann.

Wie man auf der Weltausstellung diejenigen nationalen Institutionen zur Schau stellt, die das Wirthschaftsleben fördern, so sollte man auch eine Sammlung aller derjenigen darbieten, die seine Entwicklung hemmen. Es würde eine solche Exposition der negativen Mittel nicht minder nützlich und lehrreich sein, als die der positiven Mittel.

Mehr jedoch als in anderen Ländern erweckt in Frankreich die Bewegung der Bevölkerung ernste Betrachtungen.

Die natürliche Vermehrung hat in diesem Jahrhundert stetig abgenommen, und für Frankreich erwächst daraus die Gefahr, den Charakter einer politischen und wirthschaftlichen Großmacht zu verlieren. Vergrößert wird diese Gefahr noch dadurch, daß Frankreich sich anderen Völkern gegenüber abzuschließen sucht. Durch nationale Inzucht wird die Volksvermehrung sicher nicht gefördert. Nur aus der innigen Berührung und dem freien Verkehr mit anderen Völkern kann Frankreich eine Regeneration zu Theil werden. Im Interesse der gesammten Kultur, die durch das Schwinden der französischen Geistesbildung schwer geschädigt werden würde, ist es daher dringend zu wünschen, daß das System der nationalen Abschließung aufgegeben werde. L. K.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 46. Berlin, den 18. August 1900. 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Es gibt zwei Möglichkeiten sich mit unerwünschten internationalen Situationen abzufinden, in die das eigene Land gerathen ist. Handelt es sich um eine zufällige Entgleisung, deren Schaden voraussichtlich schnell wieder gut zu machen ist, so gebietet das nationale Selbstgefühl und der Patriotismus, die Augen zu schließen und das Mißgeschick nicht durch hartnäckige Kritik in seiner Bedeutung hinaufzuschrauben. Ganz anders liegen die Verhältnisse, wenn die Entgleisungen in rascher Wiederkehr aufeinanderfolgen; wenn sie nicht mehr vereinzelte Zwischenfälle sind, sondern wenn die Befürchtung gehegt werden muß, daß sie bestimmend die gesammte Richtung unserer Politik beeinflussen können; dann wird für die Presse die sachliche, nüchterne Kritik zur unumgänglichen Pflicht. Es wäre Illusion zu glauben, daß vor dem urtheilsfähigen Ausland sich alsdann noch etwas verbergen lasse; und ist es nicht mehr angezeigt dieser Illusion ein Opfer zu bringen, so ist es um so gebotener, daß die Stimme der Oeffentlichkeit in voller Deutlichkeit warnt, und die Entwicklung der Politik in einer falschen Richtung zu hemmen sucht.

Vor acht Tagen mußte man annehmen, daß, um überhaupt vorwärts zu kommen, der Oberbefehl über die verbündeten Truppen in China von den betheiligten Mächten Deutschland angetragen worden sei. Auch in diesem Falle war die Uebernahme eine Bürde, die eine Großmacht aber nicht zurückweisen kann. Heute ist es evident, daß dieser Oberbefehl von Deutschland erstrebt, fast könnte man sagen, daß wir ihn durch einen Handstreich an uns gerissen haben, und daß eine ganze Reihe von Mächten nur zögernd, nur sehr widerwillig, und unter Vorbehalten schließlich die einmal proklamirte Thatsache sanktionirt haben.

Ist ein Oberbefehl in einem Koalitionsheere stets und ständig eine gefahrbringende Last, spricht stets die Wahrscheinlichkeit dafür, daß aus solchem koalirten Vorgehen internationale Reibungen und Mißhelligkeiten sich ergeben, so muß man weiter fragen, was bedeutet ein derartiger Oberbefehl, wenn er unter Verhältnissen übernommen wird, wie sie jetzt vorhanden sind. Es gehört wirklich nicht viel politische Schulung dazu, um aus der Haltung der ausländischen Presse herauszuhören, und um aus den offiziösen Aeußerungen von jenseits der Grenze mit Deutlichkeit zu erkennen, mit welchen Gefühlen dort das Vorgehen betrachtet wird, das Deutschland die „Ehre“ des Oberbefehls für die Truppen in Petschili gebracht hat. Die Zeichen der Zurückhaltung, der Vorsicht, des Mißtrauens und in Folge dessen die Einschränkungen für die Wirksamkeit des Oberbefehlshabers sind da, und diese Auffassung anderer Mächte wird sich natürlich in entsprechende Instruktionen an die Truppenbefehlshaber umsetzen, die die einzelnen Staaten in Ostasien haben. Nicht also das herkömmliche Maß von Widerständen wird der Oberbefehlshaber in diesem Falle zu überwinden haben, sondern ein wesentlich gesteigertes Maß. Und ist ein solcher Oberbefehl stets ein Amt auf Kündigung von heute auf morgen, so ist dieser

Oberbefehl, der den Mächten gleichsam abgerungen worden ist, erst recht mit verderblichen Keimen behaftet.

Durch das deutsche Vorgehen sind augenscheinlich bei den Mächten alle Empfindungen von der Verblüffung bis zum Unbehagen, vom Mißtrauen bis zur Verstimmung geweckt worden, und diesen unbequemen Umschwung haben wir herbeigeführt, um was zu erlangen? Bei Licht besehen, um nichts, oder auch gar nichts zu bekommen, als einen Titel, der nur dann einen Werth hätte, und selbst dann einen recht zweifelhaften, wenn die Mächte weder verblüfft, noch voll Unbehagen, noch mißtrauisch, noch verstimmt wären, sondern bereitwillig zustimmend.

An dieser Auffassung kann auch durchaus die Rede nichts ändern, die der Vertreter Lord Salisbury's im Unterhause, Brodrick zu Witley gehalten hat. Sie lautet für Deutschland entgegenkommend; allein die Zustimmung Lord Salisbury's zum Oberbefehl eines deutschen Offiziers kam sehr zögernd und verklausulirt, und wenn jetzt Herr Brodrick sich freundlicher vernehmen läßt, so zeigt sich hierin nur eine Wirkung der sich mehr und mehr zuspitzenden Rivalitäten zwischen Frankreich und England im Thal des Yangtsekiang. Vor dem Widerspruch Frankreichs mußte die englische Truppenausschiffung in Shanghai bisher unterbleiben und daher dieses nachträgliche Bedürfniß der Londoner Politik, in Berlin Anlehnung zu suchen; damit ist die Thatsache der ursprünglichen Kühle zwar in den Hintergrund geschoben, aber nicht beseitigt.

Eine Macht aber sollte wenigstens schon vor acht Tagen enthusiastisch zugestimmt haben, nämlich Rußland. Und nun veröffentlicht auch der Petersburger „Regierungsbote" eine offizielle Darstellung der Kandidatur Waldersee, die an Kühle nichts zu wünschen übrig läßt; die das enge Zusammengehen des Zarenreiches mit Frankreich ganz besonders betont, obgleich Frankreich sich am wenigsten geneigt zeigte, den deutschen Oberbefehl sich gefallen zu lassen, und zum Schlusse der Auseinandersetzung erhalten wir noch eine bezeichnende Lehre. Dort heißt es:

„Rußland wird auch weiter standhaft dem menschenfreundlichen Vermächtniß folgen, welches von Anfang und zu allen Zeiten den Ruhm der russischen Armee bildete."

Das ist die Antwort auf jene Hunnenversion der Kaiserrede, die in unserer Presse verbreitet worden ist. Eine Belehrung über „Menschenfreundlichkeit" für Deutschland aus dem Osten ist eine sehr bittere Pille, allein es bleibt uns nichts übrig, als sie herunterzuschlucken.

Hat aber nach Lage der realen Verhältnisse Graf Waldersee international nicht viel mehr als einen Titel, so muß das neue Beunruhigung schaffen. Graf Waldersee hat nicht den Ruf eines Mannes, der sich mit einem Titel begnügt; es ist bekannt, daß er hochfliegende Pläne stets verfolgt hat, und wird dem Oberbefehlshaber nicht die genügende internationale Macht zum Durchsetzen seiner Absichten zur Verfügung stehen, so wird Deutschland ihm den nöthigen Rückhalt an Soldaten zu stellen haben. Damit erweitert sich unsere Verantwortung wieder.

Und wie wird Graf Waldersee diese wachsenden deutschen Machtmittel benutzen? Eins steht fest, die Linie, die in Bezug auf den Oberbefehl diplomatisch vor Kurzem gezogen worden ist, wurde nicht eingehalten. Damals konnte man zustimmen, heute nicht mehr; und was bürgt nach solchen Erfahrungen dafür, daß die Linie unserer offiziellen Chinapolitik, die gleichfalls Zustimmung finden konnte, nicht ebenso überschritten wird?

Faßt man die Eindrücke der letzten Zeit zusammen, so kann man die Vermuthung nicht zurückweisen, daß auf unsere Politik sich Einflüsse geltend machen, deren Herr zu werden, die verantwortlichen ministeriellen Stellen nicht vermocht haben. Sollte aber eine ehrgeizige Richtung vorhanden sein, die sich die chinesischen Wirren zum Schauplatz von sogenannten Großthaten ausersehen hat, so ist die öffentliche Meinung verpflichtet, gegen solche Ambitionen sehr laut und sehr vernehmlich ihre Stimme zu erheben. Das ist um so gebotener, da China recht entfernt liegt, und bei solcher Entfernung muß der Diskretion der Befehlshaber an Ort und Stelle nothgedrungen außerordentlich viel überlassen bleiben.

Trotz dem Hurrahrufen in Hannover sollte der Herr Oberbefehlshaber nicht übersehen, daß die erdrückende Masse des deutschen Volkes und zwar auch auf konservativer Seite unser Recht in Ostasien freilich vertreten zu sehen wünscht, aber es besteht nicht die geringste Neigung, den möglichst engen Kreis des Nothwendigen zu überschreiten und deutsche Landeskinder zur Einheimsung ostasiatischer Lorbeeren zu opfern.

In China selbst scheint ein vorläufiger Abschluß bevorzustehen; vielleicht ist er schon erreicht. Die verbündeten Truppen, und zwar ohne gemeinsamen Oberbefehlshaber — es geht also auch so — stehen siegreich in der Nähe von Peking, und es muß sich in den allernächsten Tagen herausstellen, ob die bedrängten Europäer und die Angehörigen der Gesandtschaften lebend befreit werden konnten.

Daß damit das Ende der Chinawirren erreicht ist, muß freilich als eine Illusion erscheinen. Diese Befreiung hat menschlich abschließende Bedeutung für ein ergreifendes Drama, jedoch politisch ist damit nur eine Etappe erreicht; und die schwierigere Aufgabe beginnt erst.

Es fragt sich, ob China jetzt bereit ist, Frieden zu schließen; ob eine zentrale Macht vorhanden ist, mit der sich überhaupt Frieden schließen läßt; die Bedingungen des Friedens und die Garantien für die Zukunft sind weitere Fragen, die zu ihrer zweckmäßigen Lösung unter allen Umständen uns noch längere Zeit in Athem halten werden, und die Diplomatie wird stets auch realer Machtmittel benöthigen; das heißt, sie muß auf Achtung gebietende Truppenmassen hinweisen können.

Die Wahrscheinlichkeit also, daß Graf Waldersee in China landet, wenn alles erledigt ist, erscheint uns leider überaus gering.

In Südafrika dauert der Kleinkrieg fort; er hält die englischen Soldaten ununterbrochen in Athem, und ein Ende dieses Zustandes, der in England kein Entzücken erregt, ist nicht abzusehen. Wenn nicht die Vergangenheit, so kann uns diese südafrikanische Gegenwart lehren, was so ein überseeischer Krieg bedeutet, der sich hinzieht und hinzieht, und der das Mutterland politisch und materiell in hohem Grade schwächt.

Auch aus dem europäischen Orient kommen beunruhigende Nachrichten. Die macedonischen Agitationskomitees in Bulgarien schrecken nicht davor zurück, den Meuchelmord gegen politische Gegner in Rumänien zu organisiren; kürzlich erst ist wieder solch ein politischer Mord in Rumänien verübt worden. Im Königthum wünscht man begreiflicherweise diesem Treiben Einhalt zu thun, und da man in Sofia nicht Willens aber nicht stark genug ist, gegen diese anarchistische Art der macedonischen Propaganda einzuschreiten, so wächst die Spannung zwischen den beiden Staaten, und man hat sich von Bukarest aus an die Pforte um Intervention gewandet, da der Sultan der Oberherrscher für Bulgarien ist. An diese Thatsache durch Rumänien erinnert zu werden, wird die Stimmung in Sofia auch nicht verbessern; so zeigt sich hier ein unangenehmer politischer Gegensatz in der Bildung begriffen.

Die Sympathien Europas werden Rumänien nicht vorenthalten bleiben, wenn das jetzige Ministerium Carp, auf dessen guten Willen man rechnen darf, vorbehaltlos mit der Politik seiner Vorgänger bricht, die im Innern rückschrittlich und im höchsten Grade antieivilisatorisch gewirkt haben.

Der König von Italien hat das Parlament mit einer Thronrede eröffnet, die gleichen Beifall wie seine Proklamation an die Nation gefunden hat. Ein kräftiger, männlicher Geist spricht auch aus diesem Schriftstück, wie der Wille, gesündere Verhältnisse durch Reformen, aber nicht durch reaktionäre Maßregeln anzubahnen.

* * *

Realpolitik.

Es sind erst wenige Wochen ins Land gegangen, da man uns mit dem offiziösesten Brustton der Ueberzeugung versicherte: Deutschland strebe durchaus nicht nach der Ehre des Oberbefehls in China; unser Auswärtiges Amt sei sich über die mit einer solchen Ehre verknüpfte Last und Verantwortlichkeit völlig klar, und wenn man sich auch keiner internationalen Verpflichtung entziehen werde, die aus der Großmachtstellung Deutschlands erwachsen könne, so bestehe doch an keiner verantwortlichen Stelle die Neigung, sich vorzudrängen. Dieser Standpunkt erschien aller Welt so vernünftig und selbstverständlich, daß bei dem ersten Auftauchen der Nachricht, dem Feldmarschall Grafen Waldersee sei der Oberbefehl über die verbündeten Truppen in China übertragen worden, die öffentliche Meinung Deutschlands als feststehend annahm: Deutschland habe auf lebhaftes Andringen der anderen in China engagirten Mächte sich bereit finden lassen, einen Oberbefehlshaber zu stellen. Auch in diesem Falle war kein Grund zum Jubiliren. Die Ehre, die in der Stellung des Oberkommandirenden lag, stand vom Standpunkt der Realpolitik — jener Bismarck'schen Realpolitik, deren Geist angeblich noch immer unter uns mächtig ist — in einem recht ungünstigen Verhältniß zu der damit verknüpften stärkeren Verstrickung in China. Gewiß gibt es Bürden, die man ohne Verletzung des internationalen Ehrenkodex nicht vermeiden kann; aber jeder muß es verstehen und billigen, wenn man sich nicht dazu drängt. Ist man jedoch durch die Umstände genöthigt, sie zu übernehmen, so kann man seine Bedingungen an die Uebernahme solcher „Ehren“ knüpfen. Drängt man sich dagegen zu solchen Ehren, so ist man den Bedingungen der Anderen unterworfen.

Kein Wunder also, daß die Uebernahme des Oberbefehls in China durch den Grafen Waldersee zunächst als ein Entgegenkommen Deutschlands gegen die lebhaften Wünsche der anderen Mächte aufgefaßt wurde. Man blieb seines Irrthums aber nicht lange froh. Nicht nur ergab es sich alsbald, daß keinerlei Aufforderung fremder Mächte, Deutschland möge den Oberbefehl übernehmen, zu konstatiren ist, sondern man stand sogar vor der schwer begreiflichen Ungeschicklichkeit, daß die Uebertragung des Oberbefehls über die verbündeten Truppen auf den Grafen Waldersee bereits als vollendete Thatsache gemeldet war, bevor auch nur die Zustimmung aller Großmächte vorlag. Diese Zustimmung ist inzwischen ertheilt worden, auch von England, den Vereinigten Staaten und Frankreich. Daß diese Zustimmung gern und bereitwillig ertheilt sei, wird man aber selbst den naivsten deutschen Zeitungslesern kaum mit Erfolg vorreden können. Nachdem die Sache einmal so weit gediehen und die deutsche Regierung so vor der ganzen Welt engagirt war, konnte man, ohne gegen Deutschland einen Akt größter Unfreundlichkeit zu begehen, den für den Oberbefehl offerirten preußischen Feldmarschall nicht ablehnen. Auch wird bei manchen unserer auswärtigen Freunde wohl die Erwägung mitgespielt haben, daß es ganz erwünscht sei, wenn sich Deutschland recht tief in China einlasse. Daher die — wenngleich ziemlich frostige — Acceptirung des vorgeschlagenen deutschen Oberbefehlshabers. Welche Tragweite diese Zustimmung haben wird, bleibt einstweilen offen. Aus einer offiziösen Note, die der deutschen Presse am letzten Montag zugestellt wurde, geht hervor, daß über die Machtbefugnisse des Oberbefehlshabers den fremden Kontingenten gegenüber keinerlei Vereinbarung getroffen ist. „Die Kompetenzen desselben ergeben sich aus dem Begriffe des militärischen Oberkommandos von selbst“: so heißt es in dieser Note mit einer entzückenden Harmlosigkeit, als ob es sich um einen deutschen General handelte, der von Straßburg nach Königsberg versetzt wird. Daß die Engländer, Franzosen, Amerikaner u. s. w. dieselbe bequeme Auffassung bethätigen werden, dürfte einigermaßen unwahrscheinlich sein, besonders wenn Graf Waldersee neben seinen militärischen Talenten demnächst auch seine politischen und diplomatischen in China entfalten wird.

Schon bevor Graf Waldersee seine Reiseausrüstung beschafft hat, ist man im Auslande bemüht, recht viel Wasser in seinen Wein zu schütten. Selbst aus Rußland wird mit deutlichem Accent hervorgehoben, daß, wenn auch der Zar sein Einverständniß ausgesprochen habe, die russische Truppenabtheilung dem Oberbefehl eines deutschen Feldmarschalls unterzuordnen, er keineswegs gesonnen ist, „von dem politischen Programm zurückzutreten, nach dessen Grundprinzipien ein vollständiges Einvernehmen mit Frankreich sowie auch mit den anderen Mächten zu Stande kam“. Frankreich andererseits hat seine „Zustimmung“ nur in der Form gegeben, daß es die Ernennung eines deutschen Generalissimus „zwar nicht direkt gutheiße, wohl aber dem Prinzip zustimme, daß der rangälteste Offizier auf dem ostasiatischen Kriegsschauplatze von allen Mächten als gemeinsamer Oberbefehlshaber anerkannt werde“. Dieses Zugeständniß macht Frankreich aber auch nur „für die Provinz Petschili und für den Fall, daß bei dem Eintreffen Waldersee's dort noch französische Truppen mitwirken“. Was England anbetrifft, so zeigte Lord Salisbury, als der deutsche Vorschlag einlief, „bedeutende Zurückhaltung“, und man beeilte sich englischerseits hervorzuheben, daß das Thal des Yangtsekiang jedenfalls der Machtsphäre des deutschen Oberfeldherrn entzogen bleiben müsse; desgleichen hat es Rußland von vorn herein als selbstverständlich betrachtet, daß Graf Waldersee in der Mandschurei nichts zu sagen haben wird. Die Regierung der Vereinigten Staaten scheint noch am meisten entgegenkommend gewesen zu sein. Aber daß McKinley so bald wie nur irgend möglich die amerikanischen Truppen aus der Provinz Petschili zurückbeordern wird, läge bei der allgemeinen Haltung der amerikanischen Politik selbst dann auf der flachen Hand, wenn nicht die Präsidentschaftswahl vor der Thür stände, die es ihm dringend wünschenswerth erscheinen lassen muß, den Kreis seiner imperialistischen Politik nicht noch weiter auszudehnen. Bei allen „zustimmenden“ Mächten besteht schließlich noch der stille Hintergedanke, daß Peking bereits in dieser Woche von den verbündeten Kontingenten erreicht, die Gesandtschaften befreit und somit Graf Waldersee, wenn er nach China kommt, militärisch nicht mehr viel zu thun finden werde.

In Wirklichkeit ist darnach für jeden, der sich nicht absichtlich blind machen will, kein ernsthafter Zweifel möglich, daß es vielleicht zu einer militärischen Kooperation der verschiedenen fremden Mächte im Norden Chinas unter dem Oberbefehl des Grafen Waldersee kommt, daß dagegen bei der ungleich wichtigeren nachfolgenden Frage, wie der niedergeworfene chinesische Gegner zu behandeln ist, die verschiedenen Mächte ihren verschiedenen nationalen Interessen entsprechend verfahren und das Band, das sie mit dem deutschen Oberbefehlshaber verknüpft, sofort lösen werden, sobald sie es für angezeigt halten, die volle Freiheit ihrer diplomatischen Bewegung wiederzugewinnen. Der deutsche Oberbefehl verbürgt deshalb in gar keiner Weise ein späteres Zusammenwirken der verschiedenen Mächte.

Worin das deutsche Interesse lag, den Oberbefehl sich nicht aufdrängen zu lassen, sondern zu suchen, ist deshalb schlechterdings nicht erkennbar. Jene Gerüchte haben daher einige innere Wahrscheinlichkeit, die wissen wollen, daß die ganze Oberbefehls-Angelegenheit sich weniger nach den Wünschen des Auswärtigen Amts als nach denen de-

Grafen Walbersee abgewickelt hätte. Daß der Herr Reichskanzler in dieser Sache nicht besonders bemüht worden ist, nimmt man allgemein an. Graf Bülow dagegen kann unmöglich die Uebertragung des Oberbefehls bei verbündeten Truppen in China an einen preußischen Feldmarschall als eine rein militärische Frage angesehen haben, bei der das Auswärtige Amt erst in zweiter Linie mitzusprechen habe. Er muß dem ganzen Plan seine Zustimmung geliehen haben; aber er wird als geschickter und erfahrener Leiter des Auswärtigen Amts gewiß nicht veranlaßt haben, daß die Mittheilung von der Ernennung des Grafen Walbersee zum Oberbefehlshaber in der Presse bereits erschien, ehe noch die Verhandlungen mit den fremden Kabinetten zum Abschluß gelangt waren. Die vorzeitige Lancirung jener Nachricht ist nur dann verständlich, wenn sie von Leuten ausgeführt wurde, die um jeden Preis eine vollendete Thatsache schaffen wollten.

Ist diese Argumentation zutreffend — und ich glaube, sie läßt sich kaum ablehnen — so hat das Hauptinstrument unserer auswärtigen Politik Nebenluft, und wir können uns nicht länger mit der Erwägung trösten, daß an der Spitze unseres Auswärtigen Amts ein erfahrener und besonnener Diplomat steht, der Deutschland schon davor bewahren werde, daß es sich in China nicht gar zu tief in die Nesseln setzt.

Was sich dem Auge des nüchternen Beobachters anläßlich der Behandlung der Oberbefehlshaberfrage gezeigt hat, macht einen beunruhigenden Eindruck. Es sieht aus, als ob das Auswärtige Amt durch militärische Einflüsse daran gehindert werde, einen maßgebenden Einfluß bei der Behandlung der chinesischen Angelegenheiten aufrecht zu erhalten. Damit aber wächst die Pflicht der öffentlichen Meinung in Deutschland, nachdrücklicher als bisher zum Ausdruck zu bringen, daß das deutsche Volk durchaus nicht gewillt ist, eine in ihren Zielen nicht klar erkennbare China-Politik leichten Herzens mitzumachen.

Schon jetzt sind die finanziellen Opfer, die bei der Expedition nach China gebracht werden mußten, keineswegs gering. Wer jemals die Kostenrechnung anderer Staaten bei derartigen überseeischen Expeditionen durchgesehen hat, der weiß, daß bei uns schon mindestens 50 Millionen Mark verausgabt sein müssen; wahrscheinlich sind es bereits zwischen 60 und 70 Millionen. Selbst wenn der Reichstag Anfangs Oktober zusammentreten sollte, wird er Indemnität für die Ausgabe von wenigstens 100 Millionen Mark zu ertheilen haben.

Inzwischen ist abermals eine neue Truppensendung von 7000 Mann nach China angekündigt, die Anfangs September abgehen soll. Die Dampfer dafür sind schon gechartert. Ob man diese weiteren Truppen nach China senden würde, wenn nicht der Oberbefehl von Deutschland übernommen wäre, ist mindestens zweifelhaft. Daß man alsbald darauf hinarbeiten wird, noch weitere Tausende nachzusenden, ist aber gerade mit Rücksicht auf den deutschen Oberbefehl nur allzu wahrscheinlich. In jeder Koalitionsarmee hat der Oberfeldherr den begreiflichen Wunsch, seine „Haustruppen" zum Kern der Armee zu machen. Sie sind ihm unbedingten Gehorsam schuldig; auf sie kann er sich durchaus verlassen.

Je weniger sicher es nun ist, daß die Koalition in China nach Erfüllung der engsten militärischen Aufgaben weiter zusammen hält, um so mehr wird der deutsche Oberfeldherr darauf bringen, daß ihm genug deutsche Truppen zur Verfügung gestellt werden, um eventuell auch ohne fremde Hilfe fertig werden zu können. Aus diesem in der Natur der Dinge liegenden Zwange heraus muß man befürchten, daß, wenn nicht stark gebremst wird, die Truppennachschübe aus Deutschland — nachdem Graf Walbersee seine Funktionen als Oberbefehlshaber angetreten haben wird — nicht aufhören werden.

Daß ein großes Reich, wie das Deutsche, jedes Opfer bringen muß, wenn vitale Interessen in Frage kommen, bestreitet Niemand. Daß Deutschland nach der Ermordung seines Gesandten und den sonstigen Greuelscenen in China gezwungen war, die deutschen Interessen unter Entfaltung einer respektabeln Kriegsmacht nachdrücklich wahrzunehmen, erkenne ich an. Aber nichtsdestoweniger bleibt es wahr, daß Deutschlands Interessen in China sekundärer Natur sind. Das darf auch bei dem Aufgebot deutscher Macht in China nicht aus den Augen verloren werden. Mit der Uebernahme des Oberbefehls und bei der Art, wie dies Ereigniß sich vollzogen hat, ist die Besorgniß gerechtfertigt, daß Deutschland über das Maß seiner realen Interessen in China hinaus engagirt wird. Der bloße dramatische Effekt darf in der Politik nicht ausschlaggebend sein. Diese Erkenntniß hielten wir bisher für ein dauerndes Vermächtniß Bismarck'scher Staatskunst.

Th. Barth.

Der Fall Dullo.

Der Herr Minister des Innern hat auf den fast einstimmig beschlossenen Antrag der Königsberger Stadtverordnetenversammlung, der Wahl des Herrn Dr. Dullo zum besoldeten Magistratsmitgliede die von dem Herrn Regierungspräsidenten versagte Bestätigung seinerseits zu ertheilen, ablehnend geantwortet.

Er theilt dem Magistrat, der sich dem Antrage der Stadtverordnetenversammlung angeschlossen hatte, in einem „geheimen" Erlasse mit, „daß die Versagung der Bestätigung, wie die Prüfung des Sachverhalts ergeben habe, gerechtfertigt wäre. Dem Magistrat überlasse er, von diesem Bescheide auch die Stadtverordnetenversammlung auf ihren gleichartigen Antrag in Kenntniß zu setzen."

Vorab eine kurze Bemerkung über die formale Seite! Die Stadtverordnetenversammlung hat das gesetzliche Recht, die Bestätigung eines von ihr gewählten Magistratsmitgliedes allein oder in Gemeinschaft mit dem Magistrat bei dem Minister des Innern zu beantragen, wenn diese Bestätigung von dem Regierungspräsidenten unter Zustimmung des Bezirksausschusses versagt ist. Die Stadtverordnetenversammlung hat den Beschluß aus eigener Initiative gefaßt, der Magistrat ist demselben beigetreten.

Aus dem Recht der Stadtverordnetenversammlung folgt logisch für den Minister die Verpflichtung, der Stadtverordnetenversammlung seine Entscheidung mitzutheilen. Eine Antwort an die Stadtverordnetenversammlung ist aber nicht erfolgt, es ist der Magistrat auch nicht beauftragt, der Stadtverordnetenversammlung die Entscheidung bekannt zu geben, es ist dem Magistrat lediglich „überlassen" worden, dies zu thun. Ohne diese Bemerkung wäre der Magistrat gar nicht einmal berechtigt gewesen, den Bescheid der Versammlung mitzutheilen, er wäre vielmehr verpflichtet gewesen, ihn „geheim" zu halten. Nun, der Magistrat hat die Versammlung in Kenntniß gesetzt, der Effekt ist also erreicht; indessen, es scheint mir, daß in der gewählten Form zum Ausdruck kommt, wie tief in der Werthschätzung des Herrn Ministers eine Stadtverordnetenversammlung steht und welche Auslegung derselbe den gesetzlichen Befugnissen dieses Selbstverwaltungskörpers zu geben geneigt ist.

Der Herr Minister hat keine gesetzliche Verpflichtung, Gründe für seine Entscheidung anzugeben. Aber selbst konservative Blätter haben es für rathsam erklärt, daß in diesem Falle die Versagungsgründe angegeben werden sollten.

Der Herr Minister hat übrigens einen Versagungsgrund angegeben; er erklärt die Versagung der Bestätigung für gerechtfertigt, weil — „die Prüfung des Sachverhaltes dies ergeben habe". Ich hoffe, es gibt in Preußen keinen Staatsbürger, der sich unterfängt, einem preußischen Beamten zuzutrauen, daß er eine Entscheidung ohne Prüfung des Sachverhaltes treffen könnte.

Die Berufung auf die Prüfung des Sachverhaltes war also nicht geboten. Sie ist aber etwas Schlimmeres als ein überflüssiger Zusatz; das Wort von dem „Sachverhalt“ bietet eine so breite Basis für die politische Satyre, wie kaum je ein Ausspruch eines Staatsmannes. Zu den obersten Eigenschaften eines Staatsmannes gehört die Fähigkeit, die Wirkung seiner Worte vorauszuberechnen. Das hat der Herr Minister des Innern dieses Mal übersehen. Er hat sich Niemandes Dank damit erworben, als den der politischen Witzblätter. Wie aber steht es nun mit dem „Sachverhalt“?

Es gibt in der Regel zwei Sachverhalte (Verzeihung wegen des Plurals!), den wirklichen und den aktenmäßigen. Der Grad der Kongruenz zwischen beiden ist äußerst verschieden. Es gilt der bekannte Satz: Quod non est in actis, non est in mundo; gelegentlich mag auch die Umkehrung richtig sein. Der aktenmäßige Sachverhalt ist in der Hauptsache in Berichten von Beamten festgelegt, welche zuweilen den Gegenstand ihres Berichtes (wie das bei den politische Versammlungen überwachenden Polizeibeamten vorgekommen ist) ihrer Vorbildung gemäß nicht richtig aufzufassen und wiederzugeben wissen.

Den aktenmäßigen Sachverhalt kennt der Herr Minister, den wirklichen Sachverhalt glaube ich zu kennen, da ich den Verurtheilten in allen denjenigen Beziehungen, welche für die Beurtheilung seiner Bestätigungsangelegenheit in Betracht kommen können, seit einem Dezennium genau kenne. Seit annähernd 10 Jahren kenne ich sein Privatleben, seit ebenso langer Zeit arbeitet Dullo in derselben Stadtverwaltung, in der ich als Beamter thätig bin, seit 6 Jahren beobachte ich seine Thätigkeit im politischen Leben, in das ich selbst ihn eingeführt habe.

Aus dem aktenmäßigen Sachverhalt kenne ich nur Weniges, aber dieses Wenige läßt mich vermuthen, daß eine starke Inkongruenz zwischen dem aktenmäßigen und dem wirklichen Sachverhalt vorhanden sein muß.

Einige kurze biographische Daten mögen hier Platz finden, soweit solche zur Darstellung des wirklichen Sachverhaltes mir erforderlich erscheinen; ich bemerke ausdrücklich, daß es sich für mich dabei nicht um die Person des Dr. Dullo handelt, sondern lediglich um eine Kritik des Verhaltens der Behörden in der Bestätigungsangelegenheit und um die Wahrung des Wesens der Selbstverwaltung, deren Zukunft arg gefährdet erscheint.

Dr. Dullo hat Jura und Nationalökonomie auf hiesiger Universität studirt. Im Januar 1891 bestand er das juristische Assessorexamen, nachdem er vorher mit einer Dissertation über den Handel Königsbergs den akademischen Doktorgrad erlangte. Er hat sich in dieser Dissertation als ausgezeichneter Kenner der Handelsverhältnisse der Ostseehäfen erwiesen, so daß er vielfach von den kaufmännischen Vereinen Königsbergs und Elbings zu Vorträgen über handelspolitische Themata aufgefordert worden ist. Seit April 1891 ist er bei der hiesigen Stadtverwaltung thätig und zwar zuerst als Hilfsarbeiter des Magistrats, seit 1893 als Direktor des neuerrichteten städtischen statistischen Amtes, dessen Organisation von ihm durchgeführt worden ist.

Schon diese kurzen Daten erweisen seine berufliche Qualifikation für das Amt eines Magistratsmitgliedes unserer Stadt. Daß Dr. Dullo in seiner 10jährigen Amtsführung nichts gesündigt, was ihn zur Ausübung des Amtes eines Stadtrathes ungeeignet erscheinen lassen könnte, folgt aus der stattlichen Majorität (51 von 83 abgegebenen Stimmen) bei seiner Wahl. Bei der engen Fühlung, die in Königsberg zwischen Stadtverordnetenversammlung und Magistrat, d. h. der vorgesetzten Dienstbehörde des Dr. Dullo, besteht, wäre seine Wahl unmöglich gewesen, wenn der Magistrat etwas Tadelnswerthes während seiner 10jährigen Amtsführung entdeckt hätte.

Politische Beweggründe, welche auf den Versuch der Errichtung eines Parteiregiments schließen lassen könnten, haben die Wahl nicht zu Stande gebracht, denn die Mitglieder der freisinnigen Parteien verfügen nach meiner Personalkenntniß über etwa $1/3$ der Stimmen in der Stadtverordnetenversammlung. Ein weiterer Theil der 102 Mitglieder, welche die Versammlung bilden, gehört der nationalliberalen und der konservativen Partei an. Ein kleiner Theil ist politisch gänzlich farblos, ein anderer allgemein liberal ohne ausgesprochene Parteistellung; ein Mitglied ist Sozialdemokrat, eins rechnet sich zum Centrum. Der Zusammensetzung der Stadtverordnetenversammlung entspricht etwa die Zusammensetzung des Magistrats.

Ueber Dullo's Privatleben nur eine kurze Bemerkung. In Ostpreußen und speziell in Königsberg fluktuirt die Bevölkerung äußerst wenig. Man kennt einander meist von Kind an und man ist sehr offen zu einander und sehr kritisch.

Wäre da ein Makel, der ihn unwürdig erscheinen ließe für das Amt, das ihm zugedacht war, er könnte in einer Versammlung von 102 Mitgliedern, meist alten Königsbergern, nicht verborgen bleiben. Dullo ist jüngst in eine der angesehensten alten Kaufmannsfamilien unserer Stadt als Schwiegersohn und Schwager aufgenommen. Genug also von dieser Seite der Sache!

Bleibt das politische Verhalten, und darin steckt offenbar der „Sachverhalt“. Dullo ist im Jahre 1894 aus seinem politischen Stillleben heraus- und vor die Oeffentlichkeit getreten. Er wurde Mitglied des Wahlvereins der freisinnigen Volkspartei und des Vereins Waldeck. Heute gehört er den Vorständen der beiden Vereine an. Da gerade die Mitgliedschaft in dem Verein Waldeck bei der Versagung der Bestätigung eine Rolle gespielt zu haben scheint, so sei bemerkt, daß der Verein Waldeck vor etwa 7 Jahren am hiesigen Orte von einer Anzahl meiner politischen Freunde und mir gegründet worden ist, um durch politische Vorträge das Interesse für politische Fragen in weiteren Kreisen wachzurufen und zu erhalten, um neue Mitglieder der Partei zuzuführen und um den Wahlverein in der Agitationsarbeit bei Wahlen zu unterstützen. Er steht streng auf dem Boden der freisinnigen Volkspartei. Fast sämmtliche Mitglieder des Wahlvereins gehören ihm an. Ein größerer Theil seiner Vorstandsmitglieder sitzt im Vorstande des Wahlvereins.

Aus Dullo's Mitgliedschaft in diesen beiden Vereinen folgt seine politische Stellung. Er steht auf dem Boden des Eisenacher Programms der freisinnigen Volkspartei, er erstrebt allerdings einen Ausbau des Programms in den Fragen der Sozialpolitik und zwar nach der Richtung der Fortsetzung und Erweiterung der begonnenen sozialpolitischen Gesetzgebung; aber das kann wohl nicht anstößig sein.

Es ist bekannt geworden, daß sowohl der Herr Minister, wie der Herr Regierungspräsident die Mitgliedschaft zur freisinnigen Volkspartei als keinen Grund erklärt haben, eine Bestätigung zu versagen. Daß nun die Mitgliedschaft sich darauf beschränken müsse, den verschlossenen Stimmzettel für den freisinnigen Kandidaten bei einer Reichstagswahl zur Wahlurne zu tragen, kann füglich nicht angenommen werden, denn das wäre doch gerade der Beweis eines Mangels an Interesse für das staatliche Leben oder eines Mangels an Muth der Ueberzeugung, der den damit behafteten Bewerber als gänzlich ungeeignet erscheinen lassen müßte, ein öffentliches Amt in einem Selbstverwaltungskörper zu bekleiden. Dullo ist nun recht oft mit politischen Vorträgen vor die Oeffentlichkeit getreten. Die Frage ist: hat Dullo in seinen politischen Ausführungen sich als ein Mann gezeigt, dem diejenige Objektivität und Unparteilichkeit mangelt, welche zur Verwaltung eines öffentlichen Amtes erforderlich sind?

Dullo's politischer Entwicklungsgang ist derselbe, wie ihn alle durchmachen müssen, die ein lebhaftes Interesse für öffentliche Vorgänge besitzen, und mit einem ausgeprägten Gerechtigkeitssinn und warmem Herzen für das soziale Elend von der Natur ausgestattet sind. Im Beginn des öffentlichen Auftretens spricht man mit dem Herzen, wie man vermeint, die Ungerechtigkeiten und die Noth im Fluge kuriren zu können. Und gerade Dullo hatte durch sein Amt mehr Gelegenheit wie Andere, das soziale Elend reichlich

kennen zu lernen. Ich weiß sehr wohl, daß Dullo ein reichliches Maß Temperament mitbekommen hat; indessen Temperament ist eine Eigenschaft, die heute im politischen Leben hoch in der Bewerthung steht.

Das Gewicht der Thatsachen drückt das Uebermoß an Temperament früh genug herab. Man wird sachlicher in seinen Ausführungen, zumal, wenn man Gelegenheit gehabt hat, Kritik an dem demagogischen Auftreten andrer Parteien üben zu müssen. Wenn der Regierung wirklich zuverlässige Berichte über die politischen Vorträge Dullo's vorgelegen haben, kann es ihr nicht entgangen sein, daß die politische Kinderkrankheit von ihm überwunden ist.

Ich habe die Entwicklung Dullo's aufmerksam verfolgt, mir ist aber keine Aeußerung in der Erinnerung, in der Dullo über das Maß von Freiheit hinausgegangen wäre, welches die Regierung bisher für mittelbare Staatsbeamte als zulässig anerkannt hat.

Indeß, ich bin wohl in dieser Beziehung kein klassischer Zeuge für die Königliche Staatsregierung. Drum führe ich als Zeugin die Aufsichtsbehörde selbst an. Sie hat in seinen Ausführungen nichts Strafbares entdeckt, denn Dullo konnte bis jetzt, trotzdem er ja mittelbarer Staatsbeamter ist, disziplinariter nie zur Rechenschaft gezogen werden.

Es ist verschiedentliche Male der Versuch hierzu gemacht worden, das ist richtig; Dullo hat aber stets nachweisen können, daß die inkriminirten Aeußerungen von dem die Versammlung überwachenden Polizeibeamten mißverstanden und infolge dessen unrichtig wiedergegeben waren, sodaß das Verfahren stets eingestellt oder gar nicht eröffnet worden ist.

Ich selbst kann übrigens aus eigener Erfahrung feststellen, daß Aeußerungen von mir in den Berichten des Polizeibeamten so wiedergegeben waren, daß der Sinn sich ins Gegentheil umgekehrt hatte. Es liegt mir fern, den Polizeibeamten hieraus einen Vorwurf zu machen; die politische Berichterstattung erfordert einen recht hohen Bildungsgrad, wenn sie den Sinn einer Rede richtig wiedergeben will, es kann nicht verlangt werden, daß die Polizeibehörde Leute eines solchen Bildungsgrades für die politische Berichterstattung stets zur Verfügung hat, wohl aber kann verlangt werden, daß die Berichte, sobald auf sie Entscheidungen allerwichtigster Art basirt werden, in die Rechnung nur mit entsprechenden Sicherheitscoefficienten eingestellt werden. Ist das nicht geschehen, hat die Regierung aus den Berichten, d. h. dem „aktenmäßigen Sachverhalt", allein sich die Ueberzeugung verschafft, daß Dullo in seinem politischen Verhalten nicht das Maß halten kann, welches der Takt einem Beamten vorschreibt, so ist die Vermuthung nicht von der Hand zu weisen, daß die Schuld weniger an Dullo, als an dem berichtenden Polizeibeamten liegt, der die belastenden Ausführungen mißverstanden und entsprechend unrichtig wiedergegeben hat.

Diese Vermuthung findet eine weitere Bestätigung in der Mittheilung, die der Herr Regierungspräsident Dullo gemacht hat, daß nach einem aktenmäßigen Berichte von ihm eine „Verbrüderung mit der Sozialdemokratie" angestrebt sei. Dullo erbat die Vorlegung des Berichts, um das Material zur Widerlegung beibringen zu können. Sie wurde ihm zugesagt für den Fall, daß bei der Entscheidung über die Bestätigung hierauf Bezug genommen werden sollte. Der Bericht ist ihm nicht vorgelegt und hieraus folgt wohl, daß er für den Herrn Regierungspräsidenten bei der Entscheidung nicht maßgebend gewesen ist. Aber auch nicht für den Herrn Minister? Kann das Urtheil des Herrn Ministers nicht auch dadurch beeinflußt worden sein? Wäre es da nicht richtiger gewesen, Dullo Gelegenheit zur Richtigstellung zu geben?!

Wenig nur erfährt ein Beamter aus seinen Personalakten, das Meiste bleibt ihm verborgen, er hat keine Gelegenheit zur Rechtfertigung. Es schlummert in den Akten, bis es nach Jahren, ihm unbekannt, zum Leben erweckt wird als „Sachverhalt". Ein Beamter, der von seinem politischen Recht Gebrauch macht, ist solchem Sachverhalt gegenüber wehrlos. Er packt ihn an der Kehle, er erdrosselt ihn, denn das Beweismaterial, das ihn rechtfertigen könnte, ist nach dem Verlauf der Jahre vielleicht nicht mehr vorhanden, vielleicht seinem Gedächtniß entschwunden.

Ein letztes Beweisstück für die Inkongruenz zwischen dem wirklichen Sachverhalt und dem aktenmäßigen. Es ist Dullo von dem Vertreter des Herrn Regierungspräsidenten anheim gegeben, aus dem Verein Waldeck auszuscheiden; später ist ihm zwar gesagt, der Austritt wäre keine Bedingung für die Bestätigung. Abgesehen davon, daß Dullo durch solchen Austritt sich unfehlbar der Achtung, des Ansehens und des Vertrauens seiner Mitbürger, die ihn gewählt, unwürdig gezeigt hätte, ist doch die Frage aufzuwerfen: wie mag der „Sachverhalt" des Vereins Waldeck in den Akten der Regierung ausschauen, wenn man ein solches Ansinnen an einen politisch reifen Mann stellt?

Formell ist der Minister ohne Frage befugt gewesen, die Bestätigung ohne jedes weitere Verfahren lediglich auf Grund des aktenmäßigen Sachverhaltes zu versagen. Materiell nicht! Es darf nicht übersehen werden, daß die ganze Stadtverordnetenversammlung, mit Ausnahme von 5 Stimmen, Männer der allerverschiedensten politischen Parteirichtungen, beschlossen hatten, die Bestätigung bei dem Herrn Minister zu beantragen, welche der Regierungspräsident allerdings mit Zustimmung des Bezirksausschusses versagt hatte. Es darf nicht übersehen werden, daß der Magistrat, d. i. die theils von der Krone, theils von der Regierung bestätigte Behörde, diesem Beschlusse sich angeschlossen hatte. Der Sinn der Selbstverwaltung verlangte, daß diesen Thatsachen ein genügendes Gewicht beigemessen wurde, um den aktenmäßigen Sachverhalt auf seine Uebereinstimmung mit dem wirklichen Sachverhalt durch Vernehmung der Personen, welche in der Lage sind, Auskunft zu geben, eingehend zu prüfen und, wenn dann trotzdem die Versagung der Bestätigung ausgesprochen werden mußte, den städtischen Körperschaften die Versagungsgründe eingehend mitzutheilen. Niemand hätte sich einer Vernehmung entzogen. Meines Wissens ist nach dieser Richtung nichts geschehen; nichts, als daß man bei dem Schriftführer des Vereins Waldeck und bei dem Verleger des Korrespondenzblattes dieses Vereins noch einigen Nummern besagten Korrespondenzblattes gefragt hat.

Es wäre nicht nur politisch richtig und dem Sinn der Selbstverwaltung entsprechend, es wäre auch politisch klug gewesen, durch weitgehendste Untersuchung und durch ausführliche Begründung des Beschlusses eine Beunruhigung nicht nur der Bürgerschaft Königsbergs, sondern aller politisch denkenden liberalen Männer in Preußen zu vermeiden.

Es liegt den Liberalen Königsbergs wahrlich nichts daran, einen Konflikt mit der Regierung zu haben, der lediglich der Staatsautorität schaden kann, es liegt ihnen einzig und allein daran, den Sinn und die Zukunft der Selbstverwaltung nicht zerstört zu sehen, sondern den Geist derselben rein und lebendig zu erhalten.

Es liegt ihnen daran, festzustellen, daß mit dem Prinzip der Selbstverwaltung die Lehre von dem beschränkten Unterthanenverstande unvereinbar ist.

Die Entscheidung ist zu Gunsten der Letzteren gefallen, Sache des Landtages wird es sein, das Erstere in seine Rechte wieder einzusetzen.

Königsberg i. Pr., den 12. August 1900.

Ferdinand Krieger.

Vestigia terrent.

Kaiser Napoleon III. stand auf dem Gipfelpunkt seines Ansehens. Der Krimkrieg war siegreich beendet; der italienische Feldzug desgleichen; unmittelbar darauf entwickelte sich aus kleinen Anfängen ein für Frankreich folgenschweres Unternehmen.

Am 17. Juli 1861 hatte der mexikanische Kongreß beschlossen, die Zahlungen an das Ausland für zwei Jahre einzustellen; der Präsident Benito Juarez bestätigte den Beschluß und stürzte damit Mexiko in sehr ernste Verwicklungen.

In Mexiko hatten schon bisher die Wirren einander abgelöst; die Finanzen befanden sich in ärgster Zerrüttung; die beschlossene Zahlungseinstellung war der letzte Ausdruck dieser Zustände; die Begleichung der Forderungen von Ausländern, die freilich zum Theil auch das Land arg ausgeplündert hatten, war nicht zu erlangen, und Drangsalirung, Beraubung, selbst Ermordung von Ausländern, ohne daß ein wirksames Einschreiten der Behörden sich hätte herbeiführen lassen, waren häufige Vorkommnisse.

Von dem finanziellen Zusammenbruch Mexikos wurde vor Allem England in Mitleidenschaft gezogen; dann auch Spanien, in weit geringerem Grade Frankreich. Frankreich hatte eine nicht beglichene, aber anerkannte Forderung von 750 000 Franken, eine Kleinigkeit; es schwebten überdies französische Reklamationen bis zur Höhe von 15—20 Millionen Franken, und es wurden schließlich diese Forderungen in einer etwas dunkeln und sehr summarischen Weise bis auf 135 Millionen Franken hinauf getrieben. Dazu kamen Beschwerden wegen Ermordung und Beraubung französischer Unterthanen.

Alle drei Mächte hatten, freilich im Grade verschieden, doch zweifellos ohne Ausnahme Grund zu ernstesten Beschwerden gegen Mexiko. Sie verbanden sich am 31. Oktober 1861, um ihre Reklamationen gemeinsam durchzusetzen und um die Befriedigung der Geldforderungen ihrer Angehörigen zu erzwingen.

Mit eindrucksvoller Deutlichkeit gibt die weitere Entwickelung Aufschluß über das Wesen dieser Koalition und aller Koalitionen fast ohne Ausnahme.

Der Artikel 2 der Koalition vom 31. Oktober 1861 ist der entscheidende; er lautet:

Die hohen kontrahirenden Parteien machen sich verbindlich . . . in keiner Weise einen Gebietserwerb oder irgend einen besonderen Vortheil zu suchen und auf die inneren Angelegenheiten Mexikos keinen solchen Einfluß auszuüben, der das Recht der mexikanischen Nation beeinträchtigte, die Form ihrer Regierung frei zu wählen und zu konstituiren.

Nach Außen herrschte scheinbar die vollste Einmüthigkeit; das Vorgehen erschien legitim, und die Begrenzung der Aufgabe auf ein klar bezeichnetes Ziel war von Abenteuerlichkeit zunächst weit entfernt.

Nur die Küstenplätze sollten besetzt werden, und es erfolgte daher vorläufig auch keine formelle Kriegserklärung. Es war eine durch militärische Machtmittel unterstützte Pression; ein Zwitterwesen, das bei umsichtiger Behandlung sich zur Größe eines veritablen Krieges nicht auszuwachsen brauchte; aber das, sobald die militärische oder politische Abenteuerlust siegte, sich zu einem Krieg entwickeln konnte. Alles kam daher auf die letzten Absichten der kontrahirenden Regierungen an.

Wie diese Absichten im Vertrage formulirt waren, befanden sich die Mächte in vollster Harmonie. Allein erklärlicherweise betrachtete jede einzelne Macht den Vertrag unter ganz verschiedenen Gesichtspunkten. England hatte sich einigermaßen zögernd und widerwillig zu dem Vertrage überreden lassen, und man legte in London das größte Gewicht auf eine scharfe Abgrenzung des Zweckes. Um zu zeigen, wie unverfänglich der Zweck war, verlangte man in London, daß auch die Vereinigten Staaten zum Beitritt aufgefordert würden. Dies geschah, aber man lehnte in Washington ab. Frankreich und Spanien hingegen drängten auf die Expedition; doch sie gleichfalls aus ganz entgegengesetzten Gründen.

Die Einigkeit begann natürlich sogleich mit Mißhelligkeiten und mit Argwohn. Spanien hatte es außerordentlich eilig und landete allein seine voraneilenden Truppen. Es kam darüber zu Auseinandersetzungen, aber man begrub das Mißtrauen noch ein Mal, und man besetzte ohne Kampf die Küstenplätze. Die Spanier hatten etwa 6000 Mann; die Franzosen waren zunächst etwa gleich stark; die Engländer weit schwächer an Landungstruppen, aber sehr stark an Schiffen.

Schon am 23. September 1861 hatte der französische Gesandte vor dem Earl Russel darauf hingewiesen, daß es auch nöthig sein werde, „einen Plan zur politischen Reorganisation Mexikos zu entwerfen"; als aber Russel energisch protestirte und betonte, daß es sich nur um „die Sicherstellung der eigenen Unterthanen und die Einhaltung der eingegangenen Verbindlichkeiten" handeln dürfe, kam man von französischer Seite auf diese Frage nicht zurück, und ebenso wehrte sich Spanien gegen den Verdacht, eine monarchische Restauration versuchen zu wollen.

Freilich die spanische Proklamation an die Mexikaner war wiederum so gefaßt, daß man von London erneut an die Aufgaben der Koalirten erinnern mußte. Dann wurde im Januar 1862 nach London gemeldet, daß es die französischen Offiziere in Mexiko ganz offen aussprächen, es sei der Zweck der Expedition, den österreichischen Erzherzog Max auf den Thron des Landes zu bringen. In Paris leugnete man, diese Absicht selbst zu hegen; nur eine mexikanische Partei verfolge dies Ziel. Jetzt wurde man wiederum in Madrid stutzig, wo man für Mexiko eigene Pläne hegte. Frankreich drängte weiter vorwärts; es ließ in London die Nothwendigkeit von Truppennachschüben und des Vordringens in das Innere erörtern. In England lehnte man Truppennachschübe ab und war bedenklich, wie man auch in Madrid um so bedenklicher wurde, je deutlicher sich herausstellte, daß Frankreich seinen eigenen Kandidaten für Mexiko hatte, während man dort die Restauration augenscheinlich auf spanische Rechnung betreiben wollte. Spanien hatte an der Expedition daher das Interesse verloren, denn es konnte nicht hoffen, gegen Frankreich seinen Plan durchzusetzen; England wollte sich aber aus der ursprünglich bezeichneten Linie nicht hinausmanövriren lassen und erstrebte einen möglichst schnellen Abschluß, während Frankreich nach Mitteln suchte, eine Verständigung mit Mexiko zu erschweren, und daher seine Geldforderungen auf eine Höhe trieb, die Spanien und England zu unterstützen Anstand nahmen.

Die Folgen traten unmittelbar ein; am 19. Februar 1862 verhandelte man mit Juarez in Soledad. Man kam zu einem Uebereinkommen; aber da dieses Uebereinkommen in Paris nicht ratifizirt wurde, und da Frankreich direkt auf die Einsetzung einer mexikanischen Regierung von seinen Gnaden hinarbeitete, so war die Tripelallianz thatsächlich aufgelöst. Spanien und England gingen im April zurück, und Frankreich stand Mexiko allein gegenüber. Die neue Lage beantwortete Juarez damit, daß er seine Landsleute zum Kriege gegen Frankreich aufrief; jetzt erst war der Krieg da und nicht gegen drei Mächte, sondern nur gegen Frankreich. —

Die Allianz mußte so überaus kurzlebig sein, weil sie künstlich zusammengebracht, der inneren Uebereinstimmung entbehrte. Solche Erfahrungen werden sich stets wiederholen.

In Paris, wo man in der Oeffentlichkeit natürlich schlecht unterrichtet war, aber wo bereits einige Beklemmung herrschte, kam am 13. März die mexikanische Frage im gesetzgebenden Körper zur Verhandlung. Jubinal, ein Anhänger der Regierung, sagte:

„Wenn, wie ich hoffe, wir keine andere Absicht haben, als die, unsere Landsleute zu beschützen und ihre Interessen zu decken, so billige ich vollständig die Expedition."

Und auch Jules Favre von der Opposition stimmte ihm zu:

„Ich bin für die Expedition, wenn sie nothwendig ist, wenn sie durch hinreichende Beschwerden gerechtfertigt, wenn nicht hinter einem scheinbaren Ziele ein anderes versteckt ist.“

Ein Parlament kann in Fragen der auswärtigen Politik nicht anders handeln; diese Fragen sind ganz besonders und in erster Reihe Vertrauensfragen. Und alles kommt darauf an, daß das Vertrauen zur Regierung *nicht erschüttert* ist. Dies muß ein Leitsatz für die Regierungen *bleiben*, wie es immer die Richtschnur der Parlamente sein wird.

Herr Billault, Minister ohne Portefeuille, antwortete mit der üblichen patriotischen Entrüstung auf die Vorbehalte des Parlaments:

„Während unsere Truppen auf Mexiko marschiren und im Momente des Kampfes vielleicht, sucht man darzustellen, als seien sie nur Werkzeuge eines Geldinteresses und der Krieg gegen Mexiko sei ohne gesetzlichen Grund. Ich weiß nicht, ob eine solche Diskussion gut und opportun, patriotisch ist. . . . Die wahren Motive der Expedition sind . . . ein wirksamer Schutz von Person und Eigenthum unserer Landsleute.“ . . . Andererseits die „Verpflichtung bei der Expedition weder Erwerb von Landgebiet, noch besondere Vortheile zu suchen, und keinen Einfluß auszuüben, der die mexikanische Nation hindern könnte, die Form ihrer Regierung frei zu bestimmen.“

Die Diskussion im Parlamente hatte die Napoleonische Politik neu gestärkt, wie es nicht anders sein kann, wenn eine Regierung zunächst durch maßvolles Auftreten eine nationale Frage nur erst langsam in Gang bringen will, um erst später, wenn es ein Zurück nicht mehr gibt, „hinter einem scheinbaren Ziel ein anderes“ deutlich zu zeigen.

Am 3. Juli 1862 schrieb Napoleon an den General Forey einen offenen Brief, der das Ziel bereits ganz anders steckte. Der Schutz von Personen und Eigenthum tritt ganz zurück, und es wird als die Aufgabe bezeichnet, von Mexiko die Vereinigten Staaten fernzuhalten, und in Mexiko „unter dem Beistande Frankreichs“ eine feste Regierung zu bilden, „um der lateinischen Rasse, jenseits des Ozeans, ihre Kraft und ihren Glanz wiederzugeben.“

Ein ausgezeichneter Beobachter der mexikanischen Verhältnisse, der damalige Premierlieutenant und Adjutant des Prinzen Adalbert von Preußen, Freiherr von Richthofen, war der Ansicht, daß in zehn Jahren mit 50 bis 60 000 Mann fremder Truppen sich Mexiko von außen reorganisiren lassen*) würde, und Mexiko zählte 7 Millionen Einwohner, überwiegend Eingeborene und Mischlinge, die „aller Energie bar sind.“ Welche beängstigenden Perspektiven können sich dann für China eröffnen.

Natürlich erhöhte Frankreich seine Truppenzahl; aus den 6000 im Anfang wurden 30 000 Mann. Nach einigen Schlappen war man überall siegreich; Maximilian wurde zum Kaiser proklamirt, und Juarez und seine Anhänger bis in die entlegensten Winkel des Landes zurückgedrängt. Allein den Frieden konnte man nicht in dem weitläufigen Lande erzwingen; immer wieder tauchten Banden auf, und hatte Napoleon die Vereinigten Staaten herausgefordert, indem er gegen die Angelsachsen die „lateinische Rasse“ ausspielte, so kam auch aus den Vereinigten Staaten den Juaristen Unterstützung; freilich nicht in erheblichem Umfang, denn der Sezessionskrieg machte Nordamerika aktionsunfähig.

Die Siege der französischen Truppen in Mexiko unter Bazaine nahm man zwar in Paris mit Begeisterung auf, aber die lange Dauer des Krieges empfand man peinlich und immer peinlicher. Der Guerillakrieg führte natürlich auch zur Verwilderung, und Bazaine erließ — freilich nur vertraulich — ein Rundschreiben an die Offiziere, in dem es heißt:

„Ich fordere Sie auf, die Truppen unter ihren Befehlen wissen zu lassen, daß ich nicht erlaube, Gefangene zu machen. Das ist ein Krieg auf Leben und Tod, ein Krieg bis zum Aeußersten zwischen Barbarei und der Civilisation

Beiderseits heißt es, tödten oder sich tödten lassen.“

Wie wenig ändert sich die Welt; auch hier: Schlagt im Namen der Civilisation jeden Gegner todt.

Die patriotische Phrase mußte in Frankreich über die sargenbereitende Länge des Krieges hinweghelfen. Ich citire nur einen einzigen der Lobredner des Feldzuges, den Prinzen Henry de Valori.*)

„Die mexikanische Expedition füllt eine der glorreichsten und nützlichsten Seiten unserer Geschichte: die Ereignisse, die sich überstürzen, beweisen es; die kommenden Jahrhunderte werden es bestätigen. Das Leben der Völker zählt zudem nicht nach Jahren. Was macht's, daß wir zehn, zwanzig Jahre finanzielle Lasten zu tragen haben, wenn auf Jahrhunderte der Reichthum Frankreichs sich mehrt, sein Handel blüht, sein Einfluß wächst.“

Andere urtheilten nicht so enthusiastisch, wie dieser katholisch-imperialistische Kavalier, der zugleich für die Tuilerien und für die römisch-katholische Kirche arbeitete.

Selbst die Lobredner oder die schweigsamen Beobachter der Napoleonischen Politik wurden schließlich unruhig; in der „Revue des Deux Mondes“ schrieb E. Forcade:

„Wie lange will man in dieser „étourderie gigantesque“, die schon zu lange fortgesetzt wird, beharren? Wie viele Jahre hindurch glaubt man noch damit fortfahren zu können, daß der Staatsschatz jährlich 50 Millionen hergibt und das andere Hundert Millionen dem französischen Kapital entnommen werden?“

Tausende französischer Soldaten waren in den Kämpfen und an Krankheiten zu Grunde gegangen und auf mehr als 600 Millionen Franken Ausgaben war man langsam angekommen.

Die Veränderung der allgemeinen Weltlage mußte hinzukommen, um Napoleon zu einem Abgehen von seiner bisherigen Politik zu veranlassen.

Im Jahre 1865 war der Sezessionskrieg beendigt; die Nordstaaten hatten gesiegt, und sie hatten nun freie Hand, um die Monroe-Doktrin zur Geltung zu bringen, und um sich mit dem Plane Napoleons auseinanderzusetzen, die lateinische Race jenseits des Ozeans wieder zur Geltung zu bringen. Das Jahr 1864 mit dem dänischen Kriege war überdies vorüber, und das Jahr 1866 mit der preußisch-österreichischen Befehdung nahte drohend. Die heraufziehenden europäischen Verwicklungen gaben dem Andrängen der Vereinigten Staaten den gebührenden Nachdruck.

Napoleon mußte jetzt seine gesammte Mexikanische Politik bedingungslos preisgeben; zu Beginn 1866 war er so weit; er versprach in Washington seine Truppen zurückzuziehen.

Am 12. Februar 1866 übergab Mr. Seward, der die auswärtige Politik der Vereinigten Staaten leitete, dem französischen Gesandten eine Note, in der es heißt:

„Ich füge hinzu, daß Frankreich, nach der Ansicht des Präsidenten, die versprochene Abberufung seiner Truppen aus Mexiko keinen Augenblick verzögern darf.“

Nicht einmal französische Offiziere durften dem Kaiser Maximilian überlassen werden. Am 16. August 1866 erklärt Seward:

„Der Präsident erachtet es für nothwendig, den Kaiser der Franzosen wissen zu lassen, daß die Ernennung der bezeichneten Offiziere des französischen Offizierskorps zu administrativen Funktionen durch den Prinzen Maximilian dazu geeignet ist, den guten Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Frankreich einen Stoß zu versetzen.“

Und wiederum mußte Frankreich nachgeben.

Kaiser Maximilian wurde am 19. Juni 1867 erschossen; Juarez war Sieger; die Napoleonische Politik war nach dem Opfer von Millionen und Millionen, von Tausenden von Menschen und vor Allem nach einer starken Erschütterung ihres Prestiges zusammengebrochen, obgleich die französischen Truppen sich überall in Mexiko siegreich behauptet hatten.

*) Die mexikanischen Kriege. Beleuchtet von G. Freiherr von Richthofen. Berlin 1862. T. Wolff.

*) L'Expedition de Mexique réhabilitée par le Prince H. de Valori. Paris 1864. E. Dentu.

Der Graf E. de Kératry, der den Feldzug als Ordonnanzoffizier von Bazaine mitgemacht hatte und der nun als Schriftsteller auftrat, um die Ehre der Armee zu retten, — keineswegs ein wilder Oppositionsmann — faßte das Ergebniß in die Worte zusammen:

„In diesem großen Schiffbruch ging alles zu Grunde, die Regeneration der lateinischen Rasse, wie die Monarchie, die Interessen unserer Nationalen, welche den Vorwand zum Kriege abgegeben hatten, wie die beiden französischen Anleihen, welche dazu gedient, dieses verhängnißvolle Resultat herbeizuführen."

Den Vortheil der napoleonischen Politik hatte vor Allem England und dann die Vereinigten Staaten; ihre Beziehungen, insbesondere auch ihre handelspolitischen Beziehungen, zu Mexiko wurden um so ausgezeichneter, je mehr die Beziehungen zu Frankreich sich verschlechterten......

Gewiß, die Geschichte wiederholt sich nicht; aber eine Lehrmeisterin für die Zukunft ist sie gleichwohl, und was lehrt die mexikanische Expedition Napoleons?

Zunächst die Bedeutungslosigkeit von Koalitionen, die nothdürftig zusammengekittet, durchaus nicht verhindern, daß die widerstreitenden Interessen in allerkürzester Zeit die Vereinigung wieder sprengen.

Der einzelne Staat wird daher für sich mit äußerster Sorgfalt zu prüfen haben, ob das Engagement, das er eingeht, in einem Verhältniß steht zu den realen Interessen, die er zu vertreten hat. Die im Leben der Völker aber immer wiederkehrenden Phantasmagorien eines Prince de Balori — diese vagen Bilder von Reichthum, nationaler Ehre, von verschwimmenden Pflichten für die monarchische Staatsform oder eines Napoleon von dem Beruf der Rassen, — sind halsbrecherisch gefährlich.

Verfolgt nun ein Staat über den Bereich seiner Interessen hinaus Ziele, die oft um so verlockender erscheinen, je größer und unbestimmter sie sind, so gibt es nur noch zwei Möglichkeiten. Unter großen Opfern gelangt man zu einem Abschluß, und in diesem Falle ist das äußere Prestige des Landes zwar nicht erschüttert; aber seine innere Kraft, die für Zwecke verausgabt wurde, welche keine Stärkung, sondern eine Schwächung dem Vaterlande bringen, ist doch vermindert.

Selbst wenn es Napoleon gelungen wäre, seinen Willen in Mexiko durchzusetzen, so hätte dieser Sieg für Frankreich eine Schwächung bedeutet; denn neben den Opfern, die gebracht waren, hätten immer neue Opfer gebracht werden müssen, um das künstlich errichtete Gebäude aufrechtzuerhalten. Mexiko mußte unter allen Umständen Frankreich in der Verfolgung seiner realen, nahe liegenden Aufgaben hindern. Der Zusammenbruch brachte dann zur voraufgegangenen Schwächung die Minderung des Ansehens, das Wachsen der inneren Unzufriedenheit in Frankreich, und so war unsere Aufgabe im Jahre 1870 erleichtert.

Und endlich. Obgleich Frankreich zu jener Zeit nach die erste Landmacht und nach England die erste Seemacht der Welt war, wurde es durch eine Spannung der europäischen kontinentalen Verhältnisse gleichwohl in Mexiko schnell widerstandsunfähig gemacht und mußte, trotzdem England sich ruhig verhielt, flüchtend und immer weiter zurückflüchtend dem Druck der Vereinigten Staaten bis zur diplomatischen Erniedrigung nachgeben.

P. Nathan.

Aus unserem Citatenschatz.

Der Weise.

„Der wahrhaft Weise ist zurückhaltend mit drei Dingen: mit der Zunge, mit den Händen und mit den Augen. Laß Deinem Munde kein Wort entschlüpfen, das Du nicht zuvor in Deinem Herzen überlegt hast."

(Aus „Tausend und eine Nacht" Lehren des weisen Heykar für seinen Neffen Nadan).

Italienische Staatsmänner über Italien.

Nicht oft hat ein Verbrechen einen so allgemeinen Aufschrei des Abscheues in der ganzen Welt hervorgerufen wie das von Monza; selten ist ein König so allgemein beweint worden, wie Humbert I. Die in dem ersten Ausbruch unsagbaren Schmerzes den Lippen der Königin Margherita entfahrenen Worte: „Er hat Jedem Gutes, Keinem Unrecht gethan!" brachten unbewußt die Meinung des ganzen Landes zum Ausdruck.

Im Gegensatz zu den ersten Jahren der Regierung Königs Humbert, die in vollkommenster Ruhe verliefen, waren die letzten nicht nur durch den kläglichen Zusammenbruch unserer Kolonialbestrebungen, sondern auch durch die bedenklichsten inneren Erschütterungen gekennzeichnet. Auf die Erhebung der Arbeiter in den sizilianischen Schwefelgruben folgte diejenige ihrer Leidensgenossen in den Marmorgruben Carraras. Im Mai 1898 donnerten Kanonen in der üppigen lombardischen Hauptstadt — Milano la Grassa heißt sie allgemein im Volksmunde — Blut floß wieder; von Neuem wurde über halb Italien der Belagerungszustand verhängt; Hunderte wanderten auf den lakonischen Spruch der Kriegsgerichte auf Jahrzehnte in die Gefängnisse und Zuchthäuser des unglückseligen Landes, dem, wie der Dichter Filicaja meint, seine eigene Schönheit immer zum Verhängniß wird. Die letzte große Freude des edelgesinnten aber weichen Königs war bei der letzten Jahreswende, die er erlebt hat, die Amnestie der von den Militärgerichten Verurtheilten, ein Gnadenakt, der, ihm so grausam vergolten wurde. Um das Uebel an der Wurzel zu treffen, wären einschneidende Mittel von Nöthen gewesen.

Der Abgeordnete Maggiorino Ferraris, der die von ihm meisterhaft geleitete „Nuova Antologia" wieder zu einem wichtigen Faktor des öffentlichen Lebens gemacht hat, wie sie es, seitdem der letzte Großherzog von Toskana sie wegen ihrer freundlichen Gesinnung gegen die Emigranten zeitweise unterdrückt hatte, nicht mehr war, hat eine Untersuchung über die Ursachen der Revolten angestellt, deren Ergebnisse heute von geradezu packender Aktualität sind.

„Zweierlei sind die Ursachen der Revolten gewesen — führt Maggiorino Ferraris selbst aus, der unter Crispi Minister war — die Vertheuerung des Weizens in einem ungünstigen Jahre, in welchem die Ernte äußerst knapp ausgefallen war und alle öffentlichen Arbeiten stockten, sowie die Armuth, der Aberglaube, die Umtriebe der Umsturzparteien. Der Aufruhr in Mittel- resp Unteritalien war ökonomischen Ursprungs, rein revolutionär dagegen in Mailand. Die Verantwortung trifft alle, insbesondere aber die ‚obersten Gewalten im Staat'." — Ferraris weist dann nach, daß die Regierung für die ökonomischen Tumulte verantwortlich ist, weil sie trotz aller Anregungen von parlamentarischer Seite volle zehn Monate mit der Aufhebung der beinahe prohibitiven Zölle auf Getreide zögerte; er fährt dann fort: „Die Schwierigkeiten des Augenblickes sind überwunden, aber zwei unvergleichlich größere Gefahren, die Reaktion heute, die gewohnheitsmäßige Sorglosigkeit morgen, sind näher gerückt. Die Erfahrung lehrt uns, daß, nachdem die Gefahr glücklich überstanden ist, alles bei uns wieder in die frühere Schlaffheit zurückfällt, daß die frühere Schwäche wieder die Oberhand gewinnt; das Gehenlassen wird zur höchsten Regierungsweisheit, Willkür tritt an die Stelle der Freiheit, die Verfassung gewährt wieder denjenigen Schutz, die das Beil an die Wurzel des Staates legen."

„Daß der Unzufriedenheit Gelegenheit gewährt wurde sich so vorzüglich zu organisiren, ist das gefährlichste Symptom der jetzigen Stunde. Der Gegensatz zwischen den Umsturzparteien und der Staatsgewalt nimmt einen immer gefährlicheren Charakter an. Erfolgt die Bezwingung der Umsturzparteien durch brutale Gewalt, statt durch moralische Siege, dann sind für die Heimath sehr traurige Tage mit Bestimmtheit zu gewärtigen."

Noch offener schreibt der Senator Pasquale Villari, der zuletzt unter Rudini Minister war. Als Historiker genießt er über die Grenzen der Heimath hinaus einen Ruf, der seine wiederholte ministerielle Laufbahn ganz in den Hintergrund gedrängt hat.

Seine Meinung über die Ursachen der verhängnißvollen Revolten, die bereits das Lebensende des Königs Humbert verdunkelt haben, faßt er in die folgenden Schlußsätze zusammen: „Wer ganz Italien von einem Ende zum anderen durchreist, lernt grundverschiedene Gegenden, Leute, Zustände kennen, und vernimmt über Alles und Alle die entgegengesetztesten Urtheile. Es gibt jedoch einen Punkt, über welchen nur ein Urtheil, nur eine Meinung herrscht, — die unverhehlte Mißbilligung der Regierung. Diese unumumstößliche Wahrnehmung ist von der größten Tragweite. Vor der Einigung Italiens brach man auch über die österreichische, bourbonische, päpstliche Regierung den Stab, doch waren die Anhänger Oesterreichs, des Papstthums, der Bourbonen diesen dankbar und vertheidigten sie nach Kräften; die jetzige Regierung wird aber selbst von denjenigen verurtheilt, die an ihrer Einsetzung mitgewirkt, die zu ihr gehören und von ihr Nutzen haben."

Der verstorbene Minister Ruggero Bonghi, der zu den intimsten des Quirinal gehörte, gelangt in seinen unlängst veröffentlichten Lebensaufzeichnungen zu dem Schluß, daß das italienische Regierungssystem schlimmer als die schlimmsten Minister ist.

Die Wahlrede des mehrmaligen Ministerpräsidenten Rudini klang im Jahre 1895 in einem unumwundenen Geständniß aus: „Italien ist so mißtrauisch geworden, daß es auf unsere freie Staatsform viel weniger zu geben scheint als in früheren Zeiten. Einerseits kommen ihm die durch sie erzielten Ergebnisse als zu knapp vor; anderseits scheint es zu befürchten, daß sie dem Staat den Untergang vorbereiten könnte."

Die gegen sie erhobenen Beschuldigungen der Verhetzung, versucht die äußerste Linke an der Hand statistischer Daten zu entkräftigen. Leider hat sie, besonders in Bezug auf das Finanzsystem, das die Unterlage des ganzen Staatsgebäudes ist, nur zu leichtes Spiel.

Die Einnahmen Italiens belaufen sich auf 1600 Millionen Lire. Hiervon werden rund 800 zur Bezahlung der Zinsen der Staatsanleihen verbraucht; Marine und Heer verschlingen zusammen ungefähr 400 Millionen; für alle übrigen Zweige der Verwaltung bleiben nur 400 Millionen übrig, nicht zweimal so viel wie Frankreich für den öffentlichen Unterricht allein im Jahre 1900 ausgibt. In England, dem reichsten Lande der Welt, kommen auf den Kopf der Bevölkerung 6430 Lire des Nationalvermögens, in Italien hingegen nur 1760 Lire; aber in England bezahlt im Durchschnitt jeder Einwohner nur $^1/_{77}$ der auf ihn fallenden Quote des Nationalvermögens als Steuer, in Italien dagegen $^1/_{32}$!

Jede Angabe, jede Beschwerde, sei es nur wegen eines unrichtig bestellten Briefes oder einer verstümmelten Depesche, muß bei den italienischen Behörden auf einem Stempelbogen zu 60 Centesimi eingereicht werden. Mit den verschiedensten Begründungen werden allgemein Zuschlagscentesimi erhoben. So der Zuschlag auf Eisenbahnbillets, der ursprünglich nur auf ein paar Monate zu Gunsten der Pensionskasse der Eisenbahnangestellten eingeführt wurde, und der dann zu einer festen Einrichtung im Lande geworden ist. Das unfreundliche Auftreten der Zollbeamten bei den unzähligen Schlagbäumen erregt Unwillen und verleidet das Reisen in dem schönsten Lande Europas. Staat und Gemeinde feilschen und schachern um die Wette, arbeiten jedoch sammt und sonders mit einer unheilbaren Unterbilanz. In dem Staats-Jahresetat 1899-1900 beläuft sich das Staatsdefizit offiziell auf 1 114 605 Lire, wird aber in Wirklichkeit viel beträchtlicher sein.

Staatsmonopole für Salz und Tabak und indirekt auch das Lottospiel, sowie die indirekten Steuern lasten in Italien mit grausiger Härte auf den mit Glücksgütern am schlechtesten bedachten Volksschichten. Das Lottospiel bringt dem Staat jährlich ungefähr 30 Millionen, das Salzmonopol zwischen 55—60 Millionen ein. Es verkauft der Staat ein Kilo Salz, daß ihm nur 2 Centesimi kostet, für 40 Centesimi; auf einem Centner (es sind immer Doppelcentner gemeint) Petroleum, der 17 Lire kostet, liegt ein Zoll von 40 Lire; auf einem Centner raffinirten Zucker (Anschaffungspreis 37 Lire) ein solcher von 99 Lire und bei einem Centner Kaffee, der 220 Lire kostet, ein Zoll von 150 Lire! Die Zölle vertheuern die auswärtigen Waaren bis auf 160 Proz. des Werthes; der Oktroi die inneren bis auf 25 Proz. Bei dem landsüblichen Lohn von 2 Lire 40 Centesimi täglich, bezahlt jeder Arbeiter durchschnittlich nur für den Oktroi 180 Lire jährlich oder 50 Centesimi täglich.

Die trostlosen Schlüsse, die aus solchen unumstößlichen Thatsachen, auch von einwandsfreien Männern, wie dem Deputirten Canevaro in seinem vielbesprochenen Werk „Das gegenwärtige Italien", und von Professor Frederico Flora von der Genueser Universität, in seiner Abhandlung, „Das italienische Steuersystem", gezogen werden, übergehe ich hier lieber mit Schweigen.

Italien rechnet zu den Nationalgeißeln nicht nur die Malaria, die jährlich über 100 000 Menschen hinwegrafft, es theilt auch mit Rußland das traurige Privilegium, eingangs des zwanzigsten Jahrhunderts noch Aussätzige in größerer Anzahl aufzuweisen. Der italienische Aussatz ist nichts anderes als die Pellagra. Er ist die Folge mangelhafter Nahrung, besonders des Mangels an Salz in der Polenta — harter Maismehlbrei —, auf welche fast ein Zwanzigstel der gesammten Bevölkerung Italiens ausschließlich angewiesen ist. Alle Pellagrakranke gehen einem frühzeitigen qualvollen Tode entgegen. Nach Dr. Pieraccini belief sich in dem Jahrzehnt von 1889—1897 die Gesammtzahl der Pellagraaussätzigen auf mehr als 100 000. In 28 italienischen Irrenhäusern befanden sich im Jahre 1897 10 556 Pellagrairre.

Der Senator Saracco, der trotz seines hohen Alters — 80 Jahre — den traurigen Vorzug gehabt hat, bei der Ermordung des Königs Humbert Ministerpräsident zu sein, veröffentlichte — Nuova Antologia — nach den Deputirtenwahlen von 1897 einen beachtenswerthen Aufsatz: „Sind wir arm, oder nicht?" — „Das in einer einzigen Familie vereinigte Italien — lesen wir darin — hat in jedem Zweige des öffentlichen Lebens Wunder gethan, aber auch an zu viele Dinge, ohne die nothwendige Vorbereitung, Hand angelegt. Der Werth des ganzen Gebäudes läßt sich nicht ausschließlich nach der sich stolz erhebenden Façade beurtheilen. Von solchen Façaden, die äußerlich viel versprechen, thatsächlich jedoch nur unsere Schwäche verrathen, besitzen wir leider mehr als gut. Wir können Gott dankbar sein, daß aus den letzten Wahlen eine Kammer hervorgegangen ist — die Wahlen waren zugestandener Weise von dem verstorbenen radikalen Abgeordneten Cavallotti der Krone aufgenöthigt und hatten zu einer bedenklichen Zunahme der Sozialisten geführt, — die im Großen und Ganzen treu zum Königsthum hält. Wer bürgt aber dafür, daß bei den nächsten Wahlen, sollten die Mahnungen der Wählerschaft unerhört bleiben, die Wähler sich nicht in die Arme der Umsturzparteien werfen? Gelingt es uns Angesichts des Charakters, den die Wahlen selbst in einigen der königstreuesten Landestheile angenommen haben, nicht zu verhindern, daß die unheilvollen Keime, die in einem der mala suada famis preisgegebenen Gebiet so reichlich zerstreut wurden, aufgehen, dann sind die allergrößten Gefahren für die Zukunft zu gewärtigen."

Der Abgeordnete Sonnino, dem jeden Augenblick das zweifelhafte Glück zu Theil werden kann, Saracco von dem dornenvollen Posten eines Ministerpräsidenten abzulösen, ergänzt in seinem Aufsatz „Kehren wir zu der Verfassung zurück" die Ausführungen jenes mit einer Klarheit, die nichts zu wünschen übrig läßt. — „Es könnte dem Parlamentarismus ebenso kläglich ergehen, wie es dem Absolutismus erging, als er sich nothdürftig noch aufrecht erhielt, von der öffentlichen Meinung Europas jedoch allgemein verurtheilt wurde. Es könnte ihm plötzlich das Grab gegraben

werden, ohne daß eine Stimme, oder eine Hand, sich zu seiner Vertheidigung erhebt, ohne daß eine Thräne ihm nachgeweint würde. Während der Parlamentarismus immer mehr an Ansehen einbüßt, organisiren und befestigen sich Sozialismus und Klerikalismus, die beide mit gleicher Begierde jede Freiheit im Keim ersticken möchten; darin besteht für Italien die größte Gefahr; der Tag ist nicht mehr fern, an welchem wir zwischen einem radikalen und einem klerikalen Italien zu wählen haben werden! Die Uebergriffe der Kammer haben unbeanstandet die Befugnisse von Krone und Staat in nie dagewesener Weise eingeschränkt. Ob wir dem König seine verfassungsmäßige Ernennung der Minister, Bestallung aller Staatsämter — wieder einräumen oder nicht, davon hängt das Heil des Vaterlandes ab."

Die Frage, ob es heilsam sei, diese Zustände offen klar zu legen, entscheidet Saracco mit folgenden Worten in seiner oben angeführten Abhandlung: „Wenn ich sehe, daß Leute, die von der ökonomischen Inferiorität Italiens im Vergleich zu den Mächten, mit denen es Schritt halten soll, nicht minder überzeugt sind als ich, sobald Jemand es wagt der allgemeinen Ueberzeugung Ausdruck zu verleihen, sich den Anschein tiefster Entrüstung geben, dann fühle ich mich von jeder Rücksicht befreit und werde es nie bereuen, der Wahrheit und dem Vaterland einen Dienst erwiesen zu haben."

Glücklicherweise ertönt von allen Seiten nur eine Stimme des Lobes über das Verhalten des Heeres selbst in den besorgnißerregendsten Momenten. Und die rückhaltlose Theilnahme des Klerus an der Nationaltrauer könnte möglicherweise den Weg zu einem versöhnlichen Verhältniß zwischen Quirinal und Vatikan anbahnen. Die Klerikalen fangen an einzusehen, daß durch ihre systematische Enthaltung von den Wahlen sie den Radikalen, bei denen sie doch nichts zu hoffen haben, den Sieg viel zu leicht machen. Die Blindheit und Sorglosigkeit, welche es Bresci so leicht machten, sein Opfer zu erreichen, könnte der Ausgangspunkt zu langersehnten Reformen bei der Polizei, Justizpflege, im Finanzwesen &c. werden. Eine Milderung der Gegensätze in der Eigenart, der Kultur, der Wohlhabenheit der verschiedenen Landestheile kann unmöglich das Werk einiger Jahrzehnte sorgenvollen Friedens sein. Dazu gehören, wie die Entstehung aller großen staatlichen Gefüge zeigt, Generationen einsichtsvoller Regierungen. Den Parlamentarismus Englands übertrumpfen zu wollen, hieße für Italien Selbstmord. Schon Dante, in dessen Commedia der Pulsschlag des italienischen Volkes so deutlich zu vernehmen ist, rügt den Mangel an Unterordnungsgeist als den Hauptfehler seiner Landsleute. In einem gellenden Hohnaufschreien schilt er Italien ein scheu gewordenes Pferd, das trotz Sporenstiche und Peitschenhiebe seinen Reiter immer von Neuem abwirft.

Das schöne Land der allgemeinen Sehnsucht bedarf eines ebenso freiheitsechten Königs wie König Humbert, aber auch eines von der Seelengröße, die „aus jeder Schlacht als Sieger hervorgeht" — coll' animo che vince ogni battaglia — wie Dante sich ausdrückt.

Ob Italien ein solcher in Vittoria Emanuele III. erstanden ist, davon hängt ab, ob es vom Planeten zum Satelliten herabsinkt oder nicht.

Es schlägt die Stunde des Schicksals, — wer hört nicht den Flügelschlag?

Ernesto Gagliardi.

Aus Flandern und Brabant.

II.

Man besucht von Ostende aus bequem einige Hauptorte der altflandrischen Herrlichkeit, die sonst weit abliegen von den heutigen Mittelpunkten des pulsirenden Lebens in Belgien. Die Straßenbahn, von Ostende nach der französischen Grenze führend, bietet dazu eine gemüthliche Gelegenheit. Sie befördert etwas langsam; um so gründlicher kann man sich dabei alles ansehen: die weite fruchtbare Ebene und die winzigen Wohnungen der Menschen, die manchmal in ihrem blendend weißen Anstrich wie Kinderspielzeug aussehen. Man kann dabei die Hausinschriften lesen und gemächlich vlämisch studiren.

Die Bahn geht zwei Stunden lang ununterbrochen hinter den Dünen hin. Das ist sehr eigenartig. Man sitzt da immer wie vor einem Theatervorhang. Man erwartet jeden Augenblick, daß der Vorhang sich auseinanderthue und das leuchtende Schauspiel des weiten Meeres erscheine. Es geschieht zwar nie, aber die Phantasie bleibt dafür umsomehr in Spannung.

Dann kommt Furne.

Das ist so still, wie ausgestorben. Aber gern wird Jedermann hier Halt machen, wo die feinen Renaissance-Loggien und die altflandrischen Tapeten und Kamine des Stadthauses das Auge entzücken, wo die Kirche von St. Walpurg, obwohl nur im Chor ausgebaut, mit den stolzesten Kathedralen der Welt wetteifert, wo der Speisesaal im Hôtel de la Noble Rose dem vornehmen Namen des Hauses vollkommen entspricht und in seinem wahrhaft künstlerischen Geschmack umso mehr überrascht, je weniger man an dem fast bäuerisch gewordenen Platz so etwas erwartet hat.

Von Furne nach Ypern braucht das „Zügle", wie wir in Schwaben sagen, noch einmal zwei Stunden. Man sieht jetzt, da es südlich ins Land hineingeht, keine Dünen mehr, sondern nur noch Ebene und Ebene.

Ypern entschädigt reichlich für die lange Fahrt. Seine Kathedrale ist nicht nur von überraschender Gesamtwirkung, sie ist auch überaus reich an entzückenden Einzelheiten der gothischen Kunst.

Nichts hat sich an den gothischen Kathedralen so selten erhalten als die ursprünglichen Thüren, während doch sogar die zerbrechlichen Fenster oft genug bis ins dreizehnte Jahrhundert und weiter zurück gehen. Die Kirche zu Ypern hat aber noch ihre alten Thüren. Sie sind reiche spätgothische Schnitzwerke und als solche kostbare Denkmäler einer Zeit, die alles, das Kleinste und das Größte, reich und schön gestalten mußte. Und das waren wahrhaftig keine Zeiten der Ruhe und des Friedens.

Die Tuchhallen von Ypern sind weltberühmt. Sie sind eine der großen Schöpfungen, die der gothische Styl zu weltlichen Zwecken geschaffen hat. Sie erinnern an Venedig. Bei ihrem Anblick glaubt man gern, daß man in dem heute so unbedeutenden Nest, im dreizehnten Jahrhundert, einmal über 200 000 Einwohner gezählt hat.

Und das Gefühl einer eigenthümlichen Ehrfurcht überkommt einen in dem kleinen Ort vor dem großen Werk. Man versucht, sich diese fleißigen Bürger vorzustellen, diese braven Tuchmacher, als Einzelne so schlicht und einfach, in ihrer Gesammtheit so reich, so stolz, so mächtig, diese Zunftmeister, die, möchte man sagen, es rechtzeitig begriffen haben, daß ihre lebendige dermalige Herrlichkeit vergehen müsse wie ihr Fleisch und Blut, und die ihr deshalb, wie die Pharaonen des alten Egypten, ein Denkmal setzen wollten aus Stein, ein ungeheures, für ewige Zeiten.

Die Statuen der Hauptfassade aber, die vierzehn Grafen von Flandern, sind neue Werke. Die alten sind von Geusen, Sanskulotten und anderen Idealisten zerstört worden. Auch am Genter Stadthaus haben die Jakobiner die wun-

derbaren Bildwerke verstümmelt, hunderte an Zahl. Sie waren eben nicht weniger Bilderstürmer, als der fromme Kaiser Leo der Isaurier im achten und die frommen Reformatoren im sechzehnten Jahrhundert.

Denn Ideen wirken wie die Natur nicht nur schöpferisch, sondern auch zerstörend. Das Wort tödtet nicht nur oft den Geist, noch öfter tödtet der Geist das Werk. Ceci tuera cela, drückt es Victor Hugo aus in seiner Notre-Dame de Paris.

Den gothischen Tuchhallen zu Ypern steht das Stadthaus im Renaissancestil würdig zur Seite, und es ist ein Beweis dafür, daß die älteste und feinste Renaissance die Gothik noch achtete und sich mit ihr in Harmonie zu bringen suchte. Diese Bemerkung drängt sich Einem auch bei der Betrachtung anderer Werke auf, z. B. bei dem Archivgebäude zu Brügge, oder am Kölner Rathhaus, oder am Hôtel de Clugny zu Paris. Und nicht zum wenigsten in Venedig. Erst, als die Renaissance selber bereits vergröbert, als sie bereits barock geworden war, stellte sie sich überall tollpatschig mitten in die Gothik hinein und that, als ob diese nicht da wäre, wie in so vielen Kathedralen Frankreichs und der spanisch-katholisch gewordenen Provinzen von Flandern und Brabant.

* * *

Zu Ypern und noch mehr zu Furne ist man nahe an der französischen Grenze. Und es ist gar nicht uninteressant, etwa nach Dünkirchen hinüberzufahren. Man ist auch noch an diesem Ort in Flandern. Wer das nicht aus der Geschichte und Geographie weiß, braucht nur die Stationsnamen unterwegs und die Firmenschilder in den Straßen der Stadt zu lesen. Oder er braucht nur auf dem Markt seine Ohren aufzumachen. Das Volk vom Lande spricht in dieser französischen Stadt nicht französisch, sondern vlämisch.

Das Volk als solches ist eben immer ein Stück Natur, das gerade diese besondere Sprache redet, wie eine Pflanze gerade diese besondere Art Blüthe trägt. Und so hat sogar in Frankreich, so hat sogar dieser eindringlichen und einschmeichlerischen französischen Sprache gegenüber, das Volk als solches sein angeborenes vlämisches Idiom bis heute treu bewahrt; das gebildete Bürgerthum des belgischen Flandern aber hat sich ein künstliches Französisch angelernt.

* * *

Noch bequemer als die genannten Orte erreicht man von Ostende aus die beiden berühmtesten Städte des alten Flandern: Brügge und Gent.

Brügge ist das flandrische Nürnberg.

Aber so wahr der Vergleich ist, so falsche Vorstellungen kann er leicht erwecken. Man könnte nun meinen, Brügge sehe aus wie Nürnberg. Wer mit dieser Voraussetzung nach Brügge kommt, aber überhaupt mit der Vorstellung alter süddeutscher Städtebilder, ob er sie nun zu Ulm oder zu Frankfurt, zu Rothenburg oder Heilbronn gewonnen hat, der wird im ersten Augenblick sehr enttäuscht sein. Die Stadt wird seinem Auge gar nicht mittelalterlich vorkommen. Sie ist eben nicht aus Holz gebaut, sondern aus Backsteinen, aus nichts als aus Backsteinen. Die Häuser sehen deshalb ganz anders aus, als alte süddeutsche Häuser mit ihrem Fachwerk, mit ihren schwindelig hohen vorgeneigten Holzgiebeln, mit ihren vorstehenden Dächern. Die Einstöckigkeit und die gestaffelten Steingiebel geben diesen Häusern einen Charakter, der auf einen Süddeutschen befremdend wirkt. Sie verleihen dieser Stadt, bei dem gänzlichen Fehlen des Holzes und den hellen Farben in roth und gelb, fast etwas Italienisches. Die vielen malerischen Wirthshausschilder der alten süddeutschen Städte fehlen natürlich auch. Die Straßenbilder sind also ganz andere, als in unseren Städten daheim.

Nicht nur für das Ohr, auch für das Auge spricht diese Stadt eine nicht sofort verständliche Sprache.

Am interessantesten sind natürlich die Straßen, die den zahlreichen Kanälen entlang ziehen. Sie sind überall von Grün belebt, sie bieten jeden Augenblick überraschende Perspektiven, und die unzähligen hochbuckeligen Steinbrücken, aus denen Gras und Blumen und manchmal sogar Sträucher und Bäume hervorwachsen, wirken eigenthümlich malerisch. In den schwarzen Wassern der Tiefe spiegeln sich selten Menschen. Wenn Nixen auf ihrem Grunde wohnen, nur selten wird ein menschlicher Laut sie stören. Gibt es wirklich solche Märchenwesen in den dunkeln Tiefen? Sie scheinen manchmal weiße Hände herauszustrecken. Oder sind das nur weiße Wasserlilien, die auf der schwarzen Fluth schwimmen, auf den stehengebliebenen todten Wassern des todten Brügge, de la Bruges morte, wie sein moderner Dichter Georges Rodenbach es nennt, der nun auch todt ist.

— — — — — — — — — — — —

Eine erfreuliche Erscheinung fiel mir in Brügge und Gent auf. In allen Straßen begegnet man vormittags einer Menge von Milchkarren, die mit Hunden oder kleinen schwarzen Eseln bespannt sind. Diese Köter und kümmerlichen Langohre ziehen eine überraschende Pracht hinter sich her. Die Milchkannen sind hier keine plumpen, formlosen Gefäße aus schmutzig-grauem Eisenblech mit häßlichen Buckeln und Dallen; sie haben großartige alte Formen und leuchten im hellen Goldglanz des edlen Kupfers. Auch in vielfach anderer Gestalt blinkt einem das schöne Metall überall aus den Häusern entgegen und zeigt uns, wie hier ein anspruchsvoller Geschmack, aus großer, reicher Zeit erwachsen, sich auch in ungünstigen Jahrhunderten nicht wieder ganz verloren hat — ebenso wie sich zum Theil auch die großen Privatvermögen aus der Vergangenheit in der Gegenwart herein erhalten haben.

* * *

Den bedeutendsten und erbaulichsten Eindruck machen Gent und Brügge als Wiegenstätte der altflandrischen Kunst. Ihr Reichthum, ihre Machtstellung, ihr historischer Ruhm, das alles ist hin; wir können höchstens davon lesen oder hören. Aber wie hier die ersten und wundersamsten Blüthen der frommen germanischen Kunst aufgeblüht sind, diese weltüberraschenden Offenbarungen von Farbenpracht und Farbenzartheit, wovor sogar das sonnenlichte farbige Italien in Bewunderung ausbrach: das können wir noch sehen mit eigenen Augen und können unsere heilige Freude daran haben; denn das sind ewige unverwelkliche Blüthen.

Im Memling-Museum des Johanniterhospitals zu Brügge beobachtete ich einen Künstler (oder auch nur ästhetischen Menschen); ich beobachtete ihn stundenlang vor diesen wenigen, aber einzigen Werken, vor den lieblichen Mädchengesichtern des Ursulaschreins, vor der unvergleichlich holdseligen Madonna mit dem Apfel, vor der naiven Einfachheit und Unübertrefflichkeit des Newenhofen'schen Bildnisses, vor der Anbetung der Könige, vor der mystischen Vermählung der heiligen Katharina. So deutlich wie diesem habe ich selten einem Menschen angesehen, daß er ein großes Glück erlebte.

Und dann kamen andere Leute, ein Herr und eine Dame, die vor dem Ursulaschrein lachen und schlechte Witze machen konnten. Ich beobachtete meinen Mann, ich sah ihm an, daß er Mühe hatte, sich zurückzuhalten, um nicht die Rolle Jesu zu spielen in dem Heiligthume zu Jerusalem. Warum nur auch in aller Welt läuft in den berühmten Galerien so viel Gesindel herum, das nichts sieht, gar nichts, und keine Ahnung davon hat, daß ein Kunstwerk ein Genuß sein kann, ein einfach sinnlicher Genuß. Ich glaube, sie nennen das Bildung.

Neben Memling's Anmuth und Zartheit und lieblich freudiger Farbigkeit wirken die Brüder von Eyck fast derb naturalistisch. Aber sie hatten vielleicht, wie die drei Obergestalten des Genter Altars zu beweisen scheinen, mehr als Memling ein dunkles Gefühl von großer Form, von monumentaler Auffassung, — die übrigens auch Memling einmal überraschend kund thut. Das Bild ist heute in

Antwerpen zu sehen. Es ist eine lange Tafel mit dem Weltheiland in der Mitte und singenden und musizirenden Engeln auf beiden Seiten, ein Werk von reiner großer Schönheit, vielleicht Memling's großartigste Schöpfung. Die Stadt Antwerpen, die das Bild erst vor Kurzem aus dem Dunkel irgend eines spanischen Klosters zurückerwarb, ist mit dieser Erwerbung (auch pekuniär) glücklicher gewesen als Berlin mit seinen Flügeln des Genter Altarbildes.

Einmal that ich der guten Stadt Brügge Unrecht. Auf dem Burgplatz, wo das Archivgebäude in edelster Renaissance (mit decenten Vergoldungen) und das spätgothische figurenreiche und formenüppige Rathhaus, mit der Kapelle zum heiligen Blut, ein bezauberndes architektonisches Ganzes bilden, auf diesem ausgezeichneten Platz, inmitten eines mehrfachen Kranzes von Linden, stieß ich auf eine unansehnliche weiße Statue, einen Gypsabguß, mit einem Loch im hohlen Knie und mehreren anderen Verwundungen: es fehlte nur der Hund, der die Löcher und Wunden beleckte, und das Bild des pestbeuligen heiligen Rochus wäre vollständig gewesen. Zu meinem Erstaunen, und ich muß schon sagen, zu meiner Entrüstung, las ich auf dem Sockel Jan van Eyck. Wahrlich, ich dachte wenig schmeichelhaft von den Bürgern des heutigen Brügge. Wie kann man aber auch ein solches Jammerbild öffentlich aufstellen, und noch dazu auf einem so wunderbaren Platz.

Dennoch waren meine Gedanken ungerecht. Ich begegnete noch an demselben Nachmittag zwei anderen Standbildern des großen Künstlers. Da gibt es ein riesiges Erzbild von Pirkert, das an Würdigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Es ist eher allzu opulent ausgefallen. Der Meister steht fast paschamäßig auf seinem hohen Sockel. Der marmorene Memling desselben Bildhauers auf dem alten Woensdaymarkt ist mir lieber. Ich weiß wenig öffentliche Standbilder der modernen Zeit, die ich diesem Memling gleichstellen würde. Es ist ein Werk von zartester Charakteristik.

Aber vielleicht habe ich über den van Eyck zu viel gesagt. Die beiden Bilder bringen doch wohl den künstlerischen Gegensatz der zwei Meister glücklich zum Ausdruck.

Bei den Stadthäusern zu Brügge und Gent denkt man unwillkürlich an die anderer Städte, die zum Theil noch schöner sind und reicher an Figuren, wie das zu Brüssel, oder das zu Oudenarde, oder das zu Löwen. Man überdenkt voll staunender Bewunderung den ungeheuren Reichthum an entzückenden plastischen Kunstwerken, die alle von den Façaden dieser Stadthäuser beherbergt werden, eine ganze wimmelnde Menschheit aus Stein, im Einzelnen oft kaum zu sehen und zu unterscheiden. Wie herrlich müßte es sein, wenn man zu Brüssel ein Museum errichtete, ähnlich dem Trokadero zu Paris, wo die besten dieser unzähligen Einzelwerke, die dann immer noch nach Tausenden zählten, in getönten Gypsabdrücken ausgestellt würden. Es müßte eine überraschende Versammlung werden von graziösen Gestalten und charakteristischen Köpfen.

Gent und Brügge haben beide noch heute den erstaunlichen Umfang wie zur Zeit ihrer Blüthe. Aber das Leben, das in ihnen pulsirt, ist verarmt. Sie liegen still, schlafähnlich. Nur die hohen Belfriede (die in keiner flandrischen Stadt fehlen) lassen ihre Glockenspiele noch eben so laut und lustig ertönen, wie in der alten Zeit.

Diese lustige Musik steht in merkwürdigem Kontrast zu dem schweigsamen und ruhigen Wesen der Bewohner. Im Grund ist aber der Sinn dieser Musik auch gar nicht lustig. Hinter dem frivolen Geklingel steckt eigentlich ein furchtbarer Ernst. Die Flüchtigkeit unseres Lebens wird uns hier von Stunde zu Stunde, ja meistens von Viertelstunde zu Viertelstunde, mit einer Eindringlichkeit in die Ohren gerufen, die nichts zu wünschen übrig läßt. Ich begreife, daß es Leute gibt, denen diese Musik nicht nach dem Geschmack ist.

* * *

Die Kathedralen der flandrischen Städte (und auch viele gewöhnliche Kirchen aus der gothischen Zeit) haben alle im Innern große und schöne Verhältnisse. Ein an deutsche Gothik gewöhntes Auge wird überrascht durch die breite Spannung der Gewölbe, durch die weiten lichten Räume im Allgemeinen. Etwas ernüchternd wirkt die gelblich graue Tünche, womit, die Kathedralen von Lüttich und Brügge ausgenommen, alle gleichmäßig bedeckt sind. Und das ist nicht etwa das Ergebniß einer neueren farbenfeindlichen Zeit, das war, scheint es, immer so; diese grauen Kircheninnern fallen schon in den Bildern von Memling und Roger von der Weyden auf, deren reiche und leuchtende Farbigkeit sie auffallend und oft störend durchbrechen.

Diese gothischen Kathedralen haben alle, ohne Ausnahmen, ein merkwürdiges jesuitisches — sagen wir — Tüpfelchen aufs „I" bekommen: die Kanzel. Die Jesuiten, die ein protestantisches Prinzip, nämlich die Wichtigkeit der Predigt, zu dem ihrigen gemacht haben, haben ihrer Herrschaft über Belgien in jeder bedeutenden Kirche ein eigenartiges Denkmal gesetzt: eine Kanzel. Man findet sie ausnahmslos an allen Orten, diese Jesuitenkanzeln, diese üppigen Holzskulpturen, diese Rokoko-Kunststücke, oft geschmacklos, immer aber überraschend kühn und reich, und manchmal von phantastischer Schönheit. Wohl die schönste von allen ist in Antwerpen zu sehen.

Diese Jesuitenkanzeln erinnern mich daran, daß ich noch von der zweiten großen flandrischen Kunstblüthe zu sprechen hätte. Ich kann nur keinen rechten Uebergang finden zu dieser so anders gearteten Kunst, die nicht aus heimischem Boden erwachsen, und die nur in sehr beschränktem Sinn von heimischem Geiste beseelt ist. Und ich würde befürchten, so gradeswegs von den van Eyck und Memling herkommend, dem herrlichen Rubens nicht ganz gerecht zu werden, dem großen Meister der spanischen Periode in der niederländischen Geschichte, dem Manne, der ein großes Genie, ein großer Künstler und ein noch größerer Virtuos war, ein Schnellmaler und ein Allesmaler, ein Gewaltskerl, dessen berühmteste Kirchenbilder sich ausnehmen wie prunkvolle Theatervorstellungen oder ebenso prunkende Theaterdekorationen, und der mit seinem überwältigenden Genie Palast und Kirche auf zwei Jahrhunderte hinaus ausschließlich beherrschen konnte. . . .

Tempora mutantur et ars mutatur in illis.

Benno Rüttenauer.

Allerhand über den Reim.*)

Gerade in den letzten Jahren hat man der Geschichte und der ästhetischen Bedeutung des Reimes erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet: Gerber**) in seinem gedankentiefen Buche „Die Sprache als Kunst", Kurt Bruchmann***) in seiner geistvollen „Poetik" haben eine Fülle feinsinniger Beobachtungen zur Geschichte des Reimes beigebracht, und Ehrenberg†) hat in seiner Schrift „zur Theorie des Reimes" den noch viel zu wenig bekannten Antheil Herder's an dem Verständniß der Geschichte des Reimes gebührend beleuchtet. Alle Versuche, die Erfindung des Reimes einem einzelnen Volke zuzuweisen, sind gescheitert; bei Chinesen, Arabern, Aegyptern, in der Bibel — überall gibt es gelegentlich Reime, aber all das gibt zusammen keine Geschichte des Reimes; am überraschendsten ist es aber für uns, daß die Griechen, die doch über eine fast unübersehbare Fülle raffinirter Rhythmen und melodischen Wohlklangs in ihrer Sprache verfügten, den Reim nur ganz

*) Vergleiche auch den Artikel von Wolfgang Kirchbach in Nr. 29. Jahrgang XV der „Nation".
**) Berlin, R. Gärtner (Heyfelder) 1885.
***) Berlin, W. Hertz 1898.
†) Zürich, E. Speidel 1897.

sporadisch und niemals als bewußtes Formprinzip angewendet, ja sogar, wenn man genau zusieht, ihn absichtlich gemieden haben. Das setzt ein von unserem Geschmacke bedeutsam verschiedenes Gefühl voraus; unser Gehör ist an den Reim als den Träger der poetischen Stimmung in dem Maße gewohnt, daß es uns gradezu eine gewisse Ueberwindung kostet, auf den Reim in einem Gedichte zu *verzichten*; *man* hat für diesen Unterschied modernen und *antiken* Empfindens die abenteuerlichsten Gründe konstruirt: ein phantastischer Aesthetiker verallgemeinerte diese Thatsache gradezu zu dem Dogma, die antike Poesie sei Gesichtspoesie, die moderne Gehörpoesie, der Reim verlange eine romantische Gefühlsweise, wie sie der plastischen Anschauung der Griechen fremd sei; der Südländer sei mehr für das Licht, der Nordländer für den Ton, daher auch für den Reim empfänglich u. s. w. u. s. w. Wie widersinnig diese Behauptung ist, ergibt sich sonnenklar für jeden, der da weiß, wie die griechische Poesie grade in der innigsten Verschmelzung mit Musik ihren Höhepunkt erreicht hat; in Wirklichkeit fehlt ihr eben nichts als der Reim . . .

Lassen wir alle Theorie und alle Hypothesen beiseite, so ergibt sich Eines: daß der Reim für das innerste Wesen des Dichtens von ungeheurer Bedeutung ist und nicht etwa nur als ein Aeußerliches, als ein Vehikel des Klanges betrachtet werden kann. Ein Dichter, der im Banne des Reimes schafft, dichtet unvergleichlich anders als derjenige, der auf den Reim verzichtet oder ihn garnicht kennt. Ohne daß er sich dessen bewußt wird, wirkt das vorschwebende Bild des Reimes der nächsten Zeile bestimmend und maßgebend auf den Gang und die Entwicklung des Gedankens. Ueber dieses Verhältniß von Gedanke und Reim, über die Abhängigkeit, in welche der Dichter bewußt oder unbewußt im Verhältniß zu dem Sprachmaterial geräth, haben unsere großen Geister oft und oft tiefsinnige Betrachtungen angestellt. Goethe hat zuerst bemerkt, daß die Sprache selbst in sich so viel Gleichklang birgt, daß sie selbst zum Reimen gewissermaßen zwingt und daß sie also an und für sich durch die Fülle von Assonanzen auch den Gedanken den Weg vorschreibt. Goethe sieht grade in der Fähigkeit eines Dichters, ihm aufgegebene Reime durch Gedanken zu verbinden, etwas ganz besondres; er theilte also durchaus nicht die Meinung derjenigen, die den Reim für etwas Aeußerliches erklärten: „Die kühnste Metapher“ sagt er, „verzeihen wir wegen eines unerwarteten Reimes . . . .“ Und wer kennt nicht die berühmte Scene im II. Theil des „Faust“, wo Faust der Helena, als der Repräsentantin der Antike, das Problem des Reims, der ihr ganz unbekannt ist, in sinniger Weise erklärt; sie hat bemerkt, daß in der Rede dessen, der eben sprach

Ein Ton scheint sich dem andern zu bequemen,
Und hat ein Wort zum Ohre sich gesellt,
Ein andres kommt, dem ersten liebzukosen.

Faust nennt dieses von ihr mit Staunen entdeckte Prinzip des Reimes „die Sprechart unserer Völker“ und ermuntert sie, es gleich selbst einzuüben.

Schopenhauer aber sagt einmal, „durch Rhythmus und Reim entstehe in uns ein blindes, allem Urtheil vorhergängiges Einstimmen in das Vorgetragene, wodurch dieses eine gewisse emphatische, von allen Gründen unabhängige Ueberzeugungskraft enthalte“, und ein andermal meint er, wenn ein Vers den Eindruck machen solle, glücklich gereimt zu sein, so müsse er die Empfindung erwecken, „als ob der darin ausgedrückte Gedanke schon in der Sprache prädestinirt, ja präformirt gelegen und der Dichter ihn nur herauszufinden gehabt hätte“.

Wir könnten, angefeuert durch diese Erkenntniß, daß unsere Großen dem Reim so überraschend viel Bedeutung zuerkannt haben, den Lesern über eine ganze Welt von Reimeinzelheiten berichten, an denen sie gewiß stets ohne Aufmerksamkeit vorübergegangen sind; wir könnten speziell darauf hinweisen, welch tiefgreifender Unterschied schon im Satzbau eines reimlosen und eines gereimten Verses liegen muß, in Anbetracht des Umstandes, daß der Reimende bewußt oder unbewußt das wichtigste Wort des Satzes an das Ende des Verses, d. h. an die Reimstelle rückt, daß andrerseits der komische Dichter grade ein unbedeutendes Wort an die Reimstelle setzt, um den Kontrast zwischen der stark betonten Sylbe und dem bedeutungslosen Worte für seine Wirkung auszunützen, wir könnten darauf hindeuten, daß wir, wie Bruchmann fein bemerkt, den Reim instinktiv so ausschließlich für das Rüstzeug der gehobenen Sprache halten, daß wir gradezu peinlich berührt sind, wenn wir im gewöhnlichen Fluß der Rede unabsichtlich einen Reim sprechen — aber wir wollen den Leser für einige Augenblicke noch auf ein anderes, und zwar ein düsteres Feld geleiten: zu der Thatsache nämlich, daß es Geisteskranke gibt, die in Reimen hallucininiren.

Schon Herder hatte mit seinem feinfühligen Blick für die elementaren Anfänge alles Poetischen den Reim in letzter Instanz auf ein gewisses ursprüngliches Symmetriegefühl allgemeinster Art zurückgeführt und von dieser Symmetrie gesagt, „sie rege sich im Tanz des hüpfenden Körpers“. Kurz, schon er ahnte, daß dem Reim in letzter Linie ein Körperliches zu Grunde liege, ein primäres rythmisches Gefühl. Für diese von Herder nur auf völkerpsychologischem Wege gewonnene Erkenntniß hat die moderne Wissenschaft thatsächliche Grundlagen geschaffen: man weiß jetzt, daß aller Rhythmus aus den unbewußt rhythmischen Bewegungen beim Gehen, beim Treten in der Arbeit*) herstammt, wie Bücher uns in seinem wundervollen Buche gezeigt hat, und daß andererseits in der Herzthätigkeit des Menschen sich eine besondere Quelle des rhythmischen Gefühls befindet**). Auf eben dieser Voraussetzung, daß der Rhythmus — und in weiterem Sinne auch der Reim — auf körperlichen Grundlagen beruhe, begründet sich eine bedeutsame Studie des berühmten Psychiaters Professor Arnold Pick***), der uns von den gereimten Hallucinationen eines Kranken erzählt; wir werden selbstverständlich von der Aufrollung der Krankheitsgeschichte, von der Diagnose und allen sonstigen aufregenden Details Abstand nehmen und den Lesern nur die Thatsache vermitteln.

Der betreffende Patient hatte in seinen gesunden Tagen viele Verse gelesen, — namentlich sich oft mit Bürger's „Leonore“ beschäftigt — vieles auswendig gelernt und übersetzt und dadurch offenbar in sich die psychische Disposition zur gereimten Verarbeitung des Gedachten angebahnt. Abgesehen von Geräuschen im Ohre, aus denen er stets Rhythmisches heraushörte, waren in ihm noch andre rhythmisirende Faktoren thätig: er sagte, daß es ihm in Adern und Herzen rede, und er erzählt, wenn er sonst gereimt habe, habe er die Reime gesucht, jetzt aber gäben sie sich von selbst. Noch weiter bezüglich des Rhythmischen seiner Hallucinationen befragt, gibt er an, daß wenn es mit den Versfüßen nicht ganz korrekt ausgehe, es durch die Melodie, die es hat, entsprechend gedehnt wird, sodaß es dann klappt; gelegentlich habe er, wenn der Reim nicht sofort von selbst komme, die Empfindung, wie wenn Stimmen in ihm denselben erst suchen würden. Aufmerksam gemacht auf einen schlechten Reim, den er eben als Hallucination wiedergegeben hatte, sagt er, er selbst habe schon die Stimmen in sich darauf aufmerksam gemacht, diese aber hätten ihm geantwortet: „die Reime sind nicht so schlecht wie Du“ . . . . .

Wir wenden rasch unseren Blick von diesem Krankheitsbilde wieder den lichten Gebieten des gesunden Lebens zu; aber auch aus dem Wenigen, was wir aus dem psychiatrischen Aufsatz wiedergegeben haben, zeigt sich die interessante

---

*) Bruchmann, Poetik p. 23 Eine unregelmäßige und ungleichförmige Arbeitsbewegung ist deshalb anstrengender, weil sie jedesmal besondere Aufmerksamkeit auf die Anpassung der Kraft an die Leistung fordert. Der Rhythmus dagegen macht automatische Thätigkeit möglich. Er erspart also dem Arbeitenden eine immer neue Willensanstrengung.

**) Es gibt darüber einen klassischen Ausspruch Billroths in einem Briefe an Hanslick: „Das elementar-rhythmische Moment im Menschen ist der Herzschlag“.

***) Zeitschrift für Psychologie XXI 402 ff.

Thatsache, daß der Reim, ein poetisches Hilfsmittel, das wir unter Umständen für das Produkt besonderer Begabung zu halten geneigt sind, auch von geistig Umnachteten gewissermaßen ganz impulsiv und ohne ein theoretisches Formgefühl gebraucht wird. Wer weiß, wie viel von andern künstlerischen Leistungen gleichzeitig eine Botschaft spezieller Befähigung und abnormer Veranlagung ist! Vielleicht wird eine künftige Geschichte des menschlichen Geistes eine ganze Reihe künstlerischer Fähigkeiten immer parallel oberhalb und unterhalb der Schwelle des Bewußtseins behandeln und erklären müssen.

Eugen Holzner.

Zeitschriften.

Die wirthschaftliche Entwicklung der Vereinigten Staaten.

(„North American Review" und „Bradstreet's.")

Im Juli-Heft der „North American Review" hat der bekannte Statistiker Michael G. Mulhall eine Skizze über die staunenswerthe volkswirthschaftliche Entwicklung der Vereinigten Staaten geliefert, aus der wir im Nachstehenden einige interessante Zahlen wiedergeben. Wir ergänzen dieselben durch Mittheilungen über Import und Export der Vereinigten Staaten im letzten Fiskaljahre (Juli 1899 bis Juli 1900), die der letzten Nummer von Bradstreet's entnommen sind.

Die Bevölkerung der Union wurde im Census von 1860 ermittelt mit 31 440 000 Seelen. Davon waren 85,9 Proz. Weiße und 14,1 Proz. Farbige. Mulhall berechnet für das Jahr 1900 die Bevölkerungszahl auf rund 76 Millionen, darunter nur 11,2 Proz. Farbige. Rund 10 Millionen von der gegenwärtigen Bevölkerung der Union sind im Auslande geboren, darunter 2,6 Millionen in Deutschland. Der Antheil der städtischen Bevölkerung ist beständig im Wachsen. Während er sich 1860 nur auf 16,1 Proz. bezifferte, beträgt er heute bereits ein volles Drittel, 33,6 Proz.

Der Nationalreichthum war im Census von 1890 ermittelt mit 64 876 Millionen Dollars oder 1036 Dollars auf den Kopf der Bevölkerung Mulhall berechnet ihn für 1900 auf über 91 000 Millionen Dollars oder 1195 Dollars auf den Kopf. Der absolut reichste Staat der Union ist Newyork mit 11 240 Millionen Dollars Vermögen, der relativ reichste Kalifornien mit 2490 Dollars Vermögen per Kopf.

Für das öffentliche Schulwesen wird in den Vereinigten Staaten jährlich die respektable Summe von rund 187 Millionen Dollars verausgabt.

Unter den verschiedenen Produktionszweigen spielt nach dem Werthe der Produkte die bei Weitem größte Rolle die eigentliche Industrie.

Den Werth der Jahresproduktion der Industrie veranschlagt Mulhall für 1900 auf 13 326 Mill. Dollars. Unter den einzelnen Industriezweigen erscheint am Bedeutendsten die Eisenindustrie mit einer Jahresproduktion von 2490 Mill. Dollars, dann kommt die Textilindustrie mit 1945 Millionen. In den letzten 10 Jahren ist der Werth der Jahresproduktion der Gesammtindustrie des Landes um fast 4000 Mill. Dollars gewachsen.

Der Werth der Produkte des Bergbaues verschwindet fast dagegen; er wird pro 1900 von Mulhall nur auf 452 Mill. Dollars veranschlagt; darunter Silber mit 31, Gold mit 57, Kupfer mit 40, Kohlen mit 199 Mill. Dollars.

Auch der Ackerbau hat sich seit 10 Jahren bedeutend entwickelt, aber die Jahresproduktion wird auf nur etwa 4500 Mill. Dollars beziffert gegen 3370 Mill. vor 20 Jahren. Dem Getreidebau dienen 154 600 000, dem Baumwollbau 26 100 000 Acres (gegen 121 und $15^1/_2$ Mill. im Jahre 1880). Die Viehzucht ist in den letzten Jahren zurückgegangen; nach Mulhall ist im Jahrfünft von 1893 bis 1898 der Bestand gesunken: bei Pferden von 18,5 auf 16,2 Mill. — bei Rindvieh von 52,4 auf 45,1 Mill. — bei Schafen von 47,3 auf 37,7 Mill. — bei Schweinen von 46,1 auf 39,8 Millionen Stück.

Das Eisenbahnnetz der Union hat jetzt 192 000 englische Meilen überschritten, und dasselbe repräsentirt mit allem Zubehör einen Werth von mehr als 11 000 Millionen Dollars.

Um sich die wirthschaftliche Entwicklung der Union recht anschaulich zu machen, vergegenwärtige man sich, daß während des letzten Jahrzehnts die Vereinigten Staaten im Durchschnitt täglich gewachsen sind (in runden Zahlen):

an Bevölkerung um rund 4000 Seelen,
an Reichthum um $7^1/_2$ Millionen Dollars,
an Acres, die neu unter Kultur genommen sind, um 2900.

Nun betrachte man den Außenhandel der Union. Das Fiskaljahr läuft, wie schon erwähnt, von Anfang Juli des einen bis Ende Juni des folgenden Jahres. Im letzten, eben abgelaufenen Fiskaljahre bezifferte sich der Werth des gesammten Außenhandels (Einfuhr und Ausfuhr zusammen) auf 2 243 901 041 Dollars. Diese Summe überstieg um rund 320 Millionen Dollars die Summe des Außenhandels im vorher besten Jahre. Von den fast $2^1/_4$ Milliarden des letzten Fiskaljahres entfielen rund 1394 Millionen auf die Ausfuhr, rund 850 Millionen auf die Einfuhr.

Unter den Exportartikeln stehen die landwirthschaftlichen Produkte mit rund 836 Mill. Dollars oder fast 20 Proz der gesammten landwirthschaftlichen Produktion der Union noch immer im Vordergrunde, aber der Export von Industrieprodukten wächst relativ bedeutend rascher an und gewinnt im Gesammtexport eine von Jahr zu Jahr steigende Bedeutung.

Im letzten Fiskaljahre bezifferte sich der Werth des Exports von Industrieprodukten (abgesehen von den Produkten der Minenindustrie) auf 432 284 366 Dollars; das waren $92^1/_2$ Mill. mehr als im Vorjahre und $31^1/_3$ Proz. des Gesammtexports.

Die Eisen- und Stahl-Industrie war dabei allein mit rund 122 Mill. Dollars repräsentirt. Immerhin stellt selbst diese stattliche Summe nur etwa 5 Proz. der Jahresproduktion der amerikanischen Eisenindustrie dar, während der Gesammtexport an Industrieartikeln nicht viel über 3 Proz. der Gesammtproduktion der amerikanischen Industrie ausmacht. Sapienti sat.

R.

Dr. Marcus Landau. Geschichte der italienischen Litteratur im achtzehnten Jahrhundert. Berlin. Emil Felber. 1899. 12 Mark.

Wie an der Erforschung der Litteraturgeschichte der übrigen romanischen Völker, so haben auch an der Italiens die Deutschen einen weitreichenden Antheil. Gelehrte, Uebersetzer und Dichter (Hammerling, Heyse, Geibel, Gildemeister) haben gleichmäßig Würdigung und Erläuterung der Werke versucht, und vornehmlich zwei Höhepunkten italienischer Dichtung hat sich der deutsche Gelehrtenfleiß ergebnißreich zugewandt: Dante und Boccaccio. Für die Kenntniß des Lebens und der Werke, der Quellen und des Nachlebens des Florentiner Novellisten ist Marcus Landau, einer der gelehrtesten und vielseitigsten Kenner alter und neuer Poesie Italiens durch seine Bücher (Boccaccio's Leben und Werke, 1877, Quellen des Dekameron, 1884, Beiträge zur Geschichte der italienischen Novelle, 1875) grundlegend. Als die Summe einer Lebensarbeit an diesem Gegenstande gibt er uns nun die „Geschichte der italienischen Litteratur im 18. Jahrhundert". Er betritt damit das von deutschen oder italienischen Forschern bisher wohl am wenigsten bebaute Feld. Die älteren Gesammtdarstellungen in unserer Sprache, Ruth, Ebert, der unzuverlässige Sauer schlüpfen über diesen Zeitraum rasch hinweg, und das Meisterwerk Gaspary's (Geschichte der italienischen Litteratur, Berlin, Straßburg, 1884—1888) bricht leider mit dem 16. Jahrhundert ab. Erst in der neuen Litteraturgeschichte von Percopo und Wiese (Leipzig, Bibliograph. Institut) ist dem Jahrhundert der Goldoni, Gozzi, Alfieri und Metastasio mehr Beachtung geschenkt. Auch Italien hat, solange die umfassende Vallardische Litteraturgeschichte in Einzeldarstellungen nicht so weit vorgeschritten ist, kein erschöpfendes Buch über diesen Zeitraum aufzuweisen, und noch immer ist der alte Tiraboschi (1731 bis 1794) mit seinem Fortsetzer Lombardi das auskunftsreichste und meistbenutzte Hilfsmittel. Dafür ist seit einigen Jahren die Spezialforschung

auf diesem Gebiete emsig thätig, und die schwer übersehbare Fülle von Büchern und Abhandlungen konnte doch erst eines Theiles dieser Materie Herr werden. Landau kennt diese Vorarbeiten wohl, aber er geht auf die Quellen selbst zurück und verschmäht fremde Inhaltsangaben und Auszüge. Er hat alle die Folianten und dickleibigen oder vielbändigen Werke gelesen, um dann in wenigen Zeilen ihren Werth festzustellen. Man bewundert den Fleiß, denn das Buch beschränkt sich nicht allein auf die schöne Litteratur, sondern zieht gleichmäßig Naturforschung und Geschichtsschreibung, Nationalökonomie und Aesthetik in den Kreis seiner Betrachtung, aber billig drängt sich dennoch die Frage auf, warum der Verfasser es verschmäht, dem Leser eines solchen Buches — denn schließlich ist es doch nicht für den Familientisch geschrieben — Hilfsmittel und Quellen anzugeben, den Stand der Forschung zu verzeichnen, auf die noch vorhandenen Lücken derselben hinzuweisen. Ein Bogen mehr hätte das Buch auch zu einem dauernd werthvollen Nachschlagewerk gemacht, so muß jede Einzeluntersuchung aus diesem Zeitraum wieder von vorne beginnen, statt auf den Schultern des Vorgängers weiterzubauen. Es ist eine beliebte Ausflucht der Autoren und Verleger, daß der „gelehrte Ballast der Anmerkungen“ ein Buch ungenießbar mache. Johannes Scherr's Weltlitteratur oder Scherer's Deutsche Litteraturgeschichte, die Bände der „Führenden Geister“ sind gewiß populär im besten Sinne des Wortes, ohne daß sie darum die Litteraturangaben verschmähen. Doch der Verfasser sagt ausdrücklich, daß er keine Sammlung von Schriftsteller-Biographien und bibliographischen Daten geben wollte, und schließlich hat jeder Autor das Recht, nach dem beurtheilt zu werden, was er bieten will. Wie Hermann Hettner, der in seiner Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, außer der deutschen, nur die französische und englische Litteratur herangezogen hatte, und an den Landau äußerlich anknüpft, will auch er keine Geschichte der Bücher, sondern eine Geschichte der Ideen geben. Darum ist schon in der Gliederung des Buches in der bald lokalen, bald formellen Gruppirung der Dichter ein Theil seiner Absicht verwirklicht. Darum werden Poeten zweiten, dritten oder auch noch tieferen Ranges herangezogen, wenn es gilt, Einfluß und Nachwirkung „führender Geister“ aufzuzeigen. Oft freilich macht der Verfasser auf solchen Streifzügen plötzlich Halt, „zur Zufriedenheit“ des Lesers oder „mit Rücksicht“ auf diesen, wie er schalkhaft bemerkt. Was wenigen Litteraturhistorikern nachgerühmt werden kann, besitzt Landau. Vollkommene Objektivität und Vorurtheilslosigkeit. Eingehende und liebevolle Beschäftigung mit einem Litteraturzweig nehmen ja oft dem Kritiker den Blick für Werth oder Unwerth der Erscheinungen. Nicht so bei Landau; Befangenheit für seine Helden ist ihm fremd. Keine der Schwächen Alfieri's z. B., der im Mittelpunkt des Buches steht, und den Landau am liebevollsten und ausführlichsten behandelt hat, wird verkannt oder bemäntelt. Der Verfasser tadelt weit mehr als er lobt, und wo er lobt, geschieht es ohne Emphase und Pathos mit der wortkargen Anerkennung des Verdienstes. Besitzt er nicht die Gabe glänzender Diktion oder lebendiger, schillernder Darstellung, künstlerisch oder künstlich abgerundeter Porträtzeichnung, so hat er dafür von den alten italienischen Novellisten erzählen gelernt: stillwandelnd zu berichten, vom Leben und Wirken der Dichter das ein und das andere mitzutheilen, nirgends trocken und nirgends leidenschaftlich, erfüllt von jener klaren Anmuth, jener leise durchschimmernden Heiterkeit der Bandello, Fiorentino oder Sacchetti. Dabei gibt oft ein glücklich gefundenes Wort das volle Bild des Mannes wieder; wie treffend findet er für Ippolito Pindemonte, der bisher unter der Maske des „italienischen Tibull“ durch die Litteratur ging, den Namen „melancholischer Horaz“. An ähnlichen, ein volles Jahrhundert umspannenden Werken gemessen, zeigt Landau's Buch sich vielseitiger, stoffreicher und gründlicher als das Hettner's, gerechter und zuverlässiger als der langweilige Gottschall, und auch gegenüber Richard M. Meyer's neuer Litteraturgeschichte, die formell glänzender, litterarhistorisch tiefer, dabei aber gesucht geistreicher ist, behauptet es durch schlichte Sachlichkeit und intimeren Reiz seine Stelle.

Wien. A. L. Jellinek.

Die Errichtung einer Handelshochschule in Berlin. Von Dr. Max Apt, Syndikus der Korporation der Kaufmannschaft in Berlin. Berlin. Carl Heymann's Verlag. 1900.

Während des letzten Jahrzehnts hat eine lebhafte Bewegung zur Gründung von Handelshochschulen in steigendem Maße die öffentliche Aufmerksamkeit erregt. Sie ist in thatkräftiger Weise von dem „Deutschen Verband für das kaufmännische Unterrichtswesen“, der im Jahre 1895 sich bildete, gefördert worden. Die Veröffentlichungen dieser Organisation umfassen bisher neun Bände, von denen die Bände 3, 4 und 7 der Frage der Handelshochschule gewidmet sind. Einen praktischen Erfolg erzielte diese Bewegung zuerst in Leipzig, wo am 25. April 1898 eine Handelshochschule eröffnet wurde. Der Erfolg des ersten Jahres hat alle Erwartungen übertroffen. Während man auf nur 50 Zuhörer gerechnet hatte, waren thatsächlich 244 zu verzeichnen.

Im Herbst 1898 wurde an der technischen Hochschule zu Aachen eine besondere Abtheilung für die Handelswissenschaften eröffnet, und in Frankfurt a. M. wird die Errichtung einer Akademie für soziale und Handelswissenschaften geplant. Hochschulbestrebungen sind in mehreren Städten angeregt worden, vor allem in Hamburg, Hannover, Düsseldorf und Rostock.

In Köln hat der Geh. Kommerzienrath v. Mevissen ein Kapital von 700 000 M. für die Zwecke der Handelshochschule zur Verfügung gestellt.

Dagegen hat diese Bewegung Berlin noch kaum berührt; und doch ist keine Stadt für die Errichtung einer derartigen Hochschule so sehr geeignet wie grade Berlin. „Es gibt kaum einen Zweig des Handels oder der Industrie, der nicht in Berlin glänzend vertreten wäre. Für Exkursionen in Fabriken und industrielle Etablissements ist die reichste Gelegenheit geboten. In der zu errichtenden Reichshandelsstelle wird ein Material zusammenströmen, wie nirgendwo in Deutschland. Berlin besitzt eine Universität und technische Hochschule, welche die größte Mannigfaltigkeit in den Lehrkräften und Lehrdisziplinen gewährleisten. Berlin bietet endlich durch seinen Großstadtcharakter einen Anziehungspunkt, der für die Frequenz der Hochschule von nicht geringer Bedeutung sein wird. Die Berliner Handelsschule, mit den ersten Lehrkräften besetzt, wird zweifellos für die Entwicklung des deutschen Kaufmannsstandes von der größten Bedeutung sein.“

Wir hoffen, daß diese Anregung des Verfassers einen fruchtbaren Boden finden möge; denn die wissenschaftliche Bildung ist für den Kaufmann ein unentbehrliches Mittel, um seine Stellung auf dem Weltmarkt zu behaupten und um sich in Gesellschaft und Staat die gebührende Achtung zu verschaffen.

Es ist wohl auch nicht zu bezweifeln, daß eine reaktionäre Gesetzgebung, wie wir sie erlebt haben, kaum möglich gewesen wäre, wenn der Kaufmann seine wirthschaftlichen Interessen, die dadurch schwer geschädigt wurden, mit dem nöthigen wissenschaftlichen Verständniß hätte erfassen können. Eine Erweiterung des geistigen Horizonts wäre vor allem dem Theil der deutschen Kaufmannschaft zu wünschen, der den Proben agrarischer Gesetzgebung noch immer gleichgültig gegenübersteht.

Louis Katzenstein.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, W. Ziethenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 47 | Berlin, den 25. August 1900 | 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die verbündeten Truppen sind ohne allzu große Verluste in Peking eingezogen; die Eingeschlossenen sind befreit; diese Thatsachen stehen fest. Ob der Kaiser und die Kaiserin von China geflohen sind; ob es gelungen, sie gefangen zu nehmen; wie die in Peking bisher Belagerten die Sachlage beurtheilen, und wie sie Stellung zur Schuldfrage der chinesischen Regierung nehmen, darüber müssen die nächsten Tage ausführlichere Berichte bringen. Und erst diese Berichte können auch über die zunächst erforderlichen militärischen und diplomatischen Schritte Klarheit schaffen; denn erklärlicherweise muß sich die weitere Zukunft ganz anders gestalten, wenn die Kaiserin gefangen ist; oder wenn sie zu fliehen vermochte, und wenn ihr damit die Möglichkeit gegeben ist, noch weitere kriegerische Unternehmungen gegen die vereinigten Mächte zu inszeniren.

So steht denn zunächst die Frage zur Entscheidung, ob die militärischen Operationen hinter den diplomatischen zurückzutreten haben, oder ob vorläufig für die Diplomatie überhaupt nichts anderes zu thun bleibt, als eine Verständigung unter den koalirten Staaten darüber anzubahnen, was demnächst geschehen kann und was geschehen soll, wenn die militärische Arbeit gethan ist, und wie diese militärische Arbeit möglichst wirkungsvoll und möglichst schnell zum Abschluß zu bringen ist.

Mit der Befreiung der in Peking Bedrängten ist die nächste humanitäre Aufgabe der Mächte gelöst; die unvergleichlich schwierigere politische Aufgabe bleibt aber zu lösen, und ihr ist nur insoweit vorgearbeitet, als die militärische Widerstandskraft Chinas bereits auf das Schwerste erschüttert ist, und zugleich befindet sich die Hauptstadt des Reiches in den Händen der Mächte. Immerhin ist also ein Theil der Arbeit geleistet; aber der international gefahrvollste sicherlich nicht.

Für die zukünftige Entwicklung zeigen sich kaum einige schwache Linien. Alle Mächte haben sich zwar gegen eine Auftheilung Chinas erklärt, noch jetzt die französische Regierung durch eine überaus verständige, sachliche, der Eintracht und dem Frieden unter den Mächten förderliche Rede des Ministers Delcassé; allein diesem erfreulichen Programm stehen eine Reihe weniger erfreulicher Thatsachen gegenüber.

Es hat den Anschein — und dieser Anschein ist schwerlich trügerisch —, daß England versucht hat, eine gesonderte Aktion im Thale des Yangtsekiang zu inszeniren. Die Engländer haben sich bemüht, alle anderen Mächte davon abzuhalten, dort Truppen zu landen; sie wollten dieses werthvollste Gebiet Chinas ausschließlich ihren eigenen Maßnahmen vorbehalten, und das Interesse und die Intervention aller anderen Staaten sollten sich diesem Flußthal nicht zuwenden dürfen. Diese Auffassung hat sich nicht durchsetzen lassen; wenigstens für jetzt nicht. Aber in jedem Augenblick können diese Tendenzen wieder hervorbrechen. Und diese Tendenz ist eine Sprengbombe für die Koalition; denn wenn England hier zuzugreifen sucht, so werden andere Mächte, vor allen Frankreich, hindernd dazwischentreten, oder das schlechte englische Beispiel wird allgemeine Nachahmung finden; alle Welt wird sich Land aneignen wollen, und dann drohen Gefahren wegen Abgrenzung der einzelnen Machtsphären.

Wurden die ausgestreckten englischen Hände vorsichtig wieder zurückgezogen, so kann man Gleiches von den russischen Händen nicht sagen. Die vordringenden russischen Truppen setzen überall in der Mandschurei russische Verwaltungen ein; eine russische Verwaltung ist auch in dem bisherigen Vertrags-

hafen Niutschwang etablirt worden, und die Wahrscheinlichkeit ist nicht gerade sehr groß, daß das Zarenreich Positionen, die es innehat, wieder aufgeben wird. Würde solchem Fortschritte Rußlands vor allen Japan, dann auch England ganz gleichgültig gegenüberstehen?

Jeder Schritt der Mächte vorwärts komplizirt die Sachlage und erhöht die Reibungsgefahren und macht es deutlich und immer deutlicher, mit welcher kaltblütigen Besonnenheit sich Deutschland auf dem ostasiatischen Terrain bewegen muß, wenn unser Land nicht in gefahrvolle Verwicklungen hineingezerrt werden soll.

Mit dem Programm, das Graf Bülow in seinem bekannten Exposé aufgestellt hat, kann man zufrieden sein; das soll nochmals hervorgehoben werden; und man kann auch damit zufrieden sein, daß Deutschland mit entsprechenden realen Machtmitteln in Ostasien auftritt. Aber die Truppenmassen, die für Ostasien von Seiten Deutschlands zur Verfügung gestellt sind, erscheinen zur Verwirklichung des in dem Bülow'schen Exposé aufgestellten Programms völlig und in jeder Beziehung ausreichend. Denn in Ostasien selbst kann nur die Auseinandersetzung mit China erfolgen; und die chinesische Widerstandskraft haben wir jetzt ermessen können. Unser Gewicht im Rathe der koalirten Mächte ist hingegen nicht dadurch bedingt, daß wir fünf oder zehntausend Mann in Ostasien mehr zur Verfügung haben; im Rathe der Mächte wirkt Deutschland durch das, was es in toto international bedeutet, durch seine eigene Gesammtkraft und durch seine Anlehnung an gleiche Ziele verfolgende Staaten. Jede Entsendung deutscher Truppen, die über das lokale Bedürfniß, den chinesischen Widerstand zu überwinden, hinausgeht, bedeutet daher eine Zersplitterung und Schwächung für uns; wir werden damit in höherem Grade verwundbar und angreifbar in weit entlegenen Gegenden, und somit wird die öffentliche Meinung in Deutschland darüber zu wachen haben, daß wir mit den Truppennachschüben für Ostasien zum endgültigen Abschluß kommen.

Die Nothwendigkeit, auch in dieser Beziehung kräftig zu bremsen, macht sich um so stärker geltend, je weniger vertrauenerweckend die Art war, wie Graf Waldersee zum Oberkommandirenden der internationalen Truppen hinauf befördert worden ist, und ebenso wenig kann verschwiegen werden, daß das Auftreten des Grafen Waldersee seit seiner Ernennung zum Oberkommandirenden in keiner Beziehung besondere Beruhigung zu gewähren vermocht hat.

In Bezug auf die Ernennung des Grafen Waldersee zum Oberkommandirenden stehen jetzt zwei Versionen einander gegenüber. Der Kaiser hat in Kassel gesagt: der Zar habe die Anregung für die Ernennung gegeben; der russische Regierungsbote sagt: die Anregung sei vom deutschen Kaiser ausgegangen. Wie eine solche gegensätzliche Auffassung möglich ist, das interessirt heute nur noch den Historiker; für die Politik genügt die Thatsache, daß dieser Widerspruch vorhanden, und ist er vorhanden, so erweist er eben, daß nicht einmal die Rechnung zwischen Deutschland und Rußland eine ganz glatte und zuverlässige ist. Ob wir Rußland, ob Rußland uns mißverstanden hat — gleichviel, ein Mißverständniß liegt vor, und so entdeckt man wiederum einen brüchigen, nicht ganz ungefährlichen Stein im Fundament gemeinsamer Abmachungen. Wir wollen hoffen, daß das Fundament im Uebrigen wenigstens der Mißverständnisse entbehrt und solide ist.

Schließlich aber wird außerordentlich viel auf die Persönlichkeit des Oberkommandirenden selbst ankommen. Der Ort seiner Thätigkeit ist so entfernt von Deutschland, daß die Natur der Verhältnisse ihm eine ziemlich weitgehende Freiheit der Bewegung gewährt; er kann uns daher in einer Weise engagiren, daß selbst die besten Intentionen in Berlin an den vollendeten Thatsachen nichts mehr zu ändern vermögen, und daß die Regierung gezwungen ist, Konsequenzen zu ziehen, die man freiwillig keinesfalls hat ziehen wollen. Bedeutungsvoll neben das schönste Bülow'sche Programm tritt daher heute der Oberkommandirende, in dessen Hand ganz wesentlich die Ausführung dieses Programms liegt, und der daher auch die Möglichkeit hat, dieses Programm zu überschreiten, und umzubilden, je nach Lage der Verhältnisse und entsprechend seinen Absichten.

Graf Waldersee genießt nun den Ruf, ein Soldat von hervorragender Begabung zu sein; wir wollen hoffen und wir wünschen, daß dieser Ruf berechtigt ist. In Bezug hierauf befindet man sich im Reich der Hypothese. Realität ist dagegen das, was wir vor unseren Augen jetzt den Grafen Waldersee haben vollführen sehen. Und seine rednerische Geschicklichkeit und insbesondere seinen politischen Takt können wir danach für jetzt nicht hoch bewerthen.

Wenn ein General sagt, nie werde über seine Lippen der Befehl zum Rückzug kommen, so klingt das freilich sonor, aber wir wurden gewöhnt, für solche hochtönenden Worte mißbilligende Skepsis zu hegen, seit unsere wahrhaft großen Feldherren im Jahr 1870 gezeigt haben, was die rauhe Wirklichkeit aus solchen Angelobungen macht. Heute beginnen wir mit den großen Worten; damals folgten auf die größten Thaten nicht einmal die großen Worte. Und wenn es sich bei dieser Rede nur um eine freilich psychologisch interessante rein oratorische Leistung handelt, so gelangen wir unmittelbar in das politische Gebiet mit einer Depesche, die Graf Waldersee an die „Münchener Neuesten Nachrichten" senden ließ. Sie ist zu charakteristisch, um nicht angeführt zu werden; das Telegramm des Oberkommandos lautet:

„Bayerns Begrüßung des Armeeoberkommandos war durchweg eine Sympathiekundgebung ersten Ranges; wieder ein Beweis für das Interesse, welches das Bayernland und an dessen Spitze sein Herrscherhaus, das mit fünf königlichen Prinzen bei dem Empfange des Feldmarschalls in München sich betheiligte, an der Entwicklung des Reiches nimmt. Die ergreifenden Begrüßungen militärischen und civilen Charakters in Hof, Regensburg und München gingen von Herz zu Herz und bewegten den Generalfeldmarschall auf das Tiefste."

Daß ein Monarch mittheilen läßt, die ihm bereiteten Ovationen haben ihn auf das „Tiefste" bewegt, ist nicht ungewöhnlich. Daß aber die Oeffentlichkeit auch wissen muß, welche Bewegungen in dem Innern eines Generals vor sich gehen, ist eine Errungenschaft neuester Zeit, wie der ganze königliche Apparat dieser pomphaften Ausreise; verletzend pomphaft, bevor Thaten verrichtet sind. Und nicht weniger verwunderlich ist es, daß dieser General, der berufen ist, in Ostasien zu wirken, dem Königreich Bayern nebst „fünf königlichen Prinzen" „Interesse an der Entwicklung des Reiches" öffentlich durch Depesche in einer Zeitung testiren läßt. Welch ein Mangel an politisch-taktvoller Zurückhaltung, sich zu solcher Censurirung Bayerns, die durch ihr selbstverständliches Lob nur verletzen kann, berufen zu fühlen.

Der Typus der alten preußischen Offiziere ist anders geartet. Was wir an jenen zurückhaltenden, sachlichen, mit dem Worte vorsichtigen, heldenhaften Offizieren haben, das wissen wir; dieser neue Typus, der an das französische Empire ominöser Weise erinnert, soll sich erst noch bewähren. Wir wünschen im Interesse Deutschlands aufrichtig, daß es geschieht; aber wir erwarten es nur dann, wenn der Kern besser ist als jene Umhüllung des militärischen Wesens, die wir bisher zu sehen bekommen haben.

Das gesammte oldenburgische Ministerium ist zurückgetreten; das geschiedene Ministerium Jansen bestand aus trefflichen, besonnenen Männern, die man zur Klasse der Altliberalen etwa rechnen darf. Die neuen Minister unter dem neuen Großherzog sind Beamte, über die nichts besonderes bekannt ist; wenn sie reaktionäre Bahnen nicht beschreiten, wird man zufrieden sein können.

Die Spannung zwischen Rumänien und Bulgarien hat noch nicht nachgelassen, und sie schien sogar einen Augenblick gefährlicher zu werden. Glücklicherweise soll es sich jedoch nicht bestätigen, daß Bulgarien zur Mobilisirung eines Theiles seiner Truppen schreitet; wäre dies der Fall, dann hätten wir neben dem Konflikt im äußersten Osten einen

aufziehenden orientalischen Konflikt. Die Möglichkeit solcher Verwicklungen zeigt wiederum, daß Deutschland über Ostasien nicht einen Augenblick seine unendlich wichtigeren europäischen, komplizirten Aufgaben vergessen darf.

In Südafrika muß es mit den Engländern übel bestellt sein; denn General Roberts hat eine Proklamation erlassen, welche die Niederbrennung von Farmen und die Behandlung der Bewohner derselben als Aufständische dekretirt, wenn in dem betreffenden Bezirk ein Angriff auf englische Truppen oder auf die Eisenbahnen stattgefunden hat. Solche Bestimmungen verstoßen natürlich gegen das Völkerrecht; aber was bedeuten sie überdies praktisch? Schwerlich wird mit solcher Drohung irgend ein Angriff verhindert; wohl aber werden alle jene Farmer, die sich am Kriege nicht mehr betheiligen wollten, nunmehr gezwungen in den Busch als Guerillas zu gehen, sobald in ihrem Bezirk ein Anschlag gegen die Engländer ausgeführt worden ist. General Roberts sorgt also für die Verstärkung der Burenarmee, und wenn er soweit seine Besonnenheit und seine Grundsätze für eine humane Kriegführung aufgibt, so ist dies ein Zeichen, daß der Widerstand der Buren seinen besonnenen Gleichmuth erschüttert hat.

In den Vereinigten Staaten von Amerika entwickelt sich der Präsidentschaftswahlkampf jetzt immer lebhafter; es tritt immer deutlicher zu Tage, daß die Frage der imperialistischen Politik den Mittelpunkt des Wahlkampfes bilden wird. Die Regierung McKinley's hat deshalb den lebhaften Wunsch sich in die chinesischen Verwirrungen nicht so weit hineinziehen zu lassen, daß damit den Gegnern des Imperialismus eine neue Handhabe zur Kritik geboten wird. So erklärt es sich auch, daß 4000 Mann amerikanischer Truppen jetzt nach der Einnahme Pekings statt nach China sofort nach Manilla beordert worden sind.

* * *

Die Sozialdemokratie und der preußische Landtag.

Es empfiehlt sich vielleicht, einmal wieder daran zu erinnern, daß Deutschland auch außerhalb Chinas und neben der Reise des Grafen Waldersee noch politische Interessen wahrzunehmen hat, die zwar weniger sensationell, aber ernsthafter Aufmerksamkeit nicht minder werth sind.

Dahin rechnen wir unter Anderem die Frage der sogenannten Mauserung der deutschen Sozialdemokratie.

Daß die Sozialdemokratie die numerisch stärkste und die bestorganisirte politische Partei in Deutschland darstellt, ist eine Thatsache, die man beklagen mag, die man aber nicht bestreiten kann und mit der man sich abzufinden suchen muß. Es sieht auch nicht so aus, als ob an dieser Thatsache die nächste Zukunft etwas ändern werde. Je wahrscheinlicher das ist, um so bedeutsamer wird die Frage, ob diese Partei eine in dogmatischen Banden liegende, unbelehrbare und eigensinnige Masse darstellt, oder ob ihre Lebensfähigkeit groß genug ist, um sich den politischen Lebensbedingungen unserer Zeit anzupassen. Es liegt auf der Hand, daß die Sozialdemokratie in demselben Maße an politischem Einfluß zunehmen muß, je größer diese Anpassungsfähigkeit sich erweist. Deswegen haben unsere Reaktionäre auch solche Heidenangst vor jeder Annäherung der Sozialdemokratie an die linksstehenden bürgerlichen Parteien. Ohne das rothe Gespenst sind die Reaktionäre übel daran. Sie brauchen den blutigen Revolutionär mit der rothen Freiheitsmütze, um dem braven Bürger mit der weißen Zipfelmütze die nöthige Begeisterung für die von ihnen fruktifizirte „Ordnung" beizubringen. Sie sind deshalb auch seelenvergnügt, wenn der sozialistische Tribun alten Stils tüchtig donnert und jegliche Gemeinschaft mit Anhängern der herrschenden Staats- und Gesellschaftsordnung als Verrath an dem geheiligten Dogmen der sozialistischen Religion weit von sich weist. Seht ihr, kann man dann dem Philister triumphirend sagen, so sind sie alle; die Blutigrothen sind die echten, die anderen heucheln nur Vernunft und Mäßigung. Wer sich deshalb auch nur im Entferntesten mit diesen Sozialdemokraten einläßt, sei verfehmt. Gründen wir gegen diese Volksverführer einen festen Bund der Ordnungsparteien. Ihr Alle, selbst Ihr Freisinnigen, sollt in diesen Bund aufgenommen werden. Ihr könnt zwar nicht verlangen, daß Eure Freunde als Stadträthe oder Amtsvorsteher bestätigt werden, aber Ihr seid als Mitglieder der Ordnungsparteien vollberechtigt, uns im Kampfe gegen die Sozialdemokratie zu unterstützen!

Das Rezept, den braven Bürger in eine heilsame Angst vor den „Umstürzlern" zu versetzen, hat im Großen und Ganzen sich als probat erwiesen, und das Geschäft der politischen Reaktionäre hat dabei geblüht. Ohne Zweifel haben die Vollen und Ganzen in der Sozialdemokratie, deren politische Begabung sich darin erschöpft, den wilden Mann zu spielen, diese reaktionären Bemühungen wirksam unterstützt. Aber im Laufe der Jahre hat man doch mehr und mehr begriffen: hier, daß in der Politik demonstratives Gethue nicht der Weisheit letzter Schluß ist; dort, daß in der Politik nicht der Glaube und nicht die Reden, sondern die Thaten das Entscheidende sind, und daß es einfältig ist, die revolutionären Redensarten für gefährlicher zu halten, als die reaktionären Thaten.

Auf dieser Bahn zur Besonnenheit bereitet sich jetzt ein weiterer Schritt vor.

Die Breslauer Sozialdemokraten haben dem Parteitag der Sozialdemokraten, der im nächsten Monat in Mainz stattfindet, den Antrag unterbreitet, nicht nur die allgemeine Betheiligung an den preußischen Landtagswahlen auszusprechen, sondern auch das Zusammengehen sozialdemokratischer Wahlmänner mit denen anderer Parteien zum Zwecke der Schwächung der Reaktion und der Erlangung sozialdemokratischer Mandate zu billigen.

Es scheint nahezu gewiß, daß dieser Antrag, wenigstens in seinem Kern, auf dem sozialdemokratischen Parteitage angenommen werden wird.

Damit aber vollzieht sich in der Entwicklung der sozialdemokratischen Partei ein bedeutsamer Fortschritt. In einem derartigen Entschluß kommt der Wille zum Ausdruck, die Politik des kleineren Uebels grundsätzlich zu acceptiren. Diese Politik steht im bewußten Gegensatz zu der Politik des Alles oder Nichts; es ist die Politik der Abschlagszahlungen. Man erklärt sich dadurch prinzipiell bereit, auch mit anderen Parteien, mit denen man dogmatisch wenig gemein hat, zusammen praktische Politik zu treiben, um Schlimmeres zu verhüten. Siegt diese Anschauung auf dem sozialdemokratischen Parteitage, so wird man konsequenter Weise die Unterstützung der liberalen Opposition auch dann eintreten lassen, wenn an Mandaten dabei für die Sozialdemokraten nichts abfällt. Aber der Liberalismus würde einen unverzeihlichen Fehler begehen, wenn er sich zwar die Unterstützung der Sozialdemokratie gefallen lassen, jedoch keine Gegenleistung gewähren würde. Eine solche politische Schäbigkeit würde die Achtung vor dem Liberalismus gewiß nicht erhöhen. Zugleich würde man damit gerade jene Elemente innerhalb der Sozialdemokratie stärken, die einer eifrigen Betheiligung an den Landtagswahlen nach wie vor entgegen arbeiten werden.

Sind doch die Liberalen schon durch ihre Grundsätze verpflichtet, dem politischen Skandal entgegenzutreten, daß die zahlreichste Partei Preußens im preußischen Parlament völlig unvertreten ist, und selbst der schwächlichste Liberalismus kann sich der Ehrenpflicht nicht entziehen, dieser

konstitutionellen Absurdität baldmöglichst ein Ende zu machen.

Es wird nach Lage der Dinge kaum durchführbar sein, daß die Freisinnigen von den Mandaten, die sich zur Zeit in ihrem Besitz befinden, der Sozialdemokratie das eine oder das andere abtreten. Soweit pflegen erfahrungsgemäß politische Parteien die Uneigennützigkeit nicht zu treiben. Aber an Mandaten, die durch die Unterstützung der Sozialdemokratie den Reaktionären abgenommen werden, sozialdemokratische Kandidaten zu betheiligen, wäre nicht nur gerecht, sondern vor allem auch politisch klug.

Ich gebe mich keineswegs der Erwartung hin, daß selbst durch die lebhafteste Betheiligung der Sozialdemokratie an den Landtagswahlen die Linke des preußischen Abgeordnetenhauses eine wesentliche Verstärkung erfahren würde. Aber die bloße Thatsache, daß die Sozialdemokratie an den Wahlen zum Landtage und an dessen parlamentarischen Arbeiten ernsthaften Antheil nimmt, ist für die Gesundung unserer politischen Verhältnisse in Preußen von wesentlicher Bedeutung. Die Bestrebungen zur Reform des elendesten aller Wahlsysteme würden einen ganz anderen Elan bekommen, wenn die unter dem bisherigen System am Schlimmsten benachtheiligte Partei in der Lage wäre, ihre Sache im preußischen Parlament selbst zu führen. Auch würden die Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses an Frische und Lebendigkeit gewiß gewinnen, wenn einige sozialdemokratische Hechte in diesen konservativen Karpfenteich gesetzt würden.

Ich weiß, daß selbst mancher Liberale über solche Ketzereien den Kopf schütteln wird. Sich von eingewurzelten politischen Vorstellungen loszumachen, wird Niemandem leicht, zumal ja die Herren Reaktionäre einen patriotischen Mordsspektakel veranstalten werden, wenn der Liberalismus einmal praktische Politik dieser Art zu treiben anfängt. Es ist eben nicht Jedermanns Sache, solchen „patriotischen" Lärm so zu behandeln, wie den Wind, der durch den Schornstein fegt.

Aber auch den ängstlichen Gemüthern wird es gerade bei den Landtagswahlen erleichtert, dem Geschrei der „Ordnungsparteien" zu widerstehen, weil sich innerhalb des Rahmens der Geschäfte des preußischen Landtags kaum eine bedeutsame Materie finden wird, bei der die Sozialdemokratie in einem unversöhnlichen Gegensatz zum Liberalismus steht, geschweige denn daß sie in irgend einer Frage den Ausschlag zu geben vermöchte.

In Fragen des Erziehungswesens, des Medizinalwesens, der Eisenbahntarifreform, der Kanalpolitik würden sozialdemokratische Abgeordnete vermuthlich regelmäßig mit den Liberalen stimmen. In Kanalsachen würden sie obendrein eine gute Stütze der Regierung in ihrem Kampfe gegen preußische Landräthe bilden.

Der Beschluß des sozialdemokratischen Parteitags zu Gunsten der ernsthaften Betheiligung an den preußischen Landtagswahlen wird, wenn er gefaßt wird, in den nächsten Jahren, da die gegenwärtige Legislaturperiode des Landtags erst in drei Jahren abläuft, keine unmittelbare praktische Bedeutung haben; aber die Stimmung, die er erwecken wird, ist auch etwas; und für diese Stimmung ist es bedeutsam, ob die Liberalen bei aller prinzipiellen Gegensätzlichkeit zu den sozialdemokratischen Lehren die in Aussicht gestellte Unterstützung durch die Sozialdemokratie mit verlegenem Gesicht sich gefallen lassen, oder ob sie ein von der Reaktion in deren Interesse sorgsam genährtes Vorurtheil resolut über Bord werfen.

Th. Barth.

Ninive und Sedan.

Der Prophet Jona ging zur Stadt Ninive hinaus und setzte sich ihr morgenwärts, um zu sehen, was ihr widerfahren werde. Und da schuf Gott der Herr einen Kürbis der wuchs in einer Nacht und gab Schatten, und Jona freute sich über den Kürbis.

Also erging es dem Volk der Deutschen, als es in einer Nacht in die Weltpolitik hineingewachsen war: und es freute sich über die Weltpolitik.

Aber es wurde nichts mit der Weltpolitik, wenigstens nichts mit dem Weltkommando. Der Oberbefehlshaber war ja da und die Hurrahstimmung war auch da, aber der Kürbis verdorrte. Wir wissen, warum wir nach Paris gezogen sind; wir wissen auch, daß der Iltis bei Ninive nicht fehlen durfte; aber was sollen und was wollen wir jetzt noch weiter in Ninive? und sollte uns nicht jammern solcher großen Stadt, „in welcher sind mehr denn hundert und zwanzigtausend Menschen"? Es ist zur Zeit eine offene Frage, wie viele derselben todtgeschlagen werden müssen.

Lassen wir die ernsthaften Scherzreden. Die Loyalen und vor allen die Naiven werden sie übelnehmen; unter angeheiterter Gesellschaft haben nüchterne Leute einen schweren Stand.

Wir haben volles Verständniß dafür, daß gegen eine durch die Aufpropfung auf uralte Civilisation nur widerwärtiger gestaltete Barbarei die ganze civilisirte Welt unter die Waffen getreten ist. Volles Verständniß auch dafür, daß die Schwere der Aufgabe erst beginnt, nachdem Ninive gefallen ist. Die Aufgabe ist jetzt die, eine Regierung daselbst einzurichten, welche den berechtigten Forderungen einestheils der Unterthanen, anderentheils der Ausländer gerecht wird, welche in diesem Lande der verfaulten Kultur ein dauerhaftes, ebenso nationales wie civilisirtes Regiment unter dem Dank der Ninivitenmillionen und unter dem einträchtigen Jubel der jetzt gegen Ninive streitenden Nationen herbeiführt. Ist es schwieriger, diese Staatsgewalt zu bilden oder unseren Prinzen Eitel Friedrich mit der Kaiserin von China zu verheirathen? Das vor allem erschwert bei dieser Aufgabe selbst die annähernde Lösung, daß unsere tapferen Mannschaften vom Heer wie von der Flotte dabei wenig oder gar nicht in Betracht kommen werden. Die militärische Widerstandskraft der chinesischen Nationalen haben wir offenbar unter dem ersten Entsetzen überschätzt; gegen die Widerstandskraft des tückischen Klimas, der ungeheuren Entfernungen, der zähen und zahllosen Massen vermögen auch die Männer vom Iltis nichts. Wir haben alle Hochachtung vor dem Feldherrn, dem letzten heute noch kraftvoll thätigen aus dem großen Krieg; aber unsere Erwartung wie unsere Hoffnung geht dahin, daß sein erprobtes Schwert dort nichts zu thun finden und daß er heimkehren werde, ohne neue Lorbeeren, deren weder er bedarf, noch die Nation.

Aber einige gute Lehren könnten aus diesem Kriege, der keiner ist, doch gezogen werden.

Die erste wäre etwa, daß die Civilisation weder an Europa geknüpft ist noch an das Christenthum. Insoweit wenigstens ist die Weltpolitik berechtigt, daß es thöricht ist von europäischer zu reden, und die Japaner haben, so weit es sich aus der Ferne erkennen läßt, in dem schweren Konflikt vielleicht die eingreifendste und sicher die ritterlichste Rolle gespielt.

Die zweite Lehre, und eine sehr nothwendige, wäre, daß unser seinem Wesen nach national aggressives Missionswesen durchaus einer staatlichen Reform bedarf und daß sicher wohlgemeinten aber schwer gefährlichen Bestrebungen nicht länger vom Staate ein Vorschub geleistet werden darf, den früher oder später unsere Soldaten mit ihrem Blute zu bezahlen haben.

Die dritte Lehre knüpft sich an eine Frage, die wir in diesen Tagen in einem hiesigen Blatte aufgeworfen fanden. Ist es nicht an der Zeit, das Sedanfest fallen zu

lassen? Deutsche und Franzosen haben als Waffenbrüder gegen die Asiaten gefochten. Das Einverständniß hat stattgefunden „der Noth gehorchend, nicht dem eignen Trieb"; es war nicht herzlich und konnte es nicht sein; die Thatsache bleibt darum nicht weniger bestehen, vielleicht nur um so eindringlicher, weil sie bei dem Mangel der Neigung die nothwendige Solidarität beiden Nationen vor Augen führt. Wir Deutsche, auch diejenigen, welche die Stimmungen der Franzosen nicht nach der Pariser Presse beurtheilen, wissen recht wohl, daß jenseits des Rheins der große Krieg keineswegs vergessen ist und daß kein von unserer Seite den Nachbarn bewiesenes Entgegenkommen darin irgend etwas ändern wird. Aber wenn überhaupt die Jahrestage der großen Siege im Wechsel der Geschlechter sich auf die Dauer zu Nationalfesten nicht eignen, so kommt in diesem Fall hinzu, daß jede derartige Feier alte immer noch blutende Wunden von Neuem aufreißt. „Gedenkt unendlicher Gefahr, des wohlvergossnen Bluts", sagte Goethe vom 18. Oktober. Das soll auch ferner geschehen; des 18. Oktober wie des 2. September wird der Deutsche eingedenk bleiben, so lange es ein Deutschland gibt. Aber dazu bedarf es weder der Böllerschüsse noch der Raketen.

Theodor Mommsen.

Die Eisenproduktion der Vereinigten Staaten.

Der bekannte amerikanische Nationalökonom Edward Atkinson*) hat kürzlich die Frage aufgeworfen, wie weit der Antheil, der den einzelnen Staaten am Welthandel zukommt, durch den Umfang ihrer Eisenproduktion bedingt sei. Hat England seine Ueberlegenheit auf dem Weltmarkt dem Umstande zu verdanken, daß es bis 1890 der größte Eisenproduzent war? Haben Deutschland, Frankreich und Belgien immer größere Gebiete der englischen Weltherrschaft an sich gerissen, weil die Erfindungen der Bessemer, Siemens, Gilchrist und Thomas sie eine bessere Ausnutzung ihrer Eisenerze lehrten? Würde die eiserne Krone der wirthschaftlichen Supremaitie dem nordamerikanischen Adler zufallen, wenn ihm die gewaltigen Schwingen nicht durch abnorm hohe Schutzzölle gebunden wären?

Das sind Fragen, die sich nicht kurzer Hand abweisen lassen, wenn man sich die Rolle vergegenwärtigt, die das Eisen und der Stahl im heutigen Wirthschaftsleben der Völker spielen.

Es hat von jeher Leute gegeben, die den Reichthum der Nationen nach der Menge des Goldes schätzten, die diese im Besitze hatten. Sie ahnten nicht, daß die Goldgier, die ihr Wahn der Wirthschaftspolitik des Staates einhauchte, der Geist des Verderbens und der Zerstörung ist. Weit berechtigter ist die Annahme, daß die Macht der Nationen auf Eisen ruht, dem, wie schon durch die Bibel**) beglaubigt ist, eine solche Gewalt innewohnt, daß es alles zermalmt und zerschlägt, ja alles zerbricht. Noch gewaltiger aber als das Eisen ist der Geist des Menschen, der es versteht, die Naturkräfte sich dienstbar zu machen. Der Boden eines Landes mag noch so viele Schätze bergen, Werth für die Volkswirthschaft erhalten sie nur durch die Kunst, die sie zu heben vermag. Der Reichthum des Volkes ruht in der Persönlichkeit des Menschen, von dessen Thatkraft und Scharfsinn, von dessen Geschick und Unternehmungsgeist alle Dinge der Welt ihren Werth empfangen. Will man die wirthschaftliche Bedeutung eines Volkes abschätzen, so muß man zunächst zu erfahren suchen, welche Freiheit sie der Entwicklung der Persönlichkeit gewährt.

Der eigenthümliche Charakter der nordamerikanischen Gesellschaft beruht auf der Anerkennung der menschlichen Kraft an sich. Man fragt nicht, wo und wie sie entstanden ist, man kümmert sich nicht viel um ihren Bildungsprozeß — das einfache Faktum ihrer Existenz genügt, um ihr eine Geltung zu verschaffen, deren Maß nur von ihrer Leistungsfähigkeit bestimmt wird. Diese Eigenthümlichkeit erklärt sich aus der Jugend des Landes, das noch keine große Schuldenlast an die Vergangenheit abzutragen hat und daher die Erblichkeit der Ahnenwürde, welche auch den unfähigen Enkel emporhebt, noch kaum kennt. Außerdem sind seine Institutionen noch nicht alt genug, um vermittels sozialer Stützen auch den Unfähigen und Schwachen bei geduldigem Beharren auf vorgeschriebenen Bahnen eine glänzende Karriere zu ermöglichen. Andererseits mußte bei dem großartigen Maßstab der dort unternommenen Kulturaufgaben jede Kraft willkommen geheißen werden, die irgendwie Hilfe zu bringen versprach. So schwand vor der dringenden Nothwendigkeit des Bedarfs manches Vorurtheil, und der Werth der menschlichen Persönlichkeit wurde zumeist nach dem Nutzen, den sie brachte, geschätzt. Insofern dieses Prinzip eine ethische Bedeutung hat, gibt es der nordamerikanischen Republik ihre Lebenskraft und sichert ihr die Zukunft trotz drohender Gefahren. Es ist das Grundmotiv jener rastlosen Produktivität, welche mit praktischem Verstande das dem Augenblick Dienende zu leisten vermag und in dieser Weise die Entwicklung der Zukunft erleichtert. Es macht das Land vor allem zum Land der Arbeit, wo unter keinen Umständen ehrliche Arbeit — und sei sie die niedrigste — die Würde der Persönlichkeit — und sei sie die höchste — beeinträchtigt. In dieser unbedingten und unbegrenzten Anerkennung, in der demokratischen Gleichschätzung der Arbeitsarten findet die Schaffenslust ihren größten Reiz und Lohn. Ihr dankt das Land die erstaunlichen Leistungen auf allen Gebieten des Lebens, an ihr scheitert auch aller Pessimismus und Sozialismus, welcher der Mißachtung der praktischen Arbeit im Dienste des Tages entspringt. Auch die Mannigfaltigkeit der Kräfte ist in ihrer vielseitigen, sich ergänzenden und bekämpfenden Thätigkeit durch kein herrschendes System, das die Form und den Geist bestimmen könnte, irgendwie beschränkt.*)

Es mußten diese Bemerkungen vorausgeschickt werden, um von vornherein der Annahme entgegenzutreten, daß der wirthschaftliche Aufschwung der Vereinigten Staaten und besonders die Entfaltung der dortigen Eisenindustrie eine Wirkung der Schutzzollpolitik sei.

Im Jahre 1870 hatte die amerikanische Eisenindustrie schon länger als fünfzig Jahre**) den Vortheil hoher Schutzzölle genossen, und doch betrug die Roheisenproduktion des Landes nicht viel mehr als den vierten Theil des Quantums, welches das freihändlerische England jährlich erzeugte***). Im Jahre 1876 fand H. Wedding, der jetzige Geheime Bergrath, daß die Lage der amerikanischen Eisenindustrie nicht besser als die der deutschen war — „ein Beweis, wie wenig der Zoll damit zu schaffen hat"†). Für Taussig, den Historiker des amerikanischen Zolltarifs, bleibt es zweifelhaft, ob ein etwaiger Nutzen, den der Eisenzoll dem Lande gebracht haben könnte, die Kosten desselben gedeckt hat, ob „die damit verbundenen Verluste und Nachtheile nicht die Gewinne und Vortheile überragen"††).

In dem fünfjährigen Zeitraum von 1879 bis 1884 importirten die Vereinigten Staaten noch 2 332 873 Groß-

*) The Dominion of Iron & Coal, Baltimore 1900.
**) Daniel 2, 40.

*) In Cassiers Magazine hatte ein Engländer die Gründe der amerikanischen „Ueberlegenheit" auseinandergesetzt. Ein Amerikaner, der ihn kritisirt, erblickt die fundamentale Ursache in den sozialen Verhältnissen, „welche für Jedermanns Fähigkeiten mehr als anderswo offene Bahn lassen und eine Uebertragung von Verdiensten vom Vater auf den Sohn nicht kennen." Stahl und Eisen v. 1. Oktober 1899.

**) Der Werthzoll auf Eisen wurde von 1792 bis 1816 von $7\frac{1}{2}$ Proz. auf 35 Proz. erhöht.

***) Englands Roheisenproduktion betrug 1870 5963 Millionen Großtonnen, die der Vereinigten Staaten 1665 Millionen Großtonnen.

†) Zeitschrift für das Berg-, Hütten- und Salinen-Wesen. Jahrgang 1876.

††) The Quarterly Journal of Economics, August 1900.

tonnen Roheisen. Damals waren sie also noch vom Auslande, das sie mit Eisen versorgen mußte, in hohem Maße abhängig. Der Eisenkonsum war in Folge der Ausdehnung der Eisenbahnen, des Schiffbaues und der Maschinenindustrie ganz gewaltig gestiegen, und es war unmöglich, den eigenen Verbrauch durch die eigene Produktion zu decken. Erst vom Jahre 1896 an übersteigt die Eisenausfuhr die Einfuhr. Bis zum Jahre 1890 läßt sich bestimmt eine Abhängigkeit Amerikas von der Eisenproduktion des Auslandes annehmen. Bis dahin zahlten die amerikanischen Fabrikanten für die großen Quantitäten, die sie als Rohmaterial verbrauchten, einen um den vollen Zoll erhöhten Preis.

Die Opfer, die sie bringen mußten, um den Ansprüchen der fortschreitenden Entwicklung zu genügen, waren daher enorm. Man multiplizire die Produktionsziffer*) mit dem Zollsatz, und man wird sich ungefähr eine Vorstellung von diesen Opfern machen können.

In keinem Lande sind die Eisenpreise so großen, periodischen Schwankungen unterworfen, wie in den Vereinigten Staaten. Immer als Vorboten einer herannahenden Krisis schnellten die Eisenpreise um 100 bis 300 Prozent in die Höhe.**) Diese fieberhafte Bewegung läßt sich ohne die Schutzzölle gar nicht erklären, und die Tiefe der nach der Krisis eintretenden Erschlaffung und Entkräftung des gesammten Wirthschaftslebens entspricht der Höhe der ihr voraufgehenden Preissteigerung. Wenn nach dem Jahre 1890 in normalen Zeiten eine Wirkung des Schutzzolls auf die Preise auch nicht mehr zu konstatiren ist, so ermöglicht er doch noch immer eine außerordentliche Preiserhöhung in Zeiten lebhaft gesteigerter Nachfrage. Es hat sich das gerade im vorigen Jahre wiederum klar erwiesen. Der Schutzzoll hält in solchen Zeiten den preisdrückenden Einfluß der ausländischen Konkurrenz fern und gestattet, daß die enormen Preissteigerungen sich ohne Störung vollziehen. Ohne den Schutzzoll wäre also ein ruhigerer und gleichmäßigerer Gang der Preisentwicklung möglich, hätte die Spekulation nicht die günstige Gelegenheit, ihre gewagtesten Sprünge zu machen und wären die Erschütterungen, die das Wirthschaftsleben heimsuchen, nicht mit so verheerender Gewalt und in so kurzen Zwischenräumen vor sich gegangen.

Eng damit hängt es zusammen, daß die Schutzzollpolitik die Bildung der Trusts, die heute die amerikanische Volkswirthschaft beherrschen, ungemein begünstigt.

Diese Trusts sind theils vorübergehende Erscheinungen, soweit sie als die Auswüchse jener durch die Schutzzölle fieberhaft gesteigerten Spekulation auftreten, theils dauernde Formationen, soweit sie der natürliche Entwicklungsgang der wirthschaftlichen Produktion zum Großbetrieb mit sich bringt.

Der Bau und der Betrieb eines modernen amerikanischen Hochofens erfordert die Anlage eines Kapitals, dessen Größe in der Regel von vornherein den Einzelbetrieb ausschließt.***)

Diese Tendenz zum Großbetrieb wird noch verstärkt durch die Wirkung des Schutzzolls, welche in einer Erhöhung der Produktionskosten besteht, die infolge der Vertheuerung der Rohmaterialien, Maschinen, Gebrauchsartikel u. s. w. eintritt. Eine derartige Steigerung der Produktionskosten vermag der kapitalschwache Fabrikant nicht zu tragen, und so hat jede indirekte Steuer die Tendenz, die Existenz des „Mittelstandes" zu erschweren und die Bildung des Großbetriebes und der Kapitalkonzentration zu fördern.

So erklärt es sich denn auch, daß in dem Lande abnorm hoher Schutzzölle und innerer Verbrauchsabgaben die Entwicklung zum Großbetrieb in der Form von Trusts am schnellsten und weitesten fortgeschritten ist.

Die amerikanische Eisenindustrie liegt fast ausschließlich in den Händen gewaltiger Trusts, welche Eisen- und Kohlenbergwerke, Hochöfen, Eisenbahnen und Schiffe zum Transporte der Rohstoffe und fertigen Produkte besitzen.*)

Es ist nicht ausgeschlossen, daß der Kampf gegen die Trusts, der jetzt in den Vereinigten Staaten entbrannt ist, sich schließlich zu einem Kampf gegen den Zolltarif selbst auf Seiten der Republikaner entwickelt.**)

Unbedingt erkennen wir die großen Vortheile an, die der Volkswirthschaft aus der Entwicklung zum Großbetrieb, besonders durch die Herabsetzung der Produktionskosten erwachsen; aber ebenso unbedingt ist die Kapitalisation vieler amerikanischer Trusts und ihre Preispolitik zu verurtheilen. Es läßt sich nicht verkennen, daß die Entwicklung in den Vereinigten Staaten durch den Zolltarif künstlich getrieben ist und verderbliche Früchte gezeitigt hat.

Vielleicht würde man diese nachtheiligen Folgen der Schutzzollpolitik ruhig hinnehmen, wenn man die unbedingte Gewißheit hätte, daß die großartige Entfaltung der amerikanischen Eisenindustrie ohne den Tarif nicht möglich gewesen wäre. Das aber ist keineswegs der Fall.

Der Schutzzoll ist immer nur eine negative Maßregel. So lange die positiven Kräfte fehlten oder nicht genügend entwickelt waren, konnte die Eisenindustrie trotz fünfzigjährigen Schutzes in den Vereinigten Staaten keine erheblichen Fortschritte machen. Die glänzende Entwicklung, die dann seit 1870 gefolgt ist, und die Amerika zu dem ersten Eisenproduzenten der Welt gemacht hat, wäre aber durch die eigentlich kausativen Kräfte auch ohne Zoll hervorgebracht worden. Das Ausland hätte beim besten Willen den steigenden Bedarf nicht decken können, und die Vereinigten Staaten wären auch ohne Zollschutz zur Ausdehnung ihrer Eigenproduktion getrieben worden. Diese Ausdehnung wäre um so sicherer erfolgt, als die durch die Handelsfreiheit geschaffene größere Nachfrage nach dem fremden Produkt eine Erhöhung seines Preises nothwendig bewirken mußte.

Die Wirkung der positiven Kräfte war so unwiderstehlich, daß die Wirkung des Schutzzolls dagegen völlig verschwindet. In wirthschaftlicher Beziehung äußerte sie sich in einer bedeutenden Verminderung der Produktionskosten und der Preise. Alabama erzeugt jetzt das billigste Roheisen der Welt, und seine Preisbestimmungen sind maßgebend für den ganzen amerikanischen Markt. So ist die Bewegung der Eisenvertheuerung, die wir jetzt erlebt haben, in der ersten Dezemberwoche 1898 von Alabama ausge-

*) Die Roheisenproduktion der Vereinigten Staaten betrug in Millionen Großtonnen:

1870:	1 665	1885:	4 044	1896:	8 623
1875:	2 024	1890:	9 203	1897:	9 653
1880:	3 835	1895:	9 446	1898:	11 774
				1899:	13 620

**) Die Preissteigerungen, die dem Ausbruch der Krisen unmittelbar vorangingen, waren:

im Jahre	1854	19—50	Dollar pro Tonne
" "	1864	18—75	" " "
" "	1872	35—60	" " "
" "	1880	20—45	" " "
" "	1889	9—17	" " "
" "	1899	6—12	" " "

Vgl. den Artikel Pig Iron and Prosperity in der North American Review, Juli 1899.

***) „Ein Hochofen von gewöhnlichem Umfang beschäftigt dauernd beinahe 1000 Arbeiter; setzt wenigstens 1000 Eisenbahnwagen und viele Lokomotiven in Bewegung und hat vielleicht mehrere Dampfer und Schiffe auf den Seen schwimmen."

Engineering Magazine, Oktober 1899.

*) Es seien hier nur die hauptsächlichsten angeführt:

The Carnegie Company . .	mit	200	Millionen Dollar Kapital.
The Federal Steel Company	"	200	" " "
The American Steel and Wire Company	"	90	" " "
The Republic Iron and Steel Company	"	55	" " "
The National Steel Company	"	60	" " "

u. A. m. Vergl. Taussig, Quarterly Journal of Economics, Februar 1900.

**) Verschiedene Organe der republikanischen Partei machen den Zolltarif für die Bildung der Trusts verantwortlich, und sie halten daher die Beseitigung des Schutzes für das beste Mittel, das man gegen sie anwenden kann. Yale Review, Aug. 1899, S. 170.

gangen und hat sich von dort aus über alle anderen Länder verbreitet.

Die hauptsächlichsten Ursachen dieser überraschenden Erfolge sind die technischen Umwälzungen, die im Bergbau und Hochofenprozeß stattgefunden haben; die Entdeckung der reichen Erzlager am Lake Superior,*) die sich vorzüglich zur Stahlerzeugung eignen; und die Entwicklung der amerikanischen Transportgelegenheiten zu Wasser und zu Lande.

Es ist selbstverständlich nicht möglich, hier auf die Wirkung dieser Ursachen näher einzugehen, und es soll nur noch auf die Bedeutung der Transportmittel für die Entwicklung der amerikanischen Eisenindustrie hingewiesen werden.

Die Erze des Lake Superior müssen ungefähr 250 Meilen wandern, um nach Pittsburg, dem Centrum der Eisenindustrie zu gelangen. Eine Verwerthung dieser Erze konnte daher nur bei ungewöhnlich niedrigen Transportpreisen stattfinden.

Die Regierung der Vereinigten Staaten hatte bis zum Jahre 1890 172 Millionen Mark**) aufgewendet, um die Kanäle und Häfen der nördlichen Seen zu verbessern. Die Ladefähigkeit der Seedampfer ist infolgedessen beständig gestiegen, und es fahren heute auf dem Lake Superior 7000-tons-Dampfer, denen noch zwei Schleppkähne von 7500 tons Gehalt angehängt werden. Jetzt sind vier Dampfer für die American Steel and Wire Company gebaut worden, die bei 4000 tons Eigengewicht 9000 Netto tons tragen können. Je größere Dimensionen diese Schiffe annehmen, um so niedriger können sie ihre Frachtpreise stellen.

Eger gibt an, daß der Frachtsatz für den Tonnenkilometer auf den Seen von 1,28 Pfennig im Jahre 1865 auf 0,16 Pfennig im Jahre 1895 gesunken ist.

In derselben Weise ist die Leistungsfähigkeit der Eisenbahnen gestiegen. Die Bahnfrachten sind von 7,328 Pf. im Jahre 1865 auf 1,03 Pf. im Jahre 1895 für den Tonnenkilometer gefallen. Diese bedeutende Frachtverbilligung ist dadurch erreicht, daß die Tragfähigkeit der Güterwagen auf 45 Tonnen erhöht worden ist***). Es kommt hinzu, daß diese Wagen sich selbst entladen, und daß die Erze in geschlossenen Zügen transportirt werden.

„Die Geschichte der amerikanischen Eisenindustrie der letzten 30 Jahre“, sagt Professor Taussig, „ist daher größtentheils eine Transportgeschichte. Die billige Fracht von Erz und Kohle war die nothwendige Voraussetzung, daß das eine durch die andere geschmolzen werden konnte.“

So mannigfache Mißstände dem dortigen Eisenbahnwesen auch anhaften, es läßt sich nicht verkennen, daß seine Leistungsfähigkeit unübertroffen ist. Ein Staatsbahnsystem kann sich nie in der Weise, wie es in Amerika geschehen ist, den wechselnden Bedürfnissen einer schnell fortschreitenden Volkswirthschaft anpassen; es besitzt nicht die dazu erforderliche Elastizität; kann aber der Verkehr der wirthschaftlichen Entwicklung nicht folgen, so wird diese von jenem zurückgehalten statt gefördert werden.

Alle Kräfte, die mitgewirkt haben, um Amerika zum größten Eisenproduzenten der Welt zu machen, wären nie zu solcher Geltung gelangt, hätte man ihrer Bewegung nicht völlig freien Spielraum gelassen.

*) Im Jahre 1880 betrug die Gesammtproduktion an Eisenerzen in den Vereinigten Staaten 7,120 Mill. tons. Im Jahre 1898 belief sie sich auf 20 798 Mill. tons. Diese bedeutende Produktionssteigerung ist hauptsächlich den Minen am Lake Superior zu danken. Während diese Minen 1880 1677 Mill. tons oder 23,6 Proz. der Gesammtproduktion lieferten, waren sie an der Gesammtproduktion des Jahres 1898 mit 14 029 Mill. tons oder 67 Proz. betheiligt.

**) Eger, Die Binnenschiffahrt in Europa und Amerika.

***) „Ein Wagen der preußischen Staatseisenbahn von 15 t Ladegewicht leistet bei der durchschnittlich durchlaufenen Strecke der Güter der Ausnahme-Tarife von 115 km auf einer Fahrt 1725 tkm.

Ein amerikanischer offener Güterwagen von 45 t Ladegewicht leistet bei einer Fahrt auf derselben Strecke 5175 tkm.“

Stahl und Eisen vom 15. August 1899.

Das Geheimniß dieser großartigen Fortschritte liegt schließlich in der Freiheit, die man der Entwicklung der menschlichen Persönlichkeit in den Vereinigten Staaten gewährt. Diesem Umstand allein ist es zu verdanken, daß Unternehmer und Arbeiter ihre besten Fähigkeiten entfalten und bethätigen können und daß die Naturschätze des Landes den höchsten wirthschaftlichen Werth erlangen.

Louis Katzenstein.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Lorbeern in Vorschuß.

Als Graf Waldersee sich kürzlich in Kassel vom Kaiser verabschiedete, sprach er das große Wort gelassen aus: „Solange sein Arm die Kraft bewahren werde, den Feldmarschallstab zu halten, werde ein Befehl zum Rückzug nicht über seine Lippen kommen.“ Es fällt Niemandem ein, diese Worte für baare Münze zu nehmen; man kann es auch nicht, ohne dem Grafen Waldersee als Feldherrn zu nahe zu treten. Ein Heerführer, der nicht unter Umständen auch den moralischen Muth besitzt, einen Befehl zum Rückzuge zu ertheilen, wäre sicherlich ein ganz miserabler Feldherr. Seit Xenophon's Anabasis haben denn auch die berühmtesten Heerführer aller Völker und aller Zeiten — ein Friedrich der Große, ein Turenne, ein Moreau, ein Napoleon I. — sich nicht gescheut, „Befehle zum Rückzuge“ zu geben. Manche Heerführer haben ihren Hauptruhm gerade auf Rückzügen erworben. Wilhelm von Oranien, der spätere englische König, erlitt manche schwere Niederlage und doch war er ein großer Krieger, denn — wie es in Macaulay's glänzender Charakteristik heißt —: „kein Unfall war im Stande, ihm auch nur einen Augenblick die sichere Anwendung oder den vollständigen Besitz irgend einer seiner Fähigkeiten zu rauben; seine Niederlagen wurden mit einer so bewunderungswürdigen Schnelligkeit wieder hergestellt, daß, bevor der Feind das Te Deum gesungen hatte, er wiederum zum Kampfe bereit war; und niemals beraubte ein Unglück ihn der Achtung und des Vertrauens seiner Soldaten.“

Wir nehmen deshalb den Feldherrn Waldersee gegen den Redner Waldersee in Schutz, wenn wir behaupten, daß jenen Worten nur die Bedeutung einer rhetorischen Phrase zukommt. Aber jene Redensart ist trotzdem nicht belanglos. Sie charakterisirt den Redner und die Umgebung, vielleicht auch die Zeit, in der er lebt. Man vermag sich kaum vorzustellen, daß große Heerführer vom Schlage der Moltke und Göben eine solche Aeußerung sich hätten entschlüpfen lassen. Ihre Größe war mit Einfachheit und einer Schlichtheit im Ausdruck gepaart, die von Renommisterei gänzlich frei war. Tempora mutantur. Die Einfachheit unserer politischen Renaissance ist überwunden; heute herrscht der rhetorische Barockstil. „Es wird — wie dieser Tage in einem Leitartikel der „Weser-Zeitung“ treffend ausgeführt ist — ein übertriebener Werth auf das Demonstrative und das Dekorative, auf die Pose gelegt.“ Das ist nur allzu wahr. Daher denn auch die vielen großen Worte, denen Niemand reales Gewicht beimißt, deren Wirkung daher im umgekehrten quadratischen Verhältniß zur Kraftleistung steht. „Weniger Tamtam wäre ein großer Gewinn für uns!“ meint die „Weser-Zeitung“, und wer möchte ihr widersprechen; ihr widersprechen Angesichts der Demonstrationen, die beim Abschied des Grafen Waldersee aus Hannover, Kassel, Berlin, Leipzig, München u. s. w. erfolgt sind und durch das Wolff'sche Telegraphenbureau urbi et orbi verkündet wurden. Man sollte fast glauben, die großen chinesischen Thaten lägen schon in der Vergangenheit und nicht erst in einer ungewissen Zukunft.

Da wird uns zudem mit aller Ausführlichkeit berichtet, welche Ausstattung für den Grafen Waldersee beschafft ist, wie viel Khaki (oder schreibt man Kaki)-Anzüge angefertigt wurden. Kein Knopf und keine Unterjacke wird uns geschenkt, gerade so als ob es sich um den Trousseau einer Prinzessin handelte. Wir erwarten bestimmt, daß uns die nächste Nummer der „Woche" auch mit einer Abbildung der Lieblingszahnbürste des Herrn Oberkommandirenden für China erfreuen wird.

Sodann erfährt man, in welcher Haltung der Oberkommandirende in China zum Anhalter Bahnhof gefahren ist, daß er den Marschallstab in der Hand hielt, wie laut das Publikum Hurrah geschrieen hat, wie huldvoll die Huldigungen Seitens des Grafen Waldersee entgegen genommen sind.

Und schließlich die Berichterstattung über die Fahrt durch Deutschland! Von jedem bedeutenderen Platze sendet das offiziöse Wolff'sche Telegraphenbureau an die Zeitungen seine Depeschen.

„Die Fahrt des Sonderzuges des Feldmarschalls Grafen Waldersee durch die deutschen Lande gleicht einem Triumphzuge" — so lautet die Depesche aus Regensburg —; „die preußische, die sächsische und die bayerische Bevölkerung längs der Linie, die der Sonderzug des Armeeoberkommandos befährt, wetteifern in herzbewegenden, spontanen, patriotischen Kundgebungen. Der Feldmarschall ist der freudig bewegte Empfänger begeisterter Ovationen, wie ähnliche seit 1870/71 nicht vorgekommen sein dürften."

In diesem Stil geht es dann weiter. Es folgen aus anderen Orten andere Depeschen, und endlich auch zwei Telegramme „von dem Armeeoberkommando für Ostasien" aus München und aus Kufstein, deren Weiterverbreitung sich W. T. B. angelegen sein läßt. In dem Telegramm aus München heißt es:

„Der Herr Feldmarschall Graf Waldersee dankt aus vollem Herzen auf diesem Wege für die in enormer Zahl eingetroffenen Sympathiebeweise, welche ihm beiläufig in weit über 1000 Telegrammen, Briefen und Karten aus allen Theilen des deutschen Reichs sowie von weit über dessen Grenzen hinaus und zwar aus allen Ständen heraus zugegangen sind."

Und aus Kufstein wird telegraphirt:

„Wenn schon in Leipzig der Empfang des Feldmarschalls auf Befehl des Königs von Sachsen durch den kommandirenden General ein glanzvoller war, so gestaltete sich die Begrüßung in München zu einem besonders feierlichen Akte. Einen würdigen Abschluß fand der erste Reisetag mit dem Empfang in Kufstein, woselbst Feldmarschallleutnant Binder im Auftrage des Herrn Erzherzogs Eugen den Grafen Waldersee auf österreichischem Boden willkommen hieß."

Das ist die telegraphische Ausbeute des ersten Reisetages.

Wenn das bis Peking so weiter geht, so wird sich die öffentliche Meinung über mangelnde Aufmerksamkeit Seitens des Armeeoberkommandos für Ostasien nicht zu beklagen haben. Im Uebrigen täuscht man sich, wenn man etwa glauben sollte, daß Graf Waldersee nur militärisch, politisch und diplomatisch in China thätig sein wird. Nach einer Zeitung der Reichshauptstadt hat man in Berliner gut informirten Kreisen „mit Befriedigung" den Eindruck empfangen: „daß Graf Waldersee auch sein Augenmerk in hervorragendem Maße darauf richten werde, den Beziehungen der Finanz- und Handelswelt aller verbündeten Nationen zu China eine breitere und gesicherte Basis zu schaffen."

Man sieht, das Programm der Waldersee'schen Mission ist so reichhaltig, daß man sich nicht wundern darf, wenn daraufhin schon zahlreiche Lorbeerkränze in Vorschuß gegeben sind.

Junius.

Karl von Hase.

Zu seinem 100. Geburtstage.

Als Johann Friedrich der Großmüthige die Universität Jena begründete, gab er ihr die Aufgabe, eine Pflegerin der Wissenschaften und Hüterin der reinen evangelischen Lehre zu sein. Dieser Aufgabe, die Lehre zu hüten, die sich frei hält von der Herrschaft des Buchstabens und der freien Forschung Raum gibt, ist die thüringische Hochschule allzeit treu geblieben; ihrer möge sie heute eingedenk sein an dem 100. Geburtstage des Mannes, der ihr über ein halbes Jahrhundert als gefeiertster Lehrer ihrer theologischen Fakultät angehört hat und es sich selbst zugeschworen und durch sein Leben bewährt hat, „für Recht und Freiheit, für Christenthum und Protestantismus ein treuer Hort zu sein".

Unser kurzes Erinnerungswort kann sich nicht die Aufgabe stellen, Karl Hase nach allen Seiten seines Wesens, als Theologen und Universitätslehrer, als Schriftsteller, als Patrioten zu würdigen,*) sondern muß sich mit einigen Andeutungen genügen lassen.

Seinem Patriotismus gab Hase als junger Student in Leipzig dadurch Ausdruck, daß er in die allgemeine deutsche Burschenschaft eintrat, in deren Vorstand er bald gewählt wurde, für die er Reisen an die süddeutschen Universitäten und nach Berlin unternahm. Die Folge für ihn war das consilium abeundi, und später, als er in Tübingen sich als Privatdozent niedergelassen hatte, seine Verhaftung auf Anzeige der sächsischen Regierung und seine Verurtheilung zu zwei Jahren Festungshaft, die er freilich nicht bis zu Ende absaß; er konnte also wie der Burschenschafter Fritz Reuter sagen: „Jedem Menschen passirt etwas." Später hat Hase öfter politische Flugschriften herausgegeben, 1830 „Sachsen und seine Hoffnungen", die u. a. eine neue Städteordnung, jährliche öffentliche Rechnungsablegung, gleichmäßigere Vertheilung der Lasten verlangte, 1848 „Das Kaiserthum des deutschen Volkes", „Das deutsche Reich und seine Staaten", 1849 „Preußen und Oesterreich".

Bevor Hase auf die Universität ging, hat er zwischen Jurisprudenz und Theologie geschwankt, sich sogar in Leipzig für das erstere Fach einschreiben lassen, aber ihm, dem Predigersohn, lag doch die Theologie am Herzen, sein Ideal war sogar anfangs, Landpfarrer zu werden, und als er am Schluß seines ersten Semesters zum ersten Male gepredigt hat, schreibt er: es ist ein Festtag meines Lebens, eine fromme heilige Freude geht durch mich. Aber nur als Student und Kandidat hat er gepredigt, und das akademische Lehrfach, das er, bis zur Berufung in eine Pfarre, zum zweiten Male in Leipzig als Privatdozent angetreten hatte, hat ihn nicht wieder losgelassen. Der Zug, der vor allem das wissenschaftliche Wesen Hase's kennzeichnet, ist der geschichtliche Sinn, von ihm aus erklären sich zum großen Theile seine Schriften, die Stellungnahme zu den theologischen Parteien. Diesen Zug in seinem Wesen erkennt er selber mit dem Satze an: „Das ist wieder mein unglückliches Geschick, immer die beiden Seiten einer Sache zugleich zu sehen! Welch ein gefeierter Parteiführer hätte ich mit meiner leidenschaftlichen Feder nicht werden können, wenn ich bloß die eine Seite in ihrer ganzen Schärfe sähe!" Darum war er Anhänger keiner Partei, und darum sehen wir ihn im wissenschaftlichen Kampfe mit den entgegengesetzten Parteien in seiner Wissenschaft. Selbst Rationalist in dem höheren Sinne, daß der Rationalismus fortleben müsse als das Recht, über alle Satzungen einer historischen Religion frei zu urtheilen, mußte er doch dem Rationalismus eines Röhr entgegentreten, der auch für die Religion die Alleinherrschaft des gesunden Menschenverstandes verlangte und dem Ueber-

*) s. Richard Bürkner, Karl von Hase, ein deutscher Professor. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1900.

natürlichen im Glauben alles Recht verweigern wollte; von diesem Rationalismus schied ihn vor allem auch dessen gänzliche Verkennung der historischen Bedeutung der christlichen Kirche. Weit heftiger mußte noch sein Widerspruch gegen die Orthodoxie sein, die nach dem Rationalismus zur Herrschaft gekommen war und sich in Hengstenberg's Evangelischer Kirchenzeitung ihr Organ geschaffen hatte. Diese griff Hase's „Leben Jesu" mit der Behauptung an, es „entgöttere die Christologie". Hase antwortete, daß es keinen wesentlichen Unterschied in der Behandlung einer heiligen und einer profanen Geschichte gebe; es komme nur darauf an, aus echten und ursprünglichen Denkmalen die Wahrheit zu erforschen; das sei das Recht des Protestantismus und die Forderung der Wissenschaft; alles Andere sei Vorurtheil. In der Orthodoxie sah er Gefährdung der Wissenschaft, Hinneigung zum Katholizismus, ihre politische Servilität stieß ihn ab, ihre Herabsetzung unserer größten Geister als Heiden und Phrasenmacher machte sie ihm widerlich. Nur kurz wollen wir auf Hase's Widerspruch gegen die Tübinger Schule hinweisen, um dann auf seine umfangreichste Streitschrift zu kommen, auf das „Handbuch der protestantischen Polemik gegen die römisch-katholische Kirche". Sie ist des Verfassers Lieblingswerk. Die Grundlage dazu sieht er schon in seinen „Proselyten", einer Jugendschrift vom Hohenasperg, die die gegenseitige Bekehrung zweier Söhne aus gemischter Ehe schildert. Er nennt sie einen „Einfall in Feindesland, die katholische Lehre und Sitte ausführlich darstellt, das protestantische Wesen nur, wiefern es den Gegensatz dazu bildet. Dennoch ist es gemeint als ein Buch zum Frieden. . . . In der Polemik liegt auch eine Irenik, nämlich als das eine Ziel die Klarheit darüber, wie weit man sich anerkennen und einander aufrichtig nähern dürfe. Nicht als wäre irgendwie an eine Aussöhnung der Kirchen gedacht, ich sehe diese in keiner irdischen Ferne." Die Hoffnung, die Hase am Schluß seiner Vorrede ausspricht, daß „wieder ein Friedensbogen über die beiden Kirchen sich wölbt", ist auch heute noch nicht erfüllt.

Von Hase's Lehrbüchern hat vor allem seine „Kirchengeschichte" seinen Ruhm begründet. Seit dem Sommer 1831 hielt Hase in Jena Vorlesungen über Kirchengeschichte, in drei Jahren war das Werk fertig „wie eine Statue aus einem Gusse". Statt des Allgemeinen und Unbestimmten in Lehrbüchern will er das Individuellste und Bestimmteste aussprechen. Er vertritt das Repräsentativsystem in der Geschichtschreibung. Das Werk hat einen Triumphzug durch Deutschland gehalten und ist zu Lebenszeiten des Verfassers 11 mal erschienen; vor Kurzem hat der Verlag die 12. Auflage in Lieferungen herausgegeben. Es ist in das Französische, Englische, Niederländische, Schwedische, Dänische, Ungarische übersetzt worden. Ein ausführlicheres Werk ist die „Kirchengeschichte auf der Grundlage akademischer Vorlesungen", deren Druckvollendung Hase nicht mehr erlebt hat.

Kirchengeschichte ist die Darstellung der Kirche in ihrem Werden, theils im Streben nach ihrem Ideal, theils im Verhältniß zur Welt; sie will einfach belehren, jedes Zeitalter in seinen kirchlichen Beziehungen uns zum Bewußtsein bringen, zum Nacherleben in Gedanken uns veranlassen. Nur nennen können wir Hase's Dogmatik, die eine Theologie der Versöhnung sein will, seine „Gnosis oder protestantische Glaubenslehre für die Gebildeten in der Gemeinde", in der er von den bisherigen Bemühungen der Theologie und vom Stande des Christenthums in wissenschaftlicher Hinsicht der Gemeinde öffentlich Rechenschaft ablegen will, und das „Leben Jesu, Lehrbuch zunächst für akademische Vorlesungen", das „Christus nur in idealer Menschlichkeit auffaßt, in dem Gedanken, daß sich in ihm freilich ein göttliches Prinzip offenbare, aber eben deshalb in rein menschlicher Form", das die „christliche Voraussetzung, daß in Christo Gott Mensch und dadurch der Welt das Heil geworden ist", nur als „Anfrage" ansieht, „wiefern das religiöse Ideal der Menschheit in Jesu wirklich geworden sei". Hervorheben müssen wir, daß sich Hase bei seinen Werken stets auch die Aufgabe gestellt hat, ein stilistisches Kunstwerk zu schaffen.

Wir dürfen von Hase nicht scheiden, ohne ihn als Romfahrer genannt zu haben. Sechzehn Mal hat er die Hauptstadt der Welt aufgesucht, eine „liebe Ferienheimath" ist sie ihm gewesen. Als er Italien das erste Mal, 1829, aufsuchte trug er die Liebe zu Pauline Härtel im Herzen, ihr schrieb er seine Erlebnisse und Empfindungen auf der Reise in den Briefen, die nach seinem Tode in dem köstlichen Buche „Erinnerungen aus Italien in Briefen an die künftige Geliebte" veröffentlicht worden sind. Auf der Rückreise trafen sich die Liebenden, in Konstanz fand die Verlobung statt, und am 12. September 1831 wurde der Bund geschlossen, der sich Jahr um Jahr immer glücklicher gefestigt hat, und in dem die Gattin ihm „die geliebte Einigung alles Idealen und Realen seiner Neigungen" war. Weit über die Zeit des Psalmisten hat Hase's reichbeglücktes und reichgesegnetes Leben gewährt. Fast neunzigjährig ist er am 3. Januar 1890 gestorben.

Den Inhalt seines Lebens und Strebens hat Hase in dem Buche „Ideale und Irrthümer" geschildert. Seine Lebensarbeit hat er einmal in den folgenden Sätzen dargestellt: „Für eine wissenschaftliche Betrachtung des Lebens Jesu habe ich die Bahn gebrochen und bin der weiteren Entwicklung selbständig gefolgt. Für die Kirchengeschichte habe ich einen reicheren Inhalt, eine edle Form und freie Anschauung gegeben und darin am ersten auch Nachfolger gehabt. In der Glaubenslehre habe ich eine Schule nicht gegründet und keiner der herrschenden Parteien angehört. Daher war ich nie von einer Partei getragen, aber mit Einzelnen aus allen drei theologischen Hauptparteien in freundschaftlichem Verkehr, und nicht wenige sind aus meiner Schule hervorgegangen, oder doch durch mich angeregt worden, welche christliche Begeisterung, freies Denken und moderne Bildung vereinigen. Als Schriftsteller habe ich wohl großen Einfluß geübt, als mündlicher Lehrer war ich fast nur auf Jena beschränkt, habe da auch gedrückte Zeiten durchlebt. Große Ereignisse, denen ich vielleicht gewachsen gewesen wäre, sind nicht an mich gekommen zur Entwicklung verborgener Kräfte." Seine aus seinem Charakter hervorgehende Bestimmung sah er darin, den Rationalismus mit dem Schwunge der Phantasie und mit der Wärme des Herzens zu vereinigen; in ihm war „ein gutes Stück Heidenthum, das die Welt lieb hat, in ihre Schönheit und ihren Schmerz sich hineintaucht, und zwar nicht, wie es die Frommen insgemein auch thun, unwillkürlich, halb mit bösem Gewissen, sondern ohne Reue, absichtlich und besonnen", er meinte, daß „in unseren Zeiten nur die Vereinigung des altgriechischen und christlichen Sinnes zur Lebensschönheit und Ewigkeit führen" könne.

Richard Böhme.

Pariser Eindrücke.

Wir haben zu viel gesehen, und wenn nicht wir Alle, so doch sehr viele unter uns, und ganz gewiß die, welche an dem mächtigen Werke des monumentalen Aufbaues einer Weltausstellung leitend mitgearbeitet haben, und jene anderen, die sich unterfangen, von den Eindrücken einer Weltausstellung zu berichten. Die einen bauen nicht allein und ausschließlich aus den Erfordernissen des Orts und des Zweckes heraus, und den anderen ist es fast unmöglich, unbefangen zu beurtheilen, was da ist. Die Phantasie der einen und der anderen ist belastet mit der Erinnerung an so und so viele Weltausstellungen, die vorangegangen sind; und ihre Phantasie ist die eines Modernen, wie die Weltausstellungen selbst das gigantische Werk moderner Tage sind.

Seit der Renaissance arbeiten wir an der Befreiung der Persönlichkeit. Auch das Gestirn, das damals wärmend und unendliche Frucht bringend sich über den Horizont erhob, und das seitdem immer höher und höher gestiegen ist, wirft seine Schatten.

Die Menschen wurden aller Fesseln ledig. Die Tradition wurde auf allen Gebieten unheilbar erschüttert. Der mittelalterlichen Tradition setzte sich die moderne Freiheit, die individuelle Originalität entgegen, die sich bis auf unsere Tage immer ungehinderter und bis in die letzten Konsequenzen entwickelt hat.

Hieße für uns: originell sein, anders sein wie die anderen, so genössen wir nur die edlen Früchte dieser Entwicklung. Aber da das anders Sein, da die originelle Anlage, sehr selten ist, so begnügen wir uns bereits mit dem anders Machen. Das ist die Originalität der ungezählten Modernen ohne Originalität.

Unsere Originalität ist oft nicht das Ergebniß natürlichen nothwendigen Wachsthums aus tief wurzelnder Eigenart, sondern eines Willens, der sich bewußt in Gegensatz stellt zu dem, was da ist. Unsere Zeit ist weit weniger originell aus innerem Zwang als aus berechnender Tendenz. Und diese ist es, die selbst jene, die ihrer Beanlagung nach durchaus nicht originell sind, verleitet, sich originell zu geberden.

Unaufhörlich stürmen die Eindrücke auf uns ein; und damit der neue Eindruck um so stärker auf unsere erlahmenden Nerven wirke, muß er in Gegensatz zu dem Vorausgegangenen gebracht werden.

Das Bessermachen ist nicht das allein Entscheidende; das Andersmachen erscheint jedenfalls als das Gebotene; das bewußte Widerspiel zu dem schon Dagewesenen ist das immer wechselnde Programm moderner Entwicklung in der Kunst. Auf Süß folgt Sauer und auf Milde Herb, auf die vérité vraie die phantastischste Phantastik und auf den schreiendsten Lärm die säuselndste Zartstimmigkeit. Solch ein Menschenschlag konnte sagen: L'ennuie du beau nous fait aimer le laid.

So ist es in der Kunst; nicht so in der Wissenschaft und nicht so im praktischen Leben.

Man möchte sagen, je praktischer wir für alle praktischen Aufgaben des Lebens geworden sind, je vorsichtiger wir das Errungene hier festhalten, um so excentrischer in den künstlerischen Fragen; alle Willkür und alle Neuerungssucht und die ganze moderne Gier nach immer neuen Schöpfungen und nach immer neuen Sensationen flüchtete sich in die Künste. Die Tradition mußte so gänzlich zertrümmert werden, und wurde damit der Raum weniger beengt für die wahre, so seltene Originalität, so auch für jene moderne Originalitätssucht, die nichts ist als Mode, die sich nur abhebt, und die zufrieden ist, sich abzuheben, von dem, was vorgestern Mode gewesen ist, die sich erschöpft, um mit vielem Lärm die äußere Einkleidung zu wechseln.

* * *

Hätte ich die vorausgegangene Pariser Weltausstellung nicht gleichfalls gesehen, ich bin überzeugt, die jetzige hätte mit größerer Wucht auf mich gewirkt und hätte mich weniger kritisch gefunden; aber desgleichen kann man sagen, hätten nicht die Schöpfer der heutigen Weltausstellung unter der modernen Zwangsvorstellung gelebt, anders bauen, und anders anordnen zu müssen als ihre Vorgänger im Jahre 1889, sie würden voraussichtlich Größeres zu Wege gebracht haben.

Das Terrain ist heute etwas erweitert; aber im Wesentlichen ist es ganz das alte geblieben: Trocadéro, Champ de Mars, Esplanade des Invalides und dazwischen der schmale Streifen am linken Ufer der Seine. Hinzugekommen ist ein Verbindungsstreifen auf dem rechten Ufer der Seine und ein breiter Durchbruch von der Esplanade des Invalides über den neuen Pont d'Alexandre nach den Champs Elysées. Damals war der Mittelpunkt Trocadéro und Champ de Mars; diesmal gibt es zwei Mittelpunkte, den alten und die Strecke über die Esplanade des Invalides nach den Champs Elysées.

Der Blick damals von der Höhe des Trocadéro nach der Maschinenhalle, die das Champ de Mars begrenzte, war großartig. Die kräftigen Steinmassen des Trocadéro zogen sich im Halbkreis auf dem Hügel entlang; in breiter Wucht stürzten Cascaden die freie Anlage zur Seine herab, dann folgte der schöne Fluß mit seinem Leben; jenseits der Brücke der stolz aufragende Eifelthurm, und durch die gewaltigen Bogen hindurch schaute man auf das Champ de Mars mit seiner Einrahmung; die beiden langgestreckten Paläste in einfacher Eisenkonstruktion zur Rechten und zur Linken und gradeaus das stattlich aufragende Mittelportal, der Haupteingang zu dem Industriepalast, und entsprechend dem Abschluß oben durch den Trocadéro, fand der Industriepalast im Rücken seinen Abschluß in der grandiosen, in stolzer, einfacher Gradheit fortlaufenden Wölbung der Maschinenhalle.

Gemäß der Konfiguration des Terrains hatte man die Baulichkeiten auf eine Gesammtwirkung hin komponirt, und diese Wirkung entbehrte nicht der Größe, und gemäß den Erfordernissen der Aufgabe hatte man das zweckmäßigste Material, das Eisen, für die zweckmäßigsten Formen, große gewaltige Hallen, verwerthet. Diese Eisenkonstruktionen waren in ihrer Art schön, wie der Eifelthurm, diese ganz schmucklos aufragende Eisenmasse, durch die edle Linienführung gleichfalls schön ist.

Die Anlage, einheitlich und groß gedacht, erhielt auf dem Champ de Mars ganz wesentlich ihren Charakter durch das moderne Material — das Eisen, das in seiner schnellen Verwendbarkeit für die gewaltigsten Bauten, in seiner Schmucklosigkeit, wo Schmuck nur die einfache Linie bleibt, sich dem Ingenieur-Architekten auch für die größte Kühnheit herleiht.

Waren die räumlichen Verhältnisse hier dieselben geblieben, so stand für die jetzige Weltausstellung die Wahl zwischen Verbessern und Umstoßen, und wir wären keine modernen Menschen, wenn die Entscheidung nicht für das Umstoßen erfolgt wäre.

Im Jahre 1889 große umrahmende Linien mit weiten freien Plätzen dazwischen; und daher ein Bild von imponirender Gesammtwirkung; diesmal sind die abfallenden Hänge des Trocadéro übersäet mit Häusern und Häuschen, die sich drängen und durcheinanderschieben, wo damals freier Raum war; und jenseits der Seine, wo damals der Eifelthurm in einsamer Kraft sich erhob, schieben sich jetzt die Baulichkeiten ebenfalls dichter an den Thurm heran vom Ufer der Seine her, wie auch die das Champ de Mars umschließenden Ausstellungshallen an ihn herandrängen, und da sie zudem breiter geworden sind, so wirken sie beengend nach allen Seiten hin.

Damals das leichte Eisen und das durchsichtige Glas; diesmal ist das Eisen versteckt hinter Koulissen schwerer Architektur; und alles wirkt dadurch noch enger. Damals der Haupteingang des mittleren Ausstellungspalastes, gerade dem Trocadéro gegenüber und so die Hauptachse der Ausstellung bezeichnend: ein schöner wirkungsvoller Kuppelbau, wie er sich für den Mittelpunkt ziemt; diesmal erhebt sich hier le Château d'Eau, von kleinen, feinen, zierlichen Formen, architektonische Filigranarbeit, und wo damals die Menschen hineingingen, stürzt diesmal Wasser herab, während die Besucher seitwärts auf verschlungenen Pfaden in den Hauptbau gelangen.

Vor elf Jahren trat man durch diesen Haupteingang in den schönen Festdom, diesmal hat man die Festhalle gerade auf die entgegengesetzte Seite des Mittelbaues verlegt, und hat durch die dort eingebaute Riesenrotunde die mächtige Wirkung der Maschinenhalle unterbrochen und zerstört.

Wäre das Problem gewesen, genau von den entgegengesetzten Prinzipien auszugehen, wie vor elf Jahren, so hätte man es so machen müssen, wie geschehen.

Damals grandiose Gesammtwirkung; diesmal Einzelwirkung; damals die einfache große Linie; diesmal das

zierliche Detail; damals das naturgemäß sich darbietende Eisen; diesmal die erkünstelte Nachahmung solider Steinarchitektur.

Besonders charakteristisch ist le Château d'Eau. An der Stelle, die den Mittelpunkt all dieser mächtigen, sich lang hinstreckenden Baulichkeiten des Champ de Mars bildet, dort, wohin das Auge vom Trocadéro zuerst fällt, wenn man durch die gewaltigen Bogen, auf denen der Eiselthurm ruht, hindurchblickt, hier steht dieses Wasserschloß, dem seine Bewunderer nachrühmen, und nicht mit Unrecht, daß es mit seinen feinen Verästelungen wirke wie ein ausgebreitetes Brüßeler Spitzentuch, und am Abend taucht diese ciselirte Architektur in Nacht unter, und in feuriger Linie sieht man nur Umrisse, die, vom Himmel sich abhebend, wie ein zartes funkelndes Diadem wirken, dessen strahlende Linien noch wunderholler erscheinen, durch die beleuchteten Wasser, die dort mitten hinabstürzen. Sehr schön, recht überraschend; aber für diese Raumverhältnisse sind diese Formen bei Tage ohne monumentale Wirkung und bei Nacht?, — da ist von Architektur alsdann überhaupt nichts mehr zu sehen, und es beginnt die pyrotechnische Unterhaltung — die auch ihre Reize, sogar vor dunkelblauem, sternenbesetztem Nachthimmel ihre bezaubernden Reize haben kann — nur sind sie nicht monumental.

In diesem Theil der Ausstellung tritt — so schön viele, zahlreiche Einzelheiten natürlich sind —, monumental allein der Eiselthurm hervor — diese kühne moderne That — und der massige Tracadéro, und beide sind übernommen von älteren Ausstellungen. Sie wirken in ihrer kraftvollen Einfachheit und Uebersichtlichkeit um so größer in dieser Welt beengender Details und hübscher Zierlichkeiten. Und der nackte eiserne Eiselthurm ist zugleich wie ein Protest moderner Wahrhaftigkeit gegen die ihn umgebende Scheinarchitektur, die das Eisen, das sie nicht entbehren kann, hinter imitirenden Steinfassaden alten Stiles versteckt.

Es mag sein, daß die gewachsene Masse der Aussteller eine stärkere Ausnutzung des Raumes hier verlangte; das zwang zu Opfern; aber diese Opfer erklären doch keineswegs die jetzige gesammte Anlage; sie ist aus jenem modernen Geiste des Widerspruchs, aus dem Willen zum Andersmachen entstanden. Und wenn ich hier herumwanderte, mußte ich mir immer von Neuem wiederholen, die stolzen und so selbstgefälligen Worte Jean Jacques Rousseau's in seinen Confessions, dieses Motto unseres Individualismus: Si je ne vaux pas mieux, au mains je suis autre. Wirklich, es war ganz sicher alles das Gegentheil von 1889.

* * *

Auf der einen Seite entlang das schmale Seineufer führt eine weite Strecke die Rue des Nations; sie ist besetzt mit zum Theil sehr hübschen Palästen der einzelnen Völker; der Gesammtwirkung in von einem Seineschiffe aus eine prachtvolle Anlage. Man gelangt auf diesem Weg zur Esplanade des Invalides. Auf dem anderen Seineufer zieht sich eine Strecke Weges Alt-Paris hin, ein nicht übler Vergnügungswitz mit künstlerischem Empfinden durchgeführt; bei Abendbeleuchtung mit seiner Lichterspiegelung in der Seine besonders gut sich darstellend — natürlich weit über Alt-Berlin stehend und mit der Maskenredententrivialität unserer damaligen Baracken gar nicht zu vergleichen.

Auf der einen wie der anderen dieser Seinestraßen, auf dieser und auf jener Seite des Flusses, gelangt man zum neuen Pont d'Alexandre III., und hatte man im Jahre 1889 Trocadéro und Champ de Mars zu einer Gesammtwirkung vereinigt, so ist diesmal das Gleiche mit jenen beiden Theilen der Ausstellung versucht worden, die sich von den Champs Elysées über den Pant d'Alexandre und die Esplanade des Invalides bis zur goldenen Kuppel des Invalidendomes hinziehen.

Ist das gelungen?

Der Invalidendom, wiewohl nicht meine Schwärmerei, — ist gewiß kein übler Abschluß, und die Alexanderbrücke, die die Seine überspannt, ist ein stattliches monumentales Bauwerk, kraftvoll und doch einer gewissen graziösen festlichen Zierlichkeit mit ihren marmornen Säulen und ihrer goldenen Bronze nicht entbehrend; in der Verlängerung dieser Brücke, dort zum Invalidendom, hier zu den Champs Elysées führend, zieht sich eine Straße hin, eng auf der Esplanade des Invalides, stattlich breit mit Gartenanlagen gegen die Champs Elysées zu.

Auf der Esplanade des Invalides gibt es rechts und links je ein langgestrecktes Palais, reiche Architektur in enger Anlehnung an hergebrachte Renaissanceformen und auf den Eckthürmen, mit kringelförmigen, durchbrochenen, ein wenig indisch anmuthenden Aufsätzen die keine Anlehnung sind, und die einer Architektur angehören, die keinen Namen hat, und die auch gewiß niemals einen Namen haben wird.

Entsprechend diesen beiden die Straße flankirenden Palästen, ist auf der anderen Seite der Seine das Petit Palais und ihm gegenüber das Grand Palais des Beaux Arts. Der Palast der schönen Künste, eine große Eisenkonstruktion mit einer davor gelagerten, großartig pomphaften, säulengeschmückten antikisirenden Architektur, und das Petit Palais — dieses wirklich ein Schmuckkästchen, ein kleines zierliches Palais und nicht eine eiserne Halle: ein Palast mit einer Palast-Architektur.

Auch dem Blick von den Champs Elysées nach dem Invalidendom fehlt Größe, und so viele kleine treffliche Einzelheiten es hier gleichfalls gibt, von reiner Harmonie ist nur das Petit Palais, dieser anmuthige Palast in wohlbekannten Formen und kein Kompromiß zwischen gewagten mißglückten Neuerungen im Einzelnen, zwischen der modernen Eisenkonstruktion und davorgeklebten hergebrachten Stilen des alten Steinbaus.

Nimmt man noch hinzu die monumentale Eingangspforte zur Ausstellung an der Place de la Cancarde, so hat man die Centralpunkte überblickt; und diese Eingangspforte ist charakteristisch genug, fast könnte man sagen symbolisch.

Es ist ein erotischer, bunter unbekannter Stil, oder man darf sogar sagen, eine erotische bunte Stillosigkeit, eine Originalität ohne Geschmack, auf der oben die Riesengestalt einer modernen Pariserin in modernen Gewändern steif dasteht. Eine stattliche Eingangspforte und in ihrer schreienden bunten Neuheit, wohl geeignet, zu den Reizen eines Riesenjahrmarktes hinzuführen, nicht zu den Belehrungen einer — Weltausstellung. Aber Weltausstellung und Riesenjahrmarkt gehen heute beständig in einander über.

Nicht so bei der ersten Londoner Ausstellung. Damals war man nicht so unglücklich eine Vorgängerin überbieten und zum Wenigsten sich in Gegensatz zu ihr setzen zu müssen. Da schuf man entsprechend dem Bedürfniß, die erste einfache Riesenhalle aus Eisen und aus Glas — das war eine große einfache That; das war die Leistung, die für unsere Zeit die nothwendige war.

Aber diesmal? „Un souffle de réactian semble secauer les canstructions nouvelles.“ Die Ausstellung bedeutet, wie man geistvoll gesagt hat: „La revanche de la pierre.“

Für die jetzige Pariser Weltausstellung hat man sich nicht beschieden, einfach modern und zweckentsprechend zu bauen. Man hatte nicht den Muth zur Eisenkonstruktion, weil man anders sein wollte, als wie man schon gewesen ist in Paris und an anderen Orten. Damit gelangte man zu einer Originalität hier und dort, die unerfreulich ist, und zu einer Vermischung von Eisen und alten monumentalen Formen, die nicht originell ist und auch nicht zukunftversprechend. Man hatte nicht die Schlichtheit, den Eisenbau entwickelnd und weiter entwickelnd, so die naturgemäße Tradition für die Weltausstellungen fortbilden zu helfen. Und der Erfolg stellte sich nur ein beim Palastbau

der klugerweise nichts sein will als der hergebrachte Palastbau.

Si je ne vaux pas mieux, au moins je suis autre.

Glücklich das Mittelalter, dessen Architekten nicht bei jedem Kirchen- und bei jedem Dombau sich verpflichtet wähnten, zu neuen Stilen zu gelangen.

Oder stellt sich die Bilanz doch noch ein Wenig anders? Kommt zu der Reklamesucht, die sich von dem Dagewesenen abheben will, der edlere Trieb des rastlosen modernen Experimentirens, um zu immer Neuem und zugleich Vollkommnerem zu gelangen? Sicherlich auch dies.

Allein die Architektur gibt nicht alle Dutzend Jahre dem modernen, ewig unbefriedigten Vorwärtsdrängen neue Formen her, und hier gewiß müßte sich das individuelle Experiment begnügen, auf der Tradition weiter zu bauen, statt bei unzulänglichen Kräften auch die Fundamente immer wieder zu verrücken.

Trotz allem Drängen auf Originalität ist so die Pariser Ausstellung in ihrer Gesammtanlage weder originell noch besonders glücklich; aber doch ein mächtiges und darum ein bewundernswerthes Werk und schön vor allem um des schönen heiteren Flusses willen, der alles belebend sich hindurchschlängelt.

Paris. P. Nathan.

Vom neuen Weib in der modernen Litteratur*).

In der heutigen, bunten, reichen Welt, die mit vielen, unseren Vorfahren heiligen und selbstverständlichen Ansichten aufräumt, wie ein Gewittersturm in den abständigen Aesten alter Bäume, hat sich auch die Anschauung über das Weib und dessen moralische Bewerthung gründlich verändert. Wenn allgemein geachtete Grundsätze schwankend und zu Vorurtheilen werden und neue Gedanken sich aus dem Chaos menschlicher Hoffnung entwickeln, tritt immer unter die Streiter eine frische Reihe bisher unterdrückter, arbeitender Kräfte, die nicht nur leben, sondern auch erobern wollen.

Diesmal ist es das Weib, welches Rechte erkannte und nun zu erkämpfen, auch manchmal zu ertrotzen versucht. An der Schwelle des 19. Jahrhunderts klang in Deutschland ein ziemlich unbeachtet gebliebenes Signal der neuen Bewegung. Der Dichter der Freiheit — Schiller — hat im Gewande des zierlichen chinesischen Märchens für die zurückgesetzten Frauen gesprochen. Turandot sagt:

„Ich sehe durch ganz Asien das Weib
Erniedrigt und zum Sklavenjoch verdammt,
Und rächen will ich mein beleidigtes Geschlecht
An diesem stolzen Männervolke, dem
Kein andrer Vorzug vor dem zarten Weibe
Als rohe Stärke ward.“

In Gozzi's Märchen ist nichts von solchen Gedanken zu finden, und Schiller soll — nach Aufzeichnungen seiner Schwägerin, der Frau von Wolzogen — durch eine erzwungene Eheschließung in seinen Bekanntenkreisen zu diesen Versen veranlaßt worden sein.

Damals war die Frage der Ehe die Freiheit, sich den Gatten wählen zu können — der Angelpunkt weiblicher Interessen. Selbst führende Geister unter den Frauen, die ernsten Lebensberuf in der Ausübung einer Kunst gefunden hatten, wie Angelika Kaufman, Madame de Staël und Karoline von Wolzogen würden jeden Anklang an Feminismus in unserem Sinn als unweiblich zurückgewiesen haben. Sie handelten und dachten noch dem Ausspruch der letzteren entsprechend: „Das Bedürfniß für Andere zu sein, zu leben, zu wirken ist unzertrennlich von der Natur des Weibes. Und liegt nicht seine Erfüllung allein in der Liebe!“

Wer nach der Triebkraft heutiger Frauenbewegung forscht, wird erkennen, daß allerdings das Wort Karolinens von Wolzogen noch immer ein Motto des Feminismus ist und Liebe in all den stahlgepanzerten, strengen, abweisenden Herzen verborgen wohnt. Aber es ist nicht mehr die alte, heilige Liebe, von der die Dichter Wunderdinge sangen, sondern es ist eine arme, mitleidige Liebe für die Dulderinnen des eigenen Geschlechts.

Der Autor manchen pikanten Romans, Marcel Prévost, hat in zwei Bänden: „Les Vierges fortes“, den ernsten Stoff ernst behandelt und mit der großen Kunst des kundigen Psychologen eigenartig beleuchtet. Diese „starken Jungfrauen“ sind neue Gestalten und bringen neue Konflikte in die Literatur durch die Stellung, welche sie in der uralten Schlacht einnehmen zwischen Frau und Mann. Eine tiefe, kaum übersehbare Kluft trennt die Werke, in denen das stille Dulden einer Genoveva, das Lied der unglücklichen Griseldis einfache Menschen zu Thränen rührte, und die Schilderungen der ringenden, zum Lebenskampf mit Kraft, Geduld und Kenntnissen ausgerüsteten Frauenseele. Vielleicht liegt der Keim zur Entwicklung dieser durchaus modernen Charaktere in der altnordischen Brunhild, deren Muskelkraft und Waffenkunst sich mit der Zeit in Nervenstärke und die Kenntnisse zum Wettkampf in den heutigen Berufsarten verwandelt hat. Denn es weht etwas wie Nordwind durch die Dichtungen, in denen starke Jungfrauen auftreten, wie frischer rauher Sturm im schwülen, gewitterschwangeren Garten der Liebe.

Hat auch Prévost die Abkehr des Weibes von seiner natürlichen Bestimmung durch die Fabel seines Romanes ad absurdum geführt, so leuchtet doch durch die Seiten des geistreichen Buches namentlich in der großen Rede des Fräulein Pirnitz über die moderne Frau, die Anerkennung des ernsten weiblichen Strebens im allgemeinen Fortschritt nicht liebend und schmachtend zurückzubleiben.

Die blinde Unterwerfung, die früher zur Tugend erhoben war, liegt unserem Empfinden fern. Die heranwachsende Generation betrachtet die Demuth Klärchens oder Gretchens, das sanfte Käthchen von Heilbronn fast schon mehr mit historischem Interesse als mit dem Gefühl, liedliche Lebensbeispiele vor Augen zu haben. Immer nachdrücklicher wird in allen Literaturen die Selbstherrlichkeit der Frau betont und ihr das Recht zugesprochen, die Persönlichkeit frei zu entfalten, einen freien Willen zu haben. Was vor mehr denn hundert Jahren Olympia de Gonges verlangte, indem sie der Erklärung der Menschenrechte das Manifest der Frauenrechte folgen ließ und vollständige Gleichstellung beider Geschlechter, namentlich in politischer Beziehung, forderte, ist allerdings nur ein Traum der kühnsten Vorkämpferinnen geblieben, aber Schritt für Schritt, mit der zähen Ausdauer, mit welcher die Frau seit Jahrhunderten gewohnt ist, ihren Wünschen Geltung zu verschaffen, erobern „die starken Jungfrauen“ — die geistigen Amazonen — Gebiete, die der Mann für sich allein in Anspruch genommen. Die Literatur begleitet die Bewegung mit dithyrambischen Kampfrufen, wie Laura Marholms „Buch der Frauen“ und in neuester Zeit Elisabeth Dauthendeys „Vom neuen Weib und seiner Liebe“, mit bitterer Satyre und mit gerechten Würdigungen, zu denen Helene Bölaus „Halbthier“ und die beiden Bände von Prévost zu rechnen sind.

Früher gab es zweierlei Maß und Gewicht, zweierlei Moral, je nachdem es galt Mann oder Weib zu beurtheilen, und das stärkere Geschlecht hatte eine gewisse Herrenmoral dem schwächeren gegenüber. Das Bestreben ist bei Freund und Feind allgemein geworden, nicht mehr so herkömmlich abzuschätzen, denn man erkannte das Oberflächliche und das Gemeine, welches darin liegt, den größeren Theil der Menschheit zunächst dem physischen Werth nach zu beurtheilen. Weil das Geschlechtsleben für die Frau so ungleich wichtiger

*) Les Vierges fortes par Marcel Prévost. Paris. Lemerre 1900.

als für den Mann ist, hatte man sich daran gewöhnt, das Weib ausnahmslos vom Standpunkt seiner Sitten aus zu preisen oder zu verdammen. Ungeachtet aller Herzenskälte oder geistigen Armuth wurde die Frau, welche „den Anfechtungen" widerstanden, über die bedeutende, herzenswarme „Sünderin" gestellt. Viele der Besten haben darunter gelitten. Gegen diesen einseitigen Standpunkt streitet in der Litteratur vor allem der Roman, seitdem George Sand den Kampf aufnahm und in allen Werken bald offen, bald versteckt „la libération de l'individu" verlangte.

Zuerst begegnet man Künstlerinnen und Dichterinnen, die das Talent mit dem Leben in Widerspruch setzt, als Heldinnen im Buch und auf der Bühne. Sie gleichen den vorausgeschickten Eclaireurs einer angreifenden Truppe. Ihnen folgt die mißverstandene Frau, die kein Genüge in den täglichen Pflichten findet und Rechte des Geistes beansprucht, die ihre Umgebung nicht bietet. Dies alles sind Plänkeleien, Einzelkämpfe, in denen viel mit Worten hin und her gefochten wird. Dann tritt zuerst in nordischen Ländern das Begehren des Weibes hervor, nicht nur in Bezug auf den Mann betrachtet zu werden, sondern als Wesen für sich. Man weist das Lob aus Männermund zurück und fühlt sich durch Ansichten verletzt, mit denen die Philosophen einst dem Weib schmeicheln wollten. Jouy's bekanntes Wort wird zur Beleidigung: „Sans les femmes le commencement de notre vie seroit privé de secours, le milieu de plaisir et la fin de consolation." Denn die Heldinnen Ibsens, Björnsons, Ellen Keys und ihrer Nachfolger wollen den Egoismus des Mannes durch den Egoismus der Frau bekämpfen und übertreffen.

Der englische Dichter Tennyson träumte bereits viel früher von einer „neuen Eva" und kleidete dies Ideal in schöne Worte. Nicht unvollkommener als des Mannes Wesen sei das Weib, sagt er, nur anders. Könnte uns die Frau ganz gleich werden, wäre die süße Liebe hingemordet, heiße doch Lieben Vollkommenheit suchen, sich hingeben und fügen. Aber ein Geschlecht müsse Eigenschaften vom Anderen borgen, um höhere schöne Pfade zu erklimmen. Der Mann müsse milder werden und von reinem Herzen, ohne die Kraft des Armes einzubüßen, das Weib weiter und freier blicken und dennoch das kindlich Holde behalten. Der Dichter schließt die Betrachtung über die Geschlechter mit den Versen:

„Der Mann gleich edlem Wort, das unsern Geist ergebt,
Das Weib der Melodie, zu der das Wort gesetzt.*)

In solchem Zusammenwirken liegt die natürliche Lösung, deren Richtigkeit auch Prévost in „Frédérique" und „Léah" beweisen will. Diese beiden Theile der „Vierges fortes" hängen in fortlaufender Erzählung zusammen und belehren uns ohne Haß und Liebe über die Bestrebungen der männerfeindlichen Liga.

Zwei Schwestern — Pariser Kinder aus einer moralisch angekränkelten Familie — zeigt uns Prévost, die sich durch ernste Arbeit selbständig machen wollen und nach der traurigen Erfahrung ihrer Mutter von Anfang an der Liebe wie gebrannte Kinder dem Feuer gegenüberstehen. Sie gerathen unter den Einfluß einer Frauenführerin, in der sie einen Apostel — l'apôtre — der guten Sache verehren. Da in England und im Norden Europas zuerst versucht wurde — nach dem vergessenen Manifest der französischen Revolution — das Urtheil über das Weib nicht mehr von seinem Liebesleben abhängig zu machen und die Erziehung, der männlichen gleich, nicht allein als Erziehung zur Ehe aufzufassen, führt Prévost seine Heldinnen nach London, wo sie als Erzieherinnen im neuen Sinn ausgebildet werden sollen.

Dort kommen sie als Zimmernachbarn mit einem merkwürdigen Geschwisterpaar aus Finland zusammen, Georg einem jungen Maler und seiner Schwester, die Romane schreibt und ihren Mann ebenso unmotivirt wie Nora verlassen hat. Ibsens ernste Melodien umtönen leise diese Gestalten, und der französische Meister weiblicher Liebespsychologie schildert prächtig den Einfluß des Nordländers auf die Pariserinnen.

Die Darstellung des Erziehungshauses in London und dann des neu zu gründenden, ähnlichen Institutes in Paris sucht dem neuen Weib und der Bedeutung moderner Frauenfragen gerecht zu werden. Daß der Reformtraum der unübertrefflich geschilderten, kleinen Gemeinde trotz aller Begeisterung kläglich endet, wirkt erschütternd, besonders weil die Katastrophe nicht gewaltsam herbeigeführt, sondern in unnatürlicher Uebertreibung der Männerfeindschaft begründet ist. Mit dem anderen Geschlecht muß die Frau arbeiten, weder unter ihm noch ihm entgegen.

Was Prévost im Rahmen seiner Erzählung beweist, hat Laura Marholm drastisch in dem prächtigen Satz ausgesprochen: „Abrechnung? Es giebt keine Abrechnung zwischen Mann und Weib als den Kuß oder das Achselzucken."

Die jungen Schwärmerinnen, Frédérique und Leah, die sich um Fräulein Pirnitz, den Frauenfreiheitsapostel, schaaren und die aufwachsende Mädchengeneration zur Selbständigkeit dem Mann gegenüber erziehen wollen, vermögen es nicht, der uralten Knechtschaft zu entfliehen. Die liebliche Leah leidet als Märtyrerin des neuen Glaubens in furchtbarem Verschmachten nach dem Geliebten, welchen sie, von den Genossinnen aufgehetzt, voll unvernünftigen Stolzes verläßt, und bekehrt sich erst zu einer, ihrem Charakter entsprechenden Hingabe, nachdem es zu spät ist und sie sterben muß. Waren Genoveva und Griseldis oder auch Sappho, das klassische Vorbild emanzipirter Frauen, zu demüthig, so verkennen ihre stolzen modernen Töchter die wahre Würde des Weibes, indem sie — anknüpfend an die verschrobenen Ideen fanatischer Sekten aus der Anfangszeit des Christenthums — der Jungfräulichkeit einen übertriebenen Werth beimessen.

Es ist kaum von Gleichheit mit dem männlichen Geschlecht die Rede, sondern der Begriff weiblicher Ueberlegenheit ist in den Köpfen der streitbaren Damen zum unantastbaren Axiom geworden. Diese Ansichten verkörpert Prévost in der kleinen, verwachsenen, aber genialen Pirnitz, die durch die Macht ihrer Beredsamkeit und die hypnotische Gewalt der Apostelnatur eine Schaar Anhängerinnen sammelt und die Schule gründet, in welcher junge Mädchen zur Unabhängigkeit erzogen werden.

Darin liegt nichts Ungesundes, nichts Uebertriebenes, und weibliche Wesen, die künstlerische Empfindung und Geschicklichkeit dazu verwenden, Tapeten oder Stoffe mit Blumenmustern zu schmücken, sind gewiß nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft. Aber in dem wichtigsten Theil des Romans „Frédérique", in der Rede zur Eröffnungsfeier des Unternehmens sagt Pirnitz: „Nous sommes des chimériques, paraît il . . . Pourquoi? Parce que nous amplifions notre rôle, non seulement à égaler celui de l'homme dans la vie sociale, mais encore à le surpasser? Parce que nous comptons sur la femme libre pour hausser l'étiage moral de l'homme, pour être à son tour son éducatrice? une pareille ambition est elle donc insensée?"**)

Nicht an dem Kampf der Männer gegen die Schule scheitert sie nach kurzer Blüthe, sondern an der inneren Unmöglichkeit der Unternehmerinnen die weibliche Natur zu verleugnen. Die stolze Pirnitz kann trotz großer, weitschweifender Gedanken ebensowenig das alte Fräulein von Saint-Parade, deren Männerhaß aus Enttäuschung der kleinen Gemeinde die Geldmittel zufließen ließ, vor dem

*) The princess 1847.

**) „Wir sind von Hirngespinnsten erfüllt, scheint es. — Warum? Weil wir unsere Stellung erweitern wollen, um den Mann im sozialen Leben nicht nur zu erreichen, sondern zu übertreffen. Weil wir auf die freie Frau zählen, den niedrigen moralischen Zustand des Mannes zu heben und ihn zu erziehen? Ist ein solcher Ehrgeiz unsinnig?"

finanziellen Ruin durch einen betrügerischen Notar erretten, noch Leahs Herz vor der unglücklichen Liebe, an welcher der schwache, junge Körper zu Grunde gehen muß. Das Hinwelken des schönen Mädchens und der tragische Konflikt zwischen Leidenschaft und eingebildeter Pflicht wird in beiden Bänden ergreifend durchgeführt.

In grellem Gegensatz stehen die Schwestern; während sich Leah unter dem Bann der älteren Frédérique in ohnmächtiger Liebessehnsucht verzehrt, bleibt diese eine „starke Jungfrau". Aber wie „der Apostel Pirnitz" in der eigenen Häßlichkeit den mächtigen Bundesgenossen gefunden hat, siegt Frédériques weiblicher Fanatismus, von unerwiderter Liebe unterstützt, denn ihr Herz gehört in furchtbarer, heimlicher Leidenschaft dem Geliebten der Schwester.

Was O. Ernst in dem Stück „Jugend von heute" so prächtig als Gehirnliebe verspottet, tritt uns in Prévost's Roman als ernste, sittliche Forderung der Frauen entgegen: eine Liebesfreundschaft ohne Sinnlichkeit, wie sie der heilige Hieronymus geübt haben wollte, wie sie Abälard und Heloise nach seiner Strafe gezwungener Weise durchführen mußten.

Georg, der von beiden Schwestern geliebte, junge, blonde Held aus dem Norden, ist eine merkwürdige, neuartige Romanfigur, ein reiner Thor in Liebesdingen, ein Parcival an der Schwelle des 20. Jahrhunderts, der von nordisch-poetischen Träumen befangen, seine Liebe zu Leah ebensowenig durch sinnliche Umarmung herabwürdigen will wie diese selbst. Er beginnt mit dem exaltirten Frauenzimmer eine mystische Ehe, in der die irdische Leidenschaft, zu einem ätherischen Liebessäuseln destillirt werden soll. Mit dem Fanatismus einer modernen Idee ausgestattete Wesen aus der Zeit der Empfindsamkeit sind es, „die ihre Seelen in Gefühlen baden". Körperlicher Wünsche unbewußt erleben die beiden „mystisch Vermählten" ein märchenhaft zartes Kinderglück bis in nächtlicher, einsamer Wogenfahrt das Temperament der Französin durchbricht und der reine Thor von seiner reinen Thörin fast zum Liebesleben wachgeküßt wird. Beschämt über den ersten, einzigen, viel verheißenden Kuß flieht Leah den mystischen Bräutigam und sucht ihn in strenger Arbeit zu vergessen.

Arbeit ist ein Heilmittel für starke Naturen, ein Surrogat des Glückes, das Frédérique aufrecht erhält, weil sie seit früher Jugend nur Liebesunglück gesehen und erfahren, das Pirnitz befriedigt, weil sie nie an die Möglichkeit anderen Glückes denken konnte. Die ältere Schwester beeinflußt Leah, „der Pflicht" das Opfer zu bringen und Georg zu verlassen; aber sie schmeichelt sich nur, daß dieser Rath selbstlos gegeben sei, denn im tiefsten Herzen mißgönnt sie der Schwester aus Eifersucht das Glück der Liebe.

Georg reist nach Italien und erkennt das große Geheimniß unter den harmlosen, natürlichen Menschen. Die warme Sonne schmilzt den Nordlandsschnee, der seine Sinne ummauerte, so daß er in den Armen einer schönen Sienesin die höchste Menschenweisheit lernen kann, das Recht Aller auf die süße, reife Frucht der Liebe. Er wird sich des Unmoralischen bewußt, das die übertriebene Wichtigkeit des Geschlechtslebens brandmarkt, und versteht, daß Entsagung und mystischer Seelentrug aus dieser Ueberschätzung entspringen. Der traumverlorene Jüngling, den Leah aus der Londoner Zeit in liebender Erinnerung hegte, kehrt als reifer Mann zu der Geliebten nach Paris zurück. „Le héros transformé par l'amour, redevenu accessible à l'émotion, aux désirs, aux passions de l'humanité.*) In einer großen Scene tritt er den drei Frauen, Frédérique, Léah und der unheimlichen Pirnitz entgegen. Er bekennt seine neue Ueberzeugung und verlangt im Namen des uralten Menschengesetzes von der einstigen, mystischen Braut, daß sie ein williges Weib und die Mutter seiner Kinder werden solle. Sie schwankt, aber unterliegt im letzten Augenblick dem Einfluß der Pirnitz. Die Vorkämpferin der Frauenrechte zwingt Georg zu dem Bekenntniß, daß er in den Armen einer anderen Frau die neue Ueberzeugung gewonnen habe.

*) „Der Held, durch die Liebe verändert, den menschlichen Rührungen, Wünschen und Leidenschaften wieder zugänglich geworden."

Die moderne Eva fühlt sich in ihrer Ehre verletzt, in ihrer Würde als Weib erniedrigt, weil der Mann ihr nicht ebenso rein gegenübertritt, wie er es der menschlichen Moral zufolge gewohnt ist von dem Mädchen zu fordern. Der erste Theil „Frédérique" schließt mit dem Sieg des weiblichen Fanatismus. Leah entsagt, und das Werk blüht, die Schule, in der „neue Frauen" herangebildet werden.

Im zweiten Theil folgt die Katastrophe. Trotz aufopfernder Arbeit bricht das Unternehmen zusammen, da es der Hilfe geschäftskundiger Männer entbehrt, und Leah flieht, krank und gebrochen, zu dem Geliebten. Doch ihre Rettung erfolgt zu spät. Sie stirbt an der Schwindsucht und schleudert der Schwester und „dem Apostel" Pirnitz den Fluch ins Gesicht, ihr Leben sei an der überspannten Thorheit und der Härte des neuen Strebens gescheitert.

Die Frage ist psychologisch sehr fein bis in die innersten Falten beleuchtet, meisterhaft sind die Typen der emanzipirten Frauen und ihrer Feinde gezeichnet. Der Schlüssel des zweiten Bandes „Leah" liegt in der wunderschönen Scene, in welcher das Mädchen mit Schwester Odile, einer Krankenwärterin, auf der Eisenbahn fährt. Sie beneidet den unerschütterlichen Gleichmuth der Nonne und wünscht sich den stumpfen Frieden, der die Leiden ihrer Entsagung lindern würde. Da sieht sie, wie Schwester Odile ein kleines Christusbild hervorzieht und inbrünstig küßt. Leah sagt sich: Nur die Liebe kann im Herzen des Weibes die Liebe besiegen.

Der Wunsch vieler Frauen nach Selbständigkeit ist so berechtigt und besonders das Verlangen nach gerechter Schätzung ihrer Arbeit, die oft der männlichen gleichwerthig und manchmal derselben überlegen ist, daß Niemand sich verwundern kann, wenn die weibliche Reformpartei in leidenschaftlichem Eifer zu Uebertreibungen neigt.

Das Knospende, elfenartig Anmuthige, das Kindliche im Weib kommt aus der Mode; ausgeprägte Individualitäten treten auf und zwingen den Mann seine Kräfte anzuspannen, um den Wettkampf mit dem einst schwachen Geschlecht zu bestehen. Doch die Freunde, die den Feminismus als nothwendigen Faktor in der allgemeinen Kulturentwicklung betrachten, möchten übereifrigen Vertreterinnen der guten Sache das Sprüchlein zurufen:

Einst wogen geistreiche Frauen zusammen ihren Werth,
Eine ganze, volle Schale, die ward damit beschwert.
Da kam ein einfach Mägdlein und legt sein Herz darauf,
Und sieh! die eine Gabe wog alle Andern auf.

Alexander Freiherr von Gleichen-Rußwurm.

Respublica scientiarum.

Die Annäherung der Völker durch Verfolgung gemeinsamer wissenschaftlicher Aufgaben ist einer der trostreichsten Charakterzüge unserer Zeit. Hier abermals ein Zeichen vorurtheilsfreier Werthschätzung fremder wissenschaftlicher Arbeit:

Dr. Clark, ein Bürger der Vereinigten Staaten von Amerika, hat von der Berliner Akademie 1500 Mark erhalten für die Vorbereitung einer Ausgabe des Ammianus Marcellinus, dieses kuriosen Griechen, der aus Hochmuth in lateinischem Kanzleistil statt in seiner Muttersprache die Geschichte des IV. Jahrhunderts (Constantius, Julian, Valentinian) geschrieben hat, übrigens ziemlich liederlich als Historiker, aber ungewöhnlich gescheidt war. Charles Upson Clark ist Fellow of and Instructor in Yale University, und soweit seine deutschen Studien in Betracht kommen, besonders als Paläograph Schüler von Dr. Traube in München.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 48 Berlin, den 1. September 1900 17. Jahrgang

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Seit acht Tagen hat sich die Lage in China kaum verändert; die Verbündeten stehen in Peking; Verstärkungen treffen ein, so daß die Verbindung zwischen Peking und der See bald vollständig gesichert sein wird; es finden freilich in der Umgebung der chinesischen Hauptstadt noch kleine Gefechte statt, aber militärische Vorgänge von entscheidender Bedeutung haben sich nicht mehr abgespielt und sind auf diesem Theil des Kriegsschauplatzes auch kaum noch zu erwarten, denn ein weiteres zielloses Vordringen in das Innere des Landes wird schwerlich in der Absicht der Mächte liegen.

Ein gleicher Stillstand ist auf politisch-diplomatischem Gebiet eingetreten. Da der Kaiser und die Kaiserin geflohen sind, so ist Niemand da, mit dem es Erfolg versprechen könnte, Friedensverhandlungen anzuknüpfen. Li-Hung-Chang wünscht zwar seinerseits den Unterhändler zu spielen, aber es scheint nicht, daß seine Vorschläge den Mächten das erforderliche Vertrauen einflößen.

Stagnation ist daher das Zeichen der Lage in China, und es fragt sich, wer diesen Zustand länger aushalten kann, die Mächte oder das Land der Mitte.

Zweifellos birgt solche Versumpfung für die Einigkeit der Mächte Gefahren in sich, denn die Folge ist, daß die Russen in der Mandschurei immer weitere Fortschritte machen. Die Erfolge, die sie erzielen, werden sie schwerlich wieder aufgeben, und damit bahnt sich im Norden Chinas eine sehr starke Machtverschiebung an. England wird nicht im Stande und Willens sein, diesen Fortschritten sich zu widersetzen; aber wird sie Japan ruhig hinnehmen? Es scheint denn auch, daß die ersten Gegenzüge Japans in Korea bereits erfolgen; und während die nicht ungefährliche englische gesonderte Aktion im Thal des Yangtsekiang für jetzt zum Stillstand gekommen ist, bildet sich nunmehr ein zweiter Heerd für unbequeme Rivalitäten in Amoy aus. Amoy liegt gegenüber der jetzt Japan gehörigen Insel Formosa auf dem Festlande, und es macht den Eindruck, daß hier Japan sich festsetzen will.

Daß wir in Deutschland gegen Rußland oder gegen Japan die Führung übernehmen müßten, wäre gewiß falsch, wie wir auch in der Yangtsekiangfrage uns nicht an die Tête gedrängt haben. Die Ausbreitung japanischer oder russischer Macht berührt uns nur in geringerem Grade und nur indirekt. Für Deutschland ist wichtig die Aufrechterhaltung der gemeinsamen Aktion der Mächte, wenn sich das erreichen läßt. Dafür zu wirken hat einen Sinn; und wenn diese Gemeinsamkeit auseinanderbricht, so thun wir recht, uns auf unser eigenes begrenztes Interesse in Shantung zurückziehen. Wir können dann wiederum nach dem Bilde des Herrn von Bülow unsere Flöte ruhig auf den Tisch niederlegen und das disharmonische Konzert verlassen.

Eine gute Garantie für das Zusammenhalten der Mächte gegen China ist dann gegeben, wenn das ursprüngliche Bülowsche Programm in allen Staaten loyale Anerkennung findet. Dieses Programm hat jetzt in der offiziösen Presse noch eine weitere erwünschte Erläuterung erfahren.

Es ist die Frage aufgeworfen worden, liegt im Interesse Deutschlands ein starkes oder ein schwaches China. Darauf ertheilen die „Berliner Neuesten Nachrichten" nach

Einziehung zuverlässiger Informationen die nachstehende beachtenswerthe Antwort:

„Deutschland hat in China nur ein Interesse: nach China einen gesicherten, lohnenden, möglichst ausgedehnten Handel zu treiben. Dieses Interesse erheischt ein starkes China, d. h. ein solches, das eine geordnete, starke, für Ruhe und Sicherheit einstehende Regierung hat. Nur dann wird die Bevölkerung ihrer friedlichen Beschäftigung nachgehen, auf der allein die Möglichkeit eines lohnenden Ausfuhrhandels nach China beruht. Deutschland hat also nicht das geringste Interesse, China zu schwächen, neue chinesische Gebiete an sich zu reißen oder gar zu einer Auftheilung Chinas die Hand zu bieten. Wir glauben, durchaus zuverlässig unterrichtet zu sein, wenn wir dies als den Grundgedanken der deutschen Politik bezeichnen, und zwar den Grundgedanken aller in Betracht kommenden Stellen."

Um so besser, wenn dies der „Grundgedanke aller in Betracht kommenden Stellen" ist; das wäre in hohem Grade wünschenswerth.

Eine erfreuliche Erscheinung hat sich jedenfalls in den letzten acht Tagen gezeigt. In Deutschland hat eine phantastische Chinapolitik absolut keinen Boden, nicht bei den Parteien der Rechten und nicht bei den Parteien der Linken. Einige wenige Alldeutsche zählen nicht mit; auf allen Seiten wurden ihre Vorschläge als Erzeugnisse der politischen Komik mit jener milden Heiterkeit bedacht, die solche papiernen Extravaganzen für sich in Anspruch nehmen dürfen. Ganz geschlossen trat dagegen die übrige ernste Presse auf, und ihre Kritik, in der Form sehr verschieden, war im Kern doch ganz die nämliche. Die einen wickelten ihre Kritik in loyales Seidenpapier; die anderen verzichteten auf jede Umhüllung; aber alle sagten das Gleiche von der äußersten Rechten bis zur entschiedenen Linken. Nirgends in der ernsten Presse fand man Geschmack daran, daß die Frage des Oberkommandos von der theatralischen Seite genommen werde, und allseitig warnte man davor, China leichthin als eine Bühne zur Inscenirung eines Gloirestückes zu betrachten.

Graf Waldersee wird hoffentlich über diese Vorgänge genügend orientirt werden, und er kann alsdann darüber nicht im Zweifel sein, daß der Ton, den er angeschlagen hat, ein Echo in Deutschland nicht gefunden hat. Das ist eine heilsame Lehre, und diese heilsame Lehre ist gleichzeitig eine Ermunterung für unsere verantwortlichen Staatsmänner, eine Politik der Besonnenheit und Nüchternheit in China weiter zu verfolgen; eine Politik, die nicht von dem Ehrgeiz getrieben ist, über unsere begrenzten realen Interessen hinaus im fernen China eine gloriose und halsbrecherisch gefährliche Rolle spielen zu wollen.

Für eine Politik, die ein geordnetes chinesisches Staatswesen aufzurichten strebt, und die darauf hinarbeitet, China dem Unternehmungsgeist der anderen Nationen nach Möglichkeit zu erschließen, gibt es im deutschen Volke einen sehr starken Rückhalt; eine Politik aber, die diese Grenzen auch nur zu überschreiten **scheint**, muß auf Mißtrauen und auf starke Opposition von allen Seiten her gefaßt sein; das hat sich in der Presse aller Parteien seit acht Tagen sehr deutlich gezeigt. Und diese Thatsache muß für das Ausland zugleich als eine werthvolle Ergänzung und Bestätigung des offiziellen deutschen Programms durch die Stimmung unserer Bevölkerung erscheinen.

Wenn man bedenkt, daß es seit dreißig Jahren erst ein Deutsches Reich gibt, und daß erst im Verlaufe dieser dreißig Jahre sich gemeinsame Anschauungen über die Fragen der auswärtigen Politik bei uns herausbilden konnten, so darf man mit dem Ergebniß zufrieden sein. So tief die Scheidung bei uns in Fragen der inneren Politik ist, in Fragen der auswärtigen Politik beginnt sich auf Grund gesunder politischer Instinkte etwas wie eine Tradition herauszubilden, die für eine verständige Regierung ein Rückhalt von geradezu unschätzbarem Werth sein kann; solche gesunden Instinkte der Bevölkerung ermöglichen ein festes Auftreten nach außen, wenn wirklich reale Interessen für uns auf dem Spiele stehen, und sie ermöglichen auch einer Regierung, die sich des Gewichtes der öffentlichen Meinung bewußt ist, aller sich vordrängenden Phantastik und Abenteuerlichkeit bei Zeiten die Hände zu binden.

Diese beachtenswerthe Einheitlichkeit der Stimmung in Deutschland trat auch ganz besonders deutlich hervor, als der „Reichsanzeiger" und die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" sich gemüßigt fanden, den Grafen Waldersee in Artikeln von wahrhaft aufdringlicher Ungeschicklichkeit zu vertheidigen. Man ging über diese Artikel, die jeder Fühlung mit der Volksstimmung entbehrten, um so schneller hinweg, je deutlicher es war, was unser Volk in Uebereinstimmung mit der bisher bekannt gegebenen, offiziellen deutschen Politik in China will, und es verlangt nur, daß auch Graf Waldersee sich als dienendes Glied dieser Politik, die bisher verfolgt worden ist, einfügt.

Man erkennt allseitig die Gefahren, die das chinesische Problem für uns haben kann, und man beachtet aufmerksam, unter welchem Gesichtspunkt das Ausland unsere chinesische Politik betrachtet. Ueberall her vom Ausland tönt uns dieselbe Auffassung entgegen, die Yves Gaulois — ohne Chauvinismus gegen uns — im „Siècle" in die vorsichtigen Worte zusammenfaßt:

„Je suis prêt à reconnaître que sa prise de Kiao-Chao en Chine, et sa volonté de jouer un rôle prééminent dans l'Extrême-Orient pourra être une cause de faiblesse pour elle."

Nämlich für Deutschland. Und er fügt hinzu:

„Je, je ne le souhaite pas."

So frei von Vorurtheilen denken wenig Ausländer. Im Allgemeinen wünscht man uns lebhaft jene Schwächung.

In **Süd-Afrika** haben die Engländer nach langem Stillstand einen neuen wichtigen Erfolg errungen. Die Buren hatten sich ihnen bei Belfast in starker Position gestellt. Die Höhenzüge dort haben die Engländer siegreich genommen; welche Folgen dieser Sieg haben wird, den die Engländer ihrer überlegenen Zahl an Mannschaften und an Artillerie verdanken, läßt sich noch nicht ermessen.

Lord Roberts hat einen Deutschen, der in der Armee der Buren als Offizier diente, erschießen lassen; Cordua, so ist sein Name, ließ sich erwiesenermaßen durch einen englischen Spitzel dazu verführen, für einen ganz unsinnigen Emeuteplan in Pretoria die Hand zu bieten.

Daß dieses thörichte, dem Trunke ergebene Opfer eines englischen Agenten von englischer Hand hingestreckt wurde, ist ein neuer charakteristischer Strich im Bilde des südafrikanischen Krieges.

Bresci ist zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt worden. Der Prozeß war ohne jedes Interesse; und ohne jedes besondere psychologische Interesse war auch die Haltung des Mörders, dessen Beschränktheit in dem Ausspruch zu Tage trat: Er rechne darauf, daß die nächste Revolution ihn befreien werde. Wenn die konservativen Mächte des heutigen Staatslebens gestärkt werden, so tragen gerade auch politische Idioten wie Bresci hierzu das Ihrige bei.

In **Glasgow** scheint sich die Pest zu etabliren; vielleicht, daß auch andere englische Häfen bereits verseucht sind. Es ist das eine sehr ernste Sache, nicht nur für England, sondern auch für das Festland. Bei dem engen Schiffsverkehr und bei der Neigung der Engländer, im Interesse ihres Handels den Ausbruch von Epidemien so lange wie möglich zu verheimlichen, können sich für die europäischen Häfen große Gefahren ergeben. Es ist daher nur zu loben, daß man in Deutschland bereits die Abwehr — zunächst ohne den Verkehr zu behindern — organisirt.

* * *

Dullo und Palombini.

Die Regierung ist seit einiger Zeit ganz besonders ungeschickt in der journalistischen Vertretung ihrer Politik.

Die Art und Weise, wie dieser Tage vom „Reichsanzeiger" und der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" der Oberkommandirende in China, Graf Waldersee, „herausgehauen" wurde, war so, daß Einem der Vertheidigte beinahe leid thun konnte. Den Vogel haben aber seitdem die Schriftgelehrten des preußischen Ministeriums des Innern in der Affaire Dullo abgeschossen.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" hat in einem längeren Erguß, dessen offizieller Ursprung offen zu Tage liegt, klar gestellt, was den Herrn Minister des Innern bewogen hat, der Wahl des Herrn Dr. Dullo zum Stadtrath in Königsberg die Bestätigung zu versagen. Es ist darnach nicht „die Zugehörigkeit des Dr. Dullo zur Freisinnigen Volkspartei", — wie gütig! —, die das Hinderniß der Bestätigung gebildet hat, vielmehr ist es die „Form und Art" seiner öffentlichen Kritik gewesen. Durch seine „aufreizende Agitation" soll er „gegenüber anderen politischen Parteien wesentlich zur Verschärfung der politischen Gegensätze innerhalb der Bürgerschaft Königsbergs beigetragen haben."

Nun kommt der Haupttrumpf: „Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß ein so leidenschaftlicher Parteimann für ein obrigkeitliches Amt nicht geeignet ist."

Sonderbarer Weise scheint die Königsberger Bürgerschaft an dieser „aufreizenden Agitation" des „leidenschaftlichen Parteimannes" keinen Anstoß genommen zu haben. Denn trotz der angeblich erfolgten „Verschärfung der politischen Gegensätze innerhalb der Bürgerschaft Königsbergs" hat die Vertretung dieser Bürgerschaft, die Stadtverordnetenversammlung, den Dr. Dullo nicht bloß mit großer Mehrheit zum Stadtrath gewählt, sondern schließlich sogar einstimmig ihr Befremden darüber ausgedrückt, daß der „leidenschaftliche Parteimann" nicht bestätigt sei.

Diese zarte Fürsorge einer hohen Regierung um den Frieden und das agitatorische Dekorum scheint sich überdies aber auch nur auf die Städte, nicht auf das platte Land, ferner nur auf die mittelbaren, nicht auf die unmittelbaren Staatsbeamten zu erstrecken.

„Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß ein leidenschaftlicher Parteimann für ein obrigkeitliches Amt nicht geeignet ist!" Das steht im Mittelpunkt der Regierungsgrundsätze des Herrn Ministers von Rheinbaben. Schön! Vergleichen wir diesen Grundsatz einmal mit der bisherigen Praxis!

Im Wahlkreise Schweinitz-Wittenberg kam es im Frühjahr 1898 zu einer sehr heftigen Reichstagswahl-Agitation. Als Hauptbewerber standen sich gegenüber ein konservativer Landrath Freiherr von Bodenhausen, für den der Bund der Landwirthe mit Hochdruck arbeitete, und der bekannte freisinnige Direktor der Deutschen Bank, Dr. Georg Siemens, welcher Letztere in der Stichwahl das Mandat errang. Siemens ist einer der größten Grundbesitzer des Wahlbezirks. Er heißt heute Herr von Siemens, was auch nicht darauf schließen läßt, daß er verdient, von königlichen Beamten mit besonderem Furor bekämpft zu werden.

Bei jenem Wahlkampfe nun that sich in den Reihen der konservativen Streiter ganz besonders hervor ein Amtsvorsteher Dr. jur. von Palombini, der mit seiner Würde als Amtsvorsteher die Stellung als Kreisvorsitzender des Bundes der Landwirthe im Kreise Schweinitz gar wohl zu vereinigen wußte. Er war der Hauptrufer im Streit, der Achill der Konservativen, dem es auch an der nöthigen homerischen Höflichkeit nicht fehlte. So erschienen denn die herrlichsten Flugblätter, in denen die politischen Gegner als Schützer von „Börsenspielern, Wucherern, Güterschlächtern", als „krummbeinige — oder krummnasige — Füchse" und sonst sehr zierlich titulirt wurden. Man versprach, ihnen „die Maske vom Gesicht zu reißen" und „ihnen zu zeigen, wo der Zimmermann das Loch gelassen habe". Herr von Palombini war auf den Inhalt dieser Flugblätter so stolz, daß er sie ganz überflüssiger Weise auch noch mit seinem Namen deckte. Ich möchte wohl wissen, ob Herr Dullo seinen politischen Gegnern jemals ähnliche Liebenswürdigkeiten gesagt hat. Ich vermuthe, man hätte sie im „Sachverhalt" nicht verschwiegen.

Herrn von Palombini's Kraftäußerungen führten übrigens, wie schon erwähnt, nicht zum Siege seines Kandidaten. Aber seine Verdienste ums Vaterland erschienen ihm dennoch groß genug, um sich bei einer bald darauf erfolgenden Vakanz im Landrathsamt um die Stelle eines Königlichen Landraths zu bewerben.

Bevor die Besetzung der Stelle erfolgte, wurde dem Ministerium des Innern Gelegenheit gegeben, sich von der „aufreizenden Agitation" des Bewerbers um das Landrathsamt gründlich zu unterrichten. Das hat jedoch den Minister des Innern, Herrn von Rheinbaben, nicht abgehalten, die werthvolle agitatorische Kraft des Herrn von Palombini für den unmittelbaren Staatsdienst zu gewinnen und ihn in einem Wahlkreise zum Landrath zu machen, woselbst seine Thätigkeit als Kreisvorsitzender des Bundes der Landwirthe „wesentlich zur Verschärfung der politischen Gegensätze beigetragen" hatte.

Es würde nicht schwer sein, andere Beispiele ähnlicher Art heranzuziehen. Der Fall Palombini dürfte aber genügen, um zu erhärten, wie die Regierungsgrundsätze des Herrn von Rheinbaben in der Praxis gehandhabt werden, je nachdem ein konservativer Landrath oder ein freisinniger Stadtrath in Frage kommt.

Theodor Barth.

Hygienische Aufgaben und der Staat.

Bei der Berathung des Gesetzentwurfs betreffend die Bekämpfung gemeingefährlicher Krankheiten im Reichstage ist wiederum zu Tage getreten, wie fremd sich im tiefsten Grunde die beiden Gebiete der Staatswissenschaft und der Medizin gegenüberstehen. Während die Angelegenheiten des Kultus und des Unterrichts auf einer Jahrhunderte alten Tradition staatsrechtlicher Regelung basiren, während das umfassende Gebiet unserer verhältnißmäßig jungen Technik im Bauwesen und im Eisenbahnwesen eine nicht bloß formale, sondern dem Stande der wissenschaftlichen Fortschritte gerecht werdende staatsrechtliche Grundlage gewonnen hat, während es für die Landwirthschaft möglich geworden ist, die tausend Fäden, die zwischen ihr und der Gesammtheit des Staates hin und wieder laufen, zu einem festen Bande zu vereinen, — ist es bisher der Staatswissenschaft noch nicht gelungen, die besonderen Beziehungen der Lehre vom gesunden und kranken Menschen zum Staat in sachgemäßer Umgrenzung zu erkennen und so ein neues Arbeitsgebiet nach großen Gesichtspunkten auszubilden. Die Medizinalbehörden, die wir im Reich und in den Einzelstaaten besitzen, haben vorwiegend die Aufgabe, anregend und begutachtend den Organen der inneren Verwaltung zur Seite zu stehen, aber wir haben in keinem der Bundesstaaten ein Medizinalministerium, welches kraft eigener Machtvollkommenheit die Anwendung hygienischer Wahrheiten auf das Gemeinschaftsleben der Staatsbürger anzuordnen berechtigt wäre, und wir können eine solche Behörde noch nicht haben, weil wir nicht im Stande sind, die Grenzen ihres Arbeitsgebiets festzustellen.

„Der systematische Geist der Deutschen" wird freilich mit den Schwierigkeiten, die einer gesetzlich festzulegenden Anwendung des medizinischen Wissens auf die Gesammtheit des Volkes entgegenstehen, relativ leicht fertig. Worte wie „Reichsmedizinalbehörde", „Medizinalministerium", „Reichsseuchengesetz" oder gar „Reichsgesundheitsgesetz" sind an der

Tagesordnung und schwirren bei jeder Berathung über eine sanitäre Gesetzgebungsmaterie in den Sitzungssälen unserer Parlamente umher. Der Mediziner, an sich schon wenig geneigt, den formalen juristischrn und administrativen Rücksichten des Gesetzgebers eine Berechtigung zuzugestehen, und von dem nicht selten auftretenden Uebermaß des Formalismus noch mehr abgeschreckt, sieht bloß die materielle Bedeutung seiner Errungenschaften und vermeint, ihrer allgemeinen Anwendung stehr nur eine unüberwindliche Bureaukratie entgegen. Der Laie, der den Errungenschaften der Medizin mit staunender Bewunderung folgt, nimmt die Einzelresultate der in beständigem Fluß befindlichen Wissenschaft leicht als unumstößliche Thatsachen und ruft schnell nach einem „Gesetz", welches die Resultate der Forschung dem Gemeinwohl dienstbar machen soll.

Aber Wenige vermögen zu sagen, wie sie sich die Durchführung ihrer Projrkte im Einzelnen denken. Als im Jahre 1882 der Tuberkelbazillus entdeckt wurde, da war die Meinung, es bedürfe nur eines Gesetzes zur Vernichtung des Tuberkelbazillus, um die Tuberkulose aus dem Lande zu schaffen. Geradr in der abgelaufenen Session des Reichstages hat der Grdanke eines Tuberkulosegesetzrs eine Rolle gespielt, als der Staatssekretär sich gegen den Vorwurf vertheidigen mußte, daß in der Vorlage zur Bekämpfung von Pest, Cholera, Grlbfieber 2c. die Tuberkulose nicht mit einbegriffen worden sei. Zutreffend erwiderte er, daß rs sich hierbei um zwei grundverschiedene Materien handele; wenn er aber dann die Einbringung eines Tuberkulosegesetzes in Aussicht stellte, so wandelte er auf demselben Pfade, von dem er soeben erst selbst die überschwenglichen gesetzgeberischen Laien hinweg gescheucht hatte, und auf dem man sonst den vorsichtigen Bureaukraten nicht leicht betrifft.

Ein Tuberkulosrgesetz, welches alle zur Bekämpfung der Tuberkulose nöthigen Maßnahmen in Betracht zieht, ist nach dem augendlicklichen Stande der Wissenschaft unmöglich, und wenn es möglich wäre, so ist doch keine staatliche Organisation im Stande, es zur Durchführung zu bringen, selbst wenn der Einzelne bereit wäre, auf seine persönliche Freiheit den äußersten Verzicht zu leisten, was weder erwartet werden kann, noch gewünscht werden darf.

Es gibt Prohibitivgesrtze, auch Polizeigesetze genannt, welche die Wirkung gemeingefährlicher Erscheinungen oder Zustände mildern oder einschränken sollen, und es gibt Reformgesetze, welche neue organische Einrichtungen schaffen sollen, die bisher vorhandenen Mängeln adhelfen wollen. Beide Gesetzesformen sind nöthig; sie ergänzen einander, und das Prohibitivgrsetz tritt überall da mit Recht ein, wo den Mängeln der bestehenden Einrichtungen auf keine Weise durch grundlegende organische Reformen beizukommen ist. Darin liegt kein Vorwurf; aber klar ist es auch, daß das Rrformgesetz höher zu schätzen ist, als das Prohibitivgesetz, weil die Erfolge des letzteren wesentlich von drm Willen und der Fähigkeit der Menschen, sich ihm zu fügen, abhängig sind.

Wendet man das auf die Sanitätsgesetzgebung und speziell auf die geplantr Gesetzgebung gegen die Tuberkulose an, so liegt es auf der Hand, daß die Summe der organischen Reformen, die zur Bekämpfung der Krankheit erforderlich sind, eine sehr lange Reihe belangreicher Aenderungen drr bestehenden Verhältnisse in sich begreift; ja man wird zutreffend behaupten, daß schwerlich ein Gebiet unseres sozialen Lebens von einer umfassenden reformatorischen, hygirnischen Gesetzgebungsarbeit unberührt dleiben könne.

Der Tuberkelbazillus gibt die Veranlassung zur Bildung des Tuberkels, adrr der konsequrnteste Infektionist behauptet heute nicht mehr, daß der Bazillus im Stande sei, in jedem Körper, in den er gelangt, die Tuberkulosekrankheit zu erzeugen.

Man hat sich darüber verständigt, daß zum Ausbruch der Tuberkulosr noch bestimmte individuelle Eigenschaiten nöthig seien, die man mit dem Worte „Disposition" zusammenfaßt, ein Wort, das noch viel Mystisches enthält und nur dadurch seine praktische Bedeutung gewonnen hat, daß man die besonderen äußeren Lrbensverhältnisse, unter denen die Disposition sich entwickelt, ziemlich genau erkannt hat. Dahin gehört aber so ziemlich Alles, was auch die Entwicklung vieler anderer infektiöser und nicht infektiöser Krankheiten begünstigt. Schlechte Ernährung, ungesunde Wohnungen, psychische Depressionen erzeugen eben so leicht Bleichsucht, Blutarmuth, Magenleiden, Neurasthenie und vor allen Dingen Geisteskrankheiten, wie sie die Disposition zum Typhus, zur Cholera und besonders zur Tuberkulose schaffen oder steigern. Ueberdies bedingen sich alle diese Krankheiten in gewissem Grade unter einander. Wer magenleidend ist, untersteht der Gefahr der Tuberkulose in höherem Grade, als ein sonst Gesunder. Will man nur die Disposition zur Tuberkulose umfassend bekämpfen, so muß man den Kampf zu gleicher Zeit gegen eine ganze Reihe anderer Krankheiten führen, man soll sich aber dessen bewußt sein, daß man in diesem Kampfe alsdann mitten in die Arena des politischen und sozialen Lebens hineingeführt wird. Die Ernährungsfrage hängt mit unserer Nahrungsmittelpolitik innig zusammen; die Parteien stehen sich auf diesem Gebiete schroff gegenüber, nach politischen und sittlichen Gesichtspunkten sowie nach persönlichen und beruflichen Interessen getheilt. Die Wohnungsfrage bildet einen integrirenden Bestandtheil der Bodenfrage, bei der sich geradezu zwei Weltanschauungen gegenüberstehen. Die psychischen Depressionen sind erfahrungsgemäß in 100 Fällen 99 mal Folgen materiell ungünstiger Lebensbedingungen, sei es schlechten Verdienstes oder zu anstrengender oder zu lang dauernder Arbeit. Aber auf diesem Gebiete stehen sich Interessen und Prinzipien gegenüber, die nicht leicht mit einander ausgesöhnt werden können.

Wie will man nun mit einem bloßen Gesetze alle die Gegensätze aus der Welt schaffen, die hier obwalten? Mit welcher Fülle von Machtbefugnissen soll man ein Ministerium betrauen, das als Ressortministerium gedacht ist, in Wahrheit aber auf jedem Grbiete des sozialen Lebens eine übrrwiegende Bedeutung haben würde?

Die Medizin ist rben in ihrem vornehmsten Zweige, der Hygiene, keine Wissenschaft, die sich von den übrigen Gebieten der Kulturarbeit des Menschengeschlechtes absondern läßt. In höherem Grade als jede andere angewandte Wissenschaft erstreckt sie ihren Wirkungskreis auf alle Verhältnisse des Gemeinschaftslebens, und ein Arzt, der, wie es heute vielfach geschieht, vermeint sich von allen Fragen des Gemeinschaftslebens fernhalten zu müssen, verkennt die Bedeutung seines Berufes. Im Jahre 1847 erschien von dem Arzte S. Neumann, dem jetzt noch lebenden hochverdienten Stadtverordneten zu Berlin, eine Schrift, in der aus der überwältigenden Fülle des schon damals vorhandenen Materiales der Beweis erbracht wurdr, daß die Medizin eine soziale Wissenschaft sei. Auf dem Gedanken dieser Schrift baute Virchow sein stolzes Gebäude der „Volksmedizin" auf. Man dachte eben ehedem vornehmer von den Aufgaben der Medizin als heute. Schon Cartesius sagte, daß, wenn es überhaupt möglich sei, die Menschheit zu veredeln, die Mittel dazu in der Medizin gelegen seien.

Aber bis dahin ist es noch weit. Die Entwicklung der Dinge, wie sie Virchow und Neumann vor 50 Jahren klar vorgeschrieben haben, ist unter dem Einfluß einer protektionistischen Politik ins Stocken gerathrn. Heute scheut sich der Arzt, in die öffentliche Arena zu treten, und entkleidet sich so selbst einer Bedeutung, die ihm bereitwillig zugestanden werden würde, wenn er den Muth und die Entschlossenheit gezeigt hätte, sie für sich in Anspruch zu nehmen.

Trotzdem steht die Entwicklung nicht ganz still, wenn freilich ihr auch die lebendigrn Impulse der Volksmedizin fehlen. Die Fachmänner, die unter vorsichtigem Vorübergleiten an Allem, was „politisch" aussehen könnte, im vorigen Jahre zu einem Tuberkulosekongreß zusammentraten, sind längst durch die politischen Parteien überholt, und so sehr man auch bedauern mag, daß den Parteien die Hilfstruppen aus den angesehenen medizinischen Fach-

kreisen fehlen, der Kampf um billige und gesundheitliche Ernährung, um ein Reichswohnungsgesetz, um eine Verminderung der täglichen Arbeitslast, um eine Steigerung des Arbeitslohns auf Kosten der Kapitalrente, wird lebhaft geführt, und wenn die „großen“ medizinischen Fachmänner oft schwiegen, so hat nicht selten das kluge Wort eines „Kleinen“ das Rechte getroffen, — daß man, ohne sanguinisch zu sein, erwarten kann, daß nach einem weiteren halben Jahrhundert die großen Reformen im Kampfe gegen die großen Volkskrankheiten in die Wege geleitet sein werden.

Aber daneben gibt es doch mancherlei, was jetzt schon in Angriff genommen werden kann, ohne daß die Interessen allzu hart aufeinander gerathen.

Der Kampf gegen den Erreger der Krankheit gliedert sich in eine Reihe von Versuchen, den Tuberkelbazillus in seinen Schlupfwinkeln aufzustöbern und zu vernichten. Brutstätte des Krankheitserregers ist der Körper des kranken Menschen oder Thieres. Die Bekämpfung der Tuberkelherde im Thiere ist durch besondere Gesetze und Verordnungen geregelt, den tuberkelkranken Menschen aber kann man weder isoliren noch vernichten. Man hat daher auf zweierlei Dinge seine Aufmerksamkeit zu lenken, erstens auf den Auswurf der Tuberkulösen und zweitens auf die Heilung der Kranken. Bezüglich des Sputums gebricht es bei uns leider an jeder brauchbaren Verordnung. In den Schulen und in einer Anzahl öffentlicher Gebäude ist durch Anstellung von Speigefäßen ein Hinweis darauf gegeben, was hygienisch ist und wie ein anständiger Mensch mit seinem Auswurf zu verfahren habe. Aber der Mangel jeder ästhetischen und anständigen Gewohnheit macht solche Hinweise nahezu wirkungslos. Meines Erachtens ist es keine übergroße Einengung der persönlichen Freiheit, wenn eine Kommune ihre Gebäude, vielleicht auch ihre Straßen, ein Verkehrsinstitut seine Wagen und ein Gastwirth seine Räume durch strenge Verbote gegen die Folgen einer unanständigen und gesundheitswidrigen Gewohnheit zu schützen versucht. Einige Straßenbahngesellschaften thun das seit kurzer Zeit, aber in der Eisenbahn trifft man manchmal Zustände an, die einem ängstlichen Menschen fast die Lust am Reisen nehmen könnten. Obenan steht in dieser Beziehung die dritte Wagenklasse der Berliner Stadtbahn.

Um der Krankheit in ihren Anfangsstadien auf die Spur zu kommen, bedarf es vor allen Dingen der Durchführung der ärztlichen Aufsicht in den Volksschulen; nachdem eine Zeit lang die Schularztfrage lebhaft erörtert worden ist, haben sich einige Kommunen entschlossen, einige Aerzte zu Schulärzten zu ernennen und ihnen ein Gehalt bewilligt, das auf die Erwerbung der für das Amt nöthigen Kenntnisse und auf die für das Amt erforderte Sorgfalt nicht gerade anregend wirkt. Seitdem aber ist die ganze Sache ins Stocken gerathen. Die Schulärzte klagen überall, daß ihre Anregungen kein Echo bei den Behörden fänden; überdies scheint es allen Ernstes, als ob die Regierungen der Entwicklung des Schularztsystems Hindernisse in den Weg legen wollten.

Neben den Schulärzten bedarf es aber meines Erachtens noch einer weiteren Beobachtungsinstanz in den sogenannten Gewerbeärzten, deren Aufgabe es wäre, die jugendlichen Arbeiter gesundheitlich zu überwachen. Auf diese Weise würde es gelingen, die Frühdiagnose zu stellen und somit eine große Anzahl von Erkrankungsfällen in einem Stadium zu entdecken, das für die Behandlung durchaus gute Aussichten bietet.

Die Behandlung der zur Kenntniß gelangenden Erkrankungsfälle selber ist, wenn die Gesellschaft sich derselben annehmen soll, freilich erfolgreich nur möglich, wenn man an der Hand der gemachten oder noch zu machenden Erfahrungen die jetzt vereinzelt bestehenden privaten Einrichtungen zu einem umfassenden System von Heilstätten ausbildet. Was in dieser Beziehung bisher geleistet worden ist, kann kaum mehr als die Bedeutung eines freilich gut gelungenen Experimentes für sich in Anspruch nehmen. Will man die Heilung der Tuberkulösen ernstlich betreiben, so bedarf es dazu der Bereitstellung sehr großer Mittel.

Zu erwägen wäre noch, ob die Ansiedlung von geheilten oder gebesserten Kranken — soweit sie dazu bereit sind — unter einem für sie günstigeren Klima sich empfiehlt. Von dem südafrikanischen Hochplateau hört man nicht selten Berichte, die an das Wunderbare grenzen und die mir erst glaubwürdig erschienen sind, nachdem ich eine Reihe eigener Beobachtungen über die Heilkraft des Klimas jener Gegenden gemacht habe. Es fragt sich nun, ob Deutschland in seinem Kolonialbesitz über Gebiete verfügt, die klimatisch dem holländischen Hochplateau gleichen. Wäre dieses der Fall, so würde ich nicht zaudern, die Ansiedlung solcher Tuberkulöser, die das wünschen, in diesen Regionen zu befürworten. Für die freilich zunächst nicht geringen Aufwendungen würde in der Erhaltung vieler Menschenleben ein reicher Lohn geboten werden.

Die Ansiedlung Tuberkulöser innerhalb der ländlichen Bezirke Deutschlands halte ich für zwecklos, selbst wenn sie sich in gewissem Umfange sollte durchführen lassen. Die Verhältnisse, die die Leute aus dem platten Lande in die Städte hineingedrängt haben, treffen in erhöhtem Maße auch für kranke Ansiedler zu; überdies ist es keineswegs erwiesen, daß das Leben auf dem Lande in unseren Breiten bezüglich der Tuberkulose hygienisch günstiger wirkt, als das Leben in gut assanirten Städten.

Neben diesen weit ausschauenden Plänen bleibt aber die Nothwendigkeit bestehen, unsere gesammte Arbeiterschutzgesetzgebung im Hinblick auf die Erfordernisse der Gesundheit einer gründlichen Revision zu unterziehen. Das kann gegenüber den Widerständen, die sich hier geltend machen, natürlich nur Schritt vor Schritt geschehen. Zu wünschen wäre freilich, daß in unseren gebildeten Kreisen für diesen Theil unserer Gesetzgebung mehr Interesse und mehr Vorurtheilslosigkeit obwaltete.

Die Befürworter eines „Tuberkulosegesetzes“ haben sich offenbar die Größe der Aufgabe, vor die sie die moderne Gesellschaft stellen, nicht vergegenwärtigt, und der Staatssekretär im Reichsamt des Innern hat ihnen mehr versprochen, als er zu halten im Stande ist. Allerdings wenn er nur ein einfaches Polizeigesetz nach irgend einem altgebrauchten Schema vorlegen will, so kann er formell seine Zusage erfüllen, sachlich aber würde er dadurch der Angelegenheit eher schädlich als förderlich sein.

Arthur Bernstein.

Friedrich Nietzsche.

In der Wildniß des Hochgebirges trifft der Wanderer wohl auf einen melancholisch-einsamen Bergsee. Da wo das eigentliche Naturleben bereits erstorben, starr, kraftlos geworden ist, in den obersten Felsenregionen, findet er sich eingebettet, seine Ufer sind unbewachsen, kaum daß ein paar ärmliche Föhren ihn umstehen und ihn noch enger einzäumen oder daß ein wenig Moos dem harten Gestein etwas kümmerliches Leben noch abringt. Die Oberfläche des Sees ist dunkel und läßt eine düster-geheimnißvolle Tiefe ahnen, und doch ist sie noch hell genug, um ein Spiegel zu sein des kleinen Himmelbezirks mitsammt seinen Sternen, der sich in grader Projektion darüber befindet, dessen Bild somit in diese Felsentiefe hinabdringen und, wenn auch verdunkelt und vielfach durchschattet, sich wieder erzeugen kann.

Wer einem solchen Phänomen nur mit flüchtigen Empfindungen, ohne Ernst und ohne Geistesfreiheit, gegenübertritt, den erdrückt dieses Bild der extremen Lebensverneinung, und er flieht vor ihm, es sei denn, daß diese seinem eigenen Innern kongruent ist. Wer aber mit unbefangenem Blick länger verweilt, entdeckt schließlich auch hier, an der Stätte des hinschwindenden Lebens, der düsteren und starren Melancholie, noch Fülle, Schönheit und Lebensbejahung,

und diese wirken dann grade um so stärker auf ihn, weil sie eben nicht im fruchtbaren Thale mit seinem üppigen, kraftstrotzenden Erdreich, sondern in der entlegenen Region des erstarrenden, absterbenden Lebens sich zeigen.

Eine ähnliche Betrachtungsart ist nothwendig, wenn man einer Erscheinung wie Nietzsche ganz gerecht werden will, dem unglücklichen Philosophen, den eben der Tod abgerufen hat, nachdem er schon mehr als ein Jahrzehnt geistig völlig geschieden war.

In der Einsamkeit, weltabgeschieden und menschenfern, hat Nietzsche gedacht und gedichtet. Sein persönliches Schicksal war darin ganz adäquat der inneren Entwicklung seiner Gedankenwelt. Er nennt sich selbst den Einsamen, und er preist die Einsamkeit. Seine wichtigsten und am meisten für ihn charakteristischen Schriften sind in der Hochebene des Oberengadin, namentlich in Sils-Maria, entstanden, und nicht umsonst findet er als Dichter die besten Töne, wenn er die Schauer der Hochgebirgsregionen schildert. Im doppelten Sinne, von der physischen wie von der Gedankenwelt, in der er heimisch war und sich fühlte, durfte er in dem Nachgesang „Aus hohen Bergen“ sagen:

Wer wohnt den Sternen
So nahe, wer des Abgrunds grausten Fernen?
Mein Reich — welch Reich hat weiter sich gereckt?
Und meinen Honig — wer hat ihn geschmeckt? . . . .

Ich suchte, wo der Wind am schärfsten weht?
Ich lernte wohnen,
Wo niemand wohnt, in öden Eisbär-Zonen,
Verlernte Mensch und Gott, Fluch und Gebet,
Ward zum Gespenst, das über Gletscher geht.

Es liegt nahe und hat für manche Beurtheiler nur allzu nahe gelegen, eine solche Denkungsart in einen unmittelbaren Zusammenhang zu bringen mit dem persönlichen Schicksal, das ihn betroffen, und in der Geistesverfassung, aus der heraus er seine Schriften abfaßte, bereits die deutlichen Spuren seiner späteren geistigen Umnachtung zu bemerken und nachzuweisen. Und gewiß existirt hier irgend welcher Zusammenhang im Sinne einer kausalen Verknüpfung für diese so geartete Individualität. Wie wäre es anders möglich?

Aber darf auch das Werthurtheil dadurch beeinflußt werden? „Es verlohnte sich nicht etwas zu werden, wenn man immer wieder nach dem geschätzt werden sollte, woraus man es geworden ist“, sagt Lotze treffend. Das gilt wie für die retrospektive so auch für die entgegengesetzte, prospektive Betrachtungsart, die von einem verwickelten Ursachenkomplex zu seinen Wirkungen vorwärts schreitet. So wenig man dem Meister vorwerfen darf, daß er früher einmal Minderwerthiges schuf oder ganz und gar sich verirrte, so wenig, wenn er nachher es that, oder wenn selbst das, was seine Größe ausmachte, ihn auch zu Grunde richtete. Auch diese Zusammenhänge zu erkunden, ist gewiß von Interesse, aber es ist von sekundärem Interesse, insbesondere für den, der eine Persönlichkeit als Ganzes, nach ihrer Eigenart, ihrer positiven Bedeutung, ihrem substantiellen Gehalt zu würdigen versucht. Bei keinem geistig bedeutenden Menschen aber ist dieser substantielle Gehalt irgendwo anders zu suchen als in seinen Schöpfungen: diese also, nicht seine zufälligen Lebensschicksale, seine Schriften selbst, nicht die Meinungen anderer über ihr Entstehen, den ganzen Umkreis seiner Gedankenwelt, nicht die trivialen Erlebnisse seines Jugend-, Mannes- und Greisenalters hat man zu befragen, wenn man wissen will, was diese Erscheinung für uns und für die Gesammtheit unserer geistigen Entwicklung bedeutet.

Wer bin ich denn? sagt Schopenhauer einmal sarkastisch. Etwa der diesen Rock getragen oder diese und jene Schicksale hatte? Nein, sondern ich bin der, der „die Welt als Wille und Vorstellung“ schrieb. Und so ist auch Nietzsche kein anderer als der, der mit dem Hammer philosophirte und die Umwerthung aller Werthe vornehmen, der die freien Geister in eine Region jenseits von Gut und Böse führen wollte, der Antichrist und Antimoralist, der das Wort von der „prachtvoll schweifenden blonden Bestie“ prägte.

Nach welchem Maßstabe darf man diese Erscheinung bewerthen? Nietzsche selbst bemerkt einmal, daß in der Welt der Geister dasselbe sich zeige wie in der Sternenwelt: bei den größten und leuchtendsten Sternen bedarf es vieler Jahre, ehe ihr Licht zu den Menschen dringt, und so auch ist eine geraume Zeit, oft Jahrzehnte und Jahrhunderte nöthig, ehe die größten Geister nur anfangen verstanden zu werden. Darf man auch Nietzsche ihnen zurechnen, wie es seine Lobredner und Bewunderer bedingungslos fordern?

Ich glaube, man kann diese Frage ohne weiteres verneinen. Nietzsche's Bedeutung beruht auf einer temporären Wirkung, nicht auf einem Schaffen von bleibendem Werth, er ist kein schöpferisches Genie, wohl aber einer der fruchtbarsten Anreger neuerer Zeiten. Will man einen ungefähren Maßstab für die Beurtheilung gewinnen so könnte man ihn vielleicht am ehesten mit einem jener Anreger und kritischen Revolutionäre des 18. Jahrhunderts vergleichen, welche in ähnlicher Weise zu aller Denkart ihres Zeitalters die lebendige Antithese bildeten und alle Werthe stürmisch umzuwerthen suchten, mit einem Jacobi oder Herder, noch besser etwa mit Hamann, auch einem einsamen Denker wie Nietzsche, der dem jungen Geschlechte der Stürmer und Dränger, das sich von der Aufklärung loszusagen im Begriff war, die Köpfe ausfegte, daß, wie Goethe gesteht, „uns allen Hören und Sehen verging.“ Aber freilich dürfen beide auch nur in diesem einen Punkte verglichen werden, sie sind sonst als Antipoden zu betrachten, — und nicht bloß deshalb weil der eine im sibyllinischen Stil orakelt, der andere ein glänzender Stilist ist.

Seit der Renaissance, welche zuerst die freie Entwicklung des modernen Geistes einleitete, sind deren Hauptepochen immer wieder durch den radikalen Versuch einer völligen Umwerthung aller Werthe bezeichnet. Auch Hamann ist ein solcher Verkünder. Auch er leitet damit eine Umwälzung innerhalb der Aufklärung ein, wie es Nietzsche, nicht zuerst und am originellsten, wohl aber am radikalsten, am hinreißendsten und konsequentesten in unserer Zeit that. Freilich wie verschieden der Charakter dieser Umwälzungen! Damals eine Revolution innerhalb der Autonomie des menschlichen Geistes: die Herrschaft des Verstandes wurde vom Gefühl, das logische Erkennen vom Glauben angefochten, aber auch dieser erhob sich auf dem Grunde der Freiheit, es war kein Glaube, der auf Autorität, auf Ueberlieferung, auf Menschensatzung sich gründete, sondern der seine Rechte allein aus dem autonomen Geiste, aus der Freiheit herleitete.

Wie ganz anders die Umwerthung aller Werthe, wie sie in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts erfolgt ist, durch Nietzsche's Vorgänger, denen er fast alle seine besten Ideen verdankt, die Feuerbach, Strauß, Schopenhauer, Stirner, Wagner, dann mehr indirekt durch Darwin und den Materialismus, endlich durch Nietzsche selbst. Ihre Schilderhebung hat, erst schonend und langsam einsetzend, dann immer stärker, radikaler und stürmischer bis zu Nietzsche vorgehend, die eine Richtung: die Vernichtung der Autonomie des Geistes, die Beseitigung der Freiheit, das Bemühen, den Menschen ebenso tief in die Thierwelt, ja unter sie und in den gesammten Bereich der Natur hinabzudrücken, als das achtzehnte Jahrhundert ihn darüber hatte erheben wollen. Kein schärferer Gegensatz — das haben leider die meisten unserer heutigen Stürmer und Dränger noch immer nicht begriffen — als der zwischen der Schilderhebung am Ende des vorigen Jahrhunderts und der, welche sich am Ende des unserigen an den Namen Nietzsche knüpft. Beides verhält sich direkt wie Menschenliebe und Menschenhaß, Vergottung und Verthierung des Menschen, Freiheit und Unfreiheit, Idealismus und Materialismus, Philosophie und Antisophie, aber ebenso auch — Nietzsche selbst bezeugt es uns — wie geistige Kraft zur Decadence, wie Weltfreude zur Weltverachtung, höchste Lebensbejahung zur Lebensverneinung. Daher die instinktive Abneigung, ja der

Haß, den Nietzsche gegen die eigentlichen Repräsentanten dieser Periode, namentlich Leibniz, Kant, Schiller hegt. Hamann identifizirt einmal geradezu das Göttliche mit dem Menschlichen (πάντα θεῖα καὶ ἀνθρώπινα πάντα). Und was ist für Nietzsche das Spezifische des Menschen? Er ist ihm nichts als „das stärkste Thier, weil es das listigste ist", und doch auch wieder „das mißrathenste Thier, das krankhafteste, das von seinen Instinkten am gefährlichsten abgeirrte"; er ist jedenfalls „ein Stück Fatum", durch und durch beherrscht von Trieben, Instinkten, Begierden, die in ebensoviele Naturprozesse sich auflösen, vor allem von dem Raubthierinstinkte aller wesensgleichen Geschöpfe, die nicht im mindesten unter ihm stehen. Wo gibt es da auch nur eine Möglichkeit von Zwecken, von bewußtem Wollen, von Freiheit und Sittlichkeit? Was die Menschen Moral nennen und als verehrungswürdig hinstellen, ist in Wahrheit eine Verirrung, eine Entartung, sie ist nichts als der immer wieder gelingende Versuch der Schwachen, Verkrüppelten, Entarteten, durch feige List sich gegen die Starken und Kraftvollen zu behaupten, ja sie zu beherrschen. Diese „Sklavenmoral" der Menschen zu brechen, gilt es in der Zukunft ihr die Herrenmoral entgegenzustellen, oder vielmehr nicht eine neue Moral, — denn diese hat auf dem Standpunkte Nietzsche's keinen Sinn, — sondern eine geeignete Zuchtwahl der Starken, der Herrennaturen, damit der Uebermensch erscheine, die prachtvolle blonde Bestie mit ihren Raubthierinstinkten, eine Höherzüchtung des Menschengeschlechts, eine Auslese der Starken mit ihren durch keine Moral verdorbenen brutalen Instinkten.

Goethe bemerkt einmal, es gebe nichts so Gefährliches als halbe Wahrheiten und halbe Irrthümer. Man kann hinzufügen, daß es für die Wahrheit selbst nichts Fruchtbareres gibt als ganze, voll ausgedachte Irrthümer. Unter diesem Gesichtspunkte muß man vor allem Nietzsche's Paradoxien betrachten. Sie lagen durchaus in der Richtung jener scharfen Gegenbewegung gegen die idealistische Aufklärung, welche schon im zweiten Drittel unseres Jahrhunderts lebhaft einsetzte, um dann immer mehr anzuschwellen und immer radikalere und extremere Formen anzunehmen, bis sie in der nihilistischen Philosophie Nietzsche's, man kann wohl sagen, kulminirte.

Es ist nicht zu besorgen, daß diese Philosophie mehr als episodische Bedeutung erlange. — fast kann man schon jetzt vom Ende dieser Episode sprechen, — es ist schon aus inneren Gründen unmöglich, daß diese Summe von Widersprüchen dauernde Geltung erhält: diese Skepsis, die mit Eifer bemüht ist, sich selbst zu beweisen, diese Antimoral, die doch zugleich eine neue, die Herrenmoral, aufstellt, diese radikale Verneinung des Idealismus, überhaupt aller Zweckbegriffe, die uns doch in glühenden Farben das Ideal des Uebermenschen und der „blonden Bestie" schildert, die, unabhängig von allen Schulbegriffen, alle alten Werthe umzuwerthen und neue zu schaffen meint und doch dabei nichts Anderes thut, als in den alten, längst bekannten dialektischen Gegensatz von wirkender und Zweckursache von neuem ohnmächtig hinein zu gerathen und darin sich heillos zu verstricken.

Aber wenn so diese Philosophie Nietzsche's auch ohne dauernde Geltung bleiben wird, so doch sicherlich nicht ohne dauernde Nachwirkung: ohne die Nachwirkung nämlich, die vornehmlich darin beruht, daß man, um wieder mit Goethe zu reden, nach dem Durchkosten eines Irrthums sich wie neu erquickt zur Wahrheit hinwendet. Hinwendet? Nicht in dem Sinne, daß man einen festen Punkt ausfindig macht, an dem sie ruhen könnte — einen solchen gibt es nicht, — sondern ihr von neuem sich nähert, daß man genugsam abgewichen ist, nun aber wieder den Weg zum besonnenen Denken zurück zu finden.

Wo ein Widerspruch auftritt, da liegt immer ein Problem verborgen, und auch wo jener ins Extreme, ins Bodenlose sich verliert, kann das Problem selbst doch dem behutsam Prüfenden als Residuum zurückbleiben. So ist es auch bei Nietzsche, und wer in diesem Sinne bei ihm sucht, wer weder scheu vor seiner Gedankenwelt zurücktritt noch sich von seiner Dialektik bestricken läßt, der, aber auch nur der wird sich bei ihm reichlich belohnt finden.

Er findet aber hier nicht bloß eine Fülle scharf erleuchteter Probleme, sondern, auch wenn er ihm gegnerisch gegenübersteht, wenn er Idealist ist oder doch vom idealistischen Standpunkt herkommt, mag er an Nietzsche selbst vielfach einen Genossen und Helfer finden. Wie? Nietzsche ein Idealist? Das klingt zunächst wie ein Widerspruch in sich und bezeichnet doch in gewissem Sinne die Wahrheit. Auch hier zeigt sich die Erscheinung der Kontrastwirkung, des Umschlagens der extremen Gegensätze in einander, wie etwa zwei parallele Linien als im Unendlichen sich schneidend aufgefaßt werden können. So könnte man Nietzsche's Philosophie bezeichnen als einen Idealismus von so outrirter Gestaltung, daß er schließlich den realen Boden unter sich verlor, damit aber zum ebenso utopischen Realismus werden mußte. Denn wer sorgfältiger hinhorcht und die grade bei Nietzsche so bedeutungsvollen und interessanten Obertöne seiner melancholischen Melodik und dann wieder seiner wilden Dionysos-Gesänge nicht überhört, der bemerkt gar wohl: nur darum haßt er alle Moral, weil die, welche er vor Augen hat, ihn mit unbezähmbarem Widerwillen erfüllt, er bohrt sich ein in die tiefste Menschenverachtung, weil es nirgendwo Menschen gab, die der sublimirten Idealgestalt, welche er in sich trug, auch nur im entferntesten zu entsprechen vermocht hätten. Die Trostlosigkeit des geistigen Niederganges der Decadence-Periode, die Leere des Lebens, den sittlichen Verfall einer mit stolzen Moralbegriffen heuchlerisch sich brüstenden Zeit, — das alles sah er, und sah es nur allzu deutlich, das Andere, das Bessere sah er nicht, weil er noch zu sehr mit dem extremen Idealbild, das der in sich trug, kontrastirte. Wer selbst in allzu grellem Lichte steht, bemerkt schließlich nur noch das Dunkle. So wurde auch Nietzsche seine Hellsichtigkeit zum tragischen Verhängniß: um dem Widerwillen, ja dem Ekel an der Wirklichkeit zu entgehen, flüchtete er immer höher hinauf, in die Einsamkeit, in das Empyreum reiner Begriffe, wo er seine Gedanken gleichsam in den luftleeren Raum verpflanzte, wo Welt und Menschen schließlich versanken, wo alle Realität sich endlich in einen mystischen Nebel auflöste, in dem nur noch eins deutlich sichtbar blieb, das strikte Gegenbild alles dessen, was er unten in den ekeln Niederungen zurückgelassen hatte.

Wahrhaft erschütternd bricht er oft sich Bahn, dieser in tiefster Verborgenheit entspringende Idealismus, der sich „Menschenhaß aus der Fülle der Liebe trank." Alles will und kann er ertragen, so heißt es in der „Genealogie der Moral", Noth, Entbehrung, böses Wetter, Siechthum, Mühsal, Vereinsamung, nur nicht das Eine, „daß ich die Eingeweide einer mißrathenen Seele riechen muß". Fast kommt er bei diesem Gedanken zum Beten, er, der Gott und Christenthum haßt und verabscheut: nur von Zeit zu Zeit, heißt es an jener Stelle weiter, „gönnt mir, — gesetzt, daß es himmlische Gönnerinnen giebt, jenseits von Gut und Böse — einen Blick, gönnt mir einen Blick nur auf etwas Vollkommenes, zu Ende Gerathenes, Glückliches, Mächtiges, Triumphirendes, an dem es noch etwas zu fürchten giebt! Auf einen Menschen, der den Menschen rechtfertigt, auf einen komplementären und erlösenden Glücksfall des Menschen, um deswillen man den Glauben an den Menschen festhalten darf!"

Man bemerkt es bei solchen und zahlreichen ähnlichen Aeußerungen deutlich: es war die verfeinerte, durch und durch künstlerische Natur des Philosophen, die hier eigentlich in seiner Negation gegen die Um- und Mitwelt sich frei zu machen suchte. Eine durchaus künstlerische Konzeption, nicht eine konkrete philosophische Idee ist ja auch der „Uebermensch", die „blonde Bestie" mit ihrer natürlichen Kraftfülle. Er schuf sie sich und mußte sie sich schaffen als ergänzendes Gegenbild seiner selbst. Künstlerisch war sein ganzes Denken und Sinnen, in allen Künsten war er heimisch, er lebte darin, vornehmlich in Musik und Dichtung, — er selbst ein Dichter und einer unserer feinsten Stilisten und Sprach

künstler. Und diese fast mit mimosenhafter Empfindlichkeit gegen alles Unkünstlerische, Naturwidrige, Wahrheitswidrige ausgestattete Natur sah sich in eine Zeit gestellt, die alles feinere Empfinden und Denken, alle differenzirtere Menschlichkeit brutal zurückzustoßen und nur den materiellen Kampf ums Dasein, nur die Rechte des Stärkeren zu kennen schien. So wappnete er sich selbst mit der Brutalität; was ihm seine Natur versagt hatte, die realistische Härte, das machte er sich wenigstens im Bewußtsein heimisch. Aber solchen furchtbaren Widerspruch vermochte er auf die Dauer nicht zu ertragen. In denkwürdiger Weise ist dieser Widerspruch aus ihm heraus und vor die Zeitgenossen getreten, — ihn selbst hat er gebrochen.

Berlin. M. Kronenberg.

Utopisten.

In dieser Zeit der kriegerischen Expeditionen, in der alle sogenannten Kulturmächte mit Pulver und Blei ihre humanitäre Mission erfüllen, wo das freie Volk der Amerikaner die um ihre Unabhängigkeit kämpfenden Filipinos, das freie Volk der Engländer die ihre Unabhängigkeit vertheidigenden Buren niederknallt, während das christliche Europa der Religion der Nächstenliebe im heidnischen China eine Gasse bahnt, indem es einen „Racheseldzug" unternimmt, und Soldatenmütter es als Sentimentalität verdammen, Gefangenen Pardon zu geben; in solcher Zeit, in der das chauvinistische Geschrei in der Presse ein gutes Geschäft geworden ist und kriegerische Lorbeerkränze bereits in Vorschuß gegeben werden, da erscheinen Friedensapostel recht unmodern. Nur ein Sonderling kann doch heute noch von der schiedsrichterlichen Regelung internationaler Streitigkeiten, von Recht, Billigkeit und Menschlichkeit auch gegenüber schwarzen und gelben Menschenrassen reden. Wir leben in der Epoche der Schneidigkeit, in der es zum guten Ton gehört, mit suffisanter Miene Friedensaposteln seine Mißachtung zu bezeugen und für die Wiedereinführung der Prügelstrafe zu schwärmen.

Frau Bertha von Suttner konnte deshalb kaum einen ungünstigeren Zeitpunkt für die Veröffentlichung ihrer Tagebuchblätter über die Haager Friedenskonferenz*) finden, als den jetzigen, wo die ganze Welt nach Pulver riecht. Daß sie die Publikation trotzdem unternommen hat, gibt ihr einen neuen Anspruch auf den Namen einer Utopistin. Und der Inhalt ihres Buches verstärkt diesen Anspruch. Es lebt eine so ehrliche Hingabe an eine große Idee, eine so tapfere Gegnerschaft wider herrschende Vorurtheile, ein so warmer Glaube an die Macht der Vernunft in diesen Tagebuchblättern, daß man auch da, wo sie den festen Boden dieser gemeinen Welt unter den Füßen zu verlieren scheint, ihrem Enthusiasmus gern folgt.

Sie berichtet in diesen Tagebuchblättern über ihre Erlebnisse im Haag, während daselbst die auf Initiative des Zaren zusammengetretene Friedenskonferenz versammelt war. Im Wesentlichen ist es ein Stimmungsbild, das in zwangloser Form die Hoffnungen und Befürchtungen der Friedensfreunde, wie sie den Gang der Verhandlungen begleiteten, wiedergibt. Frau von Suttner kam in jenen Monaten mit allen namhafteren Mitgliedern der Konferenz und der Korona, die sich um dieselbe gebildet hatte, gesellschaftlich zusammen. Die Eindrücke, welche die einzelnen Figuren dieses Schauspiels auf sie gemacht haben, weiß sie in fesselnder Weise wiederzugeben. Vielleicht nicht in unparteiischer Weise; denn wenngleich sie sich sichtlich bemüht, auch den verkappten Gegnern und den lauen Freunden gerecht zu werden, so ist für ihr Urtheil doch entscheidend die größere oder geringere Hingabe an die Friedensidee, in der sie selbst aufgeht.

Als Dame von Welt räumt sie in ihren Schilderungen aber auch dem Dekorativen einen gewissen Raum ein, so daß auch derjenige, welcher an der Darstellung des gesellschaftlichen diplomatischen Lebens mit seinen Bällen und Toiletten und Brillanten Geschmack findet, in dem Buche einigermaßen auf seine Rechnung kommt. Aber dies Drum und Dran wird nicht verhindern, daß man diese Tagebuchblätter einer Idealistin als eine neue Kundgebung einer Utopistin bezeichnen wird.

Sei's drum. Sie mag sich damit trösten, daß gerade, je mehr in dieser Welt das Niederträchtige das Mächtige ist, es um so nöthiger erscheint, daß es Utopisten gibt. Auch trifft es in gar keiner Weise zu, daß die Macht und der Einfluß von Ideen von der Möglichkeit ihrer näheren oder entfernteren Verwirklichung abhängen.

Der größte Utopist, der je auf Erden wandelte, war Jesus Christus; und wer wagt zu behaupten, daß seine Lehre einflußlos geblieben sei.

Schwerlich ist je ein Mensch den Vorschriften seiner Lehre vollauf gerecht geworden: die Könige und die Hofprediger gewiß nicht. Der sogenannte christliche Staat mit seinen Duellen, Kriegen, Rachegelüsten und seiner eigennützigen Verlogenheit ist geradezu eine Karikatur jenes Christenthums, das alle Sonntage in den Kirchen gepriesen wird. Nichtsdestoweniger huldigt man dem Friedensfürsten Jesus Christus in allen Sprachen der Erde. Und wenn es auch gewiß ist, daß man denjenigen, der streng nach den Lehren des Stifters der christlichen Religion handelte, als einen Reichsfeind schlimmster Sorte beschimpfen und mißhandeln würde, so sind doch die Ideen des Christenthums eine lebendige Kraft geblieben, obgleich die wahre Lehre Christi seit bald zweitausend Jahren sich als Utopie erweist.

Nur die flachsten Köpfe können deshalb aus den Ereignissen seit der Haager Friedenskonferenz den Schluß ziehen, daß die Friedensidee, wie sie in der Haager Konferenz nach Verwirklichung strebte, ad absurdum geführt sei.

Was insbesondere den Kernpunkt der Haager Beschlüsse, die Bildung eines ständigen Schiedsgerichtsbureaus, anlangt, so konnten die kriegerischen Ereignisse des letzten Jahres nur den Eindruck vertiefen, daß ein derartiges stets bereites Instrument der Vermittlung zu den dringendsten Bedürfnissen des modernen Völkerverkehrs gehört und das Interesse der Völker in unvergleichlich höherem Grade verdient, als das gewöhnliche Tagewerk der Völkerhirten.

Unzweifelhaft gehört der Transvaalkrieg zu den zwecklosesten und sinnlosesten Kriegen der Neuzeit. Hätte der Gedanke einer schiedsrichterlichen Regelung internationaler Streitigkeiten in der öffentlichen Meinung stärkere Wurzeln geschlagen, als es thatsächlich der Fall war, so wären England manche Demüthigungen und enorme Blut- und Geldopfer erspart geblieben, und die übrige Welt hätte nicht jenes schändliche Schauspiel erlebt, das seit zehn Monaten England in der ganzen Welt die werthvollsten Sympathien gekostet hat. Bisher hat man den Transvaalkrieg vorwiegend als einen Beweis für die Nutzlosigkeit der Haager Beschlüsse angesehen. Vielleicht ist die Zeit nicht fern, wo man den Transvaalkrieg als schlagendsten Beweis für die Nothwendigkeit der Fortführung des Haager Friedenswerks betrachten wird.

Ferdinand Svendsen.

*) Die Haager Friedenskonferenz. Tagebuchblätter von Bertha von Suttner. Dresden und Leipzig 1900. E. Pierson's Verlag.

Die Reform der höheren Schulen in Frankreich.

In fast allen europäischen Kulturländern ist augenblicklich die Neugestaltung des höheren Schulwesens eine der Fragen, die im Vordergrunde des öffentlichen Interesses stehen. Während die Hochschul- und Volksschulbildung zu einem gewissen Abschlusse gelangt sind, macht sich auf dem dazwischen liegenden Gebiete überall das Bedürfniß nach einer neuen Anpassung an die Anforderungen der Zeit geltend. Die Gegenwart mit ihrem gesteigerten Kampfe ums Dasein der einzelnen wie der Völker und ihren großen gesellschaftlichen Aufgaben stellt an die Gebildeten Anforderungen, für die der weltabgewandte Idealismus der alten Gelehrtenschulen nicht immer eine genügende Vorbereitung ist; sie verlangt einen starken Idealismus, aber einen Idealismus, der auch im Leben wurzelt und aus der Erkenntniß der Stellung des modernen Menschen zur Natur, zur Vergangenheit und zur Gegenwart seine belebenden Kräfte saugt. Ueberall wird daher lebhaft um Lehrpläne und Methoden gestritten: Idealismus und Realismus, klassischer und moderner Unterricht, Charakter- und Willenserziehung — diese und noch andere sind die Schlagworte, die hüben und drüben erschallen, und um die die Vorkämpfer in dem Kampfe um die Schule sich scharen.

Nirgends ist dieser Kampf schärfer und leidenschaftlicher als in Frankreich, weil dort sich mit den pädagogischen und methodischen Fragen politische vermischen, weil die höheren Schulen hineingezogen werden in den Kampf der beiden Weltanschauungen, die um die Herrschaft streiten, und die sich verkörpern in dem bureaukratisch centralisirten allmächtigen Staate und der ihrer Tendenz nach nicht minder absoluten katholischen Kirche. Der Kampf um die höhere Schule — für die Volksschule ist er prinzipiell längst zu Gunsten des Staates entschieden — ist zugleich ein „Kulturkampf", in dem es sich nicht bloß um Ansichten und theoretische Prinzipien, sondern um Macht- und Herrschaftsfragen handelt. Dazu kommt noch der Kampf um die überlieferte Schulform, das Internat, mit seiner Scheidung von Unterricht und Erziehung und um die überlieferte allgemeine Prüfung, das Baccalaureat, die von der einschneidendsten Bedeutung für das nationale Leben sind, so daß die Reform der höheren Schulen sich in der That als eines der verwickeltsten Probleme darstellt, die an einen Gesetzgeber herantreten können.

Die Vergangenheit erklärt auch hier wie überall die Gegenwart. Und gerade in Frankreich ist die Tradition vielleicht mächtiger als in irgend einem anderen Lande. Regierungsformen und Regierungen wechseln, Minister kommen und gehen mit unheimlicher Schnelligkeit, aber das soziale Leben, wie es sich in der Verwaltung, der Erziehung, den gesellschaftlichen und sittlichen Anschauungen ausprägt, bleibt bei all diesem ewigen Wechsel unverändert. Plus ça change plus c'est la même chose! Ja, gerade diese Neigung zu gewaltsamer äußerer Umwälzung hängt psychologisch eng zusammen mit der Unfähigkeit zu innerer organischer Entwicklung. „Si nous sommes le peuple qui fait le plus facilement des révolutions, nous sommes aussi un de ceux qui font le plus difficilement des évolutions" sagt ein französischer Schriftsteller. So ist denn das heutige höhere Schulwesen in Frankreich im Wesentlichen ein Erbtheil der Regierung des ersten Kaiserreichs. Napoleon I. hat die Université de France geschaffen, in der das gesammte höhere Schulwesen fest centralisirt und zusammengefaßt wurde. Er hat dieser großen Korporation Lehrer und Schüler eingeordnet und, die Kaserne zum Vorbilde nehmend, für die gesammte Jugend — die Privatschulen wurden möglichst unterdrückt — große Internate errichtet, in denen alles, Gegenstände und Methoden des Unterrichts, Stunden- und Arbeitspläne, Pausen und Erholungen, Bücher und Bibliotheken, Kleidung und Verpflegung einheitlich geregelt und organisirt war. Und dies gleichförmige System hat Revolutionen überdauert und unverändert bis 1850 bestanden.

Die Université de France mit ihrer straffen Centralisation wurde ein gefügiges Werkzeug in der Hand der jeweiligen Regierung, die sie ihren Zwecken dienstbar zu machen suchte. Sie lehrte nach einander die Hingebung an das Kaiserreich, die legitimistischen Bourbonen, das Bürgerkönigthum, Napoleon III. und endlich die republikanische Verfassung und die Grundsätze der Revolution. Aber bei allen diesen Aenderungen der äußeren Form blieb der Geist, der eines büreaukratischen Formalismus und einer eintönigen Uniformirung derselbe. Im Jahre 1850 wurde allerdings das Monopol der Université durch das Gesetz Falloux aufgehoben, aber merkwürdiger Weise brachte auch dieses keine wesentliche Aenderung. Neben den Staat trat jetzt als mächtiger Wettbewerber die Kirche, gegen deren reiche Mittel und feste Organisation die Privatinitiative nicht aufkommen konnte. Dem Kasernentypus trat der verwandte Klostertypus zur Seite, innerlich noch unfreier, jede Individualität und Initiative in Lehrern und Schülern unterdrückend.

Diese „freien Schulen", wie sie heißen, haben in den letzten Jahren mächtige Fortschritte gemacht, so daß ihre Schülerzahl fast der der staatlichen Anstalten gleich ist. Sie haben von 1887 bis 1898 um mehr als 17 000 Schüler zugenommen, während die staatlichen und städtischen Schulen (lycées und collèges) stationär geblieben und in manchen Bezirken sogar zurückgegangen sind. Besonders die höheren Stände, in erster Linie die Offiziere des Generalstabs und nach ihrem Vorbilde auch die anderen Offiziere vertrauen ihre Kinder unter Vernachlässigung der staatlichen Anstalten mit Vorliebe den Priestern und Mönchen an. Ein großer Theil der übrigen Gebildeten und Besitzenden, selbst der höheren Beamten, folgt diesem Beispiel.

Diese Thatsachen lenkten zuerst die Aufmerksamkeit des Parlamentes in stärkerem Maße auf das höhere Schulwesen. Daß in der Abwendung der herrschenden Klassen von den öffentlichen Schulen eine schwere Gefahr für die Republik liegt, mußte jedem einleuchten. Es ist nicht zu erwarten, daß die Ordensbrüder und Priester den jungen Leuten, deren Geist sie zu bilden haben, Ehrfurcht vor den Errungenschaften der Revolution und den staatlichen Einrichtungen der Republik einflößen, und daß dies auch nicht geschehen ist und geschieht, haben die Ereignisse der letzten Jahre genügend gezeigt. So ernannte denn das Parlament nach englischem Muster eine Kommission, die unter dem Vorsitze des früheren Unterrichtsministers Alexandre Ribot vom 17. Januar bis 23. März 1899 getagt, während dieser Zeit 38 Sitzungen abgehalten und 196 hervorragende Männer, Gelehrte, Politiker, Geistliche, Schulmänner und Philosophen, ferner die Handelskammern und Generalräthe theils mündlich theils schriftlich verhört hat.

Alles, was auf das höhere Schulwesen Bezug hat, ist in diesen Aussagen der ersten Autoritäten Frankreichs berührt, die verschiedensten Lebensanschauungen und Erfahrungen kommen zur Geltung, sodaß der Charakter der Einseitigkeit und fachmännischen Beschränktheit, wie ihn Reformen vom grünen Tisch so oft tragen, möglichst vermieden ist. Die Kommission hat die Resultate der Enquete in 5 Bänden veröffentlicht, und der Vorsitzende Alexandre Ribot hat in einem Bande*) eine Zusammenfassung derselben gegeben, die in lichtvoller Weise die gegenwärtige Lage der öffentlichen höheren Schulen ihre Mängel und die Ursachen dieser sowie Möglichkeiten und Vorschläge zu einer Besserung auseinandersetzt. Wir gewinnen aus diesem Buche ein lebendiges Kulturbild aus dem heutigen Frankreich, das für den Völkerpsychologen und Kulturhistoriker wie für den Pädagogen und Schulmann ebenso interessant wie lehrreich ist.

*) Alexandre Ribot. La Réforme de l'Enseignement sécondaire. Armand Colin et Cie., Paris 1900. 3 fr. 50 c.

Die Kommission hat sich zunächst mit der Organisation des höheren Schulwesens befaßt. Hier wird allgemein die zu große Uniformirung und Centralisation als ein schwerer Mißstand empfunden. Der Geist des ersten Kaiserreichs, der Geist des Militarismus und Rekrutenthums lastet auf dem heutigen Systeme und verhindert jede freie Entwicklung und Besonderheit. Alles ist vorgeschrieben, alles einheitlich geregelt, ohne Rücksicht auf örtliche Verschiedenheiten und Bedürfnisse, gleichmäßig für Nizza und Caen, wie für Brest und Dünkirchen. Der Minister des zweiten Kaiserreichs, der auf die Uhr zeigend sagte: „Um diese Stunde wird in allen Lyceen Frankreichs der und der Abschnitt aus Vergils Aeneis übersetzt“, mag legendarisch sein, aber die Legende charakterisirt die Wirklichkeit. Die Leiter der öffentlichen Anstalten, bei den staatlichen „Provisoren“, bei den städtischen „Prinzipale“ genannt, sind auf allen Seiten durch Verordnungen eingeengt, ohne freies Verfügungsrecht über die Mittel der ihnen unterstellten Schulen und deshalb außer Stande, diesen ein persönliches Leben einzuhauchen. Sie sind bloße Verwaltungsbeamte, ausführende Organe der Centralbehörden und daneben mit dem Verkehre mit dem Publikum betraut und wechseln innerhalb des ganzen Mechanismus der „Université de France“, wie die Offiziere im Heere oder die Post- und Eisendahnbeamten. Aehnlich steht es mit den Lehrern. Auch sie haben kein organisches Verhältniß zu den Schulen, an denen sie wirken, und zu ihren Zöglingen. Von der Unterrichtsbehörde nach Verwaltungsgesichtspunkten hin und her gesandt, immer darnach strebend, nach Paris, dem Mekka jedes Franzosen, zu kommen, geben sie ihren Unterricht, ohne sich im Uebrigen um Schule oder Schüler viel zu bekümmern.

Daß dem so ist, liegt aber auch zum großen Theile an einem anderen Mißstande, dem ungeheuren Umfange der **Internate**. Das Internat ist in Frankreich wie in England im wohlhabenden Bürgerstande die Regel, weil es den nationalen Sitten und Anschauungen entspricht. In den öffentlichen Schulen wohnen etwa 30 Proz., in den geistlichen über 50 Proz. der Schüler in der Anstalt.

Die Familien betrachten das Internat als ein willkommenes Mittel, sich der Sorge für die Erziehung der Kinder zu entledigen. Aber während man in England in den großen öffentlichen Schulen mit ihren ungeheuren Mitteln wie in den kleinsten Privatschulen darnach strebt, den Schülern die Familie bis zu einem gewissen Grade zu ersetzen, die Vortheile des Elternhauses mit dem charakterstärkenden Einflusse des Zusammenlebens Gleichaltriger zu verbinden, kann das französische „lycée“ ebensowenig eine wohlthätige Erziehungsanstalt genannt werden wie die Kaserne oder das Kloster. Wie diese ist es vielmehr eine Drillanstalt, in engen Mauern bis zu 1000, ja noch mehr Knaben vereinigend, die selbstverständlich nur durch eine strenge polizeiliche Ueberwachung jeder Stunde regiert werden können. An Stelle der kräftigenden Spiele hat man langweilige Spaziergänge in langen Reihen, die Lehrern und Schülern ein Gräuel sind, an Stelle des Geistes freudigen Zusammenwirkens und Vertrauens herrscht der Geist des Mißtrauens, der Auflehnung und der Umgehung lästiger Vorschriften durch List und Lüge. Das englische Internat bildet junge Männer aus, die aus der weise beschränkten Freiheit der Schule mit leichtem und freiem Schritte in das Leben hinaustreten, das französische Internat erzieht Revolutionäre, die aus engen Gefängnißmauern mit ganz falschen Vorstellungen vom Leben und ungestillten Begierden sich in die Gesellschaft stürzen, und nachdem sie sich einige Jahre ausgetobt haben, resignirt in den ruhigen Hafen einer kleinen Beamtenstellung einlaufen. Die Internatserziehung ist der Hauptgrund des Mangels an selbständigen Charakteren, der in Frankreich gerade in den letzten Jahren in so erschreckender Weise zu Tage getreten ist. Deshalb schlägt die Kommission vor, kleine Internate zu bilden und den Leitern derselben möglichste Freiheit bei der Verwaltung zu lassen, vor allem Schule und Pensionat finanziell zu trennen.

Die großen Internate haben noch einen anderen Mißstand im Gefolge, den der Einrichtung der „Studienlehrer“ oder „Repetitoren“. Während in den englischen „boarding-schools“ der Lehrer vor allen Dingen und in erster Linie Erzieher ist und diesen Theil seiner Aufgabe als den vornehmsten betrachtet, hat der französische „professeur“ mit den Schülern außerhalb der Klasse gar nichts zu thun. Die Aufsicht während der Pausen, auf den Spaziergängen, in den Arbeitsstunden, bei den Mahlzeiten und in den Schlafsälen ist jüngeren Leuten überlassen, die entweder alle ihre Prüfungen noch nicht bestanden haben oder überhaupt auf dem Wege zu denselben stecken geblieben sind. Sie unterrichten überhaupt nicht und haben nur sehr geringe Aussicht, jemals zum Unterrichten zu kommen. Ihre Befugnisse sind rein polizeiliche, denn von einem erziehlichen Einflusse kann bei ihrem Mangel an Ansehen nur in den wenigsten Fällen die Rede sein, und ihre Stellung zwischen den Schülern, die sie als eine Verkörperung des äußeren Zwanges und der mißtrauischen Ueberwachung jedes Schrittes hassen, und den Lehrern, die sie nicht achten, ja oft kaum dem Namen nach kennen, ist fast nie eine befriedigende und oft unerträglich. Man hat die Lage dieser „professeurs de silence“, auch unehrerbietig „pions“ genannt, letzthin etwas verbessert, ihnen Gehaltszulagen, festere Stellung und die Erlaubniß, außerhalb des Internats zu wohnen, gewährt; immer aber bleiben sie noch ein unzufriedenes, verbittertes Element in dem französischen Schulwesen, und dies wird nicht eher aufhören, als die unnatürliche Scheidung zwischen Unterricht und Erziehung, die dem ganzen System zu Grunde liegt. Diese Trennung der Funktionen zu beseitigen oder doch nach Möglichkeit zu mildern, dahin gehen auch die Vorschläge der Reformkommission, auf deren Einzelheiten wir hier nicht eingehen können.

Wie die äußere Organisation und das Erziehungswesen, so bedürfen auch der Plan, die Methoden und Ziele des Unterrichts in Frankreich einer durchgreifenden Reform. Was den Lehrplan angeht, so tobt in Frankreich wie bei uns seit Jahrzehnten der Kampf zwischen der klassischen und modernen Richtung. Man verkennt ebensowenig wie bei uns die beständig sich steigernden Anforderungen des modernen Lebens, die Nothwendigkeit, die Jugend für den internationalen Wettkampf um die materiellen Güter des Lebens vorzubereiten. Auf der anderen Seite ist aber auch die Tradition der klassischen Bildung, die sich auf das lateinische Rassengefühl stützt, nirgends stärker als in Frankreich. Der Stolz auf die „lateinisch-keltische Kultur“ — ein Begriff, der, wie soviele Begriffe, um so mehr Einfluß auf die große Masse der Halbdenker hat, je wesenloser und nebelhafter er ist — steht den Forderungen des praktischen Lebens feindlich gegenüber. So gibt es denn schon seit 1865 Realabtheilungen an den staatlichen, städtischen und kirchlichen Gymnasien, aber trotz wiederholter Reform und Neuorganisation ist der moderne, sich auf die neueren Sprachen und Naturwissenschaften stützende Unterricht immer noch ein Stiefkind geblieben. Der klassische Unterricht, der seiner Natur nach doch nur für eine Minderzahl paßt, zieht immer noch die meisten und vor allem die besten Schüler an; die Realabtheilungen — besondere Realschulen gibt es nicht — sind nur in den unteren und mittleren Klassen stark besucht, während sie in den oberen langsam absterben. Die allgemeine Meinung — selbst die der Kaufleute, wie die Beschlüsse der Handelskammern zeigen — steht fast durchweg auf Seiten der Tradition, um so mehr als in Frankreich wie bei uns die klassischen Studien noch in den meisten Fällen allein zum Studium berechtigen. Allerdings ist auch die moderne Richtung stark im Wachsen begriffen, wie die Thatsache zeigt, daß die Reformkommission mit nur einer Stimme Majorität beschlossen hat, die alten Sprachen als alleinige Vorbildung für das juristische und medizinische Studium beizubehalten. Dagegen schlägt die Kommission, um dem modernen Unterrichte zu seinem Rechte zu verhelfen, eine ganz neue Eintheilung des Lehrganges vor. An Stelle der Klassen sollen je 2 3jährige klassische und

moderne Kurse treten mit obligatorischen und fakultativen Gegenständen, welche letzteren je nach örtlichen und individuellen Bedürfnissen wechseln sollen. Auch soll durch besondere Unterrichtskurse die Möglichkeit gegeben werden, aus dem modernen Unterricht in den altklassischen überzutreten. Die Idee ist eine ähnliche, wie sie unseren Reformanstalten zu Grunde liegt, hat aber zur Grundbedingung einer gedeihlichen Wirksamkeit die gänzliche Aufhebung des Monopols der alten Sprachen und die völlige Gleichstellung der verschiedenen Unterrichtssysteme. Dazu bedarf allerdings der moderne auf die lebenden Sprachen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer gegründete Unterricht einer durchgreifenden Reform. Man darf nicht länger „die lebenden Sprachen lernen, als ob sie todte wären, Goethe und Schiller, wie Horaz und Vergil lesen", man braucht, — und das gilt für das gesammte höhere Schulwesen — pädagogisch besser vorgebildete Lehrer, nicht solche, die, wie ein hervorragender französischer Schulmann vor der Kommission aussagt, „alles gelernt haben außer der Art zu lehren". Die Vorschläge, die die Kommission mit Bezug auf die Methode des Unterrichts und die bessere pädagogische Vorbildung der Lehrer macht, decken sich vielfach mit dem, was bei uns erreicht wird oder angestrebt wird, und bedürfen daher keines näheren Eingehens.

Eine Vorbedingung aber für die Umgestaltung des Lehrplans und der Lehrmethoden ist zunächst die vollständige Aenderung des Prüfungswesens, vor allem die Abschaffung des Baccalaureats in seiner gegenwärtigen Form. An französischen Schulen bestehen keine Versetzungen von Klasse zu Klasse, wie bei uns; das Aufrücken ist dort selbstverständlich und hängt nicht von den Leistungen ab. Dagegen steht am Ende der Schullaufbahn drohend das Baccalaureat. Dieses Examen, das etwa unserer Abiturientenprüfung entspricht, wird nicht an der Schule von den Lehrern abgehalten, sondern in Paris oder in einer anderen Universitätsstadt vor einer Kommission von Professoren und höheren Beamten, denen die Kandidaten gänzlich fremd sind. Allein in Paris unterziehen sich jährlich etwa 15000 Kandidaten einer solchen Prüfung, die die Vorbedingung für jede öffentliche Laufbahn ist. Ihre durchaus unpersönliche Art ist charakteristisch für das demokratische Mißtrauen der Franzosen in die Ehrlichkeit und Unabhängigkeit der Persönlichkeit, ein Mißtrauen, das allerdings unter allen Regierungsformen und zu allen Zeiten in ihrer Verwaltung reichliche Nahrung gefunden hat. Man würde glauben, der Ungerechtigkeit, der Bevorzugung und Bestechung Thür und Thor zu öffnen, wenn man die Berechtigung zum Studium an der Schule selbst ertheilte, wie das bei uns der Fall ist, man wählt daher diesen scheinbar durchaus gerechten und unparteiischen Weg. Aber summum jus summa injuria. Diese Prüfung in ihrer tyrannischen, todten Einförmigkeit lastet wie ein schwerer Druck auf Schülern wie auf Lehrern. Sie fälscht den Unterricht in den oberen Klassen, macht ihn aus einem lebendigen Geben und Empfangen von Wissen und Ideen zu einem todten Einpauken trockener Zahlen, Regeln und Namen an der Hand eines auf das Examen zugeschnittenen Leitfadens oder manuel. Sie liefert den jungen Mann dem tyrannischen Zufalle der Stimmung weniger Stunden aus, wogegen die Arbeit langer Jahre gar nicht ins Gewicht fällt. Sie richtet endlich eine soziale Schranke auf und spornt dadurch die ohnehin schon leicht erregbare Eitelkeit der Franzosen an. So hält sie viele von praktischen Berufen fern und fesselt sie an die Schulbank, dadurch das erschreckend anwachsende Proletariat der Anwärter auf kleine Beamtenstellungen bis ins Ungemessene vermehrend. Jener „esprit casanier", den französische Patrioten so sehr beklagen, und der gegen den mächtigen Expansionstrieb der germanischen Nationen so unvortheilhaft absticht, wird nicht zum geringsten Theile auf das Baccalaureat zurückgeführt, das jedem die Richtung auf eine Staatsversorgung, eine feste Anstellung gibt und dadurch den Unternehmungsgeist und die persönliche Energie ertödtet. „Wissen Sie, warum wir den Vorwurf verdienen, daß es uns an Initiative fehlt?", sagte der Minister Paul Bert einmal, „weil wir Baccalaureen sind." Die Reformkommission will daher das Baccalaureat abschaffen und an seine Stelle eine Abschlußprüfung an den Schulen setzen, die allerdings nicht von den eigenen Lehrern der Schüler abgehalten werden soll — soweit wagt auch sie nicht zu gehen —, sondern von einer Kommission von Schulmännern und Universitätslehrern. Neben die allgemeine Prüfung, die keine Berechtigungen verleihen soll, sollen dann noch besondere schwierigere Prüfungen für den Eintritt in die verschiedenen Hochschulen treten, ähnlich wie man in England zwei Arten des Baccalaureus Artium, eine leichtere „far the pass degree" und eine schwierigere „for honours" hat. So wird dem Baccalaureat mit dem Namen auch ein großer Theil seines Schreckens und seines schädlichen hypnotisirenden Einflusses genommen werden.

Dieses sind etwa die Grundzüge der Reform der höheren Schulen, wie sie die Kommission in ihrem Berichte dargelegt hat. Daneben fehlt es nicht an privaten Anstrengungen, denen der Weg durch Parlament, Minister und Verwaltung zu lang und zu unsicher erscheint. Vereine zur Förderung körperlicher Spiele, Gründungen von Reformschulen, wie die von Edmond Demolins geschaffene Ecole des Raches zu Verneuil in der Normandie, die sich die englischen Reformanstalten zu Abbotsholm und Bedales zum Vorbilde genommen hat, zahlreiche Schriften über alle Fragen, die Erziehung und Unterricht berühren, fördern die Entwicklung auf diesem wichtigen nationalen Gebiete und zeigen, wie lebhaft man in Frankreich sich mit der Lösung dieser großen und für die nationale Entwicklung so wichtigen Fragen beschäftigt. Trotz des eitelen Kokettirens mit der Decadenz, trotz des Kleinmuths und Pessimismus ist die Lebenskraft des französischen Volkes, das so viele Krisen überstanden hat, keineswegs erschöpft. Wenn nicht alles täuscht, wird der französische Geist aus der gegenwärtigen Krisis, die vielen als ein Verfall erscheint, gesunder und kräftiger hervorgehen, um auch fernerhin im Interesse der Gesammtkultur durch seine Klarheit und logische Schärfe die größere Kraft und Tiefe des germanischen Geistes zu ergänzen und zu korrigiren.

Myslowitz. Ph. Aronstein.

Naturlyrik.

I.

Naturdichtung und Landschaftsmalerei sind junge und späte Erfindungen, Erzeugnisse einer hohen, entwickelten Kultur, im Wesentlichen Schöpfungen des vorigen und noch mehr des zu Ende gegangenen Jahrhunderts, — eine Thatsache, die gewiß auf den ersten Blick überraschend genug ist. Ja, man ist noch weiter gegangen und hat den früheren Zeiten überhaupt Naturgefühl in unserm Sinne abgesprochen. Freilich nicht ohne Widerspruch: namentlich hat Alfr. Biese, dessen Werke*) in der nicht ganz geringen Litteratur über den Gegenstand einen hervorragenden Platz einnehmen, sich ernstlich bemüht, Alterthum und Mittelalter von diesem Vorwurf rein zu waschen. Allein — die Thatsache, daß man darüber streiten kann, ist schon beredt genug; und was Biese für seine Meinung an Zeugnissen beibringt, ist zumeist von dem, was wir Naturgefühl nennen, recht verschieden. Aber ich will die Streitfrage hier nicht verhandeln. Nur

*) Die Entwicklung des Naturgefühls bei den Griechen und Römern. Kiel 1882 — 4. Die Entwicklung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit. Leipzig, 1888 (1892). Vgl. dazu den Aufsatz von C. Busse, Naturgefühl und moderne Dichtung, in der Nation XV, 49, 50 (1898).

an einige allgemein bekannte Thatsachen sei in Kürze erinnert.

Wenn wir dem Alterthum ein intimeres Verhältniß zur Natur, die außerhalb des Menschen liegt, bestreiten, so denken wir unwillkürlich nur an die griechisch-römische Kulturwelt. Für den Orient, namentlich für die Inder, wird Niemand derartiges behaupten wollen. Der prächtige Urwald des poetischen Sprachschatzes bei den Indern, der so üppig wuchernde Bilder- und Farbenreichthum ist zwar in der uns erhaltenen Litteratur zum großen Theile traditionelles Gut; aber alle diese Bilder, Metaphern, Vergleiche, Wortkentauren beruhen doch auf einer überaus reichen und feinen Beobachtung der Natur und haben wenigstens bei den bessern Dichtern den Zusammenhang mit der lebendigen Anschauung nicht verloren. Und wie könnte man das intensive Naturgefühl verkennen bei einem Volke, dessen Religion und Weltanschauung hervorgewachsen ist eben aus dem Gefühl der Verwandtschaft mit allen Lebewesen, des innigen Zusammenhanges mit dem All, der Einheit alles Lebens und Seins? Ich kenne für dieses keinen erhabeneren Ausdruck als einen Spruch des berühmtesten indischen Spruchdichters Bhartrhari, der hier (in Herders, allerdings recht unindisch klingender, Uebersetzung) eine Stelle finden möge:

„Abschied des Einsiedlers.

Erde, Du meine Mutter, und Du mein Vater, der Lufthauch,
Und Du Feuer, mein Freund, Du mein Verwandter, der Strom,
Und mein Bruder, der Himmel, ich sag' euch allen mit Ehrfurcht
Freundlichen Dank. Mit euch hab' ich hienieden gelebt,
Und geh' jetzt zur anderen Welt, euch gerne verlassend;
Lebt wohl, Bruder und Freund, Vater und Mutter, lebt wohl!"

Wir brauchen nicht erst den Monolog Faust's daneben zu halten, um uns der Verwandtschaft dieser Dichtung mit unserem modernen pantheistischen Empfinden bewußt zu werden; und werden leicht verstehen, weshalb die Günderode sich gerade diesen Spruch zu ihrer Grabschrift ausgesucht hat.

Im „klassischen" Alterthum bei den Griechen, kennen wir derartiges nicht. Ihrem klaren, hellen Blicke, ihrem einzigen Formensinne, der überall nach Begrenzung, Maß und Kontur strebte, konnte eine Art von Kunst nicht liegen, deren innerstes Wesen Stimmung ist. Wir wollen es ihnen weder als Mangel noch als überlegene künstlerische Weisheit anrechnen, daß sie dieselbe nicht pflegten, aber wir werden es aus ihrer besonderen Veranlagung verstehen. Höchst anziehend und lehrreich aber wäre es, zu verfolgen, wie die gleiche Wurzel, die urindogermanische Gabe des reinen Schauens, der geraden, unmittelbaren Entgegensetzung von Subjekt und Objekt, sich bei Indern und Griechen in so ganz verschiedener Richtung ausgewachsen hat.

Den Griechen fehlte der Natursinn. Gilt dies Urtheil so allgemein und unbedingt? Man höre folgende Verse der Sappho:

„Ringsum säuselt Kühlung durch Apfelzweige,
Und von leise bewegten Blättern fließet
Schlummer hernieder."

Ein anderes Fragment schildert, wie die Sterne um den Mond herum ihr leuchtendes Gesicht verhüllen, wenn er im vollen Glanze über die Erde scheint. Es sieht wirklich so aus, als ob diese wunderbare Dichtergestalt, die in der tiefen Innigkeit ihres Fühlens der modernen, der deutschen Lyrik vielleicht näher steht als irgend ein anderer Dichter vor dem 18. Jahrhundert, auch ein Leben in und Mitleben mit der Natur gekannt habe, wie es sonst dem Alterthum fremd ist. Aber freilich, was ich anführte, sind nur einzelne, gerettete Verse, deren ursprünglicher Zusammenhang verloren ist, wir können daher nicht wissen, wie weit hier die Naturschilderung als Selbstzweck behandelt war.

Unter den Bruchstücken des Alkaios lesen wir zwei prachtvolle Sturmschilderungen, die eine als Bild politischer Stürme, die andere als Einleitung eines Trinkliedes. Beide stehen also nicht als Selbstzweck da, aber doch, wie markig und wuchtig klingen die Verse (nach Geibel):

„Nicht mehr zu deuten weiß ich der Winde Stand,*)
Denn bald von dorther wälzt sich die Wog' heran
Und bald von dort, und wir inmitten
Treiben dahin, wie das Schiff uns fortreißt,
Mühselig ringend wider des Sturms Gewalt;
Denn schon des Masts Fußende bespült die Flut
Und vom zerborstnen Segel trostlos
Flattern die mächtigen Fetzen abwärts"

So finden wir bei diesen alten Aiolern, den eigentlichen Lyrikern unter den Griechen, zuweilen Klänge, die uns verwandt anmuthen. Aber sie sind eine Episode in der Geschichte des Alterthums. Die eigentliche Antike, das „klassische" Alterthum, dem alle Folgezeiten das beste Theil ihrer Kultur verdanken, haben nicht sie geschaffen. Und für diese bildet, entschiedener als irgendwo sonst, der Mensch, die vollkommenste der Naturformen, nicht nur den Mittelpunkt, sondern zugleich den Umkreis alles Betrachtens und Bildens. Von ihnen allen gilt, was ihr größter Repräsentant gesagt hat**): „Die Felder und Bäume lehren mich nichts, wohl aber die Menschen in der Stadt." Aber in den Zeiten des ausgehenden Alterthums, dessen Bild in so vielen Zügen überraschende Aehnlichkeiten mit unserer Zeit aufweist, erwacht auch das Verhältniß des Menschen zur landschaftlichen Natur von Neuem und äußert sich in Dichtungen, deren ausgesprochen sentimentale Klangfarbe direkt an das 18. Jahrhundert gemahnt.

Beim Mittelalter werden wir uns nicht lange aufhalten. Es ist ja zu bekannt, das wenig erbauliche Schauspiel, wie unter der Tyrannei der Kirche, unter dem unerträglichen Joche des Autoritätsglaubens der Mensch an Geist und Seele verkümmert, verkrüppelt und verstümmelt wird, wie der öde Bann einer geistlosen Tradition alles eigenthümliche, keimende Leben zu ersticken droht, wie der Mensch verlernt, mit eignen Augen zu sehen, verlernt, mit dem eignen Gehirn zu denken, verlernt, mit dem eignen Herzen zu empfinden. Keine Provinz der menschlichen Seele aber hat das Christenthum ärger verwüstet, als das Verhältniß zur Natur. Der stete Hinweis auf den Himmel machte den Menschen zum Fremdling auf der Erde, das starr nach oben gerichtete Auge war blind gegen die Umwelt, die Verleumdung und Beschimpfung des leiblich-irdischen Daseins, der Sinne, der Welt, in der man nicht mehr die Schöpfung Gottes, sondern nur das Reich des Bösen sah, besudelte auch die Natur, die erhabenste Lehrmeisterin zu reiner Freude. Man durfte den göttlichen Hauch in ihr nicht mehr spüren, seitdem alle Religion in der Kirche monopolisirt war. Diese hat hier in der That erstaunlichen Erfolg gehabt, sie hat es erreicht, daß alles, was das Alterthum in wissenschaftlicher und künstlerischer Bewältigung der Natur erreicht hatte, schnell und gründlich verloren ging, daß alle Naturkenntniß zu einer Lehre von den wunderbaren Eigenschaften der Thiere und Steine zusammenschrumpfte, daß man selbst von denjenigen Thieren, die man täglich um sich hatte, nichts kannte als diese unsäglich albernen Fabeleien und von ihnen in der Litteratur keinen besseren Gebrauch zu machen wußte, als zu einer allegorischen Ausdeutung auf Christus, Maria u. s. w., deren Absurdität über alle Begriffe ist.

Natürlich hat das Volk und die Volksdichtung die Fühlung mit der umgebenden Natur nicht aufgegeben. Aber diese beschränkt sich doch im Ganzen auf wenige typische Züge, die wir überall finden. Auch die weltliche Gegenströmung in der Kultur des Mittelalters hat zu früh und zu entschieden einen konventionellen, gesellschaftlichen Charakter angenommen, als daß die Natur in ihr hätte zu größerer Bedeutung kommen können. Ueber die stereotype Parallele zwischen Lenzeswonne und Liebeslust oder auch den Kontrast der lachenden Natur mit dem traurigen Gemüthe des unglücklich Liebenden geht es selten hinaus.

*) Richtiger: Der Winde Zwiespalt, Streit, Aufruhr.

**) Platon im Phaidros 5, — allerdings unmittelbar nach einer Schilderung der landschaftlichen Scenerie von unübertrefflicher Anmuth.

Für jenes finden sich die typischen Züge schon bei dem ältesten und gefühlvollsten der eigentlichen Troubadours:*)

„Im Mond April, wann grün sich schmückt
Der Anger und die Gärten blüh'n,
Und frisch und klar die Wasser zieh'n,
Und alle Vöglein sind beglückt;
Düfte, die aus Blüthen dringen,
Und des Vögleins süßes Singen,
Das ist's, was dann mich neu entzückt."

Manche Schilderungen von großer Anmuth und Zierlichkeit finden wir etwa bei Walther v. d. Vogelweide und Neithart v. Reuental; und auch über dies enge Gebiet hinaus hat Wolfram v. Eschenbach zuweilen Bilder von großer Kraft und Kühnheit. Zu einer selbstständigen Naturdichtung finden wir nirgends Ansätze.

Das Mittelalter geht dahin, und in der nun folgenden Zeit der „Wiedergeburt" erwacht der Mensch (im „Humanismus"); auch die Natur wird wieder lebendig. Schon der große Vorläufer der Renaissance, Dante Aleghieri, in seinen Anschauungen und Empfindungen durch und durch mittelalterlich, ist gerade durch die machtvolle Plastik seiner Sinnlichkeit, die grandiose Sicherheit seines Naturblicks, der Vater der gesammten neueren Dichtung geworden; der Sinn für die landschaftliche Scene klingt schon vereinzelt durch. Auf der Höhe der Renaissance gipfelt das Naturempfinden in Enea Silvio, dem späteren Papst Pius II. Das neugewonnene Verhältniß zur Natur in jedem Sinne wird jetzt überhaupt zum bestimmenden Zuge der Gesammtkultur. Nicht nur mit dem scharfen, sicheren Blicke des Forschers und des Künstlers, auch mit Hebeln und Schrauben geht man ihr jetzt zu Leibe, und mit unendlichem Staunen entdeckt man Wunder über Wunder. Die großen Entdecker und Forscher erweitern die Kenntniß über den engen Bannkreis hinaus, in dem man so lange gefangen gewesen war; sie erschließen dem staunenden Blicke die Weite der Erde wie die Unendlichkeit und Gesetzmäßigkeit des Himmels. Wichtige Erfindungen machen die Kräfte der Natur dem Menschen dienstbar. Die bildende Kunst sucht in gewissenhaftem Studium der Anatomie die Beherrschung der menschlichen Gestalt und damit die Sicherheit und Präzision des Bildens überhaupt wiederzugewinnen. Zugleich löst sie den neueroberten Menschen aus dem starren Goldgrunde des mittelalterlichen Kirchenbildes und stellt ihn in die freie, lebendige Natur hinein: Das erste Morgenroth der Landschaftsmalerei dämmert im 15. Jahrhundert.*) Mensch und Natur, beide sind wie neu geboren. Und mit seinem ganzen Wesen wendet sich der Mensch der großen Allmutter zu, mit allen Sinnen trinkt er sie durstig ein, mit Jünglingsungestüm will er sie dem Erkennen, dem Bilden, dem Schaffen erobern. Und in dem enthusiastischen Pantheismus eines Giordano Bruno wird sie auch der menschlichen Gefühlswelt einverleibt.

Die Renaissance endet im Klassizismus: Die Natürlichkeit erstirbt in starrer Konvenienz und ödem, akademischen Regelkram. Das Verhältniß des Menschen zur Natur geht verloren und muß wiederum von neuem gewonnen werden. Es ist tief bedeutsam, daß jede große, wahrhaft freie und menschliche Kulturperiode durch eine „Rückkehr zur Natur" eingeleitet wird, wenn auch diese jedesmal eine andere Nuance zeigt. Die alten Griechen begannen damit, daß sie die freie Natürlichkeit an die Stelle der schematisch starren Stilisirung der asiatischen Kunst setzten. Die Renaissance entdeckte die Natur im Menschen und um den Menschen. Von neuem wiederholte sich der Vorgang im 18. Jahrhundert, wofür speziell jene Bezeichnung üblich ist. Und noch jetzt liegt eine Epoche kaum hinter uns, wo „Naturalismus" das allgemeine Feldgeschrei war. Es zeigt sich hier, daß Kultur und Natur nicht Gegensätze sind, wie man so oft Rousseau nachgesprochen hat, sondern vielmehr Korrelatbegriffe; ihr gemeinsamer Gegner ist die Barbarei, die Unnatur und Unkultur in einem ist.

* * *

Es ist eigenthümlich, daß die ersten Regungen des wieder erwachenden Natursinnes wie überhaupt eines freieren, tieferen Gefühlslebens sich in der religiösen Dichtung des 17. Jahrhunderts finden, vielleicht am frühesten bei Paul Gerhardt und Friedr. Spee. Auch Brockes steht durchaus im Banne religiöser Tendenzen, und zwar der seichten, billigen Physikotheologie, die für uns eine der ungenießbarsten Früchte des 18. Jahrhunderts ist. Ein ganz anderer Ton herrscht in der kraftvollen und tiefer empfundenen Dichtung Hallers. Hier kommt zum ersten Male die sentimentale Naturempfindung zum Ausdruck, die weiche, müde Sehnsucht des Kulturmenschen nach stiller Zurückgezogenheit und der Einfachheit primitiver Verhältnisse, jene Stimmung, die, durch englische Einflüsse genährt, durch Rousseau zum Siege geführt, ein so wesentlicher Zug im Bilde des 18. Jahrhunderts geworden ist. Scherer charakterisirt Hallers Alpen so:

„Natur- und Menschenschilderung voll Wahrheit und Sprachgewalt, ohne den idealen Schäfer, und doch überschimmert von dem rosenfarbenen Traum eines goldenen Zeitalters; denn ursprüngliche Unschuld und Tugend glaubte der Dichter bei den Hirten seiner heimathlichen Berge entdeckt zu haben, und an diesem Bilde reiner Menschheit maß er die Gegenwart."

Beide Züge, die sorgfältige Einzelbeobachtung und die idyllisch-sentimentale Stimmung, finden sich vereint bei Kleist. Den „idealen Schäfer" brachten Geßners zierliche Rokokobildchen hinein. Nach anderer Richtung erweiterte Klopstock das Naturempfinden der Zeit. („Willkommen, o silberner Mond, Schöner, stiller Gefährte der Nacht" u. s. w.) Indessen verloren beide doch zu sehr den sicheren Boden irdischer Realität und konkreter, bestimmter Gegenständlichkeit unter den Füßen. — Einen breiteren Raum nimmt die Natur in der Lyrik der 70er Jahre ein; namentlich haben die Dichter des Göttinger Hainbundes und ihre Geistesverwandten, Hölty, Claudius u. a. sie gepflegt und manches schlichte, herzliche Lied geschaffen, das auch uns noch genießbar ist. Doch bedeuten sie kaum eine wesentliche Erweiterung, sowohl in Hinblick auf den Umfang des verwandten Naturstoffes, wie in der Art ihrer Auffassung. Der sentimentale Grundton bleibt, nur nuancirt er sich verschieden, je nachdem der Autor mehr auf die Note heiteren Lebensgenusses und idyllischen Behagens gestimmt ist, oder seinen Pinsel in düstere Schwermuth und sanfte Melancholie taucht.

Am Ende des Jahrhunderts steht ein Dokument, das zum Verweilen und zur Umschau einladet: Schiller's Aufsatz „Ueber Matthisons Gedichte". Das Grundproblem der Landschaftskunst ist hier mit einer unvergleichlichen Energie angepackt, und auch die ästhetischen Einzelbemerkungen zeugen von tiefster Einsicht. Man muß sich nur die ungeheure Verschiedenheit der zeitlichen Voraussetzungen gegenwärtig halten. Uns Kindern des endenden 19. Jahrhunderts, die wir Corot, Segantini, Böcklin erlebt haben, kann es freilich nicht in den Sinn kommen, der Landschaftsmalerei die Geltung als hohe Kunst zu bezweifeln; aber Schiller mußte noch betonen:

„Wer freilich noch ganz frisch und lebendig den Eindruck von Claude Lorrains Zauberpinsel in sich fühlt, wird sich schwer überreden lassen, daß es kein Werk der schönen, bloß der angenehmen Kunst sei, was ihn in diese Entzückung versetzte."

Aber zwischen Claude und Böcklin liegt eben die ganze Entwicklungsreihe der modernen Landschaft mitten inne. In der Dichtung war jedoch damals nicht nur die Naturlyrik höchstens erst in Ansätzen vorhanden, auch die eigentliche Lyrik stand noch am Anfange ihrer Entwicklung. Von all den großen lyrischen Genies, in denen wir von klein auf leben, lebte damals nur erst Goethe, und der gehörte für Schiller zu sehr zur unmittelbarsten Gegenwart, um als

*) Bernart von Ventadorn, übers. bei Fr. Diez, Leben und Werke der Troubadours. 2. Aufl. S. 36.

*) Vgl. Frz. Fr. Leitschuh, das Wesen der modernen Landschaftsmalerei. Straßburg 1898.

Grundlage einer Theorie dienen zu können. Diese konnte sich damals wirklich nur auf die Griechen stützen, — gewiß das ungünstigste Material für dieses Gebiet. Nehmen wir dazu, daß Schiller's ganze Richtung ausschließlich auf den Menschen, die ethischen Probleme der Menschenbrust und der Geschichte, ging, daß er der Natur gegenüber kaum viel anders empfand als Platon, nur ohne die spezifische Frömmigkeit des Griechenthums, so wird es uns ebenso überraschend wie bewunderungswürdig erscheinen, mit welch sicherem Griffe Schiller den entscheidenden Gesichtspunkt zum Verständniß dieser Kunstgattung erfaßt. Schon in der Zusammenstellung von Landschaftspoesie und Landschaftsmalerei — die Vereinigung beider ist ja selbstverständlich — mit der Musik spricht sich die Erkenntniß aus, daß hier ein ganz anderes Formprinzip einsetzt, als etwa in Drama und Historienmalerei. Die Form im Sinne dieser, als nothwendige Verknüpfung der Einzelheiten, gesetzmäßige Bestimmtheit der Theile durch das Ganze, ist in der Landschaft unerreichbar; dafür tritt hier die Stimmung als verbindende Einheit ein und ersetzt durch eine neue, eigenthümliche Wirkung den erwähnten Ausfall. Auch der Gedanke, die Landschaft wie die Musik als symbolische Darstellung menschlicher Empfindungen zu fassen, ist ein fruchtbarer Gesichtspunkt. Schiller leitet daraus ebenfalls die Gleichberechtigung des Landschafters mit dem Dichter, der den inneren Menschen zu seinem Gegenstande hat, ab. So ergeben sich für ihn drei Erfordernisse landschaftlicher Darstellungen: Wahrheit und Anschaulichkeit; „musikalische Schönheit" (Stimmung); und daß Geist darin athme, wir würden sagen: daß sich eine Persönlichkeit, eine künstlerische Individualität darin ausdrücke.

* * *

Der enge Zusammenhang zwischen Malerei und Dichtung springt am deutlichsten in die Augen in dem Lande, das auf diesem Gebiet im 18. Jahrhundert die Führung übernimmt.*) In demselben Jahre, wo das einflußreichste der einschlägigen englischen Dichtwerke, Thomsons „Frühling", erschien, 1727, wurde der Maler geboren, der von allen Landschaftern des 18. Jahrhunderts dem modernen Empfinden am nächsten steht: Thomas Gainsborough. Seine Bilder sind an intimem Reiz und Stimmungsgehalt in ihrem Jahrhundert unerreicht. Aber auch sonst fehlt es nicht an tüchtigen, vielversprechenden Ansätzen. Diese hoffnungsvolle Entwicklung wird dann jäh unterbrochen durch den Maifrost des Klassizismus, jene Kunstrichtung, die in schlechtverstandenem Idealismus die bildenden wie die redenden Künste unter das Joch einer äußerlichen Nachahmung der Antike beugte, aber für keine verhängnißvoller geworden ist, als für die Malerei. Muther (2, S. 252) theilt eine Stelle aus Gérard de Lairesse mit, die die klassizistische Auffassung der Landschaft auf eine scharf zugespitzte Formel bringt:

„Was ist schön? Eine Landschaft mit geraden Bäumen, schönen Durchsichten, azurblauer Luft, zierlichen Fontänen, stattlichen Palästen in wissenschaftlichem Baustil (!) mit wohlgebauten Menschen und wohlgefütterten Kühen und Schafen. Was häßlich? Mißgestaltete Bäume, die Stämme krumm, alt und geborsten, unebener Boden ohne Wege, scharfkantige Hügel und zu hohe Berge, rohe oder verfallene Gebäude, deren Ruinen überhauf liegen, morastige Wasser, eine Luft voll schwerer Wolken, auf dem Felde mageres Vieh und ungeschickte Landstreicher."

Bald sollte diese Schätzung in ihr genaues Gegentheil verkehrt werden. Die Romantik fand das, was früher schön hieß, öde und langweilig, und erhob das als häßlich Verpönte auf den Schild. Muther stellt jener Aeußerung eine Stelle aus Tiecks Sternbald entgegen:

„Dann würde ich einsame, schauerliche Gegenden abschildern, morsche, zerbrochene Brücken, über zwei schroffen Felsen, einem Abgrunde gegenüber, durch den sich ein Waldstrom schäumend drängt, verirrte Wandersleute, deren Gewänder im feuchten Winde flattern, furchtbare Räubergestalten aus dem Hohlweg heraus, angefallene und geplünderte Wagen, Kampf mit den Reisenden."

Es ist klar, die stoffliche Befangenheit ist noch nicht überwunden; es tritt an Stelle der Vorliebe für ein bestimmtes Stoffgebiet nur die für ein anderes. Aber, indem der Gegenstand doch eben nach seiner Wirkung aufs Gemüth gewerthet wird, ist eine Verinnerlichung erreicht, die der Kunst dauernd zu gute kam und ein integrirender Theil des modernen Gefühls geworden ist. — Nur verstand die Malerei im Allgemeinen noch nicht, diese Stimmung durch die Landschaft allein genügend zum Ausdruck zu bringen, und auf den Menschen auch als Staffage und Stimmungsexponenten ganz zu verzichten. Außerdem blieb die beschränkte Stoffwahl, die einseitige Vorliebe für das gesteigerte Effektvolle, Ungewöhnliche, Exotische, Aufregende, kurz, das Romantische. Alles dieses, die Rücksicht auf den Stoff und die menschliche Staffage, überwand die Malerei erst, als sie sich entschlossen der heimischen Natur, der nächsten Umgebung zuwandte und diese getreu wiederzugeben bemüht war.

In Deutschland bedeuten Lessing's Eifellandschaften (seit 1832) den ersten entscheidenden Schritt auf dieser Bahn, die in England und Frankreich schon früher beschritten war. Nun erst beginnt die eigentliche Entwicklung, die große Zeit der Landschaftsmalerei. Erst als man ganz auf die buntschillernde Oberfläche, den interessanten Gegenstand verzichtete, entdeckte man die wahre, allgegenwärtige Schönheit der Natur, im Schlichten, Vertrauten, Alltäglichen die unerschöpfliche Fülle ihrer Wunder. Müde des unsteten Schweifens über die Fläche der Erde, fand der ruhige, verweilende, gesammelte Sinn im engsten Kreise die wahre Unendlichkeit; anstatt sich nach außen auszubreiten, drang er in die Tiefe, erfaßte das ewig wechselnde Spiel der Farben und Töne, des Lichts und der Luft, der Atmosphäre und Stimmung, und fand in rastlosem Ringen mit der Technik die Mittel, die gesehenen Wunder auf der Leinwand nachzuschaffen. Gerade jene Meister und Künstlerkolonieen, die sich an einem Punkte festsetzten, um hier, Auge in Auge der gleichen und doch ewig verschiedenen Natur gegenübergestellt, ihr die Geheimnisse ihres Zaubers abzulauschen, die „Schulen" von Fontainebleau und Barbizon, von Dachau und Worpswede, gerade sie haben die ungeheuren Fortschritte der Kunst, die Vertiefung des Naturgefühls, die sichere Herrschaft über ihre Formen und Farbenwerthe, die Vervollkommnung und Vielseitigkeit der Technik erobert, die die moderne Landschaftsmalerei so hoch über die aller früheren Epochen hebt. Und nun, im sicheren Besitze all dieses Könnens und Verstehens, durfte sie es auch wagen, in freigeschaffenen Formen und Symbolen ihrem Empfinden unmittelbareren, potenzirten Ausdruck zu geben, ohne darum den sicheren Boden der Naturwahrheit zu verlieren: die grandiose, farbenjauchzende, schönheitstrunkene Naturlyrik Böcklin's bildet die Vollendung und Krönung dieser stolzen Entwicklung.

Göttingen. Heinrich Meyer-Benfey.

*) Vergleiche Muthers Ausführungen in seiner Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert.

Contra Handelshochschule.

Ein kaufmännischer Rückblick.

Wir erhalten die nachstehende Zuschrift:

Es soll hier keine weit zurückgreifende Rückschau gehalten werden, die nach Quellenforschung sich auf hinter uns liegende Jahrhunderte erstreckt, sondern es soll einfach und kurz die Frage behandelt werden: Welchen Bildungsgang hat vor etwa vierzig Jahren der gebildete Kaufmann genommen, der bei uns eine so großartige Entwicklung der Industrie und dem Handel gebracht hat? Seit den fünfziger Jahren — auch schon vorher — traten, in allmählich steigendem Maße, Söhne

von strebsamen Handwerkern, kleinen und großen Kaufleuten, Fabrikherren und Banquiers nach Absolvirung der Elementarschule in die höhere Bürger- und Realschule ein, wenn sie Kaufleute werden sollten. Elementarklassen in Verbindung mit höheren Lehranstalten gab es glücklicherweise noch nicht. Die Lehrfächer an den Realschulen waren dieselben, wie heute; auch die Pensa in den einzelnen Klassen sind heute nicht höher gesteckt. Aus manchen Anstalten dieser Art entwickelten sich die Realgymnasien, denen man im Gegensatz zu dem humanistischen Gymnasium in dem Jahrhundert der Empirie die Existenzberechtigung deshalb zusprechen muß, weil die Gymnasien nicht dem Zeitgeiste genügend gefolgt sind und den realen Wissenschaften einen wesentlich größeren Platz eingeräumt haben. Die Realschule aber hätte bleiben können, was sie war, eine Vorbildungsanstalt für gebildete Kaufleute. Das Realgymnasium, das aus ihr hervorgegangen ist, mußte seinem Titel entsprechend die Realfächer etwas zurückdrängen, hatte aber erklärlicherweise durch mehrere Unterrichtsgenerationen hindurch noch den Zufluß von Knaben, die für den Kaufmannsstand bestimmt waren. Das für den Handelsstand so nothwendige kaufmännische Rechnen, das in der früheren Realschule bis zur Contocorrent-Rechnung hinauf getrieben wurde, verschwand allmählich ganz aus dem Lehrplan, und die kaufmännischen Fortbildungsschulen, die für Absolventen der Elementarschule bestimmt waren, mußten zur Erlernung dieses Faches auch von den Absolventen des Realgymnasiums besucht werden, die das Zeugniß der Reife zum Einjährig-Freiwilligendienst besaßen. Auch wurde auf die Erlernung der lateinischen Sprache ein größeres Gewicht gelegt auf Kosten der modernen Sprachen; und Mathematik, Physik und Chemie wurden ebenfalls zurückgedrängt, und zwar soweit, daß die mit der Versetzung nach Obersekunda in den Besitz des Einjährig-Freiwilligen-Zeugnisses gelangten Schüler noch keinen Unterricht in der Chemie genossen hatten, während die Realschule vor vierzig und fünfzig Jahren mit der gleichen Reife schon einen einjährigen Unterricht in der Chemie ertheilt hatte. — Endlich zeigte sich doch, namentlich in Industriebezirken, die Nothwendigkeit der Neubildung von Realschulen, die aber leider ganz ohne lateinischen Unterricht eingerichtet wurden, und das Realgymnasium besteht weiter unter der Gunst der aristokratischen Kaufmannschaft im Interesse der Exklusivität ihrer Söhne. Ob bessere Kaufleute aus ihm hervorgehen, bezweifeln wir. Aber der Weg zu einer Vielartigkeit von Schulen für das praktische Kaufmannsleben war betreten.

Die alte Realschule gab nach jeder Richtung eine genügende Grundlage, auf welcher, je nach den Anlagen, für das praktische Leben weitergebaut werden konnte, während das Realgymnasium darüber hinausging und Kaufleute nach Absolvirung des Abiturientenexamens heranbildete, und so das Streben nach weiteren Titeln wachrief. Wenn ein umfassendes Studium in technischen Wissenschaften sich anschloß, so mag man sich mit den dem Realgymnasium aufgesetzten höheren Klassen befreunden, aber das war auch mit der alten Realschule erreicht. Der moderne Staat muß eine reichliche Anzahl technischer Hochschulen haben, und die technischen Fächer erfordern eine so hohe geistige Arbeit, insbesondere Kombinationsgabe, daß der Doctor rerum technicarum nur zeitgemäß erscheint. Wie sollte nun aber der Ehrgeiz der zum Kaufmannsstande übergehenden Abiturienten befriedigt werden? Es tauchte in titelsüchtigen Köpfen der Gedanke einer Kaufmannshochschule auf, und wir sehen schon in nicht weiter Ferne den Kommerz-Doktor entstehen.

Der Begriff einer Handelshochschule ist gewiß für viele gebildete Kaufleute ganz absonderlich. Finanzwissenschaft, Volkswirthschaftslehre, Verwaltungs- und Verfassungslehre, Handelsrecht, Seerecht und noch manches andere soll der Kaufmann sich aneignen. Die Finanzwissenschaft im engeren Sinne berührt die Handelschaft nicht unmittelbar; die kaufmännische Finanzkunst beruht bekanntlich auf tüchtiger Rechenkunst, und für diese konnte jeder dazu begabte Schüler sich in der früheren Realschule eine genügende Grundlage schaffen, um in seiner praktischen kaufmännischen Thätigkeit selbst eine sehr hohe Stufe zu erreichen. — Die Handelschaft ist ein starkes Glied der Volkswirthschaft, sodaß für den denkenden Kaufmann sich in hohem Maße zugleich ein praktischer Selbstunterricht in der Volkswirthschaftslehre ergibt, und zwar auch weit über seinen eigenen engeren Wirkungskreis hinaus —. In gleicher Weise stehen mit der Handelschaft die gewöhnlichen Rechtsverhältnisse in Beziehung, während in komplizirteren Fällen der juristische Beistand niemals entbehrt werden kann. — Auch Handelsgeographie erlernt sich aus dem praktischen Bedürfniß für jeden einzelnen, und es ist gewiß sehr schätzenswerth, darüber hinaus unterrichtet zu sein; aber jeder intelligente Kaufmann unterrichtet sich selbst über das, was allgemeines kaufmännisches Interesse hat, und dieses Selbststudium wird grade beim Kaufmann häufig ertödtet durch allzu viel theoretisches Vorstudium. Es soll hier jedoch hervorgehoben werden, daß Wissenschaftlichkeit und allgemeine Bildung beim Kaufmann natürlich ganz besonders hochzuschätzen sind, und daß eine stattliche Anzahl von Kaufleuten in unseren Parlamenten dem Lande sehr nutzbringend wäre. Aber eine Nothwendigkeit für die Ausübung der praktischen Handelschaft, für die die Handelshochschule doch bestimmt sein muß, ist die theoretische Wissenschaftlichkeit gewiß nicht. Vielmehr ist die praktische kaufmännische Thätigkeit, die täglich Neues lehrt durch Erfahrung, die beste Hochschule für die Handelschaft.

Die tägliche Erfahrung zeigt ferner, daß für die Kaufmannschaft ganz besondere Anlagen erforderlich sind, und die kaufmännischen Talente entwickeln sich zu Großkaufleuten ebenso, wie aus talentirten Technikern sich Großindustrielle entwickeln. Beide Anlagen finden sich selten vereint, und wie bei Aktienunternehmen die kaufmännische und technische Leitung getrennt wird, so finden wir auch im Privatkaufmannsstande sich ergänzende Assoziationen. Die Technik bedarf des höheren Fachstudiums, für Handel und Wandel liefert die fortlaufende Erfahrung den besten Unterricht, und ein stark ausgebildeter Erwerbssinn ist ebenfalls für den Großkaufmann unentbehrlich.

Aber eine wesentliche Frage ist auch: wer soll diese Handelshochschule besuchen? Der Kaufmann soll zeitig daran gewöhnt werden Geld zu verdienen. Wer kann, nachdem er die Reife als Abiturient mit dem achtzehnten Lebensjahr erlangt hat, noch einen mehrjährigen Kursus dieser Schule absolviren, bevor er in die dennoch nothwendige kaufmännische Lehre tritt? In dieser Lage wären nur die Söhne einzelner reicher Großindustrieller, und nur wenige dieser jungen Herren haben die Fähigkeit, die ihnen gebotene schwerere geistige Nahrung zu verarbeiten. Und für diese Wenigen muß eine große Gemeinschaft neue Lasten tragen, anstatt daß jeder einzelne für ein höheres Wissen Befähigte auf den bestehenden Universitäten durch juristische und volkswirthschaftliche Studien sich seinen Gesichtskreis für den künftigen Großkaufmann erweitert. Da kann er ja auch den vielleicht gewünschten Doktortitel erlangen.

Wir denken, wenn irgendwo außerhalb des Handwerks der Satz Geltung hat: A force de forger on devient forgeron, so ist es beim Handelsstande. Besondere Hochschulen für Großkaufleute, Schulen, in denen auf Grund von Theorien Großkaufleute herangebildet werden, erscheinen mir ein Unding. Die Größen müssen aus eigener Schaffenskraft entstehen. Wir können deshalb in das Lob der Handelshochschulen nicht einstimmen und möchten vor weiteren Gründungen dieser Art warnen. Jedenfalls dürfte es gerathen sein damit zu warten, bis man ein Urtheil darüber hat, welche praktischen Erfolge mit ihnen erzielt worden sind.

Krefeld. K.

Zeitschriften.

Frau Steyn.

(„Harper's Bazar.“)

Das kleine Burenvolk führt seit zehn Monaten seinen Kampf gegen das britische Weltreich mit einer Tapferkeit und Ausdauer, daß sich ihm auch die Sympathieen derjenigen zuwenden, die als Politiker für die Buren nie viel übrig gehabt haben.

Diese Sympathie erstreckt sich auch auf den weiblichen Theil des kämpfenden Volkes, der die zahllosen schweren Opfer und Entbehrungen des grausamen Kriegs mit gleichem Heldenmuth erträgt wie die Männer. Unter diesen Burenfrauen ist vielleicht keine sympathischer, als die Frau des Präsidenten Steyn vom Orange-Freistaat. In der letzten Nummer von „Harper's Bazar“ gibt Paultney Bigelow auf Grund persönlicher Bekanntschaft eine interessante Charakterskizze von dieser sympathischen Dame, deren beigefügtes Bild höchst anziehende Züge zeigt. Es war etwas wie ein Roman — so führt er aus — der das Ehepaar Steyn zusammenführte. Der spätere Präsident des Orange-Freistaats befand sich auf seiner ersten Reise nach Europa, um daselbst die Rechts-

wissenschaft zu studiren. An Bord des Dampfers, der ihn von Kapstadt nach England führte, befand sich ein zwölfjähriges Schulmädchen mit blauen Augen und blondem Haar, schottischer Abstammung, mit Namen Fraser. Sie sollte in England ihre Schulerziehung vollenden. Diese Reisebekanntschaft wurde erst nach sechs Jahren in Bloemfontein erneuert, nachdem der Student der Rechtswissenschaft in seiner Heimath bereits Advokat und das Schulmädchen eine reizende junge Dame geworden war. Das Paar schien für einander wie geschaffen. Die Liebesheirath kam zu Stande. In dem neuen Haushalt war Schmalhans Küchenmeister, aber die jungen Eheleute schlugen sich wacker durch. Frau Steyn schenkte ihrem Manne im Laufe der Jahre vier Kinder, und Martin Steyn stieg in dem Vertrauen seiner Mitbürger alsbald so hoch, daß man ihn zum Präsidenten machte.

Bigelow nennt Frau Steyn „the first lady in South Africa". „Der vorherrschende Ton im Steyn'schen Hause während der kurzen Zeit, in der ich die Gastfreundschaft des Hauses genoß — so führt Bigelow weiter aus — war Offenheit und Freundlichkeit. Die englische Regierung erschien damals schuldig, die Urheber des Jameson Raid beschützt zu haben: dennoch hörte ich in Bloemfontein den Gegenstand in gemäßigten Ausdrücken diskutiren; durchweg glaubte der Bur des Freistaats damals, daß England schließlich der Gerechtigkeit die Ehre geben werde."

Auch Martin Steyn stellt Bigelow sehr hoch. Er schließt seinen Artikel mit folgenden Worten: „Glücklich das Land, das solche „Rebellen" hervorzubringen vermag. Wenn von solcher Art auch bei uns zu Lande nur mehr existirten, denn auch unseren Gesetzgebern ist Muth, Wahrhaftigkeit, Sittenstrenge und Ueberzeugungstreue dringend zu wünschen."

B.

Antoine Guilland: L'Allemagne nouvelle et ses historiens. Paris. Felix Alcan. 1900.

Es ist zweifelsohne ein interessantes Werk, dieser kühne Versuch des französischen Schweizers Guilland, des Geschichtsprofessors am Züricher Polytechnikum, die wissenschaftliche und politische Bedeutung der hervorragendsten deutschen Historiker — Niebuhr's, Ranke's, Mommsen's, Sybel's und Treitschke's —, im Zusammenhang mit der geistig-politischen Evolutionsgeschichte des n e u e n Deutschland, zu erklären. Von Seiten der wissenschaftlichen Litteratur und in den gebildeten Kreisen auf beiden Seiten der Vogesen dürfte diese, man möchte sagen, Pionierarbeit mit getheilten „Gefühlen" begrüßt werden; sie wird Lob und Einwand ernten.

Zwar zeichnet sich dieses an originellen Gedanken und glänzenden Partien reiche Werk durch eine weite historische Perspektive aus, indes scheint der Verfasser zuweilen die d e u t s c h e n Historiker und ihre d e u t s c h e n Nationalideale unter einem allzu einseitigen, spezifisch f r a n z ö s i s c h e n Gesichtswinkel zu betrachten. Auch von manchen faktischen Irrthümern und vielen, leider schwer vermeidlichen, Druckfehlern ist das Buch nicht frei. Immerhin ist es ein frisch geschriebenes Werk, das vom redlichen, zuweilen jedoch erfolglosen Bestreben des Verfassers, in den Geist der neuesten deutschen Geschichte einzudringen, beredtes Zeugniß ablegt. Es ist ein Werk, das, kritisch gelesen, viel Anregung und Belehrung bietet.

Soviel Zutreffendes über den genialen Mommsen gesagt ist, so verleiten die subjektiven Mängel seiner Forschungsmethode doch Guilland zu schiefer Auffassung, so daß das wie aus Marmor gemeißelte Bild des echten Menschen und des wahren Historikers Mommsen in der Darstellung des Verfassers oft verzerrt und entstellt erscheint, vollends als er ihn, bona fide, zu einem tendenzhistorischen Cäsarenschwärmer und Bismarckvorläufer stempelt: „. . . il n'en est pas moins vrai que, par la chaleur qu'il a mise à glorifier l'acte de Jules César, Mommsen a contribué plus que personne dans son pays à rendre possible la politique bismarckienne ou tout au moins à l'excuser. C'est là, verrons-nous, un tour que l'artiste a joué à l'homme politique, après en avoir tant joué au savant" (S. 121). . . . „Par leurs théories historiques, ils ont été les propagateurs des pires maximes politiques pour la réfutation desquelles l'humanité a versé des flots de sang. Qu'on n'étonne après cela des résultats: c'est pour la démocratie sociale qu'ils ont travaillé. En réalité on ne fonde rien de durable sur la ruse, ni sur le mensonge: tôt ou tard cette oeuvre finit par se retourner contre vous." (S. 321.) D i e s soll, nach den Schlußworten des Verfassers, das Ergebniß des Einflusses der größten „historiens prussiens" auf die politische Entwicklung des Deutschen Reiches und Volkes sein! . . . Liest man — vor allem — die „Conclusion" (S. 297 u. ff.) als erklärende Einleitung, so erspart man sich manch unnützes Kopfzerbrechen bei der Lektüre dieser Gabriel Monod gewidmeten und, wie gesagt, sehr anregenden, indes oft schiefen Charakteristiken.

B. M.

Hamel, Richard. Hannoversche Dramaturgie. Hannover. 1900 M. und H. Schaper.

Die Lorbeeren Lessing's lassen die Epigonen nicht schlafen. Einer Hamburger Dramaturgie ist eine „Berliner Dramaturgie", eine „Wiener Dramaturgie", eine „Moderne Dramaturgie" und nun auch eine „Hannoversche Dramaturgie" gefolgt, und so scheint die Zeit nicht mehr fern, wo jede Stadt und jedes Städtchen seinen Lessing haben wird. Hätten nur alle diese Gotthold Ephraims ihrem Urahn ein bischen mehr abgeguckt, als das Räuspern und Spucken. Der Jüngste unter ihnen ist Richard Hamel, ein Klopstock-Forscher, der von seinem Kritikerstühlchen zu Hannover die deutsche Litteratur überschaut und mit der ganzen Selbstgefälligkeit des unumschränkten Provinzgewaltigen „allen unseren Modernen, Hauptmann nicht ausgenommen, mehr oder weniger Tiefe der Ideen und ein festes dramatisches Rückgrat" abspricht. Unseres Meisters kritisches Rückgrat zeigt sich dafür um so kraftvoller in den ergötzlichen Subtiteln, die vielfach an die Theaterzettel aus der guten alten Zeit gemahnen: Ibsen's John Gabriel Borkmann — ein Todtentanz ohne Töne; Hauptmann's Versunkene Glocke (oder) Die Koketterie mit der deutschen Märchenwelt; die Heimath. Ein Stück für den artigen deutschen Realisten; Das Tschaperl — Freilicht im Schauspiel, und mehr dergleichen. Geschenkt wird uns in diesem Buche nichts, weder die schülerhaften Inhaltsangaben der bekanntesten und unbekanntesten Schauspiele, noch die langweiligen und langwierigen Expektorationen über höchsteigene Kunstanschauung, weder die Mittheilung, daß ein Herr Steffler den Kellner im Fuhrmann Hentschel 1898 zu Hannover mit Erfolg spielte, noch die Versicherung, daß der Laufbursch in Hirschfeld's Müttern von Herrn Kryski gegeben wurde. Mit- und Nachwelt erfahren nicht einmal wie sich der Genannte seiner Aufgabe entledigt hat. Alle diese Namen bucht ein sorgfältiges Register, und wie in der Wiener Dramaturgie Goldschmidt's Zeitungsbureau in die Unsterblichkeit hinübergerettet wird, (im Text heißt es, wenn ich nicht irre, daß irgend Jemand sich dort ein Zeitungsblatt kaufte), so können die Leser aus Hamel's „Werk" z. B. über Correggio erfahren, daß seine „Schatten und Dunkel dem Spiele des Frl. Lott fehlen", oder wer begierig nachblättert, was Hamel über Arthur Fitger zu sagen hat, wird belehrt, daß ein Frl. Gertrude Giers ein paar Gedichte von ihm vorgetragen hat (Aber Herr Hamel, welche denn? Das wäre doch denkwürdig!). Oft fragt man ernstlich, ob nicht vielleicht der Redaktionsdiener diese Sammlung zusammengestellt hat, denn die Anmerkungen widersprechen dem Texte. Auf S. 207 wird auf eine vorangegangene Inhaltsangabe des Cyrano de Bergerac verwiesen. Dort wieder sagt uns die Fußnote, daß die Skizze ausgefallen sei, weil der Inhalt des Cyrano wohl bekannt sein dürfte. Ein andermal operirt ein Zaccone-Essay mit einem Worte Sonnenthal's: „Vous êtes une catastrophe pour nous". Nachträglich erfährt Hamel, daß Sonnenthal das nie gesagt hat, statt nun die paar Seiten zu streichen, tröstet er sich und s e i n e Leser mit der Bemerkung: Wenn nicht Sonnenthal, irgend ein namhafter Künstler muß diesen Ausspruch doch gethan haben! Zum Schluß die freudige Versicherung, daß „diese Dramaturgie mit dem vorliegenden Hefte nicht abgeschlossen ist und eine Fortsetzung geplant wird".

Wien. A. L. Jellinek.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 49 Berlin, den 8. September 1900. 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die letzten acht Tage sind für die internationale Politik ereignißreich gewesen, und sie haben sehr wirksam eine Lehre ertheilt: Auf dem gefahrvollen Boden der internationalen Politik können ungestraft keine Fehler begangen werden; diese Fehler rächen sich rasch. Und wenn der Schade, der so angestiftet wird, sich in mäßigen Grenzen erhält, so ist das noch ein geringeres Uebel gegenüber der Möglichkeit, daß auf dem falschen Wege ohne eindringliche Warnung mit prahlerischer Selbstgefälligkeit von einem Volke weiter vorwärts getänzelt wird.

Wie liegen die Verhältnisse? In China brach eine fremdenfeindliche Bewegung los, unter der alle Mächte, die mit China in Beziehung stehen, gleichmäßig schwer litten. Daß unser Gesandter ermordet wurde, charakterisirt in besonders eindrucksvoller Art die Roheit der chinesischen Bewegung; aber Deutschland wird damit dem chinesischen Problem gegenüber keineswegs eine besondere Stellung zugewiesen. Die Frage für alle Mächte blieb: Wie können in China geordnete Zustände wiederhergestellt werden, die das Leben der Ausländer, auch der Gesandten, und die die legitime wirthschaftliche Thätigkeit aller Fremden sichern? Das war der gemeinsame Zielpunkt, und dazu kam für jedes Land die besondere Aufgabe, dafür zu sorgen, daß nicht im fernen Osten durch ein Geltendmachen von Sonderbestrebungen eine Regelung eintrete, die gerade für den eigenen Staat unbefriedigend, vielleicht unerträglich sei.

Je weniger Deutschland auf Sondervortheile hinarbeitete, um so sicherer konnte es sein, bei der realen Macht, über die es in Europa und jetzt auch in China verfügt, den Kreis seiner wirthschaftlichen Interessen — und um diese handelt es sich für uns — vor jeder Anfechtung bewahren zu können. Das war um so leichter, da das wirthschaftliche Programm der offenen Thür, zu dem wir uns bekennen, das Programm der Mehrzahl der Mächte sein muß. Mit Vorsicht behandelt, bot das chinesische Problem für Deutschland keine besonders ernsten Schwierigkeiten. Und diese gebotene Vorsicht und Selbstbeschränkung schien das Bülowsche Programm zu bieten.

Dann kam die Wendung. Graf Waldersee wurde als „Oberbefehlshaber" der vereinigten Truppen durch Deutschland proklamirt. Der Oberbefehl konnte nur als Last betrachtet werden; er steigerte die Schwierigkeiten und die Verantwortung für Deutschland unnöthig, aber er konnte nicht leicht zurückgewiesen werden, wenn die Großmächte diesen Oberbefehl uns aufdrängten. Wenn wir aber unseren Oberbefehlshaber den Mächten aufdrängten, so war damit die abschüssige Bahn der groben politischen Fehler beschritten. Daß dieses Aufdrängen durch Deutschland geschah, ist heute evident. Und dieser erste Fehler wurde dann stark vergröbert und verstärkt durch die Art, wie die Bedeutung dieses Oberkommandos in die Höhe geschraubt und bengalisch beleuchtet worden ist.

Stehen die realen Interessen Deutschlands in China, gegenüber denen anderer Mächte, wie England und Rußland, weit zurück, und mußten wir gemäß dieser geringeren realen Interessen uns im Konzert der Mächte rangiren, so hatte es nunmehr den Anschein, als wollten wir den Taktstock an uns reißen, um eine allererste Rolle in Ostasien zu spielen.

Dieser Fehler ist von der gesammten ernsten deutschen Presse erkannt worden, und er war um so unverzeihlicher, weil augenscheinlich der verständige, besonnene Kern unserer Politik sich nicht verändert hatte, sondern weil nur die Lust am Theatralischen und an den großen Worten uns über die Grenzen der nüchternen Klugheit hinausgeführt hatte. Um einen Effekt auf der Weltbühne zu erzielen, kompromittirten wir unsere gute und besonnen gewählte internationale Stellung. Für eine Pose opferten wir das Reale der Sache.

Das muß ganz offen und ganz rücksichtslos ausgesprochen werden, denn wie soll es besser werden, wie soll solch ganz undeutsches Betreiben der internationalen Politik zurückgedrängt werden, wenn nicht die Kritik die eigenen Fehler ohne jede Beschönigung aufdeckt.

Der Rückschlag dessen, was wir gethan, kann uns nicht überraschen und soll uns nicht übellaunig stimmen. Und es ist in hohem Grade erfreulich, daß die russische Antwort auf die Fehler, die wir gemacht, von der deutschen Presse aller Parteien mit Besonnenheit und ohne jeden Chauvinismus aufgenommen worden ist. Das ist ein Zeichen gesunder politischer Erziehung.

Nachdem Graf Waldersee in der Weise, wie es geschehen, inscenirt worden war, konnte man sich darüber nicht wundern, daß Beunruhigung bei anderen Mächten Platz griff — vor Allem bei Rußland.

Rußland hat seiner geographischen Lage nach Anspruch darauf, in Ostasien ein ganz entscheidendes Wort mitzusprechen, und Deutschland hat nicht den Beruf, das Zarenreich aus dieser gegebenen Stellung zu verdrängen. Hatte es aber den Anschein, daß Deutschland als Vormacht in Ostasien aufzutreten beabsichtige, so konnte ein solcher Versuch in St. Petersburg nicht gleichgiltig lassen, und wenn es sich in der That auch nur um einen Anschein handeln mochte. Damit war für Rußland ein Anlaß gegeben, sich aus einer Verbindung loszumachen, in der es als der von Deutschland Geführte erschien, aus einer Verbindung, die die Chinesen auf den Gedanken bringen konnte, es sei fast noch wichtiger mit Deutschland die Rechnung glatt zu begleichen als mit Rußland. Wir können wirklich nicht verlangen, und es war nie vorauszusetzen, daß Rußland zu einer Hebung des deutschen Prestiges in Ostasien sich hergeben werde. So war es denn naheliegend, daß Rußland nunmehr beweisen wollte, daß es seinerseits über die Führung in Ostasien verfügt. Und wie diese Führung beschaffen sein würde, auch darüber gibt es keinen Zweifel.

Rußland, das selbst in der Mandschurei in starker Stellung steht, wünscht, daß alle anderen Mächte so schnell wie möglich wieder aus China hinausmanövrirt werden. Also statt Ausdehnung möglichste Einschränkung der militärischen Aktion überall, ausgenommen in der Mandschurei. Und je beschränkter die militärische Aktion ist, um so bedeutungsloser auch der Oberbefehl, der Deutschland ein Relief geben konnte, und mit dieser Einschränkung und Beseitigung des Oberbefehls that man überdies Frankreich einen Gefallen. Und wenn Rußland die fremden Eindringlinge aus China beseitigte, so rückte es zur Rolle eines allvermögenden Protektors des himmlischen Reiches empor; es konnte dann auf die Dankbarkeit und die Furcht Chinas um so sicherer rechnen. Bringt man schließlich noch in Anrechnung die Abneigung des Zaren gegen den Krieg, so hat man übergenug Motive zu dem Vorschlag Rußlands, daß Peking von den Mächten geräumt werden möge, und zu der Ankündigung, daß die russischen Truppen selbst so schnell wie möglich Peking verlassen würden.

Mit einer solchen Richtung der russischen Politik war stets zu rechnen; daß diese Tendenzen so überraschend plötzlich hervorbrachen, hat aber sicherlich seinen Grund darin, daß Deutschland eben so überraschend sich des Oberbefehls und damit sich einer unseren Interessen abträglichen Führung in Ostasien zu bemächtigen versucht hat.

Der russische Vorschlag ist freilich, so diplomatisch fein er erscheint, doch mit einem schweren Fehler behaftet; er rechnet nicht mit der Realität der chinesischen Verhältnisse. Denn wie feindlich man jeder abenteuernden Politik in China sein mag, über einen Punkt kann man sich nicht täuschen; wenn die Chinesen ohne jede eindringliche Lehre heute den Frieden erhalten, und wenn nicht die geringsten Garantien für die Zukunft geschaffen werden, dann werden dieselben Massen und dieselben Machthaber, die die jetzigen Wirren veranstalteten, nach besserer Vorbereitung von Neuem den Krieg gegen die Fremden aufnehmen; sehr möglich überdies, daß die Emeuten überhaupt nicht aufhören, daß der Rückzug aus Peking vielmehr das Selbstgefühl der Chinesen steigert und zu neuen Metzeleien reizt, die durch die Verbündeten von verschlechterter Position aus alsdann niederzuschlagen wären; und die chinesischen Massen werden nicht einmal zwischen Russen und anderen Fremden zu unterscheiden geneigt sein.

Diese Erwägungen sind so naheliegend, daß sie überall in der Welt angestellt worden sind, und daß man selbst in den Vereinigten Staaten, wo man in Rücksicht auf die Präsidentenwahl die größte Neigung hat, mit äußerster Schnelligkeit sich aus der Chinafrage herauszuziehen, doch augenscheinlich schwankt, sich sogleich dem russischen Vorschlage anzuschließen. Und es ist naturgemäß, daß die Opposition gegen den russischen Vorschlag vor Allem wachsen muß durch die Intervention der Nächstbetheiligten, der in China angesiedelten Fremden, die am meisten zu leiden hätten unter einer Politik, die nichts Wesentliches thun will, um eine Wiederkehr oder eine Fortdauer der jetzigen Zustände zu verhindern.

Ob sich die Einigkeit der Mächte aufrechterhalten läßt, ist fraglich; darüber wird jetzt verhandelt.

Ueber eins kann man sich in keinem Falle täuschen. Der Oberbefehl ist im jetzigen Augenblick für Deutschland nur eine Verlegenheit. Nicht einen wichtigen Schritt können die Truppenkommandanten in Ostasien ohne Zustimmung ihrer Regierungen thun; also alle Entscheidungen werden von Kabinet zu Kabinet vollzogen werden, und im besten Falle wäre der Oberkommandirende daher eine Exekutivinstanz. Er ist aber zugleich ganz sicher Anlaß zu heftigem Mißtrauen, das sich gegen Deutschland wendet, zu Rivalitäten, die sich gegen Deutschland richten werden, und alle Arten von Rancunen werden sich gegen den Oberkommandanten geltend machen, die auch auf Deutschland zurückfallen. Und gegenüber diesen realen Nachtheilen, die voller Verwicklungen für uns sein können, welche Vortheile für uns? Nichts bleibt übrig als ein Name und Gefahren. Darum fort mit den letzten Illusionen über diesen Oberbefehlshaberposten.

Rechnen wir mit der Thatsache, daß wir demnächst einen hohen Offizier in Ostasien haben werden, und wenn dieser hohe Offizier ein guter und umsichtiger Offizier ist, so kann das unsern eigenen deutschen Truppen zu Gute kommen. Aber ist ein Oberkommando über Koalirte stets eine mißliche Sache, so ist ein aufgedrängter Oberkommandant eine ganz unmögliche Figur, und der erste Schritt, den gegen Deutschland aufgetauchten Verdacht zu zerstreuen, sollte darin bestehen, daß wir ganz nüchtern erklären: Meine Herren von der internationalen Diplomatie! Deutschland hat an der durch einen Oberkommandanten unter Umständen gewahrten Einheitlichkeit der Aktion kein größeres Interesse als Sie selbst. Ist dieses Interesse nicht mehr vorhanden, dann nur keinen Kampf um einen Titel: dann hat Deutschland eben für sich allein einen hohen Offizier nach dem Osten geschickt.

Zweifellos muß man mit der Möglichkeit rechnen, daß auch der Schein einer Uebereinstimmung der Mächte sich nicht aufrecht erhalten läßt; das ist ein ernster Fall, aber auch dann für Deutschland kein verzweifelter Fall, wenn wir auf Extravaganzen verzichten. Eine Extravaganz aber wäre es, wenn wir uns zu der Aufgabe verpflichtet glaubten, die Zukunft der Fremden und das ersprießliche Funktioniren der chinesischen Verwaltung in China sicher stellen zu müssen. Das ist nur eine Aufgabe für alle Mächte, und wir sollten nicht ein Mal dann uns in dieses unübersehbare Problem hineinreißen lassen, wenn Großmächte wie Rußland und Frankreich und die Vereinigten Staaten abseits stehen wollen. Ist eine Uebereinstimmung in Ostasien nicht zu erzielen, so werden alle Mächte darunter leiden, auch Deutschland; das ist bedauerlich; aber das geringere Uebel gegenüber einer abenteuerlichen Separataktion. Ist die Einigkeit zerstört, dann wird Deutschland daran festzuhalten haben, daß seine eigenen Interessen in Ostasien

verhältnißmäßig geringe sind, und diese Interessen in ihrer Begrenzung werden von den Großmächten schwerlich eine Anfechtung erfahren, und sie lassen sich mit den uns zur Verfügung stehenden Machtmitteln im Osten und gestützt auf unsere internationale Stellung in Europa schützen.

Das Zerwürfniß zwischen **Rumänien** und **Bulgarien** besteht fort und die öffentliche Meinung muß sich immer entschiedener gegen Bulgarien wenden, das politische Ziele durch den Fürstenmord und den gemeinen Mord und die Erpressung zu fördern sucht. Auch diese Schwierigkeit auf der Balkanhalbinsel mag Rußland veranlassen, die chinesische Frage übers Knie zu brechen.

In **Transvaal** und im **Oranjefreistaat** kämpft man fort. Die Engländer siegen; aber sie schaffen sich den Feind nicht vom Halse. Trotzdem und obgleich die Engländer noch bei weitem nicht die größere Hälfte von Transvaal erobert haben, wurde auch die Burenrepublik durch Lord Roberts als von England annektirt erklärt. Diese Proklamation bedeutete nur dann etwas, wenn nunmehr gegen alles Völkerrecht jeder kämpfende Bur als ein Aufständischer behandelt werden würde.

Allgemein nimmt man an, daß der **sozialdemokratische Parteitag** in Mainz sich grundsätzlich für eine Betheiligung der eigenen Parteigenossen bei den preußischen Landtagswahlen aussprechen wird; auch innerhalb der sozialdemokratischen Partei glaubt man an diesen Ausgang.

Der Abgeordnete Auer charakterisirt mit sachlicher Klarheit in einem Aufsatz der „Sozialistischen Monatshefte“ die Lage. Er sagt:

„Folgt die Partei diesem Beschlusse, wirft sie ihr ganzes Gewicht auf die Eroberung der dritten Wählerklasse in den Städten und Industriebezirken, dann erscheinen wir bei den endgiltigen Wahlen nicht als Bittende oder, wie der in der Hitze des Gefechtes gebrauchte geschmacklose Ausdruck lautete, als freisinnige Hilfstruppen, sondern dann treten wir als Partei auf den Plan und stellen unsere Forderungen. Sollte dann der Linksliberalismus wirklich so erbärmlich sein, lieber den konservativen Fleisch- und Brodwucherern die Mandate auszuliefern, nur um zu verhindern, daß ein Sozialdemokrat in den Landtag kommt, so wäre unsere Partei wohl die letzte, die eine solche Wendung zu bedauern hätte.“

In der gleichen Zeitschrift äußert sich Eduard David zu derselben Frage folgendermaßen:

„Die agrarische Bewegung, geführt von der in Regierung, Armee und Diplomatie dominirenden, feudalen Herrenschicht und gefördert von den in den Dörfern heimischen edelen Herren der Kirche, bedroht mit ihrer Hochschutzzoll- und Handelskampfpolitik die ganze kommerziell-industrielle Entwickelung. Und nebenbei benutzt ihre feudal-klerikale Führerschaft die neugewonnene Machtstellung, um die politischen und kulturellen Errungenschaften des bürgerlichen Liberalismus mit List oder Gewalt zu vernichten. . . . In diesem Kampf aber bedarf das Bürgerthum der Unterstützung der Sozialdemokratie, die die städtischen Arbeitermassen hinter sich hat. Und ebenso ist die Sozialdemokratie, die die Pflicht hat, diese Arbeitermassen vor Lebensmitteltheuerung und Arbeitsmangel nach Möglichkeit zu schützen, auf ein Kampfbündniß mit dem städtischen Bürgerthum hingewiesen. . . . Der nahende Kampf um die neuen Handelsverträge wird diese Nothwendigkeit beiden Theilen zum klaren Bewußtsein bringen. Und dieser Kampf wird noch nicht der letzte seiner Art sein.“

Und Schippel sagt:

„Die deutsche Arbeiterklasse, bei allen ihren Kämpfen mit dem Kapital, fühlt sich in vielen Stücken als der natürliche Bundesgenosse einer weitblickenden, kühn ausgreifenden Industriepolitik.“

Es wäre eine lächerliche politische Illusion, zu glauben, daß der Gegensatz zwischen Freisinn und Sozialdemokratie übermorgen beseitigt sein werde; davon ist gar keine Rede, aber zu schwinden beginnt jener Fanatismus, der übersieht, daß in der Vertheidigung des modernen Staates, der für die gesammte Linke die Voraussetzung der Existenz ist, eine gemeinsame Aufgabe aller Gegner der Reaktion, trotz aller sonstigen Gegensätze, liegt.

Als Bürgermeister von Berlin ist Herr **Brinkmann** bestätigt worden. Zu den Unbegreiflichkeiten unserer inneren Politik gehört es, daß diese Bestätigung ohne jeden greifbaren Grund Monate hindurch verzögert worden ist.

* * *

Rußlands chinesische Politik.

Der Vorschlag der russischen Regierung, Peking zu räumen, hat in Rußland, wie die russische Presse erweist, lebhafte Befriedigung, in der übrigen Welt starke Verwunderung hervorgerufen. Deutschland — so wird uns, speziell auch von auswärtigen Organen der öffentlichen Meinung, versichert — müsse sich durch diesen Vorschlag ganz besonders verletzt fühlen, denn es erscheine geradezu wie ein Hohn, heute einen preußischen Feldmarschall als Oberkommandirenden in China zu empfehlen und morgen anheimzugeben, die Truppen, welche der Oberkommandirende befehligen soll, abmarschiren zu lassen. Das Waldersee-business, so meint ein Newyorker Blatt, sei unter solchen Umständen ridiculous geworden.

Nun ist die Lage, in die Deutschland mit der Entsendung des Grafen Waldersee gerathen ist, gewiß nicht behaglich. Wenn Jemand auszieht, eine Braut heimzuholen, und unterwegs erfährt, daß sich die Geliebte anderweitig verheirathet hat, so darf er des Spottes der schnöden Welt sicher sein, besonders wenn vorweg ein so rauschender Polterabend gefeiert wurde, wie bei dem Auszuge des Grafen Waldersee.

Nichtsdestoweniger wäre es gewiß falsch, anzunehmen, daß Rußland seinen Vorschlag betreffs der Räumung Pekings gemacht hätte, um Deutschland einen Schabernack zu spielen. En politique il n'y a rien d'aussi absurde que la rancune. Eine Macht wie Deutschland absichtlich zu beleidigen, wäre eine politische Dummheit, die man der russischen Diplomatie nicht zutrauen darf. Es ist aber auch nicht nöthig, der russischen Regierung beleidigende Absichten unterzuschieben, wo Erwägungen nüchterner Realpolitik genügen, um vom russischen Interessenstandpunkt aus den russischen Vorschlag zu verstehen.

Rußland betrachtet sich als den Haupterben Chinas. In der Mandschurei ist bereits seit Jahren alles für den etwaigen Erbanfall vorbereitet. Aber Rußland hat es durchaus nicht eilig, die formelle Erbschaft anzutreten. Es wünscht vielmehr, den eigentlichen Erbfolgestreit möglichst hinauszuziehen, und gönnt dem kranken Mann deshalb ein langes Leben. Seinen Plänen entspricht eine langsame Zersetzung weit mehr, als eine rasche Katastrophe. Es paßt demgemäß der russischen Diplomatie gar nicht, daß plötzlich alle Großmächte in das chinesische Krankenzimmer eingedrungen sind, und es wünscht dieselben so rasch wie möglich wieder heraus zu komplimentiren. Es behauptet, daß dadurch die Heilung beschleunigt werde. Gewiß ist, daß diese Rücksichtnahme dem chinesischen Patienten sehr willkommen ist und Rußland in die Rolle eines wohlwollenden Freundes Chinas versetzt.

Daß Rußland einen derartigen Kurs segeln würde, konnte der nüchternen Beobachtung von vorn herein nicht verborgen sein. Die üblichen Versicherungen der Uneigennützigkeit haben erfahrungsgemäß in solchen Lagen nicht mehr Werth als der Streusand, mit dem man die Tinte der diplomatischen Noten trocknet. Auch für Deutschland war der Standpunkt ein gegebener. Es hat in China geringere Interessen zu vertreten, als die meisten anderen Großmächte, jedenfalls geringere als England und Rußland. Unsere Interessen sind im Wesentlichen kommerzieller Natur, und auch diese sind nicht ersten Ranges. Deutschlands Ausfuhr nach China beträgt noch nicht $1\frac{1}{2}$ pCt. unserer Gesammtausfuhr. Es lag deshalb für uns durch-

aus keine sachliche Nothwendigkeit vor, sich bei den chinesischen Wirren als Ruhestifter in den Vordergrund zu drängen. Für Deutschland war das Verbleiben in der Hinterhand vielmehr so angezeigt, daß die Klugheit gebot, auch die Ermordung des deutschen Gesandten mehr unter dem Gesichtspunkte eines verbrecherischen Unglücksfalls zu betrachten, als darüber in nationale Raserei zu verfallen.

Die öffentliche Meinung Deutschlands erwies sich übrigens fast durchweg auch so besonnen, daß die Leiter unserer auswärtigen Politik in keiner Weise gedrängt wurden, eine reservirte und besonnene Haltung aufzugeben. Desungeachtet ist die deutsche Politik allmählich in eine Richtung gedrängt worden, die mehr von Stimmungen und Verstimmungen beeinflußt zu sein scheint, als es den realen Interessen des deutschen Reiches entspricht. Daß es ein arger Fehler war, sich um ein deutsches Oberkommando über die verbündeten Truppen in China zu bemühen, liegt heute aller Welt klar vor Augen. Verwunderlich ist nur, daß das irgend einem deutschen Staatsmann jemals zweifelhaft sein konnte. Vermuthlich ist auch den in erster Linie verantwortlichen Staatsmännern nie wohl bei der Sache gewesen. Aber ihre Schuld ist nicht minder groß, wenn sie es nur geschehen ließen. Ein Leiter der auswärtigen Politik ist nicht nur verantwortlich für das, was er thut, sondern auch für das, was er nicht verhindert. Und kann er etwas, was er für gefährlich und verderblich hält, nicht verhindern, so leistet er sich und dem Lande einen Dienst, wenn er durch seinen Rücktritt die Mißbilligung jener Entschlüsse, die er nicht hat verhindern können, zu erkennen gibt.

Minister sind keine Diener, sondern Rathgeber der Krone. Sie haben nicht einfach zu gehorchen, sondern da, wo sie anderer Ansicht sind, alles zu thun, um zu verhindern, daß das geschieht, was sie für verfehlt halten.

Das Waldersee-business hat sich schon als verfehlt erwiesen, bevor es noch begonnen hat. Hoffentlich verführt die begreifliche Mißstimmung über diese Schlappe nicht dazu, nach dem Grundsatz zu verfahren: nun erst recht! Einigkeit läßt sich nicht erzwingen. Nachdem die Seifenblase einer freundschaftlichen Unterordnung aller fremden Truppen unter einen preußischen Feldmarschall zergangen ist, sind auch der deutschen Politik die Hände weniger gebunden als vorher. Wir haben uns nunmehr wieder bloß um das zu kümmern, was Deutschland frommt. Es wird sicher nicht an auswärtigen guten Freunden fehlen, die sich bemühen werden, bei diesem Anlaß Deutschland zu Rußland in ein gespanntes Verhältniß zu bringen. England würde dabei gewiß nichts verlieren. Aber Deutschland hat außer in China noch andere und unvergleichlich wichtigere Interessen zu vertreten, die keine Politik ab irato zulassen.

Deutschland kann nicht China zum Reich seiner politischen Mitte machen.

Th. Barth.

Aus unserem Citatenschatz.

Vaterlandsliebe.

„Ich glaube, es würde vieles erträglicher werden, wenn man weniger selbstzufrieden wäre bei uns und die Vaterlandsliebe nicht immer mit der Selbstbewunderung verwechselte."

Martin Salander,

Roman von Gottfried Keller, 9. Aufl. S. 337.

Die Reklame.

Die Schweiz ist u. a. ein Land der Reklame, wenigstens einer Spezialität der Reklame, die ich Fremden-Führer-, Verkehrs-, Hotel- oder Wegweiser-Reklame nennen möchte, nur daß die letztere Form — lucus a non lucendo — immer gerade da versagt, wo man sie am nöthigsten hätte.

Jener Umstand und der andere, daß ich mich gerade in der Schweiz befinde, wo jene Spezialität der Reklame sich Einem geradezu auf Schritt und Tritt aufdrängt, endlich einige unfreiwillige Extra-„Mußestunden" in der Ferienzeit geben mir den Anstoß, einige flüchtige Betrachtungen über den interessanten und wirthschaftlich wichtigen Gegenstand niederzuschreiben.

Dieser Gegenstand widerstrebt zwar der wissenschaftlichen Behandlung so wenig wie alles andere, was ist, [illegible] geht, geschieht. Aber ich kenne weder eine eindringende wissenschaftliche Bearbeitung desselben — denn ein Buch, welches eine solche verspricht (T. Kellen: „Lehrbuch der kaufmännischen Propaganda, im Besonderen der Anzeige- und Reklamekunst") habe ich neulich erst in einem Basler Buchladen angezeigt gefunden —, noch vermesse ich mich, eine solche in dem Rahmen eines sozusagen „Ferien-Aufsatzes" bieten zu können.

Vielleicht aber gelingt es mir, ihn von einigen, vielen Lesern neuen, Seiten zu beleuchten. Neben dem wirthschaftlichen bietet er auch ästhetisches und kulturhistorisches Interesse genug.

Es ist üblich, unter Reklame ein schon über das Maß des unter gebildeten Menschen erlaubten Aus- und Anbietens von Leistungen Hinausgehendes, etwas vom strengen ästhetischen Standpunkte aus Verwerfliches zu betrachten.

Hier aber soll über die Reklame geredet werden als über die verschiedenen, gleichviel ob lobens- oder tadelnswerthen, oder gleichgültigen Formen der Kundmachung eines Angebotes oder einer Nachfrage für das große Publikum oder für gewisse Kreise desselben.

In diesem Sinne ist die Reklame so alt wie der Verkehr der Menschen untereinander, haben Ninive, Babylon, das alte Alexandria und das alte Rom so gut ihre Reklame gehabt, wie heutzutage Berlin, Paris, London und New-York.

Jedenfalls haben die Formen gewechselt; jedenfalls ist auch die Mühe, die man der Reklame zugewandt, und der Kunst, mit der man sie wirksam zu machen versucht hat, nach Zeit und Ort verschieden gewesen.

Heute spielt wohl in diesen beiden Beziehungen Nordamerika die hervorragendste Rolle.

Das wunderbare, so eigenartig zusammengesetzt wohl nirgends in der Geschichte wieder vorkommende Völkergemisch der Vereinigten Staaten zeigt, aus der Vogelperspektive betrachtet, noch immer das Gepräge der Jugendlichkeit, der naiven Kraft und des thatkräftigsten Realismus. Hier geht Alles ins Große, Augenfällige; bescheidene, nüchterne Sachlichkeit macht hier keinen Eindruck; was Eindruck machen soll, muß auf die Nerven gehen. und nordamerikanische Nerven gerathen nur auf starke Anregungen in Schwingung.

Kundmachungen, die zum Begriffe der Reklame gehören, können auf sehr mannigfaltige Weise erfolgen.

Da ist die nicht mehr sehr zeitgemäße Form des Ausrufens, welches gewöhnlich durch irgend ein Aufmerksamkeit erweckendes Zeichen, wie Klingeln, Trompetenstöße — so geschah es meines Wissens in Th. Storm's Pole Poppenspäler — oder dergleichen eingeleitet wird. Es ist eine sehr unvollkommene, aber da, wo sie hingehört, sicher recht wirksame Form der Kundmachung. In dem Lärm großer Städte, wo sie auch große Aufgebote von Ausrufern erfordern würde. unmöglich, ist sie in Landstädten und Dörfern noch heute das Mittel, theils öffentliche Bekanntmachungen, theils private Anliegen an den Mann zu bringen, namentlich solche Bekanntmachungen, die plötzlich erfolgen müssen

und zu deren anderweiten Verlautbarung es an der Zeit fehlen würde.

Vielen unter uns wird irgend ein Genrebild eines von aufmerksam lauschendem Publikum, umgebenen, sich seiner Würde wohlbewußten, aber meist mit den Gesetzen der Sprache auf schlechtem Fuße stehenden Ausklinglers vor der Seele stehen. Viele von uns werden sich aus Ludwig Richter's Bildern dörflicher Ausrufeszenen erinnern.

Die Kundmachung des Ausrufens reicht nicht weiter als die menschliche Stimme und als das, was von Hörensagen weiter verbreitet wird. Aber ein gut Theil der psychologisch berechneten Mittel der Wirksamkeit — Ueberraschung, Uebertreibung, Witz und Täuschung — kann hier zur Verwendung kommen.

Da kommt weiter in Betracht die Reklame der Aufzüge und persönlichen Darstellungen. Sie waren früher und sind in kleinen Orten wohl noch heute das Mittel, um das allgemeine Interesse auf devorstehende Schaustellungen im Cirkus, in Menagerien u. s. w. zu lenken. Neuerdings durchzieht ja eine solche Reklame amerikanischen Ursprungs Aufsehen erregend einen großen Theil von Deutschland.

In großen Städten sieht man bisweilen besonders und gleichartig gekleidete Männer auf beiden Seiten der Straße in großen Abständen von einander schweigend und ohne auf das Straßentreiben ringsum zu achten, einherschreiten. Sie verrathen nicht durch besondere Abzeichen, worauf sie aufmerksam machen wollen. Aber das Publikum weiß es zu erkunden, und Einer sagt es dem Andern, daß diese stumme lebendige Reklame einem neu eröffneten Kaufhause, oder Theater, oder irgend einem sonstigen Unternehmen, welches auf große Kundschaft rechnet, gilt.

In einer deutschen Großstadt kann man zu gewissen Stunden des Vormittags einen großen Park von völlig gleichgeformten und gefärbten Packwagen, alle mit gleichfarbigen Pferden bespannt, alle mit der Firma eines Kaufhauses von Weltruf versehen, durch einige Hauptstraßen fahren sehen. Angeblich bringen sie den täglichen kolossalen Waarenbedarf vom Lager nach dem Magazin; in Wirklichkeit sollen sie Reklame für das große Kaufhaus machen. Ich weiß nicht, ob sie Käufer werden; aber sie gehören zu dem großartigen Reklamesystem des Hauses.

Firmenschilder und Laden-Auslagen sind eine sehr werthvolle und verbreitete Reklameform.

Die ersteren gestatten meist keine umfänglicheren Zusätze in Bild und Wort, aber sie sollen durch Größe und Augenscheinlichkeit wirken. Auch durch Ueberraschung. Denn nicht nur thurmhoch über den Hausdächern und an Giebelwänden sieht man solche Schilder; auch viele Kilometer weit vor großen Städten weisen Firmenschilder mit großen Lettern, mitten im freien Felde errichtet, darauf hin, was man in irgend einem Hause irgend einer Straße der Stadt, der man sich nähert, in unübertroffener Beschaffenheit für gutes Geld erhalten kann. Schon seit geraumer Zeit werden in großen Städten auch ganze Wände großer Häuser, meist Giebelwände, nach Abbruch des bisher nebenstehenden Hauses, mit riesigen Firmen bemalt, und hier tritt oft neben die Schrift auch das Bild in Riesen-Dimensionen von Weitem her den Stadtwanderer anstarrend.

Wollen Firmenschilder durch Größe und Ort des Anbringens wirken, so rechnen Laden-Auslagen auf die feineren Instinkte der Beschauer. In großen Geschäften wird ein eigenes Personal dafür gehalten, diese Laden-Auslagen verführerisch zu gestalten, und in der That erregt bisweilen der Geschmack und die Kunstfertigkeit des Arrangements solcher Auslagen die Bewunderung der Beschauer, insbesondere der Beschauerinnen. Jedenfalls gehört diese Form der Reklame zu den allerwirksamsten.

Ob, wenn ein Zahnarzt in einem Glaskasten ganze Ober- und Unterkiefer mit schadhaften und ausgebesserten oder ersetzten Zähnen ausstellt, dies ihm eine den Kosten entsprechende Kundschaft verschafft, will ich dahin gestellt sein lassen.

Experimentelle Vorführungen, coram publico, werden zur Reklame auch heute noch mehrfach benutzt. Ich erinnere nur an die immer dicht umstandenen Buden von Verkäufern eines angeblich unendlich haltsamen Kittes oder eines jeden Fleck beseitigenden Reinigungsmittels. Ob noch heute irgendwo Zahnärzte, wie auf dem bekannten Holzschnitt von Sebaldus Behaim aus dem 16. Jahrhundert, „Die Dorfkirchweih", zu sehen, besonders nervenstarke Zahnkranke bestimmen, sich auf offenem Markte Zähne operiren zu lassen, ist mir nicht bekannt. Aber in Marseille spielen noch heute auf öffentlichen Plätzen die Budiken von Puppendoktoren in der Kinderwelt eine große Rolle. Sie stellen da besonders gut geheilte und besonders schadhafte Puppen aus und geben dem umstehenden kleinen Volke Proben ihrer raschen und wirksamen Kunstfertigkeit.

Eine sehr bedeutende Stelle nehmen allezeit unter den Mitteln der Reklame die Plakate ein. Die Riesenfortschritte, welche in der neueren Zeit die vervielfältigende Kunst und besonders der Buntdruck gemacht hat, erleichtern es, binnen wenigen Tagen eine Kundmachung, ein Angebot an die Straßenecken und die Litfaßsäulen aller Städte eines großen Landes zu zaubern. Einen glücklichen Plakatgedanken zur Ausführung bringen kann Hunderte, Tausende kosten, aber viele Hunderttausende einbringen. Der aus der Erde hervorgestreckte Arm mit dem Hammer in der Faust, der zur Berliner Gewerbeausstellung locken sollte, wird für ein besonders gutes Plakat gehalten. Mich will es nicht besonders glücklich berechnet dünken. Seitdem sind zu ähnlichen Zwecken ähnliche auf den ersten Blick frappirende Plakate erschienen. Die Wirkung ist mystisch und schwer zu erklären. Vielleicht thäte es ein großer leerer Raum mit einem riesigen Frage- oder Ausrufungszeichen auch.

Weniger psychologischer Scharfsinn, aber mehr Schönheitssinn muß den Plakaten zugewendet werden, die zum Reisen verführen sollen. In Bahnhöfen und Wartehallen findet man heutzutage ganze Bildergallerien solcher Plakate, und manchen darunter kann man den verführerischen Reiz nicht absprechen.

Der Hauptstandort der Plakate ist seit einigen Jahrzehnten die Litfaßsäule. Nicht schön, aber praktisch. Nebenbei bemerkt ein sprechender Beweis dafür, wie Jemand seinen sonst ganz unbedeutenden Namen durch eine an sich sehr unbedeutende Erfindung berühmt machen kann.

In großen Städten sieht man auch lebendige Träger von Plakaten, gemiethete Leute, welche die Plakatankündigung entweder auf Stangen, oder umgehängt auf Brust oder Rücken durch die Straßen führen.

Endlich hält man hie und da Eisenbahnwagen, Omnibus, Theatervorhänge u. s. w. für geeignete Orte zum Anbringen solcher Kundmachungen.

Das Plakat ist die Kundmachungsform, an der sich die bildende Kunst am meisten versucht und am besten bewähren kann. Es ist immer Tendenzkunst. Das Schöne an sich, wenn man sich bis zum Schönen überhaupt versteigt, ist nicht der Zweck der Darstellung. Es ist im besten Falle nur Mittel zum Zweck; die Kunst steht im Dienste einer wie auch immer dürftigen Idee. Man soll die Absicht merken möglichst ohne verstimmt zu werden. Man soll die Absicht merken und an den Geldbeutel greifen. Diese Kunst benutzt dabei Mittel, die auch der höchsten Kunstleistung nicht fremd sind. Am meisten das Symbol. Je besser verständlich das Symbol für die Auffassung des Menschen von Durchschnittsbildung ist, desto wirksamer ist die Reklame. Das symbolische Bild soll eine Ideenassoziation wecken. Es soll auf irgend eine Weise deutlich machen, inwiefern das Angebotene begehrenswerth, zweckmäßig, unter gewissen Umständen nothwendig ist. Damit aber überhaupt die Blicke auf das Bild gelenkt und die Gedanken genöthigt werden, das Symbol richtig zu deuten, muß das Bild auch auffällig sein — wenn es gut ist, wenn es künstlerischen Anforderungen genügen soll, auffällig durch Ebenmaß in Form und Farbe, durch sprechende Lebendigkeit, im anderen Falle vielleicht durch karikaturartige Verrenkung und Ueber-

raschung und durch aufdringliche Farbe oder Größe der Fläche und der darauf gezeichneten Figuren.

Verschiedenes muß für verschiedene Geschmacksrichtungen und Auffassungsfähigkeiten geschaffen werden.

Ein weites Feld für einen reichen Geist und umfassendes Können!

Im inländischen wie im internationalen Handel haben die großen Fortschritte der Brief- und der Personenbeförderung in den letzten Jahrzehnten gewisse auffallende Wandlungen hervorgerufen. Wesentlich zugenommen hat das briefliche Angebot überhaupt und das persönliche Angebot auf weite Entfernungen; wesentlich abgenommen haben Geschäftsreisen binnenländischer Häuser im Inlande. Nur in gewissen Handelszweigen hält man im Inland das persönliche Angebot noch für nöthig und vortheilhaft. Meist hilft man sich mit Proben- und Mustersendungen sowie Sendung von Prospekten und Preisverzeichnissen. Dagegen hat sich die Zahl der Geschäftsreisenden, welche regelmäßig große überseeische Reisen machen, erheblich vermehrt. Und ganz gewaltig hat im inländischen und im internationalen Handel das *Aussenden von Prospekten und Preisverzeichnissen* zugenommen.

Geschäfte, welche auf Waarenversendung nicht nur an Handelshäuser, sondern auch an Einzelkunden eingerichtet sind, sogenannte Versandtgeschäfte, haben ganze Bibliotheken von Adreßbüchern und ganze Bureaux, deren Aufgabe es ist, geeignete Adressen auszusuchen und auszuschreiben. Manche beschäftigen eigene Druckereien mit der Herstellung ihrer Verzeichnisse von Versandtwaaren; ja sie beschäftigen lediglich in ihrem Dienst stehende Zeichner und Photographen mit der Herstellung der bildlichen Darstellungen, welche das Angebot schmackhaft machen sollen.

Auf diese Form der Reklame verwenden große Versandtgeschäfte erstaunliche Summen, und der Aufwand muß sich bezahlt machen. Ist man sicher, wirklich gut bedient zu werden, so hat die Benutzung des so vermittelten Angebots auch große Annehmlichkeiten. Man schreibt heute einen Brief, eine Karte, worauf man das Gewünschte verlangt, und binnen kürzester Frist ist man im Besitz. Man braucht nicht Wege darum zu machen; man braucht sich nicht zu weiteren Einkäufen, als deren man eben bedarf, verführen zu lassen; da die Waare in der Ankündigung genau beschrieben wurde, bedarf man keiner besonderen Waarenkenntniß, um sicher zu sein, daß man das Gewünschte erhält. Und bequemer ist es jedenfalls, ein Preisverzeichniß, dessen Waaren man nicht nöthig hat, bei Seite zu legen, als einem Reisenden, zu dessen Kundschaft man nicht gehören will, dies verständlich zu machen. Daß man, wenn man hin und wieder auf schriftliches Angebot schriftliche Bestellung gemacht hat, bald mit Prospekten und Preisverzeichnissen geradezu überschüttet wird, ist nicht eben ein unerträgliches Uebel.

Die weitaus verbreitetste und wichtigste Form der Reklame ist die der *Zeitungsanzeige*.

Es gibt unendlich viele Momente, welche unsere Kultur von der des Mittelalters und des Alterthums unterscheiden. Vielleicht keines, welches mehr unterschiede, als daß wir Zeitungen haben, jene Zeitalter nicht. Zeitungen sind der Ausdruck, das Erzeugniß und der Nährboden einer neuen Weltmacht — der öffentlichen Meinung; sie sind zugleich der Ausdruck eines neuen Menschheitsbewußtseins, nämlich des Bewußtseins einer gewissen Zusammengehörigkeit aller Erdbewohner; sie erziehen den Menschen zum Weltbürger und lassen ihn doch in seinem Standorte, in seiner nächsten Umgebung, aus der sie ihm weitaus das Meiste zu sagen haben, um so fester wurzeln.

Hermann Grimm sagt in einem seiner Essays unseres Erachtens etwas überschwänglich: Ein Dasein ohne Zeitung wäre nicht mehr denkbar. Die Zeitung ersetzt Freundschaft, Vertrauen, vielleicht die Familie. Selbst die Annoncen lesen wir und träumen uns auf einen Moment in die Verhältnisse Derer, welche kaufen, miethen, verkaufen, vermiethen, Unterricht geben oder nehmen wollen, Dienste jeder Art, Wohnungen, Mädchen, Bediente, Männer, Bräute oder Kinder suchen, die sie gut zu erziehen versprechen. Ein ungeheurer geistiger Verkehr des heutigen Tages, der zwischen den einander unbekannt Bleibenden waltet, an dem unbekannt und unerkannt wir selber Theil nehmen — das ist die Art, wie die Gegenwart ihre eigene Geschichte erlebt."

Mit der Darstellung der langersehnten Geschichte des deutschen Zeitungswesens ist Ludwig Salomon beschäftigt. Der erste Band, umfassend das 16. bis 18. Jahrhundert, ist erschienen. Nach einer mir vorliegenden Anzeige dieses Buches wird es uns ein überaus bedeutsames Stück Weltkulturgeschichte bringen.

Der Ursprung der Zeitungen im heutigen Sinne des Wortes geht in Europa hinter das sechzehnte Jahrhundert wenig zurück. Er folgt hier der Erfindung der Buchdruckerkunst reichlich um ein Jahrhundert nach. Und heute erscheinen auf der ganzen Erde zwischen 40 und 50 000 Zeitungen, viele dreimal täglich, viele in einem Umfange, daß er täglich ein dickes Buch füllen würde. Und diese Zeitungsbücher werden heute auf der Rotationspresse mit einer Geschwindigkeit hergestellt, die geradezu ein Phänomen genannt werden muß. Schon klagt man hie und da, daß die Zeitungen der Bewaldung der Erde, also dem Klima, gefährlich werden. Denn ganze Hektare Wald verarbeiten der Holländer zahlloser riesiger Papierfabriken zu Zeitungspapier in wenigen Tagen.

Daß Nachrichtenblätter, die zur täglichen Unterhaltung und Belehrung von Millionen, die lesen können, dienen, das wirksamste Mittel sind zur Kundmachung von Angeboten und Nachfragen, braucht nicht gesagt zu werden.

Anfänglich in ganz bescheidener und schüchterner Rolle zurückstehend, beherrscht heutzutage die Anzeige, das Inserat, die meisten Zeitungen stofflich und wirthschaftlich. Ja viele Menschen halten und lesen Zeitungen um der Anzeigen willen, und es gibt bei uns, wo die Anzeigen meist dem Texte folgen, wohl wenig Menschen, insbesondere aber wenig Frauen, die, wenn sie überhaupt Zeitungen lesen, nicht wenigstens die Lokalzeitungen von hinten zu lesen begännen.

Bei uns, wie gesagt, pflegen wenigstens in politischen Zeitungen, die Anzeigentheile vom Text durch den bekannten „Strich" getrennt zu sein. Bisweilen verschafft sich eine dann besonders hoch zu vergütende Reklame ihren Platz über dem „Strich" In den politischen Zeitungen anderer Länder, namentlich Großbritanniens, ist das Gebiet der Reklame vom Texte weniger scharf abgegrenzt und daher das „Vonhintenlesen" weniger angebracht. In Pariser Blättern, wie bekannt und neuerdings in dem hübschen Buche „Paris" von Walter Gensel gut geschildert, spielen die eigentlichen Anzeigentheile eine ganz bescheidene Rolle; aber die Textseiten sind voll der raffinirtesten Reklamen, die hier in der Form von kleinen Artikeln mit eingeschmuggelt sind und vom Zeitungsleser mit gelesen werden müssen, er mag wollen oder nicht. Der „Figaro" fordert für derartige Reklamen auf der ersten Seite 40 *Francs* für die *Zeile!*

Weitaus die häufigste Form der Zeitungsreklame ist die *Anzeige*. Aber es gibt bekanntlich noch eine andere Form dieser Reklame, das ist die *Beilage*. Wer irgend ein Angebot oder eine Bekanntmachung durch die Zeitung verbreiten, sich dazu aber nicht des Anzeigentheils bedienen will, gibt der Zeitung die der Auflage entsprechende Anzahl von Exemplaren seiner besonders vervielfältigten Bekanntmachung zur Mitverbreitung unter die Leser. Diese Art der Reklame kann unter Umständen billiger sein, als das Inserat, namentlich bei großem Umfange; sie wird dann auch zweckmäßiger sein, wenn der Inhalt längeres Studium erfordert und da die Beilage zu diesem Ende von der flüchtigen Zeitungslektüre bis auf ruhigere Zeit zurückgelegt werden kann.

Vorzugsweise Bücher, aber auch — leider! — Lotteriepläne, ferner Pläne zur Gründung größerer wirthschaftlicher Unternehmungen, wie Banken, Eisenbahnen, Berg-, Elektrizitäts- und Wasserwerke, sieht man in der Form der Zeitungsbeilage ihre Reklame machen. Aber es werden

Prospekte aller Art und auch Preisverzeichnisse in dieser Form an den Mann gebracht.

Während die anderen Reklameformen immer nur je für gewisse Angebote und Nachfragen sich tauglich erweisen, ist die Mannigfaltigkeit, in der das Zeitungsinserat zu verwenden ist, geradezu unerschöpflich.

Alle Waaren, die sich denken lassen, alle Dienste, die der menschliche Verkehr erheischt, Leistungen der allerverschiedensten Art sehen wir alltäglich in der Form der Zeitungsanzeige anbieten und suchen. Bei der unendlichen Inseratenfülle namentlich großer Zeitungen ist es klar, daß eine gewisse Kunst dazu gehört, hier das, was man anzubieten hat oder begehrt, in der Form anzubieten oder zu suchen, daß es den Augen der Interessenten nicht entgeht und daß es die gewollte Wirkung thut. Sicher erfordert es viel Nachdenken und genaue Kenntniß der Triebe und des Geschmackes der Menschen, um die rechten Mittel zur Werbung solcher fruchtbaren Aufmerksamkeit zu finden und diese Mittel in der möglichst wirksamen Form anzuwenden. Oft ersetzt ein gewisser psychologischer Instinkt alles Studium und alle mühsam erlangte Kunde.

Eben solcher Instinkt vermag auch mit leichter Mühe das Mittel genau der Nachfrage- oder Angebotsgattung anzupassen. Daß in solcher Anpassung eine Gewähr des Erfolges liegt, erhellt sofort, wenn man erwägt, wie anders ein gutes Buch, wie anders ein Gegenstand der Hauseinrichtung, ein Haus oder ein Landgut, wie anders Kleidungs- und Genußmittel, und wie anders künstlerische, wissenschaftliche oder technische Dienstleistungen angeboten sein wollen.

Anzeigen, in denen bekannt gemacht wird was Alle wissen müssen und wissen wollen, und zu denen nicht eine gewisse Dringlichkeit der Nachfrage oder des Angebots treibt, sagen am besten mit schlichten und einfachen Worten was sie wollen. Hier gilt das Faust'sche Wort:

> Es trägt Verstand und rechter Sinn
> Mit wenig Kunst sich selber vor.

Solche Anzeigen mögen häufiger Wiederholung an der gleichen Stelle bedürfen; aber sie können sich jeder Aufdringlichkeit enthalten.

Es fragt sich: Welcher Mittel pflegen sich jene Anzeigen zu bedienen, welche in das Gebiet der Reklame im gewöhnlichen Sinne des Wortes fallen? Wie kann man ihre Wirkung, wenn sie wirken, erklären? Auf welche Sorte Menschen sind sie berechnet?

Unter den Mitteln solcher Anzeigenreklame spielt die aufdringliche Größe, spielen bisweilen die Uebertreibung, die Ueberraschung, der Witz und die Täuschung ihre Rolle. Dazu kommt dann die typographische Ausstattung und die bildnerische Zuthat. Diese beiden letzteren sind der Mode unterworfen, oder besser: sie unterwerfen sich sehr willig den Gesetzen der Mode. Die heutige — Sezessions- — Richtung der bildenden Kunst z. B. ist hier mit aller Deutlichkeit zu erkennen. Die Geister, die hier schaffen, haben meist nur zum Nachschaffen Kraft. Wider den Strom schwimmen scheint ihnen eitel Thorheit. Aber wenn es die führenden Künstler nicht scheuen, schrecken sie auch vor dem Abgeschmacktesten nicht zurück.

Es ist nicht zu leugnen, daß mit einem oder dem anderen der angegebenen Mittel oder mit allen zusammen, wenn auch innerhalb der Grenzen des ästhetisch Erlaubten, auch verständigste und besonnenste Geschäftsleute große Erfolge erzielen. Wie könnten auch diese sonst viele Hunderttausende jährlich auf solche Reklame verwenden?

Wie kann man solche Wirkung, z. B. die Wirkung einer auffallend umrahmten, einen großen und immer denselben Raum des Anzeigentheils großer Blätter einnehmenden Anzeige, welche eine neue Seife, ein Mundspülwasser oder die gesammte Waarenmasse eines Kaufhauses, täglich anbietet, erklären? Daß erst die häufig und konsequent wiederholte Anzeige wirke, daß diese aber sicher Erfolg habe, versichern uns dieser Dinge Kundige; Hunderte auf Anzeigen verwendet seien Verschwendung, Hunderttausende brächten immer ihre Früchte, wie geringwerthig auch das Angebotene an sich sei.

Ich kann mir diese wunderbare Erscheinung nicht anders, wie als Suggestivwirkung erklären. Hypnotisirt werden die Leser und in der Hypnose kaufen sie. Hundertmal wird das Auge auf denselben Punkt hingetrieben und schließlich greift die Hand mechanisch zum Geldbeutel.

Denn wir Anderen, die den Anzeigentheil der Zeitungen vielleicht kaum beachten, außer wenn wir eine ganz bestimmte Anzeige suchen, die wir also auch jene berückenden Anzeigen nur ab und zu zu sehen bekommen, bleiben doch ganz unberührt von jenem Zauber.

Auf welches Publikum rechnet die nicht rein sachliche, sondern die mit irgend welchen besonderen Hebeln versehene Anzeige?

Offenbar, wie jede mit einem gewissen Raffinement ausgestattete Reklame, auf die überwiegende Mehrheit der Beschauer oder Leser. Und diese überwiegende Mehrheit besteht aus Solchen, die Goethe in Eckermann in den bedeutsamen Worten charakterisirt:

> „Alles Große und Gescheite existirt nur in der Minorität . . . . Es ist nie daran zu denken, daß die Vernunft populär werde. Leidenschaften und Gefühle mögen populär werden; aber die Vernunft wird immer nur im Besitze einzelner Vorzüglicher sein."

Es sind die nicht scharf und klar Denkenden; es sind Menschen, die sich noch einer gewissen Naivetät erfreuen, Menschen, denen das in prunkendem Gewande Auftretende schon um deswillen imponirt.

Auf vernünftige Leute macht es keinen besonderen Eindruck, wenn sie das, was sie erwerben wollen, besonders auffallend, aufdringlich angeboten finden. Sie erkundigen sich bei Leuten, die es wissen können, nach den Stellen, wo das Verlangte am besten angeboten und geleistet wird; sie fragen nicht nach den infolge geschickter Reklame von der Masse am meisten bevorzugten Quellen. Sie aber sind es freilich auch nicht, die die enormen Kosten der Reklame decken helfen, und sie werden deshalb von den Helden der Reklame sehr gering angesehen. Nicht die ersten Ränge, sondern die Gallerien sind das eigentliche Publikum der Reklame und die Garanten ihrer Kosten. — —

Es bleiben nur noch einige wenige Punkte zur Besprechung aus dem Kapitel des Anzeigenwesens übrig. Zunächst mag darauf aufmerksam gemacht werden, daß es sehr werthvolle Gegenstände giebt, die, um überhaupt sich Bahn im Handel und Verkehr zu verschaffen, der Anzeige gar nicht entbehren können.

Zu diesen Gegenständen gehören insbesondere Bücher, namentlich solche von noch unbekannten Verfassern. Zwar in Deutschland sorgt das Buchhändler-Börsenblatt für gute Verzeichnisse aller neuen Erscheinungen des Buchmarktes. Aber dieses Blatt kommt nicht in die Hände des großen Publikums. Zwar pflegen die Verleger von Büchern ihre neuen Verlagsartikel an Rezensenten hinauszugeben. Aber auch die Besprechungen in wissenschaftlichen oder belletristischen Zeitschriften entgehen doch vielfach dem großen Publikum.

Da muß die Zeitungsanzeige eintreten, die hier eine ganz besonders geschickte Redaktion verlangt. —

Zweitens sei darauf hingewiesen, daß die Reklame selbst neuerdings wiederholt zum Gegenstand der wenn nicht wissenschaftlichen, so doch „periodischen" schriftstellerischen Behandlung gemacht worden ist. Es erscheinen meines Wissens mehrere Zeitschriften, die es darauf abiehen, ihre Leser in den Methoden der wirksamen Reklame zu unterweisen.

Drittens kann, wo von Reklame die Rede ist, nicht verschwiegen werden, daß in Deutschland ein Reichsgesetz, das Gesetz zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbes vom 27. Mai 1896, den Ausschreitungen der Reklame wenigstens insofern Einhalt zu thun versucht, als es die auf Täuschung des Publikums und auf die Verkleinerung der Mitwerber durch Ausstreuung wissentlich un-

richtiger Thatsachen gerichtete Reklame mit Strafe bedroht. Gerade die auf die Reklame bezüglichen Bestimmungen des Gesetzes scheinen mir aber den Zweck zu verfehlen. Denn erstens kann man die eigenen Artikel und Leistungen in einer ihre Güte weit übertreibenden Form anpreisen, ohne daß man der Unwahrheit geziehen werden kann. Und dann kann man den vielleicht bescheideneren Mitwerber aus dem Sattel heben, indem man seinen vielleicht Besseres anbietenden Ankündigungen größere, auffälligere, blendendere Veröffentlichungen eines geringwerthigen Angebotes entgegensetzt.

Und endlich sei der bemerkenswerthen Erscheinung gedacht, daß wie in allen Zweigen wirthschaftlicher Thätigkeit, so auch auf dem Gebiete des Anzeigenwesens Großunternehmungen als Vermittler zwischen Produzenten und Konsumenten auftreten. Große Firmen wie Rudolf Mosse, Haasenstein & Vogler u. a. bieten ihre Dienste allen Inserenten zur Vermittlung nicht nur der passenden Unterbringung, sondern auch der geschickten Fassung und Ausstattung der Inserate an. Die großen und prachtvoll ausgestatteten Bände, in denen dieses Angebot sich verkörpert, werden aber gleichfalls wieder der Reklame dienstbar gemacht und durch Reklame bezahlt.

Reklame hier und dort — gute und schlechte, nothwendige und überflüssige — sie gehört zur Signatur der Zeit.

Wengen im Berner Oberlande, August 1900.

A. Emminghaus-Gotha.

Der gekränkte Mittelstand.

Der sogenannte Mittelstand, dieser von politischen Drahtziehern entdeckte und sorgsam gepflegte Sammelpunkt reaktionär-ökonomischer Unzufriedenheit, ist seit einigen Monaten außer sich, weil ihm oder vielmehr gewissen in ihm vertretenen bedenklichen Elementen der Oberbürgermeister Bender von Breslau in einer Herrenhausrede recht unbequeme Wahrheiten gesagt hat.

Die Wortführer dieses unzufriedenen „Mittelstandes" fühlten sich vornehmlich getroffen, weil die demagogische Art der Mittelstandsagitation in der Bender'schen Rede der Unwahrhaftigkeit geziehen war. Sie haben sich deshalb bemüht, die Bender'schen Vorwürfe derartig zu generalisiren, daß sie aus einer Kritik beweisbarer Verfehlungen innerhalb einer Klasse der Bevölkerung die Beschimpfung eines in seinen Grenzen undefinirbaren Theiles der Bevölkerung gemacht haben. Sie selbst verschanzten sich dann hinter diesen angeblich schwer beleidigten Mittelstand und erklärten das Verfahren des Oberbürgermeisters Bender für eine unerhörte Verletzung der Ehre des patriotischen Kernes unserer Bevölkerung. Es ist im höchsten Grade anerkennenswerth, daß Herr Bender durch dies Geschrei sich nicht hat bestimmen lassen, etwa des lieben Friedens wegen seine wohlbegründete Anklage zu retouchiren. Er hat dieselbe vielmehr in dem Umfange, wie er sie ursprünglich im Herrenhause erhob, voll aufrecht erhalten und ist in seinen öffentlichen Auseinandersetzungen mit den Mittelstandsagitatoren nicht um einen Schritt zurückgewichen.

Er hat sich damit vor Allem auch verdient gemacht um jene Handwerker, die seit so manchem Jahr jetzt bereits mit aussichtslosen Versprechungen geködert werden. Seit Jahrzehnten sucht die Reaktion die unter unserer großindustriellen Entwicklung einer schwereren Konkurrenz ausgesetzten Kleinhändler und Handwerker als Vorspann für ihre politischen Ziele zu benutzen. Als Hülfstruppen der Reaktion konnte man sie nicht unmittelbar ansprechen. Deshalb gab man ihnen den verschwommenen Titel Mittelstand, bei dem sich ein jeder etwas ihm Passendes und nicht Kompromittirendes denken konnte. Diesem Mittelstande, den irgendwo der Schuh drückte, versprach man Abhülfe oder mindestens Linderung aller seiner Nöthe. Natürlich sollte das durch die Gesetzgebung, die bisher „zu liberal" war, geschehen, durch Beschränkung der „übermäßigen" Konkurrenz, durch Besteuerung der Anderen, kurzum durch mechanische Mittel. Das ist immer das Bequemste für jeden Demagogen. Man schmeichelt den Hörern, indem man nicht sie selbst, sondern andere — Konkurrenten, Gesetzgeber — dafür verantwortlich macht, wenn es ihnen nicht nach Wunsch geht. Sie sind schuldlos, sie haben gethan, was sie konnten, aber die Verhältnisse, die Umstände, die Gesetze, die „schrankenlose" Freiheit stehen ihrem Glück im Wege.

Anstatt ihnen reinen Wein einzuschänken, der zwar herbe schmeckt, aber sie vielleicht davon überzeugen würde, daß nicht die Herabdrückung der Konkurrenzfähigkeit anderer, sondern nur die Steigerung der eigenen Leistungsfähigkeit die Zurückgebliebenen vor wirthschaftlichem Verfall retten kann, nährt man ihre Unzufriedenheit mit trügerischen Hoffnungen, bekämpft ihre Leiden mit Zwangsinnungen, Waarenhaussteuern und ähnlichen gesetzgeberischen Quacksalbereien, zieht ein eigensinniges Selbstgefühl groß, wo die Anpassung an neue Existenzbedingungen dringend geboten ist, und verlegt so den einzigen Weg, der aus einer schwierigen Lage zu neuer Prosperität führen kann.

Die Mittelstandspolitiker sind deshalb die schlimmsten Feinde jener, für deren Interessen sie angeblich so unermüdlich thätig sind. Sie nach Möglichkeit politisch unschädlich zu machen, ist ein patriotisches Verdienst.

Uebrigens hat der Oberbürgermeister Bender in letzter Zeit noch einen energischen Mitstreiter gegen die Mittelstands-Agitatoren gefunden, der auf einem ganz anderen Kampfplatze denselben Streit mit gleichem Nachdruck ausficht.

Der Reichstagsabgeordnete Richard Roesicke, der bekanntlich als Generaldirektor der Schultheiß-Brauerei an der Spitze einer der bedeutendsten Unternehmungen der Brauerei-Industrie steht, ist wegen der klaren und sachverständigen Kritik eines Berichts des Vereins der Brauereien von Potsdam und Umgegend an die Handelskammer zu Potsdam, deren Mitglied Herr Roesicke ist, von den Vertretern des sogenannten Mittelstandes in der Brauerei auf das Heftigste angegriffen worden. Herr Roesicke ist den Angreifern aber die Antwort nicht schuldig geblieben und hat es durch Publikation der gesammten Polemik auch Fernerstehenden ermöglicht, sich über diese Mittelstandskampagne ein selbständiges Urtheil zu bilden.

Die Vorwürfe dieser Mittelstandsbrauer gipfeln in der Anklage, daß die Berliner großen Brauereien es wagen, auch nach Potsdam Bier zu verkaufen. Der Unmuth über diese Schändlichkeit macht sich unter Anderem in folgender Weise Luft:

„Oft liest und hört man, daß die Herren Leiter und Generaldirektoren der Berliner Großbrauereien die Besserung des sozialen Elends auf ihr Panier schreiben und sich mit Wohlfahrtseinrichtungen für ihre Handvoll Angestellte brüsten, wie ist aber die Kehrseite der Medaille? In den Städten oder Gegenden, die sie zur Ausbreitung ihrer Hektoliter-Jägerei mit Niederlagen überschwemmen, vernichten sie die kleineren selbständigen Betriebe, Hunderte von gut gehenden Bierverlagsgeschäften und viele mit dem Brauereibetriebe zusammenhängende Gewerbe, wie Schmiede, Stellmacher, Böttcher, Kupferschmiede, Klempner, Schlosser, Sattler und andere, zerstören zufriedene Existenzen und vermehren das Proletariat."

Und um den moralischen Abstand zwischen den ehrenwerthen Mittelstandsbrauern und den verwerflichen Großkapitalisten anschaulich zu machen, heißt es im selben Bericht:

„Während der private Brauereibesitzer gezwungen ist, nach allen Richtungen unter Wahrung seines persönlichen Ansehens seinem Gewerbebetrieb und Geschäft nachzugehen, schicken die auswärtigen Brauereien

immer mehr Bierreisende, sogenannte Vertreter oder Direktoren nach Potsdam und Umgegend. Das Bier wird den Gastwirthen von diesen Leuten förmlich an den Hals geworfen, riesige Zechen werden gemacht und die Gastwirthe in einer Weise verwöhnt, die jeden Begriffes spottet. Haben sich die Herren Vertreter den Magen verdorben, so werden sie entlassen, und eine neue Kolonne mit frischem Magen und neuer Prostitutionslust rückt an ihre Stelle. Es haben sich allmählich Zustände und Gewohnheiten herausgebildet, denen der solide Geschäftsmann nicht mehr zu folgen vermag und die auf den Charakter der Gastwirthe höchst nachtheilig einwirken."

Nichts ist charakteristischer, als der Umstand, daß dieser wüthende Ausfall der „soliden Geschäftsmänner“, die als beklagenswerther Mittelstand vor die Oeffentlichkeit treten, von einem Verein ausgeht, der durchweg große Brauereien umfaßt. Herr Roesicke konstatirt in seiner Entgegnung: „Soviel mir bekannt ist, zahlen die Potsdamer Brauereien meistens 12 000 Mk. Brausteuer und darüber.“ Und an einer anderen Stelle der Roesicke'schen Entgegnung heißt es: „Wenn ich persönlich werden wollte, so könnte ich sagen, daß ein Mann, der selbst Millionär ist, der in der Großstadt Berlin ein angenehmes Leben führt und die Beaufsichtigung seiner Brauerei anderen überläßt, über den Kapitalismus nicht klagen sollte.“ Man sieht, unter dem Mittelstande gibt es bereits eben so nothleidende Millionäre, wie unter den Agrariern. Herr Roesicke hat in seiner Entgegnung aber mehr gethan, als einfach thörichte Angriffe abgewiesen; er hat auch eingehend gezeigt, wie es die kleineren Brauereien anzustellen haben, um trotz des Vorsprungs, den großes Kapital und vervollkommnete Fabrikationsmethoden gewähren, sich in der Konkurrenz behaupten zu können. Natürlich hat er tauben Ohren gepredigt, denn was bliebe denn von der Mittelstandsagitation übrig, wenn man zur Besserung der eigenen Lage selbst Hand anlegen wollte.

Der Schriftwechsel zwischen Herrn Roesicke und dem Verein der Potsdamer Brauereien ist ein Gegenstück zu den Auseinandersetzungen des Oberbürgermeisters Bender mit den schlesischen Handwerkskammern.

Wer das Wesen der Mittelstandsbewegung kennen lernen will, dem sind die Verhandlungen beider Fälle zum Studium dringend zu empfehlen.

Ferdinand Svendsen.

Naturlyrik.

II.

Die Geschichte der Dichtung war nicht so reich und imposant, aber unverkennbar verlief sie in paralleler Linie mit der Entwicklung der Landschaftsmalerei, und in der Sturm- und Drangzeit nahm, wie alle Empfindung, so auch das Naturgefühl einen gesteigerten, machtvolleren, intensiveren, eigenmächtigeren Charakter an. Namentlich beim jungen Goethe spricht es sich mit einer Kraft und Innigkeit aus, die uns ganz und gar modern anmuthet, am allerwunderbarsten vielleicht in dem 1773 entstandenen Ganymed und manchen Stellen des Faust. Doch blieb dies zunächst eine Episode, ein Vorspiel. Es folgte die Reaktion der Dezennien 1780—1800, die weiteste Naturferne der Dichtung seit den Tagen des französischen Afterklassizismus; ihr entsprich ein Zurücktreten, ein fast vollständiges Verschwinden der Naturdichtung, wenn sie auch bei Goethe nie ganz verklungen ist.*) Die Romantik hat auch sie erst wieder zu neuem Leben erweckt; sie hat die unverlierbare Grundlage für das Verhältniß des modernen Menschen zur Natur geschaffen.

Wenn man im 18. Jahrhundert zur Natur flüchtete, so meinte man damit in der Regel die größere Einfachheit des Landlebens im Gegensatz zur Kultur der Städte, der Verfeinerung ihrer Sitten und Kompliziertheit ihrer Lebensverhältnisse, man dichtete sich eine Welt der Einfalt und Unschuld, der Zärtlichkeit und harmlosen Freude, des Glücks in der Beschränktheit, die nirgends der Wirklichkeit entsprach und im Grunde ebenso gut eine aus der Sehnsucht geborene poetische Fiktion war, wie die Schäferwelt der Rokokozeit. Jetzt dagegen meinte man wirklich die von aller Kultur unberührte, vom Treiben der Menschen ferne Natur, mit ihrer großen Stille und ihrem unentweihten Frieden, die vollkommene Natur, „wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.“ Noch dem Ende des 18. Jahrhunderts (1798) gehört das erste große Dokument der neuen Richtung an, das wir schon zu citiren Anlaß hatten, „Franz Sternbald's Wanderungen“, das letzte nachgeborene Kind des Paares Tieck-Wackenroder. Dann aber hat Niemand mehr gethan für die Vertiefung und klassische, unvergeßliche Verlautbarung dieses Gefühls, als Eichendorff, der unvergleichliche Sänger der Waldeinsamkeit, der Mondnacht und der frohen Wanderlust. Es sind nicht gerade viel Weisen, die er auf seiner Fiedel hat, aber diese spielt er mit einer tiefen, einschmeichelnden, zu Herzen dringenden Innigkeit und Süße, wie keiner außer ihm; und seine schönsten Dichtungen werden leben, so lange ein deutsches Lied erklingt.

Doch war noch viel zu thun bis zur vollkommenen Eroberung der Natur für die Dichtung. Es ist zunächst merkwürdig bei dieser starken Intensität des Naturgefühls, wie überaus wenig reine Naturgedichte wir bei allen diesen Lyrikern finden, ich meine Gedichte, in denen eben nur die Naturanschauung und Naturempfindung ausgedrückt wäre, ohne fremden Zusatz. Mir ist bei Goethe nicht ein einziges Lied dieser Art bekannt, seine schönsten Naturgedichte sind theils Stellen in größeren Dichtungen, theils verwenden sie menschliche Figuren als Sprecher: „Ganymed“, „Der Fischer“; allerdings hängen diese so unmittelbar mit der Natur zusammen und sind so sehr nur symbolische Verkörperung der Naturempfindung, daß sie geradezu als Vorläufer Böcklinscher Schöpfungen erscheinen. Hat man aber auch auf menschliche Staffage verzichtet, so steht doch das empfindende Subjekt selbst mitten in der Natur drin und will mit seinem menschlichen Empfinden, seiner Lust und Qual, seiner Unruhe und Sehnsucht zu Worte kommen, sei es, daß es die Natur in Einklang oder im Gegensatz dazu empfindet, daß es sich ihrer in ihrem großen Frieden entlädt, oder daß das Anschauen der Landschaft den Blick schließlich in das eigene Innere zurückführt. Namentlich das Letztere ist ungemein häufig, daß ein als Landschaftsbild beginnendes Gedicht am Ende eine fremde, subjektive Wendung nimmt. Man nehme als Beispiel die Schlüsse folgender Gedichte: Goethe's „Ueber allen Gipfeln ist Ruh“:

> Warte nur, balde
> Ruhest du auch.

Eichendorff's „Mondnacht“:

> Und meine Seele spannte
> Weit ihre Flügel aus,
> Flog durch die stillen Lande,
> Als flöge sie nach Haus.

Lenau's Schilflied „Auf dem Teich, dem regungslosen“:

> Weinend muß mein Blick sich senken,
> Durch die tiefste Seele geht
> Mir ein süßes Deingedenken,
> Wie ein stilles Nachtgebet!

Wir erinnern uns, daß auch die romantische Landschaftsmalerei noch nicht einen Wanderer oder Einsiedler als Stimmungsexponenten missen mag. Es ist, als ob die außermenschliche Natur allein zum Gegenstande eines Ge-

*) „Der Fischer“ 1778; „Wanderers Nachtlied“ 1780; „Auf dem See“ 1789; „Meeresstille“ und „Glückliche Fahrt“ 1795 u. s. w.

dichts nicht ausreichte, oder als ob die Naturdichtung noch nicht selbständig und mündig geworden wäre.

Ferner gilt die Beschränkung der Auswahl in der Dichtung gerade so gut wie in der Malerei. Das Mittelalter und überhaupt alle Zeiten, wo das Naturgefühl schwieg, schätzten in der Landschaft nur das Angenehme und Heitere, namentlich die Wiese mit Blumen, Quell und Vogelsang. Dagegen wird die große, vom Menschen unberührte Natur, der „wilde" Wald oder gar das Gebirge, ängstlich gemieden. Auch im ganzen 18. Jahrhundert herrscht die dörfliche Scenerie, die Natur in der Nähe und im Dienste des Menschen, der er seinen Stempel aufgedrückt hat. Jene vereinzelten Prediger der Herrlichkeit des Hochgebirges haben kaum Nachfolge gefunden. Wir haben gesehen, wie sich in der Romantik das Verhältniß umkehrte, und jetzt nur die jungfräuliche, unentweihte Natur als litteraturfähig galt. Aber eben nur die Natur mit einem besonderen, lyrischen Pathos, eine Natur, in die man aus seinem gewöhnlichen Leben flüchtete, nicht eine solche, in der man täglich lebte, die man beständig um sich sah. Damit hängt das Dritte zusammen: Man malte auch diese Natur immer nur mit wenigen typischen, immer wiederkehrenden Zügen. Welch starke, zauberkräftige Stimmung liegt in Eichendorff's Naturliedern, und doch wirthschaften sie fast durchweg mit sehr bescheidenen Mitteln: der grüne Wald, die Buchenhallen oder Wölbungen, die rauschenden Wipfel und murmelnden Quellen, die ebenfalls rauschenden Brunnen, die ziehenden Wolken, die fliegenden oder wehenden Mondesschimmer bilden etwa den eisernen Bestand. Fast nie steigt das Bild einer bestimmten Landschaft, einer deutlich erkennbaren, individuellen Scene vor uns auf. Die Natur wird eben ausschließlich als Stimmungselement gewerthet, sozusagen in ihrer Bedeutung für den inneren Sinn, während der äußere Sinn ruht. Ueberall in der älteren Naturdichtung wird nur eine ganz beschränkte, konventionelle Auswahl von Zügen verwendet: von Blumen vor allem die Rose in unermüdlicher Wiederholung, außerdem Lilie, Veilchen, vielleicht noch Vergißmeinnicht und Jasmin; die große Zahl unserer gewöhnlichen Feld- und Waldblumen wird kaum einmal erwähnt. Auch Apfel-, Kirschenblüthe, die doch ein so wesentliches und schmückendes Ingrediens im Bilde des Frühlings sind, spielen eine sehr geringe Rolle; höchstens wird einmal der abstrakte „Blüthenbaum" genannt. Ebenso genießen unter den Vögeln die Nachtigall, und neben ihr, besonders als Exponent der Morgenstimmung, die Lerche das Vorrecht fast ausschließlicher dichterischer Verwendung. Drossel, Meise, Fink treten sehr zurück und figuriren vorwiegend in Aufzählungen, wie den volksthümlichen Vogelhochzeiten, Vogelkonzerten u. s. w. Auch darauf sei in Kürze hingewiesen, wie ungleich die Verwendung der Jahreszeiten in der älteren Lyrik ist. In Eichendorff's Gedichten besteht keine Abtheilung „Naturgedichte" oder ähnlich benannt, sondern nur „Wanderlieder" und „Frühling und Liebe." Die letztere Abtheilung dürfte auch sonst stark überwiegen. Dieser Frühling aber hat ebenfalls fast durchweg dasselbe konventionelle Gesicht: er kommt mit Brausen, die Frühlingswinde stürmen durchs Land, der Schnee zerschmilzt im Sonnenstrahl, die Bächlein springen von den Bergen, das erste Grün und die Blauveilchen sprießen hervor, und dann folgt der wunderschöne Monat Mai, wo alle Knospen springen und alle Vögel singen. Und doch sieht nicht ein Frühlingstag dem andern ganz gleich, und keiner ist mit diesen stehenden Attributen erschöpfend oder nur deutlich charakterisirt.

Hier blieb der modernen Dichtung also noch unendlich viel zu thun: Es war die Aufgabe, die gesammte landschaftliche Natur, alle Arten von Gelände und Wetter, alle Jahres- und Tageszeiten zu erobern, sie rein, treu und sachlich zu sehen und als Natur, in ihrem natürlichen Lebens- und Stimmungsgehalt, ohne subjektive Beimischung wiederzugeben, und endlich, sie nicht bloß in einigen allgemeinen, schematischen Zügen, sondern in Einzelbildern in voller Individualität, in dem ganzen Reichthum ihres charakteristischen Details sich zu eigen zu machen. Für die Erfüllung dieser Aufgabe hat vielleicht Niemand mehr gethan, als eine Gestalt, die in einsamer Größe aus ihrer Zeit emporragt, Annette von Droste-Hülshoff. Carl Busse (in dem schon erwähnten Aufsatze) hat hübsch ausgeführt, wie fein und reich ihre Beobachtung ist, welche Fülle von Einzelzügen sie über ihre Dichtungen ausstreut, mit wie charakteristischen Beiwörtern sie den Gegenstand in seiner Besonderheit anschaulich und lebendig zu machen weiß. Aber sie war isolirt und hatte keine Nachfolge. Erst die beiden letzten Dezennien haben diese Bestrebungen wieder aufgenommen. Hier ist in erster Linie der Name Detlev von Liliencron zu nennen. Auch bei diesem vielgefeierten Dichter ist vielleicht die Naturbeobachtung die stärkste Seite. Aber es ist auch ohne Weiteres klar, woher ihnen diese Fähigkeit gekommen ist. Sie fließt bei Beiden aus der innigen Vertrautheit mit der heimischen, umgebenden Natur, aus der früh erworbenen Gewohnheit, in ihr und mit ihr zu leben. Namentlich der Jäger ist hierfür in einzig günstiger Lage, da er genöthigt ist, zu allen Stunden des Tages der Natur ins Gesicht zu sehen.

Die Landschaftsmalerei ist erst wahrhaft frei und groß und fruchtbar geworden, als die Maler sich nicht auf „kalt staunenden Besuch" beschränkten, sondern sich mitten in der Landschaft dauernd und häuslich niederließen und um ihre Gunst mit unablässigem Bemühen warben, bis sie ihnen gestattete, „in ihre tiefste Brust, wie in den Busen eines Freunds, zu schauen". Wenn die Dichtung auf diesem Felde so weit hinter der Schwesterkunst zurückgeblieben ist, so liegt die Schuld gewiß zum großen Theile eben daran, daß die Dichter noch nicht in derselben Weise durch beständigen, täglichen, intimen Verkehr mit der Natur vertraut geworden sind, — wenige Ausnahmen abgerechnet, deren wichtigste wir schon erwähnt haben, — daß sie zum größten Theile sie überhaupt immer noch mehr aus litterarischer Tradition und gelegentlichen Ausflügen als aus umfassender Anschauung, aus eigenem persönlichem Leben kennen, daß aus ihnen immer noch öfter die Natursehnsucht des naturentfremdeten Städters und Kulturmenschen spricht, als das naive, fraglose Verwachsensein der Natur im Menschen mit der äußern Natur, die seine Heimath ist.

Litteratur, gemachte, papierne Dichtung, ist sicherlich weitaus der größte Theil dessen, was heute von Einschlägigem geschrieben und gedruckt wird. In einer Hinsicht ist ja der Fortschritt allgemein: der Reichthum an Detail ist unendlich gewachsen und wird fast stets mit Fleiß und Absicht gemehrt. Aber selten aus reiner, naiver Naturbeobachtung: in den meisten Fällen ist das Gesuchte und Gemachte der Züge und Bilder eklatant. Ich erwähne eins der werthvollsten Beispiele, Schlaf's umfängliches Prosagedicht „Frühling". Hier, dachte ich zunächst, ist nun endlich einmal echte, moderne Naturdichtung, zwar ganz formlos und endlos breit auseinanderfließend, im Grunde nur poetischer Rohstoff, aber doch ein reiches, herrliches Material, der Stoff zu einer Dichtung großen Stils. Aber näheres Zusehen ließ mich bald merken, daß der Reichthum von Naturbeobachtung weniger groß und weniger echt ist, als er mir anfangs erschienen war. Schon der Versuch, nur die Scenerie auszumalen, gelang nicht. Wir sind am Deich in der Nähe eines Flusses; zu allen Seiten dehnen sich Wiesen, deren grünes, tiefes Gras zum Liegen einladet. Bald nachher aber heißt es: „Zwischen einem Getreidefeld und dem Erlengebüsch eines Grabens schlendr' ich hin. . . . Lichtglänzendes Laub, und wogende, wellende Halme biegen sich zu mir her, vor mir, hinter mir, zu beiden Seiten. Ganz, ganz versunken bin ich in jungem, duftendem Grün, über und über ist mein Kleid voll gelben Saatenstaubes und feinen Blüthengeriesels." Getreidefeld, Erlenlaub, junges Grün, warin man versinkt, Blüthengeriesel, — wie reimt sich das alles zusammen? Und woher kommen überhaupt die wogenden Getreidehalme im Frühling? Es ist „helle, warme Sonne" und dabei „Kuckuck, Staare und Finken im Gehölz, und aus den tiefen grünen Dämmerungen (woher kommen die eigentlich mitten in den Wiesen?) heraus die Nachtigall". Seit wann pflegt die Nachtigall

im hellen Sonnenschein sich hören zu lassen? — Aus solchen Nachlässigkeiten merkt man, daß auch diese Dichtung nicht draußen im Anschauen der Landschaft selbst, sondern zu Hause am Schreibtisch entstanden, daß sie also im Grunde auch „Litteratur" ist.

Kräftiger, echter, urwüchsiger ist dies unmittelbare Erleben und Festhalten des Natureindrucks in Bruno Wille's „Einsiedelkunst aus der Kiefernhaide" (Berlin, Schuster und Löffler, 1897); nur stört das starke Vordrängen des lieben Ichs mit seinen langweilig monotonen Schmerzen und eine stammelnde Unfähigkeit und Unsicherheit im Formgeben zu oft und zu sehr die reine, tiefe Wirkung.

Es sei nur im Vorbeigehen darauf hingewiesen, wie dies immerhin gewachsene Naturstudium nicht der Naturdichtung allein zu Gute kommt, auch nicht nur solchen Gedichten, die landschaftliche Scenerie verwenden, sondern für alle Poesie zu einem Jungbrunnen und unversieglichen Lebensquell werden muß. Denn das eigentlich poetische Ausdrucksmittel ist doch das Bild im weitesten Sinne, die auf Ideen- und Gefühlsassoziation gegründete Wortübertragung, Metapher, Vergleich u. s. w. Dieses schöpft aber in erster Linie aus dem verfügbaren Schatze von Naturbeobachtung. Dichter und Zeiten, denen ein eigenes, lebendiges Verhältniß zur Natur fehlt, müssen mit dem überlieferten Formenschatze wirthschaften. Wo dagegen ein solches besteht, da steht dem Dichter ein viel reicherer, grenzenloser Vermehrung fähiger Bilderschatz zu Gebote.

Ich beschränke mich auf ein Beispiel. Es ist herkömmlich, das Bild der Rose oder Rose und Lilie für Jugend zu verwenden. Wenn dagegen ein moderner Dichter sagt:

„Es kommt eine Zeit, es kommt eine Zeit,
Wo die Kirschen Dir nicht mehr blühen",

so wird die Verwerthung der Kirschenblüthe zu gleichem Zwecke zunächst auffallen, vielleicht befremden. Und doch, kann es ein treffenderes Bild geben für den so lieblichen und so vergänglichen Reiz der echten, unberührten Jugend, als den zarten, leichten, duftigen, weißlichen Schimmer der Kirschblüthe, die neben dem jungen Grün recht eigentlich die charakteristische Farbe des echten Frühlings ist?

Studie und Kunstwerk ist zweierlei. Ueber die Geltung des letzteren entscheidet nicht der Gehalt an dichterischem Stoff, sondern die Form. In Bezug auf diese ist seit dem Anfange des zu Ende gehenden Jahrhunderts jedenfalls im Allgemeinen kein Fortschritt, sondern ein beträchtlicher Rückgang zu verzeichnen. Dieser Mangel und jener Vorzug sind nicht unabhängig von einander. Die Beschränkung und Dürftigkeit des Details machte jenen ältern Dichtern die Einheitlichkeit und Abrundung des Ganzen bedeutend leichter; andererseits hinderte der vorherrschend entwickelte Sinn für formelle Durchbildung eine extensivere Aufmerksamkeit für die Fülle der Objekte. Schon bei der Droste wird die Menge der Einzelheiten allzu verschwenderisch und schrankenlos vor uns ausgeschüttet. Bei Liliencron ist es gerade die unglaublich nachlässige und salopne Form, die uns hindert, in ihm einen wahrhaft großen Künstler zu sehen. Bei Schlaf und Wille haben wir den Mangel an Form schon hervorgehoben. Hier ist nur ein Dichter auszunehmen, der erst in den letzten Jahren, Dezennien nach seinem Tode, als Lyriker gebührend gewürdigt ist, Theodor Storm.

Was sich bei ihm von Naturgedichten findet, ist überaus wenig; aber dieses wenige wiegt viele Bände von anderen auf.

Abseits.

Es ist so still; die Haide liegt
Im warmen Mittagssonnenstrahle,
Ein rosenrother Schimmer fliegt
Um ihre alten Gräbermale,
Die Kräuter blüh'n; der Haideduft
Steigt in die blaue Sommerluft.

Laufkäfer hasten durch's Gesträuch,
In ihren goldnen Panzerröckchen,
Die Bienen hängen Zweig um Zweig
Sich an der Edelhaide Glöckchen,
Die Vögel schwirren aus dem Kraut —
Die Luft ist voller Lerchenlaut.

Ein halbverfallen niedrig Haus
Steht einsam hier und sonnbeschienen.
Der Käthner lehnt zur Thür hinaus,
Behaglich blinzelnd nach den Bienen;
Sein Junge auf dem Stein davor
Schnitzt Pfeifen sich aus Kälberrohr.

Kaum zittert durch die Mittagsruh'
Ein Schlag der Dorfuhr, der entfernten,
Dem Alten fällt die Wimper zu,
Er träumt von seinen Honigernten.
— Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit."

Außer diesem einzigen Meisterwerke — auch der Form nach — seien noch besonders „Meeresstrand", „Waldweg", „Herbst" hervorgehoben.

Was im Naturgedicht Form heißt, mag uns Schiller sagen:

„Man verstehe uns nicht so, als ob es bloß der glückliche Versbau wäre, was diesem Lied eine so musikalische Wirkung gibt. Der metrische Wohllaut unterstützt und erhöht zwar allerdings diese Wirkung, aber er macht sie nicht allein aus. Es ist die glückliche Zusammenstellung der Bilder, die liebliche Stetigkeit in ihrer Succession; es ist die Modulation und die schöne Haltung des Ganzen, wodurch es Ausdruck einer bestimmten Empfindungsweise, also Seelengemälde wird."

Das ist wohl ohne Weiteres klar. Näherer Erläuterung bedürfen nur zwei dabei nicht erwähnte Punkte.

Wir fanden, daß bei der Droste gerade das Uebermaß von Einzelzügen die Form sprengte; bei der künstlerischen Formgebung wird also die Auswahl der Züge ein wichtiger Gesichtspunkt sein. In der älteren Zeit konnte er kaum zum Bewußtsein kommen, da überhaupt nur eine ganz geringe Zahl von Einzelheiten verwendet wurde. Daß eine derartige Auswahl unbedingt künstlerische Nothwendigkeit ist, kann nicht bezweifelt werden.

Der Realismus in der Landschaftsmalerei begann damit, jede einzelne Linie, die man sah, gewissenhaft nachzuziehen, jedes einzelne Hälmchen und Blättchen abzupinseln; aber je mehr er frei wurde und erstarkte, um so mehr trat eine Abkürzung und Vereinfachung der Wiedergabe ein, wodurch die wahre ästhetische Realität der Natur, der unmittelbare Eindruck des Auges, viel sicherer, treuer, energischer übermittelt wurde. („Impressionismus".) Man kann von Malern, die mit besonders guten, scharfen Augen begabt sind, die Klage hören, daß sie zu viel sehen und daß gerade das sie beim Malen stört. Und man kann beobachten, wie bei fortschreitender Vervollkommnung des technischen Könnens das, was anfangs eine komplizirte, linienreiche Zeichnung gewesen wäre, immer mehr auf wenige große, markante Striche reduzirt wird. Namentlich hat der Einfluß der Japaner in dieser Richtung gewirkt, die es so meisterlich verstehen, mit ein paar Linien die ganze Stimmung und Poesie einer Szene vor die Seele zu zaubern. — Aber, wenn wir dieses Verfahren auf die Dichtung anwenden, bedeutet das nicht ein Aufgeben der Errungenschaften des letzten Jahrhunderts, eine einfache Rückkehr zu der an seinem Anfange üblichen Weise? Durchaus nicht. Denn nicht handelt es sich abermals um die Beschränkung auf wenige, stehende Züge, sondern um die Auswahl derjenigen, die in jedem einzelnen Falle die charakteristischen und wesentlichen sind.

Der andere Punkt betrifft den Schluß. Das Naturbild als solches hat keinen Abschluß, sondern ist eine extensive und intensive Unendlichkeit: ohne Grenze trägt es den Blick in unermeßliche, verfließende Fernen, aber auch auf dem kleinsten Punkt bietet es einen nicht auszuschöpfenden Reichthum. Zugleich ist es zeitlich eine stetige Succession ohne Einschnitte und Endpunkte. Für den Maler stellt der

Horizont und der Bildrahmen den Abschluß nach außen her. Wie hilft sich der Dichter? Wir mußten konstatiren, daß bei den älteren Dichtern aus der großen Zeit der Lyrik reine Naturgedichte überaus selten sind, und viele, die sonst so zu bezeichnen wären, gerade am Schlusse noch eine andere Wendung nehmen. Gewiß spricht dabei die geringere Intensität und Reinheit des Naturgefühls jener Zeiten mit; aber ohne Zweifel ebenso gut das künstlerische Bedürfniß des Abschlusses. Wir brauchen darin auch gar nicht etwa einen bewußten, erklügelten Kunstgriff zu sehen; es ist vielmehr eine natürliche, sachgemäße Wendung, die dem Vorgange bei der Naturbetrachtung selbst entspricht. Ermüdet von der endlosen, verwirrenden Fülle der Gesichte senkt sich der Blick, bleibt am eigenen Ich haften und findet hier den Ruhepunkt, den er dort vergebens suchte.

Die neueren Dichter verschmähen in der Regel diese Kadenz; dafür fehlt ihren Naturgedichten fast durchweg der wirkliche Abschluß. Sie hören eben einfach irgendwo auf. Gibt es nicht einen Ausweg zwischen dieser Scylla und jener Charybdis, ein Mittel, einen künstlerischen Abschluß zu erreichen, ohne aus dem reinen Naturbilde hinauszugehen? Hier kann uns das Gedicht von S t o r m antworten, das ich eben deswegen in extenso ausgeschrieben habe. Hier gerade werden die zerstreuten Einzelheiten in einem allgemeinsten Zuge zusammengefaßt, einem Zuge, der selbst noch zur Naturanschauung gehört, aber zugleich das Ganze derselben, die Seele, wenn man will, der Landschaft auf eine l y r i s c h e F o r m e l bringt und so das Bild in einer Gefühlseinheit zusammenschließt. Solch ein Gedicht ist eine Seltenheit geblieben.

Doch auch im deutschen Dichterwalde beginnt es sich zu regen, und wenigstens den Morgen eines neuen Tages sehe ich schon dämmern. Ich kann immerhin eine Anzahl von Naturgedichten aufzeigen, die ein bestimmtes, individuelles Bild, aus unmittelbarer Anschauung der Natur geben, mit so viel bezeichnenden lebendigen Einzelzügen als erforderlich sind, um die Eigenthümlichkeit und Stimmung der Scene klar und eindrucksvoll wiederzugeben, die Gesammtwirkung zu steigern, nicht zu überwuchern. Gesammtstimmung und Detail sind als Einheit gesehen und werden zusammen, mit und durch einander, übermittelt. Die künstlerische Formgebung vollendet sich in der „äußeren Form“, der akustisch-musikalischen Wirkung der Worte, Verse, Reime, Rhythmen.

Ich citire zunächst die so schnell berühmt gewordene A n n a R i t t e r*):

Requiem. (S. 134.)

Vom blühenden Lager hebt sich der Wind.
Er rührt an den Baum,
Da zittern die Aestchen,
Er legt einen Traum
Dem Vogel ins Nestchen
Von Ländern, die immer voll Sonne sind.

Es zieht eine große Stille herauf . . .
Die Sonne verglimmt
Mit purpurnem Strahle,
Und leise stimmt
Das Glöcklein im Thale
Sein Liedchen an — der Abend wacht auf.

Und Anna Ritter ist nicht die einzige. Ich wäre in der Lage, aus einer demnächst erscheinenden Sammlung (sie ist nicht von mir) einige Proben mittheilen zu können, die mir ebenfalls hierher zu gehören scheinen.

Ein Lied soll genügen.

Schwanger von Feuchtigkeit ist die Luft,
Schwer von betäubenden Düften.
Grau verhangen des Himmels Zelt.
Eine bange Seligkeit bindet die Welt,
Nur zitternd geht ihr Odem.

Tiefer die Farben leuchten und glühn.
Die Knospen sich dehnen und schwellen;
Die junge Saat schießt himmelan.
Ein sehnsücht'ger Vogelruf dann und wann —
Es bebet werdendes Leben.

Erst das reife, entwickelte Naturgefühl läßt eine Art der Betrachtung aufkommen, die die Natur in ihrem eigenthümlichen Sonderleben, ohne Rücksicht auf den Menschen, zu erfassen sucht und rein um ihrer selbst willen liebt. Hier wird dann die Natur selbst der Held des Gedichts, sie existirt, lebt, wirkt, handelt aus sich selbst und für sich selbst, sie erhält eine Art Persönlichkeit, wird selbst etwas dem Menschen Analoges. Diese Auffassung ist ja schon im Mythos, der ältesten Art Naturdichtung, vorgebildet. Indessen, man übersehe nicht, daß die Mythen doch in der Regel erst dann erhöhtes Leben und wirkliche Bedeutung erhalten, wenn sie zum praktischen Interesse des Menschen in Bezug treten. Die Naturgötter sind Helfer oder Feinde des Menschen im Lebenskampfe.

Stärker und voller als in der Lyrik ist die Auffassung der Natur als einer Welt ganz für sich, vom Menschen gesondert und unabhängig, ganz in eigener Schwere ruhend, von eigener Gesetzlichkeit getragen, in anderen Gebieten der Kunst entwickelt. Sie lebt in den Gemälden Böcklin's, die die elementare Natur zum Gegenstande haben, denn die phantastischen Wesen, womit er sie bevölkert, sind nicht eine Art Menschen mit menschlicher Empfindungs- und Lebensweise, sondern Verkörperungen der Naturkraft; das Leben der Elemente selbst ist in ihnen Fleisch geworden. Sie verleiht den Thiergeschichten Rudyard Kipling's ihren starken, eigenartigen Reiz, der von der Wirkung der Thiermärchen und Fabeln alten Stils so weit abliegt. Sie wird auch in der Naturlyrik immer kräftiger hervortreten, je mehr diese selbst sich zu voller Reife auswächst.

Göttingen. H e i n r i c h M e y e r - B e n f e y.

Theater.

Henrik Ibsen: Der Bund der Jugend. Lessingtheater.

Dieses Werk verleugnet seinen Dichter mehr als es ihn verräth. Es scheint erstaunlicher durch das Fehlen Ibsen'scher Züge als durch das Vorhandensein einiger solchen. Die Klaue des Löwen ist nur so groß wie ein Neidnagel. Ein Vierziger, eh' er neue Bahnen findet, steckt hier beinahe ganz im Alten, das Alte mit vollen Mitteln beherrschend. Gleichnisse hinken; doch es ist (schlecht und recht) Ibsen's Rienzi.

In dunklen Fernen schlummert die spätere Weltanschauung. Was ist der Kern? Ein Streber sucht gewissenlos zu steigen und kommt zu Fall. Kommt zu Fall, und Ibsen frohlockt. Als ob er nicht Ibsen hieße, sondern Augier oder Gustav Freytag. Als ob es (für der Kunst) das Wichtigste auf Erden wäre, die Gemeinschaft anständiger Bürger vor einem Hochstapler zu beschirmen. Nachmals legt Ibsen ein Torpedo unter die Arche: gegenwärtig hilft er der Besatzung einen kleinen Piraten fangen. Nachmals erkennt er beide Seiten der Dinge: gegenwärtig erkennt er nur eine. Sieht nicht, daß auch dieser Pirat anders betrachtet werden kann als unter dem Gesichtspunkt eines Schädlings. Daß vor diesem Rabagas, Schwadroneur, Glücksritter, Streber, nicht bloß die Frage gilt: was leidet die Gesellschaft von ihm? sondern die wichtigere: was leidet er selbst? Nicht bloß die Frage: welche Rolle spielt er im Staat? sondern die zweite: wie sieht es in ihm aus? Der späte Ibsen

*) Befreiung. Stuttgart, bei Cotta 1900.

würde anders fragen. Dieser Steensgard, diese politische Windfahne, dieser Mann mit den drei Bräuten: ist er im Grunde schlechter als der Musterknabe des Stücks, der ruhige Durchschnittsmann Fjeldbo; der seinen Goldfisch doch auch kapert, ohne Gewaltmittel, im banalen Gleichgewicht des geordneten Herkommens; der keinen Putsch macht, sondern auf überlieferte Art den Vortheil nimmt. Ibsen heißt ihn, verächtlichen Tons, einen Glücksritter. Der späte Ibsen würde anders reden. Sind wir nicht Glücksritter alle, in irgend einem Sinn? Ziehen wir nicht aus, das Glück zu packen und fortzuschleppen? Freilich, es gibt eine verwegene Methode und eine bürgerliche Methode. Die Fortuna geht durch den Wald; der eine lockt sie mit vorschriftsmäßiger List, sachte, sachte, hinter sich her; der andre bedrängt sie wie ein Boxer. So ist das Leben. Wie viele ergreifen die bürgerliche Art, weil die andre unzuverlässig scheint? Weil Solidität rentabel ist? Sind sie edler, oder bloß vorsichtiger? Sind sie von tieferer Sittlichkeit, oder mangeln ihnen Piratenkräfte? Würden sie nicht kratzen, hätten sie nur die Tatzen? So würde der spätere Ibsen fragen.

Die Gestalt des Steensgard ist wenig ausgebaut. Nur ein paar Umrisse. Nur ein bischen Werdegang: daß der Vater ein Pfandleiher, daß die Mutter ein rohes Weib war. Noch steht der Dichter nicht außerhalb der Gesellschaft, als an welchem Punkte die Ewigkeitsperspektiven anfangen. War der Vater Pfandleiher und die Mutter roh; war seine Sphäre so arm und seine Gaben so reich; kam er aus dem Trüben und fühlte die Sehnsucht nach dem Glanz: so hätten sich tiefere Standpunkte gegen ihn finden lassen, als Schadenfreude; und bessere Auswege als Verspottung. Verspottung durch wen? Durch den thätigen geregelten Durchschnitt; durch den Durchschnitt. Es gibt aber — ich finde kein anderes Wort, als ich es einmal gebraucht — etwas Menschliches noch in der erbärmlichsten Hochstapelei. Dieses Menschliche aufzuzeigen, ist die Sendung des Dichters. Blaße Schadenfreude zu wecken, ist seine Sendung nicht. Es kommt im Geringsten nicht darauf an, daß wir Zeugen einer Abführung sind, mag sie nach unserer Moral dreimal berechtigt sein. Nicht darüber sollen wir jauchzen, daß es Einem „gegeben“ wird, sondern darüber: daß der Sieger und der Geschlagene in ihrer Seele Wesenheit glänzend enthüllt werden, beide. Ja, der neue Dichter soll eher den sittlich Guten entlarven; er soll nicht den sittlich Schlechten verhöhnen. Dixi.

Aber wem sag' ich diese Weisheit? Dem Mann, von dem wir sie gelernt haben: dem Meister Henrik Ibsen. Er führt uns gegen sich, in der eigenen Laufbahn ein Entgötterer. Sein Emporsteigen ist immer ein Verwerfen. Jedes Ibsen'sche Drama hat nur Berechtigung für den Augenblick, in dem es geschrieben wurde. Die ganze Reihe, als Entwicklung betrachtet, hat ewige Geltung. Ewige? würde er fragen.

Gleichviel: das Bild dieses Schauspiels enthält Tröstliches für verzweifelte Köpfe auf dramatischem Gebiet. Man findet einen Riesen in vorgerücktem Alter noch recht klein. Wir sahen es an dieser Weltanschauung. Man findet zugleich den größten Dramentechniker aller Zeiten ganz schwach im Technischen. Ganz befangen in Scribe und Sardou; tastet ganz schwerfällig nach Kniffen, Verwechselungen, Ueberraschungen. Ein Kammerherr glaubt, sein Feind werde von einem Redner angegriffen; er selbst wird angegriffen; er hat falsch gehört. Eine Wirthin glaubt, der Held freie sie; er freit für einen anderen; sie hat falsch gehört. Zwei Männer treffen sich in einem wildfremden Haus, um Geschäftliches zu erledigen. Es trieft von Ränkeplänen; jeder neue Plan wird offenbart und der falschen Person offenbart. Kurz: ein verblüffendes Schauspiel. Muth, liebwerthe Zeitgenossen! Geschätzte Dramatiker Berlins! Wofern ihr noch nicht vierzig seid, ist die Hoffnung nicht verloren.

Freilich steckt in einer berühmten Episode dieses Werks die ganze Nora. Freilich steckt an hundert Orten, bald unterdrückt, der eingeborene Empörersinn, der bald den Aufruhr in die Gesellschaft tragen wird. Freilich sucht und wittert die Satire nach Gegenständen und will im Grunde keinen lassen heil von dannen ziehen. Freilich kündet sich schon die wundersame Kraft an, Charaktere durch langsame Entfernung der Hüllen auf eine neue Art zu gestalten; worin er nachmals ein Genie wurde.

Aber sonst . . . aber sonst? Muth, meine Lieben! Muth, Muth, Muth!

Alfred Kerr.

Ein Landerziehungsheim für Mädchen.

Vor dritthalb Jahren erschien in der „Nation“ (Jahrg. XV Nr. 25) unter der Ueberschrift „Erziehungsschule der Zukunft“ die Darstellung einer Knabenschule, die, von dem in Deutschland zur Zeit herrschenden Typus abweichend, an die erzieherischen Ideale der Salzmann, Pestalozzi, Herbart u. a. aufs Neue anknüpfte. Der Verfasser jenes Artikels, Dr. Hermann Lietz, plädirte in beredter Weise für die Verlegung der Erziehungsschule aufs Land. „In den Großstädten wird Erziehung immer unmöglicher.“ Auf dem Lande dagegen sind die Bedingungen für eine harmonische Ausbildung der verschiedenen körperlichen, praktischen, ästhetischen, ethischen, intellektuellen Fähigkeiten in weit höherem Grade gegeben. Dr. Lietz schilderte dann im Einzelnen die Ziele eines solchen, die körperliche wie die geistige Entwicklung des Knaben in gleicher Weise im Auge behaltenden, Landerziehungsheims und kündigte an, daß er den Versuch machen werde, eine derartige Schule, wie er sie, in gewissem Sinne vorbildlich, in der new school Abbotsholme in Derbyshire als Lehrer kennen gelernt hatte, auch in Deutschland ins Leben zu rufen. Da es sich um ein reines Privatunternehmen handelte, für das Seitens der öffentlichen Gewalten keinerlei Unterstützung beansprucht wurde und kaum besondere Sympathie zu erhoffen war, so erschien das Unternehmen sehr gewagt. Nur ein felsenfester Glauben an die Güte und Nützlichkeit der Sache und die zäheste Energie konnten die zahllosen Schwierigkeiten überwinden.

Diese Schwierigkeiten sind heute — nach kaum $2^1/_2$ Jahren — überwunden. Das von Dr. Lietz in Ilsenburg a. H. begründete Landerziehungsheim umfaßt heute über 60 Knaben, vertheilt auf 5 Klassen, die sich in jenem Erziehungsheim gesund und glücklich fühlen. Die von Zeit zu Zeit herausgegebenen Schulberichte lassen erkennen, daß die Eltern der Knaben — es werden nur körperlich und geistig durchaus gesunde Kinder aufgenommen — den verschiedensten Theilen Deutschlands angehören. Auch einige Ausländer sind darunter. Berlin ist besonders stark vertreten. Unter den Eltern der aus Berlin gekommenen Knaben befindet sich eine Anzahl in weiteren Kreisen bekannter Namen, wie Dr. Theodor Barth, Dr. Alexander Meyer, Frau Kommerzienrath Hedwig Heyl, Schauspieler Reicher, v. Egidy, Bankdirektor Koch, Dr. Heinrich Braun.

Eine Elternkonferenz, die um Pfingsten dieses Jahres in Ilsenburg stattfand, hat die zunächst Betheiligten erneut davon überzeugt, daß das Institut jeder Förderung werth ist.

Es lag nahe, die Prinzipien eines derartigen Erziehungsheims für Knaben auch auf die Erziehung von Mädchen zu übertragen; und es hat sich denn auch alsbald eine Dame gefunden, die mit ausdauerndem Eifer daran gegangen ist, ein Landerziehungsheim für Mädchen zu schaffen. Es ist die Frau des Professors an der Berliner Hochschule für Musik von Petersenn. Das Erziehungsheim wird im Oktober eröffnet. Bisher sind 5 junge Mädchen angemeldet. Ueber 20 Schülerinnen hinauszugehen liegt zunächst nicht in der Absicht der Frau von Petersenn. Zwölfjährige erhalten bei der Aufnahme den Vorzug.*)

Das Erziehungsheim liegt unmittelbar am Stolper See, ein paar Kilometer von der Eisenbahnstation Neubabelsberg bei Potsdam. Die Scenerie ist reizend. Der See bespült das Grundstück, das vom Walde umrahmt wird. Vor sich hat das Auge die Ortschaft Stolpe am Ende des

*) Wer sich näher zu orientiren wünscht, wende sich an Frau Professor von Petersenn in Stolpe bei Potsdam (Villa am See).

Sees und seitwärts höchst malerisches welliges Terrain, das gleichfalls von Wald bestanden ist. Eine geräumige Villa bietet zwanzig Schülerinnen bequem Platz. Der See gibt Gelegenheit zum Baden, Rudern und im Winter zum Schlittschuhlaufen.

Der wissenschaftliche Unterricht wird der einer höheren Töchterschule sein. Zeichnen und Handarbeit, Gärtnerei und Kochen, Buchführen und Hygiene sollen gelehrt, Uebungen im Sprechen des Englischen und Französischen nicht vernachlässigt werden.

Das Ziel ist wie im Lietz'schen Institut die möglichst gleichmäßige Ausbildung der körperlichen und der geistigen Fähigkeiten.

Eine Anzahl auf dem Gebiete der Erziehung hervorragender Persönlichkeiten wie Professor Dr. W. Rein in Jena, Professor Dr. Zimmer, Professor Dr. Pfleiderer, Professor Dr. Fick, Frau Hedwig Heyl, Hanna Mecke (Comeniushaus, Kassel) haben ihr lebhaftes Interesse an diesem Landerziehungsheim für Mädchen bekundet. Hoffen wir, daß das Unternehmen von einem ähnlichen Erfolg begleitet wird, wie das Institut des Herrn Dr Lietz in Ilsenburg.

A. C.

Vom nordischen Volkshochschul-Kongreß.

Der fünfte nordische Volkshochschul-Kongreß wurde vom 14. bis 16. August d. J. in Seljord in Norwegen abgehalten und war von 400 Personen besucht, von denen 60 von Dänemark, 30 von Schweden, 12 von Finland und die übrigen von Norwegen waren. Der erste derartige Kongreß wurde 1883 in Testrup in Dänemark abgehalten, der zweite 1885 in Engatun in Norwegen, der dritte in Hoilau in Schweden und der vierte in Askov in Dänemark im Jahre 1894. Im letztgenannten Ort befindet sich bekanntlich die berühmteste Volkshochschule, die diesen Sommer von 150 Studenten besucht wird, welche dem Kongreß ein Begrüßungstelegramm sandten. Zu Askov, das halbwegs zwischen Fredericia und Esbjerg liegt, befindet sich auch eine Musterbutterfarm — die dänische Butter hat sich bekanntlich die ganze Erde erobert, und der Export der landwirthschaftlichen Produkte hat Dänemark zu dem heute nächst England relativ reichsten Lande gemacht. In Finland gibt es gegenwärtig 22 Volkshochschulen, von denen 16 finnisch und 6 schwedisch sind. In Schweden selbst zählt man heute 29 Volkshochschulen. Die Schüleranzahl beträgt für die ganze Zeit, seit welcher es Volkshochschulen in Schweden gibt (1868—1900), 24 925. Der Staatszuschuß ist vom Jahre 1901 an auf nahezu das Doppelte, nämlich 120 000 Kronen (= 134 400 Mark) erhöht worden; davon werden an Stipendien an Minderbemittelte 25 000 Kronen (= 28 000 Mark) gezahlt.

Seljord, wo der diesjährige Kongreß stattfand, liegt ziemlich abseits vom großen Verkehr: erst muß man 204 km auf der schmalspurigen Bahn bis Skien fahren, darauf zu Schiff durch Kanäle und Seen bis Koiteseid und schließlich noch 17 km mit dem Wagen. Daß für ist dies in der Provinz Telemarken gelegene Seljord vermöge seines reichen Volkslebens besonders geeignet zur Abhaltung eines derartigen Kongresses.

Am Morgen des 14. August versammelten sich die Kongreßmitglieder in der alten Kirche von Seljord, wo der norwegische Kultusminister, Staatsrath Berelsen, eine Predigt hielt über das Christenthum als das Salz der Erde und das Licht der Welt: es sei besonders die Aufgabe der Vertreter des Volkshochschulgedankens dieses „Salz" zu wahren und das Licht der Wahrheit zu verbreiten.

Im weiteren Verlaufe des Kongresses wurde eine Reihe von Vorträgen gehalten, an die sich lebhafte Diskussionen schlossen. Ueberall wurde betont, daß die Volkshochschulen vor allem das innere Leben zu fördern und zu bereichern suchen müßten, daß dies aber weniger durch Bücher und leere Kenntnisse, als durch das lebendige Wort zu geschehen habe — gibt es doch in Kopenhagen eine Schule (det danske Selskabs Skole), welche grundsätzlich den Schülern kein gedrucktes Buch in die Hand gibt. Weiter hielt J. Appel, Lehrer an der Volkshochschule in Askov, einen Vortrag über die Bedeutung der Naturwissenschaft für die Volksaufklärung, ferner F. Lindsberg einen solchen über die Volkshochschule und die Kulturbewegung der Arbeiter, Dr. J. Nörregård über Zusammenleben in den Volkshochschulkreisen, Frau Ragna Nielsen über das Stimmrecht der Frauen und B. Ullmann, der bekannte norwegische Politiker und Stortingspräsident, über die Voraussetzungen der nordischen Volkshochschulen. Die Verhandlungen wurden von einem Dänen, Dr. Jens Nörregård, am 2. Tage von einem Schweden, dem Schulvorstand H. Odhner und am 3. Tage von einem Norweger, Herrn Kuløy, geleitet Herr und Frau Ullmann waren gewissermaßen die Gastgeber: wie die Volkshochschule ein Heim sein soll, so waren die Vertreter der Volkshochschulbewegung hier im Ullmann'schen Familienheim vereinigt.

Besondere Bedeutung durften die Verhandlungen über das kulturelle Zusammenarbeiten der skandinavischen Völker beanspruchen. Man betonte, daß durchaus kein Hinderniß vorliege, daß ein Schwede ein Jahr in einer dänischen Volkshochschule unterrichte und umgekehrt. Lars Eskeland brachte vor, daß die Bewegung für die Beibehaltung des norwegischen Volksdialektes mit der nordischen Zusammenarbeit vereinbar sei; diese Bewegung wolle eine Sprache schaffen, die voll und klar ausdrücke, was das Herz des Volkes bewegt; das aber vermöchte die dänisch-norwegische Sprache nicht. Ullmann berührte die Beziehungen zwischen Schweden und Norwegen und erklärte, daß ein Krieg zwischen diesen Ländern völlig unmöglich sei: „Wir müssen", sagte er zu den Schweden gewandt, „uns die Hand reichen und einander zu verstehen suchen und geloben, Zwistigkeitsfragen nie anders zu lösen als auf dem Wege gegenseitiger Ueberzeugung".

Dieses Streben nach Zusammenarbeit und Zusammenschluß bildet heute eine tiefgehende Strömung in den skandinavischen Ländern. Ihr wesentlich dient der Volkshochschulbund in Skandinavien und die Volksaufklärungsgesellschaft der Studenten in Finland. Von vielen Seiten wünscht man geradezu eine nordische Union. Als kürzlich der Studentengesangverein von Helsingfors eine Tournee durch Skandinavien unternahm, waren die Zeitungen voll von spaltenlangen Artikeln, die von einem inneren, wenn nicht gar politischen Zusammenschluß aller skandinavischen Länder handelten, so daß man sich mit Verwunderung frug, was denn die Reise eines Studentengesangvereins mit Politik zu thun habe. Und Aehnliches wiederholte sich bei der skandinavischen Tournee des philharmonischen Orchesters von Helsingfors. Dann kam der nordische Kongreß der Aerzte, dann derjenige der Gegner des Alkoholgenusses, und nun der Volkshochschulkongreß; überall dasselbe Sehnen nach Zusammenschluß. „Die kleinen Nationen sind für sich allein ohnmächtig und müssen sich zusammenschließen" — solche Worte hört man tagtäglich oben im Norden.

H. P.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, W. Zietenstraße 27.

Briefkasten der Redaktion.

Pl. in Kohlhof. Schönsten Dank und Gruß.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 50. Berlin, den 15. September 1900 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1\frac{1}{2}$–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3\frac{3}{4}$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Jeder Zweifel ist heute darüber so gut wie ausgeschlossen, daß neben Rußland auch Frankreich und die Vereinigten Staaten bereit sind, sich zu dem Petersburger Programm in Bezug auf die Räumung von Peking zu bekennen. Ob diese Räumung unmittelbar erfolgt oder erst demnächst, ist von geringerer Bedeutung. Das Entscheidende bleibt, daß die drei Staaten und vor Allen Rußland und in seinem Gefolge Frankreich zu einer Seperataktion entschlossen sind.

Diese Seperataktion macht zunächst den Oberbefehl des Grafen Waldersee über alle Truppen illusorisch; es heißt doch Schatten nachjagen, wenn man an die Möglichkeit dieses Oberbefehls auch jetzt noch glauben will. Wie kann der geübt werden, wenn eine Anzahl Mächte aus militärischen und politischen Rücksichten ihre Truppen zurückzieht, und wenn jene Macht, die den Oberbefehlshaber gestellt hat, diese Truppenbewegungen nicht mitzumachen wünscht und sie politisch und militärisch für verfehlt hält. Nur politische Illusionäre können unter diesen Umständen wähnen, daß eine ersprießliche Ausübung seiner Funktionen sich für den Oberbefehlshaber ermöglichen läßt. Verabschieden wir diese Phantasie endgültig; es ist übrigens wirklich nicht so schwer, sich von ihr zu trennen, und rechnen wir nur noch damit, daß jedenfalls an der Spitze der deutschen Truppen in Ostasien ein Offizier von höchstem Range stehen wird.

Diese thatsächliche Eliminirung des deutschen Oberbefehls ist jedenfalls Rußland und Frankreich angenehm; Rußland, weil es zur Erhöhung des deutschen Prestiges in Ostasien nicht beitragen wollte, und Frankreich, weil es seine Truppen einem deutschen Offizier nicht unterstellen mag. Wir aber haben nichts Reales verloren und sind nur eindrucksvoll belehrt worden, daß Oberbefehlshaber sich nicht Koalitionsheeren oktroyiren lassen. Mögen diese Lehre jene beherzigen, für die es eine Lehre ist; die Masse der Bevölkerung war nie darüber im Zweifel, daß nur, wenn die Mächte die Kommandogewalt dem Deutschen Reiche aufgedrängt hätten, man sie hätte annehmen können — wenngleich mit schwerem Herzen in Voraussicht einer fatalen Entwicklung, wie sie im entgegengesetzten Falle natürlich unmittelbar eintreten mußte und eingetreten ist.

Nur eins bleibt uns übrig: Das Kapitel Waldersee so schnell wie irgend möglich zu schließen und ohne auch nur den Versuch zu machen, auf diesem Titelgebiet doch noch zu triumphiren. Diese Phantasmagorie ist keiner Anstrengung werth.

Man kann sich darüber nicht täuschen, daß die separate militärische Aktion zugleich die Einleitung zu einer separaten politischen Aktion Seitens Rußlands, Frankreichs und der Vereinigten Staaten sein wird; mit anderen Worten, die drei Mächte werden versuchen, ihrerseits schnell zu einem vortheilhaften Frieden mit China zu gelangen.

Für Rußland ist das leicht; es diktirt von seiner Stellung in der Mandschurei aus den Frieden, den das zusammengebrochene China annehmen muß, und den eine Großmacht zu verhindern schwerlich sich gedrungen fühlen wird; für Frankreich ist es nicht ganz so leicht, mit China in's Reine zu kommen; aber die russische Hilfe wird sich in diesem Falle bewähren, und sie wird wohl auch den Vereinigten Staaten um so eher zu Theil werden, da man in Washington desto bescheidener sein wird, je gebotener es ist, sich von dem Vorwurf zu reinigen, daß McKinley eine imperialistische Politik auch gegen China verfolgen wolle.

Diese Politik der drei Staaten ist eine egoistische, vielleicht auch eine kurzsichtige. Vorübergehend wird

der russische Einfluß gewiß außerordentlich wachsen; übermächtig ist er zu Zeiten auch in Konstantinopel gewesen; allein wie die türkische Frage, so wird die chinesische Frage noch die größten Wandlungen durchmachen. Möglicherweise kommen schnell genug neue Erschütterungen, und es scheint recht wahrscheinlich, daß durch die Spaltung der Mächte sich die fremdenfeindliche Partei im Reiche der Mitte ermuthigt fühlen wird, in gegebner Zeit den Kampf von Neuem aufzunehmen. Damit kann sich Rußland leichter abfinden, und in den Vereinigten Staaten läßt man für zukünftige Schwierigkeiten kommende Männer sorgen. Anders schon steht es mit Frankreich. Frankreich nimmt für sich das Recht in Anspruch, die Vormacht für alle Katholiken in Ostasien zu sein; auf dieses bestrittene Recht legt Frankreich einen großen Werth. Wie kann diese Stellung nun aufrecht erhalten werden, wenn die Republik in der Gefolgschaft des griechisch-katholischen Rußland eine Politik verfolgt, die nicht die geringste Rücksicht auf die katholischen Orden in Ostasien nimmt, und die diesen nicht die geringste zukünftige Sicherheit bietet; den eigenen Handeltreibenden natürlich ebensowenig.

Diese Sünden werden sich wohl später rächen; das ist abzuwarten; für uns fragt es sich, was hat Deutschland im Augenblick zu thun. Eines, das muß auf das Stärkste hervorgehoben werden, ganz gewiß nicht. Nur die Gesammtheit der Mächte wäre im Stande gewesen, eine Reorganisation des chinesischen Staates anzubahnen, die allen zivilisirten Mächten zu Gute gekommen wäre. Diese Aufgabe allein und im Gegensatz zu starken europäischen Kontinentalmächten durchzuführen, kann nicht unseres Amtes sein; unter keinen Umständen dürfen wir uns auf dieses unübersehbare Problem in weiter Ferne und ohne jede feste Opperationsbasis einlassen.

So verbleibt uns denn eine doppelte Aufgabe. Nach internationalem Brauch hat eine entsprechende Sühne für die Ermordung unseres Gesandten zu erfolgen, und wir haben unsere begrenzten Interessen in Schantung zu schützen, die bisher ernstlich niemals bedroht waren, und schließlich müssen wir sehen, eine entsprechende Entschädigung für die Kosten unserer militärischen Expedition zu erlangen. Sind wir stark genug, um in Peking bleiben zu können, so wird es möglich sein, die Sühne für den Tod des Gesandten in der Weise zu erhalten, daß wir unseren Abzug von der vorangegangenen Regelung dieser Frage abhängig machen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß unser Abzug den Chinesen werthvoll genug erscheint, um dafür das von uns zur Aufrechterhaltung unseres Prestiges geforderte Opfer zu bringen. Wäre aber diese Frage erledigt, so können wir mit unseren Beschwerden genau in die Linie der anderen Mächte rücken, und entsprechend dem Vorgehen der anderen können wir unsere Interessensphäre schützen und zu unserer Indemnität zu kommen suchen.

Die Auseinandersetzungen zwischen Rumänien und Bulgarien haben an Schärfe nichts verloren. Auf beiden Seiten spielt man mit dem kriegerischen Feuer; das ist immer gefährlich, abgleich man an den Ernst der Gefahr in Westeuropa noch nicht glauben will und man annimmt — hoffentlich mit Recht, daß es gelingen wird, Bulgarien zur Raison zu bringen.

Eine Balkankonflagration könnte die Welt neben der chinesischen Frage gerade noch gebrauchen.

Der Reichsrath in Oesterreich ist aufgelöst worden. Warum sollte man hoffen, daß das neugewählte Abgeordnetenhaus arbeitsfähiger und arbeitswilliger sein wird, als das aufgelöste? Auch ein Optimist wird schwerlich stichhaltige Gründe für diese Annahme anzuführen vermögen.

Aus Südafrika kammt die Nachricht, daß Präsident Krüger auf portugiesisches Gebiet übergetreten ist. Die Tragödie wird nun schnell zu Ende gehen tratz einzelner Guerillavorstöße der Buren, die sich noch hier aber dort in den Republiken ereignen mögen.

In Norwegen haben die Wahlen zum Starthing stattgefunden; die Linke ist 77, die Rechte 37 Mann stark zurückgekehrt. Diese Linke mit dem gesunden Unabhängigkeitssinn steifnackiger Bauern verfügt also wiederum über die erdrückende Majorität.

Ein furchtbarer Orkan hat Galveston in Texas heimgesucht; es scheint, daß die Stadt nahezu vernichtet ist, und Tausende von Menschen sollen umgekommen sein. Das Unglück wird nach dadurch gesteigert, daß man fürchtet, die verwesenden Leichen werden eine Epidemie erzeugen.

Der Herzog der Abruzzen ist von seiner Nordpolexpedition zurückgekehrt; nicht er selbst, der durch Krankheit verhindert war, aber doch ein Theil der Schiffsbesatzung ist bei der Landexpedition bis zu 86° 33' nördlicher Breite vorgedrungen; das ist nördlicher, als es Nansen gelungen ist, zu kammen. Diese That des Prinzen aus königlichem Hause verdient alle Anerkennung; es ist eine ernste große Leistung im Dienste der Wissenschaft.

Die deutschen Antisemiten haben sich gespalten; Herr Liebermann von Sonnenberg ist mit einer Anzahl Anhänger aus der Partei ausgetreten; diese Elemente betrachten sich nur noch als Hilfsmannschaft des Bundes der Landwirthe und der Konservativen; die anderen prätendiren eine selbständige politische Richtung mit radikaleren Grundsätzen vertreten zu wollen.

Die parlamentarische Bedeutung für den Antisemitismus ist überhaupt vorbei; alle seine „Richtungen" von Ahlwardt bis Stöcker sind zu kompromittirt, um das helle Tageslicht der Volksvertretung vertragen zu können.

* * *

Persönliches Regiment.

Der Einfluß der Krone in monarchisch regierten Ländern läßt sich verfassungsmäßig nur sehr unvollkommen feststellen. Es gehört zum Wesen einer monarchischen Staatseinrichtung, daß der Monarch unabsetzbar ist und daß er seine Rathgeber, die Minister, d. h. die Vertreter der Exekutive, selbständig wählen kann. Auch in England ist die Krone in dieser letzteren Funktion durch die Verfassung nicht beschränkt. Die Beschränkung ist vielmehr eine thatsächliche. Die Krone in England findet seit langer Zeit keine Minister, die es unternehmen würden, gegen eine Majorität des Unterhauses zu regieren. Es bleibt ihr deshalb nichts anderes übrig, als ihre Minister aus der Majorität des Parlaments zu nehmen; oder wenigstens aus der Partei, welche die Mehrheit im Parlament besitzt, denn es ist auch in England keine ausnahmslose Regel, daß ein Kabinetsmitglied im Parlament sitzen muß. Gladstone z. B. war in dem Ministerium Peel, das von Herbst 1845 bis Mitte des Jahres 1846 bestand, Kolonialminister, aber während der ganzen Zeit ahne parlamentarisches Mandat. Sollte das englische Parlament sich einmal in eine größere Anzahl von Parteien spalten und die Gruppirung mehrerer Parteien zu einer festen Mehrheit, die schon jetzt nicht immer ganz leicht ist, unmöglich werden, so würde auch in England die Krone in die Lage kommen können, mit Vertretern einer parlamentarischen Minderheit regieren zu müssen, die von Fall zu Fall suchen würden, für ihre Maßnahmen die parlamentarische Unterstützung anderer Parteien zu erwirken. Damit würde naturgemäß der unmittelbare Einfluß der Krone wachsen, und ein neuer Georg III. könnte ernst-

lich daran denken, eine ähnliche Regierungsform durchzuführen, wie sie heute in Deutschland unter Wilhelm II. in Uebung ist. Immer natürlich vorausgesetzt, daß er Minister fände, die Neigung verspüren würden, im zwanzigsten Jahrhundert den Lord Bute zu spielen.

Andererseits brauchte weder in unserer deutschen Reichsverfassung noch in der Verfassung des preußischen Staates auch nur ein Wort verändert zu werden, und die Beeinflussung der politischen Geschäfte durch die Krone ließe sich dennoch auf das Maß des Einflusses zurückdrängen, den die Krone in England heute thatsächlich besitzt.

Mit anderen Worten, das persönliche Regiment ist weder in Deutschland noch in Preußen mit der Verfassung verknüpft. Eher schon könnte man fragen, ob es so, wie es bei uns gehandhabt wird, in allen Punkten der Verfassung — bei sinngemäßer Auslegung derselben — entspricht. Jedenfalls hindert die Verfassung durchaus nicht, das persönliche Regiment nach den Bedürfnissen des Landes zu modifiziren.

Daß eine derartige Modifikation der öffentlichen Meinung Deutschlands in steigendem Grade wünschenswerth erscheint, wird heute selbst ein leidlich aufrichtiger Höfling nicht mehr zu bestreiten wagen. Das persönliche Regiment, das bei der Entlassung Bismarck's in dem geflügelten Worte Ausdruck fand: Der Kaiser wolle von jetzt ab sein eigener Kanzler sein: hat von Jahr zu Jahr in immer weiteren Kreisen patriotische Beklemmungen und steigendes Unbehagen hervorgerufen. Seitdem unsere Chinapolitik aber so impulsiv geworden ist und die Waldersee-Affaire einen so blamablen Verlauf nahm, hat die in der öffentlichen Meinung längst vorhandene Strömung gegen ein persönliches Regiment einen reißenden Charakter bekommen. Rechtsnationalliberale Blätter wie die „Rhein.-Westf. Zeitung" äußern sich über dies Thema so, daß der „Vorwärts" ihren Ausführungen beim Abdruck nichts hinzuzufügen hat, und das Hauptorgan der sächsischen Konservativen, die „Dresdener Nachrichten", bezeichnet es als eine Pflicht des Reichstags, „mit Entschiedenheit darauf zu dringen, daß die unverantwortliche rein persönliche Politik endlich aufhört".

Man kann geradezu behaupten, über keinen Punkt in der gesammten Politik herrscht heute in Deutschland unter allen Parteien eine solche Uebereinstimmung, wie über diesen. Es ist deshalb auch gar nicht erforderlich, den Ursachen dieser auffallenden Erscheinung im Einzelnen weiter nachzugehen. Der Respekt gegen den Träger der Krone läßt es angezeigt erscheinen, nur das schlechterdings Nothwendige bei der Erörterung dieser delikaten Frage zu sagen. Aber das Nothwendige möglichst offen und so bald wie möglich zu sagen, ist unerläßlich.

Alle Welt empfindet es, daß Deutschland und Preußen aus den engen Verhältnissen früherer absolutistischer Zeiten herausgewachsen sind, daß heute selbst ein politisches Genie wie Friedrich der Große sich auf die oberste Kontrole beschränken und auf direkte Eingriffe in die Regierung des Landes Verzicht leisten müßte.

Wenn nun das Bedürfniß einer Aenderung der gegenwärtig bei uns herrschenden Regierungsmethode allgemein empfunden wird, was kann geschehen, damit diesem Bedürfniß Genüge geschehe?

Daß der Kaiser von der Stimmung der Bevölkerung bereits ein deutliches Bild haben sollte, ist nicht wahrscheinlich; dazu ist der höfische Dunstkreis, der sich auch noch um moderne Kronen lagert, zu dick und die höfische Schmeichelei gewohnheitsmäßig zu stark ausgebildet. Den politischen Rathgebern der Krone erwächst deshalb die — nicht gerade bequeme, aber in ihren Pflichtenkreis fallende — Aufgabe, den Träger der Krone über die immer deutlicher hervortretende Stimmung des Volks aufzuklären. Hält der Kaiser die Rathgeber, die sich dieser Aufgabe unterziehen, für falsch informirt oder ist er aus anderen Gründen nicht gewillt, eine Aenderung in der Regierungsmethode eintreten zu lassen, so ist der gegebene Ausweg das respektvolle Demissionsgesuch des Ministers, dessen Rath bei der Krone nicht die gebührende Berücksichtigung findet.

Da die öffentliche Kritik den Monarchen selbst zu schonen hat, so bleibt ihr nichts übrig, als die Minister dafür verantwortlich zu machen, daß das persönliche Regiment fortdauert. Sie können sich nicht damit herausreden, daß sie die direkten Eingriffe des Monarchen nicht zu verhindern vermöchten und daß auch die Verfassung dazu keinen formellen Anhalt biete. Darauf gibt es immer wieder die eine Antwort: dann müßt Ihr eben nicht länger Minister sein. Vielleicht kommen dabei andere, noch gefügigere Minister ans Ruder. Das ist möglich. In diesem Falle wird die öffentliche Kritik den Nachfolgern beizubringen haben, was sie dem Lande schuldig sind. Ist die öffentliche Meinung entschlossen, keinen Pardon zu geben, so wird sich schließlich kein Staatsmann, der noch irgend etwas zu verlieren hat, mehr finden, welcher die dornenvolle Aufgabe, der verantwortliche Vollstrecker eines persönlichen Regiments zu sein, wird übernehmen wollen.

Der Prozeß kann unter Umständen lange dauern; aber es bleibt nichts übrig, als ihn anzustrengen, — wenn es nicht gelingt, im Interesse aller Theile, zu einer gütlichen Verständigung zu gelangen.

Th. Barth.

Württembergische Landespolitik.

Alle politischen Gegensätze, die in Deutschland lebendig sind und in den letzten Jahren fast noch mehr als früher dem innerpolitischen Leben den Charakter einer geraden und einheitlichen Entwicklung entzogen haben, sind fast vollzählig auch in Württemberg vorhanden und an der Arbeit. Nur die Mischungsverhältnisse mögen etwas anders sein. Da ist der im Beamtenthum wurzelnde Nationalliberalismus, der die gleiche Entwicklung wie im übrigen Reiche durchlaufen hat und einen geschmälerten, indirekt aber immer noch recht erheblichen Einfluß besitzt. Wir haben auch die konservative Richtung, welche, gestützt auf die protestantische Geistlichkeit und die stillen Zusammenhänge des im Land einst starken Pietismus, ein wenig angeschwollen ist, seitdem sie sich mit der Bauernbundsbewegung verschwistert und sich äußerlich eine talmidemokratische Tünche gegeben hat. Die agrarische Strömung selbst, durch Rentamtmänner, Schultheißen und Berliner Subsidien poussirt, hat an ein paar Stellen in der Breite gewonnen. Der katholische Konfessionalismus in seiner politisch schillernden Erscheinungsform ruht auch bei uns, scheinbar sicherer als je, auf dem festen Gebälk der kirchlichen Organisationen, und der Parteieifer der katholischen Geistlichen trägt die Centrumsflagge wie eine Prozessionsfahne durch die Kirchengemeinden, während die parlamentarischen Vertreter die politischen Gegensätze der nicht konfessionellen Gruppen zu parlamentarischer Machtsteigerung mehr oder weniger geschickt zu benützen suchen. Die Volkspartei, welcher die Freisinnigen aller Nuancen theils angehören, theils zuneigen, hat in einem gewissen demokratischen Empfinden der schwäbischen Alemanen recht feste Wurzeln, was natürlich nicht verhindert, daß sie sich, seitdem sie zur relativ stärksten Gruppe herangewachsen ist, einer rastlosen Eifersucht aller anderen Parteien gegenübergestellt sieht. Stark gewachsen endlich ist mit dem gewerblichen und industriellen Aufschwung, der erfreulicher Weise auch an Württemberg nicht vorübergegangen ist, die sozialdemokratische Partei, die, um sich zu vergrößern, natürlich auch die demokratische Partei möglichst zu verkleinern sucht; bei welch löblichem Thun ihr alle diejenigen rechtsstehenden Politiker sehnlichst Erfolg wünschen, die ahnen, daß man in Württemberg einen nachhaltigen Einfluß demokratischer Ideen dann weniger zu besorgen hat, wenn die bürgerlich demokratische Partei geschwächt wird. Noch ist einer merk-

würdigen Erscheinung zu gedenken; der Adel als solcher fällt als politischer Faktor in einem Land ohne Landräthe nicht so stark ins Gewicht wie im Norden, aber durch eine spanische Einrichtung, welche den „Rittern" neben einer besonderen Adelskammer auch noch 13 Sitze und der Geistlichkeit 9 Sitze im Abgeordnetenhaus zu Erblehen gegeben hat, ist dem Adel doch auch hier ein ungesundes Uebermaß von Einfluß zugeschoben.

Zum letzten Mal vor 6 Jahren war der Landtag gewählt worden, in dem durch das Prisma der Wahl sieben Farben des politischen Regenbogens und ihre Lichtstärke zur Erscheinung kamen. Der Landtag wird, abgesehen von den 23 „Privilegirten" durch das allgemeine, direkte, geheime Wahlrecht berufen und zählt insgesammt 93 Abgeordnete. Damals hatte die Volkspartei in einem sehr heißen Kampf schon in der Hauptwahl, dann aber auch durch die Stichwahlen sehr erhebliche Erfolge errungen; sie verfügte über 31, die nationalliberale Partei über 12, das Centrum über 18, die sozialdemokratische Partei über 2 Sitze, während die konservative Partei 1 Sitz erlangt hatte; 6 Abgeordnete, meist zwischen Volkspartei und Deutscher Partei stehend, gehörten keiner Partei an, der Rest war, wie bemerkt, „privilegirt".

Es ist im Hinblick auf gewisse politische Probleme und Phasen, die sich anderswo wiederholen können, auch für die Kreise außerhalb Württembergs lehrreich und lohnt die Mühe, zu überblicken, in welcher Art und Richtung dieser politische Apparat, dem, wie im Reich, eine Regierung ohne Regierungspartei gegenüber stand, in diesen 6 Jahren funktionirt hat.

An sich wäre die Lage für den Liberalismus außerordentlich günstig gewesen. Volkspartei und Nationalliberale verfügten zusammen mit den zwischen ihnen stehenden Politikern über eine absolute Mehrheit, und dieselbe schien zudem, da die nationalliberale „deutsche Partei" ihr Wahlprogramm dem der Volkspartei fast vollständig angenähert hatte, von den Wählern mit einem einheitlichen Reformmandat betraut zu sein. Diese Mehrheit konnte, von der öffentlichen Meinung getragen, eine entschieden liberale und aufrichtig tolerante Regierung verlangen und stützen, die längst nöthigen Reformen durchsetzen, die Verwaltung gründlich und wohlwollend überwachen und dem Land einen harmonischen Fortschritt gewährleisten. Das mußte sich um so leichter durchführen lassen, als die Volkspartei keine einzige Forderung aufgestellt hatte, die ein aufrichtiger Liberaler nicht hätte acceptiren können; und auch die parlamentarische Art der Vertretung jener Forderungen bot keinen Vorwand für die Ablehnung.

Aber im politischen Leben geschieht häufig gerade das Erwartete nicht. Zwar die Regierung selbst war kein Hinderniß dieser Entwicklung und der Träger der Krone soll nach den Wahlen ausdrücklich ein konstitutionelles Vorgehen verlangt oder gutgeheißen haben. Dagegen erwies sich die deutsche Partei — allerdings mehr die Presse und die parlamentarisch unverantwortlichen nicht parlamentarischen Offiziere und Unteroffiziere als die Abgeordneten — leider als untauglich für eine solche Politik fortschrittlicher Konzentration. Um ja nicht das Ansehen „dieses" Landtags zu mehren, dessen Zusammensetzung eine Verurtheilung ihrer jahrzehntelangen Unthätigkeit enthielt, waren sie von Anfang an lüstern, dessen politische Arbeit als unfruchtbar diskreditiren zu können; es verlangte sie darnach, ihre unterlegenen Kandidaten und das politische Fiasko eines wenig geschickten Führers zu rächen, dem sich der Landtag dauernd verschlossen und nur der Staatsrath geöffnet hatte.

Diese Gesinnung, obwohl selbstverständlich nicht eingestanden, explodirte in einer Reihe von kompromittirenden Akten. So hat gleich am ersten Tag des neuen Landtags die nationalliberale Fraktion ihr Herz entdeckt: sie verleugnete den parlamentarischen Brauch, daß die relativ stärkste Fraktion den Präsidenten stellt und befehdete mit dem Mittel eines Adelskartells die erfolgreiche Präsidentschaftskandidatur des volksparteilichen Abgeordneten Payer; sie verleugnete ferner, um einen sofortigen Vorstoß für die Reformen zu vereiteln, die konstitutionelle Uebung einer Thronredeadresse und suchte in ihrer Presse diese sich außerordentlich wirksam erweisende Propaganda zu kreuzen; sie griff, als dies mißglückt und vom Minister Mittnacht „mit einem hörbaren Ruck" eine förmliche Zusage der verlangten Reformen gegeben war, darüber den Ministerpräsidenten in ihrer Presse feindselig an, er habe über die Köpfe seiner Mitminister eine fortschrittliche Schwenkung vollzogen; sie lancirte ein Märchen von „nächtlichen" Zusammenkünften des Ministerpräsidenten mit demokratischen Abgeordneten; dann, als die Regierung einen liberalen Verfassungsentwurf unter Kassirung der Privilegirten wirklich vorlegte, ließ sie diesen zuerst von ihrem Führer als „Wechselbalg" verhöhnen, und sie wehklagte in alarmirenden, auf den Hof und die Bureaukratie berechneten Leitartikeln über das „demokratische" Ministerium, dasselbe Ministerium, in dem ihre nächsten politischen Verwandten saßen; sie leitete, als das Ministerium ein Gesetz zur alsbaldigen Abschaffung der Lebenslänglichkeit der Ortsvorsteher, also wieder zur Verwirklichung ihrer eigenen Wahlforderung, vorlegte, eine Durchbrechung des Gesetzentwurfs in die Wege und ermuthigte durch ihre Angriffe auf den „verfrühten" Entwurf den Referenten der Adelskammer — einen seiner Zeit von den Nationalliberalen in den Reichstag gesandten, seither in die erste Kammer avancirten Staatsbeamten — zu dem erfolgreichen Antrag auf Verwerfung auch der anderen Gesetzeshälfte; sie erklärte jede Steigerung des Budgetrechts der greisenhaften Adelskammer für einen Verrath am Volksrecht und sie ließ die Volkspartei im Stich, als diese sich im Steuerreformentwurf einen von der Adelskammer in den Entwurf eingeschmuggelten Machtzuwachs der Standesherren nicht abtrotzen lassen wollte; sie echauffirte sich heute über den „Radikalismus" der Volkspartei und spottete, wenn das nicht zog, morgen über deren „Regierungsfreundlichkeit"; sie griff die Volkspartei wegen eines thatsächlich nie existirenden Bundes mit dem Centrum an und rührte keinen Finger, als die Volkspartei sich gegen die Haltung des Centrums energisch zur Wehr setzte, und sie hat zuletzt durch den Abschluß eines förmlichen Kartells mit Bauernbund und Konservativen sich mit einem antiliberalen Widerstand öffentlich verbündet!

So bot die deutsche Partei, welche unermüdlich behauptete, die Reformen selbst zu wollen, gleichzeitig aber den Reformfeldzug kreuzte und abflaute, das triste Schauspiel einer widerspruchsvollen Politik und einer politischen Tartüfferie. Die Thatsache, daß zahlreiche Mitglieder der häufig führerlos irrenden Partei mit diesem Zickzack nicht einverstanden waren oder denselben nur unbewußt mitmachten, benimmt diesem bald offenen, bald heimlichen, bald direkten, bald indirekten Widerstand nichts von seiner schädigenden Gesammtwirkung:

Die Privilegirten, welche nach dem bei der Adreßdebatte gefällten Verdikt nichts mehr zu hoffen gewagt hatten, wurden gesteift; dem Centrum war vorgearbeitet, unter plötzlicher Schwenkung dem von der deutschen Partei unermüdlich angemäkelten Verfassungsentwurf mit konfessionellem Geschütz in den Rücken zu fallen, und, weil eine Zweidrittelsmehrheit erforderlich, im letzten Augenblick den Todesstoß zu geben; die öffentliche Meinung wurde durch all diese labyrinthischen Kreuz- und Querzüge systematisch verwirrt und die durch den ersten politischen Anprall einer geschlossenen Volkskundgebung vorwärts getriebene Regierung wurde verführt, allmählich wieder in eine ganze oder halbe Passivität zurückzusinken.

Die Mehrzahl der Minister sind, wenigstens zu fünfundsiebzig Prozent, selbst nationalliberal. Allerdings gilt das nicht von dem Ministerpräsidenten Mittnacht, den eben deshalb die deutschparteilichen Organe theils offen drohend, theils versteckt so heftig angegriffen hatten, daß er zweimal im Landtag scharf mit der deutschparteilichen Presse abrechnete, die sich nach dem Tag seiner Amtsniederlegung sehnt.

Man erkennt, die Lage war für die Volkspartei mit ihrem Stimmendrittel politisch und taktisch ziemlich komplizirt, und es ist eigentlich ein Wunder, daß die Geschäfte des

Landtags trotzdem gerade in dieser Periode einen ganz ungewöhnlich wirkungsvollen Verlauf nahmen. Der Landtag 1895/1900 hat seine Vorgänger an gesetzgeberischem Arbeitsmaß entschieden übertroffen, und gerade die Konkurrenz der verschiedenen Gruppen wirkte in dieser Richtung stimulirend. Eine Reihe wichtiger Gesetze wurde verabschiedet, keines von ihnen erhielt ein reaktionäres Gepräge, und auf zahlreichen Gebieten hat sich eine gesteigerte Initiative des Landtags fühlbar gemacht.

So wurde, um nur Einiges zu erwähnen, die politisch und juristisch nicht einfache Arbeit des Uebergangs vom württembergischen Landrecht zum Bürgerlichen Gesetzbuch in gründlichen Debatten verhältnißmäßig befriedigend vom Landtag gelöst, und die Frage der zivilrechtlichen Verantwortung von Staat und Gemeinde für Fehler ihrer Beamten ist in keinem Ausführungsgesetz in einem gleich bürgerlichen und unbureaukratischen Sinne entschieden worden, wie in Württemberg. Das Wahlkouvert und der Isolirraum sind endgültig erobert und treten bei der nächsten Wahl in Thätigkeit. Der Flugblattagitation, welcher der Staatsanwalt und ein einseitiger Richterspruch hemmend entgegengetreten waren, wurde durch ein aus dem Initiativrecht der zweiten Kammer hervorgegangenes, authentisch interpretirendes Gesetz die freie Bahn geöffnet. Im Gebiet der Volksschule und der Fortbildungsschule wurden gesetzliche Fortschritte vollzogen. Das Dienstaltervorrückungssystem wurde für die Beamtenschaft durchgeführt; das Recht der Gendarmerie, von der Waffe Gebrauch zu machen, durch ein gleichfalls der parlamentarischen Initiative entsprungenes Gesetz beschränkt. Ein umfassendes Gesetz über das Wasserrecht wird trotz der Schwierigkeiten, welche die erste Kammer oder vielmehr ihr Mangel an Arbeitskraft dem Gesetzgebungswerk bereitet hat, noch in dieser Herbstsession erledigt werden. Ein wichtiges kirchenrechtliches Gesetz über die sogenannten Religionsreversalien, welche die Gefahr dauernder konfessioneller Beschwerden in sich bargen, gelang es so zu gestalten, daß es von beiden Konfessionen und allen Parteien angenommen werden konnte. Von besonderer Wichtigkeit waren die Anstrengungen für eine Reform der Personentarife der Staatsbahn; der Landtag stellte ein eigenes Programm dem weniger weitgehenden Programm der Regierung gegenüber: 6, 4, 2 Pfennig für den Kilometer I., II., III. Klasse — Wegfall des Schnellzugszuschlags unter Führung der III. Klasse in den Schnellzügen. Die Anlegung eines bereits dotirten Eisenbahnreservefonds von einigen Millionen wird der noch zögernden Regierung den Entschluß dieser wesentlichen Verbilligung noch erleichtern, welcher Herr von Thielen leider auch in seiner Eigenschaft als reichsländischer Eisenbahnminister die Zustimmung versagt und dadurch eine gesund fundirte süddeutsch-reichsländische Tarifgemeinschaft vereitelt hat. Daneben wurde das Netz der Nebenbahnen unter Zulassung von Privatgesellschaften um namhafte Strecken theils bereits weiter geführt, theils planmäßig ausgesteckt.

Auch die Etatsberathungen hatten ein belebteres Tempo und einen größeren Nachdruck bekommen. Selbstverständlich haben die wirthschaftlichen Fragen einen breiten Raum eingenommen, und die württembergische Landwirthschaft, welcher sehr beträchtliche Summen zugewendet wurden, kann sich nicht über stiefmütterliche Behandlung beschweren; ihrer Leutenoth zu Liebe wurde auch in das, dem württembergischen Etat entzogene, Militärdepartement mit dem Beschluß auf weitgehenden Ernteurlaub für die Mannschaften aus ländlichen Kreisen und auf Unterlassung der Reserve- und Landwehrübungen während der Erntezeiten eingegriffen.

Nimmt man zu all diesen und manchen anderen parlamentarischen Arbeiten die inhaltsvollen und eindrucksreichen Debatten für die politischen Reformen und vor allem die Thatsache, daß die feierlich durch Gesetzentwürfe proklamirte Zustimmung von Krone und Regierung zur Entfernung der Privilegirten, zur Abschaffung der Lebenslänglichkeit der Schultzen und zur Einführung der Progression in das Steuersystem durch den gegenwärtigen Landtag erstmals erwirkt worden ist, so wird man einräumen, daß auch dies Stufen sind, die, in das politische Gestein unverwischbar eingeschlagen, den künftigen Aufstieg fördern und beschleunigen können.

Noch eine kurze Tagung im Oktober, dann werden im November die Neuwahlen vorgenommen. Wie werden sie ausfallen? Darüber wird seit Monaten geleitartikelt und gekannegießert.

Eins ist gewiß, wären die politischen Reformen bereits diesmal geglückt, so hätten wir einen so freudigen Aufschwung, nicht sowohl des oppositionellen als des bürgerlichen Geistes und eine ähnliche Ausgleichung politischen Hasses erlebt, wie nach dem Gelingen der Verfassung von 1819. Die Wahlen wären fortschrittlich ausgefallen und hätten eine starke freisinnige Mehrheit unter Einrechnung der entschieden gebliebenen Liberalen und der Arbeitervertreter ergeben. Hand in Hand mit einer nicht trotzenden Regierung hätte Württemberg das Bild einer ruhigen bürgerlichen, zeitgemäßen Entwicklung und eines sicheren Kurses gewähren können, in einer Zeit, in welcher von der Berliner Seewarte fortgesetzt konträrer Wind gemeldet wird.

Gerade das war es, was die deutsche Partei in ihrem bureaukratischen Flügel verhüten wollte, nicht wegen der daraus resultirenden sonstigen Reformen, von denen sie nach ihrem eigenen Programm Besserung erwartet, sondern wegen der dadurch bedingten Schwächung des bureaukratischen Einflusses. Man muß nämlich Eines wissen: tonangebend im Land ist nicht der Hof, nicht der Adel, nicht das Militär, sondern das sogenannte „Schreiberthum." Dasselbe hat im Weg fortgesetzter Inzucht zum Theil höchst pflichtliche, brauchbare Verwaltungsbeamte gezeugt, ist aber, vielleicht gerade infolge der Inzucht und seines prädestinirten Vorgesetztenbewußtseins längst in einen latenten Gegensatz zum Bürgerthum getreten. Der politische Ausdruck dieser höher- und nieder geprüften Bureaukratie, welche die Departements wie die Honorationsstuben regieren will, ist die deutsche Partei; die politische Erscheinungsform der gegen diese systematische Vorherrschaft reagirenden Bürger ist die Volkspartei. So erklärt sich auch jener logisch nicht erklärliche Gegensatz, der oben geschildert wurde, und der psychologisch und sozial verstanden werden muß. Die bedrohte Vorherrschaft, dieses ungeschriebene Privileg muß gestützt, das Eindringen bürgerlichen Einflusses gehemmt werden. In Lagen aber, in welchen es sich um die günstigen Bedingungen für die Fortpflanzung einer Art handelt, pflegt die Willensbestimmung der Angehörigen jener Art nicht frei zu sein. Darum darf man auch nicht allzusehr mit den Mitgliedern der deutschen Partei rechten, wenn sie dem vermehrten Einfluß der Bürger die Wege nicht geebnet, sondern verlegt hat und wenn sie in den letzten Wochen ihrer „liberalen" Gesinnung den Meisterbrief ausgestellt hat durch jenes Kartell, das sie mit Bauernbund und Konservativen abgeschlossen hat zur Bekämpfung derselben Volkspartei, bei deren Wahlprogramm sie zinslose Anlehen zu machen liebt.

Unter der Beleuchtung dieses politisch und wirthschaftlich rückständigen Pakts, der die Privilegien der Bureaukratie, Ritter, Prälaten und Lebenslänglichen gleichermaßen konserviren soll, versteht man leichter jene nationalliberale Taktik, welche die Reformen scheinbar nur vom Standpunkt der Parteireklame betrachtet, in Wirklichkeit aber dem eignen Programm noch während des Aufstiegs einen Radschuh angelegt hat. Diese Taktik spekulirt auf die Verdrossenheit der nach scharfen Anstrengungen in ihren Hoffnungen enttäuschten Wähler und auf die Stimmabsplitterung durch eine gleichzeitig agrarische, sozialistische und konfessionelle Aggression. Man rechnet sich aus, daß schon 25 Kartellstimmen unter 70 volksgewählten Abgeordneten mit 20 konservativen Privilegirten genügen könnten, um den Fortschritt kalt zu stellen; dann würde man auch das gegen die Volkspartei brauchbare, innerlich dem Kartell verhaßte Centrum entbehren können, welches durch den der Verfassungsreform im letzten Augenblick gelegten Hinterhalt zur Verwirrung und

Zersplitterung der Verantwortlichkeiten erfolgreich mitgeholfen hat.

Wo die Rechenfehler dieses politischen Kalkuls stecken, soll heute im Einzelnen nicht aufgezeigt werden; aber man wird auch außerhalb Württembergs zugeben, daß der Wahlkampf nicht uninteressant sein wird. Einige Ergebnisse stehen schon heute fest.

Das Kartell wird die politischen Gegensätze, die in den letzten Jahren an Druck und an Gehässigkeit verloren hatten, aufs neue verschärfen. In dem Augenblicke, in dem der Nationalliberalismus den Draht zum entschiedenen Liberalismus offen abreißt und entschlossen auf die Bidassoabrücke tritt, welche in das Land der politischen, wirthschaftlichen und religiösen Orthodoxie führt, werden alle Narben alter fast vergessener Kämpfe aufbrechen. Dieser Effekt wird heraufbeschworen und wird jahrelang nachwirken, trotzdem die Nationalliberalen keinerlei Aussicht für einen eigenen Erfolg und keine Hoffnung auf eine wirkliche Kräftigung des Kartells haben können. Denn schon heute steht fest, daß das dreifache Kartell des Bauernbundes, der deutschen Partei und der Konservativen bei weitem nicht die Hälfte der Wahlsitze erlangen und, sobald es mit dem Adel regieren will, beinahe die ganze öffentliche Meinung des Landes gegen sich haben wird! Die deutsche Partei für eigene Rechnung aber wird bei dieser halsbrecherischen Politik mindestens so viel Sitze verlieren, wie sie durch konservative Wahlhilfe besten Falls erobern kann und sie wird im Endresultat nichts gethan, als einige Bauernbündler in den Landtag geschickt und sich selbst dem Bund verschrieben haben. Das am Tag vor der Erneuerung des Zolltarifs und der Handelsverträge, wo sie im nationalen Interesse Deutschlands frei und nicht gebunden sein müßte. Die Strafe wird nicht ausbleiben. Der Nationalliberalismus wird den politischen Boden in den städtischen Kreisen vollends verlieren und wird in den ländlichen nur auf Wohlverhalten vom Bunde geduldet sein. Das Vertrauen und die innere Kraft wird fehlen; auch ist der Widerspruch auf die Dauer unerträglich, welcher in einer Mehrheitsbildung mit den gleichen Privilegirten liegt, deren Beseitigung man im Programm nach wie vor fordern muß, um nicht vom letzten bürgerlichen Wähler verlassen zu werden. Das ist hart und im Vergleich damit wird die innerlich feste Stellung der Linken, sogar wenn sie ein paar Mandate weniger hätte, im nächsten Landtag klar und noch bequemer sein, als im letzten, wo auch der Gegner die Reformlust im Munde führte und die Regierung einen wirklichen Reformanlauf nahm.

Es will mir scheinen, als ob die Linke, nachdem sie sechs Jahre die ehrliche Probe versöhnlicher Politik und unermüdlicher Reformarbeit gegeben hat, jetzt vielleicht von den Wählern zu einer schärferen Tonart autorisirt werden wird. Untröstlich freilich ist es, daß auch in Württemberg wieder der Abfall der einstigen Halbliberalen und der von ihnen entfachte Kampf das politische Vertrauen und die politische Kraft des Landes verzehrt. Das ist der Grund, der hier wie im Reich, politisches „Elend läßt zu hohen Jahren kommen", das auch der Grund, der dem Centrum aufhilft und das Lager des politischen Pessimismus mit Nachwuchs anfüllt.

Conrad Haußmann.

Aus unserem Citatenschatz.

„Die wahre Religion hat niemals Blut und Würgungen geliebt; und ihre Lehren sind Boten des Friedens und der Sanftmuth."

(Joh. Christ. Gottsched, Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste, V. pag. 418).

Die Auflösung des österreichischen Abgeordnetenhauses.

Der Ministerpräsident Dr. v. Koerber hat sich endlich entschlossen, dem österreichischen Abgeordnetenhause, welchem die Czechen nicht zu leben gestatteten, ein Ende zu bereiten. Die Auflösung ist erfolgt zum großen Leidwesen der Polen und Klerikalen und vielleicht auch einzelner deutscher Abgeordneter, welche die Vorahnung haben, daß sie in das künftige Parlament nicht wieder einziehen werden. Von keinem jener Faktoren, welchen auf derartige Fragen ein bestimmender Einfluß zusteht, ist gegen die Maßregel der Auflösung ein Widerspruch erhoben worden. Es gab darüber keinerlei Meinungsverschiedenheiten, daß ein Parlament, welches arbeitsunfähig ist und in dem es zu den skandalösesten Handgemengen gekommen ist, nicht lebensfähig sein kann und verschwinden muß. Wenn Meldungen über große Kämpfe lancirt wurden, die über die Frage der Auflösung im Schoße der österreichischen Regierung und in jenem Kronrathe stattgefunden haben sollen, an welchem die beiderseitigen Ministerpräsidenten und die gemeinsamen Minister Theil nahmen, so darf nicht vergessen werden, daß alle diese Meldungen aus dem Lager der Czechen stammen, die sich nachgerade als den Nabel der Welt betrachten und deren Eitelkeit es schmeichelt, wenn um ihretwillen große Kämpfe geführt werden und ernste Krisen ausbrechen. Damit war es aber diesmal nichts. Es bestand in den entscheidenden Kreisen kein Zweifel darüber, daß das Abgeordnetenhaus, das aus den Wahlen des Jahres 1897 hervorgegangen ist, vom Schauplatze verschwinden müsse. Wenn Diskussionen in den regierenden Sphären stattgefunden haben, dann haben sie sicher nicht der Frage der Auflösung gegolten, sondern sie können sich mit den Fragen befaßt haben, ob neben der Auflösung noch andere Maßregeln ins Werk gesetzt und ob die Neuwahlen in naher Zeit vollzogen oder auf einen vorläufig nicht zu bestimmenden Moment hinausgeschoben werden sollen. Es gibt immer eine Anzahl Leute, auch solche, die Staatsmänner genannt werden, die in der Verlegenheit, die ihnen eine unlösbare oder unlösbar scheinende Situation verursacht, zum Absolutismus flüchten. Man könnte beinahe mit Spinoza sagen: refugiunt ad asylum ignorantiae. ...

Es ist müßig darüber zu streiten, ob die Auflösung nicht schon längst hätte verfügt werden müssen. Genug, daß sie nun endlich erfolgt ist. Die Maßregel ist nicht nur verfassungsmäßig unanfechtbar, sondern durchaus korrekt vom konstitutionellen und parlamentarischen Gesichtspunkte aus. Ueber ihren Erfolg wird sich allerdings kaum Jemand einer Täuschung hingeben. Es können im nächsten Abgeordnetenhause, das spätestens Mitte Januar des kommenden Jahres gewählt sein wird, kleine Verschiebungen zu Gunsten der radikalen Parteien stattfinden; im Großen und Ganzen kann man sich darauf gefaßt machen, daß das neue Abgeordnetenhaus nahezu die gleiche Zusammensetzung aufweisen wird wie das eben aufgelöste, und gewiß ist nicht anzunehmen, daß die czechischen Wählerschaften bei den bevorstehenden Wahlen den Abgeordneten, die sie entsenden, den strikten Auftrag ertheilen werden, von der Obstruktion abzulassen. Die Aussichten sind demnach die ungünstigsten, und scheinbar werden diejenigen Recht behalten, welche die Auflösung des Abgeordnetenhauses als einen Schlag ins Wasser bezeichnen.

Daß so pessimistische Anschauungen bestehen und zum Theile wenigstens begründet sind, daran trägt die Regierung zum nicht geringsten Theile die Schuld. Eine Regierung kann nicht die czechische Obstruktion bekämpfen und zugleich jede, auch die leiseste Bewegung vermeiden, die den Czechen weh thun könnte. Eine Regierung, die mit der czechischen Obstruktion fertig werden will, darf nicht mit den Czechen verhandeln, sondern muß sie einfach bei Seite liegen lassen. Das erste ist, daß man der czechischen Großmannssucht

nicht weiter schmeichelt. Dann muß dafür gesorgt werden, daß die Czechen für die Obstruktion nicht noch eine Prämie erhalten. Der nunmehr offen eingestandene Zweck der Obstruktion ist die Demolirung des Reichsrathes und dessen Ersetzung durch die Landtage. Czechen und Feudale rufen nach der Einberufung des böhmischen Landtages, der zu einem böhmischen Landesparlament ausgestaltet werden soll. Auf diese Forderung gibt es nur eine Antwort: Der böhmische Landtag wird infolange nicht einberufen, als die Czechen die Thätigkeit des Reichsrathes durch Obstruktion verhindern. Wenn das Reichsbudget durch die Schuld der Czechen nicht verfassungsmäßig festgestellt werden kann, dann ist es auch kein Unglück, wenn das böhmische Landesbudget nicht votirt wird. Die Sanirung der Landesfinanzen, welche den Czechen und Feudalen so sehr am Herzen liegt, werden die Deutschen in Böhmen mit Gemüthsruhe erwarten können, und die Maßregeln zur Hebung der Landeskultur, welche in die Kompetenz des Landtages fallen, können so lange vertagt werden, als die wirthschaftlichen und kulturellen Maßregeln, deren Durchführung das Reich dringend bedarf, wegen der Halsstarrigkeit der Czechen nicht verwirklicht werden können. Die Czechen gewinnt man nicht durch Konnivenz; es kommt auf den Versuch an, sie zu ermüden und auszuhungern, die Obstruktion durch Geduld und Ausdauer zu brechen. Oktroyrungen und Staatsstreichspläne sind zwecklos und unnütz, das Verlassen der verfassungsmäßigen Grundlagen würde alles ins Wanken bringen, das Mißtrauen der Deutschen wecken und das Verhältniß zu Ungarn in verhängnißvoller Weise umstürzen. Es ist noch die Frage, ob es unmöglich ist, mit der czechischen Obstruktion fertig zu werden. Bisher ist das nur behauptet worden, und die berüchtigte Juninacht beweist nichts, weil die Regierung vor den Drohungen der Czechen und den Ereignissen, die der kommende Tag bringen konnte, die Flucht ergriff. Der Versuch müßte doch noch einmal unternommen werden von einer Regierung, welche bei der Niederringung der Obstruktion die Führung übernehmen will, und von einem Parlament, in welchem alle Parteien mit Ausnahme der Czechen die Arbeitsfähigkeit herbeiführen wollen. Die deutschen Abgeordneten haben im böhmischen Landtage schwere Zeiten durchgemacht. Sie haben, wenn es zum Aeußersten ging, den Landtag verlassen, sie haben aber nie den Versuch gemacht, den böhmischen Landtag zu demoliren, denn sie wußten, daß der böhmische Landtag unter dem Schutze der czechischen Bevölkerung Prags stehe. Nun denn! Die czechische Obstruktion wird an dem Tage gebrochen sein, an welchem die czechischen Abgeordneten zur Erkenntniß gelangen, daß der Reichsrath unter dem Schutze der Bevölkerung Wiens steht und daß die Bevölkerung der Reichshauptstadt Niemandem gestattet, den Reichsrath zu demoliren. Die Czechen werden dann die Wahl haben, die Obstruktion aufzugeben oder den Reichsrath zu verlassen. Das wäre eine Lösung der österreichischen Krise und noch dazu eine annehmbare.

11. September. Gustav Steinbach.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Die strengen Herren.

Dieses geschah nicht in Peking, der Hauptstadt Chinas, sondern in Berlin, der Hauptstadt Preußens; auch nicht vor zweihundert Jahren, sondern am 28. August 1900, dem 151. Geburtstage eines gewissen Goethe, dessen moralisch, kirchlich und manchmal selbst politisch recht anfechtbare Schriften im europäischen Reich der Mitte bisher leider noch immer unverboten sind.

Die Verfasser des „Weißen Rößl“, Blumenthal und Kadelburg, deren aufrührerische Thätigkeit sich bisher nur auf das Zwerchfell ihrer Zuhörer erstreckte, sind bei einem Staatsverbrechen ertappt worden. Sie haben versucht, auf eine Berliner Bühne unter der Deckadresse eines Lustspiels höchst bedenkliche, den Staat und die Gesellschaft gefährdende, man darf vielleicht sagen geradezu anarchistische Litteratur zu schmuggeln. Dies sogenannte Lustspiel trug den Namen „Die strengen Herren“. Glücklicher Weise ist es der Wachsamkeit des Berliner Censors gelungen, die Contrebande noch rechtzeitig, unter dem denkwürdigen Datum des 28. August, mit Embargo zu belegen.

Die Meldung, daß der Censor ursprünglich bestimmt gewesen sei, den Grafen Walderfee nach China zu begleiten, bestätigt sich nicht. Wie unentbehrlich er in Berlin ist, geht übrigens schon daraus hervor, daß er nicht weniger als 160 Stellen des fraglichen „Lustspiels“ hat beanstanden müssen. Davon sind 46 einfach gestrichen, während 114 — ein Beweis sowohl für die Gewissenhaftigkeit wie für die Toleranz des Censors — durch Buntstift, blau und roth, angemerkt und dadurch in zarter Weise zur Umarbeitung empfohlen sind.

Der Censor hat sich auch nicht damit begnügt, bloß das zu kontroliren, was die Personen des Stücks zu sagen haben, sondern auch das, was die Autoren der Regie zu sagen hatten. Zum Beispiel haben Bemerkungen wie: „er spricht eifrig“, „lebhaft“ u. dergl. Anstoß erregt. Begreiflicher Weise; denn wenn das Stück als Ganzes schon so bedenklich erscheint, wie viel schlimmer ist es, wenn es „eifrig“ und „lebhaft“ gespielt wird.

Von dem gefährlichen Inhalt des „Lustspiels“ aber mag man sich eine Vorstellung machen, wenn man erfährt, daß darin Aeußerungen, wie „Brummschädel“, „Böcklin-Album“, „Bacchantenzug“ vorkommen. Augenscheinlich stehen der Bacchantenzug und der Brummschädel obendrein in einem Kausalzusammenhang zu einander. Wir geben uns der Hoffnung hin, daß „Die strengen Herren“ mit sämmtlichen Strichen des Censors alsbald im Druck erscheinen werden, damit das preußische Volk zu ermessen vermag, wie sorgsam es — trotz der Ablehnung der lex Heinze — vor den Folgen litterarischer Fehltritte durch eine nimmer müde Obrigkeit bewahrt wird.

Herr Paul Lindau, dem als Theaterdirektor dies „just passiret“, soll erklärt haben, er stehe vor diesem Censurverbot wie vor einem Räthsel. Preußen gibt seinen Unterthanen allerdings manches zu rathen auf; z. B. weshalb man sich 12 Monate besinnen muß, um einen Oberbürgermeister zu bestätigen, und 6 Monate um einen Bürgermeister zu bestätigen; aber des Räthsels Lösung ist stets sehr einfach, wenn man sich des Ausspruchs eines früheren Polizeipräsidenten von Berlin, des Freiherrn von Richthofen, erinnert: „Uns paßt die janze Richtung nicht!“

Es gibt kaum etwas Durchschlagenderes, als dies Argument; es schneidet jede überflüssige Diskussion ab.

Uns paßt die ganze Richtung nicht! sagte der Censor; da verbot er ein Theaterstück.

Uns paßt die ganze Richtung nicht! sagte der Minister von Rheinbaben; da versagte er einem freisinnigen Stadtrath die Bestätigung.

Uns paßt die ganze Richtung nicht! sagte Herr von Miquel; da erfand er die Waarenhaussteuer.

Uns paßt die ganze Richtung nicht! sagten die preußischen Landräthe, da verwarfen sie den Mittellandkanal.

Uns paßt die ganze Richtung nicht! sagte der Bund der Landwirthe; da lief er Sturm gegen die bestehenden Handelsverträge.

Auch wir müssen gestehen:

Uns paßt die ganze Richtung nicht.

Junius

Pariser Eindrücke.

Man hat die Weltausstellungen häufig als den mächtigen Baum geschildert, der sich aus dem schmächtigeren Stamm der Messen entwickelt hat. Wie man in Leipzig, in Beaucaire, in Nijni-Nowgorod zusammenkam, so jetzt in London, in Chicago, in Paris. Mir scheint es, daß zwischen Messen und Weltausstellungen nicht die Aehnlichkeiten sondern die Unterschiede überwiegen.

Die Messen waren der Ort, in dem der Handel zwischen weit entlegenen Wirthschaftsgebieten thatsächlich vollzogen wurde; die Messen unterschieden sich nicht wesentlich von dem primitiven Tauschverkehr, zu dem sich verschiedene Stämme an bestimmten Plätzen zusammenfanden, wenngleich in einer Entwicklung von Jahrtausenden nicht mehr Waare gegen Waare sondern Waare gegen das vermittelnde Geld gehandelt wurde. Aber die Messe war doch bis in die neuere Zeit der Ort, wo vor Allem die zu Markte gebrachte Waare abgesetzt werden sollte; das war die Hauptsache und dahinter zurück trat die Verbindung für die Zukunft.

Genau das Entgegengesetzte macht das Wesen der modernen Weltausstellungen aus. Auch die Weltausstellung ist noch Messe und Jahrmarkt; auch auf ihr soll zur Schau gestellte Waare abgesetzt werden; aber diese Aufgabe tritt gänzlich zurück hinter einem weit größeren Ziele; die Erschließung bleibenden Absatzes.

Die großen Aussteller, die einer Weltausstellung den Charakter und das Gepräge verleihen, rechnen nicht zunächst darauf, daß ihr Lager an Ort und Stelle geleert werde; das ist bei den aufgewandten großen Kosten nur bei den kleinen Ausstellern von Bedeutung. Die Großen wollen an einem Orte, wo Besucher aus den entlegensten Erdwinkeln die Waaren betrachten können, zeigen, was sie zu leisten vermögen. Ihr Ruf soll sich über die Erde verbreiten; für sie soll es Verbindungen und Käufer in allen Welttheilen geben.

Eine Weltausstellung ist für die Kleinen eine Messe geblieben, um die Waare an Ort und Stelle abzusetzen, und für den Großhandel jeglicher Art ist sie eine moderne Riesenreklame, die kontrolirt wird durch die Reklame der bedeutendsten Konkurrenten, die gleichfalls ausgestellt haben. So die Zwiespältigkeit der Ausstellungen zwischen Messe, Jahrmarkt und etwas Neuem, Modernem, das den jetzigen Weltausstellungen erst ihren individuellen Charakter verleiht.

Und so schnell schreiten wir vorwärts, daß heute bereits die Weltausstellungen in dem, was ihnen das Gepräge verleiht, überlebt erscheinen.

Weltausstellungen konnte es erst geben, seitdem es eine Weltwirthschaft gibt. Mit den Eisenbahnen, mit den Dampfschiffen, mit den Telegraphen ließen sich erst feste ununterbrochene Handelsbeziehungen rund um die Erde schaffen. So veranstaltete das größte Handelsvolk der Erde, die Engländer, um die Mitte des letzten Jahrhunderts, als Dampf und Elektrizität die Welt langsam zu umfassen begannen, die erste Weltausstellung; man brachte räumlich damals die entlegensten Wirthschaftsgebiete unter die mächtige Wölbung der Londoner Glashalle zusammen; sie waren noch entlegen genug, um herüber und hinüber ganz neue Anregungen gewähren zu können, und sie waren nicht mehr so entlegen, daß nicht fruchtbare Beziehungen, die nicht mehr abzureißen brauchten, sich hätten anknüpfen lassen.

Heute ist die Erde für die Weltausstellungen bereits zu winzig und klein geworden. Die Verbindungen sind durch den Dampf und die Elektrizität, durch den Personen-, den Waaren-, den Telegraphen- und den Postverkehr so enge geworden, daß die wirthschaftlichen Anregungen ununterbrochen die gesammte Erde umkreisen, und weder für die Produktion, noch für den Absatz wartet man, bis eine neue Weltausstellung die Anregung für neue Unternehmungen bringt. Die Größten, die an der Spitze der Entwicklung, warten hierauf am wenigsten; sie verschaffen sich Informationen, Verbindungen aus den fernsten Gegenden in so vielen Wochen, im äußersten Falle in so vielen Monaten, wie die Weltausstellungen Jahre auseinander liegen und auseinander liegen müssen. Auf die Weltausstellungen kann unsere moderne Entwicklung in ihren großen Linien durchaus nicht warten; nicht einmal die künstlerische Entwicklung, der Japan im fernsten Osten auch ohne Weltausstellungen unvergleichlich näher gerückt ist, als Italien und die Niederlande Albrecht Dürer, dem Oberdeutschen, waren.

So eng ist in kurzen fünfzig Jahren die Erde geworden, daß die rationelle wirthschaftliche Berechtigung der Weltausstellungen überaus bestritten und zweifelhaft werden konnte.

Wirklich, wir leben schnell, wenn in einem halben Jahrhundert die Erde, die unseren Vorfahren doch recht stattlich und recht unbekannt erschien, in Bezug auf ihre Größenverhältnisse rationellerweise eine Weltausstellung eigentlich nicht mehr verlohnt.

* * *

Es war eine geniale That, die in England mit der ersten Weltausstellung ins Leben trat; für den Umschwung der Zeiten und für den englischen Charakter ist es nun im hohen Grade charakteristisch, daß England, der Bahnbrecher in dieser Richtung, auf der jetzigen Pariser Weltausstellung gänzlich in den Hintergrund getreten ist.

Die erste Londoner Ausstellung entsprach einem mit scharfem Blick erkannten wirthschaftlichen Bedürfniß; auf der realen Basis der Nützlichkeit erwuchs ein Unternehmen, mit dem nützliche und zugleich ideale Ziele verfolgt werden sollten.

Nach damaliger gesunder englischer Auffassung war das Handeltreiben eine Angelegenheit von Privatleuten, die vom Staate nichts erbaten, als daß er ihnen für die Freiheit der Bewegung alle überflüssigen Schranken hinwegräume; so war die damalige Weltausstellung ein Privatunternehmen, und dieses Privatunternehmen sollte auf die anderen Völker erzieherisch wirken. Auch sie sollten von der Nützlichkeit überzeugt werden, die es hat, Schranken für den Verkehr, Zollschranken, niederzureißen; und je enger die Handelsverbindungen unter den Völkern sich entwickeln würden, um so friedlicher, hoffte man, würden die Nationen sich zu einander stellen; der Krieg sollte nicht nur durch ethische Raisonnements, sondern durch die realen Erfordernisse des unentbehrlichen Verkehrs überwunden werden; vor Merkur sollte Mars in den Staub sinken.

Die Weltausstellungen, die Renan 1855 herabsetzend le concile des intérêts matériels genannt hatte, waren zugleich gedacht als das Konzil, das den Völkern mit dem materiellen Wohlbefinden die höhere Kultur und den Frieden bringen würde.

Die Betrachtungen, die man damals in London angestellt hatte, waren durchaus zutreffend und logisch. Nur wie so oft vergaß man, von einem Gedanken erfaßt, die Kräfte entsprechend abzuschätzen, die als Hemmnisse sich in den Weg stellen mußten. Zum Glück vergaß man das, und vergißt man das immer wieder, denn nur dieses Vergessen gibt der Menschheit den Muth, stets von Neuem den Weg zum Unbekannten anzutreten, und wenn die Berechnungen des Columbus fehl schlugen, und wenn er nicht einen neuen Weg nach Ostasien fand, so doch den zur neuen Welt, und noch niemals landete die Menschheit bei großen Unternehmungen geradlinig dort, wo sie landen wollte. Es kommt immer anders, ist aller historischen Entwickelung letzter Schluß.

Auf der Pariser Weltausstellung ist der Gedanke allgemeinen Freihandels und allgemeinen Friedens in einige wenig beachtete Kongresse zurückgedrängt, über die kurzsichtige Spötter leicht Epigramme machen können, da aus Südafrika und China die Kanonen hinüberdonnern, und da der Gastgeber Frankreich sich mit hohen Zollschranken umgeben hat, und die meisten der zu Gast Gebetenen sich hinter nicht weniger hohe Zollschranken verschanzen.

Wenn eine Weltausstellung den internationalen Handel, den Welthandel, anregen soll, so sind die Zollschranken eben so viel Barrieren für den Welthandel, und es wiederholt sich immer wieder die alte Geschichte, daß sich Massen finden, um im Namen der allgemeinen Wohlfahrt jene Eisenbahnschienen aufzureißen, die zum Besten der allgemeinen Wohlfahrt die Weiterblickenden gelegt haben; und die Lastträger und Maulthiertreiber im ostasiatischen China und in anderen chinesischen Ländern Europas und Amerikas haben ganz Recht, sie werden durch die Eisenbahnen und Dampfschiffe in ihrem Verdienst geschmälert, vielleicht zu Grunde gerichtet; aber die Eisenbahnen und Dampfschiffe haben sich doch eingebürgert.

Die letzten Zweidrittel des letzten Jahrhunderts sind erfüllt mit den lärmenden, vielfach dramatischen Kämpfen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, mit den Ansprüchen des vierten Standes, der Arbeiter, an die moderne Welt; vielleicht wird man dereinst diesen Kampf unter etwas verändertem und erweitertem Gesichtspunkt betrachten; er wird dann nur noch eine einzelne Schlacht sein in dem unvergleichlich gewaltigerem Ringen zwischen Konsumenten und Produzenten, zwischen jenen, die das Leben verbilligen wollen, und die damit die Genüsse und die Kultur des Lebens immer weiteren Kreisen zugänglich zu machen wünschen, und jenen anderen, die vor allem die Preise hochzuhalten empfehlen; man kann auch sagen: der demokratischen und der aristokratischen Richtung im Wirthschaftsleben.

Seit 1851 in London ist man trotz aller Hemmungen sicherlich in der demokratischen Richtung auch des Wirthschaftslebens außerordentlich vorwärts gekommen; jede neue arbeitskräftigere Maschine verlangt neue Konsumenten und ist ein Protest gegen Zollschranken, die ganze Nationen an der freien Theilnahme des Konsums zu behindern sucht. Allein daß die Weltausstellungen die Wege, die zu diesem Ziele führen, nicht wesentlich geebnet haben, zeigt die jetzige Pariser Weltausstellung, wo die Welt als Verkäufer anwesend ist, und wo die Käufer, wenn sie über den Glanz des Augenblickes hinwegblicken, sich sagen müssen, daß das, was sie mit der Hand jetzt erreichen können, durch die Weisheit der Regierungen und der Volksvertretungen vermittelst Zollschranken schließlich wieder in die Ferne, zum Theil in kaum erreichbare Fernen gerückt wird.

Und gleich deutlich tritt der Gegensatz zwischen dem Ausgangspunkt vor fünfzig Jahren und dem heutigen Abschluß in dem Umstande mit allen seinen Konsequenzen zu Tage, daß damals die Initiative von Privatleuten, freilich unter sehr einflußreicher Protektion, daß jetzt und schon seitdem so oft die Initiative vom Staate ausgegangen ist. Will man den Umschwung in zwei Worten charakterisiren, so kann man sagen: Trägt das Programm der Weltausstellungen zunächst den Stempel des englischen, so alsdann und heute den des französischen Geistes.

Als die großen englischen Gesichtspunkte des Freihandels und der Völkerverbrüderung und der Privatinitiative zurückgetreten waren, drängte sich der Staat hervor; er nahm die Sache in die Hand, und war das echt französisch, so war es vom französischen Standpunkt aus folgerichtig, daß der Staat vor allem auf Prestige arbeitete, und daß neben dem Staat vor allem die Interessen einer Stadt — der Stadt Paris sich geltend machten.

Eine gesunde Nützlichkeit, die des Idealismus nicht entbehrte, ursprünglich, und als die Entwicklung der Weltwirthschaft diese Basis der Nützlichkeit dann mehr und mehr in Frage stellte, werden zunächst durch Napoleon und dann durch die Republik die Weltausstellungen benutzt, um zu zeigen, was das Kaiserreich ist, und um zu erweisen, was auch die Republik noch vermag. Fünf mal seit dem Jahre 1855 haben in Paris Weltausstellungen stattgefunden. Zwei Weltausstellungen waren in London, die letzte 1862, und keine andere große Stadt hat es für zweckmäßig erachtet, wiederholt Weltausstellungen bei sich zu beherbergen. Diese ungewöhnlich große Anzahl französischer Ausstellungen ist kein Zufall; vor allem kein Zufall, nachdem der Nutzen der Weltausstellungen immer problematischer geworden war. Nur Frankreich war immer wieder bereit, große Gefahren und großes Risiko bei der Inscenirung solch eines Schaustücks wirthschaftlicher Gloire zu laufen, und Paris, wo das Gloire-Bedürfniß am größten, diese Stadt, die in Frankreich trotz allem dominirt, wurde mit ihren verführerischen Reizen und ihren Vergnügungen immer wieder der Hintergrund für das Riesenunternehmen, dessen streng wirthschaftlicher Charakter durchsetzt, umwebt und zum Theil gänzlich überwuchert wurde von ambitiösen politisch-wirthschaftlichen Tendenzen.

Das ist das Allerbezeichnendste dieser Weltausstellung: So viele Private man fragt, siezucken zum Nutzen der Veranstaltung fast alle die Achsel; — sie leugnen jeden Nutzen oder sie halten den Nutzen für sehr problematisch; sie kommen nicht, um zu lernen und um zu lehren, und sie erwarten nicht viele neue Anknüpfungen; sie sind da, weil andere da sind, und weil die Anwesenheit möglicherweise eine Reklame ist, die nicht der Andere allein machen soll.

Und dieses Schwanken und diese Unlust des Einzelnen, die auf nüchternen Erwägungen beruhen, suchte die Stimmung ganzer Nationen und ihrer Regierungen zu überwinden.

Die französische Industrie erwartet nicht viel von der Ausstellung, aber die französische Regierung, die das Prestige Frankreichs repräsentirt, wollte sie; und Paris, — nicht das Paris der ruhigen Arbeit, — aber jenes Paris, das sich das Herz der Welt nennt, wollte, daß diese goldene Krone, von der ein goldener Regen in den eigenen Schoß herabrieseln soll, ihm nochmals aufs Haupt gedrückt werde.

Und noch zwei Staaten sind es, die sich vor Allem breit, in der bewußten Absicht, die Augen der Welt zu fesseln, aufgepflanzt haben: die Vereinigten Staaten und Deutschland.

Nirgends mißt man der wirthschaftlichen Reklame eine größere Bedeutung bei als in den Vereinigten Staaten; und was wäre für das offizielle Deutschland unserer Tage bezeichnender als das Hinarbeiten auf Prestige und Reklame und Reklame und Prestige.

Frankreich, die Vereinigten Staaten und Deutschland geben dieser Ausstellung ihren Charakter. Und Deutschland macht keineswegs eine unvortheilhafte Figur. Es fehlt in seinen offiziellen Veranstaltungen nicht ganz die protzige Nuance des Parvenuthums; das „Ich-will-beachtet-sein" tritt ein wenig stark hervor; aber dieses Deutschland, daß die Blicke festhalten will, hat zugleich ein volles Recht, sich sehen zu lassen; — das ist auch die Ansicht der Franzosen und anderer Ausländer. Deutschland macht auf der Ausstellung Figur.

Und England — die Mutter der Weltausstellungen?

In einem Artikel des „Speaker" heißt es:

„The first thing which strikes an Englishman in the Exhibition is the effacement of Britain." *)

Das Urtheil ist zutreffend. Gewiß sprechen für die Zurückhaltung Englands auch politische Motive; der Krieg in Südafrika; die französisch-englische Verstimmung über diesen Krieg, über Faschoda, über die persischen Hafenfragen; allein das alles sind Gründe der letzten Stunde gewesen, die doch, wie man mir sagte, nur verstärkend zu vorhandenen Ueberzeugungen und Stimmungen hinzutraten.

Man wirft dem modernen englischen Wirthschaftsleben Mangel an Beweglichkeit vor; nach Gewinn hungrigere Länder schnappen behender manches Beutestück heute fort; aber die nüchterne Solidität der wirthschaftlichen Anschauungen hat auch heute noch unbestreitbar einen sehr breiten Raum in England. Und diese solide Nüchternheit, gepaart mit ererbtem wirthschaftlichem Selbstgefühl, findet solch eine Weltausstellungsbilanz unsolide und unvortheilhaft.

*) Das Erste, was dem Engländer auf der Ausstellung auffällt, ist, daß das Vereinigte Königreich ausgewischt ist.

Im Jahre 1851, vor einem halben Jahrhundert, dominirte England ganz unbestritten auf der Londoner Ausstellung, und die deutsche Abtheilung, in die dreißig Theile des Bundes zerrissen, war ohne jede Bedeutung. Daß die englische Vergangenheit auch heute Reklame genug sei, um der Ausstellungen entbehren zu können, bestreiten jedoch vorsichtige Engländer. Für Deutschland jedenfalls begreift man es, daß es in eindrucksvoller Zusammenfassung zeigen will, was es wurde und was es ist. Solch eine wirthschaftliche Schaustellung, die auf nationalem Nimbus arbeitet, ist gewiß nicht ohne jede Bedeutung; denn für den Erfolg auf der Weltbühne muß zu dem, was man ist, hinzukommen das, wofür man gehalten wird.

Der englische Geist ist auf den Weltausstellungen arg in den Hintergrund gedrängt. Die Weltausstellungen sind mehr und mehr Veranstaltungen zum Zweck grandioser moderner Reklame für den Einzelnen, für Städte, für ganze Staaten geworden. Und nichts ist bezeichnender, als daß moderne Staaten eine staatliche Aufgabe darin erblicken, das neuerworbene wirthschaftliche Prestige ihres eigenen Landes in das hellste Licht zu stellen. So thut es Deutschland, sogar mit Erfolg.

Und da streiten wir noch daheim, ob Deutschland ein Industrie- oder vielleicht ein Agrarstaat sei, der sich im Wesentlichen beschränken könne, seine Kühe zu melken und sein Getreide zu dreschen.

Paris. P. Nathan.

Marie von Ebner-Eschenbach.

Am 13. September hat Marie von Ebner-Eschenbach ihren 70. Geburtstag begangen. Der Festtag ist vorüber. Doch kommt der Dankende wohl nie zu spät.

Und zu danken gilt es; für das, was sie gegeben, für das, was sie uns ist. Hätt' ich den Dank in ein Wort zu fassen, ich sagte: Dank vor allem, daß sie ganz ehrlich war in ihrer Kunst. Das klingt gering, doch wiegt es schwer. Denn in der Kunst vermag nur der Reiche ganz ehrlich zu sein. Und vielleicht war das Ehrlichsein doppelt schwer in der Zeit, in die Marie Ebner's Anfänge fallen.

Ich habe kürzlich Dickens' „Oliver Twist, or The Parish Boy's Progress" wieder gelesen. Das gleiche Thema hat Marie Ebner in ihrer bekanntesten Erzählung „Das Gemeindekind" behandelt. Beide berichten sie von dem Knaben, der auf Kosten der Gemeinde erzogen oder vielmehr nicht erzogen wird, frühzeitig ein Ausgestoßner und Verachteter, der sich schließlich dennoch zu vollwerthigem Menschenthum durchringt. Aber wie ist das alles bei Dickens romanhaft, verwickelt, abenteuerlich; wie schlicht bei Marie Ebner und wie ehrlich.

Doch andrerseits. Oliver Twist hat im Armenhaus gesagt: ich möchte noch etwas zu essen haben; er wird dafür bestraft; Oliver Twist hat sich gegen einen andern Jungen zur Wehr gesetzt, weil der seine Mutter beschimpft hat: er wird dafür gezüchtigt. Mit wie erfinderischer Grausamkeit ist diese Bestrafung, diese Züchtigung geschildert. Dickens selbst verwandelt sich in den Büttel, er ist erbarmungslos. Jeder Schlag trifft auf eine Wunde, jedes Wort zielt auf das schmerzende Herz. Und Oliver Twist wird, unschuldig als Dieb verdächtigt, durch Londons Straßen verfolgt. Der Ruf „haltet den Dieb" ist laut geworden. Und nun, wie ein wilder Jäger, hetzt Dickens das Wild. Aus allen Kellern, aus allen Spelunken scheucht er sie hervor, die rohen, brutalen Gesellen; der Ruf vervielfacht sich, aus jedem Hause tönt er wieder; und Dickens hetzt die Meute, hetzt sie, bis der arme Knabe bewußtlos zusammenbricht. Und endlich der Mörder nach dem Morde. Es ist ein sehr alltägliches Verbrechen, um das es sich handelt: ein Einbrecher hat die Dirne, mit der er hauste, erschlagen. Die ruchloseste Schandthat, die je begangen, sagt Dickens. Und er verfolgt den Mörder. Er heftet sich an seine Sohlen. Er läßt ihm Worte, die ihn ängstigen, in die Ohren flüstern. Er führt ihn irre in der Nacht. Er gaukelt ihm Visionen vor. Er treibt ihn weiter, immer weiter. Keinen Augenblick läßt er ihm Ruhe. Alle Spukgestalten des Wahnsinns hetzt er auf ihn. Alle Schrecknisse der Natur ruft er wach. Und dann wieder die Menschenjagd, die wilde, blutdürstige, und der Mörder ist die Beute. Wie ist das alles temperamentvoll! — Wie temperamentlos daneben Marie Ebner's Erzählung. Selbst die Scene, in der der alte Virgil nächtens von seinem verbrecherischen Weib ausgeschickt ist, dem Kranken das Gift, das ihn tödten soll, zu bringen — wie temperamentlos. Ueberhaupt, Marie Ebner ist eine temperamentlose Erzählerin.

Und temperamentlos, seltsamerweise, waren gerade die besten der deutschen Romanschriftsteller des 19. Jahrhunderts alle. Von dem Goethe der „Wahlverwandtschaften" und auch schon des „Wilhelm Meister" zu Jean Paul, zu Immermann, zu Gustav Freytag, zu Reuter und zu Theodor Fontane. Man muß Balzac und Dickens lesen, um davon sich zu überzeugen. Auch bei Marie Ebner wurzelt in der Temperamentlosigkeit ihre Schwäche und ihre beste Kraft zugleich. Dickens packt den Leser, er stürmt auf ihn ein, er reißt ihn mit fort; Marie Ebner ergreift gleichsam seine Hand und führt ihn stetig, ruhig mit sich.

Trotz ihrer Temperamentlosigkeit aber sind Marie Ebner die tiefen Wirkungen gegeben. Stärkere als den meisten der anderen Erzähler in Deutschland. Und diese starken Wirkungen sind bei ihr ganz gemüthgeboren. Gerade weil ihre Vortragsweise so kühl, so sachlich, weil sie so garnicht in Gefühlsergießungen schwelgt und jedes Pathos meidet, dringt die seelische Regung bei ihr so tief. Weil bei ihr der Mensch in seiner Qual verstummt, wird seine Qual im Leser mächtig. Ich möchte sie den Rednern vergleichen, die leiser sprechen, wenn es ihnen die stärkste Wirkung gilt. Und das nicht zum wenigsten macht ihre Kunst so keusch und ehrlich.

Sie führt den Leser stetig ruhig mit sich. Sie liebt die fließende, fortlaufende Entwicklung; alles Sprunghafte Erzwungene liegt ihr fern. Sie komponirt und bildet. In Scenen der höchsten Erregung unterbricht sie beinah immer den Dialog; die indirekte Rede tritt dafür ein; die Erzählerin ereifert sich nicht mit ihren Menschen. Ein brutales Schimpfwort, Unflätigkeiten nennt sie nicht bei ihrem Namen; sie sagt: er rief ihr brutale Schimpfworte nach. Es kommt ihr nie darauf an, alle Register zu ziehen, äußerlich die größte Kraftentfaltung einzusetzen. Im Gegentheil. Wie beinah alle guten Erzähler in Deutschland liebt sie es, starke seelische Erregungen im Spiegel der Erinnerung, gedämpft, zu zeigen. Ein alter Mann, eine dem Tode nahe Frau erzählt wohl die Kämpfe junger Jahre, weil sie überwunden hat, oder um zu überwinden. Ruhig, sachlich bleibt der Stil, — ein wundervoller, keuscher, ausdrucksfähiger Stil, wie ihn ganz wenige zu schreiben wissen. Ein Stil dessen, der selber überwunden hat, der alles Stoffliche beherrscht, der vollendete Stil der Objektivität. Marie Ebner ist eine ganz objektive Erzählerin; wäre sie temperamentvoller, sie wäre es weniger; hier ruhn die besten Wurzeln ihrer Kraft, ihrer Bedeutung auch. Und diese Objektivität ist es vor allem, die ihrer Kunst den männlichen Charakter gibt, mehr als das Herbe, Schroffe, das ihr eigen. Schon ihr Jugenddrama „Maria von Schottland" wurde von Otto Ludwig für die Arbeit eines Mannes gehalten.

Sie führt den Leser; führt, — wohin? Das ist ein wichtiges Thema aller Erzählungskunst: der Widerstreit des individuellen Charakters mit der Lebensfügung, mit dem Gesammtheitswillen andrerseits. Ihr Hauptthema ist es. Zu einem Bruch, zu einer Zermalmung der Individualität mag das führen; das ist das eigentlich Dramatische. Sie liebt es dahin zu leiten, wo sich ein Anpassen anbahnt. So im „Gemeindekind", so auch in „Glaubenslos?" Den

Frieden sucht sie für ihre Charaktere. Einen Frieden, der mehr im Selbstkampf als im Ringen gegen andere erworben werden muß. Auch Oliver Twist findet seinen Frieden. Eine Dorfidylle thut sich auf, ein bescheidenes Leben unter lieben Freunden, in bethätigter Menschenliebe und Frömmigkeit auch. Bei Marie Ebner aber ruht dieser Frieden, hier wie in fast all ihren Erzählungen, auf einer intellektuellen Erkenntniß, die in harter Selbsterziehung errungen werden muß. Und diese Erkenntniß ist keineswegs nur ethischer Natur, keineswegs nur ein Erfassen des Altruismus. Fast überall gilt es die Frage: was ist der Mensch? Ist er ein Wesen, auf das ich im Guten einwirken kann? Verlohnt es sich, ihn zu erziehen? — Es ist das die unausgesprochne Frage, die fast der gesammten Erzählungskunst der Ebner zu Grunde liegt, die Frage, die sie immer wieder beschäftigt, ihre Menschen und sie selbst. Marie Ebner ist eine Erzieherin.

Erziehungsbücher im weiten Sinne sind ihre Schriften. Wie ist das wiederum deutsch! Eine Erzieherin, fühlte sie sich dazu getrieben, ihren großen Kindern Parabeln zu erzählen: Menschenkenntniß vermittelt sie darin. In gleicher Weise beschäftigt sie das direkte Erziehungsproblem: die Erfahrungen, die Gouvernanten, die ein Rittmeister Brand an Kindern machen; der Erzieher immer auch ein zu Erziehender; in gleicher Weise die große Erziehung der Charaktere durch das Leben. Und dies Erziehungsproblem ist bei ihr ein überaus verwickeltes. Der Grund dieser Kompliziertheit liegt in ihrer Weltanschauung, richtiger, in der Ansicht, die sie vom Menschen hegt.

Marie von Ebner-Eschenbach hat einmal ein reizendes Gedicht geschrieben „Sankt Peter und der Blaustrumpf". Darin findet sich ein Blaustrumpf vor der Himmelspforte ein, mit Sankt Peter über seinen Einlaß ins Himmelreich zu verhandeln. Der zieht zuerst ein sauer Gesicht, dann aber erklärt das Blaustrümpflein, daß sie in jedem Menschenherzen, ihr Handwerk habe das so mit sich gebracht, eine Spur von Gott gefunden habe. Dies Finden einer Spur des Göttlichen in jedem Menschenherzen, man hat es oftmals auf Frau Ebner selbst gedeutet. Nur trifft es leider ganz und gar nicht zu. Zweimal, in „Ein kleiner Roman" und wiederum in „Das Schädliche", hat Marie Ebner Kinder geschildert, die ganz und durchaus böse sind. Die das Böse um des Bösen willen lieben, in deren Herz das Gute niemals Eingang findet. Die so ihr Leben auch zu Ende leben. Marie von Ebner-Eschenbach ist viel zu sehr Erzieherin, um nicht zu wissen, daß es Wesen gibt, an die jede Erziehung verloren ist. Die Liebe, auch die treuste, öffnet bei ihr nicht alle Pforten.

Marie Ebner hat gewiß den Glauben an das Gute im Menschenherzen; sie hegt ihn tief und treu; er ist ein Wesenszug bei ihr. Aber nicht minder fest steht ihr der Glaube an das Böse. Marie Ebner glaubt den Gott, der das Menschensein oft wunderlich und unerkennbar, doch schließlich väterlich zum Besten führt; sie glaubt aber auch den Gott, der von den treuesten Suchern nicht gefunden wird. Die Frage, ob es gilt, für andere leben oder sein Selbst wahren, geht ihr nicht immer einfach in die Antwort: diene den andern, auf. Unter ihren wenigen Gedichten steht eins „Das Schiff" betitelt: Die Fahrgäste jubeln „Wir nahen dem Ziele." „Der Fährmann am Steuer spricht traurig und leise: Wir segeln im Kreise." Es ist schwer, dabei nicht an Anzengruber's Traumbild zu denken, da sich die Erde in ein Riesenschiff wandelt. Wohin die Fahrt? Nach Gott. Aber wieder, wie bei Marie Ebner, spricht der Mann am Steuer: Wir segeln im Kreise. — Bei Marie Ebner geht das Weltproblem durchaus ohne Rest nicht auf. Die Widersprüche bleiben bestehen. Sie hegt so wenig den landläufigen Optimismus wie den noch billigeren Pessimismus. Ihre Weltanschauung ist ganz erlebt, ganz individuell. Sie will garnicht die Schatten übersehen. Daher das Herbe, Düstere mancher ihrer Erzählungen. Daher mancherorten ihre Ironie — bei ihr, die durchaus keine ausgesprochen „ironische" Schriftstellerin ist. Hart, epigrammatisch konstatirt sie die Widersprüche zwischen menschlichem Empfinden und dem Thatsächlichen: das ist ihre Ironie. „Er laßt die Hand küssen — er ist schon todt."

Wo aber der Glaube an ein Gutes im Menschenherzen siegreich durchbricht, da ist dies — und wieder mag man dabei an Anzengruber und seinen Steinklopferhanns denken — mit Nature indrücken oftmals verwebt. So in „Glaubenslos?" Man fühlt es, in diesem landschaftlichen Empfinden, das sich so äußerst diskret, ganz keusch auch in ihren Erzählungen gibt, ruht ein Tiefstes ihres Seelenlebens. Diese Frau spricht von der Natur so selten, weil sie so sehr sie liebt. Weil sie fürchten würde, damit etwas von ihrem Herzen zu entschleiern, das sie nicht preisgeben will. Und doch erklärt sich nur aus tiefstem, dabei naivem Naturerfassen die Kunst, mit der sie Thiere schildert: „Krambambuli" und der Hund, der sich zu dem Gemeindekind findet, die Bestie, der das Böse Selbstzweck ist. Diese Thierschilderungen in ihrer Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit gehören zu dem Besten der Weltlitteratur auf diesem Gebiet.

Ich vergleiche ein letztes Mal das „Gemeindekind" der Ebner mit „Oliver Twist." Schon Dickens' Charakteristik ist eine sehr komplizirte, seine Charaktere lassen sich nicht in Schubfächer unterbringen, auf die man bestimmte Adjektive als Marken klebt. Und als Psycholog ist Dickens Marie Ebner unendlich überlegen. In der Charakteristik aber schädigt Dickens ein Zuviel seines Temperaments. In die einen seiner Menschen verliebt er sich leidenschaftlich, und er kann sich nicht genug thun, gute, liebenswerthe Eigenschaften ihnen zu spenden; die andern haßt er, und ihre Charakteristik muß seinen Haß entgelten. Daneben hat Marie Ebner's Objektivität etwas Befreiendes. Und es komplizirt sich bei ihr die schon bei Dickens nicht einfache Charakteristik noch. Zwei Elemente treten, wenn man so will, bei ihr hinzu: die Scheu der Menschen, sich so zu geben wie sie sind — der Zug, auf dem die gesammte Charakteristik dieses Gemeindekindes beruht —, und andererseits ein intellektuelles Etwas. All diese Menschen sind viel zu sehr Deutsche, als daß die Erkenntnißfrage ihren Charakter unbeeinflußt lassen könnte. Alle Gestalten aber, die Marie Ebner geschaffen, tragen wie bei den meisten großen Charakteristikern, gemeinsame, brüderliche Züge. Es ist etwas Verschlossenes in ihrem Sein, etwas Herbes, Keusches. Sie wirken groß.

Eine Erzieherin, hat Marie von Ebner-Eschenbach an der schwersten aller Erziehungen, der am eignen Selbst, in allem Ernst gearbeitet. Ich kenne ihr Jugenddrama „Maria von Schottland" nicht. Doch glaube ich Otto Ludwig, wenn er schreibt: „wenige unter den Franzosen haben eine so kunstreiche Effektmansefalle hervorgebracht, als der Dichter der ‚Maria von Schottland'. Wenn dieses Werk aus Laubes Schule (!), durch die Nachahmung von Schillers Rhetorik (!) getragen, Glück macht, wie muß das dramatische Wesen in Deutschland dadurch vollends depravirt werden". Und die Sätze, die er daraus citirt, sind fürchterlich. Von solcher Jugendarbeit zu der Reife, der kühlen, sicheren Ehrlichkeit ihrer Erzählungen, auch zu der Grazie ihrer feinen, stimmungsvollen Einakter der späteren Jahre, — das ist ein weiter Weg. Ein Weg, den bei größtem Talent doch nur der zurücklegt, der sich selbst in Zucht zu nehmen weiß. Und zu den inneren Kämpfen, und sehe ich recht, so waren die auf künstlerischem Gebiete die einzigen und die schwersten nicht, gesellten sich die Demüthigungen der Erfolgslosigkeit. Aus ihrer Erzählung „Ein Spätgeborner" klingt es wie Selbstbekenntniß eigner Leiden. Daß sie eine Frau war, mag ihr damals das Sichdurchsetzen erschwert haben; vollends ihre Abstammung aus gräflicher Familie. Trotzdem, oder vielleicht gerade weil sie durch ihre Geburt in große Verhältnisse gesetzt worden war, mag ihre Jugend eine schwere gewesen sein.

Aber wie wäre auch so reiches Alter denkbar ohne eine schwere Jugend?

Ernst Heilborn.

Eine Wanderung in Latium.

Von Toscanello weiß Abbote, der Verfasser des besten Spezialführers durch Italien, eine Mär zu erzählen, die etwa wie eine der vielen Sagen klingt, die uns von den verschiedensten in Seen versunkenen Städten berichten. Der Ort soll die von Askonius, dem Sohne des Aeneas, gegründete Stadt Tusconia sein. Tuscanenses nennt Plinius ihre Bewohner. Der englische Kunsthistoriker Knight leitet sogar den Namen Tosc no von Tos anella ab. Lange Zeit der Brennpunkt der etruskischen Kultur wurde die Stadt später eine der blühenden römischen Niederlassungen. Denkmäler der verschiedensten Kulturepochen findet der Reisende dort, Reste von römischen Tempeln und Säulengängen, Ueberbleibsel von prunkhaften Palästen. Vor der Fülle und Schönheit etruskischer Denkmäler treten sie jedoch völlig in den Hintergrund. Noch im Mittelalter war Toscanella — ihren Namen hatte sie erst um das Jahr 1300 erhalten — eine blühende Stadt, aber dann ging es rasch mit ihr bergab. Ein Bergstrom Marta umsäumt den Ort, der sich ebenso schön wie eigenartig längs zerklüfteten Tuffbergwänden hinzieht. Schon von weitem wird das Auge durch die unzähligen Etruskergräber gefesselt, die in diese Felswände eingehauen sind und den Eindruck von riesenhaften Schießscharten hervorrufen.

Einen thurmähnlichen Eingang durchschreitend, glaubt man plötzlich in ein Märchenreich versetzt zu sein, ein so buntes Durcheinander von Tempeln und Kirchen und Trümmern empfängt den erstaunten Reisenden und überwältigt ihn, bis er sich ganz dem wonnigen Entzücken eines solchen Anblickens bewußt hingibt.

In Bezug auf Alter stellt die Basilika Santa Maria Maggiore, zu der jeder Fremde seine Schritte zuerst lenkt, fast alle die berühmtesten Gotteshäuser Europas in den Schatten. Ueber die etwas abseits liegende Basilika San Pietro äußert sich Burckhard in seinem wohlbekannten Buche:

„Die Basilika von San Pietro in Toscanella ist das ältere, einfachere Vorbild für Santa Maria, überhaupt der älteste Bau dieser ganzen Gruppe christlicher Architektur (Anfangs des achten Jahrhunderts begonnen, Ende des zehnten vollendet, bis auf den unteren Theil der Mittelfassade und des Rundfensters darüber, die erst im zwölften Jahrhundert von den römischen Marmorari ausgeführt wurden) mit gleichen Anlagen im Innern und reicherer Fassade, die Krypta auf 33 antiken Säulen ruhend."

Selbst in Italien dürfte man eine solche Fülle entzückender architektonischer Motive und poetischer Einzelheiten schwerlich zum zweiten Male vereinigt finden wie in diesen verwahrlosten Kathedralen. Mit Baldachinen bedeckte Altäre, künstlerisch schöne, aus heidnischen Opfersteinen geformte Taufbecken, leuchtende Mosaike, verblichene Fresken, geräumige Krypten, labyrinthähnliche unterirdische Gänge und Kapellen, sanfte auf antike Säulen gemalte Madonnengesichter, kühne langobardische Bogen, kurzum von allem, was sich die verwöhnteste Phantasie nur wünschen mag, fehlt hier nichts. Die ungeheure Apsis von San Pietro verschwindet völlig unter einem riesigen Fresko, das Giotto oder Cimabue zugeschrieben wird. Sie stellt die Hölle in einer naiven mittelalterlichen Auffassung dar. Der Satan begnügt sich hier nicht den Judas zu zerkauen wie bei Dante, er stößt ihn von sich in die Hölle auf eine Weise, die näher zu bezeichnen höchstens ein Rabelais oder ein Cervantes sich erkühnen kann.

Die Erinnerung an die bekanntesten Kathedralen Italiens ist nicht im Stande den Eindruck der beiden Basiliken in Toscanella abzuschwächen. Ihre Façaden mit den drei prachtvollen Thüren, den wundervollen Rundfenstern, Säulen, Heiligenbildern und sonstigen überreichen Skulpturenschmuck bieten einen unentbehrlichen Beitrag zur Genesis ihrer viel jüngeren Nachfolgerinnen, den Kathedralen von Siena, Orvieto und Florenz. Schönere und erhabenere Merkmale von dem allerersten Dämmern der Kunst findet man in Italien nirgends. Bis auf einige Luken im Dach, durch welche die Vögel frei ein- und ausfliegen, sind beide Basiliken noch so vorzüglich erhalten, daß einige Handwerker sie in ganz kurzer Zeit zur Wiederaufnahme des lang entbehrten Gottesdienstes einrichten konnten. Mancher Künstler hat zwar die Wallfahrt nach Toscanella unternommen, um, so weit es möglich ist, etwas von den dort aufgehäuften Schönheiten auf der Leinewand zu fesseln, aber dem gebildeten Reisenden ist, wie ich wahrgenommen habe, die Stadt so unbekannt, als ob sie im Monde und nicht vor den Thoren Roms läge.

Anderson, ein wirklicher Künstler unter den Photographen, hat Photographien von den Sehenswürdigkeiten Toscanellas in den Handel gebracht, die so vollendet sind, daß ich nur Jedem empfehlen kann, sie sich anzusehen. Die Nachfolger der Erbauer dieser beiden Kirchen waren sich des Schatzes, den sie in ihnen besaßen, vollbewußt und haben, als echte Künstler, sich bestrebt ihre Bauwerke diesen herrlichen Vorbildern würdig zu gestalten und es ist ihnen gelungen. Wenn es möglich ist, übertreffen die beiden mittelalterlichen Kirchen Toscanellas, Santa Maria del Gonfalone und San Giuseppe, fast noch den Eindruck der beiden genannten Basiliken. Vor solchen Marksteinen des religiösen Empfindens beugt sich selbst der schwachgläubige moderne Mensch ehrfurchtsvoll und nachdenklich.

In Bezug auf Kirchen ist dies unbekannte Toscanella in der That ein kleines Rom, aber schlecht ist man dort mit diesen altehrwürdigen Denkmälern umgegangen. Eine mehrere hundert Jahre alte Kirche im reinsten gothischen Stil — San Francesco — ist zum städtischen Schlachthaus eingerichtet, und den Zutritt zu einer von Desparapane um 1466 mit Fresken geschmückten Kapelle kann man sich nur über Haufen von Schutt und Schmutz erkämpfen. Ueberhaupt ist das moderne Toscanella ebenso schmutzig und malerisch wie jedes andere Hirten- und Bauerndorf in der römischen Campagna. Es besitzt aber außer seinen Kirchen noch andere Sehenswürdigkeiten ersten Ranges. Dazu gehört in erster Linie der Campanarische Garten, der in der That ein Unikum ist. Eigentlich ist er nicht viel mehr als ein winkliger Hof. Verkümmerte Orangenbäume beschatten dort eine große Zahl etruskischer Sarkophage von wunderbarer Schönheit. Ehrwürdige und herrliche Frauengestalten in Lebensgröße schmücken die Deckel und übermitteln uns die Vorstellung von der besonderen Schönheit, Kraft und Kultur dieser uralten Bewohner Italiens. Eine schmale Freitreppe führt zu übereinanderliegenden Terrassen, auf denen allerlei Gemüse, Blumen und Unkraut im malerischen Durcheinander wuchern. Die Brüstungen sind von alten Skulpturen, Urnen, Kindersarkophagen aus gebranntem Thon, umsäumt. In diesem grünen eigenartigen Labyrinth gibt es an den Treppen und Wänden keine Spanne Raum, die nicht unter archäologischen Fragmenten von hohem Alter verschwände. Köpfe, Arme, Torsos, Inschriften liegen dort friedlich nebeneinander wie die Gebeine von Freund und Feind auf einem wüsten Schlachtfelde.

Eine im Gestein naturgetreu ausgemeißelte Nachahmung etruskischer Todtenkammern mit weiteren Sarkophagen vergegenwärtigt anschaulich die Art der Todesbestattung bei diesem räthselhaften Volke. Nur wer solche etruskischen Gräber kennt, kann den Uebergang verstehen zu den künstlerisch unvergleichlich höherstehenden, aber nicht so mächtig und ernst wirkenden römischen Grabstätten in der nächsten Umgebung der ewigen Stadt.

Der Garten ist die Schöpfung eines wohlhabenden Einwohners Toscanella's, Vincenzo Campanari. Dieser Mann von feinem Geschmack und großer Umsicht hat es verstanden alle diese Schätze hier zu vereinigen, und es hat ihm nicht mehr gekostet als die Ausgaben für die Beförderung betrugen. Seine Nachkommen, die den Werth des

ihnen zugefallenen Erbes nicht im Entferntesten ermessen, leben davon, daß sie die einzelnen Stücke geradezu verschleudern. Die werthvollsten Stücke sind schon nach dem Vatikanischen Museum und nach South Kensigton gewandert, alles übrige ist äußerst wohlfeil zu erstehen; das gesammte reiche Werk des Stammvaters der Familie, der übrigens auch der Verfasser der besten Geschichte Toscanella's ist, vermögen aber die unwissenden Erben, wenigstens für absehbare Zeit, nicht gänzlich zu zerstören.

Es ist schwer, einen annähernden Begriff von dem wundersamen Stadtbild Toscanella's zu geben; das wäre eine Aufgabe für Byron oder Goethe gewesen. Diese Einsamkeit, diese völlige Verwahrlosung aller Sehenswürdigkeiten umweben die Stadt mit dem eigenartigsten Nimbus. Mir war in Toscanella zu Muthe, als wäre ich Zuschauer einer tieferschütternden menschlichen Tragödie gewesen. Im Geiste schien es mir, als habe ein Verhängniß diese Marmorbilder um mich her, der Zeit zum Hohn, allen staatlichen Wandlungen und den geschichtlichen Ereignissen zum Trotz, die nur so dürftigen Aufschlüsse über diesen Winkel Erde, vor dem Untergang geschützt.

Während wir tief im Schutt stehend auf den Schlüssel zu der Kapelle des Desparapane warteten, brachte uns eine alte, lederfarbene Megäre einige wacklige und zerrissene Rohrstühle und klagte uns gemeinsam mit ihren sich alsbald um uns sammelnden Genossinnen ihre Leiden. Schlechte Zeiten, mangelhafte Nahrung, vor allem aber das tückische Fieber nehmen ihrem Leben jede Freudigkeit. Unsere Korona wurde allmählich immer zahlreicher. Handelslustige, nicht sehr viel versprechende Subjekte, boten zerfetzte Heiligenbilder, verblaßte bemalte Tafeln und allerlei unbrauchbare bronzene oder irdene Geräthe feil. Einige forderten uns sogar auf, ihre schwer loszuschlagenden Kunstschätze in ihren Behausungen anzusehen, und verschafften uns so den begehrten Zutritt zu einigen in Bezug auf Bauart und Einrichtung höchst merkwürdigen Wohnungen. Leider wurde uns der Genuß durch die Fieberkranken, die in keinem Hause zu fehlen schienen, völlig verleidet. Nie werde ich die fieberglühenden und verworrenen Blicke einer wunderschönen Frau vergessen, die unter einem Haufen von Kleidungsstücken und alten Lappen liegend, von Fieberschauern durchschüttelt wurde. Hagere, zitronengelbe, fieberverzerrte Gestalten jeden Alters und Geschlechts wandern schwankend umher; am erschütterndsten aber wirkt der Anblick der vielen verwahrlosten Kinder; dabei sprechen die Unglücklichen über ihr Verhängniß, wie die Bewohner gesunder Himmelsgegenden von Regen und Sonnenschein.

Trotz dieses menschenunwürdigen Daseins legten die Unglücklichen in ihrem Verkehr mit uns echt römische Unbefangenheit an den Tag, frei von jeder Kriecherei oder Zudringlichkeit. Sie wissen genau, daß bei solchen Begegnungen immer ein paar Groschen für ihre ungewaschenen Sprößlinge abfallen, zeigen aber nie die geringste Begehrlichkeit oder Ungeduld. Man fühlt sich als Gast bei diesen heruntergekommenen Abkömmlingen eines uralten Kulturvolkes beinahe wohl. Aber auch wundervollen, kraftstrotzenden Gestalten begegnet man hier, und die männlich schöne Erscheinung in malerischer Tracht mit gekreuzten Armen oben auf der steinernen Freitreppe, die von der Einrahmung der Thür seiner Hütte sich prächtig abhob und auf uns und auf das Gewimmel klagender Weiber und spielender Kinder herablassend hinuntersah, könnte sich jeder Maler als Modell zu einem Schergen bei einem Kreuzigungsbilde wünschen. Einen interessanten Anblick bot auch eine fast achtzigjährige runzlige Frau, die auf ihrem vollen silberweißen Haar einen Mehlsack — den ich kaum zu heben vermochte — heruntrug und uns erzählte, daß viele ihrer zahlreichen Kinder in den verschiedensten Theilen der Welt lebten, sie selbst aber nicht einmal bis Rom gekommen sei, und sie kenne das Fieber nur vom Hörensagen. Eine Schaar theils blühender theils vor der Zeit verkümmerter Mädchen sahen wir Getreide ausladen; für je 100 Maaß, wozu ein ordentlicher Arbeitstag nöthig ist, bekommen sie eine Lira. Eine Fieberkranke, die uns erzählte, sie sei schon seit 4 Monaten in gesegneten Umständen, schaukelte auf ihren Knien ein zehn Monate altes Kind und päppelte es mit Weißbrod und Wein. Eine für märchenhafte Erscheinungen mehr als für alle Ruinen und Basiliken der Welt empfängliche Dichterin in unserer Mitte gerieth vor einem von seiner Schmutzkruste besser als von seinen Lappen bedeckten wundervollen kleinen Herzchen in lautes Entzücken und konnte sich nicht satt an ihm sehen. Sie bestürmte das goldblonde Geschöpf mit Fragen, und da sie es ohne unmittelbare Lebensgefahr nicht küssen konnte, gab sie ihm, um es mittheilsam zu stimmen, einen Soldo nach dem andern. Mir kommt ein kleiner schwarzer Knirps nicht aus dem Sinn. Er bat mich um einen Soldo für seine kranke Mutter; als ich ihm sagte, daß ich nur einen Zweifrankenschein habe, erbot er sich ganz ehrlich ihn wechseln zu gehen, und als er seinen Soldo bekommen hatte, schoß er wie ein Pfeil davon, freudestrahlend als wäre ihm das größte Glück zugestoßen, und es gälte jetzt das Leben seiner Mutter zu retten.

Der Allmächtige des Ortes, Custode der dortigen Denkmäler und Magistratsschreiber in einer Person, meinte, das Elend sei nicht so arg, wie die Leute es schildern. Während er uns in höchst eigener Person die Kapelle des Sparapane zeigte, erzählte er uns, daß die Gemeinde zwei Bezirksärzte mit einem Gehalt von je 3600 Franken angestellt hat und daß sie jedem Kranken, der im Hospital keine Unterkunft fände, Arzneien und Fleisch umsonst liefere; auch seien die Lebensmittel sehr billig. Ein Pfund Fleisch koste nur 6 oder 7 Soldi und für einen Soldo — 4 Pfennige nach unserem Gelde — bekomme man (und ich kann es bestätigen) etwa dreißig nicht zu verachtende Pfirsiche oder ebensoviel vorzügliche Feigen. Die Malaria holten sich die Leute nur, wenn sie zu den Landarbeiten in die Niederungen am See — die Maremmen — hinunterstiegen und dort unvernünftig lebten. Wer von den Bewohnern Toscanella's nicht in die Maremmen geht, der bleibt kerngesund. Die äußeren Mauern des oben erwähnten Krankenhauses sind von Blumen umgeben; aber diese Blumen wachsen aus Sarkophagen — kein gutes Omen. Der mächtige, schon abgebröckelte Thurm am Eingang zur Stadt ist zum Rathhaus eingerichtet. Das ursprüngliche Rathhaus der Ravellino wurde von den Schaaren Karls VIII von Valois im Jahre 1498 verwüstet. Die noch erhaltenen freistehenden Mauern mit ihren reizenden kleinen Balkons und zierlichen Säulen zeigen, wo die Muster für die unvergleichlichen Palazzi dei Signori entnommen sind.

Die sanften Bergabhänge zwischen Viterbo und Toscanella eignen sich besser als irgend ein anderer Theil der römischen Provinz, um dem Reisenden den rechten Begriff einer echten Malarialandschaft zu geben. Sie ziehen sich, geld in gelb, soweit das Auge reicht, hinunter bis zum Mittelmeer, das zwischen den unzähligen Gipfeln sichtbar wird. Grau oder röthlich erglänzen vulkanische Felsen in der Sonne. Die seltenen, in Schaffelle gekleideten Einwohner hausen theils in Strohhütten, von außen den afrikanischen ganz ähnlich, theils in Höhlen, die in den Fels gehauen sind. Kleinere Höhlen dienen als Backöfen, einen davon sahen wir in Thätigkeit. Hier und da wird die niederdrückende Oede und die trostlose Dürre durch die üppigsten Weidegründe, die blühendsten Kornfelder unterbrochen; doch sind diese fruchtbaren Strecken äußerst selten, denn nach den Pachtverträgen mit den Latifundienbesitzern dürfen die Felder nur in Zwischenräumen von 3 und 4 Jahren mit Getreide bestellt werden. Unerwartet erblickt man auch schöne schattige Schluchten, wahre Oasen in der Wüste, wie sie ein Poussin oder Claude Lorrain zu malen liebte. Und dann diese üppige Menge der Feldblumen. Wie beleben die Heerden von Ochsen und jungen Stieren die Landschaft, die von dem Jahrmarkt heimgeführt werden. Je häufiger man Gelegenheit hat, die berittenen lanzenschwingenden Büffelhirten zu beobachten, desto imponirender wirkt ihre stattlich-schöne Erscheinung. Einen Trupp großer, scheuer, horngekrönter Schneusen auf einer Brücke der

Campagna zu treffen, ist eine Augenweide, wie sie das gütige Schicksal einem empfänglichen Reisenden nicht schöner gewähren kann. Man glaubt sich um viele Jahrhunderte zurückversetzt und man meint ein Viehzucht treibendes Urvolk auf der Suche nach neuen Weidegründen vor sich zu haben. Daß Viehzucht und Ackerbau noch heute den eigentlichen Reichthum Italiens ausmachen, tritt hier mit elementarer Gewalt zu Tage.

Plötzlich verbreitet sich über die ganze Gegend ein scharfer Schwefelgeruch. Wir sind in die Nähe des berühmten Brulicame gelangt und lenken mit unserem Gefährt vom Wege ein wenig ab, um es zu besichtigen. Es besteht aus drei Sprudeln von ganz ungewöhnlicher Kraft und Wärme, die sich alle drei dampfend und brodelnd in einem steinernen Trog vereinen. Der Mineralgehalt der Quelle ist so stark, daß er die Ränder des Troges und die mit ihm zusammenhängende Rinne immer von Neuem mit bunten Inkrustationen bedeckt. Auch die Oberfläche bezieht sich, sobald das Wasser zu einer relativen Ruhe gelangt ist, mit einer dünnen Kruste. Schon der Name „Brulicame" bezeichnet die Stärke der Quelle, denn er bedeutet soviel wie ein Gewimmel von Sprudeln. Ueberhaupt ist in früheren geologischen Perioden das ganze Latium nur ein ungeheurer Kessel glühender Mineralien gewesen. Erloschene Krater gibt es dort unzählige, überall sprudelt und brodelt es aus der Erde. Einige von diesen Quellen, wie die von Vicovello und die Agua Albula bei Tivoli, stehen noch in gleichem Ansehen wie zur Zeit der Römer, andere haben den alten Ruf und Glanz, aber nichts an Kraft eingebüßt; es gibt ihrer einfach zu viel. Unter einem anderen Himmelsstrich würden solche Quellen wahre Goldgruben sein; hier aber dient der Brulicame nur dazu, einige mit schweren Steinen befestigte Bündel Hanf zu bleichen. — Schon Dante hatte von dem Brulicame einen so starken Eindruck, daß er eines der unterirdischen Gewässer seiner Hölle, welches die Sünderinnen aufzunehmen bestimmt ist, mit ihm vergleicht. —

Als der Tag zur Neige ging, versammelten sich auf den Abhängen rechts und links vom Wege unzählige Heerden von Schafen, bis die Landschaft um uns her hier und dort weiß wie Schnee erschien, und von dem Blöken der harmlosen Thiere widerhallte. Wir sahen, wie behutsame Hände eben geborene Lämmchen vorsichtig aufhoben und sie wie scheue Vögel an sich preßten. Nachdem sie die Heerden in höchst primitive, im Freien aufgeschlagene Hürden eingeschlossen, gruppirten sich die Hirten zu beiden Seiten des Weges malerisch um die zur Bereitung ihres kärglichen Abendbrotes angezündeten, hell auflodernden Feuer. Der bewaldete Cimino — der höchste Gipfel der gleichnamigen Bergkette, 1656 m hoch — hob sich von den tiefhängenden Sturmwolken wie von einem gespensterhaft beleuchteten Gletscher ab. Der Mond sandte sein bleiches Licht hinter einem Wolkenhügel hervor, ein Stimmungsbild, wie es Goethe in „Willkommen und Abschied" schildert:

„Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor;
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsausten schauerlich mein Ohr. . . ."

Ernesto Gagliardi.

Zur Russifizirung Finlands.

Am 2. Juni d. J. hatten die Stände Finlands an den Kaiser eine Petition gerichtet um Abstellung gewisser Mißverhältnisse in der Verwaltung des Landes und gebeten, die Verwaltung in Uebereinstimmung mit den Grundgesetzen des Landes zu bringen. Hierüber wurde am 27. August d. J. dem Zaren Vortrag gehalten, welcher darauf folgende Beschlußfassung den Ständen zugehen ließ: 1. Die Petition enthält einen frechen (sic!) Tadel des bestehenden Verwaltungsreglements. 2. Generalgouverneur Bobrikoff's Verhalten wird als korrekt und in Uebereinstimmung mit den allerhöchsten Instruktionen befunden. 3. Der Senat soll die Landtagsordnung revidiren und die Kompetenz des Landtags zu begrenzen suchen.

Was den letzten und vielleicht folgenschwersten Punkt betrifft, so muß man sich erinnern, daß Mitte dieses Sommers die meisten Senatsmitglieder ihr Amt niedergelegt haben und daß an ihre Stelle zum größten Theil solche Männer gestellt wurden, welche der fortschreitenden Russifizirung kein Hinderniß in den Weg legen. Was die beiden anderen Punkte betrifft, so macht das erste politische Organ Dänemarks „Politiken" — in Finland selbst ist es bekanntlich unmöglich geworden, sich politisch zu äußern — mit Recht darauf aufmerksam, daß den Ständen das Petitionsrecht laut den Grundgesetzen zusteht und daß die in Frage stehende Petition von allen vier Ständen gutgeheißen wurde, daß ferner der so „korrekt" vorgehende Bobrikoff das Spionagesystem in Finland eingeführt hat und russische Gendarmen als Spione benutzt*) hat, daß er die Bestrebungen um Volksaufklärung und Volkspädagogik und die philantropischen Bestrebungen unterdrückt hat, daß er die panslavische politische Agitation in Finland geschürt hat und die Achtung vor den höchsten Beamten des Landes untergraben hat. Wereschagin erzählt in seinen Memoiren des Balkankrieges 1877—78, daß, als ein Lazarethbeamter darauf aufmerksam machte, daß die Lazarethzustände gegen alle Reglements wären, der Regimentschef diese Zustände nicht verbesserte, sondern dem betreffenden Beamten den Abschied gab. Dieser Regimentschef war der jetzige Gouverneur Finlands, General Bobrikoff. . . .

H. P.

*) Daher die Verordnung, daß künftig nur mehr russisch sprechende Gendarmen angestellt werden sollen.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37. — Dr. P. Nathan W. Ziethenstraße 27.

Briefkasten der Redaktion.

Ein Leser. Berlin. Die Frage einer Veränderung des Formats ist eingehend erwogen worden. Die Gründe, es bei dem bisherigen Format zu belassen, erwiesen sich aber als schwerer wiegend.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 51. Berlin, den 22. September 1900. 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Es bestand die Gefahr, daß in der chinesischen Frage die öffentliche Meinung allmählich ein erkennbares Ziel aus den Augen verlieren würde; ob die Diplomatie der gleichen Gefahr ausgesetzt war, muß dahin gestellt bleiben. Zu jedem Falle hatten die Erörterungen über die Räumung von Peking die öffentliche Aufmerksamkeit überaus in Anspruch genommen, und doch kann bei diesen Auseinandersetzungen nur kaum ein wohlbegründeter Standpunkt gewahrt werden, wenn man sich darüber klar ist, was durch die Besetzung oder durch das Aufgeben von Peking erreicht werden soll. Die militärische Frage in Bezug auf Peking darf an und für sich also nicht zur Hauptsache werden; die Hauptsache bleibt die Stellung der Mächte gegenüber drei Problemen; und zwar Sühne für den Bruch des Völkerrechts, der Seitens Chinas begangen worden ist; Vorkehrungen, um nach Möglichkeit die Wiederkehr von Zuständen, wie sie jetzt im Reiche der Mitte herrschen, zu verhindern; und endlich Begleichung der Kosten, die den Mächten durch die chinesische Expedition entstanden sind.

Es ist ersichtlich, daß diese drei Probleme im innigsten Zusammenhang mit einander stehen, und daß sie auch nur in der obigen Reihenfolge rationeller Weise gelöst werden können. Eins ist jedenfalls klar: soll für die Zukunft irgend welche Garantie für bessere Zustände geboten werden, soll dem entsprechend eine begründete Aussicht für eine pekuniäre Entschädigung entsprechend den Aufwendungen der Mächte geschaffen werden, so sollte jenen Personen, die für die jetzigen Wirren in China verantwortlich sind, nachdrücklich das Verkehrte ihrer Politik zu Gemüthe geführt werden; und die eindrucksvollste Lehre würde eine Bestrafung sein. Nicht ein Rachegefühl diktirt dieses Verlangen, sondern die politische Klugheit würde eine solche Sühne erfordern.

Diesen gesunden Gedanken hat ein Rundschreiben des Grafen Bülow an die Mächte in den Vordergrund gerückt. Nüchtern und klar wird in diesem Rundschreiben zum Ausdruck gebracht, daß eine Vorbedingung für Friedensverhandlungen die Ermittlung und alsdann die Bestrafung jener sein sollte, die es dahin gebracht haben, daß überhaupt diese schwierigen Friedensverhandlungen zu einer Nothwendigkeit geworden sind. Eine solche Forderung, für die die Bevölkerung überall in der Welt Verständniß haben wird, ist umso annehmbarer, da keine unseren Empfindungen widersprechende uferlose Rache verlangt wird; ausdrücklich verwirft Graf Bülow ein derartiges Programm. Er beansprucht nur, daß alle Mächte gemeinsam das Ihrige dazu beitragen sollen, damit jene, die die Hauptverantwortung für das vergossene Blut tragen, einer entsprechenden Bestrafung nicht entgehen; denn ihre völlige Straflosigkeit würde eine Ermunterung sein, bei besserer Vorbereitung von Neuem das Ermorden der Fremden als ein politisches Programm für China aufzustellen und zu verwirklichen.

Bisher liegen auf dieses Rundschreiben offizielle Antworten der Mächte noch nicht vor; die Aufnahme, die das Schriftstück bei der Presse in England, Frankreich, Oesterreich, Italien, auch bei einigen Blättern Rußlands gefunden hat, ist aber günstig; das ist begreiflich, und das ist erfreulich.

Ein solches Rundschreiben, das die maßvollen deutschen Ziele vor der Oeffentlichkeit klarstellt, war um so gebotener, da wir durch unerfreuliche Zwischenfälle in den Ruf gekommen waren, als plante man bei uns einen

phantastischen, klarer und begrenzter Ziele entbehrenden Rachefeldzug. Das Rundschreiben des Grafen Bülow hat also einen doppelten billigenswerthen Zweck; es zerstreut Irrthümer, die sich in der öffentlichen Meinung der zivilisirten Welt über die deutsche Politik leider hatten festsetzen können, und es stellt die Diplomatie der betheiligten Mächte vor die konkrete Frage, ob sie ihrerseits mitarbeiten wollen, um eine Forderung durchsetzen zu helfen, die von der Gerechtigkeit wie von der politischen Logik gleichmäßig gefordert wird, und die in ihrer Mäßigung die Billigung aller zivilisirten Nationen finden muß.

Ein solches politisches Vorgehen Deutschlands ist nicht unzweckmäßig.

Freilich darüber darf man sich nicht täuschen, daß die Realisirung der aufgestellten Forderung neue Schwierigkeiten bietet. Wenn es auch gelingt, die Hauptschuldigen zu ermitteln — auch dies ist vielleicht nicht ganz leicht — so muß man sie doch erst in den eigenen Machtbereich bekommen, um über sie aburtheilen zu können; und wie soll man sich dieser Personen bemächtigen, die das größte Interesse haben, den Truppen der vereinigten Mächte nicht in die Hände zu fallen. Das ist gewiß eine Klippe; aber doch keine, um die nicht bei gutem Willen herumzukommen wäre.

Man wird voraussetzen dürfen, daß auch in China eine Partei vorhanden ist, die so schnell wie möglich und zwar aus eigenstem Interesse zu geordneten Zuständen zu kommen wünscht, und wenn diese Elemente sehen, daß dieses Ziel sich nicht erreichen läßt, ohne daß die Hauptschuldigen geopfert werden, so wird man sich möglicherweise bereit finden lassen, die kompromittirtesten Personen preiszugeben und auszuliefern; denn haben die Mächte ein sehr großes Interesse schnell wieder aus dem chinesischen Abenteuer herauszukommen, so gibt es zweifellos auch in China einflußreiche Klassen, die sich nach schleunigster Beendigung der jetzigen Zustände sehnen, die für die besitzenden Chinesen ein großes Unglück sind.

Wie weit man also auf dem vom Grafen Bülow gewiesenen Wege vorwärts kommen kann, muß abgewartet werden; allein soll die chinesische Frage nicht vollkommen versumpfen und soll nicht die Gefahr heraufbeschworen werden, daß in kürzester Zeit gleiche Ausbrüche des Fremdenhasses wieder erfolgen, dann wird es erforderlich sein, zu versuchen, in der vom Grafen Bülow gedeuteten Richtung zunächst zu einem Ziele zu gelangen.

In der Frage der Räumung von Peking scheinen endgiltige Entscheidungen weder von Rußland, noch von Frankreich, noch von den Vereinigten Staaten erfolgt zu sein; alle drei Mächte haben Truppen in Peking, und man hat nicht gehört, daß auch nur eine dieser Mächte alle ihre Soldaten aus der chinesischen Hauptstadt zurückzuziehen gewillt ist. Es scheint sogar, daß die Vereinigten Staaten dem russischen Vorschlag heute abgeneigter als bisher sind; und auch in Frankreich fürchtet man wohl die Verantwortung, die die abziehenden Mächte belasten würde, wenn in Folge des Rückzuges sich die Chinesen zu neuen blutigen Gewaltthätigkeiten gegen ausländische und heimische Christen entschließen würden.

Daß inzwischen noch an einzelnen Stellen mit den Boxern gekämpft wird, so von den Russen, die in der Mandschurei siegreich vorrücken und Peking verlassen wollten, ist von untergeordneter Bedeutung. Die Schwierigkeiten des chinesischen Problems liegen nicht nach der militärischen, sondern nach der diplomatischen Seite hin, und wir würden zufrieden sein, wenn die diplomatischen Schwierigkeiten so leicht sich überwinden ließen, wie die militärische Widerstandskraft des Reiches der Mitte.

Die englische Regierung hält den Krieg in Südafrika für so gut wie beendet; und Neuwahlen für das Parlament stehen unmittelbar bevor. Die Liberalen gehen diesen Neuwahlen in schlechtester Verfassung entgegen; es ist um sie besonders schlimm bestellt, weil in ihren eigenen Reihen Zwiespalt herrscht; die einen billigen den südafrikanischen Krieg, die anderen entschuldigen ihn, dritte verdammen ihn. Welche Aussichten kann eine Partei haben, die in einer Frage von dieser Bedeutung gespalten ist?

Es hatte einen Augenblick den Anschein, als beabsichtigte Portugal sich soweit zu erniedrigen, um den Präsidenten Krüger in Lorenço Marquez auf englische Anstiftung gefangen zu setzen. Diese Annahme ist heute hinfällig. Es ist dem Präsidenten Krüger gestattet, sich auf einem holländischen Kriegsschiff nach Europa zu begeben. Daß er in Europa das Schicksal der Republiken nicht mehr wenden kann, ist zweifellos.

Der englischen Uebermacht sind die Buren erlegen. Ob diese kriegerische Politik sich als ein Glück für England erweisen wird, ist sehr zweifelhaft; und keinesfalls ist der tapfere Widerstand der Buren für die Menschheit gänzlich bedeutungslos gewesen. Es wird kein Land der Welt geben, auch nicht England, das nicht eine Lehre aus diesem blutigen Kriege zöge. Den Kampf mit einem tapfern unabhängigen Volke soll auch der mächtigste Staat nicht frivol beginnen, denn der Sieg kostet Opfer, die den Werth des Erfolges nur zu oft bei Weitem übersteigen.

In Oesterreich beginnt man mit den Wahlvorbereitungen. Alle deutschen Parteien haben sich über die sogenannte Gemeinbürgschaft von Neuem geeinigt; sie werden also gegen den gemeinsamen Gegner zusammenstehen. Eine böse Quelle der Schwächung des Deutschthums ist also wenigstens verstopft.

Der Parteitag der deutschen Sozialdemokratie in Mainz ist in dem Augenblick, da dies geschrieben wird, noch nicht zum Abschluß gekommen; und mit einem endgültigen Urtheil muß daher zurückgehalten werden.

Der bisherige Verlauf der Verhandlungen ist ohne erhebliche Bedeutung für die Gestaltung des politischen Lebens in Deutschland; die Debatte über Nichtigkeiten und Trivialitäten nahm wiederum einen sehr großen Raum ein, und gegenüber diesem Kleinkram waren die großen tönenden Worte um so weniger angebracht, die man zugleich zu hören bekam. Der Parteitag, der sich erregt darüber äußerte, ob ein Angestellter der Partei tausend Mark Gehalt mehr oder weniger erhalten sollte, gefällt sich zugleich in einer Attitude, als hänge das Wohl und Wehe der Welt von den Mainzer Beschlüssen ab. Der Donner von volltönenden Worten rollte in Mainz manchmal, wie er in offiziellen Reden zu rollen pflegt; gewiß nicht für dieselben Zwecke; aber der oratorische Ueberschwang bleibt — wofür er auch zur Anwendung gelangen mag — was er ist.

Das größte Interesse durfte bisher Herr Singer mit seiner Rede gegen die „Weltpolitik" beanspruchen. Ueber das autokratische Regiment sagte er Zutreffendes, und dann meinte er, nur durch „Lehre und Beispiel" solle Deutschland die europäische Zivilisation auszubreiten suchen; gegen dieses biblisch-evangelische Programm läßt sich nicht das geringste einwenden; wir wünschten gewiß, es ließe sich verwirklichen; allein seit den Zeiten der Propheten und seit Christi Wirken ist man durch Lehre und Beispiel allein leider nicht vorwärts gekommen, und wir fürchten, daß Deutschland mit einer solchen auswärtigen Politik dem Schicksal der Buren schließlich nicht entgehen würde.

Utopisch wie in ihren letzten Zielen ist die Sozialdemokratie auch in ihrem Programm für eine ideale auswärtige Politik, für die alle Voraussetzungen in der Weltlage fehlen. Bedeutsamer ist die Art, wie die Sozialdemokratie zur Frage der künftigen Handelspolitik und zur Frage der Betheiligung an den Landtagswahlen Stellung nimmt. Wie sie sich entscheiden würde, war nicht zweifelhaft: für eine Betheiligung an den Landtagswahlen und gegen die agrarisch-industrielle Hochschutzzollpolitik; aber daß der Referent über das letzte Thema in den Spuren des Grafen Kanitz wandelte, gehörte zu den burlesken Zwischenfällen des Parteitages.

Amerika Deutschlands Gläubiger.

Die Vereinigten Staaten von Amerika, die seit Jahrzehnten das größte Exportland für landwirthschaftliche Produkte sind, schicken sich an, auch bei der Ausfuhr von Industrieerzeugnissen den europäischen Industriestaaten den Rang abzulaufen. Das letzte Fiskaljahr (Mitte 1899 bis Mitte 1900) hat bereits eine Ausfuhr an manufactured articles von rund 1800 Millionen Mark — fast 400 Millionen Mark mehr als im Vorjahre — aufgewiesen. Die Eisenproduktion und die Kohlenförderung schreiten in Riesensprüngen vorwärts. Wenn die nächsten zehn Jahre auch nur annähernd eine solche Entwicklung zeigen, wie die letzten drei Jahre, so hat die amerikanische Union nach Ablauf des nächsten Dezenniums jeden Industriestaat der alten Welt selbst betreffs der industriellen Ausfuhr weit hinter sich gelassen.

Inzwischen beginnt die transatlantische Republik auch bereits der Geldgeber Europas zu werden. Diese Wandlung kommt für diejenigen, welche die staunenswerthe wirthschaftliche Entwicklung Amerikas weniger aufmerksam verfolgt haben, ganz besonders überraschend. Man war so lange gewohnt gewesen, amerikanische Bundesanleihen und Eisenbahnbonds in Europa placirt zu sehen, und der Glaube, es dabei theilweise mit Werthen von zweifelhafter Sicherheit zu thun zu haben, ist noch so frisch, daß diese Verwandlung des Schuldners in einen Gläubiger fast wie ein Theatercoup wirkt. Noch vor einem halben Jahrzehnt, als in Folge des gesetzgeberischen Silberschwindels die Goldreserve des amerikanischen Staatsschatzes an galoppirender Schwindsucht litt und Cleveland eine Anleihe nach der anderen verordnen mußte, um einer Finanzkatastrophe vorzubeugen, betheiligte sich die Deutsche Bank mit einem Viertel an der durch Pierpont Morgan übernommenen 100 Millionen Dollars-Anleihe. Der Uebernahmekurs erwies sich dabei allerdings so günstig, daß die Deutsche Bank ihren Antheil in den Vereinigten Staaten selbst rasch absetzen und einen hübschen Gewinn einstreichen konnte, ohne Gold hinüber senden zu müssen. Immerhin schien die in Höhe von rund 100 Millionen Mark erfolgte Betheiligung eines großen deutschen Finanzinstituts an einer amerikanischen Bundesanleihe zu bestätigen, daß Amerika noch immer geldbedürftiger sei, als Europa.

Heute nun ist ein völliger Rollentausch eingetreten. Nachdem England für seine jüngste Kriegsanleihe bereits den amerikanischen Geldmarkt mitbenutzt hat, wird jetzt auch das Deutsche Reich Amerikas Schuldner.

Es handelt sich zunächst um 80 Millionen Mark, die bei amerikanischen Kapitalkräften gegen eine Verzinsung mit 4 Proz. aufgenommen werden.

Es ist nicht von erheblicher Bedeutung, wie man diese Anleihe betitelt. Von Schatzanweisungen im technischen Sinne des Wortes kann man nicht reden, da Schatzanweisungen kurzfristiger Natur sind; die vorliegende Anleihe braucht dagegen erst 1904 und 1905 zurückgezahlt zu werden. Eine offiziöse Mittheilung spricht davon, sie könne auch schon vorher vom Reiche gekündigt werden. Auch damit würde jedoch an der Natur dieser Schuldverschreibungen nichts geändert sein, deren rechtlicher Charakter einem gewöhnlichen Darlehn zwischen zwei Privatleuten durchaus gleicht, nur mit der Variante, daß diese Anleihe in kleinere Theile zerlegt wird und die einzelnen Theile übertragbar sind wie Inhaberpapiere.

Für die Anleihe ist ein „dem Parikurse naher Preis" erzielt worden. Die Diskontogesellschaft hat — nach Mittheilung der „Berl. Pol. Nachr." — die Anleihe „in vollem Betrage hierselbst" übernommen. Diese Bemerkung hätte man sich sparen können, denn sie bezeichnet nur ein lediglich formelles Verhältniß. Die Diskontogesellschaft hat das Geschäft mit dem Reichsschatzamt abgeschlossen, nachdem die Uebernahme durch amerikanische Finanzkräfte gesichert war. Das erhellt auch daraus, daß amerikanische und englische Zeitungen*) bereits am 12. September eine Depesche veröffentlichten, nach welcher Newyorker Finanzinstitute wegen der Beschaffung von Fonds zur Fortführung der Campagne Deutschlands in China sondirt seien, während der Abschluß mit der Discontogesellschaft erst am 13. September, also ersichtlich erst nach Eintreffen der amerikanischen Uebernahmeverpflichtungen, erfolgt ist. Wie glaubhaft versichert wird, ist sogar die Anregung durch die amerikanischen Hintermänner gegeben, und man hat gemeint, einen besonders wirksamen Köder auswerfen zu können, indem man „Zahlung in Gold" versprach. Sollte das Versprechen einer „Zahlung in Gold" den Ausschlag für die Bevorzugung der jetzt gewählten Form der Anleihe gegeben haben, so würde das kein glänzendes Zeugniß für das wirthschaftliche Verständniß des Reichsschatzamts sein. Da Deutschland nicht bloß eine scheinbare, sondern eine wirkliche Goldwährung hat, so ist es von keiner realen Bedeutung, ob in baarem Golde oder in deutscher Währung die Zahlung geleistet wird. Die Zahlungsbilanz verbessert sich für Deutschland in jedem Falle um 80 Millionen Mark, wenn das Ausland aus seinem Kapitalfonds einen Betrag an uns überweist, der einer Summe von 80 Millionen Mark gleichkommt. Ob baares Gold auf den Tisch des Reichshauses niedergelegt wird oder nicht, ist irrelevant, solange unsere Reichswährung kein Disagio zeigt. Man sollte auch nicht einmal einen entfernten Verdacht der Möglichkeit eines solchen Disagios aufkommen lassen, indem man baares Gold statt gewöhnlicher currency verlangt. Was eine „Zahlung in Gold" praktisch bedeutet, das zeigt übrigens auch die thatsächliche Abwicklung des vorliegenden Geschäfts. Diese Abwicklung erfolgt nämlich in der Weise, daß die amerikanischen Uebernehmer in Newyork und London deutsche Markwechsel aufkaufen, nach Berlin senden und hier discontiren lassen. Hier in Berlin aber wird dann der Gegenwerth entweder direkt bei der Reichsbank in Gold konvertirt oder es wird dafür an der Berliner Börse kurz London gekauft und dasselbe in London in Gold konvertirt. Eine Vermehrung des Goldbestandes der Reichsbank wird dabei entweder gar nicht oder nur ganz vorübergehend eintreten.

Im Uebrigen bin ich weit davon entfernt, dem Reichsschatzamt etwa daraus einen Vorwurf machen zu wollen, daß es das Angebot, die Anleihe auf dem amerikanischen Geldmarkt zu placiren, angenommen hat.

Es ist doch nur eine nationale Phrase, die verlangt, daß ein Reich seine Geldbedürfnisse ausschließlich auf den Märkten des eigenen Landes deckt. Wenn es seine Anleihebedürfnisse im Auslande vortheilhafter decken kann, als zu Hause, so handelt es im Interesse der inländischen Steuerzahler, wenn es dieselben im Auslande befriedigt, gerade so wie ein Staatseisenbahnbetrieb im Interesse der Steuerzahler handelt, wenn er vom Auslande Kohlen bezieht, falls er sie dort billiger haben kann als im Inlande. Für einen Vertreter der Handelsfreiheit sind das triviale Wahrheiten. Aber auch die Protektionisten haben, wenngleich sie die Bevorzugung theurerer Inlandsartikel vor billigerer Auslandswaare oft genug verlangen, zu Gunsten des Geldes immer eine Ausnahme gemacht. In jedem Protektionisten steckt auch der Merkantilist, der jede Vermehrung der Geldschätze des Inlandes durch Zufuhr vom Auslande für einen ausgesuchten Segen hält.

Mit der nationalen Phrase wird man deshalb im vorliegenden Falle wohl nicht weit kommen. Eher schon mit dem Vorwurf, daß hier Ausländern bei einer Anleihe 4 Prozent Zinsen gewährt werden, während die im Inlande untergebrachten Anleihen sich nur mit 3½ und 3 Proz. verzinsen. Daran knüpft sich dann leicht der weitere Vor-

*) Z. B. brachten die Londoner „Financial News" in ihrer Nummer vom 12. September eine telegraphische Mittheilung aus New York, in der es wörtlich hieß: financial institutions here have been approached respecting their willingness to subscribe to a German Government loan to provide funds for prosecuting the China campaign.

wurf, daß die Ausgabe 3prozentiger Anleihen von jeher verfehlt gewesen sei. Es versteht sich von selbst, daß das Reichsschatzamt ein Verschulden trifft, wenn es eine Anleihe zu ungünstigeren Bedingungen an Fremde begibt, als sie von Einheimischen erlangen kann. Geht man aber davon aus, daß das Reichsschatzamt im Inlande nicht günstiger abschließen konnte, als es jetzt unter Heranziehung des amerikanischen Geldmarktes geschehen ist, so ist aus der Wahl der 4proz. Verzinsungsart an und für sich ein Vorwurf nicht zu erheben.

Die Frage des Typus der Anleihen wird in ihrer Bedeutung durchweg überschätzt. Nicht der nominale Prozentsatz, den der Schuldner anbietet, sondern der wirkliche Prozentsatz, der sich bei Zugrundelegung der wirklich gezahlten Summe ergibt, ist das Entscheidende. Wenn ich beispielsweise zwei Anleihen, eine 4proz. und eine 3proz., mit gleicher Sicherheit vor mir habe, bei denen beiden es feststeht, daß sie nicht zurückgezahlt werden, so wird, wenn die 4proz. auf Pari steht, die 3proz. auf 75 stehen. Dem Käufer muß es — ceteris paribus — ganz gleich sein, ob er ein 3proz. Papier zu 75 oder ein 4proz. zu 100 erwirbt. Sinkt der allgemeine Kapitalzinssatz, so kann es sich allerdings ereignen, dab das 3proz. Papier von 75 auf 100 steigt. Aber dann wird auch das 4proz. von 100 auf $133\frac{1}{3}$ steigen.

Der Umstand, das bei Anleihen von gleicher Bonität aber verschiedenem Typus, also beispielsweise bei unseren Reichsanleihen das Verhältniß zu Gunsten des Kurses der 3proz. Papiere verschoben ist, liegt darin, daß die Zurückzahlung zu Pari nicht ausgeschlossen ist. Bei der neuen 4proz. Anleihe ist die Rückzahlung zu Pari spätestens im Jahre 1905 vorgesehen; bei den alten $3\frac{1}{2}$proz. wie bei den 3proz. ist sie für eine ungewisse Zukunft offen gelassen. Bei der Werthbemessung der 4proz. Anleihe wird man stets die Rückzahlung nach 5 Jahren im Auge behalten. Diese Werthe können deshalb, selbst wenn der allgemeine Zinssatz in den nächsten Jahren sich stark verringern sollte, nicht viel über Pari steigen. Bei den $3\frac{1}{2}$proz. Anleihen, die jetzt auf $93\frac{1}{2}$ stehen, spricht dagegen die Wahrscheinlichkeit dafür, daß sie in einigen Jahren wieder wie früher über Pari steigen. Selbst wenn sie dann konvertirt werden, hat der Besitzer $6\frac{1}{2}$ Proz. am Kurse gegen heute verdient. Diese Chance drückt sich im Kurse mit aus. Während ein $3\frac{1}{2}$proz. Papier nur auf $87\frac{1}{2}$ stehen dürfte, wenn ein 4proz. Papier gleicher Güte auf 100 steht, ist der Kurs der $3\frac{1}{2}$proz. Reichsanleihe zur Zeit $93\frac{1}{2}$. Bei den 3proz. Reichsanleihen, die heute $85\frac{3}{4}$ stehen, ist die Chance, im Kurse zu steigen, ohne Gefahr laufen zu müssen, durch Rückzahlung zu Pari in der Kurssteigerung aufgehalten zu werden, noch größer, als bei den $3\frac{1}{2}$proz. Anleihen. Statt auf 75 zu stehen, was dem Zinsverhältniß der 4proz. Parianleihe entspräche, stehen sie $10\frac{3}{4}$ Proz. höher. Die Kurssteigerungschancen werden hier also in Prozenten des Nominalkapitals noch um $4\frac{3}{4}$ Proz. höher bewerthet, als bei den $3\frac{1}{2}$proz. Reichsanleihen.

Der Schuldner, im vorliegenden Falle das Reich, bezahlt darnach offenbar bei der Ausgabe 3proz. Anleihen nicht bloß nominell, sondern in Wirklichkeit weniger Zinsen, als wenn er einen $3\frac{1}{2}$ oder 4proz. Typus wählt. Dagegen kann er die Rückzahlungskonjunkturen bei fallendem Kapitalzins nicht so vortheilhaft wahrnehmen, wie bei einer höherprozentigen Anleihe. Welcher Typus im Moment der Anleihe am zweckmäßigsten gewählt wird, ist darnach durchaus „nach Lage der Verhältnisse“ zu entscheiden. Die Besitzer der Anleihen andererseits können allerdings durch den Umstand, daß der niedrigprozentige Typus der Anleihen nicht bloß formell, sondern auch thatsächlich eine niedrigere Verzinsung mit sich bringt, veranlaßt werden, diese Werthe gegen höherverzinsliche umzutauschen. Sie geben dabei aber stets gewisse Chancen der Kurssteigerung auf, die das rückzahlbare höherverzinsliche Papier gleicher Bonität ihnen nicht im gleichen Maße bietet.

Es ist deshalb auch nur ein populärer Irrthum, wenn so oft behauptet wird, der niedrigprozentige Typus von Staatsanleihen drücke den Kapitalzins herab. Die Höhe des Kapitalzinses ist davon ganz unabhängig, welchen Typus man bei Staatsanleihen wählt. Durch derartige Formalien läßt sich der Kapitalzins weder nach oben noch nach unten beeinflussen. Höchstens kann man zugeben, daß die irrige Meinung von dem Vorhandensein eines solchen Einflusses die Bewerthung der betreffenden Papiere in geringem Grade in Mitleidenschaft zieht.

Weder der bei der neuesten Reichsanleihe gewählte 4proz. Typus noch die Placirung in New York erscheinen uns deshalb an und für sich geeignet, um Vorwürfe gegen das Reichsschatzamt zu erheben. Eine andere Frage ist die, ob es nicht vielleicht möglich war, einen für das Reich vortheilhafteren Anleihevertrag abzuschließen. Jedenfalls wird durch diese neueste internationale Anleihe der gegenwärtige Zustand der großen Geldmärkte der Welt in lehrreicher Weise illustrirt. Sie zeigt uns vor allen Dingen das Maß unserer heutigen finanziellen Leistungsfähigkeit und die tiefe Weisheit unserer Börsengesetzgebung, die es so vortrefflich verstanden hat, die Elastizität unserer deutschen Geldmärkte zu vermindern. Unser Börsengesetz hat sich nur als Gesetz zur Erleichterung der Verletzung von Treu und Glauben bewährt. Man darf sich nicht wundern, wenn die deutschen Börsen unter einem solchen Gesetz hinter den Leistungen ausländischer Börsen zurückbleiben.

Th. Barth.

Nervosität und Seebad.

Von den einen wird die Wirkung des Seebades auf schwache Nerven in den Himmel erhoben, von anderen werden die traurigsten Folgen einer mit gutem Muthe unternommenen Seebadekur berichtet. Natürlich sprechen beide die Wahrheit; wenn irgendwo, so ist für ein überreiztes Nervensystem die sorglichste Auswahl der Heilmittel nöthig, und wenn sich eines für alle schickte, wären gewiß nicht mehr so viel Nervenkranke vorhanden. Denselben Unterschied sehen wir bei allen Mitteln und Methoden, die gegen die angebliche Krankheit unserer Zeit empfohlen wurden; der eine schwört darauf, daß er nur dem Pfarrer Kneipp oder dem Schäfer Ast oder dem noch moderneren Lehmpastor Repke seine Gesundheit verdanke, der andere kommt aus der unendlich angepriesenen Kur elender nach Hause, als er hingegangen war, und sieht sich nun erst gezwungen, etwas rechtes für seine Gesundheit zu thun. Den Nervenärzten sind die Herbstzugvögel eine bekannte Erscheinung, die den Sommer und die Reisezeit einer Erholungsreise oder einer Kur gewidmet haben und gleich hinterdrein merken, daß sie doch nicht so in den Winter hineingehen können, mag er ihnen wirkliche Arbeit oder nur die ermüdende Last der Geselligkeit oder der Theater und Konzerte bringen. Sie sind nicht selten von verständlichem Neid auf die Tausende von Ausflüglern und Sommerfrischlern erfüllt, die nach kleineren Aufwendungen an Zeit und Geld frisch und arbeitsfroh wieder heimkehren.

Dabei liegt das Geheimniß eigentlich sehr leicht zugänglich da. Nerven, die durch Arbeit oder Gemüthsbewegungen oder Krankheiten schwach geworden sind, bedürfen der Ruhe und zugleich einer Ernährung, die Ersatz für das verloren gegangene Nervenmaterial schafft. Vielfach haben aber die Vorgänge der inneren Körperernährung eine Störung erlitten, sodaß nicht die einfache normale Regelung der Kost genügt, um den Schaden wieder gut zu machen, sondern eine besondere Umstimmung des Körpers, eine Anregung des gesammten Stoffwechsels nöthig ist, um wieder gesunde Verhältnisse zu schaffen. Diese Anregung wird vor allem durch einen Ortswechsel gegeben — daher die belebende Wirkung der

Sommerfrische, auch wenn sie unter ungünstigeren Verhältnissen verbracht wird, als die Heimath sie geboten hat; die ganze Veränderung der Lebensweise, die veränderten psychischen Eindrücke, das Loskommen von den täglichen Gedankenkreisen sind von ungeahnter Wirkung. Es verdient wirklich nicht nur Spott, wenn gerade aus den verwöhntesten Kreisen viele ihre Sommerfrische in einfachen und zu ihren Gewohnheiten recht gegensätzlichen Verhältnissen verbringen wollen. Ein zweites mächtiges Mittel zur Anregung sind die physikalischen Einflüsse, die auf die Haut wirken: Luft, Licht und Bäder. Die gesammte Bedeckung unseres Körpers ist in allen ihren mikroskopisch kleinen Theilen von Nervenendigungen durchsetzt, und alles, was auf diese Endigungen wirkt, pflanzt seinen Eindruck auf das nervöse Centralorgan fort, in gutem oder in schlechtem Sinne. Wir unterschätzen nur die Bedeutung unseres Hautorgans, weil die übrigen Sinnesorgane, vor allem das Gesicht und das Gehör, sich mit ihren Meldungen viel aufdringlicher an unser Bewußtsein wenden. Wenn man sich aber daran erinnert, wie sehr unsere ganze Stimmung durch ein unbequem sitzendes oder vielleicht durch seine Wollhärchen juckendes Kleidungsstück verändert werden kann, oder wie ein einfaches Wasserbad von Körperwärme uns behaglich zu stimmen vermag, so kann man sich leicht vorstellen, wie viel eine mächtigere Anregung der Haut für den ganzen Körperhaushalt bedeuten mag. Die sogenannte Naturheilkunde, soweit sie mit Wasser (und allenfalls mit Luft- und Sonnenbädern) arbeitet, hat davon ja reichlich Gebrauch gemacht, und es wäre alles gut, wenn sie nicht über dem einen guten Mittel andere verwürfe, die doch auch ihr Recht und ihren großen Werth haben, und wenn sie nicht ihr einziges Mittel allzu freigebig und sorglos auch da anwendete, wo es schädlich ist. Es wird ja immer der Unterschied zwischen dem Kurpfuscher und dem wissenschaftlichen Arzte bleiben, daß nur dieser in jedem Einzelfalle erwägen und beurtheilen kann, welches Mittel mit Rücksicht auf die Krankheit, ihre Ursache und den Körperzustand des Kranken das beste ist, und ob man mehrere Mittel verbinden kann, um den Erfolg schneller, angenehmer und sicherer zu erreichen.

Um das eigentliche Wesen der Seekur zu erkennen, müssen wir von den Einflüssen absehen, die durch den Ortswechsel an sich, die veränderten psychischen Eindrücke, die andere Kost u. s. w. hervorgerufen werden. Denn diese finden sich ja an anderen Kurorten und Sommerfrischen auch und bilden nichts dem Aufenthalt im Seebade Eigenthümliches. Zudem sind auch diese Einwirkungen je nach der Persönlichkeit überaus verschieden; dem aus der Nähe der Meeresküste Stammenden, dessen Kindheitseindrücke innig mit dem Leben der See verschmolzen sind, erscheint das Meer vielfach als der Inbegriff seiner Sehnsucht, er möchte es bei jedem Wiedersehen begeistert begrüßen wie die Griechen mit ihrem tausendstimmigen Thalatta, Thalatta! Der im Binnenlande Großgewordene hat selten, jedenfalls viel seltener als jener, einen so innigen Zug nach dem Meere und wird dementsprechend weniger dadurch geistig und im Gemüth beeinflußt. Demgegenüber äußert sich die körperliche Wirkung des Seeklimas übereinstimmend bei allen, die sich ihm aussetzen, als mächtige Anregung. Sonne und Luft wirken dabei innig zusammen. Gerade das, was dem Neuling als ein Mangel des Seestrandes erscheint, das Fehlen schattengebender Bäume, schließt einen guten Theil der gesundheitlichen Wirkung in sich. Das Kulturleben entwöhnt uns geradezu der ungehemmten Sonnenbestrahlung, und doch vermögen wir Menschen ebensowenig wie die Pflanzenwelt ohne Sonne zu leben. Man hat sich gewöhnt, alle Abhärtung und Gesundung vom Wasser zu erwarten, und vernachlässigt darüber die viel werthvollere Abhärtung durch die Sonnenwirkung. Dafür bietet nun der Seestrand die allergünstigsten Verhältnisse. Das Sonnenlicht hat unbeschränkten Zutritt, es wird überdies vom Wasser nach allen Richtungen hin zurückgestrahlt, und auch der trockene weiße Sand dient sozusagen als Lichtreservoir. Die blühenden Farben der Jungen, die sich nach altem Brauch vor und nach dem Seebade stundenlang fast ohne Kleidung dem Licht und der Luft ausgesetzt haben, legen davon deutlich Zeugniß ab. Nie sieht man bei ihnen die von mancher ängstlichen Mutter gefürchtete Erkältung „solchem Leichtsinn" folgen. Dafür sorgt neben der Sonne die Seeluft in ihrer Eigenart. Sie steht, wie das Barometer zeigt, unter hohem Druck, sie läßt daher die unmerkbare Wasserverdunstung von der Haut besonders langsam erfolgen, im geraden Gegensatz zu der überschnellen Verdunstung, die gewöhnlich die Einleitung einer Erkältung bildet. Auch der hohe Wassergehalt der Meeresluft hält die Hautverdunstung ein wenig zurück. Trotzdem wird die Hautthätigkeit an sich erhöht, der Blutgehalt der Haut erhöht sich durch den Reiz der beständig strömenden, viel stärker als im Binnenlande bewegten Luft. Sie vermag ja sogar die dicht verhüllenden Frauenkleider zu durchdringen, indem sie in scherzhaft anzusehendem Wechsel bald die Röcke auf das engste an die Formen des Körpers andrängt, bald von unten her eindringend Kleid und Röcke ballonartig aufbläht. Die Prüderie der Heinzemänner hätte eigentlich längst auf den Gedanken kommen sollen, auch auf den Wandelbahnen der Ostsee- und Nordseebäder, wenigstens an stürmischen Tagen, die Gemeinsamkeit der Geschlechter aufzuheben, wie sie es für die Badenden fürsorglich thut. Es wäre übrigens Zeit, mit diesem Zopf auch in den deutschen Bädern aufzuräumen; die Erfahrung hat zur Genüge gelehrt, an der Riviera wie in den französischen, belgischen, holländischen, amerikanischen und anderen Bädern übereinstimmend, daß die Sittlichkeit unter dem gemeinsamen Baden nicht leidet, und für die Familien wäre es zum mindesten ein großer Vortheil, wenn die Mütter ihre 8—12 jährigen Söhne unter ihrer Aufsicht baden lassen könnten, anstatt sie im Herrenbad unter allerlei Gefahren und bedenklichen Einflüssen baden lassen zu müssen. Gerade für die Sittlichkeit der Heranwachsenden wäre es die beste Förderung, wenn die durch das Fernhalten erzeugte Neugier und unnatürliche Spannung einem harmlosen Nebeneinander Platz machte. Aber wie schwer entschließt man sich in Deutschland zu etwas Neuem! In Helgoland besteht ja außer dem getrennten Badestrand der Damen und der Herren ein „Familienbadestrand", aber er soll bisher nur spärlich benutzt werden.

Nun, dem Winde und der Seeluft kann man es nicht wehren, zudringlich zu sein, sie suchen sich den Weg zur unbedeckten Haut, wo sie ihn finden, und die den Hautnerven mitgetheilte Reizung überträgt sich von überallher auf die Nerven, auf die blutbildenden Organe, auf den Blutumlauf im Körper, so daß die Skrophulose, die Bleichsucht, die Hautschwäche, die zu Erkältungen und Rheumatismen geneigt macht, besiegt und ausgetrieben werden. Daß die Seeluft außerdem, mehr als irgend eine andere, auch als die Gebirgsluft, frei von Bakterien und Zersetzungskeimen und von Staub ist, bedeutet unendlich viel, zumal für die von beständigem Staub erfüllten und gereizten Athmungsorgane der Städter. Chronische Rachen- und Nasenkatarrhe, Bronchialreizungen, Emphysem, Asthma und die ersten Anfänge der Tuberkulose in den Luftröhrenzweigen werden durch die reine, weiche, feuchte und schwach salzige Luft außerordentlich günstig beeinflußt. Wo diese Krankheiten mit Störungen im Appetit und der Ernährung verbunden sind, wo ferner nach Infektionskrankheiten eine Erhöhung dieser Lebensvorgänge erwünscht erscheint, ist auch die Steigerung des Nahrungsverlangens durch den Einfluß der Seeluft äußerst schätzbar.

Und die Nervösen? Soll auch bei ihnen die Einwirkung der Luft genügen, um die gewünschte Umstimmung der inneren Ernährung zu bewirken? Sollen sie nicht vor allen Dingen das „kräftigende" Seewasserbad gebrauchen? Verordnet wird es ihnen oft genug, aber die traurigen Wirkungen kommen mit ziemlicher Sicherheit nach. Man kann überhaupt sagen, daß gewiß ein Drittel von denen, die in der offenen See baden, es am besten unterließen. Die bekannte Klage, daß das Seebad den Schlaf verdürbe, gründet sich wesentlich auf den unzweckmäßigen, dabei oft noch zu häufigen und zu langen Gebrauch des Bades.

Einerlei ob es sich um das gewöhnliche Baden in der Ostsee handelt, wo man im tiefen Wasser badet oder schwimmt wie in jedem Landsee auch, nur daß man salziges und bewegtes Wasser hat, oder ob in der Nordsee gebadet wird, wo das Bad im Allgemeinen nur in kräftigen Begießungen durch die auseinander folgenden Wellen besteht, während man zwischendurch der Luft ausgesetzt ist, immer ist das Bad in der offenen See ein sehr kräftiger Reiz, der nur bei gesunden Organen und erheblicher Widerstandskraft des Körpers mit gesundheitlichem Vortheil überwunden wird. Für den Nervenschwachen vereinigt sich ein derartiger Reiz nicht mehr mit dem ersten Gebot des Ausruhens. So lange freilich der Badegast auf seiner Nordseeinsel oder im Ostseebade ist, scheint ihm die Sache vortrefflich zu bekommen, aber wenn er wieder in der Heimath angekommen ist und seine gesammelten Arbeitskräfte verwerthen will, findet er sie nicht, er hat sein Reservoir nicht gefüllt, sondern alles Eingenommene verbraucht. Ich habe oft genug gesehen, daß Nervöse durch einen Aufenthalt an der See alle Beschwerden verloren hatten und durch ein einziges Bad in offener See, das das Werk krönen sollte, alles wieder verspielten! Ich bin deshalb, nachdem ich Tausende von Gesunden und viele Hunderte von Kranken in den nahe von meinem früheren Wohnort Rostock belegenen Ostseebädern beobachtet habe, gerade als Nervenarzt ein entschiedener Gegner der freien Seebäder für alle Kranken und Empfindlichen geworden.

Um so mehr habe ich die Unterstützung der Seeluftkuren durch zweckmäßige warme Seebäder schätzen gelernt. Leider sind die Einrichtungen dafür in Deutschland meist noch sehr kläglicher Art. Uneingeschränktes Lob bei einigermaßen Verwöhnten würde kaum eines davon finden. Von den mir aus eigener Anschauung bekannten waren die Warmbäder in Norderney die besten; unbegreiflich ist nur, daß sie dort überwiegend bei einer Wasserwärme von 28° R. genommen werden, während schon für ein Wannenbad mit Süßwasser die richtige Wärme bei 26° R., höchstens 27° R. liegt und ein Seewasserbad wegen der Salzwirkung ohne Weiteres um 2° niedriger gewählt werden muß, wenn es dieselbe Wirkung haben soll. Die nachfolgende Begießung mit kühlerem Wasser kann zwar die hautverschlaffende Wirkung des zu warmen Bades ausgleichen, aber sie stört zugleich die wenigstens für den Nervösen beabsichtigte rein beruhigende und nur ganz milde anregende Wirkung. In dieser Richtung hat das Badepublikum also noch zu lernen. Es wäre überhaupt erwünscht, wenn alle, die für ihre Gesundheit etwas im Seebade erhoffen, noch den Rath eines Badearztes einholten. Die Aerzte des Binnenlandes kennen vielfach das Seeklima und das Seewasser gar zu wenig; so traf ich vor ein paar Wochen an der See einen oberrheinischen Industriellen, der auf ärztlichen Rath die Folgen einer eben überstandenen akuten Nierenentzündung durch Seebäder (in der offenen See!) beseitigen wollte. Das wäre sicher ein lebensgefährliches Experiment gewesen; Nierenschwache gehören überhaupt nicht an die See, weil der die Haut stärker belastende Luftdruck ihren Nieren größere Arbeit auferlegt. Auch auf die vielgelobte Gleichmäßigkeit der Temperatur im Inselklima darf man sich nicht zu fest verlassen, jeder Sturm kann die schnellsten Schwankungen bringen. Daher ist Sorge für warme Reservekleidung immerhin zu empfehlen. Auch die Nervösen werden gut thun, das zu beachten!

Welchen Ort soll nun der Nervöse aufsuchen? Die Scheu vor den großen Modebädern ist sehr verbreitet; man glaubt dort keine Ruhe zu finden u. s. w. In Wirklichkeit ist das alles nicht so schlimm. Die kleineren Bäder sind auch wieder so viel enger, ihre Gesellschaft zieht sich mehr zusammen, und der Einzelne hat noch viel weniger das Gefühl der Freiheit und Ungebundenheit. In den großen Bädern dagegen taucht man nach Belieben unter. In Norderney z. B., dem größten deutschen Seebade, kann man auch in der höchsten Saison zu jeder Stunde des Tages einsame Strandpartieen finden, wo es an Gelegenheit zum Ruhen nicht fehlt, und bleibt man zum Ruhen in seiner Wohnung, so stört einen auch niemand, weil eben alle Welt am Strande ist. Wer trotzdem größere Einsamkeit liebt, thut besser, die wunderbaren Zeiten nach Mitte August und im September und Oktober dort zu genießen. Die Geschmacksrichtungen sind ja sehr verschieden; aber für Kranke möchte ich auch nicht gern auf einen Ort mit gesundem Trinkwasser, mit guter Kanalisation, mit modernem Schlachthaus und anderen Kultureinrichtungen verzichten, wie sie in den großen Seebädern in wirklich vortrefflicher Weise geboten werden. Allerdings fehlt es beispielsweise auch in Norderney noch an mancherlei: die Hôtels sind zwar theuer, aber meist nicht den heutigen Begriffen entsprechend; die Verbindung mit der Dampferlandestelle vollzieht sich im Ganzen mit wenig entsprechendem Fuhrwerk, überhaupt wird man bei einem so großen Bade kaum begreifen, daß noch immer keine Dampffähre für einen wirklich bequemen Verkehr mit dem Festlande sorgt. Das deutsche Publikum ist eben allzu bescheiden und freut sich, wenn die Behörde für alles sorgt. Nur wenn im nächtlichen Badeschnellzug von Norddeich nach Köln beim Schaffnerwechsel in Münster Nachts 3 Uhr alle Reisenden ihre Fahrkarten vorzeigen müssen, damit keiner zu weit fährt (!), kann man aus jedem Abtheil zornige Klagen über allzu große Fürsorge hören. Das Verfahren scheint aber auch gegen Ende der Saison darum noch nicht geändert worden zu sein.

Frankfurt a/M. Otto Dornblüth.

Sexuelle Kunst.

Als vor einigen Monaten im Reichstage der Versuch gemacht wurde, die Freiheit des künstlerischen Schaffens durch eine Gesetzgebung zu beschränken, welche aus besonderen Begriffen von Verletzung des Schamgefühls ihre Gründe gegen Werke der Kunst herbeisuchte, erhob sich mit Recht die ganze gebildete Welt gegen eine solche Anmuthung. Der Stand der Rechtskundigen und Rechtslehrer ging in dieser Bewegung voran, schon, weil die Fassung der betreffenden Gesetze alle Möglichkeit einer vernünftigen Handhabung entsprechender Strafbestimmungen ausschloß. Diese „lex Heinze" wurde Anlaß zur Gründung eines Goethebundes, dessen Zweck ja wohl nichts Anderes wird sein können, als die grundsätzliche Freiheit aller Kunst von willkürlichen Begriffen sogenannter Moral oder gar von politischen, wirthschaftlichen, religiösen Parteivorstellungen zu überwachen, zu erkämpfen, wo sie nicht vorhanden sein sollte. Daß innerhalb dieser allgemeinen Denkfreiheit und Darstellungsfreiheit auch die Geschlechtsbeziehungen zur freien Erörterung gelangen können, würde dann eine Forderung der Freiheit der Kunstübung überhaupt sein; sollte sich gar der vermeintliche Schutz des Schamgefühls auf Werke der bildenden Kunst beziehen, so würde ja nur auf Seiten der Schützer eine Erkrankung vorliegen, die Beziehungen des Schamgefühls oder vielleicht gar sexueller Art für sich herstellt, welche gesunder Weise zwischen einem Gebilde von Erz, Marmor und Gebilden aus lebendigem Fleisch und Blut, wie Menschen sind, sich gar nicht ergeben dürfen. Strafwürdig ist in einem solchen Falle nicht der Künstler, sondern der Beschauer, der die Bestialität in sich hat, Marmor und Erz zum Gegenstande einer Sinnestäuschung zu machen, welche Schamempfindungen da erzeugt, wo sie nicht hingehören. Selbstverständlich schließen wir wirklich „unzüchtige" Darstellungen im Sinne des bereits bestehenden Gesetzes von dieser Betrachtung aus; sind sie von wirklichen Künstlern geschaffen, wie so viele Darstellungen des Leda-Mythos, die ja, streng genommen, vollständig dem Strafrichter im Sinne des bestehenden Gesetzes unterliegen, nun, so werden wir sie im Ganzen eben den Blicken Unberufener nicht aus-

setzen, sondern nur in den Museen aufstellen, wo reife Menschen und vor allen Kunstkenner verkehren, die den Mythos als solchen kennen und beim Anblick des Werkes fähig sind, einen geistigen Prozeß durchzumachen, der jede sexuelle Mißempfindung zerstört in der Empfindung mythisch-künstlerischer Bedeutsamkeit der Schilderung. Michel-Angelos Leda im Bargello zu Florenz ist die erhabenste Darstellung eines Vorganges, dem jeder Mensch sein Dasein verdankt, in der Form des Mythos.

Wie wenig der Begriff des Schamgefühls zu irgend welchen gesetzlichen Bestimmungen taugt, lehrt sehr deutlich das Dogma einer großen europäischen Religionsgesellschaft, welches von der „unbefleckten Empfängniß" einer angebeteten „Jungfrau" spricht. Millionen von Europäern, Engländern und Deutschen enthält schon die Aussprache dieses Wortes eine Verletzung ihres Schamgefühls und ihrer sexuellen Gesund-Empfindung; sie bekennen sich nicht zu dieser Religionsgemeinde und zu diesem Glauben, weil sie im Tiefsten verletzt sind in ihren Sexual-Instinkten. Die Bekenner des betreffenden Glaubens aber überwinden die Verletzung des Schamgefühls, welche schon durch die Aussprache des Wortes selbst zunächst allüberall entsteht, einfach dadurch, daß ihnen die Sache ein geweihter Mythus ist. Sie gewöhnen sich, einen geistig-dogmatischen Prozeß durchzumachen, der ihnen allmählich die Beziehungen sexueller Art, die in den Worten liegen, verflüchtigt in eine religiöse Stimmung unbestimmterer Natur.

Es besteht also alle Ursache, daß die Parteien in dem Streite ums Schamgefühl eine wechselseitige Duldung üben, die nicht unnöthiger Weise Strafgesetz und Polizei in Nahrung setzt, denn sonst könnte es kommen, daß mit demselben Rechte, mit dem man bei öffentlichen Darstellungen Censur und Strafe übt wegen sexueller Anspielungen, auch so manche Kirchenpredigt über gewisse Dinge polizeilich überwacht werden müßte, ganz abgesehen davon, daß die Verbreitung jener ehrwürdigen Schriften, welche die Geschichte von Lot und seinen Töchtern, die Sexual-Schilderungen des „hohen Liedes" u. A. enthalten, nach dem Stande des gegenwärtigen Gesetzes durchaus strafbar sein dürfte. Daß sich kein Staatsanwalt findet, der die richtigen Folgerungen aus dem Gesetz in diesem Punkt zieht, sollte allerdings für die litterarische Bildung unserer öffentlichen Ankläger sprechen.

Erkennt Jedermann sofort die Untauglichkeit des vagen Begriffs „Schamgefühl" für eine ernsthafte und gerechte Rechtspflege, so hat Vielen die jüngste Bewegung doch Anlaß gegeben nachzudenken, wie es eigentlich kommen konnte, daß ein so ungeschickter Ansturm gegen die Freiheit des künstlerischen Schaffens entstand. Daß er sich gegen das künstlerische und litterarische Bilden richtete, nicht nur gegen die Winkelfabrikation unzüchtiger Photographien oder unzüchtiger Schriften, die ein Geschäft machen aus der Verbreitung von Sexualspekulationen, ist leider Thatsache. Wir haben bei Anwesenheit in der betreffenden Reichstagssitzung mit eigenen Ohren gehört, daß der ultramontane Abgeordnete ausdrücklich erklärte, man wolle das künstlerische Schaffen treffen, und vor Allem solle kein Unterschied gelten zwischen Kunstwerken und Industrieerzeugnissen der Halbkunst. Gerade diejenigen Künstler sollte das Gesetz treffen, deren Werke Anlaß zu Verletzungen des Schamgefühls geben; der Abgeordnete hat es klipp und klar ausgesprochen. Damit war und ist auch für die Zukunft die Situation klar. Es hat sich nicht gehandelt um einen Kampf gegen schmutzige Winkelphotographien und affenschänderische Illustrationen, auch nicht gegen Verlagswerke der Bordell-Litteratur, die überdies durch das bestehende Gesetz genügend verfolgbar sind, nein, man hat der Kunst selbst zu Leibe gewollt und hat das Kriterium des Kunstwerkes und der künstlerischen Gestaltung gegenüber Werken, die irgendwie objektiv oder subjektiv mit dem Geschlechtsleben in Beziehung zu bringen wären, nicht gelten lassen wollen. Der Versuch ist mißglückt, aber der „Goethebund", wenn er seinen Zweck erfüllen will, kann genau wissen, wo er einzusetzen hat, und daß es gilt dauernd die Augen offen zu halten nach dem Satze: Videant cansules! Aber die Frage bleibt doch: wie konnte eine so angriffslustige Bewegung entstehen? Welche Fehler sind von Kunst und Litteratur gemacht worden, daß die neuen Puritaner auch nur einen Augenblick hoffen konnten, Zustimmung bei den politischen Parteien zu finden und die Sache zum Vorwand für dahinterliegende weitere Herrschaftszwecke zu nehmen suchten?!

Uebersieht man zunächst die Entwicklung der Plastik und der Malerei in den letzten zwanzig Jahren, so stellt sich heraus, daß im Ganzen die Pflege des Nackten in der Kunst gegen frühere Zeitläufte eher zurückgegangen, als gestiegen ist. Wo wir unsere Ausstellungen durchschreiten, wir finden nicht, daß wir durch Malereien und Bildwerke unsere Kenntniß des weiblichen und männlichen Körpers sonderlich in Anspruch genommen sähen. Landschaften und Genrebilder überwiegen; bekleidete Kriegergestalten, Kaiser- und Feldherrndenkmäler, Porträts mit allem Toilettenzubehör füllen die Wände und Räume. Die „sezessionistische" Bildhauerei, wie sie aus Paris, Brüssel und Antwerpen eindringt, gefällt sich in der Darstellung bekleideter Arbeitergestalten, Arbeiterinnen, die mindestens so viel angezogen haben, wie die Mägde im Feld und Kuhstall. Es würde ja freilich das Schamgefühl für einen Augenblick sehr verletzen, wenn ein städtische Dame so hochgeschürzt und so strumpflos „Unter den Linden" von Berlin einherspazieren würde, wie so manche Kartoffelerntern auf dem Felde. In der bildenden Kunst und auf dem Felde enthält die letztere Tracht für das allgemeine Bewußtsein denn doch Nichts, was bei irgend Jemandem Anstoß erregt hat, während wir mit Vergnügen ein wohlgeformtes Bein in Kunst und Natur betrachten. Es würde nun freilich eine große Heuchelei der Kunstfreunde und Kunstliebhaber sein, wenn man behaupten wollte, der Anblick eines schönen Armes oder Beines, überhaupt eines gesunden Körpers vom anderen Geschlecht, der ja den Geschlechtsunterschied bis in die Ellenbogenkehle und die Fingerspitzen durchgebildet zeigt, habe Nichts zu thun mit unserer Sinnlichkeit. Der Anblick des gleichartigen Geschlechts in künstlerischer Ausprägung des Wuchses, des Muskelsystems, der energischen Form erzeugt bei jedem ordentlichen Manne ein freudiges Reflexgefühl der eigenen Muskelkraft und durchsetzt das eigene Muskelleben und persönliche Gestaltgefühl nicht bloß mit einer rein formellen Empfindung, sondern mit einem inhaltvollen, produktiven Empfinden der Kraft, der Jugendfrische, je nachdem der Behäbigkeit u. s. w. Dagegen wird im Anblick der Formen des anderen Geschlechts der Gefühlsinhalt der Schönheit unter vielen Umständen auch mit einem Beisatz von leisen Reflexempfindungen eines Entzückens, eines Reizes verbunden sein, der wie ein Echo des natürlichen Entzückens in der Liebe erscheint. Zärtlichkeit, Zärtlichkeitstrieb mischt sich in das Anschauen des Auges und der Form, Sinnlichkeit im edleren Sinne, Zuneigung zu dem anderen Formenleben, das sich unserer Phantasie einschmeichelt, ob wir nun nur den Fuß der Frau Venus, nur ihre schönen Wangen oder ihren prächtigen Rücken bewundern. Wir werden allerdings nicht der thörichten Sinnestäuschung Pygmalions verfallen, aber dieselbe Zärtlichkeit, mit der die Hand des Bildhauers die Form verfeinert hat, wird auch in jedem gesunden Beschauer wiederkehren. Ein gesunder Knabe, ein gesundes Mädchen wird im Kindesalter der Milonischen Venus gegenüber die leise Zärtlichkeit empfinden, die man seiner eigenen Mutter gegenüber hat; auch Erwachsene beiderlei Geschlechts werden so mancher reiferen weiblichen Gestalt gegenüber jene Mutterempfindungen hegen, während in anderen Fällen mehr die erotischen Empfindungsnachklänge walten: sicher wird aber der Formengenuß, die Freude an Form und Gestalt nicht eine bloß abstrakte sein, sondern die schöpferischen, die animalischen Triebe unseres Daseins werden dem ästhetischen Gefühlsinhalt als belebender Untergrund beigemischt sein. Daher wirken die menschlichen Formen auf uns nur als schön, wo wir die Gestalt gewissermaßen in bestimmten proportionalen Verhältnissen isoliren; die Nacktheit eines Menschen, den wir von einer Höhe von 1000 Metern irgend wo baden sehen, interessirt unser

animalisches Sinnenleben nicht, sein Schamgefühl aber ist auch im Verhältniß der Entfernung, in der er sich weiß, schwächer. Denn das eigentliche sexuelle Schamgefühl erwacht in einem bestimmten Verhältniß zu der Empfindung, daß man Gegenstand eines animalischen Gefühls wird und werden kann. Es ist die Scheu der Natur vor unzeitiger Berührung und durchaus nicht etwa an's Nackte an sich gebunden. — Wir vergeben aber den Empfindungen der Schönheit Nichts, wenn wir in der gesunden Darstellung des Nackten auch die großen schöpferischen Beweggründe der liebevollen Natur erkennen.

Indessen in dieser Erkenntniß ist auch der Zusammenhang gegeben, aus dem heraus die Gestaltung des Nackten zu beurtheilen sein wird.

Wenn wir eine häßliche Nacktheit sehen, so erwacht etwas dem Schamgefühl Verwandtes, besonders, wenn es sich um diejenigen Formen handelt, die bestimmtere Beziehungen zum Unterschied der Geschlechter haben. Schamgefühl und Schönheitsbewußtsein stehen in einem feinen Zusammenhange. Eine Frau, die einen schönen Nacken oder Busen hat, wird ihn stets gern enthüllen und ihr Schamgefühl wird im selben Maße hinsichtlich der Offenbarung ihrer Formen nachlassen, als sie das Bewußtsein und die Anerkennung Anderer hat, daß diese Formen schön sind. Erlaubt die Sitte nicht die Formen selbst zu zeigen, so wird man doch den Schnitt der Kleider, den Aufbau der Toilette so einrichten, daß Wuchs und Bildung wenigstens geahnt werden können. Dagegen sind häßliche alte Jungfern mit Recht auch besonders schämig; sie haben die ganz richtige Empfindung, daß sie einer Schönheitszucht der Menschheit durch Anblick des Schönen nicht dienen können, und behüten daher ängstlich das, was Anderen anzusehen eine lediglich anatomische Empfindung hervorrufen würde.

Wir können der Kunst des letzten Jahrzehnts den Vorwurf nicht ersparen, daß sie — bei verhältnißmäßig geringer Darstellung des Nackten — doch oft genug jenes Schönheitsschamgefühl verletzt und durch Erregung von Ekelgefühlen die Lust und Freude am Nackten kompromittirt. Jene Ateliermanieren, die sich z. B. den völlig unnöthigen Spaß machen, in Bildhauerei und Malerei nur den Flächencharakter der Formen herauszuheben, in eckigen, dürftigen Flächen zu arbeiten, wobei man denn auch aus der Natur die abgemagerten, vernergelten Gestalten sucht: Weiber mit Hängebrüsten, Männer mit eingefallenen Brustkästen und spießigen Achseln, sind viel mehr an thatsächlichen Verletzungen des Schamgefühls Schuld, als irgend eine Venus Kallipygos. Das Schamgefühl ist ein Schutzgefühl, es erfüllt eine Reihe gesunder Zwecke der Natur, und die Kunst kann es nur da ignoriren, wo sie natürliche Aequivalente dafür aufbringt. Ich habe die Beobachtung in unseren Kunstausstellungen hundertmal gemacht: wenn Personen beiderlei Geschlechts vor nackten Kunstgebilden stehen, werden Frauen und Mädchen keinen Anstand nehmen, sich die Figur ausgiebig und lange anzusehen mit Männern zugleich, wenn das Schlagwort gefallen ist: wie ist sie schön! oder: was ist das für ein schöner Kerl. Dieses innere Aequivalent nimmt jede Befangenheit. Die Verlegenheit ist aber immer stark, wenn Abnormes oder Häßliches gebildet ist. Man sieht da nicht gern hin, denn wir wollen unser Geschlechtsgefühl nicht kompromittirt sehen, auf daß wir nicht einst auch Mißgeburten in die Welt setzen. Diesem Rassebildungsgefühl unterliegt jede kraftvollere Natur bewußt oder unbewußt. Will nun aber ein Künstler durch Darstellung des Elends unser Herz rühren, nun, so wird er seinen Zweck durch Verhüllung dessen, was überhaupt mit seinem ethischen Zweck Nichts zu thun hat, am Allerbesten erreichen. Das „Nackte" charakterisirt sich da schon genügend an Beinen und Oberkörper, und es liegt gar kein Grund vor, das zu „schauen", was Götter gnädig mit Nacht und Grauen bedecken mögen.

Will sich die bildende Kunst vor zukünftigen Uebergriffen der Reaktionäre schützen, so wird sie diese Seite des Schamgefühls nicht ignoriren dürfen.

Hier liegen gewisse Verletzungen natürlicher Instinkte doch vor, die dann — an ganz falscher Stelle freilich — ihre Rehabilitation suchen. Als Grundsatz aber zum Schutze unseres Schamgefühls hat uns die Natur ein Mittel gegeben, das jede polizeiliche oder staatliche Bevormundung überflüssig macht: wir sehen nicht hin, wir wenden unsere Augen weg. Und weil wir das können, haben wir auch gar kein Recht, unsere persönlichen Schamgefühle Anderen aufzunöthigen. Geh nicht hin, siehe nicht hin, wo Du zu sehen glaubst, was Dich erröthen machen könnte! — Das ist des Räthsels Lösung!

Im Uebrigen ist das Schamgefühl genügend charakterisirt dadurch, daß es keinen schrecklicheren Traum gäbe, als wenn sich Herr Roeren oder die Vorsitzenden des Goethebundes vorstellen, sie müßten am hellen Tage im bloßen Hemde „Unter den Linden" zu Berlin spazieren gehen. Sie Alle, ohne Unterschied der Partei, würden sich zu Tode schämen. Dieses Gefühl existirt also, Scham, nicht nur Geschlechtsscham, auch Reinlichkeitsscham — falls irgend eines der Hemden z. B. nicht ganz und gar neugewaschen sein sollte — befällt Männlein und Weiblein unter Umständen ganz gräßlich. Dennoch würde Herr Roeren, falls er irgend einen Vorstand des Goethebundes auf einer Karikatur im Hemde abgebildet sähe, zweifellos gar keine Verletzung seines Schamgefühls empfinden, und ein Genrebild, wo Kindlein in bloßen Hemden etwa miteinander spielen, würde er gewiß nicht unter seine Paragraphen einorden. Diese Inkommensurabilität des Schamgefühls und seiner Lokalisation macht es eben völlig untauglich zu irgend einer sicheren juristischen Handhabung. Nicht einmal die eigentlichen sogenannten „Schamtheile" enthalten eine sichere Lokalisation objektiver oder subjektiver Schamgefühle. Bild und Wirklichkeit sind auch hier sehr zweierlei. —

Ganz anders liegt der Fall indessen gegenüber der Litteratur. Hier ist seit zwanzig Jahren etwas aufgekommen, was gerade die vorurtheilslosesten Männer wieder und wieder mit schwerer Sorge erfüllen muß. Das ist das Ueberwiegen des Sexualismus in allem Thun und Schaffen vieler Zeitgenossen. Es muß hierüber ein offenes Wort gesprochen werden, nicht etwa um der Anfechtungen willen, welchen von gewisser Seite unsere Litteratur ausgesetzt ist, sondern um des Geistesgehaltes willen, der das dichterische Schaffen eines so großen Volkes mit so großer geistiger Vergangenheit, wie das deutsche, erfüllen sollte.

Die Dichtung, die Prosapoesie oder Sittenschilderung des Romans wendet sich nicht, wie das Nackte oder das Sexuelle in der bildenden Kunst, an unsere unmittelbare Anschauung, sondern an unsere Einbildungskraft. Der Bildhauer, Maler erlöst — sofern es sich um die geschlechtliche, animalische Seite des Lebens handelt —, unsere Einbildungskraft, indem er ihr den Gegenstand als plastische Wirklichkeit gibt, und jene gesunden mitwirkenden Instinkte, von denen wir sprachen, verzehren im gegenständlichen Schönheitsbewußtsein jede niedere Sinnlichkeit, um sie zu einer Verklärung, Veredelung unseres Rassegefühls wie unseres körperlich-ethischen Menschheitsgefühls überhaupt emporzuführen. Das ist die ethische Mission des Nackten in der bildenden Kunst. In der Dichtung aber ist die Darstellung des Sexuellen nicht eine solche Erlösung, sondern sie bleibt ein bloßer Phantasiereiz, eine Reizung der Einbildungskraft, die zu Folge der Beziehung, welche unser Gehirn zu dem sensorischen und motorischen Nervensystem unserer sexuellen Organisation hat, als unmittelbare Erregung der Geschlechtsphantasie wirkt. Es braucht dabei keineswegs vom Schriftsteller grob sinnlich verfahren zu werden; diese Phantasie, diese Hirnthätigkeit, welche jedem Wesen eingepflanzt ward, ist außerordentlich empfänglich auch für Andeutungen, Anspielungen, weil sie eben in sich die Kraft hat, nach der Richtung weiter zu phantasiren, in welcher die Nervenleitungen vom Gehirn zum Sexualorganismus gehen. So groß ist hier der Unterschied gegenüber der Darstellung des Nackten durch den bildenden Künstler, daß eine Darstellung allein des Nackten mit

Worten, sofern es sich auf die reproduzirende Phantasie des Lesers oder Zuhörers stützt, stets die größte Gefahr läuft, wie beim Anschlagen einer Stimmgabel, auch Nervenschwingungen zu erzeugen, die unmittelbar als Reize und Reizungen sich umsetzen.

Es ist unnöthig, dies hier weiter zu analysiren. Es ist hier nur zu sagen, daß erfahrungsgemäß eine Reizung dieser Phantasie, eine allzu häufige Reizung und eine allzu starke Lokalisation der anschaulichen Hirnthätigkeit auf die Gebiete dieser Reizungen Schwächung der Gehirnkraft überhaupt im Gefolge hat. Nicht umsonst wird jeder weise Familienvater seinen Kindern, bevor sie in das Lebensalter der völligen Reife eingetreten sind, das Lesen von Schriften möglichst entziehen, in denen die Beziehungen der Geschlechter irgend wie einer ausgemalten Schilderung unterliegen. Es stellt sich heraus, daß eine jugendliche Phantasie, welche in diese Lektüre verfällt, sehr bald überhaupt für nichts Anderes mehr Sinn hat, daß die zarten und doch so eingreifenden Reizungen zu Ueberreizungen werden und der Umsatz von Nerventhätigkeit, welchen diese Phantasiethätigkeit im Gefolge hat, lähmend auf andere Gehirnpartien wirkt.

Dies gilt aber nicht nur bei Unreifen. Männer, Frauen, deren geistiges Interesse zu oft, zu viel nach der geschilderten Richtung geht, stärken keineswegs ihre empfangende Phantasie für andere Seiten des Lebens. Schriftsteller, deren schaffende Phantasie allzu einseitig der Gestaltung erotischer Probleme nachgeht, werden allmählich lendenlahm an jeder Phantasie, welche die eigentlich werthvollen Erscheinungen des Lebens mit dem nöthigen Gedächtniß, der nöthigen Einbildungskraft durchdringen könnte. Und wir leben in einer litterarischen Periode, wo diese gelähmten geistigen Existenzen schier zu überwiegen scheinen.

Schiller hat einmal nach der Lektüre eines Werkes von Heinse, des Verfassers von „Ardinghello", „Kirschen" irgend wo geäußert, daß bei diesem das sinnlich-erotische Element beinahe die Gabe des Genies ersetze oder doch fast als eine solche Gabe erscheine. So klar war sich dieser starke Geist darüber, daß zwischen der Phantasie des gestaltenden Genies und jener erotischen ein großer Unterschied sei. Seit zwanzig Jahren aber haben wir erlebt, daß die bloße Fähigkeit Erotisches auszumalen oder die Gebrechen, Laster, die mechanischen Verirrungen der Erotik zu schildern, vollständig mit litterarischer, dichterischer Begabung sich verwechselt. Die wahre Probe des Genies besteht erst derjenige, dessen Phantasie gerade unabhängig von dem Triebleben der Sinnlichkeit arbeiten kann, wie z. B. Shakespeare, dessen Phantasie und Wortkraft am Stärksten wirkt, wo die „Liebe" die allergeringste Rolle spielt, wie etwa im „Lear", „Macbeth", „Julius Cäsar". Hier zeigt sich, ob die Phantasie, die sich an rein ethischen, politischen, geistigen Fragen erhitzen und gestaltend verfahren kann, wirkliche Geistesphantasie, Genie ist. Jene erotische Phantasie aber ist Körperphantasie, ist eine Allgemeinphantasie, die Jeder hat, denn sie ist eine rein animalische Zweckphantasie, die auch dem Dümmsten, Geistlosesten gegeben ist und eben damit die höhere Potenz des „Genies" nicht für sich beanspruchen kann.

Ungenialer ist wohl nie eine Litteratur gewesen, seit Zola auf den Gedanken verfiel, in seiner „Nana" die Verschrobenheiten des verbrauchten, degenerirten Geschlechtslebens zu schildern, was so gänzlich überflüssig war. Die „Abschreckungstheorie" wirkt da bekanntlich nicht; jene Allgemeinphantasie hat vielmehr die Eigenschaft, so wie sie durch irgend welche Umstände nicht ermüdet hat, gerade in den mechanischen Verschrobenheiten der Sexualität sich anzureizen. Menschen von gesunder Sinnlichkeit werfen so ein Buch in die Ecke; es gehört eine starke Verlederung und Verschrumpfung der Geschlechtsphantasie dazu, schon überhaupt Kenntniß zu nehmen von diesen Dingen.

Gleichzeitig ist der Irrthum aufgekommen und viel in die schwache pia mater der „Schriftsteller" gegangen, daß sich so zu sagen der ganze Weltlauf nur um das Geschlechtsleben bewege, daß dieses das Ziel, Mittelpunkt und Ende alles materiellen und geistigen Thuns der Menschheit sei. Der Gedanke selbst ist nur ein Ausdruck der Hirnlähmung und Hirnerweichung, in welche frühzeitige Mißhandlung ihrer Phantasie viele Autoren hineingebracht hat. Vierundzwanzig Stunden hat der Tag; sechszehn Stunden davon wachen wir; das erotische Moment wollen wir ein Kosestündchen nennen, das in sechzig, auch in fünf Minuten spielen kann. Bei der Natur des menschlichen Lebens aber gehen beim Manne zwanzig Jahre voraus, ehe normaler Weise die Kosestündchen beginnen; und nach zwanzig Jahren werden sie gemeinhin seltener, so daß Einer unter Umständen unter achtzig Jahren seines Lebens vierzig im Stande der natürlichen Enthaltung von den Gaben Hymens oder des Eros lebt. Aber auch innerhalb der Zeit natürlicher Bestimmung ist bei jedem thätigen, arbeitenden, geistig schaffenden Menschen nur ein verschwindender Zeitbruchtheil den Lockungen der Natur gewidmet; geistige Spannkraft läßt sehr bald nach, wo nicht Maß gehalten wird. In der That sehen wir schon rein äußerlich, daß tausend, abertausend andere Interessen die Menschheit in den Stunden und Jahren der Thätigkeit bewegen, und alle diese Interessen nur in den Dienst jener wenigen Augenblicke zu stellen heißt sich in Trugschlüssen bewegen. Für die Natur als großes Ganzes bedeutet die Fortpflanzung augenscheinlich nur das Mittel zur Erhaltung der größeren Zwecke und Interessen des Daseins, das Mittel zur Erzielung des ungeheuren geistigen Umsatzes der Lebenskräfte, der allüberall stattfindet, wo Thier und Mensch seine Lebensbedingungen erkämpft. Das Mittel in den Zweck selbst umdeuten heißt auch in diesem Punkte geistig verarmen. Etwas anderes wäre, wenn man sagte: die Liebe habe an allem Menschlichen und Geistigen ihr Theil, daher es den Dichtern natürlich sei, Liebe zu allen Zeiten zu besingen und die Konflikte aus der wechselseitigen Zuneigung der Geschlechter zum Gegenstande unseres ethischen Interesses zu machen.

Aber das ist nun eben der Unterschied besserer Zeiten der Litteratur vor so vielen Erscheinungen von heute, daß man früher wirklich Liebe zu schildern wußte, daß Menschen dargestellt wurden, bei denen die Leidenschaft auch alle sittlichen, ethischen Kräfte aufregte, daß das Naturspiel gezeigt wurde, wie im Menschen die Geschlechtsneigung zugleich all seine höheren geistigen und sittlichen Interessen hebt und emporträgt. So leidenschaftlich Romeo und Julia der Natur folgen, eben so stark ist in ihnen auch die Entwicklung ihres Heldensinnes, ihrer Treugefühle. Alle Herrlichkeiten ästhetischer Phantasie in geistesstarken Bildern ihrer Zuneigung, ihres ethischen Liebesgefühls entwickeln Romeo und Julia. Die Liebe ist hier zugleich auch die edelste Menschenliebe, der höchste ethische Gedanke der Zuneigung, die der Mensch zu seines Gleichen hat und dem die sinnliche Vereinigung die Bestätigung alles Guten und Edlen ist.

Seit zwanzig und mehr Jahren aber ist die Sinnlichkeit unserer Autoren und ihrer Gestalten immer mechanischer geworden, immer weniger spielen die großen Menschheitsinteressen in ihre Geschichten hinein, immer mehr hat sich die bloße Phallus-Phantasie entwickelt. Nicht mehr die im Geschlechtsleben wach werdenden höheren Kräfte der Menschheit, die natürliche Selbstidealisirung, die sich doch selbst die niedersten Thiere für ihr Geschlechtsleben schaffen, sehen wir dargestellt; wir sehen überall nur das stumpfe Interesse eines halbwissenschaftlichen, knabenhaft neugierigen Erörterns der gesellschaftlichen Punkte, die der Ausübung natürlicher Wünsche förderlich oder hinderlich sind. Das einseitige Interesse an Ehebruchsdramen hat zudem das Interesse an der Liebe degenerirt, indem gerade hier doch stets alles auf den rein sexuellen Punkt hinausläuft, und wir haben nicht beobachtet, daß selbst in sehr berühmten und oft gespielten Dramen dieser Gattung Menschen gezeichnet seien, die etwa von großer Kraft der Leidenschaft bewegt seien oder vollends geistige Interessen mit ihren erotischen Beziehungen verknüpfen. Nein, es wird die bloße Sexualneugier in den Zuschauern, oft drei Akte lang, fünf Akte lang erregt, und darauf wird die dramatische Spannung

aufgebaut. Diese Neugier des Sexualismus ist ja nun freilich überhaupt ein Zeichen der Zeit.

Was wird nicht auch alles unter dem Titel wissenschaftlicher Erörterung über die Mechanik der Fortpflanzung geschrieben, wie ist eine solche rein mechanische Denkart in unsere Jugend gedrungen und wie cynisch, d. h. hundemäßig wird — vielfach von jungen und alten Leuten — der Naturverkehr mit dem anderen Geschlecht gesucht, vom Sexualgeschwätz emanzipirter Schriftstellerinnen nicht zu reden! — Diese Entgeistigung der Sinnlichkeit, die damit verbundene künstliche Unterdrückung der Schamgefühle hat sich immer mehr entwickelt. Die Spekulation auf die Erörterung des „Geschlechtsproblems" sammt den damit verbundenen näheren und entfernteren Nebenwirkungen tödtet sichtlich die geistige Kraft, die Fähigkeit der Weltumschau in unseren Autoren.

Wo nun Liebe im höheren Sinne Gegenstand der Dichtung ist, da werden wir sicher auch ihr künstlerisches Lebensrecht, ihre Macht, mit der sie die Geister zwingt, schätzen. Aber zu meinen, daß sie das A und O des Lebens sei für den Künstler, den Dichter, könnte auch da nur zum geistigen Schaden auslaufen. Eine Dichtung wie „Lear" beschäftigt sich zum Beispiel mit dem Ethos der Vaterliebe und dem Ethos des Dankes, des Dankes, der die Welt eben so „zusammenhält" wie „Hunger und Liebe", während Undank zerstört. Nie ist mehr geistige Kraft in eine Dichtung gesteckt worden, als gerade Shakespeare in dieses Werk verarbeitet hat. Goethe's „Iphigenie" ist ein herrliches Werk edelster Menschenethik; aber es enthält nicht die Spur einer Liebesgeschichte, sondern die köstliche Familientugend der Geschwisterliebe, in der beide Geschlechter, frei von der bleiernen Kette des Sexualismus, reine Liebe pflegen, verklärt hier unser Herz und zeigt uns, was wahrhaft werthvoll ist. Und wie geistig, real-geistig ist das Liebesleben in Hermann und Dorothea! Wie keusch schätzt hier der Mann „mit Mannesgefühl die Heldengröße des Weibes!"

Der Goethebund wird gewiß bedenken, daß Goethe nicht nur die „römischen Elegieen" geschrieben hat. Den Freibrief hierzu hat er sich durch „Iphigenie" und „Hermann" geschaffen, durch all das, was geistig im „Faust" lebt, durch die Kerkerscene da oder des blinden Faustus Enderlebniß. Wir möchten mahnen, daß die Schaffenden, durch einen ungeschickten Ansturm nicht unverdächtiger Gegner auf sich selbst aufmerksam geworden, an eine Selbstprüfung von Herz und Nieren gehen und einen Ehrgeiz darein setzen, sich als Voll-Genies auszuweisen dadurch, daß sie zeigen, sie können auch ohne Erotismus wirken und den Reichthum des Lebens erfassen. Gegen die thatsächliche Verrohung des deutschen Geschlechtslebens kann uns kein Reichstag schützen; schützen können uns nur die Dichter, die das Liebesleben als Mittel zum Geistesleben veredelt schildern.

Wolfgang Kirchbach.

Ein neuer deutscher Montaigne.

Seitdem der selige Johann Joachim Bode, weiland Hoboist, Verleger und Hofrath, seine „Gedanken und Meinungen Montaigne's" dem deutschen Publiko zu Nutz und Frommen verabreicht, 1793—1797, hat sich kein deutscher Uebersetzer mehr an diesen berühmten und viel citirten Schriftsteller herangemacht.

Wer Montaigne kennt, wird sich darüber insofern nicht wundern, als dieser Autor eben keineswegs zu den leichten gehört, sondern seinem Uebersetzer harte Nüsse zu knacken gibt; wundern wird er sich hingegen in Anbetracht der hohen Schätzung und Beliebtheit des französischen Essaiisten von Seiten der zwei populärsten und meist gelesenen deutschen Philosophen, Schopenhauer und Nietzsche, durch die Montaigne, wenigstens dem Namen nach, in Deutschland kaum weniger bekannt ist als in Frankreich selbst — wo eben auch der Name der bekannteste Theil an ihm ist.

Und wundern kann man sich besonders darüber, daß neben den schwerfälligen sieben Bänden von Bode, der überdies stilistisch dem Franzosen wenig gerecht wird, nicht längst etwas Bequemeres und Handlicheres geboten wurde, kein ganzer Montaigne grade, aber ein Brevier oder Erbauungsbuch aus Montaigne, wozu dieser schwierige und fremdartige Schriftsteller mehr als irgend einer aufzufordern scheint.

Indem sich dazu Emil Kühn entschlossen hat, kommt er entschieden einem heutigen Zeitgeschmack entgegen, um so mehr als er seine „Ausgewählten Essais"*) in zwei dünne Bändchen vereinigt, die man bequem in der Tasche bei sich tragen kann, wozu sie auch durch ihre ganze Ausstattung wohl geeignet sind. Solche „Taschenausgaben" sollten überhaupt wieder häufiger werden, sie sind eine gesündere Erscheinung und dienen ehrlicher ihrem Zweck als die berühmten Prachtausgaben.

* * *

Ueber Montaigne ließe sich in Frankreich kaum etwas Neues sagen. Die Studien über diesen Schriftsteller bilden dort eine ansehnliche Litteratur, unter der in neuerer Zeit besonders die Arbeiten von Prévost-Paradol und Emil Faguet hervorragen. Und außer den Litterarhistorikern und Kritikern von Fach haben sich in Frankreich fast alle hervorragenden Geister gelegentlich über Montaigne ausgesprochen, von Pascal bis herunter zu den Brüdern Goncourt.

In Deutschland wird Montaigne vorherrschend in der Geschichte der Philosophie behandelt. Doch wird ihm in diesem Betracht nicht immer die Bedeutung zuerkannt, die er verdient. Er hat meistens, sehr ungerechter Weise, allzu sehr gegen Descartes zurückzustehen, der allgemein als das Alpha der modernen Philosophie aufgestellt wird.

In Wahrheit war Montaigne der erste moderne Philosoph. Descartes steht durchaus auf seinen Schultern. Die ganze mittelalterliche Scholastik hat nie eine so vernichtende Kritik erfahren als durch Montaigne in seiner Apologie des Raimund von Sabunde. Dies hebt schon Pascal mit voller und freudiger Anerkennung hervor. (Pensées, Art. 11.) Diese Apologie ist das philosophische Kapitel par excellence der Essais; Pascal hatte daran, wie man deutlich sieht, seine helle Freude, und Prévost-Paradol meint: c'est de là que part ce flot puissant qui se divise en mille rameaux, pour porter jusqu'aux extrémités du tissu vivant des Essais la même sève et la même pensée.

Man muß sich freilich die ungeheuerliche Anmaßung der mittelalterlich-aristotelischen Philosophie deutlich vor Augen halten, dieser Philosophie, die den Anspruch erhebt, Alles beweisen zu können, die absurdesten Dogmen nicht ausgenommen, um Montaigne's Verdienst vollauf zu würdigen; wieder als erstes Prinzip aller Philosophie das Mißtrauen gegen die Philosophie aufgestellt und den Zweifel wieder in Ehren gebracht zu haben gegenüber den philosophisch bewiesenen Gewißheiten in Glaubens- und anderen Dingen. Das war in jenem Augenblick kein negatives Ergebniß. Es war eine große positive That. Descartes fußt auf ihr. Und ich weiß nicht, ob dieser, der zuerst alles bezweifelte, um zuletzt alles zu beweisen, einen wirklichen Fortschritt und nicht viel eher, wenigstens in gewissem Grad, einen Rückfall bedeutet, einen Rückfall geradezu in die Scholastik. Was Montaigne wohl für ein Gesicht gemacht

*) Straßburg, J. H. Ed. Heitz.

haben würde zu des Cartesius neu aufgewärmten Beweisen vom Dasein Gottes.

Derartige positive Ergebnisse findet man nun freilich in den Essais nicht. Dagegen liest man hier folgende Stelle über Gott: De tantes les opinions humaines et anciennes touchant la religion, cella-là me semble avair eu plus de vraisemblance et plus d'excuse, qui reconnoissoit Dieu comme une puissance incompréhensible. . . . Voilà pourquoi, de toutes les religions, que Saint Paul trouve en crédit à Athénes, celie qu'lls avoient dédiée à une Divinité cachée et inconnue lui semble la plus excusable.

Diese Erwähnung des Apostels, des großen Fanatikers, ist so recht eine Montaigne'sche Wendung, halb Ernst, halb Ironie, besonders fein als Angriff gegen die Calvinisten und ihre ewigen Berufungen auf Paulus.

Wer nun daraufhin Montaigne für einen „öden Skeptiker“ ausgeben zu müssen meint, der mag es thun und sich auf seine eigene positive Philosophie etwas einbilden.

Goethe aber hat die Geistesstärke seines Faust (und nicht des negativen Mephisto) damit charakterisirt, daß er sich nicht einbildet, er könne was lehren, sondern einsieht, daß wir nichts wissen können. Leute vom Schlage Calvin's, die Montaigne so in der Seele haßte, waren gewiß positiver als er; sie wußten und wußten gewiß, und haben auf ihr Wissen hin andere gerädert und verbrannt. Und man kann ja auch für das Verbrennen schwärmen — sogar für das Verbranntwerden.

Montaigne war kein Verwandter Savonarola's, eher Goethe's, der den Florentiner Mönch ein „fratzenhaftes phantastisches Ungeheuer“ nennt. Das fiat justitia pereat mundus ist nicht sein Grundsatz; als Richter macht er das Geständniß: Lorsque l'occasion m'a convié aux condamnations criminelles, j'ai plustost manqué à la justice . . . was freilich manchem Amtsrichterlein bei uns ganz ungeheuer vorkommen wird.

* * *

Es ist eine altbekannte Thatsache, daß Energie des Denkens und Energie des Handelns oft im umgekehrten Verhältniß stehen. Eine gewisse draufgängerische Art war nie Sache vornehmer Geister. Und so war auch Montaigne vorherrschend eine kontemplative Natur. Aber man soll nicht sagen, daß er das war als Zweifler; er war es einfach als Philosoph. Moltke, gewiß kein talentloser Träumer, soll Montaigne viel gelesen haben.

Und vielleicht gehört eben grade eine sehr große Energie dazu, als einfacher Landedelmann und großer Gutsbesitzer allen rohen Genüssen und Vergnügungen von Seinesgleichen zu entsagen, um sich in einen Thurm einzuschließen und der Menschheit ein unsterbliches Buch zu schenken. Montaigne hatte nun einmal grade diese Energie, grade diesen Ehrgeiz. Hätte er denjenigen haben sollen, Fürstendiener zu werden? In dem Punkt dachte er anders als Goethe. Er meint: Oultre plusieurs aultres inconvenients qui blecent nostre franchise par ces obligations particulières, le jugement d'un homme gagé, et achetté, au il est moins libre, ou il est taché et d'imprudence et d'ingratude.*) Und an Heinrich IV., der ihn gewinnen wollte, schrieb er in einem Tone, der heute nicht nur nicht höfisch, sondern kaum höflich gefunden würde: Je n'ay jamais receu bien quelconque de la libéralité des rois, nan plus que demandé ni mérité . . . je suis, Sire, aussi riche que je me souhaite.

Und er war noch in einem anderen Sinne reich, als er's hier meint. Von jedem wahren Philosophen und ganz besonders von Montaigne gilt das Goethe'sche:

> Selig, wer sich vor der Welt
> Ohne Haß verschließt,
> Einen Freund am Busen hält
> Und mit dem genießt,
> Was, von Menschen nicht gewußt
> Oder nicht bedacht,
> Durch das Labyrinth der Brust
> Wandelt in der Nacht.

Und so schrieb Montaigne, in etwas feierlichem Lapidarstil zwar, denn er war noch jung, aber durchaus der Wahrheit gemäß über die Thüre seines Thurmzimmers: L'an du Christ 1571, la veille des caiendes de mars, anniversaire de sa naissance, Michel de Mantaigne, ennuyé depuis longtemps déjà de l'esclavage de la cour du parlement et des charges publiques, se sentant encore dispos, vint à part se reposer sur le sein des doctes vierges, dans le calme et la sécurité.

Seine „Zweifel machten ihn nicht geistig arm, wie viele behaupten möchten. Leute, die verächtlich von „unfruchtbarer Skepsis“ reden, sind vielleicht doch nur verkappte Kirchengläubige, was sie auch für eine Maske tragen mögen, und jedenfalls denken sie nicht an Lessing, der auch dem Suchen nach Wahrheit den Vorzug gegeben hat vor dem Besitz der Wahrheit. selbst auf die Gefahr hin, daß ihm die Wahrheit ewig verborgen bleiben sollte. Und diese Leute haben wohl keine Ahnung, daß selbst eine Dante den Vers geschrieben hat:

Che non men che saper, dubbiar m'aggrada.

Montaigne's Essais sind keineswegs ein Handbuch des Skeptizismus, sie sind vielmehr, wie Prévost-Paradol so schön sagt, une perpétuelle leçon de tempérance et de modération, puisque tonte opinion extrême y est combattue et qu'on y sent partout le besoin d'être équitable.

Wenn Montaigne mit seinem Urtheil zurückhält, geschieht es nicht, um die Menschen, die eines guten Willens sind, zu entmuthigen; er zögert mit dem Aussprechen seiner Meinung einfach, weil ihm dies eine Sache scheint, die keine Eile hat. Sich nicht für ein „Für“ und „Wider“ zu entscheiden, sondern in Geduld zu forschen, scheint ihm die natürlichste Sache von der Welt.

* * *

Montaigne verleumdet sich manchmal. Man darf ihn dann nicht allzu wörtlich nehmen. Alle Schriftsteller von Geist darf man nicht zu wörtlich nehmen.

Montaigne führt aus: Der Mensch ist nur ein irdenes Gefäß. Er ist Staub und Asche, er ist ein Schatten; er geht vorüber wie der Wind. Warum sollte er in thörichtem Hochmuth verlangen, Alles zu wissen, da doch seine Natur beschränkt und seine Unwissenheit ewig dieselbe ist. Hat übrigens nicht jeder Grund einen Gegengrund? Laßt uns also nicht den Kopf zerbrechen mit eitlem Grübeln. Seien wir nicht neugieriger als es uns zukommt. Bleiben wir uns unserer Unzulänglichkeit bewußt und suchen wir nicht über unsere engen Grenzen hinauszustreben. Hüten wir uns vor voreiligen Bejahungen oder Verneinungen, denn der Schein trügt, und der Mensch sieht nur den Schein. Das weiseste ist zu prüfen und zu untersuchen, ohne eine letzte Entscheidung zu treffen.

Das klingt freilich alles sehr resignirt, sehr skeptisch. Aber diese Skepsis ist doch rein metaphysisch. Sie bezieht sich nur auf die Philosophie, quand elle perd san temps dans le ciel, wenn die Denker sich verlieren in den Wolken ihrer Spekulation. Er läßt aber die Philosophie durchaus gelten, wenn sie sich beschränkt auf die Erkenntniß der menschlichen Natur, où est sa plus juste et laborieuse besogne.

*) Außer dem, daß dienstliche Verpflichtungen alle möglichen ärgerlichen Dinge im Gefolge haben, die unsere Ehrlichkeit beeinträchtigen, ist besonders das Urtheil eines gedingten und bezahlten Mannes nothwendigerweise entweder unfrei oder der Unklugheit und der Undankbarkeit verdächtig.

Aus dieser Philosophie macht er gerade seine eigene Aufgabe. Die Psychologie ist seine größte Stärke. Das ist seine ganz positive Leistung. Auf nichts geht er so direkt aus in seinen Essais als auf die Erkenntniß und Erforschung des Menschen. Er studirt den Menschen in allen seinen Zuständen und Verhältnissen, als Alltagsmenschen und als Helden, als Menschen der Gesellschaft und als Bewohner des Urwaldes. Innerhalb dieses unendlichen Gebiets, für das er keine Grenzen kennt, macht er fortwährend neue Einzelheiten, neue kleine Züge zum Gegenstand seiner Betrachtungen. Eine liebenswürdige, eine unerschöpfliche, eine immer angeregte Wißbegierde begleitet ihn dabei. Montaigne findet sein größtes Vergnügen darin, diese Wißbegierde immer von neuem anzustacheln, obwohl er nicht glaubt, sie je befriedigen zu können. Nicht nur aus Gewissenhaftigkeit hält er mit dem letzten Urtheil zurück, er thut es auch um des reinen Vergnügens willen, das er epikuräisch empfindet, die Thatsachen immer und immer wieder in aller Ruhe gegen einander abzuwägen.

Man muß ihn umso mehr bewundern, wenn man bedenkt, daß er eigentlich, wenigstens im Anfang seiner schriftstellerischen Laufbahn, über keine sehr ausgebreitete Menschenkenntniß verfügte. Er hatte keine großen weltlichen Aufgaben gelöst, keine schwierigen geschäftlichen Unterhandlungen gepflogen.

* * *

Aber Montaigne hat sein Werk nicht umsonst „Essais“ genannt. Das Wort hatte für ihn einen anderen Sinn, als ihm heute beigelegt wird. Eigentlich bedeutete es für ihn Aphorismen. Aphoristisch ist die ganze Darstellungsweise Montaigne's. Man findet bei ihm eine Menge Skizzen, scharf gesehen und mit sicherem Griffel entworfen, aber selten ausgeführte Bilder, wo die Absicht des Werks ganz und gar hervorspringt und in allen Einzelheiten entwickelt und ins Licht gesetzt ist. Montaigne hat nirgends einen Generaltypus der Menschheit zu zeigen versucht. Um das genus homo als solches kümmerte er sich nicht. Seine Methode ist nicht die des Historikers oder des Soziologen; es ist ihm nicht darum zu thun, die unendliche Verschiedenheit der Civilisationen und der Rassen abstrahirend unter einen einheitlichen Begriff zu bringen. Er ist ein anspruchsloser Naturalist, welcher sich heute seiner Beobachtungen freut, ohne sich graue Haare darüber wachsen zu lassen, wie sie mit denen von gestern zusammengehen. Das Individuelle ist ihm wichtiger als das Generelle. Je mehr er studirt, desto deutlicher erkennt er den Individualismus als den Kern aller Dinge: Er hält sich bei jeder Einzelerscheinung auf; er bewundert immer wieder von Neuem die unendlichen Verschiedenheiten und Kombinationen, die ihm aufstoßen. Es ist ihm nicht darum zu thun, Verwandtschaften zu konstatiren. Er personifizirt auch nicht naturgeschichtliche Begriffe. Und vor allem idealisirt er nicht; er zieht es vor, den Menschen in seinen tausend Widersprüchen vor uns hinzustellen, statt ihn uns als ein höheres Wesen zu zeigen.

Ihm fehlt auch jeder Sinn für ein System. Er analysirt, um zu analysiren; er beschreibt, um zu beschreiben, und er kennt kein höheres Vergnügen, als immer wieder neue Einzelheiten aufzudecken. Er liebte es, jeden Augenblick vom geraden Weg abzuirren und, ganz seiner Laune folgend, in Feld und Gehäg allerlei Kuriositäten aufzulesen. Er scheut dabei vor nichts zurück, auch nicht vor dem Niedrigen, dem Gemeinen, dem Schmutzigen. Er wird dann in solchen Fällen auch nicht moralisch oder moralisirend. Er gibt keine Heilmittel an. Er ist Naturalist.

* * *

Montaigne gibt sich den Anschein, nur von sich selber zu reden. Er sagt dies ausdrücklich in seiner Vorrede an den Leser. Und ebenso heißt es an einer anderen Stelle: Qui sera en cherche de science, si la pesche où elle se loge; il n'est rien de quoy ie face moins de profession. Ce sont icy mes fantasies, par lesquelles ie ne tasche point à donner à cognoistre les choses, mais moy.*) Und ohne Zweifel findet man in den Essais seine „conditions“, seine „humeurs“, seine „imperfections“ und seine „forme naive“; aber daneben stehen noch andere Dinge genug. Montaigne hätte nicht diesen Wissenstrieb, diese psychologische Neugierde besitzen müssen. Er studirt z. B. all die zahlreichen Briefsammlungen, welche damals von den Italienern, grands imprimeurs de lettres, veröffentlicht wurden; denn er sieht mit Recht in der Seele eines jeden Schriftstellers nicht nur den Reiz der Individualität, die sich in Briefen nackter darbietet als in anderen Schriften; er ist auch überzeugt, auf diesem Wege allein in das Geheimniß eines fremden Nationalcharakters eintreten zu können. Und wenn sich die damaligen Franzosen überhaupt für kein anderes außerfranzösisches Volk zu interessiren vermochten, als für die Italiener, die eben auch im Vordertreffen aller Kultur standen: Montaigne's Neugierde kennt diese Beschränkung nicht; er geht früher nach Lothringen, nach Baiern, nach Tyrol, als er nach Italien geht. Nicht umsonst war sein erster Lehrer ein Deutscher und seine Mutter eine spanische Jüdin; kein Wunder, wenn, geistig und physisch, ein Tropfen kosmopolitisches Blut in seinen Adern floß.

* * *

Vielleicht würde Montaigne als Philosoph in Deutschland mehr Gnade gefunden haben, wenn er nicht so berühmt wäre als Schriftsteller, wenn seine Lektüre nicht so eine Lust wäre, wie ja auch Schopenhauer hauptsächlich deswegen so lange nicht anerkannt worden, weil er angenehm zu lesen ist.

Man kann einen verschiedenen Begriff von der Philosophie haben.

Montaigne spricht folgendergestalt von der Tugend: Quoy qu'ils dient, en la vertu mesme, le dernier but de nostre visee c'est la volupté. Je me plaist de battre leurs aureilles de ce mot qui leur est si fort à contre coeur . . et luy deo'rions donner (der Tugend) le nom du plaisir, plus favorable, plus doulx et naturel, non celuy de la vigueur, duquel nous l'avons denommee.**) Und ähnlich ist seine Meinung von der Philosophie: On a grand tort de la paindre d'un visage renfrogné, sourcilleux et terrible: qui me l'a masquee de ce faulx visage pasle et hideux? Il n'est rien plus gay, plus gaillard, plus enioué, et à peu que ie ne die follastre; elle ne presche que feste et bon tomps: une mine triste et transie montre que ce n'est pas là son giste.***)

Wer aber derartige Begriffe von Philosophie und Tugend aufstellt, der wird ganz natürlich, wenn er Tugend und Philosophie zu lehren unternimmt, sich verpflichtet halten, dies auf so angenehme Weise als möglich zu thun. Und wenn er Bücher schreibt, so wird ihre Lektüre nicht eine Marter sein und ein Kopfzerbrechen, sondern eine Lust und Freude: welches überhaupt das Ziel eines jeden sein wird, der eben ein Schriftsteller, d. h. ein Künstler ist.

---

*) Wer auf Gelehrsamkeit ausgeht, mag angeln, wo sie zu finden ist; es giebt nichts auf der Welt, wozu ich mich weniger berufen fühlte. Was ich hier bringe, sind meine Phantasieen, die euch weniger die Kenntniß der Welt als meines eigenen „Ich“ vermitteln sollen.

**) Was die Philosophen auch sagen mögen: sogar der Tugend letztes Ziel ist die Lust. Und es soll mir eine Freude sein, ihnen dieses Wort rechtschaffen um die Ohren zu schlagen, da es ihnen doch so gegen den Geschmack geht . . . Wir sollten überhaupt die Tugend benennen mit dem Namen der Lust, der glucklicher und angemessener wäre, als der der Kraft (virtus = vertu), den wir ihn beilegen.

***) Man thut unrecht, sie mit gerunzelter Stirn und einem verzerrten und erschrecklichem Gesicht darzustellen. Wer hat ihr nur diese bleiche und häßliche Maske vorgebunden? Es gibt ja nichts freudigeres, lustigeres, keckeres und ich möchte fast sagen ausgelasseneres; sie predigt uns nur heitere Tage und frohe Feste. Eine Leichenbittermiene ist das sicherste Anzeichen, daß sie dahinter nicht zu finden ist.

Und das war Montaigne. Durch seine schriftstellerischen Qualitäten, durch seinen Stil ist er vor allem unsterblich. Seine Beobachtungen sind nicht immer tief; seine Philosophie ist im Einzelnen nicht neu; er nimmt ihre Elemente ein wenig überall her: Quelqu'un pourroit dire de moy, bemerkt er selber, que j'ay seulement fait ici un amas de fleurs estrangères, n'y ayant fourni du mien que le filet à les lier. Aber wer Blumenstrauß sagte, gebrauchte ein falsches Bild. Montaigne bietet den Blumen, die er sammelt, ein reiches Erdreich; er bindet sie nicht zum Strauß, er pflanzt sie in einen Akklimatisationsgarten.

Und ein sehr reicher Garten ist das. Montaigne liebt die Mannigfaltigkeit. Auch sein Stil ist charakterisirt durch eine ins Unendliche gehende Nuancirung, womit er dem ewigen Fluß und Wechsel der Dinge beizukommen sucht. Da folgt Bild auf Bild, in blühender Fülle. Wenn es Montaigne's Sache nicht ist, in der Erscheinungen Flucht die ewigen Gesetze aufzuweisen und in scharfe Formeln zu bringen, umso überraschender weiß sein Stil alle Reflexe dieser Erscheinungen wiederzugeben. Und wenn er uns mit solcher Kunst lange entzückt hat, so findet er zuletzt eine knappe zusammenfassende Wendung, ein überraschendes Schlagwort, worin er bekanntlich glücklicher ist als irgend ein anderer Schriftsteller. Was er sagt, ist nicht immer neu, wie er es sagt, ist es immer im höchsten Grade. Le tour original de l'expression, sagt Paul Bonnefon, voilà en effet ce qui donne la saveur à la pensée de Montaigne et une justesse nouvelle à son bon sens. Ein Körnchen Bosheit würzt seine meisten Sätze. Um seine Ideen ins rechte Licht zu stellen, verwendet Montaigne alle Hülfsmittel seines reichen Geistes. Bald ist der Ausdruck einfach und natürlich, bald leuchtet ein Bild auf und entzückt das Auge. Noch niemals hat ein Schriftsteller die Ueberzeugungen seiner Vernunft auf so verführerische Weise vorgetragen.

* * *

Und welchen moralischen Sinn hat Montaigne für unsere Zeit? Seine größte Kühnheit, wozu kein kleiner Muth gehörte, bestand darin, das menschliche Individuum als das oberste hinzustellen, in einem Jahrhundert, wo die Parteien alles Individuelle absorbirten, wo der Mensch, dem herrschenden Zeitgeist gemäß, das bloße Werkzeug irgend einer Idee sein sollte, und wo es, nach Paul Bonnefon, allgemein viel leichter war d'agir sans raisonner que de raisonner sans agir.

Insofern mag der neue Uebersetzer Montaigne's nicht Unrecht haben, wenn er meint, die Zeit, in der Montaigne seine Essais schrieb, habe mit unserem Zeitalter eine besondere Aehnlichkeit. Montaigne sei deshalb im edelsten Sinn zeitgemäß. Er wird freilich den deutschen Zeitgeist von heute so wenig ändern, wie den des französischen sechzehnten Jahrhunderts. Er hat sich selber wohl eine solche Wirkung niemals träumen lassen; er hätte nicht Montaigne sein dürfen.

Benno Rüttenauer.

Kunst und Weltausstellung.

I.

Das riesige Palais der schönen Künste entsendet längs der Avenue d'Antin einen Flügel, der von der lauten Unruhe des Weltausstellungsbetriebes glücklicherweise einigermaßen verschont wird. Hier sind stille, große Schätze geborgen; hier treffen sich zumeist Kundige und Kenner und genießen schweigend. Ueber dem Portal dieses Flügels stehen in Goldschrift die Worte: „Ce Monument a été consacré par la République à la Gloire de l'Art français."

* * *

Bei aller Koketterie ist diese Inschrift sachlich wohl begründet. Die „gloire" der „grande nation" hat das Feld der Politik geräumt und ihre Herrschaft auf das Gebiet der bildenden Künste, im weitesten Wortsinne, beschränkt. Im künstlerischen Wettstreit der Völker ließ Frankreich diese seine Lehre von der eigenen „gloire" jetzt wieder los; unter dieses Wortes Fahne sammelte es die Nationen, die es künstlerisch nahezu ein Jahrhundert lang beherrscht hat: mit dem Kolorismus und der Idee, mit der Naturanschauung und der Geschichtsauffassung, mit dem Geschmack und der Sittenschilderung. Vergleichende Studien ergeben, daß diese Herrschaft bedingt oder unbedingt noch heute fortdauert, obzwar es da und dort, etwa bei den skandinavischen Völkern oder den Nordamerikanern, den Anschein hat, als sei neues, frisches Leben der überreifen Kultur Frankreichs auf den Fersen. Den Anschein hat. Denn thatsächlich können ja doch die feinsten Organisationen jener beginnenden Kulturen ohne den unvergleichlichen Resonanzboden der ewig sich erneuernden großen Stadt Paris nicht leben: wer den genialsten der Amerikaner, Whistler, sucht, muß in die Rue du Bac gehen; der Norweger Thaulow ist nur dann nicht in Paris, wenn er in Dieppe oder Le Havre Studien macht, während sein halber Landsmann, der Schwede Zorn, so sehr mit seinen künstlerischen Empfindungen in Paris wurzelt, daß er sogar da, wo er heimathliche Motive malt, sie durchaus mit den Augen des Franzosen sieht. Andere Bannerträger, wie der tonangebende Impressionist Camille Pissarro oder der König des eleganten, auf eine fast weibisch verfeinerte Gesellschaft sich gründenden Porträts, Jean Boldini, beide von italienischer Abstammung, sind vom Geist des Landes, in dem sie leben, ganz und gar zu Franzosen umgeschaffen worden.

Unter den Sonderausstellungen der fremden Völker gibt es kaum eine, durch die nicht der französische Einfluß seine Lebensspur zöge. Man könnte vielleicht Großbritannien ausnehmen, das seine Sammlung sehr repräsentativ, sehr klassisch beinahe ganz auf die eigene gute Tradition aufgebaut hat; doch wäre die bunte, im Lichte schwärmende Schaar der Schotten erschienen, so hätte es sich erwiesen, daß das, was die französische Wahrmalerei einst als Keim von England empfangen durch das neue, noch etwas zaghafte Landschaftsideal von Constable und Bonnington, sie jetzt durch die Richtung des Luminismus doppelt vergolten und wiedergegeben hat. Man wird indessen nicht sagen können, daß heute die impressionistische Malweise allein den Ruhmeswagen der französischen Kunst durch die Lande zöge. In Holland erinnert das noch nicht abgeschlossene Lebenswerk des greisen Jozef Israëls an den Stammvater dieser volksmäßig-poetischen Landschafts-, Sitten- und Menschenschilderung, an Jean François Millet, legt noch heute Jacob Maris von seinem stärkeren Anreger Daubigny Zeugniß ab, sucht Breitner mit seiner wunderbaren breiten, leuchtenden, vollen Farbe ein kleiner Manet, mit seiner trefflicheren Darstellung des arbeitenden Volkes ein kleiner Courbet zu werden. Und in Deutschland ist es Max Liebermann, der an die Tage erinnert, da die Meister von Fontainebleau der Welt eine neue malerische Bildung schenkten, indem sie das Evangelium von einer unbefangenen Anschauung der Natur schufen und im Helotenleben die Seele entdeckten.

Andererseits erscheint bei dieser internationalen Kunstschau die Abhängigkeit Frankreichs von fremden Völkern ziemlich belanglos. Wenn ein L'Hermitte sich an der Bauernmalerei Liebermanns stärkt, wenn ein Macher und Poseur wie Jean Bérand Uhdes Religionsschilderungen auf die Spitze treibt, so hat das meines Erachtens wenig zu bedeuten; und gründet auch Aman-Jean seine schwungvoll stilirende, halb-mystische Darstellung der Frau auf Beobachtungen, die er bei den englischen Präraphaeliten gemacht, so wäre er doch als Maler ohne seinen Lehrmeister Puvis de Chavannes niemals der feine Künstler geworden, der er ist.

So sicher es nun ist, daß die Einwirkung Frankreichs auf die ehrliche Naturanschauung der kunsttreibenden Völker

in die Breite gegangen, so ungewiß mag es scheinen, ob sie überall auch eine heilsame Tiefe erreicht hat. Für Deutschland zumal ist die Frage zu verneinen; ganz besonders im Punkte des Pleinair. Die Erneuerung des Kolorismus blieb bis jetzt bei uns im allgemeinen an der Oberfläche. Wie unsere modernen Bühnendichter zu früh aufgehört haben, moderne Stücke zu schreiben, so haben unsere Maler zu früh aufgehört, Bilder zu malen, die einer redlichen, unbeirrten, in sich selbst fußenden Anschauung der Natur dienen. Männern wie Max Liebermann wird auf die Dauer die Wahrnehmung nicht verborgen bleiben, daß ihre Pionierarbeit im Grunde nicht stark im Vaterland gewirkt hat. Kaum hatte der Deutsche wieder sehen gelernt in der Natur, war er dem auf die Spur gekommen, was man den malerischen Geschmack nennt, da erhob sich der Ruf nach einer „Höhenkunst", nach einer Kunst, die angeblich über das Irdische hinwegheben und -helfen und in eminentem Maße das „Poetische" herbeischaffen soll. Die dekorative Verseuchung unserer Malerei ist nachgerade zur Thatsache geworden. Man schrie über die Ausländerei und hat doch nur die alte, lebensvolle, gesunde „Ausländerei" (daß das Pleinair in Frankreich erfunden worden, das ist schließlich doch keine Schande für die übrigen Kulturländer) durch eine neue, ungesunde ersetzt: der englische Präraphaelitismus vor allem geht entnervend und verheerend bei uns um. Die Künstler werden des Schauens entwöhnt und fangen wieder an zu „denken", zu erzählen, „sinnig-minnig" zu werden. Leute, denen kein Funke von Phantasie in der Seele sprüht, mühen sich ab, in überkommener, abgeschleifter Formensprache phantastisch zu lallen. Und in München gar gibt es eine Gruppe hochmoderner Landschafter, die mit bläulichen oder schwärzlichen Brillen auf der Nase durch die schönen Gegenden taumeln, um nur ja nicht das Licht und die Farbe als bunten Abglanz des Lebens zu sehen; sie wollen die stilisirende Linie, die Gebrochenheit des Tons und malen in Folge dessen lauter Gobelins, Stickereien, Teppiche. Die Naturstimmung ist ausgeartet in Stimmungsmache, der Farbenstil in Manier. Bei den „Worpswedern", die als so aufrichtige Naturbeobachter begonnen haben, ließe sich eine ähnliche Entwicklung feststellen. Aber nicht unter den Deutschen allein gedieh schwächeren Naturen — und in der Kunst pflegt das Geschlecht der Schwächeren das weitaus stärkste zu sein — die neue Lichtbotschaft zum Unsegen; die gleiche Erscheinung läßt sich auch bei andern Völkern, sogar bei den Skandinaviern beobachten, die doch als die Jugendlichsten und Letzten in den europäischen Kunstbetrieb eingetreten sind.

Im Mutterlande des modernen Kolorismus aber liegen die Dinge wesentlich anders. Wie die Entdeckung des Pleinair organisch aus fast hundertjähriger Entwicklung sich ergab, so wirkt sie auch organisch weiter fort. In Frankreich kann alle neuere und neueste Kunst nicht anders als impressionistisch sein. Unsere Tageskritik prophezeit mit komischer Hartnäckigkeit, nach all dem Glück, das Ende der französischen Kunst. Der Nachwuchs fehle, also gähne das Grab. Woher nur mag diese Weisheit stammen? In den Berliner Kunstgeschäften wird dieser Nachwuchs freilich noch nicht auf dem Präsentirteller servirt; selbst auf der Weltausstellung wird man seine Bekanntschaft kaum machen können, denn in Frankreich haben die stark-originalen Talente mit dem offiziellen Ausstellungswesen niemals auf gutem Fuße gestanden: so sind Führer wie Monet, Pissarro, Renoir, Degas diesmal gleichsam nur Ehren halber erschienen, um im Centennaltheile das große Gesammtbild, das ohne sie ein Gesammtbild nicht wäre, zu vervollständigen. Ruhig Blut, — es gibt einen Nachwuchs, und zwar einen unvergleichlich kraftvollen. Wenn ihr die rüstigen französischen Sammler oder amateur-marchands aufsucht, so werden sie euch mit unverhohlener Freude Bilder zeigen von: Vuillard oder Simon, von Bonnard oder Muller, von G. d'Espagnat oder Loiseau, von Maurice Dénis und Durenne, um nur die besten Namen dieses jüngsten Frankreich zu nennen. Jeder dieser jungen Meister baut sein Werk auf der koloristischen Ueberlieferung, im letzten Grunde auf die Lebensarbeit der Manet, Claude Monet, Degas oder der Montmartrekunst des unglücklichen Lautrec de Toulouse auf, entwickelt weiter, schafft aus sich selbst eine Persönlichkeit, gibt dem allgemeinen Betrieb neue Noten und Anregungen. Sie stehen heute noch im Kampf mit dem spröden Publikum, — aber welchem ihrer Vorfahren wäre dieses, soll man sagen: traurige oder beneidenswerthe Loos nicht gefallen? All die Meister, die heut in der Jahrhunderts-Ausstellung als ruhmwürdige Häupter glänzen, hatten den Widerstand einer gleichgiltigen, befangenen Welt zu besiegen, sind in den „Salons" entweder gar nicht aufgenommen oder aus ihnen wieder entfernt worden und haben auch für die bedeutendsten ihrer Werke Preise erzielt, die heute als Vermittlerprovisionen nicht hinreichen würden. Die historisch-geordneten Säle, die jetzt der Franzose wie Heiligthümer durchwandert, sind zugleich schreiende Zeugnisse für die Niederlagen des Publikums.

* * *

Das Werden der französischen Wahrkunst bietet den genußreichen Eindruck eines großen Dramas. Das Vorspiel mit verheißungsvollen Fanfaren und Heroldsrufen: Delacroix. Das eigentliche Stück spielen theils idyllisch, theils bewegter und revolutionärer handelnd die Schule von Fontainebleau und die Meister Courbet und Manet. Das Satyrspiel dieser großen Zeit schreibt Daumier, der, ein Geist voll Ernst und Grazie, Welt und Weltlauf zugleich tragisch und komisch betrachtet, unter dessen Augen auch das satirische Zeit- und Sittenbild der französischen Kunst gedieh. Mit der letzten Epoche Manet's, mit dem Auftreten Claude Monet's und den reiferen Arbeiten des Degas beginnt ein neues Stück, das Schauspiel des Lichtes und der Farbe, das heute noch nicht beschlossen ist.

Im Schatten großer Bahnbrecher pflegen Geister zu stehen, von denen nur gelegentlich einmal die Welt etwas Entscheidendes erfährt. Richard Muther, der doch für die Geschichte der französischen Kunst gewissenhaft Namen und Thaten gesammelt hat, weiß von Felix Trutat nichts und nichts von Bouchot zu berichten. Delacroix war als Maler ein Phänomen, als Geist ein Kosmos. In seinem bürgerlichen Dasein überaus korrekt, war er mit seinem Künstlerfühlen und -wirken der leibhaftige Haß des Akademismus. Seine ganze Lehre läßt sich auf die Formel zurückführen: Vertraut der menschlichen Persönlichkeit in euch, der „originalité", und habt Talent! Entweder seid ihr inspirirt oder ihr seid als Künstler garnicht! Auf solche Lehre gründet sich keine Schule. Und Delacroix hat, obwohl er seine Zeit künstlerisch beherrschte, Schüler nicht gehabt. Aber je größer das Talent des mitstrebenden Zeitgenossen war, um so lebhafter mußte er von dem Zauber des Delacroix'schen Malerideals berührt werden. Trutat und Bouchot sind Begabungen ersten Ranges. Beide sind sehr früh gestorben. Trutat mit 24 Jahren. Auf dem profilirten Doppelbildniß, das ihn und seine Mutter darstellt, erscheint er als ein bleicher, kränklicher, nachdenklicher Jüngling. Er ward geboren und starb zu Dijon; nur wenige Werke sind von ihm geblieben. Aber seine Porträts wie sein Akt einer ermatteten Bacchantin, die sich, wie eine vorweggenommene Olympia, als sinnlich-müdes Weltweib auf das verwöhnende Lager streckt, offenbaren die unakademische Lebendigkeit und Farbenlust der Delacroixepoche. Mag es bei Trutat noch zweifelhaft erscheinen, ob er sich unmittelbar von Delacroix abhängig gemacht oder ob er, an denselben altmeisterlichen italienischen wie niederländischen Quellen schöpfend, instinktiv den Jungbrunnen malerischen Lebens fand, so steht bei Bouchot diese freiwillige Abhängigkeit über allem Zweifel. Beide Bilder, die man von ihm ans Licht gebracht: Latour d'Auvergne vor dem Feind und Cäsar's Tod, übrigens vorgerückte Studien mehr denn Bilder, zeigen das düstere Lieblingsthema des Meisters: Krieg, Blut, Mord, blutrothe Greuel, Schrecken, stürmische Bewegung. Es ist bezeichnend, daß die übliche Porträthaftigkeit so historischer Scenen auch nicht entfernt angestrebt wird, daß das Schema des Lokalkolorits selbstherrlich

erachtet wird. Beide Bilder sind Impressionen (wenn es erlaubt ist, das später geborene Wort so frühzeitig zu gebrauchen), die sich ein in die Geschichte zurückschauender Schöpfergeist blitzschnell verschafft. Herr Bouchot war nicht dabei, als Latour d'Auvergne vor dem Feinde stand, noch weniger war er dabei, als Cäsar fiel, aber er überträgt auf uns den Eindruck, als können sich die weit zurückliegenden Ereignisse nur so und nicht anders begeben haben. Hier begegnet uns die Ueberzeugungskraft der Phantasie, die in Delacroix jener einzigen Mischung von realistischem Ausdruck und romantischem Empfinden entsprang.

Von Delacroix wird vielerlei berichtet: daß er jeden Morgen vor der Hauptarbeit ein Weniges nach Rubens gezeichnet oder gemalt und darüber das Frühstück vergessen; daß er durch die Erscheinung des Naturerneuers John Constable in eine aufrichtige Extase gerathen sei, daß er nach England gegangen, um seine Farbe aufzuhellen und wirklicher der Natur nachzugestalten; daß er Tizian geliebt und bei seinen ersten großen Versuchen in der monumentalen Malerei sich die Vorbilder Veronese und Giulio Romano vor Augen gehalten. Wir sind also über die Quellen seines Kolorismus hinreichend unterrichtet, der mehr noch als der lebendige und menschliche Charakter seiner ersten gemalten Dramen einschlug und ihm bei den Zeitgenossen den immerhin zweifelhaften Ehrentitel des ersten Dichters unter den Malern eintrug. Eine neue und glänzende Delacroixausstellung gibt aber noch zu anderen Betrachtungen Anlaß, zumal wenn sie wie hier sub specie aeterni geordnet ist. Dieser seltene und seltsame Mann, so beharrlich er auf sich selbst zu fußen, nur Delacroix zu sein scheint, ist doch in jeder Beziehung Bahnbrecher, Geschmacksbildner, Kulturträger gewesen. Eugen Delacroix, so sehr seine Kunst aus Welt, Erlebnissen, Reisen jedesmal die bestimmende Richtung empfing, ist doch Zeit seines Lebens ein Ateliermensch gewesen. Ebenso sicher aber ist es, daß die Freiluftmenschen, die in der Kunst nach ihm kommen, ohne ihn schwer denkbar sind.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Julius Elias.

Theater.

Henrik Ibsen: Komödie der Liebe. (Secessionsbühne.)

Komödie der Liebe! Der Titel sagt viel. Zu viel. Nur die unerfüllte Liebe meinen diese enthaltsamen Nordländer; nur die werdende, ahnende, emporschwebende; die gerade bis zum ersten Kuß führt.

Komödie der Liebe! Es gibt eine, die beginnt nach der Liebeserfüllung. Das ist die tiefere, das ist — wie wir heut sehen — die wahre Komödie der Liebe. Sie ruht im Liebeskampfe zweier hingegebenen Menschen. Mit allen aufgezogenen Registern. Mit allen Abschattungen der Gefühle, mit allem Wandel zwischen Glück und Elend, zwischen Zorn und Schwermuth, zwischen Gluth und Haß, zwischen Siegen und Unterliegen, zwischen Triumph und Enttäuschung, zwischen Leben und Tod. Auch die Nebenorten spielen hinein. „Und ob du mir am Herzen hingst, wir führten unerbittlich Krieg, — erst wenn du trotzlos von mir gingst, war meine Seele voll Musik. Zuweilen hat in meinem Hirn das Blut vor Eifersucht gestockt, — da hast du mit erhobner Stirn in letzter Seligkeit frohlockt." Neuere Dichter umfassen diese Unterschiedlichkeiten der Liebeskomödie, diese Zwischenstufen, diese Tiefströmungen. Sie sehen darin das Wesentliche. Nicht bloß prosaische Analytiker; nicht nur Strindberg; nicht nur Bourget; nicht nur sein Schüler Gabriel d'Annunzio, (welche die Ausbrüche der Liebesneurasthenie zu malen beflissen sind, der eine dumpf anklagend, der andere lehrhaft, der dritte dekorativ.) Auch schweigsame Dramatiker mit verschlossenen Lippen bringen so ein Liebesgedicht zu Papier, wie eins in der Schublade des todten Henri Becque gefunden wurde. Es enthält den Typus, in den Worten: „J'étais brutal et langoureux; elle était ardente et cruelle." Und es beginnt mit den seltsam traurigen Versen:

> Je n'ai rien qui me la rappelle,
> Pas de portrait, pas de cheveux.
> Je n'ai pas une lettre d'elle —
> Nous nous détestions tous les deux.

Sie würden auf deutsch lauten:

> Es ist mir nichts von ihr geblieben,
> Nicht eine Locke, die verblich,
> Kein Bild, — kein Brief, den sie geschrieben;
> Ich haßte sie, sie haßte mich.

In dem Haßbekenntniß ruht das Eigenthümliche: die Unterströmungen. Und dieser Taumel zwischen Anziehung und Abstoßung, das Schwanken zwischen Mißtrauen und Hingabe, der blutige Schmerz in der Wonne, das ganze Ringen zweier Willensmächte: das beginnt nach der Liebeserfüllung, nicht früher. Da entfalten die Seelen ihre volle Stärke, nicht früher. Da geht der Kampf in ganzer Rüstung, nicht früher. Da stehen die Charaktere auf gleichem Feld, nicht früher. Da sind die Schranken zwischen zwei Menschen dahin, da erst, nicht früher. Holder und traumhafter mag die Ahnung sein: wilder und reicher ist die Gegenwart.

Der Nordländer Ibsen hält sich an die Ahnung, wenn er die entstehende und verwehende Liebe zwischen Schwanhild und Falk zeichnet. Im Frühling fliegen zwei Seelen einander zu. Der erste Kuß ist das Ende. Ein frühes Ende. „Nein", ruft Schwanhild, „unsere Sonne soll am Mittag sterben, da sie in ihren schönsten Feuern strahlt." Am Mittag? Diese Liebe starb am Morgen. Ihr Ende liegt vor dem eigentlichen Anfang. Ein Niederlegen der Waffen, ehe die Schlacht begonnen hat. Diesem Liebesfrühling wird alles Mögliche gegenübergestellt: eheliche Prosa in der Pastorsfamilie; zweitens die Komik langdauernder Verlobungen; drittens die harmonisch gediegene Vernunftehe. Und nur das Eine wird dem Liebesfrühling nicht gegenübergestellt, welches das Bedeutsamste ist: der Liebessommer, die Liebe selbst. Der leuchtende, schwüle, volle Sommer, mit unsterblichen Abenden und schreckbaren Gewittern. Der ganze Sommer, mit Herrlichkeit und Grauen. Kurz und gut: eine in der Entwicklung zurückgebliebene Gefühlswelt gibt keine Liebeskomödie in unserem Sinne.

Aber Lebensperspektiven in zarten Umrissen gibt sie. Aus einer Erwägung trennen sich zwei schicksalsvoll Verbundene. Beide zweifeln an der Liebesdauer. Schwanhild verliert den leibhaften Falk, noch eh' sie ihn besessen; freilich bewahrt sie unvergänglich sein Gedächtniß. „Nun hab ich dich verloren für die Zeit, — doch dich auf Ewigkeit dafür gewonnen"*). Falk zieht vorüber, aus der Enge in die Ferne, den wundersamen Knacks im Herzen. Schwanhild wird eines gereiften Kaufmanns pflichternste Frau, in der Brust die Erinnerung an den verwehenden Duft der Jugend. Und das ist das Bleibende dieser Komödie (wenn man die Voraussetzungen vergessen hat). Diese Stimmung in der sie ausklingt. Ein zerfließender Reiz, ein verhallender Klang und die holdeste Bitterniß. Eine frühe

*) Die ausgezeichnete Uebersetzung stammt von dem Dichter Christian Morgenstern. Sie gehört der bei S. Fischer erscheinenden Gesammtausgabe an.

Bekenntnißdichtung, welche den Herbst gleich in den Frühling hineinwachsen sieht. Sie birgt mehr als kalte Kritik: sie zeigt die lyrische Seite eines künftigen Attentäters gegen die Gesellschaft.

. . . Die Sezessionsbühne öffnete mit diesem Stück ihr eigenes Haus. Sie begann eine gute Sache nicht eben schlecht. Hohe Schauspielerleistungen hatte niemand erwartet. Die Anmuth der Stimmung wurde nach manchem Ach und Krach recht leuchtend in die That umgesetzt. Es lag ein Hauch von Jugend über diesem ganz ungleichwerthigen Abend, nicht im lächerlichen Sinn. Junge Kräfte sind hier am Werk. Sie haben diese Dichtung gespielt, die anderen haben sie nicht gespielt. Vielleicht machen sie Versuche mit unzureichenden Mitteln. Aber Leute mit den zureichenden Mitteln machen keine Versuche. Sie riskiren anscheinend nichts mehr, als daß sie den Probekandidaten hundertundsechsundvierzig Mal spielen.

Alfred Kerr.

Moderne Schulen.

Zu Anfang des Jahres hat die Schule der Dänischen Gesellschaft („Det danske Selskabs Skole") ihr neues schönes Haus in Foedhammersvej in Kopenhagen eingeweiht. Diese Schule bedeutet einen Bruch mit vielen alten Traditionen. Der Unterricht vollzieht sich nicht nur ohne Prügel, sondern auch ohne Bücher. Im Handwerksunterricht, der in einer richtigen Tischlerwerkstatt stattfindet, in welcher die Knaben sägen, hobeln und hammern und ihre eigenen Hobelbänke haben, wird z. B. zugleich Deutsch und Rechnen gelehrt. Der Lehrer ist ein Deutscher und unterrichtet die Schüler im Tischlerhandwerk, indem er sich der deutschen Sprache bedient. Genau also wie das Kind die Muttersprache, lernt hier der Schüler die fremde Sprache. Nach demselben Prinzip wird Englisch gelehrt. Später erst erhalten die Zöglinge besondere Sprachlektionen. Was das Rechnen betrifft, so hat oor der Handwerksstunde der Rechenlehrer die Zöglinge theoretisch unterrichtet, und hier in der Tischlerwerkstatt wird dieses Theoretische nun an praktischen Beispielen erläutert. Der naturwissenschaftliche Unterricht wird in ähnlicher Weise erläutert; hier bildet das Gärtnern den praktischen Theil. Kurz, diese Schule legt den Nachdruck auf praktische Uebung.

Wie es möglich ist, daß sie ohne Bücher auskommt, erklärt sich auf folgende Weise: In einigen Lektionen trägt der Lehrer den Schülern über gewisse Gegenstände oor und die Letzteren schreiben, was sie davon behalten können, nieder. Diese Niederschriften werden korrigirt und darauf in der eigenen Druckerei der Schule oon den Schülern gesetzt und gedruckt. Am nächsten Tage geht man weiter, bis schließlich ein oollständiges Buch fertig geworden ist, das die Schüler selbst binden, und in das sie farbige Abbildungen einkleben. Natürlich sehen sie in Folge dessen ihre Bücher mit ganz anderen Augen an, als unsere Schüler die ihrigen, die sie in den Buchhandlungen kaufen. Ferner ist Hausarbeit oollständig in das Belieben jedes Schülers gestellt. Censuren werden nicht gegeben.

In hygienischer Beziehung ist die Schule nach den neuesten Errungenschaften eingerichtet. Besonders schöne Säle sind der Turnsaal und der Zeichensaal. Im letzteren wird auch Aquarellmalen gelehrt.

Eine andere „moderne Schule" ist „Karlskoga's praktische Schule" in Värmland in Schweden. Dieselbe wurde als Fortbildungsanstalt für die männliche Jugend im Jahre 1882 gegründet. Im Jahre 1893 wurde eine weibliche Abtheilung hinzugefügt. Die Schulzeit der letzteren ist vom 15. Mai bis 15. Oktober, die der ersteren oom 1. November bis 1. Mai. Jedem ist gestattet, sich diejenigen Lehrgegenstände zu wählen, in denen er Unterweisung wünscht. Die Zahl der Schüler betrug im letzten Winter 176, die der Schülerinnen in diesem Sommer 106. Die letztere Abtheilung ist am interessantesten. Die Lehrgegenstände sind folgende: Häusliche Oekonomie einschließlich Zubereitung der Speisen, Serviren, Backen, Einkaufen, Haushaltungsbuchführung, ferner Haushaltungslehre sammt Unterricht in der Nahrungsmittelchemie, weiter Gartenbau, theoretisch und praktisch (jeder Schülerin wird ein Beet im Schulgarten zugetheilt), ferner Nähen, Musterzeichnen, Weben, einschließlich der Kunstweberei, Glanzplätten, endlich verschiedene Arten von Kunstgewerbe und weiblichem Handwerk. Zu diesen mehr praktischen Unterrichtsgegenständen kommen noch die theoretischen, und zwar: Schwedisch, Französisch, Bibellehre, Kalligraphie, Rechnen, Buchführung, Pädagogik, Gesundheitslehre, Naturwissenschaft, Geographie, Geschichte, Staatslehre und schließlich Gesang. — Das Motto der Schule ist: „Wissen ist Macht; wer nicht lernt, wird schlaff; Tüchtigkeit ist besser als Gold." —

H. P.

Leo Greiner: Das Jahrtausend. München. Verlag der deutsch-französischen Rundschau.

Einen historischen Kopf unter den Dichtern mag es reizen, die Stimmung der Vergangenheit mit lyrischen Farben und aus der Geschichtsanschauung und Empfindung von heute darzustellen. Die Ereignisse und die heftigen Linien der Handlung, Personen und Charaktere treten zurück, und es bleibt ein farbenvoller Reiz von Gedanken, Phantasien, die Jahrhunderte drücken eine geheimnißvolle Verwandtschaft im beständigen Wechsel der Formen aus. Der Epiker wird die That, der Lyriker aber die Atmosphäre, aus welcher die That erwuchs, bedenken. Die Ballade wird jenem, diesem eine lyrische Mischform als geeignetste erscheinen. Jener wird gleichsam eine objektive, dichterische und zugleich historische, dieser eine subjektive, wesentlich moderne, auf Erschöpfung des Stimmungsgehaltes gerichtete Wirkung erstreben. Nennen wir Conrad Ferdinand Meyer, so haben wir die höchste Kraft der ersten, mit dem Namen Jakobsens und der Neuromantiker die der letzten Art bezeichnet. Zu dieser gehört auch der Dichter dieser lyrischen Gemälde. Seine malerische Kraft ist reich, seine Sprache zu allen Feinheiten ausgebildet, tadeln möchte man eben die lyrische Ueberfülle, das Verlorensein in den Irrwegen der Phantasien bei einem historischen Thema, ein verzücktes Verweilen in der eigenen Anschauung und Vergessen der Wirklichkeitsform der zugrundeliegenden historischen Wahrheiten, eine beständige Exaltation, die stets auf den höchsten Tönen der Empfindungen, auf den äußersten Worten verharrt und dabei in beständigem Pathos die Einfachheit, Ruhe und Klarheit verliert, welche Fernes allein plastisch nahe bringen.

Es ist ein Farben-, Stimmungs- und Wortrausch von prächtiger Schönheit, ein Tiefsinn und eine beziehungsreiche Verbindung von historischem Verstand und subjektiver Empfindung von außergewöhnlichem Schwung darin und doch wieder von der archaischen und strengeren Weise der neuromantischen Lyriker etwa St. George's so weit entfernt, als diese von Schillers Art historischer Behandlung. Nicht bewußt, aber unwillkürlich erinnert der Dichter an Schillers Pathos. Entfernter an Platen. Damit soll freilich kein Vergleich ausgeführt werden. Es genügt, zu sagen, daß gerade jene Art des dichterischen Pathos, welche Schiller als erster ausdrückt, noch lebendig ist. Bei diesen Gedichten spürt man derlei. Natürlich ist die Zeit und die Art zu sprechen und zu fühlen vorwärts gegangen, aber das künstlerische Prinzip scheint hier aufzuleben. Ob der Dichter dabei verbleiben, oder vielmehr sich zum völlig plastischen Gestalten entwickeln wird, mag die Zukunft zeigen, für welche seine Gegenwart das Schönste verspricht. Die Sprache mit ihrem Ausdruck für das Höchste, Geheimnißvollste und für die tiefsten Farben und Beziehungen aller Dinge ist ihm eigen.

Wien. Otto Stoeßl.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 52. Berlin, den 29. September 1900. 17. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 30. September abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Es war nicht unwahrscheinlich, daß das Rundschreiben des Grafen Bülow über die chinesische Frage bei einer Reihe von Mächten auf Widerspruch stoßen würde; man darf sogar die Theorie aufstellen, daß es schwerlich irgend einen Vorschlag gibt, der bei allen Mächten Billigung finden würde. Die Interessen der Mächte und ihre Anschauungen sind zu verschiedenartig, um eine widerspruchslose Zusammenfassung aller Kräfte zu gestatten. Von diesem Schicksal ist auch das Rundschreiben des Grafen Bülow ereilt worden.

Nur Oesterreich-Ungarn und Italien haben wohl ohne Reservationen zugestimmt; aber für die chinesische Krisis treten diese Mächte mit ihrem Einfluß in die zweite Linie. Andere Mächte dagegen scheinen sich mit stärkeren oder schwächeren Vorbehalten gegenüber dem Rundschreiben abgefunden zu haben; und die Vereinigten Staaten lehnten es vorsichtig sogar ab, in der von dem Grafen Bülow gewiesenen Richtung zu marschiren. Die Vereinigten Staaten ziehen ihre Truppen aus China zurück; die Truppen gehen nach den Philippinen; nur Bedeckungsmannschaft bleibt zum Schutze der Gesandtschaft in Peking zurück, und die Friedensverhandlungen sollen unmittelbar zwischen den amerikanischen Bevollmächtigten und den Chinesen beginnen.

Friedensverhandlungen? Aber es ist gar kein Krieg zwischen China und den Vereinigten Staaten vorhanden. Die Verhandlungen, die in Aussicht genommen sind, können verständigerweise also nur den Zweck haben, Ereignissen, wie wir sie erlebt haben, vorzubeugen, auch unter Umständen durch Bestrafung der Schuldigen, sowie den Vereinigten Staaten und den anderen Mächte eine Entschädigung zu verschaffen für die militärischen Aufwendungen, die sich als nothwendig herausgestellt haben.

Daß aber im jetzigen Augenblick die Vereinigten Staaten es vermögen sollten, eine solche Umgestaltung der chinesischen Zustände herbeizuführen, wie erforderlich wäre, um mit einigem Zutrauen in die Zukunft der ostasiatischen Frage blicken zu können, erscheint ganz unwahrscheinlich. Die Vereinigten Staaten wünschen zu einem formellen Abschluß zu kommen, bevor Garantien für die Zukunft der Fremden und der christlichen Chinesen geboten sind.

Wird sich diese Politik bis ans Ende durchführen lassen? Wenn neue Massacres, auch von Amerikanern, aus China gemeldet werden, dann wird es der Diplomatie in Washington schwer werden, zu sagen, auch diese Morde ändern nichts an unserer Politik, die chinesischen Zustände gehen uns nichts an; und schließlich haben ja auch die Russen nicht Peking verlassen können trotz des Petersburger Rundschreibens.

Solche Rundschreiben deuten vor allem an, welchen Zielen die eigene Politik zusteuern will; ob aber dies Ziel unmittelbar zu erreichen ist, das hängt nicht allein

von dem Willen des einzelnen Kabinets, das hängt auch von der Stellungnahme der anderen Mächte und in allererster Reihe von der Entwicklung der Verhältnisse in China selbst ab, die so dunkel und unübersehbar sind wie je zuvor.

Gerade unter diesem Gesichtspunkte sollte man das Bülow'sche Rundschreiben betrachten; auch dieses Rundschreiben konnte nicht mehr sein als ein Wegweiser, der anzeigt, wohin die deutsche Politik zu steuern wünscht. Und dies klarzustellen, war wichtig, denn durch unvorsichtige Reden war Deutschland in den Verdacht gekommen, ins Uferlose hinaus zu wollen. Daß dies Rundschreiben aber für die Lösung der chinesischen Wirren eine wesentliche Förderung bringen wird, kann man bei der ziemlich frostigen Aufnahme, die es bei den zumeist ins Gewicht fallenden Großmächten gefunden hat, heute nicht mehr hoffen.

Bedauerlich bleibt es in jedem Falle, daß, um vorwärts zu kommen, Schwierigkeiten beseitigt werden mußten, die Deutschland sich selbst geschaffen hatte. Wir wollen hoffen, daß nicht neue Schwierigkeiten jetzt nach der Ankunft des Grafen Waldersee in Taku auftauchen und zwar dadurch, daß eine Oberbefehlshaberschaft auszuüben versucht wird, für die jede reale Grundlage in einer Uebereinstimmung der Absichten und Pläne der einzelnen Regierungen fehlt.

Solche Absichten und Pläne treten bei einigen Mächten bereits ziemlich deutlich zu Tage.

Die Vereinigten Staaten haben die Karten einfach auf den Tisch gelegt. Ihre Politik richtet sich nicht nach den Bedürfnissen des chinesischen Problems, sondern nach dem Stande der Kämpfe auf den Philippinen und nach den Chancen des heimischen Wahlfeldzuges. Fast ebenso klar ist die Politik Rußlands. Es liegen heute bereits Proklamationen russischer Generale vor, die für echt gehalten werden, und in denen die Mandschurei — ganz oder theilweise, das bleibt dunkel, — Rußland angegliedert, sowie der Bevölkerung mit härtester Strafe für die geringste Auflehnung gedroht wird. Rußland will, soweit möglich, allein von der Mandschurei aus China bestrafen und China protegiren; in den südlicheren Gebieten hat es keine unmittelbaren Interessen, sondern nur das eine Interesse, alle anderen Mächte aus diesen Gegenden auch mit Hilfe der Chinesen, die in der Mandschurei niedergemacht werden, fern zu halten.

Ist das russische Programm ein bleibendes, von bleibenden Interessen diktirtes, so ist das Programm der Vereinigten Staaten nur ein temporäres, zunächst durch die Präsidentschaftswahlen gegebenes, das möglicher Weise nach den Wahlen völlig umgestaltet wird.

Keine der anderen Mächte hat Grund, sich auf den Standpunkt von Rußland und von den Vereinigten Staaten zu stellen; sie alle haben erhebliche Handelsinteressen in Theilen Chinas, aus denen Rußland fremde Einflüsse fernhalten möchte; sie alle müssen schon ihres Handels wegen wünschen, daß geordnete Zustände in China herrschen, und daß ein Exempel statuirt werde, um von der Wiederholung der Unruhen, die jetzt herrschen, abzuschrecken.

Die Frage bleibt, werden diese Mächte im Stande sein, sich zu verständigen, obgleich Rußland eine solche Verständigung, die ihm keinen Vortheil bringt, zu fördern gewiß nicht geneigt ist? Und der Einfluß Rußlands auf Frankreich ist stark genug.

Unter diesen Umständen ist es nicht unwahrscheinlich, daß der Versuch, die Einigkeit aufrecht zu erhalten, nichts weiter bedeutet, als die Bevorzugung versteckter Intriguen gegenüber dem offenen Gegensatz. In einem günstigeren Falle aber wird der jetzige Zustand zur Versumpfung und Unthätigkeit führen, bis die Ereignisse in China selbst irgend welchen neuen starken Impuls geben; denn es ist keineswegs ausgeschlossen, daß der Zwiespalt der Mächte die chinesische Kriegspartei nochmals zu einem kriegerischen Ansturm ermuthigt. Diese Nothlage würde vielleicht den Mächten nochmals eine Einigkeit aufdrängen, zu der sie aus eigener Kraft nicht zu gelangen vermögen; und auch dann: für wie lange?

Es wird daher für Deutschland noththun, sich mit dem Gedanken zu befreunden, daß auch das Konzert der Mächte nur eine Fiktion ist; und auf diese Fiktion baute man die andere Fiktion von dem gemeinsamen Oberbefehlshaber für alle Mächte auf, obgleich nicht zwei Staaten von Gewicht dasselbe wollen. Unglaublich!

Ist auch die letzte Fiktion abgethan, dann befinden wir uns freilich nicht in der glücklichen Lage wie zur Zeit der kretischen Frage, wo wir die Sorge der Entwirrung anderen überlassen konnten; aber auch in diesem Falle bleibt unsere Aufgabe eine eng umschriebene. Und es kann ebensowenig Deutschlands Pflicht sein, die Grundlagen für eine Regeneration der Centralgewalt Chinas allein zu legen, wie allein einer idealen Gerechtigkeit in China zum Siege zu verhelfen. Dann müssen wir, wie Rußland von der Mandschurei aus, uns von unserer Interessensphäre aus lokal mit dem chinesischen Problem abfinden.

Es wird immer deutlicher, daß das Kabinet Waldeck-Rousseau Großes für die Festigung der Republik gethan hat. Die Pariser reaktionäre Gemeinde-Vertretung mußte ihren Plan, die Maires von Frankreich in einer Manifestation gegen die herrschende Regierung zu vereinigen, ganz kläglich scheitern sehen. Die Vereinigung aller Maires bei einem Gastmahl, das die Regierung veranstaltet hatte, wurde dagegen zu einer glanzvollen Manifestation für die Republik, für den Präsidenten und das Ministerium. So ist es denn auch nicht verwunderlich, daß das Ministerium sich stark genug fühlt, um einen bedeutsamen Streich gegen die reaktionären Offiziere im Heere zu führen. Die Kriegsschule in Saint Cyr, diese Pflegeanstalt der tüchtigsten Offiziere, wird von Grund aus reorganisirt. Von 73 Offizieren der Kriegsschule von Saint Cyr sind 52 zu ihren Regimentern zurückversetzt worden, und die frei gewordenen Stellen sollen durch zuverlässige republikanische Offiziere ersetzt werden. Die Bedeutung dieser Maßregel erhellt aus der Wuth, die sie in den Kreisen der Nationalisten erzeugt hat.

Die Wahlbewegung in England setzt keineswegs matt ein; es ist bemerkenswerth, mit welcher Energie die Liberalen trotz der für sie ungünstigen politischen Lage sich in den Kampf stürzen; von Verzagtheit findet sich bei ihnen keine Spur. Es ist ein Zeichen gesunder Kraft und eines gesunden Glaubens an die Zukunft der eigenen Anschauungen, daß die Liberalen sogleich zur Offensive gegen das Ministerium und seine Politik übergegangen sind. Da der Marineminister Goschen seinen Rücktritt aus dem Unterhause erklärt hat, so wird auch hierdurch das Ministerium geschwächt. Die Verwaltung von Goschen hat auf allen Seiten die größte Anerkennung gefunden, und wenn er seine nicht geringe parlamentarische Kraft dem Ministerium entzieht, so verliert damit das Kabinet Salisbury-Chamberlain an Widerstandskraft.

Auf den deutschen Parteitag der Sozialdemokratie in Mainz ist ein internationaler Sozialisten- und Arbeiterkongreß in Paris gefolgt. Er hob an mit Streitigkeiten zwischen Jaurès und Lafargue, zwischen jenen, die jeglichen Kompromiß mit anderen Parteien verwerfen, und denen, die der Realität der Verhältnisse Rechnung zu tragen bereit sind. Nachdem diese Gegensätze mit Mühe zum Ausgleich gebracht waren, trat man in die Verhandlungen ein, und die Verhandlungen beweisen, daß auch international jene Richtung siegreich vordringt, die in Mainz die Betheiligung an den Landtagswahlen beschlossen hatte, und die in Frankreich durch Jaurès repräsentirt wird, der es durchgesetzt hatte, daß ein Sozialdemokrat Mitglied eines bürgerlichen Ministeriums zur Rettung der Republik wurde. Der Kongreß verwarf den Eintritt Millerands in das Ministerium durchaus nicht; im Gegentheil sollen Sozialdemokraten zu solchem

ministeriellen Mitthaten berechtigt sein, wenn die Partei das für zweckmäßig erachtet. Auch bei der Frage des achtstündigen Arbeitstages und des Minimallohnes hielt man sich von extremen Beschlüssen fern; und in einem theoretischen Referat über die „Bedingungen für die Befreiung der Arbeit" führte der Referent aus, daß „diese Befreiung der Arbeiterklasse nicht zu erwarten sei von plötzlichen Ereignissen; sie ist das Produkt organischer Entwicklung"; also selbst auf dem vulkanischen Boden von Paris wird die Parole ausgegeben: Evolution, nicht Revolution.

Durchaus zu billigen ist die Schaffung eines internationalen Bureaus in Brüssel mit einem besoldeten Sekretär, durch den der internationale Gedankenaustausch über Fragen der Arbeiterbewegung gefördert werden soll. Wenn diese Institution gut funktionirt, so werden die Arbeiter aller Länder sich darüber belehren können, welche Hindernisse die realen Verhältnisse, das Klima, die nationale Individualität, der natürliche Reichthum der einzelnen Länder, der Verwirklichung eines Ideals wirthschaftlicher Gleichförmigkeit entgegen stellen.

* * *

Die gefährlichsten Leute in Deutschland.

„Die gefährlichsten Leute sind zur Zeit in Deutschland jedenfalls diejenigen, die immer wieder den Versuch machen, die Sozialdemokratie durch Nadelstiche und Umsturzvorlagen in das extreme Fahrwasser zurückzutreiben, aus dem die allgewaltigen Kräfte des Lebens sie sanft aber unwiderstehlich hinweggelenkt haben."

In diese Worte faßt eine große deutsche Zeitung ihr Urtheil über die Verhandlungen des jüngsten sozialdemokratischen Parteitages zusammen. Und das Organ der öffentlichen Meinung, das diese beherzigenswerthe Mahnung ausspricht, gehört keiner radikalen Richtung an. Es ist die „Kölnische Zeitung".

Diese „gefährlichsten Leute" stecken bekanntlich in großer Anzahl in den Regierungen. Die „staatserhaltenden Parteien" par excellence bestehen eigentlich nur aus solchen „gefährlichsten Leuten". Zum Theil sind sie gefährlich aus Einsichtslosigkeit, zum Theil aber handeln sie nach alten bewährten Rezepten, indem sie das rothe Gespenst nicht zur Ruhe kommen lassen. Sie brauchen die Angst des Philisters vor der rothen Internationale, um ihre reaktionäre Gefolgschaft zu verstärken.

Ohne das beständige staatserhaltende Tuten und Blasen könnte der ruhige Bürger gar zu leicht zur Besinnung und zu der Ueberzeugung kommen, daß es nähere und eben deshalb schlimmere Gefahren gibt, als der angeblich drohende Umsturz unserer Staats- und Gesellschaftsordnung.

Jeder sozialdemokratische Parteitag, dessen ordnungsmäßiger Verlauf die gegen die Sozialdemokratie bestehenden und sorgsam genährten Vorurtheile abschwächt, ist deshalb ein Vortheil. Darin vor Allem liegt auch die Bedeutung des sozialdemokratischen Parteitags in Mainz.

Die Sozialdemokraten sind nicht so schlimm, wie sie gemacht werden: diese Erkenntniß in die weitesten Kreise der Bevölkerung zu tragen, ist wichtig, ist sogar eine wesentliche Voraussetzung für eine Gesundung unseres politischen Lebens.

Man kann nicht behaupten, daß die Sozialdemokratie in allen ihren Theilen diese Besserung ihres Rufes angenehm empfindet. Auch in der Sozialdemokratie gibt es schneidige Gardeleutnants — manchmal sogar in Unterröcken —, die ihre Gesinnungstüchtigkeit nur in einer hochmüthigen Verachtung des „Bürgerpacks" — im sozialdemokratischen Jargon: Bourgeoisie — glauben darthun zu können.

Parteischneidigkeit, Sinn für mots sonores, wie ein manchmal recht komischer Stolz auf die unfehlbare sozialdemokratische Wissenschaft, kurzum all dies agitatorische Räuspern und Spucken sollte aber keinen Unbefangenen darüber täuschen, daß in der Sozialdemokratie ein sehr respektables Stück geistiger Arbeit geleistet wird, das zur politischen Erziehung der Arbeitermassen in Deutschland nicht wenig beigetragen hat. Solche Erziehung tritt auch — wennngleich unbeabsichtigt — darin zu Tage, daß die Anhänger der Sozialdemokratie den Dogmen der eigenen Partei gegenüber einen freieren Standpunkt gewinnen. Die Parteiphrase verliert an Einfluß, und selbst ein so verwegener Zweifler, wie Bernstein, kann heute nicht mehr einfach exkommunizirt werden.

Daß diese Neigung zur unabhängigen Kritik vom parteipolitischen Standpunkte aus auch ihre Gefahren hat, wird kein praktischer Politiker verkennen. Bis zu welchem Grade von unpraktischer Spintisirerei sie verführen kann, zeigten die handelspolitischen Ausführungen des Referenten Richard Calwer auf dem Mainzer Partitage der Sozialdemokratie. Fehlerhaft in theoretischer Beziehung waren sie für einen praktischen Politiker von einer geradezu verblüffenden Naivetät, zumal sie im frappantesten Gegensatz zu der angenommenen freihändlerischen Resolution standen.

Der Parteitag zeigte in dieser sonderbaren Lage einen nicht gewöhnlichen politischen Takt, indem er sich kaltblütig auf den Standpunkt stellte: nicht über die Motive des Referenten, sondern über eine klar formulirte Resolution werde abgestimmt. Man könne die letztere annehmen, auch wenn man die ersteren verwerfe.

Dies Verfahren ist äußerst charakteristisch. Es zeigt, wie weit die heutige Sozialdemokratie bereits davon entfernt ist, den Schwerpunkt ihres Wirkens in der politischen Dogmatik zu suchen. Das tolerari posse spielt heute schon eine beträchtliche Rolle, und man gewöhnt sich mehr und mehr daran, praktische politische Ziele der bloßen Gesinnungstüchtigkeit voran zu stellen.

Dieser Zug tritt auch in dem Beschluß der Betheiligung an den preußischen Landtagswahlen zu Tage. Das Zusammenwirken mit anderen politischen Parteien, um etwas auf dem Gebiet der praktischen Politik zu verhindern oder zu erreichen, stößt immer weniger auf grundsätzliche Abneigung. Die Sozialdemokratie betrachtet sich zwar noch immer als das „auserwählte" Volk, das sich eigentlich etwas vergibt, wenn es mit Heiden in Verbindung tritt, aber der Grundsatz des Apostels Paulus, der — wie er an die Corinther schrieb — den Schwachen „als ein Schwacher geworden" war, „auf daß er die Schwachen gewinne", findet ersichtlich unter den sozialistischen Corinthern wachsendes Verständniß.

Die „Köln. Ztg." hat deshalb vollkommen darin recht, daß die allgewaltigen Kräfte des Lebens die Sozialdemokratie sanft aber unwiderstehlich aus dem extremen Fahrwasser weglenken. Diese Entwicklung hindern, ist mehr als ein Verbrechen, ist für Liberale eine Dummheit.

Ganz gewiß wird eine Arbeiterpartei, die sich von kollektivistischen Schrullen befreit hat und die Exklusivität des „auserwählten" Volkes aufgibt, den herrschenden Mächten die Aufrechterhaltung ihrer Herrschaft in demselben Maße erschweren, wie sie die Opposition durch Verbindung mit anderen Parteien verstärkt. Das mag für die Reaktionäre ein genügender Anreiz sein, einen gesetzgeberischen und administrativen Cordon um die Sozialdemokratie zu ziehen, aber nicht für andere. Die Liberalen haben jeden modus vivendi, der ein Zusammenwirken mit den sozialdemokratischen Arbeitern ohne Preisgabe der liberalen Grundsätze ermöglicht, als einen politischen Gewinn anzusehen. Der

Liberalismus wird, wie sich die Dinge einmal entwickelt haben, am ehesten auf denjenigen Gebieten der inneren Politik werthvolle Erfolge erzielen können, wo er auch mit den in der Sozialdemokratie organisirten Arbeitern zusammen gehen kann.

Die Sozialdemokratie kann andererseits ebensowenig darauf rechnen, blos aus eigener Kraft nennenswerthe Erfolge zu erzielen. Das stolze farà da se, das bei sozialdemokratischen Festen so tönend proklamirt zu werden pflegt, wirkt als Pointe eines Toasts recht gut, aber für nüchterne Menschen hat es keine Bedeutung.

Es bleibt schon nichts anderes übrig, als daß man sich zusammenthut, wenn man „die gefährlichsten Leute in Deutschland" wirksam bekämpfen will.

Th. Barth.

Die Iden des September und der neue Kurs in Baden.

Die Iden des September haben der politischen Welt Badens eine überraschende Kunde gebracht: am 15. September wurde nämlich der Minister Dr. Eisenlohr „auf sein unterthänigstes Ansuchen, unter besonderer Anerkennung seiner langjährigen, ausgezeichneten und erfolgreichen Dienste" in den Ruhestand versetzt und der Präsident des Verwaltungsgerichtshofes Dr. Schenkel zum Präsidenten des Ministeriums des Innern ernannt. Was dieses Gehen und Kommen eines Ministers zu einem besonderen Ereigniß gestaltete, war der Umstand, daß die gesammte badische Kammeropposition fast nur gegen Eisenlohr ihren Sturmlauf zu richten pflegte. So ist es ganz natürlich, daß die Tagespresse, die während der parlamentarischen Ferien das große Wort führt, den scheidenden Minister mit allen möglichen Betrachtungen in den wohlverdienten Ruhestand begleitet. Wenn auch wir uns dieser Begleitung — nicht in vitam aeternam, sondern ad otium cum dignitate — anschließen, geschieht es nicht, um müßige Kombinationen über die unmittelbare Ursache seines Abschiedes anzustellen, sondern in der Absicht, das Bild dieses Mannes für die Geschichte festzuhalten.

Es ist nicht unsere Aufgabe, das Leben Eisenlohr's von der Wiege im Jahre 1833 bis zu den Iden des September 1900 zu verfolgen, alle Sprossen der Beamtenleiter, die er erstiegen, und alle Orden, die seine Brust schmücken, aufzuzählen. Nur den Ausgangspunkt wollen wir von einem biographischen Gesichtspunkte nehmen: Eisenlohr war ein Pfälzer Kind mit all dem, was man mit dem Begriffe dieses Wortes verbindet; seine Mannheimer kannten ihn und er kannte seine Mannheimer als — sanguinisch, vorlaut, anspruchsvoll und grobkörnig. Wie aber die wackere badische Handelsmetropole am Neckar und am Rheine, so hatte auch er die Vorzüge seiner Fehler, hat doch kein Geringerer als Jolly seine großen Fähigkeiten erkannt und seine noch größere Arbeitskraft in den Dienst der Verwaltung gestellt. Hier war Eisenlohr der rechte Mann auf dem rechten Posten, und nach Verdienst ist ihm jetzt die allgemeine Anerkennung zu theil geworden. Wenn auch wir seine selbstlose Arbeit im Dienste des Vaterlandes gerne anerkennen, so können wir doch nicht gleich den Organen der öffentlichen Meinung, soweit sie wenigstens bis zur Stunde laut geworden, das Weihrauchfaß über alles und jedes, was unter seiner Aegide geschehen, schwingen. Allerdings müssen wir entschuldigend hinzufügen: die unerfreulichen Züge des Parteiregimentes und alle die anderen Fehler, die wir beklagen, sind nicht so sehr aus der Persönlichkeit, als vielmehr aus dem Systeme geflossen, das Eisenlohr aus innerer Ueberzeugung vertreten zu müssen glaubte. Indem wir dieselbe innere Ueberzeugung für uns in Anspruch nehmen, gehen wir dazu über, diese wichtigste Frage, nämlich die des politischen Systems, mit ein paar Worten zu streifen, zumal unsere verantwortlichen Sternenmänner in die Tiefen dieses Themas so gut wie gar nicht hinabgeleuchtet haben.

Eisenlohr ist kein orgineller Denker, kein Staatsmann in größerem Stile, sondern allezeit ein gelehriger Schüler Jolly's gewesen. Geht man auf den Gedankenschatz dieser Schule zurück, so findet man, daß sie Leben und Athem dem Historiker L. Häußer verdankt. Aus seinen „Denkwürdigkeiten zur Geschichte der badischen Revolution" schöpfte sie ihre Kenntnisse von der badischen Vergangenheit, aus seinen akademischen Vorträgen und aus seiner „deutschen Geschichte" ihren vaterländischen Enthusiasmus. Was Häußer predigte, war das Evangelium von der ehrlich konstitutionellen Politik, die Lehre, daß der Fürst im konstitutionellen Staate keine Prärogative kennen solle, die mit dem Willen und dem Wohle der Mehrheit des Volkes in Widerspruch gerathen könne, daß er nicht mit der Minorität der Volksvertretung regieren dürfe. Glücklicher, aber nicht geistvoller und charakterfester als die ältere liberale Generation, durfte dieses Geschlecht einen Theil seines nationalen und liberalen Programmes in die Wirklichkeit übersetzen. Der 18. Juli 1875 war vielleicht nächst den Tagen vom 13. bis 21. Dezember 1870 sein schönster Ehrentag: da prangte des Breisgaus Perle, Freiburg, in herrlichem Festesschmucke; die gesammte Jugend der Stadt von der Volksschule bis zur Universität, die Mitglieder der beiden badischen Städtekammern, die Spitzen der Stadt und des Staates — darunter der Staatsminister Jolly — scharten sich um das (1847 errichtete, 1851 polizeilich entfernte) Denkmal Rotteck's, eines weiland „als Demagogen höchsten Orts verhaßten" Mannes! Man muß heutzutage an solche Augenblicke im Menschenleben erinnern, um diesem liberalen Geschlechte, zu dem auch Eisenlohr gehörte, gerecht zu werden, um aber auch so scharf wie möglich den Gegensatz von Einst und Jetzt zu markiren.

Andere Zeiten kamen ins Land. Die Bismarck'sche Machtpolitik hypnotisirte die Geister und Charaktere, die sich einst so viel auf den Rechts- und Verfassungsstaat ihres Musterländchens zu gute gethan hatten. An L. Häußer's Stelle trat H. von Treitschke. Die Aera der „konservativen Garantien" und „Kautelen" brach an. In diese Spätsommerzeit fiel Eisenlohr's Ministerthätigkeit. Erst suchte er, wie es die Tradition mit sich brachte, mit allen sogenannten „moralischen" Mitteln sein Regiment auf eine gefügige Kammermajorität zu stützen. Als diese Mehrheit sich mählich in eine Minderheit verwandelte, gab er, der allezeit streitbare Kämpe, den Kampf nicht auf, so lange er noch auf eine energische Minderheit unter der Führung Fieser's rechnen konnte. Jetzt, wo auch dieser Parteiführer die politische Arena zu verlassen gedenkt, läßt er, gerade und offen, wie er immer gewesen, seinen Rücktritt offiziös wie folgt motiviren: „Obgleich Herr Eisenlohr auch auf dem letzten Landtage zu alten Erfolgen neue erntete, wußte die Rücksichtnahme auf seine Gesundheit ihn in seinem Entschluß um so mehr bestärken, als er sich der Ueberzeugung nicht verschließen konnte, daß er auf dem nächsten Landtage einer geschlossenen oppositionellen Mehrheit gegenüberstehen würde, ohne einer zielbewußt zuverlässigen Unterstützung durch die liberale Minderheit sicher zu sein."

Hier liegt u. E. das offene Geheimniß von Eisenlohrs Rücktritt. Das System, dessen Träger er gewesen, hat sich nur solange bewährt, als eine große vaterländische Idee die ganze Seele des öffentlichen Lebens erfüllte. Heute aber, wo auf dem schmalen Streifen zwischen dem Bodensee und Main alle Parteien und Interessenverbände, die sich zwischen den Alpen und der Ostsee befinden, ihr Wesen und Unwesen treiben, wird nur eine echt konstitutionelle und fortschrittliche Politik das Richtige treffen, d. h. eine Regierung,

„die — um mit Liebenstein zu reden — bewährt, daß sie nur das will, was unserer Verfassung gemäß ist und was die erleuchtete öffentliche Meinung von ihr verlangt." Auf dem letzten Landtage führte Eisenlohr bewegte Klage darüber, daß der junge Nachwuchs von Verwaltungsbeamten viel zu wünschen übrig lasse, daß gerade die besten Talente die erste Gelegenheit ergreifen, um dem Staatsdienst den Rücken zu kehren, daß er fernerhin die Verantwortung nur dann tragen könne, wenn die Oberamtmänner materiell besser gestellt würden. Es will uns scheinen, als ob er mit dieser Prämienforderung nur den Epilog zu seinem eigenen System gesungen habe.

So sind wir denn der Meinung, daß unter unseren Augen ein politisches System sich auslebt, das ob der historischen Mission, die es in „besseren" Tagen vollbrachte, von der liberalen Jugend pietätvoll — freilich ohne darüber das eigene Selbst aufzugeben — beurtheilt zu werden verdient. Vielleicht findet einmal der künftige Historiker, daß es auch ein gewisses Recht, sich allmählich auszuleben, hatte, da die staatsmännischen Voraussetzungen eines neuen Systems bei dem Sekten- und Kuttenstreite der liberalen Parteien in der Gegenwart noch nicht gegeben waren. Wie dem auch sein mag: ein ganz natürliches menschliches Rühren läßt uns auch über die Träger dieses Systems in dem Augenblick, wo sie aus dem politischen Leben scheiden, milder und gerechter urtheilen. Ganz besonders obliegt aber dem liberalen Publizisten, der nicht die Ketten des Fraktionspolitikers trägt, die Pflicht, diesem unter uns sich auslebenden Geschlechte nachzurühmen, daß es einst den Kampf für die moderne Kultur ernst nahm und insbesondere sich an das schwere Werk der Befreiung der Schule von dem Banne der Kirche machte. Dabei hat es zwar manchmal die Landtagstribüne in eine theologische Lehranstalt verwandelt und in der Hitze des Gefechts über die Stränge geschlagen, aber der springende Punkt ist trotz alledem die Frage: hätte diese große und wahrhaft befreiende That ohne solche Grenzüberschreitungen vollbracht werden können? Ein Thurm in dieser Geisterschlacht gewesen zu sein — dessen darf sich auch Eisenlohr rühmen. Wie gerieth die ganze Gestalt in Erregung, wie lebte auch in dem greisen Manne das Feuer der Jugend und der liberalen Vergangenheit auf, wenn er Angriffe von dieser Seite mit der besten Parade, dem Hieb, zurückweisen durfte? Ob uns auch andere Sorgen heute bekümmern als der syllabus nostrae aetatis errorum, ob wir auch leidenschaftsloser in und um uns sehen und diese Grenzüberschreitungen, soviel an uns liegt, wieder gut zu machen suchen: der Standpunkt scheint uns verfehlt und wenig liberal, der heute, wo die Gefahr der Uebergriffe von der anderen Seite noch nicht ganz überwunden ist, diese alten Soldaten der Freiheit nicht mehr versteht und sie aus „taktischen" Rücksichten verbluten läßt.

Auch bei diesem Ministerwechsel mußte der stille Beobachter der Geschichte wieder die alte Erfahrung machen, wie rasch die Menschenkinder, auch wenn sie noch so hoch gestellt sind, in Vergessenheit gerathen. Nach einigen märchenhaften Erzählungen über die unmittelbare Veranlassung zum Rücktritt, über die wohl niemand mehr als Eisenlohr selbst sich lustig gemacht haben wird, ging die Tagespresse sofort zu dem „kommenden Manne" über. Die Frage, ob der Personenwechsel auch einen Systemwechsel bedeute, wird erst die Zukunft beantworten können. Wir sehen nicht so optimistisch wie das führende Organ der badischen Freisinnigen in die Zukunft. Dr. Schenkel ist in derselben bureaukratischen Schule wie Eisenlohr aufgewachsen; sein staatsmännisches Ideal soll Ludwig Winter sein; wie aber sein Auftreten in der ersten Kammer vermuthen läßt, hat er diesem mit einem guten Tropfen demokratischen Oeles gesalbten „königlich Gesinnten" weniger die großen staatsmännischen Gesichtspunkte als vielmehr einige stereotype, die Volksvertretung herausfordernde Ausdrücke abgeguckt. Die konservative „Badische Landpost" schreibt, Morgenluft witternd: „Vielleicht ist noch niemals in den 24 Jahren, in denen wir auf dem Kampfplatz stehen, unserem Land und unserem Volk eine konservative Partei und ein konservatives Blatt so nöthig gewesen, als gerade in unseren Tagen, in denen der alte Liberalismus stürzt, die Zeit sich ändert und vielleicht neues Leben aus den Ruinen blüht."

Baden steht am Vorabend einer neuen Zeit. Es muß sich, wenn auch nicht mehr unter dem gegenwärtigen Ministerium, entscheiden, ob die Aera der konservativen Garantien und der Kautelen in eine ungeschminkt konservative auslaufen, oder ob das Staatsschiff wieder in die bewährten Bahnen des badischen Fortschritts gelenkt werden soll. Nur eines hat uns an diesen Iden des September aufrichtig gefreut: der Staatsminister Dr. Nokk erkannte, daß seine Uhr noch nicht abgelaufen ist. So lange dieser edle, menschenfreundliche, opfermüthige Vermittler der alten und neuen Zeit noch mahnt und sorgt, geben wir den Glauben nicht auf, daß alles sich zum Besseren wenden kann. Allerdings darüber täuschen wir uns nicht: das Kommen und Gehen von Ministern kann uns nicht helfen; die eigene gute und muthige That muß einsetzen, wenn das politische Gefecht wieder vorwärts gehen soll.*)

Karlsruhe. Leonhard Müller.

Englische Wahlmanifeste.

Die Wahlmanifeste Balfour's und Chamberlain's haben auch für Ausländer großes Interesse, weil diese beiden Minister wahrscheinlich für mehrere Jahre die Lenker der englischen Politik bleiben werden.

In Bezug auf den Ursprung des Transvaalkrieges wird in diesen beiden Wahlmanifesten mit geradezu verblüffender Unverfrorenheit die Legende weiter gesponnen, daß:

„der Krieg England aufgezwungen wurde durch eine plötzliche Invasion und die Besetzung von Gebieten Ihrer Majestät Seitens der Streitkräfte der beiden Republiken in einer Zeit, wo Unterhandlungen behufs einer friedlichen Regelung noch in der Schwebe waren. Diese Unterhandlungen wurden von unserer (englischer) Seite von Anfang bis zum Ende in einem Geiste großer Mäßigung geführt, 2c. (Chamberlain); und wenn in diesem Falle die englischen Interessen nicht geschützt werden konnten ohne einen Krieg, so mag man doch mit Befriedigung bedenken, daß dieser Krieg nicht von uns gesucht wurde, und nachdem er uns aufgezwungen war, die moralischen und materiellen Hilfsquellen des Reiches gezeigt hat (Arthur Balfour).

Auf geschichtliche Wahrheit kommt es offenbar nicht an, sondern nur auf das, was der englische Wähler glauben soll. Unsere Zeit lebt schnell und vergißt schnell; darauf rechnen Balfour und Chamberlain. Es war schon vor Beginn der Unterhandlungen über das Wahlrecht völlig klar, daß Chamberlain's Politik zum Kriege führen werde. Allerdings suchte er keinen Krieg; Anerkennung der von ihm behaupteten britischen Suzeränität und friedliche Unterwerfung unter seine Forderungen ohne Krieg wäre ihm lieber gewesen, obgleich er sich unter einem Kriege mit Transvaal nur eine militärische Promenade nach Pretoria vorstellte, in welcher Hinsicht er sich bekanntlich gründlich irrte.

Das dies keine Weisheit post eventum meinerseits ist, könnte ein liberaler englischer Staatsmann bezeugen, den ich bei einem Besuch hier lange vor der Bloemfonteiner Konferenz warnte, das Verbleiben Chamberlain's im Kolonialamte bedeute Krieg, und bei dem ich anregte, ob

*) Vergl. meine demnächst (Rosenbaum u. Hart, Berlin) erscheinende Broschüre, betitelt „Das politische Erziehungsproblem der badischen Gegenwart. 25 Briefe, der badischen Jugend gewidmet.

die liberale Partei nicht genug Einfluß hätte, um Chamberlain aus dem gefährlichen Kolonialamte zu einem höheren weniger gefährlichen Amte zu promoviren. Er tröstete sich und mich mit der Entgegnung, daß, wenn es auf Krieg ankäme, nicht Chamberlain, sondern Salisbury das entscheidende Wort zu reden hätte.

Dieses entscheidende Wort wurde jedoch von der ganzen Regierung ausgesprochen, als der englische Agent in Transvaal in ihrem Auftrage am 25. September offiziell die bisherigen Unterhandlungen abbrach mittelst einer Depesche, deren Schlußworte nicht immer genug hervorgehoben sind. Diese lauteten:

Die Weigerung der Regierung der südafrikanischen Republik, das von uns gemachte Anerbieten anzunehmen, eine Weigerung, die am Ende beinahe vier Monate lang hingezogener Unterhandlungen erfolgt und den Schlußakt einer mehr als fünf Jahre fortgesetzten Agitation bildet, machen es nutzlos, eine Diskussion auf den bis jetzt innegehaltenen Linien fortzusetzen, und Ihrer Majestät Regierung ist nun gezwungen, die Sachlage aufs Neue (afresh) zu erwägen und ihre eigenen Vorschläge betreffs einer endgültigen Lösung jener Streitpunkte zu formuliren, welche in Südafrika aus der seit vielen Jahren von der Regierung der südafrikanischen Republik konsequent verfolgten Politik entstanden sind.

Ihrer Majestät Regierung wird dem High Commissianer in einer späteren Depesche das Resultat ihrer Erwägungen mittheilen

Diese Erwägungen scheinen langsam fortgeschritten zu sein. Sie waren am Tage des Ultimatums (9. Oktober 1899) noch unbekannt. Dagegen wurden immer neue Truppen nach Afrika geschickt. Es ist somit völlig unwahr, daß zur Zeit des Ultimatums Unterhandlungen „in der Schwebe“ waren. Auf Anfrage seitens der südafrikanischen Republik antwortete Milner am 2. Oktober, daß die neuen Vorschläge erst in einigen Tagen fertig sein würden. Mit vollem Rechte nahmen die Republiken — die in der Depesche vom 25. September unter dem Lichte der fortgesetzten Truppensendungen nur eine freie Uebersetzung des bekannten Wortes: nous disposerons de vous, chez vous, sans vous: erblicken konnten — an jener Truppenansammlung Anstoß. Es ist nur Schade, daß durch Krüger's Ultimatum die englische Regierung der versprochenen Formulirung ihrer neuen „Vorschläge“ für eine definitive Regelung der Streitigkeiten enthoben worden ist.

In Folge der Entschlüsse des Kabinetsraths, deren Ergebniß, so weit es den Abbruch der Unterhandlungen betraf, in der Depesche vom 25. September mitgetheilt wurde, war der Krieg unvermeidlich. Und diese Entschlüsse waren nur eine logische Folge der ganz ohne Grund wieder erhobenen Suzeränitätsansprüche und der unberufenen Einmischung in die aus der ökonomischen Entwicklung der südafrikanischen Republik, speziell aus der Goldminenindustrie entstandenen Schwierigkeiten; Schwierigkeiten, die in ähnlicher Art aus ähnlichen ökonomischen Ursachen in Westaustralien hervorgerufen sind und daselbst von Chamberlain ganz ruhig ihrer eigenen Entwicklung überlassen werden.

Der Krieg war in der That unvermeidlich, aber nur, weil und so lange der Geist Chamberlain's im Kolonialamt herrschte, und weil die friedliebenden Elemente im Ministerium, im Parlament und in der Bevölkerung sich nicht rechtzeitig und genügend mit der Sache bemüht hatten. Hier hat sich Gambetta's aus Anlaß der kritiklosen Ueberlassung der Geschicke Frankreichs an eine Person gesprochenes Wort bestätigt: „toute indifférence se traduit par des désastres“. Das größte dieser Unheile ist vielleicht Englands Irrthum über den Charakter und die Kapazitäten Chamberlain's, in Folge dessen es ihm muthmaßlich seine Geschicke aufs Neue anvertrauen wird.

Chamberlain sagt den Wählern in seinem Manifeste:

Ihr werdet jetzt gefragt, ob dieser Krieg gerecht und unvermeidlich war, oder ob er nur ein neues Beispiel jener Politik der Habsucht und Unterdrückung ist, deren unsere Feinde uns beschuldigen.

Ich denke, wenn das Ausland die Frage zu beantworten hätte, würde sie nahezu einstimmig im letztgenannten Sinne beantwortet werden.

Aber auch England gegenüber ist die Frage nicht korrekt gestellt.

Die englischen Wähler haben gar kein retrospektives Urtheil zu fällen. Die Erwägungen der Wähler sind diese: wir sitzen mitten im Sumpfe, wohin das Ministerium Salisbury uns geführt hat. Müssen wir mit ihm weiter gehen? Und wohin wird es uns führen?

Chamberlain antwortet hierauf, und gewissermaßen ist dieser Passus als eine Art Friedensangebot an die Buren anzusehen:

Die Politik der jetzigen Regierung — über welche die Wähler jetzt abzuurtheilen haben — geht dahin, daß selbständige und unabhängige Regierungen der Republiken, welche eine fortwährende Drohung gegen die englische Suprematie in Südafrika waren, nie wieder hergestellt werden; aber nach einer Uebergangsperiode, in der eine von militärischen Kräften gestützte Administration funktioniren wird, deren Dauer abhängen muß von der Bereitwilligkeit, womit die burische Bevölkerung die britische Fahne annimmt, soll das Volk der beiden Staaten in das Reich aufgenommen werden als sich selbst regierende Kolonien, in welcher Stellung sie mehr Freiheit genießen werden, als sie je zuvor besaßen, und eine Gleichheit in Rechten und Privilegien, wie sie fortgesetzt den Weißen in ihrer Mitte vorenthalten wurde.

Das ist das gelobte Land, welches Buren und Briten in der Ferne gezeigt wird. Leider ist es eine Fata Morgana. Der Bur wird sich nach diesem Kriege der englischen Fahne nur unterwerfen, so weit der militärische Zwang es strikt nothwendig macht. Die Stellung der britischen sich selbst regierenden Kolonien ist eine sehr annehmbare, aber nur für Briten. Es ist doch wirklich zu naiv, zu meinen, daß in so völliger Unabhängigkeit erzogene Bevölkerungen, das Produkt zweier Trecks, die keinen anderen Zweck hatten, als sich der englischen Herrschaft zu entziehen, in Folge eines Krieges, in dem alles, was irgend welchen Antheil an der englischen Regierung hatte, sich als ungerecht und hypokritisch und zum Theil obendrein als korrupt und unkundig gezeigt hat, treue Unterthanen der britischen Majestät werden können. Die Abneigung ist jetzt wechselseitig zu einer Höhe gestiegen, daß selbst jede Annäherung unmöglich erscheint. Der Bur weiß, daß er nur im britischen Reich zugelassen wird, weil man sein Volk nicht ganz vertilgen oder deportiren kann. Man thäte es vielleicht, wenn nicht zu befürchten wäre, daß die übrige Welt sich dann endlich aufraffen würde, um dem Morden ein Ende zu setzen.

Der englische Wähler andererseits ist so überzeugt von dem Werth des englischen Bürgerrechts, daß er den Buren gar nicht begreift und Chamberlain Recht geben wird. Asquith und Genossen thun's ja auch schon, und mit ihm meint leider der größte Theil der Liberalen, daß die Annexion eine unwiderrufliche Thatsache ist, und auch, daß in der Annexion der Republiken ein Aequivalent für das vergossene Blut und die vergeudeten Schätze zu finden sei. Wäre es ein kaufmännisches Unternehmen, so würde jeder Engländer zweifelsohne stets aufs Neue fragen, ob er nicht besser thäte, die schon gebrachten Opfer abzuschreiben, und ob wohl die Aussichten der Unternehmung neue Opfer rechtfertigen. In der Politik hat der Engländer diese Klugheit nicht. Für jeden Unbetheiligten ist es klar, daß auch jetzt noch, nach völliger Abschreibung von zehntausend Menschenleben und 100 Millionen Pfund Sterling, die Rechnung ein neues ungeheures Debetsaldo in Aussicht stellt. Die Fortsetzung der Chamberlain'schen Politik bedeutet eine fortgesetzte Aufreibung der englischen Armee, ähnlich wie es der spanischen Armee in Cuba erging, einen Rückgang der Finanzen, Verlust an Prestige und Macht in weit bedeutenderen Regionen der Erde, und, was auf die Dauer am schwersten wiegt, Verlust an Achtung in der ganzen Welt. Doch der englische Wähler

sieht diesen Theil des Bildes nicht. Er sieht durch die Brille einer Presse, welche vornehmlich die Interessen der Minenbesitzer vor Augen hat.

In Wirklichkeit ist die Annexion ein Vortheil für die Minenbesitzer. Bei einem Friedensschluß kann der Sieger Entschädigung beanspruchen; im vorliegenden Falle würde aber die südafrikanische Republik nur zahlen können, wenn sie die auf die Minen fallenden Steuern erhöhte. Ein annektirtes Land dagegen muß beruhigt werden; das Land selbst wird genommen anstatt einer Entschädigung; die Minen haben deshalb nur bei Annexion Aussicht, von besonderen Kriegssteuern frei zu bleiben.

Hier ist des Pudels Kern.

Ich glaube nicht daran, daß die englischen Wähler ihn erkennen werden. Sonst müßte gerade ins Gewicht fallen, daß diese Wahlen nicht nur die einzige Gelegenheit für das englische Volk sind, um den Mißgriff, um kein schlimmeres Wort zu gebrauchen, Chamberlain's zu liquidiren und sich zu rehabilitiren, sondern auch das einzige Mittel, um die Annexion abzuwenden und einen erheblichen Theil der Kriegskosten auf die Minenbesitzer fallen zu lassen, die den Krieg verschuldet haben.

Es wäre ein großes Glück für England und die Welt, wenn Chamberlain bei den Wahlen geschlagen würde. Um so mehr, als dieser Staatsmann sich nicht nur an den Rechten Transvaals, sondern auch an den Friedensinteressen der Menschheit vergriffen hat. Das englische „Empire“, in welchem die englischen Staatsmänner meinen jetzt ein hohes Ideal gefunden zu haben, ist in der That ein Sonderbund gegenüber dem Völkerbund, den die Arbitragebewegung zu Stande zu bringen wünscht. Daß ein Land sich dieser Bewegung entzieht, wie es England de facto that, wiewohl es der Haager Konferenz beigetreten war, ist eine große Gefahr für den Weltfrieden. Die Koalition der Entrüstung gegen England ist schon da. Die aus Transvaal verjagten Ausländer — für deren Rechte Chamberlain sich im Anfang als Anwalt empfahl —, schüren die antienglische Stimmung allerwegen, und dadurch müssen schließlich auch die Regierungen veranlaßt werden, für die Rechte ihrer Angehörigen aufzutreten.

Chamberlain rechnet auf die Hülfe der Kolonien. Mit sichtlichem Wohlgefallen erwähnt er in seinen Reden, daß die Unionisten, — d. h. er selbst — den Stolz und das Vertrauen der Kolonien in die Führung des Mutterlandes wieder hergestellt hätten. Es gibt jedoch auch hier Grund zu Zweifeln. Wir lesen zu gleicher Zeit in den Zeitungen, daß 500 Kanadier, für welche die Zeit ihres Engagements verstrichen ist, sich geweigert haben, weiter zu dienen. Sie waren somit bloße Miethsoldaten, oder sie sind enttäuscht. Aus Australien hören wir so gut wie nichts von Anerbietungen zur Stütze der englischen Macht in China, wiewohl man doch meinen sollte, daß die Machtstellung des Reiches in China den Australiern viel näher läge als die Burenfrage.

Liest man die ministeriellen Manifeste, so hätte der Engländer Ursache zu großer Zufriedenheit. Wenn ich den Zustand Englands jetzt und vor einem Jahre vergleiche, dann finde ich, trotz der militärischen Resultate der letzten Monate, diesen Zustand mißlich. Ist der englische Wähler zufrieden, dann ist er entweder leicht zu befriedigen oder, was wahrscheinlicher ist, mit der wirklichen Sachlage unbekannt.

23. September 1900.

S. van Houten.

Neue Censurstreiche.

Vor jetzt gerade zwei Jahren (in der Nummer 1 vom 1. Oktober 1898) wurde in diesen Blättern die Ansicht vertreten, daß „der augenblickliche Stand der Berliner Theatercensur sich zu einer Kalamität ausgewachsen habe, die der öffentlichen Erörterung bedürfe“. Die damaligen Mittheilungen bildeten die Grundlage parlamentarischer Erörterungen sowohl im preußischen Landtage als im deutschen Reichstage.

Im Landtage war es der Herausgeber dieser Blätter, der in der Verhandlung des Abgeordnetenhauses vom 17. Februar 1899 die Angelegenheit zur Sprache brachte. Auf seine Beschwerden entgegnete der damalige Minister des Innern, Freiherr von der Recke, er habe selbst die Empfindung, daß hier und da bei der Censur Fehlgriffe geschehen, und der Führer der Freikonservativen, Freiherr von Zedlitz und Neukirch, gab zu, daß die Art, wie die Censur im Einzelnen gehandhabt werde, dazu diene, das Institut der Theatercensur selbst in dem Ansehen und der Achtung der Bevölkerung herabzusetzen.

Im Reichstag gaben die Erörterungen über den Theaterparagraphen der lex Heinze dem Abgeordneten Müller-Meiningen in der Sitzung vom 7. Februar d. Js. Anlaß, die in Berlin mit der Censur gemachten Erfahrungen zur Sprache zu bringen. Ihm entgegnete als Kommissar des Bundesraths der Geheime Ober-Regierungsrath Dr. Kruse, daß der Preußische Minister des Innern auch gefunden habe, daß die Censur häufig Fehler mache, und daß er in Folge dessen in einem Runderlaß auf eine bessere Handhabung der Censur hinzuwirken versucht habe. Der Kommissar fuhr fort:

„Denn gerade auf sittlichem Gebiet sind die Grenzen zwischen dem, was anstößig wirkt für jede gesunde Natur und was anders wirkt, sehr häufig schwer zu finden. Es kommt dabei wesentlich nicht bloß auf den Text an, sondern auch wie und wo und in welcher Umgebung die Sachen dargestellt werden. In Folge dessen ist die Theatercensur ein sehr schwieriges Geschäft. Es wird versucht, sie möglichst guten Händen anzuvertrauen, diesen im Allgemeinen sorgfältige Anweisung zu geben und im einzelnen Falle, wenn Mißgriffe an der höchsten Stelle der Verwaltung bekannt werden, kräftigst Remedur eintreten zu lassen.“

So sprach damals Herr Geheimrath Kruse namens des Herrn von Rheinhaben, der bekanntlich heute noch Minister des Innern ist. Man durfte also ohne unbescheidene Uebertreibung mit Fug und Recht erwarten, daß die Verhältnisse der Berliner Theatercensur nach dem Februar dieses Jahres sich bessern würden, eine Erwartung, die sich steigerte, als vor einigen Monaten bekannt wurde, daß im Berliner Polizeipräsidium ein besonderes Decernat für die Theatercensur geschaffen und an dessen Spitze ein Regierungsrath von außerhalb besonders berufen worden sei.

Das Gegentheil dieser Erwartungen hat sich leider erfüllt, denn keine Woche vergeht, ohne daß von energischem Einschreiten der Theatercensur, nicht etwa gegen Auswüchse der Tingel-Tangel und Spezialitätenbühnen, sondern gegen angesehene ernste Berliner Kunstinstitute und bekannte Schriftsteller, ja selbst gegen einen Weltdichter von unbestrittener Bedeutung, zu vermelden ist. Bald wird dem Deutschen Theater die Aufführung von Tolstoi's „Macht der Finsterniß“, bald dem Berliner Theater zunächst die Aufführung eines Stückes von Kadelburg und Blumenthal, dann wieder dem Lessing-Theater ein Werk von Georg Engel verboten, und dabei stehen wir noch im ersten Monat der beginnenden Spielzeit!

Alle Betheiligten fragen sich, wie derartige Zustände gegenüber jener bekannten Entscheidung des Oberverwaltungsgerichts möglich sind, nach welcher nur „eine wirklich drohende nahe Gefahr für die öffentliche Ordnung oder die öffentliche Sittlichkeit“ die Versagung zur Erlaubniß einer Aufführung rechtfertigen darf.

Das Verbot von Tolstoi's Macht der Finsterniß eröffnete am 10. Juli d. Js. den Reigen der neuerlichen Censurverbote und stützte sich wie olle folgenden darauf, „daß das Werk seinem Gesammtinhalt nach zu ordnungs- und sittenpolizeilichen Bedenken Anlaß gede“. Die Beschwerde des Deutschen Theaters gegen dieses Verbot wurde am 20. Juli an den Herrn Oberpräsidenten abgesandt und diese selbe Instanz, von welcher vor zwei Jahren in diesen Blättern mit Genugthuung berichtet werden kannte, daß sie mit dankenswerther Schnelligkeit die von der Polizei im „Cyrano von Bergerac“ und in der „Johauna“ Björnsons angeordneten Striche beseitigt habe, hat bis zum heutigen Tage einen Bescheid auf jene Beschwerde nicht gegeben! Dies ist um so befremdlicher, als es vor zwei Jahren stadtbekannt wurde, daß der jetzige Herr Oberpräsident, der damals noch vortragender Rath beim Oberpräsidium in Potsdam war, seiner Verwunderung über das Vorgehen der Berliner Polizei unumwunden Ausdruck gegeben habe. Wenn derselbe hohe Beamte heute einem so anerkannten Werke der Weltlitteratur gegenüber, wie es die „Macht der Finsterniß“ Tolstoi's ist, über zwei Monate braucht, um zu einer Entscheidung zu kommen, dann bleibt nur die Annahme übrig, daß die Entscheidung thatsächlich an einer andern Stelle liegt, das aber kann nur das Ministerium des Innern sein, dessen Haltung gegenüber den Erklärungen des Geheimrath Kruse im Reichstage höchstes Befremden erregen muß.

Es ist hier nicht der Ort in eine Würdigung der dichterischen Qualitäten Tolstoi's und der Bedeutung seines dramatischen Werkes einzugehen, dos seldst in Rußland zur Aufführung zugelassen ist! Noch vor wenigen Wochen fand eine Aufführung der „Macht der Finsterniß“ auf der Freien Volksbühne hierselbst statt, und alle Berichte waren einig, welch tiefe und erschütternde Wirkung die Vorgänge auf das ergriffene Publikum ausgeübt haben. Keine Aeußerung der Rohheit wurde selbstverständlich in dieser Zuhörerschaft laut, die sich doch im Wesentlichen aus den Angehörigen der Arbeiterklasse zusammensetzte. Und da sollte man für möglich halten, daß das Publikum des Deutschen Theaters durch jenes Drama zu Ausschreitungen gegen die öffentliche Ordnung sich hinreißen lassen oder in seinem Sittlichkeitsgefühl schwankend werden könnte? Wer einer solchen Idee fähig wäre, dem müßte jedes Verständniß für den tiefen sittlichen Gehalt der Tolstoi'schen Dichtung, für das wahrhaft religiöse Empfinden des Dichters seldst abgehen.

Bei den anderen Verboten, welche sich gegen das Lessing- und Berliner Theater richteten, handelte es sich dem Vernehmen nach um Werke, die ebensowenig geeiguet sind, das öffentliche Sittlichkeitsgefühl zu verletzen, wie etwa zu Störungen der öffentlichen Ordnung Anlaß zu bieten. Beide scheinen vielmehr gemeinsam zu hoben, daß sie sich energisch gegen das heute in Deutschland sich so breitmachende Muckerthum wenden, und insbesondere „Die gestrengen Herren“ von Kadelburg und Blumenthal, die schließlich wieder freigegeben wurden, scheinen manch deutlich Wörtchen gegen die Roeren und Genossen zu enthalten. Hierauf allein läßt sich nach Ansicht der Kundigen das Vorgehen der Censur zurückführen. Damit sind wir in Berlin auf demjenigen Standpunkt angelangt, den die Breslauer Censur schon vor Jahresfrist einnohm, als sie im „Probekandidaten“ von Max Dreyer die Schlußworte strich: „Hast Du mal von Preußen gehört? Dort hat jeder das verbriefte Recht, seine Meinung durch Wort, Schrift und Druck frei zu äußern, geh Du noch Preußen.“ Die Mittheilung dieses Breslauer Censurstreiches war einer der Höhepunkte der Müller'schen Reichstogsrede und ging den Erklärungen des Geheimrath Kruse unmittelbar voraus, so daß allgemein der Eindruck erweckt werden mußte, daß die Mißbilligung des Ministers sich auch gegen diesen Breslauer Fall richtete.

Wie dem auch sei: heut ist offenbar die Stellungnahme des Herrn Ministers des Innern zu den in Betracht kommenden Fragen eine gegen den Februar d. Js. völlig veränderte, sonst näre das rigorose Vorgehen der Berliner Censur undenkbar, wie es auch dem neuesten Werke Hartleben's, der Offizierstragödie „Rosenmantag“ gegenüber zuerst beliebt wor. Hier wollte der Herr Censor nicht zugeben, daß von einem jungen Mädchen gesagt wurde: „Du weißt, man hat sie eines schönen Morgens bei Grobrich gefunden“, sondern die Worte „eines schönen Morgens“ waren durch den Rothstift getilgt. Ebenso sallte es nicht erlaubt sein, daß der Offizier zu seinem Mädchen sagte: „Weißt Du, es wor immer schon früh, wenn ich von Dir kam“, daß er ihr zurief: „Ich habe Dich zur Dirne gemacht“, und daß sie an anderer Stelle in wildem Schmerz rief: „Ich habe Dir mein Leben, meinen Leib und meine Seele hingeworfen.“ Das „Leben“ und die „Seele“ sollten wohl passiren, aber die Worte „meinen Leib“ wollte der Rothstift beseitigen. Der Herr Censor hat sich dann allerdings mit bereitwilligem Entgegenkommen überzeugen lassen, daß alle diese Stellen für die Sittlichkeit und Ruhe Berlins keine ernste Gefahr mit sich führen; aber die Warte: „Diese seligen letzten Toge und Nächte“ freizugeben, konnte er sich nicht entschließen, da seine Bedenken gegen die „seligen Nächte“ nicht zu beseitigen waren. Daß aber diese Stellen in einem überaus ernsten Werke Hartlebens und gegenüber dem Publikum des Deutschen Theaters überhaupt beanstandet werden konnten, wirft ein grelles Streiflicht auf die Sinnesart des jetzt amtirenden Herrn Censors und auf seine Einschätzung des Berliner Publikums. Nicht auf den Text allein soll es nach den Ausführungen des Herrn Geheimrath Kruse im Reichstage ankommen, sondern auch darauf, „wie und wo und in welcher Umgebung die Sachen dargestellt werden.“ Dieser Gesichtspunkt kann bei der Berliner Censur gegenwärtig unmäglich berücksichtigt werden, sonst wäre ihr jetziges Vorgehen undenkbar.

Dasselbe bedroht aber nicht nur die Theater, sondern vor allem die dramatischen Dichter, deren geistige Bewegungsfreiheit auf das Ernstlichste gehemmt wird, wenn sie bei Formulirung jedes Satzes sich ängstlich prüfen sollen, ob er nicht etwa beim Censor Bedenken hervarrufen und deshalb seinem Rothstift zum Opfer sollen wird. Was „für jede gesunde Natur anstößig wirkt“, (so formulirte auch Herr Geheimrath Kruse das punctum saliens), das empfindet ein echter Dichter, und das bleibt seinem Werk ohne Weiteres fern. Wird jedoch der van der Berliner Censur beliebte Maßstab angelegt, donn kommt nicht mehr in Frage, was gesunde Naturen verletzen kann, sondern was etwa bei Dunkelmännern und Betschwestern Anstoß erregen kann. Das erinnert unwillkürlich an einen Fall, der vor Jahrzehnten sich in Berlin zutrug, als eine fromme Berliner Dame ihr männliches Gegenüber der öffentlichen Schamverletzung bezichtigte, weil er sich nackt om Fenster seiner Wohnung gezeigt habe. Da die Beweisaufnahme ergab, daß die fromme Dame dies nur hatte mit Hilfe des Opernglases bemerken können, mußte die Freisprechung des Angeklagten erfolgen. Soweit scheinen wir heute auch bei der Theatercensur zu sein, daß nur mit dem geistigen Vergrößerungsglase das Anstößige in den van der Censur beanstandeten Werken gefunden werden kann, mit dem geistigen Vergrößerungsglase desjenigen, der nicht den dichterischen Werth und den moralischen Ernst der aufzuführenden Werke zu erfassen vermag, sondern mit seinem geringen Verständniß an der Oberfläche haften bleibt und deshalb lediglich Aeußerlichkeiten auf sich wirken läßt.

Als in Wien die „Versunkene Glacke“ zur Aufführung gelangen sollte, durfte Rautendelein nicht zum Waldschrat sagen: „Gehe Du nur zu Deiner Frau Schratt, die alle Tage ein Kindlein hat“, sondern es mußte statt dessen lauten: „Gehe Du nur zu Deiner Frau Schrätt, die alle Tage ein Kindlein hätt“; denn eine wohlweise Wiener Censur wollte vermeiden, daß jene Stelle etwa auf die K. K. Hofburgschauspielerin Frau Schratt bezogen werden könnte. Die tiefe Weisheit, welche jenen Wiener Censurbeamten leitete, hat allerdings nur Gelächter hervorgerufen.

Bei uns hingegen sind die Mißstände auf dem Gebiete der Censur jetzt so ernst geworden, daß nicht mehr darüber gelacht werden kann und daß eine wiederholte parlamentarische Erörterung dringend zu wünschen ist.

P. Jonas.

Ueber die Illusion.

Die Etymologie giebt uns über den Sinn dieses Wortes wenig Aufschluß. Es bezeichnet wörtlich nur das in unser Denken, Fühlen oder Wollen in irgend einer Weise Hineinspielende (in, ludus). Später nannte man illusio eine Sache, die mit dem Menschen ihr Spiel, d. h. ihren Spott trieb; so verband etwa ein römischer Staatsmann mit dieser Redefigur das, was wir heute Satire nennen. Die neuromanischen Sprachen leiteten aus der Grundbedeutung des Hineinspielens das Moment des irreführenden Hineinspielens, d. h. des Trugs ab. Sie sprechen von einer optischen oder akustischen Illusion, wo wir im Deutschen das Wort Täuschung vorzuziehen pflegen. Empfanden wir gleichwohl das Bedürfniß der Uebernahme dieses Fremdworts in unsere Umgangssprache, so geschah es, weil wir ihm eine neue, bisher nicht vorwiegend eigenthümliche Gedankenfärbung zu verleihen suchten, eine Begriffswandlung, wie sie bei der Verwendung entlehnter Ausdrücke oft zu beobachten ist. Wir verstehen unter Illusion gewöhnlich die ethische Illusion, oder, um eine Definition des Wortes zu versuchen, die Vorstellung einer — meist zukünftigen — Lebenserhöhung bei uns oder anderen, die sich schließlich in den Augen einer Mehrzahl als Irrthum erweist. In diesem Sinne pflegt die Illusion zu dem Ideal in Gegensatz gebracht zu werden. Diesem Begriff, der ursprünglich auch nur ein fernes Vor- oder Urbild (εἶδος) eines anzustrebenden Zustandes bezeichnete, wohnt nach der heute üblichen Auffassung das Moment der Täuschung nicht inne. Scheint es auch im Wesen des Ideals zu liegen, daß zwischen seiner Vollendung und unserem Streben immer ein Abstand bleibt, daß es also im strengen Sinn nie „erreicht" wird, so ist es doch möglich, diesen Abstand auf ein Minimum zurückzuführen. Der von dem Jünger des Ideals eingeschlagene Weg ist jedenfalls der richtige, und wird das Ziel nicht ganz zur Wirklichkeit, so bedeutet doch die Annäherung schon einen bedeutenden und oft befriedigenden sittlichen Fortschritt. Der Anhänger einer Illusion dagegen befindet sich von vornherein auf einem falschen Wege. Sein Streben ist eitel und verfehlt, ja im Ernst kann von einem solchen kaum die Rede sein. Pflegt man doch bei der Illusion mehr an ein unthätiges Hinträumen, denn an ein sittliches Thun zu denken. Dem Ideal hofft man durch entsagende Arbeit nahezukommen. Das in der Illusion verheißene Glück fällt dem Träumenden in den Schooß, wenn es nicht überhaupt aus bleibt.

Man begreift daher, daß in der sittlichen Erziehung zumal der Jugend die beiden Begriffe eine große Rolle spielen, daß das Ideal ihr gepriesen, die Illusion als verderblich hingestellt wird. Eine solche gewiß von den besten Motiven geleitete Pädagogik setzt freilich voraus, daß zwischen Ideal und Illusion ein deutlich erkennbarer Unterschied besteht. Daß ein solcher überhaupt vorhanden ist, wird sich nicht leugnen lassen, nur dürfte der Zeitpunkt dieser Erkenntniß verschieden sein. Vor zehn Jahren z. B. wird die Entwickelung Deutschlands zu einer großen Seemacht von einer großen, wenn nicht der überwiegenden Anzahl der Politiker als eine Illusion bezeichnet worden sein; heute wird eine ebenso große Mehrzahl mit Entrüstung Jedem begegnen, der dieser vermeintlichen Illusion den Namen des Ideals versagt. Wiederum vor zehn Jahren begeisterte sich eine starke politische Partei für das Ideal eines von allen bisherigen Regierungsformen abweichenden Zukunftsstaates; heute ist der zu seiner Vollendung anberaumte Zeitraum verstrichen und zahlreiche Stimmen innerhalb der Partei hören den politischen Gegner von dieser Illusion nicht gerne mehr reden.

Eine Unterscheidung zwischen Ideal und Illusion ist also nicht in jedem Augenblick möglich. Die Mahnung, jenem nachzujagen und diese zu meiden, hat darum ihr Bedenkliches, solange der Zeitpunkt noch nicht gekommen ist, an dem die Illusion entweder aufgelöst wird oder die Mehrzahl der von ihr Befangenen sie aufgiebt. Dieser Zeitpunkt pflegt freilich erst spät zu fallen und eine lange ihm vorhergehende Reihe hoffnungsvoller Versuche zu lohnen oder zu vereiteln. Das Ideal seinerseits kennt keinen solchen Prüfstein. Die wachsende oder abnehmende Zahl seiner Anhänger entscheidet allein, ob es weiter verfolgt oder verlassen werden soll; eine prinzipielle Entscheidung kann hier nie fallen.

Ist also der Unterschied von Ideal und Illusion nicht immer von vornherein erkennbar und will man andererseits den Glauben an das Ideal nicht völlig preisgeben, so muß man sich auch darauf gefaßt machen, daß eine große Anzahl der von uns verfolgten Ziele schließlich als Illusionen erscheinen werden. Diese schon oft genug von einem Jeden unter uns gemachte Erfahrung, hält uns doch nicht davon ab, neuen Illusionen nachzujagen. Man kann darum geradezu von einer Nothwendigkeit der Illusion im menschlichen Handeln reden. Der Mensch handelt nach Zwecken, d. h. er richtet sein jeweiliges Thun auf ein bestimmtes Ziel. Das könnte er nicht, wenn ihm nicht eine Vorstellung dieses Zwecks vorschwebte, d. h. wenn er nicht den Zweck verwirklicht dächte und nach dem Bilde desselben die Verwendung seiner Kräfte einrichtete. Ohne die Vorstellung dieses Zwecks, d. h. ohne die Berechnung der aus ihm zu gewinnenden Annehmlichkeiten wäre ein zweckmäßiges Handeln überhaupt ausgeschlossen. Nun pflegt aber das von diesem Zweck gemachte Bild in den seltensten Fällen mit dem Anblick übereinzustimmen, den der wirklich gewordene Zweck schließlich gewährt. Man hatte sich „die Dinge so ganz anders gedacht", die Farben sich meist lebhafter, den Genuß intensiver ausgemalt. Auch wenn der verwirklichte Zweck die Erwartungen nicht enttäuschte oder gar übertraf, so bleibt es doch immer dabei, daß er mit dem Vorgestellten nicht übereinstimmt, daß er also eine Illusion war. Alle unsere Pläne, Erwartungen und Hoffnungen sind demnach mehr oder minder stark mit Illusionen durchsetzt. Die Illusion ist somit ein nothwendiger Bestandtheil unseres Handelns, sie spielt in unserem täglichen Leben eine hervorragende Rolle, es wäre ohne sie um ein gutes Theil seiner Spannkraft und seiner Vielseitigkeit ärmer. Unter einer Bedingung freilich erfüllt sie diese Mission: daß sie nicht zu früh durchschaut werde. Ist sie es, so verliert sie jede Kraft und jeden Einfluß. Das hindert allerdings den Menschen nicht, einer neuen Illusion nachzujagen, deren Natur er nicht erkennt und deren Opfer er in gleicher Weise wird.

Ist die Illusion an unserem Handeln hervorragend betheiligt, so ist sie es doch in qualitativ wie quantitativ ganz verschiedenartiger Weise und mit einem auf den Einzelnen verschieden starken Einfluß. Das, was wir Erfahrung nennen, ist nichts anderes als die Fähigkeit, eine Illusion als solche bei Zeiten wiederzuerkennen und ihren schädlichen Wirkungen vorzubeugen. Es giebt in der That solche schädlichen Illusionen, d. h. solche, die unter Vorspiegelung einer Lebensförderung für uns oder andere thatsächlich eine Lebenshemmung bedeuten. Man pflegt sogar mit dieser Abart die Illusion schlechthin zu identifiziren. „Er macht sich Illusionen" will meist besagen: er hat ein zu großes Vertrauen zu den sein Unternehmen möglicherweise begünstigenden Zufällen und unterschätzt die entgegenstehenden Schwierigkeiten. Es besteht hier also eine Meinungsverschiedenheit zwischen dem in der Illusion Befangenen und jenen, die sie von Anfang an durchschauen. Der Erfolg des Unternehmens hebt diese Differenz auf; die Illusion ist durch das Mißlingen des Unternehmens zerstört. Die ge-

machte Erfahrung bewahrt vielleicht den kühnen Träumer vor einem zweiten Versuch; der Mißerfolg kann ihn aber ebensogut zu einem neuen Anlauf anspornen, da ja bei keinem Experiment die Situation völlig die gleiche ist und da erst das endliche Gelingen desselben an den Tag bringt, ob es sich um ein Ideal oder eine Illusion handelte.

Gleichwohl liegt es keineswegs im Wesen der Illusion, daß sie objektiv aufgelöst werden müsse. Der mit diesem Wort verbundene Gedankenkomplex besagt vielmehr nur, daß eine Mehrheit — bei der der Nächstbetheiligte keineswegs zu sein braucht — sie als solche erkannt und verworfen hat. Es gibt Illusionen, bei denen der sie zu Falle bringende Prüfstein gar nicht anwendbar ist, und andere, bei denen die Unsicherheit menschlicher Erkenntniß und die Verschiedenheit der Auffassungen die Entscheidung, ob wir es wirklich mit einer Illusion zu thun haben, unmöglich machen. Bricht ein großartiges Bankunternehmen wie das in Zola's L'Argent geschilderte zusammen, so wird dessen Begründer, wenn auch mit vielen Vorbehalten (Ungünstige Zufälle, Ueberlistung, Diebstahl u. s. w.) zugeben müssen, daß seine Hoffnung auf das Gelingen eine Illusion war. Versichert uns dagegen ein armer alter Mann, er wäre zweifellos ein großer Künstler geworden, wenn er die Mittel zur Ausbildung gehabt hätte, so haben wir es hier vermuthlich mit einer Selbsttäuschung zu thun; nur entziehen sich diese rückwärts projizirten Illusionen völlig der Kontrole. Erklärt uns endlich ein Dritter, er habe den „Blick des Genies“, so läßt sich auch dagegen nicht viel einwenden, denn über eine Definition des Genies besteht keinerlei Einigkeit, und der Blick des Genies erzeugt zudem keine Leistungen, die uns auch von seiner Genialität überführen könnten.

Noch auffallender als diese Illusionen, bei denen noch immer ein Schein des Rechts auf Seiten der von ihnen Befangenen bleibt, sind jene anderen, die eines solchen durchaus zu entbehren scheinen. Hält z. B. eine Gattin ihren Gemahl für den besten, treuesten und klügsten der Männer, so werden die ziemlich gewichtigen Gründe, die seine Freunde dagegen anführen können, sie nicht überzeugen. Schon darum, weil sie von vornherein ihrem Manne mehr Glauben schenkt, als jedem anderen. Dann aber auch, weil der Mensch im Allgemeinen einem geistigen Trägheitsgesetz gehorcht, demzufolge er die Dinge in einem bestimmten Lichte sieht, alle seine Voreingenommenheit berechtigenden Umstände mit großem Geschick zu entdecken weiß und die kleinste Schwäche des gegnerischen Standpunkts scharfsinnig herausfindet. Er versagt daher dem sein geistiges Gleichgewicht störenden Umständen, solange es irgend möglich ist, die Anerkennung. Ehe wir uns zur Annahme einer uns fremdartigen oder gar antipathischen Erkenntniß entschließen, geht in unseren Gefühlsregionen — bewußt oder unbewußt — ein Prozeß vor sich, der über die *Nützlichkeit* dieser Erkenntniß, ihren Werth oder Unwerth für unsere geistige Selbsterhaltung entscheidet. Nur aus diesem Streben des Geistes, das am ehesten aufzunehmen, was er sich am leichtesten assimiliren kann, worauf er schon eingeschult ist, was also in der Linie seiner bisherigen Entwicklung liegt, erklären sich jene hartnäckigen Illusionen, die man treffend als *Schutzgedanken* und *Schutzgefühle* bezeichnet hat*), die meist auf ein einzelnes Individuum beschränkt sind, aber in unendlich wechselnden Formen und Stärkegraden so ziemlich jeden unter uns gefangen halten. Sehen wir uns also wechselseitig von solchen Illusionen umstrickt, so fragt es sich, ob es unsere Pflicht sei, einander auch wechselseitig über unseren Irrthum *aufzuklären*. — Es kommt hier Alles auf die Art der Illusion an. Hat unser Aeltester die Absicht, Kutscher oder Zuckerbäcker zu werden, so können wir ihm den Glauben an die Herrlichkeit dieser Berufe wohl lassen, bis seine wachsende Erfahrung ihn eines Besseren überzeugt. Handelt es sich um ernstere Illusionen, wie z. B. eine kurzsichtige und gefährliche Spekulation unseres Nächsten, so wird unsere soziale Pflicht im Minimum doch darin bestehen, ihm bei aller Schonung seiner Selbständigkeit mitzutheilen, daß er mit seiner optimistischen Auffassung der Dinge allein stehe und die Mehrheit der Urtheilenden seinen Ruin für sicher halte, wenn er seinen Plan ausführe.

Ganz anders liegen die Dinge bei den objektiv unauflösbaren Illusionen meist ethischer Art, die man recht eigentlich als die *nützlichen* bezeichnet hat, weil sie eine Lebenserhöhung mit sich bringen, die meist ohne schädliche Folgen bleibt. Zu diesen zählen unter anderem die Ueberschätzung theurer Angehöriger, pietätvolle Liebe zu einem unwürdigen Verstorbenen, hohe Selbstwerthung in äußerlich bedrängten Umständen, Hoffnung auf Genesung aus unheilbarer Krankheit u. s. w. Hier ist zwar die Lebenserhöhung auf einer Täuschung aufgebaut, deren Erkenntniß sie sofort zu nichte machen würde. Es ließe sich also wohl eine Pflicht zur Wahrhaftigkeit konstruiren, nach der wir gehalten wären, der Wahrheit unter allen Umständen und bei Jedermann zum Siege zu verhelfen. Daß wir damit dem Nächsten unter Umständen nützlich sein, seine Eitelkeit dämpfen und allen, die unter ihr zu leiden haben, einen Dienst leisten könnten, soll nicht bestritten werden. Ist aber die Illusion das einzige Schäflein des Armen, das Licht seines sonst freudlosen Lebens, die Stütze seines wankenden Glaubens an sich selbst, so wird nur der Wahrheitsfanatiker in diesen stillen Frieden mit der Keule seiner unerbittlichen Aufklärung einzubrechen versuchen. Wir werden zwar meist dazu veranlaßt, wenn es unseren eigenen Vortheil gilt. Nicht jeder wird wie der wackere Major Dobbin in W. M. Thackeray's Vanity fair handeln, der seiner geliebten Amelia nicht verräth, was ihr heißbeweinter George für ein trauriger Mensch war, obwohl er sich mit dieser Enthüllung das Glück seines Lebens erkaufen könnte. Daß nun Amelia auf andere Weise den Thatbestand erfährt und Dobbin den Lohn seiner Treue erhält, ist freilich auch nicht des Lebens gewöhnlicher Gang, und eben darum wäre die Schonung einer uns schädlichen Illusion aus Edelmuth ebensowenig unsere Taktik. Gleichwohl müssen wir es vertragen können, einen anderen glücklich zu sehen, wenn auch die Grundlage dieses Glücks uns eine Illusion dünkt. Besteht nicht gerade die wahre Herzensgüte darin, die Illusionen unseres Nächsten sich selbst zerstören zu lassen, oder ihm das Glück zu gönnen, sie sein Leben lang für Ideale zu halten? Die Unaufrichtigkeit, die wir durch unser passives Verhalten uns vielleicht dabei zu Schulden kommen lassen, ist doch wohl damit entschuldigt, daß wir unserer Sache nicht absolut sicher sind, meist auch kein Mittel besitzen, ihn zu überführen. Das Gefühl mitleidiger Ueberlegenheit und vornehmer Selbstbefriedigung, das uns die Großmuth gewährt, dem lieben Nächsten „seine Illusionen gelassen zu haben“, dürfte aber doch durch die Erwägung empfindlich zerstört werden, daß viele andere uns gegenüber möglicher Weise die gleiche Rücksicht üben.

Eine ganz andere Frage ist es hingegen, ob es uns erlaubt sei, aktiv zur Unterhaltung einer Illusion unseres Nächsten *beizutragen* oder gar sie allein von uns aus zu *erzeugen*. So hat man in der Politik gelegentlich von einer *Züchtung nützlicher Illusionen* gesprochen und darunter beispielsweise die übertriebene Stärkung des Nationalbewußtseins in einem Volke verstanden, eine Art künstlichen Chauvinismus, wie er heute noch gewissen Parteien in Frankreich eigen ist, wie er auch in Deutschland hie und da vertreten wird. — Hier handelt es sich um die Vorspiegelung eines Zustandes, der als vorhanden vorausgesetzt wird und dessen vermeintlicher Besitz zu Leistungen anspornt, die auf andere Weise nicht zu erzielen wären. Wie groß die Verwandtschaft dieses Verfahrens mit der Hypnose ist, leuchtet vielleicht bei einem mehr individuellen, aus der Litteratur bekannten Beispiel noch deutlicher ein. In Ibsen's „Wildente“ erklärt Dr. Relling seinen Freund Molwig für „dämonisch“, um ihn vor der Verzweiflung zu retten. Dieses „stimulirende Prinzip“, die „gewöhnliche Kur“, mit der Relling seine Patienten aufrecht erhält, nennt er die

*) Vgl. den gleichnamigen Aufsatz in K. O. Erdmann's „Alltägliches und Neues“. Leipzig, Diederichs 1898.

„Lebenslüge". Dämonisch zu sein ist offenbar für Molwig ein Vorrecht und Adelsbrief, um dessentwillen man Noth und Armuth schon in Kauf nehmen kann, durch das man sich im Geist über die Alltäglichkeit erhebt und das Dasein lebenswerth findet.

Eine ethische Diskussion dieser Züchtung von Illusionen setzt von vornherein voraus, daß deren Erfinder nicht seine Opfer zu eigenen persönlichen Zwecken ausnutze — dieser brutale Egoismus würde sich selbst richten — sondern daß er im wohlverstandenen Interesse eines Volksganzen oder eines Einzelnen handelt und ihnen hilft, sich selbst einen Dienst zu leisten. Im oben zuerstgenannten Falle werden z. B. der Masse Güter versprochen, denen zu Liebe sie eine Anstrengung wagen soll, ohne daß sie ahnt, daß der Zweck des Politikers mit jener gemachten Anstrengung erschöpft ist und diese Güter ihr nie zu Theil werden. Im zweiten Falle handelt es sich nicht um Vermehrung, sondern um Erhaltung einer Kraft durch Unterlegung einer neuen Voraussetzung für ihre Bethätigung. Daß die Erfinder jener Illusionen in guter, selbstloser Absicht gehandelt haben, wird Niemand bezweifeln; ob aber der Zweck das Mittel heiligt? Relling erweckt in Molwig den Glauben, er halte seinen Dämon für wirklich, sogut wie der Politiker seinen Wählern versichert, die von ihm verheißenen Güter seien erreichbar. Zwischen einer solchen Züchtung von Illusionen und der jesuitischen Praxis der reservatio mentalis, die man Lüge nennt, besteht offenbar kein Unterschied mehr; das Urtheil über diese trifft jene mit. Ganz abgesehen davon dürfte der Züchter von Illusionen in eine bedenkliche Lage kommen, wenn seine Klienten die List erkannt haben. Wäre auch sein augenblicklicher Zweck erreicht, so würden ihm doch Wenige ein zweites Mal Vertrauen schenken. Dazu kommt oft genug ein schwerer sachlicher Schaden. Der Rückschlag des Enttäuschten kann so stark sein, daß das Uebel größer wird, als es vorher war: wenn Molwig erfahren hat, daß Relling seinen Dämon für „dummes Zeug" hält — und wer ist vor einem plötzlichen Durchschautwerden sicher? — so wird die Selbstverachtung, von der er kaum geheilt schien, ihm bald völlig den Garaus gemacht haben.

Die Illusion ist, solange sie noch nicht durchschaut ist, d. h. nicht bewußt wird, so wirksam und oft wirksamer als das Ideal, das weniger persönliche Wünsche und Neigungen zu befriedigen verspricht. Das gilt für die ethische Illusion so gut, als für jede andere. Es mußte also befremden, als vor einigen Jahren ein Aesthetiker*) „die bewußte Selbsttäuschung als den Kern des künstlerischen Genusses" pries. „Bewußte Selbsttäuschung" ist nach dem heutigen Begriffswerth des Wortes Selbsttäuschung ein Widerspruch in sich selbst. Zwar könnte es so scheinen, als ob wir z. B. ins Theater gingen, um uns bewußt einer Illusion hinzugeben. Bewußt ist dabei aber nur der erste Schritt, bewußt ist der Gedanke, daß uns die Illusion vermuthlich im nächsten Augenblick umfangen wird. Thut sie das wirklich, so geben wir uns ihr völlig hin und kommen erst wieder „zum Bewußtsein", wenn uns ein störender Zwischenfall, ein lästiger Zuschauer, das Sinken des Vorhangs „aus der Illusion reißt". Die gleiche Möglichkeit, eine Illusion vorauszusehen, dann das Bewußtsein von derselben zu verlieren, sobald sie an uns herantritt, und in ihr es durch irgend einen Anstoß wiederzugewinnen, so daß sie fliehen muß, ist auf dem ethischen Gebiet gegeben: gar manch zurückgegangene Verlobung und nicht wenige unglückliche Ehen bieten Illustrationen zu diesem Vorgang.

Die Illusion spielt also thatsächlich in unserem Leben eine größere Rolle als man gemeinhin annimmt. Nothwendig in unseren Hoffnungen und Entschlüssen, ist sie wohlthätig für viele, denen das Leben höhere und sicherere Güter versagt hat. Ihre Anerkennung und Schonung kann aber andererseits die große Schar der Unglücklichen nicht vergessen machen, die ihre Opfer werden. Und ein so gefährliches Spielzeug, das man nur mit leisem Kopfschütteln in den Händen eines Armen sieht, auch noch durch Massenfabrikation zu verbreiten, um mit ihm glänzende aber bedenkliche Erfolge zu erzielen, ist vollends ein ethisch selten zu rechtfertigendes und diplomatisch nicht empfehlenswerthes Verfahren.

La Tour-de-Peilz am Genfersee.

Eduard Platzhoff.

*) Konrad Lange, Professor in Tübingen, in der Antrittsrede gleichen Titels. Leipzig 1895.

Kunst und Weltausstellung.

II.*)

Fragt man heutigen Tages einen französischen Kenner, welche Maler des neunzehnten Jahrhunderts er für die stärksten und durchgreifendsten halte, so wird er sagen: Delacroix, Millet, Manet, Degas; oder er meint: Delacroix, Corot, Courbet, Monet. Delacroix aber würde in jeder Kombination, in der ein Kundiger den Werdegang der französischen und damit der modernen Kunst sieht, unzweifelhaft erscheinen.

* * *

Delacroix war der erste, der das französische Künstlergewissen robuster machte. Dieses Gewissen war ein kränkliches, schwächliches Gewissen. Es hütete sich ängstlich, gegen die Ueberlieferung zu sündigen, das Menschliche anders als starr und äußerlich, die Natur anders als ein Schaustück, die Farbe anders als ein mitlaufendes Illustrationsmittel aufzufassen. Delacroix zerschlug alle Grenzen, die bis dahin der Malerei im Innern und nach Außen gesetzt waren. In seiner Gefühlsweise war er Romantiker, in seiner Anschauungsmethode Realist, d. h. er war abhängig von Lebensumständen. Unter seinem malerischen Ausdruck werden die Kanäle des Erdreichs, auf dem er jeweilig steht, und die Kanäle der Zeit, von der das geistige Erdreich seiner menschlichen und künstlerischen Persönlichkeit allmählich befruchtet wird, dem Freunde seiner Kunst immer sichtbar werden. Er malt Griechenland, wie es auf den Ruinen von Missolunghi sein Leben aushaucht. Kein Theaterstück, keine Allegorisirung. Ein junges Weib, unverwundet an des Körpers Aeußerem, doch zu Tode getroffen in ihres Herzens Kern, sinkt über einen blutgerötheten Stein dahin; aus ihrem Antlitz spricht, durch Schönheit gemildert, die Verzweiflung; ein Gestus ihrer Hände deutet vollkommene Entsagung an. Im Hintergrund der düster verschwimmenden Landschaft bläht sich ein türkischer Eroberer. Das ist Griechenland, das in Schönheit stirbt und sterbend von seinem ewigholden geistigen wie körperlichen Wesen eine wurzeltiefe Erinnerung hinterläßt. Die Wirkung dieses Bildes ist phantastisch, die malerische Haltung realistisch. Im zauberhaften Orient, wohin er reist, wird Delacroix das Leben selbst zur Phantasie. Ein anderes Ereigniß seines Lebens: er lernt die Weltdichter Shakespeare, Goethe, Byron kennen. Er lebt das Leben ihrer Dichterpersönlichkeiten noch einmal durch; er wird ihr Nachdichter; der Flügelschlag seiner Phantasie wird gleich hinter dem ihrigen hörbar: den lebendigen Ausdruck der Gestalten aber kann er nur auf seine Weise geben. Er sucht das Leben der Thiere und Pflanzen auf. Das Pferd und der Löwe sind seine Lieblinge. Kraft und Schnelligkeit imponiren ihm. Ohne Delacroix kein Saint-Marcel, kein Troyon. Sein realistisches Studienmaterial dient auch hier phantastischen

*) Vgl. Nation, Nr. 51.

Zwecken. Gehobene Märchendichtungen sind seine orientalischen Intérieurs; sein Kampf des Löwen mit einem Kaiman ist eine grausame Vision; der fromme herkulische Helfer, der den Verwundeten vom gliederstarken Gaule hebt, bildet die verklärte Legende vom gütigen Samariter; die Ateliereke mit dem glühenden Ofen, ein Stück antizipirter Impressionsmalerei, ist wie ein lyrisches Stimmungsbild.

Man darf also feststellen: der Romantiker Delacroix hat die Grenzen der Kunst zerschlagen.

Die Epoche vor ihm kennzeichnete in der malerischen Auffassung der Dinge und Menschen der Stillstand. Französische Kritiker sprechen von Statuen einerseits, von Muskel- und Nervenwesen andererseits. Dort das kalte Museum, hier menschliche Energie und Leidenschaft mit allen gesunden und pathologischen Begleiterscheinungen. Das Verharren hört auf, die Impulse beginnen ihr Spiel. Delacroix macht den Malern sozusagen Beine. Man hat sich den Vorgang nicht bloß geistig, auch mechanisch vorzustellen. Das Sitzfleisch, in den Museen und Studirstuben trefflich ausgebildet, kommt außer Uebung; die Güte der Gehwerkzeuge beginnt zu gelten. Der Maler hockt nicht mehr, er wandert. Der erste, der nach und mit Delacroix richtig ins Wandern kam, war der romantische Landschafter Theodor Rousseau, zugleich, dis auf weiteres, der Gründer der Schule von Fontainebleau.

Und Delacroix hatte, als Schilderer tragischer Leidenschaften, als erster ein Talent, das „Individuum undehaglich" zu machen. Mit diesem Wort hat, glaube ich, Nietzsche seine eigene Lebensaufgabe gezeichnet. Mit der Schönfärberei war nicht mehr gedient. Man mußte die Bestie aufzeigen. Delacroix war nicht selten bis zur Grausamkeit zerietzend; durch das historische und phantastische Gewand sieht man oft tief hinein in jene düsteren Seelenverfassungen, die der Kunst moderner Jahrzehnte rundere Probleme stellten. „Die fröhliche Seite des Lebens will sich mir nicht zeigen", sagt Millet, und der sindlichste der kommenden Realisten, Courbet, ist vom Schilderer des großen Menschenelends zum Ankläger vorgeschritten.

* * *

War Delacroix, der Romantiker, ein verkappter Realist, so waren die realistisch gerüsteten Meister von Barbizon im Grunde verkappte Romantiker. Wer um 1860 über sie schrieb, durfte über ihren Wirklichkeitssinn erstaunt sein; die Kritiker von 1870 durften die Sachlichkeit und Konsequenz ihrer Naturanschauung bezweifeln; ein Historiker von 1900 wird auf die Gefühlsseite ihrer Kunst einen weit größeren Nachdruck legen als auf die Naturwahrheit ihrer Ausdrucksweise. Wo sind die größeren und stärkeren Malernaturen zu suchen, im Wald von Fontainebleau oder im Kreise Manet's und der Impressionisten? Diese Frage wird jetzt kaum noch aufgeworfen. Es ist kennzeichnend, daß man heute zur Charakteristik jener Schule eigentlich nur noch Vergleiche aus der Poesie, der Musik, der Ethik herbeiholt; man schildert an ihnen mehr Schönheits- als Wahrheitsideale; man schildert mehr, was bei ihnen hinter den Dingen steckt, als was an diesen Dingen sichtbar ist, mehr das Naturschwärmen als das Naturoffenbaren. Mir ist ein ungedruckter Brief Corot's aus seiner letzten italienischen Zeit bekannt, worin er die Schilderung etlicher Entwürfe mit den Worten beschließt: „Voilà donc mes superbes projets, espérant que le Seigneur fera descendre de temps en temps son bon ange à coté de moi." Das ist die Stimmung, in der die Meister von Barbizon schufen. Das ist die Stimmung der alten Primitiven, es ist auch die Stimmung Holbein's und Dürer's.

Derselbe Engländer, dessen Werke Delacroix zur Beseelung seiner Farbe dienten, John Constable, wies dem suchenden Theodor Rousseau den Weg in die Natur, der das Lebenswerk der holländischen Altmeister Ruysdael, Hobbema, Everdingen geweiht war. Rousseau sah zunächst nicht die Farbe Constable's, die die englische Tradition von jenen holländischen Meistern vermittelt hatte; er sah etwas, das ihm viel lieblicher dünkte: er sah die runde Harmonie eines Naturausschnitts; er sah das Abbild einer Landschaft, die die Natur selbst künstlerisch gegliedert zu haben schien. Er überzeugte sich, daß für die schönen oder schrecklichen, die erhabenen oder die holden, die strengen oder die weichen Formen der Natur die Natur selbst die erste und einzige Quelle sein müsse. Er verzweifelte an der landschaftlichen Konstruktionskunst, die er an älteren Schulen geübt, und beschloß, in der unbefangenen Hingabe an die Natur alles zu vergessen. Ein Werk von 1833, also ein sehr frühes, steht stark unter Constable's Einfluß; es behandelt noch kein Fontainebleauer Motiv; es ist ein Motiv aus der Umgegend Freiburgs. Der sonst so knappe, wortkarge Rousseau gelangt auf diesem Bild zu einer anderen, als zu einer bloßen Formensprache. Wie sich ihm die Farbe aufhellt, so gewinnt bei ihm ein linienreicher, mannichfaltig pointirter Ausschnitt der Landschaft Leben und tiefere Stimmung. Das Motiv ist von freier Höhe erfaßt: ein weites Hügelland; die Wiesenwelle steigt sanft, und sanft fällt sie ab; ein Fluß; eine Kirche; kleine Figuren; ein Wagen; der Horizont ist verhältnißmäßig tief; duftige Wolken ziehen um des Malers Standplatz, das Land weiterhin aber ist in jenen wundersam blauen Duft getaucht, den der Engländer unmittelbar der Natur abzulauschen suchte. Denn das ist das Neue, das durch Barbizon aufkam: in einem unmittelbaren Verkehr mit der Natur und durch die Liebe zu ihr wird der Maler ein reiner Stimmungsmensch; er vergaß alle Palettenkünste so weit, daß er auch den koloristischen Ausdruck aus ihr selbst herauszuholen meinte. Jenes war schneller gedeihende Persönlichkeitssache, dies war ein Entwicklungsproblem. Ueber dies Problem hat im Barbizoner Kreise selbst späterhin Rousseau intensiver gesonnen, hat Corot praktisch einige Klarheit gewonnen. Der Schritt von einem zaghaften und bedingten Pleinair aber bis zum Impressionismus hat nahezu vierzig Jahre gedauert. Schon als die Schule in hoher Blüthe stand und weithin Anerkennung genoß, konnte die schon angedeutete Frage lebhafter auftauchen: sind diese Meister, die so gute und große Naturempfinder, Seelenkenner und Menschen waren, auch ebenso gute und große Maler gewesen? Die Frage wurde für Corot bedingt bejaht, für die meisten anderen aber, vor allem für Millet verneint. Die französische Kunst hatte zunächst noch ihren sachlichen und Gefühlsinhalt zu revolutioniren, zu erweitern und zu vertiefen und die realistische Form auszubauen, ehe sie darnn denken konnte, die farbige Manifestation des wirklichen Lebens in den Mittelpunkt des künstlerischen Geschehens zu setzen.

* * *

Aus allen Epochen Corot's sind Bilder vorhanden, von Millet, dessen Werke stark übers große Wasser gewandert, wenige, aber bedeutende, von Courbet nicht viele, von Honoré Daumier eine ansehnliche und charaktervolle Sammlung. Corot schöpft den ganzen Gefühlsinhalt des Mutterbodens aus, bis zur lyrischen Extase; in seiner reiferen Epoche kommt er aus seinen verschwiegenen Naturandachten auf die Träume seiner Jugend zurück, wo er Fabelwesen in seine Landschaften setzte, Götter und Nymphen und Heilige; damals aber war es Rüstzeug klassizistischer Epochen, was er als ergebener Schüler der Alten verwendete; doch schon zehn Jahre später werden ihm sozusagen die Naturkräfte selbst sichtbar; geheimnißvolle Stimmen aus Wald und Wiese scheinen ihn im Abenddämmer anzureden, und er spricht mit ihnen wie mit vertrauten Geistern. Er wird ein heimlicher Dichter von Hirtenliedern. Millet steht, entschiedener von der Wirklichkeit abhängig, an jener Seite, der Jüngere weit weniger durch Kunsteinflüsse Gegangene neben dem alternden Manne, der fast schon zwei Drittel seines Lebens hinter sich hatte, als er die wahre Heimath seiner Künstlerseele fand.

Millet entdeckt die Poesie der ländlichen Arbeit. Aber er singt keine Volkslieder, setzt nicht Bukolika in landschaftliche Eindrücke um, er zeigt auf seine Art den wahren Charakter der bäuerlichen Arbeit, des bäuerlichen Daseins. Aber in seine Naturanschauung schlägt sein eigenes melancholisches Menschenthum ein. Sein Bauer ist ein stumpfer, Helot, ein Sklave des Erdbodens, gewöhnt an ein Leben voll Trübsal und Entbehrungen. Doch der Künstler blickt dieses Geschlecht von Knechten mitleidend, mitfühlend an; es bekommt unter seinen Händen keine schönere Gestalt, aber in einer andern Art von Schönheit scheint es vor unsern Blicken aufzuwachsen: Wie Millet's Dämmerungshimmel am Horizonte noch ein matter Glanz der Sonne streift, deren helle Tageswanderung jene Sklaven ihres Schicksals nicht frei genießen durften, so gibt Millet Perspektiven in keimende Hoffnungen, in jenes Reich, wo die Letzten die Ersten sein werden. Der weitere Schritt, der vornehmlich durch Courbet in künstlerischer Auffassung des Lebens gethan wurde, war der, daß die unendliche Schaar dieser Letzten auch jenseits der Aecker gesucht wurde. Dem Bauer gab der Hintergrund der landschaftlichen Natur, mit der er verwandt war, die ethische Weihe; ein mildes Dämmerlicht breitet sich über alles Weh, das er bewußt oder unbewußt empfindet, und in diesem Lichte kommt der der Friede. Die „Rückkehr vom Felde" scheint gar den Charakter eines ungewollten Heiligenbildes anzunehmen mit der Bauernmadonna auf dem Eselein. Courbet aber führt den Arbeiter, den Proletarier kalt, mit demokratischem Ingrimme ein. Die Letzten Millet's das sind die wirklichen Letzten nicht gewesen. Courbet zeigt sie im hellen Licht des Tages. In der Malerei hören die Dichter auf, der objektive Schilderer, eine mit den Naturwissenschaften gefütterte Generation beginnt.

* * *

Freilich nicht als erster hat Courbet den Proletarier in die anklagende Kunst eingeführt. Vor ihm war Honoré Daumier da. Dieser seltsame Mann, dessen springender, beweglicher Geist jeder Eintheilung widerstreitet, ist als Maler in Deutschland fast garnicht bekannt; wohl sind von seinen Karikaturen und satirischen Sittenschilderungen da und dort bei uns Originalblätter zu finden, aber sie kennzeichnen nur ein Theilchen seiner mannigfachen Künstlerphysiognomie. Und in unseren Kunstgeschichtsbüchern wird ihm kaum mehr als eine Seite gegönnt. Der alte ehrliche Meyer weiß nur von ihm zu sagen: „Einseitiger als Grandville und Gavarni hält sich Henri (!) Daumier an die lächerlichen Seiten des französischen Treibens, an jene Verkehrtheiten, die mehr auf der Oberfläche spielen". Nun wohl, in der Erschließung des „französischen Treibens", d. h. doch wohl des volksmäßigen, staatlichen, gesellschaftlichen Lebens und der Sitten, tritt Daumier zu Courbet und Manet; in der Beseelung ländlicher Typen reicht er meistens an Millet heran; und als Maler steht er nicht selten weit über Millet und Courbet. In den bunten „Masken der alten Komödie" überrascht er durch eine schwebende Festigkeit des Tons, durch eine farbig sich auflösende Umrissenheit der Linie, die einen Degas ahnen lassen. Jene „Masken" sind typisch für diesen Maler der menschlichen Komödie. Die Erscheinungen, die er dem Gegenwartsleben entnahm, haben alle etwas von einer Maske, etwas, das sie über den flüchtigen Augenblick erhebt und für alle Zeit typisch macht. Er kommt von der Zeitsatire her, also mag diese Typisirung selbstverständlich bei der komischen oder ironischen Schilderung gewisser Stände sein, der Advokaten oder der Aerzte. Aber auch da, wo der Spott schweigt, im Anblick der Gedrückten und Beladenen, der dem Maler die Seele bewegt, glaubt man es nicht mit dem einzelnen Stiefkind des Glückes, sondern mit der Menschheit selbst zu thun haben, die unter der Last ihrer Bürde aufschreit. „Die Bürde", so heißt eines seiner Bilder. Ein Arbeiterweib, ihr Kind an der Hand, wankt durch die Dämmerung. Sie schleppt schwer an einer Tragelast. Der Körper erscheint wie ausgerenkt. Hier wiederum die Arbeit, „die nicht fröhlich macht". Die Malerei ist stark, breit, kühn und dabei leicht, leichter als die, die aus Millet's Hand kommt. Schildert Daumier Gaukler und Seiltänzer, so steht eine Tragikomödie des Lebens unmittelbar vor uns; das glänzende Elend, wie es leibt und lebt, lächelt und leidet. In Daumier lebt ein französischer Goya: ein ätzender Geist und ein fühlendes Herz, Temperament und sachlicher Kopf, eine Malernatur, die auf altmeisterliche Grundlagen einen eigenen erhöhten Kolorismus setzt, ein Zeichnergenie, das auch da, wo es reine Ideen ausdrückt, die Linie des Lebens nie unterschlägt. Aber auch ein Stück von Delacroix' phantastischer Größe ist in ihm. Er hat einen Emigrantenzug gemalt, der, vom Unwetter durchschüttelt, in wilder Flucht über das Gebirge zieht. Das Urbild landflüchtigen Unglücks; man glaubt den Sturm der Geister, das Pochen der Herzen zu vernehmen. Solches hat der Mann geschaffen, der in Tagesleistungen mit blutiger Frechheit über allen himmlischen und irdischen Göttern zu Gerichte saß.

* * *

An ihre ländliche Scholle scheinen, wie freiwillige Hörige, Corot und Millet gebunden. Es ist bezeichnend, daß sie in dem Augenblick, da sie den Boden ihrer Kraft verlassen, der Abhängigkeit verfallen. So delikat Corots Frauenfiguren der späteren Zeit gemalt sind, von denen einige aus der wundervollen Sammlung des Fabrikbesitzers Henri Rouart, einer Quelle ersten Ranges, in die Ausstellung gekommen, die Malerei lehnt sich durchaus an Delacroix an; Millets Bildnisse, zumal das Porträt des Seeoffiziers, verrathen den Einfluß des Delacroix. Mit Delacroix erhebt Courbet den Ruf nach originalité, wie Delacroix fühlt er sich in überströmender Kraft Rubens verwandt, und nach ihm noch einmal der Frauenmaler Renoir. Courbet kommt wie Millet vom Lande. Die „grande intensité de la vie physique", die ihm die Geschichte, durch den Mund seines Biographen d'Ideville, an ihm rühmt, kommt ihm von dort. Wie ihm Klassizisten, Romantiker, Schwärmer, malende Sinnirer und Poeten in der Seele zuwider sind, so fängt er Land und Landleben noch einmal von vorn zu malen an, als ob es vor ihm noch nie gemalt worden wäre. Die nature empfängt er, aber sie ist ihm nicht naturelle genug. Er bringt Grundsätze und Tendenz in den Realismus. Er kennt nur Naturtriebe und Instinkte, keine Gefühle. Er durchbricht den Damm der Bauernmalerei und führt sein Programm durch die ganze Breite des Lebens. Er schildert mit harter, heller Klarheit die Dinge an sich, ob es sich nun um Getreidesieberinnen oder um eine Meereswelle oder um den Hirsch im Walde, ob es sich um Steinhauer oder Pariser Weltdamen oder höchst moderne, höchst leibhaftige Weiber-Dryaden handelt. Die Generation, die nach ihm kommt, schildert den Eindruck von den Dingen. Die Herrschaft des Temperaments beginnt durch Manet und seine Schule, die Impressionisten.

Jeder litterarische Sinn tritt zurück. An Delacroix, an den Meistern von Fontainebleau sind dichterische Niederschläge wahrzunehmen, Daumier kommt von einer besonderen Gattung zeichnerischer Journalistik her, — und Courbet, hatte er auch nicht litterarische Absichten mit seiner Kunst des wirklichen Lebens, so hatte er doch eine Tendenz. Jetzt aber beginnt, wie schon vor 30 Jahren die französische Kritik feststellte, jene wahrhaft künstlerische Zeit, da die Maler sich nicht mehr auf die Dichter und Denker berufen, „vielmehr eine ganze Litteratenschule, die Gruppe der Goncourt, Daudet und Zola inspiriren". Hatte sich das Geschlecht vor Manet und nach Courbet an Form und Geist genügen lassen, so sucht das neue Geschlecht die Farbe, die Farbe vor allem. Es ist unmöglich fortan, aus dem Kopfe und Gedächtnisse zu malen. Es ist unmöglich fortan, ohne Luft und Licht, ohne den Athemzug der Natur

und ihr farbiges Leben zu malen. Der Maler, früher der Sonne abgewandt, blickt jetzt in die Sonne, geraden Weges in sie hinein und holt Reize aus ihr heraus, die keine Schule früherer Zeiten kannte.

* * *

Es ist mir diesmal leider nicht mehr gegönnt, die Ergebnisse der impressionistischen Ausstellung so auszuschöpfen, wie ich's liebte. Es wird Gelegenheit nicht fehlen, in anderem Zusammenhange das Thema wieder aufzunehmen. Nur eines noch: die Entdeckung des Luminismus hat man Manet glattweg zugeschrieben. Muther sagt (3, S. 622): „Der geschichtlich denkwürdige Moment, als Manet die Sonne und das seine Fluidum der Atmosphäre entdeckte, war kurz vor 1870". An diese „geschichtliche" Feststellung glaube ich nicht. Man kennt das „Frühstück im Grünen" von Manet; das Bild ist von naturalistischer Kühnheit, doch es ist lichtund luftlos. Die Scene ist ins Freie verlegt, aber die wesentliche Anlage ist sicher im Atelier bewirkt worden. Drei Jahre später, 1866, malt Claude Monet gleichfalls ein „Frühstück im Grünen", die Figuren im Velasquezstile Manet's, aber das Landschaftliche auf besondere Art und unmittelbar vor der Natur, im Freien. Vom wolkenlosen Himmel spielt klar, weich, schimmernd und luftig warm das Licht der Sonne durch die Zweige auf die Gesellschaft hin, die im leuchtenden Moose lagert. Der Grundsatz des Luminismus ist hier im Keime gelöst. Manet hat das Bild lange vor 1870 gekannt; er trat 1868—1869 dem jugendlichen Monet näher. Monet's „Frühstück" wirkt wie eine Enthüllung. Es hängt nicht in der Ausstellung, aber es ist, lange unbeachtet, jetzt in die Hand Durand-Ruel's gelangt; im Schatzhause der Rue Laffitte steht es zur Diskussion.

Julius Elias.

Theater.

Knut Hamsun: „In des Reiches Pforten". Sezessionsbühne, 20. September.

In der Mitte steht der Wahrheitsucher, der Wahrheitsprecher. Wer sich dieser Thätigkeit ergibt, ach, der ist bald allein. Die Formen des Kampfes wechseln mit den Zeitläuften. Für die gegenwärtige Form hat die neuere Dramatik ihre eigene Abtheilung. Den Höhepunkt darin bezeichnet der Volksfeind. Den Tiefpunkt bezeichnet der Probekandidat. Einen mittleren Punkt bezeichnet Hamsun's Werk.

Stockmann bei Ibsen sagt die Wahrheit und bleibt aufrecht; von den Seinen umschaart, von der Welt gesondert. Der Probekandidat sagt die Wahrheit, verliert sein Bräutchen, und der Autor läßt eine Cousine aufrücken, als winkende Entschädigung für dieses bürgerliche Ungemach. Hamsun's Held sagt die Wahrheit und verliert alles. Er bleibt ohne Pfennig, er bleibt ohne Freund, er bleibt ohne Frau. Schlimme Wirkung. Die Machthaber befehden ihn, der Gerichtsvollzieher besucht ihn, die Freunde bedrohen ihn, die Gemahlin verläßt ihn.

Warum verläßt sie ihn? Weil ihn die Machthaber befehden? Weil ihn die Freunde verschmähen? Weil ihn der Gerichtsvollzieher bedroht? Nicht deshalb; wennschon sie es auch deshalb thut. Der echte Grund hat mit dem Wahrheitsuchen nichts gemein. Sie verläßt ihn, weil er zu viel arbeitet. Das ist der echte Grund. „Und wenn die Welt in Trümmer ging', ich gehe so wie ich immer ging!" — er hätte diesen Wahlspruch haben können, und sie wäre noch heut bei ihm. O wär' er nur dreist ein Wahrheitskünder gewesen und hätte seine ehelichen Pflichten erfüllt! O wär' er nur dreist um Brot und Freundschaft gekommen und hätte sie in seine Arme gerissen! O wär' er nur am Tage geistig gewesen und am Abend weltlich geworden! Er verbringt aber seine Nächte mit einer Petroleumlampe. Die Rivalität zwischen der Lampe und der Gattin führt zum Bruch. Also zwei Dinge spielen ineinander: der Wahrheitstrotz, zweitens die Lebensaskese. Man kann ein Wahrheitsfreund sein, ohne ein Asket zu sein.

Ist man aber Asket, so darf man nicht heirathen. Hier liegt der Irrthum des Helden. Dieser Irrthum ist im Stande, komisch zu wirken. Tragisch wird er darum: weil der Asket die Liebe erstehn fühlt im Augenblick, wo die Frau davon läuft. Jetzt bringt er dem Irdischen seinen Zoll. Jetzt fühlt er sich Todten erwachen. Jetzt bahrt rasender Schmerz um entgleitende Erdenseligkeit die Krallen in seine Brust. Jetzt ruft die dunkle fremde Stimme: Zu spät, zu spät! Jetzt schließt das Schicksal die Pforten. Die Pforten des Lebens, — er aber steht an den Pforten der Erkenntniß: an des Reiches Pforten. Sein Buch mit den neuen Wahrheiten (eine Wahrheit lebt achtzehn bis zwanzig Jahre, meint Stockmann) ist beendet. Nun wird er einziehen durch jenes Reiches Pforten in das Reich: als ein Starker und Gebrochener, als ein Einsamer, Unirdischer. Kurz und gut: er wird das Reich erobern, wenn er das Glück verloren hat.

Man sieht: der Fall ist weltumspannender als der Probekandidat, und banaler als der Volksfeind. Einiges Ergreifende ruht in den Verhältnissen. Hier schreit der alte Schmerz über den mangelnden Einklang zwischen Sinnlichkeit der Welt und dem Gedankenflug; zwischen Erschaffen und Genießen; zwischen Schaffen und Menschsein; zwischen Seel' und Körper; zwischen dem Himmel und der Erden. Hier liegt der bescheidene Ewigkeitszug dieses Dramas.

Er liegt im Stoff: die Behandlung des Stoffes bleibt unerheblich. Die Zusammenhänge sind folgerichtig gezeichnet und einleuchtend gezeichnet. Das ist alles. Das Werk hat keine hervorragenden Mängel, aber durchaus Mangel an Hervorragendem. Solche Stücke sind am schwersten zu kritisiren: sie bieten die geringsten Handhaben. Das Nothwendige ist gegeben; fehlt nur der Wunderblitz. Ich mag nicht in fünf Spalten erweisen, daß der Wunderblitz fehlt. Er fehlt. Ich schwöre bei meiner Seelen Seligkeit: er fehlt.

Alfred Kerr.

Dieser Nummer liegt das Inhaltsverzeichniß des abgelaufenen siebzehnten Jahrgangs bei.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

